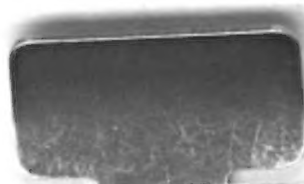
image
not
available

Erheiterungen



Per. 7 4
Sauer

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek zur Unterhaltung und Belehrung

für Leser aller Stände.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

1864.

Erstes Semester: Januar bis Juni.

Stuttgart.
Verlag der Erheiterungen.
1864.

Preis fl. 3. 12 kr. rhein. — Thlr. 2. — preuß. Cour. — fl. 3. — österr.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Erheiterungen.

Eine

Hausbibliothek zur Unterhaltung und Belehrung

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben

von

Otfrid Mylius.

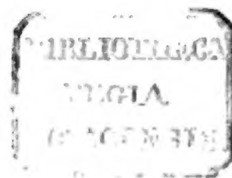
Sechsunddreißigster Jahrgang.

1864.

Stuttgart.

Verlag der Erheiterungen.

1864.



Inhalts-Uebersicht des Jahrgangs 1864.

alles.

I. Erzählungen und Novellen.

II. Länder- und Völkerkunde; Reisen rc.

III. Naturhistorisches.

IV. Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

V. Biographisches.

Vermischtes.

Manchfaltiges und Nachtisch.

Der Inhalt der rühmlichst bekannten Zeitschrift „Erheiterungen", an welcher die gefeiertsten Tagesschriftsteller als Mitarbeiter gewirkt haben, besteht gewöhnlich in einem größeren Roman von zeitgenössischem Interesse, in guten, sittlichen, pikanten und spannenden Erzählungen und Novellen, in Reisebildern, Jagd- und sonstigen Abenteuern, in Skizzen aus der Naturgeschichte und Länder- und Völkerkunde, in biographischen Umrissen, besonders von Zeitgenossen oder verdienten Deutschen, in gemeinnützigen Aufsätzen unterhaltenden und belehrenden Inhalts, aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, und in Originalberichten aus Paris und London über das sociale, öffentliche und literarische Leben daselbst. — Ihre Tendenz geht dahin, den Charakter eines Hausbuchs für den deutschen Familienkreis zu bewahren, und daher in der Auswahl der Stoffe die Rücksicht der Schicklichkeit und Sittlichkeit nie aus den Augen zu verlieren. Ueber den Gehalt und Inhalt der Zeitschrift enthalten wir uns jeder Anpreisung, und lassen den vorliegenden Band für sich selbst sprechen. — Jeden Abdruck unserer Original-Artikel, der ohne unsere spezielle Genehmigung veranstaltet wird, verfolgen wir gerichtlich als Nachdruck.

Vom nächsten Jahre an setzen wir den Preis der Erheiterungen von 16 auf 12 kr. pr. Heft, von fl. 6. 24 kr. oder Thlr. 4. — **auf fl. 4. 48 kr. oder Thlr. 3. 6 Sgr. pr. Jahrgang herab**, um den Preis unsers Journals mehr in Einklang mit den illustrirten und populären Zeitschriften zu bringen, und beginnen damit eine ganz neue Serie, wegen deren wir auf den ausführlichen Prospekt bei dem ersten Hefte von 1865. verweisen.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte. *)

1.

Der Herr Bankier Leopold Auheim geruhten gar nicht wohl geruht zu haben, obschon ihm Cäsar, sein Groom, dieß so eben gewünscht, als er ihm die Thüre geöffnet hatte, welche aus den Privatzimmern des Herrn in dessen geheimes Audienzzimmer hinter dem Comptoir führte. Das Souper zu Ehren der Pepita hatte allzulange gedauert und die Herren nur sehr schwere Weine getrunken, und weil Herr von Auheim, wie er sich im Privatverkehr am liebsten nennen hörte, offenbar mehr getrunken, als ihm gut war, hatten ihn die Cavallerie-Offiziere noch in den Jockeyklub geführt und ihm ein paar hundert Thälerchen in Landsknecht und Macao abgenommen.

Jetzt stand er vor dem großen Spiegel über dem französischen Kamin, der in dem höchst eleganten kleinen Zimmer eigentlich nur aus Luxus da war und damit Herr Auheim, wann er einem Kunden und namentlich einer Dame hier Audienz gab, seinen kleinen Fuß auf das zierlich durchbrochene Eisengitter und somit in das vortheilhafteste Licht setzen konnte, denn Herr von Auheim war unter Mittelgröße, und kleine Leute sollen manchmal sehr eitel seyn. Aber an dem Conterfei, welches heute früh der Spiegel dem Hrn. v. Auheim vorhielt, hatte er bei allem Selbstgefühl doch keine rechte Freude, denn das sonst recht hübsche Gesicht war ganz erdfahl, die großen Augen matt und stier und tief eingesunken, mit dunklen Rändern umgeben, die kleine Hand zitterte, und ein Frösteln durchlief den ganzen Körper, während der schwere Kopf vor Glut zu zerspringen drohte und der Mund heiß und trocken war. Was er hatte? — „Perser nennen's Bidamug-bugan, Deutsche nennen's Katzenjammer!“

„Cäsar!“ murmelte er und sank mit geschlossenen Augen in einen Lehnstuhl.

„Gnädiger Herr befehlen? etwa die Chokolade?“

„Nein, lieber Sodawasser; ich fühle mich unwohl!“

„Dacht' ich's doch gleich! der gnädige Herr waren ganz nicht zu erwecken, als ich Ihnen melden wollte, daß der Schimmel parat sey, weil Sie ja die Tänzerin zu Pferde nach dem Bahnhof begleiten wollten!“

„Ach ja,“ rief Herr Auheim lebhaft; „kleide mich rasch an; ich will noch hinreiten.“

„Zu spät, gnädiger Herr! der Zug geht zehn Uhr fünfzehn Minuten — jetzt haben wir 11 Uhr 30.“

„Verwünscht! so habe ich der Himmlischen mein Versprechen nicht gehalten! Aber in diesem Zustande? nein, fürwahr! da hätte ich eine allzutraurige Figur gemacht!“ Er gähnte tief. „Cäsar!“

„Gnädiger Herr befehlen?“

„Die Post schon da? Jenun, natürlich! Reichhelm soll mir die Briefe und Zeitungen hereinschicken, damit ich nur das Nothdürftigste erledige, und mich dann wieder zu Bette lege! Gib das Sodawasser her! — Feuer!“ Er steckte sich eine feine Upman an, aber sie wollte auch nicht munden. — „Guten Tag, Reichhelm! wie stehen die Kurse?“

„Guten Tag, Herr Auheim! Die frankfurter Briefe flau, in Berlin beim Alten, Hamburg Neigung zum Weichen, Paris kritisch, Baisse vorwiegend, Credit mobilier um 1¼ % gesunken. Wollen wir kaufen?“

„Nein, sie sinken in den nächsten Tagen noch mehr; dann kaufen wir. Sonst etwas Neues im Geschäft, Reichhelm? wie steht es um die Kasse?“

„Oh, sehr gut, Herr Auheim! Was heute fällig, ist schon gedeckt, und im Ganzen heute fünftausend Thaler mehr eingegangen, als gekündigt oder ausbezahlt. Die vier Procent, welche wir bieten, üben ihre Zugkraft!“

„Muß noch besser werden, Reichhelm! nur fünftausend Thaler Avanz täglich ist ein Lumpengeld; wir müssen das sämmtliche flüssige Kapital der Provinz an uns ziehen, und dann damit einige Unternehmungen in's Große machen, bei denen wir riesig profitiren. Apropos, ich bin krank, sterbensübel! lassen Sie niemand zu mir, denn sobald ich die Briefe und Cursblätter gelesen habe, werde ich mich wieder zu Bette legen. Wenn jemand kommt, so sagen Sie, ich sey verreist — mit dem Zehnuhr-Schnellzuge fort.“

„Sehr wohl, Herr Auheim!“ sagte Reichhelm und verschwand. — „Der Alte hat einen Kater, daß ihm der Kopf zerspringt, Tzschörner!“ sagte er draußen vor dem Kassengitter leise zu dem Kassier. „Den haben die Cavaliere gestern Abend im 'Reichsapfel' wieder schön zugedeckt. Er hat sein kostbares Schlafzimmer verunreinigt, wie Cäsar sagt, und seine Börse ist so leer, daß er sich die Augen damit auswischen kann, obschon er sich gestern Abend vor dem Theater erst fünfzig Friedrichsd'or von Ihnen geben ließ.“

„Mein Gott, es ist sündhaft, wie er mit dem Gelde umgeht!“ meinte der Kassier kopfschüttelnd; „in dieser Woche nun schon über 1500 Thaler und wir haben erst Freitag, Reichhelm, wenn zwei fixe sparsame Jungen wie wir beide, die wir ihm doch die Geschichte jetzt abgelernt haben, nur halb so viel Glück bekommen, so ist uns eine halbe Million gewiß!“

„Wie wird er Augen machen, wenn er heute oder morgen unsere

*) Jeder der diese Erzählung unbefugt nachdruckt, verpflichtet sich hiedurch stillschweigend dazu, dem Verfasser eine Entschädigung von einhundertundfünfzig Thalern preuß. Cour. zu bezahlen.

Kündigung bekommt!" sagte Reichhelm; „wie wird er toben! Ist ohnedem heute sehr bärbeißig!"

„Ach, wenn sich doch nur ein Anlaß gäbe, daß er gegen uns grob würde, so daß unsere Kündigung einen plausiblen Vorwand hätte!" meinte Tzschörner; „denn sehen Sie, hören Sie, mein Gutester, ich kann Sie sagen, es wird mir ein Bißchen schwer, den Schritt zu thun, da er doch einen Schein von Undank auf uns werfen wird!"

„Ach gehen Sie, Tzschörner, seyn Sie mir nicht lächerlich!" sagte Reichhelm übermüthig; „ein braver Mann denkt an sich selbst zunächst — das ist sein eigener Grundsatz. Doch haben Sie im Grunde recht; so uneben wär's nicht, wenn wir die Schuld des Bruchs auf ihn werfen könnten; es gäbe dann weniger Gerede in der Stadt. Und bald muß es geschehen, denn Weißbrod sagte mir gestern, er habe das Etablissements-Circulär schon in die Druckerei gegeben!"

„Doch nicht dem Zwirbel, der den 'Patrioten' druckt und täglich bei Auheim aus und ein geht?"

„Ach, wo denken Sie hin? Nein, in die Druckerei des 'Freisinnigen', — wir wollen uns an die Liberalen und Demokraten im Publikum wenden, wie Er sich an die Junker und Reactionäre. Ah, wie prächtig! sehen Sie dort den Menschen der über den Hof kommt?"

„Ah, den armen Teufel, der schon mehrmals hier war wegen der Commisstelle! ein rechter Comptoirbüffel, wie es scheint!" sagte Tzschörner.

„Ja, so eine doppelte Buchführungs-Maschine — wissen Sie was, Tzschörner? den schicken wir ihm hinein, daß er sich über ihn ärgere. Er hat mir verboten, jemand hineinzulassen."

„Und nun wollen Sie doch ..."

„Nein, ich nicht, — da, der Postmann soll es thun. — He, Herr Dings da, haben Sie doch die Freundlichkeit, dem Herrn in dem grauen Sackpaletot, der Ihnen auf der Treppe begegnen wird, zu sagen, daß ihn Herr Auheim in seinem Privatkabinet zu sprechen wünsche. Er soll nur dem Diener, wenn ihn derselbe abweisen will, sagen: er sey vorgeladen! Wollen Sie so freundlich seyn?"

„Mit Vergnügen, Herr Buchhalter!" versetzte der Briefträger und ging. Draußen fand er einen jungen Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, der seine Füße sorgsam an dem Kratzer und Kaffeesack reinigte, ehe er in das Banklokal trat. Diesem bestellte er seinen Auftrag und nahm die Ueberzeugung mit, daß er einen Menschen glücklich gemacht habe, denn das kummervolle Gesicht des Mannes verklärte sich zusehends, und mit lebhaftem Dank näherte er sich der bezeichneten Thüre, die in das Vorzimmer von Auheims Privatwohnung führte.

Herr Auheim, der mit verbundenem Kopfe in seinem Lehnstuhle lag und Briefe überflog, erschrack nicht wenig bei dem Eintritt des Fremden. „Wer sind Sie? was wollen Sie hier?" schrie er ihn an; „wer gab Ihnen die Erlaubniß, hier einzutreten?"

„Um Vergebung, wenn ich störe!" entgegnete der Fremde betreten, aber mit ruhiger Würde. „Ich würde nicht gewagt haben, hier einzutreten, wenn man mir nicht gesagt hätte, Sie erwarteten mich!"

„Wer hat das gesagt?"

„Der Postmann, der vorhin aus dem Geschäftslokal trat, als ich die Treppe heraufkam," erwiderte der Fremde sanft und entschuldigend.

„Das ist gelogen!" rief Herr Auheim erbost.

„Mein Herr, wem gilt diese Beschuldigung? mir oder dem Postmann?" rief der Fremde aufwallend und trat mit funkelnden Augen dem kleinen Manne in dem türkischen Schlafrock näher. „Ich lüge nie, und der Postmann, der mich gar nicht kennt, hätte keinen Grund gehabt, mich zu hintergehen."

„Und doch hat er Sie mystificirt — um es mild auszudrücken. Wer sind Sie? was wollen Sie?"

„Ich bin der Kaufmannsdiener Heinrich Otte aus Waldenburg, der sich vor drei Wochen um die von Ihnen ausgeschriebene Commisstelle bewarb und seither immer mit Versprechungen hingehalten worden ist," sagte der Fremde gelassen. „Ich hatte mir geschmeichelt, daß Sie sich meiner als eines Landsmannes erinnern und mich bei der Wahl Ihres Commis einigermaßen begünstigen würden als Landsmann!"

„Landsmann! wie so denn?"

„Jenun, Herr Auheim! Sie sind ja doch der Kantorssohn aus Waldenburg und haben vor mir bei Herrn Gotthilf Munzel daselbst die Handlung erlernt. Ich kenne Sie von da her noch sehr gut; Sie haben mir manches Pfund Kaffee oder Zucker ausgewogen!"

Das blasse Gesicht des Hrn. Auheim überflog eine leichte Röthe der Verlegenheit, aber er wagte die Richtigkeit von Otte's Behauptungen nicht zu läugnen. „Wann kamen Sie zu Munzel in die Lehre?" fragte er barsch.

„Ein Vierteljahr nachdem Sie dort — ausgetreten waren," versetzte Otte.

Des Bankiers Befangenheit stieg; er setzte die Lorgnette auf und fragte etwas höflicher: „Sie sind wohl ein Sohn des Justizraths Otte, der auf der Bleicherstraße wohnte?"

„Um Vergebung, nein; mein Vater war der Schuhmachermeister in der Hundegasse!"

„Ah so, darum also ist auch Ihr Aufzug etwas — etwas heruntergekommen?"

„Meine Kleidung ist allerdings nicht elegant, dafür aber bezahlt und reinlich," entgegnete Otte mit einem Blick der Entrüstung; „auch kam ich hieher um eine Stelle zu suchen, und nicht um eine Garderobe-Musterung zu erstehen. Ich dächte, Herr Auheim, auch in einem ärmlichen Rocke könnte ein brauchbarer Arbeiter und rechtschaffener Kerl stecken. Schöne Kleider verdecken sehr oft nur Laffen und Schwindler. Kleider machen zwar Leute, geben aber nicht Kenntnisse und Fähigkeiten."

„Allerdings," sagte Auheim; „auch war meine Bemerkung nicht böse gemeint. Ich wollte nur sagen, daß junge Leute Ihres Standes gewöhnlich mehr auf ihr Aeußeres verwenden ..."

„Als auf ihr Inneres, das ist eine Thatsache," fiel ihm Otte in's Wort; „aber bei mir findet das Umgekehrte statt, Herr Auheim. Uebrigens ist dieß auch nicht meine beste Garderobe, sondern die ist auf dem Leihhause, da ich seit Monatsfrist hier auf dem Pflaster liege und vergebens auf eine Stelle

warte, und beim besten Willen nicht im Stande war, selbst nur meine bescheidensten Bedürfnisse zu verdienen.«

»Im Leihhause? Das ist eine zweideutige Empfehlung!«

»Unter Umständen allerdings, aber es liegt in meiner Lage darin nichts Entehrendes. Wäre ich ein leichtsinniger Schwindler und Schuldenmacher, so logirte ich, anstatt in einem Mansardenstübchen der Vorstadt, in der 'goldnen Gans' oder dem 'weißen Adler', tränke Champagner auf Kredit und pumpte bei den Wirthen. Aber das ist gegen meine Grundsätze und Mittel.«

»Haben Sie Zeugnisse?«

»Ja, Herr Auheim; hier sind sie!« sagte Otte und reichte ihm seine Papiere.

»Hm, diese Zeugnisse lauten günstig, — drei Jahre in Einer Stelle und bei dem alten Werthes, das spricht zu ihren Gunsten. Aber wo waren Sie hernach? Sie sind ja seit mehr als zwei Jahren dort ausgetreten.«

»Seither war ich — auf der Festung, angeblich wegen politischer Vergehen,« versetzte Otte mit einer gewissen Befangenheit, durch welche ein bitterer Groll hindurchdrang. »Ich war überwiesen worden, einen Unteroffizier im Dienste vom Pferde geworfen zu haben.«

»Bei einem Aufstande?«

»Ja, bei einem Straßenauflauf, an dem ich jedoch nicht theilnahm,« sagte Otte. »Wegen dieser Geschichte, die erst nach Jahren zur Anzeige gebracht wurde, faßte ich nach viermonatlichem Untersuchungsarrest noch zwei Jahre Festungshaft, die erst vor sieben Wochen abgelaufen sind, und verlor meine gute Stelle bei Hrn. Werthes.«

»In diesem Falle kann ich Ihre angebotenen Dienste auch nicht annehmen,« sagte Herr Auheim kurz und entschieden und gab die Papiere zurück. »Die Leute, mit denen ich verkehre, gehören meist der Klasse der loyalen Royalisten an, und darum kann ich keinen bestraften Demokraten brauchen. Ueberdieß ist die Stelle schon besetzt!«

»Besetzt, Herr Auheim? dann war es weder ehrlich noch billig, mich so lange mit leeren Aussichten hinzuhalten,« entgegnete Otte mit berechtigter Entrüstung; »wenn ich nicht erfahren hätte, daß die Stelle des Herrn Weißbrod auf Ihrem Comptoir bis heute noch nicht besetzt ist, wenn man nicht in Ihrem Namen mir Aussicht darauf eröffnet hätte, so wäre ich längst zu meiner Mutter nach Waldenburg zurückgekehrt, anstatt hier zu hungern und mein Geld zu verzehren.«

Herr Auheim zuckte die Achseln, entließ Otte mit einer stummen Geberde und wandte ihm den Rücken. Als dieser aber noch nicht ging und noch in seiner Brieftasche stöberte, drehte er sich abermals nach ihm um und fragte ungeduldig: »Haben Sie noch ein Anliegen? beanspruchen Sie vielleicht ein Wartegeld?«

»Mit nichten, — zwar auch ein Wartegeld, aber in anderem Sinne,« erwiderte Otte und schaute dem kleinen Herrn sehr fest in's Gesicht. »Als Sie vor vierzehn Jahren aus Herrn Munzels Hause austraten und Waldenburg verließen, um — eine andere Carriere aufzusuchen,« fuhr Otte mit ganz eigenthümlicher Betonung fort, »da blieben Sie meinem Vater dem Schuhmachermeister noch eilf Thaler für gelieferte Arbeit schuldig, deren Bezahlung auch von dem Herrn Kantor Auheim nicht zu erlangen war, wie dieser beglaubigte Auszug aus den von mir geführten Büchern meines Vaters beweist. Die Schuld wäre zwar eigentlich verjährt, aber mein Vater ist todt und meine verwittwete Mutter blind. Und da Sie nun reich sind, Herr Auheim, und sich die Einrede der Verjährung gegenüber von einer armen Wittwe gewiß nicht zu Nutz machen wollen, so war ich so frei ...«

»Geben Sie her!« fiel ihm Herr Auheim ungeduldig und mit einer unüberwindlichen Verlegenheit in's Wort; »lassen Sie sehen!« Und er überflog flüchtig das Papier, und rief dann in's Comptoir hinaus: »Reichhelm! geben Sie mir einen Kassenschein von fünfundzwanzig Thalern und einen Doppelfriedrichsd'or. Und nun quittiren Sie mir, Herr Otte! hier sind diese fünfundzwanzig Thaler für ihre Mutter — Zins und Zinseszins von eilf Thalern in mehr als vierzehn Jahren erreicht annähernd diesen Betrag; und dieß hier,« setzte er hinzu und schob ihm das Goldstück zu, »dieß als Entschädigung für Ihr vergebliches Warten, obschon es nicht meine Schuld ist!«

»Habe ich ohne Ihre Schuld gewartet, so sind Sie auch keine Entschädigung schuldig!« entgegnete Otte ruhig und mit ernstem Blicke und schob das Goldstück zurück. »Das andere Geld nehme ich dankbar namens meiner Mutter. Allein was mir nicht gebührt, das beanspruche ich auch nicht, Herr Auheim, sonst würde es aussehen, als erkauften Sie mein Schweigen über andere Dinge, worüber Sie auch ohnedem meiner Diskretion versichert seyn dürfen. Guten Tag.« Damit verließ er das Zimmer.

Herr Auheim war in einer peinlichen Verlegenheit und sehr ungehalten. Diese Begegnung war ihm höchst unerwartet und unwillkommen, zumal er sich gestehen mußte, daß sein Landsmann einigen Grund habe, ihm böse zu seyn, oder ihn wenigstens nicht sehr zu achten. Er war unschlüssig, ob er ihn nicht zurückrufen und ihm eine Anstellung geben solle, um sein Schweigen zu erkaufen, denn er mußte sich gestehen, daß wenn die Dinge verdufteten um welche Otte wissen mochte, seinen Neidern in der Stadt damit ein großer Triumph bereitet und Waffen gegen ihn in die Hände gegeben wurden. Und doch kämpfte dagegen wieder Auheims Eitelkeit und Hochmuth an. War's nicht besser allfällig solchen dummen Nachreden zu trotzen? Noch im Unklaren über die Schritte, die er thun wollte, war Herr Auheim an das eine Fenster getreten, das nach dem Hof hinunter mündete, und wollte Otte'n nachblicken. Da hörte er im Comptoir ein Fenster öffnen, sah einen kleinen glänzenden metallischen Gegenstand hinunterfliegen, bemerkte wie dieser sich darnach bückte, ihn aufhob, dann stehen blieb, um ihn genau zu prüfen, und ihn dann in die Tasche steckte, worauf er sich durch die Einfahrt entfernte.

»Was war das? hat ihm Reichhelm ein Almosen zugeworfen, das er aufhob?« fragte er sich, eilte dann zur Thüre und rief: »Cäsar, hole mir den Menschen zurück, der so eben

hier war! ich muß ihn noch einmal sprechen!“ Hierauf schlug er die Thüre zu und eilte in das Comptoir. „Reichhelm, wenn Sie sich künftig mit einem armen Teufel eine Mystifikation erlauben wollen, so verbitte ich mir wenigstens, daß Sie mich darein vermengen!“ sagte er barsch; „Sie wußten, daß ich allein seyn wollte, und doch schicken Sie mir da einen landfremden Menschen auf den Hals . . .“

„Der sich für Ihren Landsmann ausgab und dem Sie selbst Aussichten auf Anstellung eröffneten, Herr Auheim! ja den Sie erst neulich sogar auf heute bestellten!“ erwiderte der Buchhalter auffahrend und mit rothem Kopfe; „wenn ich darin gefehlt habe, so mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß mich der arme Teufel, der nun so oft vergebens vorgesprochen hatte, dauerte, und daß es mich langweilte, ihn immer mit leeren Hoffnungen vertrösten zu sehen!“

„Herrrr, Sie sind anmaßend!“ wallte Auheim auf.

„Herr Auheim, Sie vergessen wen Sie vor sich haben,“ versetzte Reichhelm und richtete sich in seiner ganzen Länge auf; „wir sind Männer von Erziehung, keine — fahrende Komödianten!“

„Was soll das heißen, Reichhelm?“ rief Auheim zornig.

„Gar nichts, als daß wir wissen, mein Herr, daß der Banquier Auheim und der frühere Theaterdirektor Heiman eine und dieselbe Person sind, Herr Prinzipal, und daß wir uns keine unanständige Behandlung gefallen lassen,“ sagte Reichhelm mit kalter Ironie. „Gewisse Leute sollten sich erinnern, daß der nicht mit Steinen werfen sollte, der selber in einem Glashause sitzt!“

„Herr, das sind Impertinenzien, die Ihnen nicht geschenkt seyn sollen!“ rief Auheim ganz außer sich und kehrte in sein Audienzzimmer zurück, dessen Thüre er heftig hinter sich zuschlug. Als er aufblickte, sah er Otte vor sich stehen, der ihn erwartete. „Bitte, nehmen Sie Platz, Otte,“ sagte er kurz, und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab, und trank noch einige Gläser Sodawasser. „Ich muß noch mit Ihnen sprechen. Setzen Sie sich, ich stehe sogleich zu Diensten. Ich habe mich so eben geärgert; ich möchte erst ruhiger werden.“ Eine lange Pause entstand, während welcher Otte die Berliner Bank- und Handelszeitung durchblätterte, die vor seinem Stuhl auf dem Boden lag.

„Herr Otte, was hat Ihnen Reichhelm vorhin aus dem Fenster zugeworfen?“ fragte er dann.

„Reichhelm? wer ist dieß?“

„Mein Buchhalter, derselbe, der das Fenster zuschlug, als ich Sie etwas vom Boden aufheben sah.“

„Ah, so; jenun, mir hat er nichts zu-, wohl aber etwas weggeworfen, das ich des Aufhebens werth fand, diese Goldfeder hier, die mir noch brauchbar erscheint, denn meine Eltern empfahlen mir von Jugend auf: 'was besser ist als eine Laus, das sollst Du tragen nach Haus'. Aber Ihre Leute müssen sehr gut gestellt seyn, daß sie mit Goldfedern schreiben und diese nach Gutdünken aus dem Fenster werfen, Herr Auheim. Das Dutzend davon kostet 28 Thaler. Aber hier ist sie wieder!“

Herr Auheim machte eine abwehrende Bewegung. „Behalten Sie sie!“ sagte er; „diese Verschwendung sieht dem übermüthigen Reichhelm gleich, der mir nachgerade über den Kopf wachsen will. Otte,“ fuhr er dann gedankenvoll fort, „ich wäre vielleicht doch in der Lage, Sie anzustellen, wär's auch nur als Controle für die beiden faulen hochnäsigen Bursche da draußen! Kennen Sie das Bank- und Effektengeschäft?“

„O ja, ich habe wenigstens bei Herrn Werthes diese Branche versehen und die Contocorrente unserer Kommittenten geführt,“ sagte Otte.

„Sie korrespondiren auch?“

„Ja, in fünf Sprachen: deutsch, englisch, französisch, italienisch und spanisch.“

„Aber Ihr Aufenthalt auf der Festung hat Sie wohl aus der Uebung gebracht, nicht wahr?“

„Ich denke nicht, Herr Auheim; was man gut gelernt hat, vergißt man nicht leicht. Und dann ging ich auch auf der Festung nicht müssig; man hat soviel freie Zeit, daß man studiren, arbeiten muß, um sein Unglück zu vergessen. Da hab' ich vieles nachgeholt, was ich nicht in der Schule zu lernen vermocht, und einigen Handwerkern aus der Stadt, die mir ihr Vertrauen schenkten, die Bücher geführt, denn ich mußte ja mich und meine alte blinde Mutter erhalten.“

„Hm, das läßt sich hören,“ sagte Auheim, noch immer im Zimmer auf und ab gehend und sich die schmerzende Stirne haltend. „Und damit brachten Sie sich durch?“

„O ja — so leidlich. Ich schrieb auch Aufsätze für Journale, die mir ein Mitgefangener, ein junger Journalist, unterbrachte, und übersetzte kaufmännische und technische Bücher.“

„Ah! Und darf ich fragen, wie Sie denn eigentlich zu der That kamen, wegen deren Sie eingesponnen wurden?“

„Das ist kein Geheimniß!“ sagte Otte. „Sie erinnern sich noch der Emeute, welche zu S. ausbrach, als die Regierung die Wahlen zum Abgeordnetenhause für ungültig erklärte und einige der angesehensten Bürger verhaften ließ. Am Abend fand ein Auflauf statt, weil man dem Präsidenten v. O. und dem Landrath v. L. als den ärgsten Reactionären die Fenster einwerfen wollte. Der Kommandant ließ Dragoner ausrücken und die Straßen säubern; diese wurden mit Steinwürfen begrüßt und in der Altstadt spannte man dicke Drähte über die Straßen, daß ganze Glieder der Reiter beim Ansprengen stürzten, was unter den Soldaten eine ungeheure Bitterkeit verursachte. Unser Prinzipal hielt uns auf dem Comptoir zurück, bis der ärgste Trubel vorüber war, damit wir uns nicht den Tumultuanten anschließen sollten. Es war etwa zehn Uhr, als wir vom Comptoir entlassen wurden, und ich war meiner Wohnung schon sehr nahe, als ein Piket Dragoner, die ganze Breite der Straße einnehmend, daher sprengte und uns schonungslos überritten hätte, wenn wir nicht noch behend genug auf die Vortreppe eines Hauses geflüchtet wären. Aber ein alter Herr, in welchem ich einen geachteten Arzt der Stadt erkannte, vermochte nicht mehr auszuweichen und ward überritten. Als er wieder aufstand, rief er dem Piket einige herzliche Verwünschungen nach. Diese hörte ein Wachtmeister, drehte um und ritt dem alten Herrn nach, welcher in der ersten

Bestürzung sich in einen Hauswinkel flüchtete, wo ihn der Dragoner einschloß, und schon den Säbel zum Einhauen erhoben hatte, als ich herbeisprang, den Soldaten am Fuß ergriff und mit einem verzweifelten Ruck aus dem Sattel schleuderte, daß er auf das Pflaster fiel und den Arm brach. Ich und ein Freund entrissen ihm den Pallasch, jagten das ledige Pferd davon und ließen den Kerl liegen, um den alten Arzt, der vor Schreck beinahe ohnmächtig geworden war, in das Haus eines Bekannten zu flüchten. Die Sache ward ruchbar, denn man fand den Wachtmeister, der beim Sturze übel zugerichtet worden war; allein wir kamen ungefährdet durch, weil er uns nicht erkannt hatte. Vier Jahre später kommt eines Tages ein Gendarm in einer Privatangelegenheit zu Herrn Werthes auf das Comptoir und will sich eine Staatsobligation kaufen. Ich muß also mit ihm verkehren. Sobald ich rede, sieht mich der Mensch ganz eigenthümlich an, und erscheint mir nun auch bekannt, obschon ich mich auf sein Gesicht nicht mehr entsinnen konnte. Den andern Tag holt mich die Polizei vom Comptoir und ich vernehme mit Entsetzen, daß der Gendarm und jener Wachtmeister in S. eine und dieselbe Person sind. Der Kerl hatte mich erkannt und denuncirt und die Sache auf seinen Diensteid genommen. Ich konnte nicht in Abrede ziehen, daß ich damals in S. servirt hatte. Der alte Doctor, dessen Fall damals die radikalen Zeitungen sehr ausgebeutet hatten, um daraus politisches Kapital zu machen, ward mir gegenüber gestellt und sollte auf seinen Zeugeneid nehmen, daß ich sein Retter nicht gewesen sey. Er verweigerte diesen Eid als ungesetzlich, denn er wollte keinen Meineid schwören. Da gestand ich denn, um ihm einen solchen zu ersparen, die ganze Sache, und nahm alles auf mein Kerbholz, um nur meinen damaligen Gefährten zu retten, der inzwischen eine brave junge Frau geheirathet hatte; und so bin ich denn Aufrührer und Hochverräther geworden!“

„Das war dumm — Sie hätten beharrlich leugnen oder auf einen Andern abladen sollen,“ sagte Auheim; aber Otte schüttelte den Kopf.

„Um den Preis einer Lüge oder Infamie wollt' ich nicht frei werden,“ sagte er; „auch war mein Vergehen ja keines, das mich um meine Selbstachtung brachte. Vielmehr würde ich unter gleichen Umständen wieder ganz so handeln.“

„Herein!“ rief in diesem Augenblicke Auheim, und herein trat ein kleines hageres Männlein mit einer sehr langen und spitzen Nase, spitzem Kinn und schmalen zusammengekniffenen Lippen, eine blaue Brille vor den stechenden Marderäuglein, und bot mit einer tiefen Verbeugung einen gehorsamsten guten Tag.

„Ah, guten Tag, Zwirbel! was bringen Sie?“ rief Auheim.

„Zweierlei Dinge, mein verehrtester Herr von Auheim!“ versetzte Zwirbel mit kichernder Höflichkeit; „zunächst möchte ich gehorsamst um den versprochenen Prospekt wegen der Rübenzuckerfabrik in Weidenbach gebeten haben, denn es ist die höchste Zeit, da der ‘Patriot’ schon um zwei Uhr ausgegeben werden soll und bis auf den Prospekt im Satze vollendet ist.“

„Der Prospekt? Ach ja, der Prospekt!“ seufzte Auheim. „Gott, das hatt' ich ganz vergessen, und doch bin ich heute ganz außer Stande, den Aufsatz zu machen! Mein armer Kopf ist so krank und blöde, ich bin heute so nervös. Hat denn die Sache nicht noch Verzug bis morgen?“

„Geht nicht an, geht nicht, mein bester Herr v. Auheim! der Justizrath Frege band mir's auf die Seele. Ach, nehmen Sie sich doch zusammen, bester Herr v. Auheim! versuchen Sie es; wird wohl Alles möglich seyn; haben ja alles Material beisammen!“

„Es geht nicht, ich bringe heute nicht zwei Sätze zusammen, und Sie wissen, die Sache will klug und taktvoll angefaßt seyn!“ jammerte Auheim; „mein armer blöder Kopf! Und meinem Reichhelm kann ich die Sache nicht anvertrauen, auch wenn er derselben gewachsen wäre!“

„Nein, diesem Menschen am allerletzten, wie ich gehorsamst bemerken möchte!“ rief Zwirbel mit solcher Entrüstung, daß Auheim verwundert zu ihm aufblickte.

„Darf ich mir vielleicht erlauben, Ihnen meine schwachen Dienste anzubieten, Herr Auheim?“ fragte Otte; „es gälte ja nur eine Probe, ob ich befähigt wäre ...“

„Ach ja, probiren Sie es!“ entgegnete Auheim begierig; „die Sache ist einfach: wir beabsichtigen in Weidenbach, im südwestlichen Winkel unserer Provinz, eine Rübenzuckerfabrik größten Maßstabs auf Aktien zu gründen. Ein provisorischer Ausschuß ist schon zusammengetreten, die zu erwartenden Vortheile sind zusammengestellt. Es fehlt nur noch die Abfassung des Prospekts, worin die wichtigen Vorzüge des Unternehmens für den Wohlstand der ganzen Provinz und die günstigen Chancen derselben ohne Reclame ruhig und einleuchtend dem großen Publikum anschaulich gemacht würden. Sehen Sie, in diesem Fascikel ist alles Material; setzen Sie sich dort hinein an meinen Schreibtisch und versuchen Sie Ihr Heil! An Ihrem Erfolg hängt Ihre Zukunft!“

Otte versprach sein Bestes zu thun und eilte in's Nebenzimmer. — „Was haben Sie mit Reichhelm, mein lieber Zwirbel?“ fragte der Bankier den Druckerherrn hastig; „Sie wissen irgend etwas von ihm?“

„Ob ich etwas weiß?“ versetzte Zwirbel gedehnt und verzog seine Wieselphysiognomie zu einem pfiffigen schadenfrohen Lächeln. „Daß er ein elender undankbarer Mensch, ein Intriguant ist, der Ihnen ein Bein stellt, das weiß ich. Da, mein bester Herr v. Auheim! sehen Sie her!“

Dieser erblaßte, als er in das Papier starrte, das ihm der Buchdrucker entgegenhielt. „Wie? ein Etablissements-Circulär von Weißbrod und Comp.? Ein Bank- und Effektengeschäft auf hiesigem Platze? W. Weißbrod wird zeichnen .... Eduard Reichhelm wird zeichnen .... Adolph Tschörner wird zeichnen? .... Himmelelement! und diese beiden Schufte essen noch mein Brod? Wie kommen Sie zu diesem Papier, mein bester Zwirbel?“

„Oh, auf eine sehr einfache Weise,“ versetzte dieser; „ich hatte schon ein Vögelchen singen hören von dem Projekte Ihrer drei jungen Herren. Wie ich vorhin an dem Café Wehl vorüber gehe, wo Herr Weißbrod wohnt, seh' ich einen Lehr-

jungen meines Conkurrenten Bär, der den 'Freisinnigen' druckt, vor der Thüre stehen und mit einigen Knaben um Schusser spielen. Der Bursche lehnt seine Mappe in den Hausgang und sagt, er wolle auf Herrn Weißbrod warten, welcher ausgegangen sey. Hollah, denke ich; dahinter steckt etwas. Schleiche mich hinter die Thüre, nehme die Papiere aus der Mappe, fordere im Café meinen Absinthe, und mustere die Papiere — diese hier. Da haben wir die Bescheerung! Das muß ich gleich meinem werthen Gönner und Freunde, dem Herrn von Auheim, gehorsamst brühwarm melden!«

»Was ist da zu machen?« fragte Auheim ganz rathlos; »eine solche Perfidie ist unerhört; mir Konkurrenz zu machen, während man noch in meinem Dienste ist!«

»Da gibt es nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten nur Ein Mittel, mein Verehrtester!« sagte Zwirbel sehr decidirt und wohlweise; »Sie jagen die beiden Burschen da drinne hinter ihrem Spießgesellen Weißbrod her, erlassen sogleich ein Inserat im 'Patrioten' und Amtsblatt und ein Circulär, welches Reichhelm die Procura entzieht, und blamiren die neuen Banquiers noch ehe sie sich aufthun!«

»Ja, das wäre schon gut, aber woher gleich einen Ersatzmann nehmen für diese beiden?«

Zwirbel lächelte pfiffig. »Der da drinnen, das scheint mir so ein rechtes Zugpferd und Lagerbuch für ein Geschäft,« sagte er; »dieser Herr wird mehr arbeiten, als jene beiden Laffen mit einander!«

Auheim war schon halb gewonnen, aber er grübelte noch über die möglichen Folgen des jähen Schrittes, den ihm Zwirbel anrieth und den sie beide weitläufig besprachen. Je reiflicher er es sich aber erwog, desto weniger konnte er einen andern Ausweg finden, und Zwirbel bewies ihm, daß er die Gesinde-Ordnung für sich habe, und bei der Polizei auf Ausweisung der hinterlistigen treulosen Commis antragen könne. Hiezu aber mochte er sich doch nicht entschließen, wogegen ihm mehr einleuchtete, daß er durch eine öffentliche Erklärung den Kredit dieser Firma im Keime ersticken könne.

Mittlerweile war Otte mit seinem Entwurf fertig geworden und hatte ihn Herrn Auheim behändigt, dessen vollen Beifall er fand. »Otte,« sagte er; »wären Sie geneigt und im Stande, auf ehrliche Probe bei mir einzutreten und für die beiden Zierbengel da drinnen als Ersatzmann zu dienen? wohlgemerkt für beide zugleich, als Buchhalter, Kassier und Prokurist mit sechshundert Thalern Gehalt und einer Aussicht auf Tantième?«

»Ist dieß Ihr Ernst, Herr Auheim?« fragte Otte überrascht und traute seinen Ohren kaum.

»Mein vollständiger! Ich schenke Ihnen mein Vertrauen und bin überzeugt, daß Sie es nicht täuschen werden! Also, es gilt?«

»Ei gewiß, von meiner Seite unbedingt,« rief Otte und schlug ein.

»So folgen Sie mir!« und beide traten in das Comptoir, wo gerade die Herren Reichhelm und Tzschörner ihre Hüte bürsteten, um zu Tische zu gehen. »Herr Tzschörner, die Kassenschlüssel! Herr Reichhelm, die Schlüssel zu dem feuerfesten Schrank, wo die Bücher stehen!« rief ihnen der kleine Prinzipal in dem türkischen Schlafrocke zu. Beide behändigten verwundert das Gewünschte, aber der Kassier konnte die Frage nicht zurückdrängen, was denn dieß zu bedeuten habe.

»Das bedeutet, daß Sie sich heute Nachmittag nicht mehr hieher zu bemühen brauchen, indem ich keine Hallunken in meinem Geschäfte brauchen kann!« rief Auheim überwallend. »Kennen Sie dieses Circulär, durch welches Sie gemeinsam mit meinem wegen Ungebührlichkeit entlassenen Commis Weißbrod ein Wechsel- und Effektengeschäft auf hiesigem Platze etablirt zu haben anzeigen, ohne mir zuvor gekündigt zu haben? Hier steht Ihr Nachfolger, Herr Otte, der Ihnen Ihr Guthaben an Salär ausrechnen und nachschicken wird.

»I Herr Chefes, Herr Auheim! Se werden doch nicht...?« stammelte Tzschöner leichenblaß und zitternd; Reichhelm aber zuckte nur spöttisch die Achseln und verließ das Zimmer, worauf ihm sein College eilend folgte, und Otte dem übrigen Personal als der neue Geschäftsführer vorgestellt wurde. Die Goldfeder, die er vom Boden aufgehoben, schien sein Glück zu machen.

Auheim gab dem neuen Geschäftsführer noch die nöthigen Verhaltungs-Maßregeln und einen Vorschuß von hundert Thalern, »um sich zu equipiren und seine Sachen wieder vom Pfandhaus zu holen,« wie er sagte, und bat ihn dann zu Tische zu gehen und hernach die Schlüssel zu Kassen- und Bücherschrank bei ihm zu holen. Otte verabschiedete sich unter den lebhaftesten Dankesüberzeugungen und versprach des ihm geschenkten Vertrauens sich immer würdig zu erweisen. Dann ging er; aber es war ihm zu Muthe, als ob er träumte; er fühlte den Boden nicht mehr unter seinen Füßen, das Herz lachte ihm im Leibe, und während er vor Jubel hätte laut aufschreien mögen, um seinem übervollen Herzen Luft zu machen, zog ihm gleichzeitig wieder mit einem leisen Seufzer der Gedanke durch die Seele: »Nein, fürwahr! es ist beinahe zu schön, um wahr zu sein!«

Als Herr Auheim in sein Privatkabinet zurückkehrte, fand er Zwirbel noch da, in dessen spitziger Physiognomie etwas wie Schadenfreude und Triumph aus den kleinen Augen blitzte. Der Buchdrucker hatte den Entwurf in den Händen, welchen Otte vorhin verfaßt hatte, und nickte beifällig in das Papier hinein. »Hören Sie, mein bester Herr v. Auheim,« sagte er lebhaft; »nichts für ungut, aber das Ding da mit den beiden geblähten Laffen, das haben Sie famos gemacht! Alle Wetter, das war ein Schlag in's Comptoir; das kam wie ein Blitz aus heitrem Himmel! Ei du meine Güte, in meinem ganzen Leben werd' ich die Physiognomieen nicht vergessen, welche die beiden da drinnen hinschnitten. Dem Tzschörner, dem grinsenden Ohrwurm, steckte das Blut in den Adern, und der Reichhelm, der stolze anmaßende Bengel, fand gar kein Wort mehr, obschon ihm sonst seine schnottrige potsdamer Schnauze jeden Augenblick zu Gebote steht! Na, mein bester Herr v. Auheim, diese beiden sind gemacht auf Lebenslang!«

Auheim schüttelte den Kopf, um welchen er die mit Eau

de Cologne befeuchtete Binde wieder gelegt hatte, sehr bedenklich und meinte: „Jenun, die Sache ist wahrscheinlich noch nicht aus, denn die drei Bursche werden einen Federkrieg mit mir in den Lokalblättern beginnen, welcher jedenfalls sehr unangenehm werden wird, denn sie werden es an Verunglimpfungen, Verleumdungen, Denunziationen und hämischen Anspielungen gegen mich nicht fehlen lassen.“

„Bah, dem wollen wir zuvorkommen!“ sagte Zwirbel; „ich gehe sogleich bei dem Doctor Ferklein, meinem Berichterstatter, vorüber und lasse mir so einen kleinen Artikel von etwa zwanzig Zeilen zusammenstellen, des Inhalts, daß einer unserer verehrtesten hiesigen Bankiers, — v. A., natürlich nur den Anfangsbuchstaben, damit Aronsohn es desavouiren muß, — heute in der unangenehmen Lage gewesen sei, einige der ersten Angestellten seines Bureau wegen auffallenden Vertrauens-Mißbrauchs fortzuschicken und daß . . .“

„Nun ja, thun Sie das meinethalben, wenn Sie glauben, daß dem ‘Patrioten’ damit ein Gefallen geschieht — mir ist die Sache jedenfalls ganz einerlei und es liegt mir nur daran, bei der ganzen Affaire völlig aus dem Spiel zu bleiben!“

„Natürlich, natürlich!“ sagte Zwirbel; „ich denke, der hochmüthige Bengel der Reichhelm wird auch sogleich vermuthen, daß die Sache von mir eingebrockt ist, denn er weiß, daß ich noch ein Hühnchen mit ihm zu pflücken habe. Denken Sie sich, mein bester Herr v. Auheim, was mir dieser Elende neulich für einen Streich spielen will! Da sitz’ ich Abends in der ‘Harmonie’, und plaudere mit dem pensionirten Major von Stutz und dem Landrath von Kohlstrunk von den bevorstehenden Wahlen und vermesse mich kühnlich zu versichern, daß u n s e r e Partei, die „mit Gott für König und Vaterland“ dießmal den Sieg behalten werde; da ruft mir der Reichhelm, der vorlaute dumme Junge, aus dem andern Winkel des Saales zu: ‘Heda, Papa Zwirbel! kommen Sie ’mal einen Augenblick hieher! Wir streiten da über den Berliner Zeughaussturm von Anno Achtundvierzig, und können nicht einig werden, an welchem Tage das war! Da sollen Sie uns auf die Sprünge helfen, Alter, denn Sie waren ja gewiß selber dabei. Man nannte Sie ja damals nur den ‘Barrikaden-Zwirbel!’ — denken Sie sich diese Unverschämtheit, eigens dazu gemünzt, mich bei unsrer Partei zu denunziren!“

„So war also etwas Wahres daran?“ fragte Auheim mit sardonischem Lächeln!

„Hm, nein — jenun, nicht eigentlich!“ stammelte Zwirbel erröthend; „das heißt: ich war Anno Achtundvierzig Zeitungssetzer in Berlin, bei einem demokratischen Blatte, und da mußt’ ich denn, gegen meinen bessern Willen und Wissen, in die Clubs und Arbeitervereine gehen und selbst zum Zeughaussturm mit ausziehen, obschon ich betheuern kann, daß ich mir schon in der Behrenstraße sachte davon gedrückt habe. Aber Sie kennen ja, Herr v. Auheim, den Spruch: ‘deß’ Brod ich esse, deß’ Lied ich singe’, und so mußt’ ich damals . . .“

„Begreiflich! aber was machten denn der Major und der Landrath nach dieser Denunziation, die Sie hoffentlich sehr energisch von sich abgewiesen haben?“ fragte Auheim.

„Sie warfen mir Blicke zu, die ich nicht vergessen werde, standen auf ohne ihre Gläser auszutrinken und gingen in das Billardzimmer, so daß sie nicht mehr hören konnten, wie ich den Reichhelm, den frechen Jungen, abfertigte, dem übrigens dieser Adler niemals geschenkt werden soll, worauf er sich verlassen mag!“

„Ganz gut, mein lieber Zwirbel! aber Sie vergessen ganz den Prospekt von der Weidenbacher Zuckerfabrik, der noch in das morgende Blatt soll! Lassen Sie ihn ganz so drucken, wie ihn der Otto geschrieben hat. Sie haben ihn doch gelesen?“

„Allerdings, Herr v. Auheim, und mit Vergnügen,“ versetzte Zwirbel gefügig. „Er gefällt mir sehr gut, dieser Prospekt. Ist ruhig, einfach, kurz und bündig, ganz auf ein Publikum von Geschäftsleuten und Rentiers berechnet, die zu ihrem Gelde sehen, — hat zwar nicht den Schwung und die Beredtsamkeit derjenigen Prospekte, welche aus der gewandten Feder unsers trefflichen und genialen Herrn von Auheim hervorgehen, allein er klingt so ernsthaft und zuversichtlich, so . . . so wohlgemeint, wenn ich so sagen darf, — hat solch einen kaufmännischen Chic . . .“

„Ja, es ist in der That ein gut concipirtes Schriftstück, ohne Blague und Aufschneiderei, ohne Reclame — eine Anzeige, wie man es von meiner Firma gar nicht gewöhnt ist,“ sagte Auheim mit beifälligem Lächeln. „Es ist einmal nach vielem Schwindel ein s o l i d e r Prospekt, wie ich ihn all mein Lebenlang nicht zu Stande gebracht hätte; aber er wird Wunder thun; er wird auch die kühlsten Leute gewinnen und der Börse imponiren. ‘Der Auheim’, werden sie sagen, ‘der Auheim ist geworden solid; er hat sich gefaßt; er denkt an der Zukunft!’ und sie werden Aktien zeichnen — was die Hauptsache ist. Aber ich bitte Sie, lieber Zwirbel, bringen Sie nur den Prospekt noch in die morgende Nummer, ehe meine drei Commis über mich herfallen! — Heute Abend dann ein Mehres, denn Sie kommen doch zu der Pfirsich-Bowle in die ‘Harmonie’!“ Damit komplimentirte er ihn zur Thüre hinaus und warf sich abgespannt auf die Ottomane.

2.

Draußen am Beginn der Vorstadt, da wo die neue Promenade Altstadt und Neuwerk scheidet und die neue Bahnhofstraße abbiegt, steht ein kleines schmales Eckhaus, dessen gedrücktem Erdgeschoß der Eigenthümer erst neuerdings noch drei weitere Stockwerke aufgesetzt hat, damit es nicht wie ein Zwerg erscheine neben den riesenhohen Neubauten rechts und links, welche seit der Eröffnung der Eisenbahn hier in der Neustadt wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Das Erdgeschoß dieses Häuschens ist zu einem hübschen Laden eingerichtet, hinter dessen Schaufenstern Hüte, Hauben, Chemisetten, Kopfputz aller Art, Seidenroben rc. ausgestellt sind, während über der Eingangsthüre mit großen goldenen Buchstaben auf azurnem Grunde zu lesen ist:

„Magazin de Modes de Paris,
Madame Elisabèthe.“

Da aber an dem Fenster neben der Hausthüre eine lebens-

große Wachspuppe von klassischer Schönheit steht, um auf ihrem edlen Kopfe und an der feinen Büste die Erzeugnisse der neuesten Mode so lockend als möglich zu präsentiren, so heißt diese Puppe und nach ihr der ganze Putzladen bei den Gassenjungen und sämmtlichem niedrigen Volke der Stadt nur schlechtweg „die schöne Elisabeth", und genießt unter diesem Namen einer höhern Popularität als die beiden größeren und weit eleganteren Etablissements am Markt und an der Hauptstraße.

Allein die Eigenthümerin dieses Modemagazins ist keine Pariserin, noch eine Französin, sondern ein ganz einfaches wackeres deutsches Mädchen Namens Julie Valentin, die Tochter eines einst angesehenen Kaufmanns und Agenten, der eine zahlreiche Familie erziehen mußte und nach mancherlei Mißgeschick derselben nichts hinterlassen konnte als eine gute Erziehung, einen fleckenlosen Namen und seinen Segen, welch letzterer denn auch wirklich auf dieser Familie zu ruhen scheint. Die drei Söhne des Hauses sind nämlich draußen in der Welt, der älteste als Kaufmann in Californien, der zweite als Professor in Pesth, der dritte wiederum als Kaufmann in Malaga. Die drei Töchter aber theilen sich in die Pflege der alten kontrakten Mutter, die sie mit einer unsäglichen Innigkeit lieben, und in die Besorgung des Geschäfts, welches ihnen ein bescheidenes Auskommen sichert. Julie, die älteste Tochter, ist die Seele des kaufmännischen Etablissements, die Verkäuferin, die ordnende Hand, der Genius des Schönheitssinnes, das erfinderische Talent. Das dicke Käthchen, die jüngere Schwester, mit dem herzensguten freundlichen Zug im Gesicht, sorgt für Küche und Hauswesen und wartet der kranken Mama ab, und Marie, die jüngste, herrscht in der Arbeitsstube des Entresols, wo immer sechs bis acht Putzjungfern und Näherinnen die emsigen Finger rühren. Marie und Julie verstehen sich gar prächtig, und wenn Julie nur eine Patrone schneidet und der Schwester ihre Ideen über einen Hut oder eine Coiffüre oder den Ausputz eines Kleides mittheilt, so ist sie der künstlerisch vollendetsten Verwirklichung dieser Ideen schon gewiß. Julie und Marie sind sozusagen das Orakel des guten Geschmacks für die halbe Provinz.

In dem Moment aber, wo wir ihre Bekanntschaft machen, sind die drei Schwestern nicht von Geschäfts-Gedanken beherrscht, sondern rasten einen Augenblick. Es ist das Viertelstündchen nach dem Mittagbrode. Mamachen hat sich schon wieder in ihr Kabinet zurückgezogen und schläft wie gewöhnlich; Käthchen bereitet den Kaffee; Marie blättert in einem neuen Modenjournal, welches am Morgen im Laden abgegeben worden ist, und Julie liest in einem Briefe von Jean in Malaga, der heute angetroffen. Alle drei sitzen an den beiden Fenstern des Wohnzimmerchens im Entresol über dem Laden, den jetzt einstweilen eine der Putzjungfern hütet, und Käthchen, deren Aufmerksamkeit nicht ausschließlich durch ihre Beschäftigung gefesselt wird, hat so eben einen Blick aus dem Fenster geworfen nach der Promenade, die heute wegen des Regens und stürmischen Wetters ganz menschenleer geworden ist, und ruft nun:

„Ei seht doch, Julie, Marie! seh' ich denn recht? Ist das nicht Herr Otte, welcher hier mit riesigen Schritten auf unser Haus zukommt? Du lieber Himmel, was ist ihm denn passirt? Sein ehrliches Gesicht strahlt ja ordentlich vor Freude und er grüßt schon von Weitem wie ein Bräutigam!"

„Ja, fürwahr, er ist's!" sagte Julie, sich lebhaft verbeugend; „er kommt zu uns. Wie wird er sich freuen über die Nachrichten, welche wir ihm vom Bruder Karl aus Pesth mitzutheilen haben!"

„Er sieht aus wie vertauscht!" rief Marie. „Er lächelt, als ob er das große Loos gewonnen hätte. Sein freundliches Gesicht glänzt ordentlich vor Freude. Was er nur haben mag!"

Dieß zeigte sich bald, denn kaum eine Minute nachdem er in die Ladenthüre getreten war, tönte sein Schritt auf der Treppe und vor der Thüre. „Herein!" rief Käthchen, noch ehe er gepocht hatte, und mit der herzlichsten Freude empfingen die drei Schwestern den Freund ihres Bruders.

„Ein so seltener Gast, obschon stets willkommen!" sagte Julie und reichte ihm die liebe kleine runde Hand; „Sie böser Freund, warum erscheinen Sie so selten bei uns?"

„Weil ich unglücklich und trübe gestimmt war, meine Damen," versetzte Heinrich. „Und Trübsinn ist egoistisch und ansteckend; ich wollte meine gedrückte Stimmung nicht in Ihre stille Häuslichkeit hereintragen, wo es auch nicht an Sorgen und Kummer fehlen wird!"

„Bah, wir hätten Sie schon aufgeheitert, Herr Otte, wenn Sie nur gekommen wären!" rief Käthchen; „wir hätten mit Ihnen getragen, und da wäre Ihr Sorgenpäckchen schon leichter geworden!"

„Oder noch besser: wir hätten geholfen nach Kräften, und die Ursache beseitigt," sagte Marie lächelnd; „es war recht schlecht von Ihnen, Herr Otte, daß Sie unsere Hülfe verschmähten; wir wissen jetzt, daß der stolze Herr oft lieber hungrig zu Bette ging, als unser bescheidenes Abendbrod theilen wollte!"

Otte erröthete und fragte Marien lebhaft: „Und wer sagt dieß?"

„Oh, dieß ist unser Geheimniß, Männchen! das wird nicht gestanden!" rief Käthchen; „Ihr Erröthen verräth uns ja, daß es wahr ist!"

„Nun denn, so waren Sie die gütige Fee, welche mir die beiden Weinflaschen und die große Rauchwurst in meinen Kleiderschrank stellen ließ, Fräulein Käthchen? Sie waren mein Eliasrabe!"

„Nein, ich nicht, auf Ehre nicht!" rief Käthchen; „ich war's nicht. Wenn ich auch gleichwohl schwarze Haare habe, war doch ich der Rabe nicht!"

„Dann war es . . ." Er sah sich im Kreise um; Marie lachte, Julie blickte in ihren Brief hinein, faßte sich dann, blickte auf und erwiderte ihm mild und liebevoll:

„Wir wissen nicht, auf was Sie anspielen, Herr Otte, aber das Eine wissen wir: Sie hätten unser Anerbieten annehmen und das hübsche Zimmer beziehen sollen, worin unsere Brüder früher wohnten, anstatt die armselige Bodenkammer

bei der Frau Hurschel hinter dem Bahnhof zu wählen. Unser Zimmer steht noch immer leer und ist uns entbehrlich . . .“

„Um so besser, mein Fräulein, denn eben deßhalb bin ich hier, um Sie zu bitten, daß Sie es mir vermiethen!“ fiel er ihr in's Wort; „Sie werden wohl einsehen, daß ich als Mann Ihre Gastfreundschaft nicht annehmen durfte, da Sie ebenfalls Ihren Unterhalt durch ehrenvolle Hände-Arbeit erringen. Und in meiner seitherigen Lage Kredit von ihnen zu begehren, wäre mir ebenso sehr gegen mein Gefühl wie gegen mein Gewissen gewesen. Aber jetzt sind die Verhältnisse anders: das Glück ist mir wieder hold geworden; ich habe eine Stelle als Buchhalter bei Herrn Leopold Auheim erhalten, und möchte nun dem Geschäftslokale näher seyn.“

„Ich gratulire von Herzen!“ rief Käthchen. — „Nun, das freut mich, als beträfe es mich selbst!“ sagte Julie und trotz des Lächelns der Freude erglänzte ihr Auge in feuchter Rührung; „also bei Auheim?“ — „Aber wie ist denn das zugegangen?“ fragte Marie; „hat er Ihnen also doch Wort gehalten? waren seine Zusagen doch ernst gemeint?“

„Ich weiß selbst nicht wie es zuging und zusammenhing,“ erwiderte Otte; „wunderlich verwickelt war es allerdings, wie er mich heute, wo er mich doch bestellt hatte, erst barsch abwies und dann dennoch annahm; aber jedenfalls war es eine Schickung von oben, die nicht willkommener und rechtzeitiger erscheinen konnte, denn die Noth war groß und die Hülfe mächtig von Nöthen,“ setzte er lächelnd hinzu: „es ist nun gottlob geholfen!“

„Aber wird die Stelle auch von Dauer sein?“ fragte Julie besorgt; „man spricht so vielerlei über diesen Auheim und sein plötzliches Glück!“

„Was ist hienieden von Dauer, Fräulein Julie?!“ erwiderte Otte mit einer ernsten Betonung. „Worüber sprächen die Leute nicht verschiedentlich? Für mich kann aber all das Gerede ganz gleichgültig seyn, denn ich habe nur die Eine Pflicht, mich für diese gelegene Hülfe dankbar und des Vertrauens des Herrn Auheim würdig zu erweisen, — mag es nun Wochen oder Jahre dauern! — Also ich kann das Zimmerchen haben? und zu welchen Bedingungen?“

„Kommen Sie, ich zeige es Ihnen erst! Doch Sie kennen es ja schon von früher!“ rief Käthchen; „aber in Ordnung muß ich es noch bringen und das Bett frisch überziehen, damit Sie noch heute einziehen können!“

„Noch heute? Um so besser, das ist ein stiller Wunsch von mir gewesen, obschon wir . . .“

„Na, das versteht sich doch von selbst, lieber Herr Otte,“ fiel ihm Käthchen in die Rede; „wir sind eigennützig: wir wollen Sie möglichst bald bei uns haben!“

„Aber der Preis, meine Damen?!“ . . .

„Du lieber Himmel, trinken Sie doch erst Kaffee mit uns!“ sagte Käthchen; „Sie wissen ja, mit uns Frauensleuten ist schlecht handeln: wir kommen nicht schnell zu einem Entschluß!“

„Wir müssen erst darüber berathen!“ sagte Marie lächelnd; „oder Julie muß Ihnen den Preis machen, denn sie ist das Haupt der Familie, die Regentin!“

„Nein, Herr Otte soll selbst den Preis bestimmen!“ sagte Julie, die sich inzwischen zum Tisch gesetzt hatte; „wir haben das Zimmerchen niemals vermiethet, kennen die üblichen Preise nicht, und dürfen nur auf einen soliden und wackern Hausgenossen reflektiren, wie Herr Otte ist. Daher wollen wir es ihm überlassen, uns den Preis vorzuschlagen!“

„Nun denn, Fräulein Julie, was sagen Sie zu fünfzig, sechzig Thalern jährlich?“

„Ei, das ist zu viel, das wäre sündhaft!“ rief Käthchen, und auch Julie meinte: „Ich sehe schon, Sie denken mehr an uns als an sich, Herr Otte! Nein, da muß auch ich protestiren. Wissen Sie was, lieber Freund? Sie zahlen monatlich vier Thaler sammt Frühstück! . . . Und jetzt nur kein Aber mehr! Mama wird's ganz zufrieden seyn und die Schwestern auch, und wir haben dann wieder einen männlichen Beschützer im Hause, nicht wahr, Schwestern?“

Marie und Käthchen waren ganz damit einverstanden, und Julie bot ihm die Hand und rief, um alle weiteren Einwendungen abzuschneiden: „Genug der Formalitäten, Herr Otte! Sie sehen, der Vertrag, den ich als Regentin abgeschlossen habe, ist vom Oberhaus Mariechen und vom Unterhaus Käthchen genehmigt und somit gültig. Nun setzen Sie sich fein ruhig mit uns zu Tische, trinken Sie eine Tasse Kaffee, stecken Sie sich eine Cigarre an und hören Sie unsere Neuigkeiten: Karl ist Professor an der Handelsschule in Pesth geworden und hat nun eine Versorgung auf Lebenszeit.“

„Ich wünsche ihm von Herzen Glück dazu; er hat es verdient, der wackere Junge,“ versetzte Otte mit aufrichtiger Rührung. „Der Segen der Eltern ruht auf ihm, denn er war ein edler wackerer Sohn.“

„Ja, das ist er — ein treues, biedres, treffliches Herz,“ sagte Julie. „Daß es mit uns Allen diese günstige Wendung genommen hat, das verdanken wir nur seinem Rath, seiner Anleitung, seinem Beispiel und kecken Zugreifen“ . . .

„Und Ihrer Umsicht und Energie nicht zu vergessen, Fräulein!“ fügte Otte rasch hinzu; „ich weiß es aus Karl's eigenem Munde.“

„Aber Sie rauchen ja nicht!“ rief Käthchen dem Gaste zu; „du lieber Himmel, Sie werden sich doch nicht geniren? Bei uns müssen Sie sich geberden wie zu Hause, wenn wir mit Ihnen zufrieden seyn sollen.“

„Ich danke, meine Damen; ich habe schon seit Wochen nicht mehr geraucht!“

„Nicht?“ fragte Marie verwundert und mit einer eigenthümlich mitleidigen Betonung. Sie errieth, weßhalb Otte sich diesen Genuß versagt habe, und ein inniges Mitgefühl bemächtigte sich ihrer. Sie ging hinaus und kam bald darauf mit einem Teller voll Cigarren und einem brennenden Lichte herein. „Aber nun greifen Sie zu, Herr Otte,“ sagte sie; „es sind von Jean's spanischen Cigarren, die Sie ja kennen; Sie dürfen es uns nicht abschlagen!“ und sie bot ihm einen brennenden Fidibus.

Mit einem dankbaren Blick nahm Otte das Anerbieten an, und das sichtliche Behagen, womit er die ersten Züge des duftenden Rauches in Ringeln durch einander hindurchblies und durch die Nase sog, verrieth genugsam, wie schwer ihm die Entbehrung dieser lieben Gewohnheit gewesen war.

Die drei Schwestern hatten dem Bekannten noch viel von den beiden anderen Brüdern zu erzählen, daß Otto nur zu hören hatte, bis Julie endlich die Frage that: „Und Ihre Frau Mutter, lieber Herr Otte? wie geht es ihr?“

„Ich danke, Fräulein; sie ist so wohl als es nur einer armen erblindeten Frau gehen kann,“ erwiderte er. „Sie lebt bei meinem Schwager, einem einfachen braven Handwerker, und genießt bei diesen schlichten Leuten die sorgsamste Pflege, bis es mir gelingen wird, ihr bei mir ein stilles behagliches Plätzchen für ihren Lebensabend zu schaffen, — was mit Gottes Hülfe bald geschehen soll.“

„Jenun, wenn dieß Ihr Ernst ist, Herr Otte, so wird es sich bald machen lassen,“ meinte Julie; „wir können Ihnen vielleicht später die Wohnung oben im Kniestocke verschaffen, welche für die bescheidenen Bedürfnisse zweier Personen schon Raum böte.“

„Ich nehme Sie beim Worte, Fräulein Julie,“ versetzte er lebhaft; „Sie sollen sich das Verdienst erwerben, mir einen meiner Lieblings-Wünsche, die Nähe meiner Mutter, erfüllen zu helfen. Aber nun entschuldigen Sie, meine Damen,“ setzte er halb erschrocken hinzu und stand vom Stuhle auf; „jetzt muß ich gehen und mich bis zum Abend bei Ihnen verabschieden. Meine Bureaustunde schlägt, und Herr Auheim soll mich nicht lässig finden.“ Und mit einem herzlichen Abschied und dem Wunsch einer guten Hausgenossen- und Nachbarschaft ging er fröhlich und hoffnungsvoll von dannen, das ganze Herz erfüllt von den trauten Gedanken an eine schönere Zukunft, die ihm nun nach langem Leid und Mangel winkte.

Als er mit einem Bündel Kleider, die er sorgsam in ein reines Taschentuch gebunden hatte, in die Straße einbog, in welcher Auheim's Wohnung lag, kam ihm ein eleganter junger Mann entgegen, der ihn an der Ecke einer Seitenstraße erwartet zu haben schien. Bei seinem Näherkommen erkannte Otte in ihm seinen Vorfahren Reichhelm, und bemerkte, daß derselbe ihn anreden zu wollen schien.

„Auf ein Wort, mein Herr, wenn ich bitten darf!“ sagte Reichhelm mit einer freundlichen, fast demüthigen Begrüßung; „können Sie mir einige Augenblicke schenken?“

„Ich stehe zu ihren Diensten, mein Herr,“ entgegnete Otte verwundert und erwartungsvoll; „womit kann ich dienen?“

„Darf ich mir eine Frage erlauben, Herr Otte? haben Sie schon die Kasse gemacht?“

Otte verneinte zögernd, und heftete einen erstaunten, mißtrauischen Blick auf den Frager.

„Nun denn, um so besser,“ fuhr Reichhelm fort und ward verlegen. „Dann ist es Ihnen um so leichter, meinem Freunde Tzschörner und mir eine große Gefälligkeit zu erweisen, von deren Erfüllung für uns beide viel abhängt. Unser Austritt aus unsrer seitherigen Stellung kam so plötzlich, so unerwartet und überraschend durch die . . . durch Perfidie des Herrn Auheim, daß wir . . . nicht Zeit gehabt haben, unsere Angelegenheiten ganz zu ordnen. Namentlich wird sich in der Kasse ein Manco von einigen hundert Thalern finden, welcher . . . welcher von einem Wechselposten herrührt, der . . . der schon seit einigen Tagen verfallen ist, . . . und den wir dem Schuldner aus Gefälligkeit gestundet haben, weil . . . weil er . . . ein Bekannter von uns ist . . . und weil wir es nicht mit unserem Gewissen vereinigen konnten, daß Herr Auheim, welcher in solchen Dingen keine Schonung kennt . . . den Mann dränge oder gar ruinire . . .“

„Und was soll ich nun dabei thun?“ fragte Otte sehr ernst, denn das Stocken und Zögern Reichhelms gefiel ihm gar nicht und erschien ihm sogar verdächtig.

„Nun möchten wir beide, Tzschörner und ich, Sie recht freundlich bitten, Herr Otte, daß Sie uns einige kollegialische Rücksicht angedeihen lassen und den Posten einstweilen verdecken, da wir Ihnen mit unserem Ehrenworte versprechen, diese Angelegenheit noch heute oder spätestens bis morgen um diese Zeit zu ordnen.“

Otte war einigermaßen betreten. Es widerstrebte seinem Gefühle, unfreundlich gegen die beiden Männer zu seyn, deren Stelle er nun einnahm, und doch konnte er sich des unbehaglichen Argwohns nicht erwehren, daß hinter dieser Sache etwas Anderes stecke. Er fixirte daher Reichhelm sehr fest und erwiderte: „Was mich anbetrifft, Herr Kollege, so bin ich gerne gefällig, wann und wo ich es seyn kann, vorausgesetzt, daß mir daraus kein Wagniß und keine Verantwortlichkeit erwachse. Haben Sie die Güte, mir den Wechsel einzuhändigen, welcher ohne Zweifel ordnungsmäßig prolongirt seyn wird, und ich werde mir angelegen seyn lassen, Ihr Verfahren bei dem Prinzipal zu entschuldigen; er wird Ihnen auf meine Bitte gewiß gerne Nachsicht und Verzeihung angedeihen lassen, wenn ihm daraus kein Verlust erwächst.“

„Der Wechsel? — ach ja, ich hoffe, er ist prolongirt worden!“ stotterte Reichhelm. „Ich werde mit Tzschörner reden, der ihn wahrscheinlich noch in Händen hat. Jedenfalls haben Sie die Güte, mir wenigstens zu versprechen, Herrn Auheim vor Abend nichts von der Sache zu sagen und mir die Zeit zu gönnen, um diese Angelegenheit zu ordnen!“

„Ich kann Ihnen hierüber keine feste Zusage machen, bevor ich genauer über die Sache orientirt bin,“ versetzte Otte. „Dieß eine jedoch verspreche ich Ihnen gerne: jede Nachsicht, welche sich mit meiner Pflicht verträgt, soll Ihnen zu Theil werden.“

Reichhelm versuchte noch einige Vorstellungen und Bitten, und wollte sich in Klagen und Verdächtigungen gegen Auheim ergehen, allein Otte erwiderte ihm: sein Verhältniß zu dem neuen Prinzipal gebiete ihm, alles zu ignoriren, was sich auf dessen Vergangenheit beziehe, da er es nur mit der Gegenwart und Zukunft desselben zu thun habe, und er entwand sich dem Gerede des unruhig aufgeregten Menschen durch einen raschen Abschied.

Auf dem Comptoir angekommen, ließ er sich bei Herrn Auheim melden, erhielt die Schlüssel und machte zunächst seine

Kasse, welche wirklich nahezu fünfhundert Thaler weniger enthielt, als sie nach den Büchern enthalten sollte. Wie sehr er auch rechnete und zählte und verglich, der Manco blieb und machte Otte das Herz schwer. Dann ging er an die Bücher, untersuchte das Wechselconto und konnte nirgends den betreffenden Wechsel finden, von welchem Reichhelm ihm gesagt hatte. Herr Auheim ging ab und zu und warf gelegentlich einen Blick in die Bücher, ohne sich jedoch gründlicher mit der Sache zu befassen. Otte stand wie auf Nadeln, denn obschon er die Vorsicht gebraucht hatte, bei dem Kassensturz zwei von den Commis zu Zeugen zu nehmen, so war ihm doch nicht wohl zu Muthe bei der Sache, und er wagte nicht einmal, seiner Mutter zu schreiben und Geld zu senden, um jede Gelegenheit zu Argwohn gegen sich selbst zu beseitigen. So oft die Thüre sich öffnete, glaubte er eine Botschaft von den Herren Tzschörner und Reichhelm zu erhalten; allein diese Hoffnung trog. Es waren immer nur Leute, welche in eigenen Geschäften kamen oder sich nach dem neuen Unternehmen der Zuckerfabrik in Weidenbach erkundigen wollten, deren vorläufiger Prospekt schon in der ausgegebenen morgenden Nummer des „Patrioten" erschienen war.

Endlich schlug die Stunde des Feierabends, und die beiden Commis wollten sich entfernen. „Ich bitte Sie, meine Herren, verziehen sie noch eine Viertelstunde, bis ich Herrn Auheim gesprochen habe," sagte Otte. „Ich muß mich wegen der Kasse auf Ihr Zeugniß berufen. Herr Peters, haben Sie die Freundlichkeit, Herrn Auheim auf eine Weile hieher zu bescheiden."

Aber Auheim war bereits in's Theater gegangen, und wohl oder übel mußte ihn Otte von dort holen lassen. Der Bankier kam etwas verwundert und ungehalten nach Hause zurück. „Was haben Sie denn, Otte?" fragte er verstimmt. Dieser folgte Auheim in sein Kabinet, den Zettel mit dem Kassenbericht in der Hand, und meldete das ungünstige Ergebniß des Kassensturzes und den Inhalt der Unterredung, welchen er mit Reichhelm gehabt hatte. Das Zeugniß der beiden Commis entlastete allerdings nun Otte, allein dieser fühlte sich sehr unbehaglich bei der Nothwendigkeit, seine Vorgänger zu denunciren. Auheim war ganz außer sich vor Wuth und Entrüstung, und wollte nach der Polizei schicken, um die Schuldigen wegen Unterschlagung verhaften zu lassen, und Otte hatte Mühe, ihn von dieser extremen Maßregel zurückzuhalten. „Sie würden dadurch die Zukunft zweier jungen Männer ruiniren, welche vielleicht mehr leichtsinnig als schuldig sind," sagte er.

„Sie verdienen es nicht besser, die Elenden!" rief Auheim und erzählte Otte, was seine früheren Commis beabsichtigten.

Aber Otte gab nicht nach; er machte dem Prinzipal wohlmotivirte Vorstellungen, daß es ja noch immer Zeit sey, die äußersten Schritte zu thun, wenn eine Aufforderung an dieselben, den Manco zu ersetzen, ohne Folgen geblieben seyn würde. Während dieser Verhandlung kam der Buchdrucker Zwirbel dazu und unterstützte lebhaft Otte's Vorschläge.

„Der Herr Kassier hat ganz Recht, bester Herr v. Auheim," sagte er. „Ich maße mir nicht an, die Sache besser zu verstehen als Sie, der gewandte Geschäftsmann; allein in einem solchen Falle würde ich anders handeln. Ich würde zum Beispiel den Justizkommissär Hake rufen lassen und ihm eine Summation an Tzschörner und Reichhelm übergeben, mit dem Auftrage, sie sogleich den Betreffenden zu präsentiren. Zahlen dieselben, nun denn, so haben Sie einen Zeugen mehr gegen diese Luftspringer; zahlen sie nicht, so müßten sie dem Justizkommissär ein ausführliches Bekenntniß ihrer Schuld ausstellen, und auf einen kurzen Termin Zahlung versprechen, und dann haben Sie die Burschen und ihre ganze Zukunft in der Hand, und können jeden Augenblick sie verderben. So würde ich handeln, aber wie gesagt, mein bester Herr v. Auheim, mein Vorschlag ist ein ganz unmaßgeblicher."

Dieser Vorschlag leuchtete Herrn Auheim ein, obschon derselbe Otte's Beifall nicht hatte, und Auheim nahm die Papiere zu sich und hieß Otte sich beruhigen. „Schließen Sie das Bureau nun," sagte er zu Otte; „ich bin mit Ihnen ganz zufrieden. Aber ich habe noch einen andern Auftrag für Sie, lieber Otte; Sie sollten mir den heutigen Prospekt wegen der Zuckerfabrik noch weiter ausarbeiten zu einem Schriftchen, das wir dieser Tage ausgeben wollen. Sie sollen die ganze Sache einleiten, natürlich gegen entsprechende Vergütung und einige Prioritäts-Aktien, denn ich sehe, Sie sind in der Feder gewandt, und haben den rechten geschäftsmännischen Pli und Takt. Sind Sie gewohnt und im Stande, mir über Nacht die Sache so ein Bißchen aus dem Rohen zu arbeiten?"

„Wenn Sie mir die Papiere anvertrauen wollen," versetzte Otte, „so will ich mich sogleich daran machen."

„Gut, bleiben Sie hier, — mein Zimmer nebenan steht Ihnen zu Diensten. Cäsar soll Ihnen für ein Abendbrod sorgen."

Otte erklärte, er gedenke noch diesen Abend eine andere Wohnung zu beziehen, und werde dort vielleicht besser arbeiten, — wenigstens ruhiger und unbefangener; und es war ein schmeichelhafter Akt des Vertrauens von Seiten seines Prinzipals, daß dieser darauf einging. So nahm denn Otte die Papiere zu sich und ging, wenn auch nicht gerade leichten Herzens, in seine neue Wohnung. Es drückte ihn, trotz aller guten Gründe für seine Handlungsweise, doch der Gedanke, daß er in den Augen von Reichhelm und Tzschörner als Denunziant dastehen mußte. Freilich hatten sich die Beiden selber die Schuld beizumessen; aber er wußte sie und ihre Sache nicht in den besten Händen; er fürchtete Auheim's Rachsucht gegen seine Vorgänger und Zwirbel's böse Rathschläge.

Das Stübchen bei Valentins war schon für Otte eingerichtet, und nachdem er dasselbe übernommen hatte, begab er sich in seine frühere Wohnung. Als er mit einem Packträger, den er unterwegs am Bahnhofe mitgenommen hatte, zu Frau Hurschel eintrat, erschrack diese sichtlich. „Mein Gott, Herr Otte, Sie werden doch nicht ausziehen wollen?" rief sie.

„Doch, doch, liebe Frau! es muß seyn!" sagte er; „ich habe eine Stelle erhalten und muß nun näher bei meinem Prinzipale wohnen. Hier ist meine Miethe für den ganzen Monat,

und mein herzlicher Dank für alles Liebe und Gute, was ich bei Ihnen genossen habe.«

Der armen Frau ging's nahe, den stillen fleißigen Miethsmann zu verlieren. Solche Leute machen meist unangenehme Erfahrungen mit ihren Miethsherren, und die arme Wittwe hatte noch selten solch einen soliden Hausgenossen gehabt, der selbst im Unglück noch die echte Gelassenheit und Würde eines Mannes nicht verleugnete. Mit Thränen in den Augen half sie ihm seine wenigen Habseligkeiten an Kleidern, Wäsche und Büchern in den kleinen Koffer bergen, und begleitete ihn mit stillen Segenswünschen.

»Ich weiß, daß das armselige Stübchen eigentlich zu schlecht war für einen Mann wie Sie, aber ich konnte Ihnen kein anderes bieten,« sagte sie; »und wenn ich mich auch herzlich darüber freue, daß Ihre bösen Tage nun ein Ende haben, so hätt' ich doch gewünscht, Sie jetzt auch in den guten noch länger bei mir zu sehen. Aber du lieber Himmel, Sie werden wohl am besten wissen, was Ihnen frommt, und ich kann Sie nicht zurückhalten. Allein versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht ganz vergessen, und mich noch hie und da besuchen.« Heinrich sagte es bereitwillig und aufrichtig zu, denn er war der Frau für ihre schonende Theilnahme verbunden. — »Und wohin ziehen Sie nun, wenn man fragen darf?« fuhr sie fort.

»Zu den Fräulein Valentin an der Promenade,« erwiderte er und sah sie forschend an.

»Dacht' ich mir's doch gleich!« rief sie: »nun denn, Gott sey mit Ihnen! Da weiß ich Sie wenigstens in einem guten Hause. Das sind wackere Mädchen, an denen sich kein Graf zu schämen brauchte. Und das ist sicher nicht ganz ohne Grund,« setzte sie mit einem gerührten Lächeln hinzu; »das sind ja alte Freundinnen von Ihnen. Gott geb' seinen Segen dazu!« schloß sie mit bedeutsamem Kopfnicken. »Meine Röse arbeitet bei den Mamsells, und da hab' ich schon noch öfter Gelegenheit, von Ihnen zu hören, Herr Otte! Also leben Sie wohl, und — auf Wiedersehen!«

3.

Wochen waren vergangen; Heinrich Otte hatte sich in seinen Posten eingelebt, und versah dessen Funktionen mit lautloser Emsigkeit und gewissenhafter Treue. Auheim war ganz zufrieden mit seiner Wahl und schenkte dem neuen Factotum sein ganzes Vertrauen. Die Unterzeichnungen zu dem neuen Unternehmen hatten einen überraschenden Erfolg; die Aktien standen schon über Pari, und als Otte in der ersten Generalversammlung der Aktionnäre öffentlich gesprochen und seine Ansichten und Pläne über die Geschäftsleitung geäußert, hatte man ihn in den Verwaltungsrath gewählt, denn seine ruhige, sichere, bescheidene Weise imponirte den Geldleuten mehr als das unruhige, bombastische und eigenliebige Gebahren seines Prinzipals, der den soliden Geschäftsmännern stets mehr wie ein Schwindler und Emporkömmling erschienen war. Auheim sah dieß zwar nicht ohne Neid; allein so lange es nicht zu seinem eigenen Nachtheil gereichte, ließ er sich nichts davon merken. Seit er die Zuckerfabrik auf Aktien gegründet und sich mit dem Verkauf der Aktien eine schöne Summe verdient hatte, war er auch an der Börse weit günstiger angesehen als vordem, und er hatte sich in seinem Aufwand von ehedem einigermaßen eingeschränkt — er schien solid und sparsam zu werden, denn er ging auf Freiersfüßen, wie die Leute wissen wollten. Er hatte das Haus gekauft, worin er seither seine Bank betrieben, und Grundstücke in der Vorstadt beim Bahnhof erworben, und spekulirte nun mehr in Liegenschaften als in Staatspapieren.

Otte war ganz zufrieden mit seinen Erfolgen; wornach er Jahre lang vergebens gerungen, das hatte ihm das Schicksal nun mit Einem Male in den Schoos geworfen: einen Wirkungskreis, worin er vorwärts streben und sich nützlich machen konnte. Er war die Seele des eigentlichen Bankgeschäfts Auheim's, denn mit dem andern Theil, welcher dem Besitzer die Hauptsache zu seyn schien: der Spekulation an der Börse, in Produkten wie in Staatspapieren, wollte er nichts zu thun haben; das ging ihm nur in den Resultaten durch die Hand, und diese Resultate waren nicht immer glänzend, obschon Auheim im Allgemeinen mit Glück spekulirte. In seinen Geschäften hielt Otte eine musterhafte Ordnung und Pünktlichkeit, und entfaltete eine überraschende Thätigkeit, welche im auffallendsten Kontraste zu Herrn Auheim's müssigem Leben stand. Die Geschäftsfreunde der Bank, waren sie nun Gläubiger oder Schuldner, wandten sich bald ausschließlich mit ihren Anliegen an Otte, als denjenigen, der in allen Sachen Bescheid wußte, und dieser Theil des Geschäftes florirte denn auch bald unter der taktvollen und umsichtigen Leitung eines solchen Mannes, und Auheim war allzusehr Menschenkenner und umsichtiger Spekulant, als daß er dieses organisch herangebildete und wohlbegründete Verhältniß gestört hätte; vielmehr war er klug genug, den brauchbaren Mann durch gelegentliche Geschenke und eine auszeichnende Behandlung immer inniger an sein Interesse zu ketten. Hiedurch gestaltete sich denn auch Otte's Privatleben höchst angenehm. Er hatte ein gutes Gehalt, das ihm erlaubte, anständig zu leben, seiner Mutter ein behagliches Daseyn zu sichern und kleine Ersparnisse zu machen, welche er in einer großen Versicherungsbank nutzbar anlegte. Er ward allmählig zu einer unter den Handel- und Gewerbe-treibenden Klassen bekannten und populären Persönlichkeit, weil er gegen jedermann freundlich und dienstfertig war, ohne sich an der eigenen Würde etwas zu vergeben, und weil er seinen guten Rath in allen Fällen, wo man ihn von seiner Einsicht nachsuchte, bereitwillig ertheilte und selbst die bittere Pille ablehnender Bescheide, bei versuchten Darlehen auf ungenügende Sicherung, auf eine schonende und liebreiche Weise zu vergolden wußte. Im Grunde war jedoch sein Privatleben auch ein solch eingezogenes und anspruchloses, daß er es leicht nach seinem Sinne führen konnte, ohne mit jemand in Kollision zu kommen. Wenn er Abends sein Bureau verließ — gewöhnlich der letzte des ganzen Personals, wie er immer auch der erste war, — so erging er sich an den milden Frühlings- und Sommer-Abenden gewöhnlich noch auf einem Spaziergange um die Stadt, las dann einige Journale im 'Casino' und kehrte nach

einem frugalen Abendbrod nach Hause zurück, wo er, wenn es noch nicht zu spät war, noch auf ein halbes Stündchen bei den Fräulein Valentin einsprach und mit ihnen plauderte. Dann aber zog er sich in sein Stübchen zurück und las oder schrieb gewöhnlich noch ein Stündchen, und am Morgen war er schon vor Tage munter und mit Arbeiten oder Studiren beschäftigt. Auf seinem Tische lagen immer Papiere mit langen Zahlenreihen und allen möglichen Rechnungen bedeckt, und auf seiner Kommode füllte sich der Aufsatz bald mit einer kleinen gutgewählten Bibliothek kaufmännischer oder ernster wissenschaftlicher Werke, worunter namentlich National-Oekonomie, Naturwissenschaften, Handelsgeschichte, Bankwesen, Handelsgeographie, Technologie und Versicherungswesen sich gelten machten, — lauter solch dumme Bücher, in denen ein Mädchen nicht einmal blättern konnte, wie Käthchen immer meinte, welche es sich nicht nehmen ließ, Otte's Stube in der Reihe zu erhalten, und die denn gar zu gern unter diesen Büchern ab und an auch eines gefunden hätte, welches ihr in freien Stunden zur angenehmen Lectüre geworden wäre.

An Sonntagen dagegen hielt er es für seine Pflicht, immer abwechselnd zwei der Schwestern Valentin, weil die dritte bei der kranken Mutter bleiben mußte, zu kleinen Spaziergängen oder größeren Ausflügen auf's Land einzuladen, um so wenigstens einigermaßen die mancherlei Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste wettzuschlagen, welche ihm von den Mädchen erwiesen wurden. Diese waren eigentlich das einzige Mittel, wodurch er mit den Bewohnern der Stadt in gesellige Berührung kam, und wer ihn auf diese Weise kennen lernte, der fand in ihm einen höchst gründlich und vielseitig gebildeten jungen Mann von einer anspruchslosen Bescheidenheit, herzlichen Natürlichkeit und Einfachheit, welche bei seinen Kenntnissen und seiner nicht unansehnlichen und einflußreichen Stellung doppelt auffielen und geschätzt wurden. Die ganze Stadt nahm an, er sey im Stillen der Anbeter oder Verlobte einer der drei hübschen Schwestern; nur er wußte davon nichts, und war sich gegen die drei Mädchen keiner andern Gesinnung bewußt, als derjenigen einer aufrichtigen, fast brüderlichen Freundschaft. Er bevorzugte keine von den drei Schwestern, weder innerlich noch äußerlich; sie hatten für ihn ja ihren eigenen Werth und ihre spezielle Berechtigung auf seine Achtung, aber er unterschied in keiner Weise zwischen den einzelnen. Die alte kränkliche Frau Valentin liebte Otte wie ihren Sohn, denn sie wußte von Karl, ihrem ältesten, welcher Otte's Kollege im Hause Werthes gewesen war, daß dieser von den Anregungen, dem Beispiel und der Unterstützung Otte's vorzugsweise die Anleitung zum erstern Studium und die Anfeuerung zu jener freiwilligen und steten eigenen Fortbildung erhalten, denen er seither seine Anstellung und seinen Erfolg an der Handelsschule in Pesth verdankt hatte. Karl gestand dieß selber in allen Briefen an die Seinigen und legte diesen die willkommene Verpflichtung auf, gegen den Freund die Schuld seiner eigenen Dankbarkeit mit abtragen zu helfen. Und die treue dankbare Mutter ahnte ferner instinktmäßig, daß der Umgang eines solchen Mannes für ihre Töchter nur bildend, fördernd und ein sicherer Schutz vor manchen Gefahren sey, welchen alleinstehende Mädchen bei einem öffentlichen Geschäft und Berufe so leicht ausgesetzt sind.

* * *

Frühling und Sommer waren vergangen; die längeren Herbstabende mit ihren kalten Regen hatten die Spaziergänge vereitelt, welche Otte seither nach Feierabend zu machen pflegte, und er blieb nun gewöhnlich ein Stündchen länger als sonst im Casino, wo er bald verschiedene Bekanntschaften anknüpfte. Das Casino war der gesellige Vereinigungspunkt des höheren Bürgerstandes und eines Theils der Beamten, von denen die Höheren mit den Militärs, dem Adel und einigen auserwählten reichen bürgerlichen Emporkömmlingen (worunter auch Auheim) ihr Vergnügen in der sogenannten 'Ressource' suchten. Im Casino dominirte zum Theil jene jüngere Kaufmannswelt, jene jeunesse dorée des Handels, welche sich durch eine gewisse Beflissenheit der Ostentation in Kleidung, Gebahren und materiellen Genüssen auszeichnet, die an den Tables d'hote der Gasthöfe und in den Waggons der Eisenbahnen das große Wort führt und für welche der Mensch erst beim Kaufmann anfängt. Diese jungen Männer, welche sehr viel auf guten Tisch und feine Weine hielten, sonst aber kein allzu befruchtendes Bildungs-Element in den geselligen Verkehr brachten, hatten sich im 'Casino' einiger der besten Zimmer bemächtigt und es durchgesetzt, daß in diesen die hervorragendsten Handels- und politischen Zeitungen aufgelegt waren.

Eines Abends — er war nach einem jener monatlichen Börsentage, welche man in jener Provinzial-Hauptstadt Abschlüsse nennt — saß Otte in dem Billardzimmer des Casino in einer Ecke, in einer Zeitung lesend, und kümmerte sich wenig um eine fröhliche Gesellschaft junger Männer, welche in einer andern Ecke soupirte und unter dem Einfluß schwerer Ungarweine und perlenden Champagners sehr aufgeräumt und lärmend geworden war. Da hörte er mit Einem Male den Namen Auheim nennen, und ward unwillkürlich aufmerksam. Er hörte, daß man über seinen Prinzipal witzelte.

„Es ist also Auheim wirklich derselbe Heimau, der früher als Direktor einer wandernden Schauspielertruppe die Nachbarprovinz unsicher machte?“ fragte einer der Herren.

„Derselbe,“ bestätigte der Bankier Weißbrod; „der Fabrikant May aus Proßwitz hat ihn heute auf der Börse als solchen erkannt, und es uns sogleich nachher an der Tabled'hote in der 'goldenen Gans' erzählt.“

„Uebrigens war es uns längst bekannt, noch als wir in seinen Diensten standen!“ sagte Reichhelm. „Der Schauspieler Petri, der früher hier war, hat es uns mitgetheilt, und wir behielten es für uns, bis er in seinem Uebermuth eines Tags mit uns Streit anfing und uns nöthigte, ihm zu kündigen, wobei wir ihm dann allerdings diese seine Vergangenheit unter die Nase rieben!“

„Das ist famos!“ rief einer der jungen Leute, der Sohn eines reichen Fabrikherrn; „ein ehemaliger Komödiant, und jetzt Bankier und bald Rittergutsbesitzer! Das sollte man

drucken lassen, zur Erbauung der Reactionnäre und Aristokraten, die er so geflissentlich aufsucht!"

"Bah, das ist nichts so Außerordentliches von einer Carriere," meinte ein Anderer; "es ist vielleicht nur eine Rolle, die er vorübergehend spielt wie eine andere; früher spielte er vielleicht Prinzen und Grafen; jetzt spielt er den Bankier und großen Industriellen!"

"Und spielt den Leuten das Geld aus der Hand, um damit an der Börse zu spekuliren," sagte Weißbrod beißend; "diese Rolle wird sicher bald Fiasco machen!"

"Um so mehr als es mit seinen Verhältnissen gar nicht so glänzend steht," fügte Reichhelm schadenfroh hinzu; "wenn er nicht bald wieder eine Unternehmung lancirt, welche ihm so viel Gewinn abwirft, wie der Schwindeln mit der Zuckerfabrik in Weidenbach, so wird die ganze Herrlichkeit bald ein klägliches Ende nehmen, und dann gute Nacht, Equipage, Reitpferd, Landgut, Rittergut und Soupers-fins! Wir drei, Weißbrod, Tzschörner und ich, kennen ja seine Verhältnisse genau, und ich kann nur sagen, daß ich seine ganze Geschäftspraxis für unsolid und ihn für einen verzweifelten Schwindler halte."

Otte war voll Entrüstung aufgesprungen und an den anderen Tisch getreten, wo diese Unterredung geführt wurde. "Vergeben Sie mir, meine Herren, wenn ich mich in Ihre Unterhaltung eindränge!" hub er, zu den anderen Herren gewendet, an, ohne die konkurrirende Firma der drei früheren Commis Auheims eines Blickes zu würdigen. "Angesichts der maßlosen Beschuldigungen, welche auf einen Mann gehäuft werden, dessen Brod ich esse, dessen Vertrauen ich genieße und dem ich Dank schulde, wäre es unverzeihliche Feigheit von mir, wenn ich hier schwiege. Ich fordere also die Herren Weißbrod und Reichhelm auf, sogleich alles zu widerrufen, was sie so eben über Herrn Leopold Auheim geäußert haben!"

"Mein Herrrrr! mit welchem Rechte führen Sie diese Sprache?" wallte Weißbrod auf; "wer sind Sie?"

"Mein Name ist Heinrich Otte, Buchhalter bei Hrn. Auheim," erwiderte dieser ruhig und festen Blickes; "Ihr Associé Reichhelm sollte mich kennen, denk' ich!"

"Ich habe nicht die Ehre Ihrer nähern Bekanntschaft," versetzte Reichhelm barsch; "aber ich möchte den Herrn Otte an den alten Spruch erinnern vom Horcher hinter der Wand..."

"Diese persönliche Injurie gegen mich wird anderwärts zu erledigen seyn, wo der Ort hiezu geeigneter ist," sagte Otte mit Würde; "die Mehrzahl der hier anwesenden Mitglieder der Gesellschaft wird mir nicht nur glauben, sondern auch bezeugen, daß ich unbewußt und unwillkürlich Zeuge dieser Unterhaltung war, die ich für undelikat und unpassend halte. Auch weiß ich genugsam, was ich den Satzungen dieser Gesellschaft schuldig bin, um mich durch einen Versuch, den Standpunkt dieser Unterredung zu verrücken, weder von meinem objektiven Gesichtspunkt verdrängen noch zu Persönlichkeiten hinreißen zu lassen. Ich verlange also Zurücknahme der leichtfertigen und kränkenden Anschuldigungen gegen meinen Brodherrn und seinen Ruf als Geschäftsmann, wenn ich nicht gezwungen werden soll, Herrn Auheim davon in Kenntniß zu setzen und ihm die Zuhörer zu nennen, welche er als Zeugen bei etwaigen gerichtlichen Schritten berufen kann."

"Mein Herr!" schrie Weißbrod, "wollen Sie die Thatsache leugnen, daß Auheim früher Schauspieler war?"

"Es fällt mir nicht ein, für etwas eine Lanze brechen zu wollen, was ich nicht weiß und was für mein Verlangen ganz unerheblich ist!" entgegnete Otte mit ruhiger Würde; "wenn Herr Auheim auch vielleicht kein guter Schauspieler war, so ist er doch ein gewandter Geschäftsmann, der sich durch Umsicht, Rührigkeit und Energie hinaufgearbeitet hat zu einer einflußreichen öffentlichen Stellung. Jene Eigenschaften aber sind Vorzüge, welcher jeder Gerechte und Billigdenkende anerkennen muß. Nicht was er unter dem Druck von äußeren Umständen war, sondern was er aus sich und durch sich geworden ist, sollte nach meinem Dafürhalten den Maßstab zu Beurtheilung eines Mannes abgeben, welcher doch ungewöhnliche Talente haben muß, um eine solche Stellung zu erreichen, und der daher die Prädikate eines 'verzweifelten Schwindlers' und einer 'unsoliden Geschäftpraxis' nicht verdient."

Ein beifälliges Gemurmel der unbetheiligten Zuhörer schien diese Ansicht Otte's zu unterstützen, und die Herren Weißbrod und Reichhelm waren etwas beschämt und betreten.

"Meine Herren," sagte der Kaufmann Werner, einer der angesehensten Exporteurs der Provinz, "ich trete der Ansicht dieses Herrn hier bei. Als Comité-Mitglied des 'Casino' fordere ich die Herren Weißbrod und Reichhelm auf, ihre ehrenrührigen Anschuldigungen zurückzunehmen oder den Streit anderwärts zu schlichten. Sie sind offenbar zu weit gegangen. Ein Mann von Ehre aber soll sich nicht schämen, dieß offen einzugestehen."

Weißbrod war sichtlich verlegen. "Ich bitte zu bemerken, Herr Werner, daß ich der Gegenwart des Herrn Auheim nicht zu nahe getreten bin, obschon ich allen Grund habe, demselben zu grollen."

"Und ich habe nur geltend zu machen," fügte Reichhelm hinzu, "daß ich von der Zeit rede, wo ich in Auheims Geschäft war, also von einer Zeit, von welcher dieser Herr hier gar keine Kunde hat, und daß ich meine Behauptungen zu beweisen unternehme."

"Und ich will nur beifügen, daß auch ich darüber manche Aufschlüsse geben könnte, welche ein sehr eigenthümliches Licht auf die fragliche Firma werfen dürften," sagte Weißbrod, etwas frecher werdend; "es handelt sich hier nur darum, den unberufenen Vertheidiger eines Abwesenden in die gebührenden Schranken zurückzuweisen."

"Dann ist der 'unberufene Vertheidiger'," erwiderte Otte gelassen, — "nur in der Lage, zu erklären, daß er ein solches Verfahren dieser Herren hier für höchst undankbar und unloyal halte, indem mir bekannt ist, daß die Träger der Firma Weißbrod u. Comp. schon zu der Zeit, wo sie noch Hrn. Auheims Brod aßen, hinter seinem Rücken gegen ihn konspirirten, und daß in den Händen eines hiesigen Justizkommissärs sich Papiere befinden, welche auf die Ehrenhaftigkeit gewisser Leute ein noch eigenthümlicheres Licht werfen. Nach meiner Ueberzeugung hat

Herr Auheim gewissen Leuten eine Rücksicht und Mäßigung angedeihen lassen, welche dieselben zu dankbarem Stillschweigen verpflichten sollte, denn der fragliche Fall würde vor den Gesetzen wohl ganz anders beurtheilt worden seyn. Dieß enthebt mich auch der Pflicht, hier weiter zu verhandeln.“ Damit wandte er mit einem bezeichnenden Blick den drei Partnern den Rücken.

Tzschörner kämpfte beinahe mit einer Ohnmacht, und die Spannung der Gemüther hatte einen solchen Grad erreicht, daß selbst die Gäste der Firma Weißbrod u. Comp. sich vermittelnd einmengten.

Otte hatte seinen Hut genommen und sich zum Weggehen angeschickt, da nahm ihn Herr Werner am Arme und begleitete ihn in ein anderes Zimmer. „Mein Herr,“ sagte er mit Wärme, „ich freue mich auf diesem Wege Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich halte Sie für einen braven Mann, dem ich gern die Hand drücke. Ich bin kein Gönner oder Freund Ihres Prinzipals, dessen Handlungsweise und Privatleben ich nicht billige; aber Sie haben sich seiner auf eine wackere würdige Weise angenommen und sich meine volle Achtung erworben. Ich wäre stolz darauf, solche Leute unter meinem Personal zu haben, und wenn Sie je im Fall sind, eine Aenderung zu wünschen, so erinnern Sie sich an Karl Werner, der solche Leute gebrauchen kann.“

Otte drückte bescheiden die ihm gebotene Hand, und stammelte einige Worte des Dankes.

„Ich hoffe, wir lernen einander noch näher kennen — besuchen Sie mich gelegentlich; es wird mich freuen, Sie in meiner Familie zu sehen,“ sagte Werner.

Otte versprach es und ging. Dieses Entgegenkommen eines bedeutenden angesehenen Mannes, der in der industriellen und merkantilen Welt wie in der Gesellschaft großer Achtung und ungemessenen Kredits genoß, war ihm angenehm und wohlthuend, denn keine Auszeichnung erfreut uns mehr, als diejenige, welche wir uns mit unserem Herzen verdient haben.

Die mühsam bewältigte innere Aufregung, welche dieser Auftritt in Otte hervorgerufen hatte, legte sich auf dem Heimwege, und ruhig wie immer trat er bei der Heimkehr in das Wohnzimmer der Familie Valentin, die sich so eben vom Abendbrode erhob.

„Ah, Sie kommen heute sehr frühe! Sie sollen uns nun auch den ganzen Abend schenken!“ sagte Käthchen; „wir feiern heute ein kleines Fest. Allons, Schwestern! nur rasch den Tisch aufgeräumt, denn unser kleiner Gast wird bald kommen.“

„Was haben Sie denn vor, meine Damen?“ fragte Otte verwundert.

„Ach, lassen Sie doch endlich die ‘Damen’ aus dem Spiele!“ rief Marie. „Das klingt ja ganz lächerlich ironisch für uns Mädchen von der Nadel! Nennen Sie uns schlechtweg Ihre Freundinnen!“

„Nun denn, also, was wollen Sie heute Abend treiben, meine Freundinnen?“

„Einen Leseabend halten, um den Geburtstag der kleinen Hedwig Schulz aus Schloppe zu feiern, welche Sie bisweilen schon hier gesehen haben,“ entgegnete Julie.

„Wer ist denn diese Hedwig Schulz? ich erinnere mich nicht, ihren Namen schon gehört zu haben.“

„Ei freilich!“ fiel Marie ein, „Sie erinnern sich doch gewiß des kleinen Mädchens, halb Kind, halb Jungfrau, welches Sie schon hier gesehen haben, denn Hedwig näht bei uns und hat schon manchmal hier Abendbrod gegessen.“

„Ach ja, das kleine Mädchen mit den kurzen pechschwarzen Locken und den dunklen Augen, die scheu und verschüchtert um sich blicken, — jetzt entsinne ich mich,“ erwiderte Otte; „was hat es denn für eine Bewandtniß mit dem Kinde?“

„Oh, das Kind zählt schon sechszehn Jahre oder darüber,“ sagte Käthchen lächelnd; „allein Hunger und Verkümmerung haben allerdings gemacht, daß sie klein genug davongekommen. Nun denn, Hedwig soll eine Verwandte von dem alten Maruschke seyn, welcher da nebenan den Knopfladen hat, und ist erst seit zwei Jahren bei ihm; aber der Alte ist entweder arm wie eine Kirchenmaus, oder (wie die Leute behaupten) ein ausgemachter Geizhals und Filz, bei dem das arme Kind Hunger leiden muß und häufig Schläge und Schelte bekommt; und da er nun will, daß Hedwig auch ihr Brod erwerben lerne und ihren kargen Unterhalt abverdiene, so hat Marie ihm versprochen, die Kleine in den feineren Arbeiten zu unterrichten und sie dann später durch Putzarbeiten zu beschäftigen. Und so kommt sie denn zuweilen auch Abends auf einige Stunden herüber, ist sehr fleißig und aufmerksam und anstellig, und wenn wir dann gerade etwas Besonderes zum Abendbrod haben, so behalten wir das arme Kind hier!“

„Daran erkenne ich wieder meine drei freundlichen Charitinnen,“ sagte Otte; „immer erbötig, fremdes Leid zu stillen!“

„Was wollen Sie denn, Otte? ist denn dieß ein Verdienst?“ rief Julie; „wenn man selber weiß, wie bitter Mangel und Noth thun, soll man da nicht Anderen auch gerne unter die Arme greifen? — zumal solch einem armen Wesen, das wie eine Aussätzige unter den Menschen herumgestoßen worden ist?“

„Wie so denn?“

„Die arme Hedwig hat schon viel von der Welt gesehen, ist in Ungarn, Polen, Rußland gewesen, dann nach dem Tode ihrer Eltern in ein Waisenhaus gesteckt worden, von wo sie nach der Konfirmation entlassen und in ihre Heimath befördert wurde, um in einen Dienst untergebracht zu werden, bis irgend ein Beamter ermittelte, daß die Verlassene noch einen Verwandten hatte in dem alten Maruschke nebenan, welcher nun von Amtswegen angehalten wurde, für sie zu sorgen, was er freilich sehr gegen seinen Willen gethan haben mag, denn er spricht von ihr nur in rohen bitteren Ausdrücken als von einem ‘fressenden Unterpfand’, von einem ‘unnützen Balg’ u. dergl.“

„Und ich versichere Sie, Otte,“ sagte Marie, „das arme Mädchen hat ein wirklich gutes Herz, wenn es auch in Folge von vielfacher Verbitterung und Mißhandlung ein wenig von Unkraut überwuchert und unter einer scheuen frostigen linkischen Außenseite versteckt ist. Käthchen z. B. hat ihr Herz ganz gewonnen, denn sie hat immer einige Aepfel oder Butterbrode für sie, die sie ihr heimlich zusteckt, und für welche die halb Verhungerte sehr erkenntlich ist . . .“

„Obgleich es anfangs viele Mühe kostete, Hedwig zu überreden, daß sie die kleinen Gaben annahm,“ fiel ihr Käthchen in die Rede; „denken Sie sich, lieber Herr Otte, die Kleine hatte soviel Selbstbeherrschung, daß ihr Stolz anfangs aus dem Kampf mit dem Hunger siegreich hervorging, bis ich ihr die Butterbrödchen in ihr Arbeitskörbchen zu verstecken wußte und sie liebreich überredete, sich gegenüber von mir, die ihre schmale Kost und eigenthümliche Lage kenne, nicht zu geniren, da ich ihr die kleinen Unterstützungen von Herzen gern gebe und sie dieselben ja durch ihre Arbeit für uns verdient habe. Und seither würde das gute Kind für uns alle durch das Feuer gehen.“

„Die Sache wird ja ganz interessant,“ sagte Otte lächelnd; „ich bin nun sehr begierig darauf, Ihren Schützling kennen zu lernen!“

„Sie kann jeden Augenblick kommen,“ meinte Marie; „Sie werden Ihre Freude an ihr haben. Das arme Ding ist entsetzlich vernachlässigt worden, aber voll natürlicher Anlagen und Fähigkeiten; alles was man ihr nur ein einziges Mal gezeigt hat, begreift sie, und alles was sie Andere machen sieht, lernt sie ihnen spielend ab. Und denken Sie sich, dieses unglückliche Geschöpf kann nicht einmal recht lesen und schreiben!“

„Unmöglich! Sie sagten ja, Hedwig sey in einem Waisenhause gewesen?“ rief Otte.

„Allerdings,“ versetzte Julie; „aber dieses Waisenhaus scheint in den Händen von Muckern und Pietisten gewesen zu seyn, die es für genügend erachteten, wenn die Kinder mechanisch nur eine Anzahl Bibelverse und geistliche Lieder auswendig lernten und recht viel Flachs und Wolle spannen oder im Felde arbeiteten, und da Hedwig wegen ihrer Anstelligkeit als Aufseherin der jüngsten Kinder verwendet ward, so scheint ihre Schulbildung dadurch noch gar vernachlässigt worden zu seyn. Nun war sie neulich zufällig hier, als wir uns Hauff's Märchen verlasen, und dieß gewährte dem armen Kinde eine solche Freude, daß sie vor Jubel und Entzücken ganz aus sich heraustrat und wie verwandelt erschien. Und um ihr nun einen fröhlichen Abend zu bereiten, haben wir ihr auf den Vorabend ihres Geburtstags einen Kuchen gebacken und einen Leseabend angeordnet; und nun sollen Sie mit von der Parthie seyn, denn es wird Sie amüsiren, das herzinnige Vergnügen der Kleinen zu beobachten.“

„Stille, stille! sie kommt eben!“ flüsterte Käthchen, die mit dem Kuchen in der Hand hereinkam.

Nach bescheidenem Pochen trat Hedwig ein, und war etwas befangen und verlegen. „Weil Sie denn so gütig gegen mich waren, meine Damen,“ sagte sie stammelnd, „so bin ich so frei . . .“ Da ward sie Otte's ansichtig, erschrack und verstummte.

„Bah, fürchten Sie sich nicht vor ihm, mein Kind,“ sagte Julie; „es ist Herr Otte, unser Hausgenosse und Freund, der es auch mit Ihnen gut meint.“

„Und Ihnen gerne nützlich seyn möchte, wie und wo er kann,“ fügte Otte hinzu und reichte ihr die Hand; „wir werden uns hoffentlich bald besser kennen lernen!“

Hedwig reichte ihm zögernd eine kleine feingebaute Hand, deren edle Formen selbst die rauhe Haut, die Folge harter Arbeit, nicht maskiren konnte, und schlug einen Moment ihr scheues Auge furchtsam und prüfend zu ihm auf, und was sie da sah, mochte sie beruhigen, denn ein flüchtiges schwaches Lächeln zuckte über ihr hageres Gesicht und verklärte es wunderbar, und sie stammelte: „Gott lohne es Ihnen, mein Herr!“

„Hedwigchen, wie alt werden Sie morgen?“ fragte Käthchen, die sich an dem Büffetschrank in der Zimmerecke zu schaffen machte.

„Siebzehn Jahre, Fräulein Käthchen,“ war die scheue Antwort.

„Siebzehn? ah, also noch ein Kerzchen!“ murmelte Käthchen; „so, nun brennen sie alle, und hier, mein Herzchen,“ fuhr sie fort und wandte sich rasch mit der Kuchenplatte, deren Rand mit siebzehn brennenden Wachskerzchen besteckt war, zu dem Mädchen, — „so überreiche ich Ihnen denn einen Geburtstags-Kuchen mit unser Aller herzlichsten Glückwünschen und in der Hoffnung, daß es Ihnen fortan recht wohl gehen möge!“

„Und ich habe Ihnen hier ein kleines Mäntelchen zurechtgemacht, mein Kind, damit Sie nicht mehr in dem knappen verschossenen Umschlagetuch auszugehen brauchen, das für Sie viel zu klein ist,“ sagte Marie.

„Und ich erlaubte mir, Ihnen eine wollene Kapuze zu häkeln, mein liebes Kind, damit Sie nicht mehr so frieren auf Ihren Gängen in der Stadt!“ sagte Julie und überreichte ihr Geschenk ebenfalls.

Hedwig war wie überwältigt von diesen Beweisen von Liebe, welche ihr so ungewohnt und unerwartet kamen, und brach vor tiefer Rührung in ein lautes krampfhaftes Weinen aus, was sie jedoch nicht hinderte, im wärmsten Erguß von Dank die Hände ihrer Wohlthäterinnen mit Thränen und Küssen zu bedecken, welche diesen selbst das köstliche Naß des Mitgefühls in die Augen trieben. Otte war ein stummer, aber nicht unbewegter Zuschauer dieses Auftritts; er fühlte die innigste Theilnahme für dieses verwahrloste, in Lieblosigkeit groß gewordene Mädchen. Hedwig war für ihr Alter klein und hager, noch ganz unentwickelt; die schmalen eckigen Schultern und der flache spitze Brustkasten, die hageren Arme und der dünne Hals deuteten genugsam an, daß Hunger und Gram und ungenügende Pflege die körperliche Entwickelung des armen Kindes gehemmt hatten. Die Züge des Gesichts waren eher noch kindisch und ebenfalls unentwickelt, aber scharf und etwas düster; der Blick hatte etwas Scheues wie bei einem Raubthier oder einem geprügelten Hunde; aber wenn Hedwig lächelte, so leuchtete wirklich ein Strahl von jugendlicher Anmuth in ihrem Gesichte auf, und ihre großen dunklen Augen waren dann voll Seele, ihre hohe Stirne von einer seltenen Intelligenz verklärt.

Käthchen setzte noch einen Topfkuchen und Theegeräth auf den Tisch und schenkte ein; Hedwig ward freundlich genöthigt, ihren Thee zu trinken und ein großes Stück Topfkuchen zu verzehren, und trotz der Selbstbeherrschung, welche sie sich auf-

erlegte, sah man doch, daß sie hungrig und ihr diese Labung willkommen war. Otto war auf einige Augenblicke aus dem Zimmer getreten, um das hungrige Kind nicht zu geniren, und als er zurückkehrte, brachte er ein Exemplar von Grimm's Kinder- und Hausmärchen in einer hübschen kleinen Taschenausgabe, welche er Hedwig verehrte, damit sie, wie er sagte, von ihm nicht leer ausgehe. Sie dankte ihm mit feuchten Augen, in denen eine unaussprechliche Freude glühte, denn es war, wie sie sagte, ihr erstes Buch. Hierauf ward vorgelesen aus den Hauff'schen Märchen, und Hedwig saß da mit gesenkten träumerischen Augen, strickte lebhaft und wagte nicht aufzublicken, um nicht ihre Aufmerksamkeit theilen zu müssen, aber auf ihren beweglichen Zügen spiegelten sich alle Affekte, welche das Gehörte in ihr anregte. Otto verwandte kein Auge von ihr, und selbst als er nach einer Weile Julien das Buch abnahm, um vorzulesen, weil er ja allein der müßige Hörer sey, wußte er so zu lesen, daß es eher klang, als ob er das Märchen vom kalten Herz, von dem Kohlenmunkpeter und Schatzhäuser im düstern Tannenwald, erzählte. Und siehe da, diese lebendigere Art von Vortrag übte alsbald auf Hedwig eine andre Wirkung: sie blickte auf, und hielt ihre dunklen großen Augen unverrückt auf den Erzähler gerichtet, als wollte sie ihm jedes Wort von den Lippen absehen, und folgte mit ganzer Seele jeder Biegung seiner wohlklingenden, dramatisch lebhaft vortragenden Stimme.

Nachdem nun mehre Märchen vorgelesen waren, fragte Otto Hedwig: wie ihr diese gefielen und was sie von denselben dächte?

„Oh," sagte sie, „ich kann gar nicht sagen, wie gut sie mir gefallen! sie kommen mir vor, wie lange schöne, glückliche Träume. Man weiß daß solche Dinge nicht wahr sind, aber sie thun Einem doch im Innern wohl; man ist wie in eine andre, schönere Welt versetzt. Und ist's auch zu Ende und man weiß, daß solche Dinge nicht wahr sind, so denkt man doch gern daran und freut sich noch lang hinterher, wie über einen schönen Traum."

„Und Sie haben solche Bücher nie gelesen?" fragte Otto.

„Nie; ich wußte nicht, daß es auch solche Bücher gebe," versetzte sie; „im Waisenhause hatten wir nur das Gesangbuch, die Bibel, das Spruchbuch, den Katechismus und das Lesebuch. Und in der Bibel stehen zwar auch schöne Geschichten, und im Lesebuch war von allerhand Dingen die Rede: von Thieren und Bäumen und Steinen und von der Schöpfung und von fremden Ländern und wie es dort aussehe; aber das wußte man bald auswendig und war nicht so schön wie diese Geschichten."

„Und hat Ihnen Ihre Mutter nie solche Geschichten erzählt, als Sie noch klein waren und auf ihrem Schoos saßen?"

„Oh doch, doch!" versetzte Hedwig mit leuchtenden Augen; „und ich weiß noch heute manche davon: vom Schneewittchen und den Zwergen; vom Rothkäppchen und seiner Großmutter, von dem Manne dem nicht gruseln wollte... Ach, diese Geschichten waren gar zu schön, und Mutter erzählte sie mir, wenn wir unterwegs waren und miteinander vorne im Coupé des großen Karawanenwagens saßen und über die endlosen Straßen und Ebenen hinfuhren, und ich ungeduldig wurde."

„Und wo reisten Sie denn damals und weßhalb dann in einem solchen Wagen?" fragte Otto.

„Wir zogen in allen möglichen Ländern herum, wo der Vater Vorstellungen gab als Taschenspieler und in der höhern Magie und ich selber mitspielen mußte und manchmal geköpft wurde. Aber eines Tags starb meine Mutter in einer fremden Stadt — Lemberg nannten sie sie, — und ich bekam eine andre Mutter, die mich knuffte und schlug, und ich durfte nun nicht mehr mitspielen, als etwa die Uhren und Ringe und Eier den Zuschauern in die Taschen stecken, und als wir 'mal nach der Stadt P. kamen, starb der Vater an der Cholera, und alles ward verkauft: die beiden Braunen, der Karawanenwagen, die Apparate, die Garderobe; und eines Morgens lag ich allein auf einer Schütte Stroh in einer Dachkammer, und die böse Mutter war fort, und ich weinte vor Kälte und Hunger. Ich weiß nicht mehr wie lange ich so in der finstern Kammer gelegen, bis mich Leute fanden, die mich auf die Straße werfen wollten. Da kam eine alte Frau dazu, nahm sich meiner an, und führte mich zu einem Herrn Pfarrer, und nach einigen Tagen ward ich in die Anstalt zu W. gebracht, zu den verwahrlosten Kindern, wo ich vier Jahre blieb, bis ich konfirmirt war, und man mich eines Tages von einem Gendarmen nach B. bringen ließ, wo ich acht Tage im Armenhaus unter garstigen Leuten verweilte, bis man mich durch eine alte Frau hieher führen ließ zum alten Herrn Maruschke, von dem sie mir sagten, daß er mein Großvater sey, obschon er dieß immer für eine Unwahrheit erklärt."

„Und Sie sind nun mit Ihrem Zufluchtsorte bei dem alten Herrn versöhnt?" fragte Otto theilnehmend; „Sie sind mit seiner Behandlung zufrieden?"

Hedwig sah ihn aus ihren großen sprechenden Augen groß an und erwiderte erst nach einer Weile: „Er hat mir eine Heimath gegeben, er theilt sein karges Brod mit mir, er hat nicht immer Scheltworte für mich, sondern zuweilen streichelt er mir auch die Wange und das Haar und nennt mich sein armes gutes Kind, und spricht von meiner Aehnlichkeit mit seiner Tochter, die nun schon lange todt sey und die er verflucht und verstoßen habe. Er ist arm, sein kleiner Laden trägt ihm wenig ein, und die Leute höhnen ihn noch und nennen ihn einen Geizhals. Er muß sich vielleicht manches versagen, was seinem Alter wohlthätig wäre, weil er nun auch noch für mich zu sorgen hat. Darum möcht' ich bald ein Stück Geld verdienen können, um ihm beizustehen und ihm manches zu bieten, was er sich selber versagt."

„Und dieß ist Ihr einziger Wunsch, mein gutes Kind?" fragte Julie.

Hedwig schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf und die Thränen drangen ihr in die dunklen Augen. „Ach, ich hätte wohl noch einen andern Wunsch," entgegnete sie mit einem tiefen Seufzer; „aber davon kann ja nicht die Rede seyn; das geht ja nicht!"

„Nun? und worin besteht denn dieser Wunsch, liebe Hedwig?“ fragte Käthchen.

„Ich möchte lernen; recht viel lernen!“ rief das junge Mädchen mit einer Heftigkeit, in welcher das ganze Ungestüm ihres leidenschaftlichen Charakters hervorbrach; „ach, ich bin so dumm noch, so albern; ich kann nicht einmal gut lesen, und was meine Schrift ist, das sind abscheuliche ungelenke Krakelfüße! Ich möchte so schön vorlesen können, wie der Herr da, und so gewandt schreiben, wie Fräulein Julie, und möchte all das Zeug lernen, was die kleinen Fräuleins lernen, welche in das Fräuleinstift zur Schule gehen, möchte singen lernen und Klavierspielen und Guitarre und Harfe, wie meine arme Mutter spielte! Aber ach, das kann ja alles nicht seyn! Das ist dumm Zeug, so 'was zu wünschen, und ich muß eben ein thörichtes Ding bleiben!“

„Mit nichten, mein Kind, das können Sie alles noch lernen, wenn Sie etwas Eifer und Ausdauer haben!“ sagte Otte.

Sie blickte rasch zu ihm auf und sah ihn erstaunt an. „Wie so denn? wie sollt' ich das machen ohne dieses?“ fragte sie lebhaft und machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Daumen und Zeigefinger; „kostet das nicht Geld, und woher sollt' ich Geld nehmen für Bücher und Unterricht? Am Eifer sollt' es nicht fehlen! Tag und Nacht würd' ich nur an meine Aufgaben denken!“

„Das Geld ist nicht nothwendig, mein Kind!“ erwiderte Otte; „gesetzten Falls, die Fräulein Valentin und ich würden uns abwechselnd dazu hergeben, Ihnen Abends Unterricht zu ertheilen, glauben Sie von uns nicht genug erlernen zu können?“

„Sie? Sie mich unterrichten?“ schrie Hedwig auf, und ihre ganze Seele lag in diesem Tone. „Oh, das wäre schön, das soll Ihnen Gott lohnen! Und wie wollte ich fleißig und aufmerksam seyn! O Gott, o Gott, wie gütig von Ihnen! — Aber nein, es kann ja nicht seyn,“ setzte sie sogleich entmuthigt hinzu; „das geht ja nicht! am Abend muß ich stricken und nähen für den — für Herrn Maruschke, damit ich sein Brod nicht umsonst esse. Wie könnt' ich da Stunden nehmen, auch wenn Sie mich unentgeltlich unterrichten wollten?“ Und die hellen Thränen der Enttäuschung liefen ihr unter lautem Schluchzen über die Wangen.

„Na, mein Herzchen, man nur nicht gleich verzweifelt!“ sagte Käthchen verweisend, umarmte Hedwig und drückte ihr einen innigen Kuß auf die Wangen. „Da will ich zuvor auch ein Wörtchen drein reden. Unterricht geben kann ich nicht, mein liebes Kind; dazu bin ich zu dumm und ungeschickt; aber für Dich arbeiten kann ich, für Dich nähen und stricken, während Dir der Herr da und die Schwestern Unterricht geben, und Papa Maruschke'n will ich schon dazu bewegen, daß er Dich Abends zu uns herüber läßt, weil er dadurch Feuer und Licht erspart, und von den Unterrichtsstunden braucht er ja vorerst noch nichts zu wissen.“

Dieser Vorschlag leuchtete der kleinen Hedwig so sehr ein, daß sie ihn mit dem innigsten Entzücken aufgriff und sich vor Dankbarkeit und Freude kaum zu fassen wußte. Sie küßte den Fräulern Valentin die Hände, und drückte Otte's Rechte an ihr Herz und weinte darauf vor Freude; und als sie nach zehn Uhr mit ihrem Kuchen und ihren Geschenken nach Hause ging, hüpfte das junge Herz ihr im Busen vor Freude — es war ihr, als schaute sie in ein neues Leben hinein.

Otte aber hatte wenig Mühe, Julien und Marien für sein Projekt zu gewinnen. Es ist ja ein Grundzug im Charakter der Frauen, ihr Glück in Beglückung Anderer zu suchen, und Otte und die Schwestern legten sich diesen Abend mit dem Bewußtseyn nieder, eine Seele glücklich gemacht zu haben.

5.

Als am andern Morgen Herr Auheim in sein Geschäftslokal trat, ging er raschen Schrittes und mit einer gewissen feierlichen Miene auf Otte zu, ergriff seine Hand, die er lebhaft drückte, umarmte ihn mit sehr großer Effusion zum Erstaunen der beiden Kommis und des Kassendieners und sagte: „Sie sind ein wackerer edler Mensch, lieber Otte! Der Auftritt von gestern Abend im Casino .... Ihr unerschrockenes Auftreten gegen zwei nichtswürdige undankbare Menschen.... die rührige muthige Weise, womit sie mich vertheidigten.... das alles hab' ich erfahren und es hat mich tief gerührt und Ihnen auf Lebenszeit zu Dank verpflichtet! Sie haben an mir gehandelt wie ein Freund, nicht wie ein Miethling. Auheim ist kein Undankbarer — er weiß dieß zu schätzen. Von heute an stehen Sie meinem Herzen nahe, lieber Otte! Von heute an verdopple ich Ihr Salär! — Ja, staunt nur,“ wandte er sich dann an die verwunderten Zuhörer. „Nehmt euch diesen Mann hier zum Muster, der gestern an einem öffentlichen Ort mit eigener Gefahr für mich eine Lanze gebrochen hat, als diese elenden Bursche: Weißbrod und Reichhelm, mich hinter meinem Rücken verlästerten! Nehmt euch ein Exempel daran!“

Otte war diese Scene peinlich, obschon er wußte, daß Auheim alles mit etwas Ostentation und theatralischem Pathos that, und er lehnte bescheiden den Dank seines Prinzipals und die Gehaltserhöhung ab, mit dem Vorgeben, er habe nur seine Schuldigkeit gethan. Aber Auheim bestand auf beidem, zumal er ohnedem schon längst mit dem Gedanken umgegangen sey, Otte's Leistungen besser zu honoriren, und er eigentlich nur diese Gelegenheit wahrnehme.

So ließ sich denn Otte die Sache gefallen und ging in aller Ruhe seinen Geschäften nach, während der kleine Auheim noch lange und breit sich über diesen Gegenstand erging, und überhaupt in einer ungewöhnlich gehobenen Stimmung oder fröhlichen Aufregung erschien. Gegen Mittag streckte er den Kopf in's Comptoir herein und rief: „Otte, noch auf ein Wort, ehe Sie die Kasse schließen! Ich habe mit Ihnen zu reden, bevor Sie zu Tische gehen! — Nehmen Sie Platz, Freundchen; ich habe Ihnen einige wichtige Mittheilungen zu machen,“ fuhr er dann fort, als Otte in sein Privatkabinet getreten war, stellte seinen kleinen Fuß auf das Kamingitter, lehnte sich mit der Schulter an den Kaminsims und steckte die Linke in die Hosentasche, während die mit mehreren werthvollen Ringen gezierte rechte Hand mit dem dicken Uhrgehänge spielte.

Otte hatte erwartungsvoll sich auf einen Stuhl niedergelassen und fixirte den kleinen Prinzipal.

„Ich gedenke meiner Zukunft eine solide Grundlage zu geben, lieber Otte, und möchte mit Ihnen darüber Rücksprache nehmen,“ hub Auheim dann von Neuem an. „Es ist von jeher, glaub' ich, unter Geschäftsleuten Sitte gewesen, von Zeit zu Zeit etwas von ihrem Gewinn aus dem Geschäft zu ziehen und in Grundbesitz solid anzulegen, damit er zu Gunsten der Familie den Wechselfällen des Handels entzogen werde. Wenigstens machen es die großen Bankiers in England und allerorten so. Da ich ferner mit dem Gedanken umgehe, mich demnächst zu verheirathen, so ist diese Idee mit einer gewissen Nothwendigkeit an mich herangetreten, die Sie gewiß billig finden werden. Um mich also kurz zu fassen, Otte,“ fuhr er fort, als dieser stumm mit dem Kopf nickte, „bin ich im Begriff, ein größeres Landgut zu kaufen, und zwar das Rittergut Strahlenberg....“

„Strahlenberg?“ fragte Otte lebhaft; „ein Rittergut, das zu mindestens 160,000 Thalern geschätzt ist?“

„Ganz richtig — eher noch etwas höher, aber es wirft auch einen schönen Ertrag ab, lieber Otte. Ich habe mit dem Kammerrath v. Magnus darüber gesprochen, welcher ein Gutsnachbar von Strahlenberg ist, und er räth mir sehr zu dem Kauf. Die Ostbahn ist erbötig, eine Station auf dem Grundstück von Strahlenberg anzulegen, wenn man ihr die Area dazu gratis abläßt, und die Sache hat ihre unleugbaren Vortheile. Darum bin ich wirklich geneigt dazu, um so mehr als die Anzahlung auf das Gut nur etwa ein Drittel der Kaufssumme erfordert. Richten Sie sich also mit Ihrer Kasse darauf, mir bis Ende des nächsten Monats baare sechszigtausend Thaler zu beschaffen!“

„Sechszigtausend Thaler!?“ rief Otte erschrocken; „Herr Auheim, das ist unmöglich! Bedenken Sie, eine solche Summe aus dem Geschäft zu ziehen!...“

„Bah, ich sehe keine Unmöglichkeit, Otte! Sie haben schon mehr fertig gebracht!“ rief Auheim leichthin. „Ich bin nun einmal fest entschlossen, daß das Rittergut Strahlenberg mein werden soll. Ich habe mich gerade auf dieses Gut kapricirt. Und halten Sie etwa das Geld nicht für solid genug angelegt?“

„Oh nicht doch,“ versetzte Otte; „hieran zweifle ich nicht im mindesten, Herr Auheim; aber ich möchte nur zu bedenken geben, daß sie in den letzten Monaten schon allzuviel in Liegenschaften gesteckt haben, und daß Zeiten kommen können, wo wir das baare Geld bitter nothwendig haben würden, um die Depositengelder unserer Gläubiger heimzubezahlen.“

„Dann werden wir ohne Mühe wieder Geld auf das Gut bekommen können, das unter meiner Hand meliorirt werden und bald einen größern Werth haben soll,“ sagte Auheim trocken und entschieden. „Kurzum, es bleibt dabei, es muß das Geld herbeigeschafft werden, denn unter uns gesagt, ich habe Herrn v. Magnus bereits schriftliche Vollmacht gegeben, Strahlenberg für mich zu kaufen!“

„Herr Auheim, das wird Ihr Ernst nicht seyn!“ rief Otte erschrocken; „Sie scherzen mit mir!“

„Ich? Gott soll mich bewahren!“ rief Auheim und warf sich in die Brust; „war mir in meinem ganzen Leben nie ernsthafter zu Muthe, als in diesem Augenblicke. Ich habe mir die Sache erwogen; ich will es durchsetzen, wie ich schon mehr durchgesetzt habe. Ich will diesen Leuten hier zeigen, was der sogenannte ‘Komödiant’, der ‘Direktor des Meerschweinchen-Theaters’, der ‘Winkelbankier’ wie sie mich an der Börse nennen, vermag! Ich will es durchsetzen, sag' ich Ihnen, Otte; ich will dem Völkchen zeigen, was an dem Auheim ist. Und kann ich es nicht mit gutem Gewissen? Hab' ich nicht an den Weidenbacher Aktien einen Nettogewinn von mindestens dreißigtausend Thalern gehabt? Und glauben Sie, Otte, hier, in diesem Kopfe, steckten nicht noch mehr gute Ideen, die wieder Geld bringen werden? Ist mir denn seither nicht beinahe Alles geglückt?“ setzte er gespreizt hinzu.

„Ihr Wort in Ehren, mein bester Herr Auheim,“ entgegnete Otte ernsthaft und sehr bedenklich; „aber ich dächte, Sie sollten doch nicht allzusehr auf das Glück bauen! Die Fortuna ist launenhaft, und besser zuvor bedacht als hernach bereut. Schreiben Sie, telegraphiren Sie an den Herrn Kammerrath, um den Auftrag zurückzunehmen!“

„Geht nicht an, mein Lieber! ich habe meine besonderen triftigen Gründe dazu,“ sagte Auheim mit ruhiger Entschlossenheit. „Die Welt hat mich herausgefordert, — ich nehme den Handschuh auf!“

„Verzeihen Sie, Herr Auheim, das versteh ich nicht; was soll ich mir denn darunter denken?“

„Mein Gott, Otte, Sie sind aber ungeheuer schwer von Begriff! Sagen Sie mir einen einzigen vernünftigen Grund, warum ich es nicht thun sollte? Thun es denn Andere nicht auch? und kochen jene nicht auch blos mit Wasser?“

„Mit Verlaub, Herr Auheim; das ist eigentlich gar kein Grund,“ sagte Otte mit Wärme. „Glauben Sie mir, Sie spielen mit diesem Projekte Va-banque. Sie schwächen durch diesen Kauf Ihre Kasse und Ihren Kredit, und es ist zu einem solchen Kaufe, der nur unangenehmes Aufsehen in der Geschäftswelt machen wird, auch nicht die mindeste äußere Nöthigung vorhanden. Sie sind ja bei einiger Mäßigung jetzt schon auf dem besten Wege zu einer ehrenhaften Unabhängigkeit und gesicherten Zukunft. Die Geschäfte gehen vortrefflich, Ihre Spekulationen auf Liegenschaften haben Erfolg; wenn Sie heirathen wollen, dürfen Sie in den besten und geachtetsten Häusern der Stadt anpochen, und werden sich durch die Verbindung mit einer hiesigen Familie nur noch fester stellen. Wofür denn also wagen, wo gar keine äußere Nöthigung dazu da ist?“

Auheim war während dieser sanften Vorstellung seines Faktotums unruhig im Zimmer auf und abgegangen, wie Einer, der das Vernünftige und Begründete einer solchen Auseinandersetzung einsieht und doch sich in hartnäckiger Verblendung dagegen sträubt. „Mein Gott, ja doch, lieber Otte!“ sagte er endlich mit einer fieberischen Hast; „unter gewöhnlichen Umständen möchten Sie ganz recht haben; aber meine Verhältnisse sind ungewöhnliche, ausnahmsweise....“

„Das sehe ich nicht ein, Herr Auheim!“

„Jenun, Otte, nichts für ungut, denn Sie zwingen mich

zur Offenheit!“ fuhr Auheim beinahe unwillig auf; „Sie sind ein ganz geschickter Arbeiter, fleißig, zuverlässig, erfahren, umsichtig, das gebe ich alles gerne zu. Aber es fehlt Ihnen an Phantasie, an Schwung, an Elasticität des Geistes, an einem gewissen großartigen Pli....“

Otte lächelte bitter und fiel ihm in die Rede mit den Worten: „Ich danke Ihnen für das schmeichelhafte Zeugniß, Herr Auheim — in der That das größte Lob, was Sie mir spenden können, ist daß ich keine Phantasie habe. Die Phantasie, der ideale Schwung, sind die gefährlichsten Feinde des Kaufmanns, der vor Allem ruhig, besonnen und überlegt seyn und sich die Tragweite jedes Schrittes wohl überlegen soll. Und da Sie mich bis jetzt noch immer nicht überzeugt haben, so kann Sie mein hartnäckiger Widerstand gegen Ihr Projekt nicht wundern!“

„Wohlan, so sollen Sie Alles erfahren, denn endlich werden Sie mich doch wohl begreifen,“ versetzte Auheim ungeduldig; „aber wohlgemerkt, was ich Ihnen da sage, muß streng unter uns bleiben. Gestern auf der Börse redete mich Kammerrath v. Magnus an, welcher zum Abschluß hier war, und ich ging mit ihm in die ‘Goldne Gans’ zur Table-d’hote; er stellte mich seiner Frau und Tochter vor, einem reizenden, liebenswürdigen, feinen Mädchen, Otte! einem wahren Engel, sag’ ich Ihnen, einem Engel wie ihn das Buch aufweist: pikant, graziös, munter, schelmisch, gebildet, bezaubernd — mit Einem Worte, Otte, Fräulein Leonie hatte mir’s förmlich angethan. Ich unterhielt mich vortrefflich mit den beiden Damen, und verhehlte den Eindruck gar nicht, welchen Fräulein Leonie auf mich machte. Ja, ich darf Ihnen sogar ohne Ruhmredigkeit gestehen, Otte, daß die Art und Weise, wie ich von den Eltern und Leonie aufgenommen ward, mich zu einigen Hoffnungen berechtigte. Kurzum, wir fuhren am Nachmittag zusammen aus, die Damen nahmen am Abend Plätze in meiner Loge an, um die Ney als Norma zu hören, und ich saß noch spät am Abend mit dem Kammerrath bei einem Fläschchen Johannisberger in der ‘Ressource’ zusammen, als der Auskultator v. Breidt hereintritt und — offenbar in der Absicht mich zu demüthigen, — mir den Vorfall im Casino so erzählt, wie er ihm so eben in einer Konditorei von Augenzeugen erzählt worden war. Im Nu hat sich eine ganze Galerie von neugierigen Zuhörern um uns versammelt; ich sehe überall nur in schadenfrohe Augen, die sich in heuchlerischen Ach! und Oh! und Pfui! und ähnlichen Exclamationen ergehen. Sie können sich denken, daß ich wie auf Nadeln saß, — wie am Pranger! Aber ich mußte doch etwas sagen, und so eröffnete ich den Herren denn offen, daß ich allerdings in meinen Jünglingsjahren, von einer tollen Anwandlung und Selbsttäuschung übermannt, Schauspieler geworden und mit einer wandernden Truppe herumgezogen, aber über meine Befähigung und über diese Zustände bald enttäuscht worden sey und mich von diesem Stand losgesagt habe, um im Ausland, in England und Amerika, mich wieder meinem frühern Beruf zu widmen, und schloß mit der Aufforderung: jeder welcher in seiner Jugend keinen dummen Streich begangen habe, möge nun einen Stein auf mich werfen. — Ich war noch sehr in Sorge über den Erfolg dieser meiner Mittheilung, als sich der Kammerrath in’s Mittel schlug und seine Ueberzeugung dahin aussprach: daß in der Thatsache meines Schauspielerlebens um so weniger etwas Herabwürdigendes für mich liegen könne, als ich ja hinlänglich bewiesen habe, wie das Zeug zu etwas besserem in mir liege, und mit der Versicherung schloß, er für seinen Theil achte mich jetzt nur um so höher, und sey überzeugt, daß ich mit Zeit und Weile noch alle meine Neider unter die Füße treten und meinen bedeutenden Weg in der Welt machen werde. Und um gleichsam meinen Gegnern und Verleumdern ein Paroli zu bringen,“ fuhr Auheim fort, den die Erinnerung an diesen Auftritt sichtlich noch immer angriff, „und da ich unmittelbar vor diesem Zwischenfall mit einigen Rittergutsbesitzern über die Absicht, mich irgendwo anzukaufen, gesprochen und wir die Bonität verschiedener verkäuflicher Güter erörtert hatten, äußerte ich nun: ich werde mich wahrscheinlich für Strahlenberg entscheiden. Allerdings war es anfangs nicht mein Ernst; allein als mich Herr v. Magnus beim Worte nahm und seine Vermittlung anbot, und mir die anderen Herren lebhaft zuredeten und einen sehr günstigen Gelegenheitskauf in Aussicht stellten, so schlug ich am Ende wohl oder übel zu, und gab Herrn v. Magnus den Auftrag, um dessen schriftliche Bestätigung er mich diesen Morgen anging. Und so bin ich denn zu der Sache gekommen, wie — wie der Blinde zur Ohrfeige.“

„Aber nehmen Sie mir’s nicht übel, Herr Auheim, das war doch eigentlich leichtsinnig!“ sagte Otte ernst. „Ein Kauf von 180,000 Thalern ist doch kein Pappenstiel!“

„Allerdings, aber es galt meine Ehre, meinen Kredit, meine Zukunft zu retten und meine Neider und Feinde zu verblüffen, Otte. Ich weiß, daß ich ein Wagniß eingegangen habe, aber wer nicht wagt, gewinnt nicht! Man muß dem Glück immer eine Thüre öffnen, und die Sache kam mir so wie eine förmliche Eingebung von oben!“

Otte schüttelte den Kopf. „Nichts für ungut, Herr Auheim, aber mich dünkt, es war eher eine Eingebung des Stolzes! Und Stolz ist ein sehr schlechter Rathgeber. Aber es wäre ja immer noch Zeit, den Auftrag zurückzunehmen. Herr v. Magnus kann noch nicht zu Hause seyn; ein Telegramm, das ihn zu Hause erwartete....“

„Genug davon! die Würfel liegen einmal, und ich hoffe es ist ein guter Pasch!“ sagte Auheim streng. „Wenn Sie mich nicht erzürnen wollen, äußern Sie kein Wort weiter. Können Sie nicht die nöthige Kasse herbeischaffen, so muß ich die Sache selber in die Hand nehmen. Bedenken Sie, daß ich das Risico trage.“

Otte verbeugt sich stumm. „Ich will das Meinige thun,“ sagte er; „aber wenn ich mir einen Rath erlauben darf, Herr Auheim, so negoziiren wir mit irgend einem großen Geldinstitut, um den Rest der Kaufsumme in Annuitäten zu verwandeln, und einen großen Theil der Anzahlung anderwärts wenn auch gegen hohe Zinsen, auf zweite Hypothek zu borgen!“

„Davon später!“ sagte Auheim kurz; „die Hauptsache ist

nur die Beischaffung des Geldes; alles Andere findet sich später! — Haben Sie noch etwas auf dem Herzen, Otte?"

„O ja, wenn Sie mir ein ehrlich und treugemeintes Wort nicht verdenken wollen, Herr Auheim!" versetzte Otte treuherzig und eindringlich. „Ich bin weit entfernt, mich zum Richter Ihrer Handlungsweise aufzuwerfen, denn Sie sind mein Brodherr und ein sehr kluger Mann. Aber ich meine unmaßgeblich, Sie seyen in einem falschen trügerischen Fahrwasser. Herr v. Magnus ist zwar ein reicher Mann, aber er steht nicht im besten Rufe . . ."

„Stille, Otte; bedenken Sie, daß ich eine engere Verbindung mit diesem Mann anstrebe!"

„Eben darum, Herr Auheim! warum wollen Sie der bürgerlichen Sphäre den Rücken wenden, welche Ihnen eine so gesicherte Zukunft verheißt? warum sich in Kreise drängen, welche . . ."

„Sie sind ein Thor, ein engherziger Mensch, Otte! Sie begreifen nicht, daß man nach dem Höchsten streben muß, wenn man das Glück einmal beim Schopfe hat! Ich habe meinen Plan reiflich erwogen und werde mein Ziel konsequent verfolgen. Eine Verbindung mit Magnus, dem Besitzer von zwei Rittergütern, dem rührigen Industriellen, dem erfahrenen glücklichen Spekulanten, hebt mich höher als irgend eine gute Parthie aus den hiesigen philisterhaften Kreisen. Lassen Sie mich ruhig meinen eigenen Weg gehen, wie ich ihn seither gegangen!"

„Wohlan, so will ich schweigen und gehorchen!" sagte Otte, und ging, aber mit schwerem besorgtem Herzen. Ihm war zu Muthe, als trüge er selber das ganze Wagniß von Auheims kühner, ja leichtfertiger Spekulation.

(Fortsetzung folgt.)

Eine preußische Handelsstadt.

Skizzen von A. Godin.

1. Stettin.

Die nachstehenden flüchtigen Schilderungen machen keinen andern Anspruch, als den, mit Treue wiederzugeben, was sich einer Süddeutschen, und wie es sich ihr, während eines auf wenige Jahre beschränkten Aufenthaltes in Stettin, eingeprägt hat. Nur das, was einer unserer Schriftsteller so bezeichnend „die Poesie der Erscheinung" nennt, konnte der Verfasserin Auffassung, wohl auch ihrem Urtheil zugänglich sein, und von diesem Gesichtspunkte aus mögen die folgenden Skizzen betrachtet werden, die wenigstens die Berechtigung subjektiver Wahrheit in sich tragen.

Als ich vom Rheine nach Pommerns Hauptstadt übersiedelte, war ich vollkommen darauf gefaßt, alle Ansprüche eines vielfach verwöhnten Auges herabzustimmen, und hatte mir aufrichtig vorgenommen, durchaus keine Vergleiche anzustellen, sondern dem Himmel für alles zu danken, was er etwa an freundlicher Gegend bescheeren würde. Als sich aber auf der Strecke zwischen Magdeburg und Berlin nichts zeigte als Sand und Windmühlen, da sank mir doch der Muth. Für die Phantasie des Süddeutschen hat das Wort „Pommern" überhaupt etwas an sich, das Mißtrauen einflößt, und so erschien mir diese Umgebung wie das Vorspiel der neuen Heimath, der ich entgegenging. Auch die Strecke zwischen Berlin und Stettin, die in vier Stunden durchmessen wird, war nicht geeignet, Besseres hoffen zu lassen, denn mit Ausnahme des freundlichen Neustadt-Eberswalde und des Klosters Chorin war auf dieser Fahrt kein anziehender Punkt zu entdecken.

Um so lebhafter war meine Freude, als mir bei der Annäherung in Stettin der heitere Spiegel des Damm'schen Sees schon von fern zwischen grünen Wiesen und Gehölz entgegenleuchtete, und selbst eine waldbedeckte, wellenförmige Hügelkette den Horizont begrenzte. Der Anblick der Stadt selbst, die sich von einer Anhöhe bis an das Stromufer hindehnt, weckt keine großen Erwartungen, und wirklich bietet sie im Verhältniß zu ihrem Alter und ihrer Ausdehnung unglaublich wenig Interessantes. Der Reiz, den andere alte Städte durch ihre Bauart und deren Beziehungen auf geschichtliche Vorzeit ausüben, fehlt hier ganz; mit Ausnahme einiger Kirchen sind gar keine Baudenkmäler früherer Zeit mehr vorhanden, und auch von diesen ist nur eine einzige von Bedeutung.

Der erste Eindruck, der durch den Bahnhof gegeben wird, ist ein entschieden ungünstiger, da derselbe wohl einer der unschönsten ist, die überhaupt existiren. Zusammengedrängt, von unelegantem Aeußern, mit einer nur provisorisch erscheinenden Auffahrt, und zerstreuten, unzierlichen Gebäuden, bildet er einen frappanten Gegensatz zu dem, in einiger Entfernung davon hochgelegenen Verwaltungsgebäude der Eisenbahngesellschaft, das ein wahrer Palast, unstreitig das schönste und hervorragendste Gebäude Stettins ist, und den Aktionären schon manchen Seufzer gekostet hat.

Wer einen Fremden auf dem Bahnhofe in Empfang nimmt, dem er Stettin von seiner besten Seite zeigen möchte, gibt jedenfalls dem Dreschkenführer die Anweisung, den Weg durch die Neustadt, oder, wie es auch zuweilen heißt: den neuen Stadttheil, zu nehmen. Schon die kleine Strecke die dorthin führt, ruft einen angenehmen Eindruck hervor, indem der Weg sich nach einer kleinen Anhöhe hinaufzieht, das eben erwähnte Verwaltungsgebäude, und eine ebenfalls hochgelegene stattliche Brauerei zur Rechten läßt, links aber eine reizende Aussicht auf das Oderthal, die jenseitigen Wiesen, und die anmuthige Hügelkette gewährt, durch welche die Landschaft nach Osten begrenzt wird.

Die bald erreichte Lindenstraße, welche mit ihren für jeden Feind der Zugluft nur allzu zahlreichen Seitenstraßen den neuen Stadttheil bildet, ist erst seit dem letzten Jahrzehnt entstanden. Nachdem die stark zunehmende Bevölkerung Stettins eine Erweiterung der Festungsrayons nothwendig gemacht hatte, war dieser, bis dahin von Festungsgräben, einem Militär-Kirchhofe und Glacis eingenommene Raum von einzelnen Bauunternehmern zuerst langsam, dann aber, mit immer stei-

gender Spekulation fabelhaft rasch benützt worden. In den letzten vier Jahren sind mindestens 40—50 Häuser, oft unter den größten Schwierigkeiten der Fundamentirung, dort entstanden, und noch immer werden Gräben ausgefüllt, gewaltige Grundmauern aufgeführt, und wie mit Hülfe eines Zauberstabes erheben sich jene modernen Häuser, die sich durch ihre Größe zwar imposant, aber durchaus charakterlos präsentiren. Zum Ruhm dieser Bauten muß man aber zugeben, daß sie nicht nach kurzer Benützung wieder einfallen, wie dieß heut zu Tage bei jenen gleich Pilzen aufgeschossenen Gebäuden anderwärts nicht selten erlebt wird. Die durchgängig eleganten, und vier- bis fünfstöckigen Häuser der Lindenstraße machen einen um so stattlicheren Eindruck, als diese Straße von bedeutender Breite, von einer noch im Werden begriffenen Allee junger Linden durchschnitten wird, die eine viel benützte Promenade abgrenzt, und für Straßen und Trottoir noch an beiden Seiten ausgedehnten Raum läßt.

Dieser Theil der Stadt wird fast durchschnittlich von Beamten, Offizieren und Rentiers bewohnt; für die in Stettin natürlich zahlreich vertretene und begüterte Kaufmannschaft ist die weite Entfernung von dem eigentlichen Geschäftsbetrieb meist ein Hinderniß sich dort anzusiedeln. An Läden, die sonst die Stadt wie ein Netz überziehen, fehlt es hier ganz, nur für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse finden sich einzelne Vertreter. Die Lindenstraße hängt in gerader Linie mit dem Paradeplatz zusammen, der bis zu ihrem Entstehen die nordwestliche Ecke der Stadt bildete, und der, weil er früher ganz mit Rasen bedeckt war, noch jetzt der grüne Paradeplatz genannt wird. Der plötzliche Uebergang vom Neuen zum Alten tritt durch die besonders unschöne und unregelmäßige Bauart der Häuser, die diesen, auf der andern Seite vom Wall begrenzten Platz besetzen, doppelt grell in's Auge. Auf dieser ganzen Strecke ist fast immer ein reges Leben und Treiben. Im Frühling und Herbst geht die schöne Welt dort mit Vorliebe um die Mittagszeit spazieren, während die dienenden und arbeitenden Klassen sich dieselbe Promenade für die Abendstunden wählen; in hellen Sommernächten hört das Wandeln und Summen der zahlreichen Gruppen erst zu später Stunde auf. Nächst den militärischen Uebungen hat der grüne Paradeplatz im Sommer zu bestimmten Zeiten sein eigenthümliches Leben, denn dort wird der große Woll- und Pferdemarkt abgehalten; auch dürfen dort zweimal im Jahre die auswärtigen Schuster zum Grimm der einheimischen Collegen ihre billigere Waare einen Tag lang feil halten, was stets einen großen Andrang der Landleute, Kleinbürger und Arbeiter veranlaßt. Von diesem Platze aus führt das Berliner Thor in's Freie; es ist mit architektonischen Verzierungen geschmückt, die von Kunstkennern als eine der besten Zierden der Stadt gerühmt werden, — ein Urtheil, das mir Mißtrauen zu meinem eigenen, widersprechenden Geschmack einflößen muß.

Um den Eindruck des Freien und Freundlichen, den Stettin hier gewährt, zu vervollständigen, wollen wir uns vom Paradeplatze aus sogleich dem damit zusammenhängenden Königsplatze zuwenden, der sich länglich viereckig wie jener, auf der Nordseite der Stadt ausbreitet. Er ist mit Bäumen bepflanzt, und dort befinden sich die einzigen Kunstwerke, die hier des Ansehens werth sind. Eine Baumgruppe umgibt eine ganz vortreffliche Bildsäule Friedrichs des Großen, von Schadow aus weißem Marmor gemeißelt, und weiterhin tritt aus der Umfassung eines eisernen Gitters das mehr als lebensgroße Standbild Friedrich Wilhelms III. hervor, das im Auftrag der Stadt Stettin im Jahre 1848 aus Drake's Künstlerhänden hervorging. Hinter dieser Bildsäule, am Ende des Platzes, erhebt sich das Theater, ein Gebäude von imposanter Erscheinung, dessen innere Einrichtung der des Berliner Opernhauses nachgebildet ist. In der Nähe des Schauspielhauses führt das, mit kriegerischen, in Sandstein ausgehauenen Emblemen verzierte Königsthor nach den Glacis.

Diese eben geschilderten Plätze sind, wie gesagt, die einzigen Theile der Stadt, die einen, wenn auch nicht charakteristischen, doch hellen und heitern Eindruck machen. Im Uebrigen ist die Mehrzahl der Straßen kurz, krumm, und in unregelmäßiger Gestalt nach und nach angebaut. Gewöhnlich werden sie nach drei Bezeichnungen eingetheilt: Die Ober- und Unterstadt und die Lastadie. Letztere, deren Name in so vielen Handelsstädten, bei gleicher Lage jenseit des Stromes, derselbe ist, ohne daß ich jemals die Bedeutung desselben habe erfahren können, wird mit der auf dem linken Oderufer liegenden Stadt durch drei hölzerne Brücken verbunden, an denen die leichte Beweglichkeit der Zugklappen merkwürdig ist. Die, von den Deutschen erbaute Oberstadt trägt durchaus keine bestimmte Physiognomie; die vormals wendische Unterstadt dagegen zeigt in ihren winkligen, engen Straßen das Gepräge der ewig rührsamen und unruhigen Handelswelt. Dort sind die, in Stettin überall hohen Miethen für Wohnungen und Geschäftslokale noch gesteigert, der Werth der Grundstücke ein außerordentlicher. Das Bollwerk, der einzige wirklich interessante Theil der Stadt, verdient eine ausführlichere Besprechung.

Dem Süddeutschen fallen sogleich die, in allen Häusern befindlichen Kellerwohnungen auf, und unwillkürlich verbindet er mit dem Gedanken, daß so viele Familien unter der Erde hausen, die Vorstellung eines ungewöhnlichen Proletariats. Soweit aber bei so gering zugemessenen Summen von Luft und Licht eine Wohnung erträglich, ja freundlich seyn kann, sind es diese Räume bei näherer Besichtigung. Bei der unbeschreiblichen Ueberfüllung der Stadt, die z. B. auf der Lastadie nicht selten zwanzig bis dreißig Familien der arbeitenden Klassen in ein Haus zusammendrängt, lernt man die Kellerwohnungen sogar als etwas relativ Angenehmes betrachten. Sie tragen ziemlich hohe Miethe, da ihre Insassen meistens Soldaten als Mitbewohner aufnehmen, die bei dem Mangel an Kasernenräumen in großer Anzahl einquartirt werden. Der Mangel an Raum macht sich überhaupt in Stettin häufig, und in sehr störender Weise geltend, und wirkt auf bürgerliche und sittliche Verhältnisse ungünstig ein.

Die Stadt ist ihrer Lage nach eine wichtige Festung, eine Eigenschaft, die bei dem außerordentlichen Aufschwung des Handels dem Kaufmannsstande sehr unerwünscht ist, da sie

viel lokale Beschränkungen mit sich führt. Die Erweiterung durch Anlage der Neustadt hat sich nicht als ausreichend erwiesen, weßhalb das Bedürfniß, die Festung noch stromabwärts abermals und sehr bedeutend zu erweitern, anerkannt ist, und seiner Ausführung entgegengeht.

2. Am Bollwerk.

Die ganze Eigenthümlichkeit des regen Treibens einer Seestadt entwickelt sich auf den, längs beiden Flußufern der Stadt und Lastadie angelegten Straßen, welche durch eingerammte, mit Bohlen bekleidete Pfähle gegen den Abbruch des Flusses abgegrenzt sind, und daher Bollwerk heißen. Die Wassertiefe gestattet das Anlegen der größten Schiffe an diesen Bollwerken.

Der Verkehr auf den Ufern unterscheidet sich dadurch wesentlich, daß der des linken mehr die unmittelbare Verbindung mit den Verkaufsläden und den direkten Handel nach der Stadt vermittelt, während auf dem rechten Ufer die großen Speicher zur Lagerung der Vorräthe für die Kaufleute liegen.

Das linke Ufer heißt vorzugsweise: Am Bollwerk. Wendet man sich von dem, am Südende der Stadt in der Nähe des Flusses liegenden Bahnhofe stromabwärts, so begegnet das Auge sogleich einem Mastenwald, besonders von Oderschiffen, welche aus dem Binnenlande eintreffen; auch einzelne Seeschiffe, welche aufwärts angelangt sind, löschen hier. Folgt man dem Bollwerke längs des Stromes abwärts, so ist die Zahl der Seeschiffe überwiegend, deren Anblick dem Südländer stets imponiren wird. Der nächste Theil des Bollwerks nach der Stadtseite wird von dem unansehnlichen Festungshafen, sowie dem nicht besonders ansprechenden Militärlazareth begrenzt; dieser Theil heißt das neue Bollwerk. Dort ist die Straße stets mit einer Fülle von Kisten, Fässern und Ballen aus den Oderschiffen bedeckt, und die betriebsame Geschäftigkeit der Arbeiter, die sich stets kreuzenden Karren und Wagen veranlassen hier, namentlich des Morgens, ein immerwährendes Gedränge. Eine Strecke weiter, dem alten Johanniskloster entlang, macht diese, in die weite Ferne reichende Betriebsamkeit echt pommer'schen Producten Platz, da hier ein Kartoffel- und Gemüsemarkt in Permanenz ist. Krahnen von gewaltiger Hebekraft und eleganter Konstruktion bilden von dem Bahnhofe an bestimmte Zwischenräume gleich den Meilensteinen auf einer Chaussee.

Erst bei der Langenbrücke, die den Hauptverkehr mit dem rechten Oderufer vermittelt, beginnt aber das eigenthümliche Leben am Bollwerk sich in den mannigfaltigsten Gestalten zu entwickeln. Ueberall wird der Blick durch irgend einen Vorgang gefesselt; auf der Oder, am Ufer, im Verkehr der Kleiderläden und Tavernen, — allerwärts wechseln die Bilder rasch, wie in einem Kaleidoskop. Von der zahllosen Menge der, hier im Hafen befindlichen Schiffe kann sich nur der einen Begriff machen, der die Verhältnisse erwägt, die Stettin zu dem wichtigsten Stapelplatze erhoben haben. Durch seine Lage an der Oder, die sich durch das Haff in drei Mündungen in die Ostsee ergießt und durch Flüsse und Kanäle mit der Weichsel und Elbe verbunden ist, durch die Eisenbahnen, die bald die Ostsee mit dem Adriatischen Meere verknüpfen werden, und Stettin den nordöstlichen und westlichen Provinzen des Staates nahe gerückt haben, ist die Gelegenheit gegeben, alle Produkte des Landes überseeisch auszuführen. Der Gedanke, daß viele dieser Schiffe, deren Masten so lustig bewimpelt in die blaue Luft aufragen, bis in das baltische Meer und die Nordsee steuern, durch den atlantischen Ocean, ja bis an die Küsten von Afrika und Amerika segeln, regt die Phantasie lebhaft an, und die Reiselust, die mit dem tiefen, ewigen Drang nach dem Unbekannten so innig zusammenhängt, wird bei der Leichtigkeit mit der von hier aus die größten Entfernungen durchmessen werden, doppelt lebendig.

Ein heiterer Anblick ist es, an Festtagen dort entlang zu gehen; auf all den Segel- und Dampfschiffen flattern dann Hunderte von Flaggen in allen Farben des Regenbogens, und alle Namen die jemals Menschen, Thieren, oder mythologischen Wesen gegeben wurden, findet man in bunten Lettern auf diesen Wimpeln wieder. Der Name des Schiffes ist am Vordertheile desselben oft auf die naivste Weise versinnlicht, und die bekannte Vorliebe der Matrosen für ihr Fahrzeug macht sich in ansprechender Weise durch eine fast kokette Reinlichkeit und Zierlichkeit geltend. Oft tritt auch die Nationalität einzelner Schiffe in der sinnigsten Art hervor; so haben die Ausländer die Gewohnheit, bei Festen die in ihrem Lande besonders hoch gehalten werden (wie z. B. der Johannistag bei den Schweden), ihre Schiffe in außergewöhnlicher Weise zu schmücken, und der Anblick der, um die Takelage pyramidenförmig geordneten kleinen Flaggen hat etwas ungemein Anmuthiges. Höchst interessant ist es auch, Freitags und Sonnabends um die Mittagszeit der Ankunft und Abfahrt der nach Petersburg, Kopenhagen und Stockholm bestimmten Dampfer beizuwohnen. Diese riesenhaften Schiffe von eleganter Einrichtung, zum Theil zur Aufnahme von sechs- bis achthundert Personen geeignet, beherbergen eine Welt im Kleinen, und namentlich dann, wenn es gleich einer Völkerwanderung daraus hervorströmt, bietet sich dem Beobachter eine Fülle von unterhaltenden, oft komischen Scenen. Ueberhaupt ist für Jeden, der zu sehen und zu hören versteht, in dieser Umgebung eine stets neu erwachsende Ernte anregender Eindrücke zu finden. Die Sprachen aller Länder, die Physiognomieen aller Nationen sind dort vertreten, und bald wird das einigermaßen geübte Auge unter den sonntäglich geputzten Matrosen, die mit ihrem so charakteristischen Gange sogleich auffallen, den Engländer, den Russen, oder Schweden herausfinden. Alles, was diese Kinder des feuchten Elements reizen kann, ist hier in den zahllosen Läden, die sich am Bollwerk von Haus zu Haus reihen, zur Schau ausgestellt. Kleine, unscheinbare Tavernen mit Ueberschriften in allen Sprachen laden zu nationalen Genüssen für Gaumen und Kehle ein, und die gutmüthige, leicht durch den heimathlichen Grog oder Ale gesteigerte Heiterkeit des Matrosen macht dort alle Stufenleitern durch. Auch für den Reisenden finden sich einige Gasthöfe ganz in der Nähe des Landungsplatzes der Dampfschiffe, doch kann man jedem Fremden, der nicht bloß Passat zu Wasser ist, nur wohlmeinend rathen,

die kleine Strecke nach der Stadt zu den besser gehaltenen Hotels nicht zu scheuen.

Wenn der denkende Beobachter jenen Theil des Bollwerks, der den großen Seeschiffen und ihrem Verkehr mit dem Auslande hauptsächlich angehört, interessanter finden wird, so ist für Jenen, der das Detail und die lokale Färbung liebt, am Dampfschiffs-Bollwerk ein ergiebigeres Feld. Hier ist ein immerwährender Verkehr nach Swinemünde, Rügen, und anderen, nach Stunden erreichbaren Punkten im Gange, und zahlreiche Lokaldampfschiffe sind vom Morgen bis zum Abend für die nächste Umgebung der Stadt in Bewegung. Auch die, gleich den Droschkenkutschern numerirten und an bestimmte Taxen gebundenen Schaluppen, hier Heuer genannt (von heuern, miethen), liegen dort zur Benützung der Städter immer bereit, und werden, da eine Promenade dem Ufer entlang fehlt, sehr häufig in Anspruch genommen. Der harmlose Spaziergänger, der an eine Wasserfahrt gar nicht gedacht hat, sieht sich in dieser Gegend alsbald von einem halben Dutzend Heuer umringt, und die Fahrpreise nach den am Wasser gelegenen, vielbesuchten Vergnügungsorten sind so billig gestellt, daß man der Versuchung zu einer kleinen Tour häufig nachgibt. Auffallend war es mir, daß diese Schaluppen größtentheils von Frauen, und zwar mit großer Sicherheit geführt werden.

Wollen wir in einer dieser Schaluppen Platz nehmen, um etwa nach dem buchenbegränzten Julo zu sehen, so wendet sich der Blick gern noch einmal nach dem Ufer zurück, an dessen Rande eine Schaar von spülenden Wäscherinnen eine rührige Gruppe bildet, eine geschäftige Anzahl von Handelsbeflissenen dem stattlichen Gebäude der Handelshalle entströmt, oder eine ganze Haushaltung mit Kisten und Kasten, Kindern und Kanarienvögeln auf dem Swinemünder Dampfboot Einzug hält, um für den Sommer nach dem reizend gelegenen Seebade Heringsdorf zu übersiedeln. (Schluß folgt.)

Gretchen von der Wasenmühle.

Eine einfache Geschichte.

Ist es dir noch nie begegnet, mein lieber Leser, daß du auf hohem Berge standest und unter dir ein wallend Nebelmeer erblicktest, welches entweder die Ebene ganz verdeckte und unsichtbar machte, oder wenigstens einen dünnen Schleier darüber breitete, unter welchem die einzelnen Umrisse nur unbestimmt und dämmernd durchschimmerten? Und hast du dann nicht gesehen, wenn jählings ein frischer Wind über die Nebeldecke fuhr, daß sie zerstob und im Auseinanderschieben die Fluren und Wälder, Hügel und Seeen, Städte und Dörfer enthüllte und dein Auge mit Einem Male an dem erfreulichen Anblick der Heimath oder sonstiger bekannter trauter Gegenden sich labte?

Solche Stunden habe ich gehabt und sie haben mein Herz und Gemüth mit einem stillen Zauber der Sehnsucht erfüllt, den man eher fühlen und ahnen als beschreiben kann. Und einem solchen wehmüthig-sehnsüchtigen und doch innerlich milde erfreuenden Ausblick vergleiche ich auch jene Erinnerungen aus der Jugendzeit, welche lange in unserem Gedächtniß schlummernd und wie von einem Nebel verhüllt lagen, bis irgend ein äußerer Anstoß sie in uns wieder wachrief und die Nebeldecke wegschob, welche sie seither verhüllte. Eine solche Erinnerung aus meinen fernen Knabenjahren ist mir jüngst erweckt worden durch ein einsam Grab, über welches ein Rosenstrauch sich wie eine mächtige Laube wölbte.

Ich war in meiner Jugend ein schwächlich Kind, und der Hausarzt hatte meinen Eltern gerathen, mich in einer freundlichen Gegend auf dem Lande einem Geistlichen in die Pflege zu geben, und so war ich bei einem Universitätsfreunde meines Vaters in einem freundlichen Flecken des Remsthales untergebracht worden. Es ist eine reizende Gegend, dieses Remsthal, einer der freundlichsten und eigenthümlichsten Flecke des schönen Schwabenlandes, reich an historischen Erinnerungen wie an landschaftlichen Schönheiten, reich gesegnet von der gütigen Mutter Natur, üppig und fruchtbar durch den rührigen Fleiß seiner Bewohner. Derjenige Theil desselben von welchem ich rede, streicht beinahe regelmäßig von Ost nach West, und wird im Norden von langen waldigen Höhenzügen begrenzt, während im Süden die Vorberge und einzelnen Kuppen und Bergreihen der schwäbischen Alb dicht an das Thal herantreten. Allenthalben rieseln von den Hügeln und aus den Schluchten der Wälder muntere kleine Bäche zu dem Flüßchen herab und bilden eine Reihenfolge von hübschen, stillen, kleinen Seitenthälern. An der Sonnenseite der Berge ziehen sich in vielfachen Terrassen die grünen Weinberge empor, an welche oben auf den Höhen der frische Wald, bald bläulicht-schwarzes Nadelholz, bald farbenhelle Buchenschläge, sich anschließen. Der Wiesengrund breitet sich wie ein sammetner Teppich über die Thalsohle, durchzogen von fruchtbaren Obstbäumen, und die Winterseite der Berge, d. h. die nach Nord und West gekehrten Hänge, sind zu Getraidefeldern und Obstgärten angelegt, die unter ihrem sorgfältigen Anbau reiche Ernten liefern. Die paar Städte dieses Thales sind äußerst malerisch gelegen und zum Theil merkwürdig durch schöne Reste mittelalterlicher Kunst, umgeben von schönen Gärten, und selbst die Dörfer verstecken sich hinter förmliche Haine von Obstbäumen.

Es ist ein wundersam schöner Fleck Erde um dieses schöne Thal, welches jetzt die direkte Eisenbahn-Verbindung zwischen Stuttgart und Nürnberg durchzieht, und manche Dörfer desselben könnten sich an reizender Lage mit den gefeiertsten Punkten am Rhein und in der Schweiz messen. Viele liegen so prachtvoll auf der Stirne freier Hügelkuppen, daß sie eine ausgedehnte Aussicht beherrschen, oder kleben dicht am steilen Gehäng der Hügel oder sind in die Mündungen der engen Seitenthäler und Schluchten eingebaut, als wollten sie den Zugang derselben verschließen. Ihre Straßen sind zuweilen so steil an die Lehne geschmiegt, daß man aus dem Speicherraum eines Hauses der untern Gasse flach auf die Sohle der hintern Gasse tritt, und so daß das Haus zur Hälfte in den Berg eingewühlt ist.

Aber es ist ein köstliches Leben in diesem Gau, bis in die

Seitenthäler hinein, welche dicht bevölkert sind und deren Grund und Boden entsetzlich zerstückelt ist. Jede Jahreszeit leiht dieser Gegend ein reizendes wundervolles Gewand. Wenn der belebende Odem des Lenzes durch die Lande weht, der Laubwald sich mit jungem Grün schmückt und der Wiesengrund von Blumen durchwirkt erscheint, wann Millionen munterer Singvögel Flur und Hain beleben, — wann die Obstbaumblüthe die Hügellehnen und die Umgebungen der Dörfer in duftenden Blüthenschnee hüllt, — wann der Frühsommer die Weinberge belaubt und die Rebenblüthe die Luft weithin mit Wohlgerüchen schwängert, die sich mit dem kräftigen Dufte des frischgemähten Heus paaren, — wann der Sommer mit dem Gelb des reifenden Getraides die Höhen vergoldet, wann die saftigen Früchte die Aeste der Obstbäume bis zum Brechen belasten, wann der Herbst die fröhliche selige Zeit der Weinlese bringt und die Thäler von den Freudensalven und dem Gesang der Winzer widerhallen, ja selbst wann der Winter sein weißes Gewand über die Gegend breitet und der Lärm der Jagd die Echos der Wälder weckt, — immer und immer ist das Leben hier köstlich und das Bewußtseyn des Daseyns in solch einer Gegend ein Hochgenuß, den der Städter kaum kennt.

Darum rechne ich auch meine Knabenjahre, die ich in solchen Umgebungen verlebt habe, zu den frohesten und herrlichsten Erinnerungen, zu den heiligsten und reinsten Freuden meines Lebens. Es waren Jahre voll Poesie, und sie gemahnen mich heutzutage im reifern Mannesalter wie ein schöner, wonniger, glücklicher Traum, wie ein goldenes Zeitalter, nach welchem mein geistiger Blick oft mit Sehnsucht und stiller sinniger Wehmuth zurückschaut.

Der Flecken, worin ich damals lebte, hieß G. und lag im Schoos eines halbrunden kesselartigen Seitenthals ziemlich hoch über der Sohle des Hauptthals. Die Kirche und das Pfarrhaus lagen auf einer Kuppe, die sich vielleicht um fünfzig Ellen über das Dorf erhob, welches im Halbkreise um den Kirchenhügel ausgebreitet dalag. Ein breiter Weg, mit großen Sandsteinquadern gepflastert, führte von der Haupgasse des Dorfes herauf zum alten Kirchlein, das inmitten eines geräumigen Friedhofs lag. Dieser senkte sich ziemlich steil von der Höhe, worauf die Kirche stand, zu dem Rande des Felsens, welcher hier theilweise durch Mauerwerk gestützt und verbunden war, und der ganze Friedhof war mit einer alten Mauer eingefaßt, deren Wände Flechten und Moose deckten, während Mauerpfeffer, Fetthenne, Raute und andere Pflanzen auf den verwitterten Stirnplatten und in deren Fugen wurzelten, und hohe Brennesseln ein dichtes Buschwerk um den Fuß der alten Mauern schlugen. Man sah es dem Friedhof an, daß er ehemals befestigt gewesen war, bewehrt zu Schutz und Trutz der Dorfbewohner, denn auch das Pfarrhaus war noch in seine Umfassungsmauern gezogen, und in den Untergeschossen von Kirchthurm und Pfarrhaus sah man noch die vermauerten Schießscharten für Armbrust und Kleingewehr. Das Pfarrhaus stand etwas abseits und war mit einer eigenen Mauer umgeben, welche Hofraum, Garten und Gebäude umfaßte. Der Garten reichte bis an den steilen Abfall der Kuppe, und eine haushohe Epheu-umrankte Mauerwand stützte hier die Brustwehr der Einfriedigung, und hier waren ein steinerner Tisch und Bänke unter einem uralten Nußbaum angebracht und dieses Plätzchen, der Söller genannt, bot eine unvergleichlich schöne Aussicht auf die langgestreckten felsengekrönten Höhen der schwäbischen Alb, als deren Vorhut Einem zunächst der steile Kegel des Hohenstaufen und unweit davon der Rechberg mit seinem Doppelgipfel und der alten Burg auf der einen, der Kapelle auf der andern Kuppe majestätisch und hehre Erinnerungen weckend entgegenschaute. Hier auf dieser Terrasse saß ich oftmals in Thränen mit meiner griechischen Grammatik in der Hand, und quälte meinem leichtsinnigen Kopfe die Geheimnisse des Aoristus ein, und haderte mit meinem Schicksal, weil ich damals nicht begreifen konnte, wozu all das Latein und Griechisch mir dienen sollte, der ich ja Soldat werden wollte und nicht Pfarrer oder Jurist, wie mein ernster Papa. Aber das Lernen wollte auf jenem Söller gar nicht gehen, denn ich schaute dann immer nach den Wäldern und den blauen Höhen der Alb und dachte an die Zeit der Hohenstaufen und ihrer Kriege, und recitirte all die Balladen und Sagen, welche ich über die einzelnen mir wohlbekannten Punkte meiner Heimath in einem Buche von Gustav Schwab *) gefunden hatte, das mir um dieser Gedichte willen schon damals lieb geworden war, ehe ich noch seinen übrigen Inhalt verstand, und später noch viel lieber und vertrauter werden sollte, als es mir ein steter Begleiter auf Fußwanderungen durch die Berge meiner theuren Heimath ward; oder ich verarbeitete im Geiste nochmals die Schilderungen Hauffs in seinem „Lichtenstein", welcher damals noch ziemlich neu war und den ich hinter dem Rücken meines geistlichen Mentors förmlich verschlungen hatte, nachdem ihn mir meine ältere Schwester in den Ferien zugesteckt.

Allein der Söller im Pfarrgarten war nicht mein einziges Lieblingsplätzchen. Ich wußte noch ein anderes lauschigeres Winkelchen, zu dem ich immer flüchtete, wenn mich das Heimweh plagte oder mein Muth sank, es jemals in den Wissenschaften weit zu bringen. Auf dem höchsten Punkte des Friedhofs, da wo er mit dem Pfarrgarten zusammenstieß und nur durch eine mannshohe Mauer davon getrennt war, lag im Winkel ein eingesunkenes Grab, überragt von einem Strauche weißer Rosen, welcher einen riesigen Umfang angenommen hatte, denn er überragte in der Höhe die Zwetschenbäume des anstoßenden Pfarrgartens und hatte sich sogar an der Außenmauer und Zwischenwand so weit verbreitet, daß er ein förmliches Lustgehölz für sich allein bildete. Unter seinem Schutze aber standen noch einige Büsche von spanischem Flieder, Goldregen und unechtem Jasmin, und auf dem Grabe waren immer Lilien und andere Blumen, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte, in schöner Flor zu schauen, verständig gepflegt von einer sorglichen Hand. Zu Häupten des Grabes stand ein steinernes Kreuz, worauf zwei flammende, von einem Dornenkranz umgebene Herzen eingemeißelt waren und darunter

*) „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb," in früherer Zeit einer der vortrefflichsten lokalen Reiseführer im Altwürttembergischen.

die Worte: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Am Fußende des Grabes aber war eine rohe Bank aus gelben Tuffsteinen errichtet, um welche sich Epheu und Sinngrün rankten, und wo man in der Sommerhitze den lauschigen Schatten und den Duft der Blumen und den Gesang der Vögel genießen und recht anmuthig und ungestört träumen konnte. Nirgends waren mehr Schmetterlinge zu sehen und nirgends tummelten sich die Vögel lieber als in diesem stillen Winkelchen, wo ich oft den Schlag des Schwarzkopfs und den Gesang der Drossel belauscht habe.

Wie ich dazu gekommen, dieses Plätzchen lieb zu gewinnen, vor dem mir anfangs ordentlich gegraut hatte, weiß ich nicht mehr. Allein daran erinnere ich mich noch mit aller Bestimmtheit, daß ich jene unvergeßlichen genußreichen poetischen Weihestunden der Jugend, wo wir uns zum ersten Male mit durstiger Seele in die fantastische Welt der Dichtung versenken, auf jener Bank unter dem Rosenstock verbracht, — daß ich dort die Kinder- und Hausmährchen der Gebrüder Grimm, den Defoe'schen und den Campe'schen Robinson Crusoe, die Mährchen von Hauff, Benedikte Naubert und Musäus, und einzelne Geschichten von Tausend und Einer Nacht gelesen habe, und zwar meist verstohlen, da mein geistlicher Mentor ein Feind solcher Dinge war. Aber meine ältere Schwester Pauline hatte mir bei jeder Sendung im Wäschekistchen außer Obst und Backwerk auch irgend ein solches Lieblingsbuch von ihr selbst zuzustecken gewußt.

Mein guter Pfarrer mochte übrigens recht haben: die fantastische Welt, welche mir jene Bücher erschlossen, paßte wenig zu den ernsten Studien der Grammatik, in welche er mich einführen sollte. Meine Kränklichkeit und Schwächlichkeit war Schuld gewesen, daß ich in den alten Sprachen noch zurück war hinter meinen Altersgenossen, und unter des Pfarrers Leitung sollte ich das Versäumte einholen. Ich lernte leicht, aber nicht gerne; die beiden Mitschüler die ich hatte, Revierförsters August und Merkels Fritz, waren noch hinter mir zurück und begriffen schwerer; es fehlte mir an Nacheiferung, am Sporn der Aemulation. Auch war der Pfarrer — ich will ihn Zeller nennen — ein so ernster Mann, daß er wenig zum Lehrer taugte, zumal seine eigene Ehe nicht mit Kindern gesegnet war. Ihm fehlte die liebreiche, leutselige Naivetät, mit welcher man sich zu Kindern herunter geben muß, um ihr Vertrauen zu gewinnen und seinen eigenen Rath eindringlich zu machen. Dabei nahm er seine seelsorgerischen Pflichten sehr ernst und opferte denselben häufig unsere Lehrstunden, denn er hatte eine große Gemeinde und noch eine Tochterpfarre geistlich zu berathen. Da gab er uns denn, so oft er abberufen wurde, unsere Aufgaben und entließ uns. Die Frau Pfarrerin aber, eine unermüdliche sparsame Hausfrau, hatte zuviel mit dem eigenen Hauswesen und als Berätherin der Dorfweiber zu thun, um in Abwesenheit ihres Mannes der Beaufsichtigung eines lebhaften Knaben sich genügend zu widmen, und so stahl ich mich in der schönen Jahreszeit denn immer bald aus dem Pfarrhause fort, entweder zu meinen lärmenden Gespielen im Dorfe, oder zu irgend einem unterhaltenden Buche in mein stilles Schmollwinkelchen, wo ich mich auch immer auszuweinen pflegte, wenn ich bestraft worden war oder mir das Heimweh nach den Geschwistern und dem Vaterhause an dem jungen Herzen nagte. Niemand wußte dann wo ich war, denn der Friedhof war immer verlassen, außer wenn eine Beerdigung stattfand oder die Schulmeisterin ihre Wäsche darin trocknete, und ich konnte mich vom Pfarrgarten aus ganz unbemerkt in mein Winkelchen schleichen. Da wo die Scheidemauer zwischen Friedhof und Pfarrgarten mit der großen hohen Umfassungsmauer zusammen stieß, war nämlich noch ein Theil des inneren Mauerumgangs aus der Zeit der alten Befestigung erhalten, und da auf der Gartenseite ein dichter Haselnußbusch dem Rosenstrauch drüben entsprach, so konnte ich über den Mauerumgang ganz leicht und heimlich dort hinüber kommen.

Eines frühen Sonntagmorgens in der Rosenzeit hatte ich ein Briefchen von Paulinen und ein Buch bekommen, welches der Pfarrer mir zu lesen erlaubte — es war eine der größeren Erzählungen des edlen Kinderfreundes Christoph Schmid — und ich wollte darin vor der Kirche noch lesen, und zwar an meinem lieben lauschigen Plätzchen. Wie ich nun über den Mauerumgang klettere und die starken dornigen Rosenzweige zurückbiege, da sehe ich an dem Grabe einen mir wohl bekannten Mann knieen, der sich mit den Blumen zu schaffen macht, und einige neue Pflanzen hier eingesetzt hat und begießt.

„Guten Tag, Herr Schlegel,“ ruf' ich ihn an.

„Schön' Dank, Musjeh Eduard!“ sagt' er aufblickend; „was macht Er denn da oben auf der Mauer? Welch ein Leichtsinn, da auf den alten Steinen herum zu klettern! Weicht einer davon unter Seinen Füßen, so stürzt Er hinunter und bricht Hals und Beine!“

„Bah, ich bleibe nur da auf dem innern Umgang, Herr Schlegel; und ich wollte gerade da hinübersteigen und auf der steinernen Bank lesen, denn das ist mein Lieblingsplätzchen!“

Der alte Mann sah mich erstaunt an. „Sein Lieblingsplätzchen, Musjeh Eduard?“ fragte er; „und Er hat also auch die Blumen begossen und die Nesseln ausgerauft und das hohe saure Gras abgeschnitten?“ Ich nickte halb verlegen, denn der alte Mann schaute so wehmüthig drein, daß ich beinahe fürchtete etwas Unrechtes gethan zu haben. „Das ist schön von Ihm, Musjeh, und das will ich Ihm vergelten; denn,“ setzte er zögernd hinzu, „was die Blumen hier sind, die pflanz' ich immer hierher.“

„Sie, Herr Schlegel? und warum denn? Geht denn das Grab Sie näher an?“

Er gab mir keine Antwort, aber ich sah, wie seine Brust sich in tiefer Bewegung hob und sein Auge feucht ward, und wie er sich zu dem kleinen Monatröschen herunterbeugte, das er so eben eingesetzt hatte. „Musjeh Eduard, will Er mir noch einen Gefallen thun?“ fragte er dann und als ich bejahte, fuhr er fort: „Will Er mir die kleine Gießkanne da mit Wasser füllen am Pfarrbrunnen oder Regenfaß? mein Wasser ist mir zu früh zu Ende gegangen — der Boden ist so trocken von der Dürre.“ Ich ließ mir die leere Kanne reichen und kehrte bald mit der gefüllten zurück; da hatte Schlegel mein Buch in

der Hand, das ich vorhin weggelegt hatte, und blätterte darin. „So, Musjeh Eduard; ich dank' Ihm," sagte er; „und wenn Er gerne solch ein Buch liest, da komm' Er nur zu mir; ich hab' noch mehr von denen, die der gleiche Mann geschrieben hat, und sie gefallen mir so gut wie Einem. Und wenn Er mir die Blumen da schonen und ab und an ein Bißchen begießen will, so hat Er immer einen großen Stein im Brett bei dem alten Barbier! Komm' Er nur heute Nachmittag 'mal bei mir vor, denn jetzt muß ich in meine Baderstube. Es ist die Zeit, wo die Bauern kommen, sich den Bart abnehmen zu lassen."

Von diesem Morgen an hatte ich einen neuen Freund und ein anderes Lieblingsplätzchen. Der neue Freund war der alte Wundarzt Schlegel, und mein neues Lieblingsplätzchen seine Baderstube und sein Gärtchen. Das Haus des alten Baders lag unten am Berge, gerade unter dem Pfarrhause. Ich konnte von meinem Stübchen aus gerade in das Gärtchen des alten Mannes hinuntersehen, und durch den Baumgarten an der Hügellehne war ich im Nu unten. Dieß Gärtchen aber war so schön gepflegt und vom ersten Frühling an bis in den Spätherbst hinein so voll Blumen, im Sommer und Herbst so voll auserlesenen Obstes und schöner Gemüse, wie kein anderes im Dorfe, und der alte Schlegel hatte immer einen köstlichen Apfel oder eine saftige Birne in der Tasche, um die Kinder zu beschenken, denen er wohlwollte. Aber noch eine größere Anziehungskraft auf mich übte die Baderstube, ein geräumiges niedriges Eckzimmer mit dunklem Holzgetäfel an Wänden und Decke, mit dem grinsenden Skelett in dem Glasschranke in der Ecke, dem hohen großen Uhrenkasten, auf welchem ein vergoldeter Saturn von Bronze bei jedem Stundenschlag seine Hippe schwang, mit den buntbemalten Schlachtenbildern an den Wänden, dem kleinen Tischchen voll chirurgischer Instrumente, dem alten Großvaterstuhl vor dem Fenster, worin mir einmal zwei Zähne ausgezogen worden, den Bänken auf welchen die Bauern und Winzer Platz nahmen, wann sie sich rasiren ließen, und die am Sonntag nach dem Morgengottesdienst voll Landleuten saßen, welche den Rath des alten Schlegel einholen wollten, denn er stand im Ruf eines geschickten Heilkünstlers, welcher schon viele glückliche Kuren vollbracht hatte und gegen alle möglichen Schäden und Gebreste „thun konnte." Allein die Stube allein hatte mir's nicht angethan: was mir sie erst recht lieb und werth machte, das war der alte Dorfbader selbst und sein Geselle, ein merkwürdiges Menschenpaar das aber wie für einander geschaffen war.

Der alte Wundarzt Schlegel war ein hagerer aber sehniger und hochgewachsener Mann von mindestens sechszig Jahren. Ein tiefer wehmüthiger Ernst lag auf seinen schlichten, nicht unschönen aber von Pockennarben entstellten Zügen. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, daß es in langen weißen Locken um Stirne und Nacken wallte, und das Haupt etwas gebeugt und zur Seite geneigt; aber das Gesicht glühte von einer frischen gesunden Röthe, und er war noch riesenstark. Er konnte ungemein freundlich und liebreich seyn trotz der stillen Trauer, welche auf seinem Gesichte lag, aber niemand konnte sich erinnern, ihn lachen gesehen zu haben. Ein Beweis seines bescheidenen stillen Sinnes und seines guten Herzens war seine Vorliebe für Blumen und für die Thierwelt. Er hielt Hunde, Katzen, Eichhörnchen, Kaninchen, Meerschweinchen, einen Igel; er hatte einen Hühnerhof und Taubenschlag von seltenem Umfang, aber noch zahlreicher waren seine Singvögel: alle Fenster in der Baderstube und in Schlegels Schlafzimmer waren mit Vogelbauern behangen, und die große Kanarienhecke, breit wie ein Kleiderschrank, nahm allein eine halbe Wand ein. Dazu dann noch die ausgestopften Vögel und Thiere auf den Schränken, das Kästchen mit den schönen Schmetterlingen und Käfern, die Gläser mit den schwarzen lebenden Blutegeln und weißen Mehlwürmern, — das war eine kleine Welt, welche die Einbildungskraft eines wilden lebhaften Knaben schon anregen konnte. Ueberdem war der alte Johannes Schlegel gar ein eigenartiger Mann: er ging nie in ein Wirthshaus, man hörte aus seinem Munde nie ein rohes oder zorniges Wort, nie einen wüsten Scherz oder Fluch, und doch war er kein Pietist; er las viel und sprach wenig, aber wenn er sprach, dann fielen nur kurze, wohlbedachte, sinnige Worte, knapp und kernhaft, die immer den Nagel auf den Kopf trafen und von denen manche mir noch wie Bibelsprüche in der Seele liegen. Er äußerte seine Meinung gerne in Form von Sprüchwörtern, namentlich biblischen, und ertheilte gerne Rath. Ich meine, ich sehe ihn noch vor mir, wie er so in seinem schwarzen Sammetkäppchen auf dem langen weißen Haar, in der dunkelgrauen Schoosjacke, der langen, mit silbernen Kugelknöpfen besetzten Weste und den kurzen Kniehosen von schwarzem Manchester und der weißen Schürze davor in seiner Baderstube stand oder auf der Fensterbank saß und sein Pfeifchen rauchend in einem Buche las, oder Abends bisweilen auf der Bank im Gärtchen saß und durch die Luke der Laube heraus mit den Bauern plauderte oder Geschichten von der alten Zeit erzählte: von dem Karl Herzog*), von den Franzosen der Revolutionszeit unter Moreau, von dem Erzherzog Karl und dem Feldmarschall Wurmser, von dem dicken alten Herrn (dem Könige Friedrich von Württemberg), von den Kriegszeiten und dem Napoleon, wo dann ich mich immer unter die Zuhörer drängte, als einer der aufmerksamsten.

Ihm zur Seite in dem kleinen Hauswesen, welches eine kleine dicke Matrone, das „Vrenele" (Veronika) führte, stand der Badergeselle, ein hochaufgeschossener Bursche von achtzehn oder neunzehn Jahren, das Pflegekind des alten Schlegel. Gottlieb war eine scheue, schüchterne, stille Natur, gerade das Gegentheil von seinen schwatzhaften, renommistischen und vorlauten Kollegen, die ich später kennen lernte. Gottlieb war die Waise einer schwäbischen Bauernfamilie, die auf dem Zug nach Südrußland, wohin sie auswandern wollte, in Ungarn am Fieber gestorben war, die Gefährten hatten den kranken Knaben zurückgelassen und einem serbischen Blutegelhändler übergeben, der häufig nach Württemberg kam und versprochen hatte, das Kind an seine

---

*) Herzog Carl Eugen von Württemberg, dem Gründer der Karls-Akademie.

dortigen Verwandten abzuliefern, die aber mit dem schmutzigen Geiz und der hartherzigen Selbstsucht von Bauern sich geweigert, dem Serben die Pflege- und Reisegelder zu ersetzen und das Kind aufzunehmen, so daß es der Gemeinde verfallen wäre, die überdem gar keine rechtliche Verpflichtung mehr hatte, für das Kind von Ausgewanderten zu sorgen, wenn nicht der alte Hagestolz Schlegel sich des dreijährigen Knaben angenommen und ihn adoptirt hätte, um ihn zu erziehen. Mochte nun dieses Lebensschicksal oder das Beispiel des alten Pflegevaters auf die Sinnesart Gottliebs eingewirkt haben, — genug, er war zwar freundlich und gefällig gegen diejenigen, die er näher kannte, aber schweigsam und wortkarg, obschon gescheidt und gebildet, denn er las viel und der alte Schlegel hatte ihn alles gelehrt, was er nur selber wußte.

Ich weiß nicht wie es kam, daß Gottlieb mich liebgewonnen, aber er hatte mich ja schon seit lange fast täglich gesehen, wenn er zu meinem Pfarrer kam um ihn zu rasiren, und seit mir der alte Schlegel so gewogen war, zeichnete mich Gottlieb ebenfalls aus, und ich flüchtete oft mit meinen lateinischen Aufgaben zu ihm und ließ mir von ihm helfen, denn er verstand es besser mir die Irrgänge der lateinischen Sprache klar zu machen, als mein strenger und etwas ungeduldiger Pflegevater. Und Gottlieb war gut geschult, und hatte sich Pfarrer Zellers Unterricht besser zu Nutz gemacht als ich, und grübelte jetzt noch oft über seiner Grammatik und las den Livius, denn er hatte die Absicht, nach der Konskription noch ein Jahr auf die Universität zu gehen um Chirurgie und Geburtshülfe zu studiren, bevor er sein Staatsexamen mache.

Wenn die beiden Chirurgen augenblicklich nichts zu thun hatten, was Nachmittags immer der Fall war, wenn der alte Schlegel nicht über Land ging in die kleinen Dörfer, Weiler und Einzelnhöfe in den Bergen, wo er Rasirkunden oder Patienten hatte, so lasen sie in ihren wundärztlichen Büchern oder plauderten vertraulich mit einander, wie zwei gute Kameraden, oder der alte Schlegel unterrichtete seinen Pflegesohn mittelst eines großen Atlas in der Anatomie oder an einem Phantom von Papiermaché in der Verbandlehre. Häufig aber erzählte er ihm auch von Welt und Zeit und fremden Ländern, denn Schlegel war als Badergeselle gewandert und war Feldscheer gewesen in den Kriegen gegen die französische Republik. Er erzählte ungemein anschaulich und lebendig; man glaubte alles verkörpert vor sich zu sehen was er schilderte, und alle seine Geschichten, wie oft er sie auch wiederholen mochte, trugen das Gepräge der treuesten Wahrheit, denn er wich in den Thatsachen nie um ein Tüttelchen von dem früher Behaupteten ab. Und weil denn alles was der Mann äußerte, bei allem Ernst auch noch so milde und gemüthreich war, so konnte man sich nicht satt hören, und ich saß immer ganz andächtig dabei, und horchte so aufmerksam, daß mir kein Wort entging und sich diese Geschichten mir tief in's Gedächtniß gruben. Außerdem aber wußte der alte Schlegel aber auch noch in vielen andern Dingen Bescheid, war ein geschickter Landwirth und Bienenvater, verstand sich trefflich auf Vogelstellerei, Forellenfang und Kräuterkunde, und wußte in allen Fällen Rath und Auskunft zu ertheilen. Er kannte die schönsten Gedichte von Pfeffel und Gellert auswendig, ferner eine Menge Mährchen und Sagen, die er ebenfalls ganz spannend und gemüthlich zu erzählen wußte, und die er gern zum Besten gab.

So war es denn bald dahin gekommen, daß ich schier jede freie Stunde drunten bei den beiden stillen Leutchen zubrachte und mich innig an sie anschloß. Mein Pfarrer gestattete dieß gern, denn er achtete den alten Wundarzt sehr, und ließ es willig geschehen, daß ich an schönen Sommernachmittagen Meister Schlegel oder Gottlieb auf ihren Wanderungen in die Umgegend begleitete, wann die Pflichten der Seelsorge meinen guten Zeller abhielten, uns drei Knaben Unterricht zu ertheilen. Diese Spaziergänge mit dem Chirurgen oder seinem Gehülfen waren förmliche Feste für mich, denn ich unterhielt mich nicht nur köstlich mit diesen beiden Leuten, die sich über meine Wißbegierde freuten und mich auf alles Wissenswerthe aufmerksam machten, sondern bei den Hofbauern wurde ich immer freundlich bewirthet mit Obst, Butterbrod und saurer Milch, als der junge Herr vom Pfarrhause. Ich brachte immer eine Menge Feld- und Waldblumen oder Käfer und Schmetterlinge nach Hause, die ich alle mit Namen nennen konnte, und es dauerte nicht lange, so kannte ich alle Vögel der Gegend mit Namen, wußte wie sie zu fangen und zu füttern sind, wie sie singen und schlagen, und hatte manchmal einen stattlichen Hirsch oder ein Rudel Rehe zu sehen bekommen, oder die anderen Waldthiere beobachtet.

Dafür aber hielt ich denn auch dankbarst das einsame Grab in Ordnung, begoß die Blumen, trug ihnen frische Erde zu und raufte Unkraut und Nesseln aus. Die Vorliebe für dieses Plätzchen war ein gemeinsames Geheimniß zwischen mir und dem alten Schlegel, um welches niemand wußte als der alte Todtengräber der mich ruhig gewähren ließ. Eines Sonntag-Nachmittags bekamen wir Besuch im Pfarrhause, einige Beamte aus der Nachbarschaft — lauter langweilige, stolze, förmliche Leute, welche mir niemals gefallen hatten. Ich nahm also eines der verbotenen Bücher und eilte meinem stillen Plätzchen zu, um dort zu lesen. Wie ich aber in die Gartenecke bei dem Haselbusche kam, hörte ich drüben unter dem Rosenbusche jemand laut seufzen und halblaut vor sich hin murmeln. Wer mag das seyn? fragt' ich mich, stieg ganz leise auf den Mauerumgang hinauf und sah durch die Zweige. Da war es denn der alte Schlegel in seinem langen blauen Sonntagsrock, der entblößten Hauptes, die Schirmmütze in den gefalteten Händen, auf der kleinen Bank von Tuffsteinen saß und auf das Grab niederblickte. Ich war schon im Begriff ihn anzureden, da bemerkte ich, daß ihm die hellen Thränen über die gefurchte Wange liefen, und daß auf seinen Zügen ein noch tieferer Ernst als sonst, ein tiefsinniger aufrichtiger Seelenschmerz lag. Ich hatte nie einen Greisen weinend gesehen, außer an Gräbern, und die Thränen waren bei unsern Bauern überdieß etwas Seltenes; daher ergriff mich diese innige, stille Trauer des alten Mannes wunderbar, und ich wäre am liebsten zu ihm hinunter gestiegen und hätte ihn um den Grund dieses Schmerzes gefragt; allein eine ahnungsvolle unerklärliche Scheu

hielt mich ab und bannte mich zur Stelle. Es war etwas wie scheue Ehrfurcht für den Schmerz des Mannes den ich so lieb hatte, und für das Geheimniß, welches er den Augen der Menge entzog. Ich hätte es bei reiferer Erwägung für Entweihung seines Schmerzes gehalten, wenn ich mich vermessen, ihn um den Grund davon zu fragen. Ich schlich mich also leise wieder zurück, legte mein Buch in's Haus und eilte durch die Baumwiese hinunter zu Gottlieb, um ihm zu erzählen, was ich gesehen habe. „Was hat es denn für eine Bewandtniß mit diesem Grab und dem Meister Schlegel, Gottlieb?“ fragte ich ihn, als er bei meiner Schilderung nur genickt hatte wie zu Dingen, die ihm längst bekannt waren.

„Weiß nicht, mein Junge,“ versetzte Gottlieb; wird ihm wohl jemand Liebes da droben liegen müssen, denn das Schönste was er von Blumen zieht, das trägt er hinauf und pflanzt es auf das Grab. Aber uns kann es ja nicht kümmern, Eduard; jeder Mensch, wann er älter wird, hat solch einen wunden Fleck in seinem Herzen, den er vor der Welt geheim hält und den man nicht berühren darf, ohne daß ihm ein Stich durch die Seele geht. Frag' ihn nie darnach, denn ich habe ihn früher auch einmal gefragt und gesehen, wie ihm dabei das Herz blutete, und der alte Schreiner-Martin da drunten, der auch ein Schulkamerad von Meister Schlegel ist, hat mir einmal anvertraut, dort drunten unter dem Rosenstrauch liege Schlegel's alter 'Schatz' begraben, und der Meister habe das Plätzchen von der Gemeinde gekauft und wolle selber einmal dort droben begraben liegen. Das ist alles was ich weiß; aber es genügt mir und ich mag nicht weiter fragen.“

Dieß bestätigte mir auch der alte Todtengräber, den ich einmal fragte. Der Pfarrer aber, vor welchem ich auch einst gelegentlich darauf anspielte, meinte, das seyen Dinge, die mich nicht kümmerten und die ich noch nicht verstünde.

Sommer und Winter waren vergangen, und der Frühling hatte seinen Blüthenschnee wieder über die Landschaft gebreitet, da stieg ich eines Abends eilig zur Baderstube hinunter um dem alten Schlegel eine Neuigkeit zu überbringen.

„Herr Schlegel,“ sagte ich, „wissen Sie schon, was dem Wasenmüller passirt ist? Aus dem Garbenloch in der hohen Scheuer soll er herunter gefallen seyn, als er die Fledermäuse mit glühenden Eisen unter den Dachsparren aufsuchte, und den Fuß soll er gebrochen haben, und weil ihm nun der untere Barbier (wie Schlegel's Konkurrent im Flecken genannt ward) den Fuß nicht einrichten durfte, so hat man den Doktor aus Schorndorf holen lassen, und der hat es gerade oben beim Herrn Pfarrer erzählt!“

„Ich weiß es schon, der Müller hat den Schenkel gebrochen und liegt gefährlich krank,“ versetzte Schlegel. „Solch ein Schenkelbruch im hohen Alter ist ein gefährlich Ding und kann leicht das Leben kosten, und da hätte der Müller den Herrn Pfarrer ebenso nothwendig als den Herrn Amtsphysikus,“ setzte er hinzu und drückte mit dem kleinen Finger die Asche in seiner kurzen Pfeife nieder. „Es wäre endlich einmal Zeit, daß der Müller an die Ewigkeit dächte und sich mit dem lieben Gott aussöhnte.“

„Aber warum hat er denn Sie nicht rufen lassen, Herr Schlegel, um ihn zu verbinden?“ fragte ich den alten Chirurgen neugierig; „Sie wären ja näher zur Hand gewesen, als der Physikus? Oder durften Sie ihn auch nicht verbinden? denn der Physikus sagte so eben zum Pfarrer: der untere Barbier hätte den Verband nicht anlegen dürfen, auch wenn er es verstanden hätte, weil er nur Bader sey.“ In diesem Augenblick aber bereute ich schon meine Frage, denn das Gesicht des friedlichen alten Mannes war traurig und düster geworden und Gottlieb winkte mir hinter seines Pflegevaters Rücken abweisend und ängstlich.

„Ich hätte es verstanden, ihm den Verband anzulegen,“ versetzte er; „und hätte die Erlaubniß dazu gehabt, denn ich bin Wundarzt erster Klasse, während der Kächele nur Bader oder Wundarzt dritter Klasse ist. Allein der Wasenmüller haßt mich und würde vielleicht eher sterben, als daß er mich an seinem Leib herum hantieren ließe. Das Gewissen schlägt ihn ja, so oft er mich sieht, und er hat mir Lebenslang alles geschlagene Herzeleid gethan, obschon ihm seine Tücken nicht immer gelungen sind, denn Recht muß doch recht bleiben, und der liebe Gott läßt sein' nicht spotten.“

„Aber was haben Sie denn mit dem Wasenmüller gehabt, daß er Ihnen so abhold ist, Herr Schlegel?“ fragte ich.

„Ich habe ihm — na, laß es gut seyn, Kind, so etwas erzählt sich nicht gut!“ gab er stockend zur Antwort. „Wir sind einmal in unsrer Jugend hart an einander gerathen, und da war das Unrecht auf Beider Seite. Er hat mir aber wenigstens ein Leid gethan, woran ich lebenslang trage; und wie derjenige am bittersten haßt, der selber das größte Unrecht gethan hat, so hat er mich auch lebenslang mit seinem Ingrimm verfolgt, obschon er selber dabei seines Lebens nicht froh geworden ist. Darum hat er auch schon vor Jahren den Kächele hieher gesetzt, um mich zu verderben, aber ich hab's ruhig getragen und bin doch aufrecht geblieben.“

„Er hat Ihm durch den Kächele das Brod nehmen wollen, Vater, und nun kann ihn der Kächele nicht einmal behandeln,“ sagte Gottlieb; „das rächt sich nun an ihm.“

„Wie jede Bosheit, Gottlieb,“ entgegnete Schlegel; „was der Mensch thut, das thut er sich selber, ob er es auch noch so schlau anstellte. Aber laßt es gut seyn, das sind ja alte Geschichten,“ fuhr er mit einem Seufzer fort; „ich kann es dem Mann zwar nie vergessen noch vergeben, was er an mir gethan hat, aber er ist ja trotz alles Weltglücks niemals seines Reichthums froh geworden.“ Damit brach der alte Schlegel ab und ging hinaus in sein Gärtchen unter die blühenden Bäume. Er pflegte immer die Einsamkeit aufzusuchen, wenn sein Gemüth bewegt war.

Die Wasenmühle lag drunten vor dem Dorfe inmitten des großen Wiesplans, den man den „Wasen“ hieß, und bildete ein stattliches Gehöfte, zu welchem einige hundert Morgen Feld und Wiesen gehörten. Zu der Zeit von welcher ich rede, war sie das Eigenthum eines Mannes Namens Wiedmayer, der im Dorfe wenig beliebt war, denn er galt für einen harten geizigen Mann und für stolz. So wenig ich auch mit den Zuständen

von G. und den Verhältnissen der einzelnen Gemeindebürger bekannt war, so wußte ich doch, daß den Wasenmüller niemand leiden mochte, und daß viele Leute aus dem Dorfe lieber eine Wegstunde weiter in eine andere Mühle fuhren, als bei dem groben geldstolzen Manne ihr Getraide mahlen ließen; er stand in dem Rufe, sogar noch am Molter zu betrügen, und die armen Bauern, die ihm Geld schuldeten, wurden von ihm schwer gedrückt. Daher gabs denn in G. nun mehr Leute, welche sich über den Unfall, der dem Wasenmüller zugestoßen war, freuten und denselben als eine Strafe Gottes ansahen, als den Mann beklagten. Einige Tage lang war im Flecken von nichts anderm die Rede, als von dem Unglücksfall und von dem Befinden des Verunglückten, und selbst mein Pfarrer sprach zuweilen davon und erwähnte einmal, daß er den Mann besucht habe, um ihn zu trösten, daß derselbe aber mit einer gewissen Rohheit allen geistlichen Trost abgewiesen und in seinem Bette geschimpft und geflucht habe, weil es in Haus und Wirthschaft nicht so ging wie es sollte. Ich kannte den Mann kaum vom Sehen und er interessirte mich deßhalb nicht oder nur insofern er in irgend welcher, wenn auch nicht freundlicher Beziehung zu dem alten Wundarzt stand. Ich kümmerte mich daher nicht um die Klatschereien der Leute, die sich mit dem Wasenmüller beschäftigten.

Eines Nachmittags aber, als wir drei Knaben in des Pfarrers Studierstube saßen und unsern Unterricht empfingen, pochte es an der Thüre, und ein altes Mütterchen mit schneeweißem Haar und verweinten Augen trat herein, und bat den Pfarrer um einen Besuch bei ihrem Manne. „Aber kommen Sie doch bald, Herr Pfarrer,“ sagte sie flehentlich; „ich fürchte, er treibt es nicht mehr lange, und es wäre schrecklich, wenn er so unbußfertig dahinführe! Tragen Sie ihm nicht nach, daß er neulich so barsch war, Hochwürden!“

„Steht es also in der That gefährlich mit ihm, meine liebe Frau Wiedmaher?“ fragte der Pfarrer.

Das alte Mütterchen weinte laut. „Der Brand hat angesetzt, weil der Müller aus Eigensinn nicht that, was ihm der Physikus befohlen hatte,“ versetzte das Mütterchen; „wir haben zwei Doktor kommen lassen, aber es ist zu spät, es ist keine Rettung mehr, und der Kranke fühlt es selbst. Er will nicht sterben, denn ihm graut vor dem Tode, und doch kann er nicht leben. Sprechen Sie ihm doch zu, daß er wenigstens in sich gehe und bereue.“

Der Pfarrer entließ uns und begleitete sogleich die Wasenmüllerin, denn diese war es gewesen. Die Frau hatte mir ganz eigenthümlich gefallen; sie war so schwächlich und vergrämt und doch lag in ihren hagern Zügen ein unverkennbarer Zug milder Ergebung; sie war das gerade Gegentheil von ihrem rohen groben Manne. Man sprach von ihr auch nur Gutes im Dorfe, und beklagte und bedauerte sie wie ein Opferlamm.

Allein auch diese Begegnung mit der Müllerin interessirte mich nur vorübergehend, und erst einige Tage später — es war um die Pfingstzeit — kehrte ich eines Nachmittags mit Gottlieb von einem Spaziergang in den Wald zurück, wo wir Himmelfahrtsblümchen oder Mausöhrchen *) gesucht hatten, aus denen man nach schwäbischer Sitte Kränzchen bindet, um sie im Zimmer aufzuhängen, damit sie das Haus vor Blitzschlag und Wetterschaden bewahren, und als Gottlieb und ich in die Baderstube traten, stand der alte Schlegel schon ganz angekleidet in Rock und Mütze da und schien uns mit einiger Ungeduld erwartet zu haben.

„Gut daß ihr endlich kommt,“ sagte er zu uns; „ich habe euch sehnlich erwartet, denn ich muß hinunter in die Wasenmühle; der Müller ist heute Mittag gestorben, und ich muß die Leichenschau besorgen. Bleib' zu Hause, Gottlieb; ich werde bald wieder da seyn, denn es ist mir ein schwerer Gang: ich muß an die Leiche des Mannes treten, der mir lebenslang todfeind war.“

Er ging und wir schütteten unsere Blumen auf die Bank und begannen unsere Kränzchen davon zu winden und von dem Todesfall zu sprechen. „Ich möchte nur wissen, was der Meister mit dem Wasenmüller gehabt hat, Gottlieb,“ sagte ich, als der Alte fort war. „Der alte Schlegel ist ja solch ein stiller Mann, daß man denken sollte; er habe in seinem Leben nie ein Wässerchen getrübt.

„Ei nun,“ meinte Gottlieb; „stille Wasser sind tief, und auch der Beste hat einmal in seinem Leben eine böse Stunde oder einen bösen Tag gehabt. Und gram war ihm der Müller schon, denn wenige Jahre nachdem sich der Vater hier gesetzt hatte, zog der Wiedmayer den andern Barbier aus Waiblingen hieher und schenkte ihm noch das Geld, daß er hier sich einbürgern und niederlassen konnte. Und Jahre lang verhetzte er die hiesigen Ortsbürger und die Bauern aus der Nachbarschaft gegen den Meister und trieb dem Kächele alle Kunden zu, so daß es dem Vater schlecht genug erging; aber hinterher hat er sich doch durch seine Geschicklichkeit und Sanftmuth bei den Bauern in Respekt gesetzt und den ungeschickten liederlichen untern Barbier überholt.“

Der alte Schlegel kam bald wieder zurück, zog den Rock aus und hängte ihn in den Kasten, nachdem er ihn abgeschüttelt, denn es regnete draußen. Und da er nun wieder in Wamms und Mützchen und Schürze dastund, nahm er den Kalender von der Ofenwand, schrieb einige Zeilen hinein, stopfte sich dann seine Pfeife, setzte sich an's offene Fenster, schaute in die trüben Wolken und blies gedankenvoll die kleinen Wölkchen in die feuchte Abendluft hinaus; seine Gedanken waren trauriger Art, man sah es an dem feuchten Glanz seiner dunklen Augen.

„Hat der Müller einen schweren Heimgang gehabt, Vater?“ fragte Gottlieb endlich.

„Ja wohl, sein Lager muß recht schmerzlich gewesen seyn,“ versetzte der alte Chirurg; „solch ein Brand ist eine furchtbare Pein; der liebe Gott hat den harten Mann noch in seine Leidensschule nehmen wollen, aber der Unglückliche hat den Wink nicht verstanden und ist unbußfertig gestorben. Gott sey seiner armen Seele gnädig; er wird viel Erbarmen brauchen.“

„Was habt denn aber Ihr mit ihm gehabt, Vater, daß er

*) Gnaphalium dioicum.

Euch immer so aufsätzig war?“ fragte Gottlieb. „Es sieht Euch ja doch nicht gleich, daß Ihr ihm Unrecht gethan hättet?“

Der Greis sah seinen Pflegesohn mit feuchten Augen eine Weile an und sagte dann: „Der Zorn ist ein schlechter Rathgeber, Gottlieb, und ich war nicht immer so gelassen wie jetzt. Jugend hat keine Tugend, und ich war auch einmal ein Mensch von wilden Leidenschaften. Doch das ist eine lange Geschichte, Gottlieb, und ich würde sie Dir nicht erzählen, wenn der Wiedmeyer jetzt nicht todt wäre und ich ihm nicht meine Verzeihung mit in's Grab gegeben hätte. Der Mensch hat mir mein ganzes Lebensglück geraubt und einen Schatten auf mein Daseyn geworfen, von dem ich mich niemals wieder erholt habe. Ich will euch beiden Jungen die Geschichte erzählen, damit ihr den Zorn beherrschen lernet, denn das ist ein Eckstein, über welchen schon viele gestolpert sind. Meine Geschichte kann euch daher ein Warnungsbeispiel seyn, und es ist vielleicht gut, wenn ihr die rechte Wahrheit aus meinem eigenen Munde erfahret, denn der Mensch ist ja hinfällig, und nach meinem Tode könnten es euch die Leute vielleicht unrichtig erzählen, denn es ist schon lange her daß sich das Alles zugetragen hat, und es leben nicht mehr Viele im Dorfe, die es erlebt haben. Darum höret!“

Wir rückten unsere Schemel und die Bank näher zu ihm hin und sahen ihn erwartungsvoll an, und er begann mit einem tiefen Seufzer und feuchten Wimpern:

„Dieß Häuschen hier war meiner Eltern Eigenthum; mein Vater hatte es gebaut, und ich bin hier geboren und aufgewachsen, und will mit Gottes Hülfe auch darin sterben. Mein Vater war ebenfalls Bader und Wundarzt allhier, und hat mich zu seinem Gewerbe bestimmt von Jugend auf. Zu Michaelis jährt es sich, daß ich geboren bin, und wie ich so ein Bursch von achtzehn Jahren war, sprach mich mein Vater von der Lehrzeit los und schickte mich eines Sonnabends nach Waiblingen zum Physikus, daß er mich prüfen sollte, denn dieß war damals so vorgeschrieben; es konnte keiner als Badergeselle Kondition finden, wann er nicht erst vom Physikus geprüft war. Das kostete vier Gulden und diese gab mir mein Vater in die Tasche und noch einen Sechsbätzner für die Zehrung. Ich hätte es in Schorndorf näher haben können, aber der Schorndorfer Physikus war ein guter Bekannter von uns, und mein Vater, ein strenger gerechter Mann, wollte keine Nachsicht für mich walten lassen, sondern ich sollte gründlich und unparteiisch geprüft werden. Da ging ich denn also die paar Stunden nach Waiblingen, meldete mich beim Herrn Physikus, und ward auf den Nachmittag zur Prüfung bestellt, die ich auch vor den Urkundspersonen mit Gunst bestand. Da aber der Amtmann auf die Jagd gefahren war, welcher mein Prüfungszeugniß unterschreiben sollte, mußte ich beim Bäcker Schwandner in der Barbierherberge übernachten und noch bis zum Sonntag bleiben, obschon ich wußte, daß mein Vater mich daheim recht vermissen würde, denn am Sonntag hatten wir ja allzeit am meisten zu thun. Die Bauern verschieben Schröpfen und Aderlaß, Zahnausziehen und Wundenverbinden am liebsten auf den Sonntag wie das Rasiren. Die Freude über mein gutes Examen trieb mich auch nach Hause, denn ich war stolz darauf und wußte, daß es meinen Eltern Freude machen würde. Ich stand also ungeheuer viel Langeweile und Ungeduld aus, bis ich mit meinem Zeugniß zum Amtmann konnte, um es unterschreiben zu lassen, und hatte bald das kleine Städtchen auswendig und inwendig gesehen. So oft ich aber auf's Amthaus kam, hieß es, der Herr Amtmann sey noch nicht aufgestanden und könne mein Prüfungs-Zeugniß noch nicht siegeln; am Sonntag werde überhaupt nicht geamtet, und ich solle mich nur an einem andern Tag wieder einfinden. Meine Vorstellungen und Bitten bei dem brummigen Amtsdiener, daß ich gute fünf Stunden Wegs habe, ward nicht angehört, und ich wollte schon ohne mein Zeugniß nach Hause gehen, da fiel mir das Sprüchlein ein: 'Schmieren und Salben hilft allenthalben'; und so versprach ich denn dem Amtsdiener einen Sechsbätzner, wenn ich nach eilf Uhr mein Zeugniß wieder bekommen könne, und ließ ihm das Papier. Das half aber, denn nun war der Mann mit Einem Male wie ein umgewendeter Handschuh. Als ich freilich drunten vor dem Amthause in meine Westentasche griff, fand ich, daß ich grad noch 29 Kreuzer bei mir hatte, und wenn ich davon 24 dem Amtsdiener gab, so war's mit dem Mittagessen aus, und solch ein Bursch von 18 Jahren hat seinen tüchtigen Appetit, und ich hatte noch fünf Stunden Wegs vor mir. Ich stecke mir also meinen Sechsbätzner besonders, kaufe mir beim Bäcker Schwandner ein Groschenbrod, das ich in meine Tasche stecke, und gehe auf den Markt, um mir für zwei Kreuzer Aepfel dazu zu kaufen. Am Sonntag nach der Kirche kamen nämlich dazumal wie noch heute die Mädchen von den Dörfern mit Obst herein, und setzten sich auf dem Markte oder auf der Remsbrücke vor dem alten Thor mit ihren Körben zum Verkaufe hin. Da saßen denn so ein Dutzend Mädchen mit Aepfeln und Birnen, Zwetschen und Weintrauben in Einer Reih', und es waren in der That ein paar blitzhübsche darunter, aber die schönste war doch die jüngste, ein Märel wie Milch und Blut, mit hellblondem goldenem Haar, blauen Augen und einem Gesichtchen wie ein Borsdorfer Apfel. Das junge Ding war kaum eingesegnet (konfirmirt), und sah so sittig und treuherzig in die Welt hinein wie ein Engel. Und wie ich das schmucke Ding so anschaue, da wird mir mit Einem Male ganz wunderlich zu Muthe, und ohne mich an die kecken Blicke der anderen muthwilligen Mädel zu kehren, die mir schon von Weitem zuriefen: „Ei wia dô, kauf' au ein, Bua!“ geh' ich stracks auf das Goldköpfchen zu, das sittig und scheu die Augen senkt, wie ich sie so ansehe. Nun ich die Kleine frage: „He Mädle, wie viel gibst Du Aepfel um einen Kreuzer? die Aepfel sind nicht schöner und röther als Deine Wangen, die müssen ja gut seyn!“ da lächelt sie, wird aber feuerroth und sagt: „Nimm sechse, weil Du's bist!“ Nun gab ich ihr meine zwei Kupferkreuzer, und sie wählt' mir die größten und reifsten aus und legt' sie mir zu dreien und dreien in meine Mütze. „Mädle,“ sag' ich, „die Aepfel da eß' ich nicht alle, so sehr ich auch Hunger habe. Die schönsten heb' ich mir auf, so lang sie halten, und wenn ich sie esse, da will ich an Dich denken, und sie werden mir noch einmal so

gut munden.“ — „Und warum denn?“ fragt' sie. — „Weil sie von solch einem schmucken frommen Kind sind, dem schönsten Mädel, das ich noch je gesehen habe, und das ich all mein Lebtag' nicht vergessen werde!“ — Da ward sie noch röther als ihre Luikenäpfel, warf mir aber einen strengen Blick zu und sagte: „Ich dank' für den Spott, aber verdient hab' ich ihn nicht um Dich! Geh, laß mich und necke Dich mit Anderen!“ — „Wo denkst Du hin, Schätzle,“ sag' ich; „wie soll mir einfallen, Dich zu verhöhnen. Guck', der Apfel da soll mein Tod seyn, wann mir's nicht Ernst ist, daß ich Dich gern hab' und es ehrlich meine!“ — Drauf sieht sie mich freundlich an, wird abermals roth und sagt: „Ach was, wer wird einem jungen Ding wie ich so 'was sagen! Geh nur, sonst werd' ich das Gespötte der Anderen!“

Ich ging nun, schaut' mich aber mehrmals um und sah, daß sie mir nachblickte, aber freundlich und nicht ungehalten. Unter dem Thor vom Amthaus setz' ich mich auf einen Weichstein, verzehre mein Brod und die Hälfte meiner Aepfel und geh' dann hinauf, wo ich endlich nach langem Warten mein Zeugniß ausgefertigt und gesiegelt bekomme. Nun war mein Geschäft in Waiblingen zu Ende und ich mußte mich wieder auf den Heimweg machen, aber zuvor wollt' ich das Mädchen mit den Aepfeln noch einmal sehen und fragen, aus welchem Dorf es wäre, denn bei jedem Biß in die rothen Aepfel hatt' ich an die rothen frischen Wangen und an die großen schönen blauen Augen und das goldene Haar denken müssen. Das frische Ding hatte mir's förmlich angethan. Wie ich aber auf den Markt kam, war die Kleine fort, und als ich nach ihr bei den anderen Bauernmädchen frage, da lachen sie mich aus und haben mich zum Besten. Das verdroß mich sehr, und ich lief nun das Städtchen aus und ein und blickte in alle Bäckerläden und Metzigen (Fleischerbuden) hinein, allein nirgends war sie zu finden, und niemand wollte sie gesehen haben, und die Leute lachten mich aus wie einen dummen Jungen, bis ich endlich mit schwerem Herzen mich auf den Heimweg machte und auf dem ganzen Wege an nichts Anderes denken konnte, als an das kleine blonde Apfelmädchen.

(Schluß folgt.)

Vor den Thoren des Bagno.

An einem heißen Juli-Nachmittag des Jahres 1862 saß ich in einem eleganten Zimmer des 'Hotel des Ambassadeurs' in Toulon, und fühlte mich über alle Maßen unbehaglich; das Sopha erschien mir zu hart, das Bett, die Fußteppiche zu nachgiebig, die Fenster zu unbequem, gleichviel ob sie offen oder geschlossen waren. Ich konnte weder arbeiten, noch lesen, noch schreiben; mein Piano erfreute mich nicht, mein Kopf schmerzte, mein Herz pochte, und zwar aus folgendem Grunde: ich hatte einen langen Morgen auf den Werften verbracht, hatte mir vor der drückenden Glut der südlichen Sonne jedes Fleckchen Schatten zu nutze gemacht und von da aus die Reihen von Galeerensklaven beobachtet, welche in Ketten und Banden hier an der Arbeit waren. Die glühenden Sonnenstrahlen, welche von jedem Gegenstande, vom Pflaster, Sand, Wasser, Eisen u. dergl., reflektirt wurden, waren beinahe unerträglich.

„Wie ermüdend doch eine Wanderung durch die Höfe dieser Docks ist!“ äußerte jemand von unserer Gesellschaft.

— „Bah! versuchen Sie erst einmal in diesen Höfen zu arbeiten,“ erwiderte ein Anderer.

Wir bildeten eine kleine Gesellschaft von 52 Personen, lauter Ausländern, und mit guten Pässen versehen, welchen durch die Zuvorkommenheit der Behörden auf dem benachbarten Admiralitäts-Amt der Zutritt in die Höfe des See-Arsenals gestattet worden war.

Ein intelligenter Beamter hatte die Weisung, uns zu begleiten, und begann mit einer ernsten, beinahe feierlichen Ermahnung, wir sollten bei einander bleiben. Dieser Mann war vom Anfang bis zum Ende unserer Wanderung in einem förmlichen Angstfieber, wir könnten uns trennen und zerstreuen. Wenn ein unglückliches Schaf nur für einen Augenblick die Heerde verließ, ward unser Führer vor Aufregung und Grimm beinahe wüthend, rannte hinter dem Vermißten her, packte ihn auf eine sehr unceremoniöse Weise und zerrte ihn unerbittlich wieder zum Haufen zurück, ohne deßhalb unterdessen die anderen Einundfünfzig aus dem Auge zu verlieren. Ganz wuthschäumend und athemlos erklärte er uns dann, er sey am Thor für die 52 Köpfe verantwortlich, deren Pässe und Eintrittskarten er in seiner Tasche habe, und außerdem sey er auch für die Sicherheit alles Staatseigenthums auf den Schiffswerften verantwortlich. Vergebens versicherten wir ihm, daß er über diesen Punkt ganz ruhig seyn könne, da keinem von uns einfalle, einen Anker, ein Kabeltau, eine Spiere, einen Balken oder eine Eisenstange als Andenken mitzunehmen. Allein offenbar beobachtete er uns unaufhörlich argwöhnisch und verlor keine unserer Bewegungen aus dem Auge, als ob wir wirklich nur darauf ausgingen, irgend etwas von den Vorräthen der Marine in unseren Hüten oder Taschentüchern zu verstecken.

Ich muß gestehen, daß die Ordnung und Reinlichkeit in dem ganzen Bereich des Arsenals und die großartige und doch einfache Anordnung seiner anscheinend unerschöpflichen Hülfsquellen aller Art einen überwältigenden Eindruck auf mich machte. Diese gewaltigen Pyramiden von eisernen Kugeln, die Trophäe-Napoleon und das prachtvolle Arsenal von Handwaffen, ein absolut geniales Werk, mit seinen endlosen Gängen und Alleen von Gewehren und Pistolen, die in jeder nur irgend denkbaren Gestalt mit untadelhafter Pünktlichkeit und so blank und glänzend angeordnet waren, als ob sie alle Stunden abgestäubt würden. Unter anderen seltsamen Zeichnungen sahen wir hier z. B. Orangenbäume mit reicher Ladung von Früchten, deren Blätter und Aeste ganz aus Musketenschlössern, Drückern, Bügeln 2c., und deren Früchte aus Neunpfünderkugeln bestanden.

Zur Besichtigung des Arsenals hatte man uns einer militärischen Escorte überwiesen, und erst als wir wieder in den Hof herunterkamen, stieß unser Führer zu uns, und das Nachsetzen, Einfangen, Schreien und Tadeln begann von neuem.

Auch hier trafen wir wieder Kettensträflinge und Galeerensklaven mit düsteren verbitterten Gesichtern, auf denen meist nur der gräßlichste Ausdruck von Haß und innigstem Groll zu lesen war; nur wenige waren heiterer als die Anderen und betrachteten uns mit einer Art frecher Neugier. Im Allgemeinen aber schienen sie unserem Anblick möglichst auszuweichen, und wenn einige Herren von unserer Gesellschaft im Vorbeigehen aus Mitleid ihre Hüte rückten, erwiderten nur wenige diesen Gruß. Ihre Wache behandelte sie gar nicht barsch, sondern als ein Trupp um den andern an uns vorübergeführt wurde, müde und lahm von der Arbeit, durften sie in häufigen Pausen ausruhen und trinken. Es fiel mir auf, daß so viele von ihnen lahm waren; allein wenn man bedenkt, daß ein Sträfling, welcher der Lähmung entgeht, schon nach einjähriger Kettenstrafe an dem hinkenden Gang erkannt werden kann, welchen er von dem Nachschleppen seiner Kette und der eisernen Fessel an seinem Fußknöchel annimmt, so läßt sich leicht ermessen, daß eine verlängerte Bekanntschaft mit Ring und Kette das Glied auf die Dauer angreifen kann.

Die Gesichter aller dieser Unglücklichen waren von der Sonne zu einer dunklen Mahagonifarbe verbrannt. Die meisten von ihnen waren auf Lebenszeit, keiner zu weniger als zwanzig Jahren verurtheilt. Zwanzig Jahre! wer kann ermessen, welch eine Masse von Elend diese Zeit umfaßt? Zwanzig Jahre der Freiheit beraubt, dieses Herzens des Lebens, dieser Seele unseres Daseyns; aller Zeit der Hoffnung, der Freude, der nutzbringenden Arbeit bar, losgetrennt von Familie und häuslicher Behaglichkeit, und zwanzig lange Jahre verzehrender Sonnenglut, schneidender Winde, harter gezwungener Arbeit, voll Schweigen und Schmach!

Man muß allerdings zugeben, daß die Galeerensklaven bequem logirt sind. Die Schlafsäle sind groß und hoch und sehr luftig; die ganze Länge des Zimmers nimmt eine geneigte hölzerne Pritsche ein, auf welcher die Matte und der Teppich des Sträflings ausgebreitet werden; am Fußende derselben läuft eine dicke eiserne Stange durch das ganze Gemach, woran bei Nacht der Fuß des Sträflings mittelst Ring und Kette angefesselt wird.

Von den Schlafsälen aus führte man uns in den Bazar, wo viele kleine Artikel von wirklich wunderschöner Arbeit aus Holz- und Elfenbein-Schnitzerei, Kürbisflaschen, Pulverhörner, Jagdtaschen, Körbchen, Eierbecher u. dergl. m., sämmtlich von den Sträflingen gefertigt, zum Verkauf ausgestellt sind, zu Preisen von einem halben Frank bis zu zweihundert Franken. Einige der bedeutenderen Gegenstände waren von vortrefflicher Zeichnung und Arbeit. Die Verkäufer waren lauter Sträflinge, und der Sekretär, welcher das Geld einnimmt und das ganze Verkaufsgeschäft beaufsichtigt, war selbst ein Sträfling auf Lebenszeit, — ein bestrafter Mörder, dessen stutzerhaft aufgeschniegelte Kleidung, einen seltsamen Kontrast mit seiner Lage machte. Er trug natürlich ebenfalls die Farben der Galeerenstrafen: Roth und Gelb: allein er hatte es auf irgend eine Weise zu Stande gebracht, seine Kleider in diesen verpönten Farben den Satzungen der herrschenden Mode anzubequemen. Seine Sträflings-Beinkleider waren in der Weite auf die Hälfte reducirt, so daß sie am Knöchel und der Wade fest anschloßen, und seine rothe Blouse war in einen hübschen scharlachrothen schwalbenschwänzigen Reitfrack oder Jagdjacke verwandelt worden. Der Ring um seinen Knöchel war vermuthlich so blank wie Silber, aber ganz geschickt versteckt. Er machte uns die graziösesten Verbeugungen und begleitete uns höflich bis zur Thüre; weiter durfte er nicht gehen, denn sonst wäre ihm sogleich eine Kugel von jenen gutmüthig aussehenden Soldaten entgegengeflogen. Er nahm daher seine grüne Mütze — das verhängnißvolle Zeichen lebenslänglicher Verurtheilung — ab und kehrte wieder zu seinen täglichen Berufsgeschäften zurück.

Wir hatten manche kleine Einkäufe gemacht, und die künstlerischen Sträflinge unbeschränktes Vertrauen in unsere Ehrlichkeit gezeigt und uns die Hände buchstäblich mit kleinen Artikeln vollgestopft, von denen manche von bedeutendem Werthe waren. Einer dieser Männer zeigte mir mit seinen Instrumenten die Art und Weise, wie er die harten Kokosnußschalen bearbeitete, wobei mir ein kleines Stückchen in's Auge flog und für den Moment heftigen Schmerz verursachte. Der arme Mann geberdete sich ganz verzweifelt und gab seinem Schmerz und Mitleid den lebendigsten und gewandtesten artigsten Ausdruck, daß Madame durch seine Ungeschicklichkeit so unerträgliche Schmerzen verursacht habe; er ruhte nicht eher, als bis ich ihm erlaubte, den Splitter mit einer Ecke meines Battisttuches mir aus dem Auge wischen zu dürfen, was er mit der größten Delikatesse, Gewandtheit und Grazie that. Der Schmerz hörte nun alsbald auf und ich lächelte ihn dankbar an und dachte: Arme gutmüthige Kreatur! Aber da fiel mein Blick auf die grüne Mütze: er war auf Lebenszeit verurtheilt, ein Mörder! — Eine unbeschreibliche Regung von Wehmuth stieg in mir auf. Aber im Grunde erging es den Anderen nicht besser: es waren unter unserem Truppe von 52 Personen nur wenige, welche diesen melancholischen Aufenthalt der Schmach und des Elends nicht weit bekümmerter verließen, als sie ihn betreten hatten.

Just in dem Augenblicke, wo unser Cicerone sich von uns verabschieden wollte, lenkte er meine Aufmerksamkeit auf ein kleines unscheinbar gekleidetes Frauenzimmer, welches auf dem Trottoir vor dem Thor langsam auf- und abging. Sie blickte ganz nervös in das offene Thor herein, wandte sich dann um und entfernte sich mit raschen Schritten. Dieses Hereinblicken und rasche Umdrehen wiederholten sich jedes Mal, so oft sie an das Thor kam, und unser Führer durch die Werften theilte mir mit, daß die Arme mit wenigen Ausnahmen schon seit neun Jahren täglich hier auf und ab gehe. Die Wachen am Thore kannten die Arme so gut wie ihre eigenen Schilderhäuser, und einige von ihnen konnten sich noch an den allmähligen Zerfall erinnern, welcher sie aus einem jungen Frauenzimmer mit hübschen Zügen in das verwandelt hatte, als was sie nun erschien.

„Sie ist nun so gealtert und verändert, daß, wenn sie auf irgend einen wartet, der da drinnen eingesperrt ist, er sie trotz ihrer Treue und Beharrlichkeit nicht wieder erkennen wird,

bis er einmal wieder herauskommt. Es ist keiner da drinnen, welcher unter zwanzig Jahren gefaßt hat, so werden denn weitere eilf Jahre dieser Arbeit kaum zur Erhöhung ihrer Schönheit beitragen!« sagte er mit einem linkischen Versuch zu scherzen; aber in seinem Auge lag ein Ausdruck, welcher mir genugsam zeigte, daß er sich damit nur Mühe gab, sein Mitgefühl zu verbergen; und er fügte noch hinzu: »Jeder, der dieses arme Geschöpf beobachtet hat wie wir, kann sehen, daß sie nun langsam abstirbt. Ja, es ist nur allzu gewiß, daß sie sich um irgend jemand, der da drinnen steckt, zu Tode härmt!«

Ich beobachtete das arme kleine Geschöpf, als sie rasch auf uns zukam und in ihrer nervösen halbverschüchterten Weise durch das Thor hereinschaute, dann mit einem hastigen »Guten Morgen« gegen unsern Führer eilig sich entfernte und verschwand. Der gutmüthige Bursche hatte die Mütze gerückt und ihren Gruß erwidert, ward jedoch über seine Höflichkeit etwas verlegen und begann mir in einem halbentschuldigenden Tone zu erklären, daß sie das immer thue, wenn ihr mühseliger Morgen-Spaziergang für den Tag zu Ende sey und sie hinweggehe.

»Sie ist nachgerade so wohlbekannt, daß es niemand einfällt, sie hier anzuhalten, oder ihr mit Fragen beschwerlich zu fallen,« fuhr er fort; »überdem ist dieses Trottoir dem ganzen Publikum offen. Es sind nur noch wenige unter uns, welche sich erinnern können, was für ein wunderhübsches schönes Mädchen sie vor neun Jahren war. Sie weinte damals immer, die Thränen liefen ihr stets über die Wangen, aber jetzt sieht sie nur traurig aus, — so traurig als jemals. Zu jener Zeit hatte sie ganz schwarzes Haar. Einmal richtete ich die Frage an sie, ob ich versuchen sollte, ihr einen Erlaubnißschein zum Besuch des Bagno zu verschaffen, wenn sie jemand da drinnen sehen wolle; dieß rührte sie so sehr, daß sie gefallen wäre, wenn ich sie nicht aufgefangen hätte. Aber in meinem ganzen Leben werde ich ihr Gesicht nicht vergessen, wie sie so in meinem Arm lag; sie sah etwas erschreckt und verschüchtert aus, so etwas — ich weiß nicht recht, wie ich es nennen soll. Sie antwortete mir kein Sterbenswörtchen; allein sobald sie stehen konnte, schlich sie sich langsam hinweg und stützte sich dabei an der Mauer. Nur ein einziges Mal hob sie die Hand auf, als ob sie mir irgend etwas sagen wollte; allein sie brachte kein Wort über die Lippen, ging in der eben beschriebenen Weise hinweg und kam mehre Tage nicht wieder. Sie that mir sehr leid und ich war einigermaßen in Sorgen um sie, denn ich bildete mir ein, ich habe das arme Geschöpf verscheucht, obschon ich es nur gut mit ihr gemeint hatte. Endlich, am vierten oder fünften Morgen, kam sie wieder zum Vorschein, sah aber so verstört und bleich aus, daß ich sie nur noch an ihrem Gang und Betragen kannte. An jenem Morgen bot sie mir zum ersten Mal guten Tag; das ist nun über acht Jahre her, und seither hat sich niemand mehr mit ihr eingelassen.«

Ich fragte ihn, ob sich irgend jemand durch ihn nach dem Gefangenen erkundigen könne, aber er sagte: die Sträflinge müßten ihre Namen und die Identität ihrer Personen sämmtlich außerhalb des Bagno lassen, denn drinnen seyen sie alle einander gleich und nur durch Zahlen von einander unterschieden; nur den allerhöchsten Behörden sey der frühere Name eines Sträflings bekannt oder ermöglicht, individuell mit den Sträflingen zu verkehren.

Als wir das Bagno verlassen hatten, kehrten meine Gedanken von dem mitleidigen Aufseher am Thore zu den Kettensträflingen im Innern zurück. Könnte denn gar nichts geschehen, um die sittlichen Zustände der gefangenen Verbrecher zu heben? Kümmert sich gar niemand um ihr Seelenheil? Die gezwungene harte Arbeit, die rauhe Kost, die unerbittlich strenge Disciplin waren zwar schmerzlich, jedoch noch zu ertragen und konnten am Ende heilsame Früchte bringen. Aber das System selbst muß den Geist herunterwürdigen und jenes letzte Aufglimmen der Selbstachtung auslöschen, welches bisweilen so hart um sein Daseyn kämpft; dieß aber muß die Reue sehr beeinträchtigen oder gar nicht aufkommen lassen, und daraus entsteht ein unmerklicher Kampf gegen das, was ja der eigentliche Zweck der Strafe ist und durch dieselbe befördert werden soll. Je furchtbarer die Strafe, desto verthierter wird derjenige, welcher sie ertragen muß; die erschreckliche Lage der englischen Deportirten auf der Norfolk-Insel war selbst nur die unmittelbare Ursache von Verbrechen, welche zu fürchterlich sind, als daß man sie nennen könnte. Wenn man den Menschen zum Thiere erniedrigt, ohne zugleich seine geistigen Fähigkeiten zum Stumpfsinn des Thieres herabzustimmen, so darf man sich nicht darüber verwundern, wenn der Unglückliche, welcher gleichsam von Gott und den Menschen verlassen ist, den Rest seines Verstandes und Urtheils-Vermögens nur auf die schauderhaftesten Pläne zu haarsträubenden empörenden Verbrechen verwendet. Heißt dieß nicht den Unglücklichen gleichsam dem Versucher in die Hand spielen? Ich will unserm preußischen Verfahren auch nicht das Wort reden, denn wir sind vielleicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, indem wir die Pflege unserer Sträflinge an die Mucker aus dem Rauhen Hause überließen; allein selbst dieß, mit seinen anerkannten Nachtheilen, war ein edler Mißgriff im Vergleich mit dem Verfahren der französischen Rechtspflege, welche auf der einen Seite thatsächlich zugesteht, daß ein Verbrecher nicht den Tod verdient, und ihn doch anderseits aus dem ganzen Bereich der Menschheit ausstößt, seine Individualität aufhebt und auslöscht, ihn weder Reue noch Resignation lehrt, sondern ihm ohne einen einzigen Strahl von Hoffnung nur zwischen Weinen und Zähneknirschen die Wahl läßt!

Jetzt vermochte ich zu begreifen, weßhalb das arme Frauenzimmer ihre Sehnsucht nicht durch den Anblick desjenigen befriedigen wollte, der einst der Held ihres Herzens, das Ideal ihrer Gefühle gewesen war. Das Andenken und die Erinnerung an ihn, selbst in seinen Tagen der Ruchlosigkeit und des Verbrechens, war noch weit erträglicher als der Anblick seiner finstern Apathie, seiner brütenden Verbitterung, seiner rath- und hoffnungsvollen Verzweiflung; und darum blieb sie draußen vor den Thoren des Bagno! Eveline.

Einige Tage in Kopenhagen.

Reise-Erinnerungen.

Ich war auf dem Heimwege von einem Ausfluge nach Schweden an Bord eines dänischen Dampfboots von Gothenburg nach Kopenhagen, als ich am Morgen nach unserer Abfahrt schon vor Tagesanbruch aus meiner Koje gerufen wurde, um die Durchfahrt durch den Sund mit anzusehen und den ersten Anblick der dänischen Küsten zu haben.

Wir waren zwar noch im Monat August, allein der helle wolkenlose Morgen war doch kühl. Zu unserer Rechten lag die lange niedrige Linie der dänischen Küste, dicht bewaldet, mit der kleinen Stadt Hammermühl hart am Strande; links stieg felsig und zerrissen die zackige schwedische Küste auf dem Meere auf, höher als die dänische und nicht so bewaldet, aber die Aussicht auf unabsehbare flache Getraideländereien darbietend, welche sich bis tief in's Innere erstreckten. Die Fahrt durch den Sund ist für den gebildeten Reisenden von höchstem Interesse, nicht allein wegen der hier so reich entfalteten Naturschönheit, sondern auch wegen der manchen denkwürdigen geschichtlichen Erinnerungen, welche sich daran knüpfen. Wir beschauten uns diese berühmte Meerenge unter den günstigsten Umständen. Die helle Morgensonne war so eben hinter den grünen wellenförmigen Hügeln emporgestiegen, welche den Horizont auf der schwedischen Seite begrenzten, und eine frische Brise peitschte das klare dunkelblaue Meer zu langen Wogen mit schaumbekränzten Kämmen auf. Vor uns zur Rechten stieg ein augenfälliger Punkt auf der äußersten Spitze von Dänemark, die weit ins Meer vorsprang und uns den Anblick der Stadt Helsingör entzog, empor; es war das berühmte Schloß Kronborg, dessen altersgraue Mauern und Thürme sich kühn und scharf vom hellen blauen Himmel abhoben. Wir fuhren dicht darunter hin, und ich bewunderte diesen gewaltigen massigen Bau, der halb Schloß und Burg, halb Staatsgefängniß, sich mit seinen Thürmen, Thurmspitzen, Giebeln und Zinnen breit und stattlich hinlagert, von dem Danebrog überwallt. Das Schloß ist bekanntlich nach einem Plane des berühmten Astronomen Tycho Brahe erbaut worden, und hat später der unglücklichen Königin Mathilde, einer gebornen englischen Prinzessin, zum Gefängniß gedient, als sie durch eine jener niederträchtigen Hofintriguen, an welchen die dänische Geschichte so reich ist, aus ihrer Höhe herabgestürzt wurde. Später ist das Schloß noch durch den vergeblichen Widerstand bekannt geworden, welches es dem englischen Admiral Nelson leisten wollte, als dieser mit einer Flotte von fünfzig Segeln in den Sund einlief, um Kopenhagen zu bombardiren. Alle Batterien von Kronborg spielten damals gegen die englische Flotte, allein die Geschütze trugen nicht weit genug, um derselben Schaden zuzufügen.

Der Sund ist am schmälsten Theile ungefähr drei deutsche Viertelmeilen breit, kann also mit den gewaltigen gezogenen Kanonen der Neuzeit ganz beherrscht werden. Dicht hinter Kronborg liegt die blühende Stadt Helsingör, wo jedes Fahrzeug anlegen mußte, um den Sundzoll an Dänemark zu bezahlen, welcher eine so beträchtliche Staatsannahme dieses kleinen Königreiches von Rußlands Gnaden bildete, und wofür die dänische Regierung Leuchtthürme und Baken längs der Klippen und Sandbänke vor seiner Küste vom Kattegat bis in die Ostsee unterhalten mußte. Dieser Sundzoll ist nun durch Unterhandlungen von Seiten der Großmächte mit der dänischen Regierung abgeschafft, und der Staat Dänemark hat dadurch eine namhafte Einbuße erlitten; verliert er hinfort auch die ungeheuren Summen, welche er aus Schleswig-Holstein und Lauenburg seither gezogen, dann werden die Einnahmen bald nicht mehr hinreichen, um das kleine übermüthige Königreich auf dem seitherigen Fuß zu erhalten, und die dänischen Inseln sammt Jütland werden dann nothgedrungen an Schweden fallen müssen, um mit diesem und Norwegen zu einem größern skandinavischen Gesammtreiche zusammengeschlossen zu werden, dessen Zustandekommen Rußland aus allen Kräften zu verhindern sucht. Helsingör ist den Freunden der Shakspeare'schen Muse auch als der Schauplatz seines Hamlet bekannt.

Helsingör gegenüber liegt auf der schwedischen Küste die alte Stadt und Veste Helsingborg mit ihren malerischen Zinnen und verwitternden Thürmen dicht am Meere. Nachdem wir einige Minuten in Helsingör angehalten, um hier die Postfelleisen abzugeben und einzunehmen, setzten wir unsere Fahrt längs der dänischen Küste fort, deren sanft geneigte Böschungen mit frischen grünen Wäldern bestanden und mit Dörfern und großen hübschen Landhäusern besetzt sind. Die Insel Hveen, an welcher wir vorüberfuhren, ist nun eine hübsche schwedische Domäne und von einigem historischem Interesse, weil Friedrich II. von Dänemark den Tycho Brahe damit fürstlich beschenkt hatte, welcher hier seine meisten astronomischen Entdeckungen machte, und von dessen Aufenthalt noch die Ruinen seines Hauses oder Schlosses Uranienborg und seiner Sternwarte Kunde geben.

Als wir uns Kopenhagen näherten, schlug das Wetter, welches seither so schön und vielversprechend gewesen war, plötzlich um; die See ward sehr wild, und mit einer gewissen innern Befriedigung sahen wir uns endlich unter dem Schutze der berühmten Kronwerke. Unter strömendem Regen, grellendem Donner und hellen Blitzen liefen wir in den Hafen der dänischen Hauptstadt ein, und bekamen sogleich einen Vorschmack von der Renommisterei und Bramarbasie, welche den vorherrschenden Grundzug des dänischen Volkscharakters bildet. Als ich nämlich mit meinem Bißchen Handgepäcke zum Ausschiffen bereit mich dem Radkasten näherte und einen anständig gekleideten Herrn, welcher mir als ein Kopenhagener Kaufherr bezeichnet worden war, um Auskunft über zwei Gasthöfe in Kopenhagen bat, welche man mir empfohlen hatte, gab er mir zwar sehr leutselig und herablassend Auskunft, konnte sich jedoch nicht enthalten, damit die Frage zu verbinden, ob ich noch nie in Kopenhagen gewesen sey. Ich verneinte, und nun sagte er mit großer Selbstzufriedenheit: „Da werden Sie sich ordentlich verwundern über diese Stadt, denn sie ist ohne Widerrede eine der schönsten auf der ganzen Welt. Solche Schlösser aus der Renaissance-Zeit sehen Sie nirgends wieder — nicht einmal in Frankreich. Ich habe Frankreich bereist, habe Fon-

tainebleau, Amboise, Pau gesehen — alles schnetteriges Zeug, Bagatelle gegen die Börse, gegen Rosenborg, Marienlyst, Frederiksborg und die anderen. Und nun gar der dicke Thurm! ich sage Ihnen, so etwas ist auf der ganzen Welt nicht wieder zu finden! Na, Sie werden sehen: wer Kopenhagen noch nicht kennt, der hat noch nichts Rechtes gesehen.» Ich verbeugte mich mit einem stummen Lächeln, das sich der gute Mann nach Belieben deuten konnte. Aus dem Wenigen, was ich früher von Repräsentanten des inseldänischen Stammes, — denn ein Volk sind ja diese amphibischen Epigonen der alten Wikinger nicht — kennen gelernt hatte, war mir dieses großmäulige Dickethun schon genügend vertraut.

Der erste Anblick von Kopenhagen entsprach auch gar nicht den großsprecherischen Erwartungen, welche jener Herr in mir anzuregen versucht hatte. Die Stadt liegt in einer flachen Gegend, ist beinahe auf allen Seiten vom Meere umgeben, und bietet daher weder etwas Malerisches noch etwas Imposantes. Wir landeten in einem kleinen Boot, das uns nach dem Zollhause brachte, wo wir jedoch nur wenige Minuten aufgehalten und von den Zollbeamten sehr artig und rücksichtsvoll behandelt wurden; dann begaben wir uns zu Fuße in strömendem Regen und Sturm nach dem mir empfohlenen „Hotel Phönix«, einem bedeutenden Etablissement nach Art der rheinischen und schweizerischen Gasthöfe, welches 115 Fremdenzimmer und eine lange Enfilade von Speisesälen, Billard-, Kaffee-, Rauchzimmern u. dergl. enthält und ganz von Deutschen geleitet wird, und das ich wegen seines Comforts und seiner mäßigen Preise meinen Landsleuten mit gutem Gewissen empfehlen kann. Da ich nicht dänisch verstand, so war es für mich eine große Annehmlichkeit, hier in meiner Muttersprache verstanden zu werden, obschon ich fand, daß die meisten Geschäftsleute in Kopenhagen deutsch verstehen, wenn gleich es zum guten Ton zu gehören scheint, wenigstens in gewissen Kreisen, daß man sich das Ansehen gebe, als verstünde man die deutsche Sprache nicht.

Der immer noch reichlich herunterströmende Regen hinderte mich einige Stunden lang, meinen Spaziergang durch die dänische Hauptstadt anzutreten, und als ich endlich meine Wanderung begann, mußt' ich allerdings gestehen, daß die Dänen einigermaßen Grund haben, auf ihre Hauptstadt stolz zu seyn, die aber auch eigentlich die einzige Stadt des ganzen Königreichs ist, denn die übrigen Städte der Inseln sind nur Städtchen, förmliche armselige Provinzialstädtchen, und Kopenhagen ist der Centralpunkt, aber auch der Magen der ganzen Monarchie. Die Straße worin unser Gasthof lag, die Bredgade, führte uns auf einen großen unregelmäßigen Platz, „Kongens Nytorv,“ des Königs Neumarkt genannt, welcher durch die Menge und Eigenthümlichkeit der etwas düsteren Häuser, die ihn umgeben, etwas besonders Malerisches hat. Mitten auf dem Platze steht eine kolossale bleierne Bildsäule Christians V., ein geschmackloses häßliches Bildwerk, das in einer an Werken von Thorwaldsens Meisterhand so reichen Stadt doppelt auffallen muß. Dieser Platz ist ein eigentlicher Centralpunkt für Kopenhagen, denn nicht weniger als zwölf von den Hauptstraßen gehen von ihm aus. Hier stehen ferner das Theater, mehre öffentliche Gebäude und das Schloß Charlottenborg, ein etwas zerfallener Bau. Um das Postamt aufzusuchen, schlenderten wir die Ostergade, die eleganteste der Kopenhagener Straßen, hinunter, welche ziemlich breit und mit schönen Häusern und einigen eleganten und glänzenden Läden besetzt ist, deren man in Kopenhagen überhaupt nicht viele sieht. Jedes Haus hat gewöhnlich zwei Läden, einen unterirdischen zu welchem einige Stufen hinab, und einen anderen zu dem ebensoviele Stufen empor führen, so daß man oft eine ganze Straße entlang eine doppelte Reihe über einander liegender Läden sieht, von denen der obere immer der elegantere und bessere ist, während in dem unteren meist Bäcker, Gewürzkrämer, Eisenhändler, Trödler, Schenkwirthe, Bierzapfer rc. ihr Wesen treiben. Bei den Restaurants sah ich große Stöße auf einander gestellter tiefer Suppenteller voll dicken sauren Rahms, der in Dänemark eine Nationalspeise ist und gewöhnlich vor der Hauptmahlzeit statt der Suppe genossen wird. In der Ostergade und den anderen bedeutenderen Straßen war ein großes Gedränge und lärmendes Gewühl, so daß man Mühe hatte, sich durchzuwinden, und recht lebhaft an das Straßenleben einer großen Stadt erinnert wurde.

Kopenhagen ist im Verhältniß zu seinem Umfang eine der dichtest-bevölkerten Städte in Europa, denn es zählt auf ziemlich beschränktem Raume über 150,000 Einwohner, worunter etwa 2500 Juden. Omnibusse, Droschken und andere Miethwägen beleben den Verkehr der Bevölkerung zwischen den einzelnen Quartieren. Nach einem Besuch auf dem Postamt gingen wir nach einem andern öffentlichen Platz, dem Amager Torv, wo der Obst-, Gemüse- und Fischmarkt stattfindet, und der ohne Widerrede der malerischeste Punkt der ganzen Stadt ist. Der Platz wimmelt, namentlich an Werktagen, von Weibsleuten in allen möglichen Trachten und seltsamen bunten Aufzügen und von Karren mit Obst, Gemüse und Blumen. Hohe Häuser mit Läden schließen diesen Platz von drei Seiten ein, und hier stehen auch noch zwei sehr merkwürdige alte Schlösser oder Paläste im Renaissance-Style mit hohen verzierten Giebeln, mit Façaden die mit Vergoldung bedeckt sind, mit Stein- und Holzsculpturen und vielem grotesken Zierrath. An der äußern Seite des Amager-Torv läuft ein Kanal hin, welcher gewöhnlich voll Barkschiffen und bedeckten Booten wie holländische Treckschuyten ist. Ueber diesen Kanal führt eine Brücke, welche mit dem Slotplads, Schloßplatz, in Verbindung steht, wo das sehr große Schloß Christiansborg steht. Dieses war ursprünglich im Jahr 1792 erbaut worden, aber 1795 niedergebrannt, worauf man es in einem kolossalen Maßstab und Umfang wieder aufgebaut hat. Es imponirt mehr durch seine räumlichen Verhältnisse, als durch Eleganz der Formen und Proportionen oder architektonische Schönheit. Den einzigen künstlerischen Werth daran haben vier Basreliefs über dem Eingang und einige kolossale Figuren von jenem größten aller modernen Künstler, Thorwaldsen, auf welchen Dänemark mit Recht so stolz ist. Auf der andern Seite dehnt sich der Palast in ungeheure Flügel aus und bildet eine Art Viereck; von

jedem Flügel läuft eine lange Kolonnade aus und schließt einen großen hufeisenförmigen Platz ein, welcher wahrscheinlich demjenigen vor der Peterskirche in Rom nachgeahmt ist; diesem gegenüber erhebt sich ein anderer Palast, Schloß Rosenberg, nun das königl. Museum enthaltend, so daß die ganze Gruppe von Gebäuden hier sehr großartig und imposant ist. Dicht dabei ist die Börse, auf welche die Kopenhagner so stolz sind, eines der merkwürdigsten Gebäude aus der Renaissance-Periode, niedrig und langgestreckt, von rothen Ziegelsteinen erbaut, mit einer seltsam verzierten Façade voll Voluten und Schnörkeln, mit reichverzierten und hochgiebeligen Dachläden und einem ganz eigenthümlich gewundenen Thurm mit bleierner Spitze, zu welchem das Horn eines Narwals das Muster geliefert zu haben scheint.

Ich hatte einen Jugendbekannten in Kopenhagen, einen Süddeutschen, welcher schon seit vielen Jahren dort angesiedelt ist und den ich mit vieler Mühe auffand. Er hieß mich so herzlich willkommen, daß ich mich freute, zu sehen, wie treu er sich sein ehrliches deutsches Herz unter den dänischen Prahlhänsen bewahrt hatte. Und da am Abend das Wetter günstig war, traten wir beide nun mit einander eine neue Wanderung durch die Stadt an. Der Stadttheil, worin mein Gasthof lag, heißt die Neustadt, und hier sind die Straßen gerade, breit und stoßen unter rechten Winkeln zusammen. Wir kamen über den Frederiksplads, einen der schönsten in der Stadt, welchen vier Paläste umgeben, wovon zwei dem König und zwei den Mitgliedern der königlichen Familie gehören; in der Mitte steht wieder eine plumpe und schlechtproportionirte Bildsäule Friedrichs V. Von hier gingen wir die Amaliagade hinunter, wo mehre große Hospitäler und schöne Gebäude stehen, kamen über eine öffentliche Promenade, die mit großen Bäumen dicht bepflanzt war, und gelangten endlich an das Meeresufer, welchem entlang eine Esplanade, die lange Linie, die nicht viel höher als der Meeresspiegel ist, hinläuft, und wie man sich wohl denken kann, einen köstlichen Spaziergang darbietet, namentlich an schönen Sommerabenden. Auf der andern Seite ist diese Promenade durch einen tiefen Graben von der Citadelle getrennt, welche eine drohende Feste in Gestalt eines Polygon, woran jede Seite mit einer doppelten Kanonenreihe armirt ist, darstellt. Diese Citadelle ist noch Jungfrau, d. h. noch nie hat sie ein Feind genommen, denn auch die Engländer haben weder 1801 noch 1807 von dieser Seite her angegriffen. Auch die Esplanade ist in Zwischenräumen von Bastionen unterbrochen, die von Kanonen starren, aber auf mich persönlich machten diese den Eindruck einer ziemlich unschuldigen Drohung, denn die ganze dänische Armee würde kaum hinreichen, um bei einer ernstlichen Belagerung nur allein die Befestigungen von Kopenhagen zu besetzen und mit Nachdruck zu vertheidigen. Dieß ist auch wieder ein Stückchen, worin sich der prahlhansige fanfaronirende Grundzug des Volkscharakters zu erkennen gibt. Dagegen gewährt die Esplanade eine herrliche Aussicht auf den Sund, den Hafeneingang und die auf der Rhede und in der hohen See liegenden Schiffe. Das Fahrwasser ist so tief, daß die größten Kriegsdampfboote dicht bei dieser Promenade vorüber fahren. Mein Freund zeigte mir die berühmte Batterie Tre Kroner (drei Kronen) auf einer Insel vor dem Hafen, welche im Jahr 1801 Nelson's Geschwader bei der Beschießung so tapferen Widerstand leistete. Ich hatte kurz vor Antritt meiner Reise eine Schilderung des Bombardements von 1807 und der schmachvollen und räuberischen Wegführung der dänischen Flotte durch die Engländer gelesen, welche mir noch gut im Gedächtniß war, und mein Freund, der mit diesen Dingen sehr vertraut, machte mir jene Ereignisse noch deutlicher, indem er mir die Stellung der beiden Flotten bei jener denkwürdigen Schlacht genau bezeichnete.

Was an Kopenhagen besonders auffällt, ist die Menge der Schlösser in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung. Die dänischen Könige müssen von jeher eine gewaltige Bauwuth gehabt und ungeheure Summen daran verschwendet haben, ihren Namen in solchen burgartigen Schlössern oder städtischen Palästen zu verewigen. Fast von jedem Könige sind solche bauliche Reliquien vorhanden, — manche allerdings längst verfallen oder dem Zerfall nahe. So liegen nur in der Stadt allein die größeren Schlösser Rosenborg, Amalienborg (die Residenz), Charlottenborg und Christiansborg, und in der Nähe außer dem großen Park und Schloß Friedrichsberg, mindestens noch ein halbes Dutzend Lustschlösser und königlicher Sommerresidenzen. (Schluß folgt.)

Der Staar.

Eine Biographie aus der Naturkunde.

Der Staar ist ein ganz gewöhnlicher, aber doch eigenthümlicher und interessanter Vogel, gesellig und scheu zugleich, ein arger Kirschen- und Weintrauben-Dieb und doch wiederum ein sehr nützlicher Vogel, denn er ist ein abgesagter Feind aller Raupen und alles Gewürms, aller Insekten und Schmetterlinge, und hiedurch der Landwirthschaft zum großen Vortheil. Aber der Staar hat auch sozusagen geistige Eigenschaften, welche ihn dem Menschen angelegentlich empfehlen. Viele unserer gefiederten Freunde wohnen in der Nähe des Menschen, allein wenn wir sie auch gerne beobachten und willkommen heißen, so ist ihre Vertraulichkeit doch nicht immer wesentlich freundlich. Das Rothkehlchen z. B., welches im Winter sich so dicht zu uns heranmacht und gerne auf dem beschneiten Fenstersims sitzt und halb scheu, halb erwartungsvoll durch die Scheiben hereinblickt, als ob es sich verwundere, daß wir ihm noch nicht einige Brodkrumen hinausgeworfen haben, ist ein wilder streitsüchtiger Vogel, der immer mit seinen gefiederten Nachbarn, mit seinesgleichen und Anderen, im Kriege liegt; in seiner Vertraulichkeit gegen uns liegt eine gewisse Kühnheit. Der Sperling, der sich auf unseren Höfen so breit macht, ist zu Zeiten ein sehr unartiger, frecher Bursche, schmutzig und grob und zugleich allzu keck und barsch, als daß man ihn allgemein gern haben könnte; und obendrein kann er nicht einmal singen, wiegt also seine Zudringlichkeit nicht einmal durch dieses Talent auf, wie das Rothkehlchen.

Der Staar dagegen ist oft sehr zutraulich, leicht zu zähmen, gelehrig und possierlich; seine Geselligkeit ist nicht durch Grobheit verbittert, denn er ist sehr umgänglich mit seinesgleichen und verträgt sich ganz gut mit manchen anderen Vögeln. Wenn er sich mit dem Menschen befreundet, so nähert er sich ihm mit einer sanften Zurückhaltung; er vertraut uns, will aber nicht zudringlich werden; er beansprucht keine Aufmerksamkeit von uns wie das Rothkehlchen, noch läßt er sich irgend einen Verstoß gegen die gute Sitte zu Schulden kommen wie der gierige gemeine Sperling. Er ist reinlich und artig, und wenn andere Vögel auf einem Misthaufen sich zanken oder unsere Obstbäume berauben, was er freilich auch nicht lassen kann, so spaziert er mit wichtigem gravitätischem Schritt auf unseren Wiesen herum und sucht nach Insekten, Larven und Würmern oder hüpft dem Vieh auf dem Rücken herum, liest ihm das Ungeziefer ab, und fällt niemand lästig. Darum ist der Staar auch ein ganz besonderer Liebling unserer Landbewohner, welche ihm gern ein gastliches Obdach gewähren, indem sie ihm ein Nestchen zurecht machen. In dem ganzen hügeligen Theile von Sachsen, in ganz Schwaben und dem Allgäu, am Oberlauf des Rheins südl. und nördl. vom Bodensee und bis in das ferne Rußland hinein pflegen daher die Bauern seit unvordenklichen Zeiten Brutkästchen und Bruttöpfe für die Staaren an ihren Häusern anzubringen oder kleine Brutkästchen auf Stangen in ihren Gärtchen aufzustellen, die man bei uns in Schwaben Staarenhole heißt, und welche diese Vögel vor jeder Verfolgung beschützen. Und der Vogel erweist sich dafür, obschon er unsre Hülfe eigentlich gar nicht braucht, äußerst dankbar, denn er verträgt sich mit Menschen und Vieh, mit anderen Vögeln wie mit seinesgleichen, reinigt die Gärten, Aecker, Wiesen und Bäume von Ungeziefer, ist lustig, vergnügt und erfreut uns durch seinen Gesang und sein drolliges Wesen; er ist also ein ganz guter Nachbar und freundlicher Hausgenosse und beansprucht und bedarf nicht weiter, als daß wir ihm einen alten Topf oder ein Cigarrenkistchen unter das Dach oder auf einen Baum hängen und ihm dadurch Quartier geben.

Im wilden Zustande liebt der Staar die Laubwälder und Baumgärten der Ebenen und des Hügellandes, und tummelt sich besonders gern in Vorhölzern und unter Obstbäumen herum. Im Hochgebirge steigt er nicht weit hinauf, dagegen erstreckt sich sein Verbreitungsbezirk über ganz Europa ostwärts bis nach Sibirien und zum Baikalsee, nordwärts bis zu den Faröern und auf dem Festland so weit, als er noch starke und hohle Bäume findet. Allein auch im Gebirge kann man ihn noch bis zu einer ziemlichen Meereshöhe (5000—5500 Fuß) angewöhnen, wenn man ihm Nistkästchen an den Häusern oder im Nadelwald anbringt.

Er gehört zu unseren größten Singvögeln, denn er erreicht eine Länge von beinahe acht Zoll; das alte Männchen hat im Frühjahr einen gelben Schnabel mit brauner Spitze, im Spätjahr einen schwärzlichen, ist schwarz mit einem Schiller in Grün und Purpur und hat nur nach hinten zu kleine weiße Spitzenflecken. Im Herbste zeigt das Gefieder mehr weiße Flecken. Das Weibchen ist am ganzen Leibe weißgefleckt; weil jedoch im Frühjahr die Federränder stark abgenützt sind so fällt dieß nicht so sehr in die Augen; sein Gefieder ist überhaupt trüber und nicht so glänzend und es bekommt auch keinen ganz gelben Schnabel wie das Männchen. Die Jungen sind vor der Mauser braun-grau mit weißer Kehle und weißlicher, schwarzgrau gefleckter Brust. Das Weibchen legt im Frühjahr vier bis sieben blaßgrüne Eier, welche es vierzehn Tage bebrütet, und während der ersten Brut sind die Eltern paarweise bei den Nestern. Wenn die Jungen dieser Brut ausfliegen, so begleiten die Alten sie bei Tage auf Wiesen, in Gärten, Feldern und Triften, um sie im Suchen des Futters zu unterrichten, bei Nacht in die Wälder, am liebsten in die Eichenwälder, und lehren sie hier Quartier nehmen. Wenn dann die Alten zu den Nestern zurückkehren, um die zweite Brut zu besorgen, so bleiben die Jungen der ersten Brut der erlernten Lebensart getreu und zeigen sich in Gegenden, wo sie zahlreich vorhanden sind, in zahlreichen Flügen bis in die Tausende hinein. Wenn dann auch die zweite Brut flügge und mit den Alten ausgeflogen ist, so ziehen diese Vögel oft viele Meilen weit von ihren Brutplätzen hinweg und besonders den Eichenwäldern nach, vertheilen sich in der Nähe derselben bei den waidenden Heerden, an feuchten Ufern und dergl. und ziehen sich Abends in die Wälder zurück. Zu Ende Augusts wann der Schilf und die Rohrkolben in Seeen, Teichen und Flüssen stark und hoch genug sind, liefern solche Rohrdickichte den Staaren den liebsten Tummelplatz. Sie ziehen dann nach solchen Stellen hin, vertheilen sich unter Tags stundenweit über die Gegend, kehren aber Abends in Flügen zu diesen Schilf- und Rohrbrüchen zurück, wo sie sich zu Tausenden, ja Hunderttausenden herumtreiben, stundenlang bald zu ungeheuren, Wolken-artigen Flügen vereint, bald in kleinere Flüge getheilt, umher schwärmen, sich abwechselnd bald auf den Wiesen, bald im Rohre niederlassen, und sich endlich mit Einbruch der Nacht singend, pfeifend, zwitschernd, kreischend, zankend und schnurrend zur Ruhe begeben, nachdem jeder sich ein Plätzchen auf einem Halm erwählt und erkämpft und diesen durch sein eigenes Gewicht niedergebogen hat. Bricht der Halm unter der Last des Vogels, so fliegt dieser mit großem Lärm auf und sucht sich lärmend wieder einen neuen Halm. Wird die allgemeine Ruhe durch einen Schuß &c. gestört, so flattert der ganze ungeheure Flug mit erschrecklichem Geschrei auf, und kreist eine Zeit lang in der Luft. — Gegen den Herbst hin ziehen die Staaren in großen Flügen herum und fallen bei Tage auf den Wiesen oder zwischen den Schafheerden ein, wo sie sich häufig den Schafen auf den Rücken setzen und die Schafzecken ablesen. Ende Septembers, wenn die Schaaren der Jungen ihr geselliges lustiges Leben noch fortsetzen, trennen sich die alten Paare von ihnen, kehren zu ihren Nestern zurück, und singen da Morgens und Abends, ganz munter und guter Dinge, verschwinden dann aber auf einmal und brechen samt den Jungen nach Süden auf, sobald die ersten Fröste eintreten oder der erste Schnee fällt. Gewöhnlich ziehen sie schon in der letzten Woche des Oktobers, und halten selten länger als bis Martini bei uns aus. In Großbritannien dagegen ist der Starr kein Zugvogel, sondern ver-

bringt in unabsehbaren Flügen den ganzen Winter auf den Haiden und Mooren und übernachtet in deren Schilf- und Rohrdickichten. Die von uns fortgezogenen Staare ziehen zunächst nach Italien und Griechenland, wo ein Theil von ihnen bleibt und wo man unbarmherzig Jagd auf sie macht um sie zu verspeisen; die übrigen wenden sich dann nach Nordafrika, wo sie in großen Schwärmen beisammen bleiben und sich von Insekten und Würmern wie von den Beeren der Myrte, des Mastix, des wilden Oelbaums und dergl. nähren. In Griechenland, namentlich auf den Inseln, wartet man mit der Jagd, bis sie sich erst an Feigen gemästet haben, wo sie dann ganz vortrefflich schmecken sollen. An dem schilfreichen See Fezzara in Nordafrika sah Karl Zill einen ungeheuren, zwei deutsche Meilen langen Schwarm von Staaren, welcher wie eine Wolke die Sonne verdunkelte.

Die Rückkehr nach Deutschland treten die Staaren schon sehr frühe an. Bei uns in Schwaben treffen die Staaren gewöhnlich zwischen dem 19. und 25. Februar ein, nur in strengen Wintern später. Um die „vierzig Ritter“ (9. März) sieht man sie immer schon an ihren Brüteplätzen. Bei spätem Schneefall leiden sie dann oft noch harte Noth und verhungern zu Tausenden, wenn man ihnen nicht Futterplätze zurecht macht, indem man entweder Stroh, Heu, Pferdemist oder Tannenreiser auf den Schnee ausstreut oder den Schnee wegkehrt und Asche hi streut, und hier die armen Vögel mit Brodkrumen, gekochten Kartoffeln, gehacktem Fleisch, Vogelbeeren, zerschnittenen Obstschalen, gequelltem Getraide u. s. w. füttert.

Der Staar badet gerne und sucht daher die Nähe von reinem Wasser, welches seichte Stellen hat. Der Regen näßt sein Gefieder nicht und ist ihm sehr willkommen, weil die Nässe Schnecken und Regenwürmer aus der Erde lockt, denn seine Hauptnahrung besteht aus Würmern, Schnecken und Insekten; namentlich ist er auf die Zerstörung der kleinen Nacktschnecken, welche in nassen Jahren der jungen Saat noch weit gefährlicher sind als die Mäuse, sehr erpicht, und räumt bald von ganzen Gewannen die Erdschnecken auf. Nicht minder verfolgt er die Engerlinge, Regenwürmer, Heuschrecken und Raupen, und die Stechfliegen und Bremsen der Viehtriften samt ihren Maden; ebenso reinigt er die Wälder von den schädlichen Eichenwicklern, Kieferneulen, Rüsselkäfern und anderen schädlichen Kerfen, was ganz besonders die Aufmerksamkeit unserer Forstwirthe verdient. Dagegen thun die Staare auch den Kirschen und Weintrauben einigen Eintrag, lassen sich aber leicht durch Klappern und bunte Fäden, Spiegelgläser oder Streifchen von Weißblech verscheuchen, welche man über die Bäume und Rebspaliere hängt.

Der Staar ist ein sehr munterer, neugieriger Vogel, klug und listig, behend und allzeit rührig: er fliegt, läuft und geht schnell. Sein Gang ist ruhig, gravitätisch, er hüpft nicht, sondern schreitet leicht und anmuthig aus, was wahrscheinlich seinen guten Grund darin hat, daß seine Beute klein ist und er sie übersehen würde, wenn er solche Sprünge machte wie die Drossel, die den Schnecken den Vorzug zu geben scheint, welche (namentlich die großen Regenschnecken) sehr augenfällig sind. Auch ist der Staar weit schwerer als das Rothkehlchen und wenn er daher hüpfen würde, so gäbe er den Würmern, welche schon die leiseste Vibration des Bodens verspüren, Nachricht von seiner Annäherung, und sie würden ihm nicht zur Beute werden. Jede Erscheinung in der Natur hat ihre tiefe vernunftgemäße Begründung, gleichviel ob wir diese entdecken oder nicht. — Der Staar hat eine eigenthümliche kurze schnarrende Lockstimme, die er häufig hören läßt, und kreischt in der Noth laut auf; sein Gesang ist ein merkwürdiges Gemisch von allen möglichen Lauten: Schnurren, Zwitschern, Pfeifen, Gurgeln, Wetzen, Rieseln, Schwatzen u. dergl. Allein der interessanteste und drolligste Zug an ihm ist sein Nachahmungstalent, das er so gerne übt. Alle fremden Töne, die er häufig hört, sucht er so lange nachzuahmen, bis er sie hervorbringen kann. So ahmt er denn das Flöten des Pirols und der Amsel, den Wachtelschlag, den Gesang der verschiedenen Singvögel, das Zwitschern der Schwalben, das Pfeifen des Menschen und selbst den Klang musikalischer Instrumente nach. Er ist leicht zu zähmen, namentlich wenn man ihn jung bekommt, und die nestflüggen Jungen lassen sich leicht mit Ameiseneiern, feingehacktem Fleisch, hartgesottenen Eiern u. dergl. aufziehen. Will man sie dressiren, so bringt man sie an einen Ort, wo sie außer der Stimme ihres Lehrmeisters wenig andere Töne hören, deckt ein Tuch über ihren Käfig und singt, pfeift und spricht ihnen nun ein und dasselbe möglichst oft und deutlich vor. Solch ein zahmer Staar ist ein unendlich komischer und drolliger Vogel, gescheidt und zutraulich, voll Schelmerei und Laune, und gewährt ungemein viel Vergnügen und Zeitvertreib. Bei guter Pflege und reichlichem Futter, das in Fleisch, Würmern, Semmeln und Gerstenschrot, die man in Milch einweicht, in Erd- und Himbeeren, Kirschen, Heidel-, Hollunder- und Ebereschenbeeren ꝛc. und gelegentlich einem Mehlwurm besteht, kann man einen Staarmatz zwölf Jahre lang in der Gefangenschaft halten, namentlich wenn man ihm recht viel reines Wasser in einem flachen Napf zum Baden gibt. Ich habe lange Jahre einen Staar gehabt, der alle möglichen Stimmen nachahmen und verschiedene Stückchen pfeifen und manche Worte deutlich nachsprechen konnte, und der allgemeine Liebling der Hausbewohner war; er fing mir alle Fliegen weg, welche in meine Stube kamen, und vertrug sich mit den Singvögeln in einer großen Voliere ganz trefflich, ging auf den Ruf und entflog nicht einmal durch das offene Fenster. Einmal entwischte er mir allerdings, allein ich lockte ihn mit Mehlwürmern wieder zurück. Auch Dr. Harald Othmar Lenz in Schnepfenthal gibt in seiner trefflichen „gemeinnützigen Naturgeschichte“ (Vierte Auflage, 2r. Band, Gotha, Thienemann) eine ganz reizende Schilderung von einem Staarmatz, den er in seiner Jugend besessen.

Viele Leute, welche den Staar zu kennen wähnen, haben doch keine Idee von seiner Schönheit. Wie gefällig ist nur das schillernde Gefieder des alten Männchens, wenn man es von nahe betrachtet! je genauer man es untersucht, desto schöner findet man es und desto besser der Lebensweise des Vogels angepaßt; da es durchaus kein Wasser annimmt, so eignet es

sich ganz trefflich für einen Vogel, der seine Nahrung im nassen Gras und der feuchten Erde suchen muß. Das Kleid der Jungen ist allerdings anspruchsloser aber auch nicht unschön.

Ein besonderer Charakterzug des Staars ist seine Geselligkeit, denn er sucht nicht allein gerne die menschlichen Wohnplätze auf, sondern er verträgt sich auch gut mit Krähen und Raben. Auf jedem Krähenherst sieht man, daß sich Staare dicht unter den Nestern der Krähen angebaut haben. Alles was die Staare thun, verräth eine gewisse Einmüthigkeit; ein Flug schwärmender Staare scheint nur Einen Willen zu besitzen. Wenn große Schwärme mit einander fliegen, sehen sie aus der Entfernung aus wie eine Wolke, und sind doch, während man sie noch beobachtet, im Nu unsichtbar. Jeder einzelne Vogel im Fluge, welcher deren viele Tausende enthält, hat sich also mitten im Fluge wie auf Kommandowort geschwenkt und im gleichen Moment mit den Anderen seitwärts gedreht; aber die Bewegung ist so gleichzeitig und wird so plötzlich ausgeführt, daß sie nicht das Ergebniß eines Signals seyn kann. Du beobachtest die sich bewegende Wolke von Vögeln — hui ist sie fort, kein einziger Vogel mehr sichtbar. Eine Minute später erscheint sie vollständig wieder — die Staare haben sich also wieder geschwenkt und die volle Oberfläche ihrer Schwingen dem Beschauer zugekehrt. Natürlich erscheint dieses Phänomen nur da, wo der ganze Flug so weit entfernt ist, daß man die Gestalt jedes einzelnen Vogels nicht mehr unterscheiden kann; höchstens erscheint sie nur als ein kleiner Punkt, allein wenn sie Dir die Kante zudreht, verschwindet sie. Der ganze Flug dreht sich also mit der Geschwindigkeit des dünnen Brettchens an einem beweglichen Jalousieladen. Kein einziger Vogel zaudert oder vergißt sich. Diese vollkommene Dressur, wenn man so sagen darf, sieht man am besten in der Nähe der Sümpfe, wenn die Staare im Herbste sich sammeln und sich anschicken, für die Nacht im Röhricht einzufallen; sie ziehen dann oft eine Weile in der Runde umher, als wollten sie erst sehen, ob alles sicher ist, und wenn sie dann einfallen, so erscheinen plötzlich alle Zungen gelöst, und nur diejenigen, welche einem solchen Auftritt schon angewohnt, haben einen Begriff von dem Lärmen und Geschnatter, welche sich dann erheben. Es dauert gewöhnlich längere Zeit, bis sie sich ganz niederlassen, denn ein Halbdutzend von ihnen fällt gleichzeitig auf denselben Rohrhalm ein, welcher dann unter ihrem Gewicht abbricht und sie zum Auffliegen nöthigt, obschon sie dabei nie hoch fliegen. Es ist daher, auch wenn der ganze lebendige Strom der Vögel eingefallen ist, noch immer eine Bewegung wie ein Schaum an ihrer Oberfläche, sie haben gleichsam Vorpostendienst eingeführt, und der ganze unabsehbare Schwarm gibt nicht eher Ruhe, als bis alle ihren sichern Fußhalt gefunden und eine Menge Schilfrohre abgebrochen haben, welche zum Dachdecken und anderen baulichen Zwecken nützlich sind. Aber auch beim Auffliegen geschieht dieß plötzlich und mit Einem Schlage wie ein Sturm, so daß auf einen Augenblick die Luft ganz verdunkelt wird; jeder Staar ist so wachsam als ob er selber eine Schildwacht wäre.

Wenn die Staaren in Flügen beisammen sind, erlegt man oft große Mengen auf Einen Schuß, was jedoch ein wahrer Frevel ist, denn der Staar ist kein Leckerbissen, sondern hat im Gegentheil ein hartes, zähes und unschmackhaftes Fleisch. Nur die eben erst flüggen Jungen schmecken noch erträglich. Sogar die Italiener und Provençalen, diese blutdürstigsten aller Vogeltödter, schonen die Staare, weil sie keinen guten Braten geben. Auch die Katzen verschmähen das Fleisch der alten Staaren, obschon sie sonst auf Vögel sehr begierig sind.

In ungebundener Freiheit nistet der Staar nur in Höhlen, namentlich in Höhlungen von Mauern, sowie auch in denen von Zitterpappeln und Eichen, und wählt mit Vorliebe solche wo er sogleich vom Nest aus frei auf Wiesen und Aecker fliegen kann. Da aber heutzutage die hohlen Bäume immer seltener werden, so sucht er in Mauerlücken, an Thürmen und Gebäuden aller Art, an Ueberhängen und sogar an Felswänden sich geeignete Höhlen aus, in welchen er aus Gras- und Strohhalmen, Federn, Moos, Blättern und Blumen sich ein Nest baut. Je seltener aber heutzutage die natürlichen Gelegenheiten zum Nestbau für die Staaren geworden sind, desto dankbarer bedienen sie sich der Brutkästchen auf Stangen, an Häusern und Dächern, der Staarentöpfe und anderer künstlicher Vorrichtungen, deren Nutzen für Feld- und Gartenbau und Forstwirthschaft gar nicht genug hervorgehoben werden kann, denn der Staar ist wie schon erwähnt der eifrigste Zerstörer der schädlichen Insekten und ihrer Raupen und Maden, sowie der Nacktschnecken und Würmer. Die erste Legezeit der vier bis sieben Eier fällt, je nach Witterung und Klima, zwischen Mitte April und Mitte Mai, wobei die alten Vögel früher nisten als die Jungen und das Weibchen allein das Ausbrüten besorgt. Die Jungen schliefen nach 14 Tagen aus, und die ersten Bruten der alten Vögel fliegen zwischen dem 24. Mai und 20. Juni aus dem Neste und heißen Maistaaren; die Bruten der jungen Vögel fliegen gerade vier Wochen später aus und heißen bei unsern Bauern Brachstaaren. Beide Eltern füttern die Jungen im Neste sehr emsig und holen das Futter oft aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritten herbei. Wenn sie zum zweiten Mal legen wollen, werfen sie das alte Nest heraus, und tragen ein neues ein, bevor sie zu legen anfangen. Das Nest der zweiten Brut wird dann erst im folgenden Frühjahre nach der Rückkehr von der Wanderung ausgeworfen. Will man Staaren in Menge heranziehen, so sorge man nur für Entfernung der Elstern und der Rabenkrähe (Corvus Corone), welche man mit dem lebenden Uhu wegschießen muß, denn diese Raubvögel stehlen die jungen Staare aus dem Neste. Im übrigen sind die letzteren nicht weichlich und leicht durchzubringen, leiden auch nicht viel von Habichten und Sperbern, eher von Taubenstößern und Lerchenfalken, sowie von Mardern und Wieseln. Wo sich die Staaren in großen Mengen niederlassen, werden sie allerdings leicht durch ihren Lärm lästig, aber dieß wird ja durch ihren Nutzen reichlich aufgewogen.

Nun noch ein Wort über die Brutkästchen; diese bestehen entweder aus einfachen Kistchen von ungehobeltem weichem Holze, die im Lichten 15 Zoll lang, fünf Zoll weit und mit einem runden Flugloch von 1½ Zoll Durchmesser versehen sind, unter welchem man außen eine Stange von hartem Holze zum Aufsitzen anbringt; oder aber aus einer Reihe von sechs bis acht solcher Nistkästchen in Einer Reihe oder in zwei Stockwerken über einander, welche man unter dem Dache eines Gebäudes oder auf einer Stange anbringt und deren Fluglöcher man gegen Südosten kehrt. Auch ausgehöhlte Stücke Stamm- oder Astholz mit Rinde, von den oben gegebenen Raumverhältnissen, oder irdene unverglaste Töpfe von 11 Zoll Höhe und 5 Zoll Weite, erfüllen den gleichen Zweck, und rücken uns einen muntern, zutraulichen, leicht zähmbaren Vogel näher, welcher in jeder Hinsicht den Schutz des Menschen verdient.

Prof. Dr. Roggenstein.

☞ **Die Fortsetzung des Romans „die Weiße Frau" erscheint vom 3. Hefte an ununterbrochen. Die Krankheit des Redakteurs hat die Ausgabe der ersten Hefte von 1864 verzögert.**

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Gretchen von der Wasenmühle.

Eine einfache Geschichte.

(Schluß.)

„Es ist ein eigen Ding um so eine Liebe," fuhr der alte Wundarzt fort und fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen; „wie die einen Menschen so ganz und gar verändert. Vordem hatt' ich nicht erwarten können, bis meine Lehrzeit zu Ende sey; ich hatte eine unbezwingliche Sehnsucht gehabt, in die Fremde zu gehen, nach Frankfurt und Strasburg, nach Wien und in all die großen Städte, wo man etwas rechtes lernen konnte. Aber seit mir das kleine Apfelmädchen im Kopf herum ging, wagte ich gar nicht mehr recht an die Wanderschaft zu denken, und wurde kleinlaut, wenn nur jemand davon anfing. Die sechs größten von ihren Aepfeln hatt' ich mir in meiner Kammer auf den Schrank gestellt, und so oft ich sie ansah, dacht' ich an das hübsche sittsame Ding, und dann ward mir ganz seltsam und beklommen zu Muthe, und es trieb mich immer, unter irgend einem Vorwand wieder nach Waiblingen zu gehen, um zu versuchen, ob ich sie nicht wieder zu sehen bekäme. Ich hätte gar zu gerne gewußt, wie sie hieß und aus welchem Dorfe sie war.

„Es half aber alles nichts, fort mußte ich, denn ich hatte einmal meine Absicht ausgesprochen in die Fremde zu gehen, und meine Mutter nähte schon an den drei neuen hänfenen Hemden, die ich mitkriegen sollte. Gegen Martini hin waren sie fertig, und ich ging eines Samstags nach Schorndorf aufs Amt, ließ mir mein Wanderbuch geben, packte in der Nacht mein Felleisen, nahm am Sonntag Morgen vor Tage Abschied von meinen Eltern, die mir noch ihren Segen mitgaben, und wanderte dann zum Dorf hinaus, auf Stuttgart zu. Meine besten Kameraden gaben mir das Geleite, und der Schreiner-Marten drüben, der dazumal noch nicht ausgelernt hatte, trug mir das Felleisen. In Großheppach im 'Lamm' kehrten wir noch ein, thaten den Abschiedstrunk und ich bat die Bursche, nun umzukehren, damit sie mir das Herz nicht schwer machten. Eigentlich aber wollt' ich sie nicht bei mir haben, wenn ich nach Waiblingen kam, damit sie nicht bemerken sollten, daß ich mich nach dem Apfelmädchen von damals umsah. In Waiblingen legte ich mein Felleisen beim Bäcker Schwandner nieder, ging von einem Barbier zum andern und erkundigte mich, ob ich nicht Kondition haben könnte, denn ich wäre am liebsten hier geblieben. Aber es war nichts, und ich mußte weiter ziehen, denn auch nach der Kirche war die Kleine weder auf dem Markt noch auf der Remsbrücke vorm Thore zu sehen. Auch auf den umliegenden Dörfern und in Cannstatt sah ich mich vergeblich um eine Stelle um, fand aber in Stuttgart gleich am andern Tage eine solche bei dem alten Wundarzt Stoll, bei welchem ich anderthalb Jahre blieb. Das war meine schönste Zeit, denn ich hatte es gut und konnte an jedem freien Sonntag, der freilich nur alle vier Wochen an mich kam, nach Waiblingen gehen, um nach der Kleinen zu sehen, welche aber nicht wieder zum Vorschein kam. Die häufigen Ausflüge nach Waiblingen fielen meinem Prinzipal allerdings auf, und er machte mir einen Vorhalt darüber, als ob ich dort eine „Bekanntschaft" hätte; weil wir aber sonst mit einander zufrieden waren, so drückte er ein Auge zu, und als ich endlich von ihm wegging, geschah es nur weil ich weiter in's Reich hinaus wandern wollte. Ich schlug den Weg über Heilbronn und Heidelberg ein und wollte nach dem Rhein, da fand ich in Mannheim wieder eine Stelle bei einer braven Wittwe, welche zwei Töchter hatte, und wo ich vielleicht lebenslang geblieben wäre, denn die eine davon, Julie mit Namen, gefiel mir gar nicht übel, obschon sie noch zu jung und ein Bißchen stolz war. Aber schon nach sieben Monaten krieg' ich einen Brief vom Schultheißen in unserm Dorf, dem alten Wiedmayer, worin er mir schrieb, meinen Vater habe der Schlag gerührt und er liege auf den Tod, ich solle also schleunigst heimkehren um der Mutter das Geschäft zu führen. Da fielen denn all meine stillen Pläne von wegen Julchens in's Wasser, und ich schnürte mein Bündel und wanderte schier Tag und Nacht in einer hellen Seelenangst um die Meinigen, bis ich am dritten Abend nach Hause kam. Ich traf den Vater nun freilich noch am Leben an, aber er war an der linken Seite gelähmt, und blieb es sein Lebenlang. Und wie nie ein Unglück allein kommt, so hatte es der Himmel gefügt, daß in selbigem Jahre uns noch eine andere Heimsuchung treffen sollte. In der Nacht vor unserer Vorkirchweihe hatte eine Nachbarsfrau nebenan den Backofen zu stark geheizt, so daß er zersprang und das Feuer sich dem Strohdach mittheilte, und da unsere Häuser Giebel an Giebel zusammenstießen, so brannte auch unser Häuschen schon lichterloh, als ich in meiner Bodenkammer endlich am Rauch aufwachte. Ich fuhr nur in die nothwendigsten Kleider und machte Lärm und sprang herunter, aber der heftige Wind hatte die Brunst schon so stark angeschürt, daß ich kaum mehr durch die Wohnstube in der Eltern Schlafkammer dringen konnte, um diese zu retten. Ich trug den gelähmten Vater auf dem Rücken aus den Flammen, und rettete dann nur noch das Nothwendigste von Bettzeug und Kleidern, und alles Andre, was meine Eltern in der langen Zeit ihres Hausens (Ehelebens) erspart und verdient hatten, fraßen die Flammen. Fünf Häuser und Scheunen wurden in jener Nacht ein Raub des Feuers, und es war eine so traurige Kirchweihe, wie sie nur irgend je im Dorfe gefeiert worden war.

„Und nun begann für uns eine harte schwere Zeit. Das Häuschen mußte mit Schulden wieder aufgebaut werden, so wie es jetzt steht, und das Geld dazu gab der alte Landvogt Haid in Stuttgart her. Aber wir waren gutes Muthes, denn es war uns ja keines von unseren Lieben in den Flammen untergegangen, wie es so leicht hätte geschehen können, und auf die Fürbitte von unserm Pfarrer hatte der durchlauchtige Herzog in Hohenheim mich vom Soldatendienste befreit, und so weit war ja alles gut, und da wir's geduldig trugen und dem lieben Gott auch für das Leid dankten, das er uns auferlegt hatte, so half er auch weiter. An das Apfelmädchen und das Julchen in Mannheim dachte ich nun nicht mehr, denn

ich hatte ernstere Pflichten auf mir, und auch von den jungen Burschen und Mädchen im Dorfe zog ich mich zurück, und blieb frei für mich, soviel sie mich auch darob neckten und es für Hochmuth auslegten. Es war überhaupt im ganzen Dorfe nur Eine, die mir gefallen hätte, Schulmeister Annchen, die mir auch ein Bißchen gut war; allein ihr Vater war reich und ich wußte wohl, daß er sie für zu gut hielt für einen armen Bader, und dazumal ging ihr der Wiedmayer nach, der heute gestorben ist, der Bäcker-Helm, wie er damals hieß, aber das Annchen mochte ihn nicht leiden, denn der Mensch war so grob und hochmüthig, wie es nur ein bauernstolzer Bursch seyn kann, und galt für einen boshaften tückischen Menschen, vor dem sein böser falscher Blick schon jedermann warnte. Er hatte auch unter den jungen Burschen keinen einzigen Freund, und die meisten fürchteten ihn eher und ließen ihn nur mitlaufen, weil er ein Geschwisterkind von dem alten Schulzen war. Der Bäcker-Helm nun neckte mich am unerbittlichsten mit meiner Stubenhockerei und verlästerte mich bei den jungen Burschen, als ob ich mich als Badergeselle zu gut für sie dünkte, während ich nur aus Sparsamkeit und Schüchternheit vom Wirthshaus wegblieb.“

Der Alte stopfte sich seine Pfeife von neuem, fuhr sich mit der Hand über die Augen und hub dann von Neuem an: „Es war ungefähr ein Jahr nach dem Brande, und wir wohnten schon hier im neuen Häuschen, und ich war eben in mein dreiundzwanzigstes Jahr getreten, da starb unversehens der alte Jägerlenhard, dem das Haus gehörte, woran jetzt die Krone als „Wirthsschild“ hängt. Der alte Lenhard war nicht aus diesem Dorfe gebürtig; war Jäger gewesen und ein rechter Bauernschinder; dann hatte man ihn weggejagt, weil er es mit dem Stehlen und Betrügen zu bunt getrieben hatte, aber ungestraft ließen sie ihn doch laufen, denn damals stahl alles bei der Herrschaft (Regierung), vom Präsidenten an bis hinunter zum Kanzleiboten, aparte aber die Grünröcke. Na, kurz und gut, der Lenhard war nur ins Dorf gekommen, weil ihm das Haus da drüben zugefallen war, da er Geld darauf geliehen hatte. Aber niemand mochte den alten Geizhals leiden, der den Langholz-Bauern mit Kniffen und Ränken aus seinem Haus vertrieben und in's Elend gejagt hatte. Da saß er denn mit seiner alten Hauserin allein in dem Hause, wie der Bär in seinem Bau und brütete über seinen Kronenthalern, die ihm das allerliebste auf Erden waren; aber endlich mußte er sie doch verlassen, denn der Sensenmann holte ihn über Nacht, und eines Morgens rief mich die alte Ursel hinüber und ich fand ihn todt im Bette — der Schlag hatte ihn gerührt. Darüber ward aber kein Auge trübe, selbst die Hauserin weinte nicht einmal, sondern schleppte noch beiseite, was sie konnte, eh' die Waisenrichter kamen und seine Kästen und Truhen versiegelten.

„Ich mußte an jenem Tage auf die Dörfer gehen und unsere Kunden besuchen, denn die Pocken hausten in der Gegend, und als ich später am Abend heimkam, da sah ich drüben in dem Sterbehause viele Fenster hell erleuchtet und hörte, der Bruder von dem Jägerlenhard sey mit Kind und Kegel angekommen, um zu erben. Der Mann war aus Hohenacker, ein armer Schlucker mit vielen Kindern, dem die fette Erbschaft wohl zu gönnen war. Des Morgens in aller Frühe, wie ich in der Baderstube die Läden aufmache, seh' ich drüben in Lenhard's Haus die Thüre aufgehen, und heraus tritt mein Apfelmädchen aus Waiblingen, ein Körbchen an der Hand, in schneeweißer Schürze und bloßem Kopfe, mit Backen wie Milch und Blut, und sieht sich scheu und verlegen um. Mir steigt auch das Blut in's Gesicht und das Herz pocht mir ganz laut unter dem Brusttuch. Unsere Augen begegnen sich, und sie wird wieder roth wie damals, lächelt mich aber an, und kommt halb über die Gasse herüber, als wollt' sie mich 'was fragen.

„Guten Morgen, Schätzle,“ sag' ich zu ihr; „Du bist gewiß ein Geschwisterkind von dem Jägerlenhard, nicht wahr?“

„Jô wäger (ja wahrlich),“ sagt' sie und wird blutroth.

„Ei das freut mich, daß wir uns so wieder sehen, Mädle; wie heißst Du denn?“ fahr' ich fort.

„Gretchen schreib' ich mich,“ spricht sie halb verlegen; „und Er?“

„Johannes Schlegel,“ sag' ich, und setze leise hinzu: „ach, wie oft hab' ich an Dich gedacht und bin Deinetwegen nach Waiblingen gegangen, ohne Dich aber wieder zu sehen. Gretchen, Du hast mir's angethan!“

„Ach, was Er da für Zeugs schwätzt, Schlegel!“ sagte sie lächelnd, sah zu Boden und strich ihre Schürze glatt; „sag' Er mir lieber, wo der Krämerladen ist!“

„Komm', ich führ' Dich hin — muß mir ohnedem ein Päckchen Tabak holen!“

Zögernd nahm sie's an, daß ich sie begleite, und als ich ihr unterwegs sagte, ich habe mich recht gegrämt, daß ich sie nicht wieder gesehen habe, meinte sie schelmisch, ich hätte ja nur nach Hohenacker zu kommen gebraucht, das nur eine Stunde hinter Waiblingen liege, dort wäre sie zu finden gewesen. Aber es sey auch gut, daß ich nicht gekommen, denn sonst wäre sie wohl nur in's Gerede gekommen mit einem fremden Burschen.

„Nicht wahr,“ sagte ich, „Du hast schon in Hohenacker Deinen Schatz?“ fragte ich.

„Noi wäger (nein, wahrlich),“ gab sie mir treuherzig zur Antwort; „daran hab' ich noch nicht gedacht. Es gefällt mir nicht jeder und es sind nicht alle Bursche so sauber (schmuck) und manierlich wie Er!“

„So hast Du also doch zuweilen an mich gedacht, Gretchen?“ fragte ich hoch erfreut.

„So etwas gesteht man nicht,“ erwiderte sie mit schelmischem Lächeln und sprang mir davon. Aber gestanden hatte sie mir doch, daß sie mich ebenso schnell erkannt wie ich sie.

„Den andern Tag ward der alte Jägerlenhard begraben, und wir ledigen Bürgerssöhne aus der Nachbarschaft trugen die Bahre hinauf auf den Friedhof, und als Gretchen die Todtensträuße austheilte, gab sie mir den schönsten mit den längsten Bändern. Das war dem Bäcker-Helm, der auch einer von den Trägeen gewesen, wie Gift und Galle, denn das schöne frische Mädel hatte ihm gewaltig in die Nase gestochen;

er sah mich von dieser Stunde mit scheelen Augen an. Hernach beim Leichenschmaus ging's hoch her, denn damals war's noch Brauch, daß bei einem Begräbniß, zumal wo es 'was zu erben gab, den Nachbarn und der Blutsfreundschaft tüchtig aufgetischt wurde, und der alte Lenhard hatte manchen Eimer guten Siebenundachtziger hinterlassen, mit dem der Erbe gar nicht geizte. Und da um den hartgesottenen Geizhals und Filz ohnedem kein Auge roth ward, so machte der Wein bald die Zungen los und ledig, und man discurrirte von allerhand Dingen. Der alte Schultheiß rieth dem Bruder des Lenhard, er sollte sich hier im Dorfe setzen, weil er denn doch das schöne Haus und Aecker, Wiesen und Weinberge und ein schön Stück Geld geerbt habe, und meinte: auf dem einen Grundstück drunten auf dem Wasen sey noch eine Wassergerechtigkeit, denn da sey einmal eine Mühle gestanden, die vor hundert Jahren die Franzosen unter dem Mordbrenner Melac niedergebrannt hätten. Die solle der Thomas Erkener mit des Lenhards Geld wieder aufbauen, denn eine Mühle fehle im Flecken und würde reichlich Nahrung finden, und da der Bach und die Wiesen ihm gehörten, sey das Wasserwerk leicht zu bauen und könne die Herrschaft die Erlaubniß nicht versagen. Das leuchtete denn dem Erben sehr ein, denn er war von Profession ein Bäcker und Müller, und er meinte: dazu könne Rath werden, wenn ihm der Schultheiß nur ein Bißchen an die Hand ginge. Der alte Wiedmayer schaute sein Geschwisterkind, den Bäcker-Helm, an und nickte dem mit den Augen zu, daß er sich an das Mädel machen sollte, so daß es mich kalt und heiß überlief, und ich von dem Schmaus wegging. Wie ich aber die Treppe herunter kam, sah ich Gretchen im Kuhstall beim Melken, und plauderte mit ihr noch eins.

»He, Johannes, warum gehst Du denn schon?« fragte sie mich; »hast ja beinahe nichts gegessen?«

»Es schmeckt mir nicht droben, Gretchen,« sagte ich; »mir ist als schnürte man mir den Hals zu, denn da droben soll eine Seele verkauft werden!« — »Wie so denn? wessen?« fragte sie. — »Die Deinige, Gretchen! Der Schultheiß spricht Deinem Vater zu, er solle hieher ziehen und eine Mühle bauen, und dabei gedenkt er Dir sein Geschwisterkind, den Wilhelm, zu kuppeln, daß sich der hieher setzte in's Haus, welches Bäckergerechtigkeit hat; da wär' der Helm versorgt!« — »Oho,« sagte sie; »man verkauft noch kein Kalb, die Kuh hätt' denn schon gebracht. Da muß ich auch ein Wort dazu sagen, und den Burschen mit den falschen Augen nehm' ich nicht — was eure Mädchen im Dorf nicht wollen, dafür bin ich nicht der Gut genug.« — »Wirklich, Gretchen?« rief ich; »Du nähmst ihn nicht, und wenn's auch Deine Eltern wollten, da er ein reicher Bursch ist?« — »Ach was!« sagte sie; »was thu' ich mit dem Geld, wenn mir der Mensch vorkommt wie ein böser Engel? Dem Helm trau' ich mein Leben nicht, und wir passen nicht zusammen. Der Mensch sieht ja aus, als wär' ihm alles zuzutrauen. Ueberhaupt, wie sollt' ich an solche Dinge denken?« setzte sie hinzu und blickte mich mit schalkhaftem Lächeln an; »ich bin ja knapp achtzehn Jahre, und hab' mir noch nichts erspart!«

»Nun denn, Gretchen, gesetzten Falls ich gefiele Dir nur halb so gut wie Du mir und wollte Dich haben, müßt' mir aber auch erst etwas ersparen, ehe ich an's Heirathen denken kann, wolltest Du mir ein Pfand geben, daß Du auf mich warten willst, bis ich wieder komme?«

»Oho, Du bist recht pressirt, Johannes!« rief sie lachend und sah mich schelmisch an, aber die helle Glut schlug ihr dabei aus den Wangen. »Und darauf soll ich Dir antworten, da wir uns kaum kennen? Nein, das paßt sich nicht, denn wenn Du mir auch nicht mißfällst, so.... Na, weißt Du was?« setzte sie scherzend hinzu, »wenn Du ein Pfand willst, so nimm das da zum Pfand — wenn's Dich gereut, kannst Du's dann gleich essen!« Damit drückte sie mir einen schönen rothbackigen Apfel in die Hand, nahm ihren Milchkübel und sprang davon.

»Hatte Gretchen dabei auch gescherzt, so wußt' ich doch, daß sie mir schon ein klein Bißchen gut war — wenigstens besser als dem Wilhelm, und am nächsten Tag gab es noch Gelegenheit genug, daß wir uns dieß mit den Augen sagen konnten, bis Gretchen mit ihrer Mutter wieder nach Hohenacker zurückkehrte. Den Abend vorher hatt' ich sie noch am Brunnen gesprochen und sie mir anvertraut, daß sie Morgens vier Uhr weggehen würden, und ich wußte es so einzurichten, daß ich ihnen noch ein gut Stück Wegs das Geleite gab, bevor ich meine Runde in den Dörfern machte. Und weil denn das Sprüchwort sagt: man soll um des Gartens willen auch den Zaun begießen, da suchte ich mir die Gunst der Mutter zu erwerben, was mir auch gelang, denn ich erzählte ihr von den schönen Gütern und guten Weinbergen, welche zu dem Erbe des alten Jäger-Lenhard gehörten, und den reichen zweimähdigen Wiesen und wie man das alles noch ausnützen könnte, und versäumte dabei auch nicht, gelegenheitlich von mir selber ein Wörtchen mit einfließen zu lassen von meinen guten Kenntnissen und der soliden Kundschaft, die ich einmal von meinem Vater erben würde, von meiner Absicht noch nach Wien zu gehen und mir ein schön Stück Geld zu ersparen, daß ich mir davon auch einige Morgen Weinberge und Güter kaufen könnte, von meinem braven alten Vater und meiner fleißigen Mutter, und was man so bei derlei Gelegenheiten spricht. Kurzum wir trennten uns ganz befreundet und befriedigt von einander, und Gretchen lächelte mich mit feuchten Augen an, als wir uns vor Großheppach trennten, und sah noch oft sich im Morgengrauen nach mir um, so lange wir einander noch sehen konnten.

»Gegen Weihnachten hin zog der Thomas Erkener in seines Bruders Haus her,« fuhr der alte Schlegel nach einer kurzen Pause fort; »er hatte sein Haus und Güter und Vieh und Geräth in Hohenacker verkauft, und kam auf einem kleinen Wagen angefahren, welcher nur die Kinder und die Betten enthielt. Mir war's als ginge mir die Sonne auf, als ich Gretchen vom Wagen heruntersteigen sah, und ich legte sogleich Hand mit an beim Abladen, ehe noch der Bäcker-Helm gekommen war, der natürlich auch nicht dabei fehlen wollte. Der Thomas ließ uns gewähren, denn er dachte: ein Keil treibt

den andern, und er mochte schon weghaben, daß wir Beide dem Gretchen gut waren. Der Erkener war überhaupt ein rechter Bauer: er dachte nur an sich und an seinen Vortheil, und das reiche Erbe hatte auch ihn geizig und stolz gemacht. Wer an die gute Natur und das treue Herz eines alten Bauers glaubt, der ist überhaupt auf dem Holzwege; es gibt nichts Hartgesotteneres, Roheres, Pfiffigeres und Thierischeres als den Bauern, und je älter er wird, desto geriebener und selbstsüchtiger ist er. Wer sein Lebenlang unter diesem Volk zugebracht hat, wie ich, der täuscht sich darüber nicht mehr, wie die Stadtherren, welche hinter der groben, dummdreisten, linkischen Weise lauter Ehrlichkeit und Dummheit sehen; ein alter Bauer ist ein durchtriebener geriebener Fuchs, ein unersättliches Raubthier — glaubt mir das, ihr Jungen. So hatte ich denn bald auch weg, daß der alte Thomas Erkener mir nicht halb so gewogen war wie dem Bäcker-Wilhelm, weil dieser reicher war, und daß er mit mir nur schön that, um den Andern vorwärts zu treiben. Dagegen hatt' ich bei dem Gretchen und ihrer Mutter einen Stein im Brett, und wir sahen und sprachen uns als Nachbarn alle Tage und verbrachten manchen Abend mit einander in der 'Lichtkarz' (Spinnstube). Und weil wir oft da und dort beisammen standen, so hieß es denn bald im Dorfe, des Erkeners Gretchen gehe mit des Barbiers Johannes, und daraus werde bald ein Paar, denn sie habe mich lieber als den Bäckerssohn, der mir darob spinnenfeind ward, und sich hinter meinem Rücken über mich äußerte: der Lump, der Barbiersbube, der arme Schnurrer solle doch in seinem Leben das schmucke reiche Gretchen nicht bekommen, denn er sey der reichste Bursch im Dorfe, und ihm müsse sie verbleiben.

„Zu einer 'Bekanntschaft' oder Liebschaft zwischen ihm und Gretchen kam es aber ebenso wenig, wie zwischen Gretchen und mir, denn die Eltern hüteten das Mädchen wie ihren Augapfel, und da man mir all die geringschätzigen Reden des Bäckersohns geflissentlich hinterbrachte, da war das nur Oel in die Flammen meines Grolls und meiner Eifersucht. Und seht, Jungen, ich war in meiner Jugend gar ein auffahrender, leidenschaftlicher Mensch, der gar viel auf sich selber hielt und sich besser dünkte, als so ein bloser Bauer oder ein Bäckergesell, und der sich einbildete, die Mädchen müßten das auch einsehen. Da fraß sich nun der heimliche Ingrimm über den Bäcker-Helm immer tiefer in mein Herz ein, weil ich glaubte, um seinetwillen halten mich Gretchens Eltern von dem Mädchen zurück. Es sollte aber bald eine Gelegenheit kommen, wo wir uns ganz unerwartet trafen.

„Als das Frühjahr da war, hatte der Thomas Erkener es bei der Herrschaft herausbekommen, daß er drunten auf seinen Wasenwiesen die Mühle wieder aufbauen dürfte, von der noch Grundgemäuer und Mühlgraben vorhanden war. Er begann also zu bauen, und die Gemeinde gab ihm zwölf starke Eichen dazu aus dem Communwald. Zu Johannis stand die Mühle schon, und die Erkeners zogen hinunter, und ich ward traurig, denn ich sollte nun das Gretchen nicht mehr so oft sehen, denn ihr Vater hatte das Haus da drüben an einen Bäcker verkauft, der die Tavernwirthschaft erwarb. Aber als so gegen Jakobi das Mühlwerk eingesetzt war und angelassen werden sollte, da fiel der alte Erkener über die Schütze, gerieth unter das Rad und ward für todt aus dem Wasser gezogen. Er hatte den Arm und das Schlüsselbein gebrochen und schwere Verletzungen am Kopfe, so daß wir an seinem Aufkommen verzweifelten. Der Physikus aus Schorndorf empfahl mir ihn auf die Seele, wenn er davon kommen sollte, und drei lange Wochen war ich beinahe Tag und Nacht um ihn, und wachte jede zweite Nacht mit Gretchen an seinem Bette. Der Alte lag meist bewußtlos, und Gretchen weinte sich schier die Augen aus, und ich tröstete sie und ihre Mutter. Halbe Nächte lang saß ich stumm neben dem Mädchen in der Stube, hatte Gretchens Hand in der meinigen und schaute ihr in die lieben blauen Augen. Wir sprachen kein Wort und verstanden uns doch, und wenn wir mit einander sprachen, waren es ganz andere Dinge, als was wir für einander da drinnen fühlten. Und als ihr Vater wieder genas, ging ich noch lange täglich in der neuen Mühle aus und ein, und da schickte es sich ab und zu, daß wir einander verstohlen die Hand drückten oder ein paar freundliche Worte sagten. Der alte Erkener war jetzt auch etwas freundlicher gegen mich, und die Mutter hatt' ich ganz auf meiner Seite.

„Wenn ich aber auch voll der kühnsten Hoffnung war, so wagt' ich doch nicht, um Gretchen anzuhalten, denn der Alte hatte gesagt: vor vier oder fünf Jahren gebe er das Mädel noch nicht aus dem Haus; erst müsse die Lene herangewachsen seyn, um Gretchens Stelle in der Wirthschaft einzunehmen. Und dann war für mich die Zeit zum Freien auch noch nicht gekommen, denn meine Eltern waren in einer großen Verlegenheit: der alte Landvogt Haid war gestorben und seine Erben hatten das Geld gekündigt, welches auf unsrem Häuschen stand, und wir hatten Mühe, es anderwärts aufzutreiben, bis endlich mein ehemaliger Prinzipal, der alte Stoll in Stuttgart, Aushülfe leistete. Das war aber an dem Tage noch nicht geschehen, wo das passirte, was der eigentliche Stein des Anstoßes für mein Lebensglück war.

„Ihr wißt ja, alle Jahre am Andreasfeiertag ist Flachsmarkt in Schorndorf, und die Mädchen und Weiber aus der ganzen Gegend kommen da zusammen, um Flachs und Hanf zu kaufen und zu verkaufen; und da fehlen denn auch die Bursche nicht, zumal da ein Krämermarkt damit verbunden ist. Ich wußte, daß Gretchen und ihre Mutter auch auf den Flachsmarkt gingen, brach mir also ebenfalls eine Ursache vom Zaune, um dorthin zu gehen, und traf auf dem Wege mit den beiden zusammen. Ich legte mir vor der Mutter keinen Zwang mehr an um mit Gretchen schön zu thun, und als wir am Silberschmied Kaiser vorüberkamen, kaufte ich Gretchen eine silberne Kette mit einem Henkelpfennig, weil ihre Mutter mir eine silberbeschlagene Maserpfeife mit schweren Ketten geschenkt hatte, als Dank für meine eifrige Pflege bei dem Wasenmüller, wie Thomas Erkener nun hieß. Ich war so stolz, daß ich mir von den reichen Leuten nichts schenken lassen wollte. Gretchen schenkte mir dagegen einen Strauß an den Hut und war seelenvergnügt und stolz auf mein Geschenk, und ihre Mutter

hatt' es geschehen lassen, denn sie war eigennützig. Wie wir nun im 'Ochsen' sitzen und zehren, ehe wir wieder heimkehrten, kommt eine Bande Gmünder Musikanten in's Wirthshaus und spielt auf. Und weil Gretchen wegen der Krankheit ihres Vaters nicht zum Kirchweihtanze gekommen war, läßt sich ihre Mutter erbitten, noch eine Stunde länger zu bleiben, damit sie ein paar Tänze mit mir mache. Kaum haben wir nun ein paar Mal mit einander getanzt, so kommt der Bäcker-Wilhelm auch in's Wirthshaus und sieht uns zu. Nun kann ich euch sagen: wie das Gretchen tanzte, so habt ihr noch nicht viel gesehen — es war nun so als schwebte sie über den Boden, und die helle Freude und Seligkeit lachte ihr aus den Augen. Ich sah's dem Wiedmayer an, daß er vor Neid ganz gelb ward und mich mit den Augen schier durchbohrte; ich las es ihm an den Augen ab, daß er bei den jungen Burschen über mich witzelte, und das Blut schoß mir in den Kopf, so oft ich beim Tanz in seine Nähe kam. Wär' nicht mein Herz so voll von Freude darüber gewesen, daß ich mit Gretchen tanzen durfte, sie so in meinem Arm halten und an mein Herz drücken konnte und daß die Leute alle mit Wohlgefallen auf uns blickten und sich laut sagten: wir beide seyen das schmuckste Paar, wie es die Tauben nicht schöner zusammentragen könnten, und gleichsam für einander geschaffen, was mir im innersten Herzen wohlthat, — so hätt' ich längst den Bäckerhelm gepackt und hinausgeworfen. Aber Gretchen las es mir im Gesicht ab, was in mir vorging, drückte mir die Hand und flüsterte: „Laß ihn, den Neidhammel; er soll uns die reine Freude nicht stören!"

„Mit Einem Male aber schien der Bäckerhelm zu einem Entschluß gekommen; als einer der Tänze aus war, ging er zu den Musikanten hin, warf ein Käsperle (eine Viertelskrone) auf den Tisch und bestellte sich einen Extratanz, zog dann das Wamms herunter und kam auf uns zu. „Gretchen, ich bitt' mir auch einen Tanz aus — einen Extratanz," sagte er, ohne mich anzusehen. — „Nein, Wilhelm, ich kann nicht," versetzte Gretchen; „der Johannes hat mich hergeführt, und ich tanz' heut' mit keinem Andern als ihm!" — „So?" rief der Bäcker und sein Gesicht ward dunkelroth wie eine Pfingstrose; „hat er Dir's verboten, der dumme Saifenpeter?" — Ich hatte schon die Hand ausgereckt, um ihn zu packen, aber Gretchen hielt mich zurück. „Nein," versetzte sie; „er hat mir nichts zu befehlen noch zu verbieten; was ich thu', das thu' ich von mir selbst. Aber da Du nur hergekommen bist, um Streit und Unfried zu suchen, so will ich nichts von Dir wissen, und halt' mich zum Johannes." Und damit drehte sie ihm stolz den Rücken. Die Mädchen kicherten hinter ihm her, die jungen Bursche lachten ihn aus, daß er so derb abgefertigt worden war, und als er sich eine Tänzerin für seinen Extratanz suchte, wollte keines der Mädchen mit ihm tanzen, um so mehr als er schon angetrunken war. Da rief er: „Wartet ihr hochnäsigen Bauernmädel, wenn ihr nicht mit mir tanzen wollt, so hol' ich mir ein Stadtmädle!" und damit ging er zur Stube hinaus. — „Aufgespielt! der Wiedmayer kann seinen Extratanz nachher haben!" riefen die Bursche; „Johannes, Du tanzest vor mit dem Gretchen!" Wir traten in die Reihe und tanzten, waren aber kaum einmal herumgewalzt, da kam der Bäckerhelm mit der Ochsenwirths-Tochter in die Stube herein, und als er den Tanz sah, da sprang er vor, stellte mir ein Bein und plumps! da lag ich samt dem Gretchen. Ich raffe mich auf und helfe zuerst Gretchen vom Boden auf; der Bäckerhelm entläuft dir ja nicht, denk' ich; der kann hernach noch seine richtigen Prügel kriegen. Aber wie ich Gretchen aufhebe, sehe ich daß ihr das Blut über die Stirne läuft, denn sie war mit dem Kopf gegen den Ofenstein gefallen und hatte eine große Wunde auf der Stirn. Da übermannt mich die Wuth, — ich nehme mir kaum Zeit, Gretchen in den Großvaterstuhl am Ofen zu setzen und ihrer erschrockenen Mutter zu übergeben, dann stürz' ich auf Wiedmayer, der bereits einen Stuhlfuß abgeschlagen hatte und mir entgegenschwang. „Komm' her, Du Lump, Du Schnurrer, Du Bettelsack!" schrie er mir zu; „glaubst Du, solch ein Saifenpeter wie Du dürfe mir meinen Extratanz verderben? Geh' heim und zahl' Deines Vaters Schulden, anstatt mit dem Geld von Deinen Pfuschkunden groß zu thun und den Mädeln silberne Anhenker zu kaufen, Du liederlicher Balbierer!..." Mehr aber bracht' er nicht aus seinem wüsten Maul, denn ehe er noch schlagen konnte, hatt' ich ihn behend unterlaufen und gegen den Ofen geschleudert, daß er zusammenbrach; dann nahm ich ihn wie ein kleines Kind, und trug ihn aus der Stube und warf ihn die Treppe hinunter. Was darauf geschah, weiß ich nicht mehr; nur soviel entsinn' ich mich noch, daß ich bei Gretchen stand und ihr das Blut abwusch und die Wunde verband, und just als sie die Augen wieder aufschlug und mich lieb und dankbar ansah und meine Hand ergriff, da kam der Ochsenwirth herein mit einem sehr verstörten und erschrockenen Gesicht, rüttelte mich am Arme und sagte: „Mach' daß Du fortkommst, Johannes, ehe Dich die Landreiter packen! Hast saubere Geschäfte gemacht! Der Wiedmayer liegt drunten im Stall und ist maustodt, hat das Genick gebrochen! Dem hilft kein Doktor und kein Barbier mehr! Rette Dich, sonst kostet es Dich den Kopf!"

Gretchen erschrack darob so sehr, daß sie sogleich wieder in Ohnmacht fiel, und mich selbst erfaßte ein tödlicher Schreck. „Mach daß Du fortkommst, Johannes," flüsterte mir die Wasenmüllerin zu; „thu Deinen armen Eltern die große Schande nicht an!" Auch meine Kameraden redeten mir zu und zogen mich aus der Stube und die Stiege hinunter und führten mich durch den Stall und den Hof in's Freie. „Lauf dem Walde zu und dann über Lorch in's Gmündische und Ellwangische; dort kriegen Dich die Landreiter nicht mehr!" Im Vorbeigehen hatt' ich den Bäckerhelm noch auf dem Bett des Hausknechts im Stalle liegen gesehen, regungslos, bewußtlos, aus Mund und Nase heftig blutend, und ich dachte nicht anders, als daß er wirklich den Hals gebrochen hätte. Ich lief die ganze Nacht auf gutes Glück über Berg und Thal, ohne zu wissen, was ich that, denn mir war zu Muthe, als habe mich Gott und die Welt verstoßen und der Henker sey schon hinter mir mit seinen Knechten. Das Gewissen schlug mich mit all

seinen Schrecken; ich dachte nicht mehr an Gretchen, sondern nur an meine armen Eltern, denen ich das Herz gebrochen habe; ich wußte, wie viel mein Vater auf seinen guten Namen hielt. So lief ich denn, ich wußte nicht wohin, und sah den Leuten an, daß sie sich vor mir fürchteten, denn ich war wie ein Verzweifelter. Am vierten Tag war ich in Donauwörth, wo ich einen Floß oder ein Ulmer Schiff abwarten wollte, auf welchem ich um Arbeit nach Wien fahren konnte, wie es damals die Handwerksbursche thaten. Ich hatte Eile, möglichst weit von der Heimath fort- und nach Wien zu kommen, wo ein früherer Kollege und Kamerad von mir, mit welchem ich bei Meister Stoll in Stuttgart in Kondition gestanden, lebte. Dem wollte ich mich anvertrauen; ich fühlte, daß ich eine schleichende Krankheit in den Gebeinen herumtrug, und mein Geld war nahezu am Ende. Aber es sollte nicht so weit kommen. Am Abend kamen kurmainzische Werber in unsere Herberge zum 'Schiff', brachten Spielleute mit und traktirten; ich war weder zum Tanzen noch zum Trinken aufgelegt, sondern blieb in einer Ecke sitzen und mied die Soldaten. Aber der Feldwebel, welcher bei den Werbern war, ein rechter Galgenvogel, ließ mich nicht aus den Augen, und als ich endlich zu Bette ging und mir der Wirth hinaufleuchtete in meine Kammer, da war mir als schliche der Feldwebel uns nach. Am andern Morgen rissen mich zwei von den Werbern aus dem Bette und befahlen mir aufzustehen und mitzugehen, ich sey Soldat. Ich weigerte und wehrte mich, da holten sie die Polizei und wiesen nach, daß ich fünf blanke Thaler Handgeld und die unterschriebene Kapitulation in der Tasche hatte, und ich war also kurmainzischer Soldat; der Wirth bezeugte es, und alle meine Betheuerungen halfen nichts. Ich hatte keine andere Wahl, als entweder mit den Werbern zu gehen oder mich als Landstreicher ohne Papiere in's Spinnhaus stecken oder auf dem Schub in die Heimath bringen zu lassen, wo ich noch mehr Schmach und Elend erwartete. Als all mein Wüthen nichts half, als daß man mich wie ein Thier mißhandelte und mir Ketten anlegte, ergab ich mich darein, allein bis wir nach Schwabbach bei Nürnberg gekommen waren, hatte meine Krankheit sich ausgebrütet und ich konnte nicht mehr weiter, wenn mich die Werber mit den Gewehrkolben auch halb todt schlugen. Ich verlor die Besinnung und lag im wildesten Fieber; nur dunkel erinnere ich mich, daß ich einige Tage lang auf einem Wägelchen im Stroh mitgeführt und von meinen Unglücksgefährten verpflegt wurde, denn wir waren etwa unser zwanzig Neuangeworbene. Endlich aber ließen mich die Werber in Miltenberg am Main in einem Stalle liegen, wo mitleidige Menschen sich meiner annahmen und mich nothdürftig nährten. Ich erholte mich wieder langsam, und bettelte mich nun mühselig durch, hatte aber viel Verfolgung von der Polizei zu erleiden, denn ich trug noch die Lumpen von der kurmainzischen Uniform, welche mir die Werber statt meiner Kleidung vor das Bett gelegt hatten.

»In kurzen mühseligen Reisemärschen, bettelnd und fechtend, kaum die nothdürftigsten Kleider auf dem Leibe, kaum einen Bissen trockenen Brodes für den Hunger, schleppte ich mich im harten Winter durch den ganzen fränkischen Kreis der böhmischen Grenze zu. Was ich damals ausgestanden, leiblich und geistig, ist nicht in Worte zu fassen; ich will es meinem schlimmsten Feind nicht wünschen. Endlich in Tirschenreuth brach ich wieder zusammen und ward in das städtische Lazareth geschafft, wo ich viele Wochen lag. Der Wundarzt des Lazareths zeigte mir einige Theilnahme und nahm sich meiner an, als er erfuhr, daß ich ein Kollege von ihm sey, und der Pater Kapuziner, der ab und an die Seelsorge im Lazareth versah, wollte mir ebenfalls wohl, und als ich ihm eines Tages mein hartes Lebensschicksal erzählt hatte, rieth er mir, als Feldscheer unter die österreichischen Truppen zu gehen, wo ich unerkannt mich noch vorwärts bringen könne, und versprach sich für mich zu verwenden bei dem Obristwachtmeister eines Regiments, das gegenwärtig in Pilsen liege und Marschbefehl nach den Niederlanden erwarte, wohin Verstärkungen geschickt würden, da ein Krieg mit den Franzosen bevorstehe. Ich sah ein, daß der Rath gut war, denn arm, hülflos und geächtet, wie ich war, blieb mir keine andere Wahl übrig, als der Soldatenrock, welcher mich dazumal allein vor dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu schützen vermochte. Und wie verfehlt und elend mein Leben auch war, die undeutliche Hoffnung, dereinst meine Heimath und meine guten Eltern noch einmal wiederzusehen, hielt mich doch aufrecht und half mir mein äußeres und inwendiges Elend ertragen.

»Genug, vierzehn Tage nach dieser Unterredung schwur ich dem Kaiser Leopold II. in Pilsen den Fahneneid und marschirte mit dem Regiment Toscana nach den Niederlanden als Feldscheer. Das war zu Anfang des Jahres 1792, und damit begann meine Kriegszeit, von welcher ich euch schon so viel erzählt habe, und die mit der Schlacht von Hohenlinden endete, wo ich als Gefangener den Franzosen in die Hände fiel. Ich hatte den ganzen Krieg acht Jahre lang mitgemacht, in den Niederlanden, am Rhein, in Italien, in Tirol und der Schweiz; ich hatte Jammer, Noth und Elend in den Lazarethen und Spitälern kennen gelernt, wo ich mir das starke Tabakrauchen angewöhnte, das ich nie wieder habe lassen können. Ich hatte tausendfältig die Wahrheit des Spruchs empfunden, daß wer seinen Eltern und seinem Gewissen nicht gehorchen lernt, dem Kalbfell folgen muß. Ich hatte Tag und Nacht meinen Zorn von damals bereut und mir Mühe gegeben, meiner Leidenschaft allzeit Herr zu werden. Ich hatte stündlich den lieben Gott gebeten, mir meine Unthat zu verzeihen, und wenn aufrichtige Reue ein Vergehen büßen kann, so hatte ich das meinige sicher abgebüßt. Wie oft und viel mich auch der Kriegsbesen hin und her geschüttelt hatte, nach Schwaben war ich nie gekommen, und aus der Heimath war mir acht Jahre lang keine Kunde zugekommen, denn ich hatte nie den Muth gehabt, an meine Eltern zu schreiben, und nie jemand getroffen, durch den ich auf Umwegen etwas hätte erfahren können. Ich hatte sogar meine guten Eltern schon als todt beweint, und wenn ich an Gretchen dachte, so war's auch nur mit der schmerzlichen Erinnerung, daß sie für mich verloren sey, denn das reine Wesen mochte doch sicher mit einem Mörder nichts zu

schaffen haben. Nun sollte ich mit Einem Male unversehens wieder etwas von der Heimath hören.

„Eines Mittags gegen Ende Januars Anno Eins zog ich mit einem großen Trupp österreichischer Gefangenen über die Rheinbrücke in Basel, denn wir waren nach Belfort bestimmt. Eine Menge Leute standen auf den Straßen, um uns passiren zu sehen, denn man bemitleidete uns. Auf einem freien Platz vor einer Kirche oben in der Stadt Basel machten wir Halt und erhielten Brod ausgetheilt, das unsere Bedeckung requirirt hatte. Da saßen und lagen wir denn im Schnee auf dem Boden herum, und ich hockte auf meinem Tornister auf einer Hausstaffel und aß einen Teller voll heißer Suppe, den mir eine gutherzige Frau heruntergeschickt hatte, denn wir waren elend verkümmert. Da schlägt mir plötzlich jemand auf die Schulter und sagt auf gut Schwäbisch: »Grüß Di Gott, Johannes! Du bist ja doch des Balbierer Schlegels Johannes aus G.?« Ich denke mich trifft der Schlag, denn ich sehe in ein wildfremdes Gesicht von einem Bäckergesellen, der in Hemdärmeln und Schürze vor mir steht. Da sagt der: »Kennt Er mich denn nicht mehr, Johannes? ich bin ja der Ludwig Seiler aus unserm Ort, der Eurem Haus gradüber vor acht Jahren beim Bäcker Taumiller in der Lehr' gewesen! Er hat mir ja manchmal das Haar geschnitten, und Sein Vater ist mir immer freundlich gewesen!«

„Ich saß da wie versteinert, aber die hellen Thränen liefen mir über die Wangen, und ich drückte dem Bäckergesellen die Hand. Und nun erzählte er mir, daß man mich längst für todt und verschollen gehalten, daß meine Eltern noch lebten und auch der Wilhelm Wiedmayer, der mit ein paar Wochen Kranksehn davon gekommen sey, und daß das Gretchen von der Wasenmühle ebenfalls noch lebe, aber gar nicht mehr froh geworden sey und ganz traurig und bleich herumgehe; daß des Bäckerhelms Vater gestorben sey und er den alten Schultheiß noch beerbt habe und nun ein angesehener und reicher Mann sey und daß, wie Ludwig gehört, meine Eltern mich längst in der Zeitung aufgefordert haben, nach Hause zurückzukehren, da ich straffrei sey, denn meine Kameraden hatten alle vor Amt für mich gezeugt, daß der Bäckerhelm den Streit absichtlich begonnen und mich herausgefordert habe, und das Amt hatte die Verfolgung gegen mich eingestellt.

„Ach, ihr Jungen!“ fuhr der alte Mann fort, und die hellen Thränen hingen ihm wieder in den grauen Wimpern; „was mir damals durch die Seele ging, wie mir der Bäckerknecht das erzählte, und ich ihm um den Hals gefallen war und weinte, das kann ich euch nicht in Worte fassen. Es war mir froher und feierlicher zu Muthe als einem armen Sünder, der unter dem Hochgericht noch begnadigt wird, und mit Einem Male lächelte mir wieder eine glückliche Zukunft. So war denn mein stetes Gebet um Gnade erhört worden, und all die Trennung und der innere Reueschmerz und alles was ich in acht Jahren erduldet hatte, war nur über mich verhängt worden, um mich zu läutern und zu bessern und an meinem Herzen zu arbeiten. Und Gretchen, an welcher meine ganze Seele hing, war noch ledig und frei, und meine Eltern lebten noch! das war der Freude und Wonne beinahe zu viel für mich, und es war gut, daß Ludwig mir durch die Bemerkung, er sey schon Jahr und Tag von Hause fort, einen Dämpfer aufsetzte, sonst hätte mich, glaub' ich, die Freude um mein Bißchen Verstand gebracht. Wie ich ihm aber dankte, das kann ich euch nicht sagen: jene Raststunde vor der Kirche in Basel war eine der glücklichsten meines Lebens, denn sie gab mir die beglückende Ueberzeugung, daß mir der Vater im Himmel meine Sünden verziehen.

„Doch nun mußten wir wieder fortmarschiren, nach Hüningen und Belfort, und unterwegs hatt' ich genug zu thun, um meinen gefangenen Kameraden zu erklären, was denn der räthselhafte Auftritt von vorhin zu bedeuten gehabt habe. Und die meisten wünschten mir Glück zu meiner Freude und meinen Aussichten. Ich fühlte vor Wonne und Frieden den Boden nicht mehr unter meinen Füßen. Aber in den Kasematten von Belfort hatt' ich mehr Zeit, über die Sache nachzudenken und dem Zweifel nachzuhängen, ob denn meine Eltern auch wirklich noch lebten und ob Gretchen noch frei sey und an mich denke; der Ludwig war ja schon über ein Jahr von Haus entfernt. Die Ungeduld, nach Hause zu reisen, verzehrte mich beinahe und ich machte die abenteuerlichsten Pläne zur Flucht: aber wir wurden allzu gut bewacht. Lange sucht' ich vergebens um die Erlaubniß nach, in meine Heimath schreiben zu dürfen, aber vergebens. Das war hart. Da hörten wir eines Morgens, der Friede sey geschlossen, der Friede von Lüneville, und wir würden bald frei. Das war mir ein rechter Himmelstrost, und nun durft' ich auch nach Hause schreiben an meinen guten Vater, und that es denn sogleich, und nach Wochen kam ein Brief von meiner Schwester Christine, deren Handschrift ich sogleich erkannte, und den ich mit zitternden Händen und überströmenden Augen aufriß.

„Gott zum Gruß, lieber Bruder Johannes,“ schrieb sie; „Dein Brief ist uns richtig zugekommen und hat uns große Freude verursacht, und wir haben alle dem lieben Gott auf den Knieen gedankt. Der Vater und die Mutter leben noch und sind wohl, und der Vater hat Dir die Kundschaft erhalten. Ich aber bin seit vier Jahren an den Wagner Sautter verheirathet, und hab' schon zwei Kinder, wovon das älteste nach Dir getauft ist. Du darfst jede Stunde wieder in's Ort kommen und geschieht Dir nichts mehr, denn über die alte Geschichte ist Gras gewachsen, und der Wilhelm lebt noch, aber ein schlimmes Leben. Das Gretchen lebt auch noch, aber wir lassen es vorerst niemand merken, was wir von Dir wissen. Mein Mann grüßt Dich als unbekannt mit herzlicher Liebe, und wir hoffen, daß dieser Brief Dich gesund und wohl antreffe, und daß Du bald zu uns kommst, denn der Herr Pfarrer sagt, es sey nun Friede, und Du brauchest nicht mehr unter den Kaiserlichen zu dienen. Es grüßt Dich im Namen aller von Herzen

Deine treue Schwester
Christina Sautterin.“

„Dieser Brief, den ich wohl tausendmal unter tiefer Rührung gelesen, bis er mir unter den Fingern zerbröckelte, er-

füllte mir die Seele mit einer unbeschreiblichen Freude. Ich war wie neugeboren; aller Gram und alles Leid der vergangenen acht Jahre waren vergessen, und ich hatte nur Einen Gedanken, mich sobald wie möglich wieder zu den Meinigen zu begeben. Eines freute mich ganz besonders — das nämlich, was sie mir von Gretchen schrieben, deren meine Schwester Christine gewiß nicht erwähnt hätte, wenn sie nicht noch frei gewesen wäre. Es sah meinem wackeren Vater ganz gleich, daß er dem Mädchen nicht eher Hoffnungen geben wollte, als bis er gewiß wußte, daß ich nach Hause kam.

„Einige Tage später kündigte uns ein französ. Stabsoffizier an, daß wir Kriegsgefangene entlassen seyen und nun in unsere Heimath zurückkehren dürften. Wir mußten nun allesammt mit Etappengeldern nach Strasburg marschiren, und dort sollten uns österreichische Offiziere in Empfang nehmen und nach unseren Regimentern zurückbringen. Nun wußte ich wohl, daß ich in diesem Falle meine Entlassung aus dem kaiserlichen Dienst nicht bekommen würde, ehe meine Kapitulation um war, und da ich nicht Lust hatte, noch zehn Jahre zu dienen, so desertirte ich in dem Nachtquartier vor Strasburg, kaufte mir von einem Juden alte Kleider, denn ich hatte noch einige Dukaten bei mir, die im Hosenbund meiner Uniform eingenäht gewesen waren, kam bis Hagenau, fuhr bei Breisach über den Rhein und gelangte glücklich nach Hause. Mein alter Vater, meine Mutter, Schwager Sautter und Christine waren nach Cannstatt gefahren, als die österreichischen Kriegsgefangenen durchkamen, hatten nach mir gefragt und mich schon als verloren betrauert, als sie erfahren, daß ich seit Strasburg fehlte. Um so größer war aber nun die Freude, als sie mich wieder in ihrer Mitte hatten, und ich ihnen den Grund meiner Desertion angab, und wir gelobten einander unter Thränen, uns nicht mehr zu trennen.

„Ihr könnt euch wohl denken, Jungens,“ fuhr der alte Wundarzt nach einer Pause fort, während deren er die aufregenden Nachklänge der Erinnerungen an jene Zeit sichtlich hinuntergedrückt hatte, — „ihr könnt euch denken, daß eine meiner ersten Fragen dem Gretchen galt. Aber niemand antwortete mir sogleich, sondern alle schauten mich erschrocken und verdutzt an. Ich erschrack bis in's Mark, und rief: „Was ist's denn mit ihr? ist sie todt?“

„Nein, sie lebt noch und ist gesund, aber sie ist nun — des Wiedmayers Weib, und trägt ein Kind von ihm unter dem Herzen,“ erwiderte mein Vater, und ergriff meine Hand. „Sey stark, Johannes, und trag's wie ein Mann,“ fuhr er fort und legte mir die Linke auf die Schulter. „Als Dein Brief kam, waren sie schon verheirathet, denn zu Martini schon war die Hochzeit. Das Gretchen hat sich immer wacker gehalten und ist Dir treu geblieben, wie sehr sie ihr auch zusetzten, den Wilhelm zu heirathen; aber endlich haben sie sie beinahe mit Gewalt zum Traualtar geschleppt, und das arme Ding hatte keinen eigenen Willen mehr. Es mußte den Bäckershelm nehmen oder seine Eltern in's Unglück treiben. Sie hat sich für ihren Vater geopfert, und Du galtst ja für todt und verschollen.“

„Wie sehr ich mir auch Mühe gab, dieß wie ein Mann hinzunehmen, so drückte es mich doch beinahe zur Erde. Also verloren für mich, woran mein ganzes Herz noch immer hing? verloren durch eigene Schuld, durch meinen Jähzorn, durch mein thörichtes Stillschweigen? Ich war nahe daran, den Verstand zu verlieren; aber meines frommen redlichen Vaters Zuspruch hielt mich aufrecht. Anfangs hatt' ich wieder fort und zu meinem Regiment gehen wollen, um den Tod zu suchen, denn jedermann ahnte ja damals, daß wir doch nicht lange Frieden haben würden; aber ein Blick auf meine bejahrten Eltern, auf meinen hochbetagten braven Vater, der trotz seiner lahmen Hand noch immer seinem Beruf nachkam, brachte mich auf andere Gedanken. Sollte ich weniger thun als Gretchen, das sich für die Rettung der Eltern an einen Mann hingegeben, den sie verachten und hassen mußte? Sollte ich meine Eltern verlassen, um ihretwillen, da doch alles schon unwiederbringlich verloren war? Nein, ich wollte es nun tragen wie ein Mann und nur der kindlichen Pflicht leben, und das wieder einbringen, was ich beinahe neun Jahre hindurch versäumt hatte. Und wenn ich Gretchen anfangs auch in meinem Herzen gram gewesen und sie der Untreue beschuldigt hatte, so mußt' ich ihr doch hernach von Herzen all mein Unrecht abbitten, als ich erfuhr, wie alles gekommen war. Der Bäckerhelm hatte mit seiner schleichenden Tücke alles so angelegt, daß er den alten Thomas Erkener ganz in der Tasche hatte. Dieser hatte sich an der Wasenmühle verbaut, wie man zu sagen pflegt. Es heißt ja schon im alten Sprüchwort: 'Narren bauen Häuser, und gescheidte Leute kaufen sie'. Dann hatte er Getraide- und Viehhandel betrieben, und war in den unruhigen Zeiten zu Verlust gekommen. Der Bäckerhelm war immer hinter ihm her, heuchelte ihm Freundschaft und streckte ihm ein Kapitälchen um das andere gegen Verschreibung vor, so daß der Erkener seine Kinder ausstatten und immer noch den Anschein eines wohlhabenden Mannes aufrecht erhalten konnte, denn sein Bauernstolz ließ ihn nicht eingestehen, daß er die reiche Erbschaft beinahe ganz heruntergebracht hatte. Und die ganze Zeit über verlangte der Bäckerhelm Gretchen zum Weibe, aber wie sehr ihr auch Vater und Mutter damit zusetzten, so war das Mädchen doch nicht zu bewegen gewesen, den boshaften Menschen zu heirathen. Da spielte dieser den letzten Trumpf aus. Eines Tags kam ein Jude aus Harburg im Ries in's Dorf und fragte nach dem alten Barbier Schlegel, und als man ihn zu meinem Vater wies, brachte er diesem Grüße von mir und eine alte silberbeschlagene Maserpfeife und erzählte, er habe mich vor Jahr und Tag in Wien im Lazareth getroffen, wo ich an einer zehrenden Krankheit gestorben sey, und er bringe meinen Eltern meine letzten Grüße. Ich sollte ihm erzählt haben, wie ich nach der Flucht aus der Heimath Handgeld bei den Reichstruppen genommen, mehrmals desertirt und endlich nach Wien gekommen sey, wo ich unter einem fremden Namen Kondition bei einem Bader auf dem Wollmarkt genommen und mehre Jahre daselbst verweilt habe, bis ihn eine Zehrkrankheit ergriffen und in's Spital gebracht habe, wo ich in einem Bette neben ihm gestorben sey. Meine Eltern

hatten zwar der Erzählung des Mannes geglaubt, aber zur Versorge noch an die Spitalverwaltung schreiben lassen, wo sich dann herausstellte, daß allerdings des Juden Erzählung wahr und zu der angegebenen Zeit ein Badergeselle dieses Namens und Alters daselbst gestorben sey. Nun galt mein Tod für gewiß, meine Eltern betrauerten mich aufrichtig und Gretchen theilte ihren Schmerz. Das alles war aber geschehen, nachdem der Ludwig Sailer schon wieder in die Fremde gegangen war, weßhalb dieser nicht darum gewußt hatte. Und wenige Wochen später rückte denn der Bäckerhelm offenkundig mit dem andern Plan heraus und kündigte dem alten Erkener mit Einem Male alle seine Darlehen unter dem Vorgeben, er wolle fortziehen nach dem Banate, wo er mit seinem Vermögen sich eine ganze Grafschaft kaufen könnte, denn es leide ihn nicht mehr in der Heimath, wo er wegen seiner vergeblichen Werbung um Gretchen nur zum Gespött werde. In der Kriegszeit aber war nirgends Geld aufzutreiben, und so mußten der Erkener und sein Weib sich gewaltig auf's Bitten legen, damit nur der Wiedmayer im Dorfe bliebe und ihnen das Geld ließe. Zuletzt hatte er nur unter der Bedingung eingewilligt, daß ihm der alte Erkener die Mühle und die darum liegenden Güter und die besten Aecker und Grundstücke und Weinberge zu einem spottbilligen Preise verkaufe und Gretchen zum Weibe gebe. Dafür sollten Gretchens Eltern im Nebenhäuschen der Mühle im Ausgeding bleiben mit ihrem jüngsten Kind, der kleinen Barbara, die damals kaum eingesegnet war, und sollten die übrigen Grundstücke für sich behalten zur Nahrung. Das Alles war mit Beihülfe eines Schreibers von Lorch, eines Winkeladvokaten, aufgesetzt worden, und der alte Erkener, der schon seit lange als Korn- und Viehhändler mit der Ehrlichkeit auf einem gespannten Fuß lebte, ging auf alles ein. Solch ein alter Bauer ist ein herzverknöcherter, eigennütziger Kerl, der nur an sich und seinen Vortheil denkt, und bei dem alle anderen Rücksichten und Erwägungen erst lange hinterher kommen. Sein Weib, eine fromme, rechtliche und gutmüthige Frau, soll allerdings sehr dagegen gewesen seyn und in ihn gedrungen haben, daß er sich lieber auf gerichtlichem Wege mit dem Bäckerhelm absinde; allein der Thomas hatte sein Wort schon gegeben und drohte, wann ihn der Eigensinn des dummen Mädels von Haus und Hof treiben und in's Unglück stürzen wolle, so wisse er schon was er thue; er zeigte dem Gretchen zwei neue Stricke und sagte: 'Siehst Du, einfältiges halsstarriges Ding, mit dem einen Strick da henke ich Dich an das Scheunenthor und an den andern hänge ich mich daneben, und das soll über Deinen Kopf kommen!' Und roh und selbstsüchtig genug war er, um diese Drohung wahrzumachen, denn was thut solch ein Bauernstolz nicht. Jedenfalls aber hätte er, wo es nöthig gewesen wäre, Gretchen an den Haaren zum Altar geschleift, denn so sind unsere Bauern! —

„Aber so weit sollte es nicht kommen. Als Gretchen aus den Verhandlungen zwischen dem Wiedmayer und ihrem Vater erfahren, wie die Sachen standen, von denen sie gar keine Ahnung gehabt hatte, da faßte sie sich kurz und sagte, sie willige wegen ihrer armen Eltern in Alles. Freilich Liebe und Achtung dürfe der Wilhelm nicht von ihr erwarten, aber die Pflicht der Treue werde sie ihm halten, wie sie es dem lieben Gott und ihrem Gewissen schuldig sey, und allzu lange werde es ja hoffentlich auch nicht dauern, bevor sie der Tod mit ihrem lieben Johannes vereinige, dem sie im Herzen nie die Treue brechen werde. Aber das kümmerte den elenden Wiedmayer nicht, wenn er nur seinen Zweck erreichte, den er schon so lang hartnädig verfolgte: daß nämlich die schöne neue Wasenmühle und das schmucke Gretchen sein werden mußten! Er war also damit einverstanden und die Hochzeit auf Martini festgesetzt. — Nun hatte mir meine Mutter erzählt," fuhr der alte Schlegel nach einem tiefen Seufzer fort, und trocknete sich mit dem Aermelaufschlag die feuchten Augen: „das Gretchen sey zuvor schon, seit meiner Flucht, bleich gewesen und still und traurig, nach dem Eintreffen meiner Todesanzeige aber noch bläßer und stiller geworden, obschon rührend schön wie die große Mutter-Gottes in der Johannes-Kirche in Gmünd. Allein von der Heirath an sey sie wie gebrochen gewesen, ausgemagert und abgezehrt wie ein Schatten an der Wand, und männiglich habe mit bitterer Entrüstung gesagt: es sey eine Sünde und Schande, daß der Wiedmayer das arme Gretchen zu der Heirath zwinge, und es gehe nicht mit rechten Dingen zu, daß er ihren Willen gebrochen; der Mensch sey ein wahrer Blaubart. So ein Menschenherz bricht jedoch nicht so leicht, wie die Leute meinen, — ich hab's an dem meinigen erfahren, woran auch lange die hoffnungslose Verzweiflung genagt hat, und Gretchens armes Herz sollte auch davon nicht brechen."

Der Greis machte eine Pause und blickte mit trübem Auge in den dämmernden Abend hinein; da trat vor meine Seele das Bild der Wasenmüllerin, so bleich und abgehärmt, und doch so still und ergeben, wie sie jüngst am Nachmittage in die Studierstube meines Pfarrers getreten war, und ich dachte: nun ja, der niederträchtige Mann hat ihr doch das Herz nicht gebrochen, denn ich identificirte sie mit dem Gretchen des alten Schlegel, und fragte mit knabenhaftem Vorwitz: „Und das Gretchen hat also den Wasenmüller wirklich noch überleben müssen, Herr Schlegel!"

„Warte Er nur, Musjeh Eduard, das wird sich alles noch ausweisen!" erwiderte der Greis, ohne sich nach mir umzudrehen, und ich blieb voll banger Erwartung sitzen, während Gottlieb aufstund und eine Dreierkerze anzündete; dann setzte er sich wieder neben mich und wir banden unsere Kränzchen von Himmelfahrtsblümchen vollends. Endlich wandte sich Schlegel wieder zu uns. „Kommt, Jungen! ich will meine traurige Erzählung vollends kurz zu Ende bringen, denn sie greift mich im innersten Herzen an!" sagte er, mit einer gewissen eiligen Hast. „Wo bin ich denn stehen geblieben? Ach ja, bei meiner Heimkehr aus der Fremde. Nun ja, ich war am späten Abend eines Regentages im Märzen angekommen, in elenden, unscheinbaren Kleidern und zerrissenen Stiefeln, wie ein verlorner Sohn, und krank und müde an Leib und Seele. Was ich von Gretchens Schicksal hatte erfahren müssen, war auch nicht geeignet gewesen mich aufzurichten. Ich verfiel in eine Krankheit und lag mehre Wochen an einem bösen Fieber dar-

nieder, und hielt es oft für eine Gnade vom Himmel, daß ich sterben dürfte, oder dachte wiegesagt daran, im Falle der Genesung wieder zu meinem Regiment zu gehen und den Tod zu suchen. Aber wir hatten damals einen braven Pfarrer hier, der mich oft besuchte und mit mir von meinen Erlebnissen sprach und mich auf den rechten Weg brachte in allem und jedem, namentlich aber von wegen der Pflichten gegen meine Eltern und gegen Gretchen, die nun das Weib eines Andern sey.

„Endlich genas ich denn wieder, und sah meinen Weg deutlich vor mir. Meine guten Eltern hatten mir inzwischen neue Kleider anfertigen lassen, daß ich wieder anständig aussah und unter die Leute gehen konnte, und einer und der andere von meinen Altersgenossen und Kameraden hatte mich auch schon während meiner Krankheit besucht und sich von meinen Schicksalen erzählen lassen. Diese meine Schulfreunde waren nun meist schon Familienväter, und hatten ihre eigenen Interessen; aber sie schienen mir doch mitleidig und gewogen, und sprachen alle mit Achtung von Gretchen und mit Unwillen von dem neuen Wasenmüller. Und: 'Hast Du Gretchen schon gesehen?' oder: 'Was aber wird es werden, wenn ihr euch zum ersten Mal wieder begegnet?' das war's was mich alle schließlich fragten.

„Ja, diese Frage hatt' ich mir auch oft im Stillen vorgelegt, aber ich meinerseits war darauf vorbereitet, wie ich Gretchen wieder sehen sollte. Freundlich wollt' ich seyn, aber nicht vergessen, daß wir jetzt für das Leben getrennt seyen und mir ihre Ruhe heilig seyn müsse. Das hatte ich mir selbst, dem Pfarrer und meinem Vater gelobt. Und gleichwohl bangte mir vor diesem Augenblicke, wie ich gar nicht leugnen will. — Zu vermeiden war er nicht, er mußte einmal kommen, und er kam. Es war am Sonntag Cantate — ich weiß es noch, als wär's erst diesen Morgen gewesen. Ein so schöner Sonntagmorgen, wie ich ihn je gesehen. Die Wälder und Obstbäume waren schön grün; die Aepfelbäume auf den Wiesen und in den Gärten blühten, die Vögel sangen, die Luft war so lind und weich wie ein Bad, und selbst mein trauriges schweres Herz war so heiter und ruhig gestimmt, als ich zwischen Vater und Mutter den Kirchsteig hinanging nach der Kirche. Die Leute schauten mich neugierig an und grüßten mich, denn es war mein erster Ausgang nach der Krankheit. Unter der Kirchthüre trennt' ich mich von meiner Mutter und Schwester und stieg auf die Empore, wo ich in der vordersten Reihe zwischen meinem Vater und Schwager Santter Platz nahm. Mein Auge flog suchend über die Bänke im Schiff drunten hin, aber die junge Wasenmüllerin war noch nicht da. Erst als die Orgel zu spielen anhub, kam sie zu dem Seitenpförtchen herein, und ich erschrack bis in's Herz, als ich sie anblickte, denn ich erkannte sie im Augenblick wieder trotz der Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Sie sah so bleich und abgehärmt aus, die lieben freundlichen Augen lagen so tief und blickten so traurig, aber auf den Wangen brannte ein hochrother glühender Fleck, und die ganze Gestalt war so gebeugt, so schlaff und in sich zusammengesunken. Ich hätte weinen mögen, und mußte den Blick abwenden. Sie sah gar nicht auf; ganz regungslos saß sie auf der Bank und starrte in ihr Gesangbuch. Als man aber zu singen anhub, und ich in den Gesang mit einstimmte, um mich zu vergessen und mir das Herz zu erleichtern, das mir zerspringen wollte, da blickte sie plötzlich herauf, als hätte sie meine Stimme erkannt. Unsere Augen begegneten sich, ein leises süßes Lächeln glitt über ihre Züge, dann senkte sie den Blick, faltete die Hände krampfhaft und hub zu weinen an. Ich mußte den Blick abwenden, um stark zu bleiben; aber ich weiß nicht mehr, was um mich her vorging, noch wovon der Pfarrer gepredigt — ich saß wie im Traume, bis der Gottesdienst aus war und wir aus der Kirche gingen.

„Drunten vor der Kirche kamen viele alte und junge Männer auf mich zu, drückten mir die Hand, begrüßten mich und richteten allerhand Fragen an mich, die ich kaum beantworten konnte, und so waren wir bis an das Thor des Kirchhofs gekommen, wo der Knäuel dichter wurde und wir stehen blieben. Mit einem Mal drängte sich jemand durch den Kreis von Männern und Gretchen stand vor mir. „Grüß Di Gott, Johannes!“ sagte sie schluchzend und reichte mir ihre hagere eiskalte Hand; „ich wünsch' Dir Glück zur Heimkehr — gleichwohl auch grüß Gott!“

„Grüß Dich Gott, Gretle!“ sprach ich und konnte sonst nichts mehr herausbringen, denn die Thränen erstickten mir die Stimme. Da schlang sie ihre Arme um meinen Hals, legte den Kopf auf meine Schultern und weinte leise, leise. Und ich legte den Arm um sie und weinte ebenfalls — mit meinen guten Vorsätzen war's vorüber.

„Da packte plötzlich eine rohe Faust das arme junge Weib, und riß sie unter harten Vorwürfen von mir hinweg. Es war ihr eigener Vater. Sie ließ alles mit sich geschehen, aber ich sah, daß sie sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte und auf ihre Mutter stützen mußte, während sie den Kirchsteig hinunter wankte. Ich nahm den Arm meines Vaters, und wir gingen durch den Pfarrhof und das Gestäffel durch die Baumwiese herunter, und in unserer Stube sank ich wie ohnmächtig auf das Bett. Die Meinigen ließen mich ruhig gewähren; sie verstanden mich, und wußten, daß eine Wunde ausbluten muß, ehe sie heilen kann; und mein Herz hatte eine Wunde, die seitdem nie mehr vernarbt ist. Am Nachmittag ging mein Vater in die Filialien und ich blieb daheim und las in der Bibel, mir Trost und Ruhe zu holen. Da tritt so gegen sechs Uhr Abends die alte Erkenerin, Gretchens Mutter, in unsere Baderstube, — ganz verweint und im tödlichsten Schreck. Sie bebte zurück als sie mich sah, und fragte: 'Ist Dein Vater nicht da, Johannes?' — 'Nein,' sag' ich, 'er ist in die Berge hinein; aber ist denn ein Unglück geschehen?' — 'Nun, so komm' Du mit! Noth kennt kein Gebot — besser Du als ein Andrer!' gibt sie mir zur Antwort; 'geh' Du nur voran nach der Mühle; ich will zur Spenglerin der Hebamme!' — 'Barmherziger Gott, ist denn Gretchen....' Aber die Erkenerin rang nur die Hände und sagte: 'Es hat ja so kommen müssen, ich hab's immer gesagt, aber die harten Männer wollten nicht hören. O Johannes, ihr ist es vielleicht ein

Trost, daß sie unter Deinen Händen sterben darf. Geh' nur, der Wiedmayer ist schon wieder fort nach Schorndorf zum Physikus!'

„Ich riß die Mütze vom Nagel, nahm mein chirurgisches Besteck und rannte wie besessen das Dorf hinab. Noch dunkel erinnere ich mich, wie die Weiber in Gruppen bei einander standen und lebhaft gestikulirend mit einander plauderten, wie die Männer und Bursche mir nachblickten. Sonst aber weiß ich nur, daß ich endlich athemlos in der Schlafkammer des jungen Wasenmüllers stand vor Gretchens Bett, die halb bewußtlos da lag, dem Tode nahe. Bärbele ihre Schwester, zwei Mägde und der alte Erkener standen weinend und wehklagend um sie her. Auf dem Tisch in der Ecke lag in Windeln eingeschlagen und mit Kissen bedeckt ein neugebornes todtes Kind. Das erklärte mir alles. Allein alle meine Hülfsmittel und Anordnungen kamen zu spät — das Leben hing nur noch an einem Faden, der immer mehr sich verkürzte und abwickelte, so daß man sehen konnte, wie er bald vollends zerreißen müsse.

„Nur einmal schlug Gretchen beim Klang meiner Stimme die Augen auf, sah mich freundlich an, so freundlich wie in alter Zeit und sagte: „Ich wußte ja, daß Du noch kommen würdest, Johannes; ich hab's mir als eine Gnade vom lieben Gott erbeten, daß ich in Deinen Armen wenigstens sterben dürfe. Ich hab' Dir ja in meinem Herzen die Treue gehalten trotz alledem, und ich habe nur gethan, was ich nicht lassen durfte. Vergib mir, lieber Johannes, wie mir der Vater im Himmel vergeben wird. Sag' mir, daß Du verzeihst!' — 'Ich hab' Dir längst vergeben, und wir werden uns in einer schönern Welt angehören, Gretchen,' sprach ich, — 'in einer Welt, wo kein Freien noch Werben, keine Tücke und Bosheit, kein Haß und Groll mehr seyn wird, sondern lauter Liebe und Frieden!' — Sie lächelte mich noch einmal an, ergriff dann krampfhaft meine Hände, schloß die Augen, und schien wieder einzuschlummern. Erwacht ist sie aber erst in einem bessern Leben. Es war etwa Abends 9 Uhr, als ihre müde Seele heim ging zum ewigen Vater. An meinem Herzen hatte sie das Leben ausgehaucht.

„Der Physikus, der Pfarrer, der Gatte kamen zu spät. Ich habe ihr die lieben Augen zugedrückt; dann packte ich meine Instrumente zusammen und ging. Wiedmayer und der alte Erkener überhäuften mich mit Vorwürfen und Drohungen, als hätte ich der Armen Tod verschuldet; aber der Pfarrer und der Physikus nahmen sich meiner liebreich an, wiesen die Anschuldigungen zurück, und zeigten den beiden Verblendeten, wie sie eigentlich alle Schuld trügen, und das hat sich später auch noch deutlicher herausgestellt. Der Wasenmüller hatte dem Physikus erzählt, Gretchen sey am Nachmittag ausgegleitet und die Treppe hinuntergefallen und deßhalb jenes todten Kindes genesen. Aber man hat später von der Magd erfahren, daß er wie wüthend vom Wirthshaus heimgekommen war, wo man ihm den Auftritt am Kirchhofthore vom Morgen erzählt, um ihn zu beschämen und zu ärgern. Er hatte darauf Gretchen, die weinend in der Kammer saß und in der Bibel las, die heftigsten ungerechtesten Vorwürfe gemacht und gedroht, sie aus dem Hause zu werfen, wenn er sie nochmals mit ihrem Buhlen sprechen sehe. Die Geduld aber und die Ergebung, womit Gretchen diese rohen Ausfälle und gemeinen Scheltworte hinnahm, hatte den Wüthenden so erbost, daß er sie mit Faustschlägen traktirte und zu Boden schleuderte, worauf jener schwere Unfall eintrat, welcher zwei Menschenleben kostete ... Die menschliche Gerechtigkeit konnte den Mörder nicht ereilen, und auch die göttliche ließ ihm eine lange Zeit zur Reue und Buße und verschonte ihn hienieden, aber jetzt steht er vor Gott, und wird der Strafe nicht entgehen! Gott sey ihm gnädig!“ sprach der Alte, nahm die Mütze ab, legte die Pfeife hinweg, faltete die Hände und betete leise in die dunkle Nacht hinaus.

„Das Andere ist vollends rasch erzählt,“ fuhr Schlegel nach einer Weile fort; „ich ging einige Tage lange herum wie im Traum; ich stand halb aberwitzig vor Schmerz und Grimm an Gretchens Grab, das der Todtengräber auf meine Bitte und um ein Stück Geld dort oben in die Ecke gemacht hatte, auf den schönsten und freiesten Theil des Friedhofs. Ich habe in jenem Sommer manche Nacht darauf gesessen und geweint und die Selige gebeten, mich ihr nachzuholen. Aber so ein Menschenherz bricht nicht so leicht wie ein Rohrhalm, den der Wind knickt. Der liebe Gott gönnt Einem Zeit, sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Ich mußte leben, um meine wackeren Eltern zu erhalten und ihnen einen möglichst ruhigen Lebensabend zu bereiten, und sie hinterließen mir ihren Segen, der mich aufrecht erhalten hat in meinem einsamen Leben. — Gretchens Vater starb bald nachher, und die Mutter Erkener hatte mich liebgewonnen, und kam oftmals hehlings zu mir, um von ihrem armen Kinde mit mir zu reden. Ich gab ihr das Geld, um das Steinkreuz auf Gretchens Grab setzen zu lassen, und ich pflanzte heimlich den weißen Rosenstock daneben und kaufte später den Platz, damit niemand neben sie gelegt würde, dem ich die Stelle nicht gönnte.

„Der Wiedmayer aber ist mir niemals wieder gut geworden, denn mein Anblick hat ihm stets Gewissensbisse machen müssen. Als meine Eltern todt waren (er hatte damals schon Gretchens Schwester, Barbara, geheirathet) ließ er mir ein Stück Geld anbieten, wann ich fortzöge, und wollte mir einen Käufer schaffen für Kundschaft und Grundbesitz; aber ich lehnte es ab und erklärte, daß ich hier bliebe. Dann zog er den Kächele hieher, um mir mein Brod zu nehmen und mich dadurch zu vertreiben. Aber ich blieb und ließ den ersten Sturm der Noth über mich ergehen. Ich hätte mehrfach anderwärts ein besseres Brod finden können, aber ich wollte den Ort nicht verlassen, wo das begraben liegt, was mir das Höchste und Theuerste und Liebste im Leben war. Und so hat Gottes unerforschlicher Rath mich erhalten bis auf diese Stunde, und hat mich erleben lassen, daß mein Widersacher vor mir abgerufen wurde zur Rechenschaft vor dem Throne des Ewigen!“ schloß er mit einem tiefen Seufzer.

Gottlieb und ich saßen tief bewegt da, und wenn ich auch als Knabe noch nicht alles begriff, was ich gehört, so hatten sich doch die Einzelnheiten der Erzählung meinem Gemüth und Gedächtniß tief eingeprägt, und ich weinte leise.

„Geh' Er nun nach Hause, Musjeh Eduard! es ist spät geworden, und die Pfarrersleute werden um Ihn in Sorgen seyn!“ sagte der Greis und drückte mir die Hand. Ich raffte mein Kränzchen auf und ging, um im Pfarrhause ausgezankt und ohne Abendbrod zu Bett geschickt zu werden. Aber der Hunger quälte mich nicht, meine ganze Seele war bei dem stillen einsamen Grabe und dem ernsten, traurigen Greise.

Von diesem Tage an war mir jenes Grab eine besonders geweihte Stätte, an der ich manche Stunde in der Rückerinnerung an das blonde Gretchen von der Wasenmühle verbrachte. Den folgenden Herbst holten mich meine Eltern von G. ab; ich kam nach Stuttgart auf das Gymnasium, und mein Daseyn ward in eine andere engbegrenzte Bahn geleitet. Der Pfarrer Zeller ward nach Kurzem auch auf eine andere Pfarrstelle versetzt worden, und ich hörte wenig mehr von dem liebgewordenen Dorfe, wo ich einige so schöne und wonnige Jahre verlebt hatte, die mir weniger um der grammatikalischen als um der Naturgenüsse willen unvergeßlich bleiben werden. Fünf, sechs Jahre vergingen so, ich war im Begriff, das Maturitäts-Examen zur Universität zu machen, da traf ich unter den Kandidaten zu demselben meinen ehemaligen Mitschüler, den Sohn des Revierförsters zu G. und erneuerte unsere frühere Bekanntschaft. Auf die Frage nach dem alten Schlegel erfuhr ich, daß derselbe seit einigen Jahren todt sey. Er hatte in seinem Testamente für Gottlieb gesorgt, daß derselbe noch auf ein Jahr die Universität besuchen konnte; dann war er ausgewandert nach Südrußland, um seine dortigen Verwandten aufzusuchen. Bärbele, des Wasenmüllers zweite Frau, war auch todt, und das Vermögen des harten Mannes zerstückelt. Die Mühle hatte nun ein Fremder gekauft.

Und wieder vergingen viele Jahre, ehe ich das freundliche Dorf besuchen konnte, wo ich einen Theil meiner Knabenjahre so froh verlebt hatte. Es war gar vieles anders geworden, ich sah fremde unbekannte Gesichter, und selbst die alten Bekannten erinnerten sich meiner nur dunkel. Das Dorf war um ein Namhaftes größer geworden, und hatte eine andere Physiognomie gewonnen. In der Baderstube des alten Johannes Schlegel stand ein junger Mann in einer Jagdjoppe mit grünem Kragen und zog seine Scheermesser an einer langen Lederfeile ab, und auf der Thürschwelle lag ein Hühnerhund in der Sonne; andere Gesichter schauten aus den Fenstern der Wohnstube. Auf dem Wasen standen noch mehr andere Wasserwerke außer der Mühle, und lange fensterreiche Häuser mit hohen Kaminen erinnerten daran, daß neben Ceres und Pomona noch einer andern Göttin hier geopfert werde: der Industrie. Um einige Illusionen ärmer stieg ich zur Kirche empor, trat durch ein neues Thor von Sandstein in den alten Friedhof, und sah mich neugierig um. Die langen Gräberzeilen mit den hölzernen Kreuzen waren weit zahlreicher geworden als ehedem; nur droben in der Ecke war noch die frühere Wildniß von weißen Rosen, und der alte Rosenstock hatte noch mehr Wurzelschößlinge getrieben, als wüßte er, daß er nun zwei Gräber zu beschatten hatte, denn neben Gretchen lag der alte Johannes Schlegel beerdigt, der, wie die halbverwaschene Inschrift auf dem zusammensinkenden hölzernen Kreuze besagt, seine irdische Wallfahrt auf 76 Jahre gebracht hatte und nun neben seiner Jugendgeliebten ruhte. Das steinerne Kreuz war zwischen beide Gräber gesetzt worden, breitete seine Arme über beide aus und deckte sie mit dem Spruche: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Und doch schien sie aufgehört zu haben, denn diese Gräber waren eingesunken und von Ringelblumen, Nesseln, Borretsch, Adelei und allerhand Unkraut überwuchert; niemand schien sich mehr um sie zu kümmern. In tiefer Wehmuth stand ich auf dieser Stätte und brach mir eine weiße Rose von den Gräbern; da kam der Küster herbei, ein noch junger Mann, sah mich verwundert an und fragte, ob ich die Leute gekannt habe, die hier ruhten.

„Ja,“ sagte ich, „den einen wenigstens, den alten Johannes Schlegel; er war ein braver Mann.“

„So hör' ich, denn gekannt hab' ich ihn nicht mehr, Herr.“

„Wie kommt es denn, daß dieses Grab so verwildert ist?“ fragte ich: „hat denn der Schlegel keine Verwandten mehr im Dorfe? Lebt denn der Wagnermeister Sautter nicht mehr und seine Frau?“

Der junge Küster schüttelte den Kopf und sagte: „Die sind wohl schon lange todt, denn in den achtzehn Jahren, seit ich hier bin, hab' ich den Namen nie gehört. Es waren zwar zwei andere Familien im Ort, die sich Sautter schrieben, ein Küfer und ein Schmied, aber die sind schon Anno Achtundvierzig mit Weib und Kind nach Amerika, und man weiß nichts mehr von ihnen. Aber um Vergebung, wer sind denn Sie, daß Sie in den Geschlechtern so gut Bescheid wissen?“ setzte er neugierig hinzu.

„Ein Freund von diesem hier, der ihm viel zu verdanken hat,“ entgegnete ich, rückte meinen Strohhut und wandte in der Erinnerung an alte Zeiten voll tiefer Wehmuth mich von einem Orte, wo die Asche eines braven Mannes dem Tage der einstigen Urständ entgegenschlummert.

Franz v. Elling.

Einige Tage in Kopenhagen.

Reise-Erinnerungen.

(Schluß.)

Kopenhagen ist besonders reich an Sammlungen von Kunstschätzen und Alterthümern, auf welche ich noch speziell zurückkommen werde. Ich besuchte die Porzellanfabrik, welche mit Recht wegen ihres schönen Porzellans, sowohl des künstlerischen und mehr ornamentalen, als des zu gemeinnützigen Zwecken dienenden berühmt ist, vorzugsweise aber sehr zierliche Modelle und Statuetten nach Thorwaldsens besten Werken in sogenannter Biscuitmasse liefert. Im königlichen Schlosse befindet sich auch eine große Bildergalerie, welche jedoch nicht viele Gemälde von hervorragendem Kunstwerthe und Interesse enthält.

Zu den interessantesten und bestgeordneten Sammlungen von ganz Europa gehört das Museum der Nordischen Alterthümer, welches in den vielen vorhandenen Gegenständen alter

Kunst und Technik eine vollständige Kulturgeschichte des alten Skandinavien darbietet, und worin sich auch das berühmte Kreuz der Königin Dagmar befindet, von welchem zur Zeit der Verheirathung der Prinzessin von Wales in den englischen Zeitungen so viel gefaselt und gefabelt wurde. Wir besuchten auch das Arsenal, welches einige höchst merkwürdige alte Kanonen von reicher Verzierung und schöner alterthümlicher Arbeit enthält, und den dicht dabei liegenden königlichen Marstall in einer halbrunden Arcade marmorner Säulen, welcher sehr reinlich und schmuck gehalten ist und einige Gespanne der schönsten milchweißen Schimmel in Europa, ein Geschenk des Königs von Hannover, enthält. An die Dreifaltigkeitskirche angebaut ist der vielberufene runde Thurm, der sogen. dicke Thurm, das Handwerksburschen-Wahrzeichen von Kopenhagen, auf welchen keine Treppe, sondern eine sogen. Reitschnecke, d. h. ein spiralförmiger Weg hinaufführt, auf dem man ehedem Geschütz hinaufführen konnte. Das ist aber gar nichts so Außerordentliches, wie die bramarbasirenden Kopenhagener daraus machen, denn dasselbe haben wir Schwaben im alten Schlosse zu Stuttgart auch, ohne so großes Aufheben davon zu machen. Als Anno 1746 Zar Peter der Große von Rußland in Kopenhagen war, pflegte er jeden Tag in einer Kutsche jene Reitschnecke auf und ab zu fahren, zuweilen in Begleitung der Kaiserin. Vom Gipfel des dicken Thurms hatten wir eine prachtvolle Aussicht über Kopenhagen, und wenn die Witterung auch für eine ausgedehnte ferne Aussicht zu nebelig war, so gewannen wir doch eine gute Idee von den verschiedenen öffentlichen Gebäuden und Quartieren der Stadt, von dem ausgedehnten Hafen, den Festungswerken und Bastionen mit den zahllosen Windmühlen, welche in einer Ansicht von Kopenhagen einen so charakteristischen Zug bilden. Auf der jenseitigen Strecke, wo die Stadt nicht von Wasser umgeben, ist sie von Gärten und Baumgütern begrenzt, welche ihr ein sehr freundliches Ansehen gewähren.

Alle Kopenhagener Sammlungen sind an bestimmten Tagen zu festgesetzten Stunden, welche in den Morgenzeitungen stets verzeichnet stehen, dem Besuch geöffnet. Weitaus das größte Interesse bietet unzweifelhaft das Thorwaldsen'sche Museum mit seinen herrlichen Schätzen. Kein Künstler der Neuzeit kam der Antike so nahe wie Thorwaldsen, der einfache Sohn eines isländischen Steinmetzen; keiner that hinsichtlich der Kunst so viel für seine Vaterstadt, wie er für Kopenhagen; ohne die edlen Schöpfungen seines Genius wäre in der dänischen Hauptstadt für den Fremden nur wenig Sehenswürdiges; aber Bertel Thorwaldsen hat aus Kopenhagen ein wahres Florenz des Nordens gemacht. Zwar sind die Werke dieses größten Bildhauers unserer Zeit über ganz Europa zerstreut, aber seine größten und bedeutendsten Schöpfungen, seine eigentlichen Triumphe hat er seiner Vaterstadt vermacht, und in diesem Museum, welches eine große Menge Originale enthält, sind auch seine übrigen Leistungen in Modellen oder Abgüssen aufbewahrt. Auch ist es eines der best eingerichteten und vortrefflichst aufgestellten Museen, denn das Arrangement rührt noch von dem großen Künstler selbst her; nur Schade, daß das Gebäude selbst so wenig mit den Schätzen harmonirt welche es enthält, denn es ist seiner Gestalt nach eine sehr triviale Nachahmung eines egyptischen Tempels, und die Außenwände sind mit einer Reihe sehr bunter Fresken bedeckt, welche Scenen aus Thorwaldsens Leben darstellen. Das Gebäude bildet ein Parallelogramm mit einem geräumigen offenen Hofraum in der Mitte, in dessen Centrum, seinem eigenen Wunsche gemäß, die irdischen Ueberreste des großen Bildhauers ruhen, umringt von den Schöpfungen seines Genius; eine einfache, von Blumen umgebene Marmortafel bildete zur Zeit meines Besuchs sein einziges Monument. Die vielen Hallen und Gemächer des Gebäudes, worin Thorwaldsens Werke aufgestellt, sind sämmtlich in pompejanischem Style geschmackvoll gemalt, und es wäre schwer zu sagen, welches von den einzelnen Werken zumeist den Lorbeer verdiente. Die kolossalen Statuen machen jedoch vielleicht den größten Effekt.

In der Fruelirke oder Frauenkirche, der Nachahmung eines griechischen Tempels wie die Madeleine in Paris, stehen einige weitere Denkmale von Thorwaldsen, nämlich sein berühmter segnender Christus, die zwölf Apostel (unter denen jedoch Judas Ischarioth fehlt und durch den heiligen Paulus ersetzt wird), sowie einige sehr schöne Basreliefs. Das Aeußere der Kirche gefiel mir gar nicht, denn einmal ist es unschön und nüchtern, und dann passen offenbar diese Linien edler antiker Architektur gar nicht in eine Stadt voll hochgiebeliger Häuser und enger Gassen. Um so auffallender kontrastirt mit dem unschönen Aeußern das herrliche Innere mit seiner edlen einfachen Schönheit, der Zierlichkeit seiner Maßverhältnisse und dem keuschen Adel seiner Zeichnung. Schon beim Eintritt bemerkt der Beschauer die schönen Basreliefs über den Almosenbüchsen, dann die herrlichen Marmorstatuen der Apostel zu beiden Seiten des Schiffs, sechs auf jeder Seite. Ueber dem Altar unter einer leichten Apsis, in einer Nische mit Baldachin auf Pfeilern, steht die berühmte Christusstatue, wie sie den Segen ertheilt. Ruhige Majestät und rührende Sympathie schienen sich in diesem wunderbaren Standbilde, welches von Vielen für die meisterhafteste Conception Thorwaldsens gehalten wird, zu verschwistern. Noch innerhalb des Chors, dem Altar gegenüber, steht die berühmte Statue des knieenden Engels, der eine Schale hält, welche die Stelle des Taufsteins vertritt, ein anderes von Thorwaldsens Meisterwerken.

Eine der größten Sammlungen Kopenhagens und eine der interessantesten, welche ich in ganz Europa gesehen habe, ist das ethnographische Museum, welches zugleich, wie alle öffentlichen Sammlungen in Kopenhagen, vortrefflich aufgestellt ist, und eine wahrhaft endlose Reihe von Gemächern und Räumlichkeiten einnimmt. Eine Aufzählung der vielen hier aufgespeicherten und übersichtlich und geschickt zusammengestellten Gegenstände wäre geradezu unmöglich, denn die Sammlung ist von überwältigendem Reichthum. Hier sind Sehenswürdigkeiten aus Island und Grönland, eine echte Eskimo-Wohnung, aus Fellen verfertigt, in derem Innern wir die ganze häusliche Einrichtung der Familie, ihre Betten, ihr Kochgeschirr, Waffen u. dergl. sehen; ferner steht hier noch das merkwürdige

Modell einer südamerikanischen Hütte mit einem Dach von Palmblättern. Dann kommen Gegenstände vom Kap der Guten Hoffnung, Waffen und Hausgeräthe von Hottentotten, Buschmännern, Kaffern; ferner türkische Curiositäten: Standarten, Roßschweife, Waffen und Trophäen. Bei weitem die reichste und vollständigste Abtheilung ist aber diejenige, welche den ostindischen, chinesischen, japanesischen und malayischen Gegenständen gewidmet ist, und wo sich nicht nur eine Menge ausgezeichnet schöner Modelle, wundervoller Schnitzwerke und Sculpturen, prachtvoller Gewänder, abscheulicher Götzenbilder, sondern auch eine höchst interessante Sammlung von Manuskripten findet.

An Kostbarkeit stehen die Sammlungen des dänischen Museums, welche das Schloß Rosenberg enthält, weit über allen anderen und gehören in der That zu dem Reichsten und Schönsten, was man in ganz Europa findet; selbst das unerschöpflich reiche bayrische Nationalmuseum in München*) bietet kaum mehr. Ein Erlaubnißschein zum Besuch dieses Schlosses kostet drei Thaler, weßhalb sich gewöhnlich eine größere Gesellschaft zusammenthut, um die darin enthaltenen Sammlungen zu besichtigen. Schloß Rosenberg ward im Jahr 1664 von Christian IV., dem prachtliebenden, baulustigen, zu bauen begonnen, und zwar, wie ein unverbürgtes Gerücht sagt, nach Zeichnungen des bekannten englischen Architekten Inigo Jones, dessen Gebäuden es allerdings sehr viel gleicht. Es ist im reinen Renaissancestyle von rothen Backsteinen aufgeführt, überragt von hohem spitzem Giebeldach mit Voluten, flankirt von vier Thürmen, und mit einer sehr großen Menge Fenster versehen. Ursprünglich stand es außerhalb der Stadtmauern und war als eine förmliche Burg befestigt, mit Gräben und Basteien, Zugbrücke u. s. w.; allein diese Befestigungen sind nun verschwunden und das Schloß ist von einem sehr schönen Park und Garten mit herrlichen Bäumen umgeben, welche eine Lieblings-Promenade der Kopenhagener sind. Mich traf leider der Unstern, das Schloß und seine Sammlungen mit lauter Schweden zu besuchen, denen der Kustode die vorhandenen Merkwürdigkeiten in ihrer Sprache erklärte, welche mir wenig geläufig war, und so mußt' ich mich auf die dürftigen Winke und Nachweise in meinem Reisehandbuch und auf meinen eigenen Blick verlassen. Die Sammlung ist außerordentlich reich an Juwelen, Silbergeräthe und anderen Kostbarkeiten. Pokale, Trinkgläser, Trinkhörner, kostbare Schatullen und Laden und sonstige Merkwürdigkeiten aus dem persönlichen Besitz der meisten dänischen Könige und ihrer Gemahlinnen sind in Menge vorhanden, und von manchen Regenten sind ganze Sammlungen von höchst charakteristischen Gegenständen aufbewahrt, so von Friedrich III. die geschnitzten Plafonds und sein mit kostbaren Perlen, Diamanten, Rubinen und Sapphiren ausgelegter Thronsessel, — von Christian V. Tapeten, Spiegel, Spinette, Kleider und Waffen; — von Friedrich IV. Tische, Stühle, Schränke, Ofenschirme, Feuerzangen, Aschenschaufeln, Feuerböcke u. dgl. m. von massivem Silber, ferner ein ganzes Büffet voll Tafelgeräthe von vergoldetem Silber, Kronleuchter von Bergkrystall und andere prachtvolle Krystallgeräthe und kostbares Meißner-Porzellan. Der Schatz an feinen Arbeiten von kostbaren Metallen, welchen Schloß Rosenberg verwahrt, ist ungeheuer, und wetteifert nur mit den Majoliken und dem herrlichen Porzellan von Sevres und Meissen, sowie an venezianischem Glas in Spiegeln und Geschirren, wovon ein einziger Doge nur allein Friedrich IV. mehr als achthundert Stücke zum Geschenk gesandt hat. Alle diese kostbaren Geräthe von Silber, Porzellan und Krystall, diese Pokale, Spiegel, Vasen, Becher, Tassen und Teller, diese ciselirten und getriebenen Terrinen, Schüsseln und Platten sind reihenweise auf Borden aufgestellt, welche von Karyatiden getragen werden. Die unermeßlichen Reichthümer welche nur die Regenten aus dem Hause Oldenburg allein in einem ihrer Schlösser aufgespeichert haben, das nun zugleich in ein Museum und in ein Schmuckkästchen verwandelt ist, würde fabelhaft erscheinen, wenn man nicht im Münchener Nationalmuseum, im Welfen-Museum zu Hannover, im Museum zu Braunschweig und an Dutzenden ähnlicher Orte sähe, welch ungeheure Schätze oft ein einziges Dynastengeschlecht zusammengebracht hat, wie man es ferner auch zu Erbach im Odenwalde und an vielen anderen Orten findet. Von Christian VI., dem Frommen, der aber zugleich ein gewaltiger Verschwender

*) Der sehr bedeutende Umfang des königl. bayrischen Nationalmuseums in München und die Menge der dort verwahrten Kostbarkeiten und Kunstschätze aller Zeiten sind bei uns in Deutschland noch gar nicht genügend bekannt; selbst London, Paris und Wien haben nichts Aehnliches aufzuweisen, und der Erfinder desselben, der geistvolle und hochgebildete Reichsrath Freiherr v. Aretin, hat sich durch diese Schöpfung ein unsterbliches Verdienst erworben. Allein es herrscht in dieser ungeheuren Sammlung, die jetzt in 26 Sälen der alten Herzog-Max-Burg aufgespeichert liegt, und wozu noch weitere Sammlungen in verschiedenen anderen Lokalitäten der alten Residenz, der Arcaden rc. gehören würden, — vorerst noch eine große Unordnung und ein förmlicher embarras de richesse, und es wird der Hand eines tüchtigen Archäologen und Kunstkenners bedürfen, um die zahllosen, vorerst noch chaotisch aufgehäuften Schätze übersichtlich und zugleich chronologisch ordnen und aufstellen zu lassen, so daß sie ein vollständiges Bild von der Geschichte der bildenden Künste und der Entwickelung der gewerblichen Technik der letzten zweitausend Jahre geben. Nun ist aber in ganz Deutschland nur Ein Mann vorhanden, welcher diesem Unternehmen gewachsen wäre, und dieß ist Dr. Ludwig Lindenschmit, der Vorstand des Römisch-germanischen Museums in Mainz, unbestritten einer der ausgezeichnetsten praktischen Alterthumsforscher und Alterthumskundigen der Gegenwart. Will Herr v. Aretin nun seine verdienstliche Schöpfung würdig vollenden, so veranlasse er die Berufung Lindenschmit's als Conservator des Nationalmuseums und gleichzeitige Bestellung desselben zum Professor der deutschen Archäologie an der Universität München, da es dringend noth thut, daß diese Wissenschaft endlich einmal an unseren Hochschulen in die Reihe der übrigen Disciplinen eingewiesen werde. Die Archäologie ist in einzelnen Branchen in München gut vertreten durch Herrn v. Hefner-Alteneck u. A. m., aber ein Genie wie Lindenschmit ist nicht vorhanden und wäre doch eine wesentliche Zierde der Münchener Hochschule. Anm. d. Red.

und Zecher war, sieht man noch einige merkwürdige Andenken in Rosenberg, z. B. seinen Jagdbecher, welcher zwei Flaschen Wein und seinen gewöhnlichen Trinkbecher, welcher Eine Flasche faßte, zugleich verschiedene Denkmäler seiner Galanterie, u. A. eine Büchse womit seine Gemahlin Sophie Magdalene (von Brandenburg) einmal einen Hirsch erlegte, und das Geweih dieses selbigen Hirschen, dem zu Ehren auf derselbigen Stelle, wo der Hirsch verendet hatte, vom König dann ferner noch das nun verfallene Schloß Hirschholm erbaut ward, während das waidmännische Heldenstück der Königin noch in galanten Versen und durch üppige Feste verherrlicht werden mußte.

Die Sammlung von Glaswaaren hat ihresgleichen kaum mehr irgendwo in der Welt, und zeigt die schönsten Arbeiten aus der Blüthezeit der venezianischen Glasfabrikation auf Murano. Die meisterhaftesten Gegenstände sind die Präsentirteller und Services, aber an Schönheit und Eleganz kommt nichts den hohen Champagnerkelchen gleich, die weit über allen neueren Glasarbeiten stehen. Dann kommt noch ein Zimmer voll Kostüme der lehrreichsten Art: Krönungsornate, königliche Gewänder, Uniformen und Orden von dänischen Souveränen, worunter auch die berühmte Pferderüstung, welche Christian IV. seinem ältesten Sohne bei dessen Heirath im Jahr 1644 zum Geschenk machte, vom kostbarsten Sammet, funkelnd von Juwelen, die in Paris verfertigt wurde und über eine Million Franken gekostet hat.

Das größte und schönste Gemach in der Rosenburg ist der Rittersaal, eine lange geräumige Halle, ganz behangen mit prachtvollen Gobelins, welche die kriegerischen Thaten Christians IV., der überhaupt der Held der ganzen Sammlung ist, verherrlichen; überall persische Teppiche, prächtige Kandelaber und Konsolen. Am einen Ende des Rittersaales steht ein massiver silberner Thron, umgeben von drei silbernen Löwen, welche die beiden Belte und den Sund darstellen sollen. — Außerdem enthält die Rosenburg auch noch den sogen. Spiegelsaal, wo Wände, Decken und sogar der Fußboden, — ausgenommen einen schmalen Umgang um den Saal, zum Hin- und Hergehen, — ganz mit Spiegeln bedeckt sind. Während des Bombardements der Stadt durch die Engländer im Jahr 1807 sind viele der Kostbarkeiten in der Rosenburg zersprungen oder sonst beschädigt worden.

Zwei weitere nennenswerthe Sammlungen sind die königliche Bibliothek mit mehr als 500,000 Bänden und 18,000 Handschriften und die königl. Gemäldegallerie in der Christiansburg, welche ich natürlich nur flüchtig durcheilen konnte. Der Universitäts-Bibliothek, der Kupferstich-Sammlung und der Moltkischen Gemälde-Sammlung hab' ich keinen Besuch abzustatten vermocht.

In höherem Grade interessirte mich der geräumige schöne Hafen von Kopenhagen, der immer sehr besucht ist und der Stadt ein eigenthümliches Gepräge leiht, das sich in der ganzen Physiognomie derselben kund gibt, hauptsächlich aber in der Massenhaftigkeit und Rohheit seines zahlreichen Pöbels, vermittelst dessen die Herren Orla Lehman und Konsorten, die Häupter und Leiter der gegenwärtigen Politik der sogen. Inseldänen, den ganzen Staat regieren. Der Hafen von Kopenhagen besitzt eine so schöne Tiefe, daß die größten Seeschiffe dicht am Quai ausladen können. Dieß belebt natürlich die Handelsthätigkeit ungemein, und daher rührt, daß Kopenhagen für den Eingesessenen verhältnißmäßig eine der rührigsten Städte der Welt, und das Leben außerordentlich luxuriös und billig ist, da man alle Lebensbedürfnisse und materiellen Genußmittel in Massen hierher schafft.

Der Flüchtig-Reisende oder blos Durchreisende ist natürlich nicht berufen, über das geistige und gesellige Leben einer Stadt ein Urtheil zu fällen, und ich maße mir daher auch nicht an, hierüber berichten zu können. Allein die unterschiedlichen Eindrücke, welche ich aus der Berührung mit mancherlei Personen in Kopenhagen hingenommen habe, scheinen mir darzuthun, daß daselbst im Mittelstande wenig geistige Bildung oder geistiges Interesse herrscht, sondern jener crasse Materialismus, der die meisten Handelsstädte kennzeichnet. Dagegen haben mir diejenigen dänischen Gelehrten, mit welchen ich durch meine Empfehlungsschreiben und den Besuch der Sammlungen in persönliche Berührung kam, den Eindruck von tüchtigen Forschern und Sammlern gemacht, obschon sie in ihrem Gebahren meist etwas ungemein Hochtrabendes, Suffisantes und Prahlerisches an den Tag legten. Mein Freund und Landsmann aber, den ich für einen sehr gemäßigten und verständigen billigen Mann und zuverlässigen Gewährsmann halte, entwarf mir einige wenig einladende Schilderungen von dem Kopenhagener socialen Leben. War mir schon aufgefallen, daß man zum Besuche der Sammlungen, der Promenaden, Schlösser, Parks &c. überall Eintrittskarten haben mußte, so entnahm ich aus den Schilderungen meines Freundes noch mehr, wie trostlos dürr es mit allem geistigen Verkehr hergeht. Der Kastengeist steht in der höchsten Blüthe in Kopenhagen; die Gesellschaft besteht aus lauter concentrischen Kreisen, welche sich ängstlich nach außen abschließen, und deren Mitglieder mit Beeiferung nach innen, nach dem nächsten engern Kreise, gravitiren. Der höhere Adel, die Bureaukratie, die Geistlichkeit, das Offizierkorps, der Kaufmannsstand, — alles hat seine eigenen Kreise in Clubs, Ressourcen und Casinos, und verschließt sich hermetisch gegen außen, namentlich aber gegen das sogen. **Volk**, d. h. den Kopenhagener souveränen Pöbel, der individuell wie massenhaft betrachtet in der That auch in keiner Weise durch Würde und Anmuth besticht. Daher ist von einer geistigen Regsamkeit und einer edlen rationellen Freiheit auch nirgends die Rede, und die Stände sind in nichts unter sich einig als in dem seit 1848 zur Mode gewordenen Haß gegen alles Deutsche, während die Dänen doch ihre ganze Kultur eigentlich nur Deutschland verdanken.

Die Stadt ist von mehreren angenehmen Spaziergängen umgeben, namentlich längs der Wälle hin, welche um die ganze Stadt herumlaufen, und mit einer Doppelreihe von Linden bepflanzt sind, welche schattige Alleen bilden. Diese sind mit 24 Bastionen besetzt, auf deren jeder eine große Windmühle steht. Die Aussicht land- und seewärts von den Wällen und

Bastionen aus ist ungemein schön, und durch die großen Wassermassen einzig in ihrer Art.

In der Nähe der Stadt sind aber noch andere Spaziergänge oder Ziele größerer Ausflüge, in den vielen Lustschlössern und Landhäusern der königl. Familie, deren wir schon oben erwähnt haben. Da ist zunächst Schloß Friedrichsberg, eine halbe Stunde vor der Stadt, ein Lieblingsort der Kopenhagener, namentlich wegen seiner schönen Gärten und Parks. Auf dem Wege dahin passirt man zuerst eine weitschichtige Vorstadt, gelangt dann in eine herrliche Allee von Linden und Roßkastanien mit geräumiger Fahrbahn und breiten Seitenpfaden, welche mit sanfter Steigung zu dem Schlosse hinanführt. Rechts und links besäumen niedliche Landhäuser in hübschen Gärten und Anlagen diese Allee, und näher am Schlosse beginnen dann die sogen. Theegärten, d. h. die öffentlichen Wirthschaftslokale, die mit allen möglichen Vergnügungen und Zeitvertreiben: Carousfels, Rutschbahnen, Schaukeln u. s. w., ausgestattet sind. Der Park von Friedrichsberg ist in englischem Geschmack angelegt und enthält wunderschöne Bäume und Gruppen. Das Schloß selbst liegt auf einer Anhöhe, in einiger Entfernung vom Eingang des Parks, und von der Terrasse vor demselben ermißt der frohe Blick eine prachtvolle Aussicht über Land und See hin. Zunächst im Vordergrund liegt die Stadt mit ihren vielen Thürmen und Windmühlen, von der Landseite her eingeschlossen von grünen Wiesen und wallenden Kornfeldern; der glänzende Spiegel des Sunds erscheint mit zahllosen Segeln belebt, und den Horizont begrenzt die lange niedrige Linie der schwedischen Küste.

Die Natur muß hier für die geselligen Vergnügungen entschädigen, denn mit Ausnahme des Thiergartens, der der besuchteste und volksthümlichste Belustigungsort ist, sucht man vergebens jene bunte Mischung der Stände, jenes Nebeneinander der Bevölkerung, welches anderwärts so sehr den Eindruck der Gemüthlichkeit macht. Selbst in den Theegärten von Friedrichsberg schließen sich offenbar die Besucher nach Familien und kleineren Kreisen ab. Bei den öffentlichen Konzerten der Militärmusik im Herkules-Pavillon des Rosenborg-Gartens ist der Eintritt sogar nur gegen Karten gestattet und die Gesellschaft daher ungemein steif und gezwungen, das Gepräge des exklusivsten Kastengeistes tragend.

Der einzige volksthümliche Vergnügungsort schien mir das Tivoli vor dem Westerthor zu seyn, wo es bei Tage ziemlich frei und ungezwungen herging und der Bürgerstand ziemlich stark vertreten war. Am Sonntag besuchte ich den Thiergarten, etwa eine Meile von der Stadt, der die sanft ansteigenden Anhöhen dicht am Meere einnimmt und von wo aus man, wie von dem einstigen Jagdschloß Eremitage, einen herrlichen Ausblick auf Stadt und Meer hat. Der Thiergarten enthält eine Menge Theegärten mit allen möglichen Belustigungen, und für den Freund der Natur noch überdem schöne uralte Buchen und Eichen und zahlloses Wild. Am Sonntag sind hier so ziemlich alle Stände vertreten, denn der Kopenhagener bemüht sich im Sommer dem ungesunden Klima und schlechten Wasser der Stadt zu entfliehen, und wem seine Mittel nicht eine längere Sommerfrische erlauben, der eilt wenigstens am Sonntag mit der ganzen Familie auf's Land.

Außer dem Thiergarten und der Eremitage besichtigte ich noch das reizend gelegene Landhaus Oljegreen und die hübschen Schlösser Bellevue, Fortunen und Ermelundshaus, welche am Strande hin liegen und die manchfaltigste Aussicht auf den Sund darbieten. Im Ganzen habe ich meinen Besuch in Kopenhagen nicht bereut und von der Stadt nur freundliche Eindrücke mitgenommen; aber das Volk ist mir weder sehr civilisirt noch sehr liebenswürdig erschienen, und die Erinnerung an Schleswig und Holstein, über welche ich meine Heimreise antrat, verfolgte mich in Kopenhagen auf Schritt und Tritt, und warf mir gleichsam über alles einen trübenden Schatten.

Dr. Herm. Lonk.

Ein Abenteuer in einem Eisboote.

Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers.

Im Winter 1813 wüthete längs der Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten ein erbitterter Krieg; der unbeständige Feldzug ward mit wechselndem Glücke fortgeführt, aber die Amerikaner drängten uns hart, und unsere wenigen regelmäßigen Truppen erlagen beinahe den Strapazen und dem Ungemach. So standen die Sachen, als ein schwerer Schneefall den Feindseligkeiten so plötzlich ein Ende machte, als ob der Vorhang eines Theaters vor einem Schlachtfelde herabsänke. Eine Pause gezwungener Muße folgte; die Wege waren ungangbar, die Schneewehen lagen tief über der Gegend, und statt des menschlichen Feindes setzte uns eine Weile die furchtbare Kälte zu. Wir hatten jedoch Brennholz und Proviant im Ueberfluß, und die Truppen erfreuten sich nun nach den aufreibenden Märschen und Gegenmärschen des jüngsten Sommers einer wohlthuenden Ruhe.

Mein Detachement war damals in Port Hope, einem kleinen Binnenhafen am nördlichen Ufer des Ontariosee's, stationirt. Es bestand aus einer einzigen Kompagnie meines eigenen Regiments, einigen Artilleristen und einer kleinen Abtheilung Sappeure unter der Führung eines Ingenieur-Offiziers. Befehlshaber war Kapitän Haworth, von unserem eigenen Corps, und ich war sein einziger, effektiver Subaltern-Offizier, denn unser Fähndrich war gerade vor Einbruch des Schneefalls verwundet und in's Hospital nach Quebec gebracht worden. Ich war damals Lieutenant und, obwohl noch ein junger Mann, schon seit einiger Zeit Lieutenant gewesen, da ich so glücklich gewesen war, mir in Spanien unter Lord Wellington's Befehl meine Epauletten zu verdienen. Allein ich hatte einen beinahe unvernünftigen Eifer, so schnell wie möglich zu avanciren, — nicht aus Motiven eines blosen persönlichen Ehrgeizes, sondern weil ich daheim in England eine Mutter zurückgelassen hatte, welche alt und in bedrängten Umständen war, und Schwestern, welche sich manche Behaglichkeiten versagt hatten, um die Ausrüstung für meine militärische Laufbahn zu erschwingen.

Port Hope war zu jener Zeit ein trübseliger, kleiner Ort mit unscheinbaren Schuppen und Blockhäusern, mit einigen bretterverschlagenen und mit glänzendem Weißblech gedeckten Häusern und einer Reihe von Blockhütten, welche nur um ein Geringes besser waren als die Wigwams der Wilden. Die dazu gehörigen paar Barkschiffe und Küstenfahrzeuge waren in dem kleinen Hafen fest eingefroren, umgeben von Zäunen, Rosten und Faschinen von biegsamem Gezweige, um die Planken derselben beim Eisgang vor der Reibung durch die scharfen Eisschollen zu sichern. Eine mit Pallisaden eingefriedigte Einzäunung, die ursprünglich noch von den Franzosen, den ehemaligen Herrn von Canada, herrührte und für deren Ausbesserung und Erweiterung die britische Regierung seither nichts gethan hatte, hieß das Fort, bot aber kaum einen Schutz vor Indianern oder gelegentlichen Streifpartheien der Miliz, und war halbzerfallen und ruinirt. Wir hatten unter der Anleitung des Ingenieurs-Offiziers Allem aufgeboten, um das Fort fester zu machen, und was Baumstämme, gestampfter Lehm anstatt Mörtels, Schanzkörbe, Sandsäcke und Erdwälle zu leisten vermochten, die wir aufgeführt hatten, ehe der gefrorne Boden die Anwendung des Spatens erlaubte, das war geschehen, um eine solide und imposante Reihe von Vertheidigungswerken aufzuführen. Als die massigen Schneeflocken der ersten Winterstürme die Luft verdunkelten, waren wir gerade mit der Herrichtung der Schießscharten fertig und hatten die Geschütze in Position gebracht und sie mit Heuseilen, Matten und getheertem Segeltuch vor dem Wetter geschützt.

Mit unseren Arbeiten war's nun zu Ende, und außer etwas Exerciren im Kasernenhofe, der täglichen Wachtparade und der geeigneten Wachsamkeit im Ausstellen und Visitiren von Wachposten hatten wir nichts mehr zu thun. Allein selbst diese Vorsichtsmaßregeln wurden kaum für nothwendig erachtet; die Milizsoldaten waren in ihre Heimath entlassen worden und der Krieg war eingeschlafen. Ich erstaunte daher nicht wenig, als wir eines Abends, wo ich von der Inspektion der Wachtposten zurückkehrte, Kapitän Haworth im Mantel und mit einem ungewohnten Ausdruck von Besorgniß auf seinem wettergebräunten Gesicht entgegenkam.

„Ned, da haben wir eine saubere Geschichte!“ hub er an; „laßt Euch vor der Mannschaft nichts merken, sondern geht ruhig in mein Quartier, wo ich sogleich zu Euch stoßen werde!“ — Der Kasernenhof war halb voll Menschen, nicht blos Soldaten, ihren Weibern und Kindern, sondern auch von Landleuten, Ansiedlern und deren Gefolge, Weißen und Schwarzen. Ich grübelte verwundert darüber nach, was mein Hauptmann mir möglicherweise mitzutheilen haben könne, und begab mich nach seinem Quartier, das aus zwei behaglichen Stuben bestand. In der Wohnstube brannte ein großes Feuer im Kamin, und vor demselben, in eine bunte Wolldecke gehüllt, lag ein Indianer und schlief. Das Gesicht des Mannes war von seinem Arme verdeckt, aber seine bequeme Lage und schwerer Athem deuteten auf Ermüdung, und seine gefransten Kamaschen waren feucht und dampfend, als ob der gefrorne Schnee an denselben so eben erst aufgethaut wäre. Ein Teller mit einigen rein abgenagten Knochen und etlichen Brodkrumen, sowie ein leeres, nach Grog duftendes Trinkglas standen neben ihm, und ein Paar Schneeschuhe waren in eine Ecke des Zimmers geworfen.

Ich hatte kaum Zeit, all diese Gegenstände zu umblicken, als Haworth ein Liedchen summend, als ob er in der unbefangensten Stimmung wäre, eintrat, hinter ihm sein Diener mit einem neuen Vorrath von Brennholz. „Schon gut, Martin,“ sagte Haworth zu ihm; „ich brauche nun nichts mehr bis neun Uhr. Herr Lieutenant Mills speist mit mir zu Nacht, daher kannst Du das Hinterviertel von dem Truthahn braten und die anderen Sachen richten, die ich Dir geheißen habe. Ich will den Punsch selbst bereiten.“

Martin entfernte sich mit militärischem Salutiren, und kaum war er aus der Thüre, so sank des Kapitäns Lustigkeit wie eine Maske. „Ned Mills,“ wandte er sich mit ungewöhnlicher Energie und Ernsthaftigkeit an mich, „ich halte Sie für meinen treuen und wahren Freund, und so wahr mir Gott helfe, ich bedarf heute Abend eines Freundes mehr als irgend jemals seit ich auf der Welt bin.“

Diese Einleitung erschreckte mich einigermaßen, aber ich versicherte ihn unverweilt, meine Verehrung für ihn sey echt und von altem Datum, und er könne sich in jeder Hinsicht auf meine Theilnahme und Hülfe verlassen. „Was gibt es denn?“ schloß ich.

Haworth öffnete erst die Thüre und blickte auf den Flur hinaus, ob kein Horcher in der Nähe sey, ehe er mir antwortete; dann schloß er die Thüre sachte und erwiederte leise: „Ned, dieser indianische Bote hier hat mir schlechte Nachrichten überbracht. Es ist ein Glück, daß er ein zuverlässiger und umsichtiger Bursche ist und gerades Wegs zu mir kam, statt seine Nachrichten erst in der Kasernenkneipe auszukramen; der Feind ist der ganzen Grenze entlang wieder auf den Beinen und hofft uns im Schlafe zu überrumpeln.“

„Der Feind?“ rief ich halb ungläubig; „bah, die Wege sind alle verschneit; die Schneewehen sind tief genug, um zwanzig Armeen zu ersticken; wie kann denn eine Kanone oder ein Munitionswagen durch den tiefen Schnee dringen? Der Krieg muß erst eine Bodenfläche abwarten, die für den Marsch hart und eben genug ist.“

„Meint Ihr? Und ist denn das Eis des Ontario nicht hart und glatt genug?“ entgegnete Haworth und deutete auf die gefrorne Fläche des See's hinaus, in deren blaßblauer, glatter, glänzender Eisdecke mit den einzelnen fleckigen Streifen von Schnee sich die zahllosen Sterne einer kanadischen Winternacht spiegelten. — Und nun erzählte er mir, daß eine im Vergleich zu unsrer Garnison sehr starke Abtheilung amerikanischer Truppen sich in aller Stille am südlichen Ufer des See's gesammelt habe und unter der Leitung erfahrener Führer über das Eis heran marschiren wolle, welches stark genug war, um ein ziemlich starkes Corps in indianischer Reihe (nämlich einer hinter dem andern) marschirender Truppen zu tragen. Der Indianer, welcher uns diese Nachricht gebracht hatte, war von einem der Spione in britischem Sold, welche die Regie-

rung längs der ganzen Grenze unterhielt, abgeschickt worden und mit einer unerhörten Anstrengung auf Schneeschuhen, ohne Rast und Erfrischungen über den See gegangen und erst vor einer Stunde angekommen. Zur Zeit seines Aufbruchs waren viele gefährliche Stellen noch nicht zur erforderlichen Dicke zugefroren gewesen, was der Wahrscheinlichkeit Raum gab, daß noch mehr Stunden vergehen würden, ehe der Feind, der es auf eine Ueberrumpelung abgesehen hatte, ausrücken konnte.

„Nun, laßt sie kommen!“ rief ich heiter, und wunderte mich über Haworth's Gesicht; „wir sind ja mit der Errichtung unserer Wälle zu Ende, haben eine starke Verpallissadirung und Bastionen, an denen sich Quebec selbst nicht zu schämen brauchte. Wir wollen ihren Angriff schon abschlagen, und das Zurückwerfen wird uns bald um eine weitere Stufe in der Armeeliste vorwärts helfen.“

Haworth schüttelte bedenklich den Kopf und meinte: „Sie werden nicht hieher kommen; so klein unser Fort auch ist, so kennen sie es doch als gut armirt und in bestem Zustande; sie wissen, daß es eine Nuß ist, an welcher sie sich die Zähne ausbeißen würden. Auch vergaß ich Ihnen zu sagen, daß die heranziehende Abtheilung nicht aus regulären amerikanischen Truppen bestehen wird, sondern aus etwa 1200—1500 Mann Newyorker Miliz unter einem berüchtigten Parteigänger, dem Obersten Carter, einem räuberischen Schufte, welcher wegen seiner in Senetchwan bei Sandwich verübten Grausamkeiten, wo er das Dorf niederbrannte, beinahe infam kassirt worden ist. Dieser Carter ist der gewissenloseste Anführer an der ganzen Grenze, aber ein tollkühner frecher Kerl und bei dem Pöbel seines Staats nicht unbeliebt. Er hat, wie gesagt, ein Corps von nahezu zwölfhundert Milizen unter seinem Befehl, ungerechnet noch etwa sechshundert Mohawk-Indianer, welche im Solde des Congresses stehen. Ihr Anschlag geht auf Hamilton.“

Dieß erklärte mir Haworth's ungewöhnliche Aufregung; im Fort Hamilton, am westlichen Ende des See's, wohnte, wie ich wohl wußte, eine Person, die ihm sehr theuer war. Jane, die einzige Tochter des Majors Lee, war mit der vollen Zustimmung ihres Vaters, ihres einzigen überlebenden Verwandten, mit Arthur Haworth verlobt, welcher ihr Vetter war; und es hieß, ihre Verheirathung solle nur so lange verschoben seyn, bis mein Kapitän als Major in der Zeitung stehen würde. Die Aussicht auf eine bevorstehende Ueberrumpelung des Forts, welches unter Major Lee's Kommando stand, mußte daher meinem Vorgesetzten um so mehr Befürchtungen einflößen, als jenes Fort schwach und seine Garnison nicht zahlreich war.

„Sie sehen;“ fuhr Haworth fort; „der General ist durch falsche Berichte hintergangen worden und hat alle verfügbaren Truppen nach Unter-Canada hinuntergeworfen. Seit das Detachement vom 60. Regiment nach Kingston geschickt worden, hat Lee kaum mehr Mannschaft genug behalten, um den starken Dienst zu besorgen und die nöthigen Posten zu besetzen. Und verlaßt Euch darauf: die Amerikaner wissen sehr gut, was für eine reiche Beute ihnen zu Hamilton in Aussicht steht an Geld, Kanonen, Schießpulver und Vorräthen aller Art, welche dort auf die Verschiffung nach Toronto warten. Der alte Major ist bekanntlich so tapfer wie ein Löwe, allein sein Widerstand wird vermuthlich ein Blutbad herbeiführen, wann das Fort fällt, denn Carter ist wahrscheinlich weder geneigt noch im Stande, der Bestialität so wilder Hülfstruppen Einhalt zu thun, die unter der Führung der 'Wilden Katze', des grausamsten Häuptlings der ganzen Mohawk-Nation stehen. Was kann aber ich thun? Selbst wenn ich meinen Posten zu verlassen wagte, kann ich unmöglich mit meinen Truppen nach Hamilton hinübermarschiren, und Jane kann verloren seyn, während ich hier unthätig liege!“

Haworth war ein so tapferer und gutmüthiger Junge als irgend einer in unsrer Armee, aber angesichts der gräßlichen Vision, welche ihm seine geschäftige Einbildungskraft vorgeführt, hatte er den Kopf ganz verloren. Ich mußte mir jedoch selbst gestehen, während ich ihn zu trösten versuchte, daß er Grund zu seinen schlimmsten Ahnungen hatte. Allein was konnten wir thun? Selbst angenommen, daß mein Vorgesetzter auf die Gefahr einer schimpflichen Entlassung aus dem Dienste es wagen wollte, seinen Posten zu verlassen, so vermochten unsere 109 Mann Effektivbestand es nicht und niemals mit der überlegenen Anzahl des Feindes aufzunehmen, und der Weg war für jeden Andern als den gewandtesten Hinterwäldler, der an den Gebrauch von Schneeschuhen gewöhnt war, hoffnungslos ungangbar. Der See zeigte zwar einen verlockenden Spiegel von steinhartem Eise, allein wir wußten, daß längs der Küste nach Westen hin viele Stellen waren, wo das Wasser der Zuflüsse des See's, der Bäche und Flüßchen, die Einförmigkeit der Oberfläche unterbrochen und rauhe Eishügel gebildet hatte, die nur durch sogen. Schleimeis, (glaire, wie es die Canadier nennen), d. h. durch lockeres, schaumiges, dünnes Eis verbunden waren, und statt der festen glatten Fläche des übrigen See's eine sehr trügerische Bahn bildeten. Zudem bestand ein großer Theil unsrer Mannschaft aus rohen Rekruten aus England, die an das Eis gar nicht gewöhnt waren und von denen wir annehmen mußten, daß sie beim Uebergang über tiefe Schneewehen unfehlbar versinken und ihre Kraft in nutzlosen Anstrengungen einbüßen würden, während selbst von unseren gedienten Soldaten höchstens nur ein halbes Dutzend mit dem Gebrauch der Schneeschuhe vertraut war. Eine Entsetzung des Fort Hamilton war daher nicht ausführbar.

„Was in aller Welt kann ich denn thun?“ rief der arme Haworth; „der Major hat meines Wissens keine sechzig Mann unter sich. Die Palissaden sind verfault, die Erdwerke warten bis unsere Sappeure Muße haben sie wieder herzuflicken, und doch weiß ich, daß der wackere, alte Soldat sich nicht ergeben wird. Sein Widerstand wird daher nur dazu dienen, den Teufel in den Gemüthern seiner Gegner aufzuwecken, und wann die Indianer erst über die Branntweinfässer herfallen, wer kann dann sagen, was für eine barbarische Wuth in ihren wilden Seelen erwachen wird. Was helfen Thränen und Bitten, wann ein betrunkener Mohawk Blut und Branntwein geschmeckt hat?!“

Ich vermochte einige Minuten lang nichts zu erwidern, denn ich erwog mir eben einen Plan, der mir eingefallen war. Haworth wartete eine Weile, dann fragte er mich empfindlich: warum ich nicht antwerte.

„Hören Sie mich an, Alter!“ versetzte ich endlich; „wann wir ihnen nicht helfen können, so vermögen wir sie doch wenigstens zu warnen. Ein guter Läufer auf Schneeschuhen könnte vielleicht Hamilton noch zeitig erreichen, und der Major hat ohne Zweifel noch einige Verbindungen mit dem Innern offen. Wann daher Major Lee es für passend erachtet, sich zu halten, so kann er wenigstens seine Tochter nach einem sichern Orte senden und...“

„Glaubt Ihr denn, ich habe nicht ebenfalls schon daran gedacht?“ fiel mir Haworth in die Rede. „Aber es ist vergebens. Wir haben gegenwärtig gar keinen Späher oder Streifschützen hier, und unsere Indianer sind keinen Schuß Pulver werth, denn alle unsere Rothhäute sind nur ein verworfenes versoffenes Gesindel, durch Branntwein und faule Abhängigkeit von den Weißen so heruntergebracht, daß sie höchstens um ihr Leben zu retten einen solchen Marsch prästiren können. Ja, beim Himmel! wann sie alle wären wie dieser Kesnakupak hier!“....

„Kesnakupak?“ rief ich und warf einen neugierigen Blick auf den schlafenden Indianer in seiner scharlachrothen Decke vor dem Feuer; „ist denn unser flinker leichtfüßiger Unglücksbote der ‘laufende Elch’ in eigener Person?“ — Ich hatte nämlich diese berühmte Persönlichkeit, die einen eben so großen Ruf als behender Fußgänger wie als kühner und erfahrener Jäger besaß, noch nie von Angesicht gesehen. In Friedenszeiten war dieser Mann, einer der kleinen Häuptlinge des Stammes der Huronen, bei den britischen Offizieren besonders beliebt wegen der Geschicklichkeit, womit er sie auf Jagdausflügen führte, und seit Beginn des Krieges hatte er sich als einer der zuverlässigsten und kühnsten Streifschützen auf unsrer Seite erprobt.

Der Klang seines Namens hatte den Wilden aus seinem Schlummer aufgeweckt; er richtete sich auf seinen Ellbogen auf, schaute uns aus seinen schwarzen Augen verwundert an und stieß das tiefe kehltönige „Wah!“ aus, womit die Rothhäute ihr Erstaunen ausdrücken.

„Kapitän braucht des ‘laufenden Elchs’?“ fragte er.

„Mit nichten, mein armer Bursche,“ erwiderte Haworth freundlich; „Du hast für dießmal genug gethan, und wirst besser daran thun Dich auszuruhen. Ich hatte nur den Wunsch geäußert, einen ebenso behenden Fußgänger wie Du zu haben, um ihn nach Hamilton senden zu können.“

Eine lange Unterredung erfolgte, an welcher auch der Indianer theilnahm, denn da seine Zuverlässigkeit, Treue und sein Scharfsinn genügend erprobt waren, sprach Haworth frei und offen vor ihm. Der ‘laufende Elch’ verstand sehr gut Englisch, obschon er zuweilen bat, man solle ihm irgend einen schwierigen Ausdruck in’s französische übersetzen, mit welcher Sprache beinahe alle Huronen genau vertraut waren. Haworth gestand offen, er möge die Kolonisten der Nachbarschaft nicht um Rath und Hülfe angehen, von denen viele zu jener Zeit es noch gar nicht mit den Briten hielten, da sie die Söhne oder Enkel der ursprünglichen französischen Ansiedler waren und mit dem britischen Regimente trutzten. Damals schon war wie noch heutzutage die Mehrzahl der Canadier der britischen Regierung treu und anhänglich, nur unter dem französischen Theile der Bevölkerung herrschte große Gährung und Unzufriedenheit und wir hatten allen Grund zu dem Verdachte, daß von Allem, was wir thaten und trieben, der Feind durch die französischen Grenzbewohner Nachricht erhielt.

„Ich wage nicht einmal nach dem Dorf hinunter zu schicken, um einen Boten zu bekommen,“ äußerte Haworth; „denn jene beiden schuftigen Verräther Duval und Fournier würden sicher davon hören und den Beweggrund davon ermitteln. Nach Norden und Westen hin sind die Leute noch zuverlässig genug, hier aber haben wir Feinde dicht vor unseren Thüren, denn mit Ausnahme von Kendal am ‘großen Leck’...“

„Halt, ich hab’s jetzt!“ rief ich aufspringend und klatschte so laut in die Hände, daß der Indianer noch ein „Wah!“ ernsten Erstaunens ausstieß; „geben Sie mir auf höchstens achtundvierzig Stunden Urlaub, und wenn ich mich nicht gröblich in der Familie Kendal täusche, so werden wir noch unverletzt aus dieser häßlichen Patsche kommen.“

Nach einigen weiteren Bemerkungen von beiden Seiten ward mir der erbetene Urlaub gewährt, und ich hüllte mich in eine gegerbte Büffelhaut, wie sie die Leute auf der Grenze trugen, um der unliebsamen Entdeckung zu entgehen, welche meinen ganzen Plan hätte vereiteln können, falls ich meinen Militärmantel getragen hätte, und machte mich dann in der schneidendsten Kälte auf den Weg nach dem Gehöfte am großen Salzleck, der sogen. Big Lick Farm, welche an den Ufern eines breiten Flüßchens stand, wo eine von den gelegentlichen Hochwassern gebildete Pfütze oder Sulz einen Lieblingswechsel der Hirsche bildete. Dieses Gehöfte gehörte einer höchst loyalen Einwandererfamilie, deren Kinder nun in der neuen Welt gesund und gedeihlich heranwuchsen und deren Herzen noch immer treulich an England und dem König Georg hingen. Der Grund warum ich gerade diese Leute zu Vertrauten meines Verhabens machen wollte, war der, weil Willy Kendal, ein Junge von siebzehn Jahren, der Besitzer des besten und geräumigsten Eisboots an dem ganzen canadischen Ufer war.

Diese Eisboote sind eine ganz besondere, nur Obercanada speziell eigenthümliche Art von Fahrzeugen, deren Lenkung und Schiffung einen Grad von Muth und Geschicklichkeit erheischt, wie man ihn nicht jeden Tag bei einander findet. Es sind Barken oder Pinathen, die meist als Cutter aufgetakelt und aus dem zähesten Holze, das nur in der Kolonie wächst, erbaut sind. Unter dem Kiel ist ein hervorragender doppelter Schlittenlauf von polirtem Eisen angebracht, welcher an der Kante so scharf ist wie das Eisen eines Schlittschuh’s und die Bestimmung hat, über das Eis der großen Seen hinzugleiten. Diese Fahrzeuge werden ganz wie andere Schiffe mittelst Segeln fortbewegt und mittelst eines Helms oder Ruderstocks gelenkt, und ich brauche wohl kaum beizufügen, daß sie bei günstigem Winde

eine Geschwindigkeit erreichen, welche sich beinahe mit derjenigen eines Schnellzuges auf der Eisenbahn messen kann. Allein sie sind durch mancherlei Gefahren, welche mit ihnen verbunden, nicht immer vortheilhaft; es kommen durch Einbrechen des Eises durch plötzliche Windstöße, Zusammenstöße u. dergl. m. so vielerlei Unglücksfälle mit ihnen vor, daß diese Winterschiffe niemals so beliebt und allgemein geworden sind, wie die sicheren und weit bequemeren Schlitten.

Es war ein mühsamer Gang nach dem Big Lick, und trotz all meiner Vorsicht sank ich mehrmals bis um die Hüfte in einen Schneewall, während der lose Treibschnee mir immer bis um die Kniee reichte. Allein unverdrossen drang ich weiter, und fand mich endlich in der starkgeheizten Wohnstube der Kendals ein, wo ich in Kürze meine Geschichte erzählte und um Hülfe bat. Diese Leute bildeten eine schöne Familiengruppe; der gesunde, grauköpfige Vater, dann Frau Kendal, eine hübsche Matrone, welche durch manchen heißen canadischen Sommer hindurch ihren frischen, englischen Teint bewahrt hatte; ferner ihre Töchter in verschiedenen Altersstufen von der Kindheit bis nahezu zum weiblichen Alter herauf, und endlich der offene kühne Willy mit seinen blitzenden blauen Augen und seinen sonnverbrannten Wangen, welche vor Aufregung glühten, als er mir zuhörte. Kaum war ich mit meiner Erzählung zu Ende, so sprang er auf und rief: „Ich danke Ihnen, Herr Mills, daß Sie in einer solchen Geschichte an mich gedacht haben. Ich will nur geschwind hinaufgehen und meine Büchse und Kugeltasche holen und dann die ‘Sturmschwalbe’ aus dem Dock bringen, und wir wollen dann mit einander Hand anlegen, um sie den Fluß hinunter zu bugsiren. Sind wir erst einmal auf dem See, so soll sie schon tüchtig vom Flecke kommen, denk' ich, und wenn wir wirklich mit jenen Spitzbuben und ihren rothen Bluthunden zusammenstoßen, jenun dann....“

Hier ward er des aufmerksamen Blickes gewahr, welchen seine Mutter auf ihn heftete und brach kurz ab. Frau Kendals erste Bemerkung war eine sehr natürliche: „Gesetztenfalls aber Willy käme um's Leben?“

Dem ergrauten Ehegatten traten Thränen in die kühnen Augen, aber gleichwohl entgegnete er ihr mit fester Stimme: „Wir dürfen unsern Jungen nicht von einem guten Werk zurück halten, Weib. Wenn ich so gut zu steuern verstünde wie er, so würde ich an seiner Stelle gehen und lieber alle Gefahr auf mich nehmen als behaglich und warm in mein Bett kriechen, und Weiber und junge Mädchen dem mörderischen Tomahawk der Indianer preisgeben. Darum laß in Gottes Namen unsern guten Jungen gehen und vertraue dem Himmel über uns, daß er ihn uns wieder wohlbehalten zurückbringen wird.“

So ward es denn abgemacht, allein der Abschied war gleichwohl ein sehr schmerzlicher. Die Schwestern klammerten sich weinend an Willy an, als er hin- und herging, und obschon Frau Kendal ihre Gefühle für eine Weile unterdrückte und mit geflissentlicher Schaustellung den Gleichmuth einer geschäftigen Hausfrau zu Tage kehrte, wie sie Teppiche und Büffelhäute, Lebensmittel und Herzstärkungen und andere Reisebedürfnisse herausgab, um das Eisboot für unsere Fahrt damit zu verproviantiren, so brach doch endlich ihr Muth zusammen und sie drückte mit einem Ausbruch krampfhaften leidenschaftlichen Schluchzens, das mir durch Mark und Bein ging, ihren Sohn an's Herz.

„Laßt die Mutter sich ausweinen; es wird ihr gut thun!“ flüsterte mir der alte Kendal zu; „Sie und ich, Lieutenant, wir wollen hinuntergehen und das Boot flott machen.“

Wir gingen hinunter, gefolgt von den beiden Knechten, einem Neger und einem Weißen, welche unter dem Gewicht unserer Vorräthe und Decken keuchten. Mit Hülfe dieser beiden Männer zogen wir das Eisboot unter seinem kleinen Schutzdache hervor, setzten den Mast auf, entfernten die Decke aus Theertuch, schloßen die Kajütenthür auf und zogen das leichte Fahrzeug auf den breiten Spiegel des Flusses heraus. Dann stieß Willy Kendal zu uns, die Augen noch feucht von Thränen, aber sonst muthig und hoffnungsvoll und in männlicher Aufregung, die Büchse auf der Schulter und seine Munition an dem mit Wampumfransen versehenen Gürtel hängend.

„An Bord, wenn's gefällig ist, Herr Mills!“ sagte er; „wir wollen das Boot den Fluß hinunter schieben. Leb' wohl, Vater; wir werden bald wieder zurück seyn. Sprich nur der Mutter und den Mädchen Muth ein; 's ist ja keine Gefahr dabei.“

So fuhren wir denn langsam den Fluß hinunter, und in der milden Dämmerung der Winternacht konnt' ich den alten Farmer sehen, wie er mit abgenommenem Hute, die Augen und Hände zu dem hellen sternenklaren Himmel emporgerichtet, am Ufer für die Sicherheit seines Sohnes betete. Dann bogen wir um die Ecke, wo die Ahornbäume standen und verloren ihn aus dem Gesicht. Willy gab mir die erforderliche Belehrung, wie ich die Segel dicht beim Winde braßen sollte, während er das Steuer erfaßte. Wir waren auf dem breiten, spiegelglatten See, pflügten bald durch einen Schneesaum hin und fuhren bald leicht über eine dunkle Eisfläche, die spiegelglatt anzusehen war und wie Metall erklang. Die Sturmschwalbe war ein solid gebautes großes Boot, bequem und behende, und Willy Kendal hatte trotz seiner Jugend einen verdienten Ruf besonderer Geschicklichkeit in dieser eigenthümlichen und durchaus nicht gefahrlosen Schifffahrt. Er kannte den Ontariosee gut und hatte schon zu dutzend Malen seine fernsten Ufer befahren. Der leichte Wind war uns ziemlich günstig und wir gelangten bald auf die Höhe von Port Hope und zeigten dreimal ein Licht, wie ich es mit meinem Kapitän verabredet hatte.

Gleich darauf ließen sich Fußtritte auf dem harten Eise hören und zwei vermummte Gestalten näherten sich uns. Es waren Haworth und der Indianer; sie holten uns bald ein.

„Ich danke Euch, Kendal, mein wackerer Junge, und auch Euch, Mills! ich dank' Euch herzlich!“ sagte Haworth; „ich verstehe mich nicht viel aufs Redenhalten, aber wann Ihr jemals einen Freund braucht, so stehe ich Euch zu Diensten, denn ich schulde Euch so viel, daß eine ganze Lebenszeit es nicht abzutragen vermöchte. Seht, Mills, der Indianer will ebenfalls

mitgehen, so ermüdet er auch ist. Er ist ein trefflicher Führer und Ihr könntet dem Feinde begegnen, und wenn dieß der Fall ist, so dürfte seine waidmännische List und Spürkraft sich Euch nützlich erweisen.“

Der ‘laufende Elch’ hatte sich mittlerweile auf dem Verdeck niedergekauert und war damit beschäftigt, seine lange Pfeife anzustecken, deren Rohr vom Holz des wilden Kirschbaums, deren Kopf aber von Seifenstein aus den westlichen Prairieen war. Ich drückte Haworth noch einmal die Hand und wir schieden, — er um schleifend nach dem Ufer zurückzukehren; die Bemannung der Sturmschwalbe um nach Westen zu fahren. Wir mußten unsern Kurs in einer weit südlichern Richtung nehmen als Hamilton lag, um schwache Stellen im Eise zu vermeiden, welche das Gewicht unsers Fahrzeugs nicht getragen haben würden. Willy Kendal legte eine große Geschicklichkeit an den Tag, aus jedem Stoß des leichten und veränderlichen Windes Vortheil zu ziehen, und ich that mein Möglichstes, um nach seiner Anleitung die Segel vor dem Winde zu brassen; aber dennoch kamen wir nicht so rasch vom Fleck als ich gewünscht hätte. Die Kälte war ebenfalls schneidend bitter, und trotz unserer Kleider aus dickem Wolltuch, unserer Büffelfelle, Pelzhandschuhe und mit Ohrklappen versehenen Mützen von Waschbärenfell konnten wir kaum unser Blut im Umlauf erhalten, und unser Athem gefror zu zottigen Eiszapfen auf unseren Hüllen von Pelz und Teppichen. Eine Zeit lang glitt das Boot geisterhaft über den glatten See hin, welchen der sternklare Himmel dunkelblau überwölbte; dann aber drang ein tiefer ächzender Laut an unser Ohr, und ein trüber Nebel begann wie ein dunkler Schleier das sternbesäete blaue Firmament zu überlaufen.

„Das ist ein Schneesturm, der uns bald überfallen wird!“ sagte der junge Kendal, band die Ruderpinne fest, um die Bootsspitze in ganz gerader Richtung zu erhalten, und kam mir dann zu Hülfe, um rasch die Segel einzuziehen. Und kaum hatten wir diese auf ein Mäßiges verkürzt, so schwoll der leise ächzende Wind zu einem heulenden Sturm an und Willy erfaßte wieder das Steuer, während ein Gestöber von wirbelnden Schneeflocken uns ereilte und unser Deck ganz weiß überzog und der Wind uns ganz gefährlich herumschleuderte.

„Wir müssen das Boot vor dem Winde laufen lassen!“ sagte Willy und im nächsten Augenblick schoßen wir über den gefrornen See hin mit einer Geschwindigkeit, von welcher ich zuvor gar keine Ahnung gehabt hatte und die den abgedroschenen Vergleich von der Pfeilgeschwindigkeit wirklich rechtfertigte. Und wie toll ging es immer weiter, gepeitscht vom sausenden Wind und treibenden Schnee, dessen wirbelndes Gestöber Eis und Land und Himmel unseren Blicken gleichmäßig verhüllte. Es lag etwas Gespenstiges, Ueberirdisches, Grausenhaftes in dieser unhemmbaren blinden Geschwindigkeit bei solchem Wetter.

„Da droben in Labrador rupfen die Leute wieder ihre Gänse, und wir ersticken beinah in den Federn,“ meinte Willy Kendal. Ich mußte unwillkührlich lächeln, obschon ich eigentlich Ursach hatte sehr ernst gestimmt zu seyn. Der Wind war erst allzu kurz eingebrochen, als daß das Eis jene behagliche Dicke von sieben Fuß hätte erreichen können, an welcher die Canadier ein solches Vergnügen haben. Es gab Stellen, wo es ächzte und stöhnte und zitterte und sich unter dem Gewicht unseres Bootes bog wie ein Fußboden von federnden Bohlen; ja an anderen Stellen kamen sogleich kleine Lücken oder Sprünge vor, wo die Sturmschwalbe schaukelte und schwankte, als sie über die gefährlichen Orte hinübersetzte wie ein Jagdpferd über einen Graben. Hier beizulegen war unmöglich, und wir mußten also unaufhaltsam weiter eilen, so lange der wüthende Sturm währte, ohne auch nur auf Armslänge vor uns etwas unterscheiden zu können. Dann legte sich plötzlich der Sturmwind oder setzte sich wahrscheinlich nach den oberen Seeen über, und wir sahen wie das Schneegewölk zerriß und sich zertheilte und dieselben glänzenden Sterne am Firmament hervortraten. Der Wind ward nun mäßig und wir hatten das Eisboot wieder in unserer Gewalt.

„Wo sind wir?“ war meine erste Frage.

Mein junger Begleiter sah sich verlegen um und meinte: „Schlitzen Sie mir den Bauch auf wie einem Stockfisch, wenn ich das sagen kann, Herr Mills! fragen Sie lieber die Rothe Haut da; diese Indianer haben ja wahre Katzenaugen.“

Der ‘laufende Elch’ hatte seit unserm Aufbruch kein Wort von sich gegeben, sondern dem Kampf der Elemente zum Trotz seine Pfeife immer in Brand erhalten; jetzt aber erwiederte er mir auf meine Frage gelassen: „Kann denn der bleichgesichtige Häuptling nicht sehen? dieß hier,“ sagte er, über seine Schulter deutend, „ist Bald Point, und dort weiter drunten, ist Voyageurs’ Spit, wo die Bäume stehen und dort drüben die Lichter, die Ihr für Sterne gehalten, das ist Hamilton.“

„Meiner Treu, das geht doch über Alles!“ rief Willy; „ich glaubte den Ontario ein Bißchen zu kennen, aber die Rothhaut beschämt mich ordentlich. Sehen Sie, Lieutenant, dort ist wirklich die Landspitze mit irgend etwas Wallendem darauf, das Bäume seyn können oder auch Federn, denn von hier aus läßt sich das gar nicht unterscheiden. Aber der Indianer hat recht: dort ist wirklich Hamilton, obschon ich nicht begreifen kann, wie wir die ganze ungeheure Strecke in solch kurzer Zeit zurückgelegt haben. Der Sturm von vorhin hat ein wahres Wunder gethan.“

Es war zu unserer großen Freude in der That auch Hamilton, denn nach Verlauf von einer halben Stunde waren wir nur noch in geringer Entfernung vom Ufer und hörten uns von der Schildwache mit „Wer da?“ anrufen.

Ich hatte natürlich nicht das Losungswort, sondern sprang nur mit der Erwiderung „Gut Freund“ auf das Eis hinaus und ging auf die Schildwache zu, wobei ich meine Umhüllungen auseinanderschlug, um ihr meine Uniform zu zeigen. So gelang es mir, nach dem Wachthause und von da nach dem Quartier des Kommandanten zu gelangen. Mittlerweile verbleichten aber die Sterne und es hing eine furchtbare erstarrende Kälte in der Luft und ein blasser Streifen am östlichen Horizont verkündete die Nähe des Morgens. Major Lee ward aus dem Schlafe geweckt und kam angekleidet herunter, um mich zu empfangen. Der schmucke alte Soldat zeigte eine un-

gewöhnliche Gemüthsbewegung und Unruhe, als er meine Nachrichten vernahm.

„Die Vertheidigungswerke sind in einem armseligen Zustand, aber nicht durch meine Schuld," sagte er; „ich habe schon seit vielen Monaten vergebens im Hauptquartier um Kanonen und Ingenieure nachgesucht. Allein ich kann Sie versichern, Lieutenant Mills, daß ich mich nicht auf die erste Aufforderung ergeben werde."

„Es sollte mir auch sehr leid thun, wenn mein Auftrag dahin ginge, Ihnen einen derartigen Schritt zu empfehlen," gab ich zur Antwort; „und doch ist dieser Fall einer von denjenigen, Herr Major, worin sich selbst mit Muth wenig erzielen läßt. Glauben Sie mir, die Amerikaner kennen Ihre Schwäche und ihre eigene Stärke; sie sind keine milden Eroberer und ihre rothen Verbündeten, die Mohawks, stehen unter keiner Disciplin. Wenn das Fort erstürmt werden sollte . . ."

„Ja wohl, sehen Sie, das ist's eben!" erwiderte der alte Offizier und ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab; „es thut mir leid um die Bursche, welche des Königs Rock tragen, allein sie und ich sind Soldaten und müssen unserem Loos ruhig entgegensehen. Nur um meine Tochter und meine Schwester thut mir's leid, und doch hab' ich keine Gelegenheit und Mittel sie wegzuschicken. Die Wege sind alle eingeschneit oder bergehoch mit Schneehaufen zugeweht, durch die sich kein Pferd durcharbeiten, über welche kein Schlitten hinweggehen könnte. Die armen Frauenzimmer würden elendiglich umkommen, ehe sie noch Toronto erreichten."

Plötzlich schoß mir eine glückliche Idee durch den Kopf. „Major, Sie vergessen unser Eisboot, die 'Sturmschwalbe'!" entgegnete ich; „das Fahrzeug kann noch mehre Personen tragen, und Willy Kendal und der indianische Führer werden es schon einzurichten wissen, daß sie das Boot nach Port Hope zurückbringen. Wissen Sie was, geben Sie Ihre Tochter und Mrs. Harrison und die Weiber und Kinder den Soldaten auf dem Eisboote mit und vertrauen Sie sie allesammt der Vorsehung und der Fürsorge meiner Gefährten an. Ich kann dann hier bleiben, und es wird Ihnen nicht unangenehm seyn, einen Mann mehr hier zu haben, wenn wir — gehe es nun wie es immer wolle, — dem Feind einen warmen Empfang bereiten wollen!"

Eine lebhafte kurze Debatte folgte; Major Lee nahm gerne meinen ersten Vorschlag an, wollte aber von meinem Dableiben nichts hören. „Sie müssen mitgehen," sagte er; „bedenken Sie, daß ich meine Tochter und deren Tante Ihrer Fürsorge anvertraue und daß Sie mir für deren Sicherheit verantwortlich sind. Das wäre eine saubere Geschichte, wenn ich Sie hier behielte und Ihnen den Schädel einschlagen ließe, wo Sie doch nicht einmal zu meinem Regiment gehören und nur auf 48 Stunden Urlaub haben! — Mit nichten, Lieutenant Mills, als Kommandant von Fort Hamilton befehle ich Ihnen, unverweilt wieder nach Port Hope zurückzukehren, — und nun kein weiteres Wort mehr darüber, mein lieber Junge! Es wird mir leichter um das Herz seyn, wann die Weiber fort sind, und vielleicht kommt mir dann noch irgend ein Einfall, wie ich den Angreifern ein Paroli bringen kann."

Der Major mußte seine ganze Autorität und Ueberredungskunst aufbieten, um seine Tochter zu bewegen, daß sie ihn in der Gefahr verlasse. Sie klammerte sich an ihn an, schlang ihre Arme um seinen Nacken und beschwor ihn, sie da zu lassen oder selber mit ihr zu gehen — welch letzteres er natürlich ohne die offenkundigste Pflichtvergessenheit nicht hätte thun können; und ohnedem hatte der alte Soldat lieber sein Leben ein Dutzend Male in die Schanze geschlagen, als seine Fahnentreue gebrochen. Zum Glück war die Tante, Frau Harrison, von eigenen Besorgnissen so gequält, daß sie mit der ganzen Energie der Selbstsucht und Selbsterhaltung auf die Flucht drang und das weinende Mädchen beinahe an Bord des Eisboots schleppte. Das Gefolge der beiden Damen bestand aus einer schwarzen Magd Namens Susannah und fünf Soldatenweibern, deren erschreckte Kinder sich an den Rockschößen der Mütter anklammerten. Zwei von diesen Weibern verließen nur sehr ungern ihre Männer, aber die mütterliche Angst um die Sicherheit ihrer Kinder, falls die Mohawks das Fort nehmen sollten, gab am Ende den Ausschlag. Die Soldaten benahmen sich sehr gut und tapfer, wie Soldaten immer thun, wenn sie ihren Anführer achten. Sie sollten einer gewaltigen Uebermacht und einem grausamen Feinde gegenüber treten und wußten es; aber nicht Eine Stimme war für Flucht, obschon sich ihnen die Möglichkeit gezeigt hätte, zu Fuße über das Eis zu entkommen. Sie halfen nun eifrig den Weibern bei der Einschiffung und standen dann umher, auf das Schlimmste gefaßt. Willy Kendal drehte den Bug der Yacht nach Südosten herum, und unter wilden Schmerzens-Ausbrüchen von Seiten derjenigen, welche wir mit uns nahmen und unter manchem Hurrah und herzlichen Segenswunsch von Seiten der zurückbleibenden wackeren Bursche glitten wir über das spiegelglatte Eis hin und hörten das letzte englische Hurrah hinter uns verhallen.

Es war nun um Tagesanbruch, allein die Sonne steckte in dichten grauen Wolken und in einem trüben Nebel, aus welchem die bekannten Landspitzen des Gestades riesenhaft herüberdämmerten, bis wir auch sie aus dem Gesicht verloren und uns nur noch durch den Kompaß führen lassen konnten. Wir hatten den Damen die Kajüte eingeräumt und den Ofen geheizt und alle Vorkehrungen zu ihrer behaglichen Unterkunft getroffen. Die Soldatenweiber mit ihren Kindern kauerten auf dem Verdeck am Bug, und es kostete uns viele Mühe, die armen Dinger mit warmen Kleidern und Decken zu versehen, um sie vor der schneidenden Kälte zu schützen.

Drei Stunden nach Tagesanbruch war es noch sehr dunkel und nebelig. Wir befanden uns weit draußen im See, der an dieser Stelle sehr schmal ist, und hätten ohne Zweifel bei hellem Wetter das amerikanische Ufer in Sicht gehabt. Die Weiber und Kinder waren entmuthigt und launisch. Fräulein Lee hatte einen Shawl über das Gesicht hereingezogen und lag in einer Ecke der Kajüte, in sprachlosem Kummer und Seelenschmerz, und erwiderte kein Wort auf das viele Geschwätz

ihrer ziemlich hohlköpfigen Tante, einer fahrigen weltlichen Frau, welche ihrem Bruder, dem Major, ein ungeheures Opfer gebracht zu haben glaubte, als sie nach dem Tode und Bankerott ihres Gatten auf seinen Wunsch nach Canada herübergekommen war, um bei ihm eine neue Heimath zu finden.

„Kendal,“ hub ich endlich an; „wir sind zu weit südlich von Port Hope; können wir nicht etwas nördlicher fahren?“ Allein der junge Ansiedler bewies mir, wie unstet und leicht der Wind war, der immer von einem Punkte zum andern umsprang und jeden geraden Kurs verhinderte. Auch theilte er mir flüsternd mit, es seyen Säume und Sprünge im Eis, und er wolle nur hoffen, daß wir nicht bald offenes Wasser träfen.

Ungefähr eine halbe Stunde später kam Susannah aus der kleinen Kajute herauf und rief mit einer Regung von Ueberraschung: „O Massa, wir sind angekommen! Die arme Saunah sieht dort Bajonnette von Soldaten blinken!“ und dabei deutete sie nach Süden, wo in der That etwas durch den Nebel glänzte.

„Wah!“ brummte der 'laufende Elch', und sprang mit der geräuschlosen Behendigkeit eines Panthers auf; „Kesnapuk ist eine blinde Squaw — tauber dummer Indianer! — laßt uns ein wenig lauschen!“ Er neigte den Kopf auf die eine Seite und horchte wie ein Hirsch auf den Jäger; dann raffte er sich wieder auf, kreuzte seine Arme, die bis auf die silbernen Armbänder nackt waren, über der mit Denkmünzen behangenen Brust und sagte: „Dort drüben sprechen Menschen — Mohawks.“

„Unmöglich!“ riefen Kendal und ich wie aus Einem Munde.

„Der 'laufende Elch' spricht Wahrheit,“ erwiderte der Indianer steifsch. „Einige reden englische Sprache, das Yankee-Soldaten; — einige sprechen Mohawk, das Krieger von den Six nations. Das ist Alles.“

„Bst!“ flüsterte Willy sehr vorsichtig. Ein gellender verzitternder Klang schlug durch den Nebel hindurch an unser Ohr und wir erkannten ein amerikanisches Liedchen, obschon wir seinen Wortlaut nicht verstehen konnten. Im selben Augenblick verschob sich der Nebel wie ein Verhang so weit, daß wir ein Schauspiel unterscheiden konnten, welches unter den obwaltenden Umständen schreckenerregend genug war. Ein kleines sandiges Eiland, mit einzelnen Bäumen bewachsen, erschien nämlich über dem Eis, und auf demselben und um dasselbe her das zeitweilige Lager einer großen bewaffneten Truppe. Wir sahen keine Zelte, sondern nur viele indianische Hütten oder lodges aus Baumzweigen und Häuten, und um dieselben herum eine große Menge von Handschlitten, welche vermuthlich Lebensmittel und Munition enthielten. Die meisten Männer vor uns waren Weiße und trugen die Uniform der Newyorker Miliz; viele aber trugen auch nur die gefransten Jagdhemden oder die aus dicken Teppichen gefertigten Kleider, welche die gewöhnliche Winterkleidung der Bewohner der Grafschaft Oswego bilden. Allein wir erblickten auch eine Menge grimmiger Gestalten, deren Bemalung und fantastischer Kopfputz von Federn und Fuchsschwänzen, deren Büffeldecken und bunte Teppiche sie hinlänglich als Indianer zu erkennen gaben. Ich sah keine Kanonen, aber Bajonette blinkten nah und fern und allenthalben starrten uns blanke Musketenläufe und dunkelangelaufene Büchsenläufe entgegen.

„Alle Wetter! da sind wir recht mit dem Kopfe in ein Hornissennest gefahren, Lieutenant!“ flüsterte der junge Kendal mir zu; „unsere beste Hoffnung ist, daß der Nebel wieder sinken möge.“

Allein ein plötzlicher lauter Schrei von irgend einem scharfäugigen Indianer verkündete uns, daß wir schon gesehen worden seyen. Hunderte von Stimmen nahmen den Schrei auf, und ein wildes Jauchzen und Gewühl begann. Die Amerikaner traten sogleich in Carré's, die Indianer in dunkle Gruppen zusammen.

„Hurrah, nun merk' ich erst, diese Kerle halten uns für Briten, welche gekommen seyen, sie anzugreifen!“ rief Willy Kendal; „sie sind so verdutzt, daß wir leicht ein paar Meilen Vorsprung erlangen können, ehe ein Schuß abgefeuert wird wenn nicht . . .“

Paff! da knallte schon eine Büchse und die Kugel war so gut gezielt, daß sie die eine Feder von dem Kopfputze des 'laufenden Elch' abschnitt und flatternd auf das Verdeck herabsandte. Der Häuptling rührte keine Muskel, sondern schmauchte an seiner Pfeife weiter und wartete eine volle Minute, bevor er sein ewiges „Wah!“ ausstieß. Allein nachdem er der Etikette seines stoischen Volksstammes diesen Tribut abgestattet hatte, war der intelligente Wilde wieder ganz auf dem Platze; während Willy das Steuer ergriff und handhabte, und ich mein Möglichstes that, um die Segel so aufzuziehen und die Hißtaue so zu stellen, daß wir uns des leichten flauen Windes bestmöglich bedienten, war der Indianer aufgestanden, hatte dem Feind einen grimmigen Blick zugeworfen und sich neben den jungen Kendal gestellt, ohne sich im mindesten um die wiederholt auf uns abgefeuerten Schüsse zu bekümmern.

„Dort ist das Eis nicht gut — mehr ostwärts, junger Häuptling!“ rief der 'laufende Elch'. „Ich sag' Dir, dort ist eine Strömung, und wenn Du nicht beilegst, so brechen wir fürwahr ein und verlieren allen unsern Scalp!“

Kendal hatte wirklich knapp noch Zeit, durch eine rasche Wendung des Ruders einer Fläche leichten „Katzeneises“ auszuweichen, welche demanthell in den Strahlen der trüben Wintersonne erschien und deren leiseste Berührung für uns verhängnißvoll gewesen wäre.

Unser indianischer Führer zeigte eine wunderbare Kenntniß des See's in dieser Gegend, und nur ihm hatten wir es zu danken, daß wir mancher Untiefe und mancher unsichern Stelle auswichen, während der wackere Junge und sein flinkes Boot ihr Bestes thaten. Allein der Wind war schwach und unstet, die 'Sturmschwalbe' schwer beladen, und kam durchaus nicht mehr so rasch vom Fleck, wie bei der blitzschnellen Fahrt der verwichenen Nacht. Wir wurden hitzig verfolgt. Ich kann nicht sagen, ob der Feind verrieth, woher wir kamen; allein er scheute keine Mühe, uns einzuholen, und während ungefähr zweihundert im Ganzen uns nachsetzten, holten etwa dreißig von den Schnellsten uns furchtbar rasch ein. Dieß waren nur

etwa zu einem Drittheil Newyorker, die anderen meist Mohawks; alle aber führten Büchsen und machten häufig Halt, um auf uns zu feuern. Wir mußten die Weiber und Kinder der größeren Sicherheit wegen in die Kajüte sperren und uns selber hinter das Schandeck verkriechen, um nicht getroffen zu werden. „Wenn nur der Wind stärker würde!“ äußerte ich; aber Willy Kendal schüttelte den Kopf. Unsere Verfolger kamen uns rasch näher in eine weite Plänklerkette aufgelöst, Weiße und Rothhäute unter einander. Die meisten Indianer trugen Schneeschuhe, womit sie leicht über die zusammengewehten Haufen von losem tiefem Schnee hinwegkamen; die Newyorker aber mit ihren Eisspitzen unter den Schuhen, kamen auf dem glatten Eise besser fort.

„Halloh, Britische, ergebt euch! das ist das Klügste, was ihr thun könnt!“ brüllte eine drohende Stimme hinter uns, halb übertönt vom Kriegsgeschrei der Mohawks.

„Ergebt euch hier!“ schrie ein anderer Amerikaner außer Athem; „wenn einer von euch einen Schuß thut, so machen wir mit euch allen kurzen Proceß!“ Denn der 'laufende Elch' hatte den kurzen brünirten Lauf seiner Büchse über das Hakkebord hinausgestreckt; ich aber schlug sie ihm wieder in die Höhe.

„Wir wollen keinen Schuß vergeuden,“ sagte ich; „zudem sind sie in der Uebermacht: zehn gegen einen, es wäre besser, wir ergäben uns ihnen auf billige Bedingungen!“

„Bedingungen, Lieutenant?“ fragte der junge Kendal bitter; „die Yankees werden uns zwar wohl Zusagen machen, aber die Mohawks sind nicht leicht abzuspeisen. Ob wir uns vertheidigen oder ergeben, sie werden unser nicht verschonen, und mich sollen sie wenigstens nicht ungerächt ... Aber der Wind hat sich gelegt!“

Das war nur allzu wahr; das plötzliche Herabsinken unserer Segel bestätigte uns dieß, und die 'Sturmschwalbe' schoß nur noch unter dem Eindruck der schon auf sie übertragenen Bewegung dahin. Die Indianer erhoben ein langes Triumphgeschrei, wie Hunde, die nach einer langen Hetze Standlaut geben, und kamen näher heran.

„Laßt uns auf jeden Fall sterben wie Männer!“ rief Willy Kendal und raffte seine Büchse auf, — eine Bewegung, die ich halb mechanisch nachahmte. Allein in diesem Augenblick ließ unser indianischer Führer seine Büchse langsam auf das Deck herabsinken und ein seltsames schadenfrohes Gelächter hören, wobei er zugleich mit seinem braunen Finger auf das Eis deutete und den Kopf horchend vornüber beugte.

Ein ächzender Laut, wie der Schmerzseufzer eines gemarterten Riesen, schlug an unser Ohr; dann bäumte sich das Eis in die Höhe und ein scharfes Krach, gleich dem Knall von hundert Musketen, scholl durch die Lüfte. Und nun öffnete sich, mit einem unbeschreiblichen Krachen und Dröhnen, eine lange Spalte durch das glänzende dunkelblaue Eisfeld, so gerade und scharf abgegrenzt, als ob dasselbe durch einen unsichtbaren Streich gespalten wäre. Sprung um Sprung, Kluft um Kluft erschienen in der zersprengten Eisfläche, und dann barst mit einem dumpfen Gebrüll, gleich dem fernen Donner des gröbsten Geschützes, eine gewaltige Masse der Eisdecke in glitzernde Trümmer, die wie von einer Pulver-Explosion in die Höhe geschleudert wurden und im Herunterfallen das Wasser in einen schäumenden Strudel verwandelten oder langsam auf dem Wasserspiegel kreisten und ihre scharfen Kanten wie zerklüftete Wände gen Himmel streckten.

Diese unübersteigliche Schranke zog sich zwischen dem Feinde und uns hin, und wir wußten uns gerettet. Wir sahen mehre unserer Verfolger, sowohl Indianer als Weiße, mit einem wilden Schrei der Verzweiflung die Arme in die Höhe werfen, als das Eis unter ihren Füßen einbrach, sie in die Tiefen darunter hinabsaugte und dann über den Versunkenen sich wieder ebnete. Die 'Sturmschwalbe' war noch auf dem festen Eise, ungefähr hundert Schritte von dem Rande des zertrümmerten Eises. Ungefähr eine Stunde lang schoben wir uns mit Stangen mühsam fort, kamen jedoch nicht stark vom Fleck, bis ein frischer Wind aufsprang, der uns noch vor Einbruch der Nacht nach Port Hope brachte.

Das Bersten des Eises rettete Hamilton, denn es dauerte mit Unterbrechungen zwei Tage lang auf der amerikanischen Seite des Sees fort, und General Carter wurde durch das Murren und die laute Widersetzlichkeit seiner Leute gezwungen, die Expedition aufzugeben und das Ufer wieder zu gewinnen. Der kommandirende General war so freundlich, einen günstigen Rapport über meine freiwillige Expedition nach Fort Hamilton einzugeben, und sechs Monate später hatten Kapitän Mills und sein junger Freund Willy Kendal das Vergnügen, der Trauung des Kapitäns Arthur Haworth mit Fräulein Jane Lee beizuwohnen.

Fieberslaunen.

Novellette von Georg v. Seyfried.

1.

Der glorreichste, erfrischendste und sonnenhellste Morgen lachte über der reizenden, waldigen Gebirgslandschaft, in deren Schooße das Landgut Eschborn lag. Ein unbeschreiblich lieblicher Ausblick auf grüne sammetne Rasenpartheien, bunte Blumenbeete, dunkle Parkalleeen mit uralten Bäumen und weiter hinaus auf grünende Fluren und lange dämmernde Waldstreifen und felsgekrönte Berghäupter breitete sich vor den hohen weit geöffneten Fenstern des Gartensalons aus, an denen zwei junge Damen saßen.

Die eine, ältere, lag in einer Chaise-longue, von der goldenen Morgensonne grell überstrahlt, in der Linken ein Buch, worin sie so eben gelesen, und streichelte mit der Rechten liebkosend den feinen Kopf eines glatten weißen Windspiels, das in ihrem Schooße lag und mit halb geschlossenen Augen sich diese Liebkosungen behaglich gefallen ließ. Die andre Dame, jünger, kleiner und hübscher, lehnte am Fenster, die Hände auf den Sims gestützt, und blickte müssig und gedankenlos, in ein vages Träumen versenkt, in's Weite.

„Fürwahr, meine liebe Flora, ich begreife Dich nicht, wie Du Dich mit so seltsamen Grillen quälen magst,“ sagte die

Dame in der Chaise-longue, welche wir Ottilie nennen wollen; „noch so eben dachte ich bei mir selbst, Du seyest eigentlich doch das allerglücklichste Wesen auf Gottes Erdboden. Ich glaube, Du hast noch niemals einen Wunsch gehabt, den nicht alsbald zu erfüllen irgend jemand sich beeilte. Wirklichen Kummer und Mangel hast Du all Dein Leben lang nie gekannt, so wohlwollend haben die Natur und das Schicksal für Dich gesorgt. Ja, mein Herzchen, man kann füglich sagen, alle gütigen Feen haben bei Dir Pathenstelle vertreten, denn Dein ganzes Leben war eigentlich nur Ein langer heller Sonnenschein, und dennoch peinigst Du Dich selber mit solchen thörichten unnützen Gedanken!“

— „Geh', Ottilie, Du bist auch nur wie die Anderen! Du siehst alles nur im freundlichsten Lichte und verschließest die Augen absichtlich für alles, was mir doch als eine bedeutende Lücke in meinem Glücke erscheint!“ entgegnete Flora weinerlich und ließ das Köpfchen mißmuthig hängen.

Ottilie warf sich rasch auf ihrem Sitz zur Seite, um ihrer Freundin voll in's Gesicht sehen zu können. Und es war ein liebes, zartes, holdes Gesicht, so fein und edel, so regelmäßig und anmuthig, wie man es nur hie und da auf den Schöpfungen unserer bedeutendsten Maler sehen kann, mit großen zärtlichen Augen und rosigen frischen Lippen gleich denen eines Kindes, obschon beide jetzt nur den Ausdruck eines schmollenden Kindes trugen. „Meine liebe Seele, ich gestehe Dir offen, daß ich Dich nicht begreife,“ erwiderte Ottilie. „Um jene Lücke in Deinem Glücke zu entdecken, von welcher Du sprichst, würde auch das schärfste geistige Mikroskop nicht hinreichen. Du bist vom Glücke verwöhnt, liebe Flora, — das ist Alles. Du bist jung, schön, reich, Besitzerin eines allerliebsten Landguts, hast den zärtlichsten Vormund, der Dich verwöhnt, den hübschesten und gutmüthigsten jungen Mann zum Verlobten, und eine nüchterne, aufrichtige Freundin an mir, welche Dich liebevoll und voll Fürsorge berathen möchte, — was kann da noch zu Deinem Glücke fehlen? Gesteh's nur, mein Herzchen, ich bin die Störerin Deines Seelenfriedens, nicht wahr?“

„Du, Ottilie? ach geh' doch mit solchem Unsinn!“ versetzte Flora und wandte sich halb lächelnd zu ihrer Freundin; aber trotzdem blinkten zwei große Thränen in ihren langen braunen Wimpern.

„Ich glaube gar, Du weinst, Flora?“ rief Ottilie nun in ganz anderm Tone und sprang erschrocken auf. „Mein liebes Kind, fehlt Dir denn wirklich etwas?“

— „Ach Ottilie, ich bin das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne!“ schluchzte Flora und sank laut weinend in das Sopha.

Ottilie sah ihr erstaunt und kopfschüttelnd zu, setzte sich dann neben ihre Freundin, zog deren hübsches braunes Köpfchen an ihr mitfühlendes Herz und küßte und liebkoste die Kleine. „Vergib mir, süße kleine Flora, wenn ich Dir wehe gethan habe!“ sprach sie mit inniger Theilnahme. „Glaub mir, ich hätte nicht gescherzt und Unsinn gesprochen, wenn ich geahnt hätte, daß Du einen wirklichen Kummer auf dem Herzen hast. Ich mache mir nun selbst Vorwürfe darüber. Aber nun sag' mir auch, was Dich quält, denn wenn ich es auch nicht aus dem Wege räumen kann, so fühl' ich doch auf's innigste mit Dir, und dieß ist bei einem wirklichen Kummer schon ein Trost!“

„Ach wer weiß, Ottilie, ob Du meinen Schmerz nur für einen berechtigten anerkennst? Und doch ist mein Kummer so tief und echt!“

— „Mein arm lieb Herz, sprich was ist Dir denn? Dein wackrer alter Vormund kann doch nicht die Schuld tragen, denn er würde eher die Hand auf den Block legen, als Dich betrüben; und Du gibst ihm auch in der That nie die mindeste Ursache, mit Dir unzufrieden zu seyn, und wenn er auch der allerreizbarste und wunderlichste Vormund wäre, denn Du bist eine musterhafte Mündel. Also was kann es sonst seyn?“

Flora schüttelte statt aller Antwort nur mit dem Kopf und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Aber liebstes Herzchen, so rede doch nur!“ fuhr Ottilie fort; „wenn der Oberst es nicht ist, so weiß ich nicht, wer Dir Gram verursacht haben könnte, denn Kurt, Dein Verlobter, kann es doch noch weniger seyn, nicht wahr?“

Statt aller Antwort schlang Flora ihre beiden Arme dichter um den Hals der Freundin und weinte noch lauter. Ottilie blickte verwundert auf. „Was hat denn Kurt gethan?“ fragte sie erschrocken. „Komm, mein Herzchen, weine nicht so! Vertraue Dich mir an, die es so gut und treu mit Dir meint! Du weißt ja, daß ich auf meinen Vetter Kurt so große Stücke halte, und es würde mir gewaltig nahe gehen, wenn ich erführe, daß Kurt irgend etwas gethan hat, was ihn Deiner Liebe und Achtung verlustig machte!....“

Flora richtete sich hastig auf, denn in Ottiliens Ton lag so viel wahre besorgte Theilnahme. „Kurt hat nichts derartiges gethan,“ entgegnete sie lebhaft und in großer Aufregung; „wie kannst Du ihm auch nur so etwas zutrauen, Ottilie? Und doch, doch hat er mich — ja, ich habe es schon längst geahnt, und nun weiß ich es gewiß, daß er mich nicht liebt....“

„Flora, welche Täuschung!“ rief Ottilie lebhaft; „Kurt Dich nicht lieben?! Nein, beim Himmel, das ist doch die seltsamste Grille, die je im Köpfchen eines verwöhnten Kinds gespukt hat! Sag' mir doch um alles in der Welt, was denn der arme Junge gethan hat, daß Du ihm so etwas zutrauest?“ fügte sie lächelnd hinzu, denn all ihre Besorgniß war nun verschwunden.

Flora verbarg ihr Köpfchen wieder an Ottiliens Schulter und erwiderte stotternd: „Jenun, er hat mir eigentlich nichts gethan, aber....“

„So hat er irgend etwas versäumt oder unterlassen?“ fragte Ottilie schnell. „Ach Flora, nun wird die Sache ernster, denn nun kommen alle möglichen Eventualitäten in's Spiel; aber Du mußt mir nun auch alles sagen, denn halbes Vertrauen ist nur störend für beide Theile. Also heraus mit dem Anlaß!“

— „Ich kann keinen einzelnen Fall hervorheben, liebe Ottilie,“ entgegnete Flora weinerlich; „es sind so viele kleine Umstände, und anscheinend so unerhebliche, daß Du mich auslachen würdest, wenn ich sie nur namhaft machte, und doch beweisen sie mir insgesammt nur die eine Thatsache, daß ich

Kurt gleichgültig bin. Allein ich bin davon völlig überzeugt, und auf genügenden Grund hin, denn es ist fürwahr nichts Angenehmes, sehen zu müssen, daß der Mann, den wir in einigen Monaten heirathen sollen, uns nicht liebt!“ setzte sie mit tiefem Erglühen hinzu und stand mit Entrüstung auf. Ottilie war betroffen.

„Mein liebes Herz, wenn Du mir keine besseren Gründe angibst, so kann ich nicht an Kurt's Schuld glauben noch über den Grund Deiner Beschwerden urtheilen,“ sagte Ottilie. „Das aber muß ich Dir sagen, daß ich trotz allem was Du Dir auch einbilden magst, fest überzeugt bin von der innigen aufrichtigen Liebe, welche Kurt für Dich hegt, — einer Liebe wie sie ein braver ehrenhafter Mann für seine Zukünftige hegen und fühlen muß!“

„Seine Zukünftige?“ wiederholte Flora bitter. „Sieh, das ist's ja eben! Kurt hat ja niemals um meine Hand angehalten, wenigstens nicht in derjenigen Form, wie es die anderen Männer thun. Er wuchs schon mit dem Gedanken auf, daß wir uns eines Tages heirathen würden; wir wußten beide, daß dieß schon von unseren Eltern abgemacht war; es ist also nicht als ob Kurt mich aus eigenem freiem Willen gefreit hätte. Ich weiß nun zwar, daß er mir für einen ehemaligen Gespielen und Jugendfreund recht gut ist; allein von einer Liebe, wie sie ein Mann für eine Frau fühlen muß, die er heirathen will, ist bei ihm keine Rede! Und es ist ein fürchterliches abscheuliches Loos, einem Mann angehören zu müssen, der uns nicht mit ganzem Herzen liebt, und siehe, meine theuerste Ottilie, eben weil ich dieß fühle, bin ich ein so unglückliches Geschöpf!“ Und anstatt wieder in Thränen auszubrechen, wie anfangs vor dem eigentlichen Bekenntniß, stand Flora vom Sopha auf und ging mit dunkelrothen, vor Entrüstung glühenden Wangen und einer Geberde voll verletzter Würde im Zimmer auf und ab.

Während Ottilie sie noch verwundert und unschlüssig betrachtete, erklang ein heller gellender Pfiff vom Garten herauf.

„Kurt ist da!“ rief Ottilie und eilte an's Fenster; Flora blieb unschlüssig stehen; sie kam aber dem Fenster nicht näher, aus welchem Ottilie hinausblickte und rief: „Guten Tag, Vetter! Schon so frühe hier?“

„Guten Morgen, Bäschen Ottilie,“ rief eine sonore Baßstimme von drunten herauf; „wo ist denn Flora?“

„Hier, Vetter! willst Du etwas von ihr?“

„Ei natürlich! ist denn das auch eine Frage an einen zärtlichen Liebhaber, Ottilie?“ rief Kurt. „Sag' ihr doch, sie soll ihr liebes Gesicht am Fenster zeigen, damit mir die Sonne noch einmal aufgeht! Wirst Du ihr diese Phrase auch treu berichten, Ottilie? Ich möchte wetten, daß Hugo Dir nie etwas halb so poetisches sagt, nicht wahr?“

„So komm doch, Flora! er will Dich ja sehen!“ rief Ottilie in's Zimmer hinein, und diese trat langsam zum Fenster und schaute auf den schmucken Reiter hinab, der drunten hielt und mit Anmuth das feurige edle Pferd parirte, das ihn trug. Er warf ihr eine Kußhand zu, als sie am Fenster erschien, allein sie stand im Schatten des Vorhangs und er bemerkte den nüchternen Ernst in ihren Zügen nicht.

„Guten Morgen, Liebchen!“ rief er herauf; „wie? Du verbringst den schönsten herrlichsten Morgen im Zimmer, Flora? Willst Du nicht geruhen, meine Herzenskönigin, Dir Deinen Zelter satteln zu lassen und mit mir ein Stündchen durch den frischbelaubten Wald nach der Eugenienhütte hinüberzureiten?“

„Mit nichten, Kurt; ich bin heute nicht zu einem Spazierritte aufgelegt,“ erwiderte Flora gedehnt.

„Nicht aufgelegt, Flora? Bah, Du bist verstimmt. Kann es denn einen günstigern Tag zu einem solchen Galopp geben?“ rief Kurt munter. „Die Luft ist so lau und lind, die Sonne so klar, das Gras voll Blumen und Thau, die Luft voll Blüthenduft und Vogelsang — bah, ich bin kein Dichter, Liebchen,“ setzte er lachend hinzu, „aber ich gebe Dir mein Wort, es ist ein herrlicher, himmlischer Morgen!“

„Mag seyn, Kurt; aber es liegt mir heute nichts an einem Spazierritt, und ich danke Dir!“ sagte Flora

„Wie? Du willst also in der That nicht? Wie schade, Ottilie, daß Du nicht reiten kannst!“ sagte Kurt „Na, da muß ich mich denn eben allein behelfen. Ich glaube es ist das Klügste, ich reite nach Sternfeld hinüber zu Frau v. Dalberg und mache dort einen Besuch, den ich schon längst schuldig bin. Also Du begleitest mich wirklich nicht, Flörchen?“ Sie verneinte. „Nun denn, guten Tag, ihr Mädchen! auf Wiedersehen heute Abend. He, Juno! Tyras! hier herein! Adieu, Flora!“ und er gab seinem feurigen Pferde die Sporen und galoppirte der Allee zu.

Flora schaute ihre Freundin wehmüthig an. „Da siehst Du, Ottilie, wie er mir begegnet,“ sagte sie. „Es ist ihm ganz gleichgültig, ob ich bei ihm bin oder nicht. Nun reitet er nach Sternfeld hinüber und wird Eugenie Dalberg einladen, mit ihm durch den Wald zu reiten, und er wird mit ihr ebenso glücklich seyn wie mit mir. Ich bin überzeugt, liebe Ottilie, Dir würde es auch nicht gefallen, wenn Hugo van der Bilt Dich auch nur auf solche Weise liebte!“

„Liebes Kind, jeder Mensch hat seine eigene Weise,“ entgegnete Ottilie; „Hugo van der Bilt ist eine ernstere Natur als der sanguinische, fröhliche, leichtherzige Kurt v. Weilern. Glaub' mir, mein Herzchen, die Männer lieben nicht nach der Schablone eines Romans, sondern jeder nach seiner eigenen Natur.“

„Nun denn, so bin ich eben mit Kurt's Natur gar nicht zufrieden,“ sagte Flora schmollend; „es genügt mir nicht, daß ich dem Manne, den ich heirathen soll, nicht mehr seyn soll, als jedes andere beliebige Frauenzimmer,“ fuhr sie mit steigender Entrüstung fort. „Ich werde dieß Kurt auch schreiben, und uns beiden wieder die Freiheit geben!“

2.

„Meiner Treu!“ rief Kurt v. Weilern Abends ärgerlich; „das ist doch die verwünschteste, querköpfigste, unausstehlichste Grille, die jemals einem Mädchen in den Sinn kam!“

„Und die unbegründetste dazu, Vetter!“ sagte Ottilie theilnehmend. „Aber es ist eine flüchtige Laune, die bald vorüber gehen wird!“

„Sich vor mir verleugnen zu lassen, mich nicht sehen zu wollen, der ich doch mein Leben lang nichts anderes wußte, als daß sie meine Frau werden sollte!“ rief Kurt und wandte seine männlich-schönen, aber jetzt von einer Anwandlung des Unmuths verdüsterten Züge von dem Licht der Lampe ab, die auf dem Tische brannte.

„Das ist's ja eben, Vetter, was ihr den thörichten Gedanken eingibt!“ sagte Ottilie. „Sie wähnt, Dein Gefühl für sie sey nur ein gewohnheitsmäßiges Wohlwollen, nur das Bewußtseyn, daß ihr von jeher für einander bestimmt gewesen seyd, und keine echte wirkliche Liebe von Deiner Seite. So sagte sie mir wenigstens diesen Morgen, ehe Du kamst, sie zum Spazierritt abzuholen!“

„Bah, was weiß dieses Kind von wirklicher echter Liebe!“ rief Kurt; „wenn mein Gefühl für Flora nicht die treueste innigste Liebe ist, so weiß ich nicht was ich je wieder für eine Frau fühlen soll!“

„Hast Du ihr dieß denn nie gesagt, Vetter?“

„Oh doch, doch — oftmals und noch heute Abend. Allein es war alles in den Wind geredet,“ sagte Kurt mit herbem Unmuthe. „Ich glaube, das arme kleine Ding redet sich ein, es begehe wunder was für eine großmüthige edle That, wenn es mich aufgebe, und das steckt hinter dem Ganzen,“ setzte er mit einer drolligen Verlegenheit hinzu.

Ottilie bemitleidete ihn aufrichtig, und sagte: „Ich möchte nur gewiß wissen, ob Dir das nahe geht, Vetter?“

„Oh, Ottilie! ich muß fürwahr in irgend einer Weise Dein Vertrauen recht verscherzt haben, wenn Du daran zweifeln kannst!“ rief Kurt schmerzlich. „Mag seyn, daß ich kein allzu stürmischer noch allzu sentimentaler Liebhaber gewesen bin; ich war so vertraut mit dem Bewußtseyn, Flora sey mir bestimmt, daß ich mich nicht beeiferte, mir mein Eigenthumsrecht zu sichern. Aber glaub' mir, Bäschen, ich habe von jeher mir meine eigenen Pläne und Träume von einer stillen Häuslichkeit gemacht, worin Flora's liebe kleine Gestalt und Engelsköpfchen eine große Rolle spielte; sie sollte Licht und Freude in das finstre alte Schloß bringen, das dereinst Flora und mir eine Heimath werden sollte. Und ein Mann verzichtet auf solche süßen Träume und Zukunftspläne nicht ohne einen tiefen schneidenden Seelenschmerz, wie wenig Du mir auch die Befähigung zu einem solchen zutrauen magst, liebes Bäschen!“ setzte er mit einer gewaltigen Bewegung hinzu, die sich sogar in seiner Stimme verrieth.

Ottilie v. Zedwitz war ein offenes warmherziges Mädchen, und von einem Mitgefühl übermannt, dessen sie sich gar nicht schämte, eilte sie auf den Vetter zu, drückte ihm die Hand und küßte ihn, — eine Demonstration, welche Kurt ebenso herzlich und ungezwungen erwiderte.

„Alle Wetter, ihr Leutchen, das geht ja verwünscht empfindsam zu!“ rief Hugo van der Bilt lachend, der seither nur ein stummer Zuhörer dieses Auftritts gewesen war. „Aber bitte! genirt euch gar nicht! ich will eure Ergüsse in keiner Weise hindern!“

„Verzeih' mir, Kurt! ich bitte Dir mein Unrecht und meinen Zweifel von Herzen ab!“ rief Ottilie, ohne sich an die Bemerkung ihres Verlobten zu kehren. „Ich hätte Dich besser kennen sollen, Du treue Seele. Aber diese thörichte Flora muß wieder zur Vernunft gebracht werden, denn ich weiß, sie liebt Dich ja trotz alledem. Wie aber sollen wir es angreifen, Hugo?“

„Das ist schwer zu sagen,“ versetzte Herr van der Bilt; „wenn Kurt nicht in allen Dingen ein solch unnatürliches unverschämtes Glück hätte, wäre ihm vielleicht zu helfen, denn nach meinem Dafürhalten bedarf es nur irgend eines Unglücksfalls, der ihm begegnete, um die Sache wieder in's Geleise zu bringen. Würde z. B. Kurt plötzlich krank, bräche er beim Reiten einen Arm oder ein Bein, verlöre er ein Auge oder passirte ihm irgend etwas Derartiges, so bin ich fest überzeugt, daß Flora sogleich zu ihm eilen, ihn mit der rührendsten reizendsten Hingebung verpflegen und darauf bestehen würde, ihn zu heirathen, möchte er nun wollen oder nicht!“

„Wirklich? glaubst Du in der That, das gute Kind würde das thun, Hugo?“ fragte Kurt zärtlich.

„Nach meiner Kenntniß der menschlichen und zumal der weiblichen Natur bin ich überzeugt, daß ich sie nicht falsch beurtheile,“ erwiderte Hugo; „und ich glaube, wir Juristen haben ein Bißchen Menschenkenntniß. Ich sehe die Sache so an: Flora hat viele Romane gelesen und sich nach dem Modell der modischen Romanhelden ihren Begriff von dem gebildet, wie sich ein Liebhaber eigentlich benehmen soll, und das ist ja im Grunde nichts neues, denn seit es Romane gibt, haben sie nur dazu beigetragen, jungen Leuten ohne Lebenserfahrung verkehrte Ansichten und Begriffe vom praktischen Leben beizubringen. Und die Handlungsweise, welche ich ihr imputire, ist ja diejenige, welche jede Romanheldin nun einschlägt, seit Jane Eyre ihren verstümmelten und blinden Anbeter geheirathet hat.“

„Hugo hat ganz recht!“ rief Ottilie mit großer Energie; „Kurt, Dir muß irgend ein Unglück zustoßen!“ Herr von Weilern blickte betroffen auf und schien diese Nothwendigkeit nicht gut zu begreifen. — „Ja, irgend ein Unfall, der Dir zustößt, Vetter, bringt die Sache wieder in's Geleise,“ fuhr Ottilie fort. „Erinnerst Du Dich nicht des Spruchs Shakspeare's, daß Unglück, häßlich und giftig wie die Kröte, doch ein kostbares Juwel im Kopfe trage?“

„Doppelt häßlich allerdings, wenn man beim Reiten oder auf der Eisenbahn gleich den Hals bricht,“ meinte Kurt bedenklich und strich sich den Schnurrbart; „sag' mal, Hugo, läßt sich denn die Sache nicht auch ohne einen Beinbruch arrangiren?“

„Ja, in der That,“ meinte Ottilie mit einem Blick auf die schmucke kräftige Gestalt Kurt's, — „als hülflosen Krüppel möchte ich den armen Vetter nicht herumlaufen sehen. Könnte man denn nicht ein anderes Auskunftsmittel finden? Etwa irgend eine kleine List, wie sie in Romanen und Komödien oft genug vorkommt?“

„Kinder, ich will verhext seyn, wenn ich euch verstehe.“

sagte Kurt; „ich lasse mich gerne dumm schelten, aber ich weiß nicht, wo ihr mit diesem allem hinaus wollt!"

„Fürwahr, Kurt, Du erscheinst mir heute etwas vernagelt, wie alle unglücklichen Liebhaber," sagte Herr van der Bilt; „die Sache ist ja ganz einfach; Du stellst Dich krank und richtest von einem angeblich hoffnungslosen Krankenbette aus einen zärtlichen Abschiedsbrief an Flora, worin Du sie nur noch um eine letzte Unterredung bittest und . . ."

„Halt! davon kann nie die Rede seyn, Hugo!" rief Kurt beinahe unwillig. „Ich gewänne es niemals über mich, mit den Gefühlen irgend einer Frau auf diese Weise meinen Scherz zu treiben, und am wenigsten möchte ich einem derartigen Streiche meine Frau verdanken."

„Ah! dachte ich mir's doch, Kurt, Deine unpraktische Ehrlichkeit werde uns hier sogleich im Wege stehen!" sagte Ottilie und hatte Mühe, ihr Lachen zu verbeißen; „aber um alles in der Welt, Hugo, was soll nun geschehen?"

„Wir müssen in Geduld und Hoffnung warten, bis uns die Vorsehung gütigst ein Unglück schickt, da Kurt uns nicht erlauben will, ein solches für ihn zu erfinden, oder wir müssen auf den sehr unwahrscheinlichen Fall warten, daß sich die stolze Schöne eines Bessern besinne," gab Hugo zur Antwort.

„Wenn ich an Kurt's Stelle wäre, so dürfte Flora lange warten, bis ich sie bäte, sich meinethalben eines Bessern zu besinnen!" sagte Ottilie sehr energisch.

„Ah, wirklich?" fragte Kurt und sah sie schlau lächelnd an; „und doch bist Du in Hugo verliebt, oder er bildet es sich wenigstens ein."

„Er hofft jedenfalls von dieser Seite das Beste," versetzte Hugo lächelnd; „allein was hat denn dieß mit Deiner Angelegenheit zu schaffen?"

„Jeuun, vielleicht nichts," entgegnete Kurt; „mir fiel nur so eben ein alter Spruch ein: 'Liebe duldet lange und ist voll Wohlwollen'."

3.

Flora v. Kleeberg war achtzehn Jahre alt, schön und gefeiert, eine reiche Erbin und ein verwöhntes Kind. Diese Thatsachen müssen die Thorheiten entschuldigen, welche sie beging. Sie hatte nie irgend einen Kummer oder eine Noth gekannt, denn als sie ihre Eltern verlor, war sie noch zu jung gewesen, um diesen Verlust in seinem ganzen Umfang zu begreifen, und sie war als die verhätschelte Mündel des gutmüthigen Oberst v. Mainfels und unter der liebevollen Pflege seiner ledigen Schwester aufgewachsen, und hatte darum nie fühlen gelernt, was sie durch den Tod ihrer Eltern eingebüßt hatte. Und als ob der Oberst und seine Schwester nicht schon genug gethan hätten, um Flora oder jedes andere junge Mädchen in ihrer Lage zu verwöhnen, hatte des Generals Neffe und Erbe, Kurt von Weilern, auch noch das Seinige dazu beigetragen, der jungen Schönen eine gewaltige Meinung von ihrem eigenen Werthe beizubringen. Kurt war ein herzensguter, liebenswürdiger Mensch, von treuestem Gemüth und offenstem ehrlichstem Charakter, aber er war von jeher gewöhnt gewesen, sich ganz zur Verfügung der kleinen Flora zu stellen und ganz nach ihrer Pfeife zu tanzen, obschon er volle sieben Jahre älter war als sie. Er fand alles schön und gut und richtig, was sie dachte, sprach oder that, und vermaß sich immer hoch und theuer, mochte sie auch thun und verlangen was sie wollte, sie sey das liebens- und anbetungswürdigste herrlichste Wesen auf der ganzen Welt. Ferner wußten diese beiden Jugendgespielen und Lieblinge des alten pensionirten Obersten sehr gut, daß es von jeher der Wunsch ihrer beiderseitigen Eltern gewesen war, sie dereinst als ein Paar zu sehen; die beiden jungen Leutchen waren in dem Bewußtseyn dieser ihrer Bestimmung aufgewachsen und von Jugend auf mit einander verlobt, und obwohl weder irgend eine Conventionalstrafe auf den einseitigen Bruch dieses Verlöbnisses gesetzt, noch irgend welcher Zwang auf die Beiden ausgeübt worden war, so hatte sich seither doch von keiner Seite ein Widerstand gegen diese Abrede erhoben. Im Gegentheil hatte es bislang geschienen, als ob Flora den hübschen, ehrlichen, treuherzigen Kurt von ganzem Herzen liebe; und ihre Gefühle für ihn waren vielleicht auch nie inniger und mächtiger gewesen, als in dem Zeitpunkte, wo sie sich's in ihr romantisches kleines Köpfchen setzte, daß seine leichte, behagliche, undemonstrative Neigung für sie nur Beweis für den Mangel jeder tieferen entsprechenden Leidenschaft sey.

Darum hatte sie ihm noch an dem Abend desselben Tages, wo sie sich geweigert mit ihm auszureiten, mit aller Würde und Fassung, deren sie fähig war, rund heraus erklärt: sie glaube, Kurt liebe sie nicht innig und leidenschaftlich genug, daß sie beide mit einander glücklich seyn könnten, und sie halte es daher für weit besser, sie lösten das über sie verhängte Verlöbniß und gäben sich gegenseitig die Freiheit. Kurt war diese Erklärung so überraschend, ja überwältigend gekommen, daß er sich gar nicht im Stande fühlte, sich dagegen zu vertheidigen und seine Sache mit Beredtsamkeit zu führen. Beredtsamkeit war überhaupt seine Sache nicht, denn seine geistigen Gaben reichten nicht über das Niveau des Mittelmäßigen, und das Herz war bei ihm besser ausgestattet als der Kopf. Auch hatte ihm Flora gar keine Zeit zu einer Erwiderung gelassen, sondern sich rasch in ihr Zimmer zurückgezogen, um ihm die hervorbrechenden Thränen zu verbergen, sich darin eingeschlossen und geweint, bis sie sich in Wirklichkeit weit kränker und unglücklicher gemacht hatte, als sie jemals in ihrem Leben in der Einbildung gewesen war. Somit war Kurt nichts übrig geblieben, als sich zu entfernen, und zwar mehr verblüfft und ungläubig, als wirklich von Schmerz oder Aerger gebeugt; und er hatte, ehe er Gut Eichhorn verließ, noch jene Unterredung mit Ottilien und Hugo gehabt, welche wir im vorangehenden Kapitel geschildert haben.

Das alles wäre vielleicht nicht so weit gekommen ohne die Abwesenheit des wackeren Obersten, der mit seiner Schwester auf einige Tage in Geschäften nach der Residenz gegangen war. Flora mußte sich daher jetzt gewaltig zusammen nehmen, ihr wankendes Selbstgefühl und die Ueberreste ihrer mühsam behaupteten Würde, welche ihr ohnedem nicht natürlich war, aufraffen und sich mit Muth umgürten, um der Ueberraschung

und dem Schmerz des alten Obersts und seiner Schwester bei ihrer Heimkehr, mit der Anzeige von dem rückgängig gewordenen Verlöbniß zu begegnen. Herr v. Mainfels las Flora's Seelenschmerz in ihrem betrübten Gesichtchen, als sie ihm die Nachricht mittheilte, und obschon es ihm wegen seines Schwestersohns, dem er von Herzen gewogen war, sehr nahe ging, so begnügte sich der ritterliche alte Herr doch mit der ihm eigenen zartfühlenden Courtoisie, diese Kunde nur mit einigen Worten des Bedauerns aufzunehmen und erwähnte dann diese Sache niemals wieder. Fräulein Clarisse aber, die Schwester des alten Herrn, deren entschiedener Liebling Kurt war, begnügte sich nicht mit blosem Erstaunen und Beileid, sondern wollte aus Neugier und Mitgefühl die Sache ganz genau ermitteln und wo möglich eine Versöhnung herbeiführen, und die arme Flora ward mehr als einmal in bittern Unmuth versetzt, um all die verschiedenen Fragen über ein Thema abzuweisen, welches ihr wundes Herzchen zu nahe und zu schmerzlich berührte, um ein häufiges Aufreißen der kaum verharschten Wunde ertragen zu können.

Wochen und Monate vergingen, der Sommer war in seiner ganzen Herrlichkeit heraufgezogen, Eschborn war ein wirkliches Paradies, dessen Schönheiten und Annehmlichkeiten der alte Oberst behaglich genoß. Fräulein Clarisse sorgte für das Hauswesen und die nie fehlenden Gäste, besuchte ihre Armen und trauerte um Kurt, welcher den Landsitz seines Oheims geflissentlich mied; Flora grämte sich wie ein Vögelchen im Bauer und wähnte der schönen Sommerszeit nicht wieder froh werden zu können. Auch sie vermißte Kurt allenthalben und konnte nicht begreifen, warum er Eschborn mied; hatte sie ihm doch, als sie ihr Verlöbniß mit ihm abbrach, die Hoffnung ausgesprochen, daß dieß ihren seitherigen freundschaftlichen Beziehungen in keiner Weise Abbruch thun werde! Als ob ein Mann, der wirklich liebt, über den glühenden Herd seiner besten Gefühle den eisigen Mantel der Convenienz breiten könnte! — Kurt hatte seinen Oheim auf seinem eigenen Gute gesprochen und ihm erklärt, er müsse Eschborn auf eine Weile meiden, da er es nicht über sich gewinnen würde, Flora nur mit den Augen der Freundschaft zu betrachten, und wenn er ihr Glück auch nicht in derjenigen Weise gründen dürfe, wie er dieß seither zu können gehofft habe, so könne er es noch weniger über sich gewinnen, ihr wundes Herzchen dadurch zu kränken, daß er in ihrer Gegenwart den Ernst und die Wehmuth getäuschter Lebenshoffnungen auf seinem Gesicht herumtrage. Ottilie hatte ebenfalls das Rittergut Eschborn verlassen und war in die Residenz zurückgekehrt, um ihrem Verlobten, Hugo, nahe zu seyn, welcher vor Kurzem zum Obergericht versetzt worden war. So mußte sich denn Flora doppelt allein und vereinsamt fühlen, und sich überzeugen, wie schwer es ist, einen wohlwollenden, heitern, treuherzigen Freund aus unserer Nähe zu verlieren, zumal wenn wir an dessen Umgang schon seit Jahren gewöhnt sind. Dieses Schweigen, diese Einsamkeit, welche den Geliebten allenthalben vermißte, dehnte sich nicht blos auf Eschborn, sondern auf die ganze Gegend aus; jeder Punkt erinnerte sie an ihn oder irgend einen Ausflug, einen Besuch, der sie mit Kurt hieher geführt hatte. Erst seit Kurt fort war, erkannte sie, wie viel er ihr gewesen.

So schwand auch der Sommer, und jener Frühlingsabend, wo sie Kurt erklärt hatte, daß sie ihn nicht heirathen könne, erschien schon so weit entfernt, gleichsam durch lange Jahre des Bedauerns und Kummers von ihr getrennt, daß er ihr vorkam, als habe sie ihn in einem ganz andern Leben erlebt. Diese stille, ernste, traurige Flora war gar nicht mehr dasselbe lustige, elastische, muthwillige, verhätschelte Mädchen, auf welches die Frühlingssonne heruntergeschienen. Sie mied die Gesellschaft und floh namentlich den Umgang junger Männer. Der Oberst und seine Schwester nannten niemals Kurt's Namen, und wenn sich Flora früher vor der Erwähnung Kurt's gefürchtet hatte, so war es nun so weit gekommen, daß sie sich ordentlich darnach sehnte, nur einmal wieder etwas von ihm zu erfahren, zumal da auch Ottilie in ihren häufigen Briefen nie mit einer Sylbe seiner gedachte, und sich das Ansehen gab, als habe ihres Vetters Betragen gegen Flora sie allzusehr entrüstet, als daß sie sich noch um ihn kümmere.

Endlich kam ein Wiedersehen, wenn auch ein flüchtiges. Der landwirthschaftliche Bezirksverein feierte wie alljährlich sein Fest in der Kreisstadt, verbunden mit Wettpflügen, Vieh- und Produkten-Ausstellung. Der Oberst v. Mainfels war Komité-Mitglied und besuchte daher das Fest mit seiner Schwester und Flora, die sich jetzt immer willenlos mitschleppen ließ. Als sie in die Fruchthalle traten, wo die Ausstellung war, sah Flora mit lebhaftem Herzpochen Kurt am entgegengesetzten Ende des Saales in Gesellschaft von Damen, denen er die Werkzeuge erklärte und deren Aufmerksamkeit er auf die Preis-gekrönten Obst- und Gemüsearten lenkte. Eugenie Dalberg ging an seiner Seite und bemühte sich sichtlich, durch eifriges Eingehen auf seine Erklärungen Kurt's Interesse zu fesseln, und er gab sich mit einer offenbaren Befriedigung den wohlberechneten Bewerbungen der schönen Blondine hin. Das nagte Flora'n am Herzen — jeder Anderen hätte sie eher Kurt's Huldigungen gönnen mögen, als dieser Kokette. Mit der größten Mühe suchte sie ihre Fassung zu bewahren, denn sie mußte unvermeidlich Kurt begegnen, da er mit seinen Damen gerade auf sie zukam. Aber jeder Schritt, um welchen sich Beide gegenseitig näherten, schien Flora unruhiger und eifersüchtiger, aber auch verzagter zu machen. Kurt hatte seinen Oheim und seine Tante schon bemerkt und von Weitem freundlich gegrüßt und Flora einen neugierigen Blick zugeworfen, dem sie nicht begegnen wollte; sie hatte daher auch nicht wahrgenommen, wie lange und mit welcher theilnehmenden Verwunderung sein Auge auf ihrem blassen Gesicht geruht hatte. Jetzt stießen beide Gesellschaften zusammen, begrüßten sich als Guts-Nachbarn und wechselten die üblichen Artigkeits-Phrasen. Kurt schüttelte Onkel und Tante die Hand und erwiderte auf ihre Frage, er sey wohlbehalten von seiner größern Reise zurückgekommen, von welcher Flora gar nichts gewußt hatte; — nun mußte er auch an ihr vorüber, und wie von irgend einer magnetischen Kraft gezwungen, begegneten sich Beider Blicke im selben Moment. Kurt erröthete leicht, grüßte aber freund-

lich und unbefangen seine frühere Verlobte; Flora dagegen blickte zu Boden und wandte sich rasch ab, halb getröstet und halb beschämt, vergnügt und traurig in Einem Athem, denn der Händedruck, womit er sie begrüßt, hatte ihr Blut wie siedendes Oel durch alle Adern gejagt, daß ihr beinahe die Sinne schwanden. Als sie wieder einigermaßen zu sich gekommen, war er fort. Sie hatte bemerkt, daß Kurt männlicher und gereifter aussah, als vordem; der stille Ernst kleidete ihn sehr gut. Auf den alten Oberst hatte die Begegnung mit seinem Neffen sichtlich ebenfalls eingewirkt; er war plötzlich wortkarg und zerstreut geworden, und kaum war die Preisvertheilung vorüber, so hob er seine Schwester und Flora in die Droschke und ließ nach Hause fahren.

Die nächsten Tage wartete Flora vergeblich auf einen Besuch Kurt's in Eschborn, denn sein seitheriges Ausbleiben maß sie blos seiner Abwesenheit auf der Reise bei; allein all ihr Hoffen war vergeblich — er blieb aus, und weder der Oberst noch Fräulein Clarisse erwähnten seiner auch nur ein einziges Mal.

3.

Einige Wochen darauf reiste Oberst Mainfels wegen eines Processes in die Residenz, wo er einige Zeit bleiben wollte, und Flora erhielt schon wenige Tage nach dem Eintreffen ihres Vormunds in der Hauptstadt einen Brief von Ottilien mit der Nachricht, daß der Oberst und Kurt sich gegenseitig überworfen hätten. — „Ich weiß nicht, mein liebes Herzchen, ob Du schon davon gehört hast,“ schrieb Ottilie; „wenn nicht, so müßtest Du es doch früher oder später erfahren, und darum mach' ich mir kein Gewissen daraus, es Dir zu melden. Ich hörte es von Kurt selbst, welcher mich jedoch über die eigentliche Ursache des Streits im Unklaren ließ. Der Oberst soll schon seit einiger Zeit sehr reizbar und empfindlich gegen Kurt gewesen und ihm gar nicht mehr so wie früher begegnet seyn, so daß Kurt sich einreden möchte, er habe sich in seinem Betragen gegen Dich irgend etwas zu Schulden kommen lassen, was den Oberst veranlaßt habe, mit ihm zu brechen. Wie ungegründet ein solcher Verdacht aber ist, mußt Du am allerbesten wissen, liebe Flora. Ueberhaupt meint Kurt, es sey ihm seit eurem Bruch alles konträr gegangen, und seit er sich mit dem Oheim, den er so sehr liebt und verehrt, brouillirt habe, sey er vollends um Frieden und Glück gebracht. Kurt weiß, daß der Oheim noch kein Testament gemacht hat und vermuthet nun, anscheinend mit Grund, der Oberst werde ihn enterben. Und weil denn seine Vermögens-Umstände gar nicht glänzend sind und der arme Junge im Grunde gar nichts mehr hat, was ihn an die Heimath fesselt, so trägt er sich mit dem Gedanken einer Auswanderung nach Australien, nach Canada oder Chile, um dort sein Glück zu versuchen, was meines Erachtens auch das Klügste ist, was der arme Kurt thun kann.“

Flora erschrack bis in's Herz. „Das Klügste was er thun kann, zu den Antipoden zu gehen!“ rief Flora schluchzend. „Kurt, **mein** Kurt, will auswandern und all das Ungemach und die Gefahren einer Ansiedelung in einem wilden Landstrich auf sich nehmen? Er will so weit fortgehen, daß wir uns nie, niemals wiedersehen? — Ach, Ottilie! Ottilie! hättest Du nur einen Funken Weiblichkeit und Gefühl im Busen, so könntest Du solche abscheuliche Dinge nicht mit dieser entsetzlichen Kaltblütigkeit niederschreiben!“

Flora war ganz niedergebeugt von der Wucht des Elends, das dieser Brief über sie verhängt hatte, und weinte sich darob beinahe blind. Aber Kurt durfte nicht fort, nicht auswandern! Kniefällig wollte sie den General bitten, daß er sich mit dem Besten aller Neffen wieder aussöhne, der — weit entfernt, ihr Unrecht gethan oder sich gegen sie verfehlt zu haben, — viel zu gut war für sie, die seiner so Unwürdige. Allein der Oberst war leider verreist und hatte nicht hinterlassen, bis wann er zurückkehre. Fräulein Clarisse, die gute Seele konnte nichts in der Sache thun. Es blieb daher Flora nichts andres übrig, als selber an Kurt zu schreiben und ihn zu bitten, er möge sie doch noch ein einziges Mal besuchen, wenn er wirklich die Heimath für immer zu verlassen beabsichtige. Sie sah kein andres Mittel ab, um auf ihn zu wirken, und sie wollte sich gern zu diesem demüthigen Schritte herablassen, um so mehr, als sie im Kreisblatte gelesen hatte, daß Kurt wirklich sein Gütchen Sonnenau zum Verkauf ausbieten ließ. Mit der Liebe zwischen ihnen beiden war es zwar für immer vorbei, aber es war doch gewiß im Grunde ein sehr verzeihlicher Wunsch von ihr, einem Jugendfreund und ehemaligen Gespielen Lebewohl zu sagen, ehe er für immer fortreiste. Der Brief ward also geschrieben, bevor sie noch Zeit hatte, bedenklich zu werden und diesen Gedanken fallen zu lassen; und das ganze thörichte, irrende aber höchst liebevolle Herzchen der Schreiberin verrieth sich in den kurzen kritzeligen Zeilen.

Jetzt stieß Flora allerdings ein Bedenken auf: sie kannte Kurt's gegenwärtigen Aufenthalt; — aber nach kurzem Besinnen adressirte sie den Brief an seinen Geschäftsmann, der mit dem Verkauf von Sonnenau beauftragt war, und bat denselben um Bestellung der Einlage. Dieß geschah denn auch, obschon nicht ohne Zeitverlust, welcher natürlich dem armen Mädchen die furchtbarsten Bangigkeiten und Zweifel verursachte. Aber endlich erhielt sie doch eines Morgens beim Frühstück einen Brief mit der wohlbekannten Handschrift, den sie hastig in die Tasche steckte, weil sie wohl fühlte, daß sie ihn nicht in Gegenwart Anderer lesen konnte, und den sie erst erbrach, nachdem sie sich in der Einsamkeit ihres Stübchens eingeriegelt hatte. Ihre Thränen flossen reichlich, als sie den schlichten, zärtlichen Brief Kurts durchlas. Er gestand zu, daß er sich bei der letzten Begegnung des Oheims mit demselben brouillirt habe, und daß er sich mit dem Gedanken trage, Deutschland wo möglich für immer zu verlassen. Auch gestand er bereitwillig zu, er würde gar zu gern von seiner Jugendfreundin (an die er zeitlebens nur mit der zärtlichsten Neigung denken werde) sich verabschiedet haben, aber bei der gegenwärtigen Spannung zwischen dem Obersten und ihm sehe er nicht ein, wie er nach Eschborn kommen könne. Und doch vermöge er es nicht über sich, auf die Möglichkeit, Flora noch einmal zu sehen und zu sprechen, falls sich hiezu eine Gelegenheit darbiete, zu verzichten, und wenn sie daher wirklich geneigt seye

ihm noch ein letztes Stelldichein zu gewähren, so wolle er am Donnerstag Abend präcis fünf Uhr im Hornwalde beim Hirschbrunnen seyn und sie erwarten. Sollte ihr diese Anordnung jedoch in irgend welcher Weise nicht genehm seyn, so brauche sie es ihm nur mit wenigen Zeilen nach Sonnenau wissen zu lassen, wohin er am Donnerstag ohnedem für einige Tage zurückkehre. Jedenfalls werde er keine Entfernung achten, um sie noch einmal zu sehen, geschweige denn die kleine Tagereise von der Residenz nach Eschborn. Und so endete dieser Brief mit noch einigen zärtlichen Worten, ohne Vorwurf, ohne Anklage, ohne irgend welche Anspielung auf getäuschte Hoffnungen, zerstörtes Lebensglück und ähnliche Dinge, ja sogar ohne irgend welche Erwähnung der Liebe, an welcher Flora gezweifelt hatte. Und doch las das arme Märchen in jedem milden großmüthigen Wort, in diesem ganzen Zartgefühl, womit Kurt sich selber vergaß und aus dem Spiele ließ, und in der zärtlichen, liebevollen Weise, womit er ihrer gedachte, deutlich heraus, wie innig Kurt ihr zugethan gewesen sey. Ja, erst jetzt, wo alles vorbei und zu spät war, wußte Flora, daß und wie sie geliebt worden war — vielleicht nicht mit der heftigen, verlangenden Leidenschaft, mit der stürmischen demonstrativen Neigung, welche sie sich nach ihren Lieblings-Romanen in den Kopf gesetzt hatte, aber mit all der zärtlichen, uneigennützigen, wahren und schönen Innigkeit einer solch männlichen und edlen Natur, wie diejenige von Kurt v. Weilern war.

Wie konnte er nur zweifeln, daß sie an den Hirschbrunnen im Hornwald kommen würde? Als ob sie nicht, wie die büßenden Wallfahrer der Vorzeit, ihre Schuhe mit Erbsen gefüllt hätte oder barfuß und auf den Knieen über den rauhesten steinigsten Pfad gegangen wäre, um Kurt am Ende desselben zu finden. Das Wetter war allerdings schon herbstlich rauh und regnerisch, der Waldweg unergründlich kothig und zähe, so daß die hübschen dunkelbraunen Prünellstiefelchen mit den Absätzen tiefe Fährten darin zurückließen und man die schöne Spaziergängerin füglich hätte abspüren können, wenn sich jemand einer solchen Indiscretion hätte schuldig machen wollen. Aber einerlei! — sie wollte das Stelldichein gewiß nicht versäumen.

Der Nachmittag des Donnerstags kam, und nach dem Kaffee stahl sich Flora aus dem Schlößchen. Tante Clarisse glaubte sie auf ihrem Zimmer, in irgend ein Journal vertieft. Flora aber hatte sich in ihren langen braunen Mantel gehüllt und das braune Strohhütchen mit dem Aehren- und Kornblumen-Bouquet und der schwarzen Straußenfeder aufgesetzt, und eilte nun verstohlen durch den Park nach dem einsamen Waldweg, der zum Hirschbrunnen führte. Eine liebliche, leichte, zierliche Gestalt, schlank, geschmeidig, graziös wie ein Windröschen auf seinem Stengel, schwebte sie dahin, aber ihre ganze Erscheinung würde mehr mit einem sonnenhellen Sommertag, als mit diesem traurigen düstern Herbstabend in Einklang gestanden haben, hätte nicht in diesen großen unschuldigen Augen ein feuchter thränenvoller Glanz, auf diesen frischen kindlichen Lippen eine stille Wehmuth gelegen. Sie wußte, daß sie weit früher zur Stelle kommen mußte, als Kurt sie bestellt hatte, allein sie mußte doch unbewußt und unwillkürlich ihre Schritte beschleunigen, bis sie beinahe rannte. Und als sie daher fast athemlos bei der Hütte anlangte, welche neben dem alten Brünnchen stand, war kein vertrautes Gesicht da, um sie zu begrüßen, und keine liebe ersehnte Stimme dankte ihr freundlich für ihr pünktliches Eintreffen. Sie setzte sich muthlos auf die feuchte Steinbank und ihr war zu Sinne, als sey sie vergeblich gekommen.

Der Abend war doch gar zu trübselig! der Regen hatte zwar aufgehört, aber ein kalter schneidender Wind fuhr stoßweise durch die Bäume, schüttelte ihre ächzenden Kronen und trieb die abgerissenen dürren Blätter in Wirbeln am Boden hin. Dieses Seufzen und Stöhnen des Windes in den Kronen hatte etwas Unheimliches, das die langsam aufziehende Dämmerung und der graue trübe Himmel noch vermehrten. Flora war beinahe zu Muthe, als möchte sie hier niederliegen und einschlafen und nie wieder erwachen!

Doch horch! jetzt erscholl ein Ton in der Ferne, erst nur schwach und vom Winde unterbrochen, — ein Laut, der alle Todesgedanken des jungen Mädchens schnell verscheuchte: ein dumpfer, hohler Ton in schnellem Takte — der Hufschlag eines Pferdes auf dem kothigen Waldwege kam immer näher. Sie konnte von der kleinen Hütte aus den Pfad nicht überblicken, denn er beschrieb nahe dabei eine Krümmung, aber ihr war als könnte sie den Hufschlag von Kurt's Reitpferd von allen anderen unterscheiden. Näher und immer näher kam er, in raschem Trabe! Ha, wenn er es nicht wäre? wenn er vorüberritte? Doch nein, er ging nicht vorbei; sie hörte das Plätschern und Spritzen der Hufe in den Wasserpfützen der Niederung, hörte das Pferd die Böschung herauf keuchen, und im nächsten Moment ritt Kurt in seinem grauen Jagdrocke hinter dem dunklen Tannicht hervor auf den Hirschbrunnen zu und sprang leicht von seinem Braunen.

Flora stand von der Bank auf und wäre ihm gern entgegengegangen, allein ihre Füße erschienen ihr plötzlich bleischwer, ihre Kniee wankten. Selbst als Kurt ihre beiden zitternden Händchen erfaßt hatte und ihr im herzlichsten Tone zuflüsterte: „Wie lieb von Dir, Flora, daß Du gekommen bist!“ vermochte sie kein Wort hervorzubringen, weil ein furchtbarer Würger in der Kehle ihr verkündete, daß sie in lautes Schluchzen ausbräche, sobald sie den Mund öffnete. Kurt durchschaute vielleicht diesen innern Kampf; jedenfalls machte er einen hastigen und unvollkommenen Versuch, der Sachlage eine scherzhafte Seite abzugewinnen, was zwar nicht ganz gelang, aber Flora'n doch wenigstens Zeit gab, sich einigermaßen zu fassen.

Sie setzte sich wieder auf die Bank, blickte ihm wehmüthig in's Gesicht und fragte traurig: „So ist es denn wirklich wahr, Kurt, Du willst fortziehen? Ich kann es kaum glauben.“

„Sitze nicht hieher, Flora! hier ist der Boden so feucht und ein scharfer Zugwind, — komm hieher! — Nun ja, mein Kind, es ist wirklich wahr und — wohl am besten so, Flora!“

„Und Du willst nur fortgehen, weil Du Dich mit dem Onkel Mainfels überworfen hast? O Kurt, ich kann gar

nicht begreifen, wie dieß überhaupt nur möglich gewesen ist. Sag' mir nur, wie es zuging, und in der That, da er Dich so sehr liebt, kann sein Groll nicht lange verhalten."

„Das glaube ich auch nicht, denn der Onkel ist herzensgut und Gott erhalte ihn noch lange," erwiderte Kurt herzlich. „Ich möchte auch nicht fortgehen, ohne mich wieder ganz mit dem Manne ausgesöhnt zu haben, der immer so liebreich und fürsorglich wie ein Vater an mir gehandelt hat. Ich hoffe zuversichtlich, meine Liebe, daß es mir vor meiner Abreise noch gelingen wird, seine Verzeihung zu erlangen, obschon ich mir eigentlich nicht im mindesten bewußt bin, womit ich ihn gekränkt haben könnte."

„Aber warum willst Du alsdann so weit fortgehen?" fragte Flora leise, um nicht in Thränen auszubrechen. — Kurt zögerte mit der Antwort.

„Offen gestanden, liebe Flora, der Rath dazu kommt eigentlich vom Oheim her," entgegnete er endlich. „Und sieh' — ich rede zwar nur sehr ungern von diesen Dingen, aber es muß ja doch einmal gesagt seyn, da es zur Sache gehört — er hat mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ich mich nicht mehr als seinen Erben betrachten solle, und daß es daher das Beste wäre, ich versuchte mein Heil in irgend einem andern Welttheile, da ich doch hier zu Lande das theure müssige Leben nicht fortsetzen könne, welches ich seither geführt habe... kurzum, meine Liebe, ich muß leider gestehen, daß meine Vermögens-Verhältnisse etwas brouillirt sind; ich habe üppiger gelebt, als es das Vermögen erlaubt hätte, was ich von meinen Eltern geerbt, — und das war die erste Veranlassung zu meinem Verdruß mit dem Oheim!"

„Oh, das ist ja ganz abscheulich vom Obersten Mainfels!" rief die arme Flora unter Schluchzen.

„Nein, sage das nicht, meine Liebe!" bat Kurt. „Der Onkel hatte im Grunde recht; ich hätte mich mehr einschränken und mein Gütchen besser bewirthschaften sollen; aber es ist ja so klein, es würde weder meinem Ehrgeiz noch meiner Thatkraft genügt haben. Und wahr ist es auch: wenn ich noch ein hinreichendes Stück Geld mit mir nach Canada oder Australien nehmen will, um mich dort anzukaufen, so ist es die höchste Zeit zum Umsatteln. Und überdem hatte der Oheim vielleicht noch andere gute Gründe, obschon ich dieselben vorerst noch nicht kenne!"

„Wie kann er aber Dich in die weite Welt hinausschicken, der grausame hartherzige Mann?" stammelte Flora.

„Nein, liebe Flora, tadle den Oheim nicht und hege keinen unfreundlichen Gedanken von ihm, denn er verdient wahrlich von Dir oder mir keinen Vorwurf. Ich habe als ein Thor gehandelt, indem ich in den Tag hinein lebte, und muß es nun auch büßen, und wenn mir dereinst in Australien das Herz schwer werden will...."

„Ach, Kurt! wofür denn so weit fort?" rief Flora weinend; „wenn Du Schiffbruch littest und.... und ertrinken würdest!..."

„Oder auf eine wilde Insel verschlagen, als ein zweiter Robinson Crusoe leben müßtest, ohne auch nur einen 'Freitag' zu haben, nicht wahr, das wäre gräßlich!?" fiel ihr Kurt scherzend in's Wort.

„Ach geh', Kurt! mir ist gar nicht spaßhaft zu Muthe, und ich kann nicht begreifen, wie Du darüber scherzen kannst?" sagte sie mit einem tiefen Seufzer; „Deine Auswanderung drückt mir beinahe das Herz ab!"

„Du Gute, Liebe!" versetzte Kurt und sah sie freundlich an, und Flora mußte sich unwillkürlich erinnern, daß er sonst diesen Worten immer einen Kuß beigefügt hatte; aber das war nun vorbei — für immer. „Aber wenn ich denn wirklich ernsthaft reden soll," fuhr er mit leiser bewegter Stimme fort, „so laß Dir zunächst sagen, daß ich es bei reiflicher Erwägung auch für das Beste halte, mein Glück in einem fremden Lande zu versuchen, und wenn ich demgemäß fortgehe, so sey überzeugt, daß ich lebenslang niemals vergessen werde, wie glücklich ich hier war und was für liebe treue Herzen ich hier zurückgelassen. Ja, wenn mir auch der liebe Gott niemals wieder solche Tage bescheeren kann, wie ich sie hier genossen habe, so will ich mich doch immer dankbar daran erinnern, daß ich hier in einem kurzen Leben so viel Glück und Seligkeit genossen habe, wie mancher in einem langen Leben nicht findet; und namentlich werde ich niemals vergessen, wie viel davon ich Dir verdankte, liebe Flora, und werde Dir zeitlebens dafür zu Dank verbunden seyn."

Flora hatte ihr Köpfchen an seine Schulter gedrückt und weinte leise aber leidenschaftlich; er wollte ihre Thränen nicht beachten, obschon sie ihn im innersten Herzen angriffen. — Das arme Kind! dachte er; jetzt dürfte ich, glaub' ich, alles mögliche von ihr begehren und sie könnte mir's nicht abschlagen; aber ich will nicht ungroßmüthig gegen sie seyn. Er ließ sie daher eine Weile ruhig weinen, bis sie ihn losließ; dann stand er auf und sagte gefaßt: „Jetzt darf ich Dich nicht länger aufhalten, mein liebes Herz! Es wird dunkel und die Luft kälter. Allein ich darf Dir hoffentlich von Zeit zu Zeit schreiben, und vielleicht sehen wir uns noch einmal vor meiner Abreise. Und nun lebe wohl, meine liebe Flora! Ach weine nicht so sehr, mein Goldkind, und mach' mir das Herz nicht so schwer!" setzte er hinzu, denn bei seinem Lebewohl hatte Flora ihr Antlitz zu ihm emporgerichtet und ihn mit einem solch wilden verzweiflungsvollen Kummer angesehen, daß Kurt in der That ein Ausruf der Bestürzung entfahren war. — „Mein liebes Kind, erschwere mir den Abschied nicht so — es muß ja seyn! Auf Wiedersehen, liebe Flora!" — Sie stürzte sich an seinen Hals, umschlang ihn mit beiden Armen, verbarg ihr Gesichtchen an seiner Brust und schluchzte ganz verzweiflungsvoll. „Um's Himmels willen, Flora! mein theures Mädchen, was ist Dir denn? sprich!" stammelte er, als sie dann plötzlich nach einem tiefen Seufzer ganz stille lag.

Aber das arme Kind hörte ihn nicht mehr. Von monatelangem Gram und stillem Schmerz gebrochen und von der Aufregungen des Abschieds ganz überwältigt, war sie ohnmächtig geworden und lag an Herrn von Weilerns Schulter, von seinem Arm umschlungen, in einer augenblicklichen glücklichen Vergessenheit dessen, was sie gelitten und noch auszustehen hatte.

Diese Situation war für Kurt ganz überwältigend, denn

er hatte sich noch nie zuvor mit einer ohnmächtigen Dame abgeben müssen. Es fiel ihm nicht bei, sie auf die kalte Steinbank niederzulegen, in seinem Hute Wasser vom Brünnchen zu holen und sie in's Gesicht zu spritzen. Nein, er konnte sein Auge nicht von den lieben bleichen Zügen, den geschlossenen Augen und halbgeschlossenen Lippen abwenden; er konnte dem Drange nicht widerstehen, eine ganze Fluth heißer, herzgefühlter, zärtlicher Küsse auf die blasse Wange und die weißen süßen Lippen zu drücken, ohne zu ahnen, daß dieses Mittel gegen die Ohnmacht eben so wirksam seyn mochte, als irgend ein anderes, denn er erschrack beinahe, als Flora endlich die Augen aufschlug, seinem Blicke begegnete, worin unverkennbar das innigste Mitleid und die treueste Liebe sich offenbarten, dann ihre Arme von neuem dichter um seinen Hals schlang und mit einem schweren Seufzer flüsterte: „O Kurt, wenn Du fortgehst und mich hier zurückläßt, so wird es mein Tod seyn!“

„Mein liebes theures Herz, sprich nicht vom Tod! Du darfst nicht sterben!“ stammelte er.

„Dann nimm mich mit Dir.... o Kurt, ich verdiene es freilich nicht, Deine Gattin zu werden; aber ich liebe Dich so innig, und nun — nun weiß ich auch, daß Du mich liebst!“

„Ob ich Dich liebe, mein Engelsherz?!“ flüsterte er. „O Flora, ich habe ja in meinem ganzen Leben nichts so aufrichtig geliebt als Dich. Aber mein theures süßes Herzchen darf sich nicht für mich aufopfern. Bedenke nur, wie sehr unsere Umstände sich geändert haben!“

„Ja, unsere Lage ist eine andre geworden, aber eine glücklichere, bessere, sofern Du mich mitnehmen willst, Kurt, damit ich Dich immer liebe und treulich für Dich sorge!“ sprach sie mit einer unsäglichen Innigkeit des Ausdrucks.

„Gott segne Dich, mein treues süßes Herzchen!“ rief Kurt tiefgerührt, entzückt und verlegen zugleich; „aber Du weißst nicht, was Du thust, Flora! ich bin ja jetzt beinahe arm und Du bist reich und angesehen, die Erbin eines Ritterguts!“

„Willst Du damit sagen, daß Du mich nicht heirathen kannst, Kurt? pfui, schäme Dich! es ist recht grausam von Dir, mich von Dir zu werfen, nachdem ich mich so weit gedemüthigt habe, um Dich zu werben!“ rief sie halb lachend, obschon die Thränen schnell wieder die lieben Züge verdüsterten. „Ach Kurt, Du wirst Dich doch nicht an mir rächen und mich verstoßen und mir das Herz brechen wollen, obschon ich es um Dich verdient hätte?“

„Nein, fürwahr, das gewänne ich nicht über mich, herziges Mädchen!“ versetzte Kurt. „Aber ich danke dem Himmel für die Schickung, die mir vor einer Stunde noch so hart und ungerecht erschien, denn nur mein Unglück hat Dich mir wiedergegeben!“ Und er schloß das bebende glückliche Mädchen nun unter leidenschaftlichen Küssen in seine Arme. — „Aber mein theures Herz, nun laß uns auch vernünftig überlegen, was jetzt zu machen ist!“ fügte er nach einer Weile hinzu und gab sich Mühe, recht verständig und nüchtern auszusehen.

„Ach ja, Du hast Recht,“ sagte Flora fügsam; „aber wir beide sind nun einverstanden, nicht wahr? Wohin Du auch gehen magst, nach Australien oder Canada, mich nimmst Du jedenfalls mit, nicht wahr? Aber sieh', am liebsten ginge ich nicht nach Australien, denn ich fürchte mich so sehr vor der Seekrankheit!“

Aber es war mittlerweile ganz stockdunkel geworden, und das mahnte beide an Flora's Heimkehr und an den Abschied — freilich keinen solchen, als er von ihr zu nehmen gekommen war. Er setzte sie also auf den Sattel, schlang die Rechte um ihre Hüfte, nahm den Zügel des Braunen in die Linke und führte sie durch den Wald bis an den Park von Eichborn, wo sie sich unter Lächeln, Küssen und zärtlichen Worten verabschiedeten. Und als Flora eine Viertelstunde später wieder in den Salon der Tante Clarisse trat, war sie eine ganz Andere, als die am Nachmittag sich aus dem Hause geschlichen, um zu jenem schmerzlichen Stelldichein zu eilen. Ist es aber nicht ein schmerzvolles entsetzliches Ding um den Gedanken, was für ein Glück oder was für einen Kummer uns der flüchtige Augenblick bringen kann?!

5.

Kurt und Flora hatten mit einander verabredet, ihre Begegnung und Wiederversöhnung einstweilen geheim zu halten; dagegen sollte Kurt, sobald Oberst Mainfels wieder nach Eichborn zurückgekehrt war, in einem freundlichen Brief an den Oheim um die Erlaubniß bitten, diesem einen Besuch zu machen um ihn in einer speziellen Geschäftssache zu sprechen. Dieses Geschäft aber bestand darin, daß Kurt dem Obersten die veränderte Sachlage zwischen Flora und ihm auseinander setzen sollte.

Oberst Mainfels erhielt also schon am Morgen, nachdem er mit Ottilien v. Zedwitz auf sein Gut zurückgekehrt war, die betreffende briefliche Bitte seines Neffen, die er in solch kurzen und geschäftsmäßigen Ausdrücken gewährte, daß Kurt sich nur mit Bedauern über die so ganz veränderten Beziehungen zwischen dem Oheim und sich verwundern mußte. Gleichwohl gab er sich Mühe, nicht verletzt und steif zu erscheinen, als er zur anberaumten Zeit in des Obersts Studierzimmer trat, wo er zu seiner stillen Freude Bäschen Ottilie antraf. Noch mehr aber staunte er, als die Cousine das Zimmer nicht verließ, sondern sich nur an das fernste Fenster setzte. Die ersten allgemeinen Höflichkeitsphrasen nahm der Oberst kühl und schweigsam hin, und als er bemerkte, wie schwer es Kurt wurde, das herauszubringen, was ihm noch eben draußen vor der Thüre so leicht erschienen war, sagte der Oheim kalt und förmlich: „Ich bin pressirt, Junge; ich muß in den Wald und nach meinen Holzhauern sehen; es wird mir lieb seyn, wenn Du rasch zur Sache kommst!“

„Nun denn, so will ich mich ohne Umschweife damit befassen!“ erwiderte Kurt mit tiefem Athemholen, und raffte all seinen Muth zusammen. „Lieber Onkel,“ sagte er hastig; „ich weiß, daß ich Sie auf irgend eine Weise, wenn auch auf Ehre absichtslos und unbewußt gekränkt habe. Ihr Betragen gegen mich zeigt es mir, das seit geraumer Zeit nicht mehr so freundlich und liebevoll ist, wie früher. Der Himmel mag wissen, wie das alles gekommen ist, aber hoffentlich habe ich Ihnen

nie eine so geringe Meinung von meinem Charakter gegeben, daß Sie mir die Hand Flora's versagen sollten, um die ich jetzt bei Ihnen anhalte!«

»Flora's Hand?« rief der Oberst und sprang von seinem Lehnstuhle auf; »bist Du toll, Junge? Ich glaubte, sie selber habe Dir erst vor einigen Monaten ein Körbchen gegeben!«

»Allerdings, lieber Oheim; aber neuerdings hat sie mir erlaubt, bei Ihnen um ihre Hand anzuhalten,« erwiderte Kurt mit ruhigem Lächeln. »Flora ist ein echtes Frauenzimmer, aber ein gutes treues Herz. So lange unsre Liebe ganz glatt und glücklich verlief, hat sie vielleicht nicht allzuviel aus mir gemacht; allein seit sie mich jetzt für verkannt und verstoßen und unglücklich hält, will mich das liebe Kind durch sein edles treues Herz für alle anderen Verluste entschädigen. Und ich meinerseits bin der Ansicht, daß wenn ich nur meine liebe kleine Flora habe, ich nothgedrungen glücklich seyn muß, komme sonst auch was da wolle!«

Vom fernen Fenster her erscholl ein unterdrücktes Kichern; und der Oberst drückte das Taschentuch vor den Mund und brach in ein heftiges Husten aus. »Nun,« sagte er endlich, »es kann mir natürlich nicht einfallen, eine Heirath zu verhindern, welche von jeher der Wunsch eurer beiderseitigen Eltern war; allein es ist gleichwohl meine Pflicht, Flora darauf aufmerksam zu machen, daß ... daß Deine Umstände andere geworden sind ... daß ihr Zukünftiger arm geworden ist. Ihr eigenes Vermögen reicht zwar zu einem anständigen Auskommen hin, ist aber durchaus nicht so bedeutend, als Du vielleicht ....«

»Schon gut, lieber Oheim, ich habe Flora bereits von meiner Lage in Kenntniß gesetzt,« entgegnete Kurt mit ruhiger Würde, konnte jedoch nicht verhindern, daß seine Stimme unwillkürlich vor tiefer Bewegung bebte, als er fortfuhr: »Das wackere Mädchen! meine Mittheilungen haben sie nur in dem Entschluß befestigt, mein Loos und ihr Vermögen mit mir zu theilen. Nun bin ich zwar nicht mehr reich, aber doch auch nicht arm; ich kann noch für sie arbeiten. Natürlich muß Flora's Vermögen ihr ganz ungeschmälert gesichert werden, und es müßte mir schon sehr schlimm ergehen, ehe ich nur einen Pfennig davon beanspruchte. Auch brauchen wir zu unserer Zukunft mehr guten Muth und herzliches Einverständniß, als vieles Geld, denn ich beabsichtige, sogleich nach der Trauung mit meiner kleinen Frau nach Canada auszuwandern.«

»Nach Canada? Bist Du klug, Vetter Kurt?« rief Ottilie und sprang unter lautem Lachen vom Stuhle auf; »aus der zarten kleinen Flora eine Hinterwäldlerin machen, in einem Blockhaus, unter Kühen und Pferden und Hühnern, in der Einöde?!«

»Ja, Bäschen, lache so viel Du willst!« erwiderte Kurt beinahe verletzt; »aber Flora ist fest entschlossen, um jeden Preis die meinige zu seyn und mein Loos zu theilen, und — Gott lohne es ihr, dem treuen Engelsherzen!«

»Kurt, lieber kurzsichtiger Vetter! bist Du denn vernagelt? merkst Du noch immer nichts?« rief Ottilie unter schallendem Gelächter, in welches auch der Oheim einstimmte; „hatte Hugo damals nicht recht? Siehst Du nun ein, was für ein Gewinn ein Unfall für Dich ist?"

„Wie? was?« rief Kurt verwundert und sah sich fast verletzt um; »haben Sie doch die Güte, lieber Onkel, und erklären Sie mir, was daran zu lachen ist!"

„Eigentlich nicht viel, allerdings, mein lieber Junge," versetzte Herr v. Mainfels; »der Streich ist zwar ganz so gelungen, wie Ottilie es prophezeiht hat, aber ich schäme mich doch ein wenig, daß ich mich selber zu dieser Komödie hergegeben habe. So wisse denn, daß wir euch beiden einen Streich gespielt haben, und vergib mir, denn ich kann Dir bei meiner Ehre versichern, daß es mich verwünscht sauer angekommen ist, Dir gegenüber den erzürnten barschen Oheim zu spielen."

„Sie haben ihn auch herzlich schlecht gespielt, Onkelchen!" rief Ottilie; „ich wundere mich sehr, daß Kurt sich auch nur auf einen Augenblick täuschen ließ!"

„Wie? das heißt also mit dürren Worten: das Ganze war nur eine abgekartete Sache, durch welche Ottilie die Rolle der Vorsehung übernommen und einen rettenden Unfall über mich verhängt hat?" rief Kurt halb ärgerlich.

„Ganz gewiß," sagte der Oberst; „Du weißt ja, daß Du selber nicht auf eine kleine Komödie eingehen wolltest, um meiner kleinen Flora die seltsamen Grillen und Launen zu vertreiben. Wenn ich daher nicht um thörichter Schrullen willen das Lebensglück meiner beiden Lieblinge in die Brüche gehen sehen wollte, so mußte ich mich schon dazu bequemen, selber eine Rolle in dieser kleinen Posse mitzuspielen, die ja, wie Du nun siehst, einen ganz glücklichen Ausgang genommen hat, Du undankbarer Junge"

„Nun ja, der glückliche Ausgang mag die Motive rechtfertigen, obschon sie an sich recht abscheulich waren," sagte Kurt einlenkend; „aber die Hauptsache ist: ich habe nun meine Flora wieder, welche mir kein Glücksfall oder Mißgeschick mehr entreißen soll. Es war jedoch ein gewagtes Spiel, Ottilie, das Dir leicht hätte mißglücken können, und ich rathe Dir, nie wieder in solcher Weise der Vorsehung in's Handwerk zu greifen!"

„Ja, ja, mein Kind! der Junge hat ganz recht," sagte der Oberst zu Ottilien.

„Er hat vollkommen recht," bestätigte Ottilie; „und in allem Ernste, die von mir erdachte kleine List hat mir soviel Aengsten und Besorgnisse verursacht, daß mir alle Lust vergangen ist, mich jemals wieder in solche Dinge zu mischen. Setzen wir einmal den Fall, Kurt und Flora lebten nach ihrer Verheirathung wie Hunde und Katzen zusammen, was für eine große Verantwortung hätte ich mir alsdann aufgeladen? Kurt, wenn Dir meine Ruhe lieb ist, so werde mir doch ja ein musterhafter Ehemann!"

„Und wenn Du mich lieb hast, so sprich mir nie wieder von Canada oder Australien, Junge!" rief der Oberst; „meine zarte kleine Flora eine Hinterwäldlerin! ist das nicht ein Tollhaus-Gedanke? — Na, eine kleine Witzigung hat der junge Herr allerdings verdient, denn er hat ein Bißchen stark mit seinem väterlichen Erbe in den Tag hinein gehaust! Das

wirst Du hoffentlich in Zukunft bleiben lassen. Ich werde Flora sagen, daß sie Dir den Kappzaum anlegt."

„Seyn Sie ohne Sorgen, Oheim, Sie werden mit mir zufrieden seyn!" sagte Kurt; „ich bin nur begierig, was Flora sagen wird, wenn sie hört, daß uns Ottilie ganz nach ihrer Pfeife hat tanzen lassen!"

„Hierüber magst Du ruhig seyn, Vetter Kurt! wenn ich mich in Flora's Charakter und Herz nicht täusche, so wird sie dießmal den Stolz in die Tasche stecken und sich bei mir dafür bedanken, daß ich Dich ihr wieder zugeführt habe," sagte Ottilie.

Und sie irrte sich darin nicht. Flora machte zwar große Augen, als Ottilie ihr beichtete, was für eine kleine Schelmerei sie mit ihr getrieben habe; aber von Entrüstung und Aufwallung des Selbstgefühls war bei ihr keine Spur. Sie fühlte sich allzu glücklich und beseligt, um darnach zu fragen, wie sie zu diesem Glücke gekommen sey; doppelt glücklich als sie erfuhr daß der Groll des Oheims gegen Kurt, als dessen Ursache sie sich selber betrachtete, nur ein erheuchelter gewesen sey. „Kurt und ich gehören einander nun für Zeit und Ewigkeit," sagte sie; „ich hab' mich wahrlich genug um ihn gegrämt, nachdem ich ihm den Abschied gegeben hatte, um es jetzt demüthig anzuerkennen, daß meine thörichten Grillen und Launen, die doch nur aus Liebe entsprangen, eine Strafe erheischten, und so will ich denn auch hiemit feierlich geloben in meinem ganzen Leben nie wieder Liebeslaunen zu haben oder mich selbst mit Hirngespinnsten zu quälen, denn der Himmel schickte mir einen wirklichen Kummer, um mich Demuth und Dankbarkeit zu lehren!" —

Georg v. Seyfried.

Eine preußische Handelsstadt.

Skizzen von A. Godin.

(Schluß.)

Der Markt.

Selten wird man die materiellen Bedürfnisse einer volkreichen Stadt so mannigfaltig vertreten sehen, als dieß auf dem zweimal wöchentlich stattfindenden Stettiner Markte der Fall ist. Auch ist die Ausdehnung desselben, was den Raum betrifft, eine ganz ungewöhnliche; nicht allein sind vier geräumige Plätze mit den verschiedensten Artikeln angefüllt, auch dem Bollwerk entlang finden sich langhingedehnte Reihen von Verkäufern. Auf dem Kohlmarkte ist, so zu sagen, das Vorspiel der Handlung. Für jene Haushaltungen, deren Bedürfnisse gering sind, und wo die Zeit hoch angeschlagen wird, läßt sich schon dort, ohne den weiteren Weg nach dem eigentlichen Markt zu machen, an Gemüsen, Obst und dergleichen das Nothwendigste besorgen. Doch thronen hier größtentheils nur Höckerweiber (hier Zempler genannt), die erhöhte Preise stellen, und mit kühlem Zuwarten das sonst so übliche Anrufen der Vorübergehenden verschmähen. Ein paar Straßen weiter, am Heumarkt, entwickelt sich schon ein weit regeres Treiben. Dort, zwischen der Börse und Hauptwache, wird der Blick vor Allem durch den schönen Blumenflor gefesselt, der fast das ganze Jahr über in offenen Buden ausgestellt ist, und selbst von Berlin aus regelmäßig Zufuhren erhält; aus der Hauptstadt kommt auch das, am lockendsten in's Auge fallende, mit süddeutscher Zierlichkeit aufgestellte Obst, dessen Gestelle sich zwischen den Blumen befinden. Auf diesem Platze findet man außerdem die frühen und feinen Gemüse, kurz, die ganze Aristokratie der Vegetation.

Die zwischendurch laufende Straße trennt den Blumenmarkt vom Buttermarkte, wo Landleute in dichten Reihen ihre Waaren an Butter, Eiern und Käse in großen hölzernen Kisten feil halten, und ohne Ausnahme ihre Butter zu stufenweise verschiedenen Preisen verkaufen, wodurch eine theilweise Verfälschung derselben offen zugestanden wird. Ein Korbhandel, dessen Artikel hier eine besonders gefällige Form haben, und namentlich hübsche Meubles liefern, trennt diese Region von dem neuen Markt, der eine mannigfache Auswahl bietet. Hier sind Wild und Geflügel vertreten, die, meist in Swinemünde geräucherten, und täglich frisch hier eintreffenden Lachse, Spickaale und Bücklinge werden dort ausgeboten, und in der, für die vielberühmten pommer'schen Gänse günstigsten Zeit stehen die, mit Hunderten dieses unvermeidlichen Sonntagsbratens beladenen Wagen in langen Reihen bis in die Frauenstraße hinein. Der übrige Theil des Platzes wird theils durch das vom Lande kommende Brot, theils durch Schuhe aller Art ausgefüllt, die Beide in provisorisch aufgeschlagenen Buden in großer Menge feil gehalten werden, und gleich der Rabattenverzierung eines Beetes zieht sich an denselben eine grüne Reihe von Gemüsen entlang.

Das System des Uebervortheilens ist hier fast allgemein, nicht nur bei den städtischen Händlern, sondern in gleichem Maße bei den Landleuten; verfälschte, zu künstlicher Frische aufgeputzte, oder gering zugemessene Waare ist etwas so Gewöhnliches, daß selbst bei den Verkäufern eine wahrhaft erstaunliche Naivetät der Ansichten über diesen Punkt besteht. Beweist man ihnen einen beabsichtigten Betrug, so kommen sie nicht etwa in Verlegenheit, sondern sie blicken den Käufer so von unten herauf mit einem schlauen, halb lächelnden Auge an, das deutlicher als Worte sagt: Dießmal habe ich mich ertappen lassen, Geduld bis zum nächsten Mal! Dieß geht so weit, daß man z. B. bei Einkauf von Obst bei den „harmlosen" Landmädchen stets riskirt, daß sie einen Theil des schon verhandelten Maßes geschickt in ihren eigenen Korb zurückzuspediren wissen.

Hat man diesen Platz hinter sich, so tritt man in eine Straße, wo Blumenkränze für das Leben wie für den Tod feilgeboten, und zu sehr mäßigen Preisen nach der Elle verkauft werden; in einer ganzen Reihe folgen sich diese, meist bejahrten Kränzewinderinnen. Von hier aus gelangen wir nach dem Fleischmarkt, wo neben den heimischen Schlächtern eine große Anzahl Auswärtiger vom Lande, oft aus der Entfernung von sechs Stunden kommende, in Buden ihre Waare feil halten. Hier ist stets das größte Gedränge, da das dort

ausgestellte, stets frische und appetitliche Fleisch der Auswärtigen bedeutend billiger abgelassen wird, als das der Einheimischen.

Nun gelangt man durch einen Seitenweg sogleich an's Bollwerk, mitten in das Reich der Fischweiber hinein. Diese Frauen bilden an dem schiffreichen Strome und bei der Nähe der Ostsee, die ihre Fische täglich frisch hieher liefert, eine eigene, zahlreich vertretene und scharf ausgeprägte Kaste. Selbst ihre Tracht ist abweichend; sie tragen große Hüte von schwarzer Wachsleinwand, in der sogenannten Helgoländer Form, deren weit über das Gesicht hinwegragender, am Rande mit breiten schwarzen Fransen besetzter Schirm sie Vogelscheuchen weit ähnlicher macht, als Vertreterinnen des schönen Geschlechtes. Sie halten ihre Fische in großen hölzernen Wasserkübeln feil, während die eigentlichen Vorräthe sich in ihren Schaluppen befinden, deren größter Theil aus einem, mit einer Art von Fallthüre verschlossenen Fischkasten besteht. Für den Süddeutschen ist hier vielfältige Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu holen, da Fische von allen Formen und Gestalten, die, wie z. B. die Flunder, oft gar nicht aussehen wie ein Fisch, zu finden sind. Von den winzigen, nach der Metze verkauften Stinten, bis zu dem dreißig bis vierzig Pfund schweren Lachs, von der, durch eine Teufelssage bekannten Muräne bis zu der Schildkröten-artigen Steinbutte fehlt nichts was Fluß und Meer bieten; die Ostsee besitzt sogar einen Fisch, der ein altbekanntes Sprichwort zu Schanden macht, indem er, wenn er gereizt wird, einen Laut von sich gibt, der mit dem eines knurrenden Hundes Aehnlichkeit hat, weßhalb er den Namen Knurrhahn führt, doch weiß ich nicht ob auch dieser gegessen wird. Eine andere Abart des Fischgeschlechtes aber, der Hornfisch, dessen Gräten von schimmernd hellgrüner Farbe sind, ist durch seine Menge und Wohlfeilheit ein beliebtes Gericht der ärmeren Klasse. — Um nun auf die Herrinnen dieser gefangenen Wasserbewohner zurückzukommen, so verdienen sie eben so viel Beachtung als ihre Waaren. Nirgends wird der Käufer so von allen Seiten angerufen als hier, nirgends ist die Unsitte, den Kaufpreis weit höher anzugeben als er sich nachher stellt, in solcher Blüthe; das Doppelte des Werthes wird gewiß gefordert, doch sind die Händlerinnen keineswegs ungehalten, wenn ihnen das Drittel ihrer Forderung geboten wird. Wehe aber der Käuferin, die von ihnen geht ohne die besichtigten Fische wirklich zu kaufen, der Ruf: »ach Herrje, die Dame möchte gern Fische kaufen, hat aber ihr Geld zu Hause gelassen!« ist ihr sicher, nicht selten auch die eigenthümliche, von den Gärtnerinnen ebenfalls mit Vorliebe gebrauchte Redensart: »Gehen Sie doch gefälligst nach Russisch-Polen, dort bekommen Sie es umsonst!«

Dem Fischmarkt schließt sich, dem Bollwerk entlang, noch ein Gemüsemarkt an, dessen Schluß die massenhaft zugeführten Kartoffeln, im Herbst auch das, in großen Tonnen vom Lande kommende Obst bilden. Dieser Bollwerksmarkt ist am Vorabend der Markttage in seiner eigentlichen Blüthe, wo von Mittag an die Landleute in kleinen Schaluppen ihre Artikel herbeibringen, und die Zwischenhändler ihre ergiebigste Ernte halten.

Ein letzter Blick auf die Stadt.

Der denkende Reisende wird, sobald er das Alter und die geschichtliche Vergangenheit einer Stadt kennt, es selten unterlassen Beziehungen darauf aufzufinden. Den Reiz, der in alten Bauwerken für Gedanke und Phantasie liegt, hat wohl Jeder schon empfunden, mag auch der Sinn für ein Fixiren der Geschichte, der sich in früherer Zeit durch Sammeln und Erhalten in den Familien so deutlich aussprach, jetzt einem Leben von Tag zu Tag gewichen seyn. Wer nun nach Stettin kommt, und damit bekannt ist, daß hier schon in grauer, wendischer Vorzeit, als noch den Götzenbildern Opfer gebracht wurden, ein Fischerdorf und eine Burg existirten, und daß die Stadt bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts für die erste im Pommerlande galt, dessen Erstaunen wird gerechtfertigt seyn, wenn ihm bei der Frage nach interessanten Alterthümern ein ablehnendes Achselzucken als Antwort zu Theil wird. An den wenigen Gebäuden, die sich noch aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert erhalten haben, finden sich nur spärliche Ueberreste der alten Bauart, und von den reichen architektonischen Verzierungen, die sie einst geschmückt haben sollen, nur noch wenige Spuren.

Das ausgedehnteste dieser alten Gebäude ist das Schloß, welches auf dem höchsten Punkt der Stadt liegt, aber weit mehr einen unschönen, als interessanten oder ehrwürdigen Eindruck macht. Die drei Flügel desselben dehnen sich ziemlich weit aus, und umschließen zwei ansehnliche Höfe; das Gebäude ist aber zwischen alten, engen und winkligen Straßen so versteckt, und seine Außenseite so unscheinbar, daß es durchaus nicht imponirt. Beim Eintritt überraschen jedoch die wirklich großartigen Räume, die zum Theil als Absteigequartier der königlichen Familie, und als Dienstwohnung des Oberpräsidenten dienen, theils als Lokal für Regierungs- und Gerichtscollegien, Arsenale und militärische Magazine.

Einer der nach dem Schloßhofe gehenden Flügel bewahrt noch eines jener alterthümlichen Kunstwerke, die einst so hoch geschätzt wurden. Die große, dort angebrachte Uhr trägt die Form eines kolossalen menschlichen Gesichts, das beim Schlag jeder Viertelstunde die Augen rollt, im Munde das Datum des Tages zeigt, und noch manches Aehnliche zum Besten gibt. Vor dem Haupteingange befindet sich unter einer Baumgruppe die Bronzebüste des großen Kurfürsten auf marmornem Piedestale; derselben gerade gegenüber der Eingang zu der im nördlichen Flügel gelegenen katholischen Kirche, einem niedrigen gewölbten Raum, der so düster und unbehaglich ist, daß der öfters aufgestellten Version, dieß Lokal habe in früherer Zeit zum herzoglichen Marstall gedient, nichts widerspricht. In demselben Flügel befindet sich auch die Schloßkirche, wo die letzten pommer'schen Fürsten ihre Ruhestätte gefunden haben, und durch jene allbekannten Steinbilder auf Paradebetten vertreten sind; schwerfälliges, übermaltes und vergoldetes Schnitzwerk überall.

Da wir eben von Kirchen sprachen, wollen wir den Weg bis zur Mitte der Stadt zurücklegen, um die Jakobikirche auf-

zusuchen, das einzige Gotteshaus in Stettin, das einen Eindruck hinterläßt. Der wirklich lobenswerthe Verschönerungssinn, der sich in neuerer Zeit hier allerwärts geltend macht, hat diesem bedeutenden Bauwerk seit einigen Monaten eine freie, glückliche Lage verschafft, indem eine alte Mauer, die den Kirchplatz umgab, niedergerissen, und durch eine freundliche Anlage von sammetgrünem Rasen ersetzt ward, was den Eindruck des Gotteshauses bedeutend erhöht. Das Aeußere der Kirche, die aus dem 13. Jahrhundert stammt, aber den Baustyl verschiedener Zeiten zur Schau trägt, ist düster, und der Thurm geradezu unschön, das Innere aber großartig. Die hohen Bogenwölbungen des Schiffes, auf zahlreichen Pfeilern ruhend, die tüchtige, reiche Schnitzarbeit, und manches in Stein gemeißelte Monument an den Wänden bilden ein würdiges Ganze, das namentlich bei abendlichen Kirchenconzerten, die dort zuweilen stattfinden, in reicher Beleuchtung einen nachhaltigen Eindruck macht. Die Zahl der Kirchen ist nicht unbedeutend, — wie seltsam aber ist es für ein süddeutsches Ohr und Gemüth, daß man fast niemals Glockengeläute hört, weder als Ruf zum Gottesdienst, zum Mittag, noch bei Begräbnissen und ähnlichen Anläßen. Nur dann, wenn ein Schuhmacher begraben wird, wird dabei geläutet, einer alten Stiftung zu Folge.

Es würde zu weit führen, und bedürfte der Naivetät heimathlicher Anhänglichkeit, um jedes bemerkenswerthen Gebäudes, deren sich namentlich unter den neueren in der Neustadt manche finden, Erwähnung zu thun; nur die Kinderheilanstalt möchte ich nennen, sey es auch nur um des großen Segens willen, den sie stiftet. Ein thätiger Sinn für Wohlthätigkeit und Gemeinnütziges überhaupt, läßt sich den Stettinern nicht absprechen. Schwächer ist der Sinn für Kunst und Literatur, der zwar durch zahlreiche Conzerte, durch noch zahlreichere Vorlesungen in allen Branchen der letzteren vertreten, aber doch zu isolirt ist, um dem überaus nüchternen Gepräge des allgemeinen Lebens entgegenzutreten. Um so lebendiger wird der schönen Natur gehuldigt, und wie ein Bienenschwarm verläßt im Sommer Jeder die Stadt, der es nur irgend kann, selbst viele der Unbemittelten, um in der Umgegend eine Sommerfrische aufzusuchen. Die arbeitenden Klassen begnügen sich nicht damit, dem Strom der Vergnügungen, der in einer Hafenstadt stets rascher treibt, nur Sonntags zu folgen, und selbst die Solideren unter ihnen schwärmen doch in den Abendstunden in der Stadt oder den sie umgebenden Anlagen umher. Diese Glacis, die sehr ausgedehnt und von sorgfältig gepflegten Blumenpartien durchschnitten sind, gewähren namentlich im Frühjahr eine angenehme Promenade. Dort ist die Welt der Kindermädchen, unter denen die Waizackerinnen, stets Ammen, durch ihre ungewöhnliche Tracht auffallen. Ihre Röcke sind nicht länger als die vielberüchtigten der Altenburgerinnen, und ebenso faltenreich und bauschig. Doch ist das weitausgeschnittene Mieder nicht so unförmlich wie bei Jenen, bedeckt nur Rücken und Brust, und läßt dem schneeweißen Hemde und dem rothen Halstuch freien Spielraum. Rothe oder blaue Zwickelstrümpfe, die sehr knapp sitzen, und eine nicht übel kleidende Haube mit langen, schwarzen Flatterbändern vollenden diesen Anzug, der ziemlich kostspielig, und hier so sehr in der Mode ist, daß manche wohlhabende Familien diese Ammen-Livree zuweilen auch für solche Mädchen wählen, die den Waizacker nie gesehen haben.

Eine andere fremdartige Tracht, die zwar auch in Schlesien und der Provinz Posen häufig getroffen wird, dem Süddeutschen aber sogleich auffällt, ist die der slavonischen Mäusefallenhändler, die mit ihren großen Schlapphüten und dem abweichenden Schnitte ihrer offenen Jacken malerisch genug aussehen, und durchschnittlich ein schönes Auge und eine melancholische Physiognomie haben. Ihre Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit ist sprichwörtlich.

Eine Fahrt nach Frauendorf.

Der freundliche Leser wird es hoffentlich nicht verschmähen an einer kurzen Oderfahrt Theil zu nehmen, ehe ich ihm Lebewohl sage, denn der Gast, den man in Stettin empfängt und nicht auf die Oder führt, hätte wohl ein Recht, sich zu beklagen. Eben läßt das Lokaldampfschiff Albert sein einladendes Läuten vernehmen, wir verschmähen aber sein schmales, bereits überfülltes Verdeck, und wählen einen der numerirten Heuer, in denen wir unsere eigenen Herren, und den im Sonnenlicht schimmernden Wellen viel näher sind. Wir können dieß auch ganz unbesorgt thun, denn wie bedenklich auch das fortgesetzte Gehen und Kommen aller möglichen Schiffe auf dieser Wasserstraße erscheinen mag, so verstehen es unsere Bootführer, geschickt mitten durchzusteuern, und keine Sorge um unsere Sicherheit darf uns abhalten, uns des belebten Bildes zu freuen, das uns schon gleich bei der Abfahrt entgegentritt.

Unmittelbar an die Festungswerke grenzend, zieht sich dem linken Oderufer entlang die Unterwiek, die nach der Wasserseite größtentheils aus Holzhöfen, und nach der Bergseite aus Gartenanlagen besteht; bald erblicken wir auch den Balkon des Gartenhauses im Logengarten, dem Sammelplatze der beau-monde und, es muß gestanden werden, der Langenweile. Nun nähern wir uns dem Dorfe Grabow, wo wir Halt machen, um einen Blick auf die Schiffsbauplätze zu werfen, die für den Binnenländer viel Interessantes bieten. Die in Arbeit befindlichen Schiffe, das rüstige Treiben der Zimmerleute, gewähren täglich einen lebensfrischen Anblick; vielleicht haben wir aber Glück und kommen gerade dazu, wenn ein Schiff vom Stapel laufen soll. Schon der Anblick der, auf beiden Ufern sowohl als in zahlreichen Schaluppen auf dem Flusse versammelten Schaulustigen erhöht die Stimmung, beim Anblick des Holzkolosses aber, der, bemastet und aufgetackelt, von zahlreichen Gestalten besetzt, mit der, zum ersten Male aufgehißten Flagge, die seinen Namen trägt, auf dem Stapel ruht und auf beiden Seiten durch schräge Spreizen gestützt ist, wird die Erwartung lebhaft aufgeregt. Der Augenblick, wo das Schiff, nachdem die Stützen weggeschlagen worden sind, an einem losen Tau, welches zum späteren Heranholen bestimmt ist, abläuft, hat etwas Hinreißendes. Unter dem Hurrah-Rufe der Zuschauer, den lauten, unübersetzbaren Tönen der

Werkleute, bei dem heiteren Anblick von Hunderten in die Luft geschwenkter Hüte und Taschentücher, gleitet das Schiff anfangs langsam, dann blitzschnell abwärts, und wie nun sein Hintertheil mit rascher Bewegung in den Strom fährt, sprützen die Wellen hoch auf, das Wasser der sonst so trägen Oder bewegt sich wie etwas Lebendiges, alle Schiffe und Schaluppen die im Umkreis sind, schwanken und schaukeln! Schon stürzt auch das Vordertheil in's Wasser, das abermals aufrauscht, und mit raschem Schusse fährt das nun emanzipirte Schiff oft tief in das jenseitige Ufer des schmalen Flusses. Bei solcher Veranlassung kommt zuweilen ein Unfall vor, wenn durch das gedankenlose Zudrängen Unberufener eine Uebereilung herbeigeführt wird.

Den Schiffsbauplätzen ziemlich nahe erhebt sich das stattliche Gebäude der Navigationsschule mit seiner Sternwarte, dem wir nur einen flüchtigen Blick schenken, dann aber auf unserer Schaluppe weiter eilen wollen, um die bedeutenden Anker- und Kettenschmieden, sowie die Maschinenbau-Anstalten Grabow's, untermischt mit freundlichen Landhäusern, an uns vorübergleiten zu lassen, während uns vom rechten Ufer grüne Wiesenflächen entgegenschimmern. Der dicht mit Bäumen besetzte freie Platz, der uns, mit bunter Gesellschaft als Staffage, jetzt so freundlich in's Auge fällt, ist der erste Stationsort der dicht am Ufer gelegenen Vergnügungsorte, Arthursberg; die große Fabrik im Hintergrunde, das hochgelegene, zwischen Obstgärten hervorblickende Dorf Bredow, geben dem an und für sich sehr anspruchslosen Platz einen hübschen Relief. Nun zieht sich schon wieder eine Ortschaft auf der Höhe entlang, und am Fuß dieser Hügel präsentirt sich das ausgedehnte, großartig angelegte Gebäude einer Dampfmühle wie das Besitzthum eines der Großen dieser Erde. Jetzt aber haben wir das Ziel unserer heutigen Fahrt vor uns, und es blickt uns recht lockend entgegen. Ein unter dichten Baumgruppen stufenartig angebautes Dorf, von grünen Wiesen begrenzt, von dichtbewaldeten Hügeln umgeben, wird so nahe am Strom überhaupt stets einen anmuthigen Eindruck machen, hier aber muthet die, im protestantischen Lande so selten hochgelegene Kirche, die wie beschirmend auf das Dorf niederblickt, das Auge besonders sinnig an. Wir schließen uns der Mehrzahl an und verlassen die am Ufer gelegene gastliche Wiese, wo zwei Harfnerinnen ein herzbrechendes Duett singen, um den hübschen Weg durch das Dorf nach der Elisenhöhe zu nehmen. Dort hat sich die Cultur eines ehemaligen Weinbergs bemächtigt, und auf dem steil abfallenden Hügel desselben ein hübsches Empfanghaus und die obligaten Tische und Bänke aufgepflanzt. Eine sehr anmuthige Aussicht bietet sich von hier aus, und wenn es mir früher gelungen ist ein erkennbares Bild der Lage und nächsten Umgebung Stettins zu geben, so wird jeder meiner freundlichen Leser sich die Details desselben in diesen Rahmen zusammenfassen können. Das Auge der Landschaft, der helle, silberglänzende Damm'sche See erhellt das freundliche Panorama, und gibt ihm seinen größten Reiz. Auch ist der Stettiner nicht wenig stolz auf diesen schönen Punkt, und der tiefgefühlte Ausruf: „Nicht wahr, so etwas haben Sie am Rheine doch nicht?“ ist mir mehr als einmal zu Theil geworden.

Die vorhin erwähnte Wiese am Ufer der Oder ist die meistens gewählte Stätte für alle Volksbelustigungen, unter deren Anzahl eine, als Stettin speziell eigenthümlich, hier Erwähnung verdient. Von den Pfingsttagen an, den größten Theil des Sommers hindurch, ist hier das sogenannte Taubenabwerfen ein Hauptvergnügen der jungen Leute. Ein hölzerner Vogel, in dem jedoch auch die schöpferischeste Phantasie keine Taube zu erkennen vermöchte, wird auf einer Stange befestigt, und mit hölzernen Knütteln darnach geworfen. Reichsapfel, Scepter, kleine Fahnen, eine Krone u. s. w. zieren dieß unmögliche Geschöpf, und es gilt, diese einzelnen Stücke hinabzuwerfen. Der glückliche Treffer des letzten Stückes, des Rumpfes, ist Schützenkönig, wird mit Kränzen und Bändern geschmückt, und hat natürlich das Vergnügen, die Gesellschaft zu bewirthen. Begreiflicher Weise stempelt hier weit mehr das Glück als das Geschick zum Sieger, denn es ist weit leichter, das letzte, bereits erschütterte Stück, als das erste herabzuwerfen. Diese Tauben sind in allen Größen, von der räthselhaften Holzgestaltung um einen Silbergroschen, bis zu dem Kondor-artigen Ungethüm zu ein bis zwei Thalern zu haben, und werden von kleinen Jungen, wie von Männern mit gleicher Begeisterung für die Sache abgeworfen.

Nächst Frauendorf ist auch das, eine Viertelstunde davon entfernte Gotzlow, ein aus Fischerhäusern bestehendes Dorf, dessen Hintergrund die Bergkette des Julo bildet, ein vielbesuchter Vergnügungsort. Wer aber die, durch geschickt angelegte Pfade und einen herrlichen Aussichtspunkt sehr anziehende Wanderung durch diese Waldberge machen will, der suche sie im Frühling auf, wo das junge Grün der Buchen sie so anmuthig erscheinen läßt, daß sie mit ihren Bäumen und Gebüschen voll Vogelsang, mit ihren Bächen und Schluchten mir viel zu vertraut und lieb geworden sind, als daß ich sie durch eine, jedenfalls ungenügende Schilderung, profaniren möchte.

Ewald von Kleist.

Biographisches Fragment.

Das Jahr 1863 hat an mehr als Einem Orte Deutschlands den fünfzigsten Todestag Theodor Körner's, des modernen germanischen Barden, festlich begehen sehen. Dieß war nicht mehr wie recht und billig; denn sehr groß sind die Verdienste, welche Körner durch seine Zorn und Hoffnung athmenden Lieder und sein Beispiel („Begeisternd schuf's Begeisterung“) um den Aufschwung der deutschen Jugend in den Jahren 1813, 14 und 15 und um den nachhaltigen Erfolg dieses Aufschwunges sich erworben; aber billig und recht ist's auch, neben Körner eines Mannes zu gedenken, der, wie er, Sänger und Held war, der, wie er, der Leier und dem Schwerte sein Leben geweiht, und der, wie er, für das, was er im Liede gepriesen, auf dem blutigen Erntefelde des Schlachtengottes sein Leben ausgehaucht: Ewald's von Kleist. Wie Körner's, fällt auch sein Todestag in den Augustmonat, und zwar in den August

des Jahres 1759. Das Jahr 1759 sah so viele deutsche Dichter und Schriftsteller geboren werden, wie wohl kein anderes. Die Zierde des deutschen Parnaß, Schiller; der wackere Dramaturg, bedeutender noch als Bühnendarsteller, Iffland; der Romandichter Lafontaine; der poetische Vielschreiber Langbein; Hegner aus Winterthur, der namhafte Staatsmann der „helvetischen Republik“, welcher Erholung von Staatsgeschäften in der Poesie suchte und fand; der national-ökonomische Schriftsteller Jakob aus Sachsen; ferner Jünger, Schlez und Erhard, — sie Alle erblickten das Licht der Welt in dem Jahre 1759, das dagegen nur einen Todten sah, um welchen die deutsche Muse zu trauern Ursache hat: den Mann, den die Ueberschrift dieses biographischen Fragments nennt.

Ewald Christian v. Kleist ward am 3. März 1715 — also im Todesjahre de la Motte-Fenelons, des tugendhaften Verfassers des langweiligen „Telemaque“, und in dem des sehr unheiligen (wenn gleich finaliter sehr „religiösen“) Ludwig XIV. — geboren, und zwar auf dem Rittergute Zeblin in Hinterpommern. Jüngerer, mithin nicht zur Nachfolge im väterlichen Majorate berechtigter Sohn einer mehr alten als begüterten Familie, war Ewald v. Kleist genöthigt, sich nach einem Lebensberufe umzusehen, der ihn dereinst ernähren könnte. Er wählte — auf der lateinischen Schule zu Polnisch-Krone und dem gymnasium academicum zu Danzig, einer damals großen Rufes genießenden Anstalt, dazu vorbereitet — die juristische Carrière, und studirte von Michaelis 1731 bis dahin 1734 zu Königsberg in Preußen die Rechte; doch nicht blos diese, sondern auch alte klassische Literatur, Philosophie, Weltgeschichte und neuere Sprachen. Fast scheint es, als hätten diese Nebenstudien, denen auch noch dichterische Versuche sich beigesellten, dem Hauptstudium Eintrag gethan; mindestens vermochte Kleist nicht, auf Grund seiner juristischen Ausbildung und der darüber sprechenden Atteste irgend welche Civil-Anstellung im preußischen Staatsdienste zu erlangen. So beschloß denn der junge Mann, Land und Laufbahn zu wechseln. Er ging in dänische Militärdienste, in denen zwei Oheime von ihm es bis zu General-Majoren gebracht hatten. Mehr noch durch deren Einfluß, als in Folge seiner für einen Offizier damaliger Zeit ungewöhnlichen Bildung, gelang es Kleist, schon Ausgangs 1736, nach nur anderthalbjähriger Fähndrichs-Misère, das Lieutenants-Patent zu erhalten, und es schien in Folge ebengedachter Protection ihm ein schnelles Avancement im dänischen Heeresdienste gewiß. Mit dieser schönen Aussicht war es jedoch vorbei, als noch im Jahre seiner Thronbesteigung (1740) Friedrich der Große „den rc. v. Kleist“ als „geborenen königl. preußischen Unterthan“ von Dänemark reclamirte und als jüngsten Lieutenant im Infanterie-Regimente „Prinz Heinrich von Preußen“ anstellte. Obwohl tapferer Theilnehmer mehrerer Schlachten des ersten und zweiten schlesischen Krieges, und in Folge eifrigen Studiums auch im Besitze schätzenswerther strategischer Kenntnisse, ward Kleist doch erst im Februar 1748 Premier-Lieutenant, im Mai des folgenden Jahres Stabskapitain und im Juli 1751, bereits 36 Jahre alt, wirklicher Hauptmann und Compagniechef. Die Lorbeeren, welche Mars ihm versagte, hatte Apollo ihm bereits zu spenden begonnen. Denn schon war (1749) sein lyrisch-didaktisches Gedicht: „Der Frühling“ erschienen, welches den ungetheiltesten Beifall seiner Zeitgenossen fand und den Namen Kleist zu den gefeiertsten jener Zeit erhob, ja ihn dem Dichter des Messias, Klopstock, zur Seite stellte. Andere später veröffentlichte Gedichte trugen zwar nicht dazu bei, den Ruhm des Autors des „Frühlings“ zu erhöhen, verkleinerten ihn aber auch nicht.

So erschien der Titanenkampf des großen Friedrich, der siebenjährige Krieg. Kleist, welcher im Sommer 1757 Major bei dem neuerrichteten Hausen'schen Infanterie-Regimente geworden war, ging mit Begeisterung, obschon auch mit der Vorahnung, daß er den Ausgang nicht erleben werde, in den Kampf, wie dieß seine „Ode an die siegreiche preußische Armee“ (im Mai 1757 gedichtet) bezeugt, welche mit den stolzen Worten beginnt:

„Unüberwund'nes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel schwingt;
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!“

und welche folgendermaßen schließt:

„Auch ich, ich werde noch (vergönn' es mir, o Himmel!)
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und finde Ehr' und Tod im rasenden Getümmel!“

Dieser prophetische Schluß hat sich zwei Jahre darauf an dem Dichter nur zu wahr erfüllt. In der verhängnißvollen Schlacht von Kunersdorf, am 12. August, stürmte sein Regiment schon die vierte feindliche Batterie. Kleist ritt als Stabsoffizier hinter der Fronte, feuerte seine Grenadiere unablässig an und brachte die Weichenden wieder zum Stehen. Da erblickte er vor der Front einen Fahnenjunker, der, noch ein Knabe fast, und mit den Fahnen zweier gefallener Kameraden beladen, unter der dreifachen Last zusammenbrach. Schnell sprengte er vor, faßte und stützte den Arm des Jünglings und zog den Wankenden mit sich vorwärts. Der tapfere Commandeur seines Regiments war gefallen, Kleist — der, obwohl an der rechten Hand stark verwundet, sich noch immer hoch zu Rosse hielt — übernahm das Commando des Regiments und führte dasselbe gegen die feindlichen Feuerschlünde, Zügel und Degen in der Linken haltend. Da durchfährt eine Musketenkugel den linken Arm; sofort erfaßt der Held den Degen wieder mit der blutenden Rechten, und befeuert, uneingedenk seiner Wunden, den Muth seines Regiments. Im Sturmschritt geht es vorwärts, kaum 30 Schritte noch ist man von der russischen Batterie entfernt, da gibt diese noch einmal eine mörderische Salve aus allen ihren Geschützen, und von drei Kartätschenkugeln, von denen zwei ihm das rechte Bein zerschmetterten, getroffen, sinkt Kleist mit dem Ausrufe: „Kinder, verlaßt Euren König nicht!“ zur Erde; so noch die letzte schwindende Kraft seinem bewunderten Könige und dem preußischen Waffenruhme weihend.

Zwei wackere Grenadiere trugen ihren Major aus dem

Getümmel und übergaben ihn einem Wundarzt; doch als dieser ihm einen ersten Verband anlegen wollte, riß ihm selber eine Kanonenkugel den Kopf weg. So verbrachte denn der Held unverbunden und von entmenschten beutegierigen Kosaken bis auf das Hemd ausgeplündert, unter unsäglichen Schmerzen eine schauerliche qualvolle Nacht, bis am andern Morgen ein russischer Stabsoffizier, dem er sich zu erkennen gab, sich des Unglücklichen annahm, ihn provisorisch verbinden und nach Frankfurt a. O., wo sich das russische Hauptquartier befand, bringen ließ. Obgleich Kleist hier im Hause des Universitäts-Professors Nicolai die liebevollste Pflege fand und nichts unversucht gelassen ward zur Heilung seiner Wunden, so gelang die Rettung doch nicht, und nach elf furchtbaren Leidenstagen hauchte beim ersten Morgengrauen des 24. August Kleist in den Armen Nicolai's seine edle Seele aus.

So endete, erst 44 Jahre alt, Christian Ewald v. Kleist. Friedrich der Große, der, bei all seinen erhabenen Eigenschaften, doch von dem Fehler geflissentlicher Unterschätzung fremder Größe, ja selbst von dem des Undanks nicht frei zu sprechen ist, hatte kein Wort des Lobes für den Mann, der seinen Ruhm besungen und der für ihn in den Tod gegangen war! Auch von Seiten der weitverzweigten Familie v. Kleist geschah nichts für die Ruhestätte ihres ausgezeichneten Mitgliedes, und so blieb denn das Grab des Helden und Sängers einsam, unbeachtet und verwildert, bis im Jahre 1779 die Freimaurer-Loge in Frankfurt das Grab desselben mit einem Denkmal schmückte, welches, später verfallen, im Säcularjahre seines Todes wieder renovirt worden ist. Mehr als dieses, haben aber seine Lieder dazu beigetragen, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und sie werden auch fürder ihm ein rühmliches Gedächtniß bei allen Edlen unserer Nation bewahren, denn in ihnen athmet und webt innige Liebe für Natur, Freiheit und Menschenwohl, wie freudige Begeisterung für Gott, König und Vaterland!

G. K. Jaquet.

Das elektrische Licht.

Der krachende, scharfe, plötzlich überspringende elektrische Funke gibt ein starkes glänzendes Licht von sich, wie beinahe jedermann weiß; und ebenso ist es in unseren Tagen der populären Vorträge beinahe männiglich bekannt, daß der Blitz selber nichts anderes ist, als ein elektrischer Funke in riesigem Maßstabe. Es gibt eine Kraft in der Natur — man nennt sie in Ermanglung eines bessern Namens Elektricität — welche von einem Punkt im Weltenraum zum andern überströmt; und wenn sie auf irgend einen Gegenstand stößt, welcher ihre freie Bewegung hemmt, so erhitzt sie den Gegenstand bisweilen so plötzlich und so heftig, daß er weißglühend wird und darum zündet und leuchtet. Diese vorläufige oberflächliche Erläuterung ist sozusagen die Vorfrage dessen, was wir in nachfolgendem auseinander setzen wollen.

Viele scharfsinnige Männer haben sich schon seit Jahren bemüht, den elektrischen Funken hinlänglich beharrlich und andauernd zu machen, daß er den Zwecken der gewöhnlichen Beleuchtung dienen kann. Dieß hat jedoch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn jeder Funke währt nur eine beinahe unbegreiflich kurze Zeit, so daß ein andauerndes Licht nur aus einer Reihenfolge von Funken entstehen könnte, welche in unbemerkbar kurzen und raschen Fristen auf einander folgen würden. Daher haben alle, wenn auch noch so sinnreichen Versuche und Verrichtungen, um diese andauernde [...]te Lichtentwicklung zu erzielen, beinahe bis in die neueste Zeit hinein fehlgeschlagen — das erzeugte Licht war immer flackernd, reizbar und für die praktische Verwerthung unbrauchbar. Die meisten Gelehrten haben sich vergebens den Kopf zerbrochen, eine für obigen Zweck geeignete Vorrichtung zu ersinnen. Vor achtzehn Jahren ließen sich zwei Engländer, Greener und Staite, ein Patent auf ein elektrisches Licht geben, womit sie die Welt in Erstaunen zu setzen gedachten; sie hatten nämlich ein Verfahren ersonnen, kleine Stückchen reiner Kohle in luftdichte Gefäße einzuschließen und dieselben durch Ströme von galvanischer Elektricität weißglühend oder leuchtend zu machen. Nach monatelangen mühsamen Versuchen gelang das Verfahren auch so weit, daß im Jahr 1847 dieses neue Licht außen an der Nationalgallerie, an dem nördlichen Thurm der Hängebrücke von Hungerford, auf der Säule des Herzogs von York und an dem Polytechnischen Institut zu London in Thätigkeit gezeigt werden konnte, und die gelegentlich aufleuchtenden Blitze von intensivem Licht, welche hiedurch erzeugt wurden, waren mächtig genug, um die Londoner in Erstaunen zu versetzen. Um dieses Ergebniß zu erzielen, waren zwei kleine zugespitzte Stückchen Kohle so angebracht, daß ihre Spitzen nur in geringer Entfernung von einander standen, und da diese Entfernung durch die langsame Verbrennung der Kohle allmählig vergrößert wurde, wurden die Spitzen durch ein feines Räderwerk immer wieder auf die ursprüngliche Entfernung einander nahe gerückt. Beide Kohlenstückchen lagen direkt in dem Wege eines galvanischen Stromes, welcher von einem Kupferdraht auf einen andern übergeleitet wurde, und in dem Akt des Ueberspringens jenes geringen Zwischenraumes von der einen Kohlenspitze zur andern erhitzte der galvanische Strom all beide so beträchtlich, daß sie ein blendendweißes Licht von sich gaben. Allein trotz aller löblichen Bemühungen der Erfinder vermochte diese Vorrichtung doch kein anhaltendes Licht zu erzielen; dieses flackerte, hörte theilweise auf, und war dadurch für den praktischen Gebrauch unzureichend, obschon die Erfinder gehofft und versprochen hatten, dasselbe um nur ein Sechstheil der Kosten des Leuchtgases zur Beleuchtung von Straßen und Gebäuden verwenden zu können.

(Schluß folgt.)

Die Fortsetzung der Erzählungen: „die Frau Kommerzienrath“ und „die Weiße Frau“ werden im 3. Hefte geliefert.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Die Spielparthie.

Novelle von F. Brunold.

Es gibt nichts Gemüthlicheres, nichts Harmloseres als solch eine Spielparthie alter Herren, die regelmäßig an einem bestimmten Tage der Woche im Gasthofe arrangirt wird. Die alten Herren haben ihr Hinterstübchen, das von keinem Unberufenen betreten werden darf; sie haben gleichsam ihr Heiligthum für sich. Hier finden sie, wenn sie kommen, ihren Tisch zurecht gerückt, die Karten aufgelegt und die nöthigen Stühle umhergestellt. Der Wirth weiß die Stunde, wann seine Stammgäste kommen, und harrt ihrer aufmerksam hinter seinem Flaschentisch, das Licht in der Hand.

O, gewiß, es gibt nichts Froheres als solche Spielparthie alter Herren.

Und nun lassen Sie uns eintreten in das Hinterzimmer des Gasthofes zu den Drei Sonnen, des frequentesten im Städtchen. Seit fünfzehn Jahren haben die vier alten Herren ihr Spielchen an jedem Donnerstage hier gemacht. Sie sind mitsammen alt geworden und zu Jahren gekommen; aber ihr heiterer harmloser Humor ist ihnen frisch und ungetrübt geblieben. Und hätte in der Zeit auch einmal ein Aprilschauer böser Laune eines im Spiel Verlierenden den Himmel der Gemüthlichkeit zu trüben gesucht, so war es doch eben nur ein Aprilschauer, der beim Herannahen des nächsten Donnerstags längst verflogen war.

Zuerst war da der Doktor, ein jovialer, kleiner Mann, der niemals vergnügter war, als wenn er wenig Patienten hatte, und der es gewiß niemals im Leben einem Kranken verziehen hätte, wenn er am Donnerstag Abend sich herausgenommen, seine schleunige Hülfe zu verlangen — und so die Parthie zu stören.

Und nun der Faktor der Salzsiederei, der alte Segmund, das war erst ein Mann! Wenn man ihn reden hörte drunten im Gewerk, hätte man meinen und glauben sollen, alle seine Untergebenen mitsamt seinen Freunden und Genossen seyen Diebe, Mörder und Spitzbuben, so schimpfte und wetterte er — um im nächsten Augenblicke Alles zu thun, was gewünscht und verlangt wurde und weßwegen er kurz vorher sich erst in so gelinden, sanften Ausdrücken ergangen hatte. Er klagte beständig über schlechte Zeiten und wie er selbst arm sey und sich einschränken müsse, während doch Jedermann wußte, daß er sein Schäfchen bereits in's Trockene gebracht hatte.

Der alte Segmund war nun einmal ein eigener Kauz, aber die Seele von der ganzen Spielparthie, obgleich er jeden Donnerstag verkündete, in vollem Ernst, daß er das nächste Mal nicht mehr kommen könne, da er regelmäßig verliere (was selten der Fall war) und dieß seine Finanzen nicht zuließen.

Und wie er mit der ganzen Welt in einem harmlosen Kriege lebte, so hatte auch besonders sein Schneider viel von ihm zu leiden, zumal er im Ernst von ihm verlangte, daß er ihm Maß zu einem Leibrocke über seinen Ueberzieher nehmen sollte.

„Der verdammte Kerl!“ schrie er, seinen Aerger den Freunden mittheilend, „will mir auf bloßer Weste Maß nehmen, und ich sage ihm doch, daß er mir Alles so enge mache, wie für eine Klöterpuppe, die doch bekanntlich noch keine Crinolinen tragen. Aber der Mensch will nichts einsehen, und ich fürchte, ich werde den Rock nach dem ersten Gänsebraten unseres Sonnenwirthes nicht zuknöpfen können.“

So wetterte der Alte, und sein Partner im Spiel, der Justizamtmann, schmunzelte und lachte, zugleich sagend: „Man sieht's, Segmund! Ihr seid ein geschlagener Mann — und Eure Frau hat ein Hauskreuz mit Euch!“

„Frau?“ rief der Faktor verwundert, und schaute listig zu dem Justizamtmann hinüber. „Ich bewundere Eure Courage, daß Ihr das Wort hier erwähnt. Oder wie? ist Eure Dulcinea verreist, daß Ihr so keck seyd?“

Während die anderen Beiden schmunzelten, zumal sie wußten, daß im Hause des Justizamtmanns nicht das allgemeine Landrecht galt, sondern einzig und allein das Wort der Frau, fuhr der alte Segmund lustig fort: „Unter uns jungen Männern sollte das Wort „Frau“ gar nicht genannt werden, zumal unser vierter Mann, der liebenswürdige Rentier Neumann, noch ein Jüngling von — ich glaube fünfzig Jahren ist, — ledigen Standes, in der Unschuld Flügelkleid! — Um der Herzensruhe unseres Freundes Neumann willen, wird also das Wort Frau nicht mehr erwähnt!“

„O, bitte, bitte!“ rief der Rentier und wurde einmal über das andere roth. „Geniren sich die Herren nicht!“

Er wollte noch mehr sprechen, doch der Doktor lachte: „Silentium! Neumann ist verliebt! Seht nur die verschämten rosigen Wangen!“

„Victoria!“ jubelte Segmund; indeß der Justizamtmann rief: „Neumann gibt eine Bowle zum Besten!“

Und in der That, der Geneckte war glühend roth geworden; man sah es, er kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst; endlich stand er auf, zupfte die großen, steifen Vatermörder sich zurecht, und sagte, schweigend die Karten niederlegend: „Ja! meine Freunde! ich halte es für meine Pflicht, Euch zuerst mit dem frohen Ereigniß bekannt zu machen, dessen Herannahen schon seit längerer Zeit mein Herz bewegte. — Ich gedenke mich zu verehelichen; ich will einlaufen in den Hafen des Friedens und des Glücks!“

Die Freunde, die das Ganze zuerst für einen Scherz gehalten, sahen jetzt, daß Neumann in vollem Ernste sprach. Sie waren so überrascht, daß Niemand daran dachte, eine Gratulation laut werden zu lassen, bis endlich der Doktor die Sprache wieder gewann und lustig rief: „Gratulire! — Aber wie heißt die Glückliche?“

Segmund jedoch brummte: „Und das sagt Ihr uns hier beim Spieltisch, und schickt nicht ordentliche, goldberänderte Karten? — Zum Schwerenoth, wie sollen wir denn nun zu Hause unseren Weibsleuten die Sache plausibel machen! Man hat ja nichts als Schererei davon. — Hier, Neumann, nehmt die Karten und mischt!“

Neumann jedoch ließ ihn nicht weiter reden; er schob die Karten zurück, lehnte seinen Stuhl an die Wand und sagte,

voll Pathos, feierlich ernst: „Gewiß, Segmund — die Karten werden morgen ausgetragen, wie es Anstand, Sitte und Herkommen heischt; Euch Freunden aber mußte ich es hier mittheilen. Indem ich in den Hafen der Ehe einlaufe, werfe ich alle Jugendthorheit hinter mich, das Leben in den Gasthäusern hat ein Ende; ich werde von nun ab mein Glück im Hause finden. — Mit dem Jawort, das ich von den Lippen meiner hochgeehrten, angebeteten Braut erhielt, gab ich zugleich das feierliche Versprechen: niemals wieder eine Spielkarte anzurühren. — Und ich gedenke, dieß mein Gelöbniß zu halten."

„Lebt wohl, ihr Freunde, ihr geliebten Hallen,
Denn Neumann sagt euch ewig: Lebewohl!"

Mit diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung, nahm Hut und Stock und eilte der Thüre zu.

Doch der Doktor kam ihm zuvor, ergriff ihn am Arm und rief: „Aber Mensch! wollt Ihr, daß wir von unsern Frauen getreten werden? Wer ist die Glückliche? Den Schiller habt Ihr uns parodirt; heißt sie Johanna?"

„Ja!" sagte Neumann ernst; „Johanna Euphrosine Eulalia!" drängte den Doktor zurück und schritt zur Thür hinaus.

Der Doktor schlug letztere dröhnend zu, und schrie: „Ich muß Ihm ein Pfund Brausepulver geben, zwanzig Sturzbäder! — Johanna Euphrosine Eulalia! Welches Frauenzimmer heißt denn so?

„Pinsel!" rief Segmund; „seine Wirthschafterin ist's! Laßt ihn laufen, den Kerl; seine Stelle ist würdig durch einen Strohmann ersetzt! — Mischt, Doktor, für Euren „Alden", den — —. Aber Justizamtmann, Ihr seid an der ganzen Geschichte Schuld. Hat denn die 'Eure' heut so barbarisch gezankt, daß Ihr das Wort Frau auch hier erwähnen müßt, und dem Rentier Neumann dadurch den Mund wässerig macht, daß er auf und davon läuft. — Nun, warte! Dir wird Dein Gelöbniß noch Rosen bringen! Verspricht dem Frauenzimmer, keine Karte anzurühren — und ist Rentier, der doch nicht einmal einen Nachtwächter zu fürchten hat. Diese Wächter der Ruhe wissen, wer Geld hat!"

„Und das Frauenzimmer auch! Johanna Euphrosine Eulalia!" fiel der Doktor ein.

Segmund schwieg, brummte und spielte weiter. Plötzlich jedoch öffnete er die Weste, pustete, als wäre ihm heiß und sagte: „Was meinen die Herrn, wenn wir dem Neumann ein Ständchen brächten?"

Der Doktor und der Justizamtmann schauten verwundert auf, und wußten nicht, ob sie den Vorschlag für Spaß oder Ernst anzusehen hätten. Als sie jedoch das listige Gesicht des alten Segmund gesehen und somit erkannt hatten, daß derselbe wieder einen seiner gewohnten harmlosen Streiche beabsichtige, waren sie sofort mit ihm einverstanden.

Der Doktor rief: „Ich blase den Stiefelknecht unsers Sonnenwirths; und Ihr, Justizamtmann — —"

„Haltet der Johanna Euphrosine Eulalia eine Rede!" fiel der alte Segmund ein. „Dadurch gewöhnt Ihr Euch an vergleichen, und könnt, bei Leibe nicht bei Eurer Frau, aber doch in Terminen, Nutzen davon ziehen!"

Der Justizamtmann brummte: „Na! nun laßt man endlich die Weibsleute in Ruhe. Ich dächte der Eurigen — —"

„Habe ich," fiel Segmund hastig ein, als wollte er jedes Weitersprechen verhindern, „bei ihrer letzten Heimkunft, nach langer Reiseabwesenheit, gleich am Wagenschlag zugerufen: Bist Du da? Ich dachte, Du würdest noch länger bleiben. — Es war so hübsch ruhig — —. Weiter hat sie mich freilich nicht sprechen lassen. Es geschah aus Liebe, um mich nicht Lügen zu strafen und um mir zu zeigen, daß es mit der Ruhe vorbei sey!"

„Doch genug! Das Ständchen steht fest. Wer aber wird von nun ab unser vierter Mann? Denn das soll der Kerl, der Schwerenöther, der Ausreißer und Frauenzimmer-Gelöbniß-Haltender, sich nicht rühmen und einbilden, daß er nicht zu ersetzen sey! Wen nehmen wir?"

Der Justizamtmann schmunzelte und sagte, nicht ohne einen Anflug von Stolz und Würde: „Wir hätten schon einen! Ich dächte mein Referendarius."

„Der junge Mann?" schrie Segmund.

Doch der Justizamtmann entgegnete: „Eben der! Solche junge Leute werden es sich zur Ehre schätzen, mit älteren Männern in gesellschaftliche Verbindung zu treten, zumal wenn dieselben in einem gewissen Abhängigkeits-Verhältnisse zu uns stehen, wie es hier mit dem Referendarius und mir der Fall ist!"

„Und besonders," schrie der Doktor lachend dazwischen; „wenn, wie es hier der Fall ist, der junge Mann ein Auge, wie meine Frau sagt, die einen Kiker auf so Etwas hat, auf die Nichte des Neumann geworfen, die derselbe seit einigen Tagen bei sich im Hause hat, und die gewiß von der Johanna Euphrosine Eulalia ...."

„Auf Händen getragen wird!" sagte Segmund ernst, ruhig dazwischen. Kopfschüttelnd setzte er hinzu: „Also auch eine Nichte hat der Neumann im Hause? Und das Alles weiß Eure Frau, Doktor? Kann ich nicht auf das Intelligenz-Blatt, das sie herausgibt, abonniren?"

„Nicht nöthig!" entgegnete der Doktor spitz; „Ihr bekommt's umsonst, denn Ihr seid der thätigste Mitarbeiter daran, was Ihr vorhin hier bewiesen, denn Ihr wußtet ja gleich, wo die Euphrosine Eulalia zu finden, und wer sie sey. Fegt nur vor Eurer Thüre!"

Der alte Segmund schaute verwundert, aber dabei zugleich listig schmunzelnd von der Seite auf, den Doktor an, und sagte dann, gelassen die Karten mischend, ernst, als wäre es die trübste, traurigste Sache von der Welt: „Aber Doktor! steht Ihr denn so unter dem Pantoffel? Und das Fegen vor Eurer Thür wird freilich niemals nöthig, denn Patienten machen den Flur bei Euch nicht unrein!"

Der Stich war dem Doktor doch zu arg, und es wäre heut gewiß zu ernsteren Reibereien gekommen, wenn nicht der Justizamtmann plötzlich nach dem Wirth gerufen und für sich und jeden seiner Mitspieler ein Seidel verlangt hätte.

Gambrinus spülte mit seinem kühlen Naß allen Verdruß und Aerger nieder.

Die Parthie ging ihren ruhigen Gang, bis der Wächter seinen Ruf erschallen ließ und an den Aufbruch mahnte. Der Doktor und der Justizamtmann hatten geglaubt, daß die Sache mit dem Ständchen vergessen sey, zumal ihnen die Lust dazu bereits verflogen war; doch der alte Segmund, der in der letzten halben Stunde beim Spiel merkwürdig still gewesen war, schien das Versäumte nachholen zu wollen und war auf die Idee, ein Ständchen zu bringen, ganz verpicht und versessen. Er hieß den Wirth eine Kinderschnarre, Pfeife und Trommel bringen, nahm letztere, gab dem Doktor die Schnarre, dem Justizamtmann die Pfeife — und schritt ernst, gemessen zum Gasthause hinaus, der Wohnung Neumann's zu.

Und siehe, es war, als ob sich Alles köstlich und wie verabredet treffen sollte! — Es war noch Licht beim Rentier, und das Dienstmädchen hatte das Haus noch nicht verschlossen.

So traten die drei Verbündeten denn leise, unbeachtet in den Hausflur, stellten sich an die Thür der Stube, in der sie Licht gesehen und jetzt sprechen hörten, und huben an, aus ihren Instrumenten die schönsten, quiekendsten Töne herauszulocken, die nur möglich waren. Der Doktor entwickelte eine ungemeine Virtuosität, während der Justizamtmann herzzerreißende Töne seiner Pfeife zu entlocken bestrebt war. Der alte Segmund wirbelte auf dem Felle, trotz des besten Tambours, und sang mit schnarrender, quäkender Stimme: „Wir winden Dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide!“ während der Doktor nicht unterließ, das Mantellied anzustimmen, dem der Justizamtmann in schrillenden Pfeifentönen beistimmte.

Es war eine köstliche Musik.

„Ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann!“

Und gewiß, Johanna Euphrosine Eulalia, geborne Lämmlein, verehelichte Neumann in spe, gehörte zu den Menschen, nicht zu den Steinen. Sie öffnete die Thür — und wurde nicht rasend — obgleich die Flügelbänder ihrer schönen Sturmhaube auf dem Kopfe gewaltig im Winde rauschten; sie hatte mit dem ersten Blick, den sie aus ihren schönen Augen nach den Ständchenbringern warf, dieselben auch sogleich erkannt und, nach echter Feldherrenweise, ihre Taktik sofort ändernd, lächelte sie süß, öffnete weit die Thür und sagte zu dem, verlegen im Hintergrunde stehenden Rentier: „Lieber Neumann! Deine Freunde und Genossen früherer Orgien und Spielparthien kommen noch einmal in ihrer ganzen Glorie und Würde, um Dir zu zeigen, wie gut Deine Eulalia gehandelt, da sie Dich von solchem Treiben zurückzuziehen bemüht war.“ Und sich zu den Herren im Flur wendend, rief sie freundlich, graziös mit der Hand ihre Einladung begleitend: „Bitte, wollen Sie nicht näher treten, damit mein Zukünftiger Sie noch einmal sehen, und — —“

Aber der Justizamtmann und der Doktor warteten die Rede nicht weiter ab, sondern suchten, in sichtbarer Eile, die Hausthür zu gewinnen. Segmund aber starrte gleichsam als ob er eine Erscheinung, ein Gesicht habe, wie man zu sagen pflegt, in das Zimmer hinein, wo im Hintergrunde desselben so eben ein wunderhübscher, jugendlicher Mädchenkopf sichtbar wurde.

Die Jungfrau schaute mit großen Augen, schalkhaft lächelnd auf die Scene. Und der alte Segmund schien, wie gesagt, von dem Anblick der Grübchen in ihren Wangen sich nicht losreißen zu können. Er erwachte gleichsam aus seinem Träumen erst, nachdem die erregte, zukünftige Neumann ihm die Thür vor der Nase zuschlug, und die Freunde seinen Namen von der Straße her riefen.

Sinnend langsam folgte er. Und ob auch draußen der Doktor nun den großen Mund hatte, und nicht wußte, welchen Titel er der Dame und dem Rentier geben sollte; er blieb still, wider Gewohnheit in sich gekehrt, und schlich bei nächster Straßenecke, einsylbig „Gute Nacht!“ sagend, davon.

Das junge Mädchen im Hause des Neumann, schien es ihm angethan zu haben.

Und es war, als ob mit diesem Ständchen, diesem heiteren Intermezzo des ernsten Beamtenlebens und der ärztlichen Praxis, alle Heiterkeit der alten Spielparthie zu Grabe getragen sey.

Die alten Herren schienen sich am Tage darauf, als die helle, brennende Klatschsonne des kleinen Städtchens ihre befruchtenden Strahlen über dieß unerhörte Ereigniß ausgegossen hatte, und die zärtlichen Mütter ihre armen Sprößlinge bedauerten, daß sie solch ein Beispiel erleben mußten und in solchem Sodom geboren wären, ihres jugendlichen Uebermuthes selbst in Etwas zu schämen. Wenigstens gingen Alle ein wenig gedrückt einher. Die böse Welt freilich, die bekanntlich immer mehr weiß, als andere ehrbare Christenmenschen, wollte behaupten, die Frau Justizamtmann habe ihrem Alten es strenge untersagt, jemals wieder einen Streich dieser Art zu begehen, widrigen Falls die ganze Spielparthie aufgehoben werden müsse; und der Justizamtmann, nun der soll auch reumüthig Besserung gelobt haben. Ja, er soll sogar — —. Doch es ist besser nicht nachzusagen, was die böse, böse Welt spricht; es sind zumeist grausame Lügen, und so schweigen wir, und machen einen —“

Die Frau Doktorin aber, in jeder Hinsicht eine resolute Dame, griff die Sache praktischer an; sie sagte: „Ein Arzt darf mit Niemand in Feindschaft leben!“ — und schritt zum Hause des Rentier Neumann hinauf, um sofort ihren innigen, herzlichen Glückwunsch zu dem erfreulichen Ereigniß, zu der Verlobung darzubringen; zugleich anfragend, ob Fräulein Johanna Euphrosine Eulalia die Wohnung im zweiten Stockwerk zu vermiethen gesonnen sey, wie sie dieß gehört.

Die Braut, die den feinen Takt der Doktorin darin bewunderte, daß sie wegen der Wohnung nicht bei ihrem Zukünftigen, sondern bei ihr anfragte, wohl ermessend, daß von jetzt ab sie im Hause zu befehlen haben werde, hatte nichts Eiligeres zu thun, als freundlich zu versichern: „Gewiß, liebe Doktorin! Die Wohnung steht ganz zu Ihrer Disposition. Was sollen wir jungen Leute mit der droben leerstehenden Wohnung beginnen? Ich gab d'rum meinem lieben Neumann

den Rath, die Zimmer zu vermiethen. Man muß doch auch den Zins bedenken, den man dafür ziehen kann. So etwas freilich, liebe Doktorin, bedenken ledige junge Männer nicht. Es ist nur gut, wenn sie sich noch bei Zeiten belehren, und ihr Glück in die Hand — —"

"Einer Frau legen!" fiel die Doktorin ein. "Gewiß, liebe Eulalia, es ist nur zu bedauern, daß dieß die Männer so selten einsehen und zu schätzen wissen. Herr Neumann freilich wird ein Muster eines Ehemanns seyn; das hat er schon bewiesen durch seinen Gehorsam, in Bezug — —! Doch, Sie verstehen mich, liebe Euphrosine! und es ist besser eines solchen Skandals nicht mehr zu gedenken. Aber ich weiß, der Meinige, der läßt sich zu Allem verleiten, und der alte Segmund! — Nun, Sie kennen ihn wohl, der ist an Allem Schuld. Aber ich denke, wenn wir hier zusammen im Hause wohnen, so — — Sie verstehen mich!"

"Vollkommen!" fiel die zukünftige Neumann ein. "Aber wie kommt es, daß Sie ausziehen? Ich glaubte — —"

"Ja, Sie glaubten, und alle Welt hat es geglaubt, und ich mit!" schrie die Doktorin; "daß mein Wirth, der alte Esel, niemals je an's Heirathen dächte. Und nun muß es dem alten Struwelpeter einfallen, ein blutjunges Weib nehmen zu wollen; und mein Mann, der zu Allem unbrauchbar ist, hat natürlich mit dem Wirth keinen Contrakt gemacht, so daß wir jetzt mit Leichtigkeit an die Luft gesetzt werden können'."

"Himmelschreiend!" sagte die Braut. "Aber die böse Welt hat so selten christliche Liebe. Wie gut trifft es sich, daß wir unsere Wohnung leer stehen haben, daß Sie jeden Tag einziehen können!"

"Nun!" entgegnete die Doktorin; "so ziehen wir in den nächsten Tagen ein. Ich möchte keine Stunde länger im Hause bleiben, zumal der schäbige Filz noch bauen will, und im Stande ist, uns das Dach überm Kopfe einzureißen!" Und aufstehend und der Braut die Hand zum Abschiede reichend, sagte sie: "Es geht doch nichts über ein Paar umsichtige, treue Frauenherzen! Also in den nächsten Tagen, vielleicht schon übermorgen, ziehen wir ein. Adieu, Herr Neumann!" Und dem bisher gänzlich unbeachtet Gelassenen leichthin zuwinkend, eilte sie davon, indeß Johanna Euphrosine Eulalia süß lächelnd sagte: "Wie freue ich mich auf dieß Zusammenwohnen. Wegen der Miethe werden wir uns einigen. Sie werden den Zins gewiß nicht zu hoch finden!"

Die umsichtige Doktorin beachtete diese Worte nicht; sie eilte nur davon, um dem Wirthe triumphirend ihren Auszug zu verkündigen und, um in ihrer neuen Wohnung nach einigen Tagen von ihrem Manne zu hören, der gegangen war, um mit Neumann den gegenseitigen Miethskontrakt abzuschließen, daß sie fabelhaft theuer wohne.

Drunten aber in der Wohnung des Neumann saß Elfriede, die Nichte, am Fenster, das Lockenköpfchen gestützt auf der Hand und dachte, wie es doch so gar traurig sey, keine Eltern mehr zu haben und von der Gnade und dem Wohlwollen reicher Verwandten abhängen zu müssen.

Wenige Wochen erst war sie im Hause des Onkels und wie war ihr Leben in so kurzer Zeit so mannigfach umgestaltet worden. Bei ihrer Ankunft hatte sie noch die ältere Wirthschafterin vorgefunden, die ihre Eigenheiten gehabt, aber sie doch freundlich und wohlwollend behandelt hatte; wie dies auch von Seiten des Onkels der Fall gewesen war. Aber die alte Dame war nur noch wenige Tage geblieben, dann war sie zu ihrem Sohne gezogen, und hatte dieser neuen, im Vergleich zu ihr noch jugendlichen Dame den Platz geräumt.

Und mit dem ersten Tage der Ankunft dieser Dame war ein neues Regiment im Hause sichtbar geworden. Sie hatte den Onkel sogleich für sich einzunehmen gewußt. Und dieser nun dieser hatte dem Zauber, den sie um ihn zu stricken gewußt, nicht widerstanden, und war wie willenlos in's Garn gegangen.

Und nun sagt schon ein altes Sprüchwort: Zwei Verliebte sind sich immer genug; ein Dritter ist im Wege. Es konnte nicht fehlen, daß dies auch mit Elfrieden bald der Fall war — und es täglich mehr wurde. Auch jetzt fühlte sie es wieder, daß es am besten für sie sey, das Feld zu räumen; denn es war ihr auf's neue durch verständliche Reden und Winke klar gemacht worden, daß sie sich eine andere Heimath suchen möchte. Aber wohin? — Und dann!

Man meint so leicht zu gefunden
Im Wandern! — Es sey das Best' —
Und sieht sich nun gebunden
Ueberall, leicht und fest.

Jetzt geht der neue Referendarius vorüber, der junge Mann, der noch nicht lange im Orte ist — und grüßt herüber.

Elfriede dankt und erglüht. Wie die Rose, die am Fenster steht, so roth sind ihre Wangen geworden. Aber mit diesem Rothwerden weiß sie es auch, daß es ihr schwer werden würde, die Stadt zu verlassen. Den Onkel ließe sie gern, und noch lieber würde sie von seiner Zukünftigen scheiden, wenn sie nur wüßte: wo im Orte bleiben! — Und wäre es nur, damit er, der jetzt grüßend vorüberging, ihr diesen Gruß noch täglich zu bringen vermöchte.

Sie liebten sich. Ihre Herzen hatten sich in Elfriedens Vaterstadt, als die Eltern noch lebten, bereits gefunden. Es war eine Liebe, die still verborgen geglüht, von Niemand gesehen, von Niemand geahnt; die aber um desto heißer im Herzen fortlebte.

Und als die Eltern starben, Elfriede zum Onkel zog, hatte er, der sie so herzinnig liebte, nichts Eiligeres zu thun, als sich zum Gehülfen des Justizamtmann hieher versetzen zu lassen.

Bisher freilich war es ihm nicht gelungen, in das Haus des Rentier Neumann sich Eingang zu verschaffen; doch hatte er die Hoffnung darauf noch nicht aufgegeben. Und diese Hoffnung grünte seit einigen Tagen besonders stark. Der Dokter wohnte ja jetzt im Hause, und was war leichter, als diesen wegen eines vergeblich leichten Uebels zu consultiren!

In dieser Hoffnung, in diesem Gedanken war sein Gruß so herzinnig, froh und zufrieden gewesen, daß auch Elfriede froher, freudiger um sich und in die Zukunft blickte.

In diesem Augenblick aber öffnete sich die Thür und ein ältlicher Herr tritt ein.

O sie erkennt ihn gleich, wenn sie auch seinen Namen nicht weiß; es ist der Herr, der am Ständchenabend so vorzüglich schön auf seiner Trommel zu wirbeln verstand. Dieser Virtuosität gedenkend verzieht sich ihr Mündchen zu einem schalkhaften Lächeln, und die Grübchen in ihren Wangen werden wieder sichtbar, lieblich und schön, daß der alte Segmund — denn er war es ja — seinen trüben Ernst, den er wider Vermuthung bisher gezeigt, gänzlich schwinden ließ, und dem jungen Mädchen so recht herzinnig froh und glücklich wie ein Vater seinem Kinde die Hände entgegen streckte und rief: „So heiße mich denn immer, Du Kind mit Deinen Schelmaugen, Willkommen! Aber fast schäme ich mich meiner Narrenjacke von letzthin Dir gegenüber, denn Dein Anblick hat mir alte vergessenen Jugendträume in's Leben zurückgerufen. Komm, Kind! setze Dich her zu mir altem Mann, Dein Anblick thut mir so wohl. — Und nun erzähle mir von Deinen Eltern; wie Du hieher gekommen, und wie es Dir ergangen und noch jetzt geht. Denk' nicht, ich sey ein alter Mann, der nur Possen treibt; sollst an mir Deinen besten, besten Freund haben; und wo ich Dir helfen kann, will ich es thun."

Der alte Mann schwieg, sie zugleich noch immer sinnend, herzinnig-glücklich anschauend.

Und Elfriede! nun sie wußte nicht wie es kam, aber es war ihr selber jetzt, als könne sie nicht anders, als säße sie ihrem liebsten, ihrem besten Freunde gegenüber; und so hub sie zu plaudern und zu erzählen an, als erfreue und erleichtere es sie ordentlich, sich einmal aussprechen zu können.

Der alte Segmund unterbrach sie nicht. Es war, als wollte er ihr die Worte vom Munde nehmen, so lauschte er auf Alles, was sie sagte. — Und als sie von der Mutter erzählte, wie sie so lieb, so gut gewesen, so sanft bei dem langen, schweren Leiden des Vaters, das auch ihren Tod herbeigeführt, wurde er immer ernster, stiller. Er hatte, wie unwillkührlich, die Hände gefaltet und saß nun wie von heiligem Schmerz verklärt.

Elfriede bemerkte es und eine unendliche Liebe zu dem alten Mann zog in ihr Herz.

Und als sie nun weiter sprach und erzählte, wie es ihr hier, im Hause des Onkels, erginge, und wie sie nicht klagen wolle, um nicht undankbar zu erscheinen, wurde er ernster, nachdenkender. Plötzlich jedoch, als müsse er ihrem Geplauder nun ein Ende machen, stand er auf, ergriff ihre Hand und sagte in sichtbarer Hast und Aufregung: „So ist es denn, wie ich es mir gedacht! — Aber sei ruhig, Kind, ich wußte Dich allein; wußte Freund Neumann, der wie ich jetzt sehe, Deines Vaters Stiefbruder war, nicht zu Hause — und so laß mich scheiden, ehe Deine biederen Wohlthäter zurückkommen. Ich denke, zu Gott, Du sollst ihnen nicht mehr zur Last fallen. Du armes Vöglein, ohne Nest und Heimath! Doch Geduld! —"

Und seinen Hut und Stock ergreifend, reichte er dem jungen Mädchen freundlich die Hand, schaute es noch einmal herzinnig glücklich an — und schritt dann zur Thür hinaus, zur Wohnung des Doktors hinauf.

Elfriede blieb erstaunt, befangen zurück. Wie war es nur gekommen, dem alten, unbekannten Manne so rasch ihr Herz zu öffnen. Ihr Herz? — O, hatte sie denn auch von jener Himmelsthür zu ihm gesprochen, die sich in ihrer Brust leis' aufgethan? Hatte sie die Lerchen und Nachtigallen ihrer Brust herausstiegen lassen, ihre Lieder zu singen?

Ach nein! das hatte sie gerade wohl nicht gethan! Sie hatte nur jene Himmelsthür ein klein, ein ganz klein wenig geöffnet, und der alte Mann hatte nur einen Blick durch die Spalte gethan — und Veilchen und Rosen dahinter blühen gesehen. Er wußte genug. Er kannte, trotz seiner ewigen Scherze, trotz seiner spöttischen Außenseite, das Menschenherz. Er wußte genug!

Und nun saß er droben, seinem Freunde, dem Doktor gegenüber, still sinnend, ruhig sprechend. Ein Dichter singt:

„Vergilbte alte Blätter
Die find' ich spät am Tag.
Ihr alten, lieben Lieder,
Wie kommt ihr in mein Fach?"

Segmund war nun keineswegs ein Dichter, aber er hatte doch auch in seiner Brust so einen verborgenen Herzensschrein, in dem Träume, Bilder und Gedanken, begrabene Hoffnungen und getäuschte Erwartungen bunt durch einander lagen, um gelegentlich, beim Rauschen klingender Windharfen, beim traumhaften Grüßen der Erinnerung an das Tageslicht zu treten. Und so hatte denn auch der unerwartete Anblick Elfriedens das Herz des alten Mannes durchschüttelt; alte Erinnerungen und Gedanken, die er zu Grabe getragen geglaubt, wach und in's Leben zurückgerufen, hatten ihm nicht Ruhe und Rast gegönnt, bis er gegangen war, Elfrieden gesprochen hatte; und nun er wußte und fühlte, daß in diesem Mädchen ihm noch einmal altes, verlorenes Glück, das schönste, das einzige seines Lebens, gleichsam verjüngt wiedergekommen sey. Elfriede war die Tochter derjenigen, die er einst geliebt, und deren Gegenliebe er nicht zu erringen vermocht hatte.

Er saß seinem Freunde gegenüber und er sprach zum ersten Male von dieser Liebe.

Es legte sich selbst dem Doktor eine eigene Wehmuth um das Herz, wenn er sah und fühlte, wie in diesem Manne mit grauen Haaren, der sonst nur für Scherz und Spott Sinn und Ausdruck gehabt zu haben schien, eine so tiefe, herzinnige Liebe während eines ganzen, langen Lebens gelebt und geschlummert hatte. Er hatte, durch die weltlichen Umstände gezwungen, eine Frau genommen, aber seine Liebe derjenigen bewahrt, die diese Liebe nicht anzuerkennen vermocht hatte. Alles, auch das Kleinste jener Zeit, lebte in seinem Herzen und trat jetzt, von Wehmuth verklärt, an das Tageslicht.

Die Doktorin war herzugekommen; er beachtete es nicht. Nun war es, als ob alle Welt es wissen könne, daß er geliebt, und daß diese Liebe Elfriedens Mutter gegolten.

Und wegen dieser ihrer Tochter sprach er nun zum Freunde, und bat um Rath und Hülfe, wie es anzufangen sey, sie aus dem Hause des Onkels zu nehmen, sie anderweitig unterzubringen, ohne daß die Sache zu einem Eclat käme.

„Nicht zu mir in's Haus kann und darf ich das Kind nehmen!" sprach er. „Es würde mir das Herz abdrücken, wenn meine Frau demselben einen unfreundlichen Blick zusendete. Ich würde vielleicht heftig, rauh und ungerecht gegen meine Frau seyn, was nur auf Elfrieden zurückfallen könnte. Und das soll nicht seyn! Drum zu mir kann sie nicht, aber für sie sorgen möchte ich!

„Es ist mir, der ich selbst keine Kinder habe," setzte er noch hinzu; „als habe mir die Geschiedene in diesem ihrem Kinde ein theures Vermächtniß hinterlassen, von dem ich ihr drüben Rechenschaft geben müsse!"

Die Doktorin, immer resolut, aber auch trotz ihrer barocken Aeußerlichkeiten mit einem gefühlvollen Herzen begabt, sagte: „Und was wär's, Mann! wenn wir die Elfriede hier zu uns heraufnähmen? Denn daß Du es nur weißst, ich gedachte früher, Euch Beide, Dich und Freund Segmund, unter die Douche wegen Eurer Narrenstreiche zu nehmen; aber seitdem ich hier wohne, von der zukünftigen Neumann zu so hoher Miethe hinaufgeschroben, und gesehen habe, wie sie unter äußerer Taubeneinfalt doch überall die Hörner der Bosheit und des Hochmuthes herauszukehren weiß, auch das Leben der Elfriede scharf einzuheizen versteht; soll's mich freuen, wenn ich der Johanna Euphrosine Eulalia ein Schnippchen schlagen kann. Und daß ich's kann, dafür laßt mich sorgen. Ich gebe Euch mein Wort, die Elfriede zieht hier zu uns herauf. Und, Ihr alten Sünder, wenn's denn nun einmal nicht anders geht, soll's mich freuen, Ihr brächtet es dahin, daß der Neumann nach seiner Verheirathung mit allen zehn Fingern nach Eurer Spielpartie langte!"

„Und seiner Gattin zum Trotz von uns in Gnaden feierlich an- und aufgenommen wird!" lachte Segmund und reichte der Doktorin die Hand. „Das Wort lohne Ihnen Ihr Mann mit dem besten Kuß!" sagte er, in seinen alten Humor verfallend. „Mit Ihnen im Bunde wird's uns ein Leichtes seyn, Alles in's Werk zu richten. Ich hab' bereits ein Plänchen unter der Mütze. — Aber," setzte er wieder ernst werdend hinzu, und sich zum Abgehen anschickend, „winden Sie mir nur erst das Märchen, die Elfriede, herauf — dann .... Doch Ade! Leutchen!" rief er abbrechend, „ich muß nach Hauf'! man steht noch immer mehr oder weniger unter dem Pantoffel; und ich möchte der Meinigen jetzt am wenigsten Grund zum Brummen geben, da ich so Großes vorhabe und so glücklich bin. Drum — Ade! — behaltet's für Euch!"

Und fort war er, ehe die Doktorin das Nähere noch mit ihm bereden und besprechen konnte.

* * *

Wir lassen einige Zeit unerwähnt und unbeschrieben dahin gehen. Rentier Neumann ist seit Wochen verheirathet, ein glücklicher Ehemann!

Die Hochzeitsfeier war eine sehr anspruchslose gewesen. Die Braut hatte keine Eltern mehr, keine nahen Anverwandten, und Neumann, nun Neumann, hatte ja mit seinem früheren Leben, seinen ehemaligen Freunden, abgeschlossen, und so konnten natürlich auch sie bei der Trauung nicht zugegen seyn.

Neumann wollte nur seinem Glück, seiner Frau leben; und so blieb er allein, allein mit ihr, die jetzt sein Eigen war, und die ihn stets für sich in Anspruch zu nehmen wußte. O, die junge Frau verstand es meisterhaft, ihren Mann in steter Abhängigkeit von sich zu erhalten; und die böse Welt war nicht abgeneigt zu glauben, sie werde ihm später das Tabakrauchen nur beim Kirschenpflücken auf dem Baum gestatten — damit er nicht selber die Früchte esse, die sie doch nur für sich allein gepflückt wissen wollte.

Auch jetzt war die junge Frau im Garten, nicht um zu arbeiten, sondern sich ein wenig in der milden Winterluft zu ergehen. Sie hatte ihrem Gatten gestattet, am Fenster zu sitzen, um die Leute vorüber gehen zu sehen. Aber der gute Rentier fand, daß die Straße verteufelt leer sey und daß bei solchem Hinausstarren sich Rückerinnerungen einfinden, die das Herz krübbeln und zwacken, wie wenn Spinneweben über das Gesicht fliegen.

Und was sind solche Erinnerungen anders als Spinneweben, die das Herz gewoben, und die die Gegenwart gleich einem Haarbesen abstäubt?

Neumann fuhr, aus seinem Brüten erwachend, sich mit der Hand über das Gesicht, als müsse er die häßlichen Spinnengewebe der Rückerinnerung sich aus dem Gesicht wischen, und stand dann, als er sah, daß dies Abstäuben nichts half, hastig auf — und trat auf den Flur zur Hausthür hinaus.

Da, als habe die Erinnerung ihr Zauberrüthchen gehoben, und tief verschlafene Gedanken zur Wirklichkeit werden lassen, kam der alte Segmund daher, fröhlich, glücklich, als sei er wieder jung geworden. Lachte und winkte schon von weitem, so daß es dem Rentier nicht möglich war, sich zurückzuziehen, und sagte näher kommend: „Willkommen, Neumann! man sieht's wie glücklich Ihr seyd; immer allein in Eurem Himmel. Uns armen Christenmenschen bleibt nichts übrig, als zur 'Sonne' zu gehen und nach gewohnter Weise unsre Partie zu machen. Ihr, Neumann, thatet recht daran, Euch zurückzuziehen; denn durch den Eintritt des Referendarius, der Eure Stelle eingenommen, ist ein frisches, junges Lebenselement in uns gekommen, so daß wir kaum noch mit einem Abend in der Woche ausreichen und zufrieden sind. Doch was rede ich? Ihr, Neumann, findet an solchen prosaischen Sachen, wie ein harmloses Spiel es ist, keine Freude mehr; Ihr habt höhere, edlere Genüsse, und Euer Ruhm bei den Frauen als ein Muster eines jungen Ehemanns, wird ein unauslöschlicher sein! Lebet wohl, Neumann! Gedenket in Eurem Paradiese hin und wieder des alten Segmund!"

Und rasch, als sey er in dieser Zeit um viele, viele Jahre jünger geworden, eilte er die Stiege zur Wohnung des Doktors hinauf, wo Elfriedens frohe, glockenreine Stimme ihn begrüßte und zum Zimmer führte, indeß Neumann langsam mit ernstem nachdenkendem Gesicht nach dem seinigen schlich.

Er fühlte in diesem Augenblick keine Sehnsucht, nach dem Garten zu gehen zu seiner jungen Frau. Frau Doktorin jedoch hatte diese Sehnsucht empfunden. Leicht, tänzelnd nahte sie sich der Neuvermählten und rief schon von weitem: „Ein

köstliches Wetter! — Und wie dankbar bin ich Ihnen, meine liebe Frau Rentier Neumann, daß Sie es mir möglich machen, solch einen Wintertag in Ruhe und im Freien genießen zu können!“

Die angeredete junge Frau schaute etwas verwundert und ein wenig verlegen auf, und sagte endlich: „Wie käme ich dazu, Ihnen, Frau Dokterin, diesen Tag genießbar zu machen?“

„Nun wodurch anders!“ lachte die Genannte; „als dadurch, daß Sie mir das herzige liebe Kind, die Elfriede, überlassen haben. Sie nimmt mir alle Arbeit ab, ich kann dem Vergnügen nachgehen, und es ist, als ob mit dem Eintritt des jungen Mädchens in unsere Wirthschaft ein Frühling und ein Segen eingezogen wäre. — Sie müssen dies heitere, frohe Kind stündlich entbehren und vermissen! Ich kann nicht genug Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken, daß Sie mir Elfrieden auf meine Bitte so bereitwillig überlassen haben!“

„O bitte, bitte!“ sagte die Rentier Neumann nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit; „wir entbehren ....“

„Richtig!“ fiel die Dokterin ein. „Woran dachte ich nur! Sie natürlich entbehren wohl das junge Mädchen nicht; Sie mit Ihrem Gatten, stets ein Herz und eine Seele, sind sich immer selbst genug. Ihr Leben gleicht dem Leben eines Finken, der im blühenden Apfelbaum sitzt. — Uns anderen Sterblichen wird es nicht so gut geboten, und wir geplagten Frauen namentlich müssen mit unsern Männern Geduld und Nachsicht haben! Ja sehen Sie, meine liebe Frau Neumann, was sollte ich thun und machen? Mein Mann, auch der Segmund und die Andern sind gegenwärtig so unendlich glücklich, zufrieden bei ihrer Parthie in der Sonne, daß ich es nicht übers Herz zu bringen vermochte, noch ein Wort gegen diese Abende zu sagen. Ich sah ein, wie wir Frauen — Sie, liebe Neumann, ausgenommen — unsere Kaffeegesellschaften haben müssen, um unser Herz über Nachbarn, Freunde und Dienstboten ausschütten zu können; so müssen die Männer auch ihr Spielkränzchen haben, um über uns Frauen herziehen zu können. Vielleicht auch, um desto größere Sehnsucht wieder nach uns zu empfinden. Denn in der Trennung Schmerz liegt ja bereits die Wonne des Wiedersehens! — Und, nun sehen Sie, was konnte ich anders thun; ich sah das Glück der Männer: des meinen, des Segmund, des Justizamtmann, vom Referendarius nicht zu sprechen; sah wie sie so unendlich glücklich von ihrer Spielpartbie sprechen — und so legte ich die Hand übers Herz — und habe den Männern droben in meiner Wohnung den Spieltisch arrangirt. Während ich mit Ihnen plaudere, sind sie wohl bereits angekommen. — Ade! liebe Neumann! Hören Sie nur, wie laut und glücklich Elfriede singt!“ Und während die Doktorin nach dem Hause zurückeilte, und die Rentier Neumann in Würde und Selbstgefühl durch den Garten ging, erschallte droben Elfriedens Lerchenstimme so hell und klar, daß man es weithin vernehmen konnte.

Der Neumann schien das Gesinge nicht sehr zu gefallen. Bei ihr hatte Elfriede nie gesungen; und hier schmetterte sie, als hätte sie zehn Frühlingslerchen in der Brust, die all ihr Singen hinaus in die Welt jubeln müßten. Frau Neumann ging deßhalb, die Mundwinkel ziemlich stark herunter hängen lassend, nach dem Hause zurück, wo sie ihren Gatten im Hinterstübchen fand. Wahrscheinlich war auch diesem das Singen unangenehm. Ziemlich einsylbig saßen die jungen Ehegatten sich gegenüber.

Plötzlich jedoch vernahmen sie von droben her ein fröhliches, heiteres Singen. Die alten Männer sangen wohlgemuth längst vergessene Studentenlieder: ‘Bemooster Bursche zieh’ ich aus!’ und Andere. Die Elfriede schlug dazu die Saiten des Instruments, daß es eine Art hatte, während ihre Stimme im hellsten Diskant die der Männer übertönte.

Genug, man hörte es dem Ganzen an, daß die Leutchen oben bei ihrem Zusammenseyn so recht con amoro glücklich waren.

Drunten im Hinterstübchen jedoch war eine Fliege, eine verdammte Fliege, wie sich deren zuweilen im Winter einzelne einfinden. Und solch ein Vieh hat bekanntlich dann gemeinhin die Wuth sich auf die Nase der Bewohner des Zimmers zu setzen.

Und so war es auch hier. Die Fliege, die verdammte Fliege kam immer wieder, wenn auch noch so oft verscheucht, und wußte die Nasenspitze des Rentier kapital zu finden. — Ist das nicht ärgerlich? War es dem Rentier zu verdenken, wenn er endlich wüthend aufstand, sich selbst eine Ohrfeige gab, vergeblich hoffend die verdammte Fliege zu treffen, die so eben dort krabbelnd herum marschirte, und ohne ein Wort zur Gattin zu sagen die Stube verließ? Frau Neumann blickte erstaunt, verwundert auf. So kannte sie ihren geliebten Neumann gar nicht. Sie wollte aufspringen, ihm nacheilen; aber droben sangen sie so selig zufrieden Uhlands „Der Wirthin Töchterlein!“ daß sie unwillkürlich zögerte. Das war die Stimme des Referendarius, und das Elfriedens! Wie harmonirten dieselben so genau zusammen, wie sangen sie so laut, so hell und klar:

„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut,
Und werde Dich lieben in Ewigkeit.“

Es war, als ob diese Worte der Neumann einen Stich in's Herz gaben, so hastig, so verstimmt sprang sie jetzt auf und sagte, nun dem Gatten folgend, zu sich selbst: „Ich glaube gar, man hat Absichten, die beiden jungen Leute zusammen zu bringen! Was die Doktorin sich denkt! — Das Mädchen, die Elfriede, und der Referendarius! Ha! ha! ha! Es ist zum Lachen!“

Aber das Lachen klang gar nicht natürlich; und der einmal aufgetauchte Gedanke schien sie nicht so bald verlassen zu wollen.

Und konnte es anders seyn? Klang nicht Elfriedens Stimme jetzt täglich so hell, so frisch durchs Haus? Und je mehr der Frühling nahete, um so mehr sang und jubelte sie. Der Referendarius kam jetzt täglich, auch wenn keine Spielparthie beim Dokter war. Der alte Segmund, ja, was war denn mit dem Alten geschehen? Wo hatte denn seine Frau nur ihre Augen! Der schien ja in die Dokterin förmlich verliebt zu seyn; oder war er es in die Elfriede, der er Naschwerk und Kuchen zutrug? O, über die böse, böse Welt!

So seufzte Johanna Euphrosine Eulalia Neumann, während ihr Ehemann auch mehr und mehr zu seufzen begann. Aber nicht wie sie über die böse, heuchlerische Welt, sondern über die Reden seiner Frau, die täglich unliebenswürdiger wurden, so daß er im Stillen bereits sich zurück zu sehnen begann nach seinen alten Freunden und ihren Vergnügungen.

Jetzt suchte er schon sich nicht mehr zurückzuziehen, wenn er den alten Segmund daherkommen sah; er freute sich vielmehr schon seines Kommens, und paßte die Stunde ab, wenn es geschah. Heut ist er nun allein; Johanna ist ausgegangen. Sie will ihren prächtigen neuen Hut und Shawl zeigen, den er ihr hat kaufen müssen, und so steht er am Spinte, wo er ein verborgenes Fach aufgezogen hat und aus dem er ein Päckchen genommen, von dem er das Papier loszulösen beginnt.

In diesem Augenblick öffnet sich unvermuthet die Thüre, und noch ehe der Rentier das Päckchen zur Seite werfen kann, steht Segmund an seiner Seite, ergreift es und lacht: „Bist allein, Neumännchen! sah sie gehen und so bin ich hier, um Dir zu sagen, daß es doch Schade ist, daß Du nicht mehr bei uns bist. Denn im Vertrauen gesagt, mit dem Referendarius ist es nichts; der — nun einem Freunde kann man wohl unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein Geheimniß anvertrauen — der, wie gesagt, sieht mehr nach der Elfriede als nach den Karten. Das ist nichts für uns alte Leute, da fehlt uns der vierte Mann, wie Du er uns warst. Doch das ist vorbei! Die Zeit ist hin, wo Bertha spann — und Du bist auch ohne eine Partbie glücklich. — Doch was kramtest Du nur, und was ist es für ein Päckchen, das ich Dir aus der Hand nahm?“

Neumann wollte dasselbe verlegen dem Freunde entreißen; leise sagte er: „Ich suchte nur etwas, und da ....“

„Kamen Dir die alten Spielkarten in die Hand!“ lachte Segmund, der das Paket geöffnet hatte. „Aber leg' sie fort, guter Freund, oder schenk' sie mir. Dir nützen sie nichts, und könnten Dir höchstens Unannehmlichkeiten von Deiner Frau bereiten, wenn sie die Karten findet. — Gib sie nur mir.“

Mit diesen Worten wollte Segmund die beiden Spiele einstecken; doch Neumann sagte, ihm dieselben verlegen aus der Hand windend: „Laß sie mir nur, guter Segmund. Wenn ich sie auch nicht brauche, so weckt ihr Anblick doch eine angenehme Erinnerung — und — und man kann ja doch auch nicht wissen!“ Die letzteren Worte hatte er sehr leise gesprochen, wobei er zugleich die Karten hastig wieder in den Kasten legte. Doch Segmund hatte ihn dennoch verstanden. Ein verschmitztes Lächeln fuhr über sein Gesicht; und sich zum Abgehen anschickend sagte er: „Will nur machen daß ich fortkomme, ehe die Deinige kommt. Ade, Neumann! Hast recht, wer weiß was kommt!“

Und in der Thür sich noch einmal umwendend, rief er: „Ade! Ist's nicht eher, sehe ich Dich doch bei Elfriedens Verlobung mit dem Referendarius, der in diesen Tagen sein Assessor-Examen herausbeißt. — Ade!“ So ging der Alte, und ließ seinen Freund in Unruhe und Erstaunen zurück.

Aber sollen wir auch die folgenden Tage zu schildern versuchen? Der Referendarius ist als Assessor zurückgekehrt. Und Elfriede? — Ist nicht ein Liebesleben in seinen Hauptzügen immer dasselbe; zumal wenn es wie hier zwischen Elfrieden und ihrem Geliebten eine erste, eine einzige wahre Jugendliebe ist?

Sollen wir die mehr und mehr sich steigernden Qualen zu beschreiben versuchen, die Neumann empfand, wenn er die Freunde so froh, so glücklich beim Spieltisch versammelt wußte? Wenn Elfriede glücklich, heiter durch den Garten sprang, und mit den Lerchen um die Wette zu singen versuchte; während seine Gattin immer ernster, immer gemessener wurde, auf die ganze Welt, und namentlich auf die Doktorin und die alten Freunde schmähete?

Soll ich dies alles schildern? O, erlaßt es mir! Es sey genug, wenn ich sage, daß seine Qual von Tag zu Tag größer wurde; und daß Elfriede täglich schöner und rosiger zu erblühen schien. — —

Und nun kann endlich die Neumann sich nicht mehr der Annäherung der Leute entziehen; sie muß hinauf zur Wohnung der Doktorin. Elfriedens Verlobung wird gefeiert — und Elfriede ist die Nichte ihres Gatten. Sie darf nicht fehlen!

So ist sie denn droben in ihrem höchsten, besten Staat, aber keineswegs guter Laune

Doch Niemand von den Anwesenden schien ihr Verstimmtsein zu beachten. Alles war froh und heiter. Selbst die Justizamtmännin hatte einen Anstrich von Zärtlichkeit gegen ihren Gatten. — Man sah es, hier wurde eine Verlobung gefeiert, bei der jeder Blick, jedes Wort es kund gab, daß zwei Herzen sich gefunden — und die Anwesenden sich dieses Glückes freuten.

Selbst Neumann war ein Anderer. So heiter, so froh hatte seine Gattin ihn noch nie im Leben gesehen; er schien hier durch und durch ein glücklicher, zufriedener Gast zu sein.

Vom alten Segmund ist kaum zu reden. Der hatte nur Einen Freudenstrahl gleichsam auf seinem Gesicht, und wenn er zu Elfrieden hinüber blickte war es, als ob seine Augen, seine Lippen nur Segenswünsche sprächen.

Frau Neumann wußte sich dieß gar nicht zu erklären und zu deuten. Was war mit dem alten Mann nur vorgegangen, und wie konnte seine Frau, die wider Erwarten mit am Tische saß, während sie sonst höchst selten in Gemeinschaft mit ihrem Gatten in Gesellschaft gesehen wurde, dies Gebahren nur dulden oder wohl gar gut heißen?

Und doch schien Letzteres der Fall zu sein, denn ihr Blick ruhte gar innig, man möchte sagen voll heiliger Wehmuth, auf der jungen glücklichen Braut. — Und wie ein heiliger Strahl verklärter, von ihr nie erlebter aber tief geahnter Mutterliebe, ging es durch ihr Auge, wenn sie es auf dem Antlitz des jungen Mädchens ruhen ließ.

Jetzt aber stand sie auf und Elfrieden folgend, die in das Nebenzimmer gegangen war, erfaßte sie dort ihre Hand, legte ihren Arm sanft um den Nacken des jungen Mädchens, küßte es ernst feierlich auf die Stirne und sagte voll Wehmuth und Trauer und doch voll Glück zugleich: „Gott segne Dich! —

Ich weiß, was Du meinem Manne bist; er hat es mir nicht verschwiegen, wie er denn überhaupt, trotz seines oft barocken Wesens, mir ein treuer, aufmerksamer Gatte gewesen ist. Die Welt sagt, wir hätten eine ruhige Ehe geführt. Und so ist es! — Wir sind still und ruhig neben einander durch's Leben gegangen. Ich will nicht klagen! Aber ich denke mir doch, daß unser Leben ein anderes gewesen wäre, wenn nicht eben diese seine Jugendliebe zu Deiner verstorbenen Mutter die schönsten Blüthen seines Herzens vorher geknickt hätte. Die Rosen blühen und duften auch schon in jedem Jahre wieder, aber mit der Lieb' ist's doch ein ander Ding. Die klugen Menschen reden und meinen, so eine erste Jugendliebe falle gemeinhin vor der Blüthe ab und verkümmere, ehe sie Frucht treibe. Ja, sie meinen wohl gar, eine Jugendlieb' müsse unglücklich sein, denn sie treibe zumeist zu frühzeitig an das Tageslicht, ehe der Stamm, das Herz, Kraft und Saft habe, eine ordentliche Blüthe zu zeitigen. Dummes Zeug! — Es gibt für jede Menschenbrust nur eine einzige wahre Lieb' im Leben. Und ob dieselbe früh oder spät das Herz erfüllt, ob das Auge in Jugendlust glüht oder das Alter bereits die Haare gebleicht — es ist, wenn sie kommt, immer erst die erste Lieb', eine Jugendliebe. Wohl dem Menschen, dem das Glück zu Theil wird, dieser seiner einzigen Liebe in Liebe leben zu können! Ich denke, Kind, es soll bei Dir hier der Fall seyn. — Gott segne Dich! Bewahre Dein Glück. Man knickt gemeinhin oft Blüthe auf Blüthe im Herzensgarten, und denkt, man werde ewig Sträuße binden können; bis man findet, daß der Winter gekommen ist, daß die Blüthen dahin sind — und mit ihnen der Himmelsodem, der Klang vom Paradiese: die erste, einzige, heilige, reinste Liebe! Darum Kind, bewahre Dir diese Liebe — und Du wirst glücklich sein! — Mein Mann hat Deine Mutter geliebt; er hat mir Alles, Alles treu berichtet — und ich, ich habe Dich um dieser Liebe willen liebgewonnen. Denn jede Liebe, wo sie sich zeigt in reiner Größe, hat etwas Heiliges in sich. Wir gehen dahin ohne Kinder, und so ist es, als habe Dich Gott uns zugeführt. Du bist fortan unser Kind. — Hier nimm diese Schrift: mein Gatte und ich haben Dir Alles vermacht, so wir mit Tode abgehen! Zeig's Deinem Bräutigam und sag' ihm, daß er nun auch kein ganz armes Mädchen zur Frau bekomme. Er wird zwar sagen: er wolle nur Dich — und er hat Recht! Dir, Kind, aber gibt so ein wenig Reichthum mehr Selbstgefühl und Sicherheit. Und so nimm die Schrift immer an von uns alten Leuten!«

Die Elfriede war von dem Ganzen, namentlich von dieser so ganz unerwarteten Liebe und Güte der alten Frau so gerührt und ergriffen, daß sie das Papier kaum zu nehmen vermochte, so zitterte sie. Sie warf sich an die Brust der Frau und weinte Thränen der Freude, der tiefsten Rührung.

Frau Neumann hatte das Fortgehen der Segmund bemerkt, sie wollte, von Neugier getrieben, nachgehen; doch die Männer waren bereits alle aufgestanden, und ihr Gatte — o Schmerz! o Wunder! — ging mit zum Spieltisch, ohne sie mit einem Wort um Erlaubniß zu fragen.

Ihr Auge funkelte, sie vergaß Elfrieden mit der alten Segmund; sie wollte auffahren, sie wollte hin zum Spieltisch; denn, o Schmach! ihr Gatte zog selber freudig lächelnd seine alten Spielkarten aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und sagte jubelnd, lachend: »Hier sind meine alten Karten; sie haben lange geruht! — Heute, Elfrieden zu Ehren, seien sie auf's Neue eingeweiht!« Jedoch die Doktorin, die Alles bemerkte, hielt Frau Neumann zurück.

Segmund schrie, jubelnd die Karten hoch hebend: »Eingeweiht! — für unsere Lebenszeit!«

Alle lachten und jubelten.

Die Neumann war dunkelroth im Gesicht geworden, sie biß die Zähne zusammen und wollte wüthend das Zimmer verlassen. Allein die Doktorin ergriff sie am Arm, führte sie freundlich, liebreich zum Sopha zurück und sagte, sich selbst setzend: »Setzen wir uns, liebe Neumann! Sehen Sie das frohe, heitere Gesicht Ihres Gatten. Gönnen Sie ihm dies harmlose, heitere Spiel. Sie glauben nicht, wie viel Unmuth, Zwist und Zank, der uns treffen würde, hier in die Luft gepustet wird. Lassen Sie den Männern ihre kleine Freuden, es ist besser als Politik treiben; und uns gönnen Sie unsere Thee- und Kaffeegesellschaften. — Und, nicht wahr? Sie kommen doch von nun ab zu unseren Frauenkränzchen, Sie schließen sich ferner nicht mehr aus? Bitte, bitte, liebe Neumann!«

Und die Angeredete schluckte allen Ernst und Aerger nieder, lächelte und sagte aufstehend: »Ich glaube, Doktorin, ich werde kommen. Ich wußte nicht, daß auch Sie, wie Ihr Mann, wirksame Medizin verschreiben!«

Mit diesen Worten eilte sie zu ihrem Gatten, legte ihren Arm um seinen Hals und sagte schalkhaft lachend und mit dem Finger drohend: »Du! Du! ist das auch recht? Hältst Du so Dein Wort? — Aber spiele nur weiter, ich entbinde Dich hiemit feierlich Deines Gelöbnisses!«

»Frau Neumann, Hoch!« jubelten Segmund und seine Mitspieler. Selbst die Frauen stimmten mit ein; und die Verlobten, die Hand in Hand im Nebenzimmer gesessen hatten, kamen erröthend heraus, und sahen was sich zugetragen hatte.

So kam die alte Spielparthie wieder zu Ehren, und besteht, so viel ich weiß, trotz aller Politik, noch immer in alter Heiterkeit fort. —

Es lebe die alte Spielparthie! **L. Brunold.**

Sociale Lebensbilder aus Polen.

Von Ella v. Weiß. *)

Vor einigen Jahren lernte ich in Paris eine polnische Familie kennen, mit welcher ich namentlich durch die Tochter sehr

*) Man erwarte in den nachstehenden Schilderungen, welche nur individuelle Eindrücke einer Flüchtig-Reisenden geben, keine Raisonnements oder Berichte über politische Zustände oder nationale Sympathieen. Die Verfasserin ist sich bewußt, daß es ihr als Frau nicht zukommt, in Politik mitzureden, und hat daher geflissentlich alles Eingehen auf Politik vermieden und sich nur an die gesellschaftlichen Zustände gehalten, um diese zu beschreiben, wie sie sich ihr geboten haben.

befreundet wurde, und dieses intime Verhältniß erneuerte sich alsbald, als wir uns hierauf vor drei Jahren zufällig wieder in Dresden trafen. Die Familie S., eben diese meine polnischen Freunde, waren gerade auf der Heimreise nach ihrem Vaterland begriffen, und ich gab ihren oft wiederholten und dringenden Einladungen nach, sie dorthin zu begleiten, obschon die Aussicht auf einen Winter in Polen wenig Verlockendes für mich hatte. Die Familie S. waren reiche Gutsbesitzer aus Russisch-Polen; unsere Reisegesellschaft bestand aus dem Grafen und der Gräfin S.; ihrer Tochter Anna; deren Erzieherin Fräulein Müller, einer liebenswürdigen deutschen Dame; aus dem Grafen Vermont, dem Hausfreund der Familie, und aus mir. Der zur Abreise bestimmte Tag stand nahe bevor, und wir hatten noch eine Menge Vorbereitungen zu treffen. Graf S. hatte die Leitung der Anordnungen zur Reise und alles dessen was dahin einschlug, übernommen; die Gräfin und Anna hatten noch ungeheure Einkäufe an Seidenstoffen, Bändern, Spitzen, Blumen rc. zu machen, obschon sie immer erklärten, es verlohne sich der Mühe nicht, in Dresden etwas zu kaufen, die Deutschen hätten einen so schlechten Geschmack. Fräulein Müller dagegen war überaus vergnügt, einen Vorrath von Winterkleidern in Dresden einkaufen zu können, wo alles so gut, billig, zweckmäßig und gut gearbeitet war. Graf Vermont schlich geheimnißvoll in verschiedenen Läden herum, wo altes Meissener Porzellan zu haben war, denn die Gräfin S. liebte dieß so sehr und ihr Geburtstag stand nahe bevor, und so vermuthete ich irgend einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen. Ich versah mich noch mit allen möglichen warmen Kleidungsstücken, weil ich trotz aller Versicherungen meiner Freunde mich vor dem polnischen Winter fürchtete; und da Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, so ließ ich mich gerne mit meinen angeblich übertriebenen Vorsichtsmaßregeln necken.

Wir reisten von Dresden mit der Eisenbahn nach Krakau, und ich werde über diese oft geschilderte Tour nichts weiter sagen, als daß schon lange vor der Ankunft daselbst aller Reiz der Landschaft aufgehört und gleichsam eine neue Welt für mich begonnen hatte. Auf dem Krakauer Bahnhofe fanden wir Droschken vom uneinnehmendsten Aussehen, mit zerbrochenen Scheiben, zerrissenen Ueberzügen und schmutzigen Kutschern, deren Aufzug ganz im Einklang mit dem heruntergekommenen Aussehen ihrer Gefährte stand. In einer solchen Droschke fuhren wir unter furchtbarem Gerüttel in das damalige beste Hotel; das gegenwärtige, von einer Anzahl polnischer Herren auf Aktien gegründet, war damals noch nicht vollendet. Wir traten durch einen niedrigen steinernen Thorweg in einen Hof, um welchen ringsum hölzerne Gallerien herliefen, über welche man passiren mußte, um von einem Zimmer ins andre zu kommen, — ein sehr unbehaglicher Baustyl in einem nördlichen Lande. Die Zimmer welche man uns anwies, waren hoch und geräumig, mit schwerfälligen altväterischen Möbeln versehen. Das Haus hatte ehedem einer fürstlichen Familie gehört und war noch ganz so, wie diese es verlassen hatte; ja es schien sogar seither nicht einmal gescheuert und gekehrt worden zu seyn, so staubig und schmutzig war alles. Graf S. belobte die Trefflichkeit des Diners sehr, obschon mir eine einfachere Küche und größere Reinlichkeit besser behagt hätte. Leider aber sollte das Schlimmste erst noch kommen, denn die altväterischen Möbeln wimmelten von Wanzen. Ich hatte mich frühzeitig auf mein Zimmer begeben, um einige Stunden schlafen zu können, denn ich war müde von der Reise und wir sollten am Morgen in aller Frühe aufbrechen, um einige Tage bei Verwandten des Grafen S. zuzubringen, deren Gut in der Nähe von Krakau lag. Ich legte mich jedoch schon mit schlimmen Vorgefühlen in die große zweischläfrige Himmelbettlade, deren Vorhänge einst karmeisinroth gewesen waren. Allein meine schlimmsten Befürchtungen sollten in Erfüllung gehen, denn ich hatte mich kaum niedergelegt, so mußte ich das Bett wieder verlassen. Ich suchte Zuflucht auf dem Sopha, allein auch dieses wimmelte von dem ekelhaften Ungeziefer, wie auch die Stühle. Und da ich mich nicht auf den schmutzigen Teppich niederlegen wollte, so blieb mir keine andere Art, als abwechselnd im Zimmer auf und ab zu gehen, und mich auf dem Tisch auszustrecken, der allerdings nur ein sehr dürftiges Lager bot.

Endlich graute der Morgen; kaum im Stande, die Augen offen zu halten, ward ich zu einem hastigen Frühstück beschieden, und fand meine Reisegefährten sämmtlich in demselben kläglichen Zustande. Graf S. belobte nun die gute Küche nicht mehr, obschon uns dieselben übermäßig geputzten aber ungewaschenen Aufwärter ein sehr reichliches Frühmahl auftrugen. Niemanden von uns verlangte es nach einem längern Aufenthalt in Krakau, welches ohnedem auch keine besonders interessanten Denkmäler besitzt; wir schlenderten durch die Hauptstraßen und traten in eine Kirche, die wegen eines speziellen Festtages sehr voll war; aber meine Geruchsnerven wurden hier so empfindlich angegriffen, daß ich mich beeilte wieder in's Freie zu kommen.

Zu unserm Gasthof zurückgekehrt, mußten wir uns wieder in eine der schon erwähnten Droschken setzen und fuhren nun auf fürchterlichen Wegen, die man hier mit dem Namen von Landstraßen beehrte, auf das platte Land hinaus, wurden aber dabei hin- und hergeschleudert, als wären wir in einem schwanken Fahrzeug auf stürmischem Meere. Als Gräfin S. den Kutscher fragte, ob denn diese Stöße nicht zu vermeiden wären, erwiderte dieser kaltblütig: „Sie mögen sich noch Glück wünschen, daß Sie nicht umgeworfen werden, was mir gewöhnlich begegnet, wenn ich diesen Weg fahre. Aber so ist's,“ setzte er hinzu; „die Leute sind nie zufrieden; hätten Sie diesen Weg vor zehn Jahren gesehen, so würden Sie sich mit Recht beklagt haben!“ Damit trieb er seine Pferde beinahe im Galopp durch eine kolossale Pfütze schmutzigen Wassers, daß wir davon durch die zerbrochenen Scheiben und die schlecht-schließende Thüre über und über mit Koth bespritzt wurden. In kläglichem Zustande bekamen wir endlich die herrliche Domäne B. zu Gesicht. Nichts konnte malerischer seyn als die natürliche Beschaffenheit dieses Guts, seine herrliche Lage, seine Hügel und Thäler, seine Wälder und Felsen, welche von den Ruinen eines alten Schlosses überragt wurden.

Als wir in den Park einfuhren, war weder ein Thor noch ein Parkhüter-Häuschen noch irgend etwas zu sehen, was denselben von der Straße schied. Wir kamen zuerst zu einem niedrigen Gebäude, wo ein Halbdutzend Personen vor der Thüre saßen und uns neugierig betrachteten, fuhren dann weiter, sahen aber nirgends die Spur von einem größern Gebäude, sondern auf allen Seiten nur kleine Landhäuschen im Schweizer Styl. Vor einem derselben hielt unsere Droschke — wir waren am Ziele. Wie wir aber in diesem winzigen Häuschen allesammt untergebracht werden sollten, erschien mir ein Räthsel, das ich desto weniger zu lösen vermochte, je mehr ich von dem Hause sah, denn es enthielt nur Salons, einen Speisesaal und ein Bibliothekzimmer. Allein nach den üblichen Begrüßungen verließen wir, unter der Führung der verschiedenen Glieder der Familie, das Haus und erhielten jedes ein Zimmer in einem der übrigen Häuschen angewiesen. Das Haus wo wir empfangen worden, war nur das gewöhnliche Stelldichein. Eine unbehaglichere Lebensweise ist gar nicht denkbar, selbst wenn das Klima nicht so streng wäre. Allerdings wohnt die Familie des Besitzers im Winter nicht hier, sonst würde sie jeden Tag drei- bis viermal durch wahre Schneewälle waten müssen, was am Ende selbst einem Polen ungelegen wäre.

Die Fürstin war abwesend, ganz allein auf Reisen, wie es mit polnischen Damen üblich ist, welche einen ungewöhnlichen Grad von Freiheit und Unabhängigkeit genießen. Wir wurden von dem Fürsten empfangen, und die Stelle der abwesenden Fürstin vertrat ihre Tante, eine hochbetagte Dame, die sich der Tochter Helenka und ihres Sohnes angenommen hatte, den man einen sehr glänzenden, schmucken, aber nur oberflächlich gebildeten Mann nennen konnte. Er hatte alles gesehen und konnte von jedem Orte und von jedem Gegenstande reden; da er aber seit seinen Knabenjahren nur unstet in Europa herumgereist war, hatte er keine Zeit zum Studiren gehabt. Helenka erbot sich, Anna, Fräulein Müller und mich auf ihr Zimmer zu führen; als wir aber in ihr Häuschen traten, überlief mich ein ganzer Schauer vor der Feuchtigkeit des Bodens und der Wände; sie bemerkte es und sagte: „Ah, Sie fühlen vermuthlich die Feuchtigkeit? Mir macht es nichts,“ setzte sie nachlässig hinzu; „ich bin daran gewöhnt. Alles überzieht sich hier sogleich mit Schimmel, obschon das Feuer nie ausgeht.“

„Aber es muß ja sehr ungesund und sogar gefährlich seyn, hier zu wohnen,“ sagte Fräulein Müller.

„Mag seyn,“ versetzte Helenka in demselben gleichgültigen Ton.

In diesem Augenblick verkündete uns die Glocke, daß es Zeit sey, uns zum Diner anzukleiden. Als wir nach dem Salon zurückkehrten, bemerkte ich dieselbe Gruppe von Müßiggängern wie zuvor, vor der Thüre des ersten Häuschens, und Helenka sagte mir, es sey ein Wirthshaus. Dieß befremdete mich noch mehr: eine Schenke mitten im Parke! Später erfuhr ich jedoch, daß die Polen große Freunde von gegenseitigen Besuchen sind — ihr Hauptvergnügen besteht in der That darin, von einem Haus zum andern zu gehen und ohne Einladung oder vorläufige Notiz ein paar Tage dazubleiben. Das Wirthshaus diente zur Aufnahme der Diener und Pferde der Gäste; eine ziemlich ökonomische Idee, die mir jedoch in Frankreich mehrfach auf ähnliche Weise vorgekommen ist.

Als wir durch den Park nach dem Empfangshause zurückkehrten, mußte ich unwillkürlich daran denken, wie wenig ein derartiges Hin- und Hergehen von einem Hause zum andern bei Schnee- oder Regenwetter nach meinem Geschmack seyn würde; ich mußte jedoch wahrnehmen, daß niemand in der ganzen Familie in dieser Einrichtung etwas Unbehagliches sah.

Das Diner war endlos; wir waren in großer Gesellschaft bei Tische, wo die Polen ohnedem gern lange sitzen bleiben, und es ward sehr spät am Abend, ehe uns zwei Diener mit Kienfackeln nach unserem feuchten Häuschen zurückbrachten, wo ich eine sehr schlechte Nacht verlebte, da mir immer zu Muthe war, als sollte ich mir auf Lebenszeit einen Rheumatismus holen. Mein Gelüste nach weiteren Erforschungsreisen in fremde Länder verging mir, und ich sehnte mich schmerzlich nach meinem behaglichen Zimmerchen in Dresden zurück, wo alles so elegant, so niedlich und reinlich war. Und dieß war nur der Vorschmack von Polen! was mochte nicht erst noch kommen? Ich war hoch erfreut, als mich am andern Morgen die hübsche Gräfin S. beim ersten Wiedersehen beiseite nahm und mir erklärte, wir würden noch heute wieder abreisen; zugleich empfahl sie Anna angelegentlich, ja nichts über die Feuchtigkeit zu äußern, — eine nutzlose Vorsichtsmaßregel übrigens, denn Anna gab immer jedem Gedanken, welcher ihr durch den Sinn fuhr, in kindischem Leichtsinn Worte.

Das Frühstück ward in einer Laube aufgetragen, und als der Fürst Anna fragte, ob sie gut geschlafen habe, erwiderte sie: „O nein, weder ich noch Mama, noch irgend jemand von uns, es war so ...“

„So was denn?“ fragte der Fürst. Ein strenger Blick von Seiten ihrer Mutter verwarnte das kopflose Mädchen, auf der Hut zu seyn; sie blieb daher stumm und wie versteinert und brach endlich in Thränen aus. Dieß beunruhigte den Fürsten sehr. Nach dem Frühstück machten wir einen Spaziergang durch den Park, welcher sehr schön war, und besuchten die Ruinen, die sehr sorgfältig wieder hergestellt, aber von keinem großen Alter waren; ja ich möchte sogar beinahe glauben, daß der ganze Bau absichtlich als Ruine errichtet worden war, als bloße Dekoration.

Wir kehrten hierauf nach Krakau zurück und fuhren mit der Eisenbahn bis in die Nähe von Lemberg, das im Polnischen Leopol heißt und eine sehr gewerbs- und verkehrsreiche Stadt voller Juden ist. Hier fanden wir den Gasthof besser als in Krakau. Am Abend besuchten wir die Promenade, die sehr belebt war, denn es war Samstag, und die Jüdinnen zeigten sich im höchsten Putz, in grellfarbigen bunten Gewändern und mit Schmuck überladen. Die jungen Mädchen zeigten ihre schwarzen Haare in zahllosen, mit großer Kunst angeordneten Zöpfen und Flechten, denn diese Zierde, welche sie nach jüdischer Satzung bei ihrer Heirath ablegen müssen, wird von ihnen doppelt geschätzt, so lange sie dieselbe noch mit Fug behalten dürfen. Nach der Verheirathung ersetzen sie die Flechten

durch eine Perrücke oder künstlichen Scheitel von Flachs oder Seide, oder verstecken ihr Haar unter eine dichte Haube. Die Männer tragen an jeder Schläfe eine lange Locke, die sie lebenslang führen dürfen.

Lemberg war die letzte größere Stadt, welche wir passirten, ehe wir an die russische Grenze kamen, wo unsere Pässe visirt wurden. Dieß und die Untersuchung des Gepäckes auf der Zollstation ward jedoch mit großer Artigkeit und Rücksicht vorgenommen. Wir durchreisten nun langsam einen flachen eintönigen Bezirk, und ich mußte unwillkürlich an den Ausruf der französ. Soldaten denken, als sie beim Einmarsch der großen Armee in Polen ausriefen: Und das nennt man hier ein Vaterland? — Graf S. bemerkte, daß ich seine Heimath nicht eben mit bewundernden Augen betrachtete, und sagte: „Was Ihnen so uninteressant vorkommt, das ist unserm Auge ungemein wohlthuend. Ich gestehe, daß ein Gut am Rhein, in der Schweiz, in Frankreich oder sogar in Belgien malerischer ist; allein wenn unsere Landgüter dem Auge auch nicht so sehr wohlgefallen, so tragen sie doch weit mehr ein, als diejenigen in anderen Ländern, nämlich mehr als zehn Prozent.“ Ich betrachtete mir nun das ergiebige Land genauer, konnte aber nicht begreifen, woher die zehn Prozent kommen sollten.

Wir passirten mehre schmutzige, enge Städtchen, wo ich bei der Fahrt durch die Straßen mir das Taschentuch vor die Nase halten mußte, weil der Koth, welcher die Gassen bedeckte, einen unerträglichen Geruch verbreitete. Allein alles war unreinlich, mit Ausnahme der russischen Kirchen mit ihren weißen, von drei Kreuzen überragten Mauern. Gelegentlich rasteten wir auf einige Stunden in einer Schenke, welche gewöhnlich von Juden gehalten war, die denn überhaupt mehr als die Hälfte der Bevölkerung dieser Städtchen bildeten. Die Einrichtung dieser Schenken war höchst dürftig; das beste Zimmer enthielt einen Tisch, einige Stühle und rings an den einst weißgetünchten Wänden herum eine Vorrichtung, die ich erst für große hölzerne Kisten ansah, bis man mich belehrte, daß dieß eine Art Pritsche sey, welche die Stelle von Sopha und Bett vertrete, denn wenn die Reisenden nicht selber ihre Betten mitbrachten, so breitete man ihnen eine Streu von Stroh über diese hölzernen Pritschen. Matratzen, Betttücher, Polster und Kissen sind hier unbekannte Luxusartikel. In ihren Hütten schlafen die Bauern oben auf ihren Oefen, und man hört nicht selten, daß eine ganze Familie im Schlaf erstickt sey.

Endlich war unsre mühselige Reise zu Ende. Vier Tage nach unsrer Abreise von Lemberg langten wir zu Ostrowski, dem Wohnorte des Grafen S., an. Es war ein großes zweistöckiges Gebäude, auf jeder Seite mit einem Flügel, welche mit dem Zaun und Einfahrtthor ein Viereck bildeten. Die Flügel wurden von den Schreibern (Verwaltungs-Beamten), von dem Haushofmeister, Verwalter, Amtmann und deren Familien, und von den Mägden bewohnt. Viele von den Domestiken waren verheirathet, und ihre Familien bewohnten kleine Hütten in der Nachbarschaft; sie mußten den Tag über ihrem Dienste auf dem Schlosse nachkommen, welcher schon mit Tagesanbruch begann, und kamen selten vor Mitternacht vom Schlosse. Diese Einrichtung ist für die Dienerschaft natürlich sehr unbehaglich; aber wer kümmert sich darum? es sind ja lauter Leibeigene. In den meisten Häusern sind eine Anzahl Mädchen, die man Mesdemoiselles nennt und eine Art höherer Dienstboten sind, denn sie haben wieder jüngere Mädchen zu ihrer Bedienung. Mit der Dienerschaft wird überhaupt in Polen eine förmliche Verschwendung getrieben, weil die Arbeit nichts kostet. Jene Demoiselles sind meist ebenso müssig als eitel, und ihre Putzsucht und Koketterie wird noch genährt und befördert durch die Geschenke, welche sie, namentlich die hübscheren, von den männlichen Gästen erhalten. Ich will nur beispielsweise den Anzug eines dieser Stubenmädchen schildern, wie ich ihn an Ort und Stelle aufgenommen habe: Hut à la Diano mit blauem Sammetausputz, blauen Federn und schwarzem Schleier; ein rothes Chenillenetz auf dem schwarzen Haar; ein durchsichtiges weißes Muslinkleid; blaues Leibband, blaue Schleife um den Hals; eine imitirte Spitzenecharpe und ein weißseidener Sonnenschirm. Diese Mädchen werden gewöhnlich an die Diener verheirathet und müssen, wenn sie nicht von der Herrschaft unterstützt werden, wieder in ihre elenden Lehmhütten zurückkehren, wo oft drei oder vier Familien zusammengedrängt wohnen.

Ich glaube, der Graf S. hatte in Ostrowski eine Dienerschaft von mehr als hundert Personen, denn die erste Köchin hatte wenigstens ein Dutzend Gehülfinnen, der Kutscher eben so viel. Die ganze Dienerschaft stand unter dem Befehl des Verwalters, der sie bei jedem Versehen, jeder Fahrlässigkeit prügeln ließ und oft eigenhändig abstrafte; Weiber und Männer wurden ohne Unterschied gepeitscht. — Der Haushofmeister und der Verwalter waren keine Leibeigene, und jeder Pole, der dieß nicht ist, hält sich für einen Adeligen und gibt sich, wenn er reich genug ist um Reisen zu machen, im Ausland für einen Grafen oder Baron aus. Es gibt eigentlich keine Titel in Polen, als diejenigen, welche der Kaiser von Rußland verleiht; aber wer hat jemals einen Polen im Auslande getroffen, der nicht ein hochtönendes aristokratisches Prädikat vor seinen Namen gesetzt hätte?

In Ostrowski war die ganze innere Einrichtung so behaglich und elegant, wie man sie kaum in Paris schöner finden konnte; alles was nur der Reichthum beschaffen konnte, war hier vorhanden und mit Geschmack arrangirt und vertheilt. In einem der Salons waren sogar die Wände mit gesticktem weißem Atlas überzogen; alles Ameublement entsprach diesen Tapeten. Allein gelegentlich blickte doch irgend etwas von der alten polnischen Lebensweise durch all diesen Glanz; die ganze Familie versammelte sich Morgens um acht Uhr zum Kaffee und man reichte dabei auf einem schönen silbernen Präsentirteller kleine Töpfchen von gewöhnlichem irdenem Geschirr herum, worin für jede Person ihre eigene Portion Rahm enthalten war. Eines Tags äußerte die Gräfin S. gegen den Haushofmeister, die Milch schmecke wie angebrannt, und am andern Morgen bemerkte sie lächelnd: „Heute ist unser Rahm hoffentlich genießbar,“ worauf Anna ausrief: „O Mama, sey überzeugt, daß sie nun in der Küche Achtung gegeben haben werden,

denn mein Mädchen sagte mir, Pauline habe gestern Schläge bekommen, weil sie die Sachen angebrannt habe.“ Der Graf und die Gräfin nahmen dieß mit der größten Gleichgültigkeit als eine sich von selbst verstehende Sache hin; ich aber war ganz entsetzt, und meine Vorliebe für die Polen sank um ein gut Theil.

Ostrowski hat einen schönen, mit großem Geschmack angelegten Park, aber dicht um denselben herum liegen die armseligen Hütten der Leibeigenen. Ich sah viele von diesen in Gruppen an der Arbeit, und ihr Aufzug machte einen schmerzlichen Eindruck auf mich, denn ich verstand nun, wie diese Güter einen solch hohen Ertrag abwerfen können. So oft der Graf sich den Arbeitern im Felde näherte, warfen sich Männer und Weiber auf den Boden nieder, als ob sie ihm die Füße küssen wollten. Dieß machte einen desto peinlicheren Eindruck auf mich, je gleichgültiger der Graf dieß hinnahm. Eines Tags fragte ich ihn, ob er schon gehört habe, daß Ludwig XIV. einmal vor einem Dienstmädchen den Hut abgenommen, blos weil sie ein Frauenzimmer sey; — aber er antwortete mir lachend: „Was wollen Sie? unsere Leibeigenen sehen in dem Grundherrn einen Gott; es ist nicht meine Schuld, daß mich die Leute so grüßen; es ist eben hier zu Lande so üblich.“

Auf dem weitern Verlaufe unsers Spaziergangs sah ich eine Anzahl Weiber, welche herbeikamen um an einem Teich verschiedene Geräthe zu waschen; aber solche wild und uncivilisirt aussehende Geschöpfe waren mir nie zuvor unter die Augen gekommen. Der grobe Linnenrock, den sie trugen, war so hoch aufgeschürzt, als ob sie aller Begriffe von Schicklichkeit und Weiblichkeit baar wären, und ihr ganzes Wesen verrieth die Rohheit, Stumpfheit, Unwissenheit und Verthierung einer langen Knechtschaft. Es ist in der That auch betrübend zu sehen, daß der reiche Pole, welcher in Paris mit seiner Verschwendung, mit seinen Diamanten, seinem Pelzwerk und seinen Equipagen die Welt blendet, nie auch nur einen Pfennig zur sittlichen oder materiellen Hebung seiner Leibeigenen aufwendet, die doch die Quelle seines ganzen Reichthums sind.

Es gibt allerdings einige gute und menschliche Grundbesitzer, und manche auserwählte Leibeigene erfreuen sich auch eines Luxus, wie ihn die ärmeren Klassen in civilisirten Ländern nicht kennen; aber dieß sind Ausnahmen und beweisen nur, daß man überall einige Menschen findet, deren Gefühle und Handlungen der Menschheit zur Ehre gereichen. Allein leider gibt es desto mehr Leute, welche die Menschheit schänden, und auf einen Leibeigenen, der vielleicht verhätschelt worden ist, kommen Hunderte von Mißhandelten. Dank der Großmuth des Zars Alexanders II. hat die Leibeigenschaft nun aufgehört; ich war gerade in Polen, als der Ukas bekannt gemacht wurde. Die unglücklichen Bauern hatten nur eine undeutliche Vorstellung von der Wohlthat, welche ihnen dadurch erwiesen ward, und die polnischen Grundbesitzer waren höchst feindselig gegen die Neuerung, welche ihre Einkunft verringerte. Wenn die armen Leibeigenen ihre neugewonnene Freiheit verkosten wollten und die gewöhnliche Arbeit verweigerten, so wurde ihnen nicht erläutert, in wie weit sie frei seyen, sondern man prügelte Männer und Weiber ganz unbarmherzig. Ich würde es gar nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht selbst mitansehen müssen. Ein Herr, welcher in Ostrowski auf Besuch war, sagte in meiner Gegenwart: „Es ist mit unseren Bauern nicht mehr auszukommen, seit sie wissen, daß sie frei sind. Ehe ich von Hause wegging, ließ ich ein Dutzend Männer und ebenso viele Weiber prügeln, nur um ihnen zu zeigen, daß ich noch immer ihr Herr bin. Erst vor einigen Tagen fand ich, daß mein erster Koch die Leute über ihre Rechte aufklärte und ließ daher den Burschen exemplarisch durchpeitschen!“ — Es ist ein Glück für die Polen, daß ihr Land von uns so weit entfernt und seine Zustände noch so wenig bekannt sind, sonst würde unsere Theilnahme für sie um ein bedeutendes sinken.

Bald fanden sich Gäste in Menge zu Ostrowski ein; die Herren spielten meistens vom frühen Morgen an den ganzen Tag hindurch Karten oder Schach, ihre Hauptbeschäftigung. Für diejenigen, welche lesen wollten, kamen Journale und Bücher aus Frankreich; für jeden Gast standen Wagen und Pferde zur Verfügung; auf dem Teiche lagen Boote und Gondeln zur Lustfahrt. Eine Musikbande, deren Leistungen allerdings mancherlei zu wünschen übrig ließen, gehörte zur Hausdienerschaft und wohnte in einem Häuschen auf der Insel im See, einer allerliebsten malerischen Wohnung, die jedoch so feucht war, daß man hätte denken sollen, die Leute könnten sich dort den Tod holen.

Nun ward auch ein Liebhabertheater eingerichtet, dessen Hauptleitung der Graf Vermont übernahm, und woran sich alle mit Enthusiasmus betheiligten, um französische Stücke aufzuführen. Die polnischen Damen sprechen meist sehr geläufig französisch und mit einem sehr guten Accent; bei den Herren ist dieß schon seltener. Doch haben die Polen insgesammt mit den Russen ein auffallendes Talent für Erlernung fremder Sprachen gemein.

Mit Zeit und Weile kam nun auch an die Familie S. die Reihe, Besuche zu machen, und wir brachen darum in einer großen Kutsche mit sechs Pferden, welche je drei und drei neben einander gespannt waren, auf; ein halbes Dutzend kleiner munterer Klepper trabte, ganz sich selber überlassen, neben unseren Pferden her, und hinter uns folgte ein Wagen mit unseren Koffern, Betten u. s. w., denn wenn man in einem polnischen Hause zu Gast kommt, erhält man zwar ein Zimmer, bisweilen auch eine Bettstelle, Tisch und Stühle, allein alles andere muß man selber mitbringen. Nun denke man sich, wie dieß bei uns auffallen würde, wenn eine Dame oder ein Herr auf einem deutschen Landgut zum Besuche käme und sein Bett, Bettzeug, Waschzeug, Handtücher &c. selber mitbringen müßte; aber in Polen versteht sich dieß von selbst. Gegen Abend erreichten wir unsern Bestimmungsort; unser Wirth schickte uns eine Anzahl Reiter mit Kienfackeln entgegen, und ich werde mein Leben lang den merkwürdigen Eindruck nicht vergessen, den diese wildaussehenden Bauern hier im Walde auf den struppigen Pferden und im rothen Glast der rauchenden, funkensprühenden Fackeln machten. Die Familie S. wurde

von ihren Freunden mit augenscheinlicher Zärtlichkeit empfangen und die herzlichsten Küsse richteten eine große Verheerung im Teint unsrer Wirthin und ihrer Tochter an. Anna wischte sich, mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn, auf sehr auffallende Weise die Schminke von den Lippen. Auch die Herren küßten sich unter einander zärtlich, wie denn überhaupt das Küssen unter den Polen eine große Rolle spielt und sich bei jeder Gelegenheit geltend macht.

Ein endloses Diner erwartete uns, und nach demselben zündeten die Herren kaltblütig ihre Cigarren, die Damen ihre Cigaretten an, und die ganze Gesellschaft außer Fräulein Müller und mir rauchte; selbst die Gräfin, die doch an ihrer eigenen Tafel und in ihrem Salon das Rauchen verboten hatte, schmauchte hier ihre Papiercigarette. Ich langweilte mich unsäglich, und war froh, als die Dame vom Hause endlich aufstand und uns in den Salon führte, wo noch die halbe Nacht getanzt wurde, und ich immer fürchtete, der Tanz werde bis in den Morgen hinein dauern, wo wir in aller Frühe wieder abreisen wollten.

Als wir endlich schlafen gingen, begleitete mich eine der jungen Damen auf mein Zimmer, und beim Eintritt in dasselbe begriff ich erst die Bestimmung des Inhalts des Wagens: das Zimmer war genau so eingerichtet und möblirt wie dasjenige, welches ich in Ostrowski inne hatte, mit Bett, Möbeln, Teppichen und sogar bis auf die Leuchter hinaus. Ich sah mich verwundert um, rieb mir die Augen, und betastete die Möbeln, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Und während ich noch so über die Originalität der häuslichen Zustände in Polen nachdachte und mich zum Schlafengehen anschicken wollte, bemerkte ich daß mein Koffer mit einem andern verwechselt worden war. Ich wollte nun die Klingel ziehen, fand aber keine, denn das scheint in einem polnischen Hause ein unbekannter Luxus zu seyn; so nahm ich denn ein Licht und wollte eines der Mädchen aufsuchen. Als ich rasch durch einen dunklen Korridor ging, stieß mein Fuß an irgend ein Hinderniß und ich fiel zu Boden; ein Schrei, dem mehre andere folgten, erschreckte mich, und ich sah ein Dutzend wildaussehender Köpfe sich vom Boden erheben. Als ich mich wieder so weit erholt hatte, um mich ruhig umzublicken, sah ich eine Anzahl Personen haufenweise auf Stroh liegen, und eilte betroffen auf mein Zimmer zurück. Kurz darauf pochte jemand an meine Thüre und eine Frauenzimmerstimme fragte nach meinem Begehren. Ich erklärte ihr mein Anliegen und erkundigte mich, warum die Personen, die mich so sehr erschreckt hatten, um diese Stunde nicht auf ihren Zimmern seyen. „Wir haben keine Zimmer," war die Antwort; „wenn die Familie zu Bette gegangen ist, legen wir Dienstboten uns nieder wo wir können!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

6.

Die Herbstsonne schien goldig auf das üppige Hügelgelände, worin die Rittergüter Strahlenberg, Moritzburg und Hirschborn lagen. Am Fenster in der großen Eckstube des Herrenhauses zu Moritzburg saß Fräulein Leonie v. Magnus am Stickrahmen hinter einer Laube von Cobäa und Maurandya und arbeitete an einer feinen Stickerei auf Sammet zu einer Herrenweste. Dicht dabei auf dem Divan, welcher am Wandpfeiler stand, lag die Frau Mama, naschte Quittenpasten und las einen Dumas'schen Roman. Der Kanarienvogel im versilberten Bauer über der Laube schmetterte, die frischgetriebenen Hyacinthen auf den Fenstersimsen dufteten, die Stutzuhr auf dem Consoletische pickte, der Wachtelhund dehnte sich tief aufathmend auf dem sonnebeschienenen Fleckchen des Teppichs, und eine tiefe Ruhe lag auf dem elegant und mit raffinirtem Behagen eingerichteten Zimmer; aber dieser Ruhe mangelte doch der Friede, das Genüge, die Zufriedenheit.

Fräulein Leonie war groß, schlank, hübsch, von eleganter Haltung und graziösem Benehmen; aber um ihre schmalen zusammengekniffenen Lippen lag ein harter selbstsüchtiger Zug, der sich nur verlor, wenn sie scherzte und lachte, obschon selbst ihre Munterkeit häufig etwas Spöttisches annahm. In ihrem Blicke äußerte sich eine stolze Kälte, ein suffisantes anmaßliches Etwas, das sich auch in dem etwas barschen schneidenden Ton ihrer Rede nicht verkennen ließ.

Frau v. Magnus, die gnädige Frau Kammerrath, war dagegen fast unter Mittelgröße und von einem mäßigen Embonpoint, der in Verbindung mit ihrem hochgerötheten Teint, ihrem rabenschwarzen Haar und ihren dunklen Augen wesentlich dazu beigetragen haben mochte, daß sie sich noch so auffallend gut konservirt hatte, denn sie galt für eine schöne Frau, und machte noch immer Anspruch auf Beachtung durch die Männer in der Gesellschaft. Auch in ihrem Aeußern sprach sich ein lebhaftes Bewußtseyn ihres Werthes aus, doch hinderte ein gewisses Phlegma und Behagen sie, diese Ansprüche auf demonstrative Weise geltend zu machen. Sie wollte nur ihre behagliche Ruhe haben.

Mit einem Male unterbrach Leonie die Stille durch einen so lauten ärgerlichen Seufzer, daß der schläfrige Wachtelhund erschrocken sich aufrichtete und die gnädige Mama sich betroffen nach der Tochter umsah. — „Was ist Dir, Herzchen?" fragte sie; „hast Du Dich gestochen, oder ist Dir ein Faden abgerissen?"

„Ja, der Geduldsfaden, liebe Mama," erwiderte Leonie aufspringend und lief vom Stickrahmen hinweg; „das Muster ist doch auch gar zu langweilig; so 96 Male dieselben goldenen Aehren und dieselbe blaue Cyane wiederholen zu müssen, ist doch unsäglich lästig, und dazu immer dieselbe Aussicht auf die Felder und Wälder und den breiten Strom. Warum sind wir denn nicht lieber in der Provinzial-Hauptstadt geblieben?"

„Nur nicht ungeduldig, liebes Kind,“ erwiderte die Mama, ohne ihre Lage zu verändern oder den Blick vom Buche zu erheben; „wenn Dir die Stickerei keinen Spaß mehr macht, so schicke sie zur Pastorin Krauße hinüber, daß ihre Tochter sie vollende. Die Herren der Schöpfung brauchen ja nicht genau zu wissen, wie viel wir an solch einem Geschenke gearbeitet haben. Nimm ein Buch und vertreib Dir die Zeit, bis Papa wieder von Strahlenberg zurück kommt!“

„Ach, das thörichte Lesen!“ rief Leonie mißvergnügt: „diese albernen Romane vermögen mich nicht einmal mehr aufzuregen. Ich bin dieses Landlebens so müde und überdrüssig. Es ist unverantwortlich von Papa, uns hier auf Moritzburg einzusperren und den ganzen Winter hier versauern zu lassen, während in der Stadt die Bälle und das Theater und die Concerte und die ganze fashionable Unterhaltung bieten.“

„Wir bleiben ja nicht den ganzen Winter hier, Herzchen,“ versetzte die Mama gelassen, ohne sich aus ihrer halbruhenden Lage zu erheben. „Papa hat noch ein Plänchen auszuführen, womit er so viel verdient, daß wir den ganzen Winter ein hübsches Haus in der Stadt machen können.“

„Ach Gott! mit euren ewigen Plänen und Projekten und Unternehmungen und Spekulationen!“ jammerte Leonie. „Man wird seines Lebens gar nicht froh bei euch, Mama. Immer nur von Prozenten und Profit kriegt man zu hören, und selbst die Nachbarn scheinen in unsrem Haus nichts anderes reden zu können, denn der eleganteste junge Mann, sobald er den Fuß in unsere Zimmer setzt, spricht von nichts andrem als von einem Pferdehandel, von Elektoralwolle, von Repsernte und Prozenten. Unser Haus hat es auf sich, daß man immer noch den alten Gestank der Schaffelle und der Oelsaat im Geiste nachriecht!“

„Leonie, das ist impertinent!“ sagte Mama kalt; „Du bist undankbar.“

„Und Du bist kurzsichtig, Mama!“ versetzte Leonie kalt und barsch. „Ihr habt mir eine Erziehung gegeben, die mich an eine andere Umgebung gewöhnt, für andere Interessen imponirt hat; nun seyd ihr mir auch schuldig, daß ihr mir einen andern Lebenskreis anweist. Wofür habt ihr mich in eine andere, geistigere, freiere Sphäre versetzt, wenn ich wieder zu eurer prosaischen Alltäglichkeit heruntersteigen soll? Und ich war ja gar nicht dafür, daß ihr mich in die vornehme Pension brachtet; ich wollte bei euch bleiben — aber Papa mit seinem Eigensinn hat es ertrotzt, und Du versprachst mir goldene Berge! Wenn ich aus der Pension austräte, hieß es, dann wollten wir reisen, nach Italien, nach Paris, nach London; Papa wollte mir dann ein Reitpferd kaufen und mich in die große Welt einführen; wir wollten einen Winter in Berlin, den andern in Wien zubringen, Grafen und Baronen würden mir zu Füßen liegen, und was dergleichen mehr ist. Und was ist daraus geworden?“ fuhr sie weinerlich fort; „als ihr mich abholtet aus der Pension, da reisten wir vier langweilige Wochen in der Schweiz, und kehrten dann hieher zurück. Statt des Reitpferds durft' ich ab und an einmal Papa's spathige Fuchsstute reiten; im Sommer langweilen wir uns in einem kleinen Badeorte, und im Winter hab' ich kaum ein paar Bälle in der Nachbarstadt und hie und da eine Woche in der Provinzial-Hauptstadt. So geht's nun seit drei Jahren en suite fort, und so stehlt ihr mir meine Jugend. Aber ich halte es nicht mehr aus, Mama! das sag' ich Dir!“ rief sie in aufwallendem Grimme und stampfte mit dem Fuß auf den Boden; „wenn das nicht bald anders wird, so laß ich mich vom ersten besten jungen Herrn, der mir gefällt, entführen!“

Die Frau Kommerzienrath stieß einen tiefen Seufzer aus. „Dann nimm Dir nur wenigstens einen Reichen zum Entführer!“ sagte sie gelassen; „denn bei einem Armen würdest Du Dich schlecht betten, Kind! Wir können Dir keine große Mitgift geben; Papa ist nicht mehr so reich wie vordem; das ist alles! — Es ist wahr, wir haben Dir das alles versprochen, wie Du gesagt hast; aber damals waren wir noch weit reicher, und Papa verdiente unsinnig mit dem Güterhandel. Damals hätten wir's vermocht, was wir jetzt nicht mehr thun können. Das ist Alles. Und Du, mein Herzchen, warst seither unpraktisch, Du verkanntest unsre Lage. Es sind Grafen und Barone dagewesen und haben um Dich geworben, und Du hast sie nicht gewollt . . .“

„Gott, das verlohnte sich auch, solche Eroberungen zu machen!“ fiel Leonie geringschätzig ein; „solch ein armer Schnurrer von einem Lieutenant Graf [illegible], mehr Schulden wie Haare auf dem Kopf, — solch ein Baron Wendestern, dessen Baronie hinter Posemukel liegt, wo die Sperlinge in der Ernte krepiren, — solch ein paar jüngere Söhne, die nichts haben als ihre Namen! Das verlohnte der Mühe, sich so viel glänzendes Elend zu kaufen! Da hatt' ich's doch besser, die Beine hier unter den Tisch zu stecken!“

„Nun ja, aber es sind Andere gekommen, die es ernsthaft meinten — gute Parthieen, Kind, die Dir aber doch nicht gut genug waren,“ wandte die Mama ein. „Da war z. B. der Oekonomierath Wühler, ein gemachter Mann, der seines Fürsten ganzes Vertrauen besitzt und schon sein Schäfchen im Trockenen hat! Da war der junge Merkle, der die große bayrische Brauerei in Hellwasser hat — gute, anständige Parthieen…“

„Ach Gott, ja! ich gebe zu, daß ich thöricht war, sie auszuschlagen, Mama! Aber ihr hattet mir ja einen Grafen oder Baron versprochen!“ rief Leonie ärgerlich. „Ihr hattet mir thörichte Schrullen in den Kopf gesetzt, und ich wartete damals noch auf die Grafen und Barone — die nicht gekommen sind, und wohl auch — niemals kommen werden!“ rief sie, in Thränen des Zorns ausbrechend; „o, es ist abscheulich, Einem mit solchen Flunkereien seine Jugend zu stehlen!“

„Du lieber Himmel, Leoniechen, Herzblättchen! es war ja nicht so böse gemeint!“ sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer. „Es war eine Selbsttäuschung. Damals hing der Himmel voller Geigen. Papa verdiente Geld wie Heu an dem Güterhandel, an den Verkäufen für die Eisenbahnen, an den Baustellen, an der Zerschlagung der großen Rittergüter. Aber es ist damit bald anders geworden. Andere haben es ihm abgelernt und bald auch ihm zuvor gethan. Dann kam die Krisis, wo niemand mehr kaufte; Papa legte sich auf andere Spelu-

lationen und hatte Unglück; er muß große Verluste gehabt haben, größer als er sie eingesteht, oder er würde sich und uns keine Einschränkungen auferlegt haben. Denn um gerecht zu seyn, müssen wir sagen: er hätte uns früher in Gold fassen lassen, als er es noch konnte. Jetzt aber ist es anders. Und doch, mein Kind, wird es wieder anders werden, wann erst Aaron — Achille wollt' ich sagen, — von seinen Reisen zurückgekehrt ist; der wird neue Spekulationen und Ideen mitbringen und dem Geschäft einen neuen Schwung geben!“

„Ja, Achille ist euer Liebling!“ unterbrach Leonie ihre Mutter vorwurfsvoll. „Die Summen, die er verbraucht in London und Paris, die gehen euch nicht von der Seele! Er darf in den besten Gesellschaften verkehren und das Leben genießen, während ihr mich hier von einem langweiligen Neste zum andern schleppt, von Moritzburg nach Hirschenbrunn, von Hirschenbrunn nach dem Schwefelbad, von da wieder nach Moritzburg, und so im ewigen eintönigen Kreislauf ...“

„Gott, Deine Verstimmung macht Dich heute wieder ganz blind und ungerecht, mein Herzchen!“ sagte die Mama; „muß Achille denn nicht in der bessern Gesellschaft verkehren, wann er soll die Kunstgriffe der großen Welt lernen? Muß er sie nicht lernen, damit er sie dann brauchen kann für's Geschäft?“

Leonie lachte bitter. „Achille und Geschäfte?! Der faule Bengel, der von jeher nur seinem Vergnügen und den noblen Passionen nachging? Aber natürlich, er ist ja der Sohn vom Hause, und ihm wird nichts versagt! Und um ihn noch mehr in seiner Selbstsucht und seinem Eigennutz und Dünkel zu bestärken, sind wir nicht einmal nach Paris gereist, um ihm einen Besuch zu machen — warum? weil er sich schämt an uns vor seinen Freunden! weil wir nicht sehen sollen, wie üppig er lebt!“

„Nun ja, mein Kind, er hat sich unsern Besuch verbeten, weil... na, weil wir ihn genirt hätten,“ sagte die Mama; „er hat mir die Gründe geschrieben, Herzchen. Dich und mich hätt' er gern präsentirt in seinem Kreis, hat er geschrieben; aber der Papa, sagt er, hätt' ihm doch ein Bißchen das Spiel verdorben. Und es ist wahr, mit meinem Bißchen Französisch hätt' ich mich nicht aufthun können bei der Frau v. Rothschild und der Pereire und den Größen der Finanz, wo Achille hinkömmt. Mit Dir, mein Kind, ist es freilich ein Andres. Du verstehst den Schick, und Du würdest glänzen, und darum sollst Du auch — ich hab's Achille schon versprochen, — Deine Hochzeitreise nach Paris machen!“

„Meine Hochzeitreise? fragte Leonie mit einem bittern Lächeln; „dazu gehört erst ein Verlobter!“

„Nu, der ist ja da — der Herr Auheim — bald Herr von Auheim, wenn Du nur willst!“

Leonie brach in ein lautes gellendes Lachen aus. „Der 'kleine Mann'? niemals! Also weiter geht Deine Ambition für mich nicht, Mama? Und den soll ich lieben, Mama?“

„Gott, heirathen sollst Du ihn, dann kannst Du ja lieben, wen Du willst!“ versetzte Mama. „Glaubst Du denn, ich habe Papa nur aus Liebe geheirathet?“

„Ja, Du, Mama — das war ein Andres; aber ich bin an andere Ansprüche gewöhnt! — Aber da kommt Papa die Allee heraufgeritten!“

Die Unterredung stockte, denn schon einige Minuten später trat der Herr Kammerrath in's Zimmer, etwas erhitzt vom raschen Ritte. Es war ein starker Fünfziger von mittlerer Größe und einem schlauen Gesicht, das der dichte gefärbte Backenbart und die schwarze Lockenperrücke etwas jünger erscheinen ließen, und trug sehr feine Wäsche und elegante Kleidung, und außer der goldenen Brille noch eine sehr große Busennadel mit einem Solitär im Vorhemdchen, und eine dicke schwere Uhrkette mit großen Breloques, sowie mehre kostbare Ringe an beiden, nicht eben allzu feinen Händen.

„Morgen, Lenchen! bongschur, Leonie!“ rief er, während er Hut, Ueberrock und Reitpeitsche ablegte und seine Damen küßte. „'n Morgen, 'n Morgen, Kinderchen! schon munter? Ich komme von Strahlenberg; der Kauf ist richtig, Auheim hat unterschrieben und das Angeld erlegt; und ich habe meine zehntausend Thaler Provision hier in der Tasche. Das Geschäft ist gemacht und die Provision ist zu Deiner Ausstattung, mein Lämmchen!“ wandte er sich an Leonie und kniff ihr in die Wangen. „Munter, mein Herzchen! lächle und sey fröhlich, denn er bleibt heute hier und Du mußt ihm eine heitre Miene zeigen!“

„Wem denn, Papa?“

„Ei nun, Auheim, mein Herzblättchen! Er kommt her und übernachtet bei uns, weil drüben noch manches einzurichten ist, und ich will haben, daß Du ihn freundlich empfängst, denn er spricht nur von Dir, Herzchen! er spricht, sag' ich Dir, wie ein Romanenbuch, wann er nur redt' von Dir!“

„Sehr gütig von ihm, obschon ich nicht weiß, wie ich zu dieser Ehre komme!“ sagte Leonie kühl und schnippisch; „ich kann mich nicht entsinnen, daß ich ihm mehr gewährt hätte, als die unverfänglichste Artigkeit für seine Aufmerksamkeiten.“

„Und doch glüht er, Herzchen! er glüht, sag' ich Dir! Und die Stimmung muß benützt werden. Lenchen,“ wandte er sich zu seiner Frau mit einem bedeutsamen Blick; „Lenchen, geh' und sorge für die Gastzimmer! Du wirst ihm geben das silberne Lavoir und die Kanne, was ich hab' gekauft in die Auktion von die Ferschtin von Wachlitz, und die feinsten Handtücher von Kammertuch; Du wirst sorgen für die beste Tafel: Fasan und Rothauge, — ich hab' sie verschrieben expreß vor ihm. Alles nur fein, recht fein, Lenchen! hörst Du? Er muß sehen, daß wir ihn ehren.“

Leonie lehnte am Pianino und sah ihren Vater mit ironischem kühlem Lächeln und halb erwartungsvoll an. Herr v. Magnus trat auf sie zu, nahm ihre Hand und führte sie zum Divan, wo er sie neben sich niederzog. „Mein Kind, ich habe mit Dir zu reden,“ hub er an und fixirte sie über die Gläser seiner goldgefaßten Brille hinweg mit halb verlegenem Ernst, der komisch anzusehen war. — „Ich höre, Papa; was soll's denn?“ — „Sey mir ruhig und laß mich reden, mein Herzchen! Die Mama wird Dir gesagt haben, daß es mein Wunsch wäre; Dich mit Auheim zu verheirathen. Meine Verhältnisse sind augenblicklich nicht mehr, wie sie waren; ich habe Unglück

gehabt, Verluste; aber es war nur Geld, das überall an der Straße liegt, und das wir wieder verdienen können.«

»Ich weiß, Papa; wir sprachen gerade davon, als Du kamst. Um aber offen zu seyn, muß ich Dir sagen, daß ich nicht die mindeste Neigung zu Auheim fühle, der meinem Ideal von einem Manne gar nicht entspricht.«

»Ich weiß, ich weiß, mein Kind! aber wer wird ein Ideal heirathen? Ein vernünftig Mädchen heirathet eine gute Parthie, einen Mann der Glück hat — und Auheim hat Glück, ein seltenes Glück; alles was er anfaßt, ist ihm seither gelungen; er hat es weit gebracht in den wenigen Jahren. Auheim ist ein Mann, der viel Geld verdient, ein gemachter Mann. Du wirst ein reiches Nadelgeld und Equipage haben, wirst ein großes Haus machen, ein Haus, wie es heutzutage keine Gräfin macht, und hast einen Mann, der Dich anbetet, den Du um den Finger rollen kannst. Ich sag' Dir, er hat mich beinahe gefoltert um mein Jawort. Wir sind Handels eins geworden, unter der Bedingung daß Du willst, mein Herzchen! Er ist nun Rittergutsbesitzer; er bringt Dir eine Morgengabe von sechszigtausend Thaler zu, radicirt auf dem Gute Strahlenberg; er gibt Dir fünftausend Thaler Nadelgeld, mehr als manche Gräfin zu verzehren hat. Er will Deinen Bruder Achille in's Geschäft nehmen. Kurz, das Geschäft ist gemacht, wenn Du sagst ja. Und Du wirst es sagen, mein Herzchen!«

»Hm, das ist noch nicht so ganz sicher, Papa!« sagte Leonie, neigte ihr Köpfchen auf die Seite, und trippelte mit der Fußspitze auf den Teppich, während sie die schönen Ringe an den Fingern drehte. »Sie wissen, ich habe keine Neigung zu Auheim; er ist klein und geziert und war Schauspieler. Ich werde mich lächerlich machen, wenn ich mich nach meinen früheren hohen Prätensionen mit diesem Männchen, diesem Emporkömmling zufrieden gebe.«

»Leonie, Du warst immer ein kluges Kind und hast Dich nie verplempert; darum sey auch jetzt klug und besonnen. Was kümmert Dich, was Auheim war und was die Leute darüber denken? Gibt Dir jemand einen Pfennig umsonst? Sieh', ich bin gewesen ein Faktor, ein geplagter Knecht bei die polnischen Edelleute, hab' gemacht manchen Diener, hab' mich knuffen und schelten lassen; aber ich bin reich geworden, und hab' sie wieder geknufft und gezwickt und sie haben mir gebeten und gute Worte gegeben, und manche stolze Pania hat mir süße Augen gemacht von wegen meines Geldes, die mich zuvor hatte getreten mit Füßen. Ich habe eine schöne Zeit gehabt, wo sie mir schmeichelten und liebkosten und froh waren, zu speisen mit dem Herrn v. Magnus, den sie zuvor hatten getreten unter die Füße. Diese Zeiten werden wieder kommen, aber wann? das weiß nur Gott im Himmel. Du kannst es nicht abwarten, mein Kind; Du bist zwanzig. Könnt' ich Dir ein Rittergut schuldenfrei zur Morgengabe geben, so hättest Du die Wahl zwischen Grafen und Baronen, wie ich Dir's versprochen; aber heute kann ich Dir nur geben eine schöne Ausstattung, wozu ich das Geld habe verdient als Provision für den Verkauf von Strahlenberg, welcher durch meine Hand gegangen ist...«

»Aber pfui doch, Vater! Du nahmst eine Gebühr von dem Gut, das Du Deinem Freund und Schwiegersohn verkauftest?« rief Leonie.

»Kann ich es nicht nehmen mit gutem Gewissen, wann ich es ihm wieder gebe durch Dich?« versetzte Herr v. Magnus; »hat er dadurch nicht im Grunde nur wohlfeiler gekauft? Und warum nicht? Bezahlt doch die Provision der Verkäufer, der Baron Schlieffenwald! — Aber wenn ich nun auch reich wäre und Dir gäbe ein Rittergut und einen Grafen, Gott, wo wäre da das Glück? Was ist ein Graf? ein Mann der kein Geld verdienen, nur verschwenden kann; der den Tänzerinnen nachläuft und in den Bädern Hazard spielt, der Deine Eltern verachtet die sich's haben sauer werden lassen vor Dir, und der Deiner Kinder Vermögen im Unverstand wirft vor die Hunde! — Und was ist Auheim? Auheim ist ein geriebener, gescheidter Mann, der Geld verdient hat und zu verdienen weiß, der Glück hat und es ausbeutet, der mit Deines Vaters Rath noch viel Geld verdienen und Dir ein bequemes, sorgenfreies, angesehenes Leben machen, der Dich halten wird wie eine Fürstin! Und wenn Du erst ein Haus machst, da werden sie alle kommen, Dir zu schmeicheln und zu wedeln und zu lobhudeln, die großen Offiziers und die gnädigen Herren und die stolzen Comtessen, die ohnedem sind wie die Fliegen um's Licht, und sie werden froh seyn, wenn sie können naschen von den Brocken vom Tische des Schauspielers, des wandernden Komödianten, und sie werden dereinst froh seyn, wenn Dein Mann ist ein Millionnär und hat gesammelt für seine Kinder, daß Deine Söhne zu sich emporziehen ihre bleichen Fräuleins in den goldenen Glanz! — Gott, es ist ein schönes Ding um die Vornehmheit und den Adel, aber dahinter muß stehen ein großer Reichthum!«

Leonie hatte die rosige Unterlippe zwischen die feinen Zähne genommen und hartnäckig auf die Blumen des Teppichs geblickt, auf welchem sie mit ihrer Fußspitze einen hastigen Wirbel schlug. Als ihr Vater innehielt, schwieg sie noch immer, als ob sie sich das überlegte, was er ihr soeben mitgetheilt hatte — »Und Du glaubst, Papachen, daß Herr Auheim mir... mich liebt?« fragte sie endlich.

»Du lieber Himmel! verschossen ist er in Dich, seit damals wo wir beim Abschluß zusammen speisten und spazieren fuhren und im Theater waren. Er hat mir's geschrieben, er hat mir's gesagt, daß eine Verheirathung mit Dir sein Lebensglück begründen würde, daß er eine Verbindung mit uns suche. Er hat in jedem Briefe Dich und die Mutter grüßen lassen; er ist verliebt bis über die Ohren! Er wird Dich auf den Händen tragen und für Dich arbeiten Tag und Nacht, damit Du nur in Glanz und Behagen leben kannst! Er wird Dich umgeben mit allem, was das Herz erfreut; Sommers wirst Du reisen und in den großen Bädern seyn, und Winters wirst Du leben wo Du willst, in Paris, in Berlin, in Wien; — er wird Dir nichts abschlagen, wenn Du ihm nur — aus Dankbarkeit, mein Herzchen, nicht aus Liebe wie in den Komödien — nur ein klein wenig gut bist. Und sieh' nur: dort kommt er herangefahren in der neuen Britschka, die er übernommen hat mit dem Gute, — mit Deinem Rittergut, mein Herzchen!«

setzte er nach einem Blick aus dem Fenster hinzu und stand rasch auf.

Leonie war ebenfalls aufgestanden und hinter das Gitter mit den Schlingpflanzen getreten, von wo aus sie sehen konnte, ohne gesehen zu werden. So in dem Wagen, den zwei feurige behende polnische Pferde zogen, auf dem hohen Sitzkissen halb stehend, in elegantem Pelzrocke, den noch kleineren Groom in erbsgrauem Ueberrock, gallonnirten Hute und verschränkten Armen neben sich, machte Herr Auheim allerdings keine allzu schlechte Figur, und sah mindestens ebenso vornehm aus wie mancher Edelmann. Ohnedem hatte Auheim aus seinem frühern Künstlerlauf eine gewisse Anmuth und Sicherheit des Auftretens mit herüber gebracht, welche keine ungünstige Wirkung auf die Menschen ausübte, wann es ihm gerade darum zu thun war, seine stark hervortretende Eitelkeit etwas zu dämpfen. Als der Wagen durch das Thor in den Schloßhof einfuhr und hielt, grüßte Herr Auheim graziös mit der Peitsche herauf, warf die Zügel seiner dampfenden Pferde dem herbeigeeilten Diener zu und sprang behend vom Wagen und die Treppe herauf. Herr v. Magnus war ihm entgegengeeilt, und Leonie eben im Begriff, auf ihre Zimmer zu enteilen, um sich in bessern Putz zu werfen, als Auheim schon auf der Anlände erschien und sie mit leuchtenden Augen begrüßte.

„Seyn Sie uns herzlich willkommen, und nehmen Sie unsern aufrichtigen Glückwunsch zur Nachbarschaft!“ stammelte Leonie und that halb verlegen, halb beschämt, als Auheim ihr mit einer gewissen stürmischen Beeiferung seinen Gruß darbrachte und ihre kleine, weiße, Juwelen-geschmückte Hand an seine Lippen zog. Es gelang ihr, ein Erröthen auf ihr Antlitz zu bringen und ihre Hand zittern zu machen, als sie ihn flüchtig mit einem glänzenden Blicke anschaute. Dann aber machte sie Anstalt, sich loszureißen und stammelte: „Verzeihen Sie, Herr v. Auheim, daß Sie mich noch in diesem Hauskleid antreffen. Erlauben Sie mir, mich für einen Moment zu entfernen und meine Toilette in eine Verfassung zu bringen, die eines solch verehrten Gastes würdig ist!“

„Oh, bitte, bleiben Sie, mein gnädiges Fräulein!“ bat er halblaut und im flötendsten Tone; „Sie sind ja ganz allerliebst in diesem hellen Morgenkleide. Sie werden mich doch nicht so ceremoniös behandeln wollen, daß Sie mir Ihre häusliche Behaglichkeit aufopfern wollten?“

„Oh, nein, nein!“ stammelte sie und affektirte eine steigende Befangenheit; „Sie sind ja uns Allen ein lieber, lieber Freund! aber bitte, bitte, lassen Sie mich!“ und mit einem flüchtigen Händedruck befreite sie ihre Rechte aus der seinigen und tänzelte eiligst davon.

Auheim war ganz wohlig zu Muthe. „Lieber, lieber Freund!“ tönte es in seinem Herzen nach, und er maß das rasche Entfliehen der Angebeteten einem jungfräulich züchtigen Wunsche bei, ihm ihre holde Verlegenheit, die Erregung ihres Herzchens zu verbergen, das ihm nicht mehr ganz gleichgültig sey. Mit lautem Jubel in seiner Brust folgte er Herrn v. Magnus in's Familienzimmer, wo er von der Frau vom Hause begrüßt und wo alsbald ein ganz vortreffliches feines Frühstück aufgetragen ward. Die Frau Kammerrath nöthigte ihren lieben Gast zum Zugreifen, immer jedoch mit der Entschuldigung, daß sie vor Ueberraschung ihm kein so gewähltes Frühstück bieten könne, wie es seiner würdig wäre; und Herr v. Magnus schenkte Auheim ein Glas Tokayer um das andere ein, mit der Betheuerung, nach einer mehrstündigen Fahrt in der scharfen Morgenluft dürfe man den Wein nicht sparen. Und zwischenhinein rühmte er Auheim wieder die Vortheile seines Kaufs, bezeichnete ihm die nothwendigen Meliorationen, wies ihm besondere Vortheile bei der Verwerthung seiner Produkte und der Ausbeutung seiner grundherrlichen Rechte nach, und redete den neuen Gutsbesitzer in die Ueberzeugung hinein, daß er nicht glücklicher hätte spekuliren können, als mit diesem Gute. Und doch war Auheim der Gutskauf in diesem Augenblick Nebensache: er hatte nur noch Sinn für seine Liebe, denn der alte Knabe war wirklich bis über die Ohren in Leonie verliebt. Der weiche schüchterne Ton, womit sie ihn ihren lieben, lieben Freund genannt, klang noch in seinem Geiste nach, und er wähnte den leisen Druck ihrer Hand noch in der seinigen nachzufühlen.

Jetzt trat Leonie wieder ein, und dem verliebten Auheim ging das ganze Herz auf, als seine Blicke den ihrigen begegneten und Leonie mit einer scheuen Hast die Augen senkte. Sie war in der That auch verführerisch reizend: eine weite bauschige Robe von grauer Moire-antique rauschte von den Hüften hernieder, eine weiße Blouse von feinem reichgesticktem Battist zeigte halb verhüllend halb errathen lassend die plastische Schönheit einer reizenden Büste, und kontrastirte wiederum mit einer spanischen Jacke vom reichsten dunkelblauen Seidensammet, die mit weißen seidenen Moire-Bändern und schwarzen Spitzen und Seidenlitzen reich garnirt war. Duftige Vorärmel vom zartesten Gewebe ließen die schönen Linien eines vollen Armes durchschimmern und waren an den Handgelenken durch einfache gegliederte goldene Armbänder befestigt. Um den reizenden schlanken Hals schlang sich eine Schnur Korallen mit einem Brillantenschloß, und hob die Frische des brünetten Teints. Das Köpfchen aber war wirklich reizend und verführerisch aufgetakelt, denn die dunklen Augen schwammen in einem feuchten Glanze (Leonie hatte so eben einige Tropfen Eau de Cologne auf einem Stück Zucker genommen, um diesen Zweck zu erreichen); durch das üppige glänzend schwarze wellige Haar schlang sich eine Doppelschnur von Perlen und Korallen in Verbindung mit einer einfachen anmuthigen Coiffüre von schwarzen Spitzen und corinnerothen Sammtbändern, und in den winzig-kleinen schöngeformten Ohren hingen kleine goldene Knöpfe mit je einem schönen Rosenrubin. Rechnet man dazu noch einen sehr hübschen geschmeidigen Wuchs über Mittelgröße von herrlichem Ebenmaß, ein blühendes Gesicht von reinstem Oval mit großen schwarzen Augen, frischen Lippen, prächtigen kleinen Zähnen und einer schön geschwungenen orientalischen Nase, dunklen Wimpern und starken Augenbrauen, gesellt man dazu noch die Frische der Jugend und den Wunsch zu gefallen, so ist es nicht zu verwundern, daß Auheim, der sich sehr gut auf weibliche Reize verstand und ein Bißchen

Roué war, sich von der heimlichen Gluth dieser pikanten Erscheinung ungewöhnlich angemuthet und herausgefordert fühlte.

Der Tokayer hatte ihm ohnedem das Blut, der Champagner die Phantasie erhitzt, und als unter Leoniens Betheiligung das Gespräch eine allgemeinere Wendung nahm und sie mit ihm auf gute Nachbarschaft und einen freundlichen wechselseitigen Verkehr angestoßen hatte, ruhten seine Blicke auf ihr mit einer Gluth, welche Leonie wirklich das Blut in die Wangen trieb.

Der Lakai meldete, daß der Verwalter den Herrn Kammerrath auf einen Augenblick zu sprechen wünsche, und Herr v. Magnus verließ das Zimmer; seine Gattin folgte ihm nach einer Weile unter einem plausiblen häuslichen Verwand. Das junge Paar war allein; Leonie saß dem verliebten Auheim verführerisch nahe neben dem Sopha. Im ersten Augenblick war ihm diese Situation, die er sich schon lange ersehnt hatte, etwas beengend; sein Athem stockte, seine glühenden Blicke hingen verzehrend an dem hübschen Mädchen, das ebenfalls befangen erschien und gesenkten Blickes und in aufglühender Röthe der Verlegenheit mit dem Fuß des feinen Krystallkelches spielte. Endlich aber ward das Schweigen peinlich und Leonie, als die Gefaßtere, suchte es zu brechen.

„Wir sind so froh, daß Sie sich in unsrer Nachbarschaft niedergelassen haben, Herr v. Auheim!“ sprach sie und schlug das große dunkle Auge halb scheu zu ihm auf; „wir haben so wenig Umgang mit den benachbarten adeligen Familien. Die Geburts-Aristokratie sieht immer mit einem gewissen abgünstigen Vorurtheil auf uns Leute von heute und gestern herab!“

„Sagen Sie: mit einem gewissen Neide, mein Fräulein!“ versetzte Auheim; „wo können alle die gnädigen Comtessen und Baronessen die glänzenden Eigenschaften des Geistes und Herzens aufweisen, welche Sie zieren? Es ist das préstige der Aristokratie des Verdienstes, das jene Menschen in ihren traditionellen Vorrechten zu beschränken droht, darum hassen, fürchten, beneiden sie Sie! Sie sind so sieghaft schön, so gediegen und reizend zugleich, Fräulein ....“

„Sie schmeicheln, Herr v. Auheim, ich bin ein einfaches Landmädchen, — treu und wahr!“ stammelte sie mit gesenktem Blicke und entzog ihm zögernd ihre bebende Hand. „Und Sie sind also mit der Erwerbung Ihres schönen Strahlenberg ganz zufrieden, Herr Auheim? Ach, es hat eine entzückende Lage!“ setzte sie hinzu und schlug schwärmerisch das Auge auf.

„Es wäre ein Paradies, Leonie, wenn ich es mit Ihnen theilen dürfte!“ platzte Auheim heraus; „oh, reden Sie ein Wort, meine theure himmlische Leonie, und es gehört Ihnen!... Leonie, süße engelhafte Leonie, ich liebe Sie, ich bete Sie an; ich kann nicht leben ohne Sie... Ach, entfliehen Sie mir nicht, nur jetzt nicht! ...“

Leonie war mit allen Zeichen der Ueberraschung aufgesprungen und hatte sich loszureißen versucht, aber er hielt ihre Hand fest und drückte sie an sein Herz, an seine Lippen.

„O Gott, Herr v. Auheim, Sie erschrecken mich!“ stammelte sie; „das kommt so plötzlich, so überraschend!... Seyn Sie edel, Leopold! mißbrauchen Sie diesen Moment nicht!“

„Wie so denn, meine theuerste Leonie? was thu' ich denn Unedles?“ fragte er mit beflügelter Hast, denn er sah sie beben und wieder in ihren Fauteuil sinken.

„Sie... Sie profaniren mein Geheimniß, — Sie entlocken mir das Geheimniß, daß ich... daß ich Ihnen nicht mehr gleichgültig ...“

„Leonie, himmlisches Mädchen! ist dieß wahr?... O Gott, wie glücklich machen Sie mich?... Leonie, ich darf also hoffen?...“ Er wollte ihr zu Füßen sinken, um die Sache recht pathetisch zu machen; aber sie bedeckte sich schnell die Augen, raffte sich auf, riß sich los und entfloh durch die Enfilade der Zimmer zur Rechten. Auheim folgte ihr; so verliebt er auch war, so besaß er doch Routine genug um zu begreifen, daß er das Eisen schmieden müsse, so lange es glühe, und daß man bei solchen Gelegenheiten sich nicht scheuen dürfe, etwas demonstrativ zu seyn. Als er sie endlich in dem Eckzimmer einholte, wo wir Leonie vor einigen Stunden am Stickrahmen getroffen haben, als er sah, wie sie sich in den Divan geworfen und das Gesicht in die Kissen gedrückt hatte, legte er zärtlich und delikat den Arm um ihre Taille, richtete ihr Köpfchen auf und flüsterte: „Leonie, Herzenskind, habe ich Ihnen wehe gethan?“

„O nein, Leopold, es sind nur... Thränen der Freude, der Ueberraschung! Sie böser, stürmischer Mann!“

„Leonie! Engel! Du willst also mein seyn?“

„Kann ich denn anders?“ flötete sie leise, mit verzückten Augen, und ihr reizendes Köpfchen sank matt wie eine vom Winde geknickte Blume an seine Brust. Ihre Lippen fanden sich im glühenden Kusse, und Auheim hielt die schöne Leonie fest umschlungen, die schlaff, mit hochwogendem Busen und stockendem Athem an ihm hing und beide Arme um seinen Nacken geschlungen hatte.

Der Herr Kammerrath hatte so viel Takt, diese pathetische Scene nicht zu stören, obschon er in's Nebenzimmer getreten war. Die weichen Teppiche erstickten seinen Schritt, als er rasch in's Familienzimmer hinübereilte, wo seine Frau einstweilen Kaffee und Cigarren auf den Tisch gesetzt hatte, und sich über die Abwesenheit der jungen Leute zu wundern schien.

„Aanten, wo ist denn das Kind und der Herr v. Auheim?“ fragte sie.

Der Kammerrath fiel ihr im Uebermaß seiner Vaterfreude um den Hals und sagte: „Lenchen, sie hat ihm, sie hat ihm! es ist richtig! Er hat ihr seine Liebe erklärt, und sie küssen sich wie die Täubchen!“

„Ach geh' doch, Aanton! wer wird so reden!“ sagte Frau v. Magnus; „er küßt sie, aber die Leoninche hat zu viel Takt und Selbstachtung, um ihn zu küssen.“

„Nu, wer weiß? ist er doch wirklich ein schmucker Mann!“ sagte der Kammerrath; „und Leonie ist auch von Fleisch und Blut.“

In diesem Augenblick kam das Liebespaar heran, die Arme einander um den Nacken geschlungen, strahlenden Auges, glühenden Angesichts, selig lächelnden Mundes.

„Gott, was ist das? Ganz wie Paul und Virchinche!“ rief die Frau Kammerrath, aber im nächsten Augenblick faßte sie

sich wieder ganz mit dem würdevollen Takt der Frauen, der ihnen in jeder Lebenslage zu Hülfe kommt.

„Meine theuren Eltern, segnen Sie uns! wir sind Ein Herz und Eine Seele!“ sagte Auheim, und dieser Erguß war ihm wirklich Ernst.

„Gott im Himmel sey gedankt, mein stiller Wunsch ist erfüllt! Gott segne Euch, wie ich Euch segne!“ sagte Frau von Magnus, und umarmte beide unter zärtlichen Mutterthränen, und ihre feierliche Würde strahlte auch einen Theil ihres energischen tiefen Gefühls auf den Kammerrath zurück, der sich deßhalb auch einer wortreichen Herzensergießung enthielt, und nur Auheim versicherte, daß er mit Leonie glücklich seyn werde, und von ihm erwarte, daß auch er sie lieb halten und glücklich machen werde, da sie von jeher sein gutes Kind gewesen sey. — Aber Eines konnte er sich nicht versagen, nämlich sogleich ein Telegramm an seinen Sohn Aaron-Achille nach Paris abzuordnen, welches ihm die Verlobung der Schwester ankündige.

„Beste Mama, Sie müssen mit Leonie mir nach der Stadt folgen,“ sagte Auheim zu Frau v. Magnus. „Ich werde sogleich Cäsar mit einem Briefe an meinen Buchhalter Otte abschicken, damit Ihnen die Beletage meines Hauses zu einem würdigen Absteigequartier eingerichtet werde, denn ich will meine süße angebetete Verlobte immer um mich haben und einen recht seligen Brautstand genießen. Ich will der ganzen Welt mein Glück zeigen und mit meinem herrlichen Kleinod prunken!“

„Mein lieber, lieber Leopold!“ flüsterte Leonie und schmiegte sich zärtlich an ihn an; „Deine Wünsche sind mir Befehl und Mama wird gewiß gern unsern vereinten Bitten nachgeben. O Mama, diese seligen Tage werden Dich gleichsam verjüngen, und an Deine eigene Liebe erinnern!“

„Und zu Neujahr muß die Hochzeit seyn, und die Hochzeitsreise macht ihr nach Paris zum Bruder,“ fiel der Kammerrath ein, bei welchem sich der praktische materialistische Geschäftsmann nicht verleugnete; „und eine Hochzeit will ich meinem lieben Kinde ausrüsten, daß die ganze Provinz davon reden soll!“

„Ach nein, Papa, wir machen's einfach,“ sagte Leonie; „jedenfalls nicht über hundert Couverts beim Hochzeitsdiner, und ein recht gewählter Kreis. Wir wollen uns ein Wenig rar machen, daß man es für eine Ehre ansehen soll, bei unsrer Hochzeit zu seyn, — nicht wahr, lieber Leopold?“

7.

„He, Otte, auf ein Wort!“

„Sie befehlen, Herr Auheim?“

Der kleine Bankier riegelte die Zimmerthüre und empfing sein Factotum mit einem sehr wichtigen Gesicht. „Ich habe Ihnen da einen kleinen Auftrag, Otte, der mit Takt und Delikatesse besorgt seyn will,“ hub Auheim an und warf sich am Kamin in die bekannte Positur. „Da schreibt mir der Hauptmann Dotter von der Artillerie einen de- und wehmüthigen Brief um 1200 Thaler, die er zwischen heute und morgen haben muß, wenn er nicht ruinirt seyn soll. Der Mann appellirt an meine Freundschaft, Ehrgefühl, Discretion — na, Sie kennen ja die Redensarten, Otte! Ich halte ihn für einen ehrlichen Kerl; er ist auch einer unserer geistvollsten Offiziere, wenn gleich einer der stolzesten und wenigst umgänglichen, auch bei seinen Vorgesetzten nicht zum besten angeschrieben — soll ein heimlicher Demokrat seyn. Na, kurzum! in früherer Zeit, als ich noch den Offizieren hie und da aus Gefälligkeit Wechsel discontirte, hab' ich zuweilen auch mit Dotter Geschäfte gemacht. War immer der pünktlichste von allen, ließ nie prolongiren, hielt immer am Verfalltag gewissenhaft ein. Das hat seine Richtigkeit, und darauf stieft sich der Mann nun. Aber sagen Sie: können wir 1200 Thaler auf drei Monate entbehren, wenn wir nicht Effekten damit erwerben, die wir wieder in Kurs geben können?“

Otte zuckte die Achseln. „Die Kasse ist kaum stark genug die laufenden Ausgaben zu erschwingen,“ sagte er; „Sie wissen, daß der Kaufschilling für Strahlenberg . . .“

„Ja, ja, schon gut, Otte, schon gut!“ fiel ihm Auheim ungeduldig in's Wort; „ich kenne Ihr Sprüchlein schon, das Sie mir seit Wochen bei jeder Gelegenheit zu hören geben. Dachte mir's ja, daß wir es nicht machen können. Habe mich auch gestern Abend in der 'Ressource' noch erkundigt und finde, daß man dem Dotter das Wasser abgraben will; er soll entlassen, kassirt oder irgendwie unschädlich gemacht werden, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbietet; und unsere Herren Stabsoffiziere und Junker wissen eine solche Gelegenheit nöthigenfalls vom Zaune zu brechen. Bin daher entschlossen, nichts für ihn zu thun, auch wenn ich könnte. 'Ein Schiff, das die Ratten verlassen!' . . . Sie kennen ja den Spruch, Otte! Darum sollen Sie hingehen und ihm den Bescheid bringen, daß es mir leid thue, daß ich aber selbst mit dem besten Willen nicht im Stande sey u. dergl. m., — Sie können ihm die Pille beliebig vergolden!“

„Ich, Herr Auheim?“ fragte Otte betreten.

„Ja, Sie, Sie sollen das besorgen! Lesen Sie diesen Brief und handeln Sie nach Gutdünken!“

„Erlauben Sie mir nur eine einzige Einwendung, Herr Auheim! Ich sträube mich nicht gegen den Auftrag, als ob er mir unangenehm wäre, sondern weil es nach meinem Gefühl für einen Mann in Hauptmann Dotters Lage kränkend seyn muß, sein Geheimniß in fremden Händen zu sehen, — weil ich es an Ihrer Stelle nicht über's Herz bringen könnte, eine abschlägige Antwort durch einen Andern ertheilen zu lassen.“

„Hören Sie 'mal Otte,“ versetzte Auheim etwas gereizt; „bleiben Sie mir mit Ihren verkappten Vorlesungen über Takt und Savoir-faire vom Halse; ich bin alt genug, um selbst zu wissen, was sich für mich schickt. Was liegt mir an dem Hauptmann? soll ich aus purer Galanterie und Delikatesse 1200 Thaler verlieren? Begreifen Sie denn nicht, daß wenn ich ihm schreibe, ich bedaure momentan nicht in der Lage zu seyn, ihm dienen zu können, er mir das Ansinnen stellen wird, ihm wenigstens einen solchen Betrag zu acceptiren, und daß ich gerade diese Eventualität umgehen möchte? — Dotter ist

nun einmal anrüchig und zum Opfer ausersehen; ich will aber nichts mit einem Menschen zu thun haben, der einmal Pech hat. Bin abergläubisch in diesem Stück wie Rothschild; will überhaupt mit dem Hauptmann nichts mehr zu thun haben — voilà tout!"

„Aber er ist doch Ihr Freund, Ihr Dutzbruder?" sagte Otto nach einem Blick auf den Brief, den ihm Anheim gegeben.

„Bah, hab' einmal bei einem Banket an Königs Geburtstag mit ihm Brüderschaft getrunken, bin mit ihm in der Loge. Aber in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, wie Sie wissen. Also gehen Sie zu ihm und fertigen Sie ihn ab, wie Sie wollen! Ich werde auf's Land gehen, nach Strahlenberg und dann nach Moritzburg zu meiner kleinen süßen Leonie." Damit rief er Cäsar und begann seine Toilette zu machen. Otto aber las den Brief aufmerksam. Er lautete:

„Lieber Freund Anheim!

„Ich kenne Dich als einen Mann von ungewöhnlicher Energie des Charakters und seltenen Eigenschaften des Herzens; Du hast außerordentliche Schicksale erfahren, und weißst darum außergewöhnliche Lagen im Leben auch zu begreifen. Deßhalb, und weil wir uns seit Jahren kennen, nehme ich jetzt in einem höchst ernsten Momente mein Herz in beide Hände, und werfe mich vertrauensvoll an Deine Brust. Bewähre Dich mir als Freund, und Du wirst mich Dir auf Lebenszeit zu Dank verpflichten. Ich muß bis übermorgen Mittag 1200 Thaler in Wechsel- und Ehrenschulden bezahlen, und kann sie nirgends bei Juden oder Christen bekommen. Man hat von einer gewissen Seite her mit einer nichtswürdigen Indiscretion meine Privatverhältnisse zu ermitteln gesucht und mir alle Hülfsquellen abgegraben, um mich zu ruiniren. Du weißst, daß ich zum militärischen Gouverneur des Prinzen Carl Friedrich berufen werden bin ohne mein Zuthun, und daß ich dadurch den kommandirenden General zu meinem Gegner bekommen habe, dessen Sohn mein Mitbewerber war. Von dort her scheint das Gewitter zu drohen, das über mir schwebt. Aber nur jene Summe und acht Tage Ruhe und klaren Kopf, und der Streich ist parirt! Muß ich quittiren, weil ich meine Wechsel- und Ehrenschulden nicht bezahlen kann, so ist jene Stelle für mich verloren, und der Sohn des Generals sieht seinen Konkurrenten beseitigt. Was für mich dahinter liegt, ist fürchterlich, — mehr für meine arme Mutter als für mich. Anheim, lieber Freund, ich beschwöre Dich, rathe, hilf mir auf irgend eine Weise. Gott ist mein Zeuge, Du wirst keinen Undankbaren verpflichten. Du wirst auch ermessen was es mich kostet, Dich um diese Hülfe anzugehen, aber beim Himmel! nur der Gedanke an meine Mutter, nur die Furcht, dieser das Herz zu brechen, führt mir die Feder, um Dich in den ganzen Abgrund der Verzweiflung blicken zu lassen, welcher sich vor mir aufthut. Mein Freund, wenn es in Deinen Kräften steht, mir zu helfen, so laß mich Dir nicht vergebens gleichsam mit meinem Herzblut geschrieben haben!

In Eile und hoffnungsvollem Vertrauen

Dein Edmund Dotter."

Otto wollte den Brief stumm zurückgeben, denn der Inhalt hatte ihn so tief erschüttert, daß er keine Worte fand. — „Behalten Sie, verbrennen Sie ihn!" sagte Anheim vor dem Spiegel; „ich habe keine Zeit mehr, mich damit zu befassen, wenn ich den Bahnzug nicht versäumen will. Dotter hat heute früh schon zweimal seinen Burschen hergeschickt und um Antwort bitten lassen!"

„Sie wollen ihm also nicht helfen, Herr Anheim?"

„Kann ich's denn? Sehen Sie nicht selbst daß er das Spiel verloren, Otto?"

„Dann wird ihm nichts erübrigen, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, — ein Gedanke, der ihn offenbar schon jetzt lebhaft beschäftigt," sagte Otto, wehmüthig angeregt von diesem Gedanken.

„Bah, man besinnt sich doch noch einigermaßen, ehe man zur Pistole greift, zumal wenn man, wie Dotter, etwas Rechtes gelernt hat und sich allfällig auch noch anderweitig fortbringen kann," sagte Anheim gleichgültig. „Und obschon es mir um den Mann leid thun sollte, so kann ich eben doch nicht anders handeln. Heutzutage hat jeder nur an sich selbst zu denken. — Und nun gehen Sie nur, damit er mir nicht noch persönlich auf den Hals kommt!"

Otto kleidete sich rasch an und ging nach Dotters Wohnung, am entgegengesetzten Ende der Stadt. Sein Gemüth war sehr trübe gestimmt, er fühlte eine Art Grauen oder Abscheu vor Anheim, der sich ihm von einer ganz unerwarteten Seite gezeigt hatte, als ein herzloser Egoist, als ein rechter Alltagsmensch; — noch größer aber war sein Mitgefühl für den armen Offizier, dem jetzt der Boden der Standesvorrechte so sehr unter den Füßen schwankte und der sich in dem verhängnißvollsten Augenblick seines Lebens von allen Freunden verlassen und selbst in der Zuversicht auf die augenscheinlich letzte Hoffnung getäuscht sah. Otto kannte den Hauptmann kaum von Gesicht; er hatte aber von dessen Kenntnissen und vielseitiger Bildung immer nur mit Achtung sprechen hören; er wußte, daß Dotter eine Rolle in der „Gesellschaft" spielte, daß er eines der Orakel in Sachen der Kunst und Wissenschaft in der Stadt war. Und von all diesen Menschen, die den Hauptmann so hoch zu halten und zu feiern schienen, hatte also keiner sich bereit finden lassen, dem unglücklichen Manne zu helfen, wo es sich wegen einer kleinen Summe für ihn um Seyn oder Nichtseyn handelt, wo er alle gräßlichen barbarischen Folgen obsoleter Standesvorurtheile und gemeiner Kabale gegen sich hatte? Das ging dem Buchhalter nahe. Aber noch mehr beschäftigte ihn der Gedanke an die Mutter des Hauptmanns, welcher der Tod des hoffnungsvollen Sohnes das Herz brechen mußte, wenn er wirklich, was zu vermuthen war, ihr Stolz und ihre Hoffnung seyn sollte. Eine unbeschreibliche Wehmuth lagerte sich um Otto's Herz, und er zerbrach sich vergebens den Kopf, wie er dem wildfremden Manne helfen könnte. Er wußte nur allzu gut, daß das Gespenst der Ehre schon manchem braven Mann, der eines bessern Looses würdig gewesen wäre, die Pistole in die Hand gedrückt hatte. —

Jetzt hatte er den Garten erreicht, an dessen andrem Ende

der Hauptmann wohnen sollte. Es war fern am Saume der Stadt, dicht am Walle, vor der Bastion Blücher. Ein Arbeitsmann, welcher Beete umgrub, wies Otto zurecht nach dem zweistöckigen kleinen Häuschen, in dessen Erdgeschoß ein Tischler hantirte. Als Otto die Treppe hinaufstieg, sah er die Thüre des Zimmers, das nach dem Walle hinausging, halb geöffnet und den Burschen des Hauptmanns mit dem Reinigen von Uniformstücken beschäftigt.

„Ist Herr Hauptmann v. Dotter zu Hause?“ hub Otto an. — Der Bursche blickte auf, maß den Frager mit einem finstern mißtrauischen Blick und verneinte dann barsch. — „Kann ich ihn vielleicht erwarten?“ fuhr Otto fort und erhielt ein ebenso barsches Nein. — „Wo speist der Hauptmann?“ fragte Otto endlich; „ich muß ihn sprechen, und will ihn daher in seinem Kosthaus aufsuchen.“

„Weiß nicht wo er heute speist,“ versetzte der „Bursche“ kurz, ohne von seiner Bürste aufzublicken.

„So ist er vielleicht bei der Parade oder im Café Schlüter zu treffen?“

„Weiß nicht!“

„Nun denn, so sagt dem Hauptmann, ich bedaure, ihn nicht getroffen zu haben; ich kam im Auftrage des Herrn Leopold Auheim . . .“

„Auheim?“ rief der Bursche lebhaft, richtete sich rasch auf und sah den Gast forschend an; „ist das wirklich wahr? — Ach ja, Sie sind der Herr, der hinter dem Staketenzaun schreibt. Verzeihen Sie, das ist ein Anderes. Spaziere der Herr nur gefälligst herein; der Herr Hauptmann müssen sogleich wieder zurückkehren, sind glaub' ich so eben selber zu Herrn Auheim gegangen,“ sagte der Bursche nun viel geschmeidiger und verwandte kein Auge von Otto, den er in das Zimmer herein genöthigt hatte.

„Da wird der Hauptmann sich vergebens bemüht haben, denn Herr Auheim ist mit der Eisenbahn verreist,“ entgegnete Otto, und sah sich nun im Zimmer um. Es war eine echte Soldatenstube: ein tannener Schreibtisch mit hohem Pultaufsatz, ein altes Kanapee, ein lederbezogener alter Lehnstuhl, eine altväterische Kommode, ein Kleiderspint von schlichtem Tannenholz, einige Gestelle mit Büchern bildeten das ganze Amöblement der Wohnstube, aus welcher eine verhangene Thüre in ein Schlafzimmer zu münden schien. Einige Zeichnungen und Modelle, einige Waffen, Pfeifen und Reitzeuge, einige Porträts an den Wänden — das war der ganze Schmuck innen; aber draußen auf den Fensterbrettern blühten wunderschöne Chrysanthemen, und über den Fenstern hingen einige Singvögel in einfachen Bauern. Nirgends Eleganz und Ueberfluß, aber allenthalben musterhafte Ordnung, Reinlichkeit und genügsames Behagen.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte der Bursche treuherzig und mit linkischer Vertraulichkeit, als wollte er den ungünstigen Eindruck seines vorherigen barschen Benehmens jetzt durch desto größere Freundlichkeit vergessen machen.

„Danke schön — bin nicht müde,“ erwiderte Otto und sah den Burschen fest an. „Sie haben wohl vorhin in mir einen ganz Anderen vermuthet, nicht wahr?“ fragte er ihn lächelnd.

„Wie so?“

„Jenun, ich meine eben! — Sie fuhren mich so barsch an, als wollt' ich Ihrem Herrn an's Leben!“

„An's Leben?“ fragte der Bursche erschrocken und warf einen flüchtigen angstvollen Blick auf ein Paar schöner Pistolen, welche über dem Schreibtisch hingen; und Otto erschrack ebenfalls, denn ein einzelner verirrter Sonnenstrahl fiel gerade auf diesen Theil der Wand und blinkte hell und rosig auf den frisch aufgesetzten Zündhütchen auf den Zündwarzen der Pistolen. — „Oho, es wird doch so schlimm nicht seyn,“ fuhr der Bursche dann fort; „das heißt, ich wußte freilich nicht, daß Sie als ein guter Freund vom Herrn Hauptmann kämen — hatte Sie noch nie bei ihm gesehen gehabt; und es sind seit ein Paar Tagen manchmal Kerle gekommen, denen ich lieber . . . die Knochen entzwei geschlagen hätte. — Aber bitte doch, nehmen Sie Platz — der Herr Hauptmann werden nicht lange ausbleiben.“ Der arme Teufel hatte Mühe, seine tiefe Bewegung zu verbergen.

„Ihr seid wohl schon lange Bursche bei Hauptmann v. Dotter?“ fragte Otto theilnehmend und bot dem Diener eine Cigarre an.

„Ich? Ah, danke schön, Herr . . . . Auheimer! Na ja, der Herr Hauptmann und ich kennen uns schon eine lange Zeit, und ich bin schon seit acht Jahren sein Bursche,“ versetzte dieser. „Wollte auf Avancement dienen zum Feuerwerker oder so was; aber das verdammte Rechnen und das X + 5 ging mir nicht in den Kopf; da blieb ich denn Bursche beim Herrn Hauptmann, und will bei ihm bleiben. Habe daheim ohnedem niemand mehr, der sich um mich kümmert, und mein Herr ist gut gegen mich, obschon ein Bißchen heftig und streng; aber er hat ein gut Herz und ist gerecht und leutselig. Das hat ihm mein Herz gewonnen, und mir das Regiment zur Heimath gemacht. Man ist doch ein Bißchen mehr in des Königs Rock als in dem schmutzigen Bauernkittel!“

„Ihr seyd wohl ein Schlesier, nicht wahr?“

„Nein, Herr, bin eigentlich ein Rheinländer — aus der Eifel, wenn Sie diese kennen — etliche Stunden von Bacharach bin ich daheim!“

„Ah, ich kenne es — ein schönes Land, wenn auch arm und rauh, — ein schönes Bergland,“ sagte Otto, und der Bursche nickte lächelnd. „Aber was ich eigentlich fragen wollte: der Hauptmann hat wohl in der letzten Zeit mancherlei Kummer oder Sorgen gehabt in Folge der Besuche, deren Ihr vorhin erwähntet?“

Der Bursche sah betroffen und argwöhnisch auf. „Wie meint der Herr das?“ fragte er hastig und blickte finster unter seinen buschigen Brauen hervor.

„Hm, ich meine es wäre wohl hohe Zeit, daß dem Hauptmann geholfen würde,“ sagte Otto; „es ist ja nichts schmerzlicher, als einen braven Mann in den Händen erbarmungsloser Blutsauger und Hallunken zu sehen, denn wenn die Herren Offiziere zuweilen auch ein Bißchen locker und leicht-

sinnig in den Tag hinein leben, so ist es doch eigentlich ungerecht, daß ihre ganze Stellung unter Umständen durch jeden Schuft von Wucherer gefährdet werden kann ...“

„Herr!“ rief der Bursche und schloß die Hacken eng zusammen, richtete sich stramm auf und packte die Bürste, die er seither in der Hand gehalten hatte, so krampfhaft, als ob er sie dem Besucher seines Herrn an den Kopf werfen wollte, „Herr, was geht das ... mich an? und Sie geht es eigentlich auch nichts an, und zu antworten braucht' ich eigentlich auch nicht; aber sprechen muß ich doch — Gott str— — nur damit dem Herrn Hauptmann kein Unrecht nicht geschieht, denn was Sie da vorhin von den Offiziers gesagt haben und ihrem lockern Leben, das mag vielleicht wahr seyn, aber mich geht's nichts an, und ich sag' Ihnen nur: die Anderen mögen seyn, wie sie wollen, aber mein Hauptmann, das ist keiner von denen, und wer mir ihm zu nahe treten will, dem soll ja doch gleich ein siedendes Donnerwetter ...“

„Albrecht?“ rief draußen eine Weiberstimme; „Albrecht! auf ein Wort!“

„Sogleich, Frau Kohler, sogleich! — Das heißt, Herr, ich will Ihnen nur sagen, daß mein Herr Hauptmann nicht in Saus und Braus lebt, wie die Anderen, sondern daß er der nüchternste, sparsamste und solideste Mensch ist, den man sich nur denken kann, der weder spielt noch den Mädels nachläuft, noch ein halbes Dutzend Pferde hält, noch auch nur so viel Bier trinkt wie der erste beste Unteroffizier bei der Batterie, sondern daß seine Schulden nur davon herrühren, daß er bei seines Vaters Tode einige Tausend Thaler Schulden übernommen hat, die von seinem Alten herrührten, damit seiner Mutter, der Frau Majorin, nicht das kleine Besitzthum genommen werden solle, was dem Herrn Major gehört hatte und das vollends vor die Hunde gegangen wäre. Und darum sag' ich Ihnen, Herr, daß man vor mir von meinem Herrn nicht geringschätzig reden darf — nicht um tausend Thaler, geschweige denn um eine Cigarre!“ und damit warf er diese mit Resignation auf den Tisch und verließ das Zimmer.

„Albrecht, was ist denn das für ein Herr, mit dem Sie da drinnen den Spektakel haben?“ fragte draußen die Tischlersfrau mit gedämpfter Stimme, jedoch noch laut genug, daß Otto es durch die angelehnte Thür hören konnte.

„Weiß nicht, Frau Kohler! ein Herr, der mit meinem Herrn wohl Geschäfte haben mag,“ versetzte Albrecht unwirsch.

„Hm, der Herr Hauptmann haben in den letzten Tagen viele dringende Geschäfte dieser Art,“ versetzte Frau Kohler; „das war ja ein Gelaufe und Gefrage, und nach jeder solchen Visite ist der Hauptmann bleicher und verstörter geworden und die halbe Nacht mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab gegangen, daß wir drunten kein Auge schließen konnten! — was hat er denn nur? will ihm denn gar niemand helfen?“

„Weiß nicht, Frau Kohler! geht mich auch nichts an,“ versetzte der Bursche mürrisch, um seine Bewegung zu verbergen.

„Na, diese Mendel und Löwensohn und wie sie alle heißen, sollte doch der Erdboden verschlingen!“ rief die Bürgersfrau; „meiner Treu, einen Stein hätt's erweichen mögen, wie er sie immer bat und in sie drang, und ich konnte mir's nicht versagen, dem häßlichen alten Löwensohn gehörig den Marsch zu machen, als er gestern Abend herunterkam. Ach du lieber Gott, wenn wir ihm nur helfen könnten, aber er ist so ... so in sich gekehrt, so verschlossen, so stolz, — nein, stolz ist er eigentlich nicht, aber ernst — kurzum, man traut sich gar nicht an ihn, nur zu fragen, wo es ihm eigentlich fehle, zumal wenn man arm ist wie wir, denn wenn wir ihm allfällig auch nach Kräften helfen könnten, so würd' er es am Ende gar nicht von uns annehmen!“

„Na, warum denn nicht? Aber schnell müßte es geschehen, wann noch geholfen werden soll!“ sagte Albrecht.

„Denken Sie sich, diese Nacht war die fürchterlichste, Albrecht!“ fuhr die Tischlersfrau fort; „ich glaube, er ist die ganze Nacht nicht aus den Kleidern und Stiefeln gekommen. Die ganze Nacht ging's trapp! trapp! über unserm Kopfe hin und her, und manchmal seufzte er auf, daß man es drunten hören konnte. Zweimal wollt' ich herauf und fragen: ob er denn krank sey; aber Anton hielt mich zurück und sagte: 'Gib Dir doch keine Mühe, Lotte! das ist nicht Krankheit; das sind nur die Sorgen, die ihm das Herz abdrücken wollen!' Aber sagen Sie mir nur, Albrecht, was hat er denn?“

„Weiß ich's, Frau Kohlern? glauben Sie denn, mir werd' er's auf die Nase binden, mir, seinem Burschen?!“

„Aber Sie wissen es dennoch — Sie haben es gewiß gemerkt — kennen ja all seine Verhältnisse?“

„Hm, was ich weiß, das haben Sie ja auch gesehen, Frau Kohlern,“ sagte Albrecht mit einem schweren Herzen; „er sitzt tief in der Tinte, und wenn ihm der Herr da drinnen oder der Herr von dem da nicht heraushilft, dann gute Nacht, Hauptmann! — Noch heute früh sprachen die Offiziersbursche im Stalle davon: übermorgen auf der Parade gebe es ein Avancement im Regiment, und mein Herr werde den Degen ablegen. Ich hätte den Kerlen die Schädel einschlagen mögen. Aber da kommt mein Herr den Garten herauf!“

Wenn Otto hätte sehen können, wie der Hauptmann so blaß und verstört, mit schwankendem unsicherem Schritte, die Mütze tief in die Augen gedrückt, den Gartenweg heraufschritt, es hätte seine Theilnahme für diesen Mann, welcher mit solch unerhörter Anstrengung seine Verzweiflung zu verheimlichen bemüht war, noch gesteigert. Er hatte übrigens genug gehört, um im Stillen dem Himmel zu danken, daß Anheim ihm diesen Auftrag ertheilt hatte. Auf dem Schreibtisch lag ein Brief, addressirt an die Frau Majorin v. Dotter in M., welcher im Verein mit den frischen Zündhütchen auf den Pistolen ihm die ganze Lage und den letzten Entschluß des Hauptmanns fürchterlich klar machte, und Otto auf den Gedanken gebracht hatte, dem Hauptmann seine Hülfe anzubieten, ja nöthigenfalls aufzudrängen — sein Plan stand bereits fest. Die sporen-klirrenden Schritte des Hauptmanns ertönten schon auf der Treppe, und Otto hörte, wie Albrecht seinem Herrn leise zuflüsterte, daß jemand von Herrn Anheim drinnen sey.

Als Hauptmann v. Dotter in's Zimmer trat, leuchtete auf

seinen marmorbleichen starren Zügen ein flüchtiger Hoffnungsstrahl, wie ein einzelner Sonnenblick durch düstere Gewitterwolken. »Sie bringen mir Bescheid von Herrn Anheim?« fragte er nach der ersten Begrüßung mit unverhehlter Spannung. »Hat Herr Anheim Ihnen vielleicht das Geld mitgegeben?«

»Verzeihung, Herr Hauptmann! dieß noch nicht. Herr Anheims Verhältnisse sind ebenfalls ernster Natur, und die Vorsicht des Geschäftsmanns, die Zustände des Geldmarktes gebieten, erst eine genauere Einsicht in Ihre Verhältnisse zu nehmen, ehe Ihrem Wunsch entsprochen werden kann. Herr Anheim ist in Geschäften nach seinem neuerkauften Gute gereist...«

»Ich habe dieß eben in seiner Wohnung gehört,« fiel ihm Dotter in die Rede.

»Und er hat daher mir, seinem Buchhalter, Kassier und Factotum, den Auftrag gegeben, — oder er hat es vielmehr mir überlassen, mit Ihnen in der fraglichen Angelegenheit zu verhandeln und vor Allem zu berathschlagen, wie Ihnen am sichersten und gründlichsten geholfen werden kann, — wozu daher zunächst die größte Offenheit Ihrerseits unerläßliche Bedingung ist!«

Dotter schaute Otte mit düsterem mißtrauischem Blicke an als wollte er in seinen zwar ruhigen, aber etwas verlegenen Zügen lesen, ob auch wirklich bei rücksichtsloser Offenheit eine wirkliche Hülfe geleistet würde.

»Ich weiß was Sie in diesem Augenblicke denken, Herr Hauptmann,« fuhr Otte fort und unwillkürlich erwärmte seine innige Theilnahme den Ton, womit er dieß äußerte. »Sie zweifeln theils am Erfolge, falls Sie mir alles sagen würden, theils kämpft auch noch Ihr Selbstgefühl dagegen, mir Ihre verwickelten Verhältnisse anzuvertrauen, da Sie mich nicht kennen und daher meiner Diskretion nicht sicher sind. Auch habe ich jetzt keine Zeit, Ihnen erst auf langem Umwege zu beweisen, daß Sie sich mir anvertrauen dürfen. Es ist daher gerathener, wenn ich Ihnen betheure, daß ich Ihnen wohl will, und daß Sie vielleicht keine andere Wahl mehr haben, als sich mir anzuvertrauen. Erfahren Sie daher in Kürze, daß Herr Anheim momentan weder im Stande noch geneigt ist, auf Ihr Ansinnen einzugehen, daß ich Ihnen aber eventuell ein sicheres Mittel zu Ihrer Rettung nennen kann.«

Dotter war blaß geworden, — ein eisiger Krampf hatte sich um sein Herz gelegt, aber bei den Schlußworten athmete er wieder auf. »Anheim verläßt mich, und Sie — der völlig Unbekannte — Sie bieten mir die rettende Hand? Wie komme ich zu diesem unverhofften Glück?«

»Sie verdanken es Ihrer Pietät, Herr Hauptmann, Ihrem treuen Sohnesherzen!« sagte Otte mit tiefer Bewegung; »wenn es wahr ist, daß Sie... fremde Schulden übernahmen, um Ihrer guten Mutter Lebensabend nicht mit Sorgen zu trüben, so werden Sie um Ihrer Mutter willen auch den Weg nicht verschmähen, den ich Ihnen zeigen will. Auch ich habe eine Mutter, eine blinde Mutter die ich über alles liebe...«

»Mein Herr ... wie nenne ich Sie? ... Also Heinrich Otte! —... wer hat Ihnen das gesagt?...«

»Das ist ja ganz gleichgültig, Herr Hauptmann, falls es nur Thatsache ist!«

»Jenun, ich will vor Ihren Augen nicht besser erscheinen, als ich bin,« versetzte Dotter und setzte sich Otte gegenüber; »es ist wahr, daß ich vor fünf Jahren bei meines Vaters Tode allerdings etwa fünftausend Thaler Schulden übernahm, welche mein Vater kontrahirt hatte; allein ich hatte aus meiner wilden Lieutenantszeit zuvor schon Schulden genug, — mehr als die Summe, welche ich mir von Anheim erbat... Ich habe über mein ganzes Schuldenwesen genau Buch und Rechnung geführt seit dem Momente wo ich in jene Verbindlichkeiten meines Vaters eintrat, um meiner Mutter ein kleines Besitzthum zu retten, welches noch von ihren Eltern herrührte.«

»Geben Sie mir dieses Buch, wenn ich bitten darf,« sagte Otte.

»Mit Vergnügen, falls Sie mir zuvor nur mit wenig Worten andeuten wollen, worin die Hülfe besteht, welche Sie mir anbieten wollen. Wir kennen uns gegenseitig nicht, mein lieber Herr Otte, und gegenseitige Offenheit ist deßhalb doppelt geboten, da ich in Ihnen ein wahrhaft gottgesandten Freund verehren möchte. So wissen Sie denn, daß ich eine Rettung durch Heirath, durch irgend welches Mittel, welches nicht mit meinen strengsten Begriffen von Ehre und Selbstgefühl verträglich wäre, zurückweisen werde...«

»Seyn Sie darüber ruhig, Herr Hauptmann! das fragliche Mittel ist das ehrenhafteste, was sich irgend finden läßt und erfordert von Ihrer Seite nur Thatkraft, Ausdauer und Selbstbeschränkung für eine lange Zeit. Sie müssen sich selbst bemühen, Ihren Verbindlichkeiten gerecht zu werden, und mein Rath kann Ihnen nur ein sicheres, bequemes Mittel bieten, diesen Zweck wohlfeiler zu erreichen, als durch die nur scheinbare und augenblickliche aber auf die Dauer unfehlbar ruinöse Hülfe der Wucherer!...«

»Herr, das vermöchten Sie mir zu bieten?!« rief Dotter und sprang vor freudigem Erstaunen vom Stuhl auf und ergriff Otte's Hand. »Oh, wenn Sie das könnten!...«

»Es bietet sich Ihnen selbst an, Sie können es sich selbst verschaffen, ja Sie müssen es, denn ich zeige Ihnen nur das Mittel!«

»In welcher Weise?« rief der Hauptmann in freudiger Hast, und sein Auge belebte, sein Gesicht verklärte sich, und Otte sah nun erst die seltene Schönheit dieses edlen Angesichts, das mit einer kräftigen ebenmäßigen Gestalt von mittlerer Größe in herrlichem Einklang stand.

»Davon sogleich mehr, aber Sie müssen mir erst einige Fragen offen beantworten: wie hoch beläuft sich die Gesammtsumme Ihrer Verbindlichkeiten?«

»Oh, ziemlich hoch — nahezu auf fünftausend Thaler!«

»Gut, — sagen wir sechstausend, um sicherer zu gehen. Und wie viel glauben Sie von Ihren Verbindlichkeiten jährlich mit Sicherheit abtragen zu können neben der Verzinsung der ganzen Summe?«

Der Hauptmann besann sich eine Weile, blickte Otte fragend an und sagte dann schüchtern: »Ich habe es seither, wie

Sie aus diesem Buche sehen, ermöglicht, von meiner Gage jährlich gegen sechshundert Thaler zu erübrigen, um meine Schulden nicht sowohl abzutragen, als wenigstens zu balanciren. Ich hoffe in meiner neuen Eigenschaft als Gouverneur des Prinzen trotz vermehrten Aufwands nicht weniger thun zu können — eher mehr!«

»Hm, bleiben wir einstweilen nur bei einem Minimum stehen!« versetzte Otte; »und wie alt sind Sie, Herr Hauptmann?«

»Vierunddreißig Jahre, — aber wozu diese Frage?«

Otte suchte unter den Papieren in der Brusttasche seines Rockes ein kleines Heftchen hervor, blätterte darin und sagte: »Sie werden nun Ihr Leben für eine bestimmte Anzahl von Jahren mit einem Werthe von sechstausend Thalern versichern; sodann werden Sie mit derselben Versicherungs-Anstalt einen Vertrag eingehen, um sich nach Verfluß von zehn Jahren ein Kapital oder eine sogen. aufgeschobene Rente von sechstausend Thalern zu sichern, was ungefähr mittelst einer jährlichen Prämie von 400 Thalern zu erschwingen seyn wird. Sterben Sie vor Ablauf der zehn Jahre, so erhält Ihr Gläubiger die sechstausend Thaler, und Ihren Angehörigen werden die eingezahlten Jahresprämien zurückvergütet.«

»Aber bester Herr, was soll mir dieß Kapital von sechstausend Thalern in zehn Jahren, wenn mir in vierundzwanzig Stunden schon Wechselschaft drohen kann?« rief der Hauptmann etwas enttäuscht und entmuthigt.

»Sie müssen mich vollenden lassen, Herr Hauptmann, wenn Sie mich verstehen sollen,« sagte Otte ruhig. »Es ist keine Kunst, ein Kapital dargeliehen zu erhalten, wenn man nur genügende Sicherheit bieten kann, denn müssig Geld liegt allerorten. Sie sind seither den Wucherern verfallen, weil Sie gar keine oder nur eine höchst relative Sicherheit bieten konnten. Haben Sie aber Ihr Leben versichert und durch Eingehung einer solchen Kapital-Versicherung auf zehn Jahre die Gewißheit erlangt, einmal wirklich einen Gläubiger befriedigen und sogar für den Fall Ihres Todes sicher stellen zu können, dann bekommen Sie auch ein Geld zu wohlfeilen Zinsen, und wir transigiren dann mit Ihren Gläubigern, um mit jenen sechstausend Thalern, die wir bei einem honnetten Gläubiger gegen billige Zinsen aufnehmen wollen, alle Ihre Schulden mit Einem Male zu bezahlen, um Ihnen Ihre Ruhe, Ihren Frieden wiederzugeben ...«

»Das wäre herrlich, aber wo ist der Mann, der mir jenes große Kapital darliehe?« rief der Hauptmann.

»Erfüllen Sie die Vorfrage mit den genannten Versicherungen, und ich vermesse mich, Ihnen den Darleiher zu verschaffen!« sagte Otte zuversichtlich; »es gibt noch Ehrenmänner genug unter den Besitzenden, welche in einem derartigen Falle lieber auf persönliche Sicherung als auf Realkredit und Realhypotheken sehen werden.«

»Aber bis diese vorläufigen Schritte eingeleitet, bis ein solcher Gläubiger für die große Summe gefunden ist, was soll dann aus meinen Wechseln werden?« sagte Dotter mit einer Besorgniß, die ihm alle Aussicht auf das Gelingen des Planes und alle Freude über die mögliche Rettung verkümmerte.

»Sie verweisen Ihre Gläubiger einstweilen an mich und ich ordne die Sache mit denselben; zugleich aber nehmen Sie noch heute auf einige Wochen Urlaub, um jede Collision Ihrer dienstlichen Verhältnisse und Ihrer momentanen Verlegenheiten zu vermeiden, und wir leiten nun rasch die nöthigen Schritte ein, welche auf die beiden Versicherungen abzielen. Die hiezu erforderlichen Summen werde ich für Sie auslegen. Wollen Sie so, dann schlagen Sie ein, und in längstens acht Tagen sind Sie Ihrer Aengsten und Nöthen enthoben!«

»Mein edler, wackerer Freund, den mir der Himmel so unerwartet geschickt hat!« rief der Hauptmann mit unbeschreiblich innigem Tone und konnte sich kaum einer Thräne erwehren, als er Otte umarmte und ihm auf das wärmste die Hand drückte. »Verzeihen Sie mir, wenn ich noch nicht ganz an meine wirkliche Rettung und an das Gelingen Ihres Planes glauben kann! Mir ist als sey ich im Voraus zum Unheil geboren — als müßte auch Ihr schöner Plan mißlingen!«

»Ach gehen Sie, Herr Hauptmann! werfen Sie solche Gedanken hinter sich, denn sie entmuthigen unwillkürlich, wie gerechtfertigt sie auch nach trüben Erfahrungen wie die Ihrigen seyn mögen!« erwiderte Otte. »Den Kopf in die Höhe, Herr! Sie brauchen noch zehn Jahre lang ernsten Willen genug, um über Ihre Verbindlichkeiten Herr zu werden, aber ein redliches Streben wird nicht unbelohnt bleiben! — Und nun lassen Sie hören, wer denn die Gläubiger sind, welche Sie zunächst drängen!«

Der Hauptmann nannte die einzelnen Wechselbeträge und ihre dermaligen Besitzer, und Otte fuhr fort: »Na, melden Sie denselben heute noch schriftlich, daß Sie mich mit der Ordnung Ihrer Angelegenheiten betraut haben und daß die betreffenden Papiere bei mir zur Zahlung zu präsentiren seyen. Verzichten Sie auf alle eigene Verfügung in der fraglichen Angelegenheit, und bleiben Sie außer aller persönlichen Berührung mit den Leuten. Vor Allem aber besuchen Sie mich heute Abend auf meinem Comptoir und bringen Sie mir die Liste Ihrer sämmtlichen Verbindlichkeiten!«

»Herr Otte! Freund! edler trefflicher Mensch!« rief Dotter tief ergriffen; »wie soll ich Ihnen danken!?...«

»Lassen Sie uns Freunde seyn, dann bilanzirt sich unser Conto! Und nun adieu, Herr Hauptmann! Vergessen Sie nicht, daß ich Sie erwarte!« sagte Otte lächelnd; »es ist jetzt Tischzeit, und ich habe nach Tisch einen Gang in Ihren Angelegenheiten zu machen!...«

»Halt, Freund! ich habe hier noch Geld liegen, — einige hundert Thaler, die ich mühsam zusammengerafft und mir am Munde abgespart habe. Nehmen Sie dieselben mit!«

»Mit nichten, Herr Hauptmann! Sie werden sie mir mitbringen, und nun Gott befohlen! Seyn Sie wieder frohen Muthes! Auf Wiedersehen!« sagte Otte und ging.

Als der Hauptmann allein war, nahm er eine kleine Mappe von Saffian von seinem Pulte, welche ein Miniaturbild seiner Mutter enthielt, und blickte dieses lange mit der tiefsten Be-

wegung an. In seinen Wimpern zitterten Thränen der Freude, des Dankes, der kindlichen Liebe; seine Lippen stammelten leise Segenswünsche für seinen unbekannten Retter, und wenn er auch noch nicht ganz an seine Rettung glauben konnte, so war ihm doch der Muth wieder gegeben, und er hatte wenigstens noch etwas zu hoffen.

8.

Otte war auf dem Heimwege ebenfalls sehr gedankenvoll. Er verhehlte sich nicht, daß ihn sein Mitleid da in eine Sache hineingerissen hatte, welche für ihn bedenkliche Folgen haben konnte, wenn Herr v. Dotter seinen Verbindlichkeiten nicht pünktlich nachkam. Aber er wies diese Zweifel von sich und gab sich mit ganzer Seele dem Plane hin, den Hauptmann aus seiner Verlegenheit zu retten. Er hatte ein merkwürdiges Zutrauen zu diesem Manne gefaßt, er fühlte sich mit einer unwiderstehlichen Macht zu ihm hingezogen, und gelobte sich, für denselben alles zu thun, was nur in seinen Kräften stand. Aber er verhehlte sich auch die Schwierigkeit nicht, die es noch immer haben würde, einen Kapitalisten zu finden, welcher jene sechstausend Thaler hergäbe, um einen wackern Mann zu retten. Ein einziger Mann fiel ihm momentan ein, der wenn auch vielleicht nicht helfen, so doch möglicherweise rathen konnte — der Kaufmann Werner. Er hatte ihn nur ein einziges Mal gesehen, aber ein Vertrauen zu dem Manne mit den intelligenten Augen, den ernsten Zügen und der gefurchten Stirne gefaßt, der sich aus höchst bescheidenen Anfängen zu einer angesehenen Stellung hinaufgearbeitet hatte. Ihm durfte er sich mit seinem Anliegen schon anvertrauen.

Nach Tische ging Otte zu ihm, und als ihm auf sein Klingeln ein blasses junges Mädchen die Hausthüre öffnete, ward ihm auf seine Frage nach dem Hausherrn ein fragender Blick aus den großen dunklen Augen und der Bescheid: „Papa ist in dem Garten; belieben Sie nur dort hinauszugehen!" und sie begleitete ihn über die Vorhalle nach der Hinterseite des Hauses, wo er durch die Glasthüre in den Garten hinuntersah und den Herrn Werner zwischen seinen Obstspalieren erblickte.

„Ei sieh' da, Herr Otte! Haben Sie sich meiner endlich erinnert?" rief ihm Herr Werner entgegen, als er des Ankömmlings ansichtig ward; „meiner Treu, Sie haben sich lange besonnen, bevor Sie von meiner freundlichen Einladung Gebrauch machten! Aber kommen Sie in's Zimmer; es ist hier außen rauh und winterlich, und drinnen plaudert sich's besser bei einer Cigarre und einer Tasse Kaffee!" Er packte seine Gartenmesser und Instrumente in die lederne Tasche, nahm den jungen Gast am Arme, bestürmte ihn dann mit Fragen über sein Befinden und führte ihn in's Haus in ein allerliebstes behagliches Familienzimmer, wo die blasse junge Dame am Nähtischchen saß.

„Meine älteste Tochter Johanna — Herr Kaufmann Otte, ein mir werther lieber Gast!" sagte er. „Und nun besorge den Kaffee, Kind, und die Cigarren, und Sie nehmen hier Platz, Otte, und schütten mir Ihr Herz aus, denn mich dünkt, Sie kommen mit einem Anliegen! — Na, was ist's? haben Sie sich mit Auheim überworfen? haben Sie gekündigt? wollen Sie in mein Geschäft?"

„Keines von alle dem, Herr Werner, so sehr es mich auch freuen würde, bei Ihnen einzutreten, allein ich komme dießmal nicht in eigener Angelegenheit, sondern um für einen Andern Ihren Rath und Hülfe in Anspruch zu nehmen!"

„Ah, das sieht Ihnen gleich! Na, lassen Sie hören, Otte; ich werde thun, was ich kann, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Ihren Prinzipal Auheim handelt, über welchen sich meine Ansicht noch nicht gebessert hat!"

Otte versicherte, daß sein Anliegen nicht Auheim gelte, und trug dasselbe klar und in Kürze vor. Werner hörte ihn aufmerksam und theilnehmend an, und sagte dann: „Na, und Sie wünschen zu wissen, ob ich das Kapital vorschießen könne, welches Herr v. Dotter braucht? Hm, die Summe ist ein wenig stark, und ein Kaufmann braucht sein Geld; ich werde nicht die ganze Summe übernehmen können, aber ich habe einen Bekannten, einen früheren Militär, dem ich die Sache vortragen will, und um ihm Vertrauen zu dem Unternehmen zu geben, werd' ich mich wenigstens mit einer erklecklichen Summe dabei betheiligen. Davon hernach! für jetzt nur einige Fragen. Ich kenne zwar Herr v. Dotter nicht näher, nur von der Loge aus, aber sein Charakter und Gebahren hat mir von jeher einigen Respekt eingeflößt; allein ich möchte ihn doch erst näher kennen lernen, ehe ich mich auf die Sache einlasse. Er ist wohl ein alter Freund von Ihnen?"

„Keineswegs," versetzte Otte; „ich habe ihn heute zum ersten Mal gesprochen, und obschon ich nicht eben Grund habe, den blauen Rock zu lieben, so hat er doch gleichsam auf den ersten Blick mein Vertrauen gewonnen. Es gibt Menschen, die uns auf den ersten Blick sympathisch anmuthen, zu denen wir uns sogleich hingezogen fühlen. So ging mir's mit dem Hauptmann, wie verschieden auch unsere Lebenskreise sind! — Und dann — ich will es nicht leugnen — glaubte ich mich, nach Herrn Auheims Benehmen mit Dotter's Brief, sozusagen einigermaßen verpflichtet ihm wenigstens nach Kräften zu helfen, denn ich wollte seiner Mutter, die eine brave Frau seyn muß, einen guten Sohn erhalten."

„Das war hübsch gedacht, sehr wacker sogar, Otte; aber wissen Sie, daß Sie dennoch ein bedeutendes Impegno auf sich nahmen?"

„Ich weiß es, Herr Werner; aber wer helfen will, muß ja meistens wagen, und das ehrliche wackere Gesicht des Hauptmanns versprach mir einige Garantie."

„Hm, ein Bißchen romantisch ist die Sache trotz alledem, aber das liebt ja die Jugend!" meinte Herr Werner. „Indessen was den Hauptmann betrifft, so hat Sie Ihr physiognomischer Instinkt wahrscheinlich nicht getäuscht: er soll ein streng ehrenhafter Mann seyn, und ein guter Sohn ist er sicher. Sein Vater allerdings, den ich gut gekannt habe, war ein lockerer Kerl; so ein Spieler und Lüdrian, von der alten junkerhaften Sorte, der das schöne Vermögen seiner Frau in lauter Müssigang und noblen Passionen vergeudete, und seinem Sohne ein rechtes Warnungsbeispiel hat abgeben können. Und

die Mutter ist allerdings als eine fürtreffliche Frau, anspruchslos, zart und von feinster Bildung, bekannt und war einst eine der Zierden der Gesellschaft. Na, ich will sehen, was sich thun läßt; und um den Hauptmann näher kennen zu lernen, bringen Sie ihn heute Abend her, um mit ihm eine Suppe bei mir zu essen."

„Mit Vergnügen, Herr Werner; ich zweifle nicht, daß er auch Ihnen gefallen wird. Aber darf ich mir erlauben, Sie daran zu erinnern, daß schon morgen einige seiner Wechsel verfallen?"

„Schon gut — arrangirt sich die Sache, so stehen Ihnen morgen ein tausend oder zwölfhundert Thaler zur Verfügung! — Aber nun zu anderen Sachen, mein junger Freund! Wie stehen Sie mit Auheim? Wollen Sie noch immer bei ihm bleiben? Ich denke, Sie sollten sich bei Zeiten seinetwegen vorsehen. Die krampfhaften Anstrengungen, die er macht, um sich ein gewisses Relief in der Gesellschaft zu geben und für den gemachten Mann zu gelten, gefallen mir nicht. Den Ankauf des Ritterguts Strahlenberg halte ich für eine unverzeihliche Dummheit und Verblendung; die projektirte Heirath mit Fräulein v. Magnus für eine noch größere. Da sind einmal zwei Schwindler an einander gekommen: Schwiegervater und Eidam. Der alte Magnus hat zwar von jeher Sorge getragen, seine Landgüter nicht mit Hypotheken zu überbürden, und das Vermögen seiner Frau darauf zu radiciren; aber es kann doch nicht verborgen bleiben, daß seine Verbindlichkeiten bei verschiedenen Banken und Geld-Instituten enorm sind, und seine gewagten Spekulationen nicht immer glückten. Es soll sogar im Werke seyn, den jungen Magnus, der für einen noch keckern Schwindler gilt als sein Vater, zum Associé Ihres Auheim zu machen, und dann möchte Ihre Stellung, mein junger Freund, eine sehr unangenehme werden. Kommt aber dieser Augenblick, Herr Otte, so erinnern Sie sich gefälligst, daß Sie bei Karl Werner stets eine Stelle finden werden, die Ihren Fähigkeiten und Ansprüchen entsprechen wird!"

„Sie sind so freundlich gegen mich, daß ich kaum weiß wie ich Ihnen dafür danken soll, Herr Werner," entgegnete Otte mit wirklicher Rührung. „Seyn Sie überzeugt, daß ich, wann erst einmal jene Eventualität eintritt, gewiß mit eifrigem Danke von Ihrer Güte Gebrauch machen werde. Allein ich bin Auheim wirklich ebenfalls Dank schuldig, und kann es deßhalb nicht über mich gewinnen, ihm zu kündigen, ehe wir uns wirklich einmal über den Fuß gespannt haben oder äußere Gründe mich dazu nöthigen."

„Ich billige dieß vollkommen, Herr Otte, aber ich habe Ihre Zusage: wenn Sie erst einmal ändern, wenden Sie sich an Karl Werner!"

Fräulein Johanna kam in diesem Augenblick gerade mit dem Kaffee, und sah Otte erstaunt, jedoch nicht unfreundlich an. Beider Augen begegneten sich und Johanna senkte rasch den Blick und eine leichte Röthe flog über ihre blassen Züge. Otte bemerkte erst jetzt, daß sie sehr hübsch gewesen wäre, wenn sie mehr Farbe gehabt hätte. Sie war groß und schlank, von schönen harmonischen Verhältnissen, mit dunklem Haar und großen dunklen sprechenden Augen, in denen etwas Munteres, Schalkhaftes lag und die für ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren merkwürdig frei und degagirt in die Welt hinein blickten. Aber auf ihrer Stirne lag etwas wie stiller Gram oder leise Sorge, und ihr Blick hatte wiederum zu Zeiten etwas Scheues, das den Boden suchte, sobald sie sich von jemand fixirt wußte. Ihre Haltung war stolz und voll Grazie, namentlich aber hatten die Bewegungen der schönen, feinen, herrlich gemodelten Hand etwas äußerst Lebhaftes und Beredtes.

Als sie mit vieler Anmuth und Gewandtheit den Kaffee servirt hatte, ging sie in ein anstoßendes Zimmer, setzte sich an's Piano und begann ein brillantes Concertstück von Chopin mit großer Fertigkeit zu spielen. Otte folgte diesem Spiel mit einigem Interesse, aber seine Aufmerksamkeit ward vorzugsweise von Herrn Werner in Anspruch genommen, welcher ihn über seine Herkunft, Familien-Bezüge und kaufmännische Laufbahn befragte und dem er mit rückhaltloser Offenheit darüber Auskunft ertheilte. Herr Werner schien großen Antheil an seinem Geschick zu nehmen, und selbst die Episode mit dem Festungsarrest schien denselben eher zu steigern als zu mindern. Endlich machte die vorgerückte Zeit Otte bemerklich, daß er an sein Geschäft gehen mußte, und er schied von Herrn Werner mit dem Versprechen, sich am Abend mit Hauptmann v. Dotter einzufinden; und im Moment seines Abschieds erschien auch Johanna wieder unter der Thüre, um ihm noch unter leichtem Erröthen einen Gruß zu entbieten.

„Du hast gehört Johanna, daß wir Gäste haben werden," sagte Werner, als Otte gegangen war. „Laß ein hübsches frugales Abendbrod richten, Kind, ohne Prätension, traulich und kordial. Der junge Mann wird kommen, der so eben wegging; ferner noch mein alter Freund, der pensionnirte Oberst Richartz und ein andrer Offizier. Laß im kleinen Salon nach dem Hofe decken, und wenn Mama nicht vor Abend von ihrem Ausflug zurück ist, so wirst Du die Honneurs machen!"

„Wer ist denn der junge Herr, der eben wegging, Papa?" fragte Johanna schüchtern aber möglichst unbefangen.

„Der da? Ein wackerer junger Bursch, der schon mancherlei Widerwärtiges erfahren, aber ein redliches treues Herz sich bewahrt hat — ein Mann mit dem ich so ein stilles Plänchen habe; — ein Mann, dem ich vielleicht Dein Glück anvertraut hätte, Johanna, wenn nicht jener Vorfall . . ."

„O Papa! ich bitte Dich, schone mich!" rief Johanna bittend, riß dann ungestüm die Hand des Vaters an ihre Lippen, und weinte stille Thränen darauf; „vergib und vergiß; ich habe ja so schwer gebüßt!"

„Na, reden wir nicht davon, Kind! geh, nach Deinen Geschäften zu sehen und laß mich! Es ist ja nun doch nicht mehr zu ändern! — Aber hart ist es dennoch," fuhr er fort, als Johanna hinausgegangen war, und schritt unruhig und bewegt im Zimmer auf und nieder und blies große Wolken aus seiner Cigarre. „Gott hat mich so reich gesegnet, aber diesen Kummer mir nicht erspart. Meine Hoffnungen auf Johanna

sind schmerzlich getäuscht, und diese grauen Haare, diese tiefen Sorgenfurchen auf meiner Stirne, dieses frühe Greisenthum ... o mein Gott, wenn ich die Ursache davon doch vergessen könnte! .... Dieser Otte scheint mir ganz der Mann zu seyn, der mein Geschäft würdig fortführen würde, wenn ich einmal nicht mehr bin. Johanna hätte ihn an mein Interesse fesseln können; aber kann ich ihm nun zumuthen? ... Nein, nein; hoffen wir, daß es Ottilien gelingen werde, ihn zu fesseln ...« Und mit trüben Gedanken ging er nach seinem Comptoir. (Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Häringsfang.

Wir schlenderten an einem schönen Sommerabend an der Bai von Sunderland hin; das Meer war gerade bewegt genug, um der Scene Leben und Kraft und Ausdruck zu geben und die scheidende Sonne warf ihre goldenen Strahlen auf ein kleines Geschwader von Fischerbooten, welche diesen Nachmittag ausgelaufen waren und sich zum Fischfange anschickten, denn es war um den Beginn der Häringszeit, welche für die nordbritischen Küsten an der Nordsee in die Monate Juli und August fällt. Mein Begleiter war ein alter Seebär, Henry Morton mit Namen, der viele Jahre als Supercargo gefahren war und noch jetzt kein größeres Vergnügen kannte, als zuweilen sich zum Zeitvertreib auf dem Meer zu tummeln, und der sich jetzt mit Enthusiasmus in der Schilderung der Lustbarkeiten einer Nacht auf dem Häringsfange erging. »Das möcht' ich auch einmal mitmachen?« sagte ich. —

»Oho, wirklich? Jenun, nichts leichter als das,« gab er mir lebhaft zur Antwort; »dieses Vergnügen können wir uns gleich morgen Nachmittag bereiten. Sehen Sie, dort kommt der Mann, dem wir uns nur anzuvertrauen brauchen! ich will ihn Ihnen vorstellen!«

Der Mann hieß Peter Tweedie, war theilweiser Eigenthümer und alleiniger Befehlshaber des Fischerboots (Häringsbüse) »Mary Jane;« er musterte mich mit einem verwunderten starren Blick, als ihm Morton meinen hastig ausgedrückten Wunsch mittheilte. — »Jeder nach seinem eigenen Geschmacke Herr,« sagte Peter Tweedie; »und wenn Ihr Lust habt, 'mal ein Häringstreiben mitzumachen, bin ich der Mann nicht, Euch die Freude zu verderben; aber ....«

»Nur kein aber, Freund Tweedie,« fiel ihm Morton in's Wort; »die Sache ist abgemacht; sagt uns lieber, wann die Büse in See geht.«

»Morgen Nachmittag Punkt drei Uhr, wann die Herren wirklich mitgehen wollen; aber wohlgemerkt, ich garantire für dieses Wetter keine 36, ja keine 24 Stunden mehr,« setzte er nach einem aufmerksamen Umblick am Horizonte hinzu. — Morton versicherte ihn, das sey ihm gleichgültig und für mich brauche er auch nicht zu bangen; das sey ein abgehärteter deutscher Waidmann, und so ward die Sache festbeschlossen. »Habt Acht, ihr Herrn, daß Ihr bei Zeiten fertig seyd,« sagte der Fischer sich verabschiedend.

»Ich will Sie kurz vor drei Uhr abholen,« flüsterte Morton; »legen Sie Ihre ältesten Kleider und ein Paar gute Stiefeln an und nehmen Sie einen alten Ueberrock mit, denn Sie werden ihn nöthig haben; als Antheil am Proviant versehen Sie sich mit einem Laib Brod, mit 1—2 Pfund Ochsenfleisch und einigen Loth Thee, und wenn Sie dazu noch eine Flasche Rum hinzufügen, werden die Fischer Ihnen nicht gram seyn; auch ein paar Hausmittel sind auf einer solchen Fahrt zuweilen nützlich!« fügte er lächelnd hinzu, da er mich mit der Seekrankheit behaftet wußte.

Am folgenden Nachmittag war ich ganz gerüstet: alte Kleider, starke Stiefeln, ein geborgter Lootsenrock, mein Proviant und einige Hausmittelchen, — alles war bereit. Kurz vor drei Uhr holte mich Morton ab und wir gingen zusammen nach den Docks. Bei unserm Eintreffen am Einschiffungsplatze fanden wir unsere Bootsleute schon in thätigster Vorbereitung der Abfahrt. Tweedie's ominöse Wetterprophezeihung war so weit in Erfüllung gegangen, daß nur sehr wenige Boote außer dem unsrigen sich zum Auslaufen rüsteten, und mehrere Fischer uns eine »hübsche Mütze voll Sturm und Regen« und einige Reue für den erzwungenen Ausflug voraussagten. Die Warnung kam aber zu spät, und als ich in's Boot sprang, kam Morton dicht hinter mir her und klopfte mich auf die Schulter mit den Worten: »Nun halt' ich Sie fest, alter Junge, denn so lange wir noch am Lande waren, traut' ich Ihnen nur halb und glaubte, Sie würden mir noch davon laufen.«

Einer der Fischer hatte noch einen Korb Kohlen zu holen, was uns einige weitere Minuten aufhielt; sobald wir aber diesen an Bord hatten, stießen wir ab, und ich suchte mich möglichst behaglich einzurichten, zumal es in diesem Augenblick heftig zu regnen anhub. Peter Tweedie lieh mir jedoch einen stark nach Thrau riechenden Ueberzieher von gummirtem Stoff, welcher mich vor dem Regen schützte und nun hatte ich Muße genug, mir unsere Mannschaft und Umgebung genauer anzusehen.

Die 'Mary Jane' war ein wahres Muster von dem an der britischen Nordküste so beliebten landesüblichen Fahrzeug, der Häringsbüse. Eine solche hat keinen Kiel, aber Bug und Steuer tauchen tief unter ihren Boden hinab, so daß eine Linie, die man von dem untern Theile des einen zum andern zöge, die Lage des Kiels einnehmen würde, wenn ein solcher vorhanden wäre. Eine Häringsbüse ist mit einem großen Eversegel und einem Klüver aufgetakelt und gilt unter guter Führung für eines der tüchtigsten Seeboote, denn sie fährt beinahe in jedem Wetter und segelt dichter beim Winde als irgend ein anderes Fahrzeug, und mag in Schnelligkeit von keinem andern übertroffen werden.

Unsre Häringsbüse war vom Vorsteven bis zum Stern ungefähr 33 Fuß lang und vorne gedeckt, so daß sie ein hübsches kleines Vorkastell hatte, das mit einem winzigen Kochofen und anderen Behaglichkeiten, wie sie eben der spärliche Raum erlaubte, versehen war. Im offenen Hintertheil des Boots lag ein großer Haufen Netze, auf die ich später zurück-

kommen werde. Sie führte ferner einen ungewöhnlich hohen Mast und ein verhältnißmäßig großes Segel. Unsre Bemannung bestand nur aus drei Köpfen, dem Eigenthümer Peter Tweedie und zwei anderen kräftigen, sonn- und wettergebräunten Burschen, Tom und Joe. Peter war Kapitän, und obschon zwischen ihm und seinen Leuten, mit denen er manche Gefahren getheilt hatte, nothgedrungen eine gewisse Vertraulichkeit bestehen mußte, zeigte Peter's Benehmen doch immer einiges Bewußtseyn seiner Stellung.

Wir fuhren langsam aus dem Hafen, Morten am Steuer, und liefen durch die südliche Einfahrt der Bai in das offene Meer, das rauh genug aussah, um in einem Landkrabben wie ich die seltsamsten Empfindungen zu erwecken. Unsre Häringsbüse aber schoß vorwärts als sey sie froh aus der Gefangenschaft und aus dem glatten Wasser der Docks erlöst zu seyn. In Folge des eigenthümlichen Baus dieser Boote können sie sich sicher in einer Weise auf die Seite legen, welche jedem andern Fahrzeug Gefahr bringen würde, und segeln sogar in dieser Lage weit besser als in jeder andern. Anfangs war mir bei dieser Fahrt gar nicht sehr behaglich zu Muthe, denn das Schamdeck der einen Seite war dabei buchstäblich unter der Oberfläche des Meeres, welches für mein unerfahrenes Auge jeden Augenblick hereinzuschlagen und das Boot zu füllen drohte. Es war jedoch gar keine eigentliche Gefahr vorhanden, ja vielleicht kaum die Möglichkeit einer solchen, denn die große Geschwindigkeit und die besondere Bauart der Seiten wirkten so darauf hin, daß das Wasser von dem ausgebauchten Schamdeck in einem fortwährenden Strom zurückgedrängt wurde. Auf diese Weise legte sich unsre Büse, sobald sie den Druck des Windes fühlte, auf die Seite, und begann ihre Leistungsfähigkeit zu zeigen. Von diesem Augenblick an schien auch unsre Bemannung wie verwandelt, und als das Boot frischen Kurs nahm, zogen sie emsig die Schoten auf, bis jede Handbreit Segeltuch aufgespannt war und der hohe Mast sich zu den Wellen herabneigte als sey er niemals senkrecht gestanden.

Unser Schiffer setzte sich endlich mit sichtlicher Befriedigung auf den Haufen Netze nieder und erging sich in einem Lobe seines Fahrzeugs; ihm war es ohne Zweifel das Ideal von Schönheit, und er schilderte mit verzeihlichem Stolze ihre trefflichen Leistungen im Segeln, und die verschiedenen gefährlichen Abenteuer, welche er schon mit ihm bestanden hatte.

Mittlerweile waren wir ungefähr drei Seemeilen von der Küste entfernt gekommen und der Wind allmählich frischer geworden, obschon dieß in der Proportion unsers Vorwärtskommens keinen Unterschied zu machen und auch nicht auf eine plötzliche Veränderung zu deuten schien. Unser Schiffer bestand jedoch auf der Ansicht, daß uns ein Umschlag der Witterung drohe, hielt immer die Blicke nach windwärts gerichtet und unterbrach sich mit Einem Male mitten in der Unterhaltung mit dem Ausruf: „da kommt sie!“ und in geringerer Zeit, als ich zur Schilderung brauche, hatten die Männer zu den Hißtauen gegriffen und hatten das große Eversegel beschlagen, so daß wir nun mit nacktem Mast hinfuhren und nur das Giekfegel am Klüver noch ausgesetzt blieb, um das Fahrzeug im Gang zu erhalten. Dieses Manöver war gerade rasch und rechtzeitig genug ausgeführt worden, denn im nächsten Augenblick waren wir mitten in einem furchtbaren Orkan, der uns erst ganz auf die Seite legte und uns dann mit unbegreiflicher Geschwindigkeit herumwirbelte und weiter trieb. Ich mußte die Kaltblütigkeit der kleinen Bemannung bewundern und das ruhige zuversichtliche Vertrauen, welches sie in ihre Geschicklichkeit setzte, jeder vorkommenden Gefahr zu begegnen.

Zum Glück ging die Windsbraut so plötzlich vorüber, als sie uns über den Hals gekommen war, und als es wieder heller wurde, bemerkten wir, daß zwei oder drei von den Häringsbüsen, welche mit uns auszulaufen gewagt hatten, bereits wieder umgekehrt waren und das Obdach des Hafens aufsuchten. Unser Kapitän berieth sich hierauf ebenfalls in Kürze mit seinen Leuten, ob er wieder umkehren solle oder nicht. Es war, wie ich schon erwähnt, erst im Beginn der Häringszeit, und die Fische kamen noch nicht so zahlreich, um eine besonders lohnende Ausbeute zu versprechen. Aber während sie noch berathschlagten, hatte Morten bereits wieder seewärts gesteuert, und als die Männer dieß bemerkten, waren sie damit einverstanden, vor dem anderen Morgen nicht heimzukehren. In wenigen Minuten war unser Eversegel wieder ausgesetzt und wir fuhren nordwärts, in welcher Richtung unsere Fischer einigen Häringen zu begegnen hofften. Das Wetter besserte sich nun zusehends, der Regen hörte auf und wir hatten wider mein Erwarten einige Aussicht auf eine schöne Nacht.

Es war noch nicht Zeit zum Auswerfen des Netzes, daher ließ unser Steuermann den Ruderhelm los, und wir setzten uns in eine Gruppe zusammen, zündeten unsre Pfeifen an, und Morten und die drei Fischer begannen lange Geschichten zu erzählen, welche mitunter sehr interessant waren. Eine Geschichte erschien mir besonders possierlich: Morten erzählte, er habe einmal einen Ausflug zu Lande an der Küste von Devonshire in einem vierrädrigen Einspänner gemacht, aber beinahe umgeworfen, weil er mitten in eine Heerde Thiere hineingefahren, an denen sein Pferd scheu geworden sey. „Und was meint Ihr, daß das für Thiere waren?“ fragte er die Fischer und warf mir einen bedeutsamen Blick zu. — „Schafe,“ sagte Tweedie. — „Nein, es waren S c h w e i n e.“ Nicht sobald aber hatte er dieß Wort ausgesprochen, als die Fischer alle erschrocken aufsprangen, jeder nach einem eisernen Zapfen oder Nagel griffen und ausriefen: „Kalt Eisen!“

„Zum Geier auch, was fällt Euch ein?“ rief Tweedie unmuthig; „da habt Ihr's nun!“

„Was hab' ich nun? was hab' ich denn verbrochen?“ fragte Morten mit mühsam bewahrtem Ernste.

„Bah, als ob Ihr nicht wüßtet, was Ihr gethan habt? Als ob Ihr's nicht mit Absicht gesagt hättet!“ rief Peter halb mit komischer Verlegenheit, halb mit verstecktem Unbehagen. „Wer wird denn auch von Schweinen reden?“

„Was hat denn das mit den Schweinen auf sich?“ fragte ich mit einem so ernsten Ausdruck, daß Morten und der Schiffer darüber in ein herzliches Lachen ausbrachen.

„Geht, Merton, Ihr seyd ein Tollkopf, aber man darf Euch keine Tollheit übelnehmen,“ sagte Tweedie; „erzählt dem Herrn nur, was für eine Bewandtniß es damit hat.“

„Sie müssen nämlich wissen,“ wandte sich Merton lachend an mich, „daß unsere nordischen Seeleute einen höllischen Abscheu davor haben, das Wort Schweine erwähnen zu hören, so lange sie zur See sind.“

„Und auch am Lande,“ setzte Peter Tweedie hinzu, der sich einigermaßen über den gewöhnlichen Aberglauben erhaben dünkte. „Die Sache ist die, daß die Leute meinen, es bringe ihnen Unglück, wenn man von Schweinen spreche. Manche Kapitäne von Küstenfahrzeugen würden für alle Schätze der Welt keine Schweine als Ladung an Bord nehmen. Manche Fischer kehren mitten auf der Fahrt zum Fischfang um, wenn jemand an Bord von Schweinen spricht und das fürnehmste Mittel als Gegenbann soll seyn, wenn man rasch ein Stück Eisen anfaßt und 'kalt Eisen' dazu ruft. Habt Ihr noch nie gehört, was einmal in einer Dorfkirche an unsrer Nordküste sich zutrug?“ — Wir verneinten. „Jenun,“ fuhr Tweedie fort, „an einem Sonntag war eine gute Portion Fischer und Fischerweiber in der Kirche und der Pfarrer las gerade aus der Bibel die Geschichte von der Heerde Schweine. So oft er nun das Wort Säue nannte, ward das Gemurmel 'kalt Eisen' ordentlich hörbar in der Gemeinde drunten, und zwar mit immer steigender Unruhe, bis endlich, als er vorlas wie die ganze Heerde der Säue der Gergesener sich in's Meer gestürzt habe, die gesammelte Gemeinde es nicht länger aushielt, sondern aufsprang und aus der Kirche lief. Der Pfarrer erschrack nicht wenig, bis ihm die Sache endlich aufgeklärt wurde. Er hatte besorgt, die Leute seyen alle verrückt geworden, und wollten ihm mit kaltem Eisen drohen. — Aber nun genug von Schweinen!“

Das 'kalte Eisen' hatte vermuthlich seinen Zauber bewährt, denn Tom und Joe faßten sich zeitig genug um auf ein Fahrzeug Jagd zu machen, welches windwärts in Sicht kam; und nun begann eine Wettfahrt, welche alle Lobsprüche bestätigte, die unser Schiffer seinem Fahrzeug ertheilt hatte. Merton führte das Steuer, die drei Fischer die Schoten und Hißtaue, und so waren wir bald an der Langseite des verfolgten Schiffes, das sich als ein Clipper aus Aberdeen auswies. Er gab sich Mühe uns hinter sich zu lassen, aber wir ließen nicht nach, leisteten ihm lange Zeit Gesellschaft, segelten dann unter seinem Stern hin und hielten mit einem Hurrah zum Abschiede weiter in die See.

Jetzt sank der Abend hernieder, und Tom begann die ersten Vorbereitungen zum Geschäft, indem er unser Signalfeuer in einem großen offenen Roste anzündete, welcher über einem der Sitze mitten im Schiff angebracht war, und aus welchem bald eine helle Flamme aufstieg. Diese Signalfeuer sind bei Nacht unerläßlich, sowohl um den Fischern selbst zu leuchten, als auch um wie Feuerbaken die verbeisegelnden Schiffe vor der Anwesenheit oder Nähe dieser Fischerboote zu warnen. Trotzdem kommen aber noch manche Unfälle vor, und namentlich die Schraubendampfboote sind der Schrecken der Fischer, — und nicht ohne gegründete Ursache.

Der Wind hatte sich nun bedeutend gelegt, aber das Meer trug nach Peter Tweedie's Versicherungen ein beunruhigendes Aussehen, und die Sonne war unter Anzeichen untergegangen, welche auf noch mehr Wind deuteten, während das Firmament im Osten ganz rabenschwarz war. Allein diesen schlimmen und warnenden Vorbedeutungen zum Trotz ward doch beschlossen, das Netz auszuwerfen. Wir waren nun auf günstigem Fischfangsgrunde ungefähr zwanzig Seemeilen vom Lande und hatten etwa vierzig Faden Wasser unter uns; es war 9 Uhr Abends, und der Leuchthurm von Teignmouth flackerte gerade an unserm westlichen Horizont.

Der Haufen Netze, welcher im Boden unsres Boots lag, bestand nur aus 18 vollständigen Netzen, von denen jedes 50 Yards oder Armslängen lang und 6 Yards breit ist. Sie waren alle an den Enden mit einander verbunden, und maßen daher, wenn sie ihrer ganzen Länge nach vollkommen ausgebreitet wurden, gegen 3000 rhein. Fuß. Das ganze untere Ende des Netzes war der gesammten Länge nach mit bleiernen Gewichten besetzt, die gerade schwer genug waren um es zu versenken und gestreckt zu erhalten, während am obern Ende in kurzen Zwischenräumen aufgeblasene Rinds- und Schweinsblasen, mit Oelfarbe genügend getränkt, angebracht waren; die Blasen waren am Netz mittelst Leinen befestigt, die zu jeder erforderlichen Länge gerichtet werden konnten.

Das Auswerfen oder Schießen des Netzes ist ein sehr einfacher Prozeß. Zwei Männer stellen sich an die Seite des Bootes, halten einen Theil des Netzes je am obern und untern Ende und werfen es in das Meer, wo es sogleich versinkt und eine senkrechte Stellung annimmt, weil die Bleigewichte das untere Ende abwärts ziehen und die Blasen verhindern, daß das obere Ende tiefer in das Meer taucht, als die Leinen lang sind, womit die Blasen befestigt wurden. Die Blasen werden mit großer Pünktlichkeit zurecht gelegt, damit beim Auswerfen des Netzes keine Verwirrung eintritt, denn die Netze treiben sogleich hinweg, sobald sie die Wogen berühren, und ziehen die Blasen, welche dieselben flott erhalten sollen, mit sich. Die unter einander verbundenen Netze bilden nun, ihrer ganzen Ausdehnung nach, eine vollständige Schranke, welche die Fische auffängt. Die Maschen des Netzes sind nämlich gerade groß genug, daß der Fisch bis zum Rücken hineinschlüpfen kann, wo ihn dann die Rückenflosse aufhält und er fest sitzen bleibt. Am Ende des ganzen Netzes ist sodann noch ein starkes Tau befestigt und reicht bis zum Boote, welches nun daran hängt und schwingt, denn die Netze vertreten einigermaßen die Stelle eines Ankers.

Nachdem wir in dieser Weise unser Netz ausgeworfen und das Boot für die Nacht sauber und behaglich hergerichtet hatten, rüstete man sich aufs Abendbrod. Der kleine Kochofen war angezündet, eine Schmorpfanne darüber gehängt und bald brodelten Beafsteaks und Coteletten über dem Feuer. Morton, der in allen Sätteln gerecht zu seyn schien, versah die Stelle des Kochs und bedauerte nur, daß er kein Schwein zu braten habe, was alsbald wieder die Zuflucht der beiden jungen Fischer zum 'kalten Eisen' hervorrief und ihm einige finstere Blicke

eintrug. Allein der angenehme Bratenduft versöhnte die Gemüther schnell wieder, und die Harmonie kehrte rasch zurück. Die Fischer waren ebenfalls mit Vorräthen versehen, die vorzugsweise aus dicken, in einer Bratpfanne gebackenen Kuchen aus grobem Mehl bestanden, wozu wir keinen Appetit hatten, während sie dagegen unsere Beafsteaks weit mehr nach ihrem Geschmack fanden. Diese nun und das Weißbrod und etwas Käse und ein trüber farbloser Aufguß von Thee ohne Milch und ohne Zucker, welcher allerdings gar nicht sehr appetitlich aussah, gab uns für etwa eine Stunde genug Beschäftigung und Zeitvertreib und versetzte meine Gefährten in die behaglichste Stimmung. Bei mir war dieß weniger der Fall, denn ohne gerade seekrank zu seyn, hatte ich doch keinen Appetit und verschmähte Essen und Trinken und rauchte nur meine Pfeife mit großem Gusto. Nach dem Essen, wo wir im Kreise um das Signalfeuer herum saßen, war dieses Rauchen unsre Hauptbeschäftigung, und wir überließen uns einer stillen Beschaulichkeit oder einem träumerischen Geplauder, während die ruhiger gewordenen Wellen uns sanft schaukelten, wie wir an unseren Netzen vor Anker lagen. Die Finsterniß zögerte lange zu erscheinen, kam aber doch endlich, und nun krochen Morton und unsere Schiffsmannschaft in die Kajüte. Wie sie dieß fertig brachten, sich dort niederzulegen, ist mir heute noch unbegreiflich, denn ich verglich dieses Vorkastell unwillkürlich mit einer Art Hundestall, worin ein mäßig großer Hund gerade hinlänglich Raum hatte. Ich lehnte daher die Einladung Morton's, an diesem Nachtlager theilzunehmen, lachend ab, um so mehr als seine Stimme dabei klang, als käme sie aus einer Muschel, und legte mich neben dem Feuer an den Boden des Boots nieder, um die frische Luft und den salzigen Sprühschaum der Wellen einer erstickenden Luft vorzuziehen.

Es war mir jedoch keine lange Ruhe beschieden, denn einer der Fischer, ich glaube Tom, hielt sich unglücklicherweise für musikalisch, und kaum war ich zum ersten Schlummer eingenickt, so begann der Bursche mit einer Stimme, die wie das Knarren eines ungeschmierten Wagenrads klang, ein Schlachtlied zu singen, in dessen Rundreim die übrigen Mitglieder einfielen, was denn allem Andern eher glich als einem musikalischen Chor, und bei dem vielseitigen und umfangreichen Repertoire des thranigen Sängers bis lange nach Mitternacht andauerte. Abgesehen von der Störung durch diesen mißtönigen Chor war jedoch meine Lage ziemlich behaglich und möglichst romantisch. Der prophezeite starke Wind war noch nicht eingetreten und blieb auch die ganze Nacht aus, und außer der sanften wiegenden Bewegung des Boots und dem eigenthümlich wehmüthigen Geplätscher der vorüberrollenden Wogen und dem schon erwähnten unmusikalischen Gesang war unter den schwach und bleich flimmernden Sternen am hohen Firmament nichts zu fühlen und zu hören, wie ich so träumend am Boden der Büse lag. Endlich verstummte der Gesang, nachdem Joe nochmals das Signalfeuer aufgeschürt hatte; die Sterne verschwanden einer um den andern, bis der Morgen graute und die Fischer daran erinnerte, daß sie jetzt nach ihrer Beute sehen müßten.

Das Einziehen des Netzes ist ein so einfacher Prozeß, wie das Auswerfen; nur ist dabei umgekehrt abermals große Sorgfalt von Nöthen, daß die Blasen gut angeordnet werden und die Leinen, womit sie angebunden sind, sich nicht verschränken und verwickeln. Ob Morton's Erwähnung der Schweine uns Unglück gebracht hatte, oder ob die Strichzeit der Häringe noch nicht recht begonnen hatte, mag dahin gestellt bleiben; soviel war aber jedenfalls gewiß, daß wir einen sehr schlechten Fang gemacht hatten, denn in dem ganzen, 3000 Fuß langen Netz fanden sich nur ungefähr 200 Häringe und einige sehr schöne Makreelen. Wir hätten vielleicht deren noch mehr Makreelen bekommen, allein Morton welcher sich über die Bootsseite beugte, um mit einem Landungsnetz alle diejenigen zu fangen, welche aus dem Netz schlüpften, ließ zu seinem Aerger und Erstaunen mehrere entkommen. Es zeigte sich jedoch nachher bei genauerer Untersuchung, daß er daran keine Schuld trug, denn das Netz hatte einen großen Riß. Mich belustigte namentlich die Art und Weise, in welcher Tom, unser musikalischer Gefährte, sich mit den Fischen unterhielt, die er mit dem Netze hereinziehen half. Die Fischer nennen die Häringe Thiere oder Thierchen, und wie nun Tom das Netz hereinzog, erleichterte er sich seine Mühe dadurch, daß er bei jedem neuen Zug ausrief: „Kommt her, ihr lieben Thierchen, ihr guten Thierchen, ihr schmucken kleinen Biester!“ als müßt' er sie heranlocken wie junge Hühner beim Füttern.

Das Einziehen und Zurechtlegen des Netzes war mit Mühe und Zeitverlust verbunden, aber endlich waren wir doch damit zu Ende, und da nun unsere Fahrt wie unser Fang für diese Nacht zu Ende waren, rüsteten wir uns auf die Heimkehr mit der gemachten kleinen Ausbeute. Es war ein herrlicher Morgen; all die dunklen Wolken waren verschwunden, die Sonne ging so eben auf und wir hatten einen frischen Westwind. Während der Nacht waren wir so weit seewärts getrieben, daß wir das Land aus dem Gesicht verloren hatten und nur nach dem Kompaß steuern mußten. Unser Schiffer brachte nun zwei Boussolen zum Vorschein, von denen aber keine richtig war; er meinte vielleicht, die eine werde die andere richtig stellen können. Erst als Morton einen kleinen Taschenkompaß hervorholte, konnten wir einen richtigen Begriff von unserm Kurs gewinnen. Sobald wir hierüber im Reinen waren, begann Tom während der Fahrt seine Vorbereitungen zum Frühstück zu treffen. Einige der schönsten Vollhäringe wurden sogleich gebraten, und weil mein Magen inzwischen sehr unruhig und bellend geworden war, brach ich mein Fasten und entwickelte einen gewaltigen Appetit auf die Vollhäringe. Man hat mich oft versichert, der Genuß von Austern reize den Appetit, und ich habe in Rußland oft Austern als Voressen vor einem kopiösen Petersburger Diner verzehrt; auch kenne ich die Anekdote von jenem Patienten, welcher nachdem er sieben oder acht Dutzend der schönsten Austern verspeist, sich darüber beklagte, daß er noch nicht hungriger geworden sey, als wie er anfing. Allein in meinem Fall hatten die gebratenen frischen Vollhäringe die eigenthümliche Wirkung, daß je mehr ich aß, ich desto hungriger wurde; und als ich aufhörte, geschah es

nicht aus Sättigung, sondern weil ich mich schämte, so als Vielfraß zu erscheinen. Ich will daher nur bemerken, daß wenn meine geneigten Leser Häringe so zu verspeisen wünschen, wie sie gegessen werden sollten, um ihren vortrefflichen Wohlgeschmack ganz würdigen zu können, sie in einer Häringsbüse mit auf den Häringsfang hinausfahren, kein Abendbrod essen, die ganze Nacht wachend verbringen und dann solche dreitausend Fuß Netz einziehen helfen müssen, um hernach Morgens vier Uhr solche Häringe frisch gebraten zum Frühstück zu verzehren.

Unsre Heimfahrt war köstlich; wir segelten erst eine lange Strecke nach Süden, lavirten dann, legten bei, fuhren beinahe eine ebenso lange Strecke nach Norden, und richteten dabei unsern Kurs immer landwärts. Um sieben Uhr Morgens segelten wir durch die schon erwähnte südliche Einfahrt wieder in den Hafen von Sunderland ein, und eine Viertelstunde später waren Morton und ich wieder am Lande, und nahmen einige der schönsten Häringe mit, welche kurz darauf köstlich gebraten auf unserm Frühstückstische aufgetragen wurden.

Nun bin ich meinen Lesern am Lande noch eine kurze Erklärung darüber schuldig, was denn eigentlich Vollhäringe sind. So nennt man nämlich diejenigen Häringe, welche noch mit Milch und Rogen angefüllt sind, zum Unterschied von den sogen. Hohlhäringen, die schon gelegt und gelaicht haben und wenig mehr taugen, daher auch selten zum Einsalzen verwendet, sondern auf den Märkten frisch kübelweise wohlfeil verkauft werden, — und von den sogen. Maatjes- oder Jungfernhäringen (Maiken, Majacken), welche noch so jung sind, daß sie weder Milch noch Rogen haben, und die daher gesondert in den Handel und früher zum Verkauf kommen, und für einen besondern Leckerbissen gelten, wie sie denn auch wirklich an Zartheit des Fleisches die anderen übertreffen.

Da die so eben beschriebene Fahrt auf den Häringsfang ein so ungünstiges Resultat geliefert hatte, so suchten Freund Morton und ich Gelegenheit, noch eine zweite aber später in der Häringszeit mitzumachen. Bei dieser fanden sich die Häringe näher an der Küste, und wir brachen daher Abends später auf, und zwar abermals in der 'Mary Jane', zu deren Seetüchtigkeit und zu deren wackerer, geschickter und gutmüthiger Bemannung wir nun einmal ein besonderes Vertrauen gefaßt hatten. Wir waren die letzten, welche den Hafen verließen, allein die 'Mary Jane' erreichte bald das ganze Geschwader von Häringsbüsen und Fischerbooten aus den verschiedenen Küstenorten, welche sich in einer Anzahl von mehreren Hunderten hier zusammen gefunden hatten; wir fuhren durch sie hindurch, hatten sie bald überholt und waren unter den ersten, welche das Netz auswarfen. Als die Nacht eingebrochen, war das Schauspiel unaussprechlich malerisch und aufregend. Es war eine schöne mondehell Nacht, der Wind gerade stark genug, die Segel zu füllen, und das Meer war ganz beleuchtet von den vielen Signalfeuern, welche wir vergebens zu zählen suchten, während die ganze Oberfläche des Meeres in Feuer zu stehen schien von dem immer wechselnden phosphorescirenden funkendenl Licht, das von der Bewegung der zahllosen, nach Süden ziehenden Schwärme von Fischen herzurühren schien.

Wir hatten kaum unsere Netze ausgeworfen, als die Blasen auf und ab zu tanzen begannen, so weit nur das Auge reichen konnte, denn das Gewicht und die rührige vorwärtsdringende Bewegung der eingeschlossenen Fische verursachte ein fortwährendes Zerren, so daß die Blasen beinahe unter der Oberfläche verschwanden. Dann begann das Einziehen des Netzes, — dießmal fürwahr keine leichte Arbeit! und nun hatte ich einen Anblick, welchen ich zeitlebens nicht vergessen werde und den ich nicht zu schildern im Stande bin. Das ganze Netz war beim Einziehen mit Schuppen bedeckt, welche im Wasser schimmerten und blinkten wie Diamanten, und als wir erst an die Fische kamen, da war's als zögen wir eine endlose Strecke blaßblauen Feuers ein, das mit dem schönsten Funkensprühen immer wechselte und changirte und flimmerte und in verschiedenen Färbungen spielte je nach Maßgabe der Bewegung der Wogen. Ueber das ganze Schauspiel aber warf der rothe Glast unsers Signalfeuers einen seltsamen unbeschreiblichen, fast gespenstigen Schein, eine Art dämonischen grellen Schlaglichts, das in einen dunklen Rahmen von Schlagschatten gefaßt war, wo der Lichtkegel des Leuchtfeuers aufhörte. Und in der Nähe der Leuchtpfanne stand Henry Morton, grell beleuchtet, grimmig und wild wie ein Menschenfresser, die untere Hälfte seines langen Körpers ganz umhüllt von dem nassen Netz mit den krampfhaft zappelnden Häringen, das von Minute zu Minute höher an ihm heraufreichte, bis nur noch Brust, Arme und Kopf von ihm sichtbar waren.

Es war eine Nacht voll harter, aber höchst gewinnreicher Arbeit für die dabei Interessirten. Unser Fang allein in dieser einzigen Nacht belief sich auf mehr als 25000 Häringe, meist Vollhäringe, und Peter Tweedie gestand uns auf dem Heimwege, daß er für das laufende Jahr bereits seinen Fang gemacht, sein Schäfchen im Trockenen habe. Er hatte nämlich auf den seitherigen Fahrten während dieser Saison fortwährend so viel Glück gehabt, daß er bereits eine mittelmäßig gute Ausbeute binnen gebracht, so daß also der neue reiche Fang, den wir hatten bergen helfen, und alle künftig noch zu fangenden Fische reiner Gewinn waren. Ich erfuhr auch später, Tweedie's Glück während dieser Saison sey so unerhört gewesen, daß er sich davon noch eine zweite weit größere Häringsbüse bauen ließ, deren erste Fahrt Freund Morton und ich mitmachen sollten. Ja noch mehr: wenn wir Lust haben würden, ein Abenteuer in „tiefer See“ auf dem Kabeljaufang mitzumachen, so sollte die neue Büse ganz zu unserer Verfügung stehen. Hiezu ist es nun seither noch nicht gekommen, aber das Versprechen bleibt noch immer in Kraft, und ich freue mich noch immer auf die dadurch gebotene Gelegenheit, noch einen andern und wesentlich verschiedenen Zweig der nordbritischen Seefischereien dabei kennen zu lernen.

Julius Wagner.

Das elektrische Licht.

(Schluß.)

Im Jahr 1848 traten darauf zwei Franzosen, die Herren Acherau und Foucault, mit einem ähnlichen elektrischen Licht in Paris auf; ein Herr Le Molt nahm ein Patent auf eine bessere Anordnung der Kohlenspitzen, die Herren Gillespie, Pearce, King u. A. m. auf anderweitige Verbesserungen. Ein Herr Grove erzählte in einer öffentl. Vorlesung im Königlichen Institut in London im J. 1849, er habe schon 1843 den Hörsaal der London Institution mit elektrischem Licht erleuchtet; allein Dr. Faraday und alle Physiker jener Zeit (1849) bestätigten die launenhafte Beschaffenheit dieses Lichtes und seine Ungeeignetheit für allgemeine Zwecke, unbeschadet seiner Zweckmäßigkeit für spezielle Fälle.

Im Jahr 1850 ersann ein Herr Allmann ein Verfahren, um die Entfernung der beiden Kohlenspitzen je nach der Intensität des elektrischen Stromes zu regeln, so daß die eine Quantität die andre ergänzen und hiedurch ein gleichförmiges Licht hervorbringen würde; allein der hiezu erforderliche Apparat war für derartige Zwecke viel zu komplizirt. Sodann kam Paine's elektrisches Wasserlicht, über dessen angebliche Vorzüge die amerikanischen Zeitschriften sich ganz wahnwitzig geberdeten, welche die Erfindung als einen zuverlässigen Ersatz für jede andere künstliche Beleuchtung durch Lampen, Kerzen oder Gas anpriesen. Eine Bostoner Zeitung versicherte, der Erfinder habe nicht blos der Natur das Geheimniß der Erzeugung von künstlichem Licht um einen kaum der Rede werthen Preis abgerungen, sondern sich auch in den Besitz des Schlüssels gesetzt, der ihm eine neue Naturkraft erschließe und dienstbar mache, welche bald alle seither angewandten Kräfte zu ersetzen berufen sey, — eine Entdeckung, welche in Kunst und Wissenschaft eine förmliche Umwälzung hervorzubringen berufen sey. Die Erfahrung hat aber diese hochtönenden Versprechungen durchaus nicht erfüllt. Paine's Apparat bestand aus einer Glasflasche mit Terpentingeist, einer Glasflasche mit Wasser, zwei Kupferstreifen, einer kleinen Röhre, welche in einen Hahn und Brenner endigte, und einer elektrogalvanischen Maschine. Wurde letztere in Bewegung gesetzt, so wurde das Wasser zersetzt, Gasblasen entströmten aus der Wasserflasche, strichen durch den Terpentingeist und erzeugten beim Verbrennen ein helles, weißes Licht. Nun erhob sich ein Streit zwischen den Physikern und Chemikern; Paine behauptete, die herkömmliche Theorie vom Sauerstoff, Wasserstoff und Wasser sey unrichtig; die von ihm aufgedeckte und entwickelte Wahrheit werde eine weit wohlfeilere Lichtquelle liefern, als alles was man seither gekannt habe. Diese Ansicht fand von Seiten der Anhänger der bisherigen Theorie den lebhaftesten Widerspruch, und Paine's Erfindung hatte, abgesehen von seinen neuen Theorieen, keinerlei praktisches Ergebniß.

Ungefähr um dieselbe Zeit erlangte ein Herr Nollet ein englisches Patent für ein anderes Verfahren, wobei ebenfalls das Wasser eine große Rolle spielen sollte. Es wurde nämlich durch Galvanismus Wasser zersetzt und das befreite Sauerstoffgas sollte von einem andern Agens eine Dosis Kohlenstoff aufnehmen; das mit Kohlenstoff verbundene Sauerstoffgas, welches auf diese Weise erzeugt wurde, sollte angeblich ein glänzendes Licht und gleichzeitig eine solche Menge Wärme liefern, daß es ein wohlfeiles Ersatzmittel für Kohle in Dampfmaschinenheizungen abgeben konnte; aber auch dieses Verfahren hat sich so wenig praktisch verwerthen lassen, wie das Paine'sche.

Aus dem Vorgesagten ist ersichtlich, daß es nicht an Versuchen gefehlt hat, dem elektrischen Licht denjenigen Grad von Stärke und Stetigkeit zu geben, welcher für praktische Zwecke erforderlich ist; und wenn wir die Geschichte dieses Gegenstandes bis auf die letzten paar Jahre herab verfolgen, so werden wir noch andere Anzeichen ähnlicher Art finden. Doch hat man wenigstens in zwei Fällen das elektrische Licht zu technischen Zwecken anwendbar gemacht, nämlich im einen Falle zu den Arbeiten an der nun vollendeten neuen Westminster-Brücke. Als nämlich im J. 1858 die Fundamente dieser Brücke gelegt wurden, konnten manche Arbeiten daran nur bei niedrigem Wasserstande gethan werden, weßhalb es wünschenswerth wurde, diese Fundirungen bei Nacht ebenso gut fortzusetzen als bei Tage, wenn der Zustand der Ebbe es erlaubte. Zu diesem Behuf ward ein elektrisches Licht, an Stärke der Lichtfülle von 72 Argand'schen Brennern gleich, am Ufer mittelst eines elektro-galvanischen Apparats hervorgebracht. Das Licht war ungefähr 200 Fuß von dem Gerüst oder der Platform entfernt, auf welcher eine Anzahl Männer mit dem Einrammen von Pfählen beschäftigt waren, und wurde noch durch die Anwendung eines Paars Chappins'scher Reflectoren gesteigert. Das Licht war ziemlich unstet, entsprach aber seinem Zwecke und wurde von den Arbeitern mit demjenigen des Vollmonds verglichen. Auch in Frankreich bediente man sich des elektrischen Lichts zur Beleuchtung sowohl bei Ausgrabung der kolossalen Docks in Cherbourg, welche so viel Aufsehen erregt haben, als bei der Fundation der Brückenpfeiler für die Eisenbahnbrücke über den Rhein zwischen Kehl und Strasburg. In Cherbourg wandte man zwei Apparate an, jede von einer der großen Bunsen'schen Batterien von fünfzig Plattenpaaren unterhalten, und das Licht war stark genug, um 800 Menschen bei der Arbeit zu leuchten.

Im Jahr 1862 schlugen Dumas und Benoit in Paris die Anwendung des elektrischen Lichts in Bergwerken vor. Eine galvanische Batterie, ein Ruhmkorff'sches Drahtkabel und eine Geißler'sche Röhre (drei den Physikern wohlbekannte elektrische Apparate), deren Beschreibung uns aber hier zu weit führen würde, kommen dabei in Anwendung. Das durch diese Agentien erzeugte Licht erhitzt die Röhre nicht, worin es enthalten ist; es ist ganz isolirt und abgeschieden, so daß die in der Grube sich bildenden Gase keinen Zutritt zu demselben haben, und nimmt nicht mehr Raum ein, als eine gewöhnliche Davy'sche Sicherheitslampe; es leuchtet zwölf Stunden lang und der Arbeiter braucht nur ein einziges Mal die Kohlen mittelst einer Stellschraube einander näher zu rücken; auch kann der Arbeiter den Apparat in einer Art Reisetasche leicht mit sich herumtragen. Eben um dieselbe Zeit gelang es Serrin, das

elektrische Licht auch unter dem Wasser brennen zu machen, und gab dadurch dem Wasserbaumeister ein äußerst wichtiges Förderungsmittel der Wasserbauten wie Häfendämme, Wogenbrecher ꝛc. oder bei der Hebung versunkener Schiffe, beim Felsensprengen unter Wasser ꝛc., — sowie dem Schiffsbaumeister zur Untersuchung der einer Reparatur bedürftigen Böden von Schiffen an die Hand.

In einer andern Richtung haben viele Erfinder nach neuen Methoden für Beleuchtung von Gebäuden und öffentlichen Plätzen mittelst des elektrischen Lichts gestrebt. Gassiot legte schon 1860 der königl. Gesellschaft in London die Theorie einer schönen sinnreichen Vorrichtung, um ein glänzendes Licht in ein Zimmer zu werfen, vor. Eine mit Kohlensäure gefüllte Glasröhre von zwei Linien Durchmesser ist in eine Art flacher Spirale aufgerollt; die beträchtlich erweiterten beiden Enden sind herunter gebogen, beinahe dicht neben einander und in einen kleinen hölzernen Kasten eingeschlossen; zwei Platinstreifen mit einem Ruhmkorff'schen Kabel verbunden, treten in die beiden erweiterten Enden ein, und wenn ein Strom erzeugt wird, ist die ganze Spirale glänzend erleuchtet.

In Betreff der Beleuchtung von Gebäudefronten hat Phipson in seinem jüngst erschienenen Werk über Phosphorescenz eine merkwürdige Idee aufgestellt. Er führt nämlich an, daß wenn Häuser frisch getüncht, d. h. mit Kalkmilch bestrichen sind und die Sonne bei Tage hell darauf geschienen hat, sie bei Nacht ein schwaches phosphorescirendes Licht zeigen; er suggerirt nun die Idee, man solle zum Tünchen Schwefelkalcium oder Schwefelbaryum nehmen, wodurch die Phosphorescenz möglicherweise stark genug werde, um einen Ersatz für künstliche Beleuchtung zu geben; ein Vorschlag welcher jedoch weniger in das Gebiet des elektrischen Lichts als in dasjenige der Phosphorescenz gehört.

Im Sommer 1861 bediente man sich des elektrischen Lichts zur Beleuchtung des Hofs des Carrousels und des Hofs des Palais Royal in Paris, wobei jedoch magneto-elektrische Apparate anstatt elektro-galvanischer zur Anwendung kamen. Bei einem dieser Versuche wurden die in einem der Erdgeschosse der Tuilerien aufgestellten Apparate durch eine Dampfmaschine von vier Pferdekräften getrieben. Wenn die hufeisenförmigen Magnete eine Geschwindigkeit von sechzig Umdrehungen in der Minute erreicht hatten, ward eine Verbindung durch zwei Kupferdrähte hergestellt, die je 300 Meter lang waren, und man erzielte dadurch eine Lichtstärke, welche derjenigen von 100 Carcel-Lampen gleichkam. Beim andern Versuche wurde der ganze Hof des Palais-Royal samt den beiden Eingängen von der Rue St. Honoré aus beinahe mit Vollmondshelle erleuchtet. Die Entfernung der beiden Kohlenspitzen von einander ward in beiden Fällen durch den von Serrin erfundenen sinnreichen Apparat, den sogen. „automatischen Regulator“ erhalten. Bei diesem Apparat sind die beiden Kohlenspitzen über einander angebracht, und ein Rad und ein Pendel sind so mit einander verbunden, daß sie die Kohlenspitzen trotz ihres allmähligen Volumverlusts durch die Verbrennung immer in gleicher Entfernung von einander halten. Zu Anfang des vorigen Jahres ward der Serrin'sche Apparat bei einer Soiree in dem Londoner Polytechnischen Institut unter sehr annehmlichen und anziehenden Umständen angewendet; man ließ nämlich das glänzende blendende elektrische Licht durch Oefrieß'sche Glasprismen und durch mattgeschliffene Glaskugeln fallen, und bekam so ein Licht von wunderschöner Färbung und für das Auge ganz erträglicher Helle. Bei einem Versuche in Paris zeigte Duboscq ein elektrisches Licht in einem großen Saale, wo ungefähr tausend Personen zu einer wissenschaftlichen Vorlesung versammelt waren, und das Licht war so stark, daß man noch in einer Entfernung von hundert Fuß vom Apparat gewöhnliche Schrift deutlich lesen konnte. Andere ähnliche Experimente sind auch bei uns in Deutschland vielfach gemacht worden.

Es ist nicht zu verwundern, daß unsere Physiker und Praktiker schon die verschiedensten Versuche gemacht haben, das elektrische Licht bei Leuchtthürmen anzuwenden, wo das anzuwendende Licht nothgedrungen außerordentlich stark seyn muß, um in eine große Entfernung hinauszudringen und einigermaßen das widerstehende Medium von Nebel oder Dünsten zu durchdringen. Hier hat man statt des Verbrennens von Kohlen, Theer und anderen Rohstoffen schon längst Lampen und Lichter der verschiedensten Art angewandt, und alle möglichen Vorrichtungen mit Hohlspiegeln, Reflektoren, Glaslinsen u. dergl. angebracht, um die Strahlen vorzugsweise in Einer Richtung zu concentriren. Auch das Drummond'sche Kalklicht, welches durch die Einwirkung von Wasser- und Sauerstoffgas auf Kalk erzeugt wird, ist gelegentlich, jedoch nicht in großem Umfang, angewandt worden, weil die Gas-Ausströmung nur mit großer Mühe geregelt werden kann. Allein auch die Anwendung des elektrischen Lichts auf die Leuchtthürme ist auf zahlreiche Hemmnisse gestoßen, welche entmuthigend genug waren und erst allmählig verschwinden. Im Jahr 1863 telegraphirte Kapitän Bolton in einer nebeligen Nacht von Portsmouth nach Bembridge auf der Insel Wight, eine Entfernung von 13 englischen Meilen, und bediente sich dazu des Kalklichts mit einer Modification von Morse's telegraph. Alphabet; der Erfolg war von der Art, daß man einsah, man könne, wenn man das Kalklicht durch das elektrische ersetzte, dieses Verfahren in Kriegszeiten sehr gut benützen.

In England machte man schon 1857 Versuche, das elektrische Licht zur Beleuchtung von Leuchtthürmen zu verwenden. Professor Holmes mußte einen Apparat und eine Methode vorschlagen, welche dann von Faraday geprüft werden sollte. Die Vorschläge von Holmes, welcher den galvanischen Apparat durch den magneto-elektrischen ersetzte, d. h. durch elektro-magnetische anstatt der galvanischen Wirkung einen Strom und einen Funken erzeugte, fanden Faraday's Beifall. Ende December 1858 war die Sache so weit gediehen, daß man auf dem South Foreland-Leuchtthurme in Kent Versuche mit dem elektr. Licht anstellen konnte; der Apparat war jedoch in einigen Theilen noch unvollkommen und die Ergebnisse ungenügend, weßhalb man die Beleuchtung auf einige Zeit einstellte, um weitere Verbesserungen anzubringen. Im März 1859 ward

der Apparat wieder in Gang gesetzt, und Faraday berichtete darüber, und sprach sich im Wesentlichen dahin aus, daß Professor Holmes die Anwendung des elektro-magnetischen Lichts auf Leuchtthürme praktisch hergestellt und erwiesen habe. Das erzeugte Licht übertraf an Stärke alles seither dagewesene, zeigte große Regelmäßigkeit in der Laterne und ließ sich leicht handhaben. Als jedoch Faraday zu Anfang des Jahres 1860 den Leuchtthurm wieder besuchte, fand er daß das elektrische Licht zwar seine Schuldigkeit recht that, so lange es schien, aber doch gelegentlich eine Neigung zum Ausgehen zeigte, weil entweder die Enden der Kohlenspitzen abgebrochen waren oder der feinere Mechanismus der Lampe irgend einen Schaden erlitten hatte, also die automatische Regulirung manches zu wünschen übrig ließ und die genaueste Beaufsichtigung erheischte. Dennoch sprach Faraday in einem mündlichen Bericht vor dem königl. Institut zu London am 9. März 1860 aufs neue seine warme Anerkennung für die Holmes'sche Vorrichtung aus. Die elektro-magnetische Kraft ward erzeugt durch mehre in rasche Umdrehung versetzte Magnete, welche einen elektrischen Strom in schneckenförmige Gewinde von Kupferdraht übertragen der dann zwischen zwei Kohlenspitzen das elektrische Licht hervorbringt. Auf dem South-Foreland-Leuchtthurm sind zwei elektromagnetische Apparate aufgestellt, die durch eine Dampfmaschine von zwei Pferdekräften in Bewegung gesetzt werden, und die ganzen Kosten belaufen sich außer den Zinsen der Anschaffung und der Abnutzung der Maschinen nur auf die Feuerung für die Dampfmaschinen und die Beschaffung der Kohlenspitzen in der Laterne. Diese Apparate liefern zugleich ein glänzendes Beispiel für den Kreislauf oder die Correlation und Umwandelungs-Fähigkeit der Kräfte: ein chemisches Zündhölzchen steckt Papier und Holz, diese Coaks oder Steinkohle in Brand; die hiedurch erzeugte Hitze bringt Wasser zum Sieden, das siedende Wasser wird in Dampf verwandelt; die Spannung dieses Dampfs setzt einen Kolben und dieser ein Schwungrad in Bewegung; das rotirende Schwungrad theilt seine Rotation einer Anzahl Magnete mit; diese Magnet-Rotation inducirt einen elektrischen Strom durch einen Kupferdraht; dieser Strom versetzt zwei Stückchen Kohle an ihrem Trennungspunkte in einen hohen Hitzegrad, und die erhitzte Kohle strömt nun ein intensives glänzendes Licht aus, — und so steigen wir von dem Zündhölzchen bis zu dem elektr. Licht durch eine ununterbrochene Kette von Wirkungen und Ursachen auf. Den Leuchtapparat beschreibt Faraday folgendermaßen: „Die Lampe ist eine sehr feine mechanische Vorrichtung; sie hält die beiden Kohlen zwischen denen das elektrische Licht existirt, und regelt deren Anordnung, so daß die Stelle des Lichts sich nicht ändert, während die Kohlenspitzen sich allmählig verzehren. Die elektrischen Drähte endigen in den Schienen einer kleinen Eisenbahn, auf welchen die Lampe steht. Wenn die Kohlenspitzen einer Lampe beinahe ausgebrannt sind, so wird diese Lampe hinweggehoben und eine andre augenblicklich an ihre Stelle gesetzt. Apparate und Lampen haben sechs Monate hindurch in praktischer reeller Weise ihre Schuldigkeit gethan; das Licht ist nie durch irgend einen Fehler in der Maschine oder den Apparaten ausgegangen, und wenn es in der Laterne auslöschte, so genügte eine einzige Berührung von der Hand des Wärters, um es wieder so glänzend wie zuvor zu machen. Das Licht war auf eine ungeheure Strecke hin über den Kanal und bis nach Frankreich hinein sichtbar, und zeigte eine bisher noch unerreichte Leuchtkraft.“

Auf Faraday's Empfehlung ward 1860 noch ein weiterer Versuch mit dem Holmes'schen Apparat auf dem Leuchtthurm von Dungeneß, jedoch mit vollständigerm Apparat, um die Lichtstrahlen zweckmäßiger in Einem Brennpunkt zu sammeln, gemacht. In Folge einer sehr verständigen Anordnung wurden daneben die bisherigen Oellampen und Reflektoren ungestört beibehalten, um wieder benützt werden zu können, falls das elektrische Licht schlecht ginge, oder um bei nebeligem Wetter mit einander angewendet zu werden. Durch einige sorgfältige Versuche ward jedoch ermittelt, daß die Intensität des elektr. Lichts im Vergleich mit irgend einer Form der Oellampe viel zu überwältigend ist, als daß der Oellampen-Apparat irgend etwas zur Steigerung der Lichtfülle des elektrischen beitragen könnte, zumal da das elektrische Licht unberechenbar weiter dringt als das Oellicht. Die beharrlich fortgesetzten vielfältigen Versuche Faraday's auf dem Leuchtthurme von Dungeneß haben jedoch überzeugend dargethan, daß das Oellampensystem dennoch den Vorzug vor dem elektrischen Licht verdient, weil es leichter zu handhaben ist und man dazu am Ende jeden Mann gebrauchen kann, während man beim elektrischen Licht nur wissenschaftlich-gebildete Leute verwenden muß, die mit der Behandlung von Dampfmaschinen und physikalischen Apparaten ꝛc. vertraut sind; daß die Oellampen weit sicherer brennen, und im Grunde auch wohlfeiler sind. Das elektrische Licht hat nach Faraday's wohlbegründeter Ansicht nur den einen Vortheil, daß ihm an Lichtfülle und Tragweite kein anderes gleich ist.

Allein wenn auch die seitherigen Versuche, das elektrische Licht dem gemeinen Bedürfniß dienstbar zu machen, so gut wie fehlgeschlagen haben, so hat dasselbe nichts destoweniger noch eine bedeutende Zukunft, und wird sicher, nach allmähliger Ueberwindung der noch übrigen Schwierigkeiten, noch speziell zur Beleuchtung von Leuchtthürmen und zu marinen Signalen verwendet werden. Ein Licht, welches mitten in der Nacht England und Frankreich sich an ihren Küsten gegenseitig sichtbar macht, und das, wie versichert wird, noch auf eine Entfernung von nahezu zwei deutschen Meilen so hell macht, daß man gewöhnliche Druckschrift dabei lesen kann, — das ist ein Licht, welches über alle kleinlichen Hindernisse triumphiren wird und jedenfalls noch einmal im Haushalte des Menschen eine bedeutende Rolle zu spielen berufen ist. —

Prof. Dr. **J. H. Müller.**

Die Weiße Frau.

Eine Hofgeschichte aus dem 18. Jahrhundert von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

45. Ein verzweifelndes Mutterherz.

Der Regen strömte vom düstern Wolken-verhangenen Himmel herab, die Pferde zogen keuchend den Wagen über die grundlosen Feldwege, und die Räder blieben beinahe in den tiefen Fahrgeleisen des zähen Lehmbodens stecken, als der alte Herr v. Hövel sich aus dem Schlage der schweren Kutsche bog, und den grauen wolkenschweren Horizont musterte.

„Gedulden Sie sich nur noch ein Weilchen, mein Herr Obristlieutenant! wir sind bald zur Stelle!“ sagte Herr d'Orville zu ihm, der neben ihm im Wagen saß und den alten Herrn mit den tiefen Kummerfalten lange stumm beobachtet hatte. „Dort hinter den drei hohen Eschen, welche wie ein Wahrzeichen auf der welligen Anhöhe stehen, senkt sich der Weg wieder abwärts und wir sehen von dort das Gehöfte!“

Der alte Soldat drückte dem Kaufmann stumm die Hand und bemühte sich, eine Thräne im Auge zu zerdrücken. „Seyn Sie milde gegen das arme Kind!“ fuhr Herr d'Orville fort; „man kann ja so leicht straucheln auf dem glatten Parquet eines Hofes. Mademoiselle ist sicher nicht so schuldig vor Gott, als vor dem Urtheile der unbarmherzigen splitterrichtenden Welt; sonst würde mein edler Freund Idstein sich ihrer nicht so warm angenommen haben!“

„Ich danke Ihnen für den Trost, mein werther Herr d'Orville!“ versetzte Herr v. Hövel und wandte seine bewegten Züge dem Reisegefährten zu; „aber Sie verkennen meine Stimmung! ich bin weder ungeduldig wegen der langsamen Fahrt — Ihre Pferde halten sich ja wacker bei dem heillosen Weg und Wetter! — noch ungehalten auf meine Tochter, noch wild und grimmig in meinem Vaterstolze! Mit nichten! der erste Groll des gekränkten Selbstgefühls ist verraucht; das Vaterherz hat die Oberhand gewonnen, denn Philippine ist ja mein jüngstes Kind, das theuerste Vermächtniß ihrer sterbenden Mutter, und ich sehe ein, daß wir nicht weniger von ihr halten, nicht weniger an ihr thun dürfen, als Fremde thaten und von ihr hielten! Allein das was mir jetzt die Brust beklemmt und das Herz mit unbegreiflicher Angst erfüllt, das ist,“ fuhr er zögernd fort, und eine Thräne zitterte wider seinen Willen an seinen grauen Wimpern, — „das ist ein vages banges Vorgefühl, daß unser Wiedersehen kein erfreuliches seyn werde!....“

„Oh nicht doch, Herr Obristlieutenant!“ erwiderte d'Orville; „seyn Sie nur sanft und vergebend; seyn Sie ein gütiger verzeihender Vater!“

Herr v. Hövel schüttelte das graue Haupt. „Es ist nicht das!“ sagte er. „Ich werde weich und mild seyn; ich werde Philippinen mit keinem Wort, mit keiner Geberde wehe thun. Aber mir schwant ein Unglück; es liegt auf mir wie ein drückender Alp!“

Herr d'Orville suchte ihm diese Gedanken auszureden, und das Gehöft ward bald erreicht. Die Hunde schlugen an, als die Kutsche am Thore anfuhr; der Knecht erkannte Kutscher und Pferde als diejenigen des Grundherrn und eilte geschäftig herbei, und erwiderte auf des letztern Frage nach dem Pächter, daß derselbe oben sey bei der Familie. Dennoch lag für die Ankömmlinge eine Stille auf dem Hofe, welche unheimlich wirkte; Niemand war von dem Hundegebelle und Peitschenknall an die Fenster gerufen worden, und selbst die schweren Sporentritte des alten Herrn hatten niemand auf den Flur gelockt.

Herr d'Orville führte seinen Begleiter in die Wohnstube des Pächters, wo nur die Kinder verschüchtert beisammen saßen und die Eintretenden anstierten. „Wo sind Deine Eltern, Bethchen?“ fragte Herr d'Orville. — „Drüben bei der Madame,“ erwiderte das Kind und sah den Frager verdutzt an; „die kleine Ludovike ist heute Nacht gestorben, und die Großmutter sagt, die Madame sey närrisch geworden.“

Den Herrn v. Hövel durchbebte es wie ein Donnerschlag. „Mein Kind!“ schrie er mit einem Jammertone; „wo ist mein armes Kind?“

Herr d'Orville sah ein, daß nun kein Vermitteln mehr möglich war und führte den bebenden Greis hinüber nach dem Wohnzimmer Philippinens, wo einige Frauen weinend, gaffend, kopflos, sich durch einander drängten, und bei dem Eintritt der beiden Herren scheu zurückwichen und nach der halboffenen Thüre des Schlafzimmers stierten.

Als Herr d'Orville die Thüre zurückschlug, sah man Philippinen auf einem niedrigen Schemel in der Ecke sitzen, im halben Nachtgewande, ein halbnacktes todtes Kind in einem Kissen vor sich auf den Knieen, dem sie ein Wiegenlied sang. Die Pächterin und der Pächter suchten ihr zuzureden, aber sie hörte nichts, sie blickte nicht auf, sie weinte nur auf die kleine Leiche herab, die sie bald durch Küsse, bald durch Reiben mit der Hand, bald durch Einhüllen in Tücher und in ihre eigenen Kleider zu erwärmen bemüht schien. Der alte Soldat hatte Mühe, die furchtbare Verwirklichung seiner trüben Ahnungen mit Fassung zu ertragen, und doch mußte er sich an Herrn d'Orville's Hals werfen, um sich nur auf den Beinen erhalten zu können. Alle Bemühungen der beiden Herren, sich Philippinen zu erkennen geben zu können, scheiterten; sie schien kaum ihre Stimmen, geschweige denn ihre Züge zu erkennen. Die Sorge um das Kind war der einzige beherrschende Gedanke, welcher ihr ganzes Wesen erfüllte.

„Meine Ludovike, mein kleiner süßer Engel!“ hörte man sie sprechen; „nein, Du bist nicht todt, wie sie sagen! Du bist nur erstarrt von Kälte, denn sie haben Dich mir stehlen wollen, während ich schlief, aber ich habe Dich wieder geholt, und sie sollen Dich mir nicht mehr nehmen! Nein, nein, mein Engelchen! schlaf, schlafe, mein Kindchen!“ Und so ging es immer weiter, oft untermischt mit wirren, sinnlosen Redensarten. Alle Versuche, sie durch liebevolles Zureden, durch Liebkosung in Wort und Geberde aus diesem Zustand der Monomanie zu erwecken, blieben vergebens. Selbst der aus dem benachbarten Städtchen herbeigerufene Arzt wußte keine anderen Mittel vorzuschlagen, als jene unvernünftigen Gewaltmittel, welche man

früher gegen solche geistigen Störungen anwandte, nämlich Douchen von kaltem Wasser, Zwangshemde u. dergl. m., wogegen aber Herr d'Orville ganz energisch protestirte, weil diese nutzlosen Grausamkeiten seinem humanen Sinne ganz entschieden widerstrebten, und er sich auch nicht den mindesten Erfolg davon versprach.

»Lassen wir sie in ihrem tröstlichen Wahne, mein lieber Herr,« sagte er zu ihrem Vater; »ist es nicht noch eine Beruhigung, daß sie sich selber über den Zustand des Kindes täuscht? Wollten wir ihr lieber das Herz vollends zerreißen, indem wir sie mit dem Tode ihres Kindes bekannt machten? Warten wir vielmehr, bis sie schläft, denn einmal wird der erschöpfte Körper doch seine Rechte geltend machen, da sie schon seit Mitternacht so dasitzt; dann nehmen wir die kleine Leiche und lassen sie bestatten, und legen ihr eine große hölzerne Puppe in den Arm, die ich sogleich aus Frankfurt holen lassen werde.«

Hierauf schickte Herr d'Orville alle Frauen hinweg bis auf die Wärterin und die Pächtersfrau, ließ Herrn v. Hövel bei seinem armen Kinde, das derselbe, vom Jammer und Mitleid überwältigt, nicht verlassen wollte, und setzte sich dann hin, um an seine Frau zu schreiben und sie um die Zusendung einer Puppe zu bitten, welche vorerst den heilenden Wahn der bedauernswürdigen Philippine unterstützen sollte. Ein reitender Bote besorgte diesen Brief nach der Stadt, während Herr d'Orville den ersten günstigen Augenblick abwarten wollte, um mit dem tieferschütterten Herrn v. Hövel die weiteren Schritte zu berathen, welche in Bezug auf Philippinen geschehen sollten.

Bei dieser Berathung entschied sich der gebeugte Vater dafür, sein Kind mitzunehmen und ihm daheim die sorglichste Pflege zu widmen. Der Anblick solch grenzenlosen Unglücks hat immer etwas Sühnendes. Wie sehr auch der Stolz des Greises unter der ersten Wucht jener niederschmetternden Schande für sein Wappen und seine Familie gelitten hatte, so war dieß Alles doch jetzt vergessen und vergeben: der Himmel hatte furchtbar, unwiderruflich gestraft, und der greise Vater, obwohl innigst dankbar für alles was die Familie d'Orville an Philippinen gethan hatte, vermochte sich doch des Gedankens nicht zu erwehren, daß vielleicht der Gram und Schmerz und die aufreibende Sorge der jungen Mutter den Todeskeim in dem Kinde so früh ausgereift und den Wahnsinn Philippinens vorbereitet haben. »Was der Mensch thut, das thut er sich selber.« Das tönte rügend und ahndend jetzt durch des Greises Seele wie eine mathematisch erwiesene Wahrheit. Der Obristlieutenant wollte ferner nicht, daß sein Kind nun länger der Gastfreundschaft des reichen Frankfurter Handelsherrn zur Last falle, welcher wahrlich schon mehr als genug für einen Fremden an seinem Kinde gethan hatte. Man wartete also geduldig den ersten Schlaf ab, welchem Philippine aus Erschöpfung verfiel, nahm ihr dann die kleine Leiche aus den Armen und ersetzte sie durch die Puppe, welche man mit Ludovikens Kinderzeug bekleidete. Der aus Frankfurt herbeigerufene Arzt, Dr. Wenzel, ein noch junger aber sehr intelligenter Mann, billigte dieses Verfahren, und sprach neben der Ueberzeugung, daß Philippinens jetziger Nervenzustand die Reise nicht hindere, noch die tröstliche Hoffnung aus, daß diese Geistesstörung nur eine vorübergehende seyn werde, welche mit den körperlichen Zuständen der Säugenden zusammenhänge und mit dem Verschwinden dieser physischen Ursachen auch beseitigt werden dürfte. Fünf Tage später reisten dann Herr v. Hövel und Philippine mit ihrer Puppe und einer erfahrenen Wärterin von dem Gütchen ab, um erst in Frankfurt bei d'Orvilles zu übernachten und dann in kurzen schonenden Tagereisen in die Heimath zurückzukehren. Herr v. Hövel hatte beschlossen, den kleinen Umweg über Mannheim nicht zu scheuen, einmal um Herrn v. Idstein für dessen treue Fürsorge und Bemühungen um sein Kind zu danken, und dann aber auch in der stillen Hoffnung, seine Erscheinung und der Eindruck seiner Stimme werde Philippinen aus ihrer Versunkenheit und ihrem Wahn emporreißen und die Heilung erleichtern.

46. Die Weiße Frau.

Zu Mannheim in der Nähe des Kaufhauses in einer jener mäßig breiten reinlichen, von Ost nach West streichenden Straßen war in einem Zimmer des zweiten Stockwerks eines bescheidenen Bürgerhauses eine tief erschütterte Gruppe versammelt. Das Haus gehörte einem ehrsamen Schuhmachermeister und war nur vier Fenster breit und nach Art vieler Häuser jener Zeit, die aus dem Schutt der Belagerung wieder erstanden, so erbaut, daß es mit seinen Feuermauern sich dicht an die Nachbarhäuser anlehnte und einen schmalen tiefen Hofraum hinter sich hatte, dessen eine Seite noch von einem mit dem Vorderhause durch eine gemeinsame Treppe verbundenen Hintergebäude eingenommen wurde. Zwei Zimmer nach vorne, nach der Straße zu, zwei tiefere nach hinten, nach Hofraum und Treppe, nicht übermäßig groß, nicht sehr elegant, aber mit ungemeiner Behaglichkeit eingerichtet, bildeten die Wohnung des Kammerraths Ludwig v. Idstein, in welchem wir an dem bezeichneten Abende die tief erschütterte Gruppe von Hausgenossen antreffen.

Es war Nacht; der Wind heulte und tobte um die Dachkanten hin und fegte in ungehemmter Wuth über die weite Ebene, worin sich die beiden Flüsse vermählen. In dem kleinen Vorderzimmer lag Herr v. Idstein schlaff und matt auf seinem Bette, mit geschlossenen Augen, röchelnd, in Fieberglut, die Daumen in die geschlossenen Fäuste eingeklemmt, den Mund zusammengekniffen, als mühte er sich, die furchtbaren Schmerzen zu verhalten, welche seine Eingeweide durchwühlten.

Neben seinem Bette standen ein jüngerer und ein älterer Arzt, und beobachteten aufmerksam die Symptome, welche sich bei dem Kranken geltend machten; dicht am Bette saß Frau Werber, die Hausfrau, ein einfaches Schustersweib, aber in diesem Augenblick ganz gehoben und geadelt von jener innigen werkthätigen Theilnahme und hingebenden Nächstenliebe, die ein solch unveräußerliches Attribut der Frauen in jedem Stand und Alter sind. Ihre Linke lag unter dem Kopfkissen des Kranken, ihre Rechte hielt ein Trinkglas mit lauer Milch,

das sie von Zeit zu Zeit den Lippen des Kranken näherte, welcher dann gierig davon trank.

Im äußern Zimmer, welches zugleich Empfangs- und Studierzimmer des Bewohners war, standen einige andere Hausgenossinnen verschiedenen Alters und Standes, weinten und beobachteten abwechselnd das fieberglühende Gesicht des halbschlummernden röchelnden Kranken und die ernsten lauernden Mienen der Aerzte. Die instinktmäßige Theilnahme dieser Frauen paarte sich mit jener Neugier, welche jedes ungewöhnliche Ereigniß bei dem schwächern Geschlecht hervorruft, und ließ denselben noch Zeit genug, ihre prüfenden, für Einzelnheiten so empfänglichen Blicke auch auf die innere Einrichtung der Wohnung zu wenden, welche die meisten von ihnen wohl zum ersten Male betraten, und die mit ihren hohen Büchergestellen, schönen Oelgemälden in schweren Goldrahmen und geschweiften und geschnörkelten Möbeln in kostbaren Hölzern einen respektheischenden Eindruck auf diese Frauen machten.

„Die Kräfte sinken zusehends," flüsterte der ältere Arzt dem jüngeren zu; „hier steht uns kein Mittel mehr zu Gebot; das Gift hat allzu lange auf den Organismus wirken können, ehe unsere Hilfe in Anspruch genommen ward."

„Ja, Doktor Mayer, Sie haben recht," erwiderte der Kranke mit matter Stimme und schlug mühsam die Augen auf; „ich fühle deutlich, daß es rasch mit mir zu Ende geht. Aber ist mein Neffe noch nicht da? Hat eure ärztliche Kunst nicht noch ein Mittel, mein schwindendes Leben so lange zu bannen, bis ich wenigstens noch meinen Neffen gesprochen habe?"

„Der Herr Baron wird ohne Zweifel bald kommen," sagte Doktor Weller, der jüngere Arzt; „und bis dahin wird Ihre Kraft noch reichen! Nehmen Sie hier einige Tropfen von dieser Arznei!"

Der Kranke hatte sich dieselben ruhig einflößen lassen und war so eben wieder in die Kissen zurückgesunken, als ein eiliger Schritt, ein lauter rascher Athem und das Rauschen eines faltigen Gewandes sich in den beiden äußeren Zimmern hören ließ und eine Frauengestalt mit allen Anzeichen der Bestürzung hereintrat und nach einem verstörten fragenden Blick an die Frauensleute im äußern Zimmer sich vor Idstein's Bette niederwarf.

„So ist es denn wirklich wahr?" flüsterte sie athemlos und in unnennbarer Seelenangst; „ein feiges Attentat? ...."

Diese Stimme weckte den Kranken aus seinem Halbschlummer. Er wandte den Kopf zur Seite nach der Sprecherin, er streckte ihr langsam die Hand entgegen, und flüsterte mit inniger wehmuthsvoller Theilnahme: „Julie!... auch Sie hier, Fräulein von Hungen?"

„Oh mein Freund! mein lieber theurer Freund!" stammelte sie und vergrub ihr Antlitz, an dessen Stirne sie seine Hand gedrückt hatte, in die Decke. Sein fieberisch-glühendes Auge ruhte mit einem Blicke unsäglicher Innigkeit und tiefen Seelenschmerzes auf der Dame, und eine stille Thräne quoll durch die zuckenden Wimpern.

„Wie gut von Ihnen, Julie, daß Sie noch kommen!" flüsterte er mühsam. „Sie sind der Mond der mir noch einmal aufgeht, mild und tröstlich, bevor mich die Todesnacht umhüllt. Gott segne Sie, Julie, und schenke Ihnen alles Glück, dessen Ihr edles Herz so würdig ist! Auf Ihr Herz aber lege ich ein Vermächtniß, ein junges theures Leben, — mein Pflegekind! Adam wird Ihnen alles sagen! Sie haben ein großes edles Herz, Julie; Sie werden das arme Kind nicht entgelten lassen, daß seine Mutter eine Bethörte war! Nicht wahr, Julie, Sie versprechen mir's?"

Sie legte ihre kleine runde Hand in die seinige und zog diese mit stummer Betheurung an ihr Herz, an ihre Lippen; dann aber brach der wilde Schmerz unaufhaltsam in ihr hervor und machte sich in lautem Weinen und herzbrechendem Schluchzen Luft, bis Doktor Weller sie sachte vom Boden aufhob und mit der leisen Bitte: „Kommen Sie, mein gnädiges Fräulein! schonen Sie den Unglücklichen, weinen Sie sich draußen aus!" sie zu dem Lehnstuhl vor dem Schreibtische Idsteins führte, in welchem sie wie gebrochen zusammensank.

Es gibt Gesichter welche Lachen und Weinen gleich sehr adelt, und zu diesen gehörten auch die freundlichen regelmäßigen Züge des Fräuleins v. Hungen, der mehrjährigen Hausgenossin des Kammerraths. Sie war allerdings über die erste Jugendblüthe hinaus und keine ätherisch-zarte Erscheinung; aber in ihrem vollen Antlitz sprachen sich eine unendliche Herzensgüte und das reinste menschlichste Wohlwollen aus, und aus den dunklen Augen blitzten Geist und Intelligenz. Die hohe stolze, kräftige Gestalt mit der wunderschönen Büste, dem vollen Arm und der herrlich geformten, kleinen runden Hand imponirte nicht allein durch eine gewisse Hoheit und Würde, sondern gewann auch durch Anmuth und Beweglichkeit, und machte den Eindruck, als habe hier eine edle, starke, reine Seele in einer klassisch-schönen Gestalt eine ihrer innern Gediegenheit und Vollendung adäquate vollkommene Hülle gefunden. Eine reine uneigennützige, ideale Freundschaft hatte die beiden Hausgenossen seither verbunden, und ihr beinahe täglicher Umgang hatte eine nahezu geschwisterliche Vertraulichkeit gewonnen und wechselseitig anregend und veredelnd, fortbildend und vervollkommnend gewirkt, und die ganz allein stehende und verwaiste Stiftsdame Julie war längst gewöhnt, in ihm gleichsam einen Bruder zu sehen. Man denke sich daher den Schreck und Schmerz der Armen, als sie eben vorhin, von einem kleinen Ausflug zu Freundinnen in der Nachbarschaft zurückgekehrt, auf der Schwelle der eigenen Behausung die furchtbare Nachricht vernahm, daß ihr treuer Freund und Hausgenosse an allen Zeichen einer Vergiftung rettungslos darnieder liege.

Ehe jedoch die Stiftsdame ihr geängstigtes Herz ganz erleichtert hatte, tönte eilfertiger Hufschlag die Straße herauf und hielt vor dem Hause. Selbst des Kranken Ohr hatte diese Töne erfaßt; er schlug die Augen auf und sagte: „Es ist Adam! er kommt also noch? Geben Sie mir ein Cordial, Doktor, damit ich etwas reden kann! Ich muß noch mit meinem Neffen sprechen!"

In der nächsten Minute stand Adam, der feurige kräftige Jüngling, vor dem Sterbebette seines Oheims, und der regentriefende Reitmantel entsank seinen Schultern, der Hut entfiel

seiner Hand, und in einem Schmerze, der vor Wucht und Innigkeit stumm und thränenlos war, rang er die Hände und warf sich mit einem unartikulirten Schrei über den Sterbenden, dessen Auge ihn weich und liebevoll und mit einer milden tröstlichen Freude maß. Dann bedeutete der Sterbende mit einer Geberde den Umstehenden, daß er mit seinem Neffen allein seyn wolle, und alle entfernten sich aus den beiden Zimmern bis auf die Stiftsdame, welche allzu sehr in ihren Jammer versunken war, als daß sie jene Weisung bemerkt hätte.

„Onkel, Onkel, ist es wahr, bist Du vergiftet?“ rief Adam in herzzerreißendem Grimme, und fuhr auf das schmerzliche Nicken des Kranken fort: „Und wer hat dieses Bubenstück gethan?“

Der Kranke zuckte die Achseln. „Das mag Gott allein wissen!“ sprach er feierlich und langsam; „ich bin mir nicht bewußt, mehr als zwei Feinde gehabt zu haben: den Prinzen Ludolf und die Reichsgräfin! Von einem dieser beiden kommt der Streich; Gott vergebe den Mördern, wie ich ...“

„Halten Sie ein, Oheim! keine Vergebung den Elenden! Rache, Rache, blutige Rache! und Ihr Rächer will ich seyn; ich will nicht rasten noch ruhen, als bis ich diesen Meuchelmord heimgesucht habe an ihnen oder ihren Kindern oder Kindeskindern, so wahr mir Gott helfe!“

„Adam, halt' ein! Du rasest! Deinen Schwur hat Gott nicht gehört!“ sagte Idstein; „nun komm' hieher, meine Minuten sind gezählt, und ich habe noch wichtiges mit Dir zu reden,“ fuhr er mühsam fort. „Höre mir zu: vor einigen Tagen schickte mir der Minister v. Adelsberg aus Waldau einen jungen Herrn v. Bernstetten mit einem Legitimationsschreiben, um jene Papiere zu holen, welche sich auf das Komplott beziehen. Ich legte sie dem Spezial-Bevollmächtigten vor, ohne sie ihm anvertrauen zu wollen; aber er bat mich so lange, bis ich sie ihm mitgab; er behauptete, nicht ohne sie nach Hause kommen zu dürfen; er verbürgte mir mit seinem Worte deren unversehrte Rückgabe. Ich gab sie endlich hin, vielleicht zweckloser, thörichter Weise. Gestern Abend war ich in eine Soirée geladen zu dem alten Grafen Westerbach; ich kam gegen eilf Uhr nach Hause, hatte noch zu arbeiten, und fand meinen schwarzen Kaffee dort auf dem Ofen vor, wo ihn Frau Behn, meine Aufwärterin, gewöhnlich warm erhält. Ich trank ihn, trotz seiner ungewohnten Bitterkeit; ich begann zu arbeiten, aber bald überkamen mich Schwindel, Uebelkeit und Fieber; dumpfe Betäubung gesellte sich dazu und trieb mich zu Bette. Als ich wieder erwachte wie aus einem wüsten Traum, fühlte ich verzehrende Schmerzen in meinen Eingeweiden; Frau Behn stand an meinem Lager und hatte mich kaum zu erwecken vermocht. Ich hatte im Delirium gelegen. Ich sandte sie nach dem Arzte, dem ich den Geschmack des Kaffees beschrieb — er theilte mir schonend und allmählig mit, daß ich Gift erhalten. Gift! Oh, es ist entsetzlich, so zu enden wie ein alter Hund, durch ein Bubenstück, vergiftet wie eine Ratte! — Doch was hilft das Klagen? Ich habe noch Papiere verwahrt, welche ich Dir übergeben will. Du kennst sie; ein gefährliches Depositum in unbedachter Hand, wie Du an mir siehst; aber Du wirst sie besser und vorsichtiger verwahren und benützen als ich. Da nimm den Schlüssel zu den geheimen Fächern meines Schreibtisches, und hole sie!“

Adam stand auf und prallte unwillkürlich zurück, denn hinter ihm unter der Thüre stand Julie. Er wollte sie herb zur Rede stellen, aber sie sagte: „Vergeben Sie mir, es war nicht meine Absicht zu horchen; ich bin aus Versehen hier!“

„Laß sie, Adam! sie ist treu und zuverlässig,“ sagte der Sterbende; „ihre liebe linde Hand soll mir das gebrochene Auge schließen!“

Adam kehrte mit dem Licht in der Hand zurück, das bleichste Entsetzen im Antlitz. „Onkel,“ stammelte er, „die geheimen Fächer sind leer, Deine Schubladen durchwühlt, Du bist bestohlen!“

Ein heftiger Krampf rieselte erschütternd durch des Sterbenden Glieder; er schlug sich mit der matten Hand vor die Stirne und stammelte: „Schändlich! Ich bin überlistet! Ha, ich hätte mir's denken können, denn ich kannte ja meine Gegner! — Also bestohlen? Jenun, sie scheuen nicht Diebstahl noch Mord, um die Mitwisser und Beweise ihrer Greuel zu beseitigen. Aber die Allwissenheit des ewigen Richters können sie doch nicht täuschen! ...“

„Um Gottes willen, Herr Kammerrath! Sie sind bestohlen worden?“ rief Frau Werber aus dem Vorzimmer, wohin sie sich zurückgezogen hatte, und eilte dann bestürzt herbei. „Herr Jesus, Maria und Joseph, so hat der Franz, der Lehrling, doch nicht gelogen?“

„Nun? was sagte er denn?“ fragte Adam lebhaft.

„Als er heute früh, lange vor Tag, die Hausthüre öffnete, sey ein Herr in einem Roquelor die Treppe herunter gekommen, habe ihm einen schweren Schlag in den Nacken gegeben, daß er zu Boden gestürzt, und sey dann rasch an ihm vorübergegangen und durch die Hausthüre entwichen. Und bis der Franz sich aufgerafft und aus der Hausthüre geblickt, soweit es die Dunkelheit erlaubte, zu sehen, sey der fremde Herr schon so ganz verschwunden gewesen, daß der Junge glauben möchte, es sey nicht mit rechten Dingen zugegangen. Und das war also wirklich ein Dieb, und der Herr Kammerrath sind bestohlen worden?“ wiederholte Frau Werber.

Idstein schüttelte den Kopf und sagte schwach: „Der Dieb, welcher jenen Schreibtisch durchsuchte, wühlte nicht nach Schätzen, die er bei mir auch nicht gefunden hätte. Das was er suchte, war bereits in anderen Händen bis auf jene Papiere, welche ich Dir zur Aufbewahrung übergeben wollte, Adam, und die er nun doch gefunden hat!“

„Nun denn, lassen Sie sie Ihren Gegnern, Oheim!“ rief Adam lebhaft. „Dieser Diebstahl bringt mich auf eine Idee, eine Vermuthung, die ich willkommen heiße! Glauben Sie nicht auch, lieber Oheim, daß das was Sie in Ihrem Kaffee tranken, eher ein allzu starker Schlaftrunk als ein tödliches Gift gewesen ist? daß man es eher auf Ihre Betäubung als auf Ihren Tod abgesehen hatte?“

„Wie? Du glaubst Adam? ...“

„Ich hoffe es sogar, lieber Oheim, und von der Bestätigung meiner Vermuthung wird es abhängen, gegen wen zunächst der Verdacht der Urheberschaft dieser That zu lenken ist! — Sollten Sie sterben, Oheim, was Gott verhüte, so hatte Prinz Ludolf die Hand im Spiele; genesen Sie aber wieder, war Ihnen der Schlaftrunk nur in allzustarker Dosis gemischt, so sind Ihre Papiere auf Befehl der Reichsgräfin gestohlen worden! — He, Frau Werber, wo sind die Aerzte?“

„Ich will sie sogleich wieder herbeiholen,“ sagte die Frau, die bereits wieder zu hoffen begann.

„Mein lieber Adam, ich fürchte Du hegst allzu kühne Hoffnungen in Bezug auf meine Genesung,“ sagte der Kranke schwach. „Diese Betäubung, die auf meinem Gehirne lastet wie ein Berg, dieser entsetzliche bohrende Kopfschmerz, das rasende Fieber das mir das Blut ganz glühend durch die Adern jagt, der schlaffe Geist welcher nicht mehr denken kann und kaum mehr unter der Botmäßigkeit des Willens steht — die Schlaflosigkeit bei der Betäubung, die Visionen welche vor meinem Geiste gaukeln, sobald ich die Augen schließe ...“

„Das alles können die Folgen einer allzu großen Dosis Opium seyn, die nur eine allgemeine Prostration, vielleicht auch eine langwierige Nervenkrankheit, nicht aber den Tod herbeiführt!“ rief Adam energisch und mit einer an Zuversicht grenzenden Hoffnung; „das werden mir hoffentlich die Aerzte bestätigen, die ich eben auf der Treppe höre!“ Und hastig ging er denselben entgegen. Als er aber die Thüre des Vorzimmers öffnete, prallte er erschrocken zurück, denn ihm trat eine weißgekleidete Frauengestalt entgegen, die ihn mit großen starren, gespenstigen Augen ansah, dann unsanft bei Seite stieß und an ihm vorüber in das innere Zimmer eilte, wo sie mitten in dem Studierzimmer stehen blieb und sich mit ihren wunderbaren Augen scheu und langsam umsah. Fräulein v. Hungen war mit einem Schrei des Schreckens aufgesprungen und zu Herrn v. Idstein in's Schlafzimmer geflüchtet. Auf ihren Schrei schlug der Kranke, der schon wieder in die Kissen zurückgesunken war, die bleischweren Augenlider auf, stierte Julien an und folgte dann mit den Augen der Richtung, welche ihm ihre entsetzte Geberde andeutete. Und da sah er denn draußen in der dunklen, nur von dem Nachlichte des Krankenzimmers theilweise dämmernd beleuchteten Zimmer die regungslose weiße Gestalt mit den funkelnden starren gespenstischen Augen, welche gleichsam phosphorescirten wie diejenigen einer Katze.

„Was ist das? — Die Weiße Frau — sie ist's!“ rief Herr v. Idstein, dessen klaren Blick die Fieberhitze getrübt hatte, und mit einem Ausruf des Grausens sank er bewußtlos in die Kissen zurück, während seine Stimme und sein Anblick plötzlich die weiße Gestalt zu beleben schienen, denn sie stürzte mit dem Schrei: „Idstein! mein Wohlthäter! helfen Sie mir! retten Sie mich!“ über den Kranken hinein.

Adam und Fräulein v. Hungen wußten nicht, was sie von diesem Auftritt denken sollten. Als jedoch Adam rasch am Nachtlicht eine Kerze angezündet hatte und damit über die weißgekleidete Gestalt herein leuchtete, rief er mit der lebhaftesten Bestürzung: „Es ist Fräulein v. Hövel! barmherziger Gott, was hat denn dieß zu bedeuten, und wie kommt sie hieher?“

Aber die Lösung dieses Räthsels ergab sich bald, indem Herr v. Hövel in Begleitung eines Dieners und einer Wärterin in's Zimmer trat und bei dem Anblick seiner Tochter diese mit sanfter Gewalt von dem Bette aufraffte und nach dem Sopha in dem Studierzimmer trug.

„Verzeihen Sie mir und dem armen Kinde dieses Eindringen!“ sagte er zu Adam und Fräulein v. Hungen; „die Arme hat den Verstand verloren, und ist uns entsprungen. Aber was ist's mit Herrn v. Idstein? ist er krank oder ... oder gar todt?“ setzte er tonlos hinzu.

„Todt? Idstein todt?!“ schrie Philippine auf; „nein, nein, er schläft nur! er sprach ja noch so eben!“

„Ich fürchte, der Schreck hat ihn getödtet — er hielt Sie für die Weiße Frau,“ sagte Adam beinahe tonlos.

Philippine stürzte sich mit einem Schrei des Entsetzens von neuem über Idstein und versuchte ihn durch die zärtlichsten Worte und Liebkosungen zu erwecken. Der Obristlieutenant wollte sie wieder hinwegtragen; aber Adam sagte: „Lassen Sie sie! sie ist ja bei klarem Bewußtseyn! Verdunkeln Sie ihr dasselbe nicht durch eine ernüchternde Störung. Sagen Sie mir lieber, wie das Fräulein hieher kommt!“

„Wir sind auf der Rückreise von Herrn d'Orville's Gut,“ flüsterte Herr v. Hövel; „das Kind ist gestorben und meine Tochter hat darob den Verstand verloren. Auf der Reise zeigte sie einzelne lichte Momente, und als wir hier in dem Hause meiner Schwester abstiegen, erkannte Philippine diese und bemerkte, daß sie in Mannheim sey und verlangte Herr v. Idstein zu sprechen. Wir vertrösteten sie auf morgen weil es für heute zu spät sey, um ihn zu besuchen oder herbitten zu lassen; da rief sie, er sey krank, und sie wolle selbst zu ihm, und benützte den ersten Augenblick, wo sie sich unbeachtet sah, um im Nachtgewande aus ihrem Zimmer zu entfliehen, und wir verfolgten sie bis hieher, nachdem wir vergebens sie einzuholen versucht hatten.“

Die Ankunft der Aerzte mit Frau Werber verhinderte jede weitere Mittheilung, und Adam wies den Herren mit stummer Geberde den regungslosen daliegenden Oheim. — „Er ist todt!“ flüsterte Julie erschüttert; „wir fürchten, der Schreck hat ihn getödtet!“

Dr. Mayer fühlte den Puls an Schläfen und Handgelenk und zuckte bedenklich die Achseln. „Ein Schlaganfall!“ murmelte er.

„Ihr lügt! er lebt, er athmete noch soeben! sein Mund ist noch warm!“ rief Philippine.

„Er lebt noch, es ist nur ein Starrkrampf!“ sagte Doktor Weller; „eine Krise ist da, lassen wir ihm Ruhe!“

Adam athmete sichtlich erleichtert auf. „Mich dünkt, Sie haben Recht,“ wandte er sich an den letzteren; „ich möchte glauben, daß es sich nicht um eine absichtliche Vergiftung handelt, sondern daß Herr v. Idstein nur die übermäßige Dosis eines starken Opiats bekommen hat, und daß noch Hoffnung vorhanden ist, sein Leben zu retten.“

„So ist es,“ bestätigte Weller; „diese Krise kann günstig enden! Lassen wir ihn allein!“

„Dann widmen Sie Ihre Sorgfalt dieser jungen Dame hier!“ bat Adam und deutete auf Fräulein v. Hövel, die mit athemloser Spannung diesem Auftritt gefolgt war.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Der Komödiant.

Novelle von Ewald August König.

1.

Die letzten Strahlen der sinkenden Herbstsonne blickten in die Dachstube eines alten, halbverfallenen Hauses. Diese Dachstube, die bescheidene Wohnung eines Künstlers, war ganz den Anforderungen, die man an einen solchen Raum zu stellen pflegt, entsprechend ausgestattet. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle und ein ziemlich großer mit Eisen beschlagener Koffer bildeten, nebst dem Portrait Emil Devrient's und einem kleinen Spiegel, das Ameublement derselben. — An dem Tische, auf welchem Bücher, Hefte und einige geöffnete Briefe lagen, saß ein noch junger Mann, das Haupt auf die Hand gestützt, in Sinnen versunken. Er mochte neunundzwanzig Jahre zählen, eine reiche Fülle blonder Locken beschatteten seine hohe Stirne, die den Stempel des Künstlergenius trug, seine Wangen waren blaß und eingefallen, seine tiefblauen Augen blickten schwermüthig düster, und der Zug schmerzlicher Resignation umspielte seine Mundwinkel. Die feine weiße Hand, welche den Kopf stützte, war nicht die eines Arbeiters; sie erschien in ihrer durchsichtigen Klarheit fast zu schwach zur Stütze des schweren, müden Hauptes. Der junge Mann mußte durch eine harte und bittre Schule gegangen sein, davon zeugten die Furchen auf seiner Stirne und die Blässe der Wangen. Noth und Kummer, diese beiden ungebetenen Gäste, waren an seiner Schwelle nicht mitleidig vorbeigeschritten, ihr Bannfluch ruhte schwer und drückend auf seinem Haupte. — Die weichen, melodischen Klänge eines Waldhorns schreckten ihn aus seinem Sinnen auf. Anfangs ungehalten über die Störung, lauschte er bald mit Entzücken der lieblichen Melodie. Er kannte das Lied, oft hatte er in seinen glücklichen Kindesjahren es gesungen. Damals ahnte er nicht, daß es einst mit dem süßen Zauber einer alten, lieben Freundesstimme ihm Trost und Muth zuflüstern werde. In der That, nichts ist besser geeignet, die Erinnerung an eine schöne, halbvergessene Vergangenheit im Herzen zu wecken, als eine jener einfachen, lieblichen Volksweisen, die das Gemüth so tief ergreifen und fast nie den Weg zum Herzen verfehlen.

Der junge Mann trat an's Fenster. Die Aussicht, welche sich seinen Blicken bot, ließ Manches zu wünschen, Dächer in den verschiedensten Formen und Dimensionen, schwarzberauchte Kamine, Fenster, deren zerbrochene Scheiben mit Papier oder Lumpen verstopft waren, hie und da, die Oase in der Wüste, ein kümmerlich vegetirender Blumenstock, bildeten ein farbloses, unerquickliches Panorama. Der Blick des Jünglings schweifte theilnahmlos über dieselben hinweg. Jene Klänge, die in seiner unmittelbaren Nähe ertönten, die ihn für einen Augenblick Alles vergessen ließen, fesselten ihn. — „Die Seele des Musikers schwebt auf den Tönen,“ murmelte er leise, „ich möchte ihn kennen lernen, er muß ein guter, gemüthlicher Mensch sein. — Sei ruhig, mein armes Herz, was nutzt es Dir, daß Du jene Zeit zurückrufst in der Du noch an der Brust des Vaters ruhtest, daß Du in Deinen Erinnerungen schwelgest — nur die Gegenwart ist Dein! — Und doch,“ fuhr er fort, „weßhalb soll ich mich nicht dem süßen Zauber hingeben? — Wer will mir zürnen, wenn ich mich an dem Sonnenstrahl wärme, der aus der Vergangenheit in die düstre, kalte Gegenwart fällt?“ — — Schmerzlich zuckte es um die Lippen des jungen Mannes, er fuhr mit der Hand über Stirne und Augen, als wollte er die Bilder verscheuchen, die ihm vorschwebten.

Das Horn schwieg, in dem gegenüberliegenden Dachfenster erschien der Kopf eines ebenfalls noch jungen Mannes, der mit Blicken der Theilnahme seinen Nachbar betrachtete. „He, guter Freund,“ rief er, „seid Ihr der Komödiant, der gestern Abend dort eingezogen ist? — Na, wir wollen gute Nachbarschaft halten,“ fuhr er fort, als der junge Mann die Frage bejaht hatte. „Ich bin Musikus, der Künstlerneid wird unserm guten Einvernehmen nicht störend entgegentreten.“

Der Schauspieler fühlte sich von der ungeschminkten Offenheit und Zutraulichkeit des Musikers angenehm berührt. Er stand allein in der großen Stadt, nur auf den Umgang mit seinen ihm noch unbekannten Collegen angewiesen, nichts konnte ihm willkommener sein, als das biedere Entgegenkommen eines mit den Ortsverhältnissen vertrauten Mannes.

„Ich rede wie ich denke, offen und ohne Rückhalt,“ versetzte der Musiker, nachdem der Schauspieler das Anerbieten mit freundlichem Danke angenommen hatte. — „Das Theater wird erst morgen eröffnet, ich habe heute Abend Ferien, nützen wir die wenigen Stunden einander kennen zu lernen!“

Das freie, ungekünstelte Benehmen seines Nachbars sagte dem Schauspieler besser zu, wie fade Schmeicheleien und höfliche Redefloskeln, er liebte die ungeschminkte Wahrheit, wenn sie auch derb auftrat. „Von Herzen gern,“ erwiderte er, „ich würde unverzüglich kommen, wenn mir die Wege und Stege in diesen verbauten Häusern bekannt wären.“

„Hier bedarf es keiner ausgebreiteten Kenntnisse,“ versetzte der Musikus rasch, „der Weg geht grade aus, gebt einmal Acht!“ Er stieg auf das Dach, legte das Brett, welches in der Rinne lag, so, daß es über die schmale Gasse, welche die beiden Häuser trennte, eine Brücke bildete, dann schritt er furchtlos hinüber. Er zog das Brett nach, um es auf dem Rückwege zu gleichem Zwecke zu benutzen und stieg in die Dachkammer des Schauspielers, der sich eines Schauders nicht erwehren konnte, als er das schmale Brett unter der Last des jungen Mannes sich biegen sah.

„Ich glaube, mein kleiner Spaziergang hat Euch in Angst gesetzt,“ hob der Musiker lächelnd an, während er auf dem Stuhle Platz nahm, welchen der Schauspieler ihm anbot. „Seid unbesorgt, ‘Unkraut verdirbt nicht,’ hat mein Vater immer gesagt, wenn ich mit blutendem Kopfe heim kam und meine Mutter gleich zu allen Aerzten schicken wollte.“

„Verzeiht, das Wort „Unkraut“ ist eine sehr unpassende Bezeichnung für einen talentvollen Künstler,“ entgegnete der Schauspieler. „Nehmt meinen herzlichsten Dank, wackerer Meister, Ihr habt vorhin ein vortreffliches Stücklein geblasen und in die einfache Weise eine solche Fülle von Gemüth gehaucht, daß ich....“

„Schweigt, ich bitte Euch!“ fiel der Musiker fast unwillig

ihm in die Rede. „Habe ich Euren Beifall erworben, soll es mir lieb sein, und ich fühle mich durch denselben höher geehrt, wie durch den Applaus eines Concert-Publikums, welches in den meisten Fällen nur deßhalb Beifall klatscht, weil es einmal Mode ist, jedem leidlichen Vortrag Anerkennung zu zollen, weniger um den Künstler aufzumuntern, als um sich das Ansehen eines Kenners zu geben; doch erlaubt, daß wir, bevor wir fortfahren, uns einander vorstellen.“

„Gewiß,“ entgegnete der Schauspieler, der sich zu dem biedern Manne hingezogen fühlte. „Vernehmt denn, daß ich Kuno Fürst heiße und von der Direction des hiesigen Stadttheaters für den kommenden Winter engagirt bin.“

„Mein Name klingt prosaischer,“ versetzte der Musiker. „Gottfried Leberecht, Tonkünstler, oder schlechtweg Hornist, Mitglied mehrerer Kapellen für Dorf- und Tanzmusik, Musiklehrer und Notencopist. — Für welches Fach seid Ihr engagirt?“

„Für Characterrollen,“ entgegnete der Schauspieler, während er eine Kerze aus seinem Koffer nahm und diese anzündete.

„Da habt Ihr ein vortreffliches, aber undankbares Feld,“ fuhr der Musiker fort. „Der Komiker steht heutzutage in größerer Gunst, eine grobe Kolissenreißerei verlangt das Publikum da capo!“

„Ihr übertreibt!“ versetzte Kuno. „Ich gebe zu, daß der Komiker der Liebling ist, aber auch er hat seine Grenze, die er nicht überschreiten darf, das gebildete Publikum kennt und würdigt diese Grenze.“

„Wir reden später noch einmal darüber!“ entgegnete der Musikus. „Wo ward' Ihr bisher engagirt?“

„In Königsberg.“

Dem Musiker entging die düstere Schwermuth des Freundes nicht. Er vermuthete, daß für ihn schmerzliche Erinnerungen sich an den früheren Aufenthaltsort knüpfen mußten und von dem aufrichtigsten Wohlwollen geleitet beschloß er, die Ursache dieser Schwermuth zu ergründen. „Wir sind beide arme Schlucker,“ hob er nach einer Pause an; „Nun Ihr das Licht gebt, muß ich wohl für das Abendbrod sorgen. Erlaubt, daß ich mich dieser Sorge unterziehe und nehmt vorlieb mit dem, was ich Euch biete. — Lehnt mein Anerbieten nicht ab. Ihr seid fremd hier, und ich betrachte Euch heute als meinen Gast.“ — Er schwang sich nach diesen Worten rasch auf das Dach, ging auf dem eben beschriebenen Wege in seine Wohnung und kehrte nach wenigen Minuten mit einer Flasche, einem Bratenrest und einem Laibe Brod zurück. — „Die Ueberreste eines Schmauses, den ich gestern zur Feier meines Wiegenfestes einigen Bekannten gab,“ sagte er lächelnd, während er zwei Gläser füllte; „ich hoffe, sie werden uns munden. Stoßt an; auf gute Kameradschaft in Freud und Leid!“

„Ich thue Bescheid!“ entgegnete der Schauspieler, während er das Glas zum Munde führte. „Hat doch der Mensch kein edleres, schöneres Gut als Liebe und Freundschaft!“

„Wohl gesprochen!“ versetzte Leberecht. „Möge dieses Gut uns bleiben bis an unser Lebensende! — Um den Bund fest und dauerhaft zu schließen, halte ich es für zweckmäßig, daß wir unsre Erlebnisse einander mittheilen. Wenn es Euch genehm ist, beginne ich.“

Kuno fand keinen Grund, diesen Vorschlag zurückzuweisen, der Musiker hatte sein Herz bereits gewonnen.

„Mein Vaterland ist Schwaben,“ begann Leberecht, „mein Geburtsort ein kleines, reizend gelegenes Dörfchen, in welchem mein Vater das Amt des Schulmeisters bekleidete. Er war ein rechtschaffener biederer Mann, Jung und Alt liebte ihn, weil er sich aller Duckmäuserei und Pedanterie fern hielt. Meine Mutter war eine brave, gottesfürchtige Frau, ich dagegen ein Wildfang, ein muthwilliger, leichtsinniger Bursche und fast immer der Rädelsführer, wenn diesem oder jenem Bauern ein Schabernack gespielt wurde. Das Sprüchwort: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“ bewährte sich bei mir nicht, denn ein so vortrefflicher Pädagoge mein Vater auch war, ich fühlte zum Lernen keinen Trieb. Die dumpfe, staubige Schulstube war mir verhaßt. Die Bitten und Ermahnungen meiner Eltern fruchteten nichts, ich lernte nothdürftig lesen, schreiben und rechnen, dabei blieb es. Das Leben hatte für mich eine andere lichtvollere Seite als die, welche mein Vater mir zeigte. Ich ahnte, daß ich zu etwas Höherem geboren war und stellte meine Zukunft dem Schicksal vertrauensvoll anheim. Stundenlang konnte ich im Walde liegen und dem Gesang der Vögel lauschen, Stundenlang in der Dorfschenke sitzen, wenn der blinde Geiger zum Tanz aufspielte, um schweigend den alten Mann zu betrachten, wie er unermüdlich den Bogen führte. Dies war die Poesie meines Lebens, nichts fehlte meinem Glücke, wenn ich den Tönen jener alten Geige, oder dem Gesange der Nachtigall lauschen konnte. Hieraus zu schließen, daß ich selbst Talent zur Musik besitze, fiel weder mir, noch meinem Vater in den Sinn. Meine Mutter gab mir zu bedenken, daß ich bereits dreizehn Jahre alt sei, sie drang in mich, einen Stand zu wählen und mich demselben mit Lust und Liebe hinzugeben, damit ich selbst mein Brod verdienen könne. Die Mutter hatte Recht, ich war ein fauler, unwissender Schlingel, ein Träumer, der seinen Eltern nur Sorge und Kummer bereitete; das sollte, und mußte anders werden. Nach reiflichem Ueberlegen erklärte ich, man möge mich zu einem Kaufmann in die Lehre geben, ich wolle mich befleißigen, etwas Tüchtiges zu lernen, zum Schulmeister sei ich nun einmal verdorben. Nach langem Zögern ging mein Vater auf diesen Vorschlag ein. Der Handelsstand mit seinen Zucker- und Kaffeeballen, seinen Tabaksfässern und Theekisten, war in seinen Augen ein großes Feld, auf dem ein intelligenter Kopf unermeßliche Reichthümer erndten konnte. Ich bin überzeugt, er sah mich im Geiste schon als einen Börsen-Matador in einem mit vier Pferden bespannten Wagen, beladen mit den Schätzen Indiens, zurückkehren. Der gute alte Mann! Der Tod ersparte ihm eine Täuschung, die ihn unsäglich geschmerzt haben würde. Kurz nach meinem Eintritt in das Handlungshaus raffte das Nervenfieber meine Eltern in einem Zeitraum von wenigen Tagen hinweg, ich stand, eine Waise, jetzt allein in der weiten Welt. Meine Stellung gefiel mir nicht, mein Prinzipal war ein engherziger Knicker, meine Beschäftigung einförmig und prosaisch. Da erwachte der Gedanke in meiner Seele, mich der Tonkunst zu weihen. Ich fühlte,

daß ich Lust, Liebe und Talent dazu besaß, fühlte die Kraft in mir, allen Schwierigkeiten zu trotzen, die einem armen Waisenknaben auf dieser Bahn begegnen mußten und beschloß, der Stimme des Schicksals zu gehorchen. So that ich denn eines Morgens meinem bestürzten Prinzipale kund und zu wissen, daß ich noch an demselben Tage sein Haus zu verlassen gedenke. Eine solche Insubordination von Seiten eines Lehrlings war ihm während seiner langjährigen Geschäftspraxis noch nicht begegnet. Er verfehlte nicht, mich zuerst für geistesverwirrt, dann für einen Tollhäusler, endlich für einen leichtsinnigen, undankbaren Burschen zu erklären und ging zum Schluß zu Ermahnungen und Moralpredigten über, die indeß ihren Zweck verfehlten. Ich suchte einen Oheim, den Bruder meiner Mutter auf, der in jener Stadt kümmerlich von der Pension lebte, die er als invalider Feldwebel bezog. Ich wußte, daß der alte Kauz ein leidenschaftlicher Geigenspieler war; wenn er es auch nicht weiter, als zu einem leidlichen Ableiern einiger Tänze gebracht hatte, bildete er sich doch auf seine Fertigkeit nicht wenig ein. Ich ward, wie ich das erwartete, mit offenen Armen empfangen. Der Oheim lobte meinen Entschluß, er weihte mich sofort in die ersten Regeln der Tonkunst ein. Die kleine Pension reichte für uns Beide nicht aus, ich beschäftigte mich täglich einige Stunden mit Noten-Abschreiben und verdiente dadurch manchen blanken Thaler. Schon nach den ersten Monaten überflügelte ich meinen Lehrmeister, er erstaunte, sah ein, daß ich nicht stehen bleiben durfte und empfahl mich eines Tages dem Kapellmeister des städtischen Orchesters. Dieser edle, leutselige Mann war ein begeisterter Verehrer der Musik, ich konnte die Stunde segnen, in der ich mit ihm bekannt wurde. In wenig Jahren brachte ich es auf der Geige wie auf dem Klavier zu einer Fertigkeit, die mich befähigte, in öffentlichen Concerten aufzutretten. Meine Bescheidenheit hielt mich lange von diesem ersten Schritt in die Oeffentlichkeit zurück. Endlich entschloß ich mich mit Zittern und Zagen, den Bitten meines Oheims nachzugeben; mein Gönner, der Musikdirektor, wählte ein leichtes Concertstück für mich und kündigte beim nächsten Casino-Concert mich auf dem Programm an. Na, das Coulissenfieber wird Euch bekannt sein, ich bin überzeugt, Ihr fühlt, wie mir in jenem Augenblick zu Muthe war, in welchem ich zum ersten Male allein vor das Publikum trat. Meine Erscheinung, welcher jener imponirende Künstlerstolz mangelte, der das Auditorium sofort besticht, machte den Eindruck des Gewöhnlichen; meine Aengstlichkeit, die linkische Verbeugung und das unausgesetzte Schielen nach dem Taktstock brachen den Stab über mich, ehe ich mein Spiel begann. Habe ich wirklich mangelhaft gespielt, ich weiß es nicht, mein Lehrer behauptete, mir sei großes Unrecht geschehen, genug, keine Hand regte sich, als ich den Bogen ruhen ließ, Niemand ließ mir eine aufmunternde Anerkennung zu Theil werden. Ich weinte an jenem Abend Thränen der Scham und Wuth.«

»Armer Freund!« sagte Kuno. »Brach so früh schon eine rohe Hand in Eurem Heiligthum die Blüthen, welche der Frühling kaum entfaltet hatte?«

»Ach was, das begegnet Manchen!« fuhr der Musiker unwirsch fort. — »Kurz nach jenem Abende erging die Aufforderung an mich, meiner Militärpflicht Genüge zu leisten, ich folgte freudig diesem Rufe, denn er bot mir eine willkommene Gelegenheit, die Stadt welche ich haßte, für eine geraume Zeit zu verlassen. Ich trat in das Musikcorps des Regiments, welchem ich zugetheilt ward, und lernte das dritte Instrument, das Horn, spielen.«

»Und darin habt Ihr's zu einer Fertigkeit gebracht, welche mich mit Bewunderung erfüllt,« fiel Kuno dem Musiker in's Wort.

»Ich habe Euch schon gebeten, mich mit Eurem Lob zu verschonen,« fuhr dieser fort. »Was hat mir diese Fertigkeit eingebracht? Nichts! Als ich nach Ablauf meiner Dienstzeit in jene Stadt zurückkehrte, hatten mein Oheim und der Musikdirector bereits das Zeitliche gesegnet, ich wandte mich hieher, um hier eine Existenz zu suchen. Es gelang mir, ich ward Mitglied des städtischen Orchesters, gab daneben Privatunterricht und bezog ein Einkommen, welches für meine Bedürfnisse hinreichte. Ich ließ den stolzen Traum meiner Jugend fahren, begnügte mich mit dem, was der Augenblick mir bot, und freute mich an dem Sonnenschein meines Lebens. Da lernte ich sie kennen, die vom Schicksal dazu ausersehen war, dieses Glück zu zertrümmern! Seitdem bin ich ein Anderer geworden.«

»Ihr brecht ab?« fragte der Schauspieler. »Wollt Ihr mir nicht Euer Vertrauen ungeschmälert schenken?«

»Doch, doch!« antwortete der Musiker. »Habt nur einen Augenblick Geduld. Ich gab in vielen hiesigen Familien Klavierunterricht, unter Anderen der Tochter des Commerzienraths Werbing. Die feingebildete, schöne Hermine machte auf mich einen bezaubernden Eindruck. Sie stand im ersten Lenz ihres Lebens, durch meine Adern rollte das feurige Blut der Jugend, ehe ich's ahnte, lag mein Herz in ihren Fesseln. Aber durfte ich wagen, der Tochter des reichen Commerzienraths zu gestehen, was meine Seele bewegte? Ich konnte nur träumen und wünschen; über Wünsche und Träume hinauszugehen, verbot mir meine Pflicht. Ich beschloß dem Anblick der Geliebten zu entsagen und das Haus des Commerzienraths nicht mehr zu betreten. Mit dem festen Vorsatz heute die letzte Stunde geben zu wollen ging ich an einem heitern Frühlingstage hin. Hermine trat mir entgegen, sie war mir nie so schön erschienen, ich vergaß meinen Vorsatz und den Eid, den ich mir geschworen hatte. Das Geschick mischt tückisch seine Loose, es zeigt uns die Sonne, wenn die Gewitterwolke schon über unserm Haupte hängt. Auch mir bewies es an jenem Tage seine Tücke, es raunte dem Mädchen zu, daß es mich auffordern sollte, ein Duett mit ihr zu singen.«

»Ihr thatet es?« fragte Kuno.

»Ich that es!« entgegnete Leberecht mit verbissenem Groll. »Als der letzte Ton verklungen war, faßte ich mir ein Herz, ich erklärte, daß ich heute zum letzten Mal gekommen sei.«

»Nun?« fragte der Schauspieler.

»Fragt nicht so eisig: 'Nun?'« fuhr der Musiker auf. »Die Sonnenstrahlen umspielten die Locken des Mädchens, draußen im Garten sangen und zwitscherten die Vögel dem Frühling

entgegen, und mein Haupt ruhte in dem Schooße der Geliebten, die mich fest umschlungen hielt, als wolle sie nimmer von mir lassen.«

Er schwieg, eine Thräne blitzte in seinen Augen. »Der Traum währte nur kurze Zeit,« hob er nach einer Pause wieder an; »der Commerzienrath entdeckte unser Geheimniß. Ich trat ihm gegenüber wie ein Mann, der sich seines Thun und Lassens bewußt ist, aber das Gefühl, daß ich mich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht hatte, lastete drückend auf mir, ich mußte schweigend die gerechten Vorwürfe einstecken. Die Unterredung endete damit, daß Werbing mir die Thüre wies. An Stelle der mündlichen Unterredung trat jetzt ein verstohlener Briefwechsel. Platonische Liebe ist meine Sache nicht, ich bestürmte die Geliebte, sie möge einen Entschluß fassen, ihr bleibe nur die Wahl zwischen dem Vater und mir. Hermine schwieg zu diesen Aufforderungen, ich entwarf den Plan mit ihr zu fliehen. Ich theilte ihr dies mit und bat sie, mir sofort nach Empfang meines Briefes eine definitive Antwort zu geben. Tags darauf erhielt ich meine sämmtlichen Briefe zurück, denselben war von Seiten des Commerzienraths die Bemerkung beigefügt: Hermine sey die Braut des Grafen Leoni. Ein Wort des Commerzienraths reichte hin, Noth und Elend über mich herauf zu beschwören: er unterließ nicht dieses Wort zu sprechen. Der Musikunterricht ward mir in den wenigen Familien, welche mir treu geblieben waren, gekündigt, der Musikdirektor entließ mich unter dem Vorwande, er habe einen besseren Violinisten engagirt, der klassische Musik zu spielen verstehe, und bereits nach vier Wochen sah ich mich genöthigt, für's liebe Brod in den Dorfschenken zum Tanze zu fiedeln. — — Was sagt Ihr zu der Geschichte? Findet Ihr sie nicht reich an Abwechslung und wegen ihres spannenden Inhalts geeignet zu einem Sujet für ein bürgerliches Schauspiel?«

Kuno fühlte die Bitterkeit die in den letzten Worten lag. »Erlaubt, noch fehlt der Schluß,« sagte er, »die befriedigende Lösung des geschlungenen Knotens.«

»Sie zu suchen überlasse ich Euch, wenn Ihr die Komödie schreiben wollt!«

»Habt Ihr seit jenem Tage nicht wieder versucht, Euch der Geliebten zu nähern?«

»Wohl that ich's!« entgegnete der Musiker, über dessen Lippen ein Lächeln beißender Ironie glitt. — »Thor der ich war, als ich vergaß, daß der Braut des Grafen Leoni ein armer Musiker kein Interesse einflößen kann! — Falschheit, Dein Name ist Weib! Traut den Weibern nicht, guter Freund; sie werfen ihre Netze aus und frohlocken, wenn sie uns gefangen haben....«

»Schüttet nicht das Kind mit dem Bade aus!« fiel der Schauspieler ihm in die Rede. »Ihr seid auf dem besten Wege, den Glauben an die Menschheit, den Glauben an Euch selbst zu verlieren — und weßhalb! Weil Ihr, ein Sklave Eurer Leidenschaften, die Stimme der Vernunft nicht beachtet habt.«

»Brecht ab!« warf Leberecht ungeduldig ein. »Ihr an meiner Stelle würdet nicht anders gehandelt haben.«

»Wann erfolgte jener Bruch?« fragte der Schauspieler.

»Vor zwei Monaten; ich sah Hermine seitdem nur einmal. Wie man sagt: soll ihre Hochzeit mit dem Grafen im nächsten Frühjahr stattfinden.«

»Ihr denkt noch immer an sie?«

»Nein!« entgegnete Leberecht barsch. »Ich habe das Andenken an sie zu Grabe getragen.«

Kuno sah dem Freunde forschend in's Auge, der Blick des Musikers strafte die Behauptung Lüge. — »Vernehmt nun auch meine Erlebnisse,« hob er an; »meine Jugend war nicht minder bewegt. Ich wurde vor ungefähr sechsundzwanzig Jahren in einer deutschen Residenzstadt geboren, meine Mutter starb nach ihrer Niederkunft, eine Schwester meines Vaters übernahm meine Erziehung. Mein Vater konnte hierauf keine Zeit verwenden, weil er als Besitzer eines ausgedehnten Geschäfts den größeren Theil des Jahres sich auf der Reise befand. Ich wuchs heran, ohne den Vater näher kennen zu lernen, ich sah ihn nur selten, er war oft mürrisch und reizbar ich durfte in seiner Gegenwart nicht wagen, mich meinem heiteren Temperament zu überlassen. Ein solches Verhältniß mußte Entfremdung zur Folge haben; dennoch fühlte ich innige Liebe zu dem Vater. Seine Strenge erzeugte in mir knechtische Furcht, ich unterwarf mich schweigend, im Herzen aber grollend seinen Anordnungen. Die Tante war schwach und zu nachlässig gegen meine Fehler; sie gab mir Recht, wenn ich mich über den Vater beschwerte und tröstete mich damit, daß ich später mein eigener Herr sein werde und dann thun und lassen könne, was ich wolle. In Folge dieser Erziehungsmethode lernte ich schon früh meine Gedanken verheimlichen und meiner Umgebung eine gut einstudierte Maske zeigen. Ich sollte Theologie studiren und war in der ersten Zeit mit dem Projekt zu meinem künftigen Berufe einverstanden. Bald aber ward ich der dumpfen Schulstube und der trockenen Lehrmethode herzlich müde, das Studium der todten Sprachen hatte für mich keinen Reiz. — Wie Ihr für Musik, so schwärmte ich für das Theater; ich sparte jeden Heller meines Taschengeldes, um den Vorstellungen von der Gallerie aus beiwohnen zu können. Oben auf dem Olymp fühlte ich mich wohl, und so oft auch meine Tante drohte, dem Vater meine geheimen Gänge entdecken zu wollen, konnte ich mich doch nicht entschließen, denselben zu entsagen. Die Tante, in ihrer orthodoxen Denkweise besorgt, ich könne durch den Besuch des Theaters an Leib und Seele zu Grunde gehn, entzog mir das Taschengeld; ich verkaufte meine Bücher, verstrickte mich in Lügen und half mir so gut wie möglich. Als ich die Secunda absolvirt hatte, hielt mein Vater den Augenblick gekommen, ernstlich mit mir über meinen künftigen Beruf zu reden. Als er mich daran erinnerte, daß ich Theologie studiren sollte, erklärte ich ohne Zögern, ich wolle lieber ein Schneider, denn Pfarrer werden. Mein Vater war bestürzt, eine so kategorische Weigerung hatte er nicht erwartet. Er bat, drohte mit seinem Fluch, ich beharrte bei meiner Erklärung und fügte derselben hinzu, daß ich Schauspieler werden wollte. Die Gründe, die mich zu diesem Entschlusse bewogen, wollte mein Vater nicht hören, er drohte, mich zu enterben. Ich flüchtete zur Tante, sie hatte kein Wort des

Trostes, der Aufmunterung für mich, ein Komödiant war in ihren Augen das non plus ultra der Verderbtheit, der Inbegriff aller Laster. Ich band in der Nacht, welche diesem Tagé folgte, meine Wäsche und einige Kleinigkeiten, die ich als Andenken an alte Freunde nicht entbehren wollte, in ein Taschentuch, stieg durch das Fenster meiner im Erdgeschoße liegenden Schlafstube und wanderte bis zum frühen Morgen auf der Landstraße fort. Um meinem Vater nutzlose Mühe und mir eine Beschämung zu ersparen, schrieb ich ihm von der ersten Poststation aus, daß ich die gewählte Bahn betreten habe und Nichts mich bestimmen könne, dieselbe zu verlassen. Er möge darauf verzichten, mich durch Vermittlung der Polizei zurückzuholen, denn heute in's Elternhaus zurückgebracht, würde ich morgen dasselbe wieder verlassen. In der ersten Stadt, welche mein Fuß betrat, theilte ich unverzüglich dem Theaterdirector mein Vorhaben mit. Er war ein menschenfreundlicher, einsichtsvoller Mann; nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ich Talent besaß und bereit war Alles zu opfern, um meinem Entschlusse treu zu bleiben, bot er mir ein Engagement an. Ich erhielt eine monatliche Gage von sechszehn Thaler und wurde als Statist verwendet. Fleißiges Studium, verbunden mit richtigem Verständniß und einer glühenden Liebe zur Kunst, befähigten mich schon nach Ablauf des ersten halben Jahres, kleine Rollen zu übernehmen; ich ward bereits im zweiten Jahre für Charakter-Rollen an einer Provinzialbühne engagirt. Meine Leistungen waren zwar noch lückenhaft, aber frisch, voll Leben und Wärme, und das Publikum ließ es an aufmunternder Anerkennung nicht fehlen. — Unter den gleichzeitig mit mir engagirten Damen befand sich ein junges, hübsches Mädchen, eine Waise, welche die Noth auf die Bretter geführt hatte. Ihr sanftes, bescheidenes Wesen, ihre gediegenen Kenntnisse und ihr gutes, edles Herz zogen mich zu ihr hin, ich liebte sie und ward wieder geliebt. Meine Gage reichte für unsre Bedürfnisse aus; ich führte Johanna zum Altare, trotz dem bedauernden Achselzucken meiner Collegen und dem geringschätzenden Naserümpfen ihrer Colleginnen. Wir waren namenlos glücklich, im zweiten Jahre unsrer Ehe schenkte der Himmel uns einen Knaben.«

»Und Euer Vater?« forschte Leberecht.

»Er war unversöhnlich. Als ich ihm meine Verlobung anzeigte, schrieb meine Tante mir: mein Thun und Lassen sei dem Vater gleichgültig, ich möge ihn ferner mit Briefen verschonen, er hege die Ueberzeugung, daß ich bald einsehen werde, wie thöricht ich gehandelt habe. Diese Ansicht müsse sie leider theilen, sie wünsche mir das Beste, befürchte aber das Schlimmste. Ich bedurfte zu meiner Heirath der Erlaubniß meines Vaters, er sandte wider mein Erwarten mir den notariellen Einwilligungsact sofort, und legte demselben die Summe bei, welche ich aus dem Vermögen meiner Mutter zu fordern hatte. Aber keine Zeile begleitete diese Sendung; durch Dritte erfuhr ich, daß mein Vater inzwischen sein Geschäft niedergelegt habe und jetzt von den Zinsen seines nicht unbedeutenden Vermögens lebt.«

»Wohnte er hier, ich würde ihn bald eines Besseren belehren!« warf der Musiker ein.

»Ihr kennt den Starrsinn dieses Mannes nicht,« fuhr der Schauspieler fort; »der Zeit allein muß es überlassen bleiben, seine Vorurtheile zu mildern. Hättet Ihr vor einigen Jahren als Freund mir mit Rath und That zur Seite gestanden, vielleicht — aber nein, das Geschick eines Jeden muß sich erfüllen.«

»Ihr bekennt Euch zur Lehre des Fatalismus?« fiel Leberecht ihm in die Rede. »Wer wird so thöricht sein, an ein Fatum zu glauben? Ueberlaßt den Kindern und Kaffeeschwestern die erbärmliche Redensart: 'das Schicksal hat es gewollt, des Schicksals Bestimmung kann Niemand entrinnen.' Der Augenblick nur ist unser, ihn müssen wir festhalten, ihm sollen wir leben! — Fort mit der Vergangenheit, welche mit ihren Erinnerungen die Thatkraft lähmt, fort mit der Zukunft, die als schreckhaftes Trugbild vor den unentschlossenen, zaghaften Träumer tritt! Die Gegenwart, Freund, ist der Urquell der Früchte, welche die Zukunft zur Reife bringt; wer ernten will, muß säen...«

»Und es doch dem Wetter überlassen, welche Ernte die Saat ihr bringt!« unterbrach der Schauspieler.

»Wer Anderen überläßt was er selbst thun kann, der baut auf Sand,« fuhr Leberecht fort. »Selbst ist der Mann, er soll mit starker Hand das Ruder führen und dem Sturme trotzig die eiserne Stirne bieten. — Aber wir schweifen zu weit ab, fahrt in Euren Mittheilungen fort. Weßhalb brachtet ihr die Gattin und Euer Kind nicht mit hieher?«

»Weßhalb?« antwortete Kuno. »Die Antwort darauf straft Eure Behauptung, man dürfe an ein Fatum nicht glauben, Lüge. Vor einem halben Jahre erkrankte mein Kind; der Arzt, den wir zur Rathe zogen, beruhigte uns damit, das Unwohlseyn sey nur eine leichte Erkältung, die keine bedenklichen Folgen haben könne. Wir glaubten ihm, aber das Kind ward von Tag zu Tag hinfälliger. Ich ließ einen anderen jüngeren Arzt kommen, er erklärte der Knabe befinde sich im ersten Stadium der Auszehrung. Da lag es in Trümmern, das stolze, herrliche Luftschloß, welches wir gebaut hatten! Unsere Seelen hingen an dem Kinde, wir hatten nie daran gedacht, daß der Tod es uns rauben könne. Jetzt begann für mich eine unsäglich bittere Schule. Mit blutendem Herzen mußte ich vor das Publikum treten, Worte zu ihm reden, die meinen Gefühlen Hohn sprachen, mit den Lippen lachen, während mein Herz weinte und meine Seele an dem Krankenlager des Lieblings weilte, — o, die Welt weiß nicht, welch schwerer Standpunkt dem Komödianten angewiesen ist! — Die Krankheit des Kindes kostete viel, Doctor und Apotheker verschlangen meine Ersparnisse; um nicht genöthigt zu seyn, Schulden zu machen, mußten wir uns die Gewährung der bescheidensten Wünsche versagen. Ich fügte mich gerne dieser Nothwendigkeit, ich würde gehungert haben, hätte ich dadurch mein Kind retten können. Ich mochte meiner Frau nicht zumuthen, daß sie allein die Nachtwachen übernehmen solle, wir wechselten einander ab, die unausbleibliche Folge war, daß ich bald auf den Brettern nicht mehr leistete, was das Publikum von mir fordern zu müssen glaubte. Die physische Erschöpfung machte mich zum Studium untauglich, ich lernte meine Rollen nur halb, versäumte die Proben, oder erschien zu spät, das führte zwischen

mir und der Direction zu Auseinandersetzungen, die mit der Kündigung meines Contracts endeten. Zwar fand ich hier ein neues Engagement, aber was hatte ich gewonnen? In Bezug auf den Geldpunkt nichts, meine Gage beträgt hier nicht mehr wie dort, ich mußte Weib und Kind verlassen. Der Abschied ward mir unsäglich schwer, mein Weib wollte mich nicht ziehen lassen, mein Kind sah mich aus den großen klugen Augen so treu, so schmerzlich, wehmüthig und leidend an, daß — doch laßt mich abbrechen, Thränen ziemen dem Manne nicht; er soll ja stark und ruhig sein.«

»Ich ehre Euren Kummer,« sagte Leberecht, als der Schauspieler, überwältigt von seinem Schmerz, schwieg. »Glaubt nicht, daß ich die Thräne des Mannes verdamme, sie ist eine kostbare, edle Perle, eine unschätzbare Gabe des Himmels. Die Zeit heilt jede Wunde, sie wird auch Euch vergessen lassen, was Ihr verloren habt.«

»Nimmermehr!« rief Kuno, leidenschaftlich erregt. — »Ihr wißt nicht, mit welcher Gewalt das Vaterherz sich an das Leben des Kindes klammert, wie unendlich lieb man ein solches Wesen haben kann, und könnt deßhalb die Tiefe meines Schmerzes nicht begreifen.«

»Wir wollen darüber nicht streiten,« entgegnete Leberecht; »die Zeit wird lehren wer von uns beiden Recht hat. Doch brechen wir ab, es ist bereits Mitternacht. Stoßt an, was auch kommen mag, wir wollen festhalten an unserm Palladium, der Freundschaft, und in Lust wie Leid treu einander zur Seite stehen!«

»Es sey!« erwiderte Kuno. »Ein Schuft, welcher jenen Schwur vergißt!«

Die beiden Jünglinge leerten die Gläser auf einen Zug und besiegelten den Bund durch einen kräftigen Handdruck. Dann kehrte der Musiker in seine Dachkammer zurück. —

2.

Die Wintersaison wurde mit Shakespeare's Richard III. eröffnet. Leberecht, welcher dieser Vorstellung beiwohnen wollte, weil er seinem Freunde einen Gefallen zu erzeugen glaubte, wenn er ihn auf allfällige Mängel in seiner Leistung aufmerksam machte, hatte Kuno gebeten, ihm ein Plätzchen hinter den Coulissen zu verschaffen, und der Schauspieler war gern auf diese Bitte eingegangen. Er hatte diese Rolle schon oft mit Erfolg gespielt; auch heute erntete er reichen Beifall. Das Publikum rief ihn bei offener Scene, selbst Leberecht wußte seines Lobes kein Ende zu finden.

»Sie speisen heute Abend bei mir,« raunte der Director ihm zu, als er nach dem letzten Act gerufen worden war. »Ohne Widerrede, Graf Leoni wünscht, Sie kennen zu lernen.«

»Graf Leoni?« fragte Kuno erstaunt.

»Sie haben noch nicht von ihm gehört?« fuhr der Director gesprächig fort. »Er ist der Mäcen unsrer Gesellschaft, aber, unter uns gesagt, eigentlich ein blasirter Einfaltspinsel.«

Kuno hatte das Anerbieten ablehnen wollen, jetzt besann er sich eines Anderen. Er beschloß, vorläufig seinem Freunde dieses Zusammentreffen mit Leoni zu verschweigen. Als der Vorhang fiel und er in die Garderobe ging, um sich umzukleiden, bat er den Musiker für den heutigen Abend auf seine Gesellschaft zu verzichten, der Director habe ihn zu einem kameradschaftlichen Essen eingeladen. Er bereute fast, die Einladung angenommen zu haben, außer dem Director und dem Grafen Leoni fand er nicht nur den Komiker, den ersten Liebhaber, die Primadonna der Truppe, sondern auch noch andere ihm unbekannte Herren in dem Saale, deren Lobsprüche und Schmeicheleien ihm bald lästig fielen. Es überraschte ihn, daß außer der ersten Liebhaberin, einem Fräulein Agnes Seehausen, keine Dame eingeladen war, und er konnte sich nicht enthalten sein Erstaunen dem Director gegenüber zu äußern.

»Die Arrangements zu solchen Festlichkeiten trifft stets der Graf Leoni,« antwortete der Director. »Fräulein Seehausen besorgt, die Gunst des verschwenderischen Edelmannes verlieren zu können, hat ihm verboten, außer ihr Damen des Theaters einzuladen.«

»Und der Graf fügt sich diesem Verbot?« fragte Kuno mit wachsendem Erstaunen.

»Er ist in sie verliebt!« fuhr der Director achselzuckend fort. »Sehen Sie nur, wie eifrig er seiner Dame den Hof macht, wie mißtrauisch er die Blicke der Anderen überwacht.«

»Jene Herren sind seine Freunde?«

»Ja, — das heißt, sie geben vor, es zu sein. Seine steten Begleiter sind der Baron von Pahlen, jener schwarzgelockte Herr mit den hellen Pantalons und der gelben Nanking-Weste, Herr Segers, jener blonde schmächtige Jüngling, der mit seinen hellblauen Augen so nüchtern in die Welt schaut. Diese drei bilden ein fast unzertrennliches Kleeblatt in den Boudoirs unsrer Theaterdamen, bei den Orgien ihrer Gesinnungsgenossen und am grünen Tische.«

Diesem Wüstling also mußte der biedere, edelherzige Leberecht das Feld räumen? dachte Kuno. »Irre ich nicht, so ist der Graf Leoni mit der Tochter des Commerzienraths Werbing verlobt,« versetzte er; »ich kann nicht gut glauben....«

»Er wird die Braut heimführen,« fiel der Director ihm ins Wort. »Doch jetzt kommen Sie, die Herren warten bereits auf uns. — Apropos, — wünschen Sie mit einem Ihrer Collegen in vertraulichen Verkehr zu treten, so rathe ich Ihnen, mit dem ersten Liebhaber nicht anzuknüpfen. Warbeck ist ein seichter, leichtsinniger Mensch, der alles Gute und Schöne in den Staub zieht, er paßt zu jenem Kleeblatt vortrefflich. Dagegen kann ich Ihnen unsern Komiker Knaller empfehlen; wenn Sie ihn näher kennen lernen, werden Sie finden, daß er seltene Geistesgaben und umfassende Kenntnisse in der Literatur besitzt.«

Kuno dankte und nahm sich vor, den Rath des Directors zu befolgen. Die Unterhaltung bei Tisch betraf Theaterverhältnisse und die Chronique scandaleuse der sogenannten haute volée, in welcher Leoni sehr bewandert war. Kuno hörte schweigend zu; er fand, daß der Director Recht hatte. Leoni und Warbeck waren seichte und oberflächlich gebildete Menschen, die hinter einem glänzenden Firniß ihre Unwissenheit zu verbergen wußten, Pahlen und Segers schienen ihm Industrie-

ritter zu sein; der Hohn, mit welchem sie Alles in den Staub zogen, die Gleichgültigkeit, mit der sie über ernste Dinge hinweggingen, und die Frivolität ihrer Ansichten über die Religion widerten ihn an. Dagegen fand er an dem Komiker einen gediegenen, wissenschaftlich gebildeten Mann. Was dem Director an wissenschaftlicher Bildung abging, ersetzte eine reiche Erfahrung die auf langjährige Praxis sich stützte. Er besaß einen Fehler, den er offen eingestand: ein allzu leidenschaftliches Temperament. Zorn, Sanftmuth, Haß und Liebe waren bei ihm Kinder des Augenblicks, ein Wort konnte seinen Zorn entflammen, ein Wort ihn mit einem Menschen bis an's Grab befreunden; dieser Fehler hatte ihm mehr Feinde, als Freunde erworben.

Als Champagner aufgetragen wurde, äußerte der Graf sein Befremden, daß der Assessor Leser, der ihm versprochen habe, um elf Uhr erscheinen zu wollen, noch nicht eingetroffen sei. „Ein charmanter junger Mann,“ fuhr er, sich zu dem Director wendend, fort, während er vornehm nachläßig mit der goldenen Uhrkette spielte. „Ich lernte ihn vor einigen Tagen im Schweizer Kaffeehause kennen und bat ihn, heute Abend zu einer Parthie Tempel hieher zu kommen. Er spielt leidenschaftlich und pointirt hoch.“

„Wollen Sie nie auf die Freuden des grünen Tisches verzichten?“ fragte die Primadonna. „Bedenken Sie, die Glücksgöttin ist launisch....“

„Ja!“ fiel Leoni ihr in die Rede; „wer ihre Gunst erringen will, muß ihr kühn in's Auge schauen können. Gesetzt auch, sie wendet mir den Rücken, was thuts?“

„Freilich, was thut's?“ versetzte der Baron von Pahlen. „Die Kasse des Commerzienraths Werbing ist eine Quelle, die nicht so bald versiegt.“

Ein finstrer Blick traf aus den Augen Leoni's den Sprechenden. „Pahlen vergißt, daß ich mich zu einer Heirath mit Hermine Werbing noch nicht entschlossen habe; — aber da kommt Leser,“ fuhr der Graf, einen heiteren Ton anschlagend, fort, „bringen Sie die Karten, Director, mich verlangt zu erfahren, ob die böse Prophezeihung unsrer liebreizenden Seehausen heute schon in Erfüllung gehen wird.“

Der Director stellte, bedenklich den Kopf schüttelnd, ein Ebenholzkästchen auf den Tisch, welches Leoni ohne Zögern öffnete.

Inzwischen fand Kuno Muße, den Assessor genauer zu betrachten. Er mochte ungefähr dreißig Jahre zählen, sein Wuchs war schlank und das Ebenmaß seiner Züge tadellos. In den tiefliegenden Augen aber loderte das verzehrende Feuer der Leidenschaft, die gefurchte Stirne und die welken, fahlen Wangen trugen die Spuren einer ausschweifenden Lebensweise. Seine Hände zitterten, als er die Karten aufnahm, seine leidenschaftliche Erregtheit bildete einen schroffen Gegensatz zu der kaltblütigen Ruhe Leoni's, welcher die Bank übernahm. Pahlen und Segers setzten nur Silber, auch Warbeck fühlte sich bewogen einige Thaler zu opfern; der Assessor dagegen zog eine Geldrolle nach der anderen aus der Tasche. Das Glück war ihm nicht günstig, Leoni gewann.

Es schlug zwei Uhr, als der Assessor endlich die Karten hinwarf. Außer seiner nicht unbeträchtlichen Baarschaft hatte er zweitausend Thaler auf Ehrenwort verloren.

Kuno der sich nicht früher erheben wollte, bis die Gäste sämmtlich aufbrachen, trat in Begleitung des Komikers jetzt den Heimweg an.

„Wofür halten sie den Grafen?“ fragte der letztere, als sie das Haus verlassen hatten. „Sagen Sie mir offen Ihre Meinung.“

Kuno blickte überrascht und mißtrauisch den Kollegen an; sein Mißtrauen schwand als er die treuherzigen Augen mit dem Ausdruck ehrlicher Gemüthlichkeit auf sich gerichtet sah. „So weit ich ihn beurtheilen kann, glaube ich, daß er ein vollendeter Lebemann ist.“

„Ich halte ihn, unter uns gesagt, für einen Menschen, der mit seinem eignen Vermögen tabula rasa gemacht hat und jetzt die nöthigen Existenzmittel zu erschwindeln sucht,“ versetzte der Komiker. „Sein Glück im Spiel geht nicht mit rechten Dingen zu, glauben Sie mir, er betreibt das Spiel gewerbsmäßig. Ich möchte jede Wette darauf eingehen, daß der aufgeblasene Pahlen und der dummdreiste Segers den Gewinn mit ihm theilen. Bemerkten Sie nicht, daß das Kleeblatt verstohlen einander Winke gab?“

Kuno verneinte.

„Sie kennen die Augensprache noch nicht, guter Freund,“ fuhr Knaller fort; „beobachten Sie bei der nächsten Gelegenheit den Grafen schärfer und Sie werden finden, daß ich Recht habe. Warbeck war klug, er ist ein simpler Tropf, dessen Wissen kaum das Niveau des Alltäglichen erreicht, aber er kann seine Leidenschaft beherrschen.“

„Weßhalb ließ der Graf ihn gewinnen, da er doch wissen mußte daß....“

„Ein Kunstgriff!“ fiel der Komiker achselzuckend ihm in's Wort. „Ein Verlust würde Warbeck veranlassen, das Spiel scharf zu beobachten, und dem Grafen kann nichts unbequemer sein, als eine solche Beobachtung.“

„Da Sie so scharf beobachten, werden Sie mir wohl sagen können, ob der Graf Hermine Werbing heirathen wird.“

„Allerdings, wenn nicht unvorhergesehene Fälle eintreten, welche die Heirath unmöglich machen. Weßhalb stellen Sie diese Frage? Nehmen Sie Interesse an der Dame?“

„Nein,“ entgegnete Kuno. „Einen meiner Freunde interessirt es, dieß zu erfahren.“

„Das Fräulein hat, wie es scheint, Manchem den Kopf verrückt,“ versetzte der Komiker. „Ich kenne einen Musikus, der weiland Klavierlehrer in dem Hause des Commerzienraths war und es sich einfallen ließ, seiner schönen Schülerin praktischen Unterricht in der Liebe zu geben. Sein Fall hat mir leid gethan, er muß jetzt für das liebe Brod in den Dorfkneipen fiedeln.“

„Er eben ist jener Freund!“ sagte Kuno. „Er liebt noch jetzt Fräulein Hermine Werbing mit aller Gluth, deren ein jugendliches Herz fähig ist, ich bin entschlossen, mich seiner anzunehmen. Ist die Dame seiner Liebe werth, so will ich ihm ihre Hand zu verschaffen suchen.“

„Nehmen Sie mich zum Verbündeten!“ rief der Komiker. „Ich kann Ihnen mehr nützen, als Sie glauben.“

Kuno ging erfreut auf das Anerbieten ein und verabschiedete sich von seinem Kollegen, der ihm versprach über Leoni die Erkundigungen einziehen zu wollen. — — — —

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Kuno am nächsten Morgen erwachte. Sein erster Gedanke galt der Gattin und dem kranken Kinde, sein zweiter dem Freunde und der Hülfe, die er diesem gelobt hatte. Ihm blieb nicht Zeit lange diesen Gedanken nachzuhangen, neun Uhr war bereits vorbei, um zehn begann die Probe, die er nicht versäumen durfte. Als er das Zimmer verlassen wollte, brachte der Postbote ihm einen Brief in welchem Johanna ihm mittheilte, in dem Befinden des Knaben habe noch nichts sich geändert. Sie bat ihn, ihr zu sagen, ob sie mit dem Kinde die Reise wagen solle, der Arzt rathe zwar ab, aber die Trennung sei gar zu unangenehm, sie glaube, wenn das Kind warm eingehüllt werde, habe man nichts für dasselbe zu befürchten. — Kuno hielt es für rathsamer, sich in die Trennung zu fügen; in diesem Sinne schrieb er, bevor er sich in's Theater begab, rasch einige Zeilen an die Gattin, besorgt, diese könnte ihrem Entschlusse die That folgen lassen ohne die Antwort abzuwarten. — Leoni und der Baron von Pahlen fanden sich zur Probe ein, kurz nach ihnen erschien auch Segers. Diese Herren erlaubten sich, in Gegenwart des Directors den Schauspielern hinsichtlich ihres Spiels Vorschriften zu machen, und Kuno konnte nicht unterlassen, den Director deshalb zur Rede zu stellen. Aber dieser begnügte sich mit der Bemerkung, man müsse mit den Wölfen heulen, wenn man sein Interesse wahren wolle. Der junge Mann wandte dem Director mit kalter Geringschätzung den Rücken und nahm sich vor, den Ersten, der es wagte, ihm Vorschriften zu machen, derb zurechtzuweisen. Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Kuno spielte den Egmont. Sein Auftreten in der ersten Scene schien dem Grafen Leoni nicht würdevoll genug, dem Baron von Pahlen zu spießbürgerlich, dem unwissenden Segers zu linkisch. — „Da haben Sie en miniature das vielköpfige Ungeheuer, „Publikum,“ genannt!“ wandte Kuno sich zu seinen Collegen. „Jeder glaubt, sein Urtheil fällen zu dürfen, so widersinnig diese Urtheile und Meinungen auch ausfallen mögen; nach dem Gesetz dieser Herren soll der Künstler sich ihren Ansichten schweigend fügen. Nun frage ich Sie, heißt es nicht den Bock zum Gärtner machen, wenn man Leuten die Kritik überläßt, welche in der Literatur kaum mehr bewandert sind, denn ein Gymnasiast?“

Pahlen und Segers zuckten kaltblütig die Achseln, sie gaben sich den Anschein als seien sie über dergleichen Vorwürfe erhaben, Leoni aber schleuderte einen Blick glühenden Hasses auf den kühnen Schauspieler und ging rasch davon.

„Mein Gott, was haben Sie angerichtet?“ jammerte der Director, als die Kunstrichter die Bühne verlassen hatten. „Leoni wird alle Hebel in Bewegung setzen, um sie bei dem Publikum in Mißcredit zu bringen, was bleibt Ihnen dann übrig? Sie werden genöthigt sein, ein anderes Engagement zu suchen.“

„Wenn das Publikum sich der Ansicht des Grafen Leoni fügt, so ist es nicht werth, eine gute Bühne zu besitzen,“ entgegnete Kuno gelassen; „ich denke, die Sache wird so schlimm nicht sein.“

„Für jede Claque gibt's eine Gegenclaque!“ versetzte der Komiker. „So blind und befangen das Publikum auch sein mag, das Gute und Gediegene findet bei ihm Anklang. — Ich habe interessante Details über Leoni erfahren,“ fuhr er, dem Collegen näher tretend, fort. „Wenn Sie nach Tisch mir ein Stündchen widmen wollen, besuche ich Sie.“

Kuno nickte, die unterbrochene Probe nahm ihren Fortgang. — — Als der Schauspieler gegen Mittag in die Wohnung Leberecht's trat, erfuhr er durch den Hauswirth, daß der Musiker am verwichenen Abend eine Reise angetreten habe, von der er erst nach acht Tagen zurückzukehren gedachte. — „Wie ist das möglich?“ fragte Kuno erstaunt. „Gestern Abend war Leberecht bis zum Schlusse der Vorstellung bei mir; als wir schieden, erwähnte er seiner Reise mit keiner Silbe.“

„Gedanke, Entschluß und That sind bei ihm das Werk eines Augenblicks,“ entgegnete der Hausherr achselzuckend. „Er kam spät nach Hause, es war bereits elf Uhr, um zwölf fährt der Nachtzug; damit ist er abgereist. — „Sagt dem Herrn Fürst, ich werde innerhalb acht Tagen wieder zurückkommen!“ rief er mir im Hinausgehen zu. „Den Zweck meiner Reise theile ich ihm später mündlich mit.“ Kuno fand in der plötzlichen Abreise seines Freundes nichts Auffallendes. Leberecht hatte vielleicht bei seiner Rückkehr aus dem Theater einen Brief vorgefunden und sich rasch zur Reise entschlossen. Aber unangenehm war es ihm, daß gerade jetzt der Freund ihn verlassen hatte; er konnte sich nicht verhehlen, daß er in dem Grafen Leoni einen Feind besaß, der den Beistand eines treuen uneigennützigen Freundes ihm wünschenswerth machte.

Knaller hielt Wort, er fand sich gleich nach Tisch ein. „Was ich weiß,“ begann er, nachdem er sich gesetzt und eine Cigarre angezündet hatte, „habe ich durch meinen Rasirer erfahren, der den Grafen genau zu kennen behauptet. Im Allgemeinen kann man diesen Leuten nur zur Hälfte glauben, sie übertreiben gern. Als der Barbier kam, lag ich noch im Bett; der gute Mann ist das gewohnt, er wartet mit der größten Bereitwilligkeit bis es mir genehm ist, mein Kinn ihm zur Verfügung zu stellen. Er setzte sich auch heute hin, und vertiefte sich bald so angelegentlich in das Studium der Theaterzeitung, daß er meine Frage, ob er den Commerzienrath Werbing kenne, zweimal überhörte. Ich kann's ihm nicht übel nehmen, ihm war ein Bericht über die Pepita in die Hände gefallen. Erst als er den zwei Quartseiten umfassenden Bericht mit den Augen verschlungen hatte, erinnerte er sich, den Ton meiner Stimme vernommen zu haben. Ein Barbier kennt alle Welt, natürlich kannte der meinige den Commerzienrath Werbing und dessen Tochter, die schöne, vielgepriesene Hermine. Ich warf gleichgültig die Bemerkung hin, Fräulein Werbing werde bald ihre Hochzeit mit dem Grafen Leoni feiern; man sage das junge Paar wolle die Flitterwochen in Frankreich auf einem der zahlreichen Güter des Grafen verbringen. Der Commerzienrath

sey stolz auf die Verschwägerung mit dem altadeligen Geschlecht der Leoni's. Jetzt legte der Barbier los. Ihr hättet hören sollen, wie er seine Galle ausströmen ließ, ich empfand Vergnügen an dem kleinen Manne, der in seinem Zorne bald mit Windeseile über mein Kinn fuhr, bald so bedächtig schabte, als habe er den Gegenstand seines Grolls unter dem Messer, an dessen Todesangst er sich weidete. — »Der Graf Leoni?« fuhr er heraus. »Na, hören Sie, über den sind wir noch lange nicht im Klaren. Woher der Graf gekommen ist, mag der Himmel wissen, wo seine Güter liegen, notabene, wenn er deren besitzt, hat bis dato noch keine lebende Seele erfahren.« — Ich heuchelte wachsendes Erstaunen und nahm den Grafen in Schutz, um den Groll des quecksilbernen Chirurgen zu stacheln. »Vor drei Monaten ist er urplötzlich aufgetaucht,« fuhr mein Barbier fort, »»Niemand weiß, woher er kam, noch wodurch es ihm gelang, sich bei dem Kommerzienrath Werbing so rasch in Gunst zu setzen. Es ist wahr, er hat im Umgang etwas Gewinnendes, ich möchte sagen Bestechendes, wer ihn aber näher kennen lernt, zieht sich von ihm zurück.«

»Weßhalb?« fragte ich.

»Weil er ein leichtsinniger Verschwender, ein Spieler ist. Prahlen kann er, daß Einem die Haare zu Berge stehen, und wenn man's mit der Diogeneslaterne beleuchtet, steckt nichts dahinter. Sie werden dies auch wissen, der Graf nimmt ja so sehr großen Antheil am Theater und den Schauspielern, seine Bornirtheit kann ihnen nicht entgangen sein!«

»Ich zuckte die Achseln und erwiderte, daß ich allerdings bemerkt habe, wie sehr der Graf sich bemühe witzig und tiefgebildet zu scheinen.

»Und dazu« — fuhr der Barbier fort — „liebäugelt er mit der Primadonna, während seine reizende, liebenswürdige Braut ihn vergeblich erwartet."

„Sie liebt ihn wohl sehr?" fragte ich.

„Glauben Sie das nicht!" sagte er hastig. „Von Liebe kann keine Rede sein, denn das Herz des Fräuleins ist bereits versagt. Ja, ja, es ist eine traurige Geschichte, — haben Sie Heine gelesen?" — — Ich sah überrascht auf. Der schaumschlagende Jünger Aesculaps erhob seine mit dem leuchtenden Rasirmesser bewaffnete Rechte und legte die Linke auf's Herz. „Können Sie einen reizenderen, himmlischeren Vers denken, als den:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei!"

fuhr er mit komischem Pathos fort. „Diese Strophe ist die Quintessenz aller Lieder Heine's, in ihr spiegelt die ganze Seele dieses großen Dichter's sich. Wer's noch nicht erfahren hat, wie wahr jene Worte sind, darf nicht darüber mitsprechen." Dem Kleinen standen die Thränen im Auge, im Stillen bat ich ihm das Unrecht ab, welches ich ihm bisher gethan hatte, indem ich glaubte, das Herz eines Barbiers sei für jede tiefere Empfindung unzugänglich. Er wischte den Schaum so behutsam von dem Messer, band die Serviette mit einem solchen Zartgefühl ab, daß ich nicht umhin konnte, ihm die Hand zu reichen und stumm seine feuchte Rechte zu drücken. „Sie verstehen mich," nahm er nach einer Pause wieder das Wort; „hätte ich daran gezweifelt, würde ich Ihnen mein Herz nicht geöffnet haben. Aber kommen wir zur Sache. Eine andere Heine'sche Strophe kann ein gewisser Musiklehrer citiren, der ihre Wahrheit practisch bei dem Fräulein Werbing erprobt hat: „Du hast mich zu Grunde gerichtet, mein Liebchen, was willst Du noch mehr?" Ich mußte gestehen, der Kleine kannte seinen Heine so genau, wie der Schuljunge seinen Katechismus, es machte mir Vergnügen, ihm zuzuhören. Ich holte — den Zauber kennend, der ihn mächtig fesselt, — eine Liqueurflasche, schenkte ein und bat ihn, noch ein halbes Stündchen zu weilen. Das ist freilich tragisch, sagte ich, es könnte aber tragischer sein, wenn Hermine den Musiker noch liebte. „Und dies ist der Fall," entgegnete der Barbier, der inzwischen das Glas geleert hatte, „sie schmachtet und sehnt sich nach ihm, daß es einen Stein erbarmen möchte. Der Alte hat nur um der Geschichte ein Ende zu machen ihre Hand dem Grafen Leoni zugesagt und Hermine fügt sich gehorsam dem Willen des Vaters. Der Musikus, ist entweder eine Memme, oder ein Trotzkopf; ich an seiner Stelle würde durch die Rechnung des Commerzienraths einen Strich gezogen haben. Er läßt Gottes Wasser über Gottes Land laufen; es scheint ihm gleichgültig zu sein, ob seine Liebste den Grafen heirathet, oder nicht." — 'Liebt der Graf seine Braut?' forschte ich. — „Fragen Sie lieber, ob er die Geldkasse seines zukünftigen Schwiegervaters liebt!" antwortete der Kleine mürrisch. „Dem Alten werden die Augen überlaufen, wenn sein Herr Schwiegersohn in den Tresorscheinen und Goldrollen aufräumt. Die Hochzeit soll im nächsten Frühjahr stattfinden, ich prophezeihe dem Commerzienrath, daß er einen heißen Sommer haben wird. Hermine muß drunter leiden, aber weshalb sagt sie zu Allem Ja! Sie sollte energisch auftreten und nöthigenfalls das väterliche Haus verlassen. Der Musikus hat ebenfalls den Kopf verloren; hätte er das Herz auf dem rechten Fleck, würde er nicht davon geschlichen sein, wie die Katze vom Taubenschlag." Ich entschuldigte Leberecht, behauptete derselbe habe aus der Rücksendung seiner Briefe schließen müssen, daß dies mit Genehmigung Herminens geschehen sey, und diese Schlußfolgerung gewinne an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß ein Annäherungsversuch von Fräulein Werbing zurückgewiesen worden sey. Der Barbier packte ganz entrüstet seine Rasirmesser ein, schüttelte schweigend das Haupt und ging davon.

„Wir wissen jetzt, daß Leberecht hoffen darf," nahm Kune das Wort, als der Komiker schwieg. „So lange wir aber nicht selbst mit Herminen in nähere Berührung treten, kann uns diese Gewißheit wenig nützen. Wir müssen für den Musiker handeln, und dieß können wir nur dann, wenn —"

„Der Commerzienrath uns sein Haus öffnet," fiel Knaller ihm in die Rede. „Ich habe hierüber schon nachgedacht und den Weg gefunden, der uns mit Werbing in nähere Berührung führen soll. Graf Leoni fragte mich vor einigen Wochen, ob ich geneigt sey für ihn eine Schachparthie zu übernehmen; ich sagte zu und erfuhr, daß Leoni wöchentlich zwei- bis dreimal

mit dem zukünftigen Schwiegervater eine Parthie Schach spielen muß. Dies ist dem Grafen lästig, zumal er dadurch einige Schäferstunden bei der Seehausen versäumt, und da er nicht erwarten kann, daß der Commerzienrath ihn von dieser Verpflichtung entbinden wird, so ist er auf die Idee gekommen, einen Ersatzmann zu suchen, und seine Wahl fiel auf mich. Derzeit zauderte ich, auf seinen Vorschlag einzugehen, weil meine Einführung mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war."

„Worin bestanden jene Schwierigkeiten?" fragte Kuno.

„Leoni hält es für rathsam, daß ich unter fremdem Namen das Haus Werbing's betrete; er meinte, einen Komödianten werde man über die Achsel ansehn, vor einem Baron bücke in jenen Kreisen Jeder sich. Ich bin kein Freund derartiger Comödien, weil sie in der Regel unangenehme Actschlüsse haben."

„Geben Sie sich unter dem Familiennamen Ihrer Mutter für einen fremden Kaufmann aus," unterbrach Kuno.

„Ist der Komödiant nicht so gut ein Ehrenmann, wie der Bankier und der reichste Fabrikant?" fuhr Knaller gelassen fort. „Die Ignoranten, welche weder die Kunst noch den Künstler achten, glauben ein verdienstliches Werk zu thun, wenn sie Steine auf uns werfen; die, welche die Kunst hochschätzen, müssen den Schauspieler ehren."

„Auch diese meiden uns," entgegnete Kuno, „sie gehen uns ängstlich aus dem Wege, erröthen, wenn ein Bekannter sie in unsrer Gesellschaft sieht und wagen nicht, uns in Schutz zu nehmen, wenn man in ihrer Gegenwart das Verdammungsurtheil über uns fällt. Ich will nicht in Abrede stellen, daß Viele unsrer Genossen nicht den Lebenswandel führen —"

„Adoptiren Sie jene alberne Entschuldigung nicht, die ein Schwachkopf ersonnen hat," fiel der Komiker ihm in die Rede. „Wenn die Schauspieler, mit wenigen Ausnahmen, eine ziemliche Dosis Leichtsinn besitzen und ein ungebundenes Leben führen; so liegt dies in den Verhältnissen, denen sie sich unterwerfen müssen. Kann man von einem Menschen, der heute hier, morgen dort weilt, niemals einen bleibenden Wohnsitz hat und auf den Genuß des Augenblicks angewiesen ist, verlangen, daß er ein Hypochonder oder ein Kopfhänger sein soll? Man wirft ihm vor, er mache Schulden und lebe in den Tag hinein; thut er's allein? Die Mehrzahl der Beamten und Offiziere thut dasselbe; weshalb zieht man sie dem Komödianten vor? Unter den Komödianten gibt's wenige, die so tief sinken, daß sie den Weg des Verbrechens betreten, sie sind mehr oder minder weichherzig, gutmüthig und für alles Schöne empfänglich. Weshalb meidet man sie? Sind wir nicht die Parias der menschlichen Gesellschaft? Gerade deshalb will ich als Komödiant dem Commerzienrath gegenüber treten, nicht jetzt, später, wenn wir unsern Zweck erreicht haben. Mag der Graf mich als Baron einführen, ich werde meine Rolle so gut durchführen, daß nicht der leiseste Argwohn in der Seele des Bankiers auftauchen soll; aber auf den Augenblick, in welchem ich die Maske abwerfen werde, freue ich mich jetzt schon. Ha, wie sie staunen und glotzen werden! die ganze Stadt soll darüber reden. Und nun leben Sie wohl," fuhr er, dem Collegen die Hand reichend, fort; „ich werde meinen Plan unverzüglich in's Werk setzen und heute Abend noch sollen Sie Näheres erfahren." —

Kuno hätte dem Freunde gerne die angenehme Nachricht mitgetheilt, aber sechs Tage verstrichen, und das Fenster der lustigen Musikantenwohnung blieb verschlossen. Inzwischen hatte Knaller mit dem Grafen Leoni, der dem Characterspieler unversöhnlichen Haß nachtrug, Rücksprache genommen und dieser sich bereit erklärt, den Komiker unter dem Namen eines schlesischen Baron von Stichwitz dem Commerzienrath vorzustellen.

An demselben Abend, an welchem die Einführung stattfinden sollte, saß Kuno, in Gedanken vertieft, in seinem Stübchen. Er hatte am Morgen die Nachricht erhalten, daß die Krankheit seines Kindes sich verschlimmert und der Arzt jede Hoffnung aufgegeben habe. Diese Nachricht erschütterte ihn, seine ganze Seele hing an dem Kinde. Wie gerne wäre er hingeeilt an das Lager des theuren Sohnes, um noch einmal in die schönen blauen Augen zu schauen, noch einmal sein Liebstes an's Herz zu drücken, mit dem er all' seine Hoffnungen zu Grabe trug! Wie sehr zog es ihn in diesem Augenblicke zu der treuen, unsäglich geliebten Gattin, die allein die ganze Last ihres Kummers tragen mußte! — Er mußte das Sehnen stillen, und sich schweigend in den Willen des unerbittlichen Fatums fügen, an welches er jetzt fester denn je glaubte. Nach Empfang des Briefes war er sofort zum Theaterdirector geeilt, um einen Urlaub von zwei oder drei Tagen zu fordern. Der Director, besorgt, das Publikum zu erzürnen, wenn er die angekündigte Vorstellung des 'Kaufmanns von Venedig' aussetzte, schlug die Bitte ab. Zwar ließ er es an den üblichen Beileidsbezeugungen nicht fehlen, zwar versuchte er, dem gefolterten Vaterherzen Muth und Trost zuzusprechen, aber konnten seine Worte, die unter diesen Verhältnissen eher wie bitterer Hohn klangen, den Eindruck machen, den sie bezweckten? Bitterkeit gegen den gefühllosen berechnenden Geschäftsmann erfüllte die Seele Kuno's, als er die Wohnung des Directors verließ. Mancher Andere würde eigenmächtig den Urlaub genommen haben und abgereist seyn, Kuno war aber ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung. Der Director spielte die Rolle des Antonio, Kuno die des Shylock. Nie hatte dieser hinreißender gespielt, nie seine Rolle so getreu individualisirt, wie an dem heutigen Abende. Der Haß Shylock's gegen Antonio verwandelte sich in den Haß des tiefgekränkten Vaterherzens gegen den egoistischen Director. Nur diesen sah Kuno, er war nicht Shylock, er war ein Ertrinkender, dem ein Herzloser den letzten Balken entrissen hat.

Leoni war edel genug, die Verdienste seines Feindes anzuerkennen und zu gestehen, daß er die strenge Rüge derzeit verdient habe. Pahlen und Segers pflichteten diesem Geständnisse bei und das Kleeblatt der Kritik vergaß den Groll, den es dem Schauspieler nachgetragen hatte. Auch der Kommerzienrath Werbing und dessen Tochter stimmten in das Lob ein, welches von allen Seiten dem talentvollen Künstler gespendet wurde. Ja, als am Schluß des letzten Actes Kuno wiederholt gerufen wurde, sandte Werbing seinen eigenen Diener auf die Bühne, welcher dem Ueberraschten die Karte des Kommerzien-

raths und eine Einladung zum Souper überbrachte. — Während das Publikum die Räume des Theaters verließ, und jeder den Namen Kuno's im Munde führte, saß der Held des Tages, der Liebling des Publikums, in seinem Garderobezimmer allein, gefoltert von den Qualen der Verzweiflung. Wenn er bedachte, wie theuer er diesen Triumph erkauft hatte, wenn er sich aus diesen Räumen, dem Schauplatz seines Triumphs, an das Sterbebett seines Kindes versetzte, welches jetzt vergebens die Aermchen nach dem Vater ausstreckte, wenn er im Geiste hineinschaute in die tiefblauen, brechenden Augen, die so wehmüthig schmerzlich auf der weinenden Mutter ruhten, wenn er gedachte der einst so rosigen, jetzt welken Lippen, die klagend den Vater riefen, — — o, er hätte das blutende Herz aus der Brust reißen und dem Publikum vor die Füße werfen mögen, welches den eigenen Schmerz von dem erkünstelten nicht zu unterscheiden vermochte!

„Erkennen Sie jetzt, mein Lieber, welchen Gefallen ich Ihnen erzeigte, als ich Ihnen den erbetenen Urlaub verweigerte?" unterbrach der eintretende Director den Gedankengang Kuno's. „Ich wußte, daß Sie in dieser Gemüthsstimmung den Shylock unübertrefflich spielen würden. Ich gratulire; Sie sind jetzt, wie man zu sagen pflegt, ein gemachter Mann nur noch zwei solcher Triumphe, so kann Ihnen ein Engagement an der Hofbühne nicht entgehen. Sie werden übermorgen den Franz Moor spielen, wie ein Gott, den Privatgroll gegen mich, welchen Sie Ihrem Spiele einverleibten, verzeihe ich Ihnen gern. Sobald der erste Schmerz vorüber ist und es in Ihrer Seele wieder ruhig wird, müssen Sie einsehen, daß ich nur Ihr Bestes wollte und meine eigene Existenz mir nicht erlaubte, Ihnen den Urlaub zu bewilligen. Gott weiß, wie schwer es mir geworden ist, Ihnen die Bitte abzuschlagen, aber dafür sehe ich mich jetzt herrlich belohnt."

„Durch die glänzende Einnahme!" fiel Kuno dem Redseligen sarkastisch in's Wort.

„Allerdings," fuhr der Director gesprächig fort. „Weit mehr aber durch den Triumph, der Ihnen zu Theil ward. Ohne Schmeichelei gestehe ich, daß weder mir, noch einem anderen Schauspieler auf dieser Bühne die Ehre wiederfahren ist, zweimal bei offener Scene, und zweimal nach Schluß der Vorstellung gerufen zu werden. Jetzt wollen wir auch den ganzen Shakespeare, Schiller und Göthe einstudiren. Die Leute sollen ihr blaues Wunder sehen und nebenbei einen Begriff von echter Schauspielkunst erhalten. — Uebermorgen geben wir die 'Räuber'; wissen Sie, daß mir Nathan Baruch dreihundert Thaler für die Tageseinnahme geboten hat?"

„Sie hätten zuschlagen sollen!" warf Kuno trocken ein.

Der Director sah betroffen auf, die dunkle Ahnung, daß der Verlust Dessen, durch den er ein reicher Mann zu werden hoffte, ihm bevorstehe, bemächtigte sich seiner Seele. „Weshalb hätte ich jenes Anerbieten annehmen sollen?"

„Weil ich den Franz Moor schlecht spielen werde," fuhr Kuno mit eisiger Ruhe fort. „Ich sah heute Abend Sie auf der Bühne und hatte nicht nöthig, Haß und Verachtung zu erkünsteln."

„Danke verbindlichst," entgegnete der Director. „In den Räubern spiele ich den Spiegelberg, aber ich werde Ihnen Gelegenheit geben, daß Sie mich, so oft Sie auftreten oder abgehen, sehen, damit Ihr Groll nicht einschlummert. Wenn Sie gerecht sein wollen, müssen Sie zugeben, daß ich Ihnen und meinem Interesse gegenüber nicht anders handeln durfte," fuhr er fort. „Ich möchte Ihnen gerne den erbetenen Urlaub bewilligen, aber in Einem Tage können Sie die Reise nicht abmachen und übermorgen früh müssen Sie unfehlbar der Probe beiwohnen."

Kuno lachte bitter auf, sein Lachen klang wie der Hohn eines Verzweifelten. „Sparen Sie Ihre Entschuldigungen," erwiderte er; „ich erlasse sie Ihnen. Sie glauben in mir eine Fundgrube für Ihre Habsucht entdeckt zu haben, aber mir bangt, Sie werden sich täuschen."

Er hatte inzwischen seine Kleidung gewechselt, ohne den verdutzten Director eines Blickes zu würdigen schritt er hinaus. Er fand am Portal des Theaters den Komiker, der seinen Collegen erwartete.

Knaller konnte seine Entrüstung nicht verbergen, als Kuno ihm die Handlungsweise des Directors mittheilte. „Dem habsüchtigen Egoisten geschähe Recht, wenn Sie mit dem nächsten Zuge abführen und ihn mit den Räubern sitzen ließen," sagte er.

„Reden wir nicht weiter darüber!" entgegnete Kuno ruhig; „ich habe mich in den Willen des Schicksals gefügt und werde bleiben."

Arm in Arm schritten die Beiden schweigend ihren Wohnungen zu. Der Komiker wußte bereits, daß sein College eine Einladung Werbings erhalten hatte; aber es überraschte ihn nicht, als Kuno erklärte, daß er dieser Einladung wahrscheinlich nicht Folge leisten werde, weil er sich zu einer heiteren Unterhaltung nicht aufgelegt fühle. —

3.

Von den Blumen, welche er geerntet hatte, nahm Kuno nur eine Rosenknospe mit. Fast zufällig fiel sein Blick auf die Loge des Commerzienraths Werbing; er sah, daß Hermine die Knospe ihm zuwarf. Das Sinnbild der Hoffnung und Liebe durfte er nicht liegen lassen, er hob die Knospe auf, warf einen Blick des Dankes hinauf und drückte die Blüthe leicht an die Lippen. Leoni war zu gleichgültig gegen Alles, was seine Braut speziell betraf, er hatte die Geberde nicht bemerkt, und der Commerzienrath, der in dem verfänglichen Danke nur einen Act ritterlicher Galanterie erblickte, ahnte nicht, in wessen Hände die Knospe übergehen würde. Als der Schauspieler in seiner Wohnung anlangte, warf er einen Blick hinüber auf das Fenster des Nachbars, welches noch immer geschlossen und dunkel war. Mißmuthig darüber, warf er sich angekleidet auf's Bett und überließ sich seinen düsteren Gedanken. Wie sehr sehnte er sich nach dem abwesenden Freunde! Zwar versprach er sich von der nüchternen practischen Denkweise des Musikers keinen besondern Trost, aber er wußte, daß er demselben seinen Kummer anvertrauen konnte. Die Bilder des sterbenden Kindes, der weinenden Gattin, des eigensinnigen Vaters und der von Vorurtheilen befangenen Tante tauchten vor seinem Geiste

auf; mit ihnen zog die Erinnerung an die glücklichen Jugendjahre, an die kleinen Leiden und Freuden im Elternhause seiner Seele vorüber. Vergebens rief er sich die Worte Leberecht's zu daß nur der Augenblick dem Menschen gehöre, daß es Thorheit sey über Vergangenheit und Zukunst zu grübeln, die Bilder und Schatten wichen nicht. — Mitten unter den auf ihn einstürmenden Gedanken entsann Kuno sich der Einladung des Commerzienraths. Der Wunsch, seinem Freunde nützlich zu seyn, und das Verlangen, den düsteren Erinnerungen zu entrinnen, bewogen ihn nachträglich noch zu dem Entschlusse, der Einladung Folge zu leisten.

Es war bereits nahe an Elf, die Einladung lautete auf zehn ein halb Uhr. Er warf sich rasch in den unentbehrlichen Frack und trat den Weg zur Wohnung des Commerzienraths an. Am liebsten wäre er zu Hause geblieben, er fühlte sich zu einer fröhlichen Unterhaltung nicht aufgelegt. Aber nicht Egoist genug, nur an sich zu denken, gab er der innern Stimme nach, welche ihn aufforderte, diese Gelegenheit das Lebensglück des Freundes vielleicht begründen zu können, nicht zu versäumen. Sein Plan war gefaßt, als er vor dem Hause Werbings anlangte; er wollte sich der Tochter des Commerzienraths zu nähern suchen und erforschen, ob sie dem, der sie so innig liebte, noch immer zugethan war. Nur in diesem Falle konnte er auf einen Erfolg seiner Bemühungen rechnen; er zweifelte nicht, daß es alsdann ihm gelingen werde, trotz dem Verbote des Commerzienraths und der Verlobung mit Leoni, die beiden Liebenden wieder zu vereinen. Der Portier, welcher Hut und Mantel in Empfang nahm, zeigte, stumm sich verbeugend, auf die breite, hellerleuchtete, mit weichen Teppichen belegte Treppe, welche der junge Mann ohne Zögern erstieg. Ein reich gallonirter Diener trat auf dem Korridor dem Schauspieler entgegen und begleitete ihn zur Thüre des Salons, in welchem die Gesellschaft bereits zu Tisch saß. Kuno warf rasch einen Blick über die Gesellschaft. Leoni und Knaller waren noch nicht eingetroffen, nur Werbing, Hermine, der Baron von Pahlen und Segers saßen am Tische. —

„Sie haben uns einen vortrefflichen Beweis Ihres Talents gegeben," nahm der Commerzienrath das Wort, als Kuno sich gesetzt hatte; „ich sah bisher nie einen so vortrefflichen Shylock auf der Bühne."

Kuno verbeugte sich, er haßte die Bescheidenheit, mit welcher der eitle Künstler ein verdientes Lob zurückweist, um ein größeres dafür zu ernten, ebensosehr, wie unverdiente Lobhudelei.

„Sie haben uns durch Ihr Spiel, welches in Auffassung wie Durchführung der schwierigen Rolle den vollendeten Künstler verrieth, enthusiasmirt," hob von Pahlen an. „Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Schritt, welchen Sie heute Abend auf Ihrer Künstlerlaufbahn gethan haben; noch einige ähnliche, und Sie stehen an dem Ziele, nach welchem so mancher Künstler sich vergeblich gesehnt hat."

„Sagen Sie, nach welchem jeder Künstler sich vergeblich gesehnt hat," warf Kuno ein.

Der Commerzienrath schüttelte, erstaunt aufschauend sein Haupt. „Sie wollen behaupten, kein Künstler bisher habe aus den Händen seiner Zeitgenossen die Krone unsterblichen Ruhmes empfangen?"

„Nennen Sie dies das Ziel des Künstlers?" entgegnete Kuno ruhig. „Wie wenig kennen Sie das Seelenleben des Künstlers! Er geizt nach Ruhm und Anerkennung, weil er ihrer bedarf, um auf der dornenvollen Bahn auszuharren. Sein Ziel, die innere Selbstbefriedigung, erreicht er nie. Mit welcher Gluth, mit welchem heiligen Eifer baut er das Fundament seines Gebäudes, wie herrlich ist das Bild, welches er sich von dem vollendeten Bau entwirft, wie schlank und stolz sollen die Thürme in die Wolken ragen, wie lustig die Wimpel vom Dache wehen! Mit dem vollendeten Werk will er hintreten vor seine Zeit und ihr zurufen: Mein ganzes Ich führe ich Euch in dieser Schöpfung vor, so wahr, so treu, daß nicht die kleinste Falte meiner Seele Euch verborgen sein kann! Im Vorgenusse seines Triumphs schwelgend, fügt er Stein auf Stein, und der Bau ragt in die Wolken schlank und stolz, wie die Minarets der Moschee, aber er ist nicht das, was der Künstler schaffen wollte! Unbefriedigt, enttäuscht wirft er die Kelle hin, um auf's Neue den Kampf zwischen Wollen und Können zu beginnen. Das, meine Herren, ist das vielbeneidete Loos des Künstlers; der Beifall des Publikums kann ihn nur anfeuern, auszuharren; er blendet ihn nicht."

„Wollte man Ihren Maaßstab anlegen, so wäre der Künstler der unglücklichste unter den Menschen," versetzte Hermine, deren dunkle Augen voll Begeisterung auf dem jungen Manne ruhten. „Und doch behauptet man, er sei der Liebling der Gottheit!"

„Fehlt dem Künstler die sittliche Kraft, die ihn im Kampfe aufrecht hält, fehlt ihm die Elastizität des Geistes, denn allerdings ist er ein Unglücklicher, und geht im Kampfe mit seinem eigenen Ich zu Grunde," entgegnete Kuno. „Der Künstler soll für alle äußeren Eindrücke empfänglich, sich des Augenblicks freuen, zwischen Hoffen und Wünschen die Mitte zu halten wissen, im Kampf zwischen Streben und Schaffen nicht die Verzagtheit zur Vermittlerin rufen und unerschütterlich fest halten an der Hoffnung, daß sein Können einst das Wollen erreichen werde."

„So glauben Sie auch nicht, daß unsre Dichterfürsten das Ziel erreicht haben, welches sie sich setzten?" fragte Hermine. „Halten Sie auch jene Männer nicht für vollendete Künstler?"

„Mein Fräulein, uns ist kein Maßstab gegeben, nach welchem wir den Grad der Vollendung eines Künstlers bemessen können."

Der Eintritt Leoni's der in Begleitung des Komikers kam, brach das Gespräch ab. Die Anwesenheit Kuno's überraschte den Grafen und brachte ihn in Verwirrung. Stellte er seinen Begleiter als Baron von Stichwitz vor, so mußte er befürchten, der Schauspieler werde den Pseudo-Baron entlarven und einen Eclat herbeiführen, dessen Folgen auf ihn den Grafen zurückfielen. Kuno bemerkte die Verlegenheit Leoni's die sich auch dem Komiker mittheilte. „Sieh' da," sagte er, „Graf Leoni führt Ihnen einen Künstler zu, der die Gunst des Publikums mir streitig machen wird. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund, den Komiker Knaller, vorstelle."

Der Commerzienrath, der in dem Begleiter seines künftigen Schwiegersohnes eher den Sprossen eines altadligen Geschlechtes, denn einen Schauspieler vermuthet hatte, machte gute Miene zum bösen Spiel und bat den Komiker, an der Tafel Platz zu nehmen. — Knaller fühlte, daß er seinen ganzen Witz aufbieten mußte, wenn er sich in diesem Hause behaupten wollte, und es gelang ihm, die Gesellschaft, und insbesondere Werbing zufrieden zu stellen.

Mitternacht war vorbei, als die Tafel aufgehoben wurde. Werbing lud die Herren zu einer Parthie Whist ein und bat seine Tochter, bis die Parthie arrangirt sey, die Gesellschaft durch Musik zu erheitern.

„Hermine, spielen Sie den Trauermarsch von Chopin," sagte der Graf; „Sie spielen ihn so schön, so gefühlvoll, daß ich nach unsrer Hochzeit Sie täglich darum bitten werde."

Ein kaum merkbares bitteres Lächeln kräuselte die Oberlippe des hübschen Mädchens, während es den Flügel öffnete. Kuno hatte dieses Lächeln bemerkt, er stand auf und näherte sich dem Instrument. Der Commerzienrath mischte die Karten, Hermine begann das Präludium.

„Sie warfen vorhin die Behauptung auf, daß nach meinem Maßstabe kein Künstler sich glücklich fühlen könne," flüsterte Kuno, welcher neben dem Mädchen stand; „ich vergaß, in meiner Erwiderung eines Falles zu gedenken, der den Künstler für seine Mühe reich belohnt."

„Und dieser Fall?" fragte Hermine erröthend.

„Ein Wort der Anerkennung aus schönem Munde," fuhr Kuno fort. „Auch ich fühlte dieß heute Abend; unter den Blumen und Kränzen, welche ich erntete, bemerkte ich eine Rosenknospe, die eine schöne Hand spendete; ich schätze mich glücklich in ihrem Besitz."

„Hermine, die Note war falsch, verzeihen Sie, daß ich Sie darauf aufmerksam mache!" rief Leoni.

Kuno wandte das Blatt um. „Jene Knospe war mir lieber als alle Blumen und Kränze, wissen Sie weßhalb? Weil ich ein Freundesherz mit derselben unendlich glücklich machen kann, ein Herz, welches sich danach sehnt, ein süßes Pfand von Ihnen zu besitzen. Darf ich in Ihrem Namen ihm die Rose übergeben?"

Kuno las in dem Blick, den Hermine rasch und verstohlen ihm zuwarf, die Genehmigung seiner Bitte. „Ich weiß den Sinn Ihrer Worte nicht zu deuten," entgegnete sie nach einer kurzen, peinlichen Pause. „Die Knospe galt nicht Ihnen, sondern der Kunst, welche Sie vertreten. Ich kenne niemand, der so großes Interesse an mir nimmt, daß jene Blume, in meinem Namen ihm überreicht, ihn glücklich machen könnte!"

„Weichen Sie nicht aus," bat der Schauspieler, „glauben Sie nicht, es gereiche Ihnen zur Schande, wenn Sie Ihre Liebe zu einem Manne bekennen, der im Range unter Ihnen steht."

„Mein Herr!" fiel Hermine ihm in's Wort.

„Ich muß reden, selbst auf die Gefahr hin, Sie zu erzürnen und Ihre Gunst für immer zu verscherzen. Der Mann, in dessen Namen ich zu Ihnen spreche, ist mein Freund, ich weiß, daß er Ihr Bild treu im Herzen trägt, weiß, daß Sie seine Liebe erwidern."

„Genug!" unterbrach das Mädchen ihn rasch, indem es sich erhob. „Ich vertraue darauf, daß Ihr Zartgefühl Ihnen sagen wird, welche Antwort Sie Ihrem Freunde geben sollen. Wenn Ihnen an meiner Achtung etwas liegt, so werden Sie nie in meiner Gegenwart auf diesen Punkt zurückkommen; ich bin, wie Sie wissen, Braut und meine Pflicht gebietet mir, dem Bräutigam mit ganzer Seele anzugehören." — Ehe Kuno eine Erwiderung geben konnte, hatte Hermine den Saal verlassen. Mißmuthig, sich mit einem so geringen Erfolge begnügen zu müssen, trat der Schauspieler an den Spieltisch, wo das ruhige, gemüthliche Whist bereits dem leidenschaftlichen „Tempeln" Platz gemacht hatte. Leoni führte auch heute die Bank, und wie an jenem Abend der Assessor Leser, mußte heute der Commerzienrath die Ungunst der Glücksgöttin empfinden. Er verlor eine Geldrolle nach der andern und Kuno konnte sich eines Argwohns nicht erwehren, als er bemerkte, daß auch dießmal der Hauptgewinn in die Tasche des Grafen floß. Werbing war aufgeregt, der Dämon der entfesselten Leidenschaften beherrschte ihn ganz, er spielte hoch und verdoppelte von Zeit zu Zeit den Einsatz. Die Lippen des Grafen umspielte ein feines Lächeln, so oft der Commerzienrath die nasse Stirne trocknete und eine Goldrolle hinwarf; es war das Lächeln eines Teufels, der sich an den Qualen seines Opfers weidet. Der Commerzienrath warf endlich mit dem Ruf: „Va banque!" ein Portefeuille auf den König. Der Graf schaute seinen zukünftigen Schwiegervater fragend an.

„Sie müssen halten!" brauste Werbing auf, der in dem Blick des Bankhalters eine Weigerung las. „Zehntausend Thaler enthält dieses Portefeuille, Sie haben bereits dreitausend von mir in Händen, für den Rest der Summe gibt Ihr Ehrenwort mir genügende Sicherheit. Ziehen Sie ab; drei Könige sind gefallen, der vierte wird entscheiden, ob das Glück Ihnen oder mir den Vorzug gibt."

Leoni zuckte schweigend die Achseln, warf den beiden Schauspielern einen Blick zu, in welchem Furcht und Haß sich spiegelten und zog ab. In athemloser Spannung blickte der Komiker scharf und unverwandt auf die Hände des Grafen, der mit erheuchelter Ruhe die gezogenen Karten abrief; der Commerzienrath sah starr auf sein Portefeuille. Die Karte fiel, ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des alten Mannes, er hatte verloren.

„Das Spiel ist zu Ende, morgen gebe ich Ihnen Revanche," sagte Leoni, indem er das Portefeuille einsteckte. „Vielleicht ist die Glücksgöttin morgen mit Ihnen im Bunde."

„Schon gut!" unterbrach Werbing ihn heftig. „Der Verlust ist für mich nicht bedeutend, verlieren wir weiter kein Wort darüber."

„Habt Ihr's bemerkt?" fragte Knaller, als er in Gesellschaft seines Kollegen durch die dunkeln, stillen Straßen dem Stadtviertel zuschritt, in welchem die beiden Schauspieler wohnten. „Seht Ihr, wie kunstgerecht der Schuft die Volte schlug?"

Kuno nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Jetzt werdet Ihr mir wohl beipflichten, wenn ich behaupte, daß Leoni ein Abenteurer ist,“ fuhr Knaller fort; „aber wir werden ihn entlarven.“

„Weßhalb thatet Ihr dieß nicht schon heute Abend?“ fragte Kuno.

„Blieb mir Zeit dazu?“ entgegnete der Komiker. „Und wenn ich auch „Halt!“ gerufen hätte, als der Graf die Karte mit unglaublicher Virtuosität unter das Häufchen escamotirte, welches er noch in der Hand hielt, würde der Commerzienrath mir Dank gewußt haben? Ihr kennt die Spieler nicht, guter Freund; jede Störung im Spiele, bringt sie ihnen auch Vortheil, reizt sie. Außerdem würde ich mit meiner Anklage nicht durchgekommen seyn; mein einziger Zeuge waret Ihr. Leoni hatte dagegen den Baron von Pahlen und Segers auf seiner Seite, die, ich bin fest davon überzeugt, ihr Ehrenwort verpfändet hätten, um meine Behauptung zu entkräften.“

„Begehen wir nicht ein Unrecht, wenn wir den Grafen in ungestörtem Besitz der erschwindelten Summe lassen?“ fragte Kuno.

„Können wir's ändern? Sollen wir den Commerzienrath warnen und uns der Gefahr aussetzen, wegen Injurien vor Gericht gefordert zu werden? Lassen wir der Sache ruhig ihren Lauf, der Commerzienrath wird den Verlust verschmerzen. Nur eine vollständige Entlarvung, gestützt auf unumstößliche Beweise, kann Herminen vor einer Heirath mit diesem Elenden retten; ich habe im Laufe dieses Abends den Commerzienrath genugsam kennen gelernt, um zu wissen, daß er ein stolzer und eigensinniger Mensch ist. Doch wir reden darüber morgen noch, unsere Wege trennen sich hier und gleich mir werdet auch Ihr Euch nach Ruhe sehnen.“

Er bog nach diesen Worten in eine Seitenstraße ein, Kuno setzte seinen Weg fort. Kaum sah der Schauspieler sich allein, als auch die beängstigenden Bilder, denen zu entfliehen er die Gesellschaft gesucht hatte, zurückkehrten. Als er die Thüre seiner Dachstube öffnete trat Leberecht ihm lächelnd entgegen.

„Ihr werdet denken, ich liebe das Geheimnißvolle,“ hob der letztere an; „ich gehe, ohne Euch vorher davon zu benachrichtigen, bleibe acht Tage aus, ohne Euch wissen zu lassen, wo ich weile und kehre ebenso plötzlich und unerwartet zurück.“

„Ich finde hierin nichts Auffallendes,“ entgegnete Kuno; „nur war es mir unangenehm, Eure Gesellschaft so lange entbehren zu müssen.“

„Dieß beweist mir, daß ich Euch nicht gleichgültig bin, und diese Entdeckung freut mich, weil ich während meiner Trennung von Euch gefühlt habe, daß Eure Freundschaft mir theuer ist,“ versetzte der Musiker. „Heute Abend kehrte ich mit dem letzten Zug zurück, ich sah kein Licht in Eurer Stube und vermuthete, daß Ihr schon zu Bette gegangen wäret. Ohne Zögern verfügte ich mich auf dem Euch bekannten Wege hierher, das Fenster war verschlossen, ich zertrümmerte eine Scheibe und stieg ein. Als ich Euch nicht fand, zündete ich ein Licht an, entschlossen, Euch zu erwarten.“

„Darf ich Ziel und Zweck Eurer Reise wissen?“ fragte Kuno.

„Laßt das vorläufig mein Geheimniß bleiben, ich habe besondere Gründe dazu und werde Euch diese später auseinandersetzen.“

Kuno fühlte sich einigermaßen durch die Geheimthuerei Leberechts, welche er für Mangel an Vertrauen hielt, verletzt, aber der offene, heitere Blick des Freundes, die Freude, seinem Kummer jetzt Worte verleihen zu können, verscheuchten bald seine Mißstimmung. Er berichtete die Ereignisse der letzten Tage, so weit sie ihn betrafen. Leberecht fuhr zornig auf, als er vernahm, wie hartherzig und egoistisch der Theaterdirektor sich benommen hatte. „Ich hätte an Eurer Stelle seyn sollen!“ rief er. „Wenn ich nicht über den Egoisten hergefallen wäre, wie der Löwe über den Leoparden, will ich ein Schelm seyn, — aber diese Leute wissen wie weit sie gehen dürfen.“

Kuno nahm die Rosenknospe aus dem Wasser, in welches er sie gestellt hatte. „Seht hier das Einzige, was ich von den geernteten Blüthen und Kränzen des Mitnehmens werth achtete! Rathet, wer dieses Frühlingskind spendete und für wen ich es aufhob?“

Leberecht blickte bald auf die Knospe, bald in das Antlitz des Freundes, der ihm lächelnd in's Auge schaute. „Laßt die begrabene Hoffnung ruhen,“ entgegnete er, „stellt die Knospe wieder in's Wasser und freut Euch ihrer Schönheit, wenn sie sich erschließt; ein Anderes hat ihre Geberin nicht bezweckt.“

Kuno berichtete seinem Freunde jetzt die Unterredung zwischen Knaller und dem Barbier, sowie sein Gespräch mit Herminen, und berührte zum Schlusse den Verdacht, den er, wie der Komiker, hinsichtlich des Grafen Leoni hegten. Leberecht hörte schweigend, in gespannter Erwartung diese Mittheilungen an. Als Kuno schwieg, glitt ein Strahl seliger Freude über das Antlitz des Musikers, während er die Knospe an die Lippen drückte.

„Ich danke Euch,“ sagte er, indem er dem Freunde die Hand reichte; „möge es mir gelingen, Euch die Liebe, welche Ihr mir erzeigt habt, zu vergelten. Ist Euer Plan, hinsichtlich der Entlarvung Leoni's, schon entworfen?“

Noch nicht, ich werde denselben morgen gemeinschaftlich mit Knaller, soweit er sich jetzt schon entwerfen läßt, feststellen. Ihr müßt aus dem Spiele bleiben; Euer Bündniß mit uns könnte den Grafen bestimmen, auf seiner Hut zu seyn.“

Der Musiker hatte die Knospe in seine Brieftasche gelegt und sich erhoben. „Es ist Zeit, daß wir unser Lager aufsuchen,“ versetzte er; „der Wächter hat bereits die dritte Stunde abgerufen. Hängt Euren Rock vor die zertrümmerte Scheibe, und schlaft wohl; morgen nach dem Frühstück werde ich Euch besuchen, um zu sehen, ob ein Brief Eurer Frau angekommen ist. Zieht Euch den Tod Eures Kindes nicht so sehr zu Gemüthe,“ fuhr er fort, indem er die Hand auf die Schulter des Freundes legte und diesem mit treuherziger Theilnahme in's Auge schaute; „die Gattin bleibt Euch, in ihrer Liebe werdet Ihr für den Verlust hinreichend Ersatz finden. Bedenkt, daß es Eure Pflicht ist, die Mutter zu trösten; durch Eure Klagen würdet Ihr diese Pflicht schlecht erfüllen.“

Kuno war zu ermüdet, um über die letzten Worte des

Freundes lange nachzudenken, er sank schon nach wenigen Augenblicken in die Arme des mitleidigen Schlummergotts. Am nächsten Morgen brachte der Postbote einen Brief, er enthielt die Nachricht, daß das Kind gestorben war. Ein dumpfer Schrei der Verzweiflung entrann sich der Brust des Schauspielers, dessen Händen der Brief entfiel. Er liebte sein Kind leidenschaftlich, der Verlust desselben schlug seinem Herzen eine tiefe Wunde. „Alles, Alles verloren!“ murmelte er, indem er das Antlitz in die Hände barg und das Haupt auf die Brust sinken ließ. „O Gott, Deine Wege sind unerforschlich; gib mir Kraft, daß ich Deinen Rathschlüssen mich geduldig und ohne Murren füge!“

„Wie dürft Ihr sagen, daß Alles für Euch verloren sey!“ versetzte Leberecht, der unbemerkt eingetreten war und den Brief aufgehoben hatte. „Bleibt Euch nicht die Gattin, die Leid und Freude, Lust und Noth mit Euch theilt? Hadert nicht mit dem Schicksal, daß es Euch Eines Eurer Lieben nahm; dankt ihm vielmehr, daß es Euch ein Anderes ließ, an dessen Herzen Ihr eine Zuflucht findet! Seid ein Mann!“ fuhr er fort. „Klagen und Weinen ziemt dem schwachen Weibe, der Mann soll dem Schicksal eine eiserne Stirne bieten!“

Kuno blickte schmerzlich bewegt zu dem Freunde auf. „Ihr wißt nicht, mit welcher Liebe das Vaterherz an dem Kinde hängt,“ entgegnete er; „Ihr könnt die Tiefe meines Schmerzes nicht begreifen, weil Ihr die Größe meines Verlustes nicht kennt.“

„Sehen wir davon ab,“ unterbrach Leberecht ihn. „Je erbitterter der Kampf, desto fester stehe der Mann! Will der Schmerz Euch übermannen, flieht an die Brust Eures Weibes, dort findet Ihr Trost. Hört ihre Worte: „Es drängt mich fort von hier, wo Alles an unsern theuren Liebling mich erinnert, hin zu Dir, Du Einziggeliebter. Muth, mein Geliebter! haben wir auch viel verloren, Viel ist uns geblieben, wir wollen dem Lenker des Weltenschicksals danken, daß er uns nicht Alles nahm! Ein inniges Beisammenleben wird uns vergessen lassen, was wir verloren, und die Hoffnung auf ein Wiederfinden dort oben, wandelt unsern Schmerz in ruhige Wehmuth.“

Kuno fühlte sich wunderbar getröstet, er hatte das Haupt erhoben, mit dem Ausdruck der Ergebung und frommen Gottvertrauens hing sein Blick an den Lippen des Freundes, der das menschliche Herz kannte und die Saiten desselben zu treffen verstand. „Sie hat Recht,“ sagte er; „das Schicksal nahm mir nicht Alles, den größeren Theil meines Glücks ließ es mir, ich will nicht mit ihm hadern.“

„Gleich nach Beerdigung des Kindes, welche übermorgen stattfindet, werde ich abreisen,“ las Leberecht weiter, „unsere Angelegenheiten hier sind geordnet, meiner Reise steht kein Hinderniß im Wege, ich gedenke am dreizehnten dieses Monats Abends dort einzutreffen.“

„Also morgen!“ warf Kuno ein.

„Ganz recht, morgen!“ entgegnete der Musiker, indem er den Brief auf den Tisch legte und mit verschränkten Armen an's Fenster trat. „Habt ihr vor Ankunft Eurer Frau noch irgend etwas zu besorgen, so verfügt über mich.“

Der Schauspieler wachte aus seinem Brüten auf; er fuhr mit der Hand einige Male über die Augen, um die düsteren Bilder zu verscheuchen und erhob sich.

„Ich danke Euch für dieses Anerbieten,“ entgegnete er, „erlaubt, daß ich von demselben Gebrauch mache. Ihr seht selbst, daß ich meine Frau nicht in diese Dachkammer führen kann; ich hatte diesen Winkel gemiethet für die Zeit, welche ich hier allein zubringen mußte und, offen gesagt, weil die Krankheit meines Kindes mich nöthigte, mich in meinen Bedürfnissen einzuschränken. Es wird schwer halten, bis morgen Abend eine geeignete Wohnung zu finden.“

„Sie ist bereits gefunden,“ fiel der Musiker ihm in's Wort. „Vor acht Tagen bot ein Bekannter mir eine freundliche, hübsch eingerichtete Wohnung in der Nähe des Theaters, bestehend aus drei Zimmern und einer Küche, an; ich glaube, daß sie noch frei ist und will sogleich hingehen, um mich danach zu erkundigen. Habt Ihr kein weiteres Anliegen?“

„Wenn Ihr so gut seyn wollt, meine Frau morgen Abend am Bahnhofe in Empfang zu nehmen, Ihr wißt, ich spiele den Franz Moor und kann also nicht bestimmen, ob ich so früh fertig sein werde. Bemerkt Euch, daß sie eine große, schlanke Blondine ist; ich theilte ihr bereits mit, daß ich an Euch einen Freund gefunden habe —“

„So bedarf es keiner weitläufigen Vorstellung und Auseinandersetzung?“ unterbrach Leberecht, der bereits das Fenster geöffnet hatte, um in seine Wohnung zurückzukehren. „Auf Wiedersehen also, ich werde den Miethkontrakt in's Theater bringen, Ihr könnt dann nach der Probe die Wohnung ansehen.“

Nachdem Kuno seinem Hausherrn gekündigt und in einer Restauration ein frugales Frühstück eingenommen hatte, begab er sich in's Theater, wo der Komiker schon seit einer halben Stunde ihn erwartete. Er erfuhr durch diesen, daß der Commerzienrath das Arrangement getroffen habe, von jetzt ab zweimal wöchentlich Gesellschaft zu empfangen. „Ich kenne den Portier des Commerzienraths sehr genau,“ schloß Knaller seine Mittheilungen. „Heute Morgen suchte ich ihn auf, um zu erfahren, ob Leoni auch in geschäftlicher Beziehung mit Werbing in Verbindung steht. Der Portier erwiderte, der Graf gehe im Laufe des Tages oft aus und ein, besuche dann und wann auch das Comptoir, aber was in letzterem verhandelt werde, könne er nur dann erfahren, wenn er sich hinter einige Lehrlinge stecke. Er versprach mir, die nöthigen Nachforschungen anzustellen; ich erfuhr außerdem, daß der Commerzienrath an uns beiden Gefallen gefunden und jenen Entschluß heute Morgen beim Frühstück geäußert hat. Außer uns beiden werden nur Leoni, Pahlen und Segers an jenen Abenden erscheinen. Ich vermuthe, der Commerzienrath will von Leoni für den bedeutenden Verlust im Spiele Revanche fordern. Bemerkten Sie gestern Abend, wie sehr das Spiel ihn aufregte? Leoni hat die Leidenschaft des alten Mannes geweckt und ich befürchte, sie wird nicht sobald wieder einschlummern.“

In diesem Augenblick trat der Direktor, in Begleitung Leoni's, auf die Bühne, die Probe begann. Leoni entfernte sich bald wieder, gleich darauf erschien Leberecht. Kuno stellte seinem Freund den Komiker vor und verließ in Begleitung Beider das Schauspielhaus, um seine neue Wohnung zu besichtigen.

Kuno fühlte sich in den lustigen freundlichen Räumen, die er am Mittag des nächsten Tages bezog, bald heimisch. Er dankte dem Freunde, der kurz nach Tisch eintrat, um zu sehen, ob er sich in irgend einer Weise nützlich machen könnte, mit warmen Worten.

„Laßt es gut seyn," unterbrach Leberecht ihn, indem er sich in einen Sessel warf; „solche Kleinigkeiten bedürfen keines Danks; was sind sie im Vergleich zu der Aufgabe, der Ihr Euch meinetwillen unterzieht? Reden wir von etwas Anderem. Glaubt Ihr, daß eine Zusammenkunft zwischen mir und Hermine zu ermöglichen sey?"

Den Schauspieler setzte diese unerwartete Frage in Erstaunen.

„Ihr seid überrascht," fuhr der Musiker fort, „und doch liegt meine Frage sehr nahe. Mein Wahlspruch ist: 'Auf geradem Wege ohne Furcht zum Ziele!' Mag sein, daß derselbe in unsrer Zeit nicht mehr viel gilt, ich habe gefunden, daß man mit ihm am besten fährt. List und Verstellung sind die Zuflucht feiger Memmen; offen und ohne Furcht den vorgezeichneten Weg gehn, ist eines Mannes, der Ehre und Character besitzt, würdig. Deshalb habe ich gedacht, es sei unter den obwaltenden Umständen das Beste, wenn ich Herminen bitte, mir ohne Rückhalt zu sagen, ob Eure Behauptung, daß sie mich noch immer liebe, wahr ist. Fällt ihre Antwort aus, wie ich wünsche, so nehme ich den Kampf mit dem Schicksal wieder auf; im anderen Falle wäre es thöricht, Hoffnungen und Wünsche zu hegen, die sich nie verwirklichen können."

„Ihr seid zu stürmisch," entgegnete Kuno, den die Ungeduld des Freundes mit banger Besorgniß erfüllte. „Bedenkt vor Allem Eure gegenwärtige Stellung zu Herminen. Sie glaubt, Ihr habet sie aufgegeben und Ihre Erbitterung gegen Euch mußte Euer Stillschweigen mehr und mehr befestigen. Tretet Ihr jetzt, ohne daß sie darauf vorbereitet ist, ihr gegenüber, so wird diese Erbittung jede bessere Regung in ihrem Herzen ersticken. Bedenkt dies und gönnt uns Zeit, den Grafen zu entlarven und so den Weg zu bahnen, der Euch dann um so rascher und sicherer an's Ziel bringen wird."

„Wahre Liebe ist jederzeit zur Versöhnung bereit," unterbrach Leberecht ihn ruhig; „ich suche nur diese, — was kümmert mich Leoni?"

„Viel, sehr viel! So lange er nicht beseitigt ist, dürft Ihr nie daran denken, die Einwilligung Werbings zu erhalten, und ohne diese wird Hermine —"

„Die Sorge, ihn zu beseitigen, will ich Euch überlassen; verschafft mir nur eine Zusammenkunft mit Herminen."

„Wenn in einer leicht erklärlichen Aufwallung der Erbitterung Hermine Euch zurückstößt, wollt Ihr alsdann Euren Ansprüchen für immer entsagen?" fragte Kuno. „Wollt Ihr Euer Lebensglück von diesem einen Augenblick abhängig machen?"

„Euch auf diese Frage eine Antwort zu geben ist mir jetzt nicht möglich," antwortete Leberecht.

„Nun wohl, ich will mein Möglichstes thun, die Erfüllung Eures Wunsches herbeizuführen," versetzte der Schauspieler. „Knaller kennt den Portier, er soll noch heute Rücksprache mit ihm nehmen." —

Die Unterhaltung stockte. Kuno versank in düstres Sinnen, während der Musiker sich ganz der Hoffnung hingab, welche seine Seele erfüllte. — „Habt Ihr nicht Lust einmal selbst das Feld der dramatischen Dichtkunst zu betreten?" hob Leberecht nach einer Weile an.

„Glaubt Ihr, weil ich ein leidlicher Schauspieler sey, müsse ich auch das Talent eines Dramatikers besitzen?" fragte Kuno.

„Und weshalb nicht?" fuhr Leberecht fort. „Gebt Euch einmal an's Werk; ich glaube, Ihr werdet ein tüchtiges Stück schaffen, wenn Ihr mit Lust und Liebe arbeitet."

„Jetzt könnte ich mit Euren eigenen Worten antworten," erwiderte Kuno: „laßt die begrabene Hoffnung ruhen!"

„So habt Ihr früher schon diesen Vorsatz gehegt?"

„Allerdings, ich schrieb ein Stück, brachte es aber nur zur Hälfte fertig und ließ es liegen, weil ich einsah, daß ich es nicht vollenden konnte."

„Pah, wer wird so rasch verzagen!" sagte der Musiker. „Damals besaßet Ihr weder die Erfahrung, noch die Bühnenkenntniß, welche Ihr Euch mit der Zeit angeeignet habt. Versucht es noch einmal, ein dankbarer Stoff liegt Euch nahe."

„Welcher?" fragte der Schauspieler hastig.

„Eure eigenen Erlebnisse liefern ihn; nehmt den Zwist mit Eurem Vater zum Sujet, flechtet einige interessante Verwicklungen und geistreiche Lösungen hinein, haltet den Dialog knapp, frei von Polemik und weinerlichem Sentiment, so kann es nicht fehlen, daß Ihr ein Stück schafft, welches Euch Ehre und Ruhm einbringt."

„Just dasselbe Thema wählte ich derzeit," versetzte Kuno. „Die ersten Anlagen und Verwicklungen machten mir keine Schwierigkeit, bei der Lösung des Knotens aber blieb ich stecken. Wollt Ihr das Fragment lesen? hier ist es," fuhr er fort, indem er ein ziemlich umfangreiches Heft aus seiner Büchermappe nahm und dasselbe dem Musiker überreichte, dessen Lippen ein Lächeln freudigen Triumphs umspielte.

„Ich werde es prüfen, verlaßt Euch darauf Ist der Entwurf gut, so müßt Ihr das Stück vollenden. Die anregende Beschäftigung verscheucht Eure trüben Gedanken, und erfreut Euer erstes Werk sich einer günstigen Beurtheilung, so dürft Ihr ruhig in die Zukunft sehen."

„Wir wollen uns nicht zu früh Illusionen hingeben, die in Nebel zerrinnen könnten," versetzte der Schauspieler, der die Hoffnung seines Freundes nicht theilte.

Leberecht steckte das Manuscript ein und nahm seinen Hut. „Auf Wiedersehen also heute Abend," sagte er, indem er dem Freunde die Hand reichte. „Ich werde während der Vorstellung hinter den Coulissen sein und das Theater erst verlassen wann es Zeit ist, zum Bahnhof zu gehen. — Ich kann ja über meine Zeit verfügen, wie es mir beliebt," fuhr er mit

einem Anflug von Bitterkeit fort, „das Copiergeschäft liegt augenblicklich still, und die Bälle und Tanzvergnügen beginnen erst im nächsten Monat. — In den Zeiten des Ueberflusses habe ich eine kleine Summe erspart, bis diese verausgabt ist, wird unser Herrgott wohl Rath schaffen. Ich spiele Horn, Geige und Klavier mit gleicher Fertigkeit und muß, um mir das trockene Brod zu verdienen, in den Dorfkneipen zum Tanze fiedeln, während Mancher, der sein Instrument kaum zu handhaben versteht und höchstens auf einige Paradestückchen eingeübt ist, im Orchester sitzt und eine große Gage bezieht. Ich setze mich darüber hinweg und denke, es ist einmal der Lauf der Welt, daß die Kunst nach Brod gehen muß, während der Dilettantismus sich breit macht."

„Das Unglück hat ihn verbittert," murmelte Kuno, als der Musiker sich entfernt hatte. „Wenn der Sonnenschein des Glücks die Eisrinde löst, welche das Unglück um sein Herz gezogen hat, wird er seine Ansicht ändern."

Das Theater war an diesem Abend bis in die letzten Räume besetzt, man erwartete einen 'Franz Moor', der alles bisher dagewesene übertraf. Kuno wußte, welche Anforderungen das Publikum an ihn stellte und befürchtete denselben nicht entsprechen zu können. Die gedrückte Stimmung in der er sich befand, der Groll, den er gegen das Geschick im Busen trug, und die fieberhafte Spannung, in welche ihn die bevorstehende Ankunft der Gattin versetzte, ließen ihn nicht ohne Grund befürchten, daß er oft in Gedanken abwesend und zerstreut sein werde. Er trat auf die Bühne, als die Glocke das erste Zeichen zum Beginn der Vorstellung gab. Sein Blick fiel auf das höhnisch lächelnde Antlitz des Directors, der als Vater Moor bereits in seinem Sessel saß und den Characterspieler durch ein Kopfnicken prüfte. „Sie in der Rolle des alten Grafen?" fragte Kuno, der bei dem unerwarteten Anblick des eingefleischten Egoisten seinen Zorn erwachen fühlte.

„Sie werden sich unserer Unterredung von vorgestern entsinnen," entgegnete der Director triumphirend. „Als Sie die Besorgniß äußerten, Sie würden heute nicht so gut spielen bemerkte ich Ihnen, daß ich es nicht daran fehlen lassen wolle, mich Ihnen so oft wie möglich zu zeigen, damit Ihr Blut hübsch in Aufwallung bleibe. Um diesen Zweck zu erreichen, habe ich vorgezogen mit Klein die Rollen zu tauschen, er spielt den Spiegelberg und ich werde das Vergnügen haben, Ihrem Haß..."

„Fehlgeschossen!" fiel Kuno ihm in's Wort, den die schlauberechnende Habsucht dieses Menschen empörte. „Der Haß endet, wo die Verachtung beginnt, Sie haben Ihren Zweck vollständig verfehlt."

Die grünen Augen des Directors funkelten. Der Regisseur der nicht ahnte, welch' interessantes Zwiegespräch die beiden führten, schnitt dadurch, daß er den Vorhang aufziehen ließ, dem Erbosten das Wort ab.

Die Befürchtung Kuno's erfüllte sich nicht, er spielte ruhig, ohne Uebermaß der Leidenschaft, mit künstlerischer, von klarem, richtigem Verständniß zeugender Auffassung. Sein Franz Moor war eine individualisirte Erscheinung, wenn auch im Zuschauerraum Manche sich getäuscht sahen, weil sie einen Bramarbas erwartet hatten, die Mehrzahl fühlte sich befriedigt, und Kuno erntete nach jedem Act stürmischen Beifall und Herausruf.

Als der junge Mann die Treppe erstieg, welche zu seiner Wohnung führte, bemerkte er in der Stube Licht. Er öffnete, im Geiste schon das liebe, sanfte Antlitz der Gattin erblickend, die Thüre und sank in die Arme Johanna's, an deren Herzen der lang verhaltene Gram in einem Thränenstrome sich Bahn brach. —

(Schluß folgt.)

Das Engelberger Thal und Besteigung des Titlis im August 1862.

Von Karl August Mayer.*)

Drei kleine, wilde Flüsse gehen in der Richtung von Süd nach Nord dem großen Wasserbecken der Mittelschweiz: dem Vierwaldstättersee, zu: die Reuß, des Gotthards Tochter, im Kanton Uri, und die beiden Aa**) im Kanton Unterwalden. Die zwei Letztgenannten führen, wenn sie unterschieden werden sollen, die Namen Engelberger und Sarner-Aa. Jene kommt vom Brünig aus dem Lungern-See und mündet bei Alpnach; diese hat ihren Ursprung aus den Quellen und Gletscherwassern der großen Berg- und Felsenkammer, die sich von Engelberg aus, am gewaltigen Titlis vorbei, bis gegen den Surenen-Paß hinaufzieht und fällt bei Buochs in den Vierwaldstädter-See. Ohne Zweifel hat auch die Engelberger Aa, wie ihre Schwester: die Sarner Aa, einst ihren Weg durch mehrere Seebecken genommen; dies beweist die Horizontalfläche der Hochthäler von Engelberg und weiter abwärts bei Wolfenschieß, welches letztere vielleicht nur eine Bucht des damals höher greifenden Vierwaldstädter-See war. Freilich sind die Wasserbecken im Thal der Engelberger Aa durch das Gestein und das Erdreich, welches der Fluß mit sich führte, ausgefüllt werden, während sich derselbe Vorgang im Thal der Sarner Aa, wie bei allen Landseen — wenn auch sehr langsam — noch vollziehen soll.

Hat nun aber das Engelberger Thal aufgehört ein See zu seyn, so bleibt es doch immer noch ein Wasserbecken seltener Art, in welchem — ganz abgesehen von den Gletscherabflüssen, die von allen Seiten die Felsenwände in schmalen Bächen, Fällen oder Netzen herabkommen — die Quellen so häufig und so reich sind, daß ihm der Name 'Lauterbrunnen-Thal' mindestens eben so wohl anstünde, als jenem bekannten Thal im Berner Oberlande; auch hier ist Alles lauter Brunnen, und die Brunnen sind lauter und rein, wie Krystall. Aber nicht allein Quellen, sondern starke Bäche, von denen einer

*) Dem Verfasser des vortrefflichen, ethnographisch so bedeutenden Werks über „Neapel und die Neapolitaner" (Oldenburg, Schulze) und der rühmlichst bekannten „Deutschen Geschichte für das deutsche Volk (Leipzig, Gust. Mayer).

Anm. d. Red.

**) Das Wort Aa, welches einsilbig zu sprechen ist, bedeutet Wasser (aqua).

sofort eine Sägemühle treibt, brechen an verschiedenen Stellen unmittelbar aus dem Boden. Das ganze Thalbecken ist wie ein gefüllter Schwamm, der wo man ihn anfaßt, von Wasser trieft. Daher auch das unvergleichlich frische Grün der Matten im Thal und auf vielen Alpen; daher der üppige Wuchs der Tannen, Buchen und Ahorne an den Wänden und auf den Terrassen des unteren Theils der Berge.

Ich sage: des unteren Theils; denn nicht viel mehr als ein Drittel dieser Felsenriesen, welche das über zwei Stunden lange und eine halbe Stunde breite Hochthal von Engelberg umstehen, ist mit Alpenkräutern und Bäumen bekleidet. Darüber hinaus beginnt die Wüstenei, wo nur Murmelthiere, Gemsen und Adler ihre Wohnung nehmen. Hier erstirbt der Rasen unter dem Steingerölle, und schroffe Felswände mit phantastischen Zacken, wie der Alpenkalk sie gern bildet, steigen empor. Der Gipfel der höchsten Berge dieses Thals und vor allen des Königs unter ihnen: des Titlis, ist mit ewigem Schnee bedeckt, und von den weißen Häuptern hangen — als struppige, eisgraue Bärte — zahlreiche Gletscher nieder.

Steigt man von den Obstwäldern, von den Nußbaum- und Kastanienhainen des sommerlichen Vierwaldstädter-Sees, in dessen grünen Spiegel die Schneeberge nur von fern schauen, und an dessen Ufern der flache, bis zu seinem Gipfel begrünte, durchaus zahme Rigi am Breitesten Fuß gefaßt hat, zu dem 3000 Fuß über dem Meer gelegenen Engelberg empor: so hat man das entschiedene Gefühl, in das Herz der Hochalpenwelt eingedrungen zu sein. Man steht in einem erhabenen Tempel, hinter dessen Mauern der laute Markt des Lebens verstummt; statt dessen tönen Heerdenglocken; Gletscherbäche rauschen, und dann und wann stürzt eine Lauwine, wie ferngrollender Donner, von der Felswand nieder. Ein unendlicher Friede ist über dieser Natur und über dem Treiben der Menschen, das ganz Hand in Hand mit derselben geht, ausgegossen, und das Leben spinnt sich still und freundlich ab, wie die Idylle des Dichters.

Denn es ist hier nichts als Hirtenwelt. Matte reiht sich an Matte, Alp an Alp; Ackerbau ist so gut wie unbekannt auf dieser Höhe, wo das Getreide nur sehr schwer zur Reife gelangt, während die Alpenwirthschaft guten Ertrag liefert. Nur hier und da gewahrt man ausnahmsweise ein Stückchen Kartoffelland, worin nur sehr kleine Früchte erzielt werden. Durch das ganze Thal und auf den Berghängen stehen, einzeln oder gruppenweise, wie von der Hand des Sämanns umher gestreut, nette Wohnungen im bekannten Schweizerstyl, Heu- und Viehstadel und Sennhütten, alle mit steinbeschwerten Dächern. Jeder haust am liebsten in der Mitte seines Eigenthums, und oft gewahrt man auf den höchsten Bergstufen Häuser, in denen, im Sommer und Winter, Menschen in der größten Abgeschiedenheit leben. Wenn das schwerfällige Großvieh, so oft es eine Alp mit der andern wechselt, oftmals auf schwindelnden Felsentreppen hinauf und hinabklimmen muß: so darf der leichtbewegliche Mensch den Gang nicht scheuen. Auch bringt der Vater sein neugeborenes Kind aus jenen Wohnungen zur Taufe in die Kirche des Dorfes hinab; der Geistliche klettert in der rauhsten Jahrszeit durch Schnee und Eis empor, um dem Sterbenden den letzten Trost zu spenden, und der Sarg mit dem Todten steigt von dort auf den treuen Schultern der Angehörigen in die Tiefe nieder, um unten in der geweihten Erde des Gottesackers seine Stelle zu finden.

Was dem Engelberger Thale noch einen besonderen Charakter verleiht, das ist sein Kloster. Kommt man, wie das gewöhnlich der Fall ist, von dem See herauf: so öffnet sich plötzlich der Blick auf die ansehnlichen Gebäude einer im zwölften Jahrhundert gegründeten Benediktiner-Abtei, welche mit ihrer stattlichen Kirche unter den zerstreuten Häusern des Thals, gleich dem Hirten in der Heerde, erscheint. Das Kloster hat die Stürme der Revolution und die dem Ultramontanismus feindliche politische Entwicklung der Schweiz überdauert, wie denn überhaupt die Urkantone, von denen bekanntlich im vierzehnten Jahrhundert die Anfänge der helvetischen Freiheit ausgingen, gegenwärtig hinter der Zeit zurückgeblieben und im starren Katholicismus befangen sind. Eine souveräne Gewalt übt der dem römischen Stuhl unmittelbar untergeordnete Abt außerhalb seines nächsten Bereiches natürlich nicht mehr aus; doch ist er immer noch durch den sehr beträchtlichen Grundbesitz des Klosters und seine angesehene Stellung der mächtigste Herr in dem Halbkanton Obwalden.*) Gerade dieser Grundbesitz lastet aber schwer auf den Bewohnern der Gegend, von denen viele Pächter und damit abhängige Leute, statt freier Eigenthümer, Viele auch Schuldner der Abtei und damit nicht minder abhängig sind; denn das Kloster ist der große Kapitalist der Gegend, welches Geld zu guten Zinsen ausleiht. Auch erscheinen die Engelberger von Armuth gedrückt, und die Bettelei, welche überhaupt katholischen Ländern vorzugsweise anzukleben pflegt, steht hier ebenfalls — aus Mißbrauch, wie aus Noth — in Blüthe. Es ist jetzt mit dem Kloster eine Erziehungsanstalt verbunden, worin Söhne ultramontaner Familien aus der Schweiz und den Nachbarländern durch einige dieser Benediktiner, welche philologische Bildung besitzen — man kann sich denken, in welchem Geiste — unterrichtet werden. Außerdem betreiben die Mönche die Alpenwirthschaft im Großen; aus ihren Käsereien gehen jährlich Tausende von Käsen, das Stück 20 Franken, über den Gotthard nach Italien; ja, in ihren Händen soll sich überhaupt der Käse-, Heu- und Früchtehandel von fast ganz Obwalden befinden

Es haben sich im Kloster noch seltsame Feudalverhältnisse erhalten. So z. B. behandelt der Arzt von Engelberg die Mönche, ohne dafür honorirt zu werden; dagegen hat er täglich seinen, freilich einsamen, Tisch daselbst, obschon er Frau und Kinder besitzt. Auch der Barbier wird für seine Leistungen mit ähnlicher Naturverpflegung abgelohnt.

In den letzten Jahren hat sich freilich, neben dem Kloster, eine neue Macht in Engelberg erhoben: es sind dies die Pensionen, welche, in Folge des stets im Wachsen begriffenen Frem-

*) Seit uralter Zeit zerfällt der Kanton Unterwalden in die Halbkantone Obwalden (Hauptort Sarnen) und Nidwalden (Hauptort Stans).

denbesuchs zu Wohlhabenheit und damit auch zu Einfluß gelangen. Man findet dort hauptsächlich Schweizer aus den protestantischen Kantonen, Deutsche und Elsäßer. Eigentliche Franzosen und Engländer sind im Ganzen selten. Der gemüthlich deutsche Ton, der unter den Gästen herrscht, die Einfachheit der wirthlichen Einrichtungen lassen sie nicht lange haften. Nicht selten wird am Sonntag, während ein Mönch von der Kanzel der Klosterkirche die Engelberger Hirten bearbeitet und vielleicht gegen die 'Chetzer' wettert, von einem protestantischen Geistlichen eine Andacht für die Bewohner der Pensionen gehalten. Dieß Alles trägt dazu bei, allmählig einen freieren Geist in dem Thale zu verbreiten, wie denn überhaupt die Urkantone, seit der strengeren Centralisation durch die Bundesverfassung vom September 1848, und auch in Folge des gesteigerten Verkehrs der Einwohner untereinander, aus ihrer Versumpfung zu erwachen beginnen. Die Engelberger Mönche sehen freilich dieses Einnisten von Fremden in einem Thale, wo sie sonst allein herrschten, mit finstern Augen; sie wirken den Pensionen entgegen, und suchen auch die Kunststraße, die man das Thal hinaufzuführen wünscht, obgleich sie ihrem Handelsgeschäft zum größten Vortheil gereichen würde, auf jede Weise zu hintertreiben. Uebrigens ziehen sie ganz gern von den Besuchern des Thales einen kleinen Gewinn, indem sie denselben ihren mit dem Klosterwappen versehenen Wagen vermiethen, so daß der Fremde den eigenthümlichen Genuß hat, auf den hochrothen Polstern, wo sonst Placidus III. — so heißt der jetzige Abt — sich dehnt, eine Fahrt zu machen. Kommen die Urkantone wirklich in frischeren geistigen Fluß — und ein Anfang dazu ist schon durch das vorjährige Freischießen in Stans, das die liberale Partei gegen die ultramontane durchsetzte, gegeben — dann werden schwerlich noch viele Prälaten nach Placidus III. den Krummstab in Engelberg führen; das souveräne Volk Obwaldens wird sich erinnern, daß diese Möncherei nicht allein längst ihre Bedeutung eingebüßt hat, sondern jetzt sogar dem Lande zum materiellen und geistigen Schaden gereicht; es wird von seinem Rechte Gebrauch machen und das Kloster auflösen. Einstweilen mögen noch die Romantiker unter den Fremden in Engelberg sich der — freilich etwas schmutzigen — braunen Kutten, die hier sichtbar werden, erfreuen. Der Chorgesang dieser Mönche, von schönen, kräftigen Stimmen und der herrlichen Orgel getragen, macht in der That — zumal des Abends, wenn das Schiff der Kirche dunkel ist — einen erhebenden Eindruck.

Das Engelberger Thal ist eigentlich nur vom See her, und auch hier nur durch eine sehr schmale Straße, deren theilweise Steile die meisten Reisenden veranlaßt, den Wagen stundenlang zu verlassen, mit der Welt verbunden. Außerdem führen nur rauhe und jähe, dem geübten Bergsteiger allein zugängliche Pässe von sieben- bis achttausend Fuß Höhe aus diesem Felsenkessel in die Nachbarthäler, wie der Surenen-Paß ostwärts in das Reußthal, der Joch Paß südwärts nach der Engsteln-Alp und dem Genthal, das auf Meiringen mündet, der Jochli- oder Juchli- und der Storegg-Paß westlich in's Melchthal, dessen Bach: die Melch-Aa, sich gleich unter Sarnen mit der Sarner-Aa verbindet. Diese abgeschlossene Lage Engelbergs hält den großen Strom der Reisenden, und namentlich den verwöhnteren Theil derselben, fern, und gewährt dem, der seine Herberge hier aufgeschlagen, die große Wohlthat, all die Wunder der Natur, die hier aufgeschlossen liegen, ungestört in stiller Abgeschiedenheit zu genießen, ohne daß er einer zwanglosen, heitern Geselligkeit in der Pension, wenn er auf sie zurückgreifen will, ermangelt. Auch ist hier das Volk, trotz seiner Armuth, nicht in zudringlicher Weise begehrlich, und die Ausnutzung der Fremden, der man auf den meistbetretenen Wegen, wie z. B. im Berner Oberlande oder auf dem Rigi, Schritt vor Schritt begegnet, ist noch nicht hierher gedrungen. Die Preise der Pensionen und der Führer sind billig, und der Senn, den man um eine Schale Milch angeht, ist nicht selten so bescheiden in seiner Forderung, daß man gern dem Begehrten noch etwas zulegt. Weder Thür noch Schrank wird in den Pensionen verschlossen; die alte Einfachheit der Sitten, die allgemeine Redlichkeit der Leute machen solche Vorsicht, wie sie der Städter gewöhnt ist, ganz überflüssig. Ueberhaupt, wer den Schweizer nach der Art und Weise, wie er sich auf der großen Heerstraße als Wirth, Führer oder Bettler gibt, beurtheilen wollte, würde eben so gut einen Fehlschluß machen, wie der, welcher seinen Maßstab für den Deutschen aus Homburg oder Baden-Baden holte. Hier in diesen stillen Thälern muß man ihn aufsuchen, oder überall, wo er in keiner, oder nur geringer Berührung mit dem Touristenvolk steht. Man wird ihn dann einfach, derb, heiter, tüchtig, unter allen Verhältnissen aber von seinen staatlichen Verhältnissen so befriedigt finden, wie kein anderes Volk in Europa.

Die Fremden, welche ihren Aufenthalt in Engelberg nehmen, sind dreifacher Art. Entweder beabsichtigen sie, und dieß ist wohl bei der Mehrzahl der Fall, eine bloße Sommerfrische in ländlicher Zurückgezogenheit, oder sie sind leidend und wollen in der reinen, kräftigen Bergluft — in einem Thale, das durch seine geschlossene Lage gegen scharfe Winde geschützt ist, und deßhalb sogar keinen kälteren Winter hat, als der so viel tiefer gelegene Vierwaldstätter See — ihre Lungen, ihre Nerven oder ihr Blut stärken und verbessern; oder endlich sie wählen Engelberg als Standquartier, von wo aus sie Berggänge unternehmen, um der Majestät der Hochalpennatur recht inne zu werden. Zu den drei genannten Zwecken ist der mons angelorum, wie der Ort in den Klosterurkunden genannt wird, vortrefflich geeignet. Schon die Fenster, Balcone und Gärten der Pensionen gewähren den herrlichsten Blick in die Alpenwelt. Die trockenen Pfade des ganz ebenen Thals bieten stundenweit die angenehmsten und zugleich bequemsten Spaziergänge; man wandelt, wie in einem Park, in der großartig wilden Natur.

Will Jemand tüchtig Berge unter die Füße nehmen — und wer sollte, wenn er es kann, darnach nicht die größte Lust tragen? — so bietet sich ihm hier die reichste Gelegenheit, ganz nach Belieben, zahme oder wilde Gänge zu machen

und von Stufe zu Stufe das Gefährliche zu steigern, bis er schließlich zum Halsbrechenden gelangt. Denn auch das Halsbrechende hat — ich muß es gestehen — seinen großen Reiz, und glücklicher Weise gibt es in Engelberg treffliche Führer, vor Allen den achtunddreißigjährigen Eugen Infanger, der, wo die Kraft oder die Geschicklichkeit des Bergsteigers, der sich ihm anvertraut hat, nicht mehr ausreicht, ihn bei der Hand oder unter der Schulter faßt, oder dessen Leib mit seinem Eisenarm umspannt und so mit ihm über die gefährlichsten Stellen hinwegklimmt.

Soll ich mich selber in eine der drei obengenannten Klassen: der ruhigen Sommerfrischler, der noch ruhigeren Kurgäste und der unruhigen Berggänger eintheilen: so stelle ich mich, obschon ich die Fünfzig eine gute Weile überschritten habe, entschieden unter Nummer drei. Zum sechsten Male stattete ich dießmal der lieben Schweiz meinen Besuch ab, aber zum ersten Male setzte ich mich an bestimmter Stelle fest, um von da nach Lust, Gelegenheit und Laune des Wetters auszuschöpfen, was die reiche Umgebung bot. Zu den wilden, aber durch ihre Aussicht und überhaupt durch den Naturgenuß, den sie gewähren, hochbelohnenden Gängen, die man von Engelberg aus macht, gehört der Besuch der genannten Paßhöhen, des Rigidalstocks, des Hutstocks, des Widderfelds, wo es Edelweiß in Fülle gibt, des Titlis u. s. w. Die Besteigung des durch sein herrliches Felsenprofil ausgezeichneten Hahnen oder Engelbergs, der dem Fremden verlockend vor dem Fenster liegt, wird wegen außerordentlicher Schwierigkeit nur höchst selten unternommen. Ebenso gehört der große Spannort mit seinen weiten Gletscherfeldern, welcher dem Titlis an Höhe nur wenig nachgibt, zu den allerbedenklichsten Partieen. Auch ist er, so viel ich weiß, erst von zwei Bewohnern des Thals bestiegen worden; wobei Infanger — denn dieser war einer derselben — auf einer Strecke von zehn Minuten Länge, Stufen in das glatte Eisfeld, das erstiegen werden mußte, einhieb.

Noch eh' ich das Engelberger Thal betreten und in der Pension der Frau Cattani, einem gemüthlichen, mir sehr zusagenden Hause, Posto gefaßt hatte: stand mein Entschluß fest, den 10,000 Fuß hohen Titlis zu besteigen. Unter den Hochalpen mit ewigem Schnee ist derselbe ohne Zweifel einer von denen, auf deren Gipfel man mit verhältnißmäßig geringer Anstrengung und dazu mit wenig Kosten gelangen kann, obschon, wie die weitere Erzählung hinlänglich ergeben wird, Strapazen und Gefahr auch hier keineswegs fehlen. Als ich dann in Engelberg angelangt war, sah ich täglich das Bergungeheuer mit seiner gegen zweihundert Fuß dicken und im Verhältniß langen und breiten Schneemütze das Thal entschieden beherrschen und ordentlich fürstenstolz auf seine ebenfalls in ewigen Schnee gehüllten Nachbarn: den Grassen, den Faulblatten und die beiden Spannörter einerseits und den reißenden Nollen andererseits herabschauen — in so weit es nämlich Seiner Majestät beliebte, die Nebelkapuze abzuziehen. Unwiderstehlich war die Lockung, dem Ungethüm in der doppelten Bedeutung des Worts „auf die Kappe zu steigen“, und jeder andere wilde Gang, den ich vorher machte, schien mir nur ein Vorspiel zu der schließlichen Bezwingung des Riesen zu seyn.

Das zweifelhafte Wetter schien endlich einen festeren Charakter angenommen zu haben; der Barometer — der große Lügner, der doch immer wieder gefragt wird — stand auf „Schön“, und die Spinnen hingen lustig ihr Netz in dem Gärtchen der Frau Cattani auf. Aus der Wetterecke, vom See her, stieg kein „grauer Thalvogt“, der sichere Bote des Regens, empor; dagegen hatten die Spitzen der Berge alles Gewölke von sich abgestreift, und schauten sonnenklar mit ihren glänzenden Firnen und grauen Gletschern von der hohen Himmelswölbung nieder. Um den Leib und hier und da nur bis an's Knie der unermeßlichen Alpenriesen standen, von keinem Wind bewegt, die Nebel; auch dieß wurde als gutes Zeichen verkündet. Noch beruhigender als alles dieß galt uns Infanger's festes Wort: die Umstände seyen der Titlisfahrt entschieden günstig. Wir hatten alle Wettermerkmale und schließlich auch den trefflichen Führer, der den Berg schon mehr als hundertmal erstiegen hat, sorgfältig befragt, weil wir uns der großen Beschwerde nicht ohne möglichst sichere Aussicht auf Erfolg unterziehen wollten.

Der Gnade des Himmels ziemlich gewiß, dachten wir nun darauf, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Vor allen Dingen wurden die eisenklauigen Bergschuhe einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und überall, wo Nägel abgeschliffen oder gar ausgefallen waren, neue scharfe Zacken eingesetzt, um guten Halt im Felsgebirge, auf dem Firn und dem Eis zu haben. Die ganz unentbehrlichen Alpstöcke, sowie hinlänglichen Mundvorrath und Wein, lieferte uns die immer freundliche Wirthin; Rösli, ihr neunzehnjähriges liebes Töchterlein, band uns grüne und braune Schleier um die Hüte — eine nothwendige Vorsicht, um Augen und Gesichtshaut gegen die schlimmen Wirkungen des von der Sonne beglänzten Firns zu schützen.

Die Gesellschaft der Titlisfahrer bestand aus sieben Deutschen — wenn Deutschland wirklich so weit geht, als Arndt will, nämlich „so weit die deutsche Zunge klingt“, oder nach der politischen Geographie genauer bestimmt: aus vier Deutschen, zwei deutschen Schweizern und einem Elsaßer. Zu den ersten Vier zählte ein Oberhofgerichtspräsident aus Norddeutschland und drei Rheinländer: ein Doktor, ein Pfarrer und der Erzähler dieser Geschichte. Der Präsident war schon ein Mann in reifen Jahren, aber von ausdauernder Kraft und durch wiederholten längeren Aufenthalt in der Schweiz im Bergsteigen wohlgeübt. Der Doktor, im blühendsten Mannesalter stehend, strotzte von Gesundheit und Kraft; gleichwohl wurde ihm die Aufgabe, die er jetzt zu bestehen hatte, sehr schwer in Folge seiner Körperfülle und der Alpstock seufzte unter der Wucht des gewaltigen Mannes. Mit Recht bezeichnete ihn der Pfarrer in dem epischen Gedichte, worin er hinterher unsere Alpenfahrt besang, als

— — — — — an Maße dem Titlis vergleichbar.

Dagegen war der Pfarrer trotz des fabelhaften Appetites, den er an der Tafel zu Engelberg zum Staunen seiner Tisch-

nachbarn entwickelte, spindeldürr und federleicht. Obwohl bereits ein Sechziger, hatte er von Jugend auf als Naturfreund Zeichner, Botaniker und Wildblumenstraußbindervirtuose die Berge seiner Heimath durchwandert, und lief noch jetzt mit den Jüngeren um die Wette. Außerdem war er höchst fruchtbarer Gelegenheitsdichter und — wie das einem Poeten nur zum Vortheil gereichen kann — immer verliebt. Da er schon früh wegen Harthörigkeit auf sein Amt hatte verzichten müssen, blieben ihm jeden Tag volle vierundzwanzig Stunden Muße, um diesen Liebhabereien nachzugehen. Der überaus heitere Mann, der die vortreffliche Eigenschaft hatte, sich gern necken zu lassen, führte ein langes, weites Hörrohr aus Pappe mit sich, in Folge dessen ihn unsere zu allen Humoren aufgelegte Gesellschaft den Alphornbläser hieß.

Die beiden Schweizer waren Lyceisten aus Luzern, die — in den Alpen aufgewachsen und dabei so flink, wie es ihre Jugend mit sich brachte — natürlich alle Eigenschaften zur leichten Ueberwindung unseres Unternehmens besaßen. Was endlich den Elsaßer anging, so war er ebenfalls ein sehr rüstiger junger Mann, der, obschon ganz ohne Waden, mit manchem stämmigen Tyroler um die Wette hätte steigen können. Als ein Mittelding zwischen deutscher und französischer Nation sprach er abwechselnd in beiden Zungen zu uns. Wegen des hochblonden Bartes, der sein Kinn umschattete, nannten wir ihn den Rothbart. In der Absicht, vom Titlis nicht nach Engelberg zurück, sondern nach der näheren Engsteln-Alp und von da weiter nach Meiringen zu wandern, hatte er einen besonderen Führer bei sich, einen ebenso rüstigen und stattlichen Mann, als Infanger.

Da der Titlis gegen Süden und Osten in furchtbar zerrissenen Felswänden abstürzt, so ist es nur möglich, ihm von Norden und Westen her zu nahen, in welcher Richtung sein gewaltiges Schneefeld sich absenkt. Dieser Firn ist in der Sommerzeit den Tag über zu weich, um ohne knietiefes Einsinken beschritten werden zu können; man muß deßhalb den Nollen — so heißt der nach der Morgenseite wie abgebrochene, einer durchgeschnittenen Halbkugel nicht unähnliche Gipfel des Titlis — früh um acht wieder verlassen und besteigt den Berg während der Nacht, indem man entweder am späten Abend mit Laternen von Engelberg aufbricht und die 7000 Fuß, welche vom Thal bis auf den Nollen zurückzulegen sind, ohne Nachtlager, nur mit kürzeren Ruhepausen bezwingt, oder auch mit Nachtlager, indem man den Tag zuvor nach dem letzten bewohnten Ort auf dem Wege: der Sennhütte auf der Trübsee-Alp, 2000 Fuß hoch, ansteigt, und dann, nach einer Ruhe von einigen Stunden, um ein Uhr Nachts den Weg fortsetzt, um die übrigen 5000 Fuß zu bewältigen. In beiden Fällen langt man — eine Stunde Rast zwischen der Trübsee-Alp und dem Nollen mit eingerechnet — oben um sieben an, und hat eine Stunde Zeit für Umschau, Rast und Frühstück. Was uns anging, so wählten wir, obschon wir wußten, daß in der Sennhütte nicht wohl an Schlaf zu denken war, doch die zweite Art, da sie wenigstens ein längeres Ausruhen mit gestreckten Gliedern verstattet.

Außer von Infanger und dem Führer des Rothbarts waren wir noch von zwei Trägern begleitet, welche den Wein, die Mundvorräthe, unsere Plaids und Reisetaschen, so wie die Laternen, auf ihre Reffe geladen hatten. Den Führern, welche sich überhaupt nur mit leichtem Gepäck befassen, gaben wir bloß unsere Ueberröcke und bis zur Trübsee-Alp auch unsere Röcke zu tragen; denn es ist eine große Wohlthat, beim Steigen sich möglichst leicht und bequem zu fühlen. Als dann von der Sennhütte aus der nächtliche Gang angetreten wurde, war die Kühle empfindlich genug, um in den Röcken zu bleiben; nur der Doktor in seinem rothen Flanellhemde, durch Naturpolster, womit sein Körper belegt war, hinlänglich gewärmt, und der Rothbart, der nicht nur die Farbe des Feuers in seinem Gesicht, sondern auch dessen Glut in seinem Leibe zu tragen schien, blieben auch dann noch in Hemdärmeln.

Da die Trübsee-Alp an dem Tage, bevor wir sie bestiegen, von Hirten und Herden für dieses Jahr verlassen worden war: konnte der Senn, wie dieß sonst wohl geschieht, den Herbergsvater nicht machen. Ein Mann aus Engelberg, den wir auf die nächste noch bewohnte Sennhütte nach der unteren Trübsee-Alp schickten, besorgte Milch, Kochgeschirr und Tassen, frisches Heu für die Schlafstelle, dürres Reisig zum Feuer, und was sonst noch Noth that. Derselbe hatte von Frau Cattani auch Decken und Leintücher zu unserem Nachtlager erhalten. So war es gerade ein Dutzend Männer, nämlich sieben Reisegesellen und fünf Führer und Träger, die sich schließlich in jener Sennhütte zusammenfinden sollten.

Von den Segenswünschen der Bekannten und Freunde begleitet, verließen wir Engelberg Nachmittags zwischen Vier und Fünf; einer derselben, ein sehr lustiger Kumpan und trefflicher Bergsteiger vom Niederrhein, gab uns, durch seine junge zärtliche Frau von der Theilnahme an der Titlisfahrt zurückgehalten, wehmüthig ein Stück Wegs das Geleit. Er hatte, bis wir wieder zurück waren, all seinen Humor eingebüßt.

Die Trübsee-Alp ist die zweite Bergterrasse, die man auf dem Wege von Engelberg nach dem Titlis betritt. Die erste heißt Gerschni-Alp. Man überschreitet gleich hinter dem Kloster die reißend-schnell dahinstürzende Aa, und erreicht, einen ziemlich steilen und rauhen Pfad durch einen herrlichen Tannenwald ansteigend, den Weideplatz in einer halben Stunde. Mit Damen geht es freilich langsamer; denn die Gerschni-Alp gehört zu den Engelberger Damengängen. Sind dieselben, freilich nicht ohne Schweiß, oben angelangt, so hat der Fuß auf dem weichen Rasen leichte Arbeit. Rings umher weidet das reine silbergraue Vieh, schön wie die Rinder des Helios bei Homer, im Gehen die Glocken bewegend. Höher den Berg hinauf — denn die Alp hat eine sehr weite Ausdehnung — klettern die Ziegen, und der Knabe, der sie hütet, schickt von der steilen Flue den Fremden zum Willkomm einen Juchschrei nieder. Die Gesellschaft, die von Engelberg heraufgekommen, läßt sich auf einem weitschauenden Rasenhügel nieder; die Damen nehmen eine Arbeit zur Hand; die Herren dampfen ihre Cigarren. Einer hat eine Zeichenmappe aufgeschlagen und wirft die Felsenprofile des dreigezackten Rigidalstocks und

des Hahnen, die sich auf der andern Seite des Aathals in mächtig kühnen Formen erheben, auf das Papier. Ein Anderer zieht, als das Gespräch stockt, ein Buch hervor und läßt die schönen Gedanken eines Dichters, wie einen Diamantschmuck, vor den Zuhörerinnen funkeln. Nach einer Weile kommt ein halbwüchsiges Rind zutraulich, als wollt' es auch der Vorlesung folgen, heran. Weiterhin haben einige Prachtkühe sich zur Ruhe niedergestreckt. Auf einem haushohen, mit jungen Tannen bewachsenen Felsblock, der vor vielen Jahren vom nächsten Gebirgsstock niedergerollt seyn mag, erscheinen zwei schwarze Zicklein, und meckern den umhergelagerten Fremden einen fröhlichen „guten Tag" zu. Wie viel schöner sind doch diese Thierchen in ihren Formen und wie viel anmuthiger in ihren Bewegungen, als unsere Ziegen in der Ebene, und wie prächtig stimmt ihre scharfgeschnittene Gestalt zu dem Fels, auf dem sie klettern! Auf das Locken eines Mädchens aus der Gesellschaft kommen sie in leichten Sprüngen herab und lecken die dargebotene Hand. Von der Sennhütte steigt blauer Rauch auf, und ein großer, schwarzbauchiger Kessel, durch die offene Hausthür sichtbar, hängt über dem blinkenden Feuer. Ohne Zweifel wird Milch darin gekocht, um jene gewaltigen Käse zu bereiten, von denen dort ein Mann in hölzernen Sandalen, einen kurzen Alpstock in der Hand, nicht weniger als drei — eine Last von anderthalb Zentner! — auf seinem Reff in das Thal hinabträgt.

Wie süß verträumen sich ein paar Stunden in solch einem traulichstillen Winkel der Alpenwelt! Seit Tausenden von Jahren mag dieß Hirtenvolk sein Geschäft in gleicher Weise betreiben, indeß die Welt, die unter ihnen liegt, Entwicklungen der mannichfaltigsten Art erfahren hat. Wer des rastlosen verworrenen Treibens und Jagens der Menschen müde ist, der komme hierher, um eine Weile an dem Herzen der Natur auszuruhen.

Zu solchen Jean-Jacques-Rousseau'schen Betrachtungen hatten wir sieben Titlisfahrer freilich jetzt weder Zeit noch Stimmung; überdieß kannten wir die Gerstni-Alp von wiederholten Besuchen her. Was uns beunruhigte, war, daß der Nebel in großen Massen das Thal unter uns erfüllte; doch versicherten die Führer: die Baumwolle, mit der jetzt der Kessel von Engelberg ausgestopft sey, habe nichts Schlimmes für den nächsten Morgen zu bedeuten. In der That glich der glattgestrichene von der Sonne beglänzte Nebel einem Meere; nur die Tannenspitzen des Waldes, die aus der Dunstmasse hervorragten, und die Klosterglocken, die eben heraufklönten, gaben Zeugniß, daß noch eine Welt hier unten sey.

Bald eilten wir mit langen Schritten weiter, um die zweite Riesen-Bergstufe, welche wenigstens viermal so hoch ist als die Gerstni-Alp, emporzuklimmen. Sie heißt die **Pfaffenwand** — und wirklich ist es eine ganz steilangehende, grünüberwachsene Wand aus Steinschutt und Erde, an welcher ein neuerdings erst hergestellter Pfad in großen Zickzackwindungen hinanführt. Rechts und links schließen sie zwei mächtige Felsstücke ein, von denen dieser zum Fußgestell des Titlis gehört, jener den Namen **Bitzistock** führt, weil er einen seltsamen Felsenkegel in Form einer phrygischen Mütze auf seiner Stirn trägt; denn „Bitzi" oder „Bitzli" bedeutet bekanntlich ein Kleines oder Weniges. Dieser Kegel erscheint dem Steigenden von der Pfaffenwand aus so steil und spitz, daß man es nicht für möglich hält, ihn zu erklettern und doch ist der Zugang von oben bequem, und es haben dort gegen acht Personen Raum; daher auch der Bitzi um seiner weiten Aussicht willen nicht selten von Engelberger Gästen besucht wird, die sogar dort oben tafeln und zechen.

Da die Pfaffenwand den Engelberger Pensionen gerade gegenüberliegt, so kann man von den Fenstern aus die Auf- und Absteigenden bei klarem Wetter mit dem Perspektiv verfolgen. Dieß war auch geschehen, als ich etwa eine Woche vor unsrem Titlisgang — mit dem Doktor, dem Präsidenten und dem Alphornbläser schon einmal den Weg nach der Trübsee-Alp gemacht hatte. Es stand damals gerade an dem obern Theil des Bitzistocks eine Nebelschicht, in der wir — wie der Freund vom Niederrhein von unten mit bewaffneten Augen bemerkte — verschwanden. Als er uns dieß am Abend mittheilte, war er so freundlich zu bemerken: er habe dabei an Göthe's Wort gedacht:

„Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg."

Auch jetzt hing am obern Theile der Pfaffenwand eine Nebelwolke, von der wir erst nicht wußten, ob sie nicht auch die Gipfel der Hochalpen verhüllte. Wie groß war aber unsere Freude, als wir, auf dem zweiten Stockwerk des Riesenbauwerks Titlis: der Trübsee-Alp, angekommen, das heiterste Wetter fanden! Der Pfarrer tanzte in grotesken Sprüngen, sein Alphorn schwingend, um uns her. So ruhte also zur Zeit, da wir die Pfaffenwand hinanstiegen, eine Nebelinsel in den Spitzen des zur Gerstni-Alp hinaufführenden Waldes, die sich in gleicher Höhe weit über das Thal hinaus erstreckte, und eine zweite Nebelinsel stand, von der ersten völlig getrennt, etwa 1500 Fuß höher unter der Trübsee-Alp. Während aber die erste sich in graulich leuchtender Fläche ausdehnte, bäumte sich die zweite in phantastischen Formen empor; es war, als ob weithin alles niedriger gelegene Land von erstarrten Sturmfluthen erfüllt sey, die Hochalpen aber die Tiefe von sich abgesperrt hätten, um in tiefster Einsamkeit geheime Zwiesprache unter einander zu halten. Dieß Dunstmeer erstreckte sich fort bis zum Vierwaldstätter-See, der uns wie ein Nebelocean erschien, in den das Engelberger Thal als Bucht mündete. Jetzt schwebte ein Adler, von den höchsten Felsen niedersteigend, über diesem Meere und wagte nicht einzutauchen. Seine Flügel glänzten in der warmen Abendsonne, die auch den nun schon viel näher gerückten narbenvollen Felsenleib des Titlis und sein schneeiges Haupt verklärte. Wie still war es hier oben in dem Allerheiligsten der erhabenen Alpenwelt! Nur der Bach, der von dem nahen Gletscher des Titlis kommt, brauste, über eine Felswand in die Tiefe stürzend, aus der Ferne.

Als wir zum ersten Mal die Trübsee-Alp besuchten, weideten noch Rinder, Pferde und Ziegen in großer Menge, die köstlichen Alpenkräuter schmausend, umher. Es war ein warmer Tag, und von Zeit zu Zeit hörten wir auf der Südseite der

nächsten Hochalpen Lauwinen niedergehen. Der Trübsee selbst, welcher Farbe und Namen dem grauen Gletscherwasser, von dem er gespeist wird, verdankt, liegt am Westende der Alp, und ihm zur Seite stehen, durch Hügel gegen den Wind geschützt, die niedrigen Hütten der Sennerei. Heidelbeeren von würzigem Geschmack, Alpenrosen, die in Folge des frühen Sommers jetzt leider alle schon vertrocknet waren, Genzianen und mancherlei andere in herrlichen Farben prangende Alpenblumen standen in Menge umher. Der Wald hat auf dieser Höhe aufgehört; was man von Tannen sieht, hat sich zu niedrigem Gebüsch zusammengezogen. Damals war übrigens die Tiefe durch keinen Nebel verschlossen: wir sahen Engelberg unten auf frischgrünen Matten gebettet und schauten das Aathal entlang, wie es in mancherlei Windungen, zwischen hohen Felswänden hindurch, zum Vierwaldstätter-See hinabzieht.

Konnten wir uns dießmal solcher Pracht nicht erfreuen, so fesselten uns doch das Nebelmeer und die rings umher daraus aufsteigenden Bergungethüme und Schneehäupter eine gute Weile. Aber schon nahte die Dämmerung, und wir mußten eilen, noch vor Nacht über die weite Alp hinweg die Sennhütte zu erreichen. Der vorausgeschickte Träger hatte bereits auf dem Herde ein lustiges Feuer angezündet. Ein uns unbekannter Herr aus der Pension Müller, welcher diese Nacht ebenfalls den Titlis besteigen wollte, saß daran. Wir luden ihn ein, an unserer Abendmahlzeit Theil zu nehmen: er dankte jedoch und verschwand mit seinem Führer in die Nacht, als er sich überzeugt hatte, daß in der Schlafkammer kein Platz mehr für ihn übrig war. Später brachten wir in Erfahrung, daß er die Ruhestunden im Gaisenstall zugebracht hatte; weßhalb er bei uns nur immer „Herr von Gaisenstall" hieß.

(Schluß folgt.)

Das Wachtelhündchen.

Eine amerikanische Reise-Erinnerung von R. Nellenburg.

Der Schwesterschaft des heiligen Vincent von Paula oder — um mich geläufiger auszudrücken: den barmherzigen Schwestern — verdankt die Stadt Neu-Orleans ungeheuer viel, denn diese haben nicht nur zur Kolonisation der Stadt wesentlich beigetragen, sondern auch in Bezug auf Humanität und werkthätige Menschenliebe in dieser ungesunden Stadt, der ewigen Heimath des gelben Fiebers, ungeheuer viel bewirkt. Man verdankt den barmherzigen Schwestern daselbst eine Kleinkinderschule und -Bewahranstalt, worein Kinder jeden Alters unter sieben Jahren aufgenommen und bis zu diesem Alter verpflegt und erzogen werden; ferner eine Schule, wohin dieselben und beliebige andere Kinder nach zurückgelegtem siebentem Jahre versetzt und bis zum vierzehnten unterrichtet werden; und außerdem noch eine andere Anstalt, das Berufshaus, Trade-house genannt, in welcher die Mädchen vom vierzehnten Jahre an Aufnahme finden und bis zum einundzwanzigsten bleiben können, um in verschiedenen weiblichen Berufsarbeiten, nämlich allen feineren weiblichen Arbeiten, in der Kochkunst und Hauswirthschaft, in der Krankenpflege und allen möglichen, für das praktische Leben nützlichen Kenntnissen unterrichtet und an Ordnung, Entsagung, Mäßigkeit, Nüchterheit, Fleiß und Gebet gewöhnt zu werden. Dabei wird gerade der religiöse Unterricht und die Religions-Uebung mit weiser Mäßigung betrieben, damit die Kinder durch kein Uebermaß angewidert werden und die Frömmigkeit hassen lernen, wenn sie ihre Volljährigkeit erreicht haben und nun auf ihre eigene Faust und Rechnung beten und arbeiten sollen, — was jedenfalls weit klüger ist, als das übereifrige Verfahren der protestantischen Frömmler: Methodisten, Pietisten, Mennoniten, Herrenhuter und wie sie alle heißen mögen, welche die Jugend meist so sehr mit ihrem Formendienst und ihrer Ascese quälen, daß dieselben in späteren Jahren einen wahren Abscheu vor diesen Dingen bekommen. Dazu sind die Anstalten der barmherzigen Schwestern auf eine musterhaft uneigennützige Weise eingerichtet, und die Schülerinnen im segen. Berufshause bekommen bei ihrem Austritt oder ihrer Mündigwerdung alles Geld, welches sie während der Lehrzeit über den festgesetzten Betrag ihres Unterhalts verdient haben.

Ich weiß nicht, wer die Sünde gegen den guten Geschmack auf sich geladen hat, die weiße Haube der barmherzigen Schwestern zu erfinden. Diese Haube ist das einzige, was mir an diesen würdigen und vortrefflichen Frauen mißfällt, denn der Kopf einer Schwester in derselben erschien mir früher unwillkürlich immer wie eine Gans mit ausgebreiteten Flügeln. Die Schwestern mögen auch wohl nicht in diesen Hauben schlafen, denn man sieht dieselben niemals zerknittert oder beschmutzt, sondern immer weiß und rein wie frisch gefallener Schnee, woraus ich schließe, daß die Schwestern des heiligen Vincent von Paula jene Hauben nur tragen, wenn sie sich daheim oder auswärts vor den Leuten zeigen müssen. Seit ich aber in Neu-Orleans das gelbe Fieber gehabt habe und von den barmherzigen Schwestern verpflegt worden bin, erscheint mir ihre Kopfbedeckung nicht mehr so unförmlich, und wenn ich eine Schwester sehe, so kommt mir ihre Haube immer vor wie die Flügel eines Engels. Eine meiner Pflegerinnen hieß Schwester Olivia, und war sehr hübsch, aber die Haube entstellte sie doch furchtbar; trotzdem aber kaufte ich mir vor einigen Monaten ein sehr ähnliches verjüngtes Abbild der Schwester Olivia in Gestalt einer kleinen Porzellanfigur, welche eine barmherzige Schwester darstellt, die sich über einen Weihbrunnen beugt; und diese Statuette steht nun Tag und Nacht auf meinem Schreibtische, wiewohl der Weihbrunn nur Zündhölzer enthält; aber die Figur erinnert mich doch stündlich an die edlen frommen Frauen, denen ich mein Leben verdanke.

Eine andere meiner Pflegerinnen war Schwester Angela, die wohl unter allen Frauen der frommen Schwesterschaft des heiligen Vincent von Paula am wenigsten auf Schönheit des Gesichts Anspruch machen konnte; und doch erschien mir ihr Antlitz, selbst unter der garstigen Flügelhaube, mild und hold wie das eines Engels. Wir sind sehr geneigt, uns Nonnen und barmherzige Schwestern so zu denken, als gehörten sie

nicht zu dieser Welt, als wären niemals geboren und hätten gar keine Verwandten. Dieß war jedoch bei Schwester Angela gar nicht der Fall, denn sie war die älteste Schwester eines Neu-Yorker Kaufmanns, mit welchem ich eng befreundet bin. Als ich mich von ihm aus Anlaß meiner ersten Reise nach Neu-Orleans verabschiedete — es war gerade zu Anfang der Zeit des gelben Fiebers — sagte er: „Ob Du das Fieber bekommst oder nicht, ich kann Dir einen Dienst erweisen, welchen Dir kein König zu leisten vermöchte: — ich kann Dir nämlich einen Brief an meine Schwester Angela mitgeben, welche Barmherzige-Schwester ist; und wenn Du das Fieber bekommen solltest, so bist Du daher unter ihrer Pflege und bei Deinen Lebensgewohnheiten Deiner Rettung ganz sicher.“ — Ich reiste also nach Neu-Orleans, welches in jenem Sommer buchstäblich eine Stadt des Todes war; ich kann und will die Greuelscenen, die sich dort zutrugen, nicht beschreiben, weil mir die Worte fehlen würden, um zugleich auch die Scenen der Aufopferung, der christlichen Liebe und der werkthätigsten Hingebung für die leidenden Nächsten zu schildern, welche daneben vorkamen. Es genüge zu sagen, daß ich die Angst gar nicht los ward, man werde auch meine Leiche in einen jener backsteingewölbten Backofen stecken, welche auf den Kirchhöfen von Neu-Orleans erbaut sind und die Stelle der Gräber vertreten, weil man in dem sumpfigen Boden der Stadt und ihrer Nachbarschaft keine trockene Erde findet, um die Todten darin zu begraben. Die namenlosen öffentlichen Backöfen, die man eben so gut 'Nasenquetscher' nennen könnte, wie die Berliner Armensärge, wurden in jenem Sommer bis zum Uebermaße angefüllt!

Und ich ward auch wirklich von dem gelben Fieber befallen, jener garstigen Krankheit, welche gleichsam eine lange Stufenleiter von Leiden und Ungemach zwischen einem schweren dumpfen Kopfschmerz mit bitterem üblem Geschmack im Munde und allen Schrecken und Schmerzen der Pest, des schwarzen Erbrechens und der alles durchdringenden Fäulniß umfaßt. Das gelbe Fieber stellt sich mit einer oft unbemerkten Indigestion und in Folge einer meist wenig beachteten Verstopfung ein. Lebt man mäßig und anständig, und hat man keinen Freund, der Einen mit den furchtbar starken englischen oder amerikanischen Hausmitteln wie Calomel, Jalappe u. s. w. kuriren will, und wendet man sich an eine barmherzige Schwester oder eine alte schwarze Krankenwärterin, so darf man darauf rechnen, in zwei oder drei Tagen oder in einer Woche wieder frisch und munter zu seyn. Ich kann davon aus Erfahrung reden, Dank der treuen umsichtigen Pflege der Schwester Angela, die ich lebenslang nicht wieder vergessen werde. Ihr System war, alles von den Aerzten verordnete Chinin und Calomel zum Fenster hinauszuwerfen, ihre Patienten nur zu baden und statt aller Arznei ihnen nur Limonen, Verbenenthee und eine Dosis Ricinusöl zu geben. Das gelbe Fieber und — auf mein Berufen — Schwester Angela, stellten sich am Montag bei mir ein und ich erhielt ein Bad und eine Dosis Ricinusöl noch am selben Tag; ich schlief in nasse Tücher und Teppiche eingewickelt die Nacht vom Montag hindurch, und erhielt am Dienstag Morgen ein großes Bad. Unter Tages bekam ich etwas fade geschmacklose Tisane wie Haferschleim, welche ich jedoch nicht aß, obschon mir die schöne Schwester Olivia sie gebracht hatte. Am Dienstag Abend ward ich abermals in nasse Tücher gewickelt; am Mittwoch Morgen war ich schon im Stande mich allein zu baden und zu meiner Unterhaltung Orangen auszusaugen; am Donnerstag Morgen ward ich als geheilt entlassen mit der Warnung, wenig zu essen, oft zu baden und n i c h t z u d e n k e n! Gott segne die Schwester Angela!

Jenun, dieß alles war vorbei und vergangen, und ein andres Jahr war gekommen und ich wiederum in Neu-Orleans. Ich hatte einen Ausgang gemacht, um mir die Jesuitenkirche zu besichtigen, welche eine der allerschönsten Bauten maurischen Baustyls in der ganzen Welt seyn soll — also gerade das Gegentheil von dem, was wir in Deutschland Jesuitenstyl nennen. Es war zwar erst Ende Aprils, aber ein glorreicher Morgen und die Sonne schon so heiß wie bei uns am Oberrhein in den Hundstagen. Der tiefe Schatten und die Kühle im Innern der Kirche waren mir ein willkommener Zufluchtsort gegen die Hitze im Freien gewesen. Die Reihen gewundener Marmorsäulen in der Kirche, welche die hohe majestätische Kuppel trugen und die Seitenschiffe bildeten, erschienen mir wie die Baumstämme eines kühlen dämmernden Waldes, worein ich mich geflüchtet, als wäre ich die einzige Menschengestalt innerhalb seines schattigen Friedens. Ich wollte hier nur ausruhen, denn ich war ja keines von den Mädchen in weißen Kleidern, mit Schleiern und Kränzen von Orangeblüthen auf dem Kopfe, die zur ersten Communion gingen und mit brennenden Kerzen in den Händen eine Procession durch die langen Schiffe machten.

Die vielen gemalten und buntverglasten Fenster dieses maurischen Tempels für christliche Andacht warfen alle Farben des Regenbogens in die falben Schatten des dämmernden Innern herein; farbige Lichtstrahlen zitterten durch die kühlen Hallen dieses köstlichen Obdachs gegen die heiße Schwüle der sonnebeglühten Straßen und ihren Lärm. Der Duft des Weihrauchs und der Geruch der Kerzen schwängerten die Luft; die hehre Stille ward nur von den majestätischen, klangreichen und doch gedämpften Tonwellen der Orgel unterbrochen; die rothen Flammen der Kerzen leuchteten wie ein Feuerwerk in der fernen Dämmerung der Schiffe, der Gesang der Mädchen kam leise und gedämpft wie Sphärenmelodie herüber zu mir; die wasserbesprengten Marmorfließen des Bodens hauchten eine erfrischende Kühle aus; und die volltönende, metallisch-reine Stimme des Priesters auf der Kanzel, welcher in spanischer Sprache die Gläubigen ermahnte, drang voll und musikalisch an mein Ohr, ohne mein Gewissen zu beunruhigen! Ich war wie in einem schönen Traume befangen, Körper und Geist angeregt, Herz, Gemüth und Phantasie voll unaussprechlichen Wonnegefühls, denn alle Sinne waren hier auf eine unbeschreibliche Weise angeregt! —

Die Bewohner des sonnigen Südens fühlen sich behaglich angemuthet von einem Wärmegrad, der uns Söhnen des

rauhen Nordens schon entsetzlich erschlafft und unbehaglich stimmt, und meine Furcht vor der schmelzenden Hitze dieses Frühlingstages erschien daher den Südländern geradezu thöricht. Ich verließ also die kühle Kirche, als die Messe vorüber war, weil die anderen Kirchgänger auch gingen, bis auf einige wenige Andächtige, welche bis zur nächsten Messe dablieben, und ein hübsches Mädchen, welches der heiligen Jungfrau mit irgend einer besondern Bitte nicht inbrünstig genug anliegen konnte. Ich ließ deßhalb die Betende an der Stelle, wo sie schon seit einer Stunde gekniet hatte, drängte mich gesenkten Hauptes und in einen stoischen Gleichmuth gehüllt durch die Reihen unverschämter Bettler, welche die Vorhallen belagern, und begegnete unter dem Portal schon den Erstlingen der Frommen, welche zum Besuch der nächsten Messe sich einstellten. Auf einmal lief mir ein Hündchen beinahe zwischen die Beine hinein — ein wunderhübscher Wachtelhund, ein sogenannter King-Charles, so schmuck gewaschen, so glatt gebürstet und gekämmt, daß man hätte glauben mögen, das Thierchen habe seine eigene Kammerjungfer. Das Hündchen lief an einem blauen Seidenbande und wand sich durch die dichte Menge, und ich blickte daher auf, um zu ermitteln, wer am andern Ende des Bandes sey. Eine wunderschöne Dame von königlicher Haltung hielt den Zügel des Wachtelhundes; ihre dunklen Augen flammten glühend aus einem blassen Gesicht hervor, dessen abgehärmte Züge ebenso von einstiger edler Schönheit wie von Kummer, Mangel oder Seelenleiden, oder vielleicht von allen Dreien zeugten. Ein üppig reiches Haar, nicht in Flechten oder Scheitel gezwängt, fiel in anmuthiger Lockenfülle auf ihren Hals und Nacken herab und umrahmte das bleiche Gesicht anmuthig. Sie trug einen schwarzen Spitzenhut mit weißen Theerosen darauf, deren leicht rosa- und orange angeflogene Knospen so täuschend nachgeahmt waren, daß sie einen ordentlichen Wohlgeruch auszuathmen schienen. Der Hut war nur eine Coiffüre, eine bloße Folie für den reichen Schmuck des Haares. Ihre Kleidung bestand aus jenem leichten duftigen Seidenstoffe, Grenadine genannt, den die eleganten Damen in Neu-Orleans meist tragen, von perlgrauer Farbe, die ganze durchsichtige Oberfläche mit orangegelben Blüthen bedeckt. Eine feine Spitzenmantille zeigte jede Biegung und Ausladung des geschmeidigen Wuchses und das Ebenmaß dieser herrlichen Gestalt. Durchsichtige Halbhandschuhe von schwarzer Seide hoben die feine Weiße der Hand noch mehr hervor, und an den zarten spitzen Fingern blitzten Diamanten und kontrastirten mit jenen um die Wette mit dem granatblüthenrothen Maroquinband des kleinen Gebetbuchs, welches sie umspannten. So schwebte oder wallte sie an mir vorüber, eine Wolke von Spitzen und Wohlgeruch, und ich armer verliebter Sterblicher war schwach genug stehen zu bleiben, mich umzuwenden und ihr bewundernd nachzublicken. Eben jetzt blieb auch sie stehen, bückte sich nach ihrem Hündchen, das sie auf den Arm nahm, während sie auf Spanisch sagte; „Der arme Carlo ist sehr müde!“ und wartete dann auf eine sehr ernst aussehende alte Negerin, der sie ihr Gebetbuch gab und ebenfalls die Kunde zuflüsterte, daß der arme Carlo sehr ermüdet sey. — Während ich sie noch beobachtete, ging eine andere Frau vorüber, eine hochgewachsene ältliche Frau, längst über die Zeit der weiblichen Schönheit hinaus, aber nicht gebeugt trotz ihrer vielen Jahre; ihr Haar war schneeweiß; ihr Gesicht wie durchsichtige Perlen, aber so voll Runzeln, daß man es sich gar nicht vergegenwärtigen konnte, wie es in glattem Zustande ausgesehen haben möge. Aber sie war unverkennbar eine Dame, obschon sie das fuchsigste, rostigste, schwarzseidene Kleid trug, obschon ihr Shawl der Großvater von ihrem Kleid hätte seyn können, und ihr schwarzer Hut, ihre schwarze Haube und ihre Halbhandschuhe offenbar schon vor langen Jahren ihre besten Tage gesehen hatten. Von dem ganzen dürftigen und ärmlichen Aufzuge stach nur ein schneeweißes feines Battisttaschentuch ab, das sie in der Hand hielt. Aus einer Ritze oder Falte ihres uralten, einer längst verklungenen Mode angehörigen Shawls ragten aber die kleine Stumpfnase und die schönen seidenweichen langen Ohren der kleinsten Ausgabe eines weiß- und schwarzen Wachtelhundes, eines sogen. King-Charles, hervor, des winzigsten Exemplars dieser Race, das ich je gesehen hatte. Als die ältere Dame sich der jungen näherte, die noch auf der untersten Stufe der Vortreppe stand, bemerkte ich, daß jene die Aufmerksamkeit der jüngern auf das Hündchen in ihrem Shawl zu lenken suchte. Das Battisttuch zitterte in ihrer Hand, als diese das kleine seidene glatte glänzende Thier aus den Falten des Shawls herauszuwickeln versuchte. Die Dame mit den blitzenden glühenden Augen entdeckte sogleich das Hündchen und rief mit freudiger Ueberraschung: „Ach, was für ein wunderniedliches Geschöpf!“ Die beiden Damen waren im Nu so vertraut, als wären sie alte Freundinnen gewesen. Der alte Wachtelhund, welchen man nun tragen mußte, weil er zu einem längern Spaziergang allzu schwach war, und der junge, welcher den Gebrauch seiner Beine noch nicht recht erlernt hatte, wurden mit einander verglichen, und der Vergleich fiel zu Gunsten des jungen Thiers aus.

„Es wird bald das verjüngte Ebenbild meines armen Carlo seyn,“ sagte die Dame mit den blitzenden Augen.

„Er trinkt die Milch tassenweise,“ sagte die alte Dame zur Empfehlung ihres kleinen Pfleglings; „möchten Sie ihn nicht haben?“

„Ach ja, er würde mir das größte Vergnügen machen, aber Carlo wäre dann eifersüchtig. Er liebt mich so sehr, er wird keinen Nebenbuhler dulden. Allein wollen Sie das liebe Thierchen nicht für mich aufziehen? wollen Sie es mir nicht verkaufen?“

„Ich muß es ja weggeben,“ erwiderte die alte Dame.

„Wie bald kann ich das Thierchen bekommen?“

„In einem Monat, wenn Sie es bei mir bestellen!“

„Wohlan denn, so möchte ich Ihnen ein Angeld bezahlen, um den Handel fertig zu machen,“ entgegnete meine Herzenskönigin; „was soll das Hündchen kosten, und wie viel soll ich Ihnen nun geben?“

„Ich stelle den Preis ganz in Ihr Belieben, Madame, sowohl für jetzt, wie für später!“

„Nun, und Sie hegen also gar kein Mißtrauen in mich?“

fragte die junge Dame; »Sie fürchten nicht, ich könnte Sie im Stiche lassen?«

Die alte Dame lächelte wehmüthig und sagte: »O nein, Madame, ich weiß zu viel von Ihnen, als daß ich Ihnen nicht vertrauen sollte!« Ein Goldstück blinkte in der welken runzeligen Handfläche; ich sah es ganz deutlich, obschon ich mir den Anschein gab, als lese ich aufmerksam den Anschlagzettel eines Auctionators, der neben dem Portal angeklebt war und dem Publikum auf nächsten Donnerstag die Versteigerung einer Anzahl der besten, in Virginien erzogenen schwarzen Hausdiener ankündigte — keiner Wilden, sondern in guten anständigen Häusern aufgewachsener Neger, die schon seit drei Generationen sich im Lande befänden.

Die junge Dame hatte sich die Erlaubniß ausgewirkt, die ältere zu besuchen, und sie schieden. Die alte Dame mit dem Hunde bog in eine Straße ein — in Barenne Street — und ich schlenderte ebenfalls jene Straße hinunter — mit Einem Worte, ich folgte ihr. Ich habe mir angewöhnt, alle kleinen Kinder zu mustern, weil ich die kleinen Kinder liebe und weil ich den Müttern und Wartefrauen dadurch eine Freude mache. Ich sehe immer nach den Medaillen der Soldaten, denn wenn solch ein tapferer Kerl dieß nicht verdient, wer verdiente es denn sonst? — Als ich daher an der zurück- oder heruntergekommenen Dame vorüberging, betrachtete ich mir bewundernd das Hündchen, lächelte dann die menschliche Pflegemutter des kleinen Thieres an, und die alte Dame lächelte mir wieder zu — in ihren Augen lag nun etwas Weiches, eine stille Freude, die ich vorher nicht darin bemerkt hatte. Unversehens waren wir in ein Gespräch mit einander verwickelt. Sie fragte mich, ob der Hund nicht wunderhübsch sey, und ich erwiderte, er sey in seiner Art einzig. Dann erkundigte ich mich, ob sie noch mehr Glieder von derselben Familie habe, und erhielt eine verneinende Antwort. Nun war ich mit meinem Wissen und Fragen zu Ende, und überlegte bei mir selber, was ich beginnen sollte, um meinen Weg zu der Wohnung der altväterischen Dame zu finden.

Warum ich dorthin zu kommen wünschte, darüber kann ich eigentlich keine Auskunft geben. Ich fühlte einerseits ein aufrichtiges Mitleid für die unaufdringliche, resignirte Armuth einer Frau, welche unverkennbar in besseren Verhältnissen geboren und aufgewachsen war, und andrerseits eine gewisse theilnehmende Neugier, mehr von deren Gegenwart und Vergangenheit zu erfahren, um ihr wo möglich ein Bißchen unter die Arme zu greifen. Die Vorsehung war mir hold gewesen, ich besaß einige Sparpfennige, und diese brannten ordentlich in meiner Tasche beim Anblick dieses still getragenen Elends. Auf einmal fiel mir ein sehr banales Auskunftsmittel ein. »Um Vergebung, Madame,« hub ich an; »ich bin in New-Orleans ganz fremd, und möchte gern eine Wäscherin finden, welche ihr Geschäft wirklich versteht und Einem die Wäsche so besorgt, daß man sich darin sehen lassen kann. In den großen Hotels kriegt man die Wäsche sehr schlecht besorgt, und ich bin leider gerade in diesem Stück etwas wunderlich, was Einem allerdings ungelegen kommt, wenn man auf Reisen ist.«

Die alte Dame wußte mir aus meiner Verlegenheit zu helfen. »Da ist leicht für Sie zu sorgen, mein Herr,« meinte sie; »Judy Flanagan in unserm Hofe ist eine vortreffliche Wäscherin; wollen Sie mich begleiten?«

So folgte ich ihr denn nach jener klassischen Oertlichkeit von New-Orleans, welche Mop-Alley heißt, eine Sackgasse von etwa 40 Fuß Länge und 10 Fuß Breite und beiderseits begrenzt von sogenannten »zehnfüßigen Häuschen«, d. h. armseligen Gebäuden von der Gestalt und Form größerer Hundehütten oder jener Gewächshäuser, welche die Gärtner »holländische Kästen« nennen. Jedes dieser Häuschen enthält eine Vorderstube mit einem einzigen Fenster, welches sein Licht vom Hofe aus enthält, und eine Hinterstube, die nur durch ein Hochlicht im Dache erhellt wird. Der Hof ist mit rauhen ungehobelten Dielen belegt und hat große viereckige Oeffnungen, um den Regen hindurchzulassen. In dem Hofe wohnen — soviel ich weiß — eine Wäscherin, ein Tischler, ein Schuhflicker und Verfertiger von Vogelbauern; aber ich vermuthe, daß auch noch andere Gewerbe darin betrieben werden. Da man in New-Orleans keine Brunnen graben kann, weil die ganze Stadt auf einem Sumpfe steht, so hat jedes Haus gewöhnlich seine eigene Cisterne. Ganz Mop-Alley hat hingegen nur eine einzige Cisterne; da aber das Geschäft der Wäscherin bei solch beschränkten Hülfsmitteln nicht gedeihen könnte, so hat Judy eine Reihe von Kufen und Bütten aufgestellt, um Regenwasser aufzusammeln, denn wenn es in dem Lande des Sonnenscheins einmal regnet, so gießt es gleich in gewaltigen Strömen vom Himmel!

Ich stand also inmitten der Kufen und Bütten und dachte gar nicht mehr an mein angebliches Bedürfniß (obschon dasselbe sich bei genauerer Erwägung in ein wirkliches verwandelt hatte) und an Judy's Gewerbe. Ich wünschte — und zwar aus einer ganz besondern Ursache — zu erfahren, in wie weit die alte Dame mir, einem ganz Fremden, vertrauen könnte, und ich bat sie daher um die Erlaubniß, das Hündchen auf eine Weile in die Hand nehmen zu dürfen. Die alten Augen blickten vertrauensvoll in die meinigen, und sie übergab ihren Schatz rückhaltslos meiner Verwahrung. Ich war deßhalb sogleich zur Stelle fest entschlossen, mich der alten Dame anzunehmen, denn wenn es irgend etwas geben kann, was mich vor allen andern Dingen erfreut und gewinnt, so ist es menschliches Vertrauen. Wenn erst der große Haufe unter uns Gott und dem Nächsten vertrauen gelernt hat, so wird unser tausendjähriges Reich begonnen haben. — Ich fragte daher schüchtern — aber immer noch aus derselben besondern Ursache, ob ich als ein großer Liebhaber und Bewunderer von Hunden mir für einen Augenblick die Mutter des kleinen Hündchens ansehen dürfe?«

»Ich möchte Ihnen gern diesen Gefallen thun,« erwiderte die alte Dame, — »aber mein Sohn ist sehr krank und ich fürchte ihn zu stören. Warten Sie jedoch hier einen Augenblick; ich will zuvor nachsehen.« Sie trat dann in das erste Zimmer und in das zweite, und ich hörte eine schwache Stimme fragen: »Hast Du sie gesehen, Mutter?« — »Ja, aber warte

nur noch einen Augenblick, mein Lieber; es ist ein Fremder draußen an der Thüre," erwiderte die Frau und kam dann mit der Hündin in einem Korbe wieder heraus. — „Ah, sehr hübsch, ein sehr schönes Thier," sagte ich, streichelte gemächlich das seidene weiche Fell, und legte dann das junge Hündchen und meine Börse gleichzeitig in den Korb. Dieß war, wie meine geneigten Leserinnen nun begreifen werden, der besondre Grund, den ich hiebei hatte. Hierauf verabschiedete ich mich schnell von der alten Dame und lief mit aller Eile nach dem Ausgange von Mop-Alley, als ich hier plötzlich und ganz unerwartet mit einer barmherzigen Schwester zusammenstieß und zwar gerade mit meiner vortrefflichen Schwester Angela, welche mich das Jahr zuvor, während des gelben Fiebers, so treu verpflegt hatte.

Ihr Antlitz strahlte vor Vergnügen, als ich sie bei Namen nannte, und sie sagte in ihrer gefälligen Weise, aber mit ernsthaftem Tone: „Ich bin so froh, Sie so unerwartet zu treffen, denn ich bedarf Ihrer morgen. Ich brauche Sie nicht zu bitten, pünktlich zu seyn, denn das sind Sie ja immer." Und nun erzählte sie mir in Kürze, sie verpflege so eben einen armen jungen Mann, der an gebrochenem Herzen, getäuschten Lebenshoffnungen und einem tiefen Seelenschmerze leide und den sie erst vor Kurzem entdeckt habe; es sey ein Genie und müsse an einem stillen geheimen Kummer zehren, den er ihr jedoch nicht anvertrauen wolle; sie hoffe aber, er werde gegen mich als einen andern jungen Mann minder zurückhaltend seyn, und es liege ihr daher sehr viel daran, mich mit ihrem Pflegling bekannt zu machen. Ob sie mir ebenfalls einen Herzenskummer zutraute, kann ich nicht sagen; aber jedenfalls würde sie sich in diesem Stücke geirrt haben. Sie war so eilig — die barmherzigen Schwestern haben überhaupt immer Eile, obwohl niemand sie drängt — daß sie mir vorerst nicht mehr sagen konnte, und so machte ich auch keinen Versuch sie länger aufzuhalten, und sie betrat Mop-Alley in Begleitung eines Mädchens, das ihr einen Korb nachtrug.

Am folgenden Morgen stand ich schon zwei Minuten vor eilf Uhr an der Ecke von Mop-Alley, und gleich darauf bog das wackere Mädchen in der weißen Flügelhaube um die Ecke und führte mich in das Haus, wo sie mir einen Wirkungskreis in christlicher Nächstenliebe eröffnen wollte, und es war dasselbe Häuschen, worein gestern die alte Dame getreten war.

Schwester Angela führte mich in die Hinterstube mit dem schrägen Dach und dem Hochlicht darin, dessen Fenster jetzt geöffnet war; die Scheiben desselben waren mit grüner Oelfarbe bestrichen oder mit grünem Papier beklebt, und durch dieselben fiel ein geisterhaftes Licht auf das abgehärmte Gesicht eines noch jungen Mannes. Seine Züge waren edel und regelmäßig, seine glühenden Augen schienen heruntergebrannt zu seyn bis in ihre Höhlen, und seine hageren Finger, weiß wie Elfenbein, klammerten sich an die Bettdecke. Schwester Angela gab sich keine große Mühe mit der Art und Weise, wie sie mich ihm vorstellte; sie sagte nur: „Hier ist ein wackerer, freundlicher Herr, der Sie kennen lernen will, und ich hoffe, Sie werden ihm in einer halben Stunde gewogen seyn!"

„Gehört er auch zum Handwerk?" fragte der junge Kranke und sah mich mit einem schwachen Lächeln an, denn die Aufmerksamkeit der barmherzigen Schwester freute ihn offenbar. Sie blieb jedoch nicht lange genug, um die wohlthätige Wirkung ihres Unternehmens noch zu bemerken; sie hatte so viel Takt, uns allein zu lassen, und ihre Dienste waren anderswo noch nöthiger. Ich legte daher die eine Hand auf mein pochendes Herz, drückte mit der andern die welke schlaffe Rechte des Kranken, blickte ihm tief in die Augen, lächelte ihn mit einem Lächeln an, das mir aber nicht recht von Herzen ging, denn die Thränen waren mir näher, und sagte: „Ja, ich gehöre zum Handwerk, bin ebenfalls ein literarischer Zigeuner, und darum, lieber Bruder und Kollege, sagen Sie mir gefälligst offen und unumwunden, was ich von Ihnen und Ihrer Lage zu wissen brauche, um Ihnen nützlich zu seyn, was ich nach Kräften thun werde."

Das arme, gramüberladene Herz floß über, und ich erfuhr in vielen Worten, was ich hier in Kürze wieder erzählen will. Alfred Eversley war der Sohn eines Pflanzers in Louisiana, der vor einigen Jahren gestorben war. Seine Pflanzung hatte dicht am Ufer des Mississippi gelegen; aber der Fluß verändert oft sein Bett in etwas, bricht hier auf der einen Seite über eine Pflanzung herein und schwemmt am andern Ufer ebenso viel Land an. Hunderte von Morgen werden auf diese Weise hinweggerissen, und der unglückliche Besitzer ist ruinirt, während irgend ein glücklicherer Pflanzer auf der gegenüber liegenden Seite dadurch reich gemacht wird. Der ältere Eversley sah sein Land von Tag zu Tag so verschlungen; die Cholera kam und seine Sklaven starben; er war ruinirt, und verkaufte die paar Grundstücke, die ihm geblieben waren, um eine Bagatelle. Kaum aber hatte er dieß gethan, so trat der Fluß wieder zurück und bildete rasch frisches Land zum Vortheil des neuen Eigenthümers, der sein Besitzthum zusehends anwachsen sah.

„Mein Vater starb aus Kummer und Noth," sagte der Sohn. (Ich setzte bei mir selbst hinzu: Vielleicht auch an schlechtem Whisky, Malaria und Chinin.) „Er hinterließ seine Wittwe unversorgt," fuhr der Sohn fort; „und mein einziges Erbtheil war die sorgfältige Erziehung und klassische Bildung, die ich erhalten hatte, und ein innerer Beruf, eine leidenschaftliche Vorliebe für die Bühne. Meine Mutter war Primadonna des hiesigen Theaters gewesen, als mein Vater sie vor 31 Jahren heirathete; sie hatte erst mit dem 40. Jahre die Bühne verlassen. Ich bin ihr einziges Kind. Für Musik habe ich leider keine Anlage, kein Talent — aber ich wollte, ich hätte das. Dagegen ist das Drama meine Passion; ich bin dramatischer Dichter, bin nun dreißig Jahre alt und habe manches Ries Papier mit meinen Entwürfen und Versuchen vollgeschrieben, ohne jedoch Erfolg gehabt zu haben. Und so habe ich es nun bis dahin gebracht, wo Sie mich nun sehen."

Ich regte den Kranken nicht dadurch bis zum Fieber und Aberwitz auf, daß ich ihn bat, er solle sich nicht aufregen, sondern ich ließ ihn ruhig fortzählen. Ich war überzeugt, daß er seine Geschichte noch niemanden erzählt hatte, und daß

es ihm weit leichter um's Herz seyn werde, wann er sich erst jemand mitgetheilt habe. Aus seinen Andeutungen entnahm ich, daß er mit Beginn der Theatersaison nach Neu-Orleans gekommen sey, um hier eine Tragödie zur Aufführung zu bringen, die er geschrieben; daß er eine Verwendung für kleine Rollen bei der Bühne gefunden, aber sich nie zu höheren Leistungen verstiegen habe als Anmelderollen, und daß er sich mit großer Resignation in diese Lage ergeben habe in der Hoffnung eines spätern Engagements mit wöchentlichem Gehalte von zwei Pfund Sterling, während er vorerst noch gar keinen Gehalt bezog. Er und seine Mutter hatten sich vor ihren Verwandten lange Zeit verborgen, weil sie arm und stolz waren; Alfred hatte sich sogar bemüht, sein Glück entfernt von seiner Mutter zu versuchen, allein es war die alte Geschichte von unpraktischen, an keinen geregelten Erwerb gewöhnten Personen: er war außer Stande gewesen, Geld zu verdienen, ausgenommen wenn er ab und zu eine Guinee für ein Gelegenheitsgedicht erhalten hatte. Ja er hatte, glaub' ich, sogar das allmählige Schwinden seiner Kräfte seiner Mutter mit großer Selbstbeherrschung so lange verheimlicht, bis seine Kleider allzu sehr abgetragen und schäbig waren, als daß er darin im Theater oder sonst irgendwo erscheinen konnte, und bis der bessere Theil ihrer Garderobe in's Leihhaus gewandert und in Staub und Asche verwandelt war. Seine Tragödie war seit vielen Wochen schon in den Händen des Theaterdirektors, und dieser hatte versprochen, sie der Prüfung der Mademoiselle L'Etoile, der großen Schauspielerin, zu unterwerfen, in die, wie sich nun herausstellte, der arme Mann sterblich verliebt war. Diese Mademoiselle L'Etoile war aber eben jene schöne Dame mit den glühenden Augen und dem reichen Lockenhaar, welche ich vor dem Portale der Jesuitenkirche gesehen hatte. Alfred's Bewunderung für sie und dem äußersten Geldmangel seiner Mutter, die nachgerade nicht einmal die dringendsten Lebensbedürfnisse mehr beschaffen konnte, verdankte die schöne Schauspielerin das Anerbieten des kleinen Hündchens zum Kauf, wovon ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen war. Alfred's Auge flammte, als er von ihr sprach. „Für alles in der Welt möchte ich gerne wissen, ob sie mein Stück gelesen hat! Ja, eine Ahnung sagt mir, daß sie es geprüft und für würdig befunden hat. Es liegt vielleicht schon ein Brief für mich in der Theaterkanzlei, worin sie mir anzeigt, daß mein Stück angenommen sey. Es sind ja früher Wunder und Zeichen geschehen, warum sollen sich nicht wieder welche ereignen? — Aber freilich nicht für mich, nicht zu meinen Gunsten!" setzte er mit einer tiefen Betrübniß hinzu.

„Wissen Sie was, Herr Eversley?" sagte ich; „morgen Vormittag will ich Sie wieder besuchen und im Vorbeigehen auf dem Theaterbureau nachsehen, ob keine Briefe für Sie dort liegen!" — Er drückte mir die Hand auf das dankbarste und sagte: „Gott lohne es Ihnen! Wir haben Ihr Geld gefunden, und der Segen derer, die am Rande des Verderbens waren, ist mit Ihnen! Schwester Angela erkannte die Börse, welche wir im Korbe des Hundes fanden, als die Ihrige: sie sagte, eine ihrer Schülerinnen habe sie gehäkelt."

Nach Empfang dieser schließlichen Benachrichtigung machte ich mich auf die Strümpfe und lief fort, ging sogleich nach dem Theater und fand einige Briefe für Eversley dort vor. Da ich es aber vorzog, ihm an diesem Abend noch Ruhe zu lassen, so steckte ich sie nur zu mir, um sie ihm am andern Tage zu bringen. Getäuschte Hoffnungen kommen ja eigentlich immer zu frühe.

Am folgenden Morgen ging ich wieder nach Mop-Alley, und fand die schöne Mademoiselle L'Etoile selbst in dem äußern Zimmerchen sitzen. Ihre weiten Rockschöße und ihre Crinoline nahmen beinahe das ganze Zimmer ein, das der Duft ihres Rosenöls erfüllte; das junge Wachtelhündchen lag in ihrem Schooße auf der Spitzenmantille. Gerade ebenso elegant und großartig und auffallend war ohne Zweifel die nun verrunzelte und verblühte einstige Primadonna mit dem weißen Haar in den Tagen ihrer Jugend, Schönheit, Blüthe und Berühmtheit gekleidet gewesen. Jetzt aber bemerkte ich mit Vergnügen, was für eine Veränderung mit Frau Eversley vor sich gegangen war, seit sie das verschossene, rostige, fadenscheinige Kleid mit einem einfachen aber geschmackvollen reinlichen schwarzen Anzuge vertauscht hatte. Ich erfuhr später von Schwester Angela, daß die Garderobe der armen Frau durch Mademoiselle L'Etoile ergänzt und erneuert worden war, welche — wie Schwester Angela sagte, was ich ihr abermals hoch angerechnet habe, — „zwar eine Schauspielerin ist, dabei aber auch ein so wackeres menschenfreundliches Herz hat, als irgend eine vornehme Dame."

Ich durchschritt gerade das äußere Zimmer, als die schöne Künstlerin vom Stuhle aufstand, um sich zu verabschieden. Die glühenden Augen des Kranken begegneten den meinigen. „Sie haben sie gesehen und gehört?" rief er; „der Wohlgeruch welcher die Atmosphäre schwängert, verkündet noch ihre Anwesenheit. Ach, sie weiß nicht, was für ein leidenschaftliches Herz so nahe bei ihr zärtlich für sie schlug!"

„Ich habe Ihnen Briefe mitgebracht, Herr Eversley," unterbrach ich diese Rhapsodie.

Er erbrach einen derselben, aber seine Hände bebten, sein Gesicht war zu schwach, die Beleuchtung zu dürftig und seine Aufregung zu groß, als daß er hätte lesen können, und er bat mich daher, ihm das Schreiben laut vorzulesen. Es kam von dem Theaterdirektor und besagte blos, er habe Herrn Eversley's Tragödie Mademoiselle L'Etoile zur Prüfung übergeben, und sie wolle ihre Ansicht über die Verdienste des Stückes dem Verfasser selber mittheilen. Eversley erfaßte meine Hand und sagte: „Oeffnen Sie diesen Brief; ich vermag ihn nicht zu öffnen, denn er kommt von ihr!" Ich erbrach das Siegel: feines Siegellack, ein E. mit einer Krone darüber auf dem Petschaft; zartes Rosapapier, himmelblaue Tinte, die Handschrift leider ungeübt und kritzelig wie die eines Kindes; die Orthographie sehr mangelhaft, — aber was thut das? Der liebe Gott sieht ja auf's Herz und nicht auf die Orthographie. Es lag ein künstlich gedämpfter Enthusiasmus in den Ausdrücken, womit sie von den Verdiensten des Stückes sprach, — eine Mäßigung, welche sie sich offenbar nur um des Theater-

direktors willen auferlegte. Dennoch aber zeigte sie Herrn Eversley an, sie werde mit Vergnügen die Rolle der Heldin in dem Stücke übernehmen und sie sey überzeugt, wann dasselbe zur Aufführung komme, werde sowohl sie als der Verfasser damit einen großen Erfolg erzielen.

Diese Freudenbotschaft machte einen tiefen Eindruck auf den armen Kranken, und Schwester Angela kam mir zu Hilfe, als er in sein Kissen zurücksank und ohnmächtig wurde. Sie half mir aber nicht nur ihn wieder zur Besinnung zu bringen, sondern ging mir auch mit Rath und That an die Hand, um mein Vorhaben, ihn in eine andre Wohnung zu bringen, auszuführen. Zwei Tage später ward dieser Schlupfwinkel des Elends anderen Armen überlassen, denen er wie ein Schloß erschien, und Eversley und seine Mutter waren in einem hübschen freundlich-gelegenen Häuschen auf dem Lande untergebracht. Vor den Fenstern ihrer Wohnung standen Orangenbäume, mit Blüthen und Früchten überladen, und in deren Zweigen flatterten Tag und Nacht Spottvögel und wetteiferten mit einander in fröhlichem Gesang, und die ganze Umgebung ertönte von ewig-wechselnden Cascaden der süßesten Harmonieen. Die Tragödie „Marat's Tod“ ging mit großem Erfolg über die Bühne, und das unorthographische Billet heilte Eversley nicht blos von Fieber und Verzweiflung, sondern auch von einer krankhaften und überspannten Verliebtheit in ein Mädchen, das zwar noch immer schön aber verblüht war und in jedem Stücke tief unter ihm stand. Als ich den glücklichen Dramatiker und gefeierten Lyriker das letzte Mal besuchte (und zwar nicht mehr in Mop-Alley), gestand er mir im Vertrauen, er habe zwei uneigennützige schwesterliche Freundinnen: die Schauspielerin Mademoiselle L'Etoile und Schwester Angela vom Orden des heiligen Vincent von Paula; und ich glaube, es fällt ihm so wenig ein, die Eine zu heirathen als die Andre. Und all diesen glücklichen Umschwung der Dinge hat ein kleiner Wachtelhund zuwege gebracht. **K. Nellenburg.**

Sociale Lebensbilder aus Polen.

Von Ella v. Weiß.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort. Ich bemerkte, daß die Posthäuser beinahe insgesammt von Juden gehalten werden, welche überhaupt allen Verkehr in Händen haben, denn sie sind außer dem Adel und dem kleinen Bürgerstand die einzigen Freien. Man sieht unter ihnen sehr schöne Köpfe, voll Intelligenz, aber ihr Aufzug ist unbeschreiblich schmutzig und verwahrlost. Dagegen sind diese Leute ungemein zuvorkommend gegen den Ausländer, verstehen meistens etwas Deutsch, und begegnen uns Deutschen mit einem gewissen freundlichen Wohlwollen, nicht mit jener Kriecherei, welche der hochmüthige Pole beansprucht. Was diese polnischen Juden besonders auszeichnet, ist die außerordentliche Liebe zu ihren Kindern, das innige Zusammenhalten der Familie. In den meisten Fällen gewannen die paar deutschen Worte, welche Fräulein Müller oder ich an sie richteten, uns ihr Vertrauen und sie überboten sich wechselseitig in Dienstfertigkeiten. Auch war unverkennbar, daß diese Juden, trotz des auf ihnen lastenden Druckes, an Kultur wie an Energie unbedingt über den polnischen Bauern standen. Obschon die Wege furchtbar schlecht, oft nur Fahrgeleise über das Feld hin waren, fuhren uns diese Juden doch sehr rasch und sicher, wiewohl unter großem Lärmen und Geschrei und Gestikulationen, womit sie die Pferde antrieben. Hatten wir dagegen einen Polen zum Postillon, so kamen wir nur langsam von der Stelle, und Graf S. in seiner angebornen Ungeduld ließ dann seinen Unmuth an dem unglücklichen Leibeigenen aus, welcher nichts erwiderte, aber mit verdrossener Miene in demselben Schritte weiterfuhr. Auf diese Weise gelangten wir endlich Nachmittags in Sicht des stattlichen Schlosses, welches unser Bestimmungsort war. Die Besitzerin desselben, eine ältere Dame, war unter dem Namen der Diamanten-Gräfin bekannt, weil sie eine fabelhafte Menge dieser kostbaren Edelsteine besaß, welche der Ruhm und die Qual ihres Lebens waren. Sie reiste einmal nach Paris und nahm nur einen mäßigen Theil davon mit, allein während ihres dortigen Aufenthalts erhielt sie eine Einladung zu einem Hofball, und wollte nun durch die Pracht ihrer Diamanten alle anderen Damen überstrahlen. Die Schwierigkeit bestand nur darin, wie sie ihren ganzen Schmuck von Hause kommen lassen sollte; sie hatte niemanden, dem sie die Mission anvertrauen konnte, solch einen großen Werth zu holen; daher schickte sie ihren Gatten ab, welcher mitten im Winter Tag und Nacht reisen mußte, um eben noch rechtzeitig zurückzukommen. Allein nun erklärte bei der Rückkehr des Grafen der Hotelbesitzer, er halte es für gefährlich solche Schätze in seinem Hause zu haben, da die Kunde davon durch die Prahlerei der polnischen Mägde schon unter die ganze Hausdienerschaft gelangt war. Die Gräfin mußte sich daher anderwärts eine Wohnung suchen und einstweilen ihre Diamanten in der Bank deponiren. Auf dem Hofball erschien die Gräfin einem Phantasie-Kostüm und war buchstäblich so mit Diamanten beladen, daß es ihr nicht möglich war zu tanzen; sie mußte daher den ganzen Abend wie eine Bildsäule sitzen bleiben. Allein ganz Paris sprach eine volle Woche hindurch mit Bewunderung nur von den Diamanten der Fürstin W., denn diesen Titel hatte sich die Gräfin beigelegt, da man im Besitz einer solchen Menge Diamanten doch unmöglich etwas anders seyn kann, als eine Fürstin.

Diese Dame besaß sehr bedeutende Einkünfte und machte große Reisen, und von jeder derselben hatte sie Möbeln, Kunstgegenstände, Kostbarkeiten und Sehenswürdigkeiten aus allen Theilen von Europa mitgebracht. Ihr ganzes Haus glich theils einem Trödelmarkt, theils einer Ausstellung, denn Kostbares und Werthloses war in bunter Mannigfaltigkeit neben einander zusammengehäuft. Es kamen Leute von nah und fern, um ihre Schätze zu besichtigen und zu bewundern, was der Besitzerin die größte Freude verursachte. — Bei unserer Ankunft sprangen sogleich einige Diener in verschiedenen Richtungen fort, um ihre Herrin zu suchen, während ein Andrer uns in einen Salon führte. Nachdem wir hier eine Viertel-

stunde gewartet hatten, kam eine Dienerin mit der Kunde, daß ihre Herrin im Park sey und sogleich zu uns kommen werde. Als die Dienerin wieder draußen war, bemerkte Graf S., das Vorgeben derselben scheine ihm eine Unwahrheit zu seyn, worauf ein winzig kleiner Junge mit Staubbesen und Lappen in der Hand unter einer Tischdecke hervorkroch, wo er den Tischfuß abgerieben hatte, und ohne sich an jemand direkt zu wenden die Bemerkung machte: „Sie werden bald fertig seyn; sie sind schon seit zwei Stunden am Ankleiden," worauf er aus dem Zimmer verschwand. Wir hatten kaum Zeit gehabt, nach diesem komischen Intermezzo unser Gesicht wieder in ernste Falten zu legen, als die Fürstin eintrat, auf den Arm ihrer Nichte gestützt und gefolgt von drei armen Verwandten, welche die Pflicht hatten, Tag und Nacht ihr Lob zu singen und über den Werth aller ihrer Schätze in Extase zu gerathen. Sie hieß uns sehr freundlich Willkommen und erging sich dann in weitschweifigen Entschuldigungen darüber, daß sie noch nicht fertig gewesen sey um uns gleich bei unsrer Ankunft zu empfangen. Meine Hoffnung, daß man uns sogleich unsere Zimmer anweisen werde, um uns eine halbe Stunde der Ruhe zu gönnen, wie sie für Leute, die den ganzen Tag in enge Wagen zusammengepreßt waren, wünschenswerth und nothwendig gewesen wäre, trog vollständig, denn sie dachte gar nicht daran, sondern beeilte sich, uns sogleich verschiedene Gemälde, Mosaikarbeiten und allerlei Merkwürdigkeiten sehen zu lassen, welche in dem Salon aufgestellt waren. Ich sah mich ganz verzweifelt in dem großen, reich ausgestatteten Gemach um; aber nicht nur daß uns von dem Inhalte desselben auch nicht das Mindeste vorzuführen versäumt wurde, ging es von da noch in sechs oder sieben ähnlich ausgestattete und sogar förmlich überladene Salons. Ich sank schon im vierten vor Müdigkeit in einen Stuhl nieder; allein so lange die Fürstin nur noch einen Menschen hatte, welcher ihr zuhörte, war sie unermüdlich. Endlich gelangten wir in den Speisesaal, wo uns Kaffee und Gefrorenes servirt wurde; während dieses Imbisses kamen noch mehr Gäste, und nun wurden wir eingeladen, auch den Park zu besichtigen, welcher von Grotten, Springbrunnen, Bildsäulen &c. wimmelte, denn die Fürstin kaufte auf ihren Reisen alles zusammen, was ihr gefiel und die Mühe verlohnte, auf ihre nordischen Besitzungen versetzt zu werden.

Als die Zeit herankam, wo wir unsere Toilette für das Souper machen wollten, suchten wir unsere Zimmer, konnten sie jedoch nicht finden, denn das Haus enthielt thatsächlich nur ein einziges Schlafzimmer, welches die Fürstin mit ihrer Nichte und den drei armen Verwandten einnahm. Sie bestand darauf, daß wir dieß nun bewohnen sollten, und ließ für sich und die übrigen nur Betten auf die Sophas und Divan machen. Den Herren war ein leeres Zimmer angewiesen worden, da man annahm, daß sie alles, was sie zum Uebernachten bedurften, selbst mitbringen würden. Auch unsere Dienstmädchen bekamen ein Zimmer worin wenigstens einige Stühle waren, auf denen sie bei Tag sitzen und bei Nacht schlafen konnten, wenn sie hiefür nicht den nackten Fußboden vorzogen. Die Diener mußten sich mit Streu auf einem der Corridore begnügen. — Als ich am andern Morgen durch den Salon ging, wo wir am vorigen Nachmittage empfangen worden waren, sah ich auf einem kostbaren, mit Mosaik und Marqueterie eingelegten Tisch eine große ordinäre irdene Waschschüssel mit einem Kruge stehen, welche zu den Abwaschungen der ganzen Familie der Bewohner gedient hatten, und ein halbes Dutzend Frauenzimmer: die Fürstin, ihre Verwandten, einige Mägde, flüchteten nach allen Seiten hin in einem Aufzuge und das Zimmer in einem Zustande, die ich gar nicht beschreiben kann. Bei dem ersten Frühstück dagegen erschien die Fürstin in einem Morgenkleid vom kostbarsten Kaschmir, in einem Perlenhalsband mit Diamantenschloß von unschätzbarem Werthe, und mit Ohrgehängen, welche zu der übrigen Parüre paßten. Nach dem Frühstück mußten wir alle ihre Kleider und ihren Schmuck, sowie die Toilette und Juwelen ihrer Nichte bewundern, und von jedem Artikel den Preis hören. Sie zeigte uns von ihrem eigenen Juwelenschmuck so viel, daß man ein ganzes Land damit hätte verzieren können. An der Mittagstafel erschien ein sehr still und anspruchslos aussehender Herr, welcher ihr gegenwärtiger Gatte war, denn sie war mehrmals verheirathet gewesen wie dieß in Polen Sitte zu seyn scheint. Wie sie es als Katholiken anstellen, sich mehrmals scheiden zu lassen und wieder zu verheirathen, begreife ich nicht; aber Thatsache ist, daß man beinahe täglich einen Herrn trifft, der zwei oder drei Frauen am Leben hat, oder eine Dame, die bereits mit dem dritten oder vierten Manne lebt. Das Allerseltsamste aber ist, daß die getrennten Gatten bei der Begegnung in der Gesellschaft sich noch dutzen und auf dem freundlichsten Fuße mit einander verkehren. Die Leichtigkeit der Ehescheidungen und die Beliebtheit derselben führt zu ganz unerhörten Verwickelungen der verwandtschaftlichen Beziehungen, wie ich während meines Aufenthalts in Polen deren mehrere selbst kennen lernte. So hatte z. B. in Polen ein junger Mann seine eigene Stiefmutter geheirathet, nachdem sie sich von seinem Vater hatte scheiden lassen, und schien mit ihr sehr zufrieden und glücklich zu seyn; und ein alter Herr hatte die Stieftochter seines eigenen Sohns geheirathet. Das ist doch fürwahr eine polnische Wirthschaft! —

Die nächste Familie welche wir besuchten, wohnte in einem ganz hölzernen Hause, hatte Polen nie verlassen und trug ganz das Gepräge des echten lechischen Landedelmanns. Die Herren verstanden gar kein Französisch, die Damen sprachen nur ein Wenig und sehr gebrochen. Das Mittagsmahl bestand aus einer Anzahl Nationalgerichte und begann mit einer sehr sauren Suppe. Beim Frühstück sah ich ein Gericht von Mais, nämlich ganz gekochte Maiskolben, worauf man Butter strich und dann beliebig davon herunterbiß. Schinken spielte bei jeder Mahlzeit eine große Rolle; ebenso Caviar und zwar der großkörnige russische. Den größten Theil des Tages verbrachte man am Eßtische, und den Hauptgegenstand der Unterhaltung lieferte die Lebensweise einer englischen Dame, welche einen Polen geheirathet hatte und auf einem benachbarten Gute lebte. Man sprach von der außerordentlichen Ordnung und Reinlichkeit, welche in ihrem Hause herrschte, als von etwas entschieden

Lächerlichem, und die Herren erzählten als Beweis ihrer Excentricität, man dürfe in ihrem Salon nicht auf den Boden spucken, und wenn einer ihrer Gäste es thue, so klingle sie sogleich und lasse den Boden scheuern. Das Ausspucken ist aber in der That auch eine der eingewurzeltsten und eckelhaftesten Gewohnheiten der Polen. Wie oft habe ich bei Tische zart-aussehende, hübsche, elegant-gekleidete Damen sich umdrehen und auf den Boden spucken sehen! Wer als Frau langschößige Kleider trägt, muß sich sogar in den elegantesten Salons sehr vorsehen, wenn man die Röcke hängen läßt.

Am Abend wurden in diesem Hause verschiedene patriotische Lieder mit großem Aufwand an Stimme gesungen, worunter ich auch an der Melodie das bekannte „Noch ist Polen nicht verloren“ erkannte. Die Gesinnung der Lieder wie der Sänger mag eine ganz wackere gewesen seyn, aber die Musik war abscheulich, und es war mir eine wirkliche Herzerleichterung, als Fräulein Müller sich endlich an's Piano setzte und uns einige Lieder von Schubert und Abt sang. Graf Vermont regalirte uns hierauf mit einer französischen Romanze, die er mit einem sehr affektirten Pathos unter großen Gestikulationen und Augenverdrehungen vortrug und welche die Polen stürmisch applaudirten, obschon es ein lächerliches einfältiges Musikstück war und der Graf entsetzlich falsch sang und die Zuhörer kein Wort von dem Text verstanden. Während seines ganzen Vortrags lief Gabriele, ein hübsches blondes Mädchen von sechs oder sieben Jahren, im Zimmer auf und ab und rief beständig: 'Evviva Garibaldi!' Graf Vermont, ein Legitimist vom reinsten Wasser, von den äußersten Rechten des Faubourg St. Germain, war darob sehr skandalisirt, äußerte jedoch nichts davon. Er war mit einem festbestimmten Vorsatze nach Polen gekommen, den er auch durchsetzen wollte: er ist Wittwer, von sehr altem Adel und stolzem Namen, aber sehr kleinem Vermögen, und hat zwei Töchter welche er unter die Haube bringen möchte; da aber eine Heirath in Frankreich lediglich nur ein Geldgeschäft ist, wobei von beiden Seiten gleiches Vermögen erwartet wird, so war der zärtliche Vater in der Ueberzeugung, daß seine Töchter in Frankreich niemals standesgemäße Parthieen machen würden, auf eine Entdeckungsreise nach Freiern gegangen, und ward darin von der Gräfin S. mit großer Beeiferung unterstützt. Er erreichte auch seinen Zweck theilweise, wie seiner Zeit erzählt werden soll. Er war mit zwei sehr schönen Miniatur-Portraits seiner Töchter versehen, von denen die eine blond, die andre brünett war, so daß er für jeden Geschmack etwas bieten konnte.

Die Franzosen sind in Polen sehr beliebt und angesehen, und den Polen erscheint als klassisch und vollendet, was aus Frankreich kommt. Die Engländer und die Deutschen haßt und verachtet man dagegen. Da ich nur einige wenige Worte Polnisch verstand und niemand Deutsch sprach, so mußte ich französisch reden und galt daher für eine Französin. Während meines längeren Aufenthalts in Polen hörte ich in den Städten und auf dem Lande immer nur mit Geringschätzung und Haß von den Deutschen reden, und doch ist es unser Volk, dem diese Polen ihre ganze Kultur verdanken, und die als Aerzte, Gelehrte, Handwerker, Kaufleute rc. das einzige fortbildende und Bildungs-fähige Element im Lande bilden. Die Abneigung der Polen und namentlich des polnischen Adels gegen die Deutschen rührt namentlich daher, daß die eingesessenen oder nur temporär sich in Polen aufhaltenden Deutschen ruhige Bürger sind und sich nicht an den unsinnigen Putschen und Verschwörungen betheiligen wollen, welche die polnische Emigration immer unter dem Adel anzettelt und die dem Lande niemals Vortheil bringen können. Wenn nämlich heute das alte Kongreß-Polen wieder hergestellt werden könnte, so würde noch eine verworrenere und armseligere Wirthschaft der Willkür und des schrankenlosesten Ehrgeizes beginnen, als jemals zu Zeiten der alten Konföderation. Die Wiedererrichtung eines Königreichs Polen unter einem polnischen König würde nur einen kolossalen Rückschritt in der Civilisation bedeuten, denn so liebenswürdig der einzelne Pole in der Gesellschaft seyn kann, so unleidlich wird er in der Politik. Schrankenloser Ehrgeiz und despotische Ausbeutung der Leibeigenschaft würden eine gedeihliche Entwickelung des Staatslebens nicht aufkommen lassen.

Von dem hölzernen Hause aus machten wir einen Besuch in einem sogen. Schloß, dessen Besitzerin jedoch eines der bemitleidenswerthesten Geschöpfe war. Ihr Gatte und ihre Schwester empfingen uns und machten den angenehmsten Eindruck, denn es waren Personen von den liebenswürdigsten Manieren und einiger literarischen Bildung. Die Tochter vom Hause, Fräulein Elicka, ist eine höchst talentvolle und gebildete junge Dame, hat die schönsten Hände die ich jemals sah, und spielte Klavier wie eine Virtuosin. Am Abend erbot sie sich, uns zu ihrer Mutter zu führen, welche sich hinlänglich wohl fühle, uns zu empfangen. Ich erwartete eine Kranke zu sehen, erschrack aber nicht wenig vor Staunen und einem leisen Eckel, als ich auf dem Sopha eine Dame ruhen sah, deren Kopf einen ganz unförmlich großen Umfang hatte. Sie litt an dem sogen. Weichselzopf, der Plica polonica, einer fürchterlichen, in anderen Ländern unbekannten Krankheit, welche vorzugsweise nur in den feuchten Niederungen der Weichsel vorkommen und von Unreinlichkeit herrühren soll, was jedoch im vorliegenden Fall sicher unbegründet war. Jedes Haar schwillt bei dieser Krankheit zum Umfang eines dicken Bindfadens an, und so verwirklicht sich die Fabel von dem Gorgonenhaupte, nur mit dem Unterschied, daß das Haar sich nicht in Schlangen verwandelt, sondern in eine fettige klebrige Masse von übelriechender Ausdünstung. Das Haar wird so sehr ein unveräußerlicher Theil des menschlichen Körpers, daß man es ohne Lebensgefahr nicht abschneiden kann. Die unglückliche Dame litt schon seit sieben Jahren an diesem fürchterlichen Marterthum, welches sie von allem geselligen Umgange abschließt, und hatte die Hoffnung auf Genesung noch nicht aufgegeben. Sie ward eigentlich nicht von heftigen Schmerzen heimgesucht und unterhielt sich ungemein lebhaft und ansprechend mit uns. Aber selbst nachdem wir die arme Frau verlassen hatten, konnte ich den ganzen Abend hindurch an nichts anders mehr denken, als an den gehabten traurigen Anblick, der dagegen auf die Polen

gar keinen Eindruck zu machen schien, weil das Uebel häufig genug vorkommt und nicht unter den niedrigen Ständen allein. Von manchen Aerzten wird es sogar für erblich gehalten.

Endlich vernahm ich mit großer Befriedigung, daß unsere Rückkehr nach Ostrowski beschlossen sey. Die Witterung war mittlerweile sehr kalt geworden, und wir kehrten glücklicherweise noch gerade vor einem tiefen Schneefall zurück, welcher alle Wege und Straßen ungangbar machte. In jedem Zimmer befand sich ein großer bis an die Decke hinaufreichender Thonofen, und ein Diener hatte den ganzen Tag hinlänglich damit zu thun, die Feuer darin zu unterhalten. Das Einheizen begann Morgens um vier Uhr, so daß die Oefen buchstäblich nie kalt wurden und das ganze Haus bis zur Stunde des Aufstehens schon durchwärmt war. Die Wohn- und Schlafzimmer waren mit Doppelfenstern versehen, so daß man sie nur mit Mühe öffnen konnte und an eine häufige Lufterneuerung gar nicht zu denken war. So war man zwar im Hause gut vor der Kälte geschützt, aber es ist doch sehr ungesund, immer in dieser heißen trockenen Atmosphäre zu leben, der ich auch die Bläße und die häufigen Hautkrankheiten der polnischen Damen beimesse, welche sämmtlich die Schminke gebrauchen. — Bald waren wir ganz eingeschneit, und es gewährte einen unbeschreiblich trostlosen Anblick, wenn man so durch die Fenster schaute, soweit das Auge reichte nur einen Ocean von Schnee zu sehen. Der Winter machte diese ausgedehnten Ebenen unbeschreiblich uninteressant, und mir war immer zu Muthe, als ob diese Schneewehen lauter Mauern und Wälle wären, welche mich von dem übrigen Europa abschieden.

Man konnte sich jedoch in Ostrowski nicht lange trüben Gedanken hingeben, denn sobald es eine Schlittenbahn gab, holte man die Schlitten aus dem Schuppen hervor, jeden mit vier bis sechs Pferden bespannt, die ihr fröhliches Schellengeläute trugen. Die leichten Schlitten mit ihren scharlachrothen Decken flogen mit Eisenbahn-Geschwindigkeit über die glatte Schneebahn hin, und wurden auch nicht selten umgeworfen, wobei jedoch die Fahrenden nur in einen schneegefüllten Graben oder in einen zusammen gewehten Schneehaufen fielen. Der Aufzug der Damen schützte sie genugsam vor der Kälte, war jedoch mehr zweckmäßig als schön, denn sie trugen außer den Pelzmänteln, mit welchen hier sehr großer Luxus getrieben wird, wollene Shawls in der Weise um den Kopf gewickelt, daß nur Auge, Nase und Mund noch sichtbar bleiben. Der pelzgefütterte Mantel ist bei den Polen ein ganz besonders wichtiges Kleidungsstück, und es findet ein wahrer Wetteifer unter ihnen statt, wer den kostbarsten besitze. Pelz-Mäntel, welche 2000 Thaler preuß. Cour. gekostet haben, sind nichts seltenes, denn sie treiben damit denselben horrenden Luxus, wie die Französinnen mit dem Kaschmirshawl. Die Polen wähnen, die Fremden müßten weit mehr von der Kälte leiden als sie, weil sie sich nicht so sehr bedecken; aber der gewöhnliche Fuchs- oder Schafpelz, womit man seinen Mantel füttern läßt, hält die Kälte gerade so gut ab, wie Zobel, Fischotter, Nörz oder Biber. Ich habe oft beobachtet, wie Damen und Herren gegenseitig ihre Pelzmäntel untersuchten und den ganzen Abend nur davon herunter reden konnten. Herr v. Vermont war ganz außer sich, als er der herrschenden Mode so weit nachgeben mußte, nicht nur einen werthvollen Pelzmantel für sich, sondern auch einen solchen von Kaninchenfell für Jules, seinen Diener, zu kaufen; allein Jules konnte den Kaninchenpelz nicht leiden, ging nur in seiner pariser Livree einher und fror lieber beinahe zu Tode, als daß er sich mit den polnischen Dienern identifizirt hätte.

Aber wir konnten nicht immer schlittenfahren, denn die Kälte war zuweilen so streng, daß wir Wochen lang uns nicht ins Freie wagen konnten, und wir machten dann unsere Spaziergänge durch die ganze lange Enfilade von Sälen und Gemächern im Schlosse, deren Fußböden nicht mit Teppichen belegt, sondern nach französischer Sitte gebohnt waren. Im Anfang, als ich mit diesem Brauche noch nicht bekannt war, fragte mich eines Tages ein Herr, der bei der Tafel neben mir saß, ob es mir nicht genehm wäre, einen Spaziergang mit ihm zu machen, — „aber nur in den Zimmern,“ beeilte er sich hinzu zu setzen, als er mich ziemlich verwundert einen Blick aus dem Fenster werfen sah, weil gerade draußen ein furchtbares Schneegestöber herrschte. (Schluß folgt.)

Eine gefangene Prinzessin.

In einer Herbstnacht des Jahres 1724 fuhr eine dicht verschlossene, von Reitern umgebene Kutsche den steilen Weg nach der, hoch über der Stadt Culmbach gelegenen Bergveste Plassenburg hinan. Der Commandant des Schlosses, schon im Voraus unterrichtet, hatte seine Einrichtungen so getroffen, daß, als der Zug in das Schloß einzog, außer ihm Niemand wahrnehmen konnte, wen der Wagen barg. Aber nicht in einen finsteren Kerker ward der geheimnißvolle Gefangene geleitet, sondern in ein paar zwar hochgelegene und wohlverwahrte, aber dabei geräumige und freundliche Zimmer. Auch die Sorgfalt, mit welcher der Schloßhauptmann den Bedürfnissen des Bewohners jener Räume entgegenkam, sowie die ausgewählte Kost, welche dahin aus seiner Küche geliefert ward, bewies augenscheinlich, daß kein gewöhnlicher Verbrecher, sondern eine Person, der man besondere Rücksichten schuldig war, dort festgehalten werde. Soviel glaubten die in das Geheimniß nicht eingeweihten Bewohner des Schlosses aus manchen Kennzeichen schließen zu können, daß jene Person eine Dame seyn müsse; bald gelangten denn auch aus Baireuth, der Residenz des Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Baireuth, Nachrichten nach der Plassenburg, die jeden Zweifel über die Persönlichkeit der Dame beseitigten: es war Niemand anders, als die einzige Tochter des Landesherren selbst, Prinzessin Christiane Sophie Wilhelmine.

Ehe wir näher über den Grund ihrer Gefangenschaft und ihre weiteren Schicksale sprechen, ist es nöthig, erst einen kurzen Blick auf ihre früheren Lebensverhältnisse zu werfen.

Die Prinzessin, geboren am 6. Januar 1701, hatte von

ihrer Mutter Sophie, geb. Herzogin von Sachsen-Weißenfels, einer Dame von großer Schönheit, zwar die Regelmäßigkeit und Anmuth der Gesichtszüge geerbt, ihr Wuchs aber war durchaus nicht fehlerfrei, denn sie war schief. Die Mutter scheint gegen die Tochter von frühester Kindheit an eine unnatürliche Abneigung gehegt zu haben; der Markgraf vermittelte es daher, daß die Prinzessin Wilhelmine, die er sehr liebte, bei seiner Schwester Eberhardine, der Königin von Polen und Gemahlin Friedrich Augusts I., erzogen werde. Dort blieb sie bis zu ihrem zwölften Jahre, und erwarb sich durch ihre Herzensgüte und ihr sanftes, freundliches Wesen die Liebe ihrer Umgebung. Ein schuldloses Kind war sie vor zwölf Jahren zu ihren Eltern zurückgekehrt. Was hatte die unglückliche Prinzessin verbrochen, daß sie jetzt vom eigenen Vater dem Gefängniß überantwortet ward?

Die Memoiren der geistreichen Schwester Friedrichs des Großen geben uns darüber Auskunft, und wir wollen, ohne auf die dort zu lesenden, die Markgräfin Sophie in einem sehr schwarzen Licht darstellenden Details näher einzugehen, nur das daraus entnehmen, was zum Verständniß unserer Erzählung erforderlich ist.

Markgraf Georg Wilhelm von Baireuth hatte keine Söhne; drei waren ihm im zarten Alter, zwei davon binnen wenigen Tagen im Jahre 1709 gestorben. Seine Lande fielen nach seinem Tode, als präsumtivem Erben seinem Vetter, dem Markgrafen Georg Friedrich anheim, dessen Sohn, Friedrich, mit der Verfasserin der erwähnten Memoiren im Jahre 1731 vermählt ward. Der Markgraf Georg Friedrich war von seiner Gemahlin (aus dem Hause Holstein Beck) geschieden; man faßte daher den Plan, ihn mit der Prinzessin Wilhelmine zu verbinden. So sehr ihr Vater dies wünschte, so sehr war ihre Mutter dagegen. Da trat ein Umstand ein, welcher das gänzliche Abbrechen der Verhandlungen unbedingt nach sich ziehen mußte. Der Hauptmann Ernst Bogislaus von Wobeser hatte die Prinzessin unter Umständen, welche die letztere nur allzu sehr entschuldigen, zu verführen gewußt, und die Folgen dieses Umganges traten an das Licht. Dem gänzlich unvorbereiteten Vater der Unglücklichen ward diese Nachricht auf hämische Weise mitgetheilt, als er gerade mit Wobeser auf der Jagd war. Dieser, den Inhalt des Briefs ahnend, verschwand plötzlich, um sich aller unangenehmen Folgen zu entziehen, und so blieb nur Prinzessin Wilhelmine, auf welche sich der ganze Zorn ihres Vaters entlud. Deßhalb finden wir sie auf der Plassenburg.

Die bereits erwähnten Memoiren haben allerdings diesen ersten Theil des Lebens der Prinzessin wiedergegeben; wir finden aber darin, sowie in anderen gedruckten Quellen durchaus nichts über den weiteren Verlauf dieser Begebenheit; aber gerade hierüber geben die uns zu Gebote stehenden, streng historischen Nachrichten sehr interessante Auskunft, die wir auch, da sie bis jetzt noch unbekannt seyn dürften, unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Prinzessin Wilhelmine ward, nachdem sie einige Zeit auf der Plassenburg gefangen gesessen, nach dem Hohenberg, einem einsamen Grenzschlosse in der Gegend von Wunsiedel, abgeführt, und dort ebenfalls in strengem Arrest gehalten, der jedoch die Fortsetzung eines geheimen Briefwechsels mit Wobeser nicht behinderte. Schließlich wurde jedoch diese Correspondenz entdeckt, und die Prinzessin von da an noch sorgfältiger und strenger bewacht.

Im December 1725 erschien nun zu Baireuth bei dem Landschaftsrath Rößler ein Beamter aus Pfalz-Neuburg Namens von Bleistein, mit der Eröffnung, er habe den Auftrag „zu sondiren, ob nicht ein gewisser Reichsgraf sich um die Prinzessin bewerben dürfe?“ Rößler theilte die Frage dem Markgrafen mit, der den Geheimen Rath von Benkendorf beauftragte, er solle auf seinem Gute Göppmannsbühl mit einem Abgeordneten des ungenannten Reichsgrafen, dessen Ankunft Bleistein verkündet hatte, in's Geheim Rücksprache nehmen. In Göppmannsbühl traf nun zu dem bestimmten Tage der fürstl. Lobkowitzische Oberamtmann von Ziegler ein, und bezeichnete als Bewerber den Grafen Philipp Adolph von Metternich, Churfürstl. Trier'schen Geheimen Rath und Obermarschall, Besitzer der Herrschaften Königswart, Winneburg, Beilstein u. s. w. Er stammte aus dem bekannten uralten Dynastengeschlechte, welches in drei Linien die reichsgräfliche Würde erlangt hatte, und unter seinen Ahnen drei Kurfürsten zählt *). Ein Mann, bereits hoch in den dreißiger Jahren (geb. 1686), war er in erster Ehe mit einer Freiin Schenk von Schmidburg, einer Schwestertochter des 1710 verstorbenen Kurfürsten von Trier, Johann Hugo, aus dem alten Hause Orsbeck, vermählt gewesen, die bei ihrem 1722 erfolgten Tode ihm mehrere Kinder hinterlassen hatte. Seine Mutter war eine geborene Gräfin von Leiningen-Westerburg. Der Graf hatte aber seinen großen Grundbesitz mit Schulden belastet, und sogar eine seiner Herrschaften in Böhmen an einen Irländer, Conway von Waterford, wegen einer Forderung von 200,000 fl. auf sechs Jahr pfandweise überlassen müssen; doch behauptete der Graf selbst, er habe immer noch ein reines Einkommen von 20,000 fl. Die Hoffnung, seine Schulden durch das große Vermögen zu decken, welches der Prinzessin Wilhelmine als Allodial-Erbin ihres Vaters, wie er meinte, zufallen werde, war daher wohl der nächste Grund der Bewerbung. Benkendorf erhielt nun, als er dem Markgrafen den Namen des Grafen genannt, die Weisung, er solle über die Persönlichkeit des letzteren noch nähere Erkundigungen einziehen, sich dann nach Hohenberg zur Prinzessin begeben, und diese um ihre Zustimmung befragen. Die Erkundigungen, welche Benkendorf über den Grafen einzog, waren, abgesehen von den nicht ganz glänzenden Vermögensverhältnissen, günstig. Hiemit befriedigt reiste Benkendorf im Januar 1726 nach Hohenberg, obwohl er sich wenig Erfolg von seiner Mission versprach, da er sicher glaubte, die Prinzessin werde sich nicht entschließen können, jemand Anderen, als den Hauptmann Wobeser zu heirathen. Hatte sich nun Prinzessin Wilhelmine inzwischen von der Erfolglosigkeit ihres

*) Lothar, Kurfürst v. Trier († 1623) und die Kurfürsten zu Mainz, Lothar Friedrich († 1675) und Carl Heinrich († 1679).

Strebens nach einer Wiedervereinigung mit Wobeser überzeugt, oder war sie in der Einsamkeit ihrer Haft zur Erkenntniß der Unwürdigkeit ihres Verführers gelangt; kurz, sie gab Benkendorf wider Erwarten geneigtes Gehör, erklärte, „sie wolle das unanständige attachement fahren lassen und sich ihrer hochfürstlichen Eltern Willen submittiren.“ Unter so bewandten Umständen beschloß nun der Markgraf, des Grafen Antrag wenigstens nicht sofort zurückzuweisen, sondern die Bewerbung zur weiteren Berathung seiner Gemahlin und der Königin von Polen zu eröffnen. Die Erstere bezeigte aber wenig Lust, ihre Einwilligung zur Heirath zu geben.

Inzwischen meldeten sich noch einige andere Bewerber: ein Prinz von Holstein, ein Graf von Schönburg und der kaiserliche Feldmarschall Graf von Montecuculi; man scheint aber in keinem derselben eine geeignete Persönlichkeit gefunden zu haben, wenigstens besagen unsere Quellen nicht, daß weitere Verhandlungen deßhalb eingeleitet worden seien. Die Königin von Polen trug ebenfalls Bedenken, ihre Einwilligung zur Verbindung mit dem Grafen Metternich zu geben, besonders weil derselbe in seinen Vermögensumständen herabgekommen und katholischer Religion sey. Metternich hoffte jedoch diese Bedenken, welche ihm durch seinen Abgesandten von Grünberg, den er nach Baireuth und sodann nach Dresden geschickt hatte, mitgetheilt wurden, widerlegen oder beseitigen zu können. Er ließ sich also nicht abschrecken, und suchte sich zunächst die Unterstützung des Geheimen Raths von Benkendorf durch einen dessen Gattin überreichten kostbaren Schmuck zu sichern. Zwar behauptete Benkendorf, dem dies später zum Vorwurf gemacht wurde, der Schmuck sey nur von bunten, nach Carlsbader Art gefaßten Steinen, etwa 300 fl. an Werth gewesen, und von seiner Frau, als sie den Werth erfahren, zurückgesendet worden; allein er ist den Beweis der letzteren Angabe schuldig geblieben.

Auch einen andern angesehenen Mann wußte Metternich in sein Interesse zu ziehen, Carl Sigmund von Ziegesar, der die verschiedenen Funktionen eines Baireuthischen Hof- und Justitienrathes, Hofgerichtsassessors und Kammerjunkers in sich vereinigte. Der Graf glaubte nun den richtigen Zeitpunkt gekommen, sich auch persönlich der Prinzessin Wilhelmine vorstellen zu können. Wahrscheinlich durch Benkendorf unterstützt, welcher den Commandanten des Schlosses Hohenberg, den Hauptmann Mussel, bestimmte, den Grafen einzulassen, gelang es ihm, sich der Gefangenen zu nähern. Der Graf mißfiel der Prinzessin nicht, und wiederholte deßhalb seine geheimen Besuche im Laufe des Sommers 1726 mehrfach.

Der Sommer verging unter Verhandlungen, über deren weiteren Verlauf aber die Angaben abwichen. Graf Metternich behauptete, Benkendorf und Ziegesar hätten ihn in den Glauben versetzt, der Markgraf ertheile seine vollständige Einwilligung, es fehle nur noch an der Zustimmung der Königin von Polen; jene Beiden stellten jedoch in Abrede, eine bestimmte Versicherung gegeben zu haben. Die Wahrheit mag wohl in der Mitte liegen: der Markgraf mochte es dringend wünschen, seiner Tochter Zukunft nach seinem Tode zu sichern: der unnatürliche Groll, mit dem ihre Mutter sie verfolgte, konnte sich, wenn Wilhelmine unverheirathet blieb, mit mehr Erfolg geltend machen, als wenn sie unter dem Schutze eines Mannes stand: die Aussichten auf eine, allen Ansprüchen genügende Verbindung hatte die Prinzessin verscherzt; deshalb mochte der Markgraf an sich wohl geneigt seyn, seine Tochter dem Grafen von Metternich anzuvertrauen. Der Widerspruch seiner Gemahlin und die Einwendung der Königin von Polen machten ihn aber zweifelhaft, und wie er in seinem Innern schwankte, so mögen auch seine Aeußerungen das Gepräge seiner Unentschlossenheit getragen haben. Sei dem nun, wie ihm wolle, Metternich, welcher mit dem Markgrafen niemals persönlich Rücksprache genommen, sondern stets nur mit Benkendorf und Ziegesar und auch mit diesen in der Regel nur durch eine Mittelsperson verhandelt hatte, war der festen Ueberzeugung, der Markgraf habe seine Einwilligung ertheilt; nur die noch mangelnde Zustimmung der Königin von Polen behindere ihn, diese öffentlich auszusprechen. In jenem Glauben brachte er dann bei einem seiner geheimen Besuche seine Werbung bei der Prinzessin an, sie fand geneigtes Gehör und beide verlobten sich. Die Prinzessin glaubte dabei, dem Wunsche ihres Vaters entgegen zu kommen, und den Weg zu ihrer baldigen Befreiung anzubahnen. Der Graf war jedoch sehr weit entfernt von der Erreichung seiner Wünsche!

Im Spätherbst des Jahres 1726 trat eine, ihm entschieden ungünstige Stimmung bei dem Markgrafen ein, wozu jedenfalls wiederholt geäußerte Bedenken der Königin Eberhardine (welche bekanntlich der protestantischen Kirche sehr zugethan war, und befürchtete, die Verbindung mit dem katholischen Grafen Metternich werde auch Prinzessin Wilhelmine dieser Kirche zuführen), sowie auch dringende Vorstellungen mehrerer Glieder des Brandenburger Fürstenhauses wesentlich beigetragen habe.

Die Aenderung der Gesinnung des Markgrafen trat zunächst in einem geschärften Befehl an den Hauptmann Mussel hervor: „er solle seiner ersten Ordre, nach welcher er Niemand in das Schloß zu lassen habe, nachleben.“ Als daher Graf Metternich seinen Besuch bei der Prinzessin wiederholen wollte, ward ihm der Zutritt verweigert. So leicht ließ er sich aber nicht abweisen. Unternehmend, wie er war, kehrte er zur Nachtzeit wieder nach Hohenberg zurück, hob einige Pallisaden aus, drang durch die Oeffnung gewaltsam in den Schloßgarten und hielt hier ein Zwiegespräch mit der ihn erwartenden Gefangenen. Man befürchtete die Verabredung einer Entführung. Der Markgraf sah sich daher veranlaßt, den Kammerjunker Christian von Feilitzsch nach Hohenberg abzusenden, und ihm die spezielle und strenge Beaufsichtigung der Prinzessin zu übertragen, und zwar, wie es in der Instruktion heißt, „so lieb ihm Leib, Ehre und Gut ist, als dessen er sonsten in contraventions- oder geflissentlichen Versäumnißfall allerdings verlustig seyn solle.“

Außerdem ward Feilitzsch angewiesen, „sich zu bemühen, daß die Prinzessin sich eines stillen, gottesfürchtigen Lebens befleißige, Betstunden halt., mit seiner, Feilitzschens, Frau und

Töchtern in der heiligen Schrift lese. Wenn sie im Schlosse oder auf der Gallerie zu Zeiten promeniren wolle, sollten Feilitzsch oder seine Frau oder seine Töchter sie begleiten.« Verboten war insbesondere, der Prinzessin Schreibmaterialien zukommen zu lassen oder den Empfang von Briefen zu gestatten. Zugleich ward Feilitzsch noch aufgegeben, »auf Oeffnung und Sperrung der Thore wohl Acht zu haben, nicht weniger die Pallisaden fleißig zu visitiren und bei Nacht etliche Mal auf den Gängen patrouilliren zu lassen.«

Wir sehen, der Arrest der Prinzessin war sehr streng. Der Markgraf reiste um diese Zeit nach Zwickau, um sich dort mit der Königin Eberhardine zu besprechen. Diese hatte in Erfahrung gebracht, daß der Graf v. Metternich sich gegen dritte Personen auf die bereits erhaltene Einwilligung des Markgrafen zu seiner Verheirathung mit der Prinzessin bezogen, daß er versichert habe, »er ließe eher Riemen aus sich schneiden, ehe er von ihr lasse.« Die Königin war überzeugt, daß Benkendorf und Ziegesar ihre Vollmacht überschritten hätten, und sie wußte diese Ueberzeugung auch dem Markgrafen einzuflößen. Demzufolge ward Ziegesar der Hof verboten und er selbst in Arrest genommen. An Benkendorf erging am 27. Oktober 1726 durch den Obersten von Grafenwerth der Befehl, sich bis auf fernere Verordnung des Hofes zu enthalten und nicht aus der Stadt zu weichen. Einige Tage später ward er von seinem Amte suspendirt und ihm Hausarrest angekündigt. Den Thorwachen ward anbefohlen, auf seine Person streng zu achten; die an ihn kommenden Briefe wurden angehalten und erbrochen, Niemand ward zu ihm gelassen, und allen Hofcavalieren jeder Umgang mit ihm untersagt. Als die Gemahlin Benkendorf's mit dem Obersten von Gelhorn über die Angelegenheit ihres Mannes durch das Fenster gesprochen hatte, wurde auch ihr Arrest angekündigt. Das Ehepaar wurde nun in ein nur vier Schritte weites Kämmerchen eingesperrt, und hier einst in der Nacht noch durch das Erscheinen eines Offiziers erschreckt, welcher den Befehl hatte, eine genaue Visitation vorzunehmen, weil man glaubte, die Kammer habe einen geheimen Ausgang.

Die gegen Ziegesar und Benkendorf eingeleitete Untersuchung war noch nicht zu Ende, als am 18. December 1726 Markgraf Georg Wilhelm starb; ihm folgte Markgraf Georg Friedrich. Er ließ der Untersuchung ihren Gang; aber sie ergab kein überzeugendes Resultat. Ziegesar ward, nachdem Graf Metternich nachträglich erklärt, daß dieser ihm »den Consens des Markgrafen nicht versichert«, am 26. Januar 1727 des Arrestes entlassen, aber aus dem Lande und auf seine Güter verwiesen. Auch Benkendorf trat der Behauptung Metternichs, daß er ihm die Einwilligung des Markgrafen mitgetheilt habe, entschieden entgegen. Grünberg, durch den die Verhandlungen hauptsächlich gegangen waren, und der deßhalb befragt werden sollte, weigerte sich, in Baireuth Rede zu stehen. Benkendorf und seine Frau wurden endlich, nachdem sie zwölf Wochen in Arrest gesessen, entlassen, ohne daß ihnen Genugthuung ward.

Rücksichtlich der Prinzessin Wilhelmine zeigte der neue Regent eine mildere Ansicht, und er würde sie wahrscheinlich alsbald in volle Freiheit gesetzt haben, wenn dem nicht von Seiten ihrer Mutter, sowie der Königin von Polen entgegengewirkt worden wäre. Letztere ließ z. B. durch den Grafen von Geiersberg aus Pretzsch am 30. Dezember 1726 schreiben: sie habe erfahren, daß der Markgraf die unglückliche Wilhelmine zu sich auf das Schloß nehmen wolle, finde es aber, nachdem die Prinzessin von dem bewußten Grafen nicht ablassen wolle, etwas bedenklich und halte für besser, daß sie von Hohenberg an einen sicheren Ort gebracht werde, wo man an ihrer Versorgung nichts ermangeln lasse. Der Markgraf folgte diesem Rathe und ließ die Prinzessin nach Schretz, einem Jagdhause bei Baireuth, bringen, wo sie wieder der Obhut des schon erwähnten Kammerjunkers v. Feilitzsch übergeben wurde, der den Befehl über eine Wache, welche man auf das Jagdhaus legte, erhielt.

Graf Metternich, mit dem die Prinzessin in letzter Zeit jetzt ungehindert Briefe gewechselt hatte, fand sich bald darauf in Schretz ein. Er wurde von Feilitzsch abgewiesen; als aber die Prinzessin, welche ihn erblickt hatte, die Treppe herabkam, wollte er durch die Wache brechen, und es mußte Gewalt angewendet werden, um die Zusammenkunft beider zu hindern. Mit Drohungen zog sich der Graf endlich zurück. Man bemühte sich nun von verschiedenen Seiten, die Prinzessin zu bewegen, ihr Verhältniß zu Metternich zu lösen. Die Königin von Polen beauftragte den Obersteuereinnehmer Adam Friedrich v. Schönberg, den sie nach Baireuth geschickt hatte, um ihre Rechte bei der Nachlaß-Regulirung des verstorbenen Markgrafen wahrzunehmen, mit der Prinzessin sich zu besprechen. Er hatte eine ausführliche Unterredung mit ihr, über welche er erzählte, die Prinzessin sey zu keiner Sinnesänderung zu bewegen gewesen. Selbst die Vorhaltungen Schönbergs, daß der Graf sehr verschuldet sey, sie ihn und seinen Charakter noch zu wenig kenne, blieben ohne Wirkung.

Zu den schon vorhandenen Verwicklungen kamen aber noch neue hinzu, nämlich Streitigkeiten über den Nachlaß des Markgrafen Georg Wilhelm, in welche die Prinzessin Wilhelmine mit ihrer Mutter und dem Markgrafen Georg Friedrich gerieth. Die Prinzessin war zwar Allodial-Erbin ihres Vaters; allein in einem Codicill hatte der Letztere bestimmt, daß die Prinzessin sich allenfalls mit einem r e g i e r e n d e n Reichsgrafen vermählen möge, daß sie aber nur den Pflichttheil bekommen solle, wenn sie sich weiter herunterlassen und außer ihrem fürstlichen Stande noch eine Vermählung eingehen werde. Auch besagte das Codicill ausdrücklich, daß sie bei ihrer Verheirathung für sich allein nicht das Geringste vornehmen könne, sondern die Einwilligung ihrer Mutter, der Königin von Polen, sowie der anderen Anverwandten aus den Häusern Brandenburg und Sachsen einholen müsse.

Man glaubte nun, den Grafen von Metternich auf andere Gedanken zu bringen, wenn man ihm unter der Hand den Inhalt des Testamentes mittheile, welcher der Prinzessin nur den Pflichttheil aussetzte, wenn sie sich mit einem nicht regierenden Reichsgrafen vermähle; man hoffte um so mehr, daß diese Eröffnung die Absichten des Grafen ändern würde, weil

sich derselbe eben nicht in den glänzendsten Vermögensverhältnissen befand; allein man täuschte sich. Der Graf blieb fest und erwiderte, „er sei anderen Reichsgrafen, die Sitz und Stimme auf dem Reichstage hätten, beizuzählen und besitze alle nach dem Codicill erforderlichen Qualitäten.“ In Gemeinschaft mit der Prinzessin trug er also im Juli 1727 beim Reichshofrath in Wien darauf an, daß ihnen die Erfüllung der Sponsalien gestattet werde, ein Antrag, welcher in Wien ziemlich günstig aufgenommen ward, denn der Reichshofrath war der Ansicht, daß das Verbrechen der Prinzessin sich nicht zu einem ewigen Gefängniß eigne, und daß es am besten sei, der Markgraf und ihre Mutter verständigen sich, daß sie an einem anderen Orte in billiger Freiheit unter Aufsicht einer Person, die vom Kaiser zu bestimmen sei, leben dürfe.

Am wenigsten war die Markgräfin Sophie zu einer Verständigung geneigt. Der Haß, mit dem sie ihre Tochter verfolgte, machte sich insbesondere auch in Briefen Luft, die sie mit ihrem Bruder, dem Herzog von Sachsen-Weißenfels, Johann Adolph II., über die Heirathsangelegenheit wechselte. So schreibt sie einst: „Mein größtes chagrin ist das abscheulich ungehorsame Mensch die Wilhelmine, die hat in Wien alles erlangt und der Herr Markgraf schon Nachrichten, daß mit nächstem der Befehl vom Kaiser kommen wird, daß man sie soll laufen lassen und ihr nicht mehr verhinderlich seyn an der mariage, auch will sie in ein kaiserliches Städchen gehen, nicht weit von des Grafen Gütern und will eine Frau annehmen, so voll gud von Familige, aber ein recht canalge und bodlicht Mensch ist.“

Einem solchen kaiserlichen Befehl vorzubeugen, bemühten sich nun sowohl die Markgräfin Sophie als auch der Herzog Johann Adolph. Man versuchte auch den König von Polen, Friedrich August d. Starken, zu bestimmen, sich beim Kaiser in diesem Sinne zu verwenden. Zugleich ward angedeutet, daß es vielleicht rathsam sei, die Prinzessin in die kursächsischen Lande zu bringen. Der König von Polen mochte aber seinerseits in Fällen, wo Liebe die Schuld trug, kein strenger Richter sein; er antwortete daher: „daß Wir wegen der Verehelichung der Prinzessin an den Kaiser etwas gelangen zu lassen Bedenken tragen, vielmehr Uns außer der Sache zu halten entschlossen sind.“ Der Unterstützung des Königs von Polen beraubt, mußte man sich in Baireuth entschließen, wenigstens dem Verlangen der Prinzessin um Befreiung zu entsprechen. Man gestattete ihr also, sich nach Culmbach zu begeben, wo sie jedoch immer noch unter einer Controle verblieb. Da sie den Kammerjunker v. Feilitzsch durchaus nicht mehr um sich haben wollte, so ward ihr an dessen Stelle der Hauptmann von Bussek und ein Fräulein von Mirander beigegeben.

Ihrer Verbindung mit dem Grafen Metternich wußte man aber noch andere Hindernisse in den Weg zu legen. Zwei Anverwandte desselben, der Graf Walpoth von Bassenheim und der Freiherr von Sickingen, traten beim Reichshofrath zu Wien mit dem Antrage auf, ihn für einen Verschwender zu erklären und seine Güter zu sequestriren. Der Reichshofrath beschloß auch am 29. Juli 1727 nähere Erörterungen anstellen zu lassen, und es entspann sich ein weitläufiger Prozeß, dessen Ende weder der Graf noch die Prinzessin zu erleben hoffen durften. Metternich kam zwar später nach Culmbach und die Prinzessin verkehrte mit ihm, indessen erklärte sie doch, sie wolle die Heirath so lange aufschieben, bis die beim Reichshofrath gegen Metternich vorgebrachten Anschuldigungen erörtert seien. Die Erbschaftsstreitigkeiten mit dem Markgrafen Georg Friedrich, der überhaupt von Anfang an sich der Prinzessin Wilhelmine minder feindlich gezeigt hatte, als die leibliche Mutter, wurden durch Vergleich erledigt. Das Ergebniß mochte aber weit hinter den Erwartungen des Grafen zurückgeblieben sein; seine Bemühungen um die Prinzessin wurden daher minder feurig. Auch sie selbst ward über den Ausgang der vom Reichshofrath angestellten Erörterungen bedenklich, und schrieb unter dem 19. Januar 1728 an den Herzog Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels um Rath, wie sie sich zu verhalten habe, um das Verhältniß, welches doch schon ziemlich bekannt sei, am schicklichsten aufzulösen. Da beide Betheiligte schon in ihrem Eifer erkaltet waren, so mochte der Rath leicht zu ertheilen sein. Das Verhältniß löste sich von selbst; denn Graf Metternich zog sich zurück und starb unvermählt am 20. Dezember 1739. —

Die arme Prinzessin sollte aber noch nicht zur Ruhe kommen. Im Dezember 1727 erschien plötzlich in Culmbach die Quelle aller ihrer Leiden: Wobeser, welcher, nachdem sein an den Feldmarschall Grafen von Flemming gerichtetes Gesuch, um Anstellung im sächsischen Dienste, von diesem zurückgewiesen worden, auf des Feldmarschalls Verwendung bei dem kaiserlichen d'Arnani'schen Regimente zu Fuß eine Compagnie erhalten hatte. Er versuchte es jetzt, frühere Zusicherungen der Prinzessin geltend zu machen, und auch den Feldmarschall Grafen von Flemming dafür zu interessiren, worauf der Graf jedoch erwiederte: „Mit dieser Sache bitte ich mich zu verschonen, indem ich mich darin auf keine Weise meliren kann.“ Die Prinzessin war über die Rücksichtslosigkeit Wobeser's, sowie über die ihr dadurch zugefügte Blamage untröstlich, und wünschte zur Beruhigung ihres Gewissens einen Ausspruch des Baireuth'schen Consistoriums, weil sie ihrem früheren Geliebten Schwüre unwandelbarer Treue geleistet habe. Der Herzog von Sachsen-Weißenfels hielt es jedoch nicht für angemessen, die kirchliche Behörde mit einer Entscheidung über die Gültigkeit der Liebesbetheurungen seiner Nichte zu behelligen; er rieth also der Prinzessin dringend davon ab, einen solchen Antrag zu stellen, und vermittelte es, daß Wobeser im Baireuth'schen arretirt ward. Da man aber Verwicklungen mit der kaiserlichen Regierung fürchtete, so ward Wobeser bald wieder entlassen, was der Prinzessin wieder zu klagen Veranlassung gab, weil man ihn nicht wenigstens so lange festgehalten hatte, bis er zur Rückgabe aller Briefe veranlaßt worden war. Sie wendete sich nun in ihrer Bedrängniß an den Prinzen Eugen von Savoyen, damals Präsidenten des Hofkriegsrathes zu Wien, der ihr unter dem 1. December 1727 antwortete, daß die Sache zwar den Hofkriegsrath nichts angehe, er aber den Befehl geben werde, daß Wobeser zu seiner Station unge-

säumt zurückzukehren beordert werde. So mußte denn Webeser unverrichteter Sache abziehen, und die Prinzessin konnte ihren 28. Geburtstag in Culmbach ruhig festlich begehen, was ihr aber ihre Mutter mißgönnte. Sie schrieb nämlich hierüber an den Herzog von Sachsen-Weißenfels, die Prinzessin habe ihren Geburtstag gefeiert „mit sonderlichen Ceremonieen, allermaaßen sie um die Baireuth'sche Kammermusik angesucht, die Cavaliers und Damen in der Stadt und vom Lande dazu invitirt, bunte Reihe gehalten, auch verschiedene carmina gratulatoria gedruckt worden. Dieses," so schließt sie, „ist also der Anfang der vorhabenden einsamen Lebensart."

Zu einer solchen war aber die Mutter der Prinzessin selbst am wenigsten geneigt; denn sie lebte in Erlangen auf einem glänzenden, ihren beschränkten Einkünften nicht entsprechenden Fuße, und gerieth bald in Schulden, die sie durch einen Vergleich mit dem Markgrafen Georg Friedrich decken zu können hoffte; da dieser aber nicht zu Stande kam, so mußte sie einen weitläufigen und kostspieligen Prozeß gegen ihn wieder aufnehmen. Trotz ihres vorgerückten Alters hatte sie noch Reste ihrer ehemaligen Schönheit bewahrt, mit denen sie einen jungen Grafen von Hodit fesselte. Sie, die der Verheirathung ihrer Tochter mit einem Grafen aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter so lebhaft widersprochen hatte, vermählte sich selbst, schon über 50 Jahre alt, im Jahre 1731 mit ihrem jungen Geliebten; doch erfreute sich diese Verbindung weder des Beifalls ihres nunmehrigen Schwiegervaters, noch dessen des Markgrafen Georg Friedrich. Ersterer, ein begüterter Cavalier in Schlesien, war so aufgebracht, daß er seinen Sohn nach der Heirath nicht vor sich ließ, Letzterer hielt alle Zahlungen zurück. Das Ehepaar verweilte einige Zeit in Prag, wo dringende Gläubiger es nöthigten, alles Silberzeug zu versetzen; später lebten Beide in Oedenburg und Wien in sehr mißlichen Umständen. Die Nemesis hatte die Markgräfin wegen dessen, was sie an ihrer Tochter verbrochen, ereilt! Sie starb nach einem traurigen Alter im Jahre 1752.

Freundlicher, wie sie auch verdiente, gestaltete sich das Schicksal der Prinzessin Wilhelmine. Sie ward nach der Entfernung ihrer Mutter an den Hof nach Baireuth zurückberufen; der Markgraf that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Erinnerung an die Vergangenheit zu verwischen, die Prinzessin selbst unterstützte die Bemühungen durch ein tugendhaftes, nur dem Wohl Anderer gewidmetes Leben. Die, wenn auch etwas unorthographische Zusage, die sie in einem Briefe an den Herzog von Sachsen-Weißenfels einst aussprach, „sie werde sich bestreben, alle Fauten die sie begangen, mit einer vor Gott und der Welt innocenten conduite zu retressiren," hat sie getreulich erfüllt. Allgemein beliebt und beweint starb sie am 15. Juli 1749.

Dr. C. Kreß.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

9.

Am selben Abend vereinigte ein einfaches kleines Souper die schon erwähnten vier Herren in dem kleinen Salon des Herrn Werner. Fräulein Johanna machte die Honneurs des Hauses mit Anmuth und Liebenswürdigkeit, und verschwand ohne Abschied, nachdem das Dessert und die Cigarren aufgetragen waren. Und nun der treffliche Rheinwein die Herzen und Zungen löste, kamen diese vier Männer einander schnell näher, und die anfängliche Befangenheit des Hauptmanns, welchem Otto den Zweck dieser unerwarteten Einladung nicht hätte verhehlen dürfen, schwand allmählig, denn weder Herr Werner noch der Oberstlieutenant Richertz erwähnten auch nur mit einem Wort seiner momentanen Lage. Vielmehr kamen hier im vertrauten kleinen Kreise nur alle möglichen anderen Gegenstände zur Sprache, welche gebildete Männer interessiren: Politik, Tagesgeschichte, Kunst, Literatur u. s. w. Der Obristlieutenant war einer jener Feldsoldaten des Befreiungskrieges, der sich seine Bahn durch eigenes Verdienst gebrochen hatte; er war im Jahre 1813 bei dem bekannten Aufruf des Königs Student und schon der Beendigung seiner theologischen Studien nahe gewesen, aber ohne Bedenken gleich unter die Fahnen geeilt um das Joch der schmachvollen Fremdherrschaft brechen zu helfen, hatte die Artillerie als Waffe gewählt und sich durch Bravour und Fähigkeiten bald so sehr ausgezeichnet, daß er im Herbste 1815 als Hauptmann in seine Heimath zurückkehrte. Als man das Heer reducirte, wagte man nicht, einen Mann von seinen Fähigkeiten zu entlassen, welchen die bedeutendsten Heerführer jener Zeit ausgezeichnet hatten. Allein Richertz's Freimuth und Geradheit und Widerwille gegen das Parade-Soldatenthum und den Kamaschendienst brachten ihn später doch in mancherlei Konflikte mit seinen Vorgesetzten, und veranlaßten ihn endlich, um seine Pensionirung einzukommen, da er von Haus aus nicht unbemittelt war und noch einiges Vermögen erheirathet hatte. Seither lebte er, wissenschaftlichen Studien und militärischer Schriftstellerei mit Eifer hingegeben, in der Provinzial-Hauptstadt ziemlich zurückgezogen in einem Häuschen der Vorstadt inmitten seines Gartens, und galt bei den jüngeren Offizieren der Garnison für einen alten Brummbär und ungeselligen Eisenfresser, weil er lieber mit Gelehrten und Civilisten verkehrte, als mit der neuen Generation der Offiziere, welche — wie er zu sagen pflegte — „mit der rationellen Stallfütterung der Kadettenhäuser herangezogen waren." Dotter und Otto fanden aber in dem Veteranen einen, wenn auch etwas derben, doch äußerst gebildeten und humanen Mann, dessen Umgang ebenso belehrend als bildend war, und der sich namentlich durch seine politischen Anschauungen wesentlich von seinen Standesgenossen unterschied. Man fand wechselseitig so großes Gefallen an einander, daß man bis tief in die Nacht hinein beisammen blieb und der Oberstlieutenant den Vorschlag machte, das gegenwärtige „Quartett" solle sich allwöchentlich

einmal bei ihm oder Herrn Werner, mit welchem er inniger befreundet war, versammeln und jeder allfällig auch noch einen Freund mitbringen, welcher nach Gesinnung und Bildung für den Kreis tauge. Dotter mußte für die Dauer seines Aufenthalts, Otte aber unbedingt sein Erscheinen versprechen, bevor man schied.

„Schicken Sie morgen früh um das Geld und helfen Sie dem Manne nach Kräften," flüsterte Herr Werner Otte beim Abschiede zu. „Ein solcher wackerer Mann soll nicht durch eine faule Kabale untergehen. Ich werde ihm helfen, allfällig sogar ganz aus eigenen Mitteln."

Otte drückte dem braven Manne die Hand und theilte Herrn von Dotter das Betreffende mit, der darob natürlich sehr erfreut und zur innigsten Dankbarkeit gestimmt ward, aber vor Rührung kaum Worte fand um seine Empfindungen auszudrücken; und Otte und sein Schützling gingen mit gehobenster Stimmung nach Hause. — —

Am andern Tage war Parade; die Offiziere standen vor dem Gouvernements-Gebäude in Gruppen beisammen und sahen ziemlich interesselos den banalen Mittheilungen entgegen, welche ihnen bei diesen Gelegenheiten gemacht wurden. Die Generale und hohen Kommandanten bildeten eine besondre Gruppe in der Mitte, und plauderten von allerlei Dingen, ehe es an die dienstlichen kam. — „Excellenz," sagte der Oberst des Artillerie-Regiments, „darf ich mir eine offiziöse Anfrage erlauben? Hauptmann von Dotter hat ein Urlaubsgesuch eingereicht, angeblich wegen einer Reise in Familien-Angelegenheiten; halten Excellenz es für rathsam, dasselbe zu gewähren?" — „Unbedingt, lieber Oberst," versetzte der General und zog mit der Unterlippe den einen Zipfel des Schnurrbarts in den Mund, wie er immer that, wenn er guter Laune war; „wir kennen ja diese ‚Familien-Angelegenheiten;' wollen dem Hauptmann die Brücke zu seiner Dimission nicht versperren; Urlaub wird nur Vorspiel von Dimission sein — ein unruhiger Kopf weniger in der Armee!"

Unter der Gruppe der Hauptleute war ebenfalls nur von Dotter die Rede. „Dotter Urlaub genommen, schon mit Vormittagszug abgereist — angeblich zu Mutter, aber vermuthlich irgendwo versteckt, um Wechselhaft zu entgehen," sagte der Hauptmann Graf Lingsohr vom 52.; „war 'n verfluchter Streich von Excellenz, Offizieren von ganzen Armeecorps Ehrenwort abzunehmen, keinem Kameraden mehr Accept oder Endossement oder Bürgschaft auf Wechsel zu geben. Kann manchen Offizier ruiniren, he?" — „Na, hat aber auch sein Gutes, Herr Graf, meinte Hauptmann Baron von der Müchwitz von den Jägern; „Juden jroße Panik jekriecht, — prolongiren höllisch jerne oder nehmen mit einfachem Sola vorlieb, was sie nicht jethan; seit verfluchte Wechselordnung von '48 erschienen. Werden alte Zeiten wiederkehren wo Off'zier auf bloße Parole Jeld jenug jekriecht!" — „Streich is famos von alter Excellenz," pflichtete Hauptmann v. Kögekamp bei; „Dotter is futsch und Excellenzens Sohn, Premierlieutenant Udo, reussirt bei Prinz Karl Friedrich Hoheit. Famose Carriere in Aussicht — Reisen, Orden, Avancement, Versetzung in Generalstab — neidenswerther Junge, dieser Udo!" — „Dotter is jeliefert, das richtig! da hilft kein Jott mehr!" sagte ein Vierter mit schlecht verhehlter Schadenfreude; „jibt pompöses Avancement in Artilleriebrijade!" — „Ich denke meine Herren, Sie bedauern Dotter zu frühe," sagte der Hauptmann Schweighardt von der Artillerie, dem diese Redensarten der hochadeligen Herren wurmten; „Dotter ist ein Mann von Energie und Umsicht, der schon noch Mittel finden wird, sich über Wasser zu erhalten!" — „Jloben der Herr Kamerad?" fragte Lingsohr geringschätzig; „ohne solchem Köhlerjlauben vorjreifen zu wollen, möcht' ich einen Korb Champagner jejen Stange Weißbier wetten, Dotter is futsch. Haben Herr Kamerad Lust, Pari zu halten? die Herren sind Zeugen?" — Der bürgerliche Hauptmann warf dem adeligen einen Blick zu, der nichts weniger als kameradschaftlich war, und wandte ihm stumm den Rücken, was die Herren von altem Hause und blauem Blute für einen großen Sieg ihres Standesgenossen bewieherten.

Se. Excellenz der kommandirende General Graf v. Bengeln schien heute gewaltige Eile zu haben, die Parade zu beendigen. Sobald die Offiziere auseinander gingen, winkte er seinem Sohne Udo herbei und sagte: „Hast Du gehört, mein Lieber, daß Dotter Urlaub genommen? Er fühlt den Boden wanken und wird quittiren. Ich gehe jetzt zu dem Geldwechsler, dem ich den Wechsel zum Beitreiben gegeben habe. Aber die achthundert Thaler welche mich diese Mine kostet, werden Dir auf Dein Erbgut notirt, Udo; das versteht sich. Kannst mich übrigens begleiten, damit Du gleich selber hörst, wie die Sachen stehen. Eventuell reisest Du morgen nach der Residenz, damit Du bei Handen bist, wenn die königl. Hoheit Dotters Sturz erfährt." Und die Excellenz und Graf Udo verließen fünf Minuten später in den Interimsröcken das große Haus am Paradeplatz, um nach dem Comptoir von Weißbrod, Reichhelm und Comp. zu gehen und sich nach dem Schicksal des Wechsels zu erkundigen, welchen der Geschäftsmann des Generals von dem Juden Schleme Herschmann erstanden hatte, um den Hauptmann Dotter zu stürzen. „Wie steht es um den Wechsel auf Herrn v. Dotter, welchen Ihnen Herr Justizkommissär Starke zum Incasso übergeben hat?" fragte Excellenz den Herrn Tschörner, der noch hinter seinem Kassenverschlag amtete und tief dienerte, als er den Höchstkommandirenden der Provinz vor sich sah.

„Ist prompt eingegangen, Excellenz, in lauter guten Kassenscheinen und Geld," versetzte Tschörner mit einem zuckersüßen Lächeln und einem Katzenbuckel; „geruhen Excellenz den Betrag selbst mitzunehmen oder soll derselbe an Herrn Justiz . . . ."

„Also wirklich eingegangen?" wiederholte der General, als ob er nicht richtig gehört zu haben glaubte, und seine Augen blitzten wie die einer Katze. „Jenun, ist mir sehr lieb für den Offizier; wäre mir sehr fatal gewesen, einen Subalternen zu drücken wegen einer Bagatelle von achthundert Thalern. Können mir ja das Sümmchen sogleich mitgeben, Herr Kassier. Aber wie ist das denn zugegangen?" fuhr die Excellenz dann fort, nachdem sie abseits einen sehr ärgerlichen Blick mit Graf Udo gewechselt hatte; „gestern noch versicherte mich Starke,

Herr Schlome Herschmann hege einige Bedenken wegen der Bezahlung des Wechsels?"

"Ja es ist in der That auch wunderbar gegangen, wie ich Excellenz zu bemerken mir erlaube," versetzte Tzschörner. "Herschmann war schon diesen Morgen in aller Frühe hier und zeigte mir ein Billet worin ihm Herr v. Dotter anzeigte, daß der fragliche Wechsel auf der Bank von Leopold Auheim bezahlt werden würde ...."

"Auheim?!" rief der General erstaunt; "wie? er hätte also noch Kredit gehabt?"

"Unterthänigst zu dienen, Excellenz! ja, ganz wie ich Excellenz zu bemerken die Ehre hatte," sagte Tzschörner; "es ist unbegreiflich aber wahr, die Firma Auheim hat zu Gunsten des Herrn v. Dotter vermittelt. Auheim, der selbst seine Mittel sehr nöthig haben dürfte, hat vielleicht aus Freundschaft für Herrn v. Dotter dieses Opfer gebracht; allein wenn Excellenz geruhen wollten mir eine unterthänigste unmaßgebliche Bemerkung zu erlauben, so würde ich mich erkühnen unmaßgeblich zu prophezeien, daß diese Hülfe höchstens einigen Aufschub, aber keine Rettung für den Herrn Hauptmann gebracht hat, denn es ist mit Grund zu vermuthen, daß Auheim sein Geld nicht lange entbehren kann, und da die Verbindlichkeiten des Herrn v. Dotter doch nicht ganz unbedeutend zu seyn scheinen, indem noch manche Devisen auf denselben oder von demselben im Umlauf sind, so wage ich mich, mit Excellenz gnädigster Erlaubniß, unterthänigst zu freuen, daß durch die etwas entschiedene und eifrige Beitreibung unserer Firma Eurer Excellenz Interessen für dieß Mal glücklich gewahrt sind ...."

Excellenz runzelten die Stirne und thaten im Stillen einen wilden Reiterfluch über die Vereitelung ihres Plänchens, das gar nicht soldatisch gerade und ehrenhaft war; aber die Excellenz war ja auch mehr Höfling als Soldat. Er bat daher Tzschörner kurzweg, ihm den Betrag des Wechsels abzüglich der Incassospesen mitzugeben; und erhielt aus Tzschörner's Händen acht Hundertthalerscheine mit der Versicherung, daß von Provision für eine solche Kleinigkeit gar keine Rede, um so mehr als ja das Geschäft so glatt abgelaufen sey, und daß die Firma sich schmeichle, mit Excellenz hochschätzbarem Vertrauen in anderen Fällen beehrt zu werden. Excellenz bestand zwar anfangs darauf, daß er keinen solchen Dienst ohne die übliche Remuneration annehmen könne, ließ sich dann aber die Sache gefallen und sprach nur die Absicht aus, seine Dankbarkeit und sein Vertrauen gegen die Firma, die ihn so anständig behandelt, dadurch zu bethätigen, daß er ihr seine Kundschaft zuweise und sie in seinem Kreise empfehle.

"Schockschwerenoth! die ganze Mühe ist nun umsonst!" brummte der General zwischen den Zähnen, als er mit seinem Sohn wieder auf der Straße war. "Dieser kriechende Millionenhund von einem Kassier hat mir offenbar meinen ganzen Plan verdorben. Anstatt diesen demokratischen Halunken von Dotter mit leeren Hoffnungen zu trösten und einzuschläfern, hat er ihm vermuthlich die Hölle heiß gemacht und ihm die Gefahr des Nichtbezahlens so dringend vorgestellt, daß der Dotter um jeden Preis ein Negoz mit dem Schwindler Auheim eingegangen hat. Schockschwerenoth, das hätt' ich mir freilich nicht träumen lassen, daß der Kerl von Dotter noch Kredit bei Banliers habe. Aber ich werde dieser Tage bei Auheim vorsprechen und ihm dort das Wasser abgraben! — Ich begreife Auheim nicht; der Kerl ambirt ja doch sonst mit solchem Empressement die Ehre, in unsere Cercles zu kommen, wo wir den Kerl nur wegen seiner gut royalistischen Gesinnung dulden. Allein das erste Mal, wo er mir wieder einen meiner Pläne durchkreuzt, werd' ich all meinen Einfluß in der Gesellschaft aufbieten, um den Kerl wieder in sein Nichts zurückzuschleudern."

Allein das Erstaunen der Excellenz und des ganzen Officiercorps war noch nicht am Ende, denn einige Tage später erschien sowohl im Regierungs- und Amtsblatte, als im "Freisinnigen" und im "Patrioten" ein Aufruf folgenden Inhalts:

"Aufforderung. Alle diejenigen, welche an Herrn Hauptmann v. Dotter, beim —sten Artillerie-Regiment, aus irgend welchem Grunde eine Forderung zu machen haben, werden wegen dessen bevorstehender Abreise gebeten, dieselbe binnen acht Tagen auf dem Comptoir von Leopold Auheim zu liquidiren, woselbst ihre Befriedigung bei Richtig-befinden alsbald erfolgen wird."

Als die Excellenz diese Aufforderung zu Gesicht bekam, glaubte sie ihren Augen nicht trauen zu dürfen; aber wie oft sie dieselbe auch überlesen mochten, der Sinn und Wortlaut blieben immer unzweideutig der gleiche. Die Excellenz rissen daher den Klingelzug beinahe ab, um ihren Adjutanten hereinzubescheiden.

"Haben Sie gelesen, Herr v. Starkreff?" rief er diesem wuthbebend zu und deutete auf die mit einer breiten Einfassung umgebene Anzeige.

"Zu Befehl, Excellenz! ein wunderlicher Einfall für einen Officier, sich auf diese Weise in den Mund der Leute zu bringen!" erwiderte der Adjutant, dem der Sturm in der Brust des Generals nicht entging.

"Soll ihm auch eingetränkt werden, dem Schockschwerenöther! werde ihm dießmal eines an's Bein wischen, daß er daran denken soll. Hat der Schwerenöther denn so viele Schulden, daß er sie selbst nicht mehr alle aufzählen kann und zu solch einer Aufforderung seine Zuflucht nehmen muß? Na, dann soll er quittiren oder — was meinen Sie, Starkreff, können wir ihn nicht vor ein Ehrengericht stellen?"

"Wir nicht mehr, Excellenz, fürcht' ich," versetzte der Adjutant; "Excellenz scheinen die neueste Nummer der Verfügungen des hohen Kriegsministeriums noch nicht gelesen zu haben, worin die Ernennung des Hauptmanns v. Dotter zum militärischen Gouverneur und Adjutanten Sr. K. Hoh. des Prinzen Karl Friedrich unter gleichzeitiger Verleihung des Charakters eines Majors im Generalstab enthalten ist ...."

"Wie? was? wo steht das?" fuhr der General auf; "ah, ja, fürwahr!" setzte er dann mit unbezähmbarem Hasse hinzu, als der Adjutant das Blatt vom Tische genommen und dem General die betreffende Stelle gezeigt hatte. — "Potz Millionen Schockschwerenoth! das geht ja gewaltig rasch! Aber nur

Geduld, Herr v. Dotter! es ist noch nicht aller Tage Abend! — Herr v. Starkreff, Sie werden sich sogleich auf das Comptoir des Kerls des Anheim begeben und in dienstlicher Weise zu erfahren begehren, auf welchem Wege und durch Wen dem Hauptmann v. Dotter aus seinen Schulden geholfen worden ist, und wer diese Aufforderung an seine Gläubiger auf solch unbefugte Weise erlassen hat. Sie werden hierüber schriftlichen Bescheid begehren und sich genau informiren, ob die dem v. Dotter geleistete Hülfe irgendwie mit den Begriffen von militärischer Ehre collidirt — verstehen Sie?"

"Zu Befehl, Excellenz! ich werde mich mit der größten Beflissenheit informiren!" erwiderte der Adjutant und verabschiedete sich, militärisch salutirend.

Allein sein Besuch auf dem Comptoir von Leop. Anheim war mehr auffallend als erfolgreich, denn der Prinzipal war wieder abwesend auf seinem Gute, und Otto empfing Herrn v. Starkreff mit aller Urbanität; Herr v. Starkreff hatte aber nicht sobald den Namen des kommandirenden Generals und den Zweck seines Besuchs genannt, als Otto sehr ernst und ceremoniös wurde, und dem Adjutanten folgendes erwiderte: "Die Ordnung der Angelegenheiten des Hauptmanns v. Dotter ist nicht Sache der Firma Anheim, sondern wird von mir privatim geregelt, der ich mich auch als eigenmächtiger Verfasser und Veröffentlicher der Aufforderung bekenne, welche mir für den speziellen Zweck definitiver Abwickelung sämmtlicher Verbindlichkeiten eines Wegziehenden unerläßlich dünkte und wodurch, nach meinem beschränkten Unterthanenverstande, der Ehre des Herrn v. Dotter nichts vergeben ist. Ich kann es nämlich nicht begreifen, daß eine öffentliche Erklärung der Geneigtheit, seine Schulden zu bezahlen, der Ehre eines Offiziers präjudiciell seyn sollte, bescheide mich jedoch, hievon nichts zu verstehen. Die Auskunft über die Art und Weise, wie Herr v. Dotter in den Besitz der Mittel gekommen, um seine Verbindlichkeiten zu bezahlen, verweigere ich einstweilen, so lange mir nicht eine Aufforderung hiezu in legaler Weise von dem Herrn General-Auditeur oder einem andern Gerichte zukommt, denn ich kann Sr. Excellenz kein Recht zugestehen, sich in meine Geschäfte zu mengen. Da es aber kein Geheimniß ist, Herr Major, auf welche Weise Hrn. v. Dotter geholfen worden ist, so bin ich erbötig, Ihnen privatim hierüber einiges mitzutheilen. Herr v. Dotter hat sich bei einem größern Geldinstitut sein Leben und ein Kapital versichert und auf diese Garantie hin von einigen Ehrenmännern ein unaufkündbares Darlehen empfangen, welches ihn in den Stand setzte, seine anderweitigen Verbindlichkeiten abzutragen und einer Intrigue zu begegnen, welche gegen ihn eingeleitet worden ist. Diese Ordnung seines Schuldenwesens ist auch bereits in einer Weise erfolgt, welche nichts zu wünschen übrig läßt."

Der Adjutant zog mit diesem Bescheide ab, nachdem er an Otto's gemessener Haltung bemerkt hatte, daß dieser sich seiner Rechte und Pflichten klar bewußt war, und sein Rapport an den General war von der Art, daß dieser seinen Groll vorerst als machtlos aufgab oder wenigstens vertagte, und nur in den Bart brummte: er möchte wissen, welcher Millionenhund dem Kerl dem v. Dotter diesen Ausweg gezeigt und die Mittel geboten habe, seine Schulden in Einen Posten zu convertiren.

"Wenn Excellenz mir eine unmaßgebliche Ansicht zu äußern verstatten," sagte der Adjutant, — "so möchte ich die Vermuthung aussprechen, daß es wohl die Freimaurer gewesen seyn mögen, welche Dotter'n geholfen haben!"

"Dann soll ihnen ja ein Millionen Donnerwetter über die Köpfe fahren!" rief der General; "Sie werden mir eine Liste aller derjenigen Offiziers meines Armee-Corps beschaffen, welche diesem Orden angehören."

"Zu Befehl, Excellenz, obschon ich mir unterthänigst zu bemerken erlaube, daß an eine Anfeindung dieser Offiziere nicht zu denken seyn dürfte, da eine allerhöchste Person nicht nur selbst diesem Orden angehört, sondern auch den Beitritt der Offiziere zu demselben begünstigt!"

"Ach ja, — freilich, freilich! Na, dann soll wenigstens mein Sohn Udo auch Freimaurer werden!" versetzte die Excellenz, und besann sich vorerst eines Bessern.

Etwa vierzehn Tage später trafen Prinz Karl Friedrich und sein militärischer Gouverneur in der Provinzial-Hauptstadt ein, und die Excellenz hielt es nun für sehr gerathen, gegen den Major v. Dotter ganz charmant zu seyn und ihn häufig sammt dem Prinzen in sein Haus zu laden. Er belobte ihn sogar angesichts des Prinzen sehr eifrig, allein der junge Prinz schien diese Lobsprüche mit einem sardonischen Lächeln hinzunehmen und überhaupt sich nicht viel aus dem General zu machen, denn er ließ sich schon nach wenigen Wochen zu einem andern Armeecorps versetzen, und die Excellenz behauptete nun: der Kerl, der v. Dotter, habe ihm damit ein Paroli gebogen. (Fortsetzung folgt.)

Für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Am 11. Februar d. J. ist Hermann Marggraff in der Vollkraft seines Wirkens, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben. In ihm haben die deutsche Literatur und der ganze deutsche Schriftstellerstand einen ihrer getreuesten und eifrigsten Hüter und Vertreter verloren. Hermann Marggraff, der sich durch seine lyrischen Gedichte und Balladen, durch humoristische Romane und Dramen, vorzugsweise aber als Literarhistoriker und Kritiker einen ehrenvollen, in weiten Kreisen geachteten Namen erworben, hatte es sich, namentlich als langjähriger Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", zur Lebensaufgabe gemacht, die deutsche Literatur zu heben und ihr die Anerkennung zu erringen, auf welche sie den gerechtesten Anspruch hat. Das Leben, welches für ihn ein unausgesetztes Ringen und Mühen, Arbeiten und Sorgen war, ist ihm den Lohn für sein Streben schuldig geblieben; um so mehr ist es für alle, welche Marggraff's Namen kennen, zur Ehrenaufgabe geworden, an seinen Hinterlassenen den Zoll des Dankes abzutragen.

Hermann Marggraff hat außer seiner Witwe zehn noch sämmtlich unversorgte Kinder, von denen das jüngste erst anderthalb Jahr alt ist, hülflos zurückgelassen. Zwar wird die Schillerstiftung, deren geistiger Schöpfer und eifrigster Förderer er war, sich seiner Hinterlassenen gewiß in entsprechender Weise annehmen, aber selbst wenn ihre Gabe, wozu gegründete Aussicht vorhanden, reichlich ausfällt, wird die Zukunft der Familie dadurch allein noch nicht vollständig gesichert. Dies zu erstreben, sind in Leipzig die Unterzeichneten zu einem Comité zusammengetreten, und wie sie bereits hier mit bestem Erfolg zu diesem Zweck gewirkt haben, richten sie auch an alle wohlwollenden und edeldenkenden Männer im übrigen Deutschland die Aufforderung und dringende Bitte, sie durch Beiträge in diesem Streben unterstützen zu wollen. Jede Zeitungsredaktion wird solche gewiß gern zur Beförderung an uns entgegennehmen.

Leipzig, im März 1864.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlassene:

Kaufmann **Hermann Bodeck.** Buchhändler Dr. **Eduard Brockhaus. Wilhelm Felsche.** Dr. **Friedrich Friedrich.** Stadtrath **Geibel.** Buchhändler **Franz Köhler.** Musikdirektor Dr. **Hermann Langer.** Hofrath **Marbach.** Dr. **Paul Möbius.** Professor **Wenck.** Professor **Wuttke.**

Zur Empfangnahme und Beförderung von Beiträgen erbietet sich die Redaktion der Erheiterungen.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Der Komödiant.

Novelle von Ewald August König.

(Schluß.)

4.

Acht Tage waren seit jenem Abend verstrichen. Freundlich strahlte die Herbstsonne in das reizende Boudoir Herminens, die, am Stickrahmen sitzend, die umflorten Blicke weit öfter draußen auf den kahlen Blumenbeeten, denn auf der Stickerei ruhen ließ. Das Zimmer, welches an der Gartenseite lag, war mit verschwenderischem Luxus ausgestattet. Weiche, gestickte Teppiche bedeckten den Fußboden; kostbare, mit Schnitzwerk verzierte, oder in Elfenbein und edlen Metallen eingelegte Möbel, chinesische Vasen, zierliche Nippsachen, eine kleine Bibliothek und ein reicher Flor seltener, blühender Blumen verliehen dem Boudoir einen reizenden Schmuck.

Die Seele des jungen Mädchens war in diesem Augenblick tief bewegt. So Manches hatte in den jüngsten Tagen sich ereignet, welches Hermine zu ernstem Nachdenken veranlaßte, so Manches, was ihren Hoffnungen den Todesstoß zu geben drohte, daß das Mädchen sich in dem Labyrinth seiner Gedanken kaum zurecht zu finden wußte. Vor wenigen Stunden hatte der Vater ihr erklärt, daß ihre Hochzeit mit dem Grafen Leoni, gewisser Gründe wegen, bereits im Februar stattfinden solle und sie sich demgemäß mit ihrer Aussteuer danach einzurichten habe. Und diese Erklärung war in dem Augenblick erfolgt, in welchem die Seele Herminens sich lebhaft mit dem Bilde des früheren Geliebten beschäftigte. Sie entsann sich des Augenblicks, in welchem sie freiwillig ihr Jawort zu jener Verlobung gegeben hatte, sie mußte sich als gebunden betrachten, so sehr diese Verbindung ihr auch widerstrebte. Und wem verdankte sie diese Heirath, die am Grabe ihres eigenen Lebensglücks geschlossen wurde? Nur dem eigenen Trotz, denn was konnte damals, als der Vater ihr Leoni als den Schwiegersohn seiner Wahl vorstellte, sie hindern, ihre Einwilligung zu verweigern? In den jüngsten Tagen hatte Manches sich geändert, sie wußte jetzt, daß der noch immer heiß Geliebte ihr treu war und nur ein Mißverständniß, ein Spiel des tückischen Zufalls, an dem Zerwürfnisse mit ihm Schuld trug. Gleich einem leuchtenden Meteor blickte plötzlich der Stern der Hoffnung durch den zerrissenen Wolkenschleier um im nächsten Augenblick wieder zu erlöschen. Ihre Hoffnung war thöricht, sie selbst hatte ihr Glück von sich gestoßen, ihr Wünschen und Hoffen brachte es nicht zurück.« — Hermine seufzte tief auf. Wenn ich Leoni bewegen könnte, mich meines Versprechens zu entbinden! dachte sie. Er ist reich, jung und hübsch, ein andres Herz wird ihm bald entgegenschlagen, während er an meiner Seite ein Leben ohne Liebe findet.

Entschlossen, diesen Gedanken auszuführen, wollte sie ihre Arbeit wieder aufnehmen, als plötzlich ein junger Mann in das Boudoir trat, bei dessen Anblick den Lippen des Mädchens ein leiser Schrei der Ueberraschung entschlüpfte. Leberecht legte den Finger auf die Lippen, schloß die Thüre zu und rückte einen Sessel neben das Arbeitstischchen der Geliebten.

»Hermine,« sagte er sanft, während er die Hand des Mädchens ergriff; »was habe ich verbrochen, daß Du einen Bund auflöstest, in welchem wir beide unser schönstes Glück fanden?«

»Habe ich den Bruch herbeigeführt?« warf Hermine ein. „Zwangen Sie mich nicht dazu?«

»Ich hätte Dich dazu gezwungen?« entgegnete der junge Mann erstaunt. »Hier muß ein Mißverständniß obwalten; rede, ich beschwöre Dich, damit ich einen kleinen Blick in das unselige Verhängniß werfe, welches uns trennt.«

»Lassen wir das Vergangene ruhen,« versetzte das Mädchen, gewaltsam die Bewegung ihres Herzens bekämpfend; »ich bin die Braut Leoni's und darf Ihre Worte nicht hören.«

Leberecht erhob sich und durchschritt in fieberhafter Aufregung das Zimmer. Der Augenblick, nach welchem er sich so lange gesehnt hatte, war gekommen, und gerade jetzt fühlte er sich verwirrt und befangen. »Hermine,« nahm er nach einer langen peinlichen Pause das Wort; »Du willst nicht reden, so muß ich es thun; es soll klar werden zwischen uns. Damals als Dein Vater mir das Haus verbot, schrieb ich Dir einige Male, ich bat Dich, einen entscheidenden Schritt zu thun, zwischen Deinem Vater und mir zu wählen. Du antwortetest ausweichend.«

»Weil ich lieber auf mein Glück verzichten, denn mit dem Vaterfluch beladen Ihnen folgen wollte,« unterbrach ihn das Mädchen.

»Ich ehre diesen Grund,« fuhr Leberecht fort. »Auf meinen letzten Brief erhielt ich keine Antwort, ich drängte Dich, einen Entschluß zu fassen und bat Dich, mit mir über den Ocean zu fliehen. Als Antwort auf diese Zeilen erhielt ich alle meine Briefe an Dich zurück, begleitet von der Erklärung Deines Vaters, Du seyest bereits die Braut des Grafen Leoni.«

»Sie vergessen, daß Sie in ihren letzten Zeilen mich ersuchten, Ihnen sofort alle Briefe zurückzusenden,« entgegnete Hermine, den Blick ernst und fest auf den jungen Mann gerichtet.

»Zeige mir jene Zeilen!« rief Leberecht überrascht mit bebender Stimme; »ich entsinne mich nicht, je ein solches Gesuch an Dich gerichtet zu haben.«

Eine Wolke des Unmuths flog über die Stirne des Mädchens. »Es kleidet den Mann schlecht, wenn er in der Reue über eine unbesonnene Handlung das Geschehene zu leugnen sucht,« sagte sie entrüstet. »Ihre letzten Worte lassen mich die Wankelmüthigkeit Ihres Charakters nicht länger bezweifeln.«

»Hermine, Du bist hart und ungerecht gegen mich,« erwiderte Leberecht ruhig. »Ich setze mein Ehrenwort zum Pfande, daß ich nichts von jenen Zeilen weiß; man hat Dich und mich hintergangen! Zeige mir den Brief, ich werde Dir die Fälschung beweisen.«

Das Mädchen öffnete eine Schublade ihres Arbeitstischchens, und überreichte dem jungen Manne ein zierlich gefaltetes Briefchen. »Können Sie leugnen, daß diese Handschrift die Ihre ist?«

„Ja, ich kann es, bei Allem was mir heilig ist!“ betheuerte Leberecht. „Wer das Bubenstück vollbracht hat und auf wessen Antrieb es vollführt wurde, glaube ich zu errathen. Aber ich will Gewißheit haben und an dem Elenden ein Exempel statuiren, an welches er Zeit seines Lebens gedenken soll.“

Hermine fand keinen Grund, die Behauptung des Geliebten zu bezweifeln. Das Herz, welches freudig überrascht sich an den Lichtstrahl klammerte, der so plötzlich in die dunkle, trostlose Nacht fiel, sprach für ihn. Sie hätte laut aufzujubeln, an die Brust des Wiedergefundenen sinken und das edle, offene Antlitz, in welchem jeder Zug Wahrheit und Lauterkeit verrieth, mit Küssen bedecken mögen, aber die kalte, ruhige Vernunft zog der aufwallenden Leidenschaft Schranken.

„Der Betrug war zu geschickt angelegt, als daß ein Argwohn in Deiner Seele hätte aufsteigen können,“ fuhr der Musiker fort; „nur auf Eins will ich Dich aufmerksam machen. Betrachte dieses Papier, auf welches die verhängnißvollen Zeilen geschrieben sind; gleicht es nicht genau demjenigen, dessen Dein Vater sich zu seinen Privatbriefen bedient? Ich entsinne mich, daß der Brief Deines Vaters, in welchem er mir Deine Verlobung anzeigt, auf dasselbe schwere, blaugeaderte Postpapier geschrieben ist.“

Von Sekunde zu Sekunde ward es heller in der Seele Herminens. Sie reichte dem Geliebten die Hand und sah ihm treuherzig in's Auge. „Du zürnst mir nicht?“

„Wie sollte ich?“ jubelte Leberecht, das erglühende Mädchen an sein Herz drückend. „Wer kann der Taube zürnen, wenn sie in die Krallen des Habichts fällt? — Jetzt bist Du wieder mein, ganz mein,“ fuhr er nach einer langen Pause fort, während er Herminen zu ihrem Sitze zurückführte und zu ihren Füßen auf einem Schemel Platz nahm; — „keine Erdenmacht soll uns trennen! Und nicht wahr, auch Du hast um mich gelitten, auch Du hast Dich nach mir gesehnt und Verlangen danach getragen, wieder an meinem Herzen ruhen zu dürfen?“

„Wie magst Du noch fragen?“ entgegnete Hermine leise, indem sie ihre Hand auf das schwarze dichte Haar des Geliebten legte und ihm mit inniger Liebe ins Auge schaute. „Tag und Nacht hat Dein Bild mich umschwebt, meine Gedanken weilten stets bei Dir; mir war immer, als müßtest Du mich noch lieb haben.“ Sie neigte ihr Köpfchen und drückte einen Kuß auf seine Stirne. — Die Stürme schwiegen, lustig schossen die Keime wieder empor, die bald neue Blüthen treiben sollten! Was galt die Vergangenheit, was die Zukunft den Beiden, im Vergleich zu der lachenden Gegenwart! Jene mit ihren trüben Erinnerungen, diese mit ihren drohenden Gewitterwolken mußten dem Zauber des Augenblicks weichen. Plötzlich fuhr Hermine aus ihrem süßen Träumen auf. „Leoni!“ rief sie; „wir vergaßen, daß ihm meine Hand gehört.“

Leberecht erhob sich. „Leoni ist, wenn ich den Versicherungen einiger Freunde, die ihn beobachtet haben, Glauben schenken darf, ein Betrüger,“ versetzte er. „Gelingt es, ihn zu entlarven, so bist Du Deines Jaworts entbunden. Aber gesetzt auch, jener Verdacht sey unbegründet, kann der Graf Dich zwingen, ihm am Altare Dein Jawort zu geben?“

Das letzte Wort war seinen Lippen kaum entflohen, als der Commerzienrath in Begleitung Leoni's eintrat. Werbing stutzte, die Lippen des Grafen umspielte ein höhnisches Lächeln. Leberecht war auf diese Begegnung vorbereitet, er sah den Eintretenden ruhig, ohne Groll, ohne Furcht in's Auge.

„Was haben Sie hier zu suchen?“ fragte der Commerzienrath barsch. „Habe ich Ihnen nicht mein Haus ein- für allemal verboten?“

„Allerdings, Sie vergessen aber, daß ich Ihnen nicht das Versprechen gab, dieses Verbot berücksichtigen zu wollen,“ entgegnete Leberecht.

„Die Ausrede eines Ehrlosen!“ fuhr der Commerzienrath auf.

Der Musiker zog den Brief, welchen Hermine ihm gegeben hatte aus der Tasche. „Es bedarf gegenüber diesem Beweise wohl keiner Frage, auf wen von uns beiden Ihre Worte Anwendung finden,“ sagte er, während er den Brief dem Erbleichenden vor die Augen hielt. „Ich trotzte Ihrem Verbot und ging den geraden Weg, ohne Furcht, aber auch ohne Hinterlist und Tücke. Sie wählten die krumme Straße, fälschten oder ließen meine Handschrift fälschen, und machten sich eines Betruges schuldig, den das Gesetz mit Zuchthaus straft!“

Purpurgluth übergoß das Antlitz Werbings. „Herr, bedenken Sie, daß Sie in meinem Hause sich befinden!“ rief er rauh; „es kostet mich ein Wort, so werfen meine Diener Sie vor die Thüre!“

„Es ist die beliebte Ausflucht des Schuldigen, zu leugnen, oder den Gekränkten zu spielen,“ fuhr Leberecht gelassen fort; „Sie verschmähen das Erste, weil Sie wissen, daß Sie meine Anklage nicht entkräften können und greifen zum Letzten, weil Sie die Mittel haben, Ihrer Drohung den nöthigen Nachdruck zu geben.“

„Eh bien, an diesem Musiklehrer ist ein Pfaffe verloren gegangen,“ nahm der Graf, welcher sich in ein Fauteuil geworfen hatte, das Wort.

„Und an Ihnen ein Aventurier gefunden worden!“ erwiderte Leberecht mit verächtlichem Achselzucken.

Leoni fuhr von seinem Sitze auf. „Wie soll ich diese Worte deuten? Hüten Sie sich, ich bin nicht Phlegmatiker genug, um eine Beleidigung, käme sie auch aus dem Munde eines Plebejers, ruhig hinzunehmen!“

„Deuten Sie die Worte wie es Ihnen beliebt,“ fuhr Leberecht fort. „Es ist Ihnen unbenommen, dem Worte „Aventurier“ jeden möglichen Begriff unterzulegen.“

Leoni warf einen Blick des glühenden Hasses auf den Musiker, der gefaßt dem Sturme entgegensah.

„Ereifern Sie sich nicht, ich werde mit diesem Menschen schon fertig werden,“ sagte Werbing, indem er den Schellenzug faßte.

„Halt!“ rief Hermine in fieberhafter Aufregung, welche eine Beschimpfung des Geliebten vor der Dienerschaft um keinen Preis zugeben wollte.

Der Kommerzienrath zog die Hand zurück und sah über

die Schulter dem Mädchen finster in's Auge. „Vergiß Deine Stellung und Deine Pflicht nicht!“ versetzte er rauh. „Du bist die Braut des Grafen Leoni und hast mit diesem Tagelöhner nichts mehr zu schaffen.“

„Wenn Du ihm die Thüre zeigst, verlasse auch ich dieses Haus!“ entgegnete Hermine, unfähig, ihre Aufregung zu bemeistern.

„Hermine!“ brauste Werbing auf.

„Reden wir ruhig über diese Angelegenheit,“ fuhr das Mädchen fort; „sie betrifft mein Lebensglück.“

Leoni erhob sich. „So erlauben Sie, daß ich mich entferne,“ sagte er; „ich bin kein Freund von Familienscenen und . . .“

„Sie bleiben!“ fiel Hermine ihm in die Rede. „Als Sie um meine Hand anhielten, sagte ich sie Ihnen zu, weil mein Vater dieß wünschte und ich jede Hoffnung, daß die Liebe, die ich damals zu Grabe trug, je wieder erwachen werde, verloren hatte. Ich glaubte mich betrogen; in meinen heiligsten Gefühlen gekränkt, verschloß ich mein Herz allem Wünschen und Hoffen.“

„Mich verlangt zu hören, welches Ende dieser hochtrabende Anfang nimmt,“ warf Werbing mit beißendem Spott ein. „Schlechte Romane haben dem Mädchen den Kopf verdreht.“

„Hätte ich damals gewußt, daß jener Brief, der mein Glück vernichtete, gefälscht war, so würde ich ohne Zögern den Schritt gethan haben, den zu thun ich heute entschlossen bin. Der Betrug ist aufgedeckt, meinem Herzen Hoffnung und Liebe zurückgegeben und nur noch Eins steht zwischen mir und dem Geliebten, das Versprechen, welches ich Ihnen gab. Ich kann Sie nicht lieben, Leoni, geben Sie mir mein Jawort zurück, und ich will Ihnen bis an's Grab ein dankbares Andenken bewahren.“

„Hören Sie nicht auf das Mädchen, Leoni,“ fiel Werbing seiner Tochter in die Rede. „Sie spricht im Fieberwahnsinn, ich will zum Arzt schicken.“

„Sie müssen auf diese Worte hören,“ versetzte Leberecht; „Ihre eigene Ehre erfordert es, Herr Graf.“

Leoni zuckte mit gelassener Ruhe die Achseln. „Der Herr Commerzienrath mag bestimmen, wie er's damit gehalten haben will,“ entgegnete er; „was mich betrifft, so geize ich nicht um die Ehre, Fräulein Herminen zum Altar zu führen Eine Dame, die sich so weit vergaß, daß sie mit ihrem Musiklehrer eine Liaison anknüpfte . . .“

„Mäßigen Sie sich, Herr Graf!“ brauste Leberecht auf. „So wenig Sie im Punkt der Ehre Phlegmatiker sind, so wenig bin ich es auch, nur mit dem Unterschied, daß ich eine gute deutsche Ohrfeige dem Duell vorziehe.“

„Da haben Sie einen Beweis für die Bildung dieses Menschen,“ wandte der Commerzienrath sich zu Leoni. „Machen wir der Sache ein Ende, die Sottisen dieses Mannes beginnen mich zu ennuyren.“ Er streckte die Hand aus, um den Schellenzug zu fassen.

„Vater, schreite nicht zum Aeußersten,“ warnte Hermine.

„Du weißst was ich Dir heute Morgen gesagt habe, Deine Hochzeit wird im Februar stattfinden.“

„Wenn Ihr gewaltsam mich zum Altar schleppt, ich werde „Nein!“ sagen,“ entgegnete das Mädchen muthig. „Ich kann nicht einem Manne angehören, den ich weder liebe noch achte.“

„Liebe und Achtung sind höchst entbehrliche Dinge in der Ehe,“ unterbrach sie der Commerzienrath, den der ungewohnte Widerspruch mehr und mehr erbitterte.

„Ich bewundere Ihre Ansichten, und die Consequenz, mit welcher Sie an denselben festhalten,“ nahm Leberecht, dessen Erbitterung in gleichem Grade wuchs, das Wort. „Bedenken Sie, alter Mann, daß die Kindespflicht ihre Grenzen hat.“

„Wer gibt Ihnen das Recht, mich daran zu mahnen?“ brauste Werbing auf, der sich durch den Vorwurf getroffen fühlte. „Ich finde es unverschämt, daß Sie einer Familienscene beiwohnen . . .“

„Welche mich nicht minder wie Sie interessirt!“ fiel Leberecht ihm in's Wort. „Hermine kann sich nicht mehr als die Braut eines Mannes betrachten, der sich nicht entblödet, die Ehre seiner künftigen Gattin in Zweifel zu stellen.“

Leoni lachte höhnisch auf. „Mit Ihren Sophismen würden Sie mich nicht aus dem Felde schlagen, wenn mir ernstlich daran gelegen wäre, Herminen zum Altar zu führen. Da ich es aber mit meiner Ehre nicht vereinbaren kann, eine Dame zu heirathen, auf deren Vergangenheit ein Makel ruht, so verzichte ich freiwillig auf die Rechte, welche das Jawort dieses Fräuleins mir einräumt.“

Der Commerzienrath wußte für seine Bestürzung keine Worte zu finden. Unter allen Lösungen der fatalen Angelegenheit hatte er diese am wenigsten erwartet; er war entschlossen, seinen Willen durchzusetzen, schon deshalb, um der Tochter zu zeigen, daß er die Macht besaß, ihren Trotz zu brechen.

Dem Grafen entging die Bestürzung Werbing's nicht. „Mit Strenge richten Sie hier nichts aus,“ flüsterte er ihm zu; „vermeiden Sie den Eclat, indem Sie scheinbar nachgeben.“

„Nimmermehr!“ rief Werbing zornig. „Ich frage Dich zum letzten Mal, Hermine, willst Du dem Grafen Leoni freiwillig zum Altar folgen?“

„Nein!“ erwiderte das Mädchen leise, aber fest.

Leoni sah ein, daß er zu weit gegangen und der Bruch unvermeidlich war. Weder Verdruß noch Bedauern darüber spiegelte sich in seinen Zügen, als er seinen Hut vom Konsoltischchen nahm. Er verneigte sich leicht gegen den Commerzienrath, warf mit höhnendem Lächeln dem Musiker einen herausfordernden Blick zu und schritt hinaus, ohne sich von Herminen zu verabschieden.

Werbing war an's Fenster getreten. Das Benehmen des Grafen ärgerte ihn; gleichwohl gab er den Gedanken an eine Verbindung mit demselben noch nicht verloren. Er kannte die Liebe nicht, jene göttlich-reine Flamme, die das Herz läutert und beseligt, jene Alles besiegende Glut, welche Kindespflicht und herkömmliche Convenienz nicht als Schranken anerkennt. — Hermine fühlte, daß sie an einem Wendepunkt ihres Lebens stand, es fiel ihr unsäglich schwer, das Wort zu sprechen, welches sie, vielleicht für immer, von dem Vater trennte.

Leberecht beobachtete den Kampf in der Seele der Geliebten,

er schwieg, überzeugt, daß Hermine das Rechte wählen werde. So entstand nach Entfernung des Grafen eine lange, peinliche Pause, welche den Ernst des Augenblicks fühlen ließ. Der Commerzienrath brach zuerst das Schweigen. „Hermine," sagte er bittend; „ich wünsche, daß Du Dein Wort Leoni gegenüber hältst. Ich wünsche dieß aus Gründen, die ich Dir verschweigen muß, die Du auch nicht verstehen würdest. — Daß von einer Heirath mit diesem Menschen keine Rede seyn kann," fuhr er, auf den Musiker zeigend, fort; „wirst Du bei ruhigem Nachdenken selbst einsehen. Die Kluft zwischen Dir und ihm ist zu groß."

Hermine blickte dem Vater ruhig und fest in's Auge. „Leoni ist ein Mann ohne Herz und Geist," entgegnete sie; „ich kann ihn weder lieben noch achten! Ich weiß nicht, welchem Zweck Du das Glück Deines Kindes opfern willst, sey er aber auch, welcher er wolle, nie werde ich mich verpflichtet halten, dieses Opfer bringen zu müssen. Deine Ansicht über den Unterschied der Stände theile ich nicht; Edelsinn und Geist adeln den Menschen, und der Künstler zählt zur Elite der Gesellschaft. Ich fürchte das Gerede nicht, welches die sogenannte öffentliche Meinung über die vermeintliche Mesalliance erheben wird, mit Recht aber bebe ich vor der Verbindung mit einem Manne zurück, der vielleicht im Zuchthause enden wird."

„Hermine!" brauste der Commerzienrath, sich vergessend, auf.

„Laß mich zu Ende reden," fuhr das Mädchen ruhig fort. „Leoni wird die Bahn des Verbrechens betreten, sobald ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften fehlen."

„Ich will Dir Bedenkzeit lassen," unterbrach Werbing seine Tochter, „vielleicht findest Du bei ruhiger Ueberlegung ..."

„Mein Entschluß steht fest! Wozu ein langes Hinausschieben dessen, was doch einmal geschehen muß? Gib unserm Bunde Deine Einwilligung und Gottfried wird dir beweisen, daß er uns ebenbürtig ist."

Ein höhnendes Lächeln glitt über die strengen, kalten Züge Werbing's. „Redensarten!" versetzte er barsch. „Seine Fertigkeit im Fiedeln wird ihn nicht einmal befähigen, Dich Deinem Stande gemäß zu ernähren."

„Mein Herr, ich mag nicht länger gleich einem Schulbuben vor Ihnen stehen!" unterbrach Leberecht den stolzen Aristokraten. „Geben Sie eine bestimmte, entscheidende Antwort auf die Frage meiner Braut; ein Weiteres verlangen wir von Ihnen nicht."

„Der Stolz paßt vortrefflich zur Bettelarmuth," höhnte Werbing, dessen Wangen sich leicht geröthet hatten. „Arrogang und Eigendünkel sind das ausschließliche Eigenthum der Mittelmäßigkeit. Sie wollen meine Tochter heimführen, Sie, dessen Einkünfte kaum von einem Tage zum andern reichen?"

Dunkle Zornesröthe übergoß das Antlitz des jungen Mannes. Er konnte viel ertragen, aber der schneidende Hohn, mit welchem der Commerzienrath ihm seine Armuth vorwarf, eine Armuth, an der Werbing doch allein die Schuld trug, zerriß den Faden seiner Geduld. Er wollte eine heftige Antwort geben, Hermine kam ihm zuvor.

„Durch Spott und verletzende Beleidigungen kommen wir nimmer zum Ziele," entgegnete das hochherzige Mädchen, indem es neben den Geliebten trat und dem Vater fest in's zornblitzende Auge schaute. „Noch einmal frage ich Dich, Vater, willst Du mir den Mann geben, den mein Herz gewählt hat?"

„Nein, nein und tausendmal nein!" rief Werbing, von seinem Zorne übermannt. „Viel lieber rufe ich des Himmels Fluch ..."

„Ruhig, alter Mann!" donnerte Leberecht. „Ich rufe Ihnen nochmals zu: Bedenken Sie Ihre grauen Haare! Wollen Sie Ihrer Tochter fluchen, weil sie mir folgt, so fluchen Sie dem Himmel, der unsere Herzen sich finden ließ. — Es ist besser, wir reden jetzt nicht weiter darüber," fuhr er mit einer Selbstbeherrschung, die ihn unsägliche Mühe kostete, fort; „die Zeit wird Manches aufklären, was Ihnen jetzt noch dunkel ist; alsdann werden Sie einsehen, weshalb Hermine so und nicht anders handelte."

Der Commerzienrath fühlte, daß er den Entschluß seiner Tochter nicht ändern konnte. Nachdem er sich einmal in die Trennung gefunden hatte, wollte er, nur darauf bedacht, den Eclat so viel wie möglich zu vermeiden, den Großmüthigen spielen, um die öffentliche Meinung auf seine Seite zu ziehen. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte er kalt. „Will Fräulein Hermine gehen, so mag sie's thun; sobald sie aber dieses Haus verläßt, um einem Vagabunden zu folgen, habe ich kein Kind mehr."

„Hermine verliert dadurch wenig," entgegnete Leberecht, in dessen Augen ein ehrlicher Stolz leuchtete. „Hing Ihr Herz an dem Kinde, würden Sie es nicht so gleichmüthig und unbewegt hinausstoßen. Für den „Vagabunden" werden Sie mir später Rechenschaft geben, Herr Commerzienrath!" —

So stark und muthig Hermine sich gefühlt hatte, jetzt, nachdem der entscheidende Schritt geschehen war, konnte sie dem Kampfe in ihrer Seele nicht länger gebieten. Werbing überließ es dem jungen Manne, die Verzagte zu trösten und aufzurichten, entschlossen, kein Wort weiter zu verlieren und im Stillen die Hoffnung, Hermine werde reuig zurückkehren, festhaltend, schritt er hinaus; sein Gang war fest und sicher. Kalt, ruhig und unbewegt in seiner äußeren Erscheinung, verrieth nicht das leiseste Zucken seiner Miene ein Nachwehen des Sturmes, welcher noch vor wenigen Augenblicken seine Seele bewegt hatte.

Auch Hermine fand bald die verlorene Fassung wieder. Es war ihr unsäglich schmerzlich, aus dem Vaterhause, den Räumen, an welche so manche theure Erinnerung sie fesselte, scheiden zu müssen, scheiden vielleicht auf immer! — Nur ihren Schmuck und die unentbehrlichste Garderobe nahm sie mit, die seidenen Roben und Ballkleider, die Zeugen ihrer Triumphe als Königin der Feste, und den ganzen anderen Flitterstaat ließ sie zurück; es fiel ihr nicht schwer, sich von ihm zu trennen.

Leberecht hatte im Stillen schon erwogen, wohin er die Geliebte bringen solle.

Verwandte, auf deren Schutz unter den obwaltenden Verhältnissen mit Sicherheit zu rechnen war, besaß sie nicht; die Schwester ihres Vaters zählte selbst zu den höheren Ständen und zog die Grenzen zwischen den Rangstufen nicht minder streng, wie ihr Bruder. Außer dieser Tante lebte nur noch ein entfernter Verwandter der Mutter Herminens in einer süddeutschen Stadt, der selbst eine zahlreiche Familie ernähren und sein Brod mühsam verdienen mußte. Dennoch hatte Leberecht eine Zuflucht für Herminen gefunden; als die Geliebte ihn deßhalb befragte, konnte er sie über diesen Punkt beruhigen. Er bat sie, sich für eine längere Reise vorzusehen, da er sie in die Residenz bringen müsse, dort wohne eine Tante, die mit mütterlicher Liebe ihrer sich annehmen werde. — Theodor, der Diener des Kommerzienraths, der dies Alles vorausgesehen hatte und rathlos das Haupt schüttelte, als seine Vermuthung eintraf, war beauftragt worden, einen Wagen zu holen. Als dieser vor der Thüre hielt, verließ Hermine zwar gefaßt, aber doch mit blutendem Herzen das elterliche Haus, und Leberecht gab dem Kutscher die Weisung, zur Wohnung des Schauspielers Fürst zu fahren.

Kuno und dessen Gattin lobten den Entschluß Herminens und beruhigten sie über die Folgen. Sie theilten die Ansicht, daß sobald Leberecht den Standpunkt einnehme, der ihm gebühre, Werbing einsehen müsse, daß es einen höhern Adel, als den des Geldes und der Geburt gebe, alsdann könne eine Versöhnung nicht ausbleiben.

Die Stunden schwanden rasch. Knaller fand sich ebenfalls im Laufe des Nachmittags ein; er brachte die Nachricht, daß der Assessor Leser, durch seine Verluste im Spiel zur Verzweiflung getrieben, sich in vergangener Nacht erschossen hatte. Vor dem Ernst des Augenblicks mußte diese Nachricht bald in den Hintergrund treten; sie diente nur dazu, die Verachtung gegen Leoni zu erhöhen.

„Apropos,“ hob Kuno an, als Hermine und Johanna für einen Augenblick das Zimmer verlassen hatten, „wohin gedenkst Du Deine Braut zu bringen?“

Der Musiker ward verlegen. „In der Residenz wohnt eine entfernte Verwandte von mir,“ entgegnete er; „sie wird meiner Braut eine Zuflucht gewähren.“

„Wann kehrst Du zurück?“ fragte Kuno.

„Ich denke übermorgen schon.“

„Wie gehts mit Deinem Schauspiel? Hast Du fleißig gearbeitet?“

Der Schauspieler bejahte. „Ich hoffe, daß es in den ersten acht Tagen zur Aufführung kommen wird. An demselben Abende noch, an welchem Du mir das Manuskript zurückgabst und mich aufmuntertest, das Stück zu vollenden, entwarf ich die beiden letzten Akte. Johanna geht mir beim Ausschreiben der Rollen fleißig zur Hand, ich hoffe, schon übermorgen diese vertheilen zu können.“

„Was sagt der Direktor zu der Novität?“ fragte der Musiker.

„Jenun, anfangs zuckte er bedauernd die Achseln, als ich ihn ersuchte, mein Stück zu bringen; erst als ich erklärte, daß auf das Honorar verzichten wolle, griff er mit beiden Händen zu.“

„Ich war bei der Unterredung zugegen und fand die Situation äußerst komisch,“ hob Knaller an. „Anfangs von Seiten des Direktors dieses Zögern und Bedauern, dann das Zugreifen, die fieberhafte Ungeduld, das Sujet des Stückes zu erfahren und schließlich die Bestürzung, als Fürst erklärte, der Name des Verfassers solle bei der ersten Aufführung geheim bleiben.“

„Die Geldseele calculirte, daß mein Name besser ziehen werde, als das Stück selbst,“ versetzte Kuno.

„Und weßhalb willst Du Deinen Namen nicht nennen?“ fragte Leberecht.

„Weil ich dem Urtheil des Publikums nicht vorgreifen will. Kennt man den Namen des Verfassers nicht, so wird man unparteiischer richten; offen gesagt, befürchte ich, daß es Fiasko macht.“

Leberecht erhob sich. „Ich theile diese Befürchtung nicht,“ versetzte er; „nur Muth, dem Muthigen allein gehört die Welt. Wir müssen aufbrechen,“ setzte er hinzu, während er den Beiden die Hand bot; „ich hoffe, bei meiner Rückkunft hinsichtlich Leoni's etwas Neues zu erfahren.“

„Nach dem heutigen Vorfall wird der Kommerzienrath in dieser Woche keine Einladung an uns ergehen lassen,“ entgegnete Kuno. „Sey unbesorgt, wir wirken im Stillen und werden im geeigneten Augenblick den Schurken entlarven.“

Hermine trat im Reiseanzug ein, der Wagen hielt bereits vor der Thüre. Die beiden Schauspieler beschlossen, das junge Paar zum Bahnhof zu begleiten. Nach einem kurzen, herzlichen Abschied stiegen die jungen Leute in das Coupé, der Inspektor gab das Zeichen zur Abfahrt, der Zug setzte sich in Bewegung. Einen letzten Blick warf Hermine auf die Vaterstadt, die unter dem Mantel der Nacht ruhig und friedlich, vom Silberglanz des Mondes umflossen, vor ihr lag; dann lehnte sie sich zurück und wehrte den Thränen nicht, die gewaltsam ihr in's Auge schossen.

Die beiden Schauspieler kehrten Arm in Arm in die Stadt zurück. Schweigsam, ihren Gedanken nachhängend, durchwanderten sie die stillen Straßen.

„Hol's der Kukuk!“ brach der Komiker endlich das Schweigen; „ich habe gewiß eine gesunde Natur und manches erlebt, was Andere zu Thränen rührte, mich jedoch kalt ließ; dieser Abschied aber hat mich weich gestimmt. Ich muß den heldenmüthigen Edelsinn Herminens bewundern und daneben auch wieder an die Folgen denken, die aus demselben für sie entspringen werden. An Reichthum, Pracht und Ueberfluß gewöhnt, hat sie Allem entsagt, um dem geliebten Manne in Noth und Elend zu folgen. Wie bald wird die Sorge ihre heitere Stirne trüben, wie bald der Gram die Blüthen des Frühlings tödten!“

„Ihr seht zu schwarz!“ versetzte Kuno. „Ein Wort der hingebenden Liebe läßt tausend neue Blüthen da keimen, wo der Gram vielleicht hundert gebrochen hat. Wahre Liebe, be-

reit, Alles zu theilen, Alles zu opfern, bewährt in Noth und Elend sich am treusten; sie verwandelt die armseligste Hütte in ein herrliches Schloß.«

Der Komiker schüttelte ungläubig das Haupt. »Freilich, Ihr müßt es wissen, habt's ja praktisch durchgemacht! Ich werde nicht eher an eine tiefere Begründung dieser Redensarten glauben, als bis ich mich davon überzeugt habe. Werd' wohl nicht so bald dazu kommen!« setzte er mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu.

»Weshalb nicht?« warf Kuno ein. »Ihr seyd noch jung, dabei gutmüthig ...«

»Das ist es eben!« fuhr Knaller ihn unterbrechend fort. »Die Gutmüthigkeit, oder richtiger gesagt, die Leichtgläubigkeit ist der Stein des Hindernisses, über den ich stets stolpere, wenn ich glaube, meinem Ziele schon nahe zu seyn. Lassen wir Vergangenes ruhen; ich denke, wir kehren hier ein und leeren noch eine Flasche.« — Er war vor einer Weinschenke stehen geblieben, und wollte schon die Schwelle derselben überschreiten; Kuno hielt ihn zurück.

»Wißt Ihr auch, daß Leoni dieses Haus fleißig besucht?« flüsterte Kuno. »Ich traf ihn hier vor wenigen Tagen in Gesellschaft des Assessors Leser beim Hazardspiel.«

»Eben darum wollen wir hier einkehren,« unterbrach Knaller den Zögernden.

Kuno gab nach, die beiden traten in's Schenkzimmer. Sie fanden dasselbe leer; kaum hatte der Wirth das Zimmer verlassen, um die verlangte Flasche zu holen, so flüsterte Knaller seinem Kollegen zu, er möge sich ruhig verhalten, Leoni befinde sich im Nebenzimmer. — Dieses Zimmer stand durch eine Thüre mit der Schenkstube in Verbindung; die beiden Schauspieler nahmen an einem Tische in der Nähe jener Thüre Platz und knüpften, um dem Argwohn des zurückkehrenden Wirths vorzubeugen, eine Unterhaltung über das Wetter an. Kaum hatte der Wirth sich wieder entfernt, als Knaller den Zeigefinger auf die Lippen legte und seinem Kollegen einen vielsagenden Blick zuwarf.

Kuno verstand diesen Blick; er schwieg und näherte sein Ohr der Thüre.

»Pah!« rief in diesem Augenblick Graf Leoni so deutlich, daß kein Wort den beiden Lauschern entging, »weshalb sollte ich den alten Narren zurückhalten? Mir lag nichts mehr an dem Backfisch!«

»Wenn Du auf andere Wege die Kasse Werbings in Deine Tasche leeren kannst, wärst Du thöricht, wolltest Du die Tochter als eine lästige Zuthat in den Kauf nehmen!« erwiderte der Baron von Pahlen.

»Werbing kann nicht lange mehr Stand halten!« versetzte Segers. »Fünfzigtausend Thaler hat er an uns verloren, noch einige derartige Schläge und das alte Bankhaus stürzt.«

»Darum ist es auch Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen,« sagte der Graf.

»Und weßhalb?« warf der Baron von Pahlen hin. »Kann man uns beweisen, daß wir den Kommerzienrath im Spiel übervortheilt haben? Ich denke, wir bleiben ruhig noch einige Monate hier ...«

»Und die Wechsel, welche nach sechs Wochen fällig werden?« fragte Leoni.

»Wir müssen sie einlösen, wir besitzen ja die Mittel dazu.«

Der Graf schlug eine höhnende Lache auf. »Glaubt nicht, daß ich mich an den grünen Tisch setze, um längst verausgabte Summen zurück zu erstatten. Bricht der Bankerott aus, mögen auch die Wechsel in die Masse gehen, mich kümmert's nicht.«

»Aber Du bist der Aussteller!« bemerkte Segers.

»Allerdings!« fuhr Leoni fort. »Ist der Aussteller verpflichtet zu zahlen, wenn der Bezogene acceptirt hat? Werbing hat durch sein Accept die Wechsel anerkannt, und mich dadurch jeder Verpflichtung überhoben.«

»Wären die Accepte echt, dann ließe dagegen nichts sich einwenden,« nahm Pahlen das Wort; »unter den obwaltenden Umständen aber ist es rathsamer, wir lösen die Wechsel ein, bevor sie dem Syndik des Falliments präsentirt werden.«

»Kann Werbing beweisen oder beschwören, daß die Unterschrift nicht seine eigene ist?« spottete der Graf. »Glaubt mir, der Mann wird so verwirrt seyn, daß er nicht wagt, in die Echtheit der Unterschrift Zweifel zu setzen. Angenommen auch, er erkennt die Accepte nicht an, ich werde fest und unerschütterlich bei der Behauptung beharren, sie seyen echt.«

»Ich fände nicht den Muth, mit schuldbeladenem Gewissen vor den Richter zu treten,« sagte Segers.

»Dein Talent reicht eben nicht weiter, als kunstgerecht die Volte zu schlagen,« erwiderte Leoni gelassen. »Ich wette Zehn gegen Eins, Du kennst den Grund nicht, der mich bewog, auf die Hand Herminens zu verzichten und den Bruch zwischen ihr und dem Vater zu beschleunigen.«

»Du fandest keinen Gefallen mehr an einem Verhältnisse, welches Dir Rücksichten auferlegte, die Dir unbequem waren,« versetzte Segers.

»Bah, ich calculirte, daß dieser Bruch den Kommerzienrath uns ohne Rückhalt in die Arme führen mußte!«

Kuno hatte sich erhoben; Purpurgluth übergoß sein Antlitz, seine Lippen bebten und seine Hand umklammerte krampfhaft die Lehne des Stuhls.

»Was wollt Ihr beginnen?« flüsterte der Komiker.

»Dem Schurken den Schädel einschlagen!« entgegnete der junge Mann mit eisiger Ruhe.

Knaller schüttelte mißbilligend das Haupt. »Das wäre der kürzeste Weg, Alles zu verderben,« antwortete er. »Ihr wollt mit dem Kopfe durch die Wand; wartet ruhig ab, bis wir mit Aussicht auf Erfolg handeln können. — Still, das Kleeblatt setzt seine Unterhaltung fort.« —

»Wann soll der entscheidende Schlag fallen?« fragte Segers.

»In den ersten Tagen der nächsten Woche,« erwiderte Leoni. »Werbing hat mich heute Abend nicht vorgelassen, der Portier sagte mir, vor der nächsten Woche werde sein Herr keinen Besuch annehmen.«

»Heute oder morgen, gleichviel!« nahm Pahlen das Wort.

„Er entrinnt uns nicht. Könnten wir nur vorher die Schauspieler beseitigen!“

„Hol' sie der Teufel!“ rief Leoni zornig.

„Jetzt ist es Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen,“ flüsterte Knaller seinem Kollegen zu; „sie rücken mit den Stühlen, wir dürfen ihnen hier nicht begegnen.“

Kuno erhob sich, in der nächsten Minute hatten die Schauspieler bereits die Schenke verlassen.

* * *

Der Tag war bereits angebrochen, als der Zug, in welchem der Musiker und dessen Braut sich befanden, in der Residenz hielt. Leberecht hob die Geliebte in einen Wagen und gab dem Kutscher Befehl, zur Wohnung des Fräulein Therese Kleeberg zu fahren.

„Meine Tante wird überrascht seyn, wenn ich ihr so plötzlich ohne vorherige Anzeige eine Braut bringe, die zu entführen die Verhältnisse mich zwangen,“ hob er nach einer Weile an.

Hermine blickte gedankenvoll durch das Wagenfenster auf das bunte Treiben in den Straßen, sie hatte schon im Stillen die Frage aufgeworfen, wie die Tante Gottfried's die Braut des Neffen aufnehmen werde.

„Sey deßhalb unbesorgt,“ fuhr der Musiker fort. „Sie ist eine vernünftige gutherzige Frau; ich bin überzeugt, Du wirst an ihr eine zweite Mutter finden. Bleibe Du einen Augenblick hier unten im Wagen, während ich hinaufgehe, um sie auf Deine Ankunft vorzubereiten, — nicht als ob ich befürchtete, sie werde Dich unfreundlich empfangen; ich will nur der Form wegen sie um Erlaubniß bitten, Dich ihr zuführen zu dürfen.“

Hermine konnte gegen diese Gründe nichts einwenden, und so schritt denn, als der Wagen hielt, Leberecht allein in das Haus, während das Mädchen zurückblieb.

Fräulein Kleeberg hatte ihr fünfzigstes Lebensjahr bereits überschritten, doch that dies ihrer äußeren Erscheinung keinen Abbruch; die aufrechte, stolze Haltung, der elastische Gang und die volltönende Stimme gaben ihrem Auftreten eine imponirende Würde.

„Ich wage es, eine große, große Bitte an Sie zu richten,“ nahm Leberecht das Wort, als er der Dame gegenüber stand. „Vielleicht finden Sie mich unbescheiden, aber . . .“

„Reden Sie,“ unterbrach das Fräulein ihn mit wohlwollendem Lächeln. Sie wissen, daß ich Ihnen damals sagte, wenn ich Ihnen einmal einen Dienst leisten könne, möchten Sie sich meiner erinnern.“

„Und gestützt auf diese Zusage erinnerte ich mich Ihrer, hören Sie zu.“

Leberecht berichtete ihr sein früheres Verhältniß zu Herminen mit allen Einzelheiten, sowie die Ereignisse des vergangenen Tages und schloß mit der Bitte, daß Fräulein Kleeberg sich des Mädchens annehmen möge.

Die Dame erhob sich. Ein herzgewinnendes Lächeln umspielte ihre Lippen. „Eilen Sie,“ sagte sie; „holen Sie Ihre Braut und seyen Sie versichert, daß ich Ihr Vertrauen rechtfertigen werde. Ich übernehme gern die Rolle Ihrer Tante und danke Ihnen, daß Sie mich derselben würdig halten.“

Leberecht drückte erfreut die Hand der Dame an seine Lippen. „Wie geht es mit dem Kinde?“ fragte er.

„Der Arzt erklärt die Krankheit gehoben. Es ist ein herziges Wesen, Sie glauben nicht, wie lieb ich es gewonnen habe. Aber wie steht's mit Ihrem Projekt?“

„Warten Sie nur noch acht Tage,“ antwortete der Musiker, „alsdann sollen Sie Näheres erfahren.“

Er eilte nach diesen Worten hinaus, um Herminen zu holen, welche ihn ungeduldig erwartete.

5.

Kuno hatte mit Lust und Liebe die Fortsetzung und Beendigung seines Schauspiels unternommen und war früher damit fertig geworden, als er zu Anfang vermuthete. Das Sujet, sowie die Personen waren der Wirklichkeit entnommen, er sah sein eigenes Ich in dem Träger der Titelrolle, und Johanna versicherte ihn, daß das Stück allen billigen und gerechten Anforderungen entspreche. Der Direktor aber zuckte die Achseln. Der Erfolg hange von der Darstellung ab, meinte er; besser wäre es, wenn Kuno seinen Namen unter das Stück setzen wolle, damit das Publikum wisse, an wen es sich zu halten habe. Dazu wollte Kuno sich nicht verstehn. Der Direktor, der im Geiste auf ein überfülltes Haus gerechnet hatte und jetzt schon in seiner Erwartung sich getäuscht zu sehen glaubte, konnte nicht unterlassen, dem Regisseur das Geheimniß anzuvertrauen, und dieser, ein geschwätziger Alter, der das Silber des Redens dem Golde des Schweigens vorzog, widerstand nicht lange den Bitten seiner Kollegen und den süßen Worten seiner Kolleginnen. Schon bei der zweiten Probe wußten die Mitglieder der Bühne, zu wessen Ruhmessäule sie das Piedestal liefern sollten. Kuno gerieth in Zorn, als er die Indiscretion des Direktors erfuhr; er gedachte das Stück sogleich zurückzuziehen, und nur die Bitten des gesammten Personals, sowie das einmüthige Versprechen, daß gegenüber dem Publikum der Schleier nicht gelüftet werden solle, bewogen ihn, es einstweilen bei der Drohung bewenden zu lassen. Aber trotz diesem Versprechen, trotz der Versicherung des Direktors, daß außer dem Bühnenpersonal Niemand ahne, wer der Verfasser des Stückes sey, tauchte schon jetzt im Publikum das Gerücht auf, daß ein Mitglied des Theaters das angekündigte Schauspiel „Der Komödiant“ geschrieben habe.

Kuno erfuhr hiervon nichts; Leberecht, der inzwischen zurückgekehrt war und das Gerücht vernahm, schwieg gegenüber dem Freunde, weil er befürchtete, dieser könne durch die Enthüllung seines Geheimnisses zur Zurücknahme des Stückes veranlaßt werden.

Am Tage der Aufführung saßen die beiden Freunde Vormittags im Wohnzimmer Kuno's, mit dem Austausch ihrer Ansichten und Vermuthungen über den wahrscheinlichen Erfolg des Schauspiels beschäftigt. Leberecht wollte sich schon verabschieden, als der Diener des Kommerzienraths Werbing eintrat und den Schauspieler zur Tafel nach der Vorstellung einlud.

Kuno sagte zu. „Bleibe noch einen Augenblick,“ bat er den Freund; „ich sehe meinen Kollegen in's Haus treten, vielleicht bringt er Nachrichten, die Dich interessiren.“

„Was sollte er bringen?“ erwiderte Leberecht achselzuckend. „Mich interessirt vorläufig nur der Erfolg Deines Stücks; zudem habe ich Eile, ich erwarte Besuch.“

„Nur einen Augenblick Geduld,“ sagte Knaller eintretend. „Ich bringe Nachrichten, guter Freund, welche Euch die fröhliche Laune bald zurückgeben werden.“

„Zuerst also theile ich Euch mit, daß unser städtischer Musikdirektor bereits zu Anfang des nächsten Monats sein Amt niederlegt, um einem Rufe nach Leipzig zu folgen. Direktor Schleger wird die Stelle des Ausscheidenden übernehmen.“

„Schleger?“ fragte Leberecht, freudig überrascht. „Der Sohn des ehemaligen Musikdirektors in B.?“

„Derselbe,“ fuhr der Komiker fort; „der Magistrat hat ihn gewählt und der Gewählte den Ruf angenommen.“

„Jetzt steht Dir die Bahn wieder offen,“ wandte Kuno sich zu dem Musiker; „der neue Direktor, durch keine Rücksichten bestimmt, wird Dein Talent anerkennen und ...“

„Geben wir uns keinen sanguinischen Hoffnungen hin!“ fiel Leberecht ihm in's Wort; „das Pfahlbürgerthum wird bald seine Netze nach dem neuen Ankömmling auswerfen und seinen Zweck erreichen. Meine persönliche Bekanntschaft mit Schleger wird ihn vielleicht veranlassen, mir im Orchester einen Sitz einzuräumen, und ich sehe voraus, daß Werbing alsdann Sorge trägt, daß ich jenen Sitz nur kurze Zeit einnehme.“

„Diese Behauptung ist ebenso übereilt, wie Eure Voraussetzung unbegründet,“ erwiderte Knaller. „Was sagt Ihr dazu, wenn ich Euch mittheile, daß der Kapellmeister vor seiner Abreise in Eurer Wohnung erscheinen wird, um Euch eine glänzende Rechtfertigung angedeihen zu lassen?“

„Pah, Ihr scherzt!“

„Ich rede die lautere Wahrheit, hört zu. Die Concert-Direktion hat, wie Ihr wißt, für das nächste Kasino-Concert einen der ersten Violinisten Deutschlands zu einem Solovortrage engagirt. Dieser Künstler ist plötzlich erkrankt und in Folge dessen gestern Abend die Botschaft eingetroffen, daß er an dem festgesetzten Tage nicht erscheinen könne. Die Verlegenheit der Herren könnt Ihr Euch denken. Uebermorgen soll das Concert stattfinden, die Lücke, welche durch das Ausbleiben des Künstlers entsteht, läßt sich in der Geschwindigkeit nicht ausfüllen, dem Publikum darf man Alltägliches nicht bieten und im ganzen Orchester sitzt nicht Einer, der die Fähigkeit besitzt, das schwierige Concertstück vorzutragen.“

„Aber muß denn gerade jene Piece vorgetragen werden?“ fragte Leberecht. „Der Musikdirektor ist ein Virtuose auf dem Klavier, weßhalb füllt er die Lücke nicht aus?“

„Weil das Publikum ihn fast in jedem Concert gehört und bereits seine Unzufriedenheit über diese Einseitigkeit geäußert hat,“ entgegnete Knaller. „In seiner Verlegenheit hat der Direktor sich Eurer erinnert, er weiß, daß Ihr aushelfen könnt und ist entschlossen, persönlich Euch zu besuchen und, falls Ihr Euch geneigt zeigt, seine Bitte zu erfüllen, Euch volle Genugthuung zu geben.“

„Wenn man meiner bedarf, so weiß man mich zu finden!“ fuhr der Musiker auf, dessen Künstlerstolz sich geschmeichelt fühlte. „So lange man mich entbehren konnte, fiel es Keinem ein, sich nach mir umzuschauen; dem Musikdirektor war es einerlei, ob ich im Ueberfluß lebte oder am Hungertuch nagte. Jetzt mag er zusehen, wie er fertig wird; zum Nothopfer lasse ich mich nicht gebrauchen.“

„Verschwendet nicht so viele Worte!“ fiel Knaller achselzuckend ihm in die Rede. „Anfangs werdet Ihr Euch sträuben, und schließlich nehmt Ihr das ehrende Anerbieten an, ich kenne das aus Erfahrung.“

Leberecht schwieg, er konnte nicht leugnen, daß Knaller Recht hatte.

„Apropos,“ wandte Kuno sich zu seinem Kollegen; „habt Ihr schon eine Einladung des Kommerzienraths für heute Abend erhalten?“

Knaller bejahte. „Wir treffen uns nach der Vorstellung in der Schenke zum goldnen Faß,“ sagte er. „Werbing ist äußerlich so ruhig und unbewegt, daß alle Beobachtungskunst an ihm verloren geht. Ich sprach heute Morgen mit meinem Bartscheerer darüber, er konnte mir keine Auskunft geben. Der Kommerzienrath sey ganz der Alte,“ versicherte er; „kein Zug in seinem Antlitz verrathe, was in seinem Innern vorgehe. Ich glaubte zu bemerken, daß der Barbier mehr wußte, als er mir vertrauen wollte, und versuchte, ihm die Zunge zu lösen. Ein Glas echten Jamaika-Rum schlug er nicht aus; als er es hinter die Binde gegossen hatte, wartete ich die Wirkung ab. Sie äußerte sich bald in gesteigerter Redseligkeit, und er entdeckte mir jetzt im Vertrauen, daß er gestern den Kommerzienrath gefragt habe, ob Fräulein Hermine bald zurückkehren werde. 'Der alte steife Herr sprang mit der Elasticität eines jungen Burschen von sechszehn Jahren von seinem Stuhle auf' — sagte der Redselige — 'so daß ich besorgte, er habe mich eigenhändig die Treppe hinunterwerfen wollen. Meine treuherzige Miene, die weder Neugierde noch Interesse verrieth, flößte ihm Zutrauen ein; er ersuchte mich, ihm zu sagen, wie ich zu der Frage komme und durch wen ich gehört habe, daß Fräulein Hermine verreist sey. Ich erwiderte, daß die ganze Stadt darüber spreche und ein dunkles Gerücht behaupte, das Fräulein sey für immer aus dem Vaterhause geschieden, um einen Proletarier zu ehelichen. Den Kommerzienrath überraschte diese Antwort nicht, er blieb ruhig und meinte nur, jeder vernünftig denkende Mensch werde die Langmuth und Ruhe bewundern müssen, mit der er diese Angelegenheit abgewickelt habe. Ich entgegnete, die Meinungen hierüber seien getheilt, das Proletariat und der Mittelstand gäben ihm entschieden Unrecht, indem beide den Grundsatz aufstellten, nach Reichthum und Rang könne man weder den Werth noch das Glück des Menschen bemessen. Werbing äußerte hierauf, es sey ihm gleichgültig, wie das Proletariat und der Mittelstand über ihn denke, er stehe über dem Urtheil der öffentlichen Meinung.' — Der Kommerzienrath hatte nach diesen Worten sich hastig erhoben und dabei den Barbier mit einem Blick beehrt, der diesem die Lust zu weiteren Fragen vertrieb.“

„Werbing wird seine Gesinnung gegen mich nie ändern,“ versetzte Leberecht, als der Komiker schwieg. „Nur in dem

Falle, daß das Schicksal ihn da trifft, wo er verwundbar ist, darf Hermine auf eine Aussöhnung mit dem Vater hoffen."

"Er ist auf dem besten Wege, das Schicksal zu jenem Schlage zu zwingen," versetzte Knaller. "Gestern Abend sprach ich mit dem Buchhalter, der seit zwanzig Jahren bei Werbing thätig ist. Ich bin mit dem Manne befreundet, kann ihm aber nicht verargen, wenn er in Bezug auf die Angelegenheit des Bankhauses mir gegenüber zurückhält. Trotz dieser Zurückhaltung bemerkte ich, daß eine innere Angst den alten Mann nicht ruhen ließ; was war, gegenüber den bedeutenden Verlusten des Kommerzienraths am grünen Tische, natürlicher, als daß ich diese Seelenangst mit Geschäftsstockungen in Verbindung brachte? Es wollte mir nicht gelingen, einen klaren Blick in die Sachlage zu werfen; so viel aber erfuhr ich, daß Werbing augenblicklich nicht auf sehr festen Füßen steht und es nur noch eines bedeutenden Verlustes bedarf, die alte Firma zu stürzen."

"Um dies zu verhüten, müssen wir noch heute Abend einschreiten," sagte Kuno; "wir dürfen nicht länger säumen."

"So denke ich auch," fuhr Knaller fort, der sich inzwischen erhoben hatte. "Wir treffen uns heute Abend im 'goldenen Faß', dort und auf dem Wege zur Wohnung des Kommerzienraths können wir unsern Operationsplan entwerfen."

Leberecht versprach, zur Vorstellung sich einfinden zu wollen und verließ gleichzeitig mit dem Komiker das Haus. Er schlug den Weg zum 'Hofe von Holland', dem ersten Gasthofe der Stadt, ein, während der Komiker in die Weinschenke zum 'goldenen Faß' ging. Knaller fand hier den Grafen Leoni und den Baron von Pahlen mit einer Parthie Piquet beschäftigt; ein dritter Gast, der, wie es schien, fremd war, saß an einem Seitentischchen allein. Das scharfmarkirte Antlitz dieses Herrn mit der gebogenen Adlernase, dem buschigen Schnurrbart und den großen, blitzenden Augen, deren Blick forschend und durchbohrend auf Leoni ruhte, und der militärisch bis an das Kinn zugeknöpfte Civilrock weckten in der Seele des Komikers den Verdacht, daß der Fremde ein verkappter Polizeibeamter sey. Durch diesen Verdacht, der manchen Anderen zurückgeschreckt haben würde, gewann der Gast in seinen Augen an Interesse; er nahm keinen Anstand, sich neben den Fremden zu setzen und eine Unterhaltung mit demselben anzuknüpfen. Aber so höflich und aufmerksam dieser in seinen Antworten sich auch bezeigte, dem Schauspieler entging nicht, daß die Gedanken des Fremden nicht bei der Sache weilten. Befürchtend, lästig zu fallen, brach er das Gespräch bald ab. Der Fremde schien dies kaum zu bemerken; als Leoni und Pahlen die Gaststube verlassen hatten, richtete er plötzlich mit auffallender Hast die Frage an ihn, ob jene Herren ihm bekannt seyen. Knaller bejahte. "Graf Leoni und Baron von Pahlen," erwiderte er. Ein kaum merkbares Lächeln glitt über die Züge des Fremden. Er lud den Schauspieler ein, ine Flasche Bordeaux mit ihm zu leeren, und bat ihn, ihm in das Nebenkabinet zu folgen.

* * *

Das Haus war bis in die letzten Räume besetzt, der Vorhang rauschte in die Höhe.

Der erste Akt behandelte, gleichsam als Einleitung zu dem Schauspiel, das Verhältniß zwischen einem reichen, in den Vorurtheilen seines Standes befangenen Vater und dessen Sohne, der, von den Eltern zum Studium der Theologie bestimmt, in seiner Brust den unwiderstehlichen Drang fühlt, sich der Schauspielkunst zu widmen. Eine Schwester des Vaters will zwischen beiden vermitteln, erreicht aber ihren Zweck nicht. Sie vertraut darauf, ihr Neffe werde nicht ohne die Erlaubniß seines Vaters seinen Vorsatz ausführen, eine Unterredung mit ihm beweist ihr das Gegentheil; jetzt verläßt auch sie den jungen Mann, um sich mit dem Bruder gegen denselben zu verbünden. Der zweite Akt schließt mit der Flucht des Sohnes aus dem väterlichen Hause. Im dritten Akt findet der Jünger Thalia's ein Unterkommen bei einer wandernden Schauspielertruppe, und bei dieser die künftige Lebensgefährtin, die er am Schluß des Akts zum Altar führt. Der vierte Akt sieht den Schauspieler auf der Höhe des Ruhmes, daneben auch im tiefsten Elend; häusliches Ungemach, der Tod des einzigen Kindes und der Groll des Vaters, lasten schwer auf seiner Seele, nur in der Liebe seines Weibes findet er Trost gegen die Schläge des Schicksals. Er faßt den Entschluß, ein Schauspiel zu schreiben, theils um durch diese Beschäftigung seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, theils weil es ihn drängt, das niederzuschreiben, was seine Seele bewegt. Im fünften Akt kommt dieses Schauspiel zur Aufführung, zufällig wohnt der zürnende Vater, durch den Ruhm seines Sohnes mit dem Stande desselben einigermaßen versöhnt, der ersten Aufführung bei, ohne daß der Sohn dies ahnt. Das Stück, durch das lebendige Spiel des Sohnes gehoben, übt einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und schließt mit einer ebenso aufrichtigen, als warmen Versöhnung.

Bereits in den beiden ersten Akten gab das Publikum, welches den beliebten Charakterspieler mit Applaus empfing, Zeichen seines Beifalls, und in der That, bei dem Spiel, welches Kuno entwickelte, konnte man die Schwächen des Stücks schon übersehen. Man fühlte diesem Spiele an, daß jede Scene erlebt, jedes Wort aus der Seele des Verfassers geflossen war, und die Zweifel, welche sich anfangs gegen die Autorschaft Kuno's erhoben hatten, verstummten im Laufe der Vorstellung mehr und mehr. Nach dem dritten Akt wurde Kuno gerufen; freudiger Triumph spiegelte sich in seinen Zügen, als er diesem Rufe Folge leistete. Der Direktor rieb schmunzelnd die Hände, und berechnete im Geiste, wie oft er das Stück aufführen könne und wie viel es ihm einbringen werde. Der Komiker dagegen stand ernst und in sich gekehrt, hinter den Coulissen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß dieser Triumph weniger dem Stück, als dem Spiel Kuno's zugeschrieben werden dürfte, denn bei allen Schönheiten des Schauspiels litt dasselbe doch an großen Mängeln, welche es hätten zu Fall bringen müssen, wenn die Hauptrolle nicht in den Händen eines Künstlers ruhte, der sein eigenes Ich in derselben personificirte. Wie bitter mußte den Verfasser diese Enttäuschung nach einem solchen Triumphe treffen! War sie nicht ganz geeignet, ihn an seinem eigenen Talent zweifeln zu

lassen und seine Thatkraft zu lähmen? Und gesetzt, der befürchtete Fall traf nicht ein, das Schauspiel ging mit Erfolg über die größeren deutschen Bühnen, lag die Besorgniß nicht nahe, daß dieß den Verfasser zur Selbstüberschätzung führte, daß Kuno selbst bei fester Willenskraft an den Klippen, welche zu beiden Seiten sich aufthürmten, scheiterte?

Kuno sah in diesem Augenblick jene Klippen nicht; die Freude berauschte ihn. Er hatte bereits dem Direktor die Erlaubniß ertheilt, bei der nächsten Aufführung den Namen des Verfassers zu nennen. Es fiel ihm auf, daß Leberecht sich nicht blicken ließ, das Ausbleiben des Freundes beunruhigte ihn. Ihn verlangte um so mehr die Meinungen Leberechts über den Werth seines Schauspiels zu hören, weil Knaller mit seinem Urtheil zurückhielt. — Das Stück neigte sich zu seinem Ende, der Musiker erschien nicht. Der Vorhang war bereits gefallen, der Beifall verstummt; schon schickte Kuno sich an, in die Garderobe zu gehen, um die Kleider zu wechseln, als der Theaterdiener ihm ein Billet übergab, in welchem Leberecht den Freund bat, den Direktor um eine Wiederholung des Stücks innerhalb der nächsten acht Tage zu ersuchen. So sehr diese Bitte ihn auch in Erstaunen setzte, kam er derselben doch nach; sie bewies, daß Leberecht der Vorstellung beigewohnt und das Schauspiel seinen Beifall gefunden hatte. Er kleidete sich rasch um und ging in das Wirthshaus zum 'goldnen Faß', wo der Komiker ihn bereits erwartete. »Wir haben einen Bundesgenossen gegen Leoni,« flüsterte der letztere; »er wird uns begleiten.«

Kuno fand keine Zeit, um nähere Mittheilungen zu bitten; ehe er die Frage, welche ihm auf der Zunge schwebte, aussprechen konnte, trat ein großer, schlanker Herr ein, den Knaller seinem Kollegen als den österreichischen Baron von Minkwitz vorstellte. Der Fremde verbeugte sich; Kuno, auf den das militärische Wesen des Barons keinen angenehmen Eindruck machte, trieb zum Aufbruch.

Der Kommerzienrath empfing seine Gäste mit zuvorkommender Freundlichkeit; er dankte dem Komiker für die Ehre, die er ihm durch Einführung des Barons von Minkwitz erweise, und wünschte Kuno Glück zu dem Erfolge auf der Schriftsteller-Laufbahn.

Den Schauspieler setzte dieser Glückwunsch nicht minder in Erstaunen, wie die Ruhe und Gelassenheit des Kommerzienraths; er mußte sich unwillkürlich fragen, wie es möglich sey, daß ein Vater, der vor wenigen Tagen sein einziges Kind verloren hatte, so ruhig und gleichmüthig sich über diesen Verlust hinwegsetzen konnte.

»Es überrascht Sie, daß das Publikum schon den Verfasser des Schauspiels kennt?« nahm Leoni das Wort, der die Züge des jungen Mannes scharf beobachtet hatte. »Schon vor Beginn der Vorstellung war es ein öffentliches Geheimniß, daß Sie der Verfasser seyen, Ihr Spiel mußte dieses Gerücht bestätigen. — Vielleicht auch hat einer Ihrer Kollegen geplaudert,« fuhr er, einen verstohlenen Seitenblick auf den Kommerzienrath werfend, fort; »Komödianten können bekanntlich nichts verschweigen.«

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen; er fühlte, daß diese Bemerkung weniger eine allgemeine als eine persönliche seyn sollte. »Ich muß meine Kollegen in Schutz nehmen,« entgegnete er, sich mühsam bezwingend; »Sie selbst, Herr Graf, haben ja die Erfahrung gemacht, daß die Schauspieler, und dies gilt besonders von den gegenwärtigen Mitgliedern unserer Bühne, Manches mit geduldigem Schweigen hinnehmen.«

Leoni biß sich auf die Lippen, er verstand die Anspielung auf die Zurechtweisung, welche er damals während der Probe erhalten hatte. »Ich glaube annehmen zu dürfen, daß das Sujet Ihres Stückes weniger Phantasiegebilde, als eigenes Erlebniß ist,« versetzte er nach einer Pause.

»Mindert dies den Werth des Stückes?« fragte Kuno.

»Keineswegs,« fuhr der Graf fort; »aber ich finde es unstatthaft, derartige Stoffe auf die Bühne zu bringen. Das Volk wird durch sie demoralisirt; man predigt gleichsam auf offener Straße den Kindern Ungehorsam gegen die Eltern!«

»Leoni hat Recht!« nahm Pahlen das Wort. »Etwas Anderes wäre es, wenn der Sohn als reuiger Bettler in das Haus des Vaters zurückkehrte; die Wendung, daß der Vater die Hand zur Versöhnung bieten und dadurch den Ungehorsam des Sohnes sanktioniren muß, setzt dem sauberen Thema die Krone auf.

»Herr Baron!« fuhr Kuno zornig auf.

»Wollen Sie an die Oeffentlichkeit treten, müssen Sie auch auf die Stimme der Kritik hören,« sagte Segers gelassen. »Ich fürchte, Ihr Stück wird die Rundreise durch Deutschland nicht machen.«

»Nein gewiß nicht!« ergänzte Leoni. »Hier konnte man auf ein günstiges Urtheil rechnen, weil Fürst beliebt ist und sein Spiel das Stück hob.«

Obschon Knaller dieser Ansicht beipflichten mußte, fühlte er sich doch gedrungen, für seinen Kollegen in die Schranken zu treten. Er gab zu, daß das Stück Mängel und Schwächen besitze, die man, wie bei allen Dramen, erst nach der ersten Aufführung erkennen und beseitigen könne, vertheidigte dagegen das Sujet, indem er darauf hinwies, daß die Aufgabe des Schriftstellers sey, das Leben nach der Natur zu zeichnen. Der Vorwurf dieses Schauspiels sei ein Stück Herzensgeschichte und nicht ein Phantasiegebilde; wer könne dem Dichter verargen, wenn er dasselbe dem Publikum vorführe? Es enthalte keine demoralisirende Lehre, ermahne vielmehr die Eltern, nicht eigensinnigen Launen und Convenienzen das Glück des Kindes zu opfern. — Zu spät sah der Komiker ein, daß er damit eine Unklugheit begangen hatte. Leoni, dem die Entrüstung des Kommerzienraths nicht entging, triumphirte. — Werbing warf einen finstern Blick auf die beiden Schauspieler und erhob sich; er war entschlossen, sie nicht wieder einzuladen.

Kuno las diesen Entschluß auf der gefurchten Stirne des stolzen Aristokraten, der durch die Worte des Komikers, die ihm wie eine Zurechtweisung klangen, sich tief verletzt fühlte.

Der Kommerzienrath zog die Glocke, befahl dem Diener Champagner zu bringen, und bat die Herrn, ihm zum Spiel-

tisch zu folgen. Die beiden Schauspieler setzten sich dem Grafen gegenüber, während der Baron hinter dem Stuhle desselben Platz nahm. Anfangs gewann Werbing unbedeutende Beträge, aber bald wanderte der Gewinn in die Kasse des Bankhalters zurück, welchem ansehnliche Summen folgten. Pahlen und Segers, ganz in das Spiel vertieft, bemerkten nicht, wie unverwandt die Blicke der Schauspieler und des Barons von Minkwitz auf dem Grafen ruhten. Leoni sah nur selten von den Karten auf, er fand keine Zeit, die Zuschauer zu beobachten. Werbing verlor bedeutende Summen, der Schweiß der Aufregung perlte auf seiner Stirne und das „aut Caesar, aut nihil!“ der Verzweiflung spiegelte sich in seinen verstörten Zügen. Er leerte, als die Goldrollen, welche er zu Beginn des Spiels vor sich hingelegt hatte, verschwunden waren, häufig sein Glas, griff in die Brusttasche und warf ein Portefeuille auf den Tisch. — „Combien?“ fragte Leoni so kalt, als handle es sich nur um wenige Goldstücke.

„Fünfzigtausend!“ erwiderte der Kommerzienrath mit heiserer Stimme. „Halten Sie?“

„Gewiß! Bezeichnen Sie die Karte.“

„Ich will's mit der Dame versuchen,“ versetzte Werbing nach kurzem Nachdenken; „ziehen Sie ab!“

Leoni warf rasch einen verstohlenen Blick über die kleine Gesellschaft, die schweigend in fieberhafter Spannung auf die Karten schaute, dann zog er, ohne den durchbohrenden Blick des hinter ihm sitzenden Barons zu bemerken, langsam und gelassen ab.

Die Karte fiel, der Bankier hatte verloren. Wie auf Verabredung hoben drei Hände sich in diesem Augenblick. Die des Komikers fiel auf die Karten, die Kuno's auf das Portefeuille und die wuchtige Faust des österreichischen Barons auf die Schulter des Grafen, der erbleichend vom Stuhle auffahren wollte, aber durch Minkwitz niedergehalten wurde.

„Im Namen des Gesetzes!“ brach der letztere das peinliche Schweigen, und seine Stimme klang so fest und markig, daß jeder der Anwesenden augenblicklich den Beamten der Polizei erkannte. „Ich verhafte Sie wegen Betrug und Fälschung.“

Die bebenden Hände des Kommerzienraths ergriffen hastig das Portefeuille und schoben es in die Rocktasche zurück, während Knaller sich der Karten bemächtigte.

Leoni entriß sich mit der Macht eines Verzweifelnden der Faust des Beamten und fuhr von seinem Sitze auf. „Mein Herr, Sie spielen ein gewagtes Spiel!“ rief er, während er den Kommerzienrath, der nach der erschütternden Gemüthsaufregung in stumpfer Apathie in seinem Sessel lag, heftig rüttelte. „Glauben Sie, ich durchschaue die Mystifikation nicht? Es war in der That ein kluger Einfall, sich eines solchen Mittels zu bedienen, um mich der gewonnenen Summen wieder zu berauben; aber Sie irren, wenn Sie glauben, ich lasse mich so leicht einschüchtern. Geben Sie mir das Portefeuille zurück, oder ich nagle Ihren Namen an den Pranger.“

„Sie werden bald Gelegenheit finden, diese Drohung auszuführen,“ sagte der Beamte gelassen, indem er rasch und geschickt das Handgelenk des Grafen umklammerte. „Kommen Sie, Graf Leoni, Baron Strehlen, Freiherr von Laibach oder welchen Namen Sie führen mögen! Ihr nächster Weg führt zum Pranger und von dort in's Zuchthaus.“ Er hatte ein Paar Handschellen aus der Tasche gezogen und sie, ehe der Graf sich dessen versah, seinem Gefangenen angelegt.

„Ich frage Sie, mit welchem Rechte verhaften Sie mich?“ rief Leoni in maßloser Wuth. „Sie irren sich entweder in der Person ...“

„Keineswegs! Es hat uns Mühe genug gekostet, Ihren Aufenthaltsort zu erfahren. Vor drei Monaten spielten Sie in der Residenz unter dem Namen eines Baron von Strehlen eine bedeutende Rolle. Sie werden sich dessen entsinnen, ohne daß ich Ihnen die schöne Tochter des Bankiers Braunig in's Gedächtniß zurückrufen muß, die ihren Tod in den Wellen gesucht hat. Schon damals erregte Ihr fabelhaftes Glück im Spiel Aufsehen, aber erst nach Ihrer Abreise, als es bekannt wurde, daß viele von Ihnen ausgestellte, mit gefälschten Accepten versehene Wechsel im Umlauf waren, erinnerte man sich dieses Glücks; der Verdacht, daß Sie ein Betrüger der niedrigsten Sorte seyen, lag sehr nahe.“

„Mein Herr!“ fuhr Leoni auf.

„Ereifern Sie sich nicht! Weder Ihrer Beredsamkeit noch der Spitzfindigkeit des gescheidtesten Advokaten wird es gelingen, den Anklageakt zu widerlegen.“

„Und diese hier?“ fragte der Komiker, auf die beiden Freunde des Gefangenen zeigend. „Glauben Sie mir, die Beiden sind nicht minder schuldig.“

„Die Herren werden mir folgen, um sich vor dem wachthabenden Polizeikommissär über ihre Person auszuweisen und die nöthige Kaution zu stellen,“ erwiderte der Beamte.

„Hier sind die Karten,“ versetzte Kuno; „einem geübten Auge kann nicht entgehen, daß sie auf der Rückseite mit gewissen Zeichen versehen sind.“

„Schon gut!“ fiel der Beamte ihm in's Wort, indem er die Karten einsteckte. „Als ich diesen Herrn so kunstgerecht die Volte schlagen sah, konnte ich seine Schuld nicht mehr bezweifeln. — Jetzt noch Eins!“ wandte er sich zu den Dreien, in deren Zügen Haß, Wuth und Angst sich spiegelten. „Wer von Ihnen die leiseste Bewegung macht, die mich einen Fluchtversuch vermuthen läßt, den schieße ich augenblicklich nieder!“ Er zog ein Doppelpistol aus der Tasche und folgte dem Kleeblatt, welches, seinem Wink gehorchend, voranschritt.

Werbing lag, von heftigen Fieberschauern geschüttelt, in seinem Sessel. Die gewaltige Gemüthsaufregung hatte sein ganzes Nervensystem erschüttert; er nahm keinen Antheil an dem, was um ihn vorging, und antwortete auch jetzt auf die Fragen nicht, welche die Schauspieler an ihn richteten.

„Es ist schlimmer um ihn, als wir glauben,“ flüsterte Knaller seinem Kollegen zu; „hol den Arzt, während ich Sorge trage, daß der Kranke in's Bett kommt.“ — Kuno eilte ohne Zögern fort, weckte einen Arzt, und schlug, nachdem er diesem das Vorgefallene mitgetheilt hatte, den Weg zu seiner Wohnung ein. — Als er in die Wohnstube trat, fiel sein erster Blick auf Leberecht, der in fieberhafter Aufregung der Rückkehr

des Freundes harrte und diesen nicht sobald eintreten sah, als er ihn auch schon mit Fragen bestürmte.

„Geduld!" sagte Kuno; „Du sollst Alles erfahren, nur laß mich erst zu Athem kommen."

Der Musiker blickte nachdenklich vor sich hin, als ihm Kuno die Ereignisse des Abends mitgetheilt hatte. „Wer weiß," murmelte er; „vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Leoni den Kommerzienrath in Armuth und Elend gestürzt hätte!"

„Das Geschick des Kommerzienraths muß sich erfüllen," entgegnete Kuno; „die nächste Zeit wird lehren, ob Deine Ansicht die allein richtige ist. Wir haben vor den Augen Werbings den, auf welchen er so großes Vertrauen setzte, entlarvt und ihm gezeigt, welchem Schurken er seine Tochter opfern wollte; auf seinem Krankenlager wird er hoffentlich ruhig darüber nachdenken und zur Einsicht kommen."

Der Musiker erhob sich. „Ich versprach meiner Braut beim Abschied, ihr sofort Nachricht zu geben, wenn ihr Vater gefährlich erkranke," sagte er, als Kuno ihn bat, noch einen Augenblick zu weilen, „ich befürchte das Fieber ist bösartiger wie Du glaubst und will mir deßhalb Gewißheit verschaffen."

„Noch ein Wort," bat der Schauspieler; „Was bezweckst Du mit dem Wunsche, daß das Stück innerhalb der nächsten acht Tage wiederholt werden möge?"

„Erlaß mir die Antwort," entgegnete Leberecht; „Sie ist mein Geheimniß, die Stunde, in welcher ich Dir dasselbe enthüllen darf, wird vielleicht bald schlagen." — Er verließ nach diesen Worten das Haus und eilte durch die finsteren öden Straßen der Wohnung des Kommerzienraths zu. Eben als er, vor derselben angelangt, die Glocke ziehen wollte, öffnete Knaller die Thüre. „Ein Nervenfieber ist im Anzuge," antwortete der letztere auf die hastige Frage des Musikers. „Der Arzt befürchtet bei der vollständigen Zerrüttung der Lebensgeister das Schlimmste."

6.

„Das ist mein Geheimniß!" hatte Leberecht gesagt und dabei eine so geheimnißvolle Miene angenommen, daß Kuno sich fast beunruhigt fühlte. So gerne er auch dieses Geheimniß enthüllt hätte, drang er deßhalb doch nicht in den Freund, der sich jetzt nur selten in der Wohnung des Schauspielers blicken ließ und auffallender Weise nur dann vorsprach, wenn Kuno sich im Theater befand. Die Zeit Leberechts war freilich sehr in Anspruch genommen; der Musikdirektor hatte am Morgen nach jenem verhängnißvollen Abend ihn gebeten, das Vorgefallene zu vergessen und ihm den früheren Sitz im Orchester in der ehrendsten Weise angeboten, der Musiker war nach einigem Zögern auf dieses Anerbieten eingegangen und einige Tage später im Kasino-Concert an Stelle des plötzlich erkrankten Virtuosen aufgetreten.

Das Publikum nahm die Anzeige der Concert-Direktion, daß der berühmte Virtuose erkrankt sei, ein hiesiger Künstler aber denselben ersetzen werde, mit zürnendem Schweigen auf. Der Prophet gilt ja nichts in seinem Vaterlande, und die Zumuthung, daß ein Mitglied des städtischen Orchesters jenen Künstler ersetzen solle, fand man lächerlich. Man mußte sich der Nothwendigkeit fügen und beschloß, im Groll über den verkümmerten Genuß, dem Spiel des städtischen Orchester-Mitglieds keine Beachtung zu schenken. Kaum aber hatte Leberecht die ersten Noten gespielt, als die Zuhörer auch schon zu der Einsicht gelangten, daß man ein Unrecht begehe, wenn man das Talent nach dem Rufe bemessen wolle. Am Schlusse des ersten Satzes war das Vorurtheil bereits geschwunden und bei Beendigung der Piece glaubte man, darauf stolz sein zu dürfen, solchen Künstler im städtischen Orchester zu besitzen.

Der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen, selbst der Musikdirektor, der nur selten und auch dann noch zurückhaltend Lob und Anerkennung zollte, sprach seinen Dank für den gediegenen künstlerischen Vortrag mit wenigen, aber herzlichen Worten aus. — Am Tage nach diesem Triumphe trat Leberecht in die Wohnung seines Freundes, den er in düsteres Sinnen versunken fand. An diesem Tage sollte das Schauspiel Kuno's zum ersten Male wiederholt werden, um so mehr mußte den Musiker der Tiefsinn des Freundes überraschen.

„Was hilft's, ob ich Dir den Grund meiner Melancholie nenne," sagte der Schauspieler, als Leberecht in ihn drang, ihm sein Herz auszuschütten; „Du kannst mir ja doch nicht helfen."

„Es kommt auf die Probe an," erwiderte der Musiker ruhig. „Kann ich auch nicht augenblicklich den Grund Deines Kummers heben, gelingt es mir vielleicht doch, Deine trübe Laune zu verscheuchen. Ich vermuthe, es verdrießt Dich, daß die Wirklichkeit mit Deinen Wünschen nicht übereinstimmt. Du hast Dich in Dein Schauspiel hineingelebt, vielleicht gehofft, was Deine Phantasie ersann, werde sich verwirklichen. Armer Freund, wer an Träume glaubt und sein Glück auf Wünsche und Hoffnungen baut, der muß Enttäuschung gewärtigen!"

„Du machtest damals mich auf diese Lösung des Knotens aufmerksam," unterbrach Kuno ihn vorwurfsvoll. „Du gabst mir den Rath, in dieser Weise die Versöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen."

„Weil sie am nächsten lag," fuhr der Musiker ruhig fort. „Durftest Du nach den getroffenen Dispositionen das Stück in andrer Weise zum Abschluß bringen? Freilich, den alten Philistern im Auditorium wäre es lieber, wenn der Sohn am Bettelstabe in's Vaterhaus zurückkehrte und „pater peccavi!" sagte, wann der Vater den Fluch nur unter harten Bedingungen zurücknähme und der talentvolle Schauspieler dem Lorbeerkranz entsagte und sich eine Tonsur scheeren ließe. Bah, wer's Allen recht machen will, befriedigt gewöhnlich Niemanden. Gehen wir zu einem anderen Thema über. Leoni ist vorgestern aus dem Gefängniß entwichen und hat, wie man aus einem aufgefangenen Briefe an den Baron von Pahlen vermuthet, den Weg nach Amerika eingeschlagen. Der größere Theil des Publikums ist der Ansicht, daß Leoni hochgestellte Gönner haben müsse, durch deren Vermittlung die Flucht begünstigt und ermöglicht worden sey."

„Verfolgt man den Flüchtling schon?" fragte Kuno.

„Auf dem vorgeschriebenen Wege, das heißt, mit einer Ge-

müthsruhe, die dem Grafen einen Vorsprung von wenigstens drei Tagen läßt. Der Beamte beging einen großen Fehler, daß er sich der beiden Genossen des sauberen Grafen nicht versicherte; sie fanden Gelegenheit, mit dem Gefangenen in Rapport zu treten und die nöthigen Vorkehrungen zur Flucht zu treffen.«

„Ich mag ihm gönnen, daß er die neue Welt erreicht," sagte der Schauspieler. »Drüben wird er seine Rolle rasch ausgespielt haben, er läuft dort Gefahr, der Lynchjustiz in die Hände zu fallen, die ihn aufhängt, ehe er an Flucht denken kann. — Aber Pahlen und Segers? Wo sind Sie?«

„Ihm nach," erwiderte Leberecht achselzuckend. „Erst gestern hat die Polizei erfahren, daß der angebliche Baron von Pahlen ein Schneidergeselle ist, der vor längerer Zeit wegen Diebstahl unter erschwerenden Umständen zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. Ueber Segers zieht man jetzt ebenfalls Erkundigungen ein, nachdem die Vögel bereits ausgeflogen sind."

„Wie befindet der Kommerzienrath sich?" fragte Kuno.

Leberecht zuckte bedenklich die Achseln. „Der Arzt hat erklärt, die Krisis werde in den ersten Tagen eintreten; vor diesem Zeitpunkt könne man nichts Bestimmteres sagen. Hoffnung sey wenig vorhanden, man müsse sich auf Gott verlassen; na, Du weißst ja, wie die Herren reden, um die Lücken in ihrem Wissen und Können zu verdecken. — Die von Dir zurückberufene Hermine weicht nicht von dem Lager des Vaters; mit unermüdlicher Sorgfalt pflegt sie den alten Mann, der in seinen Fieberphantasieen bald die Tochter ein ungehorsames, undankbares Kind nennt, bald wieder ihren Namen ruft und um Verzeihung bittet. Ich lerne jetzt so recht den unschätzbaren Werth dieses Herzens kennen. — — Doch brechen wir ab, ich hasse das Sentiment, weil ich ihm stets unterliege, so oft ich den Kampf mit ihm wage." — Er erhob sich und bot dem Freunde die Hand. — „Auf Wiedersehen heute Abend! lege noch einmal Deine ganze Seele in's Spiel, ich bitte Dich dringend darum.« Der Musiker verließ nach diesen Worten den Freund und kehrte in seine bescheidene Dachwohnung zurück, welche er bald gegen eine bessere zu vertauschen gedachte. Er begegnete auf dem halbdunkeln Gange, welcher zu seiner Kammer führte, einem Knaben, der ihm ein Billet mit dem Bemerken überreichte, eine Dame habe ihm dasselbe zur schleunigen Besorgung anvertraut.

Leberecht entfaltete das Billet, es enthielt nur die beiden Zeilen: „Der Erwartete ist angekommen, er wünscht Sie zu sprechen." —

Der Musiker stieg die Treppe wieder hinunter und schlug ohne Zögern den Weg zum Hof von Holland ein.

Dieser „Erwartete" war ein großer, breitschultriger Mann, der sein fünfzigstes Lebensjahr weit überschritten hatte. Seine markirten Züge trugen das Gepräge eiserner Willenskraft und trotzigen Eigensinns, in seinen klaren tiefblauen Augen dagegen spiegelte eine Gutmüthigkeit sich, die jenen Eigensinn Lügen zu strafen schien. Die hohe, breite Stirne, von dünnem Silberhaar spärlich beschattet, ließ vermuthen, daß er seine Denkkraft zu benutzen verstand. Er war eben damit beschäftigt, den Namen „Paul Kleeberg, Rentner" in das Fremdenbuch einzuschreiben, als Leberecht eintrat. Der Rentner musterte den jungen Mann vom Scheitel bis zur Sohle und reichte ihm die Hand. „Wie ich vermuthe, Herr Leberecht?" sagte er. „Es ist mir lieb, daß Sie sobald nach meiner Ankunft mich aufsuchen, weil ich schon heute Abend zurückzureisen gedenke."

„So bedaure ich, Ihnen sofort eine unangenehme Mittheilung machen zu müssen," entgegnete Leberecht; „heute können wir das bewußte Geschäft nicht ordnen."

„Weßhalb nicht?" fragte der Rentner.

„Weil mein Freund, der das Kapital zu erheben wünscht, heute Morgen nothgedrungen eine Reise antreten mußte, von der er erst morgen früh zurückkehrt. Aber ich hoffe, die Zeit wird Ihnen hier nicht lange werden," fuhr er lächelnd fort; „ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen die Sehenswürdigkeiten unserer Stadt zu zeigen."

„Ich verzichte darauf, so dankbar ich Ihnen auch für das gütige Anerbieten bin," fiel Kleeberg ihm rasch in's Wort. „Seit einigen Jahren hat das Vergnügen keinen Reiz mehr für mich. — Was auch kann Ihre Stadt Besonderes aufweisen? Wer, wie ich, lange Jahre in der Residenz gewohnt, und auf seinen Reisen die Kunst bis zur Uebersättigung genossen hat...«

„Erlauben Sie," unterbrach ihn Leberecht im Tone des Vorwurfs; „Kunstgenuß kann nie zu Uebersättigung führen. Wir haben hier mehrere Denkmäler gothischer Baukunst, ein vortreffliches Museum, eine Gemäldegallerie, welche Schöpfungen der bedeutendsten Meister enthält, und ein gutes Theater."

„Ein Theater?" wiederholte Kleeberg, mehr für sich, als zu dem Musiker sprechend. „Ich entsinne mich eines Schauspielers, der hier engagirt ist; heißt er nicht Fürst?"

Leberecht nickte, ein vielsagendes Lächeln umspielte seine Lippen.

„Er soll gut spielen," fuhr der Rentner fort. „Irre ich nicht, las ich noch vor wenigen Tagen einen Bericht in der Theaterzeitung, der seines Lobes voll war. — Was gibt man heute?"

„Ein bürgerliches Schauspiel, 'Der Komödiant'," erwiderte der Musiker, indem er einen Theaterzettel aus der Tasche zog. „Das Stück wurde vor acht Tagen zum ersten Male aufgeführt und erfreute sich eines entschiedenen Erfolges."

Kleeberg warf einen Blick auf den Zettel. „Ich möchte das Stück sehen," sagte er nach einer kurzen Pause. „Doch nein, lassen wir es, der Inhalt desselben ist mir bereits bereits bekannt, und das Sujet gefällt mir nicht. — — Ihr Freund wünscht also ein Kapital von zehntausend Thaler zur Etablirung eines Geschäfts, welches fünfzig Prozent Reingewinn einbringen soll?"

„So ist es; da er aber weder Grundeigenthum, noch sonstige Sicherheiten besitzt, so bietet er dem, welcher die Summe vorstreckt, die Hälfte des Gewinns; ich denke, dieses Anerbieten ist so vortheilhaft..."

„Gewiß, gewiß," fiel der Rentner ihm in's Wort; „ich werde darauf eingehen, sobald ich mich von der Solidität des Unternehmens überzeugt habe. Weßhalb aber wandten Sie sich an mich? Ich bin Ihnen fremd; zudem wohnen der Ka-

pitalisten genug hier, welche mit beiden Händen zugreifen würden."

„Ich gebe zu, daß dieser Umstand einigermaßen Ihr Befremden erregen muß; Sie werden aber selbst wissen, daß man zu solchen Unternehmungen das Kapital lieber von außen als am Platze selbst nimmt. Ich wandte mich an Sie, weil Sie mir von einem Ihrer Freunde empfohlen wurden."

„Wer ist dieser Freund, wenn ich fragen darf?"

„Ihr Fräulein Schwester," fuhr Leberecht unbefangen fort. „Auf ihrer Durchreise in's Bad verweilte sie hier einen Tag, mir wurde durch Zufall die Ehre zu Theil, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

„So, so!" warf der alte Herr mit unverkennbarem Mißtrauen ein. „Meine Schwester ist so spät noch in's Bad gereist? Mir sagte sie, sie wolle zur Weinlese an den Rhein."

„Ist es im Grunde nicht gleichgültig, ob sie an den Rhein, oder in's Bad gereist ist?" entgegnete der Musiker. „Sie war in diesem Gasthofe abgestiegen, ich besuchte hier einen Fremden, lernte die Dame an der Tafel kennen und bot ihr, als sie den Wunsch äußerte, die Stadt zu besichtigen, meine Begleitung an. Ich bemerkte, daß die Dame vermögend war und ließ in der Hoffnung, sie werde sich zur Vorstreckung des Capitals verstehen, im Laufe des Gesprächs einige Andeutungen fallen, die zu näheren Erörterungen führten. Sie gab mir Ihre Adresse mit dem Bemerken, daß Sie kein Bedenken tragen würden, auf das vortheilhafte Anerbieten einzugehen."

„War meine Schwester im Theater?" fragte Kleeberg rasch.

„Nein, ich würde sie hingeführt haben, wenn sie nicht mit dem Abendzuge weitergereist wäre."

Der Redner versank in Nachdenken.

„Wenn ich nicht irre," fuhr der Musiker fort „sagte Fräulein Kleeberg mir beim Abschiede, sie werde auf ihrer Rückreise heute hier eintreffen."

Kleeberg sah überrascht auf. „Meiner Treu, ein eigenthümliches Zusammentreffen." —

„Durchaus nicht," erwiderte Leberecht ruhig, „die Dame wußte, daß ich Sie auf heute einladen wollte; es kann durchaus nicht befremden, wenn sie ihre Dispositionen so traf daß sie von hier aus in Gesellschaft ihres Bruders zurückreist. Ich höre einen Wagen vorfahren; in der That, meine Ahnung bestätigt sich, sehen Sie selbst!"

Der Rentner war rasch an's Fenster getreten. Eine Wolke des Unmuths flog über seine Stirne, als er bemerkte daß eine Dame ausstieg und in den Gasthof schritt. Aber diese Wolke war rasch wieder verflogen. Als die Dame eintrat, ging Kleeberg ihr mit freundlichem Lächeln entgegen. Zu näheren Erörterungen blieb keine Zeit, die Glocke rief zur Tafel. Nach Tisch schlug der Musiker den Besuch eines nahe bei der Stadt gelegenen Vergnügungslokals vor, und Kleeberg ging nach einigem Zögern auf den Vorschlag ein. Auf dem Wege dahin brachte der Rentner die für den Abend angekündigte Theater-Vorstellung zu Sprache; er erkundigte sich angelegentlich nach den früheren Lebensschicksalen des talentvollen Schauspielers, der so rasch die Höhe des Kothurns erreicht habe und äußerte, als Leberecht ihm mit unbefangener Miene die Versicherung gab, daß er jenen Schauspieler nur von Ansehen nicht aber persönlich kenne, den Wunsch, der Vorstellung beizuwohnen; — Kuno hatte nach dem Abschied des Freundes seine Rolle hervorgeholt, um sie, obgleich er Wort für Wort seines Dialogs kannte, noch einmal zu überlesen. Aber eine ihm selbst unerklärliche Unruhe ließ ihn nicht dazu kommen, daß er seine Gedanken sammeln konnte. Die Ursache dieser Unruhe war ihm ein Räthsel; die geheimnißvollen Worte des Freundes mochten das ihrige dazu beigetragen haben. — Johanna wanderte heute aus einer Stube in die andere, bald in die Küche, bald in das Besuchzimmer; sie war so sehr beschäftigt, daß Kuno kein ruhiges Wort mit ihr reden konnte. Als er der Gattin aufmerksam in's Auge schaute, glaubte er eine Thräne in demselben schimmern zu sehen, und doch lachte hinter dieser Thräne eine heitere friedliche Seelenruhe! „Ich weiß nicht, was mich drückt," sagte er, als das Essen aufgetragen war und Johanne sich jetzt einmal zu ihm setzen mußte; „eine unerklärliche Ahnung flüstert mir Dinge zu, an die ich in meinen Träumen nicht denken darf."

Ein bedeutsames Lächeln umspielte die Lippen Johanna's. „Ahnungen sind oft Winke des Schicksal's, uns auf das vorzubereiten, was in der nächsten Zukunft uns bevorsteht," erwiderte sie. „Darf ich wissen, was jene Stimme Dir zuflüstert?" —

„Thorheiten!" versetzte Kuno hastig. „Ich wäre ein Thor, wollte ich ihnen Glauben schenken und mich Hoffnungen hingeben, die sich nimmer verwirklichen können. Brechen wir ab, die Saiten in meiner Seele, welche ein herber Verlust angeschlagen hat, vibriren noch immer, weßhalb den Sturm wieder heraufbeschwören?"

Johanna verstand den Sinn dieser Worte. Es war das erste Mal seit ihrer Ankunft, daß Kuno in ihrer Gegenwart des verstorbenen Kindes gedachte. „Muth!" erwiderte sie, indem sie die Hand auf den Arm des Gatten legte und ihm mit inniger Liebe in's Antlitz schaute. „Laß die Vergangenheit; die Gegenwart bietet ihre Blüthen, weßhalb wollen wir den verdorrten nachträumen?" Kuno schwieg, er fand in dieser alltäglichen Phrase keinen Trost.

Johanna versuchte im Laufe des Nachmittags einige Male den Gatten aufzuheitern, aber es gelang ihr nicht. In trübe Erinnerungen versunken, saß Kuno am Fenster, und schaute theilnahmlos auf die Straße hinaus. Er warf am Abend den Mantel über die Schultern und reichte der Gattin die Hand. „Du gehst heute nicht mit?" fragte er.

„Nein," entgegnete sie; „ich habe das Stück schon gesehen und ohnedies ist es Dir ja auch lieber, wenn Du bei Deiner Rückkunft ein geheiztes Stübchen und das Abendbrod auf dem Tische findest."

Kuno nickte gedankenschwer mit dem Kopfe, er hauchte einen Kuß auf die Stirne der geheimnißvoll lächelnden Gattin und schritt hinaus. Die Unruhe war jetzt einer sanften ruhigen Wehmuth gewichen. Als er in das Garderobezimmer trat, kam der Director mit leuchtenden Augen ihm entgegen. „Das

Haus ist ausverkauft, Gallerie und Parterre sind bereits überfüllt, Sie werden heute wieder einen Triumph erleben, um den jeder Sie beneiden muß.«

»Das Sonntagspublikum ist für Alles dankbar, was man ihm bietet,« entgegnete Kuno; »gleichviel ob es mit trivialem Witz, oder mit Sentiment gespeist wird. — — Triumph!« fuhr er leiser fort, als der Director das Zimmer verlassen hatte. »Klingt nicht in diesem Augenblick jenes Wort wie das Hohngelächter der Hölle? Ich lasse sie blicken in die innersten Tiefen meiner Seele und mein Lohn ist das ‚Bravo Bravissimo!' der gaffenden Menge, die meinen Schmerz nicht zu würdigen weiß. Keine Thräne des Mitleids, keinen warmen Handdruck, kein freundlich, liebevolles Wort zollt man meinen Leiden; die Kritik tadelt und die Menge schreit Bravo! Aber es ist ja das Loos des Schauspielers, das blutende Herz hinter der Maske stereotypen Lächelns verbergen zu müssen, statt der warmen Hand des Mitleids mit dem kalten Lorbeer vorlieb nehmen zu müssen!«

Gleich einem Träumenden schritt der Schauspieler auf die Bühne, als die Glocke das Zeichen gab. Kaum aber hatte er die Bretter betreten, kaum fiel sein Blick auf den Zuschauerraum, in welchem das Publikum Kopf an Kopf sich drängte, als seine Seele zur Gegenwart zurückkehrte; neues Leben durchströmte seine Adern und sein lebendiges Spiel spiegelte die Gluth wider, welche ihn begeisterte.

Die Zuschauer waren entzückt, hingerissen, bei offener Scene wurde der Held des Tages gerufen, Blumen und Kränze regnete es auf die Bühne. Mit hochrothen Wangen und blitzenden Augen kehrte Kuno in die Garderobe zurück. Er erwartete sicher, hier den Freund zu finden, der ihm fest versprochen hatte, der Vorstellung beiwohnen zu wollen, und die Enttäuschung goß einen bittren Wermuthstropfen in den Kelch seiner Freude. Vielleicht hatte Leberecht den Abend bei seiner Braut am Bette des Commerzienraths verbracht, vielleicht auch erwartete er in der Wohnung Kuno's den Freund, um dort ruhig und ungestört mit ihm plaudern zu können. Und nicht der Freund allein, auch Johanna wartete auf den Gatten, sie, die treue Gefährtin, der ebensowohl die Hälfte des Triumphs gebührte, wie sie die Hälfte des Grams und der Sorgen auf sich genommen hatte. Mit diesen Gedanken beschäftigt, kleidete Kuno sich rasch um; ihn trieb's, er wußte selbst nicht warum, mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach Hause; fast wollte ihn bedünken, als müsse dort eine freudige Ueberraschung seiner warten, eine Verwirklichung jener Phantasmagorien, welche vor wenigen Stunden mit ihrem süßen Zauber seine Seele umstrickt hatten. Als er das Garderobezimmer verlassen wollte, trat der Director, beladen mit Kränzen und Blumen, ein. »Hier bringe ich den Tribut, den das dankbare Publikum Ihrem Talent zollt, welchem Sie, wie es mir scheint, zu wenig Beachtung schenken,« nahm dieser das Wort. »Bedenken Sie, daß die Gunst des Publikums dem Aprilwetter gleicht, und der Künstler, um ein Lächeln desselben buhlen muß.«

»Wohlgesprochen, alter Graukopf,« erwiderte Kuno, wohl wissend, daß die kriechende Freundlichkeit des Directors ihren Grund nur in dem Bestreben fand, den Liebling des Publikums für längere Zeit zu fesseln. »Die Gunst des Publikums ist schwer zu erringen, aber hat der Künstler sie gewonnen, dann darf er diesem vielköpfigen Ungeheuer Manches bieten! So trete ich denn diese Beweise einer leicht errungenen Gunst mit demselben Rechte in den Staub, mit welchem das Publikum dem Komödianten Gefühl, Tugend und Wahrheit abstreitet!«

»Bei Gott,« flüsterte der Director, indem er sich ängstlich umsah, »wenn diese Worte jemand gehört hätte!«

»Sie werden sie nicht weiter erzählen!« fuhr Kuno bitter lächelnd fort. »Sagen Sie einmal aufrichtig, schätzen Sie mich meiner Person und meines Talentes wegen, oder nur deßhalb, weil mein Name ein Magnet ist, der das Publikum in's Theater lockt?«

»Wie können Sie fragen?« versetzte der Director, eine Entrüstung heuchelnd, der sein Herz fremd war. »Sie müssen mich genugsam kennen.«

„Um zu wissen, daß Sie ein eingefleischter Egoist sind," fiel der Schauspieler gelassen ihm in die Rede. Jetzt lassen Sie mich gehen, ich habe Eile.«

Der Director trat seufzend zur Seite, ein so stolzer unversöhnlicher Schauspieler war ihm noch nicht begegnet.

Kuno fühlte sich unangenehm berührt, als er, in seine Wohnstube tretend, weder den Freund, noch Johanna in demselben erblickte. Er warf mißmuthig Mantel und Hut ab und setzte sich in seinen Sessel, um die Rückkehr der Gattin abzuwarten, die wahrscheinlich in der Küche oder dem Schlafzimmer beschäftigt war. Sonderbar, in diesem Augenblick tauchte plötzlich das Bild seines Kindes vor seinem geistigen Auge auf. Er sah den ausdrucksvollen, wehmüthigen Blick der großen klugen Augen auf sich gerichtet, er schaute hinein in diesen tiefblauen Seelenspiegel, der ihn in ein reines, unschuldiges Kindesherz blicken ließ, er sah den kleinen Dulder die Aermchen nach dem Vater ausstrecken, hörte die liebe helle Stimme seinen Namen rufen, fühlte den warmen süßen Hauch des kleinen Lieblings auf seinen eisigen Wangen, — — o, daß es kein Trugbild, kein Phantom wäre! — Eine geraume Weile gab Kuno sich dem Zauber hin, der seine Seele enger und enger umstrickte. Er mußte der Zeit gedenken, in der er, selbst noch ein Kind, zu den Füßen des Vaters spielte, jener Stunden, in denen er den Mährchen und Erzählungen der alten Tante lauschte, die in sein kindliches Herz den ersten Keim jener heiligen Liebe zur Kunst legte, — noch einmal zog die Erinnerung an jene glücklichen Zeiten seinen Augen vorüber — o Gott, wie war es möglich, daß ein Vaterherz das einzige Kind verstoßen konnte! Wie tief, wie unendlich tief die Elternliebe wurzelt, Kuno hatte es ja am eigenen Herzen erfahren; nein, nein, es war nicht möglich, sein Vater konnte ihn nie so lieb, so unsäglich lieb gehabt haben!

»So in Gedanken vertieft?« fragte Johanna, die unbemerkt eingetreten war und jetzt ihre Hand auf die Schulter des Gatten legte.

Kuno blickte betroffen auf. Die Stimme klang so eigen-

thümlich bewegt, die Hand, welche auf seiner Schulter ruhte zitterte so heftig, daß er sich ernstlich beunruhigt fühlte. „Was fehlt Dir?“ fragte er bestürzt, als er jetzt auch die rothgeweinten Augen Johanna's bemerkte. „Herr des Himmels, ich will nicht hoffen, daß auch Du krank wirst, daß ich auch Dich verlieren soll.“ Er schlang seinen Arm um die Taille der Gattin und sah ihr besorgt in's Antlitz.

„Das Glück tödtet nicht,“ erwiderte Johanna, unter Thränen lächelnd. „Ich bin so glücklich, so unendlich glücklich, daß ich laut jubeln möchte!“ Sie hatte ihre Arme um den Hals des Gatten geschlungen, der fieberhaft erregt, für sein Erstaunen keine Worte finden konnte. Sein Blick fiel auf die Thüre, jetzt erst sah er auf der Zimmerschwelle neben dem Musiker den Vater stehen, der mit heiterem Lächeln auf die Gruppe schaute.

„Komm an mein Herz, Junge!“ sagte der Rentner, indem er die Arme ausbreitete; „ich war ein Thor, als ich Deiner Neigung entgegentrat.“

Jetzt begriff Kuno das Glück Johanna's, ein heller, lichter Sonnenstrahl fiel in das Dunkel seiner Seele. Sich ganz und ohne Rückhalt der Freude hingebend, sank er an die Brust des Vaters. „Verzeihung,“ bat er; „Verzeihung für die trüben Stunden, die ich Dir bereitet habe!“

„Sprich nicht von Verzeihung,“ erwiderte der alte Herr tief bewegt. „Du hast heute Abend, ohne es zu wissen, mir derb die Wahrheit gesagt und ich danke Dir für die Zurechtweisung. — Wir wollen das Vergangene vergessen,“ fuhr er fort, während er den beiden Gatten die Hände reichte; „von heute ab soll kein Mißton mehr unsere Eintracht stören. Du bist ein talentvoller Künstler, Kuno, hast in wenig Jahren Dir Ehre und Ruhm erworben und Deinem Namen einen Klang verschafft, der mich stolz darauf macht, Dich meinen Sohn nennen zu dürfen. Deine schönste Perle aber ist Dein liebes, braves Weib; hättest Du sie mir geschickt, ich würde ihretwegen Dir meine Arme geöffnet haben.“

Kuno sah wehmüthig ernst vor sich hin. Ein bitterer Wermuthstropfen fiel in den Kelch seiner Freude, er gedachte dessen, was er jüngst verloren hatte, seines heimgegangenen Kindes. Wie glücklich würde der Vater seyn, wenn er den blühenden Enkel an's Herz drücken könnte! Plötzlich fuhr er aus seinem Sinnen auf. Ihm war, als hätte jene Stimme, die er nimmer vergessen konnte, ihn gerufen! — Nein, es war keine Täuschung, wieder erklang der Ruf, deutlicher, wie vorhin! Hoffend und zweifelnd zugleich, stürzte Kuno zur Thüre. In demselben Augenblick wurde diese geöffnet, seine Arme umschlangen ein liebes, herziges Wesen, welches er für immer verloren zu haben glaubte. Unter der Last des Glücks, welches so unerwartet mit seinen Gaben ihn überschüttete, in die Knie sinkend, hielt der junge Mann den Knaben fest umschlungen und ein Thränenstrom stürzte unaufhaltsam über seine Wangen. Lange, lange ruhte sein Blick fest und unverwandt in den Augen des Kindes, welches die kleinen Aermchen um den Hals des Vaters schlang und des Wiedersehens sich freute. Endlich schaute er auf zu der still lächelnden Gattin, dem tiefbewegten Vater und der Tante, die das Kind gebracht hatte. — „Mein Gott, wie soll ich Dir danken?“ flüsterte er. „Darf ich dankend vor Dein Antlitz treten, nachdem ich die Probe so schlecht bestand? In Unmuth haderte ich mit Dir, daß Du wieder nahmst, was Du mir gegeben hattest! Vergib, vergib, mein Herz war ja so voll des Kummers, daß ich nicht wußte, was ich sprach.“

„Danke, nächst ihm, Deinem wackeren Freunde,“ sagte der Rentner, indem er sich nach Leberecht umschaute, der unbemerkt sich entfernt hatte.

„Er ist gegangen, eine Thräne schimmerte in seinen Augen, als er sah, wie glücklich er Dich gemacht hatte,“ versetzte Johanna, indem sie den Knaben auf den Arm nahm. „Jetzt zu Tische, dort werde ich Dir und dem Vater mittheilen, was Euch jetzt noch räthselhaft erscheinen muß. — Es war am dritten Tage nach Deiner Abreise,“ fuhr sie fort, als die kleine Familie Platz genommen hatte; „ich saß am Bettchen des Kindes, welches unablässig Deinen Namen rief und sich nicht damit trösten lassen wollte, daß Du bald wiederkehren würdest. Mir war so weh, so unsäglich weh, der Gedanke, daß mit dem Kinde unser ganzes Glück zu Grabe getragen wurde, wollte nicht weichen, und ich durfte ja nicht hoffen auf eine Genesung dieses Lieblings, dessen Ende der Arzt mit überzeugender Sicherheit voraussagte. Da trat plötzlich ein junger Mann ein, der sich mit den Worten, er heiße Leberecht und sey Dein Freund, bei mir einführte. Seine erste Frage galt dem Kinde, ich führte ihn an das Bettchen und bat ihn, den Schlummer des Kleinen nicht zu stören. Kaum hatte er einen Blick auf den Knaben geworfen, als er mich fragte, ob ich meinem Arzte unbedingtes Vertrauen schenke. Ich bejahte diese Frage. Leberecht verließ mich und kehrte bald darauf mit einem Arzte zurück, den er mir als seinen Jugendfreund vorstellte. Dieser untersuchte das Kind und rieth mir, dem Knaben kräftigende Speisen zu geben und dafür Sorge zu tragen, daß derselbe aus dem feuchten Thale hinaus an bessere, reinere Luft komme. Das Kind sey freilich krank, aber nicht unrettbar verloren. Du kannst denken, wie froh diese Botschaft mich machte. Leberecht erzählte mir, er habe vor einigen Tagen Dich kennen gelernt und Gefallen an Dir gefunden. Von dem Wunsche beseelt, Deinen Vater mit Dir auszusöhnen, sey er hierhin gereist, um durch mich den Wohnort Deines Vaters und Deinen wahren Namen, da er die Echtheit Deines jetzigen bezweifle, zu erfahren. Der gesunde Schlaf des Kindes habe in seiner Seele den Verdacht geweckt, daß der Arzt es falsch behandle, deshalb sey er sofort zu seinem Jugendfreunde geeilt, um dessen Gutachten darüber einzuholen. Ich erstaunte über die Uneigennützigkeit und Aufopferung dieses Mannes, der, wie er offen gestand, ein armer Musiker war und gewiß die letzten Ersparnisse aus früheren besseren Jahren zu dieser Reise verwenden mußte. Leberecht wollte aber von Lob und Dank nichts wissen, er meinte, er erfülle nur seine Pflicht und finde sich durch Deine Freundschaft hinreichend belohnt. Wir entwarfen gemeinschaftlich unsern Plan. Der Musiker bestand darauf, daß ich Dir, sobald er das Kind fortgebracht habe,

schreiben solle, der Knabe sey gestorben; ich mußte dann zu Dir zurückkehren und Dir Trost und Muth zusprechen. So lange Du zwischen dieser Furcht und Hoffnung schwebest, würdest Du nie Dein Talent zur Geltung bringen, nur dann, wenn die Gewißheit Deinem Seelenkampfe ein Ziel setze, dürfe man hoffen, daß Du auf Deiner Laufbahn vorwärts schreiten werdest. Der Kummer um den Verlust Deines Lieblings müsse Dich veranlassen, in der Kunst Ersatz für das Verlorene zu suchen, es könne nicht fehlen, daß derselbe Dich einem thatkräftigen Streben in die Arme führe. Er wolle Dich bestimmen, ein Schauspiel zu schreiben, durch welches Du auf Deinen Vater einwirken sollest; er werde sorgen, daß der alte Mann der Aufführung beiwohne. Ich mußte seinen Gründen beipflichten und konnte dem Plane meine Zustimmung nicht versagen. Leberecht reiste wenige Tage später, als der Arzt erklärte, daß das Kind ohne Gefahr fortgeschafft werden könne, nach der Residenz ab."

"Er besuchte zuerst mich," nahm Kuno's Tante das Wort. „Mit beredten Worten schilderte er mir die Sachlage, er bat mich, dem Groll gegen Dich zu entsagen und den Knaben aufzunehmen. Aufrichtig gestanden, habe ich Dir nie ernstlich gezürnt, ich nahm Dich Deinem Vater gegenüber stets in Schutz. Die Folge war, daß ich, der Unannehmlichkeiten müde, mich von Deinem Vater trennte und eine eigene Wohnung bezog. Ich ging ohne Bedenken auf die Bitte Deines Freundes ein, rieth ihm aber, Deinen Vater nicht zu besuchen, weil ein solcher Besuch zu keinem Resultate führen werde. Zwei Tage später brachte er mir das Kind, welches ich für den Sohn einer Freundin ausgab und bald liebgewann. Leberecht entdeckte mir den Plan, den er entworfen hatte, ich billigte denselben und bat ihn, mir mitzutheilen, wenn das Stück zur Aufführung komme, damit ich selbst sehen und bestimmen könne, ob dasselbe auf Deinen Vater Eindruck machen werde. Rascher als ich vermuthete, erhielt ich die erbetene Nachricht. Ich fand, daß das Schauspiel gut war und verabredete mit Leberecht, daß er Deinen Vater unter irgend einem Vorwande hierhin locken solle. Dieß gelang ihm, Dein Vater traf heute Mittag hier ein. Ohne zu ahnen, daß Du und der talentvolle Schauspieler Fürst ein und dieselbe Person sind, entschloß er sich, der heutigen Vorstellung beizuwohnen. Der Eindruck, den das Stück auf ihn machte, war ein gewaltiger."

"Laß es gut seyn!" fiel der Rentner ihr in's Wort. "Kuno gab mir eine derbe aber gute Lehre. Diese, verbunden mit der Ueberzeugung, daß sein künstlerischer Ruf ein wohlerworbener ist, ließ mich einsehen, wie thöricht ich handelte, als ich so schroff und eigensinnig den Neigungen meines Kindes entgegentrat. — Vergessen wir das Vergangene," fuhr er fort, indem er dem Sohne die Hand reichte; "der Himmel wird mir wohl noch einige Jahre schenken, daß ich mich meines Glückes freuen kann."

"Daß doch in diesem Augenblick Leberecht hier wäre!" versetzte Kuno; "den schönsten Lohn für seine uneigennützige Freundschaft fände er in dem Widerschein des Glückes, mit welchem er uns so reich beschenkt hat."

"Er ist eine jener bescheidenen, unverderbenen Naturen, die das Gute aus innerem Drange thun und weder Dank noch Lohn dafür beanspruchen," sagte Johanna. "Er hat sich in unseren Herzen einen Denkstein gesetzt, dessen leuchtende Inschrift die Zeit nie verwittern wird!"

7.

Leberecht eilte, als er die Wohnung Kuno's verlassen hatte, zu Herminen. In seinem Herzen war es ruhig und still; nur eine zarte Saite klang vibrirend leise nach, ihr süßer Ton erfüllte seine Seele mit unaussprechlicher Wonne. Er wußte, daß er die Familie seines Freundes glücklich gemacht, daß er ihr den Frieden zurückgegeben hatte, aber er war zu bescheiden, selbst den Dank in ihren leuchtenden Blicken zu lesen. Ja, hätte nicht ein anderes Band ihn hier zurückgehalten, er wäre am liebsten gleich von dannen gegangen, um nie wieder den Fuß über die Schwelle der Glücklichen zu setzen, um jenem Dank zu entgehen, der ihm eine Entheiligung der wunderbar süßen Ruhe schien, die das Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, in das Herz jedes edlen Menschen haucht. Wer vermag die Tiefen des menschlichen Herzens zu ergründen, wer die Räthsel zu lösen, die das Leben in seiner mannigfachen Gestaltung bietet und die dem Weisesten der Weisen ewig dunkel bleiben! Leberecht trug in der Brust das stolze Bewußtseyn, eine edle That vollbracht zu haben; er wußte, daß er das Glück einer Familie begründet hatte, und daß diese Familie sich sehnte, ihm, wenn auch nur mit Worten, dafür zu danken. Und gerade deshalb war dieser Kreis, in welchem er mit offenen Armen empfangen wurde, ihm jetzt verleidet; am liebsten hätte er ihn nie wieder betreten.

Er fand seine Braut in dem Kabinet, welches an das Krankenzimmer des alten Herrn stieß. Ein freudiges Lächeln flog beim Eintritt des Geliebten über die Züge Herminens. Sie erhob sich und ging dem jungen Manne entgegen, dessen erste Frage dem Befinden des Kranken galt.

"Der Arzt ist bei ihm," antwortete das Mädchen; "er glaubt, daß die Krisis im Laufe dieser Nacht eintreten wird. So sehr ich auch in ihn dringe, mir seine offene Meinung zu sagen, er will nicht mit der Sprache heraus," fuhr sie fort. "Ich befürchte, wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen, wenn die Männer der Wissenschaft die Achsel zucken . . ."

"Dann steht es in der Regel um den Patienten besser, als wenn sie trösten und beruhigen," fiel Leberecht ihr in's Wort. "Deshalb hoffe das Beste und warte geduldig ab."

Der Arzt trat in diesem Augenblick in's Kabinet, Leberecht beschloß, um Herminen zu beruhigen, ihn über das Befinden des Commerzienraths zu befragen. Der Arzt zuckte die Achseln. "Es ist möglich, daß die Natur sich hilft und der Krankheit die Spitze gebrochen wird," versetzte er; "vorausbestimmen kann man dies nicht. Kehrt das Bewußtsein des Commerzienraths zurück, so muß das Fräulein in den ersten Tagen ihm fern bleiben. Ueberlassen Sie die Pflege einem zuverlässigen Diener, Hermine, sehen Sie hier und im Hause nach dem

Rechten und hüten Sie sich, plötzlich vor dem Kranken zu erscheinen; wir müssen zuvor sondiren, wie tief sein Groll gegen Sie wurzelt."

„Ich halte es ebenfalls für rathsam, ihn einige Tage allein zu lassen," sagte Leberecht; „nichts ist geeigneter, alte, eingerostete Vorurtheile zu beseitigen, als ein einsames Krankenlager." Er verabschiedete sich von der Geliebten, versprach, am nächsten Morgen wiederzukommen und verließ gleichzeitig mit dem Arzte das Haus, um seine stille Dachstube aufzusuchen.

Die beiden Männer durchschritten schweigend die öden Straßen.

„Sie wissen wohl nicht, ob die Krisis in dem Geschäft des Commerzienraths zum Ausbruch kommen wird?" fragte der Arzt nach einer Weile.

Ueberrascht sah Leberecht zu dem Fragenden auf. „Eine Krisis im Geschäft?" erwiderte er betroffen. „Davon ist mir nichts bekannt."

„Nicht?" fuhr der Arzt fort. „Sie wissen nicht, was die ganze Stadt bereits weiß? Daß Werbing auf dem Punkte steht, seine Zahlungen einstellen zu müssen, daß der erste Buchhalter alle Hebel in Bewegung setzt, den Bankerott zu verhüten, und man die Geschäftsstockung mit den enormen Verlusten in Verbindung bringt, welche der Bankier im Spiele gehabt hat?"

„So schlimm sollte es um das alte renommirte Bankhaus stehen?" fragte Leberecht bestürzt. „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Sie der Erste sind, der diese Nachricht mir mittheilt."

„Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich geschwiegen hätte," sagte der Arzt. „Aber ich hoffe, Sie werden mit Vorsicht und Schonung Herminen, wie den Kranken, wenn dieser zum Leben wieder erwacht, auf das Unvermeidliche vorbereiten."

Er bog nach diesen Worten in eine Seitenstraße ein. Leberecht setzte seinen Weg fort und trat in eine Weinschenke, in welcher er den Buchhalter Werbing's zu finden hoffte. Er sah sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht.

Der Buchhalter war ein ergrauter Junggeselle, ein alter erprobter Diener, der mit strenger Rechtlichkeit und eisernem Fleiß treue Ergebenheit verband. Seit einem halben Jahrhundert in dem Bankhause thätig, war er gewohnt, das Interesse desselben ganz als sein eignes zu betrachten, der Sturz der alten, in den fernsten Welttheilen bekannten und geachteten Firma würde ihn unter den Rasen gebracht haben. Die Ehre des Geschäfts war ja auch seine Ehre geworden, die Schmach eines Bankerotts, durch Leichtsinn und Verschwendung herbeigeführt, mußte ihm das Herz brechen. — Er schüttelte wehmüthig das Haupt, als Leberecht, mit welchem er seit langer Zeit befreundet war, ihm das Gerücht mittheilte, welches er durch den Arzt vernommen hatte. — „Leider hat das Gerücht nicht übertrieben," versetzte er, als der Musiker schwieg; „hier aber ist der Ort nicht, darüber zu reden. Interessirt es Sie, die Sachlage kennen zu lernen, so wollen wir einen einsamen Ort suchen, wo ich ungestört mein Herz ausschütten kann. Ich habe mich schon lange danach gesehnt, einem befreundeten Menschen meinen Kummer anvertrauen zu können; vor Ihnen kann ich ohne Scheu reden."

Der Musiker schlug seine Wohnung vor und der Buchhalter ging auf diesen Vorschlag ein. „Ich bin jetzt seit fünfzig Jahren in dem Bankhause thätig," hob er an, als die Beiden in der Dachkammer an dem kleinen, tannenen Tische saßen. „Unser Geschäft war gut und solid fondirt, es erfreute sich der Achtung der gesammten Geschäftswelt und konnte über einen unumschränkten Credit verfügen. Damals, als die Geldkrisis so plötzlich hereinbrach und so manches solide Bankhaus seine Zahlungen einstellen mußte, blickten wir ruhig in den Wirrwarr; wir wußten, daß wir auf festen Füßen standen. Nicht einmal das Gerücht, daß auch wir vielleicht in Verlegenheit kommen könnten, tauchte auf; unsere Geschäftsfreunde arbeiteten ruhig und ohne Mißtrauen mit uns, und wir haben ihr Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Sehen Sie, das wurmt mir zumeist, daß wir jetzt, in einer Zeit, in der niemand an unsern Sturz denken kann, urplötzlich das Comptoir schließen und die Bücher in's Rathhaus tragen sollen, weil der Commerzienrath seine Leidenschaft nicht beherrschen konnte. Kurz vor der Verhaftung Leoni's erlaubte ich mir, meinen Prinzipal darauf aufmerksam zu machen, daß er zu bedeutende Summen aus dem Geschäft nehme; er fuhr mich aber barsch an und erwiderte, daß ich mich nicht darum bekümmern solle. Der Commerzienrath ist ein eigensinniger, unbeugsamer Trotzkopf; was er will, muß geschehen, stritte es auch gegen Recht und Vernunft. Was half es, daß ich ihm die Folgen seines Leichtsinns zeigte und ihn beschwor, der Leidenschaft Schranken zu setzen? Nichts, — ich wußte dies im Voraus. Daß ich den Sturz unsres Hauses mit jedem Tag näher rücken sah und nichts, gar nichts thun konnte, die unvermeidliche Schmach abzunehmen, das erfüllte meine Seele mit einem verbissenen Ingrimm, der mir das Leben fast zur Qual machte. Einige meiner Kollegen hatten ebenfalls von den Verlusten im Hazardspiel Kenntniß erhalten, sie wußten, ebenso gut wie ich, welches Ende dies nehmen mußte und diejenigen unter ihnen, welche noch keine Erfahrungen besaßen, waren so unklug, ihren Freunden und Bekannten gegenüber Andeutungen fallen zu lassen, welche bald zu den übertriebensten Gerüchten Veranlassung gaben. Mir blieb nicht die Zeit, diesen Gerüchten entschieden entgegenzutreten, denn an demselben Tage, an welchem ich sie vernahm, erfolgte die Verhaftung Leoni's, deren Ursache gleich einem Lauffeuer in der Stadt sich verbreitete. — Schon am nächsten Morgen ging der Tanz los. Hiesige Kapitalisten drangen auf Rückzahlung der deponirten Summen, auswärtige Häuser folgten diesem Beispiele, und die Drohung, daß man den Commerzienrath, diesen gewissenlosen Spieler, fallit erklären wolle, stand keineswegs vereinzelt. Mit Noth und Mühe erlangte ich einen Aufschub, der übermorgen abläuft, die dringendsten Gläubiger befriedigte ich, soweit es unsre Kasse erlaubte, die übrigen wurden damit vertröstet, daß wir zuvor einige Kapitalien einziehen müßten."

„Nun? Ist Ihnen dies gelungen?" fragte Leberecht in fieberhafter Spannung.

„Nein,“ fuhr der alte Mann traurig fort; „wenn nicht morgen ein rettender Engel erscheint und unser Herrgott uns zu Liebe ein Wunder verrichtet, werde ich übermorgen das Geschäft schließen müssen.“

„Ich begreife, aufrichtig gestanden, nicht, daß die freilich namhaften, aber doch nicht so sehr bedeutenden Summen, welche der Commerzienrath im Spiele verlor, ein so gut fundirtes Haus stürzen können,“ erwiderte Leberecht.

„Der Verlust ließe sich verschmerzen, wenn das Vertrauen nicht untergraben wäre!“ fiel der Buchhalter ein. „Der Umstand, daß sämmtliche Gläubiger uns drängen, bringt uns zu Fall. Wenn Sie bedenken, daß wir für nahe an zweimalhunderttausend Thaler in Aktien besitzen, daß der Werth dieser Papiere in der jüngsten Zeit gefallen ist und wir zwanzig Prozent einbüßen würden, wenn wir sie jetzt verkaufen müßten, wenn Sie ferner bedenken, daß das Grundeigenthum Werbing's einen Werth von hunderttausend Thaler repräsentirt und bei einem Verkauf à tout prix ebenfalls zwanzig Prozent in die Brüche gingen, können Sie die Richtigkeit meiner Behauptungen nicht länger bezweifeln.“

„Aber die Ausstände?“ fragte Leberecht.

„Sie belaufen sich auf fünfzigtausend Thaler, die Forderungen unsrer Gläubiger dagegen betragen ungefähr dreimalhunderttausend Thaler, dem Commerzienrath wird also kein Pfennig bleiben, wenn er liquidiren muß. Könnten wir nur Zeit gewinnen! Die Actien müssen in nächster Zeit steigen.“

„Weshalb legen Sie den Gläubigern nicht die Bücher vor? Die Ueberzeugung, daß hinreichende Actien vorhanden sind, würde sie beruhigen und zur Bewilligung des erbetenen Ausstandes bewegen.“

Der Buchhalter zuckte die Achseln. „Dieser Weg wäre allerdings der einfachste, aber schlage ich ihn ein, so kommen wir aus dem Regen in die Traufe. Wird es an der Börse bekannt, daß unser Geschäft mehr fremde, denn eigene Fonds besitzt, so ist unser Kredit für immer verloren. Wenn ein geachteter Geschäftsmann die Leitung des Geschäfts übernähme, so wäre uns geholfen. Ich habe einige unserer Gläubiger darum gebeten, aber die engherzigen Egoisten fürchten die Verantwortlichkeit.“

Gleich einem Blitzstrahl tauchte in der Seele des Musikers der Gedanke auf, daß Kuno's Vater der Mann sey, den der Buchhalter suchte; vielleicht übernahm er die Führung des Geschäfts. Kleeberg war ein gewiegter Kaufmann, er konnte über ein ansehnliches Vermögen verfügen, sein Name schon leistete den Gläubigern sichere Bürgschaft. Er theilte dies dem Buchhalter mit und versprach, am nächsten Morgen mit dem Rentner Rücksprache zu nehmen.

So sehr Kleeberg auch dem Musiker verpflichtet war, nahm er doch dessen Vorschlag kühl auf. Er äußerte die Ansicht, der Buchhalter hoffe wahrscheinlich, derjenige, welcher die Leitung des Geschäfts übernehme, werde eine Summe einlegen, die auf dem Wege gewagter Spekulationen den Kommerzienrath aus der Klemme ziehen solle. Er sey nicht geneigt, sein Vermögen zu solchen Zwecken herzugeben, wolle aber im Interesse des Musikers sich überzeugen, ob und was man noch retten könne.

Der Buchhalter legte die Bücher vor. Kaum hatte der Rentner von der Bilanz Einsicht genommen, als er sich zur Uebernahme der Geschäftsleitung bereit erklärte. Er verpflichtete sich, die nöthigen Summen zur Befriedigung der dringendsten Gläubiger sofort auf seinen Bankier in der Residenz anzuweisen.

Nicht allein im Comptoir, auch in den oberen Gemächern des Werbing'schen Hauses war eine erfreuliche Veränderung vorgefallen. Die Krankheit des Kommerzienraths war gebrochen, der Arzt hatte erklärt, daß bei aufmerksamer Pflege und ungestörter Ruhe der Kranke wieder genesen werde.

Werbing erholte sich rasch. Er nahm keinen Antheil an seiner Umgebung; selbst als der Arzt ihm eine kurze, geringfügige Dinge betreffende Unterhaltung erlaubte, machte er von dieser Erlaubniß nur selten Gebrauch. Der Krankenwärter, den Hermine mit der Pflege des Vaters beauftragt hatte, war ein schweigsamer, schüchterner Mann, der sein Amt still und ruhig versah. Wenn der Kranke seiner nicht bedurfte, setzte er sich an's Fenster, um schweigend hinauszuschauen, oder zu lesen; er gab dem Reconvalescenten keine Anregung zur Anknüpfung eines Gesprächs. Nachts, wenn der Vater schlief, wachte in der Regel Hermine an seinem Bette; sie ließ es sich nicht nehmen, selbst den Vater zu pflegen, so viel sie das unter den obwaltenden Umständen vermochte. —

Ungefähr vier Wochen waren seit jener Krisis verstrichen, als der Kommerzienrath eines Morgens mit einem Lächeln auf den Lippen erwachte. Ein süßer Traum mußte seine Seele beschäftigt haben; er blickte still vor sich hin und eine ungetrübte Heiterkeit, der Friede eines ruhigen Gewissens, spiegelte sich in seinen Zügen. Endlich fuhr er mit der Hand über die Augen, als wolle er den Eindruck jenes Traumbilds zu verwischen suchen.

„Seit wann sind Sie hier?“ wandte er sich nach einem Augenblick des Nachdenkens zu dem Wärter, der in seiner gewohnten Ecke saß und von seinem Buche nur selten aufblickte.

„Seit dem ersten Tage Ihrer Krankheit, Herr Kommerzienrath,“ erwiderte der Wärter ruhig; „ich glaube, seitdem sind bereits sieben Wochen verstrichen.“

„War in dieser Zeit Niemand hier, der sich nach meinem Befinden erkundigte?“

Der Wärter schloß das Buch. „Freilich,“ entgegnete er; „aber die Namen sind mir entfallen. Dort liegen die Karten derer, die geschickt haben.“ Er zeigte auf das Tischchen, welches am Kopfende des Bettes stand.

Werbing warf die Karten nach kurzem Ueberblick mißmuthig wieder hin. „Geschäftsfreunde und Künstler!“ murmelte er; „Leute, in deren Interesse es liegt, daß ich wieder genese. Nicht einen einzigen finde ich unter ihnen, der aus uneigennütziger Freundschaft Antheil an mir nimmt. Wie schaal ist doch das Leben, nicht werth der Sorgen, die man seinetwegen sich bereitet! — Habt Ihr keine Dame gesehen, die mich besuchen wollte?“

Der Wärter schüttelte den Kopf.

„Also auch sie nicht?“ fuhr Werbing leise fort. „Wenn ich gestorben wäre, würde sie bald hier gewesen seyn, um ihre Hochzeit anzurichten.“ Ein bittres Lächeln glitt über seine bleichen Lippen. „Sie hat sich verrechnet, ihre Hoffnung wird sobald nicht erfüllt werden.“

„Reden Sie von Ihrer Tochter?“ fiel der Wärter ihm in's Wort. „Sie thun ihr Unrecht, das Fräulein war täglich hier, nur ihrer aufopfernden Pflege haben Sie Ihr Leben zu verdanken.“

Die Stirne des Kranken heiterte sich auf, die düsteren Wolken schwanden. „Sie ist stets ein gutes Kind gewesen,“ flüsterte er; „wäre jener Vagabund nicht in's Haus gekommen, so würde sie noch jetzt mein liebes, gutes Kind sein.“

„Bin ich's nicht mehr?“ fragte Hermine, welche, hinter der Thüre des Kabinets versteckt, jedes Wort gehört hatte und jetzt, alle Vorsicht vergessend, die Hand des Vaters stürmisch ergriff, um sie an die Lippen zu drücken. „Zürnst Du mir noch immer, daß ich dem Manne folgte, an dessen Seite all mein Lebensglück blüht?“

Der Kommerzienrath schwieg. Die Tage ruhigen Nachdenkens hatten in seiner Seele über manche Thorheit, manches begangene Unrecht bittere Reue wachgerufen, aber von seinen Vorurtheilen konnte er sich noch immer nicht ganz trennen. Wenn auch sein Groll gegen Hermine geschwunden war, mit dem Gedanken, den Musiker, einen Menschen ohne Namen und Vermögen, als Schwiegersohn anerkennen zu sollen, konnte er sich nicht vertraut machen. Er drückte die Tochter an sein Herz und bat sie, ihn nicht wieder zu verlassen.

Der Buchhalter war schon seit einigen Wochen täglich gekommen, um über das Geschäft Bericht zu erstatten, aber bisher mit der Bemerkung abgewiesen worden, der Kommerzienrath fühle sich noch zu schwach, die Leitung des Geschäfts wieder zu übernehmen. Heute befahl Werbing, den alten Mann vorzulassen. Er fürchtete die Mittheilungen des Buchhalters; kannte er auch das Unglück mit all seinen Einzelnheiten nicht, welches sein Firma bedroht hatte, so wußte er doch, daß durch seine Verschwendung der Geschäftsfond sehr geschwächt war, und es einer starken Hand bedurfte, das Steuer zu führen, wenn die Stürme hereinbrachen.

Mit schonender Vorsicht berichtete der Buchhalter seinem Prinzipal die jüngsten Ereignisse, und oft hob ein Seufzer bitterer Selbstanklage die Brust des Kranken, als er vernahm, wie nahe die Schande seinem Namen gestanden hatte. Der treue Diener, das Verhältniß Leberechts zu dem Commerzienrath kennend, zog vor den Namen des Musikers nicht zu nennen, doch konnte er nicht unterlassen, die Uneigennützigkeit des „Freundes in der Noth“ lobend zu erwähnen.

„Sobald Herr Kleeberg die Leitung des Geschäfts übernahm, schwiegen die böswilligen Gerüchte,“ schloß der Alte seinen Bericht. „Kleeberg gab den dringendsten Gläubigern Wechsel auf sein Bankhaus, versprach den Anderen volle Zahlung, sobald die ausstehenden Kapitalien flüssig gemacht seien, und leitete sofort neue Verbindungen ein, welche weit größere Vortheile boten, als die abgebrochenen. Das Vertrauen kehrte rasch zurück, der Cours unsrer Actien stieg; um das Vertrauen zu befestigen, brachten wir unsern ganzen Vorrath auf den Markt, zu nicht geringem Erstaunen unserer Freunde und Feinde, die nicht vermuthet hatten, daß wir über solche Summen noch verfügen konnten.“

„So ist heute Alles wieder in Ordnung?“ fragte Werbing, erleichtert aufathmend.

„Vollständig,“ fuhr der Buchhalter fort; „wir stehen nahezu wieder so fest wie zuvor.“

„Wer ist jener Freund, der uns den Rentner zuführte?“

Der alte Mann blickte seinem Prinzipal fest in's Auge. „Der Concertmeister und Musiklehrer am hiesigen Conservatorium, Leberecht,“ entgegnete er. „Seinem uneigennützigen Beistande allein verdanken wir unsre Ehrenrettung.“

„Ein Verwandter des Kneipenfiedlers?“ fragte der Commerzienrath mit eisiger Kälte.

„Ich habe nie einen Fiedler dieses Namens gekannt,“ sagte der Buchhalter, der seine Entrüstung kaum verhehlen konnte. „Daß seinem Talent die schuldige Anerkennung versagt wurde und er in den Kneipen spielen mußte, um das trockene Brod zu verdienen, gereicht ihm nicht zur Schande. Heute ist er der Liebling des Publikums, Mitglied des Orchesters und Musiklehrer am Conservatorium, von Allen hoch geschätzt wegen seines Talents und seines edlen Charakters.“

Werbing blickte schweigend auf die seidne Bettdecke, er fühlte den Vorwurf, der in den Worten des alten Mannes lag, dennoch wollte er die Uneigennützigkeit Leberechts nicht anerkennen. Das Gefühl, jenem Manne verpflichtet zu sein, war für ihn drückend und peinlich. Er äußerte das Verlangen mit dem Rentner zu reden, und der Buchhalter entfernte sich, um diesem den Wunsch des Bankiers mitzutheilen.

Wenige Minuten später trat Kleeberg ein. Die Unterredung währte über eine Stunde. Ein vielsagendes Lächeln umspielte die Lippen des Rentners, als er in das Comptoir zurückkehrte. Er schrieb rasch einige Zeilen nieder, adressirte sie an den Concertmeister Leberecht und gab dem Bankdiener den Auftrag, das Billet sofort an seine Adresse zu befördern. Gleich darauf übertrug der alte Herr die Leitung des Bankgeschäfts dem Buchhalter, mit dem Bemerken, der Commerzienrath habe erklärt, sich von jetzt ab wieder seinem Geschäfte widmen zu wollen. — — — —

Kuno betrat an diesem Tage zum letzten Male die Bretter eines Provinzial-Theaters. Durch Vermittlung seines Vaters, welcher den Intendanten des Hoftheaters persönlich kannte, war ihm von Seiten der Direktion des königlichen Schauspielhauses ein ehrenvolles Engagement angeboten worden; er hatte kein Bedenken getragen, dieses Anerbieten anzunehmen. Der Direktor des Stadttheaters wollte anfangs in die Aufhebung des Kontraktes nicht willigen, aber die Summe, welche der Rentner ihm zur Entschädigung bot, beseitigte seine Bedenken bald.

Die Abreise zur Residenz war auf den nächsten Morgen festgesetzt; aus Gefälligkeit für den Direktor hatte Kuno noch

einmal die Rolle des „Shylock" übernommen und neuen Triumph durch sie geerntet. — Er fand bei seiner Heimkehr seine Familie um die dampfende Punschbowle versammelt. Auch Leberecht hatte sich eingefunden, sein düsterer Ernst war einer ungetrübten, fast ausgelassenen Heiterkeit gewichen. „Das Brautpaar soll leben!" sagte der Rentner, indem er das Glas erhob.

Kuno blickte überrascht den Freund an, der lächelnd ihm die Hand reichte. „Deinem Vater hab' ich's zu verdanken," sagte er; „er hat heute Morgen ein gutes Wort für mich eingelegt. Werbing ließ mich nach seiner Unterredung mit Deinem Vater rufen, und benahm sich mit feinem Takt. Er erklärte dem brod- und heimathlosen Künstler habe er die Hand seiner Tochter versagen müssen, heute aber sey die Sachlage eine andere, ich habe als Professor am Conservatorium eine unabhängige Stellung und Zutritt in die höchsten Kreise der Gesellschaft. Außerdem sey er mir zu großem Danke verpflichtet. Wenn ich daher meine Werbung um die Hand seiner Tochter erneuen wolle, so glaube er, mir die besten Hoffnungen machen zu können. Hermine hatte hinter der Thüre eines anstoßenden Zimmers gelauscht; als ihr Vater schwieg, trat sie ein, — — na, die Schlußscene, den Segen des Vaters und die Freude des Brautpaars, findest Du in jedem Roman ausführlich beschrieben."

„So hat also Alles sich besser gefügt, wie wir erwarten konnten!" hob Kuno an. „Die Ereignisse der jüngsten Zeit haben uns gelehrt, daß das Schicksal oft hinter einer düsteren Miene ein heiteres Lächeln verbirgt; wir müssen uns nur gedulden, bis die Wolken geflohen sind!"

„Das Schicksal?" erwiderte Leberecht. „Fort mit der trostlosen Lehre des Fatalismus! Wenn Du den Ursachen der jüngsten Ereignisse auf den Grund gehest, wirst Du finden, daß Jeder seines Glückes eigner Schmied ist!"

Sociale Lebensbilder aus Polen.

Von Ella v. Weiß.

(Schluß.)

Eines Tages kam ein Vetter des Grafen S. in Ostrowski zum Besuch an, und er und seine Gemahlin hatten sich kaum gesetzt, als noch ein anderes Paar anlangte. Alle schienen mit einander im freundlichsten Einvernehmen. Am Abend spielte einer der Herren Karten mit den beiden Damen und einer dritten, welche gerade in Ostrowski anwesend war, und Gräfin S. machte mich auf die Spieler aufmerksam und fragte: „Ist es nicht merkwürdig, meinen Vetter Alexander mit seinen drei Frauen Whist spielen zu sehen?" — „Wie?" rief ich; „mit seinen drei Frauen? Bah, Sie spaßen?" — „Keineswegs," versetzte sie; „das ist hier zu Lande eine sehr gewöhnliche Sache. Alexander lebt nun in der dritten Ehe und bedauert sehr, daß er sich von seiner ersten Frau hat scheiden lassen, die er doch am meisten geliebt; aber sie hat sich inzwischen auch wieder verheirathet. Sie stehen jedoch alle auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander. Sie werden überhaupt," fuhr Gräfin S. fort, „beinahe im ganzen Lande kaum eine Person finden, die nicht mehr als einmal verheirathet war. Die Russen machen uns die Leichtfertigkeit unserer Ehescheidungen zum Vorwurf, denn sie verheirathen sich auf Lebenszeit, wir nur auf so lange als es uns gefällt. Das ist weit bequemer, und es ist besser, ein Ehepaar trennt sich, als daß es wie Hund und Katze zusammen lebt."

Diese Ansichten erschienen mir höchst wunderlich, allein ich fand sie im ganzen Lande verbreitet und in praktischer Gültigkeit.

An einem bitter kalten Tag, wo der Anblick der äußern Natur schon hinreichte Einem einen Frostschauer zu verursachen, saßen Fräulein Müller und ich im Zimmer beisammen und machten künstliche Blumen aus Papier; Anna, welche selbst der stärksten Kälte trotzte, war mit ihrem Vater im Schlitten weggefahren. Wie wir so am Fenster saßen, sahen wir einen sechsspännigen Schlitten die Allee heraufkommen, und fragten uns gerade verwundert, wer denn dieser muthige Gast seyn möge, als man die schöne Gräfin Z., unsre nächste Nachbarin, ankündigte. Bei ihrem Eintritt sagte sie hastig zur Gräfin S.: „Ich bin pressirt, kann mich nur einen Augenblick aufhalten und habe Ihnen etwas wichtiges zu melden: mein Gatte beabsichtigt um Ihre Tochter anzuhalten; er ist ein ganz vortrefflicher Mensch, und darum bitte ich Sie, nicht aus irgend einer zartsinnigen Rücksicht auf mich dieser beabsichtigten Verbindung ein Hinderniß in den Weg zu legen. Ich habe mich bereits von ihm scheiden lassen und bin im Begriff mich wieder zu verheirathen. Ich reise noch heute Abend nach Warschau. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin!" Damit verschwand sie ebenso schnell als sie gekommen war. Ich gestehe, wenn der Blitz dicht vor meinen Füßen eingeschlagen hätte, so könnte ich nicht überraschter und verblüffter gewesen seyn. Fräulein Müller und ich waren aufgestanden, um das Zimmer zu verlassen, hatten aber noch nicht die Thüre erreicht, so war die ganze Mittheilung schon gemacht. Gräfin S. bat uns dazubleiben, und machte, als ihre Freundin wieder weggegangen war, nur die kurze Bemerkung, Graf Z. sey zu alt für Anna; er habe zwar ein großes Vermögen, aber die Gräfin S. und ihr Gemahl haben sich schon einen andern Schwiegersohn ausgesucht, und diesem ihr Wort gegeben. Die Mittheilung der Gräfin Z. schien ihr weder nach Form noch dem Inhalte nach überraschend oder verletzend zu seyn. Ja, am andern Tag kam der Graf Z. sogar persönlich, um in bester Form um Anna anzuhalten, erhielt aber einen Korb, da Anna's Ansichten mit denjenigen ihrer Eltern übereinstimmten.

Als wir gegen Abend in den Salon traten, sah ich in demselben ein Individuum von solch donquixotischem Aussehen auf- und abgehen, daß ich anfangs wähnte, eines der Mitglieder unsers Liebhabertheaters wolle hier sein Kostüm probiren und sich der Wirkung desselben versichern. Er war groß, hager, dunkel, in einen weiten schwarzen Sammtrock gekleidet, welcher vorne eine ebenso weite Weste von hellblauem Kaschmir und großen Perlen statt der Knöpfe sehen ließ; seine Beine steckten in hohen, bis über das Knie reichenden Stiefeln, und

in der Hand trug er einen Hut mit einem reichen Federschmuck, welche eine Agraffe mit einer riesigen Perle hielt. Seine Frau (von Geburt eine Polin) und seine Tochter folgten ihm bald. Dieser Herr war ein russischer Bojar von armenischer Abkunft, welcher ebenfalls zum Besuche nach Ostrowski gekommen war. Die beiden ersten Tage seines Aufenthalts hindurch war er nicht sichtbar und entschuldigte sich bei der Gräfin hierüber damit, daß jetzt die Fasten in der griechischen Kirche begonnen hätten, und daß er beim Fasten stets viel zu sehr verstimmt sey, um in Gesellschaft erscheinen zu können. Einer der Diener, welcher nichts von den Fasten des Bojaren wußte, brachte ihm Morgens das Frühstück in sein Zimmer, als er gerade seine reich mit Juwelen besetzte Uhr in der Hand hatte. Als er dieser Versuchung ansichtig wurde, rief er: „Packe Dich augenblicklich aus dem Zimmer; es ist erst acht Uhr, und ich darf nichts genießen bis heute Abend acht Uhr; führe mich nicht in Versuchung!" Damit schleuderte er voll Ingrimm seine kostbare Uhr an den Boden, und der erschrockene Diener flüchtete sich behend, weil er wähnte, der Bojar habe die Uhr nach ihm geschleudert.

Nachdem die Fasten vorüber waren, kam der Bojar aus seinem Versteck hervor; seine Frau und Tochter setzten nun ihre Reise nach der Grenze fort, denn sie wollten den Winter in Italien zubringen. Es war ein merkwürdiger Anblick, wie der Bojar ihnen beim Abschied feierlich seinen Segen ertheilte, wie die Patriarchen des Alterthums ihren Söhnen, obschon der Herr Bojar nichts weniger als ein Patriarch, sondern ein höchst unbedeutender geckenhafter Mensch war, welcher ärger als ein Frauenzimmer von seinen Kleidern, Diamanten und Perlen sprach.

Graf de Vermont hat endlich einen Schwiegersohn gefunden: einen reichen Polen, der sehr für die Franzosen begeistert und von des Grafen Vorliebe für Polen ganz bezaubert ist. Die Beiden waren schon seit einiger Zeit ganz unzertrennlich gewesen; Herr v. Vermont ließ ihn nun eines Tages eines der Miniatur-Portraits seiner Töchter sehen, welche er immer sehr augenfällig auf seinem Schreibtische aufgestellt hatte, nachdem er ermittelt, daß sein junger Freund für Brünetten schwärme; als sie nämlich auf des Grafen Zimmer eine Cigarre mit einander rauchten, bemerkte der Pole das aufgestellte Portrait und der Graf erging sich nun mit tiefer Gemüthsbewegung in der Schilderung der Eigenschaften seiner geliebten Tochter. Als Gräfin S. diesen Umstand erfuhr, zollte auch sie der Grazie, den Talenten und der Liebenswürdigkeit Henriettens das beredteste Lob, und der Pole, aus Furcht solch einen Schatz zu verlieren, hielt sogleich um Henriettens Hand an, und brennt jetzt vor Begierde, sogleich nach Paris zu reisen. Graf Vermont ist nun seelenvergnügt darüber, denn die Einwilligung seiner Tochter kommt hier gar nicht in Frage; er begleitet seinen künftigen Schwiegersohn nach Frankreich, da die Hochzeit in Kürze stattfinden soll. Die Abreise soll alsbald erfolgen, wenn der junge Mann seinen Paß erhalten hat, was hier zu Lande große Schwierigkeiten hat, und nicht ohne Grund, denn mich dünkt, in jedem Polen steckt ein Stück von einem Verschwörer, und namentlich dem Adel ist hierin am wenigsten zu trauen. In jedem Passe wird der Tag der Abreise genau bezeichnet; kann jemand an diesem Tage nicht abreisen, so muß er noch drei Wochen länger bleiben und seinen Paß noch einmal vorlegen, damit das Datum berichtigt werden kann. Um nun dem jungen polnischen Verlobten seinen Paß zu verschaffen und die betreffenden Beamten zur Eile anzuspornen, sind schon — wer weiß wie viele Kosacken abgeschickt worden. Die Kuriere und Staffetten sind hier nämlich lauter Kosacken, immer zu Pferde und schier so wild aussehend wie die zottigen Pferde, welche sie reiten. Einer von ihnen reitet gewöhnlich dem Wagen voran. Sommers tragen sie eine graue Kleidung mit einer breiten rothen Schärpe um den Leib, im Winter tragen sie darüber den Schafpelz. Da wir in ziemlicher Entfernung von einem städtischen Postamte wohnen, so ist immer der Kosack hin oder her unterwegs. Manchmal, wenn der Diener uns unsere Briefe bringt, müssen wir hören, der Kosack hat seine Ohren oder die Nase erfroren; aber man macht von einem solchen Unglücksfall nicht viel Aufhebens.

Unter den Gästen, die nach Ostrowski zum Besuche kamen, ist auch ein polnischer Fürst von unermeßlichem Vermögen aber dem schmutzigsten Geize. Wäre er nicht der Gast des Grafen S., so würde man glauben, ein Bettler habe sich in diese glänzende Gesellschaft eingeschlichen. Sein Rock hängt ihm am Leibe, als wär' er auf dem Trödelmarkte gekauft, und seine zerlumpte Leibwäsche ist von einer mehr als zweifelhaften Farbe. Bürsten, Saife und Wasser scheinen ihm ganz unbekannt zu sein; seine Frau soll er zu Tode gehungert haben. Um keine Haushaltung führen zu müssen, verbringt er sein ganzes Dasein auf Besuchen, kommt zu Fuße an und macht sich Kärrnerwagen und Schlitten zu nutze, um die Reise gratis zu machen. Gepäcke bringt er nicht mit sich, was zu sehr unangenehmen Folgen führt, so daß z. B. Gräfin S. ihren Gemahl bat, den Fürsten während seines Aufenthalts mit Leibwäsche, namentlich Taschentüchern, zu versehen. Jeden Tag muß ein Herr sich dazu verstehen, neben ihm am Tische zu sitzen, was kein geringes Opfer ist; er ist eine wahre Landplage, läßt sich nicht abtreiben und will keinerlei Winke verstehen, daß man seiner Anwesenheit überdrüssig sey. Graf S. hat ihm schon zu wiederholten Malen mitgetheilt, daß andere Bekannte seinen Besuch begierig erwarten, denn auf diese Weise schickt man ihn von einem Haus zum andern; allein er scheint sich in Ostrowski sehr behaglich zu fühlen und macht keine Miene, dieses Quartier sobald zu verlassen. —

Wir sind noch immer mitten in unserm Liebhabertheater und begehen die letzte Vorstellung vor Herrn v. Vermonts Abreise. Es ist wunderbar, wo man nur alle die Gäste unterbringen und logiren kann, welche hieher kommen. Zahlreiche Familien treffen unerwartet und ungeladen ein, um der Aufführung anzuwohnen, welche nahezu fehlgeschlagen wäre in Folge der Abwesenheit mehrerer Damen, die ihre Mitwirkung zugesagt, dann aber Entschuldigungen eingesandt hatten. Die im Stillen wühlende sogenannte patriotische Partei scheint ihnen verboten zu haben, jetzt wo das Land in einem Zustande po-

litischer Agitation sich befindet, an irgend einer derartigen Zerstreuung theilzunehmen. Derartige Einschüchterungen und Drohungen kamen schon damals vor, und sind durchaus keine müssige Erfindung.

Eines Tages bemerkte ich beim Eintritt in den Salon, daß zu der Familien-Gallerie ein neues Bild hinzugekommen war; neben dem Vater der Gräfin S., der als Adelsmarschall des Gouvernements in großer Uniform abgemalt ist, hängt nämlich seine Gemahlin; aber an diesem Morgen nahm ich wahr, daß man auf die andre Seite noch ein Portrait von einer sehr stattlich aussehenden Dame aufgehängt hatte; und die Gräfin erwiderte mir nun auf mein Befragen, dieß sei die erste Gemahlin ihres Vaters, die sie nun zu einem Besuch erwarte. Sie erzählte mir: zu ihres Vaters Lebzeiten sey diese Dame mit ihrem zweiten Gatten häufig auf längere Zeit nach Ostrowski zum Besuche gekommen, und ihr Vater habe dann jedes Mal ihr Portrait neben dem seinigen aufgehängt, so daß man ihr dieß noch jetzt bei jedem Besuch zu Gefallen thue. Derartige sociale Zustände sind nur in Polen möglich und den gebildeten Personen anderer Nationen ganz unverständlich. —

Als es gegen Ostern ging, wurden wir eingeladen, einige Wochen bei einer Familie in preussisch Polen zuzubringen und folgten dieser Einladung. Die Witterung war nun etwas milder, aber die Schlittenbahn noch immer sehr gut, und wir kamen daher rasch vom Flecke und waren schon am Abend des zweiten Tages angesichts des Schlosses Y. Der Unterschied zwischen hier und Russisch-Polen fiel mir bald auf. Als wir durch das Dorf fuhren, bemerkten wir eine Freischule; auch waren die Bauern durchgehends weit besser gekleidet als in der Umgegend von Ostrowski, wo sie noch so sehr mißhandelt wurden wie zu den Zeiten der Leibeigenschaft, und wo die adeligen Grundherren sich noch so viel gegen ihre Lehensleute erlauben dürfen. Die Einfahrt in das Schloß war nichts weniger als prächtig, sondern führte durch einen von halbverfallenen Stallungen umgebenen Bauernhof, auf welchem sich so viel Geflügel herumtrieb, daß unser Kutscher große Vorsicht an den Tag legen mußte, um nicht ein halbes Dutzend Gänse zu Tode zu fahren. Ein Rasenplatz diente zum Uebergang von dem Bauernhof zu dem Schlosse, welches in der That ein wahrer Prachtbau war. Unmittelbar nach der Ankunft wurde uns heiße Suppe servirt und wir dann nach unseren Zimmern geführt, wo wir eine ebenso behagliche als elegante Einrichtung fanden. Der ganze Hausstand schien überhaupt wohlgeordnet zu sein, und die Familie war sehr angenehm. Am Abend hatten wir treffliche Musik. Am andern Morgen gingen Anna und ich nach dem gegenüberliegenden Flügel, um dort das Zimmer ihrer Mutter aufzusuchen, und verirrten uns förmlich in den Gängen des Schlosses. Als wir durch einen schmalen Korridor kamen, drang uns aus einer Thüre ein fürchterliches Jammergeschrei entgegen. Wir blieben stehen und wußten nicht was wir davon denken sollten; da bemerkten wir eine Dienerin, welche eben wegging. Anna lief ihr nach, um diese nach der Ursache des Geschreis zu fragen, kam aber sogleich mit einem lauten Gelächter zurück und erklärte mir, das was uns so sehr erschreckt habe, sei von gar keiner Bedeutung, nur ein ganz volksthümlicher Brauch, welcher mich allerdings auf das höchste befremdete. An einem besondren Tag der Woche pflegte nämlich die Dame vom Hause als Morgengruß der gesammten Dienerschaft höchst eigenhändig einen Denkzettel anzuhängen. Sie war daher zu diesem Behufe mit einer Peitsche in der Hand in das Zimmer getreten, wo ihre Stuben- und Kammermädchen, Nähterinnen, Plätterinnen und sonstige Arbeiterinnen und Mägde versammelt waren, und hatte sie alle ohne Unterschied und Ansehen der Person tüchtig durchgehauen, nachdem sie zuvor ihren beiden Nichten ein ähnliches Frühstück verabreicht, welches diese halb lachend halb weinend hingenommen hatten.

Am Ostersonntag fand ein sogen. Bénit statt; es wurden nämlich im Speisezimmer rund herum Tische mit kaltem Fleisch, Kuchen, Obst, Eingemachtem &c. aufgestellt, und als Alles hergerichtet war, kam der Priester und segnete es ein. Diese Tische blieben drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend aufgestellt und alle Ankömmlinge wurden eingeladen, sich daran gütlich zu thun, und während dieser drei Tage gab es keine regelmäßigen Mahlzeiten auf dem Schlosse. Dieser Brauch ist allgemein, und selbst die Armen haben ihr Bénit, d. h. sie halten drei Tage lang sozusagen offenes Haus. Aus dieser Gelegenheit pflegte eine Dame welche drei Söhne mit sehr gesegnetem Appetit hat, dieselben in diesen Tagen von einem Bénit zum andern zu führen mit der Weisung, sich dabei auf acht Tage vollzuessen. Ich sah diese drei armen Jungen, denen einmal ein sehr großes Vermögen zufallen wird, bei ihrer Ankunft auf dem Schlosse Y., und erschrack über ihr halbverhungertes Aussehen. Dieselbe Dame welche ein nahezu unermeßliches Vermögen besitzt, pflegte ihre Söhne, so oft sie mit ihrer Equipage durch ihre Wälder fuhr, dazu anzuweisen, daß sie alles dürre Holz auflasen, und die Jungen durften nicht wagen zu der Equipage zurückzukehren, ehe sie alles Leseholz beseitigt hatten; dann setzte sich der eine zur Mama in den Wagen, der andre zum Kutscher auf den Bock, der Dritte auf den Bedientensitz hinten, und jeder hielt sein umfangreiches Bündel Reiser aus Leibeskräften fest; und so sah man sie in der Equipage dahin fahren zu großem Nachtheil und Gefahr anderer, ihnen begegnender Reisenden, wenn der Weg schmal war. In diesem Aufzuge kamen Mutter und Söhne auf dem Schlosse Y. an, um an dem Bénit theilzunehmen, dem sie gewohntermaßen große Ehre anthaten. — Solche Züge von schmutzigem Geiz sind unter den Polen gar nichts seltenes, und berühren sich mit dem andern Extrem, der tollsten und unsinnigsten Verschwendung; liefern aber den augenfälligsten Beweis, wie wenig im Allgemeinen eine gründliche und harmonische Bildung des Geistes und Herzens unter diesem sanguinischen und leichtfertigen Volke verbreitet ist.

Am Ostermontag erwartete mich eine andre Ueberraschung: Gräfin Y., ihre Nichten, Anna, Fräulein Müller und ich waren in dem kleinen Salon, wo wir uns oft vor dem Frühstück versammelten. Sophie und Catharine zeigten uns einige Porzellanteller, die sie mit großem Geschmack gemalt hatten; der Gegenstand des einen Gemäldes war das Mährchen von

den sieben Raben, das uns Fräulein Müller gerade erzählen wollte, als die Thüre plötzlich aufgerissen ward und eine Anzahl junger Männer, an ihrer Spitze Ernst Y., eintraten, und nun mit Wassergläsern, Riechfläschchen, Flacons voll Eau de Cologne ꝛc. auf Anna und ihre Gefährtinnen loszuspritzen begannen, daß diese bald aussahen, als ob sie in ihren eleganten Morgentoiletten ein Bad genommen hätten. Dieser Brauch, dessen Ursprung mir niemand erklären konnte, kam mir beinahe ebenso sonderbar vor, wie der vorerwähnte. Anna und die anderen jungen polnischen Damen schienen ob dieser Ueberschwemmung auch keineswegs beleidigt, sondern nahmen die Sache sehr von der lustigen Seite auf. Die armen Mägde aber husteten noch eine ganze Woche nachher, denn sie waren mit großen Krügen voll kalten Wassers begossen worden.

Ich bemerkte, daß nach jeder Mahlzeit die Herren der Gräfin Y. die Hand küßten, wenn sie vom Tische aufstanden, und daß jede Dame sich vor ihr verneigte. Auch die Kinder pflegen ihren Eltern nach jeder Mahlzeit die Hand zu küssen.

Einige Tage später fand eine große Festlichkeit zu Ehren irgend eines großen Sieges oder sonstigen wichtigen Ereignisses in der polnischen Geschichte statt, und nach der Mahlzeit machte ein ungeheurer Pokal die Runde um den ganzen Tisch. Die Herren wetteiferten mit einander, denselben auszutrinken und zwar sogar mehr als einmal. Es war erstaunlich was für eine Menge Wein sie vertilgen konnten, denn der Pokal enthielt mehr als den Inhalt einer Champagner-Flasche. Den Tag hindurch wurden die Bauern, welche unter der Führung ihres Schulzen auf das Schloß kamen, mit Branntwein bewirthet. Ich hörte den Grafen Y. einem andern Herrn erzählen, er habe vor einigen Jahren eben diesen Schulzen in einer Woche dreimal prügeln lassen, aber er müsse trotzdem gegen den Kerl noch sehr höflich sein. Die preussische Regierung ist mit diesem System der Bedrückung der Bauern nicht einverstanden und tritt demselben auf dem Wege des Gesetzes wie der Verwaltung stets entgegen; aber trotzdem behandeln viele Grundherren ihre Bauern noch wie Leibeigene. Einige Tage darauf war das Essen nicht ganz gut gekocht, und Graf Y. schickte nach dem Koch, aber der Diener kam unverrichteter Dinge zurück mit der Meldung, der Koch sey nirgends zu finden; und als jemand hierüber sein Erstaunen ausdrückte, äußerte die Gräfin Y.: „Er hat sich wahrscheinlich aus Furcht vor Schlägen versteckt wie das letzte Mal, wo er auch durchgepeitscht wurde, weil das Essen nicht nach unserem Geschmack war!“

Ich vergaß früher etwas über die in Polen üblichen Bräuche und Feierlichkeiten an Weihnachten zu sagen, welche in dem ganzen alten Kongreß-Polen allenthalben die gleichen sind. Am Weihnachts-Abend tischt man zum Mittags- wie zum Abendbrod eine Anzahl Gerichte auf, bei deren meisten der Mohnsamen ein Haupt-Ingrediens ist; jedermann im Hause oder auf dem Gute muß von der ganzen Anzahl Gerichte essen, deren es zuweilen zwanzig sind. Wird das Mittagsmahl aufgetragen, so nimmt die Frau vom Hause ein hartgesottenes Ei, schneidet es in eben so viele Theile, als Personen im Zimmer sind, macht dann die Runde um den Tisch und verkostet es mit jedem der anwesenden Gäste. Der Herr vom Hause nimmt dann eine Art dünnem Fladen von süßem Teig und theilt ihnen ebenso unter die Gäste aus, und ihm folgt der Geistliche, welcher dieselbe Ceremonie begeht. Bei dieser Mahlzeit wird kein Fleisch servirt, denn es ist Fasttag; die aufgetragenen Speisen sind lauter National-Gerichte, und zum größten Theil entweder sauer oder fade und gar nicht nach meinem Geschmack, namentlich die Mehlspeisen, obschon ich außerdem der polnischen Küche, namentlich was Braten und Fleischspeisen anlangt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß.

Häufig kamen junge Bauern in ihrem Sonntagsputz auf's Schloß, um die Erlaubniß zum Heirathen nachzusuchen. Der Hochzeit wohnt manchmal die Gräfin Y. an, wobei ich beobachtete, daß, wenn Braut und Bräutigam vor dem Altar knieen, sie zu ihnen hintritt und jedem einen kleinen Kranz von Laubwerk, so klein daß er kaum für eine gewöhnliche Puppe passen würde, auf den Kopf legt. Der Hochzeitsputz der Braut besteht aus Bändern von allen Farben und Schattirungen, womit sie sich den Kopf umwindet und deren Enden an ihr hinunterhängen. Jemehr sie deren aufzuweisen hat, für desto schöner gilt sie. Hiezu fügt sie noch eine Menge Blumen, welche von allen Klassen und Ständen getragen werden, und zwar bei den Vornehmeren nicht blos zur Balltoilette und in Soireen, sondern selbst zur Mittags- und Morgentoilette. Meine Nachbarin beim Frühstück, — man nannte sie nur die Gräfin Maria, — erschien oft am Morgen schon so mit Blumen coiffirt, als ob sie auf einen Ball gehen wollte; sie ist ziemlich hübsch und hätte einen Herrn heirathen sollen, welchen sie im vorigen Jahre hier kennen gelernt hatte; als derselbe jedoch bei ihren Eltern um sie anhielt, bekam er auf ihr Anstiften einen Korb, weil sie sich inzwischen eines Andern besonnen hatte. Der Verlobte war ganz wüthend darüber daß man ihn so zum Besten gehalten hatte, wie er wähnte, und schwur jeden todtzuschießen, der um die Hand seiner wankelmüthigen Verlobten anzuhalten wage, worauf sich sein Nebenbuhler zurückzog und seither noch kein andrer Bewunderer der jungen Comtesse ernstliche Absichten zu zeigen gewagt hat, weil man dem verschmähten Bräutigam Leidenschaftlichkeit und Energie genug zutraut, sein Wort zu halten. Es machte jemand in meiner Gegenwart die Bemerkung: der armen Gräfin Marinka bleibe nun nichts anderes übrig, als ins Ausland zu gehen, wenn sie einen Mann finden wolle.

Ich habe auf dem Schlosse Y. die Wahrnehmung gemacht, daß der polnische Adel im Posenschen einen tiefen gründlichen Haß gegen die preussische Regierung, das preussische Volk und gegen das Deutschthum im Allgemeinen hegt. Da man mich für eine Französin hielt, so that man sich in diesem Stück keinen Zwang an, äußerte seinen Haß ganz frei, und verhehlte auch gar nicht, daß man den gemeinen Mann in diesem Sinne bearbeite. Einige preussische Offiziere aus einer benachbarten Garnisonsstadt kamen eines Tags zum Besuch nach dem Schlosse Y. Wir saßen gerade beim Gabelfrühstück, und als die Herren in das Zimmer traten, verließen sogleich alle Anwesende mit Ausnahme des Grafen Y. das Zimmer, so

daß die Besucher, als sie eine solche Aufnahme fanden, sich so schnell wie möglich entfernten. Graf Y. erzählte einmal als einen guten Witz, er habe kurze Zeit vorher Besuch von einer Gesellschaft Offiziere erhalten, und das Wetter sey so schauderhaft geworden, daß die Herren nicht wieder wegfahren konnten; er habe sie daher in ein Zimmer ohne Ofen führen und ihnen einen Imbiß von lauter eiskalten Speisen auftragen lassen, zur großen Enttäuschung der Gäste wider Willen, welche halb verhungert und erfroren waren. Nach diesem Vorschmack von der Gastlichkeit, die sie hier finden würden, zogen die Offiziere vor, lieber am späten Abend und im wildesten Schneegestöber noch heimzufahren, als sich solche absichtliche Kränkungen gefallen zu lassen.

Unsre Rückkehr nach Ostrowski ward endlich entschieden, und als wir schon im Begriff waren, in den Wagen zu steigen, fiel die Gräfin Y., nachdem sie ihre ganze Beredtsamkeit vergebens verschwendet hatte um die Familie S. noch zu längerem Bleiben zu bewegen, sogar angesichts der Reisewägen vor der Gräfin S. auf die Kniee nieder und bat sie dazubleiben. Ich glaubte anfangs, die Gräfin Y. sey plötzlich unwohl geworden, denn ich ließ mir eine solch theatralische Demonstration nicht träumen, gegen welche natürlich auch kein Widerstreben möglich war; weßhalb denn auch unsre Abreise nach Ostrowski noch um eine weitere Woche aufgeschoben wurde.

Wie meine Tante einen Schrecken bekam.

Novellette.

Am 31. December 185— gegen fünf Uhr Abends stürzte Herr Dr. Reißer in sein Privatkabinet in der Behrenstraße in Berlin mit einer Schachtel in der Hand, setzte sich in größter Eile an seinen Schreibtisch, schraubte die Gasflamme höher, und warf hastig die nachstehenden Zeilen auf das Papier:

„Mein Fräulein!

„Es gereicht mir zum großen Vergnügen, daß ich im Stande gewesen bin, Ihnen mein Versprechen zu erfüllen und Ihnen hiebei das Gewünschte zu übersenden. Den Betrag habe ich der Kürze wegen mit Ihrer gütigen Erlaubniß per Postvorschuß erhoben. Mich Ihrem ferneren schätzbaren Wohlwollen empfohlen haltend, zeichne hochachtungsvoll

Dr. Alphons Reißer.“

Dieses Billet wickelte er um die Schachtel, band darüber ein starkes Packpapier und adressirte es an „Fräulein Selinde Pempelfort, bei Herrn Superintendent Pempelfort in Grabenhagen, Reg. Bez. M., Inhalt Goldwaaren, Nachnahme 42 Thlr. 7½ Sgr.“ Als er sodann das Paket sorgsam gesiegelt und mit Begleitschein versehen hatte, trug er es selber nach der nächstgelegenen Postexpedition, ließ sich den üblichen Postvorschußschein ausstellen und ging mit diesem in der Tasche in's Wallner-Theater um sich die neueste Posse anzusehen, denn seine Berufsgeschäfte waren für dieses Jahr zu Ende.

Fräulein Selinde Pempelfort aber war meines Papas jüngste Schwester und wohnte bei uns, denn sie war, obschon in mittleren Jahren, und noch unverheirathet, ein freundliches, liebreiches, gutmüthiges, herzliebes Geschöpf, dem jedermann wegen seiner Herzensgüte aufrichtig zugethan war, und welche in ihrem ganzen Kreise von Bekannten niemand mit jenem Vorurtheil belegte, womit die Welt gewöhnlich alte Jungfern verfolgt. Für uns jüngere Familienglieder aber hatte Tante Selinde noch ein besondres Interesse wegen ihrer „romantischen Jugendgeschichte,“ über welcher für uns ein gewisses mystisches Dunkel schwebte, obschon sie sich hernach auf ein sehr einfaches Faktum reducirte. Tante Selinde war in ihren Mädchenjahren sehr hübsch und vielgefeiert gewesen und hätte sicher irgend eine gute Parthie gemacht, wenn sie auf Bälle und in größere gesellige Kreise gekommen wäre. Allein ihr Papa, ebenfalls ein Geistlicher, hielt dieß für sehr unpassend und standeswidrig, und so mußte Selinde sich mit einer großen Schaar schüchterner Anbeter begnügen, die ihr nur Fensterparade und von ferne den Hof machten und gegen welche sie sich sehr gemessen und geringschätzig benahm, so daß sie für ein sehr frostiges herzloses Geschöpf galt, was sie jedoch gar nicht war. Zum Beweis dafür verliebte sie sich nämlich einsmals ganz über Hals und Kopf in einen Predigtamts-Kandidaten Namens Bemme, welcher von der Universität hinweg zu meinem Vater gekommen war, um sich bei diesem auf sein zweites Examen vorzubereiten. Dieser Kandidat Bemme war ein semmelblonder, schlanker, blasser, sanfter Junge mit einem Johannes-Scheitel, schwärmte für Schleiermacher und machte auch Verse, und darunter verschiedene an die gute Tante Selinde. Auch spielte er Klavier und Guitarre, und „weil Musik der Liebe Nahrung“ ist und das Gaststübchen welches er bewohnte, gerade über dem Schlafzimmer der Tante Selinde lag, so konnte es nicht fehlen, daß diese Neigung eine gegenseitige wurde und die beiden jungen Leutchen sich Briefchen schrieben, die an einem Bindfaden außerhalb des Fensters aus einem Stockwerk in das andre wanderten, bis eines Tages der Kandidat aus Schreck darüber, daß jemand ohne anzupochen in seine Stube trat, als er soeben ein Briefchen an der Leine zu Selinden hinunterlassen wollte, die Schnur fallen ließ und diese in die Geranien auf dem Brette vor dem Studierzimmer meines Großvaters fiel und von demselben bemerkt und aufgefangen wurde. Nun war der Liebeshandel mit Einem Mal zu Ende, zum großen Vergnügen meines Vaters, welcher nun dem Kandidaten Bemme keine Repetitorien mehr zu geben brauchte, aber zum großen Aerger meines Großvaters, der einer aus der alten Schule, nämlich ein biederber pensionirter Nachmittagsprediger und sehr schwerhörig war und daher an jenem krankhaften Mißtrauen litt, welches alle Halbtaube auszeichnet. Sobald daher der alte Herr die Adresse des Billets an „Meine angebetete Selinde“ gelesen hatte, setzte er seine lange Pfeife in die Ecke, gürtete seinen Schlafrock fester und stieg mit dem porcus delicti in der Hand die beiden Treppen hinan in des Kandidaten Stübchen, um diesem eine Rede zu halten, welcher es nicht an Beredtsamkeit gefehlt haben mag, und die mit der peremtorischen Aufforderung an den Kan-

didaten ohne Examen schloß, dieses christliche Pfarrhaus ohne Verzug zu verlassen und sich solcher Allotria zu enthalten, welche mit dem ernsten Berufe und heiligen Amte eines Kandidaten der Theologie ganz und gar unverträglich seyen. Ja es soll nicht viel gefehlt haben, so hätte der Großvater den Kandidaten Bemme ohne Weiteres höchst eigenhändig an die Luft gesetzt, wenn nicht meine Mutter, deren weitläufiger Vetter er war, den Großpapa beschwichtigt hätte. Selinde erhielt natürlich auch eine ernste Rüge und mußte sämmtliche Billets und Gedichte Bemme's herausgeben (bis auf eines worin er ihr seine Liebe in einem schwülstigen Sonnett gestanden und das sie sorgfältig versteckt hatte um es ihr Lebenlang zu bewahren). Bemme nahm sich dieses Ereigniß so sehr zu Herzen, daß er wirklich kein Examen machen konnte und Anfälle von Hypochondrie zeigte, in Folge deren er von Hegel und Schleiermacher weit geringer dachte, am Ende Mucker wurde und nach Basel in das Missionshaus ging, um sich zu einem Sendboten des Christenthums unter den Heiden auszubilden, als welcher er später auch wirklich nach Ostindien ging. Tante Selinde betrauerte ihn aufrichtig und gelobte ihm ihre Treue zu bewahren, obschon sie ferner nichts mehr von ihm hörte. Ob es ihr die Männerwelt leicht gemacht hat, dem unvergeßlichen Bemme dieses Gelübde zu halten, oder nicht, darüber weiß ich nichts zu berichten; — nur soviel ist gewiß, daß sie zur Zeit wo meine Geschichte anhebt, noch in dem gesegneten Stande einer unvermählten christlichen Jungfrau war.

Seit jener unglücklichen Jugendliebe waren schon viele Jahre vergangen, mein Großvater längst todt, mein Papa Superintendent in Grabenhagen geworden, meine Schwester und ich schon längst herangewachsen, und Tante Selinde wohnte bei uns im Pfarrhofe. Eines Tages aber ward mein Vater, als er in amtlichen Geschäften nach Berlin gereist war, in dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten von einem würdig aussehenden, sanften und wohlbeleibten Herrn angeredet, in welchem er den ehedem so schlanken Kandidaten Bemme nicht erkannt haben würde, wenn dieser sich ihm nicht selbst zu erkennen gegeben hätte. Bemme erzählte in Kürze: er habe seine Stelle als Missionnar aus Gesundheits-Rücksichten aufgegeben, nachdem er in Indien seine Frau, eine geborene Engländerin, durch den Tod verloren und seinen wohlhabenden Schwiegervater beerbt, und gedenke sich nun dem Minister zur Verfügung zu stellen, und seinen „Lebensabend" im Vaterlande zuzubringen. Er richtete eine Menge Fragen an Papa und schloß endlich: „Und Fräulein Selinde? — ist sie noch ...?" — Und mein Vater sagte: ja, sie sey noch ....., aber Bemme würde wohl am besten thun, sie selber zu besuchen. Dieser Vorschlag schien Bemme sehr einzuleuchten, und er meinte: er müsse gegen Weihnachten hin ohnedem in Geschäften nach Elberfeld und Barmen kommen, und werde dann nicht ermangeln auch einen Abstecher nach Grabenhagen zu machen, und so ward endlich festgesetzt, daß er am Neujahrstage zu uns kommen, bei uns speisen und übernachten solle.

Als mein Vater diese Nachricht mitbrachte, ward Tante Selinde davon furchtbar aufgeregt, und wir bemerkten am andern Morgen, daß sie den häubchenartigen Kopfputz von schwarzen Spitzen, den sie seit Jahren gewöhnlich trug, abgelegt und ihr reiches Haar in einem Knäuel kunstreicher Flechten aufgesteckt hatte. Es war mit Einem Male eine wahre Veränderung über sie gekommen: sie hatte den Strickstrumpf, woran sie für die armen Kinder im Rettungshause gewöhnlich arbeitete, beiseite gelegt, und nähte die eine Hälfte des Tages an seinen Chemisetten und Vorärmeln, während sie sich in der andern Tageshälfte in Novalis Gedichten erbaute. Ich kann nicht sagen, Tantchen Selinde sey eitel gewesen, aber sie hatte eine wunderbare Weise, sich so bescheiden und hübsch, so einfach und reinlich und anziehend zu kleiden, daß sie mit ihrer kleinen zierlichen Gestalt, ihrem feinen rosigen Teint, ihren weißen Zähnen und lebhaften geistvollen Augen noch immer eine sehr gute Figur machte. Von dieser Zeit an schien sie aber von Tag zu Tag lebhafter und freundlicher zu werden, und sie ward uns von Tag zu Tag desto lieber. Eines Tages jedoch — ich erinnere mich noch ganz genau, es war am 16. December, und wir verspeisten soeben eine Rehkeule, womit Baron Storkheim uns beschenkt hatte, — erkrankte Tante Selinde ganz plötzlich schwer. Wir saßen nämlich gerade beim Mittagessen und waren lustig und guter Dinge, als Tante Selinde mit Einem lauten Schrei vom Tische aufsprang, ihr Taschentuch vor den Mund drückte und aus dem Zimmer stürzte. Meine Mutter folgte ihr, und ebenso meine Schwester, welcher jedoch Selindens Zimmerthür vor der Nase zugeschlagen wurde. Als Mama wieder zu uns zurückkam, hatte sie eine leise Unterredung mit Papa, und man erklärte uns nun, Tante Selinde sey sehr unwohl und werde wohl viele Tage das Zimmer hüten müssen. Wir bekamen sie auch in der That nicht zu Gesicht, obschon uns niemand im Hause sagen konnte, von welcher Art ihre Krankheit war, und obwohl wir sogar nie den Arzt zu ihr gehen sahen. Doch mußte es sehr ernst um Tantchen stehen, denn wir bemerkten, daß Mama immer nur die weichsten und gahrsten Bissen Fleisch für Selinde auswählte und ihr klein geschnitten hinübersandte und daß außerdem täglich gewisse Krankenspeisen wie gekochtes Obst, Bouillon, Sago-Pudding und derlei kleine Leckerbissen in Tante Selindens Zimmer getragen wurden. Selbst bei der Weihnachts-Bescherung kam Tantchen nicht zum Vorschein, und es erschien sehr zweifelhaft, ob sie im Stande seyn würde, zur Zeit von Herrn Bemme's Besuch wieder unter die Leute zu gehen, was wir sehr beklagten. —

In der Sylvester-Nacht, nach dem Abend, wo Dr. Reißer sein Paket auf die Post gegeben hatte, lief der Nachtschnellzug von Berlin nach Cöln ungefähr zwei Meilen von B. auf den Schienen dahin. In dem mitfahrenden Postwaggon waren zwei Postbeamte, die ihre warmen Mützen tief über die Ohren heruntergezogen hatten, und sortirten um die Wette Briefe, und einer oder der andere von ihnen drehte sich von Zeit zu Zeit herum und schalt den alten Barner, den Postconducteur, welcher gelegentlich das Fenster öffnete und den Kopf hinausstreckte um zu sehen, wo denn der Zug sich befand, wobei er denn jedes Mal seinen grauen Kopf mit einem Schnauben und

Pusten zurückzog und die Versicherung abgab, es sey eine pechfinstere rabenschwarze Nacht, bei welcher man keinen Hund aus der Thüre jagen sollte. Jetzt war man dicht bei B. und des alten Barner's Briefbeutel und Körbe und Säcke lagen, zur Uebergabe fertig und parat, dicht bei der Thüre auf dem Boden, er aber rieb sich die Hände, stampfte mit den Füßen auf den Boden und pfiff leise vor sich hin. Mit einem langen kreischenden Rutschen und Poltern der gebremsten Räder, einem dumpfen Rollen und einem gellenden Pfiff lief der Zug an der Anlände von B. an, der alte Barner stieß die Schiebethür des fahrenden Postbureaus zurück, und behändigte die Briefbeutel, Säcke und Körbe dem harrenden Postpacker; allein ehe dieser die Sachen in Empfang nahm, sah er Barner mit verstörtem Gesicht und erschrockenen Augen an und sagte mit bebender Stimme: „Saubere Geschichten das, Barner! wer hätte das gedacht, daß so etwas heute Nacht vorkommen könnte?"

„So etwas? na, was gibt es denn? Hat's ein Unglück abgesetzt?" fragte Barner verwundert.

„Ach ne, das nicht — das wäre noch eine Kleinigkeit!" entgegnete der Postpacker; — „ne, etwas viel schlimmeres! der Nachtzug von Cöln her ist beraubt worden!"

„Wie? der Nachtzug beraubt?!" rief Barner; „unmöglich!"

„Ne, nicht unmöglich! ganz so wie ich sage! der Nachtzug ist beraubt worden! der Packwagen ist aufgesperrt, die Briefbeutel und Säcke sind alle aufgeschnitten und zerrissen und die Briefe und Päckereien auf dem Boden herumgestreut worden — habe es mit meinen eigenen Augen gesehen! — Hat man jemals so etwas erlebt?"

„Potz Schockschwernoth!" brummte Barner nach einer kleinen Pause; „na, da haben eben der Zugmeister und die Conducteure nicht genug Acht gegeben. Ich sag' Euch, Simon, mich sollen diese Eisenbahndiebe nicht bekommen! Ich werde verteufelt gut aufpassen, daß sie mir meine Post nicht bestehlen! Da, nehmt einmal meine Beutel und Säcke fort und laßt mich hinaus!" Er sprang auf den Perron hinaus und an den nächsten Waggon, den Postpackwagen, den man für die Aufnahme der Brieffelleisen und sonstigen Poststücke eigens eingerichtet hatte, schloß die Thüre mit einem Schlüssel auf, überzeugte sich, daß Alles noch in der Reihe war, verschloß dann die Thüre wieder und kehrte in das fahrende Postbureau zurück, als der Zug sich eben wieder in Bewegung zu setzen begann.

Der alte Gottfried Barner war schon seit etwa 40 Jahren in verschiedenen Eigenschaften im Postdienste, den er als Postillon in Pommern begonnen hatte; hatte aber während seiner ganzen Dienstzeit auch niemals zur leisesten Klage Veranlassung gegeben. Da er gegen sich selbst unnachsichtlich streng und pünktlich war, so konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, sein Kollege von dem Kölner Nachtzuge müsse nothwendig irgend etwas versäumt und die Diebe sich dieß zu Nutz gemacht haben. Barner gebrauchte daher die Vorsicht, während der Zug mit einer Geschwindigkeit von zehn Meilen in der Stunde dahin brauste, von B. an alle fünf Minuten das Fenster des fahrenden Postbureaus zu öffnen und in der Richtung des Postpackwagens hinauszublicken. Er vermochte jedoch nicht viel zu unterscheiden; alles was er sehen konnte (und zwar hauptsächlich nur den Schatten, welchen der Zug auf die Böschungen der Bahn warf), war daß der Zug merkwürdiger Weise nur ein kurzer war; daß unmittelbar hinter der Locomotive und dem Tender zwei Wagen zweiter Klasse kamen, dann das fahrende Postbureau, worin er war, hierauf der Postpackwagen, dann ein Waggon erster und zweiter Klasse, zwei weitere Wagen zweiter Klasse und zwei Gepäckwagen. Es war nichts besonderes zu sehen und gar nichts zu hören, als das gewöhnliche Rumpeln, Rasseln und Rütteln eines in höchster Eile fahrenden Schnellzugs. Dieser brauste rastlos weiter durch die finstre Nacht und hielt nicht eher an, als bis er nach H. kam, wo der alte Barner, nachdem er seine Briefbeutel und Säcke abgegeben, wieder ausstieg, seinen Schlüssel aus der Tasche nahm, den Postwagen aufschloß und dann — leichenblaß zurückprallte und aus Leibeskräften schrie: „Hülfe, Hülfe!.... Diebe, Diebe! die Post ist bestohlen! sie haben mich doch dran gekriegt!" — Auf seinen Ruf kamen zwei Eisenbahn-Conducteure herangeeilt, und leuchteten mit ihren Blendlaternen in den Packwagen hinein, in welchen Barner sogleich stieg. Die Postfelleisen welche gewöhnlich so hübsch sauber neben einander gestellt und angeordnet waren, lagen in wildem Durcheinander am Boden, und waren meist erbrochen und aufgeschnitten; das Brieffelleisen nach Grabenhagen war an einen andern Haken gehängt worden, als denjenigen woran es gewesen war, und bei näherer Untersuchung fand Barner, daß es geöffnet und wieder zugebunden, aber nicht mehr versiegelt worden war. Kurze Stückchen Bindfaden, Bruchstücke von erbrochenen Siegeln und halbverbrannte Papierschnitzel lagen auf dem Boden des Packwagens umher, und das eine kleine Fensterchen auf der entgegengesetzten Seite stand offen, obschon Barner sich genau erinnerte, daß es auf der vorigen Station, wo er es untersucht hatte, noch geschlossen gewesen war. „Die Diebe haben mich dran gekriegt, aber sie sollen mir nicht entkommen!" rief der alte Barner in wüthender Aufregung; „sie sind gewiß noch irgendwo in diesem Zuge, und ich will sie schon ausfindig machen."

In diesem Augenblicke eilten der Bahnhof-Inspektor von H. und der Geheime Oberpostrath v. Brüggemann, welcher sich zufälligerweise auf einer Inspektionsreise befand und mit demselben Zuge gefahren war, herbei, und erkundigten sich nach der Ursache des Lärmens. Als man ihnen den ermittelten Thatbestand mitgetheilt, waren sie mit Barner über die Nothwendigkeit einverstanden, daß sogleich der Zug genau durchsucht werde, und alle begaben sich sogleich zu dem Wagen erster Klasse, welcher unmittelbar hinter dem Postpackwagen im Zuge stand. Dieser war wie gewöhnlich in drei Doppelcoupés getheilt. Das erste davon war dasjenige aus welchem Herr v. Brüggemann und einer seiner Beamten gestiegen waren, und befand sich jetzt leer! das zweite ebenfalls, da aus demselben ein wohlbekannter alter Herr, der Justizrath Modes aus E., soeben ausgestiegen war, der wegen einer Proceßsache von B. zurückkehrte und noch bis E. weiterfuhr. Als man aber die Thür des dritten Coupés öffnete, an deren Fenster der grüne Vorhang heruntergelassen war, fand man darin zwei Personen,

die schon in B. eingestiegen waren und nach dem Coupiren ihrer Billets sogleich den Vorhang heruntergezogen hatten. Die beiden Herren stellten sich schlafend, aber das erste was man bemerkte, war ein Stück Bindfaden, welcher unten zwischen die Thüre eingeklemmt gewesen war. Barner betrachtete ihn und rief sogleich: „das ist Packschnur, postamtliche Packschnur!" — der eine der Herren lag der ganzen Länge nach auf der einen Bank, hatte sich in einen Offiziersspaletot gewickelt und trug eine Offiziers-Interimsmütze, die er tief ins Gesicht gerückt hatte. Auf der andern Seite saß der andre Herr in der Ecke, in einen weiten Reisepelz gehüllt, dessen Kragen von Fuchspelz er hoch aufgeschlagen hatte; der untere Theil des Gesichts war mit einem weißen Tuche verbunden, als ob der Passagier an Zahnschmerz litte, und über den oberen Theil war ein breitkrempiger Schlapphut tief hereingerückt. „Ihre Billets, meine Herren!" rief Barner mit einer Stentorstimme, und der eine im Militärpaletot richtete sich auf, und stöberte in seinen Taschen nach dem Billet, zeigte aber bei dieser Gelegenheit, daß er keine Uniform unter dem Paletot trug, was dem alten Barner höchst verdächtig vorkam, weßhalb er sogleich in den Wagen hineinstieg, um sich vor die jenseitige Thüre des Coupés zu stellen. Da er aber dabei über den sitzenden Passagier hinübersteigen mußte, der trotz des lauten Anrufs nicht erwacht war, so stieß er demselben dabei in der Eile den Schlapphut und das weiße Tuch herunter, und als der schnell Erwachte darnach hastig griff, rief einer der Conducteure, welche mit ihren Blendlaternen in den Wagen hinein leuchteten: „Hollah, was ist denn das? das ist Pahlmeyer? Meiner Treu, was thust denn Du in einem Wagen erster Klasse?" Statt aller Antwort wünschte Pahlmeyer den Frager zum Henker, aber der Zugmeister, der nun den Mann auch erkannte, packte ihn sogleich am Halse und riß ihn aus dem Coupé heraus, während Herr v. Brüggemann fragte: ob denn dieser Mann derselbe Pahlmeyer sey, der früher Eisenbahn-Conducteur gewesen, aber wegen Verdachts einer nicht erweisbaren Dieberei an Eisenbahngütern vor vier Monaten entlassen worden sey? was der Zugmeister bestätigte. Hierauf hin versuchte Pahlmeyer aus seinem Reisepelz zu schlüpfen und davon zu springen, ward aber noch auf dem Perron von dem Gendarmen gepackt, den man geweckt und herbeigerufen hatte. Barner verlangte nun daß diese beiden Passagiere sogleich durchsucht werden sollten, obschon der Andere sich für einen Militärarzt aus D. ausgegeben und jede Gemeinschaft oder Bekanntschaft mit Pahlmeyer in Abrede gezogen hatte. Bei beiden fand man jedoch nicht das mindeste Verdächtige; dagegen lagen jenseit des Waggons auf den Schienen zwei Reisetaschen, die in aller Eile aus dem gegenüberliegenden Fenster geworfen worden zu seyn schienen. In der einen derselben fand man eine dunkle Perrücke, einen falschen Backenbart, eine Brille und einige Schlüssel, ein Stümpfchen Wachslicht, ein Stückchen Siegellack und etwas Packschnur; die andere enthielt etwas Leibwäsche und Kleider, und unter denselben, in Hemden versteckt, eine doppelläufige scharf geladene Pistole mit aufgesetzten Zündhütchen. Herr v. Brüggemann ließ nun die beiden Passagiere, deren einer fortwährend gegen diese Behandlung protestirte, in den Wartsaal führen und bewachen, während Barner und der Zugmeister mit einem der Beamten den Waggon und das Coupé noch einmal genau untersuchten um zu ermitteln, ob sie nicht weitere Beweisstücke finden könnten. Barner und der Zugmeister waren beide der Ueberzeugung, daß sie in den Verhafteten die Schuldigen hätten; allein wenn diese noch einen dritten Spiesgesellen hatten, der sich einstweilen mit der Beute auf und davon gemacht, oder wenn nicht irgend etwas gefunden wurde, das als zu den gestohlenen Poststücken gehörig identifizirt werden konnte, so wußten sie, daß die Verhaftung aufgehoben werden mußte. Sie hatten das Coupé vergebens durchsucht, ohne auch nur das mindeste zu finden. Das saubere Paar schien seine Beute schon in Sicherheit gebracht zu haben. Da rief auf einmal einer der Bediensteten des Bahnhofs, der sich den Aufenthalt des Zugs zu nutz gemacht hatte, um die Räder zu ölen, laut aus: „He, ich glaube, hier ist das was Sie suchen! Wie kommt das hieher?" Und dabei schnitt er mit einem Messer ein Packet los, welches auf der andern Seite des Waggons neben der Thüre des Coupés unter dem äußeren Tritt des Wagens angebunden war.

„Was ist es?" rief Barner lebhaft.

„Ein Postbriefbeutel, mit allerlei Sachen angefüllt!" versetzte der Mann mit der Oelkanne.

„Bravo!" rief Barner und stürzte auf den Fund los, der hastig geöffnet wurde und eine Anzahl aufgerissener Briefcouverts mit Kassenscheinen und Papiergeld darin, sowie einige Gepäckstücke zeigte. „Bravo! bravo! wenn wir nur etwas finden, was als wirklich gestohlen nachgewiesen und beschworen werden kann!"

„Hm, da ist ja ein Paket Goldwaaren, welches noch den Aufgabe-Stempel von heute Abend trägt," sagte der Zugmeister, und zeigte das kleine Paket mit der Schachtel, welches Herr Dr. Reißer in Berlin an Fräulein Pempelfort in Grabenhagen aufgegeben hatte. Der alte Barner riß die Schachtel vollends auf, betrachtete den in Baumwolle eingeschlagenen Inhalt, klatschte dann in die Hände und brach in ein lautes, schallendes Gelächter aus.

Die Thatsache, daß der Postbote am 1. Januar im Pfarrhause zu Grabenhagen vorsprach, um seinen Glückwunsch darzubringen und den üblichen Thaler Neujahrsgeschenk in Empfang zu nehmen, keinen Brief oder Paket für Tantchen mitgebracht hatte, rief eine ungemeine Bestürzung in unserem Familienkreise hervor. Meine gute Mutter schien sehr alterirt, und selbst mein Vater, ein sonst so sanfter und gesetzter Mann, gab zu, daß dieß ein verwünschter Unfall sey. Ich ward mit einem Briefchen an den Postmeister abgeschickt, der mir aber eröffnete: er bedaure nichts senden zu können, denn es sey kein Paket für Fräulein Pempelfort angekommen. Wir Kinder erfuhren natürlich nicht, um was es sich handelte, hörten aber die arme Tante sey rückfällig geworden. Der Vormittag verging; nach ein Uhr kam Herr Bemme an, legte eine große Bestürzung und Theilnahme über die Krankheit der Tante an

den Tag und zeigte zur Genüge, daß er dadurch den Zweck seines Besuches verfehlt habe. Er war bei Tische sehr gedankenvoll und einsylbig, ja schweigsam, und blieb nach Tische mit meinem Vater lange bei einer Flasche Wein sitzen, ohne daß die beiden Herren gesprächiger wurden. Ja, ich bemerkte sogar deutlich, daß meinem Papa die Augen beinahe zufielen, weil er sich sein gewohntes Mittagsschläfchen versagen mußte, und er war gerade am Einnicken, als jemand heftig an der Hausglocke schellte und gleich darauf das Stubenmädchen eintrat mit der Meldung, es sey draußen ein ungeschlacht aussehender Mann, der sich durchaus nicht abweisen lasse. Mein Vater ging nun sogleich auf den Flur hinaus, gefolgt von Herrn Bemme, und beide fanden draußen einen hochgewachsenen Mann, der sich als Gerichtsbote aus der nahen Stadt zu erkennen gab und mit einem Zettel in der Hand, von welchem er die Namen ablas, unsere Tante Fräulein Selinde Pempelfort zu sprechen verlangte.

„Sie ist krank und Sie können sie nicht sprechen," erwiderte ihm Papa; „aber ich bin bereit, etwaige Aufträge für sie in Empfang zu nehmen."

„Kann mir all' nicht helfen, Hochwürden," versetzte der Gerichtsbote wichtigthuend; „die Post ist beraubt worden und die Untersuchung schon in vollem Gange. Da ist nun ein Paket an das Fräulein dabei, was sie sich ansehen und zu Eid erklären soll, ob es ihr gehöre."

Papa schien etwas verlegen zu werden und meinte, die Sache werde wohl keine so große Eile haben.

„Na, Eile hat es schon — vielleicht eher für das Fräulein, als für das Gericht," meinte der Gerichtsbote mit einem spöttischen Lachen; „indessen hab' ich die ganze Geschichte ja bei mir," setzte er hinzu und suchte in dem Abgrund seiner Taschen; „und so kann das Fräulein die Sache sogleich anerkennen!"

„Was ist es denn, mein Lieber, was Sie da haben?" fragte Herr Bemme sehr theilnehmend.

„Dieß hier," erwiderte der Gerichtsbote und nahm ein künstliches Gebiß in Goldfassung aus der Schachtel; „das Fräulein wird ja wohl am besten wissen, ob diese Zähne ihr gehören oder nicht!"

Bemme prallte zurück, und mein schweigsamer Papa stand da, als ob er in den Boden sinken sollte. Mama aber kam herzu, nahm das Paket und meinte, sie wolle es der Tante übergeben und ihre Antwort zurückbringen, womit der Mann auch zufrieden war.

Das war also das Geheimniß von Tante Selindens Krankheit gewesen. Einige Jahre vorher hatte sie ihre Zähne verloren und sich ein künstliches Gebiß anfertigen lassen. An dem Tage aber, wo wir die Rehkeule verspeisten, passirte der Tante das Unglück, daß ihr etwas an dem Gebiß zerbrach, und dasselbe mußte an seinen Verfertiger, Herrn Dr. Reißer in Berlin, den bekannten Zahnarzt in der großen Behrenstraße, zur Reparatur geschickt werden mit der dringendsten Bitte, dasselbe so rasch wieder herstellen zu lassen, daß es sicher am 1. Januar wieder zurücksey. Herr Reißer kam dieser Weisung gewissenhaft nach, und ohne den räuberischen Angriff von Pahlmeyer und Consorten wäre alles gut gegangen. So aber wie die Sache nun stand, mußte Tantchen ihr Gebiß wieder zurückgeben, weil es so lange in Gerichtshänden blieb, bis das Schlußverfahren über die Posträuber vorüber war, und der armen Tante half all ihr Sträuben nichts — sie mußte unweigerlich als Zeugin vor dem Schwurgericht erscheinen, so peinlich ihr dieß auch war. Sie hatte sich aber mittlerweile ein zweites Gebiß anfertigen lassen, um nicht wieder in solche peinliche Verlegenheit zu kommen; und als sie sich einmal in das Unvermeidliche ergeben hatte, benahm sie sich mit großem Muthe und ihre Aussagen trugen wesentlich dazu bei, Pahlmeyer und Consorten zu überführen, welche zu langem Zuchthaus verurtheilt wurden.

Der leidige Eisenbahn-Diebstahl war Schuld gewesen, daß Herr Bemme zu Neujahr Tantchen nicht hatte sprechen können, da sie sich beharrlich geweigert, ihn so zu empfangen. Ob er bei dem Schlußverfahren im Assisensaale anwesend war oder nicht, weiß ich nicht. Aber drei Tage später erschien er im Pfarrhause zu Grabenhagen und sah Tantchen nach so langer Trennung zum ersten Male wieder, und am Abend hörten wir, Herr Bemme habe Geschäfte in der Nachbarschaft, welche ihn nöthigen würden, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in unsrer Gegend zu nehmen. Während dieser Zeit sah ich ihn häufig in unsrem Hause, und am Vorabend des Osterfestes feierten wir Tantchens Verlobung mit Herrn Bemme, welcher Inspektor am Waisenhause zu J. geworden war. Drei Wochen darauf war die Hochzeit, die ganz im Familienkreise gefeiert und wobei recht herzlich über Tantchens Umstand gescherzt wurde, wobei sie selbst am fröhlichsten mitlachte und die verhängnißvollen Zähne zeigte, welche nahezu Schuld gewesen waren, daß sie eine alte Jungfer geworden wäre, während sie hernach doch immer noch eine sehr hübsche Frau war.

Ein nächtliches Abenteuer von Walfischfängern.

Vor einigen Jahren machte ich in Valparaiso die Bekanntschaft eines Nordamerikaners, eines Offiziers auf dem Vereinigten-Staaten-Walfischfahrer 'Nantucket,' welcher von seinen Fischgründen im Stillen Ocean in jenem Hafen eingelaufen war, um frische Vorräthe an Lebensmitteln und Wasser einzunehmen. Eines Abends plauderten wir von den verschiedenen Erlebnissen und Abenteuern, welche ihm während der nun zweijährigen Fahrt auf dem Walfischfang zugestoßen waren, und da erzählte er mir nachstehende merkwürdige Begebenheit:

„Eines Morgens mit Tagesanbruch lag die 'Nantucket' bei Windstille mitten zwischen einer Schaar großer Wale, und ihre sämmtlichen vier Boote wurden rasch ausgesetzt, um Jagd auf diese Ungethüme zu machen. Zwei dieser Boote hatten Glück gehabt und waren am Nachmittag, mit ihrer erlegten Beute im Schlepptau, nach dem Schiffe zurückgekehrt; die anderen aber waren nicht so glücklich gewesen, denn nachdem sie durch irgend ein Versehen ihre erste Chance eingebüßt, gelang es erst nach

einer langen mühsamen vielstündigen Verfolgung dem vordersten Boot, den Wal einzuholen und sich an demselben fest zu machen, und nun erfolgte ein langer verzweifelter Kampf, wobei die Bemannung des zweiten Boots dem ersten rasch zu Hülfe kam. Allein eine Leine um die andere von beiden Booten ward von dem Wale verbraucht, welcher sich als ein Thier vom größten Umfang und von ungemeiner Stärke und Lebenszähigkeit erwies. Er versuchte verschiedene Mittel zum Entkommen und tauchte manchmal senkrecht in ungeheure Tiefen des Oceans hinunter, bis der gewaltige Druck des darüberliegenden Wassers selbst für seine riesenhafte Stärke zu groß war und er wieder an die Oberfläche zurückkehren mußte, an welcher er dann mit solcher Geschwindigkeit hinschoß und beide Boote hinter sich herzog, daß das von den scharfen Bugen getheilte Wasser zu beiden Seiten wie in zwei soliden Wänden in die Höhe stand. Endlich begann jedoch seine Geschwindigkeit nachzulassen, und die Harpuniere, welche ihre Beute noch vor Einbruch der Nacht sichern wollten, rückten nun vor, um dem Ungethüm den Rest zu geben, und vier weitere Lanzen wurden rasch in den Körper des Wals geschleudert, welcher, von den vorangegangenen Anstrengungen theilweise erschöpft, ganz regungslos auf dem Wasser lag. Kaum aber war der letzte Stahl in den riesigen Körper eingedrungen, als der Wal mit einer wilden Heftigkeit, als ob der Stich plötzlich alle seine Lebensgeister wieder auf's neue belebt hätte, sich halb aus dem Wasser emporschleuderte, seinen gewichtigen Schwanz hoch in der Luft schwang und damit rasch hinter einander zwei furchtbare Schläge führte, deren einer auf das vorderste Boot fiel, es vollständig entzwei schlug und seine Insaßen (von denen einer den Schenkel gebrochen hatte) schwimmend auf dem Meere herumtreiben machte. Nachdem der Wal dieses Unglück angerichtet hatte, tauchte er wieder unter; die Mannschaft des zweiten Bootes aber las hastig die Matrosen des zertrümmerten auf, legte den Verwundeten am Boden der Jolle nieder und erwartete dann unabgeschreckt und mit Ungeduld das Wiederauftauchen des Thiers behufs des Athmens. Allein man wartete vergeblich — die Beute war entkommen, denn der Wal war in seinem letzten verzweifelten Bemühen, sich zu befreien, nach der allgemeinen Annahme so tief hinunter getaucht, daß er mit seiner erschöpften Kraft sich nicht wieder empor heben konnte, daher unter Wasser starb und immer tiefer versank. Die in ihren Erwartungen getäuschten Walfischfänger saßen schweigend da und sahen Klafter um Klafter von ihren Harpunenleinen im Ocean verschwinden, bis die letzte Elle davon abgelaufen war und der Mann im Bug, welcher mit seinem Beil schon zum Kappen des Taues ausgeholt hatte, es endlich fallen lassen und die Leine abschneiden lassen mußte, damit das Gewicht des versinkenden Wals nicht das Boot mit sich in den Abgrund hinunterziehe.

Müde von ihrem langen fruchtlosen Tagewerk und niedergedrückt von ihrem Mißgeschick, schickten sich nun die Männer zur Rückkehr nach ihrem Schiffe an, welches schon lange zuvor unter den Horizont niedergetaucht war, weil es bei der eingetretenen Windstille ihnen nicht hatte folgen können. Nachdem sie aber einige Stunden lang gerudert waren, fühlten sie eine leichte Brise aufspringen, welche, wie sie wohl wußten, das Schiff zu ihnen herunterbringen würde. Nach einiger Zeit stieg auch eine Rakete und zeigte ihnen die Richtung und Stellung des Schiffes, und dieses Signal ward von einer halben Stunde zur andern wiederholt, bis das Schiff nur noch einige See-Meilen weit entfernt war. Die Leute hatten eine Weile auf ihren Rudern ausgeruht, dann aber wieder auf's neue zu denselben gegriffen, als sie die Brise hinsterben fühlten und daraus schließen mußten, daß das Schiff wieder ruhig liegen müsse, — als plötzlich ein Ton an ihr Ohr schlug, welcher jeden Mann voll Entsetzen in seinem Rudern inne halten machte. Es war ein Heulen oder vielmehr ein gedehntes, heiseres, schweres, ersticktes Aechzen oder Wehklagen, welches über das Wasser her von ferne zu ihnen herüber zu kommen schien; nur wußten sie weder aus welcher Richtung noch aus welcher Entfernung es kam.

Die Männer standen im Boote auf und horchten. Die Nacht war wolkig und finster, aber die Linie zwischen Meer und Himmel deutlich genug, um ihrem geübten Blicke die Gestalt ihres eigenen Schiffes zu zeigen, welches nur noch drei Meilen entfernt war; an demjenigen Theil des Horizonts aber, woher anscheinend jene grausenhaften Töne gekommen, war kein Segel sichtbar. Da sie es aber doch für möglich hielten, daß die Mannschaft von irgend einem schiffbrüchigen Fahrzeug in der Nähe in einem Boote treibe, so stießen sie alle zusammen ein lautes Geschrei aus, bekamen aber keine hörbare Antwort. Nur leuchteten oder blinkten mit Einem Male einige Lichtblitze durch die dunkle Ferne und ein bläulicher Lichtschein schimmerte etwa zwei Minuten lang auf, flackerte einen Moment und verschwand dann. Im selben Augenblick drang ein ferner durchdringender Schrei, gefolgt von einem Wehklagen, wie sie es zuvor gehört hatten, durch die stille Nachtluft. Ihre gesammten Erfahrungen zur See und zu Lande hatten sie nie mit Tönen bekannt gemacht, wie die eben vernommenen, und zu dem Staunen und Grausen welches dieselben in diesen Leuten erweckt hatten, gesellte sich noch all die abergläubische Furcht, zu welcher Matrosen so leicht geneigt sind, und mit leisem Grauen flüsterten die Ruderer im Boote einander ihre Vermuthungen zu.

„Ich weiß nichts, was im Meere schwimmt oder in der Luft fliegt, das solche Töne hervorbringen könnte," sagte der Eine; „wenn irgend ein Fahrzeug irgendwo auf zwanzig Meilen in der Nähe wäre, könnten wir seine Segel deutlich genug sehen; wir sind allzuweit auf hoher See, als daß wir Küstenfahrern begegnen könnten, welche Hornvieh führen, von dem das Geschrei herrühren könnte; und obendrein ist gar kein derartiger Verkehr an der Westküste von Süd-Amerika, von welcher wir achthundert Meilen entfernt sind."

„Wenn der Schrei von einem Boot herrührt, so möchte ich nur wissen, was für eine Art von Mannschaft dasselbe führen muß," sagte ein Zweiter. „Ich weiß was es heißt, schiffbrüchig und verloren auf dem Meere zu treiben. Ich war einmal mit zwanzig Anderen 32 Tage lang auf einem Floß, und eine ganze

Menge von ihnen wurde wahnsinnig und starb in der Tollwuth, weil sie Meerwasser tranken und schrieen und rauften sich und erwürgten einander, bis sie über Bord gespült wurden, aber selbst damals habe ich kein solches Geschrei gehört — diese Laute hier haben gar nichts menschliches.«

»Könnte es nicht ein Wal seyn, Bill, der dieses Aechzen ausstieß?« fragte ein Anderer den Bootssteuerer, einen alten erfahrenen Seemann, welcher als Robbenschläger und Walfischfänger schon in allen Meeren gefahren war.

»Hm, ja, es könnte möglicherweise davon herrühren,« erwiderte Bill; »und doch war's kein Laut, wie das Todesröcheln eines Wals. Ich habe dieß zu oft gehört, um es nicht gut zu kennen. Der echte Wal brüllt nicht viel, aber der schwarze oder Pottwal der dort droben bei Grönland und eigentlich in der ganzen Welt vorkommt, der schreit, daß man's zu Zeiten auf zwanzig Meilen in der Runde hören kann. Ich erinnere mich noch eines Falles, wie ich in Neuseeland war — wir waren eben in einer Bucht auf dem Walfischfang in der Nähe von Hokianga — da erlegten wir einen weiblichen Wal und sein Kalb und bugsirten sie die Bucht hinauf. Da kam der alte Bulle von dem Wal mit Einbruch der Nacht von der hohen See herein und stieß ein solches Aechzen und Gebrüll aus, daß es kläglich war ihn anzuhören. Er wußte, daß sein Weibchen dort hineingeschwommen war und rief ihr zu, herauszukommen, und beinahe eine ganze Woche lang kam er jede Nacht aus der hohen See bis vor die Bucht, schwamm darin hin und her und brüllte und schrie und wartete auf das Weibchen bis zu Tagesanbruch. Erst nachdem wir das Weibchen ganz abgespeckt und den Kadaver wieder in die hohe See hinaus bugsirt hatten, ließ das Männchen nach und kam nicht mehr zum Vorschein.«

Die Matrosen horchten noch eine Weile, aber es war nichts weiter zu hören oder zu sehen; sie ruderten sogar eine Strecke weit in der Richtung, von woher die Töne gekommen waren, und schrieen wieder, bekamen aber keine Antwort; eine Stunde später wurden sie von ihrem Schiffe eingeholt und an Bord genommen. Als der Kapitän ihre Geschichte vernommen hatte, untersuchte er mit seinem Nachtgucker den ganzen Horizont, konnte aber kein Segel entdecken und schloß daraus, daß das Schiff von welchem die Töne ausgegangen waren und das Licht (vorausgesetzt, daß sie es wirklich gesehen hatten), in der Zwischenzeit aus dem Gesichtskreis gerückt worden seyn mußte. An die Töne wollte er ohnedem nicht recht glauben. »Ihr habt einen Butzkopf*) grunzen oder einige große Robben schnarchen oder vielleicht gar nur einige Pinguine trompeten hören,« sagte er; »ihr wart alle erschöpft und halb eingeschlafen. Kriecht nun allesammt in eure Hängmatten und schlaft bis zu Tagesanbruch, denn ihr müßt morgen tüchtig an die Arbeit, um den einen Wal vollends abzustreifen und den Speck auszulassen. Ihr seyd eine Hand voll Dummköpfe, daß ihr jenen andern Wal habt entkommen lassen.«

*) Delphina orca, Nordkaper, 20—25 Fuß lang, kommt in den Polarmeeren und bisweilen selbst im Mittelländ. Meere vor.

Die Leute thaten, wie ihnen geheißen worden, waren aber vollkommen überzeugt, daß die Töne die sie gehört hatten, nicht von einer der Ursachen herrührten, welche ihr Kapitän namhaft gemacht hatte. Das Licht war, wiewohl ferne, doch so deutlich gewesen, daß es nur von einem vorüberfahrenden Fahrzeug hatte herrühren können, obschon es zu verwundern war, daß sie in diesem Falle das Schiff selber nicht gesehen hatten. Jeder von den Tönen hätte sich vielleicht einzeln nach der Weise des Kapitäns erklären lassen; allein daß sie alle zusammen vorkamen und aus Einer Richtung herrührten, war ihnen unerklärlich.

Die Matrosen hatten einige Stunden geschlafen, und der Tag graute bereits. Der Wind war etwas frischer geworden, allein das Schiff hatte beigelegt, nachdem man die Boote eingezogen hatte, und sie waren daher die ganze Nacht hindurch beinahe nicht vom Fleck gekommen; der Leichnam des Wals war an der Langseite des Schiffes herangezogen und mit Schoten festgemacht worden, ehe man sich an das Abspecken machte. Ein Theil des Specks war sogar schon am vorigen Tage abgezogen und an Bord gehißt, zerschnitten und in die gewaltigen kupfernen Kessel geworfen worden, deren man sich beim Walfischfang zum Aussieden (»Auslassen,« Trying-out) des Specks bedient, und die in Backsteinherde eingemauert auf dem Verdeck angebracht sind. Die Feuerung unter den Kesseln war schon hergerichtet und zum Anzünden fertig gemacht worden, und der Maat war mitten in seinen Zurüstungen zur Arbeit, als der Kapitän, welcher im Bett gelegen hatte, rasch aus der Kajüte herauf und auf's Verdeck kam.

»Denkt Euch,« sagte er zu dem Maat; »ich glaube die Leute haben das wirklich erlebt, was sie uns heute Nacht erzählt haben. Es geht wirklich etwas außerordentliches da draußen in See vor oder treibt in der Nähe vor uns auf dem Meere. Mein Kajütenfenster war offen, das Kopfende meines Bettes ist dicht daneben, und wie ich so dalag, hörte ich vorhin ebenfalls Laute, welche ich mir nicht zu erklären wußte. Habt Ihr nichts gehört?«

»Nein, wir haben hier auf dem Deck herum gepocht und genagelt bei unsrer Arbeit, und nichts vernommen,« versetzte der Maat; »was für Töne waren es denn?«

»Jenun, anfangs klang es ganz so wie die Leute es beschrieben hatten — ein tiefes, schweres Aechzen, Stöhnen oder Wehklagen, dann ein dumpfes Geschrei, offenbar aus großer Entfernung. Hierauf hörte ich einen einzelnen wilden Schrei, dann ein lautes Lachen — und ein scheußliches heiseres Gelächter war es, meiner Treu! Ich hätte darauf schwören mögen, daß ich es geträumt habe, wenn mir die Leute nicht dasselbe erzählt gehabt hätten.«

»Wie lange ist denn dieß her?« fragte der Maat.

»Kaum eine Viertelstunde. Aber ist jetzt alles zum Auslassen des Specks gerüstet, Herr Smart?« fragte der Kapitän und untersuchte die gemachten Vorbereitungen; »ruft nun die Wache, sobald es hell genug ist, und schickt alle Leute an die Arbeit. Die Kessel sind ja gefüllt, darum können Sie auch die Feuer nun anzünden lassen, und dann heißt die Leute hinten

und vorn auf dem Schiffe ganz stille seyn, denn ich will noch einmal horchen und zu ermitteln suchen, was jene Töne zu bedeuten haben!“

Er ging und stellte sich an das Hackebord, während die Leute auf Deck ihre Arbeit einstellten und beiseite traten oder in die Wanten hinaufstiegen. Eine kurze Weile blieben alle ganz still und schauten und lauschten, dann ließ sich deutlich derselbe wehklagende Laut wieder vernehmen, welchen der Kapitän vorhin beschrieben hatte, so daß dieser das Sprachrohr erhob, das er in der Hand hielt, und die unsichtbaren Nachbarn anrief. Kaum waren die rauhen Töne verklungen, so erfolgte eine ganz überraschende Antwort: es ließ sich nämlich plötzlich ein seltsames heiseres Gelächter hören, welches gellend über das Meer herüber klang und allmählig in einen wilden Schrei überging, der unbeschreiblich traurig und jammervoll in der dunklen Nacht verhallte. Die Matrosen standen ganz betroffen und von Grausen erfaßt, sahen einander bestürzt an und horchten über das Meer hin; da begannen in demselben Augenblicke die angezündeten Feuer, welche man mit den Abfällen des fetten Specks noch genährt hatte, prasselnd aufzubrennen, so daß die Flammen bis auf halbe Masthöhe emporschlugen und einen breiten rothen Glast über die umgebenden Gewässer hinwarfen. Und gleich als ob diese Flamme ein Zauberwort gewesen wäre, um alle Dämonen der Tiefe heraufzubeschwören, so brach nun mit Einem Male aus der grauen Dunkelheit, welche den glänzend beleuchteten Kreis umgab, in rascher Aufeinanderfolge ein Chaos von Tönen der greulichsten Art. Gellendes Gelächter und wildes Heulen, schrilles Geschrei und dumpfes Gebrüll klangen durch einander, bald einzeln, bald in wirrem Gemisch, zuweilen ganz hinsterbend, dann wieder, wenn die Flammen hoch auflebeten, in scheußlichem Chore sich erhebend, ein wahrhaft dämonischer Lärmen, schlug es an das Ohr der bestürzten Walfischfänger, während in Zwischenräumen einzelne Laute und Rufe, welche von menschlichen Stimmen herzurühren schienen, und die man nur undeutlich unterscheiden konnte, sich in jenen Hexensabbath mengten. Dieß dauerte so lange, bis das Schiff auf seinem Kurs schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, worauf die Laute allmählig immer schwächer wurden und endlich ganz aufhörten.

Ehe man die Feuer angezündet hatte, war das Schiff vor den Wind gebracht worden, damit der Rauch und die Flamme vorne abgetrieben und weder das Takelwerk gefährden noch die Leute an der Arbeit hindern würden. Einige von der Mannschaft waren über die gehörten Töne so bestürzt, daß sie gern dem Schiff seinen Kurs gelassen und diese Nachbarschaft geräumt hätten; allein der Yankee-Kapitän war nicht so abergläubisch, sondern vielmehr entschlossen, die Ursache dieses unerklärlichen Geschreies zu ermitteln. Er hieß daher die Feuer auslöschen, damit das Schiff wieder gegen den Wind segeln könne, und umkehren. Während die Lugposten oben in den Wanten und die Marsgäste sich bemühten, irgend ein Schiff oder einen Gegenstand in der Nachbarschaft zu unterscheiden, schlugen dieselben Töne wieder an ihr Ohr; man steuerte in dieser Richtung, das Schiff ward beigelegt und ein Boot ausgesetzt, aber die Matrosen zögerten, als der Kapitän es bemannen hieß, und wollten warten, bis es heller Tag geworden sey.

„Wie? vor was fürchtet ihr euch denn, Leute?“ fragte der Kapitän; „glaubt ihr denn, hier kreuzten böse Geister?...“ Dann hielt er plötzlich inne und die ganze Bemannung stieß einen Schrei aus, denn eine sonderbare Erscheinung bot sich ihren Blicken: ein blaßblaues phosphorescirendes Licht glänzte plötzlich aus der Dunkelheit heraus und zeigte ihnen ein entmastetes, hülfloses vor dem Winde treibendes Wrack. Durch die offenen Stückpforten und die Oeffnungen der Schanzverkleidung schien, durch die Wogen gebrochen, der gespenstige fahle Lichtschein, und zuckte flackernd um den Stumpf des Mittelmastes, das einzig übrig gebliebene Bruchstück von dem stehenden Takelwerk und Bemastung. Der Bug des Wracks war ihrem Schiffe zugekehrt, und die Ausluger in den Mastspitzen des Walfischfängers konnten zuweilen, wenn das Wrack schlingerte und rollte, auf dessen Verdeck heruntersehen. Dicht bei der hintern Luke brannte ein blaues zitterndes Flämmchen, das bald hoch aufschlug bald beinahe bis zum Erlöschen niederbrannte, und bei dessen falbem Scheine alles auf dem Verdeck sichtbar gemacht wurde. Alle Matrosen forschten ängstlich nach den Spuren einer Bemannung des Wracks; allein nicht eine Spur von einer Menschengestalt war darauf zu sehen; das Verdeck war ganz leer, das Langboot und die Spieren fort, so daß, wenn noch Menschen an Bord gewesen wären, nichts sie dem Blicke der entsetzten Zuschauer hätte verbergen können. Anstatt sterblicher Menschen boten sich aber andere Gegenstände dem Auge der verdutzten Matrosen dar. Große, wild aussehende, struppige Thiergestalten sah man bei dem flackernden Schimmer des blauen Lichtes deutlich voll Unruhe auf dem Verdeck hin und herlaufen und an der Schanzverkleidung hinaufspringen.

„Ich kann Sie versichern,“ sagte mir der Erzähler, aus dessen Munde ich diese Geschichte vernahm, bei diesem Theile derselben — „daß mich selber ein unabweisbares Grauen bei diesem Anblicke überlief. Ich bin in einem Theil von Neu-England aufgewachsen, wo man noch beharrlich an übernatürliche Dinge glaubt. Ich hatte von Jugend auf gehört, böse Geister erschienen bisweilen in Gestalt von wilden Thieren und spukten an Orten, wo sie bei Lebzeiten ihre Verbrechen begangen hätten; und wir waren nun auf der Höhe jener Küste, wo vor zweihundert Jahren der Abschaum aller Länder: die Flibustier und Buccaniere, ihr schändliches Wesen getrieben, ganze Flotten beraubt und zerstört, ganze Städte geplündert und niedergebrannt hatten. Als das blaue Flämmchen so zuckte und das entsetzliche Geschrei und Geheul ausbrach, fielen mir jene Geschichten aus meiner Kinderzeit wieder ein und suchten mir einzureden, ich habe hier irgend ein Geisterschiff mit seiner in wilde Thiere verwandelten gespenstigen Mannschaft vor mir.

„Endlich aber brach der Tag an, das blaue Licht ging aus, und als wir ein wirkliches Wrack vor uns sahen, an dessen Stern ein Boot im Schlepptau hing, stießen wir von unserm Schiffe ab, ruderten darauf zu und riefen es an. Stimmen aus der Kajüte antworteten uns; wir ruderten nun nach hinten

und sahen einen Mann Kopf und Schultern aus einem der Kajütenfenster strecken.

„Heda, ihr Leute!“ rief er; „daß sich doch ja keiner von Euch einfallen läßt, an Bord zu kommen. Einige von den Bestien sind verwichene Nacht losgekommen und sind gefährlich.“ — Und gefahrdrohend genug schienen sie in der That zu seyn, denn in dem Augenblick, wo wir an das Hackebord kamen, sahen wir droben einige Hyänen auf die Schanzverkleidung springen, deren Augen von Hunger und Gier glänzten und wild auf uns herunterschauten, was auch kein Wunder war, denn seit nahezu einer Woche hatten sie kein Futter mehr bekommen.

„Die Brig war in der That eine vollständige Menagerie, welche ein spekulativer Yankee nach Californien nahm, und mit welcher er einstweilen unterwegs alle südamerikanischen Häfen besuchte. Er war durch einen Orkan auf die hohe See hinaus verschlagen worden, und die Brig hatte in dem furchtbaren Sturm ihre Masten eingebüßt und war seither als ein Spiel der Wogen immer herumgetrieben worden, bis seine Thiere beinahe verhungert waren. Der Yankee hatte eine elende Bemannung, denn die Hälfte derselben waren seine Thierwärter und Menagerie-Erklärer und er selbst sein eigener Kapitän, da er seinem Maat die Fähigkeit zutraute, für ihn zum Rechten zu sehen und die Führung des Schiffes zu besorgen. Die Bemannung hatte das Langboot hergerichtet, um das Schiff zu verlassen, falls ihnen kein Fahrzeug begegnen sollte; und hatte ebenfalls mehrere fehlgeschlagene Versuche gemacht, Nothmasten aufzurichten. Bei dem letzten derartigen Versuch war das Rundholz, welches zum Maste dienen sollte, umgefallen, und der dicke Theil davon hatte das Käfig zerschlagen, welches die Hyänen enthielt, worauf sich die ganze Mannschaft schnell in die hintere Kajüte flüchten und unter Deck halten mußte, bis der anbrechende Tag sie in den Stand setzen würde, die losgelassenen Bestien entweder niederzuschießen oder anderweitig unschädlich zu machen. Unsere Feuer hatten die Bestien aufgeregt und dadurch die Mannschaft auf uns aufmerksam gemacht, und sie hatten zuerst ein brennendes Schiff vor sich zu sehen geglaubt. Das bläuliche Licht, welches unsere Bootsmannschaft zu Anfang der vergangenen Nacht gesehen, hatte von brennendem Weingeist hergerührt, welchen die Verschlagenen unter dem Kajütenfenster angezündet, und sie hatten am Morgen das Signal wiederholt in der Hoffnung, dadurch unsre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; nur war es dießmal überflüssig gewesen, die Pfanne mit dem Weingeist aus dem Kajütenfenster zu hängen, denn es war ihnen gelungen, die große Luke zu öffnen und die Pfanne auf das Verdeck zu stellen, wo die vom Hunger ganz wüthend gemachten Bestien herumstreiften.

„Die Bemannung blieb drei Tage bei uns und half uns beim Abspecken; wir richteten ihnen Nothmasten auf und versahen den Kapitän (was für ihn noch unendlich werthvoller war) mit einem großen Vorrath von Walfischfleisch für seine wilden Thiere und retteten ihm dadurch seine Menagerie und sein Vermögen, denn er hatte sein Hab und Gut in der ersteren angelegt. Wir hörten später, er habe mit Brig und Menagerie Callao sicher erreicht, und er mag wohl mit beiden schon längst in Californien seyn.“

Der Reiher.

Eine Biographie aus der Naturkunde.

Der Reiher, einer der schönsten Stelzvögel unserer Zone, hat in der Werthschätzung unserer Vorfahren während des Mittelalters als Gegenstand des Waidwerks wie als Wappenthier keine unbedeutende Rolle gespielt. Die Reigerbeize war ein Jagdvergnügen, das die Dynastengeschlechter eifersüchtig sich selber vorbehielten, und die Reigerhorste waren so sorglich gehütet und so hochgeschätzt, daß die Störung der Brut dieser Vögel auf ihren Wohnplätzen dem vorwitzigen Leibeigenen oder Wilddiebe noch eine weit grausamere Strafe eingetragen haben würde, als die Erlegung eines Kapitalhirsches. Das Reihergeschlecht hat also, abgesehen von seinem naturgeschichtlichen Interesse, auch noch eine kulturhistorische Bedeutung, und dieß mag es denn vollkommen rechtfertigen, daß wir es hier zum Gegenstand eines kleinen biographischen Bildes machen.

Der griechische Name des Reihers, Heron, welchen auch die französische und englische Sprache adoptirt hat, ist für uns Deutsche bedeutungslos und schildert den Griechen nur einen Vogel, welcher seinen Schnabel wie die Spitze eines Speers von sich schleudert. Vermuthlich hat der lange, runde und spitzige starke Schnabel der allerdings einigermaßen einer antiken Speerspitze gleicht, zu dieser Bezeichnung, sowie zu der lateinischen Veranlassung gegeben, denn in der Wissenschaft heißen die reiherartigen Vögel pfeilspitzen-köpfige, Ardeidae. Die alte Sage schon berichtet, die Reiher haben die Neigung, ihre pfeilförmigen Köpfe vorwärts zu schleudern und ihre Opfer mit der Schnabelspitze in die Augen zu treffen. — Dem sey jedoch wie ihm wolle, die Reiher sind schon darum interessant, weil sie zwar Watvögel sind wie die Storchen, Kraniche, Sandpfeifer, Schnepfen, Rohrdommeln und viele andere, aber doch auf Bäumen nisten wie Krähen, und sogar sehr häufig mit Krähen zusammen. Die meisten Watvögel, obschon nicht alle, haben lange Schnäbel, lange Schwingen, lange Beine und kurze Schwänze. Wenn wir in unseren Knabenjahren im Bach oder Sumpf herumpatschten, so handelte es sich behufs der Ueberwindung der dort vorhandenen Schwierigkeiten vorzugsweise darum, wie wir durch festes Aufrollen unserer Beinkleider die größtmöglichste Länge des Beins zum Zweck des Watens entfalten konnten, um die größtmögliche Tiefe zu erreichen, ohne unser Sommerkleid naß zu machen. Der liebe Gott hat nun den Watvögeln das Aufrollen und Aufschürzen des Kleides und das Ablegen von Schuhen und Strümpfen erspart, denn er hat sie mit hohen Beinen (oder 'Ständern', wie der Waidmann sagt) versehen, welche ganz besonders günstig ausgestattet sind, um damit längere Zeit im kalten Wasser zu stehen, ohne einen Schnupfen davonzutragen, denn der untere Theil der

Ständer ist bei allen Stelz- oder Watvögeln mit dicken, harten Hornschuppen besetzt. Die kurzen Schwänze sind zwar für das Waten sehr zweckmäßig, aber zum Fliegen nicht so bequem, wie lange Schwanzfedern; allein den Abmangel dieser ersetzen die langen Ständer, mit denen der Vogel sich beim Fliegen im Gleichgewicht erhält. Während die meisten anderen Vögel ihre Beine beim Fliegen unter den Leib zusammen nehmen, strecken die Reiher und die meisten Watvögel die ihrigen kerzengerade hinter sich aus, und fliegen ziemlich schnell und gewandt, wie unsere Jäger z. B. von der Schnepfe und dem Reiher wissen, und schon eine unserer ältesten deutschen Naturgeschichten zeugt von feiner Beobachtung der lebenden Geschöpfe, wenn sie von den Reihern sagt: „Sie haben sehr lange Hälse und gleichermaßen lange starke Schnäbel, welche in eine scharfe Spitze endigen, um damit auf Fische zu stechen oder dieselben unter Steinen und Uferbänken hervorzuholen; sie haben lange Beine, um damit in Flüssen und Wassertümpfeln herumzuwaten, und sehr lange Zehen, zumal die Hinterzehe, um damit in fließendem Wasser fest zu stehen; auch große gekrümmte Nägel oder Krallen, davon die der mittelsten Zehe inwendig mit Sägezähnen versehen ist, um Aale und andere schlüpfrige Fische damit fest zu ergreifen, oder damit beim Aufsitzen auf Bäumen sich fester anzukrallen; und von ihrer beständigen großen Furcht und Wachtsamkeit ist der Körper derer Reiger allzeit mager und das Wildpret schlecht und luderartig.“ Da aber wegen der Falkenbeize der Reiher in den meisten Ländern zur hohen Jagd gerechnet ward und bei unseren adeligen Herren und fürstlichen Personen im Mittelalter in hohem Ansehen stand, so hinderte das 'magere und luderartige' Aussehen des Wildprets nicht, daß der Reigerbraten ein Gericht für königliche und fürstliche Tafeln war und sogar für einen Leckerbissen galt. Nun sind zwar junge Reiher eßbar, aber selbst diese nicht eben sonderlich wohlschmeckend; und wenn alte Kochbücher aus dem 14. und 15. Jahrhundert verordnen, man solle das Wildpret eines alten Reihers erst acht Tage in der Erde vergraben, damit es mild und weich werde, so wird damit diesem Leckerbissen schon ein charakteristisches Urtheil gesprochen. Ich wenigstens habe einmal einen köstlich zubereiteten Reiherbraten verkostet, und daran ebenso wenig etwas Leckeres gefunden, wie an dem faden süßlichen Fleische der Fischotter, das man mir so sehr gerühmt hatte. Allein in Geschmacksachen hat jeder seine eigenen Ansichten.

Das hohe Ansehen der Falkenbeize im Mittelalter und das ungewöhnlich sonderbare Aussehen des Reihers im Fluge, sowie der kühne Widerstand, welchen der Reiher meist dem Stoßfalken entgegensetzt, verschaffte offenbar diesem Vogel seine hohe Werthschätzung bei den Vornehmen des Mittelalters, wo ein Mann für gemein und ungebildet galt, wenn er nicht einen Habicht im Fluge von einem Stoßfalken oder einen fliegenden Kranich von einem Reiger zu unterscheiden vermochte*). Daher waren alle großen Herren sehr eifrig bemüht, Reigerhorste anzulegen oder die vorhandenen möglichst zu schonen. Reigerhorste oder Reiherstände (englisch heronries) nennt man nämlich die Kolonieen, welche die nistenden Reiher auf hohen Laub- und Nadelholzbäumen in der Nähe der fließenden Gewässer oder Seeen in den obersten starken Aesten anlegen, und wo dann jeder solcher Bäume drei bis vier solcher Nester trägt. Der Reiher ist nämlich von Natur aus ungemein scheu und behutsam, und dieß mag ihn veranlassen, auf solche Weise in Kolonieen zu nisten. In felsigen Gegenden und im Hochgebirge baut der Reiher auch auf hohe steile Felsenzacken, wenn es an hohen starken Bäumen mangelt. Das Nest ist groß, flach, aus Reisern über einander gelegt und dann mit weicheren Stoffen wie Schilf, Binsen, Stroh und Gras gefüttert. Derartiger Reiherstände gab es im Mittelalter in Deutschland und den Niederlanden viele. Jetzt sind sie sehr selten geworden, denn man verfolgt den Reiher bei uns sehr, weil er ein gefährlicher Fischdieb und namentlich der jungen Fischbrut sehr gefährlich ist. Ich selbst kenne nur Einen derartigen Reiherstand aus eigener Anschauung und zwar im sogenannten Reiherwald am untern Neckar, in der Nähe der sagenreichen Minneburg. Auch in der Nähe von Goslar am Fuße des Harzes soll noch ein solcher zu finden seyn. In einem alten schwäbischen Jagdbuche des 16. Jahrhunderts fand ich, daß damals eine Buße von 12 Pfund Häller auf das Ausnehmen eines Reigernests gesetzt war, und daß das Tragen von Reiherfedern, namentlich des sogen. Zopfs der Reiher, ein Vorrecht des hohen Adels war.

In Großbritannien und Irland, wo überhaupt der Brauch des Mittelalters noch in größerem Ansehen steht als bei uns, gibt es heutzutage noch mehr als sechzig größere Reiherstände, wo diese Vögel mit großer Sorgfalt gehegt werden; und in Ermanglung ähnlicher deutschen Quellen sey es uns vergönnt, hier einige gute englische Quellen hierüber sprechen zu lassen. Es existirt ein höchst gehaltreiches und interessantes englisches Buch von einem gewissen Knox, betitelt „Ornithologische Streifzüge in Sussex,“ welches eine hübsche Schilderung des Verfassers über eine Falkenbeize enthält. Knox und der Falkenier versteckten sich in einem Graben am Saume eines Sumpfs oder Torfmoors in Irland, über welches sie Reiher niedrig hatten hinfliegen sehen, als diese von ihren Fisch- und Aesungs-Plätzen zurückkehrten. Manche dieser Reiher strichen so niedrig, daß Knox und seine Gefährten den Falkner baten, er solle seine Stoßvögel fliegen lassen, allein dieser verweigerte es beharrlich, bis ein Reiher erschien, dem er vermöge seiner Erfahrung ansah, daß derselbe alle Bedingungen des Erfolgs darbot. Der Reiher stieg hoch in den blauen Aether empor und die Falken ihm nach, und der Falkenier und seine Begleiter hatten weit zu laufen, um die Vögel wieder einfallen zu sehen, natürlich diejenigen ausgenommen, welche auf dem Saum des Moors hinstrichen oder in das Meer hineinfielen. Nach einiger Zeit kamen die Reiher und die Stoßvögel heruntergestürzt, wie Fallschirme von Federn. Der Reiher ist eigentlich in der Luft nicht zu fürchten, und es gehört in's Gebiet der Fabel, daß er den auf ihn herunterstoßenden Falken auf seinem Schnabel

*) Dieß ist jedoch nicht so sehr schwer, denn der Reiher zieht im Fluge vorn den Hals ganz ein, wodurch er sich vom Storch, Kranich und der wilden Gans unterscheidet, die alle den Hals gerade ausstrecken. Anm. d. Red.

wie an einem Bajonett oder Speer aufspießen kann. Der Reiher ist schon vermöge seines Baues gar nicht zu einem Kampf in der Luft geeignet, denn sein langer Hals und Schnabel geben allzuviel Notiz von seinen feindseligen Absichten, als daß sie für einen solchen Krieg angethan wären. Auch ist der Flug des Stoßvogels weit leichter und behender als derjenige des Reihers, so daß jener diesem gegenüber entschieden im Vortheil ist und durch eine kleine Wendung der ihm drohenden Gefahr entgehen könnte. Allein wenn der Reiher auf die Erde herunterkommt, und seinen instinktmäßigen Stoß nach den Lichtern (Augen) seines Feindes macht, dann ist sein Angriff entschieden gefährlich. Sobald daher der Falkner den Reiher und die Stoßvögel mit einander am Boden balgen sieht, eilt er beeifert herbei, um seine Falken zu beschützen, und untersucht sie nach dem Kampf ängstlich, ob sie nicht zu Schaden gekommen sind. In der Nähe von Reiherständen trifft man sehr oft Menschen, Hunde und Krähen, welche durch die spitzen Schnäbel der Reiher ein Auge eingebüßt haben.

In England halten sich viele reiche und vornehme Personen noch Reiherstände; aber der Vogel ist neuerdings der allgemeinen Aufmerksamkeit so sehr entrückt worden, daß selbst Ornithologen auf angestellte Erkundigungen hin noch mehr Reiherstände auf den britischen Inseln entdecken könnten, als sie sich dermalen träumen lassen, obschon Yarrell in seinem ornithologischen Werke ein freilich unvollständiges Verzeichniß von nahezu fünfzig derselben aufführt.

Der malerischeste Reiherstand in Großbritannien liegt am Flusse Findhorn in Morayshire. Der breite tiefe Fluß hat sich hier ein vielfach gekrümmtes Bett durch das weiche Gestein gewühlt. Das Gestein ist bis zum Rande der steilansteigenden Felswände mit großen Eichen und Birken besteckt. Wenn man über die Wildbahnen von Altyre den Fluß thalabwärts begleitet, so entfaltet jede neue Krümmung desselben neue Schönheiten einer wilden Landschaft von Felsen, Wald und Wasser, mit dem Meere und den Bergen von Sutherland und Caithneß im Hintergrunde. Zur Linken hat man dort eine Reihe sehr alter Bäume, welche über das Wasser hineinhängen und eine eigenthümlich einsame und abgelegene Wiese besäumen; und diese Bäume sind ganz mit den großen Reihernestern besetzt und Stämme und Aeste von der Losung dieser Vögel ganz inkrustirt. Auf den bewaldeten Felsen gegenüber von den Nestern kann man ganz bequem die Reiher beobachten, wie sie am Ufer des Flusses auf Beute lauern oder auf den Nestern hocken um ihre Jungen zu füttern. Gilbert White, der Verfasser der berühmten Naturgeschichte von Selborne, schreibt in einem seiner Briefe an den Ornithologen Pennant: „Sie haben mir, beiläufig gesagt, durch Ihre Beschreibung des Reiherstandes zu Cressy-Hall, welche Naturmerkwürdigkeit zu besichtigen mir nie vergönnt gewesen ist, großes Vergnügen und Unterhaltung bereitet. Achtzig Nester dieses großen Vogels auf einem einzigen Baume ist eine Seltenheit, um deren Anblicks willen ich gerne vierzig Meilen weit reisen würde.“ Allein der Reiherstand zu Cressy-Hall bei Spalding in Lincolnshire, welcher die Bewunderung von Pennant und Gilbert White in einem solchen Grade erregte, ist längst verlassen, denn eine unbedeutende Belästigung reicht hin, um eine ganze Kolonie dieser Vögel zur Auswanderung zu veranlassen. Hievon erzählt Knox in seinem schon erwähnten Buche ein interessantes Beispiel von dem Reiherstand zu Parham, dessen ganze Geschichte er schildert. Lord Leicesters Haushofmeister brachte diese Vögel von Coity Castle in Wales nach Penhurst in Kent, woselbst zur Zeit Jakobs I. Lord de Lisle seinen Sitz hatte. Zweihundert Jahre später wanderte eine Kolonie dieser Vögel von Penhurst nach Michelgrove, eine Entfernung von 70 englischen Meilen; und als das Haus zu Michelgrove ganz abgerissen und einige Bäume, welche Reihernester trugen, gefällt worden waren, begannen die Reiher sogleich aber allmählig von Michelgrove nach Parham auszuwandern, die allerdings nur acht englische Meilen von einander entfernt waren; aber dennoch vergingen drei Jahre, ehe alle Reiher ihren Weg über die Dünen nach den Fichtenwäldern von Parham gefunden hatten. Wie schon erwähnt, bauen Reiher und Krähen auf Bäumen oft gleichzeitig, und aus der Identität ihres Instinkts entspringen dann erbliche Kriege und Kämpfe. Als die Reiherkolonie sich zuerst in Parham festzusetzen versuchte, wählten die Reiher diejenigen Bäume, die man gegenwärtig die Krähenhorste nennt, zu ihrer Niederlassung, wurden aber nach mehrtägigen Kämpfen durch die Krähen vertrieben. Der Sieg schwankte oftmals zwischen beiden Seiten. Knox saß einmal auf einer hohen Fichte in Parham und war Augenzeuge einer merkwürdigen Hetze (denn Kampf konnte man es nicht nennen) zwischen einer Krähe und einem Reiher. Der letztere kehrte von einer Fischfangepartie in den benachbarten Bächen zurück und mußte gerade unmittelbar über den Krähenhorst hinstreichen oder einen weiten Umweg nehmen um ihn zu vermeiden. Er wählte den ersteren kühneren Weg, der freilich der minder kluge, war aber kaum über den Gipfeln der mit Krähennestern besetzten Bäume zum Vorschein gekommen, als eine alte Krähe ihn mit Ungestüm angriff, bis in den Bereich des eigentlichen Reiherstandes verfolgte und tüchtig herumzauste, während der Reiher sich nicht nur gar nicht zur Wehre setzte, sondern vor Entsetzen laut schrie und sich in verschiedene Stellungen der Angst und Verzweiflung warf. Auch der englische Naturforscher Bewick erzählte von einem Falle zweijähriger Feindseligkeiten zwischen einer Krähen- und einer Reiher-Kolonie, welche damit endete, daß, nachdem viele Krähen und mehrere Reiher getödtet waren, die letzteren das Feld behaupteten. Edward Jesse sagt in seinen hübschen Naturbeobachtungen (Gleanings in Natural History): „Vielleicht einer der schönsten Reiherstände, die man nun in England hat, ist derjenige im Großen Park von Windsor, wenn man von der Menge der Nester und der edlen majestätischen Größe der Bäume ausgeht, worauf dieselben erbaut sind. Ich war einst bei diesem Reiherstand Zeuge eines interessanten Kampfs zwischen einem Paar Raben und etlichen Reihern. Es war im ersten Frühling, und die Raben wollten unverkennbar eines der Nester der Reiher in Besitz nehmen, während die letzteren gar keine Lust haben mochten, eine so gefährliche

Nachbarschaft aufkommen zu lassen. Der Kampf ward noch lange Zeit in der Luft fortgesetzt, bis endlich die Reiher den Sieg davon trugen und die Raben aus dem Felde schlugen."

Ein andrer hübscher, wenn auch kleiner Reiherstand ist der zu Windmill-Hill. Die Vögel haben zwei verschiedene Niederlassungen, die eine nahe beim Herrenhause (dem Sitz des Parlaments-Mitglieds Curtis), die andere in einem Winkel, etwa 500 Schritte davon. Die meisten Nester sind auf einer großen Kiefer, worauf auch eine große Anzahl Krähennester sich befinden, so daß der Gipfel des Baumes mit den Nestern beider Vögel buchstäblich beladen erscheint. Auch hier finden trotz der nahen Nachbarschaft fortwährend Händel zwischen den beiden Vogelarten statt und scheinen darauf hinzudeuten, daß die Feindseligkeit beider eine erbliche ist.

Bei uns in Deutschland sind die Reiher meist so scheu und umsichtig, daß man sie nur selten beschleichen kann. Ohne Zweifel sind aber auch sie, wie andere Thiere, nur Geschöpfe der Umstände. Wo sie den Knall der mörderischen Flinte häufig hören, sind sie mißtrauisch und auf ihrer Hut; dagegen scheinen sie überall da, wo sie sich sicher wissen, sehr vertraut und zahm zu seyn. So sollen sie am See von Killarney den Menschen ganz nahe herankommen lassen. Auch an gewissen Stellen des Flusses Wye lassen sie ein Boot ganz nahe heranfahren, ehe sie aufsteigen und sich dann auf einen überhängenden Ast niederthun ohne fortzustreichen, während sie an anderen Stellen wieder ganz wild sind. In Windmill Hill werden sie sorgfältig gehegt, und ich denke mir, der Grund des gemeinsamen Vorkommens ihrer Nester und derjenigen der Krähen auf einem und demselben Baume rührt nur von dem Scharfsinn der letzteren her; die Krähen werden nämlich in Windmill Hill weder gehegt noch beschützt, noch gezüchtet und ermuthigt, und würden schon längst vertrieben worden seyn, wenn man nicht fürchtete, dadurch zugleich auch die Reiher zu vertreiben, und darum haben sich die Krähen hier angebaut und halten leidlich Frieden mit den Reihern, denn keine Krähe wagt einen Reiher in seinem Neste anzugreifen, und die ganzen Feindseligkeiten beschränken sich auf ein paar Stöße von Krähenschnäbeln und einige Püffe von Reiherflügeln.

Knox beschreibt auf sehr anziehende und anschauliche Weise seinen Besuch des Reiherstandes zu Parham. Während diese aristokratischen Vögel, die so lange in der Nähe der alten feudalen Burgen und Schlösser gehegt und geduldet wurden, vor den Nützlichkeits-Bestrebungen und dem allgem. Nivellement unsers Jahrhunderts beinahe in allen Theilen von Europa immer mehr verschwinden, darf der Westen der Grafschaft Sussex sich noch eines der merkwürdigsten Reiherstände im südlichen England rühmen. Parham ist ein ausgedehnter Park von waldartiger Wildheit und Schönheit, wo alles noch das Gepräge der alten Zeit trägt, ehrwürdige Eichen den Vordergrund des alten burgartigen Schlosses bilden, und dunkle Tannen-, Fichten- und Kieferwälder sich im Hintergrunde über haidenartige Höhen hinziehen. Die Reiher in Parham sammeln sich im Februar und unternehmen dann die Ausbesserung ihrer Nester; im März beginnen sie ihre Eier zu legen und schon frühe im April sind die Jungen ausgekrochen, die etwa 4—5 Wochen im Neste gefüttert werden. Gegen Ende Mai's sieht man die Jungen vom Neste aus fliegen und stundenlang in der Sonne hocken, und so sieht man sie denn weiterhin bis Ende Augusts auf den Aesten sitzen und hört sie, namentlich gegen Abend, mit lautem quakendem Geschrei nach Aesung rufen, wobei sie dann von den Alten mit verdoppelter Emsigkeit während der Nacht gefüttert werden. Die Landleute und Tagelöhner in der Umgebung von Parham hören den Sommer hindurch zu jeder Stunde der Nacht den gellenden Schrei der Reiher, welche zwischen dem Reiherstand und dem offenen Lande über ihre Häupter hinfliegen. Aber auch während der Wintermonate sind die Bäume nie ganz verlassen, denn nicht alle Reiher ziehen fort, und man sieht noch immer einige der Vögel allnächtlich dort einfliegen und aufhocken. Die von dem Flusse Arun bewässerte große Alluvial-Ebene, welche sich vor Parham ausbreitet, ist mit weiten Wiesen von langem rauhem Grase bedeckt, auf welchem große Heerden schwarzen Hornviehs im Sommer waiden und träge wiederkauend in der Sonne liegen; im Winter aber ist diese Ebene, soweit das Auge nur reichen kann, eine unabsehbare Wasserfläche, welche bei Stürmen und Gewittern von wildem Wassergeflügel und Meeresvögeln besucht wird, während die fichtengekrönten dunklen Höhen von Parham sich in der Ferne wie eine schöne stattliche Insel daraus erheben. (Schluß folgt.)

Das Engelberger Thal und Besteigung des Titlis im August 1862.

Von Karl August Mayer.

(Fortsetzung.)

Für die enge Hütte, in der überdieß allerlei Balken umherlagen, waren wir zwölf Menschen viel zu viel. Unbeholfen tappten wir, ohne anderes Licht als das des Herdfeuers, in der Küche, in der Kammer und vor der Thür umher, bis endlich der erfinderische Infanger, der für Alles Rath wußte, einen zugespitzten Spann in die Wand trieb, dem er vorn ein Loch eingebohrt hatte, um die Talgkerze einzusetzen. Der in der Kammer befindliche Hausrath bestand aus einem Ahorntisch, einigen Bänken und einer Bettstelle, wenn man einen länglich viereckten Kasten so nennen will, der, mit Heu gefüllt, den Sennen bisher als gemeinsames Lager gedient hatte, und vier oder fünf Mann — wie in einer großen Schublade in der Breite neben einander gelegt — aufnehmen konnte. Da sich unter der Schlafkammer der nur durch eine dünne Bretterlage getrennte Schweinstall befindet, und diese Thiere vor dem Eintritt der Dunkelheit eingetrieben werden: so erfreuen sich die Titlisfahrer, die hier zur Zeit, wo die Alpenwirthschaft noch im Gang ist, kampiren, während der Schlafzeit auch noch der Stimmübungen jener Bestien, welche, da sie während des Tags viel schlafen, in der Nacht keinen Augenblick ruhig sind, sondern beständig schnauben, grunzen, sich beißen und auf-

schreien. Uebrigens hatte jener Träger auf Infanger's Anordnung das alte Heu, auf dem die Sennen geschlafen, herausgeworfen und durch neues ersetzt, das frisch genug duftete. Ob damit auch jene kleinen Schlafgesellen der Sennen beseitigt waren, deren Vetter von Mephistopheles in Auerbach's Keller besungen wird, scheint zweifelhaft; wenigstens klagte der Doktor beständig und ließ manchen kräftigen Fluch hören, während Andere ihr Leiden schweigend ertrugen. Auch vor den Mäusen der Sennhütte, die in der Schlafstelle ihren Spuk mit uns trieben, hatte man uns bange gemacht; aber sey es, daß sie mit den Sennen verschwunden waren; sey es, daß sie unsere Unruhe fern hielt: wir gewahrten keine.

Für's Erste nahm das Souper, welches Infanger unter Beistand des übrigen Dienstpersonals mit großer Umsicht bereitete, unsere Aufmerksamkeit völlig in Anspruch. Aus den Reffen, welche die Träger niedergestellt hatten, entwickelten sich — Dank sey der Fürsorge der trefflichen Frau Cattani! — sehr ansehnliche Speisevorräthe nebst Töpfen, Tassen u. s. w., und bald thürmten sich auf dem Tische ganze Gebirge von Brod, Butter und Käse, welche unserer mit den Eindrücken der Alpenwelt genährten Phantasie als lauter „Hörner", „Pize" und „Stöcke" erschienen, während die aus der Riesentute stürzenden Zuckerstücke einem Gletscher sehr ähnlich gefunden wurden. Den kalten Braten sparten wir als weise Männer für später auf; ebenso den Wein, der in einer rundbauchigen strohumflochtenen „Buttel" von ehrwürdigem Ansehen, welche gut ihre 25 Flaschen hielt, von einem der Reffe herzerfreuend niederschaute.

Jetzt erschien in Ahornschüsseln, die dem Hausrathe der Sennerei entstammten, köstlich duftend der Kaffee sammt der herrlichen Milch — in unserer Alpensprache der „Schwarz-" und der „Weiß-See" genannt. Flugs vertheilten wir die Truchseßämter unter uns: der Rothbart wurde über die „Brod-Hörner", der Doktor über den „Butter-Piz", der Präsident über den „Käse-Stock" gesetzt; ich selber hatte den „Zucker-Gletscher" und die beiden Luzerner den „Schwarz-" und den „Weiß-See" zu besorgen, während der taube Pfarrer bloß „Mitesser" war.

„Und sie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle" hieß es auch hier. Dabei kreuzten sich die Wünsche und Fragen der Speisenden in seltsamer Weise. „Ich bitte um Weißsee." — „Ich um Piz." — „Hauen Sie noch etwas vom Käsestock." — „Wünschen Sie Gletscher?" u. s. w. Nie in meinem Leben hab' ich so köstlichen Kaffee genossen, nie überhaupt mit so trefflichem Appetit gespeist; nie war ein Mahl mit so heiterer Laune gewürzt.

Nachdem wir mit einem urfrischen Trunk Wasser, der eben aus dem Trübsee geholt worden war, den Schluß gemacht hatten, überließen wir Tisch und Speisen Infanger und seinen Mannen, die natürlich eine ebenso gute Klinge schlugen, als wir. Unterdessen stolperten wir vor der Sennhütte und auf einem kleinen Hügel, der vor ihr liegt, mit den Füßen oder den Alpstöcken den Boden sondirend, umher. An der weiten Himmelswölbung standen in der tiefstillen Nacht Millionen Sterne, die ich nie so hell habe funkeln sehen. Das rothe Licht des Mars brannte wie ein Feuer auf uns nieder, und in der Nähe des Bären zog ein noch ganz junger Komet seine Straße. Die Sternkundigen unter uns lasen die goldene Schrift; nicht ein Wölkchen verdeckte das dunkelblaue Himmelsbuch.

Da es kalt wurde, und der Führerchor sich gesättigt hatte, kehrten wir in die Hütte zurück. Jene boten uns gute Nacht und verloren sich in der Dunkelheit. Ob sie in irgend einem Stall oder Heustadel Unterkunft gefunden, ist mir unbekannt geblieben. Das Herdfeuer sank allmählig in Asche; statt dessen glühten die Cigarren der Titlisfahrer und mischten ihren Duft mit dem des Heus; wodurch eine so dicke Luft in der engen Kammer entstand, daß von Zeit zu Zeit ein Laden aufgestoßen werden mußte — ein Fenster gibt es in der ganzen Sennhütte nicht — um das Athmen möglich zu machen. Infanger hatte die von Frau Cattani mitgeschickten wollenen Decken und Leintücher über das Stroh gebreitet; aber diese Hüllen reichten für unser Bedürfniß entfernt nicht aus, und wir mußten mit Reisetaschen, die als Kissen, mit Ueberziehern und Plaids, die als Decken dienten, dem Mangel abzuhelfen suchen. An Auskleiden ward nicht gedacht, ja nicht einmal an das Ablegen der eisenbewehrten Schuhe, da schon gleich nach Mitternacht wieder aufgestanden werden sollte.

Das Unterbringen von uns sieben Titlisfahrern in dem Bettkasten war eine sehr schwierige Sache. Nach reiflicher Berathung trafen geometrisch-gebildete Männer unter uns folgende Einrichtung: drei Personen, nämlich der Doktor, der Pfarrer und ich, wurden — mit dem Kopfe nach der schmalen Seite des Kastens — neben einander gebettet; die übrigen vier: erst der Präsident, dann der Rothbart, dann die beiden Luzerner, legten sich mit dem Kopfe nach der Breitseite des Kastens, also im rechten Winkel zu uns dreien. So war der Präsident durch eine eiserne Mauer, nämlich durch unsere Nagelschuhe, von uns getrennt; die meinen saßen ihm auf der Schulter; die des Pfarrers auf der Hüfte und die des Doktors auf den Schenkeln — insofern er (der Präsident) nicht im Dreieck lag. Als ein sehr langer Mann hatte er nämlich in dem Bettkasten keinen Raum für seine Beine. Anfangs suchte er sich damit zu helfen, daß er sie, auf dem Rücken liegend, über den Rand der Bettstelle hängen ließ. Da sie ihm aber bald einschliefen — daher der Scherz: „In jener Nacht schlief Niemand, als des Präsidenten Beine" — und bald alles Gefühl verloren: zog er sie zurück und baute sie als einen Doppeltriangel vor sich auf.

Von uns dreien lag ich nach innen, und es blieb mir, da hier das Dach in ganz spitzem Winkel niederging nicht mehr Spielraum, als einer Geige in ihrem Kasten. Neben mir hatte der Pfarrer sich ausgestreckt. Als dann aber die Masse des Doktors, der nach außen lag, hinzukam und wie ein Gebirge sich einsenkte: geriethen wir beide in eine förmliche Oelpresse. Nicht viel besser war der Rothbart daran; denn da die beiden Luzerner aus Mangel an Raum mehr auf als neben einander lagen, wirkten sie mit doppelter Körperlast ebenso

drückend auf ihn, als auf uns der einfache Doktor, und manche deutsche und französische Verwünschung entwischte in schöner Abwechslung den Lippen des doppelzüngigen Elsaßers. Da das Heu allerwärts sehr zudringlich über Decken und Leintücher hereinbrach, hatten sich einige, wie der Pfarrer und der Präsident, weiße Tücher um den Kopf gebunden, die sich bald in das Gesicht hinein vorschoben. Dieß und die anderweitigen aus verschiedenen Kleidungsstücken hergestellten Nachtkostüme gaben der Gesellschaft ein höchst seltsames, zigeunerhaftes Aussehen. Was freilich die fernere Schläfergruppe des Rothbarts und der beiden Luzerner angeht, so war sie für mich bei dem schwachen Schein des ungeputzten auf dem Span befestigten Talglichtes kaum zu unterscheiden; da hieß es, wie in Schiller's Taucher:

„Schwarz wimmelten da, zu Klumpen geballt ꝛc.“

Doch jetzt waren die Cigarren zu Ende geraucht und das Licht an der Wand gelöscht; nun sollte — es mochte neun Uhr seyn — Ernst mit dem Schlafe gemacht werden: wir wollen sehen, mit welchem Erfolge. Der Doktor hatte sich gleich anfangs mit dem Gesichte gegen den Pfarrer gelegt und schnaubte jetzt diesen wie ein vollbackiger Windgott an. Der Pfarrer drehte sich alsbald nach mir um und blies mich an; ich machte, so schwierig dieß auch in dem engen Raume war, ebenfalls Kehrt nach der Wand zu, und wir lagen, wie der Kunstausdruck lautet, in der Pfanne. Aber bald machte der Doktor, um seiner unbehaglichen Lage zu entrinnen, eine Schwenkung, indem er seine Breitseite — die wir nicht anders als die „Doktor-Alp“ hießen — nach dem Alphornbläser kehrte; oder dieser drehte seine scharfkantige Hüfte — der „Pfarrer-Piz“ genannt — aus gleicher Ursache um. Hierdurch wurden nun jedesmal auch die beiden Anderen zu Aenderungen genöthigt, und so ging es Pfanne rechts, Pfanne links, Pfanne rechts, Pfanne links, aber kein Schlafen.

Endlich schien der mohnumkränzte Gott meine beiden Nachbarn mit seinem Stabe zu berühren; denn während ich seufzend nach dem Schlafe rang, begann der Alphornbläser seltsam auf einem Nasloch zu pfeifen und sein dicker Vormann immer lauter zu athmen. Der Klimax, den der Letztere dabei regelmäßig einhielt, war folgender: Erst fing er pianissimo zu säuseln an, dann, nach einer oder zwei Minuten, piano zu schnauben; darauf begann er allegretto, dann allegro zu schnarchen; jetzt war es ein entschiedenes forte, das sich bald zu einem furchtbaren fortissimo steigerte. Urplötzlich, wie von einer Explosion emporgeschleudert, warf er sich jetzt auf die andere Seite, um dasselbe Concertstück von pianissimo bis fortissimo — ohne daß jemand von uns da capo! gerufen hätte — noch einmal aufzuführen. Während die Luzerner dieser Musik mit halbunterdrücktem Lachen zuhörten, gerieth der Elsaßer in Zorn. „Monsieur,“ schnurrte er den Doktor an, „vous ronflez d'une manière bien extraordinaire.“ Erwachend setzte sich der Doktor auf seiner Lagerstatt auf und rieb sich die Augen. Er hatte den Schlaf des Gerechten geschlafen, wenn auch auf etwas geräuschvolle Weise, und fühlte sich unschuldig, wie ein neugeborenes Lamm. „Mais que voulez-vous que je fasse?“ gab er nach einigem Besinnen zur Antwort. Die Situation erschien uns so komisch, daß der Präsident und ich in lautes Lachen ausbrachen; auch die Luzerner platzten, nachdem wir ihnen die Schleuse geöffnet hatten, hervor. Selbst der Doktor und der Rothbart stimmten mit ein, und der gute Pfarrer, der allerdings bei seiner Taubheit von dem Vorgange nichts hatte vernehmen können, aber von beiden Seiten her an unsern schütternden Körpern merkte, daß eine komische Scene abgespielt wurde, lachte zur Gesellschaft tapfer mit. Darauf sank Alles wieder in tiefe Stille, bis der Pfarrer von Neuem pfiff, und der Doktor sein Schnarchsolo rekapitulirte, und abermals, wenn er zur letzten Note seines Schnarchsatzes gelangt war, mit einer Vehemenz emporfuhr, daß die ganze Bettstelle, wie von einem Erdbeben, aufzuckte und dröhnte. „Ich glaube fast,“ sagte mir der Präsident in seiner trocken-scherzenden Art in's Ohr, „wir stünden uns besser, wenn dieser Orgelspieler bei Herrn von Ziegenstall kampirte, und statt dessen die Schweine unter uns musicirten.“

Plötzlich erhellte eine Flamme die Kammer; die Schläfer fuhren in ihren seltsamen Verhüllungen, an manche Auferstehungsbilder erinnernd, empor. Der ungeduldige Elsaßer hatte ein Zündholz angerieben, um, wie er sagte, seine Glieder zusammen zu suchen. Die Uhr zeigte Elf. Seltsamer Weise war der Pfarrer so gut wie verschwunden; denn indem sich in Folge eines Ruffis oder Bergrutsches die Doktor-Alp über ihn weggeschoben hatte, war er so tief in's Heu gerathen, daß nur der hochemporstehende Zipfel seines Kopftuchs, die Nase und ein Schuh sichtbar blieben.

Der Rothbart erklärte, daß er keine Minute länger auf diesem „diable de grabat“, auf dieser „méchante galère“ bleibe, und sprang auf beide Füße. „Wer macht eine Partie Piquet?“ rief er, indem er ein Kartenspiel aus der Tasche zog. Der Doktor erklärte sich bereit, und das Licht an der Wand wurde angezündet. Wenigstens konnten jetzt die in dem Bettkasten Zurückgebliebenen ihre Glieder besser dehnen. Ruhig wurde es freilich nicht; schon das Treiben der beiden Piquet-Männer hielt uns alle in Athem. Bald stellte sich heraus, daß das Spiel nicht vollständig war und die unentbehrliche Herzdame fehlte. In allen Winkeln der Kammer kroch der Rothbart umher, um nach seiner „dame de coeur“ zu forschen, indeß der Doktor mit einem angesteckten Fidibus leuchtete; sogar das Lager wurde einer Untersuchung unterworfen, und die beiden Luzerner, wie Braten in der Pfanne, umgewendet. Dabei stellte Jemand die Hypothese auf, daß der Pfarrer, der als ein immer verliebter, aber tugendhafter Mann das schöne Rösli in aller Unschuld verehrte und täglich mit Sträußen und Versen bedachte, in seiner Inbrunst die Herzdame verschlungen habe.

Endlich, nachdem alles Suchen sich vergeblich erwiesen hatte, wurde eine beliebige ausgeschlossene Karte zur Herzdame erhoben, und das Piquet nahm seinen Anfang. Auch der Pfarrer war aus dem Heu gekrochen und saß mit seinem verbundenen Kopfe, wie ein verwundeter Soldat, bei den Spielenden, um eine Cigarre mit ihnen zu rauchen. Dabei putzte er ihnen

von Zeit zu Zeit, in Ermanglung einer Lichtscheere, sinnreicher Weise die Kerze mit dem Ende eines Fidibus, den er jedesmal vorher am andern Ende anzündete, damit er, wenn er das Licht auslöschte, gleich Feuer zur Hand hätte. Gespräch, Lachen und kräftiges Austrumpfen begleiteten das Spiel; hatten wir vorher nicht geschlafen, so schliefen wir jetzt gar nicht.

Endlich, nach Mitternacht, erschienen die Führer wieder und zündeten das Herdfeuer von Neuem an. Wer noch ruhte, erhob sich nun vom Lager und schüttelte das Heu von den Kleidern. Die reine, kalte Luft, die zu dem geöffneten Laden hereindrang, und ein Glas Gletscherwasser aus dem nahen Trübsee gaben uns das Gefühl neuen Lebens und frischer Kraft zurück. Der Sternhimmel, welcher in gleicher Pracht, wie am Abend zuvor, glänzte, versprach die schönste Rundsicht auf den Titlis. Bald stand der wärmende Kaffee auf unserem Tisch, und obgleich nur wenige Stunden seit der Abendmahlzeit vergangen waren, wurde doch das Frühstück willkommen geheißen. (Schluß folgt.)

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

10.

Während der Anwesenheit des Prinzen war Major v. Dotter regelmäßig bei den Donnerstags-Abenden in Werners Hause oder in demjenigen des Obristlieutenants erschienen, und hatte sogar außerdem sich oft öffentlich mit Heinrich Otte gezeigt, oder seine Abende auf dessen Zimmer zugebracht; ja er hatte es sogar einige Male nicht verschmäht, der Gast der Fräulein Valentin zu seyn, und war Zeuge des traulichen, beinahe geschwisterlichen Zusammenlebens gewesen, welches Heinrich und die drei Schwestern mit einander führten. Otte hatte mehrfach Einladungen in andere Kreise abgelehnt, die er Herrn v. Dotter verdankte, und sein Ablehnen mit der übernommenen Verpflichtung entschuldigt, Hedwig zu unterrichten, welche unter seiner und Fräulein Juliens Leitung rasch die bedeutendsten Fortschritte machte. Diese Lehrstunden fielen selbst dann nicht aus, wenn der Major einen Abend bei den „Putzmamsellen" zubrachte, wie seine Kameraden verächtlich gesagt haben würden. Während die drei Mädchen sich bemühten, den Major zu unterhalten, ertheilte Otte in einer Ecke des Zimmers Hedwig den nöthigen Unterricht und Käthchen strickte einstweilen an Hedwigs Strickstrumpf fort. Hedwig aber nahm ihre Aufgabe so ernst, daß sie den schönen Offizier während der Lehrstunde gar nicht beachtete, obschon sie außerdem kein Auge von ihm verwandte. Herr v. Dotter war aber in der That auch ein bildschöner Mann, und seit die überraschende Wendung, welche sein Geschick genommen, jene Falten des Kummers und der Sorge von seiner Stirn hinweggenommen und sein Auge wieder heiter und mild blickte, lag in der That auch etwas herzgewinnend Offenes und Intelligentes in seiner Stirne, während sein Benehmen eine ungesuchte stille Grazie und edle Ruhe und Würde athmete. Dazu war er in seinem Wesen so einfach und anspruchslos, so liebreich und naiv, daß auch die drei Schwestern Valentin ihn aufrichtig liebgewonnen hatten und für ihn durch's Feuer gegangen wären, und daß es ihnen wirklich nahe ging, als er wegen seiner Abreise von ihnen Abschied nahm.

Es war Weihnachtsabend und Otte hatte die Bank etwas früher geschlossen, um noch eine Besprechung mit Herrn Anheim zu halten, welcher mit dem Abend-Schnellzug nach Moritzburg abreiste. Dieser wollte das Weihnachtsfest bei seiner Verlobten zubringen, denn am 28. December sollte seine Hochzeit gefeiert werden, und er gedachte dann sogleich mit seiner Neuvermählten nach Paris abzureisen. Da war zuvor noch mancherlei zu ordnen und manche Rücksprache für die Dauer von Anheims Abwesenheit zu treffen. Erst nach sieben Uhr kehrte er in seine Wohnung zurück, um der Einbescheerung in der Familie Valentin beizuwohnen.

„He, Ottechen, sind Sie es?" rief Käthchen aus der Küche, als er im Dunkeln die Treppe hinan ging.

„Ja, Fräulein Käthchen, — der ist's!"

„Nun, so treten Sie doch auf einen Augenblick näher; ich habe Ihnen einige Kommissionen zu bestellen!" sagte sie. „Da hat zunächst Herr Karl Werner hergeschickt, und läßt Sie um die Ehre bitten, der Einbescheerung bei ihm anzuwohnen, die um halb acht Uhr beginne, und da der Laufbursche Sie nicht mehr auf dem Comptoir antraf, so hat er Sie hier aufgesucht. Nun gehen Sie nur sogleich hin, damit Fräulein Johanna nicht böse wird!"

„Fräulein Johanna?" fragte Otte; „wie kommen Sie zu dieser Bemerkung, Käthchen?"

„Na, ich bin ein ausgetragenes Kind, Ottechen, und Sie werden mir doch nicht leugnen wollen, daß Herr Werner vielleicht so ein stilles Plänchen mit Ihnen wegen Fräulein Johanna hat?"

„Ach, gehen Sie, Käthchen! Sie sind wirklich boshaft. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Herrn Werner einen derartigen Plan gar nicht zutraue. Unsere Berührungen sind ganz anderer Art, und ich kann Sie versichern, daß ich mit dem Fräulein noch keine hundert Worte gewechselt, ja es noch gar nicht einmal recht angesehen habe! — Ja, es thut mir sogar leid, daß ich für heute Abend dort eingeladen bin, denn ich büße dadurch die Bescheerung bei Ihnen ein, auf die ich mich so sehr gefreut habe. Ich werde Herrn Werner sogleich abschreiben . . ."

„Ist gar nicht nöthig," entgegnete Käthchen; „wir wären ohne Sie kaum froh und vergnügt, und werden daher um Ihretwillen unsere Bescheerung verschieben, bis Sie von Werners zurückkommen. Nun gehen Sie nur schnell hin, damit Sie desto früher zurückkommen. Meiner andern Kommissionen entledige ich mich erst nachher!" Julie kam auch heraus und stellte Otte vor, daß er Werner's Einladung entsprechen müsse, um es mit diesem Gönner nicht zu verderben. „Er hat uns zwar

unsern Plan einigermaßen durchkreuzt, aber wir wollen unsern heiligen Christ nicht ohne Sie feiern, lieber Otte!“ sagte sie; „gehen Sie nur! Sie kommen dann vielleicht desto früher wieder zurück.

Otte brachte nur die paar Päcke, mit denen er sich schleppte, auf sein Zimmer und eilte dann nach Herrn Werners Haus. Aber unterwegs wollte ihm der Wink, welchen Käthchen wegen Fräulein Johanna's hatte fallen lassen, nicht aus dem Sinne. Er hatte nie an diese Möglichkeit gedacht, und das Fräulein hatte ihn seither kalt gelassen, denn er hatte sie kaum beachtet, geschweige denn sich für sie interessirt. Aber unwahrscheinlich war es doch nicht, daß Herr Werner jenes Plänchen hegte, denn er begegnete Otte mit sichtlicher Auszeichnung und einer Herzlichkeit, welche förmlich ermuthigen konnte. Die Aussicht, der Schwiegersohn eines solchen Mannes zu werden, hatte für einen strebsamen jungen Kaufmann gar zu viel Lockendes, als daß sie nicht Otte hätte zu denken geben sollen; und wie es bei solchen Dingen immer geht, es hatte nur an dem zündenden Funken gefehlt, der diesen Gedanken hell strahlen machte. Als er sich Werners Haus näherte, sah er die Fenster des Salons im Erdgeschoß glänzend erleuchtet. Auf dem Vorplatze, wo er Hut und Ueberrock ablegte, begegnete er Fräulein Johanna, die ihn mit den großen schwarzen Augen gar freundlich anblickte und mit einem Lächeln und Erröthen, welche ihr blasses Gesicht lieblicher erscheinen ließ, ihm zurief: „Ach wie schön, daß Sie endlich kommen, Herr Otte! Papa hat schon einige Male nach Ihnen gefragt, und die ganze Gesellschaft ist beisammen bis auf Sie!“

„Dann kann ich es mir kaum verzeihen, alle aufgehalten zu haben!“ sagte Otte und unbewußt erlaubte er sich, Fräulein Johanna's Hand grüßend zu erfassen und leise zu drücken. Diese Hand bebte in der seinigen und erwiderte schüchtern seinen Druck, und Beider Augen begegneten sich einen Moment. Sein freundlicher, schüchtern fragender Blick traf auf ein freudiges, flüchtiges Leuchten ihrer dunklen Augen, das ihm einen heißen Blutstrom zum Herzen trieb, während auf Johanna's Wangen eine hohe Glut aufloderte. Dann aber riß sich Fräulein Werner rasch los und verschwand in einem andern Zimmer, und Otte trat, noch etwas verwirrt und befangen, in den Salon, wo er die Familie und das Comptoir-Personal und einige Hausfreunde wie den Obristlieutenant Richertz mit seiner Gattin u. a. m. versammelt fand. Herr Werner empfing den Spätling mit gutmüthigem Schelten über sein Ausbleiben, verzieh aber dann dasselbe, als Otte sich genügend rechtfertigte; und nun wurden die sämmtlichen Anwesenden in den kleinen hintern Salon geführt, wo auf einer langen Tafel die Weihnachtsgeschenke unter dem kerzenstrahlenden Christbaum aufgestellt waren, und jeder Gast seine Bescheerung mit seinem Namen bezeichnet fand, und zum Zugreifen eingeladen ward.

Auch Otte war unter den Beschenkten, — weil er sich mit zur Familie zählen sollte, wie Herr Werner herzlich äußerte. Er fand auf seiner Platte eine Kiste Cigarren, ein Dutzend Taschentücher von feiner schlesischer Leinwand, und einen Spazierstock mit schön und künstlich geschnittenem Elfenbeinknopfe, — „Angenehmes und Nützliches“, wie Herr Werner lachend sagte. Es war ein allgemeiner Jubel unter den Anwesenden, denn alle sahen sich über Erwarten reich beschenkt, und der Geber schien ebenso vergnügt als die Empfänger. Als nun die sämmtlichen Gäste noch mit Backwerk und süßem spanischem Wein bewirthet worden waren, entfernte sich das Personal und nur die Familie und die Hausfreunde blieben zurück.

„Kommen Sie, Otte, ich will Ihnen meinen kleinen Liebling, meine Ottilie, vorstellen, welche über die Festzeit zum Besuche hier ist,“ sagte Herr Werner, und führte ihn zu einem jungen Mädchen in der ersten Blüthe der Jungfräulichkeit, die sich im Kreise einiger jungen Freundinnen über ihre erhaltenen reichen Geschenke freute. „Hier, mein Kind, stelle ich Dir meinen wackern jungen Freund Heinrich Otte vor, von welchem ich Dir schon so vieles erzählt habe!“

Ottilie drehte sich lebhaft um und maß Otte mit ihren großen intelligenten Augen, welche so lebhaft an diejenigen ihres Vaters gemahnten. Heinrich sah in ein frisches Gesicht das nicht eben schön und regelmäßig, aber ungemein anmuthig war; ein naives Stumpfnäschen, reizende Grübchen in Kinn und Wange, weiche kastanienbraune Locken, welche über das kleine feine Ohr herabfielen, ein niedlicher zarter Wuchs unter Mittelgröße, eine weiße schmale Hand und eine gewisse kindliche Befangenheit bei schalkhafter Munterkeit, liehen Ottilien etwas Gewinnendes.

„Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen, von dem Papa mit so vieler Auszeichnung schreibt und spricht!“ stammelte sie und gab ihm treuherzig die Hand. „Schenken Sie auch mir Ihr Wohlwollen, Herr Otte!“

„Von Herzen gern, mein Fräulein, denn Sie gewinnen mich ja schon durch das Ihrige,“ entgegnete Otte. „Gestatten Sie mir, Ihnen Glück zu der Heimkehr in's Vaterhaus zu wünschen, wo Sie sicher mit großer Sehnsucht erwartet worden sind!“

„Ach, reden Sie nicht davon — es gilt ja nur einen kurzen Besuch hier!“ versetzte Ottilie lebhaft; „meine Schulzeit ist ja erst in sechs Monaten um!“

Otte wollte etwas erwidern, da begegneten seine Augen denen Johanna's, welche mit einer erwartungsvollen Spannung an seinen Zügen hingen, als ob sie ihm jedes Wort von den Lippen lesen wollte; ihr Gesicht schien noch blässer geworden zu seyn als zuvor. Otte ward mit Einem Male verlegen, wie wenn er sich auf einer bösen That ertappt sähe; er erinnerte sich des Händedrucks, den er Johanna vorhin gegeben hatte, und mit einigen alltäglichen Phrasen beendete er die Unterhaltung mit Ottilien. Nachdem er noch Frau Werner begrüßt hatte, bat er den Hausherrn um Erlaubniß, sich von dem kleinen Souper dispensiren zu dürfen, weil er zu Hause erwartet werde.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Die Familie des Doktors.

Schilderungen aus einer englischen Kleinstadt.

Heute vor einem Jahre, am gleichen Tage, zu derselben Stunde, in welcher ich diese Erinnerung niederschreibe, trat ich aus jenem kleinen Hause in der Green-Straße heraus, bittere Verzweiflung im Herzen klagte mich der Feigheit an, und war dennoch von der Ueberzeugung durchdrungen, vollkommen recht zu thun, indem ich dem Gedanken entsagte, Betty Christien zu heirathen. Was wäre auch aus uns beiden geworden, wenn wir uns ehelich verbunden hätten? Sie, die einzige Stütze ihrer betagten Eltern, für deren Unterhalt der Ertrag ihrer Handarbeit kaum ausreichte, und ich, ein junger, unbekannter Arzt, der erst eine Praxis sich erwerben muß, und es nicht einmal wagen darf, den rechtlich ihm gebührenden Doktortitel zu führen, aus Furcht, die unbemittelteren Patienten, die sich mir anvertrauen wollten, dadurch abzuschrecken, weil sie besorgen würden, mich in diesem Falle höher bezahlen zu müssen. Die schwierige Aufgabe, die ich unternommen habe, indem ich es wagte, der bisher in Carlingford unbeschränkt herrschenden Autorität des Doktors Majoribanks zu meinen Gunsten entgegen zu treten, würde durch einen solchen Schritt zur Unmöglichkeit geworden seyn. — Unstreitig ist es nur die Macht der Gewohnheit, welche diesem listigen Schotten, der bei seinem veralteten Wissen eine so studierte Einfachheit und angenommene Gutmüthigkeit zur Schau trägt, und mit geflissentlicher Schaustellung aus seiner goldenen Dose zu schnupfen pflegt, als schöpfe er daraus seine Weisheit, den gewichtigen Eingang in alle bedeutenden Häuser des vornehmeren Stadttheils sichert, während ich mich damit begnügen muß, die Vorstädte zum Schauplatze meiner Thätigkeit zu wählen, und meine Patienten unter Leuten zu suchen, welche hier ebenso unbekannt sind, wie ich selbst es noch bin.

Indessen empfand ich doch einige Gemüthsbewegungen peinlicher Art, als ich heute der Trauung von Betty Christien beiwohnte; vergeblich suchte ich in den feinen Zügen der schönen Blondine nach einem Eindruck des Gefühls, das meiner eigenen Stimmung entsprochen hätte. Sie erschien vollkommen ruhig und heiter, und es kam mir sogar vor, als spiele ein Lächeln um ihre Lippen; sie erröthete nicht einmal, als ich sie mit ihrem neuen Namen als Frau Brown begrüßte, und verzog keine Miene dabei; auch war weder ein Ausdruck des Triumphes über mich, noch das Bedauern mit mir auf ihrem Gesichte zu sehen.

Wahrscheinlich hatte sie die gleiche Meinung von mir, wie so viele Andere auch, und hielt mich für zu unbedeutend und zu schwach, um die Rolle eines Helden zu spielen, oder mit der Geduld eines Märtyrers mich in mein Schicksal zu fügen. 'Obgleich er mich einst liebte und meine Treue und Aufopferung für meine Eltern bewunderte', mochte sie wohl im Stillen von mir denken, 'kam es ihm doch nicht in den Sinn, mich bei der schwierigen Aufgabe, die mir geworden ist, zu unterstützen, und sein Geschick unauflöslich mit dem meinigen zu verknüpfen. Ein anderer hat sich dann mir genähert, der zwar weniger fähig sein mag, mich zu verstehen, mich demungeachtet aber viel inniger liebt; daher gebe ich mich ihm auch mit ganzer Seele hin, weder mit Bedauern für die Vergangenheit, noch mit Besorgniß wegen zukünftiger Reue darüber, daß ich meiner früheren Neigung entsagt habe.' Freilich kann ich es nicht mit Gewißheit sagen, daß ich ihre Gedanken richtig errathen habe, denn sie ist ja ein so ruhiges, sanftes Wesen, daß es keine bitteren Gefühle in sich nähren zu können scheint. Andere jedoch mögen sich wohl in ähnlicher Weise über mich geäußert haben, denn es war mir, als läse ich mein Urtheil auf manchem Gesichte deutlich ausgesprochen. Wie sehr hätte ich gewünscht, bei dem Herausgehen aus der Kirche jenen Leuten, die so verächtlich von mir dachten, die schwere Bürde zeigen zu können, welche ich, vor allen Augen verborgen, beständig mit mir herumtrage, um meinerseits ihnen sagen zu können: 'Es ist wahr, ich mache keinen Anspruch darauf, die Rolle eines Helden durchzuführen, noch jene allgemeine Bewunderung zu erlangen, welche nur den ausgezeichnetsten Geistern gezollt wird; allein bezüglich der Geduld, mit welcher ein Märtyrer das ihm auferlegte schwere Geschick erträgt, so übe ich diese in aller Stille täglich, ja stündlich, ohne daß ihr auch nur eine Ahnung davon habt! Kein Wort der Klage, kein Gedanke des Murrens kommt über meine Lippen! Niemand von Euch weiß es, daß ich genöthigt war, den Aufenthalt in einer anderen Stadt, und damit die Frucht einer zweijährigen, harten Anstrengung aufzugeben! Niemand weiß es, daß auch hier ein ähnliches Schicksal mich bedroht, welchem ich nur mit aller Festigkeit des Willens, der ich fähig bin, und mit dem Aufgebot aller meiner Kräfte entgegen arbeiten kann!'

Wie manche Leute mögen mir mit Neid zusehen, wenn ich am Morgen so leicht und gewandt meinen kleinen Einspänner besteige, und dem Knecht die Zügel aus der Hand nehmend, in schnellem Trabe meine Rundfahrt bei meinen Patienten beginne. »Der glückliche Junggeselle!« heißt es da wohl; »was für ein angenehmes, sorgenfreies Leben mag er führen!« Allein während mein vermeintliches Glück noch den Gegenstand des Gespräches müßiger Zuschauer bildet, entrollt sich vor meinem Geiste ein Bild, welches nicht geeignet ist, mich zu erheitern. Oben in einer Mansarde des zweiten Stockwerks meines Hauses brennt ein Feuer im Kamin, welches beständig unterhalten werden muß; auf einem Divan, dessen Kissen niemals geordnet werden, eingehüllt in eine Wolke des dichtesten Tabacksrauches, vor sich einen Tisch, auf welchem eine Anzahl oftgelesener Romane aufgeschichtet liegt, haust ein Wesen (ich kann es kaum einen Mann nennen), das sein Daseyn im völligsten Müßiggange dahin bringt, sich selbst wie seiner Umgebung eine beständige Bürde. Es existirt nicht einmal eine gültige Entschuldigung für eine solche Faulheit, denn das Nervenleiden, das ihm zum Vorwande dient, ist eine wahre Lächerlichkeit zu nennen; die Beschönigungen, mit welchen dieser Mensch seinen Müßiggang bemänteln will, sind eitle Lügen. Von den elenden Zerstreuungen, die er außer dem Hause sich zu verschaffen sucht, erhalte ich nur Kunde durch die verschiedenen Rechnungen, die man mir monatlich zustellt; auch bedient er sich dabei

der Hülfe meiner eigenen Diener, welche nicht bedenken, daß sie meinen Kredit hiedurch untergraben, wenn sie unbedingt sich dazu hergeben, ihm zu solchem unwürdigem Zeitvertreib behülflich zu sein. Es ist fürwahr eine anziehende Schilderung, ein angenehmes Bild, das beständig mich verfolgt! Ja, es ist wirklich ein beneidenswerthes Glück, einen solchen Bruder zu haben!

Wenn ich noch daran denke, wie Fritz einst der Abgott unserer Eltern war; wie sie für seine Zukunft die kühnsten Hoffnungen nährten — da sie durch seine Talente sich dazu berechtigt glaubten — dann kann ich einer geheimen Wuth mich nicht erwehren, wenn ich mir vorstelle, wie alle diese Pläne so gänzlich vereitelt wurden, und er, nach fruchtlosen Versuchen, zuerst in England, dann in Australien das Glück zu erhaschen, vor fünf Monaten hieher zu mir kam, um wahrscheinlich für immer mir zur Last zu fallen! Doch was hilft es, sich darüber noch zu ereifern? Man muß sich dem Geschicke ohne Widerrede fügen; höchstens zuckt man die Achsel darüber, da die Sache nun einmal nicht zu ändern ist. —

Ich berichte hier, was ich gestern that, als ich am Abende dieses langen und schweren Tages nach Hause zurückkehrte. Der Anblick von Fritz, welchem ich begegnete, als er eben von der Leihbibliothek sich in seine Wohnung zurückstahl, beladen mit einigen neuentlehnten Romanen, hatte mir die Nerven aufgeregt. Seine sonderbaren Einwendungen auf meine stummen Vorwürfe, die er in meinem Gesichte lesen mochte, riefen meinerseits einen heftigen Ausbruch des Zornes hervor. Die Schande, welche er auf unsere Familie gebracht hat, der Schaden, den er mir zufügte, als er mich nöthigte, seiner ungemessenen Geldforderungen wegen, die Stadt zu verlassen, in welcher ich seine ehemaligen Klienten zu meinen Gunsten gewonnen hatte; das alles kam mir jetzt in den Sinn, und ich konnte es mir nicht versagen, ihm tüchtig die Meinung zu sagen. Allein, in meinen großen Lehnstuhl behaglich zurückgelehnt, wußte er meinen Vorwürfen mit solcher Kaltblütigkeit und so vollständigem Gleichmuthe zu begegnen, daß ich zuletzt völlig entwaffnet war. „Glaubst Du denn wirklich, Eduard, daß ich Dein Benehmen nicht nach seinem wahren Werthe zu beurtheilen weiß?“ fragte er kalt; „anstatt an Deinem Berufe mich theilnehmen zu lassen, und mich in der hiesigen Gesellschaft bekannt zu machen, scheinst Du Dich meiner sogar zu schämen! Du verbannst mich da in eine Bodenkammer, die bald zum Gefängniß sich gestalten würde, wenn ich Dich frei schalten ließe. Sind das wirklich die Ansichten eines Mannes von Charakter und wahrer Bildung? Du glaubst genug für Deinen Bruder zu thun, der sich jetzt zeitweilig in schlimmen Verhältnissen befindet, wenn Du ihm Wasser und das tägliche Brod reichest! Geh', Du taugst nicht zu einem so unabhängigen Berufe; werde lieber ein Krämer, wenn Du solchen kleinlichen Rücksichten Dich hingibst. Uebrigens ist es mir neu, eine solche Gesinnung bei Dir zu finden ... es muß Dich etwas quälen, dem ich nicht auf den Grund kommen kann. Ich begehre auch gar nicht in Deine Geheimnisse mich einzudrängen, allein wenn es Dir recht ist, so wollen wir hier, in diesem hübschen Salon einen behaglichen Abend zubringen. Laß das Abendessen auftragen; dafür will ich Dich mit der Erzählung meiner Abenteuer in Australien unterhalten, und Dir genau berichten, aus welchem Grunde ich die Kolonie verließ ... Die reinste Wahrheit sollst Du darüber erfahren.“

Sollte man es für möglich halten? Dieses fade Geschwätz besiegte meinen Widerwillen für den Augenblick; ich wollte mich vergessen, ich sehnte mich nach einem Austausch alter Erinnerungen, nach einer Anregung des Gemüthes. Erst am andern Morgen bereute ich es, ihm nachgegeben zu haben, als ich mit schwerem Kopfe erwachte, und die Gedanken mir nicht so klar und geordnet kamen, wie gewöhnlich. Ja, da verwünschte ich es, mich den trügerischen Einflüsterungen meines Bruders gegenüber so schwach gezeigt zu haben. Welcher Tagesverlauf! Was für ein unerwartetes Ereigniß! Ich kleidete mich eben an, als an meiner Thüre geklopft wurde. Zwei Damen, so hieß es, wünschten mich zu sprechen; sie erwarteten mich unten und bäten um die Erlaubniß, ihre Koffer einstweilen im Vorplatze niederzustellen. Man begreift mein Erstaunen! „Wie ist ihr Name?“ fragte ich wieder. — „Sie wollen ihn nur Ihnen selbst sagen.“ Ich vollendete möglichst schnell meine Toillette, erfüllt von einem unbeschreiblichen Erstaunen; vier Stufen auf einmal überspringend, eilte ich die Treppe hinab. An der Thüre des Empfangszimmer machte ich jedoch Halt, um die Stimmen zu belauschen, die von da an mein Ohr drangen; ja, ich gestehe, daß ich horchte, allein das Gespräch, obwohl mit sehr sanfter Stimme vorgetragen, enthielt nichts, was ich nicht hätte hören dürfen.

„Guter Gott!“ sagte die eine Stimme; „was für ein häßlicher Tabacksgeruch durchdringt dieses Zimmer! um es in einer solchen Luft aushalten zu können, muß er wirklich seinem Bruder Fritz ähnlich sein!“

„Armer Fritz!“ ließ eine andere Stimme sich vernehmen, die kläglich und schleppend lautete; „wird man uns sagen, wo er sich gegenwärtig befindet? Doch still, ich höre jemand an der Thüre!“

Nun mußte ich mich entschließen einzutreten, und befand mich den beiden Unbekannten gegenüber, welche sich nach mir umwandten; die eine Dame, die am Tische saß, und beunruhigt und verblüht aussah (es war wohl die mit der kläglichen Stimme), erhob sich, und streckte mir flehend die Hände entgegen. Die andere, jünger und gewandter in ihren Bewegungen, mit lebhaftem, etwas gebräuntem Gesicht, umgeben von dichten schwarzen Haaren, beeilte sich mit großer Lebendigkeit, sich zwischen ihre Begleiterin und mich zu drängen. Ob sie hübsch ist? Ich weiß es nicht zu sagen. Ihre schwarzen Augen haben den Glanz einer Maulbeere und ihre rothen Lippen die Frische einer Heckenrose. Sie nahm zuerst das Wort mit einer gewissen Hast: „Wir wünschten die Adresse Ihres Bruders zu erfahren, mein Herr. Unsere Briefe sollten durch Sie ihm zugestellt werden; allein seit einem Jahre schreibt er nicht mehr, und meine Schwester ist sehr unruhig darüber.“

„Nein, Nettie, das solltest Du eigentlich nicht sagen. Wo

ist er? Sagen Sie es mir doch, mein Herr, wo ist mein armer Fritz?«

»Sollten Sie wohl meinen Bruder meinen, Madame, meinen Bruder Friedrich? Dürfte ich fragen, aus welcher Absicht Sie nach ihm sich erkundigen?«

Beide Damen schienen sich mit der Antwort nicht beeilen zu wollen; verlegen blickten sie einander an. »Ich habe es Dir ja vorausgesagt,« rief endlich die Brünette ungeduldig aus; »der Feigling hat seine Heirath bis jetzt seiner Familie verborgen gehalten!« Dann deutete sie mit etwas tragischer Miene auf ihre Gefährtin und fuhr fort: »Mein Herr, ich stelle Ihnen meine Schwester hier, als die Gattin Ihres Bruders Friedrich Reider vor; wollen Sie wohl die Güte haben, ihr zu sagen, wo ihr Gatte sich gegenwärtig befindet?«

Als ich, vor Erstaunen völlig sprachlos, mit der Antwort zögerte, unterbrach sie die kläglichen Bitten ihrer Schwester und rief: »Doktor Reider, darf ich Sie ersuchen sich unverzüglich auszusprechen? Wenn Sie auch von uns beiden niemals etwas gehört haben, so kennen wir Sie dagegen schon genügend. Mein Schwager hat uns nichts verschwiegen. Sie denken doch nicht daran, die Frau von ihrem Manne fern zu halten? Ich meinerseits bin nur hier, um meiner Schwester beizustehen; hiezu allein habe ich die Reise unternommen. Gott sey Dank, daß ich mein Vermögen mir erhalten habe, während sie das ihrige sich entreißen ließ; ich werde über sie wachen, und ihre Rechte zu wahren suchen!« Nach dieser geharnischten Rede wollte ihre Schwester wieder ihr Klagelied beginnen, was ich jedoch sogleich zu verhindern suchte.

»Sie können sich völlig beruhigen, Madame; Fritz befindet sich wohl, wenigstens eben so wie gewöhnlich; ich weiß zwar nicht,« fügte ich mit einiger Bitterkeit hinzu; »ob er im Stande sein wird, sich gerade jetzt vor Damen zu zeigen; allein ich vermuthe wohl nicht mit Unrecht, daß Sie mit seinen Gewohnheiten schon vertraut sind. Was mich betrifft, so werden Sie entschuldigen, wenn ich diese Unterredung abbreche, welche Ihr so unvermutheter Besuch mir verschaffte. Meine Stunden, ja die Minuten sogar, sind gezählt. Ich werde meinen Bruder von Ihrer Ankunft benachrichtigen lassen. Entschuldigen Sie diesen wenig schmeichelhaften Empfang; ich war so ganz und gar nicht darauf vorbereitet, Sie bei mir zu sehen. Haben die Damen denn ganz allein die Reise von Australien bis hieher gemacht?«

»Ganz und gar nicht,« erwiderte diese Schwägerin, die mir wie vom Himmel gefallen erschien. »Die Kinder sind noch im Gasthofe; Nettie meinte, es wäre besser sie nicht mitzubringen, ehe wir sicher sein konnten, ob wir uns alle hier einquartieren werden.«

»Die Kinder? Also auch Kinder noch? Was soll das werden, was werden wir anfangen? Und der Wagen, der mich vor der Thüre erwartet, die Patienten, die ungeduldig meines Besuches harren!« Während ich noch unentschlossen dastand, ergriff die unermüdliche Nettie wieder das Wort:

»Noch einmal, mein Herr, muß ich Sie um die Adresse von Fritz bitten. Ich werde ihn auf Susannens Ankunft vorbereiten. Mir kann er sagen, was ihm beliebt, ich mache mir gar nichts daraus; allein meine Schwester bedarf der Schonung. Susanne ist Ihre Schwägerin, Doktor Eduard Reider, und ich bin Susannens Schwester! Wir wollen Ihnen nicht zur Last fallen, ich nehme alles auf mich. Haben Sie nur Vertrauen zu mir.«

»Vertrauen?« rief ich verwundert aus; »Fritz ist ja vollkommen frei, über sich zu verfügen, denn er hat sich sehr gegen meinen Willen in meinem Hause einquartiert. Er schläft jetzt noch und ich glaube, es würde wenig nützen, ihn aufzuwecken. Nun aber, meine Damen, muß ich Ihnen noch sagen, daß ich durchaus nicht darauf eingerichtet bin, eine Familie bei mir aufzunehmen. Es wäre daher für Sie das Beste, in den Gasthof zurückzukehren, worin Sie die Kinder zurückgelassen haben; ich verspreche Ihnen, daß Fritz sie dort aufsuchen wird, sobald er aufgestanden ist... Das ist aber in der That alles, was ich für Sie thun kann!«

»Susanne wird zu den Kindern zurückkehren, allein ich bleibe hier,« entgegnete Nettie mit der ihr eigenen festen Beharrlichkeit. Als ihre Schwester ihr vorstellte, daß es sich nicht für sie schicke, in einem fremden Hause ganz allein zurückzubleiben, rief die muthige kleine Person munter aus: »Laß mich doch machen! Ich bin ja keine zimpferliche Londoner junge Dame! Ich bedarf keines Schutzes, und da es nöthig ist, daß ich hier bleibe, so bleibe ich!« Mit diesen Worten warf sie sich mit entschlossener Miene in den großen Lehnstuhl, welchen gestern Abend Fritz eingenommen hatte, nahm ihren Hut ab, und ordnete mit ihren niedlich geformten, aber etwas gebräunten Händen ihre dichten, gescheitelten Haare, welche über die Stirne hereingefallen waren. Ich weiß nicht, wie es kam, daß von diesem Augenblick an sich meine Ansichten wesentlich änderten; es schien mir weniger unangenehm, mein Haus der Willkür dieser beiden Damen zu überlassen. Feuer würden sie ja doch nicht einlegen, und es kam mir doch etwas grausam vor, diese hübsche Australierin so unhöflich hinauszujagen. Eben klopfte der Diener an die Fensterscheiben, um mir anzuzeigen, daß nach mir gefragt wurde; daher eilte ich ohne eine weitere Bemerkung hinaus.

Von einem Hause zum andern, in welches an diesem geschäftsvollen Tage mein mühevoller Beruf mich führte, begleitete mich die Erinnerung an die unerwarteten Vorfälle dieses Morgens. Zu dem Groll über die undankbare und zugleich unvernünftige Gesinnung meines Bruders, der ich die Verheimlichung seiner Heirath zuschreiben mußte, gesellte sich die Furcht vor dem Ueberfall, der mich bedrohte. Ich fand es gerathen, mich nach besten Kräften dagegen zu wehren, daß ich die Kosten des Unterhalts einer mir fremden Familie übernehme, da ich es mir versagt hatte, eine eigene zu gründen; allein wie sollte ich es anfangen, mich aus dieser schwierigen Lage herauszuwinden? Auch beunruhigte mich die Frage, was ich bei meiner Rückkehr in meinem Hause finden werde; eine vollständige Kinderstube unter der Aufsicht der Fräulein Nettie? Oder einen widerspenstigen Gatten, welchen sie unter strenge Aufsicht genommen hatte? Vielleicht auch eine rührende Fami-

liensceue, weitläufige Auseinandersetzungen, hierauf eine Versöhnungsfeier unter Thränen und Umarmungen? Alles das ging mir im Kopfe herum, als ich endlich mit Einbruch der Dämmerung die Schritte meines Pferdes wieder heimwärts lenken konnte. Voll Unruhe und Besorgniß sah ich den unangenehmen Dingen entgegen, die mich geplagten, hungrigen und müden Menschen zu Hause erwarteten; zu meinem großen Erstaunen und innigen Vergnügen jedoch fand ich die Wohnung vollkommen ruhig und still wie sonst. Nicht die mindeste Veränderung war äußerlich an ihr wahrzunehmen. Ebenso ruhig erschien mir das Gesicht meiner alten Dienerin, als sie mir die Hausthüre öffnete.

„Wie ist es mit meinem Bruder? Wo sind diese Damen?“ fragte ich sie, da ich bemerkte, daß auch die Koffer verschwunden waren.

„Sie sind alle in den Gasthof zurückgekehrt, nachdem Herr Reider heruntergekommen war. Ich hatte dem Fräulein erklärt, daß mein Herr keine Kinder bei sich aufnehmen könne, da ließ sie eine Droschke holen, und die Koffer aufpacken, und alle drei preßten sich hinein...“

„Also sie sind wirklich fort?“ rief ich aus, unaussprechlich erleichtert durch diese Mittheilung. Ich konnte es in der That kaum glauben und überhörte die Entschuldigung der Haushälterin über das schlechte Essen, das ich bei meiner verspäteten Rückkehr finden würde.

Es war mir thatsächlich eine große Last von der Seele genommen, eine quälende Unruhe mir erspart worden, und doch gesellte sich zu dieser ungewohnten Erfüllung meiner Wünsche eine gewisse Enttäuschung, die mir die Laune verdarb. Gerade die Ruhe, die Einsamkeit, deren Wohlthat ich anerkennen mußte, reizten mich zur Ungeduld und die arme Marie mußte es empfinden; mit ungerechter Strenge tadelte ich die durch mein langes Ausbleiben zu stark gekochten Speisen, die sie mir vorsetzte. Auch die Zeitungen, die ich zur Hand nahm, befriedigten mich nicht, und keines der Bücher, die ich ansah, vermochte meine zerstreuten Gedanken zu fesseln. Um daher nicht zu einer gar zu frühzeitigen Stunde zu Bette zu gehen, kam mir die gute Idee, die Vorgänge des heutigen merkwürdigen Tages niederzuschreiben. —

.... Heute Morgen erwartete ich, einen Brief von meinem Bruder zu erhalten. Nachdem er während fünf Monaten mir mit seiner Gegenwart in meinem Hause so viel Unangenehmes bereitet und auf meine Kosten gelebt hatte, wäre er mir gewiß eine Erklärung über seine schnelle Abreise schuldig gewesen. Er selbst hält es zwar wohl nicht für nöthig, desto schlimmer für ihn; eine solche Undankbarkeit ist empörend und schmerzlich für mich, und ich glaube nicht, daß ich hierin eine zu große Empfindlichkeit zeige. Woher kommt es aber, daß ich diese Befreiung, die ich so sehnlich gewünscht habe, nicht dankbarer und freudiger aufnehme? Ich sollte ja jener reizenden kleinen Fee, jener australischen Titania, ein Dankopfer dafür darbringen, daß sie mit einem Zauberschlage die Bürde hinwegnahm, welche so schwer auf mir gelastet und sogar meine Zukunft bedroht hatte. —

Noch ein weiterer Tag ist vergangen, ohne mir weder einen Brief noch eine Botschaft zu bringen. Fritz muß gut gehütet werden. Vielleicht hat Titania, die kleine braune Fee, ihn schon nach Australien geschafft, auf einer Perlenmuschel von Tauben gezogen! Wie höflich und brüderlich ist doch ein solches Benehmen! — —

„Mein Herr!

„Wir befinden uns noch hier im 'blauen Eber', bis wir eine passende Wohnung gefunden haben werden, was ich heute noch zu erreichen hoffe. Ich bedaure, daß Fritz es nicht für nöthig erachtet hat, Ihnen diese Mittheilung zu machen, und ich bereue es, nicht selbst dafür gesorgt zu haben. Ich sehe jedoch nachgerade ein, daß wir uns hinsichtlich seiner, wie hinsichtlich Ihrer geirrt haben. Wenn Sie gegen 1 Uhr sich zu uns bemühen wollten, würde ich mich freuen Sie sehen und in Betreff unserer Uebersiedlung Ihren Rath einholen zu können. Die Beiden, d. h. das Ehepaar, verstehen sich nicht im mindesten darauf; Sie dagegen werden mir verzeihen, daß ich Ihnen mit dieser Bitte lästig falle und es mit meiner Unbekanntschaft mit dem fremden Lande entschuldigen. Ich weiß, daß man Sie nur des Abends zu Hause finden kann; aber um diese Zeit ist es mir rein unmöglich auszugehen, da alle häuslichen Geschäfte auf mir ruhen. Aus diesem Grunde sehe ich mich genöthigt, Sie zu bemühen, und mit allen möglichen Entschuldigungen bin ich daher, mein Herr,

Ihre
Nettie Underwood.

Ich mußte unwillkürlich lächeln über die sonderbare Form des Schlusses: Ich bin, mein Herr, Ihre Nettie Underwood. Lächeln ist übrigens nicht der rechte Ausdruck dafür, denn der ungewöhnliche Ausbruch meiner Lustigkeit rief die erstaunte ehrsame Alte herbei, die mir das Briefchen übergeben hatte. Meine heitere Stimmung dauerte noch fort, als ich nach beendigter Morgenrunde gegen 1 Uhr in die Georgsstraße einbog, in welchem sich der Gasthof zum 'Blauen Eber' und auch das große, ansehnliche Haus meines werthen Kollegen, Doktor Majoribanks, befinden. Sollte dieser mit Tod abgehen — und das wäre ja so leicht möglich — so würde ich nicht anstehen auch in diesem eleganteren Stadttheile eine Wohnung zu nehmen, dachte ich bei mir. Ein solcher Gedanke wurde mir gewiß von einem bösen Geist eingeflüstert, denn er fand auch sogleich seine Bestrafung. Kaum hatte ich mich nämlich in den zahlreichen Gängen des alten Gasthofes zurecht gefunden und die Thüre erreicht, welche man mir bezeichnete, so vernahm ich einen Lärm, der die Todten hätte auferwecken können, und befand mich drei jungen Teufeln oder wenigstens kleinen Wilden gegenüber, von welchen ich vermuthete, daß sie meine beiden Neffen und meine Nichte seyen. Der eine der Knaben saß rittlings auf der Lehne eines Armsessels, und hieb kräftig auf das vermeintliche Pferd ein, das er unter sich hatte; der andere hatte eine Zange in der Hand, mit welcher er seiner Schwester nachlief, um sie damit zu packen, wobei er das fürchterlichste Geschrei ausstieß, wenn er einen vergeblichen

Versuch machte. Alle drei hielten jedoch erstaunt bei meinem Eintritte mit ihrem Treiben inne.

„Ein Mann, ein Mann!“ schrie der Jüngere, und faßte seinen Onkel von einem ganz philosophischen Standpunkte auf. — „Man muß es der Tante Nettie sagen,“ fiel das kleine Mädchen mit großer Ruhe ein. — „Wenn er wegen Nettie gekommen ist, so kann er warten!“ meinte der Aelteste; hierauf schrieen alle drei im Chore um die Wette: „Mama, Mama, Mama, komm schnell, es ist ein Mann hier!“ — So geht es also in der Kolonie zu? dachte ich dabei. Jetzt erschien Mama ganz mit denselben eigenthümlichen Manieren und der kläglichen Stimme, wie ich sie bei mir gesehen hatte. Es mag sein, daß sie einst hübscher war als ihre Schwester, allein ihre blonde Schönheit ist ganz verblüht und ihr Taille erscheint zusammengefallen; eine schleppende Mattigkeit drückt sich in ihrem ganzen Wesen aus. Diese eigenthümliche Schwäche ließ sich sogar aus den wenig freundlichen Worten heraus fühlen, welche sie mir hinwarf und die ich nicht zu beachten schien. Was lag mir daran, was eine so sichtlich beschränkte Person von mir dachte! Sie war doch nur das Echo der üblen Gesinnungen ihres unglücklichen Gatten, aus welcher dieser mir niemals ein Hehl gemacht hatte. Im Grunde ärgerte mich dieser Gedanke, allein ich ließ mir nichts davon merken; ich vermied es daher, auf den Streit einzugehen, in welchen sie mich zu verwickeln wünschte, indem ich mir den Anschein gab, mich für diese abscheulichen Rangen zu interessiren, die uns lärmend umgaben, und erwartetete mit Ruhe den Augenblick meiner Erlösung. Der Eintritt Nettie's, am Arm meines Bruders, machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich; es war ein bedeutender Kontrast, das zarte, kleine Wesen, das mit so vieler Energie begabt schien, neben dem riesengroßen Menschen zu sehen, der sich in jeder Lage so völlig kraftlos und unthätig erwiesen hatte. Ein Gefühl des Erstaunens, das an Bewunderung gränzte, ergriff mich, als ich erkannte, wie dieses zarte Mädchen die einzige Stütze dieser Familie geworden war, und zwar hier im fremden Lande, durch Tausende von Meilen von den Ihrigen getrennt, und wie es doch so muthig die Aufgabe durchführte, welche es sich auferlegt hatte.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, Doktor Eduard,“ sagte Nettie zu mir; „ich wollte früher zurückkommen, allein mit Fritz kommt man nicht weiter, wie Sie wissen. Ich habe eine Wohnung für uns gefunden, etwas entfernt von der Stadt, in der Nähe einer Kapelle, St. Roch genannt, so viel ich weiß. Der Geistliche, der dort angestellt ist, scheint ein sehr hübscher junger Mann zu seyn. Wie heißt er doch? Nun gut, ungefähr hundert Schritte von der Kapelle entfernt ist ein kleines gothisches Landhaus mit einem Garten; der Eigenthümer heißt Smith... Wenn es anständige Leute sind, so will ich sogleich die Miethe abschließen, denn sie übersteigt nicht die Summe, die ich dafür festgesetzt habe.“

Das Haus war mir wohlbekannt, ebenso die Leute, die sie genannt hatte, deren Ehrbarkeit ich verbürgen konnte; die Wohnung war jedoch sehr entlegen, und höchst unbequem und unbehaglich, wie ich geltend machte.

„Das ist gerade ein Hauptgrund, sie zu nehmen,“ unterbrach mich Nettie, als ich ihr mein Bedenken aussprechen wollte. „Die Unbequemlichkeit von der Sie reden, paßt für uns; auch haben wir gar nicht nöthig, häufig in die Stadt zu gehen. Die Sache wäre also abgemacht — allein warum ist das Gabelfrühstück noch nicht gebracht worden? Ich hatte es auf ein Uhr bestellt und jetzt ist es schon eine halbe Stunde darüber. Fritz, schelle doch einmal! So bringt man die Zeit hin. Setzen Sie sich, Doktor Eduard. Da Sie Ihren Einspänner vor der Thüre haben, so werden Sie mich nach dem Frühstück zu jenen wackeren Leuten führen, mit welchen ich die Miethe abschließen will.“

Solchen bestimmt ausgesprochenen Anordnungen, solchen kleinen Befehlen wagte niemand zu widersprechen. Ich selbst, obwohl nicht in der Stimmung an der Mahlzeit der Familie Theil zu nehmen, fand es unmöglich, Nettie die kleine Gefälligkeit abzuschlagen, die sie von mir verlangt hatte. Seitdem sie da war, ging alles gut von Statten; am Tische nahm sie den ersten Platz ein, erhielt die Ordnung aufrecht und die drei kleinen Wildfänge, welche mich vorhin schon beinahe aus der Fassung gebracht hatten, in Rand und Band. Sie theilte ihrer Schwester und den Kindern den ihnen gebührenden Antheil aus; sie wies Fritz dasjenige zu, was für ihn am zuträglichsten war. Nie sah ich eine solche Leichtigkeit der Bewegungen, so viel Würde in der Haltung; niemals hörte ich eine so sanfte Stimme, in welcher doch zugleich so große Bestimmtheit sich ausdrückte. Sie sprach dabei mit einem so sichtlichen Vertrauen mit mir, daß ich davon tief gerührt war. Nach und nach befand ich mich in einer etwas versöhnlicheren Stimmung, und um das Eis zu brechen, das sich zwischen meinen Bruder und mich gelagert hatte, erinnerte ich ihn an einige Gegenstände, welche er mitzunehmen vergessen hatte.

„Ja, es ist wahr,“ erwiderte Fritz etwas beschämt; „die Ankunft meiner Frau war so unerwartet, sonst hätte ich Dich gewiß darauf vorbereitet; aber Nettie...“

„Nettie,“ unterbrach ihn hier seine Gattin, „war der Meinung, daß es besser wäre, sogleich abzureisen, als vorher zu schreiben.“

„Zu was auch schreiben?“ rief Nettie lebhaft. „Hattest Du nicht sechs Monate nacheinander ihm geschrieben, ohne eine einzige Antwort von Fritz zu erhalten? Mit Deiner Unruhe über sein Schicksal, Deiner Besorgniß wegen seiner Gesundheit, quältest Du Dich selbst samt Deiner ganzen Umgebung. Ich, für meinen Theil, wußte wohl, daß er sich ganz vortrefflich befand, und hatte daher auch nicht die mindeste Angst um ihn. Allein was half es? Susanne davon zu überzeugen, war unmöglich; daher gab es kein anderes Mittel, als sie hieher zu führen; finden Sie das nicht auch, Doktor Eduard? Die Kinder zu Hause zu lassen, das hätte uns nur neue Sorge bereitet, denn für Susanne wäre es eine wahre Höllenqual gewesen, selbst wenn sie über Fritz beruhigt worden wäre; dann erst würde es ihr vielleicht eingefallen seyn, sie nachkommen zu lassen und so war es das Kürzeste, sie gleich mitzunehmen. — Was halten Sie davon, Doktor Eduard?

Einen Augenblick, bitte!... Fritz, Du hast für heute genug Bier gehabt!...«

Und mit ihrer kleinen Hand hielt sie die Flasche fest, welche schon zur Hälfte geleert war. Fritz erröthete etwas und starrte erstaunt seine Schwägerin an; allein er gehorchte ohne ein Wort zu erwidern. Nettie zu gehorchen, schien eine höhere, Nothwendigkeit zu seyn. Sie zu beobachten unterhielt mich ungemein, und in ihrer Gegenwart fühlte ich mich geneigt, alles zu vergessen und zu vergeben; eine Regung von brüderlicher Zärtlichkeit, die ich längst schon für überwunden hielt, bemächtigte sich meiner und ich ging sogar so weit meiner Schwägerin einige Artigkeit zu beweisen. Ich glaube fest, (Gott möge es mir verzeihen!) daß ich einem der Kinder zunickte! Diese armen Kinder, waren sie nicht wirklich sehr zu beklagen? Was sollte aus ihnen werden bei einem solchen Vater, der in einem Alter stand, in welchem man sich nicht so leicht mehr ändert; wer würde dann ihre Stütze seyn? Der Muth entsank mir bei dem bloßen Gedanken daran; von den sechs Personen, die ich hier vor mir hatte, war Nettie die einzige, die Vernunft und Willensstärke besaß; allein war sie dieser schweren Aufgabe auch gewachsen? Mißlang sie ihr, wer würde dieser unglücklichen Familie sich annehmen? Mir käme es ohne Zweifel zu, diese Pflicht zu erfüllen, allein eine solche Aussicht hatte nichts Tröstliches in sich. Wenn man für seine eigene Familie sich zu Tode plagt, so hat man neben der Mühe doch auch einigen Lohn, allein wenn es sich um fremde Kinder handelt? Solche Fragen, die sich mir unaufhörlich aufdrängten, benahmen mir die Lust zu reden, und das Gespräch, an welchem ich nicht mehr Theil nahm, verstummte bald von selbst. Sehr angenehm war es mir daher, mich in meinem Einspänner Nettie allein gegenüber zu befinden.

»Wie hübsch dieser Weg ist!« sagte sie; »und hie und da erblickt man durch die offenen Thüren dieser Häuser eine so behagliche Einrichtung! Doch davon will ich jetzt nicht mit Ihnen sprechen; ich habe ernsthaftere Dinge zu verhandeln. Fritz hat uns, wie ich jetzt merke, Lüge um Lüge aufgehängt. Mit Susanne werde ich niemals darüber reden, denn für sie sind seine Worte ein Evangelium; allein unter uns gesagt, Doktor Eduard, hat Ihr Bruder die Fähigkeit, auch nur irgend einen Beruf auszufüllen?«

»Für den Augenblick...« begann ich sehr verlegen.

»Für den Augenblick,« unterbrach sie mich ungeduldig; »taugt er rein zu gar nichts, und ich glaube kaum, daß man jemals etwas anderes von ihm erwarten darf. Man sprach zwar günstig von seinem Verstande, als er in der Kolonie ankam, allein wie meine Schwester dazu kam, ihn zu heirathen, das wüßte ich Ihnen nicht zu sagen. Bei all ihrer scheinbaren Nachgiebigkeit, über welche Sie sich vielleicht täuschen, ist sie doch ganz entsetzlich eigensinnig. Es gibt Leute, die es nicht ertragen können, wenn man ihnen nicht den Willen thut, denen man in allen Stücken und immer nachgeben muß. Was soll ich nun mit ihnen anfangen? Er hat keine Lust in die Kolonie zurückzukehren und ich wünsche es auch eigentlich nicht. Geht es wohl an, sie hier unterzubringen?«

»Sie stellen mir da eine seltsame Frage, Fräulein Underwood.«

»Es wäre viel einfacher mich nur Nettie zu nennen, wie alle Welt es thut,« versetzte meine sonderbare Begleiterin »Sie sind ja beinahe wie ein Bruder für mich und ich habe gar keinen andern Menschen, den ich um Rath fragen könnte. Sie sind sehr zurückhaltend, sehr zaghaft mir gegenüber; — glauben Sie mir, das ist ganz und gar nicht am Platze. Wenn Sie glauben, daß ich mich in Bezug auf Ihren Bruder und meine Schwester noch Illusionen hingebe, so sind Sie vollständig im Irrthum. Ich wußte, was ich unternahm, als ich Australien verließ. Warum thun Sie so fremd mit mir? — Glauben Sie, ich wolle mich von den Meinigen deßhalb abwenden, weil ich ihre Schwächen so gut einsehe und empfinde? Nichts weniger als das; es fällt mir nicht ein, über die Stellung zu murren, welche Gott mir angewiesen hat. Ich kenne meine Lage, und wünschte nur noch klarer zu wissen, was ich zu thun habe, um alles besser einzurichten! — Sprechen Sie sich doch ganz offen gegen mich aus!«

Ich war erstaunt, beinahe verletzt ob dieser freimüthigen Sprache. Die ungewöhnliche Selbständigkeit des jungen Mädchens machte mich besorgt um seine Zukunft. »Ach!« fuhr sie fort, als sie meine Gedanken errathen hatte; »wenn man nur in irgend einer Weise auf Fritz zählen könnte, daß er sich als Mann bewähren, und für seine Familie arbeiten wollte, so würde ich es gern unternehmen, eines jener hübschen Landhäuser zu miethen, um den Kindern alle Sorgfalt zu widmen, die zu einer guten Erziehung gehört! Allein wenn er in seinem Müßiggange beharrt, so wird es schwer halten auszureichen. Ihnen darf ich es wohl sagen, Doktor, ich besitze ein Einkommen von zweihundert Pfund; Susanne hatte eben so viel Vermögen, als sie sich verheirathete; allein Fritz ließ sich das Kapital ihrer bescheidenen Mitgift aushändigen, und hat es gänzlich aufgezehrt. Nun wünschte ich zu wissen, ob es möglich ist in Carlingford auszukommen, wenn man drei Kinder und nur zweihundert Pfund jährlicher Einkünfte hat?« —

»Fritz wäre ja ein Elender,« rief ich entrüstet; »wenn er sich dazu hergebe, auf Ihre Kosten zu leben.«

»Ich glaube, er lebte bisher auf die Ihrigen, und ohne sich gerade sehr zu Dank verpflichtet zu fühlen,« erwiderte Nettie kalt. »Was wollen Sie? Man muß ihn nehmen, wie er einmal ist; wir können ihn ja doch nicht ändern. Doch hier sind wir bei der Kapelle angelangt und das Haus von Smith kann nicht mehr fern seyn. Könnten Sie mich nicht als Ihre Schwägerin vorstellen, und mir eine moralische Stütze verschaffen, indem Sie dafür wirken, daß man uns sogleich einmiethen läßt? Es ist so theuer in dem Gasthofe, wo wir bis jetzt wohnten.«

Sie fixirte mich dabei forschend mit ihren schönen schwarzen Augen, in deren Tiefen man immer ein Lächeln zu entdecken glaubte, das unbefangene Lächeln der Jugend, die vor nichts zurückschreckt und das Schwierigste zu erreichen hofft. Ist dieser Heldenmuth einfach eine Folge von Unbesonnenheit?

Hatte ich eine Art von Heilige oder eine Närrin vor mir? so fragte ich mich selbst, ohne mir klar darüber zu werden. Alles was ich sagen kann ist, daß sie die schönsten schwarzen Augen und die frischesten Lippen von der Welt besitzt; daß, als ich sie vom Wagen hob, es mir vorkam, als halte ich einen Bund der leichtesten Federn in den Armen, eine Fee aus Tausend und Einer Nacht! Als ich die Pläne mit anhörte, die sie bei der Musterung der Wohnung entwarf, um die Einrichtung so passend als möglich zu treffen, bemerkte ich wie auch Frau Smith ihr Erstaunen nicht verhehlen konnte; wir sahen uns an, ganz gerührt von der tiefen Einsicht, dem richtigen Verständniß, dem kräftigen Auftreten und der kindlichen Heiterkeit, welche diese junge Person so merkwürdig auszeichneten. Ist es möglich, daß der Himmel meinem Bruder eine solche Beschützerin zuschickt. Doch warum sollte ich mich darüber wundern? Hat man es nicht schon oft genug erlebt, daß ein Taugenichts bei Frauen mitleidige Theilnahme fand? Setzen sie nicht einen ganz besondern Stolz darein, solche Feiglinge zu unterstützen, die nicht für sich selbst sorgen können? Welche Opfer hat dieser unselige Fritz schon meine Mutter und Schwester gekostet! Welche Hingebung bewiesen ihm jetzt wieder seine Frau und Nettie! Und womit hat er die Nachsicht verdient, die man ihm unermüdlich beweist, die Sorgfalt, die Selbstverleugnung deren Gegenstand er ist? Allein wozu alle diese Fragen, die mich in Gefahr bringen, dem selbstzufriedenen Pharisäer zu gleichen? es empört mich nur der Gedanke, daß ein Wesen wie Nettie sich für einen solchen Menschen opfert. — Seit vierzehn Tagen haben sie das Landhaus bei St. Roch bezogen, welches derselbe Baumeister erbaute, der die Kapelle geschaffen hat; im Kleinen hatte er damit die Verhältnisse eines mittelalterlichen Schlosses dargestellt. Es ist eine niedliche Burg, mit Thürmchen, Erkern und Zimmern, und wäre ganz dazu geeignet unter der Leitung von Tom Pouce eine Besatzung von kleinen Kindern aufzunehmen, die kaum von der Amme entwöhnt sind. Nettie hat eine erstaunliche Mühe gehabt, in den 4—5 kleinen Räumen, über die sie verfügen kann, die ganze Familie unterzubringen. Vom Morgen bis zum Abend ist dieser wohlthätige Schutzgeist der Ihrigen unablässig bemüht, Leben und Ordnung im Hause aufrecht zu erhalten; nie sieht man sie ungeduldig, den ungezogenen Kindern gegenüber; niemals wagt sie ihrer schwachen und trägen Schwester den geringsten Vorwurf zu machen; nur hie und da erhält Fritz irgend eine treffend gewählte Anspielung auf seine Unfähigkeit hingeworfen, welche jedoch an seiner Stumpfheit abprallt, die nicht zu besiegen ist. Auch die Nachbarn fangen an Nettie kennen zu lernen und zu bewundern. Ich kann das Haus nie betreten, ohne einen tiefen innern Unwillen zu empfinden, wenn ich sehen muß, wie diese Menschen, für welche sie den letzten Heller aufopfert, sich mit der größten Kaltblütigkeit alles gefallen lassen, was Nettie für sie thut, als ob es sich ganz von selbst verstünde. Sie selbst scheint es auch ganz natürlich zu finden, daß sie die Opfer bringt, welche jede neue Tag von ihr fordert; die Selbstverleugnung welche sie ausübt, ist ihr völlig zur Gewohnheit geworden. Es klingt unglaublich, und dennoch ist es so. — Immer noch frage ich mich, wenn ich ihr Thun und Treiben beobachte, ist sie eine Heldin oder einfach eine Thörin? Im ersteren Falle besitzt sie unendlich mehr Geist und Gemüth, als die Hälfte der übrigen Menschheit; es ist völlig unerklärlich, und lebten wir in jenen Zeiten der Hexen und Zauberer, so könnte man an irgend eine übernatürliche Macht glauben, die ihr verliehen wurde; so aber kann man nur einer ganz ungewöhnlichen Willensstärke ein solches Wunder zuschreiben. —

* * *

Der Winter ist vorüber und noch immer kann ich mich nicht recht in die Lage der Dinge finden. Alles, was ich in dem Landhause bei St. Roch weilen sehe, ärgert mich und mißfällt mir; indessen gehe ich doch immer dort aus und ein, da ich mir nicht verhehlen kann, daß die moralische Stütze, welche ich der Familie meines Bruders gewähre, derselben unumgänglich nöthig geworden ist. Nettie sieht es wohl ein und hat es mir öfters zu verstehen gegeben, daß sie es anerkannte. Bei meinem Bruder bemerke ich, trotz seiner scheinbaren Unempfindlichkeit, daß er von dem demüthigenden Gefühle seines gänzlichen Heruntergekommenseyns durchdrungen ist; auch hat Nettie es jetzt aufgegeben, den kleinen Wortkrieg fortzuführen, mit welchem sie ihn früher aus seiner Trägheit aufzustacheln hoffte, da es ihr nicht gelang, ihn dadurch zur Thätigkeit anzuspornen. Sie beschäftigt sich nicht weiter mit ihm, als daß sie ihm gleich den Kindern, seinen Antheil an den Leckerbissen zutheilt. Doch hat sie ihn auch, meinem Beispiele folgend, in ein Zimmer des oberen Stockwerks verbannt; dort lebt er mit seiner nie erlöschenden Tabackspfeife, seinen Romanen, umgeben von der schmutzigen Unordnung, in welcher er sich allein zu behagen scheint. Wenn ich zum Besuche da bin, dann kommt er wohl in das Wohnzimmer herunter, allein trotz aller Anstrengung, die ich mache, gelingt es mir nicht, ihm den Ekel und die Mißachtung zu verbergen, mit welchen sein unmännliches Benehmen mich erfüllt. Er empfindet es wohl nach seiner Weise und zeigt es durch einen gewißen Trotz, den er mir entgegensetzt, sowie er auch seiner einfältigen Frau, die er ganz beherrscht, die gehässigen Gesinnungen mittheilt, welche er gegen mich in sich nährt. Sie sucht etwas darin, um ihm zu gefallen, auf versteckte Weise mir unangenehme Dinge zu sagen. Die Kinder vollends sind unausstehlich! Ich gelte doch sonst nicht für ein Ungeheuer in Carlingford, und meine kleinen Patienten lassen sich von mir mit ganz besonderer Vorliebe behandeln; allein diese drei kleinen Wilden aus Australien nähren wir durch ihre Frechheit, ihre ungezogenen Bemerkungen, den Eltern gegenüber, durch ihren Vorwitz und Ungehorsam immer die Lust, ihnen mein Mißfallen in ihrem Benehmen auf sehr energische Weise zu zeigen. Indessen muß ich mich doch immer mit ihrer und ihren liebenswürdigen Eltern Gesellschaft begnügen, wenn ich dort einen Besuch mache, denn Nettie ist viel zu sehr beschäftigt, um mir einige Aufmerksamkeit widmen zu können. Sie geht immer ab und zu, als wäre ich gar nicht da, hat immer die Hände voll Arbeit, ist immer gleich frisch und flink; nur hie und da, wenn sich

die Gelegenheit dazu bietet, versagt sie es sich nicht, ihre Schwester und Fritz tüchtig herunterzukanzeln, denn es ist ein Zug ihres Wesens, das Große, das sie vollbringt, durchaus nicht mit einem romantischen Schimmer feinen Zartgefühls zu umgeben. Diese zu große Schlichtheit ihres Auftretens macht mich manchmal ungeduldig. Wenn sie sich nur dessen bewußt zu sein schiene, was sie thut; wenn sie die so heldenmüthig übernommene Aufgabe nur als ein aus Edelmuth dargebrachtes Opfer ansehen wollte, so läge darin doch schon ein Keim des Trostes; allein von dieser Seite will sie ihren Beruf durchaus nicht aufgefaßt wissen. „Ich erfülle nicht meine Pflicht, sondern nur meinen eigenen Willen,“ so heißt es immer bei ihr. Noch begreife ich nicht, daß sie nicht vor dem Kreise, in dem sie sich bewegt, einen größeren Abscheu hat; eine kleine zarte Fee wie sie, sollten die Verletzungen alles moralischen Gefühls, die darin vorkommen und mich empören, nicht so unberührt lassen. Ich erwartete stets einige Anzeichen davon bei ihr zu entdecken, daß sie an der Durchführung ihres kühnen Unternehmens zu verzweifeln beginne, allein nichts dergleichen ist an ihr zu bemerken. Ich muß leider daraus schließen, daß dieser so ungewöhnlich reich begabten Natur jene gewisse Feinheit der Empfindung und Zartheit der Gefühle abgeht, deren ein weibliches Wesen stets zum größten Nachtheile sich entledigt.

* * *

Das war ein hübscher Abend gestern! Von Sorgen gedrückt, ermüdet, und doch nach Gesellschaft mich sehnend, kam ich draußen an, in der Hoffnung die Kinder nicht mehr auf und Fritz in seinem oberen Zimmer versorgt zu finden, dagegen die beiden Damen allein im Besuchszimmer zu treffen. Ein ruhiges Gespräch, eine Tasse Thee, das Vergnügen die kleine australische Fee zu beobachten, das war Alles was ich mir erwartete; allein die Vorsehung fand es nicht für gut, mir die Erfüllung dieser bescheidenen Wünsche zu gewähren. Kaum war ich eingetreten, so befand ich mich einem wahren Höllenspektakel gegenüber. Die drei Kinder, völlig sich selbst überlassen, hatten sich den Vorplatz zum Schauplatze ihrer Vergnügungen ausersehen. Auf die Gefahr hin sich den Hals zu brechen, rutschte der ältere Knabe, auf dem Geländer der Treppe reitend, dieselbe von oben bis unten herab; meine erste Bewegung (von bitterer Enttäuschung begleitet) war, den waghalsigen Burschen zu packen und ihn tüchtig zu schütteln, wofür meine liebenswürdige Nichte mir eine große Bürste nach dem Kopfe schleuderte, der ich nur durch einen schnellen Seitensprung auszuweichen vermochte. Als ich der Eigenthümerin des Hauses, Frau Smith, meine Entrüstung über diese Unarten der Kinder zu erkennen gab, antwortete sie mir: „Was wollen Sie machen? Fräulein Nettie ist ausgegangen, um anderwärts den Thee zu nehmen, und da ist niemand im Stande, die Kinder in Ordnung zu halten. Gott soll mich davor bewahren, ihr ein so seltenes Vergnügen zu mißgönnen. Gewiß werden auch Sie ihr nicht deßhalb zürnen?“ fügte sie hinzu, und sah mir freundlich in das Gesicht, auf welchem sich eine Mißbilligung aussprechen mochte, die an Aerger gränzte. Die grausame Enttäuschung, die ich erfahren hatte, riß mich zu völlig übler Laune hin. Ich trieb die Kinder vor mir her in das Besuchszimmer hinein, und freute ich mich schon im voraus auf den tollen Lärm, der sich dort erheben würde. Er entwickelte sich auch so vollständig wie möglich. Auf dem Sopha, den Nettie gewöhnlich einzunehmen pflegte, auf demselben Platze, der ihm entschieden zu solchem Gebrauche verboten worden war, eingehüllt in eine Wolke von Rauch, dehnte sich Fritz mit der unbeschreiblichsten Frechheit, während seine Frau neben ihm saß und nachlässig an irgend einer unnöthigen Strickerei arbeitete. Es lag eine Art des schmutzigsten Egoismus darin, gleich Sklaven hinter dem Rücken ihrer abwesenden Gebieterin, sich solche ihnen sonst versagten Vergnügungen zu verschaffen. Bei meinem Eintritt erhoben sich beide sehr verlegen; Fritz suchte seine Pfeife zu verstecken und seine Frau wollte das Weinglas verbergen, aus welchem er soeben getrunken hatte. Indessen besannen sie sich bald anders, schämten sich vielleicht ihrer Feigheit, und ließen die Sachen an ihrem Platze, wußten jedoch nicht, wie sie das Gespräch beginnen sollten, und ich befand mich ihnen gegenüber eben so verlegen.

„Nettie ist nicht zu Hause,“ begann endlich meine liebenswürdige Schwägerin, „und ich bin überzeugt, daß wenn Sie es gewußt hätten, wir nicht das Vergnügen haben würden, Sie bei uns zu sehen. Es ist übrigens ein seltenes Vergnügen für uns, einen Abend allein zu seyn, und doch scheint der Zufall, den es uns verschaffte, nicht geneigt, es uns ungestört genießen lassen zu wollen ...“

„Willst Du wohl schweigen, Susanne?“ unterbrach sie ihr Gatte bei dieser freundlichen Anrede.

Ich entschuldigte die von mir veranlaßte Störung damit, daß ich sie von der Unordnung hatte benachrichtigen wollen, die auf dem Vorplatze herrschte, als ich hereingetreten war. Meine Erklärung fand jedoch gar keine Beachtung bei meiner Schwägerin, welche aufs Neue anfing mit ihren Anspielungen mich ärgern zu wollen, bis ihr Gatte sie barsch unterbrach.

„Kümmre Dich um Deine Angelegenheiten!“ sagte er rauh; „geh' und sieh' nach den Kindern! Ja, es ist wahr,“ fuhr er fort, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte; „eine so vortreffliche Haushälterin Nettie auch ist, so athmet man doch manchmal freier auf in ihrer Abwesenheit und fühlt sich leichter, fern von ihren schönen Augen!“ — Eine starke Wolke Tabacksrauchs begleitete diese sonderbare Entschuldigungsrede, die mich innerlich empörte.

„Es wundert mich,“ erwiderte ich ihm, „daß Du so von einer Person reden kannst, der Du alles verdankst; aber noch mehr staune ich darüber, daß Du es erträgst, so gänzlich von ihr abzuhängen. Wenn man so groß und stark ist wie Du, und eine Gesundheit besitzt, die ich vollkommen zu würdigen weiß, so könnte man doch nachgerade ...“

„Wer gibt Ihnen das Recht sich in unsere häuslichen Angelegenheiten zu mischen?“ rief schnell eintretend Frau Susanne mir entgegen, die wohl an der Thüre gehorcht hatte. „Mein Gatte ....“

„Still, sage ich Dir noch einmal:“ wiederholte Fritz, lehnte

sich dabei der Länge nach auf den Sopha zurück und machte es sich darauf bequem.

»Was Dich betrifft, Bruder, so scheinst Du mir viel eher geneigt uns zu tadeln, als uns zu Hülfe zu kommen. Ich bitte Dich, zu bedenken, daß Du Dich nicht in Deinem eigenen Hause befindest, während ich dagegen ...« Ich war eben im Begriff ihm über diesen Punkt tüchtig meine Meinung zu sagen, und die Blicke, die wir austauschten, waren nichts weniger als zärtlich; als ein mörderisches Geschrei unser nicht sehr brüderliches Gespräch unterbrach. Fritzchen, der ältere Knabe, hatte seine gefährliche Unterhaltung unterdessen fortgesetzt und war vom Treppengeländer herabgefallen, hatte sich stark am Kopf verletzt und war bewußtlos. Seine Mutter, welche ihn todt glaubte, stieß verzweifelnde Klagetöne aus. Fritz nahm eine kaltblütige Miene an, schien aber gar nicht zu wissen, was er zu thun habe, denn er gab die verkehrtesten Anweisungen und wiederholte beständig: »Wie kommt es nur, daß alles drunter und drüber geht, so bald Nettie nicht zu Hause ist?« Glücklicherweise hatte ich in diesem Durcheinander meine Ruhe bewahrt, und da ich den Zustand des Knaben nicht gefährlich erfand, so traf ich im Stillen alle Anstalten, um ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Als ich dieß erreicht hatte, trug ich ihn auf meinen Armen bis in sein Bett, das in Nettie's Zimmer stand, und sobald ich mich dieser Aufgabe entledigt hatte, verließ ich das Landhaus so schnell ich konnte, ohne das in meinen Augen entweihte Besuchszimmer nochmals zu betreten. Wäre ich dahin zurückgekehrt, so hätte ich mich nicht enthalten können, die Pfeife und das Glas meines Bruders zu zerschlagen, um die Spuren dieser unerlaubten Einquartierung aus dem Wege zu räumen, die mich mit der lebhaftesten Entrüstung erfüllten.

In einiger Entfernung von St. Roch stieß ich in der Dunkelheit auf zwei Personen, die dem Landhause zuschritten; ich hörte sie lachen und sprechen und erkannte ihre Stimmen. Es war Nettie am Arme von Herrn Wentworth, dem an der Kapelle angestellten Geistlichen, welchen sie mir als einen jungen hübschen Mann geschildert hatte. Ich erkannte wie gesagt Beide wohl, allein ich hielt sie nicht an, um sie zu begrüßen. Mit mir selbst, wie mit den übrigen Menschen unzufrieden, fühlte ich mich nicht aufgelegt zum Austausch leerer Redensarten. An meiner Hausthüre, an welcher ich müde und schläfrig anlangte, fand ich eine Botschaft vor, die mich sogleich zu einem Schwerkranken rief, bei dem ich den größten Theil der Nacht zurückgehalten wurde. Ja, ja, ich muß gestehen, der gestrige Abend war wirklich sehr hübsch und angenehm!

* * *

»Ich wußte wohl, daß ich Sie heute sehen würde,« sagte Nettie zu mir, die ich am Bette des kleinen Kranken antraf, bemüht, ihn mit Liedern und Geschichten zu unterhalten. »Obwohl Sie sich anstellen als wären sie Ihnen zuwider, geht es Ihnen doch wie mir.. Sie lieben die Kinder ohne es selbst zu wissen. Der Kleine hat ein wenig Fieber; wie finden Sie ihn?«

Ich beeilte mich, sie darüber zu beruhigen, nachdem ich ihm den Puls gefühlt hatte.

»Nun wohl, da es ihm so gut geht, so werden Sie mich mit den beiden anderen Kindern nach Carlingford begleiten! O, wehren Sie sich nicht, ich sehe es Ihnen an, daß Sie mir es doch nicht abschlagen können. Während ich mich zum Ausgehen ankleide, besuchen Sie doch einmal Herrn Smith, der sehr heftige Kopfschmerzen hat.«

Die »heftigen Kopfschmerzen« des Herrn Smith waren nur ein Vorwand, mich zu ihm zu berufen, damit seine Frau mir die Klagen mittheilen konnte, die sie gegen Fritz und Susannen auf dem Herzen hatte.

»Sie haben es selbst gesehen, mein Herr,« sagte Frau Smith; »diese Zustände sind nicht mehr zu ertragen. Ich habe gedacht, daß es besser wäre, mich gegen Sie darüber auszusprechen, als es dem liebenswürdigen guten Fräulein zu klagen, dem ich nicht den mindesten Vorwurf machen kann. Die Uebrigen aber fügen unserem Hause einen sehr beträchtlichen Schaden zu, besonders Ihr Herr Bruder, dessen beständiges Tabakrauchen alles schwärzt und verpestet; Sie sehen wohl ein, daß es nicht länger so fortgehen kann, — außer gegen bedeutenden Schadenersatz! ....«

Dieses letztere Wort klärte mich über die Absichten auf, welche die gute Frau bei dieser Unterredung verfolgte, da sie im Verlaufe derselben noch einige Male darauf zurückkam. Ich war eben im Begriffe ihr alle Hoffnung zu benehmen, daß sie ihren Zweck erreichen werde, da vernahm ich Nettie's leichten Schritt schon auf der Treppe. In diesem Augenblick erfuhr mein ebengefaßter Entschluß eine völlige Aenderung. »Wir werden hierüber ein ander Mal uns besprechen; bis dahin nicht ein Wort, nicht wahr?« rief ich Frau Smith zu; »ich verpflichte mich Ihnen jede Entschädigung zu leisten.«

Hierauf half ich Nettie und den beiden Kindern in den Wagen und fuhr mit ihnen in leichtem Trabe gegen Carlingford zu, während einer meiner Kranken, welcher eine Meile von der Stadt, nach einer entgegengesetzten Richtung hin wohnte, vielleicht sehnsüchtig meines Besuches harrte.

»Frau Smith hat bei Ihnen wohl über uns geklagt,« hub Nettie an und fixirte mich dabei durchdringend; »will sie uns vielleicht die Wohnung aufkündigen? Es sollte mich nicht wundern nach dem, was gestern Abend vorgefallen ist; sollte sie jedoch einen höheren Miethzins verlangen, so muß ich Ihnen offen sagen, daß es mir unmöglich wäre ihn aufzubringen!«

»Es ist empörend wie Fritz und seine Frau sich Ihnen gegenüber benehmen!« erwiderte ich; »Sie in eine solche Lage zu bringen!«

»Bitte, bitte!« sagte Nettie, und legte ihre Hand dabei mit einer gewissen Vertraulichkeit, die mir sehr wohl that, auf meine Lippen. »Kein Wort mehr über diesen Gegenstand, sonst gerathen wir in Streit miteinander! das geht ja nur mich an, und betrifft mich ganz allein.«

Und als ich gegen diese sonderbare Behauptung Einsprache erhob, die von den Umständen so gar nicht gerechtfertigt war, setzte sie mit

einem etwas geringschätzigen Ausdruck hinzu: „Ja, es mag seyn, daß Sie auch dabei betheiligt sind, allein Sie, Sie sind ja doch nur ein Mann!“

Von diesem Worte, das ein wahrhaft zornfunkelnder Blick begleitete, war ich wie niedergeschmettert. Wie sollte ich unter dieser hochmüthigen Miene, bei solchen herrischen Launen die so nöthigen weiblichen Eigenschaften der Sanftmuth und Hingebung an ihr erkennen, die ich zu der Durchführung ihrer Aufgabe für unerläßlich hielt? Folgte sie dabei nur einem angeborenen Instinkte, oder gefiel sie sich darin, ihren eigenen Willen überall auf tyrannische Weise durchzusetzen? fragte ich mich erstaunt im Stillen.

„Streiten wir nicht länger,“ hub sie mit etwas sanfterer Stimme wieder an; „ich wünschte über Fritz mit Ihnen zu reden, der auf schlimmem Wege sich befindet. Die unpassende Lebensweise die er führt, wird fürchte ich, noch sein Hirn zerrütten; es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann, der doch manche Gaben besitzt, sich einem solchen Müßiggang hingeben kann! Manchmal fühle ich mich versucht, ihn am Kragen zu packen und ihn ein wenig zu schütteln, um ihn auszufragen, an was er denkt; allein es wäre vergebliche Mühe! Beiläufig gesagt, was haben Sie gestern mit ihm gehabt?“

„Wenig, ja fast nichts, im Vergleiche mit dem, was ich ihm habe sagen wollen wollen,“ versetzte ich. „Es empörte mich, ihn an Ihrem Platze zu sehen, im Begriffe Ihr ganzes Zimmer zu verpesten und in Unordnung zu bringen! . . . .“

Ich weiß nicht recht, mit welchem Ausdruck ich diese Worte gesagt haben mag, aber Nettie blickte mich dabei an und ihre Wangen schienen sich höher zu färben. Vielleicht geschah es aus Entrüstung bei der Erinnerung die ich ihr erweckt hatte.

„Vielen Dank!“ sagte sie und reichte mir ihre kleine Hand. „Es ist immer schön, sich der Abwesenden anzunehmen. Nun wollen wir absteigen,“ fügte sie hinzu, als sie bemerkte, daß ich unwillkürlich diese niedliche Hand festhielt. „Obwohl wir eigentlich fast wie Bruder und Schwester sind, so würde man es hier doch nicht so ansehen. Halten Sie an, Doktor, ich wünsche nicht weiter zu fahren.“ — Der Ton, mit dem sie das sagte, klang so fest und bestimmt, daß ich genöthigt war zu gehorchen.

* * *

Nettie ist zurückhaltender als je und auch ich plage mich mit den verschiedenartigsten Bedenken. Ich überwache mich scharf, prüfe mich selbst mit einer Strenge, die mir fast peinlich wird. Nach so manchen Erfahrungen sollte ich mich endlich selbst doch kennen! Ich besitze nicht jene kühne Entschlossenheit, welche manchmal im Stande ist, selbst das widrigste Schicksal günstiger zu gestalten, noch Selbstvertrauen genug um die Täuschungen weniger schmerzlich zu empfinden, die meinen Stolz verletzen. Mit Beschämung gestehe ich, daß ich durchaus keine Anlage zum Helden habe, sonst wäre ich nicht so heftig erschrocken, als ich am Morgen nach jener letzten vertraulichen Unterredung mit Nettie auf jener Fahrt nach Carlingford, mich der Unklugheit erinnerte, mit der ich nahe daran gewesen war mich zu weit einzulassen. Ein Wort weiter von ihrer Seite, — noch ein Wort von mir und ich stürzte in den Abgrund, der sich vor meinen Füßen öffnete, ging darauf ein, mich in eine Lage zu bringen, die unmöglich durchgeführt werden kann, und in welcher der errungene Sieg nicht zugleich als ein Pfand des Gelingens betrachtet werden darf. Wenn nur Fritz dahin zu bringen wäre, nach Australien zurückzukehren! was sage ich? Wenn ich seine Abreise auch mit einem Opfer an Geld, das nicht zu sehr mein Vermögen erschütterte, erkaufen könnte? Wäre er einmal dort, so würde auch die Vorsehung sich seiner Familie annehmen. Die bittere Nothwendigkeit würde diesen trägen Menschen endlich dazu bringen, ernstlich Arbeit zu suchen. Doch nein! Das sind vergebliche Gedanken, eitle Illusionen, welchen ich mich hingebe; — diese Berechnungen, obwohl vom Standpunkte der Klugheit eingegeben, erweisen sich als falsch; ja, diese Klugheit, auf die ich mir manchmal etwas einbilde, scheint mir doch oft wieder so erbärmlich zu seyn!

* * *

Sollte es eine Wette sein? Ich habe sie wieder allein mit Herrn Wentworth begegnet. Er ist sehr groß, sie so klein, da mußte er, um sie verstehen zu können, sich so herabbeugen, daß sie ihm förmlich in's Ohr zu sprechen schien. Was würde die junge Dame in der Stadt dazu sagen, die meines Wissens auch mit großer Freude die Huldigungen dieses einnehmenden jungen Geistlichen annimmt? Dies Mal habe ich sie angeredet, und Herr Wentworth, den meine eisige Höflichkeit wie ein kaltes Sturzbad zu berühren schien, empfahl sich sehr bald darauf. Nettie hatte einige schwere Pakete in der Hand, die sie aus der Stadt mitbrachte.

„Wenn Sie mich bis an das Landhaus begleiten,“ sagte sie zu mir, „so nehmen Sie mir gefälligst diese Sachen ab. Ich fühle mich ein wenig ermüdet — Sie scheinen es ebenfalls zu seyn und dabei auch ein Bißchen verdrießlich. . .“

Als ich ihr hierauf meinen Arm anbot, lehnte sie es rasch ab mit den Worten: „Danke, ich ziehe es vor, allein zu gehen.“

Ich war unzufrieden mit mir selbst und meinen Bedenklichkeiten; vielleicht hatte der wunderschöne Frühlingsabend auch einigen Einfluß auf meine Stimmung.

„Sie belasten mich mit solchen Kleinigkeiten,“ sagte ich nach einigem Stillschweigen; „und wollen mir doch nicht das Recht zuerkennen, Ihnen einige andere viel drückendere Lasten abzunehmen. Sie erschöpfen sich, lassen sich zu Grunde richten durch diese unausstehlichen Rangen, welche . . .“

„Hüten Sie sich wohl, mein Herr, so von meinen Kindern zu sprechen!“ rief Nettie sichtlich verletzt; aber im nächsten Augenblick fuhr sie mit merklich verändertem Tone fort: „Sie sind heute verstimmt, Doktor; wahrscheinlich haben Sie sich zu sehr angestrengt; da wäre es für Sie besser, heute nicht mehr zu uns zukommen. Ich habe durchaus keine Lust noch einmal mit anzuhören, wie sie mit Fritz sich herumstreiten.“

„Sie beschuldigen mich übler Laune?“ rief ich, meiner Fassung beinahe nicht mehr Herr; „wissen Sie denn nicht, mit welchen Seelenqualen ich seit drei Monaten kämpfe? Sie scheinen mich gar nicht zu verstehen?“

„Erwägen Sie Ihre Worte wohl, damit Sie sich keine unnöthige Reue bereiten!“ unterbrach mich Nettie. „Fahren Sie fort sich so zu verhalten, wie sie es in den vergangenen drei Monaten gethan, in welchen Sie kein Wort mehr mit mir sprachen, als das, was nöthig war!“

Es war mir unerträglich, selbst beim besten Willen, eine solche grausame Anspielung mit anzuhören; daher sprach ich alles aus, was ich auf dem Herzen hatte.

Etwas bestürzt hörte sie mich an, ohne mich zu unterbrechen. „Doktor Edward,“ sagte sie endlich mit inniger Feierlichkeit; „Sie wissen, wie unausführbar diese Pläne sind; aber gesetzt auch, es wäre so wie Sie sagen, so befände ich mich doch nicht in der Lage, den Stand der Dinge zu ändern. Sie wissen recht gut, daß Sie die Sorge für Fritz und Susanne mit ihren Kindern nicht auf sich nehmen können ... Ich setze keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnung und sage nicht, daß ich mich nicht darüber freuen würde, wenn die Dinge sich anders gestalten ließen. Allein darin liegt ja gerade die Unmöglichkeit; Sie sollten doch sich selbst kennen, wie auch mich. Ich sehe wirklich nicht ein, Doktor,“ fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu; „wie es möglich seyn soll, darüber hinwegzukommen?“

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“ fragte ich ganz verblüfft.

„Was soll ich mehr hinzufügen?“ erwiderte sie mit der ihr eigenen Bestimmtheit. „Die Einzelnheiten unserer Lage sind Ihnen so bekannt wie mir. Was das Bedauern betrifft, welches ich darüber empfinden mag, so verhindert es mich doch nicht, das zu thun, was meine Pflicht ist.“

Diese Ruhe, dieser Gleichmuth brachten mich außer mir; sie erschienen mir so verletzend, so demüthigend für meinen Stolz, wie für meine Liebe. Ich weiß nicht, ob sie es bemerkte, doch ergriff sie wieder das Wort. „Nun, sagen Sie selbst, wie hätte ich Ihnen anders antworten sollen? Kann ich die Umstände ändern, die mich dazu nöthigten? Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen mehr gethan habe, so geschah es sehr gegen meinen Willen und es thut mir in der Seele leid.“ Während dieses Gesprächs waren wir vor dem Landhause angekommen.

„Betrüben Sie sich nicht zu sehr darüber,“ sagte ich; „glauben Sie mir, ich würde es auf mich nehmen!“ und plötzlich, weicher werdend fügte ich hinzu: „Bedenken Sie wohl, Nettie, was Sie thun! Ehe Sie unser beiderseitiges Glück zum Opfer bringen wegen dieser elenden Familie, so besinnen Sie sich wohl! Wir werden beide diese Trennung nicht ertragen können, weder Sie noch ich! Noch einmal, sagen Sie mir, Nettie, ist das wirklich Ihre Antwort?“

Die Hausthüre wurde geöffnet, und Frau Smith, die Lampe in der Hand, erschien unter derselben.

„Alle Antworten die ich geben könnte,“ erwiderte Nettie sehr rasch, „können nicht aufkommen gegen die Macht der Thatsachen, die vor uns liegt, sollten unsere Herzen auch darüber brechen.“

Bei der hellen Beleuchtung, die auf uns fiel, konnten wir nichts weiter beifügen; ich legte auf die Stufen der Treppe die Pakete nieder, die ich für Nettie getragen hatte und stürzte hinaus in die Nacht, froh, die Beschämung die ich empfand, vor Aller Augen verbergen zu können. Ein ganz neues Leben beginnt jetzt für mich!

* * *

Als ich ungefähr vor einem Monate, mich zuletzt nach St. Roch begab, hatte ich vorher den Doktor Marjoribanks bei einer Versammlung getroffen, wo verschiedene Gemeinde-Angelegenheiten der Stadt Carlingford besprochen wurden. Ich hatte ihn früher nie so freundlich und entgegenkommend gegen mich gefunden. Er sprach von seiner abnehmenden Gesundheit, der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß er bald seine Praxis aufgeben müsse, von den glänzenden Aussichten, welche dann einem jungen Manne unseres Berufes sich darböten, und schloß damit, mich zu einer Consultation einzuladen, welche am folgenden Tage bei einem seiner reichsten Patienten, der von einem schweren Leiden heimgesucht war, stattfinden sollte.

Damals war ich unmittelbar in Folge dieses Gesprächs, voll freudiger Hoffnung, erfüllt von den glänzendsten Aussichten für meine Zukunft, nach dem Landhause geeilt; es gefiel jedoch Fräulein Underwood, diese fieberhafte Erregung herabzustimmen und mich zur Vernunft zurückzubringen. Ich bin jetzt sehr ruhig geworden. Gestern speiste ich bei meinem berühmten Kollegen, und der fast herzliche Empfang den ich bei ihm fand, die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, welche seine Tochter, eines der geistreichsten Mädchen der Stadt, mir erwies, wirkte wie ein heilender Balsam auf meine verwundete Eigenliebe. Ich weiß nun, wo ich hingehen muß, um Trost und Aufheiterung zu finden, deren ich so sehr bedarf. —

* * *

...... Seit einigen Wochen begegnen mir die Leute mit bedeutsamem Lächeln und beglückwünschen mich auf geheimnißvolle Weise; den Grund davon mußte ich wohl endlich errathen. Die Klatschschwestern der Stadt bringen meinen Namen mit dem der Fräulein Marjoribanks in Verbindung; man „verheirathet“ uns bereits. So weit ist es zwar noch nicht, allein der Gedanke hat gerade nichts Absonderliches. Die paar Jahre die das Fräulein älter ist als ich, würden reichlich aufgewogen durch ihre übrigen Vorzüge, und jedenfalls auch durch die materiellen Vortheile einer solchen Verbindung. Sollte Doktor Marjoribanks auch nicht viel zurückgelegt haben, was ich ihm als geborenem Schotten jedoch nicht zutrauen kann, so wäre die Uebertragung seiner ausgebreiteten Praxis schon an und für sich eine schöne Mitgift. Mögen daher die geschwätzigen Leute reden, wie sie wollen, und sollte Fräulein Nettie etwas von diesem Gerüchte erfahren, woran ich nicht zweifle, so wird sie daraus sehen, daß ich weder untröstlich, noch sehr verlassen bin. Warum sollte ich auch nicht ihrem Beispiele folgen, und ebenso vernünftig mich zeigen wie sie? Seit mehr als zwei Monaten haben wir uns nicht mehr gesprochen; ich vermeide es, an ihrer Wohnung vorüber zu kommen, und begnüge mich damit, sie sehr höflich zu begrüßen, wenn ich ihr begegne, was sie stets auf die freundlichste Weise erwidert; außerdem

habe ich kein Lebenszeichen von ihr in dieser langen Zeit erhalten. Wie Frau Smith mir gesagt hat, welche ich zufällig vor einigen Tagen sprach, soll Fräulein Nettie noch mehr arbeiten und weniger sprechen als früher. Die erste Bemerkung überraschte mich nicht; allein die zweite vermochte ich weniger zu verstehen; man konnte sich ja früher nicht über ihre Redseligkeit beklagen!...

* * *

... Sobald die schreckliche Nachricht mir zukam, eilte ich nach St. Roch hinaus. Sie hatte wohl meinen Schritt erkannt, denn sie öffnete mir die Hausthüre, ehe ich noch angeklopft hatte, und reichte mir die Hand ohne Zurückhaltung und Verlegenheit. Bei ihrem Anblick erröthete ich unwillkürlich, allein ihre Bläße und Niedergeschlagenheit veränderte sich nicht. — „Gewiß hätte ich Sie nicht rufen lassen, Doktor, wenn ich im Stande wäre alles allein zu vollbringen.... Er ist hier im Besuchszimmer eingeschlossen. Ich wollte ihn den neugierigen Blicken der müssigen Zuschauer entziehen. Wir müssen trachten, ihm wenigstens jetzt im Tode noch Achtung zu verschaffen.“

„Hat Susanne es schon erfahren?“ fragte ich.

„Nein, noch nicht, ich wollte Ihre Ankunft abwarten, ehe ich sie aufweckte, um ihr alles zu sagen,“ versetzte sie und führte mich in das Besuchszimmer, dessen Thüre sie von innen wieder verschloß; dann erzählte sie mir, in der Nähe der Leiche, den Hergang der traurigen Begebenheit. Hier folgt in der Kürze der Inhalt ihrer Mittheilungen:

„Fritz und Susanne verließen mich gestern frühzeitig; ich glaubte sie in ihr Zimmer hinaufgegangen und bekümmerte mich nicht weiter um sie. Ich hatte sehr viel für die Kinder zu arbeiten, und vertiefte mich so stark in diese Beschäftigung, daß ich ganz vergaß auf die Uhr zu sehen. Längere Zeit nachher hatte ich, ohne es recht zu beachten, die Hausthüre öffnen hören, als auf einmal ein Geräusch aus dem Zimmer meiner Schwester meine Aufmerksamkeit erregte. Ich war im Begriffe zu ihr hinaufzugehen, als sie schon bei mir eintrat, sehr beunruhigt und in Sorge um ihren Gatten, der schon vor mehreren Stunden ausgegangen und nicht wieder heimgekehrt war. Im ersten Augenblick fand ich darin nichts Beunruhigendes, da es schon öfters vorgekommen war, daß Fritz sich so vergessen hatte; ich äußerte dieß gegen meine Schwester und versuchte sie zu bewegen, daß sie sich wieder niederlege; da mir dieß jedoch nicht gelang, so wollte ich ihr Gesellschaft leisten. In ein warmes Tuch eingehüllt, das ich ihr geholt hatte, saß sie da, bald schlafend, dann wieder weinend und über ihren Mann klagend; ich ließ sie ungestört gewähren und arbeitete immer fort. Erst als es nahe an Tagesanbruch war, begann auch ich ängstlich zu werden; es schien mir unwahrscheinlich, daß der unglückliche Mensch, der weder Geld noch Kredit besaß, so die ganze Nacht auswärts zubringen konnte, obwohl er es liebte, unter ihrem Deckmantel die Schande seines unordentlichen Lebens zu begraben. Als mich einmal die Angst erfaßt, hatte ich auch gleich meinen Entschluß gefaßt. „Ich will ausgehen, und Fritz aufsuchen,“ sagte ich zu Susanne, „wenn Du mir versprichst, Dich wieder niederzulegen. Du weißt, in welchem Zustande er schon manchmal nach Hause zurückgekehrt ist; vielleicht ist er draußen auf dem Wege hingefallen und darüber eingeschlafen, ehe er sich aufrichten konnte.“ — Sie wollte mich nicht gehen lassen, da sie behauptete, es schicke sich für mich nicht, und brachte eine Menge Einwendungen vor, welche ich dadurch abschnitt, daß ich sie in ihr Zimmer zurückbrachte. Darauf verließ ich das Haus in aller Stille; freilich wußte ich gar nicht, wohin ich mich wenden sollte; jedoch erinnerte ich mich, daß in einiger Entfernung von hier, am Ende eines Feldwegs, eine elende Schenke stand, worin man ihn schon manchmal gesehen haben wollte, und die dicht am Ufer des Kanals liegt. Ich ging eben darauf zu, und war noch ziemlich weit davon, da hörte ich jemand einen lauten Schrei ausstoßen, der einen ganz eigenthümlichen furchtbaren Klang hatte. Er kam von einer Barke her, auf welcher zwei Männer sich über den Rand des Fahrzeugs beugten, und auf einen Gegenstand deuteten, der im Wasser zu liegen schien. Auf dem Leinpfade näherten sich landwärts zwei Fuhrleute mit Pferden dieser Stelle, beschleunigten ihre Schritte, und schienen auch darnach hinzublicken. Ich kann nicht beschreiben welche furchtbare Angst sich meiner bemächtigte; wie von einer innern Macht getrieben, eilte ich auf diese versammelten Leute zu, ohne im mindesten daran zu denken, in welche Gefahr mich dieser Schritt bringen konnte. Als ich bei ihnen ankam, hatte man eben an der Seitenwand der Barke eine leblose Masse heraufgezogen, einen menschlichen Körper, der ganz mit Schlamm überdeckt war und von Wasser triefte... In diesem Augenblicke, und ehe ich denselben erkannt hatte, wurde mir die schreckliche Wahrheit klar; einige Augenblicke fühlte ich mich wie betäubt von diesem Schlage und sah nicht mehr, was um mich her vorging. Als ich wieder zur Besinnung kam, erblickte ich den Unglücklichen, den Kopf zurückgeworfen, die Augen starr offen, beleuchtet von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Hätte ich jemand zur Stütze bei mir gehabt, so würde ich mich vielleicht dem Entsetzen und Schmerze hingegeben haben, die sich meiner zu bemächtigen drohten; das war mir aber nicht gestattet! Ich mußte mit den Männern reden, und sie um ihren Beistand bitten, um die Leiche ohne Aufsehen in das Haus zu schaffen, damit meiner Schwester der erste furchtbare Schrecken und den Kindern der entsetzliche Anblick erspart würde. Das alles habe ich gethan, allein jetzt spricht man von einer gerichtlichen Untersuchung, von verschiedenen Förmlichkeiten und tausend andern Dingen, von welchen ich nichts verstehe. Das ist nun Ihre Sache, Doktor Edward. Uebernehmen Sie es, mit den Gerichtspersonen zu verkehren, ich muß jetzt zu meiner Schwester hinaufgehen.“

„Gerechter Gott, Nettie!“ rief ich aus, als sie ihre Erzählung beendigt hatte; „warum haben Sie mich nicht eher rufen lassen? Warum nehmen Sie alle diese schrecklichen Dinge allein auf sich? Auf den ersten Wink wäre ich zu Ihnen geeilt...“

„Ich habe Sie rufen lassen, sobald ich Ihrer Hülfe bedurfte,“ erwiderte sie mit einem leisen Anfluge weiblichen

Stolzes. „Ich habe stets meine Aufgabe allein durchzuführen gesucht. Allein jetzt, Doktor, wollen wir keinen vergeblichen Streit beginnen ... Sie waren böse auf mich und ich kann es begreifen, aber vergessen wir das Vorgefallene, und lassen Sie uns wieder Freunde seyn! Wir müssen ja beide jetzt das Andenken des armen Fritz zu wahren suchen!"

Im nächsten Augenblicke stand ich allein auf dem kleinen Vorplatze, den Schlüssel zu dem Besuchszimmer in der Hand, und sah die Hauseigenthümer auf mich zukommen, um ohne Zweifel ihre Klagen über den traurigen Verfall mir vorzutragen. —

Nettie hat den größten Theil des Tages bei ihrer Schwester zugebracht, welche in einem Zustande völliger Stumpfheit sich befand, nachdem sie zuerst eigensinnig der ihr beigebrachten Mittheilung keinen Glauben hatte schenken wollen. Ich sehe so gut wie Nettie voraus, in welcher Weise sich bei ihr der sehr egoistisch aufgefaßte Schmerz geltend machen wird. Mit der ihr angeborenen Indolenz wird Susanne sich bald an ihre neue Lage gewöhnen, und das Andenken an ihren Gatten, wenn es sich ihr aufdrängt, wird hauptsächlich zu unaufhörlichen Klagen und vergeblichen Beschuldigungen benützt werden. Bei den Kindern erregte dieses tragische Ereigniß mehr Erstaunen wie Schmerz; mit einer eigenthümlichen eigensinnigen Verstecktheit betrieben sie ihr gewöhnliches Spiel im Kinderzimmer, lauschten nur hie und da auf das, was im Hause vorging, und zeigten sich sehr geneigt ihre neugierigen Forschungen sogar bis auf das Gemach auszudehnen, in welchem der Leichnam ihres unglücklichen Vaters ruhte, was jedoch Nettie's kräftige Einsprache entschieden verhinderte.

Welche Ueberwindung mag es Nettie gekostet haben, zu solchem Zwecke das hübsche kleine Zimmer herzugeben, das sie so hübsch und wohnlich ausgeschmückt hatte und in welchem sie gewohnt war, ihre verschiedenen Arbeiten mit so unermüdlichem Fleiße zu betreiben. Und doch bin ich überzeugt, daß wenn jemand im Hause meinem unglücklichen Bruder wirklich wahres Mitleid, eine tiefgefühlte wahre Trauer zollt, so ist es eben Nettie.

Was mich betrifft, so muß ich aufrichtig bekennen, daß bei aller Hülfe, die ich leiste, bei aller Thätigkeit, die ich entwickele, kein anderer Beweggrund mich leitet, als der Wunsch, ihr beistehen zu können. Wenn ich auch unter anderen Umständen mich nicht geweigert hätte, das zu thun, was meine Pflicht von mir forderte, so würde ich es doch mit ganz anderen Gefühlen gethan haben, als eben jetzt. Das Aufsehen, welches dieses bedauernswerthe Ereigniß hervorrufen wird, die Schmach, die sich an einen solchen Todesfall knüpft, dessen Ursache jedermann bekannt ist, die schimpfliche Weise, in welcher der Name unserer Familie dadurch in die Oeffentlichkeit tritt, erregen jetzt nicht in so hohem Grade meine Entrüstung, als es sonst der Fall gewesen wäre. Was die Trauer betrifft, die von neugierigen Beobachtern auf meinem Gesichte entdeckt werden mag, so fürchte ich, daß sie größer scheint, als sie es in Wirklichkeit ist; denn das schmähliche Ende, das auf ein so elendes Leben gefolgt ist, hat mich nicht unvorbereitet getroffen. Dem Unglücklichen zu verzeihen, fällt mir nicht schwer; allein zu vergessen, was ich durch ihn und für ihn gelitten habe, den Jammer, den er einst unserer armen Mutter bereitete, das schwere Loos, zu welchem er unsere Schwester verurtheilt hat, den Schaden, den er vielleicht unwiderruflich Nettie's Zukunft zufügte, — nein, das ist mir völlig unmöglich!

* * *

Ich hatte mir vorgenommen, mich nie wieder über sie ärgern zu wollen, allein sie hat mich genöthigt, mein Gelübde zu brechen. Die Worte, die sie mir vor acht Tagen am Schlusse ihres traurigen Berichtes gesagt hatte: „Sie waren böse über mich und ich kann es begreifen," kamen mir unaufhörlich wieder in den Sinn. Sie hat meinen gerechten Grund zum Groll eingesehen, sagte ich mir im Stillen; sie wird sich hüten, ihn von Neuem hervorzurufen. Ein große Enttäuschung, eine harte Geduldsprobe erwarteten mich jedoch im Besuchszimmer zu St. Roch. Auf demselben Sopha, an welches sich eine so entsetzliche Erinnerung knüpfte, thronte meine Schwägerin in ihrem völligen Trauerstaate, das gestickte Taschentuch in der Hand, einen erheuchelten Schmerz zur Schau tragend. Ein Lehnstuhl daneben erwartete die Besuche, die kommen würden, um ihre Theilnahme zu bezeugen. An einem Tische daneben saß Nettie, wie immer emsig mit ihrer Nadelarbeit beschäftigt, unermüdlich an einem schwarzen Kleidchen nähend. Immer ist es der gleiche Anblick, der in diesem Hause sich darbietet, und doch hatte ich auf eine Aenderung gehofft; — immer die gleiche Dienstbarkeit von ihrer Seite, sowie dieselben Hindernisse für mich, mit ihr allein verkehren zu können! —

„Ich hatte kaum erwartet, Sie hier zu sehen, Doktor," sagte meine Schwägerin und erhob das Tuch an die Augen. „Die Erinnerung an die Vorgänge jenes Abends, an welchem Sie zuletzt bei uns waren, wird Ihnen mein Erstaunen erklärlich machen; allein jetzt wo wir ganz ohne Beschützer sind, in dem Augenblick da ich meinen geliebten Fritz verloren habe, liegt Ihnen wohl nichts daran, meine Gefühle zu verletzen. Wenn es Ihnen zu Lebzeiten dieses theuren Freundes Ernst damit gewesen wäre, Ihre Pflicht an ihm zu erfüllen, so würde es gewiß nie, nie so weit gekommen seyn ..." Frau Susanne konnte nicht weiter sprechen; Thränen erstickten ihre Stimme.

„Achten Sie nicht auf Susannens Aeußerungen!" sagte Nettie zu mir; „es ist schön von Ihnen, daß Sie heute gekommen sind, wo nichts Sie dazu gezwungen hat. Noch einen Dienst jedoch möchte ich mir von Ihnen erbitten, Doktor! Suchen Sie es zu verhindern, daß man sich nicht so gar viel mit uns beschäftigt. Diese Besuche und Beileidsbezeugungen, diese Anerbietungen zu Dienstleistungen sind so lästig! Machen Sie doch, daß man uns allein läßt. Sie wissen, daß ich keiner Hülfe bedarf," fügte sie mit einer Regung des Stolzes hinzu. „Sie sehen, daß sich hier nichts verändert hat; es bleibt alles wie vorher."

„Ja, ich bemerke es," erwiderte ich mit einiger Bitterkeit; „doch gilt mein heutiger Besuch nicht der Höflichkeit allein. Ich wollte meine Schwägerin fragen, was sie jetzt beginnen will. Ihrer natürlichen Stütze beraubt, wird sie doch irgend einen Plan entworfen haben?"

Susanne blickte mich ganz erschrocken an, als erfülle sie bei diesen Worten, deren Bedeutung sie nicht verstand, eine unwillkürliche Angst; sie warf ihrer Schwester einen flehentlichen Blick zu und flüsterte nur: „Nettie, Nettie!“ Außer diesem gewohnten Ausrufe fand sie kein Wort mehr. Mich brachte dieses Benehmen zur Verzweiflung und mit unbarmherziger Strenge rief ich aus: „Ja, Nettie, und immer nur Nettie! Wird es denn immer so bleiben? Wollen Sie denn bis an Ihr Ende wie eine Sklavin von ihr abhängen? Was soll denn aus uns werden? Wollen Sie denn für immer ein solches elendes Leben fortführen?“

Die kleine schwarze Jacke, an welcher sie nähte, entfiel Nettie's fleißiger Hand. „Ich sehe es Ihnen an,“ sagte sie in fast zärtlichem Tone zu mir, „daß Sie heute Nacht nicht geschlafen haben, und daher angegriffen sind, und ich begreife, daß Sie aus diesem Grunde eine solche Sprache hier führen. Lassen Sie uns die Sache ruhig überlegen. Außer dem armen Fritz, an den schon gar nicht mehr viel gedacht wird, befindet sich hier alles noch wie früher; nur bin ich vielleicht jetzt noch nöthiger im Hause, als zuvor, und die Aufgabe, die mir geworden ist, wird sich immer schwerer gestalten. Ich kann nichts dafür, die Anderen ebenfalls nicht... Susanne ist da und die Kinder sind zu versorgen. Für die letzteren wäre es vielleicht besser, in die Kolonie zurückzukehren, da ich hier nicht in der Lage bin, ihnen eine entsprechende Erziehung zu verschaffen; allein die Reise ist sehr weit und kostspielig. Uebrigens muß ich gestehen,“ fügte sie mit einer Offenheit hinzu, die ihr einige Anstrengung kostete; „ich kann mich auch nur schwer dazu entschließen, dieses Land zu verlassen.“

Ich glaubte sie zu verstehen und war außer mir vor Freude. Ich eilte auf sie zu, schloß ihre niedliche Hand in die meinige, suchte in ihren Augen eine Antwort auf meine stummen Bitten, ließ mich beinahe knieend zu ihren Füßen nieder und rief, alle Rücksichten der Klugheit vergessend, lebhaft aus: „Nettie, wenn Sie durchaus diese Last auf sich nehmen wollen, könnten wir sie denn nicht zusammen tragen?“ Sie entzog mir nicht ihre Hand, ihre Lippen zuckten leicht, und eine Wolke schien sich über ihre Augen zu lagern. Keines von uns beiden dachte daran, daß wir nicht allein waren, und während einiger Sekunden, in welchen sie sich zu bedenken schien, schwebte die Wagschale unseres Geschickes unentschieden hin und her. Bald jedoch machte die rauhe Hand der Wirklichkeit ihrem Schwanken ein unsanftes Ende.

„Nettie,“ ließ die unangenehme Stimme meiner Schwägerin sich vernehmen; „wenn auch Edward Reider die Achtung außer Augen setzt, welche er mir schuldig ist, wenn er das Andenken meines geliebten Fritz mit Füßen tritt, der so viel für ihn gethan hat, und das beklagenswerthe Opfer so vieler Ungerechtigkeit geworden ist, dessen Tod ich nur der Lieblosigkeit zuschreiben kann, mit welcher man ihn zurückgestoßen, so solltest doch Du wenigstens, Nettie, Deine Schwester nicht mit gleicher Rücksichtslosigkeit behandeln! Wie kannst Du seine Hand annehmen in meiner Gegenwart und ihn ansehen, als liebtest Du ihn schon jetzt? Geh', geh', trotz allem Lob, das man Dir ertheilt, hast Du doch wirklich nie verstanden, meine Gefühle zu schonen. Ich sehe nun voraus, was ich ferner von Dir zu erwarten habe. Kaum ist der arme Fritz in seinen Sarg gebettet, so bin ich durch seinen Tod schon völlig verlassen und Deiner Willkür preisgegeben. O mein armer Freund, mein geliebter Fritz! Sieh', so behandelt man diejenigen, die Du hier zurückgelassen hast! Doch sey nur ruhig, Nettie, ich werde ihm bald nachfolgen... ich werde Dir hoffentlich nicht mehr lange zur Last fallen müssen!“

Schon beim Beginn dieser hochtrabenden Anrede hatte Nettie ihre Hand aus der meinigen gezogen und ich durchmaß mit großen Schritten das Gemach, kaum im Stande den heftigen Zorn zu bemeistern, der bei jedem Worte sich steigerte. Nettie bedeckte ihre brennenden Augen mit beiden Händen und schien den Gedanken an ein Glück von sich schieben zu wollen, das sich ihr als unerreichbar darstellte. Es war mir, als hörte ich in der zarten Brust den lauten Schlag ihres heldenmüthigen Herzens. Sie erwiderte kein Wort auf die Vorwürfe ihrer Schwester und beachtete das Schluchzen und Stöhnen derselben nicht, welches sie wohl zu würdigen wußte; diese scheinbare Verzweiflung rührte sie nicht, denn sie kannte zu gut deren Verlauf und wußte, daß ein wahrer, tiefer Schmerz gar nicht Wurzel fassen konnte in einer so beschränkten, unbedeutenden Seele. Den Ausgang jedoch, welchen diese Verwickelung nehmen würde, sah sie richtig voraus und versuchte daher auch gar nicht auf einen Kampf für ihr eigenes Interesse sich einzulassen.

„Denken Sie nicht länger an mich, Doktor!“ sagte sie in ganz entschiedenem Tone zu mir und begleitete mich dabei bis an die Thüre; — „Sie sehen selbst, daß es ganz und gar unmöglich ist! — Sie müssen es einsehen, so gut wie ich selbst. — Wenn wir beide nur zu unserem früheren freundschaftlichen Verhältnisse zurückkehren könnten; ich würde das als ein großes Glück für mich betrachten; allein ich fürchte sehr, daß dieß erst in langer Zeit wieder der Fall sein kann! Sprechen Sie jetzt kein Wort mehr darüber; wir wissen beide, was wir zu thun haben, und keines von uns vermag es zu ändern. Es wäre am besten, gar nicht mehr an einander zu denken,“ fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu. „Lassen Sie uns jetzt gegenseitig Lebewohl sagen, und dann keine Silbe mehr über diesen Gegenstand!“

Die beglückende Gewißheit, die ich so eben erlangt hatte, von Nettie geliebt zu werden, benahm der so ruhig von ihr ausgesprochenen Entscheidung nichts von dem bitter schmerzlichen Eindruck, den sie nothwendig auf mich machen mußte. Ich schied von ihr, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß niemals ein innigeres Band uns in diesem Leben vereinigen werde. Ein unwiderstehliches Verlangen nach aufregender Thätigkeit bemächtigte sich meiner, als ich das Haus verließ. Nicht rasch genug konnte mein Pferd mich weiter befördern; ich versuchte es durch Anrufen in einen schnelleren Schritt zu bringen und das wackere Thier strengte sich an, meinem Wunsche zu folgen. In dem Augenblick, als ich in vollem Rennen in die Straßen der Stadt einfuhr, begegnete ich die schöne Frau

Brown, die ehemalige Betty Christien, — gewiß ein wunderbares Zusammentreffen? Auch diese hatte ich ja einst aus Mangel an Muth aufgegeben, worauf sich bald ein Anderer der Aufgabe unterzog, die mir zu schwer gedünkt hatte. Zugleich mit dieser Betrachtung tauchte in mir die Erinnerung an das verblühte Gesicht meiner Schwägerin auf, und von innerer Aufregung getrieben, versetzte ich meinem ohnehin schon erhitzten Pferde einen tüchtigen Hieb in die Seite. Es schlug heftig aus und beinahe hätte ich Frau Brown überfahren, welche sich kaum noch in einen nahen Kaufladen flüchten konnte. Vielleicht maß sie die ungewöhnliche Gemüthsbewegung, die sie an mir wahrnehmen mußte, dieser Begegnung mit ihr und der Erinnerung an unser früheres Verhältniß bei; aber wie weit war dieselbe schon bei mir in den Hintergrund gedrängt worden? Mehr als ein Jahrhundert schien mir indessen verflossen zu sein. Im ersten Gefühle des Triumphes über den eben erlangten Sieg fragte ich mich, ob es nicht möglich wäre, das Geschick gleich einem widerspenstigen Pferde zu meistern und durch eiserne Willensstärke darüber Herr zu werden; allein noch einmal erblickte ich im Geiste meine Schwägerin, übelgelaunt, in Thränen aufgelöst, in jenes unglückselige Sopha hingegossen. Zwar sah ich auch Nettie an ihrer Seite, allein immer wieder drängte sich jenes widerliche Gespenst, umgeben von den unerträglichen Fratzengesichtern, zwischen uns beide, ein Bild, das ich nicht länger zu ertragen vermochte.

Nein, Nettie hat recht; es ist unmöglich! Liebe, Geduld, Verträglichkeit sind herrliche Eigenschaften; allein sie haben auch ihre Gränzen in unserer menschlichen Natur. Es mag wohl bevorzugte Seelen geben, in welchen sie, trotz aller Anfechtungen durch die täglich wiederkehrenden Schwierigkeiten, ungetrübt sich erhalten; allein ich bin mir bewußt, nicht zu ihnen zu gehören. Nettie weiß es so gut als ich selbst, daß ich eine solche Lage nicht zu ertragen vermöchte. Könnte mir diese Ueberzeugung nur Ruhe geben, allein die Unzufriedenheit mit mir selbst macht mich nicht nachsichtiger gegen meine Nebenmenschen, noch gelingt es mir, dem Willen der Vorsehung mit Ergebung mich zu unterwerfen. — —

Gestern kam Frau Smith zu mir, um die kleine Zulage zu dem Miethzins zu erheben, den ich ihr ausbezahle um ihr einigermaßen die Beschädigungen zu ersetzen, welche die Familie meines Bruders ihrer Wohnung anrichtete. Streng genommen, könnte ich jetzt, wo durch den Tod von Fritz eine Ursache der Klage gehoben ist, Einsprache erheben gegen diese stets wiederkehrenden Anforderungen meiner beschränkten Geldmittel, allein ich versuche es nicht, da es mir einige Genugthuung gewährt, für die stolze Titania doch auch etwas thun zu können. Auch ist es mir angenehm, zuweilen Nachrichten von den Vorgängen in dem Landhause zu erhalten, da ich nur selten noch dort aus- und eingehe. Meine Schwägerin scheint den Plan zu haben, nach Australien zurückzukehren, was Anlaß zu häufigen Auseinandersetzungen zwischen Nettie und ihr gibt, die bald gemäßigt, bald stürmisch verlaufen. Nettie hat sich entschieden dagegen erklärt, allein Susanne weiß recht gut wie sie es angreifen muß, um endlich doch ihren Willen durchzusetzen. Bis jetzt vertheidigt sich Nettie energisch und setzt den Klagen, Vorwürfen und Thränen, womit man ihre Festigkeit zu beugen versucht, eine eisige Ruhe entgegen. Frau Smith glaubt jedoch, Nettie werde endlich noch nachgeben, und sieht sich im Stillen nach neuen Miethsleuten um. Ich muß leider gestehen, daß ich die Ansicht der Frau Smith theile. So viel ich erfahren habe, bietet auch ein ‘Herr aus Australien’ sich an, den Damen für den Fall ihrer Rückkehr als Beschützer auf der Reise zu dienen. Er ist vielleicht ein Verehrer von Nettie, und jedenfalls hat Susanne jetzt eine neue Veranlassung, ihren Wunsch durchzusetzen, deren sie sich gewiß bedienen wird, um Nettie's Zustimmung zu erlangen. —

Meine Besuche in St. Roch haben zwar nicht ganz und gar aufgehört, allein seit drei Monaten beschränke ich mich darauf, nur höchstens alle 14 Tage einmal daselbst mich einzufinden. Ich kann es mir nicht verhehlen, daß Nettie jedesmal bei meinem Kommen eine gewisse peinliche Befangenheit verräth, die sich dann unserem Verkehre mittheilt. Auch genügt die Gegenwart meiner liebenswürdigen Schwägerin, um unserm Zusammenseyn jeglichen Reiz zu benehmen, weßhalb ich auch weniger als je mich beeifere, meine Verwandten aufzusuchen.

Eine eigenthümliche, riesenhafte Gestalt in auffallender Tracht, mit einem Barte, der an einen Urwald erinnert, läßt sich seit einigen Tagen in den Straßen von Carlingford sehen. Während die feine weiße Wäsche dieselbe als einen Engländer erkennen läßt, bezeichnet der breitgeränderte Hut, der herabhängende Schnurrbart, der mit Silber eingelegte Stecknopf und die ganze äußere Erscheinung des Fremden ihn als einen Menschen, aus einem ganz anderen Welttheile. Er erregt die allgemeine Aufmerksamkeit der friedlichen Bürger, und die muthwillige Straßenjugend verfolgt ihn auf Schritt und Tritt. Zuerst wähnte man in ihm den erwarteten Riesen zu erkennen, der in einem Cirkus seine merkwürdige Körperkraft zu zeigen beabsichtigt; allein seitdem man in Erfahrung gebracht hat, daß er mit den Bewohnerinnen des Landhauses bei St. Roch verkehrt, hat sich die Meinung über ihn geändert. Es ist Herr Richard Chatham aus Melbourne, der australische Cavalier, der bestimmt ist, diese Damen bei der Rückkehr in ihre Heimath unter seinen Schutz zu nehmen. Er wenigstens scheint es dringend zu wünschen, denn er bietet seine Dienste mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit an, welche mir Frau Smith nicht genug rühmen kann; Nettie jedoch setzt allen seinen Bemühungen ein undurchdringliches Schweigen entgegen, welches ihn sehr befremden soll. Dem Vernehmen hat er sogar, um alle ökonomischen Bedenken zu heben, auf ziemlich linkische Weise Nettie den Antrag zu machen gewagt, alle Kosten der Ueberfahrt ganz allein zu übernehmen. Das übersteigt jedoch alle Gränzen und ich gebe nachgerade der Besorgniß Raum, daß Nettie's Ansehen darunter leiden wird, wenn dieses auffallende Benehmen noch länger fortdauern sollte. —

Meine Befürchtungen haben sich als richtig bewährt. Bereits beginnt diese neue Lage der Dinge zum Stadtgespräch zu werden, denn wie man früher mich schon mit Frl. Marjoribanks verheirathete, so gilt die Verlobung Nettie's mit dem

'Buschmann' schon als ausgemachte Sache. Wäre es möglich? Doch nein, niemals kann ich etwas so Albernes von ihr glauben. Indessen sind die Frauen solch seltsamer Entschlüsse fähig und so leicht geneigt, im Eifer der Hingebung zu weit zu gehen! Auch leidet es keinen Zweifel, daß Susanne die Sache des Hinterwäldlers vertreten wird! Von allen Seiten gedrängt, erfüllt von dem Wunsche, die Zukunft dieser Kinder zu sichern, müde der Entbehrungen, welche dieses ärmliche Leben ihr auferlegt, wer weiß ob Nettie da die Kraft haben wird, in die Länge ihren Widerstand zu behaupten?....

Heute Abend kehrte ich von einem kleinen Ausfluge zu Wagen bei einer schneidenden Kälte nach Carlingford zurück. Es hat etwas Erfrischendes für den Körper, in schnellem Trabe durch die winterliche Landschaft hinzufahren; man fühlt sich ermuthigt und zu kühnen Abenteuern aufgelegt. Als ich am Landhause bei St. Roch vorüber fuhr, hatte ich den tollen Gedanken, unerwartet dort einzudringen und Nettie zu entführen. Welcher Triumph wäre es für mich gewesen, eine solche Beute nach Carlingford zurückzubringen! Natürlich mußte ich solchen hochfliegenden Plänen wieder den Abschied geben, als ich in meiner Wohnung anlangte, wo mich wie gewöhnlich ein trostloses Schweigen, ein schlecht erleuchtetes Zimmer und ein halberkaltetes Abendessen erwartete, das von einer mürrischen Dienerin mir vorgesetzt wurde. In dem Augenblicke jedoch, wo ich mich zu Tische niedersetzte, erschien, um meine üble Laune zu beschwichtigen, die gefällige Frau Smith, welche ich mit freundlichem Lächeln begrüßte. Mein herzlicher Empfang schien jedoch die gute Frau in einige Verlegenheit zu versetzen, denn die heitere Laune die sie auf meinem Gesichte gewahrte, stimmte nicht recht zu den Nachrichten, deren Ueberbringerin sie war. Dieselben lauten auch wirklich etwas seltsam. Nettie hatte ihr diesen Abend angezeigt, daß sie innerhalb der nächsten acht Tage das Landhaus räumen würden, indem sie alle sich entschlossen hätten, am Weihnachtsabend, dem 24. Dezember, die Rückreise nach Australien anzutreten.

„Unmöglich!“ rief ich, starr vor Erstaunen.

„Ja, das dachte ich auch,“ erwiderte Frau Smith; „allein Fräulein Nettie ist nichts unmöglich, wenn sie es sich einmal in den Kopf gesetzt hat. Mein Mann hat es vorausgesehen, daß es so kommen würde, denn die beständigen Besuche des fremden Herrn...“

„Wie? was soll das heißen? bitte, sagen Sie mir die einfache Wahrheit, keine Klatschereien...“

„Nun, mein Herr, es ist ja nicht meine Schuld,“ erwiderte Frau Smith; „es geht mich im Grunde auch gar nichts an, allein Sie sind so gut und das Fräulein ist es auch... Ich sagte meinem Mann, ich wolle lieber selbst gehen und Ihnen alles erzählen, als daß Sie es so unversehens von andern Leuten erfahren müßten, denn...“

„Noch einmal, ich bitte Sie, was vermuthen Sie denn? Sagen Sie mir doch nur eine einzige Thatsache, aus der ich klug werden kann.“

„Die Thatsache habe ich Ihnen bereits gesagt. Sie reisen am 24. December ab; der fremde Herr bringt die Abende regelmäßig im Landhause zu... und Fräulein Nettie hat schon die Koffer auf den Vorplatz bringen lassen, um unverweilt mit dem Einpacken zu beginnen.“

Als ich eilig auffuhr, um nach Hut und Stock zu greifen, stürzte die erschrockene Frau mir nach, mich zurückzuhalten: „Großer Gott!“ rief sie entsetzt; „was wollen Sie thun, Doktor? Ein Duell zwischen Ihnen und dem fremden Herrn, — das fehlte noch, um mein Haus um allen Kredit zu bringen! Ich bitte Sie um des Himmels willen...“

Allein ehe sie mit ihrer tragischen Anrede zu Ende kam, war ich schon unterwegs, längs der Gartenmauer, die an die nächste Straße anstößt und hatte irgend einen armen Teufel umgerannt, der mir bei der Dunkelheit in den Weg gekommen war; ich ließ ihn liegen ohne mich weiter um ihn zu kümmern. Der Zufall ließ mich auch dem jungen Geistlichen begegnen, der mir einst eine so peinliche Eifersucht verursacht hatte, und die Erinnerung daran trug nicht dazu bei, meine innere Aufregung zu besänftigen. Sollte es denn möglich seyn, fragte ich mich selbst, daß ich mich so habe täuschen können, und daß dieser Australier hier vor meinen Augen das erreichen wird, was mir unmöglich schien? Soll ich mir Nettie Underwood ebenso entgehen lassen, wie einst Betty Christien? Als ich athemlos endlich an der Thüre des Landhauses anlangte, und pochte, rief Nettie von innen: „Es ist gut, daß Sie kommen, Frau Smith, denn ich brauche Ihre Hülfe sehr nöthig...“ Dabei öffnete sie selbst die Thüre, prallte aber bei meinem Anblick erschrocken zurück, als sähe sie sich auf einer schlimmen That ertappt. Auf dem Vorplatze standen wirklich die beiden großen Koffer, jeder von ihnen eine wahre Arche, mit festen Wänden und eine Menge von Abtheilungen; um sie herum lagen Haufen von Kleidern und Wäsche aufgethürmt, und ein anderer Theil derselben Effekten war schon in den Tiefen jener Ungethüme geborgen. Bei diesem Anblick konnte ich eines schmerzlichen Ausrufes mich nicht enthalten.

„So ist es also wahr?“ hub ich ganz mechanisch an; „es ist wirklich wahr, Nettie?“

Sie stand vor mir, überrascht, verblüfft, außer Fassung; die Aermel ihres schwarzen Kleides waren bis zum Ellbogen aufgestülpt, die Haare zurückgestrichen, daß ihr reizendes kleines Ohr von ausgezeichnet schöner Form sichtbar wurde, welches gewöhnlich verdeckt war.

„Ja, es ist vollkommen wahr,“ entgegnete sie, und richtete dabei fest und gerade den Blick ihrer glänzenden Augen auf mich.

„Aber weßhalb diese übereilte Abreise?“ rief ich. Ihre Schwester?....“

„Meine Schwester hat sich natürlich jetzt wieder eines Anderen besonnen,“ entgegnete Nettie; — „nachdem sie die Abreise so lange gewünscht und erfleht hatte, bis sie sie endlich ertrotzte, beschuldigt sie mich jetzt, wo ich mich dazu verstanden habe und eiligst alle Vorbereitungen dazu treffen will, einer grausamen Tyrannei gegen sie. Allein wie ich selbst nur meiner Pflicht gehorche, so muß sie nun auch mir folgen... Ich verlange jetzt unsere Abreise, und sie muß reisen!“ Der

energische Wille, der sich in diesen, mit großer Bestimmtheit gesprochenen Worten äußerte, schien sich auch in mir jetzt geltend zu machen. Nettie wollte sich gerade wieder über den Koffer beugen, um ihr so verhaßtes Werk auf's Neue zu beginnen, da trat ich dicht zu ihr heran und erfaßte ihre beiden Hände mit einer Festigkeit, die ihr beweisen mußte, daß sie selbst ebenfalls jetzt ihren Meister gefunden habe.

„Halten Sie ein, Nettie!“ sagte ich; „wir müssen zuerst noch eine kleine Angelegenheit unter uns ordnen; sträuben Sie sich nur, Sie entschlüpfen mir doch nicht! Sie gedachten also abzureisen, ohne mir ein Lebenszeichen zu geben, ohne mir vorher etwas davon zu sagen, ohne ein Abschiedswort? Und Sie können glauben, daß ich das zugeben werde? Beim Himmel! da täuschen Sie sich gewaltig in mir!“

„Doktor! Eduard!“ erwiderte sie und bebte vor Furcht und tiefer Gemüthsbewegung; „Sie haben gar kein Recht über mich zu verfügen. Wir sind zwei verschiedene Personen, verstehen Sie es wohl. Gewiß wäre ich nicht abgereist, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen, allein zwischen Gehorsam und Rücksichtnehmen besteht noch ein großer Unterschied. Ich mische mich nicht in Ihre Angelegenheiten; bekümmern Sie sich auch nicht um die meinigen!“

Dieser Einwand war nicht ungegründet, allein es war jetzt keine Zeit zu müßigem Streite. Mit einer Kraft, deren ich mich kaum für fähig gehalten hätte, schob ich die gewaltige Kiste, die sie eben füllen wollte, in eine Ecke, und warf den Deckel zu, der mit furchtbarem Geräusch darauf herabfiel.

„Es handelt sich jetzt weder um Autorität, noch um Gehorsam!“ rief ich. „Wenn Sie schon meine Frau wären, Nettie, so würden Sie mich natürlich nicht so verlassen. Was Sie aber jetzt thun wollten, ist fast eben so grausam. Wenn jemand von uns beiden bisher rücksichtsvoll und gehorsam gewesen ist, so war ich es, dünkt mich, und gerade um dieser Nachgiebigkeit willen scheinen Sie mich jetzt gering zu schätzen!“ — Dieser Gedanke war mir so eben gekommen, wie durch eine Eingebung. „Dieß ist aber gleichzeitig eine Ungerechtigkeit, auch gegen Andere,“ fuhr ich fort; „glauben Sie deßhalb ja nicht, daß ich dieselbe noch länger dulden werde. Sie dürfen nicht abreisen; es kann und darf nicht seyn! Vielen Dank für ihren Abschiedsgruß, ich bedarf seiner nicht. Was Sie Ihre Angelegenheit nennen, das wird jetzt die meinige. Wenn Sie gehen, so reise ich ebenfalls mit Ihnen. Allerdings — fast hätte ich es vergessen — spricht man von einem Australier, der .... der sich erkühnt haben soll, Ihnen seine Begleitung anzutragen. Aber ich glaube es nicht ... ich will es fürwahr nicht glauben! — Allein ich beschwöre Sie, Nettie, geben Sie ein Spiel auf, das uns beide aufreibt, und ehe wir auf solche Weise uns trennen, wollen wir nöthigenfalls lieber die Welt auf unsere Schultern nehmen!“

Eine Pause entstand, denn Nettie schien zu bewegt zu seyn, um reden zu können. Während sie so sinnend dastand, begann ich mit der ausgesuchtesten Sorgfalt alle jene Kleidungsstücke, Tücher, Hemden, Strümpfe und dergl. auf die Stufen der Treppe niederzulegen und zu ordnen, welche auf dem Fußboden des Vorplatzes aufgehäuft dalagen. Sobald ich damit fertig war, trat ich wieder zu ihr und ergriff ihre beiden Hände, die sie fest in einander geschlossen hielt.

„Sie haben selbst zugestanden, daß es unmöglich sey!“ rief sie endlich lebhaft. „Niemand wird aus Liebe zu mir die Welt auf sich nehmen, und ich fordere auch niemand dazu auf, meine Last mir tragen zu helfen. Ich danke Ihnen, daß Sie wenigstens den müssigen Gerüchten über mich nicht glaubten; es ist mir das ein beruhigender Gedanke. Nein gewiß, niemand, nicht einmal Sie sollen... Allein kommen wir zu Ende, Doktor! ich werde Ihnen nie das Joch auflegen, das auf mir lastet ... aber ich werde Sie auch nie vergessen! Leben Sie wohl, schonen Sie mich, gehen Sie, ich bitte Sie inständig ... Kein Wort mehr über diesen Gegenstand!“

In diesem Augenblick ward die Thüre des Empfangszimmers geöffnet; wir hatten beide vergessen, daß man uns belauschen konnte; ich war daher ganz erstaunt, als meine Schwägerin auf der Schwelle erschien, mich begrüßte und mit einer ungewöhnlich freundlichen Bewegung mich zum Eintreten einlud. „Wenn der Doktor die Güte haben wollte, herein zu kommen, so wäre es mir sehr erwünscht, ihn zum Ohrenzeugen dessen zu haben, was ich Dir zu sagen habe, liebe Nettie. Ich muß mich nämlich bei Ihnen,“ fuhr sie zu mir gewendet fort, „über die Laune beschweren, mit welcher dieses Kind hier über mich verfügt.“

Wir folgten ihr in das Zimmer, wo der australische Buschmann wie ein Feuerschirm vor dem Kamin stand und den von der Glut der Kohlen auf dem Heerde ausgehenden Glast verdunkelte, während gleichzeitig das durch einen weit herabfallenden Schein stark gedämpfte Licht der Lampe ein Halbdunkel im Zimmer erzeugte, welches kaum das Gemach und die darin herrschende große Unordnung erkennen ließ. Alles in diesem Zimmer war so durcheinander geworfen und in Verwirrung, daß ich darin gar nicht mehr Nettie's früheren hübschen Salon erkannte, an den sich für mich so viele süße und bittere Erinnerungen knüpften. Die etwas erstaunten Blicke, welche Titania dem australischen Riesen zuwarf, schienen denselben ein wenig verlegen zu machen. Er drehte von Zeit zu Zeit an seinem Schnurrbarte, um sich ein Ansehen zu geben, während Frau Susanne sich wieder in den Sopha geworfen hatte und sehr lebhaft mit dem gestickten Taschentuche ihren ungewöhnlich gerötheten Wangen Kühlung zufächelte. Endlich wandte sie sich zu mir und hub an: „Nettie ist so daran gewöhnt, jedermann zu beherrschen, daß sie von uns unbedingten Gehorsam fordern zu dürfen wähnt. Es war jedenfalls ein Fehler, daß Fritz, aus Rücksicht auf die Verbindlichkeiten die er gegen unsere Familie eingegangen hatte, sich mit all zu großer Bereitwilligkeit ihrem Willen fügte. Allein jetzt, da ich gewiß bin, eine zuverlässige feste Stütze an meiner Seite zu haben,“ setzte sie mit einer anscheinend tiefen Bewegung hinzu, — „jetzt erkläre ich Dir feierlich, Nettie, daß ich am Weihnachtsabend nicht abreisen werde.“

Diese bündige Mittheilung beantwortete Nettie nur durch einen raschen Blick auf den Australier, welcher darob sehr ver-

legen war und seine Schulter hin und her wiegte, daß er dadurch noch breiter und größer erschien.

»Nein, es bleibt dabei, ich reise nicht am Weihnachtsabend!« wiederholte Susanne und warf dabei den Kopf hochmüthig auf; »ich bin kein Kind mehr, das man am Gängelbande leitet... Nettie behauptet zwar, sie handle nur in unserem Interesse; allein im Grunde ist es ihr blos darum zu thun, ihren Willen geltend zu machen. Vielleicht hat ihr auch irgend eine Täuschung, irgend ein plötzlich entstandener Widerwille den Aufenthalt in Carlingford entleidet,« setzte sie ironisch hinzu; — »ich habe Sie um diese Unterredung gebeten, Doktor, erstens weil Sie Nettie näher kennen; dann aber auch, weil Sie, als Oheim dieser Kinder, von dem unterrichtet werden müssen, was deren Zukunft betrifft. Herr Chatham und ich,« fuhr Susanne fort, und fächelte sich mit ihrem Tuche dabei immer heftiger Luft zu, — »Herr Chatham und ich haben nämlich beschlossen, uns noch vor der Abreise trauen zu lassen!«

Nettie und ich hatten seither der wenig zusammenhängenden Rede meiner Schwägerin nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit zugewendet, da unsere Gedanken ganz anders beschäftigt waren; allein diese letzte Erklärung machte uns den Eindruck, als platze eine Bombe in dem friedlichen Gemach.

»Bist Du denn toll, Susanne?« rief Nettie mit einem Tone, als glaube sie nicht recht gehört zu haben.

Ich dagegen mißachtete alle Regeln des Anstandes, und eilte auf den Riesen am Kamine zu, welcher sich ob dieser jähen Entwicklung noch weit verlegener und linkischer geberdete als bisher; ich erinnere mich nicht mehr der Worte, unter welchen ich seine derbe Faust mit meinen beiden Händen schüttelte; aber höchst wahrscheinlich habe ich ihm sehr viel Glück gewünscht, und ihm bereitwillig alle meine Dienste angeboten. Allein mitten im Ausbruche meiner Freude gewahrte ich zu meinem Schrecken, wie Nettie's Wangen sich mit einer tödlichen Blässe überzogen; nie hatte ich in ihrem Gesichte den Ausdruck einer solchen Verzweiflung gesehen.

»Muß ich Deinen Worten glauben, Susanne?« rief sie mit schmerzlich bewegter Stimme; »oder treibst Du nur einen grausamen Scherz mit mir? Hast Du wirklich ein solches Complott hinter meinem Rücken angezettelt? Du wolltest mich zur Rückkehr in die Kolonie zwingen, Du stelltest Dich an, als ob das Dein einziger und letzter Wunsch wäre! Und als ich endlich darein gewilligt hatte, wozu denn noch jene Quälerein, jenes beständige Peinigen?« rief sie mit der vollen Entrüstung aus, die ein edles Herz ergreift, wenn es einer selbstsüchtigen Handlungsweise gegenübersteht, für welche es kein Verständniß besitzt. »Jedoch was helfen hier Vorwürfe und Einwendungen?« fügte sie schnell abbrechend hinzu, setzte sich in einen Lehnstuhl und begann ergebungsvoll mit ihren kleinen, zitternden Händen die Aermel wieder in Ordnung zu bringen, welche sie bis jetzt noch immer aufgestülpt gelassen hatte. In diesem ersten bitteren Augenblicke war sie also nur von dem herzlosen Benehmen ihrer Schwester, von dem häuslichen Verrath verletzt, dessen sich diese ihr gegenüber schuldig gemacht hatte. Nur diese Bitterkeit schnitt ihr in die Seele; die plötzliche Befreiung von ihrer Last, die ihr daraus erwuchs, beachtete sie gar nicht? Sie, welche seit Jahren die Beschützerin dieser Familie gewesen war, sie die ihr mit der Arbeit ihrer unermüdlichen Hände das Brod herbeigeschafft, dessen diese bedurft hatte, sie sah sich jetzt nur verrathen, mißhandelt und ganz auf die Seite gesetzt in einem Augenblicke, wo sie sich, nur um den Ihrigen treu zu bleiben, zu dem größten und letzten Opfer, demjenigen ihres eigenen Lebensglückes, für jene entschlossen hatte? — Alle diese Betrachtungen, Erwägungen und Gefühle drückten sich in der einfachen Bewegung aus, mit welcher sie ihre schwarzen Aermel wieder über die weißen Arme herabstreifte, denn es war als gäbe sie damit auch die vergebliche und schlechtvergoltene Arbeit auf, welcher sie bisher sich gewidmet hatte. Diese tiefgefühlte sittliche Entrüstung und doch zugleich vollständige Ergebung hatte für mich etwas Großartiges und Ueberwältigendes, da ich mich durch meine Liebe für sie zu derselben Höhe ihrer ungewöhnlichen Gesinnung erhoben fühlte und dieser an sich so unbedeutenden Handlung die rechte Deutung zu geben verstand. Ich hütete mich jedoch wohl, ihr jetzt meine Bewunderung zu bezeugen; ja ich folgte einer Art glücklicher Eingebung und hielt sie nicht einmal zurück, als sie sich eilig anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Der 'Buschmann' war jedoch weniger rücksichtsvoll; bis an die Stirne erröthend, und verlegen mit seinem blonden Schnurrbarte spielend, vertrat er ihr mit einer linkischen Geberde den Weg. »Fräulein Nettie,« hub er stotternd an, »ich kann Sie versichern, daß erst seit ganz kurzer Zeit Ihre Schwester und ich entdeckt haben, daß es so kommen wird, wie sie sagte. An Ihren Plänen soll jedoch nichts geändert werden; wir werden stets glücklich seyn, gewiß sehr glücklich, wenn Sie sich uns...«

Bisher hatte Nettie den Blick fest auf ihn gerichtet gehalten und die Augenbrauen etwas finster zusammengezogen, was den schüchternen Australier immer verlegener machte; allein jetzt erhob sie sich rasch mit den Worten: »Ich danke Ihnen, Herr Chatham; ich habe nie an Ihren guten Absichten gezweifelt. Es ist recht schön von Ihnen, daß Sie mich bei sich behalten wollen; nur hätte das wirklich keinen rechten Sinn! Uebrigens darf Sie meine augenblickliche Bestürzung nicht befremden; man entsagt nicht so leicht einer Aufgabe, der man sein ganzes Leben weihte. Ich wünsche jedoch dringend, heute mit Niemand, — mit gar niemand, versteht mich wohl! — mehr über diesen Gegenstand zu sprechen! Gute Nacht, Doktor! Auf Wiedersehen morgen, wenn Sie wollen! aber nur heute Abend keine Erklärungen mehr!« Ich beeilte mich, ihr die Thüre zu öffnen, was sie irrthümlich für die Absicht ihr zu folgen hielt. »Nein, ich verbiete Ihnen, mich zu begleiten,« sagte sie zu mir; »für heute habe ich ganz genug!«

Man wird mir zutrauen, daß ich mich sehr hütete, dem liebenden Paare länger mit meiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Ich kehrte nach Carlingford zurück und blickte in der kalten Winternacht mit freudigem Dankgefühl zu dem hell leuchteten Sternenhimmel empor. Gerne hätte ich noch irgend ein gutes Werk ausgeführt, etwa einen Krankenbesuch in der Nachbarschaft, allein ich fand keine Veranlassung dazu vor,

als ich zu Hause anlangte. Nur die alte Dienerin war da, mein Zimmer öde und still, wie sonst, und der laue Thee, den ich erhielt, behagte mir nicht. Mir gegenüber stand der große Lehnstuhl, in welchem sich Nettie niederließ, als ich sie zum ersten Male sah, und in welchem ich sie bald wieder dauernd ruhen zu sehen hoffte. Ich konnte mich nicht enthalten, diesem Möbel, das in meinen Augen eine lebende Person vorstellte, freundlich zuzunicken, und die alte Dienerin, welche mich über diesem lächerlichen Unternehmen ertappte, hat mir nachträglich selbst gestanden, daß sie sicher geglaubt, es müsse mir eine große Erbschaft zugefallen oder irgend ein besondrer Glücksfall begegnet seyn. — Diesen Morgen kehrte ich nach St. Roch zurück, fand jedoch Nettie ausgegangen. Ich hätte es mir denken können, obwohl es allen ihren sonstigen Gewohnheiten widersprach. Nachdem ich erfahren hatte, welche Richtung sie eingeschlagen, gelang es mir sehr bald, mit Hülfe meines rasch dahin rollenden Einspänners sie einzuholen, und zwar am Eingang eines Gartenweges, in welchem sehr selten ein Vorübergehender sich blicken läßt. Sie war immer noch dieselbe wie früher. — „Doktor! Edward!“ rief sie mir entgegen, als ich dem Diener die Zügel hinwarf und schnell aus dem Wagen sprang, um an ihrer Seite zu gehen. „Gestatten Sie mir zunächst, daß ich mich offen ausspreche! Ich bin jetzt zwar frei geworden, allein darum nicht ohne Hülfsquellen! Glauben Sie ja nicht, daß Sie sich für gebunden erachten müssen; ich bin vielmehr bereit Ihnen alle jene Worte zurückzugeben, welche Sie an mich gerichtet haben.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, Nettie!“ erwiderte ich ihr; „allein ich gebe Ihnen die Ihrigen nicht zurück. Nur ein einziges Hinderniß vermochte uns zu trennen, — und dieses besteht jetzt nicht mehr. Gewiß haben Sie nicht vergessen, was Sie mir so oft über diese Unmöglichkeit wiederholten..“

„Die sie jedoch, so gut wie ich selbst, zugestanden haben, Doktor!“ fiel mir das kleine, launenhafte Wesen ins Wort und zog die Hand zurück, welche schon auf meinem Arm geruht hatte. „Ich danke, ich kann sehr gut allein gehen,“ fuhr sie fort. „Sie haben mir über diesen Punkt nie widersprochen, das müssen Sie mir zugestehen; Sie haben jener unerbittlichen Nothwendigkeit sich bereitwillig unterwerfen wollen. Allein ich bin nicht weniger fügsam als Sie. Ein Hinderniß, welches ein Herr Richard Chatham beseitigt, kann doch eigentlich kein sehr bedeutendes seyn!“ fügte sie mit einer eigenthümlichen weiblichen Grausamkeit hinzu, und sah mich dabei offen an. „Die Sachlage hat sich daher meines Erachtens nicht wesentlich verändert, und ich betrachte Sie keineswegs als gebunden mir gegenüber und wir sind beide völlig frei.“ In welche Verlegenheit und in was für eine schwierige Lage diese unerwartete Auffassung der Dinge mich brachte, wird jedermann wohl begreifen. Ich war auf das Tiefste entrüstet, allein ich wußte nicht, was ich sagen sollte. „Nettie!“ ... rief ich endlich in einem Tone, welchem sie die innere Unsicherheit anhören mochte...— „Nettie, Nettie,“ wiederholte eine kindliche Stimme gleichsam als Echo meines Ausrufes, in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten, und wir hörten auf dem hartgefrorenen Boden die schnellen Schritte von Kinderfüßen; als wir uns umwandten, hatte Fritzchen uns schon eingeholt und klammerte sich an uns an. Er war aus dem Landhause entlaufen, um uns, oder vielmehr seiner Tante zu folgen. „Ich will nur mit Nettie gehen!“ rief er trotzig, klammerte sich an ihr Kleid an und schlug mit den Füßen nach mir aus; „Ich hasse Catham, hasse alle Welt! Wenn man mich auf das Schiff bringt, so springe ich ins Meer und schwimme zurück ans Land. Nein, ich lasse nicht von ihr! Man muß mir die Hände abhacken, wenn ich sie loslassen soll! — Behalte mich liebste Nettie! behalte mich bei Dir! Ich will ganz artig seyn, wenn ich bei Dir bleiben darf! Niemand hat ja Nettie so lieb als ich!“

„Du liebst mich also, Junge?“ fragte sie; „Du verläßst alles, vergissest alles, wagst alles, um zu mir zu kommen? Stellen Sie sich vor, daß er heute früh beinahe einen Anfall von Krämpfen bekam, als er sah, wie ich seine Sachen von den meinigen schied. Armer Kleiner! Ich bin überzeugt, wenn ich den Knaben von Susanna und Chatham verlangte, Sie würden ihn mir überlassen!“ Ich weiß nicht wie es kam, daß bei diesen Worten ihre Augen die meinigen suchten: es lag eine Frage darin, die einer Bitte glich, oder eine Bitte, die zugleich eine Frage war; meine Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

„Wohlan, so sey es!“ rief ich, und ergriff die Hand wieder welche sie mir entzogen hatte, und jetzt mir überließ. „Wenn Du es willst, Nettie, so mag Fritzchen bei uns bleiben; er wird dann das älteste unsrer Kinder seyn!“ Ich packte beide in meinen Einspänner und fuhr langsam dem Landhause zu; allein mein gutes Pferd war nicht Schuld daran!

L. v. H.

Moselfahrten.

Zu Trier am 'Rothen Hause', dem alten Rathhause der Stadt ist noch folgende Inschrift:

Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis
Perstet, et aeterna pace fruatur. Amen. *)

Das ist eine kühne Versicherung, mehr selbstbewußt als verbürgt, mag sie nun von einem Mönche herrühren oder von einem der alten Bürgermeister dieses ehrwürdigen Bischofssitzes. Allein was man auch von diesem Distichon in altem Mönchslatein denken mag, soviel bleibt jedenfalls gewiß, daß Trier eine der ältesten Städte in ganz Europa ist, so alt sogar daß man ihre Gründung einem gewissen Trabeta, dem Stiefsohn der assyrischen Kaiserin Semiramis, beigemessen hat, dessen Geschichte derjenigen des Bellerophon in der griechischen Sage gleicht. Allein die ganze Geschichte Trier's vor der Römerzeit ist unverbürgt und sagenhaft, und erst zur römischen Kaiserzeit wurde die erste Hauptstadt der Treverer zur Metropole des Nordens und soll eine Bevölkerung von hunderttausend

*) Schon 1300 Jahre vor Rom bestand Trier, und wird bestehen und ewigen Friedens genießen, Amen.

Menschen gehabt haben, was auch gar nicht unglaublich erscheint, wenn man die große Ausdehnung der alten römischen Mauer in Betracht zieht.

Das Schicksal Triers ist das schnurgerade Widerspiel dessen von mancher großen modernen Stadt, welche über zwei oder noch mehr Umfassungen von Ringmauern hinauswuchs, als ihre Bevölkerung und ihr Wohlstand zunahmen. Trier dagegen ist in sich selbst zusammengeschrumpft. Zuerst verminderte es sich von den Verhältnissen der großen viereckigen römischen Mauer, welche nach dem herkömmlichen Plan eines Winterlagers erbaut war, etwa auf deren halben Flächeninhalt, und wurde in seine mittelalterliche Ringmauer eingeschlossen, von welcher zwei Seiten mit der nordwestlichen Ecke jener Römermauern zusammenfallen. Allein selbst dieser verringerte Flächenraum ward in seinem Innern entvölkert; Häuser fielen in Trümmer und wurden durch Gärten verdrängt, so daß heutzutage, wo die Bevölkerung der Stadt sich wieder einigermaßen gehoben hat, die Einwohnerzahl auf ungefähr 17000 sich belaufen mag. Die Häuser haben sich jetzt an die Seiten der hauptsächlichsten Straßen zurückgezogen. Die Entvölkerung von Trier erklärt sich leicht durch seine Geschichte; kaum irgend eine Stadt in Europa ist so oft eingenommen und wieder zurück erobert oder so oft der Plünderung und Verheerung preisgegeben worden, wie Trier. Dieß rührt von ihrer Lage in der Nachbarschaft der französischen Grenze, wie von ihrer natürlichen Zugänglichkeit und Schwäche her; und die Erhaltung der vielen alten Denkmäler, welche die Stadt noch aufzuweisen hat, ist vorzugsweise dem religiösen Sinn ihrer Bewohner und dem kirchlichen Charakter der Stadt im Mittelalter und den vielen religiösen Stiftungen zu verdanken, welche selbst von den rohesten Kriegshorden respektirt wurden. Nur in der französischen Revolution, welche weder Menschliches noch Göttliches schonte, wurden sogar die heiligen Stätten geschändet, und das Vorrecht des Heiligthums, welches ehedem sogar Uebelthätern ein Asylrecht verlieh, war außer Stande, die Heiligthümer selbst zu beschützen.

Eine neue Hoffnung des Aufschwungs für Trier ist mit dem Zeitpunkt des Eisenbahnverkehrs eingetreten. Trier ist zwar nun mittelst der Eisenbahn zu erreichen, aber es liegt abseits von all den großen Linien des Verkehrs, und wer in Geschäften oder zum Vergnügen sich dorthin begeben will, muß sich zu einem Umweg bequemen. Würde die Eisenbahn von Trier bis nach Cöln verlängert werden, so hätte dieß unbedingt einen bedeutenden Aufschwung im Handelsverkehr der Stadt, welcher gegenwärtig vorzugsweise heute wie allezeit in Wein besteht, zur Folge; und es könnten jene goldenen Tage des Wohlstandes wiederkehren wie damals, wo zur römischen Kaiserzeit ein Rheinkanal für nothwendig gehalten wurde, um den erzeugten Wein nach Köln zu fördern. Wenn aber heutzutage das Gras nicht absolut in den Straßen von Trier wächst, so macht die Stille derselben doch den Eindruck, als ob die Einwohner zur Ehrenrettung ihrer Stadt das Gras ausrauften. Dagegen wachsen Gras und blaue und gelbe Blumen und Gestrüpp und sogar Buschwerk in den Mauerritzen jenes Prachtstücks von Trier, der Porta Nigra, und tragen wesentlich dazu bei, jenen Bau noch malerischer und effektvoller zu machen. Allein die Ruhe und Stille der Stadt beeinträchtigt nicht nur deren anmuthigen Charakter und archäologische Merkwürdigkeit nicht, sondern erhöht sie vielmehr noch um ein Namhaftes, und gibt dem altehrwürdigen Bischofsitze einen Eindruck, wie ihn wenige andere Städte in unserm lieben deutschen Vaterlande machen.

Nehmen wir einmal an, wir seyen nach einer raschen Fahrt auf der Ludwigshafen - Saarbrücken - Luxemburger Bahn vom Oberrheine hergekommen, haben die schöne reiche satte Pfalz und die wundersam hübschen Ufer der Saar durchflogen und eine Menge Tunnels durchmessen, und wanderten nun durch die alte Stadt dem 'Rothen Hause' zu, an welchem die ruhmredige Eingangs-erwähnte Inschrift zu lesen ist. Das Rothe Haus ist wie der 'Ritter' in Heidelberg einer jener Gasthöfe, die eigentlich schon um ihrer alterthümlichen Schönheit willen Kunden anziehen sollten, wenn sie sich auch nicht durch eine lobenswerthe gute Bewirthung auszeichneten. Wir betreten das Rothe Haus durch ein altes Einfahrtthor mit einem reichverzierten Dache und treten in einen Hofraum, welcher uns an Italien erinnert, denn droben im ersten Stockwerk läuft eine Galerie mit Balustraden rings um denselben herum, und unter derselben stehen in Kübeln und Töpfen Schneeballen- und Granaten- und Orangenbäume, Myrten u. a. m. mit reichem Blüthenschmuck und bilden einen reizenden Kontrast mit dem alterthümlichen Gebäude. Alles im ganzen Hause steht damit im Einklang. An der Table d'hote überreicht uns der Oberkellner zugleich mit einer Flasche des vortrefflichen goldgelben Thiergärtners ein gefaltetes Papier, auf dessen einer Seite ein Plan von Trier, eine Ansicht des Rothen Hauses und eine Uebersicht der Eisenbahnzüge enthalten ist, während wir auf der andern Seite ein Panorama der Mosel von Trier bis Coblenz und acht Ansichten der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten von Trier finden. Der Ehrenposten unter diesen letzteren gehört der Porta Nigra, einem prachtvollen alten Einfahrtthore römischen Styls von rothem Sandstein, dessen Farbe von Alter so dunkel geworden ist, daß es — zumal im Vergleich mit den umgebenden helleren Gebäuden, seinen Namen "Schwarzes Thor" vollkommen rechtfertigt. Dieses Gebäude hat im Mondschein eine geisterhafte Großartigkeit, und der Mondschein ist in der That auch die Beleuchtung, in welcher man alle die gewaltigen und großartigen Denkmäler der alten Welteroberer, vom Colisseum abwärts, sehen muß. Die römischen Baudenkmäler stehen an Massigkeit nur hinter den egyptischen zurück, und verschmähen die zarte Filigran-Arbeit des griechischen Meisels, dessen schöne Leistungen man im vollen Sonnenschein sehen muß. Die Phantasie bringt sie unwillkürlich in Ideenverbindung mit jenem stolzen Ausspruch Virgil's: anderen Händen mögen die Feinheiten der Bildnerei geläufiger gewesen seyn, aber Rom's Beruf sey die Unterjochung der Welt und seine Gnade nur um den Preis bedingungsloser Unterwerfung zu erkaufen gewesen.

Was die Porta Nigra eigentlich gewesen sey, ist schwer zu

sagen. Ohne Zweifel rührt ihr Unterbau von den Römern her, und gehörte wahrscheinlich zu einem Thore, obwohl das jetzige Gebäude der Mehrzahl der Gelehrten mehr für ein Kastell oder einen Pallas aus merovingischer Zeit gilt, worin irgend ein Herzog oder vornehmer Anführer seinen Wohnsitz, seine Pfalz gehabt habe. Bezüglich des alten römischen Thores, welches früher an dieser Stelle stand, sey uns dagegen eine Ausführung oder Muthmaßung erlaubt. Da die große römische Stadt der Trevirer wahrscheinlich nach dem Modell eines Winterlagers erbaut war, so würde diese Porta Nigra auf der Stelle der Porta Praetoria stehen, während das der Decumana entsprechende Thor am andern Ende der langen Simeons-Straße, bei der heutigen St. Mathiaskirche gestanden hätte; die Porta principalis dextra würde dann bei dem römischen Amphitheater gestanden, die Porta principalis sinistra gerade auf die Moselbrücke gemündet haben. Die Porta Prätoria war immer dem Feinde zugekehrt; der immerwährende Feind des stehenden Lagers waren die noch ununterworfenen Germanen. Der Römer mochte geglaubt haben, der Barbar, welcher außer den Felsen seiner heimischen Wälder noch keine architektonischen Denkmäler besaß, werde sich durch den Anblick eines solchen Symbols der Macht in gewaltigen Respekt versetzen lassen; und dem Umstande, daß der Deutsche sich dadurch verblüffen ließ, verdankte man die Blüthe und das Gedeihen Triers zur Römerzeit. Allein als die römische Macht an ihrem eigenen Sitze schwach wurde, da hörten auch die Grenzen auf, stark zu seyn, wurden von den Nachbarn überfallen und die wilden Geister draußen brachen durch den Zauberkreis, welchen Rom um seine Eroberungen gezogen hatte, und rissen seine fernen Provinzen und die sie umschließenden festen Grenzen bald in Stücke. Die Baudenkmäler der alten Römerherrschaft blieben stehen, als Zeugnisse ihrer ehrgeizigen Bestrebungen und ihrer Eitelkeit, wie die Trümmer jenes mächtigen Thurmes von Schinaar, womit die Maurer und Baumeister des Alterthums den Himmel zu ersteigen sich unterfangen hatten. Die Porta Nigra ist ein doppeltes Einfahrtthor, mit zwei Thürmen auf jeder Seite, wovon der eine noch vier ganze Stockwerke enthält, der andere um ein Stockwerk niedriger ist. Ueber dem Thorwege befinden sich zwei Stockwerke mit geräumigen Hallen, welche in alten Zeiten ohne Zweifel zu municipalen Zwecken dienten, nun aber die nicht unbedeutenden Sammlungen des Trierer Alterthums-Vereins enthalten. Rechts von der Simeonsstraße aus sieht man die Ueberreste eines mittelalterlichen Anbaus aus der Zeit, wo das schwarze Thor in die Kirche des heiligen Simeon umgewandelt worden war. Diese Verwendung zu einem kirchlichen Zwecke, welche wir bei so manchen Baudenkmälern des Alterthums finden deren Erhaltung bis auf unsere Zeiten wir auch nur diesem Umstande verdanken, geschah erwiesenermaßen im eilften Jahrhundert unter dem Erzbischof Poppo. Napoleon gab 1801 den Befehl, alle späteren Anbauten und Zusätze der Porta Nigra niederzureißen, allein diese Arbeit ward verschleppt und vernachläßigt bis 1816, wo sie von der preußischen Regierung endlich vollendet wurde. Ein Theil des christlichen Bauwerks ist noch stehen geblieben und zeigt sich zur Rechten, wenn man von der Stadt aus sich dem Thore nähert. Manche wollen sogar behaupten, die Porta Nigra sey noch älter als die Römerzeit, können aber hiefür keine genügenden Beweismittel aufbringen; älter als die römische Kaiserzeit ist dieses Baudenkmal keinenfalls, eher noch etwas jünger. Wer die Wasserleitung zu Pouy-aux-Arcs bei Metz und den Pont du Gard in der Provence gesehen hat, dem kann die Aehnlichkeit der Anlage und der gleichzeitige Charakter der Arbeit nicht entgehen. Es liegt eine ernste einfache Großartigkeit über dem Schwarzen Thore zu Trier, welche von den glücklichsten und sichersten Tagen der römischen Herrschaft zeugt, und ich möchte es eher dem Zeitalter Hadrians als demjenigen Constantins zuschreiben, zu welch letzterer Zeit der herrschende Geschmack den Bau ohnedem wahrscheinlich mit weit mehr Zierrath und erkünsteltem Bauwerk versehen haben würde. So wie es nun dasteht, ist es ein Muster von erhabener Symmetrie: Bogen auf Bogen, Pfeiler auf Pfeiler. Die Kapitäle der Pfeiler haben keine Voluten wie die der jonischen, noch den zierlichen Blätterschmuck der corinthischen Ordnung, sondern sind einfach abgeschrägte Würfel oder Blöcke, und die hübsch abgepaßten Quadern sind ohne Mörtel mit einander verbunden und ruhen nur durch ihr eigenes Gewicht an Ort und Stelle. Die Zeit hat den dunkelrothen Sandstein da und dort mit Buschwerk und wilden Blumen verziert und auf diese Weise die alte Kunst mit der ewig jungen Natur vermählt; wie denn die Vegetation den Ruinen erst jenen ehrwürdigen Charakter verleiht, den das graue Haar dem Menschen gibt.

Wenn wir uns an dem ehrwürdigen Alterthum der Porta Nigra satt gesehen haben und wieder zu dem Marktplatze zurückgekehrt sind, so erblicken wir gerade vor unserm Hauptquartier, dem Rothen Hause, ein altes Kreuz auf einem Pfeiler, mit Treppenstufen umgeben, das über 800 Jahre alt ist und eine lateinische Inschrift folgenden Inhalts trägt:

„Zum Andenken an die vom Himmel auf die Menschen heruntergefallenen Zeichen des Kreuzes, im Jahr der Fleischwerdung unseres Herrn Neunhundert und Acht und im Zweiten Jahr seines Bischofsamtes, hat Erzbischof Heinrich mich setzen lassen.“

Schwerlich ist jedoch das gegenwärtige Kreuz noch das ursprüngliche, während der Pfeiler, worauf es steht, offenbar römischen Ursprungs ist. Dieses Wunder der blutigen Kreuzeszeichen die vom Himmel auf die Kleider herunterfielen, erinnert an die Wunder, von denen wir im Livius lesen; und zur Abwendung der gefürchteten Folgen ward jenes Kreuz als ein piaculum oder Sühnopfer errichtet.

Vom Marktplatze aus ist es nur ein Schritt nach dem Dom, welcher mit der Liebfrauenkirche einen einzigen Gebäude-Komplex bildet, der allerdings als eine Anhäufung von Bauten der verschiedensten Style mehr historisch merkwürdig als schön ist. Das ursprüngliche Bauwerk der Kathedrale, oder vielmehr das Gebäude woraus der nachmalige Dom entstand, war ein Palast der Kaiserin Helene, der Mutter Constantins des Großen, und ruhte auf vier großen granitenen Säulen, von denen noch ein Bruchstück von sieben Fuß Durchmesser vor der nördlichen

Thüre der Kirche liegt. Man hat es im Jahr 1614 zwischen den Fundamenten des Doms gefunden, als man eine Gruft für den Fürstbischof Lothar von Metternich errichten wollte. Der alte Bau ward im eilften Jahrhundert durch den Erzbischof Poppo wieder hergestellt, welcher die alten Pfeiler deren korinthische Kapitäle noch zu sehen sind, mit Pilastern umgab und die ursprünglichen Bögen mit neuen stützte. Diese Restauration vergrößerte die Kirche um ein Drittel, und der Erzbischof ließ sich das Werk persönlich so angelegen sein, daß er an einem Sonnenstiche starb, den er sich bei der Beaufsichtigung der Arbeiten geholt hatte. Auch den Erzbischof Hillin ereilte der Tod in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als er den östlichen Theil des Domes erbaute. Die Kathedrale brannte 1717 zum zweiten Male nieder, nachdem sie schon gegen das Ende der Römerherrschaft erstmals von einer ähnlichen Katastrophe ereilt worden war. Der Kurfürst Franz Ludwig stellte ihn im Jahr 1723 wieder her und verlieh ihm seine jetzige Kreuzform. Der Dom ist 132 Schritte lang und 52 breit hat drei Schiffe und einen doppelten Chor, und nicht weniger als sechszehn Altäre. Der eigentliche Dom oder die Kuppel, welche auf den vier großen granitenen Pfeilern ruht, hat noch immer eine Höhe von neunzig Fuß im Lichten. Was diese vier granitenen Pfeiler für eine Geschichte haben ist eigentlich noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen; doch deuten einige Thatsachen auf ihren Ursprung hin und scheinen zur künftigen Lösung dieses Räthsels beizutragen. In einem Wald unweit der Station Bensheim an der Bergstraße liegt im Odenwalde an der Seite des Felsberges ein rundes Becken mitten im Walde, das ganz von aller Vegetation entblößt und mit verschiedenen Findlingsblöcken und mehr oder weniger abgerundeten Felsentrümmern angefüllt ist, welche man überschreiten kann, wenn man von dem einen Block auf den andern steigt. Ein verborgenes Wasser gurgelt und rauscht unter denselben hin. Wie diese Findlingsblöcke dorthin kamen, ist noch nicht ermittelt; sie können von irgend einem gewaltigen Wasserwirbel hier abgelagert oder durch Eismassen hieher getragen oder aus dem Niederschlag irgend eines vorweltlichen Gletschers hier zusammengesunken seyn. Das ganze Phänomen heißt gegenwärtig uneigentlich das *Felsenmeer* was es vermöge seiner geringen Ausdehnung gar nicht verdient. In geringer Entfernung oberhalb dieses Felsenmeeres sind einige von Menschenhand behauene Felsen, von denen einer der Altarstein, der andere die Riesensäule heißt, — letztere ein unvollendeter Granitpfeiler, welcher der Länge nach im Walde liegt. Vielleicht haben die Römer, als sie hier solche Blöcke fanden wie sie deren zu ihren gewaltigen Bauten in Trier bedurften, diesen Berg als Steinbruch benützt, und hier diese selbige Säule zuhauen lassen in der Absicht, sie den Rhein hinunter und die Mosel hinauf nach Trier zu schicken, als die Barbaren aus Schwaben hervorbrachen, die Arbeiter vertrieben und die Arbeiten unterbrachen. Die Riesensäule ist 32 Fuß lang und hat am obern Ende einen Durchmesser von $3\frac{1}{2}$, am untern einen solchen von $4\frac{1}{2}$ Fuß. — Diesen Versuch einer Lösung gebe ich hier aus fremder Quelle, ohne für dessen Richtigkeit eine Lanze brechen zu wollen, denn nach meinem Dafürhalten konnten die Römer den Granit, dessen sie zu ihren dortigen Bauten bedurften, in größerer Nähe von Trier finden, als der Odenwald gewesen seyn würde.

Der Domschatz zu Trier ist noch gegenwärtig einer der reichsten in Deutschland, obschon weitaus seine größten Schätze in dem Chaos des französischen Revolutionskrieges von 1792 zerstreut wurden. Eine der geschätztesten dortigen Reliquien, welche noch vorhanden sind, ist das ungenähte Gewand des Erlösers, der sogenannte heilige Rock, welcher von der heilig gesprochenen Kaiserin Helena aus dem Morgenlande mitgebracht worden seyn soll und zu Ende des 12. Jahrhunderts, als Erzbischof Johann im Umbau der Kirche begriffen war, in einem alten Altar gefunden und nun in dem neuerrichteten Altar des heiligen Peter eingeschlossen ward. Als Kaiser Maximilian I. im Jahr 1512 nach Trier kam, um dort einen Reichstag abzuhalten und der Erzbischof Richard den Altar des heiligen Petrus öffnete, fand man den Rock in einer alten Kiste gleichzeitig mit einem der Würfel, womit die römischen Soldaten darum gespielt haben sollten und mit einem rostigen Messer. Im Jahr 1514 erhielt der genannte Kurfürst-Erzbischof von Pabst Leo X. die Erlaubniß, den heiligen Rock alle sieben Jahre auszustellen und den Wallfahrern zu demselben volle Absolution zu ertheilen. Dieser Zeitpunkt ward jedoch niemals genau eingehalten, wenn vornehme Besucher kamen, welche die Reliquie sehen wollten. In den Stürmen der ersten französischen Revolution wurde der heilige Rock nach Augsburg geflüchtet, der damaligen Residenz des letzten Kurfürsten und Erzbischofs von Trier, Klemens Wenzeslaus, und im Jahr 1810 mit großem Pomp nach Trier zurückgebracht und im Dom öffentlich ausgestellt bei einem Zudrang von etwa 250,000 Wallfahrern. Die Legende sagt, der Rock sey von der Jungfrau Maria eigenhändig für den Heiland in seiner Kindheit gewoben worden und habe sich mit dem Wachsthum unsers Herrn und Heilandes ebenfalls erweitert. Das Gewand besteht aus einem röthlich-braunen, wahrscheinlich kameelhaarenen Stoff, und ist in der That ganz ohne Saum oder Naht. Früher ward einer der Nägel vom Kreuz gleichzeitig damit vorgezeigt, scheint aber verloren gegangen oder abhanden gekommen zu seyn. Bekanntlich hat der Rongische Brief vom 1. Oktober 1844 an den Bischof Arnoldi von Trier wegen der Wallfahrt zu dem ungenähten Rock seiner Zeit vielen Staub aufgeworfen und zu der deutsch-katholischen Bewegung in Deutschland Veranlassung gegeben, die nun freilich beinahe ganz im Sand verronnen ist.

Die Liebfrauenkirche nahe beim Dom und mit demselben durch einen unvollständig restaurirten Kreuzgang verbunden ist eine der merkwürdigen Kirchen Deutschlands, jedenfalls die schönste in ganz Trier und eines der merkwürdigsten Denkmäler altdeutscher Baukunst. In strenger Kreuzesform erbaut, ward sie noch vor dem Kölner Dom, im dreizehnten Jahrhundert, in der besten Periode der frühen Gothik begonnen, und ist 75 Schritte lang und 62 Schritte breit. Der Dom und die Liebfrauenkirche bilden mit einander einen merkwürdigen Kontrast; die Rundbögen und der allgemeine romanische

Styl der Kathedrale grenzen zwar an den gothischen Körper der kleineren Kirche, allein der Thurm der letzteren und der kleine Thurm des Doms entsprechen sich gegenseitig, und beide scheinen entweder zu einer gewissen Zeit hübsche Spitzen und Fialen getragen zu haben oder in ihrem Ausbau unterbrochen und darum aus Mangel an Zeit oder Geld einfach ausgebaut worden zu seyn.

Das Beispiel des Trierer Doms mit seiner kleinern Gefährtin steht in Deutschland nicht vereinzelt, denn es wiederholt sich dieselbe Erscheinung zweier so verbundenen Kirchen auch in Erfurt. Von dem Dom und der Liebfrauenkirche begaben wir uns nach der Basilika, einer herrlichen langen Halle von edler Einfachheit, von 220 Fuß Länge, 98 Fuß Breite und 97 Fuß Höhe, welche durch eine doppelte Fensterreihe erleuchtet und am Dach und den Innenwänden bemalt ist. Nachdem sie im Verlauf der Zeit zu verschiedenen Zwecken gedient hat, ließ König Friedrich Wilhelm IV. sie wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herrichten, und sie dient nun seit einigen Jahren als protestantische Kirche. Von ihr aus gehen wir über einen offenen Platz, den Palastplatz, der gegenwärtig als Paradeplatz für die preußischen Truppen dient und früher der Schauplatz eines Gespensterspuks gewesen seyn soll. Es sey nämlich, so versichert man, ein römischer Geist von besonders grausenhafter Gespenstigkeit hier auf dem Platze umgegangen und zwischen den in der Nähe liegenden Trümmern der römischen Bäder verschwunden; die Einen wollten in ihm den Geist des Rictiovarus sehen, der unter Diocletian ein bekannter Christenverfolger war, — die Anderen den des Catholdus, welcher das weiter hinaus liegende römische Amphitheater baute und seine treulose Gattin von der Höhe desselben heruntergeschleudert hatte. In den ersten Jahren nach der französischen Revolution erschreckte dieses Gespenst selbst die skeptischen französischen Schildwachen auf diesem Platze, soll aber ausgeblieben seyn, nachdem denselben befohlen worden war, darauf zu feuern, falls es sich wieder zeige.

Ueberschreitet man diesen ungeheuerlichen Platz längs der Ueberreste der mittelalterlichen Mauern, so gelangt man an die schon erwähnten schönen Ruinen der römischen Bäder, für deren weitere Aufdeckung die preußische Regierung sehr liberal gesorgt hat, indem sie einige der benachbarten Grundstücke ankaufte und weitere Nachgrabungen einleitete, welche hoffentlich zu noch bedeutenderen Entdeckungen führen werden. Man kann sich nichts Schöneres denken, als den Anblick dieser Ruinen in ihrem Sommergewande, denn sie zeigen zur Vollendung, was für eine hübsche Wirkung man durch bunte Läufe und Schichten von Ziegeln und Backsteinen erzielen kann. Die Farben rühren jedoch zum großen Theile hauptsächlich von der Zeit und den Einflüssen von Sonne und Regen her. Die Gegend der Ruinen, als ich sie zu Anfang des Monats Juli sah, war ein vollkommener botanischer Garten von allen Arten wilder Blumen, deren hellfarbige bunte Blüthen wie Edelsteine auf den verwitterten Ecken und Kanten und aus den Ritzen des Mauerwerkes sproßten. Auch genoß man durch die zerbrochenen Bögen allerliebste kleine, Vignetten-artige Ansichten vom Dom und anderen Gebäuden der Stadt. — Diese Bäder sind in großartigem Maßstabe und mit allen Behaglichkeiten angelegt, welche die Römer kannten: mit Schwitzbädern, Heizkammern, Röhrenleitungen, Luftheizung, Hallen zur Abkühlung u. s. w. Das runde Schwimmbad ist von bedeutendem Umfang und rechtfertigt die Vermuthung, daß die Bäder zur Bequemlichkeit der gesammten Einwohnerschaft Triers gehört haben müssen, und nicht blose Theile eines nun halbverschütteten Palastes gewesen sind. Eine genaue Ansicht über seine Ausdehnung und Bestimmung ist jedoch erst nach den weiteren Aufgrabungen zu gewinnen. Doch scheinen die Bäder in einigem Zusammenhange mit dem benachbarten Amphitheater gestanden zu haben, dessen imposante Trümmer noch jetzt am Fuße eines Hügels an der Südostseite der Stadt inmitten von Weinbergen und Gärten zu sehen. Man denke jedoch bei diesem Amphitheater nicht an die gewaltigen Massen desjenigen von Verona und des Colosseums, denn wie das letztere ist es im Mittelalter von den Bewohnern der Nachbarschaft als Steinbruch benützt worden, und es ist daher von seinem stehenden Mauerwerk nicht mehr viel zu sehen. In dem grasüberwucherten Loche, welches die Trierer Arena nun darstellt, ist außer den imposanten Ueberresten der Haupteingänge wenig mehr geblieben, was von der ehemaligen Bestimmung dieser Räume zeugen könnte, als die beiden Oeffnungen in den Mauern, welche zu den Behältern der bei den Kampfspielen benützten wilden Thiere führten. Die Arena hat von Süd nach Nord gemessen einen Durchmesser von 225, von West nach Ost einen solchen von 157 Fuß. Das ovale Gebäude vermochte 57,000 Zuschauern aufzunehmen, während das Amphitheater zu Verona Raum für 70,000, das Colosseum in Rom für 87,000 Menschen bot. Auf dieser nun so öden und ruhigen, von Gras und Blumen bunten Stelle, welche den Tummelplatz der heutigen Trierer Jugend abgibt, wie wir es sahen, ließ Constantin, der erste christliche römische Kaiser, mehrere tausend kriegsgefangene Franken mit ihren Führern Ascarich und Ragail von wilden Thieren zerreißen, um den Römern einen Zeitvertreib zu machen. Diese kolossale Metzelei durch reißende Thiere fand im Jahre 306 nach Christi Geburt statt, und wiederholte sich im Jahr 313 an vielen Tausenden gefangener Bructerer, und der Chronist und Biograph des großen Constantin erzählt noch besonders, daß bei letzterer Gelegenheit die von der Zahl ihrer Opfer übersättigten Bestien alle ihre Wildheit verloren hätten. Diese Grausamkeiten der übermüthigen trotzigen Römer in einer Grenzstadt wie Trier waren jedoch sehr unklug und forderten ordentlich die Rache der Nachbarn heraus, welche auch nicht lange auf sich warten ließ. Eine Warnung hätte schon der Einfall der Alemannen im Jahr 261 geben können, als diese das ganze Gebiet von Trier verheerten. Im Jahr 388 brachten die nun stärker gewordenen Franken den römischen Heerführern Quintinus und Heraklius eine schwere Niederlage bei; im Jahr 447 ward Trier von den Hunnen überfallen, und im Jahr 464 ging es dann ganz aus den Händen der Römer in den Besitz der Franken über.

Die Zertrümmerung des kolossalen römischen Bauwerks begann im Jahr 1211, als der damalige Erzbischof die Ermächtigung gab, die Steine zur Erbauung eines Hauses in Trier von dem Amphitheater zu brechen, „weil,“ wie es merkwürdigerweise in der betreffenden Urkunde heißt, „diese Mauern seither von keinerlei Nutzen gewesen sind noch künftighin seyn werden.“

Die vorgenannten Gebäude und Ruinen sind die Haupt-Sehenswürdigkeiten von Trier; allein ein Spaziergang in der Stadt und um dieselbe herum führt noch zu einer Menge anderer merkwürdiger Gebäude, wie Theile ehemaliger Klöster (wovon eines heutzutage in ein Theater verwandelt ist) und Bruchstücke von römischen Häusern und Befestigungen. Die Brücke über die Mosel ist unzweifelhaft römischen Ursprungs und führte wahrscheinlich zu der Porta principalis sinistra des alten römischen Winterlagers. Wenn wir noch anführen, daß die Stadt nicht weniger als zwölf verschiedene Vorstädte und Vororte hat, unter denen mehrere von bedeutendem Umfang sind, so wird man einsehen, daß es an Sehenswürdigkeiten für einen mehrtägigen Aufenthalt nicht fehlt. Zwei dieser Vorstädte sind besuchte Wallfahrtsorte: St. Matheis, mit der ehemaligen Benediktiner-Abtei St. Matthias, deren Krypta oder Grabkirche die Gräber und Reliquien des Apostels Matthias und anderer Heiligen aufbewahrt, und die Vorstadt St. Paulin mit dem vormaligen St. Paulinsstifte, wo in der Krypta unter der Kirche die Gebeine vieler Märthyrer aufbewahrt werden. Unter den anderen Vorstädten verlohnen besonders eines Besuches Zurlauben mit der einstigen Abtei St. Martin (worin jetzt eine Fabrik von Stearinlichtern) und dem alten Benediktiner Kloster St. Marien (St. Mergen), worin jetzt das Artillerie-Depot ist, und die Vorstadt Mahr, besonders interessant durch die vormalige Benediktiner-Abtei St. Maximin, welche einst reichsunmittelbar, direkt unter dem Pabst zu stehen behauptete und eine der angesehensten und reichsten Abteien in ganz Westdeutschland war, auch durch seine reiche Bibliothek und die Gelehrsamkeit seiner Mönche eines großen Rufes genoß. Diese Abtei ward zur Zeit der Franzosenherrschaft aufgehoben, wie die 1472 gestiftete Universität, und ihre weiten Räume dienen nun zur Kaserne. Allein der Einfluß der Geistlichkeit ist in der alten Bischofsstadt und ihrer Umgebung noch immer ein sehr bedeutender, was bei der gallischen Lebendigkeit und Fröhlichkeit der heutigen Trierer wirklich zu verwundern ist.

Wenn wir von den erstgenannten Merkwürdigkeiten der eigentlichen Stadt wieder zu unserm Quartier dem Rothen Hause (dessen heutige Bezeichnung eigentlich aus Rathhaus, der ursprünglichen Bestimmung dieses Gebäudes, verketzert ist) zurückkehren, so fällt uns der Petersbrunnen auf dem Marktplatze auf, welcher die Bildsäule des genannten Heiligen auf seiner Spitze trägt. Dieser Brunnen erhielt seine jetzige Gestalt unter einem Kurfürsten Johann von Schönburg, und ist umgeben von Bildern der vier Haupttugenden und Fratzen der vier denselben entgegenstehenden Laster. Früher soll auf derselben Stelle ein Brunnen gestanden haben, von dem die Sage erzählt: als der Kurfürst Jakob von Elz in Trier einritt, sey sein Koch mit einem Löffel von der Länge eines Speers durch die Straßen geritten und habe, als er an diesen Brunnen gekommen, das Wasser damit abgeschöpft, um zu zeigen wie sein Herr mit den Freiheiten des Volks umzuspringen gedenke. Die Bewohner von Trier scheinen sich jedoch daraus wenig gemacht zu haben, denn ein Grundzug ihres Charakters im Mittelalter war eine fröhliche Genußsucht und Lustigkeit und ein philosophischer Gleichmuth gegen die Belagerungen, Plünderungen und militärischen Besatzungen, die sie so häufig zu erdulden hatten. Auch gegenwärtig ist von gewerblicher Energie hier noch wenig zu sehen, aber die Vollendung der Eisenbahn nach Cöln wird ohne Zweifel eine neue Lebensphase in der Entwicklung der Stadt zu Stande bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Agger-Fjord.

Erzählung.

Es war ein so furchtbares Unwetter, als es jemals die Küste von Nord-Jütland heimsuchte. Die Nacht war rabenschwarz, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen und durchweichte uns in unsrer offenen Kalesche bis auf die Haut, und zu allem Unstern hatte der Postillon noch in der flachen öden stockfinstern Haide den Weg verloren, wie er uns so eben gestanden hatte. Er hielt jetzt die Pferde an, welche bei dem unaufhörlichen Blitz und Donner gar nicht ruhig stehen wollten und vergebens gegen den Wind ankämpften, der sie und die Kalesche umzuwerfen drohte, und aus der Ferne tönte hohl und dumpf das Brausen des Meeres herüber, und machte seine Worte kaum verständlich, als er uns jene unwillkommene Mittheilung machte, deren Inhalt wir allerdings längst geahnt hatten.

„Wo sind wir denn?“ fragten wir ihn, vor Frost zähneklappernd, denn unsere leichten Sommerkleider, welche wir für einen Ausflug durch Nord-Jütland zweckmäßig erachtet hatten, waren naß wie Schwämme.

„Das mögen der heilige Olaf von Norwegen und Niels von Dänemark wissen,“ versetzte der Postknecht und kehrte sich von seinem Kutschbocke aus gegen uns um, so daß wir im langen Glast eines gewaltigen Blitzes sein verstörtes blasses Gesicht, sein triefendes Flachshaar und seine durchnäßte verblichene scharlachrothe Jacke erkennen konnten. „Die Gäule sind vom Wege abgekommen, und mich dünkt, wir stehen mitten in der Haide.“

Das war sehr unangenehm und sehr unerwartet. Der Maler Wilhelmi, mein Gefährte, welcher auf einer Jagd nach Skizzen und Studien begriffen und weit weniger an Wind und Wetter, an Sturm und nasse Kleider gewöhnt war als ich, der ich als Ingenieur hierin nicht wählerisch seyn durfte, — begann verdrießlich und ärgerlich zu werden. Er war sonst ein herzensguter Junge, und eigens nur um Landschaftsstudien zu machen, in diesen Theil von Dänemark gekommen, welcher

damals sehr selten von Deutschen besucht wurde; allein sein sonst so spannkräftiges und heiteres Temperament hatte ihn nun ganz verlassen, und er verwünschte recht herzlich alles was nur jütisch war von der Zeit des alten Königs Grom herunter. Ich mußte unwillkürlich über seine nutzlose Berserkerwuth lachen, obschon unsere Lage auch mir die ernsthaftesten Besorgnisse einflößte. Die Pferde konnten nur mit Mühe auf dem schmalen Wege erhalten werden; brachen sie rechts oder links aus über die Haide hin, so hatten wir keine andere Wahl, als entweder aus dem Wagen zu springen auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, oder in eines der tiefen Torfmoore geschleudert zu werden, an denen diese Gegend so reich ist und worin wir bis zum jüngsten Tage begraben gewesen wären. Mit Einem Male zeigte uns ein ungewöhnlich heller und langer Blitz, welcher den ganzen Horizont erleuchtete, mit überraschender Deutlichkeit die schwarz und purpurne Oberfläche des wilden Moores, überstreut mit Steinen, gesprenkelt mit gelben Blumen und wimmelnd von runden blauen Tümpfeln und von moosigen Stellen vom saftigsten Dunkelgrün, die aber nur den weichen Morast überdeckten, worauf kein schwererer Fuß als derjenige des Regenpfeifers oder des Moorhuhns stehen konnte. Allein der helle Schein des Blitzes zeigte uns auch dicht dabei ein moosüberwachsenes steinernes Kreuz, verwittert und vom Sturm aus dem Senkel gerückt, welches jedoch augenfällig genug und weithin sichtbar auf einem Erdhügel aufgerichtet und von einigen Kiefern umgeben war, denen der Wind die allerkrümmsten und phantastischesten Formen aufgedrückt hatte, so daß sie beinahe den Latschen oder Legföhren, dem Knieholz, unserer Alpen glichen. Dieß Kreuz war offenbar eine dem Landvolk wohlbekannte Landmarke, und mit einem Freudenruf deutete der Postillon mit seiner Peitsche darauf hin und rief: „Jetzt weiß ich wieder wo wir sind, meine Herren! das ist das Kreuz vom alten Stiftsherrn Tholl, den die Bauern von Vetter in einen Sack gebunden und im Elsterfjord ersäuft haben, weil er ihnen als Kirchensteuer den fünften Theil ihres Korns abnehmen wollte. Wir sind weit von Hause und weit vom rechten Weg ab, und da der Skjarn vom Regen so angeschwollen seyn wird, daß wir nicht einmal mit Lebensgefahr hindurch kommen könnten, so dürfen wir nicht umkehren; ich meine daher, es sey das Beste, meine Herren, wenn ich Sie nach Rothesgaard fahre.“

„Was ist denn dieß Rothesgaard, was Du meinst?“ fragte ich den Burschen; „ist dort ein Krug (Wirthshaus) oder ein Pachthof, wo Fremde ein Unterkommen finden können?“

„Das nicht, Herr, aber Unterkommen finden Sie dort immerhin,“ versetzte der Bursche.

Ort und Zeit waren nicht geeignet zu einer langen Unterredung, zumal da der Bursche kaum seine ungeberdigen Pferde mehr zu halten vermochte, obwohl er sein Handwerk gut verstand. „So fahr' denn zu!“ rief ich, und die Peitsche knallte, die Pferde fielen wieder in die Stränge, und in scharfem Trabe ging's weiter durch Regen und Windsbraut. Nach einer halben Stunde hielt Jens seine Pferde vor einer langen hohen Mauer an, welche augenscheinlich einen weiten Hofraum mit Gärten, Wohn- und Wirthschafts-Gebäuden umgab, und die, wie wir nun beim Widerschein des fernen Blitzes sehen konnten, von dunkelrother Farbe war statt der gewöhnlichen weißen Tünche. Der Postillon sprang vom Bocke, riß am Klingelzuge und pochte laut mit dem Peitschenstiele an das dröhnende Thor.

„Es ist wenigstens ein Obdach vor dem Sturm, und sicher das beste, welches Sie hier herum finden können,“ sagte der Postknecht; „ich wette, das Abendbrod ist noch nicht vorüber, und wo fänden meine Gäule bessern Hafer und Heu, als in den Ställen des gnädigen Freiherrn Dyring?“

Im nächsten Augenblicke wurde das Thor von einem alten Knechte geöffnet, der eine Laterne in der Hand trug, und nach einer kurzen Erörterung unserer Lage erfolgte die höfliche Einladung zum Eintritt.

So viel ich auch von der wahrhaft patriarchalischen Gastlichkeit gehört hatte, welche in abgelegenen Gegenden Dänemarks noch herrschen sollte, so ward ich doch einigermaßen verlegen bei dem Gedanken, mich in die Zurückgezogenheit eines Landedelmannes einzudrängen, wie es unzweifelhaft dieser Baron Dyring war, dessen Namen ich jetzt zum ersten Male hörte. Der Name Rothesgaard hatte mich in demselben kein wirkliches Schloß erwarten lassen, denn das Wort „Gaard“ (eigentlich ein fester Ort) wird im Dänischen gleicherweise für Dorf, Pachthof und feudale Burg angewandt. Soviel ich aber nun in der nächtlichen Dunkelheit erkennen konnte, war Rothesgaard, obschon von ausgedehnten Scheunen, Stallungen und Oekonomie-Gebäuden aller Art umgeben, ein sehr interessanter und imposanter Bau, nämlich ein starkes steinernes Herrenhaus in burgartigem Style, mit Gräben und Thürmen versehen, und mehr in die Breite als in die Höhe sich ausdehnend. Auch Wilhelmi prallte etwas erschrocken zurück, sobald er entdeckte, wo wir waren. Auch er hatte gleich mir erwartet, bei irgend einem wohlhabenden jütischen Bauern die gutmüthige, rauh-biderbe Gastfreundschaft zu finden, welche hier keinem Fremden versagt wird, und wo wir am andern Morgen unsere Zeche hätten bezahlen dürfen. Hier aber war ein ganz andrer Fall, und wir waren über unser unberufenes Eindringen erst beruhigt, als der Baron selbst, der inzwischen von unsrer Ankunft gehört hatte, unter die Thüre trat und uns mit freundlichem Handschlag und herzlichem Gruße in gebrochenem Dänisch-Deutsch unter seinem Dache willkommen hieß.

In der nächsten Viertelstunde hatte man uns Zimmer angewiesen und die Oefen derselben hastig geheizt, was trotz der Sommer-Witterung in Anbetracht unsers durchnäßten Zustandes nur mit Dank anzuerkennen war. Unser freundlicher Wirth hatte sogar die Aufmerksamkeit gehabt, uns mit trockenen Kleidern aus seiner eigenen Garderobe zu versehen, weil unser leichtes Gepäck sich nur auf etwas Leibwäsche und Waschzeug beschränkte. Wir saßen nun in dem seltsam meublirten Wohnzimmer, dessen schöne harmonische Verhältnisse nichts zu wünschen übrig ließen, und plauderten mit unserm Wirth und seiner liebenswürdigen, aus Frau, zwei Söhnen und einer Tochter bestehenden Familie, so harmlos und unbefangen, als ob wir alte Bekannte wären. Jede conventionelle Zurückhal-

tung war vor der einfachen Herzlichkeit eines alten skandinavischen Willkommens verschwunden. Und diese treffliche Familie mußte zu gewinnen, denn alle — vielleicht Rolf Dyring, den zweiten Sohn des Barons, ausgenommen, — waren bildschöne, anmuthige Menschen.

Baron Dyring, damals etwa 45 Jahre alt, war ein hochgewachsener stattlicher Mann, von dunkler Hautfarbe, mit einem hübschen gedankenvollen Gesicht. Es lag auf seinen zartgeschnittenen Lippen und in seinen großen grauen Augen etwas Träumerisches und Unpraktisches, aber seine Stirne war breit und hoch, seine ganze Physiognomie hatte etwas Angenehmes, herzlich Gewinnendes. Eskil, der älteste Sohn, glich seinem Vater, war jedoch von kürzerem schlankerem Wuchs. Frau v. Dyring mußte in ihrer Jugend eine Schönheit ersten Ranges gewesen seyn, denn sie trug davon noch Spuren genug an sich in ihrem klaren milchweißen Teint und dem goldblonden reichen Haar, welche den Haupt-Liebreiz dänischer Schönheit bilden. Rolf Dyring, der zweite Sohn, war für mich der echte Typus der alten Norsen oder Normänner, der Wykinger der Vorzeit: ein lachender, flachshaariger, riesengroßer junger Hüne mit einem breiten Gesicht und glühendrothen Wangen, nicht allzu geistvoll aber auch kein Dummkopf; ein herzensguter, lärmender Junge, wann er bei Laune, aber auch ein furchtbarer Mensch wann er in Leidenschaft war, worein er bei seinem reizbaren Charakter nur allzu leicht gerieth. Von Christine, der einzigen Tochter, will ich vorerst nur anführen, daß sie ein wunderhübsches reizendes Mädchen von neunzehn Jahren war.

Die Familie schien unsern gezwungenen Anspruch an ihre Gastfreundschaft als etwas ganz natürliches zu betrachten, oder vielmehr als einen unerwarteten Glücksfall, welcher ihr zugestoßen war. Man gab zugleich zu, daß die Sache einen sehr tragischen Ausgang hätte nehmen können, da nicht jeder verspätete Wanderer, welcher sich in einer stürmischen Gewitternacht auf einer wilden Haide in Jütland verirrt, am Ende seiner Kreuz- und Querzüge auf ein solch behagliches sicheres Obdach rechnen darf. Unsere wohlwollenden Wirthe erzählten von manchem traurigen Unglücksfall, der — jedoch meist im Winter — sich zwischen Lonne und Rothesgaard, oder zwischen diesem Schlosse und der Stadt Ringkjöping zugetragen hatte. Bald erzählten sie mir von einem Hausirer, welcher seit Jahren vermißt worden und wegen dessen Ermordung und Ausplünderung man Zigeuner im Verdacht gehabt hatte, bis man in einem trockenen Sommer den Hausirer samt seinem Pack in einem Sumpf gefunden hatte. Bald mußte ich von einer Gesellschaft lustiger Hochzeitsgäste hören, die sich etwas in Branntwein und Rostocker Bier übernommen hatten und bei einem Schneegestöber auf dem Koboldmoore im Schnee umgekommen waren. Aehnlicher Geschichten waren Dutzende im Umlauf.

Bis zur Zeit des Abendbrods hatten wir alle gegenseitig ein großes Interesse an einander genommen und uns vortrefflich in einander geschickt. Unsere einzige Einführung am Thore war die einfache Anzeige gewesen, daß wir verirrte Reisende und Deutsche seyen, und nach unsrer Stellung in der Welt hatte niemand gefragt. Wir mußten uns daher selber mit Stand und Namen einführen. Wilhelmi schilderte den Zweck seiner Reise und erwähnte gelegentlich unter anderen Personen in Kopenhagen, an welche er Empfehlungsschreiben gehabt hatte, auch eines königlichen Kammerherrn, eines angesehenen Mannes, der nach des Barons Aussage dessen Schulkamerad gewesen, ihm aber schon lange aus dem Gesicht gekommen war.

»Wie? Sie verbringen also den Winter nicht in Kopenhagen, wie die meisten Familien von Adel, Herr Baron?« fragte Wilhelmi.

»Niemals,« erwiderte der Baron etwas trocken, und fuhr dann offen und unbefangen fort; »solch lustige und kostspielige Städte wie unser Kopenhagen sind kein passender Aufenthalt für einen armen jütischen Landjunker. Nein! wenden Sie mir nichts ein! Sie scheinen mir nicht glauben zu wollen, allein wenn Sie mir die Freundschaft erweisen, einige Tage bei uns zu bleiben, werden Sie genug von unserm hiesigen Leben sehen um meine Aeußerung gerechtfertigt zu finden. Wir haben Getraide aller Art und Vieh und Milch und alle landwirthschaftlichen Erzeugnisse im Ueberfluß, dagegen einen absoluten Mangel an baarem Gelde, was ja doch das allererste Lebensbedürfniß in der Stadt ist. Ueberdieß müssen wir hier bleiben und mit dem Auge des Herrn über das Gut und seine Erzeugnisse wachen. Von dem Stadt- und Hofleben habe ich in meinen Knabenjahren, zu Lebzeiten meines Großvaters, einiges gesehen; allein ich bin ein schlichter Mann, und meine Söhne nach mir werden ebenfalls nur einfache Landedelleute und Gutsbesitzer seyn. Aber versuchen Sie doch diesen Marcobrunner hier, Herr Wilhelmi! es ist Schade, daß Dänemark keine Reben erzeugt, denn nun müssen wir das Getränke, welches unsere Herzen erwärmt, von unsern deutschen Feinden erkaufen!«

Ich wunderte mich über das gutmüthige Geständniß seiner Armuth von Seiten des Barons, und war sehr geneigt, dasselbe für einen Scherz zu halten, denn von einer eigentlichen Armuth war nirgends eine Spur zu sehen. Allerdings waren Möbeln und Geräthe altväterisch, — alt genug, um aus Christians VII. Zeit zu stammen; aber alles war wohl erhalten und paßte besser zu dem eichenen Getäfer und den geschnitzten Karniesen, als die moderne Eleganz dazu getaugt hätte. Das Abendbrod war vortrefflich, fast überreich zu nennen, der Wein sehr gut, und das Service bestand nur aus Silber und schönem altem Porzellan. Natürlich war überdieß das ganze Schloß ausnehmend reinlich, sauber und vorzüglich unterhalten, denn in Dänemark herrscht ein beinahe holländischer Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, wovon wir uns auf diesem Ausfluge in jedem Dorfwirthshause hatten überzeugen können. Die Dienerschaft war heiter und gut gehalten, in sauberen Fräcken von grauem Tuch oder hübschen Röcken von irgend einem bunten Stoffe, und alles deutete auf nichts weniger als beschränkte Verhältnisse des Brodherrn hin.

Jenun, dachte ich bei mir selbst, als ich mich zwischen die nach Lavendel duftenden Laken und unter das federleichte quellende Kissen von Eiderdunen legte, — der Baron ist kein solch bedauernswerther Mann. Ich wüßte daheim in Deutschland manchen weit anspruchsvolleren Edelmann, der gerne mit

ihm tauschen würde! Und nun erst betrachtete ich mir mit Muße den hohen Betthimmel, die scharlachrothe seidene Steppdecke, die gewundenen Säulen der Bettstelle, die damastenen Vorhänge, den seltsamen Spiegel in seiner Ebenholzrahme mit vergoldeten Drachenklauen statt Leuchtern zu beiden Seiten, die lebensgroßen Ahnenbilder in Allongeperrücken und Reifröcken an den Wänden, und all diese Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit.

Noch mehr aber staunte ich am folgenden Morgen, als die Sonne glänzend am unbewölkten leuchtend blauen Himmel aufging und mich ein wirrer Lärm von Hufschlag, Getrampel, Singstimmen, Geblöke und Gewieher, Geschrei von Männern und Weibern an die Fenster rief. Man trieb soeben die Milchkühe des Guts in einer langen Reihe aus dem Hof nach den Waiden hinaus, und kaum waren diese abgefertigt, so folgte eine andre endlose Heerde Hornvieh von jedem Alter und jeder Größe, lauter schmucke, aalglatte, wohlgepflegte Thiere, auf demselben Wege nach der Waide. Ich war ganz überrascht von all den Anzeichen landwirthschaftlichen Reichthums um uns her, von der Menge Arbeitspferde, der Unzahl des Geflügels, der gewaltigen Heerde von Schweinen; selbst die Tauben die in einem wolkenartigen Fluge um den steinernen Thurm schwärmte, welcher ihnen zur Behausung diente, oder auf Dachfirst und Pfosten hockten, waren in überraschender Anzahl vorhanden. Die zahlreichen Feldarbeiter, namentlich die jungen stämmigen Bursche in bläulich-grauen Kitteln mit Hornknöpfen, in Filzhüten und schweren fettgeschmierten hohen Stiefeln, die rührigen rosigen Milchmädchen in ihrem malerischen schmucken Kostüm, dem schwarzen Mieder, geschniegelten Haar und dem Unterrock von dänischem Roth, — alles zusammen machte in hohem Grade den Eindruck von Behaglichkeit und Wohlhabenheit.

Baron Dyring wollte nichts davon hören, daß wir ihn schon am Morgen wieder verlassen würden, wie wir als ungebetene Gäste natürlich hatten thun wollen. Nein, hievon war keine Rede; Deutsche waren sehr seltene Zugvögel in diesem fernen Winkel Dänemarks, und wir durften das Haus eines jütischen Gutsbesitzers nicht verlassen, ohne daß wir uns Zeit genommen hätten, uns die jütische Lebensweise auch etwas genauer zu betrachten. Die Familie Dyring wetteiferte unter sich, uns zu unterhalten, und zum Anfang war bereits eine Fischotterjagd auf denselben Morgen anberaumt worden. Unsers Wirthes Otterhunde waren landkundig berühmt, und zwei alte Otter mit drei oder vier Jungen hatten neuerdings unter den Lachsforellen im Fjord wie unter den Bachforellen in den Flüssen bedeutende Verheerungen angerichtet. Zudem erwartete man von Wilhelmi als einem Künstler, er werde so freundlich seyn, einmal Fräulein Christinans Mappe mit Aquarellen und Kreidezeichnungen zu durchmustern, und der Baron hatte auch ein Anliegen an mich: er wollte sich nämlich nach verschiedenen neuen Verbesserungen in der deutschen Landwirthschaft und nach mancherlei Dingen aus dem Bereich des Ingenieurwesens erkundigen. Mit Einem Worte, man wollte uns nicht fortlassen; der Postillon mit seinen Pferden ward weggeschickt, und man erwartete von uns, daß wir uns mindestens auf eine Woche unter dem Dache von Rothesgaard seßhaft machen würden.

Es begab sich jedoch, daß mein Aufenthalt in Rothesgaard die Grenzen eines achttägigen Verweilens, wozu man uns stillschweigend für verpflichtet erachtete, weit überschritt: es war mir nämlich auf der Jagd ein Unfall zugestoßen, welcher leicht hätte bedenklich werden können. Als ich hinter den Otterhunden her, die auf der frischen Fährte einer gewaltigen Fischotter folgten, an einen Bach mit hohen Ufern und steinigem Bette kam, war ich in einen solchen Jagdeifer gerathen, daß ich unvorsichtigerweise den weiten Sprung über den breiten Bach gewagt hatte. Der Sprung war kein kleiner; aber ich war in meiner Jugend ein rüstiger Turner gewesen, und es stachelte meinen Ehrgeiz, daß Rolf Dyring, der eine merkwürdige Muskelkraft und Behendigkeit an den Tag legte, ebenfalls mit einem einzigen Sprunge hinübergesetzt und sich dann mit herzlichem Lachen nach Wilhelmi umgedreht hatte, der ganz betroffen am Rande des Bachs stehen geblieben war. Der Baron und sein ältester Sohn sammt den Jägern und Treibern wollten sich nicht zu dem gefährlichen Sprung verstehen, sondern liefen nach einem kleinen Bohlstege, der etwa eine Viertelstunde weiter stromaufwärts war. Ich dagegen, dessen Ehrgeiz gewaltig gelitten hätte, wenn mich Rolf mit seinem Spotte geneckt haben würde, sprang mit einem gewaltigen Anlauf hinüber und erreichte zwar glücklich das jenseitige Ufer, allein dieses brach unter der Wucht meines Sprunges ein und ich stürzte sammt der gelockerten Erde in das Bett des Baches hinab, wobei ich mir den Knöchel verstauchte und die Stirne und meinen rechten Arm so schwer verletzte, daß ich halb ohnmächtig untersank und in einer tiefen Stelle des Bachbetts vielleicht ertrunken wäre, wenn nicht Rolf Dyring mich herausgeholt und mit einiger Mühe an der steilen Böschung hinaufgeschafft hätte. Anfangs versetzten mich Schwindel und Ohnmacht in eine solche Betäubung, daß ich weder reden noch mich rühren konnte, und der ehrliche Junge befürchtete, sein toller Streich habe mich das Leben gekostet. Bald aber bekam ich meine Besinnung wieder und richtete mich auf, während die Jäger, welche die Fischotter mittlerweile erlegt hatten und wieder zu mir zurückgekehrt waren, sich in einiger Bestürzung um mich versammelten. Als ich aber jetzt auf meine Füßen zu stehen versuchte, sank ich wieder mit lautem Aechzen zu Boden. Die guten Leute ließen mich nun durch die Treiber nach Hause tragen, und machten sich höchst unnöthige Vorwürfe darüber, daß sie mich als Fremden solchen Gefahren ausgesetzt hätten. Sie schienen von der Ansicht auszugehen, wir Ausländer seyen für solches Waidwerk viel zu zart, und wir könnten es für ungastlich auslegen, daß sie uns solchen Strapazen ausgesetzt hätten. Wir waren bald auf dem Schlosse zurück, wo ich nun der Gegenstand der beeifertsten Pflege wurde. Ich war hinlänglich verletzt durch meinen Fall, daß die Schmerzen und Entzündung keine Kleinigkeit waren, und man trug mich in einer Ohnmacht in Folge der heftigen Pein in meinem Arm und Knöchel die eichene Treppe hinan, und

als endlich der Arzt kam, welchen man aus einer Entfernung von fünf Meilen herbeiholen mußte, sprach er die Ueberzeugung aus, es werde mindestens einen Monat bedürfen, bevor ich wieder im Stande sey zu gehen.

Dieser kleine Unfall brachte nicht nur für mich eine Menge Schmerz sowie großes Unbehagen für mich und Andere mit sich, sondern auch im Verlauf der Zeit noch andere wichtige Folgen. Die Zeit meiner allmähligen Wiedergenesung, als ich erst einmal wieder auf einen Krückenstock gestützt herumhumpeln konnte, war sehr angenehm für mich; es war Sommerszeit, und die herrlichen Wälder mit den riesigen Buchen und Eichen und den graziösen Birken prächtig belaubt und voll Schatten, der Garten voll Blumen und Bienen, welche zwischen den blühenden Rosen und dem braunen Haidekraut hin und her flogen. Es lag auf Feld und Flur, auf Wald und Moor ein unbeschreiblicher Zauber der heitersten Ruhe und des stillsten Friedens, ein Zauber welcher namentlich auf die Nerven eines Genesenden den beruhigendsten Einfluß ausübte. Wilhelmi war schon längst wieder abgereist um über Kopenhagen nach Schweden und Norwegen zu gehen. Mit der Familie Dyring stand ich auf einem so vertrauten Fuße, als ob wir uns schon seit langen Jahren gekannt hätten. Der Baron hatte mir ein lammfrommes altes Pferd angewiesen, auf welchem ich trotz meines noch invaliden Fußes ihn auf seinen Rundgängen in Feld und Wald begleiten konnte, wo Landwirthschaft und Politik immer unsre Lieblings-Unterhaltung bildeten. Mit der Baronin — der Hausfrau, wie die Dienstboten sie nannten, — sprach ich über Hauswirthschaft und die Chemie in Küche und Keller; Eskil holte meinen Rath bei seinen mathematischen Aufgaben und beim Planzeichnen ein, und Rolf ertheilte ich Unterricht im Deutschen und Englischen. Christine dagegen pflegte mir vorzulesen oder Domino und Schach mit mir zu spielen, welch letzteres ich sie gelehrt hatte, denn sie war meine umsichtige und fürsorgliche Pflegerin auf meinem langen und einsamen Schmerzenlager. Dieses goldhaarige, liebliche, naive Mädchen war zu hold und herzensgut und reizend, um nicht ein unbeschäftigtes Herz wie das meinige zu gewinnen; allein ich gestand ihr vorerst noch nicht, daß ich sie liebte. Ihr Umgang war mir über die Maßen werth, und ich verschloß meine Augen gegen die Zukunft und den Abschied, den dieselbe für uns herbeiführen mußte.

Den Baron Dyring hatte ich je länger desto mehr schätzen gelernt, und ich verstand ihn nun besser als an dem ersten Abend unserer Bekanntschaft. Seine Stellung in der Gesellschaft war die eines ganz unabhängigen adeligen Gutsbesitzers, eines rationellen Landwirths, welcher mit dem größten Eifer sich alle Verbesserungen aneignete, die nur dazu angethan waren, die Ertragsfähigkeit seines uralten Familien-Besitzthums zu erhöhen. Allein er war durchaus kein vornehmer Herr, sondern der einfachste, anspruchsloseste, bescheidenste Mann, den ich je gesehen, und doch war er auf seine eigene Weise stolz und voll Selbstgefühl. Trotz seinem schönen Gute, das seine Familie nach alten Urkunden und Pergamenten schon seit König Harald Blauzahns Zeit vom Reiche zu Lehen trug, mußte der Baron doch auf alle Einzelnheiten seiner Bewirthschaftung selber achten, um sich von Schulden frei zu erhalten und ein kleines Kapital-Vermögen anzusammeln; und obschon er ein erfahrener Landwirth und reich an Vieh und sonstigen Erzeugnissen war, so hatte er nichts desto weniger Recht, wenn er sich über seine Armuth an baarem Gelde beklagte. Der allgemeine Wohlstand, Ueberfluß und Gewerbfleiß welche damals in Dänemark herrschten, schienen dem Landwirthe die Ansammlung von Vermögen zu erschweren. Grund und Boden und Tagelöhner waren in Menge vorhanden und wohlfeil, und das Land fruchtbar, aber es fehlte an Märkten und die Preise standen sehr niedrig. Sein Leben als Landwirth durchzuschlagen, war ganz leicht; aber wie soll ein solcher baares Geld ansammeln, wenn das Pfund Ochsenfleisch kaum zwei Silbergroschen kostet, und zweijährige Fohlen von guter Race wie diejenigen welche auf den Waiden von Rothesgaard sich in Menge herumtummelten, um 30—35 Thlr. preuß Cour. per Stück zu kaufen waren. Die Ausfuhr war schwierig und mit großen Kosten und Wagnissen verknüpft. Die Korngesetze und der Mangel an Dampfschiffen verschlossen dem dänischen Getraide und Schlachtvieh die britischen Märkte; Schweden kaufte zwar etwas dänischen Waizen, und nach Holland und Norddeutschland ward einiges Vieh ausgeführt; allein der Verkehr darin war in der Hand von Mäklern und Mittelspersonen, welche den Gewinn für sich behielten. Darin lag auch der Schlüssel zu dem was mir anfangs in dem Charakter des Barons räthselhaft erschienen war: er war stolz, nicht sowohl auf seinen alten Adel, als vielmehr auf seine Herkunft als Däne, als Freiherr vom alten Stamme und von einer Familie, die in der Geschichte seines Vaterlandes stets nur mit Ehren genannt ward, denn seine Vorfahren hatten im Reiche eine ungleich bedeutendere Stelle eingenommen als er selbst, waren Rathgeber und Gefährten von Königen und mit hohen Aemtern betraut gewesen. Es ärgerte daher den Baron, daß er und seine beiden tüchtigen Jungen durch die beschränkten Vermögens-Verhältnisse, wozu die Verschwendung seiner Ahnen sie verdammte, gezwungen seyn sollten, sich in dem fernen Winkel der Provinz auf ihre Güter zu verkriechen und den Heuschober und die Getraidescheune zu hüten, während eine neue Aristokratie von meist deutschem Ursprung sich in die Hofämter und die Leitung des Landes theilte.

Mein gezwungener Aufenthalt in Rothesgaard neigte sich zu seinem Ende, mein verstauchter Knöchel war kurirt, mein gebrochener Arm geheilt und mein Urlaub bei den öffentlichen Arbeiten abgelaufen, als sich ein eigenthümlicher Fall zutrug, der an sich unbedeutend und alltäglich, doch zu wichtigen Folgen führte. In meinem Zimmer hing über dem großen holländischen Kamin ein altes Portrait in Lebensgröße, das einen der früheren Barone von Dyring in Pluderhosen und Brustharnisch darstellte. Dieses Bild war eigentlich eine stümperhafte Schmiererei und so bestaubt und verräuchert, daß man es kaum erkennen konnte; aber über demselben war ein kolossales Geweih von einem Elennthier angebracht, dessen riesige Verhältnisse mich interessirten, und ich stieg daher eines Tages auf einen Stuhl,

um dieses Geweih herunterzuholen und genauer zu betrachten. Bei dieser Gelegenheit erhielt das alte Bild einen starken Stoß an die obere Ecke, das morsche Holz des Rahmens löste sich von der eisernen Krampe, und mit lautem Gepolter und inmitten einer Wolke von Kalkstaub und Schmutz fiel das Ahnenbild auf den Boden herab und enthüllte eine kleine Vertiefung in der Wand, worin ein kleiner Cylinder von Blei lag. Neugierig griff ich nach diesem und fand daß es ein aufgerolltes Stück dünner Bleiplatte war, zwischen welcher ein Pergament steckte. Als ich das Ding auseinander gerollt, ergab sich daß auf dem Pergament ein schön gemaltes Wappen der Familie Dyring und unter demselben in zierlicher kräftiger alterthümlicher Handschrift im Charakter des siebzehnten Jahrhunderts ein dänischer Spruch stand, der ungefähr folgendes besagte:

„Wenn ein Dyring das Aggerfjord trocken legt zu gutem Land,
Werden viele Tonnen Goldes ihm fallen zur Hand."

Dieß war eine seltsame und für mich unverständliche Prophezeiung, obschon ich das Aggerfjord, jenen Meeresarm welcher die Dyring'schen Besitzungen gerade in zwei ungleiche Theile schied, recht gut kannte. Das Aggerfjord war eine jener schmalen, engen und theilweise seichten Buchten des Meeres, welche an den Küsten Jütlands und der dänischen Inseln so häufig sind, und das merkwürdigste daran war der verhältnißmäßige schmale und seichte Kanal, durch welchen dieses Haff mit der Nordsee in Verbindung stand. Ich hatte jedoch keine Ahnung von der Aufregung, welche sich des Barons bemächtigte, als ich ihm das Pergament übergab und ihm erzählte, wie und wo ich es gefunden hatte.

„Ja," rief er; „ich kenne den Spruch, der schon seit mehr als zweihundert Jahren in der Familie gäng und gäbe ist, und von einem meiner Ahnen, dem Admiral Hans Dyring, herrühren muß, einem Sohne des Stiftsamtmanns von Bolenstrue, dessen Bild in ihrem Zimmer hängt. Zu seiner Zeit bildete sich das Aggerfjord durch das Eindringen des Meeres über einen verwahrlosten Deich, welchen der Sage nach ein wegen Diebstahl bestrafter Leibeigener boshafterweise durchstochen hatte, der hernach gefangen wurde. Jener Einbruch der See war für unsre Familie ein schwerer Verlust, denn wir verloren dadurch ein Schloß, neun Gehöfte und ein ganzes Dorf, dessen Kirchthurm man an stillen Sommertagen noch im Fjord soll sehen können, und unsere Familie ist seither heruntergekommen. Auch geht noch eine Sage, vielleicht nur ein thörichtes Gerücht, von einem bedeutenden Schatze in Gold, der damals mit zu Grunde gegangen seyn soll, — ein Gerücht, das vielleicht mit diesem Spruch unter dem Wappen zusammenhängt ...." Hier brach der Baron plötzlich ab und ward schweigsam und düster. Einige Tage später kehrte ich auf meinen Posten zurück. —

Nahezu zwei Monate waren seitdem vergangen. Es war Herbst; die Moore und Haiden lagen braun unter der schrägen Herbstsonne, die Ernte war eingeheimst und die Stürme stellten sich ein, als ich eines Tags in meinem Stübchen in Kopenhagen saß und mir Mühe gab, meine Aufmerksamkeit auf eine Reihe Ziffern in meinem Abrechnungsbuche zu fixiren. Allein, wie ich mich auch immer anstellen mochte, meine Gedanken wanderten beharrlich wieder zurück nach Rothesgaard und zu Christine Dyring. Seit meiner Trennung von ihr wußte ich erst recht, wie innig ich Christinen liebte. Und daß sie mir nicht gleichgültig sey, war meine feste Ueberzeugung. Ich erinnerte mich noch deutlich, was für einen traurigen wehmüthigen Blick ich in ihren lieben blauen Augen bemerkt hatte, als ich ihr eines Morgens nach Eintreffen der Post ankündigte, daß meine Brodherren nun auf meine rasche Rückkehr zu meinen Eisenbahnbauten drangen. Ich entsann mich auch, wie kalt und zitternd ihre kleine Hand gewesen, als sie in der Stunde des Abschieds von Rothesgaard in der meinigen gelegen hatte. Allein was konnte ich thun? Ich war ein einfacher Ingenieur, von bürgerlicher Abkunft, der zwar sein Brod hatte und dem für seine Zukunft nicht zu bangen brauchte; aber Baron Dyring und seine Gattin hätten mir mit Recht darüber zürnen können, daß ich mir ihre Gastfreundschaft nur zu nutz gemacht habe, um mich in die Neigung ihrer Tochter einzuschleichen. Sie waren mir, dem landfremden jungen Deutschen, mit Gastfreundschaft entgegen gekommen, hatten mich in meiner Krankheit verpflegt und mich nie in Wort oder That den Standes-Unterschied zwischen uns beiden merken lassen, welcher dennoch, trotz ihrer beschränkten Vermögens-Verhältnisse bestand. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß die auf ihren alten Adel so stolze Familie die Werbung eines einfachen bürgerlichen Ingenieurs um ihre Tochter billigen würde, und doch fühlte ich deutlich, daß ich von dem Mädchen nicht mehr lassen konnte.

Soweit war ich in meinem Sinnen gekommen, als man an meine Thüre pochte und der Baron selbst zu mir in's Zimmer trat. Er war auf einige Tage in Geschäften nach Kopenhagen gekommen und hatte mich vor seiner Abreise noch begrüßen wollen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ich mich innig freute, ihn zu sehen und die neuesten Nachrichten aus Rothesgaard zu vernehmen, wo Alle gesund und wohl waren, Christina zwar etwas blässer und schweigsamer wie ihr Vater meinte, der jedoch dieß der ungesunden herbstlichen Jahreszeit beimaß. Mir selbst erschien der Baron blaß und leidend; er war hager und verstört, wie von schlaflosen Nächten, und seine starke kräftige Rechte war heiß und fieberisch. Er behauptete zwar ganz gesund und wohl zu seyn, und maß seinen aufgeregten Zustand dem Umstande bei, daß er in den letzten Wochen von einer Stadt zur andern gereist sey und alle Bibliotheken und Archive durchstöbert habe, um Belehrungen über das Austrocknen von Meeresarmen und Sümpfen aufzutreiben. „Sie werden mich beinahe für toll halten," sagte er; „aber ich kann Sie versichern, daß jener Knittelvers auf dem Pergament der Bleirolle, jene Prophezeiung welche mit halbvergessenen Familiensagen übereinstimmt, mich Tag und Nacht verfolgt. Ich habe als Kind viel von einem großen Schatze gehört, welcher damals bei der Ueberschwemmung ververloren gegangen seyn sollte!" Dieß überraschte mich an dem sonst so ruhigen und besonnenen Manne, aber noch größer war meine Verwunderung, als der Baron, nachdem er lange

auf den Busch geklopft, gegen mich mit dem ernsten Vorschlag herausrückte, das Aggerfjord trocken zu legen, und mir eine lange Reihe vorläufiger roher Berechnungen über diesen Gegenstand zeigte. Da es ihm an baaren Mitteln fehlte, wollte er Geld auf Hypotheken auf seine Güter aufnehmen und das Fjord nach dem Poldersystem trocken legen, dem man in Holland so große Erfolge verdankte und worin ich einige praktische Erfahrung besaß; ein besondres Lockungsmittel für mich lag in dem Anerbieten, ich solle als Oberingenieur die sämmtlichen Arbeiten leiten, während derselben in Rothesgaard wohnen und neben meinem Gehalt noch ein Viertheil des errungenen Landes als Gewinnantheil erhalten. Dieß war für mich eine sehr große Versuchung; ich sollte nach dem Schloß und zu Christinen zurückkehren und bei ihr leben! Allein dennoch stieß ich die Versuchung der Selbstsucht von mir, obschon sie mir ein Herzweh verursachte, und erwiderte ihm ganz offen: „Mein verehrter Freund, halten Sie mich nicht für undankbar oder eigennützig, wenn ich Ihren gütigen Antrag ablehne; aber als ehrlicher Mann muß ich dieß aus zwei Gründen thun. Zunächst stellen sich solche versunkene Schätze in neun Fällen unter zehn gewöhnlich als Fabeln heraus, während die Kosten ungeheuer sind und der muthmaßliche Erfolg Ruin seyn wird. Ich weiß was Sie mir entgegnen wollen: ich habe erst vor Kurzem 1600 Morgen dem Meere abgerungen. Ja, das ist wahr; aber es geschah auf Kosten einer reichen Aktiengesellschaft englischer Kapitalisten, war aber so theuer, daß die Kosten, obschon wir das Meer für immer zurückgedrängt haben, auf mehr als zehn Jahre hinaus allen Gewinn verschlingen werden. Zum Andern aber — vergeben Sie mir meine Offenheit! — liebe ich Fräulein v. Dyring, und es wäre gemein und niederträchtig von mir, wollte ich jetzt zu Ihnen zurückkehren und mir Fräulein Christinens Liebe ohne Ihre Einwilligung gewinnen; darum ....“ Hiemit brach ich plötzlich. Der Baron ward sehr roth, trommelte an die Fensterscheiben und stierte eine Weile in das Gewühl der menschenwimmelnden Straße hinab; dann wandte er sich nach einer langen Pause wieder freundlich zu mir, drückte mir die Hand und äußerte; er freue sich über meine Offenheit und ehrenhafte Handlungsweise, und schätze mich dafür nur um so höher. Christine sey eigentlich noch ein Kind (wie Töchter von neunzehn Jahren in den Augen ihrer Eltern immer sind) und habe noch geraume Zeit vor sich, ehe sie ihr Köpfchen mit Gedanken an Liebe und Heirath beschweren dürfe, und ich werde bis dahin längst Familienvater seyn. Hierauf drückte er mir die Hand auf eine Weise, daß ich es noch eine Stunde lang fühlte, und verabschiedete sich von mir.

Fünf Monate später, — der Frühling hatte bereits seinen Zauber über Wald und Flur gelegt — erhielt ich einen Brief von der Baronin Dyring, worin sie mich um Besorgung einiger Kommissionen in den Läden der Frederiksgade bat. Die gute Schloßherrin von Rothesgaard war jedoch eine schlechte Diplomatin, und ließ den wahren Zweck ihres Schreibens leicht durchblicken. Es scheint mir nicht gelungen zu seyn, dem Baron den Plan der Trockenlegung des Aggerfjords und der Wiedererlangung des verlorenen Familienschatzes auszureden, mit welchem er den gesunkenen Glanz seines Hauses aufs neue heben zu können hoffte. Der Gedanke, hiedurch sein Glück und dasjenige der Seinigen zu machen, erfüllte ihn so sehr, daß er alle anderen Erwägungen verdrängte, und der Baron hatte sich nun auf ein Unternehmen eingelassen, welches ihn seinem sichern Ruine entgegenzuführen drohte. Er hatte nämlich seit Monaten und zwar sogar während der rauhen Jahreszeit eine Reihe der ausgedehntesten und kostbarsten Operationen unter der Leitung eines gewissen Obersten Topwell ausführen lassen, welcher für einen ehemaligen Militär und sehr geschickten Mann galt. Der Baron hatte denselben in Kiel kennen gelernt und den rechten Mann für sein Vorhaben in ihm zu finden geglaubt, weßhalb er ihn sogleich mit auf sein Schloß genommen und mit der Oberleitung der Arbeiten betraut hatte. Der Baron hielt große Stücke auf ihn und folgte seinem Rathe blindlings; aber die übrige Familie schien kein besondres Gefallen an dem Mann gefunden zu haben. Die Baronin war unverkennbar in Sorge wegen der Folgen einer solchen tollen Verschwendung von Geldmitteln, und erbat es sich als eine besondere Gunst von mir, daß ich auf einige Tage oder länger nach Rothesgaard komme und meine Ansicht über den Stand der Sache abgebe. „Wir werden uns ja alle so sehr freuen, unsern lieben deutschen Freund wieder zu sehen,“ stand in der Nachschrift.

Ich konnte nicht sogleich Urlaub nehmen, aber ungefähr drei Wochen nach Empfang des Briefs der Baronin traf ich in Rothesgaard ein. Der Baron sah, als er in die Halle herunterkam um mich zu begrüßen, allerdings um zehn Jahre älter aus, als ich ihn früher gesehen hatte; aber er empfing mich mit der herzlichsten Freundlichkeit; die ganze Familie werde sich freuen, mich wieder bei sich zu sehen, meinte er, und er sey überzeugt, daß ich an seinem Freunde Topwell eine große Freude haben werde. Er seinerseits habe gegen den Obersten meiner noch gar nicht, weder mit Namen und Stand noch mit Nationalität, gedacht, aber er wisse gewiß, daß wir als Geisteswerwandte uns gegenseitig von einander angezogen fühlen würden. Eine Minute später war ich im Salon; inmitten der verschiedenen Glieder der Familie Dyring stand ein hochgewachsener derbknochiger Mann in eleganter aber bunter Kleidung, mit einer schwarzen Lockenperrücke, deren reiches Haar über seine bleichen Wangen und hohe, wenn auch schmale Stirne herabfiel.

„Oberst Topwell — Ingenieur Schulze!“ stellte uns der Baron gegenseitig auf die verbindlichste Weise vor; „ich bin überzeugt, meine Herren, daß Sie sich gegenseitig sehr gefallen werden. Aber um's Himmels willen, was ist denn das?“ setzte er erschrocken hinzu, als er unser gegenseitiges Benehmen sah. Der sogen. Oberst Topwell war nämlich zuerst bei meinem Anblick, dann bei Nennung meines Namens sichtlich verblüfft, hatte sofort mit einem lebhaften Erröthen den Blick gesenkt, dann die Augen wieder aufgeschlagen und in meinen Blicken zu lesen versucht; aber was er in denselben las, mochte ihn nicht eben beruhigen, denn er wandte sich rasch vom mir ab,

und verließ dann in sichtlicher Eile das Zimmer. Der Baron rief ihm vergebens nach, und nach einigen Minuten hörten wir ihn die Treppe hinunter eilen und die schwere Hausthüre hinter ihm in's Schloß fallen. Der Amerikaner war fort, offenbar durch mein Erscheinen vertrieben.

»Ich möchte darauf wetten, unser lieber Freund Schulze hier ist dem Oberst Topwell schon früher begegnet,« sagte Frau v. Dyring.

Ich bestätigte die Rücksicht dieser Vermuthung, verweigerte jedoch aus Rücksicht für des Barons sichtliche Aufregung und tiefe Gemüthsbewegung in so lange alle nähere Auskunft, bis mich der Baron selbst mit Fragen bestürmte. Dann erst sagte ich: »Ja, ich kenne diesen ehrenwerthen Oberst Topwell schon lange, weiß aber leider nichts gutes von ihm. Zuerst traf ich ihn in Nordamerika als Kettenträger und Ruthenschießer bei einer Vermessungs-Kompagnie, wo ich als zweiter Trigonometer angestellt war; er galt damals für einen ganz aufgeweckten gewandten Burschen, ward aber wegen Veruntreuungen fortgejagt. Später ist er, meines Wissens, Kellner in einem Bierhause, Billardmarqueur, Eisenbahn-Restaurant und Reiseprediger gewesen. Jedenfalls aber ist er einer der gewandtesten Schwindler und abgefeimtesten Schurken von ganz Nordamerika. Ich sah ihn in Philadelphia wegen Fälschung verurtheilen und hernach in das Zuchthaus von Sing-Sing abführen. Vor einigen Jahren tauchte er in Deutschland, in meiner Vaterstadt, auf und vermaß sich, rauchende Schornsteine zu kuriren, mußte aber wegen verschiedener Betrügereien und Schwindeleien flüchten. Als ich seine Bekanntschaft zum ersten Mal machte, hieß er nicht Topwell, sondern Jeremiah Flitch, und später traf ich ihn unter dem Namen ....«

Hier brach ich ab, denn in diesem Augenblick bedeckte sich Baron Dyring, dessen wettergebräuntes Gesicht geisterbleich geworden war, das Gesicht mit den Händen, sank in einen Stuhl und schluchzte laut. Sein Gram war erschütternd, denn er machte sich nun bittere Vorwürfe darüber, daß er, um dem Rath und den Vorspiegelungen eines notorischen Abenteurers zu folgen, seine Güter mit Schulden belastet und seine Familie dem Ruin nahe gebracht hatte. Auch stellte es sich nun heraus, daß Flitch oder Topwell, welcher nicht wieder in Rothesgaard zum Vorschein kam, da er sein Spiel ganz verloren sehen mochte, den Baron zu höchst gewagten und verhängnißvollen Thorheiten veranlaßt hatte.

Als ich die von Flitch angeordneten Arbeiten untersuchte, fand ich, daß das Aggerfjord allerdings zum Theil trocken gelegt, d. h. in große Flächen von Schlamm und Schlick verwandelt und die Ruinen eines kleinen Dorfes sichtbar geworden waren. Aber an Arbeitslöhnen und Maschinen waren schon ungeheure Summen aufgewendet worden, und der schlaue Abenteurer hatte seine Abrechnung in der größten Verwirrung und von dem auf Hypotheken aufgenommenen Geld nur noch einen sehr kleinen Rest hinterlassen, während ich wohl kaum zu erwähnen brauche, daß man keinen versunkenen Schatz gefunden hatte.

Baron Dyring wollte nun das ganze Unternehmen aufgeben, und die Hälfte seiner Güter verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen und fortan seinen Aufwand in allen Stücken einzuschränken. Glücklicherweise vermochte ich ihn aber auf andere Gedanken zu bringen und ihm einen besseren Ausweg vorzuschlagen. Jetzt wo der Grundbesitz von Rothesgaard mit Hypotheken überschwemmt und das Aggerfjord halb trocken gelegt war, wäre es ja wahrhaft Schade gewesen, wenn man das dem Meere so mühsam Abgewonnene den Wellen wieder preisgegeben hätte. Indem ich die Sache auf einem sparsamern und rationellen Fuße betrieb, gelang es mir, noch einige Dutzend Morgen fetter Wiesen zu dem Gute ohne weitere Kosten hinzuzufügen. Die Dämme und Deiche wurden ausgebessert, die Pumpmaschinen weniger benützt und die Arbeit langsam aber wohlfeil gefördert. Auf des Barons Ansuchen gab ich meine Stelle in Kopenhagen auf und übersiedelte nach Rothesgaard.

Im Verlauf von zehn Jahren entrangen wir mit einem Aufwande, welcher zu den verschwenderischen Ausgaben der ersten Anlage gering zu nennen war, das ganze Bett des Aggerfjords dem Meere, und verwandelten die salzige Lagune erst in einen Sumpf, sodann den Sumpf in gutes Wiesen- und Ackerland. Innerhalb fünfzehn Jahren waren wir, Dank dem steigenden Wohlstande des Landes und der gedeihlichen lokalen Entwicklung, im Stande, die auf Rothesgaard ruhenden Hypotheken abzulösen. Aber schon drei Jahre nach dem Beginn meiner Arbeiten hatte ich, mit der vollen Einwilligung der ganzen Familie, Christine Dyring geheirathet. Unsere Behausung liegt auf dem Gute Rothesgaard, aber ich bewirthschafte nun ein ausgedehntes Gehöfte von dem trocken gelegten Lande unter der Oberaufsicht von Baron Eskil, meinem Schwager, mit welchem ich ebensogut stehe wie vordem mit meinem alten Freund und Schwiegervater, welcher noch lange genug lebte, um den günstigen Umschlag in den Vermögensverhältnissen der Familie mit anzusehen und zu gestehen, daß wenn auch der sagenhafte Schatz sich nicht mehr vorgefunden habe, doch die dem Aggerfjord abgerungenen Ländereien ein Schatz in anderm Sinne gewesen seyen, was wohl der Verfasser jenes alten Knittelverses auch damit gemeint haben mochte.

J. W. S.

Die Staats-Inquisition in Venedig.

Die eifersüchtige Strenge, womit der Doge und der Senat der Republik Venedig über ihrem Ansehen wachten, und die unerbittliche Konsequenz, womit sie ihre Willkürherrschaft befestigten, sind schon oft und viel in Romanen und Schauspielen geschildert worden. Doch dürfte es nicht uninteressant seyn, die Entwickelung der venezianischen Staats-Inquisition im nachfolgenden etwas ausführlicher zu schildern. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ward die demokratisch-republikanische Staatsform Venedigs in eine aristokratisch-oligarchische Verfassung umgeändert, indem im Jahr 1297 der sogenannte große Rath geschlossen wurde und die Regierung fortan allein

in den Händen einer Anzahl bevorzugter Adelsfamilien blieb, welche in dem sogen. goldenen Buche der Republik eingeschrieben waren. Dieß führte von Seiten der übergangenen Familien und vieler Einzelnen, die namentlich im Ansehen und Vermögen zurückgekommen waren, eine förmliche Opposition herbei, welche sich in Ermanglung eines gesetzlich anerkannten Organs zur Geltendmachung von Beschwerden und Remonstrationen, insbesondere in Verschwörungen äußerte, deren eine, von Tiepolo im Verein mit einer Anzahl der bedeutendsten Männer unternommen und mit gewaltiger Hartnäckigkeit zu einem offenen Kampfe entwickelt, die neue Ordnung der Dinge sehr bedrohte. Der Doge Pietro Gradenigo setzte nun den »Rath der Zehn« oder das Staatsgericht ein, welches anfangs nur auf zwei Monate eingerichtet ward, um die Verschworenen abzuurtheilen, aber dann für ein Jahr lang monatweise verlängert und vom Jahr 1335 an förmlich vom Volk und großen Rath bestätigt wurde. Hieraus bildete sich die geheime Verfolgung aller derer, welche sich in Wort und That gegen die Adelsherrschaft in der Republik verfehlt hatten oder auch nur als Unzufriedene den Gewalthabern verdächtig wurden. Unter dem Dogen Loredano zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurden ferner noch eigens drei Staats-Inquisitoren bestellt, in denen sich die aristokratische Gewalt der Republik concentrirte, und denen die Ueberwachung des geistigen Drucks ganz besonders angelegen seyn mußte. Jede anonyme Denunciation war willkommen, und um solche desto leichter und unbemerkter machen zu können, wurde am Eingang des Dogenpalastes vom Markusplatze her ein Briefschalter in Gestalt eines ehernen Löwenrachens angebracht, der die für die Staats-Inquisition bestimmten Briefschaften aufnehmen sollte. Hinter dem Dogenpalast wurden die berüchtigten Staatsgefängnisse erbaut, deren unterirdische Räume schauerliche feuchte Verließe enthielten, während unter dem bleiernen Dache noch eine Menge anderer Kerker, die sogen. Bleikammern, angebracht waren. Ueber den Kanal, welcher den Dogenpalast von dem Staatsgefängnisse trennte, führte die (gegenwärtig vermauerte) sogen. Seufzerbrücke. Die Procedur dieser Staats-Inquisition war eine höchst summarische; der durch schriftliche Denunciation oder durch die geheime Polizei Verdächtigte ward gewöhnlich nächtlicher Weile in aller Stille aufgehoben und vor den Rath der Zehn geschleppt oder in förmlicher Weise zum Erscheinen vor den Staatsinquisitoren vorgeladen. Die Strafen für die imputirten Vergehen bestanden entweder in heimlicher Hinrichtung in den unterirdischen Räumen des Staatsgefängnisses, in langer Haft in den unterirdischen Oublietten und später in den Bleikammern, in Verbannung oder in schwerer Geldbuße und Einschüchterung. Die leichter Bestraften mußten bei ihrer Freilassung das unverbrüchlichste Stillschweigen geloben und waren gewöhnlich schon hinlänglich erschreckt, um jeder Möglichkeit einer weiteren Berührung mit den Staats-Inquisitoren auszuweichen. Daß dieses heimliche Staatsgericht dem Familienhaß, der Privatrache und Tücke Gelegenheit genug zu boshaften Denunciationen und zur Beseitigung lästiger Verwandten &c. bot, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden. Die Staats-Inquisition erhielt sich noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in ihrem gefürchteten Ansehen. Wie viel sie sich aber noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts herausnehmen durfte, davon möge nachstehender verbürgter Fall zeigen. Angelo Mai, ein Bildhauer aus Genua, ein tüchtiger und angesehener Künstler, war im Jahr 1716 aus Rom nach Venedig berufen worden, um dort in der Kirche San Giorgio Maggiore verschiedene Sculpturen auszubessern und einige neue Bildsäulen anzufertigen. Gute Empfehlung hatten ihm Zutritt in den Palästen verschiedener Nobili verschafft, aber Mai führte außerdem ein sehr eingezogenes und nüchternes Leben, und hatte nur wenig Umgang. Eines Tages, als er in einer der Kapellen von San Giorgio Maggiore einen Fries ausbesserte, traten zwei junge Fremde zu ihm, die sich als reisende Franzosen von Stande auswiesen und sich mit ihm in ein Gespräch einließen, welches anfangs nur die Kunstschätze dieser Kirche und die speziellen Arbeiten Mai's betraf, dann aber unvermerkt auf venezianische Verhältnisse im Allgemeinen überging, und in seinem weiteren Verlauf die jungen Franzosen veranlaßte, sich unliebsam über die herrschenden Zustände, die Regierungsform der Republik und die Handlungsweise des damaligen Senats zu äußern. Der genuesische Bildhauer erschrack über diese Dreistigkeit der Franzosen, und stimmte nicht nur nicht in ihren Tadel ein, sondern beeiferte sich, obschon ohne sonderlichen Erfolg, die venezianische Verfassung und das Benehmen des Senats noch zu vertheidigen. — Am folgenden Tage ward Angelo Mai durch zwei Boten des Raths der Zehn vor die Staats-Inquisition entboten. Es war kaum möglich, einer solchen Vorladung auszuweichen, abgesehen davon, daß Mai sich keiner Schuld bewußt war. Doch erschreckte ihn diese Citation nicht wenig, und als er sich zur anberaumten Stunde unter den Bogengängen des Markusplatzes einfand, geschah es doch, obwohl oder vielleicht eben weil er den Grund der Vorladung nicht kannte, nur mit Furcht und Bangen. Er ward in ein dunkles Gemach geführt, wo er sich einem Tisch voll verlarvter Richter gegenüber sah, und nach den gewöhnlichen Fragen um Namen, Stand, Alter und Herkunft Bescheid geben sollte: wer die beiden Franzosen gewesen seyen, mit denen er sich am gestrigen Tage in der Kirche unterhalten habe. Mai erklärte, daß er sie weder nach Stand noch Namen kenne, indem die Begegnung mit ihnen eine ganz zufällige und seinerseits ungesuchte gewesen sey. — »Jenun, würdet Ihr sie wohl wieder erkennen, wenn man sie Euch zeigte?« fragte einer der Richter. — Mai wollte die Möglichkeit davon nicht bestreiten, obschon er vorgab, er sey zu sehr mit seiner Arbeit beschäftigt gewesen, um die Fremden genauer in's Auge zu fassen. Hierauf wurden Mai noch verschiedene Aeußerungen der Franzosen, die sie im Verlauf des Gespräches mit ihm gethan haben sollten, zur Anerkennung vorgelegt und er aufgefordert, alles das zu wiederholen, was die Fremden über die Verfassung der Republik und das Betragen des Senats geäußert hätten. Mai beantwortete diese Fragen mit aller Schonung und Vorsicht, versicherte aber zugleich hoch und theuer, daß er selbst sich keinerlei Urtheil über die venezianischen Zustände angemaßt, son-

dern derselben vielmehr nur mit Anerkennung und Beifall gedacht habe. — „Schon gut,“ sagte der Richter; „Ihr könnt abtreten, während der Rath der Zehn sich mit Eurer Sache beschäftigt!“ Einer der Gerichtsboten führte Mai nun in ein Nebenzimmer ohne Ausgang und schloß ihn hier ein. Als Mai's Auge sich an die trübe Beleuchtung durch eine einzige Lampe gewöhnt hatte, sah er sich allein mit zwei Leichen, die an der Wand aufgehangen waren und in denen er mit unbeschreiblichem Entsetzen die beiden Franzosen erkannte. Ein kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, und Todesangst bemächtigte sich seiner bei diesem Anblick. Nach Verlauf einer halben Stunde, welche ihm beinahe zur Ewigkeit geworden war und in welcher ihn die Todesfurcht beinahe aufgerieben hatte, klirrten und knarrten die Riegel der einzigen Thüre wieder, und statt des Henkers erschien der Gerichtsbote, um Mai vor seine Richter zu führen. Mehr todt als lebendig erschien er vor den Schranken des Inquisitions-Tribunals, wo einer der Richter ihm barsch und stolz eröffnete: „Angelo Mai, Ihr seyd nun frei; aber in Zukunft hütet Euch, über unsere Republik und ihre Zustände zu sprechen, die eines Vertheidigers wie Ihr nicht bedürfen! Vergeßt nicht, was Ihr hier gesehen und gehört habt!“ Dann erfaßten ihn die beiden Gerichtsboten am Arm und schleppten ihn in's Freie, wo sie ihn unter den Bogengängen der Procuratien stehen ließen. Mai war zwar sehr froh, solch wohlfeilen Kaufs davongekommen zu seyn, aber er beeilte sich, sein Bündel zu schnüren und nach Rom zurückzukehren, und er wäre um keinen Preis der Welt zu vermögen gewesen, den Fuß wieder in eine Republik zu setzen, wo selbst die Vertheidigung ihrer Zustände und Einrichtungen möglicherweise mit Lebensgefahr verbunden seyn konnte.

Eine ähnliche Begegnung mit der Staats-Inquisition hatte auch in den 1740er Jahren der Violoncellist Fischer aus Mannheim, welchen Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz zu seiner künstlerischen Ausbildung nach Venedig geschickt hatte und der ebenfalls mit einigen anderen Ausländern dem Rath der Zehn denunzirt worden war. Die Todesangst, welche der arme Musiker während der einen Nacht seiner Untersuchung ausgestanden hatte, hinterließ ihm auf Lebenszeit ein nervöses Zittern und ein fortwährendes unwillkürliches Zucken der Gesichtsmuskeln.

Das Engelberger Thal und Besteigung des Titlis im August 1862.

Von Karl August Mayer.

(Schluß.)

Es war ein Uhr nach Mitternacht, als wir unsere seltsame Bergfahrt fortsetzten. Zwei Laternen, die eine in Infangers, die andere in eines Trägers Hand, gingen an der Spitze und in der Mitte der Schaar. Hinterher kam noch der Herr von Geisenstall, dessen Führer ebenfalls eine Laterne trug. Wie die Mücken und Motten huschten wir — nach dem Ausdruck unseres Titlis-Sängers — um diese Lichter, und folgten, nah aneinander gedrängt, auf der rauhen Alp ohne Pfad unseren Führern die steilen Rasen- und Felsentreppen hinan. Es wurde fast kein Wort gesprochen; denn jeder hatte Ursache, mit der größten Aufmerksamkeit auf seinen Weg zu achten und den steilen Abhang zur Rechten zu meiden. Nur das Rauschen des Baches, der auf dieser Seite aus dem bleichschimmernden Gletscher abfließt und zuletzt als Wasserfall in das Becken der Trübsee-Alp gelangt, so wie das hastige Aufstoßen der Alpstöcke, unterbrach die tiefe Stille. Von Zeit zu Zeit hielt Infanger auf ein paar Minuten an, um den Kurzathmigen, die bei diesem nächtlichen Zuge mit den Leichtfüßigen gleichen Schritt halten mußten, Gelegenheit zum Luftschöpfen zu geben. Mitunter ließ er dann einen Erschöpften aus der an seiner breiten Brust hängenden Lederflasche, welche ein Gemisch von Branntwein, Zucker und Wasser enthielt, einen Schluck nehmen — wie eine Mutter dem Kinde die Brust reicht. Auch die Träger bedürfen natürlich der wiederholten Rast. Es sind immer dieselben Stellen, ja sogar dieselben Steine, auf denen sich diese Leute, das Reff auf ihrem Rücken, gegen den Berg stützend, bei diesen Wanderungen niederlassen.

Allmählig war die rauhe Alp in ganz wilden Berg und Steinschutt übergegangen. Wir gelangten zu dem öden, langgestreckten Laubergrat, dessen Felsennischen einigen Schutz vor dem Winde, der gerade sehr gut bei Athem war, gewährten. Man heißt diese Stelle, wo jedesmal ein längerer Halt gemacht wird, den Stand. Es war halb Drei. Eine bittere Kälte herrschte, die sich um so fühlbarer machte, da wir alle von dem raschen, anstrengenden Gang erhitzt waren. Da hieß es: „Führer, meinen Ueberzieher, meinen Shawl!“ Man hätte hier einen Pelz willkommen geheißen. Was neue Wärme in unsere Adern brachte, war der rothe Schaffhäuser, der uns nun aus der strohumwundenen Riesenflasche von den Führern kredenzt wurde. Wir tranken den Wein Glas um Glas, wie Wasser, ohne ein anderes Gefühl als das des Durstlöschens. Neben dem Flüssigen wurde auch das Feste in Angriff genommen: Brod, Käse, Fleisch. Unsere Kinnladen waren tapfere Mühlwerke, welche die aufgeschütteten Körner um die Wette zermalmten. Wir nannten dieß den „alpinen Appetit“, von dem jeder zu erzählen weiß, der einmal in Engelberg einer Mahlzeit beigewohnt hat.

Während wir da oben an der öden Felswand saßen, einer Räuberbande in den Abruzzen nicht unähnlich, die, von einem nächtlichen Zuge heimgekehrt, ihren Hunger stillt: sahen wir tief unter uns noch ein viertes Licht, welches so langsam vorrückte, daß kaum eine Bewegung zu bemerken war. Wie sich später in Engelberg herausstellte, war es ein Engländer, welcher gerades Wegs von dort mit seinem Führer kam. Auf dem Laubergrat angelangt, überfiel ihn so große Ermattung, daß er nach einiger Rast unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Es geschieht auch wohl, daß aus einer Gruppe von Titlis-Besteigern Dieser oder Jener aus gleicher Ursache am

Laubergrat zurückgelassen wird, und zwar allein, weil die Führer auf dem Eise unentbehrlich sind. Ein Solcher muß dann die Rückkehr der Uebrigen vom Nollen abwarten und drei bis vier Stunden in der kältesten Zeit der Nacht auf dem scharfen höchst unwirthlichen Kalkfelsen liegen.

Wir alle waren gottlob rüstig genug, um unsern Weg mit gutem Muthe fortzusetzen, wenn auch der Doktor seines schweren Körpers wegen stets in der Nachhut blieb und häufig Halt begehrte. Da der Tag zu grauen begann, ließen wir die Laternen und Alles, was von Gepäck entbehrlich war, in der Felsenwölbung zurück, und schritten auf dem verwitterten, weichen Erdreich des schmalen Bergrückens — furchtbare Abgründe mit Gletschern zu beiden Seiten — jetzt nur sanft ansteigend, weiter. Allmählig waren die Felsenriesen, welche Engelberg umstehen, klein geworden, und Schneeberge höheren Ranges tauchten da und dort auf. Der Osten begann sich zu färben, und der breite, bis tief herunter in einen weißen Mantel gehüllte Glärnisch erhob sich, wie ein altdeutsches Bild, auf goldner Grundirung. Von allen Bergen, die wir hier sahen, erglänzte zuerst die Spitze des Finsteraarhorns im Schein der uns noch verborgenen Sonne. Es war der Altar, auf dem das erste Opferfeuer brannte, und auch unsere Herzen erglühten in diesem erhabenen Augenblick. Auf das Finsteraarhorn folgten bald die andern Bergkönige des Berner Oberlandes und die östliche Kante des Nollen, dem wir immer näher rückten. Die Himmelslichter mit dem Kometen waren bis auf den Morgenstern erloschen, und auch dieser schwand jetzt in dem Glanze der aufsteigenden Sonne, die sich eine Viertelstunde vor Fünf erhob.

Wir befanden uns jetzt auf dem Rotheck, einer halbverwitterten Felsenklippe, deren wilde Zacken von uns überklettert werden mußten. Selbst ein Führer meinte, daß dieser Weg „nüt gar zu scheen“ sey. In dieser furchtbaren Oede, wo kaum ein kümmerliches Gräschen, das in einer Steinritze sproßte, und die Spuren von Gemsen und Schneehühnern Zeugniß von Leben gaben, ruhten wir einige Minuten, bevor wir den Weg über das weite Schneefeld, das wie ein ungeheures Leichentuch vor uns ausgebreitet lag, zum Gipfel des Titlis antraten. So nah uns das Ziel erschien, so brauchten wir doch noch drittehalb Stunden bis auf den Nollen. Ueberhaupt erfährt der Fremde bei der Klarheit der Luft auf diesen Höhen und dem Mangel an einem Maßstab, der im Thal durch hundert Gegenstände: durch Menschen und Thiere, Häuser und Bäume, gegeben ist, in Bezug auf Entfernungen fortwährend die allergrößten Täuschungen.

Der Schnee, den man auf der Höhe des Titlis überschreitet, ist, wenn es nicht gerade frisch geschneit hat, von körnig rauher, und so früh am Tage, wenn es nicht gerade regnet, von ziemlich fester Art, so daß man nicht einsinkt und, wenn man scharfe Schuhe hat und fest auftritt, auch nicht gleitet. Unter diesem alten Schnee oder Firn ist Alles Gletscher. Die Schneefläche ist aber nicht horizontal, sondern mehr oder weniger geschwungen, sanfter oder steiler ansteigend, und da sich überall Eisspalten finden, die oft von außerordentlicher Tiefe sind, stehen Verderben und Tod in naher Aussicht, wenn man den Stand verliert und, niedergefallen, jenen Schründen entgegen zu rollen beginnt. Jedes Stückchen Eis, von dem Fuß eines Titlisgängers losgestoßen, rollt so mit immer wachsender Schnelligkeit auf der Fläche weiter, bis es in dem Abgrunde des nächsten Gletscherspaltes einen Halt findet. Bei Ueberkletterung von Felsenklippen, wo man es vielleicht viel zweckmäßiger findet, auf allen Vieren vorwärts zu schreiten — wie wir dieß einige Tage später in's Werk setzten, als wir das sogenannte Leiterli des Rigidalstocks hinanklommen — kann der Alpstock stellenweise sehr lästig werden; hier aber ist das „dritte Bein des Alpenwanderers“, wie wir diesen Stab immer nannten, ganz unentbehrlich. Ebenso nothwendig ist es, daß die Titlisfahrer an einem Strick, den man ihnen um den Leib knüpft, einzeln hinter einander gelegt und von der hinlänglichen Anzahl Führer, die sich mit außerordentlicher Gewandtheit auf dem Firn bewegen, geleitet werden, damit, wenn Einer in Folge eines Fehltritts fallen sollte, die ganze Reihe und besonders der nächste Führer ihn halten und mit einem guten Ruck wieder auf die Beine bringen kann. Den Strick liefert natürlich der Führer; nur die Engländer vom Alpenklubb sind mit eigenen Stricken versehen, die sie aus London herüberbringen.

In der angegebenen Weise wurden wir nun von Infanger, noch ehe wir einen Fuß auf den Gletscher gesetzt hatten, wie gefangene Drosseln an die Schnur gereiht, so daß jedem von uns auf der linken Hüfte der Knoten saß. Er selber begab sich als Führerhaupt an die Spitze; der starke Mann, der den Rothbart nach Meiringen begleiten sollte, nahm an dem Ende des Zugs seinen Platz; die beiden Träger wurden in die Mitte vertheilt. Ich selbst war der Dritte an der Zwölf-Männer-Koppel. Unglücklicher Weise hatte einer der Luzerner, mein Vormann, versäumt, die abgeschliffenen Nägel auf den Absätzen seiner Schuhe durch scharfkantige ersetzen zu lassen und glitt häufig aus; aber Infanger hielt ihn scharf an der Leine und riß ihn, wenn er strauchelte, empor, so daß weder er noch ich gefährdet waren. Der unbotmäßige Pfarrer murrte über den „Gänsemarsch,“ zu dem man hier gezwungen werde, und gab sich nicht zufrieden, als ihm Infanger, der, seit wir auf dem Eise waren, mit absoluter Gewalt regierte, durch das „Alphorn“ zurief: „Lieber im Gänsemarsch, als den Hals gebrochen.“ Als ein unruhiger Mann von leichtem Körper strebte er beständig vorwärts, indeß sein Hintermann, der dicke Doktor, beständig Pausen machen wollte, um zu „schnaufen“, und die „Rennteufel“ — denn mit diesem Namen pflegte er die Leichtfüßigen unter uns zu belegen — in den Pfuhl der Hölle wünschte. Durch dieß ungleiche Ziehen und Zucken in zwei entgegengesetzten Richtungen schnürten sich die beiden Herrn gegenseitig das Zwergfell ein; mit grimmigen Augen sahen sie einander, nach Luft schnappend, an, und der ganze Zug wurde natürlich aufgehalten. Endlich löste Infanger den Doktor aus der Galeerensklavenkette, und nahm ihn, sich wieder an die Spitze der Kolonne setzend, unter den Arm, mit seiner gewaltigen Kraft den Zug und den schweren Nebenmann regierend. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß nicht nur „Herr

von Ziegenstall", sondern auch ein von der Engstlen-Alp kommender richtiger Alpenklubb-Engländer in phantastischem Kostüm — beides rüstige Männer, von denen jeder im Schleppseil seines Führers hing — an uns vorbeirückten und vor uns den Rollen erreichten.

Der durch deutliche Fußspuren bezeichnete Pfad über den Firn, dem wir folgten, läuft so, daß er den breiteren Gletscherspalten möglichst aus dem Wege geht und von den unvermeidlichen die schmäleren aufsucht, wo die Kluft entweder oben ganz mit Eis und Schnee ausgefüllt ist, so daß sie betreten werden kann, oder wo es nur eines Schrittes bedarf, um hinüber zu gelangen. An zwei Stellen kratzte Infanger mit dem Haken an seinem Alpstock den Schnee von dem Gletscherspalt, um zu sehen, ob Eis darunter wäre. Uebrigens überschritten wir das Schneefeld unter sehr günstigen Umständen. Tritt auf Regen plötzlich Frost ein, so überdeckt sich der Firn mit Glatteis; dann muß der Führer mühsam mit dem Eisen einen rauhen Weg herstellen. Auch gebraucht man in diesem Falle Steigeisen, d. h. kleine Platten mit vier Zacken, die unter die Höhlung des Fußes geschnallt werden, um das Ausgleiten zu hindern. Am bedenklichsten erschien uns eine Stelle, wo zwei offene Spalten neben einander liefen, so daß der Fuß auf die ganz schmale Eiswand zwischen beide gesetzt werden mußte; doch kamen wir auch hier mit Infanger's Beistand, der überall, wo Gefahr droht, zur Hand ist, glücklich hinüber. Es hat sich überhaupt auf dem Titlis — Dank sey der Umsicht der Führer! — noch kein Unglück zugetragen.

Als wir zuerst den Firn betreten hatten, war der nördliche Hang desselben, den wir hinaufstiegen, noch von keiner Sonne beglänzt. Bald aber fiel ein so grelles Licht von dem Schneefeld in unser Auge, daß wir die Schleier senkten und vermummt weiter schritten.

Endlich, nachdem wir eine lange, steile Gletscherwand hinangegangen waren, glaubten wir den Gipfel des Berges erreicht zu haben; aber noch war eine Mulde zu durchschreiten und ein zweites Schneehaupt, das den wiederholt genannten Namen Rollen führt, zu ersteigen. Nun endlich standen wir — es mochte sieben Uhr seyn — auf der eigentlichen Stirn des Berges, und eine Rundsicht in die nahe und ferne, von der heitersten Morgensonne beglänzte Alpenwelt lag vor uns aufgeschlossen, deren Majestät auch nur annähernd darzustellen außer meiner Macht liegt.

Tritt man an den schneefreien Felsenrand, von dem der Titlis südwärts in grausenhaft schroffer Steile abfällt, so hat man, solcher unbeschreiblich wilden Natur gegenüber, das Gefühl, in eine ihrer geheimen Werkstätten eingedrungen zu seyn, wo die Rohstoffe, aus denen Berge und Thäler gebaut werden, von Riesenkräften zu gelegentlicher Verwendung übereinander gestürzt sind. Aus einem Meer zackiger Eisgebilde, welche den Namen Wendengletscher führen, erheben sich gerade südwärts die dunkeln Zacken der Urathshörner. Weiterhin verbreiten sich die Susten- und Steinberggletscher, aus denen die kühnen Formen des Sustenhorns und des Spitzlibergs aufsteigen. An dem Nordrande derselben liegt das Mayenthal im Urnerlande, welches bei Weesen in das Reußthal mündet. Etwas weiter westlich ragen die Schneefelder des Dammafirns, die ganz weiße Spitze des Galenstocks, die Felswand des Steinbergs und die Diechter- oder Gelmerhörner — jener Hochalpen, von deren Südrand der Rhonegletscher abwärts geht. In weitester Ferne, über dem Triftengletscher und der Sidelhorn-Kette, erhebt der Monte Leone seine Spitze, welcher, auf der Ostseite der Simplonstraße gelegen, schon zu den Bergen der Lombardei zählt. Weiter westlich und beträchtlich näher stehen die Riesen des mächtigsten Schnee- und Eisgebiets in der Schweiz: des Berner Oberlandes, nämlich das Oberaarhorn, die Walliser Viescherhörner, das Finsteraarhorn, welches, in mächtiger Breite aufsteigend, hier so recht als König der ganzen Gruppe erscheint, das Agassizhorn, das Aletschhorn, die weitgedehnten Schreck- und Wetterhörner, welche letzteren urplötzlich schroff abfallen. Ueber den Wetterhörnern erheben sich der Mönch in seiner weißen Kutte und der spitze Eiger, und fast verschämt blickt über der linken Schulter des Mönchs die Jungfrau hervor. Ganz deutlich sieht man die allbekannte Haßli-Scheideck und rechts, höher hinauf, Schwarzhorn und Wildgerst, zwischen denen das Faulhorn, die berühmte Warte des Berner Oberlandes, nicht viel größer wie das oberste Glied eines Fingers, hervorschaut. Völlig im Westen setzt sich der Titlis, gegen den Jochpaß zu, in den zerrissenen, theilweise mit ewigem Schnee bedeckten Felsentafeln des reißenden Rollen und Ochsenkopfs fort.

Wendet man sich von dem erstgenommenen Standpunkt aus links, so findet das Auge des Titlisfahrers auch hier nah und fern die reichste Weide. In der äußersten Linie des Horizonts ragen hier in tiefer Ferne die Kulmen der Graubündtner Alpen hervor, und zwar in der Richtung von Süden nach Osten: Piz-Alv und Sixmadun über den Quellen des Vorderrheins, Piz Valrhein, Zapporthorn und Vogelberg — drei Spitzen der Adula-Gruppe — über den Quellen des Hinterrheins; ferner die Medelser und Sumvixer Eisberge und Piz Beverin, ebenfalls dem Rheingebiet angehörig, und ganz im Osten die Schneekuppen der Selvretta im Engadin auf der Grenze zwischen Graubündten und Vorarlberg. Näher erscheinen im Kanton Glarus ostwärts der gewaltige Tödi, nach der Graubündtner Seite Piz Rosein genannt; etwas weiter nördlich der mächtige Stock des Glärnisch; im Urnerlande östlich Bristenstock, Oberalpstock und Windgälle, welche das nach dem Reußthal gehende wilde Maderanerthal von der Linken und Rechten einschließen; etwas weiter nördlich Scheerhorn und Klariden, die Nachbarn des Tödi, und fast im Norden der breite Uri-Rothstock, welcher Allen, die den Urnersee befahren, wohl bekannt ist; im Kanton Appenzell, ganz im Nordosten, Säntis, Altmann und hoher Kasten, welchen letztern ich elf Jahre zuvor überschritten habe. Völlig im Norden zeigt sich der sanfte Rücken des Rigi, der in dieser wilden Gesellschaft, wie ein Lamm unter Löwen, erscheint.

Schweift der Blick in nordöstlicher und nördlicher Richtung

über das mit schimmernden Seen, wie mit Spiegeln, ausgelegte Flachland nach der deutschen Heimat: so treten, einer fernen Hochebene gleich, die Linien badischer und württembergischer Höhenzüge hervor; man kann mit bewaffnetem Auge den Heiligenberg bei Ueberlingen und den Schwarzwaldkönig Feldberg — hier freilich nur ein Zaunkönig — unterscheiden.

Ich habe natürlich nur einen Theil der Schneegipfel, Eisfelder, Felsenzacken und Berghöhen, die an völligklaren Tagen ringsum vor dem Beschauer sich im Hermelinmantel, im Stahlpanzer oder im dunklen Kleide aufgestellt haben, namhaft gemacht. Uebrigens hatte die Sonne, so kräftig sie uns auch schien, die Dünste, welche sich am Abend zuvor angesammelt hatten, nicht völlig aufzehren können. Die Graubündtner Alpen waren durch kühngeformte Nebelburgen, die sich gegen Südosten hinter den näheren Alpengipfeln aufgethürmt hatten, verdeckt, und auch den Vierwaldstädter-See im Norden hatte ein Dunstmeer überfluthet, so daß die Aussicht in dieser Richtung ebenfalls beschränkt war; doch standen die drei Hochwächter desselben: Stanser Horn, Pilatus und Rigi, in voller Klarheit vor unseren Augen, wie denn überhaupt die Energie des Lichtes unvergleichlich war. Auch sahen wir, über den See weg, oberhalb des Nebels unseren Schwarzwald und den Jura in blauen Streifen. So war die Herrlichkeit des Titlis-Panorama, das sich wohl den schönsten in der Schweiz an die Seite stellen darf, zur vollen Genüge vor uns aufgeschlossen. Die einzelnen Nebelpartieen brachten, statt das großartige Bild zu beeinträchtigen, einen schönen Wechsel in dasselbe, wie ja auch der Maler gern einen Gebirgszug in seiner Landschaft durch den Rauch aus einer Hütte oder den Ast eines Baumes im Vordergrund unterbricht.

Richtet man vom Rollen aus das Auge auf die nahen Gegenstände, die in östlicher und nordöstlicher Richtung sich bieten, so wird der Blick durch das obere Aathal gefesselt. Die Aa geht, dem bewaffneten Auge erkennbar, von der Blanken-Alp herabsteigend, im Bogen nach Herren-Rüti, der großen Sennerei des Klosters, und weiter nach Engelberg. Sie nimmt ihren Ursprung an dem ebenfalls sichtbaren Blackenstock im Kanton Uri, unweit des über 7000 Fuß hohen Surenen-Passes, dessen schmaler, scharfausgeschnittener Felsensattel uns bei der klaren Luft außerordentlich nah erschien. Auf der linken Seite hat die Aa den Schloßberg, die schwarzen Felsenzähne der beiden Spannörter und den Graffen, alle mit großen Schneefeldern ausgestattet und vergletschert. Die wilde Gruppe war uns schon aus der Tiefe wohl bekannt; aber sie bot, aus dieser Höhe angesehen, einen neuen Anblick. Die schöne Füren-Alp, die wir wenige Tage zuvor in großer Gesellschaft besucht hatten, und darüber der Engelberger Rothstock, der Hahnen, das Horbisthal mit seinem Felsenkessel, dem sogenannten Ende der Welt, überragt von der Blank-Alp, der Rigidalstock, die Wallenstöcke — dieß Alles lag als ungeheure Reliefkarte zu unseren Füßen. Das Dörfchen Engelberg mit seinem Kloster erschien uns handgroß, wie Nürnberger Spielzeug. Um den Freunden unten einen Gruß zu schicken, hing ich ein rothes Taschentuch auf einer Stange aus, was auch bemerkt wurde. Mit Fernröhren wurde hinab und heraufgeschaut; ja, man zählte unten richtig die Personen, die sich auf dem Rollen durcheinander bewegten.

Es war so windstill auf dieser Höhe, und die Sonne schien so warm, daß wir nach keinem zweiten Rock oder Plaid begehrten. Wir ließen uns an dem Felsenrande nieder und erquickten uns wieder mit Wein, Brod und Fleisch; denn nachdem Augen und Herzen geschwelgt hatten, forderte auch das Thier in uns: der Magen, sein Recht, und wir befriedigten gründlich den knurrenden Gefährten. Aus einer kleinen Steinpyramide, die oben errichtet ist, zog dann Infanger eine Blechflasche und aus der Blechflasche ein Papier hervor, auf das wir unsere Namen, zum Andenken der Besteigung, mit Blei einzeichneten. Wir waren alle heiter und gehoben von der erhabenen Pracht der Alpenwelt, die uns hier umgab; nur der Pfarrer, der sinnige Naturfreund, zeigte sich gegen seine Gewohnheit verdrießlich und knurrig. War er übermüdet? Hatte der Botaniker nicht die gehoffte Ausbeute gehabt? Oder war er unzufrieden, daß von all den Spitzen und Spitzchen, die auf seinem Panorama verzeichnet standen, einige im Nebel lagen? Der letzte Umstand wirkte wohl am meisten. Wir ertheilten ihm deshalb auch den Namen: Alpenspitzen-Philister. Uebrigens war es ihm schließlich doch lieb, mitgegangen zu seyn; auch fand er am folgenden Tage Stimmung und Laune genug, um unseren Gang, wie schon erwähnt, in stolzen Hexametern zu besingen.

Kurz nach Acht traten die sieben Titlisfahrer, wiederum mit vorgehängtem Schleier, den Rückweg an. Die Führer hatten schon beim Aufgang denen unter uns, die keine hochgehenden Kamaschen hatten, die Beinkleider an den Knöcheln über dem Schuh mit Schnur zusammengebunden, damit der Schnee nicht eindringen könnte. Diese Vorsorge, die gerade nicht zur Verschönerung unseres Reisekostüms beitrug, erwies sich jetzt, wo der Firn und ganz besonders der betretene Pfad weich geworden war, so daß man oft bis über die Knöchel einsank, als sehr zweckmäßig. Zu dem Wege über das Schneefeld hinab brauchten wir nicht ein Drittel der Zeit, die es aufwärts gekostet hatte. Infanger ließ uns, wie er auch schon beim Aufgang gethan, an einige Gletscherspalten treten, so daß wir die tiefen, in wunderbaren Farben spielenden Eishöhlen hinabschauen und die bläulichen Kuppeln, Wandungen, Nadeln und Säulen, die in ihrer Gestalt — wie in ihrer Entstehung — den Tropfsteingebilden ähnlich sind, bewundern konnten.

Ein für die Führer sicher gewöhnlicher, für uns aber merkwürdiger Vorfall unterbrach auf kurze Zeit unsern Gang. Der Rothbarth ließ nämlich auf einer ziemlich steilen Stelle des Firns seinen Alpenstock fallen, und dieser rollte alsbald über die Fläche dem Abgrund zu und verschwand. Obwohl es dem Elsaßer sonst an Entschlossenheit nicht fehlte, stieß er jetzt doch einen kleinen Schrei des Schrecks oder der Ueberraschung aus, und schaute seinem „dritten Bein“ etwa mit der Miene eines Mannes nach, dem man den Fuß amputirt hat, und der nun von dem abgenommenen Gliede auf Nimmerwiedersehen scheidet.

Sofort hatte Infanger seinen Entschluß gefaßt. Augenblicklich rief er der Kolonne Halt zu und glitt, die Spitze seines Alpstocks hinter sich her in den Firn drückend, bis dicht vor den Rand des nächsten Gletscherspaltes. Ein Blick seines Falkenauges in den Schlund sagte ihm, daß der Stab des Rothbarts nicht in die Tiefe gefallen, sondern zum guten Glück unterwegs durch ein Eisbrückchen zurückgehalten worden war. Mit dieser Nachricht kehrte er zurück, indem er hinzusetzte, daß er den Verlorenen wiederzuschaffen im Stande sey. Zu diesem Zweck löste er uns vom Seil und ging mit dem zweiten Führer und seinem sechzehnjährigen, aber schon sehr stämmigen Jungen, welcher der Titlisbesteigung in wichtiger Funktion, nämlich als Träger der großen Buttel, anwohnte, von Neuem zum Gletscherrande. Hier wurde dem Burschen das Ende des Seils um den Leib geknüpft; worauf er in den Spalt hinabstieg und alsbald mit dem Alpstock zur allgemeinen Freude wieder zum Vorschein kam. Als Infanger, der Vater, dem Rothbart den Stab überreichte, sagte er: „Uffm Gletscher besser 's Geldsäckli verlore, als de Alpstock.“ Ueber das Gesicht des Sohns aber ging eine holde Verklärung, als der Elsaßer ihm ein paar „Fränkli“ in die Hand gleiten ließ.

Bei einer Titlis-Besteigung, die vor einigen Jahren stattfand, ist es vorgekommen, daß zwei Herrn auf dem Rückwege sich außer Stand erklären mußten, den Firn hinabzugehen. Alsbald überließ Infanger die Kette den andern Führern, nahm die beiden Zagenden rechts und links unter den Arm und glitt mit ihnen — natürlich, ohne von seinem Alpstock Gebrauch machen zu können — schnell und doch sicher die Eiswand hinunter.

Titlisfahrern, wie jenen zwei Herren, gereicht es eben nicht zur besonderen Ehre, daß dieser Berg auch schon vom schönen Geschlecht bestiegen worden ist, freilich von Schweizerinnen, welche kniestark, schwindelfrei und tapfer waren. Um marschfähig zu seyn, müssen sie Knabenkleidung anlegen.

Was unsern Doktor anging, so besaß er jene drei Eigenschaften: „kniestark, schwindelfrei und tapfer“ so gut, wie irgend jemand unter uns; aber die Schwere seines Körpers machte seinen Schritt so unsicher, daß Infanger ihn auch jetzt unter den Arm fassen und, wie ein überlastetes Schiff, mit großer Vorsicht steuern mußte.

Jetzt war das Schneefeld überschritten; wir wurden von der lästigen Fessel gelöst, rollten die Schleier um den Hut und schritten, der freien Glieder und des freien Auges froh, weiter. Ueber die Klippen des Rotheck ging es ebenfalls weit schneller auf dem Rückwege; man begriff kaum, daß der Aufgang so viel Zeit gekostet hatte. Herr von Ziegenstall befand sich schon vor Mittag wieder unten in Engelberg. Wir waren lang nicht so flink. Zwar hätten einige von uns dies auch wohl leisten können; aber der eine Luzerner und der Doktor hatten sich wund gegangen; Letzterer hatte überdies auf dem Rotheck einen Absatz verloren, und der Pfarrer, der zum Ueberfluß noch einen Umweg nach dem Gletscherbach unternahm, um für Rösli einen Strauß zu pflücken, schlich nur noch als Jammergestalt daher.

Auf der Trübsee-Alp schied der Rothbart von uns, und schickte uns von dem Jochpaß-Weg aus noch manchen Jodelgruß und Juchschrei, den wir mit gleicher Münze bezahlten, herüber, und — was gar hübsch war — Fräulein Echo mischte sich in's Gespräch und wiederholte die Rufe fünf-, sechsmal.

Der Doktor wurde immer schwerfälliger; überall wollte er ruhen, überall, wo möglich, Wasser trinken, überall schlafen. Wenn er aber einmal lag, war er nicht mehr fortzubringen; fast mußte man die Alpstöcke als Hebebäume gebrauchen. Dem Pfarrer fielen die Augen zu, so oft er niedersaß, und der Wald von Blumen und Farrenkräutern, womit er seinen vergilbten Strohhut bepflanzt hatte, schwankte mit seiner Figur seltsam hin und her. Unter diesen Umständen machten wir an einem schönen, weitschauenden Punkte der Trübsee-Alp, auf einer mit Rasen hochgepolsterten Felsenterrasse, die vor unseren Füßen steil nach der Pfaffenwand zu abfiel, nochmals einen längeren Halt, und verzehrten die Reste unserer Vorräthe als Mittagsmahl.

Dann ging es über die Pfaffenwand hinab nach der lieblichen Gerstni-Alp und von da durch den Tannenwald in das Aathal. Die Glocke schlug eben Zwei auf dem Klosterthurme. Vor der Aabrücke kam dem Präsidenten die Gattin entgegen. Wie freute sie sich, daß er heil und sogar noch munter zurückkam! Andere Hausgenossen stellten sich ein und reichten uns die Hände zum Willkomm.

Aber wir eilten, den Staub und Schweiß unserer Wanderung von uns abzuspülen und die versäumte Morgentoilette nachzuholen. Nach einer kurzen Siesta erschienen wir, frisch und guter Dinge, zum gemeinsamen Kaffee um Vier. Sogar der Doktor hatte, nachdem er ein warmes Bad genommen, einen guten Theil seiner Erschöpfung von sich abgestreift. Was den Pfarrer anging, so hatte ein dankender Blick Rösli's, als er ihr seinen Riesenstrauß überreichte, neues Feuer in seine Adern gegossen.

So war denn das Abenteuer glücklich bestanden, und ein stolzes Gefühl erfüllte unsere Brust, wie etwa die des Muselmanns, wenn er von der großen Wallfahrt wohlbehalten heimgekehrt ist und nun als frommer Mekkafahrer das Recht hat, einen grünen Turban zu tragen. Jawohl war es eine Wallfahrt zu einem Heiligthume und in einen Tempel groß und herrlich, wie ihn nur Gottes Hand zu bauen versteht.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Hab' ich es doch befürchtet, daß Sie nicht bei uns bleiben würden, lieber Freund!“ sagte Herr Werner; „allein ich kann und will Sie nicht aufhalten, sofern Sie mir versprechen wollen, morgen Mittag in der Familie mit uns zu speisen. Ich begreife, daß Sie zu Hause erwartet werden, denn Ihre Freundinnen Valentin werden nicht ohne Sie den heiligen Christ feiern wollen. Johanna soll Ihnen die Sachen dort zusenden!“

„Nicht doch, Herr Werner; ich nehme die Geschenke Ihrer Güte sogleich mit, — ich will niemand bemühen!“

„Dann erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen die Sachen einzupacken, damit Sie sie besser tragen können!“ rief Johanna mit muntrem Eifer; „ich bringe Ihnen sogleich alles!“ Und in der That kehrte sie auch in wenigen Augenblicken mit einer Pappschachtel zurück, welche sie zugeschnürt hatte und auf welcher der Spazierstock steckte.

Mit dieser Schachtel unter dem Arme wanderte Otte seiner Wohnung zu. Die freundliche Auszeichnung, welche in der Einladung des Herrn Werner gelegen hatte, that ihm wohl, denn sie war ein unverkennbarer Zoll der Hochachtung von Seiten dieses Mannes, welchen Otte selbst so hoch stellte. Aber abgesehen von einer innigen Regung der Dankbarkeit hiefür beschäftigte diese Angelegenheit Heinrich nicht weiter. Seine Gedanken waren bei den drei Schwestern, in deren Hause er eine neue Heimath gefunden und denen er ebenfalls eine Einbescherung gerüstet hatte. Er dachte an seine ferne Mutter, mit welcher er so gern diese Weihnachten gefeiert hätte, und an seine übrigen Verwandten; die bevorstehende Verheirathung Anheims hinderte ihn, sein Versprechen eines Besuchs bei ihnen in der Provinz zu erfüllen. Doch waren sie wahrscheinlich alle nun im Besitz der Geschenke, mit denen er ihrer gedacht hatte, und sie sprachen von ihm, sie feierten sein Andenken in der Ferne. Und dennoch, wie froh wäre er gewesen, jetzt unter ihnen zu seyn. Aber vielleicht warteten auch seiner einige Liebeszeichen von ihnen, denn Käthchen hatte ihm ja noch nachgerufen, es sey ein Paket für ihn eingetroffen, das ihm der heilige Christ unter dem Weihnachtsbaum bescheren solle. Und wer anders konnte in der Ferne sein gedenken, als die Mutter und die Geschwister? So eilte er denn mit beflügelten Schritten durch die Straßen der Stadt, in einer eigenthümlich weichen festlichen Stimmung. Jeder Weihnachtsbaum, dessen Lichter durch die hellen Scheiben auf die Straßen herunterschimmerten, steigerte die frohe, fromme Bewegung seines Gemüthes.

Jetzt hatte er die Promenade erreicht, jetzt erblickte er das Eckhaus; aber im Entresol waren die Fenster nur wie gewöhnlich matt erleuchtet, denn der tief heruntergelassene Schirm der Lampe concentrirte das Licht nur auf den runden Tisch. „Sie haben mich nicht mehr erwartet, die Einbescherung ist schon vorüber,“ flüsterte Otte vor sich hin, und betraf sich auf einem leisen Aerger darüber; „jenun, sie hatten im Grunde auch recht; wie konnten sie um meinetwillen die Anderen harren lassen, die sie ebenfalls zu beschenken haben. Und doch ist mir, als fehlte mir etwas zu meiner Weihnachtsfeier, wenn ich in diesem Hause den Christbaum nicht brennen sehe!“ Mit diesen leise geflüsterten Worten zog er die Hausklingel; die Thüre ging auf und auf dem Absatze der halben Treppe stand Käthchen mit einer Lampe in der Hand und rief ihm einen Willkommsgruß zu.

„Na, schön daß Sie noch kommen, Otte! alles ist gerüstet, wir hatten nur noch auf Sie gewartet!“ rief Käthchen munter; „wir hätten unsers heiligen Christs uns nur halb gefreut, wenn Sie ausgeblieben wären, denn Sie gehören ja zur Familie. Ah, Sie bringen hier schon Geschenke mit? — Nein, nicht hier herein! Hier ist die Einbescherung aufgebaut. Für heute Abend müssen Sie schon mit dem Nähzimmer vorlieb nehmen! — Julie,“ rief sie dann durch die Thüre des Wohnzimmers; „zünde die Kerzen an, er ist da!“

Als Otte in's Nähzimmer oder Atelier trat, wo sonst die Arbeiterinnen unter Mariens Aufsicht geschäftig waren, fand er Frau Valentin in ihrem Krankenstuhle bei Marien und Hedwig.

„Wie, meine liebe Frau Valentin, Sie sind noch aus dem Bette?“ fragte er sie.

„Na, das versteht sich doch, lieber Herr Otte! Glauben Sie denn, ich wolle nicht auch meinen heiligen Christ? Einer armen Kranken sind ja solche Feste besonders werth und tröstlich, denn ach wer weiß, ob ich noch viele solcher Tage mit den Meinigen feiern werde?“ setzte sie mit aufquellender Wehmuth hinzu.

„Und so ist denn mein Ausbleiben wohl Schuld gewesen, daß Sie so ungewöhnlich lange außer dem Bette sind, meine liebe Mutter?“

„Ach lassen Sie das, Otte! Der Schlaf flieht mich ja ohnedem!“ sagte die Kranke. „Wir waren alle darüber einig, bis zehn Uhr zu warten und lieber heute ohne Sie nicht aufzubauen, denn Sie müssen ja heute die Stelle meiner Söhne vertreten, die in alle Welt zerstreut nur im Herzen und im Geiste dieses Fest mit uns feiern können!...“ Die Rührung übermannte die gute Frau und Otte drückte ihr stumm die Hand. „Auch die kleine Hedwig soll heute den heiligen Christ mit uns feiern,“ fuhr dann Frau Valentin nach einer Weile fort. „Das arme Kind! denken Sie sich, Otte, ihr Großva... der alte Maruschke, wollt' ich sagen, — hat sich das Ansehen gegeben, als ob er gar nicht wisse, daß wir Weihnachten haben. Erst als Hedwig ihm ihr Geschenk überreichte, fiel ihm ein, daß es die liebliche Festzeit sey. Der schnöde Geizhals! dem armen Kinde da nicht einmal mit einigen Thalern eine Freude zu bereiten!“

Hedwig schlug die großen dunklen Augen, welche jetzt unwillkürlich feucht geworden waren, zu Frau Valentin auf und sagte bittend: „Nein, tadeln Sie ihn nicht, liebe Madame; ich bin überzeugt, er hat es selbst nicht genau gewußt, denn er ist manchmal ganz stumpf und vergeßlich. Ohne Zweifel holt er es morgen nach, denn er war so vergnügt, als ich ihm die gestrickte wollene Jacke übergab, welche ich mit Fräulein Käthchens Anleitung gefertigt hatte; und es fehlte wenig, so hätte er mich sogar geküßt.“

„Oh, das hätte er auch thun dürfen, der alte Filz, der eine solche Pflegerin gar nicht verdient!“ sagte Frau Valentin, von ihrer aufrichtigen Entrüstung hingerissen; „aber ich wette, bis morgen hat er wieder alles vergessen, und seine Geschenke werden Dir nicht in den Augen wehe thun, liebe Kleine!“

Hedwig rannen Thränen über die Wangen, aber Marie legte ihre Hand beschwichtigend auf des Mädchens Schulter und flüsterte: „Mußt ihr das nicht übelnehmen, liebes Seelchen! sie meint es ja nur gut mit Dir, aber sie mag den alten

Nachbar wegen seines Geizes nicht leiden. Ich bin überzeugt, daß der alte Maruschke Dir in diesen Tagen doch ein kleines Angebinde gibt, — und wenn nicht, so bist Du ja so klug und geduldig, Hedwig, daß Du Dich das nicht gegen den alten Mann verstimmen lässest!“ Statt aller Antwort küßte Hedwig Mariens Hand, und nahm dann ihren Strickstrumpf wieder auf.

„Herein, herein, Alle! der heilige Christ hat aufgebaut!“ rief Julie aus der rasch geöffneten Thüre des Nebenzimmers, durch welche heller Lichterglanz hereinfluthete, reichte dann Otte mit flüchtigem Gruße die Hand und half ihm den Rollstuhl der Mutter in das andere Zimmer schieben, während Käthchen herbeisprang, um Hedwig am Arme zu ergreifen und vor den Christbaum zu führen.

Im gewöhnlichen Wohnzimmer stand der lange ovale Tisch, in dessen Mitte der grüne Tannenbaum mit seinem reichen Schmucke brennender Lichter prangte. Am oberen Ende begannen die Geschenke, welche die drei Schwestern ihrer Mutter und Otte und Hedwig hergerichtet hatten, und daran reihten sich die Teller der Geschwister. Auch der abwesenden drei Brüder war gedacht worden, und jeder hatte seine Gabe, die ihm in die Ferne gesandt werden sollte.

Otte sah sich reich beschenkt von allen drei Schwestern, und selbst Frau Valentin hatte Strümpfe hinzugelegt, die sie eigenhändig für ihn gestrickt hatte: die einzige Arbeit, die ihr in ihrem Siechthum noch erlaubt und möglich war. Er war innigst gerührt, drückte Frau Valentin und ihren drei Töchtern der Reihe nach die Hand, und eilte dann hinauf, um die Geschenke zu holen, womit er sie überraschen wollte: für die Mutter einen warmen Fußsack von Pelz, für Julien Schiller's Werke, für Marie einen Blumentisch und für Käthchen einen schönen Pelzmuff. Auch Hedwig ging nicht leer aus: ihr Lehrer beschenkte die fleißige gelehrige Schülerin mit einer hübschen Schreibmappe und einigen guten, lehrreichen Büchern. Das arme Mädchen, zuvor schon durch die vorsorgliche Güte der Schwestern Valentin zu Thränen gerührt, brach in lautes Weinen aus, und küßte Otte's Hände in der tiefinnerlichsten Rührung.

„Der liebe Gott im Himmel, der in mein Herz sieht, weiß was ich in diesem Augenblick für Sie Alle fühle, und wie ich gerne mein Leben hingeben würde aus reiner ewiger Dankbarkeit für Sie Alle!“ stammelte Hedwig. „Der Himmel vergelte Ihnen reichlich, was Sie an mir armer heimathloser Waise gethan haben, meine Damen und Sie, Herr Otte! Oh, nein, niemals kann ich diese Schuld abtragen! Sie haben mich heute so glücklich gemacht, so recht in ganzer Seele glücklich, wie ich es gar nicht verdiene, denn ich bin eigentlich ein recht böses, verstocktes Kind!“

„Mit nichten, mein Herzchen! Du bist eigentlich ein gutes braves Kind und ein treues Herz,“ sagte Käthchen und schloß Hedwig mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit in die Arme und küßte ihr die Thränen aus den Augen; „Dir hat nichts gefehlt, als ein Bißchen Liebe, um alle Deine guten Eigenschaften zu entwickeln. Mein liebes armes Herz, das Schicksal hat Dir furchtbar hart mitgespielt; aber ich hoffe, Deine bösen Tage sind nun vorüber, denn wir verlassen Dich nicht mehr, so lange Du gut und brav bleibst, nicht wahr, Schwestern?“

„Gewiß,“ erwiderte Julie und küßte ebenfalls die arme Waise; „wie es auch kommen möge, Hedwig, ein Obdach in unserem Hause ist Dir immer gewiß, denn wir sind Dir recht gut.“

„Und es soll mir ein Anliegen seyn, mein liebes Kind, Dich in den Stand zu setzen, daß Du Dich durch Deine fleißige geschickte Hand anständig und unabhängig fortbringen kannst,“ fügte Marie hinzu.

„Komm her, liebe Hedwig,“ sagte nun auch Frau Valentin und breitete ihr weinend die Arme entgegen; „ich kann Dir nichts geben, als meinen Segen und meine Liebe, aber diese gebe ich Dir mit dem vollsten Herzen, wenn ich an meine drei Söhne denke, die jetzt auch so einsam draußen stehen in der Welt!“

„Ich werde für sie beten und für Sie alle,“ entgegnete Hedwig, vor dem Rollstuhle auf die Kniee niedersinkend, und barg die weinenden Augen in den Schoos der Kranken. Und es war als ob ein Engel durch das Zimmer flöge, so still ward es mit Einem Male, denn Allen war so feierlich zu Muthe und so weich, und ein linder Gottesfriede, der rechte Segen für die Festzeiten und die Festtags-Stimmung guter Menschen, senkte sich in Aller Herzen.

„Lieber Otte,“ flüsterte Julie endlich und berührte seinen Arm leise, „ich habe Ihnen dort in der Ecke noch besonders aufgebaut; kommen Sie — es harrt Ihrer noch eine Ueberraschung!“ und sie führte ihn zu einem kleinen, mit einem Vorhang verhangenen Tischchen, schlug den Vorhang zurück und stellte einen Armleuchter mit drei brennenden Kerzen auf den Tisch. „Sehen Sie, das alles habe ich Ihnen im Auftrage zu übergeben!“

Ein großer Pack und eine kleine Kiste standen auf dem Tische, und Adresse und Postzeichen verriethen, daß sie aus Waldenburg kamen. An der Kiste aber lehnte eine nußbraune Ovalrahme mit goldenem Innenrande und aus derselben blickten die ehrlichen ernsten Augen des Majors v. Dotter unserem Freund Otte entgegen, und unter dem Bilde stand in schönen kräftigen Zügen:

„Dem bewährten edlen Freunde Heinrich Otte in unverbrüchlicher Treue und Dankbarkeit sein Edmund Dotter.“

Und vor dem Bilde lag ein Brief des Majors, der nur die kurzen Worte enthielt:

„Mein lieber, bester Freund! Ich werde, wenn diese Zeilen und die beiliegende kleine Gabe in Ihren Händen ist, bei meiner theuren Mutter seyn, um die Festzeit mit ihr zu verbringen. Daß ich diese Freude noch genieße, danke ich Ihnen, und würde der edlen trefflichen Mutter nicht in die Augen sehen können, wenn ich mir nicht bewußt wäre, zuvor Ihnen gegenüber eine Schuld unermeßlichen Dankes anerkannt zu haben, welche ich auch meiner Mutter gestehen muß. Ich kann Ihnen, wackerer Freund, nichts Anderes geben als mich selbst, meine treue Freundschaft, meine brüderliche Liebe, — es ist das Beste, was ich habe, das Gut wo-

mit ich am meisten geize. Heinrich, Freund, Bruderherz! nimm mich zu Deinem Bruder an und gib fortan das trauliche brüderliche Du

Deinem treuverbundenen
Edmund Dotter.«

»Lesen Sie, Julie!« flüsterte Heinrich bewegt und reichte ihr den Brief; dann nahm er das Bild, hielt es mit beiden Händen auf Armeslänge von sich und betrachtete es eine Weile, worauf er es mit herzgefühlter Innigkeit an seinen Busen und an seine Lippen drückte, und mit tiefer Rührung ausrief: »Es ist ein edler, braver Mensch, und sein Brief macht mich wirklich stolz!«

»Ihr seyd beide einander werth,« sagte Julie mit feuchtem Auge und gab den Brief zurück. Dann überließ sie Otte sich selbst und der Prüfung des Inhaltes seiner erhaltenen Kiste und des Packes, aus denen Aepfel, derbes landesübliches Gebäck von Weihnachtsstollen und Pflaumenbrod, neue Strümpfe, blendendweiße Leinwand und ein Paar neuer Pantoffeln zum Vorschein kamen — letztere in Straminwolle genäht von seiner Schwester und angefertigt von seinem Schwager dem Schuhmachermeister. Aber noch von ganz besonderm Werthe waren die Briefe von der Schwester und dem Schwager, welche von der blinden Mutter berichteten und von dem Befinden aller Lieben daheim, und aus deren ungelenker Schrift doch solch warmes Gefühl treuer Herzen sprach. Die Strümpfe hatte die Blinde unter der Leitung ihrer Tochter gestrickt, und, wie sie Heinrich melden ließ, in jede Masche einen Glücks- und Segenswunsch für den treuen Sohn eingewoben. Auch die Leinwand war vom Handgespinnst der blinden Mutter gefertigt und durch der Schwester Zuthun ausgerüstet, und Röschen wußte des Danks und Rühmens kein Ende für alles, was der Bruder in seinem jungen Glück an der Mutter und ihr gethan habe, während der ehrliche Schuhmachermeister sich mit inniger Freude in der Schilderung des Aufschwungs erging, den sein Geschäft und Kundschaft genommen, seit die paar hundert Thaler, welche ihm Heinrich vorgeschossen, ihn in den Stand gesetzt, es besser und ausgedehnter zu betreiben und einen Laden in der Hauptstraße zu miethen.

Als Otte diese Briefe zu Ende gelesen und seiner Rührung einigermaßen Herr geworden war, sah er sich allein im Wohnzimmer. Die Schwestern hatten in aller Stille den Rollstuhl der Mutter in die andere Stube geschoben, die Kerzen des Christbaums ausgelöscht und sich entfernt, um ihn allein zu lassen mit den Liebesgaben der Seinigen. Nur die Kerzen des dreiarmigen Leuchters brannten noch vor ihm auf dem Tische. Er steckte die Briefe zu sich, ergriff den Leuchter und kehrte zu den Frauenzimmern in's Atelier zurück, das der dampfende Punschnapf auf dem Tische mit einem starken süßen Duft erfüllte.

»Platz genommen, Hausherr!« rief Käthchen mit dem Punschlöffel in der Hand; »Julie bringt nur die Mama zu Bette, und Marie holt die Schinkenbrödchen aus der Speisekammer. He, gib nur Dein Glas her, Hedwigchen! wir müssen ja allesammt anstoßen auf ein glückliches und frohes Zusammenleben! Armes Kind, wirst das erwärmende Getränke wohl bedürfen in Deiner kalten Schlafkammer auf dem Speicher!«

»Ich bin nicht verwöhnt, sondern abgehärtet, Fräulein Käthchen, und das Bett ist gut,« versetzte Hedwig freundlich. »Herr Maruschke kann mir eben keine andre Schlafstätte geben, als wie er sie selber hat. Er ist arm und das kleine Ladengeschäft geht so schlecht, daß es ihn selbst kaum ernährt!«

»Ta, ta, ta! die Leute sagen das Gegentheil, Kind!« sagte Käthchen; »alle Welt hält den Alten für sehr reich; aber um seiner ewigen Seligkeit willen möchte ich auch lieber annehmen, daß er arm ist, denn es wäre doch schrecklich, wenn er nur aus schmutzigem Geiz so jämmerlich und elend lebte und Dich so kümmerlich hielte, meine liebe Kleine. Jede von unseren Arbeiterinnen ist ja besser daran als Du!«

»Liebes Fräulein, was liegt daran?« rief Hedwig; »es könnte ja mit mir noch schlimmer seyn. Denken Sie nur, wenn ich, wie andere verwahrloste Kinder, heimathlos in die Welt hinausgestoßen wäre, jeder Unbill und jeder Verführung preisgegeben! Nein, ist diese Heimath auch arm, so hab' ich doch darin Schutz vor Verführung, bösem Beispiel und schlechter Umgebung, und habe liebe rechtschaffene Freunde!«

»Na, aber besser wäre es schon, Du trätest ganz in unser Atelier, wie Marie es Dir vorgeschlagen, Kind!«

»Oh, sagen Sie das nicht, Fräulein Käthchen!« versetzte Hedwig mit einem aufrichtigen Schmerze. »Rücken Sie mir jene Versuchung nicht wieder vor, liebes Fräulein; Sie müßten mich ja doch verachten, wenn ich ihr nachgäbe und aus Eigennutz und Selbstsucht meine Pflicht gegen Herrn Maruschke versäumte. Er hat mich aufgenommen, wenn auch gezwungenerweise, als ich nicht hatte worauf ich mein Haupt legte, obschon ich, wie er immer sagt, nicht seine Verwandte, sondern ihm nur aufgedrungen worden sey. Er ist feindselig und bitter gegen alle Menschen, aber doch gegen mich nicht so sehr wie gegen Andere, und er hat Stunden, wo er sogar freundlich gegen mich seyn kann, z. B. wenn er krank ist und seine Gicht ihn an's Bett fesselt. Sollt' ich nun, um besser zu wohnen und reichlicher zu essen und hübscher gekleidet zu seyn, ihm davonlaufen? Oh, glauben Sie mir, Fräulein Käthchen, selbst wenn ich gehalten würde, wie eine Königin, könnte ich eines solchen Lebens nicht froh werden bei dem Gedanken, daß er in seinem Hause verlassen und hülflos läge, und vielleicht aus Armuth aller Pflege entbehrte. Nicht wahr, Herr Otte, wenn ich das thäte, wäre ich der Freundschaft und Zuneigung guter Menschen, und der Mühe, die Sie sich um meinen Unterricht geben, nicht würdig?«

»Ja, liebe Hedwig, folgen Sie darin nur Ihrem Herzen. Ich bin überzeugt, Fräulein Käthchen hat Sie nur auf die Probe stellen wollen, denn sie denkt nicht anders hierüber, als Sie selbst!«

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortsetzungen der „Weißen Frau“ und der „Frau Kommerzienrath“ folgen, wegen Mangels an Raum und aus Rücksicht auf die unerläßliche Mannichfaltigkeit des Inhalts in den nächsten Heften.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

Und gleichsam zur Bestätigung seiner Worte umarmte nun Käthchen die Waise wirklich und sagte: „Lieb Herzchen, handle nur ganz nach Deinem Gefühl; und von dem Andern soll nie wieder die Rede seyn, so lange Dein alter Maruschke lebt. Aber nun lasset uns essen und trinken und guter Dinge seyn!“

„Eingeschenkt, Unterhaus! den Imbiß herumgereicht, Oberhaus!“ rief Julie lächelnd; „es ist seit langer Zeit der erste Weihnachtsabend, den wir ganz ungenirt und in Muße feiern dürfen! Sonst mußten wir gewöhnlich noch über Hals und Kopf bis in die tiefe Nacht hinein arbeiten, um unsern Weihnachts-Aufträgen zu genügen; dieses Jahr sind wir wundershalber rechtzeitig fertig geworden.“

„Schlimme Zeiten haben doch auch ihr Gutes,“ sagte Marie lächelnd; „man verdient weniger, wird aber eher seines Lebens froh.“

„Ach, dieß ist den armen Mädchen zu gönnen, denen solche Ueberbürdung mit Arbeiten gewöhnlich am wenigsten einträgt,“ sagte Käthchen. „Wie vergnügt sie heute alle weggingen, als wir ihnen aufgebaut hatten!“

„Wie? das ist schon geschehen?“ fragte Otte.

„Schon nach acht Uhr,“ versetzte Marie; „wir wollten unserer Christbescherung ganz den Charakter eines Familienfestes geben.“

„Und nun fröhliche Weihnachten, meine Freunde und Schwestern!“ sagte Julie herzvergnügt und erhob ihr Glas; „Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen, und ein freundliches treues Andenken allen unseren Lieben nah und fern!“

„Amen!“ sprachen alle und klangen mit den Gläsern an.

„Und noch oft eine frohe Wiederkehr dieses hehren Festes in unserm Kreise!“ sagte Otte.

Die reinste, herzlichste, harmloseste Fröhlichkeit herrschte im Kreise, und man gedachte aller Abwesenden, noch besonders der Brüder Valentin, der Mutter und Geschwister Otte's.

„Ach sieh doch,“ rief Käthchen als sie einmal zum Nebentisch eilte, um ein Teller mit Backwerk zu holen, — „da steht ja noch der Karton, welchen Herr Otte von Werners mitgebracht hat! die Schachtel enthält gewiß Angebinde, welche Ihnen bei Werners aufgebaut worden sind, Otte? die müssen Sie uns zeigen. Frau Werner's Weihnachtsbäckereien genießen einen Ruf in der ganzen Stadt!“

„Wohlan, öffnen Sie nur die Schachtel, und verkosten Sie das Konfekt!“ sagte Otte; „wir Männer machen uns aus solchen Süßigkeiten wenig!“

„Ah, darf ich?“ rief Käthchen; „doch nein, ich thu's nicht. Sie müssen selbst auspacken!“ Das geschah denn auch, und die Honigkuchen, Stollen und das Konfekt fanden bewundernde Anerkennung, ebenso die schöne feine Linnenwaare, die mit prüfendem Finger befühlt wurde. — „Halt! was ist das?“ rief Käthchen und griff nach einem kleinen Paket in starkem weißem Papier.

„Dieß hier? das hab' ich ja noch gar nicht bemerkt!“ entgegnete Otte und erbrach das gesiegelte Paket. „Ein Notizbuch mit Stickerei und meiner Chiffre?“ rief er; „wie kommt dieß hier herein?“

„Ach, das ist sicher eine Arbeit von Fräulein Johanna Werner!“ platzte Käthchen heraus; „Otte, Otte, Sie sind ein Schalk, und dieses Geschenk hat etwas zu bedeuten. Sie haben eine kleine Liebschaft mit Fräulein Johanna!“

„Eine Liebschaft? — Ich kann Sie versichern, liebes Käthchen, daß ich mit Fräulein Johanna noch keine zwei Dutzend Worte gewechselt habe; geschweige denn, daß wir so vertraut mit einander stünden, um eine junge Dame zu veranlassen, daß sie mir eine Handarbeit . . . “

„Oh, Fräulein Johanna hat Temperament!“ sagte Käthchen halb ironisch; „vielleicht ist das Notizbuch da nur als ein Wink, als eine Avance zu verstehen . . . .“

„Pfui doch, Käthchen! Deine Vermuthungen sind unzart!“ sagte Julie und ihre Stimme war nicht ganz so klar und ruhig wie sonst; „mich dünkt, die Sache erklärt sich einfacher. Herr Werner führt ja in seinem Exportgeschäft auch Stickereien und Cartonnage-Arbeiten; da ist es doch ganz natürlich . . . .“

„Bah, aber was steht auf diesem Zettelchen hier?“ rief Käthchen und las von dem aus einer der Taschen des Notizbuchs herausgezogenen Papierstreifen die Worte: „Herrn Heinrich Otte zu Weihnachten 185—, in bewundernder Anerkennung einer edlen, im Verborgenen vollbrachten That, J. W.“ — „Nun?“ fragte sie; „wer hat nun Recht? J. W., d. i. Johanna Werner! das Fräulein leugnet es ja selbst nicht!“

„Ich begreife das nicht, jedoch möcht' ich dreist behaupten, daß ich dieses Paket nicht auf meinem Teller gesehen habe,“ sagte Otte; aber nun fiel ihm ein, daß ja Johanna ihm seine Geschenke in die Pappschachtel gepackt hatte, was er jedoch verschwieg. Alle waren nun stumm und schienen gedankenvoll geworden zu seyn, Julie vorzugsweise. Die alte Heiterkeit wollte nicht mehr recht in Gang kommen, und man trennte sich bald; Otte übernahm es, Hedwig noch nach Hause zu geleiten, denn draußen war ein Schneegestöber ausgebrochen, das schon einen spannenhohen Schnee über die Erde gelegt hatte. Als Hedwig die niedrige Hausthüre erschlossen und Otte ihr die verschiedenen Geschenke die sie erhalten, auf den Arm gelegt hatte, ergriff das Mädchen hastig und linkisch seine Hand, drückte einen Kuß darauf und flüsterte unter einigen heißen Thränen, welche darauf herabfielen, tief bewegt: „Gott segne Sie, Herr Otte, und lohne Ihnen durch Fräulein Johanna, was Sie mir Gutes gethan haben!“ Dann sprang sie in's Haus hinein und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Durch Fräulein Johanna? was war das?“ fragte Otte betroffen, und kehrte dann gedankenvoll in seine Wohnung zurück, wo er noch lange auf und niederging und sich die Ereignisse des Abends überdachte.

11.

Es ist ein leidiges Ding um solch einen Gedanken, den uns jemand in den Kopf wirft und der darin Wurzel schlägt und keimt und austreibt und immer weiter wächst, bis er endlich unser ganzes Sinnen und Denken und Dichten und Trachten erfüllt. Es ist ein Funke, der zur hellen Lohe heranwächst oder zur verzehrenden Glut. Das sollte Heinrich Otte in dieser Nacht empfinden. Noch gestern Mittag war ihm Johanna Werner nichts andres, als ein hübsches schlankes blasses Mädchen, die Tochter eines Mannes welcher ihm wohlwollte. Mit keinem noch so leisen Gedanken hätte Otte sich je Hoffnung gemacht, seine Wünsche zu Fräulein Johanna erheben zu dürfen, mit welcher er nur selten Blicke, noch seltener Worte gewechselt hatte. Seine eigene Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, sein Zartgefühl, seine Dankbarkeit für die ehrende Auszeichnung womit ihn der reiche Kaufmann beehrte, — all diese Regungen würden ihn veranlaßt haben, jeden vagen Wunsch oder Traum von Johanna's Besitz im Keime zu ersticken, wenn sich jemals ein derartiges Etwas bei ihm geregt hätte. Nun hatte ein Scherzwort, welches Käthchen unbedacht hingeworfen, hatten der Umstand mit dem Notizbuch und all die Bemerkungen welche sich hernach daran geknüpft, unserm jungen Freunde diesen Gedanken mit Macht wieder vor die Seele gerückt, und dieser war gleich einem jener Samenkörner von Unkraut, die mit geflügelten oder gewimperten Widerhaken versehen, sich allenthalben anklammern und festhaken wohin sie fallen, in sein Gemüth eingebettet um hier zu keimen und zu wuchern. Heinrich hätte nicht 29 Jahre alt und Kaufmann und in seiner Weise ehrgeizig seyn müssen, wenn sich der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Verbindung, welche ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht stellte, nicht ganz verlockend in seine Einbildungskraft eingeschlichen hätte. Und so war es nicht zu verwundern, wenn ihn dieser Gedanke die lange Winternacht hindurch im Wachen und Träumen verfolgte und er ihn nach allen Seiten hin überlegte und seine Chancen abwog und endlich trotz aller Bedenken zu der Ueberzeugung kam: Johanna müsse ihm gewogen seyn und habe ihm dieß, obschon in anderer Form, durch jenes Notizbuch zu erkennen geben wollen. Daß sie es selbst gestickt und für ihn verfertigt hatte, das verrieth ja die in Goldfäden und gothischen Buchstaben darauf angebrachte Chiffre H. O. in einem Kreuze von Veilchen und Vergißmeinnicht. Diese Seite der Thatsache war ermuthigend. Aber ihm hielt der Zweifel, was wohl Herr Werner dazu sagen würde, das Gleichgewicht; und Heinrichs redlicher Sinn sträubte sich gegen den Gedanken, hinter dem Rücken und gegen den Willen seines Gönners eine Neigung Johanna's zu nähren, die vielleicht den Absichten ihres Vaters entgegenlief.

Endlich graute der Wintertag, und der Schneeblink von der Promenade her fiel durch die weißen Gardinen in Otte's Stübchen. Er stand auf, machte Feuer in den Ofen, verzehrte gedankenvoll das Frühstück, welches ihm das Dienstmädchen heraufbrachte, und blätterte in den Zeitungen; aber immer kehrten ihm Blicke und Gedanken wieder zu dem Notizbuche zurück, das vor ihm auf dem runden Tische lag, und vor seinem innern Blicke stand immer wieder Johanna's Bild, wie sie mit gerötheten Wangen und in ungewöhnlicher Hast die ihm bescherten Geschenke an sich genommen hatte und damit weggeeilt war um sie einzupacken, und wie sie dann mit einer gewissen scheuen Befangenheit ihm die Pappschachtel wieder eingehändigt, gleich als ob das Gewissen sie halb schlage, daß sie ihr Geschenk hehlings dort hineingeschmuggelt, oder als ob sie halb bange gewesen sey, wie er dieß Geschenk aufnehmen werde, wenn er es finde. Selbst als das Diestmädchen all die anderen Geschenke heraufbrachte, die er gestern Abend noch unten bei den Fräulein Valentin gelassen und als ihm ein kleines Päckchen in Zeitungspapier in die Augen fiel, das er gestern Abend nicht bemerkt hatte, und als er beim Oeffnen desselben nur ein paar grauwollener Strümpfe und ein Paar Pulswärmer von bunter Wolle darin fand und ein mit einer Stecknadel angesteckter Zettel mit den Worten: „Wenig zwar, aber von Herzen und mit aufrichtigen Segenswünschen von einer dankbaren Schülerin H. S.,“ ihm Hedwig als die Geberin verrieth, die schüchtern und verschämt die arme Gabe vielleicht heimlich unter die anderen Sachen versteckt hatte, — selbst dann wollte der Alles beherrschende Gedanke an Johanna nicht weichen. Ja selbst als Heinrich sich an seine Schreibkommode setzte und an die Seinigen nach Waldenburg schrieb, war er zerstreut und mit seinem Brief unzufrieden, schloß daher die Kommode, kleidete sich an und ging mit einem Umweg über den beschneiten Wall nach seinem Comptoir, um nach der eingelaufenen Korrespondenz zu sehen.

„Ei seht doch,“ sagte Käthchen, die in der Wohnstube vor dem Spiegel stand und ihre Toilette zum Kirchgang vollendete; „Otte geht schon aus, ohne uns wie sonst guten Tag zu sagen!“

„Er wird in's Geschäft gehen, um die Post zu besorgen, weil Anheim verreist ist,“ sagte Marie, die noch eine neue Schleife an ihren Hut nähte; „solch ein Bankgeschäft duldet ja keine Feiertage.“

„Er ist vielleicht verletzt von Deiner gestrigen Neckerei mit Johanna Werner, Käthchen,“ sagte Julie, die am Fenster saß und in einem Band von Schiller's Werken las, welche Otte ihr am vorigen Abend aufgebaut hatte, denn an ihr war heute die Reihe, bei der kranken Mutter zu Hause zu bleiben, während die Schwestern und das Dienstmädchen zur Kirche gingen. „Es war nicht zart von Dir, ihn damit zu necken!“

„Ach geh', Julchen! Otte versteht einen Scherz,“ versetzte Käthchen. „Und mir nimmt er nichts übel, denn er kennt meine ungebundene Weise.“

„Hm, es war doch nicht gerade taktvoll, Käthchen, ihn mit Fräulein Johanna zu necken,“ sagte Marie. „Gesetzten Falls, es wäre auch ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, welches wir kennen, so mußte ihn Dein Scherz verletzen.“

„Nun ja, mag seyn!“ sagte Käthchen; „aber er mußte ihm auch die Augen öffnen und zeigen, daß Fräulein Johanna jetzt keine Parthie für ihn mehr ist, wenn auch ihre Hand ihm eine Zukunft verschaffen kann.“

„Käthchen, Du gehst zu weit!“ rief Julie verweisend, befangen und rasch wechselnder Farbe; „Du kränkst damit ihn und Fräulein Werner. Bedenke daß das Gerücht nicht erwiesen ist und von Feinden und Neidern in Umlauf gesetzt worden seyn kann, deren der glückliche Kaufmann manche haben mag. Aber auch abgesehen davon, dürfen wir ein solches Gerücht nicht wiederholen, wenn wir uns nicht einer gemeinen Gesinnung schuldig machen wollen. Und dann solltest Du, denk' ich, Otte zu gut kennen, um ihm eine Handlungsweise zuzutrauen, die im Grunde zwar nicht gerade unehrenhaft, aber auch nicht ganz tadellos wäre, vorausgesetzt er wüßte um die behauptete Thatsache.“

„Ach geh' mir mit den heutigen Männern, Julchen, und mit den Kaufleuten insbesondere!“ versetzte Käthchen in ihrer 'ungebundenen Weise', die ohne langes Bedenken alles äußerte, was ihr momentan durch den Kopf schoß; „Otte ist zwar ein ganz braver und respektabler junger Mann, aber bei all seinen Vorzügen ein armer Teufel, und wer weiß, wie er sich halten wird, wenn ihm der Goldteufel einmal mit seinen Versuchungen nahe tritt? Fräulein Johanna ist ein hübsches keckes Ding, das trotz aller Gerüchte den Leuten eine kecke Stirne zeigt und an dem Gymnasiasten schon gelernt hat, wie man Männer einfängt ....“

„Schwester, Du bist garstig!“ rief Julie verweisend und mit Thränen des Unmuths in den Augen, während Glut und Blässe sich auf ihren Wangen jagten. „Ich könnte Dir ernstlich böse seyn, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du in Deinem Herzen selbst Otte keiner niedrigen Handlungsweise für fähig hältst.“

„Ach was, Julchen, wer spricht denn davon?“ sagte Käthchen. „Ich halte zwar nichts auf unversuchte Tugenden, und auch Heinrich Otte muß sich erst hierin erproben. Aber wie sollte ich ihm denn zu nahe treten, wenn ich einfach annehme, er gefalle dem Fräulein Johanna und sie mache ihm süße Augen und er wisse nichts um das Gerücht? Da muß ich es ja ganz natürlich finden, daß ihm die elegante junge Dame, die Tochter des reichen Kaufmanns, besser gefällt und mehr einleuchtet, als z. B. eines von uns drei armen Mädchen. — Doch genug davon, Herzchen! Adieu nun, und vergiß nicht, Mama aus der Postille vorzulesen, damit sie auch ihre Andacht zum heiligen Weihnachtsfeste hat!“ Damit küßte sie Julie, nahm dann mit einem frohen Selbstgefühle ihren neuen Pelzmuff und ging mit Marien nach der Kirche.

Als Julie allein war, legte sie den Schillerband auf den Fenstersims, faltete die Hände im Schoos und starrte wehmüthig und gedankenvoll in den hellgrauen Schneehimmel hinaus. Sie war heute blässer als sonst, und ihre schönen, lebhaften, geistvollen Augen etwas trübe, als ob auch sie eine schlummerlose gedankenschwere Nacht durchwacht habe. Ihr feines Köpfchen hing so schwer und schlaff zur Seite, wie eine Blüthe, die ein rauher Wind geknickt, und die mehr geistigen und beredten als schönen Züge verriethen nun eine wirkliche Wehmuth. Ihr kleiner schmaler Fuß trommelte ungeduldig auf dem Schemel und ihrem Busen entstiegen einige mühsam gedämpfte Seufzer. — „Ach ja, Käthchen hat recht! das leidige Geld!“ flüsterte sie, stand dann auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Wer sie so sah, die schlanke zierliche Gestalt von Mittelgröße, deren Ebenmaß sich in der schwarzseidenen Robe, die bis zum Hals geschlossen war, so vortheilhaft hervorhob, wer die feine dünne Nase mit den beweglichen Nasenflügeln, den kleinen Mund mit den feinen schmalen Lippen, das schöne schlanke Oval des Gesichts, von reichem dunkelbraunem Haar eingerahmt, die hohe freie Stirne und die dunklen klugen Augen darunter genau betrachtete, der konnte sich nicht verhehlen, daß Julie ohne schön zu seyn, doch eine wirklich gewinnende Erscheinung war. Es lag etwas von ruhiger Würde und entschiedenem Charakter in ihrem Wesen, und der beredte Ausdruck ihres Auges, das anmuthige Lächeln der feinen Lippen, die zwei Reihen blendend-weißer kleiner Zähne enthüllten, verriethen eine geistige Rührigkeit und Lebendigkeit, die selbst auf die alltäglichsten Beobachter nicht ohne Wirkung blieben, eben weil sie ungesucht wirkten. Aber heute war dieß alles einer inneren Unruhe gewichen, einer mühsam verhehlten Erregung, welche Juliens ganzes Wesen offenbar tiefer ergriff, als sie an die Erscheinung treten lassen wollte. Und doch hatte gerade dieser verstohlene Widerschein eines innern Kampfes wieder etwas, das ihre Erscheinung noch pikanter machte. — „Ach, wer kann es ändern?“ flüsterte sie endlich, und mit einem Versuch stiller Ergebung; „wir müssen es eben geduldig tragen. Mammon ist nun einmal der Herr der Welt. — Ich komme, Mama, ich komme!“ setzte sie dann laut hinzu, als sie den Ruf der Mutter aus dem Nebenzimmer gehört hatte, und wusch sich noch rasch die Augen mit kaltem Wasser, um alle Spur von Thränen zu vertreiben. „Wenn er nur mit Johanna glücklich wird, dann will ich mich ja gerne bescheiden,“ flüsterte sie halblaut und resignirt. —

Mittag war vorüber, als Otte sich nach Herrn Werner's Hause begab, um der Einladung zum Mittagessen zu folgen. Bei seinem Eintritt in das Empfangszimmer fand er dieses leer, aber aus dem Nebenzimmer erklangen in vollen Akkorden die Saiten eines Flügels von den Tönen eines Beethovenschen Musikstückes, und Heinrichs Herz pochte, denn das gewandte Spiel verrieth ihm Johanna als die Spielerin. Aber sogleich verstummte der Flügel und eilig, mit hochgerötheten Wangen erschien Johanna unter der Portiere, und bot ihm freundlich wiewohl befangen guten Tag.

„Seyn Sie willkommen, Herr Otte! Papa wird sogleich erscheinen,“ sagte sie; „er ist nur eben mit Mama und Ottilien zur Großmutter. Bitte, nehmen Sie Platz!“ Sie betrug sich so ungezwungen wie möglich, aber ihrem blitzenden Auge entging die Befangenheit Otte's nicht, und als sein Blick dem ihrigen begegnete, schlug sie die Augen nieder und wagte nicht zu reden, denn ein seltsames Kribbeln in der Kehle, ein gepreßter Athem würde sie verrathen haben.

Eine Pause entstand, beiden peinlich bewußt. Endlich hub Otte an, indem er das Notizbuch aus der Tasche zog: „Mein Fräulein, Sie haben mich so angenehm überrascht durch Ihre Güte, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen meine Schuld der

Dankbarkeit abtragen soll!“ Sie winkte mit der Hand, aber er fuhr fort: „Ich weiß nicht, was für eine That Sie meinen, aber schon das Faktum, daß Sie meiner gedachten, ist eine Gunst, die mich ungemein entzückt, und ich werde mich bemühen, derselben stets würdig zu seyn....“

„Oh, das sind Sie längst, Herr Otte!“ entfuhr Johanna unwillkürlich; „Handlungen wie die Hülfe, welche Sie Herrn v. Doller leisteten, werden nicht mit Orden und Ehrenkreuzen belohnt; aber wenn ein Mädchen Ihnen dafür seine bewundernde Anerkennung ausspricht, werden Sie milde urtheilen und mich darum nicht für unweiblich halten....“

„Niemals!“ sagte Otte warm; „Ihre Güte überschätzt mein geringes Verdienst dabei. Sagen Sie mir nur, wie ich Ihre gute Meinung verdienen, Ihnen meinen Dank für Ihre Theilnahme beweisen kann!“

„Am besten durch — Schweigen!“ versetzte Johanna erglühend und verwirrt. „Lassen Sie niemand die Geberin ahnen, denn die Welt würde darin vielleicht einen Verstoß meinerseits gegen hergebrachte Sitte sehen. Aber ich bin ein leidenschaftliches Ding und folge immer nur der ersten Eingebung, wenn es auch noch etwas thörichteres ist, als was ich Ihnen gegenüber gethan habe. Ich schäme mich allerdings meiner That nicht, denn es machte mir so viele Freude, Ihnen dieses Notizbuch zu verfertigen. Allein dennoch dürfte Papa nie etwas davon erfahren, denn er sähe darin nur wieder einen meiner tollen Streiche, und um seinetwillen bitte ich um Ihre Discretion!“ Otte legte mit stummer Geberde die Rechte auf's Herz. „Es wird Sie überrascht haben, mein kleines Angebinde in der Schachtel zu finden, und es war wiederum ein unbesonnener Streich von mir, die jähe Eingebung eines Augenblicks. Ich hatte die Absicht, es Ihnen anonym zuzusenden; aber die Gelegenheit war so verlockend — ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und doch — doch würde ich mich ja vielleicht verrathen haben, wenn Sie es unter den anderen Geschenken gefunden hätten, ohne es zuvor bemerkt zu haben. Es blieb mir also nichts andres übrig, als den Zettel hineinzulegen. Ich weiß, dieß war unzart, und ich habe es so bereut, daß ich... daß ich die ganze Nacht kein Auge geschlossen habe. Was mußten Sie von mir denken?“

„Mein Fräulein, diese Erklärung verbindet mich Ihnen noch inniger,“ entgegnete Otte; „seyn Sie meiner aufrichtigsten Dankbarkeit und strengsten Discretion versichert.“ Er erfaßte ihre Hand und drückte sie leise; sie überließ sie ihm und blickte ihn mit einem eigenthümlich verklärten feuchten Blicke an, aber die Hand zitterte merklich in der seinigen, als sie sie zurückzog.

„Ich glaube Ihrer Versicherung und bedarf ihrer, um ruhig zu seyn,“ fuhr sie mit steigender Erregung fort. „Ich weiß, ich bin thöricht und unbedacht; aber es ist nicht meine Schuld. Ottilie und ich haben das Unglück gehabt, unsere liebe Mutter früh zu verlieren; wir wuchsen ziemlich wild auf und ich hatte stets meinen eigenen Willen, denn Papa ging nur seinen Geschäften nach, und Fräulein Adolphi, unsere Gouvernante, war eine gute, schwache, nervöse Person. Da konnte es denn nicht fehlen,“ setzte sie mit dunkler Röthe hinzu; „daß ich nicht so ward, wie ich hätte sollen; aber ich bin darum nicht schlecht...“

„O nein, Sie sind gut, seelengut, nur sanguinisch und impressionabel!“ sagte Otte voll Theilnahme. „Aber diese Gewohnheiten ändern sich mit den Jahren, und Sie sind ja noch so jung und verständig genug, um einzusehen, was Ihnen noch fehlt, und Sie haben, dünkt mich, ein nachahmungswürdiges Vorbild an Ihrer Mutter. Frau Werner ist eine sehr feine gewandte Frau....“

„Die Stiefmutter?“ fragte Johanna mit einem halb ironischen Tone und einem schmollenden Aufwerfen der Lippen; „nun ja, sie hat hübsche Umgangsformen und viel Routine; allein im Grunde ist sie lange nicht so viel wie sie zu seyn scheint, und ich wenigstens habe in ihr weder eine Freundin noch eine Mutter gefunden. Von ihrem Einfluß auf mich erwarte ich nichts. Sie ist seit fünfzehn Monaten Papa's Gattin und Herrin dieses Hauses, aber sie hat sich noch nicht einmal herbeigelassen, mein Vertrauen zu erwerben oder das herzliche Entgegenkommen, womit ich mich ihr näherte, zu erwidern. Nein, von ihr werde ich nichts lernen; ich werde nichts thun, was sie verlangt, sondern nur das Gegentheil, denn ich sehe deutlich, sie liebt Papa nicht; sie hat nur sein Geld und seine Lebensstellung geheirathet. Ich bedaure meine arme Schwester Ottilie, dieses treffliche arglose Herz, wenn sie in diesem flachen Weibe endlich enttäuscht wird. Nein, Herr Otte, lieber will ich bleiben, wie ich bin, als irgend etwas von der Stiefmutter mir aneignen.“

„Nicht doch, mein Fräulein! ich fürchte, Sie gehen zu weit,“ sagte Otte. „Gute Lehren sind beherzigenswerth, auch wenn Sie von einer Seite kommen, wo sie nicht immer durch gutes Beispiel unterstützt werden. Ob Stiefmutter oder nicht, bleibt ja Frau Werner doch immer die rechtmäßige Gebieterin dieses Hauses, und wenn Sie das unbehagliche Vorurtheil gegen sie nicht in sich hinunterkämpfen, so wird allmählig der Riß zwischen Ihnen und der Mutter immer größer. Es ist ja Ihre Pflicht, sich zu akkommodiren!“

Johanna blickte zu Boden und erröthete. „Sie haben recht, ich weiß es,“ sagte sie und in ihren Wimpern blinkte ein verrätherisches Naß. „Ich fühle deutlich meine Fehler, und möchte sie gerne verbessern. Und glauben Sie mir, wenn ich jemanden hätte, der... der mir vertraute und mir gut wäre... und dem ich ein offenes freundliches Vertrauen entgegen tragen dürfte, — da könnte ich alle meine Fehler ablegen, da würde ich seinetwillen mich unabläßig bemühen, recht brav und vollkommen zu werden!“

Otte ward verlegen, denn dieses Gespräch nahm eine verzweifelt persönliche Wendung; er durfte nicht verstehen, was vielleicht hinter diesen Worten lag. Es erschien ihm wie ein Unrecht gegen Johanna's Vater, daß er nur auf diese Gegenstände eingegangen. „Aber Sie haben ja einen solchen Freund und Vertrauten, mein Fräulein!“ erwiderte er mit einer Wärme, daß Johanna erwartungsvoll zu ihm aufblickte; „an wessen Lob und Freude und Vertrauen könnte Ihnen mehr gelegen seyn, als an denen Ihres Vaters?“

Johanna erglühte tief und senkte das Auge wieder mit einem Seufzer. „Ich habe Papa's Vertrauen verscherzt," flüsterte sie beinahe weinend; „und doch ist er so gut, so zärtlich, so schonend, so herzensgütig gegen mich, wie ich es gar nicht verdiene. Selbst die Einflüsterungen meiner Stiefmutter haben mir seine Liebe nicht zu rauben vermocht," fuhr sie mit steigender Bewegung fort; „aber Papa hat den Kopf immer voll von Geschäften und Sorgen, und so finde ich selten Gelegenheit.... Aber da kommt er selbst!" unterbrach sie sich plötzlich und deutete aus dem Fenster nach der Straße, wo Herr Werner mit Frau und Tochter eben gegen das Haus heranschritt. — Das Gespräch stockte und Johanna verwischte die Spuren ihrer inneren Erregung, und suchte gefaßt und gleichgültig heiter zu erscheinen, bis ihr Vater wieder in's Zimmer trat.

„Ah, guten Tag, lieber Otte! Schön daß Sie kamen!" sagte Werner und drückte dem Gast freundlich die Hand; dann wandte er sich mit einem etwas strengen Blick zu seiner älteren Tochter. „Wie?... Du schon hier, Johanna?" fragte er mit ernster, mißtrauischer Stimme; „ich wähnte Dich bei Claudine Töpen zum Besuch!"

„Ich war auch dort, Papa, aber Claudine ausgegangen," entgegnete Johanna ruhig, wagte aber nicht den Papa anzusehen. „Ich fürchtete, euch nicht mehr bei der Großmutter zu treffen und..."

„Schon gut!" fiel ihr Werner mit einer Barschheit in die Rede, welche Otte noch nie an ihm bemerkt hatte. „Geh jetzt und sorge für den Keller!"

Johanna ging wie auf einem Unrecht ertappt, und Otte gerieth in eine peinliche Befangenheit, denn er mußte sich sagen, Herrn Werners Benehmen gegen seine Tochter deute unverkennbar auf einen vagen Argwohn hin, Johanna habe vielleicht diese Begegnung mit ihm, Otte, absichtlich gesucht, und Werner habe ihn im Verdacht einer Konnivenz damit, ein Bewußtseyn das ihm sehr peinlich war aber auch heilsam, denn alle die Hoffnungen und Träume, mit welchen er sich die ganze Zeit seit dem gestrigen Abende getragen hatte, fielen mit Einem Schlage in's Wasser. Herr Werner hatte offenbar mit Johanna andere Pläne.

Des Kaufherrn scharfem Blick entging nicht, daß Otte etwas verblüfft und empfindlich war und er suchte diesen Eindruck bei ihm zu verwischen, indem er ihn freundlich bei der Hand nahm und in ein Nebenzimmer vor Dotter's Photographie führte. „Sehen Sie," sagte er, „damit hat der Major uns heute erfreut. Recht freundlich von ihm, daß er an uns dachte. Nicht wahr? ganz vortrefflich getroffen! sprechend ähnlich! Na, solche Bilder bekommen wir hier in der Provinz nicht. Sehen Sie, da ist auch Ottiliens Bild, ebenfalls in der Hauptstadt gemacht! Wie finden Sie es im Verhältniß zum Original?" und damit holte er Ottilien herbei, die halb verlegen, halb schalkhaft lächelte und ihre großen braunen Augen zu Otte aufschlug.

„Ich finde es sehr ähnlich, wenn auch nicht so seelenvoll und freundlich, wie das lebendige Urbild," entgegnete Otte nach einer aufmerksamen Vergleichung, welche Ottilien das Blut in die Wangen getrieben hatte.

„Ganz meine Ansicht, lieber Otte! Kind, zeig' ihm nun Deine Zeichnungen; er versteht sich darauf," setzte er dann hinzu, und ging in das große Zimmer, um die Leute von seinem Comptoir zu empfangen, die truppweise eintrafen, da sie ebenfalls zu Tische geladen waren.

Ottilie holte ihre Mappe herbei und zeigte ihm ohne Prüderie ihre Leistungen auf dem Gebiete der zeichnenden Künste, gestand aber ganz naiv, daß ihr eigen Verdienst sehr klein sey, indem Papa's Güte ihr ja die besten Lehrer der Hauptstadt verschafft habe. Unähnlich den meisten andern Mädchen ihres Alters, welche in der Pension schon für Damen gelten wollten, hatte Ottilie sich noch alle Frische und Kindlichkeit der Jugend bewahrt, und gab sich mit ungezwungener Natur und Munterkeit. Das Naive kam bei ihr noch mehr zur Geltung, als bei Johanna, denn es war nicht mit einem gewissen Eigenwillen gepaart; sie empfand noch nicht den Druck der Verhältnisse, hatte noch nicht über die Bezüge zur Stiefmutter und deren Folgen nachgedacht. Mit jugendlichem Enthusiasmus schwärmte sie für Berlin und seine Herrlichkeiten, für das Museum und seine Schätze, für die Theater und deren Celebritäten, und freute sich zu hören, daß Otte ebenfalls zugab, seinem Aufenthalte daselbst viel Belehrendes und Fortbildendes verdankt zu haben. Während des Gespräches war auch Johanna wieder herzugetreten, und Otte bemerkte, daß sie ihn und sein Benehmen gegen Ottilien mit großer Aufmerksamkeit belauerte. Allein es lag darin nichts, was er zu verhehlen Ursache gehabt hätte, denn dieser Verkehr war beiderseits der argloseste und unbefangenste. Endlich kam Papa Werner mit einem jungen Manne dazu, den er Otte als seinen Buchhalter Waidmann vorstellte, und sagte dann: „Zu Tische, wenn's beliebt! Waidmann, geben Sie Johanna den Arm — Ottilie, Dir habe ich Herrn Otte zum Tischnachbar bestimmt! und nun munter, meine Leutchen!"

Johanna schien mit dieser Anordnung weniger zufrieden zu seyn, allein es lag wenigstens einiger Trost für sie darin, daß sie Otte zum Gegenüber bei Tische hatte. Das Mahl war heiter, und Otte unterhielt sich mit seiner Nachbarin sehr gut, verlor ein Vielliebchen an Johanna und blieb in der Familie bis zum Abend. Als er in seine Wohnung zurückkehrte, war er aber vollständig mit sich im Reinen, daß es trotz aller auszeichnenden Freundschaft Werners doch Wahnwitz wäre, an die Möglichkeit einer Verbindung mit einer Tochter dieses Hauses zu denken, denn die Bildung, welche Herr Werner seinen Töchtern gab, deutete genugsam an, daß er mit denselben höher hinaus wollte.

12.

Die Hochzeit Anheims mit Fräulein Leonie v. Magnus war unter großem Pomp gefeiert worden. Der Kammerrath hatte die Einladungen dazu auf alle die ersten Militär- und Civilbeamten der Provinz ausgedehnt, und jedermann geladen, der nur irgendwie seinem Hause einiges Relief geben konnte. Viele hatten die Einladung abgelehnt, Andere aber die Ge-

legenheit wahrgenommen, gegen Entrichtung einer Verdauungs-Visite einmal ausgezeichnet zu speisen, denn man wußte, daß Herr v. Magnus den berühmtesten Koch aus der Residenz engagirt und die kostbarsten Leckerbissen aus aller Herren Länder bezogen hatte. Es war bekannt, daß Herr v. Magnus trotz seiner geringen Herkunft und Bildung doch ein Mann war, der zu leben wußte und nichts halb that; ein Mann, dem vielleicht nur ein ausgedehnterer Wirkungskreis fehlte, um ein Börsencrösus zu werden. Viele gingen auch nur hin, um neben Dem was Küche und Keller boten, noch einige Ausbeute für die Skandalchronik oder einige Stichblätter für ihren Witz zu bekommen, denn Herr v. Magnus und seine Familie vermochten trotz alles Vornehmthuns doch die Emporkömmlinge nicht so weit zu verleugnen, daß ihnen nicht hie und da eine Ungeremtheit oder Taktlosigkeit entschlüpft wäre, die sie gerne hinterher mit Geld wieder ungeschehen gemacht hätten, wenn dieß nur möglich gewesen wäre. Allein trotzdem und theilweise auch eben darum waren die Gäste höchst vergnügt, und die köstlichsten Weine floßen in Strömen und erhöhten die Stimmung, und das fröhlichste Summen füllte den weiten Saal der „Ressource", wo das Diner stattfand. Die junge Braut strahlte in Schönheit, und das bräutliche Glück, die Genugthuung an ihrem Ehrentage all die vornehmsten und angesehensten Leute der Provinz und der Hauptstadt derselben um sich zu sehen, verwischte einigermaßen den harten selbstsüchtigen Zug, der sonst um ihren Mund lagerte. Ihre Lippen und Augen strahlten von Lächeln und befriedigtem Ehrgeiz. Auheim dagegen war wie ein Seliger; seine Blicke verschlangen die Reize seiner schönen Braut, und wie im Rausche trank er nicht nur den Champagner, sondern auch die Schmeicheleien hinein, welche die jüngeren Gäste und namentlich die Offiziere an die Neuvermählte verschwendeten.

„Kinderchen," sagte der Auscultator v. Breidt zu einigen Offizieren, welche sich am untern Ende der Tafel befanden; „ich schlage Euch vor, dem glücklichen Bräutigam einen Schabernack zu spielen. Seht nur, wie dem Kerl die Augen blitzen vor Seligkeit und Liebe. Ich schlage vor, wir gehen nun einer nach dem andern in kurzen Pausen zu ihm hinauf und bitten um die Ehre, mit ihm auf das Glück seiner beneidenswerthen Ehe und das Wohl seiner himmlischen Frau einen Kelch leeren zu dürfen. Ihr macht dann jeder unter den anderen Gästen eine Fünfmänner-Verschwörung zu dem gleichen Zwecke und wir sorgen dafür, daß der Gemahl der schönen Leonie heute Abend allzu voll ist, um noch zu wissen, ob er ein Junge oder ein Mädchen ist!" Und da der Vorschlag Beifall fand, so ging Herr v. Breidt sogleich selbst, um das Komplott einzuleiten.

Die Folgen davon zeigten sich bald an der schweren Zunge und den etwas wankenden Knieen des Hochzeiters, und wurden bald so unverkennbar, daß sie selbst der Neuvermählten nicht mehr entgehen konnten.

„Leopold," flüsterte sie; „ich bitte Dich, trink' nicht mehr! Du blamirst Dich und mich!"

„He... He... Herzenskind, es ist ja nur Cha... Champagner," stammelte er, und goß sich seinen Krystallkelch wieder voll. „Ich tri... trinke ja nur auf Dei... Dein Wohl, mein Engel! Sey ruhig, ich bi... bin ausgepicht, ich kann was vertragen, und wenn sie es darauf a... ab... abgesehen haben, mich betr... trunken zu machen, so will ich ihnen erst recht zeigen, da... daß sie schief gewickelt sind, die Du... Dummköpfe!"

„Leopold, ich beschwöre Dich, Du hast schon zu viel!" bat Leonie, und es kostete sie gewaltige Mühe, ihr Lächeln beizubehalten und die Thränen zu unterdrücken, die ihr in die Augen dringen wollten, da sie einen Affront fürchtete. „Bedenke doch, mein Lieber, daß Aller Augen auf uns gerichtet sind. Laß uns gehen!"

„Bah, hat keine Eile, liebes Goldkind! Cäsar wird schon kommen, wenn der Wagen vorgefahren ist!" stammelte er in jener alles vergessenden Weinlaune, die auch vorsichtige Leute übermüthig macht, und stieß gleich darauf wieder mit dem Grafen Udo von Bengeln an, der selbst scharf angetrunken nun zum zweiten Male kam, um auf das Wohlseyn der bezaubernden Frau v. Auheim zu trinken.

Heinrich Otte war ebenfalls Gast bei dem Hochzeitsmahle, und zwar auf Auheims besondern Wunsch, denn Frau v. Magnus war nicht dafür gewesen, daß dieser obscure Buchhalter in den gewählten Kreis aufgenommen werde. Da sie aber dem speziellen Verlangen ihres Schwiegersohns nicht zuwider seyn konnte, so hatte der Vater der Braut ihn an die unterste Ecke der Tafel verwiesen und ihm zur Tischnachbarin eine ältliche hochadelige Stiftsdame bestimmt, welche auf einem Gute in der Nähe von Moritzburg lebte und mit dem Fräulein v. Magnus einige freundschaftliche Bezüge unterhielt, weil sie auf diese Weise manche Freundlichkeiten von der Familie Magnus genoß und das ganze Jahr mit Lektüre und Stickmustern versehen und mit Geschenken überhäuft wurde. Fräulein v. Zelinski war jedoch schon sehr erbost, daß man ihr einen Bürgerlichen, einen Subalternen des Comptoirs, zum Cavalier gegeben und der Umstand, daß ihr Platz an der Tafel so fern von dem Hochzeitspaare angewiesen worden war, hatte ihre Laune nicht verbessert. Sie betrug sich daher gegenüber von der beflissenen Aufmerksamkeit, welche Otte ihr zollte, gleich von vorneherein sehr kalt und förmlich und wandte sich lieber an ihren Tischnachbar zur andern Seite, einen Offizier, so daß Otte'n nicht verborgen bleiben konnte, daß die Dame ihn geflissentlich ignorirte. Auf seiner andern Seite aber saß Fräulein Levit, die Tochter eines reichen Wollhändlers, die einem jungen Ulanenrittmeister, ihrem Cavalier, alle Aufmerksamkeit schenkte, die nur irgend schicklich war. So konnte es denn nicht fehlen, daß Otte sich eher genirt und unbehaglich fühlte und den Moment herbeisehnte, wo es ihm vergönnt seyn würde, sich von der Tafel zu entfernen. Seine gezwungene Muße setzte ihn aber in den Stand, demjenigen was um ihn her vorging, einige Aufmerksamkeit zu schenken, und so entging ihm das schadenfrohe Komplott der ‚goldenen Jugend' der Stadt gegen seinen Prinzipal nicht und steigerte noch sein Unbehagen. Trotz der großen Entfernung, welche ihn von Auheim trennte, erlaubte ihm die Hufeisenform der Tafel und die profuse

Gasbeleuchtung doch, den Prinzipal genau zu beobachten, und die Wirkung des Weins auf denselben entging Heinrich nicht. Er hatte die Absicht der jungen Offiziere schon längst mit Entrüstung durchschaut, und seinem geraden biedern Sinn widerstrebte es, seinen Brodherrn, der als eine Art öffentlicher Charakter nicht das Opfer eines solchen muthwilligen Streiches werden durfte, sich vor einer solch zahlreichen Versammlung kompromittiren und dadurch morgen zum allgemeinen Stadtgespräche werden zu lassen. Er verließ daher seinen Stuhl und ging zu Auheim hinauf, denselben noch um eine Unterredung vor der Abreise zu bitten.

„Um Vergebung, Herr Auheim, wenn ich mir erlaube, Sie zu stören,“ hub er an und zupfte den Prinzipal leise am Aermel.

Dieser wandte sich hastig um. „Ah, Sie sind es, Otte? Na, wie amüsiren Sie sich, alter Langweiler? He, wo ist denn Ihr Glas, Menschenkind? Sie werden doch ebenfalls mit meiner himmlischen Braut und mir anstoßen wollen?“

„Ohne Zweifel werde ich mir noch diese Freiheit nehmen, Madame und mein Herr,“ versetzte Otte; „aber in diesem Augenblick möchte ich zunächst um eine halbe Viertelstunde freundlichen Gehörs in einer Geschäftssache gebeten haben, die mir soeben noch eingefallen ist...“

„Otte, Menschenkind! sind Sie denn von Sinnen?“ rief Auheim überlaut und mit schwerer Zunge; „mir in diesem Augenblick, wo ich das schönste Fest meines Lebens feiere, und in der gemüthlichsten Stimmung bin, mit solch verfluchten Lappalien wie Geschäfte zu kommen?! Sie sind ein... ein Pedant, Otte! Sie ennuyiren mich! — Gehen Sie her und machen Sie Ihre Dämlichkeit wieder gut, indem Sie sogleich mit mir auf das Wo... Wohlseyn meiner himmlischen Le...-Leonie anstoßen!“ und er winkte einem der Diener, daß er Otte einen Kelch reiche.

„Von ganzem Herzen Ihrer Beider Wohl, Madame und Herr Auheim!“ sagte Otte anklingend und nippte an dem perlenden Wein. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Madame, wenn ich mir diese Störung erlaubte; aber ich habe wahrlich die beste Absicht dabei...“

Leonie errieth dieselbe und war Otte im Grunde dankbar dafür, wenn auch ihr Stolz ihr nicht erlaubte, dieß zuzugeben. „Leopold, ich möchte Dich bitten, auf das Verlangen des Herrn Otte einzugehen,“ flüsterte sie; „es ist gewiß keine Bagatelle, die ihn dazu veranlaßt...“

„Ach, ich bin überzeugt, mein Engel, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, ihn anzuhören,“ versetzte Auheim. „Otte ist ein guter Kerl, ein famoser Arbeiter und gewandter Geschäftsmann, aber ein schwerfälliger langweiliger Mensch. Die Sache ist sicher nicht so dringend, Otte, daß sie nicht hernach noch erledigt werden könnte, ehe wir zur Eisenbahn fahren. Und ich bin überhaupt heute nicht zu Geschäften aufgelegt, Otte, und hier ist nicht der Ort dazu...“

Otte verneigte sich und wollte etwas verletzt zurücktreten; da hörte er wie jemand Stille-heischend mit dem Messer an sein Glas schlug und sah Herrn v. Breidt aufstehen, um einen wohlgesetzten launigen Toast auf das Hochzeitspaar auszubringen, welcher sich in der Idee zuspitzte: Auheim welcher so lange die Kunst geübt, des Lebens wechselnde Gestalten wahr und wirklich darzustellen, habe die noch schwerere Kunst entdeckt, sich das Leben durch „Wechsel“ angenehm und freundlich zu gestalten, und der beste Beweis davon sey die wunderbare gütige Titania, die er sich erobert, um ihr Glück und das seinige zu gründen, dem nun die herzlichsten besten Wünsche der versammelten Gäste in einem dreifachen donnernden Lebehoch entgegengebracht werden sollen!

Die Gläser erklangen, die Gäste jubelten, die Pauken wirbelten zum Tusch der Musik und alles stand von den Sitzen auf, um sich zu dem Paare zu drängen. Mehre Minuten vergingen, ehe der Menschenknäuel sich wieder entwirrte, und die Ruhe im Saale zurückkehrte. Leonie lächelte, aber im Herzen saß doch ein Pfeil, denn sie hatte richtig ahnend erkannt, daß ein großer Theil des Jubels der Gäste vorzugsweise der doppelten Anspielung Breidts auf Auheims Vergangenheit gegolten habe, und sie fühlte sich davon im Stillen gekränkt. Aber sie konnte diesen Gedanken nicht weiter nachhängen, denn an ihrer Seite lauerten schon wieder Furcht und Sorge. Auheim war aufgestanden, den Krystallkelch in der einen Hand und das Messer in der andern, womit er an zwei Wassergläsern förmlich Sturm läutete. Das Wanken seiner Schultern verrieth seinen hülflosen Zustand, und sein starrer Blick die Mühe, die er sich gab, die Geister des Weins momentan zu bemeistern, die sein Gehirn umnebelten.

„Meine Herren!“ rief er und sein verschwommenes Auge lief über die Tafel hin; — „meine Damen und meine Herren!... die außerordentliche Theilnahme... liebenswürdige Güte... Ihr Glückwunsch... vortrefflicher Toast des Vorredners... Sie sehen mich ganz gerührt und außer Stande... mit Herrn v. Breidt an Witz zu wetteifern... Gleichwohl... d. h. Herr v. Breidt ist... ist ein verd... verdammter Schwerenöther... Epigramm... und dergleichen...“ Dann wankte er vorwärts, verlor das Gleichgewicht, goß den Inhalt seines Kelchs über seinen Teller hinunter, sank zurück und wäre seiner ganzen Länge nach zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht Otte, der unwillkürlich und ein Unglück ahnend in der Nähe geblieben war, in seinen Armen aufgefangen und rasch auf den Stuhl gesetzt hätte.

„Um Gottes willen, Herr Otte, bringen Sie ihn hinaus!“ flüsterte Leonie, die sich vor Scham und Verlegenheit nicht zu fassen wußte; „bringen Sie ihn nach Hause!“

Otte erfaßte den Bewußtlosen und trug ihn rasch aus der nahen Thüre, ehe der Auflauf wieder allgemein wurde. Leonie aber mußte ihre ganze Seelenstärke und Fassung aufbieten, um den heuchlerischen Beileids-Bezeugungen über diesen störenden Zwischenfall gute Miene entgegenzusetzen, während ihre Mutter ausrief: „Gott, was für ein Unglück! Eine Ohnmacht, eine Ohnmacht!...“

Der Medicinalrath Schulze, welcher unter den Gästen, war schon den Beiden nachgeeilt, und hatte Auheim in einen Fauteuil in einem der Gesellschaftszimmer liegend gefunden, wo Otte ihm die Halsbinde löste und die Schläfe mit frischem Wasser wusch. „Ein Schlaganfall?“ fragte Otte.

„Nein, er ist nur stier und steif besoffen," sagte Schulze, ein bekannter Cyniker; „bringen Sie ihn nach Hause und geben Sie ihm einen Löffel voll Spiritus Mindereri!"

Leonie hatte dieß noch gehört, denn sie war dem Gatten gefolgt. Die Thränen brachen ihr aus den Augen, und Schulze welcher dieß bemerkte, reichte ihr den Arm und sagte: „Kommen Sie, meine Gnädige, es hat keine Gefahr! der Herr da wird ihn nach Hause bringen, und in einer Stunde können Sie gleichwohl reisen." Und in den Saal zurückgekehrt, verkündigte er den Gästen, der Bräutigam habe in Folge einer ungewöhnlich tiefen Gemüthsbewegung eine leichte Ohnmacht, und werde sich schnell erholen. Leonie nahm wieder Platz am Tische, flüsterte aber ihrer Mutter zu, sie wünsche so schnell wie möglich nach Hause zu fahren. Papa solle einstweilen hier bleiben und den Affront vergessen zu machen suchen; sie aber, Mama, möge Leontinen begleiten.

Herr v. Magnus hatte, wie unsere Leser bereits wissen werden, den obersten Stock in dem Hause seines Tochtermanns gemiethet. Als daher Frau v. Magnus mit Leonie heimfuhr, trat letztere in der Beletage ein und ließ sich von Cäsar nach dem Zimmer ihres Neuvermählten führen. Der kleine eitle Mann lag noch halb bewußtlos auf einer Chaise-longue, und Otte war bei ihm und wusch ihm Stirne und Schläfe mit Eau de Cologne. „Ich danke Ihnen sehr, Herr Otte, für Ihre Güte und Umsicht!" sagte sie mit großer Fassung; „lassen Sie mich aber nun Ihre Stelle bei ihm einnehmen!"

„Noch nicht, Madame! wenn ich bitten darf!" erwiderte Otte mit einem bedeutsamen Blick auf seine beschmutzten Kleider; „ich werde so frei seyn, Sie rufen zu lassen, sobald Herr Anheim sich besser befindet."

„Komm, mein Kind!" bat Frau v. Magnus; „Du sollst nicht hier bleiben!" und sie zog sie beinahe die Treppe hinan.

Seither hatte Leonie's Selbstbeherrschung ausgereicht; sobald sie jedoch oben in dem Zimmer ihrer Mutter war, warf sie sich mit einem krampfhaften Schluchzen ihr an den Hals. „Mama, Mama, das überleb' ich nicht!" stammelte sie; „ich bin unglücklich auf Zeitlebens. Er ist ordinär, er ist gemein! Gott, wie wird das werden?"

Die Frau Kammerrath weinte ebenfalls vor Aerger und Beschämung. „Gott, was für ein Gerede wird das geben in der Stadt!" schluchzte sie; „die Leute werden mit Fingern auf uns deuten. Warum hat das auch gerade uns passiren müssen?!.... —

„Komm, Mama, es ist nicht zu ändern," hub Leonie nach einer Weile an. „Es ist ein Unglück, das zwar nie ganz vergessen werden wird; aber wir müssen es tragen. Ich bin ja unschuldig daran, ich bin bemitleidenswerth. Aber es ist die Sündenschuld, Mama, daß wir den Kreis so groß gemacht haben. Die Leute, mit denen wir glänzen wollten, haben uns verrathen. Ich kann mich des Argwohns nicht entschlagen, daß es eine abgemachte Sache war. Im kleinen Kreise wäre der Skandal nicht begegnet oder wenigstens zu vertuschen gewesen. Aber es soll mir eine Witzigung seyn. Ich werde künftig meinen geselligen Zirkel beschränken."

„Beschränken, mein Kind?" rief Frau von Magnus; „bist Du toll? Wo heißt beschränken? Sollen die Leute sagen, Du bist nicht gebildeter, als er? Du fürchtest Dich vor einem ähnlichen dummen Streich? Sollen sie Dich bemitleiden? Nein, beneiden sollen Sie Dich, mein Herzenskind? Wenn sie auch hinter Deinem Rücken spötteln und höhnen, Du vergiltst es Ihnen durch Verachtung, indem Du sie abfütterst und sie schmeicheln und scherwenzeln lässest! Du mußt Dir wenigstens anfangs Revanche nehmen, wenn Du von Paris zurückkommst. Hernach kannst Du sie fallen lassen, kannst ihnen die Streiche heimgeben, mein Herzchen, denn das Rittergut ist nun doch einmal Dein und auf Dich eingeschrieben als Morgengabe; Du kannst es nicht verlieren, selbst wenn Du Dich einmal scheiden lässest von ihm. Sey klug, mein Kind; sey vernünftig und auf Deiner Hut! Hat er Dir die Schmach angethan, so laß Dir's auch bezahlen. Hast Du Geld, so hast Du die Welt."

Nach einer Weile kam Cäsar herauf und meldete, daß sein Herr nun besser sey, und nur der Weisung der Damen gewärtige, wenn man reisen wolle. Leonie ließ sich umkleiden, und ging dann mit ihrer Mutter hinunter. Der kleine Mann war blaß und fieberisch; aber das Arzneimittel hatte die Weindünste verscheucht, und Anheim schämte sich des Vorfalls. — „Vergib mir, Herzenskind!" sagte er zu Leonie und faßte ihre Hand; „es thut mir wirklich leid; aber es liegt an der Sorte des Champagners: es ist zu viel Alkohol darin gewesen."

„Was sagen Sie da?" rief die Frau Kammerrath aufwallend; „es war vom besten und theuersten Jacquesson; aber man muß nicht trinken wie . . ."

„Schon gut!" fiel ihr Leonie in's Wort; „die Sache ist nicht mehr zu ändern; reden wir nicht weiter davon! Ich denke, Leopold," wandte sie sich kalt und bestimmt an ihren Gatten, „je schneller und stiller wir abreisen, desto besser wird es seyn. Wo ist Herr Otte?"

„Er ist schon weggegangen — ich bedurfte seiner nicht mehr."

„Du hättest ihn nicht so gehen lassen sollen, Leopold," sagte Leonie ruhig; „war es auch schon unsäglich fatal, daß er Zeuge des ganzen Auftritts gewesen, so hätte doch ein freundliches Wort des Dankes die unangenehmen Eindrücke abgeschwächt, welche dieser Vorfall auf ihn machen mußte. Cäsar, holen Sie ihn herbei!" Und ohne sich weiter um ihren Neuvermählten zu bekümmern, ging sie mit ihrer Mutter in die anderen Zimmer hinüber und musterte deren Einrichtung.

Frau von Magnus sah oder ahnte wohl, was in Leoniens Seele vorging. Das stolze verwöhnte Mädchen war in seinen innersten Gefühlen verletzt und besaß zu viel Selbstgefühl um merken zu lassen, wie der widerliche Vorfall von vorhin ihr die Achtung vor dem Gatten geraubt und somit die Brücke abgebrochen hatte, welche jemals beide Herzen mit einander verbinden konnte, wo die Liebe fehlte. Dieses Ereigniß warf einen tiefen Schatten in Leoniens ganze Zukunft hinein, denn sie war wirklich fein gebildet und geistreich genug, um höhere Ansprüche an einen Mann zu stellen, als solche von Anheim erfüllt werden konnten. Aber Frau v. Magnus verstand ihre

Tochter nicht ganz, denn sie ahnte nicht, welch tiefen Riß der Skandal in Leonies Seele gemacht, und wähnte, derselbe sey noch durch Aeußerlichkeiten zu heilen.

»Sieh Dich genau um, mein Herzchen, ob Du auch mit Allem zufrieden bist,« sagte sie zu Leonie; »wenn Du noch irgend einen Wunsch hast, so nenn' ihn mir, und Du sollst bei Deiner Rückkehr Alles antreffen, was Dein Herz begehrt. Willst Du noch mehr Silbergeschirr oder noch schönere Teppiche haben, mein Kind?«

»Lassen wir es gut seyn, Mama; ich bin einstweilen zufrieden,« versetzte die Neuvermählte. »Wie kann ich jetzt in dieser Stimmung an solche Dinge denken? und wär' ich denn sicher, daß mir eure Herrlichkeiten überhaupt noch gefallen, wenn ich erst den Pariser Luxus gesehen haben werde? — Nein, das wornach mich noch weiter gelüsten wird, soll Anheim mir in Paris kaufen und schenken. Einstweilen sorge Du nur dafür, daß während unserer Abwesenheit alle gesetzlichen Schritte erfüllt werden, um mir mein Vermögen sicher zu stellen und mir die selbstständige Verfügung darüber zu garantiren.«

Dennoch musterte Leonie aufmerksam das Mobiliar und seine Aufstellung in den sämmtlichen Zimmern und schien sich alles tief einprägen zu wollen. Pläne gährten in ihrem Köpfchen, wenn auch vorerst noch dunkel und ahnungsvoll; und ohne auf das Plaudern der Mutter zu hören, durchlief sie die Räume in denen ihr künftiges Daseyn sich abwickeln sollte.

Mittlerweile hatte Anheim sich umgekleidet und reisefertig gemacht. Im innersten Herzen war er kleinlaut und verschüchtert und des schlimmen Eindrucks sich bewußt, welchen der Vorfall auf seine junge Frau hatte machen müssen; aber er spielte jetzt äußerlich den Jovialen, vom Weine fröhlich Angeregten, obschon nicht mit sonderlichem Glücke, sondern eher mit einem gewissen Galgenhumor. »Ich bin nun parat, meine liebe himmlische Leonie,« sagte er und wollte sie umarmen; aber sie wies ihn mit einem strengen Blick und einer stolzen Geberde ab. »Es ist vorüber, mein Engelchen, ganz spurlos vorüber. Es war ein Anfall, welcher mir häufig bei solchen Anläßen zustößt, wenn ich heftige Gemüthsbewegungen gehabt habe und schnell einige Gläser Wein trinke.«

»Dann möcht' ich rathen, künftig lieber Wasser zu trinken, zumal bei öffentlichen Gelegenheiten,« entgegnete Leonie herb. »Man sagt ja, im Weine kehre sich der innere Mensch heraus; und ich habe meinen Vater niemals in einem solchen Zustande gesehen. Du wirst zum Gespött der ganzen Stadt werden! Aber da ist ja Herr Otte,« brach sie rasch ab und wandte sich zu diesem, dem sie mit einigen sehr freundlichen Worten dankte. »Sie haben es gut gemeint, und ich bin Ihnen dafür sehr verbunden,« sagte sie, und trotz ihrer Bemühung sich selbst zu beherrschen, traten ihr unwillkürlich Thränen in die Augen. »Ich bin überzeugt, Sie werden in unsrer Abwesenheit den ironischen Deutungen und Gerüchten entgegentreten, welche jene jungen Herren aus der guten Gesellschaft über Leopold in Umlauf setzen dürften, — Sie werden sich bemühen, der Sache die beste Seite abzugewinnen. Sie haben ja schon einmal mit so viel Eifer sich Anheims angenommen, als er hinter seinem Rücken verleumdet ward, was wir Ihnen nie vergessen werden!« ...

»Bah, mein liebes Herzchen, wer wird denn von dieser Kleinigkeit so großes Aufheben machen!« fiel ihr Anheim launig in's Wort. »Wo ist denn ein Mann, dem nicht schon einmal etwas derartiges begegnet wäre? Ich dächte, je weniger Sie darüber sprechen, Otte, desto besser für die Sache selbst.«

»Ich werde mich der Ehre und des Ansehens meines Prinzipals nach Kräften annehmen, Madame, denn seine Ehre ist auch die meinige,« sagte Otte; »und nun erlauben Sie mir, mich zu entfernen. Der Herr Kammerrath folgt mir auf dem Fuße, und Sie werden die letzten Minuten vor der Abreise noch mit den Ihrigen allein seyn wollen. Reisen Sie glücklich, Madame! meine besten Wünsche begleiten Sie!« und er küßte ihr die Hand.

Anheim nahm den Abschied von seinem Buchhalter sehr leicht, und behandelte ihn sehr cavalièrement; doch kam ihm dieß nicht von Herzen, sondern er wollte sich damit ein gewisses Ansehen vor seinem Schwiegervater geben, in dessen Zügen er eine bittere Verstimmung bemerkte. Der Kammerrath, obschon im Grunde ein ungebildeter Mann, fühlte doch sehr lebhaft den Affront und die Lächerlichkeit, welche die unausbleibliche Folge von Anheims Betrunkenheit war, und hatte sich vorgenommen, ihm hierüber einige ernste Worte zu sagen, bei welchen allerdings der Buchhalter als Zeuge sehr überflüssig gewesen wäre.

Otte hatte auf dem Comptoir gewartet, bis das neuvermählte Paar in den Wagen stieg und dann noch einmal sich von ihm verabschiedet. Jetzt schlug er den Ueberrock dichter um sich und machte noch einen Spaziergang um die Stadt. Das Ereigniß dieses Tages warf auch in sein Inneres einige verdüsternde Schatten herein, denn es hatte in ihm die Ansicht von der geringen Bildungsstufe und dem haltlosen seichten Charakter Anheims bestätigt, die er seitdem schon aus mancherlei Einzelnheiten und Thatsachen mehr ahnungsweise gewonnen hatte. Auch von Leonie hatte er bisher wenig gehalten, da er ihren Vater nicht sehr achtete und sie für stolz und übermüthig hielt; aber er konnte ihr nun doch einiges Mitleid nicht versagen, seit er ihr Bemühen bemerkt hatte, die Scham und Entrüstung über das Geschehene niederzukämpfen, und seit ihre kurzen Dankesworte gegen ihn ihr unverkennbar aus dem Herzen gequollen waren. »Sie ist Anheim und ihren Eltern an Bildung und Takt überlegen,« sagte er gedankenvoll vor sich hin; »sie hat mit dem Ehrgeiz und Accommodations-Vermögen der Frauen sich die Gelegenheit zu einer höheren Bildung zu nutz gemacht, welche ihr Vater ihr gegeben hat. Sie muß daher durch diesen Vorfall doppelt schmerzlich berührt werden. Was für ein Loos wird also ihrer an der Seite dieses Mannes harren? Aber warum auch hat sie ihn geheirathet? Konnte denn hier von Liebe die Rede seyn? Anheim ist ja etwa fünfzehn Jahre älter als sie!«

Unter diesen und ähnlichen Gedanken war er in die Nähe von Werners Haus gekommen, und sich erinnernd, daß heute

der Tag des Abendkränzchens war, trat er ein; — es war ihm Bedürfniß, der unangenehmen Erinnerungen an dieses Hochzeitsmahl ledig zu werden.

Herrn Werners Familienkreis war im Wohnzimmer versammelt, wo unter der Aufsicht der Hausfrau die beiden Töchter und der Sohn und einige Freundinnen des Hauses Whist spielten. Johanna sprang bei Otte's Eintritt auf und eilte ihm entgegen, um ihm den Hut und Ueberrock abzunehmen, und rief: „Ei, das ist ja recht hübsch von Ihnen, daß Sie noch kommen, Herr Otte! Papa und der Oberstlieutenant sitzen schon drüben im hintern Salon. Nun, haben Sie sich gut amüsirt bei der Tafel? Ihr Herr v. Auheim hat ja seinen Ehrengästen ein recht hübsches Schauspiel gegeben!“ Aber sie brach sogleich ab, als sie den ernsten Blick sah, mit welchem Otte diese Andeutung aufnahm, und ohne ein Wort weiter führte sie ihn in den hintern kleinen Salon, wo die beiden Herren ihn freundlich begrüßten.

Otte fand, daß auch sie schon um den Vorfall wußten, welchen einige junge Offiziere, in der übermüthigsten Weinlaune von dem Hochzeitsmahle zurückgekehrt, sogleich im Casino erzählt, von wo Constans, Herrn Werners Sohn, diese Nachricht mit nach Hause gebracht hatte. — Männern gegenüber, welchen er so viel Achtung zollte, wie die beiden Herren, konnte Otte sich nicht einmal zu einer Nothlüge bequemen; er begnügte sich daher damit, die Thatsache auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen, die Partei der armen Neuvermählten zu nehmen, deren demüthigende Beschämung er lebhaft schilderte, und die Ursache des Aergernisses den jungen Herren von Stande zuzuschieben, denen er, der Wahrheit nahe kommend, einen solchen Muthwillen zutraute.

„Nun ja, Ihr Wort in Ehren, lieber Otte, und gesetzt, daß Ihre Vermuthung wegen der Urheber dieses Schabernacks gegründet sey,“ entgegnete Herr Werner; „so kann ich mit Auheim eben nicht viel Mitleid fühlen. Ich halte ihn für einen ordinären Menschen, für einen ganz gewöhnlichen Emporkömmling, dem diese Witzigung zu gönnen wäre, wenn sie ihm nur frommte. Aber ich fürchte, sie wird ohne Wirkung an ihm vorübergehen, und anstatt denen die ihn zum Gespötte machten, den Rücken zu kehren und wenigstens noch ein Minimum von Achtung abzunöthigen, wird er ihnen hinterher noch ebenso beeifert nachlaufen wie zuvor, und sich an sie andrängen. Es steckt in dem Mann eine hoffnungslose Schwäche und Geckenhaftigkeit, sonst hätte er seine Hochzeit in aller Stille gefeiert, anstatt mit solcher herausfordernden Ostentation.“

„Aber sollte nicht sein Schwiegervater hieran mehr Schuld getragen haben, Herr Werner?“ wandte Otte ein.

„Mit nichten,“ sagte Herr Richertz; „ich halte zwar nicht allzuviel auf den alten Magnus, der auch nur ein Emporkömmling ist, aber doch mit dem Scharfblick des Juden mehr Takt in solchen Dingen verbindet. Wenigstens habe ich an ihm nie bemerkt, daß er sich in die vornehmen Kreise drängte, obschon er Gutsherr ist, sondern daß er sich von seinen adeligen Standesgenossen vielmehr aufsuchen ließ, wenn sie seines Raths und seiner Erfahrung bedurften.“

„Zugegeben, Freund,“ sagte Werner. „Auch ich kenne Magnus schon seit etwa dreißig Jahren als einen unaufdringlichen Menschen, der den Mangel an Bildung durch Behutsamkeit und Beobachtungsgabe ersetzt, obschon er seine Pläne immer mit zähester Konsequenz verfolgt. Eher möchte ich vermuthen, daß seine Frau die Urheberin dieser Ostentation war, obschon sie sich fast noch leichter als ihr Mann in den allmählig steigenden Glanz ihrer Familie gefunden hat. Doch dieß alles kümmerte mich wenig, wenn es Sie nicht beträfe, lieber Otte!“

„Mich? wie so denn, Herr Werner?“

„Indem Sie Ihre besten Jahre einem Manne widmen, an dessen dauerndes Glück und Gedeihen ich nicht glauben kann,“ entgegnete Werner. „Auheim mag seither ungewöhnlich günstige Chancen gehabt und in gewagten Spekulationen unglaublich viel gewonnen haben; aber ich glaube nicht an die Unwandelbarkeit des Erfolges bei einem Mann, der nicht arbeiten will oder kann, der nicht sein Lebensschicksal auf einen bescheidenen soliden Unterbau stellt, der sich mit dem Schein von Reichthum, Bildung, Einfluß und Vornehmheit begnügt und glänzenden Seifenblasen nachjagt, während er einer soliden gediegenen Silberader den Rücken kehrt. Mag er jetzt ein Rittergut besitzen, mag er Equipage und Reitpferde halten und in Glanz und Prunk leben, — die Stunde wird nicht ausbleiben, wo er dieser Pracht entsagen muß, und ihm seine Schmarotzerfreunde und vornehmen Bekanntschaften den Rücken wenden werden, und wo er von seinen wirklichen Standesgenossen, mit denen er sich niemals zu stellen gewußt, verleugnet werden wird!“

„Das kann nicht ausbleiben,“ bestätigte Herr Richertz. „Nichts ist thörichter, als wenn ein Bürgerlicher dem Phantom der Gunst der Vornehmen nachjagt und damit den Boden verläßt, worin er selber wurzelt. Sie haben an dem Betragen dieser jungen Herren aus der sogen. haute volée, das ich entschieden mißbillige, gesehen, was die gute Gesellschaft von solchen Menschen hält, die sich ihr mit Verleugnung aller eigenen Würde unter die Schuhe legen. Man höhnt die Menschen, deren Gast man ist, in übermüthigem Kitzel nach Belustigung, im Bewußtseyn der Standes-Ueberlegenheit. Das erlaubt sich auch der Frechste nur solchen gegenüber, die nicht geneigt oder im Stande sind, eine persönliche Würde geltend zu machen. Wenn aber das geschieht am grünen Holz, was will's am dürren werden? was hat Auheim von diesen Menschen zu hoffen, wenn er ihnen nichts mehr zu bieten vermag mit seinen Equipagen, Spielpartheien, Soupers-fins, mit den Genüssen seines gastlichen Hauses? wenn er von ihnen Gegendienste begehren will?“

Otte zuckte wehmüthig und verlegen die Schultern. „Gott gebe daß Sie nicht recht behalten, meine Herren!“ sagte er; „aber vergönnen Sie mir nur die einzige Bitte: dieses Kapitel nun fallen zu lassen! Sie wissen ja, ich genieße Auheims Vertrauen und bin kein bloser Miethling.“

„Gut denn, Sie haben recht — sprechen wir von anderen Dingen!“ sagte Herr Werner.

13.

„Hab' ich Dich nicht gesagt, Lenchen, der Mann hat Glück?“ fragte der Herr Kammerrath v. Magnus seine Frau, als er etwa zehn Tage später in einer fröhlichen Aufregung in das Wohnzimmer der neuen Wohnung in Auheims Hause trat. „Auheim hat gewonnen! er hat das zweite Loos in der vierten Klasse, fünfzigtausend Thaler!“

„Ist es möglich?“ rief die Frau Kammerrath, sprang vom Sopha auf und legte die silbernen Löffel, die sie eben mittelst eines Lederstreifens und Rubinpulvers abgerieben hatte, auf den Tisch. „Gott, meine Leonie hat fünfzigtausend Thaler gewonnen. Welch ein Glück! Und Du weißst es gewiß, Männche?“

„Ob ich es weiß?“ rief der Kammerrath und lief seelenvergnügt im Zimmer auf und ab und rieb sich die Hände. „Ob ich es weiß? Komm' ich doch vom Comptoir, wo mir der Otte die Ziehungsliste und das Loos gezeigt hat! Es trifft zu, Lenche; es trifft zu, und ich hab' ihm schon getelegraphirt nach Paris!“

„Gott, das Glück, das Glück! Wie wird sich meine Leonie freuen!“ stammelte die Frau Kammerrath und lief ebenfalls im Zimmer auf und ab. „Nun ja, er hat Glück, er hat Glück, der Auheim! er wird noch ein reicher Mann, ein angesehener Mann; er wird unser Kind glücklich machen!“

„Wie werden sich die Leute ärgern und ihn beneiden, Lenchen, wenn sie es erfahren!“ fuhr der Kammerrath fort und strich sich schmunzelnd den dichten Backenbart. „Ich hab' dafür gesorgt, daß es unter die Leute kommt, Lenchen; vom Telegraphen bin ich zu Zwirbel gelaufen, daß er es noch in das Blatt aufnimmt, in den 'Patriot', denn die ganze Provinz soll es erfahren.“

„Das war klug, Aanton, sehr klug!“ sagte seine Frau; „und weißst Du was, Aanton, wir geben morgen gleich eine große Soiree, daß wir die verdutzten Gesichter sehen, wenn sie sich zwingen zu gratuliren. Sie haben uns lange genug über die Schulter angesehen; nun wollen wir ihnen zeigen, wer wir sind. Aanton, setz' Dir an dem Schreibtisch und schreib mir die Liste von den Personen, welche wir wollen bitten zu Gast!“

Herr v. Magnus steckte die Hände in die Hosentaschen, warf den Kopf zurück in die linke Schulter, sah seine Frau beinahe vorwurfsvoll und sehr spöttisch an und sagte: „Bist Du verrückt, Lenchen? Wir sollen eine Gesellschaft geben und die Leute abfüttern, daß sie uns noch verhöhnen? Soll mir wohl einfallen! — Denkst Du ich hab' noch nicht genug an dem Aerger von der Hochzeit? Soll ich mir wieder auf's neue vordrängen, daß sie mich nochmal geben einen Klaps aufs Gesicht? daß sie mich inventarisiren bis auf den Strohstuhl? — Gehorsamer Diener! ich bin kurirt von die Großmanns-Launen?“

Der Frau Kammerrath sanken vor Schrecken die Hände in den Schoos und mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihren Gatten an. „Aanton, bist Du toll? Was soll denn das heißen?“ fragte sie; „ich kenn' Dir gar nicht mehr. Du bist ja wie vertauscht!“

„Bin ich's, nu dann um so besser,“ sagte Herr v. Magnus. „Die Sache ist die: meine Augen sind mir aufgegangen, Lenchen! die Leute haben mir den Staar gestochen, und der Magnus ist nicht der Mann, dem man mit dem Holzschlägel zu winken braucht. Ich weiß was ich weiß. Ich werd' mir nicht mehr kümmern um die Leut', ich werd' mir treiben mein Geschäft wie vordem und Geld verdienen, und sie sollen mich ungeschoren lassen. Ich hab' geirrt — Gott, der Mensch kann irren, Lenchen; aber der erste Verlust ist der beste.“

„Aanton, ich versteh' Dir nicht,“ sagte Lenchen aufstehend, und starrte, die Hände in der Tasche ihrer Schürze, mit lebhaftem Kopfschütteln ihren Gatten an, der in innerer Bewegung mit raschen Schritten im Zimmer auf und abging. „Was Du nur hast, solche Reden zu führen, wenn doch das Glück so eben Einem ins Haus geflogen kommt!“

„Das Glück? Nu, wo ist denn mein Glück?“ rief der Kammerrath lebhaft; „daß ich halb verloren hab' in die Effektens, was ich mir hab' sauer verdient mit dem Güter- und Produktenhandel? Daß ich Dir hab' nachgegeben und den Jungen den Aaron geschickt nach Paris, daß er die große Welt kennen lernt und die Geschäftchens? — Nu, ein großes Stück Geld hat er mir gekostet in Paris, ein himmelschreiendes Geld; aber was er gelernt hat, das wird sich jetzt zeigen! Jetzt will er sich associiren mit dem Auheim; ist das ein Glück?“

„Hast Du doch selber gesagt, daß der Auheim Glück hat und das große Loos gewann, Aanton?“ rief Lenchen immer verwunderter, und begann an ihrem Gatten rein irre zu werden; „kann da der Achille etwas Besseres thun, als sich associiren mit einem Mann der Glück hat?“

„Hör' mich ruhig an, Lenchen, und komm' mir nicht in die Quere mit Deinem Gedipper, daß ich Dich alles sag' was ich mein'!“ sagte Herr v. Magnus und drückte seine Frau wieder auf den Sopha zurück, indem er sich ihr gegenüber setzte: „Sey vernünftig, Lenchen, und laß mich allein sprechen. Sieh, wenn ich noch vor vierzehn Tagen gewußt hätte, was ich jetzt weiß, sollten mir keine zehn Pferde bewogen haben, dem Auheim mein Kind zu geben. Der Auheim hat nichts, der Auheim ist ein Schwindler ...“

„Gott du Gerechter! Aanton, was sagst Du da?!“ fuhr die Frau Kammerrath mit einem Schreckensschrei auf; „und das Rittergut?“

„Sey ruhig, Lenchen-Leben! das Rittergut bleibt Leonie, — wenigstens was daran bezahlt ist,“ sagte Herr v. Magnus zuversichtlich; „nun aber sey hübsch ruhig, unterbrich mir nicht und schrei' mir nicht so, denn was ich Dir sag', das weiß außer mir keine Seele als der Otte, und bei dem ist es in guter Hand. — Du weißst, daß Auheim weggereist ist mit dem Kinde, ohne noch dem Buchhalter genügende Verhaltungs-Befehle gegeben zu haben, weil er — weil er nicht mehr dazu fähig war, wie Du weißst. Ich sah es Otte am Sylvester-Abend an, daß ihn die Sorge schier erdrückte; und als er am Neujahr hier war, — Du glaubtest wohl, er habe mir nur gratuliren wollen? — da kam er in der Herzensangst zu mir gelaufen, und erbat sich Rath. Herr Werner hatte ihm am Ultimo siebentausend Thaler in die Kasse gegeben, sonst hätt' er Auheims Zahlungen einstellen müssen. Alles Geld, womit

Auheim arbeitet, hat er von armen Leuten gegen vier Prozent Zinsen; alles was er verdient hat, ist gegangen vor die Hunde für das Haus hier, die Equipagens, die flotte Einrichtung, die Großmannssucht. Otte hat mich um Rath gefragt, um Hülfe gebeten. Es hat verlautet in der Stadt, daß er Strahlenberg dem Kinde verschrieben hat zur Morgengabe, daß wir ihr nur zehntausend Thaler gegeben zur Mitgift! Nun kommen die kleinen Leute und wollen ihr Geld zurück, und Otte sollte nur immer zahlen, zahlen, zahlen. Wenn die fünfzigtausend Thaler nicht gekommen wären, so wäre alles verloren. Darum sag' ich, der Mensch hat Glück — das Glück, das ich meine, daß ihm im letzten Augenblick noch ein goldenes Ei in die Hand fällt....«

»Um Gott, mein Kind, mein armes Kind!« rief die Frau Kammerrath mit wirklichem Schmerze. »Aanton, Amschel, wo hast Du gehabt Deine Augen, als Du dem Menschen gabst unser Kind!«

»Mach' mir das Herz nicht schwer, Lenche-Leben! Er hat mich hintergangen mit seinem Glanz wie er die ganze Welt hat getäuscht, und wie er sie noch länger täuschen muß, wenn er nicht fallen will!« erwiderte Herr v. Magnus. »Er hat mir Sand in die Augen geworfen mit dem Kauf von Strahlenberg. Aber ich hab's gebüßt, Lenchen! ich hab' es schwer gebüßt, denn es wird Alles heimgesucht. Wär' ich geblieben der einfache Producten- und Güterhändler Magnus, und hätte mein Geschäft getrieben wie vordem, anstatt mir den Adel zu kaufen und den Kammerrathstitel, so hätt' er mich nicht hintergangen mit seinem Schwindel. Aber Dir zu Lieb', Lenchen, und um der Kinder willen hab' ich die Dummheit begangen und mich selbst überhoben, und der Hochmuth hat mir die Augen getrübt und den Verstand — nun bin ich wieder erwacht und wie? — Gott, ich kann Dir sagen, Lenchen, ich hab' in den letzten sechs Nächten nicht sechs Stunden geschlafen. Seit mir der Otte diese Mittheilungen gemacht hat, sind mir alle meine Sünden eingefallen. Otte und ich sind Tag und Nacht auf den Hosen gesessen und haben gearbeitet an der Bilanz, — an Auheims und an der meinigen. Wenn Auheim alle Posten gekündigt wurden, hatte er immer noch Passiven. Mir blieb ein Vermögen von 200,000 Thalern, ein weiteres Hunderttausend ist futsch durch die Effektens. Aber ich habe mir wieder selbst gefunden, Lenchen, und das ist die Hauptsache. Ich habe gebrochen mit der Spekulation in Papier; ich werde wieder machen in das was ich versteh', in die Produktens und Landgüter. Ich muß wieder Geld verdienen für unser Kind, wenn es schief geht mit dem Auheim. Gott, was bin ich froh, daß ich wieder klar sehe in der ganzen Geschichte!«

Lenchen athmete auch leichter auf, aber die Thränen hingen ihr noch in den Wimpern. »Und wenn das Unglück hereinbricht über den Auheim, kann es nicht auch unser Kind ereilen, Aanton?« fragte sie.

»Hoffentlich nicht, ich bin gewesen zum Justizrath Freitag und habe alles nachprüfen lassen, und er sagt, die Verträge sind gut und sichern dem Kind die Morgengabe und die Mitgift. Und ich habe ihr geschrieben, sie soll mir die Verwaltung überlassen und keinen Federzug thun ohne mir, und sie ist unser Kind, Lenchen, sie wird lernen, daß Geld ist kein Wind.«

»Aber wie kam's nur, Aanton, daß Dir keiner von Deinen Geschäftsfreunden hat einen Wink gegeben über Auheim?« fragte Lenchen; »sie müssen doch mehr von ihm wissen als Du!«

Herr v. Magnus schüttelte unwillig den Kopf. »Das begreift sich ja leicht, Lenche-Leben! Wir sind nicht mehr von unsere Leut', seit wir sind gegangen unter die Gojim. Dem Amschel Magnus hätten sie nichts verhehlt; aber der Herr Kammerrath von Magnus, der Goi, dem war zu gönnen der Fluch. Du weißt, Lenchen, daß ich Dir das Jahre-lang prophezeit habe, als Du und Aaron in mich dranget, ich solle mich taufen lassen und scheiden von unsern Glaubensgenossen. Ich hab's gethan, und die Sündenschuld ist da. Wir sind geimpft mit das Christenwasser, aber wir sind krank geworden davon.« Und der Mann verbiß seinen Schmerz darüber, ohne ein einziges rauhes Wort gegen seine Frau.

»Und sagtest Du nicht, Achille wolle sich associiren mit Auheim, Aanton?« fragte Lenchen; »hat er Dir denn geschrieben?«

»Ja, er hat geschrieben, er und das Kind, Lenchen! — Wo hab' ich nur die Briefe?« fuhr er fort und stöberte unter einem Pack Papiere, die er aus seiner Brusttasche genommen hatte. »Gott, ich war ganz konfus von wegen des Gewinns in der Lotterie, der so unerwartet zur rechten Zeit kam. Ich bin gelaufen auf die Bank und hab's gezeigt, und bin gewesen bei Zwirbel, damit die Leute wieder Vertrauen haben und die Kasse nicht stürmen, denn noch eine Woche wie die letzte, und Auheim war fallit. — Da lies, Lenchen! das Kind ist ganz glücklich; es hat getanzt mit Generalens und Prinzens und hat geschwommen in Freude und Jubel, denn der Bruder hat sie eingeführt in die große Welt.«

Die Thränen des Kummers verwandelten sich in Freudenthränen, als die Frau Kammerrath die enthusiastischen Schilderungen las, welche Leonie von den ersten Tagen ihres Pariser Aufenthalts entwarf, und von den Genüssen, welche sich ihr durch ihren Bruder geboten hatten, von dem sie eine wahrhaft begeisterte Beschreibung entwarf. »Wie froh bin ich,« schrieb sie unter Anderem, »daß Achille nicht bei meiner Hochzeit war! Jener leidige Vorfall hätte ihn empört, denn seine Manieren sind so fein und gebildet, so aristokratisch, daß ihr ihn kaum wieder erkennen würdet. Er hat mich ganz entzückt und meinem Mann förmlich imponirt, und er spricht von Geschäften wie ein Buch. Auheim meint, er wäre ein wahrer Gewinn für ihn.« Diese Stelle las sie drei-, viermal in seligster Mutterfreude, und las sie dann noch einmal laut dem Kammerrath vor, der sich an den Schreibtisch gesetzt hatte und schon wieder emsig schrieb und rechnete. »Alterchen,« fragte sie; »was meinst Du: wird Achille dem Auheim nicht passen zum Associé? hat er Dir geschrieben wegen Auheim?«

»Er hat mich geschrieben, daß ihm Auheim gut gefällt und daß er sich mit dem Gedanken trägt, zu ihm in's Geschäft zu treten, wie ihm's der Auheim angeboten hat. Und er wird sich's nicht ausreden lassen, der Aaron; ich kenn' seinen Trotz und Eigensinn, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt

hat. Er wird desto erpichter darauf, je mehr ich ihm abrathe. Er ist seinem Vater über den Kopf gewachsen, weil er im Gymnasium geschult worden ist und sein Vater nur in einer armen Judenschule," setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu; "das ist nun einmal der Lauf der Welt. Ich weiß was ich weiß, Lenchen; der Junge thut edelmännisch und schämt sich an's alte Judengeschäft, und der Auheim und das Kind haben ihm nun vollends den Kopf verrückt durch ihr Leb. Ich werde ihm ein zwanzigtausend Thälerchen geben müssen, Lenche-Leben, — ein theures Lehrgeld dafür daß er seinen alten Vater über die Achsel ansieht. Aber er wird lernen, wie man durch Schaden klug wird, Lenchen, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er am Ende noch ein rechter Geschäftsmann wird. Jedoch Geld wird es freilich kosten, viel Geld!" Er schellte und gab dem eintretenden Diener einige Briefe: "Dieß da zur Post, Philipp, und diese beiden auf die Expedition des 'Patrioten' und des 'Freisinnigen'," sagte er; "ich bin bis zwei Uhr für niemand zu sprechen, als für den Buchhalter von Auheims drunten, für Herrn Otte."

"Was hast Du denn, Alter?" fragte Frau v. Magnus, als der Diener weggegangen war. „Du bist so bewegt, und dieser Brief hier, der so große Eile hat, — an wen ist er?"

„Lenchen," sagte er, legte ihr beide Hände auf die Schultern und sah sie mit tiefer Rührung an; „der Brief geht an meinen Bruder Jonas. Ich hab' ihm vorgeschlagen, ein Kompagnie-Geschäft mit ihm zu treiben in Landesprodukten. Ich hab' eben eine Anzeige weggeschickt, daß ich einen Speicher miethen will mit Comptoir für das künftige Geschäft. Ich will hunderttausend Thaler aufnehmen auf Hypotheken auf meine Güter bei einem ausländischen Geld-Institut, das mir Otte angerathen hat. Zwanzigtausend davon soll Aaron bekommen, daß er sich mit Auheim associiren kann, weil er's doch nicht anders thun wird. Achtzigtausend nehm' ich in die Kasse von dem neuen Geschäft. Gott wird mir helfen wie vordem, denn ich muß arbeiten für meine Kinder, daß sie leben können als Leute von Stande, weil ich sie nicht erzogen habe zu Juden!"

„Alter! ist das Dein Ernst?" rief Lenchen überrascht und tiefgerührt; „Du willst Dich noch plagen in Deinen alten Tagen?"

„Ich thu's gern, Lenche-Leben; ich bin noch rüstig," sagte er. „Der Kammerrath v. Magnus kann das schmierige Produktengeschäft unter seiner eigenen Firma nicht führen, ohne daß er seine Kinder zum Gespötte macht. Aber er kann als stiller Kompagnon seines Bruders mitarbeiten. Gerne ging ich in eine andre Stadt, aber es ist mir keine so gelegen und günstig, wie die hiesige, und ich muß meiner Güter wegen hier bleiben, daß ich sie verwalte von hier aus. Du wohnst hier im Hause bei unserm Kind, Lenchen; ich richte mir ein Stübchen in dem Speicher ein, und wir spielen die geschiedenen Leute. Am Sonnabend aber, wenn Jonas das Comptoir schließt, da fahren wir hinaus nach Moritzburg und sind da Ein Herz und Eine Seele. Du sollst Dir nichts abbrechen an dem Glanz und Behagen, woran ich Dich gewöhnt habe seit fünfzehn Jahren. Für Dich und die Kinder thu ich alles gern."

Er hatte ruhig und entschlossen gesprochen wie Einer, der mit sich selbst ganz im Reinen ist. Kein Ton, kein Zucken einer Muskel hatte verrathen, daß ihm dieser veränderte Lebensplan ein Opfer koste. Aber seine Gattin wußte, daß er sich diesen Entschluß abgerungen hatte, und durchschaute den stillen geheimen Heroismus, welcher demselben zu Grunde lag. Ihre Augen hatten sich allmählig mit Thränen gefüllt, als sie mit großen Augen und geöffneten bebenden Lippen ihm die Worte gleichsam vom Munde abgelesen. Ein Kampf gährte auch in ihrer Seele, und als er geendet, fiel sie ihm mit einem lauten Schrei um den Hals.

„Alter!" schluchzte sie, „mein lieber alter Aaron-Leben, ich begreife Dir. Du bist so gut, so treu und zärtlich, Du bist ein edler Mensch. Du sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt, denn ich war's ja allein, die die Großmannssucht hereinbrachte. Und Du denkst, ich könnte zugeben, daß Du Dich plackst und schindest, während ich hier sitze wie der Pfau im Garten? Du meinst, ich wollte haben, daß die Leute fragen: was hat denn der alte Magnus, daß er sich getrennt von seiner Frau? Ich sollte Dich allein lassen in der Arbeit, in der Schmach, in dem unwürdigen Verdacht, Dich großes braves Herz?... Nein, so wahr ich lebe, das thu' ich nicht; ich lasse die schönen Stuben dahinten, und hänge die seidenen Kleider zu der gnädigen Frau in den Schrank und verwalte Dir die Güter draußen, während Du Dich plackest und mühest, und wir ziehen uns zurück von der Welt und bleiben für uns..."

„Lenche-Leben! lieb gut Herz! ist dieß Dein Ernst?" rief der alte Mann, und die Thränen quellen nun auch ihm aus den großen dunklen Augen. „Lenchen, Du willst wirklich?"

„Bei meiner Ehr' und Seligkeit, Alterchen!" betheuerte die Frau und der Ernst dieser Versicherung und das Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung adelten ihre Züge. „Hast Du nicht gesagt: der erste Verlust ist der beste? Soll ich nicht lieber den Glanz verlieren und mir den Frieden des Gewissens retten? Kürz' ich nicht die Dauer Deiner Mühen ab, wenn ich Dir einen Verwalter erspare und den Aufwand für ein städtisches Haus aufgebe? Armer, guter Amschel!..."

„Nein, reicher als je, Lenchen, denn wir haben uns selber wieder gefunden!" rief der alte Mann und umarmte mit unbeschreiblicher Innigkeit seine Frau.

14.

Die Zustände in Auheims Vermögens-Verhältnissen, deren wir im vorigen Kapitel Erwähnung gethan hatten, warfen ihren Schatten auch in Otte's Leben hinein, und belasteten ihn mit Sorgen, die ihn seines Lebens gar nicht froh werden ließen. Der kleine Auheim hatte mit unbegreiflichem Leichtsinn die ganze Leitung des Geschäfts und die Sorge für die Beischaffung der nöthigen Mitteln zum Betriebe desselben Otte überlassen und demselben die erbetenen Instruktionen sogar vorenthalten. Wäre Otte ein bloser Miethling gewesen, so hätte er einfach die Zahlungen eingestellt, nachdem seine Kasse erschöpft war, und die Verantwortlichkeit für die Folgen dem Prinzipal überlassen. Aber eine solche Handlungsweise ent-

sprach Otte's Begriffen von Pflicht und Ehre nicht, und er stellte sich mit allen Kräften vor den Riß, und bot Allem auf das Geschäft in Gang zu erhalten. Da aber die Last für seine eigenen Schultern zu schwer war und er in dieser kritischen Lage seiner eigenen Erfahrung und Umsicht nicht ganz vertraute, so hatte er mit Erlaubniß des Kammerraths Herrn Werner in's Vertrauen gezogen, diesem die Bilanz vorgelegt und sich mit ihm über die passendsten Schritte berathen, denn einem Manne von Herrn Werners Erfahrung und Charakter durfte unbedingtes Vertrauen geschenkt und auf seine unbedingte Discretion gerechnet werden. Sobald der Lotterie-Gewinn unzweifelhaft erwiesen war, ließ Otte sämmtlichen Gläubigern der Firma, soweit diese Privatleute waren, durch ein gedrucktes Circulär anzeigen: da in Folge der Gerüchte, welche Brodneid in Umlauf gesetzt zu haben scheine, einzelne der Gläubiger der Firma Leopold Auheim ihre Deposita in dessen Bank aufgekündigt, sey die Firma entschlossen, diesen Geschäftszweig zu beschränken, und biete ihren sämmtlichen Gläubigern die Alternative, entweder künftig ihr Geld nur gegen geringern Zinsfuß von drei Prozent stehen zu lassen, oder ihr Kapital binnen vier Wochen gegen Kündigung, bei Beträgen unter tausend Thalern auch unverweilt zu erheben. Die Folge davon war, daß die meisten Gläubiger in den verminderten Zinsfuß willigten, und als die Sache ruchbar ward, eine Menge anderer Leute ihre Ersparnisse bei Auheim anlegten. So gelang es denn einer kühnen Stirn und einem kecken Zugreifen, die Katastrophe innerhalb einiger Wochen zu beschwören, und den erschütterten Kredit Auheims wenigstens einigermaßen wieder herzustellen.

Die Sorgen und Aengsten dieser Wochen waren jedoch an Otte nicht vorübergegangen, ohne ihre Spur in seinem Aeußern zu hinterlassen. Er war fast jeden Tag beinahe bis Mitternacht im Geschäfte, und verkehrte nur mit Herrn Werner und Herrn v. Magnus. Er schrieb bogenlange Briefe an Auheim nach Paris, welcher nun im Strom der Vergnügungen des Carnevals lustig dahin trieb und mit seinem Schwager Achille v. Magnus über Plänen von großartigen Spekulationen brütete, welche die deutschen und französischen Kapitalien engagiren und den Unternehmern einen kolossalen Gewinn bringen sollten. Auheim beantwortete daher alle Briefe und Vorstellungen seines Factotums Otte nur mit lakonischer Kürze, billigte beinahe barsch Otte's Vorschläge und Verfügungen, und vertröstete ihn auf eine bessere glänzendere Zukunft, welche mit seiner Heimkehr und Association mit dem jungen Magnus beginnen sollte. Wann jedoch diese Heimkehr erfolgen sollte, das stand noch sehr in Frage, denn Leonie amüsirte sich ganz vortrefflich in Paris, und Auheim und Achille waren noch in stetem Verkehr mit französischen Projektenmachern und Spekulanten, welche von ihnen profitiren wollten, während sie oder ihre Projekte und Prospekte eigentlich von den beiden Deutschen ausgebeutet wurden, ohne daß jene der Verwirklichung ihrer Pläne näher rückten.

Diese Verhältnisse hatten dem traulichen Zusammenleben Otte's mit der Familie Valentin auch einigen Eintrag gethan. Er mußte es Julien und Marien überlassen, der kleinen Hedwig Unterricht zu ertheilen, und er sah die drei Schwestern kaum Sonntags auf einige Stunden, und erschien ihnen bleich, schweigsam, ernst und sorgenvoll. Käthchen vermuthete, daran sey eine unglückliche Liebe Schuld, und brachte es in Verbindung mit Johanna Werner; Marie dagegen glaubte die Ursache in den Gerüchten über Auheims Vermögens-Verhältnisse zu finden, und nur Julie äußerte gar nichts darüber, ward jedoch ebenfalls ungewöhnlich schweigsam und verschlossen, entfaltete aber eine ungewöhnliche Energie im Geschäft, als wollte sie in der Aufregung der Arbeit den nagenden Wurm eines stillen Leides übertäuben, wenn auch nicht ertödten.

Am wenigsten war Herr Werner mit den Ereignissen zufrieden, welche Otte's ganze Thätigkeit absorbirten. Er war großmüthig genug, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen, und so zartfühlend, um zu wissen, daß er einem Manne wie Otte, der für fremde Interessen sich mit solcher Zähigkeit und Pflichttreue wehrte, als wenn es seine eigenen gewesen wären, und dessen Aufopferung und Thatkraft er bewunderte, in diesem Augenblick nicht mit Liebesgeschichten und Heiraths-Projekten nahe treten durfte. Allein es that ihm doch leid, daß alle diese unseligen Wirrsale gerade in die Zeit fielen, wo seine Lieblingstochter Ottilie sich der Ferien wegen im Vaterhause aufhielt, und wo die gegenseitige Annäherung Ottiliens und Otte's sich so leicht und natürlich hätte bewerkstelligen lassen. Allein Ottiliens Ferien waren schon zu Ende, als noch nicht alle Gefahren, welche der Firma Auheim drohten, hatten gebannt werden können, und Ottilie kehrte nach Berlin zurück, ohne mit Otte mehr als drei- bis viermal in ungesuchte gelegenheitliche gesellige Berührung im häuslichen Kreise gekommen zu seyn. Papa hatte ihr so viel von seinem Lieblinge Otte geschrieben und gesprochen, daß sie ein aufrichtiges Interesse für denselben gefaßt hatte, und beinahe unangenehm davon berührt worden war, daß der junge Mann, von dem sie sich so viel versprochen, sich ihr so wenig genähert, dagegen anscheinend mehr Theilnahme für ihre Schwester Johanna an den Tag gelegt hatte; und doch war Ottilie anderseits wieder so uneigennützig, daß sie das Geheimniß der Schwester achtete und sich nicht zu deren Rivalin aufwerfen wollte.

So standen die Sachen, als Auheim und seine junge Frau zu Anfang des März von ihrer Hochzeitsreise nach Hause kehrten, beide mit auffälliger Eleganz gekleidet, beide durch die noch neuen Eindrücke des Pariser Lebens von der Einfachheit einer deutschen Provinzialstadt beinahe angewidert, woraus sie auch keinen Hehl machten. Frau von Magnus hatte zum Empfang der Heimgekehrten das ganze Haus mit Fichten- und Mooskränzen und Transparanten verzieren lassen, aber sonst alle Festlichkeiten eingestellt, und war nur zum Besuch von Moritzburg hereingekommen, wo sie schon seit Wochen lebte. Sie zwang sich, Auheim freundlich zu begegnen, nur um Leonien nichts merken zu lassen, denn die beiden Eltern waren mit einem Zartgefühl und einer Schonung, die ihnen ein Fremder kaum zugetraut hätte, übereingekommen, das Kind

nichts von dem merken zu lassen, was sie über Anheims Verhältnisse wußten. Leonie konnte kein Ende finden, ihrer Mutter von den tausenderlei Genüssen und Reizen des pariser Lebens und von den Triumphen zu erzählen, welche sie dort gefeiert habe, aber bezeichnend war, daß sie bereits Anheims Namen nur selten erwähnte, und selbst vor ihren Eltern dem kleinen Manne gegenüber aus ihrer Gleichgültigkeit für ihn kein Hehl machte, während sie allerdings vor der Gesellschaft emsig bemüht war, ein herzliches Einverständniß mit ihm an den Tag zu legen, das sich freilich zumeist nur in sehr zärtlichen Worten und freundlichen Geberden äußerte.

Otte hatte sich am Abend von Anheims Ankunft auch zur Begrüßung eingefunden, obschon dieselbe erst spät nach der Geschäftsstunde erfolgte, ward aber unangenehm berührt durch den oberflächlichen kühlen Gruß seines Prinzipals und dessen hochfahrende Weise. Er verwand jedoch seinen stillen Aerger darüber und suchte Anheims Benehmen mit einer momentanen Verstimmung und mit dem unbehaglichen Vorgefühl einer Erörterung mit seinem Schwiegervater unter vier Augen zu entschuldigen, die denn auch für den kleinen Mann nicht ausblieb und mit einer sichtlichen gegenseitigen Verstimmung endete.

Allein auch am folgenden Tage ward Otten kaum ein herzlicherer Empfang, als er sich spät am Vormittage in Anheims Privatzimmer einfand, um von seiner Geschäftsleitung während der Abwesenheit des Prinzipals Rechenschaft abzulegen. Anheim empfing ihn einsylbig, horchte nur zerstreut auf Otte's Auseinandersetzungen, warf nur flüchtige Blicke auf die Papiere und fragte allein mit Interesse nach dem Stand der Kasse, den er „verzweifelt klein" fand.

„Ich danke Ihnen für die gehabte Sorge und Mühe, Herr Otte, obschon ich mit den Mitteln, die sie zu Hülfe nahmen, nicht einverstanden bin und sie nur mit Ihrer Bedenklichkeit und mangelnder Umsicht in solchen Sachen entschuldigen kann. Es hätte noch andere Mittel gegeben, um sich momentan Kasse zu machen; warum zogen Sie nicht auf unsere auswärtigen Geschäftsfreunde einige größere Wechsel? warum wandten sie sich nicht an einige Wucherer, wie z. B. an den alten Maruschke, der gegen eine gute Provision jeden Augenblick mit etwa 10,000 Thalern herausgerückt wäre? Lieber jedes Opfer gebracht, als meinem Schwiegervater Einsicht in meine Verhältnisse verschafft!"

„Es thut mir leid, Herr Anheim, daß ich nicht ganz in Ihrem Sinn gehandelt habe," versetzte Otte ruhig und mit würdevoller Gelassenheit. „Aber ich glaube, die Umstände waren von einer Art, daß sie mein Verfahren vollkommen entschuldigten. Sie hatten mir verschwiegen, daß Sie die Anzahlung auf das Gut Strahlenberg und die Kosten der aufgewendeten Meliorationen Ihrer Frau als Morgengabe hatten zuschreiben lassen. Erinnern Sie sich gefälligst, wie ich Ihnen von jeher den Ankauf des Ritterguts in Ihrer Lage widerrathen . . ."

„Schon wieder die alte Leier, Otte!" fiel ihm Anheim unwillig in's Wort. „Gewöhnen Sie sich endlich einmal daran, vollendete Thatsachen nicht mehr Ihrer Kritik zu unterziehen!"

„Um Vergebung, Herr Anheim," entgegnete Otte lebhafter; „ich übte gerade wegen Strahlenbergs keine Kritik, sondern schritt hülfreich ein, denn wenn Sie faillit wurden, galt auch die Morgengabe nichts, und Ihre Besitzung fiel in die Masse, denn nach unserm Gesetz konnten Sie nicht verschenken, was Ihnen nicht gehörte; deßhalb mußte ich auch die Hülfe und den Rath Ihres Schwiegervaters nachsuchen, zumal Sie mich unbegreiflicher Weise ohne alle Instruktion gelassen hatten. — Nein, lassen Sie mich ruhig zu Ende reden, denn ich muß verschiedene Einwürfe abweisen. Den Kredit unserer Geschäftsfreunde nahm ich nicht in Anspruch, weil ein solider Kaufmann nicht auf seine Kommittenten zieht, um sich Geld zu machen, und weil es momentan sehr fraglich gewesen wäre, ob unsere Banquiers auf den großen Plätzen unsere Tratten nur honorirt hätten. Wucherer aber kenne ich nicht, am wenigsten einen gewissen Maruschke, der so im Nu zehntausend Thaler aus dem Aermel schüttelt . . ."

„Wie? Sie sollten den Mann nicht kennen, dessen Pflegekind Sie so emsig den Hof machen? Sie sollten nicht wissen, was für Geschäfte der alte Maruschke macht, der beinahe Dach an Dach mit Ihnen wohnt und dessen Enkelin Ihre gelehrige Schülerin ist?" fragte Anheim spöttisch; „mein lieber Otte, vor mir dürfen Sie getrost die Maske abnehmen."

Otte fühlte sein Gesicht erglühen und war einen Moment betreten. „Ich wußte nicht, daß Ihnen mein Privatleben so genau und doch wieder so mangelhaft bekannt ist, Herr Anheim," versetzte er endlich; „mein Gewissen ist auch so ruhig und mein Wandel braucht so wenig das Licht zu schauen, daß ich in meiner eigenen Sache kein Wort äußern würde, gälte es nicht das arme verlassene Mädchen, dessen ich mich angenommen habe, jedoch, wie ich vor Gott betheuren kann, ohne die Hintergedanken, die Sie mir zutrauen, denn ich habe an den angeblichen Reichthum des alten Maruschke niemals im Ernste geglaubt."

Anheim lächelte kalt und ungläubig und sagte: „Genug hievon, — die Sache geht mich ja eigentlich nichts an. Sie haben mich aber in die unangenehme Lage versetzt, mich Herrn Karl Werner gegenüber zu Dank verpflichtet zu sehen, der mir nie gewogen war und dessen Abneigung ich herzlich erwidre. Ich muß ihm nun eine Danksagungs-Visite machen, die mich — aufrichtig gesagt! — sauer genug ankommt."

„Sie schulden allerdings Herrn Werner großen Dank, Herr Anheim; wenn er aber jemals um Ihre Abneigung gewußt und sie gar getheilt, so hatte er dieselbe merkwürdig überwunden und feurige Kohlen auf Ihr Haupt gesammelt, Herr Anheim, denn seinem erfahrnen und umsichtigen Rathe verdanke ich hauptsächlich die Möglichkeit, Ihr Geschäft an den Klippen eines Schiffbruchs vorübergeführt zu haben."

„Wofür er sich ohne Zweifel dadurch entschädigen wird, daß er sich die Genugthuung verschafft, die Resultate meiner Bilanz recht allgemein in Kurs zu setzen," entgegnete Anheim giftig.

„Herr Anheim, das ist unbillig . . ." wallte Otte voll Entrüstung auf.

„Schon gut, Otte! lassen wir das!“ fuhr Auheim fort; „ich werde dem Mann meinen Besuch machen und mich bedanken, und im Uebrigen hat er ja sein Darlehen mit Zinsen wieder erhalten. Auch liegt mir gar nichts daran, was für einen Gebrauch Werner von der Kenntniß der Details macht, denn er kann meinen Kredit doch nicht erschüttern, und die Zukunft meines Geschäfts wird auch ohne sein Zuthun eine glänzende seyn. Wenn ich hier gewesen wäre, hätte ich seiner Hülfe entbehren können; aber es standen für mich höhere Interessen auf dem Spiele — es waren Dinge vorzubereiten, welche die Welt in Erstaunen setzen werden. Ich konnte mich nicht mit den Kleinigkeiten abgeben, und so wollen wir denn die Sache vergessen. Meine Einwendungen sollen jedoch meiner Dankbarkeit keinen Abbruch thun, Otte, wie Sie bald sehen werden, denn ich gedenke Sie an der großen Zukunft meines Geschäfts zu betheiligen.“ — Otte verbeugte sich stumm, wie Einer der noch sehr wenig an ein ihm zugedachtes Glück glaubt. „Ich sage Ihnen, mein Schwager Achille, mein künftiger Associé, ist ein Genie, Otte, ein unbezahlbares Kleinod,“ fuhr Auheim fort; „der Mensch wimmelt von Ideen, die wirklich sublim sind. Sie werden in den nächsten Monaten Zeichen und Wunder erleben; Sie werden sehen, wie die Leute unser Comptoir stürmen, um nur Aktien zu nehmen. Auf Ihre Mitwirkung rechnen wir besonders, Otte; Sie sind ein gebildeter Kaufmann und schreiben einen eleganten Styl; Ihre Briefe und Aufsätze haben Schwung und Beredtsamkeit und so etwas — wie soll ich sagen? — so etwas Vertrauen-Erweckendes, Gewinnendes, Zuversichtliches. Sie müssen die Prospekte entwerfen und die Reisen auf die Börsenplätze machen, um die Sache zu lanciren. Die Kasse und die Buchführung übergeben Sie einstweilen an Demand, oder schaffen mir einen andern zuverlässigen Mann, denn wir werden bald in der Lage seyn, das Comptoir-Personal zu verdreifachen.“

„Um was handelt es sich denn, Herr Auheim?“ fragte Otte mehr verwundert als gläubig.

„Um eine Reihe der großartigsten Aktien-Unternehmungen durch welche wir der einheimischen Industrie, dem Wohlstande dem Ackerbau aufhelfen und eine ganz neue Aera der Glückseligkeit heraufführen wollen — für uns nämlich. Mein Schwager Achille hat ein ganzes Portefeuille voll solcher Pläne, immer einer besser und einnehmender als der andre. Wir beginnen sogleich mit einer General- und Universal-Versicherungsbank für ganz Deutschland, unter dem Titel ‚Germania‘ . . .“

„Mit einer Assekuranz-Gesellschaft?“ fragte Otte fast erschrocken, und wechselte die Farbe.

„Ja, mit eben dieser — einer Versicherungs-Gesellschaft gegen Feuer, Hagel, Viehseuchen, Gefahren des Transports zu Wasser und zu Lande, einer Bank für Lebensversicherung, Leibrenten und Versorgungen aller Art, kurz mit Versicherungen gegen jeglichen Schaden. Das soll den Leuten einleuchten. Na, wollen Sie schon wieder kritisiren und mäkeln, Sie Langweiler?“ setzte er halb scherzhaft, halb ärgerlich hinzu, als er Otte den Kopf schütteln sah.

„Allerdings, Herr Auheim,“ versetzte der Buchhalter; „ich glaube, Ihr Plan ist allzu umfassend und weitgehend, als daß er sich ganz verwirklichen ließe. Sie sollten ihn auf eine oder zwei von diesen Spezialitäten beschränken und dann wäre damit ein ganz treffliches Geschäft auf dauernder solider Grundlage zu machen. Ich habe mich schon seit Jahren mit dem Versicherungswesen befaßt und eingehende Studien, Vergleichungen, Berechnungen u. s. w. darin gemacht, die mich aber auf das Resultat geführt haben, daß man, um ein sicheres Geschäft zu machen, nicht zu sehr in die Breite gehen darf. Die Franzosen haben ein gutes Sprüchwort: Qui trop embrasse, mal étreint . . . .“

Auheim unterbrach seinen Buchhalter mit einem schallenden homerischen Gelächter. „Sie sind ein sehr gelehrtes Haus, lieber Otte, aber ein erschrecklicher Pedant, wie alle Gelehrte!“ rief er. „Ich zweifle keinen Augenblick an der Richtigkeit Ihrer Ermittlungen und der Ergebnisse Ihrer Studien, und ich glaube sogar, daß Sie als Direktor einer solchen Anstalt sehr an Ihrem Platze wären. Allein was kümmert mich die ganze Zukunft einer solchen Unternehmung? begreifen Sie denn nicht, um was es sich für mich zunächst handelt?“

„Nein, Herr Auheim, das begreife ich in der That nicht. Ich meine, wenn man ein gemeinnütziges Unternehmen in's Leben ruft, so muß man ihm zunächst die größtmögliche Lebensfähigkeit durch eine erfahrungsmäßige sichere Grundlage, durch Benützung der besten Wahrscheinlichkeits-Rechnungen geben . .“

„Den Henker auch!“ rief Auheim übermüthig; „was kümmert mich der gemeinnützige Zweck? dieser ist für mich nur ein Aushängeschild. Was kümmert mich die Zukunft eines solchen Instituts, die eine bloße Eventualität ist? Für mich handelt es sich nur um die Aktualität des Geldmachens, des momentanen Gewinns. Die Leute welche sich bei einer solchen Anstalt versichern oder dieselbe leiten, die sollen dafür sorgen, daß das Institut von Dauer sey. Ich will nur ein Börsengeschäft daraus machen, will an den Aktien profitiren, mir einige hundert Prioritäts-Aktien für meine Bemühungen und einen möglichst hohen Gehalt als Mitvorstand oder Komité-Mitglied sichern und meine eigenen Interessen dabei poussiren. — Ja, schütteln Sie nur den Kopf! ich finde daß mein Standpunkt gar nicht so übel ist!“

„Mag seyn, Herr Auheim, aber er würde mir weniger zusagen,“ erwiderte Otte. „Das Unternehmen kann unmöglich prosperiren, wenn diese Motive es in's Leben rufen.“

„Gilt mir gleich, Otte, wenn nur mein Zweck dabei erreicht wird,“ sagte Auheim kalt; „ich denke, wir werden dennoch Erfolg haben. Das Unternehmen hat eine ganz plausible gemeinnützige Tendenz und kann in der Hand von geeigneten Persönlichkeiten gedeihen; diese werden sich auch seiner Zeit finden. Mein Schwager und ich verfolgen nur den Einen Zweck dabei: das viele Kapital der kleinen Leute welches seither zersplittert in Sparkassen und auf privaten Real-Hypotheken und persönlichen Darlehen radizirt ist, in solche größere Geld-Institute zu concentriren, damit diese allmählig die gesammelten Geld- und Kredit-Verhältnisse des Volks, den ganzen Geldverkehr in ihre Hand bekommen und die Macht der Plutokratie noch mehr befestigen.“

„Diese Centralisation ist aber keine vernünftige noch naturgemäße und wird sich niemals dauernd feststellen lassen," erwiderte Otto kopfschüttelnd. „Sie werden sich vergebliche Mühe geben, dem naturgemäßen Zustand einen künstlichen zu substituiren, abgesehen davon daß es nationalökonomisch weder richtig noch ersprießlich wäre ...."

„Bitte, lieber Otto, ersparen Sie sich alle gelehrten Erörterungen, für welche mir alles Verständniß abgeht, sowie alle Geduld!" sagte Anheim und wiegte sich selbstgefällig in den Hüften. „Sie mögen von Ihrem gelehrten Standpunkt aus ganz recht haben; ich bestreite Ihnen das nicht. Aber ich bin dennoch überzeugt, daß ich meine Zeit begreife und mit der Sache Geld gewinnen werde, denn dieser Prozeß der Centralisation der Geldkräfte in größere Institute vollzieht sich in diesem Augenblick in Frankreich auf die großartigste Weise. Die Börse ist jetzt die allein seligmachende Kirche Aller. Was dort gelingt, wird auch bei uns glücken. Mein Standpunkt schließt den Ihrigen nicht aus, Otto; ich und mein Schwager hecken die Projekte aus, Sie arbeiten die Prospekte und Berechnungen aus, stellen sich allfällig an die Spitze eines solchen Unternehmens und suchen ihm die Dauer zu geben, die es verdient, dann dienen Sie sich und der Menschheit, wie ich zunächst nur mir diene. Wollen Sie nicht, so lassen Sie das Unternehmen; ich finde dann einen Andern, der vielleicht nicht so redlich und erfahren ist wie Sie, aber rühriger, beweglicher, minder gewissenhaft. Dann haben Sie eine gute Chance verloren, Anderen und sich zu nützen. Diese Versicherungsbank, eine Hypothekenbank, eine Provinzialbank, einige Dutzend Aktiengesellschaften werden von uns dennoch gegründet und sollen uns in wenigen Jahren zu Millionnären machen. Wir brauchen aber zur Ausführung dieser Ideen tüchtige Kräfte Ihres Schlages, welche auch mit am Gewinn betheiligt seyn sollen, und Achille und ich haben an Sie vorzugsweise gedacht. Hier haben Sie einstweilen das Projekt der neuen Assekuranzbank, — natürlich im größten Vertrauen! Prüfen Sie es einmal und suchen Sie einen günstigen Prospekt auszuarbeiten; dann sollen Sie nicht nur reich remunerirt, sondern auch bei dem Institut angestellt werden. Wie gesagt, es soll Ihr Schade nicht seyn, wenn Sie uns dienen wollen."

Hiemit entließ er Otto, dem allerdings Anheims Charakter nun in einem noch weniger vortheilhaften Lichte erschien, als seither. Er erkannte die schrankenlose Selbstsucht und die Rücksichtslosigkeit desselben nun ganz deutlich, und er hatte keine große Lust, sich an diesen Unternehmungen überhaupt zu betheiligen, die ihm zu unsolid und schwindelhaft und allzu sehr auf Ausbeutung der Habsucht und Eigenliebe und der anderen niedrigen Leidenschaften der Masse berechnet erschienen und denen er kaum einen vorübergehenden Erfolg prophezeite, da er überzeugt war, daß nichts von Bestand sey was gegen Vernunft, Sittlichkeit, Recht und Natur ankämpfe. Dagegen hatte er sich, wie schon erwähnt, mit dem Versicherungswesen gründlich befaßt und war durch seine Studien, Berechnungen und Reflexionen zu der Ueberzeugung gekommen, daß dasselbe nicht nur eine sehr große Zukunft habe, sondern berufen sey, den Wohlstand der Einzelnen wie der Nation durch eine rationelle und zweckmäßige Anwendung der Versicherungen auf Renten und Sterbfälle, und der zahllosen Formen von Ersparnissen aller Art, zu denen es die Hand biete, auf eine solide Grundlage zu setzen und namentlich das Loos der abhängigeren Klassen wesentlich aufzubessern. Dieser Gesichtspunkt lockte ihn ungemein, und er erachtete es daher für seine Pflicht, in diesem speziellen Fall lieber selbst die Hand zur Gründung einer solchen Anstalt zu bieten, als das Unternehmen in die Hände irgend eines gewissenlosen Projektenmachers und Schwindlers kommen zu lassen.

Otto verhehlte sich nicht, daß er damit eine große Verantwortlichkeit und eine herkulische Arbeit übernahm, allein er hatte schon vieles für sich selbst ausgearbeitet, und namentlich die Zweige der Lebens- und Rentenversicherung in der erschöpfendsten Vollständigkeit fertig. Er ließ sich daher von seinem Kassenamt dispensiren und bearbeitete zu Hause in seiner Wohnung die sämmtlichen Pläne, Prospekte ꝛc., während er offen und redlich die Arbeit über die anderweitigen Versicherungen ablehnte, welche dann von Anheim an andere kompetente Persönlichkeiten übertragen, d. h. meist nur nach französ. und englischen Vorlagen oberflächlich übersetzt und zusammengestellt wurden. Der allgemeine Prospekt der 'Germania' ward von einem bedeutenden national-ökonomischen Schriftsteller, dessen Namen einen vollgültigen Klang hatte und dessen verlockende Darstellung einen besondern Zauber übte, gegen ein glänzendes Honorar geliefert, und wenige Wochen reichten hin, um ein Programm zusammenzustellen, welches ganz darauf berechnet war, das große Publikum zu blenden, und dem man als Köder ein Dutzend Namen der bedeutendsten Bankhäuser des In- und Auslandes und der namhaftesten deutschen und französ. Volkswirthe an die Stirne gesetzt hatte.

Der Drucker des 'Patrioten', der ehrenwerthe Zwirbel, hatte eine Masse der elegantesten und neuesten Lettern von Berlin kommen lassen, und seine Schnellpressen rasselten Tag und Nacht, um ganze Ballen von Anzeigen, Prospekten, Programmen, Statuten ꝛc. zu Tage zu fördern, welche breitwürfig über das ganze Land ausgesäet wurden. Die Tagespresse aller Farben sprach mit jener Anerkennung, deren jeder gut bezahlte Auftrag sicher ist, von den Verdiensten und der glänzenden Zukunft der Germania, welche den patriotischen Zweck habe, den englischen und ausländischen Versicherungs-Gesellschaften den deutschen Boden zu entziehen und dem nationalen Bedürfniß auf nationale Weise entgegenzukommen. Das ganze Institut sollte auf Gegenseitigkeit gegründet werden, und versprach für die Versicherten doppelte Vortheile, wenn sie zugleich auch Aktionnäre waren. Man stellte große Dividenden und Tantièmen in Aussicht und bot dem Publikum Gelegenheit, sich bei allen bedeutenden Bankiers durch Aktienzeichnung betheiligen zu können. Das Aktienkapital von drei Millionen Thalern sollte hälftig aus den Zeichnungen der Unternehmer, hälftig aus 15,000 Aktien zu je hundert Thalern bestehen, und diese Summe des Aktien-Kapitals war in wenigen Wochen schon durch Zeichnungen vom dreifachen Werthe gedeckt, so daß die Aktien

gewaltig im Preise stiegen und nun Gegenstand einer lebhaften Agiotage wurde. Eine Generalversammlung der Aktionnäre ward berufen, und in derselben durch besonders aufgestellte Agenten der Antrag gestellt, daß sowohl das Kapital der Aktien vermehrt als auch die Zeichnungen der Gründer in Aktien verwandelt werden sollten, um die allgemeine Theilnahme zu erleichtern und den Gründern kein allzugroßes Uebergewicht über die anderen Aktionnäre einzuräumen; eine dießfällige Aenderung der Statuten und die Ausführung obiger Anträge wurden sogleich zum Beschluß erhoben, und nun hiedurch der Agiotage mit den Aktien der 'Germania' ein noch weiteres Feld geboten, so daß die letzteren auf 115 und 120 stiegen, und den Banquiers einen ungeheuren Gewinn abwarfen. Die neue Firma Auheim und Magnus galt mit Einem Male für eine der reichsten, und die Leute waren ganz darauf versessen, mit derselben Geschäfte zu machen. —

Otte war wieder auf seinen Kassierposten zurückgetreten. Bei der Wahl des Bureau-Personals der 'Germania' von Seiten des Ausschusses war er übergangen worden, obschon ihn einige Stimmen vorgeschlagen hatten. Dieß verdroß zwar Otte, doch ahnte er in seiner Arglosigkeit nicht, daß er diese Zurücksetzung nur den Umtrieben seiner Prinzipale deren einen er noch gar nicht kannte, verdankte. Auheim hatte dem Verwaltungs-Ausschuß die sämmtlichen Ausarbeitungen Otte's für seine eigene Arbeit ausgegeben und hiedurch erzielt, daß man ihn zum Bankdirektor mit achttausend Thalern Gehalt, und den Professor Spornhahn, den Verfasser des allgemeinen Programms der 'Germania', zum Subdirektor angestellt hatte. Achill v. Magnus war Controleur; einige andere Banquiers und Börsengrößen Schatzmeister und Bevollmächtigte.

Eines Tages äußerte Otte hierüber seine Entrüstung gegen Herrn Werner, welchen er zwar seiner Zeit manchmal in dieser Sache um Rath gefragt, aber doch nicht zur Theilnahme hatte bewegen können, weil dieser einer Sache, die aus jenen Händen hervorging, niemals getraut. Da sagte Werner: „Nehmen Sie mir's nicht übel, Otte, aber Sie sind ein Thor, daß Sie sich von diesem seichten Schwindler Auheim ausbeuten und mißbrauchen lassen. Ein Mann, der diese Dinge genugsam versteht, um den wesentlichsten Theil der Grundlagen einer solchen Unternehmung herzustellen, der soll sich nicht von solchen Burschen ausbeuten lassen, sondern selbständig dastehen. Uebrigens ist es für Sie kein Schade, daß Sie zwar unter den Urhebern der Germania, nicht aber unter den Beamten des Debuts dieser Gesellschaft dastehen, denn wenn mich mein praktischer Blick nicht trügt, so machen diese Herren von dem jetzigen Verwaltungs-Ausschuß und Bureau doch so schlechte Geschäfte, daß man sie bald mit Schmach davonjagen wird, und dann ist Ihre Zeit gekommen, die Sache in das richtige Geleise zu bringen. Erhalten Sie sich nur in dieser Branche auf dem Laufenden. Auheims falsches Spiel mit Ihnen wird bald an den Tag kommen."

„Sie glauben also wirklich, daß Auheim es mit mir nicht ehrlich meint, Herr Werner?"

„Wie können Sie daran nur zweifeln, Otte? Der Grundzug im Charakter dieses Menschen ist geckenhafte Eitelkeit, rücksichtslose Selbstsucht, Gewissenlosigkeit in Allem was seinen Vortheil fördert. Als er vor einigen Wochen mir einen Besuch machte um mir für die Unterstützung zu danken, welche ich seinem Geschäfte im kritischen Momente gewährt habe, konnt' er sich's nicht versagen, von Ihnen mit einer geringschätzigen Weise zu sprechen, die mich verletzte, so daß ich ihm kalt erwiderte: die Hülfe die ich geleistet, habe Ihnen gegolten und nicht dem Herrn Auheim, da ich keine andere Garantie für mein Geld verlangt habe, als die Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit meines Freundes Otte. Da ging der kleine Mann sehr verschnupft davon, denn der leiseste Funke von Gewissen mochte ihm sagen, wie sehr er eine solche Abfertigung verdient habe. — Sie müssen endlich mit ihm brechen."

Otte seufzte. „Es scheint mein Loos zu seyn, ausgebeutet zu werden," sagte er; „vor drei Tagen erst habe ich mit der Firma einen neuen Vertrag auf fünf Jahre abgeschlossen unter Bedingungen die sehr günstig lauten. Wenn ich freilich dieß Alles gewußt hätte, so würde ich mich zuvor besonnen haben. Aber ein Mann von Ehre sieht sich an sein Wort gebunden, selbst einer solchen Handlungsweise gegenüber."

Herr Werner zog dieß nicht in Abrede, meinte aber, trotz alles anscheinenden Erfolges werde das Glück der Firma Auheim und v. Magnus nicht von langer Dauer seyn. Auch der Kammerrath schien diese Ansicht zu theilen, denn er betrieb emsig das unter der Firma seines Bruders Jonas gegründete Produkten-Geschäft, und spekulirte mit Glück in Rittergütern. Seiner Frau fiel die selbstgewählte Einschränkung allerdings schwer, und sie mochte sie manchmal für unnöthig halten, namentlich als sie von den Erfolgen der Firma Auheim und v. Magnus hörte. Sie wollte sogar bereuen, daß sie ihr Quartier im Hause der Tochter mit der ganzen Einrichtung an eine polnische Fürstin vermiethet hatte; aber sie ließ es wenigstens vor ihrem Gatten nicht an die Erscheinung treten, und begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit wieder einige Tage bei Leonie zuzubringen, die sich allerdings in dem sybaritischen Luxus womit Auheim sie umgab, sehr zu gefallen schien. Der alte Herr v. Magnus aber war nie in den Soireen seiner Tochter zu finden, sondern begnügte sich damit, hie und da einmal im engsten Kreise bei ihr zu speisen.

16.

Das Sonnengold eines milden Junitags verklärte die flache Landschaft, als an einem Sonntag Nachmittage Otte mit Käthchen, Julie und Hedwig einen Spaziergang vor die Thore machte. Die warme Luft und der freundliche Himmel hatten die Städter in Menge aus den Häusern gelockt, und namentlich auf dem freien Platze vor dem Osterthore, wo wegen des Jahrmarkts viele Buden mit Sehenswürdigkeiten aufgeschlagen waren und ein buntes Volksleben wogte, war ein Gedränge von sonntäglich geputzten Städtern jedes Alters, Geschlechts und Standes.

Die Tanz- und Schenkbuden waren auf der einen Seite des Platzes in langer Gasse aufgeschlagen, und dieser Gasse

parallel reihten sich auf der andern Seite des Platzes große Buden mit Menagerien, Seiltänzern, Kunstreitern, Equilibristen, Jongleurs, Taschenspielern u. and. freien Künstlern, mit Wachsfigurenkabinets, Puppentheatern, Wahrsagerinnen, Somnambülen &c.

„Ah, dort ist die Schreyersche Menagerie, die eines Besuches verlohnen würde!" rief Otte; „ich werde mir erlauben, Sie hineinzuführen, meine Damen!" Käthchen und Julie nahmen es dankbar an und Hedwig ließ sich auch bewegen, mitzugehen, obschon sie sich anfangs aus Zartgefühl geweigert hatte, um Herrn Otte keine Unkosten zu verursachen. Nach dem Besuch der Menagerie schlenderte unsere Gesellschaft durch die Budengasse, arbeitete sich durch das Volksgewühl und betrachtete die Aushängeschilder der Buden und die menschlichen Lockvögel von 'Künstlern' und 'Künstlerinnen', welche sich vor dem Eingange der Buden zeigten, und Hedwig, welche mit Käthchen vorausging, schmiegte sich fast ängstlich an deren Arm und blickte nun scheu zu den Eigenthümern der Buden auf, als ob ihr vor denselben graue. Mit Einem Male — man hatte beinahe das Ende der Budengasse erreicht — schmetterten rechts vor einer niedrigen Bude zwei Trompeten und lenkten die Aufmerksamkeit der Lustwandler dorthin. Auf dem schwarzen Wachstuch, womit die ganze Fronte der Bude behangen war, sah man in roth und gelben, weiß und blauen Charakter einen Thierkreis und viele kabbalistische Zeichen gemalt, und darunter stand mit großen Buchstaben zu lesen:

Großer egyptisch-magischer Zauberpalast
mit bengalischer Beleuchtung von Elisabeth Stransky.
„Malwina Katto, die große somnambülische Wahrsagerin, die Wunderbare Sybilla genannt."
„Entrée nur zwei Groschen; Kinder und Militärs zahlen die Hälfte."

Otte und die Frauen hatten kaum dieses marktschreierische Aushängeschild gelesen; als ein fantastisch-gekleidetes stämmiges Weib in kurzen Gewändern und Tricots an die Balustrade der Vortreppe dieser Bude trat und mit einer rauhen tiefen Stimme anhub: „Immer 'rein meine Herrschaften! So eben beginnt die Extra-Vorstellung!" .... aber in ihrem Ausruf unterbrochen ward durch einen gellenden lauten Schrei des Schreckens, welchen Hedwig ausstieß. Die Blicke des gemeinen fantastisch-gekleideten Weibes begegneten denjenigen Hedwigs, und diese warf sich plötzlich an Käthchens Brust, zerrte aber im nächsten Augenblick diese so rasch fort, als es das Andringen der Menge erlaubte, deren Aufmerksamkeit dieser Schrei und das Verstummen der Ausruferin erregt hatte. Das Weib erblaßte unter der Schminke und sein Auge haftete einen Moment mit sichtlichem Schreck an Hedwigs Gesicht, das sie schnell aufgefunden hatte; dann wandte sich die Principalin des Zauberpalastes schnell um und verschwand hinter dem Vorhang neben der Kasse.

„Hedwig, was ist Ihnen?" fragte Otte theilnehmend, als er Käthchen und ihren Schützling wieder erreicht hatte, welche sich aus dem Gedränge hinausgearbeitet hatten und nun abseit der Landstraße unter einem Baum standen, — Käthchen ganz bestürzt und in Sorgen, Hedwig noch immer leichenblaß, wortlos und bebend.

„Großer Gott! Schützen Sie mich vor ihr! Lassen Sie mich nicht wieder in ihre Hände fallen, Fräulein Käthchen! es wäre mein Tod!" stammelte Hedwig in wahrer Seelenangst. „Die Scham würde mich umbringen, müßte ich wieder so vor die Leute treten!"

„Fassen Sie sich, mein Kind! was ist Ihnen denn?" forschte Otte und vereinte seinen beschwichtigenden Zuspruch mit demjenigen Käthchens.

„Ach, mein armer Kopf! Der Schreck hat mich beinahe um den Verstand gebracht," stotterte Hedwig und Glut und Blässe wechselte auf ihrem Gesicht. „Verachten Sie mich nicht, Fräulein Julie, ich kann ja nichts dafür. Aber beschützen Sie mich, daß mich jenes Weib nicht wieder fortnimmt — es ist meine Stiefmutter, — dieselbe die mich plagte und mißhandelte, — dieselbe die mich zurückgelassen hat? Ich Thörin habe mich verrathen durch den Angstschrei. Nun wird sie mich durch die Polizei verlangen lassen, denn ich sah recht gut in ihren grünen Augen, daß sie mich wieder erkannt hat! . . ."

„Beruhigen Sie sich, Hedwig!" versetzte Otte; „jenes Weib hat keine Gewalt mehr über Sie, und wird sich auch wohl hüten, eine solche jemals geltend zu machen, nachdem sie Sie ausgesetzt hat."

Aber Hedwigs Angst vor den Folgen der unvermutheten Begegnung mit diesem Weibe war nur schwer zu beschwichtigen. Die elterliche Autorität war in ihren Augen so groß, daß kein Gesetz dieselbe beeinträchtigen konnte, und sie selber Bedenken trug sich gegen dieselbe aufzulehnen, falls diese Elisabeth Stransky ihre Ansprüche als Stiefmutter an sie geltend gemacht hätte. Hedwig war so erschüttert, daß sie momentan für keinen Zuspruch recht zugänglich war, und ihre Begleiter sie auf einem andern Wege nach der Stadt zurückbringen mußten, wo erst in der friedlichen Stille der Valentin'schen Wohnung einiges Gefühl der Sicherheit sie überkam.

Am Abend als Hedwig weggegangen war, sprach Otte mit den drei Schwestern noch über dieses Ereigniß. Er fürchtete davon keinerlei Folgen für Hedwig, sondern sah darin eher einen Glücksfall für die Arme. „Hedwig weiß über ihre Heimat und Familien-Bezüge beinahe gar nichts," sagte er; „sie war noch zu jung und unerfahren, oder wußte zu wenig von dem Werthe dieser Dinge, als ihre Eltern starben, um sich je darum mehr zu bekümmern; aber jenes Weib ist vielleicht im Stande, nähere Angaben darüber zu machen. Ich hätte große Lust die Prinzipalin des Zauberpalastes aufzusuchen und sie über Hedwigs Herkunft auszufragen."

„Thun Sie das, lieber Freund! wer weiß wozu es gut ist!" sagte Marie.

„Ja, versuchen Sie es wenigstens, obschon ich, offen gestanden, mir wenig Erfolg davon verspreche," meinte Julie. „Solche Weiber sind so frech und abgefeimt, und das Bewußtseyn des Unrechts, welches sie an Hedwig begangen, wird sie doppelt vorsichtig und mißtrauisch-verschlossen machen."

„Jenun, es gilt einen solchen Versuch — vielleicht in Be-

gleitung eines Polizeibeamten!" sagte Otte; „solche Leute fürchten die Polizei knechtisch und vermeiden jeden Konflikt mit ihr, denn diese Handlangerin in der öffentlichen Ordnung ist ja allmächtig; das ganze Schicksal dieser wandernden Künstler liegt in ihrer Hand. Und dann gibt es ja der Mittel genug, um mit Bitte und Bestechung zu erzielen, was Drohung und Einschüchterung nicht erlangen kann. Jedenfalls versuche ich mein Heil morgen in aller Frühe."

Als Otte aber am folgenden Morgen in so früher Stunde daß die ganze Budenreihe noch wie ausgestorben war, die Frau Stransky aufsuchen wollte, fand er sogar nicht einmal ihre Bude mehr — sie hatte über Nacht dieselbe abgebrochen und das Feld mit solcher Eile geräumt, daß es einer Flucht glich. Otte machte sich daher seine Notizen über den Fall, und verschob die weitere Verfolgung der Sache auf eine Zeit, wo der Schreck der Patronin des Zauberpalastes nicht mehr so lebhaft und ihr böses Gewissen etwas beruhigter seyn würde, denn die Flucht des frechen Weibes deutete unverkennbar auf das Bewußtseyn begangenen Unrechts.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Caprera.

Von W. Rüstow.

In den ersten Tagen des Februars ward beschlossen, daß ich nach Caprera gehen sollte. Das nächste Schiff der Compagnie Rubattino, welches die Caprera zunächst liegende Insel Maddalena berührte, verließ Freitag den 13. Februar Genua und am 15. zwischen acht und neun Uhr Morgens ankerten wir nach einer zum Ende stürmischen Fahrt im Hafen von Maddalena. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war das große Segelboot Menotti's, des Sohnes Garibaldi's, der mit Ricciotti und zwei anderen Gefährten, Vedeschini und Pastoris, von Caprera herübergekommen war, um die 'Sardegna' zu erwarten. Menotti kam an Bord und begrüßte uns. Er wollte zuerst die mitgebrachten Waaren ausladen und uns dann nach Caprera hinüberführen.

Wir stiegen an's Land, mußten zunächst mit der Douane verkehren, die eine unausstehliche Ueberwachung gerade des Verkehrs mit Caprera ausübt, und erlebten, daß Bruzzesi, mein Waffengefährte von 1860, den ich auf dem Schiffe wiedergefunden hatte, nur mit Mühe einen silbernen Ehrenkranz, von Bürgern Leipzigs für Garibaldi als eine Weihnachtsgabe bestimmt, mit einigen Franken statt der anfänglich verlangten achtundvierzig als Zoll auslöste.

Endlich ließ uns Menotti ankündigen, daß er zur Abfahrt bereit sey, aber bei dem stürmischen Wetter nur Bruzzesi und mich mitnehmen könne. Kurz nach zwölf Uhr schifften wir uns ein und nach anderthalbstündiger Fahrt legten wir das Boot zwischen den Klippen angesichts des Palastes von Caprera fest und schifften uns aus.

Ich eilte mit Bruzzesi den Strand hinauf, die Windmühle vor dem Hause und das steinerne Haus selbst betrachtend mit seinem nördlichen älteren und dem ganz neuen südwärts daran gebauten etwas höheren Theile. Der Theil der Insel, welcher Garibaldi gehört, ist mit Allem, was darum und daran hängt, so vielfach geschildert, daß ich mich auf eine förmliche Beschreibung nicht einzulassen brauche; wir werden indessen diese Räume allmälig durchwandern, wie ich sie als Hausgenosse nach und nach durchwandert habe. Wir betraten durch die vordere Thüre jenen Raum des älteren Steingebäudes, welcher früherhin als Salon diente; von dort gingen wir durch die Küche in den hinteren Hausflur und drangen ungemeldet durch die Thüre rechter Hand, — gegenüber dem gegenwärtigen Salon zur Linken, — in das Heiligthum des geliebten Kranken ein. Er zog mich sogleich zu sich nieder und küßte mich ab; ich durfte nicht zweifeln, daß ich ein willkommener Gast sey. Von der Ausrichtung meiner mannigfaltigen Aufträge konnte vorerst nicht die Rede seyn. Fragen und Antworten drängten sich. Ich blieb fast eine Stunde mit Garibaldi allein, Bruzzesi ging nur ab und zu.

Statt hier zu versuchen, Alles wiederzugeben, will ich vor Anderem erzählen, wie ich den General fand. Viel besser, als ich erwartet, namentlich nach der Photographie, die ihn auf dem Krankenbett darstellt. Das Gesicht war das des Dictators der beiden Sicilien von 1860. Vielleicht hie und da ein graues Haar, aber ich könnte kaum sagen, daß ich eins mehr bemerkte. Der Ausdruck des Gesichts heiter. Er lag auf einem Bett oder einer Art Sopha, welches mit einem verschiebbaren Lesepult versehen war; über dem rothen Hemde trug er einen Schlafrock nach seiner Façon, einen Poncho aus türkischem Schlafrockzeug von grüner Grundfarbe, eine fesartige niedrige Mütze auf dem Kopf. Das Zimmer ist das gleiche, welches er bewohnt, seit das ältere Steingebäude steht, heiter nach Süden gelegen. Tische mit Briefen, Büchern, einem Barometer, einem Thermometer u. s. w. stehen zu beiden Seiten des Bettes.

Garibaldi hatte mich aufgefordert, sein Haus als das meine zu betrachten, und Pietro angewiesen, mir und Bruzzesi ein Zimmer zu geben. Dies bezogen wir nach dem Essen im obern Stockwerke des Doppelgebäudes. Zunächst hatte ich dann mit Albanese, dem gegenwärtig allein noch bei Garibaldi weilenden Arzte, zu verkehren. Er wohnte mir gegenüber, aber um zu ihm zu gelangen, mußte ich ein anderes Zimmer durchschreiten, in welchem sich außer sonstigen Dingen auch Spuren zeigten, daß hier das Schneiderhandwerk betrieben werde. Es war das Zimmer Fasoli's, eines jungen Calabresen, der schon 1860 mit uns war, sich 1862 wieder zu Garibaldi gesellte und jetzt mit diesem auf Caprera lebt. Auf dem Collegium (Gymnasium) von Catanzaro, seiner Vaterstadt, hatte er, wie es auf den neapolitanischen Gymnasien Sitte war, ein Handwerk und zwar schneidern gelernt, die Gefangenschaft in Varignano hatte ihm wiederum Zeit und vielfache Veranlassung gegeben seine Kunst zu üben. Jetzt nannte er sich mit Stolz den Schneider von Caprera. Da er mir entdeckte, daß er Mangel an rothen Hemden leide, war ich so glücklich, ihm

eines, welches ich zu viel hatte, sogleich zurücklassen zu können. Der Flanell zu diesem Hemde war aus Berlin!

An Albanese richtete ich meine Aufträge aus und sprach mit ihm über den Gesundheitszustand Garibaldi's. Meine Hoffnungen, daß der General nach seinem Aussehen, wie ich es über alle meine Erwartungen vortrefflich gefunden, bald wieder werde zu Pferde steigen können, spannte Albanese etwas herab. Wenn auch sicher, sagte mir Albanese, schritte doch die Heilung unseres Kranken nur langsam fort, hauptsächlich wohl in Folge der rheumatischen Affectionen, an denen er leide; noch immer kämen Knochensplitter aus der Wunde. In der That ward noch am 16. Februar Morgens wieder einer herausgeholt.

Nachdem ich meinen kleinen Handkoffer geöffnet, begab ich mich wieder zu Garibaldi, um ihm nun die mir mitgegebenen Briefe zu überreichen und sonstige Geschäftsangelegenheiten zu erledigen.

Der General gab mir die Schriftstücke, welche den Ehrenkranz der Leipziger begleiteten, und bat mich, ihm dieselben zu übersetzen, was ich sogleich mündlich that und später auch noch schriftlich.

Der General bedauerte bei dieser Gelegenheit sehr, daß er nicht deutsch verstehe und daß auch jetzt niemand auf der Insel sey, der es verstehe. Alle deutschen Briefe müßten, wenn nicht ein so glücklicher Zufall, wie jener, der mich hergeführt, eintrete, nach Genua gesendet werden, wo eine deutsche Dame die Gefälligkeit habe, sie zu übersetzen. Er müsse jetzt den Leipzigern antworten; ob sie italienisch verständen wisse er nicht, französisch möge er nicht gern antworten. Er werde mir daher eine Antwort italienisch dictiren, und ich solle sie deutsch niederschreiben. So geschah es. Die Antwort habe ich mit nach Florenz genommen und von dort sogleich an Doctor Joseph nach Leipzig gesendet. Garibaldi, sagte, Ricciotti müsse durchaus Deutsch lernen; da er schon Englisch verstehe, werde es ihm nicht zu schwer werden.

Nachdem ich längere Zeit über verschiedene Angelegenheiten verhandelt, sagte der General, er müsse mir nun auch zeigen, wie er gehe. Ich half ihm aufstehen, gab ihm seine Krücken und er humpelte vor mir her, durch mehrere Zimmer und in die Küche. Die Sache ging zur Zufriedenheit.

Mit der 'Sardegna' war auch ein Paar neuer Krücken angekommen. Bei der Probe die am 16. mit ihnen vorgenommen wurde, ereignete sich leider der Unfall, daß der General hinfiel, glücklicherweise ohne sich Schaden zu thun; die neuen Krücken erwiesen sich als zu lang, und es mußte vorläufig auf die alten zurückgegangen werden.

Man gab mir noch ein paar deutsche Briefe, die ich übersetzen oder deren Inhalt ich angeben sollte. In dem einen verlangte ein junger Mann aus Hamburg, gestützt auf die edlen Gesinnungen und Thaten des „Herrn Garibaldi", irgend eine Beschäftigung von diesem, da ihm in der letzten Zeit Alles schief gegangen sey. In dem andern versicherte ein Wiener Doctor, daß er im Besitz eines ganz unfehlbaren Mittels sey, alle Gicht zu kuriren. Erst nachdem ihm 600 Kuren gelungen, wage er es, dem Helden Italiens seine Dienste anzubieten. Die sämmtlichen Aerzte Garibaldi's sollten etwa 50 Gichtkranke versammeln, die Heilung vorbereiten, er werde sie vollenden. Das Resultat sollte dann vor den Augen des erstaunten Europa enthüllt werden; das Geheimniß aber, welches die österreichische Regierung dem Erfinder gegenwärtig abzudringen suche — nicht. Um schnellste Antwort ward ersucht, weil der Erfinder jetzt noch am besten abkommen könne.

So viel ich weiß, hat man meinen Rath befolgt, diese beiden Schreiben ohne Antwort zu lassen. In dem Antworten — zum Theil auf blühenden Unsinn — ist Garibaldi viel zu gutmüthig.

Mögen die Andern machen, was sie wollen, aber in Deutschland sollte Jedermann darauf hinarbeiten, Garibaldi von den Zudringlichkeiten deutscher Abenteurer aller Art frei zu halten, welche dem deutschen Namen keine Ehre bringen können.

Als am Abend das Wetter ein wenig besser geworden war, besah ich mir den nördlichen Theil der Insel und pflückte einige Blumen und Blätter als ein Andenken, mit welchem ich später vielleicht Freunden eine Freude machen kann. —

Am andern Morgen (16. Februar) war ich eben beim Frühstück und in lebendiger Unterhaltung mit den übrigen anwesenden Insulanern, als der General herein gehumpelt kam und sich bei uns niederließ.

Bruzzesi und ich lasen die verschiedenen neuesten telegraphischen Depeschen von einiger Bedeutung vor, welche wir fanden, insbesondere diejenigen, welche über Polen etwas sagten. Nachher ward der Katalog der letzten Londoner Weltausstellung hervorgeholt, in welchem der General die Ackerbaumaschinen suchte, mit besonderer Rücksicht auf diejenige, welche auf der 'Sardegna' für ihn angekommen war. Ricciotti, der Mechaniker und Wegbaumeister der Insel, mußte über die vorgefundenen Zeichnungen Aufklärungen geben.

Nachdem ich Garibaldi auf sein Zimmer gebracht, holte ich ihm verschiedene Sachen zum Vorlesen herunter. Zuerst die Antwort an die Leipziger, die er, sowie verschiedene zu Andenken an Freunde bestimmte Photographieen, unterschrieb.

Nachher las ich ihm eine wörtliche prosaische Uebersetzung des Aspromonte-Gedichtes von Georg Herwegh vor, die ich selbst angefertigt; eine italienische Uebersetzung in Versen hatte ich noch nicht erlangen können. Garibaldi bedauerte, nach meiner schlechten Version die dichterischen Schönheiten des Originales nicht vollständig genießen zu können. Ganz außerordentlich aber sprach ihn die Einleitung zu der bei F. Streit in Coburg erschienenen Uebersetzung der „Stimme aus dem Gefängnisse" an. Bei deren Vorlesung unterbrach mich Garibaldi mehre Male durch lebhafte Bravos.

Nach dem Essen machte ich zuerst unter Führung Fruscinati's einen Besuch in dem Stallgebäude, welches das Oratorium genannt wird. Auf der Nordgrenze des Hofraums, dessen ganze Westseite das Hauptgebäude einnimmt, liegt außer dem Stalle, zwischen ihm und dem Wohngebäude, ein kleines eisernes Haus, aus England gesendet, in welchem jetzt Bassi sein Bureau und seine Wohnung aufgeschlagen hat. Dieses eiserne

Haus war der nächste Vorläufer des älteren Steinhauses, aber schon der dritte Bau auf dem Gebiete Garibaldi's; voraus ging ihm ein kleines hölzernes Haus, welches auf der Südgrenze des Hofraumes noch steht, durch den Garten und ein Stück Hof von dem großen Wohngebäude getrennt. An derselben Stelle stand vor diesem Holzbau der erste Bau des garibaldischen Caprera, ein Zelt. Den östlichen Abschluß des Hofes, parallel dem Wohngebäude, bilden wieder Mauern und Zäune.

Nach meinem Besuche im Oratorium verließ ich mit Bruzzesi, Albanese und Fasoli, sowie einem Jagdhunde den Hof durch das südliche Thor zwischen dem Garten und dem Holzhause, um einen weiteren Spaziergang durch die Insel anzutreten.

Wir kamen zuerst auf die Wiese, welche südlich an den Hofraum anstößt und auf welcher die beiden gegenwärtig allein auf der Insel befindlichen Pferde sich vergnügten, die Marsala, welche der General bei Calatafimi ritt, und deren Sproß, das Füllen Caprera, auf der Insel selbst geboren, ein allerliebstes Thier, welches sofort eine intime Bekanntschaft mit mir schloß, mich küßte und mir, als wir weiter gingen, folgte, um mir den Hut vom Kopfe zu stoßen.

Als wir ostwärts zwischen den Büschen die nächste Felsrippe überstiegen hatten, bemerkten wir die von einigen Rübenfeldern eingefaßte Hütte eines der Einwohner Capreras, welche vor der Ansiedlung des Generals sich dort niedergelassen, Ferracciuolo; die Signora Ferracciuolo war beschäftigt Wasser zu schöpfen.

Die Passage der Hütte Ferracciuolo's gab Veranlassung zur Entwickelung der Bevölkerungsstatistik von Caprera, von welcher ich das Wesentlichste erfuhr.

Außer Garibaldi und den Seinen und den Ferracciuolo bewohnen Caprera noch drei Familien oder einzelne Männer, die Familie Souza, der Isolane und il Pastore, der Hirt einer englischen Dame, welche früherhin den größten Theil Caprera's besaß und von der auch Garibaldi seinen Theil erworben hat. Die Dame wohnt gegenwärtig Caprera gegenüber auf Maddalena. Der älteste Bewohner der Insel zählt 98 Jahre; gestorben ist, so viel man weiß, auf der Insel noch kein Mensch.

Als wir zurückkehrten, fanden wir einen Maler, Stefani, und eine von den Mailänder Damen für den General bestimmte Haushälterin vor, welche auf der 'Sardegna' gestern mit uns angekommen und nun bei dem ruhiger gewordenen Wetter von Maddalena herüber gefahren waren.

Herr Stefani, von einem Engländer mit der Aufnahme verschiedener Ansichten der Insel beauftragt, suchte sich sofort Aussichten und Standpunkte, und auch die Haushälterin war bei ihrem Werke. Sie kramte in den Wäscheschränken. — Die Bewohner des Palazzo Garibaldi schienen mir von dem vermutheten Wirken der Haushälterin nicht besonders erbaut. Die Betten, meinten sie, machten sie sich selber, ebenso könnten sie die Wäsche besorgen; wenn etwas zu flicken wäre, so sey Fasoli da, und zu plätten gebe es nichts. Wozu also diese Unruhe in das Haus bringen? — Die Glücklichen!

Wir mochten unsern Spaziergang durch die Insel um halb zwei Uhr angetreten haben, und bald nach vier Uhr waren wir wieder zurück.

Da erst um sechs Uhr das Essen zu erwarten war, ermunterte ich Fasoli, mich noch auf einem kleinen Spaziergange an die Küste zu begleiten. Wir folgten der großen „Fahrstraße," welche vom Palazzo Garibaldi in nördlicher Richtung an die Küste führt und zwar an den sogenannten Hafen, eine Bucht, welche die Verlängerung einer Schlucht ist, in der ein Gebirgswasser — wenn es Regen gibt, — hinabfließt. Seitwärts der Fahrstraße liegen einige Stücke Land, welche der General eingehegt und in Cultur genommen hat. Am Wege steht eine Doppelreihe junger Cypressen, welche Garibaldi hier angepflanzt. Am Hafen steht ein kleines Gebäude, welches das Seearsenal der Insel bildet und zur Aufbewahrung des Segelwerks und der sonstigen Ausrüstung der verschiedenen Boote und Barken dient, aus denen die Flotte von Caprera besteht. Ich zählte deren augenblicklich vier, unter denen sich das große und vortreffliche Boot Menotti's auszeichnet.

Am 17. Morgens eröffneten wir nach dem Kaffeetrinken unsern Tag mit Ackerbau-Arbeiten. Ich machte mich mit Fasoli und Bruzzesi an das Umhacken des Gartens, die Anderen, außer Frusciuati, der im Seearsenal zu thun hatte, und Bassi, der mit der Abfassung zum großen Theil für mich bestimmter Depeschen beschäftigt war, zogen auf eines der Feldstücke gegen die Nordküste hin, um dort dieselbe Arbeit vorzunehmen, welche wir im Garten betrieben.

Herr Stefani zeichnete. Ich machte zwischendurch noch einen Spaziergang an den Strand. Am Mittag setzten wir unsere Arbeiten fort, diesmal im Beisein des Generals, der sich draußen in den freundlichen und warmen Sonnenschein setzte, in Gesellschaft des arbeitsunfähigen Sgranalini, der nun auch herübergekommen war. Unter Andern verpflanzten wir heute, an der Fastnacht, einen Mandarinen- und einen Orangenbaum aus den Töpfen, in denen sie bisher gestanden, in den Garten; für den ersteren bereitete ich die Erde nach der Art zu, wie man den Pladboden bereitet. Garibaldi machte mir über meine agronomische Thätigkeit Complimente.

Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß er über die Wetter- und Temperatur-Verhältnisse der Insel Buch führt. Aus seinen Aufzeichnungen ergab sich, daß die Nacht vom 16. auf den 17. Februar im bisherigen Verlauf des Jahres 1863 die kälteste gewesen war. Das Thermometer hatte 10 Grad Celsius gezeigt.

Am Nachmittage stattete Capitain Cuno, ein Freund Garibaldi's, ihm einen Besuch ab und lud ganz Caprera zu einer Fastnachtssoiree ein. Da das Wetter viel ruhiger geworden war, so stand zu erwarten, daß die 'Sardegna' am Mittwoch Morgen von Porto Torres zurückkehren werde, und da ich keine Zeit zu verlieren hatte, so ward beschlossen, daß ich noch diesen Abend nach Maddalena hinübergehen sollte. Ich packte demnach meine kleine Bagage zusammen, empfing meine verschiedenen Aufträge von allen Seiten und nahm herzlichen Ab-

schied vom General. Dann schiffte ich mich mit Menotti, Bedeschini und Pastoris nach Maddalena ein, und so war mein Besuch auf Caprera beendigt. **A.-Y. ill. Z.**

Die verhängnißvolle Laura.

Humoreske von Karl Teschner.

„Guten Morgen, Eduard!“

„Bon jour! Schon so früh im Wichs? — Kerl, Du hast ja ein ganz rosiges Gesicht und Deine Augen leuchten wie Fixsterne — was ist das mit Dir?“

„Freund, ich bin ein glücklicher Mensch!“

Der dies sprach, war der junge Doktor der Medicin August Polz, der Andere sein Freund, der Doktor juris Hertwig, ein junger Phlegmaticus mit einem bedeutenden Ansatz zum Dickwerden.

„Na, worin besteht denn Dein Glück?“ fragte Letzterer weiter. „Du geberdest Dich ja wie Einer, der bei der sechsten Flasche angekommen ist. Hast Du das große Loos gewonnen?“

„Ein seliges Loos, Eduard!“

„Ach so! Ich Dummkopf, daß ich nicht gleich des Räthsels Lösung in Deinem Geiste las! So wie Du aussiehst, kann nur ein Verliebter aussehen. Also verschossen wie ein Spatz, he?“

„Völlig, Eduard, aber Du solltest sie auch sehen!“

„Ich kann mir alleine denken, daß es kein ‘Er’ ist, der Dich in Verzückung gebracht hat. Aber wer ist denn diese ‘Sie,’ die Dir Ameisen ins Gehirn zaubert?“

„Spotte nicht, Eduard? Sie ist ein himmlisches Mädchen, Du selbst würdest, trotz Deiner Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht, rasend werden, wenn Du sie sähest.“

„Dann müßte sie sehr häßlich seyn.“

„O nein, Sie ist schön — schön, wie Hebe ...“

„Bah, vielleicht wie eine gequetschte Apfelsine!“

„Eduard, Du bist ein Cyniker! Ich sage Dir, sie ist reizend an Leib und Seele, von tadellosem Wuchs, von tadellosem Herzen ...“

„Höre nur auf mit Deinen Dithyramben und sprich wie ein vernünftiger Mensch. Wen hast Du eigentlich gefangen? oder vielmehr: wer hat Dich gefangen?“

„Laura heißt die göttliche — Laura! Ich bin überzeugt, daß Petrarca keine feenhaftere Erscheinung für seine schwärmerischen Sonnette gehabt hat.“

„Du wirst doch nicht so einfältig seyn, wie der Italiener, Deine Donna mit Sonnetten anzufäuseln!“

„Höre mich an! Vor etwa acht Tagen ...

„Duckmäuser! Schon acht Tage trägst Du Deine Liebe schweigend mit Dir herum?“

„Ich sah sie im Morgenconcert. Sie befand sich in Gesellschaft zweier andern jungen Damen, aber sie überstrahlte diese wie eine aufspringende Rose zwei Gänseblümchen.“

„Bravo! Du hast doch noch etwas Humor in der Liebe.“

„Sie trug ein braunes Schillerkleid, vorn weit ausgeschnitten und mit Spitzen reizend garnirt. Darüber eine weiße Mantille. Der Liebesgott selbst thronte auf ihrem weißen Nacken.“

„Weiter! Ich kann das nicht hören.“

„Ihr Gesicht, etwas blaß, hatte einen rein griechischen Schnitt, volle braune Locken wallten unter einem niedlichen Hütchen mit weißen Federn hervor und liehen ihrem Antlitz einen wunderbar wirkenden Schatten. Ich wagte ein Gespräch anzuknüpfen — sie sprach mit melodisch klangvoller Stimme und mit unverkennbarer Feinheit. Ich erkannte sofort die sehr gebildete Dame in ihr. Schiller und Göthe waren ihr geläufig ...“

„Mein Himmel, komme nur zum Ziele! Wer ist denn nun eigentlich diese Wunderblume mit Federkrone?“

„Das konnte ich nicht sofort erfahren.“

„Und weißt es vermuthlich heute noch nicht? Das ist so die Art der heutigen Verliebten.“

„Ich habe sie gestern Abend wiedergesehen, und zwar auf der Promenade. Sie war allein, ich wagte ihr meine Begleitung anzubieten.“

„Die sie natürlich acceptirte!“

„Fast zwei Stunden lang sind wir durch die duftenden Laubgänge gewandelt. Sie war mir hold, ich küßte ihre Hand und sie litt es.“

„Da wird sie nicht sehr gelitten haben. Na nun?“

„Und ich begleitete sie zur Stadt, nachdem ich ihr in aller Form eine Liebeserklärung gemacht hatte.“

„Hahaha! Auf vierzehn Tage natürlich; dann wird das bezaubernde Räthsel wohl gelöst seyn.“

„Das ist meine Absicht nicht, Freund. Ich habe mein Examen gemacht und sehe nicht ein, warum ich nicht an's Heirathen denken soll.“

„Was? Freundchen, wenn es so mit Dir steht, dann ist um Dich Hopfen und Malz verloren. Geh' hin und bau' wie der Zeisig Dein Nest! Weiter braucht ja der Schwärmer nichts, um glücklich zu seyn. Wenn sie nur Moos hat zum Nestbau, Dein Zeisigweibchen!“

„Ich bedarf des Reichthums nicht. Uebrigens sagte mir Laura, ihr Vater sey Beamter bei der Stadt.“

„So? dann kann er Dir vielleicht zu Praxis verhelfen, das ist schon etwas werth.“

„Nun habe ich eine Bitte, Eduard.“

„Schieße los!“

„An der Ecke der Rosenstraße nahm ich gestern von meiner Laura Abschied, aber ich folgte ihr heimlich und sah, daß sie im letzten Hause, da wo die beiden steinernen Löwen am Thore liegen, verschwand. Ich lauerte vor dem Hause; nur in der ersten Etage war Licht und hinter den weißen Vorhängen bemerkte ich bald eine weibliche Gestalt mit herabhängenden Locken — es war meine Angebetete.“

„Aber die Bitte!“

„Ich beabsichtige, ihr heut Abend eine Serenade zu bringen. Willst Du die Baßstimme übernehmen?“

„Wo denkst Du hin! Ja, wenn's eine Katzenmusik wäre!“

„Eduard, willst Du mir den Freundschaftsdienst versagen? Unsere Stimmen gehen so herrlich zusammen — wir werden Effect machen. Ich hoffe Du wirst mir die Freude nicht verderben.“

„Na, meinetwegen! Ich will thun als wenn ich noch der flotte Bursch wäre wie vor zwei Jahren. Uebrigens singe ich ja Baß, kann also über die Mission, die ich aus Liebe zu Dir übernehmen, nach Herzenslust brummen, aber ich stelle Eine Bedingung. Nach beendeter Serenade stechen wir noch eine Flasche mit einander aus.“

„Sehr gern, Freund. Um so besser wirds schmecken. Jetzt adieu! halb zehn Uhr stelle ich mich ein.“

Polz eilte fort und Hertwig blickte ihm kopfschüttelnd nach.

„O über diese närrische Verliebtheit!“ lachte er dann, „halbe Nächte lang kann solch ein Mensch vor dem Fenster seiner Dame promeniren und die Vorhänge anstarren, hinter welcher er ihren Schatten gesehen zu haben glaubt. Gibts Bälle, so stehen seine Beine im Frohndienst des Herzens, und am Tage schläft er über den Büchern ein. Schenkt sie ihm eine Blume, so macht er seine Weste zum Herbarium; und bekommt er gar einen Kuß, so hat sein Herz acht Tage lang Convulsionen. Er treibt, wenn's irgend geht, die Liebe zu Fuß und zu Pferde: wenn er auch nur gewohnt ist, seine Beine vom Comptoirschemel oder von der Schulbank baumeln zu lassen, so hängt er sie doch wenigstens Sonntags über den Rücken eines Miethgaules, um als veritabler Ritter seiner ‘Himmlischen’ zu Roß eine Kußhand zuwerfen zu können. Ich will nur sehen, wie mein Schwärmer anläuft!“ —

Abends stellte sich Polz schon ein Viertel auf Zehn ein und die beiden Freunde wandelten mit einer Guitarre ausgerüstet eine halbe Stunde später in ziemlicher Dunkelheit — die Stadt war nicht mit Gas gesegnet — nach der Rosenstraße. Das von Polz bezeichnete Haus lag ganz am äußersten Ende derselben, auf beiden Seiten von Gärten umgeben, so daß es halb als Villa gelten konnte. Die Pforte war, wie schon erwähnt, von zwei steinernen Löwen in liegender Stellung bewacht.

Die Sänger bemerkten nur in einem Fenster des ersten Stocks ein matt schimmerndes Licht. Hertwig setzte sich auf den Rücken eines der Löwen, Polz lehnte sich an denselben und präludirte, um zunächst die Aufmerksamkeit der Dame zu wecken. Dann begannen beide ein Liebeslied zu singen, Polz mit dem bekannten Vibriren der Stimme, welches auf weibliche Herzen gewöhnlich Eindruck macht.

Nach Beendigung der ersten Strophe lugte Polz nach den Fenstern: er bemerkte zu seiner Freude an dem matt erleuchteten Fenster einen mit einem Nachthäubchen bedeckten Frauenkopf. Hertwig dagegen glaubte in einem der nicht erleuchteten Fenster auch einen Kopf zu erkennen, der aber mit einer Zipfelmütze bedeckt war. Er schloß, daß dieser Kopf dem aus seinem Schlafe gestörten Vater des Mädchens angehörte, und sang nun seine Brummstimme mit geheimem Vergnügen noch einmal so laut, Polz noch dreimal seelenvoller. Die Zipfelmütze verschwand. Aber im Thoreingange erschien plötzlich, nach der dritten Strophe eine in weiten Paletot gehüllte Gestalt mit einem gewaltigen Spieße.

„Ihr sollt das Maul halten!“ brummte der Ankömmling; da aber eben die vierte Strophe begonnen hatte, so wurde sein Ruf überhört.

„Hört ihr denn nicht, Ihr Flegel? Ich gebiete Ruhe!“ schrie der Mann lauter. Jetzt bemerkten ihn die Sänger und Polz hörte aus Furcht, sich vor der Dame seines Herzens zu compromittiren, sofort zu singen auf; aber Hertwig der sich ärgerte, so roh unterbrochen zu werden, brummte noch einen Vers weiter. Jetzt stellte sich der Mann dicht vor ihn hin und schrie ihm ins Gesicht:

„Wird Er wohl eine Magistratsperson respectiren? — Er! — he!“

Dem Juristen schwoll der Kamm.

„Was soll das!“ rief er. „Hier ist kein ‘he’ und kein ‘Er’ außer Ihm. Versteht Er?“

„Um Gotteswillen, still!“ raunte ihm Polz zu. „Sie hört es ja!“

„Das soll mich nicht hindern, diesem Flegel einige ‘he's’ und ‘Er's’ um die Ohren zu schlagen!“ erwiderte Hertwig erbost.

Der fremde Mann faßte ihn an.

„Herr! Was meinen Sie damit! Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Nachtwächter, mit Ehren zu melden.“

„Meinetwegen der Bürgermeister!“ replicirte Hertwig. „Wenn Er Nachtwächter ist, so hätte er uns lassen aussingen!“

„Nachtwächter!“ krähte eine Stimme von dem dunklen Fenster, und die Zipfelmütze erschien wieder, „arretiren Sie die Burschen ohne Umstände!“

„Ich arretire Sie ohne Umstände!“ herrschte der Mann des Gesetzes.

„Da haben wir's!“ flüsterte Polz ängstlich. „Nun ist der ganze Effect verloren.

„Wir sind keine Bummeler,“ sprach Hertwig. „Lassen Sie Ihre Narrenpossen mit der Arretur. Wenn es nöthig ist, werde ich mich morgen stellen.

„Ja wir kennen das, wir Magistratspersonen,“ entgegnete der Nachtwächter. „Vorwärts, marsch!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ höhnte Hertwig und zog sich zurück.

„Halt!“ rief der Nachtwächter ihm nach. — „Bleiben Sie hier stehen!“ befahl er Polz und wollte Hertwig nacheilen. Er schien jedoch zu begreifen, daß der Sperling in der Hand besser sey, wie die Taube auf dem Dache und gab die Verfolgung auf.

„Die hohe Obrigkeit wird Sie morgen schon ereilen!“ rief er dem fortgehenden Hertwig nach; dann wendete er sich zu Polz:

„Kommen Sie mit. Ich werde mein Viertel abblasen und Sie dann an die Polizeiwache abliefern.“

Der verdutzte Doktor folgte ihm, einen letzten Blick und einen Seufzer nach dem erleuchteten Fenster sendend. — Der Nachtwächter blies, immer an der Seite Polz's und ihn argwöhnisch beobachtend, sein Stadtviertel ab und führte dann den Gefangenen nach der Wache.

„Ein Ruhestörer,“ meldete er, „der den Herrn Bürgermeister selber beleidigt hat. Soll bis morgen aufbewahrt werden.“

Damit ging er. Polz ahnte mit Schrecken und Entzücken, daß der Vater seiner Angebeteten der hochgebietende Bürgermeister war. Da er sehr ruhig und fast timid auftrat so durfte er in der erleuchteten Wachtstube statt in einer dunklen Zelle bleiben. Der alte Polizeiwachtmeister Wolf, welchem vom Himmel eine starke Portion Neugier beschеert war, suchte die Ursache der Verhaftung und den unsäglichen Katzenjammer des jungen Doktors zu ergründen.

„Was haben Sie denn eigentlich ausgefressen?“

„Gesungen.“

„Na, das muß schön gebrüllt gewesen seyn!“

„Keineswegs; es kann hier nur von einer Kunstleistung die Rede sein,“ erwiderte Polz verletzt.

„Kunstleistung? Sind Sie denn ein Leistenschneider.“

„Ich bin Arzt.“

„Ach so! Na da verschreiben sie sich was gegen die Prison. Wo haben Sie denn gesungen?“

„Da, am Ende der Rosenstraße, wo die Löwen vor dem Hause liegen.“

„Was? Bei dem Herrn Bürgermeister und Polizeidirector? Ja sehen Sie, das ist eine kitzliche Sache. Der Herr Bürgermeister ist sonst ein sehr guter Mann, aber er hat seit dem Jahre 1848 schreckliche Aversion vor Katzenmusiken, und wenn Sie da nicht wie 'ne Nachtigall gesungen haben, ist es kein Wunder. Haben Sie denn was Politisches oder was von der Polizei gesungen?“

„I, Gott bewahre! Ein Liebeslied, weiter nichts.“

„Ah — so hängt das zusammen? Da haben Sie wohl gar ein Auge auf die Bürgermeisterstochter?“ —

Polz blieb in seiner Freude, daß es der erste Beamte der Stadt sey, dessen Tochter ihn liebe die Antwort schuldig, that aber doch, als wenn er Alles genau wisse.

„Na hören Sie mal,“ fuhr Wolf fort, „wenn die Sache so steht, dann ist doch Alles nur ein Mißverständniß und es wird dem Herrn Bürgermeister am Ende sehr leid thun, denn — unter uns gesagt — Fräulein Laurchen ist noch zu haben. Wissen Sie was? Hinauslassen kann ich Sie nicht, aber ich will's auf meine Kappe nehmen und gleich jetzt dem Herrn Bürgermeister Rapport abstatten, wenn ich dadurch zu Ihrem Glücke beitrage, d. h. wenn Sie Fräulein Laurchen heirathen ...“

„Liebster Freund,“ unterbrach ihn Polz entzückt, „dann bekommen Sie fünfzig Thaler.“

„Topp, es gilt! Ich will meine Sache schon machen.“

Wolf schnallte den Sarras um und schritt nach dem Hause seines Vorgesetzten. Es war jetzt gegen 11 Uhr Nachts.

Mittlerweile hatte sich im letztgenannten Hause eine geheime Familienscene ereignet. Das weiße Nachthäubchen setzte sich, als die augenscheinlich ihm geltende Serenade eine so überraschende Wendung nahm, gegen die Zipfelmütze in Bewegung und verlangte Genugthuung für die ungebührliche Einmischung.

Fräulein Laura, die einzige Tochter des Bürgermeisters, eilte mit aufgelösten Haaren, im weißen Nachtgewande furiengleich nach dem Schlafgemach ihres Vaters, der aber im Begriff stand, sich wieder zur Ruhe zu begeben.

„Ich weiß nicht Papa, was das bedeuten soll!“ rief Laura erhitzt. „Ich empfange die Auszeichnung einer Serenade, und ein elender Nachtwächter, der Dir die Stiefel putzt, darf sich unterfangen, die Herren, welche mir ihre Achtung und vielleicht etwas mehr erweisen wollten, schnöde zu beleidigen.“

„Aber mein Gott, Du hörtest es ja, daß sie mich persönlich beleidigten,“ erwiderte der Bürgermeister kleinlaut. „Mich selbst sagten sie, würden sie nicht respectiren, mich den Bürgermeister und Chef der Polizei!“

„Das ist ein Beweis mehr für die noble Absicht der Herren, Papa. Die Liebe ist mächtiger als Alles. Sie verachtet Menschengebot, das ihrer göttlichen Mission hemmend entgegentritt. Gerade das gefällt mir von den Herren. Willst Du etwa, daß ich den Schleier nehmen soll? Gönnst Du mir keine Verehrer mehr, nachdem Du selber vor acht Jahren den letzten Bewerber um meine Hand als unpassend zurückgewiesen hast? Ich dächte Dein Vatergefühl müßte lauter sprechen als die Amtswürde.“

„Ereifere Dich nur nicht, liebes Kind! Du weißt, daß Dir heftiger Aerger allemal Krämpfe verursacht.

„Um so mehr müßtest Du mich schonen!“ schrie Laura, in krampfhaftes Weinen ausbrechend. „Ich will und mag keine alte Jungfer werden und habe schon Unglück genug gehabt.“

„Beruhige Dich nur, Laurchen, beruhige Dich um des Himmels willen! Wenn Du die Sache so ansiehst, so will ich gleich ...“ Er fuhr geschwind in seine Kleider, als wenn es irgendwo brenne, während Laura wild auf und abging.

„Du weißt ja, daß Dein Glück mir am Herzen liegt, Mäuschen,“ fuhr er fort. „Ich will mehr thun, als ich von Amts wegen sollte — ich will die Herren sogar um Verzeihung bitten.“ In diesem Augenblicke meldete die Magd den Wachtmeister Wolf.

„Kommt wie gerufen, soll gleich eintreten!“ rief der Bürgermeister froh.

Wolf erschien.

„Bitte um Verzeihung, Herr Bürgermeister, daß ich bei nachtschlafender Zeit ...“

„Das Amt findet mich zu jeder Stunde wach, liebster Wolf. Apropos, Sie haben da zwei Herren auf der Wache?“

„Ich weiß blos von Einem, und wegen dessen komme ich ... ein hübscher Mann,“ fuhr er mit einem Seitenblicke auf die horchende Laura fort; „ein sehr hübscher, stiller junger Mann ...“

„Da hörst du's, Papa — ein stiller, junger Mann!“

„Ist Doctor und Kunstleistner, sprach von Fräulein Laura mit großem Egard ...“

„Da hörst Du's, Papa, er sprach von mir!“

„Nun ja doch, es ist sehr bedauerlich... dies Mißverständniß ..“

„Der junge Herr sieht gar nicht aus wie ein Excedent.“

„Um so weniger durfte man ihn arretiren,“ eiferte jetzt der Bürgermeister; „dieser einfältige Nachtwächter macht lauter

Dummheiten. Gehen Sie sogleich, liebster Wolf, den Herrn frei zu machen."

„Fragen Sie aber ja, wo er wohnt, damit man in den Stand gesetzt ist, wieder gut zu machen," bemerkte Laura eifrig.

„Und bitten Sie ihn in meinem Namen recht dringend um Entschuldigung," fügte der Bürgermeister hinzu.

Wolf kniff ein Auge zu, lugte mit dem andern nach Laura und versicherte, daß er Alles aufs Beste ausrichten werde.

„Bist Du nun zufrieden Mädchen?" fragte der Bürgermeister, als Wolf sich entfernt hatte.

„Danke, Papa!" erwiderte die Tochter ihn küssend und schlüpfte in ihr Zimmer zurück; aber schlafen konnte sie nicht, denn die Hoffnung und Neugier füllte ihr Herz mit Unruhe, der Bürgermeister dagegen versank alsbald in einen gesegneten Schlaf.

Eine Viertelstunde nachdem Wolf den Befehl des Bürgermeisters empfangen, befand sich Dr. August Polz, von dem alten Wachtmeister nach Möglichkeit getröstet, auf freiem Fuße. Noch immer summte ihm das Wort des schlauen Polizisten in den Ohren: „Lassen Sie sich die schöne Parthie nicht entgehen; dreißigtausend Thaler sind Ihnen gewiß!"

Beseligt von dem Gedanken an baldigen Besitz des „schönsten Mädchens der Stadt" eilte er nach dem Weinkeller, wo er mit Hertwig eine Flasche hatte auslegen wollen, — richtig, da saß der ausgepichte Jurist beim vollen Römer.

„Hurrah!" rief er dem Kommenden entgegen; „bist Du der Nachteule glücklich entwischt? Das hast Du brav gemacht. Es kitzelt mich allemal, wenn der hochlöblichen Polizei ein Schnippchen geschlagen wird."

Polz erzählte was geschehen. Hertwig schlug ein lautes Lachen auf.

„Ein schöner Schwiegervater in spe, der seinen künftigen Schwiegersohn collet schleppen läßt, um ihm im Voraus seinen Standpunkt als Pantoffelheld klar zu machen."

„Was konnte er für die Dummheit des Nachtwächters?"

„Ich beschwöre Dich, bei all Deinen himmlischen Musen — nenne die alte Eule nicht wieder. Der Name ‚Nachtwächter' allein vermag mir die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift zu verwandeln. — Stoß an! Auf glückliche Wiederkehr aus der Nacht des Kerkers!"

„Warum nicht auf Glück in meiner Liebe?" flüsterte Polz.

„Meinetwegen! Mögen die Küsse, die Dir die Tochter giebt, Dich über die Häßlichkeit der bürgermeisterlichen Nachtmütze hinwegsetzen. Ich lobe mir die Küsse einer vollen Flasche, allzeit frisch und duftig. Darin denke ich wie der Minister von Mühler:

„Wollt' man zum Minister wählen,
Mich beim Wein,
Ha, da könnt' es mir nicht fehlen,
Bei dem Wein!
Welche Reden wollt' ich halten,
Wie würd' ich das Land verwalten!
Trunken müßten Alle seyn
Voll von Wein!"

Also sang der alte fidele Bursche. Erst spät trennten sich die beiden Freunde. Mit einem leichten Rausche suchte Polz sein Lager, um von der schönen Laura zu träumen.

Erst spät am andern Morgen weckte ihn ein ungewöhnliches Geräusch. Er fuhr empor und fand sich noch in seinen Kleidern. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und ein Mahner in Gestalt seiner alten Hauswirthin vor dem Bette.

„Herr Doktor," rief sie; „Sie haben ja einen wahren Todtenschlaf! Da steht der Kaffee schon seit drei Stunden — eiseskalt! Aber jetzt geschwind, machen Sie sich fein, denn es wartet ein großer Besuch."

„Wie so? Wer?" fragte Polz verblüfft. „Es ist doch nicht etwa . . .?

„Ganz recht, der wirds wohl seyn. Soll ich ihn hereinlassen?"

Polz brachte schnell seine Kleider in Ordnung, warf schnell noch einen Blick in den Spiegel, der ihm sein Gesicht sehr blaß zurückgab und wandte sich dann sehr verlegen nach der Thür, durch welche soeben ein ältlicher Herr eintrat.

„Meinen verbindlichsten Morgengruß!" rief er dem Doktor entgegen. „Ich bin der Bürgermeister dieser guten Stadt."

Polz machte eine tiefe Verbeugung.

„Ich hoffe, junger Herr," fuhr der Bürgermeister fort, „daß Sie allen Groll aufgegeben haben."

„Davon ist bei mir nicht die Rede."

„Und daß wir noch sehr gute Freunde werden!"

Polz verbeugte sich abermals.

„Wohlan, lassen wir das unangenehme Mißverständniß begraben seyn — der einfältige Nachtwächter hat bereits eine Rüge erhalten. Also Sie sind, wie ich höre, Mediciner?"

„Zu dienen."

„Haben Ihre Examina bereits absolvirt?"

„Seit vier Wochen bin ich fertig. Ich werde vermuthlich in ein Landstädchen verwiesen werden, denn ich bin ohne Eltern, ohne Vermögen, ohne mächtige Connexionen."

„Oho, lieber Freund, das ist noch nicht ausgemacht. Wenn Sie damit einverstanden sind, werde ich dafür sorgen, daß Sie hier in der Stadt bleiben. Auch an Patienten soll es Ihnen durch meinen Einfluß nicht fehlen. Ich bin Ihnen doppelt verpflichtet, einmal wegen des fatalen Irrthums, und dann interessiren Sie sich ja, wie sich gerade durch diesen Irrthum herausgestellt hat, für eine Person, die meinem Herzen sehr nahe steht. Doch, gerade heraus mit der Sprache und ohne Umschweife: Sie lieben also meine Laura?"

„Von ganzer Seele!" stammelte Polz.

„Aber wie haben Sie sie denn kennen gelernt?"

„Ei nun — durch Zufall. Sie wissen ja, Herr Bürgermeister, die Liebe liebt die Zufälle, um ihre Günstlinge zu beglücken.

„Sehr zart ausgedrückt. Sie scheinen Poet zu seyn."

„Ich mache mitunter Verse."

„Offen gesagt, ich verstehe wenig von der Verskunst, aber meine Tochter wird sich Ihres Talentes freuen, denn sie schwärmt für alles Dichterische, also auch für Ihre ‚glücklichen Zufälle.' Nimmer hätte ich meine Laura für einen solchen

Schlaukopf gehalten, ihrem Vater eine ernste Herzensneigung zu verbergen. Aber so sind die Mädchen: das Süßeste reserviren sie immer für den Geliebten. Nun, ich habe nichts gegen die Verbindung, aber ich liebe die Redereien nicht und ich denke es ist das Beste, wir bereiten meiner guten Bürgerschaft eine rechte Ueberraschung, indem wir ganz heimlich die Verlobung vorbereiten.

„Sie machen mich glücklich!“ stammelte Polz mit hochklopfendem Herzen und faßte des Bürgermeisters Hände, um sie an seine Brust zu drücken.

„Nun, nun,“ entgegnete der Alte mit stillem Schmunzeln, „das Glück ist ja auch auf unserer Seite! Also ich denke, wir erledigen das Geschäftliche der Sache möglichst still und möglichst schnell. Meine Tochter erhält sofort als Mitgift fünfzehntausend Thaler. Das Andere findet sich, wenn ich das Zeitliche segne. Das junge Paar kann die zweite Etage meines Hauses beziehen, da außer meiner Familie niemand dasselbe bewohnt. Nachtwächter Beyer, welcher mit den Seinen das Hintergebäude bewohnt, ist Hausmann und kann zugleich auch meinem Schwiegersohn all die kleinen häuslichen Dienste verrichten, die sich für die Magd nicht eignen. Mein großer Garten, jetzt ganz unbenutzt, wird Ihnen sehr willkommen seyn.“

Polz vermochte vor Staunen und Rührung nicht zu sprechen. Der Bürgermeister, seine Bewegung begreifend, drückte ihm väterlich die Hand, versprach, alles weitere auf die Verlobung und Verbindung Bezügliche selbst zu besorgen und empfahl sich dann, indem er seinen Schwiegersohn in spe für den folgenden Tag zur Mittagstafel einlud.

Polz that, als der ‚beste aller Väter‘ sich entfernt hatte, vor Freude einen Satz in die Luft, denn er hielt sich für den glücklichsten der Sterblichen. Tief verstrickt in's Netz der leidenschaftlichsten Liebe, mit einem für angenehme Eindrücke, arglos empfänglichen Herzen, ohne bittere Erfahrungen, und vertrauend wie alle poetisch gestimmten Menschen, war er ferne davon, über das ungewöhnlich zuvorkommende und doch ungewöhnlich eilige Wesen des Bürgermeisters sich irgend einen Gedanken zu machen. Für Bedenklichkeiten war er, wie die meisten Verliebten, viel zu befangen. Seine Seele athmete nur Entzücken.

Er mied es in dieser Stimmung den Freund aufzusuchen, weil er wohl wußte, daß dieser durch seinen Spott wie ein kalter Wasserstrahl auf sein Gemüth wirken würde; Spöttereien und kühle Beurtheilungen können aber Verliebte am wenigsten vertragen.

Ruhelos durchmaß er sein Gemach und entwarf für die Zukunft die rosigsten Pläne. Immer aber trat das reizende Bild seiner Laura vor sein geistiges Auge: bald mit dem weißen Brautschleier und Myrtenkranze, bald im niedlichen Spitzenhäubchen als zartes Weibchen.

Abends litt es ihn nicht mehr in der Einsamkeit seines Zimmers. Er machte einen Gang durch die Stadt und die Sehnsucht trieb ihn unwillkürlich in die Nähe der Rosenstraße. Hier traf er auf seine Laura, aber sie befand sich in Gesellschaft einer andern Dame, und es schien fast als wolle sie seine Nähe meiden. Polz schrieb dies auf Rechnung ihrer jungfräulichen Verschämtheit.

„Dein Vater ist der vortrefflichste Mann von der Welt,“ flüsterte Polz ihr zu.

„Er war aber doch sehr böse über den Aerger, den er wegen Dir davon trug,“ erwiderte sie verlegen. „Ich erfuhr erst heute früh den Zusammenhang. Wem galt denn das Ständchen gestern Abend?“

„Wie kannst Du so fragen, theuerste Laura? Wem anders, als Dir?“

Laura machte ein seltsam verwundertes Gesicht.

„Laß uns das Unangenehme vergessen,“ fuhr Polz fort. „Sind wir doch dem Ziele so nahe.“

Laura blickte ihn fragend an; er bemerkte es nicht.

„Also auf Wiedersehen morgen!“

„Morgen?“

„Ja, morgen Mittag.“

„Morgen Mittag?“

„Nun ja, Dein Vater war so gütig, mich zu Tische zu laden.“

Laura verabschiedete sich fast erschrocken. Polz nahm dies für holde Verschämtheit, und tröstete sich mit der sichersten Aussicht auf baldigen Besitz.

An diesem Abend begab er sich zeitig zur Ruhe, um das gestern Versäumte nachzuholen, aber die Vorstellung des Glückes ließ ihn lange nicht schlafen. Erst spät sank er in einen Halbschlummer und sehr früh war er wieder wach.

Er machte die sorgfältigste Toilette und begab sich gegen Mittag nach der Rosenstraße. Mit ganz anderen Augen betrachtete er diesmal die Löwen, welche zwei Tage vorher stumme Zeugen seiner Schmach gewesen waren. Als er nach der Treppe zuschritt, sah er die schöne Laura flüchtig wie einen Schatten über den Hof huschen und im Seitengange verschwinden.

Mit klopfendem Herzen zog er die Klingel an der Wohnung des Bürgermeisters. Die Magd öffnete und führte ihn in ein elegantes Empfangszimmer, wo der Bürgermeister ihn jovial begrüßte.

Polz hatte Mühe, seine Schüchternheit zu bemeistern. „Du hättest Dichter, aber nicht Arzt werden sollen!“ hatte ihm früher manchmal Freund Hertwig gesagt. Dies Wort fuhr ihm jetzt durch den Kopf und machte ihn noch verwirrter, als er war. Der Bürgermeister schien so etwas zu bemerken, deßhalb lenkte er das Gespräch auf ziemlich gleichgültige Gegenstände. Schon waren die Wellen in der Brust des jungen Mannes nahe daran, sich zu glätten — da hörte er das Rauschen eines Seidenkleides und fuhr im freudigen Schrecken zusammen. Jetzt, dachte er, naht der große Moment der ersten Begegnung mit der Geliebten unter des Vaters Augen. Jeder Jüngling weiß, daß solch ein Moment mindestens denselben Eindruck macht, als wenn der neugebackene Lieutenant, kaum der Cadettenanstalt entkommen, zum ersten Mal in das strenge Antlitz des inspicirenden Generals blicken muß.

Polz bemerkte an der Seitenthür einen Schatten, langsam

wendete er den Kopf — das mußte seine Laura seyn. Doch nein, er hatte sich getäuscht. Er bemerkte eine etwas hagere, sehr ätherisch aussehende Dame mit langen schwarzen Locken zu beiden Seiten des Gesichts; sie trug ein schwarzes Seidenkleid, mit weißen Unterärmeln, Gold an Hals, Brust und Handknöcheln, und schien sehr in der Tiefe der dreißiger Jahre zu stehen. Polz hielt sie für die Mutter oder eine Verwandte seiner Laura und machte eine ernste ehrfurchtsvolle Verbeugung.

„Mein Hausgeist!" mit diesen Worten stellte der Bürgermeister die Dame vor. — Also die Mutter? dachte Polz im Stillen, ging auf die Dame zu und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„Nur keine Ceremonieen!" rief der Bürgermeister heiter. „Ich denke, wir haben sie insgesammt nicht nöthig. Ist der Tisch bereit, Mäuschen?"

„Ja," antwortete die Dame leise.

Polz fand sie als Mutter merkwürdig befangen. Der Bürgermeister ließ ihm jedoch keine Zeit zum grübeln. Er nahm seinen Arm und führte ihn in's Speisezimmer. Des Doktors erster Blick suchte eine andere weibliche Gestalt und fiel, da keine vorhanden, auf die Thür. Jetzt öffnete sich dieselbe und herein trat — nur die Magd mit der Suppe. Die drei Personen setzten sich zum Mahle nieder, die schwarze Dame legte vor und der Bürgermeister fragte den Doktor: „Roth oder weiß?"

„Roth, wenn Sie erlauben," erwiderte Polz zerstreut.

„Ganz wie es meine Tochter liebt," sprach der Bürgermeister. „Nun ich denke, Sie werden recht harmonisch mit ihr leben können — nicht wahr, Mäuschen?"

Die schwarze Dame that wieder sehr verlegen und das kam dem Doktor doch sehr merkwürdig vor.

„Wohlan denn — auf einen glücklichen Brautstand!" rief der Bürgermeister sein volles Glas erhebend.

Polz stieß an, aber er fand es taktlos, in Abwesenheit der Braut auf dies Thema zu kommen. Und dabei erröthete, nach seinem Glauben, wieder die Mutter für die Tochter.

Der Bürgermeister sprach der Flasche fleißig zu und war sehr gesprächig. Die schwarze Dame nippte nur und Polz konnte in seiner Verstimmung dem trefflichen St. Julien keinen Geschmack abgewinnen. So verging mehr als eine Stunde. Auch die Dame war inzwischen mehr und mehr von ihrer Schüchternheit zurückgekommen, sprach von Poesie und Musik, Theater und Concerten, bekannte, daß sie den Herrn Doktor bereits vor drei Monaten in einer Soiree gesehen und gehört habe, als er ein Gedicht eigener Production vorgetragen, wovon sie ganz entzückt gewesen sey. Aber Polz hörte immer nur mit Einem Ohre, das andere lauschte auf jedes Geräusch von außen, denn er hoffte noch immer, daß sein Stern aufgehen werde.

Der Bürgermeister, welcher offenbar des Doktors Zerstreutheit bemerkte, glaubte in seinem Vatergefühle, daß Polz durch seine Gegenwart am Aufthauen gehindert werde. „Mögen die Liebesleutchen ungestört plaudern!" sagte er mit Behagen und erhob sich unter dem Vorwande, daß ihn jetzt ein Amtsgeschäft abrufe, doch wünsche er, daß Polz auch in seiner Abwesenheit Unterhaltung finden möge. Dabei warf er einen so bedeutsamen Blick auf Beide, daß es dem verdutzten Doktor siedend heiß durch die Adern lief.

Der Bürgermeister empfahl sich. Die Dame brachte eine Clavier-Unterhaltung in Vorschlag. Polz, selbst ein passionirter Musikfreund, war damit sehr einverstanden. Wenn Du singst, dachte er, hört dich vielleicht die Geliebte wenigstens. Daß sie im Hause war, daran war doch kein Zweifel, denn er hatte sie ja gesehen, obschon er sich einer dunklen bedrückenden Ahnung nicht erwehren konnte.

Er setzte sich an's Piano und sang mit begeistertem Ausdruck das Göthe'sche:

„Himmelhoch jauchzend
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist
Die Seele die liebt!"

Die schwarze Dame seufzte tief auf und erschöpfte sich, als der Doktor geendigt hatte, in Lobeserhebungen.

„Singt Fräulein Laura auch?" fragte Polz, in der Hoffnung, über ihr Wegbleiben einige Kunde zu erhalten.

„Ich singe ein wenig," erwiderte die Gefragte. „Mein Vater sagt zwar oft, daß ich eine schöne Stimme habe, aber es ist gewiß nicht wahr."

Sie setzte sich an's Piano, nahm ein Notenblatt und sang dann mit einer etwas dünnen Stimme ein Lied von Schubert. Polz hörte nicht darauf. Ein unsagbares, halb komisches, halb schmerzliches Gefühl war über ihn gekommen. Er hatte jetzt Klarheit, daß die Dame, die ihm da etwas vorsang, nicht die Mutter, sondern die Tochter des Bürgermeisters sey, und da dieser, nach der Angabe des alten Polizeiwachtmeisters, nur eine Tochter hatte, so mußte hier ein ungeheurer Irrthum vorliegen. In seinem Herzen begann es zu tagen. Er fühlte jetzt, daß er in seiner Verliebtheit sich vorher erst manche Frage hätte beantworten müssen. Aber hatte nicht die andere, die richtige Laura erst am Abend vorher zugestanden, daß sie im bürgermeisterlichen Hause wohne, daß ihr Vater sehr ärgerlich gewesen sey, daß sie das Ständchen gehört habe und „den Zusammenhang" kenne? hatte er sie nicht erst vor Kurzem im Hause gesehen, und hatte nicht der Bürgermeister selbst gesagt, daß außer seiner Familie niemand dies Haus bewohne?

Selbst die Möglichkeit, daß Laura eine Verwandte des Bürgermeisters sey, und daß man sie eine Art untergeordneter Stellung im Hause einnehmen lasse, war ausgeschlossen, da die schöne junge Laura ausdrücklich ihren Vater genannt hatte. Polz hätte verrückt werden mögen, denn abgesehen von allen anderen Uebeln, stand doch so viel fest, daß man von ihm voraussetzte, er liebe die in der Tiefe der Dreißiger stehende Tochter des Bürgermeisters, welche eben vor ihm ein Liebeslied flötete — nein, das war zu entsetzlich. Es litt ihn nicht mehr in diesem Hause. Die Gesellschaft der schwarzen Dame

ward ihm unheimlich. „Fliehen, fliehen!“ war sein einziger Gedanke.

Jetzt endete die Dame, und da Polz stumm und verstört zur Seite stand, blickte sie ihn betroffen an.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte sie besorgt

„Ein kleines Unwohlsein,“ schützte Polz vor; „es wird vom Weintrinken seyn, das ich nicht gut ertragen kann. Lassen Sie mich ein wenig in die frische Luft gehen und es wird verschwinden.“

Er griff nach seinem Hute und empfahl sich so eilig, daß die schwarze Dame im höchsten Grade befremdet ihm nachschaute.

Polz stürmte nach Hause; ruhelos, tief verstimmt verbrachte er den übrigen Theil des Tages. Jeder menschliche Verkehr ward ihm zuwider. Zum ersten Male behandelte er seine alte Wirthin kurz angebunden. — So kam der Abend herbei. Nach eingebrochener Dunkelheit strich er durch die Rosenstraße, um's Haus des Bürgermeisters — aber seine schöne Laura war heute nicht zu entdecken. Rathlos mußte er in seine Wohnung zurückgehen; in wüthender Stimmung verbrachte er die peinlichste Nacht.

Am Morgen kam er zu dem Entschluß, die alte Wirthin in's Geheimniß zu ziehen und durch sie die genauesten Nachforschungen nach den Familienverhältnissen des Bürgermeisters und denen der rechten Laura anstellen zu lassen. Eben als er sie rufen wollte erschien Hertwig.

„Du bist ein schöner Kamerad,“ rief dieser ihm im Tone komischen Vorwurfs entgegen. „Zwei Tage hast Du Dich nicht sehen lassen. Und wie weißst Du die Leute zu überraschen! Erst von Anderen mußte ich Kenntniß von Deiner officiellen Verlobung erhalten — an mich dachtest Du wohl nicht, als Du Deine Verlobungsanzeigen in die Welt sandest?“

„Verlobungsanzeigen,“ fragte Polz erbleichend.

„Nun ja,“ erwiderte Hertwig, einen lithographirten Brief aus der Tasche ziehend. „Er ist allerdings noch ganz warm und leider werden die Leute an der Frische dieser Verlobungsbriefe erkennen, daß der Herr Bürgermeister es mit der Vermählung seines Töchterchens sehr eilig hat.“

Polz las:

„Die Verlobung meiner Tochter Laura mit Herrn Dr. med. August Polz zeige ich hierdurch ergebenst an

Bürgermeister Gustav Haubold.“

Der verdutzte Verlobte vermochte vor Schrecken nicht zu sprechen. Erst nach einer längeren Pause gelang es ihm unter öfteren Ausrufen des Zornes und der Verzweiflung seinem Freunde den Hergang zu erzählen. Hertwig lachte laut, während dem poetischen Doktor der Angstschweiß auf der Stirn perlte.

„Ich habe es ja immer gesagt,“ rief Hertwig, sich vor Lachen den Bauch haltend; „ein Verliebter ist jeder Dummheit fähig. Ueber Deine Braut — sie ist es jetzt wenigstens ex officio — habe ich so viel erfahren, daß sie früher allzuwählerisch jedem Bewerber einen Korb gab, dann von Einem im Stich gelassen ward, schließlich einen Mann haben wollte, den ihr Vater nicht goutirte, und nun haben Beide sehr hastig zugegriffen, weil absolut gar keiner mehr kommen wollte. Uebrigens rathe ich Dir, Dich nicht durch einen Rückzug zu blamiren, sondern in Deiner Dummheit consequent vorwärts zu gehen. Thue, als wenn Du nie etwas anderes gewollt hattest, und die Leute werden glauben, Du habest eine Geldheirath geschlossen, denn Geld hat das Mädchen wie Heu. Du brauchst Dich nicht um Kundschaft zu reißen, hältst Dir Equipage und einen vollen Weinkeller, und ich bin fest überzeugt, daß Deine, freilich nicht mehr ganz junge, Braut ....

„Sie ist wenigstens sechsunddreißig alt!“ warf Polz verzweifelnd ein.

„Laß gut seyn! Sie wird nach manchen bittern Erfahrungen eine gute Hausfrau werden und Dir ein bequemes Leben bereiten.“

„Aber das schöne liebreizende Mädchen, das ich wahrhaft liebe, was wird mit dieser?“ rief Polz, die Hände ringend.

Hertwig sann einen Augenblick nach. — „Gedulde Dich nur bis Mittag,“ sprach er dann; „ich werde Alles erforschen. Dann wollen wir weiter rathen. Aber vergiß nicht, daß ein Rückzug nicht ohne heftigen Eclat und ohne daß der Bürgermeister Dein ärgster Feind wird, möglich ist.“

Er entfernte sich und Polz konnte kaum seine Rückkehr erwarten. Noch ehe er zurückkam, meldete der Bürgermeister in wenigen Zeilen, daß eine gemüthliche Verlobungsfeier am folgenden Abend stattfinden solle. Polz möge wegen nöthiger Rücksprache recht bald kommen. Sein Mäuschen sey über das gestrige Unwohlsein und rasche Abschiednehmen in großer Unruhe. Doktor Polz möge ihr ein kleines Herzensrezept verschreiben.

Bald darauf erschien der Freund wieder. Er lachte schon auf der Treppe und trat mit Lachen in's Zimmer

„Du scheinst sehr heitrer Laune! Machst Du Dich über mich lustig?“ sagte Polz empfindlich.

„Haha, warum sollte ich nicht lachen, August? Ist doch das Quipre-quo lustig genug, so lustig, daß Du selbst mitlachen wirst. — Höre! Im Hause des Bürgermeisters sind allerdings zwei Frauenzimmer, welche den von Petrarca und Schiller unsterblich gemachten Vornamen tragen — nur mit dem Unterschiede, daß die eine vorn, die andere hinten wohnt, daß die eine die Tochter des Bürgermeisters, die andere die Tochter — des Nachtwächters ist. Hahaha! So lache doch, Freund! Du hast wahrlich Ursache dazu, denn Du wolltest die Tochter des letzten Beamten und erhieltest die Tochter des ersten Beamten der Stadt. Nachtwächters Laura, die erst vor Kurzem aus Berlin zurückgekehrt ist, hat einen gewissen Firniß von Bildung, trägt sich wie eine Hofrathstochter und wirft hier ihren Köder aus, um, wenn auch keinen Gatten, doch Anbeter zu fangen. Sie ist eine gefallsüchtige, gefährliche Person — ich gratulire Dir, daß die Vorsehung Dich zeitig aus ihrem Netze gerettet hat. Und nun nimm die andere Laura mit Dank gegen diese Vorsehung, damit Du nicht noch einmal eine schön geputzte Nachtwächterstochter oder noch etwas Schlimmeres für eine Hofrathstochter ansiehst, denn wer heutzutage die Mädchen nach den Kleidern und glatten

Reden taxirt, ist jeden Augenblick in Gefahr schwer getäuscht zu werden!"

Doktor Pelz folgte dem Rathe Hertwigs, obwohl mit einem gewissen bittern Gefühle der Ueberwindung, und ließ weder den Bürgermeister, noch seine Braut ahnen, daß er in Folge eines Irrthums Bräutigam geworden sey. Am Tage nach der Hochzeit erschien der alte Wolf.

„Herr Doktor, ich gratulire!" schmunzelte er.

Pelz verstand ihn und zahlte mit stillem Verdruß die bedungenen 50 Thlr. Ob seine Ehe eine glückliche ward? — „Das verschweigt des Sängers Höflichkeit."

William Shakspere.

Der größte aller Dichter, die je gelebt haben, ist unbezweifelt W. Shakspere, dessen dreihundertjähriges Geburtsjubiläum wir am 23. April d. J. feiern. Wie sich dieser als Stern erster Größe am Firmamente der Poesie prangende Genius aus dem Dunkel ziemlich niederer Herkunft und gewöhnlicher Verhältnisse zu der staunenswerthen Höhe emporgeschwungen, die er später erreichte, wie er, aus der niederen Hütte fast ohne allen Unterricht hervorgehend, wurde, was Hunderte, denen jedes Hülfsmittel der Bildung zu Gebote stand, nicht geworden, läßt sich in Ermanglung einer befriedigenden, aus des Dichters eigner Zeit herstammenden Lebensbeschreibung nicht genügend nachweisen. Die von seinen Zeitgenossen auf uns gekommenen Nachrichten sind so dürftig, daß sich alle neueren Biographen Shakspere's mehr oder weniger auf eine bloße Skizze beschränken mußten, als welche wir auch nachfolgenden Lebensabriß des Dichters zu betrachten bitten.

In dem waldigen Theile von Warwickshire war im 16. Jahrhundert eine Familie verbreitet, deren verschiedene Zweige sich Shaxper, Shakespeare, Shakspere und Shakspeere schrieben. Diese betrieben entweder ein Handwerk, oder die Landwirthschaft. Von dem Zweige, welchem unser Shakspeare angehörte, ist nichts bekannt, als daß des Dichters Vater John Shakspere ursprünglich ein Handschuhmacher, nachher Metzger und dann Wollhändler in der Stadt Stratford am Avon war. Man wählte ihn zum Rathsherrn, und später bekleidete er für einige Zeit selbst die bürgermeisterliche Würde. Er besaß zwei Häuser mit daran stoßenden Blumen- und Obstgärten, und sein Wohlstand wurde durch die Verheirathung mit Mary Arden, der Tochter eines vermögenden Gutsbesitzers noch vermehrt. Der dritte Sprößling dieser Ehe war unser unsterblicher Dichter. William Shakspere wurde am 23. April 1564 geboren.

Seit dem Jahre 1574 kam John Shakspere durch allerlei nicht genauer bekannte unglückliche Constellationen nach und nach dermaßen in äußere Mißverhältnisse, daß er seinen wöchentlichen Beitrag zur Rathskasse, der nur 4 Pence (etwa 12 Kreuzer) betrug, kaum noch zahlen konnte. Im Jahre 1586 erging sogar ein Auspfändungsbefehl gegen ihn, der aber bei John's nach und nach eingetretener völliger Besitzlosigkeit die Gläubiger zu keinem Resultate führte. Weil er übrigens sieben Jahre lang den Sitzungen nicht mehr beigewohnt hatte, wurde er aus der Liste der Rathsherren gestrichen. Es läßt sich leicht denken, daß bei derartigen obwaltenden Verhältnissen wenig für die Ausbildung der ziemlichen Anzahl von Kindern geschehen konnte. Allerdings schickten die Eltern auch ihren William eine Zeitlang in die Stadtschule zu Stratford; doch dort erhielt er nur den nothdürftigsten Elementarunterricht und einige Unterweisung in der lateinischen Sprache. Weil nach kurzer Zeit selbst die Entrichtung des Schulgeldes dem Vater schwer fiel, so nahm er den Sohn bald ganz zu sich nach Hause und lehrte ihn das Metzgerhandwerk. Mit nicht gewöhnlichem Geschick führte nun William jahrelang das Schlachtmesser, wobei er durch witzige Reden und Einfälle, mit denen er seine Berufsarbeiten würzte, oft die Einwohner des Städtchens zu ergötzen wußte.

Schon im 18. oder 19. Lebensjahr heirathete er die Tochter Richard Hathaway's, eines nicht unbemittelten Meiers in der Nähe von Stratford. Sie war um 8 Jahre älter, als William. Im Jahr 1588 gebar ihm seine Gattin eine Tochter, Susanne, und 18 Monate später Zwillinge, einen Sohn Hamnet und eine Tochter Judith.

Er hatte nicht klug gehandelt mit einer Heirath, die weder seine äußeren Umstände verbesserte, noch ihm in den Augen der Welt ein besonderes Ansehen verschaffte. Bald erwachte in ihm Unzufriedenheit mit seiner Lage, die durch Erkaltung der gegenseitigen Liebe des schon wegen Abstand an Jahren nicht recht harmonirenden Ehepaares noch erhöht werden mochte.

So gerieth unser Dichter unter eine Gesellschaft leichtsinniger Bursche, die ihn zur Theilnahme an Wilddiebereien zu verlocken wußten. Ihre derartigen verbotenen Unternehmungen lenkten sich mehrmals nach dem Thiergarten des Sir Thomas Lucy, eines benachbarten Edelmannes, der Shakspere und seine Spießgesellen, nach Ertappung auf einem solchen Streifzuge in sein Gebiet, gerichtlich belangte.

Dadurch zur Rache gereizt, heftete Shakspere eines Tages an das Thor des Lucy'schen Hauses ein Spottgedicht, welches den Edelmann dem allgemeinen Gelächter preisgab. Die ganz natürliche Folge dieser Schmähung war, daß Sir Thomas Lucy jetzt beschloß, die ganze Strenge des Gesetzes über den boshaften Pasquillanten ergehen zu lassen. Aus Furcht vor dem drohenden bösen Ausgange des Prozesses beschloß William, heimlich Stratford zu verlassen. Er säumte nicht mit Ausführung dieses Planes, verließ in aller Stille seine Vaterstadt und wandte sich nach London.

Nach längerem Umherirren in der riesigen Hauptstadt des britischen Reichs war er endlich so glücklich einen Verwandten aufzufinden, der ihm durch seine Vermittelung die Stelle eines „Rufjungen" zu verschaffen wußte. Als solcher hatte er die

Funktion, den Schauspielern während der scenischen Darstellung durch Ausrufung ihrer Namen das Signal zum jedesmaligen Auftreten zu geben. Bei seiner Lust am Bühnenleben und einer glücklichen Theaterfigur gelang es ihm bald unter die Schauspieler aufgenommen zu werden. Indeß beschränkte sich seine theatralische Wirksamkeit nur auf minder bedeutende Rollen. Auch später war er so wenig ausgezeichneter Schauspieler, daß der Geist im Hamlet für seine gelungenste Rolle galt. Desto raschere Fortschritte machte er in der dramatischen Poesie, in der er sich bald versuchte. Das hohe Ideal, welches er sich von dem Zweck der Bühne gebildet hatte, sah er nicht in einer Periode verwirklicht, wo sich der rohe Geschmack des Publikums fast nur an Darstellungen schauderhafter, naturwidriger Handlungen und an verführerisch eingekleideten Bildern des Lasters ergötzte. Dieß erweckte in ihm einen mächtigen Drang, das so tief gesunkene Drama zu veredeln, doch war ihm dieß ohne Vorübungen nicht möglich. Er versuchte sich daher vorläufig, wie auch andere damalige Dichter, als Decker, Rowley, Hayward und Mehrere, an der Umgestaltung bereits vorhandener und einer Nachhülfe bedürfender Stücke, mit welcher Arbeit ein zwar nicht bedeutender, aber doch sicherer Ertrag verbunden war. Der zweite und dritte Theil Heinrichs VI. sind dergleichen Umarbeitungen früherer dramatischer Erzeugnisse. Ihre günstige Aufnahme ermunterten den Dichter zu höherm Fluge.

Welches aber Shakspere's erstes Originalwerk gewesen sey, ist schwer zu ermitteln. Man nennt „die beiden Veroneser“ und das „Lustspiel der Irrungen,“ doch hätte man ebenso gut auch andere Stücke anführen können. So viel ist ausgemacht, daß Shakspere bereits um das Jahr 1592 als Bühnendichter wohl bekannt war. Wäre er ein bloßer Schauspieler gewesen, so würde er nach damaligem Brauch, wo die Akteurs für bloße Diener ihrer adeligen Gönner galten, schwerlich Eingang in höhere Gesellschaften gefunden haben. Um einen dramatischen Dichter aber war es eine andere Sache. Ein solcher wurde nicht nur von der Welt beachtet, sondern sogar von den Großen besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. Unter den Leuten von Distinktion, deren Auge der geniale Dichter auf sich zog, ist besonders der Lord Southampton zu nennen, ein Mann von feinster Bildung und großem Vermögen, mit welchem Shakspere das Glück hatte näher bekannt zu werden. Shakspere widmete diesem noch jungen, etwa 20jährigen, auch durch äußere Schönheit ausgezeichneten Freunde der Kunst und Poesie sein Gedicht: „Venus und Adonis“ und ein Jahr später den „Raub der Lucretia.“ In Folge dieser Dedikation bildete sich zwischen Southampton und Shakspere ein enger Freundschaftsbund. Dieses Verhältniß war so innig, daß Lord Southamton unserm Dichter die Summe von tausend Pfund Sterling zu einem Ankauf schenkte. Und so mochte Shakspere wohl noch von so manchen andern Seiten ansehnliche Unterstützungen erhalten. Dafür spricht die Thatsache, daß er schon wenige Jahre nach seiner Ankunft in London für ziemlich wohlhabend gelten konnte, was er bei der geringen Bezahlung für dramatische Arbeiten, selbst die hinzugerechnete Schauspieler-Gage mit eingerechnet, doch so schnell nicht hätte werden können.

Im Jahre 1597 kaufte Shakspeare Newplace, eins der schönsten Häuser seiner Vaterstadt, welches er noch verbesserte und ausschmückte. Noch außerdem brachte er in den folgenden Jahren fortwährend weitere Besitzungen an sich. Unter den Gönnern, die unsern Dichter vorzugsweise begünstigten, werden außer Southampton die Grafen Pembroke und Montgomery genannt.

Bald lenkte sich sogar die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth auf ihn. Oefters besuchte sie die Bühne, wo Shakspere den Doppelkranz als Dichter und Künstler um seine Schläfe wand, und gab ihm die auszeichnendsten Beweise ihres Beifalls und ihrer Gnade. Ein besonderes Wohlgefallen fand sie an der originellen Figur Falstaffs in Heinrich dem Vierten, und ihr gegen Shakspere geäußerter Wunsch, jenes unvergleichliche Geschöpf seiner Phantasie auch einmal in Situationen der mit seinem Charakter kaum zu vereinbarenden Verliebtheit zu sehen, wurde dem Dichter Veranlassung zu seinen „lustigen Weibern von Windsor.“

Wie des königlichen Wohlwollens, so erfreute sich Shakspere auch der Freundschaft und des Umgangs der ausgezeichnetsten Männer. Seine gefälligen Sitten, sein stets offenes und freimüthiges Betragen und sein heiterer Humor machten ihn überall beliebt.

Wegen dieser Bevorzugung fand er unter den damaligen Gelehrten viele Neider und Feinde. Dagegen schloßen sich wieder Andere enger an den genialen Dichter an. Unter den Letzteren sind besonders Ben Johnson und Hales zu bemerken. Die Veranlassung zu der näheren Verbindung mit Johnson gab ein Zug, der Shakspere's Herzen Ehre macht. Nämlich der damals noch ganz unbekannte Johnson offerirte der Direktion des Globe-Theaters einen dramatischen Versuch, und bat, wofern das Stück sich eigne, um dessen baldige Aufführung. Wie es in dergleichen Fällen leider häufig zu gehen pflegt, so nahm man sich gar nicht die Mühe, das Erstlingsprodukt eines noch jungen namenlosen Anfängers näher zu prüfen. Als nun Johnson wieder erschien, um sich nach dem Schicksal seines Stückes zu erkundigen und man schon im Begriff stand, ihm das Manuscript desselben zurückzugeben, kommt zufällig Shakspeare dazu. Er wirft einige flüchtige Blicke in das Manuscript, er trifft zufällig auf einige sehr gelungene Stellen, das Stück fängt an, ihn zu interessiren, er liest noch weiter darin, und erklärt das Werk für höchst beachtenswerth. Darauf eilt er selbst zu dem Vorstande, verwendet sich bei diesem, das Drama wird auf seine eindringlichen Vorstellungen aufgeführt und findet allgemeinen Beifall. Ben Johnson, durch diesen günstigen Erfolg ermuthigt, buhlt bald mit Shakspere um den Lorbeer. Je weniger es in der Regel der Fall ist, daß ein Talent das andere befördert, um so mehr muß man es an Shakspere schätzen, daß er keinen Neid, keine Eifersucht kannte, wie denn überhaupt sein edler Charakter so viel Würdigung fand, daß selbst seine Feinde es nicht wagten, ihn von dieser Seite anzugreifen. Auch in der Folge dauerte das innige Verhältniß, trotz einiger durch die Nebenbuhlerschaft der beiden Dichter unvermeidlich herbeigeführten Reibungen, ununter-

brechen fort. Bei einem gewissen pedantischen Stolz auf seine Gelehrsamkeit wollte freilich Johnson seinen Freund Shakspere nie als den größern Dichter anerkennen, ob er wohl im Stillen fühlen mochte, daß ihn dieser an Genie weit übertraf. Er trat sogar gegen ihn durch die Einführung eines Kindertheaters, welchem der sich verschlechternde Geschmack Beifall zollte, in eine oppositionelle Stellung, wogegen es Shakspere seinerseits auch nicht an spöttischen Ausfällen, wie z. B. in der bekannten Stelle des Hamlet, fehlen ließ. Dessen ungeachtet war es Beiden Bedürfniß, mit einander zu verkehren; wenn sie auch einmal an einander geriethen, so folgte immer die baldigste Versöhnung, und so blieben sie, bis die Parze ihre Verbindung trennte, die Freunde, die sie seit dem Anfang ihrer Bekanntschaft gewesen waren.

Was Hales betrifft, so gehörte er dem engern Kreise an, in welchem der die Geselligkeit liebende Shakspeare gern verweilte. Daß Hales den hohen Genius Shakspeares im vollsten Umfange zu würdigen wußte, beweist folgende Anekdote:

Ben Johnson und ein anderer bedeutender, in den Werken der Alten sehr bewanderter Dramatiker jener Tage, Sir John Suckling, geriethen einstmals in einen lebhaften Disput über den Werth der Gelehrsamkeit. Johnson war natürlich ihr Verfechter und behauptete sogar, daß ohne sie gar kein Schriftsteller oder Dichter etwas auf die Nachwelt Kommendes leisten könne. Suckling widersprach, und sein Gegenbeweis lag nahe; er war — Shakspere. Der Streit hatte die Gemüther erhitzt, und Johnson mochte die scholastische Unwissenheit seines Freundes und seine Ansprüche auf literärisches Verdienst wohl weniger glimpflich und billig beurtheilen, als es in der Regel von ihm geschah. Da trat Hales, der bisher den ganzen Streit schweigend mit angehört, auf und sagte: „Nun, wenn Shakspeare nichts von den Alten weiß, so kann er auch nichts von ihnen gestohlen haben! Gibt man dieses zu," fuhr er fort, „so ist der Streit sogleich beendigt." Johnson solle nur aus den Werken seiner berühmten Clienten des classischen Alterthums die schönsten Stellen auswählen, welche Scenen der lebenden oder todten Natur, das Brausen der Leidenschaften, oder die sanfteren Bewegungen des Gemüthes beschrieben; er wolle ihnen dagegen aus Shakspere's Werken die ähnliche Gegenstände behandelnden Schilderungen an die Seite stellen; dann solle man entscheiden, wer am besten die Natur getroffen. Dieß geschah, und das Urtheil war einstimmig für Shakspere!

Auch an dem Nachfolger der Königin Elisabeth, dem König Jakob I., fand das Drama einen lebhaften Freund und Beschützer. Kaum hatte dieser Regent den Thron bestiegen, als er sofort eine völlige Umgestaltung der Bühnen-Angelegenheiten vornahm. Er theilte die verschiedenen bisherigen nur sehr nothdürftigen Schauspielergesellschaften in drei geregelte und geordnete Abtheilungen, die unter unmittelbarer Protektion und Garantie des Hofes standen. Es wurden drei Haupttheater gebildet; auf zweien derselben spielte man alle Stücke Shakspere's; im Sommer gehörte unser Dichter dem Globus, im Winter dem Blackfriars-Theater an. Aus Dankbarkeit für diese von oben kommende Beförderung ergriff Shakspere die Gelegenheit, die Gesinnungen der Erkenntlichkeit gegen den königlichen Wohlthäter auf seine Weise öffentlich darzulegen. Gegen alle Geschichte stellte er Banquo, den Vorfahr Jakobs, als edel und schuldlos an Macbeths Ermordung dar. König Jakob, davon auf das Angenehmste überrascht, beehrte den Dichter mit einem eigenen höchst huldvollen Handschreiben, welches wohl von noch anderen Beweisen fürstlicher Huld begleitet seyn mochte.

Daß Shakspere überhaupt, wie die meisten Dichter aller Zeiten, hohen Personen mitunter geschmeichelt, läßt sich nicht abstreiten, aber ihm auch nicht so sehr zur Last legen, da es beinahe gar kein Beispiel gibt, daß das Volk dauernd einen Dichter begünstigt hätte, und die Kunst ohne Unterstützung nicht existiren kann, die ihr in der Regel nur von Fürsten und Regenten zu Theil zu werden pflegt.

Nach einigen Jahren gab Shakspere bei dem Theater den Ton an. Als förmlicher Theilhaber an dem vom Hof aus unterstützten Theater-Unternehmen erhielt er nun nicht bloß den Gehalt eines Schauspielers und Bühnendichters, sondern hatte auch an dem Ertrag der Einnahme seinen bestimmten Antheil. Wie hoch sich derselbe erstreckte, läßt sich bei den unsichern vorhandenen Nachrichten nicht genau ermitteln; jedoch nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen soll er „recht hübschen jährlichen Gewinn," gezogen haben. Man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er von der Zeit an, wo er selbst Theilhaber an der Unternehmung wurde, sich sehr wohl befand und deßhalb entweder gar nicht, oder nur höchst selten noch als mitwirkender Schauspieler auftrat, was er auch früher nur ungern und gezwungen that, weil er zu der darstellenden Kunst weder viel Neigung, noch Talent in sich fühlte.

Im Ganzen lieferte Shakspere bis zu seiner Rückkehr nach Stratford 31 Stücke, über deren Reihefolge sich jedoch nichts Bestimmtes sagen läßt. Als ihre wahrscheinlichste chronologische Ordnung ist nach Malone folgende anzunehmen:

1)	Zweiter Theil Heinrichs VI.	1591.
2)	Dritter Theil Heinrichs VI.	—
3)	Die beiden Veroneser	—
4)	Das Lustspiel der Irrungen	1592.
5)	König Richard II.	1593.
6)	König Richard III.	—
7)	Verlorne Liebesmüh'	1594.
8)	Der Kaufmann von Venedig	—
9)	Sommernachtstraum	—
10)	Die bezähmte Widerspenstige	1596.
11)	Romeo und Julia	—
12)	König Johann	—
13)	Erster Theil Heinrichs VI.	1597.
14)	Zweiter Theil Heinrichs VI.	1599.
15)	Wie es euch gefällt	—
16)	Heinrich V.	—
17)	Viel Lärmen um Nichts	1600.
18)	Hamlet	—
19)	Die lustigen Weiber von Windsor	1601.

Schon aus dem Ankauf von Newplace im Jahre 1597 ergibt sich der früh gehegte Wunsch des Dichters, seine Tage später in Stratford zu beschließen. Und dieß geschah auch. Nachdem er ein Vierteljahrhundert hindurch rastlos für seine hohen Zwecke gewirkt und diese glücklich erreicht hatte, empfand er eine Sehnsucht, sich aus dem geräuschvollen Londoner Leben und Treiben in das ihm winkende ländliche Asyl der Ruhe und Stille zu retten. Er kehrte daher nach langer Abwesenheit von der Vaterstadt im Jahre 1613 aus dem Gewühl der britischen Hauptstadt in sein geliebtes Stratford am Avon zurück. Die dort gekaufte Wohnung hatte er völlig umgestaltet und neu eingerichtet, daher man sie vorzugsweise das neue Haus nannte. Hier führte er ein einfaches und stilles Leben bis an das Ende seiner Tage.

In London zählten sich seine Collegen Hemynges, Burbage und Condell zu seinen vertrautesten Freunden. Auch verkehrte er sehr viel mit dem Dichter Fletcher (dem Schriftstellergenossen Beaumonts), an dessen Stück „die zwei edlen Verwandten“ er nicht wenigen Antheil haben soll. Um nochmals auf Ben Johnson zurückzukommen, so lag zwar zwischen diesem mehr britischen Dichter und dem rein kosmopolitischen produktiven Shakspere eine weite Kluft. Dieß zeigten die entgegengesetzten Bestrebungen beider Geister und die Art, sie durchzusetzen. Jedoch ein ähnliches Verhältniß fand sich ja auch später bei Goethe und Schiller wieder, die sich anfänglich abstießen, aber doch allmählig einander näher tretend im Lauf der Jahre immer inniger befreundeten. Wie Goethe Schiller besonders bei der Behandlung von Wallenstein rathend zur Seite stand, so soll Shakspere seinem Freund Johnson namentlich an dem Stück „Sejanus“ mitgeholfen haben. Auch dichtete Johnson bei Shakspere's Tode eine Elegie auf seinen dahingeschiedenen Freund und lieferte eine lobende Inschrift unter sein Bild. Außerdem schrieb er nach mehreren Berichten die Vorrede zur ersten Ausgabe von Shakspere's Werken. Noch nach Shakspere's Tode äußerte er mit Wärme: „Ich liebte den Mann, und ehre sein Andenken so abgöttisch wie nur irgend Einer!“

In Stratford lebte Shakspere dem Selbstgenuß und dem Umgange mit wenigen auserlesenen Freunden. Vorzüglich war es seine Schwester Susanna, in deren gleichfühlender Seele seine ganze Dank- und Empfindungsweise ein zartes Echo fand. Dabei ruhte er keineswegs ganz als Dichter. So beschenkte er im Jahre 1614 die Welt mit einem seiner vorzüglichsten Werke, mit der „Zwölften Nacht!“ Welche herrliche Schöpfungen hätte er bei noch völlig jugendlicher Geisteskraft und freier Muße an's Licht fördern können! Doch die Vorsehung wollte es anders. Ohne vorhergehende Kränklichkeit oder mangelhafte Constitution starb er plötzlich und zwar an seinem Geburtstage. Er war gerade 52 Jahr alt geworden. Bei vollkommener Gesundheit und Erinnerungskraft hatte er am 25. März 1616 sein Testament gemacht, und siehe da, schon einen Monat später am 23. April desselben Jahres riß ihn der Tod aus der Reihe der Lebenden. Am 25. April wurde seine irdische Hülle an der Nordseite der Kanzel in der Stratforder großen Kirche bestattet. Ein einfacher Grabstein bezeichnet die Stelle, wo seine sterblichen Ueberreste ruhen. Auf diesem finden sich die Worte:

„Good friend, for Jesus sake forbeare
To digg the dust enclosed here;
Blest be the man, that spares these stones,
And curst be he that moves my bones.“

Zu deutsch:

„O Freund, um Jesus, wühle nicht
Den hier vergrab'nen Staub an's Licht!
Gesegnet sey, wer schont den Stein,
Verflucht, wer störet mein Gebein!“

Die Verwünschung am Schlusse dieses seltsamen, nach Einigen von Shakspere selbst verfaßten, Epitaphs könnte vielleicht durch die Besorgniß der Freunde und Verwandten veranlaßt worden seyn, daß des Dichters Gebeine gleiches Schicksal mit den übrigen haben und mit auf den ungeheuern Haufen von Menschenknochen geworfen werden möchten, die man in dem Beinhause zu Stratford verwahrt. Uebrigens waren auch dergleichen Segens- oder Fluchsprüche auf Grabsteinen der Sitte der damaligen Zeit sehr angemessen.

Sieben Jahre später wurde dem Dichter an der innern Mauer der Kirche ein einfaches Denkmal, größtentheils aus Marmor errichtet. Zwischen zwei corinthischen Säulen, welche eine Tafel mit Gesimse tragen, worauf man die verschlungenen Familien-Wappen der Shakspere und Arden erhaben ausgehauen erblickt, erhebt sich unter einem Thronhimmel auf einem Piedestal Shakspere's Büste in Marmor. Am Fußgestelle liest man folgende, wahrscheinlich von dem gelehrten Johnson verfaßte, Zeilen:

„Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.“

„Einen Sokrat an Verstand, Virgil Kunst, Nestor an Weisheit,
Deckt die Erde, das Volk trauert, ihn hat der Olymp.“

Dieses berühmte Distichon gut zu übersetzen, möchte vielleicht eine besondere, hier nicht wohl zu lösende Preisaufgabe bilden. Wir erlaubten uns um so unbedenklicher den Namen Socrates in Socrat abzukürzen, als auch im lateinischen

Texte die erste Sylbe des Namens Socrates gegen die Regeln der Prosodie kurz gebraucht ist, weil man sich in damaliger Zeit bei Eigennamen ziemliche poetische Licenz gestattete.

Darunter stehen auf einem Täfelchen die englischen Worte:

„Stay, passenger! What doest thou go so fast?
Read, if thou canst, whom envious death hath placed
Within this monument; Shakspeare, with whom
Quick nature died, whose name does deck this tomb
Far more than cost; since all that he hath writ
Leaves living art but page to serve his wit."

Das heißt:

„Steh, Wanderer! Was eilst Du so vorbei?
Lies, wenn Du kannst, wer hier begraben sey.
Shakspere, mit dem das Leben der Natur
Dahinstarb, dessen bloßer Name nur
Dieß Grab mehr schmückt, als Pracht; denn seinem Geist
Steht alles dienend nach, was Witz und Kunst nur heißt."

Erst im Jahre 1741, hundert und fünfundzwanzig Jahre nach Shakspere's Tode, zur Zeit, als die Begeisterung Englands für seine Barden besonders durch Garrick's Spiel den höchsten Gipfel erreicht hatte, ward dem großen Dichter in der Westminster-Abtei ein öffentliches Denkmal gesetzt. Hier, umschwebt von den hohen Schatten brittischer Größe, ragt sein marmornes Standbild in der sogenannten Dichterecke (Poet's Corner) mitten unter den zahlreichen Denkmälern hervor, mit denen die hochsinnige, dankbare englische Nation ihre großen Dichter zu ehren wußte. Die Bildsäule ist in Lebensgröße ausgeführt und die Kleidung im Costüme der Zeit gehalten. Mit dem Ellbogen stützt sich der Dichter, etwas zur Seite gelehnt auf einige Bücher, die sich auf einem dreieckigen Fußgestelle befinden, an dessen vorderer Spitze eine Papierrolle herabhängt, auf welcher die bekannten schönen Verse aus seinem Schauspiel „der Sturm," zu lesen sind:

„The cloud-capt towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself
And all, which it inherit, shall dissolve,
And like the baseless fabrick of a vision
Leave not a wreck behind."

Das heißt:

„Der wolkumkränzte Thurm, der Prachtpalast,
Der heil'ge Tempel, selbst der große Erdball
Und, was ihn nur bewohnt, wird untergehn
Und gleich dem Luftbau einer Vision
Nicht eine Spur verlassen."

Was Shakspere's Familie anlangt, so überlebte ihn seine Wittwe Anna, geborene Hathaway, um sieben Jahre. Sie starb im siebenundsechzigsten Lebensjahre am 6. August 1623, und wurde in der Gruft ihres berühmten Gatten in der Kirche zu Stratford beigesetzt. Ob Shakspeare später wieder mit ihr in eheliche Verhältnisse getreten, steht um so mehr zu bezweifeln, als er ihr von seinem ganzen ziemlich ansehnlichen Vermögen in seinem Testament nichts weiter als „his second best bed" (sein zweit-bestes Bett, er meinte „sein altes Hochzeitsbett") vermachte.

Shakspere's einziger Sohn Hamnet (der Name klingt an Hamlet an) starb schon 1596 in seinem zwölften Lebensjahre. Judith, der Zwilling zu Hamnet, vermählte sich kurz vor des Vaters Tode mit einem Weinhändler zu Stratford. Die älteste Tochter Susanna, des Vaters Liebling, reichte 1607 einem angesehenen Arzte, John Hall, zu Stratford ihre Hand.

Im Hofe von Shakspere's Wohnung zu Stratford stand noch vor nicht langer Zeit ein großer Maulbeerbaum, den der Dichter mit eigner Hand gepflanzt hatte, und der deßhalb in außerordentlichen Ehren gehalten wurde. An dieser Stelle war es, wo Sir Hugh Clopton, der damalige Besitzer von Newplace, dem berühmten Garrick, als dieser 1742 Stratford besuchte, ein glänzendes Gastmahl gab. Alle durch Stratford Reisende wallfahrteten gewöhnlich zu diesem Baum, und Dichtern war er ein nie alternder Stoff zur Begeisterung, die sich in unzähligen Balladen und Romanzen über ihn ergoß. Den Besitzern des Hauses mochte dieser immerwährende Zudrang von Fremden, der sich mit dem wachsenden Ruhm des Dichters von Jahr zu Jahre steigerte, doch am Ende beschwerlich werden. Deßhalb beschloß der letzte Eigenthümer von Newplace, ein düsterer, in sich gekehrter Hypochonder, ein bigotter fanatischer Geistlicher Namens Gastrell, in einer Anwandlung seiner trüben Laune, den ehrwürdigen Baum der Axt zu überliefern.

Dieß geschah. Man betrachtete diese That als eine Art von Todsünde. Gastrell hatte das Holz zu Feuerung spalten lassen. Doch gelangten mehrere Stücke davon in die Hände eines Stratforder Uhrmachers, der sie zu Zahnstochern, Nadelbüchsen und ähnlichen Gegenständen verarbeiten ließ, und dann öffentlich zum Verkauf ausbot. Da strömten dann Hunderte herbei, denen kein Preis zu hoch schien, um noch einen Splitter des seit anderthalb Jahrhunderten fortgegrünten, jetzt gefallenen Denkmals an sich zu bringen, dem Shakspere's Hand die Weihe der Heiligung gegeben hatte.

Jedenfalls werden den Lesern noch einige kurze den großen Dichter betreffende literarische Bemerkungen willkommen seyn.

Shakspere selbst dachte von seinen Leistungen so bescheiden, daß er ihr Fortleben auf die ferne Nachwelt gar nicht zu ahnen schien. Jedesmal, wenn seine Muse ein neues Kind geboren, war es ihm gleichgültig, was künftig aus demselben werde, und er wandte seine Kraft sogleich einer neuen Schöpfung zu, die ihn dann wieder von dem Augenblick ihrer Vollendung an nicht mehr interessirte. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, seine Manuscripte zu ordnen und zu verbessern, oder die durch Abschreiber verhunzten Kopieen derselben durchzusehen, weil er lediglich immer nur die scenische Darstellung im Auge hatte. Nur zwanzig Dramen des Dichters erschienen noch bei seinen Lebzeiten im Druck, und wurden dadurch wenigstens noch vor weiteren Verstümmelungen der Abschreiber bewahrt. Doch auch bei diesen war an eine eigne Korrektur von Seiten des Dichters gar nicht zu denken. Wir können daher überzeugt seyn, daß wir nicht ein einziges Drama ganz so besitzen, wie es aus Shakspere's Feder geflossen ist. Spätere Verbesserungen

wurden durch den Umstand unmöglich gemacht, daß Shakspere kurz vor seinem Tode alle seine Manuscripte und Papiere vernichtete. Auf die erste Ausgabe von Shakspere's Werken folgten noch drei andere, in denen der Text fast unverändert blieb. Die geringe Zahl der Auflagen, welche im 17. Jahrhundert erschienen, zeigt, wie wenig diese Zeit unsern Dichter zu würdigen verstand. Der vierte Abdruck der Shakspere'schen Dramen blieb dem Verleger desselben fünfundvierzig Jahre beinahe ganz unverkauft auf dem Lager.

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts ward England wieder aufmerksamer auf seinen Barden. Es erschienen kritische Werke von Rymer und Childon, die den schon halbvergessenen Dichter aus dem Staube aufwühlten. Diesen folgten in Addissons und Steeles „Spectator" (Zuschauer) Aufsätze über Shakspere, die das schon bestäubte Gemälde des in einen dunkeln Winkel gestellten Dichters in neuer Beleuchtung und Farbenpracht hervortreten ließen und der Welt Shakspere's Glorie entschleierten.

Nach dieser Zeit fing man in England wieder an, sich um den lang vernachlässigten großen Dichter zu bekümmern. Und so folgten denn jetzt die Ausgaben von Rowe, Pope, Theobald, Hanmer, Warburton, Johnson, Steevens, Capell, Malone, Rann, Chalmers u. A., die zahllose Abdrücke im Geleite hatten. Erst jetzt wurde der Dichter gelesen und studiert. Daraus entstanden wieder eine Menge kritischer und ästhetischer Werke. Wenn ein Voltaire Shakspere's tragischer Schwung mit dem „Geschrei eines besoffenen Wilden" oder mit dem „Bellen eines Metzgerhundes" verglich, so achtete höchstens die damalige französische Zopf-Schule auf das Urtheil dem ihm weit — weit — ach und wie weit nachstehenden französischen glatten Stylisten und passabeln Hofpoeten.

Das Interesse für Shakspere begann jetzt auch in Deutschland zu erwachen, der erste Versuch, Shakspere in's Deutsche zu übertragen, ist uns in einer rhythmischen Uebersetzung des Julius Cäsar, welche im Jahre 1740 zu Berlin erschien, aufbewahrt. Doch war diese keineswegs geeignet, das deutsche Publikum für den britischen Dichter zu enthusiasmiren. Und so vergingen denn mehrere Jahrzehnte, ehe nur Jemand einen weiteren Versuch machte, den Shakspere in's Deutsche zu übersetzen. Erst Lessing, der große Reformator der deutschen Kritik und Poesie, gab, gegen den verkehrten Geschmack der Zeit wie mit einem flammenden Schwerte zu Felde ziehend, den ersten Anstoß, dem Heros des Drama's, dem im Staub begrabenen Shakspere, einen neuen Uebersetzer zu verschaffen. Es war Wieland. Dieser begann seine Arbeit 1762.

Gottsched und andere alte Perücken boten Alles auf, dem neuen Lichte den Eingang zu wehren. Daher fand Wielands Uebersetzung wenig Eingang, und der Verleger machte so schlechte Geschäfte, daß er nach Vollendung des halben Werkes dasselbe ruhen ließ, was ein ewiger Schade ist, da Wieland, wenn auch meist prosaisch übersetzend, doch beinahe von keinem seiner späteren Rivalen, außer von Schlegel, wieder erreicht wurde. Indessen fand sich bald ein Anderer, der Wielands in der Mitte stecken gebliebenes Unternehmen vollendete. Dieser war Eschenburg. Seine prosaische Uebersetzung erschien im Jahr 1782 in 13 Octavbänden. In derselben Zeit lieferte Lenz, der Freund Goethe's, eine Uebersetzung des Stückes „Verlorne Liebesmühe;" die jedoch wenig Beachtung fand.

Mehr, um in Deutschland ein allgemeineres Interesse für Shakspere anzuregen, trug der große Mime Schröder bei, der es verstand, die Stücke des englischen Dichters nach eigenthümlichen, gerade damals passenden Bearbeitungen auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Auch Bürger, Schiller u. A. versuchten sich nach der Zeit an Shakspere. Trotz vieler und großer Abänderungen steht doch Schillers Macbeth als die schwungreichste Uebersetzung eines Shakspere'schen Stückes da, obgleich Schiller kein Englisch verstand, und beinah wörtlich nach Wieland arbeitete. In Hinsicht auf Treue, Geschmack und metrische Glätte, so weit letztere möglich, wird die Uebersetzung von Aug. Wilh. v. Schlegel so leicht nicht übertroffen werden. Nur Schade, daß dieser geniale Uebersetzer nach halb vollendetem Werke die Fortsetzung dem zwar in produktiver Hinsicht höher stehenden, ihn aber in der Uebertragungskunst nicht erreichenden Ludwig Tieck überließ. Ein Hauptfehler von Seiten dieses Dichters war es, daß er die Arbeit, die unter seinem Namen ging, meist fremden Händen anvertraute und das ihm von seinen Helfern Gelieferte kaum flüchtig revidirte. Tiecks Uebersetzung paßt eigentlich wegen ihres viel geringeren Werthes gar nicht mit der Schlegelschen zusammen. — Heinrich Voß, der treffliche Uebersetzer Homers und Virgils, scheiterte wie an Horaz so auch an Shakspere. Er hämmerte wie ein Cyclop darin, um Wort für Wort nach dem Original herauszuklopfen, sollte auch das Ohr und alles Verständniß darüber zu Grunde gehen. Besser glückte es seinen Söhnen, deren Arbeit leichten Fluß des Verses mit Verständlichkeit vereint. Es folgten noch viele andere ähnliche Bestrebungen, den Dichter auch in Deutschland allgemein einheimisch zu machen. Die Meyer'sche sehr freie Uebersetzung zeigt trotz ihrer nie zu rechtfertigenden Verwässerungen und Umgestaltungen des Originals doch eine gewisse Genialität, wegen deren man sie, den pedantisch-strengen und holperigen Arbeiten so mancher Anderen gegenüber, wohl immer noch gerne von Zeit zu Zeit einmal wieder zur Hand nehmen wird. War ja doch selbst Goethe der Meinung, daß man den Shakspere frei bearbeiten müsse, und wenn bei einem solchen Wagstück Verirrungen nahe liegen, so lassen sie sich wohl auch jedenfalls um so leichter verzeihen. — Die Uebersetzung von Benda hat viel Gutes; nur ist es ihr Hauptfehler, daß sie die Verse zu sehr verrückt und ineinander schachtelt, wodurch oft der ursprüngliche Fluß und Grundton ganz vernichtet wird. — Unter den nach der Zeit zu Tage gekommenen Uebersetzungen hebt sich die von Kaufmann rühmlichst hervor; nur ist sie etwas steif. Die Ortlepp'sche Bearbeitung hat neben vielem Flüchtigen doch manches Schöne und einen einheitlichen Guß. Eine Jubelausgabe des deutschen Shakspere, von Ludwig Seeger übertragen, ist durch den Tod Seeger's unterbrochen worden, der am 22. März 1864 unerwartet schnell starb.

Was die Erläuterungsschriften über Shakspere betrifft, so

sind nach Lessing besonders Aug. Wilh. v. Schlegel, Franz Horn und in neuester Zeit Herrmann Ulrici, Prof. in Halle, die Professoren Rötscher in Berlin, Gervinus in Heidelberg, Eckardt in Carlsruhe, Bodenstedt in München u. A. m. zu nennen.

Wir könnten noch Vieles, sehr Vieles hinzufügen; doch schließen wir jetzt mit den Worten Schlegels:

»Dieser tragische Titane, der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der furchtbarer als Aeschylos, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie; er tändelt kindlich mit der Liebe, und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in seinem Dasein, und die fremdartigsten, ja scheinbar unvereinbarsten Eigenschaften bestehen in ihm friedlich neben einander. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihm niedergelegt. An Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchslos und unbefangen wie ein Kind.

»Und so steht er denn nun da, der dramatische Heros, in der donnernden Fluth der Zeit, wie der Granitfels in den Wogen des Weltmeers. Die brausende Brandung schwemmt nur die Sandhügel hinweg, die ihn, seine wahre Größe verbergend, umlagern; sie dient nur dazu, die im Leib der Erde unerschütterlich eingewurzelte Riesengestalt von Jahr zu Jahr dem Auge der Menschheit prachtvoller zu enthüllen.«

Moselfahrten.

(Schluß.)

Ungefähr eine deutsche Meile von Trier, an der ehemaligen Consularstraße nach Rheims, in der Nähe des Zusammenflusses der Mosel und der Saar, steht noch ein höchst merkwürdiges Denkmal aus der Römerzeit: der Steinpfeiler von Igel. Der Kaiser Caligula soll hier geboren seyn, und einige halten den Stein für ein Denkmal dieses Ereignisses, während die gefeiertsten Autoritäten darin ein Familien-Monument der Secundiner sehen. Der Stein woraus die Säule besteht, ist ein harter graulich-weißer Sandstein. Ein Gouverneur von Luxemburg versuchte einmal zu seiner Schande, dieses Denkmal stückweise fortzuschleppen, was ihm jedoch nur theilweise gelang. Unter den hinweggenommenen Bildwerken war eine wunderschöne Statuette einer auf einer Urne ruhenden Nymphe. Die Steine kamen später in den Besitz eines Handwerkers in Trier, welcher sie in Treppenstufen verwandelte. Goethe spricht von dem Kunstwerthe dieses Denkmals mit großer Anerkennung.

Die hauptsächlichsten Glieder der Familie der Secundiner scheinen Civilbeamte des römischen Heeres: Versorgungs-Kommissäre, General-Intendanten, Postmeister u. dergl. gewesen zu seyn. Das Denkmal ist mit Bildwerken bedeckt, von denen ein Theil das angenehme Genußleben der dadurch verherrlichten Personen, ein andrer Theil die gewöhnlichen Beschäftigungen und den Stand derselben nachweist. Man findet darunter Darstellungen der Schifffahrt auf der Mosel und der öffentlichen Markthallen mit der Tribuna und die Secundiner darin bei der Arbeit, während die drei großen Figuren daran angeblich die Ceremonie eines Verlöbnisses darstellen sollen, und ihnen noch das Bild eines Familien-Banketts beigegeben ist. Nichts ist merkwürdiger an den Denkmälern der alten römischen Kunst als die Abwesenheit alles trauernden Elements. Der Todtenkopf mit den gekreuzten Knochen gehört schon einer verdorbenen Zeit an. Die Todten galten den Klassikern als diejenigen, welche zu arbeiten aufgehört haben, und auf einem Denkmal in Pompeji wird der Tod symbolisirt durch ein Schiff, welches in den Hafen einläuft; wie mit einer ähnlichen wunderschönen Einfachheit unserer ältesten christlichen Asceten in den Todten nur solche sehen, die heimgegangen sind und nun ruhen von ihrer Arbeit.

Dieser zierliche Obelisk von Igel ist mehr als 70 Fuß hoch und an der Basis 16 Fuß breit, viereckig und mit einem hübschen, in einer Spitzsäule endenden Aufsatz versehen. Wer Zeit und Muße genug zu einem längern Aufenthalt in Trier und zu Ausflügen in die Umgebung hat, der hat hier vielerlei zu sehen; so z. B. in Ruwer die Ueberreste einer römischen Wasserleitung, welche nach dem Amphitheater hinführte, und in einem Walde zwischen Echternach und Bollendorf ein Votivdenkmal für Diana, welche Göttin bei den alten Trevirern so beliebt gewesen zu seyn scheint, wie die ihr entsprechende griechische Göttin Artemis bei den Ephesern. Die Nähe der wildreichen Wälder der Ardennen und der Eifel erläutern genugsam diese Vorliebe für die Göttin des Waidwerks. — Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte von Trier erklärt hinreichend den gegenwärtigen eingeschrumpften Umfang der Stadt gegenüber von ihrer einstigen Größe; die Stürme der Franken, Alemannen, Hunnen und Normannen, später der Spanier und Franzosen und der beiden Parteien im dreißigjährigen Kriege sind über die Stadt hingegangen; dazu die Seuchen und Pestilenzen des Mittelalters in der niedrig gelegenen feuchten Stadt, deren Drainirung unter den Römern zwar vollkommen war, aber unter der geistlichen Herrschaft offenbar in Zerfall gerieth. Viele der Kurfürsten und Bischöfe von Trier führten nämlich nicht bloß den sanften Krummstab, sondern waren gewaltige Kriegsleute und in endlose Fehden verwickelt, so daß der Wohlstand ihrer Unterthanen sicherlich mehr unter den weltlichen Liebhabereien und Zerstreuungen dieser Herren, als unter ihrem geistlichen Regiment zu Schaden kam.

Trier als Stadt hat manche Wandelungen erfahren; seit der Zeit, wo es von den Römern in Besitz genommen wurde, um den Streit zwischen Cingetorix und Induciomar dadurch zu schließen, daß die Römer nach ihrer gewohnten brutalen Weise das streitige Gebiet hinwegnahmen, war es mehrfach von römischen Kaisern zur Residenz erwählt worden. In dem von Tacitus geschilderten Aufstand des Civilis schloß Trier sich den Aufständischen an und war daher von Petilius Cerealis

eingenommen. Als Verbündete wie als Feinde der Römer zeichneten sich die Trevirer vorzugsweise in der Waffe der Reiterei aus. In der Frühzeit des Christenthums nahm Trier mehr und mehr einen kirchlichen Charakter an, und gar viele heilige Männer wählen hier ihren Aufenthalt oder suchten hier ein Asyl, unter ihnen z. B. der berühmte Athanasius, welcher unter Constantins Regierung hier über zwei Jahre in der Verbannung lebte. Auch der heilige Martinus besuchte im vierten Jahrhundert Trier und wirkte hier unvergeßliche Wunder, und im zwölften Jahrhundert war Bernhard von Clairvaux hier, predigte den Kreuzzug und beurkundete seine göttliche Sendung durch die gewöhnlichen Zeichen und Wunder.

Der Freund der Geschichte und Alterthumskunde findet noch eine reiche Ausbeute in Trier; allein er muß sich dennoch beeilen, seine Nachforschungen und Besuche anzustellen, denn die modernen Verbesserungen verschlingen rasch die Denkzeichen des Alterthums. Gegenwärtig herrscht noch die Natur in Trier, denn die Ueberreste der alten Kunst sind ein Theil der Natur geworden, und über die Denkmäler der mächtigen Todten wirft dieselbe Sonne ein weiches verklärendes Licht, welche auch die Weinberge und Blumengärten vergoldet. Von Trier kann man mit dem Dichter sagen: „Es schwimmt die Stadt in Grün,“ und seine Lage ist eine der reizendsten, die man sich denken kann, so bespült von einem schönen Strom, inmitten eines Amphitheaters von anmuthigen, schön geschwungenen, Laub- und Reben-reichen Hügeln. —

Man findet vielleicht auf der Karte von ganz Europa keinen andern Fluß mehr, welcher auf einer gewissen geraden, nach dem Bienenflug gemessenen Strecke einen solch langen Lauf hat, wie die Mosel zwischen Trier und Koblenz. Die Krümmungen des Strombetts sind zahllos und sehr bedeutend. Die Mosel scheint nur mit Bedauern Trier zu verlassen, denn sie blickt dreimal darnach zurück, ehe sie Bernkastel erreicht. Zwischen Bernkastel und Kochem krümmt sie sich sechsmal um sich selbst in kurzen dichten Windungen und bildet halbinselförmige Landzungen, deren Hals man in einer, im Verhältniß zu dem um die Vorlande herumfahrenden Dampfboot unglaublich kurzen Zeit zu Fuße überschreiten kann. Aber gerade diese Krümmungen geben dem Laufe der zwischen steile, Reben-bekleidete Hügel und waldige Höhen eingebetteten Mosel eine hohe landschaftliche Schönheit. Schiller nennt daher in seinem Gedichte sehr treffend und schön die Mosel die Jungfrau von Lothringen und die Braut des Rheins. Der Rhein entspringt zwischen Schneefeldern und Gletschern, wächst unter rauhen Umgebungen heran, wäscht sich in einem großen grünen See rein, kennt seine Bahn und durchströmt seinen Oberlauf mit einer breiten ruhigen Würde, trifft in Bingen auf Hindernisse und schiebt sie ernst und kräftig beiseite, überwindet allen Widerstand wie ein starker Mann, und fließt dann von Bonn an ruhig, still und anspruchslos zu seiner endlosen Ruhestätte in der Nordsee hinab. Die Mosel tritt in den hübschen Vogesen zu Tage, verbringt ihre Kindheit lustig in Frankreich, verlebt eine launenhafte Jugend, worin jedoch jegliche Laune ihren besondern Reiz hat, bis sie von dem gewaltigen Rhein überrumpelt sich mit diesem glücklich vermählt, worauf man nichts mehr von ihr hört. Im Kontrast mit den ernsten düsteren Felsen des Rheinlandes, auf deren Leisten und Lehnen die Rebenterrassen künstlich aufgeschichtet sind, sehen wir die Ufer der Mosel in schön gerundete wellenförmige Abhänge ausgelegt, auf viele, Quadratmeilen-lange Strecken hin mit dem einzigen Grün von Obst- und Weingärten bekleidet wie mit einem Königsmantel. Der Wein, welcher auf den Rebenhügeln der Mosel wächst, ist kaum weniger berühmt, als der auf den Felsenterrassen des Rheins erzeugte, minder feurig zwar, aber von milderem Geschmack und feinerem Bouquet; sein Einfluß ist sanfter als der des Rheinweins, er wirkt nicht so stark auf die Nerven, macht fröhlicher und gutmüthiger und gesprächiger, und erweckt nicht so sehr die Leidenschaften; und ein würdiger Geistlicher am Rhein, der selber Weinberge besitzt und den Wein liebt, pflegt scherzweise zu sagen: ein Räuschchen von Moselwein könne kaum eine Sünde seyn. Man nennt daher den Moseler am Rhein auch den Frauenwein.

Nichts ist interessanter als der Kontrast, welchen die Mosel an verschiedenen Punkten gesehen darbietet. Wer z. B. mit dem Nachtzug von Paris abreist und während der langweiligen Nachtfahrt schlafen kann, der erwacht an einem schönen Sommermorgen an der obern Mosel in der Nähe von Metz und sieht hier einen sanftströmenden Fluß mit breiten wellenförmigen Ufern voll Weinbergen und Dörfern. Von Trier abwärts dagegen nimmt die Mosel mehr von dem Charakter eines, im schmalen Engthale hinbrausenden Flusses an, ganz himmelweit verschieden von der ruhigen Landschaft bei Metz.

Nachdem ich Trier unter der schwülen Julisonne des Jahres 1862 gesehen hatte, gelüstete es mich, die Mosel wieder in der noch wärmern und mildern verklärenden Beleuchtung eines Herbsttags zu sehen, und ich machte daher von Frankfurt einen Ausflug nach Oberstein an der Nahe in der Absicht, von hier eine Fußwanderung quer durch das Land zwischen Nahe und Mosel zu unternehmen und diese letztere bei Berncastel zu berühren. Die Nahe ist, wie die sich oberhalb Kreuznach in sie ergießende Alsenz, der Typus eines echten deutschen Bergwassers, ein kleines Flüßchen das in einem Engthale zwischen steilen Felsenwänden hinströmt, überhangen von Klippen und Zacken, wovon manche von großer Höhe und fantastischer Gestalt sind und auf vorweltliche vulkanische Erdumwälzungen deuten. Einer der merkwürdigsten Punkte an der Nahe ist Oberstein, ein kleines Städtchen das auf dem einen Ufer zwischen das rasch strömende Flüßchen und eine ungeheure Felsenwand von plutonischem Gestein eingeklemmt ist. Diese Felswand ist an vielen Stellen senkrecht und sogar überhängend und der ganze Felsenkegel, zu dem sie gehört, hat die Gestalt einer rohen Pyramide, auf deren Gipfel die Trümmer einer alten Burg, des eigentlichen Obersteins, liegen. Die Ruinen der neuen Burg, von weit bedeutenderem Umfang, krönen den in kurzer Entfernung dahinter liegenden Hügel und sind mit der alten Burg durch einen schmalen Kunstweg verbunden. Man kann sich kaum eine menschliche Wohnung denken, welche mehr Aehnlichkeit mit einem Adlerhorste hat. Wer die alten Burg-

herren von Oberstein waren, darüber fehlen geschichtliche Daten; daß sie aber fromme Leute gewesen seyn müssen, dafür spricht ein altes Kirchlein, auf halber Höhe des Felsens erbaut und theilweise aus dem anstehenden Gestein selbst herausgehauen, welches jene Burgherren zum Gebrauch für ihre Unterthanen und Hörigen im Flecken erbaut zu haben scheinen. Das Kirchlein liegt noch innerhalb der alten Mauern der Burg, und enthält in seinem Innern ein natürliches Becken, worin das klarste Wasser das aus dem Gesteine ausschwitzt, sich sammelt. Vermuthlich diente dieses Bassin früher als Behälter für das Wasser des Taufsteins, ist aber in neuerer Zeit, seit die Kirche dem protestantischen Kultus dient, in Vergessenheit gerathen. Ein rohes Hautrelif aus Sandstein an der Kirchenwand stellt vermuthlich den Stifter der Kirche vor und scheint dem 11. oder 12. Jahrhundert anzugehören.

Nach dem Besuch der beiden Ruinen, welche auf einer in den Stein gehauenen Treppe zu ersteigen sind, kehrte ich in das Städtchen zurück und schlug den Weg flußaufwärts ein, welcher in der Richtung der Mosel hinführt. Das Städtchen Idar ist bald passirt, welches gemeinsam mit Oberstein der Hauptsitz der Verarbeitung von Achaten ist. Diese Industrie hat bekanntlich eine sehr große Ausdehnung gewonnen, seit man die Kunst erfunden hat, diese Steine zu färben. In beiden Städtchen leben über hundert Goldschmiede und Juweliere, die sich mit dem „Fassen“ dieser Steine abgeben. Jenseit Idar sehen wir einen hellen glänzenden Felsen auf dem Gipfel eines bewaldeten Höhenzugs, welche auf einem geraden steil hinanführenden Saumpfade anscheinend leicht zu ersteigen ist. Da ich jedoch keine Seele in der Nähe erblickte, welche ich um den Weg fragen konnte, so hielt ich es für sicherer, den breiten Hauptweg einzuschlagen, der in vielen Krümmungen eine lange Schlucht hinaufführt. Der Weg lohnt sich aber durch den herrlichsten Wald uralter riesiger Buchen mit kolossalen, pilzbedeckten Stämmen die an den nordamerikanischen Urwald erinnern, und durch welche sich der sogenannte Idarwald auszeichnet. Endlich erreichte ich die Landmarke des hellglänzenden Felsens und war nun auf dem Gipfel des Hunsrückens (oder besser Hunnenrückens), denn dieß ist der Sammelname für die beiden steilen Gebirgszüge, welche zwischen Nahe und Mosel sich hinziehen und in dem Idarwalde ihre größte Höhe (2263 Fuß über d. M.) erreichen. Der östliche Bergzug des Hunsrückens, der im Soonwalde seine höchsten Spitzen erreicht, ist jedoch kaum wilder, einsamer und zerrissener, als dieser südwestlich streichende Höhenzug des Idarwalds mit seinen steilabfallenden Rändern und seinem mehr oder weniger flachen Rücken. Eine besondere Merkwürdigkeit war die Menge von Fährten von Rothwild, welche ich hier antraf, und an einer der einsamsten Stellen des Weges sah ich sogar drei Stücke Rothwild stehen, welche mich bis auf etwa hundert Schritte herankommen ließen, dann zu Holz liefen, nach kaum hundert Schritten wieder stehen blieben, mich verwundert anblickten und dann ganz vertraut waldeintrabten, bis sie meinen Blicken entschwanden.

Als ich von dem großen Höhenzuge herunterstieg, sah ich auf einer ganz einsamen Haide fast im Moor ein einzelnes burgartiges Schloß liegen. Nach der Aussage einiger Bauern, bei denen wir uns darnach erkundigten, hieß es Balduinshof, und war vermuthlich von irgend einem der Kurfürsten von Trier dieses Namens als Jagdschloß errichtet worden; aber mehr konnten wir nicht darüber erfahren.

Die Gegend war einsam und öde, aber die stille Majestät der Wälder die sich schon herbstlich zu färben begannen, machte einen tiefen Eindruck auf mich. In einiger Entfernung von dem Punkte, wo wir zuerst Balduinshof gesehen hatte, zeigten mir Köhler einen nähern Weg; ich verließ daher die Landstraße und schlenderte an einem uralten Eichenwald hin, welcher ebenso großartig als ehrwürdig aussah als der Buchenwald, den ich am Morgen passirt hatte. Ueber wellenförmiges Hügelland führt der Weg weiter, meist durch Wald oder dünn bevölkertes Gelände, bis endlich die Sonne sich stark nach Westen neigte und ich zuerst das weite Engthal erblickte, an dessen Sohle die Mosel hinläuft. Bald darauf erreichte ich eine Schlucht oder ein tief eingeschnittenes Seitenthal, welches nach dem Moselthal hinunterführt, und mit Einbruch der Dämmerung marschirte ich in Bernkastel ein. Der ganze Tagmarsch den ich von Oberstein bis hieher zurückgelegt hatte, mochte etwa 4 bis 5 Meilen betragen haben, allein durch den geraden Weg zu der Landmarke auf dem Idarwald hinan hätte ich mindestens noch eine Wegstunde davon abschneiden können. Der Marsch war jedoch sehr lohnend gewesen und hatte mir ein Stück Landschaft gezeigt, das von unseren oberdeutschen Bergzügen: Schwarzwald, Schwäbische Alp, Allgäu 2c., ganz wesentlich verschieden ist.

Bernkastel soll vordem ein wunderhübsches malerisches Städtchen gewesen seyn, aber es ist in seiner frühern Gestalt nicht mehr vorhanden, denn es ist, wie Trarbach und einige andere Städtchen im Moselthale, im Jahre 1857 durch irgend einen bis jetzt noch nicht erklärten Zufall beinahe zum größten Theile niedergebrannt. Bei Bernkastel wie bei Trarbach fehlt nun die malerische Begrenzung der Stadt durch alterthümliche Häuser nach dem Flusse hin sämmtlich, und die vortrefflichen Ansichten von Harding und anderen bekannten Landschaftsmalern, welche ich in Düsseldorf und anderwärts früher davon gesehen hatte, sind nun nicht mehr richtig. Es wäre daher ein wahres Verdienst, solche ältere Ansichten zu vervielfältigen, um den alterthümlichen Charakter der Stadt wenigstens im Bilde fortzuvererben, nachdem er in Wirklichkeit verloren gegangen ist. Von Bernkastel nach Trarbach ist es nur ein kurzer Spaziergang über einen Bergrücken, um welchen die Mosel eine weite Biegung macht, so daß man zu Fuße über den Berg schneller nach Trarbach gelangt als mit dem Dampfboote.

Trarbach liegt an der Mündung eines jener langen, waldigen, vielfach gewundenen Engthäler, welche von der Hochebene nach der Mosel herunterführen. Das Städtchen ist gegenwärtig wenig einladend, und namentlich der beste Gasthof, der in einer sehr engen Straße steht, verspricht nicht viel; dagegen lese ich jenseit der Mosel an einem kleinen Hause mit großen Buchstaben angeschrieben: „Hotel Klaus.“ Ich setze mich also in die große Fähre, lasse mich hinüber bringen, und be-

trete das Hotel, welches ganz den Zuschnitt der rheinischen Gasthöfe hat. Aber aus seinen Fenstern bietet sich dem Auge eine entzückende Aussicht auf den Strom, auf die Berge oberhalb Trarbach, und auf die alte Burg Trarbach selbst, welche den nächsten Hügel am Städtchen krönt. Der Flecken Traben, dessen Name aus dem lateinischen taberna verketzert ist, war zu den Römerzeiten offenbar die Halbwegs-Station zwischen Trier und Koblenz. In der Pfalz finden wir das Wort taberna mehrfach noch heute im Ortsnamen wiederkehrend, wiewohl umgebildet in Zabern, französisch Saverne. In Traben sind noch einige der merkwürdigsten alten Häuser in Holzbau zu sehen, die man an der ganzen Mosel finden kann, was wirklich viel sagen will, da die noch nicht von Feuersbrünsten heimgesuchten Städtchen an der Mosel den größten Reichthum von solchen Holzfachwerkbauten des Mittelalters aufzuweisen haben. In der alten Zeit, wo der Flächenraum der Stadt noch durch die Befestigungen und Mauern so sehr eingeschränkt war, scheint die Freude der Einwohner an Zierrathen und Verschönerungen sich dahin geworfen zu haben, auf möglichst kleinen Raum möglichst viel Schnörkel und Verzierung anzubringen. Die Häuser in Traben, unter denen das alte Rathhaus am meisten in die Augen fällt, sind finster, verräuchert und ärmlich, aber ihr Balkenwerk ist mit einer wirklich genialen und launigen Mannigfaltigkeit von Formen gemodelt und verziert, wie man es in unseren Tagen gar nicht mehr sieht. Das aus dem alten Holzwerk hervortretende dunkelbraune Balkenwerk ist zu unbeschreiblichen Arabesken-artigen Verschlingungen zusammengestellt, die meist die Drei- und Vierpaß-Motive des gothischen Styls nachahmen und in der That oft einen sehr hübschen Effekt machen. Das Hotel Klaus in Traben ist ein Lieblingsaufenthalt und Sommerquartier der Düsseldorfer Maler, und in jeder Hinsicht zu loben; der Schwindel der großen Hotels mit französischer Küche, gallonirten Portiers und enormen Ansätzen für bougies und service ist noch nicht hieher gedrungen. Die Gäste leben hier wie in der Familie, und die sämmtlichen Angehörigen des Wirths sind emsig bemüht, Allem aufzubieten, um für den Gaumen und die Behaglichkeit der Gäste zu sorgen, und zwar gegen sehr billige Preise. Wer seinem Leibe einige Tage lang gütlich thun will, der logiere sich bei schönem Sommer- oder Herbstwetter hier ein. Frühstück, Mittagessen und Abendbrod werden zu bestimmten Stunden gemeinsam eingenommen wie in einer Pension und es geht dabei in der Regel sehr lustig und cordial her. Der Moselwein dieser Gegend ist gut und wohlfeil, und fördert die heitere Stimmung sehr. Ich sah in Traben während meines kurzen Aufenthalts einige Beispiele von prosaischer und poetischer Betrunkenheit: das erstere an zwei Engländern die mit dem Dampfboot gekommen waren und dort schon so vielen Grünhäuser getrunken hatten, daß sie bereits bei der Ankunft im Hotel Klaus mehr als „halb über See waren,“ und worauf sie ihren Rausch noch eilends durch einige Flaschen Scharzhofberger vervollständigten, und nun ganz die brutalen Instinkte des gemeinen Briten heraus kehrten, — was einen von den Gästen zu der Vermuthung veranlaßte, diese beiden angeblichen Lords seyen eigentlich nichts als ein paar ‘Fleckenreiniger aus der City.’ Ein liebenswürdiges und wirklich poetisches Räuschchen entwickelte dagegen ein wohlhabender Weinbauer aus der Nachbarschaft, ein einfacher Landmann in einer gewöhnlichen Blouse, aber mit einem so schönen Kopfe, daß er dem ersten besten Künstler zu einer Studie hätte sitzen können. Er war das Stichblatt zweier lustigen Maler, von welchen der eine sich ihm als Eisenbahn-Ingenieur darstellte und mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt seine Ansicht über die verschiedenen Vorzüge der muthmaßlichen Linien einholte. Möge es aber noch lange dauern, bevor das wunderschöne Moselthal von Tunnels und Einschnitten durchfurcht wird und aufhört, eine Fundgrube für Künstler zu seyn!

Eine Anhöhe hinter Traben führt den Namen Mont-Royal, weil daselbst Ludwig XIV. mit großen Kosten ein Lager hatte errichten lassen, das er jedoch beim Ryswicker Frieden aufgeben mußte. Trarbach dagegen hat dadurch einigen Ruf, daß es von Marlborough in dem Feldzug von Blenheim besetzt worden ist. Das Thal hinter Trarbach ist reich an prachtvollen Felsen- und Waldpartien, wie auch seine beiden Nebenthäler, die sich nach der Hochebene hinaufziehen. Man kann sich nichts Lieblicheres denken, als diese frischen grünen Laubwälder mit den Wiesen dazwischen, mit den steilen Hängen und Felsenstirnen oben und den murmelnden, forellenreichen Bächen an der Sohle.

Die geeignetste Zeit zu einer Moselfahrt ist unbedingt der September. Die Luft ist so lind, die Sonne so lau, die Beleuchtung so wunderschön, die Färbung des Laubes so mannigfaltig durch alle Schattierungen von Grün und Gelb, Hochroth, Rostgelb und Braun, und über der ganzen Landschaft liegt ein feiner zarter Ton, als sähe man alles durch einen silbernen Schleier. Der einzige Nachtheil sind die nun kürzeren Tage, welche in den Engthälern, wo die Berge den Genuß des ersten Sonnenkusses beim Aufgang und das letzte Lächeln der niedergehenden Sonne ausschließen, noch kürzer erscheinen. Ich finde es nicht ganz richtig, daß man sagt: die Natur sey immer schön; man sollte vielmehr sagen: sie könne zu allen Jahreszeiten schön seyn. An grauen, trüben Regentagen, bei Nebel oder bewölktem Himmel, sey es nun im Sommer oder Winter, liegt die Schönheit der Natur im Schlafe; allein für den Naturfreund überbreitet selbst der starre Winter eine Landschaft noch mit größeren Reizen als die Stadt. Welcher Brillantschmuck einer Dame auf dem Ball, welcher Glanz der Krystall-Facetten eines Kronleuchters vermag sich mit dem Flimmern und Blinken der Schneekrystalle eines Reifens zu messen, wenn sich das natürliche Licht der Morgensonne darin bricht!

Das Dampfboot welches zwischen Trier und Koblenz fährt, legt die Fahrt zu Thal in Einem, die Fahrt stromaufwärts in zwei Tagen zurück. Gegen Mittag legt das Dampfboot in Trarbach an und wir gehen an Bord, um mit demselben die Fahrt zu Thal zu machen. Die Wirkung der ruhigen behaglichen Fahrt ist ganz eigenthümlich und neu wegen des fortdauernden Wechsels der Scene, in Folge der endlosen Krümmungen der Mosel, welche nicht die vielen langen geraden

Strecken des Rheins aufweist. Doch haben die Landschaften der Mosel eine gewisse Eintönigkeit: lang gestreckte rebenbekränzte Hügel, kleine Städtchen, jedes von einer Burg- oder Klosterruine überragt; hochgiebelige phantastische Häuser, drohende Felsen, bald schwarzgrau, bald roth, bald bunt, weil sie entweder mit emporgequollenen plutonischen Gesteinen durchsetzt sind oder aus flach geschichtetem oder nur leicht verworfenem Sandstein bestehen. Die rothen Felsen kontrastiren am schönsten mit den grünen Weinbergen. Die Reisegesellschaft an Bord ist bunt zusammengesetzt, doch glücklicherweise nicht mit Engländern durchsprengt. Geistliche Herren aus Trier in seltsamen Hüten und langen Soutanen, Bäuerinnen aus der Nachbarschaft in malerischen Volkstrachten, worunter einige mit Hauben aus Filigran-Arbeit von vergoldetem Silber und schwarzen Miedern mit Silberketten; Handelsreisende, Studenten, Soldaten, einige Familien mit Kindern, — das sind unsere Reisegefährten. Die meisten Passagiere der ersten Klasse setzen sich zur Table d'hote in der Kajüte nieder, was sehr geschmacklos ist, denn man verliert dadurch ganz den Genuß der hübschen Landschaft, und ich ziehe daher vor, in Gesellschaft von einigen Malern hier auf dem Verdeck nach der Karte zu speisen. Der eine dieser Maler zeichnet nun ungenirt die Köpfe von Geistlichen und Laien von der Reisegesellschaft in sein Skizzenbuch und die Leute schienen dieß zu bemerken und halb davon geschmeichelt zu seyn; der andere aber nimmt flugs die Umrisse aller Berg- und Hügelkuppen, aller Ruinen von Burgen und Klöstern, aller Kirchen und Städtchen mit ihren Resten alter Stadtmauern und Thürme auf, und skizzirt während des Anhaltens vor den kleinen Städtchen die sonderbaren Häuser und Kirchen, die wie im Traum an uns vorüberziehen. Eine der großartigsten Parthieen ist dicht bei Alf, wo sich ein Thal öffnet, welches nach den Bädern von Bertrich und der wilderen Landschaft der Eifel hinaufzieht. Kochem aber ist unbestreitbar die Perle der ganzen Mosellandschaft, denn hier haben die Natur und die Kunst des Mittelalters zusammengewirkt, um es zu einer wahren Fundgrube für die Maler der Gegenwart zu machen. Da das Dampfboot an den Stationen nicht anlegt, sondern die Passagiere, welche ein- und aussteigen wollen, ein Boot anrufen müssen, und die Städtchen einander so sehr gleichen, so fahre ich unmerklich an Brodenbach vorüber, wo ich aussteigen wollte, und verlasse nun das Dampfboot erst an der nächsten Station Alken. Kaum hat mich hier der Kahn an's Land gesetzt, so begegne ich einem untersetzten freundlichen Herrn in schwarzer Kleidung, den ich für den Ortsgeistlichen halte. Auf meine Erkundigung nach dem Gasthause lädt er mich ein, vorerst bei ihm abzusteigen, und unterhält mich auf eine ganz vorzügliche Weise, denn er versteht sich nicht nur vortrefflich auf eine angenehme Conversation, sondern ist höchst erfahren in der Landesgeschichte und den Alterthümern des Moselthals und höchst freigebig mit dem trefflichen rothen und weißen Gewächs seines eigenen Weinbergs. Da er am andern Morgen in Brodenbach Messe zu lesen hat, so will er mich dahin führen und mir den Weg auf die Ehrenburg weisen, die als der einstige Wohnsitz von Franz v. Sickingen eine der berühmtesten Ruinen dieses Gaues ist. Am andern Morgen brechen wir denn also bei guter Zeit auf, und bald zeigt sich uns das Dörfchen Ehrenburg von lichtem Duft umwoben, und gleich darauf ein Bild von großartiger Schönheit. Die Strahlen der Morgensonne dringen von der Linken her durch den Nebel und werfen ein grelles Licht auf einen Weinstock, der sich um ein altes Haus im Vordergrunde rankt, und auf das goldige Moos des Strohdachs eines Hüttchens im fernern Mittelgrunde; zur Rechten ist eine seltsame alte Brücke, einige hohe Bäume und ein Strom, und hoch über allem Anderen ragt in gewaltiger Höhe, als ob es in den Wolken hinge, das graue Gespenst einer alten nebelumwobenen Burg in die Luft. Ein gewundener Weg führt uns schnell dort hinauf, und ehe wir uns dessen versehen, stehen wir inmitten der ausgedehnten Ruinen der Ehrenburg. Hier empfängt uns als Cicerone ein alter Mann, der in einer Art Haus wohnt, welches in einen Winkel des in das Innere der Feste führenden bedeckten Weges eingebaut ist. Die Ruinen sind nicht nur ihres Umfangs wegen sehenswerth, sondern auch wegen der ausgedehnten Aussicht, die man von dem großen Thurme, dem alten Belfried der Burg, genießt: drüben jenseit der Mosel zeigen sich in der Ferne die vulkanischen Gipfel der Eifel und erinnern durch ihre Formation an die eigenthümliche Gegend des Puy de Dôme in Frankreich. Man sieht es der Ehrenburg noch an ihren Trümmern an, welch ein mächtiger Herr einst Franz v. Sickingen gewesen, und sie weckt Erinnerungen aller Art an Ulrich von Hutten und die Kämpfe der Reformationszeit.

Von der Ehrenburg aus schlage ich nach einem freundlichen Abschiede von meinem wackern Pfarrherrn den Weg über die Hochebene ein, und durchmesse in einem Marsch von drei Stunden den Hunsrück oder vielmehr denjenigen Theil desselben, der hier das Mosel- von dem Rheinthal trennt. Ein gewundener, von breitkronigen Buchen beschatteter Pfad führt hier hinunter nach Boppard mit seiner Wasserheilanstalt. Ein Bad in den weichen Fluthen des Rheins und ein solides Gabelfrühstück verscheuchen die Ermüdung von dem Morgenspaziergang, und um Mittag nimmt mich die Eisenbahn wieder auf und bringt mich noch bis zum Abend rheinaufwärts an den Neckar und bis in die Heimath, sehr befriedigt von allem was ich gesehen und mit dem Gelübde, daß ich die erste Gelegenheit zu einem größeren Ausflug an die Mosel bis in ihr Quellengebiet hinein benützen wolle. W. B.

(Fortsetzung folgt.)

Lindenschmit's britische Dichterhalle.

Gelegentlich des Shakspere-Jubiläums wollen wir nicht versäumen, auf ein prachtvolles photographisches Kunstblatt aufmerksam zu machen, das eine würdige Festgabe zu der Gedächtnißfeier des größten Dichters der Neuzeit bildet. Es ist nach einem Carton von Wilh. Lindenschmit in München (dem genialen Schöpfer der deutschen Ruhmeshalle 1806—1813) photographirt und in verschiedenen Format im Verlage von Fr. Bruckmann in München erschienen. In anmuthiger Gruppirung enthält es die Bildnisse sämmtlicher Zeitgenossen Shakspere's, sämmtlicher Uebersetzer, Erklärungen und Commentatoren des Dichters, und die Bildnisse der bedeutendsten Dichter Großbritanniens. Neben der harmonischen schönen Gruppirung ist namentlich die vorzügliche Individualisirung der Köpfe auf diesem höchst gelungenen Blatte zu loben.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Herr Rauwolf Gräßle.

Novelle von Julius v. Bauernfeld.

Es war ein heiterer Junimorgen. Hell und klar schien die Sonne in das trauliche Stübchen der Kantorswittwe Dorothea Magenblüh, so daß es eine Lust und Freude war, aus dem kleinen weitgeöffneten Fenster hinauszusehen in die freie Gottesnatur. Aber der Kantorin fiel das gar nicht ein. Die saß voll Galle an dem breiten, in der Mitte des Zimmers stehenden Tische, die große Hornbrille auf der Nase, vor einem mit fingerlangen Zahlen beschriebenen Papierbogen, und bemüht, die in allen möglichen Krümmungen unter einander gereihten Ziffern zu summiren.

Obgleich das für Frau Magenblüh kein kleines Stück Arbeit war, und der Angstschweiß auf ihrer Stirne auch bewies, wie sauer ihr diese Beschäftigung wurde, hatte ihr Mißbehagen doch einen ganz andern Grund. Daran war nämlich Niemand schuld als ihr Zimmerherr, der „Mosjöh Fritz,“ welcher ihr heute aufgekündigt hatte, und Knall und Fall ausziehen wollte. Seit dem Tode ihres „Seeligen“ — und das war drei Jahre her — hatte er bei ihr gewohnt, und nie einen ordentlichen Zank mit ihr gehabt; denn Fritz Streicher war kein Sausaus und Ränkeschmied, sondern ein höchst friedsamer Junggeselle, der für nichts Sinn hatte, als für die edle Malerkunst. Der ganze Verdruß, den er seiner Zimmerfrau machte, bestand höchstens darin, daß er hin und wieder einen eben gebrauchten Pinsel statt in den Malerkasten, auf das schneeweiß überzogene Bett warf, oder gelegentlich die zu stark befleckte Hand auf dem Ueberzuge eines Stuhles abwischte. Frau Magenblüh fand zwar an solchen Stegreif-Malereien kein besonderes Wohlgefallen, vergaß auch nicht dem allzu eifrigen Künstler über jeden neu entdeckten Farbenklecks eine frische Sittenpredigt zu halten — und darin hatte Frau Magenblüh eine hohe Meisterschaft erreicht; — zu einem eigentlichen Zank war es jedoch nie gekommen, was jedenfalls die Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit des „Mosjöh Fritz“ glänzend erweist.

Die Kantorin wußte diese Eigenschaften zu schätzen; sie war stolz auf ihren Zimmerherrn und hatte den Mund voll Lobsprüche, wurde irgendwo just von ihm gesprochen. Ihm zu kündigen wäre ihr nicht im Traume eingefallen; hatte sie sich doch insgeheim schon für die Zukunft ganz eigenthümliche Pläne geschmiedet, bei welchen ihre Einzige, und nebenbei gesagt bildhübsche Tochter die Hauptrolle spielte. Freilich damit war's nichts, das hatte sie bald weg. Denn „Mosjöh Fritz“ saß am liebsten allein in seinem Stübchen, und schien für ein hübsches Weibsbild gar keine Augen zu haben, und Rosa konnte den baumlangen, magern, höchst einsylbigen Gesellen nie recht leiden, machte sich auch, wo es nur anging, über ihn lustig. Daß er aber von freien Stücken ihr Haus verlassen würde, hätte Frau Magenblüh nie geglaubt. Und doch war's nun dahin gekommen! Als sie ihm das Frühstück auf sein Zimmer brachte, hatte er ihr kurz und bündig gesagt, daß er heute noch fort müsse, weil er eine Reise nach der Schweiz vorhabe. Warum er just nach der Schweiz wollte, davon sagte er kein Wort. Frau Magenblüh schlug vor Staunen die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Was fällt Ihm ein, Mosjöh Fritz!“ rief sie erschrocken; „reisen will Er? Das schlag Er sich nur aus dem Kopfe! Ueberall gut und am besten daheim! Zu malen hat Er, also bleib' Er da; Er findet es nirgends besser. Und gar in die Schweiz! Was will Er nur dort? Sie schlagen Ihn dort unten sicher todt, und dann kommt Er gar nicht mehr zurück!“

Aber alle diese Vorstellungen waren wie in den Wind gesprochen, selbst die Aussicht auf das Todtgeschlagenwerden schreckte ihn nicht ab; er zeigte auf seinen schon gepackten Koffer, und blieb fest dabei, noch heute abzureisen.

Frau Magenblüh kam durch diese Hartnäckigkeit ganz in Harnisch. „So gehe Er meinetwegen hin wo der Pfeffer wächst,“ versetzte sie mit in die Seite gestemmten Händen; „aber das sage ich Ihm, eher darf Er mir nicht fort, bis Er seine Schuld für Kost und Zins vom vorigen Monat bezahlt. Und da Er partout ausziehen will, ohne einen Monat voraus gekündigt zu haben, wie es sich unter reputirlichen Leuten geziemt, so muß Er auch noch den Zins für den nächsten Monat bezahlen; sonst behalte ich Ihm alle seine Siebensachen hier und Er mag schauen, wie Er durchkommt!“

Die Kantorin glaubte ihm damit alle Reisegelüste benommen zu haben, denn was sie da verlangte, betrug in Summa mindestens zehn Thaler, und so viel konnte er, ihrer Meinung nach, unmöglich besitzen.

Aber sie hatte diesmal die Rechnung ohne Wirth gemacht; der „Mosjöh Fritz“ kam gar nicht außer Fassung. „Das versteht sich von selbst,“ sagte er ruhig; „daß ich der Frau Dörthe nicht durchbrennen werde mit dem, was ihr von Gott's und Rechtswegen gebührt.“ Dabei fuhr er mit der Hand in die Rocktasche und zog einen schweren Beutel hervor, der, als er ihn öffnete, von lauter Silberthalern strotzte. Er nahm einige heraus und legte sie auf den Tisch; einen neben den andern, im Ganzen zwölf Stück. „Es wird wohl klecken,“ sagte er dann, indem er den Beutel wieder einsteckte. „Sey die Frau Dörthe so gut und rechne Sie zusammen was ich Ihr schuldig bin. Ich muß jetzt auf die Post und vor dem Essen komme ich schwerlich nach Hause.“ Er ging auch wirklich gleich fort.

Die Kantorin war ganz verdutzt. Als sie sich ein wenig erholt hatte, strich sie die zwölf Thalerstücke ein, und lief schnurstracks hinüber zur Frau Kreszenzia Huber, ihrer Nachbarin, der sie Alles haarklein erzählte. War das ein Verwundern und Kopfschütteln! Dann ging die Nachbarin in's „blaue Rössel“ hinüber um einen „Bittern;“ eigentlich aber um von dem Kellner Wenzel, der Alles wußte, was im Städtchen vorfiel, etwas über den plötzlichen Reichthum des „Mosjöh Fritz“ zu erfahren.

Frau Dörthe dagegen ging bedächtig auf ihr Stübchen, um die Rechnung ihres Zimmerherrn zu besorgen.

Rosa wußte von all' diesen wichtigen Ereignissen noch kein Sterbenswörtchen. Sie war, bevor ihre Mutter dem Mosjöh Fritz das Frühstück brachte, in die Kirche gegangen, nach der Messe aber hatte sie noch einige Gänge zu besorgen. Erst

als Frau Magenblüh mit der Rechnung fertig wurde, was eine gute halbe Stunde dauerte, kam sie nach Hause.

Die Kantorin hatte ihre Tochter mit Sehnsucht erwartet; sie brannte vor Begierde ihr Alles mitzutheilen, und wendete sich schon in Gedanken daran, wie die Rosa erschrecken würde. Aber mit dem »Erschrecken« hatte es gute Wege; das Mädchen hörte ihr so gleichgiltig zu, als ob sie das nicht im mindesten interessirte. Und wie Frau Dörthe die vielen guten Eigenschaften ihres Zimmerherrn aufzuzählen anfing, und sich vor lauter Rührung die Augen wischte, da fiel sie ihr gar in die Rede, wider allen Respekt, und sagte: »Na laß die Frau Mutter den Mosjöh Fritz nur laufen; so 'nen Duckmäuser kriegt Sie ja immer wieder!« Dabei lachte das ungerathene Kind so muthwillig, daß die Kantorin ganz krebsroth wurde vor Zorn, und schon zu einer derben Strafrede ansetzte, als rasch die Thüre aufgerissen wurde, und die Nachbarin mehr hereinstürzte als trat. Die Huberin war ganz außer Athem, erschöpft sank sie auf den ersten Stuhl, der ihr am nächsten stand. »Schöne Geschichten!« fing sie keuchend an; »weiß man doch endlich, was es hat mit dieser Reise, und woher es kommt das viele Geld! Das ist mir ein sauberer Vogel der 'Mosjöh Fritz'! Sie kann froh seyn, Frau Dörthe, daß Sie ihn los wird, den Saufaus. Weiß Sie, was der gestern und vorgestern getrieben? Geschlemmt und gezecht hat er den ganzen Nachmittag drüben im 'blauen Rössel' mit dem Fremden, der vorige Woche hergekommen, und gestern wieder fortgereist ist, Niemand weiß wohin. Nun der Fritz wird's schon wissen, der hat ihn begleitet!«

»Jetzt hör' Sie aber auf!« rief die Kantorin verwundert; „der 'noble' Herr, der den ganzen Tag über im Fenster gelegen, und immer herübergeschaut hat mit dem langen Guckrohr, wenn die Rosa just drüben im Zimmer was zu thun hatte, soll mit dem Mosjöh Fritz gezecht haben an Einem Tisch! So was lebt nicht — das macht Sie mir nicht weiß!«

„Wenn Sie mir nicht glauben will," entgegnete die Huberin piquirt; „so frag' Sie nur den Wenzel im blauen Rössel, der hat Alles mit seinen eigenen Augen gesehen. Hu! wie's mich schüttelt! Bewahre uns Gott und seine lieben Heiligen vor den 'noblen' Herren!"

„Will mich die Frau Huberin in's Bockshorn jagen mit Ihren Reden?" Drängte die Kantorin voll Ungeduld. „So erzähle Sie doch, was Ihr der Wenzel gesagt hat von dem fremden Herrn; es könnte Einem fast gruseln bei Ihrem Geheimthun."

Die Nachbarin nickte ihr bedeutungsvoll zu. „Gruselt's Ihr? Glaub's wohl," sagte sie dann. „Nun, weil Sie's selbst verlangt, Frau Dörthe, mag Sie es hören. — Dem Wenzel ist der fremde Herr gleich nicht recht geheuer vorgekommen, als er nicht vor dem großen Kreuze an der Stiege vorbeigewollt, und er ihn rückwärts, über den Hof nach dem Zimmer führen mußte. Wie dann Abends der Wenzel mit dem Fremdenbuch hinaufgekommen ist, hat er die Thüre versperrt gefunden, und ein Lärmen und Klingeln gehört, wie bei einem Kupferschmied. Da hat der Wenzel dreimal angeklopft, erst nur leise und dann stärker; und da ist die Thüre aufgerissen worden und der Fremde ist vor einem Tisch voll Silbergeld gestanden, und hat ihn barsch angeschnauzt und mit feurigen Augen angeschaut, daß ihm dabei ganz Angst und bange wurde. Darauf hat er mit einer langen schwarzen Feder seinen Namen ins Fremdenbuch eingetragen, und ihm das Buch dann an den Kopf geworfen. Wie der Wenzel aber draußen den Namen gelesen hat, da wäre er fast umgefallen vor Schreck, denn im Buche ist mit blutrother Schrift gestanden: »Rauwolf Gräßle, Jäger aus Höllenbrunk!« Denk' Sie nur Frau Dörthe: »Rauwolf Gräßle!« So kann nur der leibhaftige Gottseybeiuns der — —«

»Alle guten Geister!« kreischte die Kantorswittwe, und Rosa, welche bisher mit ziemlich ungläubiger Miene zugehört, wendete sich rasch; ob um ihren Schreck zu verbergen, oder um das Lachen zu verbeißen, war nicht zu unterscheiden.

Die Nachbarin schlug ein großes Kreuz. »Ja! ja!« sagte sie, »das war Niemand anderer als der Leibhaftige, und mit dem hat der Mosjöh Fritz einen Pakt geschlossen, und ist nun sein mit Haut und Haar!«

Frau Dörthe schüttelte ungläubig den Kopf. »Das glaub' ich nimmer, und wenn's die Frau Huberin auch zehnmal sagt!« versetzte sie, »der Mosjöh Fritz war bigott von jeher, der vergißt sich nicht so weit, daß er dem Bösen seine Seele verkauft.« Aergerlich stand die Nachbarin auf.

»Sie hat nun einmal an Ihrem Mosjöh Fritz einen Narren gefangen,« sagte sie mit einem stechenden Seitenblick, „und da ist mit Ihr nichts Gescheidtes zu reden. Na, mir kann's recht seyn, Sie wird es schon noch glauben müssen. Aber Eins will ich der Frau Dörthe noch sagen: Suche Sie die 12 Thalerstücke, die Sie von ihm bekommen, bald unter die Leute zu bringen; Sie könnte sonst leicht Kohlen oder sonst was in Ihrer Tasche finden. Man hat Beispiele, was oft aus solchem Geld geworden ist!"

Die Kantorin wurde durch diese Versicherung so bestürzt, daß sie gar nicht daran dachte, die Huberin, welche gewiß noch gerne dageblieben wäre, zurückzuhalten.

Sie hatte sich kaum etwas von ihrem Schrecken erholt, als auf der Stiege ein schwerer Tritt hörbar wurde, und gleich darauf der Mosjöh Fritz in Begleitung eines jungen Mannes eintrat.

Der Maler war heute lustiger als ihn Frau Dörthe je gesehen. Er grüßte seine Zimmerfrau ungemein freundlich, und stellte ihr den Begleiter als seinen Freund Franz Müller vor, der gesonnen wäre nach ihm das Zimmer zu miethen, falls die Frau Dörthe nichts dagegen hätte.

Die Kantorin brachte es vor Ueberraschung kaum zu einem leichten Knix; dieser „Freund" kam ihr wie vom Himmel geschneit, hatte er ihres Wissens doch niemals den Mosjöh Fritz besucht, und der auch nie von einem Franz Müller gesprochen.

Sie fing daher den Fremden mit sehr aufmerksamen Blicken zu mustern an. Es war ein schlanker junger Mann, mit einem hübschen stark gebräunten Gesichte. Gekleidet war derselbe ziemlich dürftig; Frau Dörthe hatte auf den ersten Blick weg,

daß ihr neuer Zimmerherr in spe nicht um viel reicher seyn würde, als der Mosjöh Fritz.

Was sie jedoch zu ärgern anfing, war, daß der junge Mann ganz ungenirt nach ihrer Tochter schielte, und daß diese nicht, wie es sich geschickt hätte, aus dem Zimmer ging, sondern vor ihm stehen blieb, das Gesicht wie mit Blut übergossen, und voll Verlegenheit an ihrer Schürze zupfend. Das durfte Frau Magenblüh nicht dulden; streng befahl sie dem Mädchen nach dem Essen zu sehen, wozu es höchste Zeit wäre. Rosa ging zögernd hinaus, ein freundlicher Blick Müllers begleitete sie bis zur Thüre.

Die Kantorin hatte das wohl bemerkt; ziemlich unmuthig wendete sie sich zu dem Maler: „So —" sagte sie gedehnt, „der Mosjöh da, ist also sein Intimus; das ist ja recht schön! Aber warum hat Ihn denn der Mosjöh noch gar nicht besucht, seit Er bei mir wohnt?"

Der Maler wollte etwas erwidern, doch sein Begleiter ließ ihm dazu keine Zeit. „Ja sieht Sie, Frau Magenblüh," entgegnete er herzlich; „das ist halt nicht möglich gewesen. Ich bin heut erst von Dornau hier angekommen, um meinen Dienst in der Kanzlei des Notars Fuchs anzutreten, der mich als Schreiber aufgenommen hat. Den Herrn Streicher aber habe ich gerade jetzt auf der Post getroffen."

Die Kantorin machte ein langes Gesicht; sie war über den Dr. Fuchs nicht gut zu sprechen, und das aus triftigen Gründen. Zu den besten Freunden ihres seligen Mannes gehörte der Pächter Rudhardt. Diesem hatte der Kantor nun eine Summe von 400 Thalern geliehen, ohne alle Verschreibung blos auf Treue und Glauben, wie es damals unter Freunden üblich war.

Kurz vor dem Tode ihres Mannes war Rudhardt nach einer entfernten Gegend übersiedelt um einen neuen Pacht anzutreten. Als der Kantor starb, mahnte die hinterbliebene Wittwe den Pächter mehrmals an die Rückzahlung seiner Schuld, wurde aber immer mit leeren Ausflüchten hingehalten, so daß sie endlich des ewigen Mahnens müde diese Angelegenheit dem Dr. Fuchs übergab. Aber der entstandene Prozeß hatte kein anderes Resultat, als daß er Frau Dörthe noch ein Erkleckliches kostete, und sie ihn daher ganz fallen ließ. Seitdem war ihr der Advokat verhaßt, und sie wich ihm schon auf zehn Schritte aus, wenn sie ihn zufällig begegnete, darum machte sie auch jetzt ein saueres Gesicht als der Freund des Malers den Namen nannte, und fragte blos ob er den Notar kenne? Müller verneinte; „Ueberhaupt," setzte er hinzu, „bin ich hier wildfremd, und kann darum meinem lieben Freund nicht genug danken, daß er mich einer so kreuzbraven Frau rekommandirt, bei der ich's gewiß so gut haben werde wie daheim, als meine seelige Frau Mutter noch lebte!"

Hatte Müller die Absicht gehabt, die Kantorin sich geneigt zu machen, so hatte er diese Absicht vollkommen erreicht; Frau Dörthe fühlte sich hoch geschmeichelt, und reichte ihm freundlich die Hand.

„Er scheint mir ein gerader, offener Mensch zu seyn," sagte sie; „nun, gut soll Er's bei mir haben, es wird Ihm an nichts fehlen. Und weil Ihn der Mosjöh Fritz rekommandirt, so mag Er dableiben; natürlich wenn Ihm das Zimmer gefällt, und wir auch im Uebrigen einig werden."

Das war denn in Kurzem geschehen, und nachdem Müller erklärte, noch heute Abend einzuziehen, da er nicht länger im Gasthause bleiben wolle, ging er mit dem Maler hinüber um sich das Zimmer zu besehen.

Er war dort kaum eingetreten, als er den Maler heftig umarmte; „Freund!" rief er freudig aus; aber dieser verschloß ihm mit der einen Hand rasch den Mund, und wies mit der andern nach einer zweiten Thüre, welche in die Stube der Kantorin führte. „Bst!" flüsterte er, „nicht so laut, man hört fast jedes Wort hinüber. Nun bist Du zufrieden?"

„Vollkommen," entgegnete Müller nun ebenfalls leise, „Alles ist besser gegangen als ich gehofft, und erkannt hat mich Niemand wie mir scheint."

„Das glaube ich gerne," erwiderte der Maler, indem er lächelnd den dürftigen Anzug des Freundes musterte; „in dieser Vermummung würde ich Dich selbst kaum wieder erkennen. Aber ich rathe Dir doch vorsichtig zu seyn, wenigstens die erste Zeit, ein unüberlegtes Wort könnte leicht Alles verderben."

„Sey außer Sorge," fiel Müller fröhlich ein; „ich will mich schon zusammennehmen. O! ich möchte laut aufjubeln vor Freude! Und das Alles durch Dich, lieber Streicher. Wie werde ich Dir je dafür danken können!" Der Maler drängte ihn sanft zurück.

„Kein Wort darüber lieber Franz," sagte er weich; „jeder Dank von Dir müßte mich beschämen, weil ich Dir zu tief verpflichtet bin. Bietet mir Deine Großmuth doch die Mittel zu einer Kunstreise, auf der ich etwas Tüchtiges zu erlernen hoffe, während ich hier als armer Stubenhocker hätte verkümmern müssen. Das kann ich Dir nie vergelten!"

„Und davon," versetzte Müller langsam, während sein Auge feucht wurde; „davon daß Du mich mit eigener Lebensgefahr vom Ertrinken gerettet, und ich mein Leben nur Dir verdanke, sagst Du kein Wort!"

Der Maler schüttelte ihm herzlich die Hand. „Das war Schuldigkeit, und Freundespflicht noch obendrein," entgegnete er; „doch genug, — der Anfang ist gemacht; nun will ich Dir aber noch Einiges mittheilen, was Du wissen mußt um schnell zum Ziel zu kommen." Und er zog ihn an's Fenster und vertiefte sich mit ihm in ein leises Gespräch.

Erst nach einer guten Stunde nahm Müller von seinem Freunde Abschied.

Die Kantorin mußte darauf gewartet haben, Müller war kaum fortgegangen als sie auch schon herüber kam.

„Ich bringe Ihm die Rechnung," sagte sie freundlich. „Es macht im Ganzen 9 Thaler 7 Groschen, da sein Freund das Zimmer von heut ab gemiethet, und Er also nichts zu verlieren braucht. Er kriegt daher noch — —."

Der Maler hielt ihre Hand zurück. „Laß Sie das nur," fiel er ihr in's Wort; „die Frau Dörthe fühlt sich doch nicht beleidigt, und kauft sich von dem, was übrig bleibt, mir zu lieb ein neues Band für Ihre Sonntagshaube zum freundlichen Andenken."

Die Kantorin machte zu diesem Vorschlage große Augen. „Ist denn der Mosjöh Fritz reich geworden über Nacht," sagte sie verwundert, „daß Er mit dem Gelde herumwirft, als ob Er nicht geschwind fertig werden könnte damit? Er wandelt doch nicht auf unrechten Wegen? Hüte Er sich Mosjöh Fritz: böse Gesellschaften verderben gute Sitten! Er war vorgestern und gestern mit dem Fremden im blauen Rössel drüben zusammen; und der — —." Sie stockte.

Der Maler wurde sichtlich unruhig. „Was ist's mit dem?" fragte er hastig; „kennt die Frau Dörthe etwa den fremden Herrn?"

Die Kantorswittwe hatte ihn scharf fixirt. „Sieht Er wie's Ihn packt," rief sie aus; „daß Er mir gar nicht frei in die Augen schauen kann, sondern dasteht wie ein armer Sünder! O, die Sonne bringt Alles an den Tag! — Mosjöh Fritz!" fuhr sie dann mit gefalteten Händen fort. „Was ist Ihm denn eingefallen, daß Er sich mit diesem ‚Rauwolf Gräßle' eingelassen? Er war doch sonst immer ein braver gottesfürchtiger Mensch, und lauft jetzt dem Bösen in die Falle, der nach Seiner Seele schnappt wie — —."

Die Kantorin mußte mitten in ihrem Redestrom innehalten; der Maler war in eine so heftige Lach-Salve ausgebrochen, daß ihm die Thränen in die Augen traten und er sich an einen Stuhl stützte, um nicht umzufallen. Frau Dörthe sah ihn so bestürzt an, als fürchtete sie, er habe plötzlich den Verstand verloren.

Es brauchte einige Augenblicke ehe der Maler sich erholte. „Nichts für ungut, Frau Dörthe," sagte er dann heiter; „aber das mit dem ‚Rauwolf Gräßle' war zu schnackisch, als daß Einer hätte ernst bleiben können. Wüßte Sie wie unrecht Sie dem Manne gethan, der ein so guter Christ ist als nur irgend Jemand. Nun ich denke, der Tag wird auch kommen, wo Sie Ihren Irrthum einsehen wird. — Aber jetzt, Frau Dörthe, sey Sie so gut und lasse mich allein; ich muß noch vor dem Essen einen Brief schreiben, denn später bleibt mir keine Zeit mehr dazu."

Kopfschüttelnd verließ die Kantorin das Zimmer; die Reden des Malers hatten sie erst recht verwirrt, und sie war verdrießlich darüber, daß sie nun für immer verzichten sollte über den Rauwolf Gräßle etwas näheres zu erfahren. Denn daß sich während dem Essen keine Gelegenheit mehr bieten würde, ihre Neugierde zu befriedigen, schien ihr so viel als gewiß. Sie hatte sich auch nicht getäuscht; der Maler blieb bei Tisch äußerst einsylbig und stand bald auf, da die Zeit der Abfahrt heranrückte. Dann ging es an's Abschiednehmen, wobei der Kantorin so weich um's Herz wurde, daß sie darüber Alles andere vergaß, selbst den Rauwolf Gräßle. Müller hatte seinen Freund auf der Post erwartet und — da die Straße unmittelbar von der Stadt aus über einen steilen Berg führte, wo der Wagen langsam fahren mußte — ein gutes Stück Weg begleitet. Es war schon dunkel als er wieder in den Gasthof zurückkam, um sein Gepäck, — einen großen Koffer und eine Guitarre — in die Wohnung der Frau Dörthe schaffen zu lassen.

Der Kantorin war diese verspätete Ankunft ihres neuen Zimmerherrn gar nicht recht; sie hätte für ihr Leben gern noch heute ein Stündchen mit Müller geplaudert, was nun Schicklichkeits halber nicht mehr geschehen konnte.

Ziemlich verstimmt setzten sich die beiden Frauen zu ihrem frugalen Nachtmahl; dann holte Rosa ihre Weißnäherei, während ihre Mutter ein altes Legendenbuch hervorsuchte, und daraus zur eigenen, wie ihrer Tochter Erbauung mit näselnder Stimme vorzulesen begann.

Doch dauerte es nicht lange, als sie die Hornbrille auf das Buch legte und aufhorchte; Müller stimmte drüben seine Guitarre, griff dann einige volle Akkorde und sing mit reiner, ungemein wohlklingender Baßstimme zu singen an.

Er sang:

„„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst Du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannst Du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Antlitz seh'n.""

Ein eigenthümliches Zucken glitt über das runzelvolle Gesicht der Kantorin.

Das war das Leiblied des seligen Kantors gewesen; das hatte er gesungen in guten wie in bösen Tagen und sich oft dadurch wunderbar gestärkt gefühlt, wenn es galt ein schweres Ungemach geduldig zu ertragen. Das Lied war ihr seitdem ein theures Vermächtniß geblieben; sie hatte es öfter mit gebrochener Stimme angestimmt, aber vor Rührung nie weiter als bis zur Hälfte gebracht. Und nun sang es drüben der fremde Mann, so weich, so innig, daß es ihr tief zu Herzen ging.

Sie neigte den Kopf gegen die Thüre, um ja kein Wort zu verlieren. Langsam faltete sie die Hände zusammen, ihr Mund bewegte sich wie im stillen Gebete, und Thräne um Thräne rann über ihre Wangen. So saß sie da, still und regungslos, bis drüben das letzte Wort des Gesanges verklungen war. Dann stand sie langsam auf, zog die Tochter an sich und warf sich ihr um den Hals. „Kind," schluchzte sie; „das ist ein guter Mensch, dem Gott tausendmal die Freude vergelten mag, die er mir armen alten Frau mit seinem Gesang gemacht!"

So hatte Müller schon am ersten Tage die Gunst seiner Zimmerfrau in einem viel höhern Grade errungen, als sein Vorgänger in drei Jahren.

Aber das war auch ein ganz anderer Geselle als der „Mosjöh Fritz."

Hatte der Maler sich bei jeder Gelegenheit zurückgezogen, und jedes längere Gespräch vermieden, so war bei Müller gerade das Gegentheil der Fall. Der saß jeden Abend drüben bei der Kantorin, und erzählte Possen und Schnurren, daß die Kantorin und ihre Tocher nicht aus dem Lachen heraus-

kamen, oder er redete von seinen Reisen, so daß beide Frauen ganz verwundert aufhorchten, und gar nicht begreifen konnten, wie ein Mensch so weit herumkommen könne unter der Sonne. Für Rosa waren das frohe, seelige Stunden, in welchen sich eine neue ungeahnte Welt vor ihren Blicken aufthat.

Freilich, viel von dem was Müller erzählte, klang ihr ganz unverständlich, und sie hätte ihn auch schon am ersten Abend gerne um Manches gefragt; aber eine eigene Schüchternheit und die Furcht, vor ihm als unwissend zu erscheinen, preßte ihr fast die Kehle zusammen, so daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

Doch das gab sich bald, und kaum war eine Woche vergangen, als sie mit ihm schon recht herzhaft plauderte.

Müller war über die Wißbegierde seiner schönen Tischnachbarin sichtlich entzückt; es machte ihm die größte Freude, wenn sie etwas nicht gleich verstand. Dann suchte er sich ihr auf alle mögliche Weise deutlich zu machen, und gerieth darüber so in Eifer, daß er gar nicht bemerkte, wie Frau Dörthe in solchen Augenblicken ihn und ihre Tochter verstohlen beobachtete, und dabei vergnügt vor sich hinlächelte.

So waren in traulichem Beisammenseyn zwei kurze Monate verstrichen, als eines Vormittags der Postbote für Müller einen Brief brachte. An der Adresse erkannte Frau Dörthe die Handschrift des »Mosjöh Fritz.«

Müller war heute zeitlicher als gewöhnlich fortgegangen und wollte auch Mittags nicht zu Hause kommen, da er bei dem Notar zum Essen geladen war. Schon wollte die Kantorin den Brief bei Seite legen, als sie erst bemerkte, daß auf demselben dreimal unterstrichen das Wort „cito" stand. Es mußte sonach höchst wichtig seyn, was der Mosjöh Fritz da schrieb, und die Kantorin entschloß sich darum ihrem Zimmerherrn den Brief in die Kanzlei zu bringen, so ungern sie auch dorthin ging. Doch tröstete sie sich damit, den Notar vielleicht nicht anzutreffen. Aber es war als ob sich Alles gegen sie verschworen hätte. Dr. Fuchs kam ihr selbst entgegen. Er sah anfangs ganz verwundert drein, als sie nach Müller fragte, da schien er sich plötzlich auf etwas zu erinnern. „Herr Müller," sagte er freundlich; „ist eben in Geschäften hinüber auf's Amt gegangen. Indessen lasse Sie den Brief nur da, Frau Kantorin, er kommt bald wieder zurück."

Darauf ließ er sich mit ihr in ein Gespräch ein, erkundigte sich angelegentlich nach ihrer Tochter, und bat sie endlich, dieser von ihm eine freundliche Empfehlung auszurichten.

Ganz erstaunt ging Frau Magenblüh nach Hause; sie wußte sich die plötzliche Herablassung des sonst so barschen Doktors nicht anders zu erklären, als daß sie dieselbe endlich auf Rechnung ihres Zimmerherrn setzte. Gewiß war der schon mit dem Notar ganz spezial, und hatte mit ihm von seiner Miethfrau gesprochen.

Aber gleichzeitig war auch ein anderer Gedanke in ihr aufgetaucht, den sie auf dem Heimwege nicht mehr los werden konnte. Müller kam erst gegen Abend nach Hause. Er traf Rosa allein im Zimmer, welche ihn sogleich fragte, ob er den Brief des Mosjöh Fritz richtig erhalten.

Mit verschmitztem Lächeln bejahte er ihre Frage. »Und auch Ihr habe ich etwas auszurichten, Jungfer Rosa,« fuhr er fort. »Herr Streicher läßt Sie schönstens grüßen und ich soll Sie fragen, ob Sie sich noch recht oft an den Herrn Rauwolf Gräßle erinnert? Wenn Sie dem etwas schreiben will, soll Sie es mir nur sagen.« Voll Unwillen sah Rosa auf.

„Dem Fritz muß es gewaltig gut gehen," sagte sie schnippisch; „daß er Zeit hat Lügen auszuhecken, um jemand in üblen Leumund zu bringen. Ich habe den Herrn Gräßle nur drüben am Fenster gesehen, und mich nie was um Den gekümmert, das kann Er ihm meinetwegen schreiben."

„Nun ärgern Sie sich nur nicht gleich," entgegnete Müller gutmüthig. „Der Fritz hat Sie gewiß nicht in üblen Leumund bringen wollen. Und wenn Sie auch ein Auge auf den Herrn Gräßle hat, so ist das kein Verbrechen."

„Aber Er hört doch, daß ich Den gar nicht kenne," fiel Rosa schnell ein.

„So!« — machte Müller; »Sie kennt ihn nicht, und weiß doch seinen Namen, und weiß daß er drüben am Fenster war. Ei! ei! Jungfer Rosa! das sind mir faule Fische. — Reiche Sie mir einmal die Hand, und schau Sie mir in die Augen; was gilts: Sie hat den fremden Herrn wohl noch anderswo gesehen, als nur drüben am Fenster?"

Die Hand gab sie ihm zwar, zog sie aber gleich wieder zurück, als es mit dem „in die Augen schauen« nicht recht gehen wollte, und Müller deßwegen zu lachen anfing.

»Er verdient es eigentlich gar nicht, daß ich davon weiter mit Ihm spreche," sagte sie fast weinerlich; „damit Er aber sieht, daß ich aufrichtig bin, will ich Ihm auch das noch sagen.« Und nun erzählte sie ihm, daß der fremde Herr an einem Sonntage vor der Kirche gewartet, und sie gegrüßt, auch ohne Zweifel mit ihr habe reden wollen; sie aber hätte ihm gar nicht gedankt, und wäre froh gewesen — da die Mutter nicht mit war, — auf die Huberin zu treffen, mit der sie dann nach Haus gegangen sey. »Er kann die Huberin selbst darüber ausfragen, wenn Er mir nicht glauben will,« fügte sie treuherzig bei.

Müller hörte ihr mit einer Aufmerksamkeit zu, als handelte es sich um die wichtigste Sache. Als Rosa die Nachbarin nannte, schüttelte er lachend den Kopf. »Da ist Sie sicher, weil Sie weiß, daß ich mit der Huberin spinnenfeind bin," sagte er neckend. »Uebrigens kann's Ihr auch egal seyn, Jungfer Rosa, ob ich's glaube oder nicht; mich geht es ja so nichts an!«

Rosa wandte sich langsam von ihm ab. »Er muß recht arg von mir denken,« sagte sie, und man hörte an ihrer Stimme, daß sie Mühe hatte nicht zu weinen; „weil Er meinen Worten nicht traut. Das habe ich mir bei Ihm nicht verdient!" Müller ergriff ihre Hand und zog sie sanft an sich.

„Sey Sie nicht böse, Jungfer Rosa," sagte er begütigend; „es war nur Scherz. Ich weiß ja, daß Sie ein kreuzbraves Mädel ist und — — ein recht hübsches und liebes noch dazu.«

Dabei neigte er sich zu ihr nieder, und wer weiß ob sein Mund nicht ihren rosigen Lippen zu nahe gekommen seyn

würde, wenn nicht in diesem Augenblicke die Mutter aus der Küche in die Stube getreten wäre.

Hatte die Kantorin die letzten Worte Müllers gehört, oder fiel ihm das rasche Auseinanderfahren bei ihrem Eintritte auf; genug, sie fixirte einige Augenblicke die beiden jungen Leute, sagte jedoch nichts, sondern erwiederte blos mit einem eigenthümlichen Lächeln den halb verlegenen Gruß ihres Zimmerherrn und machte sich dann daran, den Tisch zum Abendessen zu decken.

Auch während dem Essen blieb sie ziemlich schweigsam, und warf höchstens dann und wann einen forschenden Blick auf ihre Tochter, welche heute immer tief erröthete, wenn sie dem Auge Müllers, der ganz lustig mit ihr plauderte, begegnete. Erst nachdem abgeräumt war, und die Kantorin ihre Weißnäherei vor sich hatte, mischte sie sich direkt in's Gespräch, indem sie ihren Zimmerherrn fragte, ob er mit dem Notar einmal von ihr und ihrer Tochter gesprochen? Und als Müller auf diese Frage ziemlich verlegen, eine bejahende Antwort gab, erzählte sie ihm, wie sie der Doktor wider alles Erwarten gut aufgenommen. „Der muß große Stücke auf Ihn halten," setzte sie hinzu; „und Ihn besonders brauchen können, denn umsonst thut der mit unser Einem nicht so freundlich. Nicht wahr Mosjöh Müller, ich hab's errathen, Er steckt mit Seinem Prinzipal so recht unter der Decke?"

Müllers Verlegenheit nahm sichtlich zu. „Die Frau Dörthe erräth einmal Alles, das ist richtig," antwortete er ziemlich unsicher. „Je nun, Sie hat nicht unrecht, der Herr Doktor scheint mir recht gut zu seyn."

Die Kantorin hatte eben einen neuen Faden durch die Nadel gezogen. „Er könnte mir einen großen Gefallen thun, Mosjöh Müller!" sagte sie mit einem flüchtigen Blick nach ihm hinüber.

„Ei, das wäre?" fragte dieser neugierig. „Nun lasse Sie nur los, Frau Dörthe, Sie weiß ja, wie es mich freut, wenn ich Ihr mit etwas dienen kann!"

Die Kantorswittwe steckte die Nadel seitwärts in das Weißzeug. „Ich habe nur so einen dummen Gedanken," sagte sie; „und Er darf mich nicht auslachen, wenn's damit nichts ist." Hierauf erzählte sie ihm ihren Prozeß mit dem Pachter Rudhardt wegen der schuldigen 400 Thaler, und wie sie sich es ein „gutes Stück Geld" kosten lassen, trotzdem aber nichts habe ausrichten können, weil ohne Zweifel sich der Doktor ihrer nicht redlich angenommen hätte. „Da Er nun bei seinem Prinzipal einen Stein im Brette hat," meinte sie; „und auch sonst jedes Ding beim rechten Ende anzupacken weiß, so möchte ich Ihn nur fragen, ob Er nicht dem Doktor in's Gewissen reden wollte, oder mir wenigstens rathen könnte, was ich thun soll, um zu dem zu kommen, was mir von Rechtswegen gebührt."

Müller sprang voll Freuden auf. „Warum hat Sie mir denn das nicht schon längst gesagt, Frau Dörthe," rief er aus, es hätte sich wohl schon früher etwas machen lassen. Nun, ich will gleich morgen in der Registratur Ihre Akten aufsuchen und mit dem Doktor reden; es wäre ja himmelschreiend, sollte Sie um das Geld kommen!" Den andern Tag kam Müller mit einem dicken Aktenbündel unter dem Arme anmarschirt, welchen er seiner Miethfrau zeigte, und dann gleich auf sein Zimmer nahm, nachdem er ihr versichert hatte, daß Alles besser gehen werde als er selbst anfangs gedacht.

Und kaum zwei Wochen später kam der Notar selbst zur Kantorin, legte ihr einen langen Empfangschein vor, den sie unterschreiben sollte, und zählte während dem 9 Stück Fünfzigthalerscheine auf den Tisch; das sey das Kapital sammt den rückständigen Interessen, sagte er.

Die Kantorin war vor Freuden so außer sich, daß sie nicht einmal daran dachte, dem Notar einen Sitz anzubieten; ein Versehen, welches ihre Tochter wieder gut zu machen suchte, indem sie einen Stuhl heranrückte, und den Doktor schüchtern zum Sitzen einlud.

Der Notar dankte ihr auf das freundlichste, und sah, während die Kantorin sich abmühte, ihren Namen mit zitternder Hand auf das Papier zu setzen, sich überall in der Stube um.

„Sie hat da eine recht hübsche Wohnung Frau Magenblüh," sagte er nach einer Weile. „Gehört das Zimmer hier dem Herrn Müller?"

Die Kantorin hatte eben ihren Namen in so gewaltigen Winkelzügen zu Stande gebracht, daß ihn der geübteste Dechiffreur nicht hätte herausbringen können, und schüttelte nun vorsichtig den Streusand darüber. „Nein Herr Notar," entgegnete sie mit einem tiefen Knix. „Dem Mosjöh Müller gehört das Zimmer nebenan. Will uns der Herr Notar vielleicht die Ehre anthun, und sich hinüber bemühn?" Der Doktor war damit einverstanden, und folgte der Kantorin, welche ihm unter vielen Komplimenten voranschritt.

Auch Müllers Zimmer schien ihm recht zu gefallen; er musterte es höchst genau, trat an's Fenster und sah eine Weile hinaus. „Wirklich Frau Magenblüh," sagte er dann, „bei Ihr ist's überall so sauber und hübsch, daß es Einem ordentlich anheimelt, und man am liebsten gleich dableiben möchte. Ich weiß nicht, ob Herr Müller mit ganz leichtem Herzen dieses trauliche Stübchen verlassen, und sich bei mir drüben bald eingewöhnen wird!"

Die Kantorin machte bei dieser Bemerkung des Doktors große Augen.

„Damit hat es noch keine Noth Herr Notar," sagte sie; „der Mosjöh Müller ist ganz zufrieden hier. Oder will mir etwa der Herr Notar den Mosjöh Müller abspenstig machen? Das laß der Herr Notar nur seyn, da hätt' ich auch ein Wort mitzureden, und den Mosjöh Müller, den laß ich nicht fort."

Ueber das Gesicht des Doktors flog ein leises Lächeln, das er jedoch gleich unterdrückte. „Wer spricht denn vom ‚Abspenstigmachen,' erwiderte er; „so was fällt mir ja gar nicht ein; Herr Müller hat mich gestern selbst gebeten, ihm ein Zimmer bei mir, das jetzt ganz leer steht, zu überlassen. Er kann es auch haben, und braucht dafür keine Miethe zu zahlen. — Hat Ihr denn der Herr Müller das nicht schon gesagt?"

Die Kantorin schlug verwundert die Hände zusammen. „Was? der Mosjöh Müller will selber zum Herrn Notar

hinüber, sagt der Herr Notar!“ rief sie aus. „Und ich weiß kein Sterbenswörtchen noch davon! Na, da bleibt Einem doch der Verstand stehen! Was da nur dahinter stecken mag? Aber ich will ihm schon auf seine Schliche kommen, denn fort laß ich ihn auf keinen Fall!“

Der Doktor schickte sich zum Weggehen an. „Thue Sie was Sie will, Frau Magenblüh,“ sagte er noch; „mir ist's einerlei, ob der Herr Müller bei Ihr bleibt oder nicht.“

Damit empfahl er sich. Die Kantorin begleitete ihn sichtlich verstimmt bis zur Stiege, und ging dann rasch in ihr Zimmer. „Jetzt denk' nur Rosa,“ rief sie gleich beim Eintreten; „der Mosjöh Müller.“ — — „Heilige Jungfrau! Mädel, was hast denn?“ unterbrach sie sich plötzlich und eilte erschrocken auf ihre Tochter zu.

Das liebliche Mädchen stand an den Tisch gelehnt, hielt mit beiden Händen ihre Schürze vor die Augen, und weinte bitterlich; — sie hatte durch die Thüre die ganze Unterredung mit dem Doktor gehört.

Als die Mutter auf sie zukam, fiel sie ihr stürmisch um den Hals und verbarg das Köpfchen an ihrer Brust. „Frau Mutter,“ bat sie schluchzend; „lasse Sie den Mosjöh Müller nicht von uns; es wär' mein Letztes, wenn der ginge!“

Die Kantorin war eine kluge Frau; sie wußte besser wie es mit dem Herzen ihrer Tochter stand, als diese selbst, und der heftige Gefühlsausbruch ihres Kindes überraschte sie daher fast gar nicht. Sie fand in der Tochter ihre eigene Jugend wieder; eben so innig hatte auch sie ihren „Seeligen“ geliebt, und es wäre sicher auch ihr „Letztes“ gewesen, hätte man sie von ihm trennen wollen. Sie empfand darum das tiefste Mitleid mit dem Schmerze ihrer Tochter, obgleich sie auch wieder zufrieden schien, daß nur das und nichts Anderes die Ursache davon war, denn damit hoffte sie schon fertig zu werden.

Sanft drückte sie das weinende Mädchen an sich, strich ihr liebkosend die blonden Locken zurück, und tröstete sie, daß noch Alles gut werden würde, und der Mosjöh Müller ihr auf keinen Fall zu dem Notar ziehen dürfe, das gebe sie nicht zu.

Ihre Worte hatten den besten Erfolg, Rosa hörte nach und nach zu weinen auf, und schien endlich ganz beruhigt.

Als die Kantorin so weit war, hieß sie ihre Tochter in die Küche gehen und befahl ihr dort zu bleiben, wenn sie den Zimmerherrn kommen hören sollte, da sie ihn noch vor dem Essen „in's Gebet nehmen“ müßte.

Rosa hatte gerade noch Zeit dazu, den Befehl der Mutter zu befolgen. Hätte sie nur etwas länger gezögert, so wäre sie von Müller überrascht worden, der heute ungewöhnlich zeitlich nach Hause kam, und, was er sonst nie zu thun pflegte, ohne erst bei der Kantorin einzutreten, gleich auf sein Zimmer ging. Man hörte ihn drüben stark auf und abgehen, mehrere Laden öffnen und schließen, als ob er im Begriffe wäre, seine Sachen einzupacken.

So wenigstens dachte sich's die Kantorin, und bei diesem Gedanken überkam sie die Galle, so daß sie sich nicht länger halten konnte, und gleich hinüber ging.

Als sie bei Müller eintrat, sagte ihr der erste Blick, daß sie sich mit ihrer Vermuthung nicht geirrt; Tisch und Stühle lagen voll Wäsche und Kleidung, und Müller rückte eben seinen großen Koffer heran, augenscheinlich in der Absicht, um ihn mit dem, was auf dem Tische lag, zu füllen.

Die Ankunft seiner Miethfrau schien ihm eben nicht angenehm zu seyn, er hielt mit der Transportirung des Koffers sogleich ein, und begrüßte sie ziemlich verlegen.

Frau Magenblüh musterte erst die überall ausgebreiteten Habseligkeiten ihres Zimmerherrn mit einem langen Blicke; dann trat sie dicht vor ihn und stemmte beide Hände in die Seiten, welch' malerische Stellung sie immer anzunehmen liebte, wenn Jemand von ihr „in's Gebet“ genommen werden sollte. „Mosjöh Müller,“ rief sie aus; „was treibt Er nur für dummes Zeug! Brennt's Ihn etwa unter den Sohlen, daß Er einpackt ohne was zu sagen, als ob Sein Principal schon auf Ihn warten würde, wie 'ne arme Seel' auf ihre Erlösung! So red' Er doch, damit man weiß, warum Er denn so eilt!“

Müller machte bei dieser Ansprache ein Gesicht, aus dem man nicht recht klug werden konnte, wenigstens war seine Verlegenheit sichtlich erkünstelt. „Nun wenn es die Frau Dörthe schon vom Herrn Notar gehört hat, daß ich hinüberziehen soll,“ sagte er; „so wird Sie auch nicht bös darüber seyn; ich kann ja so nichts dafür. Der Herr Notar will mich zu sich nehmen, um mich gleich bei der Hand zu haben, wenn er mich braucht; deßwegen“ — — —

„Daß Er sich nicht schämt, so was zu sagen, Er Lügenbeutel!“ fuhr die Kantorin heraus. „Sein Prinzipal gibt keinen Dreier darum, ob Er hinüber zieht oder dableibt, das hat er mir selbst gesagt. Nun ich sollt' es wohl mit Ihm auch so machen wie der, denn ich hab' Ihn gehalten wie mein eigen Fleisch und Blut, und zum Dank dafür will Er mir den Tort anthun und mich bei den Leuten in's Gerede bringen mit Seinem Ausziehen. Er verdient es bei Gott nicht, daß man viel Federlesens mit Ihm macht, Er Undank! Aber es ist nur der Leute wegen, und darum sag' ich Ihm, daß Er mir nicht eher fortkommt, bis Er gebeichtet hat, warum Er fort will. Ist Etwas nicht nach Seinem Sinn, oder hat Ihn sonst was geärgert, so hat Er den Mund dafür, daß Er redet!“

„Da sey Gott für Frau Dörthe, daß ich so was sagen sollte!“ erwiderte Müller. „Ich verdanke Ihr nur alles Lieb' und Gute, seit ich bei Ihr bin. Aber — sey Sie nicht böse, ich bin halt ein armer Schlucker und — — und — nun eben darum ist's besser daß ich zu dem Herrn Notar hinüberziehe.“

Die Kantorin schüttelte den Kopf. „Versteh das Einer, der's kann,“ sagte sie; „ich weiß nicht wo Er damit hin will. So red' Er doch von der Leber weg; was meint Er denn mit Seinem ‚armen Schlucker?‘“

Diesmal unterdrückte Müller nur mühsam ein Lächeln. „Na, wenn es die Frau Dörthe just wissen will,“ antwortete er; „so mag's seyn; Einmal hätte es doch heraus müssen, und da ist's besser gleich.“ — Und nun gestand er ihr, daß ihm die Rosa so „an's Herz gewachsen“ sey, daß er ohne die gar nicht leben könnte und er am liebsten gleich bei der Frau

Dörthe in allen Ehren um sie freien würde, wenn er im Stande wäre eine Frau zu ernähren. Weil er aber ein „armer Schlucker" sey, der nie daran denken dürfte, sich je sein „eigen Nest" zu bauen, so wäre es besser, daß er Abschied nehme; denn die Rosa täglich sehen, und dabei immer denken zu müssen, daß er sie nie „kriegen" würde, — das könnte er auf die Dauer nimmer ertragen. „Und nun ist's heraus," schloß er, und hielt seiner Zimmerfrau treuherzig die Hand entgegen, „und nicht wahr, die Frau Dörthe sieht ein, daß ich recht hab' und ist nicht böse, weil ich fort will."

Die Kantorin hatte, so wie Müller auf ihre Tochter zu sprechen kam, ihre herausfordernde Stellung aufgegeben; sie senkte die eine Hand in die Tasche ihrer Schürze, während die andere mit dem Schlüsselbunde spielte, und ihre Züge wurden immer freundlicher, je weiter er sprach.

Als er ihr die Hand bot, schlug sie herzhaft ein. „Er ist ein kreuzbraver Mensch, dem man trauen kann," sagte sie gerührt. „Na wenn Ihm die Rosa gefällt, und Er's aufrichtig meint, so braucht Er darum nicht davonzulaufen, als hätt' Er was gestohlen. Er hat Sein gutes Auskommen, und die Rosa, — na, die ist noch lange nicht so arm als Er glaubt! Die 400 Thaler, die Er uns zuwege gebracht, gehören ihr ganz, und ich und mein ‚Seeliger' wir haben bei Zeiten darauf gedacht, um dem Mädel einmal einen Sparpfennig mitgeben zu können, wenn sich ein so braver Mensch für sie findet wie Er!"

Eine deutlichere Antwort konnte sich Müller wohl nicht wünschen.

Voll Freude dankte er seiner Zimmerfrau und betheuerte, daß er die Rosa sein Leben lang treu und innig lieben, und Alles aufbieten wolle, um sie glücklich zu machen.

Die Kantorin drückte ihm blos die Hand, dann ging sie rasch zur Thüre und rief ihre Tochter.

Rosa kam schüchtern herein, ihr Blick flog gleich auf Müller, senkte sich aber augenblicklich verwirrt zu Boden, als sie ihn so freudestrahlend dastehen sah.

Die Kantorswittwe war von dem feierlichen Augenblicke so ergriffen, daß sie kaum so viel Fassung fand, um Rosa mit wenigen Worten zu fragen, ob sie Müllers Gesponsin werden wolle?

Die Antwort des Mädchens fiel natürlich ganz so aus, wie sich's die Kantorin gedacht; voll Rührung vereinigte sie die Hände der Beiden und gab dem glücklichen Paar ihren mütterlichen Segen. Als der erste Freudenausbruch vorüber war, wurde die Hochzeit, und was damit zusammenhing, besprochen. Müller wollte schon am nächsten Morgen nach Dornau reisen, um, wie er sagte, seine „Tante die ihm zur Heirath ein hübsches Stück Geld versprochen" abzuholen, und auch alles Uebrige in „Ordnung" zu bringen.

Die Kantorin übersah ganz den Muthwillen, welcher ihm dabei aus den Augen blitzte, und war damit gleich einverstanden; Rosa aber wurde ziemlich traurig, als sie hörte, daß er erst in drei Wochen zurückkommen würde, und weinte den Tag darauf beim Abschied so heftig, als sollte sie den Bräutigam nie mehr wiedersehen.

Seine Abwesenheit zeigte erst recht, wie unentbehrlich den beiden Frauen Müller schon geworden war.

So sehr auch der Kantorin die Ausstattung ihrer Tochter am Herzen lag, und so fleißig auch Beide daran arbeiteten, kamen ihnen doch die Tage schier endlos vor, und oft ruhte die Nadel, und ihre Blicke flogen nach der Thüre, als ob sie Jemand erwarteten. So war endlich auch die dritte Woche seit Müllers Abreise vergangen, da hielt eines Tages ein großer Reisewagen vor dem Hause der Kantorin, gleich darauf kam jemand mit schweren Tritten die Stiege herauf, und eine wohlbekannte Stimme sang:

„„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab.""

Mit einem lauten Freudenruf sprang Rosa auf. „Frau Mutter," rief sie; „der Müller! der Müller!" und lief zur Thüre; fuhr aber gleich erschrocken zurück. Es war wohl Müller, welcher eintrat, aber wie sah Der aus!

Angethan mit einem reichgestickten Rock von hellgrünem Sammt, unter welchem eine Weste von Goldglaçee hervorsah, dunkelfärbigen Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, den Galanteriedegen an der Seite, das Haar zierlich frisirt und gepudert, stand er lächelnd da, und verneigte sich mit echt cavaliermäßigem Anstande vor den hocherstaunten Frauenzimmern.

Die Kantorin starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Das war Zug für Zug der „noble" Herr aus dem blauen Rössel, der „Rauwolf Gräßle" mit dem der Mosjöh Fritz „geschlemmt und gezecht," wie ihr die Huberin damals haarklein erzählte. Wie hatte sie sich über diesen „Gräßle" den Kopf zerbrochen und abgemüht, um herauszubringen, woher der gekommen, und wohin er gegangen. Und während dem hatte derselbe Gräßle bei ihr durch fast drei Monaten als „Mosjöh Müller" gewohnt und gelebt, wie nur ein armer Schlucker wohnen und leben kann! Das war doch um den Verstand zu verlieren; die Kantorin wenigstens war vor Staunen starr und steif, und auch Rosa stand ganz schüchtern da und zupfte verlegen an ihrer Schürze.

Erst als Müller lächelnd vortrat und dem Mädchen seine Hand entgegenstreckte, kam die Kantorin wieder zu sich.

Rasch hatte sie ihre Tochter am Arm erfaßt und zurückgezogen. „Bleib der Herr Gräßle nur wo Er steht," kreischte sie auf; „Er hat mit der Rosa nichts zu schaffen!"

Müller schüttelte lachend den Kopf. „Das ist ein kurioser ‚Grüß Gott', den Sie mir bietet," sagte er; „die Frau Mutter rappelt wohl, daß Sie mich mit einem so heidnischen Namen ruft!".

Das war Oel in's Feuer gegossen.

„Er rappelt selbst, Er Naseweis," fuhr die Kantorin auf. „Er hat wohl einen Sporn zu viel, daß Er zweierlei Namen führt und sich zeitweilig herausstaffirt, als wäre Er ein Cavalier!"

„Also das ärgert Sie?" entgegnete Müller heiter. „Ja, dann wird sich die Frau Mutter freilich zufrieden geben müssen,

denn der Anzug da gebührt mir von Rechtswegen, und soll Ihr und meiner lieben Rosa schon noch gefallen."

Die Kantorin bekam auf einmal Courage, sie trat dicht vor ihn hin und maß ihn mit einem durchbohrenden Blicke vom Kopf bis zu den Füßen.

„So? der Aufputz gebührt Ihm von Rechtswegen?" fing sie an; „der Herr ist aber kein blutarmer Schlucker, sondern ein vornehmer Windbeutel, der sich ein Plaisir daraus macht, ein armes Mädel zu verführen? Seine liebe Rosa! Schau Einer nur! Na, jetzt mach' Er also gleich, daß Er mir aus den Augen kommt, Er lüderliches Tuch. Und laß Er sich ja alle Caressen mit der Rosa vergeh'n, sonst kriegt Er mit mir zu thun!"

Jetzt wurde auch Müller ernst, wohl weniger der Kantorin wegen, als weil ihm Rosa erbarmte; das Mädchen hielt beide Hände an's Herz gepreßt und hörte schreckensbleich dem Gespräche zu.

„Sie thut mir bitter Unrecht an, Frau Magenblüh!" sagte er vorwurfsvoll. „Ich habe Ihr doch gewiß keinen Anlaß gegeben zu solchen Reden. Die Rosa lieb' ich aus tiefstem Herzensgrund, und warum ich mich bei Ihr unter einem falschen Namen einlogirt habe, das wird Ihr klar werden, sobald Sie mich nur erst ruhig angehört."

Die Kantorin trat rasch zurück. „Also ist Er doch der Gräßle!" rief sie erschrocken.

„Was Sie nur mit Ihrem ewigen ‚Gräßle' hat! entgegnete Müller lächelnd. „Der Name geht mich nichts an; ich heiße Braunhof. — Franz Anton v. Braunhof, damit Sie meinen ganzen Namen weiß. Und nochmals sag' ich Ihr, Frau Magenblüh: die Rosa lieb' ich aus tiefstem Herzensgrund, und hört Sie mich nur ruhig an, so wird Sie einsehen, warum ich mich bei Ihr als ‚Müller' einlogiren mußte. Sie ist doch sonst eine gescheidte Frau; wär' ich denn wiedergekommen, wenn es mir nicht Ernst wär' mit Ihrer Tochter?"

Das schien der Kantorin zwar ein plausibler Grund, aber ihr Argwohn war dadurch nicht besiegt, und sie sah ihn noch immer voll Mißtrauen an. „Na, so red' Er meinetwegen!" erwiderte sie. „Hüte er sich aber mich hinter's Licht zu führen; es sollte Ihn auch wenig nützen, ich käme gewiß hinter Seine Schliche!"

Braunhof, wie wir ihn nun auch nennen müssen, fing nach dieser ernsten Verwarnung seiner Zimmerfrau, gleich mit seiner Rechtfertigung an.

Wir wollen das, was er der Kantorin ziemlich weitschweifig erzählte, hier mit wenigen Worten wiedergeben.

Franz Adolf von Braunhof war der letzte männliche Sprößling einer gänzlich verarmten Adelsfamilie. Er hatte seine Mutter in frühester Kindheit verloren, und war kaum zehn Jahre alt, als auch sein Vater starb. Von nahen Verwandten lebte nur mehr eine Schwester seines Vaters, welche einen Gutsbesitzer von bürgerlicher Abkunft geheirathet hatte, und dieser „Mißheirath" wegen von allen Geschwistern gemieden wurde. Sie war damals bereits Wittwe, und nahm, da ihre Ehe kinderlos geblieben war, den verwaisten Knaben an Sohnes Statt an. Seine Tante hatte ihrer „Mißheirath" wegen viele Anfeindungen erdulden müssen, und sich deßhalb nach und nach gänzlich von ihren Standesgenossen losgesagt; ließ auch ihren Neffen ganz bürgerlich erziehen, und vermachte ihm, als sie starb, ihr bedeutendes Vermögen unter der Bedingung, daß er entweder ledig bleiben, oder eine „Bürgerliche" heirathen sollte. Zu ersterem hatte Franz keine Lust, und letzteres war ohnedem nach seinem Sinn. Eine Geschäftsreise führte ihn zu dem Notar Fuchs, der alle Rechtsangelegenheiten seiner seeligen Tante besorgt hatte; und dort hatte er Rosa vom Fenster aus gesehen, und sich gleich in das hübsche Kind verliebt. Wie wir wissen, führte ihn der Zufall mit dem „Mosjöh Fritz" zusammen. Streicher war ein Schulkamerad von ihm, hatte jedoch früher als er die Studien verlassen, um sich der Malerei zu widmen, und Braunhof hatte seit Jahren nichts mehr von ihm gehört.

Von dem zog er nun Erkundigungen über Rosa ein, und was ihm der Maler über das Mädchen sagte, sowie seine eigene Begegnung an der Kirchenthüre, war ganz geeignet, seine Neigung zu verstärken. Er hatte sich gelobt, nur jenes Mädchen zu heirathen, von welchem er überzeugt seyn konnte, daß es ihn nicht seines Wohlstandes wegen liebe; und darum hatte er auch den Notar in sein Vertrauen gezogen, und um die hübsche Kantorstochter als armer Schreiber gefreit.

So viel erzählte er seiner Zimmerfrau. Was er aber nicht sagte, war, daß ihn Streicher haarklein über alle Eigenheiten der Kantorin unterrichten, und ihm die Melodie des Liedes: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" im blauen Rössel so lange vorpfeifen mußte, bis er sie vollständig inne hatte; und daß er der Kantorin durch seinen Rechtsanwalt die 450 Thaler zustellen ließ, um zu sehen, ob sie durch diese für sie bedeutende Summe nicht hochmüthig werden würde. Die Kantorin hatte nicht unterlassen, sich bei allen rührenden Stellen mit der Schürze gehörig die Augen zu wischen.

Als er schwieg, stand sie ziemlich verlegen da, und bat ihn mit niedergeschlagenen Augen um Verzeihung, daß sie ihn wie „Ihresgleichen" behandelt, und durch ihren Argwohn beleidigt hatte, wobei sie ihn bald mit „gnädiger Herr" bald mit „Euer Gnaden" ansprach.

Braunhof hörte ihr eine Weile zu, dann fiel er ihr in's Wort. „Was schwatzt Sie da nur zusammen Frau Mutter?" sagte er lachend. „Zwischen uns bleibt Alles beim Alten, und meinetwegen kann Sie mich auch ‚Mosjöh Müller' nennen wie früher; ich mache mir nichts daraus. Nur höre Sie mit allen ‚Etiketten' auf."

Und als wollte er mit dem „beim Alten bleiben" den Anfang machen, warf er den Chapeau bas auf einen Stuhl, zog Rosa zu sich herüber, und gab ihr trotz ihres schüchternen Sträubens einen sehr hörbaren „Schmatz."

Die Kantorin fühlte sich von der Herablassung ihres Schwiegersohns in spe ungemein geschmeichelt und fing an, die Tochter in einer langen Standrede zu ermahnen, ihrem künftigen Herrn und Gebieter liebevoll zu begegnen und sich seinem Willen stets zu unterwerfen, wie es sich gegen einen so

„noblen" Herrn gezieme. Rosa profitirte jedoch von dieser auferbaulichen Rede so viel wie nichts.

Ihre Schüchternheit war bald geschwunden, als sie Braunhof so herzlich fand wie früher, und sie hatte nur Aug' und Ohr für den Geliebten, bis er sie neckend fragte, ob er damals nicht recht gehabt, als er behauptete, daß ihr der „Rauwolf Gräßle" an's Herz gewachsen sey?

Da wandte sie sich schmollend von ihm ab, und wurde über und über roth; die Kantorin aber fragte ihn höflich, warum er sich im blauen Rössel mit diesem Namen in's Fremdenbuch eingetragen hätte? Braunhof lachte hell auf.

„Wer der Frau Mutter das gesagt hat, der hat Sie damit recht hinter's Licht geführt," antwortete er. „Sie kann sich selbst überzeugen, daß ich mich drüben als ‚Braunhof' eingeschrieben."

„So?" — machte die Kantorin; „Na, das soll mir aber die Huberin entgelten. Der will ich's schon eintränken, daß ihr die Lust vergeht, eine reputirliche Frau zu dupiren!"

„Was der Frau Mutter wenig nützen wird," fiel Rosa lachend ein, „der Wenzel im Rössel drüben ist ein Erzschelm, der die Hauberin gern zum Besten hat. Die hält aber große Stücke auf ihn, und wird immer steif und fest an den ‚Rauwolf Gräßle' glauben."

Die Kantorstochter hatte richtig gerathen, wie sich acht Tage später zeigte. Braunhof ließ sich mit Rosa in der Pfarrkirche, Nachmittags und in aller Stille trauen, was der Kantorin nicht lieb war, weil sie sich gern mit ihrem „noblen" Schwiegersohn geprahlt hätte. Gleich nach der Hochzeit fuhr er mit Frau und Schwiegermutter nach seinem Landgute ab, wo er mittlerweile Alles zu ihrem Empfange hatte herrichten lassen.

Die Huberin hatte der Hochzeit, sowie der Abreise beigewohnt.

Kopfschüttelnd sah sie dem davonfahrenden Wagen nach. „Der Wenzel hat recht!" brummte sie; „am Nachmittag getraut, weil er sich vor der Messe gescheut hat. Sag' mir Einer was er will; es ist doch nicht alles richtig mit diesem „Rauwolf Gräßle!"

Am Laacher See.

Eine Reiseskizze von G. E. S.

Selten habe ich einen schönern Tag erlebt, als den 20. April 1863, den ich daher in meinem Lebensbuche ganz besonders verzeichne. Es war ein Frühlingstag von unvergleichlicher Pracht, ganz des Ortes würdig, wo ich mich befand, und dieser Ort war das an Alterthümern und Sagen so reiche Andernach am Rheine. Der herrliche deutsche Strom gilt hier, wo er durch eine Kette verschieden geformter Hügel von vulkanischem Ursprung passirt, für weit schöner, als auf seinem Verlauf durch das bekannte enge, Berg-umgürtete Bett zwischen Bingen und Coblenz. Ich hatte am Tag zuvor mir die Merkwürdigkeiten Andernachs betrachtet, das für den Freund des Alterthums eine wahre Perle ist und von einer reichen Vergangenheit von nahezu zweitausend Jahren zeugt. Das ist ein geschichtlich merkwürdiger Boden, worauf man hier wandelt, denn auf dem Unterbau römischer Niederlassungen, die hier ihre Statio ante Nacum (das Flüßchen Netter, welches nahe bei Andernach, Neuwied gegenüber, in den Rhein mündet, hieß bei den Römern Nacus), ward später eine fränkische Königspfalz gegründet, und um diese her hatte sich, als die Macht der Frankenkönige gebrochen war, im Mittelalter ein rühriges, stolzes, kräftiges Bürgerthum angesiedelt, das zu öfteren Malen den deutschen Kaisern und den Erzbischöfen von Köln Trotz bot, und im rheinischen Städtebund ein gewichtiges Wort mitredete. Ein lebhaftes Bild mittelalterlicher Zeit und Kultur tritt Einem hier vor das geistige Auge, wenn man sich in der Stadt umsieht: zuerst schon die Mauern und Thore, die allerdings seit Erbauung der rheinischen Eisenbahn nicht mehr ungebrochen geblieben sind, dann der mächtige Wachtthurm am untern Ende der Stadt, der prachtvolle Dom mit seinem reinen Rundbogenstyle und seinen mehreren Thürmen, seinen alten Skulpturen an den Portalen und im Innern; hierauf verschiedene alte Klosterkirchen, welche z. Thl. jetzt höchst profanen und banalen Zwecken dienen; der Rheinkrahnen, das Koblenzer Thor, vor Allem aber die Ruinen des alten Königspalasts, der erzbischöflichen Burg mit ihren Thürmen und der ehemalige Leyen'sche Hof, das Rathhaus mit seinem alten Verließ, dem „Judenbad," und die allwärts für den Kundigen hervortretenden Spuren einer reichen und mächtigen Vergangenheit und gewerblichen Rührigkeit dieser Städtebürger. Ich hatte den vorigen Tag reichlich benützt und, müde vom Wandern und Schauen, trefflich geschlafen, da schien mir beim Erwachen die Sonne so glorreich in die Fenster und verkündete einen herrlichen Wandertag. Der Rhein glänzte bläulich wie Stahl im Morgenlicht, das junge Grün und der rosige Schnee der blühenden Bäume an den grauen Hängen der vulkanischen Höhen lachten mir so lieblich entgegen, daß ich mich in Hast ankleidete, mein Bündelchen schnürte und meinen Gasthof verließ. Mein heutiges Reiseziel war nämlich der Laacher See, dieser Krater eines ausgebrannten Vulkans, von dessen einstiger gewaltiger Thätigkeit die Hügelmassen der ganzen Umgebung und die Tuffsteinlager von Miesenheim und Plaidt und die zahllosen Kegel rundum genugsam zeugen, — ein wassergefüllter Krater mit einem Flächenraum von 1500 Morgen.

Mein Weg führt mich zunächst auf einem steilen Pfad nach den Anhöhen hinauf nach einer anschwellenden Hochebene, die anscheinend aus lauter vulkanischen Schuttmassen besteht. Drunten auf dem Rhein schwimmen in der Ferne leichte weiße Schleier von Dunst und ziehen sich verstohlen in die Falten und Schluchten der Berghänge hinein; aber hinter den Höhen bei Neuwied ist die Sonne prachtvoll aufgestiegen und bringt schon so fühlbar durch die morgendliche Frische und erzeugt solch einen balsamischen Duft von frischem Gras und jungem Grün, daß die Lungen gierig diesen Würzhauch des Lenzes einsaugen, während die deutlich geschiedenen Empfindungen von

kühlem Morgenwind und warmem Sonnenschein sich zu einer berauschenden Temperatur verschmelzen, daß die ganze Atmosphäre gleichsam in ein Bad von klarer erquickender Frische verwandelt erscheint, das die poetische Sage vom Jungbrunnen verwirklicht. Die schrägen Sonnenstrahlen spielen mit Demantglanz in Millionen frischer Thautropfen auf dem dunkelgrauen vulkanischen Boden, und werfen so launische Lichter auf das düstere Gestein, daß dessen Glimmenplättchen davon flimmern und leuchten, und die Lerchen schwingen sich so fröhlich schmetternd in die frische Luft, daß ein unnennbares Behagen sich aller Sinne bemächtigt und eine grenzenlose Freude des Daseyns meine ganze Seele erfüllt. Ich kann mir nicht helfen, ich muß singen: ein hübsches frohes Wanderlied von Geibel schmettre ich in die Lüfte hinaus, daß der Bauer, der dort gemächlich pflügend in die Furchen tritt, den Kopf aufrichtet und über die unvermeidliche Tabackspfeife hinweg zu mir herüberblickt und mir einen freundlichen guten Tag entbietet. Ja selbst die Stiere vor dem Pflug, die geduldig steten Schrittes vor dem Pfluge ziehen, drehen die breiten Köpfe zu mir herüber und lugen mich neugierig an: ihre feuchten Schnauzen glänzen im Morgenlicht wie frisch bethaut, ihre Augen leuchten wie tiefe dunkle Brunnen, und selbst auf den glänzenden bräunlichen Fellen spielten neckische opalescirende Lichter. Und um mich her summen und blinken Insekten und Käfer, welche auf Beute ausziehen, und alle paar Schritte steigt vor und neben mir wieder schwirrend eine Lerche in die Luft wie eine kleine lebendige Rakete, die droben anstatt glänzender Sterne eine Fluth von frohen Tönen ausschüttet. Und der schmale Rasen, welcher den Weg besäumt, der niedrige Rain der Felder glänzt neben seinem jungen Grün noch im hellen Farbenspiele neuerwachter neugeborner Blumen: Maasliebchen, Veilchen, Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht, Augentrost, Himmelsschlüssel und Windröschen, purpurne Taubnessel und gelbes Vogelkraut, blicken mich mit Juwelenaugen an, und da und dort wiegt die Blüthe des Löwenzahns schon ihren, von Bienen und Hummeln umschwärmten goldenen Stern über der strahlenförmigen Rose von vielgezähnten Blättern.

Die runden Umrisse der Hügel gemahnen mich an die Umgebungen von Neapel, an die Berge der Auvergne in Frankreich; die sanften Lehnen sind mit schönem Walde bekleidet, dessen knospendes Grün dem Auge so wohlthuend ist. Ich hole einen Tabuletkrämer mit einem Reff auf dem Rücken ein, welcher der Gegend genau kundig ist und mir den Weg nach dem Dorfe Nickenich zu zeigen verspricht, das am Fuße einer der bedeutenderen dieser Basalthöhen liegt. Zugleich bestätigt er mir, was mein Reisehandbuch sagt, daß der schönere, durch die reichste Abwechselung der Landschaft lohnende Weg eigentlich von der Eisenbahnstation gegenüber von Neuwied ausgehe, an dem Rittergut Nette vorüber und dann das Nettethal hinauf durch die Dörfer Miesenheim, Plaidt und Niedermendig, welche sämmtlich durch ihre großartig abgebauten Tuffilager und Basaltbrüche berühmt sind; aber nun bin ich schon zu weit rechts gegangen und an dem Dörfchen Eich vorüber, und bald liegt Nickenich vor uns mit seinen Häusern von dunkelgrauem und röthlichem Basalt und Strohdächern, und wir kommen an der neuen Kirche des Dorfes vorüber, die in freundlichem würdigem romanischem Style von dem schönsten Gestein erbaut und eine Zierde des Dorfes ist. Das offene Portal lädt mich nicht vergebens zum Eintritt ein, und in der That, das Gotteshaus verlohnt den Besuch, denn es ist hell und freundlich, die bunten Verzierungen von gutem Geschmack, der Hochaltar würdevoll und schön und die Decke des Chorschlußgewölbes voll keuscher Pracht. Dann geht es zum Dorfe hinaus, und bald hat uns der Wald wieder umfangen, durch welchen der Weg wie ein Defilee dahinführt. Das knospende saftige helle Grün bedeckt die röthlichen Baumkronen wie mit einem dichten gelbgrünen Nebelschleier, und fast unmerklich steigen wir bis zur Stirn der Anhöhe hinan, wo die mäßige Anstrengung plötzlich durch den lohnendsten Ausblick auf eine Landschaft von unvergleichlicher Anmuth und ruhiger Schönheit belohnt wird. Ein Niederwald zieht sich wie ein grüner Rahmen um den Fuß der Anhöhen, und in diesen eingefaßt breitet sich ein ovaler oder beinahe kreisrunder Wasserspiegel aus, der gerade groß genug ist, um den Mittelgrund der Landschaft zu bilden und doch im Sehfeld des Auges noch vereinigt zu werden mit dem Vordergrund von jungem Waldgrün und dem prachtvoll klaren blauen Himmel, welcher sich mit all den Bäumen und Lehnen der Vorhügel in dem See spiegelt, und mit den waldigen Hügeln und Kuppen, die sich in den sanftesten Umrissen hinter dem Mittelgrunde aufthürmen, während hinter ihnen ferne Hügelzüge dämmernd blauen. Rings um den See zieht sich ein goldig grüner Streif von Wiesland, und gerade uns gegenüber jenseit des ruhig klaren Wasserspiegels erscheinen die Kappenthürme und weißglänzenden Gebäude der Laacher Abtei in lieblicher Verjüngung der Ferne, ein einsames Stift inmitten der beschaulichsten Einsamkeit. Weiter nach der Rechten hin und jenseit der nächsten Hügel ragen Bergumrisse herauf, die an die kühne Scenerie des Ahrthals erinnern, das hinter jenen Höhenzügen liegt, und auf einer vorspringenden Bergspitze steht eine mächtige alte Burg gleichsam Schildwacht, während darunter ein steiles Gehäng mit knospenden Bäumen und dazwischen hervorlugenden schroffen Wänden dunkelvioletten vulkanischen Gesteins sich absenkt. Dieses Schauspiel ist um so überraschender und genußreicher, je weniger man es unter diesem Himmelsstriche erwartet, und der warme Sonnenschein, welcher die ganze Landschaft überfluthet, möchte Einem einreden, man stehe am Rande des See's von Nemi im Sabiner-Gebirge. Die Aehnlichkeit mit dem italischen Himmel findet noch einige Bestätigung in dem Umstande, daß Laach ebenfalls eine Höhle besitzt, wo das ausströmende Stickgas das thierische Leben zerstört, wie in der berühmten Hundsgrotte bei Neapel; und dieß alles im Bereich weniger Stunden von dem vielbefahrenen Rhein!

Der Laacher See ist der centrale Herd oder Brennpunkt eines vulkanischen Kreises, welcher an Größe demjenigen der weit höheren Eifel beinahe gleichkommt. Der Spiegel des See's liegt 705 rheinische Fuß über dem Spiegel des Rheins bei Andernach, 864 Fuß über der Meeresfläche, und soll nach

einer alten Aufzeichnung von 1674, wo der ganze Seespiegel zugefroren war und gemessen wurde, 4317 Ellen lang, 3945 Ellen breit und 107 Ellen tief seyn. Die Pfalzgrafen hatten ehedem am südöstlichen Ufer eine Burg, die Pillenz oder Pfalz genannt, welcher Name den amtlichen Bezirk der Missi domenici in den merovingischen Zeiten bedeutete und seinen Ursprung von der Pfalz oder dem Palatium von Trier herleitete. Im zehnten Jahrhundert gehörte diese ganze Gegend den Grafen von Hochstaden; die Hälfte davon, und insbesondere die Hälfte des See's ward der Gräfin Mathilde von Hochstaden zur Mitgift gegeben, die es ihrem Gemahl Heinrich I. zubrachte. Der Pfalzgraf Heinrich II. nannte sich selbst Dominus de lacu, und wohnte mit seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Otto von Thüringen, gewöhnlich auf der Laacher Pfalz. Ihre Ehe war kinderlos, und um ein gottgefälliges Werk zu thun, nahm Heinrich sich vor, sein Vermögen zu dem Bau eines Klosters zu verwenden. Eines Abends stand er, wie die schöne Sage erzählt, mit seiner Gemahlin Adelheid an einem der Fenster der Burg, und sie blickten auf den stillen See hinaus, um den Ort auszuwählen, woselbst das Gotteshaus erbaut werden sollte, und über welchen sie sich schon längst vergebens zu einigen versucht hatten. Da tauchten mit Einem Male viele Tausende heller Lichter aus den Wogen auf und schwammen alle nach Einer Stelle zu, und Heinrich und Adelheid erkannten darin einen Wink des Himmels, das Kloster dorthin zu bauen, wohin die Lichter geschwommen waren. Heinrich verschaffte sich im Jahr 1093 von dem Erzbischof von Trier die Ermächtigung zum Klosterbau, starb aber noch vor Vollendung der Kirche und ward in der Gruft des noch unausgebauten Gotteshauses bestattet; seine Gemahlin, die ihn um sechs Jahre überlebte, in dem Kloster Echternach. Die Gräfin Hedwig von Arras an der Mosel, deren Besitzungen bis in diese Gegend reichten, ließ die Kirche von Laach vollends ausbauen, da Heinrichs II. Stiefsohn, der Pfalzgraf Siegfried v. Brabant (welchen man für den Gemahl der heiligen Genovefa hält), Jahre lang den Weiterbau eingestellt hatte und erst später aus Reue und in Folge eines Gelübdes, das er während eines Sturmes auf dem Meere gethan, wieder daran fortgebaut hatte; Siegfried war aber gestorben, nachdem er die Pfalz abgebrochen, um den Mönchen Ruhe vor etwaigen Belästigungen durch die Burgherren zu sichern; er hatte den Ausbau des Klosters nicht mehr erlebt, und sein Sohn Pfalzgraf Wilhelm II. hatte die ihm übertragene Pflicht ebenfalls vernachlässigt, so daß ohne die fromme Vermittelung der Gräfin Hedwig, welcher das Dorf Nickenich gehörte, die Abtei nie vollendet worden wäre. Das Andenken dieser Wohlthäterin ehrt noch eine lateinische Inschrift auf einem der Pfeiler im Chor.

Da stand sie nun vor mir, die einst so berühmte und reiche Benediktiner-Abtei Laach in der ganzen edlen Einfalt, Strenge und Eigenthümlichkeit des romanischen Baustyls mit ihrer seit 1156 vollendeten schönen Kirche. Ueber der Mitte des östlichen Querschiffs erhebt sich ein breiter achteckiger Kuppelthurm mit Bogenfenstern und Rundbogenfries, in den Winkeln von Querschiff und Chor steigen zwei schlanke viereckige Thürme empor, während über der Mitte des westlichen Vorbaus sich ein andrer starker viereckiger Thurm erhebt und zwei runde Thürme die Seiten des Vorbaus zieren. Säulen, Pfeiler, Fenster, Portale, alle sind wundervoll reich ornamentirt, und zeigen noch ziemlich unverdorben die reinen edlen und harmonischen Formen des romanischen Styls.

Der Reichthum an Thürmen leiht der Abtei etwas Imposantes, namentlich wenn man sie vom Wege von Nickenich her von der Anhöhe über Wald und See hin zum ersten Mal aus der Ferne erblickt. Schon ihre Lage mitten in der grünen Waldeinsamkeit, an dem stillen klaren melancholischen See, hat etwas Eindrückliches, das auch auf den gewöhnlichen Menschen seine Wirkung nicht verfehlt. Noch eindringlicher aber ist die Wirkung dieser Einsamkeit, wenn man vor der Abtei selbst steht, und durch den stillen Klostergarten zuerst in den hallenden Kreuzgang, der ein Blumengärtchen umschließt, und dann in die Kirche tritt. Die Verzierung des Hauptbogens, welcher in den Kreuzgang führt, ist eine ausnehmend geschmackvolle und reine Zeichnung von Blättern und Blumen, und in den dauerhaften Stein so tief und sicher eingehauen, daß noch bis auf den heutigen Tag alle Linien scharf und deutlich zu erkennen sind. Der Kreuzgang scheint erst nach Vollendung der Kirche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erbaut worden zu seyn. Drei Portale der Kirche sind nun vermauert; die anderen beiden sind nur durch den Kreuzgang zugänglich. Der Grundriß der Kirche soll vom Kölner Dom entlehnt seyn; die Länge des Schiffes beträgt 208 Fuß, die Länge des ganzen Gebäudes 261 Fuß und 10 Zoll rheinl. Das Schiff ist dreitheilig, der höchste Theil in der Mitte. Die Deckengewölbe springen rasch aus viereckigen Pfeilern hervor, welche zum Theil mit Pilastern verziert sind. Die Kirche hat zwei Querschiffe, zwei Chöre, und sechs Thürme. Die Einzelnheiten am Aeußern und Innern des Baues verdienen ein sorgfältiges Studium, da sie zeigen, mit welch einfachen Mitteln man einen architektonischen Effekt vollkommener Schönheit hervorbringen kann. Unter dem Chor befindet sich eine geräumige Krypta. Die alte Benediktiner-Abtei ist nun in Privatbesitz übergegangen, und die Kirche scheint schon längst nicht mehr zum Gottesdienst benützt worden zu seyn, denn sie sah nackt und leer aus und war voll blendendem Licht, weil sie nun keine bunten oder gemalten Fensterscheiben mehr hat, welche der romanische Baustyl erheischt, um der Kirche die geeignete ernste dämmernde Stimmung, welche die Andacht wecken soll, zu geben. In dem vollen blendenden Sonnenlichte erschienen die bunten Schmierereien, womit eine besonders geschmacklose Zeit einen Theil des Innern verunziert hat, ganz auffallend häßlich, und die Grabsteine und Denkmäler hatten ein trauriges, verwahrlostes, schimmeliges Aussehen. Die Leere und Oede des ganzen Kirchenraumes steigerte noch das natürliche Echo, so daß jeder Schritt durch die volle Länge und Breite des Gebäudes widerhallte. Wenn man die Stufe zwischen dem Chor und dem Schiff hinabsteigt, so muß man sich sehr vor dem Stolpern in Acht nehmen, denn es kommt gar häufig vor, daß die Besucher, in das Anschauen der Decke vertieft, diese Stufe übersehen.

Ich muß gestehen, daß mich immer eine tiefe Wehmuth beschleicht, wenn ich ein derartiges Gebäude, das von einer fernen Zeit seltener Kunstblüthe, von einer Hingebung und Aufopferung sonder gleichen zeugt, so verödet und verlassen und seinem einstigen erhabenen Zwecke entfremdet sehe. Gerade hier in der Abtei Laach empfand ich dieß ganz besonders, denn diese Kirche ist so wunderschön und edel in all ihren Verhältnissen, daß sie die erlesenste Zierde jeder großen Stadt wäre und nun unverkennbar langsam ihrem Zerfall entgegengeht, weil sie nicht mehr in entsprechender Weise unterhalten wird. Wenn man solche herrlichen Bauten dem Untergang geweiht und die Stätten, die einst die Mittelpunkte der Besiedelung und die Wiegen des Christenthums waren, verlassen sieht, so kann man nicht umhin, die Säkularisation solcher Stifter und Klöster zu bedauern. Die Abtei Laach ward erst im Jahr 1802 aufgehoben, die Güter und Gebäude verkauft, die prächtigen Glasmalereien gestohlen und verschleppt, die wunderschönen Grabdenkmäler abgetragen und zerstört, und die Kirche als Staatseigenthum übernommen. Neuerdings geschieht allerdings wieder viel für deren Erhaltung, was insbesondere den umsichtigen und beeiferten Bemühungen des Konservators der Baudenkmale im preuß. Staat, des Hrn. Geh. Regierungsraths F. v. Quast, zu danken ist; allein das während fünfzig langer Jahre Versäumte ist nun nicht mehr so leicht nachzuholen, und leider hat man in Deutschland erst zu einer Zeit die künstlerischen Ueberreste der Vorzeit zu erhalten angefangen, wo nahezu nichts mehr zu erhalten war.

Einen auffallenden Kontrast zu der feierlichen Oede der Kirche bildet der Schritt aus derselben heraus in die wuchernd üppige Schöpfung, die im frischesten Frühlingsgewande von jungem Grün und bunten Blüthen der Obstbäume prangt, von tausend melodischen Vogelstimmen und dem Summen der Insekten belebt. Ich setzte mich in den Garten, wo eine kleine Wirthschaft eingerichtet ist (eine dankenswerthe Bequemlichkeit an einem Ort, welcher von den nächsten Dörfern so entfernt liegt) und ließ mir einen kleinen Imbiß und einige Gläser Maitrank geben und beobachtete eine Gesellschaft von Geistlichen in schwarzen Soutanen und kahnförmigen Hüten, welche in meiner Nähe ebenfalls bei einer Bowle Maiwein saßen und recht lustig und guter Dinge schienen, — eine sprechende Illustration zu der Erfahrung, welche auch die kirchliche Geschichte dieser Abtei bewährt, daß den Mönchen von Laach das Fasten und Kasteien an einem solch paradiesischen Orte von jeher entsetzlich schwer gefallen ist.

Endlich ist mein Imbiß und meine Rast vollendet, und ich mache mich wieder auf den Weg. Dieser führt mich dem westlichen Ufer des See's entlang auf einem tiefen sandigen Pfade nach der Kuppe des höchsten Hügels der Nordseite, wo sich dem Wanderer ein wunderhübscher Ausblick auf den Rhein und den Drachenfels darbietet, und dann wieder in die Niederung hinunter nach dem Dorfe Wassenach, dessen Umgebungen ungeheure Tufflager enthalten, welche ebenfalls abgebaut werden. Von hier schlägt man den Weg nach den malerischen Ruinen des St. Antonius-Klosters ein, deren Besuch sich wirklich ebenso sehr lohnt, wie derjenige der Geisterbacher Stiftskirche am nordwestlichen Fuße des Siebengebirgs, wenn gleich die des Antonius-Klosters sich nicht mit denjenigen der herrlichen Hallenkirche von Heisterbach vergleichen können. Bald darauf gelangt man vollends in das Brohlthal hinab nach dem Mineralbrunnen von Tönnisstein, einer rasch aufblühenden Heilanstalt, deren Wasser weit und breit verschickt wird. Der Umblick in dem kleinen aber höchst interessanten Brohlthal verlohnt der Mühe, denn es ist eigentlich nur eine Spalte in größerem Maaßstab, eingesprengt in fest gewordene vulkanische Trümmer und Schlammmassen, so ziemlich von derselben Beschaffenheit wie diejenigen, aus welchen Pompeji herausgegraben worden ist. Dieses schluchtartige Engthal, an dessen Sohle das Flüßchen Brohl sich hinzieht, wird noch unregelmäßiger und wilder durch die soliderern Gesteinsmassen, welche sich da und dort dem Laufe des Flüßchens entgegenstemmen und das Thal in gewissen Zwischenräumen zu versperren drohen. Steile Felsenwände und terrassenförmige Weinberge leihen den Hängen dieses Thales etwas eigenthümlich Phantastisches und Theatralisches, so daß man mehr eine Opern-Decoration als eine wirkliche Landschaft vor sich zu haben wähnt. Wenn der Besuch der Tönnissteiner Heilquelle so zunimmt, wie es seit einigen Jahren der Fall, so wird das Brohlthal in noch höherem Maße als seither ein beliebter Ausflug der Rheinländer, die schon jetzt zur Sommerszeit in Menge dahin wallfahrten. Von Tönnisstein aus führt ein angenehmer und interessanter Weg, welcher manche hübsche Ausblicke nach einzelnen Stellen des Brohlthals gewährt, hinüber nach der alten Schweppenburg, welche im Besitz einer Familie v. Geyr ist, und deren kühne Formen mit dieser Umgebung trefflich harmoniren, und nun wandert man thalabwärts nach Brohl, wo das gleichnamige Flüßchen in den Rhein mündet, und man Gelegenheit hat, entweder mit dem Dampfboot oder Eisenbahn nach Andernach zurückzukehren, oder rheinabwärts nach Sinzig, Bonn und Köln zu fahren, das man noch Abends bei guter Zeit erreichen kann. Kehrt man zu Schiffe nach Andernach zurück, so hat man eine hübsche Scenerie vor sich: auf dem rechten Rheinufer die beiden Dörfer Nieder- und Oberhammerstein am Fuß schöner Rebenhügel, und nahe bei dem letztern auf mächtigem Felsen die Ruinen der einstigen Bergveste Hammerstein, die der Sage nach von Karl Martell gegründet worden seyn soll, und an welche sich eine wunderhübsche, von Karl Simrock poetisch erzählte Sage knüpft. Diese Veste ward von den Franzosen bei ihren Verwüstungen im Jahr 1688 zerstört. Als ich nach Andernach zurückgekehrt war, erfuhr ich zu meinem Bedauern, daß ich vom Brohlthal aus über Lützingen noch einen Ausflug auf das schöne Schloß Rheineck hätte machen können, welches dem preußischen Minister Bethmann-Hollweg gehört und wegen seiner herrlichen Aussicht über das Rheinthal und Siebengebirge berühmt ist. Aber auch so war ich mit meinem Tagwerk zufrieden, denn man kann in der That einen Tag nicht lohnender verbringen, als mit einem Besuch des Laacher See's und des Brohlthals von Andernach aus.

Der Geburtstag.

Humoreske von Ewald August König.

Der Kreisgerichtssekretär Arnold Schulz mochte etwa seit vier Wochen verheirathet seyn, als er sich eines Morgens entsann, daß sein reizendes Weibchen binnen heute und vier Wochen ihr Wiegenfest feierte. Er selbst entsann sich dessen nicht, vielmehr fand es die junge Frau aus verschiedenen Gründen rathsam, ihren Herrn und Gemahl daran zu erinnern, den diese Erinnerung nicht sehr angenehm berührte. Die wenigen ersparten Thaler hatte die Hochzeitsreise verschlungen, woher die Mittel zur Beschaffung eines Geschenks nehmen? Hätten die Gatten schon zwanzig und einige Jahre mitsammen verbracht, so würde eine geringe Gabe, insofern sie nur den guten Willen und die unveränderte Liebe des Gatten bewies, genügen. Im ersten Jahre aber und noch dazu in den Flitterwochen reichte der gute Wille allein nicht hin. Die That mußte den Willen kundthun, je kostbarer und glänzender das Geschenk, desto tiefer die Liebe! Der Kreissekretär bereute, daß er so thöricht gewesen war, nicht die Hochzeit bis nach dem Geburtstage aufzuschieben, oder sie gerade auf diesen Tag fallen zu lassen, das übliche Hochzeitsgeschenk würde für die Doppelfeier ausgereicht und er die Ausgabe sich erspart haben. Aber das Geschehene ließ sich nicht ändern, Schulz mußte in den sauren Apfel beißen und ein Geschenk beschaffen, gleichviel, woher er die Mittel dazu nahm. Er besann sich nicht lange, die Nothwendigkeit dieser Beschaffung einsehend, erlaubte er sich nur die Frage, was das kleine Weibchen zu ihrem Geburtstag wünsche. Keine Miene, keine Muskel in seinem Antlitze verrieth, was in seiner Seele vorging, als er auf diese Frage zur Antwort erhielt, daß eine junge Frau vor Allem darnach trachten müsse, eine goldne Uhr zu besitzen. „Ohne Uhr geht's heutzutage nicht mehr," versetzte Eleonore so fest und ruhig, daß Schulz sofort jeden Gedanken an Widerspruch fallen ließ. „Wir junge Frauen können uns stellen, wie wir wollen, Umgang müssen wir haben, und da fällt der erste Blick stets auf den Gürtel, ob die neue Freundin auch das erste und unentbehrlichste Kleinod besitzt. Man übersieht es gerne, wenn das Armband oder die Brosche fehlt, wenn nur die Uhr an der Seite glänzt, sie ist gleichsam —"

„Genug," fiel der Gatte ihr in's Wort, „ich bin von der Nothwendigkeit dieses Kleinods vollständig überzeugt, möchte Dir aber zu bedenken geben, daß unsere Hochzeitsreise eine ziemlich bedeutende Summe gekostet hat und es daher rathsam wäre, Du wartetest noch ein Jährchen. Vielleicht kann ich Dir alsdann die goldne Kette gleich dazu schenken." — So vernunftgemäß und begründet dieser Vorschlag auch seyn mochte, die junge Frau verschmähte es, denselben in Erwägung zu ziehen. Sie hatte sich einmal in den Gedanken, daß ihre Hoffnung in Erfüllung gehen werde, hineingelebt und konnte sich jetzt von demselben nicht mehr trennen. Wie alle sanguinischen Naturen, glaubte sie ihr ganzes Lebensglück von der Erfüllung dieses Wunsches abhängig. Der Secretär setzte Anfangs den Bitten und Gründen seiner besseren Hälfte ein entschiedenes: „Es geht nicht!" entgegen, als aber Eleonore mit dem Belagerungsgeschütz vorrückte, mußte die Festung sich ergeben. Schulz konnte keine Thränen sehen, und wenn er sich im Stillen auch zehnmal sagte, daß jene Thränen nur erkünstelt und für den Effekt berechnet seyen, so bald er sie fließen sah, sobald er in das Auge blickte, dessen heitern Glanz er getrübt hatte, war sein Widerstand besiegt. Eleonore schmollte noch einige Minuten, und dem ersten Gewitter in der jungen Ehe folgte ein so heller, reizender Sonnenschein in Gestalt eines Kusses, daß der Kreissecretär gegen eine Wiederholung dieser Sturmscene schon um der darauf folgenden Versöhnung willen nichts eingewendet haben würde. Nichts destoweniger verließ er, nachdem er sein Frühstück eingenommen hatte, verstimmt seine Wohnung, um sich in's Bureau zu begeben. Er hatte jetzt einmal A gesagt und mußte nun auch B sagen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, am ehelichen Horizont einen Sturm heraufzubeschwören, der ja nach Umständen, Tage, ja Wochen andauern und ihm die süßen Stunden der Flitterwochen verbittern konnte. Aber woher die Mittel zur Anschaffung einer goldnen Damenuhr nehmen? Sie kostete mindestens dreißig Thaler und es war sehr die Frage, ob er nicht einen noch höheren Preis anlegen mußte, wenn er mit seinem Geschenke Ehre einlegen wollte. Da kam die eine und andere Freundin seiner Gattin, natürlich wollte jede wissen, was der zärtliche Herr Gemahl zum Geburtstage bescheert hatte, jede mußte das Geschenk betrachten, und die Kritik dieser Freundinnen, der Secretär wußte es aus Erfahrung, war für den Werth des Geschenks maßgebend. Zwar hätte der Kreissecretär einen Vorschuß auf seinen Gehalt nehmen können, aber durfte er als Gatte und guter Hausvater so leichtsinnig sich in Schulden stürzen? Sein Gehalt reichte eben aus, die Bedürfnisse des kleinen Haushalts zu bestreiten, und hier wäre es doppelt thöricht, ja unverzeihlich gewesen, durch solche enorme und noch dazu überflüssige Ausgaben das ohnehin knappe Einkommen zu schmälern. Und doch, er sah es voraus, mußte er diesen Weg einschlagen, er mußte es, um den Hausfrieden zu bewahren. Wer konnte ihm verargen, wenn er unter diesen Umständen in Gedanken vertieft und mit düstrer, gefurchter Stirne durch die Straßen schritt? Aus seinem Sinnen weckte ihn plötzlich eine bekannte Stimme. Er sah auf und blickte in das Antlitz des Handelsagenten Leny Baruch. Der Gedanke, daß dieser Mann ihm eine Uhr billiger verschaffen könne, als wenn er sie bei einem Uhrmacher kaufte, tauchte blitzschnell in seiner Seele auf. Baruch befaßte sich mit dem An- und Verkauf von Schmucksachen und anderen Kostbarkeiten, zu deren Veräußerung die verschuldeten oder verarmten Eigenthümer sich veranlaßt sahen. Ehe er an Baruch eine darauf bezügliche Frage richten konnte, erinnerte ihn dieser daran, daß es Zeit sey, die Schillerloose zur Empfangnahme der Gewinne abzuschicken und er deßhalb den Kreissekretär um Aushändigung seines Looses bitte. Schulz öffnete die Brieftasche und nahm das Loos heraus. Er hatte, als er es kaufte, nicht darauf gerechnet, daß es ihm einen Gewinn einbringen werde, und

seitdem nie, oder doch nur vorübergehend an dasselbe gedacht. Jetzt, als er es dem Israeliten einhändigte, konnte er sich nicht enthalten, die Frage zu stellen, welchen Gewinn das Loos erhalten habe. Baruch zog bereitwillig die Liste aus der Tasche, um die betreffende Nummer nachzuschlagen. Wie staunte der Sekretär, als er zur Antwort erhielt, daß eine goldne Damenuhr als Gewinn auf das Loos gefallen sey. Noch nie seither war er so freudig überrascht gewesen. Jetzt war seiner Sorge ja ein Ziel gesetzt, er konnte den Wunsch seiner Gattin erfüllen, ohne deshalb sich in Schulden stürzen zu müssen. Er theilte dem Agenten mit, zu welchem Zwecke er den Gewinn verwenden wolle und bat ihn, dafür zu sorgen, daß der Versandt der Gewinne so schleunig wie möglich erfolge. Baruch versprach dieß, und mit erleichtertem Herzen und heitrer Stirne setzte der Sekretär seinen Weg fort. Eleonore sollte nicht wissen, daß die Uhr aus der Schillerlotterie herrühre, das Geschenk verlor alsdann an seinem Werthe. Für den Fall aber, wie dieß zu erwarten stand, Eleonore später erfuhr, daß die Uhr nicht aus den Händen des Goldschmids direkt, vielmehr aus denen der Schillerlotterie-Direction gekommen war, wollte der Secretär noch eine Kleinigkeit dazu kaufen, um jedem Vorwurfe vorzubeugen. Auch hierüber mußte er vorher die Wünsche seiner Gattin erforschen, und Eleonore, über die Aufmerksamkeit und Freigebigkeit des Gatten erstaunt, säumte nicht, ihm zu gestehen, daß ihre Kaffeekanne bereits gebrochen sey und sie einer neuen bedürfe. Der Kreissekretär froh, mit einer so geringen Ausgabe die schönsten Wünsche seines jungen Weibchens befriedigen zu können, geizte beim Einkauf der Kaffeekanne nicht, er trug sie eigenhändig nach Hause und schloß sie in seinen Sekretär, wo sie des feierlichen Tages harren sollte. Inzwischen besuchte er fleißig den Agenten. Da sein Weg ihn täglich viermal an der Wohnung des letzteren vorbeiführte, so versäumte er nicht, Baruch täglich daran zu erinnern, daß der Tag immer näher rücke und es ihm unangenehm sey, wenn er bis dahin den Gewinn nicht erhalte. Aber Tag auf Tag verging, die Gewinne ließen noch immer auf sich warten; und als sie nun gar auch am Tage vor dem Feste nicht angelangt waren, wollte der Sekretär schier verzweifeln. Baruch hatte sich vielleicht schon in ähnlichem Falle befunden, er wußte den Schmerz des jungen Gatten zu würdigen. Er bot ihm eine Damenuhr zum Kaufe an, stellte ihm frei, den Preis in monatlichen nach Belieben festzustellenden Raten zu zahlen und verpflichtete sich, die Uhr, welche der Sekretär aus der Schillerlotterie empfing, zum Taxwerthe zu übernehmen. Dieser Vorschlag war gewiß billig und annehmbar, auch erkannte Schulz die Bereitwilligkeit des Agenten dankbar an, doch wollte er auf denselben noch nicht eingehen. Er sprach die Hoffnung aus, daß die erwartete Sendung bis zum Abend eintreffen könne und erklärte, bis dahin warten zu wollen. Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht. Als er auf dem Heimweg bei dem Agenten vorsprach, theilte dieser ihm mit, daß das Kistchen auf dem Postamte liege und er es morgen in aller Frühe holen wolle. Er könne sicher darauf rechnen, daß sein Gewinn bis längstens neun Uhr in seiner Wohnung sey. Dem Sekretär fiel eine schwere Last vom Herzen, er athmete erleichtert auf und band dem Agenten Pünktlichkeit nochmals auf die Seele. Im Laufe des Nachmittags war ein Bruder der jungen Frau zum Besuch eingetroffen. Er sowohl, wie eine Freundin Eleonore's wollten ebenfalls an dem Feste theilnehmen und durch ein passendes Angebinde der Feiernden ihre Liebe beweisen. Aehnliches dachte die Magd, der Eleonore eine freundliche, nachsichtige Herrin war. Sie alle grübelten lange darüber, was sie der jungen Frau zum Angebinde bringen sollten. Für Schmucksachen und werthvolle Stoffe reichten ihre Kassen nicht hin, und unter den sonstigen Bedürfnissen eine willkommene Wahl zu treffen, hielt schwer. Die Freundin war nach Tisch auf ein Stündchen zum Besuch gekommen, unter dem Vorwande, den Rath Eleonore's über einen neuen Hut einzuholen, in Wahrheit aber, um sich in dem kleinen Haushalt umzusehen und zu erforschen, was in demselben etwa noch fehle. Eleonore nahm diese Gelegenheit wahr. Der wahre Grund dieses freundschaftlichen Besuchs mußte ihr ja klar werden, als sie die Späherblicke der Freundin bemerkte, und so sahen denn Bruder, Freundin und Magd am Nachmittag die zerbrochene Kaffeekanne unter den vergoldeten Tassen und Tellern thronen. Als der Sekretär am nächsten Morgen beim Frühstück mit einem kurzen, sinnigen Spruch seine vergoldete Kaffeekanne überreichte, verzogen die hübschen Lippen seines Weibchens sich nicht zu einem Lächeln freudiger Ueberraschung, denn bereits standen die Geschenke des Bruders und der Magd und zwar in Gestalt zweier Kaffeekannen auf dem Tische. Aber dem Sekretär gelang es, die Falten von der Stirne seiner Gattin zu scheuchen, durch die Versicherung, daß er sich bei dem Porzellanhändler einen allenfallsigen Tausch vorbehalten habe und es also der Beschenkten frei stehe, gegen die überflüssige Kanne ein andres Hausgeräth einzutauschen. Kaum war dieser Punkt zu allseitiger Zufriedenheit erledigt, als das Geburtstagskind an seinen höchsten und sehnlichsten Wunsch, nämlich die goldene Uhr, dachte, und da der Sekretär durchaus keine Anstalten traf, welche auf eine Erfüllung dieses Wunsches hindeuteten, so konnte die junge Frau sich endlich nicht enthalten, auf das bewußte Kleinod anzuspielen. Der Sekretär hatte inzwischen sein Frühstück eingenommen. Er erhob sich, drückte auf die Stirne, welche sich bereits wieder unmuthig in Falten zu legen drohte, einen Kuß und griff mit der Bemerkung zu Hut und Stock, daß das zweite, ungleich werthvollere Geschenk binnen einer Stunde in den Händen Eleonore's seyn werde. Er eilte nach diesen Worten wohlgemuth fort, fragte im Vorbeigehen bei dem Agenten nochmals an, ob er sich darauf verlassen könne, daß sein Gewinn im Laufe des Vormittags in seiner Wohnung abgegeben werde und erhielt die Zusicherung, daß er nicht nöthig habe, sich deshalb Sorgen zu machen. Nie waren ihm die Bureaustunden so langsam verstrichen, wie an diesem Morgen. Er konnte die Mittagsstunde nicht erwarten und eilte bereits eine Viertelstunde vor der gewöhnlichen Schlußzeit nach Hause, um sich an der Freude seines Weibchens zu weiden. Es befremdete ihn einigermaßen, daß die Magd, als sie ihm die Thüre öffnete, ihn mit ernsten,

sonderbaren Blicken und mürrischer Miene empfing; sein Erstaunen, seine Unruhe wuchs, als auch der Bruder Eleonore's, welcher ihm auf der Treppe begegnete, kaum seinen Gruß erwiderte. Sein erster Blick, als er in die Wohnstube trat, fiel auf Eleonore, welche in einer Ecke des Sopha's saß und schweigend, ohne sich nach dem Eintretenden umzublicken, mit unverkennbarem Trotz auf den Lippen, in den Garten hinausschaute. So kalt hatte sie den heimkehrenden Gatten noch nie empfangen! Der Sekretär wußte sich den Grund dieses ihn tief verletzenden Benehmens nicht zu erklären. Er beruhigte sich damit, daß irgend ein kleiner Zwist mit dem Bruder oder der Magd die Ursache seyn werde und warf endlich die Frage hin, ob sein Geschenk angekommen sey. Wie bitter sollte er diese Frage bereuen! Sie war die Schleuse, hinter welcher die Thränenfluth der jungen Frau, einen Durchbruch suchend, wogte und von Minute zu Minute höher anschwoll, kaum war sie gefallen, als die Fluth entfesselt hervorstürzte. Es währte eine geraume Weile, ehe der Sekretär, der jetzt ganz und gar in Verwirrung gerieth und sich bereits den schlimmsten Befürchtungen in Bezug auf die Ehrlichkeit Baruch's hingab, den Lippen der zürnenden Gattin eine Antwort auf seine Frage entlocken konnte, und als nun diese Antwort in Gestalt eines länglichen Pakets ihm mit der Bemerkung ward, dieß sey heute Morgen als das Geschenk des Herrn Gemahls zum Geburtstage der Madame Schulz der Magd übergeben worden, erreichte seine Verwirrung wie seine Bestürzung die höchste Spitze. Er betrachtete das Paket, das Aeußere desselben gab zu der Vermuthung, daß es eine Damenuhr enthalten könne, durchaus keine Veranlassung. Aber vor Zorn und Entrüstung hätte der Sekretär in die Erde sinken mögen, als er in der schützenden Hülle einen baumwollenen Regenschirm erblickte, an dessen Knopfe ein Zettel mit der Inschrift: „Gewinn für Nr. 8081“ befestigt war! Ohne ein Wort zu verlieren, ohne der einer Erklärung harrenden Gattin den Thatbestand zu berichten, nahm der Sekretär den verhängnißvollen Schirm unter den Arm. Er eilte zu dem Agenten, um über diesen seinen Groll auszugießen. Baruch hielt ihm mit verschmitztem Lächeln die gedruckte Gewinnliste vor, und der Erboste mußte sich überzeugen, daß auf seine Nummer wirklich ein baumwollener Regenschirm und keineswegs eine goldene Damenuhr als Gewinn gefallen war. Der Umstand, daß die Nummer, welche auf die seinige folgte, eine Uhr davon getragen hatte, war Veranlassung zu der Verwechslung gewesen, die sich jetzt allerdings erklären ließ. Dem Sekretär blieb nur Ein Weg, die beleidigte Gattin zu versöhnen. Er ging auf den Handel ein, welchen der Agent ihm am Tage vorher vorgeschlagen hatte und zauberte durch die Ueberreichung der goldenen Uhr die Falten von der reizenden kleinen Stirne, welche den ehelichen Horizont für längere Zeit zu trüben gedroht hatten. Eleonore lächelte, als der Gatte ihr die Ursache jenes Mißgriffs mittheilte, sie lächelte auch dann noch, als gleich nach Tisch die Freundin erschien und die vierte Kaffeekanne zum Angebinde brachte. Schulz aber ließ sich diesen Vorfall zur Lehre dienen, er baute nie mehr so fest auf trügerische Hoffnungen und verschwor sich, als Eleonore den Schirm untersuchte und die Bemerkung machte, daß derselbe wohl kaum den ersten heftigen Regenguß überleben werde, nie mehr in eine Lotterie zu setzen!

Eine Sklaven-Auktion in Tennessee.

Von Otto Germer.

Im November 1861, als ich am Duck-River unterhalb Columbia im Staate Tennessee, Viehhandel betrieb, fand eine öffentliche Versteigerung von sämmtlichem Eigenthum des verstorbenen J. Williams, wegen Theilung der Erbschaft statt. Dieselbe wurde auf der Farm des Verstorbenen abgehalten, und da er ein reicher Mann war, so wurden auch mehre Sklaven ausgeboten.

Wie gewöhnlich versammelten sich auch diesmal die Bauern von weit und breit. Sie versäumen nie den öffentlichen Vendues beizuwohnen, da sie dadurch die Preise erfahren, welche Produkte, Neger, Vieh u. s. w. im Markte bringen. Auch wird dabei den Landleuten Gelegenheit geboten, Geschäfte abzumachen, denn gewöhnlich erscheinen Sheriff, Taxkollektor, sowie Kaufleute und Geldmakler. Steht eine Wahl bevor, so fehlt es auf den Vendues nie an den betreffenden Kandidaten, welche natürlich Stimmen zu erwerben suchen. Diesmal fand ein Exsheriff die vortreffliche Gelegenheit, eine Cavallerie-Compagnie zu rekrutiren, welche zwar bald darauf, ohne einen Schuß gethan zu haben, bei Fort Donnelson gefangen genommen wurde.

Obgleich der Zustand des Südens ein kritischer war, kannte man doch keine Grenzen im Spekuliren. Die Farmer träumten von goldenen Zeiten. An eine Umwälzung ihrer staatlichen Institutionen oder an eine Invasion des Staates Tennessee durch die Unionstruppen wurde nicht geglaubt. Die Gibraltar des Südens: Bowling green, Fort Donnelson, Fort Henry und Columbus hielt man ja für fest genug, um sämmtliche Heere des Nordens im Schach zu halten. Dieser Glaube wurde durch öffentliche Reden und Zeitungsartikel genährt und bestärkt.

Doch zurück zu der Sklavenversteigerung, deren Einzelheiten ich hiermit kurz beschreiben will.

Der Verstorbene hinterließ sechs erwachsene Kinder, und weil er kein Testament gemacht hatte, mußte das Eigenthum, um dem Staatsgesetze zu genügen, zur öffentlichen Versteigerung gebracht werden. Es ist jedoch im Süden Sitte, daß die Sklaven von den Familienmitgliedern gekauft werden, d. h. wenn dieselben gute, treue Sklaven sind, und Letztere Gefühl und Ehrgeiz genug besitzen, die von ihren Eltern erzogenen Diener zu übernehmen.

Es war etwa 10 Uhr Morgens, als der Auctionater die Anwesenden mit den Verkaufsbedingungen bekannt machte, worauf die Versteigerung mit den Sklaven anfing. Dieselben wurden aus ihren Cabins herbeigerufen und im Hofraum

aufgestellt. Die Kauflustigen beschäftigten sich sofort mit der Untersuchung derselben, und wie üblich wurden verschiedene Fragen über Gesundheit, Alter und Geschäftsverrichtungen an sie gestellt, wie auch des Gebrauchs halber der Neger gefragt wird, ob er dem Fragesteller wohl angehören möchte. „Ja“ oder „nein“, der Kauflustige handelt doch meistens nach eigenem Gutdünken und Interesse.

Da die Negerzucht viel Gewinn einbringt, so wird bei den Negerinnen auf ihre Fruchtbarkeit besondere Rücksicht genommen, und es wurden auch dieses Mal, wie gewöhnlich, einige unverschämte Fragen an die Sklavinnen gestellt. Uebrigens mußte ich recht lachen, als ich das Kreuzverhör über diese Angelegenheit zwischen zwei Junggesellen und einer Mulattin anhörte, welche denselben keine ganz erfreuliche Auskunft darüber gab.

Manchmal spielen die Neger ihre Rollen sehr gut und geben den Fremden oder ihnen verhaßten Kaufliebhabern die ungünstigsten Zeugnisse über sich selbst, um dieselben von ihrem Ankaufe abzuhalten. So erinnere ich mich, wie einst ein Neger, der in Nashville im Zwangswege auf dem Marktplatze verkauft werden sollte, die Kauflustigen, zum Gelächter aller Beistehenden und zu völliger Zufriedenheit seines Herrn abfertigte. Der Scheriff, welcher denselben feil bot, gab sein Alter zu 35 Jahren an, worauf der ehrlich aussehende Schwarze das Wort nahm, und sagte:

„Lieber Herr, wenn's Ihnen gefällig ist, so geben Sie mein wahres Alter an, ich will nicht haben, daß Jemand mit mir durch meine Schuld betrogen wird, ich kann durch mehre Herren dieser Stadt beweisen, daß ich wenigstens 10 Jahre älter bin.“

Dann empfahl der Scheriff denselben als gesund und fehlerfrei, was der Schwarze wieder nicht gelten ließ, und den Umstehenden erzählte, daß er als Knabe vier Rippen gebrochen habe, später von einem Baume gefallen, wobei ihm das linke Bein zerschmettert sey, wodurch er seither in Stand gesetzt wurde, seinem Herrn als unfehlbarer Wetterprophet nützlich zu seyn. Zuletzt zeigte er eine Narbe an seinem Hinterkopfe, welche er bei dem Durchgehen eines Fuhrwerkes, durch seine schlechte Treiberkunst herbeigeführt, erhalten hatte. Ueberhaupt machte er sich zum förmlichen Invaliden.

Seine Aussagen schienen auch wirklich Glauben gefunden zu haben, denn es wurde auch nicht ein einziges Gebot auf ihn gemacht und dadurch wurde seinem Herrn Zeit gegeben, sich Geld zu verschaffen, um ihn auslösen zu können.

Die Auction begann mit einem starken fünfundzwanzigjährigen Neger, Namens Pomp. Er mußte sich auf einen Tisch stellen und seinen Filzhut abnehmen. Er sah die Umstehenden dreist an und schien unbekümmert über sein Schicksal zu seyn. Der Ausrufer gab sein Alter an und garantirte ihn als gesund und fehlerfrei.

James Williams, ein Sohn und Erbe des Verstorbenen, machte ein Angebot von eintausend Dollars.

Hierauf trat ein Sklavenhändler vor, musterte Pomp scharf mit seinen Augen und rief dem Ausrufer „Eilfhundert“ zu.

„Zwölfhundert“ folgte von Williams.

„Dreizehnhundert“ von Jemandem aus der Mitte der Versammelten.

Ein Anderer bot fünfzig Dollars mehr.

„Dreizehnhundert und fünfzig,“ ließ der Ausrufer erschallen. Wer gibt mehr?

Pomp schien erregt, er schlug seine Augen nieder.

Ein weiteres „Hundert“ wurde von James Williams dazu geworfen, worauf ein anderes „Fünfzig“ vom vorletzten Bieter folgte.

Es trat nun eine Pause ein. Fünfzehnhundert Dollars war schon ein schöner Preis. Die Kauflustigen schienen zu zaudern, bis sich der Händler stolz aufrichtete und rief:

„Es ist nicht genug für einen solchen Neger, ich fürchte mich nicht vor Old Abe, er ist immer noch für mich „Fünfzig“ mehr werth.“

Pomp sah betrübt seinen jungen Herrn an. Der verhängnißvolle Augenblick war da, welcher über seine Zukunft entscheiden sollte; nur durch seinen jungen Herrn, mit welchem er erzogen wurde, konnte er aus den Händen des Sklavenhändlers, welcher ihn einem ungewissen Schicksale preiszugeben drohte, entrissen werden.

James Williams schien Mitleid mit Pomp zu haben, er winkte dem Auktionator zu und mit „siebenzehnhundert Dollars“ schlug er seine Gegner aus dem Felde.

Es waren jedenfalls dreihundert Dollars mehr, als Pomp werth war, welcher mit fröhlicher Miene vor seinem nunmehrigen Herrn eine Verbeugung machte. —

Cicero, dreißig Jahre alt, gesund und guter Feldarbeiter, war der Nächste.

„Neunhundert,“ rief eine Stimme aus der Menge.

„Tausend Dollars,“ erwiderte ein Anderer.

„Eilfhundert,“ bot ein Mississippipflanzer.

„Zwölfhundert,“ kam nun von John Williams.

„Dreizehnhundert,“ rief wieder der Pflanzer.

Cicero's Augen rollten, es schien ihm nicht ganz behaglich zu seyn, daß der Mississippipflanzer ihm so viel Aufmerksamkeit schenkte. Denn die Aussicht, nach den Baumwollstaaten transportirt zu werden, war von je den Negern der Grenzstaaten verhaßt. Die Drohung, dieselben nach Mississippi zu verkaufen, wirkt häufig besser, als körperliche Züchtigungen für Vergehen und Treulosigkeit.

Die Gebote stiegen auf 1450 Dollars.

Der Pflanzer rief nach einer Pause „Fünfzehnhundert,“ und lachte.

Cicero schnitt ein betrübtes Gesicht.

Herr Williams hingegen sah den Pflanzer trotzig an und ehe der Ausrufer zum „letzten Male“ rief, bot Herr Williams noch fünfzig Dollars mehr.

Dieß gab den Ausschlag.

Cicero sprang vom Tische, schwang seinen alten Hut und schrie:

„Dank Gott, ich bin gerettet,“ schüttelte seinem Herrn die Hand und sagte: „Massa John, Sie haben viel gethan für

mich, dafür will ich aber auch der beste Neger seyn, den Sie je eignen werden," und lief dann zu den übrigen Negern, welche mit ihm seine Freude theilten.

Eine Negerin mit einem kleinen Kinde wurde nun feil geboten. Es schienen nicht viel Kauflustige für dieselbe da zu seyn, denn obgleich sie vom Ausrufer als gute Köchin gepriesen wurde, dauerte es sehr lange, bis er fünfhundert Dollars geboten bekam. Er bemerkte dabei mit lachender Miene, daß die Mehrzahl der Anwesenden der Negerin mehr oder weniger Dank schuldig sey, für ihre außerordentliche Geschicklichkeit, mit welcher dieselbe in kürzester Zeit ein gutes Mahl bereitet habe. Er hoffte, man würde ihr Verdienst anerkennen und sie durch einen genügenden Kaufpreis beehren. Wegen schwächlicher Constitution wurde sie jedoch mit dem Kinde um den billigen Preis von achthundert Dollars einem Manne aus der Nachbarschaft zugeschlagen.

Sally, ein schöngewachsenes Mulattenmädchen, bestieg darauf den Tisch.

Der Auktionator machte nun etwa folgende Anrede:

„Hier wird Euch die seltene Gelegenheit gegeben, Euer Geld in sicheres werthvolles Eigenthum anzulegen, durch dessen Besitz Ihr in wenig Jahren unabhängig werden könnt, wenn Ihr's jetzt noch nicht seyd. Wer sich eine Negerfamilie ziehen will, dem ist hier die schöne Gelegenheit geboten, den Grundstock anzukaufen. Sie ist vierzehn Jahre alt, gesund und fehlerfrei und kann als gutes Hausmädchen empfohlen werden. Nun, was soll ich für sie haben?"

„Achthundert," sagte einer.

„Dank Ihnen, achthundert Dollars sind für dieses ansehnliche Mädchen geboten, wer gibt mehr?" rief der Ausrufer.

„Neunhundert," sagte Fräulein Bertha, die jüngste Tochter des Verstorbenen, welche bei mehren Frauenzimmern unter dem Portale des Hauses stand.

„Neunhundert," wiederholte der Ausrufer; „wer gibt tausend."

„Ich," rief der Hagestolz Tom Green.

„Das laß ich mir gefallen," erwiderte der Ausrufer und fuhr fort: „Es sind also tausend Dollars offerirt, wer gibt mir eilfhundert?"

Er sah dabei Fräulein Bertha an und auf eine bejahende Bewegung ihres schönen Kopfes sagte er weiter:

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Fräulein Bertha, eilfhundert Dollars sagten Sie, wer gibt mehr?"

Tom Green betrachtete mit stechendem Blicke Fräulein Bertha, wie sie nachlässig an den Bändern ihres Hutes spielte und bot zwölfhundert.

„Dreizehnhundert," wiederholte Bertha.

„Vierzehnhundert," rief Tom Green und sagte lachend: „noch immer sehr billig, meine Herren."

Ueber dieses Gebot staunten die Anwesenden, und ein Beistehender sagte, daß das Mädchen nicht mehr als 1200 Dollars werth wäre, wenigstens würde er Bessere billiger verkaufen, wenn er Gelegenheit dazu fände; es müsse etwas dahinter stecken.

Fräulein Bertha's Gesicht verrieth Haß und Zorn gegen Tom Green, welcher sie mit verächtlichen Blicken ansah. Sie schien sehr aufgeregt, wandte sich an den Ausrufer und sagte: „Herr Jones," so hieß derselbe, „ich gebe 1450 Dollars für meine Dienerin."

„Das läßt sich hören, 1450 Dollars!" rief Herr Jones.

Tom Green aber sagte: „Ich denke, Sally kann für mein zukünftiges Weib ein gutes Zimmermädchen werden, denn sie scheint mir dafür erzogen worden zu seyn, sonst würde ihre Gebieterin nicht so viel für sie wagen. Aus diesem Grunde gebe ich noch fünfzig Dollars mehr."

Das war zu viel für Bertha's Gemüth. Sie fing an zu weinen. Sie konnte nun aus seiner Rede entnehmen, daß er ihre Dienerin blos aus Böswilligkeit kaufen oder vertheuern wollte. Ihre Schwester und andere beistehende Frauen suchten sie zu beruhigen. Sally, welche seither keck aufsah, fing ebenfalls an zu weinen und bedeckte ihr Gesicht mit ihrer Schürze. Es war eine rührende Scene, in welcher Tom Green triumphirend darein sah. Er betrachtete die Weinenden ganz kühl und unbekümmert. Auf die Demüthigung des Fräuleins mußte er es abgesehen haben, denn er hatte keine Beschäftigung für Sally.

Nach kurzer Zeit bot Bertha fünfzig Dollars mehr, worauf Tom Green seinen Platz verließ und sich zu einer Gruppe von Männern, welche über Politik sprachen, gesellte. Da weiter Niemand auf Sally bot, so wurde sie Fräulein Bertha zugeschlagen.

Wie ich später erfuhr, hatte etwa zwei Jahre zuvor derselbe Tom Green um die Hand des Fräuleins Bertha angehalten, wurde aber wegen seines ausschweifenden Lebenswandels von derselben nicht angenommen. Bei diesem Kaufe hatte er eine kleinliche Rache genommen und sie um etwa $ 500, welche sie für ihre Dienerin zu viel bezahlen mußte, so zu sagen beschwindelt.

Die Reihe kam nun an eine Negerin von 35 Jahren, und als eine gesunde Feldarbeiterin geschildert.

Von siebenhundert wurde bis auf neunhundert und fünfzig Dollars geboten, zu welchem Gebot dieselbe einem Sklavenhändler zugeschlagen wurde. Sobald der Name des Käufers dem Auktionator zugerufen wurde, stieß die Negerin einen fürchterlichen Schrei aus, denn jetzt erst wurde ihre Hoffnung, in der Nachbarschaft bleiben zu können, zu Schanden, und wohin sie jetzt getrieben wurde, war ihr noch unbekannt. Sie jammerte und geberdete sich schrecklich und schien verzweifeln zu wollen, so daß die meisten der Neger sehr traurig gestimmt wurden.

Der Ausrufer unterbrach aber schnell das Jammern und rief: „Wer ist der Nächste?"

An einem Stocke hinkend kam Old Black heran und sagte: „Ich hoffe, Ihr macht's schnell fertig, es wird nicht lange mehr mit mir dauern, ich bin doch nichts mehr werth."

Dann bestieg er den Tisch, nahm seinen alten Hut von seinem grauen Kopfe, der sich hin und her bewegte und stützte sich auf seinen Stock. Es wurden spaßige Bemerkungen über

den alten, fast einem Jeden bekannten Sklaven gemacht, der schon über vierzig Jahre in der Familie Williams lebte.

John Williams, der Administrator, richtete nun an die Anwesenden folgende Worte:

„Meine Herren, mit Uebereinstimmung aller Erben wählte sich Old Black einen derselben, welcher zwei seiner Kinder besitzt, zu seinem Herrn, um mit ihnen den Rest seines Lebens zuzubringen. Ich bitte daher in seinem Namen auf dieses Rücksicht zu nehmen und von seinem Ankaufe abzustehen.“ Da er alt und gebrechlich ist und überhaupt von sehr wenig Nutzen seyn kann, so wurde er dem Betheiligten einstimmig zu hundert Dollars angeschlagen.“

Diese Ansprache schien Anklang gefunden zu haben, denn es blieb lange still und schon wollte Old Black vom Tische steigen, als ein Mann mit einem rothen Bande am Rocke, ein Zeichen, daß er sich als Freiwilliger der südlichen Armee hatte einschreiben lassen und der wahrscheinlich zu viel Roberson County Whiskey vertilgt hatte, anfing:

„Bei Gott, ich gebe 150 Dollars für Old Black, er kann, während ich im Krieg bin, meiner Frau das Feuer machen und meine Pferde füttern.“

Der Ausrufer nahm des Gesetzes halber das Gebot an und wiederholte es öfters, bis endlich James Green, ein reicher Junggeselle, ihm lachend zurief: „Ich gebe zehn mehr, Old Black ist so viel werth, wenn er weiter nichts thut, als Körbe flechten und auf die Jungen achtet.“

Auf dieses antwortete John Williams ganz kühl:

„Bei mir will Old Black leben. Ihr behandelt mich und ihn unrecht, er ist für mich keinen Cent werth, doch weil er ein treuer Diener meines Vaters war, so soll seinem Wunsche entsprochen werden und er soll in unserer Familie sein Leben enden. Um nun aber Jedermann zu befriedigen, gebe ich zweihundert Dollars für ihn.“

Das war zu viel gesagt für den reichen, ränkesüchtigen James Green. Einige hundert Dollars zu verschleudern war ihm stets eine Kleinigkeit.

„Zweihundert und fünfzig gebe ich für Old Black und wenn er morgen stirbt,“ rief er dem Ausrufer zu.

Allen Anwesenden schien nun die Sache interessant zu werden, gespannt sah man dem Ende der Versteigerung entgegen, man erwartete Streit, da Beide sehr hitzig waren und an ein Nachgeben von der einen oder der andern Seite nicht zu denken war.

John Williams wurde bald weiß bald roth, er sah James Green grimmig an und bot zweihundert und fünfundsiebenzig Dollars.

„Achtzig,“ schrie der Freiwillige und fügte bei: „wenn ein verdammter Unionsmann einen Neger haben will, so soll er für ihn auch bezahlen.“

Diese Aeußerung gab mir Aufschluß, warum seinerseits gegen John Williams operirt wurde. Dieser nämlich, sein Schwiegervater und ein Anderer, waren die drei Einzigen im ganzen County, welche das Herz hatten im Juni 1861 gegen die Theilung der Union zu stimmen. Sein Schwiegervater, ein Greis von 70 Jahren, wurde im Spätsommer desselben Jahres in Leckcreek erdrosselt gefunden. Er war Tags zuvor mit seiner Frau nach Columbia aufgebrochen, welches zur Zeit von Unionstruppen besetzt war, um, wie man vermuthete, dem General Negley Nachricht über eine organisirte Guerillabande, welche sich in seiner Nachbarschaft aufhielt, zu geben. Am nächsten Tage fand man ihn erwürgt in einem seichten Wasser liegen. General Negley, davon in Kenntniß gesetzt, erließ eine Proclamation, in welcher er androhte, Alles auf fünf Meilen in der Runde, wo die That verübt wurde, verbrennen zu lassen, wenn man die Mörder nicht ausliefere. Natürlich liefen dieselben davon und die übrigen Bewohner traten reumüthig die Wallfahrt nach Columbia an, um den Treueid zu leisten, wodurch sie sich von aller Strafe befreiten.

James Green bot laut auflachend „dreihundert Dollars.“

„Dreihundert und fünfundzwanzig,“ bot Williams.

„Dreihundert und fünfzig,“ erwiderte James Green.

Darauf erfolgte eine Pause.

„Dreihundert und fünfzig für Old Black,“ ließ der Ausrufer mehremal erschallen.

John Williams stand wie versteinert und ganz blaß da. Ein Mann von Wort war er immer, auch menschenfreundlich zeigte er sich bei jeder Gelegenheit. Doch war er nicht reich, auch eher sparsam als verschwenderisch, und deßhalb schien es ihm vielleicht unweise, so viel Geld für Old Black zu verschleudern.

Schon wollte der Ausrufer das Gebot zum letzten Male wiederholen und schon machte er mit dem Stocke eine zuschlagende Bewegung, als John Williams mit sich einig geworden zu seyn schien und entschlossen sagte: „Wenn's vierhundert Dollars nicht thun, dann mag James Green Old Black begraben.“

„Vierhundert,“ folgte vom Ausrufer, „das ist das theuerste Negerfleisch, welches ich je verkaufte.“

Die Umstehenden lachten über diese Bemerkung, und sahen nach James Green, dessen Bruder nun zu ihm trat und ihm etwas in's Ohr flüsterte, worauf er dem Ausrufer zurief:

„Schlage zu, ich bin fertig, es ist genug, John Williams mag ihn jetzt einsalzen, gepfeffert ist er schon; ich würde keine fünf Cents für ihn geben, ich habe genug solch werthlose Bursche zu Hause.“

Old Black rieb sich mit seinem Aermel die Augen aus und wackelte, nachdem der Ausrufer ihn leicht mit dem Stocke an der Schulter berührte und „geh“ aus vollem Halse schrie, unter allgemeinem Gelächter der Zuschauer fort.

Es war unterdessen Mittag geworden und der Verkauf vorüber. Die Anwesenden erfrischten sich, ehe sie den Platz verließen, bei den Negern, welche Tische unter einem Baume, nahe einer Quelle, aufgestellt hatten und manchen vierte Dollar für Maisbrod, Eier und Milch einsteckten. So endete die Sklavenversteigerung auf der Williams'schen Farm bei Columbia.

N.-Y. ill. Z.

Die Rappstute.

Eine Erinnerung aus dem amerikanisch-mexikanischen Kriege.

Einige Monate nachdem die nordamerikanische Armee siegreich in die Hauptstadt Mexico eingezogen war, traf das Regiment der texanischen Rangers oder der Grenzwache daselbst ein, und ihr Einzug erweckte ebenso große Bestürzung, als wenn eine Horde Gothen vor den Thoren von Rom oder ein Pulk Kosaken vor den Thoren von Dresden erschienen wäre. Diese Texas-Rangers hatten sich einen gefürchteten Namen bei den Mexicanern gemacht, und da diese zum großen Theil kein sehr gutes Gewissen hatten, so mochten manche derselben denken, die Rangers seyen nur erschienen, um für die Sünden Santa Anna's, für den Verrath von Santa-Fé, für das Gemetzel von Alamo und den schändlichen Ueberfall von Goliad Rechenschaft zu verlangen. Die Bestürzung der Léperos wie der Gebildeten der Stadt beim Anblick der wilden Schaar, die ihren Einzug hielt, war unverkennbar, und legte sich nur allmählig, als die Texaner ruhig auf den großen Platz ritten, dort Halt machten, dann in Schwadronen abschwenkten und nach ihren respektiven Quartieren davonritten, von denen sie in aller Ordnung Besitz nahmen. Es währte mehre Stunden, bis die Bewohner von Mexico sich überzeugten, daß es auf keine Plünderung der Stadt abgesehen war.

Der Aufzug der Texas-Rangers war aber auch von der Art, daß sie den Mexicanern einiges Grauen einflößen konnten, denn sie glichen nichts weniger als einem militärischen Körper, sondern sahen ehrlich gesagt höchst piraten- und banditenhaft aus. Keine Spur von gleicher Uniformirung und Bewaffnung, — der eine in hirschledernen Kleidern von indianischer Arbeit, der Andre in einem grünen oder rothen wollenen Jagdhemd, in einem europäischen Ueberrock, in einem mexicanischen Sammtwamms oder einem Serape, der eine mit einer Pelzmütze oder Schirmmütze, der Andere mit einem Filz-, der Dritte mit einem Strohhut, der Vierte mit einem breitkrempigen mexicanischen Sombrero auf dem Kopfe. Nur Eines war Allen gemeinsam: die gefürchtete lange amerikanische Büchse mit dem kleinen Kaliber, deren Spitzkugeln so weit und so sicher trafen, und das Berittenseyn. Aber wie waren diese Bursche beritten? Statt der stattlichen hohen Kavalleriepferde, mit denen man sie kaum vor vier Monaten ausgerüstet, waren sämmtlich an die mexicanischen Gutsbesitzer, haciendados, verkauft worden, welche darnach sehr lüstern waren und bei den Hin- und Hermärschen des Regiments keine Gelegenheit versäumten, sie den Rangers gegen einheimische Pferde unter Aufzahlung einer Mütze voll blanker Silberdollars abzutauschen. Oberst Hays, welcher die Rangers befehligte, hatte zu diesem Treiben ein Auge zugedrückt, nicht blos aus Rücksicht auf seine Leute, die ihn fast abgöttisch verehrten, sondern auch in der Ueberzeugung, daß diese an Wind und Wetter gewöhnten halbwilden Pferde für den anstrengenden Dienst seiner Truppe weit geeigneter seyn würden, als die schweren hochbeinigen kentuckischen Pferde. Und so war auch von Seiten des Oberbefehlshaber ob diesem Pferdetausch ein Auge zugedrückt worden. Uebrigens wußte man auch, daß die Rangers in Feindesland es mit Mein und Dein nicht nicht sehr genau nahmen, und nichts liegen ließen, als Mühlstein und glühende Eisen.

Just um diese Zeit war ich in der Lage, mir ein zweites Reitpferd anzuschaffen, da das meinige durch eine heftige Erkältung buglahm geworden war. Ich hörte, daß einer der Rangers eine prachtvolle Rappstute zu verkaufen habe; darum ließ ich mir eine dreimonatliche Löhnung, im Ganzen ungefähr 300 Dollars, vom Quartiermeister geben und ritt nach dem Quartiere der Texaner hinüber, um das Pferd zu erkaufen, falls es mir gefiele.

Es ward mir vorgeführt, und entsprach ganz dem Rufe, welcher ihm voranging, — ein großer dunkelbrauner Araber mit kohlschwarzen Beinen und schön geschwungenem Schweif, mit einem Kopf und Hals, welche denjenigen einer Antilope an Zierlichkeit nichts nachgaben. Während ich das Pferd untersuchte, bemerkte ich ein kleines Brandmal auf seiner linken Hinterflanke, und nahm zugleich wahr, daß man verschiedene Mittel versucht hatte, dieses Zeichen unerkennbar zu machen; nachdem ich etwas darüber nachgegrübelt und das Haar zurecht gerückt hatte, erkannte ich den Buchstaben C.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Das Zeichen von einem glühenden Eisen; das könnt Ihr doch sehen, mein' ich,“ gab mir der Eigenthümer des Pferdes barsch zur Antwort.

„O ja, das seh' ich, aber dieses Pferd ist kein Mustang?“

„Keineswegs — soll auch kein Mustang seyn,“ versetzte der Ranger, und schnitzelte gleichgültig an einem Stück Lederriemen, den er in der Hand hielt, weiter.

„Warum ist das Thier aber gebrannt?“ fragte ich; „es ist doch unter den Amerikanern nicht üblich, ihre Pferde zu zeichnen, ausgenommen diejenigen, welche der Regierung gehören, und dann ist die Marke U S.*), und nicht C!“

„Jenun, Kapitän, wenn Ihr denn alles Nähere von dem Thiere wissen wollt, so erfahrt, daß dieses Pferd hier dem schlauen Fuchs Canales (einem mexikanischen Bandenführer) am Rio Grande in die Hände gefallen ist und ihm von unseren Leuten wieder abgenommen wurde. Dieser mag wohl das Zeichen eingebrannt haben, denn C steht für Canales, schätz' ich.“

„Das mag seyn, kann aber auch noch eine Menge anderer Namen bedeuten; allein wie seyd Ihr zu dem Pferd gekommen?“

„Bah, wir überfielen den Canales und seine Gelbbäuche und nahmen ihm das Thier hier wieder ab, ehe noch das versengte Haar ganz nachgewachsen war. Seyd Ihr nun zufrieden?“

Die Geschichte klang zwar etwas wahrscheinlich, aber ich konnte ihr doch keinen Glauben schenken. Das Pferd war kein mexikanisches, das war klar; denn die Pferde jenes Landes bilden eine besondere Race, welche von der englischen und arabischen so leicht zu unterscheiden ist, wie ein Schaf von einer Ziege. Gleichwohl trug sie ein mexikanisches Zeichen und war im Besitz eines Mexikaners gewesen. Es war nicht unmög-

*) d. h. Unidet States, Vereinigte Staaten.

lich, daß das Thier erst einem amerikanischen Offizier gehört hatte und diesem abgenommen und wieder zurückerbeutet worden war, wie der Ranger erzählt hatte; allein ich hatte bei dem Umzug der Texaner kein solches Pferd unter dieser Truppe bemerkt, und da ich ferner gehört, daß die Leute von Mexico von Zeit zu Zeit echtes Vollblut aus England und den Vereinigten Staaten eingeführt hatten, so fürchtete ich, das Thier möchte eines von jenen seyn. Der Texaner unterbrach aber mein Nachdenken durch eine lebhafte Bemerkung.

„Die Kreatur ist kentuckisch, — echt kentuckisch," sagte er. „Der Gaul gehört einem Lieutenant, der ihn beim Ausbruch dieses Krieges hier mit an den Rio Grande brachte. Der Gaul war mit bei Palo Alto und Monterey und bei fünf oder sechs anderen Treffen; er ist von altkentuckischer Zucht, denn in diesem Lumpenlande hier züchten sie kein solches Vollblut, denk' ich. He, Alte," wandte er sich an das Pferd und stieß es in die Seite; „halt Deine Brodfalte in die Höhe, Thierchen, denn es wird um Dich gehandelt."

In diesem Augenblick warf die Stute den Kopf in die Höhe, und wieherte laut und lange und auf jene eigenthümliche Art wie eine Stute, die erst neuerdings von ihrem Fohlen getrennt worden ist.

„Hollah, mein Mann, was ist denn das?" fragte ich.

„Sie wiehert nach einem Pferd, so viel ich höre," versetzte der Ranger kalt; „das Thier hat noch einen Kameraden, von dem es vielleicht keine halbe Stunde lang in einem Jahr getrennt worden ist; nicht wahr Bill?" der andere Ranger, welcher sich um uns versammelt hatte. — „Der andere Gaul," fuhr der Pferdeverkäufer fort, „ist in derselben Schwadron und im selben Zuge, und die beiden Gäule lassen einander nicht eine Minute lang aus dem Gesicht; der Hengst ist eben fort — einer der Bursche ritt ihn in die Schwemme, deßhalb wiehert das Thier da — nicht wahr Bill?" der Spiesgeselle bestätigte es natürlich.

„Hm, es ist aber doch seltsam," sagte ich, „daß ich diese Stute hier bei eurem Einzug nicht bemerkt haben sollte; ich war doch auf der Plaza und musterte alle eure Pferde, und da hätt' ich doch meines Erachtens ein Pferd von solch stattlichem Aussehen bemerken müssen!"

„Hört 'mal, Kapitän," versetzte der Texaner, welchen dieses Verhör zu ärgern schien; „ich hab' das Thier da mit dem Regiment hereingebracht. Wenn Ihr es kaufen wollt, so könnt Ihr es haben gegen einen guten Preis. Wollt Ihr es nicht, so liegt auch nichts daran und ich führe den Gaul wieder in den Stall. Ich brauche ihn ohnedem nur auf die Plaza hinauszuführen, so zahlt mir irgend so ein Mexikaner im Nu dafür, was ich verlange, nicht wahr Bill? — Und was das anlangt, Kapitän, daß Ihr den Gaul bei unsrem Einmarsch nicht bemerkt habt, so ist daran gar nichts Besondres. Der arme Gaul war ganz dicht mit Schweiß und Staub bedeckt und abgetrieben, und damals so mager wie ein alter Bulle zur Winterszeit. Die Stute ist zwar jetzt auch nicht fett, aber sieht doch nun besser aus, denk' ich, — nicht wahr, Bill?"

Das schmucke Thier gefiel mir so gut, daß ich mir vornahm, das Wagniß zu bestehen und dasselbe zu kaufen. Wenn allerdings der frühere Besitzer das Thier wieder reklamirte, so mußte ich es wieder herausgeben; aber ich dachte, der Ranger werde mir dann lieber mein Geld wieder zurückgeben, als sich in Arrest stecken lassen. — „Was wollt Ihr um das Pferd?" fragte ich, als ich zum Kaufe fest entschlossen war."

„Zweihundert und fünfzig Dollars," war die Antwort, „das ist spottbillig, — nicht wahr, Bill?"

Ich bot 200 Dollars, aber ohne Erfolg. Der schlaue Ranger sah, daß ich einmal in das Pferd verschossen war, und ließ sich trotz alles Feilschens nicht von seiner ursprünglichen Forderung abbringen, so daß ich endlich in die Tasche stach und ihm die verlangte Summe hinlegte. Ein Kaufsvertrag, welchen der Ranger unterschrieb und sein Kamerad Bill als Zeuge beglaubigte, gab dem Handel die erforderliche Gültigkeit, und die Stute ward sogleich nach meinem Quartier gebracht. Unter dem sorgsamen Striegel meines mexicanischen Reitknechts Vicente war die Stute bald das bewundertste Reitpferd, das auf dem Paseo (der Promenade) erschien, und ich hatte viele Neider.

Etwa zehn Tage später machte eine Gesellschaft Offiziere zum Zeitvertreib (denn wir hatten ja nichts zu thun) einen Ausflug nach Real del Monte, einem reichen Silberbergwerk in den Gebirgen, welche den Nordosten des Thals von Mexico begränzen. Es stand nämlich dort eine Abtheilung amerikanischer Truppen, worunter viele Kameraden von uns, die im Verein mit einigen in jener Gegend wohnenden englischen haciendados oder Landwirthen zu einem Besuche der Bergwerke eingeladen hatten. Wir konnten dieser Versuchung nicht widerstehen und schickten uns daher zum Aufbruch an. Wir waren im Ganzen unserer acht oder zehn, welche Urlaub genommen und erlangt hatten; und da wir unsern Ausflug auch noch auf die alte Stadt Tezcuco und die Pyramiden von Teotihuacan ausdehnen wollten, deren Umgebung damals von feindlichen Streifbanden unsicher gemacht wurden, so ließen wir uns noch ein zwanzig Mann Dragoner zur Escorte mitgeben.

Am Morgen unserer Abreise war ich gerade im Begriff, mich in den Sattel zu schwingen, um mein neuerkauftes Pferd zum ersten Mal auf einer größern Tour zu reiten, als ein kleiner hagerer Mann in mexicanischer Tracht mich mit einem: „Buenas dias, señor capitan!" begrüßte. Dieß war nun gerade nichts Außerordentliches, allein dennoch wollte mich bedünken, dieser Herr verlange nach irgend einer Unterredung mit mir. Ich erwiderte also seinen Gruß und wünschte zu erfahren, was er von mir verlange. Der Fremde zögerte einen Augenblick, betrachtete dann mein Pferd und sagte: „La yegua, capitan (die Stute, Kapitän)!"

„Dieses Pferd da? — nun, was ist damit?" fragte ich mit klopfendem Herzen.

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, Kapitän, daß Sie ein gestohlenes Pferd gekauft haben," versetzte der Herr mit einer höflichen Verbeugung.

„Oho, ein gestohlenes?" rief ich mit einem unwillkürlichen

Schreck, denn der Gedanke, das Pferd, welches mir inzwischen so lieb geworden war, wieder herausgeben zu müssen, war mir peinlicher als der drohende Verlust meiner 250 Dollars.

„Ja, Kapitän, so ist es; das Pferd gehört einem gewissen Don Miguel Castro, dessen Agent oder Majorazgo zu seyn ich die Ehre habe."

Don Miguel Castro? dachte ich; das C bedeutet also Castro, und so träfe dann Alles zu, und ich muß ohne Zweifel das Pferd wieder herausgeben. — „Aber mein bester Herr," erwiderte ich ihm nach einer Pause des Nachdenkens, „wie soll ich mich denn vergewissern, daß Ihre Angaben richtig sind?"

„Durch dieses Certificat des Herrn Smith hier," gab er mir zur Antwort und überreichte mir ein zusammengefaltetes Papier, in welchem ich bei flüchtiger Musterung eine regelrechte Kaufsurkunde, ausgestellt von dem berühmten mexicanischen Pferdehändler Joe Smith, erkannte, worin das Pferd bis auf's Haar hinaus genau beschrieben war.

„Dieß scheint ganz richtig zu seyn," bemerkte ich und gab ihm die Urkunde zurück; „allein Sie werden Ihren Anspruch erst vor dem Oberbefehlshaber geltend machen und seine Berechtigung beweisen müssen, worauf ich Ihnen das Pferd aushändigen werde; einstweilen adios, caballero!" Damit gab ich meinem Pferde die Wade und ritt meinen Kameraden nach mit dem festen Entschluß, wenn ich je mein Pferd wieder herausgeben müsse, wenigstens zuvor einen größern Ritt darauf zu machen. —

Wir brachten ungefähr acht Tage im Gebirge zu und genossen jedes Vergnügen, das unsere Freunde uns nur verschaffen konnten. Die warmherzige Gastlichkeit der englischen haciendados war um so wohlthuender durch den Kontrast mit der kalten, förmlichen, finstern Weise der spanischen Creolen und der Mexicaner, welche in uns nur die Besieger und verhaßten Zwingherren sahen. Allein unser Urlaub neigte sich seinem Ende zu und wir mußten zur Pflicht und zu unserem Dienste zurückkehren. Nach einem gefühlvollen Abschiede und dem Versprechen, bald wiederkehren zu wollen, schwangen wir uns in den Sattel und lenkten unsere Thiere heimwärts. — Es war unsre Absicht gewesen, in einem einzigen Tage nach Hause zu reiten, allein der Steigbügeltrunk hatte uns allzu lange vom Aufbruche abgehalten, und die gewaltig finstre Nacht überkam uns, als wir gerade über die Landenge zwischen dem Tezcuco- und dem San-Christobal-See hinritten. Der Weg war tief, kothig und ungangbar und zu beiden Seiten von grundlosen Zancas oder Pfützen von Schlamm und Wasser begrenzt. Das kleine Dorf San Christobal lag in einiger Entfernung abseits am Ufer des See's, und so schwenkten wir denn von der Straße ab und ritten dorthin in der Absicht, dort bis zum Morgen zu bleiben. Endlich ward das Pueblito oder Dörfchen erreicht, und mit der Erlaubniß des Alcalden pflöckten wir unsere Pferde auf der Plaza an und setzten uns in den Besitz eines leeren cuarto, das, sammt der Zugabe einiger Millionen Flöhe, zu unserer Verfügung gestellt wurde. Trotzdem daß wir Geld und gute Worte anboten, konnten wir doch kein Abendbrod bekommen, und wir hatten Erfahrung genung, um zu wissen, daß wenn ein solches um Geld nicht zu haben war, wir durch Gewalt noch weniger dasselbe ertrotzen konnten. Ein Gericht in Speck geschmorter Frijolen, eine Tortilla oder Pfannkuchen und ein Napf voll sauren Pulque (Cider aus dem Saft des Blüthenstengels der Agave americana) war Alles was wir auftreiben konnten; dieß verzehrten wir, zündeten unsere Cigarren an, breiteten unsere Decken über und unter die Flöhe und schickten uns zu einer mehr oder minder erträglichen Nachtruhe an.

Ich sprach zufällig sehr geläufig Spanisch, und war überhaupt der einzige unter meinen damaligen Reisegefährten, der sich dieses Talents rühmen konnte. Der Alcalde, mit welchem wir zu verhandeln hatten, wandte sich daher nur an mich, und war ein umgänglicher alter Kerl, der offenbar eine Freude an mir hatte. Er war bis zum späten Abend bei uns geblieben und hatte mit sichtlichem Behagen von meinen Havana-Cigarren geraucht. Als ich gerade im Begriff war, meinen Teppich zu ergreifen, um mich neben den Anderen auf den Boden niederzustrecken, zupfte mich der alte Jose Maria (so hieß der Alcalde) am Aermel, winkte mir aus der Thüre und flüsterte mir zu, sein ganzes Haus stehe zu meiner Verfügung. Ich war zwar geneigt, dieß für eine blose Redensart zu halten, wie sie in Spanien und Frankreich der gute Ton verlangt, aber Jose Maria wiederholte seine Einladung noch einmal so eindringlich, daß ich ihm um so bereitwilliger folgte, je weniger es mich Mühe kostete, mich von dem armseligen Cuarto hinweg locken zu lassen. Ich folgte also dem Alcalden über die Plaza hinüber nach seinem Hause, wo uns eine dicke, muntre alte Frau, Jose Maria's theure Ehehälfte, willkommen hieß. Bald darauf kam eine andre Dame zum Vorschein, die weder so alt und dick noch so munter war wie die Doña, sondern einen sehr dunklen Teint hatte und ein gefährlich blitzendes schwarzes Auge, das unter halbmondförmigen dichten schwarzen Wimpern hervorglühte, und mir als die Tochter des Alcalden vorgestellt wurde.

Die beiden Frauenzimmer vergeudeten nur wenig Zeit an eitle Bewillkommungsphrasen, sondern Jose schnalzte mit den Fingern und im nächsten Augenblick stand ein Hachis von Truthahn nebst einer großen Schüssel voll Molé dampfend auf dem Tisch, gefolgt von anderen Vor- und Zwischenspeisen, welche sämmtlich mit spanischem Pfeffer in allen Formen stark gewürzt waren. Ich ließ mir dieses Abendbrod in der Familie des Alcalden weidlich munden und lachte in's Fäustchen über den Vortheil, den mir mein Spanisch vor meinen Gefährten verschaffte, die ohne Zweifel eine ebenso mangelhafte Nachtruhe wie Abendbrod hatten. Auch ward mir bald noch behaglicher zu Muthe, als nach eingenommener Mahlzeit Jose Maria aus einem Alcoven eine seltsam geformte altväterische Flasche zum Vorschein brachte, deren versiegelter Kork in mir aufregende Visionen von Madeira- oder Teneriffa-Wein heraufbeschwor. Der köstlich duftende Wein perlte bald in den Gläsern und ich war glücklicherweise im Stande, durch meine Cigarrenbüchse noch zur abendlichen Unterhaltung beizutragen; mein Wirth und ich saßen daher, nachdem die Frauenzimmer sich zurück-

gezogen hatten, noch ein Stündchen bei Wein und Cigarren, und plauderten von allerhand Dingen, namentlich auch von den texanischen Rangers, von denen der würdige Alcalde eine sehr geringe Meinung hatte. Dieses Corps schien nämlich unlängst einen Streifzug in dieser Gegend gemacht und sich dabei nicht sehr löblich aufgeführt zu haben. Es war schon spät (oder besser gesagt schon frühe), als Jose die Flasche zum letzten Male umdrehte, mich nach meinem Zimmer geleitete und mir mit einem „Posa Vm. buena noche!“ (Gute Nacht) die Hand drückte. In dem Stübchen fand ich einen für jenes Land großen und seltenen Luxus, nämlich ein Bett mit reinlichen Laken, und im Handumwenden lag ich zwischen denselben und war eingeschlafen.

Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich meine Kameraden schon auf der Plaza mit den Zurüstungen zum Aufbruch beschäftigt. Es war erst um Tagesanbruch, aber die armen Bursche waren so sehr von Flöhen zerstochen und so hungrig, daß sie in der Ueberzeugung, es sey in San Christobal nichts zu essen zu bekommen, beschlossen hatten, sogleich wegzureiten und in Guadalupe zu frühstücken. Ich wollte mich eben anschicken, sie zu begleiten, als mir Jose in's Ohr flüsterte, das Frühstück werde in fünf Minuten fertig seyn und ich solle doch ja noch warten. Dieses Anerbieten war sehr verlockend, denn mein Befinden ließ nichts zu wünschen übrig, und die frische Morgenluft hatte mir wieder einen tüchtigen Appetit gemacht. Wenn das Frühstück nur einigermaßen dem Abendbrod entspricht, dachte ich, so verlohnt es sich schon, es abzuwarten, denn in Guadalupe treffen wir es gewiß nicht besser, und ein Vogel in der Hand 2c.; ich konnte ja überdieß mit meinem prächtigen Pferde, das sich als ein ganz vorzügliches Reisepferd erwiesen hatte, meine Gefährten bald wieder einholen. Ich versprach also dem Alcalden, sogleich nachzukommen, und er ging voran, um den Frühstückstisch zu bereiten.

Einige Minuten später waren meine Gefährten im dunklen Zwielicht davongeritten und ich allein im Dorfe zurückgeblieben, was vielleicht keiner meiner Kameraden bemerkt hatte, oder was, wenn es je bemerkt worden war, zu keinerlei Besorgnissen Anlaß gab, da man mich für alt genug hielt, um für mich selber zu sorgen. Mein Wirth hielt sein Versprechen, denn in weniger als fünf Minuten dampfte das Frühstück auf dem Tisch, und machte dem Abendbrod keine Schande. Da waren Schinken mit Eiern, ein Pfannkuchen mit Speck, ein Fricassé von Huhn, eine Schüssel Chile rilleno, eine andre mit Chile colorado und beliebig viel leichter französischer Rothwein, um den Pfeffer damit hinunter zu spülen, und hinterher noch eine Tasse solch köstlichen Kaffee's, wie ihn nur Spanier zu bereiten verstehen; endlich erschien noch ein Glas guten alten Maraschino und eine Cigarre zum Beschluß, und da der Tag nun angebrochen war, stand ich vom Tische auf, um mich zu verabschieden, drückte zuerst der Señora, dann der Señorita die Hand und verließ unter einem Hagel von Segenswünschen das Haus, gefolgt von Jose Maria selbst. Mein Pferd stand gesattelt und gezäumt vor der Hausthüre; ich warf ihm den Zügel über den Hals, und wollte gerade den Fuß in den Bügel setzen, als mein Wirth mich leicht auf den linken Arm klopfte und mir mit einer Art entschuldigenden Lächelns ein Stückchen Papier präsentirte mit den Worten: „Sa cuento chiquita, capitan!“ (Ihre kleine Rechnung, Hauptmann!)

„Eine Rechnung?“ fragte ich, als ich mich einigermaßen von meinem Erstaunen erholt hatte.

„Chiquitita (winzigklein)!“ versetzte Jose kaltblütig.

Ich nahm die „winzigkleine Rechnung“ in die Hand, öffnete sie und las in gutem Spanisch folgendes: „Einen Thaler für Abendbrod, einen Thaler für Logis, einen Thaler für Frühstück, drei Thaler für Wein — in Summa: sechs spanische Thaler.“ Ich glaubte, der Alte wolle sich einen Spaß mit mir erlauben, und starrte erst Jose, dann die Rechnung an, dann wieder Jose mit einem pfiffigen Lächeln, um ihm zu bedeuten, daß ich seinen Scherz verstehe und nicht übelnehme; allein nachdem diese stumme Pantomime einige Minuten gewährt hatte, ward ich inne, daß es Jose Maria mit seinem Verlangen bitterer Ernst sey, denn seine Züge blieben so starr und unbeweglich wie diejenigen der ehernen Bildsäule Karl's V. auf der Plaza der Hauptstadt. Als ich zu dem Schluß gekommen war, daß der schlaue alte Fuchs mich auf diese Weise ausbeuten wollte, hatte ich anfangs große Lust, ihm die Zeche mit der Reitpeitsche zu bezahlen und davon zu reiten, aber ich sah bei näherer Erwägung ein, daß ich dann sicher den Kürzeren ziehen würde und mich von einem Haufen roher grausamer Peones und Léperos umringt sähe, die nur auf die Gelegenheit warteten, an einem Amerikaner ihr Müthchen zu kühlen. Die Sache war ärgerlich, aber nicht zu ändern; ich gelobte mir daher im Stillen, niemals wieder der mexicanischen Gastfreundschaft zu trauen, holte meine Börse hervor, zahlte meine sechs Dollars mit Widerstreben, wünschte in gutem Deutsch den Alcalden in den Brennpunkt der Hölle, gab dann meinem Pferde die Sporen und ritt mit verhängten Zügeln davon.

Ich war so ärgerlich über den mir gespielten Streich, daß ich eine geraume Zeit wie toll dahin sprengte; dann aber brachte ich mein feuriges Roß in einen leichten Paß und lachte bis ich beinahe heiser war. Ich hielt gerade auf Guadalupe zu, wo ich meine Freunde inmitten ihres Frühstücks einzuholen hoffte. Ich wollte ihnen jedoch nichts von der cuenta chiquitita sagen, denn ich hätte diese lieber doppelt bezahlt, als mich dafür auslachen lassen.

Unter solchen Gedanken und einem lauten Gelächter, das bisweilen die Echo's des Waldes weckte, hatte ich San Christobal vielleicht schon eine deutsche Meile weit hinter mir gelassen, als mein Pferd plötzlich ein lautes Wiehern ausstieß und in einen Nebenweg einbog. Die Zügel hatten ihm seither locker auf dem Hals gelegen, und ehe ich sie noch aufraffen konnte, war die Stute schon auf dem neuen Wege und sprengte aus Leibeskräften dahin. Ich zog aus aller Macht am Stangenzügel, aber das Gebiß war ein sehr leichtes neumodisches, und bei meinem raschen Zerren brach mit Einem Male der eine Ring entzwei und der Zügel flog mir mit einem Ruck entgegen, und ich hatte nur noch Einen, mit dem ich das Pferd auf offenem Terrain allerdings hätte herumwerfen können,

allein ich ritt einen engen Feldweg hinein, der zu beiden Seiten je mit einer dreifachen Reihe von Maguey-Pflanzen (Agave americana) besetzt war, deren stachlichte Blätter sie zu vollkommenen spanischen Reitern machten. Hätte ich also mein Pferd nach der einen Seite herumgerissen, so würde es ohne Zweifel in die Magueyhecke hineingesprungen seyn und mich an deren bajonettförmigen Spitzen gespießt haben. Ich mußte daher wohl oder übel nur meinen Sitz behalten und mein Thier auslaufen lassen, was bei diesem tollen Rennen nicht allzu lange mehr anstehen konnte, denn der Gaul sprengte daher, als liefe er um einen Wettrennpreis, und warf nur von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe, um jenes seltsame wilde Wiehern auszustoßen, das ich schon bei seinem ersten Anblick bemerkt hatte.

„Und weiter, weiter hopp, hopp, hopp, ging's fort in sausenden Galopp," durch die hohen Alleen, die mir im Vorüberreiten wie eine grüne Wand erschienen, an mehreren Ramsos oder Weilern vorüber, wo die Leperos unter den Thüren lungerten, ihre Hüte in die Luft warfen und mir Viva zuriefen, dann ging es auf ein großes Gebäude, eine Hacienda, zu, welche vor mir lag, und an deren Fenstern ich Frauenzimmer zusammen laufen sah. Ich schämte mich ordentlich bei dem Gedanken, was für eine Don Quixote's-Figur ich in den Augen dieser Leute spielen müsse, wenn sie mich so vorüberreiten sähen! — Vorüberreiten? Ja, gehorsamer Diener! In dem Augenblick, wo mir jene Idee durch den Kopf schoß, brach mein Pferd jählings links aus, schleuderte mich dadurch beinahe aus dem Sattel und sprengte gerade zum Hauptthore dieses Herrenhauses hinein. Noch drei Sprünge und meine Stute war im Patio oder mittleren Hofe des Hauses, wo sie jählings stehen blieb, den Kopf emporwarf, ein weiteres Gewieher ausstieß und dann mit dampfenden, hochaufathmenden Flanken wild um sich blickend stehen blieb. Das Wiehern ward sogleich von innen beantwortet, und im nächsten Augenblick kam ein halb erwachsenes Füllen aus einem Thorweg herbeigesprungen und mit allen Zeichen kindlicher Zärtlichkeit und Wiedererkennens zu uns hergelaufen.

Ich hatte noch nicht Zeit, mich von meiner Ueberraschung zu erholen, als aus dem Portale eine liebliche Erscheinung hervorstürzte und über den Patio herübergelaufen kam: es war ein wunderhübsches Mädchen in der ersten vollsten Blüthe der Jugend, das, ohne sich anscheinend an meine Anwesenheit zu kehren, herbeieilte und seine Arme um den Hals des Arabers schlang, welcher seinen Kopf herunterbog um den gewohnten Kuß zu empfangen, worauf das Mädchen seine Lippen auf die sammetweiche Schnauze des Pferdes drückte und unter Freudenthränen ausrief: „Ah, mia yegua buenita! Mora, Morita, digame de don de viene, Morita?" (Ach, mein hübsches Pferdchen, Mohrin, kleine Mohrin! sag' mir woher kommst du denn, kleine Mohrin?) Die Stute erwiderte auf dieses alles nur mit einem leisen Wiehern, wandte sich dann von dem einen geliebten Wesen, die sie liebkosten, zum andern und schien ganz unschlüssig zu seyn, welchem von beiden sie die meiste Aufmerksamkeit schenken solle. Ich saß ganz sprachlos da und betrachtete mir den seltsamen Auftritt — das bildschöne Mädchen mit dem glänzend schwarzen, ellenlangen Haar, das fessellos über ihre weiße nackten Schultern und auf ihre vollen schneeweißen Arme, auf ihre blitzenden thränenfeuchten, freudestrahlenden Augen und sammetnen Wangen herabfiel, die in der Farbe der Gesundheit und Frische der Pfirsichblüthe glänzten, — ich schwelgte im Anschauen der schmalen rothen Lippen wie zerquetschte Rosenknospen, die sich auf die glatte Haut des Arabers drückten! — Mir war zu Muthe wie in einem Traume, — mich dünkte, ich läge noch zwischen Jose Maria's reinlichen weißen Laken .... Aber in diesem Augenblick kamen unter dem Portale noch einige andere Damen und mehrere Herren zum Vorschein und der Thorweg füllte sich schnell mit den Palados, welche mich im Vorüberreiten an der Rancheria angerufen hatten. Es war also kein Traum, sondern eine Wirklichkeit, die mich unverkennbar binnen Kurzem noch weit höher zu stehen kommen sollte, als das Nachtquartier bei dem Alcalden! Glücklicherweise waren die Dünste von Jose Maria's Maraschino einstweilen aus meinem Hirn verzogen, und ich begann nun zu begreifen, woran ich war. Unverkennbar war meine Stute nach Hause gekommen, und das junge Mädchen war ihre Herrin, jener alte Herr mit dem weißen Schnurrbart und den dunklen Braunen und der ernsten Stirne Don Miguel Castro. Diese beiden Punkte waren sonnenklar, ebenso wie die Thatsache, daß ich hier in eine saubere Patsche gekommen, beziehungsweise durch das Pferd in eine solche gebracht worden war. Weniger klar war mir, wie ich mich mit Anstand aus der Geschichte ziehen sollte. Sollte ich Alles gestehen und mich den Leuten auf Gnade und Ungnade ergeben? Nein, ein Blick auf das zerlumpte Gesindel, das sich unter dem Thorwege sammelte und nichts sehnlicher zu wünschen schien, als mich in die Pferdeschwemme zu werfen oder mich an einen soliden Baumast aufzuknüpfen, widerrieth dieß. Ich mußte mich mit dem zerbrochenen Ring am Gebiß entschuldigen, um mir einen zerschlagenen Kopf zu ersparen. Mit dem raschen intuitiven Scharfblick, den uns die Gefahr gibt, erkannte ich die ganze Sachlage, fand aber auch ein Auskunftsmittel.

Mittlerweile waren die Herren unter der Anführung des alten Don in den Hofraum herunter und bis zu der Stute herangekommen, auf welcher ich noch immer saß. Seither waren die Leute offenbar bestürzt gewesen, denn sie hatten anfangs geglaubt, eine Abtheilung Rangers folge mir auf der Ferse. Da sie aber aus den Berichten des Rancheros entnommen, daß ich allein sey, umringten sie mich nun mit finsteren forschenden Blicken. Hier war also keine Zeit zu verlieren; ich durfte sie nicht recht ahnen lassen, auf welche Weise mein Zügel gebrochen sey und daß sie dem Pferd allein meinen Besuch verdankten. Ich sprang also so kaltblütig und entschlossen aus dem Sattel, als ob ich vor meiner eigenen Stallthüre abstiege, ging mit zuvorkommender Artigkeit dem alten Herrn entgegen und erkundigte mich, ob ich die Ehre habe Don Miguel Castro zu sprechen, was dieser schnell und etwas barsch bejahte.

„Dieses Pferd gehört Ihnen, mein Herr?" Wiederum

eine barsche Bejahung. „Es ist Ihnen neulich gestohlen worden durch einen texanischen Ranger?“

„Nein, durch einen Räuber,“ erwiderte Don Miguel mit einem grimmigen Blicke, der sich augenblicklich in den Gesichtern aller Umstehenden wiederspiegelte.

„Jenun, ein ehrlicher Mann war er allerdings nicht,“ sagte ich mit einem Lächeln; „Sie haben einen Agenten in Mexico, Señor, welcher neulich dieses Pferd in Ihrem Namen von mir zurückverlangte?“ fuhr ich fort; „ich hatte das Thier von dem Texaner gekauft, der mich über dessen frühere Geschichte hinterging. Da ich nun Ihren Agenten nicht kannte und er sich nicht genügend auszuweisen vermochte, so sagte ich ihm, ich könne das Pferd nicht eher herausgeben, als bis er seine Ansprüche vor dem Oberbefehlshaber geltend gemacht haben würde, oder bis ich selber die Ehre haben könne, Sie zu sprechen....“

„Ich weiß das alles,“ versetzte Don Miguel finster; „und nun, was weiter?“

„Ich war mit einer Gesellschaft von Bekannten hier in der Nähe, hörte zufällig von Ihrem Wohnort, und ritt nun herüber, um mit Ihnen wegen des Pferdes zu reden. In dieser Absicht bin ich jetzt hier, wie Sie sehen, und habe mich zunächst wegen der Art und Weise meines jähen Erscheinens zu entschuldigen. Aber das Pferd ging im Uebermaß der Freude darüber, daß es wieder seiner Heimath zu gelenkt ward, mit mir durch, zumal der Ring des rechten Stangenzügels abgerissen war.“

Ich schäme mich dieser Nothlüge, aber sie war nicht zu vermeiden; ich sah deutlich ein, daß mein Leben in großer Gefahr war. Die Texaner hatten erst vor Monatsfrist diese Gegend durchstreift, geplündert und hier von der Hazienda die Stute hinweg geführt; mehrere Leute hatten bei Vertheidigung ihrer Habe das Leben eingebüßt, die Einwohner waren daher sehr erbittert und wären höchst erbötig gewesen, an mir das Recht der Wiedervergeltung zu üben und mich auf den leisesten Wink ihres Gebieters an einen Baum aufzuknüpfen; — dieß mag daher das etwas veränderte Kolorit rechtfertigen, welches ich der Sache gab. Don Miguel stand eine Weile ganz betreten über meine Mittheilungen, und ich fuhr daher fort: „Ich brauche nicht mehr zu fragen, ob Sie der Eigenthümer des Pferdes — die Umstände haben bereits alle meine Zweifel beseitigt. Wollen Sie daher die Gewogenheit haben, durch einen Ihrer Leute das Pferd absatteln zu lassen?“

„Sehr gerne, mein Herr,“ erwiderte der Don.

„Darf ich Sie ferner ersuchen, mir Sattel und Zaum einstweilen aufbewahren zu lassen, bis ich eine Gelegenheit habe, darnach zu schicken?“

„Mit größtem Vergnügen, mein Herr,“ versetzte der Don ganz freundlich.

„Und nun, Don Miguel Castro,“ fuhr ich fort, — „habe ich noch Eine Bitte an Sie, nämlich die Bitte um Ausstellung einer Urkunde darüber, daß Sie Ihr Pferd wieder zurückerhalten haben, weil ich eines solchen Ausweises bedarf, um wieder zu meinem Gelde zu kommen!“

Inzwischen waren der Don und seine Gesellschaft ganz überwältigt von meiner seltenen Großmuth und Uneigennützigkeit; die finsteren Blicke verschwanden, die Pelados wurden aus dem Patio gejagt und fünf Minuten später streckte ich meine Beine unter den Familientisch, im besten Einvernehmen mit der ganzen Hausgenossenschaft, sogar das wunderschöne oben erwähnte Mädchen mit eingeschlossen, dem ich seinen Liebling wieder zurückgebracht hatte. Es war ein Glück für mich, daß ich nicht hier in der Nachbarschaft im Quartier lag, sondern hätte mir das wunderholde schöne Wesen noch meine Ruhe und mein Herz geraubt; — so aber wie die Sachen standen, entkam ich noch ziemlich unangefochten dem Feuer ihrer wunderholden Augen, und kann dieß nur einer gewissen Unempfindlichkeit zuschreiben, in welche mich der ganz vortreffliche Bordeauxwein aus dem Keller des Don Miguel versetzte. Wie ich die Hazienda verließ, vermag ich kaum mehr zu beschreiben. Ich entsinne mich nur dunkel, daß ich in ein gelbes Fuhrwerk kletterte und auf einer ziemlich ebenen Straße dahinrollte, und daß ich unterwegs einem Zug Dragoner begegnete, die mir erklärten, sie seyen ausgeschickt worden, um nach mir zu suchen, da man mich bereits halb verloren gegeben habe. —

Zwei Tage später begab ich mich nach dem Quartier der Texaner, um den Ranger aufzusuchen, und hörte zu meinem Aerger, daß er schon abmarschirt war. Seine Kompagnie oder Schwadron hatte den Befehl erhalten, als Bedeckung eines Wagenzugs nach Vera Cruz zu gehen, wo sie dann aufgelöst und heimgeschickt werden sollte. Ich gab in Gedanken schon meine 250 Dollars verloren. Als ich jedoch auf der Rückkehr aus Mexico nach Texas kam, traf ich ganz zufällig meinen Mann im Lager der Rangers zu Encerro. Er hatte zwar keinen Dollar mehr im Vermögen: die fandangueras oder Tänzerinnen von Jalapa hatten ihm die Taschen ganz rein gefegt; allein ich muß ihm die Genugthuung wiederfahren lassen, daß er alles that was in seinen Kräften stand, um mir eine entsprechende Entschädigung zu geben. Er ging hinter die Zelte und kam nach einigen Minuten mit einem großen hübschen Schweißfuchsen an der Kampirleine zurück, den er mir mit der üblichen Förmlichkeit und mit folgenden Worten übergab: „Da nehmt den Gaul, Kapitän. Ich sag' Euch, 's gibt kein zweites Stück Pferdefleisch wie dieses hier mehr in unserm ganzen Lager, und ich kann's Euch beschwören, daß jener Rappe sich nicht entfernt mit diesem Gaul hier messen konnte!“ —

A. Nellenburg.

Der Reiher.

Eine Biographie aus der Naturkunde.

(Schluß.)

Wir wollen Herrn Knox seinen Besuch bei dem Reiherstande von Parham theilweise mit seinen eigenen Worten schildern lassen. „Ich wand mich mühsam durch den dichten Wald von Tannen und Kiefern, worin der Reiherstand liegt, denn

mein Zweck war, den Nestern möglichst nahe zu kommen, um eine gute Ansicht von den Vögeln selbst zu gewinnen, ehe diese diese meine Anwesenheit inne wurden. Während meines Vordringens konnte ich den unbeschreiblichen, halb quakenden halb zischenden Ton deutlich hören, welchen die jungen Vögel ausstoßen, wenn sie von den alten gefüttert werden. Mit Einem Male trat ich aus Versehen auf ein Stück dürres Holz, und das Krachen dieses zerbrechenden Steckens änderte im Nu die ganze Scene: die noch nicht flüggen Nestvögel waren im Nu ganz stumm, und die sämmtlichen alten Vögel flogen plötzlich auf. Einige schwangen sich unter lautem Geschrei zu einer bedeutenden Höhe in die Luft, andere flatterten schwerfällig um die Baumwipfel, als ob sie nur ungerne den Platz verließen, ehe sie die Ursache der allgemeinen Bestürzung entdeckt hatten, und etliche von den weniger furchtsamen nahmen sogar ihre Stellung auf den hohen Aesten wieder ein. Ich erhob nun meine Fernröhre und vermochte einen ganz stattlichen Vogel sehr genau zu beobachten, wie er gleichsam als Wächter auf seinem Neste stand, aufrecht wie ein Falke, den langen anmuthigen Hals auf's äußerste ausgestreckt, seinen scharfen Blick rings in die Runde streifen lassend, als ob er damit sogar durch die Dämmerung des Waldes dringen könnte. Mit Hülfe meiner Fernröhre konnte ich wahrnehmen, daß der Reiher, welcher meine Aufmerksamkeit angezogen hatte, ein sehr alter Vogel war, wie sein langer Federschopf (Zopf) und das reine weiße Gefieder der Brust und des Halses bewies, mit denen die Reihen von pechschwarzen Flecken an den Seiten des letztern wunderschön kontrastirten."

Da Knox viel daran gelegen war, die jungen Vögel genauer zu betrachten, so erkletterte er eine Tanne, auf deren Gipfel ein Nest war. Er lief dabei Gefahr, in den brüchigen Zweigen seinen Fußhalt zu verlieren, und es war ihm gar nicht sehr wohl zu Muthe als der hohe schlanke Stamm, welcher mit dem gewaltigen breiten Nest auf seinem Gipfel schon genugsam belastet war, unter seinem eigenen Gewicht mit Einem Male hin und her zu schaukeln und zu schwanken begann. Er ging auf einem der Aeste unmittelbar unter dem Neste so weit hinaus, daß er im Stande war, den Rand des letztern zu erreichen, hielt sich nun hier mit der einen Hand fest und erforschte mit der andern theilweise den Inhalt des Nestes. Er fand in demselben drei junge Reiher: zwei davon kalt und todt, den dritten noch warm und lebend, welcher der Berührung seiner Hand gar nicht auszuweichen schien. "Ich zog mich nun mit beiden Armen so hoch hinauf, bis mein Gesicht in gleichem Niveau mit dem Neste war, allein ich hatte kaum Zeit zu bemerken, daß es einen gesunden und vollkommen flüggen Vogel enthielt, welcher behaglich auf den Körpern seiner verendeten Brüder saß, als der junge Reiher heftig nach meinen Augen schnappte, obschon er vorher bei Einführung meiner Hand kein Mißvergnügen an den Tag gelegt hatte. Ich vermochte meine Augen nur dadurch zu schützen, daß ich schnell den Kopf senkte und den Stoß des Schnabels an einer minder verwundbaren Stelle empfing. Der Vogel kletterte dann aus dem Nest nach dem Ende eines benachbarten Astes, wohin ich ihm zwar nicht folgen konnte, von wo ich ihn aber abzuschütteln mich bemühte, wiewohl für eine lange Zeit vergeblich. Er hielt sich mit außerordentlicher Hartnäckigkeit fest, und selbst nachdem er sein Gleichgewicht verloren hatte und einige Minuten lang kopfüber herunterhing, erfaßte er plötzlich, als ich gerade sein Herunterfallen erwartete, den Ast mit seinen Fängen noch fester als zuvor, schleuderte dann seinen biegsamen Hals in die Höhe und ergriff mit seinem Schnabel einen Zweig, den er mit all der Zähigkeit und Ausdauer eines Papageien umkrallte. Ich fuhr daher fort an dem Ast zu rütteln, und nachdem ich hierin einige Minuten ausdauernd gewirkt hatte, ließ er allmählig seinen Halt nach und erreichte endlich halb flatternd, halb durch die horizontalen Aeste des Baumes unter mir hinunterfallend, den Boden wohlbehalten."

Das Nest hatte einen Durchmesser von ungefähr vier Fuß. Stecken von Lärchen- und Fichtenholz bildeten die Außenseite, und die Materialien wurden gegen das Innere hin feiner, welches dann mit sehr dünnen und gut verflochtenen Fichtenzweigen durchaus angefüllt war. Den bei dieser Gelegenheit gefangenen jungen Reiher nahm Knox mit nach Hause, beschnitt ihm den einen Flügel theilweise und hielt ihn in einem großen Oekonomiehofe, wo man ihm in den ersten drei Monaten einen kleinen Teich mit Fischen zu seinem Unterhalte versah. Später aber lebte der Reiher auf vertrautem Fuße mit drei zahmen Raben und fraß sogar noch begieriger als seine schwarzen Freunde alles was man ihm darreichte. Sein Lieblingsstandort war eine Ecke des Hofraums, dicht neben dem Hofhunde, wo er seine meiste Zeit in beschaulichem Träumen verbrachte, den Kopf zwischen seine Schultern eingezogen und in einer Krause von aufgesträubten Federn versteckt. Nur wenn die gewöhnliche Stunde seiner Mahlzeit herannahte, erwachte er allmählig aus seiner Versunkenheit, entfaltete seinen langen Schnabel, glättete sein Gefieder und spazierte unter lautem vergnügtem Geschrei im Hofe herum. —

Der Schnabel des Reihers scheint ein ganz vortreffliches Werkzeug zum Zerlegen der Fische zu seyn. Kaum ist nämlich eine Bleie oder ein Rothauge aus dem biegsamen Halse eines Reihers auf den Boden des Nestes gespuckt, so muß der Schnabel des alten Vogels als Axt und Kneipzange wirken, um den Jungen ihren Antheil von der Beute reichen zu können, und der Fisch wird in einer unglaublich kurzen Zeit bis auf die Knochen rein abgeschält.

Der Reiher macht auf die kleinen Fische, Reptilien und Säugethiere Jagd, die er in seichtem Wasser findet, und riskirt bei der Verfolgung seiner Leute wenig. Doch kennt man zwei verbürgte Fälle wo der Aal, vom Reiher angegriffen und gespießt, seinen Körper um den Hals des Reihers geschlungen und ihn so erdrosselt hatte. In Ermangelung von Fischen nimmt der Reiher auch mit Fröschen, Kröten, Kaulquappen, Wasserkäfern, dünnschaligen Muscheln und Schnecken, Regenwürmern, Mäusen und kleinen Vögeln vorlieb. Knox schildert auf Grund eigener Erfahrung, wie der Reiher mit spinnenähnlicher Geduld und Ausdauer in Belauerung und mit

katzenartiger Behendigkeit in Ergreifung seiner Beute, die Wasserratte erfaßt, wenn sie über einen Bach setzt. Das kleine Thier ahnt keine Gefahr und schwimmt, mit der Schnauze über dem Wasser und den Schweif hinter sich ausgestreckt, beharrlich über den Bach der Stelle zu, wo der große Stelzvogel regungslos auf die Ratte lauert. Nicht das leiseste Zucken einer Muskel an dem Reiher, dessen schlangenartiger Hals noch immer zusammengelegt und zurückgezogen ist, verräth das mindeste Bewußtseyn von der Annäherung seines Schlachtopfers. Mit einem Male aber läuft es wie ein Windzug durch das Gefieder des Reihers, und die Wasserratte verschwindet. Jetzt scheint die Gefahr vorüber und der Zuschauer wähnt, das kleine Thier sey der Wachsamkeit seines grausamen Verfolgers entgangen und glücklich in sein Loch geflüchtet; allein ein plötzliches Plätschern im Wasser erschreckt den Zuschauer und dieser überzeugt sich nun von seinem Irrthum, wenn er den kleinen Vierfüßler zwischen den Kinnladen des Vogels zappeln sieht, während dieser hinwegfliegt, um seine Beute anderswo behaglich zu verzehren.

Die Größe und Dehnbarkeit des Schlundes beim Reiher hat lange Zeit das Erstaunen der Physiologen erregt. Vor einigen Jahren wurde der Zoologischen Gesellschaft in London das Präparat von einem Schlunde und Magen des gewöhnlichen grauen Reihers (Ardea cinerea) vorgezeigt, welches mit Luft aufgeblasen war um den großen Umfang der Speiseröhre zu zeigen, welche zwei Zolle im Durchmesser hatten. Der Magen enthielt die Haut, den Schweif und die Knochen einer großen Ratte, und der Magensaft hatte alles Fleisch von den Knochen abgelöst. Der Vogel war ein großer, mehr als drei Fuß lang, und klafterte von einer Flügelspitze zur andern sechs Fuß. — Es kommt häufig vor, daß man Fische von mehreren Zoll Breite im Magen eines erlegten Reihers findet.

Uebrigens stellt der Reiher nicht blos Fischen nach, sondern holt sich auch Eier und selbst junge Vögel aus dem Neste; so hat ein schottischer Naturforscher es selbst beobachtet, wie ein zahmer Reiher, den er mit beschnittener Schwinge auf seinem Gute hielt, auf dem Inselchen im Teiche des Parks daselbst mehrfach nach dem Neste eines Wasserhuhns hinüberschwamm und dort bald die Eier bald die noch nicht flüggen Jungen holte und verspeiste. Auch sieht man häufig Reiher in den frischgepflügten Furchen stehen und dort sich Würmer, Schnecken und anderes Gethier zur Aesung holen. Wo mehrere Reiher bei einander bleiben, da haben sie gewiß keinen Hunger, denn dieser macht sie selbstsüchtig und treibt sie in die Einsamkeit. Gesellig sind sie eigentlich nur zur Paarungszeit und wenn sie brüten oder Junge haben. Namentlich an der Meeresküste und an einsamen Bergseeen, z. B. unseren kleineren Alpenseeen, sieht man die Reiher beinahe immer einsam und meist an Standorten, wo sie schwer zu beschleichen sind, da sie sich immer so aufstellen, um den Schützen nicht hinter einer Deckung auf Schußweite herankommen zu lassen. Unser grauer Reiher ist außerordentlich scheu und umsichtig, stets auf seiner Hut und durch sein gutes Gehör und Gesicht sehr gegen Ueberraschungen gesichert. Ich habe ihn an einem See in der Nähe meines Wohnorts mehrfach in einer Schießhütte für Wildenten beobachtet, bin aber dort nur ein einziges Mal zum Schuß gekommen und zwar auf einen alten Vogel, den ich vielleicht auf 300 Schritte mit der Büchse schoß. Gewöhnlich blieben die Reiher so weit von der Entenhütte entfernt, daß sie mit keinem glattläufigen Gewehr zu erreichen waren, am wenigsten mit Schrot. Sie vermieden es selbst im Fluge der Hütte auf weniger als 200 Schritte nahe zu kommen; dagegen schoß ich mehrere im Flug, wenn sie über einen andern Entenstand hinwegstrichen, den ich mir neben einer Schütte an jenem See in der Böschung des Ufers angelegt und durch überhängende Akazien und Trauerweiden maskirt hatte. Ich hatte einmal ein einzelnes Reihernest auf einer großen Pappel am Ufer jenes Sees; aber ein Mitpächter jener Wasserjagd schoß eines Tags mit Kugeln durch das Nest und erlegte das Weibchen, und schoß einige Tage später am Abend das Männchen auf dem Anstand und von da an haben nie wieder Reiher dort genistet. Ich bemerke jährlich vier bis sechs Stücke an jenem See, die regelmäßig im Mai oder Anfangs Juni's kommen und bis gegen Ende Septembers bleiben, auch bisweilen halbwüchsige Jungen bei sich haben; aber wo sie brüten habe ich noch nicht ermitteln können. Wahrscheinlich kommen sie nur unter Tages oder auf dem Strich, denn sehr selten habe ich sie Abends sich auf Bäumen niederthun sehen. Seit einigen Jahren habe ich die Wasserjagd allein, und schone die Reiher, um sie zum Brüten in meiner Jagd zu veranlassen, aber bis jetzt zeigen sie noch keine Lust dazu, obschon einige sehr hohe Bäume mit breiten Kronen da sind, namentlich Eschen und Pappeln. Vor einigen Jahren erlegte ich einen Reiher am hellen Mittag durch einen sogen. Königsschuß, d. h. durch einen bolzgeraden Schuß in die Höhe. Ich kam gerade von der Jagd zurück und hatte schon die ersten Häuser eines kleinen Weilers am Tiefenbach erreicht, der unweit davon in den See fällt, als ich auf das Geschrei einiger Krähen oder Raben über mir in der Luft aufmerksam wurde. Ich blickte hinauf und sah einen großen Reiher hoch in der Luft, verfolgt von einigen schreienden Krähen, denen immer noch einige weitere von einem hohen Baume am Ufer nachflogen. So rasch ich aber auch mein Gewehr von der Schulter nahm und mich schußfertig machte, so konnte ich doch erst abdrücken als der Vogel vollständig in mein Zenith flog, und da ich ganz groben Hagel geladen hatte, so deckte ihn mein Schuß so, daß er sogleich todt herunterfiel, worauf die Krähen noch höher stiegen und noch eine Zeit lang unter wildem Geschrei über mir krächzten, bis ich den Reiher in ein Haus getragen hatte.

Weit interessanter und reichhaltiger aber, als meine eigenen Erfahrungen mit Reihern sind die nachstehenden Beobachtungen britischer Naturforscher und Waidmänner, welche ich zusammenstellte. Ein Herr Thomas Edward von Banff sah einmal einen Raben und zwei Krähen einen Reiher ausplündern; im Frühsommer 1845 nämlich schlenderte Herr Edward in den Hügeln von Boindie umher, da sah er einen Reiher mit Aesung für seine Familie beladen schwerfällig vom Meer her heimwärts fliegen, verfolgt von drei Krähen (Corvus corone) und einem Paar Elstern; er versteckte sich unter einen Gin-

sterbusch, um dem Kampf zu zusehen. Der Reiher hatte eine offene Stelle zwischen zwei Wäldern erreicht, und hier wollten ihn die drei Räuber zum Stillehalten und zum Herausgeben seiner Beute nöthigen, denn bekanntlich speien die Reiher, wenn sie verfolgt werden, sogleich alles aus was sie im Kropfe haben, um sich zu erleichtern. Das Schnattern der Elstern, das Krächzen der Krähen und das Geschrei des Reihers liehen der belebten Scene noch aufregendere Töne. Die Elstern stürzten rasch auf den Boden herab und hüpften hier umher, weit genug von den Flügelschlägen und Schnabelstößen des Kampfs, und doch hatten sie, wie wir sehen werden, ein großes Interesse daran, sich an der Beute dieses Kampfs zu betheiligen. Die drei Krähen griffen den Reiher von drei entgegengesetzten Seiten an: eine stürzte sich von oben auf seinen Kopf herab; eine zweite griff ihn von vorne oder von der Seite an; die dritte aber erfaßte von hinten die lange ausgestreckten Ständer (Beine) des Reihers und drehte ihn kopfüber. Jeder Purzelbaum den der Reiher auf diese Weise schlug ward von seinen sämmtlichen schwarzen Gegnern mit Gestikulationen und Geschrei voll Schadenfreude, Lust und Triumph begrüßt. Der Reiher spielte eine unverkennbar lächerliche Figur in diesem Kampfe. Während eines dieser Purzelbäume ließ der Reiher etwas aus dem Kropfe fallen, ohne daß die Krähen es bemerkten, und die Elstern lasen es nun emsig vom Boden auf. Bei einem anderen Purzelbaume entfiel dem Reiher ein kleiner Fisch, dem nun sogleich eine der Krähen nachstürzte. Als der Reiher die Zahl seiner Gegner um Einen vermindert sah, machte er einen verzweifelten Versuch ihnen zu entkommen, ward aber zurückgehalten und gezwungen, noch einen Aal auszuspeien. Die Krähen stürzten nun dem Aal nach und begannen schon im Heruntersteigen mit einander zu hadern, während mittlerweile die Elstern über den Aal herfielen, aber von den Krähen, welche nun ihre Thorheit einsahen, rasch von demselben vertrieben wurden. Die beiden Krähen und der andere Vogel, der zuerst dem kleinen Fische nachgestürzt war und sich nun als ein Kolkrabe (Corvus corax) erwies, fielen jetzt über den Aal her, zerrissen ihn, und jeder flog dann mit einem Stück davon nach den Bäumen zurück. Der Reiher dagegen flog mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit davon, und war schon weit davon und anscheinend unversehrt aus dem Kampfe entkommen, als die Krähen mit ihrer Beute heimflogen.

Wäre der Reiher auf den Boden heruntergestiegen, so hätte er unbedingt die Krähen aus dem Felde geschlagen und gezeigt, weßhalb ihn die Griechen Speerkopf nannten. Herr Edwards ging eines Tages in Banff den Ufern des Green entlang, als er von dem jenseitigen Ufer herüber ein lautes Geschrei hörte; aufschauend gewahrte er nun drüben einen Reiher mit einem lebenden Flunder im Schnabel, umgeben von einem ganzen Schwarm Raben, Krähen, Saatkrähen, Nebelkrähen und Dohlen. Der Flunder war viel zu groß, als daß ihn der Reiher trotz seines geräumigen Schlundes hätte verschlingen können; er war daher genöthigt, ihn in's Gras niederzulegen, den einen Fuß auf ihn zu setzen und seine Feinde mit einem kühnen und schlauen Blicke zu messen. Alle Nebelkrähen blieben in einer respektvollen Entfernung von dem Reiher. Endlich flog dieser mit dem Fisch im Schnabel wieder auf, nur gefolgt von etlichen Rabenkrähen, die ihn immer so sehr stießen und rupften, um ihm den Fisch abzujagen, daß er endlich auf einer höher stromaufwärts gelegenen Uferböschung sich wieder niederthun mußte, wo die Krähen ebenfalls nur wenige Schritte von ihm sich niederließen. Abermals ließ der Reiher den Flunder in's Gras fallen, stellte sich aufrecht hin und trotzte seinen Verfolgern. Da keiner derselben sich ihm zu nähern wagte, so gelang es ihm endlich den Fisch hinunterzuschlucken, und er flog abermals weiter, noch immer unter lautem Geschrei verfolgt von den Krähen die ganz wüthend nach ihm pickten, bis ein Wildhüter eine der Krähen herunterschoß, worauf die anderen rasch davon flogen. — Bei einer andern Gelegenheit sah Herr Edwards wie ein Reiher mit seinem Schnabel einer Krähe einen Stoß versetzte, daß sie in's Meer stürzte. Dieß war an der Mündung des Flusses Boindie. Der Knall eines Schusses hatte einen Schwarm Strandläufer, Krähen und einen Reiher aufgescheucht, und alsbald machten drei Krähen Jagd auf den Reiher. Mit Einem Male lenkte etwas die Aufmerksamkeit von zweien der Krähen ab, so daß nur noch eine davon den Reiher verfolgte, worauf der Reiher etwas ausspie, wornach die Krähe herabflog um es zu erhaschen, der Reiher aber ihr mit dem Schnabel einen solchen Stoß in den Rücken versetzte, daß die Krähe kopfüber in's Meer stürzte und nur noch Zeit hatte, einen einzigen Schrei auszustoßen. Ihre Federn wurden so naß, daß sie sich nicht mehr in die Luft schwingen konnte; zum Glück für die Krähe war trotz der ruhigen See doch eine leichte Strömung in der Bucht gegen den Strand hin, und Wind und Fluth trugen den Vogel gegen einige Felsen heran, an denen er hinaufkletterte und hüpfte und auf denen er sich nun in der Sonne trocknete. —

Ein alter Aberglaube, der noch aus dem grauen Mittelalter herrührt und von alten Schriftstellern alles Ernstes behauptet wird, nimmt an, die Reiher haben einen gewissen Geruch an oder in ihren Ständern, welcher Fische bis in den Bereich ihrer Schnäbel heranlocke; man nahm daher das Mark aus dem Waden und Schenkelbein des Reihers und mengte es unter den Köder für die Fische. Was unserm grauen Reiher mittelst des Geruchsinnes gelingen soll, nämlich Fische durch seine Ausdünstung herbeizulocken, wenn er im Wasser wate, das erzielt angeblich der canadische blaue Reiher dadurch, daß er auf den Gesichtssinn der Fische wirkt. An der Brust dieses Reihers befindet sich nämlich, von dem langen Gefieder des Halses bedeckt, ein Büschel weicher, biegsamer, schwellender Federn, die, wenn die langen Halsfedern durch Sträuben emporgehoben werden, blos liegt und im Dunkeln ein phosphorescirendes Licht von sich geben soll. Die Fischer behaupten, wenn der blaue Reiher bei Nacht knietief im Wasser wate, locke er durch das Darlegen dieses Lichts die Fische ebenso sicher in seinen Bereich wie der Indianer, wenn er seine Fackel von Kienholz oder Pechpfanne über den Bug seines Kahns hänge.

Unter den europäischen Reihern erwähnen wir noch den in Ungarn und an der untern Donau bisweilen erscheinenden, in der Levante und dem warmen Asien und Nordafrika häufig vorkommenden Purpurreiher, Ardea purpurea; das Kleid des erwachsenen Vogels ist oben aschgrau mit Rostroth, unten purpurbraun; ältere Vögel haben am Hinterkopf einen ebenso schönen langen Zopf von schmalen weichen schwarzen Schmuckfedern wie der graue Reiher; der Purpurreiher ist ungefähr um einen Fuß kleiner als unser grauer Reiher. — Häufiger ist die Garzette oder der kleine Silber- oder Seidenreiher, A. Garzetta, nur zwei Fuß lang und von ganz weißem Gefieder, von dessen Zopf und Rückenfeder die kostbaren in Ungarn und im Morgenlande hochgeschätzten Reiherbüsche verfertigt werden; dieser Reiher bewohnt vorzugsweise die Küsten des mittelländischen, adriatischen und schwarzen Meeres, die Ufer der untern Donau in Ungarn, Syrmien, Moldau und Wallachei, und die Ufer der großen Flüsse in der Türkei, erscheint daher in Deutschland äußerst selten. Ebenso der große Silberreiher (A. Egretta), über drei Fuß lang, von ganz weißem Gefieder ohne Zopf, dagegen mit prachtvollen, bis zu 1½ Fuß langen weichen Federn an Schultern und auf dem Rücken versehen, welche ebenfalls zu Federbüschen dienen; hat Vaterland und Lebensweise mit der vorigen gemein. — Der ebenfalls nur im südlichen Ungarn und in Südeuropa, Syrien, Aegypten, Nubien ꝛc. vorkommende Rallenreiher, A. ralloides, ist auf dem Rücken braun, unten weiß, Schwanz- und Schwungfedern ebenfalls weiß, und hat im reiferen Alter an Hals und Hinterkopf eine wahre Krause oder Mähne von schmalen spitzigen Federn.

Eine der interessantesten Reiherarten ist die scheue und seltene Rohrdommel, A. stellaris, mit gelbem, braun und schwarz gefleckten Gefieder und dunkel schiefergrauen rostgelb gebänderten Schwungfedern, etwa 2⅓ Fuß lang, ein Nachtvogel, welcher nur das hohe Schilf großer unzugänglicher Sümpfe in Europa und Sibirien bewohnt, ein Zugvogel, welcher im Oktober bei Nacht südwärts wandert, aber noch in Südeuropa bleibt und im März wieder an seinen Nistplatz zurückkehrt. Ihr nächtlicher Schrei beim Fluge ist ein tiefer abgebrochener Ton, demjenigen des Kolkraben ähnlich; im Frühjahr aber stößt sie bisweilen bei Nacht ein sehr starkes weithin hörbares Gebrüll aus, welches dem einer großen Kuh sehr ähnlich und auf weite Strecken hin vernehmbar ist. Sie gleicht in der Lebensweise so ziemlich den vorerwähnten Reihern und unterscheidet sich von ihnen hauptsächlich nur durch die scheuen Gewohnheiten eines Nachtvogels und durch die einsame Lebensart außer der Brutzeit. Weit häufiger ist die kleine Rohrdommel, Ardea minuta, etwa 1½ Fuß hoch und lang, welche in sämmtlichen Sümpfen Europa's, vom südlichen Schweden an bis in die Levante, vorkommt und je südlicher desto zahlreicher wird; ebenfalls ein Nacht- und Zugvogel, vorzugsweise im Schilf vorkommend, wo sie vortrefflich klettert. Das Kleid des alten Vogels ist gelb, Oberkopf, Rücken, Schwungfedern und Schwanz schwarz; das Jugendkleid ist oben rothbraun mit braunen Längsflecken, unten weiß und gelblich mit braunen Längsflecken, der Rücken, Scheitel, Schwanz und Schwungfedern dunkelbraun. — Das Nachtreiher, A. nycticorax, ein wunderschöner Vogel mit etwas gekrümmtem Schnabel, etwa 22 Zoll lang, ebenfalls ein Nacht- und Zugvogel, kommt in Deutschland seltener vor, dagegegen in Niederungarn, dem Banat und Serbien in Menge, und wird daselbst der drei schönen weißen Federn seines Zopfes wegen emsig verfolgt. Der Oberkopf und Rücken sind bei dem erwachsenen Vogel schön grünlichschwarz, die Flügel von außen rein aschgrau, der Unterkörper blaß strohgelb.

Im Mittelalter wurden die Reiher gewöhnlich mit Falken gebeizt, jedoch mit möglichster Schonung des Lebens der Reiher. Man begnügte sich damit, denselben die schönsten Federn auszurupfen und ihnen einen metallenen Ring (von Blei oder Silber) um die Ständer zu legen, worauf die Jahreszahl eingeschlagen war, und ließ sie dann wieder fliegen. Oft fing man solche Vögel mit Metallringen wieder und erkannte aus der Jahreszahl, daß sie ein Alter von mehr als fünfzig Jahren erreicht hatten. Die Reigerbeize mit Stoßvögeln (Falken) war ein Hoheitsrecht des hohen Adels, und diente Herren und Damen zum Zeitvertreib; sie ward in Deutschland, Frankreich den Niederlanden und Großbritannien mit einer wahren Leidenschaft betrieben, und kommt neuerdings wieder in Aufnahme, namentlich in England und Belgien. In Deutschland betrieb Herzog Karl Eugen von Württemberg noch vor hundert Jahren die Reiherbeize mit solchem Eifer, daß er sich in der Nähe seines Jagdschlosses Grafeneck einen eigenen Reihersee anlegte; und in Hessen bestand noch bis 1796 eine eigene Falknerei für die Reigerbeize. — Wird der Reiher von seinen Feinden eingeholt und bedrängt, so wirft er alles aus, was er im Kropfe hat, um sich leichter zu machen, steigt so hoch wie möglich in die Lüfte und wendet sich im Fluge so, daß er dem Stoßvogel die scharfe Schnabelspitze entgegenstreckt. Sobald er sich vom Stoßvogel gepackt fühlt, stürzt er sich mit diesem zur Erde, denn er weiß wohl, daß er dem Falken in der Luft nicht gewachsen ist; am Boden aber, wo er sich vorzugsweise gern auf den Rücken wirft und mit Krallen und Schnabel wehrt, gelingt es ihm zuweilen, den stoßenden Falken an seinem Schnabel anzuspießen. Auch wenn er noch nicht gepackt, aber von der Verfolgung des Stoßvogels so ermüdet ist, daß er nicht mehr weiter kann, läßt er sich schnell zum Boden herab und sucht sich so hartnäckig zu vertheidigen, daß der Falke oft zu Schaden kommt, wenn ihm der Falkenier nicht bei Zeiten zu Hülfe eilt. — Im Orient ist der Reiher wegen seiner Schmuckfedern und der Unterhaltung, welche seine Jagd gewährt, noch heutzutage so geschätzt, daß in Kaschmir den gefangenen Vögeln (dort stellt man ihnen nämlich mit Netzen nach) nur die schwarzen Schmuckfedern vom Kopfe ausgerauft werden dürfen und auf die Tödtung eines Reihers eine Strafe von 500 Rupien (600 fl. rhein.) gesetzt ist.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

16.

Die Begegnung mit der Stiefmutter Hedwigs hatte mancherlei Gedanken in Otto angeregt, vor Allem aber ihn wieder an die Aeußerungen erinnert, welche Anheim gegen ihn über den Reichthum des alten Maruschke und über seine eigene angebliche Liebschaft mit dem Mädchen gethan hatte. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Maruschke so reich und Hedwig seine Enkelin seyn sollte, so mußte man vor Allem die Beweismittel für den letztern Umstand herbeischaffen, um der armen Waise zu ihrem Rechte zu verhelfen, falls der alte Geizhals ohne Testament starb. Otto bemerkte sich also den ganzen Verfall in sein Notizbuch, und nahm sich vor, bei erster bester Gelegenheit die nöthigen Erkundigungen nach dem Weibe anzustellen, um aus deren Aussagen dasjenige zu erfahren, was Hedwig entweder nicht selber wußte oder aus Rücksicht auf ihren Pflegevater nicht sagen wollte oder durfte.

Allein die Gelegenheit zu derartigen Erkundigungen ergab sich jetzt nicht; vielmehr sah sich Otto in eine Menge von Geschäften und Unannehmlichkeiten verwickelt, welche seine Thätigkeit nach einer andern Seite hin lenkten und beinahe seine ganze geistige Kraft in Anspruch nahmen. Seit einigen Wochen war Achill v. Magnus in der Stadt, und sehr emsig mit Spekulationen und mit Reorganisation des Bureau- oder Comptoir-Personals beschäftigt. Alles sollte auf einen großartigern Fuß eingerichtet werden, als bisher, alles sollte womöglich einen pariser Zuschnitt bekommen: „So haben wir's in unserm pariser Geschäft eingerichtet; so machen wir es in Paris," war das zweite Wort des jungen Herrn, der zwar hübsch und von einnehmendem Wesen, aber im Verkehr mit seinen Untergebenen nichts weniger als liebenswürdig war. Ein junger Mann von 26 Jahren, stutzerhaft gekleidet, mit einem leichten Hang zum Embonpoint und der unverkennbaren Neigung, lieber für alles eher zu gelten, als für einen geborenen Deutschen und Juden, dazu von sehr oberflächlicher Bildung und wenig Geist, aber großem Dünkel, war Achill vielleicht im Stande, im Salon oder in der Gesellschaft einigen Eindruck zu machen, aber an's Geschäftsleben war er durchaus nicht gewöhnt; Frau v. Magnus hatte den Mißgriff begangen, ihren Sohn schon zu früh wissen zu lassen, daß er einmal ein großes Vermögen besitzen, ein angesehener Mann werden würde, und der Herr Kammerrath war allzu sehr von seinen Geschäften und Unternehmungen in Anspruch genommen gewesen, um diesem ungünstigen Einfluß der Mutter entgegenzuarbeiten. Sie hatte alles daran gesetzt, ihn zum Gentleman zu erziehen, wie sie meinte, da er nicht dazu bestimmt sey, sein Brod als Jude zu verdienen, und so hatte Achill zuerst Landwirthschaft studirt und sich erst später, als sein Papa mit Glück in Staatspapieren und sonstigen „Effektens" spekulirte, dazu entschlossen, Bankier zu werden und auf einigen größeren Plätzen als Volontär in angesehenen Häusern zu 'arbeiten', wie er es sonderbarerweise nannte. Unähnlich anderen Männern seinesgleichen, die sich von der untersten Stufe heraufgearbeitet haben und die harte Schule der Arbeit auch für ihre Söhne ganz unentbehrlich erachten, hatte der Kammerrath gerade hierin allzuviel Nachsicht mit Achill gehabt und die mütterliche Zärtlichkeit in eine Affenliebe ausarten lassen. Herr v. Magnus hatte sehr spät geheirathet, denn seine Jugend war so gänzlich absorbirt gewesen von dem alles beherrschenden Streben, ein reicher Mann zu werden, sein Beruf als Factor und Factotum der reichen polnischen Gutsbesitzer hatte ihn zu zu einem solch halb nomadischen Leben genöthigt, daß er nicht gewagt hatte, durch eine Heirath und die Sorge für einen eigenen Herd die kostbare Zeit zum Gelderwerb und die Chancen seines Fortkommens zu beeinträchtigen. Seine Bildung stand ohnedem allzuweit zurück hinter seinem Talent, als daß der Kammerrath genau zu unterscheiden vermocht hätte, was zu einer gründlichen und soliden Erziehung und Bildung wesentlich sey und was nicht. So hatte die Frau Kammerrath, die ebenfalls nur einen oberflächlichen Anschliff von Bildung hatte und auch nur die Tochter eines jüdischen Emporkömmlings war, den Schwerpunkt der Erziehung auf einer ganz andern Seite gesucht, als er eigentlich lag. Sie hatte ihren Kindern zwar eine französische Bonne gehalten, daß sie schon vor den Schuljahren ganz geläufig französisch plapperten, aber Achill hatte es nie dahin gebracht, trotz Gymnasium und Akademie auch nur einen deutschen Brief orthographisch zu schreiben. Dagegen war er ein sehr gewandter Tänzer, Reiter, Whist- und Billardspieler, wußte mit Eleganz ein Tandem zu kutschiren und den angenehmen Gesellschafter in einem Kreise von jungen Mädchen zu spielen, und hatte jene Zuversicht und Selbstverehrung, welche im geselligen Verkehr anfangs imponirt und ihren Besitzer weit bedeutender erscheinen läßt, als er eigentlich ist. Achille hatte viele Romane gelesen und viele Opern und Schauspiele gesehen, er sang hübsch und spielte etwas Klavier, — das ließ ihn in gewissen Kreisen, worin der Verdienst mehr gilt als das Verdienst, für sehr gebildet erscheinen. Wer aber ein gediegeneres Urtheil in geistigen Dingen und eine umfassendere Welt- und Menschenkenntniß besaß, der war über den jungen Herrn trotz all seiner Geblähtheit und aristokratischen Manieren gar bald im Klaren, und unterschrieb das geringschätzige Urtheil seiner Schulkameraden, welche Achill nur als einen der trägsten und unwissendsten Mitschüler gekannt hatten, unbedingt.

Leider ist die Mittelmäßigkeit heutzutage der Gott der Welt, und vom Schicksal ganz besonders begünstigt. Achill hatte jenes Talent der Adaptation, jenes Accommodations-Vermögen, welches eine hervorragende Eigenschaft der Leute seines Standes ist, und sich bei ihm durch die Eitelkeit, für mehr gelten zu wollen als er wirklich war, und durch den Verkehr in der großen Welt noch mehr ausgebildet hatte. Ohne daher ein guter Kaufmann zu seyn oder von den Geschäften des großen Geldverkehrs gründliche Kenntnisse zu haben, hatte er doch darüber so viel reden hören und soviel unter den Jüngern dieses Berufes gelebt, daß einige Ideen davon

an ihm hängen geblieben und zu schattenhaften Ansichten und Begriffen geworden war, welche er mehr andeutungsweise als erörternd in solchen Kreisen zum Besten gab, wo er sich hierin Anderen überlegen wußte. War er dagegen in Gesellschaft von Männern, die *ihm* hierin überlegen waren, so pflegte er pfiffig genug den Erörterungen solcher Dinge mit Aufmerksamkeit zu folgen und erst aus der Discussion der Anderen sich ein Urtheil zu bilden, mit welchem er am Schlusse herausrückte, wenn die Frage eigentlich leicht zu entscheiden war. Dieß hatte ihm bei den Börsenmännern, in deren Häusern er Zutritt gefunden, deren Töchtern er den Hof machte und mit deren Söhnen er guter Kamerad war, den Ruf eines sehr verständigen aber höchst bescheidenen jungen Mannes erworben, und da er ohnedem gegenüber von *reichen* alten Herren eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legte, so hatte er in Leipzig, Hamburg, Rotterdam und Paris für einen hoffnungsvollen jungen Mann gegolten, und war in den häuslichen Zirkeln jener Bankiers und Börsenmänner gerne gelitten gewesen.

Wenn nun Achill, der seinen Lebenswandel als Roué zugleich sehr geschickt zu maskiren verstand, sich dieses günstige Urtheil solcher Männer, denen es doch gewöhnlich nicht an Scharfblick und Menschenkenntniß fehlt, zu gewinnen wußte, und zwar vorzugsweise dadurch, daß er einer nähern Prüfung seiner geistigen Fähigkeiten geschickt und unter dem Deckmantel einer gewissen Schüchternheit und anspruchslosen Bescheidenheit auswich, so konnte es nicht fehlen, daß er seinem Schwager Auheim förmlich imponirte. Auheim war ein verhältnißmäßig seichter Mensch, und an natürlichem Verstande war ihm Achill entschieden überlegen, wie ihm denn namentlich eine gewisse Verschmitztheit, Geschmeidigkeit und Geriebenheit nicht abzusprechen war. Zugleich besaß Achill aber auch ein sehr gutes Gedächtniß und einen raschen scharfen Blick für seinen Vortheil; er hatte daher ein wachsames Auge auf alle Unternehmungen gehabt, welche Glück an der Pariser Börse gemacht; er hatte sich mit Eifer alle Prospekte, Pläne, Rechenschaftsberichte und ähnliche Dokumente über solche Dinge gesammelt, auch gelegentlich dieselben gelesen und sich einige Schlagworte oder Thatsachen und Zahlen eingeprägt, die er dann bei passender Veranlassung so beiher im Gespräch erwähnte und anführte, was zuweilen eben durch das Passende, Unvermuthete und scheinbar Ungesuchte solcher Bemerkungen frappirte und nicht wenig dazu beitrug, ihm den Ruf eines sehr gründlichen Kenners der Börsengeschäfte und der großen Geldindustrie zu sichern. Rechnet man dazu noch die gewandten, leichten, weltmännischen Manieren Achills, welche sich zu denen Auheims verhielten wie ein Originalgemälde zu einer schlechten Kopie, so ist sehr erklärlich, daß Auheim in seinem Schwager trotz dessen Jugend eine wahre Sonne von Genialität und kosmopolitischer Geschäftserfahrung erblickte, um so mehr als Achill dem deutschen Provinzialen gegenüber eine höchst leutselige Herablassung und eine scheinbar herzliche Gutmüthigkeit herauskehrte. Achill wußte aus Instinkt und Erfahrung, daß der Mensch von Andern sehr lange für das genommen wird, wofür er gelten will, und da ihm seine Eltern in Auheim einen sehr gewandten und glücklichen Spekulanten geschildert hatten, so lag ihm schon aus Ehrgeiz und Eitelkeit daran, in dessen Augen nicht für weniger zu gelten, wie er anderseits in berechnendem Egoismus den Schwager zu ködern suchte, um sich mit ihm zu associiren und denselben für sich arbeiten zu lassen. Er hatte Auheim nach den Schilderungen der Seinigen für einen bedeutenden Mann gehalten und war nun doppelt erfreut, denselben bei näherer Bekanntschaft von seiner eigenen Ueberlegenheit überzeugen zu können, während er gleichwohl ihn noch immer für einen innerlich gediegeneren und erfahreneren Geschäftsmann hielt, als Auheim wirklich war, und Achill ihm gerade in seinem provinziellen Wirkungskreise die gründlichste Kenntniß der Zustände und Dinge zutraute. Beide täuschten sich in einander, weil jeder den Andern nur mit dem Maßstab seiner eigenen selbstsüchtigen Pläne bemessen und dadurch die Unbefangenheit zu ruhiger Prüfung und Würdigung verloren hatte.

Auheims selbstgefällige Darstellungen von dem Gewinn, den er mit einigen seiner Ideen und Unternehmungen, z. B. der Runkelrüben-Zuckerfabrik auf Aktien, erzielt habe, hatten Achill Anlaß gegeben, sich über derartige Spekulationen zu äußern und eine Reihe von Unternehmungen, die an der Pariser Börse außerordentlichen Erfolg gehabt hatten, anzuführen und in ihren Ergebnissen zu erörtern in einer Weise, die halb und halb vermuthen ließ, Achill sey mehr oder weniger eine Art Anreger oder Miturheber dieser Unternehmungen gewesen, und verstehe überhaupt diese Dinge aus dem Grunde. Dieß führte denn unerwartet leicht und schnell zur Verwirklichung des von beiden längst im Stillen gehegten Wunsches einer geschäftlichen Verbindung, denn Auheims Ansicht von Achill war durch das beredte Lob der liebevollen Mutter von all den glänzenden Eigenschaften ihres Sohnes zum Voraus eine höchst vortheilhafte gewesen. Auch die höchst luxuriöse Einrichtung des Entresol welches Achill auf einem der fashionableren Boulevards bewohnte, die Eleganz womit er sich umgab, sein hübsches Cabriolet, worin er Leonien spazieren fuhr, die Pracht womit Achill seine 'Freundin' ausgestattet, bei welcher er seinen Schwager Auheim einführte und bei der er eines Abends nach dem Theater noch mit Auheim soupirte, als Leonie, von den unter Tags gesehenen pariser Herrlichkeiten ermüdet, sich schon schlafen gelegt hatte; der vornehme Umgang Achills mit lauter jungen Vicomtes und Bankierssöhnen, — all das zusammen ließ Auheim vermuthen, daß Achill noch ganz andere Hülfsquellen haben müsse, als die paar tausend Thaler, welche ihm der alte Herr v. Magnus zu seinem Unterhalte aussetzte. Auheim spielte, wie wir gesehen haben, Va-banque, und bedurfte also zu seiner Rettung eines Mannes wie Achill, der einen geheimen Pactolus zur Verfügung zu haben schien. Achill hatte ungefähr 70,000 Franken Schulden in Paris und bedurfte einen Anlaß, seine Zukunft zu sichern, und einen direkten Vorwand, um seinem Papa eine bedeutende Summe als Mitgift abzuzwacken. Eine Association konnte also beiden helfen, und jeder der beiden Partner verließ sich darauf, daß der steinreiche Herr Kammerrath seine Kinder

nicht im Stiche lassen werde. Die Geschäftsverbindung selbst war schon eine beschlossene Thatsache und man entbehrte nur noch eines klaren Plans über die Modalitäten der Durchführung, als das Telegramm ankam, worin Otte und der Kammerrath Herrn Auheim den Lotteriegewinn meldeten. Jetzt „hatte der Fink wieder Samen," und die Modalität war gefunden: die Herren Leopold Auheim und Achille v. Magnus gründeten eine internationale Bank mit zwei Comptoirs, dem einen in Paris unter der Verwaltung von A. v. Magnus, dem andren unter Auheims Leitung in dessen seitherigem Wohnorte, und die Geschäftswelt Deutschlands und Frankreichs erfuhr dieß durch Rundschreiben, denen eine Anzahl günstigster Referenzen für Achill v. Magnus beigefügt waren.

Diese Association, durch das erfolgreiche Unternehmen der ‚Germania' debütirend, hatte ungefähr drei Monate oder mehr bestanden, als Achill zum Besuch bei seinem Schwager Auheim eingetroffen war, einmal um den Sommer nicht in Paris zuzubringen, dann aber auch um seine Eltern zu besuchen und dem deutschen Geschäfte das Gewehr zu visitiren, wie er anmaßlich sagte, und endlich wegen verschiedener anderer Gründe, die er mit einem gewissen Geheimniß umgab. Leonie gab ihrem Bruder einige glänzende Feste, bei denen die ganze vornehme Welt vom Oberpräsidenten an geladen war und nur ihre Mutter, nicht aber der Kammerrath erschien. Die Damen fanden den jungen Herrn v. Magnus sehr fein und elegant, einen vollkommenen Lion; die jungen Herren sahen in ihm den Typus eines aimable roué — selbst die geringschätzigen Erinnerungen seiner Schulkameraden an den faulen Magnus von ehedem erschienen nur als Neid, — die alten Herren staunten über den aristokratischen Pli eines solchen pariser jungen Banquiers und fanden nun manches was ihnen in französischen Romanen und Theaterstücken als übertrieben erschienen war, für wahrscheinlich und für eine reale Charakter-Schilderung; und die Mütter heirathsfähiger Töchter legten ein besonderes Interesse für Herrn Achill an den Tag, während ihre Töchter mit einiger Beeiferung das Zusammentreffen mit dem jungen Mann auf der Promenade oder im Garten der Ressource suchten. Kurzum, Achill war der Gegenstand des Stadtgesprächs für acht Tage.

Aber nicht jedermann betrachtete den jungen Magnus mit solchem bewundernden Interesse. Achill hatte mit seinem Vater eine geheime Unterredung gehabt, die einen unerwarteten Ausgang genommen: der Kammerrath hatte sich außer Stand erklärt, seinem Sohn eine Summe von sechszigtausend Thaler vorzustrecken, die derselbe in sein Geschäft gebrauchte; er hatte des Sohnes Vorwürfe über diesen „Geiz," wie Achill es nannte, gelassen hingenommen und nur mit der Versicherung abgelehnt, daß dieser die Vermögens-Verhältnisse des Vaters überschätze. In der Verstimmung über diesen Auftritt hatte Achill sich hinreißen lassen, die Betheiligung des Vaters an dem Produktengeschäft einer geringschätzenden und kränkenden Kritik zu unterziehen und sie einer schmutzigen filzigen Habsucht seines Vaters beizumessen. Nun erst wallte in dem alten Manne etwas auf, das die zärtliche Liebe zu dem Sohne für einen Augenblick überwog.

„Wo heißt?" rief der Kammerrath und seine Stimme bebte, seine Augen sprühten durch die Thränen hindurch, die ihm in den langen Wimpern hingen, feuchte Blitze. „Gott soll Dir verzeihen die Sünde, Aaron, und den Hochmuth, daß Du Deinen Vater behandelst wie einen schmutzigen alten Jud! Hab' ich das verdient um Dir? — Als ich war dreizehn Jahre, hat mir mein Vater gegeben einen Sack mit Nägeln und fünf polnische Gulden mit seinem Segen und hat mir gezeigt die Landstraße, daß ich mir selber verdiene mein Brod. Und der Hunger und die Kälte, und die Verachtung, die Mißhandlung, die Härte der Menschen haben mir gegeben das Geleite und sind gewesen meine Lehrmeister, und haben meinen Witz geschärft, daß ich mir hab' gemacht mein Leben, und hab' noch unterstützt meine Eltern und meine eilf Geschwister, weil ich wußte, daß sie hungerten und froren. Und der Gott meiner Väter hat mir lassen Freude erleben, und hat sein Amen gegeben zum Segen meiner Eltern. — Du aber bist von Geburt auf gehalten worden wie ein Prinz, Aaron, hast gehabt die besten Schulen und die theuersten Lehrer und bist auf meine Kosten gewesen in der Welt. Und als Du wolltest auf eigenen Füßen stehen, hab' ich Dir gegeben 20,000 Thaler, und hab' Dir gelassen zu wählen den Weg, den Du gehen willst. Du hast Dein Geld geworfen in einen Brunnen ohne Grund trotz meiner Warnung, Du hast Schulden gemacht in falschem Stolz, weil Du mehr seyn wolltest, als der Sohn von dem alten Aaron Magnus, dem Faktor, der in seiner Jugend den Quersack getragen ..... Barmherziger Gott, hab' ich denn gefehlt so sehr, als ich meinen Kindern ersparen wollte das harte Loos meiner eigenen Jugend, daß mein Thun nun an mir heimgesucht werden soll wie eitler Stolz? Hab' ich gefehlt, daß ich Dich nicht hab' gespannt in's Joch, damit Du lernst ziehen und ackern für Dein Brod, mein Kind? — Arbeit' ich denn für mich allein und das 'schmutzige Geschäft', wie Du es nennst, was doch hat einen soliden Boden? hätt' ich nicht genug mir zu kaufen eine Leibrente für die Mutter und mich, daß wir behaglich leben könnten, und könnten euch geben was wir verdient und erworben? Aber warum thu' ich's nicht? weil es wär' wie ein schneidendes Messer für Dich und Leonie oder den Auheim? weil das Vermögen, das mir hat so viel Schweiß gekostet, würde fallen in's Meer, und weil der Mensch ein Recht hat zu behalten und die Pflicht zu erhalten das, was er hat errungen sein Leben lang! — Könnt' ich mich nicht machen gute Tage und leben herrlich und in Freuden, wenn ich wollte? und warum thu' ich's nicht? Weil ich will arbeiten und mich placken für meine Kinder und Kindeskinder, auch wenn sie es mir nicht danken, damit sie können sitzen im Schatten, wann ich nicht mehr bin, und segnen mein Andenken! .... Geh' hin, mein Sohn, schäm' Dich Deines schmutzigen filzigen Vaters; laß Dich gehen in Deinem Taumel und Glanz. Aber die Zeit wird kommen, so wahr mir hilft der Gott im Himmel, wo Dir werden die Augen übergehen über Deine Thorheit und wo Du unterm Brink wirst segnen das geschmähte Haupt Deines Vaters, der Dir gelassen hat eine warme Kutte für den Abend Deines Lebens!"

Achill hatte nicht ohne innere Bewegung diesen Erguß des gepreßten Vaterherzens mit angehört; aber die Selbstsucht und der Hochmuth gewannen doch die Oberhand in ihm. Der Gedanke, daß des Vaters scharfer und ahnungsvoller Blick ihn in seiner Hohlheit und Geblähtheit erkannt habe, wurmte ihm gewaltig, und er entgegnete bitter: „Sie haben den Standpunkt unserer Unterredung so verrückt, Papa, daß ich Ihnen auf diese sentimentale und pathetische Scene nicht so antworten kann, wie ich gern möchte. Sie haben mich nicht zum kleinlichen Kaufmann erzogen, sondern mir einen Blick für das große Geschäft geben wollen, und ich habe vielleicht Ihr Vermögen überschätzt und darum etwas luxuriöser gelebt, als ich sonst gethan hätte. Sie haben mir die Mittel für das große Geschäft verweigert — lassen wir die Motive davon unerörtert! Ich werde ihrer zu entbehren wissen; ich werde meinen Weg machen ohne Sie, und für mich selber und meine Zukunft sorgen. Ich grolle Ihnen nicht, ich verachte Sie nicht, wie Sie sagen, aber ich sehe, daß unsere Bildung und Lebensstellung zu weit von einander divergiren, als daß wir hoffen könnten uns auf diesem Gebiete je zu verständigen, und deßhalb lassen Sie uns gute Freunde bleiben, aber von jetzt an jede seine eigene Wege gehen. Leben Sie wohl!" damit warf er die Thüre hinter sich zu und sah seinen Vater niemals wieder unter vier Augen.

Was in dieser Stunde in dem Herzen des alten Herrn vorging, das hat nur Gott gesehen. Als aber am folgenden Tage die Frau Kammerrath von Moritzburg herein kam und sich mit mütterlicher Zärtlichkeit zur Vermittlerin zwischen Vater und Sohn aufwerfen wollte, sagte der Kammerrath resignirt: „Laß es gut seyn, Lenchen! es ist verwunden."

Aber noch am Abend desselben Tages, wo Achill jene Unterredung mit seinem Vater gehabt, hatte dieser unsern Freund Otte aufgesucht und mit demselben Rücksprache über den Geschäftsgang der Firma Auheim und v. Magnus gehalten. Er hatte von jeher ein gewisses Zutrauen zu Otte gehabt, der für ihn, wie er zu sagen pflegte, eine glückliche Physiognomie besaß, und zwischen Otte und dem alten Kammerrath bestand jene Freimaurerei des Geistes, welche alle strebsamen, fleißigen, ringenden, thätigen Menschen, die ihr Fortkommen in der Welt nächst Gottes Segen nur ihrem eigenen tüchtigen Zugreifen verdanken, unter einander verbindet. Herr v. Magnus weihte auf diesem Spaziergang den Buchhalter seines Schwiegersohns ohne Rückhalt in seine persönlichen Beziehungen ein; er schilderte ihm seinen Lebensgang, seine Vermögens-Verhältnisse, seine Hoffnungen und Befürchtungen wegen der Zukunft; er gestand den Mißgriff ein, den er in der Erziehung seiner Kinder begangen habe, und verlangte zuletzt dringend und mit dem berechtigten Eifer eines fürsorglichen Vaters die Ansichten Otte's über die Zukunft des Geschäfts zu erfahren.

„Sie müssen mir die volle Wahrheit sagen, Otte," sprach er eindringlich. „Hab' ich Sie geschenkt mein Vertrauen, müssen Sie mich auch geben das Ihrige. Ich weiß, ich thue Ihnen damit weh, und Sie sprechen nicht gern hinter dem Rücken von Ihrem Brodherrn über Dinge, die Sie sollten geheim halten. Aber Sie sind ein Mann von Ehre, lieber Otte, Sie sind ein vernünftiger Mann; Sie sehen ein, daß hier alle gewöhnliche Rücksicht aufhört, wenn ein Vater, der sein Leben lang redlich und ehrlich gearbeitet hat, nun einsieht, daß er das Glück seiner Familie hat gegeben auf ein schwankes Schiff, daß er das Haus seiner Familie hat gebaut neben einen Abgrund, der es kann verschlingen jeden Augenblick."

„Herr Kammerrath!..." entgegnete Otte tiefbewegt aber verlegen; allein der alte Herr fiel ihm heftig in die Rede.

„Gott, lassen Sie mir aus mit dem Kammerrath und dem Herrn von, lieber Otte! Erinnern Sie mir nicht mehr an die alte Thorheit! Lassen wir's vorüber seyn mit der Geschichte! Reden Sie mir offen von der Leber weg!"

„Nun denn, mein Herr, stellen Sie sich in meine Lage, und sagen Sie sich dann selbst, ob es recht und billig wäre, wenn ich über Dinge im Allgemeinen spräche, die mir doch so heilig seyn sollen, wie einem Beamten das Kanzlei-Geheimniß!" fuhr Otte fort; „ich begreife Ihre Situation, Ihre berechtigte Unruhe, ich bin von Ihrer Diskretion überzeugt, aber dennoch muß ich schweigen..."

„Da haben wir's," fiel ihm Herr v. Magnus mit einem Seufzer in's Wort; „ist es doch ganz so wie mir's hat geschwant! Wenn Sie könnten mit gutem Gewissen eine Beruhigung geben, so würden Sie es gethan haben, lieber Otte! — Mein Gott, ich weiß es, wenn der Mensch hat etwas Erfreuliches mitzutheilen, so ist ihm die Zunge gelöst; — nur wenn er fühlt Mitleid und soll einem Unglücklichen den Trost versagen, da lahmt ihm die Zunge!"

„Sie mißdeuten meine Aeußerung, Herr v. Magnus!" sagte Otte lebhaft und doch peinlich verlegen; „Sie haben mich offenbar falsch verstanden. Ich habe gar keinen Grund zu Besorgnissen solch ernster Art, wie Sie sie aus meiner Aeußerung herausdeuten. Ich wollte nur sagen: es geht mir gegen Pflicht und Gewissen, selbst Ihnen gegenüber ein Urtheil über den Stand meiner Brodherren zu fällen oder mich auf allgemeine Dinge einzulassen; wenn Sie vorgezogen hätten, mir eine ganz specielle oder konkrete Frage zu stellen, deren Beantwortung nicht gegen meine Ueberzeugung und Pflicht gegangen wäre, so würde ich unbedingt..."

„Gut, ich nehme Sie beim Worte, junger Herr," fiel ihm Herr v. Magnus schnell in's Wort und sein dunkles Auge haftete ruhig forschend auf ihm; „ich will Ihnen eine spezielle Frage vorlegen, die Sie mir nun sollen beantworten als ein braver ehrlicher Mann. Wenn Sie wären in meiner Lage, Herr Otte, und wüßten was Sie wissen, und Herr Auheim käme zu Ihnen oder mein Sohn, und wollte haben dreißigtausend Thaler geliehen oder Ihr Accept dafür oder Ihr Endossement auf einem Wechsel, — würden Sie es geben, gesetzt daß Sie wüßten was Sie wissen, Herr Otte?"

„Aber Herr v. Magnus, das ist ja eine Suggestivfrage!..."

„Wo heißt, Suggestivfrage! Als ob ich nur wüßte, was das ist! 's ist eine Frage von einem ehrlichen Mann zum andern, und Sie müssen mir antworten, weil Sie mich's haben

versprochen! Nu, würden Sie geben Ihr Geld oder Ihr Accept oder Endossement? Ja oder nein?«

»Nein,« entgegnete Otte nach einer peinlichen Pause des Besinnens. »Aber wohlgemerkt, mein Herr, ich würde das Geld verweigern nicht aus spezieller Furcht oder wegen einer gegründeten Besorgniß in Bezug auf den momentanen Status, sondern aus allgemeinen Erwägungen.«

»Sie würden es nicht geben aus persönlichen Gründen, weil Herr Auheim ein gewissenloser Schwindler und mein Sohn ein hohler Schwätzer ist, nicht wahr?«

»Das ist zu viel gesagt, mein Herr,« gab Otte zur Antwort; »ich würde jene Unterstützung verweigern, weil die beiden betreffenden Herren allzu selbstsüchtig sind, als daß Sie gegenüber von ihrem eigenen augenblicklichen Vortheil noch viele Rücksichten nähmen.«

»Auch gut gesagt, Herr Otte,« entgegnete Herr v. Magnus mit einem tiefen Seufzer; »Sie verstehen sich besser auszudrücken als ich, aber ich danke Ihnen aufrichtig, und versichere Sie meiner Verschwiegenheit. Der alte Magnus kann schweigen und dulden; Gott! er hat es lernen müssen in seinem Leben! Aber er kann auch dankbar seyn, der alte Magnus, und wenn Sie ihn jemals brauchen, Herr Otte, so wird er Sie zeigen, daß er ist Ihr Freund! Und nun nichts für ungut, daß ich Sie hab' gekostet eine Stunde von Ihrer freien Zeit. Sie haben mir Wahrheit gegeben, und ich weiß nun was ich weiß, und werde meine Last tragen in der Stille. Gute Nacht, mein lieber Otte!« Und der alte Herr drückte den Hut in die Stirne und schritt gesenkten Haupts in die Dämmerung hinein.

17.

Einige Tage später erschien um die Mittagsstunde Hedwig zögernd und scheu auf dem Auheim'schen Comptoir und fragte nach Herrn Otte. Man wies sie in das Kassenzimmer und mit der tiefsten Glut auf den Wangen erschien sie am Gitter der Kasse und flüsterte Otte's Namen. Dieser war lebhaft überrascht, als er von seinem Kassenbuche aufblickend das bekannte Gesicht erkannte; er trat rasch heran, fragte nach Hedwigs Begehren, und erfuhr, daß der alte Maruschke ihn gerne sprechen wolle und zwar in einer dringenden Angelegenheit, und nun von Otte die Auskunft erbitte, ob dieser ihm die Ehre eines Besuches schenken wolle, oder ob Maruschke Herrn Otte in dessen Wohnung zu einer bestimmten Zeit aufsuchen dürfe.

»Was mag er denn von mir wollen?« fragte Otte verwundert.

»Ich weiß es fürwahr nicht,« entgegnete Hedwig; »aber der alte Herr hat es so dringend gemacht, als er mich hieher schickte, daß ich nicht ohne Bescheid zurückkehren darf. Auch trug er mir auf, mich zu vergewissern, daß mich die Herren vom Comptoir und Herr Auheim nicht sähen, und darum komme ich eben jetzt, wo die Schreibstube beinahe leer ist. Und nicht wahr, lieber Herr Otte, Sie werden kommen?«

»Gut denn, Hedwig! sagen Sie dem alten Herrn, daß ich mich um halb zwei Uhr einfinden werde,« versetzte Otte, über diese Einladung höchlich verwundert und drückte die kleine Hand des Mädchens, das erglühend und scheu wie ein Reh wieder davonhuschte.

Vergebens fragte Otte sich verwundert, was für ein Anliegen denn der alte Maruschke an ihn haben könne, — er vermochte es nicht zu errathen. Seine Neugier war nicht wenig geweckt, den räthselhaften alten Mann, über den er schon so vielerlei widersprechende Gerüchte und Urtheile gehört hatte, selber kennen zu lernen, und sogleich nach dem Mittagessen begab er sich zu ihm.

Das Häuschen, welches der alte Maruschke inne hatte, war nur zweistöckig und höchst ärmlich. Die Fronte hatte nur drei Fenster in der Breite und das baufällige Gebäude ward nur durch die beiden höheren und besser erhaltenen Nebenhäuser vor dem Einsturz bewahrt. Im Erdgeschoß nahm eine große Hausthüre mit einem Durchgang die Hälfte der Breite des Häuschens ein, und in die andere Hälfte theilte sich der kleine Laden, welchen der alte Maruschke hielt, mit seinen Fensterchen und einer schmalen Ladenthüre unter Einem Bogen. Hinter den Scheiben der Ladenthüre hingen Tabakspfeifen und andere Quincailleriewaaren; hinter dem Fensterchen war eine Auslage von allerlei Knöpfen, Stecknadelbriefen, Drahtstiften, Schnupftabacksdosen, kleinen Handspiegeln, Bürsten, Schiefertafeln, Puppenköpfen 2c., welche halb mit Staub bedeckt waren.

Otte hatte seit Jahresfrist dieses Häuschen im Vorübergehen jedes Mal mit einem besondern Interesse angesehen, aber heute maß er es schon von Weitem mit einer ganz außergewöhnlichen Theilnahme und blieb sogar jenseit der schmalen Straße eine Minute stehen, um es noch genauer zu betrachten, ehe er die Straße kreuzte und die paar Steinstufen vor dem kleinen Laden hinanstieg, denn er hatte noch immer keine Ahnung über den Beweggrund, aus welchem ihn der alte Maruschke hatte rufen lassen. Er war einigermaßen befangen, als er auf die Klinke der Ladenthüre drückte, und bei deren Oeffnung eine Glocke ungewöhnlich laute Töne von sich gab, worüber er ordentlich erschrack und die die ganze Nachbarschaft an die Fenster lockten.

Die kleine Scene, welche Otte hier überschaute, war wenig geeignet, ihn günstig für den Besitzer des Ladens zu stimmen. Der Laden war eng und schmal und durch den Ladentisch so versperrt, daß man sich kaum rühren konnte. Hinter einer von Gestellen voll Waarenpaketen gebildeten Wand war ein enger Winkel angebracht, welcher sein dürftiges Licht nur aus dem Laden und durch ein schießschartenartiges stark vergittertes Fenster nach dem Hausgang hinaus erhielt, und gerade vor diesem Fensterchen stand ein kleines Schreibepult mit einem alten Lehnstuhl davor, aus welchem bei Otte's Eintritt sich eine kleine hagere Gestalt erhob, welche ihm mit einem grinsenden freundlichen Lächeln entgegentrat. Das kleine Männchen trug einen uralten schmutzigen langen Rock von grauem Biber, der weit und kuttig um die hageren Glieder und vorn über die gebeugten Schultern schlotterte, und auf dem kahlen Schädel, von dessen Schläfen nur zwei lange eisengraue Haarbüschel herunterhingen, saß eine alte schmierige Zipfelmütze

von grauer Wolle. Die Lippen des zahnlosen Mundes zitterten beständig, der ungeschorene weißgraue Bart und die tiefen Runzeln und Furchen um Nase, Mund und Augen, sowie der dunkle Teint liehen dem Gesichte etwas Mumienhaftes, wenn die Augenlider geschlossen waren, die immer durch ihr eigenes Gewicht zuzufallen schienen, und daher auf eine ungewöhnliche Weise zwinkerten. Dagegen hatte der Blick der grauen tiefliegenden Augen alsdann, wenn der alte Mann mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft die Augen aufriß, etwas so Stechendes, Funkelndes, Durchdringendes und Unangenehmes, daß man sie unwillkürlich mit den Augen eines größern Katzenthiers verglich; und das grinsende Lächeln, welches den eingefallenen Mund in die Breite zog, trug nicht eben dazu bei, die Erscheinung des Greises zu einer verehrungswürdigen oder angenehmen zu machen.

„Habe ich die Ehre, Herrn Maruschke zu sprechen?“ hub Otte an, nachdem er mit raschem Blicke sich in dem engen finstern, dumpfen, übelriechenden Raum umgesehen und dessen Insassen gemustert hatte.

„Gewiß, gewiß, das bin ich, und Sie sind Herr Heinrich Otte, der die kleine Hedwig Schulz unterrichten hilft, nicht wahr? Bitte, nehmen Sie Platz!“ entgegnete der Greis mit einer zitternden halb heisern Stimme, und rückte einen vor Alter bresthaften halbzertrümmerten Stuhl heran. „Schön, daß Sie kommen, denn wissen Sie, mein Husten würde mir kaum erlaubt haben, bei diesem Winde auszugehen. Und ich wußte, daß Sie schon kommen würden, wenn ich Sie durch Hedwig rufen ließe, Ihren Schützling, hehehe!“

„Sie wissen also darum, mein Herr, und Sie billigen es, daß wir dem armen Mädchen etwas Nachhülfe wegen seiner versäumten Schulung geben?“ fragte Otte, und fixirte den Greis.

„I ja, ich weiß es — seit fünf Wochen weiß ich es!“ erwiderte der Greis. „Ich bin dahinter gekommen, als Hedwig Nachts heimlich noch n ihrem Kämmerchen schrieb — französische Vokabeln. Ich schalt sie, daß sie das Endchen Kerze vergeude, und wollte ihr die Schrift zerreißen, — da gestand sie alles was Sie und die Mamsellen an ihr gethan hätten.“

„Und Sie billigen es, daß wir Hedwig diesen Unterricht ertheilen, natürlich?“

„Hm, nicht so ganz und gar,“ erwiderte der Greis mit seinem eigenthümlichen Augenzwinkern. „Wenn ihr mich zuvor um Erlaubniß gefragt hättet, würde ich es wohl nie erlaubt haben. Was soll ein Mädel wie Hedwig, ein Bettelkind, mit Französisch und Geographie? Aber nun es einmal geschehen ist, und ich nicht mit den Mamsellen drüben mich verfeinden möchte, weil sie zu meinen Kunden gehören und Hedwig kleiden und ihr Abendbrod reichen und sie umsonst in die Lehre nahmen, und mir das Wurm auf diese Weise weniger auf der Tasche liegt, so mag es einstweilen drum seyn. Geschehenen Dingen die man nicht rückgängig machen kann, muß man die beste Seite abgewinnen; und im Grunde, wenn das arme Wurm nur immer hübsch fleißig ist und nicht widerbellisch wird, so kann sie ja, wenn sie dereinst 'mal bei den Mamsellen ausgelernt hat, ihr Brod besser finden, und mir ein Kostgeld bezahlen für das was ich an ihr gethan habe, denn es ist unwahr, was die Leute sagen, daß sie mein Enkelin sey! Im Gegentheil, sie geht mich nichts an, gar nichts! Und wenn nicht mein gutes Herz wäre und eine zufällige Aehnlichkeit welche Hedwig mit meiner verstorbenen Tochter hat, und wenn die Polizei mich nicht gezwungen hätte, so würde ich sie nicht in's Haus genommen haben. Aber sie hat mir in die Hand versprechen müssen, daß sie mir später, wenn sie arbeiten gelernt, ein Kostgeld entrichte für die ganze Zeit, wo sie bei mir ist, und daß sie mir die Wirthschaft führen wolle, wenn meine alte Marthe todt ist, und so mag sie denn meinethalben lernen, so lange sie will, wenn nur die Mamsell Käthchen für sie spinnt oder strickt, hehehe!“

„Und was verschafft mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, Herr Maruschke?“ fragte Otte ernsthaft, denn das Gebahren des Greises widerte ihn an.

„Hm, Sie? Oh! — Glauben Sie denn, ich sey nicht begierig gewesen, den jungen Herrn kennen zu lernen, welcher sich für meine... für die kleine Hedwig interessirt? Ist es nicht ganz natürlich, daß ich wissen möchte, was für Absichten er eigentlich mit dem armen Wurme hat? abgesehen davon, daß ich ihm doch danken mußte!“

„Die letztere Mühe dürfte überflüssig seyn, Herr Maruschke,“ gab Otte zur Antwort und erwiderte den lauernden stechenden Blick des Greises kalt und ruhig. „Was wir für Hedwig gethan haben, ist unbedeutend, eine ganz natürliche Menschenpflicht und durch Hedwigs aufrichtigen Dank reichlich gelohnt. Was aber meine Absichten hinsichtlich des Mädchens anlangt, Herr Maruschke,“ fuhr Otte ernster fort und sah den Greis dabei fest an, „so gehen diese nicht weiter, als einer armen verlassenen Waise die geistigen Mittel zu verschaffen, um ihr schweres liebeleeres Loos in dieser Welt ruhig und ergebungsvoll zu ertragen und tugend- und gewissenhaft zu wandeln und den Verführungen zu entgehen, welche in dieser Welt fast allenthalben der unerfahrenen Jugend, der Armuth und der Schönheit entgegentreten, — das ist Alles.“

„Hm, natürlich, natürlich! Hab' auch nichts anderes von Ihnen erwartet, habe dem Mädel, das Sie wahrhaft vergöttert und verhimmelt, sogleich gerathen, sich keine thörichten Hoffnungen zu machen. Sie seyen Kaufmann, können kein Mädel ohne Geld brauchen, und am hintersten Ende stünde Ihnen die Nase doch höher, als ein Mädchen zu heirathen das gleichsam hinter der Hecke gefunden worden ist...“

„Genug, Herr Maruschke! Sie gehen zu weit in Ihren Vermuthungen,“ fiel ihm Otte in's Wort; „Sie legen mir da Gedanken bei, die ich niemals gehegt habe, denn weit entfernt, dem armen Kinde aus seiner Herkunft einen Vorwurf zu machen, möchte ich diese lieber aufklären, weil ich Hedwig aufrichtig bemitleide; aber nun erlauben Sie mir, daß ich mich entferne. Ich habe Geschäfte.“

„Bah, werden Sie nicht ungeduldig, Herr Otte! Nur noch einen Augenblick schenken Sie mir! Ich habe nie an Ihrem guten Charakter und Ihren rechtschaffenen Absichten gezweifelt,

denn ich weiß, Sie sind ein redlicher Mann und Auheims rechte Hand. Auheim hält große Stücke auf Sie, und Sie müssen ihm die Spekulationen machen, woran er solch unsinniges Geld verdient. Wird zwar Ihr Schade nicht seyn; aber könnten wir Beide nicht gelegentlich irgend ein Geschäftchen mit einander machen, wobei ich Ihnen mehr Gewinn einräumen würde, als Auheim?"

„Wir Beide?" wiederholte Otte; „wie soll ich dieß verstehen? welcher Art sollte dieß Geschäft seyn, das wir zusammen machen könnten?" setzte er mit einem verwunderten Umblick hinzu.

„Jenun, ein solides Geschäft müßte es schon seyn und ein gewinnreiches: ein Darlehen gegen hohe Zinsen und gute Versicherung, eine Papierspekulation, woran man so seine 30—40 Procent verdiente," erwiderte der Alte grinsend und sein Profil erschien Otte wie dasjenige eines Raubvogels der im Begriff ist, sich auf eine Beute zu stürzen. „Ich bin freilich nicht reich," fuhr er fort, da er sich den verwunderten Umblick seines Gastes richtig erklärt hatte, „aber der alte Maruschke hat Kredit, hat Leute an der Hand, welche in kurzer Zeit mir 50—60,000 Thälerchen beschaffen könnten, wenn ein solider Gewinn dabei zu machen wäre! So ein Nothgeschäft auf Wechsel mit zwei oder drei guten Giri...."

„Ich bedaure, auf solche Geschäfte verstehe ich mich nicht," entgegnete Otte kalt und stand auf; „meine Branche ist eine andere, und auch Herr Auheim macht keine derartigen Geschäfte mehr. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen."

Aber der Greis war ebenfalls aufgestanden und hielt ihn am Aermel zurück. „Nur noch einen Augenblick Geduld, Herr!" bat er dringend und mit katzenartiger Freundlichkeit; „hab' ich Sie etwa beleidigt? — Gott ist mein Zeuge, daß es meine Absicht nicht war. Aber Sie sind so stolz, so schroff, und Sie wollen nicht einsehen, daß der alte Maruschke es gut mit Ihnen meint. Ich weiß der Auheim wäre längst bankerutt ohne Sie; Sie haben ihn aufrecht gehalten. Ich habe Vertrauen zu Ihnen und Ihrer Tüchtigkeit. Wollen Sie nicht lieber ein eigenes Geschäft betreiben, als für Auheim büffeln, der es Ihnen doch nicht dankt? Wenn Sie nur Geld brauchen, so verschaffe ich es Ihnen; wir machen das Geschäft auf halben Gewinn, verstehen Sie?"

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung, und will Ihr Anerbieten nicht von der Hand weisen, Herr Maruschke," versetzte Otte artig; „aber vorerst bin ich noch kontraktlich gebunden."

„Ich begreife das, will auch nicht in Sie drängen, Herr Otte; können sich die Sache reiflicher überlegen!" sagte Maruschke; „aber versprechen Sie mir Eines: wenn Sie mit Auheim gebrochen haben, dann kommen Sie zu mir. Die Auheim'sche Herrlichkeit währt ohnedem nicht lange; ein einziger Anstoß, und die ganze Geschichte liegt in Trümmern."

Otte blickte indignirt zu dem Greis auf und sagte: „Ich halte diese Befürchtung für ungegründet, Herr Maruschke; die Firma stand materiell niemals solider als eben jetzt."

„Machen Sie dieß jedem Andern glauben, nur nicht mir, lieber Otte! Sie müssen natürlich so sprechen, aber ich weiß, daß es mit Auheim und Magnus stark zu Neige geht?"

„Wer sagt dieß?" rief Otte aufwallend.

„Die Thatsachen," versetzte Maruschke mit seinem widerlichsten Lächeln; „die Thatsache, daß Herr Achill v. Magnus um jeden Preis große Summen aufnehmen will, daß er eigens nur zu diesem Zwecke hieher gekommen ist." Er fuhr mit der zitternden Rechten in die Brusttasche seines Rocks und holte ein zierliches Billet in einer rosarothen Enveloppe heraus; das er Otte hinreichte mit den Worten: „Lesen Sie selbst!" — Es war ein eigenhändiges Schreiben Achills an den alten Maruschke, worin er von ihm gegen gute Provision 25,000 Thaler auf Wechsel aufzunehmen versuchte. „Nun?" fragte der Greis.

Otte zuckte die Achseln und sagte: „Unbegreiflich, aber was werden Sie thun?"

„Nichts, so lange mir der junge Herr nicht das Accept seines Vaters bringt!"

Otte lächelte geringschätzig, denn die Unterredung, welche er wenige Tage früher mit dem Kammerrath von Magnus gehalt hatte, ging ihm durch den Sinn, er begnügte sich daher nur mit der Bemerkung: „In diesem Falle können Sie allerdings das Geschäft machen, Herr Maruschke, obschon ich glaube, daß es die Firma nicht direkt, sondern nur Herrn Achill v. Magnus persönlich angeht!" — Jetzt nahm er jedoch in allem Ernste Abschied von dem Greis, der ihn nur gegen das Versprechen einer baldigen Wiederholung seines Besuches und mit einer Vertraulichkeit entließ, welche für Otte in der That etwas Unangenehmes hatte.

Die Erinnerungen an diesen Besuch wirkten bei Otte noch lange nach. War einerseits der Eindruck, den er von dem alten Manne hingenommen, ein entschieden ungünstiger, die Gerüchte über seinen Geiz und seinem Wuchergeschäfte bestätigender, so flößte anderseits der Gedanke an die arme kleine Hedwig, deren Schicksal beinahe ganz von diesem Manne abhing, Otte doch wieder ein mehr als gewöhnliches Interesse für den alten Maruschke ein, und mit einem eigenthümlichen Gefühle wiederholte er sich oft die Aeußerung des Greises, daß Hedwig ganz in ihn, Otte, verschossen sey und ihn vergöttere. 'Sie ist ein dankbares gutes Kind,' sagte er sich und dieser Gedanke that ihm wirklich innerlich wohl; 'aber an eine gewöhnliche Liebe oder Liebelei ist da nicht zu denken. Ich habe Hedwig niemals Grund dazu gegeben, daß sie meine Empfindungen für sie mißdeute, und was sollte auch daraus werden? Wir sind Beide arm, und was mir der Alte über Achill Magnus und sein Treiben mitgetheilt hat, läßt mich muthmaßen, daß meine Stellung in diesem Hause auf keinen Fall mehr von langer Dauer seyn wird. An eine ernste Verbindung ist daher nicht zu denken, und zu einer flüchtigen Liebelei ist mir das Mädchen zu brav und zu edel. Bah, fort mit solchen Gedanken!' damit ging er an sein Geschäft und vergaß sich bald über anderen Dingen. —

Seit Otte den alten Maruschke persönlich kennen gelernt hatte, beschäftigte ihn jedoch Hedwigs Zukunft in noch höherem

Grade als vordem. Er konnte sich des Argwohns nicht entschlagen, daß das Gerücht wahr sey, welches den alten Wucherer als einen nahen Verwandten Hedwigs bezeichnen, und der Wunsch, über ihre Herkunft etwas genaueres zu erfahren was zu einem juristisch-gültigen Beweismittel jener Verwandtschaft werden könnte, regte sich immer mächtiger in ihm. Eines Abends als er mit Julie und Marie Valentin um die Stadt spazieren ging, erzählte er den Beiden von dem Besuch, welchen er bei dem alten Maruschke gemacht habe, und äußerte seine Ueberzeugung von dem Reichthum des Alten und von der Verwandtschaft Hedwigs mit ihm.

„Hat Hedwig noch niemals offen mit Ihnen über ihre eigentlichen Beziehungen zu dem alten Manne gesprochen, meine Freundinnen?“ fragte er die beiden Schwestern.

Beide verneinten und Julie sagte: „Hedwig ist ein seltener und eigenartiger Charakter. Wenn sie vielleicht auch überzeugt ist, daß Maruschke ihr Großvater ist, und er will dieß nicht eingestehen, so leugnet sie es, um dem alten Manne nicht ungehorsam oder undankbar zu erscheinen. Ich habe in ihrer Gegenwart zu verschiedenen Malen des allgemeinen Gerüchtes ihrer Verwandtschaft mit ihm erwähnt, aber sie hat es nie zugegeben und immer versichert, daß der alte Maruschke alle und jede Verwandtschaft mit ihr in Abrede ziehe. Ihre eigene Ansicht hierüber scheint auch keinesfalls schon ganz fest zu stehen.“

„Natürlich!“ meinte Otte; „so lange sie keine triftigen Beweisgründe dafür hat, wird ihr der alte Geizhals diesen Gedanken schon auszureden vermögen. Allein es wäre doch denkbar, daß eine solche Verwandtschaft existirte, daß sie sogar den Behörden bekannt ist, die ja dem Alten die Pflicht des Unterhalts der Kleinen zugeschieden haben; und wenn ich dann an das hohe Alter und die unverkennbare körperliche Schwäche des Greises denke, so scheint es mir wahrhaft geboten zu seyn, daß etwas geschehe, um Hedwig für den Fall seines Todes in den Stand zu setzen, daß sie ihre Verwandtschaft beweise.“

„Da haben Sie ganz recht, lieber Otte!“ sagte Marie; „etwas sollte für das arme Kind geschehen, denn wenn ich bedenke, daß die alte Marthe, ein tückisches, listiges Weib, die dem alten Maruschke schon seit vielen Jahren die Wirthschaft führt, ihrem Herrn einmal in die Grube sehen wird, so kann ich mich des Argwohns nicht erwehren, daß diese, die mit den Gewohnheiten des Greises so vertraut ist, allem aufbieten dürfte, um noch so viel von der Erbschaft wegzuschleppen, als sich irgend verbergen läßt. Hedwig ist der alten Hexe von jeher ein Dorn im Auge gewesen, und wäre schon längst durch deren Kabalen aus dem Hause gebissen worden, wenn sich nicht vielleicht in irgend einem Winkel von Maruschke's kaltem Herzen etwas für Hedwig regte.“

„Oder wenn der alte Maruschke nicht fürchtete, in diesem Falle von den Behörden gezwungen zu werden, der armen Hedwig ein Kostgeld auszusetzen,“ fiel ihr Julie in's Wort. „Letzterer Beweggrund ist vielleicht bei dem Alten gewichtiger als jeder andere, denn es ist für ihn sicher wohlfeiler, das unglückliche Mädchen unter seinem Dache zu haben, ihre Arbeitskraft auszunützen und sie an seinem Tische hungern zu lassen, als wenn er für ihre anständige Verpflegung anderweitig sorgen müßte.“

„Nun, meine Freundinnen, vielleicht wirken beide Beweggründe bestimmend auf den alten Mann, denn sie schließen ja einander nicht aus,“ meinte Otte. „Jedenfalls wird es meine ernste Sorge seyn, bei der ersten besten Gelegenheit einmal nach jener Elisabeth Stransky zu forschen, welche Hedwigs Pflegemutter sein soll, und von ihr die nöthigen Aufklärungen zu ertrotzen oder zu erkaufen. Halten Sie das nicht auch für das nothwendigste, wenn wir für Hedwigs Zukunft sorgen wollen, liebe Julie?“

„Allerdings,“ erwiderte diese; „aber Sie müssen mir dabei Eines versprechen, Otte! Alle diese Nachforschungen müssen ohne Hedwigs Vorwissen betrieben werden, welche nicht eher etwas von deren Ergebniß erfahren soll, als bis es ihr zu wissen nöthig ist. Auch mir und den Schwestern sollen Sie nichts davon sagen; es könnte uns gar zu leicht eine unbedachte Aeußerung entschlüpfen, welche mit Einem Male durch getäuschte Erwartung oder durch angeregte Hoffnungen und Wünsche den Frieden dieses armen Kindes stören, die Resignation und Milde aus seinem Gemüthe vertreiben und in dieser feurigen Seele die ganze Glut der Leidenschaften anfachen würde. Das ist wenigstens meine unmaßgebliche Ansicht.“

„Und eine sehr richtige, liebe Julie,“ sagte Otte. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich über das Ergebniß meiner Nachforschungen niemand in's Vertrauen ziehen werde, bevor es Zeit ist, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten.“

Otte ahnte an diesem Abend nicht, wie bald ihn der Gang der Ereignisse wieder in das Häuschen des alten Maruschke führen werde. Hedwig war einige Tage später eines Morgens zu den Fräulein Valentin herübergekommen und hatte um Urlaub im Geschäft gebeten, weil die alte Marthe erkrankt sey und das Bett hüten müsse, die Sorge für die Haushaltung also ihr zufalle. Sie war auch einige Tage lang darauf nicht zum Vorschein gekommen, und hatte nichts mehr von sich hören lassen, so daß die drei Schwestern höchst besorgt wurden und Käthchen es sich nicht nehmen ließ, eines Nachmittags hinüberzugehen und nach Hedwig zu sehen. Käthchen fand ihren kleinen Schützling an dem Bette der alten Marthe, welche vom heftigsten gichtischen Gliederreißen befallen darniederlag und nicht einmal einen Arzt hatte, da der alte Hausherr aus Geiz keinen solchen holen ließ und der Kranken jede Gefahr ausredete. Käthchen aber konnte es in ihrer Herzensgüte nicht mit ansehen, daß die alte Person so fürchterlich litt und der ärztlichen Berathung entbehren sollte, und holte daher den Hausarzt der Familie Valentin herbei, welcher den Zustand der Kranken für höchst bedenklich erklärte und den Vorschlag machte, Marthen in das städtische Krankenhaus zu bringen. Hiegegen sträubte sich aber sowohl die Kranke selbst aus Vorurtheil und Eigensinn, wie der alte Maruschke aus Eigennutz, und so blieb denn Marthe in der armseligen engen Kammer unter dem Dache, auf welches die Sonnenglut der Julitage gewaltig herunterbrannte. Der Arzt erklärte schon nach wenigen Tagen, daß

seine Hülfe zu Ende sey, und daß man die Kranke durch einen Geistlichen auf das Aeußerste vorbereiten lassen solle. Aber hiegegen verwahrte sich Maruschke wiederum, bis Käthchen es durchsetzen wollte und die Kranke die ihren hoffnungslosen Zustand selbst fühlen mochte, auf ihre nahe Auflösung hinwies. Da Käthchen dabei in ihrer Gutmüthigkeit die Ueberzeugung aussprach, daß bei zeitigem Einschreiten des Arztes Marthens Leben sicher gefristet oder ihr doch wenigstens die furchtbarsten Schmerzen theilweise erspart worden wären, so gerieth die Kranke ganz außer sich, schimpfte und tobte gewaltig über Maruschke und verlangte ein Testament zu machen, was denn auch geschah. Tags darauf war sie todt, und bei ihrer Beerdigung folgte auf Hedwigs besondere Bitten Otte mit dem alten Maruschke und einigen Nachbarn ihrem Sarge zum Grabe. Der Geistliche, welcher die Beerdigung vornahm, ein junger Eiferer, hatte erfahren, daß Maruschke es gewesen, welcher der Todtkranken den geistlichen Zuspruch verwehrt habe, und fiel nun in der Leichenrede schonungslos über den Greisen her, den er, ohne einen Namen zu nennen, doch den versammelten Weibern und sonstigen Zuhörern aus der Nachbarschaft so deutlich bezeichnete, daß dieselben in lautes Murren und unverhohlene Drohungen gegen den alten Mann ausbrachen, und zuletzt vielleicht gegen ihn thätlich geworden wären, wenn nicht Otte's festes Auftreten und Geleite den schwachen Greis geschützt hätten, dem der Tod seiner alten vieljährigen Hausgenossin ohnedem nahe genug ging. Otte brachte ihn mitleidig nach Hause, konnte es aber nicht unterlassen ihm auf dem Heimwege ebenfalls ernste Vorstellungen wegen seines Benehmens in dieser Angelegenheit machen, obschon er das Gebahren des jungen Kaplans am Grabe in keiner Weise billigen konnte.

Die Zeit, in welche diese Ereignisse fielen, war für Otte eine ziemlich mühevolle. Seine beiden Prinzipale waren auf Reisen gegangen, jeder in ein anderes Bad, und die ganze Geschäftslast lag auf seinen Schultern. Frau Leonie Auheim war in Baden-Baden, und die Fürstin Lugemirska, welche im obern Stockwerke wohnte, in Karlsbad, so daß das ganze Haus leer stund, und Otte deßhalb in Herrn Auheim's Privatzimmer schlafen mußte, damit nur wenigstens die Kasse gehütet sey. Dazu machte ihm die Ueberwachung des pariser Geschäfts damals viele Sorgen, da sein Argwohn gegen dessen Führung durch die Mittheilungen des alten Maruschke sehr geweckt war, und die vielen Wechsel, welche von dort auf das Stammgeschäft gezogen wurden, Otte's Unruhe und Argwohn steigerten. Daher kam es ihm höchst ungelegen und unerwartet als er eines Tages auf das Stadtgericht beschieden und ihm von dem Vorstand der Abtheilung für Civilsachen eröffnet wurde, er sey durch ein Testament der jüngst verlebten Marthe Zeisewitz zum Vormund der noch minorennen Hedwig Schulz verordnet, welcher ein flüssiges Legat von dreihundert Thalern von besagter Frau Marthe Zeisewitz zugefallen, und habe sich nun zu äußern, ob er gedachtes Vertrauensamt annehmen und nach Prüfung des Testaments für seine Mündel das Legat annehmen wolle. Natürlich bejahte er die erstere Frage, und behielt sich für die zweite eine Bedenkzeit vor, um erst das Testament zu prüfen und mit seiner Mündel Rücksprache zu nehmen.

Als Otte sich vom Gericht aus nach Maruschke's Haus begab, fand er Hedwig unten in dem kleinen Laden, den sie zu versehen hatte. Sie wußte bereits um den Glücksfall, der ihr begegnet war, und weinte der Erblasserin aufrichtige Dankesthränen nach. „Sie war doch nicht so böse, als ich mir manchmal einreden wollte, wenn sie gegen mich bitter, grob und heftig war,“ sagte Hedwig; „ich habe ihr vielleicht oft unrecht gethan, denn im Grunde war sie doch gut, sonst hätte sie nicht in ihrem Testament für mich gesorgt.“

Otte hielt es nicht für rathsam, das dankbare Kind hierüber zu enttäuschen, obschon er aus dem Testamente wußte, daß Marthe Zeisewitz diese Bestimmungen nur getroffen, um sich an ihrem Herrn zu rächen, den sie in einem früheren Testamente zum Alleinerben ihres kleinen Vermögens eingesetzt gehabt hatte, und der nun seinen Geiz und seine Lieblosigkeit empfindlich büßen sollte.

„Wie kommt es, daß Sie hier sind, Hedwig?“ fragte Otte. „Wo ist Herr Maruschke?“

„Er ist erkrankt, und hat sich zu Bette legen müssen,“ gab sie betrübt zur Antwort. „Schon seit dem Tode der guten Marthe ist er leidend und verstimmt. Sie würden mir einen großen Freundschaftsdienst erweisen, wenn Sie zu ihm hinaufgehen wollten, denn ich darf nicht aus dem Laden weggehen, ohne daß er ernstlich böse wird.“

„Gut, ich werde zu ihm hinaufgehen, nachdem ich mit Ihnen über das Erbe gesprochen habe, Hedwig; Sie wollen mich also zum Vormund annehmen?“

„O wie gerne! Sie werden mir's nicht abschlagen, Herr Otte, nicht wahr?“ rief sie, seine Hände erfassend, und ihre dunklen Augen leuchteten unter den Thränen von einem freudigen seligen Strahl. „Ist mir's doch, als käme mir dieses Glück allein aus Ihren Händen. Sie sollen eine recht dankbare und gehorsame Mündel an mir haben!

„Und ich werde darauf bedacht seyn, Ihre Zukunft durch das kleine Erbe so sicher zu stellen, daß Sie wenigstens vor gänzlichem Mangel geschützt sind, wenn Sie mir ganz freie Hand in der Wahl der Anlage geben wollen, Hedwig. Freilich müssen Sie dann vorerst auf den Genuß einer Rente daraus verzichten, und wenn Sie etwa schon Pläne gemacht haben sollten, davon Putz ꝛc. anzukaufen, so wird Ihre Erwartung getäuscht werden.“

Hedwig schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte: „Ein solcher Gedanke ist mir noch gar nicht gekommen, Herr Otte. Wie sollte ich mir gelüsten lassen, eine solche sichtliche Himmelsgabe für eitlen Tand zu verschwenden?! Nein, handeln Sie für mich nach Ihrem Gutdünken, und tragen Sie zunächst meine Schuld bei.... bei Herrn Maruschke ab.“

„Jenun, damit hat es noch keine Eile, Kind! ich denke, der alte Herr wird Ihnen noch anderweitig Gelegenheit geben, ihm den schuldigen Dank abzustatten. Zeigen Sie mir jetzt nur den Weg zu ihm!“

„Nein, nicht hier hinauf!“ bat Hedwig, als sie mit einander durch den Hausgang geschritten und zu der Treppe gekommen waren, die am Ende desselben links hinaufführte; „diese Treppe führt zu der alten Frau Jürgens hinauf, die mit ihrem lahmen Manne den obern Stock bewohnt. Sie müssen über den Hof gehen und dann rechts die finstre Treppe hinan!“

Die eine Seite des engen Hofraums begrenzte ein baufälliger Seitenflügel des Häuschens, dessen Erdgeschoß einst Stallung gewesen war und nun zur Aufbewahrung von allerlei Gerümpel diente. In der fernen Ecke dieses Flügels, da wo derselbe von der hohen Feuerwand des Nachbarhauses überragt wurde, führte eine halsbrechende dunkle Treppe zu einem schmalen finstern Flur empor, der zugleich zur Küche diente.

„Wer ist da?“ fragte Maruschke's heißere schwache Stimme hinter einer Thür hervor, welche Otte erst entdeckte, nachdem sich sein Auge einigermaßen an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnt hatte. Otte nannte seinen Namen, und sah, wie ein Vorhang in der Thüre hinter einem vergitterten Fensterchen gelüftet ward. Schwere Riegel wurden zurückgeschoben und die Thüre halbgeöffnet, und hinter derselben erschien, mit einem dicken Knotenstocke in der Hand, der alte Maruschke.

„Ah, Sie sind es wirklich, Herr Otte?“ rief der Alte und öffnete nun erst die Thüre ganz; „wie komme ich zu der Ehre? Sie wollen mir wohl ein Geschäft vorschlagen? Treten Sie nur immer näher!“

Es war eine ganz armselige Stube, welche Otte nun betrat, kaum sieben Fuß hoch, eng und dunkel, mit kleinen, niedrigen Fenstern und nur wenigen dürftigen Möbeln von beinahe vorsündfluthlichem Alter. Ein wackeliger Tisch, eine alte geschweifte Kommode, ein großer Thonofen, eine altväterische Wanduhr und einige elende Stühle mit wankenden Beinen — das war alles. Eine andre niedrige Thüre, mit starken Riegeln versehen, führte in ein Nebenzimmer wo eine große Himmelbettlade stand, aus deren Kissen der Greis sich gerade erhoben zu haben schien. Die Wände waren feucht und fleckig und eine dumpfe modrige Luft herrschte in dem kleinen engen Raum. Der Fußboden zeigte große Sprünge und Ritzen, und war zum Theil mit Trödelwaaren bedeckt.

„Ums Himmelswillen, hier leben Sie? in dieser schlechten pestartigen Luft, Herr Maruschke?“ rief Otte und eilte ein Fenster zu öffnen. „Kein Wunder, daß Sie da erkranken müssen!“

„Oh, ich bin nicht krank, ich bin ganz gesund!“ erwiderte der Greis schnell mit einem hohlen Husten, der ihm Mark und Bein durchschüttelte; „es ist nur heute ein kalter Tag, und ich habe etwas wenig geschlafen. Oh ich bin noch gesund, mein junger Herr, sehr gesund,“ fuhr er mit seiner heisern, kurzathmigen Stimme fort; „ich habe noch Appetit und eine treffliche Verdauung; ich kann noch zwölf oder fünfzehn Jahr leben, ich werde noch so lange leben und alle diejenigen auslachen, die auf meinen Tod warten. — Aber was verschafft mir Ihren Besuch, Herr Buchhalter? wollen Sie Geld?“

„Mit nichten, Herr Maruschke, ich komme nur um Ihnen anzuzeigen, daß mich das Testament der verstorbenen Frau Zeisewitz....“

„Wie? was? auch Sie bedacht hat? Sie haben auch von der alten Marthe geerbt? wie?“ fuhr der alte Maruschke mit einer Heftigkeit auf, die er sogleich wieder durch einen qualvollen erschütternden Husten büßen mußte.

Otte schüttelte mit geringschätzigem Lächeln den Kopf. „Keineswegs!“ sagte er; „ich wüßte nicht, wie ich dazu kommen sollte, da ich die Verstorbene mit Wissen nicht einmal gekannt habe. Nein, die Verewigte hat mich nur in ihrem Testamente zum Vormund von Hedwig Schulz ernannt, und ich habe diese Funktion angenommen....“

„Gläub's, glaub's wohl!“ murmelte der Greis kopfnickend und blickte stier und mit fieberisch glühenden Augen in eine Ecke.

„Und komme nun, um Ihr Urtheil über die Verwendung des Vermögens einzuholen, welche Ihr Pflegekind geerbt hat!“

„Mein Pflegekind?!“ rief der Greis bitter. „Hedwig geht mich nichts an; sie mag des Teufels Pflegekind seyn, der mir sie durch die Polizei aufgezwungen hat! Hab' ich Ihnen nicht schon gesagt, daß die Leute schamlos in ihren Hals hinein lügen, die da sagen, Hedwig sey mein Enkelin? Ich hab' mich erbarmt über den armen Wurm; aber was hab' ich davon? Eine Schlange hab' ich mir am Busen erzogen, denn sie hat Erbschleicherei getrieben und die alte Marthe beredet, ihr von dem Gelde zu vermachen, das mir die alte Hexe durch Diebstahl und Betrug entfremdet hat! Das hab' ich von meinem guten Herzen! Das junge Ding da thut so kindlich und rein, als könnt' es kein Wässerchen trüben, und verhetzt mir hinter meinem Rücken die alte falsche Katze, die Marthe, daß sie ein anderes Testament macht, während wir doch übereingekommen waren, daß wir gegenseitig fünfzehnhundert Thaler von einander erben sollten! Aber solch ein altes Gerippe von Weibsbild ist nicht zu ergründen, so wenig als eine junge! Gehen Sie mir hinweg mit den Weibsleuten! sind alle falsch, alle! alle Menschen sind Bestien, ein Otterngezücht, eine Krokodilsbrut!... Oh, daß der Teufel sie doch recht heiß bettete, die niederträchtige alte Marthe! Zwanzig Jahre lang hat sie mein Brod gegessen und mich bestohlen, und nun soll ich noch sehen, wie der Raub an Andere gelangt?! Abscheulich!“

Der Groll dieses mumienhaften vertrockneten Greises, dessen heisere Stimme und hohler Husten diesen grimmigen Ausbruch bei jedem Satze unterbrachen, wäre komisch gewesen, wenn er nicht einen sittlichen Widerwillen gegen Maruschke erweckt hätte. So aber ließ Otte ihn ruhig gewähren, ohne sein ernstes Auge von ihm abzuwenden, und erst als der Alte wieder ruhiger geworden war, sagte er mit eindringlichem Tone: „Ich will nicht untersuchen, in wie fern oder warum die Verstorbene gegen Sie gefehlt hat, Herr Maruschke; aber so viel steht bei mir fest, daß Hedwig sicher nichts unrechtes gethan hat, um das endliche Wohlwollen der Frau Marthe zu verdienen. Es ist ein ernstes Ding um den Tod, mein Herr, und als Frau Marthe fühlte, daß sie dem Grab so nahe und rettungslos verfallen sey, da mag in ihrem Gewissen auch eine Stimme

laut geworden seyn und ihr einen Spiegel vorgehalten über alles das, was sie durch Bosheit und Vorurtheil an dem heimathlosen armen Mädchen in den vergangenen drei Jahren gefrevelt hatte; — da mag es ihr wie ein Schwert durch die Seele gegangen seyn, daß Hedwig feurige Kohlen auf ihr Haupt sammelte durch die treue liebevolle Pflege, die sie ihr angedeihen ließ, und die Schmerzen, die die alte Frau mürbe gemacht und ihr einen Vorschmack von der ewigen Pein der Gottlosen gegeben haben mochten, die Angst vor der Rechenschaft die jedes von uns dort drüben von seinem Thun und Lassen abzulegen haben wird, hat ihr den Gedanken eingegeben, wenigstens noch einigermaßen ihre Fehler gegen Hedwig wieder gut zu machen. Der Tod, Herr Maruschke, ist ein ernster unerbittlicher Mahner."

„Ja, der Tod, der Tod..." wiederholte der Alte tonlos und mit einem leisen Schauder; „aber ich bin noch gesund; ich habe noch Hunger und nur wenig Fieber; ich werde noch lange leben. — Und wie viel hat Hedwig geerbt?"

„Dreihundert Thaler."

„Die Sie nun mir geben werden, als Ersatz für Kost und Wohnung, die ich ihr gegeben, nicht wahr?" rief der Greis mit gierig funkelnden Augen. „Sie sind ein honnetter billiger Mann, Herr Otte! Sie werden mir dieß nicht verweigern, nicht wahr?"

„Mit nichten, Herr Maruschke, davon kann jetzt die Rede nicht seyn; die Vormundschaftsbehörde würde das ja niemals zugeben," sagte Otte kalt und bestimmt. „Hedwig ist noch minorenn, kann daher nicht über ihr Vermögen verfügen. Meine Funktion ist nur die, es anzulegen und zu verwalten. Wollte auch Hedwig Ihnen jetzt eine solche Entschädigung versprechen, so wäre es vor dem Gesetz ungültig, verstehen Sie wohl!" Der Greis stieß einen unwilligen Seufzer aus. „Es handelt sich jetzt darum, das kleine Kapital so anzulegen, daß Hedwig's Zukunft dadurch dauernd gesichert ist. Die Rente aus 300 Thalern ist zu unbedeutend, um irgend von Werth zu seyn; Hedwig ist jung, geschickt, arbeitsam. Schenkt ihr der Himmel Gesundheit, so kann sie sich bis zu ihrem 40sten oder 50sten Lebensjahre anständig und ehrenhaft durchbringen, vielleicht auch noch länger. Es gilt nur für die Zeiten der Krankheit und des Alters zu sorgen. Wenn ich nun Hedwig's kleines Kapital nehme und bei einem soliden Geldinstitute auf aufgeschobene Renten anlege, so erhält Hedwig daraus, wenn sie in ihrem 40sten Jahre in den Genuß der Rente treten will, etwa 80 Thaler jährlicher Rente, wenn in ihrem 50sten etwa 120 Thaler, und wenn erst in ihrem 60sten gar 150 Thaler, und ist hiedurch gegen alle Wechselfälle und Schicksalsschläge sicher gestellt, denn diese Rente kann ihr niemand nehmen, und falls sie vor Antritt des Rentengenusses stirbt, erhalten ihre Erben die baaren Einlagen, — stirbt sie dagegen nach begonnenem Rentenbezug, so erhalten ihre Hinterbliebenen das für die betreffende Rente vorhandene Deckungskapital abzüglich der bereits bezogenen Renten zurück."

„Ist dieß wahr? ist dieß möglich?" rief der Alte begierig, denn seit von Zahlen und Werthen die Rede war, hatte sich sein glanzloses Auge plötzlich wieder belebt.

„Ich kann es Ihnen schwarz auf weiß in den Statuten der betreffenden Gesellschaft zeigen, Herr Maruschke, und an der Solidität derselben habe ich nicht den geringsten Zweifel."

„Hm, Sie müssen dieß wohl verstehen, es ist ja Ihr Handwerk," sagte er und verzog den zahnlosen Mund zu einem schadenfrohen profitvollen Lächeln. „Sie haben recht, Herr Buchhalter," fuhr er nach einer Pause fort; „das ist die sicherste Anlage und macht das Mädel nicht gleich selbständig. Sie wird mir nun nicht davonlaufen; sie wird dableiben und mir die Stelle der alten Marthe vertreten; dann ist doch noch ein Gewinn dabei. — Und auf wen sind denn die anderen Legate gefallen?" fragte er lauernd.

„An arme Verwandte der Erblasserin und an milde Anstalten, Herr Maruschke."

Dem alten Maruschke entfuhr eine wilde Verwünschung. „Ich hoffe, der Teufel wird die alte Hexe doch behalten, trotz all ihrer Legate an Bettelhäuser," murmelte er, und sein Geist schien momentan zu wandern, oder der Greis war sich nicht bewußt, daß er laut dachte. „Ich habe sie doch hintergangen, denn sie stand nicht in meinem Testament," murmelte er; „sie hat mich nicht überlebt, wie sie wohl immer hoffte. Sie hat mir die Sorge für das Mädel abgenommen, und ich erspare fortan ihr Gehalt, denn Hedwig erhält keinen Pfennig von mir..."

„Sie sind also mit der Anlage des Kapitals, die ich beabsichtige, einverstanden, Herr Maruschke?" fragte Otte aufstehend und schickte sich zum Gehen an.

„Vollkommen, vollkommen, lieber Herr; d. h. die Sache geht mich eigentlich nichts an, denn Hedwig ist nicht meine Enkelin. Machen Sie mit ihr, was Sie wollen; aber bei mir muß sie bleiben, muß ihr Kostgeld abverdienen."

„Seyn Sie hierüber außer Sorgen, Herr Maruschke," entgegnete Otte; „so wie ich Hedwig zu kennen glaube, wird sie Sie nicht verlassen. Sie ist ein gutes, wackeres Kind und dankbar. Und nun Gott befohlen! Ich wünsche Ihnen baldige Wiederherstellung!" Damit entfernte er sich hastig, und hörte nur noch wie der Greis sich hinter ihm wieder einriegelte.

Aber Maruschke war kränker, als er glaubte; Hedwig mußte nach einigen Tagen sogar den Laden schließen, um den bettlägerig gewordenen zu überwachen, der im Delirium dalag. Käthchen stand ihr treu zur Seite, bereitete Krankenspeisen für den Greis, brachte den Arzt mit und half der Unerfahrenen den alten Mann verpflegen. Die Krise ging zwar langsam vorüber, und er genas wieder, ohne daß ihn die Krankheit weicher gemacht hätte. Doch hatte er sich dazu bequemen müssen, Otte einen Einblick in seine Geschäfte thun zu lassen, indem er ihm den Einzug einiger Wechsel übergeben mußte, die in jener Zeit verfielen und meist auf Offiziere und junge Verschwender lauteten, die den Alten als wucherischen Nothhelfer benützten.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Aus einem Landstädtchen.

Erzählung von Karl Seifart.*)

In unserem Niedersachsen liegt in einem engen Thale, welches waldige Berge so dicht umschließen, daß die wenig benutzte Landstraße da, wo sie in's Thal tritt, sich mit Mühe zwischen den steilen Höhen hindurchzuwinden scheint und am Ausgange des Thals nur einer schmalen, in dem nahen Wald verlaufenden Wiese neben sich Raum läßt, ein Landstädtchen, von welchem man, um seine Isolirtheit zu bezeichnen, sagt, daß es die Franzosen nicht hätten finden können. In der That ist auch keine der größeren französischen Colonnen der schmalen Straße gefolgt, welche durch das Städtchen führt, und die Bewohner haben nicht viel mehr französische Uniformen gesehen, als wie sie die deutschen Landgensd'armen trugen, die dem Polizeiregiment des Königs von Westphalen dienen mußten. Dennoch hat einst in Folge des Kriegs und der Fremdherrschaft auch hier ein Ereigniß die simple Einwohnerschaft mächtig erschüttert, französische Straftruppen herbeigerufen, viele Einwohner in Schaden und Unglück gebracht und ein edles Herz gebrochen. Das Unheil, die Kriegsgerichte und die Hinrichtung zweier Ackerbürgersöhne in Kassel ist dort im Landstädtchen noch in vieler alten Leute Gedächtniß, die Geschichte des gebrochenen Herzens aber kennt dort nur ein jetzt hochbetagter Greis, und durch einen merkwürdigen Zufall wurde mir Kunde davon.

Jüngst führte mich ein Rechtsgeschäft in das vereinsamte Städtchen. Es war an einem heißen Sommermittage, als ich mit meinem Einspänner das einzige respektable Gasthaus des Orts erreichte, wohin ich meinen Anwalt bestellt hatte. Statt seiner aber fand ich einen Brief vor, worin er mir anzeigte, daß ein wichtiges, nicht aufzuschiebendes Geschäft ihn einige Tage in B. zurückhalte, und daß er genöthigt gewesen sey, unsern Termin auf einen andern Tag verlegen zu lassen. So hatte ich denn, wie man sagt, einen „Fleischergang" oder vielmehr eine Fleischerfahrt nach dem kleinen Abdera gemacht, mußte mich aber wohl oder übel in mein Schicksal fügen und in dem öden Städtchen übernachten, weil eine sofortige Rückfahrt nach meinem, eine starke Tagereise entlegenen Wohnort nicht wohl thunlich gewesen wäre. Aber womit den unendlich langen Sommernachmittag und Abend hinbringen in diesem öden Orte, in welchem ich außer dem abwesenden hagestolzen Rechtsanwalt Niemanden kannte? Ein Spaziergang in die waldigen Berge, die übrigens auch nichts Besonderes bieten, wollte mir bei der drückenden Hitze und bei meiner Ermüdung nach langer Fahrt nicht zusagen, und ein sehr junger Auditor und ein sehr alter Assessor oder Amtsrichter, welche mit mir das einfache Mittagsmahl, dessen Hauptgericht aufgewärmter, langfaseriger Braten bildete, einnahmen, erschienen mir bei ihrem steifschößigen, dünkelhaft-blöden Wesen nicht geeignet, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. So saß ich denn, nachdem das Mahl beendigt und meine zugeknöpften Tischgenossen fortgegangen waren, allein und verdrießlich in der Ecke des lederbeschlagenen Sopha's, den Kaffee erwartend. Diesen brachte mir ein sehr alter Mann, der ein Verwandter des Hauses war und nebst dem einzigen Kellner die Bedienung der Gäste übernommen hatte, weil der Wirth selbst seit einem Jahr und darüber krank lag.

Der mit hohen Gamaschen, manchesternen Kniehosen und einem aschfarbenen, altmodischen Rocke angethane Alte, den man im Hause Friedrich rief, theilte mir, während er den Tisch säuberte und den Kaffee vor mir niedersetzte, mit, daß er der Großonkel des kranken Wirths sey und sich während seiner alten Tage noch viel zu plagen habe, doch thue er das gern, denn sein Großneffe sey ein braver Mensch und ohne seine Schuld in großes Unglück gekommen; vor Kurzem habe er gar noch seine Frau und sein einziges Kind verloren. Nachdem mir der Alte ein Stück trüber und beklagenswerther Familiengeschichte in kurzen Worten erzählt hatte und mir nun stumm und gesenkten Hauptes gegenübersaß, fühlte ich wieder ein lebhaftes Bedürfniß nach Unterhaltung und fragte ihn, ob keine Bücher im Hause seien.

„Bücher haben wir wenig," erwiderte der alte Friedrich, „wir haben keine Zeit zum Lesen, doch will ich Ihnen herholen, was dort auf dem Simse liegt, das ist Alles." Ich wollte aufspringen, um dem alten Mann den Weg zu ersparen, aber mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Raschheit hatte er etwa ein halbes Dutzend Bücher, deren Einbände sichtbare und fühlbare Spuren des außerordentlichen, hier in der Gaststube vorherrschenden Fliegenreichthums zeigten, vor mir niedergelegt. Zwei Bände erwiesen sich mir sogleich durch ihr Aeußeres, durch ihren gelben Schnitt und schwarzen Einband als bekannt, es waren Bibel und Gesangbuch; ich schob sie bei Seite und ergriff einen Anekdoten-Kalender aus dem verwichenen Jahre; indeß das Beste, was er enthielt, kannte ich längst aus Meidinger; seufzend griff ich nach den übrigen drei Bänden und entdeckte in ihnen sehr alte und augenscheinlich von Kindern übel zugerichtete Jahrgänge des „Pfennigmagazins." Halb in Verzweiflung die ganze Literatur bei Seite schiebend, faßte ich den heroischen Entschluß, mir die Stadt zu besehen; vielleicht boten die Kirche, vielleicht einige alte Holzbauten etwas architektonisch Interessantes.

Hinsichtlich der Kirche, die dem Gasthause sehr nahe lag, überzeugte mich ein Blick durchs Fenster, daß ich mich in meinen Erwartungen sehr getäuscht hatte; das Gebäude war weder alt noch schön und machte, wie mir selbst der alte Friedrich bemerkte, seinem kürzlich verstorbenen Baumeister wenig Ehre, da der Thurm mit seiner zwiebelförmigen Kuppel bereits bedenkliche Risse zeige und der neue, mit der Ausbesserung betraute Baucommissär deßhalb bis auf Weiteres das Glockenläuten untersagt habe. — Auch damit war's also nichts! — Resignirt betrat ich nun die öde, im grellen Sonnenglanze sich träge hinstreckende Straße, um mir das Städtchen zu besehen, das eben nur aus dieser Hauptstraße und einigen in dieselbe

*) Diese reizende gemüthliche Erzählung entlehnen wir mit Bewilligung des Verfassers, eines der vorzüglichsten deutschen Erzähler der Gegenwart, dem vortrefflich redigirten „Bremer Sonntagsblatt" des Herrn Dr. F. Pletzer. Anm. d. Red.

einmündenden, schmutzigen Gäßchen besteht. Einige vor den Hausthüren spielende Kinder abgerechnet, war die Straße fast menschenleer, denn die Ackerbürger, welche die überwiegende Mehrzahl der Einwohnerschaft ausmachen, waren mit ihrem Gesinde in Garten oder Feld beschäftigt, und nur selten begegnete mir, unter dem monotonen Gezwitscher der zahlreichen Spatzen und unter dem Gegacker der sich jagenden Hennen, eine alte Frau in kurzem Kattunmantel oder ein Mann mit einer Kopfbedeckung von fabelhafter Form. Cylinder von ehrwürdigem Alter trägt man hier nur Sonn- und Festtags, Alltags nur die durchgehends mit sehr großem Lederschirm versehene Mütze, die bald tellerförmig, bald in der Form einer Reifenmuschel oder eines abgestumpften, bequasteten Kegels die ehrsamen, Sonntags gekämmten Häupter bedeckt und Zeugniß gibt von der wunderlichen Phantasie eines benachbarten Dorfschneiders, aus dessen geschätztem Atelier diese Kunstwerke hervorgehen.

Von den verödeten, einförmigen, meist mit großen Einfahrtsthüren versehenen Häusern zeigte keines ein Alter, das über 100 oder 150 Jahre hinausgegangen wäre; hin und wieder unterbrach ein Kramladen die scheunenartigen Gebäude, und das Schaufenster desselben gab bei aller Mannichfaltigkeit der Waaren, die es zeigte, dennoch Zeugniß von dem bescheidenen Umfange der Bedürfnisse des Landstädtchens. Da sah man neben alten, mit Mohren bemalten und von Fliegen bunt decorirten Tabackspaketen hölzerne Citronen und Talglichter; neben roth und blau gefärbten Kaffeetassen einen aufgehängten Pappteller, welcher eine Anzahl von der Sonne stark ausgedörrter Cigarren in Sternform zur Schau trug, ein Ei in einem leeren Schnapsglase, welches zugleich eine Anzahl bemalter Rechenstifte enthielt, und einen hölzernen, bemalten Häring, dessen von der Sonne gebleichtes Haupt zwischen den ausgespreizten Klingen einer Heckenscheere friedlich ruhete. Das überzeugte mich neben noch vielen andern schönen Dingen, daß der alte Friedrich Recht gehabt habe, als er mir auf meine Frage, wo man gute Cigarren im Orte kaufe, den Laden, vor dem ich jetzt stand, mit der treuherzigen Bemerkung nachwies, daß man dort „Alles“ haben könne.

Es ist doch für einen Großstädter ein trauriges, trostloses Leben in solch einem vereinsamten, kleinen Landstädtchen, dachte ich bei mir, als ich meinen Weg fortsetzte und einem über das holperichte Pflaster daherrumpelnden Ackerwagen so wie einer Sau nebst ihren Ferkelchen auswich; weit angenehmer ist selbst das Leben in frischer, grüner Natur auf dem Dorfe, da weiß man doch, woran man ist, und richtet sich ein; es wird einem keinerlei städtischer Comfort vorgespiegelt, während man hier in dem langweiligen Zwitterdinge zwischen Stadt und Dorf an allen Ecken und Enden komisch daran erinnert wird, daß man den Comfort, die anregende Geselligkeit und die mannichfachen materiellen und geistigen Genüsse, die eine große Stadt zu bieten vermag, entbehren muß. Wie einförmig, wie freud- und leidlos muß diesen Kleinstädtern das Leben dahinfließen, ein Tag vergeht ihnen wie der andere, im ewigen Tretrade einförmiger Beschäftigung geht hier der ackernde Bürger und der Kaffee abwiegende Krämer, der mit hartköpfigen, rusticalen Parteien sich herumbeißende Beamte und der bleiche, mit Tintenschutzärmel angethane Schreiber; so heute wie morgen. Und zu dem noch verhindert bei diesen Krähwinklern ein weit schärfer als in großen Städten ausgebildeter Kastengeist jede Annäherung der Stände, welche durch Austausch der verschiedenen Ideen und Interessen manche Ecke abschleifen und den Inhalt des Lebens in etwas bereichern könnte; der zuckerabschlagende Krämer kartelt und kegelt nicht mit dem Ackerbürger, der uniformirte Beamte beileibe nicht mit dem Krämer oder gar mit Schreiber oder Schulmeister. Darum ist es ganz natürlich, daß sich in dem kaum 2500 Köpfe zählenden Städtchen, von welchem wir reden, nicht weniger als vier streng gegen einander abgeschlossene Gesellschaften gebildet haben, und zwar ein Casino, ein Kegelclub für die sogenannten Kaufleute, eine Bürgergesellschaft im Brauhause und ein Schreiber- und Schulmeisterclub im gelben Stern; jeder Club eine Musterschule für Philistrosität und Klatschsucht. „Ach, wäre ich doch erst wieder zu diesem langweiligen Neste hinaus, wo vielleicht noch Niemand zum Himmel aufreißende Freuden oder tief zum Abgrund herabdrückende Leiden empfunden hat!“ — so seufzte ich auf, verfolgte unwirsch meinen durchaus nichts Neues bietenden Weg und wollte schon nach meinem Gasthofe zurückkehren, als ein Ankauf, den ich in einem der letzten Häuser der Hauptstraße machte, mich später darüber belehren sollte, daß die schwarzgalligen, schnöden Betrachtungen, die ich eben über das Städtchen und seine Bewohner angestellt, doch viel zu übertrieben und hauptsächlich aus Verdruß über die Langeweile, welche ich hier empfand, hervorgerufen seyn möchten. Namentlich sollte ich mit meiner Meinung über die hier vorherrschende Apathie eines Bessern belehrt werden und auf's tiefste empfinden lernen, daß auch in diesem philiströsen Landstädtchen „gar manche Menschenbrust“ himmelhochjauchzen und zum Tode betrübt seyn könne, ja, daß hier das einförmige, wie ein aufgezogenes Uhrwerk sich stets gleichmäßig abwickelnde Leben in seinem gewohnten Gange schon tragisch gestört sey und daß, vielleicht schon unter vielen andern, ein Herz geschlagen habe, welches auf's Erschütterndste Leid und Lust durchströmt hatten, bis ihm nach langer, langer Zeit und stillem Dulden der eisige Hauch des Todes ewige Ruhe geboten.

Mit dem erwähnten Ankauf verhielt es sich wie folgt. Als ich nämlich höchst verdrießlich nach meinem Gasthof zurückzukehren gedachte, um, weil ich weiter nichts zu thun wußte, mit dem alten Friedrich eine Partie Sechsundsechzig zu spielen, ward ich auf ein lebhaftes Lärmen und Geräusch aufmerksam, welches aus einem ziemlich alten, massiv aufgebauten Hause fast am Ende der Straße zu mir herschallte. „Ei,“ dachte ich, „da gibt's am Ende doch noch etwas Neues und Besonderes in dieser fürchterlichen Monotonie,“ und ging stracks auf das Haus los. Als ich nahe herangekommen, belehrte mich ein Haufen vor dem Hause im Gärtchen lagernden, alten Gerümpels, ein lautes Ausbieten und ein dröhnender Hammerschlag unter dem Gemurmel zahlreicher Menschen, daß in dem alten Steinhause eine Auction abgehalten werde. Auctionen

haben immer viel Anziehendes für mich gehabt, nicht nur weil ich dort oft für verhältnißmäßig wenig Geld diesen oder jenen Rokokogegenstand für meine Sammlung kaufen konnte, sondern vorzugsweise, weil die alten Möbeln und Geräthschaften mich zu eigenthümlichen Betrachtungen anzuregen vermochten. Was haftet nicht alles an diesen alten Charteken, wie vieler Menschen Lust und Leid war wohl unter ihnen zum Ausdruck gekommen! Von welchen Dramen, die sich unter ihnen verwickelten und lösten, waren sie vielleicht stumme Zuschauer gewesen! O, könnten sie reden, welche Geschichten ließen sich darüber schreiben!

Ich trat in das Haus unter die sich hin und her schiebenden und die Hälse emporreckenden Menschen, gerade als der Auctionator eine Parthie Bilder unter den Hammer brachte. Eben hielt er einen großen, alten, in einen unverhältnißmäßig dicken, schwarzen Rahmen eingefaßten englischen Kupferstich in die Höhe. »Sechs Groschen!« rief ein neben mir stehender dicker Mann. — »Zehn Groschen!« sagte ich und war entschlossen, ein noch höheres Gebot zu thun; aber zum Glück für meine Kasse war der Kunstsinn der guten Städter so wenig rege, daß Alles stumm blieb. »Zehn Groschen zum ersten — zum zweiten und — zum dritten!« schrie der Auctionator, der Hammer klappte, und ich war der glückliche Besitzer eines, wie ich mich nach der Einhändigung überzeugte, ganz werthlosen Kupferstichs mit kolossalem Rahmen. Das Bild stellte im Theatercostüm Jessica und Lorenzo aus dem Kaufmann von Venedig dar und war mit des verliebten Lorenzo schönen Worten unterschrieben:

. . . . . . In such a night as this,
When the sweet wind did gently kiss the trees,
And they did make no noise! in such a night
Troilus methinks mounted the Trojan wall
And sigh'd his soul toward the Grecian tents,
Where Cressid lay that night.

Ich zog mich mit meinem Bilde aus dem Menschengewühl in eine Ecke zurück und übersetzte mir Shakspere's Verse. Eine wundervolle Mondnacht, in welcher eine süße, geheimnißvolle Ruhe die schlummernde Natur zauberisch umfängt und der linde West die im Zauberlicht erzitternden Wipfel leise durchhaucht, als fürchte er einen holden Traum zu stören, stieg vor meiner Seele auf, und unwillkürlich vergegenwärtigte sich mir die nächtliche Scene vor Porzia's Hause; Jessica, Lanzelot, Lorenzo bildeten die Staffage im Bilde meiner Phantasie, und ohne daß ich dem Gedächtniß Zwang anthat, traten mir Lorenzo's Verse auf die Lippen:

Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
Hier sitzen wir und lassen die Musik
Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht,
Sie werden Tasten süßer Harmonie.
Komm, Jessica! Sieh, wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt,
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister,
Nur wir, weil dies hinfällig Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

»Drei Thaler zum ersten! — Vier Thaler für Frölen Melanie! — Nein, fünf Thaler geb' ich für's Frölen!« Solch' rauhe, rohe Stimmen schreckten mich plötzlich auf und warfen mich aus Shakspere's Zauberwelt mitten zwischen die prosaischen, mit ungewöhnlichem Eifer feilschenden Kleinstädter. Mein Blick flog zu dem in Oel gemalten Portrait, welches der Auctionator noch immer schmunzelnd mit einem lauten »Keiner mehr?« hoch hielt. Es war ein herrlich gemalter Mädchenkopf von hinreißender Schönheit. Mein glühender Blick auf das Bild und mein lauter, erregter Ruf: »Zehn Thaler!« waren eins. Ich wäre wohl bis zu hundert Thalern hinaufgegangen, so unwiderstehlich lockte mich das Bild. Die andern Käufer blickten mich verwundert an und schwiegen, der Hammer fiel, und mein war das Bild.

Als das Bild in meiner Hand war, fühlte ich eine seltsame Befriedigung, gleich wie nach einer guten That, und zog mich rasch aus dem Gewühl in das Gärtchen zurück, um mit Muße meinen neuen Schatz zu betrachten. Es war ein Kniestück von Meisters Hand, und zwar, nach dem Costüm der jungen Dame zu schließen, zur Zeit der Fremdherrschaft gemalt. Ein weißes, enges Kleid mit sehr kurzer Taille, die ein blaues Seidenband umgürtete, umspannte den schlanken Leib und ließ Schultern und Arme frei; das waren wahrhaft klassische Formen, die kein Ideal des Künstlers hätte übertreffen können. Ja, die ganze, von der holdesten Anmuth übergossene Gestalt war ein Ideal, schönere, regelmäßigere Züge hatte ich nie in Wirklichkeit gesehen; das braune, träumerische und doch lebhafte Auge strahlte eine Engelsgüte aus, und um den kleinen Mund spielte ein sanftes Lächeln so gewinnend und hinreißend, daß ich unwillkürlich meine Lippen auf die todte Leinwand drücken mußte.

Und dieß Ideal hatte wirklich gelebt? So mußte es seyn, riefen die bietenden Leute doch da drinnen den Namen »Melanie,« als ob ihnen der Auctionator eine alte Bekannte zeige; da muß ich mich sogleich erkundigen! Raschen Schritts wollte ich das Haus wieder betreten, als mir ein bejahrter, graubärtiger Forstmann mit den Worten entgegen kam: »Da haben Sie ein schönes Bild gekauft, wahrlich ich hätt's nicht gelassen, wenn ich's übrig hätte; ich habe unsere Melanie gekannt, als sie fast noch so schön war wie da auf dem Bilde, nur war sie dazumal, als ich noch als Junge hier im Hause aus- und einging, blässer und nicht mehr so voll; ja, das gute Fräulein hat auch sein Päckchen zu tragen gehabt; zumal, als der alte Oberst noch lebte.«

Diese Aeußerungen des Försters steigerten natürlich mein schwärmerisches Interesse für das Bild und spannten meine Neugierde auf's höchste. Auf meine geflügelten und sich überstürzenden Fragen um nähere Auskunft erwiderte der Grünrock, indem er seine kurze Pfeife stopfte: »Nun ja, wissen Sie denn nicht, dieß Haus hat ja Fräulein Melanie gehört, und

erst vor vier Wochen haben sie die Gute hinausgetragen. Sie ist ohne Testament gestorben, sonst hätte sie noch mehr gethan für die Stadt, deren Wohlthäterin sie bei Lebzeiten war. Ja, darum wollten auch viele Leute, die sonst nichts auf Bilder halten, gerade dieß Bild kaufen, ich hätte es selbst gern gehabt, aber ich konnte ihnen nicht folgen. Du lieber Gott, bei meinem Gehalte! Zum Sattessen zu wenig und zum Verhungern zu viel. Glücklicherweise hatte das gnädige Fräulein dieß große Haus hier schon bei Lebzeiten der Stadt durch eine Schenkung zugewandt, damit nach ihrem Tode alte, arme Hospitaliten ihr Unterkommen darin fänden; ja, hätte die Melanie das nicht gethan, so würde die Stadt keinen Groschen gesehen haben, denn die Pfennigfuchser aus B., ihre Erben — Gott weiß, wie sie vielleicht im hundertsten Gliede zu der Verwandtschaft mit dem Fräulein kommen, von Adel sind sie nicht — raffen Alles an sich und schlagen Alles zu Gelde. Ist es nicht eine Sünde und Schande, daß sie sogar dieß Bild unter den Hammer brachten!? Mußten sie das nicht zum ewigen Andenken in der Familie bewahren und von Kind zu Kindeskind vererben? Lumpenpack das, sappermentsches!"

Nach diesem Fluche, den ein anhaltendes, dumpfes Murren begleitete, wollte der Förster, an dessen Munde ich in höchster Spannung hing, in seinen Auseinandersetzungen fortfahren, als ein kleiner schneiderförmiger Mann aus der Thür trat, die hohlen Hände an den Mund legte und dem Grünrock leise und mit pfiffigem Blinzeln zurief: „Bst, Herr Förster, dem Obersten seine alten Gewehre!" Rasch wandte sich der Förster ab und wollte dem Hause zuspringen; ich aber, in meiner Aufregung, erfaßte einen seiner grünen Rockschöße, ich weiß nicht mehr, mit welchen dringenden Fragen. Doch mit einem: „Kreuzdonnerwetter, Herr, lassen Sie mich los, ich muß im Auftrage der Herrschaft die alten nichtsnutzigen, mit Perlmutt ausgelegten Kuhbeine kaufen!" sprang der Mann wie ein Jüngling in's Haus und ließ mich in großer Aufregung mit meinen Bildern zurück.

Als ich mich etwas gesammelt hatte, sagte ich mir, daß ich den Förster ja nach Beendigung seines Geschäfts erwarten könne, führte ihn doch auf seiner Heimkehr sein Weg an meinem Gasthof vorüber; auch fiel mir bei, daß dort der alte Friedrich, der ja viel älter war als der Förster, vielleicht noch mehr wisse von der reizenden Melanie, und darum nahm ich getröstet meinen Lorenzo und meine Jessica nebst der Melanie unter den Arm und schritt meinem Gasthofe zu.

Die scheidende Sonne warf bereits goldrothe Strahlen über die rußigen Dächer hin, und der hereinbrechende Abend machte die am Nachmittag so öde Straße belebter. Heerden und Menschen kehrten heim aus Feld und Flur, die steinernen Bänke vor den Häusern waren besetzt, und die Nachbarn besuchten, nach des Tages Last und Hitze ihr Pfeifchen rauchend, die Nachbarn. Vor ihren Hausthüren standen, aus sehr langen, mit alterthümlichem Abguß versehenen Pfeifen rauchend, die Krämer und verfolgten mich mit fragenden, fast herausfordernden Blicken. Ein Trupp hübscher, frischer Landmädchen in Hemdsärmeln und den Rechen auf der Schulter begegneten mir und wichen mit blödem Kichern aus, eine Schaar Kinder tanzte unter lautem Singen einen Reigentanz, kurz, die Nachmittags so öde Straße war recht lebhaft geworden. Sogar einige gelblackirte, stark besetzte Equipagen, aus deren offnen Schlägen sich bauschige Crinolinen drängten, rollten dahin. Die Crinolinen fuhren nach meinem Gasthof zum Cassinoball; auch der sonst dem Tanzvergnügen abholde Pastor mit seinen fünf erbsündigen Töchtern war dabei, wie ich später von Friedrich erfuhr. Behagen, Lust und Leben wehete mich von allen Seiten an, und ich begriff nicht, wie ich am Mittag und Nachmittag dem Städtchen hatte so gram seyn können. Dasselbe alte holprige Pflaster, das ich jetzt betrat, hatte ja auch einst der schöne Fuß der engelgleichen Melanie betreten, ihr klares, einen Himmel in sich schließendes Auge hatte zu denselben alten Gebäuden aufgeschaut und vielleicht auch manchmal hier im Laden das Ei im leeren Schnapsglase oder den seiner Farbe nach uralten hölzernen Häringskopf gestreift, der jetzt wie müde zwischen der gespreizten Heckenscheere ruhete. Alles im Städtchen hatte mit einemmale für mich ein hohes Interesse, und Manches, was mir vorher widrig oder komisch erschienen war, erschien mir jetzt angenehm und ehrwürdig. Melanie's Auge hatte darauf geruht.

Als ich meinen Gasthof betrat, war unten auf der Flur reges Leben, neugierige Kinder und Frauen drängten sich herbei, um sich die elegant geputzten Damen und Herren zu beschauen, welche die breite Treppe zum Ballsaal hinaufstiegen. Lohndiener liefen geschäftig auf und ab, und Mägde mit schwer bepackten Körben drängten sich durch die Menge: im Gastzimmer dagegen war es so öde und leer wie am Nachmittage, ich setzte meinen Bilderschatz sorgsam gegen die Wand und durchmaß mit langsamen Schritten das große Zimmer, die Eindrücke und Erlebnisse des Tages noch einmal an meinem geistigen Auge vorübergehen lassend. Da trat der alte Friedrich freundlich grüßend ein und fragte nach meinen Befehlen.

„Ich wünsche für jetzt nichts, lieber Friedrich," erwiderte ich, „aber sehen Sie 'mal, welch hübschen Kauf ich gemacht habe." Damit holte ich die Bilder herbei und stellte sie vor ihn an die Sophalehne. „Ach Gott ja!" rief der Alte die Hände zusammenschlagend aus, „das ist ja unsere gute Melanie; das Bild kenne ich schon manches Jahr, so gut wie das andere Bild. Sie wissen gar nicht, lieber Herr, welch guten Kauf Sie an dem unscheinbaren Bilde gemacht haben."

Auf's Freudigste erregt und überzeugt, etwas Näheres über Melanie von dem Alten erfahren zu können, fragte ich zugleich, warum ich mit dem unbedeutenden Kupferstich seiner Meinung nach einen so besonders guten Kauf gemacht habe? „Es ist, wie ich sage," erwiderte seufzend der Alte und fuhr mit der flachen Hand über die Augen, „sie sind von einem und demselben Meister gemalt."

„Wie!" rief ich mit fast mitleidigem Lächeln, „der alte englische Kupferstich da und die Melanie von einem und demselben Maler gemalt! Nein, guter Freund, das ist nicht möglich!"

„Doch, doch," versicherte Friedrich mit schwermüthigem

Lächeln, „es ist gut, daß Sie mir das Bild gezeigt haben, sonst hätten Sie es vielleicht bis an Ihr seliges Ende an die Wand gehängt, ohne zu wissen, was Sie daran haben. Jedem Hinz und Kunz, der das Bild gekauft, hätte ich das Geheimniß auch nicht verrathen, aber nichts für ungut, lieber Herr, Sie mag ich leiden, Ihnen gönne ich auch die gute Melanie. Sie werden doch die Bilder nicht verkaufen?“ — „Beileibe nicht, Onkel,“ fiel ich dem Alten in fieberhafter Spannung in's Wort, „aber nun sagen Sie mir, was ist's mit dem Bilde und was wissen Sie von der schönen Melanie?“

„Gern, recht gern,“ betheuerte der Alte, „ich kann bei Ihnen bleiben, die Herrschaften oben halten sich eigene Lohndiener zum Bedienen, bringen sich auch ihren Wein mit und zahlen Korkgeld, und den wenigen Gästen, die noch heute Abend kommen möchten, kann der Kellner aufwarten; mein armer, kranker Neffe im Seitenflügel wird durch die Wartefrau versorgt; darum habe ich Zeit, wenn mir der Herr die Ehre geben will und“ — — — „Keine Complimente, Onkel,“ unterbrach ich hastig, „holen Sie rasch eine Flasche vom Besten und zwei Gläser, dann sollen Sie mir erzählen, und wenn's bis Mitternacht dauert.“

Während der Alte die Flasche Wein holte, eilte ich mit dem Kupferstich an's Fenster, um denselben auf's genaueste zu betrachten, doch es war bereits zu düster; schnell zündete ich eine Kerze an und beleuchtete das Bild von allen Seiten, konnte aber bis auf den ungewöhnlich starken und plumpen Rahmen, der mir schon früher aufgefallen, nichts Besonderes entdecken. Friedrich, der jetzt mit Flasche und Gläsern eintrat, sah lächelnd auf mein Beginnen und meinte: „Wenn es Ihnen recht ist, so gehen wir drüben in die kleine Nebenstube, dort sind wir ganz ungestört.“ Auf mein bejahendes Nicken nahm der Alte den Wein und ich die Bilder. Wir traten in ein behagliches Stübchen, wo Friedrich zwei Kerzen anzündete, die Gläser zurechtstellte, auf mein Geheiß füllte und sodann vor meinen gespannten Blicken den Kupferstich mit der Rückseite nach oben auf den Tisch legte. Vorsichtig löste er darauf mit einem Messer die leichte Papierdecke ab, bog die schwachen Stiftchen zurück, die eine zweite in Holz eingefaßte Decke zu halten schienen, nahm diese Decke behutsam heraus und — o Ueberraschung! — hielt mir im strahlenden Kerzenscheine ein prächtiges Oelbild im Blindrahmen entgegen. Das Bild war auf's genaueste in den augenscheinlich dazu angefertigten, tiefen Rahmen des Kupferstichs eingepaßt, und der Kupferstich selbst hatte ihm als gute Decke gedient. Die Farben waren so frisch und kräftig, als hätte das Bild gerade erst die Staffelei verlassen.

Es war das Portrait eines Napoleonischen Garde-Kürassier-Offiziers in voller Uniform. Jetzt verstand ich den Alten vollkommen. Auffassung und Behandlung, so wie eine wundervolle Harmonie der Farben, erinnerten an Melanie's Bild, derselbe Meister mußte beide Portraits gemalt haben. Den schönen Kopf, aus dessen edlen, männlichen Gesichtszügen tiefschwarze Augen wie lebendig hervorstrahlten, deckte der geschmackvolle Helm mit der Bärenfellraupe, von einem rothen Federbusch überwallt, die Brust umschloß ein Harnisch von Kupfer mit glänzender Stahlplatte. Ich verwandte kein Auge von dem schönen Bilde. Der Alte weidete sich lächelnd an meiner Ueberraschung und Verwunderung und erläuterte dann ganz unaufgefordert: „Ja, das ist er, wie er leibte und lebte, Monsieur Victor Dubois; ich sehe ihn noch in voller Kraft vor mir auf seinem prächtigen Apfelschimmel, er war Rittmeister oder, wie's die Franzosen nannten: Capitaine de cavalerie.“ — Ich rückte ganz erfüllt von der Entdeckung des Bildes zwei Stühle dem Tische und den Kerzen nah, lehnte Melanie's Bild neben das des Capitäns an die Stuhllehnen, ließ das möglichst günstige Licht darauf fallen und setzte mich erwartungsvoll dem Alten gegenüber. Dieser begann, ohne daß ich meine Aufforderung zum Erzählen zu wiederholen nöthig gehabt hätte, in seiner schlichten Weise wie folgt:

„Ja, lieber Herr, Keiner hier im Orte weiß so genau wie ich, wie es um jene beiden guten Menschen dort stand und was sie erlebt und erlitten. Es war gerade auf den Tag, als man den Antritt des neuen Jahrhunderts feierte, und eben nach dem Gottesdienste, als hier eine schwer mit Koffern und Kasten bepackte Equipage vorfuhr, der man es ansah, daß sie eine weite Reise gemacht haben müsse. Ich seh' es noch wie heute, denn ich war damals schon ein strammer Bursche und griff tüchtig mit zu hier im Hause, worin damals mein Bruder die Wirthschaft betrieb. So sprang ich denn an den Kutschenschlag, um den Herrschaften beim Aussteigen zu helfen; der Kutscher, der zugleich Bedienter war, machte sich etwas langsam vom Bocke herunter, und so stützte sich denn der alte, weißbärtige Herr, welcher im Wagen saß, auf meinen Arm und stieg aus. Ich erschrack fast vor dem griesgrämigen von Narben durchfurchten Gesichte des alten Herrn, dessen Benehmen mich auch gleich belehrte, daß er keinen Spaß verstehe, denn kaum stand er auf der Straße, so wetterte und fluchte er auch schon auf den Bedienten los, wie ich es in meinem Leben nicht gehört. Der Kerl sey schon auf der ganzen Reise ein Erzschlingel und das Brod nicht werth gewesen, schrie der alte Herr vor allen Leuten aus, und als der Bediente eine ganz bescheidene Entschuldigung anbringen wollte, hieb er gar nach ihm aus und geberdete sich wie ein Toller. Doch damit ich's kurz sage, der arme Johann wurde knall und fall fortgejagt, nachdem ihm sein Herr ein paar preußische Doppelfüchse vor die Füße geworfen. Darauf befahl der Herr, der Pferde zu pflegen, und ließ sich auf sein Zimmer führen, wo er sich einschloß. — „Da haben wir eine schöne Bescheerung,“ sagte, sich hinter'm Ohr kratzend, mein Bruder, der sehr ängstlicher Natur war; „Friedrich, Du mußt zusehen, wie Du mit dem alten Griesgram fertig wirst, mich ziehen keine vier Pferde zu ihm hinein, wenn er was befiehlt.“ — Unten in der Kutscherstube saß der fortgejagte Johann und schien gar nicht betrübt zu seyn, vielmehr ließ er sich's recht wohl schmecken und meinte, als wir ihm unser Bedauern ausdrückten, er sey heilfroh, daß es so gekommen, mit dem alten Wütherich käme doch Niemand aus, der habe den leibhaftigen Teufel im Leibe; übrigens habe er ihm mit den Doppelfüchsen viermal mehr gegeben, als sein Lohn betrage. Es sey der

Oberst von Dillfeld, habe schon im siebenjährigen Kriege gedient und sich nachher als alter Kerl wieder unter dem Herzog von Braunschweig mit den Franzosen herumgeschlagen, auf die er eine solche Wuth habe, daß er sie alle fressen möchte, wenn er nur könnte. Bei Kaiserslautern schwer verwundet, habe der alte Eisenfresser lange krank gelegen und, am rechten Arm und rechten Fuß gelähmt, seinen Abschied nehmen müssen. Seit mehreren Jahren habe er nun bald hier, bald da in Deutschland gewohnt und am liebsten solche Orte und Länder aufgesucht, wo ihm die »verfluchten Königsmörder,« so nenne er die Franzosen, nicht zu Gesichte kämen, er bekomme Krämpfe, wenn er ihnen auf's Fell gucken müsse. Jetzt sey er auf der Reise nach Preußen, weil er meine, daß die »französische Canaille« dort schon weit genug weg bleiben werde. Geld habe der alte Teufelskerl übrigens wie Heu, und es lasse sich etwas an ihm verdienen.«

Der Johann war noch im besten Erzählen, als oben auf des Obersten Zimmer geschellt wurde, daß wir nicht anders meinten, als der Glockenzug müsse darüber zu Grunde gehen. Mein Bruder sah sich ängstlich nach mir um, ich aber war flugs zur Thür hinaus, nahm drei Treppenstufen auf einmal, klopfte an und trat auf des Obersten donnerndes Herein mit tiefer Reverenz in's Zimmer. »Kisten und Koffer in's Schlafzimmer besorgt?!« fuhr mich der Oberst, dem ich grad und freundlich in's Gesicht schaute, an. — Jawohl, gnädiger Herr! — »Gut, bring das Essen und eine Flasche Wein!« — Zu Befehl, gnädiger Herr, sagte ich und war zur Thür hinaus. — Nun, daß ich's kurz sage, ich bediente den Herrn mehrere Tage zu seiner Zufriedenheit, ließ die Kutsche auf's Sauberste reinigen, verpflegte die Pferde gut und hatte die Freude, daß mir der Oberst eines Mittags, als ich ihm das Essen brachte, ganz freundlich sagte: »Friedrich, Du bist ein ordentlicher Kerl, Du sollst mich ausfahren, ich will das Nest und die Umgegend besehen, laß gleich anspannen!« — Wie der Alte mir diese Befehle gab, saß er bei einer großen Landkarte und blickte nicht davon auf. Ich sah wohl, daß es die Karte von unserm Ländchen war und daß der Oberst unsern Ort dreimal roth unterstrichen hatte.

Nachmittags fuhr ich den Alten aus und beantwortete alle Fragen, die er über unsern Ort, seine Lage und Verhältnisse an mich richtete, nach besten Kräften. Auch mußte ich seinen Arm nehmen und ihn auf den Kettenbühl führen, von wo aus er unser enges Thal ganz überschaute. Als ich ihn nun wieder behutsam hinunterführte, brummte er in den weißen Bart: »Alles gut, ich bleibe hier!« — »Verzeihen gnädiger Herr,« wagte ich zu bemerken, »ich fürchte, daß es dem Gnädigen bei uns gar so einsam seyn wird, unser Städtchen liegt außer allem Verkehr« — — »Dummes Zeug, Gelbschnabel,« fuhr mich der Oberst an und hätte mir fast seinen Arm entrissen, »da verstehst Du den Teufel davon, ich bleibe also hier, hörst Du? Und nun in den Wagen und rasch nach Hause!«

An demselben Abend, als ich dem Obersten die Suppe hinaufbrachte, klopfte er mich ganz zutraulich und freundlich auf die Schulter und sagte: »Hör' 'mal, Friedrich, ich bin ein alter Mann, der einen ordentlichen, zuverlässigen Menschen um sich haben muß; Du gefällst mir, Friedrich, ich kaufe mir hier ein Haus, und Du bleibst bei mir! Verstanden?« — Als ich überrascht und erschrecken, ich weiß nicht mehr was, hervorstotterte, schnob er dazwischen: »Halt's Maul! Abgemacht! Sela! Hier hast Du das Handgeld!« und damit drückte er mir seine goldene Uhr in die zitternde Hand. Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Stube hinausgekommen bin und was noch geschah, kurz, das Ende vom Liede war, daß der Oberst vom Oberamtmann das Haus kaufte, in welchem Sie heute zur Auction waren, und daß ich zu ihm als sein Bedienter zog. — Manches Jahr bin ich bei dem vergrillten Alten gewesen, und manches Donnerwetter habe ich über mich ergehen lassen müssen, aber der alte, wunderliche Ehrenmann würde sich heute noch im Grabe umdrehen, wenn ich sagte, er hätte mich schlecht behandelt. Nein, das wäre eine schändliche Lüge, er hielt mich mehr wie einen Sohn als wie einen Diener und hat mich auch, Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ, in seinem Testamente bedacht. Ueberhaupt war das Herz des polternden, guten Herrn kreuzbrav, er war ein Wohlthäter der Armen und hat hier manchem Bedrängten aus der Patsche geholfen; Alles wäre auch gut gegangen und keine einzige Kummerthräne hätte er aus einem Auge gezwungen, wenn nur sein ganz wüthender Franzosenhaß nicht gewesen wäre. Na, davon kann ich ein Lied singen, dieser Grimm des Obersten auf die Franzosen hat mir Wehtage genug gemacht.

»Das erste, was er mir, nachdem er sich in seinem neuen Hause vollständig eingerichtet, befahl, war, daß ich nach dem Postamt gehen solle, um den Hamburger Correspondenten für ihn zu bestellen. Jeden Sonnabend kamen die Malefiz-Zeitungen hier an, und mit Schrecken und Grauen sah ich diesen Sonnabenden entgegen. Denn war der Herr die ganze Woche über leutselig und wie ein Kind gewesen, so wurde er in der Regel Sonnabends, wenn er die Zeitungen las, wie ein wildes Thier. Schreckenstage, sage ich Ihnen, lieber Herr, waren das für mich. Sobald ich ihm nämlich die Zeitungen überreicht hatte, commandirte er: »Hingesetzt! Zugehört!« Dann mußte ich oft Stundenlang da sitzen und Blut schwitzen. Denn fast immer fand er von neuen Siegen und neuem Vordringen der Franzosen geschrieben, und ich mußte dann das Bad austragen. »Was hast Du mir heute wieder für Schweinezeug von der Post gebracht, Du Himmelhund!« fluchte er dann kirschbraun vor Zorn, »lauter infame Lügen! Da hast Du den ganzen Lügenbettel!« und damit warf er mir wohl den ganzen Zeitungsballast zerknittert und zusammengequetscht in's Gesicht. Am andern Morgen, wenn ich die zerknitterten Zeitungen bei Seite geschafft, war er dann wieder der beste Mensch von der Welt.

»So ging's jeden Sonnabend manches Jahr hindurch. Nur sehr selten, und zwar wenn die Franzosen irgendwo eine Schlappe gekriegt hatten, war der Oberst Sonnabends gut gelaunt, dann befahl er mir wohl gar, ein Paar Flaschen Wein heraufzuholen, und ich mußte auf seine und der Sieger Gesundheit tapfer mittrinken. Ja, einmal, es mochte so im Jahr 8 oder 9 seyn,

die Melanie war bereits viele Jahre bei uns und schon ein strasses, schönes Fräulein, ganz wie Sie sie da auf dem Bilde sehen, ging's ganz hoch und kreuzfidel her im alten Steinhause. Da hatte der Herr, der sich sonst um Niemanden kümmerte, und als er sich hier gesetzt, auch keinem Menschen eine Visite gemacht hatte, alle Vornehmen der Stadt und Umgegend zu einem großen Feste eingeladen, weil die Oesterreicher, ich weiß nicht mehr wo, über den sonst unbezwinglichen Napoleon einen Sieg erfochten hatten. Keiner der Geladenen blieb aus, obwohl der alte Herr so viele dadurch vor den Kopf gestoßen hatte, daß er sich gar nicht um sie bekümmert; Alle kamen, und war es auch nur um den wunderlichen Kauz sich einmal in der Nähe zu besehen. Da ging's hoch her! Da waren Köche aus B. bestellt, und die Tische krachten unter den köstlichsten Weinen. Auch den Bürgern und kleinen Leuten hatte der Herr einen frohen Tag im Brauhause bestellt, dort zechten sie wacker auf seine Kosten, und ich mußte nachher über 150 Thaler für die Zeche hintragen; die gab mir der Herr ohne Murren und meinte, wenn sie nur den Napoleon aus Rock und Kamisol schlügen, so wolle er gern das Dreidoppelte bezahlen. Indeß damit war's Essig, wie Sie aus den Büchern wissen werden, lieber Herr, die Franzosen saßen bald wieder oben, und es ward noch schlimmer als bisher. Schon als wir 1807 westphälisch wurden, wollte der alte Herr aus der Haut fahren, als sich aber das westphälische Regiment mehr und mehr befestigte und er täglich auf die Uniformen westphälischer Gensd'armen sehen mußte, war kein Aushalten mit ihm, zumal als es klar wurde, daß er sich mit dem oben erwähnten Feste eine böse Suppe eingebrockt hatte.

„Bevor ich jedoch auf den bösen Handel komme, muß ich, damit Sie Alles recht verstehen, der guten Melanie gedenken. Das liebe Kind war schon im ersten Jahre meines Dienstes mit seiner Mutter in's Haus gekommen. Die arme, gnädige Frau Mutter, die ein Bruderkind des Obersten war, hatte ein Gut an der belgischen Grenze gehabt und ihren Mann und fast alle Habe durch die Kriegsläufte verloren. Da flüchtete sie sich dann mit ihrem einzigen Kinde, der Melanie, die damals neun oder zehn Jahre zählen mochte, zu meinem alten Obersten, ihrem Onkel, der sie natürlich mit dem Kinde freundlich aufnahm und Mord und Element auf die Franzosen herabfluchte. Nur zwei Monate lebte die von Kummer und Krankheit ganz aufgeriebene gnädige Frau bei uns, da starb sie und ließ uns die kleine, bildhübsche Melanie zurück. Der Großonkel aß das liebe Kind fast auf vor Liebe, er wurde ganz jung wieder mit dem Mädchen, gewährte der Melanie Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, und hielt ihr sogar für theures Geld Lehrer und Gouvernante. Aber, mit Verlaub zu sagen, die beste Gouvernante war ich, mit Niemandem hatte das Kind lieber zu thun, ich mußte ihm Geschichten erzählen, Spielsachen schnitzen, mit ihm in's Holz gehen, kurz, das Kind hing an mir wie an einem Vater oder älteren Bruder, und der alte Oberst, der, wie ich Ihnen gesagt, mich so gut leiden konnte, freute sich halb todt darüber und schenkte mir einst an einer Weihnacht, als ich der Melanie einen großen Tannenbaum wunderhübsch aufgeputzt, nicht allein einen ganz neuen Anzug, sondern noch vier Louisd'or dazu. Die Melanie war nun aber auch ein ganz herziges Kind, sie konnte keine Fliege beleidigen, und alle Leute im Orte hielten große Stücke auf sie; denn sie sprach und verkehrte freundlich auch mit der geringsten Bürgerstochter, und die Cantors-Anne, die nachher den Steuercontroleur heirathete und nun auch schon mehrere Jahre im Grabe liegt, war ihre beste Freundin bis in den Tod. Mit den Jahren erwuchs Melanie zu dem bildhübschen, schönen Fräulein, wie's da auf dem Bilde vor Ihnen steht. So schaute sie aus, als das vorhin erwähnte Fest gefeiert wurde und das große Unheil ausbrach.

„Wie schon gesagt, das Fest hatte Folgen, die meinen guten, alten Herrn fast um den Verstand brachten, denn einige Wochen darauf kamen ihm der Commissar und die Gensd'armen nicht mehr aus dem Hause. Er mußte, so viel er auch fluchte und tobte, Verhör auf Verhör, auch auf dem Amthause, bestehen, und die Sache sah höchst bedenklich aus. Man beschuldigte ihn, er habe einen Sieg der Feinde gefeiert, und das komme dem Hochverrath nahe, vielleicht unterhalte er auch hochverrätherische Verbindungen mit aufrührerischen Personen; ein wahrer Patriot und getreuer Unterthan, hatte der Commissar ihm vorgehalten, könne keinen Sieg der Oesterreicher feiern, das sey Verrath an Kaiser und König.

„Was dergleichen Beschuldigungen derzeit auf sich hatten, können Sie denken, mein Herr, denn das westphälische Polizeiregiment war damals ärger als je, man war von Spionen wie von Schmeißfliegen umgeben und bedachte die Worte zwanzigmal, ehe man sie aussprach. Diese strenge Polizeiaufsicht kam daher, weil es sich derzeit schon an vielen Ecken und Enden in Deutschland zu regen anfing gegen die Franzosen; noch ehe der Herr in Untersuchung kam, hatte bereits ein hessischer Oberst oder General, den Namen habe ich vergessen, einen offenen Aufstand angeblasen, und während der Herr vor Gericht mußte, brach gar der Herzog v. Oels und der Schill los; das war sehr schlimm für den Herrn. Ach was hat die Melanie damals für trübe Tage gehabt! Sie, die sonst Alles über den alten Herrn vermochte, versuchte jetzt Alles vergebens, um ihn zu beruhigen; es gab Tage, wo wir in höchster Angst und Noth nicht anders erwarteten, als der Schlag müsse ihn rühren, so tobte und fluchte er, wenn ihm der Handel durch den Kopf ging. Und ich bin fest überzeugt, das einzige, was ihn aufrecht und am Leben erhielt, war gerade das, was seine Sache verschlimmerte, nämlich die kühnen Thaten des Majors Schill und des Herzogs von Braunschweig; wenn er davon hörte oder las, ward er ruhig, lachte wohl gar vor Freuden laut auf und ließ sich von der Melanie lustige Weisen vorsingen. Brachte aber ein Gensd'arm eine Citation oder sonst etwas, so war's mit dem Frieden aus und der Herr ganz und gar aus dem Häuschen. Derzeit ist mir manches an den Kopf geflogen, obwohl ich's nicht verdient hatte.

„Indeß der schlimme Handel verlief sich doch allgemach im Sande, man konnte dem Herrn nichts beweisen. Denn so unvorsichtig war er nicht gewesen, daß er damals, als er die

Leute zum Feste einlud, jedem Hinz und Stoffel gesagt hätte, um was es sich eigentlich handele. Den Bürgern im Brauhause hatte er sagen lassen, sie sollten seinen Geburtstag feiern und auf sein und des Vaterlandes Wohl trinken. Das wurde auch nachher durch Zeugen festgestellt. Aber gerade beim Obersten im Hause selbst, unter den geladenen Vornehmen, die zum Theil westphälische Beamte waren, hatten die Verräther gesessen. Indeß auch diesen hatte der Herr nicht offen von einer Siegesfeier gesprochen, aber, je nun, als dem alten Herrn der Wein zu Kopf gestiegen war, da mochte er wohl unvorsichtige Aeußerungen gethan und gefährliche Gesundheiten ausgebracht haben; das mutzten sie ihm auf, und darum entstanden die ganzen Weitläufigkeiten, die meinen guten Herrn fast in's Tollhaus brachten. Doch genug, die Untersuchung ward niedergeschlagen, und der ganze Handel hatte nur dazu gedient, meines Herrn Zorn gegen Alles, was französisch oder westphälisch hieß, noch grimmiger zu machen.

„Wieder vergingen ein paar Jahre, bis Bonaparte seinen Krieg mit Rußland anfing und die großen Armeen zu seinem Feldzug zusammenzog. Da brach über diesen Ort, der bis dahin fast ganz von der Kriegsnoth verschont geblieben war und außer den Gensd'armen kaum einen französischen Soldaten gesehen hatte, groß Unheil herein und — die Melanie da und der Victor haben auch ihr Theil davon tragen müssen bis an ihr seliges Ende. Den eigentlichen Grund zu dem Unheil legte der Haß und Grimm gegen die französische Herrschaft, der mit den Jahren in unsern deutschen Länden immer heftiger geworden war. Auch hier am Orte steckten die Leute wegen des drückenden Polizeiregiments, besonders aber der Conscription wegen, zähneknirschend die Köpfe zusammen, und die Gesinnungen des Obersten, die man sehr wohl kannte, schürten das Feuer. Da waren ein paar besonders verwegene Bursche, Kaspar Tills und Jochen Stein hießen sie, die wiegelten die Andern auf, sich der Conscription zu entziehen, und es gab fast jeden Sonntag mörderische Schlägereien mit den Gensd'armen. So standen die Sachen, als gerade auf den Sonntag Rogate, ich vergesse es in meinem Leben nicht, wieder eine blutige Schlägerei Statt hatte, in welcher zwei Gens'darmen schwer verwundet wurden. Das hatte üble Folgen. Hätten sich doch der Kaspar Tills und Jochen Stein, welche besonders unter fürchterlichem Schimpfen auf Kaiser und König die Gensd'armen so zugedeckt, aus dem Staube gemacht! Aber nein, sie wollten nicht hören. Selbst den Obersten wollten sie nicht hören. Zu dem waren sie mit andern tollkühnen Burschen und Bürgern gekommen und hatten gemeint, der Oberst solle sie anführen, es würden in diesen Tagen französische Truppen aus der nächsten Garnison einmarschiren, um schwere Strafgerichte zu halten, sie aber hätten gute Flinten und wollten die Hallunken schon zum Teufel schicken, wenn sie nur einen guten kriegskundigen Anführer hätten.

Der Oberst, — ich war zugegen, — lachte bei diesem Antrage so herzlich, daß er sich den Bauch hielt, dann aber wurde er sehr ernst, erhob sich an seinem Krückstock vom Sessel und meinte, indem er dem Sprecher, Kaspar Tills, zutraulich die Hand auf die Schulter legte: „Ihr seyd recht wackere Bursche, Kinder, aber was Ihr da vorhabt, ist ganz vermaledeiter Unsinn, der, wenn Ihr ihn ausführt, Euch und den ganzen Ort unglücklich macht. Ich muß das besser verstehen als Ihr, ich hasse die Franzosen wie kein Mensch auf der Welt und will das jedem Spion vor den Bart sagen, wenn's darauf ankommt; ist doch an mir altem, lahmen, gichtbrüchigen Kerl nichts mehr verloren, und mögen sie mir die alten Knochen in Kassel zusammenschießen, wenn's ihnen Plaisir macht, — aber an offnen Widerstand gegen diese Menschen zu denken, die eben in vollster Macht sind und über den Kaiser von Rußland her wollen, ist ganz verdammter Unsinn! Versteht Ihr mich? Und nun packt euch! und du Tills und ihr Andern, die Ihr auf die Gensd'armen losgeschlagen und auf den Hieronymus geschimpft, macht, daß ihr fortkommt, ehe die Truppen einrücken, sonst holt euch alle zusammen der Teufel!“ — Damit humpelte der Herr wieder nach seinem Sessel und trommelte grimmig mit dem Stocke auf dem Fußboden. Die Bursche gingen verdutzt davon, wollten sich leider aber nicht rathen lassen und stürzten sich in's größte Unglück. Ich will mich bei dem Jammer nicht lange aufhalten. Kurz und gut, den andern Mittag nach dem Besuche der Burschen gab's Mord und Todtschlag. Die Burschen hatten sich in Branntwein toll und voll getrunken und sich mit geladenen Flinten, trotz des Obersten wiederholter und öffentlicher Verwarnung, auf Böden und in Kellern versteckt. Da dies nun den anrückenden Franzosen, es waren Kürassire, verkundschaftet wurde, machten sie eine Strecke vor der Stadt Halt und schickten einen Parlamentär mit zwei Gemeinen in die Stadt, um mit den Leuten vernünftig zu reden und ihnen die härteste Strafe anzudrohen, im Fall sie Widerstand versuchten. Der Parlamentär war dort der Kapitän Dubois, und kaum war er mit seinen Leuten in's Thor geritten und ungefähr bei unserm Hause angekommen, als drüben aus den Bodenlucken drei Schüsse fielen; der Parlamentär und ein Gemeiner stürzten vom Pferde. Der Onkel, der unten am Fenster gestanden, schlug vor Wuth mit dem Krückstock in den Spiegel und schrie: „Nein! das sey eine niederträchtige, unerhörte Gemeinheit, auf den Parlamentär zu schießen, der Cavalier habe im Dienste gehandelt und seine Pflicht gethan, das infame, feige, meuchlerische Lumpenpack müsse an den lichten Galgen.“ Unter solchen Worten lief er mit mir, so schnell es seine podagrischen Füße erlaubten, zu den beiden Verwundeten; der Gemeine war leider schon todt, der Kapitän aber hatte sich mit halbem Leibe aufgerichtet und erwiderte mit gepreßter Stimme die theilnehmenden Fragen, welche der Oberst auf französisch an ihn richtete. „Aufgepackt, Friedrich!“ schrie mich darauf der Oberst an und herrschte noch ein paar Lümmel, die Maulaffen feil hatten, herbei. „Donnerwetter! Hunde, eilt Euch, mir den Herrn in's Haus zu schaffen.“ Das geschah; aber kaum hatten wir die Thüre hinter uns zugemacht, als die Erde vom Hufschlag erbebte und dröhnte und die Kürassiere, die kaum zehn Minuten von der Stadt gehalten hatten, hereinwetterten. Herr Gott, das Heulen und Geschrei auf der Straße! Es läuft mir noch heute eiskalt über den Rücken, wenn ich

daran denke. Eine Menge neugieriger, dummer Teufel, darunter Weiber und Kinder, waren nach dem Schießen auf der Straße zusammengelaufen, standen theils vor unserm Hause, theils um den todten Kürassier, den sie auf eine Steinbank geschleppt hatten; fast Alles stürzte unter die Hufe der Rosse. Viele wurden niedergehauen. Im gestreckten Galopp jagten die wüthenden Soldaten die Straße entlang, dann wieder zurück und nochmals hin und zurück, so daß mehrere der Gefallenen ganz zerquetscht und zertreten wurden. Beim letzten Zurückjagen ließ der französische Oberst an unserm Hause halten und absitzen, ließ auch ein paar Bürger aus den nächsten Häusern zusammenschleppen und fragte in grimmen Worten nach dem Parlamentär. Diese, die ihn nicht verstanden, aber wohl denken konnten, was er meine, zeigten mit schlotternden Knieen und bebenden Händen auf unser Haus; dort aber stand unser Herr schon in der Thür und rief mit seiner gewaltigen Stimme dem französischen Obersten ein paar Worte zu; der stutzte, wies seine wüthenden Leute zurück, die mit gezogenem Pallasch auf's Haus loswollten, und folgte mit nur zwei Kürassieren unserm Herrn, der ihn unten in die Stube rechts führte, wo der verwundete Kapitän im Lehnstuhl ruhete und Melanie ein Tuch um seinen blutenden Arm wickelte; Helm und Küraß hatte ich dem Herrn abgenommen und wusch ihm eine weitklaffende Wunde am Hinterkopfe mit kaltem Wasser aus.

„Der französische Befehlshaber grüßte Melanie ehrerbietigst, wechselte dann mit dem Verwundeten, der Sprache und Bewußtseyn nicht verloren hatte, einige Worte, salutirte unserm Herrn und trat dann wieder auf die Straße hinaus, wo ich ihn mit lauter Stimme zu der Mannschaft reden hörte. Da dauerte es auch nicht lange, so hörten wir die Kürassiere wieder aufsitzen und zur Stadt hinaustraben, um sich auf das Land zu vertheilen; wir haben keinen wiedergesehen, bis auf den Doctor, den der Oberst hergeschickt hatte, um unsern Kranken, den wir jetzt in's Bett schafften, zu behandeln. Auch unser Oberst hatte nach seinem Arzt geschickt, und so war denn der Kapitän in guter Pflege. — Sobald die Kürassiere abgeritten waren, herrschte eine öde schauerliche Ruhe in der Stadt; das sollte aber nicht lange dauern, denn kaum zwei Stunden später rückten mehrere Compagnien Infanterie ein, und nun ging die Plage für den Ort erst recht an. Fast jedes Haus wurde stark bequartirt, nur unsers blieb verschont, und sogar zwei Wachtposten wurden vor unserm Hause aufgestellt. So hatten wir denn Frieden, aber Jammer und Noth war vollauf in den übrigen Häusern. Viele Familien hatten Verwundete, einzelne sogar Todte; damit aber war's noch nicht abgemacht, denn nun ging's an's Verhaften. Fort und fort zogen, begleitet von dem Commissär und von Gensd'armen, einzelne Trupps von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und gespanntem Hahn an unserm Hause vorbei und führten Gefangene in die Amtsgefängnisse. Nach Kaspar Tills und Jochen Stein hatte man am meisten gesucht, doch die hatten sich aus dem Staube gemacht, wurden aber nach einigen Tagen erwischt, nach Kassel geschleppt und dort erschossen. Auch noch andere schwere Strafgerichte gab's, doch ich gehe darüber hinweg. Das französische Fußvolk lag über vier Wochen bei uns und zehrte manchen Bürger arm und bloß; dann rief eines Morgens die Trommel plötzlich alle zum Aufbruch. Damit war die Plage aber noch nicht zu Ende, denn die Zahl der bisher hier stationirt gewesenen Gensd'armen wurde, während die Untersuchungen noch immer ihren Gang gingen, auf das Vierfache erhöht. Ach Gott, das war gar nicht nöthig. Die Stadt hatte ein für allemal genug, und es war ein solcher Schrecken über die Bewohner gekommen, daß kaum einer laut zu dem andern zu reden wagte.

„Mit der Besserung unsers kranken Kapitäns ging es indeß langsamer vorwärts, als man erwartet hatte. Er verfiel in die hitzigsten Fieber und wäre ohne Melanie's und ohne unsers Doctors (der französische Doctor war schon längst seinem Corps nachgereist) sorgsame Pflege sicherlich nicht wieder auf die Beine gekommen. Unser Oberst billigte es von ganzem Herzen, daß die Melanie den Kranken sorgsam pflegte; das sey Menschenpflicht, meinte er, und in solchen Nothfällen bleibe der Mensch dem Menschen gegenüber Mensch, und es komme nicht darauf an, ob er Franzose oder Türke sey. Auch sey der Kapitän von betrunkenen, meuchlerischen Hallunken in seinem Ehrendienste schändlich maltraitirt, und er wünsche ihm die baldigste und beste Gesundheit. Gleichwohl ging der Herr nicht gern in das Krankenzimmer, sondern ließ sich durch die Melanie nach des Kranken Befinden erkundigen, indem er vorgab, das Podagra halte ihn auf dem Zimmer zurück. Allerdings hatte der Herr auch die ganze Zeit hindurch, während die Franzosen im Orte lagen, sein Zimmer nicht verlassen, auch Krankheit vorgeschützt, als der Colonel und andere Offiziere ihm ihren Besuch machen wollten. Melanie hatte die Herren empfangen müssen; ja, die Melanie sprach französisch wie eine Französin und war überhaupt ein grundgescheidtes Mädchen. Nachdem kamen die Herren, die durch den Commissär gewiß die Gesinnungen des Obersten erfahren hatten, auch nicht wieder; nur kurz vor dem Abmarsch kam der Colonel noch einmal und sprach für sich und seine Kameraden seinen Dank dafür aus, daß man den Kapitän so gut verpflege, darauf hatte er noch eine lange Unterredung mit dem Kapitän, wovon ich nichts verstand, und schenkte mir beim Fortgehen zwei Goldstücke. Ich konnte überhaupt die Franzosen, welche ich kennen gelernt, gar nicht so hassenswürdig finden, wie der Oberst, aber der war in seinem Franzosenhaß ganz unbeugsam. Auch der Kapitän, obgleich er sich gegen ihn nichts merken ließ, schien ihm auf die Dauer lästig zu werden, und er ließ wiederholt den Arzt heraufbestellen, um sich zu erkundigen, wie lange es wohl noch mit der gänzlichen Wiederherstellung währen möchte.

„Zwei Monate und darüber mochte der Kapitän in unserer Pflege gewesen seyn, als der Arzt erklärte, er sey nun so weit hergestellt, daß er ausgehen könne, doch dürfe er noch lange nicht zur Armee abreisen, solchen Strapazen sey sein Zustand noch nicht gewachsen. Da beschloß der Kapitän, der die franzosenfeindlichen Gesinnungen unsers Herrn kannte, demselben nicht länger

lästig zu fallen, sondern bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung hier in meines Bruders Haus zu ziehen, wo auch sein Pferd untergebracht war. Die vielen Dankesworte, die der Kapitän beim Abschiede dem Obersten sagte, unterbrach dieser, indem er wieder von seiner Menschenpflicht sprach; doch war er so artig als möglich und drückte sogar dem Kapitän beim Abschiede die Hand. Indeß konnte er, als dieser fort war, seine große Freude nicht darüber verbergen, „daß der Franzose zum Haus hinaus sey,“ und er sprach das, gerade als ich Mittags servirte, mit großem Behagen gegen die Melanie aus. Da, Herr, sah ich das Fräulein so bleich werden, wie ihr Tellertuch, auch stand sie, Unwohlseyn verschützend, auf und ging hinaus, mir wurde das Herz beklommen, und ich hätte fast die Bratenschüssel fallen lassen, so erschrack ich, als ich wieder heraufkam und die Melanie auf ihrem Zimmer laut weinen und schluchzen hörte. Da hatte ich gleich meine eigenen Gedanken und sah in meiner Ahnung ein schweres Unglück über das liebe, herzensgute Fräulein heraufziehen.

„Nun, daß ich's kurz mache, Sie können sich's wohl denken, wie die Sachen standen. Lieber Gott, was fragen auch ein paar Menschen, die sich gut sind, nach der Nation! Kurz, die Melanie und Herr Victor Dubois waren einander so gut, wie es nur zwei Menschen unter sich seyn können, und Niemand sonst als die treue Freundin, die Cantors-Anne, hatte darum gewußt. Jetzt, da die Noth groß wurde, ward auch ich als ein treuer Mensch, der das Fräulein, wie ein Vater sein Kind, liebte, mit in's Vertrauen gezogen; da bekam ich bald viel zu thun mit Brieftragen und Bestellungen machen. Es stand bald so, daß die beiden Leute nicht ohne einander leben konnten, und der Kapitän hatte geschworen, daß er gleich in der ersten Schlacht den Tod suchen würde, wenn er die Melanie nicht heirathen dürfe. Wie war nun daran bei den Gesinnungen des Obersten zu denken? Der Kapitän blieb im Orte, auch als er schon ganz gesund war, und erwartete wichtige Documente aus Frankreich, die sehr lange ausblieben. Während dieser Zeit sprachen sich die beiden Leutchen heimlicher verstohlener Weise auch bei der Cantors-Anne. Ich habe sie aber nie dort fröhlich gesehen, wenn ich manchmal eilends hergelaufen kam und anzeigte, daß der gnädige Herr nach dem Fräulein frage: das gute Fräulein hatte immer verweinte Augen, und der Kapitän war stets ernst und düster. Nur einmal sah ich sie recht heiter; es waren gerade die wichtigen Papiere aus Frankreich angekommen, die der Kapitän so lange erwartet, und das Fräulein sagte mir nachher zu Hause: „Der liebe Gott wird noch Alles zum besten Ende führen, guter Friedrich.“

Um diese Zeit war's auch, als der fremde geschickte Maler hier im Gasthof wohnte und den Kapitän da malte. Darauf kam er auch zu uns und bat den gnädigen Herrn, sich malen zu lassen, der aber schnob ihn an: „Meine alte Fratze braucht nicht auf die Nachwelt zu kommen!“ hatte aber nichts dagegen, daß er das Fräulein male; drum zog der Maler mit seinen Geräthschaften auf einige Tage bei uns ein und malte das Bild da; auch noch mit ganz andern Farben und ganz klein für ein Medaillon malte er, ohne des Obersten Wissen, die Melanie, das Bildchen bekam der Kapitän, der es fortan auf dem Herzen trug.

„Kurze Zeit darauf war die Melanie ganz außer sich, hatte keine Ruh und keine Rast, und die Angst malte sich täglich schärfer in ihrem Gesichte aus. Ich erfuhr von der Cantors-Anna und auch nachher von dem gnädigen Fräulein selbst, daß der Kapitän zur Armee abreisen würde, daß er aber durchaus erst über sein Schicksal Auskunft haben und bei unserm gnädigen Herrn um sie anhalten wolle. So geschah's; ich zitterte, als ich dem Hausknecht eines Tags ein großes, an den gnädigen Herrn adressirtes Packet vom Kapitän abnahm; dasselbe enthielt, wie ich gleich vermuthete und später erfuhr, einen sehr vernünftigen und ausführlichen Brief vom Kapitän, worin er um die Melanie förmlich anhielt, und dazu die Documente aus Frankreich, die den Herrn Victor Dubois als einen reichen Gutsbesitzer aus angesehener Familie auswiesen. Zitternd brachte ich das Packet dem noch dazu gerade sehr übel gelaunten Herrn und entfernte mich schnell. Unten im Empfangzimmer sah ich das Fräulein auf dem Sopha sitzen, regungslos und die Hände vor's Gesicht gepreßt. — Noch hatte ich meine Gedanken nicht ganz gesammelt, als der Herr oben ganz wüthend schellte, und als ich mit schlotternden Knieen hinauflief und in das Zimmer trat, sah ich den Boden mit Briefschaften und Papieren überstreut, auf welchen der Herr wie rasend mit seinen sammtnen Stiefeln herumtrampelte, mich anfangs gar nicht beachtete und kirschbraun vor Zorn in's Gelag hineinschrie: „Ja, so sind diese Franzosen! So vergelten sie die Gastfreundschaft! Hol der Teufel die Canaille neun und neunzig mal! Da haben wir den Dank! Meiner Nichte den Kopf zu verdrehen! Was, die einen Franzosen, einen abgesagten Feind des Vaterlandes heirathen?! Eher will ich ihm, ja, eher will ich mir und dem Mädchen eine Kugel vor den Kopf schießen!“

„Endlich erblickte mich der wüthende Herr, rüttelte mich, so heftig es nur seine altersschwache Kraft zuließ, am Kragen und befahl mir die Papiere aufzulesen. Dann trat er an den Schreibtisch, nahm einen ganzen Bogen, schrieb ingrimmig murrend nur wenige Zeilen darauf und befahl mir, den Brief mit den aufgelesenen Papieren zusammenzupacken und sofort dem Kapitän zu überbringen. Auf dem Vorplatze traf ich die arme Melanie, sie hielt sich mühsam am Treppengeländer und sah einer wandelnden Leiche gleich, ich flüsterte nur die wenigen Worte: „Ach, das war vorauszusehen, liebes Fräulein, fassen Sie sich um Himmelswillen, Gott kann noch Alles zum Guten wenden.“ Sie antwortete nicht, und ich ging stracks zum Kapitän, hörte aber in der Thür noch mit Schaudern, wie der Herr nach der Melanie rief.

„Den Kapitän traf ich im düstern Nachsinnen auf dem Sopha sitzend, hastig erbrach er das Schreiben und ward todtenbleich. Dann, nachdem er den Inhalt überblickt, wandte er sich in unserer Sprache an mich (er sprach recht gut deutsch, drum hatten sie ihn auch an jenem oben erwähnten furchtbaren Tage zum Parlamentär gewählt) und sagte gefaßt, ohne daß seine

Stimme merklich gezittert hätte: „Lieber Friedrich, ich reise in diesen Tagen zur Armee. Nehmen Sie den alten Kupferstich da, den ich von Ihrem Bruder gekauft, und tragen Sie ihn zu einem rechtlichen, verschwiegenen Meister, damit er einen Rahmen darum mache, in welchen mein Bild da paßt, das soll hinter dem Kupferstich eingefügt werden.“ Auch unterwies er mich, daß ich dem Meister angeben solle, hinten in der ersten Hohlkehle des Rahmens eine ganz feine Rille von der Breite eines Messerrückens machen zu lassen, damit man, wenn man wolle, den Kupferstich herausnehmen könne und das Oelbild vor das Glas trete. So ist's geschehen. Sehen Sie, lieber Herr, redete mich Friedrich an und nahm das Bild des Kapitäns, hier oben befindet sich die Rille, aber das selige, gute Fräulein hat sie vielleicht kurz vor ihrem Tode mit einem feinen Streifchen schwarzen Papiers verklebt, ich bemerkte das gleich, als ich das Bild in Ihrer Hand sah und Sie vergebens nach dem Geheimniß desselben suchten.“

„Nun, wie gesagt, der verschwiegene Meister Amelung führte das aus, und ich übergab das Doppelbild mit andern ähnlichen Kupferstichen der treuen Cantors-Anne, die mußte die Bilder in Gegenwart des alten gnädigen Herrn scheinbar der Melanie schenken. So kam das Porträt in's Haus und hing zu der schwergebeugten Melanie unbeschreiblicher Freude versteckt und sicher an der Wand ihres Zimmers. Es war auch dem wüthenden alten Herrn gegenüber alle Vorsicht nöthig, denn er paßte auf wie ein Luchs, und Melanie durfte nach dem Antrage des Kapitäns bis zu seiner Abreise das Haus nicht mehr verlassen. Auch hatte der Alte gleich an jenem Unglückstage, als der Kapitän seinen Antrag gemacht, unter den heftigsten Verwürfen der Melanie Effekten und Commoden nach Briefen durchsucht, doch glücklicherweise war Alles, was der Kapitän geschrieben, auf die Seite geschafft. Ach, nicht einmal Abschied nehmen konnte die arme Melanie von ihrem Bräutigam, er hatte seine Abschiedsworte schriftlich der Cantors-Anne gegeben, von der holte ich den Brief, in welchem er die Melanie zu Muth, Geduld und Gottvertrauen ermahnte, Gott hätte sie doch einmal für einander bestimmt, und ewig könne der hartherzige Onkel nicht zwischen ihrer Liebe stehen. Melanie tränkte den Brief mit ihren Thränen, und dann nahm sie das theure Bild ihres Victor hinter dem Rahmen weg und bedeckte es mit tausend Küssen, und so geschah es von da ab jeden Tag, wenn die Gute sicher war, von dem alten Herrn nicht überrascht zu werden.

„Die häufigen Briefe des Kapitäns, die alle an die getreue Anne adressirt waren, und das Bild da, vor welchem sie manche Stunde saß, wenn sie sich sicher wußte, machten Melanie's einzige Freude aus, aber das war ihr auch genug, zumal da die Briefe immer gute und tröstliche Kunde brachten. Nur während der zum Colonel avancirte Kapitän in Rußland war, sah's schlimm um die arme Melanie aus. Monat auf Monat verging, ohne daß ein Brief kam, statt dessen mußte sie vom Großonkel aus den Zeitungen Nachrichten über die große Noth der Armee vernehmen, die ihr fast das Herz abdrückten, den Onkel aber ganz ausgelassen lustig machten. Als der alte Mann gar den Brand von Moskau und den traurigen Rückzug der großen Armee vernahm, ward er ganz kindisch vor Freuden, redete häufig ganz verwirrtes Zeug und ist in diesem Zustande verblieben bis an sein Ende. Er starb als hoher Achtziger gleich nach Beendigung der Kriege und der Verbannung Napoleons, sein Testament hatte er schon Jahre vorher noch bei gesundem Verstande gemacht und das gnädige Fräulein zur Universalerbin eingesetzt.

„Aber doch, was half der Guten das große Vermögen! Ihr Herz war gebrochen, denn ihr getreuer, heißgeliebter Victor war längst auf dem Felde der Ehre zu Gott eingegangen. O das grausame Schicksal! Stellen Sie sich vor, der brave Mann war glücklich aus Rußland zurückgekehrt, und das Fräulein, das ihn längst als todt beweint, erhielt eines Tags durch die getreue Anne einen Brief aus Schlesien, worin er seine glückliche Rückkehr nach tausend Gefahren meldete. Aber die Freude dauerte nicht lange. Lassen Sie mich über den Jammer hinweggehen! Genug, der Brave, der so manche große, heiße Schlacht überlebt, fiel in einem kleinen Scharmützel kurz vor der Schlacht bei Kulm. Nachher stand's in den Zeitungen zu lesen. — Von der Melanie unsagbarem Schmerze muß ich schweigen, sie verging wie ein Schatten. Gleichwohl wurden ihr viele Heirathsanträge gemacht, die sie mit Heftigkeit von sich wies, und um sich der Zudringlichkeit der lästigen Freier zu entziehen, siedelte sie, nachdem sie mich zum Verwalter ihres Hauses und hier belegten Vermögens ernannt, nach Trier zu entfernten Verwandten über. Sie nahm fast nichts von hier mit als das Bild ihres geliebten Victor, das sie, obgleich sie nun schon Jahre lang vor des Onkels Späherauge sicher gewesen, stets in seinem Verstecke ließ. Außer mir und der Cantors-Anne sollte eben Niemand von ihrer unglücklichen Liebe und von dem Geheimniß wissen. Auch als sie als gealterte Dame nach mehr als zwanzig Jahren hieher zurückkehrte, um hier ihre Tage zu beschließen, hat sie das Bild wieder so hergebracht, wie sie's mitgenommen.

„Da hing denn das ihr so theure Bild noch manches Jahr, während die von Allen verehrte Dame eine unermüdliche Wohlthäterin der Armen war, auf ihrem Zimmer, für Fremde immer bedeckt; nur wenn ich manchmal kam und sie wieder einmal ihr Herz an dem Bilde aufgerichtet hatte, verhüllte sie es nicht, und es strahlte dann so frisch und frei von der Wand, wie es da jetzt vor Ihnen steht. Vor wenigen Wochen nun ist die Gute, Schwergeprüfte zu Gott heimgegangen, und das Bild, welches ihr einziges Lebensglück ausmachte, ist denn Gottlob in gute Hände gekommen.“

Damit reichte mir der alte Friedrich tief bewegt und nassen Auges die Hand und wünschte mir eine gute Nacht.

Ein äußerst lebhafter, durch Friedrichs Erzählung angeregter Traum beunruhigte meinen Schlaf und ließ mich schon sehr früh am Morgen erwachen. Noch ganz erfüllt von dem, was ich über die Bilder gehört, ließ ich meinen verliebt plaudernden Lorenzo mit seiner Jessica wieder über Victors Porträt gleiten, packte die Bilder sorgfältig ein und rief dem Hausknecht, mir mein Rößlein aufzuschirren. Der alte rüstige Fried-

rich stand schon unter dem Thorweg, um mir Lebewohl zu sagen; ich drückte ihm ein Geldgeschenk in die Hand, das er jedoch freundlich ablehnte, indem er meinte, es sey ihm schon genug, wenn ich die Bilder gut hielte. Das versicherte ich mit einem warmen Händedruck und fuhr durch das öde, mir jetzt so interessante Städtchen in den Morgen hinaus der Heimath zu, woselbst ich das Erlebte und Gehörte, im Angesicht der vor meinem Schreibtisch aufgehängten Bilder, sofort niederschrieb.

Skizzen aus Ost- und West-Preußen.

Von G. R. Jaquet.

1. Das deutsche Venedig.

Dort, wo der Hauptstrom der Karpathen, die Weichsel, mehrfach getheilt, ihre so oft durch Hochwasser geschwellten, und dann den links- und rechtsseitigen Niederungen verderblichen Fluthen dem Meere zuwälzt — dort liegt an dem einen dieser Arme, an der Mottlau, die uralte, hochberühmte Stadt, Danzig. In grauer Vorzeit Tagen begründet — werden doch (freilich ohne genügenden historischen Nachweis) Phönicier als ihre Gründer genannt! — erlangte die Stadt — als solche kommt sie schon in Urkunden aus der ersten Hälfte des zehnten Säculums unserer Zeitrechnung vor — bald eine Bedeutung, die ihren Besitz den Fürsten der angrenzenden Völkerschaften wünschenswerth erscheinen ließ. So kam es denn, daß Dänen und Schweden, die pommerschen Herzöge, die Ritter des deutschen Ordens und die brandenburgischen Markgrafen um ihren Besitz sich stritten.

Nachdem sie im Jahre 1310 dauernd in den Besitz der Deutschherren gekommen war, stellte unter deren, anfänglich milder Regierung, die Thätigkeit der im Besitz mancher Freiheit und manches Rechtes belassenen, betriebsamen Einwohner den durch längere Kriege und öfteren Herrscherwechsel gestörten Wohlstand wieder her, und gab der Stadt — die schon im Beginnen des 14. Jahrhunderts auch dem damals florirenden Bunde der „Hansa“ beigetreten und bald deren vierte Quartierstadt geworden war — ein solches Gefühl von Kraft, daß sie im Jahre 1454 ihre Unabhängigkeit vom deutschen Orden zu proclamiren und unter Beihülfe Polens, allen Anstrengungen desselben zum Trotz, zu behaupten vermochte; das wichtigste Ereigniß in ihrer nunmehr bald zehn Säcula umfassenden Geschichte!

So war denn Danzig eine — mehr dem Namen als der That nach unter dem oberherrlichen Schutze Polens stehende — Republik. Fast vierthalb Jahrhunderte lang behauptete sie, unter innern und äußern Stürmen und unter Drangsalen mancher Art, diese Freiheit, wozu ihre von Natur feste Lage wesentlich beitrug. Ja, die Stadt erwarb — freilich nicht sowohl durch Waffengewalt, als auf dem Wege des Verkaufes oder der Verpfändung — bald ein nicht unansehnliches Gebiet. Gingen auch die entfernteren Besitzungen bald wieder verloren, so vermochte die Stadt doch das in der Nähe Erworbene und die eigenen Mauern gegen jeglichen Angriff kräftig zu schützen. Ja, Danzig stand zweimal nicht an, der in einem heißen Kampf mit einem ganzen Königreiche (Dänemark) verwickelten Schwesterstadt Lübeck thatkräftige Hülfe zu senden, und nicht ohne Ruhm und Gewinn bestand es manchen Strauß mit den, damals noch burgundischen Holländern. An seinen festen Mauern brach sich im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts die Macht der Hussiten, und im dritten des 16. Säculums die des Königs Stephan Bathory von Polen. Damals erhielt es auch (und wahrlich nicht mit Unrecht!) den Namen des „deutschen Venedigs;“ ein Beiname, der ihm denn auch geblieben ist.

Am 4. April 1793, nach längerer Einschließung von den (seit 1772 schon zu Nachbaren gewordenen) Preußen, denen man sich nur mit Widerstreben und nicht ohne Kampf unterwarf, besetzt — erblühte, durch die Gunst allgemeiner Weltverhältnisse, das in den letzten 80 bis 90 Jahren seiner Unabhängigkeit, in Folge nicht endender Drangsale, tief gesunkene Danzig zwar schnell zu neuer Handelsgröße, doch nur auf kurze Zeit. Zwei schreckliche Belagerungen (die eine vom 7. März bis 27. Mai 1807, die andere, noch viel schlimmere, vom 31. Januar bis Ende Dezember 1813, also volle eilf Monate dauernd) und die dazwischen liegende Zeit der Säbelherrschaft französischer Generale (die Stadt hatte sich am 27. Mai 1807 den Franzosen ergeben müssen) vernichtete diese neue Blüthe bald und gründlich wieder. Auch die ersten Jahre der erneuerten preußischen Herrschaft (seit 1814) waren eben keine Jahre des Segens und Ueberflusses, und die seit 1832 eingetretene Sperre des russischen Polens — von jeher Haupt-Absatz- und Bezugsquelle für den Verkehr Danzigs und mit diesem in engster und gewinnbringender commerzieller Verbindung stehend — trug dazu bei, den merkantilen Verfall des sonst in mancher Beziehung wieder zunehmenden Danzigs zu beschleunigen. Erst in den letzten Jahren (seit dem Frühjahre 1852) schien ein neuer Glücksstern für Danzig aufgegangen, und hatte sein Lebensnerv, der Handel, einen neuen, recht erfreulichen Aufschwung genommen, was aber jetzt leider in Folge der gegenwärtigen Wirren in Polen aufgehört hat.

Dieß ein kurzer Abriß der Geschichte Danzigs. So fragmentarisch er auch ausgefallen, wird er doch geeignet seyn, dem Leser ein ungefähres Bild der wechselvollen Schicksale zu geben, welche im Laufe der Jahrhunderte die in mehr als einer Beziehung merkwürdige und immer noch bedeutende Stadt heimsuchten. Werfen wir nun einen Blick auf diese selbst, wie sie sich gegenwärtig dem Auge des Touristen darstellt.

Je mehr man sich — man komme von Süden, Osten oder Westen — Danzig nähert, um so mehr nimmt die Schönheit und Wohlhabenheit der Gegend zu, was namentlich dann der Fall, wenn man von Pommern her durch die öden und armseligen Grenzkreise Westpreußens nach Danzig gelangt. Von welcher Seite man aber auch nach Deutsch-Venedig kommt, immer ist's der Anblick gigantischer Festungswerke, welche dem Auge imponiren und in dem Wanderer unfehlbar die Vorstellung erwecken: das ist eine der ersten, wo nicht die

erste Festung eines mächtigen, kriegerischen Landes. Dem ist in der That auch so: Danzig ist eines der Hauptbollwerke des Militärstaats Preußen. Kunst und Natur haben gleichmäßig dazu beigetragen, sie zu einem solchen zu machen: riesige Wälle, im Sommer und Herbst vom schönsten Grün bekleidet, thürmen sich über einander; Flußarme und wasserreiche Gräben bespülen die granitnen Mauern, welche das Fundament der hohen Rasenwälle bilden.

Doch sehen wir ab von diesen gigantischen Wehrmitteln, den eben so kostspieligen als (leider!) nothwendigen Requisiten eines Großstaats im neunzehnten Jahrhundert, und wenden uns zur Stadt selbst!

Wenn man von dieser spricht, so hat man wohl zu unterscheiden zwischen der eigentlichen Stadt — den von den Ringmauern umschlossenen Quartieren —, den innern Vorstädten — zwischen den Wällen und den Festungswerken — und den äußern Vorstädten: Ortschaften, die außerhalb des Festungs-Rayons 1/3 bis 9/10 Meilen vom Mittelpunkt der eigentlichen Stadt entfernt liegen, und wohl nur deßhalb als „Vorstädte" von Danzig betrachtet werden, weil sie mit demselben unter gleicher Jurisdiction und Verwaltung stehen. Beginnen wir nun, da doch jeder nach Danzig Reisende immer zuerst bei ihnen anlangt, mit diesen äußern Vorstädten.

Die bedeutendste derselben ist der Hafen von Danzig Neufahrwasser, 3/4 Meile von der eigentlichen Stadt gelegen. Hier ist es, wo die Weichsel, nachdem sie eine Viertelmeile oberhalb die Mottlau aufgenommen, sich in's baltische Meer ergießt, und an ihrer Mündung einen Hafen bildet, der immer noch von mehreren tausend Schiffen Jahr aus Jahr ein besucht wird. Nächst den preußischen Schiffen sind die englischen bei Weitem die zahlreichsten. Ziemlich häufig erblickt man auch die Flaggen der Hansestädte und Norwegens; schon minder häufig die Schwedens, Dänemarks, Mecklenburgs, Hannovers, Frankreichs und der Niederlande; selten nur die Rußlands, Oldenburgs, Belgiens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und nur im Jahre ein oder zwei Mal verirrt sich ein spanisches, oder italisches Fahrzeug in diesen Hafen.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zu Neufahrwasser selbst zurück, so finden wir in demselben eine stadtartig gebaute Ortschaft von 240 Häusern und fast 3000 rührigen, zum Theil viel gereisten Bewohnern. Wir finden ferner hierselbst ein von den Danzigern vielfach besuchtes Seebad, und die „Moolen," großartige Bauwerke, welche dem Hafen Schutz gegen Versandung und den Schiffen Sicherheit beim Einlaufen gewähren; endlich einen eisernen Leuchtthurm, von dessen Gallerie man eine weite Aussicht über das von Schiffen und Fischerbooten bedeckte Meer hat. —

Neufahrwasser gegenüber liegt die kleine, aber starke Vorfestung von Danzig, Weichselmünde, die auch zum Aufbewahrungsorte von Staatsgefangenen dient. Andere von den äußern Vorstädten Danzigs sind: „St. Albrecht, die von der eigentlichen Stadt entfernteste; Langfuhr, der Geburtsort des berühmten Geschichtschreibers Johann Wilhelm v. Archenholz und gleich „Heiligenbrunnen," mit vielen schönen Landhäusern der reichen Danziger; endlich „Altschottland," einst, als es noch dem Bischofe von Cujavien, einem der reichsten und angesehensten Prälaten des alten Polenreichs, gehörte, mit einem Jesuiten-Collegium nebst Kirche und gelehrter Schule, die sich eines vorzüglichen Rufes erfreute. Die „Jesuiter-Kirche" steht noch, ist noch ein katholisches Gotteshaus und führt noch ihren alten Namen; vom Conventgebäude der frommen Väter aber, und von der Schule ist kein Stein mehr vorhanden. Sic transit gloria mundi! —

Die innern Vorstädte Danzigs, zu denen wir nun kommen, können wir mit wenigen Worten abfertigen. Ihrer sind drei: „Petershagen" und das „schwarze Meer" (ein seltsam unpassender Name!) am Fuße des Bischofsberges, der auf seinem Rücken das starke Fort gleiches Namens trägt; und drittens „Neugarten," das Faubourg St. Germain von Danzig.

So wären wir denn bis zur eigentlichen Stadt gelangt. Diese besteht aus fünf Theilen: der Altstadt, der Rechtstadt, der Vorderstadt, der Speicherinsel und der Niederstadt. Die Altstadt, der älteste Stadttheil, gewissermaßen das Ur-Danzig, dessen Entstehung sich in das graueste Alterthum verliert, ist der ausgedehnteste, aber auch der schlechtgebauteste Stadttheil. Er enthält nur ein hervorragenderes Gebäude: das neue, wahrhaft großartige Garnisonlazareth. Damit sind aber auch die Sehenswürdigkeiten der Altstadt erschöpft.

In jeder Beziehung vor der Altstadt bevorzugt ist die Rechtstadt. Dieselbe verdankt dem Ordenshochmeister Karl Beffart von Trier (1312—1325) ihren Ursprung, der sie mit all' den Rechten, welche die Altstadt besaß, ausstattete, und dessen späterer Nachfolger, Dietrich von Altenburg, noch das Vorrecht hinzufügte, daß, falls künftig einmal ihre Mauern der wachsenden Bevölkerung zu eng werden sollten, sie auf der angrenzenden Feldmark aus sich selbst andere, gleich berechtigte und ihr unmittelbar untergebene Stadttheile gründen könnte; ein Privilegium, wovon denn auch schon unter der Regierung des großen Winrich von Kniprode (1351—1382) der „Gestrenge und Wohlweise Rath" Gebrauch zu machen klüglicher Weise nicht unterließ, und 1380 die „Jungstadt" (der anderthalb Decennien später die „Vorderstadt" folgte) gründete, sowie die zwischen Recht- und Niederstadt liegende Mottlau-Insel bebaute und regierte.

An Ausdehnung der Altstadt zwar nicht ganz gleich kommend, ist die eigentliche Rechtstadt doch viel stärker bevölkert, und vereinigt in sich den Reichthum und die meisten Sehenswürdigkeiten Danzigs. Statt der engen, winkligen Gassen der Altstadt findet man hier meist breite, gradlinigte Straßen, einzelne darunter sogar von nicht unbedeutender Länge. Dagegen sind auch hier die größern Häuser überaus selten. Es ist eine eigenthümliche Bauart, die der Häuser Danzigs: schmal, aber hoch aufgeschossen, zeugen sie davon, daß sie zu einer Zeit und von Leuten errichtet wurden, die eben nur für sich, nicht aber an Andere zu vermiethen, bauten. Nicht der Speculation sollten diese Häuser dienen, sondern nur dem eigenen Bedürfniß ihrer Gründer; darum ist denn auch Alles in ihnen

solide und bequem, und mit dem Raum nicht gegeizt. Das ganze Untergeschoß, oder mindestens doch dessen vordere größere Hälfte, bildet den „Hausflur," auf welchem schwere Schränke von Eichenholz, den reichen Wäschvorrath des Besitzers enthaltend, stehen. Obwohl nur Hausraum, ist derselbe doch schön, in freundlichen hellen Farben gemalt; nicht selten findet man in ihm auch Oelgemälde in schweren eichenen Rahmen. Es sind die Portraits der Vorfahren des Hauseigners: kräftige, Entschlossenheit und Klugheit verrathende, aber ziemlich finstere Physiognomien; auf dem schwarzen, entweder priesterlichen oder rathsherrlichen Gewande glänzt die schwere güldene Gnadenkette, welche dieser oder jener Kaiser des „Römischen Reiches deutscher Nation" oder ein König von Polen — und Polens Könige waren ja „der Stadt Schirmherren" — dem Dargestellten verliehen. Die Schränke, wie die Rahmen der Oelgemälde sind gemeinhin von schöner Arbeit, nicht selten Meisterwerke der Holzschnitzkunst, und stehen dann (zumal die häufig hieherkommenden Söhne Albions auf solche Schränke förmlich „verschossen sind) hoch im Preise. Auch die Decke dieses Erdgeschosses, welches das höchste im ganzen Hause ist und die Höhe von reichlich anderthalb Etagen hat, zeichnet sich häufig durch schöne Bildhauerarbeit aus. Ueber dieses Geschoß folgt das hohe, mit schöner, oft gewölbter, immer aber mit reicher Sculptur gezierter Decke versehene Hauptgeschoß, dem ein niedrigeres drittes und diesem wieder ein Giebelgeschoß folgt. Denkt man sich nun diesen Giebel (nicht selten eine Hauptzierde der Häuser) mit allerlei Bildwerk versehen, wohl auch an seiner Spitze mit der Statue eines Erzengels oder Proconsuls gekrönt, und denkt man sich vor dem Souterrain einen Vorbau mit steinernen aber durchbrochenen und geschmückten Umfassungsmauern — „Beischlag" genannt —, so hat man ein Bild einer Patricier-Wohnung der eigentlichen Danziger Rechtstadt. In den andern Theilen der Stadt sieht's damit weniger pompös aus, und selbst auf der Rechtstadt hat das Utilitäts-Prinzip, welches bei vielen Häusern das kirchenhallenartige Geschoß in zwei Etagen theilen und die untere davon in gewinnbringende Kaufläden umwandeln hieß; — oder die Armuth der Besitzer, welche die äußeren Zierden des Hauses verfallen und die gewirkten Tapeten der Gemächer verfaulen ließ, viel zum Untergange des alten, großartigen Charakters beigetragen.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen, durch Alterthum oder Bauart oder sonst bemerkenswerthen Gebäuden — so stößt uns vor allem andern die St. Marienkirche, die erste Pfarrkirche der Stadt auf; ein großes, von alter Kunst reich, fast überreich, geschmücktes Gotteshaus; das größste und merkwürdigste in Ost- und Westpreußen, und überhaupt eins der vorzüglichsten in der ganzen Christenheit. Am Ostersonntage des Jahres 1343 legte im Angesichte seiner Paladine und zahlreich herbeigeströmten Volkes der Ordens-Hochmeister Ludwig König (von Waitzau), der damalige Landesherr von Danzig, den Grund zu dem herrlichen Gebäude, welches ursprünglich die Form der Hagia Sophia in Constantinopel erhalten sollte, jedoch im Verlaufe des Baues die Kreuzesform als die angemessenere erhielt. Der Bau dauerte volle 160 Jahre, worauf am 28. Juli 1503 der herrliche Tempel, im Beiseyn mehrerer Prälaten, feierlichst nach katholischem Ritus eingeweiht ward. Jedoch blieb die Kirche keine volle vier Decennien eine katholische, sondern ward, als gegen die Mitte des sechszehnten Säculums der Protestantismus in Danzig zur herrschenden Religion wurde, die evangelische Hauptkirche der Stadt. Sie ist im Stamme des Kreuzes 360 Fuß lang und 142 Fuß breit, an den Querbalken 218 Fuß lang, an der einen Seite 128, an der andern aber nur 98 Fuß lang. Die Höhe der drei gleich hohen Kirchenschiffe beträgt gleichsam 98 Fuß, über deren einem der Thurm (von dessen Gallerie man eine meilenweite herrliche Rundaussicht hat) noch 245 Fuß emporragt, mithin dem 438 Fuß hohen Thurm des Straßburger Münster nur um 95 Fuß nachsteht.

Unter den vielen Sehenswürdigkeiten, welche die St. Marienkirche enthält, wollen wir nur folgende erwähnen: die große astronomische Uhr aus dem 15. Jahrhundert, von Hans Düringer aus Nürnberg verfertigt; das treffliche Crucifix von Holz, von dem die Sage geht, der (unbekannte einheimische) Künstler habe einen Menschen (den von ihm gehaßten Freiwerber um seine Tochter), den er mit List in seine Werkstelle gelockt und betäubt, gekreuzigt, um ein Vorbild sans comparaison für sein Christus-Marterbild zu haben. Ferner ein Altarbild von Albrecht Dürer; die mit einem Aufwande von 31,000 Danziger Gulden (10,333 Thlr.) im Jahre 1762 erbaute Kanzel, und vor Allem das, unter dem Namen des „Danziger Bildes" weltbekannte, herrliche Gemälde des „jüngsten Gerichts," angeblich ein Werk der Gebrüder Jan und Hubert von Eyck, welche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebten; ein Altargemälde, das an Vortrefflichkeit nur wenig in der Welt seines Gleichen haben dürfte, und für das vom deutschen Kaiser Rudolf II., von Peter dem Großen, Ludwig XIV. und August dem Starken von Polen, den Danzigern vergeblich sehr ansehnliche Summen geboten wurden. —

Das der Marienkirche zunächst merkwürdige Gebäude ist der Artushof, ein in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbautes, diesen Namen wegen der darin befindlichen Darstellungen aus König Artus sagenreicher Geschichte führendes Gebäude von ausgezeichneter Bauart, auf dem Hauptplatze der Stadt, dem durch manches schöne Gebäude und einen großartigen Brunnen mit dem Standbilde des Neptun gezierten Langenmarkte. Wie in seinen ältesten Zeiten, dient das an sehenswerthen Gemälden und Schnitzwerken reiche, in jüngster Zeit prächtig renovirte Gebäude auch jetzt wieder kaufmännischen Zwecken: es ist nämlich die Danziger Börse. — Kaum minder merkwürdig, als dieses Gebäude, dürfte das rechtstädtische Rathhaus, an der Ecke des Langmarktes und der Langgasse, seyn. Schon durch den äußern Anblick imponirend, dürften ihm an Großartigkeit der innern Einrichtung nur wenige Rathhäuser gleichkommen. Ein Thurm, mit dem im Herbste 1854 wieder renovirten, kolossalen Standbilde des um die Stadt verdienten Königs Sigismund II. von Polen auf seiner Spitze, schmückt das Gebäude. Dieses selbst ward

in den Jahren 1412 und 1413 erbaut, der 1556 abgebrannte (1465 erbaute) Thurm in seiner gegenwärtigen Gestalt um das Jahr 1560 wieder hergestellt; seine Höhe mag 280 Fuß betragen.

Außer diesen sind in der Rechtstadt noch bemerkenswerthe Gebäude: das „Johanneum," (höhere Bürgerschule), die Bank, das Landschaftshaus und die schönen, in die Rechtstadt führenden, zum Theil im italienischen Style erbauten Thore: das hohe, das langgaßische und das grüne. Durch dieses letztere gelangen wir zur Speicherinsel, einer der zwei Armen der Mottlau gebildeten Insel, welche zwar keine Wohnhäuser, aber in etwa 300 Speichern alles das enthält, was Danzig an werthvollen Vorräthen, namentlich Getreide zum eigenen Verbrauch und zur Ausfuhr, besitzt. Bei der großen Vorsicht, welche über diesen so werthvollen Gebäuden waltete und die den Gebrauch von Feuer und Licht gänzlich ausschließt, gehören Brände auf derselben in Friedenszeiten zu den größten Seltenheiten, wogegen allerdings zur Zeit einer Belagerung gerade die Speicherinsel ein Hauptzielpunkt für die feindlichen Bomben zu seyn pflegt, und noch leben die furchtbaren Speicherbrände vom 19. Oktober und 1. November 1813 in aller ältern Danziger Gedächtniß.

Die Speicherinsel liegt zwischen der Recht- und der Niederstadt, mit denen sie durch Brücken in Verbindung steht. Diese letztere entstand erst um die Mitte des 15. Säculums, indem die Bewohner der (1454) zerstörten „Jungstadt" dort sich ansiedelten, und ist der am tiefsten gelegene Theil Danzigs, der nur eine nennenswerthe Straße, den sogenannten „Langgarten" (eine breite Straße mit hübschen Häusern und einer schattigen Allee in der Mitte), dagegen mehrere bemerkenswerthe Gebäude — das Regierungsgebäude, das Palais des Gouverneurs von Danzig, und das Russische Palais, (die Amtswohnung des russischen General-Consuls), und ansehnliche Fabriken und Militär-Werkstätten enthält.

Am östlichen Ende hängt die Niederstadt mit dem vierten Stadttheile, der 1393 gegründeten „Vorder" — oder innern Vorstadt, dem östlichen Ausläufer der Rechtstadt, zusammen. Dieser Stadttheil enthält schnurgerade, meist breite, mit gutaussehenden Häusern besetzte Straßen. In ihm bemerken wir die St. Petri- und St. Trinitatis-Kirche, beide evangelisch; das Gymnasium in seinem im schönsten gothischen Style erbauten, palastartigen Gebäude; das Real-Gymnasium zu St. Peter; das „Museum vaterländischer Alterthümer," im ehemaligen Franziskaner-Kloster, einem alten sehenswerthen Gebäude; den Eisenbahnhof, einen überaus großen Platz mit drei, halb im gothischen, halb im italienischen Style erbauten Haupt- und vielen Nebengebäuden und einem herrlichen Perron; endlich die im gothischen Style erbaute städtische Gasanstalt.

So wären wir denn am Ende der Vorstadt, und damit am Ende unserer topographischen Schilderung von Danzig angelangt. Gehen wir nun von den Stadttheilen und den Gebäuden auf die Bewohner über. Was zunächst die Nationalität derselben anbelangt, so sind sie zum bei Weitem überwiegenden Theile Deutsche, neben denen ein Bruchtheil Hebräer und nur wenige Polen, (Kassuben) und Engländer sich befinden. Mannigfacher als die nationale ist die confessionelle Spaltung der Bewohner, wenn anders man das Wort „Spaltung" da gebrauchen darf, wo die Bekenner der verschiedensten religiösen Richtungen friedlich neben einander wohnen. Man findet hier Kirchen resp. Tempel und Betsäle der Protestanten (unirte Evangelische, getrennte Lutheraner und Reformirte, Mennoniten, Altlutheraner, Anglikaner und Irwinghianer), Katholiken (römisch- und deutschkatholisch) und Juden. Numerisch gehört der überwiegende Theil der etwas über 70,000 Civilbewohner Danzigs, nämlich etwa $^{9}/_{13}$ oder 48,000, der protestantischen Kirche (einschließlich der Reformirten-Gemeinde) an; $^{3}/_{13}$ sind römisch-katholisch. Vom letzten Dreizehntel machen die Juden die eine Hälfte aus, während die Altlutheraner, Mennoniten, Deutsch-Katholiken, Anglikaner und Irwinghianer die andere Hälfte bilden.

Der Handel, namentlich der Seehandel, ist das Lebenselement, wie des alten, so auch noch des heutigen Danzigs; an ihm betheiligen sich mittel- oder unmittelbar Tausende seiner Bewohner, von seinen Conjuncturen wird die größere Halbscheid der Bevölkerung mehr oder minder berührt. Er ist's, der Danzig sein eigenthümliches Gepräge gegeben. Ja, die Stadt ist, wenn auch zur zweiten Seehandelsstadt Preußens und zur fünften Deutschlands herabgesunken — Hamburg, Bremen, Triest und Stettin haben ihr den Rang abgelaufen — immer noch das „Venedig" des Nordens. Wie seine Namensschwester in den Lagunen, hat es seine Einwohnerzahl (einst 80 bis 90,000) zusammenschrumpfen und erst in der allerneuesten Zeit wieder sich heben, seine Seeherrschaft, seine Flotten und seine Handelsgröße schwinden sehen; — aber wie das italienische Venedig hat es neben seinem Ruhme und seinen großen, im Munde des Volkes lebenden Erinnerungen, noch so manches Eigenthümliche in der Bauart seiner Kirchen und Häuser, wie in Sitte, äußerer Erscheinung und Denkweise seiner Einwohner bewahrt. „Auf wie lange?" ist freilich fraglich; denn schon streckt die Ostbahn ihre gewaltigen Eisenarme bis mitten in die Stadt aus; schon verbindet der von schnaubenden Lokomotiven befahrene Schienenweg, die Entfernungen fast aufhebend, Danzig mit dem Herzen der Monarchie, zu der es nunmehr seit sechs Decennien (mit kurzer Intervalle) gehört, mit dem so gern reformirenden „Spree-Athen;" gleichzeitig aber auch mit dem noch halbpolnischen Posen und seiner modernen Rivalin Stettin, während auch mit der preußischen Garnison und Verwaltung seit Jahrzehnten schon manche Veränderung in Sitte, Lebens- und Denkweise der Bewohner eingezogen ist. Vielleicht nur wenige Decennien noch, und Danzig hat seinen exclusiven Charakter verloren, und damit aufgehört, das Venedig des Nordens zu seyn. Möge dann, wenn seine alten Thürme (Zeugen mancher Ruhmesthat!) in Trümmer fallen, Danzigs frühere merkantilische Größe, Danzigs alter Flor aus seinem Grabe wieder erstehen!

G. A. Jaquet.

2. Ein Wallfahrtsort im Norden.

Nicht blos der Süden, auch der Norden unseres Deutschen Vaterlandes hat, — selbst in überwiegend protestantischen Provinzen — seine Wallfahrtsörter, nach denen häufig der gläubige Katholik voll Andacht und Vertrauen pilgert. Ein solcher, und obenein hoch berühmter, befindet sich auch bei dem „Westpreußischen Jerusalem.“ So kann man nämlich ohne Uebertreibung das westpreußische Städtchen Neustadt — nordwestlich von Danzig und nur 6½ Meilen von diesem entfernt — nennen. Nicht etwa, weil es eine von Juden überwiegend bewohnte Stadt wäre, wie ja Gallizien, Polen und selbst das preußische Großherzogthum Posen deren mehrere aufzuweisen haben; sondern weil es, oder vielmehr der dicht vor seinen Thoren sich ausbreitende, parkartige Stadtwald, eine getreue Nachbildung aller derjenigen Orte in und bei Jerusalem enthält, welche der Heiland der Welt auf seinem Todesgange berührte und heiligte. Nicht weniger als ein Viertelhundert Kapellen, genau denen nachgebildet, welche Kaiser Constantins des Großen Mutter zum Gedächtniß des Leidens und Sterbens Christi in Palästina's Hauptstadt errichten ließ, veranschaulichen die Stätten, an denen der große Glaubensstifter litt. Zwar haben auch drei oder vier Städte des eigentlichen (bundesstaatlichen) Deutschlands, darunter Görlitz, derartige Nachbildungen christgeweihter Stätten aufzuweisen; doch keine in solcher Zahl, in keiner so exact den Schöpfungen der heiligen Helena nachgebildet, und nirgends — mindestens im deutschen Norden nicht — in dem Maaße das Ziel gläubiger Wallfahrer, wie dieß der Fall mit dem kleinen, im eigentlichen Deutschland fast ungekannten, bei den Katholiken Ost- und Westpreußens aber, und denen, die in Pommern in der Diaspora leben, im hohen Ansehen stehenden Neustadt ist.

Folgen wir dem langen Zuge der Wallfahrer, wie er, nachdem er Tags zuvor in der Pfarrkirche des Orts den Segen und die Weihe empfangen, früh am Morgen aufbricht, und geleitet von Priestern, mit geweihten, wallenden Bannern und wohlriechenden Wachskerzen von Kapelle zu Kapelle, von Station zu Station hin durch den grünen Laubwald zieht, bei jeder sich in den Staub werfend, singend, betend! Folgen wir dem Zuge und besuchen die einzelnen Stationen, so ist die gewöhnliche Aufeinanderfolge derselben diese: 1) Christus im Gebet auf dem Oelberge; 2) die Einsetzung des Abendmahls; 3) Jesu Gefangennahme im Garten Gethsemane; 4) das Prätorium des Pilatus, in Form eines Kreuzes gebaut, mit drei Altären und einem Dache von Kupfer; 5) und 6) die Häuser der Hohenpriester Annas und Kaiphas, unter letzterem ein Felsenkeller, das „Gefängniß Christi“ benannt; 7) die Geißelung Christi; 8) der Palast des Tetrarchen (Vierfürsten) Herodes (allerdings eine Darstellung sehr en miniature!); 9) Christi Aufnahme des Kreuzes; 10) Maria, ihrem Sohne begegnend; 11) der erste Fall Christi mit dem Kreuze; 12) Kapelle des heiligen Simon von Cyrene; 13) Kapelle der heiligen Veronika; 14) das westliche Thor von Jerusalem, mit einem Gemälde, den zweiten Fall Christi darstellend; 15) der dritte Fall Christi unter dem Kreuze; 16) die Kapelle der weinenden Weiber (nach der Erzählung im Evangelium Lucä); 17) die Anheftung Christi an's Kreuz; 18) die Aufrichtung des Heilandes mit demselben; in dieser Kapelle sind zwei Altäre, eine Sacristey, ein Chor und eine kleine, aber recht nette Orgel; 19) Abschied Christi von Maria; 20) die Abnahme vom Kreuz; 21) das Grab Christi, mit einem steinernen Thurme und dem Bilde des Auferstandenen; 22) die Himmelfahrt Christi; 23) das Grab der Jungfrau Maria; 24) Brücken-Kapelle über den „Fluß Kidron,“ welchen biblischen Namen seit Errichtung der Kapellen der in das Flüßchen Rheda sich ergießende Bach Biala führt; 25) endlich noch ein Thor von der Stadt Jerusalem.

Dieß die einzelnen Stationen. Wer aber hat sie errichtet und was war die Veranlassung? Hierüber theilt uns, nicht die Sage, sondern verbürgte Geschichte Folgendes mit.

Es war im Jahre 1633, als Waldislaw IV., der eben erst seinem schwachen Vater Sigismund III. auf dem Throne von Polen und Litthauen gefolgt war, seine Großen in beiden Reichen aufforderte, ihm zum Kriege wider den russischen Zaaren Michael Fedorowitsch (den ersten aus dem Hause Romanow) zu folgen. Da konnte denn natürlich auch einer der ersten Vasallen der Krone, Graf Jakob Weiher — Woywode von Pommerellen und dem Marienburger Lande, Starost von Schlochau, Christburg und Bütow*) — nicht daheim bleiben. Er sammelte schnell einen Heerhaufen, den er durch Leibeigne aus seinen Gütern verstärkte, und folgte dem schon vorangezogenen Könige über die Grenze Rußlands, wo er den großen Sieg bei Smolensk erfechten half. Als trotz dieses Sieges im nächsten Frühjahr die polnische Armee — heut zu Tage würde man sagen: „aus strategischen Rücksichten“ — den Rückmarsch antrat, da wurde Weiher (es war in den letzten Tagen des März 1634) bei der Belagerung des festen Schlosses Biala, die er leitete, durch eine Mine verschüttet. Alle seine Begleiter, die mit ihm dieses Loos getroffen, fanden alsbald den Tod; er allein lebte, lebte 48 schaurige Stunden unter Leichen! Da, als ihn die Schrecken des Todes rings umgaben, Hunger und Durst, und der Schmerz einer Quetschwunde ihn quälten: da schwur der lebendig Begrabene, er wolle, wenn er noch einmal die Seinigen und sein Schloß Schlochau wieder sähe, zu Ehren des heiligen Franziscus (seines Schutzpatrons) eine Kirche, und zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit „ein anderes religiöses Werk“ gründen, wie ein solches „im Polenreiche noch nicht vorhanden.“ Sein Gelübde wurde erhört: nach zwei langen, bangen Tagen zogen ihn seine Leute, die ihn schon längst verloren gegeben und nur die Leiche ihres Generals christlich in geweihter Erde zu bestatten trachteten, lebend und fast unverletzt aus seinem Grabe hervor! Biala ward nun genommen, Weiher rückte in Polens Grenzen wieder ein, aber Geschäfte am Hofe zu Warschau und auf dem Reichstage zu Krakau hielten ihn bis zum Schlusse des folgenden Jahres von seinem ihm so werthen

*) Später auch deutscher Reichsgraf und polnischer Reichssenator, sowie „Kriegsoberst der preußischen Lande,“ ein in der Geschichte Polens nicht unbekannter Mann.

Schlochau fern. Nachdem diese beseitigt und daheim Alles in das alte Geleis zurückgekehrt war, säumte der Graf nun nicht, die dem heiligen Franziscus gelobte Kirche zu bauen (1637). Er wählte hierzu eine waldfreie Stelle an dem in den Rheda-Fluß sich ergießenden Bache Biala; indem er ausrief: „Bei Biala hab' ich's geschworen, bei der Biala will ich's ausführen!“ und baute aus Backsteinen und Holz die Kirche, und weihte sie dem heiligen Franziscus. Dicht dabei gründete er später auch ein, bald in Ruf kommendes, jetzt aber aufgehobenes Reformaten-Kloster.

So war denn der erste Theil des Gelübdes getreulich erfüllt; mit der Erfüllung des zweiten aber scheint der Graf sich nicht übereilt zu haben. Wie der Chronist merken läßt, aus Sparsamkeit. Denn ein wie reicher Herr Graf Weiher auch war — er besaß, neben den ihm „pro meritis“ lebenslänglich verliehenen, obengenannten einträglichen Starosteien, auch ansehnliche Erbgüter — er war ein eben so sparsamer Herr, der an dem wüsten Treiben der andern Magnaten seines Landes gar keinen Gefallen fand, sondern lieber die blanken Dukaten in den Truhen zählte, als sie für Gastereien ausgab. So zögerte und zögerte der Graf denn auch, das in Todesnöthen der heiligen Dreifaltigkeit Gelobte zu erfüllen. Schließlich muß er sich dann doch bekehrt haben; denn im Jahre 1645 läßt er aus Warschau einen Baumeister kommen, hält mit ihm und dem Burgkaplan lange Conferenzen in seinem Geheimzimmer, und sendet endlich den ersteren nach Jerusalem, um dort den Riß aller derjenigen Kirchlein und Kapellen aufzunehmen, welche Constantins des Großen Mutter, die Kaiserin Helena, zum Gedächtniß aller der Stellen hat errichten lassen, deren die heilige Schrift auf dem Todesgange Christi Erwähnung thut. Größte Genauigkeit wird dem Architekten zur strengsten Pflicht gemacht. Eine Reise von Warschau nach Jerusalem war in jenen Zeiten, bei dem gänzlichen Mangel an Wegesicherheit, der damals in Polen nicht weniger als in der Türkei herrschte, ein ebenso gefahrvolles als kostspieliges Wagniß; indessen, Dank des Grafen Dukaten und des Baumeisters Muth, gelang das Unternehmen, und der Künstler kehrte wohlbehalten mit dem Risse nach Schlochau zurück. So ward denn, nachdem inzwischen auch die für nöthig erachtete Genehmigung des Diöcesan-Bischofs (von Cujavien) eingeholt und in den anerkennendsten Ausdrücken ertheilt war, endlich an's Werk selbst gegangen und am Himmelfahrtstage des Jahres 1648, im Angesicht einer zahlreichen Menge, feierlich der Grundstein zur ersten Kapelle gelegt. Zwar erlebte Graf Weihen die Vollendung aller 25 Stationen nicht; doch beendete sein Sohn und Erbe nach nur kurzem Stillstande das vom Vater begonnene Werk in dessen Geiste.

So war des Grafen Votum in Erfüllung gegangen; in seinem Gebiet war ein religiöses Werk errichtet, wie in Polen kein zweites: die Passionsstätten Jerusalems waren an die Ufer der Rheda und Biala verpflanzt. Die waldfreie Stelle (Lichtung), auf welcher er die Kapellen errichtete, nannte Weiher nach seiner Familie „Weihersfrei“ (polnisch: Weiherowska-Wola“). So einfach nun auch das Werk ausgefallen, so erregten Idee und Ausführung doch damals in ganz Polen und bis über die Grenzen desselben hinaus Aufsehen. Von weit und breit kam Jung und Alt, Arm und Reich herbei, den frommen Bau anzuschauen und in den Kapellen zu beten, und Pabst Innocenz XI. (Odescalchi, 1676 — 1689), der auch davon hörte, fand, auf Fürsprache mehrerer polnischer Prälaten, sich bewogen, unter dem 12. März 1678 ein Breve zu erlassen, worin er Allen, die zu gewissen Zeiten darin beten würden, vollkommnen Ablaß ihrer Sünden gewährte.

Dieses, durch zwei spätere Entscheidungen der „Congregation der Riten“ (vom 6. Juli und 14. September 1717) noch näher definirte, Ablaß-Breve erhöhte, in Verbindung mit ein Paar Mirakeln, die sich zugetragen haben sollten, das Ansehen und den Zulauf der Weiherschen Stiftung noch um ein Beträchtliches; so daß im Anfange und auch noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Anzahl der Wallfahrer an dem vornehmsten der drei Ablaßtage, am Himmelfahrtstage, 30,000 und mehr betragen haben soll. Auch jetzt, wo der Wunderglaube und der Geschmack an Wallfahrten bedeutend in Abnahme gekommen, kann man am Himmelfahrtsfeste immer noch regelmäßig 10 bis 12,000 Gläubige hier versammelt sehen. Die beiden anderen Ablaßtage (am 23. Mai, Kreuzes-Erfindung, und am 14. September, Kreuzes-Erhöhung) sind von jeher weniger besucht gewesen. Unter den Pilgrimmen ist das weibliche Geschlecht beträchtlich stärker als das männliche vertreten. Die größere Hälfte der andächtigen Frauen kommt aus dem, von Neustadt schon ziemlich entfernten Ermlande, andere aus Nord- und Süd-Pommerellen, dem Kulmer- und Marienburger-Lande, wenige nur aus Danzig und Hinterpommern, und es machen die von Hügel zu Hügel, von Station zu Station ziehenden Ermländerinnen, mit ihren rothen Tüchern als Kopfbedeckung, einen eigenthümlichen Eindruck.

Der bedeutende Ruf der Kapellen und des Klosters, und die Menge von Fremden, die jährlich dreimal hier zusammenströmten, veranlaßte schon frühzeitig Handel- und Gewerbetreibende sich hier niederzulassen, und dies führte zur Gründung eines Städtchens, das, von dem Platze, wo es stand gleichfalls den Namen: „Weihersfrei“ (Weiherowa-Wola) erhielt. Dieser Name kam aber, als nach dem Erlöschen des Gräflich Weiherschen Geschlechts die Güter desselben und mit ihnen Weihersfrei in den Besitz anderer Familien gelangten, im dritten Viertel des vorigen Säculums allmählig in Abnahme, wogegen die Stadt, weil sie bedeutend jünger als die umliegenden Ortschaften war, nunmehr die „neue Stadt“ oder „Neustadt“ (polnisch: Nowa miasta) genannt wurde. Dieser Name wurde ihr denn auch, als 1772 ganz Westpreußen Friedrich dem Großen huldigte, von den neuen Behörden officiell beigelegt. Sie ist freundlich gelegen und für ein Landstädtchen recht nett gebaut, Sitz verschiedener Behörden und zählt etwas über 2600 Einwohner, die bis auf ca. 1000 Protestanten und 140 Juden (welche letztere erst seit 1772 hier wohnen dürfen), Katholiken sind.

G. A. Jaquet.

Eine Wilddiebsgeschichte.

Von Adolf Beneke.

Im nordwestlichen Deutschland, und zwar in dem Theile, wo die Weser sich wie ein silberhelles Band durch die lieblichsten Thäler schlängelt, dort, wo sie die Grenzscheide von zwei größeren Wäldern, dem Reinhardswalde und dem Sollinge bildet, zwischen Wald und Felsen tief versteckt, liegt das Dorf S. Im Rücken sich an den mit uralten, hoch zum Himmel anstrebenden Eichen und Buchen bedeckten Berg anlehnend, vor sich die liebliche Weser und hinter derselben lachende Gefilde, fruchtbare Fluren und mit dem saftigsten Grün bewachsene Wiesen, gewährt das Dorf eine reizende Aussicht, eine Aussicht, die weniger durch Wildromantisches, als vielmehr durch freundliche Lieblichkeit das Auge des Schauenden entzückt.

Auf einer Fußwanderung in dem verflossenen so schönen Sommer war es, daß auch mich mein Weg in diese Gegend führte, und durch die Schönheit derselben gefesselt, beschloß ich einige Tage in dem Dorfe zu verweilen und von hier aus Ausflüge in die Nachbarschaft zu unternehmen.

Bei einem derselben, gerade am Tage vor meiner Weiterwanderung, führte mich mein Weg auf eine mitten im Walde belegene und mit wild wucherndem Grase und Unkraut bedeckte Blöße, in deren Mitte sich zu meinem Erstaunen ein breiter, mit Rasen eingefaßter und auch sonst noch gut erhaltener Grabhügel befand, zu dessen Häupten sich ein einfaches, weißes, hölzernes Kreuz erhob, an dem mit von Wind und Wetter verblichenen Buchstaben zu lesen stand:

„Hier ruhen in Gott:
Förster Ernst Detlefs
und
Zimmergesell Georg Grante,
gestorben am 10. Sept. 185..“

Erstaunt darüber, an solchem Orte eine Grabstätte zu finden, schlug ich den Rückweg ein. Zu Hause angekommen, war mein Erstes, von meinem Wirthe, dem Ortsvorsteher, einem noch rüstigen Siebenziger, zu erkunden, welche Bewandniß es mit dem Grabhügel habe, und nun ward mir das mitgetheilt, was ich in den nachstehenden Zeilen wiederzugeben versucht habe.

* * *

Es mögen jetzt wohl zehn Jahre her seyn.

Im Spätsommer war es. Die Tage fingen an, bedenklich kürzer zu werden, das Laub hatte theilweise schon eine braune Schattirung angenommen, und wenn die Sonne ihre erwärmenden Strahlen auf die Bäume warf, so gewährte die Beleuchtung der verschiedenen Farben einen wunderbar schönen Anblick.

Ein klarer Morgen war angebrochen.

Da schritt ein junger, vielleicht fünfundzwanzigjähriger Bursch, die Axt und das Winkelmaaß auf der Schulter, dem Wirthshause im Dorfe S. zu. Nachdem er die nur schwach angelehnte Hausthür geöffnet, ging er auf dem mit weißem Sand bestreuten Flur der Gaststube zu, woselbst er indeß zu so früher Stunde noch Niemanden antraf.

„Grete,“ rief er da mit lauter Stimme.

Nachdem er seinen Ruf noch einmal wiederholt, that sich eine Seitenthür auf und in die Stube trat eine junge, blühend und gesund aussehende Dirne. Ihr helles Auge verdunkelte sich bei dem Anblicke des Burschen ein wenig und nicht sehr freundlich fragte sie:

„Weßhalb kommst denn schon so früh, Georg? Hast ein Anliegen?“

Auch der Bursche blickte finster, und mit bewegter Stimme sagte er dann:

„Hätt's wohl, wann die Jungfer für mich 'nen Augenblick Zeit über hätt'!“

„Das klingt einmal ernst, g'rad wie der Pfarrer, wenn er 'nem verstockten Sünder in's Gewissen red't,“ war die Erwiderung des Mädchens, indem sie ihrem Antlitz eine freundliche Miene zu geben versuchte.

„Ist auch ernst,“ sagte der Bursch grollend.

„Nun?“ fragte ungeduldig werdend die Dirne.

Jetzt brach plötzlich der in der Brust des Burschen schlummernde Zorn los, und heftig aufbrausend sagte er:

„Gretel, ich duld's nicht länger, daß der verdammte Grünrock, wie gestern Abend wieder, um Dich herum scherwenzt. Du bist meine Braut und nicht sein Liebchen. Mir hast Du Treu' versprochen und nicht ihm. Das mag er sich merken. Doch kommt er mir einmal in den Weg, so —“

„Nun?“ fragte die Dirne fast höhnisch, als der Bursche grollend einhielt.

„Dann gibt's nichts Gutes, Gretel, verlaß Dich d'rauf.“

„Prahlhans, der —“

„Gretel, halt' ein,“ fiel der Bursch fast bittend dem Mädchen in's Wort, „halt' ein, ich bitt' Dich; Du weißst, ich bin lammfromm, hab' ein wahr' Kindsgemüth; doch, wenn's dann 'mal losbricht, dann kenn' ich auch kein Maaß und Ziel.“

„Schlimm genug für Dich und andere Leut'.“

„So sprichst Du, Gretel?“ fragte verletzt der Bursch. „Wär' Dir's denn lieber, wenn ich's ruhig duldete, daß der Förster bei Dir den Liebenswürdigen spielt und Dir Flattusen sagt?“

„Wär' mir freilich lieber. Weißst recht gut, daß solche Herren es nicht so meinen, wie sie's sagen, daß sie gern mit unsereinem freundlich scherzen.“

„Und das, meinst Du, sollt' ich mir ruhig gefallen lassen? Doch es ist ja bekannt,“ fuhr er bitter fort, „wie gern's die Jungfer hört, wenn ihr der Grünrock Schönes sagt, wie sehr ihre Augen glänzen, sobald sie ihn sieht.“

„Dummes Gered' der Leute! Die Wirthsleut' wollten mich schön anfahren, wenn ich, das Schenkmädchen, ihre Gäste unfreundlich und brummig bediente.“

„Also nur deßwegen? Nun die Jungfer bedient andere Gäst' unfreundlich und brummig genug.“

„Werden wohl Leut' sein, die gegen das Schenkmädchen unfreundlich und brummig sind.“

„Sind wenigstens ehrliche Leut'.“

„Ehrliche Leut'? Wohl Wilderer, wie Du, wie —“

Eine flammende Röthe bedeckte bei solchen Worten der Dirne das bleiche Antlitz des Burschen, und heftig ihre Hand ergreifend sagte er bebend und leis:

„Das von Dir, Gretel? Für wen wildere ich denn, für wen bin ich denn Verbrecher geworden? Für wen arbeite ich denn am Tage wie ein Lastthier, und für wen hetze ich mich des Nachts ab, mein Leben und meinen guten Namen auf's Spiel setzend? Für wen thu' ich's denn anders als für Dich, Du schlechte Pers —“

Erschreckt war das Mädchen zurückgewichen und einsehend, daß sie zu weit gegangen, sagte sie jetzt, das Haupt an die Brust des Burschen legend, begütigend:

„Weiß es ja, Georg, daß Du's für mich thust; hab' das Wort auch nur unbedacht gesagt und wollte Dich nicht kränken. Wurde durch Deine Rede gereizt. Mach' d'rum wieder ein freundlich' Gesicht.“

So schnell wie der Zorn des Burschen entstanden, so rasch verrauchte er bei solchen Worten der Dirne wieder, und eine Thräne im Aug' zerdrückend, sagte er wehmüthig:

„Mußt auch nicht so reden, Gretel! weißt ja, wie unmenschlich lieb ich Dich habe, weißt, daß ich für Dich Alles und Jedes thu'.“

„Ja, ich weiß es, Georg, weiß, wie so treu und gut Du bist. Und nur die ungerechten Beschuldigungen von vorhin waren es, die mir die bösen Worte auf den Mund legten; doch Du bist nicht mehr bös', Georg, wie?“

Einen Kuß preßte der Bursch auf den Mund des Mädchens und sagte dann mit freudestrahlendem Antlitz: „Bin nicht mehr bös', Gretel.“ Dann fuhr er fort: „Nun kann ich Dir auch noch 'ne gute Nachricht mittheilen; man hat mir auf Veranlassung meines Brodherrn die Hälfte des Geld's, das ich für's Meisterwerden zu zahlen hab', gnädig erlassen. An der zu entrichtenden Summe fehlt nur noch ein Weniges, das ich die nächste Nacht zu verdienen gedenk'. Hab' nämlich im alten Eichenkamp 'nen Rudel herrlicher Dammhirsche aufgespürt und wenn's das Glück will, so wird einer derselben vor morgen früh mein seyn. Heut' über vierzehn Tage kann ich dann schon Zimmermeister seyn und Dich als Frau unter mein Dach führen. Werden freilich klein anfangen müssen, aber mit Gottes Hülfe und unserm guten Willen gewiß bald weiter kommen. Nicht wahr, Gretel, nun duldest Du auch nicht mehr, daß der Grünrock mit Dir schön thut, wie? Du weißt ja, wie mich's kränkt. Und dazu ist er ein schlechter Kerl, mit dem ein ehrliches Mädchen gar nichts mehr zu thun haben darf. Hab' da ein sauber Stücklein von ihm erfahren. Kennst doch die stille Rösel, weißt, die Tochter des alten blinden Häuslings im Nachbardorfe B., die ihren Vater mit ihrer Hände Arbeit ernähren muß. Diesem Mädel hat der Schuft, der Grünrock, auch 'was vorgeschwatzt, hat ihr sogar die Eh' versprochen, und jetzt, wo das Mädchen durch ihn Mutter werden will, jetzt leugnet der miserable Kerl Alles ab. Bei nächster Amtssitzung kommt's zum Schwur, hab' ich mir sagen lassen, und gib Acht, er schwört die That ab.

„Doch was schwatze ich da; es ist schon über sechs Uhr, und ich muß zur Arbeit. Behüt' Dich Gott.“ Dem Mädchen die Hand reichend, ging der Bursch von dannen.

Kaum war er verschwunden, als das Antlitz der Dirne ein ganz anderes Aussehen bekam. Verächtlich schaute sie ihm nach, und höhnisch sagte sie dann:

„Der Jammerlapp', der Lump, der eifersüchtige Narr! Es wird wirklich hohe Zeit, daß ich ihn los werde. Die Geschicht' wird mir doch zu langweilig. Und jetzt umsomehr, da er an die Hochzeit mit mir denkt. Ich den heirathen! Danke schön für die Hungerei. Zieh' doch den Förster vor. Aber was mag's mit dem und mit der Rösel für 'ne Bewandniß haben? Pah, was geht's mich an, wenn das dumme Ding sich von ihm hat bethören lassen? Und wenn ich den Förster nur erst zum Manne hab', will ich ihn schon im Zaum halten. Doch das kann nicht eher geschehen, als bis ich den andern Jammerlapp' los bin. Wie fang' ich's nur an?“

Sie sann eine Weile nach; dann erhellten sich ihre Züge plötzlich, und freudig sagte sie: „Ich hab's.“

Nachdem sie hierauf Feder, Dinte und Papier aus einem in der Stube stehenden Schranke genommen, schrieb sie:

„Wenn der Herr Förster den kühnsten und verwegensten Wilderer fangen will, so gehe er in der nächsten Nacht in den alten Eichenkamp.“

Als das Mädchen die Zeilen noch einmal übergelesen, faltete sie das Blatt, schloß es und schrieb hierauf die Adresse: „An den Herrn Förster Detlefs.“

„So,“ sagte sie dann, „das werde ich nachher unbemerkt auf ein Fenstersims des Forsthauses legen, und wenn der Förster in der nächsten Nacht den eifersüchtigen Patron faßt, so bin ich diesen auf einige Zeit, mindestens auf ein Jahr, los, und in einem Jahre kann viel geschehen.“

Das Mädchen ging jetzt an ihre Hausarbeit und begann die Gaststube zu säubern.

* * *

Dem sonnigen Tage war eine klare Nacht gefolgt, so klar wie sie nur der Septembermonat bietet. Hell schimmerten die Sterne und eine matte Röthe im Osten ließ den baldigen Aufgang des Mondes erwarten. In den Baumwipfeln rauschte ein leiser Luftzug und kräuselte sanft die Fläche des im Walde liegenden Gewässers, in dem sich die umstehenden Bäume und das Himmelszelt klar abspiegelten.

Still war es rings umher. Nur dann und wann ertönte in weiter Ferne das Gekläff der Hunde von den umliegenden Dörfern, oder ein Uhu ließ aus einem alten hohlen Eichenbaume seine unheimliche Stimme erschallen. Plötzlich wird es lauter. Man hört es im Laube rascheln und das Knicken von Zweigen wird vernehmbar. Durch das Gebüsch und die Bäume, welche das Wasser kranzförmig einfassen, bricht ein Rudel Dammhirsche, um die trockene Zunge mit dem klaren und frischen Naß zu netzen. In gierigen Zügen stillen sie ihren Durst. Da plötzlich raschelt es wiederum im Laube; die Thiere stutzen, doch zu spät! ein Schuß tönt durch die Stille der Nacht, und einer der stärksten Hirsche des Rudels

bricht todt zusammen, während die anderen mit langen Sätzen im Dickicht verschwinden.

Nachdem der Schütz — es ist Georg — das Gewehr wiederum geladen, nähert er sich seiner Jagdbeute. Sein Messer öffnend, beginnt er das Thier auszuweiden. Da hört er hinter seinem Rücken ein Geräusch. Er wendet sich um und sieht zu seinem größten Schrecken seinen Feind, den Förster, die Flinte an der Wange, vor sich stehen. Schnell, mehr als schnell läßt er ab von seiner Arbeit, springt auf und ergreift gleichfalls seine Flinte, dieselbe sofort auf den Förster anlegend.

„Legt Euer Gewehr nieder, Ihr seyd mein Gefangener,“ ruft dieser drohend.

Leichenblaß steht Georg da. Vor seiner Seele mag wohl viel vorüberziehen: die Schande, die Strafe, Gretel .... und seiner nicht mächtig greift sein Finger mechanisch an den Drücker: ein Strahl, ein Knall — der Förster ist getroffen, doch nicht so, daß er sich nicht im Stande fühlt seine Flinte gleichfalls abzudrücken, und auch Georg bricht, von der Kugel tödlich in das Rückgrat getroffen, zusammen. Nach wenigen Minuten gibt er seinen Geist auf.

Der Förster leidet fürchterlich; drei Rehposten sind ihm in den Unterleib geschlagen und in solchem Zustande muß er in der kalten Nacht da liegen, bis ihn endlich in der Frühe des andern Morgens Waldarbeiter finden, die ihn ins Forsthaus bringen. Nachdem er dort dem bald erscheinenden Gerichtsbeamten seine Aussage zu Protokoll gegeben, stirbt auch er unter den entsetzlichsten Schmerzen.

Drei Tage später legt man die beiden Todten mitten im Walde, nicht weit von der Stätte der That, in ein gemeinsames Grab.

Der Ortsvorsteher hatte seine Geschichte beendet.

„Was ist denn aus der Dirne, der Grete geworden?“ war meine nächste Frage.

„Ach so! Ja, die Geschichte mit dem Briefe kam bald herum; als ihr dann durch den Gerichtsbeamten wegen ihres Verhältnisses mit den beiden Getödteten etwas auf den Zahn gefühlt ward, bekannte sie sich als Absenderin desselben. Im Dorfe war ihres Bleibens nicht länger; sie hatten den Georg Alle trotz seines Wilddiebens, das er ja nur der Dirne wegen gethan, gern gehabt. Gemieden, verachtet ist sie in die Stadt gezogen, und ist da verdorben — gestorben. Vor einem Jahre ist sie im Krankenhause zu E. verschieden. Ihr Ende soll ein trauriges gewesen seyn.“

Der Spazierstock des Cardinals.

Eine italienische Reise-Erinnerung.

Das blendend weiße Licht und die glühende sengende Hitze der Mittagssonne eines Julitags brannten auf die Piazza di Spagna hernieder, als ich vor einem großen palastartigen Hause mit einem jungen Geistlichen zusammenstieß, der in blinder Eile von der Thortreppe jenes Hauses herabkam. „Mi perdona, signore!“ sagte ich entschuldigend und lüftete meinen Hut. — „Siete molto gentile, signore (Sie sind sehr gütig, mein Herr)!“ gab mir eine weiche kräftige Baßstimme zur Antwort, die mir bekannt vorkam. Wir drehten uns gleichzeitig nach einander um und blickten voll Ueberraschung jeder in ein bekanntes Gesicht. „Welche Ueberraschung!“ rief ich in gutem Deutsch; „bist Du es wirklich? Ludwig Krumbholz?“

„Sarebbe forse possibile (wäre es möglich)? Du hier, Franz Heider?“ rief der römische Ordensgeistliche nicht minder erstaunt, und erwies sich als mein alter Studiengenosse Krumbholz aus der Pfalz, der mit mir in Erlangen und Tübingen protestantische Theologie studirt hatte. Im Nu lagen unsere Hände in einander und in die herzlichste Freude eines Wiedersehens nach ungefähr fünfzehnjähriger Trennung mengte sich nur das Staunen meinerseits darüber, wie mein alter Freund, der frühere eifrige Jünger von Strauß, Zeller und Bauer, in die schwarze Soutane gekommen war.

„Heider! Franz! mein lieber alter Junge! wie kommst Du denn nach Rom?“ rief er; „hast Du eine reiche Erbschaft gemacht oder eine solch fette Pfründe, daß Du mit Deinen Ersparnissen Kunstreisen nach Italien machen kannst? Willst Du vielleicht Codices studiren; oder kommst Du als Hofmeister irgend eines jungen englischen Bären, der die große Tour macht?“

„Keines von diesem Allem, mein Junge,“ entgegnete ich etwas zurückhaltend; „ich bin einfach auf einer Ferienreise begriffen, um mir ein Bißchen die Welt anzusehen.“

„Ferienreise? Welt ansehen?“ rief Krumbholz; „aber ich glaubte, Du sitzest längst mit Frau und Kindern auf einer Dorfpfarre am Fuß des Fichtelgebirgs, und predigtest Deinen Bauern?“

„Tempi passati, amico!“ rief ich; „meine Brautschaft ging aus dem Leim, um deren willen ich mich auf jene kleine Pfarre gemeldet hatte; ich sattelte um, legte mich auf die Philologie und bin seit vier Jahren Studienlehrer am Gymnasium in A., und nun in den Ferien mit sechswöchentlichem Urlaub hier im Lande der Hesperiden, wo übrigens,“ setzte ich mit einem Umblick auf die hohen weißen römischen Häuser mit ihren Balkonen und Terrassen und den Reflex der Mittagssonne auf den heißen Steinplatten des Pflasters hinzu, — „wo übrigens eben jetzt die Sonne mit unerträglicher Glut hernieder brennt.“

„Nun denn, so laß uns in irgend ein Kaffeehaus der Nachbarschaft treten,“ sagte Krumbholz, mich unter dem Arme fassend, und wir traten unter den kühlen Schatten eines lustigen roth und weißen Zeltdachs vor einem Kaffeehause, wo ein schläfriger Kellner mit einem Bündel grüner Zweige die Fliegen verjagte und einige Engländer und Franzosen abgespannt ihre Cigarren rauchten und ihre in Eis gekühlten Sorbette und Limonaden tranken. Wir setzten uns abseits an ein kleines Tischchen, wo wir gemüthlich plaudern konnten, und als ich nun meinen Jugendfreund genauer in's Auge faßte, dem ich vorhin im Herzen wegen seiner Conversion schier gegrollt hatte,

ward mir das Herz weicher gegen ihn, denn ich bemerkte, daß der arme Mensch nicht sehr glücklich war und leidend aussah. Sein Gesicht war bleich und hager, seine Augen tief eingesunken, seine Schläfe begannen grau und kahl zu werden, und um seinen Mund spielte ein nervöses Zucken, welches auf keine innere Zufriedenheit deutete. Ich enthielt mich daher auch, nach dem Grunde seiner Conversion zu forschen, und ich wartete ruhig, bis er selber von seinen Verhältnissen anhub und mir mittheilte, daß er schon seit drei Jahren Sommer wie Winter in Rom lebte.

»Wie lange bist Du in Rom?« fragte er mich; »und was hast Du gesehen?«

»Alles was sich nur in vierzehn Tagen bei dieser furchtbaren Hitze sehen läßt,« gab ich zur Antwort, und zählte ihm die Kirchen, Paläste und Sammlungen auf, die ich gesehen hatte.

»Das will noch gar wenig heißen, denn manches von dem Schönsten und Interessantesten hast Du noch gar nicht gesehen,« sagte Krumbholz.

»Werde es auch ungesehen lassen müssen,« entgegnete ich; „meine Zeit ist mir knapp zugemessen, wenn ich noch vierzehn Tage in Neapel zubringen will. Morgen über vier Wochen läuft mein Urlaub ab, und da muß ich wieder in A. seyn, wenn ich mich nicht großen Unannehmlichkeiten aussetzen will."

„Ah so? Du gehst also noch nach Neapel?" fragte Krumbholz gedankenvoll; aber ich achtete nicht auf den Ton, womit er diese Frage gethan hatte.

„Ei gewiß," erwiderte ich; „aber zuvor möchte ich noch einiges von Rom sehen."

„Natürlich, Du hast zwar die ungünstigste Zeit zu Deinem Besuche der ewigen Stadt gewählt, die Zeit der Fieber und der Mal'aria, wo, wie das römische Sprüchwort sagt, nur tolle Hunde und verrückte Engländer ungestraft in den großen Straßen wandeln, und wo mancher deutsche Landsmann dort draußen bei der Pyramide des Cestius zur ewigen Ruhe gebettet wird," versetzte Krumbholz; „allein da ich ganz Rom so vortrefflich kenne, wie kaum ein Anderer, so kann ich Dir vielleicht bei Deiner Besichtigung der übrigen Sehenswürdigkeiten noch nützlich seyn. Wie lange denkst Du noch in Rom zu bleiben?"

„Noch etwa sechs bis acht Tage," gab ich zur Antwort.

„O, da kannst Du noch manches sehen, wenn man die Zeit gut eintheilt," meinte Krumbholz; „wir machen hernach einen Plan. Aber nun laß mich auch etwas mehr von Deinem äußern Leben erfahren! Du bist verheirathet?"

Ich gestand ihm nun offen, daß ich noch nicht so weit, aber doch verlobt sey, daß ich meine Emma für das liebenswürdigste, reinste, edelste, reizendste Mädchen halte, welches mir jemals vorgekommen sey; daß ich in einigen Monaten sie zum Altar führen werde, und daß wir schon längst ein Paar wären, wenn ich mehr Gönner gehabt hätte, um mir meine jetzige Stellung am Gymnasium früher definitiv übertragen zu sehen. Ich habe den vieljährigen Wunsch, je den Traum meiner Jugend, Italien, zu sehen, noch erfüllen wollen, ehe ich mich als Ehemann an die Scholle binde, habe einstweilen Venedig, Mailand, Florenz, Siena, die Städte des alten Etruriens und einen großen Theil von Rom gesehen, und brenne nun vor Begierde, an der Hand meines 'Bädeker' und 'Förster' auch noch die Herrlichkeiten von Neapel, Pompeji, Herculanum, Pästum ꝛc. kennen zu lernen."

„Das ist sehr vernünftig, mein Freund," sagte Krumbholz; „bist Du erst einmal verheirathet, so kommst Du kaum wieder los, oder lässest wenigstens nur einen kleinen Theil Deiner Sorgen hinter Dir. — Nun überlaß es mir, Dir den Rest Deines hiesigen Aufenthalts so angenehm wie möglich zu machen und die Quintessenz aller römischen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Ich habe Muße genug, mich Dir zu widmen, und schmeichle mir, mich auch ein Bißchen auf die Alterthümer zu verstehen und Rom so genau zu kennen, wie wenige Andere. Und wenn Du nach Neapel reisest, kann ich Dir vielleicht noch nützliche Empfehlungen dorthin verschaffen." — Dieses freundliche Anerbieten gewann mich so sehr für meinen alten Universitätsfreund, daß ich mich bitter über mein voriges Vorurtheil gegen ihn tadelte und ihm mit der vollsten Herzlichkeit entgegen kam. „Entlaß nur Deinen Lohnlakai, und nimm mich in gleicher Eigenschaft als Freiwilliger an," fuhr Krumbholz lachend fort; „verlaß Dich darauf, Dir soll kein Gras unter den Füßen wachsen. Du sollst mit der Sieben-Hügel-Stadt in geringerer Zeit fertig werden, als ein schnellreitender Yankee, und doch in dieser einen Woche von Rom mehr sehen, als mancher deutsche Professor in einem ganzen Jahre."

Mein alter Freund hielt darin getreulich Wort und erwies sich als geschickten emsigen Führer, unter dessen Auspizien ich mit einem wahren Genuß die wunderbare alte Stadt durchwanderte und von dessen Gelehrsamkeit und gründlicher Kenntniß ich unvergleichlich mehr Vortheil hatte, als von der alten römischen Schnupftabaksnase, die mich zuvor umhergeführt und alle alten Gebäude auf Nero, alle alten Gemälde auf Raffaelle zurückführte und Leo X. für einen römischen Kaiser hielt. Mein alter Studiengenosse war nun allerdings sehr freundlich und aufmerksam, aber es lag doch in seinem Wesen irgend ein Etwas, das mich befremdete, ein Etwas, das mir einreden wollte, daß er, aus unbekannten Bewegungsgründen, mir gegenüber gleichsam Komödie spiele. Wie oft ich auch diesen Argwohn gegen Krumbholz mit Entrüstung von mir stieß, so kehrte er doch immer wieder zurück, und doch mußte ich mich verlegen fragen: aus was für anderen Gründen, als aus alter Freundschaft, sollte sich Krumbholz die Mühe nehmen, mich so durch Kirchen und Tempel, durch das Colisео und den Vatican zu geleiten? Die Vernunft sprach gegen einen solchen Argwohn, denn von mir war nichts zu gewinnen, und Krumbholz nichts weniger als ein Schmarotzer; er lehnte alle Einladungen, mit mir in meinem Hotel zu speisen, beharrlich ab, und duldete nicht, daß ich mehr als die Hälfte des Fahrgeldes in den Miethwägen oder den Booten bezahlte, mit denen wir über die Tiber setzten. Auch konnte mein alter Studiengenosse es gar nicht darauf abgesehen haben, von mir Geld zu borgen, denn einmal hatte ich kein entbehrliches, wie er wohl wußte, und

dann gehörte er einer wohlhabenden Familie an und schien gar keine Bedürfnisse zu haben. Auch konnte er nicht auf meine Bekehrung hinarbeiten wollen, denn wie er über die Motive seines eigenen Uebertritts zur römischen Kirche ein Stillschweigen beobachtete, das ich ehrte, so ließ er mich auch ruhig bei meinen eigenen religiösen Ueberzeugungen, und äußerte nur ein einziges Mal flüchtig: er danke Gott, daß er nach allen Zweifeln, worein ihn Philosophie und Forschung versetzt, in seinem jetzigen Glauben Ruhe und Frieden gefunden habe. Ueber weltliche Gegenstände äußerte er sich immer frei und offen, wußte endlose Anekdoten trefflich zu erzählen, und zeigte die genaueste Kenntniß der italienischen Politik und der Staatsmänner des Tages. Seine Ansichten von der Lage und Zukunft Italiens wichen zwar von den meinigen wesentlich ab, allein wenn er sich auch tadelnd über den Ré galanthuomo und Cavour, und mit einem bewundernden Bedauern über Garibaldi äußerte, so geschah es stets mit Mäßigung und ohne Bitterkeit. Den Ex-König von Neapel schilderte er als einen ungestümen aber edlen Jüngling, der allerdings große Fehler, aber auch glänzende Vorzüge habe, wie alle Bourbonen. Mit schwärmerischer Bewunderung sprach er dagegen von unserer Landsmännin, der edlen muthigen Königin Marie von Neapel, und entwarf eine meisterhafte ergreifende Schilderung von der blutigen Anarchie in dem zerrissenen aufgewiegelten Königreich Neapel, wo die Priester verfolgt, die Bischöfe insultirt, der Adel verbannt oder gefangen, die schlichten Bauern durch grausame brutale Soldatenhorden herumgehetzt, durch übermäßige Steuern zu Boden gedrückt, durch willkürliche habsüchtige Beamte von Civil und Militär ausgeplündert und gepeinigt und das gute Recht und der gesunde Menschenverstand auf den Kopf gestellt würden.

Ich hatte nun zwar keinerlei Sympathieen für Räuber und Verschwörer, gleichviel ob Laien oder Geistliche, aber ich vermochte doch der Schilderung meines Freundes nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen, wenn sie auch hoch kolorirt war, denn sie stützte sich denn doch auf eine Legion von wirklichen oder eingebildeten Thatsachen und auf eine Menge gelegentlicher Beweise aus Zeitungen oder Privatbriefen, von denen Krumbholz immer einen Vorrath mit sich führte. Zudem war er selber an Ort und Stelle gewesen und sprach als Augenzeuge, und wenn ich mich auch nicht auf seinen Standpunkt stellen konnte, so begriff ich doch wohl und mußte zugeben, daß von Seiten der Piemontesen auch viele Beispiele von unnöthiger Strenge und Launenhaftigkeit vorgekommen seyn mochten, und daß es einem armen unwissenden hülflosen Volke übel gehen mußte, wenn es einerseits von Chiavone's Räuberbanden, andrerseits von La Marmora's fliegenden Kolonnen gedrückt wurde.

Endlich aber ging mir über Krumbholz's Freundlichkeit ein Licht auf; er fragte mich eines Tags sehr vorsichtig und auf Umwegen, ob ich ihm nicht den Gefallen thun wolle, einige Briefe über die Grenze des neuen Königreichs Italien hinüberzuschmuggeln. Die Abgabe der Briefe sollte mir keinerlei Mühe machen; ich sollte sie in ein Paket zusammengebunden so erhalten, daß ich sie leicht auf dem Leibe verbergen konnte, und ich dürfte sie nur in einem gewissen Hause in den Vorstädten von Neapel hinterlassen. Die glückliche Ankunft dieser Briefe werde von wunderbar günstiger Wirkung seyn, und zur Besserung der dortigen Zustände wesentlich beitragen; da aber die neue italienische Regierung in ihrer tyrannischen Härte und mißtrauischen Eifersucht kein Briefgeheimniß achte, so sey es unmöglich, diese Briefe auf andre Weise nach Neapel zu bringen, als in der Tasche eines harmlosen, unverdächtigen deutschen Reisenden....

„Lieber Freund," fiel ich ihm in die Rede und fühlte mir das Blut in die Wangen steigen, denn der Gedanke, für undankbar und ungefällig zu gelten, war mir peinlich, obschon ich gleichzeitig fest entschlossen war, mich zu keinerlei solchen Intriguen gebrauchen zu lassen; „lieber Freund, ich bitte Dich dringend, mir einen solchen Dienst nicht zuzumuthen. Ich bin ein einfacher unpraktischer Mensch, und zu derartigen Dingen gar nicht zu gebrauchen. Ich glaube, die Polizei und die Douane würden es mir an der Nase ansehen, wenn ich solche Staatsgeheimnisse bei mir führte, denn ich würde mich verrathen. Und zudem weißt Du ja, daß ich mich nicht mit Politik überhaupt befassen will. Die Zustände des heutigen Italien gehen mich nichts an, und ich habe gar kein Interesse, mich in die italienische Sache zu mengen; ja ich stehe in der Politik durchaus nicht auf Deinem Standpunkt, sondern auf einem diametral entgegengesetzten. Auch bin ich weder so gewandt und umsichtig noch so erfahren wie Du, und muß Dir daher rundheraus erklären, daß ich mich unter keinen Umständen dazu hergeben werde, Briefe zu befördern, die mehr oder weniger darauf abzielen, die armen Neapolitaner wieder in den Sumpf von Knechtschaft und Unwissenheit zu stürzen, worin sie sich so lange gewälzt haben!...."

„Erhitze Dich nicht unnöthig, lieber Freund," unterbrach mich Krumbholz sanft; „ich habe Dir mit dem kleinen Dienst, um welchen ich Dich bat, kein Opfer auferlegen wollen; es würde Dir keinerlei Gefahr daraus erwachsen seyn. Indeß begreife ich die Motive Deiner Weigerung vollkommen, wie ich mich auch ganz gut auf Deinen Standpunkt zu stellen vermag. Es findet sich leicht eine andere Gelegenheit, jene Briefe durch sichere Hand zu befördern; darum soll jetzt von der Sache nicht mehr die Rede seyn, und ich versichere Dich mit diesem Händedrucke, daß ich Dir Deine Weigerung durchaus nicht übelnehme, und daß von der ganzen Sache zwischen uns gar nicht mehr die Rede seyn soll!"

Krumbholz trat an das Fenster und blickte stumm hinaus; als er sich nach einer Minute wieder zu mir wandte und das Gespräch auf einen andern Gegenstand brachte, war er ganz freundlich und mild, und begann über andere Gegenstände mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Leichtigkeit zu sprechen; auch kam er nie wieder auf das Einschwärzen jener Briefe zurück. —

Wie sehr ein Reisender auch auf die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten erpicht seyn mag, so sind seine Untersuchungen doch nur auf das Tageslicht beschränkt, und selbst in Rom

ist das Coliseum der einzige Ort, der eines Besuchs im Mondschein oder mit Fackeln verlohnt. Es war Hochsommer, die Oper geschlossen, die gewöhnlichen Volkstheater schlecht und zum Ersticken voll, die sonst hier wohnenden Fremden und alle Römer, welche Landhäuser besaßen, waren ausgeflogen. Doch waren noch manche Paläste bewohnt, und Krumbholz ließ es sich nicht nehmen, mich bei seinen zahlreichen italienischen Bekannten einzuführen. Meine Abende wären langweilig genug gewesen, hätte ich sie in der leeren sala meines Gasthofs oder im Café greco hinbringen müssen, und ich war daher meinem frühern Corpsbruder sehr dankbar für die Aufmerksamkeit, die er mir dadurch erwiesen, daß er mich in mehren Häusern römischer Nobili vorstellte und mich zu den verschiedenen Empfangs-Abenden bei den vornehmen Damen mitnahm, die er zu seinen vertrauteren Bekannten zählte. Allerdings kamen mir diese Gesellschafts-Abende und der Umgang mit jenen vornehmen Römern auch ziemlich geistlos und langweilig vor, zumal da ich das Italienische nicht sehr fließend sprach; aber es war doch etwas ganz Neues für mich und hatte etwas malerisch Eintöniges und Düsteres an sich. Die geräumigen hohen schattigen Gemächer mit den Gemälden von unschätzbarem Werthe an den Wänden, mit den unvergleichlichen Marmorreliefs und Statuetten großer Meister, mit den Schränken voll Gemmen und allerlei Geräthen von Meisterhand und der Menge von Kunstschätzen, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten, — die altväterischen Möbeln, die Mosaikböden und Marmorfliesen, die frescobemalten Wände, allesammt nur in der spärlichen Beleuchtung einiger Wachskerzen gesehen, — all das machte auf meine Einbildungskraft einen tiefen Eindruck. Ich sah hier in ein fremdes Volksleben voll altväterischer Ansichten, Sitten und Bräuche, in einen starren, halb verblichenen Glanz der Vorzeit hinein, welcher sich selbst in der dürftigen und wohlfeilen Bewirthung der Gäste kundgab, denn einige Kuchen, etliche Gläser Sorbet, Limonade oder Syrup, etliche Gläser Landwein waren alles, was von Lakaien in schäbigen aber prunkvollen Uniformen auf silbernen Präsentirtellern herumgereicht ward. Die ruhigen, stattlichen Marquisinnen mit ihren Fächern, ihren schwarzen Seidengewändern, alten Spitzen und kostbaren Brillianten, mit ihrer gutmüthigen Langeweile und altväterischen Grandezza und ihren weichen Stimmen, bildeten an sich schon ein lohnendes Studium; — abgesehen von den spaniolschnupfenden spindeldürren alten Grafen mit ihren vielen großen Orden, ihrer seltsamen Höflichkeit und der feierlichen Art und Weise, in welcher sie Trictrac spielten. Junge Leute schienen gar nicht oder nur höchst selten an diesen Abend-Gesellschaften Theil zu nehmen.

Ich selbst amüsirte mich in diesen Soireen auch nicht sehr, und daß ich sie dennoch besuchte, kam sicher nur auf Rechnung meiner Eitelkeit, da mir Krumbholz versichert hatte, es halte für einen Fremden außerordentlich schwer, in diese exclusiven Kreise zu dringen, in denen ich unter seiner Leitung Zutritt gefunden habe. Ich dachte im Stillen schon daran, wie ich mich breit machen könne, daheim aus eigener Anschauung das Interieur der vornehmen Römer und Römerinnen zu schildern, wovon ich meiner Verlobten einstweilen einen Vorschmack gab in einem ausführlichen, langen, humoristischen Briefe, den ich später in einer vielgelesenen Zeitung abgedruckt fand, wohin er sich, ich weiß nicht wie, verirrt hatte.

Der Tag meiner Abreise war schon bestimmt und ich konnte die Zeit meines zu Ende eilenden Aufenthalts in Rom schon nach Stunden ausrechnen, als mir Krumbholz den Vorschlag machte, mich in einem Hause einzuführen, wo wir seither noch nie gewesen waren. „Es ist der Palast des Cardinals Campobasso," sagte er; „eines der bedeutendsten Archäologen der Gegenwart, dessen Sammlungen von alter Bildhauerarbeit und Mosaik auf der ganzen Welt nicht mehr ihresgleichen haben. Se. Eminenz ist einer der liebenswürdigsten Gelehrten, besitzt den geläutertsten Kunstsinn und die pekuniären Mittel, demselben ohne Einschränkung nachzuhängen. Hoffentlich trägst Du doch keine Bedenken, das Haus eines hohen Kirchenfürsten zu besuchen?" schloß er; „ich kann Dir verbürgen, daß Du nicht in Gefahr kommst mit Proselytenmacherei belästigt zu werden. Uebrigens ist der Cardinal, einer der reichsten Prälaten in ganz Italien, zugleich auch Erzbischof von Foggia im ehemaligen Königreich beider Sicilien, und in diesem Augenblick in seinem Sprengel anwesend, um die Firmung vorzunehmen. Du wirst ihn daher gar nicht zu Hause treffen, sondern nur seine Schwester, welche die Honneurs des Hauses mit vollendeter Grazie zu machen versteht, und seine Nichte, eine junge Wittwe, welche eine der berühmtesten Schönheiten von Rom ist. Sie empfangen heute Abend und ich habe um die Erlaubniß nachgesucht, Dich vorstellen zu dürfen, was mir sehr bereitwillig gewährt worden ist."

Zum ersten Mal kam mir eine solche Abendgesellschaft ungelegen; es war Donnerstag, ein furchtbar schwüler Tag, und ich hatte zum letzten Mal die Bildergallerien durchlaufen und namentlich die herrlichen Kabinette der Doria'schen Sammlung seit eilf Uhr mit Muße studirt, und war ganz todesmüde und abgespannt. Meinen Freund Krumbholz freilich schien nichts müde zu machen; er war immer auf dem Damme. Dazu hatte ich mir schon mein Postbillet nach Neapel genommen, und sollte am andern Morgen in aller Frühe als Nr. 3. im Coupé einer schäbigen grünen Diligence der neapolitanischen Grenze entgegen gerüttelt werden. Eine ununterbrochene Nachtruhe wäre mir daher weit lieber gewesen, als alle Marchesine und Contesse von ganz Rom, deren Anblick mir dort werden sollte, und als alle Schätze klassischer Kunst: byzantinische Mosaiken und griechische Intaglien 2c. in den Sälen des Cardinals. Um aber gegen meinen Freund, der mir so viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, nicht unartig zu seyn, verstand ich mich am Ende dazu, ihn zu begleiten, warf mich mit einem leisen Seufzer in meinen schwarzen Frack und Buxen, und folgte ihm mit der Resignation eines Opferlammes, ohne entfernt zu ahnen, weßhalb er so sehr auf meiner Vorstellung im Hause des Cardinals bestand.

Der Empfangs-Abend im Palast Campobasso unterschied sich in mancher Beziehung von jenen traurigen Soireen, die ich seither während meines Aufenthalts in Rom mitgemacht

hatte. Das gewaltige schloßartige Gebäude war glänzend erleuchtet, die Dienerschaft trug reiche, neue Livreen von eigenthümlichem Schnitt, und es fehlte nicht an einer vortrefflichen Musik; dazu kam ein reichversehenes Büffet und eine zahlreiche Gesellschaft, in welcher auch der jüngere Theil des schönen Geschlechts in ziemlicher Anzahl vertreten war. Ich sah eine wahrhaft vornehme Soiree mit neuen Karten auf den Tischen anstatt der schmutzigen und abgegriffenen, mit denen ich seither die Abbés und Grafen hatte spielen sehen; eine Fülle von Wachskerzen verbreitete in den Salons beinahe Tageshelle, und die in Menge aufgetragenen Erfrischungen waren gut und wirklich zum Verzehrt-werden bestimmt. Dazu sah man lauter frische und elegante Toiletten, und hörte vortrefflichen Gesang. Die Salons waren im Style Ludwigs XV. prachtvoll dekorirt und möblirt, und die Kunstgegenstände noch in reicherer Fülle vorhanden, als Krumbholz mir prophezeit hatte.

Mein Freund stellte mich der Schwester des Cardinals vor, einer steifen alten Dame in Sammet und Diamanten deren Namen ich nicht verstehen konnte, und der Nichte des Cardinals, Gräfin Minetta So und so, welche die Feierlichkeit der Vorstellung abkürzte, indem sie mir mit einem Air von königlicher Herablassung die Hand reichte und in gebrochenem Deutsch erklärte: sie freue sich sehr, einen deutschen Gelehrten kennen zu lernen, von dem ihr der Abbate schon so viel Gutes erzählt habe. Ueberhaupt hege sie eine besondere Vorliebe für die Deutschen, denn sie habe einige der glücklichsten Jahre ihrer Jugend in München und Wien verlebt, und sey seelenvergnügt, wenn sich ihr wieder einmal Gelegenheit biete Deutsch zu reden, damit sie es nicht ganz vergesse.

Es würde mir kaum gelingen, die Gräfin Minetta zu schildern, selbst wenn ich es wollte; ich kann nur sagen, daß sie ein wunderschönes Frauenzimmer von dunklem Teint und einem ernsten, beinahe spanischen Schnitt des Gesichts war, den ihre schwarze Kleidung und glänzenden Juwelen prächtig hervorhoben; daß sie wundervolle Augen hatte, noch ziemlich jung zu seyn schien und ein schüchternes, scheues Benehmen hatte, das wirklich bezauberte. Am besten aber gefiel mir an ihr das leutselige Wohlwollen gegen einen unbekannten Fremdling wie ich, und die rührende Pietät und Anhänglichkeit, mit welcher sie von ihrem abwesenden Oheim sprach. Alles, was sie über ihn äußerte, trug das Gepräge einer aufrichtigen Zärtlichkeit und eines wahren Stolzes auf ihn, zumal als sie bedauerte, daß er gerade während meines Aufenthalts in Rom abwesend sey und das Vergnügen entbehren müsse, mich kennen zu lernen, da er so viel auf die Kenntnisse der deutschen Gelehrten halte. Ah! ich brauche gar keine falsche Bescheidenheit zu affichiren, denn Signor Krumbholz habe bereits meine Bedeutung als Gelehrter genügend nachgewiesen, und ich würde gewiß ein ungemeines Wohlgefallen an dem Cardinal gefunden haben, der ebenfalls ein höchst bedeutender Mann sey, ein anerkannter Gelehrter, ein Dichter wie Petrarca oder Dante, ein wahrer Vater seiner geistlichen Heerde, ein uneigennütziger wohlthätiger, freigebiger Beschützer aller Bedrängten und Nothleidenden. Wäre er nicht so sehr gewissenhaft, setzte die Gräfin hinzu, so würde Cardinal Campobasso in diesen unruhigen Zeiten aus seinem Sprengel weggeblieben seyn und die Firmung seinem Vicar überlassen haben; aber er sey eben ein Muster von einem Erzbischof, und obschon Kränklichkeit und Alter von Jahr zu Jahr fühlbarer auf ihn drückten, so könne er es doch nicht über sich gewinnen, auch nur eine einzige seiner Pflichten zu versäumen.

Hierauf bat Gräfin Minetta mich mit der reizendsten Demuth um Verzeihung, daß sie mich in ihrer Selbstsucht mit dem Lob des guten alten Mannes gelangweilt habe, der wie ein Vater an ihr gehandelt, und ersuchte mich um die Erlaubniß, mir einige der werthvollsten Sehenswürdigkeiten aus der Sammlung des Cardinals zeigen zu dürfen. Es war in der That ein wahrer Genuß unter ihrer Führung die vielen herrlichen Cameen und Mosaiken zu betrachten, die sie mit ihrer leisen, sanften, wohlautenden Stimme mir so eilfertig beschrieb, daß ich ihr kaum folgen konnte. Ich war ganz überrascht von diesem ungesuchten Tête-à-Tête mit einem solch reizenden Wesen, und wenn es mir auch nicht einfiel, mich in sie zu verlieben und meiner theuren Emma daheim zu vergessen, so lag doch in dem Wesen der Cardinalsnichte so unsäglich viel Anmuth und so viel Adel, daß sie mich in hohem Grad interessirte. Mir war als sey sie nicht glücklich; es lag eine so sinnige, nachdenkliche Melancholie in ihren großen, mandelförmigen, wunderschönen Augen, und ein so klagender Wohlklang in ihrer weichen Stimme, daß ich auf irgend einen geheimen Kummer bei ihr schloß; sie grämte sich vielleicht noch um den Tod ihres Gemahls, dessen langen volltönigen Namen ich nicht hatte behalten können. Wie konnte sie mit ihrem stillen Seelenschmerz also Gefallen finden inmitten der fröhlichen leichtfertigen Gesellschaft, unter welche sie ihr Schicksal geworfen hatte. Wie edel und großmüthig waren jedenfalls ihre Ansichten, wie musterhaft und kindlich ihre Verehrung und Hingebung für ihren guten alten Oheim den Cardinal Campobasso!

Ich hatte Zeit genug mich solchen Gedanken hinzugeben, denn die junge Gräfin konnte sich natürlich nicht mir allein widmen und ihre anderen Gäste darüber vernachlässigen, unter denen sich Prinzen und Prinzessinnen, Malteserritter, Offiziere der französ. Garnison und Bischöfe und Marquis befanden, die sich natürlich um den unbekannten deutschen Schulmeister nicht bekümmerten. Allein wenn sie mir auch nicht mehr die macedonischen Denkmünzen und die syrakusanischen Bronzen zeigte, so ging sie doch, wenn sie so anmuthig durch die Gesellschaft hinglitt, niemals an mir vorüber, ohne mich mit einem freundlichen Lächeln und einigen gebrochenen deutschen Worten zu begrüßen. Auch stellte sie mich einigen anderen Personen vor, z. B. einer schönen jungen Römerin von wahrhaft junonischer Erscheinung die aber wenig sprach und für alle Gegenstände des Gesprächs unzugänglich war, außer ihrer Pfarrkirche mit den schönen Heiligenbildern, kostbaren Altären und seltenen Reliquien, und ihrem Beichtvater Bonifazio, der in der Fasten gepredigt hatte. Unter den mir Vorgestellten war auch Gräfin Minetta's eigener Bruder, ein hochgewachsener junger Offizier von der päbstlichen Noblegarde, ein

schmucker gutmüthiger Mensch der aber weder die Wärme und Zartheit des Gefühls noch die gewinnende Anmuth des Benehmens mit seiner Schwester gemein hatte. Krumbholz bekam ich den ganzen Abend nur wenig zu Gesicht; er hatte eine Menge von Bekannten unter den Gästen und war sichtlich in Anspruch genommen.

Die Gesellschaft brach allmählig auf, die Gäste verabschiedeten sich und auch ich, wie die übrigen, machte der in schwarzen Sammet gekleideten Schwester des Cardinals meine Verbeugung. Die Nichte bekam ich nicht mehr zu sehen, und auch Krumbholz fehlte für den Augenblick; ehe ich aber das Vorzimmer noch verlassen konnte, war er mir nachgeeilt und erfaßte mich geheimnißvoll am Arme. „Komm' noch auf eine Minute mit mir zurück, Heider!“ flüsterte er; „Gräfin Minetta hat Dir noch etwas mitzutheilen!“

So war es auch; mit ihrer süßen weichen Stimme, die dunklen Wimpern etwas tiefer als zuvor über das blitzende feurige Auge gesenkt, bat sie mich um eine Gefälligkeit, falls sie jemanden, der sie beinahe als eine unbescheidene Fremde betrachten werde, um einen Freundschaftsdienst bitten dürfe; allein sie habe gehört, daß Deutsche stets galant und gefällig seyen, und sie habe nur immer Liebes und Gutes von denselben erfahren. Sie zögere beinahe, mich mit ihrem Anliegen zu belästigen, allein Signor Krumbholz habe ihr mitgetheilt, daß ich am andern Morgen nach Neapel abreise, und so könne sie der Versuchung nicht widerstehen. — „Wollen Sie mich Ihnen zu großem Danke verbinden?“ setzte sie mit einem schüchternen, wehmüthig-freundlichen Lächeln hinzu; „ich bitte Sie nur um einen kleinen Dienst, der Ihnen wenig Mühe und keinerlei Verlegenheiten macht. Mein theurer Oheim der Cardinal-Erzbischof ist alt und gichtbrüchig und hat seinen Lieblings-Spazierstock, womit er gewöhnlich seine wankenden Schritte unterstützt, hier in Rom zurückgelassen. Nun vermißt er ihn schmerzlich, und hat schon zweimal von seinem Palaste zu Foggia aus an mich geschrieben, wir sollen ihm seinen Spazierstock nachsenden, an den er eine rührende Anhänglichkeit hat, wie alle alten Leute. Er hat allerdings Stöcke genug, aber keiner paßt ihm so gut, wie dieses alte Lieblingsstück, das noch von seinem Vater, dem Fürsten Julian Campobasso herrührt, und daher eigentlich ein theures Erbstück ist. — Alte Leute haben ihre Launen, wie Sie wissen,“ schloß die junge Wittwe mit einem engelsmilden Lächeln ihre Erklärung. „Hier ist der Stock. Wenn Sie auf der Reise ihn sorgsam im Auge behalten und in Capua bei dem Fattore des Cardinals, dem Signor Beccotristo, abgeben wollten, würden Sie in der That uns alle hoch verpflichten. Der liebe treffliche Oheim! ich kann mir denken, wie sein treues freundliches Auge vor Freude leuchten wird, wenn er seinen Lieblings-Krückenstock wieder sieht!“

Es war ein höchst merkwürdiger Stock, groß und dick, von irgend einem dunklen Holz, mit einer silbernen Zwinge und einem krückenartigen Griff von Ebenholz, mit vielen Elfenbeinringen eingelegt, — eine schöne Arbeit und offenbar von hohem Alter. Ich konnte mir leicht vergegenwärtigen, daß sich für seinen jetzigen Eigenthümer mancherlei verschiedene Andenken und Erinnerungen daran knüpften; daher nahm ich ihn mit gebührendem Respekte in Empfang und übernahm bereitwillig die Ausführung dieses Auftrags der Gräfin. Mein Weg führte mich ohnedieß durch Capua, und ein solcher Spazierstock war keine erhebliche Vermehrung meines Gepäckes; ich verpflichtete mich, den Stock nicht aus den Augen zu verlieren, bis ich ihn in Capua dem rechten Manne behändigen könne. Die Gräfin dankte mir in ihrer bezaubernden Weise, und ich nahm Abschied von ihr.

Trotz der frühen Stunde meiner Abreise kam Krumbholz am andern Morgen noch an den Postwagen, um mir Lebewohl zu sagen. Ich nahm meinen Platz in der Diligence unter einigen höchst nationalen Reisegefährten die darauf bestanden, daß die Fenster geschlossen blieben, und die die menschliche Natur unterwegs mit Cigarretten und Melonenschnitzen aufrecht erhielten. Der Spazierstock des Cardinals war in meiner Hand und Krumbholz drückte mir noch die Rechte mit den Worten: „Lebe wohl und glückliche Reise, alter Junge! vielleicht begegnen wir uns im Leben niemals wieder, aber ich werde Dich nicht vergessen. Nicht wahr, Du gibst mir auf den Stock hübsch Acht?“

Die Diligence mit ihrer Ladung polterte und klapperte und klirrte nur langsam den Weg durch die pontinischen Sümpfe hin; der Staub hüllte uns in dichte Wolken, und die Sonne schien wie eine rothglühende Kugel durch das heiße Flimmern der dunstigen Luft. Trotz unserer frühen Abfahrt aus Rom war es doch schon Dämmerung, als wir Terracina verließen, und dunkle Nacht, als wir die Grenzstadt Fondi erreichten. Die eigentliche Grenze liegt, wie alle Reisenden wissen, beinahe eine deutsche Meile nördlich von Fondi, und wir hatten daselbst uns der gewöhnlichen Mauthquälerei des Visitirens der Koffer, Betastens der Taschen und des Paßvisirens unterwerfen müssen. All dieß war jedoch ziemlich glimpflich abgegangen, und als der Beamte der Dogana Reale mir meine Schlüssel zurückgab, war ich mir bewußt, daß ich ganz außer den Grenzen des päpstlichen Roms und in dem freien jungen Königreich Italien war. Als wir aber in Fondi einfuhren, fanden wir brennende Fackeln, die Wacht unter dem Gewehr und lauter ungewohnte Zeichen von Thätigkeit vor dem zweiten Mauthhause.

„Corpo di Bacco, da ist irgend etwas los!“ rief der Conducteur der Diligence und ließ an meiner Seite des Coupé das Fenster herunter; „meine Herren und Damen, Sie sind eingeladen, den königlichen Beamten zu Liebe auszusteigen, da hier eine zweite Visitation stattfinden soll!“

Brummend, schläfrig und sehr ärgerlich über diese unerwartete Störung unserer Bequemlichkeit stiegen wir aus, um unsere Ranzen und Tornister aufzuschnallen und auszupacken, die Koffer und Reisesäcke aufzuschließen und uns noch einmal auf das strengste untersuchen zu lassen. Ich mußte sogar den Inhalt und Zweck meiner deutschen Briefe und Manuskripte, sogar einschließlich der Briefe meiner theuren Emma, angeben, und mehrere Visitenkarten und Empfehlungsschreiben von vornehmen Römern nach Neapel wurden beiseite gelegt und der

Obhut des Controleurs überantwortet. Die Durchsuchung war genau und langwierig; sogar unsere Taschen wurden geleert, und das Fehlschlagen aller dieser Versuche, irgend eine Contrebande zu entdecken, schien nur die Zollbeamten, die uns aus unbegreiflichen Gründen mit wahrer Feindseligkeit behandelten, noch mehr zu verstimmen.

„Was ist das für ein Stock, fremder Herr?“ fragte einer der luchsäugigen Zollgardisten. Lächelnd reichte ich ihm den Spazierstock des Cardinals, und hörte wie ein dicker Schreiber in Civil ebenfalls lächelnd und mit gutmüthigem Achselzucken zu dem Brigadier sagte: „Beim heiligen Januarius, Signor Vulpini, wir dürfen die Fremden nicht umsonst quälen. Geben Sie dem gnädigen Herrn seinen Stock zurück. Cospetto, Signor Vulpini, wir fragen nichts darnach, wie vordem die deutsche Dogana, ob in dem alten Stück Holz da auch eine Degen- oder Dolchklinge steckt!“

Allein was für eine Gänsehaut überlief mich, als der Signor Vulpini, ohne sich um die Fürbitte des dicken Schreibers zu kümmern, den krückenartigen Handgriff des Stocks abschraubte und aus einer Höhlung in dem Schaft des Stockes selbst keine Degenklinge herauszog, sondern eine lange Rolle eng beschriebener Papiere, welche auf schlaue Weise in dem hohlen Raum versteckt und deren unbewußter Beförderer und Ueberbringer ich gewesen war. Es war ein allgemeiner Aufstand und eine babylonische Verwirrung von Flüchen und Ausrufen, als alle die Zollgardisten und Beamten sich auf die Papiere stürzten, welche der schlaue Brigadier knitternd von der Rolle abwickelte.

„Instruktionen für die Bande des Chiavone!“ rief der Eine nach einem Blick auf das Dokument.

„Das Collegium der Cardinäle an die gesammte Ordens- und Weltgeistlichkeit, unsern apostolischen Gruß zuvor!“ las ein Anderer.

„Eine regelrechte, von Francesco de Bourbon, König beider Sicilien eigenhändig unterzeichnete Bestellung zum Generallieutenant an Hernan Mendez, den spanischen Räuber!“ rief ein Dritter mit wüthenden Blicken auf mich.

„Und hier sind Briefe an die schlimmsten Verschwörer und hartnäckigsten Zöpfe (Codini) in Neapel, Stoff genug um den Ueberbringer dieser Briefe zehnmal an den Galgen zu bringen!“ sagte einer der Offiziere; „vorwärts Leute! packt diesen verdammten Deutschen!“

Es ward mir kaum Zeit vergönnt meine Unschuld zu betheuern; alle fielen über mich her, packten mich am Kragen, stießen mich herum, banden mir die Hände auf den Rücken, und ehe ich mich dessen versah, ward ich von einem Brigadier mit gezogenem Säbel am Arme gefaßt und vor zwei Zollgardisten mit schußfertigem Gewehr nach dem Gefängniß geschleppt, während meine Reisegefährten mich für einen eingefleischten Teufel ansahen, und die ganze zerlumpte Bevölkerung des verkommenen Städtchens aus den Häusern hervorkam und mich mit Geschrei und Verwünschungen verfolgte. Ich hatte kaum Zeit mich in meine Lage zu finden, ehe man mich in ein Zimmer mit nackten feuchten Wänden einschloß, welches nur ein Gurtenbett mit Strohsack und einen zerbrochenen Stuhl enthielt, aber noch für das Staatszimmer des Gefängnisses von Fondi gilt.

Was ich in diesem armseligen engen Kerkerloche in den darauf folgenden Tagen erduldete, den längsten und elendesten die ich je verlebt, daran mag ich gar nicht mehr zurückdenken. Doch wurde ich nicht absichtlich schlecht behandelt; der Kerkermeister und seine Untergebenen waren rauhe barsche Leute, aber nicht grausam. Mich drückte vorzugsweise nur die derbe Kost, die abscheuliche Unbehaglichkeit und die öde Eintönigkeit meiner Haft. Das Gefängniß war zur bourbonischen Zeit zur Aufnahme der Räuber aus den Abruzzen bestimmt gewesen, aber was ihnen erträglich gewesen sein mochte: die leeren nackten Wände, der harte Sack von Maisstroh, die von Flöhen wimmelnde Teppichdecke, die Polenta und der ranzige Speck, verursachten mir einen unerträglichen Ekel. Die Leute sahen in mir einen hartnäckigen großen Verbrecher. In den ersten Tagen versagte man mir Bücher und Schreibmaterial, ja sogar frische Wäsche. Dann kam ein Richter mit einem Gerichtsschreiber, um mich zu verhören, und man quälte mich mit endlosen Kreuz- und Querfragen. Vergebens betheuerte ich meine Theilnahme für die Sache der italienischen Nationalität und meine gänzliche Unbekanntschaft mit der Thatsache, daß der Stock solche staatsgefährliche Papiere enthalten habe. Der Richter zuckte nur ungläubig die Achseln. Mittlerweile verging ein Tag um den andern und das Ende meines Urlaubs rückte näher heran. Was sollte aus mir werden, wenn ich nicht rechtzeitig eintraf, um wieder meine Schule zu halten? was sollten mein Direktor, was meine theure Braut von mir denken, wenn ich so ganz verschollen blieb? Diese Gedanken machten mich weit unglücklicher als die Verstimmung über die Ungewißheit meines Schicksals und das schnöde Spiel, welches Krummholz mit mir getrieben hatte. Endlich erschien ein königlicher Beamter aus Neapel und befragte mich noch einmal über meine abgegebenen Aussagen; ich versicherte ihn auf das bestimmteste, daß ich schmählich hintergangen und düpirt und mein Vertrauen mißbraucht worden sey, und er schien mir zu glauben. „Ich bedaure Sie,“ sagte er; „aber ich muß Sie an ein gewisses italienisches Sprichwort von den Frauen, Maulthieren und Pfaffen erinnern. Mißtrauen Sie fortan jedem Konvertiten, denn die sind immer die schlimmsten. Uebrigens dürfen Sie nun Briefe schreiben so viel Sie wollen, und sich um die Verwendung von Bekannten bewerben. Ihr Schicksal muß in der kürzesten Zeit entschieden werden!“ — Ich war an den —'schen General-Consul in Neapel empfohlen und akkreditirt; an diesen schrieb ich daher zunächst und bat ihn um seine Verwendung. Dann schrieb ich nach Rom, nach Florenz an Bekannte und in die Heimath an meinen Direktor und meinen Schwiegervater. —

Fünf Tage später lag ich am heißen Mittag verdrossen und verzweiflungsvoll auf meinem Strohsack, als plötzlich meine Thüre aufgeschlossen wurde und ein hochgewachsener eleganter junger Mann hereintrat und in deutscher Sprache, die mir wie Sphärenmusik in die Ohren klang, mir sagte: „Herr Heider, Sie sind frei. So gewissenlos Ihr einstiger Universi-

tätsfreund Krumbholz auch ist, so war es doch nicht seine Absicht, daß Ihre Gefangenschaft eine lange seyn sollte, falls die Papiere, deren unwissentlicher Ueberbringer Sie waren, in die unrechten Hände kommen würden. Er schrieb an meinen Oheim den Konsul, und wir haben, um so mehr da wir bereits Ihren Brief erhalten hatten, keine Zeit verloren, uns mit den Behörden in Neapel in's Benehmen zu setzen. Ich bin eigens hieher gereist, um Ihre Loslassung zu betreiben, und wenn Sie sogleich abreisen können und wollen, so wäre es mir ein großes Vergnügen, die Rückfahrt nach Neapel in Ihrer Gesellschaft zu machen. — Heda, Beppo, Giacomo oder wie ihr sonst heißt," rief er dem Schließer auf Italienisch zu; „schließt sogleich diese Handschellen auf, wenn Ihr könnt, denn diese Armbänder sind eine schlechte Zierrath für deutsche Hände!"

Der Kerkermeister war nun so dienstfertig und zuvorkommend wie vorher rauh und barsch, und nahm mir sogleich die Ketten ab. Ehe ich mich noch recht mit meiner Lage vertraut machen konnte, fuhr ich an der Seite meines gefälligen jungen Landsmannes, der die Sache nur für einen köstlichen, vielleicht etwas zu weit getriebenen Spaß zu halten schien, aus Fondi hinaus.

„Die Geschichte war für Sie allerdings sehr unangenehm aber die Italiener konnten nur nach dem Anschein der Dinge urtheilen," sagte er. „Sie werden wohl selbst begreifen, daß den Douaniers kein Tadel gebührt; aber verzeihen Sie, bester Herr Heider, wie konnten Sie sich von Ihrem Bekannten so hinter's Licht führen lassen? Ihr sauberer Freund sollte mir einmal in die Hände fallen; ich wollte ihm die Sache eintränken! — Es war den Behörden eine Warnung zugekommen, daß verrätherische Papiere unterwegs seyen; — doch genug hievon! ich sehe, die Sache greift Sie an!" —

Ich blieb noch acht Tage in Neapel, sah Herculanum, Pompeji, Capri, Sorrent, Pästum, beruhigte meine theure Emma und bat meinen Director um zehntägige Verlängerung meines Urlaubs aus den sehr motivirten Gründen. Dann schiffte ich mich an Bord des Dampfschiffs ein, das über Civita Vecchia nach Livorno, Genua und Nizza fährt, stieg in Genua aus, setzte mich auf die Eisenbahn, fuhr nach Como und über den Comersee und Chiavenna über den Splügen nach Chur. Am sechsten Abend nach meiner Abreise von Neapel stieg ich mager und sonnverbrannt aber wohlbehalten und seelenvergnügt in die Arme meiner theuren Braut, und saß am andern Morgen auf dem Katheder meinen Schülern gegenüber, welche eigentlich nie erfahren sollten, was für ein Abenteuer mir zugestoßen ist, weil sie mir sonst unfehlbar einen Spitznamen davon anheften werden, der mir auf Lebenszeit verbleibt.

Sechs Wochen später führte ich meine Emma zum Altare, der ich das Gelübde ablegen mußte, nie wieder eine so große Reise zu machen noch mich so mißbrauchen zu lassen. Die Erinnerungen an meine italienische Reise sind aber so schön und lohnend, daß das geschilderte unglückliche Abenteuer darin nur noch wie ein unbehagliches vorübergehendes Alpdrücken erscheint, und mir den Genuß der anderen Freuden nicht vergällen kann. Nach meinem alten Corpsbruder Krumbholz habe ich nicht weiter geforscht, und seither auch niemals wieder etwas von ihm gehört; allein gegönnt hätte ich seinen Schultern eine kräftige Applikation von dem

Spazierstock des Cardinals.

H. Heäborn.

Abbé Paramelle, der berühmte Quellenfinder.

„Höher als Alles preise ich das Wasser," rief Pindaros aus. Das Wasser ist die Mutter und die nothwendige Bedingung alles organischen Lebens. Wohl keine Substanz tritt in so vielerlei Berührung mit dem menschlichen Leben, als das Wasser; daher wird es auch von allen Völkern hochgeschätzt, und die meisten alten Völker verehrten in ihren heiligen Quellen den großen Geist, der ihnen dies köstliche Lebenselement schenkte.

Wo irgend in der Einsamkeit sich Menschen neu ansiedeln wollen, steigt die erste Frage in ihnen auf: „Ist hier auch Wasser vorhanden?" und wenn diese Frage nicht bejaht werden kann, dann ist auch eine Ansiedlung auf keine Weise denkbar.

„All mein Geld für einen Trunk Wasser!" ruft der todesmatte Araber in der Wüste und begrüßt mit Freudenthränen, im Gebete hinknieend, die erste Wolke, die „Regenverkünderin," wenn er Tage lang seine brennenden Lippen an feuchtem Sande oder stinkenden Lachen netzen mußte. Welch ein Jubel daher, als die französischen Ingenieurs in Algerien die artesischen Brunnen erbohrten und das Wasser hervorlockten, welches unter der Sandwüste nach der Sage der Eingeborenen seit Jahrtausenden schlief! Greise fielen betend und weinend auf die Kniee, Mütter hielten ihre Kinder an die aufschießenden Wassersäulen, die ausgesuchtesten poetischen Namen wurden den neuen Wunderbrunnen beigelegt.

Diese überschwänglichen Empfindungen können nur Die völlig begreifen, welche jemals die Noth des Wassermangels empfunden und in heißer Pein nach einem Tropfen Wassers gelechzt haben, oder auch Die, welche wissen, wie schwierig es oft ist, Wasserströme zu gesundheitlichen oder industriellen Zwecken zu Tage zu führen.

Die Sage berichtet uns aus den ältesten Zeiten, wie wunderbar oft plötzlich Wasser hervorgerufen ward und wie hoch es die Bedürftigen beglückte.

Moses schlägt mit seinem Stabe zweimal gegen den dürren Fels, und zur Rettung des verschmachtenden Volkes sprudelt Wasser hervor. Ein christlicher Heiliger gießt Wasser auf den Boden, und an der Stelle hört es nun nicht auf zu rinnen; er steckt einen Ast in die Erde, und aus dem Loche quillt lebendiges Wasser. Noch heute fließt in den Ruinen der Mamertinischen Kerker in Rom die Quelle, welche auf das Gebet des gefangenen Apostel Petrus entsprang, damit er Wasser habe, seine neu bekehrten Wächter und Mitgefangenen zu taufen. Von Karl dem Großen wird erzählt, wie er seinem Heere einst eine Quelle geöffnet habe, als es dem Verschmachten nahe war. Die Annalisten berichten, daß er,

aus Westphalen nach Hessen im Sachsenkriege siegreich vordringend, bei dem heutigen Gudensberg (Wuotan- oder Odinsberg) die Eresburg und eine Irminsul zerstört habe, in einem durch die verzweifelte Gegenwehr der Sachsen hitzigen Gefechte. Nach geendeter Schlacht waren die Krieger sterbensmatt, und durchirrten vergebens mit lechzender Zunge die Gegend, um einen Trunk Wasser auszuspüren. Da schlug in der höchsten Noth plötzlich der schneeweiße Schimmel des Kaisers mit dem Hufe auf den Boden; ein Felsstück löste sich, und eine mächtige Quelle sprudelte hervor, Wasser genug, um bald das ganze Heer zu erlaben. Die Quelle „Glisborn" genannt, ist weit in der Gegend ihres schönen Wasses wegen bekannt; der Stein mit dem Hufritt ist, in die Gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzt, noch heute zu sehen.

Auch die Kunst, Wasser zu spüren, Quellen zu finden, ist uralt. Der älteste griechische Quellensinder ist Danaos, der aus Egypten eingewandert, dem dürstenden Argolis fünfzig Quellen öffnete. Kein Volk des Alterthums war aber, nach Otfried Müller, im Wasserspüren und im Quellenhervorlocken geschickter, als die auch sonst in den Naturwissenschaften erfahrenen Etrusker, und es scheint sogar, als wenn sich ihre Wissenschaft auf das reellste Fundament in diesem Gebiet, auf ein genaues Studium der Gesteinsschichten, der äußeren Unebenheiten des Bodens gestützt habe.

Was uns von einigen römischen Schriftstellern über die in ihrer Zeit angewendeten Mittel zur Quellenaufsuchung mitgetheilt wird, ist wenig befriedigend. Vitruv gibt Folgendes an. Man solle sich an Orten, wo man Wasser sucht, das Kinn auf die Erde gestützt, vor Sonnenaufgang auf den Bauch legen, und in dieser Stellung rings den Erdboden betrachten. Wo sich Wasser finde, sähe man Dämpfe emporsteigen. Das Wasser sey in der Kreide und im Flugsande spärlich, besser in der schwarzen Erde; gut, aber nicht beständig, im Flußsande, reichlicher im Staubsande, im Kies und Karfunkelstein; am kältesten aber und gesundesten am Fuße der Berge zwischen Felsen und Kieseln. Wo kleine Binsen, Weiden, Schilf, Epheu und andere Pflanzen, welche einen feuchten Boden lieben, an nicht sumpfigen Orten wachsen, finde sich in der Tiefe Wasser. In Ermangelung dieser Anzeichen könne man folgende Probe machen. Man gräbt in die Erde ein Loch von mindestens drei Fuß Breite und fünf Fuß Tiefe, und stellt auf den Boden desselben eine Schale oder ein Becken von Erz oder Blei. Nachdem man die Schale innen mit Oel ausgestrichen und umgestürzt hat, bedeckt man die Höhlung erst mit Schilf oder Blättern, und dann zuletzt mit Erde. Hängen am nächsten Morgen am Innern der Schale Wassertropfen, so befinde sich an diesem Orte Wasser. Ein Gefäß von ungebrannter Erde über Nacht in diese Grube eingeschlossen, erscheine von Feuchtigkeit durchdrungen; Wolle sauge sich voll Wasser.

Aehnliche unsichere Merkmale sind noch jetzt bei Brunnengräbern und Landleuten in Ruf. Man gräbt an den Plätzen nach, wo im Frühjahre der Schnee zuerst fortgeschmelzen ist, oder die im Sommer und Herbst bei Sonnenaufgang ohne Thau und Reif gefunden werden, während die Umgebung damit bedeckt ist. Auch an den scharf abgegrenzten Stellen, wo das Getreide nicht fortkommen will, muthet man auf Wasseradern. Sumpfpetersilie, Färberröthe, Krauseminze und andere Pflanzen, die einen feuchten Boden lieben, dienen als Anzeichen.

Man kann fast mit Bestimmtheit auf Quellen rechnen, wo die Bachmontie (Montia rivularis) wächst. Der Zusammenhang verborgener Quellenläufe mit dem Vorkommen gewisser Pflanzenarten ist selbst unseren Indianern nicht entgangen. So schreiben sie z. B. der Mauritiapalme (M. flexuosa L.), welche an feuchten Stellen schöne Gruppen bildet, eine geheimnißvolle Anziehungskraft zu, vermöge deren sie das Wasser an ihren Wurzeln sammeln.

Seit uralter Zeit hat der Aberglaube auch der Wünschelruthe die Fähigkeit zugetraut, unter Anderm unterirdische Wasserläufe angeben zu können, indem sie sich bei Ueberschreitung derselben, namentlich in den Händen gewisser Eingeweihten, bewege (schlage). Diesen Glauben des Volkes benutzend, durchzogen nun von Zeit zu Zeit sogenannte Ruthengänger das Land, welche hie und da durch künstliche Bewegung der Ruthe Stellen bezeichneten, an denen sich in der Erde Quellen finden mußten, sich reich bezahlen ließen und davon gingen, obwohl die betrogenen Leute selten an den bezeichneten Orten das gewünschte Wasser fanden.

Auch verschiedene Thiere besitzen die Gabe, Wasser zu spüren, in so ausgezeichnetem Grade, daß sie auf Meilenweite die Nähe des Wassers in sonst quellenloser Gegend empfinden. Der Mustang der Prairieen, das Kameel in der Wüste hebt plötzlich den Kopf und schreitet freudiger darauf los, sobald es die Nähe des Wassers wittert. Die Reisenden des wasserarmen südlichen Afrikas befreien, nach Livingstone, in der Gefahr des Verschmachtens ihr Zugvieh von den Wagen, und folgen der Richtung, die dasselbe einschlägt, in der sichern Hoffnung, dort bald Wasser zu finden. Ebenso gibt es Menschen, deren erhöhte Sensibilität sie Wasser finden läßt, sobald sie den Boden überschreiten, der es bedeckt. Derartige krankhafte Ausnahmen leisten jedoch der Hydroskopie (Wasserschauen) keinen besondern Dienst. Die Kunst des Wasserspürens muß auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt werden, um Großes zu leisten. Ueber den berühmtesten Jünger dieser Kunst, den Abbé Paramelle, bei den Franzosen sourcier (Quellenspürer) genannt, wollen wir, gestützt auf das Werk von Carus Sterne: „Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand," unseren Lesern einige Mittheilungen machen.

Paramelle war 1818 in dem kleinen Kirchspiel Saint Jean l'Espinasse im Departement du Lot zum stellvertretenden Pfarrer ernannt worden, und hatte in dem südöstlichen Theile desselben Gelegenheit, die Wassernoth dieser Gegenden, wo sich oft auf Räumen von vierzig Quadratmeilen kein Bach befindet, kennen zu lernen. Das bedauernswerthe Loos der Bewohner ergriff seine echt christliche Seele tief, und er begann sofort damit, die Bodenverhältnisse seiner neuen Heimath zu studiren, um

sich zu erklären: warum denn die Kalksteinformation, welche dort in größter Ausbildung auftritt, wasserärmer seyn könne, als andere Gesteins- und Erdmassen, da doch auf dieselbe eben soviel Regen niederfällt, als auf die quellenreichen Striche einiger Nachbardepartements? Er wanderte meilenweit umher, verfolgte den Lauf der vorhandenen Bäche und die Richtung der in dieselben einmündenden Bäche, um sich so über die Bedingungen der Quellenbildung, über die Ursachen ihrer Seltenheit, über die Eigenheiten ihres Laufs aufzuklären. Nach neunjährigen unermüdlichen Studien war er dahin gelangt, mit einiger Sicherheit den Lauf, die Tiefe und das Volumen fast jeder unterirdischen Quelle an der Oberfläche zu erkennen, und nun, im Jahre 1827, wandte er sich mit einem Bericht seiner Erfahrungen an den Generalrath des Departements und erbot sich, wenn die Regierung ihren Arm zur Durchführung des Unternehmens bieten wolle, dem Lande Quellen zu verschaffen. Jene Behörde ergriff glücklicher Weise den gemachten Antrag und stellte ihm die Summe von einigen hundert Francs zur Verfügung. Jedoch die Communen des Landes waren so sehr von der Unmöglichkeit, ihrem Lande Quellen zu verschaffen, überzeugt, daß sie, durch die unzähligen nutzlosen Brunnengrabungen entmuthigt, nur an wenigen Orten geneigt waren, neue Versuche anzustellen.

Obgleich nun Paramelle seine Methode keineswegs für unfehlbar hielt oder ausgab, so führten doch seine ersten Bestimmungen gleich zu so glücklichen Resultaten, daß sein Ruhm von Ort zu Ort erscholl. Von allen Seiten gelangten jetzt Anfragen und Aufforderungen von reichen Privatleuten und Gemeinden an den schnell berühmt gewordenen Mann, so daß er sich mit Zustimmung der Regierung entschloß, sein Amt als Pfarrer für immer niederzulegen und eine andere, ebenso segensreiche Mission anzutreten. Vom Jahre 1832 bis 1853 reiste nun Paramelle alljährlich vom 1. März bis zum 1. Dezember, die Monate Juli und August ausgenommen, unaufhörlich im Lande umher, überall von der Bevölkerung mit Enthusiasmus empfangen, die, wie sie ihn in den ersten Zeiten für einen Zauberer und Hexenmeister ausgeschrieen, ihn zuletzt als einen Gottgesandten, als einen zweiten Moses anstaunte. Er machte seine Reisen zu Pferde, in der einfachen langen Kleidung seines priesterlichen Standes; seine würdevolle Erscheinung, ein wohlwollendes kräftiges Aeußere, sein gemüthliches und Vertrauen-einflößendes Auftreten erwarben ihm die Liebe des ganzen Volkes. Die Journale jener Zeiten sind einstimmig in dem Lobe seines edlen Charakters, der bescheidenen Weise wie er dem andringenden Volke, das oft Miene machte, ihn wie einen Wunderthäter und Heiligen zu verehren, sogleich erklärte, daß er kein Zauberer sey, und daß man ihn keineswegs für unfehlbar in seinen Aussprüchen halten solle. Er hat während seiner fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit weit über 10,000 Quellenbestimmungen im südlichen Frankreich gemacht, von denen mindestens 9000 an den bezeichneten Orten und in der angegebenen Tiefe, meist stärker als er versprochen, gefunden worden sind.

Seine Geschicklichkeit war später durch die vielseitige Uebung zu einem Grade der Sicherheit angewachsen, die selbst dem Eingeweihten als unheimliches magisches Wirken erschien. Wen sollte es nicht überraschen, wenn ein Mann, der die Gegend nie vorher besucht hat, plötzlich von einem freien Punkte aus alle Quellen, die in seinem Gesichtskreise liegen, die bekannten wie die unbekannten, nebst ihrer Tiefe und ihrem Volumen sofort erkennt und ihre Lage auf's genaueste bezeichnet? Versuche, ihn zu täuschen, erschienen unmöglich; man zeigte ihm einige Mal versteckt hergeleitete Quellen, aber er erklärte dann auf der Stelle, daß dieselben nicht am Platze entsprängen. „Zur Aufmunterung der Jünger der Hydroskopie," sagt Paramelle, „kann ich mittheilen, daß es mir bereits nach einigen mit Reisen und Untersuchungen verbrachten Jahren gelang, schon aus der Ferne einige Quellen und ihr Volumen zu bestimmen, die Rückseiten einiger Berge und Hügel zu beschreiben, die ich nur von der andern Seite aus sah, und an diesen (unsichtbaren) Bergseiten sogar die Quellen anzugeben, auch auf den Cassinischen Karten solche aufzufinden. Ferner war ich im Stande, aus der Ferne zu beurtheilen, ob Gebäude in Folge schlechten (quelligen) Baugrundes rissig seyn würden, oder nicht."

Abbé Paramelle verfährt dabei nach folgenden wissenschaftlichen Grundsätzen:

Quellen können nur entstehen, wo eine durchlässige Erd- oder Gesteinschicht auf einer geneigten undurchlässigen ruht. An der Berührungsfläche beider sprudeln die Quellen, wo die Schichten zu Tage treten, in Masse hervor. Ist eine dichte Masse von großer Mächtigkeit, z. B. ein fetter Thon, die überlagernde Schicht, so wird man in ihr nie eine Quelle finden. Gleich mißlich ist der Fall, wenn die durchlassende Schicht eine große Dicke an der Oberfläche erreicht. Dann dringt das Wasser an den meisten Stellen bis zu großen Tiefen. Dieß findet z. B. bei den sehr porösen Kalksteinen des südlichen Frankreichs statt, überhaupt dort, wo die Kreideformation eine große Mächtigkeit erreicht. Kann man die Schichtung der Massen erkennen, so wird man stets die Seite, nach welcher sie sich herabneigen, untersuchen; ein Gestein, dessen Schichten unter mehr als 45 Grad geneigt sind, birgt nie versteckte Quellen.

Zu den undurchlässigen Terrains gehören alle massiven plutonischen oder metamorphischen Gesteine, sofern sie nicht durch Witterungseinfluß zerklüftet sind (Granit, Porphyr, Gneiß, Quarz, Syenit), ferner die Thonlager, Sandsteine, Protogyn u. a.

Durchlässig sind die stark zerklüfteten und porösen Gesteine, als: Glimmerschiefer, Trapp, Thonschiefer, Serpentin, manche Kreidearten, Gyps, einige Sandsteine, alle Kalksteine, und vor Allem die obere Decke des Bodens, die Trümmerformation (Fruchtdecke).

An den Abhängen der Berge, namentlich wenn deren Masse geschichtet ist, brechen gewöhnlich Quellen hervor; sie sind um so kleiner, je zahlreicher sie sind, und umgekehrt. Eine sehr wasserreiche Quelle entspricht einem großen Aufsauge-Terrain, und ist daher in bedeutender Ausdehnung die einzige. An

steilen Abhängen, namentlich wenn sie convex oder gar treppenartig abfallen, wird man selten Quellen finden, denn die Erd- und Gesteinsschichten neigen sich gewöhnlich nach der andern Seite, wo der Berg um so allmäliger sich absenkt. Zeigen sich am Abhange eine oder mehre von oben nach unten ziehende Faltungen der Oberfläche, so birgt jede unter sich einen Quellenlauf. Gewöhnlich convergiren dieselben nach dem Fuße zu; dann enthält die am weitesten herkommende Einsenkung den Hauptlauf, welchen man aufgraben muß, und welchem die Nebenadern zuströmen. Die günstigsten Orte für Quellengrabungen sind die Thäler. Jedes Thal (Seitenthal, Paß, Schlucht oder Terrainspalte) birgt einen seinem Umfange entsprechenden Wasserlauf, welcher entweder sichtbar als Quelle oder Bach, oder unsichtbar als unterirdische Ader hinabfließt. Der unterirdische Bach folgt stets derjenigen Linie, welche ein oberirdischer Bach daselbst beschreiben würde. Diese Linie ist der auch in unbewohnten Thälern deutlich markirte Thalsteig, welcher, der Längsrichtung folgend, auf ihrem Boden mit mehr oder weniger Biegungen die tiefste Senkung des Thalgrundes angibt. Dieser Thalweg läuft in der Mitte der Aushöhlung, wenn die einschließenden Abhänge mit gleicher Neigung sich hinein senken; er liegt stets dem steilern Abhange näher, und wo derselbe beinahe senkrecht sich erhebt, da führt der Thalweg unmittelbar an seinem Fuße vorbei. Dieselben Einzelheiten beobachtet ein zwischen Bergen sich hinschlängelnder Bach.

In den nicht nach allen Seiten von Bergen eingeschlossenen Thälern, nämlich in denjenigen Thalbuchtungen, die sich bis zur Tiefebene hinabziehen und unmerklich in sie übergehen, ist der Thalsteig häufig weniger gut markirt und oft kaum angedeutet. Entweder beginnt ein solches Thal an seinem höchsten Punkte mit einem einspringenden Winkel, oder mit einem kreisförmigen Bogenabhang (Circus), welcher steil sein kann, oder amphitheatralisch vorspringend. Dann vereinigen sich die einzelnen Wasserfäden des einschließenden Hohlabhanges meist im Centrum jenes Bogens, oder tief im Innern des einspringenden Winkels, und von dort aus würde der schwach angedeutete Thalweg in der geraden Richtung hinab zu verfolgen seyn.

„Will man sich einen genauen Begriff verschaffen,“ sagt Paramelle, „von der Art und Weise der Entstehung jener verborgenen Quellen unter den Terrainfalten, so braucht man nur zu beobachten, wie während eines starken Regens die wilden Wasser abfließen und sich vereinigen, um den Gießbach zu bilden, der momentan auf der Oberfläche entsteht; man kann überzeugt seyn, daß sich der kleine permanente und verborgene Wasserlauf unter der Erde auf gleiche Weise bildet und fließt und daß seine Adern und Aederchen dieselben Linien beschreiben wie die Wasser an der Oberfläche.“

Nachdem man aus jenen Faltungen der Abhänge in den Thalwegen der Gründe die Linien erkannt hat, welche die Wasseradern in der Erde beschreiben, kommt es darauf an, die günstigen Punkte für das Ausgraben anzugeben, d. h. diejenigen, wo die Quellen in der geringsten Tiefe anzutreffen sind. Dahin gehören 1) der oberste Anfang des Thalwegs; 2) der Ort, wo sich mehre Terrainfalten vereinigen; 3) das Innere eines einspringenden Winkels am Abhange; 4) der Mittelpunkt der circusartigen Ausbuchtung am Bergfuße; 5) die Stellen, wo die Terrainfalten mit üppiger Vegetation, namentlich mit Wasserpflanzen bedeckt sind; 6) der Punkt, wo die Faltung des Abhanges den Boden des Thals erreicht.

Um die Tiefe der zu bestimmenden Quellen vorher anzugeben, darf man nur die Tiefe bestimmen, in welcher sich die Ebenen der einschließenden Bergseiten kreuzen werden, denn dies ist beinahe genau die gesuchte Tiefe der Quelle.

Dieß ist in ihrer ganzen Einfachheit die Theorie der Quellenaufsuchung jenes mit Recht allberühmten und unsterblichen Mannes.

Das Hauptgesetz in der so glänzend bestätigten Theorie des Abbé Paramelle ist also die vor ihm keineswegs allgemein bekannte Erfahrung, daß sich unter jeder, wenn auch schwachen, natürlichen Falteneinsenkung des Bodens ein Quellenloch befindet.

N.-Y. ill. Z.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

19.

Etwa um die Zeit, wo Maruschke wieder von seinem Krankheitsanfalle genas, kehrte Herr Werner von einer größeren Reise zurück, welche er mit seiner Frau durch die Schweiz und Süddeutschland gemacht. Otte und Richertz begrüßten ihn am Abend nach seiner Rückkehr, und waren freudig überrascht von dem guten Aussehen des so emsigen arbeitsamen Mannes, dem die mehrwöchentliche Muße sichtlich wohlgethan.

„Ihnen bin ich zu ganz besondrem Danke verpflichtet, junger Freund,“ sagte Herr Werner zu Heinrich, als sie allein waren. „Sie haben mir einen Theil Ihrer spärlichen Mußezeit geopfert, um auf meinem Comptoir zum Rechten zu sehen und meine Hauptkasse zu führen. Aber warum vermieden Sie mein Haus, d. h. meine Familienzimmer, wenn Sie doch täglich auf's Comptoir kamen?“

Otte zuckte erröthend die Achseln, hielt aber den forschenden Blick Werners ruhig aus. „Darf ich offen reden, Herr Werner?“

„Ei natürlich! ich bitte Sie sogar darum; also heraus mit der Sprache!“

„Fräulein Johanna war ja allein zu Hause, denn Herr Constans ging seinen Vergnügungen nach,“ sagte Otte; „würde man mich hier im Hause aus- und eingehend bemerkt haben, während Sie und Frau Werner fort waren, so hätte dieß Dienstleuten und Nachbarn Gelegenheit zu Deutungen bieten können, welche... welche mich vielleicht Ihre Freundschaft gekostet hätten, die ich nicht verlieren will.“

„Otte, Sie sind ein braver Kerl!“ sagte Werner tiefgerührt; „Sie haben redlich und umsichtig gehandelt; ich vertraute Ihnen

zwar ganz und gar, aber es würde mir doch kränkend gewesen seyn, wenn irgend jemand mir nachgesagt hätte, ich habe Ihnen Gelegenheit geben wollen, mit meiner Tochter anzubinden. Ich bewundere Ihren Zartsinn und Scharfblick.«

»Ich kann Ihnen sogar sagen, lieber Freund, daß Otto nicht einmal zu uns kam, wenn er Johanna bei uns wußte,« sagte Herr Richertz; »ja ich fürchte sogar, er hat damit Johanna vor den Kopf gestoßen. Sie machte wenigstens gegen meine Frau kein Hehl aus ihrer Empfindlichkeit gegen seine Vernachlässigung.«

»Lassen wir sie schmollen — es wird vorübergehen,« entgegnete Herr Werner und ein trüber Schatten flog über sein Gesicht; »Otto hat brav und weise gehandelt; solche Begegnungen unter vier Augen sind immer gefährlich, und ein redlicher Mann weicht solchen Gelegenheiten aus. — Aber ich wollte, Sie wären mit uns gewesen, lieber Otto! welche Herrlichkeiten der Schöpfungen haben sich vor uns aufgethan! der Rheinfall, Rigi, Vierwaldstädter-See, Gotthard, Rhonegletscher, Grimsel, Grindelwald, Interlaken, Genfer-See, Montblanc, Monte-Rosa, Lago Maggiore, Comersee, Chiavenna, das Oberengadin, der Julier, Chur, Ragatz, Pfäfers, der Bodensee.... nein, es war feenhaft! — Und Sie armer Junge, sind da Tag um Tag an Ihr Pult gejocht geblieben, während Ihre Prinzipale — na, eigentlich hätt' ich es nicht sagen sollen, aber nun es einmal heraus ist, erfahren Sie es lieber auch ganz!«

»Ei, was denn, Herr Werner?«

»Jenun, es bleibt ja unter uns,« sagte Werner geheimnißvoll; »Klatscherei ist meine Sache nicht, aber ich bin es Ihnen eigentlich schuldig, daß ich alles sage, denn der gesunde Menschenverstand müßte auf dem Kopf stehen, wenn die Leute bei einer solchen Wirthschaft es lange treiben könnten....«

»Fürwahr, Sie machen auch mich neugierig, Herr Werner!« sagte Herr Richertz; »von wem reden Sie denn?«

»Von Anheim und dem jungen Magnus, zwei liederlichen Bengeln, die einander wirklich werth sind,« erwiderte Werner mit unverhohlener Indignation. »Denken Sie sich, da treffe ich mit dem jungen Magnus auf meiner Reise zwei Mal zusammen, einmal im 'Falken' in Bern, wo er mit einer elegant jungen Dame, irgend einer femme entretenue aus Paris sich einquartirt hatte, und im Fremdenbuch richtig zu lesen stand: Monsieur de Magnus, banquier de Paris; Madame la baronne de Magnus, avec suite, de Paris. Sie hätten diese Person sehen sollen, eine wandelnde Wolke vom durchsichtigsten kostbarsten indischen Stoff, duftend von allen Wohlgerüchen Indiens, behangen mit Schmuck und Kinkerlitzchen aller Art, frech wie eine Wespe, eine Kammerfrau und einen kleinen Diener bei sich, fünf Zimmer in der Beletage — ich hätte die Zeche nicht zahlen mögen! Wenn der alte Kammerrath das gesehen hätte, er würde blutige Thränen geweint haben; der arme Mann, der sich noch im Greisenalter mit schmutzigen Geschäften plackt, um seiner Kinder Uebermuth zu fördern! Auf der Eisenbahn nach Thun fahren wir zufällig mit der Kammerfrau zusammen in der zweiten Klasse, der freche infame Judenbengel mit seiner Lorette natürlich in erster Klasse. Ich unterhalte mich mit der Zofe, und lasse ein Wort fallen, daß ich ihren Herrn Bankier Magnus von klein auf kenne; ein Wort gibt das andre, und nun muß ich Dinge hören, die mich mit einer wahren Gänsehaut überlaufen. Denken Sie sich, der junge Magnus war verlobt mit einer schönen reichen jüdischen Bankierstochter in Rotterdam; der Hochzeitstag war schon bestimmt, aber gleichwohl setzt der Bursche das Verhältniß mit der Lorette noch fort, während er mit seiner Verlobten die zärtlichsten Briefe wechselt. Eines Tages bekommt die Freundin durch irgend einen Zufall einen Brief von der Verlobten in die Hand und ersieht daraus die ganze Sachlage; weit entfernt, daraus eine Scene zu machen, wartet sie nur ruhig ab, bis der junge Magnus seiner Verlobten einen Besuch in Rotterdam abstattet, reist ihm nach, und überführt ihn der 'Untreue' gegen sie und läßt ihm keine andre Wahl, als entweder sie selbst zu heirathen oder ihr eine Abfindung von hunderttausend Franken zu bezahlen. Magnus verweigert das erste, vermag das zweite nicht, verspricht aber von der Mitgift die Summe zu bezahlen, und gibt seiner Freundin einen Revers hierüber. Allein habsüchtig und argwöhnisch wie solche Personen sind, verlangt die 'Freundin' eine notarielle Beglaubigung dieses Reverses, um ihn rechtskräftiger zu machen, schickt nach einem Notar und läßt durch denselben die Urkunde und die eigenhändige Unterschrift des Ausstellers beglaubigen. Den andern Tag soll derselbe Notar im Auftrag des Vaters der Verlobten den Heirathsvertrag aufsetzen, stutzt aber an dem Namen, wird verwirrt und zaudert, und theilt endlich als Ehrenmann seinem Klienten den Vorfall vom vorigen Tage mit. Der Bankier stellt Erkundigungen in dem betreffenden Hotel an, wohin der Notar in der fraglichen Angelegenheit gerufen worden war, findet alles bestätigt, und weist nun dem jungen Magnus gebührend die Thüre; und dieser, weit entfernt sich darüber mit seiner Freundin zu brouilliren, kehrt mit ihr in bester Eintracht nach Paris zurück. Das alles erzählte mir die Kammerfrau mit der größten Seelenruhe und einem Vergnügen, als ob sie mir nur den Gegenstand einer Komödie schilderte, die sie jüngst gesehen!«

»Das ist ja eine Verworfenheit, wie sie die römische Kaiserzeit und die Periode der Regence unter dem Herzog von Orleans nicht haarsträubender kannte!« rief der Oberstlieutenant indignirt. »Ist denn die Person so schön, daß sie einen solchen Einfluß über den jungen Magnus gewonnen hat?«

»I bewahre,« entgegnete Werner; »nichts weniger als das; sie ist eine große stattliche Person von markirten, kaum regelmäßigen Zügen, aber harmonischen Formen, der ich aber mindestens zweiunddreißig Jahre gebe, und die, wie ihre Kammerfrau von ihr rühmt, schon mehrere reiche Russen und Engländer ruinirt hat. Dabei scheint sie nicht einmal gebildet zu seyn, und der Einfluß den sie auf den um ein Halbdutzend Jahre jüngern Magnus ausübt, ist mir daher um so unbegreiflicher. — Allein das ist noch nicht alles! Die Kammerfrau, die ich sogar für die leibliche ältere Schwester der Freundin zu halten geneigt bin und die mit einem seltsamen Gemeng

von Prahlerei und Neid von der Fortune der sogenannten Frau v. Magnus spricht, erzählte mir, obschon in geringschätziger Weise, daß sie jüngst mit ihrer Herrin hier gewesen sey und im Hotel de Pologne hier in unserer Stadt logirt habe. Ihre Herrin, über die lange Abwesenheit des jungen Magnus unruhig geworden, mochte den Argwohn hegen, daß derselbe dort wieder Heiraths-Projekte verfolge, war ihm wiederum nachgereist und hatte ihn hier eines Morgens durch ein Billet überrascht, welches ihm ihre Ankunft anzeigte. Sie erinnern sich, meine Freunde, daß damals das Gerücht ging, der junge Magnus bewerbe sich um die Hand von Fräulein Isaaksohn und habe von Seiten des Fräuleins die günstigsten Chancen für sich; Sie werden aber nun auch den Grund seiner jähen Abreise begreifen, welcher allgemein unbegreiflich war und nur dringenden Geschäften zugeschrieben ward. — In Interlaken trennten wir uns von der Kammerfrau, um ihr und ihrer Herrschaft erst am Comersee wieder zu begegnen, wo auf der Villa Carlotta ein Schwarm junger Männer von Stande sich um die sogen. Frau v. Magnus drängte, und ich in unserm Gasthofe in Bellaggio diese Herren noch nach Mitternacht bei einem Hazardspiele um den Herrn und die Frau v. Magnus versammelt sah."

„Ein feines Brüderchen das!" sagte der Oberstlieutenant und drückte Otte mitleidig die Hand, denn er sah, wie diesem die Wange vor Entrüstung und Scham erglühte. „Und denken zu müssen, daß man sich hier in unseligster Verblendung sogar in den ersten Cirkeln um einen solchen Menschen riß, und daß selbst der Oberpräsident und der kommandirende General um seinetwillen ihre exklusiven Prätensionen soweit herabstimmten um seine Schwester, Madame Auheim, mit ihm einzuladen!"

„Du lieber Himmel, gönnen wir dem Oberpräsidenten und dem General die Demüthigung, welche ihnen über kurz oder lang aus dieser Wahl ihres Umgangs entstehen muß, wenn sich das Schicksal dieser Emporkömmlinge erfüllt haben wird!" sagte Werner mit einer Art Schadenfreude. „Ich von meinem demokratischen Standpunkte aus kann jenen vornehmen Hohlköpfen, die auf uns arbeitsame und rechtliche Menschenkinder nur wie auf eine Horde Sklaven heruntersehen, eine solche Witzigung nur gönnen. Im Uebrigen aber fand ich Herrn und Frau Auheim dem jungen Magnus ganz ebenbürtig und gleichwerthig. In Baden-Baden, wo wir im Victoria-Hotel abstiegen, weil beinahe in keinem andern Gasthofe mehr Platz zu finden war, trafen wir Madame Auheim oder Frau von Auheim, wie sie dort hieß, in Gesellschaft eines jungen Pariser Pianisten und in einer Intimität mit ihm, welche bereits das Gerede der Tischgesellschaft geworden war, jedoch keinen Affront zu erregen schien, da solche Verbindungen dort ganz an der Tagesordnung seyn müssen. Wenigstens hat man mich versichert, daß dort unter der sogenannten vornehmen Welt eine höchst ungenirte Kreuzung der Nationalitäten herrsche," setzte er bitter hinzu. „In Homburg aber begegnete uns zwei Tage später Herr Auheim selbst am Arme der hübschen kleinen Uccello, die vor anderthalb Jahren am hiesigen Theater als Solo-Tänzerin engagirt war und schon damals unter seiner besondern Protektion gestanden haben soll. Beide hatte doch nicht Frechheit genug, sich eines gewissen Erröthens zu erwehren, als wir sie mehrfach Arm in Arm mit einander antrafen. Es ist also, wie Sie sehen, meine Freunde, eine wirklich beneidenswerthe Art von geistiger Erfrischung und leiblicher Gesundheit, welche ein Theil unserer eleganten und vornehmen Welt auf diese Weise auf Reisen und in den großen Luxusbädern sucht! — Ich brauche Sie auch wohl kaum zu versichern, daß ich nach diesen Erfahrungen mit einer wirklichen Eile den Staub Homburgs von meinen Füßen schüttelte und wieder hieher zurückeilte zu meinem Berufe und unseren gesunden, einfachen bürgerlichen Verhältnissen."

„Fürwahr, gegenüber von diesen Folgen des Reichthums und diesen Zuständen der sogen. vornehmen Welt lobe ich mir ebenfalls meine bürgerliche Einfachheit und goldene Mittelmäßigkeit!" sagte Herr Richertz; „aber sagen Sie, lieber Werner, wohin wird dieß führen?"

„Wohin anders als zum Ruin?" versetzte dieser sehr ernst. „Hat jemals etwas dauernden Bestand gehabt, was gegen Sittlichkeit und Vernunft stritt? Ist ein solches Leben auch nur einigermaßen zu entschuldigen mit dem Drang nach Zuneigung, Liebe, Anschmiegen, herzlichem gegenseitigem Bedürfniß zweier Seelen, wie es in unserer menschlichen Natur begründet ist? Gibt in diesem schnöden Sinnenleben, dieser gespreizten Hohlheit, diesem Haschen nach Ostentation sich nicht der ganze fessellose Materialismus unserer Zeit kund?!"

„Aber wie lange kann das noch dauern?" rief der Oberstlieutenant.

„Für den Einzelnen niemals lange," entgegnete Werner; „weil aber immer Ein Narr zehn andere zur Nacheiferung anfeuert und das Beispiel dazu von oben herab gegeben wird, so fürcht' ich es wird sich dieses Treiben nicht mehr ausrotten lassen, wenn nicht eine allgemeine soziale Umwälzung erfolgt. — Aber mich dauert nur unserer wackerer Freund Otte hier, der die schönsten Jahre seines Lebens und den besten Eifer seiner Mannesjahre dem Dienste solcher Menschen opfert!" setzte er hinzu und drückte Otte die Hand.

„Seyn Sie meinethalben unbesorgt, bester Herr Werner!" sagte Heinrich wehmüthig lächelnd, aber mit einem tiefen Seufzer. „Diese Beispiele sollen mich nicht anstecken noch in meinen Grundsätzen irre machen. Man lernt ja positiv und negativ. Ich bin nun einmal gebunden, und will meine Zeit ausharren, so lange man mir nicht direkt zu nahe tritt, oder sich mir kein günstigerer Wirkungskreis bietet. Ich habe nicht das Talent mich vorzudrängen und geltend zu machen; ich weiß das Weltglück nicht aufzufinden, sondern muß warten, bis es mich aufsucht. Aber ich habe etwas, das alle anderen Schätze aufwiegt: Berufstreue und ein ruhiges Gewissen. Alles Andre ist doch nur Tand."

Das Gespräch nahm bald eine andere Wendung, indem Herr Werner seinen Freunden von der Reise und ihren Genüssen erzählte, und Mitternacht war schon vorüber, als man sich trennte. Otte ging allein nach Hause; Werner wollte den Oberstlieutenant, dessen Wohnung in entgegengesetzter Richtung

lag, durch den Garten hinauslassen, von dessen Rückseite aus er direkt auf die Esplanade gelangte.

„Sagen Sie, lieber Werner,“ hub Herr Richertz an, als sie mit einander durch den stillen, dunklen Garten gingen, — „können wir denn gar nichts für den wackern Jungen da thun? Sollte es nicht irgend ein Mittel geben, ihn von dem Schwindelvolk loszureißen?“

„Die Zeit dazu ist noch nicht da, Freund,“ versetzte Werner; „Otte ist ein redliches dankbares Gemüth, das fest an Auheim hängt, weil derselbe ihn aus der Noth gezogen und seine Dienste seither bereitwillig anerkannt und gelohnt hat. Otte baut daher Berge auf ihn, so lange Auheim ihn nicht über sich enttäuscht, und dieß wird sicher nicht ausbleiben, oder Auheim müßte sein Naturell verleugnen. Ich sah es Otte heute Abend an, wie tief es ihm in die Seele schnitt, was ich ihm von seinen Prinzipalen erzählte; allein ich durfte es ihm nicht vorenthalten, um ihm die Augen zu öffnen.“

„Aber ich fürchte, es ist doch ohne Wirkung geblieben,“ sagte Herr Richertz.

„Ich habe keine augenblickliche Wirkung davon erwartet, lieber Freund; aber der wackere Junge ist nun wenigstens gewarnt vor der schrankenlosen Selbstsucht seiner Prinzipale; er wird sich nicht mißbrauchen lassen. Vorerst bleibt Otte noch aus Pflichtgefühl bei Auheim, gerade weil er einsieht, daß diesem Gefahr droht. Ueber seinem edlen Enthusiasmus und und seiner aufopfernden Dienstfertigkeit gegen Andere übersieht er seine eigenen Interessen, aber das Schicksal wird ihm schon noch die Augen öffnen. Dazu ist er, schätz' ich, gerade jetzt in einem eigenthümlichen Gemüthszustande, nämlich wenn ich mich nicht irre verliebt.“

„In wen denn? in Ihre Johanna?“

„Mit nichten, leider in keine von meinen Töchtern,“ entgegnete Werner mit einem wehmüthigen Kopfschütteln. „Gott weiß es, mit welch offenen Armen ich ihn als Schwiegersohn aufnähme, aber ich kann ihm doch meine Mädel nicht aufdrängen und will auch keine Vernunftheirath. — Nein, ich vermuthe, daß er in eine der drei Schwestern Valentin verliebt ist, bei denen er wohnt, mit denen er täglich umgeht, und daß nur der Gedanke, dem Mädchen seiner Wahl noch keine gesicherte Stellung bieten zu können, ihn von dem entscheidenden Schritt zurückhält, welcher sein Lebensglück ausmachen würde.“

„Armer Junge! so gewandt und erfahren im Dienste Anderer, und in eigenen Angelegenheiten so unbeholfen und blöde!“ sagte Richertz.

„Das ist das eigenthümliche Cachet mancher nobleren Naturen,“ meinte Werner. „Stellt man sie nicht auf den Platz, der Ihnen gebührt, so gehen sie beinahe der Welt verloren. Darum ist es mir ein Herzensanliegen, für ihn zu sorgen, daß er dereinst noch auf eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stelle gelange.“

„Das muß ich freilich Ihnen allein überlassen, bester Werner; allein wenn es sonst eine Gelegenheit gibt, etwas für ihn zu thun, dann hoffe ich, daß Sie mich bei einem solchen Werke betheiligen, denn ich bin dem Jungen ebenfalls herzlich gewogen. Einverstanden?“

„Topp! ganz gewiß,“ erwiderte Werner; „und nun gute Nacht, Freund!“ Damit schüttelten sie sich die Hand und trennten sich unter dem Gartenpförtchen. —

Die Mittheilungen Werners über seine Prinzipale hatten Otte'n in der That tiefer berührt, als er es ahnen ließ, und den Kampf in seiner Seele zwischen Dankbarkeit und Pflichtgefühl einer-, und Mißtrauen und sittlicher Mißbilligung anderseits, der schon längst insgeheim in seiner Seele gährte, mächtig genährt. Er war überzeugt, daß ihm Werner nicht zuviel berichtet, er sah aus den Bezügen Auheims auf seine Kasse, daß derselbe ohne zu rechnen in den Tag hinein lebte; er sah Verwickelungen und Verlegenheiten voraus, sobald der geringste äußere Anstoß den Geldmarkt erschütterte. All das wirkte drückend und verstimmend auf den gewissenhaften Diener. Ohnedem hatte die Firma zu viel neue Unternehmungen zu gleicher Zeit auf den Markt geworfen, als daß nicht eine dem Absatze und Erfolge der andern geschadet und dem Publikum die Wahl erschwert hätte. Er wich daher einige Tage lang geflissentlich dem Umgang seiner Bekannten aus, denn er war gewohnt, seine Sorge und seinen Kummer in sich zu verschließen. Nur die Freude mußte er mit Anderen theilen, und dazu ergab sich jetzt auch eine Gelegenheit.

Eines Abends bei der Heimkehr in seine Wohnung eilte ihm Käthchen mit einem Briefe entgegen, der von Herrn v. Dotter angekommen sey.

„Von Dotter? woher wissen Sie denn das, Käthchen?“ fragte Otte, als ihm ein Blick auf die Handschrift der Adresse diese Angabe bestätigt hatte.

„Weil des Majors Bursche ihn selber gebracht hat, der brummige Albrecht, wissen Sie. Der Mann hätte gar zu gerne Sie selber gesprochen, aber er mußte zum Zapfenstreich in die Kaserne und konnte nicht warten; der Bursch war wie vertauscht vor Freude, und wollte doch nicht reden!“

„Dann müssen wundersame Nachrichten in dem Briefe stehen,“ meinte Otte, und stieg zu seinem stillen Stübchen hinan, um Herrn v. Dotters Brief ungestört zu lesen. Er lautete:

„Mein lieber, bester Freund! mein Herzensbruder!

„Wenn irgend jemand außer meiner theuren Mutter ein Anrecht darauf hat, Ereignisse zu erfahren, welche meinem Leben eine unerwartete Wendung geben, so bist Du es, dem ich ja mein Leben verdanke. So sollst Du denn auch nach meiner Mutter der Erste seyn, dem ich mein Glück mittheile. Ich bin verlobt, mein Freund, verlobt mit dem reinsten, besten, herrlichsten Mädchen, das ich je gesehen, mit Fräulein Juliane van Houthem, der Waise eines wohlhabenden Gutsbesitzers aus der Gegend von Lüttich. Ich war mit meinem Prinzen in Spaa im Bade, wo Juliane mit ihrer Großmutter, Frau van der Does aus Gent, sich aufhielt. Wir waren Tischnachbarn, und näherten uns gegenseitig unbefangen. Einige gemeinsame Ausflüge brachten uns einander näher, und wir lernten uns lieben; aber erst die Trennung ließ uns erkennen in welchem Grade. Ich

hatte mir jedoch gelobt, meine Gefühle nicht an die Erscheinung treten zu lassen, seit ich wußte, daß Juliane eine reiche Erbin war. Allein die Großmutter mußte dieses Motiv durchschaut haben, denn sie nahm dem Prinzen noch vom Wagen aus das Versprechen ab, daß er sie auf ihrem Landsitze bei Gent besuche, sobald er auf seiner Reise jene Stadt berühre. Vorgestern langten wir hier auf dem Gute an, und ich las in Julianens feuchtem Blick, ich fühlte an dem Beben ihrer Hand in der meinigen, wie innig ich geliebt bin, — ich erkannte aus dem Benehmen der Großmutter, daß Juliane unser unausgesprochenes Geheimniß dieser anvertraut hatte. Gestern Abend im Park, im Mondschein, unter grünen Laubkronen — ich wüßte Dir nicht mehr zu sagen, wie es gekommen ist, daß ich meinem Gelübde untreu ward — tauschten wir Schwur um Schwur und den ersten Kuß, und bei der Heimkehr in's Schloß flog Juliane an den Hals der Großmutter und gestand ihr vollends alles. Als die treffliche alte Dame mir Julianen zuführte und unter Thränen unsere Hände in einander legte und der Prinz Zeuge unserer Verlobung war, gestand er uns lachend, daß er dieß längst geahnt und für uns beide gewünscht habe. Er hatte Frau van der Does schon in Spaa meine Verhältnisse mitgetheilt, und sie ihm gestanden, daß sie von dem künftigen Gatten ihrer Enkelin kein Vermögen erwarte, sondern nur Garantieen für das Glück Julianens, — daß ich ihre volle Achtung genieße. Heute früh habe ich meiner süßen Braut mitgetheilt, welch' ein Verdienst Du Dir um mich erworben hast, und sie war tief gerührt und brennt vor Begierde, Dich zu sehen und zu begrüßen. Sie bestand darauf, daß ich Dir gleichzeitig mit meiner Mutter unser Glück und ihre Grüße mittheilen solle. Demnächst mehr!

Schloß Leeuwenhage, 17. Aug. 185—

Von ganzem Herzen
Dein Edmund Dotter."

„Wackerer Freund, Du hast es verdient!" rief Otte mit der freudigsten Rührung und Aufregung, und eilte sogleich zu den drei Schwestern hinunter, um sie zu Mitwisserinnen dieser frohen Botschaft zu machen. — „Nun? was gibt es denn?" rief ihm Käthchen bei seinem Eintritt entgegen; „Sie strahlen ja vor Freuden trotz dem Albrecht!"

Statt aller Antwort las Otte den Brief vor, und die drei Schwestern theilten sein und Dotter's Glück. — „Ich bin recht froh, daß dieser Brief kam," sagte Marie; „jetzt sehen Sie doch wieder heiter drein, aber in den letzten Tagen waren Sie ein recht garstiger Misanthrop, Otte, und spielten förmlich mit uns 'Menschenhaß und Reue.' Heute Abend aber müssen Sie schon bei uns bleiben und mit uns von dem Glück Ihres Freundes plaudern!" Hiezu ließ sich Otte nicht lange nöthigen, und binnen Kurzem waren sie in einem angelegentlichen Gespräche über allerlei Dinge.

„Sie müssen sich ein Beispiel an Ihrem Freund Dotter nehmen und nun ebenfalls heirathen, lieber Otte," sagte Käthchen munter. „Ich kann mir einen rechten Mann, wie Sie es sind, gar nicht ohne eine Familie denken, und die Mittel zum Unterhalt einer Frau fehlen Ihnen ja nicht."

„Bah, Käthchen, mich will ja keine," gab Otte lächelnd zur Antwort; „wenn ich auch wollte, so brächte ich es nicht fertig, eine Frau zu bekommen, denn wenn ich mein Theil dazu thun muß, so wird in aller Welt nichts daraus. Soll ich mir denn 'auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege' eine Frau durch die Zeitung suchen?"

„I warum nicht gar?" rief Käthchen; „als ob Sie keine bessere durch sich selbst bekommen könnten! Ich weiß Frauenzimmer, welche sich die Finger nach Ihnen lecken würden, — zehn für eine! Da ist z. B. Johanna Werner, noch obendrein eine gute Parthie ..."

„Käthchen, Du wirst beleidigend!" fiel ihr Julie rasch in's Wort und eine dunkle Röthe überlief ihr ernst gewordenes Gesicht.

„Ach was, er nimmt mir nichts übel!" sagte Käthchen lustig und unbesorgt; „Otte versteht Spaß!"

„Allerdings, liebes Käthchen," gab Otte zur Antwort und drückte ihr die Hand; „Sie sind die Letzte, deren Bemerkungen irgend eine empfindliche Saite in mir verletzen könnten, denn ich weiß ja, daß Ihrem wackern trefflichen Herzen jede Absicht der Kränkung fern liegt. Aber um des Herrn Karl Werner willen, den ich mit Stolz meinen Freund nenne und dem ich so hoch zu Danke verbunden bin, möchte ich Fräulein Johanna's Namen nicht wieder in Einem Athem mit dem meinigen genannt hören. Ich weiß, liebes Käthchen, es ist nur Scherz von Ihnen; aber bedenken Sie, welch ein Licht es auf mich werfen würde, wenn irgend eine fremde Person jemals es hörte und weiter plauderte und das Gerede meinem braven wohlwollenden Freunde zu Ohren käme! Müßte er nicht Verdacht auf mich werfen, als ob ich über solche Dinge, die ihn so nahe angehen, leichtfertig gesprochen hätte?"

„Ach ja, lieber Otte, Sie haben recht; ich bin ein recht garstiges, dummes Ding, und verspreche Ihnen, nie wieder eine solche Anspielung zu machen," sagte Käthchen; „denn wenn ich mir's so recht erwäge, so muß es Ihnen ja ebenfalls wehe thun, mit Johanna Werner geneckt zu werden."

„Und weßhalb denn? Johanna ist ein gebildetes, hübsches, lebhaftes Mädchen und scheint mir ganz geeignet, einen Mann glücklich zu machen," versetzte Otte. „Jeder aber, der mich näher kennt, wird mir zutrauen, daß ich kein Vermögenjäger bin, und darum gewiß nie meine Wünsche dorthinauf erheben würde. Ueberhaupt habe ich über die Heirath meine eigenen Ansichten," fuhr er, auch zu den anderen Schwestern gewandt fort; „ich habe mir fest vorgenommen, nicht eher zu heirathen, als bis ich meiner Gattin eine möglichst ruhige, gesicherte Existenz darbieten kann. Ich habe eine solch hohe Meinung von den Rechten und Pflichten einer Gattin und Mutter, daß ich sie der unbeschränkten Erfüllung dieser Pflichten erhalten und sie deßhalb mit Wohlstand und Behagen umgeben möchte."

Julie blickte in die Zeitung nieder und schien aufmerksam zu lesen. Marie aber sagte: „Das ist recht schön und uneigennützig gedacht, lieber Otte; aber ich glaube, Sie haben darin

nicht ganz recht. Eine Frau, die so viel Muße hat, wird gar zu leicht eine Salondame, eine Gesellschaftspuppe, und ich zweifle, daß Sie sich von einer solchen beglückt halten könnten. Ich meinestheils bin nur ein einfaches dummes Mädel, aber ich kann mir gar nichts Schöneres denken, als einen Mann zu heirathen, der mir erlaubt, auch meinen Antheil am Erwerb des täglichen Brods zu nehmen, ohne darum die Pflichten zu vernachlässigen, die mir als Ehefrau obliegen würden. Das wäre in meinen Augen ein höherer Gewinn, als die schönsten Salons, die reichsten Toiletten und die gewählteste Gesellschaft; das wäre mir mehr als alles Genüge und alle Behaglichkeit. Und ich bin überzeugt, unsere Julie denkt ebenso?«

»Allerdings, liebe Marie,« gab diese mit leichtem Erröthen zur Antwort und sah von dem Zeitungsblatte auf; »das wäre auch mein Stolz!«

»Und ein berechtigtes Selbstgefühl, wie ich gern zugebe,« sagte Otte; »aber was lesen Sie denn da so eifrig, liebe Julie? was steht denn in dem 'Butterblättchen' so Interessantes, daß es Sie nachdenklich machen kann?«

»Ach,« erwiderte Julie und fuhr sich mit der Hand über die etwas bewölkte Stirne; »nachdenklich bin ich eigentlich nicht; aber da ist mir eine Anzeige aufgefallen, die mich interessirt hat. Das Gutmann'sche Haus am Neumarkt ist zum Verkaufe ausgesetzt — ein Anwesen, was sich ganz für unser Geschäft eignen würde,« fuhr sie fort, froh die trüben Gedanken, welche die vorhergehende Unterredung in ihr angeregt hatte, in eine andre Bahn leiten zu können. »Das geräumige Gewölbe, das große Entresol, die günstige Lage — das alles würde dazu beitragen, unserm Geschäft jene bedeutendere Ausdehnung geben zu lassen, welche wir schon längst beabsichtigt haben. Aber woher die Mittel bringen, ein solches Anwesen zu kaufen?«

Der Gedanke, den Julie angeregt hatte, leuchtete auch Marien ein, denn es war ja den Schwestern längst klar geworden, daß das gegenwärtige Lokal zu klein, zu ungünstig und zu abgelegen von dem größern Verkehr war. Das Gutmann'sche Haus dagegen bot alle Vortheile, die einem bedeutenden Aufschwung erwarten ließen, und Julie und Marie ergingen sich in der Ausmalung der Pläne, die sie für ihr Geschäft hatten, wenn es ihnen gelänge, diese Erwerbung zu machen. Otte war der ganzen Unterredung mit voller Theilnahme des Kaufmanns und des Freundes gefolgt, und hatte die Erwägungen und Pläne der Schwestern einer unbefangenen Prüfung unterzogen. »Nun denn, wenn Sie sich wirklich so viel Vortheile von dem Hause versprechen, so kaufen Sie es doch, meine lieben Freundinnen!« sagte er.

»Kaufen? und womit denn? etwa mit den wenigen tausend Thalern, die wir unser eigen nennen?« fragte Julie.

»Mit nichten, denn diese bedürfen Sie zum Betriebskapital! Kaufen Sie das Haus mit Ihrem Kredit, mit Ihrer Arbeit, mit Ihren festen Vorsätzen es abzuverdienen; und wenn Sie erst die ernste Absicht dazu haben, so will ich Ihnen die Mittel und Wege sagen, wie Sie ein solches Besitzthum erwerben können, ohne einen Kreuzer Kapital zu besitzen!«

»Bah, das ist nicht möglich!« rief Marie; »das wäre ja reiner Schwindel und würde uns in Sorgen stürzen!«

»Keines von beiden — ich zeige Ihnen einen Weg, der Ihnen ganz einleuchten und an solider und rationeller Grundlage nichts zu wünschen übrig lassen soll.«

»Ach gehen Sie, Otte! Sie spaßen!" sagte Julie; „ein Haus, das vielleicht vierzigtausend Thaler kosten kann, — um das sich Dutzende bewerben werden, wenn es zur Steigerung kommt?"

„Einerlei! ich mache mich anheischig, es Ihnen dennoch zu verschaffen und zwar auf eine Weise, daß Sie es federleicht abbezahlen können und keinerlei Risico eingehen, — ja daß selbst Ihr Tod das Besitzthum nicht aus den Händen der Ihrigen reißen kann!«

„Das heißt doch wahrlich beinahe zu viel versprochen!" rief Marie; „ich halte Alles für Scherz, Mädchen!" wandte sie sich an Käthchen und Julie; „der Schalk Otte hat uns zum Besten."

„Wohlan denn, so machen wir einen Versuch, meine Freundinnen! Sie besichtigen morgen das Gutmann'sche Haus, und wenn Ihnen dasselbe gefällt und Sie sich von seiner Rentabilität überzeugt haben und zum Kauf entschlossen sind, so verschaffe ich es Ihnen übermorgen unter Bedingungen, die Sie mit Freuden eingehen werden; wo nicht, ist der Kauf auf meine Gefahr geschehen, und ich zahle an das Waisenhaus noch fünfhundert Thaler Reugeld."

„Das gälte den Versuch," rief Käthchen; „wir wollen sehen, ob er Ernst macht!"

„Das können Sie wohl thun, der Sie alle Hülfsquellen des Geldmarktes ausbeuten können," sagte Julie; „aber mit uns unerfahrenen Mädchen ist es ein andres!"

„Kein Aber, liebe Julie! es glückt Ihnen ebenso gut wie mir, wenn Sie nur wollen. Schlagen Sie ein, es gilt den Versuch."

„Wohlan, ich gehe die Bedingungen ein, aber ohne Reugeld für das Waisenhaus!" entgegnete Julie; „Sie sind von jeher ein so aufrichtiger fürsorglicher Freund für uns gewesen, daß ich nicht glauben kann, Sie werden uns zu irgend einer Sache rathen, die zu unserm Nachtheil ausschlagen kann!"

„Seyn Sie überzeugt, meine lieben Freundinnen, daß es mir ein Anliegen ist, Ihnen die Grundlage für Ihren künftigen Wohlstand legen zu helfen; gönnen Sie mir daher diese Freude. Ueberlegen Sie sich alles, und geben Sie mir morgen Ihren Entschluß kund!" sagte Otte; „aber nun muß ich gehen; es wird spät, und das ganze Haus ist leer bis auf mich und den Kassendiener."

„Hu, da würde mir grauen, mit dem vielen Gelde allein in dem Hause zu schlafen!" meinte Käthchen. „Du lieber Gott! jede Nacht, wenn ich erwache und an Sie denke, ist mir für Sie bange, ob nicht Spitzbuben bei Ihnen einbrechen und Sie umbringen um die Kasse zu berauben!"

„Hm, damit hat es keine Gefahr," meinte Otte lächelnd; „das Haus steht ja im frequentesten Theile der Stadt, und wir haben einige gute Hunde und sind mit Waffen versehen."

„Ach was! die Diebe und Räuber können den Hunden Gift legen und kommen auch bewaffnet," sagte Käthchen ängstlich. „Der Teufel ist ein Schelm, und man kann nicht wissen, was Ihnen zustößt. Ich wollte, der kleine Anheim wäre wieder da, und Sie schliefen wieder oben in Ihrem Stübchen wie vordem. Es ist uns ganz ungemüthlich, seit wir Sie nicht mehr zum Hausgenossen haben, nicht wahr, Mädchen?"

„Ja fürwahr," sagte Marie; „die Abende sind wirklich sehr langweilig. Sie bleiben meist ganz aus, Herr Otte, und selbst Hedwig kommt nicht mehr so regelmäßig, weil der Alte sie nicht mehr bis an den späten Abend fortlassen will. Da sind wir meist nur auf uns selber angewiesen."

„Na, in einigen Wochen kommt Herr Anheim zurück, der jetzt nach Paris gegangen ist, und dann halten wir wieder unsere geselligen Abende," sagte Otte. „Und das ist eine unerläßliche Bedingung: wenn Sie das Gutmann'sche Haus kaufen, müssen auch einige Stübchen für mich darin eingeräumt werden."

„Ei das versteht sich!" bestätigten die drei Schwestern, und Otte ging, nachdem er noch jeder freundlich die Hand gedrückt.

„Ich glaube, er hat uns zum Besten mit dem Haus," sagte Käthchen, als er fort war; „und doch sieht es ihm nicht gleich. War es Dir denn wirklich Ernst mit der Sache, Julchen?"

„Ach nein, ich gebrauchte es anfangs nur als Ausrede, um meine Verstimmung zu maskiren," erwiderte Julie; „aber als Otte die Sache ernsthaft nahm, ging ich darauf ein, denn es ist keine Frage, daß wir uns die größten Vortheile für unser Geschäft von dem Hause versprechen dürften. Und wenn er es uns verschaffen kann, so thut er es gewiß. Jedenfalls gehen wir morgen unter Tisch mit einem Bauverständigen zu dem alten Gutmann und sehen uns die Sache an!" —

Im Laufe des folgenden Nachmittags sprach Otte im Laden bei Julien vor, die er gerade allein traf. „Nun?" fragte er; „wie gefällt Ihnen das Haus? hat es bei näherer Einsichtnahme Ihren Anforderungen entsprochen?"

„Nach allen Richtungen," entgegnete Julie, sichtlich erwärmt für die Idee der Erwerbung jenes Grundstücks. „Wir könnten uns vorerst mit dem kleinen Gewölbe begnügen und das größere vermiethen, und die Rente entspricht dem Werthe, welchen der alte Gutmann verlangt. Aber nun sagen Sie 'mal, lieber Freund, wie Sie es anstellen wollen, uns die Mittel zu verschaffen?"

„Ach, das ist eine leichte Sache! Sie kaufen das Haus und tragen es in Annuitäten ab," sagte Otte; „wissen Sie was Annuitäten sind?"

„Nicht so recht, — doch habe ich eine dunkle Ahnung davon, daß es Jahresraten sind, zu denen der Zins hinzugeschlagen ist."

„Oder erhöhte Zinse um das Kapital zu amortisiren, wenn Sie so wollen," sagte Otte; „die Sache bleibt sich gleich. Sie werden bei dem Verfahren, welches ich Ihnen vorschlage, für die eine Hälfte des Kaufschillings fünf Prozent Zinsen und eine Rate zu bezahlen haben, für die andere Hälfte aber etwa 20 Jahres-Raten von zehn Prozent, die Sie zwar kündigen können, um sie rascher abzulösen, die dagegen Ihnen nicht gekündigt werden können. Nun bin ich der Ansicht, daß der dermalige Gang Ihres Geschäfts dieß unter allen Umständen erlaubt."

„Ich verstehe Sie noch nicht ganz, lieber Freund," sagte Julie.

„Na, dann sehen Sie in dieses Papier, wo ich Ihnen an einem annähernd ähnlichen Beispiel Alles dargelegt habe. Sind Sie damit einverstanden, so geben Sie mir mit zwei Zeilen Nachricht und ich unterhandle mit Gutmann. . ."

„Aber das Angeld? woher sollen wir die starke Summe aufbringen?" fragte Julie.

„Das sey meine Sorge! einstweilen bereden Sie die Sache nur mit dem Ober- und dem Unterhause; der Mama aber sagen Sie, wenn sie je Skrupel haben sollte, ich wolle für Alles stehen und mich verbürgen, daß Ihnen daraus kein Schaden oder Gefahr erwachse. Und nun Gott befohlen, und guten Muth, damit die günstige Gelegenheit am Schopfe erfaßt werde! — Sie sehen, für Sie sind keine anderen Schwierigkeiten dabei, als diejenigen des Entschlusses!" — —

Zwei Tage später trat Otte am Abend leuchtenden Auges in das Wohnzimmer der Familie Valentin, legte ein Papier in Juliens Hand und gratulirte ihr und ihren Schwestern zu dem Besitze des Gutmann'schen Hauses.

„Ist es möglich?" rief Julie, die Urkunde entfaltend; „Sie haben den Kauf abgeschlossen? 36000 Thaler und ein Drittel Angeld; vierundzwanzig jährliche Renten à 1000 Thaler mit fünf Procent Zinsen! Aber da ist ja keine Spur von Annuitäten, wie Sie sagten?"

„Natürlich, hier in dieser Kaufsurkunde steht dieß nicht, obschon eine Andeutung davon hier zu finden ist," sagte Otte lächelnd; „lesen Sie hier im Art. 5. der Urkunde den Zusatz: 'Auch sind beide Kontrahenten übereingekommen, daß Herr Arnold Gutmann den Käuferinnen gegenüber sich verpflichtet, mit seinen Ansprüchen in die zweite Klasse der Prioritäten zu treten, sobald die Käuferinnen die Hälfte der gesammten Kaufssumme abgetragen haben werden.' — Mit diesem Kaufsvertrage nun und einer gerichtlichen Schätzungs-Urkunde, welche den Werth der Liegenschaft auf 36000 Thaler feststellt, habe ich mit der 'Germania' das Abkommen getroffen, daß diese Ihnen die Summe von achtzehntausend Thalern auf zwanzig Annuitäten vorstreckt, welche am Tage der Bestätigung dieses Darlehensvertrages an Arnold Gutmann bezahlt werden, und über deren Abtragung Sie dieser Vertragsentwurf belehrt."

„So ist denn also alles schon fertig und in der Reihe?" fragte Julie mit feuchten leuchtenden Augen.

„Alles bis auf die Unterschrift der drei Fräulein Valentin als Käuferinnen, welche zu diesem Behufe auf dem Bureau der 'Germania' wie auf dem Rathhause vor der Magistrats-Kommission für die Grundbücher erscheinen müssen," gab Otte vergnügt zur Antwort. „Sind Sie nun zufrieden?"

„Otte!" rief sie und drückte seine rasch ergriffene Hand unter Freudenthränen an ihr klopfendes Herz und ihren Mund;

„Otte, Sie sind ein Freund in des Wortes höchster Bedeutung! Wie soll ich Ihnen danken?...“

„Durch Ihr ferneres Wohlwollen und — wenn Sie mir wirklich gut sind — durch einen treuen schwesterlichen Kuß!...“ Ehe er noch zu Ende gesprochen, war ihm Julie um den Hals gefallen, und hatte seinen Wunsch dreifach und innig erfüllt, und barg dann ihre erglühende Wange an seiner Schulter. „Otte, Sie sind unser Wohlthäter,“ flüsterte sie; „was Sie uns gethan haben, soll Ihnen hier und drüben nicht vergessen werden! — So leicht wird es gewiß noch niemand gemacht worden seyn, sich ein Haus zu erwerben!“

„So sehr hat es auch noch nicht bald jemand verdient, daß man etwas für sein Glück thue, wie die drei Schwestern Valentin, und Sie vor Allen, liebe Julie!“ sagte er mit feuchtem Auge. „Ich aber bin froh, daß ich Gelegenheit gefunden habe, Ihnen eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Sie haben mich unterstützt, als der Hunger an meine Thüre pochte, und dieß werde ich Ihnen auch niemals vergessen!“

Julie wollte gerade darauf antworten, und ihren Gefühlen freien Lauf lassen, da tönte die Ladenglocke und verkündete einen fremden Besuch. Otte entschlüpfte hinter der spanischen Wand durch die Hinterthüre in den Hausgang, während Julie, nachdem sie sich die Thränen abgewischt, in den Laden hinaustrat, den Kunden zu bedienen. Diese Störung bannte vielleicht ein Geständniß, welches zwei Personen, die sich längst nicht gleichgültig waren, auf den Lippen schwebte, für immer in ihren Busen zurück.

19.

Etwa vier Wochen später kam Auheim von Paris zurück, und schien ungewöhnlich ernst, obschon bemüht, diese Stimmung hinter einer gewissen Jovialität zu verbergen. Aber gegen seine sonstige Gewohnheit saß er in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr von früh bis spät über den Geschäftsbüchern und überblickte die Geschäfte, die während seiner Abwesenheit gemacht worden waren, warf eine Menge Aktien und Werthpapiere, welche er noch im Portefeuille hatte, auf den Markt, und stellte die Einleitung verschiedener neuer Unternehmungen, die er schon vor seiner Badereise begonnen hatte, zurück. Verschiedene vage Gerüchte cirkulirten in der Stadt, welche der Heimkehr Auheim's vorausgeeilt waren und dem eitlen Mann empfindlich seyn mochten, aber für den Eingeweihten in der fieberhaften Thätigkeit des kleinen Mannes einige Bestätigung fanden. Mit dem Pariser Zweiggeschäfte der Firma Auheim sollte es sehr bedenklich stehen, Frau Auheim sollte sich in Paris von ihrem Gatten getrennt und mit ihrem Freunde, dem Pianisten, nach Dieppe in's Seebad gewandt haben. Mehre der Aktien-Unternehmungen hatten entschieden Fiasko gemacht, und die Firma etwas in Mißcredit gebracht.

Otte war, wie es in solchen Dingen gewöhnlich geht, einer der letzten gewesen, denen die ungünstigen Gerüchte über seine Prinzipale und namentlich über Auheims eheliche Verhältnisse zu Ohren kamen. Er war Tag und Nacht mit Sorgen überhäuft, um nur das Geschäft in erträglichem Gange zu erhalten, und die eingegangenen Verbindlichkeiten zu decken. Als er aber eines Donnerstags-Abends bei Herrn Werner und aus dessen Munde in schonender Weise die Gerüchte vernahm, welche über seinen Brodherrn im Umlauf waren, hielt er es doch für seine Pflicht, Auheim darauf aufmerksam zu machen, und that dieß auf eine ganz zarte und wohlmotivirte Weise, indem er den Prinzipal darauf hinwies, daß in letzter Zeit mehre der bedeutendsten Häuser auf auswärtigen großen Handelsplätzen die Verbindung mit der Firma wesentlich beschränkt hatten.

Auheim war zwar sonst ein gewandter Schauspieler, vermochte aber eine gewisse Blässe und Verlegenheit nicht zu verhehlen, als ihm Otte hierüber berichtete. „Ich weiß es,“ sagte er, jedoch mit erkünstelter Ruhe; „wir stehen auf der Schwelle einer allgemeinen Handelskrisis, und das sind die gewöhnlichen Vorläufer davon. Das trifft andere Häuser ebenso gut, wie uns. Man hat mich in Paris schon darauf vorbereitet, daß diese Krise nicht mehr lange ausbleiben könne, weil das übermäßige Börsenspiel einen ungesunden, künstlich hinaufgeschraubten Zustand des Geldmarkts geschaffen hat, der sich nicht lange mehr halten kann. Indessen vertraue ich der Umsicht und Gewandtheit meines Schwagers Magnus, daß er bei Zeiten sich ebenso aller Aktien und anderer Papiere von schwankendem Werthe entledigen wird, wie wir es hier thaten. Jedenfalls müssen unsere Ausstände bei dem Pariser Geschäft bald gedeckt werden, da wir hier unser Geld auch nicht entbehren können.“

„Wäre es unter Umständen nicht besser, das Pariser Geschäft zu liquidiren und aufzuheben, um über die Dauer der Krise unsere Kräfte zu concentriren?“ fragte Otte.

„Hm, ich habe auch schon daran gedacht,“ meinte Auheim; „mein Plan scheiterte jedoch an der hartnäckigen Weigerung meines Schwagers. Allein ich werde meinen Plan doch wohl durchsetzen und Sie nach Paris schicken, um die Liquidation vorzunehmen. Ich erwarte meinen Schwager stündlich, und dann soll der definitive Entschluß gefaßt werden. Aber vorerst natürlich reinen Mund darüber!“

Achill v. Magnus kam in den nächsten Tagen auch wirklich an, hatte lange und lebhafte geheime Unterredungen mit Auheim, der zwar vor den Leuten Arm in Arm mit seinem Schwager erschien, als ob sie Ein Herz und Eine Seele wären, aber unter vier Augen angeblich sehr stürmische Auftritte mit ihm hatte. Achill besuchte seinen Vater in dessen enger kleiner Junggesellen-Wohnung beim Comptoir in der Wasserstraße, und hatte ebenfalls eine lange Unterredung mit ihm, die jedoch zu keinem Resultate führte, denn sie entzweiten sich auf eine Weise, die jede Möglichkeit von Wiedervereinigung ausschloß. Achill fuhr hierauf zu seiner Mutter nach Moritzburg hinaus und hatte auch mit dieser eine geheime Unterredung, die aber eben so wenig seinen Wünschen und Erwartungen entsprechen mochte, denn als Frau v. Magnus mit ihrem Sohne am andern Tage hereinkam zur Stadt und mit Achill auf dem Comptoir des Produkten-Geschäfts erschien, erschrack der alte Kammerrath, der mit der Hornbrille auf der Nase soeben Wollproben musterte, bis in die Seele, und bat seine Frau, einstweilen hinauszugehen und ihn zu erwarten. Dann

erledigte er sein Geschäft mit der größten Selbstbeherrschung und ohne sichtliche Eile, schloß dann sein Pult und schickte sich an, zu seinen Privatzimmern hinaufzugehen.

„Bruder, was ist Dir?“ raunte ihm sein Kompagnon zu; „sey fest, laß Dir nicht bestürmen!“

„Mai, sey ruhig, Jonas-Leben; ich werde seyn ein Mann,“ sagte der Kammerrath; „selbst Lenchen soll mich nicht weich machen, so wahr ich lebe! Aber zum ersten Mal in meinem Leben wird mir übel vor einer großen Aufregung. Hast Du nicht ein Gläschen Schnaps, Jonas, oder etwas Wein?“

„Hier sind die Weinproben, Anton, nimm ein Gläschen Carlewitzer, ehe Du hinaufgehst,“ sagte Jonas und zog den Bruder in's Kassenzimmer. „Gott sey mit Dir, Anton; sey stark und denk' an Dein Alter!“

„Ich thu's, Jonas; ich will seyn wie ein Stein, und sollt' mir das Herz darob brechen!“ erwiderte der Kammerrath, und ging hinaus; dennoch wankten seine Kniee, als er die enge steile Treppe hinanstieg; als er aber in die einfach möblirte Stube trat, die so sehr mit den eleganten Zimmern auf Moritzburg kontrastirte, war sein faltiges Gesicht wieder ruhig und seine Haltung stramm.

„Du hast einen schweren Gang gethan, Lenche-Leben, und doch einen vergeblichen,“ sagte er zu seiner Frau und küßte sie zärtlich. „Kennst mich seit 30 Jahren, Kind; weißst daß der alte Amschel nicht hat zweierlei Worte. Hat er einmal gesagt nein, wird er auch dabei bleiben. Hättest Dir und mir den Gang ersparen können, Lenche-Leben. Aber Du hast ihn ja unter dem Herzen getragen, und kannst nicht von ihm lassen, und fürchtest, daß er wahr mache, was er mich gedroht, daß er sich wolle geben den Tod! — Mai, Mutterchen, sey ohne Sorgen; er ist zwar unser Kind und es wird mir fast brechen das Herz; aber ich kenne ihm; er hat nicht den Muth, sich das Leben zu nehmen ...“

„Vater!“ wallte Achill auf; „wenn Sie nicht aufhören wollen mich zu beschimpfen, so zweifeln Sie doch wenigstens nicht an meiner Verzweiflung! beschimpfen Sie mich nicht vor meiner Mutter, oder ich springe gleich hier aus dem Fenster und zerschmettere mich auf dem Pflaster!“

„Achill, mein Kind! ...“ rief die Mutter außer sich.

„Hab' keine Angst, Lenchen! er thut es doch nicht! Er ist zu tief gesunken dazu!“ sagte der Kammerrath schmerzlich. „Dein Tod hätte mir weh gethan, Aaron, wenn Du wärst gestorben als ein Kind; aber ich könnte Dich dann noch lieb haben, wenn ich Dich beweinte. Stirbst Du heute, so werd' ich Dir nicht fluchen, sondern geduldig tragen, was mir der Herr, der Unnennbare, auferlegt hat; ich werde die Schmach auf mich nehmen, die Du gebracht hast über mein graues Haupt, aber ich werde sagen: es war nicht der Sohn meines Herzens, denn er hat nicht gelebt nach meinem Herzen.“

„Aber ist denn gar keine Rettung mehr möglich, Aaron-Leben?“ fragte die Mutter.

Der Kammerrath zuckte die Achseln. „Keine Rettung in der Weise, wie er es verlangt von mir,“ sagte er ruhig. „Die Rettung ist bei Gott, der ihm muß schicken viel Unglück und Elend, daß er in sich gehe und ein Andrer werde. Du weißst nicht was er hat gethan, Mutter, sollst es auch nicht wissen, damit ich ihn nicht reiße aus Deinem Herzen. Aber ich weiß alles. Ich habe ihm gerathen, er soll die Schande auf sich nehmen, die er selber hat gesammelt auf sein Haupt, soll brechen mit seinem müßigen üppigen Leben, soll fliehen nach Amerika oder Australien und soll lernen wie schwer es ist, sein Leben zu machen. Es soll ihn nicht Hunger und Durst treffen noch Kälte; ich will ihm geben was er braucht zu des Leibes Nothdurft; und wenn er mir hat bewiesen, daß er ist geworden ein Mann und daß er kann arbeiten, soll er ein Kapital haben, daß er sich kann rühren und nicht soll bleiben ein armer Schnurrer. Aber er hat mir geflucht und meine Hülfe ausgeschlagen. Er hat versucht mich zu zwingen, daß ich mit sehenden Augen mein halbes Vermögen werfe in den Abgrund, aber er hat sich geirrt in seinem alten Vater.“

„Aaron, Achill, hast Du es gehört?“ rief die Mutter mit gerungenen Händen; „hab' ich Dir nicht gesagt, der Vater ist gut und weise? Warum willst Du nicht annehmen, was er Dir bietet?“

„Weil er meine Lage verkennt, weil sie gar nicht so rettungslos ist wie er sagt, weil ich mit einer Summe von fünfzigtausend Thalern ...“

„Genug davon!“ rief der Kammerrath; „vor drei Monaten war er hier und verlangte 25,000; heute ist es das Doppelte. Hat der alte Vater gesagt Aleph, so muß er auch sagen Beth und Gimel und so fort bis zum Tau; und das Tau wird sein das Bettelhaus für die alten Eltern. Aber ich bleibe fest: ich hab's mir gelobt vor dem Herrn. Der Junge in seinem Hochmuth und seiner Verblendung weiß nicht, wie er steht, aber ich weiß es, daß er steht auf mehr als gläsernen Füßen. Und nun kein Wort mehr, Mutterchen, denn ich hab geschworen zu seyn wie ein Stein, bis er ist geworden weich wie Wachs und ein gebesserter Mensch. Wann er kommt wie der verlorene Sohn, will ich ihm schlachten ein Kalb, und soll Freude seyn in meinem Hause.“

„Oh, mein Sohn, was mußst Du haben gethan, daß Dein guter Vater so muß denken von Dir?“ rief die Mutter und barg ihr Haupt schluchzend in die Lehne des Sopha's. —

Am späten Abend, als Otte von einem Spaziergang um die Stadt zu seiner Wohnung bei Valentin zurückkehrte, sah er einen Herrn in einem Mantel, welchen er für Herrn Achill v. Magnus hielt, aus dem Häuschen des alten Maruschke herausstürzen und sich nach der Promenade wenden, wo er im Schatten der Bäume Otte'n bald aus dem Gesicht verschwand. Am andern Morgen aber hieß es: der junge Magnus sey nach Paris zurückgekehrt. — —

Wiederum waren mehre Wochen vergangen. Die Novembernebel hingen schon über dem weiten Flußthale und die Vorboten des Winters stellten sich in heftigen Stürmen und jähen Frösten ein, und fegten das dürre Laub von der Promenade in die alten Stadtgräben. Die gefürchtete Krise war erschienen, viele Handelshäuser brachen zusammen, als ob sie auf dürren Stecken gestanden wären. Auch die junge Firma Weißbrod,

Reichhelm u. Comp. hatte fallirt; die drei Herren waren mit einander flüchtig geworden, und viele kleinen Gewerbsleute, Arbeiter, Wittwen u. s. w., welche ihnen ihre Ersparnisse oder ihr geringes Vermögen anvertraut hatten, waren um dasselbe betrogen. Eine allgemeine mißtrauische Angst hatte sich der Gemüther bemächtigt und eine dumpfe Stimmung herrschte an der Börse, wo man täglich neue Bankerutte angeschlagen las. Daß Auheim noch feststand, erregte Erstaunen; man hatte schon so lange seinen Sturz vorausgesagt. Aber er hatte Kasse, und bezahlte ohne Kündigung die bei ihm deponirten Gelder zurück; er zeigte eine ruhige, gefaßte Miene und erschien möglichst häufig im Publikum, als ob er den umlaufenden verläumderischen Gerüchten trotzen wollte. In der Heimlichkeit seines Privatzimmers dagegen war er sehr verzagt und kleinlaut, und hatte oft stundenlange geheime Konferenzen mit Otte. Der Bruch mit seiner Frau war eine offenkundige Thatsache. Frau Leonie Auheim war seit ihrer Rückkehr aus dem Bade auf ihrem Gute Strahlenberg und beherbergte unverhohlen den pariser Pianisten und eine Dame, die sich Vicomtesse de Brérat nannte, und stets an Leonie's Seite erschien, um gleichsam den Verdacht eines Einverständnisses mit dem Künstler von Leonien auf sich abzulenken. Thatsache war auch, daß Frau Auheim mit ihren Eltern auf gespanntem Fuße stand und nur höchst selten bei ihrer Mutter in Moritzburg ansprach, während letztere diese Besuche gar nie zurückgab. Den Kammerrath sah man nur selten: er hatte sich in sein Produktengeschäft wie ein Maulwurf in seinen Bau versteckt; er schien das Auge der Menschen zu fliehen, und benützte sogar nur die Nachtzüge zu seinen Reisen nach Moritzburg und zurück nach der Stadt. Wer ihn aber sah, der erschrack über die Veränderung, welche mit dem Mann vorgegangen war, so sehr war er in Jahresfrist gealtert.

Mitten in dieser allgemeinen Panic trat eines Morgens Achill v. Magnus ganz unvermuthet in das Auheim'sche Comptoir und fragte nach seinem Schwager. Otte war ganz verblüfft über diesen unerwarteten Besuch, aber auch über das Aussehen seines jüngern Prinzipals. Achill war blaß und verstört, aber in seinen finstern dunklen Augen glühte ein unheimliches Feuer. Mit einer ungeduldigen Verwünschung nahm er den Bescheid Otte's, daß Herr v. Auheim bei einem Gutsbesitzer vier Meilen von der Stadt zur Jagd sey, hin, und fragte, ob derselbe wohl am Abend zurückkommen werde. Otte zuckte die Achseln, denn Auheim hatte ihm darüber nichts mitgetheilt. „Wohlan denn, so lassen Sie meiner Schwester melden, daß ich sie zu sprechen wünsche," sagte Herr v. Magnus, und schickte sich an, seinen Reisepelz abzulegen.

„Verzeihen Sie, Herr v. Magnus," erwiderte Otte etwas verlegen; „Frau Auheim wohnt schon seit einigen Wochen auf dem Gute Strahlenberg, und hat sogar ihre Möbeln hinausbringen lassen."

„Wie? getrennt von Auheim? Also doch eine Trennung von Tisch und Bett, wie sie gedroht hat?" murmelte Achill betroffen; „nun begreife ich freilich alles. Jedoch gleichviel, ich muß Leonien sprechen. Können Sie mir sagen, ob es möglich ist, daß ich noch vor Abend mit der Bahn nach Strahlenberg hinaus und wieder zurückkommen kann?"

Otte blickte auf die Uhr und bejahte. „Wenn Sie sich nicht mehr als eine Stunde in Strahlenberg aufhalten, Herr v. Magnus, so können Sie um acht Uhr wieder hier seyn."

„Eine Stunde? jenun, dieß mag genügen," versetzte Achill kurz; „ich bin in einer wichtigen Familien-Angelegenheit eigens von Paris hieher gekommen und muß so rasch als möglich auf meinen Posten zurück. Meine Anwesenheit bleibt vorerst ein Geheimniß, verstehen Sie mich wohl, Herr Otte! Ich muß noch heute Nacht meinen Schwager sprechen; berufen Sie ihn daher telegraphisch zurück, und bringen Sie mir heute Abend zweihundert Pistolen in Gold in's Hotel L., wo Sie mich gegen neun Uhr treffen werden. Ich verlasse mich in der ganzen Sache auf ihre pünktliche Besorgung!" Damit ging er, in einer sichtlichen Aufregung.

Das Comptoirpersonal steckte schon die Köpfe zusammen, denn das plötzliche Erscheinen des Herrn v. Magnus war in hohem Grade auffallend. Aber Otte erklärte den Leuten, daß es mit Familien-Angelegenheiten zusammenhänge, und daß der Prinzipal incognito hier sey, wornach sich jeder zu richten habe. Vielleicht regte aber diese Versicherung bei dem Comptoir-Personal ganz dieselben beunruhigenden Gedanken an, wie bei Otte selbst. Die aus Paris eingelaufenen Briefe thaten der Reise des Hrn. v. Magnus mit keiner Sylbe Erwähnung und waren von dem gewöhnlichen Prokuristen Ungar unterschrieben, welcher das unbedingte Vertrauen des jungen Magnus genoß. Was für Motive konnten also der plötzlichen Reise des Prinzipals zu Grunde liegen, wenn sein Faktotum sie nicht einmal kannte.

Wäre Otte dem jungen Magnus nachgegangen, wie er, — in seinen Reisepelz gehüllt, dessen Kragen er bis über die Ohren heraufgeschlagen, — nach dem Bahnhofe ging, so hätte er denselben zu dem alten Maruschke eintreten und über eine Viertelstunde bei demselben verweilen sehen können, worauf er erst nach dem Bahnhof ging und nach Strahlenberg hinausfuhr. Er hatte ein Billet erster Klasse genommen, und fuhr auf diese Weise ganz allein, aber in einer Aufregung und fieberischen Spannung, die schwer zu schildern gewesen wäre. Otte hatte den ganzen Tag über so viel zu schaffen, daß er nicht viel über den Vorfall mit Herrn v. Magnus grübeln konnte. Es war halb neun Uhr vorüber, als er seine Kasse schloß, die beiden Goldrollen zu sich steckte und sich in das Hotel L. begab, wo er nach Herrn v. Magnus sich erkundigte, der aber noch nicht eingetroffen und seit dem Morgen, wo er hier ein Zimmer genommen, nicht wieder gesehen worden war. Otte beschloß also seine Heimkehr hier abzuwarten, bestellte sich eine halbe Flasche Rheinwein und ein Abendbrod, und war kaum damit fertig, als der Erwartete eintrat, und ihm winkte, ihn auf sein Zimmer zu begleiten.

„Haben Sie meinem Schwager telegraphirt?" war die erste Frage; „haben Sie Antwort?"

„Allerdings, Herr v. Magnus," sagte Otte; „vor einer Stunde traf der Bescheid ein, daß Herr Auheim mit dem Zehn-Uhr-Zug kommen wird!"

„Schön, — erwarten Sie ihn an der Bahn und senden Sie ihn sogleich hieher! ich muß ihn noch heute sprechen, denn ich reise mit dem Morgenzuge wieder zurück. Haben Sie das Geld?"

„Hier ist es, — darf ich um eine Bescheinigung bitten? Das Formular liegt bei!"

„Geben Sie her!" Herr v. Magnus unterschrieb hastig, sah dann Otte'n forschend an und sagte: „Es thut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen; allein ich wollte meinen Papa wenigstens begrüßen, konnte ihn aber nicht auffinden. Der alte Mann soll sehr menschenscheu geworden seyn."

„Befehlen Sie noch irgend etwas, Herr v. Magnus?" fragte Otte.

„Nein, ich danke Ihnen. Doch ja, senden Sie mir gefälligst Thee und etwas Fleisch durch den Kellner herauf; ich bin ganz fieberisch von Mangel an Schlaf und den Strapazen der Reise; — und erwarten Sie meinen Schwager am Bahnhofe, um ihn hieher zu weisen."

Otte sah daß Achill noch verstörter und blässer war als am Morgen, daß sein Auge ganz düster und unheimlich glühte, und daß in seinem ganzen Wesen etwas so Aengstliches, Banges, Unentschlossenes und Wankendes war, was er auf Rechnung der Ermüdung durch die Reise und die gehabten Gemüthsbewegungen schrieb; deßhalb verabschiedete er sich von Achill und ging nach seiner Wohnung, wo er Julien und Käthchen im Familienzimmer in voller Arbeit traf. „Darf ich Ihnen Gesellschaft leisten, meine Freundinnen?" fragte er; „ich muß nämlich gegen zehn Uhr noch einen Gang nach dem Bahnhofe thun, um Herrn Auheim zu erwarten, der mit dem Abendzug ankommt!"

„Bleiben Sie nur, Freundchen, wir arbeiten allesammt bis nach Mitternacht," sagte Julie; „da wir übernächste Woche das neue Gewölbe in unserm Hause beziehen, wollen wir noch eine recht schöne Sammlung von Winter-Modenartikeln anfertigen, um die Auslage recht zu verzieren. Sie sollen sehen, Otte, daß ich auf der Tour nach Paris, die Sie mir angerathen haben, in jeder Hinsicht profitirte. Die Damen sollen wallfahrten zu unseren Schaufenstern."

„Das wird zu Weihnachten einen großen Umsatz geben," meinte Otte; „ich bin fest überzeugt, daß die Reise nach Paris für Sie ihre Früchte tragen wird."

„Das hat sie schon, meiner Treu!" rief Julie vergnügt; „die neuen Paruren und Modellhüte haben buchstäblich Sensation gemacht, und wir sind mit Bestellungen förmlich überhäuft. Das verdanken wir Ihnen, unserm guten Geiste, wie wir Ihnen so viel verdanken; denn ohne Ihren Zuspruch hätte ich niemals den Muth gehabt, die Reise zu machen, obschon ich deren Vortheile stets zu würdigen wußte."

„Bah! was man treibt, das muß man auch recht treiben, liebe Julie! von mir aus ist kein Verdienst dabei. Aber nun erzählen Sie mir auch von Paris und seinen Herrlichkeiten! Ich habe noch so wenig von Ihren Erinnerungen zu hören bekommen!"

„Recht so! setzen Sie sich hieher, rauchen Sie Ihre Cigarre und ich will plaudern," sagte Julie.

Während wir sie ihre Erinnerungen preisgeben lassen, welche unseren Lesern nicht sehr interessant seyn dürften, wollen wir dieselben eine Stunde früher in Maruschke's Haus führen. Es ist acht Uhr, der kleine Laden geschlossen und versperrt, die vordere Hausthüre ebenfalls geschlossen. Da nähert sich ein leichter Schritt dem Häuschen, der Schlüssel klirrt in der Hausthüre, und diese öffnet sich, um ein junges Mädchen einzulassen, das verwundert einen Lichtschein durch das kleine Fenster in den Hausgang fallen sieht, und darum schnell durch die hintere Thüre neben der Haustreppe in den Verschlag hinter dem Laden tritt, wo der alte Maruschke in seinem Lehnstuhl sitzt und in einem abgegriffenen alten Geschäftsbuche blättert.

„Ah, Du bist es, Hedwig?" sagt er aufblickend; „bringst wohl das Abendbrod?"

„Ja, Herr Maruschke, da ist es!" versetzt Hedwig und holt unter ihrem Umschlagtuche ein Körbchen hervor, aus dem sie ein Dreierbrod, zwei hartgesottene Eier, ein Stückchen Wurst und ein kleines Krügchen Dünnbier nimmt, und dem Greise auf dem Pulte servirt. „So, Herr Maruschke! da wäre alles, und hier ist noch eine Butterschnitte, die ich mir vom Vesperbrod bei dem Fräulein abgespart habe. Die sollen Sie auch essen; es ist köstliche Gebirgs-Butter. Nun wohl bekomm's! — Aber warum sind Sie denn noch hier unten in dem eiskalten Loche? Ich wähnte Sie längst oben!"

„Es war hier noch ein Bißchen Feuer im Ofen, das ich nicht zu Grunde gehen lassen wollte," versetzt der Greis; „und dann hab' ich noch Geschäfte! Ich will hier warten bis Du nach Hause kommst. Wirst ja wohl heute wieder arbeiten müssen?"

„Ja, Herr, bis Mitternacht; aber ich mache mir nichts draus," sagte Hedwig leichtherzig; „wir plaudern bei dem Nähen und Stochern und sind seelenvergnügt. Um 10 Uhr bringt Fräulein Käthchen noch Thee mit Butterbrod, und da kann kein Schlaf aufkommen. — Aber wie kalt ist es hier?" fuhr sie fort, und wandte sich zum Ofen. „Richtig! das Feuer ganz herunter gebrannt bis auf die letzte Kohle! das will ich wieder aufmachen und Torf zulegen."

„Bah, mir ist es warm genug, Kind; ich hülle mich in meinen alten Pelz und rauche meine Pfeife. Spare mir den Torf, Kind, hörst Du? Das verwünschte Zeug wird ohnedem alle Tage theurer und die Geschäfte gehen so schlecht. Und nun mach' daß Du wieder fortkommst und laß mich allein; ich erwarte hier Deine Rückkehr! Fort, fort!" Das alles sprach er mit einer wahren Hast, während er sein frugales Abendbrod heißhungrig verzehrte. Hedwig schürte noch den Docht der kleinen Lampe auf, und ging dann, nachdem sie den Greis gebeten, doch lieber zu Bette zu gehen, als sich zu erkälten; sie versprach ihm, das Haus sorgfältig zu verriegeln, da Fräulein Käthchen ihr immer eine kleine Blendlaterne mitgebe, wenn sie sie am späten Abend von der Arbeit entlasse.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Westphälische Treue.

Erzählung von H. Breusing.

Er war ein untergeordneter Steuerbeamter, und sie die Tochter des hochmüthigen und reichen Bürgermeisters. Er sah hin und sie her, und am Ende hatten sie sich lieb, so recht aus der Tiefe ihrer Seele lieb. Aber Keines von Beiden sprach zu dem Andern davon ein Wort. Eben die Liebe schloß ihnen den Mund.

Ein fahrender Tanzmeister war in den Flecken gekommen. Die Erscheinung des Mannes mit dem anmuthigen Gebahren war ein Ereigniß. Die Bewohner gewannen plötzlich die Ueberzeugung, daß es dem Golde wohl zieme, auch äußerlich zu glänzen, daß ihr Benehmen, wenn auch nicht gerade roh und eckig, doch an einem Mangel zierlicher, schwalbenschwanzhafter Leichtigkeit leide. Ueber ihren innern Werth hegten sie keinen Zweifel, höchstens Einer in Bezug auf den Andern; fehlte also nur, daß Jeder seinem inneren Werthe den gehörigen Ausdruck verleihe. Was irgend auf gesellige Geltung Anspruch machte, nahm Unterricht bei dem angenehmen, zungenfertigen Zugvogel, nicht blos im Hüpfen und Springen, Drehen und Wenden mit würdevollen Mienen, sondern vorzugsweise in der Uebung anständigen Verhaltens, bedeutungsvollen Auftretens, zierlichen Begrüßens. Der Mann wußte in jedes Glied des menschlichen Körpers und seine Regungen einen tiefen Sinn zu legen. Die Geige in der Hand, schwebte er zwischen seinen Schülern zwitschernd auf und ab, hin und wieder, ein Salomo in der Bewegung und Ruhe. Vielseitig, wie alle großen Geister, verstand er sich auch auf die Feuerwerkskunst. Den Ball, womit er seine Unterweisungen oder vielmehr die Vorstellungen seiner selbst abschloß, verherrlichten ein Dutzend Raketen, zwei Dutzend Schwärmer, ein paar Feuerräder und etwas bengalisches Feuer. Sämmtliche Theilnehmer waren von Entzücken berauscht; Keiner achtete mehr auf den Andern. Was Wilhelm bisher kaum zu denken, zu ersehnen gewagt hatte, verwirklichte sich; er führte Ida ohne Zeugen nach Hause!

Sie schritten dahin durch die mondhelle Nacht, Arm in Arm, stumm, schweigend, die jungen Herzen voll von Seligkeit und doch auch wieder ahnungsvoll bedrückt. Sie gingen gemessen, um den Weg zu verlängern, und nur zu früh standen sie vor des Bürgermeisters Hause. „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“

Die Laute rangen sich ihnen aus der Brust, quollen ihnen über die Lippen, wie das Flüstern des Windes im Schilf. Und dann schlugen sie Beide die Augen auf und sahen sich voll und innig an, und wie die feuchtheißen Blicke sich ineinander eintauchten, da wichen die zitternden Hände auseinander, aber ihre Arme öffneten sich, und Brust preßte sich an Brust, und Lippe an Lippe, und ein langer glühender Kuß einigte in einem Brennpunkt Jugend, Schönheit und Liebe. Und dann flüchtete sie in das Haus und er ging fort. Aber Keines von Beiden hatte ein Wort gesprochen. Doch wußten sie jetzt, was sie sich waren, und Jedes hatte einen Schwur gethan, ohne zu sprechen, im Innersten ihrer Seelen.

Sie sahen sich von jetzt an öfter. Eine Verabredung wurde nie getroffen und doch fanden sie sich. So standen sie auch einst beisammen zwischen wogendem Korn. Die sinkende Sonne übergoß sie mit einem leuchtenden Schein. Sie war die Verkörperung von Lieblichkeit und Güte; er eben kein Bild ausgeprägter Männlichkeit, eher zart gebaut mit sanftem, mildem Gesichtsausdrucke, aber mit einem Zuge um den Mund, der andeutete, daß zu der Sanftmuth sich auch Entschlossenheit geselle und nur der Anregung bedürfe, um aus dem Schlummer zu erwachen. Noch war ihr süßes Geheimniß nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen.

„Ich will mit Deinem Vater sprechen,“ sagte er.

Sie sah still, nachdenklich zu Boden.

„Diese Heimlichkeit ist mir zuwider,“ fuhr er fort. „Du bist mir zu gut für dieß Schleichen und Verbergen. Werden wir in solcher Weise einmal entdeckt, so brauchen wir für Schmähungen nicht zu sorgen. Warum soll ich es nicht vor aller Welt bekennen, daß Du mein Abgott bist? Es macht mich so unendlich glücklich.“

Der Glanz seiner Augen, die Röthe seiner Wangen bezeugten die Wahrheit und Lebhaftigkeit der Empfindungen, die er mit gehobener Stimme aussprach.

Sie blickte ihn liebevoll besorgt an und erwiderte zögernd: „Ich fürchte mich vor dieser Eröffnung. Es bangt mir, daß ihr Ergebniß unsern Wünschen nicht entspricht.“

„Dein Vater ist nicht hart.“

„Gewiß nicht, am wenigsten gegen seine Kinder. Aber es ist eigenthümlich, seit wir uns gefunden, sind mir plötzlich alle seine Aeußerungen über Standesehre von jeher wieder vor die Seele getreten. Ich weiß es, mein Herz sagt es mir, er irrt. Allein ich fürchte, er wird in seinem Irrthum hartnäckig beharren.“

„Ich bin von eben so guter Herkunft wie er.“

„Darauf sollte ich eigentlich gar nicht antworten, denn es rührt mich nicht. Gewiß, Wilhelm, bist Du das. Meine Großeltern waren nichts mehr und nichts weniger als kleine Eigener und Hakenhändler. Indeß bestärkt gerade dieser Umstand meinen Vater in seiner Ansicht. Er behauptet, wenn eine Familie einmal begonnen habe, sich aus der Niedrigkeit zu erheben, müsse sie sich nachhaltig weiter hervorarbeiten und emporsteigen. Stillstand sey Rückschritt.“

„Ein richtiger Satz verkehrt angewendet.“ Er sprach es mit einem Anklange von Trauer.

„Nicht umsonst macht er solchen Aufwand bei dem Besuche von Vorgesetzten oder sonst Vornehmen,“ bemerkte sie weiter. „Er will sich durch die Fülle und den Prunk der Bewirthung in seinen und ihren Augen zu Ihresgleichen erheben. Nun, sie nehmen an, was ihnen in unserem Hause geboten wird; wie sie aber hinter seinem Rücken darüber urtheilen, das weiß Gott. Gewiß nicht gut, denn ich fühle nur zu sehr, wie unpassend die Handlungsweise des Vaters ist. Die Mutter hat mich zu ihrer Vertrauten gemacht und klagt mir oft ihre Angst, daß er sich über seine Kräfte angestrengt. Ach, ich bin noch so jung und trage doch schon so schwere Sorgen.“

„Du armes, armes Herz!“ rief er erregt. „Wärest Du erst mein! Aber was sollte Dein Vater an mir auszusetzen haben?“

„Nichts, Wilhelm, als Deine geringe Einnahme und Deine untergeordnete Stellung. Aber höre, geh' Deinen Gang, sprich mit dem Vater. Besser Gewißheit, als Zweifel. Und jetzt ist mir auch, als ob ich eine schwere Schuld gegen die Eltern auf der Seele hätte. Mögen sie meine Liebe erfahren. Deine Stellung und Einnahme werden sich bessern; Du selbst bist tadellos.“

Sie trennten sich.

Der Bürgermeister stand eben so übelgelaunt als in gedrückter Stimmung vor seiner Hausthür. Seine Frau hatte ihn in einen Speicher geführt, wo auf der einen Seite eine Menge leerer ganzer und halber Ankerfässer, auf der andern Seite eine sehr bedeutende Anzahl leerer Flaschen aufgethürmt lag. Er hatte sich ereifert, warum Fässer und Flaschen nicht an die Kaufleute zurückgeschickt seyen, um den Werth vergütet zu erhalten. Sie hatte in schmerzlicher Bewegung erwiedert: „Der Inhalt mache den Werth aus, und der sey in diesem Jahre daraufgegangen.“ Dann hatte sie sich stumm und still von ihrem verdutzten Ehemann mit seinen eben nicht angenehmen Betrachtungen entfernt. Im Grunde genommen war dieser eine gute Natur, nur konnte er das Wesen eines Emporkömmlings aus den unteren Ständen nicht verleugnen. Eine reiche Heirath, andere zufällige äußere Umstände hatten ihm die bürgerliche Stellung verschafft, in der er sich brüstete, ohne sie gehörig ausfüllen zu können. An sich machte er kein großes Haus, wendete indeß viel auf Putz und Kleidung seiner Frau und Tochter, weit mehr als diese forderten oder begehrten und zu tragen anständig hielten, und ganz aus allen Schranken des Gewöhnlichen trat er, wenn er Besuch von Höhergestellten erhielt. Da war nichts zu kostbar und für die Bewirthung des einzelnen Gastes wurde Tage lang eine Kochfrau gemiethet. Diese übertriebene Zuvorkommenheit machte sich besonders ein Lieutenant von Bosseberg zu Nutze, dessen Schwadron in einem Städtchen der nächsten Umgebung lag, ein übelberüchtigter Mensch, der sich aber durch gefälliges Benehmen und Schmeichelei die Gunst des Bürgermeisters im allerhöchsten Grade zu gewinnen gewußt hatte. Früher hatte der Letztere sich mit bedeutenden kaufmännischen Unternehmungen befaßt. Ob sie geglückt oder mißrathen, konnte Niemand sagen. Seit er im Amte war, lebte er nur diesem und der seiner Meinung nach würdigen Bekleidung desselben vor den Augen seiner Mitbürger und der gesammten Menschheit.

Wilhelm Spalding kam um die Ecke herum. Dem Bürgermeister war es Bedürfniß, sich zu zerstreuen. Er mochte den tüchtigen jungen Mann leiden, der schon manche Arbeit für ihn verrichtet hatte.

„Guten Morgen, Herr Spalding,“ rief er ihm leutselig entgegen. „Treten Sie ein wenig mit mir in den Garten. Ich habe doch auch noch mit Ihnen zu reden.“

Der Andere war mit dem Vorschlage einverstanden. In den Gängen auf- und abschreitend, Blumen und Früchte betrachtend und beurtheilend, wurde er nun zunächst von Ida's Vater um die Aufstellung einer Rechnung ersucht, wozu er sich natürlich gern bereit erklärte. Die Anerkennung, welche ihm gezollt, das Wohlwollen, welches ihm bezeigt wurde, machten sein Herz schwellen. Ein Gefühl, gemischt aus Rührung und Muth, überkam ihn; die Gelegenheit, seine Herzenswünsche auszusprechen, um die Hand der Geliebten zu bitten, schien ihm so recht von oben herab geboten zu seyn; er wollte und mußte sie benützen.

„Ich habe auch eine Bitte, Herr Bürgermeister,“ sagte er mit kühnem Ansatze, aber sofort auch fühlte er, wie ihm das Blut vom Kopf zum Herzen trat.

„Und die wäre, mein lieber junger Freund?“ erwiderte der Bürgermeister mit freundlich lächelnden Mienen und sanftem Tone, indem er zugleich einen zufriedenen Blick über seinen blauen Frack mit blanken Knöpfen, seinen schneeweißen Busenstreif, seine schwarzen Unterkleider bis auf seine Stiefeln mit großen gelben Stulpen gleiten ließ. Sein Selbstbewußtseyn sagte ihm, daß er der Mann sey, der Gnaden zu bewilligen habe.

„Die Hand Ihrer Tochter.“

Die paar Worte kamen recht mühsam über die bebenden Lippen geschlichen.

Wie mit einem Ruck stand der Bürgermeister still, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, verzerrte das Gesicht zu einem Grinsen und fragte nach einer kurzen Pause höhnisch:

„Wirklich?“

„Ja,“ wurde fast klanglos erwidert.

Es fehlte dem Sprecher fast der Athem zu der einzelnen Sylbe.

„Herr Steueraufseher Spalding, Sie denken meine Tochter zu ehelichen?“ fragte der Bürgermeister wieder, eiskalt, ohne alle Erregung.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, hören Sie mich an,“ strömte es von den Lippen des Gequälten, aus einem seligen Traum plötzlich Aufgestörten.

„Viel Ehre für mein Haus,“ unterbrach ihn der Andere, und steckte beide Hände in die Taschen seines Beinkleides. „Bedaure nur, sie durchaus ablehnen zu müssen.“

Spalding wußte sich für den Augenblick kaum zu fassen. Die Augen auf den Boden geheftet stammelte er:

„Weßhalb wollen Sie mich unglücklich machen?“

„Herr Steueraufseher Spalding,“ lautete die trockene Entgegnung; „ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Dort, jene Thüre führt auf die Straße!“

Auf den Ausgang wurde mit gehobenem Finger hingedeutet.

Jäh schoß das Blut dem so schmählich gemißhandelten jungen Manne in's Gesicht. Er hob den Kopf und maß seinen Gegner. Aus seinen Augen funkelten die Flammen lodernden Zornes. „Die Kränkung habe ich nicht verdient,“ murmelte er. Den Bürgermeister wandelte es wie Verlegenheit an. „Schnöder Hochmuth geht immer einem unglückseligen Ende voraus. Gott befohlen.“

Ohne Gruß und Verbeugung wendete er sich um und verließ den Garten festen, gemessenen Schrittes durch den bezeichneten Ausgang. Ueber den Schmerz der Liebe bäumte sich das Bewußtseyn seiner Manneswürde in ihm auf und stählte ihn in Flammen und Eis. Der Bürgermeister starrte ihm nach. Ein unheimliches Gefühl wie eine Ahnung beschlich ihn. Auf einmal aber warf er den Kopf in den Nacken und sprach vor sich hin, wie zornig, aber es war nur eine künstliche Ereiferung: „Solche Frechheit! Gut, den bin ich los!“

Am Abende desselben Tages wurde Ida vom Vater in dessen besonderes Zimmer gerufen. Nach einer etwas verworrenen Einleitung erklärte er dem Mädchen:

„Es wird Zeit, daß Du Dich verheirathest, mein Kind.“

„Ich bin noch viel zu jung,“ meinte Ida kühl; „laß mich doch meine Jugend genießen.“

„So sagt man, wenn man nicht will,“ warf er ein.

„Ueber Wollen und Nichtwollen habe ich noch gar nicht nachgedacht,“ war ihre gleichgültige Antwort.

„Ich wünsche, daß Du wollest,“ versetzte er wärmer werdend; „ich kann Dir einen passenden Gatten vorschlagen.“

„Und Wen?“ fragte sie.

Der Ton ihrer Stimme zeugte jetzt von Befangenheit. Das Eis jungfräulicher Zurückhaltung war von einem Glutstrahle aus ihrem Herzen her geschmolzen.

„Den Lieutenant von Vosseberg.“

Er sprach es mit Gewicht und sichtlich bereit, das erwartete Entzücken seiner Tochter von seinem eigenen Gesichte zurückstrahlen zu lassen.

„Den?“ schrie Ida entsetzt auf.

Mit der Absicht ihres Geliebten bekannt, und vom Hause aus Augenzeuge von dessen anfänglicher herzlicher Besprechung am heutigen Morgen mit dem Vater im Garten, hatte Ida die Nennung eines andern Namens zu hoffen gewagt.

„Den,“ erwiderte der Bürgermeister, durch den ganz unverkennbaren Widerwillen seiner Tochter ziemlich unangenehm enttäuscht. „Er ist von altem Adel, reich und ein vollendeter Weltmann.“

„Vater,“ schnell gefaßt, ernst, „es schickt sich nicht für mich zu wiederholen, was ich über die Lebensweise des Menschen von glaubwürdigen Leuten gehört habe. Es ist schändlich. Und wenn er reich ist, so hat er auch seinem Reichthum entsprechende Schulden. Wie hast Du Dir von einem solchen Wüstlinge die Augen verblenden lassen können?“

„Wüstling?“ Der Alte wurde wirklich böse. „Der Mann weiß zu leben, das ist Alles. Schnöde Verleumdung. Altweibergeschwätz. Wollte Gott, ich wüßte mich zu benehmen, wie er, so brauchte ich nicht als Bürgermeister dieses elenden Nestes zu sterben. Und kurz und gut, Du nimmst ihn, wenn er Dich haben will.“

Er focht heftig mit den Händen.

„Hat er denn um mich geworben?“ stieß sie rasch, sehr erleichtert aus.

„Noch nicht; aber das läßt sich veranlassen.“

„Vater, Vater!“ rief Ida, und Stimme und Haltung drückten ihr Erschrecken aus; „Du wolltest mich ihm anbieten?“

„Bah,“ entgegnete er sehr betreten, obschon er sich das Ansehen von Pfiffigkeit zu geben suchte, „Du traust meiner diplomatischen Feinheit wenig zu. Das läßt sich einrichten.“

Sie ließ einige Pulsschläge lang den Kopf sinken; dann richtete sie ihn mit dem ganzen Stolze weiblichen Selbstbewußtseyns und jungfräulicher Reinheit wieder auf. Ihre Augen leuchteten, ihre Nasenflügel zitterten leise. Entschieden, fast strenge klang es von ihren Lippen:

„Laß uns über Zustände nicht streiten, die wahrscheinlich nie eintreten werden. Ich bin Dir stets eine gehorsame Tochter gewesen; ich will es immer bleiben. Aber bis zur Ergebung an den Herrn von Vosseberg geht mein Gehorsam nicht.“

„Ein mißrathenes Geschöpf bist Du, ohne allen Ehrgeiz,“ tobte der Alte in voller Wuth. „Geh' mir aus den Augen!“

„Vater, besinne Dich,“ bat sie sanft.

„Fort! fort!“

Sein ganzer Körper war in zuckender Bewegung. Auf seinem Gesichte wechselten tiefe Bläße und brennendes Roth. Er kannte die Gemüthsart seiner Tochter und wußte, was ihre Weigerung zu bedeuten habe. Sie hielt es am gerathensten, das Zimmer zu verlassen. In der Einsamkeit sammelte Ida sich. Dann suchte und fand sie Trost und Beruhigung bei der Mutter, welche die väterlichen Pläne ganz offen mißbilligte. —

Röthlich braun, wellenförmiger Gestaltung, breitete sich die Haide aus. Am Rande eines Kieferndickichts erhob sich ein wohlerhaltener Bau uralter Zeit, wuchtige Steinmassen auf mächtige Steinunterlagen gewälzt, eine Art Halle bildend, Denkmal eines Kriegers, der den römischen Legionen Auge in's Auge getrotzt, und zugleich Opferaltar des Gottes, von dem er und die Seinen im Vereine mit der eigenen Kraft den Sieg erwartet. Daneben lehnte Ida, bitterlich weinend, ihr gegenüber stand Wilhelm, trüben Blickes. Zum ersten Male hatten sie sich gegenseitig zugleich, die Botschaften hatten sich gekreuzt, zu einer Zusammenkunft eingeladen. Was sie sich mitzutheilen hatten, hatten sie sich längst Eines dem Andern anvertraut. Zu der Eröffnung hatte sich der laute Schmerzensausbruch gesellt. Allmählig erlangten sie ihre Fassung wieder.

„Es ist hart, furchtbar hart,“ schluchzte das Mädchen.

„Kann ich anders?“ fragte er gepreßt.

„Es ist wahr, Deine Aussichten sind entsetzlich unsicher, und in Deiner jetzigen Lage dürfen wir nie auf die Zustimmung meines Vaters rechnen. Aber Gott ist überall.“

Die letzte Aeußerung brach hervor wie eine Flamme aus der Asche, wie ein Sonnenstrahl zwischen dichtem Gewölke. Das Gesicht der Sprecherin war für einen Augenblick wie verklärt.

„Gott ist überall,“ wiederholte er innig, wenn auch nicht mit gleicher Inbrunst. „Es ist mir klar geworden, daß ich Dich durch die That erringen muß, nicht durch träges Abwarten.“

„Mich dem Leben abringen, willst Du sagen. Mich selbst erworben hast Du längst.“

„Laß uns nicht an Worten kleben, mein Lieb. Ich klage nicht über Deinen Vater, so schmählig er mich auch mißhandelt. Tropfen für Tropfen möchte ich mein Herzblut für Dich hingeben. Wie hast Du mich so reich begnadigt durch das königliche Geschenk Deiner Liebe. Aber eben deßhalb fühle ich meine Nichtigkeit neben Dir so schmerzlich tief. Ich kann die Luft nicht athmen, die Du athmest; ich kann Deinem Blick nicht begegnen. Ich muß etwas aus mir machen, und das Gold ist der König der Welt.“

„Ach, Wilhelm, Gott weiß es, ich habe nie mehr verlangt, als ein mäßiges Theil, um ein bescheidenes Leben zu führen und Jedem das Seine zu geben.“

„Brauchst Du mir das zu versichern, mein Herzlieb?“ sagte er mit sanftem Vorwurf; dann bitter: „Gold ist Tugend, ist Ehre. Den vergoldeten Mann weiset Dein Vater nicht zurück.“

„Aber warum willst Du so weit. Könntest Du nicht nach Amerika gehen?“

„Nur in Ostindien fallen die großen Loose.“

„Auch die Nieten.“

„Aeußertest Du nicht eben selbst: Gott ist überall?“

„Nun, so geh' denn in Gottes Namen.“

Ein erneuter Thränenstrom hinderte das Mädchen weiter zu sprechen.

„Sey meine starke Maid, Ida, wie Du meine Engelsmaid bist,“ flehte er zu ihr hingeneigt mit schmerzbebenden Lippen.

Sie fühlte sich erleichtert.

„Reichen Deine Mittel auch aus?“ fragte sie. „Ich kann Dir von meinen Ersparnissen zuschießen. Der Vater ist freigebig, mehr als mir bisher lieb war. Doch jetzt ist es gut. Es ist nicht viel, hilft aber doch.“

„Ich brauche wenig. Ich gehe nach Harderwyk und werde Soldat.“

„Wilhelm! Barmherziger Gott!“

Sie wurde bleicher noch, wie bisher.

Wilhelm lächelte trotz seiner inneren Bewegung.

„Das ist nichts,“ sagte er fröhlich. „Fast alle, die ihr Glück dort gemacht, sind auf solche Weise hinübergegangen. Dort handelt es sich nur um die Brauchbarkeit. Die Holländer sind nicht dumm genug, einen tüchtigen Mann hinter der Trommel verkommen zu lassen. Möge die kurze Entfernung dem Schicksale als Opfer genügen.“

Sie sah ihn zweifelhaft an. Bei dem ungeheuren Verluste, der ihr bevorstand, lag ihr am Ende wenig an den Nebenumständen.

Er war Mann genug, der Qual des Scheidens ein Ende zu machen. Sich auf die Kniee vor ihr niederlassend bat er:

„Segne mich.“

Einige Athemzüge lang stand sie nachdenklich, unentschlossen, wie in sich selbst verloren. Auf einmal kam es über sie wie ein höheres Leben und Weben, eine Eingebung von oben. Ihre Augen leuchteten auf, ihr Gesicht erglühte. Die Hände legte sie ihm in Kreuzform auf das Haupt. Noch einen Augenblick blieb sie stumm; dann quollen ihr die Worte wunderbar glockenhell aus der Brust hervor:

„So segne Dich Gott, der Allmächtige und Allgütige, und geleite Dich auf allen Deinen Wegen. Er erleuchte Dich und stärke Dich. Er sey Dein Schutz und Dein Schild. Ihm befehle ich Dich, uns Beide an. In des dreieinigen Gottes Namen. Amen!“

Einen leuchtenden Blick richtete sie gen Himmel. Der knieende Mann vor ihr zitterte vor Erregung. Und wieder kam der Schmerz der Weiblichkeit über sie. Sie brach in helles Weinen aus.

Wilhelm erhob sich rasch.

„Lebe wohl!“

Seine Arme schlangen sich um sie, seine Lippen preßten sich auf die ihrigen.

„Lebe wohl!“

Es war ein Hauch aus der Tiefe ihrer Brust in seine Seele hinein.

Er riß sich los.

„Hier sehen wir uns wieder!“

Ahnungsvoller Jubel und bittere Pein mischten sich in dem Ausrufe. Er eilte im Sprunge über die blühende, sonnenbeschienene Haide dahin. Sie starrte ihm nach, händeringend; es flimmerte ihr vor den Augen. Aber auch schon falteten sich ihre Hände zum Gebet, bog sie die Kniee. Sie lag, eine Flehende, mit unsäglicher Inbrunst vor dem Allmächtigen, Allgütigen.

Es gibt ein Gebet, das durch die Wolken dringt, bis in die Mitte des Weltalls, wo der Hocherhabene, Hochheilige thront, vor Allem, wenn es einem reinen Herzen entquillt.

Sie hatten sich keine Treue versprochen. Die verstand sich ganz von selbst.

Er war in Harderwyk angekommen; er war unter die Soldaten eingereiht, von denen im Allgemeinen nur Fünf vom Hundert ihr Vaterland wieder sehen. Die übrigen finden in Ostindien ihr Grab, weniger durch das Schwert des Feindes, als in Folge von Ausschweifung und des Klima's. Die Einübung für den Kriegsdienst, welche sich zudem auf das für den Krieg wirklich Nothwendige beschränkt, war bei seiner Anstelligkeit bald vollendet. Sie hatte ihm wenig Beschwerde gemacht; desto mehr litt er von seiner Umgebung. Aus aller Herren Ländern strömten Abenteurer, Verbrecher, Fahnenflüchtige hier zusammen; Holland selbst lieferte den Auswurf seines Heeres nach Harderwyk ab, indem es der unverbesserlichen Liederlichkeit nur die Wahl ließ zwischen einer wahrhaft grausamen Behandlung in Strafanstalten oder dem freiwilligen Uebertritte in den überseeischen Dienst. Unter diesen Menschen war Gemeinheit die Regel, Niederträchtigkeit die Tagesordnung, und der Branntwein der Gott, den sie fast Alle anbeteten. Der Mund floß über von wunderbaren, grauenhaften Flüchen, von scheußlichen Zoten; über Diebstahl und Entwendung, über Aeußerungen und Bethätigungen von Tücke und Bosheit klagte fast täglich Einer gegen den Andern. Es war, als ob eine

Anzahl Menschen ein Bild der Hölle darstellen wollten, indem sie sich vom Morgen bis zum Abend nach besten Kräften und mit Lust anstrengten, Teufel zu spielen. Dem Charakter der Truppe entsprechend war die Zucht furchtbar scharf. Das hatte Spalding nicht gewußt, nicht erwartet. Doch war er Mann genug, sich in sein Schicksal zu fügen. Nur hielt er sich so weit möglich entfernt, fast völlig getrennt von seinen Genossen, indem er sie zugleich durch das freundlich ernste Gleichmaß seines Benehmens zwang, seine Weise wenigstens nur hinter seinem Rücken zu verhöhnen. Den Offizieren mußte solches Wesen bald auffallen. Es fand die gehörige Würdigung. Ungewöhnlich rasch sah er sich zum Unteroffizier befördert.

Aus dem Haag kam der Befehl, alle vorräthige Mannschaft abzusenden. In Helvoetsluis gingen sie an Bord eines stolzen Ostindienfahrers, hundertundsiebenzig Köpfe stark, Spalding unter ihnen. War das Leben in der Kaserne schon überreich an Widerwärtigkeiten gewesen, so steigerten sich die ekelhaften Unannehmlichkeiten in dem verhältnißmäßig engen Raume des Schiffes in's Unberechenbare und veranlaßten ihn, sich inmitten des dichtgedrängten wüsten Haufens soviel irgend möglich noch gesonderter zu halten, wie bisher. Außer den fünf Offizieren der Abtheilung machte noch ein reicher Ostindier als Passagier die Reise mit. Diese sechs zusammen mit dem Schiffskapitän und den drei Steuerleuten bildeten die Gesellschaft der Kajüte, zwischen der und dem Menschengewühle im Zwischendeck keine andere Gemeinschaft als die des schroffen Befehls und des starren Gehorsams bestand. Das Hauptaugenmerk war auf die strengste Reinlichkeit gerichtet.

Das Schiff rauschte zwischen den Wendekreisen, die Segel vom Passatwinde geschwellt, mit gleichmäßiger emsiger Eile durch die Wasser. Es war eine tropische Mondnacht. Pflaumfarbig wallten die Wogen mit Schaumkronen, gleißender als Silber, heller als Lilien, warfen eine Sprühe funkelnder Tropfen eine über die andere her. Mehrere Herren aus der Kajüte, darunter der Ostindier, saßen auf Bambusrohrsesseln an der Leeseite auf Hinterdeck, rauchend, trinkend, mehr oder minder an einem ziemlich schläfrig geführten allgemeinen Gespräche theilnehmend.

Spalding war in die Marsaling des großen Mastes hinaufgeklettert. Wunderbar ergriff ihn der Anblick rings umher, das ungeheure, in unsäglicher Anmuth fluthende, brodelnde Rund, und darüber das tiefdunkle Gewölbe des Himmels, dessen Sterne, wahre Sonnen der Nacht, nicht einmal vor den Lichtmassen des gelben tropischen Mondes erbleichten. Er eilte hinab und kehrte mit seiner Flöte zurück, die er mittelmäßig gut spielte, aber seit seinem Abschiede von Ida nicht wieder berührt hatte. Auf einmal erklang es aus der Höhe, füllte die weiche, balsamisch wehende Luft, bald linde und sanft wie Geistergeflüster, bald girrend wie Liebessehnsucht, bald voll und rund wie Siegesjubel, jetzt die Klage und jetzt das Entzücken, und dann wieder ein Verhallen, ein Vermählen mit dem leisen Säuseln des Windes. Es war still geworden da drunten auf Deck. Alle lauschten schweigend den Tönen von oben.

Er hatte die Flöte abgesetzt und blickte sinnend in die Ferne hinaus, auf den breiten Lichtstreifen, den der Mond auf die wogenden Wasser warf. Der Schiffsjunge Pid stieg die große Wart bis zu ihm hinan.

»Eine Empfehlung von den Herren auf Hinterdeck, Sergeant, und ob Sie noch ein wenig blasen wollten, wenn es Ihnen beliebt.«

Er gehorchte der Einladung. In der Stimmung, die ihn beherrschte, übertraf er sich selbst. Erst unter dem Einflusse eines Gefühls von Ermattung hörte er von Neuem auf. Wieder kam der Schiffsjunge die große Wart hinauf.

»Ein Gruß von Mynheer Veenstra, und ob Sie ihm die Freude machen wollten, ein Glas Wein mit ihm zu trinken?«

Er wurde höflich von dem reichen Ostindier empfangen, freundlich bewirthet. Die Offiziere hatten sich zurückgezogen. Die Anerkennung seines Flötenspiels nahm er mit bescheidener Zurückhaltung auf. Das Gespräch wendete sich ganz von selbst seinen Verhältnissen zu. Erkundigungen nach seiner Herkunft, seinen Schicksalen beantwortete er offen. Die wohlwollende Theilnahme eines Mannes ihm gegenüber, der Wein schlossen ihm das Herz auf. Aus seinen Mittheilungen sprach unwiderstehlich der Geist der Wahrheit; sie fanden ihre Bestätigung in seinem Wesen und seiner Weise, die auch hier an Bord längst aufgefallen und ihm zum Besten ausgelegt waren. Es war spät, als er mit entschiedener Herzlichkeit verabschiedet wurde.

Andern Tages gegen Mittag ließ Veenstra ihn zu sich in die Kajüte rufen. Der Ostindier war allein, und redete den Eingetretenen nach flüchtiger Erwiederung seines ehrerbietigen Grußes sofort ohne alle Umschweife, aber in einem gewinnenden Tone an:

»Sie haben mich ganz für Sie eingenommen. Wollen Sie für mich arbeiten? Ihr Hauptmann erlaubt es. Das können Sie aber natürlich nicht im Zwischendeck und unter den Augen seiner Insassen, die ich überhaupt von meinen Angelegenheiten durchaus fern zu halten gedenke. Der Schiffskapitän hat mir die leer stehende Gutt neben der Batterie am Steuerbord für Sie überlassen. Wollen Sie Ihr Quartier dahin verlegen?«

Mit Aeußerungen eben so angenehmer Ueberraschung wie lebhaften Dankes gab Spalding seine Zustimmung zu erkennen.

»Nun, lassen Sie es gut seyn,« meinte der Andere lächelnd. »Es ist bei mir vielleicht auch ein wenig Selbstsucht im Spiele. Eines müssen Sie mir nebenbei versprechen. Sie dürfen Ihre Flöte nicht mehr vernachlässigen.«

Spalding erklärte seine Bereitwilligkeit mit dem größten Eifer.

»Und dann überlassen Sie es mir, Sie in ein geeignetes Verhältniß zu Ihren Offizieren zu bringen!«

Mit inniger Rührung ergriff Spalding die ihm dargebotene Hand, auf welche eine Thräne aus seinen Augen fiel, als er sich sprachlos verbeugte. Mit Einem Schlage, das war ihm klar, war er den wüsten Zuständen, die er haßte und verabscheute, entrückt und in eine seiner würdigen Stellung versetzt.

Es war ihm unsäglich leicht und wohl um's Herz. Er verlangte nach der Einsamkeit, um beten zu können.

Er wurde darauf mit der Arbeit bekannt gemacht, die ihm zunächst oblag. Es handelte sich um die Ordnung von Papieren und Aufstellung einer Rechnung auf Grund derselben. Der Aufgabe war er vollkommen gewachsen.

»Stellen Sie mich zufrieden,« sagte Veenstra, der nicht ohne eigene Bewegung die tiefe, freudige Erregung des jungen Mannes sah, beim Abschiede, »so sollen Sie auch zufrieden seyn. Ich thue nichts halb.«

Er hatte das niedliche kleine Gemach bezogen; Speisen und Getränke wurden ihm vom Tische der Kajüte geliefert. Er hatte sich mit Lust und Fleiß an das ihm anvertraute Geschäft gemacht; seine Tüchtigkeit hatte alle Schwierigkeiten überwunden. Das Werk war vollendet, eher als mit Fug erwartet werden konnte. Er schrieb eine wunderschöne Hand, wie gestochen. Die Schrift, welche er überreichte, nahm schon von vornherein durch ihr Aeußeres für ihn ein, und dieser günstige Eindruck wurde mächtig verstärkt durch die Gediegenheit des Inhalts, die Klarheit in der Auffassung und übersichtlichen Zusammenstellung ziemlich verworrener Thatumstände.

»Sie sind mein Mann,« sagte Veenstra.

Ein weiteres Lob wurde nicht gezollt, aber dieses erwies sich von der größten Bedeutung.

Während Spalding neue Aufträge in derselben Weise wie den ersten erledigte, zog sein Gönner ihn immer mehr in seine eigene Gesellschaft, vermittelte ihm ferner erst die Zulassung, dann die völlige Aufnahme in den Kreis der Offiziere. Der Einfluß, den bedeutender Reichthum und stolze Unabhängigkeit der Gesinnung ausübten, wurde durch das bescheidene Verhalten des jungen Mannes und das Gefallen, welches man an seinem Flötenspiel fand, täglich mehr gefördert. Wie Veenstra selbst ihn eigentlich lieb gewann, so war er bei den Uebrigen bald nicht mehr blos geduldet, sondern geradezu gern gesehen und von ihnen freiwillig auf dem Fuße der Gleichheit behandelt. Man trug ihm Wohlwollen und Vertrauen entgegen und er rechtfertigte Beides.

Sie segelten die Sundastraße hinauf. Aus der köstlichen blauen wogenden Fluth erhob sich, mit dem üppigsten Grün in den wechselndsten Schattirungen bekleidet, die Küste von Java, ein Absatz über den andern bis zum wolkengekrönten Gipfel des Bantamberges. Lichtfülle, Farbengluth, Schöpfungspracht ringsumher allüberall. Inmitten reges Leben, Fahrzeuge jeder Art, Fischerbarken, malaiische Prauen, chinesische Dschonken, europäische Dreimaster, von Rudern bewegt oder mit geschwellten Segeln hin und wieder; am Ufer Stimmengewirre, Rauchsäulen, die braune Bambushütte von Pisangbüschen mit den mannshohen Blättern umgeben, von dichtbelaubten Fruchtbäumen, von märchenhaften Palmen überragt; die Luft mit würzigem Dufte gefüllt. Sie waren allesammt froh an Bord. Den Truppen wurde Wein ausgetheilt.

Wieder ließ Veenstra seinen Schützling zu sich in die Kajüte rufen.

»Jetzt sollen Sie mir eine Verpflichtung auflegen,« sprach er in seiner bestimmten Weise. »Außer zwei Söhnen habe ich eine Tochter, ein Mädchen von neun Jahren. Sie befindet sich in einer Erziehungsanstalt zu Batavia. Ich möchte das Kind, meinen Liebling, gern bei mir haben. Dazu bedarf ich aber eines Lehrers für dieselbe. Sie entsprechen den Anforderungen, die ich mache. Wollen Sie also die Stelle annehmen, so kaufe ich Sie alsbald in Batavia los, und Sie gehen mit mir nach meinem Wohnsitze Andaglur.«

Spalding konnte nur ein entzücktes »Ja« stammeln. Das hatte er in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt. Wie furchtbar hatte ihn nicht die Lage angeekelt, in die er sich begeben, in der er in muthlosen Stunden schon gefürchtet hatte, sechs Jahre erfolglos ausharren zu müssen. Er ergriff die Hand seines Wohlthäters und preßte sie mit solcher krampfhaften Heftigkeit, daß derselbe sich rasch, gewaltsam losmachte, indem er ausrief:

»Halt, Halt, die Schraube ist mir zu stark. Seyen Sie mir indeß nichtsdestoweniger als Glied meiner Familie willkommen,« fügte er gutmüthig hinzu, und dann mit seinem Lächeln, nicht ohne Selbstgefühl: »Sie werden finden, daß ich mehr Grund und Boden mein eigen nenne, als mancher Ihrer deutschen Fürsten beherrscht.«

Veenstra war das Kind eines gemeinen holländischen Soldaten, dem gestattet worden, seine Frau mit nach Ostindien zu nehmen. Die Eltern waren bald dem Klima erlegen; den blutarmen, völlig hülflosen vierjährigen Knaben hatte das Waisenhaus in Samarang aufgenommen. Von hier war er in das Heer getreten und demnächst in Folge seiner Kenntniß inländischer Sitten und Zustände und seiner Zuverlässigkeit unter die Truppe versetzt, von der sich der Susuhunan oder Kaiser von Sulo einbildet, daß sie ihm in Anerkennung seines hohen Ranges und seiner Verdienste als ein ganz besonderes Vorrecht von der holländischen Regierung zu unterhalten gestattet sey, während sie thatsächlich zu seiner Beaufsichtigung und Bewachung dient. Den jungen schmucken Soldaten hatte Leboja, eine natürliche aber Lieblingstochter des kaiserlichen Malaien, mit der ganzen wahnsinnigen Gluth malaiischen Blutes lieb gewonnen. Als er ihren Antrag angenommen, hatte sie eine förmliche Heirath mit ihm und eine reiche Ausstattung an Grund und Boden durchzusetzen gewußt. Veenstra hatte sich nicht mit dem bisherigen Ertrage seines Besitzthums begnügt, das von etwa fünfzigtausend Menschen bewohnt wurde, die zur Abgabe eines Fünftels von allen ihren Bodenerzeugnissen verpflichtet waren. Er hatte bald ausgefunden, daß die weite Gebirgslandschaft, welche ihm zugehörte, sich ganz vorzüglich für den Kaffeebau eigne. Durch Verträge mit der niederländischen Handelsmaatschappy hatte er sich die nöthigen Geldmittel zu verschaffen gewußt. Seine Hintersassen waren gern bereit, ihm für einen Tagelohn von zehn Pfennigen zu dienen, denn von ihren eingeborenen Häuptlingen erhielten sie für ihre Arbeitshülfe gar nichts. Ein Hunderttausend Kaffeebäume nach dem andern hatte er nach und nach pflanzen lassen. Augenblicklich besaß er etwa zwei Millionen. Ein Kaffeebaum trägt jährlich durchschnittlich ein halbes Pfund Bohnen; das

Pfund kostet in Ostindien ungefähr fünfzehn Pfennige. Ein Drittel des Ertrages ist für Unkosten abzusetzen. Darnach lassen sich Veenstra's Einkünfte, zu denen sich aber auch noch die vom Fünftel der sämmtlichen sonstigen Bodenerzeugnisse gesellten, im Allgemeinen berechnen. Seine Frau war gestorben, nachdem sie ihm drei Kinder geboren. Ein erneuerter Vertragsabschluß mit der Maatschappy zu fortgesetzter Erweiterung seiner Kaffeepflanzungen hatte ihn nach Europa geführt. Er hatte seinen Zweck zu seiner Zufriedenheit erreicht.

* * *

Der Bürgermeister lag auf dem Sterbebette. Nach dem Empfange eines Briefes vor einigen Monaten war er nicht wie gewöhnlich zum Abendessen gekommen. Ida, die ihn rufen wollte, hatte ihn bewußtlos im Sessel gefunden. Er hatte sich wieder erholt, war aber seitdem schweigsam, menschenscheu und täglich körperlich hinfälliger geworden. Ein schwerer Kummer lastete sichtlich auf seiner Seele. Ueber den Grund desselben wollte er sich unbedingt nicht aussprechen. Den Unheilsbrief konnte Niemand irgendwo entdecken; er mußte vollständig beseitigt seyn. Endlich gestaltete sich das Unwohlseyn zur ernsten Krankheit, und jetzt brach unaufhaltsam das Ende herein.

Ida saß am Bette des Röchelnden; er hatte sie allein zu sprechen verlangt.

„Wenn der Mensch kommt zu wissen, so ist er verschlissen," stöhnte er.

„Vater, denke so etwas nicht, Du wirst genesen."

Sie wollte wohl tröstlich sprechen, aber der bebende Ton ihrer Stimme klang eher zweifelhaft. Sie war vor Schmerz über den drohenden Verlust erstarrt.

„Niemals — der Tod tritt mir an das Herz."

Er brachte die Worte nur mit großer Anstrengung, von öfterem Gurgeln unterbrochen, hervor.

„Höre mich. Ich muß mit den Minuten geizen. Ich hinterlasse Euch eine schwere Schuldenlast." Das Mädchen war zu befangen in seiner Trauer um den Vater, um sogleich das volle Gewicht auf das Bekenntniß zu legen. Jener fuhr fort: „Die Ausgaben übersteigen die Einnahmen. Ich kam zurück. Mir wurde ein großartiges Schleichhandelgeschäft in Thee angeboten, bei dem ungeheuer zu verdienen war. Es lockte mich. Mit Einem Schlage glaubte ich mein Vermögen wieder herstellen, vermehren zu können. Das Unternehmen ist mißglückt. Das Schiff ist von einem Zollkreuzer abgefaßt. Zweitausend Thaler sind hin."

Der sieche Mann wand sich wie in Krämpfen.

„Vater, Vater, es ist ja doch auch nur irdisches Gut. Sorget nicht, was werdet ihr essen, was werdet ihr trinken!" rief die Tochter mit zärtlicher Innigkeit.

Nur einige Pulsschläge lang hatte ihre Bestürzung gedauert; dann hatte das reinste heiligste Mitleid das Mädchen erfaßt.

„Und nun hinterlasse ich Euch arm, hülflos; o! o!"

Der Kummer des Sterbenden war entsetzlich anzusehen, anzuhören.

„Es ist wohl nicht ganz so schlimm, wie Du fürchtest. Und wir können arbeiten."

Er achtete nicht auf dieß Trostwort. Er lag still da, sich sichtlich sammelnd.

„Auf Dir ruht mein Vertrauen," sagte er endlich gepreßt, aber doch mit einer Bestimmtheit fast wie in gesunden Tagen. „Deine Mutter ist gut, aber beschränkten Geistes und unselbstständig. Versprich mir eins, dann sterbe ich ruhig."

„Alles, alles, Vater," versicherte sie tief ergriffen und warf sich neben dem Vater auf die Knie.

„Du bist die Aelteste. Du bist nur ein Weib, aber ein starkes Weib. Wie es Euch auch gehen mag, verheirathe Dich nicht eher, als bis Du Deine Geschwister zu guten Menschen erzogen und so weit gebracht hast, daß sie sich selbst ihr Brod verdienen können."

„Bei Christi Blut und Wunden!"

Ein Blick, eben so hell aufleuchtend wie rasch verglimmend, dankte ihr.

„Ehre Deine Mutter."

„So wahr mir Gott helfe in meiner Todesstunde."

Seine Augen brachen; mühsam hob er die Hand und legte sie ihr auf den Kopf.

„Gott segne Dich."

Sie wagte nicht sich zu rühren, obschon die Hand nicht zurückgezogen wurde. Daß sie bebte, konnte sie nicht hindern. Es lag ihr so bleischwer auf dem Kopfe. Von einer plötzlichen Angst geschüttelt ergriff sie den Arm und schob ihn auf das Deckbett. Ihr jäher Blick fiel auf ein erdfahles Antlitz, auf erloschene Augen. Ihr wilder Aufschrei rief die Hausgenossen herbei — der Vater war todt.

Die Aufgabe, welche Ida zu lösen übernommen hatte, war sehr schwer. Das Vermögen, in der Hauptsache ein bedeutender Grundbesitz, war nicht überschuldet, aber bis zu drei Vierteln belastet. Das Gerücht vergrößerte die Last, indem es sie weit größer darstellte, als sie wirklich war. Unter den Gläubigern befanden sich einige, die keine Schonung kannten. Der Bürgermeister hatte seine Frau ganz richtig beurtheilt; sie beugte sich rathlos unter der Wucht des bis jetzt noch weniger wirklichen als nur erst drohenden Unheils, und erlahmte bald ganz, blos aus Angst und Furcht. Die Tochter dagegen hielt sich tapfer und unverzagt, ließ sich von keiner Mühe abschrecken, keinen Weg verdrießen. Die rührende Beredsamkeit des schönen, im Glanze der Reinheit leuchtenden jungen Mädchens erweichte die Herzen der Geldmenschen; ihr Eifer, ihre Gewandtheit, ihr unverkennbares Streben, allen Verpflichtungen gerecht zu werden, flößten Vertrauen ein. Als sie die härtesten ihrer Gläubiger einzeln für sich gewonnen, berief sie die ganze Schaar derer, denen ihr Vater schuldete, und legte ihnen einen Plan zur theilweisen sofortigen Deckung ihrer Forderungen durch den Verkauf entbehrlicher Ländereien und weiterer allmähliger Tilgung durch die Ueberschüsse eines geordneten sparsamen Haushaltes vor. Der Vorschlag fand allgemeine Billigung. Von jetzt an trug sie Sorge, die übernommenen Leistungen strenge zu erfüllen.

Daneben widmete sie der Erziehung ihrer jüngeren Geschwister den unermüdlichsten Fleiß. Sie überwachte sie wie eine Mutter, lehrte sie außer der Schule, und vor Allem stellte sie in ihrem eigenen Verhalten und Seyn ein unwiderstehlich wirksames Beispiel auf. Die Knaben wuchsen zu ihrer Freude heran. Der Aelteste war bereits nach Holland zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben. —

Jahre waren auf diese Weise vergangen. Anstatt des früheren geräuschvollen, verschwenderischen Lebens waren Ordnung und Frieden und Stille in dem Hause einheimisch geworden. Die Abtragung der Schulden ging ihren geregelten Gang. Wenn Ida einen Kummer hatte, so war es der, daß sie weder von noch über Wilhelm irgend eine Nachricht erhielt.

Da kam ihr und den Ihrigen ein Besuch aus der Ferne, ein weitläufiger Verwandter, ein als eben so wohlhabend wie tüchtig anerkannter unverheiratheter Mann in den besten Jahren. Er blieb einen Tag, er blieb zwei Tage; am dritten benutzte er die erste Gelegenheit, wo er mit dem Mädchen allein war, zu einer offenen Erklärung.

„Ich verstehe mich nicht auf angenehme Redensarten,“ sagte er, weniger sicher, als er vielleicht selbst wünschte, „und will deßhalb nur gerade herausreden, wie ich es meine. Base, ich habe was Ihnen fehlt, und Sie sind was mir fehlt. Ich habe Vermögen und Sie sind ein Frauenzimmer, das ich aus voller Seele bewundere. Lassen Sie uns zusammenspannen. Werden Sie meine Frau.“

Keinen Augenblick ließ ihre Antwort auf sich warten.

„Ich fühle mich hochgeehrt durch Ihren Antrag, Vetter, und danke Ihnen recht herzlich dafür,“ sagte sie mit Ruhe; „zu meinem innigen Bedauern muß ich ihn aber doch ablehnen.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Verhältnisse darlege; erkundigen Sie sich nach meinem Rufe, meiner Persönlichkeit. Nehmen Sie Bedenkzeit, ehe Sie mich ein- für allemal abweisen,“ bat er in größster Bewegung.

„Ich zweifle nicht an Ihrem Werthe, und das ist nicht der Grund, der mich bestimmt,“ erwiderte sie mit unverändertem Gleichmuthe. „Ich werde indeß meine Mutter nie verlassen.“

„Bringen Sie dieselbe mit zu mir. Ich will sie halten wie... Ihre Mutter,“ drängte er.

„Da würde das Wort wahr werden: wenn man einen alten Baum verpflanzt, so stirbt er ab. Bitte, Vetter, quälen Sie mich nicht. Es geht nicht.“

Ihre Haltung und ihre Mienen waren dieselben wie bisher.

Alle seine Vorstellungen, sein endliches Flehen überwanden ihre freundliche Festigkeit nicht. Er reiste ab, aus einem Traum von Glück schmerzlich erwacht. Bis in sein spätestes Alter konnte er Ida nicht vergessen.

* * *

Auf einem Vorsprunge des Gebirges im Osten von Java erbaut, schimmerten die weißen Mauern von Andaglur weithin über niedrige Bergrücken und Hügel und vielfach verzweigte Thäler hinab. Da hatte der Geist Gottes eine Mährchenwelt verwirklicht. Von den Ufern der rauschenden Bäche, der klaren, über Felsblöcke schäumenden Ströme war Alles grün in den wechselndsten, mannigfaltigsten Abstufungen von Schatten und Licht, trugen Abhang und Senkung jahraus jahrein dasselbe leuchtende Hoffnungsgewand, und selbst die Felskluft war mit rankenden Schlingpflanzen übersponnen. Das keimende Blatt stieß das welkende vom Zweige; auf die Blüthe folgte die Frucht, auf die Frucht die Blüthe. Wunderbare Schmetterlinge wiegten sich in Luft und Duft; seltsame Käfer schwirrten im blendenden Sonnenschein. Und in zierlich geflochtenen Hütten, auf den Feldern, zwischen blühenden Gesträuchen, unter den Laubwölbungen der Riesenbäume, in denen bunte Vögel ihre Nester umgaukelten, regten und bewegten sich braune träumerische Menschen, in brennende Farben gekleidet, das lange Haupthaar auch bei den Männern von der Scheere unberührt, den Kris im Gürtel.

Eine unregelmäßige Menge verschiedenartiger Gebäude, von einer Pallisadenumzäunung eingeschlossen, bildete Veenstra's Wohnsitz. In der Mitte lag das Haupthaus, weitläufig, einstöckig, auf gemauerten, etwa ellenhohen Pfeilern erbaut, das weit vorspringende Dach auf Säulenreihen ruhend.

Wieder waren Jahre verflossen. Spalding hatte dem ihm geschenkten Vertrauen vollkommen entsprochen, die ihm übertragene Stellung vollständig ausgefüllt, und wurde von Veenstra fast wie ein Sohn betrachtet, ganz so behandelt. Und ganz mit Herz und Sinn hatte sich ihm seine Schülerin hingegeben, die unter seinen Augen, wie denn die Frauen in Ostindien früh reif werden, zur Jungfrau erblüht war. All' ihr Seyn, ihr Wesen gehörte ihm, bezog sich auf ihn. Nach Art des heißen Blutes, das in ihren Adern wogte, hatte sie ihm, als auch nicht das entfernteste Entgegenkommen von seiner Seite bemerklich war, rücksichtslos erst durch Andeutungen, zuletzt ganz offen ihre Leidenschaft entdeckt, war aber nur auf Eiseskälte gestoßen, keiner Erwärmung fähig. Um so mächtiger füllte die Gluth ihr Gehirn aus; um so sengender flackerte das unruhige Feuer ihrer Seele. Ihre Liebe gestaltete sich zur Raserei; ihre Denkkraft löste sich auf in ein einziges wahnsinniges Verlangen.

Das reizende Mädchen lag auf einem prächtigen Divan in einem reichgeschmückten Zimmer, und zerpflückte im Groll und Grimm der allertiefsten Verstimmung die Pfauenfedern eines übergroßen kostbaren Fächers in unzählige kleine Stücke. Vor ihr kniete die Wärterin ihrer Kindheit, die Pflegerin ihrer Jugend, die Vertraute aller ihrer Geheimnisse und Sorgen, auch der Schmerzen, unter denen sie jetzt sich krümmte, eine bejahrte Malaiin, anhänglich wie ein Hund und rücksichtslos gegen Alles außer ihrem Zöglinge, wie nur Malaien es seyn können.

„Ich will Dir helfen, Herrin,“ sagte die Alte.

„Pah!“ warf die Dame unwillig hin.

„Ich kann es.“

„Wie?“

„Ich will nach der Kampony Deridji zu Ronany gehen und einen Trank holen.“

Die Genannte war in weiter Umgegend unter den Malaien als eine weise Frau und Zauberin berühmt und gefürchtet.

„Unsinn.“

„Ich sage Dir, Herrin, wenn er den genossen hat, so schmilzt sein Herz und er liegt Dir zu Füßen.“

„Er selbst hat mich ungläubig gegen solche Mittel gemacht und sie mich verachten gelehrt.“

„Was weiß er von der Kunst der Ronany. Die Menschen aus Holland sind dumm in ihrer Klugheit. Sie kennen nicht die Kräfte der Wurzeln und Kräuter.“

Die Dame antwortete nicht. Noch immer lag sie äußerlich scheinbar gleichgültig da. Plötzlich fuhr sie jäh empor, warf sich der Alten an den Hals, umklammerte sie mit beiden Armen und sprach nicht, sondern stammelte:

„Goldherz, wenn Du mir ihn zueignen kannst, Dir zu Füßen will ich liegen, Alles, was ich habe, soll Dein seyn.“

Die Augen brannten dem Mädchen wie glühende Kohlen, ihr Busen wogte.

„Hilf mir,“ keuchte sie von Neuem. Und wieder warf sie sich ungestüm auf den Divan zurück, schlug beide Hände vor das Gesicht und ein Thränenstrom brach unter ihren Wimpern hervor.

„Ich will Dir helfen. Noch heute Abend gehe ich,“ lautete die tröstende Versicherung, von Liebkosungen begleitet.

In der zweitfolgenden Nacht wurde das ganze Haus durch das Geschrei von Spalding's Diener, sein Herr sterbe, in Aufruhr versetzt. Der Bursche schlief, wie das bei den Europäern auf Java Gebrauch ist, Nachts auf einer Matte vor der Thüre seines Herrn und war durch dessen Gebahren geweckt. Veenstra stürzte zuerst herbei; ihm gesellte sich in auffallender Hast, fast zur Besinnungslosigkeit verstört, seine Tochter; die andern Hausgenossen folgten nach und nach. Spalding lag in furchtbaren Krämpfen. Sprachlos, rathlos für den Augenblick starrte Veenstra ihn an, wie entsetzt das Mädchen. Die Malaien blickten nicht mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit drein; der Leidende war bei ihnen sehr beliebt.

„Was ist zu thun?“ fragte endlich der Herr vom Hause.

„Der Satan hat ihn gebissen,“ sagte nach einer Weile voreilig das Kammermädchen des Fräuleins, und drückte mit dieser Aeußerung die gewöhnliche Ansicht ihrer Stammesgenossen in ähnlichen Fällen aus. Ein Gemurmel des Beifalls ließ sich im Kreise vernehmen.

„Wie ist ihm zu helfen?“ wiederholte Veenstra, von der malaiischen Auffassung der Krankheitsursache unberührt.

Der eisgraue Mandur (Haushofmeister) drängte sich durch die Umstehenden bis zum Bette, beobachtete den Leidenden längere Zeit, untersuchte seine Lippen, seine Hände, befühlte seine mit kaltem Schweiße bedeckte Haut, legte sein Ohr auf den Leib, erklärte endlich entschieden: „Er hat das Gift Tagal bekommen. Wenn ihm kein Brechmittel mehr hilft, muß er sterben.“

Veenstra befand sich schon auf dem Wege nach seiner Hausapotheke. Stumm, regungslos an den Bettpfosten angeklammert, mit Augen, die tiefer und tiefer in ihre Höhlen zurückzuweichen schienen, hatte das Fräulein die Zuckungen ihres Geliebten mehr empfunden als betrachtet.

„Sterben!“ schrie sie jetzt mit einem Male gellend auf, flog ihrem Vater nach, fiel ihm, als seyen alle ihre Glieder aus den Bändern gerissen, in dem Zimmer, wo er unter Arzneiflaschen suchte, zu Füßen und keuchte. „Tödte mich, Vater. Ich bin seine Mörderin.“

Und weiter, auf das lautlose, erschreckte Staunen des Mannes: „Ich habe ihm einen Liebestrank eingeben lassen. An meiner Liebe stirbt er.“

„Unseliges Kind,“ stöhnte Veenstra; „ich will nachher mit Dir rechten.“

Mit dem gefundenen Arzneimittel eilte er hinaus. Sie blieb zerschmettert, ohnmächtig am Boden liegen. —

Spalding war genesen; ob Dank seiner kernigen Natur oder dem angewendeten Mittel, blieb zweifelhaft. Aber es lenkt auch ein gnädiger Gott die Geschicke der Menschen. Sie, die ihn dem Tode nahe gebracht hatte, war längst in weite Entfernung gesendet. Er und Veenstra waren darüber einverstanden, daß sie sich trennen mußten. Es zog ihn mächtig nach Europa hin. Sein Entschluß wurde von seinem väterlichen Freunde gebilligt.

Wie war es Alles so ganz anders gekommen, als er gehofft! Den ersehnten Reichthum hatte er nicht. Aber dafür hatten sich seine Verhältnisse unendlich besser gestaltet, als er in Harderwyk und während des ersten Theils der Seereise hatte fürchten müssen. Und wunderbar war er in den sechs Jahren in geistiger Hinsicht erstarkt. Er begriff nicht, wie er das Vaterland hatte verlassen können. Arm, wie er heimkehrte, fühlte er sich doch vollkommen im Stande, ein hinreichendes Auskommen für sich und die Geliebte zu beschaffen. Sie war seine einzige Sehnsucht. Wenn ihm der hochmüthige Vater auch jetzt wieder ihre Hand weigerte? In sechs Jahren hatte er keine Nachricht von ihr erhalten.

Veenstra selbst begleitete ihn nach Salatiga und an Bord des nach Batavia bereit liegenden Dampfers.

„Hebe Anker!“ erscholl das Befehlswort; das Gangspill knirschte, die Ketten klirrten.

Tiefbewegt standen die Freunde in der Kajüte sich gegenüber.

„Und nun zum Schlusse nehmen Sie noch etwas von mir an, nicht als Entschädigung, sondern damit Sie in äußerlich behaglicher Lage sich meiner erinnern können.“

Ahnungslos, seine Seele war zu sehr von andern Gedanken erfüllt, hielt Spalding das Papier fest, das ihm zugesteckt wurde. Oben auf Deck läutete die Glocke.

„Lebe wohl.“

„Lebe wohl.“

Veenstra eilte auf Deck, das Fallreep hinab in das seiner harrende Boot. Der Dampfer setzte sich in Bewegung.

Nach einiger Zeit entfaltete der Zurückbleibende unwillkür-

lich das Blatt, welches er noch immer in der Hand hielt. Es war eine Anweisung an seine Ordre auf Hope in Amsterdam von hunderttausend Gulden.

* * *

Sie erhielt einen Brief, gerade acht Tage später, nachdem der letzte ihrer Brüder das elterliche Haus verlassen hatte, um zu lernen und zu erwerben.

Er stand bei den Hünensteinen am Kieferndickicht. Sein Aeußeres zeugte nicht von Vermögen. Sie kam über die Haide daher. Als ihre Augen ihn erfaßten, fiel es ihr gewichtschwer auf das Herz, bleischwer in die Kniee. Er flog ihr entgegen.

„Ida!"

„Wilhelm!"

So mögen die Verklärten jauchzen, wenn sie sich im Himmel finden. Und Brust an Brust, und Lippe an Lippe. Dem Sturme des Entzückens folgte die Ruhe der Seligkeit.

„Du bist mein!"

„Ich bin Dein. O erzähle, wie es Dir ergangen."

Er berichtete ihr in kurzen Zügen seine Schicksale, nur daß er das Geschenk von Beenstra unerwähnt ließ.

„Und Du hast mir nie geschrieben, Du Böser."

„Ich wollte Dir nur schreiben, wenn ich Dir eine günstige Nachricht mittheilen könnte."

„Jetzt ist Alles gut, ich habe Dich wieder."

„Und willst Du mich auch so haben?"

„Wie kannst Du fragen!"

„Dein Vater ist todt?"

„Laß ihn in Frieden ruhen. Komm' mit zur Mutter!"

Die alte, gutmüthige Frau war in ihren Ansichten nur das Spiegelbild, in ihren Aeußerungen nur der Wiederhall ihrer geistesstarken Tochter. Wilhelm bat sie noch denselben Abend um ihre Zustimmung zu seiner Verbindung mit Ida.

„Um meinetwillen ist er in die Welt gegangen, Mutter," sagte das Mädchen; „für mich hat er gelitten; durch mich muß er entschädigt werden. Wir müssen arbeiten und wollen arbeiten. Gib uns Deinen Segen."

Die Mutter weinte und that, wie man von ihr verlangte.

* * *

Sie kamen aus der Kirche, ein vermähltes Paar. Als sie in üblicher Weise das Haus betreten und empfangen worden waren, führte Spalding seine junge Frau in die Wohnstube. Zu ihrem größten Erstaunen fand sie hier Alle, denen sie noch schuldete, ohne Ausnahme versammelt, und Einer nach dem Andern trat mit herzlichem Glückwunsche an sie heran und überreichte ihr ein Schriftstück mit dem oder einem ähnlichen Beifügen: „Ein Hochzeitsgeschenk von Seiten des Herrn Gemahls, das ich mich glücklich schätze überreichen zu können," und entfernte sich sodann ehrerbietig. Die Ueberraschung schloß ihr den Mund, bis sie mit Spalding allein war.

Etwa zehn Minuten später stürzte Ida freudestrahlend, thränenbethaut in die Küche, ihrer Mutter an den Hals, und jubelte: „Mutter, liebe Mutter, jetzt sollst Du es gut haben."

„Und ich will Dich halten wie meinen Augapfel," sagte ihr Gatte, der ihr gefolgt war.

N.-Y. in. Z.

Ueber die Karpathen.

Reiseerinnerungen aus dem Anfang der dreißiger Jahre.
von H. Kieser.

Unsere gütigen Freunde auf der Gleiwitzer Hütte hatten uns als mehrwöchentlichen Gästen und in Befriedigung ihrer eigenen, specifisch schlesischen Neigung zur Fröhlichkeit, eine gründliche Abschieds-Ressource — wie sie es zu nennen beliebten — veranstaltet. Noch einmal sahen wir die anmuthigen deutschen und polnischen Mädchen von Stadt und Hütte die graziösen Kalmaika, Mazurk und Kosak tanzen, hörten ihre lieblichen Nationallieder oder die spät genug von der Residenz herabgelangten Bellini'schen Arien, bis wir uns in den gediegenen Männerkreis zurückziehen und uns um die heimliche Punschbrauerei lagern mußten, ein Lager, das wir spät und wohlversorgt verließen.

Des andern Morgens hatten wir in einer halben Stunde uns von der sämmtlichen, durch Gastfreundschaft, Lebenslust und Herzensgüte uns theuer gewordenen Bevölkerung der Hütte verabschiedet, und zogen von manchem herzlichen „Glück-Auf" geleitet nach der Stadt, da wir von hier aus mit der Post nach Krakau abzufahren hatten.

Es war am 9. October frühe 4 Uhr, als ich mich mit meinem Reisegefährten, einem gutmüthigen Schlesier, der indessen auf seine Abkunft von Rakoczi sich nicht wenig zu gut that, einer damals vortrefflichen, jetzt wohl unleidlichen Postkalesche anvertraute. Gegenüber saß uns ein Cracuse, der als Beweis seines raffinirten Scharfsinnes mich bei Zeiten als Sohn des mit dem vierzigsten Lebensjahre so beneidenswerth begünstigten Volksstammes erkannte und mich nun versicherte, er wäre im Jahre 1832 auch in Stuttgart gewesen. Seine Schilderung der Stadt paßte aber ebenso gut auf Algier oder Petersburg, als auf die gute Schwabenstadt, denn dort wie hier gab und gibt es „mehrere Kirchen", mindestens „ein Theater", „hübsche Plätze", „breite Straßen", „vielen Staub" und Menschengesichter von den verschiedenartigsten Baustylen und Schlußberechtigungen. Im Uebrigen war der gute Nachbar ein „Doktor" und ließ sich bei näherer Betrachtung unserer leiblichen Zustände (Folgen der Abschieds-Ressource) zu verschiedenen medicinischen Verordnungen herbei, als da sind: Slivovitza mit Paprika in nicht homöopathischer Dosis. Dem entsprechend wurde das in dem Fürstlich Plessischen Städtchen Nicolai entbotene Frühstück ausgestattet, und zur großen Beruhigung der Wirthsleute in Neuberun, eine Meile von der Krakauer Gränze, auch das Mittagsmahl bestellt.

Mit dem Uebertritt auf das polnische Gebiet begannen Schnurrbärte, runde Hüte und weiße lange Röcke mit rothen

Aufschlägen als allgemeine Landestracht, — eine elendere Straße, aber auch eine herrliche Aussicht auf gesegnete, fruchtbare Fluren, die sich bis an den Fuß der scheinbar naheliegenden Karpathen hinzogen.

Ein ächt polnisches Wirthshaus, Salon, Schweinsstall, Boudoir der Damen des Hauses, Küche, Gastzimmer und noch manches andere Unnennbare in Einem Raume, wenn auch nicht gemüthlich, so doch ohne viele Umstände, vereinigt enthaltend, nahm uns Abends 6 Uhr in Peremba auf. Die Krakauer Regierung hatte hier keine Post eingerichtet, wir mußten daher anderthalb Stunden ausharren, bis die preußischen Postpferde, die uns noch nach Krakau bringen sollten, gefüttert waren.

Halb erfroren wurden wir endlich Nachts 12 Uhr in Krakau abgesetzt. Wir wanderten sofort von der Post nach dem Hotel de Russie. Unterwegs stieß ich den in Gleiwitz für die Karpathenreise in Empfang genommenen Säbel im Takte auf dem Trottoir auf, da mahnte mich unser guter Paprika-Doktor, die wachsame Polizei könnte dieß leicht als eine verwegene Demonstration deuten und mich mindestens zum Besuche eines gelinden Untersuchungs-Arrestes verurtheilen. Ich begab mich daher sogleich des unschuldigen Spieles und barg das vielgereiste Schwert — es war zum fünften Male auf der Tour über die Karpathen und vor mir von Planitz und Krug von Nidda auf derselben geführt worden — sorgfältig in meine Umhüllungen. Unangefochten gelangten wir in dem Gasthofe an und fanden da wohl elegante Zimmer, aber steinharte Matratzen und mehr als gebührlich leichte Wolldecken, unter deren Hülle wir, wie es schien, vollends auskrystallisiren sollten. Der gütige Himmel verschob jedoch diese Vervollständigung unserer werthen Creatur, und so konnte ich andern Morgens in aller Frühe noch mit leiblichen Fähigkeiten meiner achtungswerthen fünf Sinne einen jüdischen „Factor", zu deutsch Lohnbedienten, empfangen. Die himmellange, in einen schwarzen Talar und breitkrämpigen Hut gekleidete Gestalt war mit einem prachtvollen Patriarchenbart geschmückt. Bart, Hut und Mann sandte ich zunächst nach der Post um mein Reisegepäck. Dann ließ ich mich in das Bad von Lazienskv führen und übergab die gefolterten und halb erstarrten Glieder der vermittelnden Wirkung eines warmen Bades. Mit frischen Kräften wurde das hochgelegene, die Stadt beherrschende Königsschloß bestiegen. In der Schloßkirche sind die Leichen von Sobiesky, Poniatowsky und Kosciuszko und noch anderer Polenkönige und Polenhelden geborgen. Die Mausoleen der Könige Casimir Jagello (1492) und Castmir des Großen sind durch die kunstfertige deutsche Hand von Veit Stoß geschmückt. In einer andern Grabkapelle steht ein segnender Christus von Thorwaldsen. Mitten in der Kirche aber zeigte man den silbernen Sarg mit dem Leichname von Bischof Stanislaus, den König Bogislaw in der Kirche erschlagen. Bei diesen Gängen treffe ich mit dem Schwager des mir befreundeten Bergraths von Milensky, einem Rittmeister Poser aus Schlesien, und seiner Familie zusammen, in deren Gesellschaft der weitere Aufenthalt in Krakau wesentlich an Annehmlichkeit gewann. Wir besuchten den benachbarten Kosciuszkohügel und trugen ihm auch einige Handvoll Erde zu. Auf dem Rückwege nach der Stadt begegneten wir manchen an Krücken gehenden, verstümmelten Polen, die, eine ganze schwere Leidensgeschichte in ihren Augen, mit scheuer Zurückhaltung unsere Fremdlingsgrüße erwiderten. Dazu die vielen noch nicht restaurirten Ruinen in der Stadt aus den Kämpfen der letzten Revolution datirend, und wir konnten uns der tiefinnigsten Theilnahme an dem heldenmüthig um sein Vaterland kämpfenden, immer wieder niedergeworfenen Volke nicht erwehren. Wenn wir Deutschen statt unserer politischen Chamäleonsnatur nur ein Zehntheil dieser muthigen, opferwilligen Vaterlandsliebe für unsere eigene Heimath auch besäßen! Da möchte unsere Theilnahme an anderer Völker Leiden diesen auch noch Trost gewähren — so aber ist dem Polen ein stummer Händedruck seines ritterlichen Nachbarn aus Ungarn mehr werth, als eine deutsche Hand voll deutscher Treue und deutschen Goldes.

Nach Tische fuhren wir in die Judenvorstadt Caszimir. Ein schmutziges Judenvolk, das in fast orientalischer Tracht seine Waaren feil bot, drängte so sehr an unsern Wagen, daß wir nur im Schritte fahren konnten. Nachdem wir das Gesuchte: einen umfangreichen Pelz zur Fahrt über die Berge, gefunden, fuhren wir in ein benachbartes Kloster, das wir ohne weitere erquickliche Resultate durchwanderten. Zurückgekehrt in mein Hotel fand ich mich in der wahrhaft gefährlichen Lage, in Gegenwart meines Factors den ledernen, schmalen Gurt, der um den linken Oberarm geschnallt, meine sämmtliche in Gold bestehende Baarschaft enthielt, ablösen zu müssen. Während mich die unheimlichen, lauernden Blicke des Juden bereits veranlaßten, mich in der Nähe meiner ausgiebigen Waffe zu halten, führte eben zur guten Zeit mein treuer Schutzengel meinen Nachbarn, Rittmeister Poser, auf mein Zimmer, der nun bei mir blieb, bis die ganze Manipulation des Geldgeschäftes abgewickelt war, und es dann an den gütigsten, wahrhaft väterlichen Warnungen und Rathschlägen für die Zukunft nicht fehlen ließ. Bekannt mit der Schurkerei, die so häufig in der schlecht behüteten Stadt an Fremden in jener Zeit verübt wurde, war es ihm aufgefallen, daß kurz nach dem von ihm beobachteten Eintreten des Geschäftsmannes in mein Zimmer, die nach seiner Wohnung führende Mittelthüre abgeriegelt worden war, und da dieß nicht durch mich geschehen, so erkannte ich die große Gefahr, in der ich mich befunden, und entließ in sehr beredter Weise den unterwürfig sich entschuldigenden Menschen.

Den nächsten Morgen widmete ich der Besichtigung der großartigen Sammlungen der Universität, holte meinen Paß bei dem österreichischen Residenten für Gallizien und Ungarn visirt, und fuhr Nachmittags über die Weichsel nach Podgorze auf galizisches Gebiet. An der Zollstätte hatten sich die gewöhnlichen Plackereien eingestellt, doch war es noch gnädig abgelaufen. Der Gasthof, in dem ich abgestiegen, wimmelte von ungarischen Husaren. Als ich meinem Kutscher auf meinem Zimmer die mit ihm akkordirten drei polnische Gulden für die Ueberfahrt bezahlte, verlangte derselbe mit einigermaßen beun-

ruhigender Bestimmtheit acht Gulden; ich bezahlte sie ihm unweigerlich. Da ich jedoch wahrnahm, daß er wohl in der Freude über den unrechtmäßigen Gewinn sich länger beim Branntweine in der Bauernschenkstube festhalten ließ, so citirte ich den Richter, der ihn auf meinen Bericht sofort verhörte, und nach sehr summarischem Verfahren ihm das zu viel verlangte abnahm. Der Bursche stieß einen ganzen Strom polnischer Flüche aus, und fuhr unter lebhaftem Diskurse mit sich selbst pleine carrière nach der Brücke. Die Husaren-Offiziere, welche um das Billard ihr Lager aufgeschlagen und meinen Bericht an den Richter mit angehört hatten, nahmen mich nach Abwickelung dieser kleinen Unannehmlichkeit in ihre Mitte und wünschten mir Glück zu dem schnell und glücklich erreichten Ausgange. Sie zählten mir ein endloses Sündenregister der betrügerischen polnischen Bauern-Fuhrleute her, so daß ich sehr froh seyn konnte, so leidlich davon gekommen zu seyn. Das ganze Husarenregiment König Friedrich Wilhelm von Preußen war längs der russischen Gränze zu deren Bewachung aufgestellt. Es war nicht selten der Fall, daß noch jetzt von der letzten Insurrection her compromittirte Flüchtlinge die Gränze überschritten. Die Ungarn, in ihren kleidsamen, kornblauen und reichverschnürten Attila's stattlich sich ausnehmend, verwünschten ihre Aufgabe hier an der Gränze und sehnten sich nach ihrer Heimath, von der sie nur mit glühender Begeisterung sprachen, zurück.

Des andern Morgens fuhr ich frühe auf sehr unebenem Wege nach Wieliczka ab. Ich hatte die Absicht, mich hier einige Tage zu Befahrung der weltberühmten Bergbaue und Durchwanderung der Gegend über Tags aufzuhalten. Das Leben auf einer solchen bergmännischen Station war dazumal ein ziemlich monotones. War das Quartier im Gasthofe bestellt und der Barbier oder in dessen Ermanglung die eigene kunstfertige Hand mit der unerläßlichen Urwaldordnung fertig, so wurden Empfehlungsbriefe und Karten hervorgesucht, das Zechenzeug angelegt, allenfalls das Leder etwas knapper geschnallt und nun die Besuche bei den verschiedenen Bergbeamten abgestattet; hierauf wurde der Fahrschein gelöst und mit Markscheidern und Revierbeamten Grubenkarten durchgesehen und der Grubenbetrieb besprochen. Des andern Morgens früh fünf oder sechs Uhr fand sich der Gast im Zechenhause zum Gebete ein und fuhr nun mit der Mannschaft unter speziellem Geleite eines Beamten oder Steigers an. Die Art aber, wie der Bergmann vom Fache die Grube durchfährt, ist eben nicht die poetische, wenigstens nicht nach dem Geschmacke des Nichtbergmannes, während den Mann vom Leder eine Laienfahrt kaum befriedigen würde.

Ich hatte inzwischen bald eine sehr liebenswürdige Veranlassung, eine solche Laienfahrt in Wieliczka mitzumachen. Die Poser'sche Familie war wenige Tage nach meiner Ankunft in Wieliczka von Krakau herübergekommen, um unter „meiner Führung", wie die lieben Leute meinten, „mit um so besserem Erfolge" das Bergwerk befahren zu können. Meine Hauptdienstleistung bestand aber lediglich darin, von den vielen gefälligen Beamten den gefälligsten für die Leitung unserer Grubenfahrt zu gewinnen zu suchen. Dieß war denn auch gelungen und hatte sich uns der wohlunterrichtete, freundliche und fröhliche kaiserliche Schichtmeister Herr S. sofort zur Verfügung gestellt. Er belehrte uns, daß die Steinsalzlager mit eilf Schächten (Franciszek, Seraf, Danielowice, Regis, Gorko, Wodnagora, Bużenin, Leszno, Alois und Josef) aufgeschlossen sind, in Franciszek 1744 auf König August III. Befehl eine bequeme Treppe ausgehauen worden ist, und daß auf den von N. nach S. streichenden sogen. Szybiker Salzflötzen jährlich etwa 1,000,000 Ctr. Steinsalz gewonnen werden. Schon im 12. Jahrhundert soll Wieliczka unter Boleslaw Krummmaul unter dem Namen „Magnum Sal" bekannt gewesen und 1772 mit Galizien an Oesterreich gekommen seyn.

Unsere Grubenfahrt begann auf dem Schachte Danielowice. Die Damen waren kaum zu bewegen, sich den am Schachtseile festgemachten Gurtsitzen anzuvertrauen. Endlich saßen wir im Kreise um das mächtige Tau, zu unsern Füßen in andern Hängesitzen eine Rotte von Leuchtjungen mit brennenden Lampen. Wir wurden den bis zur ersten Sohle 33 Klafter tiefen, in ganzer Schrotzimmerung stehenden Schacht sachte niedergelassen und von hier in die Kammer Michalowice geführt. Diese ist in grünlich grauem Steinsalz 30 Klafter hoch und 20 Klafter weit ausgehauen. Die Leuchtjungen warfen von Bühnen, welche unter der First der Kammer angebracht waren, brennende Fackeln durch den Raum, welche eine prachtvolle Beleuchtung der ganz aus Steinsalz bestehenden Wände erzeugten. In dieser Kammer hängt ein Lustre von Steinsalz für 334 Kerzen. Von hier wurden wir in die Teichkammer Rosette (oder See Przykos) geführt, deren Grund hoch mit gesättigter Salzsohle bedeckt ist. Sie ist durch eine vertikale Wand mit bogenförmigem Ausschnitte zum Durchfahren in zwei Theile getheilt. Wir fuhren in einem Boot über den Spiegel des Salzsee's und stiegen am entgegengesetzten Ufer wieder auf dem festen Salzgebirge aus. Nun kamen wir in die Arbeitskammer Piztek, in welcher 6' hohe und 2' dicke Steinsalzprismen mit Schlegel und Eisen hereingearbeitet wurden. Die Prismen werden der Länge nach einmal mit scharfkantigem Fäustel in 1' breite Stücke aufgespalten und diese dann nach der Quere in die Versandtblöcke abgetheilt. Das bei diesen Arbeiten anfallende Grubenklein wird in Fässer gestampft. Nur beim Streckenbetriebe kommt Sprengarbeit vor. Die Arbeiter sind in faltige weiße Blousen gekleidet, — sie zogen höflich ihre Schachthüte, bettelten aber, was in einem deutschen Bergwerke doch nicht vorkommt.

Von hier aus wurden wir in die Kammer Steinhauser geführt. An der saigern Salzwand hängen hier Fahrten, an denen die Knappen, aus einer Firstenstrecke kommend, niederfuhren, während unten als Imitation des Felsensprengens Pöller losgebrannt wurden. Die weitere Grubenfahrt führte uns durch Strecke und Kammer Kaiser Franz, in welcher zwei Pyramiden von Steinsalz stehen; endlich kamen wir an ein Monument von Steinsalz, bei welchem ein von Erzherzog Franz Karl gepacktes Salzfaß aufbewahrt wird.

Ueber die lange Treppe Clementis, die bei Gelegenheit der Befahrung der Gruben durch Kaiser Franz und seine Gemahlin ausgehauen wurde, und deren Besteigung mich weit mehr ermüdete, als eine Saigerfahrt, gelangten wir wieder auf die erste Etage 33 Klafter unter Tags. Hier besuchten wir eine seit 300 Jahren in Steinsalz ausgehauene Kapelle mit drei Altären, und einem großen Crucifixe mit Maria und Magdalena, — Alles kunstreich aus Salz ausgehauen. In derselben Kapelle befindet sich aus ganz klarem Krystallsalze ausgearbeitet die Statue König Sigismunds. Am Ausgange der Kapelle steht eine steinsalzerne Kanzel. Jedes Jahr am 3. Juli „wenn das Seil auf die Welle gelegt wird,“ wird hier unten Gottesdienst gehalten. Von der Kapelle fuhren wir in den Saal Leintuff, der 43 Klafter lang ausgehauen ist, ein großes Transparent (Archiducibus Austriae devote sacrat soboles montana), sechs Kronleuchter und eine Tribüne für das Bergmusikcorps enthält. Der Boden ist gedielt und ist hier bei Gelegenheit der Anwesenheit österreichischer Prinzen schon getanzt worden. Nachdem wir noch Pferdegöpel und die in deren Nähe befindlichen unterirdischen Stallungen besichtigt, fuhren wir wieder in den Hängesitzen zu Tage aus. Wir waren Alle entzückt von den prachtvollen Beleuchtungen und den hübschen Anordnungen, mit denen man uns überrascht hatte; die großartigen Arbeiten unter der Erde hatten uns mächtig imponirt. Namentlich unsere Damen schwärmten in poetischer Aufregung, nun nach vollständig überwundener Gefahr und im beruhigenden Gefühle des sichern Erdbodens unter ihren Füßen, mit heldenmäßiger Ueberschwänglichkeit von dem Gesehenen und Gewagten. Sie schrieben es vornehmlich meiner hohen Protektion zu, daß sie so Vieles zu sehen bekommen, obschon ich sie wiederholt versicherte, daß alle Welt ebenso vieles zu sehen bekommen kann.

Nach der Grubenfahrt setzten wir uns mit unserem gütigen Führer zu fröhlichem Mahle. Schon in der Grube hatten wir tüchtig Hunger bekommen, und so eilten wir denn, großartige Gewinnungsarbeiten und selbst Raubbau in der Küche des Gasthauses auszuführen, da es an concurrirenden Hungernden im Hause nicht fehlte. Gewaltsam fuhren namentlich unsere durch den Bergwerksbesuch muthig gewordenen Damen in den ihnen bekannteren Bergrevieren von Küche und Speisekammer an, und machten tapfere Ausfälle auf die von dem wohlgenährten weiblichen Chef dieser Aufbereitungsanstalten eifrigst behüteten Sud- und Schmelzgüter, Gott dankend, daß sie nicht auch aus blankem Steinsalze oder röschem Erze, sondern aus echter Hühner- und Schinkensubstanz neuester Bildung gewonnen waren. Der schmucke Husarencadett, der erst Miene machte, den von ihm „uneigennützig“ protegirten Küchenchef gegen unsere räuberischen Ausfälle zu schützen, wandte sich bald in diplomatischer Erwägung aller „berechtigten Anforderungen der Zeit“ unserer Partei zu, und theilte gewissenhaft, wenn auch ohne Anwendung höheren Calculs, die Beute mit uns. Ueber Tische recapitulirten wir das Gesehene, tauschten kleine Angebinde zur Erinnerung an den gemeinschaftlich gehabten Genuß und verabredeten weitere, aber nie mehr ausgeführte Zusammenkünfte; selbst ein Briefwechsel wurde mit der Gläubigkeit römischer Auguren besprochen.

Nach Tische fuhren meine schlesischen Gäste nach Krakau zurück. Ich blieb in Wieliczka zu Fortsetzung meiner bergmännischen Beobachtungen zurück. In Betreff des Wieliczkaer Bergbaues will ich hier nur noch bemerken, daß die dem Nichtbergmanne imponirenden Ausweitungen von dem Bergmanne eben als ein durch die große Mächtigkeit der Lager gebotenes, nicht zu vermeidendes Uebel betrachtet werden. Die ausgedehnte Unterbrechung des Gesteinszusammenhanges veranlaßt großartige, die Oberfläche verwüstende und die Tiefpunkte unzugänglich machende Tagebrüche. Mit einem solchen Bruche soll eines Tages auch das Haus eines ehrsamen Schneiders niedergegangen seyn, so daß sich der glücklicher Weise schlanke Meister noch kaum durch den Kamin zu retten vermochte.

(Schluß folgt.)

Das Duell.

Humoreske von Ewald August König.

Die Vorstellung war beendet. Durch die weite Pforte des Opernhauses drängte die Menge sich hinaus auf die Straße. Eine fremde, berühmte Sängerin hatte als „Rosine“ im Barbier von Sevilla gastirt, und durch ihre brillante Stimme das Publikum enthusiasmirt. Jeder Mund war ihres Lobes voll; wo zwei oder drei sich zusammen fanden, um mitsammen den Heimweg anzutreten, bildete gewiß die Sängerin das Thema der Unterhaltung, welches so bald nicht erschöpft werden konnte. Auch der Referendar Hollmann und dessen Freund, der Buchhalter Schneeberg, welche Arm in Arm einem Kaffeehause zueilten, um dort nach den geistigen Genüssen dem Körper einige Erfrischungen zu gönnen, ergingen sich in Lobeserhebungen, und so sehr auch bei anderen Gelegenheiten, wo es der Beurtheilung eines Künstlers oder einer Opernvorstellung galt, ihre Ansichten von einander abwichen, heute stimmten dieselben überein. — „Man behauptet übrigens, die Sängerin habe vor einigen Jahren eine ausschweifende Lebensweise geführt,“ hob der Referendar an, als die Beiden an einem Tische Platz genommen hatten, an welchem außer ihnen zwei Offiziere saßen.

„Wer sagt das?“ erwiderte Schneeberg in zorniger Aufwallung. „Ich höre dieses Gerücht heute zum ersten Male und versichere Dich, daß es auf Unwahrheit, auf boshafter Verläumdung beruht.“

Das Temperament des Referendars gab dem seines Freundes an Heftigkeit nichts nach. „Aus der Luft zieht man derartige Behauptungen nicht,“ entgegnete er; „etwas Wahres muß also wohl an der Sache seyn, und wenn Du erst heute dieses Gerücht vernimmst, so ist das durchaus kein Beweis für die Unwahrheit desselben.“

„Ich will allerdings zugeben, daß Du in Deiner Stellung zu den Mitgliedern unserer Bühne oft Gelegenheit hast, derartige Gerüchte zu vernehmen,“ fiel der Buchhalter ihm spöttisch

in's Wort. »Thatsache ist es auch, daß man gerne Denen Uebles nachredet, die man beneidet, oder durch welche man in seiner Eigenliebe gekränkt worden ist.«

»Ich muß Dich bitten, mir den Sinn dieser Worte näher zu erklären,« versetzte der Referendar.

»Bestehe nicht darauf,« fuhr der Buchhalter fort; »die Erörterungen könnten zu weit führen.«

»Du weichst mir aus?« fuhr Hollmann gereizt auf. »Du entblödest Dich nicht, mir Injurien zu sagen, für die Du weder Gründe noch Beweise hast? Nimm mir nicht übel, das ist die Handlung eines...«

»Halt!« unterbrach Schneeberg den Erregten. »Willst Du Dich auf's hohe Pferd setzen, so lasse ich meine Rücksicht schwinden. Kannst Du leugnen, daß Du heute Morgen versucht hast, im 'Hofe von Holland' Dich der Sängerin vorzustellen? Kannst Du mich der Lüge zeihen, wenn ich behaupte, daß die Sängerin Dich mit der Erklärung, sie wünsche Niemand zu empfangen, vor der Thüre ihres Boudoirs hat abweisen lassen?« Purpurröthe übergoß das Antlitz des Referendars. Die Offiziere, welche mit den beiden jungen Leuten befreundet waren, rückten näher, ihr schadenfrohes Lächeln reizte den Zorn Hollmanns. »Darauf spielte ich an, als ich von gekränkter Eigenliebe sprach,« fuhr Schneeberg fort. »Ich finde es natürlich, daß eine solche Zurückweisung Dich, den Verehrer aller schönen Künste und Künstlerinnen erzürnen und reizen mußte, an der stolzen, spröden Sängerin Rache zu nehmen. Von dem Lorbeer, der ihre Stirne schmückt, konntest Du ihr kein Blättchen rauben, aber ihrer Ehre dürftest Du den Todesstoß geben. Niemand kennt ja ihre früheren Lebensschicksale, Niemand kann Dir widersprechen, wenn Du achselzuckend die Reinheit ihres Lebenswandels in Zweifel ziehst. Ich aber, der ich die Sängerin kenne, lasse diesen Makel nicht auf ihr ruhen; ich erkläre Deine Behauptung für ersonnen und unwahr.«

Der Riß zwischen den beiden Freunden war unheilbar geworden, auch die Offiziere mochten dieß fühlen, das spöttische Lächeln wich einem trüben Ernste.

»Ich halte an der Behauptung fest,« erwiderte der Referendar nach einer kurzen Pause aufgeregt; »trotz Deinen Vermuthungen und Schlußfolgerungen, die ich, beiläufig bemerkt, sehr gewagt finde.«

»In diesem Falle würdest Du Dich einer Infamie schuldig machen,« warf Schneeberg, der mühsam an sich hielt, mit erzwungener Gelassenheit hin.

Die Wangen des Referendars wurden fahl, seine Lippen bebten. »Nimm das Wort zurück!« rief er so laut, daß die Gäste aufmerksam wurden. »Nimm das Wort zurück, oder...«

Der Buchhalter ließ ihn nicht zu Ende reden; er erhob sich, leerte sein Glas und ging hinaus. Der Referendar sah eine Weile stier auf die Thüre, hinter der sein Freund verschwunden war, dann stürzte auch er hinaus, gefolgt von den beiden Offizieren, welche die Folgen eines neuen Zusammenstoßes befürchteten und denselben verhüten wollten. Der Referendar wußte, welchen Weg Schneeberg eingeschlagen hatte. Er rannte seinem Beleidiger nach, nur von dem Gedanken beseelt, für den ihm zugefügten Schimpf Rache zu nehmen. In welcher Weise, wußte er freilich selbst noch nicht; im entscheidenden Augenblick, glaubte er, werde das sich schon finden. Der Buchhalter, ebenfalls aufgeregt und über das Benehmen seines Freundes empört, war rasch gegangen, aber Hollmann holte ihn ein.

»Ich frage Dich jetzt zum letzten Male, willst Du die Beleidigung zurücknehmen, oder nicht?« herrschte der Referendar, als er vor dem Freunde stand.

»Nein,« antwortete dieser trotzig. »Ich würde jenes Wort noch einmal sagen, wenn sich dazu Veranlassung böte.« Jetzt konnte der Referendar seiner Wuth nicht länger Einhalt gebieten, sie brach sich Bahn in einer derben Ohrfeige, welche auf der Wange Schneebergs brannte und dessen Zorn zu heller Gluth anfachte. Die Offiziere traten zwischen die Beiden und suchten zu vermitteln. Umsonst — der Buchhalter forderte Genugthuung und bat einen der Offiziere, ihm als Zeuge zu dienen. Der zweite bot sich freiwillig dem Referendar als Sekundant an, und die Beiden verabredeten, daß das Duell am nächsten Morgen in dem ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt liegenden Wäldchen stattfinden solle. Nachdem Verabredung getroffen und festgestellt war, trennten sich die Freunde. Der Referendar sowohl, wie der Buchhalter bereuten schon in der nächsten Minute, daß es so weit zwischen ihnen gekommen war. Nicht des Bruches selbst wegen, sie konnten einander entbehren, das Duell machte ihnen Angst und Sorge, denn Muth, und besonders der tollkühne Muth, mit ruhigem Blut in die Mündung einer geladenen Pistole zu sehen, zählte nicht zu ihren Tugenden. Eine friedliche Ausgleichung wäre allerdings noch möglich gewesen, aber jetzt noch zur Versöhnung die Hand bieten, dagegen sträubte sich das Ehrgefühl des Buchhalters, der einestheils die Ohrfeige nicht vergessen konnte, anderntheils sich in den Augen der Offiziere nichts vergeben wollte. Es war ein bittrer Kampf, den die Furcht vor dem Tode, Ehrgefühl und verletzte Eitelkeit in den Herzen beider Jünglinge kämpften. Wie zu erwarten stand, trug die Todesfurcht den Sieg davon. — Der Secundant des Referendars verfügte sich am nächsten Morgen in aller Frühe auf den Duellplatz. Er hatte sich verschlafen und deßhalb vorgezogen, seinen Kameraden nicht abzuholen, sondern ohne Zögern den Weg zum Wäldchen anzutreten, wo er die Partheien zu finden hoffte. Er erstaunte, als er sich in seiner Erwartung getäuscht sah. Trotzdem die festgesetzte Stunde bereits verstrichen war, fand er weder seinen Kameraden, noch die beiden Gegner. Er wartete ungefähr drei Viertelstunden und trat dann den Heimweg an, um von dem Referendar eine Erklärung über dieß feige, ehrlose Benehmen zu fordern. Der Secundant Schneeberg's hatte manche trübe Erfahrung gemacht, er zog es vor, den Buchhalter zum Duell abzuholen. Schon der Umstand, daß er sechs Mal die Glocke ziehen mußte, bevor ihm geöffnet ward, erregte sein Mißtrauen, es wuchs, als er den Duellanten noch im Bette fand. Vergebens bot er Beredungskunst auf, den Buchhalter von der Nothwendigkeit

des Erscheinens auf dem Kampfplatze zu überzeugen, umsonst bat er ihn, sich dem Schimpf und der Schande nicht preiszugeben; Schneeberg setzte allen Gründen und Bitten die Erklärung entgegen, daß er nicht daran denken dürfe, das Bett zu verlassen. Er sey mit Rheumatismus geplagt, habe gerade jetzt begonnen zu transpiriren und dürfe die Kur, von der er sich den besten Erfolg verspreche, nicht unterbrechen. Der Secundant, in Verzweiflung darüber, daß er möglicherweise in den Fall kommen könnte, das ehrlose Benehmen des Buchhalters in Schutz nehmen zu müssen, durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Als er endlich einsah, daß er nichts ausrichten konnte, entfernte er sich, um sich des unangenehmen Auftrags zu entledigen, den Kranken auf dem Duellplatze zu entschuldigen. Auf halbem Wege begegnete er seinem Kameraden. Beide nahmen keinen Anstand, ihre Vermuthungen über das Benehmen der Duellanten offen auszusprechen und trafen schließlich die Verabredung, ihnen dafür eine heilsame Züchtigung angedeihen zu lassen. Sie gingen mitsammen in die Stadt zurück und trennten sich am Thore, um ihren Plan unverzüglich in's Werk zu setzen. Der Secundant des Referendars ging sofort zu diesem hin und fand den jungen Mäcen der Kunst und Künstlerinnen ebenfalls im Bette. Merkwürdiger Weise litt die junge Stütze der Gerechtigkeit an demselben Uebel, welches der Buchhalter durch Transpiriren heben wollte. Auch er lag in Schweiß gebadet und erklärte, das Bett nicht verlassen zu dürfen. Kaum aber hatte der Offizier ihm mitgetheilt, daß Schneeberg auf dem Kampfplatze nicht erschienen sey, als der Referendar mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang und in die Kleider fuhr. Der Vorwurf der Feigheit ruhte jetzt einzig und allein auf seinem Gegner, das gab dem Referendar neuen Muth und ließ ihn den Rheumatismus wie die Gefahr, der er sich durch die Unterbrechung seiner Kur aussetzte, ganz vergessen. Er setzte sich augenblicklich hin und schrieb ein Billet folgenden Inhalts: „Mein Herr! Sie haben es vorgezogen, heute Morgen zur bestimmten Stunde nicht zu erscheinen, ich betrachte durch diese Ihre feige Handlungsweise unsre Ehrensache erloschen, und werde Sie von nun an als einen feigen, aller Ehre baren Menschen behandeln," welches er ohne Aufschub durch den Laufburschen seines Hauswirths an seine Adresse befördern ließ. Kaum aber hatte der Bursche das Zimmer verlassen, als ein Knecht eintrat, welcher dem Referendar ein zierlich couvertirtes Brieschen mit der Bemerkung übergab, Herr Schneeberg lasse ihm sagen, er möge dieses Billet hinter den Spiegel stecken. Fahle Blässe überzog die Wangen Hollmann's, als er das Brieschen erbrochen und gelesen hatte. Es enthielt ebenfalls nur die wenigen Zeilen: „Mein Herr! Ihre Feigheit beweist mir zur Genüge, welcher Quelle Ihre Verläumdungen über die Sängerin entsprungen sind. Sie sind nicht nur eine Memme, sondern ein Schurke dazu; ich werde Ihnen dieß, wo ich Ihnen nur begegne, öffentlich sagen."

„Na, wenn Sie den Schimpf geduldig einstecken, sind Sie nicht werth, jemals über einen Menschen zu Gericht zu sitzen," nahm der Offizier das Wort, als er das Billet gelesen hatte. „Diese Beleidigung fordert blutige Genugthuung." So gerne auch der Referendar den Schimpf geduldig eingesteckt hätte, um Blutvergießen zu verhüten, fühlte er doch selbst, daß die ihm zugefügte Beleidigung zu stark war, als daß er sie mit Schweigen übergehen konnte. Er mußte dem Offizier, der ihn von der Nothwendigkeit einer Forderung zu überzeugen suchte, Recht geben, und die genügend bewiesene Feigheit des Buchhalters beseitigte rasch das letzte Bedenken, welches in seiner Seele aufkeimen wollte. Er vertraute darauf, Schneeberg werde die Forderung zurückweisen, alsdann hatte er als Mann von Ehre und Muth das Seinige gethan und die Verachtung fiel auf Jenen allein zurück. Der Offizier schlug vor, den Buchhalter auf Pistolen mit fünf Schritte Distanz zu fordern und der Referendar, trotzdem es ihn bei diesem Vorschlag eisig überlief, gab nach kurzem Zögern seine Einwilligung. Schneeberg hatte inzwischen ebenfalls Zeit zu Combinationen und Schlußfolgerungen gefunden. Er calculirte, daß, wenn der Referendar ihn wegen dem „Schurken" fordern lasse, dieß einzig und allein nur geschehe, um den Schein zu wahren und es nur der Annahme des Duells unter verschärften Bedingungen bedürfe, um den furchtsamen Gegner zu einer friedlichen Aussöhnung zu bewegen. Sein Secundant war mit diesen Combinationen einverstanden und unterließ nicht, jedes Wort in der gestrigen Unterhaltung des Referendars mit Schneeberg hervorzuheben, welches ebenfalls als Beweis für die Feigheit Hollmanns gelten konnte. Dies erhöhte den Muth und die Zuversicht des Buchhalters, und der Secundant Hollmanns fand statt des Verzagten einen muthigen, tollkühnen Gegner, der sofort, als er hörte, daß die Distanz fünf Schritte betragen solle, mit verächtlichem Achselzucken erwiderte, er dringe auf ein Duell über's Taschentuch und werde bei dieser Bedingung beharren. Die Secundanten zögerten nicht, diese Forderung als gerecht und billig anzuerkennen, und die Bestürzung Hollmann's, als er die Uebereinkunft erfuhr, war nicht gering. Ein Duell über's Taschentuch war nach seiner Ansicht das Schrecklichste der Schrecken, ein grausames, unbarmherziges Niedermetzeln. Was hätte er nicht darum gegeben, jetzt noch zurücktreten zu können! Die Schaam, der Rest seines Ehrgefühls, verbot ihm, seinem Secundanten den Vorschlag zu einer friedlichen Ausgleichung zu machen; er wußte, der Offizier werde ein solches Ansinnen mit Spott und Hohn zurückweisen. Der Secundant bemerkte den Kampf, der in der Seele des jungen Mannes tobte, gelang es ihm nicht, denselben zu beruhigen, so durfte er überzeugt seyn, daß der Referendar auch morgen nicht erschien, — und erscheinen sollte er, das Duell mußte stattfinden, so hatte er mit seinem Kameraden verabredet. Es gelang ihm besser und rascher, als er vermuthete. Seine mit überzeugender Sicherheit ausgesprochene Behauptung, der Buchhalter werde nicht daran denken, zum Duell zu erscheinen, war gleichsam der Strohhalm, an welchen die letzte Hoffnung des Verzweifelnden sich klammerte, er versprach zur festgesetzten Stunde zu kommen. Auch der Buchhalter hatte dieß in die Hand seines Secundanten gelobt, und doch dachte Keiner der Beiden daran, sein Versprechen zu

halten. Die Offiziere mochten dieß ahnen, wenigstens hielten sie für rathsam, die Schritte Beider streng zu überwachen. Es war nur ein Ausweg möglich, dem Duell zu entgehen: die Flucht. Die Gegend, in welcher das Städtchen lag, besaß keine Eisenbahn, die Post allein vermittelte ihren Verkehr mit den Nachbarstaaten. Im Laufe des Tages fuhren nur noch zwei Postwagen ab, einer Nachmittags um vier, der andere Abends um sieben Uhr. Hegte einer der Duellanten den Vorsatz zu fliehen, so führte er ihn jedenfalls mit der Abendpost aus. So vermutheten die Offiziere, und ihre Vermuthung erwies sich als richtig. Der Buchhalter war der Erste, welcher sich auf dem Postbureau für die Abendpost einschreiben ließ. Der Beamte, ein spezieller Bekannter der Offiziere und in den Plan eingeweiht, ließ, bevor er den Namen einschrieb, die Bemerkung fallen: das treffe sich gut, dem Herrn Schneeberg werde es gewiß angenehm seyn, zu erfahren, daß auch der Referendar Hollmann die Reise zu machen gedenke. Kaum hatte der Buchhalter dieß vernommen, als er, sich eines Bessern besinnend, unter dem Vorwande, er erinnere sich, die Reise bis zum nächsten Tage verschieben zu müssen, das Bureau verließ. Eine halbe Stunde später erschien der Referendar, auch er entsann sich, daß zuvor noch einige Acten in Ordnung zu bringen seyen. Die Offiziere hatten ihren Plan erreicht. Es kam jetzt nur noch darauf an, eine Begegnung der beiden Gegner zu vermeiden; dieß wurde dadurch bewerkstelligt, daß jeder der Offiziere seinen Duellanten aufsuchte und ihm nicht von der Seite wich. Sowohl der Referendar, wie der Buchhalter waren von Muth beseelt, jeder der beiden konnte den nächsten Morgen kaum erwarten, um den verhaßten Gegner in's Jenseits zu befördern. Als der Secundant Hollmanns am nächsten Morgen in das Zimmer der jugendlichen Gerechtigkeitsstütze trat, stand dieser bereits angekleidet vor dem Spiegel, um dem flaumartigen Bärtchen durch eigene Zuthat von Bartwichse eine verwegene Haltung zu geben.

„So ist's recht,“ sagte der Offizier; „nur Muth und Zuversicht; dem Muthigen gehört die Welt! Ich habe die Pistolen mitgebracht,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, indem er den Blick fest und prüfend auf das Antlitz des Referendars heftete. „Wollen Sie dieselben vorher untersuchen, vielleicht...“

„Nein, nein,“ fiel Hollmann, dessen Wangen sich entfärbten, ihm in's Wort; „ich verlasse mich in diesem Punkte ganz auf Sie.“

„Und wenn Ihr Gegner nun doch erschiene?“ fragte der Offizier lauernd.

Das Bewußtseyn, den Gegner zehn Meilen entfernt zu wissen, befähigte den jungen Mann zu einem Lächeln kecker Zuversicht. „Ah pah!“ warf er mit geringschätzender Gleichgültigkeit hin; „ich hoffe und wünsche sogar, daß er kommen möge, die Befriedigung meines Hasses ist der einzige Gedanke, der augenblicklich mich beseelt.“

Wie gerne hätte er eine Stunde später diese Worte zurückgenommen! Als sie auf dem Duellplatze ankamen, schritt bereits der Buchhalter an der Seite seines Secundanten mit sichtbaren Zeichen der Ungeduld auf demselben auf und ab. — Die Bestürzung und das Entsetzen zu schildern, welches sich in den Mienen der beiden Gegner spiegelte, als sie so unverhofft und plötzlich einander erblickten, sind Worte zu schwach. Sie stierten eine geraume Weile einander schweigend an und bezeigten Beide Lust, dem Gegner das Feld ohne Kampf zu überlassen. Die Offiziere weideten sich einen Augenblick an dieser Scene, dann nahm jeder seinen Duellanten beiseite, um ihm den Gedanken an Versöhnung oder Flucht auszureden. Es kostete ihnen Mühe, ihren Zweck zu erreichen, ja, es bedurfte sogar der Drohung, daß sie die Sache der Duellanten zu der ihrigen machen, und denjenigen vor die Klinge fordern würden, der sich nicht wie ein Ehrenmann in diesem Duell benehme. War es die Schaam, oder der Muth der Verzweiflung, was die Beiden endlich bewog, mit kühner Todesverachtung sich dem Zweikampf zu unterziehen, dem sie doch nicht entrinnen konnten; genug, sie griffen zu den Waffen und traten auf die Mensur. Der Secundant des Referendars hatte das Kommando übernommen. Die Angst, welche sich in den Blicken und dem ganzen Wesen der Duellanten ausdrückte, entlockten ihm ein Lächeln der Verachtung und des Hohns; absichtlich zögerte er, das Zeichen zu geben, um die Angst der beiden Todescandidaten auf die höchste Spitze zu treiben. Diese Zögerung hatte für jeden Betheiligten sehr ersprießliche Folgen, denn in dem Augenblick, in welchem der Secundant die Hand erhob, trat ein Gensdarm mit einem donnernden „Halt!“ fast athemlos aus dem Gebüsche zwischen die Kämpfer, welche in dem Deus ex machina kaum den Diener der bewaffneten Macht erkannten, als sie auch, frei aufathmend, die Todeswaffe hinwarfen. Den Offizieren kam dieser Zwischenfall ebenso unvermuthet, wie den Duellanten, keiner wußte sich zu erklären, durch wen die Polizei von dem Zweikampf Kenntniß erhalten haben konnte. Erst später klärte es sich auf, daß der Postsecretär geplaudert und ohne sein Wissen und Wollen die Komödie in der effektvollsten Scene gestört hatte.

„Meine Herren, im Namen des Gesetzes,“ nahm der Gensdarm das Wort; „ich muß Sie ersuchen, mir zum Polizeibureau zu folgen!“

Einer der Offiziere hob die Pistolen auf und übergab sie dem Manne des Gesetzes. „Hier,“ erwiderte er; „nehmt diese Waffen mit, Ihr seht, sie sind noch geladen, wir werden Euch auf dem Fuße zum Polizeidirektor folgen.“

„Und diese Herren?“ fragte der Gensdarm, auf die beiden Civilisten zeigend. „Meine Ordre lautet bestimmt.“

„Wir bürgen für sie,“ fiel der Offizier ihm in's Wort. Dem ehemaligen Sergeanten genügte diese Bürgschaft, er entfernte sich, und nach kurzem Verweilen folgten ihm die beiden Gegner in Begleitung ihrer Secundanten.

„Herr Direktor, das Duell war ein Scherz,“ nahm einer der Offiziere das Wort, als sie im Bureau des Ersteren anlangten. „Lassen Sie diese Pistolen untersuchen und Sie werden finden, daß beide nur mit Pulver geladen sind. Ich denke, dieser Beweis genügt, uns von jeder strafbaren Absicht freizusprechen.“ Die Pistolen wurden entladen, und die Angabe des Offiziers erwies sich als richtig. Der Polizeidirektor mochte

die Sachlage durchschauen, ein Blick auf die sorgenvolle umwölkte Miene der Duellanten mußte ihn darüber belehren.

„Es ist gut," sagte er, als einer der Offiziere sich erbot, ihm den Hergang der Sache zu berichten; „der vorliegende Beweis genügt in der That." —

Arm in Arm verließen die beiden Gegner das Rathhaus. Die Freude, ihrer Furcht und Sorge so plötzlich sich enthoben zu sehen, ließ sie den Hader und Groll vergessen, und ein Dejeuner im ersten Gasthofe des Städtchens, an welchem auch die Secundanten Theil nahmen, endete den Zwist, der trotz seiner geringfügigen Ursache vielleicht zu traurigen Folgen geführt hätte, wäre ihm nicht durch die Feigheit der beiden Gegner die Spitze abgebrochen worden.

Moselfahrten. *)

Der prachtvolle Frühling des Jahres 1863 war um einen ganzen Monat zeitiger als sonst in das Land gerückt, und in den ersten Tagen des wonnigen Mai's überkam mich das Schwalbengefühl der Wanderlust wieder so sehr, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Ich schnallte daher eines Tages meinen Ranzen, setzte mich Morgens auf die Eisenbahn und war Abends in Boppard am Rhein, um von hier die Fortsetzung meiner Moselfahrt anzutreten, denn ich bin nicht gewöhnt, etwas halb zu thun, und die Schönheiten des Moselthales hatten mir's nun einmal angethan. Meine freundlichen Leser werden sich noch erinnern, daß ich das letzte Mal von Brodenbach herüber nach Boppard kam. In diesem Jahre wollte ich den Weg in entgegengesetzter Richtung machen, und am andern Morgen bei guter Weile marschirte ich daher von Boppard aus, um den kleinen Weg über den Berg nach Brodenbach, drei kleine Wegstunden, zu Fuße zurückzulegen. Bädeker sagt in seinen „Rheinlanden": der Weg von Boppard nach Brodenbach sey ohne Führer nicht gut zu finden; allein ich orientirte mich ganz gut. Man braucht sich nur nach dem Anfang des Fußwegs nach Buchhorn zu erkundigen, welcher gerade jenseit des Bopparder Bahnhofs einbiegt, und sich, wenn man in die Nähe von Brodenbach kommt, in Acht zu nehmen, daß man die Ehren nicht verfehlt, welche links vom Wege liegt und die ich schon in meinem vorigen Abschnitt geschildert habe. Der Morgen war wundervoll, die Lerchen stiegen schmetternd in die Luft und ich wanderte, mit ihnen um die Wette singend, lustig fürbaß, bis ich auf der Höhe oberhalb Brodenbach den hellen Moselstrom freundlich von drunten heraufblinken sah. Die Ruinen von Sternberg und Bischofstein glänzten im weichen goldnen Morgenlichte zu mir herüber, und unvermerkt war ich drunten im Dorfe Brodenbach beim Probst, der mir ein Schöppchen guten Zeller vorsetzte. Der Reisende einer Elberfelder Seidenfabrik, den ich hier zufällig traf, und der diese ganze Gegend genau kannte, rühmte mir die Schönheit der Kirche von Münster-Maifeld, einem kleinen Städtchen, das drüben auf dem nördlichen Ufer der Mosel einige Stündchen landeinwärts auf einer ziemlich ausgedehnten Hochebene liegt, die das Maifeld heißt. Ich war sogleich entschlossen, einen Abstecher dorthin zu machen, denn auch Probst, der Wirth, versicherte mich, daß der Ausflug lohnend sey, indem die Lage des Städtchens sehr hübsch und die Aussicht von dort sehr umfangreich und großartig sey. Ich ließ mich daher über den Fluß setzen nach Lorf, stieg drüben die sonnige Lehne hinan und hatte bald den Weg erreicht, der mich über Mörsch nach Münster-Maifeld brachte. Stadt und Kirche treten Einem schon aus der Ferne vor die Augen, und machen den Wanderer ungeduldig, an's Ziel zu gelangen. Die Reisebücher empfehlen zwar den Maifelder Hof, ich aber kehrte in der 'Sonne' ein, welche sehr gut und deren Wirth, wie sein Zeichen andeutet, ein höchst aufgeklärter Mann ist, der viele Jahre in Paris gelebt hat und einen sehr unterrichteten Cicerone für seine jetzige Vaterstadt abgibt. Diese enthält allerdings mehr Merkwürdigkeiten, als man in dem kleinen Orte vermuthen sollte, und die bedeutendste derselben ist unstreitig die alte Stiftskirche. Sie hat einen merkwürdigen Thurm, der gerade aussieht, als wären ein runder und ein viereckiger Thurm zusammengewachsen; ein Theil dieses Gebäudes, wenigstens die Substrukturen, soll noch römischen Ursprungs seyn; wenigstens stimmt beinahe unzweifelhaft die Lage der Kirche mit derjenigen des ursprünglichen Castrums in dem Vicus Ambiativus überein, welcher Ort hier stand und einer von denjenigen ist, welche die zweifelhafte Ehre beanspruchen, die Geburtsstätte des Kaisers Caligula zu seyn. Die jetzige Kirche wurde wahrscheinlich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts auf der Stelle der ältern erbaut, welche der schon im Jahr 656 gestorbene Erzbischof Modoald errichtet hatte. Der Chor scheint der älteste Theil daran zu seyn, und zeichnet sich durch seine vieleckige Gestalt und das kronenartige Aussehen seiner kleinen Giebel aus. Die Spitzbogenfenster harmoniren allein nicht mit dem rein romanischen Charakter des Rests der Apsis, und sind daher auch ohne Zweifel jünger als der übrige Chor, dessen Datum ungefähr in das vierte Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt werden darf. Hinter der Kirche steht ein Haus, welches für das älteste von Münster-Maifeld galt und sich durch seine seltsamen Balken und Giebel auszeichnet, und ehemals ohne Zweifel in irgend einer Beziehung zum Stifte stand.

Ein Gang nach dem untern Theile der Stadt führt zu einer eigenthümlichen steinernen Wasserleitung in Gestalt einer langen bedeckten Lade, aus welcher das Wasser durch mehre Oeffnungen hervorquillt, und um welche sich eine Schaar waschender Weiber drängt. Unterhalb dieser befindet sich ein namhafter Theil der alten Stifts- oder Stadtmauern mit einem halb verfallenen Thurm, der etwas aus dem Senkel gerückt ist.

Die verhältnißmäßige Bodenerhebung hier — in Vergleich zu der großen Senkung nach Westen hin, aus welcher sich seltsame runde und kegelförmige Hügel erheben, — ist wirklich überraschend. Das Städtchen hat wirklich ganz jene Lage,

*) Fortsetzung der auf S. 280 abgebrochenen Reiseschilderungen.

welche die Römer für ihre Winterlager so gerne wählten und bei deren Wahl der Umstand, daß sie von irgend einem Feind nicht überschaut und überrumpelt werden konnten, sogar die Rücksicht auf mildes Klima und Schutz gegen schneidende Winde überwog.

Das Maifeld ist eine fruchtbare Hochebene, die sich zwischen dem Elz- und Nettebach und der Mosel bis gegen den Rhein hinzieht. Woher ihr Name rührt: ob von den Volksversammlungen, welche die deutschen Stämme noch zur Zeit der Karolinger im Monat Mai abzuhalten pflegten, oder von der am nördlichen Rande der Hochebene gelegenen Städtchen Mayen, ist noch nicht genau ermittelt. Jedenfalls aber war ich mit dem Ausfluge nach dem kleinen Flecken sehr zufrieden und wandte ihm nach Tische mit großer Befriedigung den Rücken, um wieder weiter zu pilgern.

Von Münster-Maifeld ist es ein lohnender Spaziergang nach dem nur eine Stunde entfernten hübschen Elzthale; in welchem Schloß Elz, eine der best erhaltenen Burgen von ganz Deutschland, eine der größten Sehenswürdigkeiten am ganzen Moselflusse ist und in der That eines Besuches verlohnt. Der hübsche Fahrweg führt von Münster-Maifeld aus eine Zeit lang über die Hochebene hin, dann senkt er sich mit einer starken Biegung plötzlich und enthüllt dem entzückten Blicke die ziemlich hohen und steilen Bergwände, welche das vielgewundene reizende Thal der Elz einschließen und mit dem herrlichsten Eichen- und Buchenwalde bekleidet sind. Die Elz ist ein kleines muntres Flüßchen, das droben in der Eifel entspringt und seine schäumenden Wellen in starkem Falle über ein steiniges vielgewundenes Bett hinschickt; das vielfach gewundene Thal bietet meist nur Wald und Wiesland, aber eine Fülle reizender malerischer Aussichten und anmuthiger Punkte; beinahe jede Krümmung des Thales enthüllt wieder neue überraschende Bilder von kühnen Felsen, weichen Hügelkuppen, steilen waldbewachsenen Hängen u. s. w. Eine Krümmung des Weges enthüllt dem Wanderer ganz in seiner Nähe die Trümmer der türkisch aussehenden Burg Trutz-Elz, welche Bischof Balduin von Trier der Burg Elz gegenüber hatte erbauen lassen, um sie und ihre stolzen Herren im Schach zu halten, nachdem er vergebens versucht hatte, sie zu erstürmen. Der Plan gelang auch, denn die Herren von Elz erkannten in Folge davon die Oberherrlichkeit des Erzbischofs an und wurden fortan die treuesten Vasallen der Kirche. Die vielen Windungen des Thales wie des Weges leihen der Ansicht von Schloß Elz noch einen eigenthümlichen Reiz, denn es bleibt dem Wanderer durch einen dichten Vorhang von Bäumen lange Zeit verborgen und tritt dann mit Einem Male in seiner ganzen mittelalterlichen Majestät vor ihn mit der Plötzlichkeit einer sogen. Verwandlung auf dem Theater. Da steht es, auf einem Felsen oder einer Landzunge, die in das liebliche Thal entspringt, und schaut sich an, als wäre es aus dem Felsen selber herausgewachsen und dessen nothwendige Vollendung, — ein Conglomerat von Thürmen und Thurmspitzen, von Erkern, Zinnen, Giebeln und Schornsteinen, die sich launenhaft und anscheinend planlos an einander fügen und gleichsam aus Laune oder Zufall entstanden erscheinen, aber es macht so wie es dasteht und mit seiner wundersamen Zierlichkeit gleich einem organischen Gebilde sich in die blaue Luft aufschwingt, einen unbeschreiblichen Eindruck und erscheint in der sonnenklaren Beleuchtung eines Frühlings-Morgens und umwoben von dem blauen Duft, der aus dem feuchten Waldthale aufsteigt, förmlich den Effekt eines Feenschlosses. Alle Einzelheiten der Burgen treten scharf und deutlich hervor; über jedem individuellen Theile des Baues schwingen sich die spitzen Thurmkappen in die blaue Luft und gewähren dem denkenden Beschauer, welcher seither nur Bergruinen mit hohen steilen Giebelmauern und viereckigen gebrochenen Thürmen gesehen hat, ein deutlicheres Bild von dem einstigen Aussehen der alten Burgen, als die neugebauten in altem Style: Stolzenfels, Rheinstein, Reinhardsbrunn, Hohenschwangau, Ortenberg ꝛc. sie geben. Die Burg Elz ist so, wie sie sich heutzutage noch darstellt, das Werk von vielen Generationen; aus der fernsten Zeit des romanischen Baustyls, der sich noch in manchen Substrukturen und Einzelnheiten deutlich erkennen läßt, läßt sich die Bauthätigkeit der Schloßherren verfolgen bis über die Renaissancezeit hinaus in die Periode des beginnenden Zopfs hinein; aber es ist ein Beweis von guter reiner Race, daß der Instinkt der Schönheit und edlen Einfachheit sich in ihnen von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Wie durch ein wahres Wunder hat sich diese Perle alter Baukunst bis in unsere Zeit herab erhalten; der Bauernkrieg, der die Burgen unsers oberdeutschen Adels mit dem Ende des Mittelalters brach, hat hier nicht gewüthet; die Grafen von Elz waren angesehene und kluge Herren und hielten Frieden mit den Nachbarn, oder wehrten Angriffe mit starker Hand ab, und so kam es, daß die Burg noch Jungfrau blieb bis in die Zeit der französischen Raubzüge oder Mordbrennereien unter Ludwig XIV., wo sie ihre Erhaltung nur dem Umstande verdankte, daß einer der Herren von Elz als Oberster unter dem Heere des Herzogs v. Boufflers diente und sich für die Schonung seiner Stammburg verwandte.

Eine Zugbrücke über den Bach, der drunten in seinem tiefen grünen Bette dahinrauscht, und ein niedriger dunkler Thorweg bilden den Eingang in den Schloßhof, welcher ebenso großartig ist als das Aeußere, und in vielen Stücken an den Schloßhof der Wartburg erinnert. Düster schauen die hohen Gebäude in den dunklen Hof herab und versetzen den Besucher mitten in eine ferne vergangene Zeit hinein. Leider ist das geräumige Schloß unbewohnt, und dient nur dem Verwalter und seinen Dienstleuten zum Aufenthalt. Daher sind seine vielfach verschlungenen Gänge und hohen Gemächer öde und leer, bieten aber eben dadurch die beste Gelegenheit, die einstige Einrichtung einer mittelalterlichen Burg zu studiren. Das Schloß enthält Gemächer von jeder Größe und Gestalt, vom stattlichen Rittersaal und den imposanten Empfangszimmern an bis zu den kleinsten Kemenaten und zellenartigen Kämmerchen in den Thürmen. Noch ist vieles alterthümliche Geräthe hier zu sehen, hohe Stühle mit steilen geraden Lehnen, eine gewaltige Himmelbettlade mit vier Pfosten, in die man mittelst

einer Leiter steigen muß; stattliche Ahnenbilder an den Wänden, von der Zeit der alten rohen Kettenpanzer an bis in die der Allonge-Perrücken herab, strenge Herren mit ausdrucksvollen männlich-schönen Köpfen, die man nicht umsonst die Eisenköpfe hieß, denn die Elze, die schon im zehnten Jahrhundert vorkommen, waren ein wackeres, streitbares Geschlecht, von dem die Sage erzählt, daß sogar einmal ein Fräulein von Elz ihres Bruders Rüstung angelegt und ihre Mannen zur Abwehr eines nächtlichen Ueberfalls der Burg angeführt und dabei den Tod gefunden habe.

Früher besaß die Burg eine reiche Waffensammlung, welche man 1791 des Krieges wegen nach Mainz flüchtete, wo die werthvollsten Stücke spurlos verschwunden seyn sollen, namentlich eine Anzahl uralter vollständiger Rüstungen der Ritter von Elz aus den Kreuzzügen, von Erlen dieses Geschlechts, die mit Kaiser Friedrich I. zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogen waren. Aber auch unter denjenigen Waffenstücken, welche noch hier zu sehen sind, ist manches Interessante an Turniersätteln, Lanzen, Schwertern, Helmen, Sturmhauben und dergl.

Im Hofe liegen noch Haufen von runden steinernen Kugeln, wie man sie theils aus den ältesten Kanonen geschossen, theils noch früher mittelst der Katapulten geworfen. Die Gänge und Hallen sind mit prächtigen Hirschgeweihen verziert, und an einer Mauer im Hofe sind eine Anzahl Raubvögel angenagelt.

In einer eigenthümlichen Stimmung verließ ich das Schloß Elz und stieg wieder hinunter zu dem rasch strömenden rauschenden Flüßchen, das eine Menge jener kiesigen, seichten und klaren Pfuhle bildet, welche die Maler Dianenbäder heißen, weil sie wegen ihrer Abgeschlossenheit mitten im Walde wirklich die Göttin versuchen könnten, hier unbelauscht von Aktäon ein Bad zu nehmen.

Das Elzthal ist unterhalb der Burg so schmal und die felsigen Höhen schieben ihre Ausläufer und Sporen so sehr durch einander, daß hier nur ein Fußpfad längs dem Bache heraufführt und der Wanderer den Elzbach auf trügerischen glatten Tretsteinen 13—14 mal überschreiten muß, ehe derselbe bei Moselkern in die Mosel fällt. Allein abgesehen von diesem Umstand, den ein geübter Fußwanderer nicht hoch anschlägt, ist der anderthalbstündige Weg von Moselkern nach dem Schloß Elz unbedingt einer der schönsten, welche man an der Mosel machen kann. Die malerischen Felspartheien und Waldbilder auf dem Wege nach Moselkern bieten eine Abwechslung von Erhabenem und Lieblichem, wie man es nur selten sieht, und das in seiner idyllischen Anmuth und unverfälschten Natur ganz eigenthümlich mit dem sorglich bebauten landschaftlichen Charakter des Thales der Mosel kontrastirt, welches man bei Moselkern wieder erreicht. Die Wälder sind herrlich, und die wilde Flora zu dieser Jahreszeit ganz prachtvoll. Von Strecke zu Strecke bietet die Gestaltung der Hügel Raum für die Terrassen der Weinberge und an einer Stelle bilden diese ein vollständiges Amphitheater, sind aber meist so steil, daß sie ungewöhnlich schwierig zu bebauen seyn müssen.

Bei Moselkern, das ich mit Einbruch der Nacht erreichte, ist die Gegend wieder eintönig und die kahlen Berge treten nahe an das Ufer heran. Im 'Anker' einkehrend finde ich nur ein ziemlich dürftiges Unterkommen, wie denn überhaupt der ganze Flecken einen etwas altväterischen Eindruck macht. Doch finden sich hier wieder eine Menge jener alten, überhängenden, hochgiebeligen, bresthaft aussehenden Häuser, welche dem Maler solch hübsche Motive liefern, und an denen alle Dörfer und Flecken längs der ganzen Mosel keinen Mangel leiden. Auf dem jenseitigen Ufer sind einige hübsche Felsenbildungen. Nach eingenommenem Abendbrod versuche ich vergebens die paar Stammgäste des Wirthshauses, welche hier bei ihrem Schoppen sitzen, gesprächiger zu machen; sie sind allzu sehr in ihr Kartenspiel vertieft und gegen die Gewohnheit des Moselers wenig gesprächig. Daher erübrigt mir nichts anders, als zu meiner Unterhaltung eine flüchtige Skizze, die ich vom Schlosse Elz von verschiedenen Seiten aus aufgenommen, hier auszuzeichnen und dann mich frühzeitig zu Bette zu legen.

Am folgenden Morgen führt mich mein Weg direkt durch Müden nach Karden. Die Kirche in Müden ist wegen ihres seltsamen Thurms merkwürdig, welcher eine vom Flusse aus weithin sichtbare Landmarke ist; der entweder aus Mangel an Mitteln oder wegen des jähen Tods des Baumeisters unausgebaut gebliebene Thurm macht in einer Gegend, wo für Kirchen und Gotteshäuser so viel geschehen ist, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck. In Karden beansprucht die neu hergestellte romanische Stiftskirche des heiligen Kastors die Beachtung des Wanderers, zumal ohnedem die Gegend hier düster, rauh und ernst ist, und an die Mönche und Einsiedler gemahnt, die einst diesen Strich bewohnten oder von der Ferne herbeigeeilt kamen, um am Grabe des Glaubensboten St. Kastor in seinem Stifte zu beten. Der Unterbau der Stiftskirche, deren Entstehung bis in das sechste Jahrhundert zurückreichen soll, gilt für den eines römischen Kastells, wie denn ausgegrabene Denk- und Meilensteine beweisen, daß dieser Ort den Römern wohlbekannt war und bei ihnen Statio Caradaunum hieß. Noch interessanter aber als die Stiftskirche mit ihren drei Thürmen war mir ein altes Haus im Rundbogenstyl, von dunklem basaltischem Gestein erbaut und wohl ursprünglich ebenfalls ein Gotteshaus, jetzt aber eine Scheune. Der kleine Flecken und das Stift haben im Laufe der Zeit furchtbar gelitten, und am meisten in jener schmachvollen Zeit deutscher Ohnmacht, wo Ludwig XIV. seine Mordbrennerhorden über das linke Rheinufer aussandte. Aber auch seine kirchliche Bedeutung ist hingeschwunden, und die Stiftskirche führt nur noch den Namen des Heiligen, dessen Gebeine Erzbischof Hetti schon im Jahr 836 in die neugebaute St. Kastorkirche in Coblenz überführen ließ. Drüben am andern Ufer liegt Treis, von zwei stattlichen Burgruinen auf steilen Felshäuptern überragt, an die sich geschichtliche Sagen knüpfen. Außerdem sind Karden und Treis heutzutage an der Mosel mehr bekannt durch ihren leichten angenehmen und gesunden Rothwein, von dem auch ich im Vorbeigehen ein Pröbchen nehme. Dann geht es rüstig fürbaß dem hellen Strom entlang über Pommern und Clotten

nach Kochem, wo ich einen leichten Einspänner einhole, der zwei westfälische Geistliche über die Höhen hinüber vom Strom ab, welcher zwischen hier und Alf eine dreifache große Krümmung bildet, in den oberhalb Alf in einem Seitenthal gelegenen berühmten Badeort Bertrich bringen soll. Um Geld und gute Worte nimmt mich der Kutscher mit, und mein Aufenthalt in dem Städchen Kochem, dem Schilda des Mosellandes, ist daher nur von kurzer Dauer, eben hienreichend zu einem Totaleindruck von dem alten Städtchen, dem die Trümmer seiner alten Burg und die überragenden bedeutenden Höhenzüge rings umher einen malerischen Charakter verleihen. Dann steige ich die Höhen hinan, dem Fuhrwerk voraus, und waide das Auge an dem Ausblick auf eine wechselvolle reiche Landschaft, welche von den Blüthen des in Menge hier vorkommenden Ginsters und Besenpfriems einen goldigen Anflug erhielt. Hinter mir blickt aus dem Endertthale unterhalb Kochem die Ruine der Winneburg auf steilem Felsengipfel und erinnert mich unliebsam an den erbittertsten Feind deutscher Einheit in unserem Jahrhundert, den Fürsten Metternich, der von dieser Burg seinen kennzeichnenden Beinamen führt und bekanntlich von Geburt ein Moselaner war. Endlich erreichen wir gegen Abend das höchst malerisch gelegene Städtchen Alf. Schon der Weg an den Berglehnen herunter gewährt einen prächtigen Ausblick auf einen der schönsten Theile des Moselthales, das sich hier, bald von dicht herantretenden namhaften Höhen eng begrenzt, bald zu einer gartenähnlich angebauten breitern Sohle ausdehnend, ungemein malerisch und mild präsentirt.

Die Dämmerung ist schon eingebrochen, als wir das Posthaus in Alf erreichen, wo wir einen Wagen nach dem nur zwei kleine Stunden entfernten Bertrich nehmen wollen. Aber erst in dunkler Nacht erscheint der Wagen und bringt uns in einer starken Stunde nach unserm Reiseziel. Die Schönheiten des als so reizend gerühmten Alfthales können wir allerdings nicht mehr sehen, sondern nur ahnen, aber das Thal ist voll würzigem Duft und Musik, denn in den Büschen flöten Singvögel, unter denen sich die Nachtigall ganz besonders hervorthut. Zu Bertrich in der Post finden wir ein gutes Quartier, köstliche Forellen und famosen Zellerwein zum Abendbrod, und ich lege mich müde zu Bett, höchst erwartungsvoll auf die Herrlichkeiten einer für mich ganz neuen vulkanischen Welt, welche mir hier entgegentreten und mir an den Ufern der Mosel die Täuschung eingeben soll, daß ich mich an den Golf von Neapel, an den Fuß des Vesuv versetzt fühle.

Mit dem ersten Morgengrauen bin ich munter und mustere schon aus dem Fenster die mich umgebende Natur. Ich weiß aus meinem Reisehandbuch, daß Bertrich eine Heilquelle hat, die schon den Römern bekannt gewesen und die diesen Kurort bald zu einem europäisch berühmten machen wird; daß Bertrich nämlich eine natürliche Therme alkalischen glaubersalzhaltigen Wassers von 36° R. hat, die man sowohl zum Trinken als zum Baden benützt, die besonders gegen Nervenleiden, Gicht und Rheumatismus wahre Wunder thun soll; daß das schmale Urtsthal 700 Fuß tief in das felsige Gestein eingeschnitten und in geologischer Beziehung höchst merkwürdig ist. Jetzt sehe ich auf den ersten Blick, daß man von den Merkwürdigkeiten Bertrichs mir nicht zu viel gesagt hat. Das lange tief eingeschnittene Thal mit seinen schönen Lindenalleeen und der aus dem Ursbach aufsteigenden Frische mag ein höchst angenehmer und erfrischender Aufenthalt in den Hundstagen seyn, und muthet mich schon an diesem Frühlingsmorgen durch seine Frische mächtig an. Rasch werfe ich mich in die Kleider und eile in's Freie. Bertrich ist im Mittelpunkt vulkanischer Störungen, der hier Hügel von den sanftesten Umrissen und der angenehmsten Farbe geschaffen hat. Aus dem Schiefergestein gegen den Rand der Hochebene hin erheben sich drei Schlackenhäupter, von welchen zwei noch Krater, ein dritter, die Falkenlei, nur eine kleine Einsenkung in ihrer Mitte hat. Der römische Kessel ist ein äußerst lieblicher, von einem Amphitheater von Hügeln gebildeter Ort; in der Mitte derselben liegt ein andrer Hügel und trägt die von dem Badinspektor erbaute protestantische Kirche. Auf einem andern Felsen steht die katholische Kirche, angeblich auf dem Unterbau eines alten römischen Tempels. Daß die Römer einst hier waren und diese Heilquellen kannten unter dem Namen der Baudriaci fontes, ist nun unzweifelhaft nachgewiesen. Denn als man im Jahr 1843 die Bäder erweiterte, fand man die alte römische Quelle, fünf Fuß breit und sieben Fuß lang und bis zu einer Tiefe von 27 Fuß in den Felsen gehauen, und ebenso ein öffentliches Bad, 12 Fuß in's Gevierte haltend, worin eine große Amphora lag. Außerdem wurden bei dieser Gelegenheit verschiedene Münzen von Constantin u. A. und eine Goldmünze von Vespasian aufgefunden. Eine alte Sage leitet den Namen des Ortes von dem heiligen Berticlus ab, der hier als Einsiedler gelebt haben soll, oder von einem Eremiten Bertricus; allein die Abstammung des heutigen Namens Bertrich von dem römischen: Baudriaci fontes, widerlegt genugsam jene Angabe. Das Wasser der Therme hat eine sehr behagliche Wärme zum Baden und trotz des Gehalts an alkalinischen Bestandtheilen und Glaubersalzen doch keinen widerlichen Geschmack. Wunderhübsche Spaziergänge und Anlagen leihen dem jungen Badeort alle möglichen Reize der Natur, und bilden einen Ruhepunkt, wie ihn der Leidende nicht angenehmer wünschen kann. Der Geist, welcher unter der Krankheit noch mehr zu leiden hat, als der Körper, findet hier Stille, Ruhe, Frieden, eine wunderschöne landschaftliche Umgebung, mäßige Preise, Einfachheit und Regelmäßigkeit, und das Gemüth kann hier heiterer seyn, als in unseren großen deutschen Luxusbädern, welche durch die fluchwürdigen Spielbanken nur zu Höhlen des Lasters, zum Zusammenlauf aller Diebe, Abenteurer, Spieler und fahrenden Weiber von halb Europa gemacht werden. Am Rande des Ursbachs sind nunmehr Reihen von Basaltsäulen; und folgt man dem Lauf des Baches bis auf etwa tausend Schritte oberhalb Bertrich, so erreicht man einen Punkt, wo ein anderer Bach sich in den Ursbach ergießt. Ein ländlicher Steg führt über den Wasserfall, und an der Seite der Waldschlucht hin führt ein Pfad durch eine höchst merkwürdige Höhle, welche gemeinhin die Käsegrotte oder der Käsekeller heißt, die aber der verfeinerte Geschmack der modernen Kurgäste nun zur Feen-

grotte umtaufen möchte. Diese ist dicht am rechten Ufer des Ursbaches gelegen, welcher nach seinem Austritt aus dem Gebirg oberhalb sich über die Hohenwiese ausgebreitet hatte und nun wieder gesammelt und concentrirt von neuem über einen steilen Felsenhang herabstürzt. Die Grotte bildet eine Art Gewölbe von 12—15 Fuß Höhe und 12—14 Fuß Länge; die Seitenwände bestehen aus fest auf einander ruhenden Basaltsäulen, die durch Verwitterung der Kanten die Gestalt von Holländer Käser angenommen haben; das Gewölbe aber besteht merkwürdigerweise aus Grauwackenschiefer, was besonders den Geognosten interessiren muß. Wenn man aus dem obern Ausgang der Grotte tritt, so bemerkt man einen Wasserfall, gebildet durch den Evesbach, welcher über einen hohen Basaltfels herab in den Ursbach stürzt. Den malerischen Eindruck der Grotte erhöhen noch die prächtigen Schlingpflanzen, welche an den wassertriefenden Wänden herabhängen. Ueber der Grotte biegt der Pfad bald in einen Weg ein, welcher durch ein Engthal zu der Stirn der Hochebene hinaufführt, wo das Dorf Harthem steht. Von hier aus wie überhaupt von den umgebenden Höhen hat man eine Fülle der herrlichsten Aussichten, namentlich am frühen Morgen, wenn die aufsteigende Sonne die auf den Höhen liegenden Nebel zertheilt, und den gesegneten Landstrich, namentlich aber die vulkanischen Höhen der Eifel auf der einen Seite, und die Anhöhen, welche das vielgewundene Moselthal begrenzen, auf der anderen Seite beleuchtet.

Dem Freunde der schönen Natur, dem Künstler, dem Botaniker und Geognosten bietet Bertrich reiche Ausbeute; aber auch außerdem muß es ein sehr angenehmer Kurort seyn, obwohl es eigentlich seinen Ruf noch nicht über das Rhein- und Moselland hinausgetragen hat und meist nur aus der Nachbarschaft Gäste empfängt. Das Kurhaus enthält einen geräumigen schönen Saal; für die Unterkunft der Badegäste sorgen drei oder vier gute Gasthöfe mit mäßigen Preisen und eine Anzahl Privat-Quartiere, und die Umgebungen sind so reich an schönen Punkten, daß man Wochen lang hier weilen und jeden Tag andere Ziele für die lohnendsten Ausflüge machen kann.

Für mich war Bertrich dießmal leider kein Ort zu einer längern Station, denn mich überkam die Lust, einer Einladung der beiden westfälischen Geistlichen beim Frühstück zu folgen und mich ihnen auf einen Tag zu einem Ausflug in die Eifel anzuschließen. Wir schlagen daher zunächst die Straße nach der Eifel ein bis zum Dorfe Kenfuß, und erreichen in drei Viertelstunden die Falkenlei, einen halbkugelförmigen vulkanischen Berg, der sicher einst ein thätiger Vulkan gewesen, obschon er keinen Krater zeigt, sondern nur eine leichte Einsenkung auf seinem Gipfel. Der Fuß der Falkenlei, die eine Höhe von etwa 1276 Fuß über dem Meere erreicht, besteht aus fester Lavamasse, über welcher sich dann in Form einer Halbkugel eine mächtige Masse von Schlackenasche aufbaut, worin sich Höhlen und Gänge und mancherlei Spalten gebildet haben. Ungeachtet dieser vulkanische Hügel nicht sehr umfangreich ist, gibt er doch dem Besucher einen ziemlich deutlichen Begriff von den Erscheinungen und Ergebnissen vulkanischer Thätigkeit und lohnt einen Besuch sehr. Nachdem wir ihn aber zur Genüge betrachtet hatten, setzten wir unsern Weg fort und wanderten über die verbrannte, eintönige, wellenförmige Hochebene nach Gillenfeld, in dessen Nähe sich eine der interessantesten vulkanischen Erscheinungen der Eifel befindet, nämlich das Pulvermaar, ein Kratersee an der Stelle eines alten erloschenen Vulkans, der wie ein Vesuv im Kleinen an Form eine hübsche Umfassung von Bäumen zeigt. Das Pulvermaar ist rund wie ein Fischteich, hat beinahe eine Stunde im Umfang und eine Tiefe von 330 rhein. Fuß, und eine hübsche Einfassung von mächtig großen frischgrünen Buchenbäumen. Seinen Namen verdankt es dem vulkanischen Kiese oder Sande, aus welchem seine Ufer bestehen, und dessen Körner ungefähr die Größe von Scheiben- oder Sprengpulver und eine trübe Purpurfarbe haben, sich ganz glatt und rund und reinlich anfühlen, und von Weitem wirklich Schießpulver gleichen. Das Pulvermaar ist einer der größten und schönsten Kraterseen der Eifel und ein weit vollständigeres Beispiel von einem mit Wasser gefüllten vulkanischen Krater als der Laacher See, der überdieß nicht genau kreisrund ist. Das Pulvermaar liegt 1266 Fuß, der Rand des Kraters aber 1495 Fuß über der Meeresfläche. Der Umfang des eigentlichen See's beträgt 6700, sein Durchmesser 2300 Fuß; er hat keinen sichtbaren Zu- noch Abfluß, das Wasser erhält sich immer im gleichen Niveau, ist beständig süß und von der gewöhnlichen grünen Farbe von anderen Seen, nicht von dem gefälligen lieblichen Blau des Laacher See's. Das Pulvermaar beleben mehre Arten von Fischen und köstliche Krebse, mit denen wir im Wirthshause in Gillenfeld nähere Bekanntschaft machten. (Schluß folgt.)

Erzählungen am Bivouakfeuer.

Erinnerungen aus den Jahren 1848—50, von Graf Adalbert Baudissin.

Der Sturm auf den Brückenkopf bei Missunde war abgeschlagen, Willisen hatte die kampflustigen schleswig-holsteinischen Truppen aus dem Gefecht gezogen und den Rückmarsch angetreten. Von den Anstrengungen einer heißen Schlacht ermüdet, über das nutzlose Kämpfen erbittert und niedergeschlagen über den Verlust so vieler und braver Kameraden, erreichten wir spät in der Nacht ein kleines Dörfchen, dessen Häuser von dem kommandirenden General und seinem Stabe in Beschlag genommen, dessen Felder und Wiesen den Truppen zum Bivouakiren angewiesen wurden.

Das dritte Jägercorps, in welchem ich als Compagniechef diente, hatte die Ehre des Angriffes mit dem ersten Bataillon getheilt; wir waren die Ersten im Gefechte gewesen, hatten den Rückzug gedeckt, die Verwundeten und Todten gerettet und bekamen zum Danke für unsere Anstrengungen eine sumpfige Wiese zum »Nachtlager.«

Eine feuchte, in reichster Fülle schwellende Wiese hat ihre großen Reize, namentlich wenn das Gras eben gemäht ist und

seinen erfrischenden Duft verbreitet. Ja selbst der Botaniker und Naturforscher fühlt sich von einer Wiese angezogen, denn in ihr blühen die Ranunkeln und Kukuksblumen in seltener Pracht; der Landmann zündet die Meerschaumpfeife an und raucht sie mit wohlgefälligem Lächeln zu Ende, während er die Milchkühe mustert, die im schwellenden Klee ausruhen und es kaum der Mühe werth halten, eine lästige Bremse zu verscheuchen; der Nationalökonom bleibt vor einer Wiese stehen und berechnet, wie viel Heu und wie viel Grummet auf der Quadratruthe wächst, und notirt sich den Fleck in sein Taschenbuch; der Pferdeliebhaber geht mit Kennermiene in der Wiese auf und ab und mustert den jungen Hengst, der die ersten Versuche macht, hinten auszuschlagen; der Maulwurfjäger überzählt schmunzelnd die frisch aufgeworfenen Haufen, zieht seine Schlingen hervor und murmelt: „Nur Geduld, morgen hängt Ihr alle.“ Eine Wiese ist also auf alle Fälle ein interessanter Gegenstand, und ich selbst habe in meiner Brust die Empfindungen des Käfersammlers und des Botanikers gehegt, wenn ich dem Laufe eines Baches folgend eine schöne Wiese durchwanderte. Wenn man aber nach zwölfstündiger Bewegung im Freien mit dem Tornister auf dem Rücken und der Büchse auf der Schulter, nach unausgesetztem Laufen und Tirailliren, Schießen, Laden, Stürmen, nach dem Genuß von Spitzkugel- und Kanonenfeuer, vermischt mit Bomben und Kartätschen, Schrappnells und Granaten, wenn man in einer rauhen Septembernacht nach diesen gymnastischen Uebungen triefend von Schweiß in einer sumpfigen Wiese steht, deren Oberfläche jedem Drucke des Fußes nachgibt, und wenn der Major dann seinen Mund öffnet und „Gute Nacht“ sagt — dann muß man ein sehr starker Verehrer der freien Natur seyn, wenn man „danke schön“ antworten kann.

Der Major hatte Gute Nacht gesagt und sich hinter einem Zaun, in seinen Mantel und eine alte Pferdedecke eingehüllt, zum Schlafen gelegt, der Adjutant war auf den Munitionskarren des Corps gestiegen und drohte, wenn wir ihn hinunterzerren wollten, seine brennende Cigarre mitten unter die zwölftausend Patronen zu werfen, die bei richtiger Verwendung eben so viele Wunder hätten wirken können, wie einst die zwölftausend schlafenden Jungfrauen. „Es ist eine Beleidigung,“ sagte Lieutnant Lindström, ein schwedischer Offizier, der sich durch große Tapferkeit auszeichnete und allen deutschen Hauptwörtern das weibliche Geschlecht zuerkannte, — „es ist eine Beleidigung, wenn die Major uns hier in die verfluchte Wiese Gute Nacht sagt. Wie kann eine Mensch in diese Morast schlafen? Es gibt bloß eine Vergnügen, und die ist, wenn man die Feind aus seine Springfedernbett hinausjagt in Regen und Wind und sich dann selbst in seine warme Nest legt. Das ist die Amüsanteste von die ganze Krieg, in eine warme Bett zu liegen, wenn die Feind in finstere Nacht draußen laufen und frieren muß. Aber wenn man selbst muß liegen in so eine verfluchte nasse Wiese, so bekommt man Schnupfen und Kopfschmerz, und die will ich nicht haben.“

Das Wasser quell lustig unter unsern Füßen empor, während der Schwede über die Beleidigung schimpfte, die der Major uns angethan, und wir sahen ein, daß etwas geschehen müsse, um auf „anständige Weise“ die Nacht zuzubringen. Wir riefen unsere Burschen, konsultirten mit ihnen, ob kein Brennmaterial aufzutreiben sey, forschten nach Rum, Zucker und Citronen, erhielten aber die sehr niederschlagende Antwort, daß der Fourierwagen noch nicht angekommen, daher an ein erträgliches Naß nicht zu denken sey.

„Sie werden doch eine Feuer machen können,“ wetterte der Schwede, der ein Loch im Stiefel hatte, sich daher auf die Absätze stellte, um trockenen Fußes zu bleiben. „Wenn Sie keine Holz finden können, dann stehlen Sie etwas, — eine Soldat findet immer, was sie braucht.“

„Wir können den Lindenbaum vor der Pastorenwohnung umhauen,“ sagte ein alter Bayer, der in Griechenland und in Algier mitgefochten hatte, „ich fürchte nur, daß er zu viel Lärm machen wird, wenn er hinstürzt.“

„Oder, wie wären ein Scheunenthor, einige Wagendeichseln oder sonstiges Haus-Inventar?“ fragte ein alter Unteroffizier, der einen gründlichen Haß gegen die Bauern hatte und in dem Renommé stand, den dänischen Bauern Jütlands eben nicht in Engelsgestalt erschienen zu seyn. „Wenn die Herren Offiziere erlauben, wollte ich wohl mit meiner Korporalschaft einiges Brennbare herbeischaffen.“

„Versteht sich,“ antwortete der Schwede, „Alles was brennt. Sie sind eine Perle, Unteroffizier Heinrichs, schaffen Sie nur schnell etwas herbei, sonst erkälte ich mich. Ist denn kein Tropfen zu haben?“

„Da im Graben ist Meerwasser mit Fenchel und Krausemünze versetzt,“ erwiderte ich, „tauche Deinen Apollokopf über den Rand des Grabens und schlürfe mit vollen Zügen.“

„Soll ich trinken wie eine Ochs? Auf alle Viere liegen und die Nase hineinstecken in die elende Wasser? Pah! Morgen werde ich eine Bowle Punsch brauen und in meine Bett austrinken, da kannst Du zusehen, meine Freund, wie die alte Schwede zu leben versteht — aber da kommt die Heinrichs mit Holz. Eine brillante Militär, diese Heinrichs!“

Heinrichs hatte seine Wuth an den Bauern ausgelassen, das wissen die Götter. Milcheimer, Schiebkarren, Wagenräder, ein roth angestrichenes Scheunenthor und, wenn ich nicht irre, ein Brunnenhäuschen sammt dem Wellbaume und dem Brunneneimer waren von ihm confiscirt und dem Feuertode geweiht worden. Wir hatten allerdings einige Bedenken über die Zulässigkeit dieses Autodafé's, aber Lindström beschwichtigte sie durch die Frage, ob sie vielleicht all die Zeug wieder zurückschleppen und uns lächerlich machen wollten?

Wir entschieden, daß, da der Raub nun einmal vollbracht sey, auch zum Aeußersten geschritten werden müsse, beeilten uns daher, Streichhölzchen, dürres Laub, kleine trockene Aeste, Mahnbriefe von Schustern und Schneidern, ach! und auch Liebesbriefe von sehnsüchtigen Schönen anzuzünden, und ein hellloderndes Feuer anzufachen. Es war eine glückliche Mischung von Trockenem und Nassem gewesen, was Heinrichs herbeigeschafft hatte. Das mit rother Oelfarbe angestrichene Scheunenthor brannte lichterloh, während das Brunnenhäuschen nur

langsam in Brand gerieth; die Leiter ging schnell in Flammen auf, während die Milcheimer lange Widerstand leisteten. So hemmte die Feuchtigkeit des einen Theiles die leicht entzündliche Dürre des andern, und unser Feuer brannte lustig und heiter zum unendlichen Entzücken des Schweden, zur herzlichen Freude des Bauernfeindes. „Kann die Bauern nicht leiden," knurrte Heinrichs, „essen immer süße Weinsuppe mit Rosinen drin und fahren im Schritt, wenn sie von ihrem Ueberfluß zur Stadt bringen. Kann das Pack nicht ausstehen, ist gar keine Dressur hineinzubringen."

„Jesus Christus!" stöhnte ein hessischer Offizier, „gibt's denn keine Krume Brod, gar nichts zu beißen! Ich habe einen Hunger — hat denn Niemand etwas?"

„Wenn Ihnen ein Stück Käse gefällig ist, so kann ich Ihnen aufwarten," sagte Heinrichs, indem er aus seiner Rocktasche ein blaugewürfeltes baumwollenes Taschentuch hervorzog und langsam auseinanderschlug. Es lag eine gelblich-weiße Substanz in dem Taschentuch, die eben nicht einladend aussah.

„Ist das Käse?" fragte der Kurhesse.

„Ja, aber frischer; ich wollte ihn meiner Frau nach Rendsburg schicken, um ihre jungen Drosseln damit zu füttern, die ich neulich aus dem Neste genommen und ihr gebracht habe; wenn es aber gefällig ist, Herr Hauptmann —"

„Ist das Taschentuch rein — haben Sie es gebraucht?" fragte der Kurhesse mit einem Blicke, der offenbar eine beruhigende Antwort hervorrufen sollte.

„Blos den Bart damit abgewischt — geniren Sie sich nicht, Herr Hauptmann!"

„Na meinetwegen — der Käse — ist wirklich — gar nicht so übel; hol' mich der Teufel, ganz famos — kein grüner Bitterer zu haben? Nur einen Tropfen!"

Auch der grüne Bittere wurde zuletzt noch aufgetrieben, ein Endchen Wurst, zwei hartgesottene Eier, mehrere Scheiben Speck wurden von unseren Offiziersburschen herbeigeschleppt und zuletzt erschien noch der Bayer mit einem Eimer Milch, den er im Stalle des nächsten Bauern „erobert" hatte.

Wir lagerten uns im Kreise, ließen den Eimer — es war, glaube ich, ein Pferdeeimer, denn es schwamm viel Häckerling in der Milch — fleißig die Runde machen, zündeten unsere Pfeifen an, und begannen uns Geschichtchen zu erzählen, die natürlich entweder eine unglückliche Liebe oder eine glänzende Waffenthat zum Gegenstande hatten.

„Ich bleibe dabei," hub der Kurhesse an, „daß ein Jäger des zweiten Jägercorps sich in dem Gefecht bei Kolding unsterblichen Ruhm erworben hat, und daß ihm von den Schleswig-Holsteinern ein Denkmal gesetzt werden müßte. Ich diente, wie Ihr wißt, im Jahre 49 beim zweiten Jägercorps, und hatte gleich nach meinem Eintritt in die schleswig-holstein'sche Armee das Vergnügen, bei Kolding mitzukämpfen. Es war ein herrlicher Tag, sage ich Euch, die Geschichte bei Eckernförde war gerade passirt und der Jubel unter den Leuten über das Auffliegen des Kriegsschiffes wollte kein Ende nehmen; sie waren neidisch auf die Kanoniere, die sich so tapfer gehalten hatten, und wollten der Welt zeigen, daß sie ihre Büchsen und Bajonette eben so gut zu gebrauchen wüßten, wie die Nassauer ihre Kanonen. Schon glaubten wir, daß es zu nichts kommen würde, weil Prittwitz mit einer gewaltigen Reichsarmee nach dem Norden marschirte, und wir es für unwahrscheinlich hielten, daß die Dänen sich der Gefahr aussetzen würden, von der überlegenen Macht erdrückt zu werden. Es kam aber anders als wir gefürchtet; die Dänen hielten Stand und gaben uns Gelegenheit, sie mit unserer kleinen Macht anzugreifen und zu schlagen. Sie standen in Kolding hart an der jütischen Grenze und hatten ihre Vorposten in dem Herzogthum Schleswig aufgestellt. Gut, wir marschiren ihnen entgegen, und als wir ihrer ansichtig werden, bitten wir Zastrow, er möge uns angreifen lassen. Ob er eigentlich Ja oder Nein antwortete, weiß ich nicht; wir griffen aber an und wie ein Ungewitter stürzten sich die Jäger und das neunte Bataillon auf die dänischen Vorposten. Einen Augenblick suchten sie uns aufzuhalten, aber da war von Aufhalten keine Rede, vorwärts ging es mit dem Bajonett — Kinder, ich sage Euch, es war eine Freude! Na, die Dänen retirirten nach Kolding hinein über die Brücke, welche über die Au führt, und als wir mit Hurrah hinter ihnen drein stürmten und auch in die Stadt hinein wollten, fanden wir die Brücke durch Pallisaden gesperrt. In der Mitte war ein Thor von dicken Eichenpfosten, aber leider von innen mit schweren Eisenbolzen verriegelt. Da standen wir nun! Aus den Häusern hinter den Pallisaden pfefferten die Dänen unaufhörlich, und da sie sich hinter Schießscharten deckten, konnten wir ihnen wenig oder nichts anhaben.

„Wie kommen wir in die Stadt hinein?" rief ein Student, der in meiner Compagnie diente, ein wilder Patron, aber ein echter Soldat, „wie kommen wir in die Stadt? Hat Niemand eine Axt, damit wir die Pallisaden einhauen können? Halt! stand nicht dort hinten bei dem Bauernhofe eine Leiter? Nehmt meine Büchse, gleich bin ich wieder da."

Mit diesen Worten eilte er davon und kehrte richtig nach wenig Augenblicken mit einer Leiter zurück. Er drängte vorwärts bis an die Pallisaden, legte die Leiter an, stieg hinüber und öffnete das Thor."

„Nun, und die Dänen?" fragte ich — „hatten sie aufgehört zu schießen?"

„Nein!" antwortete der Kurhesse, „sie hatten nicht aufgehört zu schießen. Als der Student die Pallisaden erstiegen, richteten sie ihr Feuer auf ihn, eine Salve, sage ich Euch, wurde gegeben; ich sah den jungen Mann wanken und glaubte schon, er werde zur Erde stürzen; aber er ermannte sich, sprang herab und riß die Bolzen zurück, welche das Thor gesperrt hatten. Ich wurde in diesem Augenblick in's Bein verwundet und von meinen Leuten verlassen, die wuthschnaubend in die Stadt stürmten und die Dänen in wilder Flucht zum Tempel hinausjagten. Ich muß wohl eine Anwandlung von einer Ohnmacht bekommen haben, als mich die Kugel traf, wenigstens entsinne ich mich nicht, gleich beim Hinstürzen den Studenten bemerkt zu haben, der das Thor geöffnet hatte; als ich aber mein volles Bewußtseyn wieder erhielt, fühlte ich einen

kalten Händedruck; ich öffnete die Augen und sah den braven Jungen neben mir liegen. Sein Gesicht war bleich, das Blut rieselte aus seinem Munde, er öffnete die Lippen, aber die Worte erstarben ihm auf der Zunge und mit einem tiefen Seufzer endete sein Todeskampf. Ich habe mir später erzählen lassen, daß der junge Held sieben Schußwunden hatte, deren jede einzelne absolut tödtlich war, und da ich glaube, daß er zum Tode verwundet war, bevor er an den Pallisaden niederglitt, um seinen Kameraden den Weg zum Siege zu öffnen, meine ich, daß er wie ein Held gekämpft, wie ein Held geendet hat."

„Eine sehr brave Soldat," sagte der Schwede, welcher sich eben von Heinrichs „eine Feuer" geborgt hatte. „Eine sehr brave Soldat, aber ich weiß von eine Mann zu erzählen, die noch braver war. Wollt Ihr meine Geschichte hören, dann laßt erst die Eimer herumgehen — Herrgott von Trollhättan! ich schäme mich, wie eine Hund Milch zu trinken. Milch aus die Eimer! Das ist eine gute Mittel gegen die Paradesoldat. Prosit Kameraden!"

Der Schwede wischte die Milch aus dem Barte, faltete die Hände, als wenn er Gott um Verzeihung bitten wolle, weil er überhaupt Milch an seine Lippen gebracht habe, und hub also zu erzählen an, wobei wir ihn in richtigem Deutsch sprechen lassen:

„Wie Ihr wißt, lieben Freunde, bin ich ein Schwede, und kam aus Schweden nach Kopenhagen, um den Dänen gegen Deutschland beizustehen, weil ich mir einbildete, daß Dänemark im Rechte sey. So kämpfte ich denn 1848 und 49 unter dem Danebrog gegen die deutschen Truppen, fing aber allmählig an, Vergleiche zwischen den preußischen, schleswig-holsteinischen, hannöver'schen und den dänischen Soldaten anzustellen; ich las deutsche und dänische Schriften über die Ursachen des Krieges und bekam endlich die Ueberzeugung, daß Schleswig-Holstein im Recht sey, daß die deutschen Soldaten besser equipirt und disciplinirt seyen, als die dänischen, und so beschloß ich denn, als der Krieg im Jahre 49 beendet war, zu Euch zu gehen, Kameraden, und das Unrecht, das ich gegen Deutschland begangen, wieder gut zu machen. Ob ich meine Schuldigkeit als Soldat gethan habe, darüber mögt Ihr entscheiden."

„Du heißt nur der tapfere Schwede," fiel ich ein, „das möge Dir ein Beweis seyn, daß wir Dich alle lieben und achten. Doch Deine Geschichte!"

„Ja, meine Geschichte! Nun, Ihr standet uns im Sundewitt gegenüber. Wir hatten die Insel Alsen und einen Theil des schleswig'schen Festlandes besetzt und waren in unserer durch Kanonenböte unterstützten Stellung eigentlich unangreifbar, — wenigstens waren wir unbesiegbar, weil Ihr uns wegen des schweren Geschützfeuers, das alle Zugänge zu unserer Position bestrich, nichts anhaben konntet. Eines Tages, es war im Juni 1849, rückten dichte Massen Infanterie gegen unsere Stellung an. Es waren Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger und Preußen. Ich sehe sie noch, wie sie mit klingendem Spiele dem sichern Verderben entgegen gingen! Damals freute ich mich; aber jetzt wünsche ich den Dänen einen solchen Angriff; Gott ist mein Zeuge, daß ich ihnen ein Kreuzfeuer von Bomben und Kartätschen aus des Herzens Grunde wünsche! Nun, die Braunschweiger und Hannoveraner eröffneten ihr Feuer und brachten durch kühne Bajonett-Angriffe unsere Linie zum Weichen. Weil sie aber aus den Geschützen der Kanonenböte heftig beschossen wurden und viele Leute verloren, während sie uns, die wir hinter einem Zaune gedeckt lagen, keinen Schaden zufügen konnten, wurden sie abgelöst und durch neue Truppen ersetzt. Es waren Kurhessen, die uns jetzt gegenüber standen, lauter schöne schlanke Bursche. Sie griffen uns mit dem Bajonett an, und laßt es Euch gesagt seyn, Kameraden, ein geschlossener Angriff von einem kurhessischen Bataillon ist eine ernsthafte Geschichte. Die Kerle kommen Euch daher in Linie, sage ich Euch, fällen die Gewehre und stürmen darauf los, daß man glaubt, sie wären alle blind und sähen den Feind nicht, den sie angreifen."

„Die blinden Kurhessen sollen leben!" rief der Hauptmann begeistert; „wie ging es weiter, Schwede, Ihr knifft natürlich aus, als die alten Jungen daher kamen?"

„Ja," antwortete Lindström, „wir kniffen aus und wurden hitzig von den Hessen verfolgt. Hinter einem Zaune machten wir aber wieder Halt und schlugen einen wiederholten Angriff der Hessen zurück. Während nun Deutsche und Dänen ein heftiges Gewehrfeuer unterhielten, und auf jede Nasenspitze, die sich über den schützenden Zaun hervorragte, ganze Compagniesalven gegeben wurden, waren auf der Wiese, die zwischen uns und den Deutschen lag, mehre verwundete Deutsche liegen geblieben, die sich erst ganz ruhig verhielten, nach und nach aber, wahrscheinlich weil ihre Wunden anfingen zu brennen, sich unruhig hin und her wälzten. Sie lagen mitten in der Wiese, in gleich weiter Entfernung von den Deutschen und den Dänen; bei dem heftigen Feuern schien es unmöglich, sie vor Beendigung des Kampfes in Sicherheit zu bringen. Da stieg plötzlich ein Kurhesse über den Zaun, hinter welchem sein Bataillon lag, und lief trotz des furchtbaren Feuers, das wir auf ihn richteten, nach dem Platze, wo die Verwundeten lagen, hob einen derselben von der Erde auf und trug ihn, wie ein Vater sein Kind, auf den Armen davon. Ein donnerndes Hoch seiner Kameraden empfing den braven Burschen; ich selbst rief Hurrah, aber mein Major schnauzte mich zornig an und entriß einem Musketier die Büchse, um eigenhändig auf den Hessen zu schießen. Voll Ingrimm schlug ich dem Major das Gewehr aus der Hand — am nächsten Tage nahm ich meinen Abschied."

„Aber der Kurhesse," riefen wir Alle wie aus einem Munde, „was geschah mit dem Kurhessen?"

„Er legte den geretteten Freund in die Arme seiner Kameraden und kehrte zurück, um einen zweiten Verwundeten zu holen. Denkt Euch, was es heißt, ein einzelner Mann unbewaffnet zweihundert Schritte einem Bataillon entgegen zu laufen, das unaufhörlich feuert; denkt Euch, in diesem mörderischen Feuer einen Verwundeten wegzutragen, langsam und behutsam den Freund aus dem Bereiche des Feindes zu bringen;

ja, denkt Euch, daß der brave Mann viermal sein Wagstück wiederholte und viermal glücklich bestand. Bei dem fünften Versuch, als er eben einen Verwundeten aufhob, traf ihn die tödtliche Kugel. Wir fanden ihn nachher neben dem Verwundeten liegen; die Kugel hatte ihn in's Herz getroffen.«

»Wie heißt das Bataillon, welches das Heldenstück ausführte? Welches Bataillon hat den Mann gemordet?« fragte der Hauptmann mit bebender Lippe. »Ich will mir das Bataillon merken, und wehe ihm, wenn ich mit meinen Jägern Rache nehme.«

»Es war das dreizehnte Linien-Infanterie-Bataillon,« erwiderte der Schwede.

»Nun, hier schwöre ich vor Gott und vor Euch, Kameraden, daß ich meinen Landsmann rächen will an jedem Hundsfott vom dreizehnten dänischen Bataillon. Herrgott von Bentheim! Hätt' ich Euch, wie wollt' ich Euch!«

»Wenn Sie erlauben,« sprach jetzt Heinrichs; »möchte ich Ihnen auch von unserm Corps eine That mittheilen, die ich heute selbst miterlebt habe, und die nicht schlecht zu den beiden Geschichten paßt, welche die Herren eben erzählt haben. Sie kennen ja den Unteroffizier Stettin — er ist aus Stettin und heißt Stettin, und stand bei der ersten Compagnie des dritten Jägercorps. Als wir nun heute zum Sturm auf den Brückenkopf vorgingen, wir als Tirailleure und das erste Linien-Bataillon zum geschlossenen Bajonettangriff, da war Stettin dicht neben mir. Der Feind hatte acht Batterien, aus denen er den Zugang zum Brückenkopf bestrich; in den Schanzen lagen vier Bataillone Infanterie, und das Alles sollten wir mit einem Bataillon und zwei Compagnien Jäger nehmen. Gut! Wir gingen ja vorwärts, die Musik spielte 'Schleswig-Holstein', die Herren Offiziere schwenkten die Säbel, na, und wir sind ja denn auch von Fleisch und Bein und können es nicht gut mit ansehen, wenn die Offiziere voraus sind und das Feuer des Feindes auf sich ziehen. Der Herr Hauptmann v. Schmidt war schon gefallen, der Herr Hauptmann v. Domayer war verwundet, mehre andere von den Herren waren blessirt oder todtgeschossen, und wir wollten ja gern in die Schanzen hinein, um mit dem Kolben dreinzuschlagen, denn das kann der Däne nicht gut leiden. Wie wir nun so neben einander vorwärts laufen, höre ich einen Schlag, und wie ich mich umsehe, liegt Stettin am Boden. 'Blessirt?' fragte ich. 'Ja, in's linke Bein,' antwortete er. Da fasse ich ihn denn an, er läßt mich aber nicht los, sondern sagt: 'Ich will mit in die Schanze, bleibe bei mir, Heinrichs.' Ich ziehe ihn also mit vorwärts — da trifft ihn eine zweite Kugel, aber diesmal in's rechte Bein, und Stettin fällt wieder hin. Nun ließ ich ihn liegen und rannte mit den Andern vorwärts gegen den Brückenkopf. Wie wir nun da stehen und schießen und hauen, da faßt mich Einer bei dem Arm und wie ich hinsehe, ist es Stettin, der uns nachgekrochen war. Er setzt sich hin, ladet sein Gewehr und schießt auf den Feind. Da trifft ihn wieder eine Kugel und streift ihm die Brust; er aber, nicht verzagt, feuert muthig weiter. Nun griffen die Dänen uns an, weil sie sahen, daß wir keine Hülfe bekamen, und es ging bös her; am schlimmsten ging es aber dem armen Stettin. Er wurde in den Leib geschossen, bekam einen Bajonettstich in die Brust, und als er sich doch nicht ergeben wollte, sondern noch immer um sich schlug, da gaben sie ihm einen Kolbenhieb auf den Kopf. Nun freilich mußte er sich ergeben und die Dänen trugen ihn davon.*)

Wir stritten uns, wer der Tapferste sey, der Schleswig-Holsteiner, der Kurhesse, oder der Preuße; Jeder stand für seinen Helden ein, als plötzlich der Bayer, der unsern Erzählungen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, unserm Streit ein Ende machte. »Erlauben Sie, daß ein alter Soldat ein Wort mit d'rein redet, meine Herren. Ich habe in Griechenland gefochten und in Algier, und habe manche blutige Arbeit verrichten sehen; ich habe Soldaten aus aller Herren Länder kennen lernen und vor Manchem Respekt bekommen. Eins ist aber gewiß, meine Herren, der deutsche Soldat ist der erste Soldat der Welt. Ihm kommt Keiner gleich.« — »Ja, Kameraden,« sprach der Schwede, indem er aufsprang — »Ihr Deutsche seid brave Leute. Ich bin freilich keine Deutsche, sondern eine Schwede, das macht aber nichts, Deutschland soll leben und seine braven Soldaten, einerlei, ob Schleswig-Holsteiner, Kurhessen oder Preußen — die ersten Soldaten der Welt, die deutschen Soldaten sollen leben!«

Das Feuer war niedergebrannt, die Sonne erhob sich zitternd im Osten und vergoldete mit ihren Strahlen die Ostsee, die wie ein klarer Spiegel vor uns lag. Ein dänischer Dampfer fuhr nahe an uns heran und schickte uns einige Bomben zum Morgengruß. Die Hörner riefen zum Sammeln, Bataillone und Compagnieen rückten in ihre Quartiere und betrauerten den Verlust von dreihundert Kameraden, die bei Missunde verwundet oder getödtet worden waren. Der Schwede legte sich in sein Springfederbett und that im glühend heißen Punsch manch tiefen Zug auf eine Kreuzfeuer für die dreizehnte dänische Bataillon im Speziellen und die ganze dänische Nation im Allgemeinen. Daß wir ihn in dieser nützlichen Beschäftigung redlich unterstützten, bedarf keiner Erwähnung.

A.-P. in Z.

Der Bison oder nordamerikanische Büffel.

In allen Reisebeschreibungen oder Romanen neuerer Zeit, welche von dem »fernen Westen« handeln, diesem beinahe ein-

*) Der Unteroffizier Stettin kam nach überstandener Gefangenschaft auf mein Zimmer, wurde aber nicht von mir erkannt. Er war durch seine vielen Wunden in wenig Monaten zum Greise gealtert. Vielleicht lebt er noch in seiner Vaterstadt, wahrscheinlich im bittersten Elend, wie so Viele, die für Schleswig-Holstein geblutet haben. Dem Kurhessen ist in seiner Heimath ein Denkmal errichtet. In der Kirche seines Dorfes hängt eine Tafel, auf welcher seine Heldenthat verzeichnet ist. Der Schleswig-Holsteiner ist — vergessen.

zigen Schauplatz der Romantik der neuen Welt, spielen der Büffel und die Büffeljagd eine so bedeutende Rolle, daß es kein müßiges Unternehmen seyn dürfte, dem größern Leserkreise etwas Genaueres über dieses Thier, seine Lebensweise und Verbreitung vorzuführen.

Der amerikanische Bison, Bos americanus, häufiger aber uneigentlich „Büffel“ genannt, ist eigentlich der Vertreter unseres europäischen Auerochsen (Bos bonasus) auf dem nordamerikanischen Festlande, und unterscheidet sich von seinem europäischen Vetter hauptsächlich dadurch, daß er größer, seine Haare an Hals und Schultern, sein Höcker über den Schultern hervorragender ist, und daß er über das ganze Fell hin ein weicheres, feineres und schöneres beinahe wolliges Haar hat. Wie unser europäischer Auerochs hat auch der nordamerikanische Bison über den Kopf, Hals und den ganzen Vorderleib hin langes zottiges Haar, welches am Unterkiefer einen Bart bildet und sogar noch in einem Büschel sich bis unter das Knie erstreckt. Auf dem Obertheil des Kopfes starrt das Haar in einer dichten Masse in die Höhe bis beinahe zur Spitze der Hörner, und ist gerade über der Stirne gelockt und zu einer wirren Masse verfilzt. Das charakterische Merkmal des amerikanischen Bison ist aber der länglichte Höcker, welcher nach hinten zu abfällt und dadurch dem Umriß des Rückens eine ziemliche Schräge gibt.

Dieses Thier kommt noch in erstaunlich großen Mengen vor, zumal in Anbetracht der gewaltigen Verheerung, welche alljährlich darunter angerichtet wird, und war einst unzweifelhaft über den größten Theil des nordamerikanischen Festlandes verbreitet, von welchem er heutzutage nur noch die unbewohnten Gegenden des fernen Nordens und Westens bewohnt. Der Bison ist ein Wanderthier, das der starren Kälte des Winters möglichst ausweicht. Er findet sich daher im Sommer noch bis in die nördliche Breite des Großen Sklavensee's (unter dem 62. Grade nördl. Breite) hinauf, wo er die niedrige Vegetation abäst, welche dort der kurze heiße nordische Sommer dem Boden entlockt; sobald jedoch der kurze Sommer zu Ende geht und die strenge Kälte eines amerikanischen Winters herannaht, zieht sich der Bison vor derselben allmählig nach Süden zurück und kommt auf dieser Wanderung bisweilen bis nach Cohahuila und Neu-Mexico im Süden herab. Westlich von den großen Seeen findet man ihn im Frühling und Mitt-Sommer in ungeheuren Heerden am Saskatschewan- und Rothen-Fluß, und die Ansiedler am letzten Strom, die Bewohner des sogen. Red-River-Settlement packen alljährlich zu einer bestimmten Jahreszeit ihre Weiber und Kinder auf Karren und ziehen mit diesen und ihren Hunden auf sechs bis acht Wochen auf die Büffeljagd in den Bezirk, wo die Büffelheerden auf ihren Wanderzügen hin und her wechseln, und suchen hier eine möglichst große Anzahl dieser Thiere zu erlegen, deren Fleisch sie als Wintervorrath an der Luft trocknen, räuchern oder einpöckeln und deren Häute sie auf eine rohe Weise gerben oder zubereiten, um sie entweder zu vertauschen oder für den eigenen Gebrauch zu verwenden.

An der Ostküste des nordamerikanischen Festlandes, dem atlantischen Meere entlang, hat es wahrscheinlich niemals viele Büffel gegeben, da dieser Landstrich zu stark bewaldet war, um dem Bison einen passenden Standort zu gewähren, denn er ist kein Waldthier. Wir lesen in alten Reisebeschreibungen und den Schilderungen von den ersten Niederlassungen nur wenig von dem Vorkommen und der Erlegung dieses Wildes, und sogar in dem ebeneren und grasfluren-reichen Südosten scheint der Bison gar nicht häufig gewesen zu seyn, denn wir lesen in Lawson's Geschichte von Carolina als merkwürdige Thatsache angeführt, daß zwei solche Thiere erlegt worden seyen. Höchst wahrscheinlich sind ihre Wanderungen von jeher vorzugsweise auf jenen langen Landstrich von Prairieen oder Grasfluren beschränkt gewesen, welcher sich westlich vom Missisippi bis an den Fuß der langen Kette der Felsengebirge hinzieht. Ihr Vorkommen diesseits des Missisippi oder jenseits der Felsengebirge mag ein blos zufälliges gewesen seyn, ausgenommen im tiefen Süden, wo mehre Pässe in den Felsengebirgen leicht zu übersteigen sind, und wo der Bison daher zu beiden Seiten am Fuße jener großen Gebirgskette in beträchtlichen Heerdenzügen vorkommt.

Der Bulle des Bison in ausgewachsenem und vollkommen wohlgenährtem Zustande mag ungefähr fünfzehn Zentner schwer seyn, was sich jedoch bei dem Mangel an allen Vorrichtungen zum Wägen nur annähernd und nach der Schätzung der Jäger bestimmen läßt. Ein solches Thier ist ungefähr acht und einen halben Fuß rheinisch lang, ausgenommen der Schweif, der allein 20 Decimalzolle mißt. Die Höhe an der Schulter, wo wegen des Höckers der höchste Punkt ist, beträgt bei einem solchen Thiere ungefähr sechs Fuß. Der Bison trägt den großen schweren Kopf gesenkt; die Augen sind groß und glänzend, obschon die ungeheure Masse zottigen Haares, welche darüber hereinhängt, ihre Sehkraft einigermaßen beeinträchtigen muß, — ein Mangel welcher jedoch durch den ungemein entwickelten feinen Geruchssinn reichlich aufgewogen wird. Die Hörner sind spitz und kurz, an der Basis sehr dick, und stehen wegen der Breite der Stirne sehr weit aus einander.

Die Größe des Höckers wechselt und hängt von der Beschaffenheit des Thieres ab; ist der Bison mager, so scheint die Fett-Ausscheidung, welche den Höcker bildet, vollständig aufgebraucht worden zu seyn zum Schmieren der starken Sehnen und Muskelbänder, welche an den Dornfortsätzen der ersten Hals- und letzten Rückgrats-Wirbel auslaufen und ganz wunderbar dazu eingerichtet sind, den starken schweren Kopf des Thieres zu tragen.

Die Brust ist breit und tief, die Beine kurz und stämmig; das Kreuz und die Hinterbeine erscheinen wegen der starken Senkung der Rückenlinie hinter dem Höcker sehr schwach und schmal; und der unverhältnißmäßig dünne und kleine Schweif macht bei dem gewaltigen Thiere einen nahezu lächerlichen Eindruck; er ist mit kurzem, weichem, pelzartigem Haar bedeckt und endet in einem Büschel langer grober schwarzer Haare. Höcker, Schultern, Oberkopf, Unterkiefer, Kehle und Brust sind mit zottigem, gelocktem, langem Haar bedeckt, unter dem sich noch ein feines krauses dichtes Wollhaar befindet, während

die äußeren gekräuselten Locken oft einen Fuß lang sind. Im Winter ist der ganze Körper und namentlich auch der hintere Theil desselben mit einer dichten Decke von krausem Wollhaar überzogen, welche das Thier mit Sommersanfang ablegt, worauf es ungefähr einem geschorenen Pudel in großem Maaßstabe gleicht. Im Sommer hat daher der Bison mit seiner mähnenartigen Bedeckung des Vorderleibs ein sehr wildes und furchtbares Aussehen, ist aber trotzdem ein harmloses Thier, das erwiesenermaßen den Menschen nicht angreift, wenn es selbst nicht angegriffen oder verwundet oder von den Hunden verbellt ist.

Die Kuh des Bison hat einen bedeutend kleinern Kopf und auch eine kürzere Mähne als der Bulle. Im Sommer ist die Farbe des Haares bei beiden Thieren dunkelbraun und glänzend; wird das Haar gegen den Winter hin länger, so bleicht seine Farbe etwas ab, und bekommt vor dem Abwerfen (Verfärben) der Winterhaare eine schmutzig hellbraune, oft zimmetröthliche oder gelblichbraune Färbung.

Die schon erwähnten Wanderzüge des Bison hängen mit der Gewohnheit des Thieres zusammen, immer am liebsten der jüngsten und frischen Grasnarbe nachzuziehen und sich vorzugsweise vom jungen Gras zu äsen. Deßhalb wandern die Bisons in unabsehbaren Heerden über einen Verbreitungsbezirk von mehr als dreißig Breitengraden, um immer den frischen zarten Grastrieb aufzusuchen, wenn die Brände auf den Grasfluren das holzige, saure, hohe, binsenartige alte Gras zerstört haben. Die Nachstellungen der indianischen und weißen Jäger tragen ebenfalls wesentlich zu der von Natur aus schon unstäten Lebensweise dieses Thieres bei. Dem Indianer steht die Jagd beinahe eben so hoch wie der Krieg; Gewandtheit, Muth und Erfahrung im Waidwerk gilt bei einem jungen Krieger vor dem ganzen Stamme als eine Vorahnung künftiger Bravour im Kriege, und nächst der Begegnung mit dem grauen Bären (*Ursus ferox*, *Gripply Bear*) nimmt der Bison die Geschicklichkeit, Ausdauer und Kaltblütigkeit des Jägers am meisten in Anspruch. Die ungemein großen Heerden werden immer von den ältesten, stärksten und wildesten Bullen angeführt, mit denen eine Begegnung für den Jäger selten ohne Gefahr ist. Aber auf dem unbeeinträchtigten Wanderzuge sind selbst diese Bullen harmlos, ausgenommen in der Paarungs- oder Brunstzeit, wo sie ein wildes, dröhnendes Gebrüll ausstoßen, mit großer Erbitterung unter einander kämpfen und jedes fremde Geschöpf anfallen, das sie sehen oder wittern. Auch leben Kühe und Bullen den größten Theil des Jahres hindurch in gesonderten Heerden, obschon eine große Heerde von Kühen wie gesagt meist von einigen alten starken Bullen angeführt wird. Ein verwundeter Bulle ist ein wüthender, erbitterter und rachgieriger Gegner, denn wenn man ihn nicht zu Boden legt, greift er gewöhnlich den Jäger an, dessen Pferd zwar meist zu gut dressirt ist, um sich von dem Büffel fangen zu lassen; die an die Jagd des Bisons gewöhnten Pferde sind nämlich in der Regel so abgerichtet, daß sie sogleich herumschwenken, wenn sie den Knall der Büchse oder das Schnappen des Bogens ihres Reiters hören. Wenn sie sich äsen, so sind die Bisons häufig über einen großen Flächenraum verbreitet; sind sie aber in Masse unterwegs, so bilden sie eine dichte, undurchdringliche Heersäule, welche, wenn sie sich einmal recht in Bewegung gesetzt hat, ihre Richtung kaum mehr verändert. Sie schwimmen über große Ströme beinahe in derselben Ordnung, in welcher sie über die Ebenen hinziehen; und wenn sie einmal vor Verfolgung flüchten, so vermögen die vorderen durchaus nicht mehr anzuhalten, da die hinteren Schaaren unaufhaltsam und wüthend vorwärts drängen und die Vorhut förmlich schieben. Die Indianer machen sich diese Gewohnheit zu Nutze, indem sie eine Heerde in die Nachbarschaft eines Abgrundes locken, dann die ganze Masse in eine rasche Bewegung versetzen, indem sie sie durch Geschrei und andere Mittel erschrecken und scheu machen, so daß die ganze Heerde in ihren unvermeidlichen Untergang verfällt.

Dieses „Versprengen“ der Bisonheerden geschah in der Regel in folgender Weise: Irgend ein Punkt an einigen der vielen Cañons oder tiefen Wasserläufe, welche die großen Ebenen oder Grasfluren durchziehen, ward ausgewählt, und zwar immer nur da, wo beide Ränder der tiefen Spalten ein gleiches Niveau zeigten, so daß die Prairie (ausgenommen dicht am Rande der Schlucht) ganz eben und ununterbrochen erschien; auch wählte man nur solche Punkte, wo der Abhang mindestens hundert Fuß tief und ganz steil war. Hatte man einen solchen Ort ausfindig gemacht, so sammelte der ganze Stamm die sogen. buffalo-chips (bois de vache) der Prairien, d. h. die an der Sonne ganz hart getrocknete Losung der Bisons und baute daraus aufrechte mannshohe Haufen in Zwischenräumen von ungefähr zwanzig Schritten von einander auf, welche Männer vorzustellen bestimmt waren; diese Säulen wurden in zwei Reihen aufgeführt, so zwar daß diese sich nach den Flügeln hin immer weiter von einander entfernten und weit in die Prairie hinaus erstreckten, bis die äußersten Enden derselben vielleicht tausend Schritte von einander entfernt waren. Die Indianer wußten den geraden Kurs, welchen die Bisons bekanntlich immer einhalten und von dem sie kaum abzubringen sind, zu benützen, indem sie durch diese Schreckmittel die Thiere nöthigten, den äußersten Säulen auszuweichen und in die keilförmige Einhegung hineinzurennen, und erhöhten den Schrecken der Heerde, sobald deren Spitze einmal in die Einhegung eingebogen hatte, noch durch Geschrei und Pfeilschüsse, bis die dem Untergang geweihten armen Thiere in dichtem Haufen hinter einander über den Abhang hinuntersprangen und zerschellten. —

Um den Bison zu beschleichen, muß sich der Jäger aller Vortheile von Wind und Boden bedienen und das tiefste Stillschweigen beobachten, obschon von allen Sinnen des Bisons der Geruchsinn der schärfste ist. Seit die Indianerstämme beinahe sämmtlich beritten sind, nehmen sie jedoch zu der vorerwähnten tückischen List, eine ganze Heerde über eine Felswand hinunter zu sprengen, selten mehr ihre Zuflucht, sondern jagen den Bison meist auf der „Hetze,“ welche weit aufregender ist und die zu dem beliebtesten Waidwerk der Indianer gehört. Die Hetze (run) des Bison geschieht immer zu Pferde, und

erfordert gute Gäule, die einen ruhigen, sichern und ausgiebigen Galopp gehen und beim dichten Anrennen der Büffel vor diesen nicht scheuen. Der weiße Jäger bedient sich dabei der Büchse oder noch besser der glattläufigen Doppelflinte, welche im vollen Rennen leichter zu laden ist, da die Kugeln, welche man zuvor im Munde naß gemacht hat, daß sie besser gleiten und anhängen, während der Aufregung der tollen Verfolgung sich leichter laden lassen, als die gepflasterten Büchsenkugeln; am allerzweckmäßigsten aber ist ein Revolver von großem Kaliber mit sechs Schüssen, den man, wenn alle sechs Kammern abgefeuert sind, sogleich wieder durch Einsetzen einer andern Walze mit geladenen Kammern schußfertig machen kann. Der Indianer führt bei der Büffelhetze den Bogen, eine kurze Waffe, selten über 2½ Fuß lang, damit sie sich zu Pferde desto leichter handhaben läßt. Ist der Bogen von Holz verfertigt, so ist er noch durch Thiersehnen verstärkt, die man fest darum gewunden und angeleimt hat; ein derartiger Bogen hat so viel Schnellkraft, daß er einen Pfeil durch den ganzen mächtigen Bison hindurch sendet und ihn noch jenseits in den Boden treibt, wo er zitternd im Rasen stecken bleibt. Die Jäger, jeder nach eigener Wahl bewaffnet, nähern sich der Heerde von der Leeseite (gegen den Wind) und sprengen, wenn sie sich so nahe wie möglich eine Position gesichert haben, auf die erschreckten Thiere ein; jeder Jäger sucht das von ihm ausersehene Thier abzuschneiden und längs seiner rechten Seite hinzureiten und es niederzuschießen, und sein dressirtes Pferd wirft sich gleichzeitig mit dem Schusse herum, als ob es sich um einen Zapfen drehte, um einem Angriff des Büffels auszuweichen, falls der Schuß nicht wirksam seyn sollte. Wenn eine Horde Indianer sich mit der Büffelhetze abgibt, so folgen ihnen in einiger Entfernung die Squaws oder Weiber, die, wenn das Gemetzel vorüber ist, das Wild abstreifen und zerwirken, wobei jedes Weib die Beute ihres Mannes an der Befiederung oder dem Machwerk seiner Pfeile zu erkennen weiß; diese Zeichen werden so gewissenhaft geachtet, wie das Fähnchen, the whift, welches die Bootsmannschaft eines Wallfischfängers als Zeichen der Besitznahme auf den treibenden Körper eines todten Walls steckt, und die Besitzergreifung von einem erschlagenen Büffel auf der Prairie durch einen andern als den glücklichen Schützen wäre die größte Beleidigung. Auf der Jagd wie im Gefechte läßt der Indianer immer einen langen Strick aus zusammengeflochtener roher Haut am Boden hinter sich herschleppen; dieser Strick ist entweder am Halse oder dem Kopfgestell des Pferdes angebunden und kann nöthigenfalls in einen Lasso oder eine Wurfschlinge verwandelt werden; der Hauptzweck dieses Strickes ist aber der, daß der Indianer, falls er vom Pferde abgeworfen werden sollte, den Strick ergreifen und so sein Pferd und seinen Sitz darauf wieder erlangen kann. Dieser Strick heißt bisweilen der lariat oder larriette, was eine Verketzerung des französischen Wortes l'arrêt, und ist stets aus geflochtener roher Haut verfertigt, da der aus Haaren geflochtene Lasso (spanisch auch cabresto oder cabros) von dem beständigen Schleifen am Boden sich aufwickeln, auffasern oder abreiben würde, während der wohlgefettete Lariat leicht über den Boden hingleitet und wenig durch Abrutschung oder Feuchtigkeit leidet.

Ein umherziehender zersprengter Stamm der Waco-Indianer pflegte den Büffel mit einer ganz eigenthümlichen Waffe zu verfolgen, nämlich mit einer langen Stange, die an ihrem leichtesten Ende in eine Gabel auslief, zwischen welcher die überaus scharf geschliffene Klinge eines alten Rasier- oder sonstigen Messers eingelenkt war. Mit dieser Waffe versehen und auf einem ihrer Mustangs reitend, pflegten sie dem Büffel nachzusetzen und die Knieflechsen abzuschneiden, jedoch immer mit großer Beflissenheit, die Sehne nur im Zustand ihrer größten Spannung zu trennen und zwar immer diejenige, welche der Seite, nach welcher der Kopf des Pferdes gerichtet, entgegengesetzt war, denn im entgegengesetzten Fall, wenn der Jäger aus Versehen die Sehne auf derselben Seite abgeschnitten hätte, wäre der hiedurch gelähmte Büffel gerade in den Lauf des Pferdes gefallen, so daß Pferd und Reiter darüber hätten stürzen müssen. Die benachbarten Stämme betrachteten aber diese Art von Jagd mit großer Geringschätzung als eine Art von Aasjägerei und Pfuschwerk, denn selbst der Indianer liebt es, die Jagd auf eine gewisse ritterliche und waidmännische Art auszuüben.

Der Bison wird auch oft beschlichen oder angepürscht, was jedoch ein ziemlich gefährliches Vergnügen ist, außer etwa auf einer sogenannten beholzten (timbered) Prairie, d. h. einer solchen, die mit hochstämmigen Bäumen besetzt ist, so daß der Jäger »aufbäumen« kann, falls er von einem verwundeten Thiere angegriffen werden sollte. Die alten Pelzjäger und Fallensteller an ihren Lagerfeuern wissen manche derartige Geschichten von dem Angriff verwundeter Büffel zu erzählen, denen sie nur mit knapper Noth entgingen.

Allen großen Heerden von Bisons folgen Rudel von Wölfen, welche über die ganz jungen Kälber oder die kranken und verwundeten Thiere herfallen, die sich von der Heerde verlaufen; doch wagen die Wölfe nur selten einen erwachsenen Bison anzufallen. Uebrigens kennt man doch Beispiele, wo die sehr starken und wilden großen grauen Wölfe des Nordens, wenn sie vom Hunger zur Verzweiflung getrieben wurden, die Büffel angriffen; die ganze Heerde soll sich dann in einen dichten Kreis oder Knäuel zusammen ziehen, worin die schwächsten Thiere die Mitte einnehmen und die stärksten sich nach außen stellen, um dem Feinde eine undurchdringliche Fronte von Hörnern darzubieten. Fährt jedoch ein Schrecken in die Heerde und diese sucht ihr Heil in der Flucht, so wird unfehlbar immer eine Anzahl der fettesten und der schwächsten dem Untergang geweiht. Weiter nach Süden sind die Wölfe nicht so furchtbar und die Bisons scheinen sich nicht viel aus ihnen zu machen — Beweis hiefür ist, daß die Indianer, welche die Lebensweise der von ihnen gejagten Thiere sehr genau beobachten, sich oft in Wolfsfelle verkleiden, um an die Büffel heranzuschleichen, bis sie in rechte Schußweite gekommen sind, wo dann ihre stummen Pfeile eine große Verheerung unter den arglosen Thieren anrichten, welche, wenn eines von ihnen tödtlich verwundet zu Boden sinkt, sich nur einzubilden scheinen, ihr

Kamerad wolle sich ein wenig am Boden wälzen. Es ist nämlich eine ganz besondere Liebhaberei des Bison, sich in kleinen seichten Pfützen und an schlammigen Stellen im Kothe zu wälzen, um die Zecken, Bremsen und anderes Ungeziefer los zu werden, von welchem diese Thiere namentlich im Sommer entsetzlich heimgesucht sind, und überall auf der Fährte der großen Bisonheerden sieht man solche Löcher und Kreise, wo die Büffel sich „gesuhlt" haben, wie der deutsche Waidmann sagen würde; die amerikanischen Jäger nennen solche Löcher buffalo-wallows. Diese Löcher und die Menge der Höhlen und Löcher von Dächsen, Prairiehunden und anderer im Boden wühlenden Thiere, womit der Boden der Prairien bedeckt ist, machen die Büffelhetze ziemlich gefährlich, zumal für den minder gewandten Reiter, und der Jäger muß daher einen sehr festen Sitz haben, um nicht abgeworfen zu werden, wenn sein Pferd stürzt, denn wenn er fällt und nicht wieder rasch in den Sattel kommen kann, läuft er große Gefahr von den Büffeln zertreten zu werden, deren spitze scharfe Hufe noch gefährlichere Waffen sind als ihre spitzen Hörner.

Ist aber die Gefahr groß, so ist auch der Lohn dieser Jagd bedeutend, denn der Büffel ist beinahe der einzige Unterhalt des Indianers der Prairieen und liefert diesem beinahe ausschließlich seine Nahrung, Kleidung, Zelte, Betten, Geräthe u. s. w. Die Hörner werden zu Pulverhörnern und Trinkbechern verarbeitet. Die Felle der jungen Kühe, nach indianischer Art zubereitet, mit dem ganzen Haar, geben ein vortreffliches Schutzmittel gegen die Kälte, und dienen unter der Bezeichnung buffalo-robes, Büffeldecken, statt der Bettdecken, Teppiche, Mäntel u. s. w. Die dicken starren Häute der alten Bullen und Kühe werden ebenfalls auf indianische Weise gegerbt und liefern Zeltdecken und Fußteppiche, denn die meisten Indianerstämme wissen sich ihre Wigwams mit einiger Zierlichkeit und Behaglichkeit einzurichten, und sind wenigstens an ihrem Leibe und in ihren Behausungen reinlich; sie dienen ferner zum Tausch und zur Ausfuhr, zur Bereitung von Schilden für den Krieg, denn ein solcher Schild, aus vier- bis fünffach über einander geleimter Büffelhaut gefertigt, lenkt selbst eine Büchsenkugel ab. Aus den weicheren Fellen von Färsen und jungen Stieren macht man auch Mocassinen für den Winter. Aus der langen Winterwolle bereitet man Hüte, und manche Stämme wissen sie zu spinnen und eine Art groben Tuchs daraus zu weben. Das Fleisch ist etwas grobfaseriger als beim zahmen Ochsen, aber bei gesunden gutgenährten Thieren von vortrefflichem Geschmack und sehr saftig und nahrhaft. Man zerschneidet es in lange schmale Streifen und trocknet es an der Luft, oder räuchert es. In diesem Zustande heißt es in Neu-Mexiko und Texas tasajo, bei den Amerikanern der Südstaaten, wohin es als Leckerbissen gebracht wird: jerked beef oder jerked buffalo. Die beliebtesten und leckersten Stücke des Bison sind der Höcker oder fleece, die Zunge, der Lummelbraten und die Markknochen; der Höcker allein wiegt oft acht Pfund, hat einen leichten Wildpretgeschmack, ist sehr fett, zart und schmackhaft und schmeckt, wenn gut gekocht, fast wie Mark. Im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie und in den Niederlassungen am Red River geht von den erlegten Bisons nichts verloren; das Fleisch wird in schmale Streifen geschnitten gedörrt und geräuchert, dann zerstoßen und kleingehackt und mit dem schönen feinen Bauchfett zusammengeschmolzen und in lederne Säcke gefüllt, und heißt in diesem Zustande Pemmican. Man kocht es gewöhnlich mit Wasser und Brod oder Grütze zu einer Kraftsuppe von einem Wohlgeschmack, welche das Gericht für eine fürstliche Tafel passend machen würden.

Die Indianer machen aus der Büffelhaut auch noch die Decken der Päcke, worin sie ihr getrocknetes Fleisch für den Winter aufbewahren, sowie Sättel, Halftern, Trensen und Lariats. Büffeldecken sind die vornehmste Waare ihres Tauschverkehrs mit den Weißen. Aus den stärkern Sehnen drehen sie die Saiten, womit sie ihre Bogen besehnen; aus den dünneren Fasern der Sehnen verfertigen sie Zwirn und Bindfaden; das Hirn dient zum Gerben und Fetten der Büffelhäute; der Huf am Ende des Beins und der Fessel vertritt die Stelle des Hammers; aus den Knochen macht man Schaber, Messer, Meißel; aus den Rippen, welche in der Mitte noch durch Umwinden mit Saiten aus den stärkeren Sehnen verstärkt werden, bereiten die Indianer die Bogen, womit sie die andern Büffel erlegen; die Blase vertritt die Stelle von Schläuchen zum Wasserholen, und die an der Sonne getrocknete Losung des Bisons dient auf den holzarmen Prairieen den Indianern als Brennmaterial.

Im Winter ist der Büffel nicht so leicht zu jagen, denn er waidet dann meist auf den obersten Prairieen und ist sehr auf seiner Hut; man kann ihm dann zu Pferde nicht leicht nahe kommen; der Jäger steigt daher alsdann in einiger Entfernung von der Heerde ab, kriecht im Schnee gegen dieselbe heran und schiebt sein Gewehr vor sich her. Blicken die Büffel zufällig gegen ihn hin, so hält er an und verhält sich ganz unbeweglich, bis ihre Augen sich wieder nach einer andern Seite hinwenden; mittelst dieses vorsichtigen Verfahrens weiß sich dann ein geschickter Jäger so nahe anzupürschen, daß er zwei oder drei Thiere aus der Heerde erlegen kann. — Verfolgt man ihn hetzend zu Pferde, so bedarf man schon eines ziemlich flüchtigen Pferdes, denn der Bison ist trotz seines ungeschlachten und unbehülflichen Aussehens ein gewaltig behender Renner; er läuft in Carriere mit großen wenn auch unbeholfenen Sprüngen und setzt in bergiger Gegend die steilen Seiten der unebenen Abhänge und die jähen Wände der Schluchten hinab, daß Staub, Sand und Steine mit entsetzlicher Wucht und Geschwindigkeit um ihn herumfliegen; selten wagt ein Reiter, dem sein Hals oder sein Pferd lieb ist, ihm auf solchem Wege zu folgen. Die Bisonkuh, wegen ihres zärtern und schmackhaftern Fleisches und ihrer geschmeidigeren Haut der stete Gegenstand der Verfolgung der Jäger, ist ohne allen Vergleich behender und ausdauernder als der Bulle; in der Zeit, wo der Bulle eine Strecke von zwei Meilen zurücklegt, bewältigt sie leicht eine Strecke von drei, und ist mit einem Pferde von nur mittlerer Geschwindigkeit, das sich nur von Gras äst und nur einen Mann von Mittelgröße trägt, schon ziemlich schwer einzuholen.

Einige amerikanische Jäger haben einen Zug in dem Wandertriebe des Bisen berichtet, welcher nicht allgemein bekannt ist, — den Umstand nämlich, daß die große Masse der Heerde niemals zwei Sommer hinter einander in demselben Landstriche angetroffen wird. Die nordamerikanischen Büffel bilden ein ungeheures Heer, das in einem fortlaufenden Kreise marschirt, allein vielleicht drei Viertheile der Gesammtzahl findet sich im Umkreise einer Strecke von etwa 2—300 englischen Meilen (42—64 deutschen oder geogr. Meilen). Auf diese Weise sind die Büffel an einem Orte, wo sie das eine Jahr in reicher Menge vorkamen, im künftigen Jahre weit seltener, im nächstfolgenden schon sehr selten, bis die große Masse ihren Umlauf vollendet hat und wieder zum Vorschein kommt. Die Zeit, innerhalb welcher die große Büffelmasse den ganzen Kreis ihres Verbreitungsbezirks durchläuft, soll nämlich ungefähr vier Jahre betragen; seine westlichste Grenze ist angeblich der östliche Fuß der Felsengebirge; die Grenze nach Osten hin wird durch den Saum der vordringenden Civilisation bezeichnet und erstreckt sich von den Niederlassungen im britischen Amerika im Norden bis an das nördliche Texas im Süden.

Ueber die Stärke oder Kopfzahl der einzelnen Heerden liegen verschiedene Schätzungen vor. Die Reisenden Lewis und Clark, welche zuerst in jene großen Ebenen des Nordwestens vordrangen, schildern einen Anblick, den sie am obern Missouri hatten, folgendermaßen: „Die Menge der Büffel war so groß, daß wiewohl der Fluß mit Einschluß einer Insel, über welche sie setzten, eine englische Meile lang war, die Heerde sich so dicht, als sie nur schwimmen konnte, vollständig von einer Seite zur andern erstreckte. Wenn es irgend möglich ist, die Kopfzahl der vorwärts dringenden Menge zu schätzen, so dürften nach unserm Dafürhalten zwanzigtausend Stücke keine übertriebene Zahl seyn. — Fremont berechnete auf seiner Ueberlandreise nach Californien im Jahr 1846 einige der Heerden, welche er auf den Prairieen sah, nicht nach Zehn-, sondern nach Hunderttausenden.

Man hat schon verschiedene Versuche gemacht, den wilden Bison zu zähmen und zum Hausthier zu machen, jedoch bis jetzt noch ohne sonderlichen Erfolg. Man hat Bisonkälber eingefangen und sie mit dem gewöhnlichen Hornvieh aufwachsen lassen in der Hoffnung, die Zucht und Race des letztern dadurch zu verbessern; es war nichts damit zu machen, denn wenn sie auch einige Zeit lang ihre wilde Natur abgelegt zu haben schienen, so wurden sie doch immer widerspenstig gegen jeden Zwang und nicht zu halten, da sie wegen ihrer großen Kraft auch die stärksten Zäune niederrissen. Die Kälber lassen sich leicht einfangen, wenn man sie von den Kühen abschneidet, und sie folgen dann gerne dem Pferd des Jägers, wenn ihnen die Heerde aus dem Gesicht verschwunden ist. Doch soll seit einigen Jahren in England ein Akklimationsversuch gelungen seyn, indem der verstorbene Marquis of Breadalbane in seinem Parke zu Taymouth einige Dutzend Bisons aufgezogen, die nach allen Schilderungen trefflich zu gedeihen und so gut fortzukommen anscheinen, als ihre Brüder im fernen Westen. Die Büffel nehmen jedoch vor dem Andringen der Civilisation rasch ab, obschon nicht zu fürchten ist, daß sie jemals ganz aussterben werden, wie der europäische Auerochs, der nur noch in einem einzigen Gehege fortkommen soll, welches auf Kosten des russischen Kaisers in Wolhynien unterhalten wird, oder wie der Vogel Dudu. Würde einmal der Bison aussterben, so wäre es auch um den Indianer geschehen, und Beiden gönnen wir von Herzen noch möglichst lange ihr Daseyn und wollen nur wünschen, daß sowohl Weiße als Indianer bald zu der Erkenntniß kommen, wie nothwendig es wäre, endlich dem allzu schonungslosen Gemetzel unter den Büffelheerden Einhalt zu thun und das größte und edelste Wild unter den Vierfüßlern des nordamerikanischen Festlandes mehr zu schonen.

K. Kellenburg.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Nah, geh' nur, Kind! fort, fort!“ drängte der Greis, und horchte noch, ob sie auch die Hausthüre genügend verschließe. Dann stand er auf, schlürfte in seinen schweren Pelzstiefeln in die Ecke, holte sich daselbst eine lange Pfeife, die er sich stopfte und anbrannte, und schwelgte bald in dem einzigen Genusse, den er sich vergönnte. Er mochte etwa eine Viertelstunde in seinem Hauptbuche geblättert haben, als jemand draußen drei gedämpfte Schläge an die Ladenthüre that. Der Greis schrack zusammen und versteckte rasch das Buch unter dem Pult.

„Aha, er kommt also doch?“ murmelte er vor sich hin, stand dann auf, zog den Ring, der die Hausthüre öffnete, und schlug den Schirm der Lampe zurück, die er an das schmale Fensterchen nach dem Hausgang hielt. Durch diesen trat eine dunkle Gestalt herein, die hinlänglich mit der Oertlichkeit des Hauses vertraut seyn mochte, denn sie erschien im nächsten Augenblick auf der Schwelle der Hinterthüre.

„Guten Abend, Herr Maruschke! Sie sehen, ich halte Wort,“ hub der Ankömmling an, und schlug den Kragen seines Reisepelzes zurück.

„Guten Abend, Herr v. Magnus!“ ich wußte wohl, daß Sie kommen würden!“ versetzte der Alte kalt und lauernd; „nehmen Sie Platz! Wie steht unser Geschäft? Hat Ihre Frau Mutter eingewilligt?“

„Ich habe sie nicht sprechen können, aber meine Schwester hat mit ihr Accept gegeben.“

„Ueber die sämmtlichen dreißigtausend Thaler?“ fragte Maruschke lauernd und seine grauen Augen schienen sich in die blassen Züge des jungen Mannes einbohren zu wollen.

„Ja, über die ganze Summe,“ versetzte Achill fast tonlos; „es hat zwar Mühe gekostet, aber Leonie läßt mich nicht stecken, das weiß ich!“

„Und auf Einem Briefe die ganze Summe?“ fragte Maruschke.

„Ja, hier, sehen Sie selbst!“ versetzte Magnus und nahm ein kleines länglichtes Papier aus seinem eleganten Taschenbuche, und reichte es dem Alten mit einer eiligen Geberde hin, welche das Zittern seiner Hand dennoch nicht verbergen konnte.

Der Greis bückte sich nach dem Lichte der Lampe, betrachtete den Wechsel durch seine großen Brillengläser aufmerksam, drehte ihn hin und her, und brummte einige unverständliche Worte vor sich in den Bart.

„Wie meinen Sie?“ fragte Achill aus gepreßter Brust.

„Ich sage, der Wechsel kann mir in dieser Form nicht dienen, Herr v. Magnus,“ sagte der Greis mit seiner hohlen heisern Stimme und fixirte den jungen Mann fest und mißtrauisch. „Ein einziger Wechselbrief von solchem Betrag in meinen Händen würde Aufsehen erregen, zumal auf eine Frau,“ fuhr er fort; „machen Sie zehn Briefe von je dreitausend Thalern daraus, bitten Sie Ihre Frau Schwester, sich morgen zu mir herzubemühen und diese in meiner Gegenwart zu acceptiren oder wenigstens anzuerkennen und ...“

„Herr Maruschke, das kann doch nicht Ihr Ernst seyn?“ rief Achill ängstlich; „Sie werden doch nicht verlangen, daß eine Dame wie meine Schwester diese Sachen persönlich mit Ihnen abmache?“

„Was ist denn dabei Besonderes, Herr v. Magnus? Wenn Frau v. Auheim sich für Sie verbürgt, so wird sie doch auch diesen Gang zu mir thun können?“

„Aber bedenken Sie doch, welche Mühe es mich nur gekostet hat, Leonien hiezu zu bestimmen! Sie wird sich nie dazu verstehen, auf Ihr Ansinnen einzugehen!“ sagte Achill, dem der kalte Schweiß auf die Stirne trat. „Bietet Ihnen diese Unterschrift meiner Schwester nicht genug Sicherheit?“

„Nein,“ erwiderte der Alte trocken; „meine Sicherheit beginnt erst dann, wenn das Accept in meiner Gegenwart gegeben worden ist, und wenn ich einen Revers von Herrn Leopold Auheim in Händen habe, daß er um diese Bürgschaftsschuld seiner Frau wisse und damit einverstanden sey. Ohne diesen Revers ist der Wechselbrief hier nur ein leeres Stück Papier für mich.“

Achill zitterte an allen Gliedern, als er den Greis das Papier mit geringschätziger Miene auf den Pult werfen sah. „Ist das Ihr Ernst, Herr Maruschke?“ stammelte er.

„Mein Ernst, Herr! spaßt man denn, wenn es sich um einen Werth von dreißigtausend Thalern handelt?“ fragte der Greis in einem Tone, der wie drohend klang; „haben Sie jemals durch saure Arbeit dreißigtausend Thaler verdient, damit Sie auch wissen, was für eine Summe dieß ist?“

„Herr Maruschke, seyn Sie doch vernünftig? ....“

„Zum Geier, Herr, das bin ich, und darum verlange ich nur was Rechtens ist. In fünf Tagen verfällt Ihr Wechsel; bis dahin haben Sie noch Zeit, mir eine Deckung zu verschaffen, die mir genehm ist; bin ich nicht gefällig genug, indem ich Ihnen erlaube, das Accept Ihres Vaters über 25000 Thaler und 5000 Thaler Prolongationskosten mit einem andern Accepte einzulösen, das Ihre Mutter oder Ihre Schwester in meiner Gegenwart abgeben? Habe ich nicht schon einmal prolongirt, was freilich nicht vernünftig war? Habe ich Ihnen nicht Schonung erwiesen?“

„Um den Preis von fünftausend Thalern!“ sagte Achill.

„Die Sie mir anboten, angeblich mit Genehmigung Ihres Vaters!“ erwiderte der Greis kalt und ironisch. „Sie mußten am besten wissen, wie viel Ihnen der Aufschub werth war. Sie versprachen mir hoch und theuer, am 15. December zu bezahlen. So zahlen Sie denn, und Alles ist gut!“

„Sie versprachen mir, die Wechsel nicht in Kurs zu geben; wo sind sie?“ rief Achill.

„In den Händen des alten Isaaksohn, der mir Geld vorstreckt, wann ich solches zu meinen Geschäften brauche,“ sagte Maruschke; „glauben Sie, ich sey reich genug, um solche Geschäfte aus eigenen Mitteln zu machen? Uebrigens sind die Tratten in einem versiegelten Couvert, und werden erst am Verfalltage geöffnet.“

Achill lehnte sich todesbleich in den Stuhl zurück und schnappte nach Luft. „Das war gegen die Abrede,“ stammelte er; „Sie versprachen mir, das Papier bei Handen zu behalten.“

„Mit nichten, ich versprach nur es nicht in Kurs zu setzen und das ist nicht geschehen. Aber halten Sie den alten Maruschke für so thöricht, junger Herr, daß er solche Werthe in seinem ärmlichen Häuschen für sicherer hielte, als in Isaaksohns feuerfestem Gewölbe? Glauben Sie, ich fühlte das Ausbleiben einer solchen Summe in meinem Geschäfte nicht?“

„Haben Sie Mißtrauen, Herr Maruschke? ....

„Mißtrauen? Nein, sonst hätte ich das Geschäft nicht mit Ihnen gemacht; ich wußte, daß mir mit jenen Wechselbriefen mein Geld sicher ist,“ sagte der Greis mit einem trockenen Lachen. „Ich kenne kein Vertrauen und kein Mißtrauen, sondern nur Sicherheit; ohne diese mache ich kein Geschäft. Ich habe schon Wechsel discontirt, von denen ich wußte, daß sie gefälscht waren, und sie wurden prompter eingelöst, als die echten ....“

„Herr, gilt das mir?“ brauste Achill auf und sprang mit schamglühendem Gesicht und drohenden Augen auf die Füße.

„Hätte ich das gesagt?“ fragte Maruschke erschrocken und trat einen Schritt zurück. „Ich heiße ein Papier nicht eher falsch, als bis seine Fälschung beschworen ist. Sie müssen am besten wissen, was für eine Bewandtniß es mit diesen Papieren hat, und in fünf Tagen bin ich ebenfalls darüber klar, — nöthigenfalls schon morgen, wenn ich einen Gang in die Wasserstraße wagen will.“

„Genug, Herr! Sie gehen zu weit!“ rief Achill; „noch gibt Ihnen nichts ein Recht, mich zu beschimpfen.“

Der alte Maruschke lehnte sich an die Wand und schien ebenfalls ängstlich zu werden. „Ich weiß nicht, wie Sie mir eine harmlose Bemerkung so mißdeuten können,“ sagte er einlenkend; „ich habe nur im Allgemeinen gesprochen. Aber nun einmal der Sache Erwähnung geschehen, muß ich Ihnen sagen, daß ich .... daß mir um mein Geld bangt. Als ich im Juni Ihre Tratte discontirte, hielt ich das Accept Ihres Vaters für echt, und das Endossement der Firma Auheim und v. Magnus für gut. Es können Fälle vorkommen, wo selbst der reiche

Kammerrath Magnus keine solche Summe entbehren kann und zu seinem Kredit greift. Vor acht Wochen wollten Sie Prolongation, und ich willigte ein, wenn Ihr Vater damit einverstanden sey. Ich sperrte mich auch nicht; ich hielt den Brief Ihres Vaters für echt wie seine Prolongation. Heute wollen Sie das Accept und die Prolongation Ihres Vaters zurück, der mir noch gut genug ist für dreißigtausend Thaler. Ich soll neue Wechsel nehmen, mein Vorzugsrecht einbüßen. Auch gut; ich hätte das gethan, wenn Sie auf mein Verlangen eingegangen wären. Ich habe Ihnen vernünftige Bedingungen gemacht, und will sie noch halten bis morgen, wenn Sie auf mein Ansinnen eingehen und mich dabei ein Stück Geld verdienen lassen wollen. Wenn morgen vor Abend Ihre Mutter oder Schwester mir tausend Thaler baar bezahlen und zehn Wechsel à tausend Thaler auf Einen Monat in meiner Gegenwart acceptiren, so erfährt keine Seele, was für Geschäfte wir mit einander gemacht haben, denn der alte Maruschke ist verschwiegen. — Wenn nicht, so . . . .“

„Nun, was denn?“ sagte Achill mit eisiger verzweiflungsvoller Ruhe.

„So gehe ich morgen Abend in die Wasserstraße, und werde dann wissen, woran ich bin.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte Achill und steckte seinen Wechsel zu sich.

„Mein letztes, ich kann nicht anders,“ sagte Maruschke bänglich; „es sollte mir leid thun, wenn Sie mich dazu treiben . . . .“

„Das wirst Du wohl bleiben lassen, alter Hallunke!“ sagte Achill drohend und griff nach der Halsbinde des Alten, die er mit einem raschen Griff umdrehte, um den schwachen Greis daran zu schütteln. „Ich habe die redliche Absicht Dich zu bezahlen, wenn Du mir Zeit lässest, und dieß mir sogleich eidlich versprichst. Wo nicht, so stirbst Du unter meiner Hand!“

„Hülfe! Hülfe!“ röchelte der Greis athemlos, und sein Gesicht ward blau, seine Augen verdrehten sich.

„Schwöre mir!“ sagte Achill, und schüttelte von neuem. Da brachen dem Greise die Kniee ein und er sank zusammen. Erschrocken richtete Achill ihn auf und setzte ihn in den alten Lehnstuhl, aber der Unterkiefer des Greises hing schlaff herab, sein Auge war gebrochen. Die Todesangst, der Schrecken hatten einen Schlagfluß herbeigeführt, die Arme sanken willenlos über die Armlehnen herab — er war todt.

„Barmherziger Gott, was habe ich gethan? So war es nicht gemeint!“ stammelte Achill und stand wie vernichtet eine Weile. Dann erfaßte ihn ein namenloses Grausen, und er schlich halb besinnungslos davon und tastete sich nach der Hausthüre, die er öffnete, und dann leise wieder hinter sich schloß. Draußen aber rannte er in unbeschreiblichem Schreck davon. — —

Otte hatte Herrn Auheim am Bahnhofe erwartet und ihn noch speziell zu Achill in's Hotel L. entboten und dorthin begleitet. Auheim war erstaunt, zu erfahren, daß sein Schwager bei Leonien in Strahlenberg gewesen sey und sich habe Geld geben lassen. Als er aber nach seinem Schwager im Hotel fragte, erfuhr er, daß dieser bereits wieder abgereist sey, und nur einen Brief für Auheim hinterlassen habe, worin er ihm anzeigte, daß er einen letzten vergeblichen Versuch gemacht, von seinem Vater Geld zu bekommen, und daß er daher nach Paris zurückkehre, um dort sich nach Mitteln umzusehen, deren die Pariser Firma bedürfe. —

Wenige Minuten nach Mitternacht kam Hedwig nach Hause, begleitet von Sannchen, der Köchin der Fräulein Valentin. „Kommen Sie herein, Sannchen, und nehmen Sie das Körbchen noch mit, welches Sie mir heute Abend geliehen haben,“ sagte Hedwig zu dieser; „es steht noch da drinnen im Verschlage. Aber sieh', das Ladenstübchen ist dunkel, der alte Herr wird wohl schon zu Bette gegangen seyn.“ Sie leuchtete mit Käthchens kleiner Blendlaterne zu dem Fensterchen empor, und sah den Greis zusammen gesunken im Stuhle sitzen. „Der Arme! er ist eingeschlafen!“ sagte sie dann mitleidig; „es war zu viel für ihn, so lange zu warten! Kommen Sie, Sannchen, wir wollen ihn wecken!“ Als sie ihm aber ins Gesicht leuchtete, prallte sie erschrocken zurück. „Allmächtiger, was ist das?“ schrie sie mit einem Jammertone.

„Der ist mausetodt, liebes Mamsellchen!“ sagte die Köchin mitleidig, nachdem sie die Wange berührt hatte; „der ist ganz sanft eingeschlafen, um nicht wieder zu erwachen!“ und in ihrem Grausen stimmte sie in das Jammergeschrei der armen Hedwig ein. Der Lärm rief den Nachtwächter herbei, und man pochte die Frau Jürgens aus dem Schlafe, man trommelte die Nachbarn heraus, den Bäcker nebenan; die kleine Stube füllte sich mit Leuten, die sich verschüchtert und mit leisem Schauder durcheinander drängten, als Otte und Käthchen von Sannchen gerufen, zur Stelle kamen.

„Ein regelrechter Schlagfluß, Apoplexia cerebralis, wie ihn das Buch aufweist!“ sagte der Bader von gegenüber, den man geholt hatte. „Der Mann ist schon seit mehreren Stunden todt.“ — Die Herren vom Gerichte kamen, schickten die Neugierigen hinweg, nahmen ein Protokoll auf und versiegelten die ganze Wohnung und den Laden des Verstorbenen, dessen Leiche man einstweilen in die Kammer der alten Marthe gebracht hatte. Käthchen hatte sich Hedwig's angenommen, und bestand darauf, daß das arme Wesen auf einem Sopha in der Valentin'schen Wohnung schlafen solle; und die Leiche ward der Obhut einiger armen Frauen aus der Nachbarschaft überantwortet.

„Der Teufel hat ihn geholt!“ sagten die Nachbarn mit einem geheimen Grausen. „Er ist in seinen Sünden dahingefahren!“ — An einen gewaltsamen Tod dachte niemand, denn man hatte in dem Pult noch baares Geld und einige Pretiosen gefunden, welche der Verstorbene im Laufe des Tages als Pfänder angenommen hatte.

20.

Am andern Tage begleitete Otte die vom tiefsten Schmerze darniedergebeugte Hedwig auf das Stadtgericht, wo diese über die Auffindung von Maruschke's Leiche noch einmal vernommen werden sollte. Sie gab ihre Aussagen klar und mit innigster Trauer ab, und beklagte den Tod ihres Wohlthäters, gegen den sie auch für das Wenige, was er ihr geleistet, eine treue Dankbarkeit bewahrte.

„Sie sind der Vormund dieses Mädchens, Herr Otte," sagte der Gerichtsvorstand; „und da die Vermuthung nahe liegt, daß Hedwig Schulz eine Urenkelin des Verstorbenen ist, wiewohl derselbe dieß stets in Abrede gezogen, so hielt das Gericht es für passend, Sie zum Verwalter der Erbsmasse zu bestellen, wofern Sie damit einverstanden sind, da Sie ja schon ein Interesse an der Sache haben. Wollen Sie diese Stelle annehmen?"

Hedwig heftete einen solch dringenden flehentlichen Blick auf Otte, daß dieser zusagte und nun sogleich in Pflicht genommen ward. Hierauf mußte Hedwig ihre Jugendgeschichte noch einmal erzählen, was sie mit rührender Einfachheit that, und der Gerichtsvorstand versprach sofort Schritte zu thun, um die erforderlichen Beweismittel für Hedwigs Verwandtschaft mit dem alten Maruschke herbeizuschaffen.

„Herr Director," sagte Otte, „darf ich mir in dieser Sache eine Mittheilung und einen unmaßgeblichen Vorschlag erlauben?" und auf die Zustimmung des Gerichtsvorstandes erzählte er nun jene Begegnung Hedwigs mit der Elisabeth Stransky. „Jene Person ist ohne Zweifel in der Lage, die geeigneten Beweismittel für Hedwigs Herkunft zu geben, falls sich hierüber in den Papieren des Verstorbenen nichts genaueres auffinden läßt. Da sie jedoch das Kind ausgesetzt hat, wird sie einer etwaigen Ladung vor Gericht ausweichen oder bei ihrer Vernehmung in allen ihren Angaben sehr zurückhaltend seyn. Darum möchte ich mir den Vorschlag erlauben, resp. die Ermächtigung erbitten, mit jener Elisabeth Stransky einstweilen privatim verkehren, sie in den Zeitungen auffordern und ihr diejenigen Dokumente, die sie allfällig besitzt, abkaufen zu dürfen. Er erhielt hiezu die Ermächtigung des Gerichts und schon am andern Tag las man in den verbreitetsten Zeitungen der Provinz folgende

„Aufforderung:

„Wenn Frau Elisabeth Stransky, die mit dem sogen. egyptisch-magischen Zauberpalast auf Messen und Jahrmärkten umherzieht, ihre gegenwärtige Adresse an das Bankhaus Anheim und v. Magnus in N. abgeben will, kann ihr eine sehr willkommene lohnende Mittheilung gemacht werden."

Der erste Schnee dieses Winters legte sich auf das frische Grab des alten Maruschke, und sogleich nach der Beerdigung, an welcher nur eine sehr beschränkte Anzahl von Nachbarn theilnahm, begann die Entsiegelung der Wohnung und die Inventarisirung des Nachlasses des Greises. Man fand in dem letztern eine Menge verpfändeter Pretiosen und Werthgegenstände, auf welche der Alte Geld geliehen hatte, und eine Anzahl Werthpapiere von bedeutendem Belange. Auch das kleine Hauptbuch unter dem Pulte war wieder aufgefunden und unter dem Bette des alten Geizhalses eine eiserne Kasse mit einigen tausend Thalern baaren Geldes und einem Portefeuille voll Wechsel entdeckt worden, welche unbestreitbar darthaten, daß der kleine Quincaillerieladen dem Greise nur zur Maske für ein Wuchergeschäft in bester Form gedient. Noch wichtiger aber war die Entdeckung von Papieren, aus welchen hervorging, daß der Verstorbene eigentlich Johann Elias Schmidt geheißen, früher Kaufmann in einer größern preußischen Handelsstadt gewesen, dort bankerott geworden sey, und sich erst viele Jahre später hier unter dem Namen Maruschke niedergelassen und sich in dieser kleinen Straße der Vorstadt etablirt habe, um diesen unscheinbaren Laden zu betreiben. Der Mann mochte ursprünglich kein böses Herz gehabt haben, allein das Leben hatte ihm hart mitgespielt; er hatte seine Frau wenige Jahre nach seinem Bankerott verloren, und dieser Verlust einer treuen Seele, die ihm trotz der Warnung und des Abrathens ihrer Verwandten in die beschränkten Verhältnisse eines Commis nach Berlin gefolgt war, wohl den ersten tiefen Schatten in sein Seelenleben hereingeworfen. Dazu kam dann, daß seine einzige Tochter, ein bildschönes Mädchen, in welchem er nach dem Tode der Mutter allein noch seine Freude und seinen Trost gefunden, im Jahre 1813 von einem höheren französischen Offiziere verführt und von Berlin fortgelockt worden war, der sie dann später verließ, worauf sich die Arme mit ihrem Töchterchen einer wandernden Schauspielertruppe anschloß und ihr karges Brod auf dem Podium der Scheunen- und Jahrmarkt-Theater erwarb. Die Schwindsucht, jene sanfte Erlöserin der Bedrängten, raffte sie schon zu Anfang der Zwanziger Jahre in einem kleinen Städtchen am Rhein dahin, und in ihrer letzten Krankheit schrieb sie noch an ihren Vater um Vergebung und empfahl ihm ihr armes Kind auf das angelegenste an. Dieser Brief fand sich noch in Maruschke's Nachlasse mit eigenhändigen Bemerkungen des unglücklichen Vaters, aus welchen hervorging, daß dieser den Brief zu einer Zeit empfangen hatte, wo die Arme schon längst im Grabe ruhte, denn es hatte Wochen gedauert, bis das Schreiben auf Umwegen an den Adressaten gelangt war. Nach jenen Aufzeichnungen Maruschke's war es ihm zu jener Zeit nicht gelungen, das Kind seiner Tochter — damals ein Mädchen von 8—9 Jahren zu ermitteln und zu sich zu nehmen. Nach allen Nachrichten, die er auf amtlichem und Privat-Wege erheben ließ, war das Kind von einem älteren Manne, der jene Schauspieler-Truppe als Maler und Dekorateur begleitete, aufgenommen worden und mit diesem weiter gezogen. Wohin derselbe gekommen und was aus der kleinen Fanny geworden, war nicht zu erforschen gewesen. Andere Papiere, welche bei jenem Briefe lagen und ebenfalls mit handschriftlichen Bemerkungen des alten Maruschke begleitet waren, schienen zu beweisen, daß dieser alte Mann zu verschiedenen Malen von Leuten hintergangen worden sey, die ihm unter dem Vorgeben, Nachrichten von seiner Enkelin geben zu können, Geld abgeschwindelt hatten, was ihn später gegen alle derartigen Kunden sehr mißtrauisch und ungläubig gemacht hatte. Fünfundzwanzig Jahre waren nach einer eigenhändigen Aufzeichnung des alten Maruschke vergangen, als eines Tages eine Familie von Mann und Frau und vier Kindern sich bei dem alten Maruschke einstellte und den Anspruch machte, als seine Angehörigen von ihm aufgenommen zu werden. Der Mann hieß eigentlich Jakob Schulz, nannte sich aber Giovanni Sperato und war ein wandernder Taschenspieler, der mit seiner Frau und Kindern von Jahr-

markt zu Jahrmarkt zog und Vorstellungen im Kopfabhauen und der »höhern und niedern Magie« gab. Die Frau sollte Fanny, die Enkelin des alten Maruschke seyn, welche damals nach dem Tode ihrer Mutter von dem alten Rennemüller aufgenommen und erzogen worden, dann zum Theater gegangen war und einige Jahre an kleinen Provinzialbühnen als Fräulein Rennemüller gewirkt hatte, bis ihr Pflegevater, der im Rausch einen Todtschlag begangen, in's Zuchthaus gekommen war. Dann hatte sie aus Kummer und in Folge einer Erkältung die Stimme verloren und die Bühne verlassen müssen, um als Figurantin bei den Etablissement eines umherziehenden Taschenspielers und Zauberkünstlers zu wirken und die Somnambüle zu spielen, bis der Wogenschlag dieses unsteten Lebens sie mit jenem Jakob Schulz zusammentrieb, den sie später heirathete. Diese ganze Zeit über hatte Fanny von ihrem Großvater und dessen Vorhandenseyn nichts gewußt, und sich immer für eine Verwandte des alten Rennemüllers gehalten. Allein wenige Monate vor dem Zeitpunkte, wo Schulz und seine Frau sich bei dem alten Maruschke einstellten, waren sie auf der Leipziger Messe mit dem nun wieder freigewordenen alten Rennemüller zusammengetroffen, welcher mit den Ersparnissen seiner Zuchthaushaft ein Panorama erworben hatte und sehr gute Geschäfte machte, und der, als ihn Schulz wegen seiner eigenen bedrängten Verhältnisse um Unterstützung anging, lachend an den alten Maruschke verwies, dessen Identität mit dem Großvater Fanny's, dem alten Johann Elias Schmidt, Rennemüller inzwischen auf unzweifelhafte Weise ermittelt haben wollte. Der alte Panoramen-Besitzer hatte Schulz außerdem noch manche Einzelnheiten und Züge aus dem Leben von Fanny's Mutter und vielerlei Specialia anvertraut, welche er aus ihrem Munde erfahren, Züge die den alten Maruschke durch ihre Wahrheit und als Dinge, die unmöglich erfunden worden seyn konnten, frappirten, Thatsachen, welche außer ihm und seiner Tochter niemand wissen konnte, und die ihn vielleicht innerlich von der Identität seiner Enkelin überzeugt hätten, wenn nicht der Geizteufel ihm die Furcht vorgespiegelt hätte, daß wenn er diesen Angaben des Schulz und seiner Gattin Glauben schenke er diese ganze Familie von Vagabunden auf dem Halse haben würde. Genug, er wies Schulz ab unter der Behauptung, derselbe sey von dem alten Rennemüller schändlich belogen worden, und er, Maruschke, sey weder jemals verheirathet gewesen noch mit dem Joh. Elias Schmidt, dem Großvater Fanny's identisch. Allein etwas in dem Gewissen und verhärteten Gemüthe des alten Maruschke hatte sich dennoch bei jener Begegnung geregt und ihn zu der Bemerkung veranlaßt, die nun Otte hier wieder auffand: „Unter den vier Kindern dieses Tagediebs war jedoch ein Mädchen, Hedwig genannt, das mich mit seinen schwarzen Augen und seinem lieben Gesichtchen ganz an meine arme Emilie erinnerte und derselben in ihrer Kinderzeit überraschend ähnlich war. Aber diese Aehnlichkeit kann ja auch eine rein zufällige seyn."

Alle diese Papiere waren nun zu Gerichtshanden gegeben, und Otte erhielt bald vom Vorstande des Stadtgerichts noch weitere Aufklärungen, die allerdings noch zu keinem juristischen Beweis hinreichten. Der verstorbene Jakob Schulz, genannt Giovanni Sperato, hatte sich bald nach jener vergeblichen Appellation an das Mitleid des Großvaters seiner Frau mit dieser trauen lassen und sie in seinem Heimathsorte, einem kleinen Städtchen im Saarlande, eingebürgert; er hatte bei dieser Gelegenheit in die öffentliche Familienliste die Abkunft seiner Frau von dem ehemaligen Kaufmann J. E. Schmidt und nunmehrigen Joseph Maruschke in N. eintragen lassen und den vollgültigen Nachweis hiefür beizubringen versprochen, worüber sich jedoch keine weiteren Anhaltspunkte fanden. Hedwig hatte damals, als ihre Stiefmutter sie heimlich verlassen, den Behörden den Heimathsort ihres Vaters genannt und die polizeilich erhobene Konstatirung ihres Heimathsrechts hatte die Behörden auf ihre Verwandtschaft mit Maruschke aufmerksam gemacht, dem daher auch die Versorgung des Mädchens nach der Entlassung aus dem Rettungshause aufgegeben ward. In dem über die Vernehmung Maruschke's aufgenommenen Protokoll hatte dieser die Verwandtschaft mit der Mutter Hedwigs sowie seine Identität mit dem angeblichen Großvater derselben J. E. Schmidt geleugnet, aber auf Andrängen des Polizei-Aktuars, welcher ihm vorstellte, daß er bei beharrlicher Verweigerung der Aufnahme Hedwigs den Gegenbeweis der gegen ihn vorgebrachten Verwandtschaft werde antreten müssen, sich dazu verstanden, Hedwig in sein Haus zu nehmen, „jedoch nur aus Barmherzigkeit mit der Lage des Kindes, und nicht in Anerkennung irgend welcher Verpflichtung," wie er sich selber verwahrt hatte.

Diese Anhaltspunkte machen die Gerichtsbehörde geneigt, an irgend eine Verwandtschaft Hedwig's mit dem verstorbenen Maruschke zu glauben, und auf die Erweisbarkeit derselben zu hoffen. Einstweilen aber geschahen alle üblichen gesetzlichen Schritte, welche ein solcher Fall vorschreibt: die Inventarisirung des Nachlasses, die Aufforderung an seine Gläubiger und Schuldner zur Anmeldung ihrer Ansprüche und Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten, die Aufforderung an etwaige unbekannte Leibeserben u. dergl. m. Die Behörden hatten für Hedwig einstweilen ein Kostgeld aussetzen wollen, aber die Schwestern Valentin erboten sich, Hedwig in ihr Haus aufzunehmen und in der Eigenschaft einer Arbeiterin zu beschäftigen und zu besolden, da sie zwar wünschten aber so wenig als Hedwig glaubten, daß sich deren Verwandtschaft mit dem Verstorbenen nachweisen lasse, und sie dem armen Mädchen aus wirklicher Freundschaft und Fürsorge auch keine illusorischen Hoffnungen in diesem Stücke erwecken wollten.

Die Geschäfte, welche mit einem derartigen Falle für den Verwalter der Erbsmasse verbunden sind, hatten Otte einige Tage vom Auheim'schen Comptoir fern gehalten. Eines Morgens in aller Frühe, als er noch mit Inventarisirung der verschiedenen Pfandobjekte aus dem Maruschke'schen Nachlaß beschäftigt war, ließ ihn Auheim plötzlich holen, weil er ihn in einer dringenden Angelegenheit sprechen müsse. Otte erschrack, als er in Auheim's Privatzimmer trat, über die Blässe und Verstörtheit seines Prinzipals. »Was ist denn geschehen, Herr

Auheim?« fragte er den Betroffenen, der ganz niedergedonnert in seinem Lehnstuhle lag.

»Setzen Sie sich, Otte! doch nein, sehen Sie erst nach, ob niemand in dem kleinen Kabinet und dem Vorzimmer ist und riegeln Sie die Thüren an beiden,« versetzte Auheim ganz tonlos. — »Das sind furchtbare Nachrichten! Großer Gott, wer hätte das gedacht!«

»Was gibt es denn?«

»Heute ist der zwölfte Tag, daß mein Schwager Achill hier war,« sagte Auheim. »Auf vier, fünf Briefe an ihn nach Paris habe ich keine Antwort erhalten und doch galt es Sachen von der höchsten Wichtigkeit. Als ich gestern mit der Abendpost wiederum keinen Brief von meinem Schwager erhielt, telegraphirte ich an Ungar, seinen Vertrauten, seine rechte Hand. Aber die ganze Nacht keine Antwort. Endlich vor einer halben Stunde kommt ein Telegramm: 'Der Prinzipal noch nicht von der Reise zurückgekehrt, für uns ganz verschollen, Zustände höchst bedenklich; briefliche Nachrichten schon unterwegs. Ungar.' — Da lesen Sie selbst! — was soll das heißen!«

Otte zuckte die Achseln. »Sie müssen Ihren Herrn Schwager genauer kennen als ich, Herr Auheim,« erwiderte er sehr bedenklich; »wäre es Sommer, so würde ich glauben, Herr Achill v. Magnus sey mit seiner 'Freundin' in Homburg oder Wiesbaden hängen geblieben, um ein Wenig zu spielen. Der Umstand, daß er neulich so sehr verstört und verdutzt war, daß er Geld brauchte, seine Aufregung, seine Reise nach Moritzburg und Strahlenberg, all das kam mir schon damals verdächtig vor, und die vielen Tratten, welche das pariser Haus in jüngster Zeit auf uns abgab, die dürftigen und langsichtigen Rimessen, der ganze schwindelhafte Betrieb der pariser Kommandite, haben mir längst die gegründetsten Verdachtsgründe eingegeben, — kurzum, wenn Herr v. Magnus nicht Ihr Schwager wäre, Herr v. Auheim, so würde ich kühnlich sagen: er hat den Zopf hinaufgeschlagen und ist durchgegangen, nachdem er seine Angelegenheiten auf eine unentwirrbare Weise brouillirt hat ....«

»Das... das ist Ihr Argwohn?« stammelte Auheim tonlos.

»Leider ja, Sie erinnern sich, wie ich von je gegen diese Verbindung war, wie wenig das Resultat derselben Ihren Erwartungen entsprochen hat!«

Auheim sprang auf, rannte wie besessen im Zimmer auf und ab, und schlug sich mit der Stirne vor den Kopf. »Leider, leider!« stammelte er; »verwünscht sey der Tag, wo es mir einfiel, mich mit der Familie Magnus einlassen zu wollen! Sie hatten Recht, Otte; es war der Beginn meines Unglücks; Sie waren mein guter Genius, aber ich hörte nicht darauf, weil mich der thörichtste Ehrgeiz verblendete. Und welches Elend hat mir diese Heirath gebracht? Leonie hat mir einen Theil meines Vermögens abgelockt und tritt meine Ehre mit Füßen. Der alte Magnus hat sich von seinem Sohne und mir losgesagt, und wird nicht helfen können oder wollen, und mit meinen Kollegen habe ich mich nicht zu stellen vermocht. O Gott, o Gott! und Sie hatten es mir prophezeit.«

»Wenn wir nur Gewißheit hätten, Herr Auheim! diese Unsicherheit ist entsetzlich!«

»Unerträglich! ich habe schon seit drei Nächten keine Stunde geschlafen, Otte; ich bin ganz krank von Seelenqual. Eigentlich sollte ich unverweilt mit dem Schnellzuge nach Paris reisen und dort zum Rechten sehen, allein ich bin in diesem Zustande doch zu nichts tauglich. — Sie müssen hinreisen, Otte, müssen alles untersuchen! — Aber Sie können ja nicht! Sie haben die Maruschke'sche Sache übernommen, und ich kann Ihnen nicht zumuthen, diese aufzugeben, denn Ihr Verhältniß zu der Kleinen, die muthmaßlich doch das ganze Vermögen erben wird, knüpft Sie dort mit den mächtigsten Banden an....«

»Mit nichten, Herr Auheim!« fiel ihm Otte erröthend in's Wort; »Hedwig Schulz und ich stehen in keiner andern Beziehung zu einander als in derjenigen des Mündels und Vormunds. Noch einen oder zwei Tage Arbeit, und ich kann die Sache der Pupillenbehörde übergeben und abreisen, sobald Sie es für nöthig halten!«

»Ach, wollte Gott, Sie wären schon Hedwigs Gatte und hätten die Erbschaft in Händen! dann hätten Sie doch die Mittel, mir zu helfen, wie Sie den guten Willen haben! Ich fürchte, wir stehen im Angesicht schrecklicher Entdeckungen; mein Schwager ist nichts als ein elender gewissenloser Selbstsüchtling, ein hohler Schwätzer! — Was ist das? sehen Sie nach, Otte! man pocht dort im Kabinet!«

»Herr Auheim! Herr Auheim!« rief einer der Commis draußen im Comptoir; »da ist jemand vom Stadtgericht und fragt....«

»Barmherziger Gott, auch das noch!« jammerte Auheim und sank vernichtet in einen Stuhl.

»Fragt nach Herrn Otte! ist Herr Otte schon weggegangen?«

»Nein, Herr Becker, ich bin noch hier,« versetzte Otte, die Thüre öffnend, und trat durch das Kabinet in's Comptoir hinaus; »was wünscht man von mir?«

»Der Herr Gerichts-Director bittet Sie um Ihren Besuch, er wünscht Sie augenblicklich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen,« sagte der Gerichtsbote. »Sie werden erwartet, soll ich Ihnen sagen!«

»Gut, ich werde sogleich kommen; empfehlen Sie mich dem Herrn Director,« versetzte Otte und kehrte zu seinem Prinzipal zurück, den er einer Ohnmacht nahe fand.

»Otte, was hat das zu bedeuten?« stammelte Auheim; »geben Sie Acht, das betrifft mich!«

»O nein, — sicher nicht,« versetzte Otte, seinen Hut nehmend; „ich bin überzeugt, es betrifft nur irgend eine Angelegenheit des Maruschke'schen Nachlasses."

„Wollte Gott, aber ich kann meine schlimmen Ahnungen nicht los werden, Otte. Kommen Sie doch ja sogleich wieder zurück, und sagen Sie auf dem Comptoir, daß ich für niemand zu sprechen sey, als für Sie, — daß ich krank sey — es ist bei Gott keine Unwahrheit," setzte er hinzu, und hielt sich die schmerzende Stirne.

Als Otte auf das Stadtgericht kam, fand er die Pupillenbehörde versammelt, und dieser gegenüber saß der alte Kam-

merrath Magnus bleich und verstört in einem Stuhle. Die Finger zuckten, die Unterlippe bebte dem Kammerrath nervös, und seine feuchten Augen, die nur mit Mühe die Thränen zurückhielten, wandten sich mit stummem Schmerze und Theilnahme-heischend dem eintretenden Otte zu.

„Herr Otte, ich habe Sie rufen lassen, weil dem Gericht heute durch den hier anwesenden Herrn Bankier Isaaksohn in Folge der öffentlichen Aufforderung noch verschiedene Papiere übergeben worden sind, welche von dem verstorbenen Herrn Maruschke dort deponirt waren. Sie sollten der Sitzung der Pupillenbehörde anwohnen, aber zuvor sind noch einige Vorfragen und Kompetenzfragen zu erledigen. Nehmen Sie Platz und erlauben Sie mir zunächst Ihnen eine Frage vorzulegen, die Sie mir vom Standpunkte kaufmännischer Rechtsbegriffe aus offen und bündig beantworten wollen.“ — Otte erhob sich mit einer zustimmenden Verbeugung. „Wenn von zwei zu einem Compagnie-Geschäft verbundenen Kaufleuten der Eine ohne Vorwissen des Andern eine Verpflichtung eingeht, z. B. einen Wechsel acceptirt oder ausstellt, und zwar für eigenen Vortheil aber unter Benützung der gemeinsamen Firma, — ist in einem solchem Falle nach kaufmännischen Begriffen die Firma gleichwohl zur Haftpflicht für den Werth der transigirten Summen verpflichtet?“

Otte sah Aller Augen, besonders aber die des alten Kammerraths, erwartungsvoll auf sich gerichtet. „Ohne Zweifel ist dann die Firma für den vollen Werth haftbar, sofern nicht das Etablissements-Circulär und der Eintrag der Firma in das öffentliche Ragionenbuch gegentheilige und ausnahmsweise Bedingungen feststellen,“ erwiderte Otte ohne langes Besinnen.

„Ganz die Ansicht des Herrn Isaaksohn,“ sagte der Gerichtsdirector mit einer Verbeugung gegen den Bankier. „Ich danke Ihnen, Herr Otte; und nun noch eine Frage: Sie sind wohl vertragsmäßig auf längere Zeit an das Haus Auheim und v. Magnus gebunden?“

„Allerdings, noch auf nahezu fünf Jahre,“ sagte Otte.

„Wohlan, so müssen Sie sich entscheiden, ob Sie lieber diese Stelle niederlegen oder auf die Verwaltung der Maruschke'schen Erbsmasse verzichten wollen!“ sagte der Director.

„Darf ich den Grund dieser Wahl erfahren, Herr Director?“

„Oja, Sie müssen es sogar, weil Sie zu Protokoll zu geben haben, ob Sie diese Unterschriften hier als die rechtmäßigen und echten Ihres Prinzipals Achill v. Magnus anerkennen, worüber Sie nun auf Eid und Gewissen befragt werden!“

„Ich muß nach meinem besten Wissen und Gewissen erklären,“ entgegnete Otte nach aufmerksamer Prüfung der beiden Unterschriften, welche ihm der Gerichtsdirector auf umgebogenen Blättchen feinen blauen Postpapiers vorgezeigt hatte, — „daß diese beiden Unterschriften nach Handschrift und Paraph diejenigen sind, mit welchen Herr v. Magnus für unsre Firma zu zeichnen pflegt.“

„Und daß Sie dieselben für echt halten, bei Eid und Gewissen?“

„Daß ich beide bei Eid und Gewissen für echt halte,“ sagte Otte feierlich und höchlich betroffen.

„Kennen Sie auch die Unterschrift des Herrn Kammerraths Anton v. Magnus hinlänglich genau, um dieselbe constatiren zu können? Herr Otte?“

Heinrich warf einen fragenden Blick auf den Kammerrath und sah dessen Auge thränenvoll und bittend auf sich gerichtet. „Reden Sie, Herr Otte, als ob Sie stünden vor Gott!“ flüsterte der alte Magnus; „Sie sollen um meinetwillen keine Sünde auf sich laden!“

„Nun denn, ja, ich habe die Unterschrift des Herrn Kammerraths schon so oft gesehen, daß ich sie erkennen zu können glaube,“ sagte Otte.

Der Gerichtsdirector hatte die beiden Papiere nun nach einer andern Seite hin gebogen und gefaltet und hielt sie jetzt Otte vor mit der Frage: „Erkennen Sie gegenwärtige Unterschriften als die echten und wirklichen des Herrn Kammerraths Anton v. Magnus, bei Ihrem Eid und Gewissen?“

Otte prallte nach einem aufmerksamen Blick erschrocken zurück und schwieg: „Meine Herren,“ sagte er dann auf die wiederholte Frage des Directors; „diese Frage wage ich nicht zu beantworten. Die Schriftzüge hier sind zwar ähnlich, allein....“

„Würden Sie denselben, wenn Sie Ihnen auf irgend einem Werthpapiere vorgekommen wären, unbedingt öffentlichen Glauben geschenkt haben, bei Ihrem Eide?“

„Nein,“ entgegnete Otte nach einigem Besinnen in furchtbarer Aufregung; „ich würde ihnen nicht eher Glauben geschenkt haben, als bis Herr v. Magnus dieselben ausdrücklich als die seinigen anerkannt hätte!“

Der Kammerrath-schlug mit einem tiefen Seufzer beide Hände vor das Gesicht und schluchzte leise. Die sämmtlichen Anwesenden brachen in ein Gemurmel des Erstaunens aus. Der Gerichtsdirector aber strich die beiden Papiere glatt, behändigte sie Otte und fragte: „Haben diese beiden Tratten nach Ihrem Dafürhalten irgend einen formellen Mangel, der sie ungültig machte, Herr Otte?“

Diesem trat ein kalter Schweiß auf die Stirne, als er in dem einen eine Tratte über 25,000, in dem andern eine solche über 5000 Thaler erkannte, beide gezogen von Achill v. Magnus Namens der Firma Auheim und v. Magnus in Paris, auf Herrn Kammerrath Anton v. Magnus, an die Verordnung von Joseph Maruschke, acceptirt und prolongirt von Anton v. Magnus. „Ich wüßte keinen Formfehler an beiden Papieren zu entdecken, Herr Director,“ versetzte Otte nach einer Weile mit gepreßter Stimme und gab die Tratten mit bebender Hand zurück.

„Unter diesen Umständen, Herr Kammerrath, werden Sie sich nun doch bequemen müssen, mir einige weitere Fragen zu beantworten,“ wandte sich der Director an diesen, der jedoch mühsam vom Stuhle aufstund und mit einer bedeutsamen Geberde zur Antwort gab:

„Sie werden mich erlassen alle Fragen, Herr Director! Sie werden einem greisen Vater ersparen ein fürchterliches

Wort, wenn ich Sie sage, daß ich werde bezahlen die dreißigtausend Thaler noch vor Abend, obschon die Tratten sind schon verfallen vor acht Tagen, wenn Sie mir versprechen, daß die Tratten nicht sollen protestirt werden noch kommen in andrer Hand, ehe es Abend ist. Ich werde mich verpflichten mit meinem Worte, noch zu bezahlen vor Abends sechs Uhr."

„Uebertragen Sie die Besorgung des Incasso mir, Herr Director!" bat Herr Isaaksohn, auf dessen Zügen dieselbe Rührung zu lesen war, wie auf denen der übrigen Anwesenden; „ich werde Ihnen ein Bon dafür auf die Bank geben."

„Unter diesen Umständen können Sie Ihre Stelle als Verwalter der Maruschke'schen Erbsmasse unbedingt fortführen, Herr Otte," sagte der Director.

„Mit nichten, meine Herren! jetzt bitte ich selbst um Enthebung von dieser Funktion, und schlage zu meinem Ersatzmann den Justizrath Gladisch vor," versetzte Otte; „es könnten Umstände eintreten, die mich in der nächsten Zeit zu einer größern Reise veranlaßten. Ich bitte mich noch heute zu entbinden. Habe ich ein Protokoll zu unterschreiben?"

„Nein, es bedarf keines solchen, aus Rücksichten, welche zu nehmen ich mir die discretionnäre Gewalt in meiner Eigenschaft als Richter zutrauen zu dürfen glaube," sagte der Director; „die Wechsel werden ja bezahlt, und das ist die Hauptsache. Sie, Herr Otte und Herr Kammerrath v. Magnus, sind entlassen."

Heinrich erhob sich mit einer Verbeugung und ging hinaus; er war so erschüttert, daß er kaum zu glauben vermochte, es sey alles wahr und wirklich, was er in dieser Viertelstunde erlebt habe. Drunten in der Hausflur blieb er tief aufathmend stehen und wartete auf den Kammerrath, der wankend und mühsam die Treppe herunterkam, ein Bild der tief innerlichsten Erschütterung. „Verzeihen Sie mir, Herr v. Magnus, wenn ich Ihnen vielleicht wehe gethan habe," redete er den Greis an; „aber die Wahrheit ist auch ohne Eid eine allzu ernste Sache...."

„Schon gut, lieber Herr! ich danke Sie vor die Freundlichkeit; ich habe Ihnen verstanden!" flüsterte Herr v. Magnus leise und die Thränen brachen ihm nun mit Macht aus den dunklen Augen. „Gott meiner Väter, daß ich muß gelebt haben zu erleben diesen Tag und diese Schande an meinem eigenen Kinde, das ich wollte weich betten in der Welt, weil mir das Schicksal in meiner Jugend hat geworfen auf die rauhen Steine und die Dornen...."

„Grämen Sie sich darüber nicht allzu sehr, lieber Herr Magnus!" sagte Otte; „der Verlust ist hart, aber der Vorwurf der Schuld an diesem Vergehen trifft ja nicht Sie! Jedermann weiß, daß Sie Ihr Leben lang ein redlicher wackerer Mann gewesen sind. Ist es nicht schon hundertmal dagewesen, daß die Söhne der besten Väter aus der Art schlugen?"

„Ja, hätt' er getrieben was der Welt Buch aufweist, hätt' er meinethalben Einen todtgestochen in's Duell, ich wollte ihn entschuldigen. Aber ein Betrüger, ein Fälscher, ein Dieb? O das ist entsetzlich! — Alter Aaron, warum hast Du gesehen diesen Tag! Arme, arme Mutter die dieses Kind unter dem Herzen getragen und es nun nicht mehr reißen kann aus dem Herzen! — Ach bester Otte, lassen Sie mich hier niedersitzen auf dieser Bank und holen Sie mir gütigst 'ne Droschke! Meine arme Beine tragen mich nicht mehr; ich werd' es kaum überleben!" Und der Greis brach in ein leises Weinen aus.

Als Otte mit einer Droschke zurückkam, sah er Herrn Isaaksohn bei dem gebeugten Vater stehen und dessen Hand drücken, und hörte den alten Magnus sagen: „Ja, ich danke Ihnen von Herzen, Herr Isaaksohn; es thut wohl, in einem solchen Augenblicke Freunde zu finden. Ich war freilich gerüstet darauf, denn ich hab' längst gefürchtet ein solches Ende; ich hab' mich parat gehalten mit Kasse; aber wer hätte an solch eine Summe gedacht? Nu, ich werde kommen und mit Dank annehmen, was Sie helfen wollen und können!"

„Ich werde Ihnen Zeit lassen nach Wunsch und Kräften zu saldiren, wenn Sie mir eine Hypothek auf Ihre Güter geben wollen," erwiderte Isaaksohn; „Sie sollen sich nicht geniren. Der Himmel tröste Sie, armer Vater! was uns in unseren Kindern trifft, das ist der härteste Schlag für unsere alten Häupter."

Er ging und Otte begleitete den alten Magnus zur Droschke, und hob ihn hinein und drückte ihm mit stummer Theilnahme die Hand. „Ich danke Ihnen, lieber Herr! Ihre Theilnahme thut mir wohl, und Gott lohne sie Ihnen," sagte der Greis; „und wer weiß, wie viel Theilnahme ich noch werde bedürfen in der nächsten Zeit? Wie wird es noch enden mit meinem Eidam? Wird er mir nicht eben dieselbe Heimsuchung bereiten?"

„Nein, gewiß nicht, Herr Magnus! so weit ist es nicht mit Auheim," entgegnete Otte.

„Gott gebe es!" sagte der Alte; „jenun, wie es auch falle, die Würgbirne muß hinunter. Aber sagen Sie Auheim treulich, was Sie gehört und gesehen! Sagen Sie ihm, daß er keine Hülfe hat zu erwarten von mich, — sagen Sie ihm, daß Sie haben gesehen einen gebrochenen zerschlagenen Mann, und besuchen Sie zuweilen den alten verlassenen Magnus!" —

„Nun, was war es?" fragte Auheim in fieberhafter Aufregung den zurückgekehrten Otte.

„Fassen Sie sich muthig in das Unvermeidliche, Herr Auheim, denn ein Unglück kommt selten allein!" entgegnete Otte, ihn allmählig vorbereitend, ehe er ihm das Vergehen Achill's schilderte. Zu seiner Verwunderung trug Auheim diese Mittheilung gefaßter als Otte erwartet hatte.

„Also das war des Pudels Kern?" sagte er tonlos. „Das erklärt alles, auch Achill's Flucht — er ist nämlich durchgegangen, wie Sie richtig vermuthet haben, Otte! Dort liegt der Brief von Ungar, der den Kopf verloren hat und um Instruktion und Kasse bittet. Die Mittagspost hat den Brief gebracht. Kasse? als ob wir einen Pfennig entbehren könnten?! Was wird das für einen Sturm aufwerfen, wenn die Sache bekannt wird! der Elende, der nichtswürdige Bube! O hätt' ich doch den Hals gebrochen, ehe dieser Magnus den Fuß über meine Schwelle setzte oder ich mich der seinigen näherte!... Otte, Sie müssen fort nach Paris, müssen morgen früh oder

noch heute fort! Ich kann Ihnen nicht helfen. Sie müssen alles genau untersuchen und mir gewissenhaft berichten. Ich vertraue mein Schicksal Ihrer Erfahrung und Ihrem Eifer an. Sie müssen dem Ungar die ganze Leitung abnehmen und eine Liquidation zu Stande bringen. Der alte Magnus muß helfen."

„Nicht doch, er kann und wird nicht, Herr Auheim," sagte Otte; „lassen Sie doch den alten Mann aus dem Spiele. War denn der heutige Schlag nicht schon hart genug für ihn? Nehmen Sie Geld auf Ihr Gut Moritzburg auf!"

Auheim lachte bitter. „Glauben Sie denn, meine saubere Frau, die kalte listige Schlange, werde auch nur für hundert Thaler Hypotheken unterschreiben?" rief er. „Ich war ja so thöricht, ihre Morgengabe auf das Gut radiciren zu lassen. Sie haben den Triumph, Otte, daß Sie mich die Dummheit büßen sehen, vor der Sie mich warnten."

„Es wäre ein trauriges Zeugniß für meinen Charakter, wenn diese Folge Ihrer Verliebtheit und Ihres falschen Ehrgeizes mir einen Triumph bereitete, Herr Auheim. Uebrigens steh' ich zu Diensten, und kann schon heute Abend abreisen, denn ich habe meine Stellung als Verwalter der Maruschke'schen Erbsmasse gekündigt, weil ich die Stürme voraussah, welche nun für Sie losbrechen werden und die meine ganze Kraft in Anspruch nehmen werden. Ich gehe stehenden Fußes zu Gladisch den ich zu meinem Ersatzmann vorgeschlagen habe und übergebe ihm meine Papiere und Inventarien."

„Schön, aber gehen Sie zuvor hinaus auf's Comptoir!" sagte Auheim; „es soll ein Frauenzimmer da seyn, das sich wegen jener Annonce gemeldet hat — eine Elisabeth Stransky oder wie sie heißt!"

Otte eilte hinaus und war bald mit der Besitzerin des ägyptisch-magischen Zauberpalastes in angelegentlichster Unterhandlung. Es war ein großes derbknochiges Weib mit gemeinen schlauen Zügen, in einem merkwürdig bunten und schäbig-vornehmen Aufzug, die Finger voll Ringe, behangen mit goldenen Ketten und sonstigem Schmuck. Sie begrüßte Otte'n mit einem süßen vertraulichen Lächeln und einer kriechenden Häßlichkeit und fragte, nachdem sie sich zu erkennen gegeben, nach dem Zweck der öffentlichen Aufforderung. Otte deutete ihr an, um was es sich handle, und versprach ihr unter der Bedingung, daß sie genügende Beweismittel für Hedwig's Herkunft herbeischaffe, eine anständige Belohnung, die sich unter Umständen zu einer lebenslänglichen Rente steigern könne. Die Frau hörte ihn lauernd an und schien eben so behutsam als mißtrauisch. Mit all der Geriebenheit und listigen Abgefeimtheit solcher vom Schicksal schnöde herumgehetzten Personen war sie unentschlossen was sie thun sollte, und wollte erst die ganze Sachlage ermitteln, ehe sie sich zu irgend etwas herbeiließ.

„Was für Papiere und Beweismittel soll ich denn herbeischaffen?" fragte sie mit anscheinender Unbefangenheit."

„Alle diejenigen Papiere und Dokumente, welche der verstorbene Jakob Schulz genannt Giavanni Sperato über seine Familienverhältnisse hinterlassen hat und die Sie seiner Zeit in P. mitgenommen haben sollen," entgegnete Otte.

„Ich? Gott, was sollt' ich denn mit Papieren thun, da ich nicht lesen noch schreiben kann?" rief das Weib; „was helfen mich Papiere? ich weiß von keinen solchen, habe keine gesehen noch gefunden; ich nahm von den paar Lumpen und Lappen, die er hinterlassen hat, nichts mit als was mein gehörte. Hab' ich ja doch noch von meinen Sachen verpfänden müssen, um den armen Mann nur einscharren zu lassen!"

„Aber liebe Frau, seyn Sie doch vernünftig und suchen Sie mich nicht zu hintergehen!" entgegnete Otte, der den Grund dieses Leugnens zu durchschauen glaubte; „wir könnten Zeugen vor Gericht vorbringen, welche Sie überweisen, daß unter den wenigen Effekten, welche der verstorbene Schulz hinterlassen hat, auch Briefe und Familien-Urkunden sich befanden, die jetzt um eines Civilakts willen wichtig sind ...."

„Das lügt die falsche tückische Kröte, die Hedwig, in ihren Hals hinein, um sich an mir zu rächen!" fuhr das Weib heftig auf; „ich kann es mit hohen Eiden betheuern, daß ich mir keine Papiere angeeignet habe."

„Ihr Verdacht gegen Hedwig Schulz ist ganz ungegründet," sagte Otte ruhig. „Ich kann Ihnen mein Wort geben, daß Hedwig nichts von der Aufforderung weiß, die ich an Sie erlassen habe; daß Hedwig zu gutmütig und — vielleicht zu furchtsam ist, um gegen Sie auszusagen. Es sind andere Zeugen, welche wir beibringen könnten, wollten wir die Beihülfe des Gerichts in Anspruch nehmen. Dies wäre aber eine Unklugheit, denn wir wissen, daß Sie mit Schulz nicht verheirathet waren, daß Sie jetzt nur leugnen, weil Sie fürchten wir wollten Ihnen eine Falle stellen, um Sie wegen des geringen Werthes, den die Schulz'sche Hinterlassenschaft möglicherweise hatte, zu belangen. Aber davon soll nie die Rede seyn. Wir wissen sehr gut, daß Sie leicht versucht werden könnten, die wichtigen Papiere, die wir bekommen wollen, in's Feuer zu werfen, um sie zu beseitigen. Wir ziehen es daher vor, dieselben Ihnen abzukaufen mit einem Preis, der im Verhältniß zu dem Werthe stehen soll, den solche nach genommener Einsicht für uns haben werden. Können wir Ihnen auch nicht ersparen, allfällig vor Gericht zu erscheinen und bei Eid und Gewissen auszusagen, daß die betreffenden Papiere wirklich und wahrhaft dieselben sind, die Sie nach dem Tode des Schulz zur Aufbewahrung an sich genommen haben, so wollen wir Ihnen doch alle möglichen Garantieen geben, daß daraus für Sie keinerlei Nachtheil noch Verantwortung entstehen soll."

Das Weib schien zu zaudern. „Ich verstehe von solchen Sachen nichts," sagte sie; „ich bin ein dummes Geschöpf und muß mich erst besinnen. Von Papieren weiß ich nichts; aber möglicherweise liegen solche noch in einer alten Kiste mit Taschenspieler-Geräthe, die ich 'mal irgendwo in einer Herberge in Versatz gegeben — ich entsinne mir selber nicht mehr recht wo. Lassen Sie mir Zeit, mich darauf zu besinnen, oder geben Sie mir Gelegenheit, mit Hedwig zu reden, wenn sie noch hier ist."

„Letzteres wird kaum zu etwas führen," sagte Otte; „Sie erinnern sich ja, wie das Mädchen vor einiger Zeit ob dem unerwarteten Zusammentreffen mit Ihnen erschrack. Wenn

Sie mir jedoch versprechen wollen, Hedwig Schulz nichts von dem Gegenstand der Unterredung zu sagen, die wir hier mit einander gehabt haben, so will ich Ihnen gern ihre Adresse nennen."

„Ich verspreche es hoch und theuer, bei meiner Ehre und Seligkeit," erwiderte Elisabeth; und Otte nannte ihr nun Hedwigs Wohnung und Adresse.

„Ich gebe Ihnen auch Bedenkzeit bis morgen, wenn Sie darauf bestehen," sagte er; „doch muß ich Sie darauf hinweisen, daß ich morgen vielleicht nicht hier bin und daß Sie alsdann Ihre Mittheilungen, und zwar unter gleich günstigen Bedingungen, an jemand andern zu machen haben, nämlich an — an den Obristlieutenant Richertz am Neuen Wall," setzte er hinzu, da ihm beifiel, die Erwähnung des Advokaten Gladisch könnte dieses Weib noch mißtrauischer machen, da das gemeine Volk in der Regel ein Vorurtheil gegen die Advokaten hegt. „Und darf ich nun auch fragen, wo Sie wohnen, Madame?"

„Hm, ich habe noch kein Quartier," versetzte sie ausweichend; „bin erst mit dem Bahnzuge angekommen und sogleich hieher gegangen. Dachte, es würde am besten seyn, wenn ich selber käme, anstatt schreiben zu lassen. Wahrscheinlich steige ich in der 'Stadt Leipzig' oder der 'Stadt Prag' ab, — je nachdem meine Verhältnisse sich gestalten, denn," fügte sie lauernd hinzu, „ich habe kaum so viel Geld mitgenommen, um wieder zu meinem Geschäft zurückfahren zu können. Drum möchte ich wohl wissen, wie es mit den Vortheilen steht, die mir werden sollen!"

„Der Betrag derselben, Madame, wird von Ihrer Bereitwilligkeit zur Aushändigung der betreffenden Papiere, sowie von dem Werth derselben für unsere Zwecke abhängen," entgegnete Otte bedeutsam. „Uebrigens sollen Ihnen jedenfalls die Reisekosten und die Spesen Ihres hiesigen Aufenthalts vergütet werden. Wie hoch belaufen sich diese Madame?"

„Fünfundzwanzig Thaler," entgegnete das Weib mit kühler Unverschämtheit.

„Gut, hier sind fünf Friedrichsd'or, um Sie zu überzeugen, daß wir nicht knausern," entgegnete Otte kaltblütig; „besinnen Sie sich und bringen Sie mir bald weitere Nachrichten!"

Das geschminkte und auffallend geputzte Weib entfernte sich, von einem sonderbaren Sturm von Gefühlen erfaßt, nachdem es die fünf Goldstücke wohl zehnmal mißtrauisch umgedreht und prüfend in der Hand gewogen, um sich von ihrer Echtheit zu überzeugen. Otte aber gab seinem Kassendiener den Auftrag, der Person, welche so eben weggegangen sey, unbemerkt zu folgen und zu ermitteln, in welchem Gasthaus oder Herberge sie absteige.

21.

Es war zwischen Tag und Dunkel, als Sannchen, die Köchin der Fräulein Valentin, in das Atelier hineinrief: „Mamsell Hedwig, da ist drunten im Hausgang eine Frau, welche Sie sprechen will, um Ihnen eine Mittheilung zu machen!"

„Mir?" fragte Hedwig erröthend, denn sie sah die Augen all der Mädchen plötzlich voll Neugier auf sich gerichtet.

„Na ja, Ihnen! nach der Mamsell Hedwig Schulz hat sie verlangt! sie sey eine alte Bekannte von Ihnen?" sagte die Köchin.

„So geh' doch, Kind! sie wird Dich ja nicht beißen!" sagte Marie von ihrem Zuschneidetisch aus lächelnd, denn sie hatte Mitleid mit der kindlichen Verlegenheit Hedwigs. „Bist ja kein Kind mehr, das sich stehlen läßt!" fügte sie lächelnd hinzu.

Hedwig legte ihre Nähterei nieder und ging hinunter, aber mit einem seltsamen Herzpochen, halb vor Furcht, halb vor Neugier. Die Blässe des Kummers, welche sie in den jüngsten Tagen etwas entstellt hatte, war auf Augenblicke einer fliegenden Röthe gewichen; das schwarze Kleidchen von grobem Orleans zeichneten die hübschen feinen Formen harmonisch ab, als sie vorne unter die von der darüberhängenden Gaslaterne hell beleuchtete Hausthüre trat, unter welcher eine verschleierte Frau in einem weiten, pelzbesetzten aber etwas verschossenen Mantel stand.

„Guten Abend, Madame! Sie wollen mich sprechen?" damit näherte sie sich etwas befangen der Fremden, welche das verschleierte Gesicht vom Lichte abgewandt hielt.

„Guten Abend, liebe Hedwig! ei, wie groß und stattlich Du geworden bist, Kätzchen!" sagte eine gedämpfte Stimme, deren Ton das Mädchen mit einem leisen Schauer durchbebte, und eine derbe Hand in einer zerrissenen Glacéhandschuh erfaßte Hedwigs Handgelenke mit einer Kraft, daß ihre vielen Fingerringe sich auf Hedwigs Geäder abdrückten. „Hast Du mich denn schon vergessen?"

„Sie hier, Stiefmutter?!" stieß das Mädchen erschrocken hervor, als die Fremde den Schleier zurückgeschlagen hatte und Hedwig in die gemeinen grinsenden Züge von Elisabeth Stransky blickte. Kaum vermochte sie einen Angstschrei zu unterdrücken; aber ihr Arm bebte heftig im Arm der Fremden. „Was wollen Sie hier?"

„Dich besuchen, Kätzchen, und Dir zu Deinem Glück gratuliren, mein Herzblättel," versetzte Elisabeth. „Schwernoth, wie schmuck Du geworden bist! Na, eine quicke schwarze Katze warst Du immer. Blitz, wie werden sich die Männer um Dich reißen, wenn Du erst die Erbschaft von Deinem alten Filz von Großvater eingethan hast! dann ade Putzmamsell! dann bist Du eine reiche Dame!"

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen," sagte Hedwig mit Widerstreben und ihre dunklen Augen blickten trotzig und unwillig zu dem Weibe auf, das ihren Arm noch immer festhielt. „Ich bin eine arme Waise, und der selige Maruschke ging mich nichts an."

„Wer weiß, Kätzchen! wer weiß? Vielleicht geht er Dich doch näher an als Du glaubst! Dein Vater hat es gewußt, daß der alte Geizhals Deiner Mutter Großvater war! Hätte er's erlebt, so wär' er vor den Alten getreten und hätte ihm noch eine böse Viertelstunde gemacht. Aber er hatte noch nicht alle Beweismittel dafür in Händen, und als das letzte Dokument kam, das er dem alten Rennemüller abgekauft, da hatte die Cholera sich schon dazwischen gelegt und Dein Vater roch schon nach Fichtenholz! — Aber die Erbschaft ist Dein, mein

Püppchen, sobald Du es beweisen kannst, daß Deine Mutter die Enkelin von dem alten Wucherer war. Ich weiß alles; ich habe mich heute recht auf die Lauer gelegt. Die Leute vom Gericht forschen nach den Papieren, und es gibt Menschen, reiche Leute, die sich's ein groß Stück Geld kosten lassen möchten, die Papiere in die Hände zu bekommen und beiseite zu schaffen. Das weiß ich — weiß es aus ihrem eigenen Munde. He, was sagst Du dazu, Püppchen?"

„Ich glaube kein Wort davon, und aus Ihrem Munde schon gar nicht — Sie haben mich von jeher nur gequält und belogen, nur hungern lassen und mißhandelt!"

„Ei sieh' da, Kätzchen, Du hast ein gutes Gedächtniß," entgegnete Elisabeth mit einem rauhen Lachen. „Na, damals warst Du auch eine verstockte tückische Katze. Aber das sind vergangene Zeiten. Jetzt hab' ich ein Herz zu Dir und will Dir wohl — bin eigens hergekommen, um Dir einen Vorschlag zu machen. Du weißst, ich habe mit Deinem Vater nur Kummer und Elend gehabt; die Schwindsucht hockte ihm schon auf den Schultern, als ich mich seiner annahm, und die paar Lappen, die er hinterließ, reichten nicht hin, das viele Geld zu bezahlen, das ich für ihn geopfert hatte. Wie hätt' ich da so dumm seyn wollen, mir auch noch Dich als ein fressend Pfand aufzuladen, zudem wo Du mir immer trotztest. Darum ließ ich Dich auch in P. zurück. Warst ja ein hübscher Balg, und die Kinder haben immer ihren eigenen Herrgott und rühren das Herz der Spießbürger. Meinte es allzu gut mit Dir, um Dich dem Elend des Künstlerlebens preiszugeben! Was wärst Du geworden, wenn ich Dich mitgenommen hätte? warest ja immer ein störrisches Wurm, das keine Geschicklichkeit hatte für unsere 'Arbeit'! Hätt' ich Dich nicht zurückgelassen, so wär' Dir niemals das Glück in den Weg getreten. Darum bin ich jetzt auch hier um meinen Lohn zu fordern!"

„Ihren Lohn von mir? Wofür denn? Ich bin arm, blutarm; die Kleider am Leibe verdanke ich den Fräulein droben!" erwiderte Hedwig schnell und in ängstlicher Aufregung.

„Närrchen, sey nicht dumm! ich sage Dir, Du bist steinreich, wenn ich nur will! Ich will es aber, wenn Du gescheidt bist, wenn ich einen Vortheil davon habe! — Umsonst ist der Tod. — Ich weiß, wo die Papiere sind, welche darthun, daß Deine Mutter die Enkelin von dem alten Maruschke war. Versprich mir Halbpart von allem was Du erben magst, und ich schaffe Dir die Papiere...."

„Ihr wollt mich nur wieder betrügen und quälen," sagte Hedwig, und suchte ihre Hand loszumachen; „ich traue Euch nicht; ich weiß, daß Ihr kein Anrecht an mich habt, daß Ihr nicht meines Vaters rechtmäßige Gattin wart!"

„Alberne Gans, aber ich habe trotzdem Dein Geschick in meiner Hand! brauche nur ja zu sagen, so wiegt mir ein Anderer die Papiere mit Geld auf, wirft sie in's Feuer und Du bist Lebenslang eine Betteldirne, wenn Dir nicht Dein schmuckes Lärvchen auf eine Weile einen Beschützer schafft. Also wähle; Gib mir Halbpart und ich mache Dich reich: — im andern Fall verkauf' ich die Papiere."

„Letzteres sähe Euch ähnlicher, wenn Ihr Sie wirklich hättet," erwiderte Hedwig mit unverhohlenem Abscheu. „Aber ich will Euch meinen Bescheid sagen, Weib," fuhr sie mit einer wilden Energie fort und ihr dunkles Auge schoß Blitze; — „Ihr habt eine freche Stirn zu Lügen und falschen Eiden, und ich hab' Euch niemals getraut. Vielleicht seyd Ihr dieß einzige Mal ehrlich, aber ich kann Euch doch nicht glauben, denn wenn auch alles so wäre, wie Ihr es schildert, so möchte ich doch mein Glück nicht aus Eurer Hand annehmen! Lieber mein Stückchen trockenes Brod ehrlich und mühsam verdienen, als reich seyn und gute Tage haben mit Euch um mich! Ich verabscheue Euch, ich will nie wieder etwas mit Euch zu thun haben!"

„Na, wie Du willst, Kätzchen!" versetzte das Weib schadenfroh und boshaft; „fauche nur und kratze, Du Balg; ich will Dir's schon mit Wucherzins heimgeben. Hatt' es gut mit Dir gemeint, indem ich Halbpart machen wollte; nun kannst mir aber kommen und kniefällig vor mir herum rutschen und mich bitten, daß ich Dir helfe, und wenn ich Dich vom Verhungern retten könnte durch Krümmen eines Fingers, so thu' ich's nicht," — setzte sie mit einer wilden Verwünschung hinzu.

„Oho," sagte Hedwig, in welcher die Erinnerung an all die Unbill, welche sie ehedem von diesem Weibe erlitten hatte, mit Einem Male wieder mächtig aufstieg, — „ich bedarf Euch gar nicht, Liesbeth; ich habe arbeiten gelernt, ich habe andere Beschützer, und habe mein Recht für mich und meine Ehrbarkeit! Geht Ihr hin zu Euresgleichen, Liesbeth; zu Euren Vagabunden und Zuchthausriegeln, und glaubt mir, daß ich es eher noch erleben werde, daß Ihr bettelnd an meine Thüre kommt, als ich an die Eurige! Und dann will ich Euch zeigen, wie sich Hedwig Schulz an Euch rächen wird, indem sie feurige Kohlen auf Euer Haupt sammelt!"

Das Weib lachte höhnisch. „Bettelbrut! Putzmamsell! Nähmamsell! werden wohl fette Bissen seyn, welche Du mit mir theilen kannst!" spottete sie.

„Wird ehrlich verdientes Brod seyn, Liesbeth, und vielleicht immer noch weißer als das was Ihr im Zuchthause gegessen habt!" erwiderte Hedwig empört; aber im nächsten Augenblick hätte sie diese Worte voll Reue und Beschämung wieder zurücknehmen mögen, denn abgesehen davon, daß ihr dieser Vorwurf unstatthaft und unedel vorkam, sah sie sich von Elisabeth gepackt, die im Begriff war, sich thätlich an ihr zu vergreifen. Der Eckel darüber, daß sie mit einer solchen Person handgemein werden sollte, war größer als die Furcht vor der überlegenen Stärke des Weibes, das sich in rohen Schimpfreden erging.

„Schlagt nur zu!" sagte Hedwig trotzig und sah das Weib stolz und durchbohrend an; „ich meinerseits werde mich nicht an Euch vergreifen! — Ha, Herr Otte!" rief sie dann plötzlich, schleuderte Elisabeths Hand von sich und flüchtete zu dem Angeredeten, der so eben in die Hausthüre trat; „Lieber Herr Otte, beschützen Sie mich vor dieser Person!"

„Was gibt es denn, Hedwig? Wie, Madame, Sie hier?" fragte Otte betroffen, als er die Stransky erkannte; „haben Sie mir nicht versprochen?...."

„Ah, der Herr vom Comptoir? Also das ist die Meinung? Ihr beide unter Einer Decke?!" rief die Stransky boshaft; „na, Ihr sollt mir's beide büßen!" Damit stürmte sie an ihnen vorüber und aus dem Hause.

„Hedwig, was war dieß? was hat diese Frau von Ihnen gewollt?" fragte Otte. Hedwig erzählte ihm Alles gewissenhaft und schüchtern, obwohl ihre Befangenheit wuchs, als sie den ängstlichen Ausdruck bemerkte, der sich je länger desto deutlicher auf Otte's Zügen offenbarte. — „Oh, das war ein schlimmer Auftritt, Hedwig," sagte er endlich tief betrübt; „die Perfidie dieses Weibes und die leidenschaftliche Aufwallung, der Sie sich hingaben, kann Ihnen ein Vermögen von achtzigtausend Thalern rauben, Hedwig, denn leider ist es nur allzu wahr: die einzigen gesetzlich gültigen Beweismittel dafür, daß Sie die Urenkelin des alten Maruschke sind, scheinen in den Händen dieses Weibes zu seyn!"

Hedwig stieß einen Schrei aus und brach ohnmächtig zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Ars amandi.

Novelle von Felix Garten.

Um die späte Nachmittagszeit gingen zwei Mädchen von schöner Gestalt und jungen Jahren im Wiesengrunde dem Bache entlang; eines hielt die Hand des anderen, und ihre Blicke begegneten sich mit gedankenvollem Ausdruck. Sie erreichten eine Stelle, wo das Wasser sich mit Erlen umbuschend in ein kleines enges Seitenthal einströmte, ein paar alter Bäume bezeichneten den Eingang, und die wenigen bemoosten Reste anderer, deren Stämme bereits der Axt erlegen, boten einen Ruheplatz, wie er zu der Einfachheit der kleinen Scenerie stimmte.

„Hier war es," sagte Anna; „wo wir heut vor drei Jahren das Versprechen treu zu haltender Freundschaft tauschten, hier wollen wir heut das verabredete Andenken wechseln für die Zeit der langen Trennung."

Die Mädchen hatten sich auf die Baumtrümmer niedergelassen und reichten nun schweigend einander zwei kleine Bilder, in kostbare Goldrahmen gefaßt, und mit künstlerischer Vollendung die jungen Geberinnen darstellend.

„Wie gut ist es," sagte Anna; „daß wir zu keinem Menschen von unserer Freundschaft redeten! sie weht mich noch an so frisch und geheimnißheilig wie der Duft dieser grünen Erde der Schlucht, die niemand berührt, als der Huf fliehenden Wildes."

„Ich wußte, daß es so am besten sey," entgegnete Hermine; „denn die Genossinnen sehen es nicht gerne, wenn Zwei soviel mit einander gehen und reden, und hören die Männer davon, so spotten sie und weissagen der Freundschaft ein frühes Ende. Komm, laß uns nun zurückkehren, der Abend naht und es wird kühl; wir sind leicht gekleidet."

„O bleibe noch, zum letzten Male sind wir ja hier, ich fühle es so schwer um's Herz, und es schwant mir, wir sehen uns nicht wieder."

„Nur fünf Tage noch, und ich fahre über das weite Meer, zwar dem fernen Geliebten entgegen, aber mein Herz blutet um die verlorene Heimath; wohl mögen die Wasser der See eine Glückliche glücklich zum Ziele tragen, durch ihr Brausen wird mir das leise Geflüster dringen, mit dem das Wehen dieses Abends zu den Erlenzweigen meines Baches spricht."

„Wenn Du auf dem Meere jammerst, so steige auf's Verdeck und nimm mein Bild und sieh es an im Schein der Abendsonne, denke dann, daß ich ebenso das Deine halte ruhend auf diesen vergoldeten Trümmern im kleinen Thale und Deiner wartend, schon ebenso Deiner gewärtig wie ich es nach Jahren thun werde, aber ach ich weiß es, immer vergebens."

„Und warum das? Freilich, wenn wir dereinst wieder zusammenkommen, ist Deine lustige Freundin vielleicht eine pedantische Dame geworden, und Dir wird Dein schönes blondes Haar nicht mehr so reich über den nackten Hals fallen; aber ich hoffe, ich glaube es, in diesem unveränderten kleinen Tempel früher Freundschaft werden wir dereinst noch opfern, der Bach wird noch rauschend thalabwärts ziehen, die Kindeskinder jener Schilfrohre werden wankend seinen Rand umblühen, und über dieselben Hügel getragen die Klänge der Abendglocke zu uns kommen. Hörst Du sie?"

„Es wird nie wieder so seyn? Wohl mag Sehnsucht nach dem Verlassenen Dich über's Meer begleiten, doch wenn Du wenige Jahre aufschauend zu den Palmenkronen der neuen Heimath unter den Säulenhallen Deines reichen Hauses gewandelt bist, wenn der Athem glühender Gefilde, deren duftende Ernte Dein eigen ist, Deine Brust umzieht, wenn Neues und Wunderbares immer neuer und wunderbarer sich zu Dir drängt, und Dein dunkeler Geliebter mit der Gewalt seines Blickes in Dein liebes Auge dringt; — vielleicht schaust Du noch einmal auf das Bild Deiner Gespielin, wie ein vom Geschick Befriedigter zurücksieht zu einem Dinge, welches dem Kinde als das werthvollste galt, ehe der Reichthum des Lebens sich vor ihm entrollte. Ach! das Meer braucht sich nicht zwischen uns zu breiten, auch ohne dieß kehrst Du nimmer zurück!"

„Deine Worte verdienen, daß ich Dir zürnte. Sei nicht kleinmüthig, ich will wieder kommen und ich werde es können; denke an die Schwalbe, der Du einen rothen Faden umschlangest um zu sehen ob sie zurückkehre. Dreimal trug sie das bunte Halsband nach Afrika, und jetzt kommt zum vierten Male ihr Gezwitscher um Deine Fenster."

Nur halb zuhorchend war Anna mit der Freundin an den Bach getreten. Ihre Hand hatte achtlos eine Schilfblüthe gebrochen, und ließ sie nun nachläßig hart am Ufer in's Wasser fallen. Rasch pflückte Hermine eine zweite, und warf sie mit dem anmuthigen Ungeschick sich in Knabenspielen versuchender Mädchen weithin, so daß sie am anderen Strande von den Wellen fortgetrieben wurde.

„Sieh', Anna," rief sie lachend; „die beiden Blüthen bedeuten uns. Sie schwimmen jetzt weit von einander, aber es ist so manche Bucht am Ufer, und so manches Kies ruht wellenbrechend im Grunde, daß sie bald zusammeneilen müssen in den mittleren Arm. So findet sich Zusammengehöriges, wenn das Geschick nicht gar zu übel will, auch im Leben, denn in mancher Bucht ruht seine Fluth, und mancher Fels bricht seine Welle und läßt Strömungen kommen und vergehen."

Anna verfolgte gespannt die treibenden Blumen, in ihrem zagenden Sinn wollte der Hoffnung goldener Anker nicht ruhen, und sie achtete ernsthaft auf ein kindisches Orakel. Frug doch seit jeher der Herr der Schöpfung, wenn sein stolzes Gehirn vergebens auf Antwort sann, neben den ewigen Sternen des Himmels der Erde verwehende Blüthen!

Ein kleiner zerlumpter Knabe hatte sich unferne dem Bache genaht; er schaute neugierig herab zu seinem ärmlichen Spiegelbilde und peitschte mit einer langen Weidenruthe auf das Wasser, daß die Tropfen blitzend emporfuhren. Der letzte Schlag fuhr zwischen die zwei treibenden Blüthen und warf die eine an's Ufer in's Gras, die andere floß eilend stromabwärts.

„Siehst Du?" rief Anna; „Deine Weissagung hält nicht Stich, wir kommen niemals wieder zusammen!"

„Abergläubisches betrübtes Kind! wenn das Wasser nicht so breit wäre, holte ich die dumme Blume herüber um Deiner

unschuldigen Thorheit zu genügen; aber warte nur, das nächste Gewitter schwellt den Bach, daß er die Zurückgelassene vom Strande rafft um sie der Entflohenen zu vereinen, wenn er, ein breiter Strom, zur See fällt."

„Wenn er zur See fällt, das bedeutet Wiedersehen an den Schwellen der Unendlichkeit."

„Die Unendlichkeit hat gar keine Schwellen, oder wenn doch welche dort angebracht sein sollten, kriechen wir schon jetzt darauf herum, die Blumen mögen thun und lassen was sie wollen, und Du bist ein sentimentales Kind, ein wenig eifersüchtig in der Freundschaft; der Abschied belastet Dich, er färbt Dir Alles mit seinem trüben Lichte. Sei heiter! sieh da kommt der kleine Prophet und hält sein baumwollenes Mützchen in einer Weise, als fordere er eine Belohnung für den unbefugten Eingriff seiner Weidenruthe in unsere wunderliche Allegorie."

Die Mädchen beschenkten den munteren Jungen der mit einem prüfenden Blicke auf seine von Wasser und Erde beschmutzte Kleidung die Ruthe weit fortwarf in ungewisser Ahnung des ernsten Berufes, für den die Eltern sie bestimmen möchten. Dann wischte der Prophet sich dankend die Nase und sein Zipfelmützchen verschwand nickend unter den Erlen.

„Laß uns nun heiteren Sinnes gehen!" sagte Hermine zu Anna; „auch das Scheiden kann beglücken; in seiner Thräne brechen sich die Strahlen vergangener Zeiten zu bunter Pracht; tausend kleine Innigkeiten erwachen in langverschlossenen Winkeln innen und außen, und es wird dem Herzen leicht gemacht, was nur der beste Wille erringt, einmal gar nichts zu fassen und nur zu lieben, denn auch auf einst mit Absicht Gemiedenes fällt, wenn man es meiden muß, versöhnend ein feuchter Blick.

Die beiden Mädchen brachen nun auf, das letzte Licht des Tages erleuchtete die Flur und begleitete die Wandelnden mit seinem goldenen Glanze. — —

In der Nacht wurde Anna plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Auffahrend gewahrte sie im Mondesdämmer eine Gestalt vor ihrem Lager. Es war die Freundin, sie erkannte ihre flüsternde Stimme. Hermine bog sich zu der Liegenden nieder.

„Was ist Dir?" rief Anna; denn sie fühlte der Freundin Lippe heiß und ihre Stirne brennend und thränenfeucht.

„Ich muß diese Nacht von Dir gehen, schon diese Nacht; es traf mich eine eilende Nachricht, das Schiff segelt um drei Tage früher ab."

Anna zog die Scheidende leidenschaftlich an sich, Hermine beruhigte mit zitternden Worten: „Ich komme dereinst wieder zu Dir."

„Versprich mir nichts. Sieh, wie jetzt des Vollmonds einsame Helle durch's Fenster scheint, er herrscht allein, aber schon verkündet Hahnenschrei den Morgen, und bald wird das liebe Gestirn ein matter Fleck am Himmel stehen, kaum unterscheidbar zwischen dem kleinen Gewölk das sich um Sonnenaufgang in Schaaren herüberwiegt. Das ist Deine Freundschaft und Deine Liebe die ihr den Tod gibt. Ich verzeihe Dir, Du wirst schuldlos mich vergessen, lebe wohl!"

Hermine mußte fort, die Zeit drängte. Sie erwiderte nichts und drückte schweigend der Trauernden das weinende Auge zu. „Schlafe wohl, Anna!" waren ihre letzten Worte.

* * *

Es war eine lange Reihe von Jahren vergangen. — In einer Stadt Süddeutschlands lag ein hübsches grünumranktes Haus weit abgerückt von den übrigen, an einer Stelle, wo das Getöse des Menschenverkehrs an den Grenzen der Einsamkeit verhallte. Ein warmer Wind bewegte die Gebüsche des kleinen Gartens, von der Trifft erklang das Horn des Hirten, und Sonnenschein glänzte in den freundlichen Fenstern. In dem Garten stand ein Mädchen, schön und jugendlich, aber gar betrübt anzusehen. Sein Vater, der alte Obrist, hatte während des langen Winters und der langen Krankheit tagtäglich davon geredet, wie seine Tochter, wenn die Sommersonne wieder in den Fenstern glänzte, der Hirt auf dem Anger blies, und warmer Wind die Gebüsche bewegte, den Genesenden hinausführen sollte in den treugepflegten Garten, damit er sich alles dessen freue, wofür in schön einigendem Gleichgewicht der Sinn derer so empfänglich wird, die sich früh entschlossen ein Leben unter Kampf und Waffenklang zu führen. Nun hatte der Sommer seine Pracht entfaltet, aber die Tochter Anna stand allein im Garten vor der Laube, an deren zierlichem Bau sie seit langer Zeit selbst gearbeitet. Eine Ruhebank von sperrigem Geäst und mühsam ausgestochenem Rasen war ihr Hauptstolz gewesen. Aber Gras, Unkraut und wilde Blüthen hatten sie wieder überwuchert, und die Bachstelze lief in beweglicher Eile über die Lehne. Anna trat in die Laube und sah durch ihre grüne Wölbung in das ruhige Blau des Himmels, aus dem heitersten Anblick den trübsten Schmerz schöpfend, denn es erweckt nichts gewaltiger die Sehnsucht nach den Todten, als wenn die Natur, nach abgeworfenem Schleier, ihres lachenden Angesichts unvergängliches Glück den Ueberlebenden zu schauen gibt.

Vor acht Tagen etwa hatte man den alten Obersten begraben, seine Krankheit hatte ein plötzliches Ende genommen, man sah von fern Tannen sich wiegen über seiner Ruhestätte. — Es ist ein schmerzliches Gefühl, wenn man, den Erfordernissen des Lebens zu genügen, nach dem Hinscheiden eines Theuren seine gewohnten Einrichtungen verändern muß, deren Erhaltung in hergebrachter Weise namentlich das Alter sich zu einer rührenden Art von Pflicht macht, als empfänden auch die todten Dinge einen inneren Abscheu vor willkürlichen Eingriffen in ihre Häuslichkeit.

Anna blickte nach einem Fenster im ersten Stockwerke. Der Hammer des Handwerkers klopfte laut in dem Wohnzimmer ihres Vaters, gleichgültige Hände nahmen den Schmuck der Wände herab, die Möbel knirschten über die Dielen, nur ein Porträt des alten Obersten, ihn als schnurrbärtigen jungen Offizier darstellend, sah noch von der gewohnten Stelle Anna an, und der Dompfaff im Messingkäfig pfiff mit der ihm angeborenen Seelenruhe eine Melodie zu dem Allem, die ihm der Alte in mancher Lektion beigebracht hatte. Bald zog der Lenzwind lustig durch leere Räume und das Sonnenlicht erging sich an nackten Wänden.

Frau von Rothbruck, Anna's Mutter, hatte ausgehen müssen um noch vielerlei Angelegenheiten zu ordnen, Vorbereitungen zu treffen für die bevorstehende Abreise. Mutter und Tochter wollten ihren Vermögensverhältnissen entsprechend einen entfernten kleinen Ort als Wohnsitz nehmen, an den sich für Frau von Rothbruck noch manche Erinnerung knüpfte, denn sie war wenige Meilen von ihm in einer Pensionsanstalt erzogen worden.

Jetzt kam sie von ihrem Gange zurück, eine schöne zarte Dame von feinem Ansehen. Sie war bleich und erschöpft. Die Tochter warf sich wie Trost fordernd in ihre Arme. Die Mutter konnte ihr keinen geben.

„Du hast," sagte sie zu dem armen Kinde; „den Tod kennen lernen, nun sollst Du die Noth auch erfahren. Unser Traum, in bescheidener Abgeschiedenheit dem Andenken Deines Vaters zu leben, ist zerronnen. Wir sind ganz arm und hülflos, und werden mit Angst zu sorgen haben um Kleidung und Brod. Sieh mich noch einmal an in Deinem Trauerschmucke, dem letzten Kleide, das ich Dir geben kann. Wie schwarz ist das letzte!"

Anna richtete sich empor und lächelte zum ersten Male seit langer Zeit, von tiefem Athemzuge spannte sich der silberdurchflochtene Gürtel um das wallende Kleid. Stumm reichte sie ihrer Mutter die Hand, aber jede Miene sprach aus, daß sie nichts fürchte, denn wohl war ihr des Todes Unerbittlichkeit entgegengetreten, aber das Leben hatte ihre Jugend so traulich mit weichem Gewande umfangen, daß sie nicht zu ahnen vermochte, welch schrecklich unbarmherzige Gestalten der schimmernde Faltenwurf bergen kann.

„Und woher diese Gewißheit?" frug Anna.

„Du weißt, mein Kind, welche Abneigung Dein Vater gegen Alles hegte, was er mit gewisser Verachtung Geschäftssachen nannte, wie er alle Sorge um den Besitz hintansetzte und am meisten während seines Leidens auch die leiseste Erinnerung an Derartiges mit Ungeduld zurückwies. So kam es, daß ich fast nichts von dem Stande dieser Verhältnisse erfuhr, nur als der Vater anfing von seiner lange geliebten Büchersammlung hierhin und dorthin an Antiquare zu überlassen, begann ich eine schmerzliche Besorgniß zu hegen. Leider finden sich in dem Nachlasse Deines Vaters nur ganz unzureichende Notizen auf hier und da zerstreuten Papieren, aber das wichtigste Document über eine beträchtliche Summe, auf die sich unsere gehegten Hoffnungen gründeten, ist nirgends zu finden. Der Schuldner ist ganz vor Kurzem gestorben, die Erben wissen nichts von der gedachten Schuld und weigern auf unsere bloße Versicherung hin die Zurückerstattung. Nun kannst Du wissen, was uns bevorsteht."

„Was für mißtrauische Menschen! Aber sey nicht zu traurig meine Mutter, ich werde nichts scheuen, und es soll uns nicht allzu schlimm gehen. Bald reisen wir in die Welt, und vielleicht gibt es Dir Gott noch jetzt zum Troste Deiner Verlassenheit, daß uns Nachricht erreicht über Deine Freundin, von der Du so oft erzähltest. Ist es weit bis zu der kleinen Schlucht in der die Buchentrümmer stehen?"

„Sie standen weit von hier in Norddeutschland, jetzt sind sie zerfallen, das Wasser hat ihren Staub hinweggeführt und meine Freundin ist todt, denn ganz vergessen hätte sie mich doch nicht. Auch ihr Bild habe ich verloren; von einer Reise zurückgekehrt fand ich es nicht mehr; Gott weiß, wo es ist. Einsam bleibe ich mit Dir, denn von meinem Stamme bin ich die Letzte. Nur die Letzten eines Stammes legen sich zu sterben, frühgetrennter Jugendfreundschaft unsterbliches Bild im Herzen tragend.

„Hast Du des Vaters Ordnungskabinet schon ausgeräumt?" frug Anna lebhaft und scheinbar aus Zerstreuung erwachend.

„Nein, und warum das?"

„Ich weiß, wo das gesuchte Papier sich findet."

„Wie so?"

„Im vergangenen Herbst, Du warest gerade auf längere Zeit in's Bad gereist, blickte ich einmal zufällig in die offen stehende Thüre jenes Zimmers; der Vater war darin. Er hatte ein kleines mir ganz unbekanntes Versteck in der Wand geöffnet, und Papiere daraus hervorgenommen, die er ganz vertieft musterte. Ich trat leise hinzu, und sah etwas neugierig über seine Schulter. „Das sind meine größten Kostbarkeiten," sagte er mich bemerkend; „verrathe sie nur nicht," und schob die Papiere mit eigenthümlich ernstem Lächeln wieder zurück. Unter ihnen ist gewiß das Gesuchte, ich werde nachsehen."

Mutter und Tochter schritten in das Ordnungszimmer, wie man es nach alter Gewohnheit nannte.

Der alte Oberst war nämlich ein sehr wunderlicher Mann gewesen, der es geliebt, seine Utensilien in zwar immer denselben, aber stets ungewöhnlichen und abenteuerlichen gegenseitigen Beziehungen zu erhalten; nie hatte er über Unordnung geklagt, außer wenn der ästhetische Sinn eines Anderen eine bessere Ordnung gestiftet. „Nichts können die Frauenzimmer an seinem Platze lassen," so lautete der wiederholte Refrain seiner Beschwerden, wenn der Versuch gemacht worden war, etwa den sehr in die Augen fallenden irdenen Topf mit Samen für den Dompfaffen von seinem einmal erworbenen Platz auf dem Schreibtische als Gegenstück eines prächtig vergoldeten Tintenfasses zu verdrängen. Aber wie große Unordnung im Allgemeinen, keineswegs ebenso große Genauigkeit in einzelnen Dingen ausschließt, war ein zierliches Kabinet im Hause, wo der Besitzer seit jeher im Gegensatz zu den amorphen Conglomeraten seines Arbeitszimmers nur die saubersten und regelmäßigsten Krystallformen eines bestimmten Systems geduldet. Diese Bevorzugung genoßen seine alten Uniformsstücke. Sie hingen an geradlinig und in gleichen Abständen eingeschlagenen Messingnägeln an der Wand. Für alle anderen vergänglichen Wesen war das Kabinet unerbittlich verschlossen, und der Sonnenstrahl durfte nur durch das unverhängte Fenster dringen weil er das Vermögen besaß zahlreiche vergoldete Knöpfe und die Knäufe einst wacker geführter Degen in das hellste funkelnde Licht zu setzen. Jetzt hörte man von noch anderen Dingen, die dort aufbewahrt wurden. Das verborgene Fach war mit Hülfe des herbeigerufenen alten Dieners bald gefunden, und Anna reichte daraus ihrer Mutter ein sorgfältig eingewickeltes Packet. Durch wehmüthige Erinnerung gemäßigte Hast löste

die seidene Schleife, und die geheimen Kostbarkeiten des ergrauten Kriegers lachten den Beiden entgegen. Ach nein, sie lachten nicht. Altersgelbe Briefe, verdorrte Blüthen und Blätter, wenige Stränge schönen blonden Haares hatte der Alte solch' sorgfältigen Hegens werth gefunden. Wenn die edle Frau in ihrer tiefen Bedrängniß noch einen uneingestandenen Vorwurf gegen den Dahingeschiedenen hätte im Herzen getragen, er wäre jetzt verstummt als ihr Auge wieder auf die ersten Zeilen fiel, die sie als Braut dem Geliebten geschrieben, auf die Waldblumen, die von ihrer Mädchenhand auf einsamen Gängen gebrochen den Weg auf's Schlachtfeld in seine Hand gefunden hatten.

Ein Schatz war nun freilich entdeckt. Der alte Diener, dem sein Anblick sogleich die Ueberzeugung von einem sehr unerheblichen finanziellen Werthe befestigte, legte sein Antlitz in mitleidige Falten, und stieß einen seiner gewöhnlichen Seufzer besonders gefühlvoll hervor. Hierauf, denn er wollte für die Bedrängten Alles thun, was in seiner Macht stand, machte er zu wiederholten Malen ein Gesicht, als sey ihm ein unfehlbares Mittel zur Hülfe eingefallen, und wandte sich dann seufzend ab, um seinen Privatangelegenheiten nachzugehen.

Frau von Rothbruck und Anna sahen sich an, mehr noch gerührt als enttäuscht. Als letztere das kleine Versteck wieder verschließen wollte, fiel ihr noch ein darin enthaltener Gegenstand in's Auge. Sie zog ihn hervor, und zeigte ihrer entzückten Mutter das längst vermißte Bild der Freundin. Wahrscheinlich war es unbefugter Weise in das Kabinet des Obersten gedrungen und von diesem zu einsamer Haft verurtheilt, später vergessen worden.

Man mußte nunmehr die Hoffnung aufgeben in den Besitz des wichtigen Dokumentes zu gelangen; es galt, sich aus dem Leben der großen Stadt loszureißen und alsbald kleinere Verhältnisse aufzusuchen. Der alte Diener konnte in Folge der nothwendigen Beschränkung nicht beibehalten werden, so sehr man auch die Unannehmlichkeit empfand, ihn während der Reise entbehren zu müssen. Allein er trat vor deren Beginn zu großem Erstaunen Frau von Rothbrucks mit den Worten herein: „Haben Sie keine Sorgen, gnädige Frau, ich reise mit. Ich bin das Leben in der großen Stadt ebenfalls müde, und denke mir einen Dienst auf dem Lande zu verschaffen. Auch wohnt in dem Orte, wo Sie in der Folge wohnen wollen, ein Bruder von mir, den ich besuchen werde. Also ich reise mit." Es wäre keinem Fürsten seinem eitelen Barbier, ja sogar keinem eitelen Barbier seinem Fürsten gegenüber möglich gewesen, eine größere Gönnermiene anzunehmen, als es der Exbediente seiner rathlosen Herrschaft gegenüber that. Doch freuten sich Mutter und Tochter, nicht ohne dieses lebendige Andenken an glückliche Zeiten reisen zu müssen, zumal es in der seit des Herrn Tode verflossenen Woche weder die Fähigkeit noch entsprechende Gemüthsrichtung eingebüßt hatte, verschiedenes Gepäck zur Post zu befördern.

Die Stunde der Abreise war herangekommen, und man stand vor dem Gebäude wo die Wege der Menschen in Freude oder Betrübniß sich trennen oder zusammenlaufen. Der Postillion deutete diese auf der Post herrschenden Empfindungen des Scheidens und Wiedersehens bereits allegorisch an, indem er auf seinem Horn bald richtige bald falsche Töne durch einander blies, um endlich mitten in der Melodie mit einer Dissonanz zu schließen, deren Auflösung er seinem Nachfolger auf der nächsten Station überlassen zu wollen schien. Die Reisenden stiegen ein, außer Frau von Rothbruck, Anna und dem Diener nur noch ein gegen die Sitte seines Standes schwärmerisch aussehender junger Geschäftsreisender.

Poetische Naturen, die es lieben in der Physiognomie todter Dinge einen Widerschein menschlicher Gefühle zu finden, die den Sturm heulend heranbrausen lassen mit der Absicht die Empfindungen eines zerrissenen Jünglings zu unterstützen, die den Zephyr loben, daß er von Westen ziehe um die Wange eines liebeheißen Mädchens zu kühlen, und den Morgenthau, weil er aus Theilnahme für einen Weinenden auch seine glänzenden Tropfen vergieße, — — sie hätten vielleicht mit Recht von der Theilnahme der Postkutsche für ihre betrübten Insassen gesprochen. Denn der typisch schwerfällige Wagen gerieth zuerst in ein kummervolles Schwanken und rollte dann nach kurzem Bedenken, ob er rückwärts oder vorwärts gehen, stehen bleiben, oder nach der Seite fallen solle, mit dumpfem Tone der nächsten Station zu. Frau von Rothbruck und Anna hingen ihren Gedanken nach. Sie horchten auf das Rasseln der Räder, wie sie auf dem rauhen Wege der alten lieben Dinge, die Bilder des Vaters und der Freundin, die vergilbten Papiere mit den dürren Blüthen und die kleine vergoldete Wanduhr aus dem Theezimmer erbeben ließen in der neuen Gesellschaft von Mantelsäcken der in modernen Stoffen machenden Commis, großen Schachteln mit Damenhüten und Kisten mit Seife, Häringen und Cigarren aus aller Welt Enden. So ging es weiter und weiter die dunkle Nacht hindurch, nichts störte die Frauen in ihrer Vertiefung, die Laterne im Wagen ließ die Gegend nur noch finsterer erscheinen, und der junge Commis war wahrscheinlich ein Philosoph, denn er sagte kein Wort und schaute während der ganzen Zeit aufmerksam nach dem Kutschbocke, dem einzigen Anhaltspunkte den die äußere Natur bot, indem er die sehr geringfügigen Unterschiede der gelben Lederhosen sich ablösender Postillions bei Laternenschein studirte.

Alles Ding hat ein Ende, sogar eine weite Reise mit der Post. Am Schlusse des dritten Tages langte man in einem kleinen Flecken, nahe dem erstrebten Ziele gelegen, an, wo der Geschäftsreisende Abschied nahm ohne eine weitere des Auszeichnens würdige That vollbracht zu haben.

Der Lauf der Posten war an diesem kleinen Orte für die Reisenden unterbrochen und es bedurfte eines gemietheten Wagens. Mit einigem Schmerz unterbrach der gewesene Bediente welcher sich nunmehr als eine Art von Reisegesellschafter betrachtete, die Monotonie seiner bisherigen Bequemlichkeit und brachte nach langen Bemühungen ein Fuhrwerk auf, welches unter Leitung eines verkommen aussehenden Burschen herankam. Die Soldatentochter erschrack trotz ihrer kriegerischen Abstammung vor den gewaltigen Sätzen die das eine der beiden

Pferde zu seinem Vergnügen unternahm, und die Damen würden durch Bedenklichkeiten noch lange Zeit verloren haben, wenn der Bursche nicht mit einem tröstenden Blicke auf die Figur des armen Rosses aufmerksam gemacht hätte, welches so hinfällig, mager und in sich versunken dastand, daß ihm nichts zur Unsterblichkeit fehlte als ein Cervantes. Doch der Wagenlenker schien ein Künstler in seinem Fache, denn das Fuhrwerk setzte sich sichtlich in Bewegung. Die Gegend wurde immer reicher und blühender und die beiden Reisenden ernster und stiller. Gegen Nachmittag gelangten sie in die Umgebungen des Ortes Dreilinden, ihres Endzieles. Von einem Bergrücken aus sah man nahe dem Horizont die neue Heimath liegen in einem Thale zwischen tannenbewachsenen Höhen. Das alte magere Pferd war in jenem steifen consequenten Laufe, mit dem solche Thiere, durch lange Erfahrung von der Unerbittlichkeit des Menschen belehrt, gleichgültig gegen Alles in's Verenden traben, den Hügel heraufgekeucht. Auf der Höhe machte es eine plötzliche heftige Bewegung, stand einen Moment wie vor Bewunderung der unten grünenden Haferfelder gebannt, und stürzte dann, unter dem letzten Peitschenhiebe seines Lebens noch einmal mit dem armseligen Schwanze wedelnd, todt zur Erde. Der jüngere Genosse schlug das entgegengesetzte Verfahren ein, und richtete sich so hoch es anging auf den Hinterbeinen auf, die Damen schrieen erschrecken, der Kutscher fluchte und der Bediente seufzte. Alle diese schon seit dem Alterthume als bewährt angewendeten Hülfsmittel in allerlei Nöthen und Gefahren waren erfolglos; als aber der mißtrauische Fuhrmann, wahrscheinlich in dem Gedanken an Simulation, vermittelst der Peitsche eifrige Wiederbelebungsversuche anstellte, sprang das junge Mädchen vom Wagen herab, und ließ sich durch den schmutzigen Kittel des Burschen nicht abhalten, ihm zornglühend den ruchlosen Arm aufzuhalten, trotz der festen Versicherung das alte Thier habe so gut als gar keinen Werth mehr gehabt. So blieb es denn todt liegen und that wohl daran. Schließlich theilte man sich in die Rollen. Der Kutscher eilte nach dem zuletzt durchfahrenen Dorfe zurück, der Bediente und die Obristin blieben beim Wagen, und das Mädchen, dem der traurige Anblick unerträglich war, ging zu Fuß voraus, dem Orte Dreilinden entgegen. Bald war ihr der Wagen aus dem Gesichte entschwunden, sie sah sich ganz einsam, hörte nichts als die Lerchen am Himmel singen, und fühlte nur den sengenden Sonnenschein und den Schlag ihres beklommenen Herzens. Ein Pfad lief im Gebüsche nebenher, Kühlung bietend, er mußte wieder auf die Landstraße münden, und Anna schlug ihn ein. Der Waldfrieden erquickte die Seele der allein Wandelnden, sie sah zu, wie die Mücken, mit zarter Schwinge summend, im Kühlen tanzten, wie der Baumläufer den Buchenstamm umkletternd ihn fachkundig musterte, als müsse er ihn hier und da repariren; regungslos stand dunkeles Nadelholz. Es fiel ihr ein, ob auch die Tannen auf dem Friedhofe der Heimath stumm stehen in Sonnengluth, oder ob der Wind die Reste eines Sommerregens von ihren Zweigen herabschüttele über das verwildernde Grab. Gefühle aus den goldenen und schwarzen Fäden der Jugendhoffnung und des Verlustes gewebem irrten in dem Herzen des Mädchens, während der Fuß achtlos über den verschlungenen Pfad schritt. Die Geister des Waldlebens lockten die Träumende tiefer und tiefer in ihr Reich, und als sie erwachend an den Ausgang ihrer Wanderung dachte, hemmte eine braune Felswand den Schritt und gab der Gegend einen gänzlich veränderten Charakter. Voll Verlangen, den Weg wieder zu finden eilte das Mädchen vorwärts durch dichtes Gebüsch, irrer und irrer werdend. Ein großer falber Raubvogel hob sich mit Getöse von einem Eichengipfel, die Felswand begann sich abenteuerlich zu zacken, das rothe Gestein schien zu brennen; es war Abendsonne. Dem Mädchen wurde bange; es kam sich vor wie in fernen feenhaften Gegenden, weit dem menschlichen Verkehre entrückt, Mährchen aus frühen Winterabenden quollen mit schwülem Dufte aus den steinernen Gefängnissen des Versteckes, und eine geheimnißvolle lange Zeit drängte sich zwischen den Eintritt in das einladende Gebüsch und den Anblick der ragenden Felswand. Angstvolles Glück, selige Beklommenheit junger Phantasie! Der Raubvogel in seiner luftigen Höhe hätte dem furchtsamen Kinde sagen können, wie kaum eine Viertelstunde entfernt der Wagen noch auf der staubigen Chaussee halte, unter der Obhut des mit dem Dampfe seiner kurzen Pfeife den Sommerduft des Landes verbessernden, weise blickenden Bedienten. Wir bedauern uns, seufzen und klagen so oft, während die eigenen Thränen uns das Tuch verschleiern, das einladend in der Nähe liegt, um sie zu trocknen.

Der verkommen aussehende Bursche kam nach einiger Zeit mit Helfern und einem lebendigen Pferde aus dem Dorfe zurück, man fuhr eilig den Abhang der Landstraße hinab, um Anna wieder einzuholen, begreiflicherweise vergebens. Sie wurde vermißt und mit besorglichem Eifer gesucht. Der weise Bediente besaß, vermöge seiner Constitution, wenig Geschick, sich durch Busch und Gestrüpp zu schmiegen; ihm wurden daher Pferde und Geschirr anvertraut, Frau von Rothbruck und der verkommene Bursche schlugen die Vermißte rufend verschiedene Wege in den Wald ein, der leider von sich erhebendem Winde bewegt mit seinem Rauschen die Stimmen ungehört verhallen ließ.

Der Bediente hatte nie Umgang mit Pferden gehabt, stieg aber mit Grandezza und im Gefühl seiner neuen Würde auf den Bock und begann in der Kunst des Rosselenkers praktischen Unterricht bei sich selbst zu nehmen. Wenn Schnelligkeit das Haupterforderniß eines guten Wagenlenkers ist, so mußte der erste Versuch als überraschend gelungen betrachtet werden, denn das Gespann setzte sich, die etwas unklar kundgethanen Absichten des Gebieters verkennend, plötzlich in vollen Lauf, und erreichte ohne irgend eine Unterbrechung den Ort Dreilinden, obgleich der Lenker unaufhörlich alle die kurzen Rufe ausschrie die er jemals bei mißlichen Pferdeverhältnissen hatte anwenden sehen.

Der Anderen Nachforschung nach Anna war vergeblich gewesen, der Wagen in ähnlich unerklärlicher Weise verschwunden, und Frau von Rothbruck langte erst gegen Abend ermüdet und geängstigt mit dem verzweifelnden Bauernburschen in dem neuen Bestimmungsort an. Es wurden sogleich der

Wege Kundige nach allen Richtungen ausgeschickt; sie suchten nach Kräften, aber es antwortete dem Rufe nur die nie ermüdende Gefälligkeit des Echo.

Die Einwohner von Dreilinden waren gute Leute, deren Theilnahme sich leicht erwecken ließ, wenn ihr Gegenstand außer dem Kreise der alltäglichen Erlebnisse lag. Eine fremde, eine gänzlich fremde Dame war angekommen, sie schien schön, redete anmuthig, und suchte eine verlorene Tochter: diese Nachricht flog elektrisch durch den ganzen Ort, und besserte sogar das langwierige Nervenleiden der Frau von Kraft in einer Weise, daß ihr Gemahl seit langer Zeit zum ersten Male wagen durfte, sie an ein Fenster zu führen, durch welches man das Gasthaus sehen konnte in dem die fremde Dame eingekehrt war.

Unter so betrübten Auspicien dieß geschehen, so traurig und ermattet Frau von Rothbruck zum ersten Male die Häuserreihen der kleinen Stadt überflog, um so zufriedener zeigte sich ihr einstiger Bedienter, der endlich die Behandlung und Aufmerksamkeit erfuhr wie er sie schon von Kindesbeinen an verdient zu haben glaubte. Er verdankte diese Annehmlichkeit keineswegs der ungewöhnlichen Schnelligkeit mit der er in die Stadt hineingerollt war, auch nicht seinem noch verborgenen tiefern Verdienste, sondern nur den schweren Seufzern mit denen er unerhörte Erlebnisse andeutend, eine ziemlich reichliche Abendmahlzeit zu sich nahm. Eine anwesende sehr kluge Frau, welche viel von Ahnungen hielt, (die sie jedoch aus vorsichtiger Gewissenhaftigkeit stets erst nach dem Eintritte des betreffenden Ereignisses enthüllte) sprach die Muthmaßung aus, daß dieser merkwürdige Fremde in näheren noch vom Schicksal verschleierten Beziehungen zu der unerklärlich verschwundenen Jungfrau stehen möge. In Folge dieser Ansicht der guten Dame drängten sich verschiedene Persönlichkeiten um den Essenden, gespannt seiner Thätigkeit zusehend, bis es dem Gesättigten gefallen würde, auch ihr Begehren zu stillen. Der dienende Geist schien indessen entweder von dem „O si tacuisses etc" gehört zu haben, oder er war von Natur mitleidsloser und tückischer Art, denn auf alle Versuche seine Rede in Fluß zu bringen antwortete er nur mit verschiedenen, jedoch stets würdevollen Mienen und Stellungen. Das Geschick war seinem Spiele günstig, denn ein langbeiniger Kellner kam plötzlich in einer Eile hereingeflogen, als hofften ein halbes Dutzend Menschen, in eben so vielen Teichen mit dem Ertrinken kämpfend, gerade von ihm noch glücklich gerettet zu werden, und brachte die wichtige Nachricht, Frau von Rothbruck suche ihren Begleiter mit der Bitte an den Gefundenen, sich auf kurze Zeit zu ihr zu bemühen. Der Diener sah nach der Uhr, die er nach längerem Fühlen aus der Westentasche beförderte, (denn sie war, schon an sich sehr groß, in eine unmäßige Anzahl von Gehäusen eingeschlossen, und lächelte dann Gewährung. Schweigend verließ er das Gemach, welches, nach seinem Verschwinden bald von Menschen leer, wieder langweilig aussah wie gewöhnlich, indem nichts mehr verrieth, welch ein Schauplatz wichtiger Geheimnisse es soeben noch gewesen war.

* * *

An demselben Nachmittage war in dem Orte Dreilinden Hermann von Neuburg, ein junger liebenswürdiger Mensch, bei seiner Pflegemutter, oder wie sie von ihm genannt sein wollte, seiner Tante zu Besuch, und zwar auf ausdrücklichen Befehl. Diese sogenannte Tante hatte an dem in unglücklichen Verhältnissen aufgewachsenen Knaben Wohlgefallen gefunden, ihn zu sich genommen und erziehen lassen. Jetzt ging all ihr Sinnen dahin, wie es zu beginnen sey, daß er ein recht ausgezeichneter Mann werde, würdig sich von ihr als Erbe eines bedeutenden Vermögens eingesetzt zu sehen. Sie war zu dem Resultate gelangt, daß zur Erreichung dieses Zieles möglichst gründlicher Bekanntschaft mit der Wissenschaft, möglichst mangelhafte Erkenntniß in allen Liebesangelegenheiten gegenüberstehen müsse. Da sie aber wußte, daß mit der Zeit eine Einsicht in letztere auch ohne ausdrücklich dahin gerichtetes Studium unwillkürlich gewonnen wird, schien es ihr nöthig den Jüngling vor dem Einschleichen dieser, ernster Arbeit so hinderlichen Gefühle in zarter Weise zu warnen. Hierzu war der Nachmittag des neunzehnten Juli festgesetzt. Als Hermann eintrat, konnte er keinen Augenblick im Zweifel darüber seyn, was ihm bevorstand, denn die gute Frau hatte sich mitten in der Stube auf einen Sessel niedergelassen, und um ihre Mundwinkel spielte mütterliche Liebe mit tantenhafter Bedenklichkeit in Ermahnungen-versprechender Weise.

„Ich hielt es für meine Pflicht, mein Sohn," hub die Tante sobald sich eine schickliche Gelegenheit gefunden an; „mich einmal wieder nach Deinen Erlebnissen, Deinen Studien, Deiner Thätigkeit im Allgemeinen zu erkundigen. Du weißt, wie das einzige Streben meines einsam alternden Lebens dahin geht, bei meinem Hinscheiden in Dir einen würdigen und ausgezeichneten Menschen zurückzulassen, und ich frage Dich von Neuem, ob Du lebst, wie ich Dir sagte, daß ich es für gut halte."

„Lieber Gott, ja!" sagte Hermann mit einem ziemlich unglücklichen Gesichte; „keine Uhr würde so genau nach Ihrem Willen gehen, als ich es thue. Aber wie befinden Sie sich denn, liebe Tante."

„Laß uns zunächst bei Deinen Angelegenheiten stehen bleiben, ich habe eine Warnung für Dich auf dem Herzen."

„Aber liebe Tante, wie ist das möglich, wenn Sie nicht eine neue Sünde erfunden haben nur um mich davon zu warnen? denn Sie haben mich schon so oft und vor so vielerlei gewarnt, daß ich nicht glauben kann, es sey in diesem Punkte etwas von Ihnen versäumt worden."

„Höre mich an! Es ist jetzt länger als vierzig Jahre her, daß ein junger, sehr reicher Mann meiner Bekanntschaft, — ich meine immer, Du gleichest ihm, doch er war dunkler von Farbe, wie ein Südländer, auch hatte er schwärzere leuchtende Augen, seine Stirne wölbte sich hoch, Lockenhaar umgab sie, seine Bewegungen waren gemessen und voll Kraft, seine Miene fast drohend. Aber wenn ihn ein warmes Gefühl beseelte — —

„Was war es denn eigentlich mit diesem Menschen, den Sie mir so genau beschreiben wie nie zuvor jemanden, und zwar dem Anschein nach als einen Romanhelden?"

Die Tante hatte ohne Hermann anzusehen, wie zu sich selbst

gesprochen, sie schien sich zu besinnen, und fuhr mit viel ruhigerer Stimme fort:

„Dieser Mann, Du gleichst ihm gewiß, mein lieber Hermann, lernte ein junges Mädchen kennen, ach es war ein frohes glückliches Kind! und faßte sogleich eine leider erwiderte Neigung. Rasch drängte der Stürmische auf die Verlobung, denn dringende Verhältnisse zwangen den von weither Gekommenen zurück zu seinem fernen Wohnsitz. Die Braut sollte nach Jahresfrist folgen. Sie that es, voll Vertrauen Alles verlassend, um getäuscht zu werden. Rathlos in der Fremde trieb sie das Schicksal hin und her, erst nach Jahren kehrte sie zurück in eine ganz veränderte nun selbst zur Fremde gewordene Heimath, ohne den Treulosen gesehen zu haben; nur von seinem Sterben hörte sie später, und von seiner bitteren Reue. So endete die verfrühte Liebe in Tod und Einsamkeit. Diese Geschichte," fuhr die Tante mit für die einfache Erzählung starker Bewegung fort, „ist mir in dieser Nacht schwer auf's Herz gefallen, und ich habe mir Vorwürfe gemacht, daß ich Dich noch nicht warnte, Deinem jungen Gemüthe die Zügel frei zu lassen und in Empfindungen zu versinken, deren sich nur der reifere Mann hingeben sollte. Wenn ich auch nicht fürchte, sie möchten für Dich eine Quelle sündhaften Wankelmuthes werden, so ist mir doch bange um den Ernst und die Ruhe Deines Strebens."

„Ach liebe Tante," entgegnete Hermann; „diese Warnung ist von allen mir gegebenen die entbehrlichste; von solchen Empfindungen habe ich noch nie eine Andeutung verspürt, und Dank Ihrer Vorsorge auch noch keine Gelegenheit dazu gehabt. Sie wollen ja, daß ich allein meinen Büchern, meinen Wissenschaften leben solle, fern dem Verkehre des Lebens. Ich gehorche aus Liebe gegen Sie, möge die Ihrige nie eine Verantwortlichkeit gegen mich fühlen, denn ich billige Ihr Verfahren nicht; der ewig eintönige Sonnenschein der Wissenschaft strahlt lähmend in mein Gehirn und duldet nicht, daß Wolken und Sturm den erstickenden Staub hinauswirbeln, um aus vergnügtem Boden neue und fröhliche Keime zu erschließen; nur unter dem Wechsel der Einflüsse reift die erquickende Frucht."

„Man kann nicht zu viel lernen," erwiderte die Tante; „verzeihe mir den einzigen Stolz der noch in meinem Herzen wohnt, den Stolz auf Dein Wissen neben sittlicher Höhe. Sporne Deinen Ehrgeiz, ich frage Dich, wer wird allgemeiner geehrt als der vielseitige Gelehrte?"

„Ich fürchte, Ihre Liebe überschätzt meine Kraft," sagte Hermann; „vieles zu wissen, das kann ich erreichen, wie es wohl ein Jeder kann, aber es verhält sich das Wissen zu erfreuender Leistung wie Oel und Lampe zu Licht, wie Erz zu Glockenschall, wie Erde zu grünender Flur. Und wehe dem Gelehrten der seine Schätze mühsam über den Weg schleifen muß anstatt sie mit gewaltigem Arm gen Himmel zu heben! Leicht verzeihen es die Menschen dem Begabten wenn er seine Jugend in genialem Nichtsthun vergeudend unwissend vor ihnen steht, aber dem mit Mühe Emporgeklommenen ziehen sie jeden Tropfen Schweiß den er bei nächtlicher Arbeit vergoß von seinem Verdienste ab, sein gebrechlicher Leib ist ihnen Zeuge seiner geistigen Schwäche, und die klugen Faulen sehen sein bleiches Gesicht an und füllen ihr leeres Gehirn mit dem strotzenden Gedanken: „Der Armselige! Wenn Ich gewollt hätte." — O Jammer über solch unglückliche Wurmgelehrte! sie sehen aus wie Spatzen in Adlernestern! Also, liebe Tante, heben sie Ihre Einschränkungen auf, lassen Sie das Leben nach allen Richtungen auf mich wirken, damit ich meine Kraft prüfen und wissen kann, nicht was sie zu ziehen, sondern was sie zu heben vermag."

„Ich will Dir nichts weiter befehlen," beschwichtigte die Tante, betroffen über Hermanns ungewöhnliche Lebhaftigkeit; „thue was Du willst, aber höre nur auf die eine Bitte, wenigstens Dein Herz in Acht zu nehmen bis ich selbst Dir sage: „Nun laß es frei."

Hermann sagte zu, er glaubte fest, es ohne Gefahr thun zu können.

„Ich habe eine kleine Ueberraschung für Dich zurückgelegt, begann die Tante wieder, indem sie auf ein Paket Bücher wies, die sehr ehrwürdig und gelehrt aussahen. „Sie sind glaub' ich lateinisch und bei einem Antiquar für Dich gekauft; der Mann sagte, sie seyen sämmtlich werthvoll und klassisch. Sieh sie an, und sage mir, was Du davon hälst."

Hermann griff nach dem zu oberst Liegenden. Es war die Ars amandi des Ovid. Halblaut las Hermann den Titel.

„Was heißt das?" frug die Tante gleichgültig.

„Es heißt," stotterte Hermann; „nun — es scheint mir ein Buch zu seyn, — ja —, es ist ein Buch über die Kunst. O liebe Tante, ich will es gleich mitnehmen, und mir die Uebrigen nach und nach holen."

„Wie Du willst, mein Sohn. Möge sein Studium Dir zum Segen gereichen!"

Liebevoll sah die gute Frau dem Gehenden nach und wandte sich dann, offenbar beruhigt über Hermanns literarischen Eifer, in ihr einsames Gemach.

Bald saß Hermann studirend in seinem Zimmer. Die fremde Pracht liebeklingender Verse aus denen längst befreundete mythische Wesen mit heißem Blicke ihn ansahen, drängte sich in seine Brust, ein unbekanntes Leben entzündend, während das allzu Ueppige, wo es verstanden wurde, an der reinen Seele abglitt wie die Tropfen eines Lenzregens ohne zu netzen über den keuschen Glanz der frühesten Blätter rieseln. Hermann stand auf, er sah über die Dächer hin, weiter — wo die Schwalben mit hellem Getön um den Kirchthurm flatterten, weiter, — wo das Kornfeld seine schon silbergrünen Wellen in eilendem und nie ereilendem Spiele trieb, weiter, — wo der Wald über Gründen schwebte und eine ferne Felswand von rothem Gestein in der Abendsonne glänzte. Es trieb ihn hinaus seit langer Zeit in's Freie, eilig schritt er in die schwüle Sommerluft, eilend nur um zu eilen. Altes und Neues durchzog in unangenehmen Mißklängen sein Inneres. Er wollte Faust seyn, und fühlte sich ganz Wagner. Wie eine wohlklingende Melodie vom Gedächtniß unaufhörlich wiederholt das Ohr durchtönen kann bis ihre Schönheit zu unerträglicher Pein wird, so erfüllte die Gelehrsamkeit der Woche seinen Sinn und versperrte dem er-

sehnten Genusse der zum Abend sinkenden Sommerpracht hartnäckig den Eingang. Er sah in die tiefe reine Himmelsbläue, und dachte an die Polarisation des Lichtes; es schienen ihm die farbigen Gewänder heimkehrender Dirnen entgegen, und sogleich entsann er sich einer sehr werthvollen Abhandlung über die Trachten im Mittelalter; ein vorüber gehender etwas hinkender Schneider erinnerte ihn an Aesop, und der mit feierlichem Selbstbewußtseyn einherschreitende Schulmeister loci an Plato. Im Kampfe solch' alter Eindrücke mit manch' lebenswarmer Regung war der Wanderer an einen dunklen Tannenwald gelangt, die braune Felswand ragte darüber empor. Er legte sich unter den Stämmen auf den Rücken nieder und sein Auge glitt an ihnen empor zu den dunkel grünenden Gipfeln die auf ihren schwankenden Zweigen das Gold des Abends trugen. „Wüßte ich nur ein Mittel," seufzte Hermann, nachdem er lange Zeit gedankenvoll in den Himmel gesehen; „um von dem unseligen Bücherkram befreit zu werden! Drei und zwanzig Jahre gelebt, und außer ein wenig Kunstgenuß das Bild meines Lebens in Gestalt einer großen Bibliothek! O Du meine Tante, Vormünderin und Regentin, die Du in Deinem so liebevollen Herzen willst, daß ich ein großer gelehrter Mann werden soll, führe mich weiter auf diesem Wege, und Du hast dereinst nichts als die Erlaubniß von Deinem Pfleglinge, auf seinen Grabstein die lange Liste der von ihm gelesenen Bücher zu setzen. Vielleicht kommt dann einmal eine gute alte Großmutter, die das Grab eines todten Enkelchens besuchen will, steht bei meinem Denkmal stille und ruft mit gefalteten Händen voll Bewunderung aus: „Herr Gott, was muß das für ein Mann gewesen seyn!" Beneidenswerthe Unsterblichkeit, errungen durch vieles Mühen und vieles Verzichten!"

Hermann war gerade im Begriff einen Ueberschlag zu machen, wie viele und welche Bücher wohl auf den Grabstein zu stehen kämen, als er im Walde den Ruf einer Stimme vernahm. Da er bald die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es nicht die seiner Tante war (denn es war ihm für den Augenblick nicht genehm den Gang seiner Bestrebungen zu besprechen) ging er dem Rufe entgegen und stand nach wenigen Schritten einem Wesen gegenüber, das ihm die Mitte zwischen virgo und puella zu halten schien, und zwar eine recht goldene Mitte. Jedenfalls machte das reizende Geschöpf dem jungen Manne einen Eindruck von nicht minderer Classicität in seiner Art als Cäsar und Cicero in der ihrigen, denn es war ein schönes Mädchen mit rein griechischem Profil, umwölbt von blondem Haar, das reich über den nackten Hals fiel, ein metallglänzender Gürtel drängte das schwarze faltige Gewand um den tief athmenden Körper, der schlanke Arm hielt einen breitrandigen Hut mit schwarzem Bande, und das ganze Bild stand im Tannendunkel getragen von dem elastischen Grün üppigen Mooses. Die plötzliche Erscheinung hatte für Hermann etwas so Fremdartiges, der nüchternen Gegenwart Entrücktes, daß er fast erschrack, als sie zu sprechen begann, und wenn auch nicht Griechisch, doch im wohlklingendsten Deutsch zu ihm sagte: „Ich habe mich im Walde verirrt; bringen Sie mich auf den richtigen Weg, ich bitte Sie darum."

Die Worte wurden mit freundlicher Unbefangenheit gesprochen, und von einem ersten Aufschlag dunkeler Augen begleitet. „Classisch," dachte Hermann wiederum, und beharrte so hartnäckig bei diesem einen Gedanken, daß er nicht nur unterließ, dem schönen Kinde Antwort zu geben, sondern nicht einmal Zeit fand verlegen zu werden, wozu er allen Grund gehabt hätte, denn es mangelte ihm jegliche Erfahrung in Bezug auf schöne Jungfrauen in den Einsamkeiten der Wälder. Die Bitte wurde wiederholt und nun machte Hermann eine zusagende Verbeugung.

Die Beiden schritten voran, Hermann wie im Traume, Anna bebend über den gefundenen Schutz und Führer. Der Jüngling zauderte zuweilen, und ließ seine eilende Begleiterin etwas vortreten, nur um einmal einen vollen Blick auf sie werfen zu dürfen. Er war in großer Verlegenheit um einen Gegenstand zur Unterhaltung. Die Schönheit des Wetters lag zu sehr auf der Hand, als daß es noch einer bestätigenden Bemerkung bedurft hätte; für ein bedeutsameres Gespräch fand Hermann die Bekanntschaft zu neu, und nach Namen und Herkommen zu fragen, schien ihm unbescheiden. Nachdem er in großer Beklemmung das Mädchen eine Viertelstunde lang geführt hatte, glaubte er endlich eine Frage thun zu dürfen, zu der er sich berechtigt hielt.

„Auf welchem Weg, mein Fräulein, wünschen Sie denn, daß ich Sie bringen soll?"

„Meine Mutter wohnt in Dreilinden."

„Da wohne ich auch," sagte Hermann wie sich besinnend, indem er eine andere Richtung einschlug.

„Sind Sie selbst irre gegangen," frug das Mädchen erschrocken.

„Ich war irre, aber ich habe den rechten Weg gefunden," erwiderte Hermann, mehr seinen Seelenzustand als den Fußsteig nach Dreilinden im Sinne habend.

„Ist es noch weit bis dorthin?"

„Mehr als eine Stunde."

Anna bebte leise zusammen und beschleunigte ihre Schritte. Dichtes Gewölk hob sich am Horizont und dämpfte den schwachen Lichtschimmer welcher über der Gegend lag; der Abendwind kam frisch den Wandelnden entgegengezogen und warf zuweilen, denn der felsige Weg war eng, eine Falte von des Mädchens Kleide um Hermanns Hand. Jetzt redete der Jüngling seine Begleiterin leise an, sie antwortete und erzählte von ihrem Verlust, und wie sie hierhergekommen. Der Schmerz sprach noch aus jedem ihrer Worte und erweckte Hermanns volle Theilnahme; seine Rolle als Beschützer des trauernden Geschöpfes erfüllte ihn mit dem angenehmsten Gefühle und ließ die frühere Schüchternheit verschwinden in seinem Stolze, für den Augenblick des Mädchens einzige Zuflucht, alleiniger Hort zu seyn. Von ferne hörte man eine Glocke elf Uhr schlagen, wunderliche Stimmen der Nacht klangen aus dem Walde, vom Sumpfe rief der Nachtrabe, dornige Zweige wilder Rosensträucher zogen verschlungen über den Weg und faßten das Mädchen am Gewande, daß Hermann sie befreien mußte; er griff hart in die Stacheln, froh der warmen Bluts-

tropfen die im Finstern über seine Hand auf Anna's Kleid floßen, ein heimliches Andenken das sie zitternd von ihm annehmen mußte.

„Was steht dort vor uns?" sagte sie erschrocken zu Hermann; „ist es ein Mensch?"

„Ach nein, es ist der Thurm der alten Burg, man kann das ganze Gebäude sehen, wenn wir die Aussicht vom Hügel dort gewinnen."

„Hören Sie das Brausen?"

„Es ist der Mühlbach, er fällt über niedrige Klippen in die Wiese."

Anna eilte vorwärts so rasch sie konnte, auf dem Gipfel des Hügels mußte sie Athem schöpfen. Der Mond durchbrach das Gewölk, hoch auf dem Felsen ragte die verfallene Burg; durch die Wiese rauschend zog glänzend der Mühlbach, Glühwürmer leuchteten über den Blumen seines Ufers. Hermann stand dem Mädchen gegenüber und sah auf seinen Stab gelehnt in ihr die Ferne durchsuchendes Auge, es ruhte auf den vereinzelten Lichtern die aus dem Thale heraufschimmerten. Anna war sehr ermüdet; nur langsam und mit Schmerzen konnte ihr leicht beschuhter Fuß den felsigen Weg hinab in den Grund steigen; erst gegen Mitternacht langten sie in Dreilinden an.

„Wohin wünschen Sie nun, daß ich Sie bringen soll?" frug Hermann.

„Zu meiner Mutter bitte ich, aber ach! wo mag sie seyn?"

„Hat sie es Ihnen denn nicht gesagt?"

„Wie konnte sie? wir glaubten ja zusammen anzukommen."

„Nun, so wollen wir im Gasthause nachfragen."

Das Gasthaus war erreicht, Hermann trat ein. Der langbeinige Kellner sprang herbei, er riß die Augen weit auf, da er den wirthshausfeindlichen Hermann zu so später Stunde erblickte, und als die junge Begleiterin erschien, konnte er nicht umhin, auch seinen Mund in dieselbe schöne Stellung zu bringen.

„Ist meine Mutter nicht hier?" frug Anna hastig.

„Das ist sie," dachte der Kellner und erzählte, wie eine Dame in großer Sorge um ein Fräulein gekommen sey, in der Dämmerung aber das Haus verlassen habe, ohne zu sagen wohin sie gehe.

Anna erbleichte, als sie sich aus innigstem Verkehre mit zärtlichen Eltern gerissen, so schnell allein und hülflos ohne alle Mittel an fremdem Orte sah.

„Befehlen Sie hier zu übernachten?" sagte der Kellner nachdem er seiner Bewegung Herr geworden, mit gewöhnlicher schnarrender Kellnerstimme, „ich bringe Sie auf Nr. 15, wissen Sie, oben links um die Ecke, ein ganz hübsches Stübchen. Johann! den Schlüssel zu Nr. 15; die Dame verlangt auf Nr. 15."

Anna schien keineswegs die Anerkennung des Kellners für Nr. 15 zu theilen, es fiel der leichte Schatten, der den Thränen vorangeht, über ihr Gesicht. „Ach, unsere Heimath! unser Haus! mein Kämmerlein!" rief sie laut weinend und verzweiflungsvoll aus; „bringt mich zurück, sucht mir meine Mutter, oder ich will allein durch die Nacht den Weg finden, der mich zu ihr führt." Sie wandte sich wirklich um auf die Straße zu fliehen, aber der Wind hatte von weither die Wolken zusammengejagt und sie ergoßen einen rauschenden Regen über Stadt und Feld; wenige Schritte belehrten Anna, daß sie sich fügen müsse.

Der Kellner legte sein erneuertes Erstaunen, daß es einen Menschen gebe, der sich nicht glücklich schätze die angenehme Lage von Nr. 15 genießen zu können, nach der vorherigen Methode an den Tag, und fand seine Weisheit so am Ende, daß er es für nöthig hielt den Wirth selbst um Rath zu fragen. Dieser brave und dicke Mann hatte sich zur Belohnung der Verdienste die er am heutigen wie an jedem anderen Tage erworben, schon lange zu Bett gelegt, und schlummerte in geräuschvollem Frieden auf dem Ruhekissen seines guten Gewissens, als der Oberkellner (denn diese Benennung beanspruchte der Langbeinige weil er der einzige war) sich gespenstisch nahte, und den Gebieter weckte. „Ist der König da?" rief der Wirth aus dem Schlafe fahrend, denn er konnte sich keinen anderen Grund denken, der es rechtfertige ihn zu wecken, als diesen im höchsten Grade unwahrscheinlichen.

„Nein," sagte der Kellner, fast satyrisch lächelnd, „der König schläft ruhig im Schlosse seiner fernen Residenz, aber eine junge Dame ist da, ich glaube dieselbe, welche heut gesucht wurde; sie weint bitterlich und will um jeden Preis zu ihrer Mutter. Ich wollte sie auf Nr. 15 führen, aber kein Trostgrund will bei ihr anschlagen, Sie müssen einmal selbst kommen."

„Ein schwerer Beruf," seufzte der Gastherr; „doch man muß seine Pflicht erfüllen." Dabei rollte er sich langsam aus den Decken und glücklich über den Bettrand, setzte eine frisch gewaschene Nachtmütze auf, gürtete seine Lenden mit dem Gürtel seines Schlafrocks und trat in diesem Ornate aus dem Bereich seiner süßesten Beschäftigungen. Er stellte sich unter die Gruppe, welche sehr malerisch anzusehen war. In der offenen Hausthür das schönste zagende Mädchen erleuchtet von einer schwachflackernden Laterne, daneben der rathlose Jüngling, zur Seite der staunende Oberkellner, im Hintergrunde der Wirth in einer Stellung die unwiderleglich bewies, daß er durch bloße Anschauung den Stand der Dinge auf's Klarste erfaßt habe.

„Ich kann mich recht wohl in die Lage der jungen Dame denken," sagte er; „denn ich bin selbst etwas schüchterner Natur, könnten Sie, junger Herr, das Fräulein nicht für die Nacht zu Ihrer Frau Tante geleiten? Sie ist eine ehrwürdige Dame und nimmt sich gewiß ihrer an."

Anna sah bittend zu Hermann auf.

„Ich will es versuchen; sie wohnt sehr beschränkt, vielleicht geht es doch," erwiderte dieser, indem er sich bemühte in seinen Mienen nicht den Gedanken an die ungeheuersten Schwierigkeiten lesen zu lassen, denen er sich gerne unterziehen wollte, Dank seinem warmen Herzen, dem poetischen Dunkel der Nacht und dem römischen Dichter. Er entfernte sich. Der Wirth fand solches Wohlgefallen an Anna, daß er allen Ernstes daran dachte, mit Aufopferung seiner Ruhe ihr Gesellschaft zu leisten. Unbekannt gebliebene innere Vorgänge änderten jedoch seinen

Entschluß und er schlief bald wieder, so fest wie gewöhnlich, während Anna in der einsamen Gaststube wartete. Die noch vor Kurzem so Zuversichtliche sah verstört auf die blassen Wände mit blassen langweiligen Bildern behangen, auf die verräucherte Uhr und ihr klingendes Pendel, für die gereizte Phantasie ein geheimnißvolles Geisterwesen das dem Schicksal an düsterer Arbeit arbeiten hilft; ihr Auge ruhte auf der Zimmerdecke und zählte die Fliegen die im Gefühle ihrer Heimathsberechtigung still und träge dort festsaßen; es drang durch das nasse Fenster in die Regennacht, ob keine Laterne sich nahe, kein Mensch komme, sie zu erlösen. Die Uhr schlug im Zimmer, sie schlug auf dem Kirchthurme, wieder hier und wieder dort, es kam niemand. Der Regen rieselte nur noch leise, seine Wolken verschwanden in die Ferne, der Mond sandte ihnen seinen Strahl nach, hoch am Himmel, er färbte ihre Ränder mit bleicher Gluth. Des Mädchens Thränen floßen nur noch leise, ihr Schmerz verbarg sich in frühe Erinnerungen, der Schlaf sandte ihr einen frommen Traum, hoch vom Himmel, er färbte ihr Antlitz mit leichtem Roth.

Publius Ovidius Naso hatte unterdessen einen immer stärkeren Einfluß auf Hermann gewonnen, so daß der Jüngling mit einer Zuversicht dem Hause seiner Tante zuschritt, als gälte es etwa blos einem kleinen studentischen Duelle, wo allenfalls etwas Blut fließt. Von dem, was er bei der Tante ausgerichtet, fehlen genauere Nachrichten, es steht nur so viel fest, daß in derselben Nacht der Arzt herzu gerufen wurde, daß derselbe am anderen Tage zu einem Bekannten geäußert, er habe dieselbe in einem Zustande großer Aufregung gefunden, und daß Anna einstweilen ihrem Schicksale überlassen blieb. Es war jene Nacht überhaupt eine sehr tragische in dieser Geschichte, denn Anna's Mutter befand sich natürlich in einem noch bedauernswertheren Zustande als die Tochter, Hermann zeigte sich nach dem späten Besuche bei seiner Tante in hohem Grade verstimmt, die Tante sah sich in ihrer Ruhe gestört und, was das Schlimmste war, auch der redliche Wirth. Alle diese Thränen und Schlaflosigkeiten hatte der seufzende Diener auf dem Gewissen, welches glücklicherweise so wohl gezogen war, daß es nur selten seinen Besitzer zu beunruhigen wagte. Anna's Mutter hatte in der Stille des Abends das Gasthaus verlassen, und in einem entfernt liegenden Gebäude ein paar gerade leer stehende Zimmer gemiethet; es war dasselbe in dem die nervenkranke Frau von Kraft wohnte, welche ihr Gemahl hatte an's Fenster führen dürfen. Der Bediente war die Verpflichtung eingegangen, diesen Auszug der Frau von Rothbruck im Gasthause anzuzeigen, leider aber noch spät in eine lustige und seiner Eitelkeit sehr zusagende Gesellschaft gerathen die ihn den gewordenen Auftrag ohne große Mühe vergessen machte. Die Strafe für seine Nachlässigkeit blieb freilich nicht aus, denn der unvorsichtige Genuß des Weines brachte die Bedientennatur mehr und mehr zum Vorschein, und als er die Gesellschaft verließ, nagte bereits der Spott an seiner Größe und bereitete seinen Sturz vor. Wir lassen ihn lieber, wenn auch mit einiger Wehmuth, sogleich fallen nachdem im Vorhergehenden die hauptsächlichsten Verdienste, so er sich um die Familie derer von Rothbruck erworben, der Wahrheit gemäß und ausführlich erzählt worden.

Hermann empfand am Morgen das Verlangen, die Sonne aufgehen zu sehen, und zwar schien ihm zu diesem Zwecke der Hügel von dem er zu nächtlicher Stunde mit Anna in's Thal herabgeschaut, ein besonders geeigneter Punkt. Der Weg führte an dem Gasthause vorüber; Fenster und Thüren waren noch verschlossen. Es war dem Jüngling wunderlich zu Sinne. In dem solide bestellten Felde seiner Tüchtigkeit erwuchs mit südlicher Blüthenpracht und wonnevollem Dufte ein herrliches Unkraut. So fürchtete er wenigstens, und zweifelte doch, ob er jäten solle. Die Sonne war schon längst emporgestiegen und noch immer sah man ihn umherschweifen, bald Stellen suchend, wo das thauschwere Gras des Hügels von einem kleinen Fuße getreten zu Boden läge, bald gespannt auf die Morgenstimmen im Walde horchend, bald mit dem Finger die Schärfe der Dornen wilder Rosen prüfend. Als er erwarten konnte, daß seine Tante aufgestanden sey, ging er raschen Schrittes nach Dreilinden zurück um sie zu sprechen, — er war sich selbst nicht klar, warum. In der Thüre des Gasthauses stand, da wo gestern Anna gestanden, heute ein schmutziges Hökerweib lamentirend bei dem Wirthe und dem diesmal regungslos, wie eine Statue mit einer Serviette unter dem Arm, aufgepflanzten Oberkellner. Der Jüngling frug erröthend wie es der jungen Dame ergehe, und der Kellner, Leben-gewinnend, erwiderte mit einer lächelnden Miene als glaube er eine feine Spötterei zu sagen, sie sey vor einer Stunde von ihrer Mutter abgeholt worden. Hermann eilte fort mit einem unwilligen Blicke auf das häßliche heulende Weib und einer stillen Betrachtung, wie sehr es bei Thränen darauf ankomme, wer sie weine; er kehrte um und reichte der Alten ein Almosen. Das scheue Mädchen in seiner kurzen Vereinsamung zu trösten hätte er Alles gegeben, das Weib weinte über den Hunger ihrer Kinder. Das ist die Gerechtigkeit der Gerechten unter den Menschen.

Er wurde sogleich bei seiner Tante vorgelassen und fand sie am Fenster in der Epheulaube sitzend, auf ihren Knieen lag ein Bild in goldenem Rahmen, das sie wehmüthig betrachtete. »Lieber Hermann,« sagte sie mit ihrer gütigen Stimme; »ich bin unfreundlich und hart gegen Dich gewesen. Verzeihe es meiner Sorge, dem Eindruck den Dein leidenschaftlich erregtes Wesen mir machte, nachdem Du kurz vorher gelobt, Dein Herz in ruhigen Gefühlen zu erhalten. Ich bin alt, und mein Haar ist grau, es mögen meine Gedanken klein und meine Anschauungen beschränkt seyn, ich weiß, daß Du auf mich herniedersiehst, vielleicht lächelst über meine pedantische Lehre. Das verzeihe ich Dir, denn ich vergaß es nicht, wie mich als junges munteres Mädchen die Bedenklichkeit meiner Mutter ermüdete, wenn ihre Hand auf die Spindel wies, während mein Auge in goldenen Fernen schweifte. Ich wollte nur, daß noch auf wenige Jahre eine Seele mir gehörte, denn ich fühle mich einsam; nur noch wenige Jahre sollte Deine Seele Dir und mir gehören, bis über meinem Sterben in nicht langer Zeit die Blüthen ihrer ersten Liebe emporwüchsen zu sorgenlosem Gedeihen in dem wohlgepflegten Boden, den ich

während meines Lebens ihnen bereitete. Du liebst seit gestern, ich bin nicht kurzsichtig genug um es zu verkennen; liebe! ich kann Dir's nicht wehren.«

»Nein,« sagte Hermann, »ich liebe nicht, aber ich fühle, daß es seyn wird. Sie selbst warfen den ersten Funken in meine Seele mit dem Buche das Sie mir jüngst gaben. Was die Phantasie sich erdachte, erschien mir bald in Wirklichkeit.«

Die weiche Stimmung der Tante wurde etwas geändert durch den Verdruß über ihre unfreiwillige Anstiftung und sie äußerte ihren Unwillen über den Verfasser des verhängnißvollen Buches in einer Weise, daß man sie für überzeugt halten konnte, Ovid habe sein berühmtes Buch lediglich geschrieben um sie zu ärgern.

Hermanns Blicke fielen auf das Bild welches die alte Dame in Händen hielt. Lebhaft griff er danach und sah es erstaunt an: »Wer ist das?« frug er. — »Es ist das Bild meiner einstigen Freundin. Warum siehst Du es so aufmerksam an? Du hast oft gelächelt, daß ich fast täglich von meiner, Du meintest sentimentalen Jugendfreundschaft sprach.«

Hermann antwortete nicht, aber als die Tante sich zufällig abwendete, drückte er das Bild an sich, als stelle es einen sehr lieben Menschen dar. Dann verabschiedete er sich und las zu Hause in der ars amandi, während seine Tante über den Antiquar scheltend mit den übrigen Büchern die remedia amoris in's Feuer warf.

Frau von Rothbruck war die ganze Zeit über in einer Lage gewesen, wie eine zärtliche Mutter unter solchen Umständen nur seyn kann. Noch spät am Abend hatte sie geholfen, die Gegend zu durchstreifen; auch ihr hatte der Mond über der alten Burg geglänzt, der Mühlbach in der Wiese gerauscht, und der Nachtrabe vom Sumpfe zugerufen, bis sie ermüdet kraftlos und zusammensinkend nicht mehr vermochte. Heute war sie schon früh in das Gasthaus geeilt wo sie am wahrscheinlichsten Nachrichten von Anna zu finden hoffte. In der großen Stube über den eichenen Tisch gebeugt fand sie ein verweintes Kind, schlummernd; in den Armen der Mutter erwachend drängte es sich gewaltsam an sie. —

Die fremden Ankömmlinge suchten ihren Wohnsitz sich häuslich einzurichten; die Koffer wurden ausgepackt, den einzelnen Gegenständen ihr Platz angewiesen wo sie so bekannt und doch ganz anders ausschauten als in dem fernen grünumrankten Hause. Frau von Kraft, die sich wieder besonders wohl befand, kam auch einmal freundnachbarlich heruntergestiegen, begrüßte die Damen und sah sie an, betrachtete ihre Effekten, und ging dann wieder herauf um dem Eheherrn zu erzählen, daß sie ihren Miethsleuten hätte helfen müssen, wie sehr sie hierdurch angegriffen sey, und schließlich Gott für den Einzigen zu erklären, der ahne was sie zu leiden habe.

Während Frau von Kraft ihre betrübten Tage auf dem Sopha zubrachte, Hermann aus Liebe zu seiner Tante, anstatt das schöne Mädchen wieder aufzusuchen, wenn auch unruhiger als ehemals, seinen Studien oblag, lebte Anna mit ihrer Mutter in tiefster Zurückgezogenheit eine stille Zeit, denn sie mußten, wie Frau von Rothbruck vorausgesagt, für's tägliche Brod sorgen. Sie sahen Niemanden, und Niemand sprach von ihnen; auch Frau von Kraft kümmerte sich wenig um sie; es war ihre Ansicht, daß sie geizig seyen, und nur für das Alltäglichste Sinn hätten. Anna's Mutter redete oft davon, eine kleine Reise zu der Pensionsanstalt, in der sie einen Theil ihrer Jugend verlebt, zu unternehmen, allein ihre wankende Gesundheit hinderte sie daran.

So ging der Sommer zu Ende, und bald sah Hermann, wenn er vom Fenster aus nach der geliebtesten Himmelsgegend hinschaute, die ferne Felswand und die Tannenwälder an ihrem Fuße mit dem ersten Schnee bedeckt. Seine nur zu leisem Schlummer zugedeckte Empfindung regte sich wieder stärker, als er den Schauplatz ihres Entstehens so verändert sah

Die wechselnden Lichter der Natur reflektiren sich wunderbar in einem und demselben Gefühle; auf andere Weise in's Herz scheinend erhellen sie dasselbe Bild mit neuem liebevollen Glanze, und ein beglückendes Empfinden, das uns in sommergrüner Einsamkeit erwuchs, trägt kein neuer Sommer zu jener Höhe empor die es erreicht, wenn in Eis und Schnee seine Geburtsstätte noch einsamer vor uns liegt.

Um die Weihnachtszeit lagen sich in Hermanns Herzen Ovid und die Tante ärger in den Haaren als je. Trotzdem schien der junge Mann ganz treulos, denn da die Fenster von Anna's Wohnung in einen abgeschlossenen Hof gingen und er deßhalb das Mädchen nicht zu sehen bekam, entschädigte er sich dadurch, daß er bei jedem Besuche der Tante das Bild ihrer Freundin, welches dieselbe als etwa sechzehnjähriges Mädchen darstellte, mit sehr bedenklichen Augen betrachtete. Ja es scheint nicht dabei geblieben zu seyn, indem die Tante die merkwürdige Beobachtung machte, daß die theure Freundin täglich an gesundem Aussehen abnahm; namentlich erbleichten ihre Lippen merklich und die Umrisse derselben wurden ganz unsicher.

Nach Weihnachten begann in dem kleinen Orte ein regerer Verkehr unter den Einwohnern. Diese geselligen Vergnügungen culminirten in einem Balle den zu geben Frau von Kraft ihrem Range und ihrer gesellschaftlichen Stellung schuldig zu seyn glaubte. Trotz der stillen Mißbilligung ihres Mannes that sie dies im laufenden Jahre um so lieber, als die Tochter des Ehepaares, eine hübsche schlanke Blondine, aus der Pension zurückgekehrt war. Glücklicherweise wußte der Hausarzt die Krankheit der Frau von Kraft mit großem Geschicke so zu leiten, daß gerade zu jener Zeit immer einige Besserung eintrat. Der erste dieser in den Annalen des Städtchens historischen Tage brach heran. Es zeigte sich eine eigenthümliche Bewegung in den sonst so stillen Straßen Dreilindens; bald hier bald dort sah man das erneute Weiß ätherischer Jungfrauenröcke in den Händen von Dienstmägden durch die Zeilen schweben, der Commerzienrath Birlemann ließ seine Kutsche waschen, und zwei patriotische Proletarierfiguren waren den ganzen Tag betrunken. Der dicke Wirth hatte sich früh erhoben, denn ihm lag die Besorgung der Tafel ob, er stand festgebannt am Heerd, und rührte ernsthaft bald in diesem bald in jenem Topfe herum, während der langbeinige Kellner in den entlegensten Winkeln den Sterblichen erschien, um als-

bald wieder blitzähnlich zu verschwinden. Bei der Gastgeberin herrschte noch regere Bewegung, die Dame litt entsetzlich, denn Herr von Kraft beging ein Versehen über das andere, während er im Stillen die ganze Gesellschaft in's Pfefferland oder zum Teufel oder an ähnliche erheiternde Orte wünschte, denn er war im Stillen ein ganz außergewöhnlich energischer Mann. Die Gäste kamen indeß je nach ihrem Range früher oder später an, und Jeder erhielt vom Hauswirth einen innigen Händedruck und die Versicherung, daß gerade auf sein Erscheinen besonders gehofft worden sey.

Hermann hatte diesmal wider Erwarten die Einladung angenommen und sogar besondere Sorgfalt auf seine Toilette verwendet, was er für gewöhnlich verschmähte. Frau von Kraft war stets die schweigende Gönnerin des schönen, klugen und dereinst reich-werdenden jungen Mannes gewesen; sie versäumte nicht, ihn ihrer Tochter, Fräulein Cäcilie, vorzustellen. Er sah sich gegenüber einem hübschen blonden Mädchen in einem dunkelfarbenen Kleide mit metallgesticktem Gürtel, denn sie fand daß dunkle Farben ihren zarten Teint und schlanken Wuchs am besten hoben. Frau von Kraft bemerkte mit geheimem Wohlgefallen, daß Hermann von Cäciliens Anblick betroffen war. In der That wußte er nicht sogleich ein Wort der Begrüßung zu finden, entschloß sich aber kurz und bat um einen Tanz; er wurde gewährt und Hermann tanzte mit dem schlanken Mädchen fast wild und halb geschlossenen Auges, als wolle er nicht sehen, wen er so enge umschlossen hielt; er täuschte sich gewaltsam, und dachte eine im Arme zu halten, die unter ihm bei trübem Lichte und ermüdender Arbeit auf die Athemzüge einer kranken Mutter horchte.

Hermann benahm sich so frei und lebhaft, daß die alten Damen sich höchlich wunderten, was dem stillen Gelehrten in den Kopf gefahren sey. Frau von Kraft war entzückt von seiner Liebenswürdigkeit, und ihr Entzücken stieg mit jedem Blicke den er auf Cäcilien warf, mit jedem Tanze, um den er sie bat. Auch Herr von Kraft fand im Stillen dasselbe. Schon war in dem Centrum der weiblichen Gesellschaft leise angedeutet worden: das gäbe ein schönes Paar, und Frau Commerzienrath Birlemann, dieselbe, die in der gewaschenen Kutsche gekommen war, hatte der Festgeberin lächelnd mit dem Finger gedroht, was offenbar nur als eine gedrängte psychologische Abhandlung über das Seelenleben Cäciliens und Hermanns angesehen werden konnte.

Ungeachtet es Hermann bemerken mußte daß er an diesem Abende zum ersten Male in seinem Leben als eine der gesellschaftlichen Größen Dreilindens anerkannt wurde, empfahl er sich doch vor Schluß des Balles unter dem Vorgeben noch wichtige Geschäfte zu haben. Frau von Kraft erbat sich die Ehre, seinen Besuch auch ungeladen wiederholt zu sehen, und sprach dann gegen eine alte Dame, ihre Nachbarin, den erläuternden Grundsatz aus, man müsse der Jugend Gelegenheit geben, durch den Verkehr mit gebildeten Familien sich selbst weiter zu bilden, worauf ihr die Nachbarin ganz recht gab und sagte, sie habe es stets ebenso gehalten.

Es war kurz vor Mitternacht als Hermann mit einem innigen Händedruck des Herrn von Kraft und der Versicherung daß gerade sein Erscheinen besonders angenehm gewesen sey, den Saal verließ. Die Kerzen auf den Gängen flackerten im Windzuge und die Treppe lag im Halbdunkel. Ob der junge Mann unter diesen Umständen fürchtete sich zu verletzen, oder ob der Wein Herrn von Krafts, das Feuer seines Besitzers theilend, auf Hermann wirkte; er brauchte jedenfalls unverhältnißmäßig viel Zeit um die Stufen hinabzugelangen. Zudem trafen ihn manche kleine Mißgeschicke, mehrmals fiel ihm der Hut hin, dann blieb er an einem Pfosten hängen, endlich fing er gar an zu stolpern, und diese Ereignisse summirten sich zu einem solchen Lärm, daß die Bewohner der unteren Etage sich veranlaßt sahen, seine Ursache näher zu erforschen. Eine Thüre, durch deren Glasfenster ein matter Lichtstrahl drang, öffnete sich, und Anna trat heraus. Sie hielt einen Leuchter empor und blieb in dieser Stellung unbeweglich und stumm. Ach wie schön war sie! Hermann hätte so gern ein Wort zu ihr gesagt, aber all sein Witz mit dem er die Gesellschaft entzückt, kam ihm hier nichtssagend vor, und er machte sich in wenigen Augenblicken all des soeben errungenen Ruhmes als gewandter Cavalier unwerth. Sie trennten sich mit schweigender Verbeugung, aber eines Jeden Bild redete noch viel zu dem Andern, und Anna's Kerze leuchtete Hermann über den nächtlichen langen Weg als sie schon längst erloschen vor dem Lager des träumenden Mädchens stand. „Ob sie wohl sehr arm ist?“ frug sich der Jüngling; „sie sah so gar schlicht aus; ach wäre sie arm, und ich könnte ihr helfen!“

„Ach, wären wir nicht so arm und traurig,“ seufzte Anna, „und ich könnte einmal froh geschmückt seyn, wie die Mädchen oben beim Klange der Musik.“

In der Nacht faßte Hermann, aufgeregt von Wein, Tanz und Begegnung, den Entschluß, in einem Briefe sein volles Herz der Tante auszuschütten. Und wenn er begonnen, warf er das Papier zur Seite und die Feder zur Erde. Was sollte die gute Frau sagen wenn er, dem Eindruck flüchtiger Begegnungen zu lieb, ihren sehnlichsten Wunsch versagend, die gefürchteten Bande sich umschlingen ließe. Allenthalben umgaben ihn die Beweise treuer Liebe, und als sein Blick auf die ars amandi fiel, schien es ihm so grausam aus der ahnungslosen Gabe seiner Wohlthäterin eine Saat der Betrübniß für sie zu erziehen, daß er in den qualvollsten Zustand gerieth, gehalten von der Gestalt der bittenden Einsamen, gelockt von dem dunklen Blicke eines unwiderstehlichen Kindes.

Für die Tante brach indeß eine ruhigere Zeit heran. Sie hatte von Hermanns Benehmen auf dem Frau von Kraft'schen Balle gehört, und daraus geschlossen, daß er wenigstens von einer unüberwindlichen einseitigen Neigung noch frei sey. Außerdem waren ihr in einer Nacht die Geschichten mehrerer jungen Männer eingefallen, die ohne große Gefahr für sich und Vernachlässigung ihrer Angehörigen früh geliebt hatten.

In den weiblichen Gemüthern des Städtchens befestigte sich allmälig immer mehr der Glaube an die Verlobung Hermanns mit dem Fräulein Cäcilie. Man sah ihn mehrmals allwöchentlich ihr Haus betreten, etwas scheuen Schrittes, und

nie vor der Liebenden so gewogenen Dämmerung. Er brauchte immer längere Zeit, bis er die Treppen erstiegen, Dank dem Lichtscheine der allabendlich aus einer Fensterthüre des Hausflures drang. Selten nur hörte er etwas Anderes dort unten als das Summen eines Spinnrades. Nach kurzem Lauschen mußte er hinauf zu Frau von Kraft, die ihn stets mit niedergeschlagenen Augen ihrer gehorsamen Tochter empfing. Es ging im Ganzen recht angenehm dort her; zuweilen wurde die Hausfrau von plötzlichem Unwohlsein befallen, und mußte sich in ihre Gemächer zurückziehen, die beiden jungen Leute allein lassend, zu denen sie glücklicher Weise in Beziehung auf Zartgefühl ein unbeschränktes Vertrauen hegte. Zu seinem Erstaunen nahm Hermann wahr, wie während dieses kurzen Alleinseyns Cäciliens Gesichtsausdruck sich veränderte. Ihre Züge überflog es wie Wehmuth, ihre Brust hob sich, und die allerunschuldigsten Gegenstände schienen sie tief zu rühren. Hermann hatte in seiner gegenwärtigen Situation viel Verständniß für solche Erscheinungen, und beschloß mit Aufopferung des Lichtscheines aus der Glasthüre das Haus zu meiden. Es war aber schwerer als er dachte. Man hatte ihm Freundlichkeit erwiesen, sie war gern von ihm angenommen worden; nun sollte er entweder rücksichtslos seine Besuche einstellen, oder eines liebenswürdigen Mädchens erwachende Neigung rühren, ohne sie erwidern zu können und zu wollen. Von Cäcilien, Anna und der Tante gleichzeitig in seiner Seele bedrängt, wollte er fort, um in anderen Umgebungen seine durcheinanderwogenden Gefühle in ruhige Klarheit zu bringen. Er sprach seiner Tante den sehnlichen Wunsch aus, und sie entließ ihn auf einige Zeit zum Besuche bei einem Freunde, einem jungen und reichen Gutsbesitzer. Um Frühlingsanfang sah er noch einmal Anna beim Spinnrade, nahm Abschied von Frau von Kraft und schied mit den dankbarsten Empfindungen von seiner Tante. Sein Eintreten in neue Verhältnisse, der Anblick unbekannter Gegenden drängte die einseitigen Bilder in seiner Seele zurück, er kam sich schon unterwegs wie neugeboren vor; nur wenn Tannenwaldungen um Striche jungen Grases dunkelten, winkten ihn reizende Gestalten zurück.

Der Freund war ein lustiger Mann, sehr gesund, wohlbeleibt und ohne Sorgen, lebte dem Augenblicke, und fühlte weder in Freude noch Schmerz so überwältigend, daß sein munteres Behagen allzu lange dadurch gelitten hätte. Diese Art und Weise des jungen Mannes übte auf Hermann einen angenehm entlastenden Einfluß; er genoß mit, was es zu genießen gab, ritt und schoß, fischte und stieg in's Gebirge, aber müde zurückgekehrt hörte er in Schlummer sinkend ein Spinnrad summen, und alles Reizende und Beglückende das ihm der entschwundene Tag gezeigt, wechselte in Träumen unaufhörlich Farbe und Form um endlich zu ruhen in der Vollendung von Anna's Bilde.

Eines Morgens früh wurde Hermann von seinem Freunde geweckt, sie wollten den Neubau auf einem etwas entfernten Vorwerk in Augenschein nehmen, ein rascher Ritt trug sie dorthin. Das Vorwerk lag auf einer Anhöhe, die eine weite Aussicht in's Feld gestattete, nicht weit davon erhob sich in der Ebene ein großes freundliches Gebäude. Man aß an trefflich besetzter Tafel zu Mittag, trank den besten Wein, genoß die Bergluft die mit duftender Kühle durch die Bogenfenster drang, und war in hohem Grade vergnügt. Hermann freute sich in die Seele seines munteren Wirthes. Wie vom Felde der ferne Ruf seiner Arbeiter, das Geläut seiner Heerden erklang, wie seine Tauben in Schwärmen den Himmel durchzogen und der Bach mit Wellensturz das Zermahlen seines Kornes verkündete, während des Rades zukünftige Arbeit schon wieder in Saatfeldern über das Land wallte, wie der stattliche Besitzer selbst auf leichtem Feldstuhle sitzend den Champagnerkelch erhoben in der Sonne blitzen ließ, ein Bild der Kraft und Zuversicht, da fühlte Hermann mit aller Macht die Poesie des Besitzes, er reichte seinem Freunde die Hand und pries ihn glücklich.

„Ja wohl bin ich glücklich,“ sagte der Gutsbesitzer; „es fehlt mir nichts als eine Frau.“

„Die kannst Du ja leicht haben,“ bemerkte Hermann.

„So?“ meinte der Freund. „Nur Eine sollte in diesen Räumen herrschen, und die ist fort.“

Dem biederen Cavalier stieg bei diesen Worten noch mehr Blut in die vollen Wangen als sie ohnehin schon führten, und zeigte, wie er trotz seines etwas wüsten Wesens nicht ohne Ueberwindung ein wärmeres Gefühl seines landwirthschaftlichen Herzens vertraute.

„Wo ist sie denn?“ frug Hermann.

„Ei zum Henker, weiß ich's?“ stieß der Gutsherr hervor, „fort ist sie! Sieh dort im Grunde das große Gebäude, darin wohnt eine alte Person, die seit ein paar Jahren eine Anstalt zur Erziehung für junge Mädchen hält. Vor seinen Fenstern her führt der Weg zu meiner Ziegelhütte, den ich tagtäglich reite. Jeden Tag um drei Uhr führt die Alte ihre Schützlinge in der Allee spazieren, und eine von diesen hat mir den Kopf so verdreht, daß ich des Teufels werden möchte. Aber ihr nahe zu kommen war ganz unmöglich, denn das alte Fräulein wendet den Hals nach Männern wie die Henne nach dem Habicht, und wenn sie einen von Weitem sieht, fängt sie an zu glucksen, und die lieben Kinder müssen in's Haus. Die am schnellsten läuft gilt für die Zartfühlendste, und die Zartfühlendste ist natürlich die Beste. So lernt man die Tugend. Diese Erzieherinnen scheuern ihren armen Zöglingen die Seele rein, wie meine Köchin die kupfernen Kessel; Alles mit demselben Putzpulver. Dummes Zeug! wenn sie einen Monat aus der Pension fort sind, hat jede doch ihr eigenes Zartgefühl, und vor mancher“ — —

„Raisonnire nicht!“ unterbrach Hermann; „von der Erziehung verstehst Du, glaub' ich, nicht viel; komme lieber auf Deine Verschwundene zurück.“

„Ja, die Verschwundene! O die Vortreffliche! Was ein Verdienst allein aus solch einer Anstalt zu verschwinden! Schon deßhalb muß ich sie lieben!“

„War sie denn schön?“

„Und ob? Ich würde sagen wie ein Engel, aber das kann ein Jeder sagen und thut es auch nach Zeit und Umständen; sogar mein alter Verwalter versicherte es mich von seiner

Vogelscheuche so feierlich, als müsse er es demnächst vor Gericht beschwören."

„Laß Deinen alten Verwalter und erzähle von dem Mädchen. Wie sah sie aus?"

„Sie war," sagte der Gutsbesitzer, indem er jedes Lob und jede Steigerung eines solchen mit einem Zuge aus dem Champagnerglase besiegelte, „sie war schlank — sehr schlank, blaue Augen — herrliche blaue Augen, blonde Haare — wunderschöne blonde Haare, freie hohe Stirn — ein ganz kleines braunes Fleckchen machte sie nur noch reizender. Sie trug sich fast immer schwarz gekleidet mit einem Gürtel der mit Silber oder so etwas durchwebt war, wie sie jetzt modern sind."

„Hast Du denn eine so ernstliche Neigung zu dem Mädchen, daß wirklich Dein Glück dadurch gestört wird?"

„Aufrichtig gestanden ist sie die Einzige, die je mein Herz in wirklich schmerzhaft brennende Flammen gesetzt hat, und wenn ich sie nicht bald kühlen kann, dann sattle ich mein Lieblingspferd und reite in die Welt um den Schatz zu suchen. Seine Persönlichkeit ist mir zwar fremd, aber ich halte spottwenig von dem vorsichtigen jahrelangen Kennenlernen; fast alle meine Freunde die es thaten mußten nachher eingestehen daß sie falsch erkannt hatten. Man kann eine Eichel stundenlang unter die Nase halten und erfährt doch nicht ob ein elender Krüppel oder ein stolzes Wahrzeichen der Gegend daraus emporwachsen wird; erst wenn die Frucht gesäet und das Mädchen geheirathet ist weiß man, was Einer daran hat. Ich sage das, um Dir eine langweilige Vorlesung zu ersparen die Dir sicher auf der Zunge schwebt, denn Du hast viel gelernt, und wer viel gelernt hat, weiß auch viel Langweiliges, und wer viel Langweiliges weiß, meint gewöhnlich, es sey für andere Leute besonders interessant und nützlich, und das ist erst recht langweilig."

„Du bist eigentlich ziemlich grob," sagte Hermann lächelnd.

„Ja, grob bin ich etwas," erwiderte der Gutsherr mit Stolz, „aber ein braver Kerl, hoff' ich," und dabei reichte er seinem Freunde die Hand, und drückte sie treuherzig mit solcher Gewalt als wolle er für Hermann ein ganz neues Werkzeug zu noch unbekannten nützlichen Zwecken daraus machen.

„Ich verstehe Dich viel zu gut, um Dir die kleinste Vorlesung über diese Liebe zu halten," betheuerte Hermann; „aber sprich, weißt Du denn nicht einmal den Namen Deiner Angebeteten?"

„Sie wurde von den übrigen Mädchen Cäcilie gerufen, — das wäre wenigstens ihr Vorname."

„Sattle, Walter! sattle!" rief Hermann sehr froh; „ich weiß den Zunamen, ich weiß ihren Wohnort, ich kenne ihre Mutter, sie ist bei ihr, ich kann Dich bei ihr einführen!"

„Prächtiger Junge! Welcher gute Geist hat Dich zu mir geführt? Du weißt doch mehr als was in Deinen alten Büchern steht, und das freut mich. Wo wohnt mein Mädchen?"

„In meinem Heimathsorte."

„So reisen wir morgen zusammen nach Dreilinden, und wenn wir die Sache eingeleitet, kehren wir hierher zurück und Du bleibst noch lange bei mir. Wie ist die Alte?"

„Eine nervöse Dame."

„Ich will schon hinter ihre Nerven rücken. Und Er?"

„Ein gehorsamer Mann."

„Heißt?"

„Von Kraft."

„Passender Name! Morgen geht's fort!"

Hermann war einverstanden und wünschte seinem Freunde das beste Gelingen für ihn wie für sich.

Die Freunde legten den Weg zum Wohnhause des Gutsherren wieder zurück, Walter in toller Ausgelassenheit sein Pferd über Zäune und Gräben sprengend, Hermann mit stetem Druck im Herzen ruhiger folgend und den zuversichtlichen Wirth leise beneidend. In seiner Stube fand er einen Brief von der Tante und ein Paket. Sie schrieb ihm: In der Deinem jetzigen Aufenthaltsorte benachbarten Residenz wohnt ein bekannter Maler; ich wünschte daß Du ihm das hierbei geschickte Bild meiner Freundin zukommen ließest; ich möchte es nur einem anerkannten Künstler zur Auffrischung anvertrauen. Die Wand an der es hing, scheint feucht gewesen zu seyn, denn das liebe Gesicht ist um den Mund ganz bleich und matt geworden.

Hastig riß Hermann die sorgfältige Verpackung des Gemäldes auseinander und bebte, als nach gefallener letzter Hülle ihn die bekannten verblichenen Züge ansahen. Er schaute auf sie so lange, so inbrünstig, daß die gute Tante sich sicher seiner erbarmt hätte wenn sie Zeuge gewesen wäre; er konnte sich kaum losreißen und auf seiner Stirne standen deutlich die Schmerzen geschrieben die seine junge Seele im Kampfe mit ihrer ersten Liebe erduldete. Darin, daß die mütterliche Wohlthäterin während ihrer Sorgen um seinen Frieden unwissentlich so Vieles that, sein Verlangen zu steigern, fühlte er in sich selbst die immer schwerere Verpflichtung den Zufall nicht zu mißbrauchen; er kämpfte um so entschlossener als die ihn einzig Liebende seinem Herzen selbst das Bild eingrub, das sie so sehnlich daraus zu verbannen trachtete. Er las den Brief zu Ende: „Meine Jugendfreundin, Du und mein Grab sind für mich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Gehöre Du noch mir!" So lauteten seine letzten Worte.

Hermann wickelte das Bild ruhig wieder ein, setzte die Adresse des Malers darauf und drängte die Geliebte mit Gewalt tief, tief in's Herz zurück, in den Dämmer verschollener Erinnerungen, voll der traurigen Hoffnung sie in ihrem Dunkel nimmer wieder zu finden. Neben der seinen war die Kammer seines Wirthes. Er hörte den jungen Mann sporenklirrend auf und nieder schreiten, und seine Reitpeitsche munter durch die Luft pfeifen. Der Hengst wieherte im Stalle, als ahne er einen glücklichen Ritt unter seinem glücklichen Herrn. Bis tief in die Nacht redete Walter zu dem Freunde von den Herrlichkeiten seiner eilenden Liebe.

* * *

Anna dachte nicht so viel an Hermann, als er an sie, aber doch verging kein Tag, der sie nicht an ihn erinnert hätte. War doch die freundliche Begegnung des schönen Jünglings das einzige Ereigniß, das sich seit fast Jahresfrist aus ihrem

einförmigen Leben hervorhob. Alltäglich, wenn der alte Küster über den Hof ging, um die Abendglocke zu läuten, setzte sie ihren Sommerhut, der das zarte Gesicht auch gegen die Schneeflocken des Winters geschützt, auf das blonde Haar, ging den einzigen Spaziergang, den sie kannte, die Klippen hinauf zu dem Hügel und blickte in das Thal hinab wie an jenem Abende wo Hermann neben ihr stand, um sobald sie sich durch die frische Luft genugsam erquickt fühlte zurückzueilen zu der leidenden Mutter, heimkehrend als eine fast ebenso Fremde wie damals, aber unwillkürlich gegrüßt von den Landleuten die allabendlich dem schönen ernsten Mädchen begegneten.

Frau von Rothbruck war schwer erkrankt. An ihrem schwachen Körper nagte die Sorge. Der letzte Sprößling eines vornehmen Hauses, trug sie viel Stolz in der Brust; Vieles hatte sie in ihrem Leben unter Lächeln gewährt, Weniges mit Widerstreben erbeten. Ihre Umgebung wurde immer leerer, ganz langsam und ganz sicher, eine finstere Uhr die ohne Glockenschlag mit gewaltigem Eisenzeiger den Lauf der Monde verkündet. In Fieberwallungen der Nacht rechnete die Kranke und rechnete; immer dasselbe Exempel am Pulsschlage ihres Mutterherzens: wie lange es dauern werde bis in den kahlen Räumen nichts mehr sey als ihr Kind, am hellen Tage unter brennenden Wachskerzen einen Kranz von grünen Tannen flechtend. Und wenn sie der Lösung nahe war sammelte sie erwachend ihre schwache Kraft laut den Namen der Tochter rufend. Anna kam leise heran, und die Mutter befahl ihr in die trübe Nachtlampe sehend, sie solle die vielen Wachslichtr löschen, denn sie thäten ihr weh und es sey noch zu frühe. Dann zog sie das blühende Kind an ihre Brust, als wolle sie es im Voraus wärmen, wenn es im Winter kalt würde, und frug, ob es friere. „Es ist ja erst Frühling," sagte Anna; „die Weiden am Bache glänzen roth, bunte Fliegen schwirren in der Haide, und der Kuckuck ist zurückgekommen; ich frug ihn gestern wie lange wir noch lebten, und er rief vielmals." Und sie drückte leise der Leidenden Hand und streichelte ihre Stirn, unter der Versicherung daß sie nicht müde sey, eine schwache Blutspur ihres vom Einschnitt des Fadens verwundeten Fingers zurücklassend — bis die Mutter wieder schlief und rechnete.

Bei Frau von Kraft sah es viel heiterer aus; zwar litt der Hausherr an den Nerven seiner Frau als gehörten sie ihm selbst, aber er war stark und weise genug seine Leiden im Stillen zu tragen; wobei er sich auch am wohlsten befand. Die schöne Cäcilie hatte den leichten sentimentalen Anflug gar bald nach Hermanns Abreise verloren und zeigte sich munter wie ehedem, was Frau von Kraft ohne große Befriedigung wahrnahm, denn ihr in manchen Punkten stark mit Ueberlegung gemischtes Gefühl war gründlicher und anhaltender. Cäcilie redete oft von ihrem Aufenthalt in der Pension, und äußerte den Wunsch, einmal einen Besuch bei ihrer Erzieherin abzustatten, die Anstalt sey wunderschön gelegen in einer Gegend lebhaftesten ländlichen Verkehrs der gar viele Reize für sie habe. In der That zeigte sie ein reges Interesse für landwirthschaftliche Dinge, bekümmerte sich um Hühner, Lämmer, Kühe und namentlich Pferde, welch' letztere sie stets nach dem Maßstabe eines herrlichen Schimmels beurtheilte, der fast jeden Tag bei der Pension vorübergetrabt sey, ob mit oder ohne Reiter schien sie nicht bemerkt zu haben, oder für zu unerheblich zu halten um darüber zu reden. Eines Morgens stand sie am Fenster als man in den Straßen den Hufschlag eines eilenden Rosses vernahm. Sie bog ihren Kopf heraus, wich aber alsbald mit den Worten: „Ach! der Schimmel!" zurück, und erröthete sichtlich, so daß Herr von Kraft es seiner väterlichen Autorität angemessen fand, zu fragen was ihr fehle. Aber während sie nach einer Antwort suchte, trat schon der Reiter in Hermanns Begleitung herein, zwei neue Ursachen des Erröthens für Cäcilie die ihre Wirkung nicht verfehlten, und das Mädchen noch schöner erscheinen ließen als es ohnedies schon war. Waltern stand das cäsarische: „veni, vidi, vici" vor der Stirn geschrieben. Er war wahrlich ein gewinnender Mann, sein Benehmen frei, seine Rede zuversichtlich, sein Blick voll gutmüthiger Kraft, und wie ritterlich klangen die silbernen Sporen auf dem Parquetboden! Als gastfreier Gutsherr war er gewohnt schnell mit Menschen bekannt zu werden; wenige Minuten nach seiner Vorstellung hatte er es schon vermocht, das blasse aristokratische Fernhalten der Frau von Kraft die mit starrer Vornehmheit hereingerauscht war, in eine säuselnde Gnade zu wandeln. Herr von Kraft warf im Stillen einen Blick in das Auge seiner Gemahlin, schritt dann auf Walter zu, und ertheilte ihm unter einem innigem Händedruck die Versicherung, daß gerade sein Erscheinen besonders angenehm sey. Hermann hielt sich im Hintergrunde von wo er mit größter Befriedigung wahrnahm, wie wenig Cäcilie durch seine Entfernung gelitten zu haben schien, und er fing an zu glauben, daß nur die Wirkung des mütterlichen Willens in Cäciliens Herz den bei ihr vorausgesetzten Empfindungen ein Scheinleben gegeben habe. Dieser erste Besuch endete in solcher Weise zu allgemeinem Wohlgefallen, und lud zu neuen ein.

Frau von Kraft bedurfte nicht langer Zeit um drei bedeutungsvolle Blicke in die Verhältnisse Walters zu thun, nämlich einen in sein Herz, einen in seinen Geldbeutel, und einen in seinen Stammbaum. Alle drei fielen befriedigend aus, und die Dame versank in grübelnde Betrachtungen; ihr Gemüth glich einer Wage in deren Schalen der ernste Hermann und der lustige Walter abwechselnd auf und nieder stiegen. Cäcilie brachte sie endlich zum Stehen, denn sie zeigte jetzt unverkennbar, daß sie schon in der Pension den Reiter nicht weniger als seinen schönen Schimmel bemerkt habe. Man fürchtete nur eine Auseinandersetzung mit Hermann von dem man noch immer eine Neigung zu Cäcilien voraussetzte. Es verstand sich von selbst, daß nur ein Mann wie Herr von Kraft die schwierige Aufgabe erfüllen konnte, zugleich in feiner Weise und doch mit ruhiger Bestimmtheit Hermann den veränderten Stand der Dinge zu verkünden. In der Voraussicht dieses Auftrages litt er schon eine Woche lang an einer sehr unangenehmen Schlaflosigkeit und erwähnte oft gegen seine Bekannten der ungeheueren Lasten die auf seinen Schultern

ruhten, obgleich keiner von ihnen sich entsann, jemals von Geschäften des Herrn von Kraft gehört zu haben. Hermann war aber gewandt genug, den unglücklichen Helden vor jeder Schlacht zu behüten, er ließ seinem Freund in solcher Weise den Vortritt, und hielt sich selbst so sehr zurück, daß ihn Cäciliens Eltern noch weit liebenswürdiger fanden, als an jenem Ballabend wo er zum ersten Mal ihre Tochter gesehen. Dagegen konnte er mit schmerzlicher Muße betrachten wie unter seinen Augen zwei junge und glückliche Seelen einander inniger und inniger entgegenwuchsen. Er arbeitete tüchtig an seinem eigenen Gefühl und focht wie ein Held mit schweinsledernen Bänden gegen das Verlangen seines leidenden Herzens. Wohl bestieg er noch oft die Stufen des von Kraft'schen Hauses, er stieg sie hinauf und herunter, aber wandte sich ab wenn am Abende das Licht von früher durch die Fensterthüre drang, und trat laut auf die steinerne Flur um nichts zu hören.

Als die Bewohner Dreilindens müde waren über die Verlobung Walters und Cäciliens sich zu unterhalten, fand es ein Familienrath an der Zeit, dieselbe nunmehr bekannt zu machen und zu feiern. Auch Hermann war zur Feier geladen. Als er das Haus zu betreten im Begriffe stand kam der Postbote hinter ihm her, und reichte ihm ein sorgfältig verwahrtes Paket, — es sey besonders empfohlen worden, sagte er dabei. Hermann erkannte an der Adresse die Hand des Malers, und wußte, daß es das Bild der Freundin seiner Tante war. Er steckte es zu sich, und stieg die Treppe hinauf in den erleuchteten Saal. Es ging außerordentlich lustig dort her. Aller Gesicht glänzte, das der Frau von Kraft von mütterlicher Befriedigung, das ihres Mannes von Stolz weil sein eiserner Wille es gegen die unerhörtesten Widerstände durchgesetzt hatte, daß die Austern vor und nicht nach der Suppe gegeben werden sollten, Cäciliens Antlitz leuchtete von reinem Glück, das des Gutsherrn von allem Möglichen und selbst Hermanns sinnendes Auge glänzte in einer Weise, daß seine Nachbarin neckend sagte, der Meerrettig sey ihm zu scharf gewesen.

Auch Anna hatte ihr Theil an der Feier, sie konnte hören wie oben die Gläser zu fröhlichen Wünschen aneinanderklangen, und dann erschallten die Trompeten und wirbelten die Pauken. Im Freien gab es ebenfalls Musik, ein Gewitter war herbeigezogen, es donnerte und der Regen strömte. Die lustige Gesellschaft merkte aber nichts davon und jubelte fort. Alles dessen hätte das Mädchen sich gewiß erfreut, wenn nur die Mutter nicht immer kränker geworden wäre, ihr Athem ging sehr schwer, und oft konnte ihn das Kind gar nicht hören. Eine namenlose Angst ergriff die Verlassene, sie eilte auf den Flur, und bat einen unbeschäftigten Diener, schnell den Doktor zu rufen.

„Was klirrt's im Orchester so wunderbar?“ sagte Cäcilie, aber sie konnte nicht ausreden, denn ein blauer Schein leuchtete im Saale, die hohen Fenster zerbrachen und zersplissen, der Kronleuchter stürzte zertrümmert von der Decke, und unter Donnerschlägen sprang eine Regenfluth in den Saal. Cäcilie fällt in die Arme ihres Verlobten, ihre Mutter in die eines Sessels, Herr von Kraft, wie immer energisch, auf den Fußboden, wo er sitzend und zitternd sagt, es sey ein sehr starkes Gewitter. Andere springen auf, eilen hierhin und dorthin, die Treppen hinauf, ob die Flamme aus dem Dache breche. Hermann ist schon die Treppe hinab, er steht vor der Fensterthüre. Sie öffnet sich, der Doktor tritt heraus. „Wie ist's,“ frägt Hermann athemlos. — „Morgen wird sie sterben; — das war übrigens ein tüchtiger Donnerschlag!“ — „Sterben?! ach Anna!“ denn nur an sie dachte er; „einmal noch will ich Dich sehen, einmal trotz Allem.“ Er dringt in die Stube, gefaßt auf Noth und Verzweiflung. Und was findet er? Ein ruhiges ernstes Mädchen sieht ihn groß und verwundert an, sein Begehren erwartend.

„Was fehlt Ihnen?“ frägt Hermann mit bebenden Lippen.

„Mir fehlt nichts. — Hat der Blitz oben im Hause Unheil angerichtet? Suchen Sie nach Hülfe?“

Hermann stand wie angewurzelt, sein Auge flog von Anna durch das Zimmer und zu ihr zurück, er wußte nicht was er sagen sollte, womit sein Eindringen entschuldigen.

Ein mühsamer Athemzug war aus dem Nebenzimmer hörbar, Anna blickt ängstlich dorthin.

„Der Arzt sagte mir, Sie seien krank — krank zum Tode — ich mußte zu Ihnen — nur einmal noch — Alles lief durch einander, ich wußte kaum was ich that — Verzeihung; aber ich kann ja den Abend im Walde nicht vergessen.“

„Krank zum Tode!“ flüsterte Anna, ihre Lippen preßten sich leicht zusammen, ihre Hände schlossen sich fest, aber sie stand thränenlos. — Vor der furchtbaren Gewißheit brach ihre Scheu. „Dann will ich Sie um etwas bitten,“ fuhr sie fort, und ihr nun so trauriges demüthiges Gesicht verfinsterte ein aufzuckender Rest angestammten Stolzes. „Wir sind in großer Noth, wir haben gar nichts mehr, Alles fort! meine Mutter leidet Mangel und ist krank, man sagt mir jetzt — zum Tode. Ich habe noch Eins, ich hole es, schaffen Sie mir Geld dafür!“

Sie wandte sich rasch ab, schloß einen Schrein auf und hielt Hermann ein kleines Gemälde hin in einem kostbaren reich goldenen Rahmen. „Geld sollen Sie mir dafür schaffen, Geld für das Bild! O wehe!“

Hermann sah es an, es war ein Portrait seiner Tante aus jungen Jahren, ihr Name stand in seinen Zügen eingravirt.

Er zog schweigend das Bild hervor, das ihm der Maler zurückgeschickt, streifte die Hüllen ab und hielt es empor.

Sie schaute ein paar Sekunden lang starr darauf, faßte es dann mit Ungestüm, und hielt es als ein nie zu Lassendes. „Meine Mutter!... ach wie schön sie aussieht wie lebensfroh! ja sie ist es, ich kenne sie an den Augen und an der Stirn, an ihrem Munde, und an der goldenen Taube die vor ihrer Brust hängt — ach wie lebensfroh!“ — Todesweh drang ein Athemzug aus der Kammer. — Jetzt wich die mühsame Fassung, Anna sank auf ihre Knie und viele Thränen fielen von dem schönen Antlitz auf sein mütterliches Ebenbild. — —

Hermann wandte sich leise zur Thüre und ging.

Bei Tagesanbruch war sein Erstes, Silber und Geld, was er nur hatte, zusammenzusuchen. Die ars amandi lag

ihm zunächst, er riß in der Eile das weiße Blatt am Ende heraus und wickelte die Münzen hinein. Aber sie erschienen ihm gar zu ärmlich, er ging zu seiner Tante, sie sollte ihm mehr geben. Die Tante schrieb gerade einen Brief, und schien etwas verstimmt; Hermann sagte ihr einfach, er brauche Geld, und sogleich stellte sich die gewöhnliche Freundlichkeit der Guten ein; sie reichte ihm einen Schlüssel, er möge sich im Nebenzimmer holen, was er bedürfe. Hermann entfernte sich in großer Eile während die Tante weiter schrieb. Als sie den Brief versiegeln wollte, fehlte es an einem Papier um das Licht anzuzünden. Sie sah umher, fand das Blatt mit den Münzen die Hermann auf dem Tische hatte liegen lassen, riß ein Stück davon ab, und als ihr Pflegesohn wieder eintrat, bat sie ihn, den geschlossenen Brief zur Besorgung mitzunehmen. Er eilte zu Anna und reichte erglühend der Erglühenden die Münzen. Ihre Hand zitterte, das Gold rollte klingend über den Fußboden, und sie hielt das leere Papier.

„Da steht meines Vaters Name," sagte sie mit unterdrückter Stimme auf wenige blasse Zeilen deutend, mit denen es beschrieben war. Es war eine Schuldverschreibung über bedeutende Summen, aber die eine Hälfte mit der Unterschrift abgerissen. Anna zerriß am offenen Fenster stehend auch den Rest in lauter kleine Stücke, und sah ihnen ruhig nach, wie sie vom Morgenwinde getragen über die sonnigen Dächer und in die Gebüsche des Gartens flogen. Die Mutter dürfe das Papier nicht sehen, sagte sie dabei, es würde ihr vielen Kummer machen, und sie erklärte auch dem Jünglinge, warum.

Hermann war außer sich; er stürzte zurück zu seiner Tante und frug mit Heftigkeit, wer jenes Blatt zerrissen habe.

„Das habe ich gethan," sagte die Tante, „was hast Du damit?"

Hermann machte sie mit dem Zusammenhange bekannt, und stellte ihr die Verpflichtung vor, für das angerichtete Unheil Ersatz zu leisten.

„Wie kann ich das?" entgegnete die Erschrockene; „es ist eine unverantwortliche Nachlässigkeit, solch wichtige Dinge auf das erste beste Blatt, wie es zur Hand liegt, zu schreiben, und die ganze Sache hätte in solcher Weise offenbar aller rechtsgültigen Kraft entbehrt." — „Das mag seyn," erwiderte Hermann, „aber deren hätte es bei den betreffenden Personen wohl kaum bedurft, das Daseyn jener Schrift hätte den Erben sicher genügt, man kennt den Obersten, man kennt seinen Freund, und weiß von beiden, daß sie ihren Stolz darin fanden, mit Umgehung aller Formen auf Wort und Treue zu bauen."

„Ich kann unmöglich für diese edle Verkehrtheit büßen, doch will ich überlegen, was zu thun ist."

Hermann entgegnete nichts, eine flüchtige Röthe überzog sein Gesicht, dann sagte er in fast gleichgültigem Tone:

„Der Maler hat auch das Bild wieder geschickt."

„So?" frug die Tante lebhaft; „wo ist es? Du hast es doch hoffentlich sogleich mitgebracht?"

„Hier ist es."

„Wenn es nur gut gerathen ist!"

Hermann zeigte das Bild, das ihm Anna gegeben.

„Gerechter Gott im Himmel! Wo hast Du das her? Wer gab es Dir? Wo hast Du es gefunden?"

Die Tante faltete die Hände und hörte lange Zeit auf keine Antwort. —

Die gute Dame ging selten aus, und wenn sie es that bedurfte es einer Menge Vorbereitungen. Sie hatte so viele Zimmer zu verschließen, und in jedem Zimmer so viele Schränkchen, und in jedem Schränkchen so viele Kästchen, und wenn das geschehen, mußte erst nachgesehen werden, ob sie nun auch wirklich verschlossen seyen, dann wurde Toilette gemacht, dann das Fenster eingehängt, damit nicht etwa ein mit äußerster Plötzlichkeit entstehendes Unwetter die Zimmer überschwemme, und endlich nicht ohne die quälende Besorgniß, daß irgendwo noch etwas Verschließbares vergessen sey, das Haus auf wenige Stunden verlassen.

Wer diese Eigenthümlichkeiten der Tante kannte, und das thaten fast alle Einwohner des Ortes, mußte daher höchst erstaunt seyn als dieselbe plötzlich, und ohne daß man vorher etwas Ungewöhnliches bei ihr bemerkt, in der Morgenstunde alle ihre Thüren und Schränke dem ewigen Gange des Geschicks überließ, und mit fliegendem Gewande, saffianenen Pantoffeln und das früh ergraute Haar unbedeckt der frohlockenden Straßenjugend zeigend, vor das Haus der Frau von Kraft stürzte. Hier lieferte sie zunächst durch die Art und Weise wie sie den Glockenzug behandelte, den sicheren Beweis, daß sie von den Nerven der Hausherrin auch nicht die mindeste Vorstellung besaß, worauf Anna, wegen des Lärms um ihre Mutter besorgt, die Thüre öffnete. Das Mädchen war ganz erstarrt als eine alte Dame in ungewöhnlichem Aufzuge sie durchdringend ansah, plötzlich umarmte, in zärtlichster Weise küßte und liebkoste, und dazwischen unaufhörlich frug, wie sie eigentlich heiße.

Die kranke Mutter rief laut nach Anna. Beide eilten zu ihr hin. Sie lag geschlossenen Auges und redete irre im Fieber: „Eile doch mein Kind! eile ... bist Du schon müde? ... Das Wasser fließt schnell durch's Thal, fasse die schöne Blüthe ... sie schwimmt schnell ... immer schneller ... Helft mir! Nehmt mir die Last von der Brust! Was soll ich damit? ... Laß die Kerzen nur brennen ... sie thun mir nicht mehr wehe ... denn es ist nun Zeit ... Jetzt kannst Du die Blüthe fassen! Hast Du sie?"

„Ich will ausgehen, und die Blumen holen, Mutter," sagte Anna; „Zittergras und Waldhyacinthen, und Schilfblüthen vom Weiher."

„Nein! nein! nur diese eine will ich ... schnell! schnell! das Thal wird enge, o wehe! immer enger ... die Felsen rollen in Trümmern herab ... auf meine Brust! Helfe, mein gutes, mein armes Kind ... Du sollst keine Noth leiden ... im Walde wachsen rothe Beeren! ... trinke aus der Quelle! ... Jetzt kannst Du sie wieder fassen ... wie schnell sie schwimmt, immer schneller ... schnell wie die Zeit! — — Es ist keine Blüthe mehr ... es ist meine Freundin ... Du bist's! ... ich bin's selbst! ... es geht mir zu schnell!

Eile ehe sie in's Meer fließt . . . dann ist's zu spät. Sey ganz zufrieden, Anna, ich habe Dir ein schönes Schloß bauen lassen, da wollen wir ohne Noth wohnen . . . aus seinen Fenstern sieht man die ganze Welt, Springbrunnen sind im Garten, ihr Wasser springt bis zu den Sternen . . . zu den Sternen! . . . Dein Vater, sein Grab ist nahe . . . nahe bei mir . . . Eile nach der Blüthe . . . eile mein Kind! . . . sie fließt in's Meer . . . jetzt ist sie ihm nahe . . . ich höre es . . . wie es braust! wie es braust! O Herrlichkeiten!!"

Die Kranke erwachte, sie reichte eine Hand der Tochter, eine der Jugendfreundin, und so schlief sie von Neuem ein, aber weit ruhiger; ganz ruhig und für alle Zeit. — —

Von jenem Augenblicke an hörte Hermann auf, seiner Tante alleiniger Stolz zu seyn, denn in der nächsten Zeit ging sie einher, das treue Gesicht gramerfüllt, aber ihr Auge glänzend von Glück über den steten stolzen Gedanken: „Ich habe ihr die Augen zugedrückt."

Der trauernden Anna stieg die Zukunft entgegen wie trübes Gewölk über die Berge quillt am Sonnenaufgang; das glückliche Gestirn löst es allgemach, und duldet um Mittag nur einen leichten Schleier über seinem frohlockenden Reiche.

Später machten Hermann, die Tante und Anna auf der Letzteren Wunsch eine Reise nach Süddeutschland. In der Nähe einer Residenz führte ihnen der Zufall einen gegen die Sitte seines Standes schwärmerisch aussehenden Commis als Reisegefährten zu. Er redete mit so pathetischer Begeisterung von seinen Stoffen, daß die Tante ihm etwas abnehmen mußte. Sie wählte ein reiches Kleid von weißem Atlas. Anna erröthete darüber und sah lange Zeit vor sich hin ohne ein Wort zu sprechen. Myrtenkränze führte der Commis nicht.

Walter und Cäcilie haben sich bald verheirathet. Man sieht die junge Frau öfters mit Federhut und Gerte einen herrlichen Schimmel reiten, ihrer Mutter geht es seit der Bekanntschaft mit Walter weit besser, Herr von Kraft aber war eines Morgens gestorben. Natürlich ganz im Stillen.

Die Tante geht noch immer gern an Bächen wo Schilfrohr steht. Uebrigens läßt sie Hermann völlig freie Hand und hält Ovid für einen so verdienstvollen Poeten daß sie aus Verehrung einen Marmorstein in ihren Garten wollte setzen lassen mit der Inschrift: „Dem Dichter der ars amandi." Der alte Gymnasialdirektor rieth ihr aber davon ab.

Moselfahrten.

(Schluß.)

Hier in Gillenfeld trennte ich mich mit Bedauern von meinen geistlichen Begleitern, die mir während unsers kurzen Beisammenseyns sehr lieb geworden waren. Sie wollten nämlich noch einen mehrtägigen Ausflug in die Eifel machen, und deren sämmtliche geologische Merkwürdigkeiten kennen lernen. Ich aber hatte hiezu trotz aller Lust keine Zeit; mein Reiseplan rief mich nach Bertrich zurück, von wo ich am andern Morgen nach Alf und dem Moselthal hinaus wollte, denn es verlohnte schon der Mühe, das schöne Thal zwischen Alf und Bertrich noch einmal bei Tage zu sehen. So wanderte ich denn über die Höhen, und durch das schon erwähnte Dorf Hontheim die vier Stündchen bis Bertrich zurück, das ich noch bei guter Abendzeit erreichte, und schlenderte am andern Morgen dem Uesbach entlang thalabwärts, durch frischen Wald und an saftigen smaragdenen Wiesen vorüber in den jungen sonnigen Tag hinein. Bald hatte ich die Ruinen der Burg Arras erreicht, die gerade über der Einmündung des Uesbaches in den Alferbach auf steilem Felsengipfel liegen. Wenn seine beinahe senkrechten Bergwände mit nassem Gestrüpp und Unterholz bewachsen waren, wie ich sie fand, so mag dem Erzbischof Albero die Einnahme der Burg ziemlich schwer geworden seyn, und es ist sehr glaublich, daß der geistliche Herr in Anerkennung jener Schwierigkeiten geschworen haben mag, nicht eher sich den Bart wieder abnehmen zu lassen, als bis er seine Veste wieder aus den Händen der räuberischen Brüder von Rantersburg entrissen und deren Burg bei Lützerath gebrochen habe. Oberhalb Alf gewahrt man auf der Höhe die Ruinen des Klosters Marienburg, bestehend in einigen Mauern und Bögen, deren Fensterpfosten eingestürzt sind. Der Förster hat eine Sammlung von ausgestopften Thieren in einem anstoßenden Gebäude, worunter ein großes stattliches Wildschwein mit seinen Jungen (Frischlingen), und dicht dabei liegt eine Restauration, wo die Dampfboot-Reisenden, die zu Berg fahren, eine gute halbe Stunde Zeit zum Ausruhen haben, während das Dampfboot den langen Umweg um das Vorgebirge macht, welches die Mosel hier umfließen muß. Man geht zu Fuße in einer Viertelstunde über den Hals des Vorgebirgs, von dessen Höhen aus man einige der schönsten Panoramen der Mosel hat, da man mehre Strecken ihres Laufs zugleich übersieht. Besonders schön erscheinen die Ein- und Ausbuchtungen der durch einander geschobenen Berge hinter Alf, wenn man stromabwärts blickt. Von Alf bringt uns ein kurzer Spaziergang am Flusse hinab und um eine Felsenecke herum nach Bremm, einem alten Flecken, der eine Reihe hochgiebeliger Häuser mit Kreuzbalken, so dem Flusse zugekehrt, zeigt, als wären dieselben absichtlich dorthin gesetzt worden, um sich auf eine recht malerische Weise im Wasser zu spiegeln. Bremm ist ein Lieblings-Aufenthalt der Landschaftsmaler und bietet denselben den doppelten Anziehungspunkt höchst imposanter und grandioser Felspartien und eines vortrefflichen Wirthshauses, denn das Gasthaus von Amelinger in Bremm gehört zu den besten und behaglichsten an der ganzen Mosel.

Bremm gegenüber auf einer flachen Landzunge zwischen Wiesengrün erheben sich die Ruinen des Augustinernonnen-Klosters Stuben, das noch bis vor 80 Jahren bewohnt war, jetzt aber nur die nackten dachlosen Mauern in dem stillen Strome spiegelt. Sogar das Maaswerk der Spitzbogenfenster ist unter dem unerbittlichen Zahn der Zeit gefallen, seit in der französ. Revolution die weltlichen adeligen Stiftsdamen, welche schon längst an die Stelle der frommen Schwestern getreten waren, verjagt wurden. Das Kloster war einst sehr

reich und lag auf einer Insel im Flusse, bis der eine schmälere Kanal sich verstopfte und austrocknete. Ein reicher Ritter Namens Egilolf hatte dem Abt von Springiersbach den Grund und Boden geschenkt unter der Bedingung, daß er darauf ein Nonnenkloster errichte, worin seine Tochter Gisela Zuflucht finden könne, und so ward es im Jahr 1136 gestiftet und im darauf folgenden Jahre vom Erzbischof Albero geweiht zur Aufnahme von 100 frommen Frauen, welche in den alten Urkunden als sorores de insula beati Nicolai in Stuppa bezeichnet sind. Im Jahr 1208 beschenkte Heinrich von Ulmen, ein bekannter Reliquiensammler jener Zeit, das Kloster mit einem Stück des heiligen Kreuzes, welches bei dem Sturm der Sophien-Basilika in Konstantinopel von dort geflüchtet und in eine seltsame Tafel verarbeitet worden war, und jetzt in St. Mattheis bei Trier aufbewahrt werden soll. Eine alte Sage erzählt, die Mönche in dem Kloster Himmerode in der Eifel seyen von dem Schlage der vielen Nachtigallen daselbst so üppig geworden, daß der heilige Bernhard alle diese Vögel auf die Insel Stuben verbannt habe, um die frommen Schwestern daselbst mit ihrem süßen Sange zu erfreuen.

Von Bremm nach Cochem geht man über den Berg in einer guten Stunde, während das Strombett hier eine viermal größere dreifache Krümmung macht. Man kann die im Zickzack am Berg hinaufführende Straße noch um ein Namhaftes abkürzen, wenn man ein Stück weit am Strome entlang geht auf dem Wege nach Eller und dann links in ein kleines Engthal einbiegt, das durch den Wald bald auf die Höhe führt. Der Pfad senkt sich dann drüben zu einem Dörfchen etwa tausend Schritte über Cochem herab, und bietet dem Wanderer auf demselben Wege zwischen beiden Punkten einen unvergleichlich schönen landschaftlichen Anblick. Im Vordergrunde sieht man Stadt und Burg Cochem, die sich dunkel vom glänzenden Abendhimmel abheben; hinter denselben in nebeliger Ferne das Thal, wo auf einer noch höheren Hügelerhebung die Ruinen des Schlosses Winneburg stehen, und hinter denselben sodann eine Anhöhe hinter der andern. Auf dem rechten Ufer zieht sich eine hellgrüne Niederung mit einem ganzen Walde von Obstbäumen hin, aus denen der Kirchthurm und die Dächer des Dorfes Cond hervorlugen.

Die Gegend von Cochem ist reizend; die schönen fruchtbaren Höhen sind mit Wald bekränzt, unter dem sich Weinberge mit weißen Häuschen die Lehnen herunterziehen, und die Stadt mit ihren alten Mauern und den Trümmern ihrer Burg macht den Eindruck hohen Alters und einer einstigen größern Bedeutung. Alles ist hier ungemein malerisch: die alten engen Straßen, die hohen dunklen Häuser mit ihrem seltsamem Balkenwerk und ihren wunderlichen Giebeln, die alten Thore und und Bögen, die einzelnen Reste zinnengekrönter Mauern, die am Berghange hinanlaufenden Gäßchen. Aber das Interessanteste und Malerischeste was ich sah war ein Schauspiel, das mich lebhaft an die Nausikaa der Odyssee und ihre Mädchen erinnerte, wie sie mit dem Auswaschen der Wäsche von König Alkinous' Haushalt begriffen, denn als ich am Morgen ausmarschirte, um meinen Stab weiter zu setzen, schien die ganze weibliche Bevölkerung ausgerückt zu seyn, um ihre Wäsche in der Mündung des kleinen Baches zu waschen, der hier sich in die Mosel ergießt, und die guten Weibsleute hatten gar keine Ahnung davon, was für ein interessantes Bild sie lieferten.

Cochem ist ein Ort, der eines Aufenthalts von drei bis vier Tagen schon verlohnt, da es nicht nur selbst an Alterthümern und Sehenswürdigkeiten sehr reich ist, und einer der an Gewerbe und Verkehr bedeutendsten Orte an der ganzen Mosel, sondern auch zum Mittelpunkte mancher interessanter Ausflüge gemacht werden kann. Daß es den Cochemern noch heutzutage nicht am Unternehmungsgeiste ihrer Altvordern mehr fehlt, welche einst jährlich zweimal ein freies Marktschiff auf der Messe nach Frankfurt sandten, das beweist die nicht allgemein bekannte Thatsache, daß die Stadt gegenwärtig ein kleines Dampfboot besitzt, welches jeden Morgen nach Coblenz abfährt und am Abend wieder zurückkehrt und zwar um billigern Preis als die gewöhnlichen Dampfschiffe der Mosel.

In der Nähe der Stelle, wo der Endertbach (Rivus Andrida) in die Mosel fließt, steht ein schöner alter Thorthurm, dem man noch ein Haus aufgesetzt hat, was auf beiden Seiten einen höchst grotesken Anblick gewährt; hinter diesem führt ein gewundener Weg zu dem imposanten Bau des ehemaligen Kapuzinerklosters hinauf, das auf einer Anhöhe über der Stadt liegt und nun zur Schule dient. Hier lebte einst der bedeutende ascetische Schriftsteller Pater Martin von Cochem, der sich selber als ein „unnützer Kapuziner" unterzeichnete und dessen „Leben der Heiligen" und „großes Leben Christi" noch immer angesehene Erbauungsbücher der katholischen Kirche sind. Im letztern Buche ist eine Schilderung der Hölle, welche mit derjenigen in Dante's göttlicher Komödie an poetischer Schönheit wetteifern kann. Höher hinauf am Berge liegen die Ruinen der alten Städteburg, die im 14. und 16. Jahrh. zu verschiedenen Malen die Residenz der Trierer Erzbischöfe war; der riesige Schloßthurm und die Warthürme und Ringmauern zeugen noch heute für die einstige Festigkeit der Burg. Im Schloßgraben steht noch ein ungeheurer Wallnußbaum. Des Namens der Stadt wird erstmals im Jahr 876 in einer Urkunde des Abtes Ansbald von Prüm gedacht; später tragen die Pfalzgrafen von Aachen sie vom Reiche zu Lehen und hatten hier ihren Sitz. Die Klöster, Stifter und Abteien der Gegend wurden reich beschenkt von der verbannten Königin von Polen Richezza oder Richenza, einer Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried und der Mathilde, Nichte Kaiser Otto's III.; sie starb im J. 1060 und ward in der Kirche St. Marien zur Stufen in Cöln (dem heutigen Dom) begraben. Die Güter, die sie zu Cochem hinterließ, vermachte sie dem von ihrem Vater gegründeten Kloster Brauweiler; die Stadt Cochem aber schenkte sie dem Pfalzgrafen Heinrich, dem Tollen, einem Sohn ihres Oheims Hezilo, damit er Clotten und die anderen dem Kloster Brauweiler geschenkten Güter vertheidige. Im Jahr 1066 erschlug dieser Pfalzgraf Heinrich, der durch einen Sturz in der Jugend sich am Kopfe beschädigt und davon Schaden am Verstand genommen hatte, plötzlich im Anfall von Wahnwitz seine arglose Gemahlin Mathilde, welche seither als Gespenst in der

Burg umgehen soll. Als er mit dem abgeschlagenen Haupt der Unglücklichen vor seine Söldner trat, banden ihn diese und schleppten ihn nach Trier vor den Erzbischof, welcher den Unglücklichen im Kloster Echternach verwahren ließ, wo er auch gestorben ist. Sein Sohn Heinrich II. war der Stifter der Abtei Laach und der letzte männliche Erbe; die furchtbaren Eindrücke, welche dieser als Kind von dem gräßlichen Ende seiner armen Mutter hingenommen, mögen im Verein mit seiner eigenen Kinderlosigkeit ihn zu diesem frommen Werke veranlaßt haben. Diesem Heinrich II. folgte sein Stiefsohn Siegfried, wahrscheinlich derselbe Siegfried, von dessen Frau Genoveva die wundersame Sage erzählt. Dieser Pfalzgraf hatte auf eine falsche Anklage hin seine Gattin im Verdacht ehelicher Untreue und vertrieb sie aus seiner Burg damit sie im Walde umkomme; später aber entdeckte er seinen Irrthum und zog aus, um sie aufzusuchen und wieder heimzuführen. Mittlerweile hatte Genoveva, um die ihren Gatten treffende Schuld zu mindern, falls sie zu Grunde gehen sollte, ihren Ehering abgezogen und in einen Fluß geworfen. Als ihr Gatte einmal im Walde gelagert war und eine Mahlzeit einnehmen wollte, ward ihm eine schöne Forelle gebracht, die er sogleich kochen ließ. Als man sie aufschnitt, fand man in ihr den Ring, den er seiner Gattin gegeben hatte. Er erkannte nun sogleich, daß der Himmel sich in's Mittel gelegt, um die volle Unschuld seiner Frau herzustellen, suchte sie auf, nahm sie wieder zu sich und lebte fortan mit ihr in ungetrübtem Glück; als sie starb, ward sie heilig gesprochen. Beider Sohn Wilhelm starb kinderlos im Jahr 1040, und Kaiser Konrad III. nahm nun Besitz von Cochem als einem heimgefallenen kaiserlichen Lehen. Im 14. Jahrh. kam es dann an den erzbischöflichen Stuhl in Trier, und ward 1328 an die Gräfin Laurette von Sponheim verpfändet, unter der Bedingung, daß sie den Erzbischof Balduin loslasse, welchen sie in einer Fehde eingefangen hatte, indem sie bei Trarbach eine Kette über die Mosel spannen und das Schiff des Kirchenfürsten anhalten ließ. Cochem hat, wie die meisten deutschen Städte, im dreißigjährigen Krieg viel Unbill erdulden müssen, ward Anno 1673 von den Franzosen bombardirt und hatte von diesen noch mehr Ungemach zu ertragen, als dieselben bei Traben das große befestigte Lager Mont-Royal angelegt hatten. Ende Oktobers 1688 bombardirte nämlich Herr de Saxis, der Kommandant von Mont-Royal, die Stadt von dem Berge aus, wo die große Linde steht, die noch heutzutage als Landmarke und Wahrzeichen jener Begebenheit gilt; er nahm die Burg ein, die damals nur von wenigen erzbischöflichen Söldnern vertheidigt wurde, und ebenso auch die Burg Winneburg, deren wir schon mehrfach gedacht haben, und die wegen ihrer hohen Lage noch schwieriger zu nehmen gewesen seyn muß, und schleifte beide.

Das Cochemer Schloß ward im Jahr 1689 in die Luft gesprengt, als der Marschall Boufflers die Stadt niederbrannte. Der Marschall führte eine Armee von 15000 Mann mit mächtiger Artillerie gegen eine Stadt in's Feld, die nur eine Besatzung von 1600 Mann hatte. Nachdem der Herzog von Boufflers drei vergebliche Stürme auf die Stadt gemacht, nahm er sie endlich in einem vierten erbitterten Sturme am Tage des heiligen Ludwig ein, den er als Kompliment für seinen bigotten blutdürstigen Herrn eigens hiezu auserschen hatte. Der Verlust der Belagerer bei diesem Sturm betrug 2500 Mann, und die Erbitterung der Sieger war so groß, daß beinahe die ganze Einwohnerschaft von Cochem, sowie die des gegenüberliegenden Dorfes Cond niedergemetzelt wurde; nur einige wenige, die zu entkommen gewußt hatten, kehrten nach dem Ryswicker Frieden wieder hieher zurück. Der Sage nach sollen hochbetagte Leute, die sich noch aus ihren Kinderjahren der Greuel jener Zeit erinnerten, noch viele Jahrzehnte später mitten in der Nacht aus ihren Betten gesprungen seyn mit dem Angstschrei: „die Franzosen kommen!"

Wenn man dem Moselufer unterhalb Cochem ein halbes Stündchen entlang geht, so kommt man an ein großes Gebäude, das früher ein Kloster war. Die Kapelle daran ist ein ausgezeichnetes Denkmal des reinsten frühgothischen Styls, aber nun ganz zerfallen und als Scheune benützt. Ueber diesem Gebäude führt ein Weg durch den Wald zu einem Punkt auf der Höhe des Plateau, von wo aus man eine prachtvolle Aussicht auf Cochem in der Ferne, mit den Ruinen des Winnebergs dahinter und einem herrlichen Panorama von Berghäuptern hat, welche wie Pyramiden erscheinen, weil man sie alle von der Seite sieht. Weiterhin führt der Weg durch einen herrlichen Wald uralter Eichen abwärts nach dem Dorfe Ernst und von da entweder auf oder an dem Flusse zurück nach Cochem.

Ein weit schönerer Ausflug aber führt das von Wallnußbäumen beschattete Thal des Endertbaches hinan nach dem Gipfel der von den Ruinen der Burg Wunneberg gekrönten Anhöhe. Beim Hinansteigen beherrscht das Auge eine großartige Aussicht auf spitzige Hügel mit purpurrothen Felsen und dem schönsten, saftigsten grünen Baumschlage dazwischen. Ein uralter Wallnußbaum hütet auch hier wie in Cochem das Thor der mächtigen Ruine, an welche sich die oft wiederkehrende Sage vom Teufel knüpft, der bei dem Burgbau geholfen habe. Früher hieß sie Wunneburg, wegen der wonnevollen Lage und Aussicht, und hatte zu Herren ein eigenes darnach benanntes Geschlecht, ging dann an die Herren von Beilstein über, und kam von diesen im vierzehnten Jahrhundert durch die Heirath eines Cuno II. von Winneberg mit Lisa, der einzigen Tochter von Gerlach v. Beilstein, an die Winneberger, deren Mannsstamm im Jahre 1639 erlosch, worauf Burg und Landbesitz als kaiserliches Lehen an die Familie Metternich überging, welche sich fortan Grafen von Metternich-Winneberg-Beilstein nannten. Diese Familie besaß unter anderen Privilegien auch das Recht, auf alle Eier, welche nach Cochem zu Markt gebracht wurden, eine Steuer zu legen. Die Winneburg theilte später das Geschick von Cochem, d. h. sie wurde im Jahr 1689 von den Franzosen zerstört, aber der Schloßthurm entging durch seine Festigkeit dem gänzlichen Ruin, und blickt noch jetzt kühn und trotzig von seiner Höhe herab. Jetzt ist über dem Thore das Wappen des Fürsten Metternich angebracht, der zu diesem Geschlechte gehört, und dessen Andenken

wegen seines Einflusses auf die politischen Geschicke Deutschlands in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts bei keinem deutschen Patrioten im Segen stehen wird.

Ein Stündchen weiter stromabwärts gelangt man nach Clotten, einem freundlichen Dorf, dessen Häuser sich amphitheatralisch zu der hochgelegenen Kirche hinanziehen, auf welche abermals die Trümmer einer alten Burg herniederschauen. Dieß Dorf war eine der Hauptbesitzungen der Königin Richenza, und berühmt durch eine Waffenthat, welche seine Einwohner im Jahr 1580 verübten, wo sie den Ort verschanzten und einen Heerhaufen unter dem Freibeuter Olivier Temple abschlugen, welch' letzterm dabei im Gefecht die Hand abgehauen und noch lange in getrocknetem Zustande als Trophäe hier aufbewahrt wurde. Die Burg ward im 30jährigen Kriege zerstört, der auch über diese Gegenden viel Elend brachte. Ich betrat hier die Kirche auf gut Glück und ward angenehm überrascht, als ich hier ein ganz außergewöhnlich wohl erhaltenes Beispiel von frühgothischer Architektur vor mir sah, von einer Vollkommenheit des Palmen- oder Banyanen-artigen Charakters der Wölbung, wie ich sie selten zuvor gesehen hatte. Das Dach wird von zwei zierlichen Pfeilern ohne Kapitäle gestützt. Das eherne Taufbecken ist unverkennbar sehr alt, wie auch die schöngeschnitzten Chorstühle, deren Lehnen in verschiedenen menschlichen Gesichtern enden und mich lebhaft an die Ulmer und andere oberschwäbischen Chorstühle erinnerten. Während ich mir noch die wirklich höchst interessante Kirche beschaute, kam der Pfarrherr im Kirchenrock, hieß mich herzlich willkommen und zeigte mir alle Schönheiten seines kleinen Gotteshauses; mein Interesse daran freute ihn so sehr, daß er nicht eher ruhte, als bis ich mit ihm noch eine Flasche von seinem besten selbstерzeugten Wein in der Rebenlaube vor seinem Pfarrhause leerte. Es war mir wahrhaft wohlthuend, gegenüber der Gleichgültigkeit und Kälte, die ich so oft an protestantischen Geistlichen bezüglich des architektonischen oder archäologischen Werthes ihrer Kirchen und deren guter Erhaltung bemerkt hatte, hier in diesem freundlichen, milden und jovialen Landpfarrer einen wahren Stolz auf sein Gotteshaus zu sehen, eine ordentliche Begeisterung für den prächtigen Altar aus Steinskulptur, auf die schöne Kanzel mit ihren Apostel- und Heiligen-Gestalten und dem heiligen Petrus, der sie karyatidenartig trägt — ein buchstäblicher Fels der Kirche, — sowie endlich auf ein prachtvolles Meßgewand aus dem vierzehnten Jahrhundert, das mit einigen anderen Reliquien der Kunst der Vorzeit in der Trisur oder Sacristei der Kirche aufbewahrt wird.

Von Clotten wandere ich über Pommern, wo ich mich über die Mosel übersetzen lasse, nach Treis, wo ich übernachte, um am andern Morgen mit dem kleinen Dampfschiff vollends die Mosel hinunterzufahren bis Coblenz. Im Vorüberfahren grüße ich Alken, wo ich im vorigen Jahre bei dem biedern Pfarrer eine solch gastliche Aufnahme gefunden hatte. Allenthalben grüßen Bergruinen von den Bergen herab: bei Treis die Wildenburg und eine andre, dann die Ehrenburg bei Brodenbach, die Sternburg bei Loef, aber unter die interessantesten gehört doch die Burg Thurant (im Volke „Altweibermaul" genannt) bei Alken. Im Jahre 1246 war die Burg im Besitz des Pfalzgrafen Otto, über welchen gleich seinem Freunde Friedrich II. Bann und Acht verhängt worden war, und der sich nun an der Geistlichkeit rächen wollte; er übergab daher die Burg seinem Feldhauptmann Zorno mit dem Befehl, die Gebiete der benachbarten Kirchenfürsten mit Feuer und Schwert heimzusuchen, was dieser auch buchstäblich befolgte. Daher boten die Erzbischöfe Arnold von Trier und Konrad von Köln ein Heer auf und belagerten zwei Jahre lang die Burg, während welcher Zeit die Belagerer 300 Eimer tranken. Die Burg ward erst im 30jährigen Krieg vollends zerstört. Noch eine Menge andere Schlösser erscheinen z. B. bei Gondorf und Kobern, und zeigen sich in den verschiedensten Stadien der Zertrümmerung. Dann wird der Fluß mählig breiter und die Ufer sanfter, die Umrisse der Berge weicher, bis endlich die Festungswerke von Coblenz erscheinen, und ich bemerke, daß die neue Eisenbahnbrücke über die Mosel die ganze herrliche Landschaft verhunzt und verderben hat. Ich komme gerade noch rechtzeitig zur Frohnleichnams-Prozession und eile mit dem Zug in die Kastorkirche, um der Festfeier anzuwohnen, und schließe hiemit diese Serie meiner Moselfahrten.

Die nervöse Ehefrau.

Eine Skizze.

Halb ausgestreckt, halb hingegossen liegt auf dem Kanapee eine junge Frau. Den linken Arm hat sie auf die weich gepolsterte Lehne, auf der ein offener Band von Geibels Gedichten liegt, gestützt. Ihre Füße ruhen auf einer gestickten Fußbank. Es ist eine schlanke und große Gestalt. Der Schnitt des länglichten Gesichtes ist fein, sein Teint äußerst zart, fast durchsichtig. Der Mund ist fein geschnitten, aber ein leidender Zug darum nicht zu verkennen. Die großen dunklen Augen, welche die Frau nur langsam mit einem Ausdruck des Leidens und stiller Schwermuth aufschlägt, heben noch den blassen Teint. Das leicht gewellte Haar ist fast schwarz, und fast grell zeichnen sich die langen, zarten und blendend weißen Finger der linken Hand, welche sich halb in dem gewellten Scheitel verborgen haben, dagegen ab.

Die Dame ist noch im Negligé, ein heller Morgenrock, am Halse durch ein breites rothes Band zusammengehalten, sehr sauber und nicht ohne Coquetterie gewählt. Man muß überhaupt beim ersten Anblick schwanken, ob die Dame wirklich leidend oder nur coquett oder beides zugleich ist.

Langsam richtet sie sich etwas empor und greift nach einer Klingel, welche neben ihr auf dem Tische steht. Sie klingelt. „Auguste!" fragt sie das eilig eintretende Mädchen. „Ist der Doktor noch nicht dagewesen?"

„Nein."

Die Frau richtet sich noch mehr empor. „Mich läßt er immer am längsten warten," ruft sie unwillig; „mich, und

doch weiß er recht gut, daß ich seiner Hülfe am nöthigsten bedarf. Gestern ist er auch nicht hier gewesen und wenn er kommt, bleibt er kaum einige Minuten, hört mich kaum an, frägt kaum nach meinem Leiden — es ist unerhört!«

»Fühlen Sie sich heute wieder unwohl, Madame?« fragt das Mädchen theilnehmend, obschon sie ihre Herrin genugsam kennt.

»Immer fühle ich mich unwohl, immer! Du kennst ja meine Nerven und weißst, wie sie mich peinigen. Keine ruhige Stunde habe ich mehr. Davon habt Ihr anderen Menschen gar keinen Begriff. Ihr wißt gar nicht, was Nerven sind!«

Das Mädchen schweigt nun. Wenn einmal ihre Madame auf dieses Kapitel kommt, ist sie unerschöpflich. Sie ersinnt, dichtet und fühlt Leiden, die kein Mensch kennt und welche dem erfahrensten Arzte noch nie vorgekommen sind. Und von Niemand duldet sie Widerspruch dagegen, denn nur das Eine ist von all ihren Leiden wahr: ihre Nerven sind übermäßig gereizt und sie ist deßhalb stets in einem äußerst reizbaren Zustande.

Der Doktor kommt endlich. Sie wirft sich auf das Kanapee zurück und macht ein so schmerzvolles Gesicht, wie Laakoon, als ihn die Schlange biß, nur etwas stiller und verklärter. Mit einem schwachen Nicken des Kopfes begrüßt sie ihn und mit einer langsamen Bewegung der Hand fordert sie ihn auf, an ihrer Seite in einem Fauteuil Platz zu nehmen.

Der Arzt gehorcht schweigend und nimmt schweigend ihre Hand, um den Puls zu untersuchen. Sie duldet es mit hingebender Miene.

»Der Puls geht ganz regelmäßig,« spricht der Arzt endlich; »was fehlt Ihnen denn eigentlich, Madame Biermann?«

»Was mir fehlt?« ruft die junge Frau heftig auffahrend. »Meine Nerven, Herr Doktor, meine Nerven! Seit Jahren sind Sie mein Hausarzt; ich dächte, Sie müßten mein Uebel endlich kennen.«

»Ich weiß auch, was Ihnen fehlt,« erwiderte der Arzt. »Ihre Nerven sind krankhaft überreizt, das ist nicht zu leugnen, die ganze Thätigkeit Ihres Nervensystems ist keine normale, allein Sie thun ja nicht, was ich Ihnen verordne.«

»Ich will Alles thun,« haucht die Frau. »Alles, wenn ich nur wieder gesund werde.«

»Haben Sie sich, wie ich Ihnen rieth, mehr Bewegung und mehr Beschäftigung verschafft?«

»Ich kann es nicht — meine Nerven — —«

»Oder haben Sie sich des Abends zeitig zur Ruhe begeben und sind Sie des Morgens zeitig aufgestanden? Die Morgenluft stärkt außerordentlich, wie ich Ihnen gesagt habe.«

»Es bekommt mir nicht — meine Nerven —!«

»Haben Sie Zerstreuung gesucht? Ich empfahl sie Ihnen. Gehen Sie in heitere Gesellschaft, denken Sie gar nicht an Ihre Nerven, lesen Sie weniger, vermeiden Sie Alles, was Sie aufregen könnte ...!«

»Herr Doktor,« unterbricht ihn die junge Frau ungeduldig. »Dies Alles haben Sie mir bereits hundert Mal gesagt. Sie kennen meine Natur noch nicht. Weßhalb verschreiben Sie mir nichts? Weßhalb schicken Sie mich nicht in ein Bad?«

Der Arzt lächelte.

»Also in ein Bad wünschen Sie? — Weßhalb haben Sie mir das nicht früher gesagt?«

»Ich wünsche es nicht — ich halte es für nothwendig. Meinen Sie nicht auch?«

»Gewiß, gewiß,« erwidert der Arzt. »Ihr Herr Gemahl wird sicherlich damit einverstanden seyn. Soll ich es ihm sagen oder wollen Sie es ihm selbst mittheilen?«

Die junge Frau schwankt einen Augenblick. Es ist besser, sie bereitet ihn selbst darauf vor, denn welcher Mann sieht es gern, daß seine Frau in ein Bad reist!

»Ich selbst werde es ihm sagen,« erwiderte sie. »Es möchte ihn verletzen, wenn er durch Sie zuerst davon erführe.«

Der Arzt entfernt sich, erfreut über die Aussicht, daß er diese nervöse Frau für einige Wochen unter der Zahl seiner Patienten vermissen soll. Sie gehört zu Denjenigen, welche ihm das Leben sauer machen. Ihre Nerven sind angegriffen, weil sie selbst sie fortwährend überreizt; er soll ihr helfen und doch hört sie auf keine seiner Verordnungen, und außerdem hält sie sich für tausendmal kränker, als sie wirklich ist.

Sie lehnt sich wieder auf dem Kanapee zurück, als sie ihren Mann die Treppe heraufkommen hört. Ihre Züge nehmen einen unendlich leidenden Ausdruck an.

Adolph Biermann tritt ein. Er ist ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, seine Schultern haben eine angenehme Breite, so daß er außer verschiedenen anderen Sorgen auch eine nervöse Frau ertragen kann. Die Farbe seines Gesichtes ist gesund, schwach geröthet; so daheim macht ihm seine Clementine das Leben ziemlich beschwerlich, er bringt deshalb seine Abende gern bei einem Glase Bier oder Wein zu. Aus Liebe hat er seine Frau geheirathet, er liebt sie auch jetzt noch, nur ist ihm diese außerordentliche Nervenschwäche etwas lästig geworden.

Sein Temperament ist leicht erregbar und heiter. Hätte er eine gesunde, rothbackige Frau erhalten, so würde er den halben Tag mit ihr getanzt haben. Jetzt hat er sich eine ungeheure Geduld angewöhnt.

In lustiger Stimmung, ein Lied leise vor sich hinpfeifend, tritt er in das Zimmer. Er verstummt, sobald er seine Frau erblickt und sieht, daß sie hingegossen auf dem Kanapee liegt und den Kopf auf die Hand stützt. Sie erwidert seinen Gruß nur mit einem schwachen, leidenden Neigen des Kopfes.

Er tritt zu ihr.

»Fehlt Dir etwas, Clementine?« fragt er theilnehmend.

»Du fragst noch?« erwiderte sie vorwurfsvoll. »Du kennst doch meine Nerven — Du weißst doch — —«

»Ja, ich weiß es,« unterbricht sie Biermann, um noch zur rechten Zeit zu verhüten, daß sie ihm alle ihre Leiden aufzählt. »Ich weiß es, Du könntest Dich aber besser befinden.«

»Besser! Wovon soll ich mich besser befinden?« wirft Clementine ein. »Wovon? Nichts geschieht ja für mich. Du weißst

recht gut, daß ich das Rauchen nicht vertragen kann und doch kommst Du mit der Cigarre in mein Zimmer.«

»Bester Schatz, sie brennt ja nicht.«

»Und pfeifend kommst Du die Treppe herauf. Ob ich Kopfschmerzen habe oder nicht, ist Dir gleichgiltig.«

»Clementine, das kann ich doch nicht wissen!«

»Du weißst aber, daß ich den Patschouligeruch nicht ertragen kann, und doch thust Du mir nicht einmal den kleinen Gefallen und läßt den Patschouli fort.

»Aber mein Engel, nicht einen Tropfen habe ich genommen. Ich habe nur einen Freund besucht, der sich stark damit parfümirt hatte. Du bildest Dir den Geruch nur ein.«

»Natürlich! Ich bilde mir Alles nur ein und wenn ich noch so leidend bin. Weshalb gehst Du zu dem Freunde, wenn Du einmal weißst, daß ich den Geruch nicht ertragen kann! Für mich kannst Du Dir nicht das geringste Opfer auferlegen, Dir ist es gleichgültig und wenn ich sterbe!« — Sie fängt heftig an zu weinen.

»Clementine — Clementine!« ruft Biermann, indem er im Zimmer auf und ab geht. Auch seine Geduld beginnt langsam zu schwinden. »Wenn ein Mann seiner Frau Opfer bringt und Geduld mit ihren Schwächen hat, so bin ich es.«

»Geduld mit meinen Schwächen!« wiederholt Clementine, indem sie heftig aufspringt. Sie vergißt ihre Kopfschmerzen, ihre Nerven und all' ihre Leiden für den Augenblick. »Das nennst Du Schwächen, wenn ich leidend bin! Du willst mir Opfer bringen. Du weißst, daß mir ganz schwindlig wird, wenn Du fortwährend im Zimmer auf- und abläufst und doch thust Du es!«

»Ich begreife zwar nicht, wie es möglich ist, daß dadurch Schwindel entsteht, aber ich will mich setzen — Dir zu Liebe.«

»Mir zu Liebe! Du hast mich nie geliebt — nie!« ruft die Frau immer aufgeregter. »Du wirst mich noch so lange ärgern, bis ich sterbe — und ich werde bald sterben.«

»Clementine, beruhige Dich — setz' Dich nieder — Du bist aufgeregt,« wirft Biermann, der an ähnliche Aufregung seiner Frau längst gewöhnt ist, ein. »Weßhalb regst Du Dich wieder so sehr auf?«

»Du, Du regst mich auf!« ruft die Frau immer heftiger; »Du suchst Alles auf, was mir das Leben verbittert, Du ersinnst nur Qualen für mich! Und ich will mich nicht setzen! Ich bin die unglücklichste aller Frauen!«

Sie wirft sich erschöpft und laut schluchzend auf das Kanapee. So bittere Worte sie gegen ihren Mann auch gesprochen, so fühlt er doch Mitleid mit ihr, denn er weiß, daß nicht ihr Herz, sondern die Reizbarkeit ihrer Nerven Schuld daran ist.

»Ein Jugendfreund hat mir soeben geschrieben und seinen Besuch angekündigt. In wenigen Stunden schon wird er eintreffen. Was soll er denken, wenn er Dich in solcher Aufregung findet? Er ist mein liebster Freund und ich erwarte, daß Du ihm freundlich entgegen kommst und die wenigen Tage, welche er hier ist, ihm in keiner Weise verbitterst.«

»Ich kann jetzt keinen Besuch annehmen, ich fühle mich zu unwohl,« erwidert die Frau, ohne ihren Kopf emporzurichten.

»Du mußst es, Du mußst mir das Opfer bringen. Ich kann den Freund nicht zurückweisen und noch weniger ihn in einen Gasthof bringen.«

»Von mir verlangst Du immer Opfer, und für mich thust Du nicht das Geringste,« fährt die Nervöse fort.

»Was wünschest Du denn? Sprich!«

Sie schüttelt ablehnend mit dem Kopfe.

»Sprich!« wiederholt Biermann.

»Was hilft es mir, daß ich es sage! Du wirst mir den Gefallen doch nicht thun.«

»Ich werde es thun, wenn Du mir versprichst, gegen meinen Freund freundlich und zuvorkommend zu seyn und ihn in keiner Weise merken zu lassen, daß er Dir beschwerlich fällt. Nun sprich!«

»Der Doktor hat mir gesagt, daß ich durchaus nicht eher gesund würde, als bis ich eine gründliche Kur durchmache.«

»So mache sie durch, bester Schatz,« ruft Bierman heiter. »Wenn es Dir hilft, so nimm Pulver ein oder laß Dich schröpfen, gehe alle Tage spazieren, wie Du willst, ich werde Dich nicht darin beschränken!«

»Der Doktor sagt, ich müsse auf einige Wochen in ein Bad.«

»In — in — in ein Bad!« wiederholte Biermann erschrocken.

»Nur dadurch könne ich gesund werden.«

»In ein Bad! Aber Clementine, bedenke die Kosten — die Reise — Du allein —!«

»Ich bin kein Kind mehr,« wirft Clementine ein. »Ich werde mich einer Familie anschließen.«

»Und unser Haushalt? Wer soll ihn führen?«

»Ich wußte es im Voraus, daß Du mir kein Opfer bringen kannst,« erwidert die Frau, auf's Neue die Schleusen ihrer Augen öffnend. »Ich soll mich für Fremde, für Deine Freunde aufopfern, aber für meine Gesundheit willst Du nichts thun — nichts — gar nichts!«

»Clementine — Clementine!« ruft Biermann, unruhig im Zimmer auf- und abgehend. »Ich thäte es wahrhaftig gern, aber ich bin auf diese Ausgaben nicht vorbereitet. Eine Badereise kostet viel Geld!«

Clementine antwortet nicht, sie weint nur.

»Alles Andere will ich ja gern für Dich thun.«

Sie schüttelt mit dem Kopfe. — »Ich will nichts — nichts — ich will sterben — dann hast Du keine Ausgaben mehr durch mich!«

»Nun gut, so reise!« ruft Biermann endlich. »Du sollst mir nicht zum Vorwurf machen, daß ich nicht Alles für Dich gethan hätte! Nun sey ruhig. Du sollst in's Bad reisen, aber nun versprichst Du mir auch, freundlich gegen meinen Freund zu seyn. Versprich es mir, Clementine — versprich es nun!«

Wehmüthig lächelnd reicht sie ihm die Hand.

Er erfaßt sie, küßt sie, der Friede ist hergestellt, aber die

Badereise fährt ihm trotzdem beunruhigend durch den Kopf. Er hat sie seiner Frau indeß einmal versprochen und ist fest entschlossen, Wort zu halten.

Der Jugendfreund kommt früher an als Biermann erwartet hat. Clementine ist freundlich und zuvorkommend gegen ihn, aber stellt sich so außerordentlich nervenschwach und leidend, daß Biermann den ganzen Tag die Hausschuhe nicht auszieht, nur um nicht fest aufzutreten. Er wagt selbst nicht einmal frei und lustig aufzulachen, weil seine Frau behauptet, das Lachen erschüttere ihr ganzes Nervensystem und bereite ihr Qualen. Er lächelt nur, spricht leise und erschöpft sich in Aufmerksamkeiten gegen seine Frau. Dies Alles thut er gern, wenn nur die verwünschte Badereise nicht wäre. Sie fährt ihm durch den Sinn, so oft das Gespräch für kurze Zeit stockt.

Er ist froh, als er sich am Abende, nachdem seine Frau sich zur Ruhe begeben, mit dem Freunde auf sein Zimmer zurückzieht. Hier können sie ungestört sprechen und lachen, eine Cigarre rauchen und unbekümmert in Erinnerung früherer Zeiten mit den Gläsern zusammenstoßen, ohne daß seine Frau sich dabei die Ohren zuhält.

Die beiden Freunde tauschen ihre Geheimnisse und Erlebnisse der letzten Jahre gegenseitig offen aus. Biermann erzählt von seiner Ehe und seiner Frau. Er versichert, äußerst glücklich zu leben und bedauert nur, daß seine Frau so äußerst nervenschwach sey. Er erzählt auch, daß sie in ein Bad reisen werde, so unlieb ihm diese Reise aus verschiedenen Gründen sey.

Der Freund hat schweigend zugehört.

„Nun sag' mir offen, wie Dir meine Frau gefällt?“ fragt er endlich. „Aber offen, lieber Freund, Du weißt, daß es mich nicht kränkt, wenn Du tadelst und aussprichst, was Dir nicht gefällt.“

Der Freund, ein Arzt, blickt Biermann lächelnd an.

„Nun?“ wirft dieser erstaunt ein. „Hast Du vergessen, daß wir einst die innigsten Freunde waren? Glaubst Du, ich sey es nicht mehr? Sprich Dich ganz offen aus. Hier meine Hand — ich nehme Dir nichts übel.“

„Gut — Du hast es verlangt. Vergiß indeß nicht, daß ich zugleich als Freund und Arzt zu Dir spreche — Du weißt auch von früher, daß ich einige Menschenkenntniß besitze und schnell einen Menschen zu beurtheilen vermag.“

„Das weiß ich. Deßhalb liegt mir an Deinem Urtheile so viel. Du machst mich indeß neugierig. Nun sprich.“

„Deine Frau besitzt ein gutes Herz — —!“

„Bester Freund — das weiß ich,“ unterbricht ihn Biermann.

„Laß mich nur erst aussprechen. Deine Frau besitzt ein gutes Herz, sie hat auch schwache Nerven. Das sieht man ihr auf den ersten Blick an.“

„Auch das weiß ich,“ fällt Biermann wieder ein.

„Du selbst bist schuld daran,“ fährt der Freund ruhig fort; „und fast alle Leiden und Qualen Deiner Frau, mit denen sie Dich und sich quält, beruhen nur auf Einbildung!“

Biermann blickt ihn erstaunt an.

„Du wolltest die Wahrheit und darfst Dich nicht dadurch beleidigt fühlen.“

„Nein — nein — sie beleidigt mich auch nicht — indeß, ich verstehe Dich nicht!“ erwidert Biermann stotternd.

„Ich habe Dich und Deine Frau heute genau beobachtet. Du leistest allen ihren Schwächen Vorschub, fügst Dich willenlos ihren Launen, behandelst sie wie eine Kranke, zeigst allen ihren eingebildeten Leiden die aufrichtigste Theilnahme und Besorgniß und bestärkst sie dadurch noch mehr in dem Glauben, daß sie wirklich alle diese Leiden und Schwächen besitzt.“

„Ich begreife Dich nicht,“ fällt Biermann ungeduldig ein. „Es ist doch unmöglich, daß man sich Leiden einbildet, welche man nicht besitzt!“

„Gewiß ist das möglich, wie es auch möglich ist, daß man durch die Einbildung wirklich leidend wird. Und Du bestärkst Deine Frau noch darin. Hast Du mir nicht selbst erzählt, Du habest eingewilligt, daß Deine Frau in's Bad reise, obschon Dir diese Reise sehr unbequem sey und diese Ausgabe Dir nicht passe?“

„Gewiß — indeß — sie glaubt, dadurch geheilt zu werden.“

„Sie ist durch Deine Einwilligung in ihrem Glauben noch befestigt und schließlich wird eine jährliche Badereise in ihrer Einbildung für sie durchaus nothwendig werden.“

„Nein — gewiß nicht. Diesmal habe ich nachgegeben, jedes Jahr kann ich eine solche Reise nicht ertragen — meine Einnahmen sind nicht darauf eingerichtet.“

„Sei nicht inconsequent, Biermann. Wenn Du das erste Mal nachgibst, mußt Du es auch das zweite und dritte Mal thun, um so mehr, weil Du die Einbildung Deiner Frau dadurch noch bestärkt hast.“

„Zum Kukuk, was soll ich denn machen?“ ruft Biermann, aufgeregt aufspringend.

„Du sollst zuerst ruhig und vernünftig seyn und dann Deiner Frau die Nervenschwäche abgewöhnen.“

Wieder blickt der junge Ehemann den Freund erstaunt an. Er versteht ihn nicht.

„Du mußt ihr die Nervenschwäche abgewöhnen, Freund,“ widerholt dieser lächelnd.

„Ich soll also mein Versprechen zurücknehmen, ihr die Badereise verweigern?“

„Das geht nicht, da Du einmal Dein Wort gegeben. Sie muß nun reisen.“

„Du widersprichst Dir selbst, soeben sagtest Du — —!“

„Höre meinen Rath: Du selbst reisest mit ihr in's Bad.“

„Das geht nicht! Mein Geschäft gestattet das nicht. Außerdem die doppelten Kosten. Ich begreife auch nicht, weßhalb. Ich bin gesund.“

„Höre mich an, Biermann. Ich bin Arzt und ein Feind der Homöopathie, diesmal empfehle ich Dir indeß selbst den Grundsatz derselben: similia similibus. Doch, Du bist kein Lateiner — es heißt Gleiches durch Gleiches vertreiben. Du kannst Deiner Frau die übertriebene eingebildete Nervenschwäche am besten dadurch vertreiben, daß Du Dich eben so nervenschwach stellst und Dich noch mehr leidend zeigst als sie selbst.“

Biermann schüttelt mit dem Kopfe. „Sie wird es nicht glauben.“

„Sie muß es glauben. Du steckst Dich hinter Deinen Arzt. Der muß ihr einzureden suchen, daß die Nervenschwäche ansteckend sey. Du entschließt Dich auf sein Zureden dazu, mit Deiner Frau in's Bad zu reisen — —“

„Das geht nicht — meine Geschäfte — meine Kasse,“ fällt Biermann wieder ein; „es geht nicht.“

„Hahaha!“ lacht der Freund laut auf. „Begreifst Du denn noch nicht, daß Deine Frau unter dieser Bedingung von selbst auf die Badereise verzichten und zugleich geheilt werden wird! Versuche es, Freund. Wenn Du handelst, wie ich es Dir rathe und Deine Frau reist mit Dir in's Bad, so will ich die ganzen Kosten tragen — hier meine Hand darauf.“

Biermann zögert, sie anzunehmen. Er ist indeß nachsinnend geworden.

„Versuche es,“ fährt der Freund fort. „Es ist die unschuldigste und ungefährlichste Kur, welche Du mit Deiner Frau vornehmen kannst. Machst Du Deine Sache gut und schlägt dies Mittel nicht an, so nenne mich einen Pfuscher als Arzt, als Menschenkenner und Freund, und es bleibt dabei, daß ich alle Kosten der Badereise trage.“

Einen Augenblick ist Biermann noch unentschlossen. Er kennt die Aufrichtigkeit seines Freundes.

„Hier meine Hand — ich versuche es!“ ruft er endlich. „Ich will ganz so handeln, wie Du es für gut hältst.“

Die beiden Freunde berathen nun den ganzen Plan und schon am folgenden Tage beginnt Biermann mit der Ausführung desselben.

Ganz allmälig beginnt sein Unwohlsein und es stellen sich immer mehr und ganz ähnliche Leiden wie bei seiner Frau ein. Auch er klagt fortwährend über seine Nerven, stellt sich aufgeregt, reizbar und gesteht, daß er jetzt die Leiden seiner Frau erst ganz zu würdigen wisse. Clementine achtet anfangs nicht darauf. Wie kann ein Mann überhaupt nur schwache Nerven haben? sie begreift das nicht. Als der Arzt ihr indeß auseinander setzt, daß auch die Nervenschwäche ansteckend wirken kann, nimmt sie die Sache ernster.

Biermanns Nervenschwäche und Reizbarkeit nimmt von Tag zu Tag zu und bald leidet er an allen Uebeln, die es nur gibt. Klagt seine Frau über Kopfschmerzen und Schwindel, so leidet er an denselben Uebeln und noch an zehn anderen. Die unschuldigste Blume, die nie geduftet hat, verbannt er aus dem Zimmer, weil er behauptet, ihren Duft nicht vertragen zu können. Das laute Zuschlagen einer Thüre, Wagengerassel, eine Harfe in der Nachbarschaft, selbst ein Canarienvogel zwei Etagen über sich, bringen seine Nerven fast zur Verzweiflung. Sein Dienstmädchen darf nur in Filzschuhen gehen, und er läßt selbst die Löffelstiele mit Zeug umwickeln, weil er behauptet, das Geklapper derselben nicht ertragen zu können. Mitten im Sommer läßt er Doppelfenster einsetzen, weil das Blasen des Nachtwächters ihm unerträglich ist.

Nicht ohne innere Genugthuung bemerkt er, daß, je mehr seine verstellten Leiden zunehmen, die seiner Frau um so mehr schwinden. Sie spricht nicht mehr von der Badereise. Als der Arzt mit wichtiger Miene erklärt, daß ihr Mann durchaus mit ihr in's Bad müsse, protestirt sie offen dagegen und behauptet, eine solche Reise sey für sie nicht mehr nothwendig.

Ungefähr acht Wochen nach dem Besuch des Freundes schreibt Biermann, der seiner Frau gegenüber behauptet, nicht einmal den Gedanken an eine Cigarre ertragen zu können, viel weniger den Rauch derselben, während er sich des Abends auf seinem Zimmer eingeschlossen hat und kräftig qualmt, folgenden Brief:

„Mein Herzensfreund!

„Ich drücke Dich in Gedanken an meine Brust. Dein Rath hat vortrefflich geholfen. Meine Frau will von der Badereise nichts mehr hören; sie ist wohl und munter, steht des Morgens früh auf, reißt das Unkraut in dem Garten aus und behauptet, ihr schade weder Wind noch Nässe. Sie kann ohne Nervenzucken einem Klavierstimmer zwei Stunden zuhören, und ihre Nase ist jetzt gegen Patschouli und Moschus, ich glaube selbst gegen asa foetida, völlig abgestumpft. Sie macht Spaziergänge, zwei bis drei Stunden lang, und trinkt — unglaublich, aber wahr — des Morgens zum Frühstück ein Glas baierisches Bier. Seit Wochen habe ich das Wort Nerven nicht mehr aus ihrem Munde gehört, sie blüht wie eine Rose.

„Mein Befinden — haha! — bester Freund, bessert sich sehr langsam. Ich würde meine Genesung beschleunigen, allein ich will meiner Frau jetzt einen gründlichen Widerwillen gegen alle Nerven beibringen. Nur des Abends spät, wenn ich auf meinem Zimmer allein bin, bin ich frisch wie ein Fisch.

„Dir, mein Herzensjunge, verdanke ich mein Lebensglück. Ich würde Dich bitten, mich recht bald zu besuchen, allein ich glaube, meine Clementine hat in der letzten Zeit eine leise Ahnung von dem Spiel, welches ich mit ihr getrieben, bekommen, und daß Du mich dazu getrieben, kann sie sich leicht denken. Ich glaube, sie haßt Dich noch gründlicher, als meine Nervosität. Aber nächstens komme ich zu Dir. Gehab' Dich wohl.

„Handschlag und Gruß von Deinem glücklichen und bald genesenen

Adolf Biermann.“

R.-Y. ill. Z.

Ueber die Karpathen.

Reiseerinnerungen aus dem Anfang der dreißiger Jahre.
von H. Kieser.

(Schluß.)

Nachdem ich meine Aufgabe in Wieliczka erreicht glaubte, machte ich mich Sonntag 1. November zur Abreise fertig. Auf bergigem aber reizend gelegenem Wege, rechts die Aussicht nach den schon beschneiten Kuppen der Karpathen, links in die endlose Ebene von Polen mit der malerisch sich durchkrümmenden

Weichsel, fuhr ich nach der vier Meilen entfernten Bergstadt **Bochnia**, die inmitten freundlicher Obstgärten lag. Auch hier sind Steinsalzbergwerke im Betriebe und wurden damals jährlich etwa 300,000 Ctr. per Jahr gewonnen.

Im Gasthause lärmten wieder Husaren, in gutmüthig-übermüthiger Weise Alles für sich in Anspruch nehmend. Ich drängte um Pferde zum Weiterfahren und wies eine unhöfliche Dienerin derb und heftig zurecht, daß sie mich demüthig um Verzeihung bat und mir die Hand zu küssen versuchte; dagegen sträubte sich aber mein süddeutsch' Herz in schlichterer Gewöhnung, so daß ich mich ernstlich bemühte, die bitter Gedemüthigte wieder zu beruhigen.

Der Auftritt machte einiges Aufsehen und veranlaßte einen der anwesenden Herrn mit durch Neugierde gebotener, wahrscheinlich usurpirter magistratischer Grandezza mich nach meinem Passe zu fragen. Der war aber in musterhafter Ordnung: ein Ausfluß der Milde und allezeit zur Hülfe bereiten Huld König Wilhelms, des Vielgeliebten, von Württemberg. Sein Inhalt bezeichnete mich als »königlichen Bergkadett« und weiters als einen auf seinen im (wohl noch unvermessenen Gruben-) Felde erworbenen Lorbeeren urlaubsmäßig ausruhendes wirkliches und ordentliches Mitglied des achten Infanterieregiments, — also als eine hochansehnliche Militärperson. Die Idee, daß es sich hier um einen verkappten ungewöhnlichen Helden handeln könne, blitzte aus den Augen des Paßinquisitors und veranlaßte ihn sofort zum höflichen militärischen Gruße. Ich, der berühmte Held einer unvergeßlichen halbstündigen Präsenzzeit, nahm diesen Gruß mit der Sicherheit des gedienten und verdienten Mannes und Helden hin. Als ich die Einladung: in das Nebenzimmer zu den dort habilitirten ungarischen Husaren-Offizieren, Gutsherren und kaiserlichen Beamten überzusiedeln, mit dem Wunsche, unverzüglich weiter zu reisen, ablehnte, meinte mein neuer Gönner, mindestens meine »Herren Kameraden da drinnen« würden gar nicht gestatten, daß ich so schnell abreiste. Er trug meinen Paß in das reservirte Zimmer und überreichte ihn einem der Offiziere. Ich hörte mit eigenen Ohren ihre gründliche Verwunderung über die eigenthümliche Combination eines »Berginfanteristen« oder »Berghusaren,« aller Zweifel aber verschwand vor der vollen Gültigkeit des Kriegsministerialpasses, und vor der ehrerbietigen und taktvollen Weise, mit der sie sich alsbald erinnerten, daß mein hoher königlicher Kriegsherr auch Inhaber eines kaiserlichen Husarenregimentes sey. Unfehlbar hätte nun der Gedanke, daß ich Allem zufolge nun eben doch als ein »Berghusarenkadett« ein richtiger Kamerad seyn müßte, durchgeschlagen, wäre nicht ganz unerwartet eine andere Lesart aufgetaucht, die ich lediglich, da sie ziemlich geheimnißvoll mitgetheilt wurde, an ihren unmittelbaren Folgen erkannte. Einer der Herren war auf die Idee gekommen, ich könnte nach Haltung und Schnurrbart kaum etwas anderes als ein gehetzter, flüchtiger Pole seyn, und sie hätten Gott zu danken, daß sie auf Grund des unanfechtbaren Passes aus dem »Reiche« mich auch unangefochten passiren lassen könnten. Wie ich zu dem Passe gekommen, ginge sie nichts an, doch wollten sie dem Paßinquisitor ihre neue Meinung nicht mittheilen. Da kam denn einer der Herren und bald ein zweiter auf mich zu, mich leise und im Vorübergehen fragend: »ob ich Pole sey?« Ich verneinte verletzten schwäbischen Herzens die Frage; — ein dritter kam und lud mich verbindlichst ein, mich doch zu ihnen zu setzen, mein Paß genüge vollkommen und sie dächten nicht daran, mich mit weiteren Fragen zu belästigen, ich müßte ihnen aber gestatten, zu glauben, was sie für gut fänden. Ich folgte nun der Einladung mit dem festen Vorsatze durch alle mir zu Gebote stehenden Mittel, z. B. das perfekt mir innewohnende süddeutsche Idiom ꝛc. den Beweis zu führen, daß ich kein flüchtiger Pole sey. Indessen alle diese Versuche mißlangen, meine völlige Unkenntniß der polnischen Sprache war ihnen gar kein Beweis, ich mußte ein Gegenstand ihrer rührendsten und gastfreundlichsten Theilnahme seyn und bleiben.

Sie überredeten mich in Bochnia zu übernachten, sorgten für ein wohnliches und mehr verborgenes Quartier im Hinterhause und bestellten meine Fuhre auf den andern Morgen mit der Versicherung, daß der Fuhrmann ein verläßliger Bursche wäre, der mich die sichersten Wege nach Ungarn führen würde. Ich mußte schließlich von Herzen lachen, als ich diese großartige Komödie vollständig fertig um mich verwickelt sah, fügte mich in mein unabänderliches Schicksal und war fröhlich und guter Dinge mit den edeln, treuherzigen Ungarn. Den Abend brachten wir im Hause oder »Palast«, wie man hier zu Lande jedes Herrenhaus nennt, eines bei Bochnia wohnenden Gutsbesitzers zu. Für Bewirthung der zahlreichen Gäste war in dem reich ausgestatteten Hause die umfassendste Fürsorge getroffen. Man schlug vornehmlich in den Zimmern des Gutsherrn das Lager auf, rauchte, trank und politisirte sehr stark. Die Akte der Landesregierung wurden häufig einer sehr leidenschaftlichen Kritik unterworfen, insbesondere schalten die Polen auf das zweideutige Verhalten der Regierung gegen Edelleute und Bauern: sie versichere zu gleicher Zeit den Grundherrn der Unverletzlichkeit seiner altbergebrachten und verbrieften Rechte über seine Unterthanen und diese ihrer Unabhängigkeit von Jenen. Auf diese Weise werde der Adel nicht nur um seine Rechte gebracht, sondern auch vollständig im Lande diskreditirt. Der Grund zu diesem Verfahren liege für die Landesregierung in der Sorge vor dem gefürchteten polnischen Elemente, das mehr von dem zu den edelsten Geschlechtern Polens gehörenden galizischen Adel als von dem galizischen Bauer gepflegt würde.

In diese oft sehr ungestümen Expektorationen der galizischen Edelleute stimmten mit gehörigem Lärmen und in brüderlicher Theilnahme auch viele der anwesenden Ungarn, obgleich sie sich gleichzeitig der Integrität ihres Königreiches, der Erhaltung ihres Reichstages und ihrer volksthümlichen Landeseinrichtungen rühmten. Zum Schlusse konnte ich daher nicht recht begreifen, welchen Nutzen diese ungarischen Regimenter der österreichischen Regierung in Galizien bringen sollten, und da offenbar die Regierung von der Stimmung der Polen in Galizien und den Sympathieen der Ungarn mit denselben die beste Kunde haben mußte, so schien mir diese Mission der

Ungarn ein Akt besonderer Liberalität, welche eine andere Anerkennung verdient haben dürfte.

Frühe 6 Uhr des andern Morgens fuhr ich von Bochnia ab geradesten Weges in das Gebirge. Die Vorberge der Karpathen, um reizende Muldenthäler sich gruppirend, waren noch ohne Schnee; ihre Höhen waren mit gemischten Beständen, doch vorherrschend Nadelhölzern, bewachsen. Die Gebirgsart aus der sie constituirt sind, besteht aus vielfältigen Reihen von Sandsteinen, Schiefern und Kalksteinen, Gesteinsgemengen, die den Specialnamen „Karpathensandstein" erhalten hatten.

Bis zu der Stadt Wischnitz, welche ein sehr schönes und festes Bergschloß ziert, und in deren Nähe eine weit in's Land hinein gesehene Wallfahrtskirche als Warte steht, fuhr ich auf leidlichen Wegen. Aber nun fingen die elendesten Gebirgswege an. Mein unermüdlicher Fuhrmann fuhr mit nicht zu bändigender Eile, just als ob es einen theuren Flüchtling vor seinen Verfolgern zu bergen gälte, im Galopp die steilsten Berge hinauf und hinab, durch Flüsse, daß das Wasser in den Wagen drang, über Geröll- und Schutthalden, daß der geschmeidige Wagen zusammenzubrechen drohte. Ich hatte mich vorsichtig festzuhalten, daß ich nicht aus dem Wagen flog, zumal wenn es um eine Ecke ging. Hie und da fuhren wir an malerisch gelegenem und stattlich gebautem Edelhofe vorüber, während die gewöhnlichen Wohnungen aus schwarzen, isolirt an den Bergen haftenden Blockhäusern bestanden, aus welchen die unheimlichen bärtigen Gesichter der Galizianer hervorlugten.

Endlich langten wir am Fuße des Altsandezer Gebirgszuges an, dessen langer Rücken, aus krystallinischen Schiefergesteinen bestehend, dicht mit Schnee bedeckt war. In der Kreisstadt Neusandez fuhr mich mein Bochniaer Kutscher ohne weiteres zu fragen, vor ein Wirthshaus, dessen bärtiger Inhaber ein alter gutherziger Ungar war, der nach einigem Zwiegespräch mit dem Kutscher mich wie einen Bekannten empfing, und nach seines Volkes Sitte mit seriöser Ansprache in seinem gastlichen Hause willkommen hieß, sodann mich unaufgefordert wegen Visirung meines Passes auf das Kreisamt geleitete, und endlich mir eine Fuhre für den andern Morgen bestellte. Unverkennbar war dieß Alles das Werk fürsorglicher Instruktion, welche meine gütigen Freunde in Bochnia dem Gastwirthe durch den Kutscher hatten zukommen lassen. Mit seltenem Zartgefühle unterließ der biedere Gastwirth jede Frage der Neugierde an mich, sein ganzes Wesen war vom innigsten Wohlwollen und einem so correkten Takte, ich möchte sagen, imprägnirt, daß jenes an die Herzensgüte eines echten Christen, dieser an die angeborene Würde und den Edelsinn eines vollkommenen Gentleman, wohlthätigst gemahnte. Ich sandte den Bochniaer Freunden die wärmsten, dankbarsten Grüße durch den rückkehrenden Kutscher und war völlig gerührt, als ich dem auch von Theilnahme inspirirten Manne die Hand zum Abschied drückte. So unverdient von mir und so unberechtigt an mir all' diese Theilnahme mir erscheinen mußte, so lag doch in der Wahrnehmung, welchen Reichthum an brüderlicher Liebe wohlgesinnte, einfache Menschen zu bewähren vermögen, etwas ungemein Erhebendes, und mit dieser Empfindung hatte das ganze Mißverständniß an mir auch das ursprünglich Peinliche für mich verloren.

Der Fuhrmann kam des andern Morgens sehr spät, was meinen biedern Wirth sofort zu einem Abzuge von dem ziemlich hohen Fuhrlohne veranlaßte. Wir fuhren nun durch eine wilde, weglose Gebirgsgegend an gefährlichen steilen Gebirgsabhängen längs der Ufer der hochangeschwollenen Poprad hin. Unser Fuhrwerk lockte häufig die Bewohner der Berge aus ihren Blockhütten zu Tage, die sich dann mit leisem Schritte auf den Bergpfaden heranschlichen und uns anbettelten. Ich verfehlte nicht beim Erscheinen dieser wilden Gesichter den allezeit kampfbereiten Säbel hervorzuholen, und konnte wohl den zu meinen Gunsten lautenden Eindruck, den er hervorrief, bemerken. Im Uebrigen hätte man dem Fuhrwerke, in dem wir der Kälte wegen enge zusammen gepackt saßen, nur einen unbedeutenden Ruck zu geben gebraucht, um es an den steilen Gehängen in den Abgrund zu stürzen, und sich dann unserer und unserer Habe zu bemächtigen. Wenn halbwegs räthlich und möglich, sprang ich denn auch beim Herannahen eines solchen leichtfüßigen, finstern Bettlers vom Wagen und verkehrte einige Schritte entfernt, aber gedeckt durch ihn mit Jenem. Die beständige Aufregung, in der wir in der Befürchtung eines damals in diesen Gegenden eben nicht seltenen Anfalls von den Gebirgsbewohnern, oder eines Unglücks mit unserm fast ganz eisenlos gebauten Fuhrwerk, uns befanden, hatte mich innerlich ganz erschöpft, und todmüde kam ich an der ungarischen Grenze in Meiszed an. Ich bestellte mir in der stark besuchten Judenherberge eine warme Stube und wollte noch an diesem Abende meine Zollangelegenheit abmachen. Ich eilte daher noch zu guter Tageszeit auf das hoch auf dem Berge liegende Zollhaus, mußte aber, der besondern Ungefälligkeit des Beamten wegen, unverrichteter Dinge zurückkehren. Im Wirthshause fand ich statt der bestellten warmen Stube eine höchstens für einen Eskimo bewohnbare Rauchkammer, in der für unser Einen nur zu ersticken, nicht aber zu existiren war. Da aber Jenes vorerst nicht in meinem Reisezweck lag, und mir, nachdem nun auch die Nacht eingetreten, entschieden Ruhe nöthig war, so stieg ich in die allgemeine Wirthsstube nieder und fand hier — die Schenke war wohl eine richtige Schmugglerherberge — auf dem Boden für etwa acht Juden und zehn bis zwölf Christen Strohlager hergerichtet; — Alles voll ekelen Schmutzes, aber sorgfältig nach Glauben und Nationalität geschieden, war mit Ablegung der Tagestoilette beschäftigt. Die Wirthin, welche als Commandirende auch in diesem Raume, wie sie mich versicherte, um Raub, Todschlag und Feuer abzuwenden, schlief, ließ mir auf mein Geheiß auch noch ein Lager von frischem Stroh auf dem Boden herrichten und verwahrte meine Effekten. Es war eine qualvolle, qualmvolle und an Sauerstoff gänzlich verarmte Nacht, deren unberufener Wächter ein hektischer Bursche, ächter Kohlensäuerling, mit einem regelmäßig wiederkehrenden Husten, war; er verbitterte der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft den wenigen möglichen Schlaf bis zur Grenze der Unmöglichkeit. Ich sollte hier an der Grenze aller denkbaren Möglichkeit irdischen Wohllebens

— denn ubi est ita quum in Hungaria vita? — erst noch einen ordentlichen Fegfeuer-Concurs durchmachen, um mürbe gemacht in die richtige Genußfähigkeit für dieses irdische Eldorado übergeführt zu werden. Als durch die eisgeblümten Fensterscheiben der erste Sonnenstrahl zitterte, und den einzigen ungebrochenen Strohhalm des zerwühlten Lagers golden beleuchtete, umarmte ich ihn dankerfüllten Herzens und erhob mich mit der Federkraft einer gebrochenen Lilie von dem Schwämme-erzeugenden Boden, um ein heißes „Gott sey's gedankt“ durch die an den verwittweten Stickstoff verrathene Luft gen Himmel zu senden. Bald erhoben sich auch die übrigen Insassen der Wirthsstube; die Galizianer kleideten sich pittoresk in ihre bunten Decken, radebrechten ein originelles Deutsch, Polnisch oder Ungarisch. Die Juden aber hüllten sich in weiße lange Mäntel mit blauen Streifen und begannen im Zimmer auf- und abschreitend ihr Frühgebet zu verrichten. In diesem Gebetskleide sahen die hohen Gestalten mit den orientalischen Köpfen und den prachtvollen Patriarchenbärten wahrhaft prophetenartig aus.

Die Wirthin braute mir aus geschmuggelten Bohnen einen vortrefflichen Kaffee den ich mit aller Gemüthlichkeit schlürfen konnte, bis vom Berge die Botschaft kam, daß der Herr Gränzcontrolor nunmehr in Gnaden geneigt seyen, meinen Paß zu visiren. Ich stieg nicht sehr eilig zu dem Zollhause hinauf, ward aber dafür auch von dem grämlichen Herrn, der mich seit ein paar Minuten erwarten mochte, während ich zuvor Stunden lang der Gewährung meiner Bitte geharrt hatte, sehr unliebenswürdig rauh anzulassen. Da lief bei mir auch „das Haferl“ über und ich verlangte nun mit Drohung und unter hochmüthiger Hinweisung auf meine Adressen für Ungarn, die augenblickliche Visirung meines Passes und versicherte ihn, daß ich ihm nun mein Gepäck nicht mehr heraufschaffen lassen würde: er möge nun selbst an meinen Wagen kommen. Das wirkte und ich ward augenblicklich befriedigt. Ein städtischer Haiduke von Kesmark, der zum Schluße der Erörterungen mit dem unfreundlichen Zollbeamten gekommen war, fühlte sich veranlaßt, vor der Thüre in dienermäßig gehaltenem Sermon seine beifällige Ansicht über die Abfertigung des unbeliebten Controlors auszusprechen und knüpfte hieran, da ich ihn gutmüthig, oder eigentlich erleichterten Herzens, anhörte, die Bitte um einen Platz auf meinem Wagen für den Weg nach Kesmark. Gerne gewährte ich diese Bitte, da in der wilden, unwegsamen Gegend ein revierkundiger Haiduke, der zudem schon als öffentliche Person respektirt wurde, der willkommenste Geleitsmann seyn konnte. Wir fuhren in tiefem Schnee an den Gebirgsabhängen der Karpathen über Granadow und Krombach nach Cherabine wo die Pferde gefüttert wurden, Haiduke und Kutscher aber gründlich der Schnapsflasche zusprachen. Ein dritter improvisirter Trinkkamerad, der sich ohne meine Veranlassung im Wirthshause zu ihnen gesellte, hielt mit ungarischer Gravität die Danksagungsrede an mich, den Spender dieses Frühstücks, und der Wirth, der stillschweigend eine sehr umfassende Hypothek auf den Inhalt meines Geldbeutels errichtet zu haben schien, kredenzte die Flasche von Zeit zu Zeit auch noch einem Vierten. Mein junger galizischer Bauer aber war heftig betrunken und mußte in den hintern Theil des Wagens, unmittelbar über die Achse der Räder, gelegt werden, wo er in einem so festen Schlaf verfiel, daß ihn selbst das Gehämmer seines eigenen Kopfes auf dem Boden des Wagens, wenn's so recht furios über Stock und Stein ging, nicht aufzuwecken vermochte. Denn der Haiduke trieb die fremden Pferde mit grimmiger und schonungsloser Tyrannei über Kniesen nach Niederrauschenbach im Carrière die Steigen hinab, im Galopp die Berge hinauf, — da brach, glücklicherweise kurz vor dem Orte ein Rad und wir flogen weit in den Schnee hinaus. Das Bäuerlein aber schlief fort. Wir erhoben uns unbeschädigt von unserem weichen, kalten Lager und schleppten das Fuhrwerk nach dem Dorfe herein. Der Wirth versicherte mich, daß die Reparatur des Wagens wenigstens so ein sechs bis zehn Stunden erfordern, aber bestens durch ihn besorgt werden würde.

Ich benützte diese lange Pause auf den Rath des Wirthes zu einem Besuche auf einem naheliegenden Edelhofe. Der freundliche alte Gutsherr — ein echter magyar ember — empfing mich in einem wohlerwärmten, heimelichen Gemache äußerst gütig. Die Bezeichnung meines Berufes und Reisezweckes genügte, dem Herrn einiges Interesse für mich abzugewinnen. Er war selbst „Waldbürger“ d. h. Mitbesitzer von Bergwerken und berichtete mir von deren Ausbeuten, als der vornehmsten Gelegenheit in der Gegend, in den Besitz von baarem Gelde zu gelangen, denn Grund und Boden besaß Jeder genug, also boten auch nur die benachbarten Städte einigen Markt für den Verkauf der Feld-Produkte, und für diese nur zu ganz geringen Preisen. Ein gutes Geschäft bot der Betrieb von Eisenhämmern, und da konnte ich nun dem guten, alten Herrn Rede stehen über alle neuen Einrichtungen dieser Industrie in Deutschland und England. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte er meinen Mittheilungen.

Das Zimmer in dem wir saßen war gewölbt und nur weiß getüncht. Der Schmuck der Wände bestand aus Bildern ritterlicher Ahnen, aus Waffenzusammenstellungen und sehr vielen Rauchgeräthschaften. Eine kleine Bibliothek und eine große Anzahl von Blumentöpfen füllte einen Theil des Raumes aus. Ich war nicht lange bei dem freundlichen Herrn als er mir eine gestopfte Thonpfeife anbieten und Wein und Speisen beischaffen ließ. Allein ich war zu ihm gekommen um durch ihn einen Führer nach den nahegelegenen Bergen zu erhalten. Als ich ihm diesen Wunsch aussprach, strich er sich mit eigenthümlicher Grazie die weiß gewordenen Bajussen (Bartspitzen) und ertheilte dann mit militärischer Bündigkeit einem Diener Befehle, in Folge deren bald ein Sohn des Hauses erschien und bereitwillig und artig sich mir als der gesuchte Führer anbot. Nachdem er eine aufgeschürzte vielfarbig benähte Bunda umgehängt, Büchse, Pfeife, Kostöck und Hunde beigeschafft hatte, traten wir den Weg durch Feld und Laubwald in die Berge an. Nach etwa zweistündigem Marsche waren wir auf einzelnen ziemlich freien Gebirgsvorsprüngen angelangt, von denen wir unmittelbar vor uns in scharfen Contouren die maje-

stätische Tatra, westlich die bewaldete Magura, die hohen Berge der Arvaer, Trentsiner, Liptauer und Soler Gespanntschaften, östlich das Beskid-Gebirge, die Alpen der Saroser, Zempliner und Ungheurer-Comitate erblickten. Die Luft war unvergleichlich klar und durchsichtig. Die scharfkantigen, schneebedeckten aber vegetationslosen Rücken und Zacken der krystallinischen Hauptgebirge, zumal des Tatra, schienen in aristokratischer Unthätigkeit nach längst erfüllter Aufgabe, auf die üppige Vegetation an ihrem Fuße und in den sie umlagernden Gebirgen, auf Fluren, Städte und Dörfer — als das Werk der misera plebs niederzublicken. Und doch beweisen sie — als Zeugen des gewaltsamen Durchbruches des vor ihnen bestandenen flacheren Lebens ohnehin schon ehrwürdig — wohl noch jetzt ihre nützliche Bestimmung durch Beschaffung und Vermehrung des Bodens für die rings um sie verbreitete Cultur (selbst bei Aussendung lockerer, gefährlicher Bruchstücke aus ihrer Reihe), dann als Anziehungspunkte der Gewitter durch Reinigung der Atmosphäre und als ausschließliche Träger der gediegenen Metalle, denn unter ihnen in größeren Tiefen kommen diese nur vererzt vor. Ohne sie daher Ausnützung des vorhandenen producirenden Bodens, Verschlechterung der Luft und weniger gediegene Metalle. Während diese geologischen Uraristokraten bei ihrem ersten stürmischen Auftreten das Verhandene gewaltsam umstürzten, veränderten oder vertilgten, sind sie nun in unermüdlicher Ausdauer zu dem milden Berufe der Erhaltung des durch sie Umgeschaffenen selbst unter Aufopferung ihres eigenen Bestehens bestimmt.

Es war sehr spät am Abend als wir von der Rundschau zurückkehrten, und an eine Weiterreise um so weniger zu denken, als der Wagen lange nicht fertig war. Fertig waren nur Kutscher und Haiduke, aber auch so vollständig im Genusse des berauschenden Balinka geworden, daß ich nur die sehr parteiischen Berichte des listigen Dorfwirthes vernehmen konnte. Es handelte sich noch um den nächsten Vormittag zur Herstellung des zerbrochenen Wagens und mußte ich mich lediglich mit Allem zufrieden geben, was die Leute verlangten. Ich übernachtete bei dem Gutsherrn und zog andern Morgens in aller Frühe wieder in die Berge. Nachmittags traf ich den Wagen reparirt, den Haiduken aber mit eigenthümlichen phrenologischen Studien am Kopfe der Wirthin, einer hübschen Liptauerin, beschäftigt. Letzteren machte der gleichzeitig mit mir eintretende Gastwirth allsogleich ein Ende. Endlich fuhren wir ab nach Podolinez in ein zwischen sanfteren, flacheren Bergen sich hinziehendes Thal, da brach zum zweiten Male das Rad und wir lagen jämmerlich zerquetscht auf dem Boden. In dem benachbarten Mittelrauschenbach fand sich für sehr viel gutes Geld und gute Worte und nach vielem Bemühen ein Bauer bereit, mich und meine Effekten mit seinem Viergespann auf einem mit einem Bündel Stroh ausgestatteten Steinwagen nach dem nur noch zwei Stunden entfernten Kesmark über Bela zu fahren, was endlich bei idyllischem Mondscheine und sehr vielem Schnee ausgeführt wurde. Die Fahrt von Meniszek nach Kesmark war beiläufig einer gelinden Execution auf der Folter zu vergleichen. Mit zerbläuten Gliedmaßen warf ich mich Nachts eilf Uhr im Gasthofe zu Kesmark auf mein Lager.

Kesmark liegt am Fuße der hohen Tatra und ist eine der Sachsenstädte des Zipser Comitats, welche 1412 von König Sigismund an Polen verpfändet, ursprünglich ganz deutsch, nun deutsche, polnische, slovakische und ungarische Bevölkerung hat. Mein Gastwirth, ein Ungar, erzählte mir ein Langes und Breites von den Rechten und Privilegien der Stadt. Endlich aber kam er im Laufe der einmal entwickelten Redseligkeit auf sein eigentliches Lieblingsthema: das Vergnügen einer Bärenjagd in der Tatra. Dabei drehte, zerrte und wickelte er so grausam an seinem langen, grobhaarigen Schnurrbarte, daß ich in der That ernstlich besorgt war, er möge ihm sammt Grund und Boden in der Hand bleiben. Doch der hielt standhaft die oft geübte Tortur aus, dagegen wollte mir es bald zu viel werden. Ich konnte den gutmüthigen Schwätzer kaum mehr los werden und als ich ihm die Besteigung der hohen Tatra als meinen nächsten Wunsch bezeichnete, war er auch dabei, überhaupt eben überall mehr als bei seiner Wirthschaft, die inzwischen unter dem Regimente seiner braven Frau immer noch gut bestellt war. Nach eintägiger Rast machte ich mich den nächstfolgenden Morgen auf die Wanderung in die nächstgelegenen Berge der Tatra. Für diese Wanderung mußten die Lebensmitteln mitgenommen werden, da in den Karpathen von Alpenhütten, Sennern und Sennerinnen nicht die Rede ist, die Juhaszen aber in ihren wandernden Hirtenlagern nur Schafkäse und Milch gegen Slivoviza oder Wein verabreichen. Mein Führer hatte einen großen hellhaarigen Wolfshund mit zwei leichten Tragkörben behängt, der eine nahm Lebensmittel, der zweite Decken, Hämmer und Mineralien auf.

Die Nacht wurde am Feuer eines Schafhirten zugebracht, der uns mit großer Sorgfalt Lager von Moos und Laub hergerichtet hatte. Im hohen Gebirge fehlte es sehr an sicheren Pfaden und war die Expedition viel mehr mühsam als reich an neuen Beobachtungen. Die Karpathen reihen sich nach Hebungszeit und Gebirgsform unmittelbar an die Alpen an, so daß sie als deren Fortsetzung zu betrachten sind. Der den Grundstock der Tatra bildende Granit hat gegen N. Talkschiefer und metamorphosirte harte quarzige Sandsteine aufgerichtet. Uebergreifend über letzteren lagert sich erst ein körnig crystallinischer und ungeschichteter Kalkstein, der erst in weiter Entfernung von der crystallinischen Gebirgsachse deutlich geschichtet einen jurassischen Typus annimmt. Wie in den Alpen über der Kreide, so liegen hier über oder neben den crystallinischen Kalken stellenweise nummulitenreiche Kalk- Sand- und Schieferschichten.

Hirten und Jäger gaben uns je und je das Geleite. Jeder trug die Ueberzeugung mit sich fort, daß es uns nur um das Goldsuchen zu thun sey, und Mancher verließ uns früher als seine ursprüngliche Absicht gewesen, um auf nur ihm bekannten Nebenpfaden unserem Zuge zu folgen und unsere Haltplätze einer zweiten Untersuchung zu unterwerfen. Indessen wir kehrten keineswegs mit Gold beladen, vielmehr aller Lebens-

mittel baar, mit zerfetzten Kleidern und gründlich abgemüdet von der unwegsamen, nur an wundervollen Fernsichten in das gesegnete Tiefland reichen Parthie am Abende des zweiten Tages nach Kesmark zurück. Die Wirthsleute hatten mit angenehmer Aufmerksamkeit ein wohldurchwärmtes Zimmer und reichlichen Imbiß bereit gehalten. Dazu aber hatte sie der Haiduke veranlaßt der mich mehrmals während meiner Abwesenheit in dem Gasthofe aufgesucht um seine Dienste anzubieten, und bei der Gelegenheit den Wirthsleuten vertrauliche Mittheilungen über mich gemacht hatte. Sie waren zufolge dieser nunmehr auch beharrlich der Meinung mich für den berühmten Flüchtling halten zu dürfen und versahen mich bei meiner Abreise aus rührender Theilnahme an meinem »harten Schicksale« mit Käse, Brod und Wein für die Weiterreise. Ich protestirte aber sehr energisch gegen diese unverdiente Theilnahme II. Aktes, sie versichernd, daß ich dem lieben Gott nur für seine Güte und Treue, die er ohne bittere Prüfungen bisher an mir bewiesen, zu danken und eher die Pflichten Anderen mitzutheilen im Auge zu halten hätte. Die gute Frau Wirthin die längst alle meine Worte mit den heißesten Thränen begleitete, fuhr auch dann noch fort zu schluchzen, indem sie schließlich mich aufforderte zuzugeben, daß Alles doch möglich wäre, und nichts auf der Welt hätte sie nun vermocht auf diese Möglichkeit hin wenigstens nicht noch einige Zeit in tiefster Rührung zu verharren. Damit hatte aber meine Flüchtlingseigenschaft ihr Ende erreicht. Der Wirth war doch so vernünftig, daß er meinen eindringlichen Vorstellungen Glauben schenkte und sich nun enthielt, dem neuen Fuhrmanne die sicherlich auch von ihm erst beabsichtigt gewesenen Instruktionen zu meiner Beschützung zu geben. Wein, Brod und Käse mußte ich aber als Geschenk behalten. Ich fuhr in Gesellschaft mehrerer Geschäftsleute Abends von Kesmark ab, südlich in das Gebirge. Wir erreichten an diesem Tage noch Abrahamsdorf wo wir übernachteten, und zwar der Reinlichkeit wegen auf dem Boden. Früh zwei Uhr brachen wir bei Mondschein und sibirischer Kälte wieder auf. Bei Iglo (Neudorf) weckte uns ein eigenthümliches Klappern in der Luft aus unserm Hindämmern und als wir uns nach den vermeinten Störchen umschauten, waren es sieben schwarze vertrocknete Leichname von Räubern, welche an einem im Dreiecke gebauten Galgen hingen und von dem scharfen Gebirgswinde an einander geschlagen wurden.

Wir fuhren in »ewigem Walde,« wie ihn meine Reisegefährten nannten, quer durch drei 5—600′ tief eingeschnittene Parallelthäler in welchen nur einzelne Bergbaue und Hütten die ersten Spuren von Cultur gebracht zu haben schienen, und kamen endlich in ein viertes Thal, das Hnileczer Thal oder die sogenannte »neue Welt.« In diesem Thale hatte sich aber auch in der That eine neue Welt aufgethan. Die reiche von Maximilian und Maria Theresia großmüthig mit Privilegien ausgestattete oberungarische Waldbürgerschaft — ein Verein der gesammten Bergbau-Gewerken Ober-Ungarns — baute in diesem Thale eine große Kupferhütte die dem Repräsentanten derselben — Grafen Georg Andrässy, (dem heutigen Judex Curiæ Ungarns) — zu Ehren, den Namen Georgihütte erhielt. Das ganze Thal wimmelte von Bauarbeitern, die berühmten Metzenseifner Schanzgräber waren an der Anlage des Hüttenkanals beschäftigt, Maurer und Zimmerleute, wohl über hundert an der Zahl, mauerten und hämmerten emsig darauf los. Ich versuchte mich dem Ortsrichter von Hnilecz, wo nur slavisch und ungarisch gesprochen wurde, durch die gefällige Vermittlung der, wenn auch altersschwach gewordenen, Kenntnisse des Lateinischen verständlich zu machen, das war aber ein schwierig' Stück Arbeit. Der Ortsrichter verstand wenig mehr als: quid vel quomodo Domine? und so kam ich wohl zu Fragen von seiner Seite, nicht aber zu Antworten. Mit gleicher Hoffnung hätte ich einem der Maurer eine Lißt'sche Notturne vorlegen können um mir einen Ohrenschmauß zu bereiten. So viel war also gewiß: in diesem Thale des Ungarlandes wuchs kein Exemplar seines berühmten Husarenlatein.

Von Hnilecz ging es bergauf nach Poloma und dann in das reizende, noch schneefreie Sajothal, an Bethler einem Graf Leopold Andrässy'schen Dorfe vorüber nach Rosenau (Rosznyo-Banya), das, eine betriebsame Stadt, zehn gute, aber unebene Meilen (wie die Wirthin von Kesmark meinte) von Kesmark entfernt im Sajothale liegt. In der Stadt war eben Jahrmarkt; auf dem großen Ringe waren zwischen Buden Viehständen und Fuhrwerken Krämer, Gemüseverkäufer, Gaukler und Musikanten in buntem Gewirre unter einander. Die Ungarn stiegen in bespornten Tschischmen, bunten Pelzen mit breitkrämpigen Hüten und golden befransten Halsbinden, die Haare wohl hinter die Ohren gestrichen oder in Zöpfe geflochten, im Gewühle mit dominirender Würde herum, wenig aber ernst und ruhig verhandelnd; die Slovaken dagegen waren in weiche, vielfach um den Unterfuß geschnürte Sandalen gehüllt, mit dem filzartigen Halinatuche, der slovakischen braunen oder weißen Cuba bekleidet, ließen ihre langen, pechschwarzen, wohleingefetteten Haare in losen Locken oder vielmehr Strängen auf die Schultern herabhängen, und sprachen viel und unter lebhaftestem Geberdenspiele. Allerwärts standen Käufer und Verkäufer in dichten Haufen beisammen, und wurden im besten Feilschen und Markten nicht selten durch einen rücksichtslos heransprengenden magyarischen Reiter oder durch eine von ihm aufgescheuchte Schweineheerde gewaltsam auseinander getrieben. Deutsche waren wenige auf dem Markte, sie hatten mehr oder weniger magyarische Tracht und Sprache angenommen und zeichneten sich durch etwas sorgfältigere Kleidung, durch das Ansehen von Wohlhabenheit, durch Vorsicht und Umständlichkeit im Verkehre und durch ihr häufiges Vereinzeltstehen aus.

Als der Abend hereinbrach, jagten die Drei- Vier- und Fünfgespanne der Bauern, Krämer und Edelleute nach allen Weltgegenden mit tollstem Ungestüm hinaus, die Slovaken sangen in errungener Branntweinseligkeit ihre weichen Lieder, die Ungarn schalten und tobten, und die Deutschen drückten sich in demüthiger Stille weiter. Im Wirthshause spielten wandernde Zigeuner-Musiker ungarische Tänze, nach deren Takt ein großer Theil der Bevölkerung der Wirthsstube im

drehenden Kreise tanzte, bis von Zeit zu Zeit ein Student, Husar, Padralist, Praktikant, Pusztenherr oder verkommener Jurat ein graziöses Solo vor dem gemischten Publikum Preiß gab. Ein solches Solo wurde, zumal bei glücklich ausgeführter „nagy harang" (großer Glocke, bei welcher der Tänzer bald rechts, bald links aufspringt, fast horizontal in der Luft die Füße zusammenschlagend) regelmäßig mit einem donnernden „Eljen" und dem Transport des ruhmgekrönten Tänzers auf den Schultern der entzückten Zuschauer durch die Wirthsstube belohnt.

Das Wirthshaus war mit Marktgästen so übervölkert, daß man mich mit einem jungen Triester Kaufmann in eine pensionirte Speisekammer quartirte. Der durchdringende Modergeruch, welcher aus Gemach und Lagerstätten uns entgegenkam, hatte uns in der Erinnerung an den Besuch der Cholera, den diese vor Kurzem der Stadt in verheerender Weise gemacht hatte, mit solcher Angst und Eckel erfüllt, daß wir trotz der Kälte und Feuchtigkeit des Gemaches uns in unsere Pelze gehüllt auf dem Lehmboden schlafen legten. Vergebens tröstete ich mich und meinen Nachbar auf dem kalten, feuchten Boden mit der Existenz des famosen Centralfeuers im Erdinnern: wir erhoben uns am andern Morgen mit ungebührlich geschwollenen Nasen von unserem Lager, was insbesondere mir bei den Staatsvisiten, die ich vorhatte, gut zu statten kam.

In der Frühe war nur mit Mühe ein Barbier zu haben, der, ein Blutegelzüchter, eigensinnig darauf bestand, einige seiner Pfleglinge in meinem geschwollenen Gesichte zu appliciren; von einem Bade konnte wenigstens in Rosenau jetzt nicht mehr die Rede seyn.

Als ich aber gar die verwegene Idee hatte, zur Fahrt nach dem zwei Stunden entfernten Hoszurith eine Chaise zu verlangen, brachte man mir nach langem, trostlosem Warten die Versicherung, die einzige Gelegenheit böte ein vom Markte nach Hoszurith heimkehrender Krautbauer, der mich alsbald mit seinem Krautwagen abholen würde. Das wollte allerdings zu meinen Ideen und Wünschen von Präsentation, erstem Eindruck und dergl. gar nicht passen und nach der unverdienten Flüchtlingspflege auch nicht munden; indessen ich war froh, aus dem greulichen Trubel, der in aller Frühe wieder im Gasthofe aufgeschlagen worden, wegzukommen und fuhr mit dem ungarischen Bauer, nachdem aus Koffern und Decken ein leidlicher Sitz auf dem Wagen hergerichtet war, ostwärts zur Stadt hinaus. Bald vor der Stadt gelangten wir auf eine mäßige Anhöhe, von der aus wir das reizende Thal von Baralya, durch das sich gegen Südost die Straße nach Kaschau, gegen Nordost die Straße nach Schmölnitz zog, überblicken konnten. Dieses Thal, in enger östlich liegender Waldschlucht hinter Derns im Tornaer Comitat beginnend, gegen Westen, der Sajo zu, aber sich immer mehr erweiternd, hatte an dem Punkte, an welchem auf »langer Wiese« Hoszurith mit Castell und Park des Grafen Georg Andrássy vor uns lag, schon die ansehn-Breite von wohl einer halben Stunde erreicht. Es war eines der ersten Thäler an der südlichen Grenze der erzführenden Karpathen, denn gegen Süden war dieses Thal bereits von kahlen Kalkbergen begränzt, auf deren mittäglichen Gehängen die ersten Weinberge zu Kertvöllyös, Fürst Esterhazy gehörig, angelegt waren.

Gegen Norden war das Baralyaer-Thal von hohen, stark bewaldeten Grauwackebergen begrenzt, aus denen der Pipilka mit 3000' Höhe hervorragte. Aus dem dunkeln Hintergrunde dieser Grauwackenberge hob sich die auf isolirtem Bergkegel gelegene Stammburg der Grafen Andrássy, Kraznahorka, mit ihren lichtgrauen Mauern und Thürmen malerisch hervor. Vom Fuße des Burgberges aber dehnte sich der ansehnliche Marktflecken Baralya mit seinen weißgetünchten, hellen Häusern nach dem Patschner Seitenthale nördlich in das Grauwackengebirge hinein. Das Baralyaer-Thal hatte bei Kraznahorka und Hoszurith einen südlichen, fast italienischen Typus, der ihm selbst bei der schon beginnenden Winterzeit den Ausdruck wohlthuender Wirthlichkeit und Heimelichkeit verlieh. Und in dieser lieblichen Gegend sollte ich eine durch die Großmuth und Gastlichkeit des edeln und hochherzigen Besitzers von Hoszurith gebotene Heimath gewinnen und somit die Karpathenreise ihren ersten Abschluß finden. Ich hatte meinem Krautbauern unterwegs in verschiedenen ungarischen Infinitiven beizubringen versucht, daß ich vor dem Kastelle zu Hoszurith absteigen wollte und er mir meine Effekten nachbringen sollte. Allein trotz seines wiederholten, bejahenden „Igen Uram" fuhr er in dem im Ungerlande so beliebten Galoppe und unter mehr als extrapostartigem Spektakel und Gerassel in weitem Bogen in den Kastellhof ein. Mein geräuschvoller Einzug trieb ein Heer dienstbeflissener »Hausoffiziere«: Haiduken und Jäger, welche eben im Parterre des Kastells am Mittagstische eifrigst beschäftigt waren, in den Hof heraus.

Sie vermutheten wohl die Einlieferung irgend eines eingefangenen Schelmen, oder gar einen Besuch des vielgefürchteten Sobri selbst, auf dem possirlichen Fuhrwerke, und waren nicht wenig erstaunt, mich, nachdem ich mich aus meinen verschiedenen Umhüllungen ausgeschält hatte, als ihren längst erwarteten, friedlichen Gast zu erkennen.

Meinen Krautbauern und Leibkutscher aber zankte das Hausvolk ob des unnöthigen Lärmens, noch mehr aber ob der Störung an der bedeutungsvollen Arbeit des Mittagessens, tüchtig ab, um ihn nachher mit um so ausführlicherer Gutmüthigkeit durch Speise und Trank dafür wieder zu entschädigen.

Wie oft kehrte ich von nun an im Kastell zu Hoszurith, wenn auch nicht mehr so geräuschvoll, als Gast ein — und wie freudigen und dankbaren Herzens gedenke ich noch heute der Güte und väterlichen Huld, unter die mich der ritterliche Herr von Hoszurith gestellt hatte!

Ihm und den biederen Bewohnern des Thales von Baralya sey aus fernen deutschen Gaue ein innigstes Glück-Auf zugerufen!

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

22.

Ein trüber Decembertag lag auf dem weiten flachen Gelände. Die Winter-Sonnenwende hatte endlosen Regen gebracht, und die ganze Natur in ödes Grau gehüllt. Heinrich Otte schritt vom Kahlauer Bahnhof durch den triefenden Regen die morastige Landstraße endlich nach Strahlenberg, und hatte Mühe, bei dem heftigen Winde, der ihm den Schirm zu entreißen drohte, sich aufrecht zu erhalten. Die trostlose Witterung warf einen trüben Widerschein in sein Gemüth, und gab ihm unwillkürlich eine abgünstige Ahnung von dem Erfolg des sehr unangenehmen unbehaglichen Ganges, den er im Auftrag seines Brodherrn zu thun im Begriff war.

Endlich stiegen die hohen Giebel und die vier Eckthürmchen des Schlosses Strahlenberg auf der leichten Hügelwelle vor seinem Auge aus einem Kranz von Bäumen empor. Otte bog in eine Allee ein, und stand bald in dem geschmackvoll verzierten Vorzimmer. „Ist Frau Auheim zu sprechen, Philipp?“ fragte er den Lakaien, der nicht wenig erstaunt schien, Otte hier zu sehen. — „Weiß nicht, — ist noch zu frühe; ehe sie gefrühstückt hat, pflegt sie niemand anzunehmen,“ stammelte Philipp; „aber darf ich dem Herrn Buchhalter nicht eine Tasse Kaffee offeriren? Der Herr müssen schon sehr frühe aufgestanden seyn, um so mit dem ersten Zuge anzukommen. Darf man so frei seyn zu fragen, was denn eigentlich den Herrn Buchhalter herführt? Ist, glaub' ich, erst das zweite Mal, daß wir das Vergnügen haben, Herrn Otten hier zu sehen.“

„Melden Sie der Dame vom Hause, daß ich sie in einer dringenden Familien-Angelegenheit zu sprechen wünsche, und besorgen Sie mir gefälligst ein Frühstück, dessen ich wahrlich bedürftig bin,“ erwiderte Otte, und wies mit einer gewissen Zurückhaltung die vertrauliche Annäherung des Lakaien zurück.

Er ward in ein Empfangszimmer geführt, wo man ihm ein reichliches Frühstück servirte und ihm Muße genug zu stillen Betrachtungen, Vergleichungen und Reflexionen ließ, die alle darauf hinausgingen, daß er jetzt in einer solchen Angelegenheit nicht hier wäre, wenn Auheim nicht den tollen Kitzel gehabt hätte, Gutsbesitzer zu werden und dieses Gut seiner Frau zur Morgengabe zu schenken. Erst nach einer Stunde benachrichtigte ihn Philipp, daß die „gnädige Frau“ geneigt sey ihn zu empfangen, und führte ihn in einen höchst eleganten Salon, wo er Leonie Auheim mit einem eleganten jungen Herrn und einer nicht mehr ganz jungen Dame in einem koketten Morgenkostüme traf.

„Guten Morgen, Herr Otte,“ redete sie ihn herablassend aber mit einer gewissen frostigen Kälte an; „Sie haben sich zu mir heraus bemüht, um mich zu sprechen? darf ich Sie bitten, mir die Veranlassung Ihres werthen Besuchs in Kürze zu nennen, denn ich bin pressirt!“

„Wohlan, Madame, dann bitte ich um ein Viertelstündchen unter vier Augen, denn meine Sendung ist eine rein vertrauliche,“ entgegnete Otte mit einem Blick auf die beiden Anwesenden.

„Reden Sie immerhin offen vor diesen meinen Freunden,“ versetzte Frau Auheim kalt und mit einem strengen Blicke ihrer dunklen Augen. „Ah, Sie wollen mich daran erinnern, daß ich Ihnen diese Personen nicht vorgestellt habe, nicht wahr? Ich wußte nicht, daß Sie so ehrgeizig sind, Herr Buchhalter,“ fügte sie ironisch hinzu; „also meine Freundin Madame la Baronne . . .“

„Bitte sehr, Madame,“ fiel ihr Otte rasch in die Rede; „ich weiß bereits, daß diese Dame hier eine Pariserin und dieser Herr ein Monsieur d'Ormond, Pianist aus Paris, ist. Sie haben mein Zögern mißverstanden, Madame! Ich muß auf einem geneigten Gehör unter vier Augen bestehen, weil die Mittheilungen, welche ich Ihnen zu machen habe, von so vertraulicher und delikater Art sind, daß sie nicht vor Fremden erörtert werden können.“

„Ah?“ sagte Leonie stolz; „wenn ich Ihnen aber sage, Herr Buchhalter, daß diese beiden Personen mir nicht fremd, sondern meine vertrautesten Freunde sind, vor denen ich keine Heimlichkeiten habe? daß diese Dame und dieser Herr beinahe kein Wort Deutsch verstehen?“

„Einerlei, Madame,“ entgegnete Otte fest und mit einem so ernsten Blicke, der der leichtfertigen Frau bis auf den Grund ihrer Seele hinunter zu schauen schien, daß sie ihn nicht auszuhalten vermochte; „nach meinem Gefühle wie nach meinem Auftrag kann ich Ihnen die betreffenden Mittheilungen, von denen das Wohl oder Wehe Ihrer Familie abhängt, nicht vor diesen Leuten machen, um so mehr da es gefährlicher wäre sie den Inhalt meiner Mittheilungen unbestimmt muthmaßen als genau wissen zu lassen.“

„Ich gestehe Ihnen zwar, Herr Buchhalter, daß ich nach dieser Einleitung gar nicht sehr erpicht auf Ihre Mittheilungen bin, deren Endziel ich vielleicht schon errathen habe,“ sagte Leonie mit hochmüthiger Kälte; „allein um nicht fühllos zu erscheinen, will ich Ihnen auf eine Viertelstunde Gehör unter vier Augen schenken, denn unser Geschäft wird, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, bald abgethan seyn. Treten Sie gefälligst in jenes Boudoir dort! — Sie entschuldigen mich für einen Augenblick, meine Freunde,“ wandte sie sich munter und leichtfertig in französischer Sprache an ihre Gäste; „Sie sehen ich werde zu einem Tête-à-Tête gezwungen, jedoch mit einem Herrn, der für mich durchaus nicht gefährlich ist, wie Sie sehen!“

Otte'n stieg über diese frivole beleidigende Anspielung das Blut in die Wangen, aber er hielt an sich, und nahm auf Leoniens Wink auf einem Tabouret Platz, das einer mit dunkelblauem Sammt überzogenen Chaise-longue gegenüberstand. Leonie schloß die Thüre, schürte das Feuer in dem französischen Kamin auf und machte sich noch allerlei in dem mit raffinirtem Luxus ausgestatteten kleinen Zimmer zu schaffen, ehe sie einen Fächer vom Kamine nahm, sich halbruhend in die Chaise-longue fallen ließ und dann mit dem Fächer spielend

den Buchhalter eine Weile fixirte, ehe sie anhub: „Zunächst, Herr Otte, in wessen Auftrag kommen Sie?“

„In demjenigen Ihres Herrn Gemahls, und dann getrieben von der Hoffnung, Sie werden selbst erbötig seyn, einen Schritt zu thun, welcher Ihnen die Gewißheit gibt, daß dadurch Ihren werthen Eltern ein neuer schwerer Schlag erspart werde,“ gab Otte zur Antwort; „doch hier ist zuvörderst Herrn Auheims Brief, der mich legitimirt!“

Leonie nahm den Brief, erbrach ihn und überlas ihn mit einiger Aufmerksamkeit, wobei sie jedoch Sorge trug, ihn so zu halten, daß Otte ihr Gesicht und alle ihre Affekte darin sehen konnte. Ihre Züge drückten anfangs Erstaunen und Befremdung aus, dann schien sie ein flüchtiges Erröthen zu unterdrücken, ward ernster und überlas den Brief noch zum zweiten Male.

Hätte sie in Otte's Gedanken lesen können, so würde sie gefunden haben, daß er sie besser durchschaute, als sie ahnte. Sie ist eine herzlose Kokette, eine ärmliche Komödiantin, dachte er; sie macht hier vor mir eine pose, wie eine Schauspielerin; sie will mir zeigen, daß sie als Frau hübscher geworden ist, wie sie als Mädchen war; daß sie eine gewisse sinnlich reizende Schönheit hat, die jedoch nur ein frostiges, leeres, armseliges Herz verdeckt. Ich sehe voraus, daß mein Besuch vergeblich ist, aber ich will wenigstens nichts unversucht lassen.

„Auheim schreibt mir, daß Sie mir alle näheren Aufschlüsse mündlich geben werden, Herr Otte,“ unterbrach sie endlich seinen stillen Gedankengang mit einer Stimme, die ruhig erscheinen sollte. „Darf ich Sie bitten, mir zunächst zu sagen, was für Ereignisse es sind, welche meinen Bruder betrafen?“

Otte erzählte kurz und bündig und mit schonender Mäßigung die Thatsache von Achills Wechselfälschung, welche der alte Kammerrath durch Bezahlung der gefälschten Wechsel zu vertuschen gesucht habe, — von Achills Flucht und den trostlosen Verhältnissen in welchen er das Pariser Geschäft zurückgelassen habe.

„Ich ahnte das schon,“ erwiderte Leonie kalt; „als er neulich hier war und meine Unterschrift auf einen Wechsel von dreitausend Thalern haben wollte. Der Unglückliche hat also selbst mich mit in sein Verderben ziehen wollen, — das ist schändlich! — Allein glücklicherweise bin ich nicht so leicht zu überlisten: ich bin ein ausgetragenes Kind. Aber wie kann dieß Ereigniß Auheim betreffen, wenn die gefälschten Wechsel bezahlt sind?“ setzte sie forschend hinzu.

„Die Sache ist trotz aller Bemühungen Ihres Herrn Vaters nicht geheim geblieben,“ sagte Otte. „Herr Achill v. Magnus war einmal der Compagnon des Herrn Auheim; die Gläubiger unsers Geschäftes stürmen wieder massenweise gegen uns an, unsere auswärtigen Geschäftsfreunde entziehen uns den Kredit, — dazu die Geldkrise, die abenteuerliche Höhe, zu welcher das vielzüngige Gerücht die Verluste hinauflügt, welche Herr Auheim und der Herr Kammerrath durch Herrn Achill erlitten haben sollen, — kurzum, wir sind in der größten Gefahr alles zu verlieren, wenn uns nicht schnell durch ein Darlehen von etwa 30000 Thalern geholfen wird...“

„Und diese Summe soll ich Ihnen beschaffen?“ fiel ihm Leonie rasch in's Wort.

„Ja, Madame, die 'Germania' oder irgend ein andres Geld-Institut ist erbötig, diese Summe jeden Moment gegen die erste Hypothek auf den Kaufspreis von Strahlenberg vorzustrecken, und zugleich ein Abkommen mit Herrn Auheim zu treffen, wornach derselbe diese Summe binnen zehn Jahren in Raten heimbezahlt und zugleich sein Leben mit einer Summe versichert, welche Sie selbst für den Fall seines frühern Ablebens sicher stellen würde,“ entgegnete Otte. „Ich habe alles ausgerechnet und ausgezogen, um Ihnen hier den ganzen Tilgungsplan schriftlich aufzustellen und Sie zu überzeugen, daß Sie keinerlei Risico dabei eingehen.“

Leonie sprang auf und wies mit einer entschiedenen Geberde das Papier zurück. „Sie hätten sich diese Mühe ersparen können, Herr Otte,“ sagte sie in einer leidenschaftlichen Aufwallung, die jedoch nicht ganz natürlich zu seyn schien; „ich verstehe nichts von solchen Dingen und werde mich niemals dazu herbeilassen, auf mein Gut Hypothekschulden zu machen, deren Deckung durch Auheim im höchsten Grade unsicher ist. Auheim hat meine Achtung verscherzt, und hätte sich bei mir auch nur ein Fünkchen von Theilnahme für ihn erhalten, so würde er derselben durch diesen Brief hier verlustig gegangen seyn. Wissen Sie, was für ein Alternative dieser durchaus gemeine Mensch mir hier in diesen Zeilen vorlegt? Entweder soll ich augenblicks zu ihm unter sein Dach zurückkehren und sein Schicksal theilen, oder mir durch das Darlehen von dreißigtausend Thalern meine seitherige Freiheit erhalten. Was sagen Sie dazu?“

Otte zuckte die Achseln. „Von diesem Inhalt des Briefs wußte ich nichts und kann eine solche Forderung natürlich nicht billigen,“ sagte er; „ich finde sie sogar unanständig; allein bedenken Sie, Madame, die Lage worin sich Herr Auheim momentan befindet: er hat den Kopf verloren, er greift nach jedem Mittel in der unseligen Verblendung des Verzweifelnden, denn die Noth und der Mangel machen egoistisch. Er weiß, daß Ihr Vater sich von ihm losgesagt hat; er weiß, daß der Ankauf von Strahlenberg und dessen Verschenkung an Sie ihn halb ruinirt hat, daß er damit theilweise sogar noch das Geld seiner Gläubiger verschenkte; er sieht ein, daß er durch Ihren Bruder ruinirt ist, — und so werden Sie es bei unbefangener Würdigung so natürlich finden, wie ich, daß er seine nächste Hülfe bei seiner Gattin sucht, die er auf seine eigenen Kosten reich gemacht, die ihm vor dem Altar gelobt hat Freud' und Leid mit ihm zu theilen und die ja an seiner Ehre und seinem Schicksal den unzertrennbarsten Antheil hat!“

Leonie's Augen flammten, während Otte dieß alles in eindringlichem ernst mahnendem Tone sprach, und sie wagte nicht, dabei seinem Blick zu begegnen. Als er aber geendet, trat sie dicht vor ihn und sagte mit einer Ruhe und Bestimmtheit, welche Otte'n ein wahres Grauen erregte: „Hören Sie mich ruhig an, denn ich will diesen unnöthigen peinlichen Auftritt abkürzen, Herr Otte! Wenn Sie meine Lage unbefangen würdigen, so wird mir Ihre Vernunft das Recht zuerkennen,

so zu handeln, wie Sie mich nun handeln sehen werden. Als Auheim um mich warb, war er dem Bankerut nahe. Meine Mutter hat mir nach meiner Rückkehr von der Brautreise anvertraut, was inzwischen vorgefallen war und daß Auheim nur Ihnen und Ihren Bemühungen die Erhaltung seines Kredits verdankte. Sie wissen, wie mich Auheim an unserem Hochzeitstage kompromittirt hat; er hat damals alle meine Illusionen schnöde zerschlagen, und mir gezeigt, was mir in dieser unseligen Conventions-Heirath bevorstand. Mein Mißtrauen und meine Mißachtung gegen ihn waren geweckt, und der Argwohn sieht scharf. Je näher ich diesen Menschen kennen lernte und durchschaute, desto mehr graute mir vor ihm: sein innerster Kern ist Gemeinheit, Eigennutz, Eitelkeit, Schwäche, Unwahrheit, Unflath. Grausamer ist nie ein Weib enttäuscht worden, als ich. Denken Sie sich, daß, als ich ihn auf einem zweideutigen Verhältniß mit einer Creatur ertappte, er mich entwürdigen, demoralisiren wollte, indem er einem Elenden gestattete, sich mir in zweideutiger Absicht zu nähern... daß er mir... doch genug hievon! Ich werde für diesen Mann nie etwas thun; ich werde mich von ihm lossagen, ich werde sogar diesen heutigen Brief als Waffe gegen ihn gebrauchen...«

»Mit nichten, Madame, das werden Sie nicht thun, wenn Sie ihm wirklich an Bildung und Gemüth überlegen sind,« fiel ihr Otte mit finsteren tadelnden Blicken in's Wort, und stand rasch auf. »Ich sehe meine Mission zwar halb gescheitert, aber ich kann Sie nicht verlassen, Madame, ohne Sie daran zu erinnern, wie die Welt den Stab über Sie brechen wird, wenn Sie als die Besitzerin von Strahlenberg reich und unabhängig dastehen, während Ihr Gatte als faillit an den Börsen verrufen wird! Was wird die Welt dazu anders sagen, als daß Sie nicht minder eigennützig spekulirten als Herr Auheim, wie Sie ihn heiratheten!«

»So lassen Sie die Welt reden, was ihr beliebt!« sagte Leonie kalt. »Ich bin von Haus aus vertraut mit dem Werth des Gelds und weiß, daß es der einzige Maßstab ist, wornach man den Menschen heutzutage schätzt. Auheim schenkte mir sechszigtausend Thaler zur Morgengabe — aus Prahlerei, aus Eitelkeit, aus Berechnung, wenn Sie so wollen, um sich damit eine Birne für den Durst zurückzulegen, falls es mit seinen Geschäften fehlginge. Er erhielt nach und nach ungefähr vierzigtausend Thaler in sein Geschäft von meinem Vater; mein Bruder hat ebenso viel bekommen und dreißigtausend hat jüngst mein Vater bezahlt für Achill wie Sie selber sagen, die rein verloren sind. Daran verliere ich die Hälfte. Nun rechnen Sie, ob wir nicht quitt sind, Auheim und ich. Darum und weil er mich unwürdig hintergangen mit den Aussichten auf eine glänzende Zukunft, die er mir vorspiegelte, behalte ich und erhalte ich meine Morgengabe, um leben zu können, wie ich es gewöhnt war; und hat er nichts mehr, so will ich ihm für seinen Unterhalt sorgen wie ich muß, aber nur unter der Bedingung, daß er mir fern bleibt und mich nicht für seine Gattin ansieht, denn mir ekelt vor ihm. Das sagen Sie ihm, als mein letztes Wort, denn weder Sie noch meine Eltern noch sonst irgend ein Mensch in der ganzen Welt soll mir einen andern Entschluß abgewinnen.«

Ihr Ton klang so bestimmt und kalt, ihre schönen Züge waren so eisig und die Augen so stolz und entschlossen, daß Otte jeden weitern Versuch für vergeblich halten mußte. Er stand daher auf, verabschiedete sich und schüttelte den Staub von den Füßen. In schweren Sorgen und tiefer Betrübniß wanderte er wieder der Eisenbahn zu, und kehrte am Nachmittag zu seinem Prinzipal zurück, den er in eifrigster Konferenz mit einem Advokaten von sehr zweideutigem Rufe antraf.

Auheim las schon in Otte's Zügen den Mißerfolg von dessen Bemühungen, schien aber gefaßter als zuvor. »Ich habe es geahnt, daß es so kommen werde,« sagte er auf Otte's Bericht mit einem ärgerlichen Achselzucken. »Ich werde Leonie dafür büßen lassen; es soll ihr nichts geschenkt seyn. Dr. Leutmann hat mir übrigens Mittel und Wege gezeigt, um den ersten Stoß zu pariren. Sie, Otte, müssen nun heute Abend mit dem Nachtzuge nach Paris; richten Sie sich daher auf eine Abwesenheit von mehreren Wochen.«

23.

Der Weihnachtsabend, welchen Otte das vorige Mal so angenehm bei den Schwestern Valentin und bei Herrn Werner gefeiert hatte, fand ihn dießmal in einem engen Stübchen hinter dem Comptoir eines niedrigen Entresols in der Rue Lepelletier, wohin Otte das Comptoir der Pariser Commandite des Hauses Auheim und v. Magnus aus der Chaussee d'Antin verlegt hatte. Er hatte bis zum späten Abend gehofft, der Facteur der Post werde ihm noch einen Pack aus der Heimath bringen, der die Grüße und Geschenke seiner Lieben enthalte; allein die Franzosen haben ja keinen Sinn für die schöne trauliche Sitte unserer Weihnachts-Bescherung, und so war die Kiste, welche für ihn angekommen, auch richtig auf dem Bahnhofe stehen geblieben, um erst am Tage nach dem Fest ausgetragen zu werden, und Heinrich saß, in die Berechnung langer Zahlenreihen vertieft, noch um Mitternacht an seinem Pulte, und hatte nicht eher Zeit, an die Heimath und die trauliche Vereinigung seiner Lieben an diesem Tage zu denken, als bis er endlich seine Feder ausspritzte und todesmüde aufstund, um mit einem tiefen Seufzer sich in dem engen Raume umzusehen, der nur ein Feldbett, ein kleines Schreibepult, einen Waschtisch und einige Stühle enthielt.

»Gottlob, daß wir so weit sind!« murmelte er; »morgen schreibe ich meine Zusammenstellung ab und sende sie an Auheim. Läßt sich alles so arrangiren, wie ich es eingeleitet und ausgedacht habe, so kommen wir durch einen Vergleich mit 20 Prozent aus der Affaire und vermeiden den Bankerutt. Dann wickle ich die Sache vollends ab, bitte Auheim um meine Entlassung und suche mir eine andre Stelle, die mir wenigstens mehr Gemüthsruhe gibt! Ich will in einfachere und gesunde Verhältnisse zurückkehren, denn diese schwindelhaften Zustände erfüllen mich mit einem unbeschreiblichen Widerwillen!«... Die Müdigkeit drückte ihm die Augen zu und er mußte sein Lager suchen.

Wenn ihm an diesem Abend der Ernst seiner Geschäfte erlaubt hätte, darauf zu merken, ob ihm die Ohren klangen, so müßte hiezu Anlaß genug gewesen seyn, denn in den Kreisen seiner Freunde in N. war seiner Abwesenheit oft und mit Bedauern gedacht worden. Herr Karl Werner und Oberstlieutenant Richertz hatten ihn sehr vermißt und sich mit seinem Schicksal angelegentlich beschäftigt. „Er wird böse Tage haben,“ sagte Herr Werner; „nach Allem, was ich gehört habe, stehen die Verhältnisse des Pariser Hauses sehr schlecht, und Auheim soll sich einer Haftpflicht für die Passiven, welche sein Schwager kontrahirte, nun durch rabulistische Winkelzüge entziehen wollen. Mich dauert der ehrliche treue Junge sehr. Niemand dankt ihm die gewissenhafte Anhänglichkeit an seinen Prinzipal, und der große Haufe bricht gedankenlos den Stab über eine solche Uneigennützigkeit, die freilich leider heutzutage selten ist. Otte aber redet sich ein, er könne seinen Prinzipal noch retten, während ich lebhaft überzeugt bin, daß dieser sich selber und seinem Schwindel niemals untreu werden wird, und ich mir sogar nicht erklären kann, wie er nur seither sich noch gehalten hat. Der intriguante Leutmann mag ihm allfällig noch einige Kniffe und Hinterthürchen angeben, wie er da und dort einer Unannehmlichkeit ausweichen kann; allein auf die Dauer hält sich Auheim doch nicht.“

„Hm, es ist doch sonderbar, daß man trotz alledem einen Mann wie Auheim noch mit der Direktion der 'Germania' betraut läßt,“ sagte Herr Richertz; „ich will mir nicht anmaßen, von kaufmännischen Dingen etwas zu verstehen, aber mich dünkt, der gesunde Menschenverstand würde schon davor verwarnen, einen Menschen seines Schlages noch auf einem solchen Vertrauensposten zu belassen, abgesehen davon, daß es widersinnig ist, die Leitung eines bedeutenden Instituts, die gewiß die volle ungetheilte geistige Kraft eines vorzüglichen Kopfs bedarf, einem Mann anzuvertrauen, welcher eigentlich ein Lebemann und Müssiggänger ist und schon Sorgen genug hätte, wollte er seinen eigenen Geschäften nachkommen und den kunstreichen Aufbau seiner eigenen Verbindlichkeiten im Gleichgewicht erhalten.“

„Hm,“ meinte Herr Werner, „das ist allerdings selbstredend. Aber bei unseren modernen Aktien-Unternehmungen steht der gesunde Menschenverstand stets auf dem Kopfe. Man will alles nur großartig, riesenhaft, titanisch; es sollte alles durch die Masse imponiren und erdrücken. Na, die Deficits solcher Gesellschaften sind dann gewöhnlich nach einigen Jahren auch titanenhaft. Im Uebrigen aber sind solche Aktien-Unternehmungen längst keine gesunde und vernünftige Einigung von Geldkräften und Talenten zur Durchführung großer industrieller Zwecke mehr, die der Einzelne nicht bewältigen kann, sondern sie sind Seifenblasen von recht schillernder Gestalt, welche von einzelnen Spekulanten steigen gelassen werden, um durch Reizmittel und trügerische Vorstellungen aller Art das müssig liegende Geld großer oder kleiner Kapitalisten in eine neue Bahn zu leiten, den Unternehmern großen Gewinn an den Aktien und große Gehalte zu sichern und den Banquiers und Börsenmännern einen Hasen in die Küche zu jagen. Wer das Talent und die Frechheit hat, solch ein Unternehmen auf den Markt zu werfen und ähnliche Unternehmungen zu kopiren, dem traut der große Haufe meist ohne Wahl und Prüfung auch die Fähigkeit zu, solche Aufgaben einem gedeihlichen Ende entgegenzuführen, und so ist auch Auheim in die Direktion gewählt worden, und wird den großen Gehalt noch einige Jahre genießen, wenn er es versteht, die Aktionnäre anfangs durch große Dividenden bei gutem Muthe zu erhalten. Aber ich weiß aus sicherer Quelle, daß Auheim von der ganzen Sache auch nicht das mindeste praktisch versteht, und daß unser Freund Otte sogar der Verfasser der Einleitungsrede der ersten constituirenden Versammlung war.“

„Dann sollte man aber der Krähe die Pfauenfedern ausziehen!“ rief Richertz; „es ist doch empörend zu sehen, wie solch ein Mensch sich blähen darf.“

„Bah, diese schillernden Federn werden dem Auheim schon ausfallen, wenn ihn einmal die rechten Leute in's Gebet nehmen!“ sagte Werner; „vorerst sind die Aktien noch in fester Hand und genießen einiges Vertrauen. Laßt aber erst die Geschichte wackeln und durch Erbschaftstheilungen, Konkurse rc. die rechten Leute eine Einsicht in die Sache gewinnen, dann wird Auheim eine schlimme Zeit haben.“

„Aber daß der Staat solche Dinge duldet!“

„Kann er anders? Verbietet er sie, so hilft das nichts, und die Habsucht derer, welche höhere Zinse und Dividenden für ihr Geld erhalten wollen, läßt sie in ausländischen Aktien Gelegenheit genug zur Erreichung ihrer Zwecke finden. Also muß er sie gestatten und controliren; aber diese Beaufsichtigung kann nur eine allgemeine seyn, denn die concrete Controle hätten die Aktionnäre selbst zu üben, die erst durch Schaden klug werden. Die Aktienwuth ist eine endemische oder epidemische Krankheit unserer Zeit, ein Aber- oder Ueberglaube, wie die Sympathie, der Wunderglaube, die religiöse Sektirerei und ähnliche Erscheinungen. Der Nüchterne, Unbefangene, Arbeitsame erhält sich frei davon. Ich habe mir zum Grundsatz gemacht, niemals in Aktien zu spekuliren oder mein Geld in solchen anzulegen; aber ich bedauere allerdings jetzt, bei der 'Germania' nicht eine Ausnahme gemacht zu haben, wär' es auch nur um diesem Auheim gelegentlich einmal die Maske abzuziehen ....“

„Und unsern jungen Freund auf die ihm gebührende Stelle zu setzen,“ wandte Richertz ein.

„Ja, fürwahr! da haben Sie eigentlich recht, mein lieber Oberstlieutenant! Otte wäre dort an seinem Platz. Wir können ja 'mal gelegentlich die Statuten ansehen um zu ermitteln, wie viel Aktien uns die Befugniß geben, ein maßgebend Wort mitzureden, und dann für unsern Freund zu wirken.“

„Topp, ich bin dabei, lieber Herr Werner! Wir sind dem wackern Jungen ein solches Opfer schuldig.“

„Und es wird nicht groß seyn, denn die Zeit ist nicht mehr ferne, wo die Mehrzahl solcher Aktien so wohlfeil zu haben seyn wird, wie stinkende Makreelen,“ sagte Werner, und besprach nun mit seinem Freunde diese Sache noch eingehender. —

Zu gleicher Zeit und Stunde waren in dem Entresol ihres

neubezogenen Eckhauses am Neumarkt die Schwestern Valentin und Hedwig Schulz um die dampfende Punschbowle versammelt und gedachten in stiller Weise und mit einem Anflug von Wehmuth ebenfalls des Abwesenden.

„Wünschen wir unserm treuen Freunde Otte fröhliche Weihnachten in der Ferne!“ sagte Julie bewegt und erhob ihr gefülltes Glas; „uns hat er eine behagliche, dauernde Heimath geschaffen, aber er durfte sie nicht beziehen. Seine beiden Zimmer droben stehen leer und öde, und wer weiß, in welcher Stimmung ihn der heutige Abend trifft. Trinken wir auf das Wohlergehen des Wohlthäters und treuen Freundes unser Aller!“

Die Gläser erklangen, die vier Mädchen tranken und zwei stille Thränen rannen unbemerkt in Hedwigs und Juliens Glas.

„Kinder,“ sagte Marie; „hört mich 'mal an! Ich habe mir eine hübsche kleine Feier ausgedacht, die wir nun begehen wollen. Ihr werdet sie vielleicht kindisch und läppisch finden, aber ich weiß, wenn er es erfährt, wird er mich verstehen, und es wird ihn freuen, daß wir in dieser Weise seiner gedacht haben.“

„Nun? laß hören!“ rief Käthchen, „ich bin doch wirklich begierig!“ — Auch Julie zeigte durch eine rasche Handbewegung das Verlangen, in dieses Geheimniß eingeweiht zu werden, und Marie sagte mit einem leichten Anflug von Erröthen und holder Verlegenheit:

„Wir haben dem lieben Freunde, dem wir so viel verdanken, zwar unsere Geschenke vorausgeschickt, und auch noch einen weitern Teller für ihn unter den Weihnachtsbaum gestellt, als wir heute aufbauten, und dieß war auch nicht mehr als billig. Er hat es ja um uns so sehr verdient, daß seiner jedesmal in herzlichster Dankbarkeit gedacht werde, wenn wir uns freuen. Allein dieses Sinnbild seiner heutigen Theilnahme war doch eigentlich nur für uns bestimmt, um uns ihn zu vergegenwärtigen. Ich meine jedoch, er hätte es verdient, daß wir ihm noch eine eigene Feier veranstalteten.“

„Allerdings,“ sagte Julie; „aber welche denn? Laß einmal Deine Idee hören, Mariechen!“

„Hm, lacht mich meinethalben aus, Kinder; ich werde mir nichts daraus machen, aber herzlich wohlgemeint ist der Plan wenigstens, obschon vielleicht etwas kindisch,“ versetzte Marie mit einiger Befangenheit. „Seht, ich gedachte erst, es ganz allein zu thun; allein es wäre doch hübscher und passender, wenn Du, Julie, und Käthchen und Hedwig mitmachen würden. Ich habe nämlich,“ fuhr sie zögernd und mit wachsender Verlegenheit fort, „in aller Stille sein Zimmer aufgeputzt, habe sein eigenes Bild und das seiner Mutter mit einem Kranz von Stechpalmen und Epheu behangen und von den schönen Wucherblumen, die er so sehr liebte, auf seine Kommode stellen lassen. Dazu habe ich ihm ferner,“ fuhr sie mit steigendem Erröthen aber freundlichen Blickes fort, „ein ganz besondres Bäumchen aufgeputzt; das wollte ich ihm heute Abend droben in aller Stille anzünden und die Kerzchen daran ganz abbrennen lassen, und dabei seiner in Dankbarkeit und treuer Freundschaft gedenken und meine guten Wünsche für ihn zum Himmel schicken. Aber je mehr ich mir's überlege, desto mehr möchte ich mir einreden, die Sache passe eigentlich doch nicht für mich allein, und es wäre weit hübscher und schicklicher, wenn Ihr Anderen auch mitginget! — Und nun lache mich aus, Julchen, und nenne mich einen Kindskopf!“

Statt dessen aber stand Julie schnell und mit einiger Bewegung auf, drückte der Schwester einen Kuß auf die Stirne und sagte weich: „Im Gegentheil, Mariechen, das ist ein recht hübscher sinniger Gedanke, um den ich Dich beneide! Ich bin dabei, diese stille Ottefeier mitzumachen!“

„Ich auch,“ sagte Käthchen bewegt; „ich schreibe es ihm sogar hernach.“ Und Hedwig brauchte man gar nicht um ihre Zustimmung zu fragen, denn sie war mit Julien aufgesprungen und hatte Mariens Hand ergriffen, welche sie mit Küssen, mit Thränen des Dankes und der Freude bedeckte.

„Allons, vorwärts! geht 'mal voran! ich will nur nach Mama sehen, ob sie schon schläft, dann komme ich nach!“ sagte Käthchen und verschwand aus dem Zimmer. Sie that es eigentlich nur in der Absicht, ihre Thränen zu verbergen, denn sie zeigte nicht gerne ihre Rührung. Aber Julie meinte:

„Nein, Mariechen, wir warten auf Käthchen und gehen alle miteinander in feierlichem Zuge hinan, jede mit einer brennenden Kerze in der Hand. Es ist ja schon spät, und die Hausgenossen in den oberen Stockwerken werden schon zu Bette seyn; allein wären sie es auch nicht und staunten sie auch über unsern Aufzug und wüßten sich ihn auch nicht zu erklären, — oder sogar wenn sie sich ihn zu erklären vermöchten, — so brauchen wir vor einer solchen Aeußerung unseres Dankgefühls nicht zu erröthen.“

Sobald Käthchen mit der Nachricht zurückkam, daß die gute Mutter schon süß schlafe, und Marie die Leuchter mit frischen Kerzen ausgetheilt, empfahl Julie Sannchen die Aufsicht über die Wohnung, stellte den Punschnapf auf den warmen Ofen, zündete die Kerzen an und hieß Marien voraufgehen. Dann wurden die Kerzen des Christbäumchens, das auf dem runden Tisch vor Heinrich Otte's Sopha stund, angezündet, die Leuchter mit den brennenden Kerzen auf die Kommode unter die bekränzten Bilder gestellt, und die vier Mädchen stellten sich um den Tisch und blickten in den hellen Schein der kleinen Wachskerzchen, die zwischen dem Tannengrün mit hellen Augen herausleuchteten, die ganze Stube mit festlichem Glanz erfüllten und denselben noch weit hinausstrahlten über den breiten Platz in die stille Winternacht hinein, daß drüben auf den Dächern der jenseitigen Häuserzeile das röthliche Licht auf dem Schnee widerstrahlte. Sie reichten einander die Hände, und als der letzte Funke von der Schnuppe des letzten Lichtchen erloschen war, fiel Julie ihrer Schwester Marie um den Hals, küßte sie und that auch den beiden andern deßgleichen, und Käthchen und Marie folgten ihrem Beispiele und küßten sich ebenfalls unter einander, selbst Hedwig mit eingeschlossen. Daß bei dieser ganzen Scene auch nicht Ein Wort gesprochen worden war, das verrieth wohl am besten, wie aufrichtig und tiefgehend die Bewegung der vier jungen Frauenzimmer seyn mochte, — das sprach beredter als ihre Thränen für die Lauter-

keit der Gefühle, die ihnen diese Feier diktirt hatten. Ganz still ergriffen sie dann ihre Leuchter und verließen Otte's Wohnung wieder, nachdem das hausmütterliche Käthchen sich noch überzeugt hatte, daß nirgends ein gefährlicher Funke zurückgeblieben war.

Sannchen machte große Augen, als sie die drei Fräulein vom Hause und Hedwig mit solch feierlichen und gerührten Gesichtern wieder eintreten sah, und an einem Blicke Käthchens bemerkte, daß die Damen wieder allein seyn wollten. Die Köchin fuhr daher mit der Hand in ihre Schürzentasche und sagte halb verlegen halb mit einem Ausdruck von bewußter Berechtigung: „Um Vergebung, Fräulein Käthchen, aber ich habe da noch etwas abzugeben, was ich vergessen hatte. Dieß Schreiben da an die Mamsell Hedwig Schulz hat mir heute Abend der Gerichtsbote Flammer drunten an der Pumpe übergeben. Die Mamsell soll es lesen und nach den Feiertagen dem Herrn Justizrath Gladisch übergeben, — hat er gesagt."

„Was mag das sein?" stammelte Hedwig ängstlich; „warum direkt an mich?"

„Es wird eine gute Nachricht seyn, die das Gericht Dir als Weihnachts-Geschenk sendet!" sagte Julie; „ei, nimm doch das Papier und lies es."

„Bitte, lesen Sie es für mich!" bat Hedwig, die vor bänglichem Vorgefühl zitterte.

Julie erbrach die Enveloppe und zog eine große Schrift heraus, mit dem lithographirten Kopfe: „das königliche Stadtgericht N., Abtheilung für Civilsachen, Pupillen-Collegium." — „Siehst Du, liebe Hedwig, es ist in Angelegenheiten Deiner Erbschaft; sagte Julie mit lebhafter Theilnahme; „soll ich es laut lesen?" Hedwig nickte bejahend. „Das königliche Stadtgericht Abtheilung u. s. w. hat der ledigen Hedwig Schulz, Pflegetochter des verstorbenen Johann Elias Schmidt, alias Joseph Maruschke dahier mitzutheilen, daß verschiedene Antwortschreiben auf erlassene Requisitionen diesseitiger Behörde eingetroffen sind, welche der besagten Hedwig Schulz und deren Vormund, Handelsbuchhalter Heinrich Otte, eventuell dessen Stellvertreter und Bevollmächtigten, Justizrath Gladisch zu eröffnen sind, wozu am

Dienstag den 28. December Vormittags 9 Uhr

Tagfahrt in diesseitiger Kanzlei anberaumt ist, bei welcher die Genannten zu erscheinen aufgefordert sind, unter Androhung der bekannten widrigen Folgen im Ungehorsamsfalle. Da jedoch dringender Verdacht vorliegt, daß die von Gerichtswegen angeordnete Haussuchung bei der Elisabeth Stransky, Besitzerin eines wandernden Taschenspieler-Theaters, dermalen in W., nur deßhalb kein Ergebniß geliefert hat, weil die fragliche Person eine Anzahl von Papieren und schriftlichen Urkunden aus Rache oder Bosheit, also in dolosem Vorbedacht, vor Kurzem verbrannt habe, so wird Hedwig Schulz, respektive deren Vormund oder Bevollmächtigter, hiemit aufgefordert, sich umgehend darüber zu äußern, ob eine gerichtliche Verfolgung der besagten Elisabeth Stransky, eventuell deren ungesäumte Verhaftung zu genanntem Zwecke beantragt werden wolle oder nicht'. — Barmherziger Gott, mein armes Kind!" setzte Julie erschrocken hinzu, denn ihr hatte je länger desto mehr die Stimme beim Vorlesen versagt; „ich hoffte Dir eine angenehme Nachricht mittheilen zu können, und stoße Dich nun in's Elend!"

„Die abscheuliche nichtswürdige Person!" rief Käthchen mit Thränen des Ingrimms; „man sollte sie in ein Faß mit Nägeln sperren und einen Berg herabrollen, wie Sneewittchens Mutter!"

„Sie hat sich selbst dadurch am meisten geschadet," sagte Hedwig, die zwar sehr blaß geworden war, aber vollkommen trockene Augen behielt. „Sie hat sich um eine Versorgung für ihre alten Tage gebracht. Mich trifft damit jedoch kein Unglück, wenigstens kein verschuldetes. Ich bin ja Armuth und Abhängigkeit gewöhnt, und der liebe Gott hat mich über Verdienst begnadigt, indem er mich aus dem verworfenen Vagabundenleben herausriß und mir den Stab der Religion und den Segen der Arbeit gab, und die Vorbilder eines ehrbaren Wandels und liebe, treue Freundinnen an Ihnen, meine Wohlthäterinnen. Ich verliere ja nichts von dem, was ich jetzt habe, meinem einzigen besten Reichthum," sagte sie und legte die Hand auf ihre Stirn und ihr Herz. „Was mir sonst entgeht, das hab' ich ja nie gekannt, den Reichthum und das Wohlleben. Wenn mich nur der liebe Gott nicht verläßt und wenn mir der Himmel nur Sie erhält als meine lieben Freundinnen, und Herrn Otte als meinen Vormund und Berather, dann will ich mit meinem Loose ganz zufrieden seyn. Und nicht wahr, Fräulein Valentin, Sie verstoßen mich nicht?" wandte sie sich an Julien.

„Nein, fürwahr, mein Kind! die Zuflucht, die Du bei uns gefunden hast, ist keine vorübergehende," versetzte Julie; „Du sollst bei uns eine Heimath haben, so lange Du unserer Liebe und Freundschaft würdig bleibst, und das wirst Du immer bleiben, mein liebes starkes Kind!"

„Immer, immer, so wahr mir Gott helfe!" sagte Hedwig; „mein gutes Gewissen und mein reiner Sinn, mein fleckenloser Ruf und mein frischer froher Muth sind ja mein einziger Reichthum. Sie sollen sehen, daß ich mich stets Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens würdig zeigen werde."

„Ich weiß es; mein liebes Herz, und eben darum hätte ich Dir auch Dein äußeres Glück gegönnt," sagte Julie; „es gibt so wenig junge Mädchen, die dessen so würdig wären wie Du; und Du hättest es wahrlich um Deinen alten Urgroßvater verdient."

Auch Käthchen und Marie trösteten das arme Waisenkind mit Liebkosungen und Betheurungen ihrer treuen Freundschaft und mit der Versicherung, daß auch Otte ihr seine Theilnahme unwandelbar bewahren, und daß ihn die Nachricht von der niederträchtigen Bosheit der Stransky und deren Folgen auf's tiefste erschüttern werde.

„Ach," sprach Hedwig; „sie ist nicht so schuldig, als Sie meinen, liebe Damen! Ich allein trage die Hauptschuld. Ich warf ihr vor, was ich einmal von einem Knechte meines Vaters gehört hatte, daß sie schon im Zuchthaus gewesen sey. Ich hatte schon als Kind sie gehaßt, weil sie mich schlecht be-

handelt und mir meines Vaters Liebe gestohlen hatte, dessen einzig übrig gebliebenes Kind ich war. Ich haßte sie, weil ich sie an der Stelle meiner armen Mutter sah, der sie doch in keiner Weise glich, und weil mir ihr ganzes Wesen zuwider war. Und als ich sie an jenem Abend wieder sah und sie sich mir noch ganz so zeigte, wie sie ehedem gewesen, wo sie mich hungern und in Lumpen einhergehen ließ, während sie schlampampte und sich aufputzte wie ein Pfau, — als ich an meinen armen Vater dachte, den sie verlassen im Spitale sterben ließ, — als ich jenes Morgens gedachte, wo ich mich allein und verlassen auf Lumpen und Stroh auf dem Speicher einer elenden Schenke fand und in lauter fremde Gesichter stierte, — Gott verzeih' mir's, aber da gingen mir Verstand und Sitte und Christensinn durch, und ich war nur von Einer Regung erfüllt, — von blindem bittrem Hasse!"

„Das begreift sich," meinte Käthchen; „dieser Ausbruch that Deinem gepreßten Herzen wohl, aber klug war er freilich nicht."

„Und da sie eine solch lügenhafte Person war, hast Du sicher auch nicht geglaubt, daß sie die Wahrheit rede, nicht wahr?" sagte Marie.

Hedwig schüttelte wehmüthig den Kopf. „Ich habe meinen Vater so lieb als es nur eines Kindes Pflicht ist," sprach sie ernst; „aber Gott verzeihe ihm das Unrecht, das er an dem Andenken meiner armen sanften Mutter beging, als er jenes verworfene Weib zu sich nahm, und die Schwäche, daß er die Papiere, welche mein Schicksal und die Abkunft meiner Mutter betrafen, nicht besseren und reineren Händen anvertraute. Aber nun lassen Sie uns diese Geschichte hinter uns werfen. Was mir der Himmel bestimmt hat, wird mir doch wohl noch zu Theil werden auch ohne Lisbeth's Vermittlung!"

„Amen," sagte Käthchen; „es steht ja schon in der Schrift, daß der liebe Gott ein Vater der Waisen seyn wolle."

„Er war es mir seither, wie ich dankend rühmen muß," entgegnete Hedwig.

„Aber was willst Du wegen der Elisabeth Stransky thun, Hedwig?" fragte Marie; „willst Du nicht darauf antragen, daß sie in Untersuchung gezogen und für ihre Frevelthat allfällig bestraft werde?"

„Ich würde ihr die irdische Strafe erlassen, liebes Fräulein, denn die Buße dafür innerlich und äußerlich wird nicht ausbleiben. Aber ich bescheide mich in diesen Dingen, welche ich nicht verstehe, diejenigen für mich handeln zu lassen, welche mir wohlwollen und derlei Angelegenheiten besser verstehen als ich. Herr Otte und Herr Gladisch werden nach bestem Wissen und Gewissen für mich handeln, und ich werde morgen früh zu dem Herrn Justizrath gehen." — —

Herr Gladisch beantragte natürlich die Verhaftung der Elisabeth Stransky und eine strenge Untersuchung gegen dieselbe, in der Hoffnung dadurch auf Thatsachen oder Quellen zu gelangen, woraus man die erforderlichen Nachweise über Hedwigs Verwandtschaft mit dem verstorbenen Maruschke genügend darthun könne, denn daß Hedwig wirklich die Urenkeltochter desselben war, davon hatte selbst das Gericht die moralische Ueberzeugung. Allein sey es, daß die Verhaftete Stransky wirklich den Werth und Inhalt der betreffenden Papiere nicht kannte, weil sie wirklich nicht lesen und schreiben konnte, sey es daß sie nichts eingestehen wollte, — es kam nichts zu Tage was die Angelegenheiten Hedwigs irgend erheblich gefördert hätte.

Der Nachlaß des alten Wucherers hatte einen sehr bedeutenden Werth erreicht und lag in der Bank deponirt; sein Haus, seine ganze Verlassenschaft war versteigert, der übliche Aufruf an etwaige Gläubiger und Intestaterben erlassen worden, und es waren darauf auch einige Anmeldungen von sehr entfernten Seitenverwandten, jedoch keine von seinen Gläubigern eingelaufen. Gladisch hatte in Otte's Auftrag eine Aufforderung an Alle erlassen, welche über die näheren Lebensumstände und Beziehungen von Hedwigs Mutter und Großmutter irgend etwas anzugeben wüßten und für jede zweckentsprechende und genügend beglaubigte Nachricht eine Belohnung zugesagt; allein nach Wochen war keine irgend brauchbare Notiz eingekommen, und das Gericht mußte jetzt der gesetzlichen Vorschrift genügen und einen endgültigen Termin ausschreiben, innerhalb dessen die Ansprüche der vermeintlich Erbberechtigten eingereicht werden sollten, um hernach die Vertheilung der Hinterlassenschaft nach den Bestimmungen des landesüblichen Erbrechts vorzunehmen. Otte war noch in Paris, bis über die Ohren in Geschäfte versenkt, allein dennoch stand er mit Justizrath Gladisch in fast täglichem Briefwechsel, um demselben die Materialien zu einer Ausführung der Erbsansprüche Hedwigs zu liefern.

Das Gerücht von der reichen Erbschaft, welche dem jungen Mädchen zu entgehen drohe, hatte die arme Waise der öffentlichen Theilnahme sehr nahe gerückt. Die Damen der Stadt wollten sie alle sehen, und besuchten den Laden der Geschwister Valentin beeifert, um dort Bestellungen und Einkäufe zu machen und sich Hedwig, das Wundermädchen, vorstellen zu lassen. Herr Schwindel, der Besitzer des Café anglais, hatte Hedwig mit einem Gehalt von fünfhundert Thalern und freier Station vergebens als Dame du comptoir zu engagiren gesucht, um seinem Etablissement einen gewissen Anziehungspunkt zu geben; und täglich machten Dutzende von jungen Herren aus allen Ständen auf dem Neumarkt Fensterparade und guckten sich die Augen aus dem Kopfe, um hinter den hellgrünen Vorsteckern der Fenster des Entresols wo die Putzmamsellen arbeiteten, das niedliche Schwarzköpfchen Hedwigs zu erblicken. Täglich lief wohl ein Dutzend Liebesbriefe ꝛc. an Hedwig von jungen Männern ein, die an die Möglichkeit glaubten, daß das Mädchen doch noch der Erbschaft theilhaftig werde. Allein Julie, welcher daran gelegen war dem liebgewordenen Kinde seine Unbefangenheit zu bewahren, hatte sie auf das Unzarte und Zudringliche solcher Zuschriften aufmerksam gemacht und von Hedwig Erlaubniß erhalten, alle Zuschriften an ihre Adresse zu öffnen und wenn dieselbe diesen Gegenstand berührten, sie dem Feuer zu überantworten, ohne daß Hedwig sie las. Manche der Vermögensjäger, die sich ihr „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" näherten, hatten sogar die — Naivetät gehabt, die photographischen Konterfeie ihrer unbedeutenden Persönlichkeiten beizulegen.

So war die Zeit schon so weit vorgeschritten, daß zu dem vom Gericht festgesetzten ausschließenden Termine nur noch zwei Tage fehlten, ohne daß Gladisch im Stande gewesen wäre, die gesetzlich vollgültigen Beweise für Hedwigs Verwandtschaft mit dem verstorbenen Maruschke beizubringen und ihre Eigenschaft als Miterbin daher auf sehr schwanken Füßen stund. Da erschienen eines Tages der Kammerrath v. Magnus und sein Bruder Jonas und deren Buchhalter Döbner, dem Schlossermeister Finke und dem Markthelfer Arndt auf dem Stadtgericht und deponirten bei Eid und Pflicht Folgendes: Jonas Magnus hatte in der Versteigerung des alten Maruschke die alte, sehr schwere und feste eiserne Geldkasse erstanden und nach seinem Comptoir bringen lassen, wo sie in einer gemauerten Kassennische eingefügt werden sollte. An diesem Morgen nun war der Schlossermeister Finke gerufen worden, um die Kasse mittelst durchlaufender Stangen oder Bänder an die Mauer zu befestigen, zu welchem Ende die Rückwand der Kasse durchbohrt werden sollte. Als der Schlosser seine Arbeit beginnen wollte, entdeckte er in der Kasse ein sinnreich angebrachtes geheimes Fach, welches darin bestand, daß die eiserne Rückwand doppelt oder vielmehr in derselben eine Art Kassette von etwa zwölf Zoll Höhe und acht Zoll Breite eingelassen war, die sich mittelst eines Scharnierbands öffnete und eine Weite von 4—5 Linien hatte. Der Meister wunderte sich, daß die beiden Brüder Magnus von der Existenz dieses geheimen Fachs nichts wußten, und bewies ihnen, daß dasselbe Papiere enthielt, die nun gehoben und geprüft wurden und sich als solche aus der Verlassenschaft des alten Maruschke erwiesen und hiemit zu Gerichtshanden gegeben wurden, worauf die vor Gericht Erschienenen die Wahrheit des Thatbestandes eidlich erhärteten. Die Oeffnung des Fascikels dieser Papiere, welche die Aufschrift hatten: „die inliegenden Pfandbriefe habe ich meiner Hausgenossin und Pflegetochter Hedwig Schulz zur Mitgift bestimmt, falls ich plötzlich und ohne Testament sterben sollte," — ergab zunächst zwölf städtische Pfandbriefe von je tausend Thalern au porteur, jede mit einer ausdrücklichen schriftlichen Cession an Hedwig Schulz versehen und das Datum der Cession wies auf die Zeit, wo der Greis durch den Tod der alten Marthe tiefer erschüttert war, als er es hatte zu Tage treten lassen. Sodann aber lag dabei noch, in einen rothen Conceptbogen eingeschlagen, ein Schriftstück worin der Verstorbenene Hedwig förmlich als seine Urenkelin anerkannte und auf Pflicht und Gewissen betheuerte, das er dieselbe seither nur darum nicht anerkannt habe, weil er gefürchtet, von deren Verwandten väterlicherseits gebrandschatzt zu werden, falls er dieß thäte. Und in diesem Bogen steckte noch ein anderes, zusammengefaltetes Papier, welches offenbar nachträglich und eilig dorthinein geschoben worden war und das ein eigenhändig geschriebenes Testament des verstorbenen Maruschke enthielt, worin er sich als Johann Elias Schmidt alias Joseph Maruschke sammt Angabe seines Geburtsortes und Datum bekannte, und unter Beifügung der Codicillarklausel seine Urenkelin Hedwig Schulz zur alleinigen und ausschließlichen Universalerbin seiner ganzen Verlassenschaft einsetzte mit der Verpflichtung, denjenigen seiner Konkursgläubiger, die etwa noch zu ermitteln wären, mit Kapital und einfachen Zinsen für den Betrag ihrer Ansprüche gerecht zu werden, falls er nicht durch eine spätere legale Verfügung anders bestimme. Da aber dieß holographe Testament seinem Datum nach nur zwei Tage vor seinem Tode geschrieben war, so durfte die letztere Möglichkeit kaum zur Aktualität geworden seyn.

Die Persönlichkeit der Männer, in deren Besitz die Geldkasse bis zur Zeit der Auffindung des geheimen Fachs gewesen war, — die Beziehungen des Kammerraths v. Magnus zu dem alten Maruschke, an dessen Masse derselbe 30,000 Thaler für einen gefälschten Wechsel seines Sohnes bezahlt hatte, — die begleitenden Umstände des Fundes und der Inhalt der betreffenden Papiere und des Testaments selbst, — alles das schloß mit Einem Male jede Wahrscheinlichkeit einer Anfechtbarkeit der Gültigkeit dieses Testaments aus, und der Stadtrichter beglückwünschte Hedwig, die er hatte vorladen lassen, noch am selben Tage offen als Erbin der bedeutenden Verlassenschaft, und hieß sie ihrem Vormund davon Nachricht geben. Hedwig that dieß in einem rührenden Briefe, worin sie ihre ganze Zukunft in Otte's Hand legte und ihn bat, mit ihr und ihrem Vermögen nach Gutdünken zu schalten, und sich erbot, dieses Vermögen mit ihm zu theilen. Otte aber antwortete:

„Meine liebe Mündel!

„Noch sind Sie nicht mündig, und daher zur Verfügung über Ihr Vermögen nicht befugt. Aber ich lege Ihnen an's Herz, den Mann, dessen seltener Rechtschaffenheit Sie Ihr Vermögen und Erbe verdanken, den Kammerrath Magnus, nicht zu vergessen. Ersetzen Sie ihm am Tage, wo Sie volljährlich werden, die dreißigtausend Thaler, welche er für seinen Sohn an die Erbsmasse Ihres Urgroßvaters bezahlen mußte. Das ist die größte Freude, die Sie mir machen können. Schreiben Sie ihm dieß. Ihnen wird neben dem Bewußtseyn einer treu erfüllten Pflicht auch noch der Segen Gottes dafür zu Theil werden! — Dem Herrn Justizrath Gladisch aber, der als mein Bevollmächtigter noch geraume Zeit für mich wird handeln müssen, da mein hiesiger Aufenthalt noch einige Monate währen kann, habe ich bereits das Ersuchen gestellt, daß er für Sie eine Stelle als Zögling in dem großherzoglichen Institut in Mannheim auswirke, damit Ihre Erziehung auf eine Art vollendet werde, wie sie Ihrer künftigen Stellung im Leben entspricht, und wie es Ihre vorzüglichen Gaben verdienen" ꝛc. ꝛc.

Hedwig ergab sich freudig in diese Verfügungen ihres Vormundes, und ward schon wenige Tage später von einer ältern Dame, welche Gladisch hiemit beauftragt hatte, an ihren neuen Bestimmungsort gebracht. In die unaussprechliche Wehmuth des Abschiedes von den drei Schwestern Valentin und deren Mutter mengte sich für Hedwig Ein tröstlicher Sonnenblick: der Gedanke, nun ihrem Wissensdrang, ihrem glühenden Verlangen nach geistiger Fortbildung Genüge geleistet zu sehen.

24.

Der Winter neigt sich zum Frühling, und die Kastanienbäume des Pariser Boulevards beginnen zu knospen, als eines Abends kurz bevor die Gasflammen dieser belebten Durchfahr-

ten angezündet werden, ein Fiaker vor einem sehr hübschen Hause am westlichen Ende der Rue Rivoli hält, und ein junger Mann unsere Bekannte Julie Valentin heraushebt. Beide vergewissern sich der Hausnummer, der junge Herr zieht dann die Klingelschnur und ruft in die Loge des Hausmeisters hinein: „Monsieur de Dotter?"

„Au troisième (im dritten Stockwerk)," versetzt der Thürhüter, und gibt mit einer Handbewegung dem Paare die Erlaubniß hinaufzugehen.

Droben werden sie von einem kleinen Pagen empfangen, und Julie bittet diesen, dem Herrn Major v. Dotter Herrn Fritz Hoffmann, 7, rue de la Douane, und Mademoiselle Julie Valentin aus N. zu melden. Der Page scheint zu zaudern und bedeutet die Gäste, daß die Herrschaft so eben dinirt habe und wahrscheinlich noch niemand empfangen werde. Aber mit Einem Male erscheint am Ende des Flurs ein schnurrbärtiger Kopf in einer weißen Kochmütze, und diesem Kopf folgt die ganze, in weißen Kittel und Kochschürze gekleidete Gestalt Albrechts, des ehemaligen Burschen des Hauptmanns Dotter, der mit einem Freudenrufe herbeistürzt und den kleinen „Tiger" mit einem Schupps beiseite dreht und ausruft: „Na, alle Donnerwetter, Fräulein Valentin, ist's denn die Möglichkeit? Sie hier? Ja, was Schwernoth thun Sie denn hier? Alle Blitz', wie wird das den gnädigen Herrn freuen! Sie haben gewiß ein Anliegen an ihn, wie?"

„Allerdings, Albrecht, und ein dringendes," entgegnet Julie und überläßt dem treuen Burschen ihre Hand ohne Furcht für die Reinheit ihres Glacéhandschuhs; „bitte, melden Sie mich Herrn von Dotter und sagen Sie ihm, ich komme ihn um Verwendung zu bitten für den guten Herrn Otte, der hier . . . in großer Gefahr ist!"

„In Gefahr?" rief Albrecht; „Herrgott, wie Sie mich erschrecken! Was ist denn mit ihm, diesem grundbraven wackern Herrn?"

„Sagen Sie Ihrem Herrn, Herr Otte sitze in Clichy — Clichy, hören Sie? — dann wird er alles begreifen," sagte Fritz Hoffmann.

„Wie? was? eingesponnen?!" rief Albrecht; „Der eingesponnen? der bravste Kerl? Ei, da soll ja doch gleich ein Kreuz Millionen . . . Aber was hat er denn gethan?"

„Er ist unschuldig in eine sehr schlimme Lage gekommen," sagte Julie mit unwillkürlich überströmenden Augen; „aber bitte, Albrecht, melden Sie uns doch dem Herrn — es ist keine Zeit zu verlieren!"

„Ach ja, freilich, freilich! Man nur hier herein, meine Herrschaften!" sagte Albrecht und stieß die Thüre des Empfangszimmers auf; „nichts für ungut; ich werde Sie melden; aber die soll ja gleich ein Schock Donnerwetter . . ."

Kaum hatten Julie und ihr Begleiter Platz genommen, so kam aus einer andern Thüre Herr von Dotter verstört und erschrocken hereingestürzt. „Wie, Fräulein Valentin, ist es wirklich wahr?" fragte er mit bewegter Stimme und drückte ihr die Hand, während er sich gegen Fritz Hoffmann nur flüchtig verbeugte; „ist es denn wirklich wahr, daß der wackere Heinrich Otte hier im Schuldthurm sitzt? Wie ist dieß möglich? Wie ist dieß gekommen? Wie kommen Sie hieher und wie haben Sie mich aufgefunden?"

„Das will ich Ihnen alles erzählen, Herr Major, aber über die Geschichte mit dem Wechsel wird Ihnen dieser Herr, ein hiesiger Kaufmann, Herr Hoffmann, ein Freund meiner Brüder und unser alter lieber Hausgenosse, bessere Auskunft zu geben wissen, als ich!"

„Sie kennen also Otte auch?" fragte Dotter, und drückte Hoffmann die Hand; „entschuldigen Sie meinen Mangel an Ceremoniell in diesem Augenblick, aber sagen Sie mir Alles!"

„Ich bin ein alter Bekannter von Otte, und in den drei Monaten seines hiesigen Aufenthalts oft mit ihm beisammen gewesen," sagte Hoffmann; „ich habe ihn auch in Clichy besucht und ungefähr folgendes erfahren. Otte kam, wie Sie vielleicht schon wissen, hieher um die ruinösen Angelegenheiten des hiesigen Commandite-Geschäfts seiner Prinzipale zu ordnen, was er auch mit musterhafter Umsicht gethan hat. Als Alles in Ordnung war und Otte wieder nach Hause reisen wollte, schrieb ihm Auheim, er solle noch einige Wochen hier bleiben und die Geschäfte fortführen. Rücksichten auf seinen Credit legten ihm die Pflicht auf, zu beweisen, daß die beiden Geschäfte in Paris und N. noch auf solidem Fuße stehen. Er habe Mittel gefunden, sich aus allen Gefahren der augenblicklichen Krisis herauszuwinden. Er solle eine Sendung Werthpapiere, die er demnächst erhalten werde, irgendwo bei einem großen Bankier deponiren und mit den so erzielten Mitteln wieder Geschäfte in bezeichneter Richtung machen und die auf das Pariser Haus gezogenen Wechsel decken. Nun kamen Tratten über Tratten von dem Hause in N., bis die Kasse erschöpft war, und Auheim schrieb: 'Ziehen Sie nun auf N., und machen Sie sich Geld! Ich muß diese Operation machen, um an der Börse zu beweisen, daß wir noch auf den Beinen stehen!' Mehre Wochen ging alles glatt, es wurden hier wie in N. alle Tratten prompt eingelöst. Dann schrieb Auheim indem er neue Effekten schickte: 'Hier haben Sie Blanco-Accepte von mir, endossiren Sie solche mit Ihrer eigenen Unterschrift und verkaufen Sie dieselben, damit Sie wieder Kasse haben; ich werde eine große Summe auf kurze Frist auf Sie ziehen!' Otte sträubte sich dagegen, denn die ganze Procedur war offenbare Wechselreiterei, reiner Schwindel, wie er keinem soliden Geschäftsmann einfallen sollte. Allein eines Tags ist seine Kasse leer, und man präsentirt ihm neue Tratten. Kann er nicht bezahlen, so droht das Schlimmste. In einem Kampf mit sich selbst, will er doch dem ihm gewordenen Vertrauen seines Prinzipals nicht zuwiderhandeln und dessen schwachen Kredit gefährden; er setzt also seinen Namen unter einige der Blanco-Accepte, die ihm Auheim eingeschickt hatte, verkauft die Wechsel und deckt damit die Tratten aus N., aber Auheim — vielleicht momentan selbst im Gedränge oder insolvent, — löst diese Tratten nicht ein, wirft den Argwohn darauf, daß sie vielleicht gefälscht seyen, und diese Wechsel kommen hieher zurück und Otte, der gar keine Ahnung davon hat, was ein Telegramm besagen will, das ihn alsbald nach Deutschland zurückberuft, wird verhaftet, als er in die Eisenbahn steigen will, und hat es nur den energischen Schritten eines jungen Advokaten, dem er sich anvertraute, zu danken, daß er nur als insolventer Wechselschuldner und nicht als Wechselfälscher behandelt wird. Aber er ist in Clichy eng bewacht, als ob man ihn doch für schuldig halte."

„Und seit wann sitzt er in Clichy?" rief Dotter tief erschüttert.

„Seit vorgestern Morgen!"

„Und wie stark ist die Summe? . . ."

„Im Ganzen in fünf Abschnitten, die noch nicht alle verfallen sind, hundert und zwanzigtausend Franken," sagte Fritz Hoffmann.

„Um's Himmels willen, welche Summe!" rief Herr von Dotter; „doch gleichviel, ich will thun was in meinen Kräften steht!"

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Die Frau Kommerzienrath.

Eine Geschichte.

(Schluß.)

Julie Valentin hatte Herrn v. Dotter aus inniger Freude über die zugesicherte Hülfe inbrünstig die Hand gedrückt und rief nun mit sehr erleichtertem Herzen ihrem Begleiter zu: »Ach, nun wird noch alles gut, lieber Fritz! ich wußte ja, daß wenn wir erst Herrn v. Dotter aufgefunden haben, der gute Otte gerettet seyn würde!«

»Dieß freundliche Zutrauen Ihrerseits ehrt mich sehr, liebes Fräulein,« entgegnete Herr v. Dotter; — »ich werde ihm zu entsprechen suchen so gut ich kann; aber bedenken Sie nur die ungeheure Höhe dieses Betrags. Doch davon hernach! Sagen Sie mir nur, wie Sie, mein Fräulein, die ich ruhig bei Ihrem Berufe in der Hauptstadt einer fernen deutschen Provinz vermuthete, so unversehens hier auftauchten und mich aufgefunden haben?«

»Oh, das ist sehr einfach,« sagte Julie mit einem Blick auf Fritz Hoffmann und lächelte wieder freundlicher.

»Aha, Sie sind verheirathet, und dieser Herr ist Ihr Gemahl? ...«

»Nein, nein, entfernt nicht!« entgegnete Julie mit einem komischen Eifer; »ich bin nur hier, um Einkäufe für die Sommersaison zu machen.« Und nun erzählte sie ihm mit einer wahren Freude über diese Gelegenheit, Otte's Lob zu verkündigen, wie dieser den Schwestern das Gutmann'sche Haus am Neumarkte verschafft habe, damit sie ihr Geschäft erweitern könnten, wie sie vergangenen Herbst auf sein Anrathen zum ersten Mal persönlich nach Paris gegangen sey, um Modelle von Hüten, Hauben u. and. Putzartikeln und sonstige Einkäufe zu machen, und wie sich in Folge davon und vermöge des neuen geräumigen Ladens das Geschäft so sehr gehoben habe, daß sie jetzt wieder gekommen sey, um Einkäufe in Frühjahrs- und Sommerartikeln zu machen und eine dauernde Verbindung anzuknüpfen, wozu ihr Herr Hoffmann, welcher sein eigenes Geschäft als Commissär und Fournisseur habe, bereitwilligst und mit Umsicht behülflich gewesen sey. — »So bin ich denn vorgestern früh hier angekommen, voller Freude, unsern treuen wackern Freund Otte wieder zu sehen, welcher schon seit mehr als einem Vierteljahr hier ist. Mein erster Gang, nachdem ich mir ein Zimmer im Hotel Rougemont genommen und mich etwas ausgeruht hatte, galt ihm, aber denken Sie sich meinen Schreck, als ich hörte, er sey durch ein Telegramm des Herrn Auheim nach Deutschland zurückberufen und auf dem Strasburger Bahnhof verhaftet worden, als er gerade im Begriff gewesen, seine Rückreise anzutreten. Der Mensch, welcher mir dieß sagte, lächelte dabei so schlau und schadenfroh, daß ich einen unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen habe,« fuhr sie fort und ihr Ton verrieth noch ganz die Entrüstung und den Ingrimm, welche bei der Erinnerung an jenen Auftritt in ihr aufstiegen; »ich fuhr daher von dem Comptoir aus sogleich zu unserm Freunde Fritz Hoffmann hier, brachte ihm die Schreckensbotschaft, welche dieß für mich war und bat ihn um seinen Beistand, um seine Verwendung, und der treffliche Mensch ließ sogleich alles liegen und stehen, um mir zu helfen und die nöthigen Schritte zu thun, um den armen Otte aus dieser Verlegenheit zu befreien.«

»Leider ist mir bis jetzt noch nichts gelungen, was gegründete Aussicht gäbe, Herrn Otte loszukriegen,« sagte Fritz Hoffmann erläuternd. »Ich fuhr zunächst mit Fräulein Valentin wieder nach dem Comptoir von Auheim und v. Magnus zurück, um von Ungár, dem früheren Procuristen der hiesigen Commandite dieser Firma, genaue Auskunft zu bekommen, um was für eine Art Verhaftung es sich handle, und erfuhr nun, es sey einstweilen Wechselhaft oder Schuldhaft, allein es könnte möglicherweise auch eine Kriminalhaft daraus entstehen, da einiger Verdacht vorliege, daß die Wechsel, welche Herr Otte verkauft habe, gefälscht seyen. Nun muß ich Ihnen beiläufig bemerken,« fuhr Hoffmann fort, »daß dieser Herr Ungár eine höchst zweideutige und wenig geachtete oder achtbare Persönlichkeit ist, — ein frecher, zudringlicher, anmaßender Judenbengel, der hier zuerst als angeblicher ungarischer Flüchtling auftrat, sich nur an junge Verschwender und Roués andrängte und ihre Ausschweifungen theilte, und der namentlich bei dem entwichenen jungen Herrn v. Magnus sozusagen den bösen Genius spielte und ihn zu einer Menge Debauchen und wilder Spekulationen antrieb. Dieser Ungár, von dessen Charakterlosigkeit jede Gemeinheit oder Tücke zu erwarten oder zu befürchten ist, hegt einen bittern Haß auf Otte, weil dieser ihm in Auheims Auftrag die Führung des Geschäfts abnahm, und mir graute ordentlich vor dem Elenden, als ich die Befriedigung aus seinem Gesichte leuchten sah, mit welcher er mir die Verhaftung seines nunmehrigen Vorgesetzten erzählte. Nachdem ich mit Mühe erfahren, daß es sich um Wechsel handle, welche Otte auf Auheim in N. abgegeben und bei dem Bankhause R. E. verkauft hatte, fuhr ich dorthin und bat um Auskunft, die mir denn auch zu Theil ward. Die Wechsel sind sind Mangels Zahlung zurückgekommen mit der Verwahrung, sie 'scheinen nicht conform zu gehen, Herr Auheim sey abwesend und müsse erst seine Unterschrift und Accept als echt anerkennen, bevor die Tratten honorirt würden.' Dieß ist, nach kaufmännischer Auffassung, ungefähr gleichbedeutend mit der offenen Erklärung: die Wechsel seyen gefälscht. Der Bureauchef des Hauses R. E. begab sich mit den beiden refusirten Tratten auf das Comptoir von Auheim und v. Magnus, um den ihm persönlich wohlbekannten Otte aufzusuchen, dem er keine solche Niederträchtigkeit wie eine Wechselfälschung zutraute, und von dem er sich Aufklärung über diesen räthselhaften Fall und die Deckung der Beträge erbitten wollte. Da hörte er auf dem Comptoir von A. und M., daß Otte soeben ein Telegramm erhalten habe, was ihn schleunigst nach Deutschland zurückberufe. Dieß erweckte in dem Bureauchef den dringendsten, durch Ungár vielleicht noch schlau genährten Verdacht eines großartigen Betrugs, mit dessen Ertrag sich Otte nun flüchten wolle, und er setzte ihm nach und ereilte ihn noch in dem Moment, wo der Courierzug abgehen wollte und ließ ihn

verhaften. Du lieber Gott! bei der Häufigkeit solcher Vorfälle in einer Stadt wie Paris konnte Herr Rosenthal, der Bureauchef von N. E., nicht anders handeln, wie ich wohl begreife, denn alle Anzeichen waren gegen Otte. Dieser ward also zunächst auf die Polizeipräfektur gebracht und visitirt — aber man fand bei ihm außer seiner Reisekarte kaum einige hundert Franken in Gold, und keinerlei Werthpapiere, dagegen einige leere Wechselformulare mit Blanco-Accepten der Firma Auheim und Magnus in N., ganz identisch mit denjenigen, welche Otte bei N. E. hatte discontiren lassen. Er blieb einstweilen in polizeilicher Haft, um den Gerichten zu weiterer Untersuchung der Sache übergeben zu werden. Ich wollte ihn noch gestern Abend und heute früh sprechen, um zu erfahren, was sich für ihn thun lasse, allein ich ward nicht zu ihm gelassen, und so gelang es mir nur, einen sehr tüchtigen jüngern Advokaten zu vermögen, daß er als Vertheidiger und Berather meines unglücklichen Freundes auftrete und bei demselben Zutritt erlange, und durch diesen haben wir uns mit Otte in's Benehmen gesetzt und ihn wissen lassen, daß Fräulein Julie Valentin hier ist und daß Allem aufgeboten werden soll, um ihn zu retten und zu befreien.«

»Und Herr Otte ist bereits nach Clichy gebracht?« fragte Herr v. Dotter lebhaft, welcher der ganzen Erzählung mit großem Interesse gefolgt war.

»Mit nichten — der Advokat, Jules Favre mit Namen, hat eigentlich erst heute etwas mehr für ihn thun können, denn gestern war es zu spät zu Allem, und man hatte Otte'n sogar Schreibmaterialien verweigert, um an Auheim schreiben und ihn auffordern zu können, ihn aus dieser Verlegenheit zu befreien. Herr Favre erklärte uns aber, der günstigste Fall, welcher den verhafteten Otte treffen könne, falls man ihn nicht auslöse, sey eine einstweilige Einsperrung in Clichy.«

»Und was ist heute für ihn geschehen?« rief Herr von Dotter.

»Ich weiß es noch nicht,« versetzte Hoffmann; »ich war schon dreimal bei ihm ohne ihn zu treffen, und als ich nach dem letzten vergeblichen Gange zu ihm nach Hause zurückkehrte, fand ich daselbst Fräulein Valentin, welche mich seit zwei Stunden in fieberischer Ungeduld erwartete, um mir die Kunde zu bringen, daß Sie hier seyen, und mir den Vorschlag zu machen, sogleich Ihre Hülfe und Ihren Rath in Anspruch zu nehmen.«

»Aber woher erfuhren Sie denn, daß ich hier bin, Fräulein Valentin?« fragte Herr v. Dotter; »ich bin ja erst vor drei Tagen hier angekommen und habe erst seit gestern diese Wohnung bezogen. Wir haben noch gar keine Besuche gemacht, und beinahe niemand weiß um unsere Anwesenheit.«

»Ich verdanke die erfreuliche Gewißheit Ihrer Nähe einem Zufall, den ich beinahe für eine Fügung der Vorsehung betrachten möchte,« entgegnete Julie. »Ich sah Sie heute in dem großen Modenmagazine der Chaussee d'Antin mit einer Dame, die ich für Ihre Verlobte oder Neuvermählte hielt...«

»In der That, es ist meine junge Frau, welche ich Ihnen sogleich vorstellen werde,« fiel Herr v. Dotter ihr ins Wort; »aber warum redeten Sie mich nicht sogleich an? wie kamen Sie in jenes Magazin?«

»Ich hatte gestern Abend schon mir vorgenommen, meine Einkäufe zu beschleunigen, um sogleich nach Hause zu reisen und Otte's Freunde, Herrn Karl Werner und Obristlieutenant Richertz, persönlich um Hülfe anzugehen, denn Briefe besagen ja so wenig. Während Freund Hoffmann hier in ganz Paris herumlief, um sich für unsern armen Freund Otte zu verwenden, und es durchaus nicht dulden wollte, daß ich den Betrag meines Kreditbriefs und mein Bißchen baares Geld zu Gunsten Otte's verwende, weil er sicher dieß nicht annehmen und dieses Opfer auch ganz vergeblich seyn würde, ging ich also meinen Geschäften nach und machte meine Einkäufe. Gott weiß, wie sehr ich mich zusammennehmen mußte, um mit Umsicht zu verfahren, denn mir war gar nicht so unternehmend zu Muthe, wie ich es gehofft und gewünscht hatte. Ich war mit den schönsten Erwartungen nach Paris gekommen, hatte mich so sehr auf das Wiedersehen unsers Wohlthäters gefreut. Wie ich nun in dem Modenmagazin an der Kasse sitze und zerstreut und mit blödem Kopfe die Factur über meine Einkäufe nachrechne, bevor ich bezahle, da treten ein Herr und eine Dame heran, um ebenfalls ihre gemachten Einkäufe zu bezahlen. Das waren Sie und Ihre junge Frau, Herr v. Dotter! Ich höre Ihre Stimme, erkenne Sie daran, — denn in der That, außerdem hätte ich Sie, den ich stets nur in Uniform gesehen, kaum wieder erkannt! — ich will schon auf Sie zustürzen und Sie begrüßen und mit dem furchtbaren Ereigniß vertraut machen, — da fällt mein Blick auf die feine zarte Dame, und — ich habe den Muth nicht, Sie anzureden. Was hätte die Dame davon denken müssen, wenn so unversehens ein landfremdes Mädchen, das kaum einige Worte Französisch radebrecht, Sie Deutsch angeredet hätte!?«

»Ah, ich bin Ihnen für dieses Zartgefühl und diesen feinen Takt sehr verbunden, mein Fräulein!« rief Herr v. Dotter und drückte Julien die Hand; »und Sie gingen mir also nach, um meine Wohnung zu erfahren?«

»Mit nichten, Herr Major, das war ja gar nicht nöthig,« sagte Julie; »ich hörte ja, wie Sie dem Kassier Ihre Adresse und Wohnung diktirten und ihn baten, die gekauften Waaren dorthin bringen und den Rest des Betrages abholen zu lassen. Ich notirte mir sogleich Ihre Adresse, erledigte vollends mein Geschäfte, und eilte zu Herrn Hoffmann hier, um ihn um seine Begleitung zu bitten, damit wenigstens mein Erscheinen in Ihrer Wohnung kein Aufsehen errege.«

»Ich danke Ihnen herzlich, mein werthes Fräulein!« sagte Herr v. Dotter; »und nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine liebe Frau vorstelle!« Und einige Minuten später führte er seine Frau herein, eine hübsche Blondine, groß, schlank, ätherisch zart, mit wunderlieblichen sanften treuen blauen Augen und einer unendlichen Herzensgüte in den Zügen, — eines jener anmuthigen naiven Gesichter, wie sie die niederländischen Maler seit van Eycks Zeiten als Vorwurf zu ihren Madonnen und Heiligen benützten, und stellte sie und Julien gegenseitig vor.

„Seyn Sie mir willkommen,“ sagte Frau v. Dotter mit feuchten Blicken und einem warmen Händedruck, und sprach absichtlich recht langsam und bestimmt die französischen Worte aus, damit Julie sie auch gut verstehe. „Mein lieber Edmond hat mir alles erzählt; ich weiß wie viel er Ihrem gemeinsamen Freunde verdankt, mein Fräulein, und ich werde Ihnen zeitlebens dankbar seyn, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, dem Manne, welchem ich meinen Gatten und das Glück meines Lebens verdanke, zu beweisen, wie hoch ich mich ihm verpflichtet fühle!“

„Wie, Madame, Sie wollten wirklich?... Die Höhe der Summe hält Sie nicht ab?...“ stammelte Julie in ihrem gebrochenen Französisch.

„Oh, mein Fräulein, was denken Sie?“ entgegnete Frau v. Dotter; „mein Edmond soll noch heute Abend Allem aufbieten, um seinen Freund zu befreien. Ich danke Gott, daß wir reich genug sind, ihm zu helfen. Und hätte ich nicht die Mittel dazu, so würde ich sie von meinem Großmütterchen erbetteln. Ein Mann wie Herr Otte muß so rasch wie möglich dieser unwürdigen Lage entzogen werden. Allons, mein lieber Edmond, spute Dich, Deinen Freund zu befreien. Er soll wo möglich noch heute Abend entlassen werden.“

Julie war so gerührt, daß sie der herrlichen jungen Frau vor Dankbarkeit beinahe zu Füßen gefallen wäre; sie ergriff ihre beiden feinen weißen Hände und bedeckte sie mit Küssen, aber Frau v. Dotter schlang ihre Arme um Julien und küßte sie auf die Stirne. „Gehen Sie mit Gott und vollenden Sie Ihr Werk der Rettung, mein Fräulein!“ sagte sie; „morgen hoffe ich Sie dann mit Herrn Otte unter froheren Verhältnissen wieder zu sehen.“ — Auch Fritz Hoffmann bekam einen Antheil von dem Danke, ehe sie sich wieder zurückzog, als ihr Gatte in Hut und Ueberrock wieder erschien.

„Was soll nun zunächst geschehen, Herr Hoffmann?“ fragte der Major. „Haben Sie schon an Herrn Karl Werner geschrieben oder telegraphirt? haben Sie an Auheim geschrieben, oder hat Herr Otte dieß gethan?“

„Ich habe noch zu keiner schriftlichen Meldung Zeit und Muße gehabt,“ entgegnete Fritz Hoffmann; „und von Otte weiß ich noch nichts; aber Herr Favre wird darüber Auskunft ertheilen können.“

„Also zu ihm!“ sagte Herr v. Dotter; „ich meine jedoch, es wäre gerathen, wenn wir sogleich an Werner telegraphirten und ihn bäten, gegen Auheim auf irgend eine Weise aufzutreten, um die Interessen unsers Freundes zu wahren. Schreiben Sie mir ein Telegramm nieder, welches wir alsbald an Werner abschicken wollen, koste es was es wolle. Dort in jenem Zimmer finden Sie meinen Schreibtisch!“ und nach einer Weile las er billigend folgenden Entwurf:

„Herrn Karl Werner, Kaufmann in N.

„Heinrich O. ist in Wechselhaft wegen einiger Wechsel auf A. deren Accept letzterer verleugnet, obschon deren Ertrag zu A.'s Nutzen verwendet wurde. Der Betrag ist ungewöhnlich groß, die Gefahr für den Verhafteten dringend. Ich bitte Sie inständig, sich O.'s anzunehmen und gegen A. mit aller Energie aufzutreten. Ich werde hier mein Möglichstes für O. thun. Weiteres brieflich.

Edmund v. Dotter, Major a. D.“

Mit dieser Depesche eilte Albrecht auf seines Herrn Geheiß zum nächsten Telegraphenbureau, und ließ sie abgehen, während Herr v. Dotter und Julie dem Fritz Hoffmann zu dem Advokaten folgten. Dieser eröffnete ihnen, daß Heinrich Otte bereits das erste Verhör bestanden habe, aber seine Angelegenheit schlecht stehe. Die Kasse der pariser Commandite von Auheim und v. Magnus enthielt nach der Versicherung Ungár's, der als Zeuge vernommen worden war, kaum 3000 Franken. Der Brief, mit welchem Otte die Blanco-Accepte von Auheim empfangen haben, das Geheimbuch, worin er ihren Verkauf und die Einlösung der Wechsel, die Auheim von N. aus auf sein pariser Haus gezogen haben wollte, und diese eingelösten Papiere selbst, waren nicht an der Stelle gefunden worden, welche Otte in seinem Pult als ihren Aufbewahrungsort bezeichnet hatte. Alle Indicien sprachen gegen Otte.

„Das ist eine elende Kabale von Ungár,“ sagte Hoffmann; „ich bin fest überzeugt, daß der Mensch den Pult Otte's mit Nachschlüsseln geöffnet und die bezeichneten Dinge herausgenommen hat, um ihn in's Verderben zu stürzen oder wenigstens seinen Ruf zu untergraben. Aber wir wollen ihn entlarven, wenn nur erst Otte frei ist!“

„Frei?“ wiederholte Herr Favre; „bedenken Sie, meine Herren, daß er nicht eher losgelassen werden wird, als bis wenigstens die verfallenen Wechsel im Betrag von 60,000 Franken bezahlt sind, und bis eine Caution für den Verhafteten geleistet ist!“

„Das soll geschehen und zwar noch heute,“ entgegnete der Major v. Dotter; „aus keinem andern Grunde erscheine ich hier, als in der Absicht, Sie zu bitten, daß Sie mich zu dem Bankier H. begleiten, damit ich ihm Auftrag gebe, die nöthigen Schritte bei Herrn R. E. einzuleiten. Ich bin in der Lage, für meinen Freund Otte einzuschreiten, was wohl die beste Bürgschaft für seine Unschuld seyn wird.“

Der junge Advokat entfaltete im Nu eine zuvor ungeahnte Geschmeidigkeit und Beeiferung für den verhafteten Otte, und war jetzt plötzlich geneigt, an seine volle Unschuld zu glauben. Er war mit Vergnügen erbötig, sogleich mit Herrn v. Dotter und den Anderen zu dem Bankier H. zu fahren, und der Empfang, welchen Dotter bei diesem fand, die Bereitwilligkeit womit er sich dazu verstand, mit Favre und Herrn v. Dotter zu dem Bankier R. E. zu fahren, überzeugten Julien und Hoffmann zur Genüge, daß Otte's Angelegenheit nun in den besten Händen sey, und sie verabschiedeten sich daher von Herrn v. Dotter mit dem Versprechen, am andern Tage wieder vorzusprechen, um Otte's weitere Schicksale zu erfahren.

Der große Bankier R. E. war nun nach dem Fürworte, welches sein Kollege H. auf Grund der Verbürgung des Majors v. Dotter für den verhafteten Otte einlegte, ebenfalls geneigt, den letztern für unschuldig zu halten, und versprach, zur Erleichterung von Otte's Lage alles Mögliche zu thun, und denselben loszulassen, sobald ihm irgend welche Garantie ge-

boten sey, daß die Wechsel bezahlt würden. Herr v. Dotter erbot sich am andern Tage nach Gent zu reisen und sich von dem Notar, welcher das Vermögen seiner jungen Frau verwaltete, den annähernden Betrag der sämmtlichen Wechsel in Werthpapieren zu holen und diese bis zu Austrag der Sache bei Herrn N. E. zu deponiren, während mittlerweile gegen Auheim die erforderlichen Schritte geschehen sollten, um von diesem Zahlung zu erlangen.

Da es höchst wesentlich war, wieder in Besitz derjenigen Beweismittel zu gelangen, welche aus Otte's Pult entwendet worden waren, und doch kein genügender Grund vorlag, um Ungár unter dem Verdacht der Entwendung dieser Gegenstände verhaften zu lassen und gegen denselben einzuschreiten, so ward die Herbeischaffung dieser Beweismittel einem gewandten Agenten der Kriminal-Polizei übertragen und dessen Eifer durch eine in Aussicht gestellte reiche Belohnung aufs möglichste angespornt. — Dem Verhafteten aber ward noch am späten Abend durch den Advokaten brieflich angezeigt, daß Herr von Dotter sich seiner angenommen habe und nicht eher ruhen werde, als bis er ihm seine Freiheit verschafft habe.

Julie und Fritz Hoffmann konnten daher mit ihrem Tagewerke wohl zufrieden seyn, und durften sich der Hoffnung überlassen, ihren Freund bald wieder auf freien Füßen zu sehen. Herr v. Dotter aber saß noch die halbe Nacht an seinem Schreibtische und meldete Herrn Karl Werner alles, was er von der ganzen Wechsel-Angelegenheit wußte. —

24.

Das Telegramm des Herrn v. Dotter war Herrn Werner am frühen Morgen vor Tage behändigt worden und hatte ihn sehr erschreckt. Rasch und resolut wie er war, hatte er sogleich den Oberstlieutenant Richertz aufgesucht und ihm die Depesche mitgetheilt, worauf beide sich verabredeten, den Justizrath Gladisch mit der ganzen Sache bekannt zu machen und in Begleitung desselben unverzüglich Herrn Leopold Auheim „auf die Bude zu rücken," wie sich der Oberstlieutenant ausdrückte.

Der kleine Auheim lag noch tief im Schlafe und mußte geweckt werden, denn die drei Herren ließen sich nicht abweisen, sondern verlangten ihn unverweilt zu sprechen, ohne jedoch ihre Namen zu nennen. Zufälligerweise kannte Cäsar keinen derselben persönlich, und Herr Auheim fuhr daher mit dem Vorsatz in die Kleider, die drei zudringlichen Menschen tüchtig ablaufen zu lassen. Als er aber in seinen Salon heraustrat, wo die drei Herren ihn erwarteten und inzwischen sich mit gebührender Entrüstung den weichlichen sybaritischen Luxus angesehen hatten, mit welchem dieser Mensch sich umgab, — als Auheim in drei sehr ernste und beinahe drohende Gesichter blickte, da wechselte er die Farbe und der Muth entschwand ihm; nur stammelnd konnte er fragen, was ihm das Vergnügen verschaffe.

„Seyn Sie versichert, Herr Auheim, daß dieser Gang zu Ihnen uns kein Vergnügen macht!" entgegnete ihm Herr Werner. „Sie werden errathen haben, in welcher Angelegenheit wir kommen; Sie wissen ohne Zweifel bereits, daß Herr Otte in Paris verhaftet ist, vom Schuldthurm bedroht, wo nicht von einem Kriminal-Prozeß wegen angeblicher Fälschung von Accepten Ihrer Firma. Sie werden wissen, daß der Verdacht der Fälschung jener Tratten, deren Ertrag in Ihrem Interesse verwendet worden ist, weil Sie seit einigen Monaten Wechselreiterei treiben..."

„Mein Herr!" wallte Auheim auf; „wie kommen Sie dazu, eine solche Sprache in meinem Hause gegen mich zu führen?"

„Weil ich in der Lage bin, dieß alles nöthigenfalls vor Gericht zu beweisen und weil mich nur meine Begriffe von Anstand abhalten, die Handlungsweise Ihrer Firma gegen Herrn Otte mit dem gebührenden Namen zu bezeichnen!" versetzte Werner mit einem kühlen Aplomb, der den kleinen Mann beinahe zu Boden warf. „Geben Sie den nutzlosen Versuch auf, sich in dieser Angelegenheit entschuldigen zu wollen, denn es ist eine Kleinigkeit, Schritt für Schritt die Beweise zu liefern, daß die Art und Weise, wie sie Otte's Freiheit und guten Namen preisgaben, ein wohlüberlegter Plan ist. Bei mir nämlich waltet nicht der mindeste Zweifel vor, daß Sie Herrn Otte nur mit Mühe dazu bewogen oder vielleicht nur durch den Drang der Umstände gezwungen haben, selbst die Hand zu Ihren Wechselreitereien zu bieten und für Sie irgend ein persönliches Wagniß, ein Impegno einzugehen. Er hat sicher jene Accepte nicht gefälscht, denn dazu ist er zu klug und rechtlich, zu ehrenhaft und zu fest von Grundsätzen; also haben Sie ihm vielleicht die Blanco-Accepte dazu eingesandt, weil Sie von Otte's Rechtlichkeit allzu sehr überzeugt sind, um befürchten zu müssen, daß er Mißbrauch davon mache. Sie haben vielleicht die Absicht gehabt, diese Tratten bei Verfall einzulösen, aber es war Ihnen nicht möglich, die Mittel dazu aufzubringen, und anstatt um Stundung zu bitten, was allerdings Ihren schwanken Kredit noch mehr beeinträchtigt haben würde, zogen Sie es vor, Ihren treuen ehrenhaften Diener zum Schwindler und Verbrecher zu stempeln. Diese Handlungsweise, mein Herr, halte ich...."

„Einfach für nichtswürdig und niederträchtig!" sagte der Oberstlieutenant kalt und nachdrücklich.

„Jedes soliden Geschäftsmannes für unwürdig, — um nicht mehr zu sagen," ergänzte Werner. „Sie konnten keinen Augenblick im Zweifel darüber seyn, was für Folgen dieß für den wackern Otte haben würde. Sie sind jedenfalls davon unterrichtet, welche Folgen es für ihn bereits gehabt hat, und der Zweck unseres Erscheinens hier bei Ihnen ist, wie Sie sich ebenfalls bewußt seyn werden, lediglich nur der: zu erforschen was für Schritte bis jetzt von Ihrer Seite aus geschehen sind, um Otte aus der mißlichen Lage zu befreien, worein er durch Sie gestürzt worden ist."

Auheim war im höchsten Grade betreten und angesichts dieser drei finsteren drohenden Augenpaare, die sich gleichsam in seine Seele einzubohren schienen, verließ ihn sogar seine sonstige Frechheit. „Ich habe bereits angeordnet, daß die Wechsel bezahlt werden," sagte er zögernd und verlegen; „das Unglück wollte, daß ich gerade abwesend war, als die Wechsel präsentirt wurden und daß ich vergessen hatte, meinen Kassier

davon zu benachrichtigen, daß diese Tratten von Otte auf mich liefen, und so kam es, daß aus Mißverständniß, Fahrlässigkeit oder Unverstand der Argwohn transpirirte, daß ...«

»Ersparen Sie sich eine Nothlüge, die ja doch zu nichts führt, Herr Auheim!" fiel ihm der Justizrath Gladisch tadelnd und mit unverhohlener mißbilligender Geringschätzung in die Rede; „über recusirte Tratten von solchem Betrage werden Proteste aufgenommen, in denen der Abweisungsgrund sehr deutlich bezeichnet seyn muß, weil alle rechtlichen Folgen nur darauf zu gründen sind. Es wird und muß sich hier zunächst um die Lösung der Vorfrage handeln, ob Sie überhaupt noch in der Lage sind, jene Tratten, deren Betrag wir noch gar nicht kennen, über dessen bedeutende Höhe wir aber unzweideutige Winke haben, einzulösen, — mit Einem Worte, ob Sie noch solvent sind!"

„Mein Herr, wie können Sie sich unterfangen?..." rief Auheim zornglühend.

„Wer Wechsel nicht mehr einlöst, ist insolvent, — nach rechtlichem wie nach kaufmännischem Begriff," entgegnete Gladisch; — „wer aber das thut, was in diesem speziellen Fall hier geschah, der ist noch mehr. Ich verlange also im Namen und Interesse des mir befreundeten Herrn Otte und auf Grund von Nachrichten, die uns über dessen Schicksal aus zuverlässiger Quelle zugekommen sind, von der Firma Auheim und v. Magnus entweder den Beweis, daß das Accept der protestirten Wechsel wirklich falsch war, oder den Nachweis, daß die genannte Firma noch im Stande ist, ihren Verpflichtungen für diese Accepte nachzukommen, und daß sie bereits Schritte gethan hat, Herrn Otte aus der Wechselhaft zu befreien."

„Ich kann Sie versichern, daß die Wechsel eingelöst werden und daß ich noch im Stande bin, sie einzulösen," stammelte Auheim. „Auch gebe ich Ihnen mein Wort, daß schon Schritte geschehen sind, damit dieselben wieder hieher geschickt und hier gedeckt werden. Uebrigens werden Sie sich von meiner Unschuld sogleich selbst überzeugen, wenn Sie mir erlauben, den Herrn Advokat Dr. Leutmann rufen zu lassen..."

„Ich denke, einen bessern Beweis würde die Vorlegung Ihrer Bücher, Ihres Briefcopier- und Kassenbuchs uns geben," sagte Gladisch; „was sollen uns die glatten Worte meines Kollegen Leutmann? werden sie Herrn Otte frei machen?"

»Wer hat in Paris die Tratten in Händen, Herr Auheim?« fragte Werner.

»Ich weiß es nicht, ich habe dieselben nicht selbst gesehen noch die Giri geprüft, Herr Werner.«

»Nun denn, so wollen wir es bald ermitteln,« sagte Gladisch; »eine Umfrage bei den hiesigen Notaren wird uns bald darthun, wer die Käufer der Wechsel sind, und uns zu einer Kopie der Proteste verhelfen. Ich kann schon jetzt alle erforderlichen Schritte bei Gericht thun, und die Vollmacht Otte's nachliefern.«

Auheim bebte am ganzen Leibe. »Wenn ich mich recht erinnere,« sagte er, »so wurden die Tratten von der Firma R. E. in Paris discontirt. Ich bitte Sie dringend, meine Herren, handeln Sie in dieser Angelegenheit nicht übereilt; bedenken Sie die Krisis, die schwierige Lage jedes Geschäftsmannes, welche ich Ihnen, Herr Werner, nicht erst zu schildern brauche; bedenken Sie, daß bei jeder schonungslosen Behandlung dieser Angelegenheit meine ganze Existenz auf dem Spiele steht! Lassen Sie mir Zeit, diese Sache zu ordnen! Heute, morgen, übermorgen kann ich es noch, wenn Sie mich ruhig gewähren lassen. Nehmen Sie die Gerichte in Anspruch, so — ist es vielleicht für immer unmöglich, und ich kann Herrn Otte nicht aus seiner Lage befreien, in welche er gegen meinen Wunsch und Willen gekommen ist. Noch weiß ich eigentlich gar nichts Genaues über seine Lage, außer dem Umstand, daß er in Wechselhaft genommen ist, was ich durch ein Telegramm von einem meiner Leute in Paris erfahren habe!«

»Wohlan,« sagte Herr Werner; »wir wollen um Otte's willen nicht gleich zum Aeußersten schreiten, wenn Sie einige Vorschläge von uns annehmen werden, die uns wenigstens einige Beruhigung zu geben vermögen!«

»Reden Sie, Herr Werner!... ich bin zu jedem billigen Schritte bereit...«

»Schenken Sie uns zunächst reinen Wein ein, Herr Auheim! nennen Sie uns offen den Betrag der Wechsel, welche unter dem Impegno Otte's und unter solchen Accepten auf Sie laufen!«

Auheim zitterte vor innerer Bewegung, war aber so sehr in die Enge getrieben, daß er keinen andern Ausweg sah, als die Wahrheit zu sagen. »Es sind im Ganzen gegen dreißigtausend Thaler, wovon etwa zehntausend bereits eingelöst sind und die anderen in den nächsten Tagen sicher gedeckt werden!« sagte er und wagte nicht aufzublicken, denn er fühlte nur allzugut, daß er in den Augen dieses Areopags sein Verdammungs-Urtheil lesen würde. In der That war es auch nur das Erstaunen über die Höhe dieser Summe, welches diese drei Herren ganz stumm gemacht hatte.

»Sie spielen ein furchtbar gewagtes Spiel, Auheim, und können von Glück sagen, wenn Sie es zu Ende führen,« entgegnete endlich Herr Werner. „Aber wir verlangen nun von Ihnen folgendes: erstens stellen Sie uns eine Urkunde eigenhändig geschrieben aus, worin Sie vor uns als erbetenen Zeugen erklären, daß Sie sich zu den Accepten der verschiedenen Tratten im Betrage von etwa 30,000 Thalern bekennen, welche Herr Heinrich Otte, Ihr Geschäftsführer in Paris, in Ihrem Vortheil und Interesse auf Sie entnommen hat, und denselben von allem und jedem Verdacht der Fälschung oder des Mißbrauchs ausdrücklich freisprechen; — daß Sie ferner ausdrücklich versprechen, unverweilt binnen drei Tagen diese Tratten einzulösen und sich vor geschehener Einlösung derselben nicht von hier zu entfernen, sowie endlich, daß Sie das pariser Bankhaus E. sogleich telegraphisch benachrichtigen, es werden die noch nicht eingelösten Accepte nun unbedingt honorirt werden. Die Bestellung dieses Telegramms werden wir übernehmen, und nur unter diesen Bedingungen finden Sie uns erbötig, vorerst auf weitere Schritte gegen Sie zu verzichten. Sind Sie hiemit einverstanden?"

„Lassen Sie mich selbst nach Paris gehen, um diese Angelegenheit zu ordnen!“ bat Auheim gepreßt.

„Ich sehe die Nothwendigkeit Ihrer persönlichen Einmischung nicht ein, Herr Auheim,“ versetzte Werner mit einem ironischen Lächeln. „Ist den Bedingungen in so weit genügt, daß wir sichere Nachricht von der Bezahlung der Wechsel und Otte's Freilassung haben, so soll Ihrer Abreise, um die Verhältnisse Ihres Pariser Hauses zu ordnen, nichts mehr im Wege stehen. Ich bin jedoch überzeugt, daß bei Otte's Pünktlichkeit und Ordnungssinn Ihre persönliche Verwendung kaum nothwendig seyn dürfte. Wir müssen darauf dringen, daß Sie uns die gewünschte Urkunde ausstellen, deren Inhalt und Wortlaut Herr Justizrath Gladisch für Sie zu formuliren die Güte haben wird.“

„Dort ist mein Schreibtisch, wenn ich bitten darf,“ sagte Auheim mit tonloser Stimme; „darf ich die Herren bitten mir zu folgen?“

Die Urkunde ward ausgestellt, und Werner nahm sie zu sich mit der Versicherung, daß seine Freunde und er sich zu strenger Discretion über das Verhandelte auf drei Tagen verpflichten wollten, daß Sie aber nach dieser Frist, wenn Otte noch nicht frei sey, sich jeder Verbindlichkeit ledig betrachten würden.“

Auheim war mehr todt als lebendig, als seine drei Bedränger fort waren, und sandte sogleich nach dem Advokaten Leutmann, dem er die ganze Geschichte erzählte. Leutmann schimpfte und fluchte wie toll. „Zum Henker, Auheimchen, wie konnten Sie sich auch so verblüffen lassen?!“ rief er; „jetzt haben Sie die Schlinge um den Hals! Konnten Sie denn nicht den Verdacht der Fälschung aufrecht erhalten und damit Zeit gewinnen?“

„Unmöglich!“ sagte Auheim; „der Geier mag wissen, woher Werner so gut informirt ist. Ich war in seiner Hand; ein einziges Wort von ihm an der Börse, wo man mich schon seit einigen Tagen mit ganz sonderbaren Augen ansieht, und ich wäre verloren gewesen. Aber woher nun schnell zwanzigtausend Thaler bekommen, Leutmann?“

„Das fragt Ihr mich, Freundchen?“ versetzte dieser mit einem schlauen Lächeln; „woher habt Ihr denn die anderen dreißigtausend, deren Ihr neulich bedurftet?“ Auheim winkte mit der Hand und wandte sich mit einer Geberde trostlosen Schmerzes ab, als duldete jene Quelle das Erwähnen nicht.

Mittlerweile waren Werner, Richertz und Gladisch nach dem Telegraphenbüreau gegangen und hatten in Auheims Namen jene Depesche an das Bankhaus R. E. in Paris aufgegeben und die so eben verhandelte Angelegenheit mit einander besprochen. „Ich glaube kaum, daß wir die Sache schon für gewonnen halten können, meine Herren!“ sagte Gladisch; „wir haben zwar Auheim nun vermeintlich in Händen, aber wer bürgt uns dafür, daß er sich, zum Aeußersten getrieben, nicht am Ende eine Kugel durch den Kopf jagt oder auf und davon geht?“

„Hierüber bin ich ganz beruhigt,“ entgegnete Herr Werner; „vor dem Selbstmord schützt uns die Muthlosigkeit und Jämmerlichkeit seines Charakters, seine Genußsucht und sein Vertrauen auf das blinde Glück, welches ihm seither stets so merkwürdig treu war; vor der Flucht schützt uns seine Mittellosigkeit, denn ohne eine große Summe Geldes würde er nicht auskneifen; und überdem fürchtet er jetzt von uns Dreien beaufsichtigt zu seyn.“

„Aber wie will er sich helfen?“ fragte Gladisch.

„Hm, wer dieß wüßte!“ versetzte Werner; „wer kennt die Hülfsmittel solcher Menschen? Jedenfalls hat er noch irgend eine Sehne am Bogen, sonst wäre er schon auf und davon gegangen! Vielleicht rechnet er auf die Hülfe seiner Frau, vielleicht auf die des alten Kammerraths; vielleicht hat er noch irgend einen Wucherer nach Art des alten Maruschke in petto! — Jedenfalls bin ich froh, daß wir dieß erreicht haben,“ setzte er hinzu und klopfte mit der Hand auf das fragliche Papier; „ich konnte mir nur durch Ueberrumpelung einen Erfolg versprechen, und zu einem gesetzlichen Verfahren gegen ihn fehlten ja die Anhaltspunkte. Wir müssen jedenfalls die Ankunft von Briefen der Herren Otte und Dotter abwarten, bevor wir in der Sache klarer sehen, und dann wird wahrscheinlich dringender Anlaß genugsam vorhanden seyn, dem Schwindler Auheim fester auf den Leib zu rücken.“

„Allerdings werden die Verhältnisse dann gebieten, unverweilt energisch gegen Auheim einzuschreiten, und dann können die in jener Urkunde enthaltenen Zugeständnisse immerhin von Werth sein,“ meinte Gladisch. —

Aber zum Glück für Otte gingen diese Befürchtungen des Justizraths nicht in Erfüllung, und am Abend des dritten Tages nach diesem traf schon ein Telegramm aus Paris ein, worin Dotter anzeigte, daß Otte frei sey. Auheim hatte wirklich die Mittel aufzubringen vermocht, um die Deckung für die betreffenden Wechsel an das pariser Bankhaus zu senden, und Otte, der schon durch das Telegramm und die Verwendung seines Freundes Dotter in den Augen des Bankiers R. E. von dem Verdacht einer Fälschung entlastet war, verließ das Gefängniß gerade in dem Augenblicke wo Herr v. Dotter, welcher eigens nach Gent gereist war, um von dem Notar der Familie seiner jungen Frau die Mittel zur Befreiung oder Losbürgung Otte's zu holen, ihm entgegeneilte, um ihn dort abzuholen und zu seiner Befreiung zu beglückwünschen, nachdem er auf dem Comptoir des Bankhauses die günstige Wendung des Geschicks Otte's erfahren hatte, welche sein eigenes Einschreiten überflüssig machte. Mit Thränen innigster Rührung lagen sich die beiden Freunde beinahe auf der Schwelle der Polizeipräfektur gegenseitig in den Armen, denn dieses Wiedersehen war ein doppelt erfreuliches und tröstliches, da der eine die schönste Probe von Freundes-Treue und Dankbarkeit erlebte und der Andere bedauerte, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sey, dem einstigen Retter jenen hohen Dienst zu vergelten.

„Mein theurer, lieber, wackerer Freund, Gott lohne Dir Deine emsigen Bemühungen um mich, denen ich allein meine rasche Befreiung verdanke!“ sagte Heinrich Otte; „Herr Favre hat mir alles gesagt. Ohne Deine umsichtige Hülfe und das Telegramm an Werner wäre ich vielleicht auf Jahre zum Schuldthurm verdammt gewesen; aber Werner's rasches Zugreifen

hat ohne Zweifel Auheims Pläne durchkreuzt. Ich bin Dir ewig zu Dank verbunden!«

»Sprich nicht davon, mein Freund, mein Herzensbruder!« entgegnete Dotter; »es war ja so wenig, was ich für Dich gethan habe oder thun konnte. Aber unter keinen Umständen hättest Du noch einige weitere Nacht im Gefängnisse zugebracht, denn ich habe alle Mittel beisammen, Dich loszubürgen. Und nun komm', eilen wir zu meiner lieben kleinen Frau, welche vor Begierde brennt, Dich kennen zu lernen, und wo Du auch Fräulein Valentin und Herrn Hoffmann treffen wirst, denn ich habe vor einer Stunde bei meiner Rückkehr von der Reise Albrecht mit einem Miethwagen weggeschickt um sie zu uns zu entbieten, damit wir einen recht traulichen frohen Abend mit einander verbringen.«

»Mein lieber trefflicher Freund!« sagte Otte; »aber laß mich zuvor einer Pflicht genügen, und den drei wackern Freunden in der Heimath: Werner, Richertz und Gladisch, meine Befreiung anzuzeigen, welche wesentlich das Werk des Druckes ist, den sie auf Auheim ausübten. Ich habe heute einen Brief von Werner erhalten, welcher sich mit dem meinigen gekreuzt hat und worin er mir alles erzählt.«

»Wohlan denn, Freund, fahren wir sogleich nach dem Telegraphen-Bureau in der Hauptbriefpost, Rue Jean-Jacques Rousseau!« erwiderte der Major; »ich werde an Herrn Werner telegraphiren, damit er es nicht für eine Finte Auheim's hält. Komm', beeilen wir uns, damit wir die Damen nicht zu lange warten lassen. Ohnedem bist Du von heute an unser lieber Gast und Hausgenosse.«

Als sie die Wohnung des Majors in der Rue Rivoli erreichten, traten ihnen Juliane v. Dotter und Julie Arm in Arm entgegen und Juliane bot Otte mit feuchten Augen die Hand und hieß ihn herzlich willkommen. »Ich freue mich so innig, Sie zu sehen und Ihnen mündlich danken zu können als dem Manne, dem ich meinen theuren Edmond verdanke,« hub sie an und blickte ihn mit ihren süßen sanften Augen und holden Zügen so innig und gewinnend an, und der warme Ton, mit dem sie diese Worte sprach, quoll aus dem innersten Herzen auf. »Ich war Ihnen von der Stunde an, wo mir Edmond jene Verhältnisse erzählte, so wirklich gut, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, wir möchten uns näher kennen lernen und recht lange Ihres Umgangs genießen. Sie müssen unser Gast seyn und unser junges Glück theilen — Sie und Fräulein Valentin hier, welche ich so liebgewonnen habe um des Eifers willen, den sie für Ihre Befreiung an den Tag gelegt hat.«

»Und für den ich ihr jetzt von ganzer Seele danke,« entgegnete Otte und schloß Julien in seine Arme und drückte ihr einen brüderlichen Kuß auf die reine erglühende Stirne. »Liebe Julie, Sie haben mir eine werkthätige Theilnahme gezeigt, die ich Ihnen in diesem Leben nie wieder vergessen werde!«

»Stille, lieber Freund, Sie wissen recht gut wie wenig es ist gegenüber von alle dem, was wir Ihnen verdanken,« erwiderte sie; »lassen Sie uns noch nicht gegenseitig abrechnen, denn die Last meiner Verpflichtungen wiegt noch zu schwer.«

»Wohlan denn, meine Liebe, so helfen Sie uns, dem verehrten Freunde durch beeiferte Sorge für sein Wohl die trüben Tage der jüngsten Vergangenheit erträglich zu machen. Bleiben Sie bei uns — theilen Sie unsere Freuden und Erholungen, bestes Fräulein!« rief Frau v. Dotter eindringlich; aber Julie schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf. »denken Sie, bester Herr Otte, das Fräulein spricht schon wieder von der Abreise, und will nicht bei uns bleiben.«

»Der Zweck meines Hierseyns ist erfüllt,« entgegnete Julie; »mein Beruf und mein Geschäft verlangen meine Heimkehr;— die Pflicht vor Allem, Madame! Freund Otte kennt mich darin, und wird mich nicht zurückhalten. Morgen Mittag reise ich wieder nach Hause, denn ich bin schon einen Tag über die bestimmte Zeit aus.«

»Mit nichten, Julie! meinethalben werden Sie gewiß noch einen Tag zugeben, denn Sie ahnen ja doch, daß uns Beiden wieder eine lange Trennung bevorsteht.«

»Eine Trennung?« fragten Alle und von Julie Valentins Wangen wich die frische Farbe von vorhin. »Wie so denn? was haben Sie denn vor?« rief sie mit lebhafter Angst.

»Sie begreifen, meine lieben Freunde, daß ich nach diesem Verfahren Auheim's gegen mich nicht im Stande bin, in derselben Stadt mit ihm zu leben!«

»Um so besser,« rief Dotter; »so bleibst Du hier oder folgst uns nach Belgien. Du erlaubst mir, daß ich Dir die Mittel vorstrecke, Dir selbst einen eigenen Herd zu gründen, — eine Lieblings-Idee meiner theuren Juliane, welche Dich gerne in der Nähe behalten möchte.«

Otte schüttelte den Kopf und versetzte: »Ich danke von Herzen für die gute Absicht, aber ich fürchte, hiezu kann kein Rath werden. Schon vor sechs Wochen, als ich den festen Entschluß faßte Auheims Dienste zu verlassen, sobald ich meinem hiesigen Auftrage Genüge geleistet haben würde, bewarb ich mich um eine Stelle bei einer großen deutschen Versicherungs-Gesellschaft, deren Vorstände durch einige meiner fachwissenschaftlichen Aufsätze auf mich aufmerksam geworden waren, und habe Aussicht auf eine dauernde Stelle erhalten. Ich werde morgen meine Bewerbung wiederholen und, im Falle ich reüssire, in Bälde dorthin abreisen. Sie werden es mir nicht verdenken, daß mich Paris mit all seinen Lockungen und Reizen doch nicht zu einem dauernden Aufenthalte fesseln könnte, weil es mir wenigstens für jetzt eine Fülle bitterer Erinnerungen erwecken müßte.«

»Wie, lieber Freund, auch der Heimath wollen Sie dauernd den Rücken wenden?« fragte Julie mit wirklichem Schmerz.

»Ja, meine Liebe; einen kurzen Besuch in der Heimath ausgenommen gedenke ich für die nächsten Jahre jedenfalls nicht in N. zu leben, sondern mir in einem andern Staate und Orte eine sichere Existenz zu gründen.«

Julie blickte ihn beinahe vorwurfsvoll und mit einer Miene an, welche gar kein Hehl aus dem Kummer machte, den ihr diese Nachricht bereitete. »Sie handeln recht grausam, Otte,«

sprach sie, — „grausam gegen sich und uns; ich hatte mich so sehr gefreut, Sie als Hausgenossen in unsrem neuen Besitzthum zu haben, damit Sie täglich sähen, was wir Ihrem Rath und Ihrer Hülfe verdanken. Sie würden es so gut haben bei uns; Herr Werner, Herr Richertz, meine Schwestern und ich würden ja Allem aufbieten, Sie mit Freundschaft und Wohlwollen zu umgeben und für Ihre Behaglichkeit zu sorgen! Es wird Ihnen ein Leichtes seyn, wieder eine Stelle in N. zu erlangen, welche Ihnen mehr bietet als die frühere. Und was kann Auheim Sie kümmern, der Sie mit herzlicher Mißachtung auf ihn herabsehen dürfen?“ ...

„Meine liebe Freundin,“ entgegnete er und sein mildes Auge blickte sie so wehmüthig-innig an, daß sie ihm nicht mehr zu widersprechen wagte; „lassen Sie mich meinem eigenen Kopfe folgen. Ohne Zweifel wird es meiner innern Entwicklung nur förderlich seyn, wird mich strammer und fester machen, wenn ich einige Jahre ganz unter Fremden lebe, wenn ich, der ich doch eigentlich nicht recht zum Kaufmanne tauge, mir einen neuen, meinen natürlichen Anlagen und Neigungen entsprechendern Wirkungskreis suche.“

Der Eintritt von Fritz Hoffmann, der in diesem Augenblick dem befreiten Freunde an den Hals flog, unterbrach diese Unterredung. Dann ging's zum Souper, bei welchem aller Kummer und alle Trauer dem vollen frischen Genuß des Augenblicks weichen mußten, und die ungetrübteste Heiterkeit und Fröhlichkeit herrschte. Bis tief in die Nacht hinein blieben diese fünf Menschen beisammen, und schloßen beim perlenden Champagner einen engen Freundschaftsbund. Otte und seine Freunde erfuhren nun von Herrn v. Dotter, daß er seine Stelle aufgegeben und den Militärdienst quittirt habe, um die Güter seiner Frau und der Tante van der Does zu verwalten; daß er nur einige Monate in Paris verbringen werde, wohin er seine Mutter eingeladen hatte, um sie mit seiner jungen Frau bekannt zu machen, und daß er dann nach Italien zu reisen und dort ein Jahr zu bleiben gedenke, um über Wien und Berlin nach Belgien zurückzukehren, und dort für immer seinen Wohnsitz zu nehmen. Er machte noch mehrfach den Versuch, Otte zu bewegen, daß er ihm nach Belgien folge, wo er ihm eine einträgliche Stelle als Verwalter oder Chef eines industriellen Etablissements verschaffen wollte. Allein Otte lehnte diese Anerbietungen insgesammt dankbar, und wollte beharrlich der neugewählten Laufbahn folgen.

Juliane hatte es sich nicht nehmen lassen, daß Otte wenigstens für diese Nacht mit dem Zimmer vorlieb nehme, welches für ihre Schwiegermutter hergerichtet worden war, und am andern Morgen zu guter Stunde begab sich Otte nach dem Comptoir in der Rue Lepelletier, um nach dem Geschäfte zu sehen und seine Habseligkeiten abzuholen, denn er hatte schon in aller Morgenfrühe einen Aufsagebrief an Auheim abgesandt. Otte war nicht wenig überrascht, in dem Comptoir einige Polizeibeamte zu finden, welche mit dem Ausräumen eines Pults beschäftigt waren. Als er sich denselben als den seitherigen Geschäftsführer zu erkennen gegeben und nach ihrem Begehren fragte, erwiderte ihm einer der jungen Beamten mit freundlichem Lächeln: „Ah, mein Herr, diese Haussuchung geht Sie sehr nahe an. Ich habe mir im Auftrage des Herrn Jules Favre den sogen. Herrn Adolph Ungár etwas näher angesehen und ausfindig gemacht, daß er identisch ist mit einem Gauner, welcher einer ältern Dame in Laon, die sich seiner als eines politischen Flüchtlings angelegentlich angenommen, eine Parthie Staatspapiere abgeschwindelt hat unter dem Vorwand dieselben hier zu verkaufen und ihr dafür andere, rentablere Effekten zu erstehen. Ich habe darauf den Burschen gepackt und bei ihm Haussuchung gehalten, wobei denn ein Geheimbuch gefunden war, welches, wie Herr Favre behauptet, Ihnen gestohlen worden sey. Der Bursche ist dieses Diebstahls überwiesen und geständig, und wir forschen jetzt nach einigen Briefen, welche er Ihnen ebenfalls gestohlen hat, und haben hier einen Brief an ihn gefunden, welchen Sie uns vielleicht verdollmetschen werden, da wir nicht Deutsch verstehen und weil darin, wenn ich nicht irre, Ihres Namens gedacht ist.“

Otte durchlas den Brief, und sah, daß er von Dr. Leutmann war, welcher dem Ungár den Auftrag gab, sich auf irgend welche Weise in Besitz gewisser Papiere und Briefe Otte's zu setzen, die sich auf die Beziehungen zwischen Auheim und Otte und namentlich auf die Wechselreiterei des erstern bezogen, und die Ungár auch wirklich sammt dem Geheimbuch aus Otte's Pult gestohlen hatte. Auch der vermißte Brief, mit welchem Auheim seinem Buchhalter die Blanco-Accepte übermacht und worin er diesen so dringend aufgefordert hatte, diese Papiere zu endossiren und umzusetzen, war darunter; und über den Zweck des Diebstahls und die Bestimmung dieser Briefe konnte gar kein Zweifel mehr seyn, denn sie waren schon in ein Paket zusammengeschnürt und an Dr. Leutmann adressirt und mit einem Begleitschreiben versehen gewesen, als man sie fand. Nur die maßlose Fahrlässigkeit und Bummelei Ungár's hatten ihn verhindert diese Briefe einen Tag früher fortzuschicken, und über Nacht hatte den intriguanten Abenteurer sein Geschick erreicht. Der Beamte erklärte, nach genommener Einsicht von dem Inhalt der Papiere und Aufnahme derselben in's Protokoll werde die Behörde keinen Anstand nehmen, diese Papiere ihrem Adressaten und rechtmäßigen Besitzer auszuhändigen. Dieß geschah denn auch nach einigen Tagen. Otte aber trug nun Sorge, die Kasse und die wenigen Werthpapiere vor Notar und Zeugen dem jüngern Commis zu übergeben, ließ ein Protokoll darüber aufnehmen und an Auheim abgehen, packte seine wenigen Kleider und Habseligkeiten zusammen, schüttelte den Staub von den Füßen und verließ das Entresol der Rue Lepelletier auf Nimmerwiedersehen. Nur einige Tage noch gelang es Herrn v. Dotter, seinen Freund in Paris zurückzuhalten, bis die Antwort auf Otte's Brief an jene Versicherungs-Anstalt eingetroffen war; dann packte dieser seinen Koffer und fuhr mit den direkten Zügen in seine Heimath nach N. zurück. Es hätte Otte'n nur einen kleinen Umweg gekostet, um Mannheim zu berühren und nach seiner Mündel Hedwig Schulz zu sehen; aber er versagte sich und dem jungen Mädchen diese Freude aus Gründen, welche unseren Lesern später noch klar werden dürften.

25.

Die Nachricht von Otte's Ankunft in N. erregte im Kreise seiner Freunde die herzlichste Freude. Ueberall ward er stürmisch bewillkommt, und Julie, die ihm um einige Tage vorangereist war, hatte ihm eine Ueberraschung bereitet, für welche er ihr ungemein verpflichtet war. Als er nämlich in das Wohnzimmer der Geschwister Valentin trat, führte sie ihm seine blinde Mutter entgegen, welche sie durch Käthchen hatte aus Waldenburg herbei holen lassen. Dieses Wiedersehen vertrieb einigermaßen die düsteren Falten der Enttäuschung und Bitterkeit, welche die jüngsten Lebenserfahrungen auf Heinrichs Gesicht gegraben hatten. In der Wonne, die theure Frau wieder in seinen Armen zu sehen, sie noch gesund und rüstig wiederzufinden, vergaß er so manches Widrige und Peinliche aus der jüngsten Vergangenheit, übersah er Andres dessen Anblick ihm schmerzliche Erinnerungen erweckte, und fühlte nur Eines: die unendliche Liebe und Pietät, welche ihn mit der Mutter verband und das beglückende Bewußtseyn, der würdigen Matrone ihren Lebensabend freundlich und sorgenfrei gestaltet zu haben. Und sie, die gute treue Mutter, weinte so heiße Thränen in Freude und Schmerz aus den glanzlosen Augen — in Freude darüber, daß sie ihren Stolz und ihre Stütze wieder an das treue Mutterherz drücken durfte, — in Schmerz über die Unbill, welche ihm widerfahren war und die — so wie sie sein redliches Herz und das Selbstgefühl auf seine Rechtschaffenheit kannte, — einen düstern trüben Schatten in sein ganzes Herz und Leben hereingeworfen haben mußte.

Leopold Auheim hatte Takt genug gehabt (wenn man eine gewisse Scheu vor den Folgen seiner Handlungsweise so nennen darf) der Begegnung mit Otte durch eine Reise auszuweichen, sobald er dessen Ankunft in N. erfahren hatte. Sein nunmehriger Procurist hatte den Auftrag mit Otte zu unterhandeln, um dessen Schweigen zu erkaufen. Allein Otte wies das ihm angebotene Kapital mit Geringschätzung zurück, und nahm nur das ihm gebührende verfallene Gehalt und eine weitere vierteljährige Rate desselben, auf welche er vertragsmäßig Anspruch hatte. „So wie ich Auheim's Verhältnisse kenne,“ sagte Otte, „hat er nichts mehr zu verschenken, und er soll nicht auf Kosten seiner Gläubiger eine scheinbare Großmuth an mir üben wollen, um mein Schweigen zu erkaufen und mich zu verpflichten, denn meine Achtung wird er damit doch niemals wieder gewinnen.“ Noch weniger gelang es seinem Nachfolger, von ihm die Auslieferung der betreffenden Briefe zu erlangen, welche Otte, wie er sagte, lebenslang aufbewahren wollte als Denkzeichen getäuschter Freundschaft und übel gelohnter redlicher Dienste.

Auch die kranke Frau Valentin und ihre Töchter boten Allem auf, um Heinrich wieder an ihr Haus zu fesseln und zum Bleiben zu bewegen. Die beiden Zimmer in dem neuerkauften Hause gefielen ihm wohl, diese fürsorgliche, beeiferte Freundschaft muthete ihn freundlich an, allein dennoch konnte er nicht bleiben — er hatte, wenigstens momentan, eine Abneigung gegen N. die ihn von dannen trieb. Selbst der freundliche, rührende Empfang Otte's im Werner'schen Hause und beim Obristlieutenant Richertz vermochten Heinrich nicht zu versöhnen noch seinen Entschluß zu erschüttern. Alle Vorstellungen der beiden Freunde waren vergeblich. „Sie mögen vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus vollkommen recht haben, meine Herren! ich brauche mich allerdings jener Haft nicht zu schämen, denn ich habe sie nicht verdient,“ sagte er; „ich kann mit freier offener Stirn einhergehen und weiß, daß Auheim vor mir die Augen niederschlagen muß. Allein gleichwohl gewinne ich es nicht über mich, wenigstens in der ersten Zeit hier zu leben. Ich will nicht hassen, und doch fühle ich, daß ich Auheim in der nächsten Zeit nicht begegnen könnte, ohne daß mir das Herz von Bitterkeit überwallte, ohne daß mir unwillkürlich Worte auf die Lippen träten, die ich hernach bereuen würde. Wenn Sie meine Stimmung nur einigermaßen begreifen, so thun Sie mir die Liebe nicht weiter in mich zu dringen? Lassen Sie mich gewähren!“ —

„Lassen wir ihn denn, Freund!“ sagte Richertz hernach zu Werner; „ich verstehe ihn; dieses gerade, schlichte, treue Herz ist an seiner empfindlichsten Stelle verletzt worden; die Wunde muß erst vernarben, ehe sie heilt, und dieß Herz wird dann um so stärker und fester. Es war in dem Jungen doch noch viel weiches Wachs. Jetzt wird er eisern werden, ohne an Herzensgüte einzubüßen. Der Schmerz adelt ein gutes Gemüth immer.“

Herr Werner war damit einverstanden und erwähnte niemals wieder ein Wort vom Dableiben, obschon Otte und seine Mutter beinahe jeden Tag in seinem Hause waren, und Johanna gegen die blinde Matrone eine Anhänglichkeit und Verehrung sonder gleichen an den Tag legte, welche Heinrich ihr mit einer stillen milden Freundlichkeit dankte, die etwas wahrhaft Geschwisterliches hatte. Sollte denn Heinrich allein nicht bemerkt haben, daß das schöne Mädchen ihn mit leuchtenden bewundernden Augen betrachtete? sollte er allein nicht sehen, daß bei seinem Anblick das feine blasse Gesicht von rosigem Schein überflogen ward, der so lange anhielt als sie in seiner Nähe war, welche sie unaufdringlich aber geflissentlich suchte? Sollte er nicht wissen, daß Johanna schon mehrere andere Heiraths-Anträge abgelehnt, obschon sogar ihr Vater dieselben befürwortet hatte? Sollte er sich den Grund davon nicht zu erklären versucht oder vermocht haben? Sollte er nicht errathen haben, von wem das schöngestickte Sophakissen mit dem Palmenzweig in einer Dornenkrone kam, das ihm eines Tags der Postbote in einer Cartonschachtel unter seiner Adresse brachte? Konnte er wirklich der trüben Stimmung so sehr nachhängen, um nicht zu bemerken, daß bald darauf auch Johanna das Köpfchen hängen ließ und nur aufzuleben schien, wenn sie seine Mutter am Arme durch den Garten führte und sich von der guten Matrone, welche des Lobes ihres Sohns nicht müde ward, von seiner Vergangenheit, von seinen Knabenspielen, von seiner treuen aufopfernden Anhänglichkeit an die blinde Mutter erzählen ließ? —

So waren vierzehn Tage vergangen und der Termin von Otte's Abreise schon bestimmt, als er eines Abends neben der Mutter auf dem Sopha in seinem Zimmer saß. Die Fenster

waren geöffnet, die linde laue Luft des Frühlings zog von draußen, von den grünenden Feldern und Wäldern, von den blühenden Wiesen heran, fächelte das schneeige Haar der Blinden und öffnete gleichsam die Herzen in der Einsamkeit und Stille.

„Ach mein Kind, daß Du gehen willst, begreife ich nicht," sagte die Blinde; „sie sind Dir ja alle so gewogen; sie tragen Dich auf den Händen und thun Dir um die Wette alles zu Liebe, was sie Dir an den Augen ablesen. Wo wirst Du es wieder so finden?"

„Unter allen guten Menschen, liebes Mütterchen," erwiderte Heinrich. Wer redlich und brav ist und es mit den Rechtschaffenen hält, findet allerwärts wieder eine Stätte, wo es ihm wohlergeht."

„Hm, ja; das glaub' ich, mein Sohn, und doch — doch möcht' ich, es wäre anders und ... und Du bliebest hier ... und gründetest Dir Deinen Heerd, Heinrich!"

„Dazu ist nach ein paar Jahren Zeit, Mütterchen, wenn ich erst noch an Erfahrungen reifer geworden bin. Ich kann zwar arbeiten wie Einer; aber es fehlt mir an Welt- und Menschenkenntniß, liebe Mutter, und ich bin vielleicht noch zu weich, obschon die Geschichte mit dem Auheim mich weit härter gemacht hat."

„Ei was! sey nur am rechten Ort hart, Heinrich! im übrigen ist ein weiches Herz dem lieben Gott schon angenehmer. Aber in Einem Stücke ist Dein Herz doch hart, mein Sohn — steinhart!"

„Ei ei, Mütterchen, und in welchem Betracht denn? Ich wäre doch begierig diese Seite meines Ichs kennen zu lernen."

„Gegen die Frauen, Heinrich, — gegen die Mädchen! Bist nun volle 29 Jahre alt, und ein gesetzter schmucker Mann — es haben mir's alle gesagt, und ein Jahr von meinem Leben gäb' ich darum, wenn ich Dich auch nur ein einziges Mal sehen könnte. Und sieh', Heinrich, eben weil meine Tage gezählt sind, weil mich zu jeder Stunde der Tod antreten kann, — eben deßhalb möcht' ich so gerne wünschen, daß Dir irgend eine zum Lichte des Hauses werde. Hast Du denn gar keine Absichten auf irgend Eine?"

„Ach wozu das, Mütterchen! Erst kommt doch der Brodstand, dann erst der Brautstand," entgegnete er mit halb wehmüthigem Lächeln; „wie sollt' ich, bei meiner ungesicherten Lage, ein gutes Mädchen an mein Häuschen Elend und Sorge ketten?"

„Lieber Junge, Dein Häuschen Elend ist nicht groß," versetzte die Blinde; „bist ja ein geschickter braver Junge! Darfst nur den Mund aufthun, so geben Dir Deine Freunde Geld ein eigenes Geschäft zu betreiben; und eigener Heerd ist Goldes werth, Heinrich; ist er auch arm, hält er doch warm, mein Sohn. Hat schon mancher wackere Kerl eine gute Parthie gemacht — Burschen die Dir noch nicht das Wasser reichen dürften." Er schwieg still und blickte auf den Boden; ein Glück daß seine arme Muttter die flammende Röthe nicht bemerkte, die auf seinen Wangen aufschlug. „Herrn Werners Johanna ist gar ein liebes gutes Mädchen — so munter und liebreich dabei. Es wird Einem wie Sonnenschein um's Herz, wenn sie so mit unser einem spricht. Die ist Dir nicht abhold, Heinrich! Die würde Dich nehmen!"

„Sprich mir nicht davon, lieb' Mütterchen! es wäre ein schlechter Streich gegen den braven Herrn Werner, machte ich mich hinter seinem Rücken an das Mädchen, das so an Erziehung, Vermögen, Lebens-Anschauungen und allem andern über mir steht. Daraus wird nie etwas."

„Wie schade! ich glaube zuversichtlich, daß sie Dir gut ist und Dich glücklich machen würde."

„Ich heirathe nie nach Geld, Mütterchen! Das weißst Du ja."

„Na, das begreife mir jemand. Geld ist doch in allweg ein gut Ding, und mich dünkt Herr Werner gar nicht so stolz. Aber wenn Du denn wirklich keine reiche Frau willst, Heinrich, dann weiß ich eine andere: Julie Valentin. Sie ist gewiß recht hübsch, denn sie hat eine so schöne Stimme und so feine schöne Glieder; auch ist sie ganz ein Mädchen nach dem Herzen Gottes: klug und geschickt, treu und fleißig, des Morgens früh, des Abends spät an der Arbeit; sie verdient ihr Brod, das ist auch ein Reichthum, Heinrich."

„Allerdings, lieb Mütterchen! ein Lügner welcher von Julien etwas Anderes sagen würde. Aber Julie ist der Eckstein ihrer Familie; auf ihren Schultern ruht das ganze Geschäft, dessen Seele sie ist; sie unterhält die arme kranke Mutter, sie will die jüngeren Schwestern aussteuern und versorgen. Wär's da nicht Frevel, das liebe wackere Mädchen durch Liebesgedanken von seinem ernsten Lebensplan abzuziehen und den Ihrigen zu rauben?"

Die blinde Frau seufzte tief auf. „Man kann mit Dir nicht rechten, Heinz," sagte sie; „hast immer einen letzten guten Grund; magst auch in Allem recht haben. Aber sieh, mein Sohn, ich könnte leichter von dannen fahren, wüßt' ich daß Du ein Frauensbild an der Seite hättest, das Dich nur beiläufig so liebte, wie sich zwei Gatten lieben sollen. Wüßt' ich Dich als den Gatten einer tugendhaften guten Frau, ich würde leichter meine finstre Straße wallen. O Heinz, Heinz, wie lange mag's noch dauern, daß ich scheiden muß mit dem Gedanken: nun steht er allein und ungeliebt in der Welt!"

„Ungeliebt, Mütterchen? hab' ich denn nicht redliche Freunde, und dann noch meine Schwester Röse und den Schwager Fürst? Und warum denkst Du schon so ernst an den Tod, Mütterchen, die Du doch noch so kräftig bist?"

„O mein Heinrich, es warnt mich oft genug vor'm Tode, Kind," sagte die Blinde und lehnte ihr Haupt mit stillem Weinen an des Sohnes Schulter. „'Rasch tritt der Tod den Menschen an; es ist ihm keine Frist gegeben', heißt es in dem alten Kirchenliede; und wenn mich oft mein einseitiger nagender und bohrender Kopfschmerz quält und mich Tage lang hinwirft, daß ich wie vernagelt daliege, kann ich mich der Angst nicht erwehren, mein lieber Heinrich, es werde einmal ganz unversehens durch einen Schlagfluß mit mir zu Ende gehen. Und dann möchte ich mit der Beruhigung von hinnen

gehen, daß mein treuer wackerer Sohn nicht mehr allein stehe in der Welt. Geschwister sind zwar ein gut Ding, mein Sohn; allein wenn sie Kinder und eigenen Heerd haben, so denken Sie doch daran zunächst und an sich selbst, und das Herz ist nicht mehr so weit und offen für die Brüder und Schwestern. Glaub' mir, Heinrich, ich hab' das an mir selber und im eigenen Leben erfahren. Aber eine wackere brave Frau nach dem Herzen Gottes, die ist der Sonnenschein im Hause und im Herzen ihres Gatten; und solch eine Frau, schätz' ich, wäre Fräulein Johanna, welche Dir sogleich das tägliche Brod mit in's Haus brächte, denn sie ist so gar nicht stolz, sondern so herzensgut und zutraulich!«

»Gewiß, Mütterchen, Fräulein Johanna hat ihre großen Vorzüge; aber ich habe sie noch gar nicht recht würdigen gelernt; ich habe seither noch nicht Zeit gehabt, an Heirath und eigenen Heerd zu denken; ich habe immer für Andere zu hasten und zu sorgen gehabt, und muß noch eine Zeit lang für mich selber sorgen, ehe mir die Liebe, dieses Kind der Muße und des Ueberflusses, nahe tritt. Und sieh, lieb Mütterchen, gerade deßhalb und aus dankbaren Rücksichten gegen Herrn Werner kann ich dem Fräulein nicht entgegenkommen, sondern muß mich des Glaubens getrösten, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, und daß wenn mir Johanna bestimmt ist, der Himmel immer noch Mittel und Wege genug finden wird, uns zusammen zu bringen. Darum wollen wir diese Sache getrost einer höhern Führung überlassen.«

Die gute Mutter gab sich damit zufrieden, und es war nicht weiter von diesen Dingen die Rede, da ohnedem Heinrich nicht sehr geneigt schien, hierüber zu reden. Er achtete Fräulein Johanna und deren Entgegenkommen, die offene Weise, mit welcher das hübsche, feingebildete, geistvolle, lebhafte Mädchen ihn auszeichnete, gefiel ihm und schmeichelte ihm vielleicht sogar; er verglich sie auch in Gedanken mit der reizenden liebenswürdigen Frau seines Freundes Dotter, der zarten, schlanken, ätherischen Juliane, und sagte sich, daß Johanna die Honneurs eines wohlhabenden geselligen Hauswesens auf eine anmuthende Weise machen würde. Allein diese Lebensweise erschien ihm ja nicht als diejenige, für welche er selbst vom Schicksal bestimmt war. Auf seinen Lebenspfad hatte offenbar die Vorsehung mehr Arbeit als Lust gelegt und diese Aufgabe nur dadurch versüßt, daß ihm die Arbeit und Mühe selbst ein Vergnügen und ein Genuß war. Und wenn er dann, dieser Bestimmung und Richtung seines eigenen Geschickes eingedenk, andere Frauencharaktere betrachtete, in denen eine gewisse angeborene Thatkraft, eine kräftige bewußte Selbstbestimmung zu Tage trat, wie bei der willensfesten strebsamen Hedwig, bei der ruhig waltenden, klar denkenden, allzeit mit sicherm Scharfblick und unerschütterlicher Beharrlichkeit auf ihr Ziel lossteuernden Julie; — dann sank die Wagschale seiner Schätzung zu Gunsten dieser Kinder der Noth, welchen die herbe Schule der Erfahrung bescheidenere Ansprüche an das Leben und erreichbarere Ideale mitgegeben hatte. Aber auch solchen Gedanken durfte Heinrich Otte niemals lange nachhängen, denn vor ihm lag eine andre ernste Aufgabe: die Gewinnung festen Bodens in der brandenden See des Lebens, die Gründung einer sichern Zukunft, die alles absorbirende Hingabe an einen neuen selbstgewählten Beruf. Darum kürzte er seinen Aufenthalt in N. auch möglichst ab, obschon ihm seine Freunde Richertz und Werner noch Abschiedsfeste gaben, an denen auch Julie Valentin Antheil nehmen mußte. Dann kam der Abschied, der bei Johanna einen auffallend heftigen Ausbruch des Schmerzes, bei Julien nur eine stille wehmüthige Resignation hervorrief. Hierauf brachte Otte sein Mütterchen in die Heimath zurück, verabschiedete sich von seiner Schwester Röse und deren Gatten und Kindern, und wandte dann seine Schritte wieder westwärts, der großen Handelsstadt zu, wo er bei einer der größten Lebens- und Renten-Versicherungs-Anstalten eine Stelle gefunden hatte.

Was Otte'n seit Jahren theoretisch beschäftigt hatte, das sollte er nun praktisch betreiben, praktisch erproben. Mit dem beharrlichen unverdrossenen Eifer, welcher seine ganze Thätigkeit kennzeichnete, warf er sich auf den neuen Beruf, und eignete sich dessen Feinheiten und Geheimnisse bald so sehr an, daß er selbstthätig, anregend, schöpferisch zu wirken und Vorschläge für Verbesserungen, Erweiterungen &c. zu machen vermochte, welche von den Unternehmern in Erwägung gezogen, geprüft, tüchtig befunden und sogleich verwirklicht wurden. Ein kleiner aber gewählter Kreis von Freunden und Bekannten eröffnete sich ihm und bot ihm Erholung für einen Theil seiner Mußestunden; der Rest seiner Muße ward auf Studien, auf den Briefwechsel mit seinen Freunden Werner, Richertz und Dotter, mit den Schwestern Valentin, mit Röse und der Mutter und endlich mit seiner Mündel Hedwig Schulz verwendet, welche noch immer in Mannheim war und deren Bildung unter der umsichtigen und liebevollen Berathung der würdigen Vorsteherin auf eine Weise geleitet ward, daß dadurch ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Herzens- und Geistes-Veredelung und Fortbildung erzielt wurde. Dieser Briefwechsel zwischen Otte, — der freilich nur mehr eine ethische und moralische als materielle Vormundschaft führte, denn die Verwaltung des nicht unbedeutenden Vermögens welches Hedwig nach Abtragung verschiedener alten Passiven ihres Urgroßvaters verblieben war, besorgte der Justizrath Gladisch; — dieser Briefwechsel also zwischen Otte und Hedwig Schulz war ganz eigenthümlicher Art: Otte hatte, wie wir bereits aus einem frühern Briefe an Hedwig gesehen haben, eine Art väterlichen Tones gegen das junge Mädchen angeschlagen, der zwar nicht ohne innige Herzenswärme war, aber durch seinen milden Ernst und die beeiferte Fürsorge für Hedwigs zeitliches und geistiges Wohl ein gewisses bestimmendes Uebergewicht annahm, das eine andere Empfindung als dankbare Zärtlichkeit und aufrichtigste Pietät bei Hedwig nicht aufkommen ließ, obschon sie wirklich stark versucht gewesen war, ihr Herz mit der ungezügeltsten Leidenschaft, deren ihre feurige Seele fähig war, an den Mann zu hängen, welcher ihr als ein Ideal von Männlichkeit und Charakter erschien. Wäre Hedwig nicht so sehr reich und der Unterschied der Jahre beider so bedeutend gewesen, hätte Otte nicht von dieser energischen feurigen Seele

eine wirklich verzehrende Leidenschaft gefürchtet, so würde ihn das Bewußtseyn, die ganze Seele eines solchen Wesens zu erfüllen, vielleicht beglückt haben, und er hätte diese unverkennbare Neigung des Mädchens mit ganzem Herzen erwidert. So aber traten bei ihm Bedenken dazwischen, welche eben in seiner Uneigennützigkeit begründet waren und einer Gewissenhaftigkeit entsprangen, welche keinerlei Kompromiß zwischen der klar erkannten Pflicht und dem eigenen Behagen und Vortheil zuließen. Darum hatte er allmählig und ohne das tiefe und rege Gefühl des jungen Mädchens irgendwie zu verletzen, ihre Empfindungen für ihn in die Bahn einer herzlichen, opferbereiten Dankbarkeit und aufrichtigen Pietät umgewandelt und es der Zukunft und der Gelegenheit überlassen, Hedwigs Herz der Liebe zu erschließen und ihre Wahl zu lenken.

26.

Drei Jahre sind vergangen, seit Otto der Heimath Lebewohl gesagt. Wir finden ihn als den sehr geachteten Beamten einer der größten Versicherungs-Gesellschaften in London wieder, mit einem Vertrauensposten betraut, der ihm die Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft, auf eine gewinnbringende dauernde Stellung eröffnet. Und doch ist Otto nicht glücklich, wenigstens nicht ganz zufrieden. Mit Beeiferung war er der Berufung gefolgt, welche jene Londoner Gesellschaft an ihn erlassen hatte, nachdem eines der Comité-Mitglieder, ein geborener Deutscher, der Otto im Verlauf von Unterhandlungen mit der deutschen Gesellschaft kennen gelernt, ihn der britischen Gesellschaft als besonders tüchtigen und erfahrenen Arbeiter vorgeschlagen hatte. Die Aussicht auf Erweiterung seiner Kenntnisse und Anschauungen, der Wunsch das Ausland zu sehen und die Entwickelung und Rührigkeit britischen Geschäftslebens mit eigenen Augen kennen zu lernen, hatten Otto in weit höherem Grade zur Annahme dieses Antrags bestimmt, als die ihm eröffnete Möglichkeit, sich auf Zeitlebens anständig und mit steigendem Gewinn versorgt zu sehen. Auch hatte er sich in der ersten Zeit vielfach angeregt und interessirt gefunden durch den hohen Wogenschlag des Geschäftslebens und der Handelsthätigkeit, wie durch die neuen und eigenthümlichen geselligen und anderen Zustände, mit welchen ihn seine neue Stellung bekannt machte. Es hatten sich ihm viele Häuser angesehener und wohlhabender City-Kaufleute, Advokaten, Geschäftsmänner, Rentiers x. geöffnet, denen die geistige Bedeutung Otto's nicht entgangen war und mit denen er durch seine Stellung in Verbindung stand, — er hatte sich anfangs dem Zauber nicht zu entziehen vermocht, den die Würde und Anmuth der britischen Frauen, die Sicherheit und Selbstbestimmung, die Unabhängigkeit und Gleichberechtigung derselben gegenüber von den Männern ihnen verleiht; er war nicht unempfänglich geblieben für die Vornehmheit und Behaglichkeit, die Gastfreundschaft und Opulenz, welche sich in dem geselligen und häuslichen Leben dieser seiner britischen Bekannten offenbarte; er hatte unter ihnen und einigen Deutschen, die seit Jahren in London ansässig waren, sogar Freunde gewonnen. Allein Otto war so durch und durch eine gemüthvolle deutsche Natur, daß er sich doch nicht auf die Dauer mit all diesen Dingen befreunden konnte, daß er hinter diesem alles verzehrenden Jagen nach Gewinn, nach Ansehen, Ehre und Vornehmheit, nach Wohlleben und physischer Behaglichkeit, nur die potenzirte Selbstsucht, den verknöchernden Eigennutz und die Poesielosigkeit und Nüchternheit eines Menschenschlags erkannte, der sich mit allen höheren Regungen, mit allen feineren Genüssen, mit der Freude an Natur und Einfachheit abgefunden hat und letzteren sogar die starrste Blasirtheit entgegensetzt. Die Kohlendunst- und Ruß-schwangere Atmosphäre Londons ließ ihn trotz aller Behaglichkeit häuslicher Einrichtungen und trotz aller überfeinerten materiellen Genüsse doch die blauen Hügel und grünen Wälder der deutschen Heimath, den klaren Himmel und die freundlichen Gärten, den Zauber der heimischen Zone und der deutschen Muttersprache vermissen, und in seiner Seele regte sich der erste Keim jenes Heimwehs, das schon Tausende von jungen Deutschen unter dem nebeligen Himmel Londons in den sumpfigen Boden gebettet hat. Es ist überhaupt eine merkwürdige Thatsache, daß die meisten Deutschen sich nur dann in die britischen Verhältnisse eingewöhnen können, wenn sie noch verhältnißmäßig jung hinüberkommen, und daß dann meistens das deutsche Gemüth und die deutsche Empfänglichkeit für Poesie und Kunst, für geistige Interessen in ihnen untergeht; der gebildete Deutsche aber, welcher in reiferen Jahren nach England kommt, hat gewöhnlich nur die Alternative, entweder an Heimweh, Herzweh, Enttäuschung und Schwindsucht unterzugehen, oder sein Herz und besseres Theil zu verknöchern in dem epidemischen schrankenlosen Materialismus und der erstarrenden Selbstsucht der britischen Zustände.

Die innere Nachwirkung eines Verlustes, der unsern Freund Otto durch den jähen Tod seiner Mutter betroffen, hatte den stillen Keim des Heimwehes in ihm unversehens mächtig genährt, und er trug sich bereits mit dem zwar noch unausgesprochenen aber lebhaften Wunsche, wieder nach Deutschland zurückzukehren, als er eines Tages durch eine höchst willkommene Berufung dorthin überrascht wurde. Einer der ersten Anwälte zu N. lud ihn nämlich im Namen eines Ausschusses von Aktionnären und Mitgliedern der 'Germania' ein, nach Deutschland zurückzukehren und das Amt eines technischen Visitators dieser Versicherungs-Anstalt anzunehmen, deren Verhältnisse durch eine heillose Mißwirthschaft furchtbar brouillirt waren, so daß es gerathen erschien, auf Liquidation der Gesellschaft anzutragen und diese neu zu konstituiren. Unter den Unterzeichnern jener Einladung, welche ihn berief, las Otto auch die Namen seiner Freunde Werner und Richertz, und der erstere hatte einen erläuternden Brief beigelegt, worin er Otto'n ankündigte, in Folge sehr unerquicklicher Ergebnisse der Geschäftsführung und daraus hervorgegangener lebhafter Erörterungen auf der letzten General-Versammlung sey der Antrag durchgesetzt worden, Auheim und dem Subdirektor, sowie dem auf Auheims Empfehlung als Controleur angestellten Dr. Leutmann zu kündigen, die ganze Geschäftsleitung durch Sachverständige genau zu prüfen, die Schäden ermitteln zu lassen, und dann die Reor-

ganisation der Gesellschaft auf Grund anderer Statuten und Vorschläge zu versuchen oder wenn dieß nicht angehe, die Gesellschaft aufzulösen und zu liquidiren. Dieser Antrag hatte durch das Ansehen der dabei betheiligten Männer und durch die vielen Gerüchte, welche über die Mißwirthschaft in Umlauf waren, ein solches Gewicht erhalten, daß selbst die beaufsichtigende Staatsbehörde denselben unterstützen mußte. Nach Herrn Werner's Ansicht war es unzweifelhaft, daß die große Masse der Aktionnäre den ganzen Umfang der eingerissenen Mißbräuche noch gar nicht ahnte, und daß im Interesse der vielen bei der Germania Versicherten schließlich der Staat hülfeleistend einschreiten müsse, um das Fortbestehen der Gesellschaft zu sichern, so daß aus dem provisorischen Ehrenamte, welches Heinrich angetragen würde, sich unfehlbar eine dauernde und einflußreiche Stellung entwickeln werde. Otte bat daher die britische Gesellschaft, in deren Diensten er stand, um einen Urlaub von drei Monaten, nahm das ihm angebotene Vertrauensamt an, und erschien schon wenige Tage nach seiner zusagenden Antwort in N., wo er bei den Schwestern Valentin wieder seine alte Wohnung bezog.

Otte fand bei der Heimkehr in N. manches verändert, zunächst im Valentin'schen Hause. Julie war gereifter, geistig bedeutender geworden und imponirte ihm durch eine gewisse anspruchslose Würde und Sicherheit des Benehmens, die ganz im Einklange stand mit dem Aufschwung, welchen das Modengeschäft während seiner Abwesenheit genommen hatte. Die Schwestern hatten das große Magazin für ihre Zwecke nöthig gehabt, um dem Vertrauen und Zudrang ihrer Kunden zu entsprechen, und mit Julien theilten sich ein halbes Dutzend junger Mädchen und zwei Commis in die Bedienung der Kunden, während Julie die Korrespondenz und Buchführung schon seit mehr als Jahresfrist einem gewandten jungen Kaufmann abgegeben hatte, welcher seit einiger Zeit mit der feinen zarten Marie verlobt war. Diese leitete noch immer die „Confections“, wie man mit dem üblichen modernen Ausdruck zu sagen pflegt, d. h. sie war Zuschneiderin und Lenkerin des eigentlichen Putzgeschäfts, das mit dem Modenwaarenlager um die Wette gedieh. Das gute dicke Käthchen dagegen stand noch immer ihrer speziellen Demäne: der Führung der Hauswirthschaft und Pflege der kranken Mutter, vor, und versah ihr Amt mit der gewohnten Munterkeit und herzlichen Gutmüthigkeit, die sie antrieb, überall da werkthätig und hülfreich einzugreifen, wo sie fremde Noth und fremden Schmerz lindern konnte; Käthchens schlichte Seele ward auch ganz von diesem Berufe ausgefüllt, und wenn irgend wer außer ihrer Mutter und den Geschwistern noch einen besonders warmen Platz in ihrem Herzen hatte, so war es der alte Hausfreund Otte, dem sie von ihren Schwestern am vertraulichsten begegnete, gleich als verstehe es sich von selbst, daß er ihr jene naiven Bemerkungen und herzlichen ungezwungenen Scherze nicht mißdeute, die sie sich in wahrhaft schwesterlicher Arglosigkeit gegen ihn erlaubte. Mariechen trug in ihrem ganzen Wesen jene bräutliche stille Seligkeit zu Tage, welche sie erfüllte, und die ja allen verlobten Mädchen gemein ist, — jenes Aufgehen in dem Geliebten, welches ein solches Paar gleichsam aus dem ganzen Verbande des Familien- und Menschenverkehrs herausrückt. Julie dagegen ging ihrem verantwortlichen Beruf als Haupt des Hauses und Seele des Geschäfts mit ihrer stillen, ruhigen, klarbesonnenen Weise nach, und wußte doch andererseits, wenn der Abend kam, der Laden geschlossen war und sie sich selber angehören durfte, sich von dem beschränkten Horizont des Tagewerks loszureißen, und aus der Prosa des Alltagslebens und des Erwerbs in ein heitres geistiges Gebiet der Erholung zu flüchten, welches sie über ihren Stand erhob. Sie las emsig nicht viele, aber nur gute Bücher, und dachte darüber nach; sie suchte den Umgang gebildeter Männer und zog ihn demjenigen alltäglicher hausbackener Frauen vor. Sie trieb keinerlei Ostentation mit den Kenntnissen und dem freiern Blicke, die sie sich auf diese Weise erwarb, und hatte vielfach den Stolz der Selbstgenügе, aber sie wußte doch ihre Umgebung und namentlich Marien dadurch ebenfalls anzuregen und über das Niveau der blosen Modistin, die ihr eigener Schaukasten und Modepuppe ist, zu erheben. Sie bestrebte sich, der kranken Mutter, die eine feinfühlende, herzensgute und für ihre Zeit hochgebildete Frau war, einige geistige Genüsse durch Vorlesen oder bessere Unterhaltung zu bieten, und diesem Umstande maß Otte es bei, daß die kränkliche Matrone, die nur selten ihr Bett verlassen konnte, noch eine gewisse geistige Regsamkeit und Empfänglichkeit hatte, die mit der physischen Hülflosigkeit einen wehmüthigen Kontrast bildete.

Julie war jetzt etwa 28 Jahre alt; an die Stelle des Schmelzes der Jugend war eine gewisse nicht unschöne und harmonische Fülle der Formen ihrer ebenmäßigen mittelgroßen Gestalt, an die Stelle der Schönheit ihrer ziemlich regelmäßigen Züge eine stille Anmuth getreten, die, mit Ruhe, Sicherheit, Herzensreinheit und Seelenfrieden verschwistert, jeden wohlthuend anmuthete und mit dem Eindruck einer seltenen Charakter-Gediegenheit dieses Wesens erfüllte. Kein Wunder daher, daß es Julien in den jüngsten Jahren nicht an Bewerbern gefehlt hatte, seit bekannt war, daß das Geschäft der Schwestern, das unter ihrer speziellen Leitung stand, ein solch einträgliches war. Allein Julie hatte unvermittelte Bewerbungen entschieden abgelehnt und anderen Annäherungs-Versuchen ein gewisses Etwas von Unnahbarkeit entgegengesetzt, das die meisten eigennützigen Bewerber abschreckte. Selbst Otte fand es jetzt nicht leicht, mit Julien wieder auf den herzlichen Fuß des früheren Umgangs zu kommen; seine Hochachtung für sie war wo möglich noch gestiegen, die dankbare Verpflichtung die er ihr schuldete, steigerte noch die Empfindungen der Anhänglichkeit, die er für sie fühlte; und doch war in dem Verkehre Beider eine unsichtbare Schranke bänglicher Zurückhaltung, ein räthselhaftes Spiel gegenseitigen Anziehens und wiederum scheuer Zurückhaltung, ein stolzes Verschweigen von Dingen wahrzunehmen, die nicht über die Lippen dringen wollten und doch ab und an wider Willen aus den Augen leuchteten, — ein Hangen und Bangen, das bald für Beide fast drückend ward und namentlich darin sich äußerte, daß Julie und Otte sichtlich eine Begegnung unter vier Augen vermieden.

Auch im Werner'schen Hause waren die Verhältnisse andere geworden. Otte fand seinen Freund bedeutend gealtert, reicher und angesehener zwar, und tiefer in den Geschäften, aber innerlich unbefriedigter als ehedem. Sein Sohn Constans, ein gewöhnlicher unbedeutender Mensch, war um der Stiefmutter willen aus dem Vaterhause fortgezogen und nach Amerika gegangen, Ottilie hatte einen jungen Beamten auswärts geheirathet, um der täglichen Begegnung mit der Stiefmutter enthoben zu seyn, und Johanna blieb zwar im Hause, aber nur aus Trotz gegen die Gattin ihres Vaters und in dem Bewußtseyn ihrer Berechtigung hiezu wie in dem ihrer Ueberlegenheit gegenüber von der leeren Gesellschaftspuppe die sie in Eugenien, der Stiefmutter, erkannte. Johanna sah deutlich ein, daß ihr Vater über diese kalte, herzlose, phlegmatische Person, die er in zweiter Ehe geheirathet hatte, enttäuscht worden war, daß er sie nicht lieben, ja nicht einmal mehr achten konnte, daß er nur aus Billigkeits- und Selbstgefühl diese ungerathene Verbindung nicht lösen wollte, und sie verschonte den Vater geflissentlich mit Klagen über die kleinen Demüthigungen und Kränkungen, die sie von der Mutter zu gewärtigen hatte; sie war taktvoll und gerecht genug, die stille Reue des Vaters zu achten und seine Mißstimmung gegen die Stiefmutter nicht zu mehren durch Winke oder Angebereien; sie suchte das Vertrauen des Vaters zu gewinnen und zu erhalten, und erzielte dadurch sicherer als auf jede andere Weise den Schutz desselben gegen Eugeniens beständige Klagen und Hetzereien. Sie hatte ebenfalls verschiedene Bewerbungen abgelehnt um dem Vater nahe zu bleiben, aber ihr Muth der Ausdauer ging zur Neige und diese inneren Kämpfe hatten auch von ihrer nicht ungraziösen Erscheinung den Schmelz und die Frische und Fröhlichkeit der Jugend abgestreift, als Otte wieder in N. erschien, und sein Anblick mit Einem Male zusehends eine Veränderung bei Johanna hervorbrachte. Sie kleidete sich plötzlich wieder eleganter und gewählter, erschien häufiger in Gesellschaft und machte ihre Talente und Vollkommenheiten mit merklicherer Beeiferung als seitdem geltend, zumal wenn es vor Otte geschehen konnte, der ihr bei jedem Anlasse Rede stehen und von England erzählen oder über höhere Interessen und Gegenstände als die Scheidemünze der Konversation mit ihr plaudern mußte. Herr Werner schien dieß gar nicht zu beachten oder wenigstens nicht hindern zu wollen, aber er gab Otte'n auch in keiner Weise irgend ein Zeichen der Aufmunterung eines solchen Verhältnisses zwischen ihm und Johanna, obschon er ihn sonst mit der ganzen auszeichnenden Freundschaft von ehedem behandelte.

In Richertz und seiner Frau hatte Otte die biederen treuen Freunde von ehedem wieder gefunden, und Frau Richertz ließ es sich nicht nehmen, ihn jetzt mündlich über die Begebenheiten der Stadt auf das Laufende zu setzen; die gute Dame hatte in ihrem schlichten kinderlosen Hauswesen Muße genug, sich um die Verhältnisse Anderer zu bekümmern, und ohne gerade klatschsüchtig zu seyn, erfuhr sie doch die Heimlichkeiten beinahe sämmtlicher Familien der ganzen „Gesellschaft" der Stadt. Ueberzeugt daß namentlich Auheims Verhältnisse Otte'n interessiren müßten, hatte sie sich beeilt, ihm diese zu schildern. Leonie war bald nach Auheims Rückkehr aus Paris, nachdem er sein dortiges Geschäft aufgelöst hatte, zu ihrem Gatten zurückgekehrt, und zwar in Folge einer gemeinsamen Einwirkung ihrer Eltern und des Dr. Leutmann, welcher sie mit einem Prozesse bedroht hatte. Dieses Zusammenleben des Auheim'schen Paares war aber nur eine Komödie von Einverständniß; die eitle ehrgeizige Leonie machte ein großes Haus auf Kosten ihres Gatten, und spielte die „freie Frau," umgab sich mit einem Kreise von jungen Lebemännern und Anbetern aus allen Ständen, und ließ ihrem Gatten die Freiheit, seine eigenen Wege zu gehen. Die gewähltere Gesellschaft mied ihr Haus, aber sie fand immer noch Leute genug um ihre Salons zu füllen und die feine Welt, welche ihr auswich, durch die Pracht ihrer Toiletten, durch den Prunk ihrer häuslichen Einrichtung und den Ruf ihrer guten Tafel und der ungezwungenen Fröhlichkeit ihrer Gesellschafts-Abende zu ärgern, in welche sie doch manchmal auch die Herren aus der feinen Welt zu locken wußte. Auheim ertrug dieß Alles mit der Miene eines Mannes, der diesem Treiben seinen Beifall zollt, und hatte sich überhaupt neuerdings die Rolle eines sehr rührigen, besonnenen und würdevollen Geschäftsmannes zugedacht, die dem kleinen stutzerhaften Manne allerdings nicht sehr gut zu Gesicht stand, aber doch dem großen Haufen einigermaßen Vertrauen zu ihm einflößte, zumal er durch das Organ seines Freundes Zwirbel und durch einen zur Schau getragenen Eifer für Förderung aller möglichen gemeinnützigen Unternehmungen sich unablässig im Gedächtniß seiner Mitbürger zu erhalten bemühte. Daß aber die Finanzwelt und der solide Kaufmannsstand sich hiedurch nicht ködern ließen, und von der Solidität seiner Verhältnisse dadurch nicht günstiger dachten als zuvor, braucht kaum erwähnt zu werden.

27.

Einer von Otte's ersten geschäftlichen Gängen hatte dem Justizrath Gladisch gegolten, welcher ihn veranlaßte, sich sogleich bei dem Oberpräsidenten der Provinz zu melden, der ebenfalls unter den Antragstellern auf Revision der Geschäftsführung der Germania war und einen unmittelbaren Befehl des Ministeriums in dieser Hinsicht und das betreffende Mandat für Otte erwirkt hatte. Die ganze Angelegenheit war so heimlich und diskret betrieben worden, daß Auheim den dunklen Gerüchten, welche darüber in Umlauf waren, keinen Glauben beigemessen, sondern dem Vorgehen seiner Gegner die keckste Stirne entgegenzusetzen beschlossen hatte. Es traf ihn daher wie ein Blitz aus heitrem Himmel, als eines Tags ein Regierungs-Kommissär in Begleitung von drei Herren auf das Bureau der Direktion der 'Germania' trat und Namens des Staatsministeriums die Einleitung einer genauen Untersuchung und Revision der gesammten Verhältnisse der 'Germania' ankündigte und der Direktion die Herren Heinrich Otte, Geh. Regierungsrath Schulhoff und Appellationsgerichts-Assessor Wohlau als die in Pflicht genommenen Specialkommissäre vorstellte. Der kleine Auheim war wie vom Schlag gerührt, und protestirte gegen die Be-

fugniß des Ministeriums zur Einleitung einer solchen Untersuchung; allein man wies ihm nach, daß der Antrag hiezu von einer Anzahl Mitglieder und Aktionnäre ausgegangen sey, welche thatsächlich dargethan, daß das Direkterium durch Anstellung einzelner Beamten und verschiedener Willkürakte gegen die Statuten sich verfehlt und auf Forderungen der letzten Generalversammlung keine genügende Auskunft ertheilt, und daß um dieser Beschwerden willen das Oberpräsidium der Provinz vermöge der ihm zustehenden discretionnären Gewalt das Direktorium einstweilen seiner Funktion entbunden habe. Auheims Protest blieb unbeachtet; er mußte Bücher und Schlüssel herausgeben und sehen, wie das Personal in Pflicht genommen ward, bei Vermeidung von Strafe und unter Hinweisung auf die geleistete Handtreue der Dienstpflicht fernerhin nur den Verfügungen der Specialkommission Folge zu leisten.

Die Nachricht von dieser entschiedenen Maßregel erregte in N. großes Aufsehen und sogar einige Bestürzung, zumal als am andern Mittag die Kunde von Mund zu Mund ging, der Subdirektor Professor Spornhahn und der Controleur Dr. Leutmann seyen über Nacht verschwunden. Diese Nachricht war das Signal, daß Frau Leonie Auheim, welche seit zwei Jahren wieder mit ihrem Gatten zusammen gelebt hatte, sein Haus eiligst verließ und eine Badereise antrat, und daß Auheim, welcher ebenfalls eine dringende Geschäftsreise in's Ausland hatte antreten wollen, aus dem Coupé eines Eisenbahnwaggons des Schnellzugs herausgeholt und in seinem Hause unter polizeiliche Aufsicht gestellt ward, mit der Weisung, daß man ihn bei dem ersten Fluchtversuche in Kriminalhaft nehmen werde. Die Untersuchungen der Specialkommissionen ergaben auch schon in den ersten Nachmittags-Stunden dieses Tages, daß in dem Reservefonds der Anstalt nur die Kleinigkeit von etwa 120,000 Thalern fehlte, indem eine Anzahl Pakete, welche Kassenscheine im Betrag von je tausend Thalern enthalten sollten, mit werthloser Makulatur gefüllt und die Bezeichnungen, Kontrol-Stempel, Siegel und Unterschriften auf denselben geschickt nachgemacht waren. Auheim ward nun verhaftet, und der Telegraph trug die Fahndung nach den beiden Flüchtlingen in alle Welt. Schon am andern Morgen ging die telegraphische Kunde ein, daß ein Individuum, das für den flüchtigen Leutmann angesehen ward, auf einer süddeutschen Eisenbahn-Station verhaftet worden sey, und daß dessen photographisches Konterfei behufs der Erkennung und weiterer Schritte in kürzester Frist folgen werde.

Auheim hatte anfänglich große Frechheit und einen gewissen Trotz bewiesen, welcher für seine Unschuld zeugen sollte. Er hatte jede Mitwissenschaft um den Verlust entschieden in Abrede gezogen und auf die beiden flüchtig gewordenen die Schuld abgeladen. Als ihm aber der Kriminaldirektor eröffnete, daß er als Direktor wenigstens zu einem Drittel der fehlenden Summe haftbar, weil dieser Betrug, falls er nicht unter seiner Mitwissenschaft und Konnivenz geschehen, doch wenigstens nur durch seine mangelhafte Aufsicht und durch Fahrlässigkeit überhaupt ermöglicht worden sey, und daß daher von Gerichts wegen auf Deponirung der betreffenden Summe aus Auheims Vermögen angetragen werden müsse, da wich die Zuversicht des kleinen Mannes mit Einem Male; er erklärte nun in bester Form seine Insolvenz, die nicht länger zu verheimlichen war, und der Gerichtsdirektor erwiderte diese Erklärung mit der Anzeige, daß er diesem Fall Auheim wegen Verdachts betrügerischen Bankerotts verhaften müsse. Auheim ergab sich mit schweigender Resignation in diese erschütternde Nothwendigkeit, und ließ sich in dumpfem Hinbrüten in die Kerkerzelle abführen, in welcher er am andern Mittag, als ihm der Schließer das Essen bringen wollte, ohnmächtig und in seinem Blute gefunden ward. Er hatte sich mit einem Federmesser die Pulsadern öffnen wollen, aber der Anblick des Blutes mochte ihn erschreckt haben, und so war er nach Verletzung einiger Venen davon abgestanden, ohne tödlich verletzt worden zu seyn. Dieser unglückliche Selbstmord-Versuch richtete Auheim in der öffentlichen Meinung, denn man hielt ihn nun für schuldig. Die Untersuchung seiner Kasse und die Bilanz seines Geschäfts ergab eine auffallende Insolvenz, und sein vertrauter Buchhalter sprach im ersten Verhör offen aus, er habe schon damals als Otte's Tratten nicht eingelöst wurden und hernach dennoch honorirt werden mußten, und als Auheim ganz unversehens über große Kassenmittel zu gebieten vermochte, den Argwohn nicht zu unterdrücken vermocht, daß Auheim sich auf Kosten der 'Germania' in irgend einer unrechtmäßigen Weise geholfen habe, und daß derartiger plötzlicher Zuflüsse in die leere Kasse noch mehre vorgekommen seyen. Auheim leugnete dieß alles und wollte sich durch eine Dame aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft, welche er nicht nennen dürfe und wolle, die Mittel zur Rettung aus dringender Verlegenheit verschafft und die gemachten Darlehen derselben wenigstens theilweise zurückbezahlt haben. Er hatte keine Ahnung davon, daß Leutmann bereits eingeliefert worden war und umfassende Geständnisse gemacht hatte, um sich auf Kosten der Anderen zu retten. Es ging aus denselben hervor, daß die drei vornehmsten Beamten der Germania im Komplott diese Bank an ihrem Reservefonds bestohlen hatten, um sich aus eigenen Verlegenheiten zu retten, und die durch unsinnige gewagte Börsen-Spekulationen erlittenen Verluste zu decken; daß Auheim nur diesen Eingriffen in die Mittel der Versicherungsbank die lange Stundung seines unausbleibliche Bankeruts verdankte. Diese Aussagen Leutmanns waren so klar und bestimmt und wurden durch die Kassenbücher und sonstigen Bücher Auheims so zur Evidenz als wahr und gegründet erwiesen, daß der kleine Mann überführt wurde. In die Enge getrieben, wollte er nun Otte verdächtigen, allein diesem war es ein Leichtes, alle diese Unwahrheiten urkundlich zu entkräften und durch Auheims eigene Briefe nachzuweisen, daß dieser schon damals faktisch insolvent gewesen und sich nur durch jene Wechselreiterei über die Dauer der Krisis hinüber noch aufrecht erhalten habe. Nun beschuldigte er den Dr. Leutmann, daß ihn derselbe zu jener Veruntreuung verleitet und ihm gezeigt habe, wie er in den Baarmitteln des Reservefonds der Versicherungsbank ein allzeit parates Mittel habe, sich aus allen Verlegenheiten zu helfen, wie er dieses Verfahren Jahrelang unentdeckt fortsetzen könne, wenn er nur Sorge trage,

daß die „entlehnten“ Summen immer rechtzeitig vor dem Kassensturze und der Visitation, deren Zeitpunkte ihm ja stets genau bekannt seyen, ergänzt würden; wie dieß anfangs auch immer gewissenhaft geschehen sey; wie Dr. Leutmann dann als Mitwisser dieses gefährlichen Geheimnisses ihn, Auheim, förmlich gezwungen habe, die durch Achills v. Magnus Flucht erledigte Controleursstelle an Leutmann überzutragen, und wie dieser dann allmählig auch den Subdirektor Spornhahn in's Komplott gezogen habe, worauf ein Wetteifer im „Entlehnen“ aus dem Reservefonds und im unsinnigsten gewagtesten Börsenspiel entstanden sey, bis man schließlich, da der Verlust den Gewinn überwog, wie meist bei solchem Hazardspiel, an Ersatz der „entlehnten“ Beträge nicht mehr habe denken können, worauf man sich zur Fälschung und zum Betrug entschlossen und die Visitatoren und Regierungs-Kommissäre durch lukullische Mahlzeiten und köstliche Weine vor der Untersuchung arglos und gleichgültig oder zu genauer Prüfung der Pakete unfähig gemacht habe.

Die Folge dieser Ueberführungen, Geständnisse u. s. w. war die Verurtheilung von Auheim und Leutmann zu entehrender Zuchthausstrafe, die Einleitung eines Scheidungsprozesses von Leonie gegen ihren Gatten, der Verkauf von Strahlenberg unter sehr vortheilhaften Bedingungen, und die Berufung einer außerordentlichen General-Versammlung der Aktionäre und Mitglieder der 'Germania,' um ihnen den ganzen Stand der Gesellschaft vorzulegen, wie er durch die Special-Kommission und insbesondere durch Otte ermittelt worden war. Die Germania mußte entweder mit Verlust liquidiren und falliren oder durch Zuschuß der Aktionäre wieder flott gemacht werden. Im erstern Falle war eine Anzahl Familien sicher ruinirt und eine weitere Anzahl von Versicherten um die eingezahlten Prämien, Renten und sonstigen Beträge betrogen, eine Unzahl von Prozessen derselben gegen die Mitglieder des Verwaltungsrathes ꝛc. unvermeidlich, und dem ganzen Kreditwesen der Provinz eine unheilvolle Wunde geschlagen. Für die andre Alternative ward von Herrn Werner und dessen Freunden ein Betriebs- und Tilgungsplan vorgelegt, welcher bei einer geringen weitern Einzahlung auf jede einzelne Aktie, bei Verzicht auf Verzinsung und Dividende für einige Jahre und einigen unerheblichen Opfern sonstiger Art der solide Fortbestand der Gesellschaft und des ganzen Unternehmens mit ziemlicher Zuversicht garantirt werden konnte. Die Germania mußte aber alsdann ihre Thätigkeit reduciren, sich forthin nur mit Versicherungen von Leben und Renten und gegen Feuersgefahr befassen, die übrigen contrahirten Versicherungen an andere Gesellschaften abtreten und die von ihr eingegangenen Lebens- und Feuer-Versicherungen auf eine Reihe von Jahren, bis die Mittel der Gesellschaft es erlaubten, bei anderen Assekuranzbanken rückversichern und die Kosten der Verwaltung auf ein Minimum reduciren.

„Meine Herren!“ sagte Herr Werner zur Begründung der letztern Alternative, — „dieser Vorschlag ist der einzig vernünftige und rettende; er ist nicht nur von den Staatsbehörden geprüft, sondern auch von einer Anzahl Kaufleute und Sachverständiger gut geheißen worden, welche zuerst gegen die Auheim'sche Direktion und gegen die Willkür des früheren Verwaltungsraths auftraten. Der Vorschlag rührt von einem Manne her, welcher schon zur Zeit der Gründung der 'Germania' deren Wirkungskreis auf diese Zweige des Versicherungswesens beschränken wollte, was aber nicht in der Absicht und dem Vortheil der Gründer lag, — von einem Manne dessen wohl durchdachte und gewissenhafte Anordnungen und Vorschläge damals von Auheim und Konsorten mit allerlei schwindelhaften Auswüchsen und Reclamen und Aufschneidereien durchspickt wurden, — von einem Manne, dem es von vorneherein gebührt hätte, die Direktion der Anstalt zu übernehmen, — mit Einem Worte, meine Herren! dieser wohl motivirte Vorschlag rührt von dem gegenwärtigen Herrn Heinrich Otte her, den ich Ihnen hiemit zum Leiter der ganzen Zukunft unserer Assekuranzbank um so vertraungsvoller vorschlage, als derselbe in dieser Branche praktisch erprobt und zugleich der Vertreter und Bevollmächtigte von zwei Besitzern von circa hundert Prioritäts-Aktien ist!“

„Ums Himmels Willen, was sagen Sie da, Herr Werner?“ flüsterte Otte in peinlicher Verlegenheit; „davon weiß ich ja kein Wort!“

„Hier sind die Vollmachten von Herrn Rentier v. Dotter, Major a. D., welcher 73 Aktien, und von Herrn Kammerrath v. Magnus, welcher 32 Aktien besitzt, und die zur Vertretung ihrer Interessen Herrn Heinrich Otte bestellen, auch eventuell den Vorschlägen desselben beitreten und dessen Berufung zum Direktor unterstützen wollen,“ sagte der Justizrath Gladisch. „Außerdem bin ich ermächtigt, denjenigen Besitzern voll eingezahlter Aktien, welche dem gemachten Vorschlage etwa nicht beitreten wollen, ihre Aktien mit einem Zuschlag von fünf Procent über den Kurs, welchen sie an der morgenden Börse haben werden, abzukaufen.“

„Und ich bin ebenfalls erbötig, unter den gleichen Bedingungen noch eine Anzahl solcher Aktien zu übernehmen,“ sagte Obristlieutenant Richertz.

„Und ich ebenfalls! ich deßgleichen!“ sagten die Herren Isaaksohn und Werner.

Das gab den Ausschlag. Die Generalversammlung nahm den Vorschlag mit überwiegender Stimmenmehrheit an, erwählte zur Stelle einen neuen Verwaltungs-Ausschuß und beauftragte diesen mit der gewissenhaften Prüfung des gedruckt vertheilten neuen Betriebs-Planes und mit der allfälligen Berufung oder Wahl des neuen Direktors. In einer nächsten Generalversammlung sollte dann der Verwaltungs-Ausschuß dem Plenum darüber berichten und dieses sich für Annahme oder Verwerfung des Planes entscheiden und den gewählten Direktor und engern Ausschuß bestätigen.

28.

„Nun, mein Freund, wollen Sie uns jetzt versprechen, bei uns zu bleiben?“ fragten Werner, Gladisch und Richertz unsern Freund Otte, als sie mit einander den Saal der 'Harmonie' verließen, wo die Generalversammlung stattgefunden hatte.

„Sind Sie mit unsrem Wirken und dem neuen Wirkungskreis zufrieden?“

„Sie haben mich überrascht und beschämt, mein verehrter Freund! Sie haben mich tief gerührt,“ entgegnete Otte bewegt. „Wenn mir die Aktionnäre ihr Vertrauen schenken, soll es mir ein Anliegen seyn dasselbe zu rechtfertigen; aber ich glaube kaum, daß ich bei der Wahl durchdringen werde.“

„Bah, seyen Sie kein Närrchen, Otte! die Berufung ist Ihnen gewiß,“ sagte Richertz; „Männer von Ihrer Kapacität sind selten genug und müssen warm gehalten werden. Man wird Mühe haben, Ihnen einen ebenbürtigen und würdigen Konkurrenten an die Seite zu stellen. Ich garantire Ihnen den Erfolg!“

„Sie waren in den letzten zwei Monaten so sehr vergraben in Ihren Arbeiten, daß Sie für nichts Andres Sinn hatten, sonst hätten Sie bemerken müssen, wie wir für Sie warben,“ sagte Gladisch. „Sie müssen siegen oder die Assekuranzbank ist verloren. Uebrigens haben wir, Ihre Freunde, jetzt die Macht in den Händen, den Ausschlag zu geben.“

„Sagen Sie mir, bester Herr Justizrath, ist es nur ein ... ein Manöver zu meinen Gunsten, was Sie da von Uebernahme der Aktien sagten, oder ist wirklich jemand erbötig, ein solches Wagniß einzugehen?“

„Die Aufforderung ist ganz ernstlich gemeint, Freund,“ entgegnete Gladisch lächelnd. „Mit derartigen Aufforderungen durfte man nicht spaßen, und mein Klient ist in der That Ihnen viel zu sehr zugethan, als daß es ihm mit der Sache nicht heiliger Ernst wäre.“

„Und darf ich seinen Namen erfragen, Herr Justizrath?“

„Na, in allewege, falls Sie ihn nicht errathen,“ versetzte Gladisch scherzend; „haben Sie wirklich keine Ahnung? Nicht? — Ei wissen Sie denn nicht, daß Fräulein Hedwig Schulz nun mündig ist?“

„Hedwig Schulz?! Nein fürwahr, daran habe ich nicht gedacht!“ rief Otte freudig bewegt; „also sie? Nun ja, das erklärt mir Alles!“

„Ja, Fräulein Schulz ist nun ebenfalls Aktionnärin, und wird durch mich vertreten,“ sagte Gladisch. „Vor acht Wochen ward sie mündig, und ihre erste Verfügung an mich war, ich solle dem alten Magnus die dreißigtausend Thaler heimbezahlen, welche er dem alten Marnschke für den gefälschten Wechsel seines Sohnes hatte ersetzen müssen. Dieß sey ein Wunsch von Ihnen, Otte, behauptete das Fräulein, welches ja in Allem ein unbedingtes Vertrauen in Sie setzt. Jenun, Ihr Wort und Ihre Ansicht in Ehren, lieber Otte, aber ich bin doch eigentlich der Ansicht, daß für unsre Ermündel keine rechte Verpflichtung vorliegt, den alten Magnus für einen Verlust zu entschädigen, durch welchen er nicht sowohl Maruschke's Erbin gerecht werden, als vielmehr seinen saubern Finken von Sohn vor gerichtlicher Verfolgung retten wollte, einen Kerl der jetzt in San Francisco eine Spielhölle hält und dem Galgen doch nicht entlaufen wird. Zudem hat der alte Magnus in den letzten Jahren kolossale Geschäfte in Getraide, Raps, Hanf und sonstigen Landesprodukten gemacht und seine beiden Rittergüter mit sechszig Prozent Nutzen verkauft, und all dieses Geld würden nur die Frau Auheim, dieser Tugendspiegel, und der nichtswürdige Bengel Achill ererben. Ergo hieße es eigentlich Thee nach China tragen, wenn ich die dreißigtausend Thaler voll an den alten Kammerrath bezahlt hätte, und so kaufte ich denn Aktien der 'Germania' und anderer Unternehmungen der Firma Auheim und v. Magnus zu einem billigen Kurse auf und übergab sie ihm zum Nominalwerthe, und er war auch damit zufrieden, und ich ersparte meiner Mündel damit etwa 75 Prozent. Aber ich muß dem alten Herrn das Zeugniß geben, daß er mit Vergnügen darauf einging, Ihnen seine Vollmacht zu übertragen, als er unsern Plan erfuhr, Sie dafür an Auheim's Stelle zum Direktor zu machen, denn eine strenge Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ja meinethalben sogar eine gewisse Uneigennützigkeit will und kann ich dem Kammerrath nicht absprechen. Zumal das Unglück, das ihn in seiner Familie und an seinen Kindern heimgesucht, hat ihn weich gemacht.“

„Ich werde ihn dieser Tage besuchen und ihm meinen Dank für die Unterstützung abstatten, welche er mir geliehen hat,“ sagte Otte gerührt. „Ich habe ihn von jeher für einen ganzen Ehrenmann gehalten. — Aber sagen Sie mir, Herr Justizrath, was für Nachrichten haben Sie von Hedwig? Unser Briefwechsel ist seit einem halben Jahre ein sehr beschränkter, dürftiger gewesen.“

„Das Fräulein langt in diesen Tagen hier an und wird einstweilen bei mir absteigen,“ entgegnete Gladisch; „sie ist dermalen in Hessen auf Besuch bei einer Freundin, die sie sich in der Pension in Mannheim gewonnen hat. Ihre Erziehung ist nun vollendet, sie wird der Hochzeit von Fräulein Marie Valentin mit dem jungen Fischbach anwohnen und dann erst sich entschließen, wo und wie sie ferner leben will. Am liebsten bliebe sie in der Valentin'schen Familie, an welche sie sich die dankbarste Anhänglichkeit bewahrt hat. Na, erst soll sie hieher kommen, dann wird alles Andere sich schon finden. Jedenfalls aber könnten wir dem Fräulein keine angenehmere Ueberraschung bereiten, als durch die Nachricht von Ihrer Ernennung zum Direktor der 'Germania', die wir hoffentlich ohne Mühe durchsetzen werden.“

29.

Einige Tage später langte Hedwig Schulz in N. an und stieg bei dem Justizrath Gladisch ab; ihr erster Gang jedoch galt den Schwestern Valentin und mit einer herzlichen Innigkeit und Dankbarkeit, welcher weder die mehrjährige Trennung noch die bedeutende Veränderung in ihren äußeren Verhältnissen auch nur den mindesten Eintrag gethan hatte, begrüßte sie Julien und ihre Schwestern. Für Marie hatte sie in Frankfurt einen kostbaren Shawl und eine reiche Parüre mit Korallen gekauft welche zu deren dunklen Haaren und blitzenden Augen und dem brunetten Teint ganz allerliebst passen mußten. Käthchen bekam ein schwarzes Seidenkleid, das sie bei Mariens Hochzeit zum ersten Mal tragen sollte, und Julien hatte sie einen goldenen Bleistifthalter und einen kostbaren Brillantring

bestimmt, „denn Ihnen, meine Liebe," sagte sie lächelnd, „kann man keinen Putz geben: Sie kleiden sich immer so ungesucht hübsch und einfach, wie nur Sie das Geheimniß dazu zu haben scheinen. Und nun sagen Sie mir: wie finden Sie mich, liebe Julie?"

„Ganz so wie ich Sie mir wünsche, mein liebes Fräulein!" entgegnete Julie. „Daß Sie recht schön und stattlich geworden sind, das wissen Sie selbst, denn das sagt Ihnen Ihr Spiegel. Daß Ihre geistvollen Züge und Ihre intelligente Stirne von der besten Anwendung Ihrer Zeit in der Pension zeugen, rechne ich Ihnen auch nicht zum Verdienste an, denn das war nur Ihre Pflicht gegen die Vorsehung und gegen sich selbst. Aber daß Sie uns lieb behalten haben und in Ihrem Glanze und Reichthum noch so schlicht und einfach, solch warmen und weichen Herzens geblieben sind und daß Ihr liebes Antlitz noch nicht von Stolz hart und von Leidenschaft getrübt worden ist, das rechne ich Ihnen hoch an, und darum könnte ich Sie, wenn dieß möglich wäre, noch um ein gut Theil lieber gewinnen, mein liebes Fräulein!"

„Liebe, theure, beste Julie!" rief Hedwig und fiel ihr um den Hals und bedeckte ihre Wange mit Küssen; „ja fürwahr, glauben Sie mir, ich bin ganz Ihre alte Hedwig geblieben, und darum nennen Sie mich wieder wie ehedem Ihr Kind, Ihre kleine Hedwig, und lassen Sie mich niemals wieder dieses ceremoniöse Wort 'Fräulein' hören! Nennen Sie mich wieder Du!"

„Nein, liebe Seele, das paßt ja nicht mehr!" sagte Julie; „bedenken Sie doch; in den Augen der Welt bin ich nur eine Putzmamsell, oder höchstens eine Marchande de modes und Sie eine reiche Erbin; was würden die Leute dazu sagen, wenn ich Sie bevormunden wollte?!"

„Ach gehen Sie, liebe Julie! was haben denn die Leute sich um mich bekümmert, als ich noch ein wahres Aschenpuddelchen war und in verwachsenen und verwaschenen ärmlichen Kleidern ging und bei dem Urgroßvater kaum satt zu essen — doch genug davon! es ist ja vergessen und reich ersetzt! Aber Sie und Ihre Schwestern boten mir damals die rettende Hand, und wer weiß was aus mir geworden wäre ohne Sie und . . . Du lieber Himmel! wie undankbar! Nach Herrn Otte hab' ich noch nicht einmal gefragt! Wo ist er? wie geht es ihm? Schreiben Sie ihm noch immer häufig?"

„Er wohnt ja bei uns wie ehedem, liebe Hedwig! Er ist noch immer der Alte, herzensgut, dienstfertig und aufopfernd, nur ist er stiller und ernster geworden," entgegnete Julie; „er hat seine gute Mutter verloren, und es geht ihm noch immer nahe, daß er damals in England war und ihr die Augen nicht zudrücken durfte. Aber es ist jetzt sieben Uhr; — noch eine halbe Stunde und Sie werden ihn sehen, denn er spricht gewöhnlich noch auf ein halbes Stündchen bei uns vor, ehe er hinaufgeht."

„Er arbeitet also noch immer so rastlos?" fragte Hedwig mit leuchtenden Augen und ihre blühenden Wangen überflog noch eine höhere Röthe.

„Ei natürlich! muß er nicht, wenn er vorwärts kommen will?" sagte Julie; „er ist keiner von denen, welchen das Weltglück wohl will oder welche die Gewandtheit haben, das Glück beim Schopfe zu ergreifen, wenn es an ihm vorüber flattert. Er muß sich sein Schicksal selber machen und erringen; aber nun gelingt es ihm doch noch, denn er soll Direktor der Assekuranzbank werden."

„Ich weiß es, ich weiß es," stammelte Hedwig, und blickte gedankenvoll durch die Scheiben; „ich bin wirklich begierig auf unser Wiedersehen. Denken Sie sich, er hat mir's abgeschlagen, mir eine Photographie zu schicken, als ich ihm deßhalb nach Hamburg schrieb, und ich war doch so begierig zu erfahren, was für einen Eindruck die meinige auf ihn machen würde. — Doch genug hievon, liebe Julie! Wovon sprachen wir denn zuvor? Ach ja, von uns! Sie müssen mich wieder duzen, nicht als mütterliche Freundin, nicht als Vormünderin, sondern als Ihre jüngere Schwester, denn ich ruhe nun nicht eher, liebste Julie, bis Du, bis Ihr mich wieder in Euer Haus aufgenommen habt. Sey mir nicht böse, bestes Julchen! aber ich kann nicht anders — mein Herz drängt mich, Dir das schwesterliche Du zu geben, — und Dir ebenfalls, Käthchen, und Dir natürlich nicht minder, meine theure, brave, feine Marie!" und dabei flog sie einer der Schwestern um die andre an den Hals und küßte sie mit Thränen der innigsten Rührung. — „Also nicht wahr, es bleibt dabei, ich bekomme mein Stübchen bei Euch und einen Platz an Eurem Tische, meine Schwestern?"

„Ach es geht ja nicht, Herzchen! bedenke doch daß Du jetzt ganz andere Ansprüche machen darfst!" rief Julie.

„Unsinn! ich will nur so viel haben wie in der Pension, oder höchstens ein Stübchen groß genug um mein Klavier und mein Bücherschränkchen aufzustellen. Ich warte bis Marie verheirathet ist und ziehe in Mariens Zimmerchen!"

„Das geht nicht an, liebste Hedwig!" sagte Marie; „mein Zimmerchen bezieht ja Bruder Jean, welchen wir in diesen Tagen aus Malaga erwarten; „er hat seine Stelle dort aufgegeben und will sich mit seinen Ersparnissen nun hier etabliren, und da müssen wir ihm doch ein Unterkommen geben . . ."

„Nun ja, er hat freilich den Vorrang, aber ihr müßt mir eben doch ein Zimmerchen leeren, macht es nun fertig, wie ihr könnt oder wollt! . . . sagte Hedwig halb schmollend.

„Ei, mein Herzblättchen, dazu kann schon Rath werden!" sagte Käthchen; „die Schwestern denken gar nicht daran, daß wenn Otte Direktor wird, er freie Wohnung bekömmt, und daß dann die beiden freundlichen Zimmer frei werden, die er droben bewohnt, und die zwar sehr hoch oben sind, aber ..."

„O mein Herzens-Käthchen, sieh' Du weißst doch zu Allem Rath!" rief Hedwig und fiel ihr um den Hals; „gut, jetzt nehm' ich Dich beim Worte, und nun soll alles gut werden! Aber nun zur Mama! komm', bestes Käthchen, melde mich eurer lieben Mutter!" und Arm in Arm mit Käthchen ging sie hinüber in das Zimmer, wo die kränkliche Frau Valentin den größten Theil ihres Daseyns hülflos im Bette verbrachte.

Der Laden war geschlossen, die Putzjungfern weggegangen, und Käthchen ordnete den Theetisch, während Marie in bräut-

licher Seligkeit neben dem Verlobten in der Fensternische saß, und beide mit verschlungenen Händen leise flüsterten, Julie aber die eingegangenen Briefe las und die Abendblätter überflog. Da trat Otte ein, grüßte im Kreise und reichte Julien einen Brief.

„Von Karl?“ rief diese nach einem hastigen Blick auf die Adresse; „was ist's mit ihm?“

„Er kommt zu Mariens Hochzeit und bringt seine Braut mit, — er hat sich verlobt,“ sagte Otte; „das Nähere wird sein Brief besagen. Und diese Ueberraschung ist nicht die einzige, die ich Ihnen bereiten kann,“ setzte er lächelnd hinzu; „was geben Sie mir, wenn ich Ihnen noch eine andre frohe Botschaft verkündige, liebe Julie?“

„Jenun, ich bereite Ihnen dann stehenden Fußes ebenfalls eine Ueberraschung, Otte! Also drücken Sie los!“

„Ihr Bruder Gustav ist in Europa,“ sagte Otte; „er kommt direkt von Kalifornien über Panama und New-York, hat mich in London aufsuchen wollen und nicht mehr gefunden, und meldet mir nun von dort seine Rückkehr nach Europa.“

Ein allgemeiner Freudenruf begrüßte diese Nachricht. „Ist es möglich?“ riefen die Schwestern; „und warum kommt er nicht sogleich hieher? warum schreibt er nicht direkt?“

„Weil er erst das Eintreffen von Consignationen erwartet, die er mit sich herüber genommen und mit denen er in New-York ein Schiff befrachtet hat, dessen Ankunft er abwarten muß,“ sagte Otte. „Er bittet mich um einige Empfehlungen und Referenzen für London, und will seine junge Frau sich einstweilen von den Reisestrapazen erholen lassen.“

„Seine Frau? ja wie sollen wir denn dieß verstehen?“ riefen die Schwestern.

„Einfach so! er hat auf der Reise von San Francisco nach New-York die junge Wittwe eines Schweizers kennen gelernt, die nach Europa zurückkehrt; beide haben sich, wie dieß bei Seereisen nicht selten seyn soll, schnell befreundet und an einander angeschlossen, zumal Gustav der jungen Dame mehrere Dienste zu erweisen im Stande war, und so haben Sie sich denn in New-York kurz und gut trauen lassen, um desto ungenirter mit einander reisen zu können. Hier lesen Sie selbst, was ich Ihnen in Kürze mitgetheilt habe, und hier die Photographieen beider!“

„Nein, das ist in der That doch echt amerikanisch!“ rief Julie halb freudelächelnd halb verwundert ob dem eben Gehörten. „Und dieß alles ist wahr?“

„Wie können Sie denn zweifeln mit dem eigenhändigen Briefe Gustavs in der Hand. Aber wo ist nun meine Ueberraschung, Julie?“

„Sogleich,“ versetzte diese lächelnd und ging mit den Worten hinaus: „Ich sende sie Ihnen, denn ich will jetzt Mama nur auf diese Freudenbotschaften vorbereiten!“

Schon in der nächsten Minute hörte Otte einen eiligen leichten Schritt und das Rauschen eines Seidengewandes; eine weibliche Gestalt stürzte herein und flog ihm an den Hals mit den Worten: „Herr Otte, mein lieber wackerer Freund! mein Wohlthäter! . . .“

„Hedwig! ist es möglich?“ rief er, sie an beiden Schultern erfassend und auf Armslänge von sich haltend, um sie genauer betrachten zu können; „fürwahr, wenn ich Sie nicht an der Stimme erkannt hätte, an den Zügen und der Gestalt würde ich Sie kaum wieder erkannt haben! . . . Wie schön und groß Sie geworden sind! wie elegant und fein und stattlich! . . .“

„Und doch immer noch die Alte für Sie!“ fiel sie ihm mit glänzenden überströmenden Augen in die Rede; „immer noch Ihre dankbare kleine Mündel Hedwig, die ihnen alles, alles verdankt!“

Auch Otte war ungewöhnlich bewegt und fand kaum Worte genug, um seine Freude und sein Erstaunen auszudrücken, denn vor ihm stand ein schlankes Mädchen von mittlerer Größe und tadellos schönem Wuchs, den das einfache schwarzseidene Reisekleid vortheilhaft hervorhob. Die Züge des Gesichts waren nicht mehr scharf wie früher, sondern von südlichem Schnitt und einer harmonischen Regelmäßigkeit. Schwarze weiche Locken umrahmten die freie klare Stirne voll Intelligenz und Unschuld; eine frische Röthe glühte auf den Sammetwangen, und aus den lebhaften dunklen beweglichen Augen leuchteten Verstand und Herzensgüte; um den frischen vollen Mund lag ein wundersames Gemeng von Heiterkeit und Festigkeit und über das ganze Antlitz war ein Hauch von Seelenfrieden und geistiger Bedeutung ausgegossen, wie über ihre ganze Erscheinung ein Gepräge von Anmuth und Adel. Wer hätte in ihr das verschüchterte linkische Mädchen wieder erkannt, das ehedem mit einer Art von Heißhunger in Käthchens Butterbrode und Aepfel biß?

„Was ich bin und was ich habe, ist Ihr Werk, Herr Otte! Sie haben mehr an mir gethan, als ein Vater!“ flüsterte sie jetzt, und beugte das Gesicht auf seine Hand herab. „Ich bin zeitlebens Ihre Schuldnerin, und werde Ihnen nie vergelten können, was ich Ihnen verdanke..... O, daß Sie wüßten, mein väterlicher Freund, was jetzt in meiner Seele vorgeht!... Kommen Sie, begleiten Sie mich zu Herrn Gladisch!“ setzte sie hastig und flüsternd hinzu; „bringen Sie mich nach Hause, ich kann hier nicht reden!“

„Liebe Hedwig, ich habe Dir meinen Verlobten Ewald Fischbach noch nicht vorgestellt,“ sagte Marie, als sie Hedwig in ungewöhnlicher Bewegung nach ihrem Hut und Shawl greifen sah; „darf er Dich nicht begrüßen?“

„O gewiß! ich freue mich herzlich, Sie kennen zu lernen, und wünsche Ihnen aufrichtig Glück zu einer so lieben trefflichen Gattin, wie Marie sie werden wird,“ entgegnete Hedwig. „Aber es wird spät, liebes Herz, und ich bin so seltsam bewegt; Ihr müßt mich für heute entschuldigen, meine Lieben! Herr Otte soll mich zu Gladischs zurückgeleiten, — dann morgen mehr!“

Helle Thränen rannen ihr über die Wangen, und ihre Stimme war unsicher, ihre Hände bebten, als sie sie Käthchen und Marien reichte, welche sich darüber zwar verwunderten, aber sie ruhig ziehen ließen. Was die Beiden unterwegs mit einander gesprochen, als sie so im Zwielichte Arm in Arm durch die Straßen gingen und über die Promenade an der frühern

Wohnung der Schwestern Valentin und an der Stelle vorbei, wo einst das Häuschen des alten Maruschke gestanden, welches nun freilich einem neuen hohen, breiten, vierstockigen Hause gewichen war, als sie an den Stätten vorübergingen, welche ihnen durch die Erinnerungen an die Vergangenheit lieb und werth geworden waren, — das hat niemand erfahren. Nur wollte Käthchen bemerkt haben, als sie Otte bei der Rückkehr die brennende Kerze reichte, mit welcher er sogleich in seine Wohnung hinaufstieg, daß seine Züge bleich und von einer stillen Trauer erfüllt gewesen seyen und seine Hand gezittert habe. Aber zur Unterhaltung schien er nicht mehr aufgelegt, denn er lehnte Käthchens Einladung zum Thee freundlich ab, und suchte die Stille und Einsamkeit seines Stübchens.

* * *

Wenige Wochen später ward Otte zum Director der reorganisirten Assekuranzbank Germania erwählt, und zur Ausführung der von ihm gemachten Vorschläge berufen. Er bezog die früher von Spornhahn innegehabte Wohnung in dem prachtvollen, aus den Mitteln der Gesellschaft aufgeführten Gebäude, welche mit ihren acht geräumigen Zimmern für ihn freilich viel zu groß war, denn Otte'n genügten die zwei kleinsten und freundlichsten Stübchen des Appartements. Seine beiden Zimmer im Valentin'schen Hause am Neumarkt aber bezog dann sogleich Hedwig Schulz, welche sich darin bescheiden und behaglich einrichtete und nun zum Zeitvertreib den Schwestern Valentin bei ihrer Arbeit half, um, wie sie sagte, zu bethätigen, daß sie über ihrer geistigen Ausbildung auch die altbekannte Arbeit nicht verlernt habe. Mariens Hochzeit hatte unverhofft den ganzen Kreis der Valentin'schen Familie vollzählig zusammengeführt. Da war Gustav mit seiner jungen Frau, einer hübschen muntern Schweizerin aus Genf, deren erster Gatte in Californien gestorben war; da war Karl mit seiner Braut, einer Predigerstochter aus dem siebenbürgischen Sachsenlande, und deren Mutter; da war der aus Spanien zurückgekehrte Jean, ein schmucker hochgewachsener Mann, dessen geistvolles Gesicht die Sonne des Südens gebräunt hatte, was zu seinen dunkelblonden Locken und seiner männlichen Schönheit gar nicht schlecht paßte, denn Jean, von jeher ein chevaleresker Bursche, hatte unter den kleinen stolzen Spaniern eine kühne, straffe Haltung angenommen und sich eine gewisse Sicherheit und Bestimmtheit des Auftretens erworben, welche besonders den Frauen imponirte und namentlich Hedwig nicht zu mißfallen schien, der er als Cavalier zugetheilt war. Käthchens Cavalier war ein Bruder Fischbach's, und Julie einem Freunde ihres Bruders zugefallen; und Otte'n hatte man Johanna Werner als Dame zugewiesen, welche ebenfalls mit einer Einladung bedacht worden war, da sich deren Vater immer so theilnehmend und zuvorkommend gegen die Schwestern Valentin bezeugt hatte. Diese Vertheilung der Paare war den guten Bewohnern der Provinzial-Hauptstadt aufgefallen, und hatte verschiedene Gerüchte in Umlauf gesetzt, welche darin etwas mehr als bloßen Zufall sehen wollten, und bald zwei weitere Verbindungen zwischen Jean und Hedwig und Otte und Johanna prophezeiten. Und wirklich schien das Gerücht auch nur der Vorläufer der Wahrheit zu seyn, denn eines Tags ward die Verlobung von Jean und Hedwig offiziell angezeigt, und Otte legte als Vormund und väterlicher Freund Hedwigs selber ihre Hand in diejenige des jüngsten Valentin.

Die Verlobung ward in einem schönen großen Garten gefeiert, welchen Hedwig jüngst außerhalb der Wälle angekauft hatte, und wo sie meist den ganzen Tag unter ihren Blumen und Obstbäumen verbrachte, und Abends von Julien, Käthchen, Jean und Otte besucht ward. Nur eine kleine Gesellschaft der nächsten Freunde und Verwandten nahm an dem Feste Theil, und man mußte gestehen, daß dieses schmucke Paar einander werth und ebenbürtig war; man sah, es war eine innige Neigung, auf wirkliche Liebe und wechselseitige Achtung gegründet, und obwohl Jean Kaufmann war, hatte bei ihm Hedwigs Vermögen doch nicht den Ausschlag gegeben, sondern die Vorzüge ihres Charakters, ihre Bildung ihre Herzensgüte und Anmuth seine Wahl gelenkt. Bei dem Verlobungsschmause waren alle so froh und heiter, wie es nur je bei einer solchen Festlichkeit gewesen; nur Otte vermochte nicht so fröhlich zu lachen wie die Anderen, und auf seinen Zügen lag jener milde Ernst, den er seit seiner Haft in Paris niemals wieder ganz verloren hatte. Nach dem Souper zerstreuten sich die Gäste in dem weiten Garten, den der schönste Vollmondschein beleuchtete, benützten Schaukel und Kegelbahn und weckten mit ihrem muntern Geplauder und lauten Lachen die Echos der Lustgehölze und des stillen Abends. Otte hatte auf einer Terrasse, entfernt von den Anderen, sich in einen Stuhl gesetzt und blickte schweigend und sinnend über die weite Landschaft hinaus, durch welche der breite Strom, vom Silberlicht des Mondes überfluthet, seine weiten Wasserstrecken zwischen den flachen Ufern und Wiesen und Feldern und niedrigem Weidericht hindehnte. Da hörte er plötzlich den Sand der Gartenwege in seiner Nähe unter den Schritten eines leichten Fußes knistern, und umblickend sah er eine Frauengestalt zwischen den Pyramiden- und Spalierbäumen auftauchen, deren helles Gewand ihm die junge Verlobte verrieth.

„Dacht' ich doch, daß Sie hier seyen, mein Freund!“ hub Hedwig an; „es ist ein Plätzchen, wie geschaffen für ein Gemüth, das stille leidet und seinen Träumen und Erinnerungen nachhängt! Was ist Ihnen, mein lieber Vormund? Sie sind der einzige von all meinen Freunden, der heute an meinem Ehrentage nicht ganz fröhlich ist.“

„Sie irren, liebes Kind, ich theile dennoch Ihr Glück, wenn ich auch keine lärmende Heiterkeit simuliren kann!“ sagte er und drückte ihr warm die Hand. „Sie täuschen sich, wenn Sie mich für traurig oder unglücklich halten. Ich bin nur ernst und von meinem Berufe in Anspruch genommen.“

„Tatata, lieber Freund, das sind Phrasen,“ versetzte Hedwig und setzte sich zu ihm und ergriff seine Hand; „reden Sie offen, lieber Otte, sind Sie mir böse?“

„Böse?... weßhalb denn?“

„Je nun, wegen meiner Verlobung! Ist Ihnen denn gleichgültig, daß ich Jeans Wahl entsprochen habe? Ist wirklich keine Bitterkeit in Ihrem Herzen, daß alles so gekommen ist,

und daß gerade Jean.... Nein, Otte, weichen Sie mir nicht aus, denn es muß zwischen uns klar werden!« fuhr sie lebhaft fort und blickte ihm mit ihren dunklen Augen forschend in's Gesicht. »Sie haben mich ja ausgeschlagen, als ich nach Jahre-langer Trennung unter dem Eindruck des Wiedersehens Ihnen gestand, daß ich in dem Gedanken, mein Vermögen mit Ihnen theilen und Ihr Leben verschönern zu dürfen, den Gipfel meines ganzen Lebensglück finden würde. Aber sprechen Sie es treu und ehrlich aus: hat es Sie dennoch nicht verletzt, daß ich so bald darauf mich mit Jean verlobte? halten Sie mich deßhalb nicht für flach und herzlos?«

»Sie lieben Jean wirklich, Hedwig?« fragte Otte.

»Ja, ich achte ihn, und bin ihm gut und wünsche ihn so glücklich zu machen, wie ich wünsche daß er mich machen möchte,« versetzte Hedwig und ihre Augen glänzten von einer feuchten Rührung; »genügt dieß, daß zwei Leute sich für ein ganzes Leben verbinden?«

»In den meisten Fällen und vor dem gesunden Menschenverstande allerdings,« sagte Otte; »Dichter und Romanschreiber wären vielleicht mit dieser Liebe nicht zufrieden, und werden sie nicht Leidenschaft nennen!«

»Leidenschaft?« wiederholte Hedwig mit einer tiefen Bewegung; »was ist Leidenschaft? In den meisten Fällen eine Klippe woran das schwanke Boot unseres Lebensglückes scheitert. Halten Sie mich einer solchen unfähig, dann irren Sie, mein Freund! Ich habe mit dem heiligen Feuer einer Leidenschaft Jahre der Bitterkeit und Einsamkeit erwärmt, und doch.... Aber genug hievon! Nur ein einziges Wort noch, Otte! wenn Sie mich glücklich sehen an Jean's Seite, wenn ich die Mutter eines eigenen Hausstandes seyn werde und in Ihnen eine leise Regung von Groll gegen mich aufsteigen will, dann seyn Sie gerecht und lassen Sie die Bitterkeit nicht Herr werden, denn... denn nicht ich habe gewollt, daß es so kam, und... und ich habe wenigstens auf der einen Seite ein Opfer der Dankbarkeit bringen wollen, nachdem es auf der andern verschmäht worden war. Helfen Sie mir die selbstgewählte Pflicht erfüllen,« fuhr sie immer erregter fort; »und lassen Sie mit diesem Kusse die ganze Vergangenheit begraben seyn!« Damit brannte ein heißer Kuß auf seiner Wange, die von ihren Thränen bethaut war. Noch ein Händedruck und sie war verschwunden hinter den Gebüschen des nahen Lustgehölzes.

Heinrich blickte ihr tief aufathmend nach und rieb sich die Stirne. »Was ist das?« fragte er sich unwillkürlich; »was bedeuten diese halben Worte, diese Geständnisse? Hat sie wirklich mich mit dem ganzen Feuer ihrer Seele geliebt? war jenes Erbieten nicht blos die Regung eines dankbaren Herzens? Hat sie sich Jean nur verlobt, weil ich sie verschmäht?... Gott, wer löst mir diese Räthsel? — Und doch ist nun der Würfel gefallen; sie hat gewählt, sie ist eine starke Seele, die sicher und unbeirrt die Bahn der Pflicht gehen wird. Sie hat mir einen Fingerzeig gegeben, wie ich selber handeln soll!« Er wandelte gedankenvoll durch die fernsten Gänge des dunkeln den Gartens und als er wieder zur Gesellschaft zurückkehrte, sah er Hedwig mild und heiter, als ob der vorige Auftritt nur eine Ausgeburt seiner Phantasie wäre, an der Seite ihres Verlobten an der Tafel im Gartensaale. — —

In diesen Tagen erfüllte die Nachricht von dem jähen Tode des Kammerraths v. Magnus die Stadt mit allerlei Gerüchten, um so mehr als demselben schon nach einigen Tagen seine Gattin nachfolgte und sich die Thatsache herausstellte, daß der alte Herr kein Testament hinterlassen hatte. Es hieß bald, der Kammerrath sey an Gift gestorben, bald er habe sich selbst ein Leid angethan, bald noch abenteuerlichere Vermuthungen. Die wahre Ursache seines Todes aber kannten nur Wenige außer Gustav Valentin und Heinrich Otte: diese war einfach eine Nachricht, welche auf Umwegen über England aus Californien an den alten Vater gelangt war, daß sein Sohn Achill in San Francisco an der Spielbank von einem Mexicaner niedergeschossen worden sey und sich auf dem Sterbebett noch als der muthmaßliche Mörder des alten Maruschke bekannt habe. Gustav hatte diese Thatsache schon aus Kalifornien mitgebracht aber außer Otte niemand mitgetheilt, um den hochbetagten und ohnedem schon schwer heimgesuchten Vater zu schonen, dem nun diese doppelt schreckliche Kunde das Herz gebrochen und der es seiner Gattin verhehlt hatte, um dieser einen tiefen Schmerz und Kummer zu ersparen. Die Tochter, Leontine Auheim, eilte nun aus dem fernen Bade herbei, um die bedeutende Erbschaft anzutreten, und war nicht sehr erbost darüber, daß sie nun auch ihren Bruder beerben sollte. Der Tod der Eltern, mit welchen sie seit einigen Jahren auf einem gespannten Fuß gelebt hatte, schien ihr wenigstens äußerlich nicht sehr nahe zu gehen, und die Aussicht auf die Unabhängigkeit, welche ihr das künftige Vermögen gab, linderte ohne Zweifel den etwaigen Schmerz in ihrem frostigen selbstsüchtigen Gemüthe um ein Namhaftes. Allein wie sehr erstaunte sie jetzt, als ihr der Vorstand des Stadtgerichts erklärte, daß ihr Gatte Leopold Auheim, von dem sie zur Zeit noch nicht geschieden, mit ihr zu gleichen Theilen in die Erbschaft eintrete, da kein Testament der Erblasser vorhanden und ihr Bruder nachweisbar schon lange vorher gestorben sey, und daß das Gericht die Verpflichtung habe, diejenige Quote des Erbes, welche dem defraudirten Werthe des Verlustes der Assekuranzbank Germania gleichkomme, einstweilen mit Beschlag zu belegen und den Direkter der 'Germania' zur Erhebung der betreffenden Werthe zu ermächtigen! Sey es nun wirklicher Mangel an Einsicht in solche Rechtsverhältnisse, sey es Haß und Vorurtheil oder blinder Grimm gewesen, kurzum Leonie suchte vergebens diese Entscheidung anzufechten, und warf, als alle ihre derartigen Versuche vergebens waren, einen fürchterlichen Haß auf Otte, in welchem sie den Urheber dieser Maßregel sehen wollte. Selbst die Einwendung, welche Leoniens Anwalt erhoben hatte, daß ihr Gatte höchstens nur zur Ersatzpflicht für ein Drittel des Verlusts der 'Germania' haftbar gemacht werden könne, da er der Unterschlagung des Ganzen nicht überwiesen sey, scheiterte an den Verfügungen der Obergerichte, welche seine Haftbarkeit für das ganze als zu Recht bestehend annahmen und es ihm überließen, später seine Regreß-Ansprüche wegen des übrigen Betrages an seine Mitschuldigen zu machen. Ohnedem reichte ja der Antheil an der Erbschaft, welcher auf Auheim fiel, noch

nicht einmal zur Deckung des ganzen Verlusts hin, welchen der Reservefonds der Germania erlitten hatte.

Auheims Lage ward also durch diese Erbschaft nicht gebessert, wohl aber sein Gemüth in hohem Grade verbittert, so oft der Anwalt seiner Frau, der jetzt trotz der eingereichten Scheidungsklage freundlich mit dem Strafgefangenen über diese Angelegenheit verkehrte, ihn in der Strafanstalt aufsuchte und ihm den Stand der Dinge berichtete. War Auheim aber nicht im Stande, die Entscheidungen der Gerichte und deren rechtliche Begründung abzuschwächen, so wußte er doch der verbitterten Gattin Mittel und Wege zu zeigen, wie sie ihr Müthchen an Otte kühlen könnte, den sie wie gesagt für den Urheber dieser widrigen Wendung der Dinge hielt und dem sie mit Rache gedroht hatte.

Die ersten Anzeichen dieser Rache, in einzelnen Angriffen gegen Otte und Rügen seiner Amtsführung als Direktor bestehend, die da und dort in Lokalblättern auftauchten, parirte Otte leicht theils durch faktische Entkräftung, theils durch ein beredtes Stillschweigen. Darauf wurden die Angriffe kühner, und da Otte ohnedem das Unglück gehabt hatte, den Verleger des 'Patrioten', unsern alten Bekannten Zwirbel, zu beleidigen, dem er die Druckgeschäfte der Assekuranzbank wegen prellerischer Uebertheurung hatte entziehen müssen, so las man eines Tages in dem 'Patrioten', dem wenig gelesenen Organ der Reactionspartei, die „Anfrage: wie denn die hohe Regierung die Wahl des Herrn Otte, eines notorischen Demokraten und rothen Republikaners, der schon in den Revolutionsjahren eines Vergehens gegen eine Militärperson im Dienste sich schuldig gemacht und dafür Festungsstrafe erstanden, habe bestätigen können?“ Dieser boshafte Wink wirkte schon direkter, denn er rief die politischen Leidenschaften wach, welche durch die Aufstandsversuche der sogenannten nationalen Partei in einer benachbarten Provinz und durch die Gährung über die innere Politik ohnedem entzündet waren. Otte hatte jederzeit den Muth gehabt, in gewissen öffentlichen Angelegenheiten sich frei und ungescheut im Sinne der freisinnigen Partei auszusprechen. Als aber auch dieß die ganze Stellung des Direktors nicht zu erschüttern vermochte, bekam er sehr oft, ja beinahe täglich Broschüren und Zeitungen und Flugblätter und Aufrufe zu Gunsten der revolutionnären polnischen Partei bald aus Paris bald aus Brüssel zugesandt, die er anfangs annahm, bald aber abwies unter dem Vorgeben, daß ihm der Absender unbekannt sey und er trotz der deutlichen Adresse diese Sendungen nicht zu erhalten habe.

Allein eines Tages schien die gegen ihn angezettelte Kabale doch Früchte zu tragen: bei der Verzollung eines Poststückes, welches mit dem Poststempel einer fernen französischen Grenzstation auf dem Postbureau in N. angekommen war, fanden sich in demselben zwei neue Revolver, eine Anzahl Briefe an verschiedene Personen in Polen, eine Anzahl Aufrufe in polnischer und französischer Sprache zu einer allgemeinen nationalen Schilderhebung, und ein Begleitschreiben, worin ein Herr, welcher sich als Boleslaw v. Konarzewski, Sekretär des Aktions-Comités unterzeichnet hatte, an Otte im vertraulichsten Tone schrieb: er möge sich mit den Häuptern der nationalen Partei sogleich in's Benehmen setzen, um zu erfahren, wie viele Revolver nach dem Muster der anliegenden und wie viele Waffen und Schießgewehre überhaupt auf den bestimmten Termin zu liefern seyen; er möge die anliegenden Briefe an ihre Adressen befördern, und die betreffenden Aufrufe nach Gutdünken und bestem Gewissen vertheilen. Dieser Brief und der übrige Inhalt des Pakets war natürlich gar nicht in Otte's Hände gelangt — die Mauthbeamten hatten dasselbe, ihrem Diensteide gemäß, an die oberste Polizeibehörde abgeliefert, und diese in blindem Eifer den Adressaten als des politischen Komplotts verdächtig angenommen und nach verschiedenen Aussagen der Postbeamten, daß schon häufig ähnliche Sendungen von Broschüren und Flugblättern an Otte angekommen, sah sich nun bemächtigt, gegen denselben einzuschreiten. Ein junger Beamter, Assessor v. Fichtenau, welchem die Führung dieser Untersuchung übertragen worden war, trug denn auch kein Bedenken, mit der äußersten Strenge gegen den verdächtigen Otte zu verfahren, um aus dem dargelegten Eifer politisches Kapital für sich zu machen, und so ward Otte noch am selben Tage verhaftet und in polizeilichen Arrest genommen. Diese Maßregel rief natürlich eine große Bestürzung in der Stadt hervor. Der Oberpräsident, welcher Otte'n persönlich kannte und ihm wohlwollte, war des Landtags wegen in der Hauptstadt; der Vicepräsident und die anderen Oberbeamten schenkten der Darstellung des Untersuchungs-Beamten unbedingt Glauben, und billigten die Maßregel. Man erinnerte sich plötzlich der sämmtlichen anonymen und verkappten Verdächtigungen, welche im 'Patrioten' und anderen Butterblättchen gegen Otte zu lesen gewesen und von ihm zum größten Theil unbeantwortet geblieben waren, und man ließ den Assessor v. Fichtenau den ganzen Handel „auf seine eigene Kappe nehmen,“ wie man zu sagen pflegt, und behielt sich vor, je nach dem Ergebnisse der Untersuchung die anfängliche Strenge zu mildern oder noch zu verschärfen. Gott ist groß, und die Polizei allmächtig! das ist ja ein alter Spruch. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß man im großen Publikum die angeblichen politischen Vergehen Otte's nur für einen Vorwand hielt, für einen Euphemismus, um die ängstlichen Gemüther der Aktionnäre und Mitglieder der Assekuranzbank nicht zu erschrecken und dem Kredit dieser Anstalt nicht zu schaden, und daß man fast allgemein das Vorhandenseyn großartiger Defraudationen oder Willkürlichkeiten annahm, wie sie kaum ein Jahr zuvor dem früheren Direktorium Auheim-Spornhahn-Leutmann und Consorten nachgewiesen worden waren. Die zurückgezogene, etwas ungesellige Lebensweise Otte's, seine früheren Beziehungen zu dem Schwindler Auheim, seine obscure Herkunft, sein anspruchsloses und etwas schüchternes Wesen, der Mangel an Protektion und vornehmen Bekannten, — all das trug dazu bei, den Verhafteten, der ohnedem viele Neider haben mochte, schuldig finden zu lassen, und nur Wenige glaubten an seine Unschuld, an das Vorhandenseyn eines rein politischen Verdachts.

Am härtesten fiel der Schlag, welchen diese Verhaftung hervorrief, auf die Familien Werner und Valentin. Herr

Werner, der ebenfalls viele Neider und Gegner zählte, hatte bekanntlich am eifrigsten sich um die Berufung Otte's bemüht; man trug sich mit dem Gerüchte, daß er dadurch nur seinem künftigen Schwiegersohn eine Existenz habe gründen wollen. Und wenn Werner auch gänzlich überzeugt war von Otte's Unschuld in jeder Beziehung, so war er sich doch bewußt, daß er durch diesen Fall recht allgemein in den Mund der Leute kommen werde, der bekanntlich niemals eine Schnellbleiche für den guten Ruf eines Mannes ist.

Die Herren Werner und Richertz waren unmittelbar, nachdem sie die Thatsache von Otte's Verhaftung ermittelt hatten, zu dem Staatsanwalt geeilt und hatten Verbürgung und Geldkaution für Otte vergebens angeboten. Otte hatte im ersten Verhör zugegeben, daß er seit einiger Zeit viele solcher Zusendungen erhalten habe, daß er wegen eines politischen Vergehens bestraft worden sey, aber jeden Zusammenhang mit der revolutionnären polnischen Partei, jede Mitwissenschaft um deren Zwecke und Treiben, jede Theilnahme daran entschieden in Abrede gezogen. Assessor v. Fichtenau hatte Haussuchung bei ihm vorgenommen, aber wenig genug gefunden, was seinen Argwohn bestätigte. Aber er wollte aus dem »Kerl« schon einiges herausinquiriren, um ihn auf die Festung zu bringen. Von Losbürgung und Freiheit konnte daher keine Rede seyn. Unverrichteter Dinge und trüben Sinnes suchten Werner und Richertz den Justizrath Gladisch auf.

Es war mittlerweile Abend geworden. Julie und ihre Schwestern umstanden in unbeschreiblicher Seelenangst das Bett der Mutter, welche die Nachricht von Otte's Verhaftung so sehr erschreckt hatte, daß sie in fürchterlichen Krämpfen dalag. Hedwig war verreist, Jean in der Residenz, der Arzt gab den schlimmsten Befürchtungen Raum. Da kam Sannchen herein, tippte Julien auf die Schulter und meldete ihr eine Dame, die sie zu sprechen begehre und sich nicht abweisen lasse. Als Julie in's Wohnzimmer hinaustrat, sah sie Johanna Werner vor sich, die ihr schluchzend um den Hals fiel mit den Worten: »Retten Sie Heinrich, retten Sie meinen Verlobten, Fräulein Valentin! Sie können es!«

»Ihren... Ihren Verlobten?« stammelte diese, und das Blut wich ihr vom Herzen; »seit wann denn?«

»Seit drei Tagen,« sagte Johanna; »ich habe ihm gestanden, daß ich ihn liebe seit dem Tage, wo er in unser Haus kam, — ich habe ihn beschworen, mich aus den unleidlichen Zuständen im Vaterhause zu befreien, und die Stütze meines Vaters zu werden, — ich habe ihm sein Jawort abgeschmeichelt und ihn zum Papa gezogen; ich wollte ihn glücklich machen, ihm alles, alles seyn, und nun...«

»Sie, mein Fräulein?!« fragte Julien mit einem Blicke, als wagte sie ihren Ohren nicht zu trauen.

»O helfen Sie! rathen Sie, Fräulein Julie! Ich weiß, Sie sind seine treue emsige Freundin! Ich beschwöre Sie!«

»Beruhigen Sie sich, Fräulein Werner! es bedarf Ihrer Fürbitten nicht erst, um mich an die Pflichten des Dankes zu erinnern, welchen wir diesem Manne schulden,« sagte Julie und ihre Zuversicht, ihre Milde, ihre ruhige, wenn auch wehmüthige Fassung beschwichtigten die aufgeregte Johanna einigermaßen. »Was für ein Vergehen man auch Herrn Otte aufbürden mag, ich weiß er ist unschuldig, er wird gerechtfertigt aus dieser Untersuchung hervorgehen, wenn noch Recht und Gerechtigkeit in unserm Vaterlande gilt! Wissen Sie, wessen man ihn beschuldigt?«

»Ja, Papa sprach von hochverrätherischen staatsgefährlichen Umtrieben, von einer Verschwörung...«

»Nun dann wird sich die Grundlosigkeit dieser Anklage leicht herausstellen,« erwiderte Julie mit zuversichtlichem Lächeln. »Niemand ist einem solchen Treiben fremder, als der besonnene, nur auf seinen Beruf erpichte Otte. »Er ein Verschwörer?! Du lieber Himmel! das ist die abgeschmackteste Idee, die ich je gehört! dahinter steckt eine Kabale, die ihm gespielt werden soll. Ist Ihr Vater zu Hause, Fräulein?«

»Nein, er ging heute Nachmittag mit Herrn Richertz weg, um sich für Otte zu verwenden, und ist nicht wieder zurückgekehrt.«

»Dann sind die beiden Herren sicher noch für ihn thätig; kehren Sie nun ruhig nach Hause zurück, und getrösten Sie sich der Hoffnung, daß Ihr... Ihr Verlobter bald wieder freigegeben und unschuldig erfunden werden wird. Ich werde noch heute Nacht, wann erst die schwere Sorge um das Leben meiner Mutter von mir genommen ist, an Herrn v. Dotter schreiben und seine Verwendung nachsuchen. Ich werde nach bestem Wissen und Gewissen für ihn handeln.«

Johanna ging, und Julie kehrte zur Mutter zurück. Die Sorge um diese ließ vorerst keinen andern Gedanken in ihr aufkommen. In der tiefen Nacht aber, als sie im Zimmer der Kranken vor dem kleinen Schreibpult saß, auf welches die verhangene Lampe ihren concentrirten Lichtschein herabwarf, und die ersten Zeilen eines Briefes beleuchtete, den sie an Herrn v. Dotter in Gent begonnen, hatte sie bei der Stelle inne gehalten, wo sie diesem gleichzeitig des Freundes Verhaftung und Verlobung angezeigt, und erst jetzt übermannte sie eine Erschütterung, deren sie nicht Herrin zu werden vermochte. Ein herber Kampf gährte in ihrem Innern, der wogende Busen, der fliegende Athem, das gepreßte Herz, das nur ab und an in tiefen Seufzern Erleichterung suchte, die fieberglühenden Augen bezeugten allein, was in ihrer Seele vorging. Das Weh dieser Stunde, wo sie sich Ergebung abzwang, war so heftig, daß sie weder Thränen noch Worte fand; aber sie rang sich beinahe die Hände wund, als sie diese auf das zuckende Herz preßte. Eine lange Stunde währte dieser Kampf, den der ruhige Schlummer der Kranken ungestört austoben ließ, dann erst flüsterte sie, mit bebender tonloser Stimme, die aus dem tiefsten Herzensgrund zu kommen schien: »Laß es gut seyn, Herz; es muß ertragen werden. Wie Gott es will, so füg' ich mich. Ist es denn zu verwundern, wenn Johanna, die jüngere, vornehmere, gebildetere, die gleichsam einer höhern Kaste angehört, ihm besser gefiel? Aber gerade sie? Wenn er nur niemals jenes vage Gerücht erfährt, wenn sie ihn nur glücklich macht! Gott gebe es!«

Julie hatte den innern Kampf siegreich ausgerungen, und

den Brief an Herrn v. Dotter vollendet und geschlossen, als die Kranke erwachte. Julie eilte zu ihr und widmete ihr die zärtlichste Sorgfalt. Frau Valentin war schwächer als je: es war als zuckte das letzte Flämmchen der Lebenslampe flackernd auf dem vertrockneten Docht, und mit einer matten Geberde winkte sie Julien heran, ihr Ohr dem mütterlichen Munde nahe zu bringen. Julie kniete neben dem Bette nieder, ergriff die heißen trockenen Hände der theuren Mutter, küßte die fieberglühende Wange und bethaute sie mit einer stillen Thräne, der ersten die seit der Schreckenskunde ihr gequältes Herz erleichterte. „O theure, theure Mutter! wie unvorsichtig von Käthchen, Dich mit dieser Nachricht zu erschrecken!“ flüsterte sie.

„Zürne ihr nicht! die Angst um ihn hat ihr's abgepreßt,“ entgegnete die Kranke schwach. „Er steht uns Allen so nahe, aber Dir wohl am nächsten, Julchen; ich wußt' es längst. Vergib Käthchen; sie hat nicht Deine starke Seele. Trag' es muthig, denn er wird gerechtfertigt erfunden werden. Mein Segen, der ganze Segen den Deine treue Liebe verdient, ruhe auf Dir, mein Kind! Er wird es Dir einst vergelten, denn eure Verbindung war der höchste Wunsch meines Lebens, und mein letzter Athemzug segnet noch euren Herzensbund!“

Auch dieses zweischneidige Schwert, welches die Mutter damit unbewußt durch Juliens Herz stieß, mußte ohne Zucken, ohne Murren ertragen werden, denn die Kranke durfte jetzt nicht erfahren, daß Otte der Verlobte Johanna's und Julie eine Verlassene sey. Sie küßte den Mund, der ihr unbewußt diesen Schmerz bereitete, und gab dann dem Wunsche der Kranken nach, sich im anstoßenden Zimmer auf das Sopha zu legen. Als der Morgen graute, und Käthchen herein kam, die Schwester abzulösen, lag die Mutter mit gebrochenen Augen und gefalteten Händen leblos in ihrem Bette. Ohne Schmerz und Kampf war sie in ein besseres lichteres Leben hinübergeschlummert. — —

Die Untersuchung gegen Otte lieferte ein ganz anders Resultat, als der Assessor v. Fichtenau erwartet hatte. Ermittelungen welche von Gladisch im Verein mit einigen Polizeibeamten angestellt wurden, wiesen nach, daß die fraglichen staatsgefährlichen Schriften und die letzte Sendung immer von dem jeweiligen Aufenthaltsorte der im Auslande reisenden Frau Leonie Auheim ausgegangen waren und die Handschrift der Adressen identisch war mit derjenigen eines jungen polnischen Grafen, der sich zeitweilig ihrer Gunst erfreute. Otte ward freigesprochen und die Urheber der Kabale steckbrieflich verfolgt; Leoniens Theilnahme oder intellektuelle Urheberschaft konnte leider nicht ganz nachgewiesen werden, denn der sogenannte Graf Jedlinski verduftete spurlos. Assessor v. Fichtenau bekam eine tüchtige Nase vom Oberpräsidenten und ward versetzt, Otte ein höchst verbindliches Beileids- und Entschuldigungs-Schreiben von zwei Ministerien, das ihm der Oberpräsident selbst überbrachte, und der von allem Verdacht Gereinigte empfing nun von allen Seiten Gunst- und Beifalls- und Beileids-Bezeugungen und gesellschaftliche Auszeichnungen. Herr v. Dotter war eigens von Gent aus nach der Residenz gekommen und hatte seinen ganzen Einfluß bei dem Prinzen Karl Friedrich aufgeboten, um für seinen Freund zu wirken; er kam dann selbst nach N., um den freigelassenen Freund zu begrüßen, und sprach die Ueberzeugung aus, daß jener Unfall und jene Intrigue für Otte nur zum Guten ausschlagen werde.

Einer der ersten Gänge Otte's nach seiner Freilassung war zu den Schwestern Valentin, deren schweren Verlust er schon vernommen hatte. Es bedurfte seinerseits keiner Betheuerung, wie nahe und tief ihn der Tod der Frau Valentin berührte, der er nicht einmal das Geleite zur letzten Ruhestätte hatte geben können. Er ahnte nicht, daß der jähe Tod dieser mütterlichen Freundin so eng mit seinem eigenen Schicksal zusammenhing; aber er erbebte beim Anblick der Blässe Juliens welche das schwarze Trauergewand noch mehr hervorhob, und der Verstörtheit ihrer Züge, welche selbst die milde Ergebung die um ihr umflortes Auge und den zusammengepreßten Mund lagerte, nicht abzuschwächen vermochten. Marie und Käthchen beglückwünschten ihn nur zu seiner Befreiung, Julie aber hatte noch einen andern Glückwunsch hinzugesetzt, bei welchem sie es vermied ihm in die Augen zu blicken, bei welchem zwar nicht ihre Stimme, wohl aber ihre Hand in der seinigen zitterte. Er begriff mit rascher Intuition alles, und es trieb ihn fort von diesem verwaisten Herde, wo der Anblick Hedwigs und Juliens ihn doppelt bewegten, und durch sein Gemüth ging von Neuem ein Riß, denn er machte sich Vorwürfe, daß er sich von einer raschen Regung zu jenem noch nicht einmal öffentlich gemachten Verlöbniß mit Johanna habe hinreißen lassen. Der Grabhügel welcher sich über Frau Valentins irdischen Resten wölbte, erschien ihm nun wie eine Brücke über die Kluft, die seither Julien von ihm getrennt hatte. Der Mutter Tod, der die Familienbande gelöst, hatte Julien frei gemacht, und er war nun anderwärts gebunden.

Allein der Rubicon war einmal überschritten, und Otte verschlang seinen stillen Kummer und nahm sich vor, seinem Worte getreu zu bleiben, selbst mit Opfern. Johanna liebte ihn ja auch und verdiente seine Neigung, seine Achtung. Es fiel ihm in den ersten Tagen nach dieser Begegnung mit Julien zwar schwer, Johanna's stürmische Zärtlichkeit zu erwidern, und er schob diese Mäßigung und Zurückhaltung, welche an einem jungen Verlobten auffallen mußte, auf die jüngsten Erlebnisse, mußte aber unwillkürlich sich überreden, Johanna messe ihn mit einem scheuen Argwohn, mit einer seltsamen Befangenheit, so oft er sich deßhalb entschuldigte. Auch Herr Werner zeigte Otte'n gegenüber immer eine gewisse Unruhe, als ob ihm irgend eine Warnung, eine Mittheilung auf den Lippen schwebe, von deren Aeußerung ihn ein unerklärlicher Zweifel abhalte. Welcher Art diese Mittheilung war, sollte er jedoch bald erfahren.

Etwa eine Woche nach seiner Freilassung erschien Otte eines Tags zu ungewöhnlicher Stunde auf Werners Comptoir und bat diesen um eine Unterredung unter vier Augen. Die Hast, Blässe und Aufregung Otte's, der verstörte Blick seiner feuchten Augen schienen auch Herrn Werner einen jähen Schreck einzujagen; er wechselte die Farbe, und mit verdüsterten Zügen und zitternden Händen ergriff er Otte's Arm und führte ihn in den Garten hinaus, in einen kleinen Pavillon auf einer

künstlichen Erhöhung, wo man von allen Seiten sich vor einer Annäherung sichern konnte.

„Was haben Sie auf dem Herzen, lieber Otte?“ fragte er mit gepreßtem Tone.

„Zunächst einen anonymen Brief, den ich Sie lesen lassen wollte,“ versetzte Otte, „und dann die Betheuerung daß dieser Gang einer der schwersten meines Lebens ist. Aber ich bin Ihnen, Johanna und mir schuldig, daß ich Ihnen den Inhalt dieses Schreibens nicht vorenthalte.“

„Lassen Sie sehen!“ sagte Werner und griff mit bebender Hand darnach. Der starke Mann war unbeschreiblich erschüttert; doch mehr der Anblick dieser Handschrift jagte ihm einen jähen Schreck ein, als der Inhalt, denn er las:

„Wenn Herr Direktor Otte ein Mann von wahrem Ehrgefühl ist, so kann er Fräulein Johanna Werner nicht heirathen, denn diese ist nicht mehr rein, sondern vor nahezu sechs Jahren Mutter eines Knaben gewesen aus einer Verbindung mit dem Gymnasiasten Lebrecht Grosse von H. Die Frucht dieser Verbindung ist vor drei Jahren in Rh. in der Schweiz gestorben, wo Johanna ihn unter dem Namen einer Fräulein Müller in dem Hause des Chirurgen F. geboren hat. Dieß alles kann bewiesen werden von

einer aufrichtigen Freundin.“

Otte hatte seinen Freund genau beobachtet, während er diese Zeilen las. Ein unnennbarer Schmerz zuckte in Werners Zügen auf — eine Bestätigung der Wahrheit dieser zuversichtlichen Angaben, welche selbst für Otte ein fürchterlicher Schlag war. Als er zu Ende gelesen, entfiel ihm der Brief und er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Nach einer langen Pause blickte er mit einem tiefen Seufzer auf; sein Auge schwamm in Thränen.

„Otte, mein Freund!“ stieß er aus qualvoll gepreßter Brust hervor, „diese Stunde ist eine der furchtbarsten meines Lebens. Beschuldigen Sie mich keines Versuchs der Täuschung, weil ich seither gegen Sie über eine Thatsache geschwiegen, deren Bestätigung Sie in diesem Brief wie in meinen Mienen lesen. Glauben Sie mir, ich erschrack, als Johanna Sie vor vierzehn Tagen in mein Zimmer führte und um meinen Segen bat; — glauben Sie mir, daß mein Mannesstolz, mein Vatergefühl den Muth nicht fand, Ihnen damals Johanna's Jugendfehler zu gestehen und mein Kind vor Ihnen zu entwürdigen, und daß ich sogar seither nicht die Kraft hatte, Ihnen eine Mittheilung zu machen, die . . .“

„Ich begreife dieß alles, bester Herr Werner!“ fiel ihm Otte in's Wort, um diesen Auftritt abzukürzen, welcher den armen Werner fast zu Boden drückte; „nie ist in mir auch nur der leiseste Verdacht in Ihre Ehre und Offenheit aufgestiegen, und ich bin bereit, Fräulein Johanna mein Wort zu halten.“

„Mit nichten, das kann nun nicht mehr geschehen, und wenn das Herz meines Kindes darüber bräche. Nun die Sachen so stehen, Otte, dürfen wir dieses Opfer von Ihnen nicht mehr annehmen. Haben Sie irgend eine Ahnung, von wem dieser Brief herrührt?“

„Nein, die Handschrift ist mir ganz fremd!“

„Diesen Brief, dieses feige tückische Blatt hat . . . hat meine Frau geschrieben,“ sprach Werner fast tonlos; „es ist ein Akt der Rache an der trotzigen Stieftochter.“

„Um's Himmels willen! widerrufen Sie diese Anschuldigung, Herr Werner! das ist ja fürchterlich!“

„Aber wahr, mein Freund! die Schreiberin hat nicht geahnt, daß Sie mir diesen Brief zeigen würden — die Schriftzüge beseitigen jeden Zweifel. Gönnen Sie mir einen Augenblick, mich zu erholen!“

Otte stieg in den Garten hinab und ging wie ein Betrunkener zwischen den Beeten und Gruppen auf und nieder. Er war so betroffen und erschüttert von Allem, was er gehört, daß er sich nicht zu fassen wußte. Auf einmal hörte er rasche Schritte hinter sich, sah ein wallendes Gewand, fühlte sich von zwei Armen umschlungen, einen Kuß auf seiner Wange brennen und hörte Johanna's Stimme in sein Ohr flüstern: „Du böser, böser Heinrich! so kalt an meiner Thüre vorüber zu gehen, um ohne mich hier im Garten zu promeniren! — Um Alles in der Welt, mein Freund, was ist Dir denn?“ setzte sie aber dann erschrocken hinzu, als er sich nach ihr umgewandt und sie ihm in das fahle verstörte Gesicht blickte.

Er legte seinen Arm um ihren Nacken, küßte sie sanft auf die Stirne und sprach: „Armes Kind! komm zum Vater!“

Von Johanna's Wangen war alle Farbe des Lebens gewichen; sie wankte zitternd neben ihm her und ihr Auge suchte den Boden; eine vage Ahnung von dem Vorgefallenen stieg langsam in ihr auf und kroch wie eine eisige Schlange in ihr Herz. — „Heinrich, ich bitte Dich, was ist geschehen? Dein Gesicht ist so verstört; was schmerzt Dich?“

„Arme, arme Johanna!“ erwiderte er und ein unbeschreibliches Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen wollte ihn bewegen, jene natürliche Regung des Ehrgefühls und Vorurtheils, welche in ihm gegen die Verbindung mit Johanna sprach, zu unterdrücken. „Ich habe einen anonymen Brief erhalten, welcher Dich betrifft und Dich beschuldigt . . .“ Er stockte und Johanna, welche so eben noch so fröhlich gewesen war, blieb stehen, stieß einen Schrei aus, und verhüllte das Gesicht mit den Händen. Ihr Vater hatte sie von ferne bemerkt, kam nun herbei, erfaßte sie an der Hand und führte sie sanft in den Pavillon.

„Du weißst es also schon, mein Kind?!“ sagte er. „Nun denn, was ich immer gefürchtet, was ich Dir prophezeit habe, ist nun eingetroffen. Eine tückische rachgierige Person hat Otte von Deinem Jugendfehler benachrichtigt. Lies in dem Gesicht unsers Freundes den Eindruck, welchen diese Nachricht auf ihn gemacht hat. Aus dieser Verbindung kann und darf nichts werden und ich werde niemals zugeben, daß Otte ein Opfer bringe, welches ihm jetzt das Mitleid abnöthigt. Diese Empfindung, so edel und uneigennützig sie auch in diesem Augenblick ist, wird nicht von Dauer seyn, denn Du hast die Achtung, auf welche sich allein ein dauerndes Eheglück gründen kann, verscherzt, mein Kind, wie ich Dir schon oft prophezeite. Jener unbesonnene Fehltritt Deiner Jugend, meine arme Tochter,

hat Dein und mein Lebensglück untergraben, und Du wirst den Fluch dieses Fehlers zeitlebens nachschleppen wie der Galeerensklave seine Kette . . . Stille, stille, Otte! kein Wort mehr, denn bei meiner Ehre! mit meinem Willen reichen Sie Johannen nie die Hand! Ich gebe Ihnen in ihrem Namen und kraft meiner Autorität als Vater Ihr Wort zurück, und Johanna reist morgen zu meiner Schwester nach Hamburg!"

„O Vater, das ist mein Tod!" stammelte Johanna tief erschüttert. „Wenn ich Heinrich nicht geliebt hätte, wäre ich nicht gut und brav geblieben! Aber weil ich ihn liebte, wollte ich seiner wieder würdig zu werden suchen."

„Umsonst, Kind! Du kannst in den Augen der Welt Geschehenes nicht ungeschehen machen, und das gefährliche Geheimniß ist nun verrathen. Du hättest mir folgen und Otte'n nicht überrumpeln sollen, denn er durfte sich nicht eher entscheiden, als bis er um Deinen Fehltritt wußte, und wie er diese Kunde aufgenommen haben würde, siehst Du nun!"

Eine lange schmerzliche Pause folgte; Johanna weinte in bittrer Reue und die beiden Männer waren in ihre eigenen Gedanken versunken. Endlich hob Herr Werner seine Tochter von der Bank auf und sagte: "Geh', mein liebes Kind! fasse Dich, ergib Dich in das Unabwendbare! Pack' Deinen Koffer, denn Du reisest morgen! Es ist nicht mehr möglich, daß Du unter diesem Dache bleibst . . ."

"Vater! liebster Papa! verstoßen Sie mich nicht!" rief Johanna aus tiefster Seele; „oh fürwahr, solche Härte hab' ich trotz aller Schuld nicht verdient!"

„Es ist nicht Härte, mein Kind, es ist eine unvermeidliche Nothwendigkeit!" sagte Werner mild aber bestimmt; „ich kann Dir den Grund davon nicht sagen, mein Kind, aber ich hätte längst bedenken sollen, wozu am Ende die Reibungen zwischen Eugenien und Dir führen. Um des häuslichen Friedens willen mußt Du nach Hamburg, und — Eugenie zu ihren Eltern!"

„Ich bitte Dich kniefällig, bester Papa, ich beschwöre Dich, verstoße mich nicht auf diese Weise!" rief das leidenschaftliche Mädchen. „Ich will alles thun, was Du von mir fordern wirst! ich will Heinrich entsagen, obschon er das Glück meines Lebens ist. Aber schicke mich nur nicht von Dir, wenn Du mich nicht in Verzweiflung und Tod treiben willst!"

„Herr Werner, ich bitte Sie ebenfalls inständigst, übereilen Sie nichts!" bat Otte. „Schenken Sie mir nur einen Augenblick ruhiges Gehör, um Ihret- wie um Johanna's willen, und beantworten Sie mir eine Frage, die mir wahre Theilnahme und nicht müßige Neugier eingibt! Eine Frage, von welcher vielleicht das Glück zweier Menschen abhängt! — Sagen Sie mir," fuhr er auf eine stumme Geberde Werner's fort, „ist der junge Mann, von dem in jenem Briefe die Rede, nicht der Sohn eines Geistlichen aus H. und ein Mediciner?"

Werner bejahte. "Sie kennen ihn?" fragte er.

„Zu dienen; Lebrecht Grosse ist gegenwärtig in London als junger Arzt etablirt oder, nach britischer Sitte, der Theilhaber eines Apotheker- und wundärztlichen Geschäfts in London," entgegnete Otte. "Ich traf ihn dort im Hause eines deutschen Kaufmanns, und der talentvolle junge Mann gefiel mir, obschon mir die für seine Jahre unerklärliche Melancholie auffiel, die nach der Aussage unsers gemeinsamen Freundes von einer unglücklichen Liebe herrührte. Wir trafen uns häufig in Gesellschaft und wurden bekannter, zumal als er hörte, daß ich aus dieser Provinz sey; er erzählte mir, daß er einige Zeit hier studirt habe und daß er sich daher für N. und seine Verhältnisse interessire. Ich mußte ihm viel erzählen, und er erkundigte sich nach manchen Personen — nach Ihnen jedoch niemals . . ."

„Das glaube ich, — er kannte meinen unversöhnlichen Haß," versetzte Werner.

"Nicht doch, hassen Sie ihn nicht! Seine Jugend mag das Vergehen wenigstens einigermaßen entschuldigen, das zu sühnen er jetzt als Mann erbötig ist, wie er mir selbst gestanden. Hören Sie mich zu Ende! Einmal, kurz bevor ich London verließ, gingen wir in tiefer Nacht mit einander aus einem Hause hinweg, wo wir zur Feier einer Verlobung geladen gewesen waren. Das Haus welches wir verließen lag in einer der fernsten neuen Vorstädte Londons, und wir hatten einen Weg von einigen Stunden zurückzulegen. Der Wein und das Fest das wir mitgefeiert, hatten uns mittheilsam gemacht, und so erzählte mir der junge Doktor von dem Grund seiner Schwermuth und seines finstern Ernstes: daß er in einer größern Handelsstadt, wo er studirt, ein junges Mädchen kennen gelernt, verführt und unglücklich gemacht habe, darob mit seinem strengen Vater zerfallen sey, der die Hand von ihm abgezogen, und daß er aus der Heimath entwichen sey, um Dienste bei der britischen Legion zu nehmen, welche damals für den Krimmkrieg organisirt wurde; daß er das Glück gehabt habe, als Wundarzt angenommen und später zum Spitaldienst verwendet zu werden, daß er einen Feldzug in Port Natal mitgemacht und sich dabei ausgezeichnet, daß er mit seinen Ersparnissen seine Studien vollendet und sich eine Stellung erobert habe, die ihm Aussicht auf anständige Versorgung gebe, daß er seither auch seinen alten Vater wieder günstiger gestimmt habe, daß es ihm aber nicht gelungen sey, den Vater jenes bethörten Mädchens zu versöhnen und sein Vergehen zu sühnen, indem er durch eine eheliche Verbindung . . ."

„Genug, lieber Otte!" fiel ihm Herr Werner in's Wort; „ich gestehe, daß ich viele Briefe Grosse's ungelesen verbrannt habe, weil mich schon der Anblick seiner Handschrift an Ereignisse erinnerte die mich beinahe zu Boden gedrückt und vor der Zeit alt gemacht haben. Doch geben Sie mir jetzt eine etwas bessere Meinung von diesem Menschen. Lassen Sie uns ein ander Mal davon reden. Johanna, Du magst einstweilen zu Ottilien gehen, denn jetzt wo ich just diese Verbindung lösen mußte, geht es mir gegen mein Gefühl, schon wieder nach einer andern für Dich mich umzusehen. — Geh', mein Kind! rüste Dich zur Abreise."

Johanna küßte den Vater und drückte Otte'n die Hand. „Können Sie mir vergeben, Heinrich? werden Sie mich nicht verachten?"

"Es steht geschrieben, Johanna: 'richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!' Ich habe von Ihnen und Ihrem Vater

nur Freundschaft und Wohlwollen empfangen — ich werde Ihnen die treueste Freundschaft erhalten!"

„Das lohne Ihnen der Himmel, Otte! ich werde dieser Gesinnungen würdig zu seyn streben. Leben Sie wohl!" stammelte Johanna und eilte fort.

„Herr Werner, darf ich Grosse schreiben, daß Fräulein Johanna noch frei ist und daß Sie in diese Verbindung willigen werden, wenn es ihm gelingt, Johanna's Jawort zu erlangen?"

„Handeln Sie nach Gutdünken, wenn sie auf Grosse's Charakter Vertrauen haben!" sagte Herr Werner. „Lassen Sie mich aber ganz aus dem Spiele, denn mir liegt jetzt eine schwere Pflicht ob: ich kann nun mit Eugenien nicht länger zusammenleben, nachdem sie diese Tücke geübt hat; das hieße die Bosheit krönen, die meine Kinder aus dem elterlichen Hause vertrieb." —

30.

Wir überspringen einen kurzen Zeitraum, in welchen zwei Ereignisse fielen, die unsern Freund Otte nahe berührten: die Hochzeit von Jean Valentin und Hedwig, bei welcher auch Fritz Hoffmann erschienen war um sich mit Käthchen zu verloben, der er nun in Paris ein Heimwesen zu bieten vermochte, und die Generalversammlung der Aktionäre und Mitglieder der 'Germania', worin diesen die Ergebnisse des ersten Jahresbetriebs der neugegründeten Gesellschaft offen und mit einer bewundernswerthen Klarheit und Durchsichtigkeit dargelegt wurden. Diese Ergebnisse waren nicht eben großartig und mit Rücksicht auf unverhältnißmäßig hohe Dividenden künstlich zugespitzt, zeugten aber für eine umsichtige gewissenhafte Leitung, für eine Vorsicht, die das Aeußerste gethan, um die Gesellschaft vor Schaden zu bewahren, sowie für das wiedergewonnene Vertrauen des Publikums, das sich durch eine zahlreiche Betheiligung an allen möglichen Arten der Versicherung kund gegeben hatte. Die eingegangenen Rückversicherungen hatten die Germania vor jedem Verlust bewahrt, der bei der Hinterlassenschaft des alten Herrn v. Magnus erzielte theilweise Ersatz der frühern Verluste am Reservefonds die Chancen günstiger gestaltet, und die besonnene Leitung des ganzen Etablissements versprach einen andauernden Erfolg und eine sichere Begründung des Kredits des ganzen Instituts. Die Interessenten der 'Germania' zollten dem beredten Danke, welchen einer der bedeutendsten Industriellen der Provinz am Schlusse des Rechenschaftsberichts und der Verhandlungen über die einstimmig angenommenen Vorschläge des Direktoriums Herrn Otte aussprach, den lebhaftesten Beifall. Da stand mit Einem Male ein kleiner alter Herr, der an der Versammlung theilgenommen hatte, von seinem Stuhl auf und erbat sich das Wort zu einer persönlichen Bemerkung. „Meine geehrten Herren," hub er mit tiefer, bewegter Stimme an, als ihm das Wort eingeräumt war, „ich genüge einer Pflicht der Dankbarkeit, indem ich Ihnen einen Zug aus dem Leben des Mannes erzähle, dem wir soeben unsere Anerkennung und unser Vertrauen versichert haben. Ich entspreche einer Pflicht der Wahrheit und Gerechtigkeit, indem ich eine Thatsache in ihrer nackten Wahrheit erzähle, die vor einigen Monaten boshaft entstellt als Verdächtigung dieses Ehrenmannes der Oeffentlichkeit übergeben wurde, nämlich Herrn Otte's Konflikt mit den Organen der Staatsgewalt. Ich bin der Doktor Schellhammer aus S., und eigens aus freiem Antriebe die 40 Meilen hieher gereist, um jene Verleumdung zu entkräften und hier für den edlen männlichen Charakter des Herrn Otte zu zeugen, der uns die beste Gewähr für die Zukunft des Unternehmens ist, welches wir seiner Leitung anvertraut haben. Und somit, denke ich, gehört das was ich erzählen will, immerhin in den Bereich der heutigen Versammlung, in welcher ich erscheine als einer der am stärksten betheiligten Aktionnäre. Erlauben Sie mir also, Ihnen meine Anekdote zu erzählen!" Ein beifälliges Gemurmel ermunterte ihn dazu, und der Greis erzählte mit Wärme und inniger Rührung jenen Vorfall in S., dessen wir schon in unserm ersten Kapitel Erwähnung gethan haben, und brachte am Schlusse seiner beweglichen Schilderung der Großmuth Otte's diesem ein Hoch aus, in welches die Mehrzahl der Anwesenden mit wirklichem Interesse einstimmte. Zugleich erfolgte von andrer Seite her der Vorschlag, Herrn Otte ein Gastmahl zu geben, und fand ebenfalls allgemein Anklang. Das Gastmahl hatte statt und der Gefeierte ward mit Toasten und Ehren überschüttet, die manchem Andern sehr zu Kopfe gestiegen wären, ihm aber eine gewisse Beklemmung und Verlegenheit verursachten.

Wenige Tage später gaben Jean Valentin und Hedwig aus Veranlassung von Käthchens offizieller Verlobung mit Fritz Hoffmann ein kleines Familienfest in ihrem schönen Garten. Außer den Geschwistern, in deren Kreise dießmal leider Karl und Gustav mit ihren Frauen fehlten, da sie bereits wieder abgereist waren, hatte Hedwig nur Otte, den Justizrath Gladisch und Herrn Werner mit Johanna geladen; diese war nämlich inzwischen wieder in ihr Vaterhaus zurückgekehrt, um die Wirthschaft zu führen. Die Trauergewänder der Familie Valentin und der Ernst auf den Gesichtern der meisten Anwesenden gaben dem Freudenfeste allerdings eine ungewöhnlich feierliche Stimmung; doch waren sämmtliche Theilnehmer ja so nahe befreundet, daß statt einer sprudelnden Fröhlichkeit wenigstens eine zwanglose, gemüthliche Geselligkeit vorwaltete.

Es war ein heiterer milder Abend des Spätsommers, welcher den Gästen verstattete, nach der Mahlzeit den Kaffee unter der vom Abendsonnengolde beleuchteten Veranda des Gartenhauses zu nehmen, als Jean zu Otte, Werner und Gladisch herantrat und sie bat als Zeugen einem kleinen geschäftlichen Akt anzuwohnen.

„Nun, was haben Sie denn vor?" fragte Gladisch launig; „Sie werden doch kein Testament machen wollen?"

„Mit nichten, lieber Justizrath! es handelt sich nur um einen Kauf," versetzte Jean; „ich habe nämlich meinen Schwestern Haus und Geschäft abgekauft, und will mir meinen Schwager Fischbach zum Compagnon annehmen. Das wird die Ausscheidung von Käthchens und Juliens Antheil erleichtern, die jetzt aus dem Geschäft austreten!"

„Wie, Julie tritt ebenfalls aus?“ fragte Otte betroffen.

„Sie wünscht es selbst, doch wird sie dem Geschäfte nicht fremd bleiben,“ versetzte Jean; „sie gedenkt Käthchen nach Paris zu begleiten, und dort die Einkäufe für uns zu besorgen. Ich werde daher Ihnen, meine Herren, sehr verbunden seyn, wenn Sie die Güte haben wollen, Ihre Namen als Zeugen unter den Kaufs- und unter den Associations-Vertrag zu setzen, wie es die gesetzliche Vorschrift begehrt.“

„Geben Sie her, lieber Valentin, und nehmen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch in den Worten, womit jeder wackere Kaufmann seine Bücher anhebt: ‘mit Gott’!“ sagte Herr Werner und drückte dem jungen Kollegen herzlich die Hand. Die drei Herren unterzeichneten, und das Interesse des kleinen Aktes hinderte die Anderen wahrzunehmen, daß Otte in großer Bewegung die Farbe gewechselt hatte. Sobald er sich aus dem Kreise entfernen konnte, ohne aufzufallen, stahl er sich davon und suchte Julien im ganzen Garten auf. Endlich fand er sie in einer fernen Laube mit Hedwig auf und ab gehend in angelegentlichem Gespräch. Er hatte sie seit dem Tage, wo er nach seiner Loslassung aus der Haft den Schwestern sein Beileid über den Tod ihrer Mutter ausgedrückt, nur selten gesehen, und nie wieder unter vier Augen mit ihr gesprochen. Sein hastiges Nahen und seine sichtliche Bewegung trieben ihr augenblicklich das Blut in die blassen Wangen und sie hielt sich an Hedwigs Arm mit den Worten: „Bleibe bei mir, Schwester! laß uns nicht allein!“

„Julie, ist es wahr?“ sagte er mit einer Hast, welche an ihm auffallen mußte; „Sie haben Ihren Geschäftsantheil verkauft? Sie wollen uns verlassen? Ist es möglich? Was kann Sie hiezu bewegen?“

Julie zuckte die Achseln und sagte befangen: „Gesundheits-Rücksichten, Bedürfniß der Ruhe, lieber Freund! Die jüngsten Ereignisse haben mich tiefer erschüttert, als ich selbst glaubte.“

„Nun ja, ich finde dieß natürlich,“ sagte Otte, nun auch befangen werdend; „aber was wollen Sie in Paris? Wie können Sie sich dort erholen in jenem Menschengewühl, in jenem luft- und wasserarmen Häusermeer?“

„Vielleicht will sie sich nur vergessen, lieber Freund,“ fiel Hedwig rasch und bezüglich ein; „vielleicht will sie nicht Zeuge Ihrer Verbindung mit Fräulein Wer...“

„Hedwig! was sprichst Du?“ fiel ihr Julie hastig und beinahe vorwurfsvoll in's Wort, und wandte sich schüchternen Blickes und gleichsam entschuldigend zu Otte, den aber diese Worte nicht zu verletzen schienen, sondern mit einer freudigen Hast durchbebten, denn er erfaßte schnell Juliens Hand und sagte:

„Ist es nur dieß, meine liebe Julie, dann bleiben Sie getrost, denn von einer Verbindung zwischen Fräulein Werner und mir wird nie die Rede seyn. Herr Werner würde es nicht zugeben, und... und Johanna und ich haben eingesehen, daß wir — kurzum, wird sind beide frei, — Johanna vielleicht schon anderweitig gebunden.“

„Otte, lieber Otte, Herzensvormund! ist es wahr?“ rief Hedwig lebhaft und hing sich an seinen Arm.

„Gewiß und wahr!“ betheuerte er; „eine solche Verbindung wäre ein Mißgriff, Johanna ist für mich zu jung, zu lebhaft, zu leidenschaftlich; ich für sie zu gesetzt, zu nüchtern, zu pedantisch. Ich will eine Frau von starkem Gemüth und besonnenem Kopfe, eine Frau an welcher der Ernst des Lebens lehrend und veredelnd vorüber gegangen, eine Frau die...“

„Herr Otte, Herr Otte, kommen Sie!“ rief Fischbach am andern Ende des Laubenganges; „man sucht Sie; der Oberpräsident ist hier und wünscht Sie zu sprechen!“

„Mich?“

„Ja, Sie! er ist eigens hergefahren, um Sie aufzusuchen,“ sagte Fischbach; — „Hedwig, kommen Sie, um die Honneurs zu machen, die Excellenz hat eine Einladung zum Kaffee angenommen.“

„Das ist ja räthselhaft überraschend,“ murmelte Otte, verbeugte sich entschuldigend gegen die beiden Damen und schritt dem Gartenhause zu, wo der Präsident mit einer höchst verbindlichen Leutseligkeit bei dem Hausherrn und dessen Gästen in der Verandah Platz genommen hatte. Er begrüßte Otte mit ausgesuchter Artigkeit und sagte, zu ihm und Herrn Werner sich wendend:

„Ein höchst angenehmer Zufall fügte es, meine Herren, daß ich, in Ihren Wohnungen vorfahrend, erfuhr, wie ich Sie an demselben Orte treffen werde, und die geehrten Damen und Herren dieses Kreises mögen mir verzeihen, wenn ich, dem Drange einer aufrichtigen Beeiferung und Freude folgend, mich hier eindränge, um Ihnen eine, hoffentlich nicht unwillkommene Ueberraschung zu bereiten. Seine Excellenz der Herr Minister geruhten mich nämlich zum Ueberbringer einer Auszeichnung zu machen, welche er Ihnen, meine Herren, auf den Vortrag des Herrn Handelsministers zu verleihen geruht hat. In Anbetracht Ihrer Verdienste um Hebung der vaterländischen Industrie hat Seine Majestät unser erhabener König und Herr Ihnen Herr Werner den Titel und Rang eines Geheimen Kommerzienraths zu verleihen geruht. An Ihnen aber, mein verehrter Herr Direktor, hat der Staat noch eine Unbill zu sühnen, welche er Ihnen durch den blinden Eifer eines Unterbeamten zugefügt hat, und Ihnen für Ihre umsichtigen und erfolgreichen Bemühungen um die Ordnung der Angelegenheiten der Assekuranzbank, durch deren Zerfall so viele Interessen verletzt worden wären, zu danken; darum haben Seine Majestät unser allergnädigster König und Herr auf Anregung der Ministerien des Innern und des Handels auch Ihnen in Gnaden den Titel und Rang eines Kommerzienraths verliehen, wie diese beiden Dekrete besagen, welche zu behändigen ich mir zur besondern Ehre rechne.“

„Excellenz, welche hohe Gnade!“ sagte Herr Werner; „Sie sehen mich so sehr überrascht von der unerwarteten Ehre, daß ich nicht gleich andere Worte finde als: ‘Es lebe der König’!“

„Es lebe der König!“ riefen auch Otte und die anderen Gäste in fröhlicher Ueberraschung und diese drängten sich beglückwünschend um die neuen Würdenträger. Als diese Glückwünsche, an denen sich auch der Oberpräsident betheiligte, und die Dankesbezeugungen der beförderten Titelträger vorüber waren, sagte die Excellenz: „Ich möchte die Herren Kommerzienräthe

nun auch ersuchen, mich Ihren Damen vorzustellen, um dieselben als Kommerzienräthinnen zu beglückwünschen!“ und er sah sich bei diesen Worten im Kreise der Damen wie fragend um.

Aber Herr Werner, über dessen Gesicht jählings ein trüber Schatten flog, erwiderte: „Excellenz, ich meinerseits bedaure, Ihnen meine Frau nicht vorstellen zu können, da sie momentan von hier abwesend ist. Und leider ist auch Herr Otte noch nicht vermählt ...“

„Aber dennoch im Stande, Excellenz, Ihnen wenigstens die zukünftige Frau Kommerzienrath Otte vorzustellen in meiner Verlobten, Fräulein Julie Valentin,“ versetzte Otte, und Juliens Hand ergreifend führte er sie dem Oberpräsidenten zu; „ich spreche hiemit meine Verlobung mit einem Mädchen aus, dem längst meine vollste dankbarste Hochachtung und aufrichtigste Neigung gehört, und die meiner Würde den höchsten Werth verleiht, wenn sie sie theilt!“

„Da werden Sie sicher nicht widersprechen, meine verehrte Frau Kommerzienrath *in spe*,“ sagte der Oberpräsident, Juliens Rechte ergreifend; „erlauben Sie mir, Ihnen meinen innigsten Glückwunsch darzubringen, wie es scheint als der Erste, der dieses schönen Vorrechts theilhaftig wird!“

Als die Excellenz ihre Hand losließ, sank Julie mit bräutlichem Erglühen an Otte's Brust und flüsterte: „Mein Heinrich, mein einziger Wunsch auf Erden ist erfüllt! Ich darf Dich glücklich machen!“

„Du hast es längst gethan, mein süßes Leben,“ erwiderte er; „aber wir waren beide zu stolz, zu befangen, zu... nun, was weiß ich, was?... um uns das zu gestehen!“

Nun drängten sich die Geschwister und Freunde heran, um zu diesem Bunde zweier Menschen, die nach Aller Ansicht wie für einander geschaffen schienen, Glück zu wünschen. Selbst Johanna stürzte in ihrer ungestümen Weise an Juliens Hals und sagte: „Wohl Ihnen, Sie sind zu beneiden, aber auch die einzige, welcher ich ihn gönne!“ Und über die Schulter Juliens, die sie auf die Wange küßte, wie um sie der Vergebung zu versichern, aufblickend, sah Johanna im mählig niedersinkenden Zwielichte einen Herrn vom Eingang her auf das Gartenhaus zukommen, dessen Kleidung einen englischen Schnitt, dessen Gebahren etwas Schüchternes hatte.

„Leberecht!“ rief Johanna, riß sich von Julien los und eilte dem Ankömmling entgegen, dem sie um den Hals fiel; dann schien sie sich ihres leidenschaftlichen Ungestüms zu schämen, und ihn an der Hand ergreifend, sprach sie: „Komm', mein Freund, laß Dich zu meinem Vater führen! — Heute an Deinem Ehrentage wirst Du verzeihen, Väterchen!“ sagte sie zu diesem; „er kam auf Otte's Einladung und suchte mich bei Ottilien auf. Wir haben uns verlobt, und Leberecht reiste zu seinen Eltern, um ihre Einwilligung zu holen. Daß er hier erscheint, ist mir Gewähr, daß sie ihm verziehen haben. Wird Papa ihm nicht auch vergeben?“

Herr Werner reichte ihm stumm die Hand und legte diejenige seiner Tochter darein. In diesem Augenblick erschien Hedwig mit einem Präsentirbrett voll Champagnerkelche, Jean mit einem Kühleimer voll Goldköpfe. Der Schaumwein perlte in den Gläsern, die Toaste erklangen: auf den König! auf den Oberpräsidenten! auf die beiden neuen Kommerzienräthe! Aber der herzlichst gemeinte, donnerndste galt doch der zukünftigen

Frau Kommerzienrath!

Die Prairieen von Nord-Amerika.

Die Prairieen! dieser Ausdruck spielt in den nordamerikanischen Reisebeschreibungen und Romanen eine so große Rolle, und bildet mit den Büffeln und den Indianern einen so wesentlichen Theil der Romantik jenes jungen Erdtheils, daß eine unbefangene thatsächliche Schilderung derselben allen unseren Lesern willkommen seyn dürfte.

Die großen, meist flachen Grasfluren oder Prairieen Nord-Amerika's liegen alle westlich vom Mississippi, und erstrecken sich beinahe von den Bluffs oder Anhöhen, die sich am rechten Ufer dieses mächtigen Stromes erheben, bis an den Fuß der Felsengebirge hin. Ihre Ausdehnung nach der geographischen Breite erstreckt sich von den beeisten Küsten des arktischen Oceans im Norden bis herunter zu den ewig lauen Gewässern des mexikanischen Meerbusens. Oestlich vom Mississippi, dem „Vater der Gewässer,“ ist der Boden mit dichten Hochwäldern, meist von Laubholz, bedeckt; wo diese fehlen, da bestehen die Lichtungen meist aus Sümpfen und Morästen. Wo sich je kleine Hochebenen mit Buschwald oder Waideland finden, da sind sie allzu klein, um den Namen von Prairieen oder Wiesen zu verdienen. Selbst die Staaten Indiana, Michigan und der östliche Theil von Iowa, welche noch zu den großen Flachländern im Gebiet der Vereinigten Staaten gehören, sind keine eigentlichen Prairieen im Sinne derjenigen des fernen Westens, sondern mehr Niederungen mit sehr wenigen wellenförmigen Bodenerhebungen, die, vermuthlich in Folge früherer fortwährender Brände, des allgemeinen Vorkommens von zusammenhängenden Waldstrecken entbehren, auf denen aber kleinere Wälder häufig vereinzelt vorkommen und der künstlich angelegte Wald erwiesenermaßen trefflich gedeiht. Diese fälschlich sogenannten östlichen Prairieen unterscheiden sich von den eigentlichen echten auch dadurch, daß sie allgemein anbaufähig sind und an Wasser nicht Mangel leiden, was bei den letzteren nicht zutrifft.

Der gesammte Flächen-Inhalt der Prairieen wird von Alex. v. Humboldt auf ungefähr 400,000 engl. Quadratmeilen geschätzt. Da sie aber durch so viele Breitengrade herunterlaufen, so bieten sie natürlich eine große Abwechslung von klimatischen Verhältnissen dar. Die Prairieen des hohen Nordens sind, mit Ausnahme des kurzen arktischen Sommers, den größten Theil des Jahrs hindurch mit Schnee und Eis bedeckt, und haben nur einen spärlichen verkrüppelten Pflanzenwuchs. Die Mitte der Prairieen hat ein mildes gemäßigtes Klima und bietet eine genügende Nahrung aus dem Pflanzenreiche für die ungeheuren Heerden verschiedener Thiere, welche herrenlos und sich

selber überlassen über diese unabsehbaren Regionen hinschweifen und sich auf diesen natürlichen Waiden und Feldern äsen. Im Süden ist der Graswuchs ungemein üppig und wuchernd, und das Gras reicht dem Reiter manchmal bis an das Knie; aber die Grasarten sind hart, binsenartig, bisweilen sauer, außer da wo neuerdings ein Prairiebrand die alte Grasnarbe ganz verzehrt und einen jungen zarten Anflug von saftigem Grase hervorgerufen hat, welcher dann gewöhnlich von den Büffeln, Hirschen, Antilopen und anderen Thieren begierig aufgesucht wird. Vom westlichen Ufer des Mississippi bis zum Fuß der Felsengebirge gibt es weder eine horizontale Ebene noch eine fortlaufende Grasflur; denn die Flüsse und Ströme, welche diese grasigen Meere durchziehen, sind gewöhnlich mit Bäumen verschiedener Art besetzt, unter denen der Baumwollenholzbaum, Cotton-wood (Populus angulata), eine starkwüchsige Pappelart, am häufigsten vorkommt, während zwischen den einzelnen Wasserläufen die Oberfläche des Bodens in wellenförmigen Anschwellungen sich hebt und senkt, so daß der Horizont oft nur auf eine kurze Strecke beschränkt ist. Diese Art von Bodenbildung nennt man die wellenförmige (rolling) Prairiee.

Mehrere Schriftsteller haben die Prairieen in drei Hauptklassen getheilt, aber diese Eintheilung ist meines Erachtens eine allzu beschränkte. Wenn jene Autoren 1) von den buschigen, 2) von den trockenen oder wellenförmigen, und 3) von den nassen oder alluvialen Prairieen reden, so haben sie noch lange nicht alle Arten derselben aufgezählt, und es fehlen in ihrem Register z. B. die sogen. beholzten (timbered) Prairieen, d. h. solche worauf da und dort einzelne stattliche Hochstämme vorkommen, meist riesige Exemplare von immergrünen Eichen (Quercus virens), oder wo kleine Gruppen von niedrigeren Bäumen inselartig aus der Grasflur ragen und auch bei dem Jäger der Prairieen Hügel oder Bauminseln heißen, also Prairieen welche in großem Maßstabe ganz das Ansehen eines englischen Parks haben. Auch fehlen in obigem Verzeichnisse jene ungeheuren, ganz kahlen und an Pflanzenwuchs und Wasser gänzlich armen unfruchtbaren Strecken und Ebenen, von denen eine der größten die Jornada de Muerte, südlich von Santa Fé in Neu-Mexiko, ist.

Ich will nun ohne systematische Eintheilung die verschiedenen Gattungen jener Prairieen zu schildern versuchen.

Nach dem Westen hin, längs den Ausläufern der Felsengebirge, breiten sich unabsehbare Strecken sandiger Prairiee aus, deren einzige Pflanzendecke beinahe nur aus einem rasenbildenden Anflug wilder Salbeibüsche besteht, und wo nur eine einzige Art wilden Huhns, das sogen. Salbeihuhn, und einige Kaninchen sich finden; beide Thiere sind aber von der bittern Kost, auf die sie angewiesen sind, mit einem solch unangenehmen widerlich bittern Geschmack imprägnirt, daß sie für den civilisirten Menschen kaum eßbar sind. Dennoch lebt ein verkommener Indianerstamm, die sogen. Diggers oder Wurzelgräber, kümmerlich und elend beinahe ausschließlich von diesen Thieren. Diese Salbei-Prairieen bilden Eine Art der sogen. buschigen Prairieen. Nun gibt es aber auch sogen. Unkraut- (Weed) Prairieen, die sich gewöhnlich auf etwas feuchtem Boden finden und einen üppigen Pflanzenwuchs an niedrigen, strauchartigen Gewächsen: wilden Kaffeebüschen, Milchkraut und Giftbeerenbüschen zeigen — letztere eine Art kriechender Rebe, deren Frucht in reifem Zustand eine purpurrothe Beere ist. Die Thierwelt dieser Unkraut-Prairieen besteht vorzugsweise aus Sumpffröschen, Moccassinschlangen, Kaninchen und, zur Winterszeit, aus Schnepfen.

Die trockene oder wellenförmige Prairie ist die Heimath des Bison, den wir erst neulich (Seite 385) schilderten, des Rothwilds (darunter sowohl der gewöhnliche amerikanische Hirsch, Cervus virginianus, als der Schwarzschwanz, und der Wapiti oder Elchhirsch), der Antilope (Antelocapra), des wilden Pferdes, des Coyote oder Prairiewolfs, des Maulthier-Kaninchens (einer großen Hasenart, die oft ein Gewicht von 14 Pfund erreicht), des gewöhnlichen Kaninchens und des Prairiehundes, der übrigens nicht zum Hundegeschlecht gehört, sondern ein Murmelthier ist (Arctomys ludoviciana). Der Boden dieser Prairieen ist schwer, tief, locker, zerreiblich und fruchtbar, reich an Tümpfeln oder Lachen, welche von den Winterregen gefüllt werden, und mit einer üppigen wuchernden Decke verschiedener Gräser, Malvenarten, Mohn, Schmetterlingsblüthlern &c. versehen. Auf diesen Prairieen äsen sich die Bisons oder Büffel in ungeheuren Heerden, oft von vierzig- bis fünfzigtausend Stücken, und große Triebe oder Heerden von wilden Pferden, sowie kleine Rudel von Rothwild, die an Kopfzahl einzeln unbedeutend aber dadurch merkwürdig sind, daß sich oft 50—100 solcher in geringer Entfernung von einander auf einem beschränkten Raume äsen, so daß der Jäger 5—600 Stücke Hirsche mit Einem Male zu Gesicht bekommt. Bei Nacht wird das Schweigen dieser Prairieen oft durch das Geheul und Bellen der Wölfe unterbrochen, welche wie eine gutgeschulte Meute Laut geben, wenn sie irgend ein schwaches oder verwundetes Thier hetzen. Wenn sich die wellenförmigen Prairieen die Berge hinanziehen, so verlaufen sich oft die gegen sie herabkommenden Ausläufer des Gebirgs in sie und hiedurch entstehen bald sanft ansteigende Anhöhen, bald hohe steile Böschungen in ihnen, und wir glauben ein solches Bild aus den Prairieen nicht graphischer geben zu können, als mit der folgenden Schilderung einer der großen centralen Prairieen aus der Feder von Washington Irving: „Ungefähr um zehn Uhr Morgens kamen wir zu einem Punkt, wo diese Reihe steiler zerrissener Hügel sich zu einem Thale herab senkte, durch welches der nördliche Oberlauf (Fork) des Red River hinfloß. Eine wunderschöne Grasflur, etwa tausend Schritte breit, mit den gelben Herbstblumen wie mit einem Schmelz verziert, dehnte sich zwei bis drei englische Meilen am Fuße der Hügel hin, auf der andern Seite begrenzt von dem Flusse, dessen Ufer mit den Pappelbäumen besetzt waren, an deren frisch grünem Laube das Auge sich um so mehr labte und entzückte, als es so lange durch die Betrachtung der eintönigen Wüsten von braunem Walde ermüdet war. Die Grasflur erhielt einige Abwechslung durch Gruppen und kleine Gehölze von Bäumen, welche so glücklich angeordnet waren, daß sie

wirklich von menschlicher Kunst und Berechnung so vertheilt erschienen. Als wir die Blicke über dieses frische entzückende Thal hinschweifen ließen, gewahrten wir einen Trupp wilder Pferde, die etwa zweitausend Schritte von uns zu unsrer Rechten ruhig grasten, während zu unsrer Linken ungefähr in derselben Entfernung ein Rudel Büffel zu sehen war, von denen einige sich ästen, andere ausruhend und wiederkäuend unter dem Schatten einer Gruppe Pappelbäume in dem hohen fetten Grase lagen. Das Ganze hatte das Ansehen eines breiten schönen Strichs Waideland auf dem geschmackvoll und mit Freigebigkeit angelegten Gute irgend eines reichen vornehmen Landwirths, dessen Pferde und Rindvieh hier auf den Wiesen und Waiden grasten.«

Die nassen oder alluvialen Prairieen finden sich gewöhnlich in der Nähe der Quellen von Flüssen, und der Pflanzenwuchs besteht hier aus üppigem »Grammagras,« Binsen, Wasserliesch, Schilf und anderen hohen, rauhen, auf sumpfigem Grunde gerne vorkommenden Gräsern. Der Boden zeigt eine Menge von Pfuhlen und Lachen und kleinen Sümpfen, welche von Tausenden von Wasserratten, Kranichen (die hier 'indianische Hühner' heißen), Schnepfen, Enten und allen möglichen Arten von Wassergeflügel bewohnt werden.

Die beholzten Prairieen sind immer klein und finden sich meist nur in der Nähe der mit starkem Hochwald bestandenen Thalgründe der Flüsse, der sogen. River-bottoms, auf deren Schwemmlande sich immer die schönsten Waldbäume festsetzen und ein kolossales Wachsthum zeigen. Die beholzten Prairieen sind der Lieblings-Aufenthalt des wunderschönen wilden Truthahns, weil dieser kluge scheue Vogel sich auf denselben sonnen und im Staube baden und doch bei der geringsten Gefahr wieder ein Obdach in den benachbarten Gehölzen suchen kann.

Die Sandprairieen sind ein eigenthümlicher Zug in der Bodenformation jenes gewaltigen Landstrichs. Die größte davon ist die schon erwähnte Jornada del Muerte (der Todesmarsch) oder, wie sie auch oft genannt wird: el Llano estacado, die ausgepfählte Ebene, weil auf dieser ganzen Strecke, die etwa fünfzehn deutsche Meilen lang und ganz ohne Wasser ist, in gewissen Entfernungen Pfosten eingerammt sind, um den kürzesten Weg durch dieselbe zu bezeichnen. Den Namen Llano estacado führt diese Sandhochebene vorzugsweise bei den Händlern, welche in Karawanen nach Neu-Mexiko ziehen. Sie wird seit der Entdeckung der Goldwäschereien in Californien häufig befahren, und die Reisenden, welche diese Prairie durchmessen haben, können nicht genug erzählen von den Hunderten gebleichter Skelette von Pferden und Maulthieren, die man in ihren öden Wildnissen findet, wo sie aus Mangel an Wasser umgekommen sind. Auch beobachtet man hier häufig die Luftspiegelung, welche auch auf den Prairieen manchmal vorkommt. Ein Bekannter von uns, der lange in Texas lebte, versicherte uns: vor dem Hause das er einige Jahre lang bewohnt, habe sich eine Prairie sieben deutsche Meilen weit ununterbrochen hingedehnt bis zu der Küste des mexikanischen Meerbusens, und auf dieser habe sich zur Sommerszeit beinahe jeden Tag das trügerische Bild eines unabsehbaren Wasserspiegels gezeigt.

In den Monaten März und April legen die Ansiedler häufig Feuer an die Prairieen, wozu sie in einigen Staaten der Union sogar gesetzlich befugt sind, obschon im wilden fernen Westen kein Gesetz darüber mehr gilt. Man sucht die alte Grasnarbe und die halb verholzten dürren Halme nieder zu brennen, um aus der Asche einen Anflug von jungem Graswuchs hervorzulocken, welcher dem zahmen und dem wilden Vieh eine nährende Waide bietet. Bisweilen werden die Prairieen durch Zufall, bisweilen aus Laune oder Bosheit in Brand gesteckt. — Ein Prairiebrand ist eines der großartigsten Naturschauspiele. Bei Tage wälzt sich der Rauch in schweren schwarzen Wolken vor dem Winde empor, während darunter die Flammen auf Meilenweite in einer einzigen langen rothen Linie aufspringen; — bei Nacht dagegen erscheint der ganze Horizont im Feuer, und man hört dann auch noch deutlicher als am Tage das laute Knistern und Krachen der hohen Binsen und Schilf- und groben Grashalme. Geräth das Feuer an einen Rohrbruch, so brechen die hohen Rohre ab, sobald das Feuer sie erreicht, und krachen wie Pistolenschüsse. Auf manchen der großen Prairieen sind schon häufig kleine Indianerbanden und ebenso auch Rudel von Büffeln, wilden Pferden, Hirschen, Antilopen &c. vom Feuer ereilt worden und darin umgekommen, denn das Gras ist 6—7 Fuß hoch und so mit Schlinggewächsen von Bohnen, Erbsen und anderen Schotenfrüchtlern und Hindernissen aller Art verfilzt und durchzogen, daß Menschen und Thiere ihre Flucht nicht mit derselben Schnelligkeit bewerkstelligen können, wie das verfolgende Feuer in ihrem Rücken voranschreitet. Auf einer gewöhnlichen Prairie kann jedoch der Reisende, wenn er seine Geistesgegenwart nicht verliert, einem Prairiebrande in der Regel dadurch entgehen, daß er die Prairie vor sich in Brand steckt und in demselben Maßstab, wie diese vor ihm abbrennt, vorwärts dringt, so daß er, bis das Feuer hinter ihm ihn erreicht hat, im Stande ist, den niedergebrannten Theil der schwarzen Ebene zu betreten, wo sein angelegtes Feuer schon alle brennbaren Stoffe vertilgt hat. — Manchmal wird dem Prairiebrande Einhalt gethan durch Ströme oder sandige Anhöhen oder durch Strecken von jungem grünem Gras, das noch allzu saftig ist, um zu brennen, und das auf der Stelle irgend eines frühern Waldbrands emporgeschossen ist; allein bisweilen werden solche Strecken auch durch die vom Winde getriebenen Funken übersprungen, welche dann jenseit derselben das dürre Gras wieder in Brand stecken und die feurige Verheerung fortsetzen.

In Catlin's berühmtem Werke über die nordamerikanischen Indianer ist die Schilderung eines Prairiebrandes aus dem Munde eines indianischen Führers enthalten, welche wir hier wörtlich citiren, weil sie uns ungemein graphisch und anschaulich erscheint: »'Auf diese ungeheure Ebene von Feuergras, das über unsere Köpfe zusammenschlägt, ward der behende Fuß von Mah-to-ga nun gesetzt. Hier vermengt das rasch-springende wilde Pferd seine Knochen mit denen des rothen Mannes, und hier schmilzt des Adlers Schwinge, wann er darüber hin-

fliegt. Freunde, es ist die Jahreszeit der Feuer, und ich fürchte, nach dem Geruch des Windes, daß der Geist erwacht ist!“ — Pa-me-o-ne-qua sprach nicht weiter, sondern bestieg sein wildes Pferd, winkte mit der Hand und man sah seine rothen Schultern schnell verschwinden, als er durch die dichten Massen wallenden Grases hinritt. Wir waren auf seiner Fährte und folgten ihm rührig auf der Ferse, bis die Mittagssonne uns zu halten zwang und wir, unsere Erfrischungen vor uns ausgebreitet, am Boden lagen. Er rührte dieselben nicht an, sondern stand wie eine Bildsäule da und ließ in düstrem Schweigen seine schwarzen Augen über den ganzen Horizont hinschweifen, sank dann mit einem tief aufgezogenen Seufzer anmuthig zu Boden und legte sich mit dem Gesicht an die Erde. Unsere Büffelzungen und Pemmican und Markfett waren vor uns ausgebreitet und wir ließen uns diese Leckerbissen der westlichen Welt waidlich munden, als unser indianischer Freund plötzlich behender als der Elchhirsch auf seine Füße sprang. Seine Augen schweiften wieder langsam über die ganze Oberfläche der Prairie hin, und dann legte er sich abermals auf den Boden nieder wie zuvor.... Der ‘rothe Donner’ war wieder aufgesprungen; sein langer Arm war über das Gras hin ausgestreckt, und seine blitzenden Augäpfel traten aus ihren Höhlen hervor.

„Weißer Mann,“ sagte er; „siehst Du jenes Wölkchen, das von der Prairie aufsteigt? Er steht auf; die Hufe unserer Pferde haben ihn geweckt. Der Feuergeist ist erwacht; dieser Wind kommt aus seinen Nüstern und sein Gesicht ist uns zugewandt!“ — Er sprach kein Wort mehr; aber sein schnelles Roß sprang unter ihm davon und er glitt anmuthig über das wallende Gras hin, als es von dem Winde gebogen wurde. Wir ließen unsere Lebensmittel im Stich und folgten ihm schnell auf seiner Fährte. Die außergewöhnlichen Sprünge seines wilden Pferdes erhoben gelegentlich seine rothen Schultern so hoch, daß wir sie flüchtig sehen konnten, dann versank er wieder in die wogenden Graswellen. Der heulende stoßweise Wind blies rasch an uns vorüber und trug auf seiner bewegten Schwinge den schwebenden Adler, dessen Hals dem emporragenden Gehänge der Berge zugekehrt war und dessen ängstlicher Schrei das Geheimniß verrieth, das hinter ihm war. Unsere Pferde waren flink und ritten wie verzweifelt und doch war die Hoffnung auf Rettung schwach, denn die steilen Höhen lagen noch in blauender Ferne vor uns und unsere Kraft war nahezu erschöpft. Der Sonnenschein starb hin, und ein kühler Schatten drang über die Ebene herauf.

„Wir wagten nicht, uns umzusehen, und strengten jeden Nerv an. Allmählig drang ein Getöse zu uns heran, wie das Rauschen eines fernen Wasserfalls; der Wind steigerte sich, ein heulender Sturm tobte hinter uns her, und auf raschen Schwingen zogen Käfer und Prairiehühner ihre schnurgeraden Bahnen über unsere Köpfe hin. Die eilfertige flüchtige Antilope kam ebenfalls an uns vorüber, und der noch behendere langbeinige Hase, der auf der Flucht nur einen Schatten hinter sich läßt. Hier war keine Zeit zum Besinnen; aber ich erinnere mich noch, wie der ganze Himmel schwarz überlaufen war, der ferne Donner brüllte, der rothe Glast der Blitze in die ganze Scene hereinfiel und der Geruch, der auf den Schwingen des Windes daher kam, meine Seele mit athemlosem Entsetzen erfüllte.... In diesem Augenblicke tönte der gellende Schrei meines wilden Führers auf den Fittigen des Windes zu mir zurück; ich sah seinen Mantel im Winde wallen und sein schäumendes Pferd die steilen Hänge der Höhen hinan sprengen! Unser Athem und unsere Sehnen reichten gerade hin, um uns in diesem Kampf um das Leben auf den Gipfel der Höhen zu bringen. Wir waren einem förmlichen Feuermeere entgangen, und es war nach meiner Empfindung ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, in jene Ebene hinunterzublicken, wo die Elemente der Natur in einem solch furchtbaren Kampf und Aufruhr begriffen waren. Vergebens würde man vom Maler oder Dichter eine Schilderung desselben verlangen — sie vermöchten dieß nicht; frage aber den nackten Wilden und beobachte das elektrische Zucken seiner männlichen Muskeln und Nerven, wenn er das gedehnte „Husch!“ mit der Hand auf dem Munde ausspricht und seine blitzenden Augäpfel Dir bis in die Seele hineinschauen!

„Ich erblickte unter mir eine ungeheure Wolke schwarzen Rauchs, welche sich von dem einen Ende der Ebene bis zum andern erstreckte und in einem Bett von flüssigem Feuer über ihre Oberfläche sich hinzuwälzen schien; und über dieser mächtigen Stätte der Zerstörung strömte hinter der stürmisch dahinrollenden Feuersbrunst ein weißer, wie von Schrecken gebleichter Rauch gleichsam aus der versengten Erde und stieg in prächtigen Säulen gen Himmel empor.

„Ich stund sicher aber zitternd hier oben auf den Felsenstirnen und lauschte auf den wüthenden Wind, welcher dieses Ungeheuer über das Land hintrieb; ich hörte den brüllenden Donner und schaute in die Tausende von zuckenden Blitzen; und dann blickte ich hinter mich in die schwarze rauchende Oede und Verheerung dieses Sturmes von Feuer und Brand.“

Eine Reisenovelle.

Von W. Bergmann.

1. Zwischen den Inseln.

Hinter der Diana, einem der zierlichsten schnellsegelnden Dampfer, versinken tiefer und tiefer die beiden Strandspitzen Holsteins, welche den segelreichen Busen einschließen, an dessen innerster Weitung Kiel ruht. Nach einer Fahrt von einigen Stunden in offener See tauchen die grünen Inseln Ärrö, Omö und Famö als Vorwarten Dänemarks und Herolde seines Segens aus den Wogen. Der bläuliche Duft der Ferne, der sie noch umhüllt, färbt sich grüner. Diese Vorinseln schieben sich seitwärts und hinter ihnen hervor größere. In sanften Abstufungen verwandelt sich das Grün in dunklere, hellere, frischere und mattere Schattirungen, zwischen denen, gleich rothen Früchten, zerstreut die Dächer der isolirt liegenden Gehöfte hindurch schimmern.

Man nenne diese Inseln meerumschlungene Frühlinge, und man hat nicht zu viel gesagt. Hier ist nichts von der nackten Felsen- und Sahara-Natur der Nordseeinseln. Dort besingen die Brandungen ein wilderhabenes Epos, hier eine Idylle; dort tönt gleichsam Ossians, hier Baggesens Harfe.

Wir segeln zwischen und über Frühlingen dahin. Ja, auch das Wogenbett der Ostsee erscheint an seichteren Stellen als ein unterirdischer, durch Glasscheiben gesehener Frühling. Eine grüne Pflanzenwelt wogt im flüssigen Grunde, oder ist's verschlungener Haarwuchs, der in langen Wallungen die glänzenden Leiber der drunten schlummernden oder im Liegen flüsternden Nixen überhüllt und verbirgt? Immer näher treten die Inseln Langeland und Laaland zusammen, als wollten sie das fremde Schiff besser beschauen und begrüßen oder uns Fremdlingen, wie der Däne so gern thut, das Anschauen der herrlichen Buchenwälder, der blühenden Rosenhage, der fetten Getraidefelder und Wiesen, der freundlichen Landhäuser und der prangenden Villen der Grafen Ahlefeld und Laurvig erleichtern.

Die See wird hier stiller; flüsternde Wellen umringen das Schiff und eilen zurück an's blühende Gestade, um dort den Gebüschen zu erzählen, was sie gesehen haben. Liebliche mehrstündige Fahrt zwischen Langeland und Laaland!

Eine „Damenfahrt“ nannte sie, zu mir gewendet, ein junger Däne, Baron C., ein Verwandter des Grafen Ahlefeldt, dessen nähere Bekanntschaft ich in Kiel gemacht hatte. „Meinen Sie nicht auch, meine Dame?“ — Er wandte sich lächelnd gegen ein blasses Frauenzimmer von eigenthümlicher Schönheit, das während der Fahrt die Kajüte nicht verlassen haben mußte, denn ich hatte sie bis jetzt nicht gesehen. Ihre Erwiderung bestand in einem zustimmenden Lächeln, das eine leichte Neigung des Kopfes begleitete. Die Dame war eine jener Schönheiten, die man nicht leicht wieder vergessen kann. Sie gehörte nicht zu den lebensfrohen Gestalten, denen blühende Wangen, eine üppige Büste und eine stattliche siegbewußte Haltung so eigen sind. Ein blasser Teint, tief dunkle, eine stille Schwärmerei verrathende Augen, ein schlanker geschmeidiger Wuchs, sanft schwellende Lippen, die bei dem leisesten Lächeln eine Reihe blendend-weißer Zähne enthüllten, und ein glänzend-schwarzes Haar, das sich schlicht, aber voll um die weißen Schläfen legte, erinnerte fast an die Gestalten des Orients. Der junge Däne hatte sich in die Kajüte begeben, um sein Gepäck hinaufbringen zu lassen, da er, wie ich wußte, an der nahen Fährstelle der Insel Langeland das Schiff verlassen wollte.

„Ist jene Insel Langeland?“ fragte mich die Dame schüchtern. Ich bejahte es und setzte hinzu: „Eine schöne Insel! Oehlenschläger nennt sie wohl mit Recht einen in's Meer gefallenen Rosenzweig. Es ist, als wehe er seinen Duft zu uns herüber und selbst, so scheint es dem horchenden Ohre, die langgezogenen Töne einer Nachtigall, die dort im blühenden Dorn singt.“ — „Ich danke Ihnen für die liebliche Beschreibung!“ sagte sie, indem sie aufstand. „Möchte die Insel auch mich Rosen finden lassen!“ Ehe ich dem Sinne ihrer Worte nachfragen konnte, hatte sie sich mit einer freundlichen Verneigung rasch entfernt und eilte nach einer andern Seite des Schiffs.

Ein Ruderboot legte gleich darauf an, und der Baron bestieg es, nachdem wir verabredet hatten, wo und wann wir in Kopenhagen wieder zusammentreffen würden. Er hatte sich schon gesetzt, als ich ihn mit der Miene angenehmer Ueberraschung aufstehen, jener blassen Dame die Hand reichen und die sichtlich Zitternde zu einem Sitze führen sah. Unsere Blicke begegneten sich. Der seinige war fragend, wobei sein Gesicht eine leichte Röthe überflog. „Auf Wiedersehen!“ rief er, als das Boot abstieß. Die Dame sah auf, und ihr Haupt neigte sich leise gegen mich. Das Dampfboot flog nun noch schneller, als wolle es die versäumte Zeit einbringen, längs der Insel dahin. Leser, willst du Buchenwälder in unvergleichlicher Schönheit sehen, so komme zu den grünen Inseln der Ostsee. Langeland endet. Die See wird offener und bewegter. Vor uns zur Linken grünt und glänzt Seeland, die Insel der Inseln, denn sie trägt das Paris Scandinaviens, den Mittelpunkt der Nation. Zwischen Falster und Möen, dem dänischen Rügen, das sich im Dufte der Ferne als ein grün und weiß behangener Opferaltar erhebt, an dessen Fuße die vom Abendscheine gerötheten Dächer des Städtchens Stege wie Blut schimmern, bringt die See unter dem Namen Kjöbebucht tief in das Innere Seelands ein.

Jetzt liegen die Kreidefelsen Moens in röthlich-grauer Verschattung hinter uns, und die tiefblaue Wasserwüste vor uns beschränken goldhelle, langgestreckte, von dunkleren durchbrochene Höhenzüge, von denen sich glänzendhelle, über die dunkle Wasserfläche zerstreute Punkte abheben. Diese Höhenzüge bilden die südliche Küste Schwedens, und vor ihr schweben 30 bis 40 von der sinkenden Sonne beglänzte Segel langsam vorüber.

2. Im Hafen.

Wie die Natur auch in ihrer scheinbaren Ruhe in beständiger Thätigkeit ist, so ist es das Leben solcher großen Städte, welche das pulsirende Herz einer Nation darstellen. Sind es Seestädte, so gilt das Gesagte von ihnen mit noch größerem Rechte. Schon jenseit der dänischen Vierlande, der Insel Amager oder Amack, macht sich die Nähe der Hauptstadt fühlbar. Beladene Waarenkähne, Segelschiffe und Dampfer rudern und ziehen mit geheimnißvoller Eile in derselben Richtung fort und begegnen anderen, welche in das von jenen eben durchschnittene Fahrwasser einlenken, und durch die Luft summt, je nach den wechselnden Strömungen derselben bald stärker, bald schwächer, ein Gemurmel, ähnlich dem leisen Rauschen entfernter Waldungen. Die Thürme Kopenhagens treten allmälig in ziemlich gleichen Zwischenräumen hervor; zur Linken auf Amager der spitze Thurm der Friedrich-Deutsch-Kirche, daneben in Christianshavn der mit einer schneckenförmig aufwärts steigenden Außentreppe umwundene Frelser- oder Heilandsthurm, weiter rechts hinter dem Christiansburger Schlosse der stumpfe Thurm der Nicolaikirche mit der Sternwarte; daran schließt sich der mit vergoldetem Kreuze gekrönte stumpfe Thurm der Frauenkirche, dessen Inneres einen breiten Aufgang in flacher

schneckenförmiger Windung hat. Neben diesem erhebt sich der spitze Thurm der Heiligengeist-Kirche, und den Reigen schließt weiter nordostwärts der Thurm der Trinitatiskirche oder der sogenannte „runde Taarn." Er wurde von Christian IV. für Tycho de Brahe erbaut. Man gelangt auf einem in spiralförmigen Windungen sich schlängelnden Estrich hinauf, der so eben gepflastert ist, daß Peter der Große einst in einem vierspännigen Wagen hinaufgefahren seyn soll. Kopenhagen liegt auf einer weiten Ebene, welche nach dem Innern der Insel von sanften bewachsenen Anhöhen begränzt wird.

Mit ehrfurchtsvoller Scheu umkreist das Dampfboot das von den Wogen umspielte Dreikronenfort, das gleich einem Meer-Cerberus den Eingang zum Hafen bewacht, und die Lünette, die auf versenkten Schiffsrumpfen erbaut ist. Beide sind aufgemauerte Vielecke, durch deren obere Walleinschnitte rings die dunkeln Geschützmündungen hervorragen. Das Dampfboot ankert der Citadelle Frederikshavn gegenüber. Die innere Tiefe des Hafens, der sogenannte Orlogshafen, in welchem die abgetakelten Kriegsschiffe liegen, öffnet sich in seiner ganzen Länge, von Werften, Docks und Magazinen eingerahmt. Er trennt den auf zwei Inseln liegenden Stadttheil Christianshavn, sowie verschiedene mit Marinegebäuden, dem Arsenal und Bauschoppen bedeckte Inseln und Holme von der Alt-, Neu- und Friedrichsstadt, die durch einen sie umfließenden Kanal gleichfalls zur Insel wird.

Die Kriegsschiffe gleichen eben so vielen bedachten Noahsarchen. Aus den Segeltuchdächern, durch welche die Rumpfe vor den Einwirkungen der Witterung geschützt werden, ragen die untern Torsi der Haupt- und Nebenmaste hervor. Dieser Hafen oder vielmehr die Kolosse darin könnten von manchen Triumphen und Niederlagen erzählen. Der Hafen ist das Nest jener „Schwäne", welche einst die Ostsee beherrschten und deren stolze Flügel im Jahre 1807 von denen Altenglands gebrochen wurden. Auf diese Zeit deutet das folgende Bild eines dänischen Dichters:

Ein Seemann stieg auf Dänemarks Strand;
Ein Seemann, grau von Haaren,
Hatte nicht gesehn das Heimathland
Seit vielen, langen Jahren.

Nicht wußt' er, daß erlag die Stadt
Der Briten Feu'r und Brande,
Und wehrlos zog durch's Kattegat
Die Flotte als Verbannte.

Wild krampft' er seine Hand auf's Herz,
Zerdrückte Thrän' auf Thräne
Und starrte, o mit tiefem Schmerz,
Auf's leere Nest der „Schwäne." —

Wo seyd ihr Kleinen und Großen hin,
Ihr stolzen Meeresschwäne!
Ich sah mit Danebrogsflagg' euch ziehn
Blutroth in alter Schöne.

Ihr sucht nicht mehr die frühere Fahrt
Nach eures Feindes Küste;
Ihr zeiget nicht mehr wohlverwahrt
Die harten Eichenbrüste.

Nein, ihr vergaßt den Dänensang,
Der uns zum Sieg geladen;
Ihr donnert mit den Siegesklang
Der britischen Armaden.

Ich habe der Becher viel geleert!
Der letzte brennt, mit Flammen
Gefüllt, und ist des Trunks nicht werth.
Bald bricht mein Herz zusammen.

Wenn einst mein alternd Wrack ihr noch
Verzollt im letzten Hafen,
In's Flaggenstück vom Danebrog
Gehüllt laßt mich entschlafen.

Wann Bootsmann's*) heilige Nacht erscheint
Und ruft auf's Deck die Todten,
Zur großen Must'rung dann vereint
Erschein' ich, wie geboten.

Dann ruft mich, Kinder, glaubt mir's ja,
Der Kapitän zur Seite:
Du alter Adler, bist du da!
Geh ein zur Ruh vom Streite.

Dann führt er selbst mich altes Blut
Zur hohen Hauptkajüte,
Zu Christian, Wessel, Juul und Rud**) —
Jetzt bin ich todesmüde. —

Er sprachs, den weißen Kopf geneigt,
Und auf den Strand hin sank er.
Todt war er, und sein Tod war leicht,
Sein Kopf lag auf 'nem Anker.

3. In der Oestergade.

Der Hafen ist die Pulsader des seemännischen, die westlich in den Alt- und östlich in den Königsneumarkt einmündende Oestergade die des städtischen Lebens. Das fortwährende ameisenartige Drängen, Fahren, Auf- und Abgehen, plaudernde Stehenbleiben und Sichkreuzen hat anfangs für den Fremden etwas Beengendes. Er will die tausenderlei Luxusartikel, welche auf beiden Seiten hinter den Schaufenstern ausgestellt sind, betrachten, aber in jedem Augenblicke wird er von Vorübergehenden gestreift, gestoßen oder gegen die Läden gedrückt. Hat er sich glücklich durch das Gewühl zwischen beiden Trottoirs hindurchgesteuert, gelingt es ihm, durch einen kühnen Sprung sich unter die Fußgänger der andern Seite zu mischen, so muß er auch hier, ohne festen Fuß fassen zu können, dem Strome folgen. Hier erscheint so gut die elegante Dänin im weißen Hute und schwarzer Seidenmantille, wie der Matrose in rother

*) Bootsmann = der Heiland. Kapitän = derselbe.
**) Der König Christian IV. und dänische Seehelden.

Wolljacke und der Dandy, hier Gentile genannt, mit dampfender Cigarre, wie die allerorts gleiche göttliche Grobheit der Hökerinnen in nahem Durcheinander. Die Atmosphäre ist ein wahres Potpourri von Eßbouquet-, Theer-, Obst- und jenen je ne sais quoi Gerüchen, welche eine zusammengedrängte Bevölkerung immer ausathmet. Die wilde Fuge, welche durch die rufenden, lachenden, plaudernden und flüsternden Stimmen entsteht, wird auf Augenblicke durch das ohrbetäubende Gerassel von Wagen und Karren unterbrochen, welche sich durch diese lebendigen Wogen eine nicht ungefährliche Bahn brechen. Den höchsten Grad erreicht dieses Treiben an jedem Abende um die Zeit, wo Tausende dem vor dem Westerthore gelegenen Lustgarten Tivoli entweder entgegen oder von dort zurück in die Stadt strömen. Die gasbeleuchteten Läden strahlen im vollsten Glanze. Vor vielen Fenstern der spärlicher erleuchteten Souterrains prangen milchweiße in rothe Glasscheiben geschliffene Inschriften, und unter ihnen häufig die Worte: Röd Gröd med Flöde, d. h. rothe Grütze mit Rahm, ein beliebtes Volksgericht der Dänen.

Die hinabführenden Treppen sind selten leer. Die wahren Grützköpfe sind die Wirthe, denn sie füllen die eigenen Beutel. Es ist ein Glück für den Fremden, daß diese Fegfeuerstraße zu beiden Enden auf Marktplätze ausmündet, wo er, wenn ihn auch der selten ruhende scharfe Seewind belästigt, doch eine reinere Luft einzuathmen vermag.

4. In Thorwaldsens Museum.

Die Natur steht über der Kunst, denn diese ist nur ihr Reflex und kann zu keiner höhern Meisterschaft gelangen, als der, die der Natur inwohnenden Ideen darzustellen. Mehrere Tage hatte ich mich, meinem Hange zu Kreuz- und Querwanderungen im Grünen hingegeben, auf dem Eilande Gefions umhergetrieben und mußte nun die Vorwürfe dänischer Freunde hören, als ich ihnen gestand, den Kunstschätzen der Stadt bis jetzt fast ganz den Rücken gekehrt zu haben. Mit dänischer Gefälligkeit, von der ich mehrfach Proben erhielt, erbot sich einer derselben, mich zum Museum Thorwaldsens zu begleiten. Wir näherten uns dem neben dem Christiansburger Schlosse gelegenen Museum an einem sonnigen Nachmittage. Es ist ein viereckiges, massives Gebäude mit flachem Dache und in etrurischem Style erbaut. Jede der vier Seiten ist in fortlaufende Quadratfelder getheilt, welche sich unter hohen Bogenfenstern hinziehen. Ein jedes stellt besondere auf des Künstlers feierliche Ankunft im Hafen und seinen Einzug in die Stadt bezügliche Scenen auf farbigem Cementgrunde dar. Die Fronte des Gebäudes, welches vier große Flügelthüren öffnen, und welcher entlang eine Steintreppe läuft, ist oben mit einem bronzenen Viergespann der Siegesgöttin geschmückt, welche wohl, wie eine ähnliche Figur im Innern, den nach dem Kampfpreise ringenden Genius des Künstlers versinnbildlichen soll. Wir betraten das Innere, welches aus vier Räumen besteht, die einen oben offenen, freien, mit Marmorplatten schachbrettartig gedielten Hof einschließen. In der Mitte dieses Hofes ruht, umgeben von seinen Schöpfungen, der Meister, wie der große britische Baumeister Wren inmitten seines großartigen Bauwerks.

Manen Thorwaldsens, des schöpferischen Titanen der grünen Inseln, des modernen Holgers des Dänen, warmherzig, mannhaft, fröhlich und treu, in dessen wunderbar blauem Auge sich der Himmel, in dessen lichtblondem Haare sich die Sonne spiegelte, seyd mir gegrüßt! Schlummernder, der du, unter Tönen geboren, unter Tönen starbst, dessen Geburt der Wogenchoral des Weltmeers zwischen Island und Seeland begrüßte und dessen Geist sich unter Beethoven'schen Symphonien in die Gefilde des Lichts emporschwang, du lebst in deinen Werken, bis die Barbarei die Erde beherrschen wird!

Seine Hülle ruht in einer mit Erde verfüllten ausgemauerten länglichen Vertiefung.

Ueber seinen Gebeinen blühen Rosen und grünt eine dunkle Cypresse, und ein schwarzes Kreuz zu Häupten des Todten nennt dessen Todestag und Jahr.

Beim Eintritte in's Museum, welches mithin zugleich ein antikes Mausoleum ist, gelangt man zuerst in ein großes Vestibulum, aus welchem links und rechts ein Gang sowohl zu den den offenen Hof entlang laufenden Korridoren, als auch zu den hinter den Korridoren mit diesen parallel liegenden Reihen kleiner Zellen oder Kabinete führt, deren Fußboden musivisch gepflastert ist. Dem Vestibulum gegenüber an dem untern Ende des offenen Hofs liegt der sogenannte Christussaal, zu dem man auch, indem der Hof seiner ganzen Länge nach durchschritten wird, gelangt. Auf einer zur Rechten des obenerwähnten Ganges angebrachten Treppe besteigt man die zweite Etage, deren Einrichtung mit der der ersten untern in so weit völlig correspondirt, als die obern Korridore und Kabinete die untern decken. Die Zahl der Kabinete in beiden Etagen beläuft sich auf zweiundvierzig.

In alle diese Gemächer vertheilt und geordnet sind 15 Marmorstatuen, 11 Marmorbüsten, 45 Reliefs in Marmor und eine große Menge vollendeter und unfertiger Statuen, Gruppen, Büsten, Reliefs und Monumente in Gyps. Die Marmorstatuen (unter ihnen besonders eine Hebe, Ganymed mit dem Adler und ein ruhender Löwe*) sind wahre Meisterwerke.

Unter den weiblichen Marmorbüsten verdient den Preis der Schönheit die der dänischen Prinzeß Wilhelmine Marie, und unter den männlichen überhaupt fesseln den Beschauer durch den Ausdruck des Genius die Büsten Byrons, Horace Vernets, Napoleons, Oehlenschlägers und Metternichs. Erwecken schon die Gypsabgüsse des Auferstandenen und seiner Jünger (alle über Lebensgröße) ein unabweisliches Gefühl der Ehrfurcht, so erhöhe man seine Begeisterung im Anschauen der gleichen Gestalten, wie sie in Marmor ausgeführt die Räume der Frauenkirche schmücken. Eine Gruppe im linken untern Korridor wird wohl keinen denkenden Beschauer kalt lassen. Johannes Baptista hält seine Bußpredigt. Um ihn haben sich in verschiedenen Stellungen horchende Gestalten versammelt, römische

*) Es ist ein Modell des sterbenden Löwen, der zu Luzern in Pfyffers Garten in den Fels gehauen liegt.

Krieger in voller Rüstung, bärtige Greise mit sinnend gestütztem Haupte, umschlungene Knaben von wundersamer Schönheit und säugende Mütter.

Was sprechen ihre Mienen? Man sehe selbst, was sich schwer beschreiben läßt. Noch enthält das Museum eine bedeutende Sammlung von Oelgemälden, größtentheils Geschenken lebender Meister an den Künstler, und drunter die namhaften: Riepenhausens Darstellung Rafaels vor dem Papste Julius II.; die Jungfrau in der Schweiz von Koch; Schadows Christus auf dem Wege nach Golgatha; eine Madonna mit dem Kinde von Overbeck, Porträt Horace Vernets von ihm selbst, Riedels neapolitanische Fischerfamilie und andre. Sehenswerth sind auch noch die Sammlungen älterer und neuer Zeichnungen, Radirungen und Kupferstiche und die egyptischen, griechischen und römischen Alterthümer, Vasen, Münzen, Gemmen und endlich Thorwaldsens Bibliothek und Arbeitszimmer.

Das Gebiet, auf welchem Thorwaldsen eine seltene Meisterschaft erlangte, war das mythologische in idealer Erscheinung; denn wenn er sich auch mit Erfolg in plastischen Darstellungen des individuellen Lebens und specifisch christlichen Geistes versucht hat, so führte ihn sein Genius mit entschiedener Vorliebe immer wieder zur idealen Antike.

Es ist behauptet worden, daß er das Charakteristische in den vielen von ihm geschaffenen Büsten seiner Zeitgenossen minder scharf und ausgeprägt dargestellt habe. Der Grund mag darin liegen, daß er sich so sehr in die vorherrschenden Grundzüge der Antike, jene erhabene Ruhe, vor der die Individualität zurücktritt, vertieft, oder daß sein Geist die Einflüsse der edelsten Leidenschaft, der Liebe, nicht empfunden hatte. Alle seine Büsten verrathen eine wenn auch noch so leise Hindeutung zur Antike, als sey seine bildende Hand durch seinen Genius unvermerkt darauf geleitet.

Ich hatte gerade die obere Etage bestiegen und näherte mich der Gallerie, um von da hinab einen Blick in den offenen Hofraum zu werfen, als ich auf dem Boden vor mir etwas schimmern sah. Es war eine Broche, die ohne Zweifel eine der besuchenden Damen verloren haben mußte. Im Begriffe, mich hinunter zu begeben, hörte ich im Hofe Stimmen laut werden: „Zehn Species, mein Herr, wenn Sie mir sie wieder verschaffen!"

„Beruhigen Sie sich, Madame," sagte eine männliche Stimme, „sie wird sich, wenn Sie dieselbe hier im Museum verloren haben, sicher finden lassen." — Ich hatte genug gehört, trat nun rasch an die Brüstung und rief, mich hinabbeugend: „Die Broche ist gefunden!" und eilte die Stufen hinab. Eine ältliche Dame, die ihren jüngern Begleiterinnen vorangeeilt war, kam mir mit hochgeröthetem Gesichte entgegen. Ich reichte ihr mit einer Verneigung die Broche. Sie dankte mir mit rührender Herzlichkeit und rief dann, den Blick mit inniger Freude auf den wiedergewonnenen Gegenstand gerichtet: „O theures Kind, ist mir doch fast, als hätte ich Dich selbst verloren und wiedergefunden!"

Ich hatte in der That den Schmuck bis jetzt noch nicht genauer betrachtet und wurde nun aufmerksam, und ich gestehe, einigermaßen begierig, den Sinn jener Worte zu erfahren. Als ich näher trat, war sie zart genug, meine Absicht zu errathen und reichte mir lächelnd die Broche. Ich sah in einem aus mattem Golde kunstreich gearbeiteten Kranze das Porträt einer jungen Dame, und in demselben Augenblicke trat auch das schwermüthige Antlitz jenes jungen Mädchens, welches bei Langeland zugleich mit dem Baron das Dampfschiff verlassen hatte, so zauberhaft lebendig vor meine Seele, daß ich stutzte. Die Aehnlichkeit war so überraschend, daß ich mit der größten Bestimmtheit und in der festen Ueberzeugung, der Dame etwas Angenehmes mitzutheilen, sagte: „Ich hatte vor einigen Tagen das Vergnügen, das Urbild dieses Porträts zu sehen und dessen flüchtige Bekanntschaft zu machen. Es kann nicht ähnlicher seyn."

Die Dame sah mich groß an. „Sie waren in Roeskilde, mein Herr?"

Ein gleiches Erstaunen sprach aus meinen Blicken, denn ihrer Frage nach schien die Dame entweder sehr zerstreut, oder sie suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenken zu wollen.

„Ich bin ein Fremder und erst vor einigen Tagen hier angekommen. Ich sah jene Dame auf dem Dampfschiffe, welches mich hieher brachte."

Die Dame lächelte. „Dann sind Sie im Irrthume, mein Herr. Meine Tochter (dieses ist ihr Porträt) hat seit einem Jahre Roeskilde nicht verlassen."

„Das sonderbarste Spiel der Natur, das mir vorgekommen! Ohne Ihre Versicherung vom Gegentheile hätte ich geschworen, dieses sey das Porträt jener Dame."

Mehrere Damen und Herren hatten sich uns genähert. Unser Gespräch schien die Begleiterinnen der Dame sehr zu unterhalten, so daß eine derselben mich fragte: „Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, uns zu sagen, ob jenes Frauenzimmer in Kopenhagen landete?"

„Nein, sie verließ das Schiff bei Langeland. Ein Boot führte sie in Begleitung eines meiner Freunde nach jener Insel hinüber."

„Liebe Räthin," rief eine Andere scherzend; „die Sache wird interessant!" Und zu mir gewendet fuhr sie fort: „Sollten Sie es nicht indiskret finden, wenn wir Sie bäten uns den Namen Ihres Freundes zu nennen?"

„Es ist der Baron C. Ich lernte ihn in Kiel kennen."

„Baron C.," rief die Räthin, von der Sache abschweifend. „Also ist der wilde Tourist von seinen langen Reisen wieder zurück? Es wird mich freuen, ihn wiederzusehen. Es ist mir angenehm, in Ihnen seinen Freund zu begrüßen, und wenn ich nicht fürchten müßte," setzte sie verbindlich hinzu; „Ihnen Ihre Zeit zu rauben, würde ich Sie bitten, sich mit eigenen Augen von Ihrem Irrthume zu überzeugen." Sie nannte sich mir als die verwittwete Etatsräthin v. W., und ich überreichte ihr meine Karte und versprach ihr, mit dem Baron, sobald er, wie er mir versprochen habe, hier angekommen seyn werde, einen Ausflug nach Roeskilde zu unternehmen. Die Dame empfahl sich unter nochmaligen Versicherungen ihres Dankes.

Eine Empörung zur See auf einem Deportirten-Schiff.

Erinnerungen aus dem indischen Ocean.

1.

Es ist nun etwa zwei Jahre her, daß der Dschämsitjsih Dschidschibhoy, ein aus Teakholz erbautes verl[illegible] Dampftransportschiff, von Singapore auslief mit einer [illegible] Hindus, welche wegen verschiedener Verbrecher zur Deportation nach den Andamanen-Inseln verurtheilt waren. Dieses Transportschiff führte den Namen seines ursprünglichen Eigenthümers, des wohlwollenden Parsih-Kaufmanns, und war von der britischen Regierung gemiethet werden um die eingebornen Verbrecher an ihren Strafort zu bringen, und ein höchst sonderbarer Schlag von Menschen füllte daher die Zwischendecke des Schiffs am Abend jenes Junitags 1862, an dessen Vorabend das Schiff in See gestochen war.

Die ersten Stunden nach dem Auslaufen aus dem Hafen sind immer voll Getümmel und Aufregung; es gilt Taue aufzurollen, Ladung noch zu verstauen und an Ort und Stelle zu schaffen und dgl. Die Leute bedürfen noch immer einiger Stunden, um der Freiheit zu vergessen, die sie am Lande gehabt haben, und zur rechten Disciplin zurückzukehren. Allmählig aber findet sich jeder wieder in seine rechte Fuge hinein, die Segel schwellen, die Taue werden stramm, die Schaufelruder arbeiten, das Schiff macht seinen Kurs, vergißt das Land und läuft stetig und beharrlich seinem Bestimmungsorte entgegen.

Diese Umwandlung, dieses Einpassen in die gewohnte Ordnung hatte auch am Bord dieses Transport-Dampfers stattgefunden. Der Zimmermann war emsig daran, den Weg durch die Luken in das Zwischendeck herzurichten, wo die Schlafstellen der Gefangenen lagen; der zweite Maat beaufsichtigte die Verbringung von Vorräthen aus dem einen Theile des Raums in den andern; die Matrosen waren mit dem Zusammenspliezen und Knoten von Tauen, mit Fegen und Scheuern des Verdecks beschäftigt; der Schiffsarzt zankte mit dem „loblolly boy," dem „Jungen für Alles," einem hochaufgeschossenen, ungelenken, sommersprossigen schottischen Bengel namens Sandy Patterson, der immer über einem alten Exemplar des Handbuchs für Seeleute brütete, wenn er Recepte hätte ausführen sollen, und der Schiemann knuffte den Schiffsjungen Jack Davis, einen wackern kleinen Burschen, der nur eine gute Dosis Muthwillen besaß.

Das Schiff war einem großen Meeresvogel zu vergleichen der ehe er das Land endlich verläßt, zuvor noch auf irgend einem Vorlande sich niederthut, um seine Schwungfedern zurecht zu legen und sein Gefieder für die lange Fahrt zu glätten. Die großen weißen Segel fielen eines um das andere von den hohen Raaen herab, das Fahrzeug schwamm lustig auf den großen Wellen, fröhlicher Zuruf erscholl vom Vorder- bis zum Hintersteven; des Schiemanns Pfeife tönte schrill und schellend; das Fahrzeug begann vor einem so frischen Winde, als ihn der Kapitän nur in seinem Rücken wünschen konnte, zu „spazieren," wie es die Seeleute nennen.

Die verurtheilten Verbrecher an Bord waren Fanatiker vom Stamme der Sikhs, vorzugsweise aus Lahore und Amritsee, lauter Anhänger jenes vorgeblichen Propheten Beluh Singh, der nahezu einen Aufstand im Pendschab hervorgerufen hätte. Dieser Kerl, von Profession ein Schneider, hatte sich für den schon vor sechszehn Jahren verstorbenen Beluh Singh, den Stifter der Sekte, ausgegeben und wollte von den Todten auferstanden seyn, um den strengen Kastenunterschied, das Verbrennen und Begraben der Wittwen mit ihren Männern und die Vertreibung der Engländer zu predigen, was natürlich in deren Augen ein Kapitalverbrechen war. Die Anhänger dieses gefährlichen Propheten trugen schwarz und gelbe Turbane, Rosenkränze von weißer Wollenschnur, übten sich in den Waffen und bedienten sich der Worte „Wah Guru" als mystischer Losungsworte. Das einzige Gute an der deportirten Sekte war, daß sie auf Mäßigung, Reinlichkeit und Wahrheitsliebe drang; in jeder andern Beziehung waren diese fanatische Hindus ebenso sinnliche, blutdürstige und verrückte Hallunken, wie sie nur jemals mit dem Namen der Religion Mißbrauch getrieben. Sie waren schon mehrere Tage bevor das Schiff aus dem Hafen ausgelaufen, an Bord desselben gewesen unter der etwas lockern Bewachung des zweiten Maats, eines blutjungen Menschen, dem die Gesellschaft, welcher das Schiff gehörte, allzuvorzeitig eine solche verantwortliche Stellung anvertraut hatte.

Es war um die Zeit des Sonnenuntergangs, und das weite Meer bot ein Schauspiel dar, wie man es nur unter jenem Himmelsstriche sehen kann: einen jener vulkanischer Ausbrüche von goldener Flamme, von Strömen von Carmoisin, von Wellen von purpurnem Feuer, von Regenbogenstrahlungen in Grün und Gelb, welche den ganzen westlichen Himmel überziehen und den Ocean in einen Strudel von Blut verwandeln. Die Farbenglut färbte das ganze Takelwerk und alle Planken des Transportschiffes und überfluthete die Wände der Staatskajüte, in welcher sich die Offiziere gerade zur Hauptmahlzeit niedersetzten. Es waren der erste Maat, der Schiffsarzt, der Schiffskaplan und die beiden Fähndriche des Soldatenpikets, dem die Bewachung der Deportirten anvertraut war. Die Offiziere waren insgesammt lustig und guter Dinge, und saßen schon bei der zweiten Schüssel, einem kolossalen, köstlich duftenden Rinderbraten, als Patterson, der Apothekerjunge, eintrat und dem Kapitän etwas ins Ohr flüsterte. Dieser warf Messer und Gabel ärgerlich hin und rief: „Wie? schon wieder? He Jobson," wandte er sich an den ersten Maat, „nehmt 'mal den Braten hier zu Euch und transchirt! Unser einer hat doch Tag und Nacht keinen Augenblick Ruhe; der Kapitän eines Schiffes ist doch jedermanns Hundejunge." Man hörte draußen ein Geheul, und gleich darauf trat der Kapitän mit zornrothem Gesicht wieder ein. „Es war wieder ein blinder Lärm," sagte er unmuthig; „meiner Treu, ihr Herren, da ruft mich der dumme Junge Patterson hinaus und sagt mir, es drohe eine Meuterei unter den Gefangenen auszubrechen. — Wie so?" fragte ich. — „Weil ich sie die Köpfe zusammenstecken sah und flüstern hörte," versetzt der Junge so kalt wie mög-

lich. — 'Dummkopf! Landlubber!' sag' ich und zieh' ihm eins mit dem Rücken der Hand herüber; »was für einen Schaden sollen Nigger, die ich über das Knie abbrechen könnte, durch Flüstern anrichten? Laß sie flüstern und tüscheln; und wenn Du mir noch einmal kommst und mich mit Deinen albernen Befürchtungen belästigst, dann laß ich Dich beim Wetter kielholen.'«

»Hm, ei ei, das ist doch seltsam!« sagte der Kaplan; »heute früh als mir Davis den Kaffee in meine Koje brachte, sagte er mir, er scheue sich es dem Maat mitzutheilen, aber er sey überzeugt, daß sich unter den Hindus irgend eine Teufelei verbreite. Er versicherte mich, einer der Matrosen habe gesehen, daß der Radschah, wie sie ihn nennen, die eine Hand beinahe aus seinen Handschellen gezogen habe.«

»Unsinn,« meinte der Maat; »ich habe um acht Glasen noch selbst alle Handschellen untersucht. Die Jungen sind die Pest des Schiffs mit ihren albernen Märchen und Geschichten. Wenn ich sie wieder in der Nähe der Gefangenen sehe, so sollen sie mir den ganzen Tag den Mast kratzen.«

»Crawford und ich schlafen immer mit den Revolvern unter unseren Kissen,« sagte der zweite Fähndrich; »auch steht eine Schildwache Tag und Nacht an der Thüre der Gefangenen.«

Der Kapitän äußerte sich sehr geringschätzig über die Möglichkeit einer Meuterei, und vermaß sich, wenn die Hindus je aufrührerisch würden, sie mittelst der Schiffsfeuerspritze in fünf Minuten zur Ruhe zu bringen. Die Mahlzeit und der ganze Abend gingen ruhig vorüber; die Befürchtungen des jungen Patterson schienen ganz grundlos gewesen zu seyn.

In der darauf folgenden Nacht, mitten in der dunkelsten Finsterniß, ward der Schiffsjunge Davis der in der Kambüse (Schiffsküche) eingeschlafen war, durch ein heftiges Musketenfeuer, ein Plätschern von über Bord geworfenen Körpern, ein Säbelgeklirr, Geschrei und Heulen und Wimmern aufgeweckt. Während er noch unschlüssig und erschrocken dalag, packte ihn eine haarige hagere Hand am Arm und eine Stimme, welche er als diejenige von Patterson erkannte, flüsterte ihm zu: »He, Davis, die schwarzen Schurken haben sich empört und alle an Bord niedergemacht bis auf uns und die Heizer, — drei Heizer, die sie jetzt in die Staatskajüte treiben. Sie haben eine Wache an den Maschinenraum gestellt. Ich stolperte so eben über den Kapitän der an der Leiter der Kampanje niedergemacht worden ist. Ach du lieber Himmel, was soll aus uns werden! Davis, der liebe Gott ist groß und gut, und erhält das Meer in seiner hohlen Hand; er ist ein starker Thurm und eine Burg! Laß uns beten, Davis, denn da kommen sie schon!«

Ein Dutzend Schiffslaternen näherten sich ihnen schnell, und im nächsten Augenblick waren die beiden Jungen in den Krallen eines Dutzends Hindus, deren weiße Röcke ganz mit dem Blut der Erschlagenen bespritzt waren. Die schwarzen Fanatiker waren so eben im Begriff ihre knieenden Opfer mit den Bajonetten niederzustoßen, als ihr Anführer, der sogenannte Radschah, erschien, mit dem Säbel ihre Waffen beiseite schlug und das Losungswort seiner Sekte: »Wah Guru!« ausstieß. — Der Radschah war ein fetter Hindu mit einem glatten Gesicht, kleinen halbgeschlossenen Aeuglein und einem grausamen Zug um den Mund; er hatte des Kapitäns Doppelfernröhre umgehängt und dessen goldene Uhrkette um seinen schwarz und gelben Turban gewunden. Davis klammerte sich an seine Kniee an und flehte ihn um sein Leben.

»Ruhig, ruhig, Jack,« sagte Patterson zu ihm, aber ohne sich nach seinem Gefährten umzusehen, »laß mich allein mit dem blutdürstigen Teufel, und ich will bei ihm ein paar Worte in seinem eigenen Kauderwelsch anbringen, die ich in Singapore aufgeschnappt habe. Sie sollen uns die Hälse nicht umdrehen, wenn ich es richten kann. Nur ruhig, wir müssen guten Muth beim schlechten Markt haben. Sprich freundlich mit ihnen und schrei nicht, als ob Du schon ein Dutzend Messer in Deinem Wanst hättest.«

Patterson war ein derbknochiger schottischer Junge, von ungeschlachtem Aussehen, rothen Haar, mit großen Füßen, an einem Beine hinkend; aber er war ein wackerer, besonnener, schlauer Bursche und vergaß seine eigene Gefahr über der Besorgniß um seinen jüngern Gefährten. Er äußerte diese Ermahnungen nicht in Einem Athem, sondern bruchstückweise, während sie beide nach der Staatskajüte geschleppt wurden, wo Beluh Singh nun seinen Sitz aufgeschlagen hatte. »Fasse Muth, Jack,« sagte er; »Du weißst ja noch, wie David der Sohn Jesse den großen Riesen Goliath mit einem kleinen Bachkieselstein erschlagen hat.«

»Ich fürchte mich nicht, Sandy,« versetzte der kleine Schiffsjunge mit erglühender Wange; »ich bin nur ein wenig erschrocken. Sieh' nur, die mörderischen Schurken haben auch den armen Jobson lebendig gekriegt. Gott steh ihm bei! was für einen Hieb hat er über die Stirne!«

In der Kajüte saß, den einen Fuß auf die Leiche des ermordeten Kapitäns gesetzt, der fanatische Häuptling Beluh Singh, ein langer hagerer Mann mit starren Leichenaugen, einem aschfahlen Leichengesicht, blauen Lippen und langen, hageren, zusammengeschrumpften Händen. Aufrecht saß er da, keine Spur von irgend einem menschlichen Ausdruck auf seinem Gesicht, und spielte die Rolle eines von den Todten Auferstandenen ganz vortrefflich. Ein Haufe von etwa vierzig vor Aufregung beinah wahnsinnigen Hindus stand um ihren Anführer her mit brennenden Kerzen, Enterpiken, blutigen Säbeln und noch rauchenden frisch abgeschossenen Musketen in den Händen.

„Bete ihn an, bete Beluh Singh an!" riefen die Hindus als sie den unglücklichen Jobson zu den Füßen ihres Häuptlings hinschleppten. Der wackere Seemann stand ganz aufrecht und furchtlos da. »Ich will verdammt seyn, wenn ich das thue!« sprach er und spukte die Tabaksbrühe seines Prümchens auf den Boden. Der Häuptling machte mit seiner Rechten eine Kreisbewegung, und der Maat ward aus der Kajüte geschleppt; man hörte eine Rauferei, einen Schrei und einen Pistolenschuß, und dann war alles stille — »Wah Guru!" schrien die Fanatiker aus Einem Halse. — „Wah Guru!" sagte Beluh Singh mit einer Stimme, die aus einem Grabe

herauszutönen schien; „so müssen die Ungläubigen zu Grunde gehen!“

Ein Hindu mit einer Wieselphysiognomie, hager wie ein Mädchen, und das grausame tückische Gesicht beinahe ganz verdeckt von langem, straffem, schwarzem Haar, packte Patterson am Kragen und schleppte ihn zu Beluh Singh's Füßen.

„Leb' wohl, Jack!“ sagte Patterson mit betrübter Miene und drückte seinem Gefährten die Hand; „jetzt ist es um mein armes Hirn geschehen! die blutdürstigen Teufel! Aber der liebe Gott ist noch über uns und ich will wenigstens um mein Leben ringen!“

Hadschi Hanna, der dicke Schuft den wir bereits als Nadschah kennen gelernt haben, trat vor, vergrub seine fetten Finger in des Jungen rothes Haar und erhob ein Transchirmesser, das er aus des Stewards Speisekammer geholt hatte. „Sohn des Himmels,“ redete er das Haupt der Sekte an; „laß uns diese Ungläubigen der Göttin Khalih opfern; sie hat uns befohlen Land und Meer zu säubern von diesen Unreinen, welche deine Auferstehung läugnen!“

„Nun gute Nacht, altes Aberdeen! der Herr erbarme sich meiner!“ seufzte Patterson; dann blitzte ein plötzliches Feuer aus seinem Auge und vorwärts springend ergriff er das Gewand des falschen Propheten und rief in gebrochenem Hindustanisch: „Beluh Singh, Sohn des Himmels, ich bete dich an! — Sey guten Muthes, Jack,“ flüsterte er dann seinem Gefährten leise zu; „so etwas ist schon öfters dagewesen; denke an Naaman wie er sich im Hause Rimmons niederwarf! — Es ist nur Ein Gott und Beluh Singh ist von den Todten auferstanden um sein Prophet zu sein!“ setzte er laut und auf Hindustanisch hinzu.

„Laßt ihn los — er ist einer von den unsrigen! Wah Guru!“ schrie Beluh Sinkh.

„Wah Guru!“ schrieen seine Anhänger. Hadschi Hanna stülpte einen schwarz und gelben Turban auf Pattersons Kopf und schlang den Strick mit den mystischen Knoten um seinen Leib.

Patterson zog nun auch Jack heran und sagte: „Dieser Knabe da ist ebenfalls ein Gläubiger; die Wunder, welche heute geschahen, haben uns beide überzeugt. Beluh Singh, Sohn des Himmels, wir sind deine Sklaven!“

Abermals erhob sich der Ruf „Wah Guru,“ dann sagte der leichenhaft aussehende Häuptling: „Söhne der Ungläubigen, die der Himmel vor dem Fluch eures Stammes bewahrt hat, euer Leben ist euch zurückgegeben. Hadschi Hanna, bekleide diese jüngern Bekehrten mit dem Turban und dem Stricke; diese Neubekehrten werden uns helfen das verfluchte Schiff zu führen und zu leiten.“

„Alter schwatzhafter Esel!“ murmelte Patterson und schrie dann aus Leibeskräften Wah Guru, bis ihm der Athem fehlte.

„Ihr bleibt hier unten bis wir eure Treue erprobt haben!“ sagte der Häuptling aufstehend; „ihr sollt uns bedienen und das Schiff steuern. Khalib ruft noch immer um Opfer. Kommt, Hadschi Hanna! kommt, meine Schüler! kommt und laßt uns das Werk vollenden!“ Mit diesen Worten verließ der Anführer mit seinen fanatischen Anhängern die Kajüte, Hadschi Hanna blieb aber noch einen Augenblick zurück, packte jeden der beiden Jungen mit einer Faust an der Kehle und rief mit einem wilden Blick seiner blutunterlaufenen Augen: „Hütet Euch vor Verrath, oder ihr sterbt von meiner Hand! Ihr seyd nun Anhänger des großen Beluh Singh, des Sohnes des Himmels; Ich stelle zwei Bewaffnete an die Kajütenthüre; wenn ihr einen Schritt aus der Kajüte wagt, werdet ihr niedergeschossen und als Haifischfutter ins Meer geworfen!“ Er schlug die Thüre hinter sich in's Schloß, verschloß sie und hieß zwei seiner Leute mit schußfertigem Gewehr davor Schildwacht stehen.

Sobald sie allein waren, sprang Patterson auf und schloß Jack in seine Arme. „Gott sey mit uns und vergebe mir die schwärzeste und dickste Lüge, die mir nur je in meinem Leben über die Lippen gegangen! Jener verfluchte Same des Satans, jene rasenden gottverlassenen Gotteslästerer, jene kehlabschneiderischen Söhne Belials sollen mir's büßen! Geschwind, Davis, hilf mir mit diesem Tisch, damit ich durch das Hochlicht hinaufblicken und nach ihrem Treiben sehen kann! Hörst Du, Junge, wie es diese Teufel treiben? Sie haben wieder einen von unseren armen Matrosen im Takelwerk entdeckt und hetzen ihn nun zu Tode wie die Hunde eine Ratte!“ Patterson hatte kaum eine Weile durch das Hochlicht gesehen, so ballte er die Fäuste und der Schweiß rann ihm von der Stirne; man hörte wie ein schwerer Körper über das Verdeck hingeschleppt ward, und dann ein Klirren von zerbrochenem Glase. Patterson theilte seinem Kameraden mit, daß die Wütheriche den armen Steward oder Proviantmeister an den Mast gebunden hätten und mit Champagnerflaschen nach ihm würfen; der Arme habe die Hände gefaltet und sey ganz mit Blut überströmt. Als droben ein wildes Geschrei ertönte, sprang Patterson mit einem Angstschrei vom Tische herab, sank auf einen Stuhl und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. „Jack,“ sagte er endlich und blickte verstört auf, — „so wahr ich von Brod lebe, es wäre eigentlich unsere Pflicht, das Schiff in Brand zu stecken und diese Elenden zu verbrennen. Es wäre für uns besser gewesen, wenn wir ihren Propheten verflucht hätten und als Märtyrer gestorben wären!“

„Nicht doch, lieber Sandy,“ versetzte Jack und schmiegte sich an ihn an; „denk' an David! der liebe Gott hat uns nicht ohne Absicht gerettet; es gibt manch trüben Morgen, aus dem doch noch ein schöner Tag wird.“

„Hast recht, Junge; hast ganz recht,“ sagte Patterson; „komm' und kniee nieder und laß uns den Herrn Jerovah preisen, daß er uns gerettet, und ihn bitten, er möge unseren Händen Stärke und unserm Hirn Weisheit verleihen, damit wir jene Belialskinder hintergehen!“

2.

Das grausame Gemetzel war nur allzu vollständig gewesen; die Hindus hatten nur zwei Matrosen übrig gelassen, die nun am Steuerrade stunden, umgeben von sechs Bewaffneten mit gezogenen Säbeln. Auch die Heizer im Maschinenraum waren verschont worden, um die Oefen zu bedienen, weßhalb jedoch an der in den Maschinenraum hinunterführenden Luke ein Dutzend Männer mit geladenen Gewehren gelagert waren. Die Leichen der Erschlagenen hatte man über Bord geworfen, den Haien zum Futter, und die Verdecke gewaschen. Drei oder vier von den Malayen, welche Seeleute gewesen, waren in das Takelwerk hinaufgestiegen, um ein Segel einzureffen, denn man hatte den Kurs des Schiffes geändert, und der leichte Wind, welcher von jener Seite wehte, war nun der Fahrt ungünstig. — Der Häuptling und etwa zwanzig von den Fanatikern verzehrten ihre einfache Mahlzeit von Reis und Curry in der Hauptkajüte. Patterson und Jack bedienten sie mit erheuchelter Unterwürfigkeit, und wurden wiederum von dem mißtrauischen Hadschi Hanna scharf beobachtet. Nur ein einziges Mal gelang es Patterson, als er eine Schüssel abhub, an Jack heranzukommen und ihm zuzuflüstern: „Wenn ich nur in des Doktors Koje gelangen könnte! ich wollte mir so viel Arsenik verschaffen, um all diese Ratten in einer halben Stunde zu vergiften; aber sie werden mich nicht außer Augen lassen.“

Ein Geheul wie von einem wilden Thiere schreckte die Jungen aus einander, und Hadschi Hanna packte Patterson am Arme und rief: „He Rothkopf, Du hattest die Arzeneien des Halim (Arztes) unter Dir, nicht wahr? wo sind sie? Der Sohn des Himmels verlangt Opium; schaff' es binnen einer halben Stunde an oder Du bist des Todes!“

Dem schottischen Jungen hüpfte das Herz beinahe vor Freuden in der Brust; er warf sich vor dem Hadschi nieder und rief: „Sohn des Gläubigen, ich weiß wo das Opium ist; allein es ist nicht zubereitet; laß Deinen Diener es herrichten; einer Deiner Leute kann mit mir gehen und mit den Waffen in der Hand bei mir stehen, bis es fertig ist!“ — „Geh', und Du, Jassaktschi, gehst mit ihm,“ versetzte der Hadschi; „laß uns den Traumerzeuger haben, welcher das Herz des Propheten und seiner Anhänger erfreut.“

Als Patterson weggegangen war, faßte auch Jack guten Muth und Hoffnung auf Befreiung trotz ihrer verzweifelten Lage. Es war übrigens ein Glück für ihn, daß er die Sprache der Fanatiker nicht verstand, denn diese sprachen so eben von dem angerichteten Blutbad, und jeder rühmte sich der Morde, die er dabei begangen, und der grausamen Verstümmelungen

der Erschlagenen. Endlich brachte Patterson das zubereitete Opium, dessen Anblick die Mörder mit einer wilden Freude erfüllte, und Jack mußte die zwanzig oder dreißig Thonpfeifen der erschlagenen Matrosen holen, die nun in Opiumpfeifen verwandelt wurden. Jeder nahm sich ein Stückchen von dem großen Kuchen des schwarzen feuchten Teigs in seine Pfeife, steckte ein Stück brennender Holzkohle dazu, und suchte sich mit Kissen und Teppichen ein Lager zurecht zu machen, um der Wonnen des berauschenden Schlafes zu genießen. Bald lagen der schweigsame Häuptling und alle seine Anhänger mit den Pfeifen im Munde rauchend und halb verzückt umher. Patterson beobachtete sie mit den Augen eines Raben, der ein krankes Lamm belauert. Jack war athemlos, weil er sah, daß Patterson irgend einen Anschlag beabsichtigte, dessen Vereitelung er fürchtete. Das Opium war sehr kräftig, einer um den andern hörte zu sprechen auf und versank in träumerische Ruhe, dehnte sich mit stieren weitaufgerissenen Augen auf seinen Kissen und hielt die Pfeife noch fest im Munde. Einige versuchten aufzustehen, die Hand an das Gefäß ihrer Säbel gelegt, aber sie sanken schnell wieder in die Kissen zurück; die meisten aber versanken, wie der Häuptling, Hadschi Hanna und Jassaktschi, langsam in eine tiefe Erstarrung, die sich vom Tode nur durch das schwere laute Athmen unterschied.

Patterson und Jack standen am Büffet, umgeben von etwa zwanzig bewußt- und hülflosen verzückten Schläfern. »Es geht alles gut, alles nach Wunsch,« flüsterte Patterson leise seinem Gefährten zu, als fürchtete er, die schlafenden Mörder zu wecken; »der Papaver dioscorides und die Drachme Morphin haben ihre Schuldigkeit gethan. Mit einer etwas stärkern Dosis hätte ich die ganze blutdürstige Bande in die Hölle schicken können, aber ich halte es für besser, sie für einen englischen Galgen aufzusparen. Allein unsre Arbeit ist noch nicht halb gethan, Jack; geschwind, sammle die Pfeifen ein, denn wir müssen sie frisch gestopft den Wächtern am Steuerrade und an der Luke des Maschinenraums bringen, damit wir diese ebenfalls einschläfern.« — Die beiden Jungen nahmen nun die Pfeifen und brachten sie frisch gestopft und mit den brennenden Kohlen den anderen Hindus, welche begierig und mit lautem Wah Guru darüber herfielen, als Patterson zu ihnen sagte: »Brüder im Glauben, der Prophet hat euch zwei Stunden des Himmels in diesen Opiumpfeifen geschickt; die Ablösung wird wieder aufwachen, ehe euer Schlaf beginnt; nehmt die Pfeifen und dankt Gott, daß er seinen gesegneten Propheten gesandt hat!« In wenigen Minuten übte das unwiderstehliche Narcoticum seine Wirkung, und das ganze Verdeck lag voll schlafender Männer. Jetzt schien Patterson plötzlich ganz verrückt geworden zu seyn, denn er packte Jack um den Hals, tanzte mit ihm herum, schrie und jubelte sang und sprang, rannte ein Stückchen weit die Wanten hinauf, kam dann wieder herunter, rannte auf die beiden Matrosen am Steuer zu, zog sie auf ihre Kniee nieder und schrie: »Nieder mit Euch, Johnson, und mit Euch, Jarvis, und mit Dir, Jack! Danket alle Gott, daß er unser gutes Schiff aus den Händen der Philister errettet hat! Hieher, laßt mich eine Weile die Stelle am Steuerrad einnehmen und den Kurs des Schiffs nach Singapore zurück bringen, während ihr hingeht und euch die gottverlassenen Belialssöhne ansehst, welche alle wie vergiftete Fische in der Staatskajüte liegen, Dank der Morphin-Auflösung und dem Papaver dioscorides, die ich ihnen gereicht habe!«

»Bah, Du wirst doch nicht sagen wollen, daß Du das zu Stande gebracht hast?« rief Johnson. — »Sandy, Du bist toll geworden!« sagte Jarvis. — »Nein, Leute; kommt und seht nur selber!« sagte Jack und erfaßte sie an den Händen, als ob sie Kinder wären; »kommt nur her und seht, was der wackere Sandy gethan hat, und ruft auch die Heizer herauf, alle die drunten am Feuer entbehrlich sind, und stimmt ein Hurra an, denn das Schiff ist nun unser, und wir haben den Schurken die Schlinge um den Hals gelegt.« — Die beiden Matrosen kannten sich kaum vor Freude, als sie sahen, wie die Hindus durch das Opium zugerichtet waren, und daß sie den Beluh Singh wie einen Holzblock herumwerfen konnten, ohne daß er erwachte.

»Das hat der Junge brav gemacht,« sagte einer der Heizer, und Jarvis meinte: »der Junge wird noch einmal Admiral, oder ich heiße nicht Jarvis!« — »Hm, bin ich's einmal erst, so soll Jack mein Postkapitän werden,« versetzte Patterson; »aber jetzt nur geschwind, Jungens! ich kommandire nun, und Geschäft geht vor dem Vergnügen. Holt nun ein paar Rollen solider neuer Stricke herbei, bindet die Kerle an Händen und Füßen und werft sie in den Raum. Nehmt ihnen aber alle Messer und Pistolen weg, und durchsucht ihnen die Taschen; dann verrammelt die Luken und Jack und ich wollen davor Schildwacht stehen und den Elenden unsere Meinung sagen, wann sie wieder zur Besinnung kommen!«

»Meiner Treu, ich möchte es wohl sehen, wenn sie wieder aufwachen,« meinte Jarvis; »der alte Hulla Balu wird dann glauben er sey wieder gestorben.« — Johnson aber nahm die Sache ernster: beim Anblick des blutdürstigen dicken alten Radschah fielen ihm alle die armen Weißen ein, welche dieser Wütherich erschlagen hatte; er nahm daher einen Revolver und wollte ihm den Kopf mit einer Kugel zerschmettern. Patterson aber fiel ihm in den Arm, entwand ihm den Revolver, den er in eine Seitenkajüte warf und sagte: »Komm, Johnson, kein unnöthiges Blutvergießen! keine Meuterei, Jarvis! Ich sag' Euch, ich lasse keinem von ihnen ein Haar auf seinem Haupte krümmen, denn sie sollen auf einem andern Wege für ihre Verbrechen büßen. Wir wollen nicht Mord mit Mord vergelten. Erinnert euch an den Spruch der heiligen Schrift: 'Die Rache ist mein; ich will vergelten, sagt der Herr!' — Legt Hand an Einen von diesen Männern, Jarvis, und ich werde Euch niederschießen wie einen tollen Hund, Jarvis!«

»Meiner Seele!« brummte Jarvis; »ich will mich hängen lassen, wenn Sandy nicht ein Gemisch von einem Pfarrer und einem König der Sandwichsinseln ist; aber ich denke, ich muß ihn schon gewähren lassen, denn er hat uns aus der Tinte gezogen!«

Die opiumberauschten Schläfer wurden gesammelt, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und die Füße zusammen geschnürt und sie auf ziemlich unsanfte Weise wie Baumwollenballen in den Raum hinabgeworfen, und Jarvis insbesondre gab sich gar keine Mühe, die Bursche artig zu behandeln. Es kostete zwei Tage, das Schiff mit dieser ungenügenden Bemannung nach Singapore zurückzubringen, und die Gefangenen mußten während dieser Zeit beinahe fasten. So klein aber die Bemannung auch war, so genügte sie, Dank Patterson's Energie, dennoch, um jeden Fetzen bunten Flaggentuchs der nur auf dem Fahrzeug war, eine Stunde vor dem Einlaufen in den Hafen von Singapore auszusetzen. Es ward bald bekannt, daß eine Meuterei an Bord des Transportschiffs stattgefunden habe, daß aber durch den Muth und die Klugheit der beiden Jungen: des Kajütenjungen und des Doktorsjungen, die Meuterer ergriffen und das Schiff ihnen wieder abgenommen worden sey.

Eine Stunde nach der Ankunft des Transportschiffs standen Patterson und Davis erröthend und doch seelenvergnügt vor dem Hafenmeister und mehreren Offizieren und Beamten, welche herbeigekommen waren, um dem Verhör der Gefangenen anzuwohnen. Bleich und wuthblickend standen der Prophet und seine Anhänger in dem Schuppen neben dem Hause des Hafenmeisters, bewacht von einer Abtheilung englischer Soldaten.

»Und nun sag' uns 'mal, mein wackerer Junge,« fragte der Hafenmeister, — »auf welche Weise es Dir so meisterhaft gelungen ist, diese mörderischen Schwarzen zu überlisten?«

»Jenun, es war nur der Papaver dioscorides,« erwiderte Patterson und zupfte verlegen an der Troddel seiner schottischen Mütze; »ich war des Doktors Junge an Bord des Dschämsitschib, und wenn ich nicht im Wort Gottes las oder im Seemanns-Handbuch, so studirte ich die Beschaffenheit der Kräuter, Mineralien und Arzeneien, ohne zu ahnen, wie sehr mir diese Kunde dereinst noch zu statten kommen werde gegen diese Belialssöhne.«

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Die Pathenkinder.

Eine Geschichte, von Otfrid Mylius.

1.

„Eingestiegen!" rief der große Portier des NW. Bahnhofs zu F. in den Wartesaal herein, dessen Thüre er von außen öffnete, und das Wettrennen der Passagiere um die Plätze in den Waggons begann. Die Lokalkundigen allein zeigten keine Eile, denn sie wußten sehr gut, daß es mindestens noch eine Viertelstunde bedurfte, bis sich der Zug zur Abfahrt anschickte.

„He, Herr Portier," sagte ein ältlicher wohlbeleibter Herr, welcher mit einer leichten Reisetasche, einem Sitzkissen, Krückenstock und Schirm die gewundene Treppe hinunterstieg; „könnten Sie mir gegen Geld und gute Worte wohl ein Coupé für mich allein verschaffen?" — Der Portier ließ einen flüchtigen Blick über den Herrn hingleiten, und versetzte dann, von der Besichtigung befriedigt, sehr gefügig: „Oh, warum denn nicht, gnädiger Herr? zwar wird es schwer halten, denn der Fünf-Uhr-Schnellzug ist immer sehr voll!" — „Jenun, seyn Sie so freundlich und versuchen Sie Ihr Heil," gab der Herr zur Antwort und ließ einen blanken Gulden in die Hand des Portiers gleiten; „ich reise nach N., und bin nicht gern in einem vollen Waggon mit schwatzenden Commisvoyageurs oder bauschigen Crinolinen; ich bin ein Mann, der seine Ruhe liebt!" — „Zweiter Klasse?" — „Ja, Herr Portier." — „Na, dann nur hier herein, gnädiger Herr, und lassen Sie gleich den Vorhang herunter!" versetzte der Portier.

Das alles geschah; der alte Herr nahm aus der Hand des Dienstmannes, welcher ihm folgte, seinen Ueberzieher, Reisepelz und einiges Handgepäcke, ordnete dieses mit sorglicher Hand auf den drahtgeflochtenen Netzen über den Sitzen, und richtete sich dann in seiner Ecke so behaglich ein wie jemand, der herzlich müde und der Ruhe bedürftig ist, und sich nun auf ein Schläfchen freut. Im Bewußtseyn seinen Zweck erreicht zu haben, sah der ältliche Herr jetzt mit einer beschaulichen Neugier in das Treiben auf dem niedrigen Perron neben dem Einsteiggeleise, wo sich alle möglichen Menschenkinder durcheinander trieben, denn es war um die Mitte Septembers, wo viele Leute von ihren Bade- und Sommerreisen im Süden wieder heimwärts gen Norden eilten oder noch zu einem flüchtigen Besuche in die Spielbanken- und Luxusbädern der Landgrafschaft Rouge-et-Noir, des Herzogthums Trente-et-quarante oder des Fürstenthums Rien-ne-va-plus fuhren, Andere zur Messe nach Leipzig eilten und sonstigen Geschäften nachgingen. Jetzt rasselte das Schloß der Wagenthüre an dem Coupé des alten Herrn, und dieser hatte schon sein wohlgespicktes Portemonnaie heraus, um seine Fahrkarte zum Coupiren hinzureichen, als die Thüre aufgerissen und auf einen Augenblick verdunkelt war durch eine umfangreiche Frauengestalt in schwerer schwarzer Seidenrobe, Shawl und Mantel, die sich pustend hereinzwängte, dann eine Unzahl Schachteln, Päcke, Kofferchen und Taschen hereingereicht erhielt, die sie auf den Sitzen und Borden vertheilte, hierauf einem dienstbaren Geiste noch eine Menge Aufträge gab, und erst dann sich von der Thüre wegwandte, als der Kondukteur dieselbe schloß.

Die dicke Dame schien jetzt erst zu bemerken, daß sie das Coupé nicht allein hatte und murmelte einige unverständliche Worte. Aber der Zug war schon in Bewegung, als ihre Unbehaglichkeit oder ihr Aerger darüber, sich nicht allein im Wagen zu sehen, sich in den Worten entlud: „Ich hatte dem Zugmeister doch ausdrücklich gesagt, daß ich allein zu seyn wünsche, und er hatte mir's versprochen."

„Um Vergebung, Madame," entgegnete der ältliche Herr sehr artig aber bestimmt; „wenn diese Klage an meine Adresse kommen soll, so bitte ich höflichst, gefälligst zu berücksichtigen, daß ich vor Ihnen im Waggon war und just dieselbe Bitte wie Sie an den Portier gerichtet hatte. Es ist gewiß weder meine Absicht noch meine Schuld, wenn ich Sie genire, und ein Blick auf mein Alter, Madame, wird Sie überzeugen, daß ich über die Jahre hinaus bin, wo man den Frauen gefährlich ist."

Die Dame blickte nun den Redner genauer an. Die Helle welche durch die Wagenfenster hereinfiel, erlaubte ihr dieß, denn der Zug brauste schon im Freien durch die Ebene hin. Die beiden Passagiere konnten einander eine Weile fester in's Auge fassen. Der alte Herr war nicht schön, aber sein Gesicht trug das Gepräge einer gewissen, mit Intelligenz gepaarten Gutmüthigkeit und Gemüthsruhe, und seine feine Wäsche, elegante und sorgfältig gebürstete Kleidung, der schöne Solitär in seiner Busennadel und die schwere goldene Uhrkette ließen ihn unschwer als einen wohlhabenden und gebildeten Mann erkennen, welcher der Dame immerhin einige Achtung abnöthigte. Der Herr dagegen las in den Zügen der noch immer hübschen Gefährtin neben den Spuren einstiger Schönheit eine große Dosis Stolz oder Selbstgenüge, eine sehr anspruchsvoll hervortretende Herrschbegierde und die Prätentionen einer Dame, welche gewöhnt ist, in der Gesellschaft einen gewissen Rang einzunehmen.

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber meine Aeußerung von vorhin war nicht gegen Sie gerichtet, sondern nur gegen den Schirrmeister des Zuges, dem ich einen Drittelsthaler gab, um mir ein Coupé allein zu sichern," entgegnete die Dame, mit dem Ergebniß ihrer genaueren Inspektion sehr zufrieden. „Ich ärgere mich nur über die Unverschämtheit jenes Menschen, der mir mein Geld abnimmt und mich doch hintergeht. Aber ich werde es meinem Gatten sagen und ihm dieß eintränken lassen."

„Oh, nicht doch, Madame! bitte, thun Sie das nicht!" sagte der Herr sanft; „es ist sehr möglich, daß der Zugmeister nichts von meiner Anwesenheit in diesem Coupé wußte, denn nicht er, sondern ein anderer Bediensteter der Bahn hatte es mir aus Gefälligkeit angewiesen und ich den Vorhang am Wagenfenster sogleich nach dem Einsteigen heruntergelassen. Er ist daher höchst wahrscheinlich unschuldig. Uebrigens werde ich Sie nicht lange durch meine Gegenwart belästigen, denn ich fahre blos bis N."

„Ah, dann haben wir beide Ein Ziel, mein Herr, und

weit entfernt, darüber ungehalten zu seyn, freue ich mich sogar sehr in solch angenehmer Begleitung zu fahren," entgegnete die Dame sehr geschmeidig und verbindlich; „in der That, Ihre Physiognomie ist mir nicht ganz fremd; ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht schon in N. gesehen hätte."

Der alte Herr lächelte halb wehmüthig und sagte: „Das ist nicht unmöglich, obschon es schon sehr lange her seyn muß, denn ich bin schon zwanzig Jahre von N. abwesend, und suche es heute seit dieser langen Zeit zum ersten Mal wieder auf."

„Ah, wirklich? Und doch ist mir Ihr Gesicht nicht fremd, mein Herr," entgegnete die Dame; „ich bin fest überzeugt, daß wir uns schon irgendwo im Leben begegnet sind. Ihre Züge erinnern mich an irgend jemand, den ich früher schon getroffen habe. Waren Sie vielleicht vor einigen Jahren in Pyrmont oder in Wiesbaden im Bade?"

„Mit nichten, meine Gnädige, ich bin die ganze Zeit über im Auslande gewesen und erst seit vierzehn Tagen wieder auf deutschem Boden. Ich war in Rußland, wo ich mir ein bescheidenes Vermögen erworben habe, und kehre nur nach Deutschland zurück, um hier meinen Lebensabend zu beschließen. Aus alter Anhänglichkeit gedenke ich mich in N. niederzulassen."

„Da haben Sie sehr recht, denn Sie könnten nicht leicht eine freundlicher gelegene Stadt mit angenehmeren geselligen Zuständen finden. Alles vereinigt sich hier, um Ihnen das Leben recht wohlig zu machen: eine reizende Lage und herrliche Umgebungen, ein affables Hofleben, gutes Theater, gebildete Kreise aller Art — Sie werden sich gewiß bei uns sehr behaglich fühlen."

„Also auch Sie wohnen in N., meine Gnädige?"

„Gewiß, mein Herr; mein Gatte ist der Präsident v. Löbell; wir machen ein kleines, bescheidenes Haus, in welchem alle Fremden von Bildung und Distinktion, alle Touristen, Gelehrten, Künstler, Schriftsteller und alle geistigen Sommitäten überhaupt willkommen sind, — also ganz besonders auch Sie, mein Herr ..."

„Arnold Rückmann, wenn ich bitten darf, meine Gnädige," erwiderte der alte Herr mit einer Verbeugung. „Sie sind außerordentlich gütig, gnädige Frau, aber meine Wenigkeit darf sich nicht zu den bevorzugten Klassen rechnen, denen Ihr gastliches Haus geöffnet ist. Ich bin ein einfacher Kaufmann, ein alter Junggeselle, welcher durchaus keine geistigen Ansprüche zu machen befugt ist, denn wenn meine Erlebnisse auch interessant genug wären, um ein Buch darüber zu schreiben, so bin ich doch selbst außer Standes hieraus einigen literarischen Nutzen zu ziehen. Ich bin ein schlichter, alter Mann, und sehe einem einsamen Lebensabend entgegen, wenn ich keine Freunde aus früherer Zeit mehr antreffe. Und ein Mann in meinen Jahren ist nur allzusehr gewöhnt, meine Gnädige, beim Durchblättern seines Stammbuchs jedesmal nur neue Kreuze vor die Namen seiner Jugendgenossen und Freunde machen zu müssen."

„Dann wird es Ihnen um so wohlthuender seyn, ein Haus zu finden, wo Sie freundliche Aufnahme und einen gemüthlichen Verkehr treffen werden, mein sehr geehrter Herr Rückmann, und ich segne den Zufall, der uns auf solch eigenthümliche Weise zusammenführte, denn Sie werden meine herzliche Einladung, Sie recht oft bei uns zu sehen, nicht abschlagen. Es soll mir und den Meinigen ein Anliegen seyn, Sie in unsere Kreise einzuführen und es Ihnen in unserem Hause recht gemüthlich und behaglich zu machen. Sie werden unter Anderem bei uns eine recht hübsche Whistpartie finden, denn Sie lieben ohne Zweifel Abends Ihren gemüthlichen Robber."

Rückmann verbeugte sich mit einem freundlichen Lächeln und fand nicht gleich Worte für den wohlthuenden Eindruck, welchen dieses liebenswürdige Entgegenkommen auf ihn machte; er ergriff aber die Hand der Frau Präsidentin, zog sie an seine Lippen und sagte: „In der That, gnädige Frau, es wäre undankbar und herzlos von mir, eine solch verbindliche Einladung abzulehnen. Ich danke Ihnen dafür recht innig, und kann Ihnen nicht sagen, wie warm mir um's Herz wird bei so viel Herzensgüte, die Sie mir, dem landfremden Manne, erzeigen. Fürwahr, wenn alle Damen von N. Ihnen gleichen, so muß es ein Paradies seyn, und sich ganz verändert haben, denn früher war es nicht so. Es muthet Einen ganz eigenthümlich an, so aus dem eisigen Norden in die gemüthliche Wärme der Heimath versetzt zu werden, und auf solch unerwartete Weise sich selbst als ein Fremder so freundlich und zuvorkommend aufgenommen zu sehen."

„Sie sind kein Fremder, sondern ein Heimgekehrter, mein bester Herr Rückmann," entgegnete die Präsidentin verbindlich; „irgend ein inneres Bedürfniß, irgend eine Regung von Anhänglichkeit und Liebe hat Sie wieder hieher gelockt. Da ist es doch eine sehr natürliche Pflicht der Einheimischen, Ihnen entgegen zu kommen und diesem Ihrem innern Bedürfniß zu entsprechen; Sie werden finden, daß nicht nur Ihre eigene Familie, sondern die ganze gebildete Gesellschaft sich beeifern wird, Ihnen die zuvorkommendste Aufnahme bei uns zu bereiten, damit Sie sich unter uns wieder gefallen und bei uns leicht wieder angewöhnen. Und namentlich Ihre eigenen Angehörigen ..."

„Um Vergebung, meine Gnädige, auf diese kann ich nicht rechnen!" fiel ihr Rückmann in's Wort; „ich habe auch nicht Eine Seele mehr in der Heimath, die mir nahe stünde. Ich war ein einziges Kind, mein Vater aus einem andern deutschen Staat eingewandert, die Verwandten meiner Mutter in den Kriegsjahren zerstreut, gestorben, ausgewandert — ich habe niemanden mehr, mit dem ich in irgend einer näheren Beziehung stünde, als einige Pathenkinder, die ich über die Taufe gehoben, und die nun meine nächsten Angehörigen sind."

„Armer Herr Rückmann, da beklage ich Sie sehr," erwiderte die Präsidentin im Tone wehmüthigen Mitgefühls; „es ist schmerzlich, so allein zu stehen in der Welt, und keine Kinder zu haben. Ich kann dieß am besten begreifen, denn der Himmel hat mir zwei treffliche Kinder geschenkt, auf welche ich stolz seyn darf, wie nur irgend eine Mutter. Mein Sohn ist einer der angesehensten und tüchtigsten jüngeren Beamten im Vaterland, und meine Theodora ein Mädchen, das an Geist und

Gemüth und stillem edlem Sinne seinesgleichen sucht. Gott, was wäre mein Leben, wenn ich nicht meine Kinder hätte! Und wie wird sich meine Theodora für Sie interessiren, wenn sie Ihre Schicksale erfährt! Das liebe Kind ist sehr belesen und hört nichts lieber als von fremden Ländern und merkwürdigen Erlebnissen, und wird sich bemühen, es Ihnen bei uns so angenehm wie möglich zu machen und Sie mit all der rücksichtsvollen Pietät zu umgeben, welche Ihr Schicksal in solch hohem Grad verdient!«

»Du lieber Himmel, meine Gnädige, Sie sind in der That allzu gut gegen mich!« sagte Rückmann; »ich begreife gar nicht womit ich so viele Güte und Wohlwollen verdient habe. Sie beschämen mich wahrhaftig, denn fürwahr, ich hätte dieses freundliche, herzliche Entgegenkommen von Ihnen am allerwenigsten verdient.«

»Nicht? wie so denn? was haben Sie mir denn zu Leide gethan?« fragte die Präsidentin verwundert.

»Weil ich Ihnen in meinem Herzen Unrecht that, weil ich Sie für stolz hielt, gnädige Frau...«

»Oh, wenn es sonst nichts ist, mein geehrter Herr Rückmann, so hat es nichts zu sagen,« erwiderte sie lebhaft. »Ich bin es gewöhnt, in diesem Stücke verkannt zu werden. Ich bin etwas zurückhaltend, weil man es seinem Stande schuldig ist, in der Wahl des Umgangs vorsichtig zu seyn, — weil ich mir die Schmeichler und Schmarotzer vom Halse halten will. Mein Mann liebt es nicht, von Bittstellern überlaufen zu werden, und so wenden sich Viele, die ein Anliegen an ihn haben, an mich; ich habe darin schon unangenehme Erfahrungen gemacht, und in Folge davon eine gewisse Zurückhaltung und Kälte angenommen, welche die unwillkommenen Annäherungen selbstsüchtiger Menschen abschrecken soll. Aber das ist nur angenommen, wie ich Ihnen sage, um mich vor unliebsamen Berührungen sicher zu stellen, die, wie Sie wohl begreifen werden...«

»Ich verstehe Sie ganz gut, meine Gnädige; ich muß Ihnen vollkommen beipflichten; die Wohlhabenden und Mächtigen werden immer von Eindringlingen und Zudringlichen überlaufen, und können sich dieselben nur erwehren, indem sie sich möglichst zuknöpfen. Sie geben mir da eine sehr praktische Lehre, gnädige Frau, die ich beherzigen werde. Aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Irrthum abbitte!«

»Sie sind allzu edelmüthig, mein Herr! Gedanken sind ja zollfrei,« versetzte die Präsidentin und ging lächelnd über die Sache hinweg. »Man sollte den Menschen nie nach dem ersten Eindruck beurtheilen, denn die Verhältnisse drücken uns oft eine Maske auf, die unser wahres Ich versteckt. Aber lassen Sie uns lieber von Ihren Verhältnissen reden, mein Herr! Sie haben also gar keine Verwandten mehr in N.?« Rückmann verneinte. »Auch keine Bekannten? keine Freunde?«

»Wer weiß, ob sie noch am Leben sind?« gab er wehmüthig zur Antwort; »ich war von jeher ein stiller Mensch und etwas ungesellig; ich hatte nur einige wenige Freunde, die zumeist schon gestorben sind. In meinem Alter scheut man sich beinahe, nach den Freunden seiner Jugend zu fragen, denn die meisten sind uns schon vorangegangen auf der dunklen Straße. So sind meine besten Freunde todt, und haben mir wohl nur Gelegenheit gelassen, an ihren Kindern, meinen Pathchen, zu vergelten, was ich ihnen an Liebe und Wohlwollen verdankte.«

»Ah! das lasse ich mir gelten, denn im Grunde ist denn doch die Verbindung zwischen dem Pathen und dem Pathenkinde eine sehr lockere. Man weiß oft gar nicht, wie man zu einer solchen Gevatterschaft kommt, und beißt mit Resignation in diesen sauren Apfel, denn man ist meist zum Voraus davon überzeugt, daß man an seinen Pathenkindern wenig Freude erlebt und nur eine Art Blutegel für die Börse gewonnen hat.«

Rückmann gab hierauf keine Antwort, aber sein Gesicht verdüsterte sich einigermaßen, was der gewandten Frau nicht entging; deßhalb verrückte sie den Standpunkt des Gesprächs einigermaßen. Sie fragte ihn, ob er sich in N. nicht ankaufen werde, und rieth ihm, als er dieß bejahte, zu heirathen, was er aber lächelnd ablehnte.

»Heirathen, meine Gnädige? mit vierundsechzig Jahren? das wäre doch wohl nicht klug,« meinte er; »ich bin zu alt, um mich noch in eine junge oder ältere Frau zu schicken, habe wenige Bedürfnisse, und verlange nichts als etwas Ruhe und Freundlichkeit. Ich möchte am liebsten in einer andern Familie Aufnahme finden, wo ich der Sorge um ein eigenes Hauswesen enthoben und einer liebe- und rücksichtsvollen Behandlung sicher wäre. Ich habe mich mit dem Gedanken getragen, ein schönes Grundstück mit Garten zu kaufen, eines meiner Pathenkinder zu mir zu nehmen, zu verheirathen, ein stiller Zeuge des jungen Glücks eines solchen Paares zu seyn, und ihr Glück nach allen Seiten zu gründen. Das sichert mir gewiß eine freundliche rücksichtsvolle Pflege, denn es soll mir gar nicht darauf ankommen, die Kosten des ganzen Haushalts auf mich zu nehmen, — wüßt' ich doch ohnedieß nicht, wie ich es bei meinen geringen Ansprüchen anstellen sollte, um die Interessen meines Vermögens zu verzehren!«

»Sie haben vollkommen recht, mein bester Herr Rückmann,« erwiderte Frau v. Löbell; »ich bewundere Ihren praktischen Blick und den feinen sinnigen Edelmuth, welche sich in diesem Plane aussprechen. Man kann sich in der That kein wärmeres Plätzchen verschaffen, als in dem Herzen guter gebildeter Menschen. Ein junges Ehepaar, das Ihnen sein Lebensglück verdankt, wird Sie auf den Händen tragen. Gott, wie rührend! meine Theodora wird weinen, wenn ich ihr dieß erzähle! Welch ein Bewußtseyn, sich sagen und es täglich mit ansehen zu können, daß man der Schöpfer des Lebensglückes zweier guten Menschen sey!... Ach Sie sind ein seltener, trefflicher Mensch, mein lieber Herr Rückmann! Sie sind ein wahrer geistiger Epikuräer!...«

Sie glaubte damit etwas ungemein Geistreiches gesagt zu haben und Herr Rückmann glaubte es auch, denn er erröthete einigermaßen und warf der Präsidentin einen höchst dankbaren Blick zu. Aber in demselben Augenblick pfiff die Lokomotive, der Zug fuhr vor dem Stationsgebäude eines besuchten Badeorts an, die Wagenthüren wurden aufgerissen und ein Dutzend

absolvirter Badegäste beider Geschlechter suchten sich noch Plätze in den Waggons.

„Ei guten Abend, meine liebe Geheime Hofräthin!“ rief die Präsidentin einer hochgewachsenen schlanken Frau von gereifterem Alter entgegen, die eine Unterkunft suchend längs der Wagen hinschritt.

„Du liebe Zeit! Sie hier, meine theuerste Frau Präsidentin? Ach welche Ueberraschung!“ rief die Angeredete und nach einigen weiteren Versicherungen der ungeheucheltsten Freude ward die Magere, Schlanke von der Dicken in den Wagen gehoben und geküßt, und die beiden hatten sich nun so viel zu fragen und zu sagen, daß der arme Rückmann ganz beiseite gelegt ward. Anfangs interessirte es ihn, diese Unterredung zu behorchen, und die anscheinende gegenseitige Wärme und Innigkeit der beiden Damen wirkte ganz wohlthuend auf ihn ein; aber dann kroch mit der niedersinkenden Nacht eine große Schläfrigkeit über ihn herein, und ehe man noch die zweitnächste Station erreicht hatte, schlief er fest. Als die geheime Hofräthin einige Stationen weiter den Zug verließ, weil sie ihren Wohnort, eine kleine Universitätsstadt, erreicht hatte, und Frau v. Löbell sich wieder zu ihrem Reisegefährten wandte, vermochte kein Räuspern noch Husten ihn aus seinen Träumen zu erwecken, und er erwachte nicht eher, als eine Station vor seinem Bestimmungsorte, wo nun zum großen Aerger der Frau Präsidentin nicht mehr viel mit Rückmann zu beginnen war, und er sich verpflichtete, ihrer liebreichen Einladung baldigst durch einen Besuch zu entsprechen, bevor er eine kleine Reise in ein Provinzialstädtchen antrete, wo er die Gräber seiner Eltern besuchen und mit Denkmälern schmücken wollte.

Frau v. Löbell ärgerte sich sehr, daß die Begegnung mit der geheimen Hofräthin sie um die Gelegenheit gebracht hatte, mit dem reichen Manne auf einen vertrauten Fuß zu kommen. Sie hatte bereits ihr Plänchen mit ihm, das ihr gute Früchte tragen sollte, und sie wußte noch bis in die späte Nacht hinein ihrem Gatten und ihrer Tochter Theodora gar nicht genug von dem schlichten, anspruchslosen und doch so reichen Manne zu erzählen, und deren Interesse für ihn zu erwecken.

„Rückmann? Rückmann?“ sagte der Präsident und rieb sich die Stirne; „der Name ist mir nicht fremd. Es hat hier früher einen Rückmann gegeben, der Buchhalter in der Struvelbach'schen Tabaksfabrik war, hernach eine kleine Fabrik für eigene Rechnung etablirte, aber schlechte Geschäfte machte und von hier wegzog. Sollte das derselbe seyn? Der Mensch war ein entsetzlicher Langweiler und halber Mucker. Na, die Stillen im Lande bringen es immer am weitesten.“

2.

Unter der ganzen dichtgedrängten Menschenschaar, welche der ersten Vorstellung von Meyerbeer's 'Nordstern' auf dem N.'schen Hoftheater anwohnen wollten, schlug gewiß kein Herz höher als das von Lina Hartig, welche von der verwittweten Hauptmännin v. Weilleben ein Billet zu einer Parterreloge bekommen hatte. Es kam so ungemein selten an die arme Lina, daß sie das Theater besuchen durfte, denn ihr Vater, der Steueramts-Sekretär, hatte mit seinem kleinen Gehalt fünf Kinder zu erziehen, worunter zwei Jungen, welche studiren sollten; da stund das Theater mit einem höchst winzigen Item auf dem häuslichen Budget. Lina war so seelenvergnügt, so von freudiger Erwartung erregt, so fieberisch lustig in ihrem Sonntagsputze, daß sie es nicht erwarten konnte, bis sie in die Loge zu sitzen kam. Daher war sie ungewöhnlich frühe von Hause hinweggegangen und jetzt gerade in das allerdichteste Gewühl der Schaulustigen hineingerathen. Schüchtern und ängstlich wie sie war, und eines männlichen Schutzes beraubt, sah sie sich in den engen Gängen, welche zum Parterre führten, hin und hergeschoben, gestoßen, gepreßt, bis ihr Hören und Sehen verging, und sie ohnmächtig zusammenbrach.

Als Lina wieder zum Bewußtseyn kam, sah sie sich auf der Bank des Billeteurs neben der Thüre des Orchesters. Eine alte Logenschließerin sah nach ihr, so viel ihr die Sorge für ihr Amt erlaubte, das heute Abend kein leichtes war, und vor Lina stand ein junger Mann, der ihre hübsche kleine runde Hand in der seinigen hielt und aufmerksam betrachtete, während er ihr den Puls fühlte. Ihr leiser Seufzer lenkte seine Aufmerksamkeit auf ihr liebliches Gesicht und die lebhaften braunen Augen, welche zu fragen schienen, wie sie denn eigentlich hieher gekommen.

„Fühlen Sie sich besser, mein Fräulein?“ fragte er mit weicher sympathischer Stimme; „das war eine tiefe Ohnmacht. Ich fürchtete schon, den Theaterarzt rufen zu müssen. Sie sanken mir gerade in die Arme, und es war ein Glück, — ein doppeltes Glück für mich und Sie, mein Fräulein! — daß ich Sie auffangen durfte, denn bei der allgemeinen selbstsüchtigen Hast der Leute wären Sie unter die Füße getreten worden. Aber nun kommen Sie, nippen Sie ein wenig von dieser Limonade und gehen Sie einen Augenblick in's Freie, bis Sie sich wieder erholt haben!“

Lina schlürfte gehorsam und gab mit dankbarem Blick das Glas zurück. „Sie haben Recht, mein Herr!“ stammelte sie; „ich danke Ihnen innigst für Ihre Theilnahme. Die dumpfe Luft hier und die Hitze von dem Gaslicht machen mir übel. Ich will noch einen Augenblick in's Freie... Aber du lieber Himmel! wo ist mein Taschentuch und mein Billet? Ich hatte beide fest in der Hand, als mir die Sinne schwanden; jetzt sehe ich sie nicht mehr!“

„Also verloren, von den eilfertigen Füßen fortgeschleudert und zertreten?“ fragte der junge Mann; „ich beklage Sie sehr, mein Fräulein, denn Sie haben sich gewiß einen hohen Genuß von dieser Oper versprochen.“

„Allerdings, aber hier hilft kein Bedauern oder Klagen,“ sagte Lina mit schwacher Stimme; „ich muß nun eben wieder nach Hause, was für meinen augenblicklichen Zustand das beste seyn wird.“

„Darf ich Ihnen einen Wagen besorgen, mein Fräulein?“ fragte der junge Mann; aber das rasche Erglühen von Lina's blassen Wangen verneinte diese Frage zur Genüge.

„Ich danke Ihnen, mein Herr; bin ich erst im Freien, so wird mich die frische Luft rasch wieder herstellen. Auch

ist mein Weg ja nicht so weit — wir wohnen vor dem holländischen Thore.«

»Ah, das ist weit, das ist ja beinahe am entgegengesetzten Ende der Stadt, mein Fräulein! Sie sind noch schwach; erlauben Sie mir daher, Ihnen das Geleite zu geben!« — Er hätte gar zu gerne Lina ein andres Billet gekauft oder eine Droschke besorgt, aber in seiner Börse war, wie er sehr wohl wußte, momentan eine tiefe Ebbe.

»Sie sind allzu gütig, mein Herr! ich verdanke Ihrer freundlichen Fürsorge schon so viel; aber es hieße Ihre Güte mißbrauchen, wollte ich Sie um die Genüsse dieses Abends berauben!«

»Gönnen Sie mir den höhern Genuß, Sie heimgeleiten zu dürfen, mein Fräulein, und die Beruhigung, Sie geborgen und erholt zu wissen,« versetzte er; »da ich Ihnen fremd bin, so erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle. Ich bin der Kandidat Roderich Nellenburg ...«

»Der Dichter?! der Verfasser der hübschen Novellen im Feuilleton der Morgenzeitung?«

Er bejahte durch eine stumme Verbeugung, welche den Lobspruch gewissermaßen als unverdient ablehnte. »Der Sprachlehrer, der sich nebenbei ein Bißchen mit Poesie abgibt,« gab er nach einer Weile zur Antwort; »wollen Sie mich der Ehre würdigen, Sie heimgeleiten zu dürfen?« Lina legte lächelnd ihren Arm in den seinigen, und folgte ihm, als soeben die Tonwellen der rauschenden Ouvertüre hinter ihnen durch das weite Haus wogten. Lina fühlte sich noch etwas angegriffen; ihre Kniee wankten, und sie mußte sich recht fest auf den Arm des Begleiters stützen, der ihr nicht fremd war, denn sie hatte seine Novellen, Gedichte, Literatur- und Kunstberichte immer mit großem Interesse gelesen, und der Autor gefiel ihr nun kaum weniger als seine Schriften, denn er war ein bildhübscher Mann von etwa 29 Jahren mit braunen Locken und einem dünnen Vollbarte und mit ein paar schönen, freundlichen, lebhaften, geistvollen dunkelbraunen Augen, die durch die Abenddämmerung blitzten wie Sterne, wenn er mit ihr sprach.

Langsam schritten beide die Straße entlang, denn Lina war müde und die Begegnung so neu, eigenthümlich und wohlig, daß es beiden nicht unwillkommen war, diese Situation recht gemächlich zu genießen. Lina hatte sich ihm als die Tochter des Steueramts-Sekretärs Hartig zu erkennen gegeben, und er kannte sie dem Rufe nach als ein geachtetes Mädchen. Sie bedauerte nochmals, ihn um sein Vergnügen gebracht zu haben, aber er meinte: »Daran liegt nicht viel, mein Fräulein; ich habe freien Eintritt im Theater, und werde diese Oper noch öfter zu hören bekommen, während ich Ihnen vielleicht nicht wieder begegne. Wie kommt es denn überhaupt, daß ich Sie noch gar nie gesehen zu haben mich erinnere? Ich bin doch nun bald sechs Jahre wieder hier und unsere Stadt ist nicht so groß, aber ich kann mich nicht erinnern, Sie auf der Straße oder den Promenaden, im Augarten oder Theater oder auf Bällen jemals gesehen zu haben.«

»Das ist sehr natürlich, Herr Kandidat,« entgegnete Lina mit einem flüchtigen Aufblick zu ihm; »wir leben so streng eingezogen und wirthlich, denn mein guter Papa legt sich selbst große Entbehrungen auf, um uns gut zu erziehen und meinen Brüdern eine akademische Ausbildung zu verschaffen. Ich war noch nie auf einem Ball, und Theater und Konzerte sind mir ebenfalls seltene Genüsse. Zu Promenaden aber habe ich keine Zeit.«

»Wie schade! und nun kommen Sie gerade heute um diese anregende Unterbrechung Ihres eintönigen Daseyns!«

»Oh, nennen Sie es nicht eintönig, mein Herr, denn mein Leben ist durchaus nicht freudenlos. Wir haben ein hübsches Gärtchen am Hause und eine kleine Bibliothek; ich habe mein Klavier und meine Bücher für die Mußestunden, und neben der Besorgung der Haushaltung für meine kränkliche Mutter gibt es für mich keinen höhern Genuß, als die Sorge für meine beiden jüngeren Geschwister, die mit aller Innigkeit der Unschuld und Dankbarkeit an mir hängen, und in deren Herzen ich den schönsten reichsten Wirkungskreis habe. Das ist eine kleine Welt, die mich seither das eigennützige und selbstsüchtige Treiben in der großen Welt und den leeren Tand der sogenannten Gesellschaft noch nicht hat vermissen lassen. Der Seelenfrieden, welcher unsere Beschränkung würzt, ist ja draußen im lärmenden Gewühl des Tages so selten zu finden!«

»Sie haben recht, mein Fräulein!« sagte Roderich bewegt. »Ich verstehe Sie ganz, denn auch ich habe für zwei jüngere Geschwister und eine kontrakte Großmutter zu sorgen, und weiß welch eine innere Genugthuung das Bewußtseyn gibt, für Andere Opfer zu bringen und seinen Pflichten gewissenhaft nachzukommen. Auch ich möchte nicht mit manchen meiner reichen Bekannten tauschen.«

Diese Uebereinstimmung ihrer Lebensaufgaben und Lebensansichten erfreute Lina recht innig, und sie wandelte eine Weile gedankenvoll neben Roderich hin, bis sie bei der Martinskirche um die Ecke bogen und im vollen Glanze der nun entzündeten Gaslichter eine große dicke Frau, von einem Lakaien gefolgt, in rauschender Seide gegen sich heranwatscheln sahen. »Du lieber Himmel, welch' ein tückisches Spiel des Zufalls!« flüsterte Lina erschrocken, verbarg ihr Gesichtchen an Roderichs Arm, und drängte ihn seitwärts in den Schatten der Kirche; »da kommt die Präsidentin Löbell! Wenn sie mich an Ihrem Arm und in dieser Situation sähe, wäre es mit meinem guten Rufe zu Ende! Bitte, lassen Sie uns ihr ausweichen!«

Roderich führte sie über die Straße hinüber und sie boten der dicken Dame bald den Rücken; im tiefen Schatten einer der Streben blieben sie eine Weile stehen, bis die Präsidentin vorüber war.

»Jacques,« sagte diese zu ihrem Diener; »hast Du das Pärchen da erkannt?«

»Zu Befehl, gnädige Frau,« versetzte dieser geschmeidig; »der Herr war der junge Doktor da, dem ich heute früh die Einladung für den morgenden Thee überbringen mußte... Die Dirne aber habe ich nicht erkannt, denn sie hielt das Gesicht dort hinüber. Ist aber nicht viel Rares, denn das Ding trug ja nicht einmal einen Hut!«

»Abscheulich! der sentimentale Dichter mit einer Straßen-

nymphe! und nun gar noch hier, im Schatten der Kirche? Ei, das ist mir eine saubere Polizei! das werd' ich doch meinem Christian sagen. Und dieser junge Mensch, der sich so weit wegwirft, sollte... nein, ich will ihm schon einen Riegel verschieben! Ein wahrer Glücksfall, daß ich ihn so erwischt habe!" Damit schleppte sie sich nach dem Theater hin. —

„Du liebe Zeit! jetzt hab' ich Sie noch in Verlegenheit gebracht, mein Herr!" sagte Lina; „wenn die Präsidentin Sie erkannt hat — und ich glaube, das war der Fall, denn mich dünkte, sie sah uns lange nach — so ist Ihr guter Ruf dahin; denn mich hielt sie jedenfalls für... Ach, ich bin ganz untröstlich, daß Sie für Ihre Freundlichkeit gegen mich nur Schaden und Undank ernten sollen!"

„Bah, ich trotze solchen Klatschereien, die im Munde der Frau Präsidentin nicht sehr in's Gewicht fallen werden — man kennt ja ihre zügellose Zunge!" entgegnete Roderich. „Und was kümmert mich überhaupt die sogen. vornehme Welt? Ich habe meine Kundschaft namentlich unter dem Kaufmanns- und Bürgerstande, und meine Bekannten kennen mich als einen Mann von Grundsätzen. Es ist mir lieber, wenn die Frau Präsidentin ihren Giftzahn an mir versucht und Sie nicht erkannt hat, als wenn sie Sie erkannt hätte."

„Ach ja, das wäre schrecklich, denn sie ist eine entfernte Verwandte von uns," sagte Lina erschrocken; „freilich bekümmert sie sich schon seit vielen Jahren nicht mehr um uns, aber sie würde mich doch in der ganzen Familie heruntersetzen, wenn sie mich um diese Stunde hier im Schatten der Kirche mit einem Herrn erblickt hätte!"

„Wenn ich könnte, wie ich wollte, mein Fräulein, so würde ich dafür sorgen, daß die gestrenge Präsidentin uns in dieser Kirche und zwar vor dem Altar mit einander knieend erblickte," sagte Roderich; „das bräche allen Mißdeutungen die Spitze ab."

Lina erwiderte nichts, aber ihre Wange erglühte und ein stilles Wonnegefühl durchwogte ihre Brust; er ist mir gut, er denkt an mich im Ernste! sagte sie sich, und beinahe allzu bald für ihre leisen Wünsche langten beide draußen in der Vorstadt vor dem Gartenpförtchen an, wo sie sich verabschieden mußten. Niemand war in der Nähe; die hohe Buchenhecke verbarg sie den Blicken von Lina's Mutter, falls diese je aus den Fenstern des Erdgeschosses geblickt hätte, und mit bewegter Stimme und beflügelten, kaum zusammenhängenden Worten dankte Lina ihrem Begleiter für seine liebreiche Fürsorge und Bemühung.

„Lassen Sie es gut seyn, diese halbe Stunde hat mich reich belohnt, mein Fräulein!" sagte er weich und drückte ihr schüchtern die Hand; „aber werde ich Sie nicht wiedersehen?"

„Ach es ist mir sehr schmerzlich, daß ich Sie nicht meiner lieben Mutter vorstellen darf, damit sie Ihnen danke; aber mein Papa hat in solchen Stücken seine eigenen Ansichten."

„Ehren wir sie, auch wenn sie unseren Wünschen zuwiderlaufen," sprach er; „es ist keine leere Phrase, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie gerne näher kennen lernen möchte. Aber ich will mich nicht unbescheiden aufdrängen, will Sie nicht zum Ungehorsam gegen die Eltern verleiten. Ich lebe der zuversichtlichen Hoffnung, daß unsere Begegnung keine zufällige ist und wir uns noch öfters sehen werden." Sie schlug die lieben braunen Augen vor seinem Blicke nieder, erglühte, und stammelte leise: „Komme es wie es wolle, mein inniger Dank und meine hohe Achtung sind Ihnen lebenslang gewiß, Herr Nellenburg!"

Dem jungen Mann war's gar sonderbar zu Muth: feierlich und wonnig, wehmüthig und froh zugleich; sein Herz pochte laut, und aus gepreßter Brust sprach er, indem er ihre Hand an seinen Mund zog: „Welch unverdiente Güte, mein Fräulein! aber lassen Sie uns nicht so scheiden! Gewähren Sie mir — zum Pfande des Wiedersehens — einen einzigen Kuß!"

Lina stand befangen und zitternd; ihr Herz gewährte diese Bitte; sie widerstand ihm nicht, als er schüchtern und sittig den Arm um sie schlang und sie an seine Brust drückte. Sie hatte noch nie geliebt, aber sie kannte die Liebe aus Dichtern, aus Romanen. Sie wußte nicht, was sie thun sollte; da neigte er sein Gesicht zu dem ihrigen herab, seine Lippen suchten ihren Mund und drückten, ehe sie sich dessen versah, einen langen Kuß darauf. Bestürzt, verschämt riß sie sich los und eilte in das Gartenpförtchen hinein, während ihr ein inniges „Auf Wiedersehen! Vergißmeinnicht!" nachtönte.

Mit leichten Schritten, als ob er Schwingen an den Sohlen hätte, war Roderich davon geeilt, als er das Garten-Pförtchen und die Hausthüre des kleinen Häuschens hinter Lina hatte in's Haus fallen hören. Das reizende Mädchen, das ihm der Zufall so unerwartet entgegengeführt, hatte es ihm angethan. Er kehrte in's Theater zurück, aber er hatte kein Auge für die Dekorationen, Kostüme und Handlung, kein Ohr für die rauschende Musik; er sah nur immer das freundliche holde Gesichtchen seines Schützlings vor dem geistigen Auge, und der weiche melodische Klang ihrer Stimme tönte in seinen Ohren nach. Wie im Traume stand er in einer Ecke des Parterres, und gab verkehrte Antworten, wenn einer seiner Bekannten ihn anredete.

Mittlerweile saß auf Lina's Platz in der Parterreloge ein sehr elegant geputztes, etwas stark decolletirtes und ziemlich frei dreinblickendes Frauenzimmer, und unterhielt sich ganz angelegentlich mit einem jungen Herrn, welcher sich sichtlich sehr bemühte, ihr zu gefallen. Die Logenschließerin hatte Lina's Tuch und Theaterbillet gefunden, ersteres zu sich gesteckt und letzteres an die fremde junge Dame verkauft, welche kurz vor Anfang des Stückes noch heraufgekommen war, um sich durch Bestechung einen Platz zu sichern, nachdem sie an der Kasse kein Billet mehr hatte bekommen können. Somit war beiden geholfen: die Logenschließerin kam zu einem Thaler, die fremde Dame zu einem Platz in einer Parterreloge.

3.

Lina's Mutter war nicht wenig erschrocken, ihre Tochter so unerwartet schnell wieder aus dem Theater zurückkommen zu sehen. Der guten Frau ging der Verlust des Billets mehr nahe, als wenn sie selbst um die Freude gekommen wäre. Wie schade, daß Lina diese Freude vereitelt worden, die ihr so selten

beschieden war und die der Vater sicher niemals erlaubt haben würde, wenn er zu Hause gewesen wäre, denn er war in solchen Dingen ungemein streng und grämlich. Mama hätte es auch nicht auf ihre eigene Kappe genommen, daß Lina das von Frau v. Weilleben angebotene Billet benütze, wenn nicht ihr Eheherr auf einer mehrtägigen Geschäftsreise abwesend gewesen wäre. Es erschien der guten Frau ganz unbegreiflich, daß ihre Tochter das vereitelte Vergnügen so gering anschlug, und sie horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, als Lina ihr alles umständlich und haarklein erzählte, nämlich alles bis auf den feurigen Abschiedskuß, welchen sie der Mama weislich vorenthielt.

„Du lieber Himmel, mein Kind! der Schade ist größer als Du glaubst," sagte Mama sehr betrübt; „das schöne Barègekleid, das Du erst vier Jahre hast, ist nun zerrissen und zerfetzt in dem Gedränge, und das Batisttuch verloren; aber das alles wäre noch zu ertragen, wenn nur die Rettung und das Geleite nicht gewesen wären!"

„Wie so denn, Mamachen? hätte ich den Heimweg in der Dämmerung allein machen und mich allen möglichen Insulten aussetzen sollen?" rief Lina. „War es nicht ein ordentlicher Glücksfall, daß sich gerade Herr Nellenburg meiner so freundlich annahm? Du hättest nur sehen sollen, wie rücksichtsvoll und ritterlich und taktvoll er sich gegen mich benahm?"

„Ach Kind, das ist es ja eben!" jammerte die Mama; „so ein junges Ding von 21 Jahren wie Du, das beinahe noch gar nie unter die Menschen gekommen ist, das fängt Feuer wie Zunder, wenn ihm der erste junge Mann artig begegnet. Ich wollte lieber, er wäre gegen Dich anmaßend und zudringlich gewesen; dann hättest Du wenigstens eine Abneigung gegen ihn gefaßt. So aber bist Du ganz Feuer und Flamme für den jungen Mann; das ging Dir ja wie Wasser vom Munde, als Du mir vorhin das alles erzähltest, und Deine Augen glänzten dabei wie der Vollmond! Na, sieh' nur in den Spiegel, wie Dir noch jetzt die Wangen glühen!"

„Aber Du mußt es doch für ganz natürlich finden, liebes bestes Mütterchen, daß ich Herrn Nellenburg zu Danke verbunden bin!" fiel ihr Lina in's Wort; „darf ich denn für seine Freundlichkeit nicht erkenntlich seyn?"

„Oh, doch, doch, mein Kind! das darfst Du, aber nur alles mit Maß und Ziel!" sagte Mama; „allein Maßhalten ist eure Sache nicht, ihr jungen Dinger. Ja, wenn Du schon seit drei oder vier Jahren in die Gesellschaft gekommen wärest, wie ich es immer für Dich gewünscht habe, da wüßtest Du nun, was an den süßen Worten und zuthunlichen Manieren der jungen Herrn ist; da hätte Dir seine Weise gar nicht imponirt, und Du würdest nur einen ganz gewöhnlichen, leidlich hübschen, artigen jungen Mann in ihm gesehen haben, und durchaus nicht einen leibhaftigen Engel und wahren Genius. Nun wird die ganze Geschichte auf eine ganz gewöhnliche Liebschaft hinauslaufen, denn der Versemacher hat gewiß Deine günstige Meinung von ihm bemerkt, und was soll aus einer solchen Geschichte andres werden als Unglück? Entweder verhindert er Dich eine andre ordentliche Parthie zu machen, oder er will Dich gar selber heirathen, der Herr von Habenichts, und dann kommt nichts zusammen als zwei Häufchen Elend! — Ich sage Dir, mein Kind, aus der Geschichte kann und darf nichts werden!"

„Aber bestes Mütterchen, was soll denn daraus werden?" rief Lina; „ich will ja vorerst gar nichts, als Herrn Nellenburg seine große Freundlichkeit und Aufopferung mit stillem Danke anerkennen."

„Und ihn Dir dann ganz aus dem Sinne schlagen, Herzchen!" sagte die Mutter. „Ich bin nur froh, daß der Vater nicht da ist, und wir müssen es ihm verhehlen, sonst ist er im Stande, uns einen ganzen Monat lang darüber zu predigen. Aber geh', mein Kind, und leg' Dich schlafen und grüble mir nicht weiter über die Sache. Vielleicht denkt Nellenburg selber morgen schon nicht mehr an die ganze Geschichte."

Lina küßte die Mutter (freilich ein ganz andrer Kuß als derjenige des jungen Mannes, dachte sie dabei), bot ihr gute Nacht und stieg in ihr Stübchen hinauf, wo sie mit den beiden jüngeren Geschwistern schlief. Aber obschon sie sich noch angegriffen fühlte, kam ihr doch der Schlaf noch lange nicht; sie nahm aus einer großen Pappschachtel eine Anzahl Gedichte heraus, die sie nach und nach aus der Morgenzeitung herausgeschnitten hatte und die sämmtlich die Unterschrift „R. Nellenburg" trugen. Sie überlas sie einzeln und fand sie so ganz seinem Sinn und Wesen angepaßt, daß sie jetzt erst den innern Zusammenhang zwischen dem Dichter und seinen Dichtungen begriff, und sich für beide doppelt begeisterte. — Ach! dachte sie; wie kann nur die Mutter diese Sache so alltäglich auffassen! Eine Liebschaft! wie banal! — Ein Mann wie Roderich, den der edelste göttliche Funke durchglüht, sollte der je an einer gewöhnlichen prosaischen Liebelei Vergnügen finden können? Wie kann man die Harmonie zweier gleichgestimmten Herzen, die beseligende Wahlverwandtschaft zweier Seelen, den Einklang der göttlichsten Gefühle nur mit einem so trivialen Namen bezeichnen? — Nein, Nellenburg steht geistig zu hoch für mich; was könnt' ich armes thörichtes linkisches Mädchen denn einem Manne von seinem Genius bieten?

Dieser letztere Gedanke der Resignation preßte ihr doch stille Thränen ab, mit denen sie einschlief. — Am andern Morgen gleich nach dem Frühstück kam Frau v. Weilleben, eine große dicke stattliche Frau, eiligst in's Haus gesegelt. „Meine liebe Lina, warum waren Sie gestern nicht im Theater?" hub sie an; „wie kam es, daß Sie Ihr Billet einer andern Person abtraten?" Linchen setzte ihr die ganze Sache auseinander, aber ein gewisser Instinkt veranlaßte sie, der ältern Dame das ritterliche Benehmen Nellenburgs nicht mit so lebhaften Farben zu schildern wie ihrer Mutter; ja dieses Zusammentreffen mit dem jungen Dichter erschien ihr jetzt als ein solch bedeutungsvolles, daß sie es wie ein süßes Geheimniß in ihrem Busen verschloß und seinen Namen gar nicht nannte.

„Ach wie schade, mein armes Kind!" rief die lebhafte weltgewandte Frau; „Sie haben wahrlich ungemein viel verloren. Unsre Primadonna sang himmlisch, und unser Heldentenor übertraf sich selbst. Aber wer wird denn auch so pressiren und

beinahe mit der Kassenöffnung in's Theater stürmen, wenn man einen nummerirten Sitz in einer Loge hat? — Freilich Sie konnten das nicht wissen, armes Kind, die Sie durch den Eigensinn und die beschränkten Ansichten Ihres brummigen Papa um alle Lebensfreuden kommen; allein warum haben Sie mich nicht abgeholt? Ich hätte mich so sehr gefreut, Sie dem Gerichtsassessor Löbell vorzustellen, einem charmanten jungen Manne, der ja noch überdem ein halber Vetter von Ihnen ist!«

»Wie? Sie meinen August Löbell, den Sohn der Präsidentin, gnädige Frau?« fragte Frau Hartig. »Ich denke der junge Herr ist in F. angestellt.«

»Allerdings, aber er ist gegenwärtig zum Besuche hier, und wie gesagt ein charmanter, gewandter, witziger junger Mann,« sagte die Frau v. Weilleben.

»Und ein Mensch der schon durch alle Wasser gewaschen ist, der schon alles getrieben hat, was der Welt Buch aufweist,« wandte Frau Hartig ein. »Nein, da bin ich im Grunde froh, daß es so kam und mein argloses Lämmchen nicht diesen Mädchenjäger kennen lernte!«

»Ach gehen Sie doch mit solchen Ausdrücken, liebe Hartig!« versetzte Frau v. Weilleben tadelnd. »Sie schwatzen blindlings alberne Gerüchte nach. August hat allerdings das Leben genossen, wie alle jungen Männer höherer Stände, denn Jugend muß vertobt haben. Aber nun ist er gesetzt und rangirt, hat ein gutes Amt und Aussicht auf eine schöne Laufbahn im Staatsdienste. Er ist vernünftig geworden und will heirathen, und sucht ein einfaches, braves, unverderbenes Mädchen, das eine wackere Hausfrau zu werden verspricht, und da wäre unsre liebe Lina ganz die richtige Parthie . . .«

»Lina, ich glaube die Kinder lärmen im Garten,« sagte Frau Hartig mit einer peremtorischen Geberde; »führe sie hinauf und sorge dafür, daß sie in die Schule kommen!«

Lina ging und zwar willig, denn sie hatte nunmehr gar kein Interesse für den hochmüthigen August Löbell.

»Warum schicken Sie denn Linchen fort, liebe Hartig?« fragte Frau v. Weilleben; »Sie könnten dem Mädchen wohl die gute Parthie mit dem jungen Löbell gönnen, denn eine so glänzende Versorgung für eine Sekretärstochter wird sich doch nicht so bald wieder finden. Ich weiß, daß August sich für Lina interessirt, daß sie ihm gefällt, und da ich dem lieben Kinde ebenfalls von Herzen gut bin, so habe ich nicht ermangelt, ihm Linchens Vorzüge in das gebührende Licht zu stellen.«

»Haben Sie das?« erwiderte Frau Hartig sehr kühl. »Jenun, das war hübsch freundlich von Ihnen, aber doch eine vergebliche Mühe . . .«

»Wie so? ist Ihnen Herr Assessor Löbell nicht gut genug zum Eidam, liebe Hartig?«

»Offen gesagt nein, meine Gnädige,« versetzte Frau Hartig fest; »rund und ehrlich herausgesprochen, mein Kind ist zu gut für den Wüstling, der er ist. Zu einem gnädigen Späßchen wie es solche junge Herren lieben, taugt unser unschuldiges frommes Kind nicht, und an eine Heirath im Ernste denkt der Assessor doch nicht.«

»Doch, doch, er denkt daran, liebe Hartig,« rief die Hauptmännin lebhaft; »ich weiß es aus dem Munde seiner eigenen Mutter.«

»Eine schlechte Quelle, meine Gnädige, denn die Frau Präsidentin ist eine Schwätzerin. Darum kurz und gut, mit allem Respekt vor Ihnen und aller schuldigen Dankbarkeit für Ihre Güte muß ich Ihnen doch sagen, daß mein Mann und ich einem solch verdorbenen und grundsatzlosen Menschen, wie der junge Löbell ist, unser Kind niemals zur Frau geben würden, auch wenn er im Ernste darum würbe, denn es wäre Gewissenssache, einem solchen Wüstlinge ein braves Kind zu opfern, damit er es an Leib und Seele verderbe.«

»Ach Gott, was für schroffe Ansichten und herbe Ausdrücke!« rief Frau von Weilleben mit mißbilligendem Kopfschütteln. »Weisen Sie doch die Sache nicht so entschieden von der Hand, ohne erst mit dem Herrn Sekretär darüber geredet zu haben.«

»Mit dem? ei, fürwahr, das fehlte noch! der würde uns, Linchen und mich, kopfüber aus dem Hause werfen, wenn er nun erst erführe, wozu eigentlich das Kind hätte in's Theater geführt werden sollen! daß man Lina mit dem Assessor gesehen hätte, daß ihr Ruf für immer vernichtet gewesen wäre! Nein, meine Gnädige, so lieb und werth mir Ihre Freundschaft ist, mit diesem Projekt verschonen Sie unser Kind und uns!«

»Liebe Hartig, nehmen Sie doch Vernunft an, und schütten Sie mir nicht gleich das Kind mit dem Bade aus!« rief die Hauptmännin nun energisch. »Zugegeben, daß August Löbell früher etwas locker gelebt hat, so ist er doch jetzt ganz vernünftig und solid geworden, und sucht eine brave tugendhafte verständige Frau, die ihn wieder heben kann. Und als solche ist Lina wirklich die passendste Parthie in meiner ganzen Bekanntschaft.«

»Larifari, meine Gnädige! ein solcher Mensch ist nicht mehr zu heben; er wird eher mein Kind zu sich herunter in den Schlamm ziehen, und Lina's Seelenheil gilt mir mehr als alles Weltglück,« sagte Frau Hartig; »'trachtet nicht nach hohen Dingen', ist unser Spruch; und arm und unbekannt wie wir sind, möchten wir doch nicht mit Präsidents tauschen, — das ist mein letztes Wort.« Und in der That widersetzte sie sich auch so energisch allen weiteren Zureden der Hauptmännin, daß diese unverrichteter Dinge wieder abzog. —

Lina saß am Fenster und flickte das Barègekleid, das gestern im Gedränge so zu Schaden gekommen war, und das sie immer wieder an den jungen Mann erinnerte, der ihr das Geleite aus dem Theater gegeben hatte. Einmal über das andere stieg ihr dabei eine heiße Blutwelle zu Kopfe und trieb ihr den Purpur in die Wangen, und ihre Augen strahlten in einem feuchten Glanze. Da kam die Mama in der Küchenschürze herein, wischte die Kommode ab und machte sich allerlei zu schaffen. Es lag ihr etwas auf dem Herzen, das nicht gut über die Zunge wollte; endlich legte sie ihre Hand auf Lina's Nacken, daß diese bestürzt und erröthend auffuhr. »Linchen, ich habe ein Wort mit Dir zu reden,« hub die Mutter etwas ungelenk und befangen an; »was die Hauptmännin da vorhin

hat fallen lassen von Präsidents August, das schlage Dir aus dem Sinne, hörst Du? denn daraus kann in alle Ewigkeit nichts werden!«

»Sey ruhig, Mütterchen, ich will nichts von August — der hochmüthige Mensch, der uns früher immer mit solch kalter Verachtung in die Augen sah, ohne nur den Hut zu rücken, ist mir fatal. Ich verabscheue ihn, denn er hat dem Vater wehe gethan.«

»Recht so, mein Kind! und dann noch eins, Linchen! Es ist nicht recht, daß wir den Umgang mit der Frau v. Weilleben fortsetzen, den Dein Papa so sehr mißbilligt. Die Frau steht nun einmal nicht im besten Rufe, und scherwenzelt so in den vornehmen Häusern herum mit lauter Schmeichelei und Liebedienerei und Speichelleckerei, und das zeugt von einem schlechten Charakter. Wir wollen mit ihr abbrechen, Kind, und Du darfst kein Theaterbillet mehr von ihr annehmen, denn ich kann mich des Argwohns nicht entschlagen, daß hinter ihrer Freundlichkeit doch nur eine eigennützige Absicht steckt.«

»Ich werde jede Gefälligkeit ablehnen, Mama, die sie mir erweisen will,« sagte Lina. »Sie hat etwas so Herrisches und Bestimmendes und dann wieder Einschmeichelndes, daß ich mir immer vorkomme, als wollte sie mich am Stricken führen wie ihren Wachtelhund.«

»Und schuldig bleiben wollen wir ihr auch nichts, mein Kind!« fuhr Frau Hartig fort, ganz erfreut über die Folgsamkeit ihrer Tochter. »Du siegelst die neue Theeserviette ein, welche Du gehäkelt hast, und schickst sie ihr heute Nachmittag durch Emma wenn diese zur Schule geht!«

»Ganz gut, lieb Mütterchen, und ich schreibe ihr ein paar freundliche Zeilen dazu, und dann sind wir quitt mit ihr!«

»Du bist mein gutes Kind, Linchen! Gott segne Dich!« sagte Frau Hartig mit einem Kusse und ging wieder hinaus in die Küche.

Linchen richtete sich empor und athmete hoch auf; sie war so froh, mit ihren Gedanken an einen gewissen Nellenburg allein zu seyn. Da flog ihr Blick über das Pförtchen in der Buchenhecke, und siehe, da stand Er selbst, an den sie so eben dachte. Er lüftete den Hut, er grüßte mit dem freundlichsten Blick und Lächeln herüber und verschwand dann schnell, als ob er jemand ausweichen wolle. Lina war mit Glut übergossen und die Nadel zitterte in ihrer Hand. Er hat mich nicht vergessen, ertönte es in ihrem Herzen wie mit Posaunenton; er hat sich überzeugen wollen, ob mir die gestrige Ohnmacht nicht geschadet hat. Er ist doch ein recht lieber Mensch!

Jetzt erklang die Glocke am Pförtchen und der Lakai der Präsidentin kam und fragte: ob seine Gnädige die Ehre haben könne, der Frau Sekretärin aufzuwarten? — Ei ja doch, man mache sich eine hohe Ehre daraus, sagte Frau Hartig und stürzte dann in die Stube herein und reinigte die mehligen Hände an ihrer Schürze.

»Linchen, Kind, was hat das zu bedeuten?« rief sie und bemerkte gar nicht, wie auf Lina's Wangen Glut und Blässe wechselten; »Du lieber Himmel, die Base Präsidentin kommt, und ich bin noch in der Kochschürze! Ich will mich rasch ankleiden, und einstweilen empfängst Du sie, Kind!« Damit eilte sie in die Hinterstube.

Lina saß wie auf Kohlen und rang beinahe mit einer Ohnmacht wie gestern, denn in guter Absicht kam die Präsidentin, welche ihre armen Verwandten schon seit Jahren vernachlässigt hatte, sicher nicht hieher. Wie, wenn die Präsidentin und ihr Diener gestern Abend Lina erkannt hatten, wenn sie ihr nachgegangen waren und jenen Kuß gesehen, — wenn Frau Löbell mit ihrer scharfen Zunge dieß der Mama hinterbrachte oder gar in Kurs setzte! — o Gott, in diesem Falle glaubte Linchen in's Wasser springen zu müssen, um ihrer Schande zu entgehen. Allein ehe sie sich noch gefaßt hatte, kam die Präsidentin schon zum Gartenpförtchen herein und füllte mit ihrer Krinoline den ganzen Weg zwischen den Buchseinfassungen aus. Ihr breites Gesicht strahlte vom leutseligsten Lächeln, als sie Linchen hinter dem Fenster aufstehen sah, und als ihr das Mädchen an der weitgeöffneten Thüre entgegentrat und die Gnädige wie eine Gewitterwolke von grauem Moire in die Stube hereingeschoben kam und diese mit ihrem starken Parfüm erfüllte, ging sie sogleich auf die bebende feuerrothe Lina zu und küßte sie auf die Stirne.

»Guten Tag, mein Herzchen! Ei, ei, wie groß und schmuck und stattlich Du geworden bist, Caroline, seit ich Dich nicht wieder gesehen!« hub die Gnädige huldvollst an. »Ich habe so viel Gutes von Dir gehört, mein Kind, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen konnte, Dich aufzusuchen, obwohl es eigentlich an Dir gewesen wäre, mich zu besuchen. Ich bin immer so sehr in Anspruch genommen, und ihr wohnt so außer aller Welt. Deine Mama ist wohl ausgegangen, Kind? Na, thut nichts, denn mein Besuch gilt Dir; ich bin pressirt und mein Wagen wartet nebenan bei Oberst Kaufings. Also zur Sache, mein Kind! Ich habe gehört, daß Du so allerliebst singst, und da wir ein musikalisches Kränzchen haben und Du auch Klavier spielst, so hat meine Dora gewünscht, daß Du mit von der Parthie seyest, und ich rechne daher darauf, Dich heute Abend um sieben Uhr bei uns zu sehen.«

»Welch eine unverhoffte hohe Ehre!« stammelte Lina und konnte sich vor Ueberraschung gar nicht zurecht finden. »Aber ich werde sie ablehnen müssen, gnädige Frau, selbst wenn meine Mutter es erlaubt, denn... ich weiß wahrhaftig nicht...«

»Nun?«

»Meine Garderobe ist gar nicht auf einen solchen Fall eingerichtet,« stammelte Lina und warf einen wehmüthigen besorgten Blick auf das dunkelblaue Barègekleid, das noch ungeflickt auf dem Nähtischchen am Fenster lag. »Meine Eltern... ich bin seither noch gar nie in die Lage gekommen, in eine Gesellschaft zu gehen... ich habe keine Kleider, und fürchte sehr, daß mir auch die nöthigen Manieren abgehen...«

»Du scherzest, mein Herzchen, ich finde Deine Tournüre ganz tadellos und anständig,« sagte die Präsidentin leutselig; »und was die Toilette anbetrifft, so hast Du etwas, das Dich mehr schmückt als Sammt und Seide — nämlich Deine frische Jugend. Komm wie Du willst, wie Du gehst und stehst, mein Kind!«

Lina lächelte wehmüthig und meinte: in einem solchen verwaschenen Kattunkleidchen und der Hausschürze würde sie denn doch neben den eleganten und vornehmen Fräulein eine gar zu schlechte Figur machen, und sie fürchte daher überhaupt nicht kommen zu können, da sich die Mama, die in solchen Dingen sehr empfindlich sey, nicht dazu verstehen werde, sie in ungenügender Toilette in eine Abendgesellschaft gehen zu lassen, auf die Gefahr hin, daß sie das Gespötte der Andern werde.

„Hm, ja, ich kann mir's denken, Kind," sagte die Präsidentin; „Deine Mutter kann es nicht vergessen, daß sie eine Amtsrichters Tochter ist, und es schmerzt sie, daß Dein finsterer grämlicher Vater es nicht weiter gebracht hat, als bis zum Sekretär. Aber darum dürfen Dir Deine Eltern nicht alle Jugendfreuden rauben, und Du mußt mir versprechen zu kommen. Du sollst nicht zum Gespötte werden, mein Herzchen, sondern recht schmuck und proper erscheinen. Es liegt mir daran, daß Du Effekt machst. Darum mach' ich Dir einen Vorschlag, Kind! Du bist so ziemlich von der Größe und Statur meiner Dora, welche Gesellschaftskleider genug hat. Ich schicke Dir hernach sogleich ein Kleid von Dora und Bänder und was Du sonst brauchst, und lasse Dich um sieben Uhr mit dem Wagen abholen. Also abgemacht! Dein brummiger Papa muß einwilligen, wenn er sich nicht mit mir überwerfen will! hörst Du?"

„Papa ist verreist und kömmt erst morgen Mittag wieder," entgegnete Lina und ihre großen sprechenden Augen lachten vor inniger Lust über die Auszeichnung, zu Präsidents in die Soiree gebeten zu seyn.

„Na, dann desto besser, mein Seelchen! Das Kleid, welches ich Dir schicke ist Dein! Die Weilleben hat mir Deine kunstfertige Hand gerühmt, — kannst es Dir also sogleich selbst zurechtpassen. Wie gesagt, Du wirst erwartet, ich schicke Dir den Wagen, darfst mir nicht wegbleiben. Und nun adieu, grüße Deine Mutter!" Damit schickte sie sich zum Gehen an, weil sie noch viele Besuche zu machen habe. Lina gab ihr das Geleite bis zum Gartenpförtchen; da wandte sich die Präsidentin noch einmal um und sagte: „Also Du kommst gewiß, Kind, denn Dir steht eine Ueberraschung bevor, die ich Dir eigentlich nicht mittheilen sollte. Du hattest einen Pathen Namens Rückmann, nicht wahr?"

„Allerdings, gnädige Frau! der Kaufmann Arnold Rückmann, der vor Jahren in die weite Welt gegangen und seither ganz spurlos verschwunden und verschollen ist."

„Na, er ist wieder aufgetaucht, ist hier und will Dich sehen und sprechen," entgegnete die Präsidentin. „Du wirst ihn bei mir treffen, denn er kann Dich nicht hier aufsuchen, weil er sich vor Zeiten mit Deinem Murrkopf von Vater überworfen. Wenn Du ihm gefällst, woran ich nicht zweifle, wird er etwas für Dich thun, denn der Mann ist reich und ein gutes Schaf. Ich habe ihn jüngst auf der Reise kennen gelernt, und ihn in mein Haus gezogen. Er war in Rußland, hat sich ein großes Vermögen erworben und will sich nun hier ankaufen und einen eigenen Herd gründen. Also komm' gewiß und geh' dem alten Herrn recht um den Bart, hörst Du?"

Lina erröthete, denn dieser Wink däuchte ihr sehr unzart und ging gegen ihr Gefühl; aber die Präsidentin bemerkte es gar nicht, sondern fuhr fort: „Er hat mir alles anvertraut, was er mit Deinem Vater gehabt hat, und ich habe mich gern erboten, Dich mit ihm bekannt zu machen, schon meines Augusts wegen der Dir ungemein gut ist. Denke Dir, mein Herzchen, nach Allem was ich von Dir weiß und gehört habe, hätt' ich keinen sehnlichern Wunsch, als daß Du und August ein Paar würdet. Der alte Rückmann zöge dann zu euch und ihr würdet ihn verpflegen und schließlich beerben — was meinst Du, mein Kind?"

Linchen erröthete, gab aber keine Antwort, denn der Gedanke, den als Wüstling verrufenen August zu heirathen, fiel ihr nicht entfernt ein, zumal jetzt wo sie nur an Roderich dachte. Die Präsidentin legte sich aber dieses Schweigen und Erglühen nur zu Gunsten ihres Vorschlags aus, küßte Lina nochmals und watschelte nach ihrem Wagen hin, wo Jacques sie in den Schlag hineinschob und diesen zuwarf.

Linchen war's zu Muthe wie einer Träumenden, als sie wieder in's Häuschen trat, wo ihr die Mutter unter der Thüre entgegen trat. „Ist sie schon wieder fort?" fragte die Sekretärin und beklagte es nun sehr, sich umsonst in das braune Sonntagskleid geworfen zu haben. „Was wollte sie denn eigentlich?" Lina berichtete haarklein, und Mama erglühte über und über, als sie Rückmann's Namen nennen hörte. „Er wieder hier und ein reicher Mann?" rief sie; „ach, wie mich dieß freut! So ist es ihm also endlich doch noch gut ergangen, wie er es von jeher verdient hätte! Armer Mann, sie haben ihm hier das Leben sehr sauer gemacht, weil er einmal Wahlumtriebe machte und sich gegen den Stadtdirektor auflehnte. Und Dein Vater war der erste, der ihm deßhalb die Freundschaft aufkündigte, weil er dieß seinem Beamteneid schuldig zu seyn glaubte. Na, nun könnte alles wieder gut werden, wenn er nur nicht der Präsidentin in die Hände gefallen wäre!"

„Aber beste Mama, ich glaube beinahe, Du thust der Base Löbell Unrecht," sagte Lina; „ich denke, sie ist doch nicht ganz so stolz und hochmüthig und hartherzig, wie Du sie hältst! Gegen mich wenigstens war sie recht freundlich."

„Sie that nur so, mein Kind; glaub mir's! Ich kenne sie schon nahezu vierzig Jahre, und habe sie von je nur als eine herzlose selbstsüchtige Person kennen gelernt," sagte Frau Hartig. „Wenn sie gegen unsereins freundlich ist, so hat sie gewiß irgend eine Absicht dabei; und wäre es nicht um Rückmanns willen, den ich schon seit dreißig Jahren kenne und immer hochgeschätzt und innigst bedauert habe und den ich gern wieder mit Deinem Vater versöhnen möchte, so würde ich es nicht zugeben, daß Du mir auch nur den Fuß über die Schwelle der Base Löbell setztest. Aber um Rückmanns willen, dessen treffliches Herz ich stets hochgeschätzt habe, sollst Du hingehen, sollst ihn von mir grüßen und ihm sagen, wie oft wir von ihm gesprochen und sein Miniaturbild betrachtet haben, das ich mir aus der Versteigerung seiner Effekten erkaufte." Die

gute Frau wischte eine heimliche Thräne ab, als sie wieder in die Kammer ging, um sich umzukleiden, denn Rückmann war ihre Jugendliebe gewesen und ihre Eltern hatten die Verbindung nur darum nicht gebilligt, weil er blos ein Handlungsdiener war und kein eigen Geschäft hatte, und weil es gegen die damaligen Standesbegriffe gewesen wäre, wenn eine Amtsrichterstochter einen Handelscommis geheirathet hätte.

Allein Frau Hartig durfte nicht lange ihren stillen Gedanken nachhängen, denn Lina rief sie voll Freuden herbei, als das Mädchen der Präsidentin das versprochene Kleid und Bänder und Kopfputz brachte und Lina vor Entzücken ganz außer sich kam, als sie fand, daß es aus einem sehr schönen leichten duftigen nelkenrothen Seidenstoff gefertigt war, welcher allerdings zu Fräulein Dora's Sommersprossen und rothbraunem Haar nicht so gut passen mochte, als zu dem frischen Teint und reichen aschblonden Haar Linchens. Das Mädchen der Präsidentin ging reich beschenkt und mit Dank beladen von dannen, und Frau Hartigs Ansicht von dem Charakter oder wenigstens von der Selbstsucht der Base Löbell ward jetzt etwas gemildert beim Anblick des werthvollen Geschenkes, obschon sie den stillen Verdacht nicht unterdrücken konnte, daß gerade der Werth dieses Geschenks auf einen ganz besondern Plan der Präsidentin deute. Lina eilte in die Kammer und probirte die Ballrobe sogleich an. Sie saß wie angegossen, bedurfte aber nur eines Auslassens der Corsage und eines Erweiterns des Ausschnitts, denn Dora war mager wie eine Latte, und Linchen hatte eine Büste, die einen Bildhauer hätte begeistern können. Ohne übermäßig eitel zu seyn, war das junge Mädchen doch königlich froh über dieses prächtige Garderobestück, und die Augen der Mama leuchteten in einem feuchten Glanze, als sie ihr Kind in diesem Putze erblickte, denn so einnehmend hübsch war Lina selbst ihrem Mutterauge noch nie erschienen. Sie wollte dem strengen Vater gegenüber nun alles auf ihre Kappe nehmen und Linchen die Freude gönnen, und half sogleich die Corsage des Kleids zertrennen, welche Lina mit Hülfe von Nachbars Trudchen noch zeitig zurecht machen konnte. Mamachen aber hatte kaum den Mittagstisch abgeräumt, so holte sie die paar mühsam ersparten Thaler ihres Taschengeldes, die zu einem warmen Wintershawl für sie selbst bestimmt waren, dessen sie nöthig bedurfte, aus dem Versteck hervor, nahm Hut und Mäntelchen und ging in die Stadt, um ihrer Tochter Handschuhe und ein Paar feiner grauer Prünellstiefelchen zu kaufen, welche Linchens reizenden schmalen Fuß recht hervorhoben, denn sie war der Ansicht, daß ein hübscher Fuß für ein Zeichen guter Race und eine zierliche Fußbekleidung bei einem Mädchen in den Augen der Männer für den Maßstab des Geschmacks und der Reinlichkeit gelte, und Linchen sollte heute Abend in allen Stücken Ehre einlegen.

4.

Etwa um dieselbe Zeit, wo Linchen über das freigebige Geschenk der Präsidentin so entzückt war, folgte Roderich Nellenburg dem Lohndiener des Hotels zum 'Römischen Kaiser' zu einem daselbst wohnenden fremden Herrn, der ihn zu sprechen wünschte. Er hatte gerade ein Sonnett an Lina begonnen, als ihn der Lohndiener zu dem „reichen Russen“ entbot, und war nur mit Widerstreben auf dessen Einladung eingegangen, denn was konnte ein solcher Herr von ihm, dem unbekannten Sprachlehrer und Poeten wollen? — Er war daher etwas betreten und verstimmt, als ihm der Lohnlakai die Thüre von Nr. 14 öffnete und er sich in einem höchst elegant möblirten Zimmer einem unscheinbar aussehenden beleibten Manne gegenüber sah, der ihn mit freundlichen Augen betrachtete und auf das Sopha nöthigte.

„Sie sind der Dichter Roderich Nellenburg?“ fragte ihn der alte Herr leutselig.

„Ich bin Kandidat der Philologie und Privatlehrer der neueren Sprachen, mein Herr,“ entgegnete Roderich bescheiden; „das Bißchen Dichtkunst ist nur Zeitvertreib und Erholung für die Mußestunden. Aber was verschafft mir die Ehre?“

Der alte Herr ward bei dieser direkten Frage und dem offenen forschenden Blick, womit Roderich seine braunen Augen auf ihn heftete, etwas verlegen. „Ich habe einige sehr hübsche Gedichte von Ihnen gelesen, die mir sehr gut gefielen, obwohl ich von solchen Dingen nichts verstehe,“ sagte der alte Herr und rieb etwas zögernd die Hände an einander. „Und da wollte ich mir denn die Frage erlauben, ob Sie mir nicht gegen Geld und gute Worte auch ein Gedicht machen würden?“

Roderich konnte sich eines freundlichen Lächeln nicht erwehren, als er erwiderte: „Ich danke Ihnen sehr für dieses Zutrauen, mein Herr, und stehe Ihnen gern mit meinen Versen zu Diensten, wenn der Zweck und Inhalt derselben mir genugsam entspricht, daß ich irgend welche Ihrer Ideen mir aneignen und in eine gebundene Form bringen kann. Allein ich gestehe Ihnen offen, mein verehrter Herr, daß ich zu einem Gelegenheitsdichter eigentlich gar keine Anlagen noch Beruf habe, und daß man ein gutes Gedicht nicht so auf Bestellung machen kann, wie der Maler eine Skizze oder ein Portrait. Es kommt jedoch wie gesagt auf den Gegenstand und Inhalt Ihres Auftrages an,“ fügte er hinzu, als er die Befangenheit des wohlwollenden alten Herrn bemerkte.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich mit meinem Verlangen vielleicht Ihrem Selbstgefühl etwas zu nahe trat!“ sagte der Greis; „aber glauben Sie mir, es war nicht böse gemeint, denn offen gesagt: ich verstehe eben von solchen Dingen nichts.“

„Bitte sehr, mein Herr, ich habe Sie nicht mißverstanden und bin nicht empfindlich; nennen Sie mir nur gefälligst den Auftrag und ich werde Ihnen dann ehrlich meinen Bescheid sagen,“ meinte Nellenburg.

„Ich wünsche nur,“ versetzte der alte Herr zögernd, „einige Verse auf das Grab meiner Eltern. Ich bin aus dieser Gegend gebürtig, aber mehr als zwanzig Jahre im Ausland gewesen; nun hieher zurückgekehrt, um hier meinen Lebensabend zu beschließen, hab' ich zunächst das Grab meiner Eltern auf dem Kirchhofe eines kleinen Städtchens in der Nähe aufgesucht und es kaum wieder gefunden. Um es daher vor Vergessenheit und Zerfall zu erretten, will ich es mit einem bescheidenen Denkstein schmücken und möchte auf diesen einen

Vers einmeißeln lassen, welcher meine aufrichtigsten Gefühle der Dankbarkeit und Liebe ausdrücken soll. Könnten Sie mir nun einen solchen Vers machen?"

„Ich glaube wohl, wenn ich die näheren Lebensverhältnisse der theuren Verstorbenen erfahre," sagte Roderich.

„Du lieber Himmel, diese sind einfach genug," entgegnete der alte Herr mit feuchten Augen; „mein Vater war ein armer wackrer Schneidermeister und Küster in dem kleinen Flecken, meine Mutter eine schlichte fromme Frau, deren größtes Verdienst darin bestand, eine treue Gattin und treffliche Mutter gewesen zu seyn. Ich bin das letzte von ihren vier Kindern, und war im fernen Auslande, als sie starben; ich durfte ihnen die lieben Augen nicht zudrücken, aber ihr letzter Athemzug hat mich noch gesegnet, denn sie durften sich noch eines ruhigen sorgenfreien Lebensabends erfreuen!" Und eine stille Thräne fiel aus den Wimpern des Greises über seine Wangen herab.

Auch Roderich war gerührt, denn diese Thräne adelte den einfachen alten Herrn in seinen Augen. Die innere Bewegung raubte ihm eine Weile das Wort; dann sprach er: „Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihre Mittheilung mit gleicher Offenheit erwidere. Diese Pietät ehrt Sie, und die Idee gäbe einen sehr schönen Vorwurf zu einem größern Gedichte, das jedoch für eine Inschrift minder geeignet wäre. Wenn ich mir aber erlauben darf, Ihnen meine eigene Ansicht darüber unmaßgeblich zu sagen, so möchte ich Ihnen bemerken: wenn ich selber in der Lage wäre, meinen leider ebenfalls schon frühe vollendeten Eltern einen Denkstein setzen zu können; so würde ich mich selbst jeder poetischen Inschrift darauf enthalten, und nur den einfachen Spruch darauf einmeißeln lassen: 'Den theuren treuen Eltern in dankbarem Gedächtniß.' Der höchste Schwung der Poesie reicht meines Bedünkens nicht an die hohe Beredtsamkeit dieser schlichten, aus dem Herzen kommenden Worte!"

„Sie haben recht, mein junger Freund, und ich danke Ihnen für diesen Rath, den ich befolgen werde," sagte der alte Herr bewegt und drückte Roderich die Hand. „Sie haben mich sehr verbunden. Und darf ich mir, ohne mich einer verletzenden Neugier schuldig machen zu wollen, die Frage erlauben: warum Sie Ihren theuren Eltern keinen Denkstein setzen lassen können?"

„Darauf ist die Antwort sehr leicht, mein Herr, und kann mich nicht demüthigen," erwiderte Roderich; „mein Erwerb ist nicht glänzend und etwas prekär; aber er reicht hin, mich anständig durchzuschlagen und meine Dankbarkeit gegen die theuren Verstorbenen auf eine andre Weise zu bethätigen: ich habe nicht nur für meinen eigenen Unterhalt zu sorgen, sondern noch zwei jüngere Brüder zu erziehen und eine kranke alte Großmutter zu verpflegen. Diese Pflichten gehen meinen eigenen Ansprüchen an das Leben und allen anderen Rücksichten vor," setzte er mit einem gleichsam entschuldigenden Blick auf seinen abgetragenen Rock und fuchsigen Hut hinzu.

Der alte Herr nickte zustimmend und drückte Roderichs Hand abermals. „Das macht Ihnen Ehre," sagte er; „aber bitte, bleiben Sie noch eine Weile und lassen Sie uns nähere Bekanntschaft mit einander machen. Sie haben mir Achtung und Theilnahme eingeflößt; wollen Sie mir nicht etwas mehr Vertrauen schenken und mich mit Ihren persönlichen Verhältnissen näher bekannt machen? Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen — oder Ihren Brüdern irgendwo dienstfertig oder behülflich zu seyn. Sie sind ein Sohn des Kantors Nellenburg an der Martinskirche?"

„Allerdings — aber woher wissen Sie dieß?" versetzte Roderich lebhaft.

„Oh, ich erfuhr es, als ich mich nach Ihnen erkundigte," wandte der alte Herr schnell ein. „Ihr Vater hat den Ruf eines Ehrenmannes hinterlassen und sein Segen ruht auf Ihnen. Sie sind ein gebildeter talentvoller Mann; wie kommt es, daß Sie noch keine Anstellung haben, welche Ihren Fähigkeiten und Verdiensten entspricht?"

„Ich habe keine Verdienste, mein Herr; ich habe ein leidliches Examen für höhere Lehrstellen an Gelehrtenschulen gemacht, und hätte schon Anstellungen finden können, aber sie konnten mir nicht taugen, und als ich sie aus hinreichenden Gründen ablehnte, galt ich vollends für einen unruhigen Kopf und einen anspruchsvollen undankbaren Menschen," setzte Roderich hinzu und warf mit einem Anflug von Bitterkeit die Lippen auf.

„Das ist nur halbes Vertrauen, mein lieber junger Freund," versetzte der alte Herr; „ich halte Sie weder für undankbar noch für anspruchsvoll, sondern für einen verständigen besonnenen, braven Mann. Was haben Sie denn zuvor gethan, um für einen unruhigen Kopf zu gelten?"

„Ich habe eine Jugendthorheit begangen, indem ich als Student einer Verbindung angehörte, die eigentlich mehr eine Spielerei, eine kindische Posse war und der man politische Zwecke beimaß," sagte Roderich; „unsere knabenhaften Träume und Velleitäten galten unbegreiflicherweise für staatsgefährlich, und wir kamen alle in langwierige Kriminal-Untersuchung, aus der wir zwar straflos hervorgingen; allein wenn man uns auch laufen lassen mußte, so hat diese Jugendthorheit doch für die Meisten ernste Folgen gehabt: man hat uns bei Anstellungen übergangen oder stiefmütterlich behandelt, und uns Andere vorgezogen. Wäre ich nicht hiesiger Ortsbürger, so hätte mich die löbliche Polizei längst aus der Residenz verbannt; so aber begnügt sie sich, mit Chicanen mich unaufhörlich zu verfolgen. Dreimal habe ich mich vergebens um eine hiesige Anstellung gemeldet, — der Minister und der Monarch haben mich immer übergangen. Endlich, es sind nun etwa 15 Monate her, wollte man mich, ohne daß ich mich gemeldet hatte, in einem fernen ärmlichen Landstädtchen an einer Realschule anstellen. Aber meine beiden Brüder sind hier in der Lehre: der eine bei einem Kaufmann, der Andre bei einem Handwerker, und um ihretwillen mußte ich hier bleiben, weil es ein Paar lebhafte Jungen sind, die einer verständigen Leitung und fortwährenden Aufsicht bedürfen, und durch schlechten Umgang und Verwahrlosung leicht auf schlimme Wege gerathen könnten; und so blieb mir nur die Wahl, entweder meine Brüder aufzugeben

oder meine Anwartschaft auf den Staatsdienst. — Sie sehen wie ich gewählt habe.«

»Und ich billige Ihre Wahl,« sagte der alte Herr; »Sie haben gehandelt wie ein braver Sohn und treuer Bruder.«

»Ich that meine Pflicht — ich hielt was ich meinem theuren Vater auf dem Sterbebett versprach. Ich wußte daß meine Studienjahre die mühsamen Ersparnisse meiner Eltern verzehrt, daß meine Jugendthorheit dem Vater große Sorgen gemacht hatte.«

»Aber Ihr Beruf als Sprachlehrer entschädigt Sie doch hoffentlich?« fragte der alte Herr theilnehmend.

»Er sichert mir eine bescheidene Unabhängigkeit,« erwiderte Roderich. »In den vornehmen Häusern sucht man meine Dienste nicht; dort gelte ich für einen Demagogen, für einen 'Rothen', obschon ich der harmloseste Mensch bin und nichts von Politik verstehe. Für jene auserwählten Kreise bin ich zu gerade, und habe einen zu unmodischen Pli. Aber im Bürgerstand, im Mittelstande, unter dem heranwachsenden Geschlechte, den Turnern u. s. w. bin ich beliebt, und die jungen Leute lernen bei mir ein tüchtiges Stück, und ich markte und feilsche nicht um ein paar Groschen mehr oder weniger per Stunde. Meine beiden Brüder versprechen tüchtige, brauchbare Menschen zu werden, und der Hunger und Mangel hat noch nicht an unsere Thür gepocht, und so wird denn der liebe Gott schon weiter helfen.«

Der alte Herr war mit Auge und Ohr der Schilderung Roderichs gefolgt, und sein feuchter Blick haftete mit unverkennbarer Theilnahme auf dem jungen Manne und dessen offenen, ernsten, männlich-schönen Zügen. »Sie haben recht; wer auf Gott vertraut, die Hand nicht in den Schoos legt und den Kopf nicht verliert, der kommt vorwärts,« sagte der alte Herr; »flattert auch das Glück lange um unser Haus herum wie eine blinde Schwalbe, endlich findet sie doch ein Winkelchen, wo sie ihr Nest baut.«

„Sors bona saepe venit tarda, sed ampla venit, das war auch immer mein Trost!« murmelte Roderich.

»Was heißt dieß?« fragte der alte Herr.

»Hm, eigentlich dasselbe was Sie vorhin sagten,« entgegnete der junge Sprachlehrer; »es ist der Spruch eines alten lateinischen Weltweisen, mit welchem ich mir schon oft Muth zugesprochen habe, wenn mir die Last auf meinen Schultern etwas schwer werden wollte.«

»Aber Ihre Dichtungen? die Geschichten die Sie schrieben, die müssen Ihnen doch auch ein schönes Stück Geld einbringen?«

Roderich schüttelte mit fröhlichem Lächeln den Kopf. »Mit nichten, mein sehr geehrter Herr! mit der Lyrik, d. h. mit den Versen, könnte man dermalen kaum das Salz an die Suppe verdienen, und das Novellenschreiben gibt noch lange nicht das tägliche Brod,« sagte Roderich. »Sie müssen das nicht als einen Beruf auffassen, sondern nur als einen Zeitvertreib, als eine Erholung, wie ich es thue. Es bleibt mir so manche Stunde am Tage leer, wo ich keinen Unterricht zu geben habe; man kann da auch nicht immer studiren. Da setzt' ich mich an den Schreibtisch und brachte meine Gedanken und Ideen zu Papier, machte Federproben. Besser ein Bißchen Papier verdorben, als das Herz oder den Charakter, wie das nicht ausbliebe, wenn ich in Kaffeehäusern oder Bierschenken die freien Stunden vertriebe. Schüchtern las ich meine ersten Versuche im engern Freundeskreise, und Bekannte von mir brachten das Zeug in die Zeitung, und allmählig beginnen mir meine literarischen Versuche ein Paar Thälerchen einzutragen. Aber ich habe nicht die rechte Eitelkeit oder den Ehrgeiz damit vor das große Publikum zu treten, und wer sucht in einer solchen Duodez-Residenz wie N. einen Dichter, wenn ich überhaupt ein solcher bin? Um Glück und Erfolg auf diesem Gebiete zu haben, muß man nicht in seiner Vaterstadt seyn, wo Einen die Leute noch mit dem Nutschbeutel im Munde gekannt haben, und wo man Lebenslang nichts Anderes ist als Kantors Roderich oder Rathsdieners Christian. Man muß in irgend einer großen Stadt in der feinen gebildeten Gesellschaft auftreten und sich an irgend eine literarische Coterie anschließen. Aber darnach strebe ich gar nicht; solcher Ruf und Ruhm ist dummes Zeug. Wenn ich ein Gedichtchen mache oder eine Erzählung schreibe, da stelle ich mir niemals vor, was es mir eintragen noch wie es auf die Leute wirken soll, sondern ich spreche darin irgend eine Empfindung aus, die mich bewegt, ich werde irgend einem innern Bedürfniß oder Drange gerecht, und suche darin Erholung.«

Der alte Herr nickte. »Ich glaube Sie zu verstehen,« entgegnete er, »obschon mir die Sache selbst fremd ist. Aber ich begreife nicht, wie Sie noch hier bleiben und sich mühselig in Dunkelheit fortbringen mögen. Gehen Sie nach Rußland — nach St. Petersburg oder Moskau; ein Mann von Ihrer Figur, Ihren Talenten, Kenntnissen und Ihrer Gediegenheit wird dort Glück machen, wird von den ersten Häusern protegirt werden und rasch eine Stellung in der Gesellschaft finden.«

»Mag seyn, mein Herr, aber Sie vergessen, daß ich an die Scholle gebunden bin,« sagte Roderich; »erst muß die Erziehung meiner beiden Brüder so weit gediehen seyn, daß sie für sich selber sorgen können; allein selbst dann bin ich noch nicht ganz frei,« setzte er hinzu und erröthete unwillkürlich, denn er dachte an Lina Hartig.

»Aha, ich begreife — irgend ein Frauenzimmer hält Sie hier fest, nicht wahr?«

»Ja, eine alte Großmutter, welche seit Jahren gichtbrüchig und kontrakt ist und unserer Pflege bedarf,« gab Roderich zur Antwort, ohne ein neues Erröthen unterdrücken zu können.

»Das ist ein Andres, — ich dachte an . . . an eine Liebschaft. Allein lassen Sie uns von etwas Anderem reden: hat Ihr Vater Ihnen nie von einem Freunde Namens Rückmann gesprochen, der Ihr Taufpathe gewesen war?«

»Von Rückmann? Oja, gewiß! der Vater hielt große Stücke auf ihn, und sein Schicksal, als er vor langen Jahren von hier wegzog, hat uns alle sehr interessirt. Ich erinnere mich seiner noch ganz genau; es war ein sanfter stiller Mann, der niemals zu uns kam, ohne irgend eine Ueberraschung oder ein kleines Geschenk für mich mitzubringen, — der so harmlos

und froh mit uns Kindern spielen konnte... Kennen Sie ihn, mein Herr? Er soll ja auch nach Rußland gegangen seyn? haben Sie irgend welche Nachrichten von ihm?«

»Ei gewiß, es geht ihm gut; er ist wohlhabend geworden und hat sein Vaterland nicht vergessen und freut sich herzlich, es wiederzusehen!«

»Nun, gottlob, dann ist ihm die Fremde günstiger gewesen, als die Heimath, und der Himmel war endlich gerecht gegen den wackern Mann, dessen Geschick uns allen sehr nahe ging. Und wo ist er gegenwärtig?«

»Hier — vor Dir, mein liebes wackeres Pathenkind!« rief Rückmann und breitete ihm die Arme entgegen. »Komm an mein Herz, Junge! Du treues Ebenbild Deiner biedern Eltern! Du sollst fortan mein Sohn seyn. Du und Deine Geschwister, und Deine Noth und Plage soll aufhören!«

»Ist es möglich? Sie wären Herr Rückmann?« rief Roderich; »Sie waren ein hagerer blonder Mann, so wie ich Sie noch in meinem Gedächtniß habe, und jetzt seh' ich Sie vor mir in weißen Locken und einem Embonpoint!...«

»Natürlich! liegen ja auch zwanzig lange Jahre dazwischen!« sagte der alte Herr lebhaft; »doch laß die Vergangenheit ruhen. Leben wir der Gegenwart, der Zukunft! Die Stunde ist da, nach welcher ich mich immer gesehnt habe, — die Stunde, wo ich einen Sohn haben würde, den ich lieben und achten könnte, und das bist Du nun, mein wackerer Junge, dessen große braune Augen mich so treu und ehrlich anschauen!«

»Wohlan, ich ergreife dankbar diese väterliche Freundeshand und will mich ihrer werth machen,« rief Roderich tief ergriffen und drückte dem freundlichen Pathen die Hand. »Gott lohne Ihnen diese treue Freundschaft!«

»Sieh', mein Junge, ich wollte Dich eigentlich erst heute Abend in der Soiree bei der Präsidentin kennen lernen...«

»Ah so? also diesem Umstande verdanke ich die wunderbare Ehre, dort in jenem stolzen Hause eingeladen worden zu seyn?« rief Roderich; »konnt' ich mir doch nicht erklären, was für ein freundlicher Genius mich dort zu Gnaden gebracht habe!«

»Aber ich war so ungeduldig, Dich zu sehen, weil ich manches Gute von Dir gehört hatte, daß ich mir die kleine List erlaubte, um Dich recht gemüthlich unter vier Augen sprechen zu können. Und nun bin ich mit meinem Versuche ganz zufrieden. Jetzt verzeih' mir die ganze Komödie!«

»Von Herzen gerne, denn bei Präsidents wäre ich ohnedem so scheu und zugeknöpft wie möglich gewesen, bis ich erfahren hätte, welchem Motiv ich eigentlich meine Einladung verdankte,« sagte Roderich. »Jetzt kann ich mich allerdings mehr gehen lassen, zumal wenn Sie dabei sind. Aber nun Gott befohlen, bester Herr Pathe! jetzt muß ich fort und eine Stunde geben! Die Pflicht ruft, und die Pflicht vor allem!«

»Geh', mein Junge! geh' immerhin; aber hernach hole ich Dich in Deiner Wohnung ab und betrachte mir Deine Brüder.«

5.

Lina's Züge strahlten vor Vergnügen, als ein Wagen von der Präsidentin ankam und der Kutscher seine Anwesenheit durch Peitschenknall bemerklich machte. Er durfte nicht lange warten, wie sonst bei Damen, denn Lina war schon ganz mit ihrem Putze fertig und ward von der Mama und Trudchen bewundert. Sie war in der That auch reizend in dem Ballkleide mit den feinen grauen Prünellstiefelchen, den weißen Halbhandschuhen an dem schöngerundeten Arm, dem einfachen Haarputz und der Pensée-Sammetschleife in dem reichen aschblonden Haar. Die lieben blauen Augen glänzten vor Freude und Ungeduld, als sie, von Mutter und Freundin geleitet, in den Wagen stieg, und die eine ihr Fächer und Bouquet, die andre ihr das Musikbuch reichte. Ihr Herzchen hüpfte ihr hoch in der Brust, als sie in Präsidents Hause die Treppe hinanflog und Jacques im Vorsaal ihr den leichten Mantel abnahm und sie nach einem flüchtigen Blick in den Spiegel und einem Strich über das Haar und die weiten Schöße der Robe durch die Flügelthüren eintrat in den hell erleuchteten Salon. Die Präsidentin kam ihr entgegen und küßte sie sehr freundlich, führte sie dann zu ihrem Gatten hin, einem großen Herrn, dessen rothes Gesicht von unten her durch zwei hohe steife Halskrägen von englischem Schnitt so eingeschlossen und umgürtet war, als ob er sich damit von der Außenwelt abschließen wollte, wie die dunklen Gläser in der goldgefaßten Brille dazu bestimmt schienen, seine Augen, den Spiegel seiner Seele, vor jedem neugierigen Einblick zu schützen.

»Unsere kleine Base Lina, liebes Männchen, — Sekretär Hartigs Lina!« sagte sie.

»Ah, freut mich, mein Fräulein, Sie zu sehen!« sagte der Präsident sehr freundlich; »Sie sind ja ganz allerliebst! Fürwahr, ich habe an den Höfen von Berlin, Hannover und manchen anderen, wo ich die Ehre hatte, eingeführt zu werden, kein solch liebliches, frisches und pikantes Gesicht gesehen, wie das Ihrige! Sie sind ja eine wahrhaftig aristokratische Erscheinung! — Und wie geht es Papa, meinem lieben alten wunderlichen Sekretär? und was macht Mama? und wie kommt es, daß wir Sie so selten bei uns sehen?«

Er schien auf keine dieser Fragen eine Antwort zu erwarten und noch ein ganzes Dutzend anderer im Vorrath zu haben, die er aber nicht mehr anbringen konnte, denn in diesem Augenblick fühlte sich Lina von zwei Armen umschlungen und in eine Wolke von Parfüm gehüllt, und fühlte einen Kuß auf ihren Wangen, und als sie sich von der Ueberraschung erholen konnte und aufblickte, sah sie sich in Fräulein Theodora's Armen, welche sich ganz närrisch vor Freude geberdete, daß sie Bäschen Lina endlich einmal wiedersehe und sie sogleich in einen Kreis von jungen Damen zog, denen sie sie als ihre liebe kleine Cousine Hartig vorstellte. Lina war's zu Muthe wie im Traum; die dunkelsten Rosen glühten auf ihrem Antlitz auf vor Verwunderung und holder Befangenheit, denn eines solchen Empfangs in einer Familie, die ihr seither als so stolz und gemessen geschildert worden war, hatte sie sich nicht versehen. Die stolzen Löbells thaten ja heute, als wollte sie Linchen vor Liebe aufessen, wie man im gemeinen Leben sagt. Und namentlich Theodora, die sonst so kalt auf die Seite geblickt hatte, wenn sie den Hartigs auf der Straße begegnet

war, überbot sich selber in Herzlichkeit und Munterkeit gegen Lina, als ob sie ihr das frühere Fremdthun mit Einem Male vergessen machen und abbitten wolle.

Die jungen Damen, welchen Lina nun vorgestellt ward, gehörten sämmtlich den aristokratischen Kreisen der kleinen Residenz an: lauter Töchter von Obersten, Direktoren, Generälen, Geheimen Räthen &c., die sich im Stillen mit vermummten Blicken zu fragen schienen, was für einen Narren denn Präsidents an der Sekretärstochter gefressen haben mochten, daß sie sie mit solchem Empressement auszeichneten? Hübsch war sie, — nun ja; aber im Grunde doch etwas zu groß für ein Mädchen, und dann etwas ärmlich aufgeputzt, — „so would-be-genteel,“ wie Fräulein v. Badenfeld sagte, die sich auf ihr Englisch so viel zu gute that. Wie kam nur diese Person zu der Distinktion, womit ihr Präsidents begegneten?

Mittlerweile hatte sich Lina gefaßt, gab sich natürlich und bescheiden, und antwortete nur, wenn sie angeredet ward. Man musicirte, und Dora fragte sie leise und halb mißtrauisch, ob sie sie werde begleiten können, wenn sie ein Lied singe?

„Ich will es wenigstens versuchen, liebe Cousine,“ entgegnete Lina; „ich spiele leichtere Stücke schon nöthigenfalls vom Blatte. Was ist's denn?“

„Ein Lied von Abt, — dieses hier!“

„Oh, das wird gehen; es ist mir bekannt.“ Sie setzte sich an den Flügel und schon die ersten Töne des herrlichen Instruments, wie Lina noch nie eines gespielt hatte, erfüllten sie mit einer innigen Freude und Zuversicht; sie und Dora ernteten reichen Beifall, und die Herren drängten sich herzu und benützten die Gelegenheit, dem hübschen frischen Mädchen Artigkeiten zu sagen. Sogar Fräulein von Kaufing ließ sich herab, ihr zu sagen: sie meine sich zu erinnern, daß sie mit einer Lina Hartig in die Schule gegangen; ob sie dieselbe seye und ob ihre Eltern nicht in dem kleinen Gärtnerhause vor dem holländischen Thore wohnten? Lina bejahte beide Fragen bescheiden und ignorirte das Verletzende derselben, da ja Fräulein v. Kaufing sie täglich vor Augen hatte, da sie die allernächsten Nachbarn waren. Sie hatte auch gar keine Zeit empfindlich zu seyn, denn die Präsidentin kam mit einem alten Herrn daher und stellte ihm Linchen als sein Pathenkind vor. Es war also der alte Rückmann.

Rückmanns Augen hafteten auf ihr mit einem forschenden Blicke, der je länger desto weicher wurde; und schien gar keine Notiz davon zu nehmen, daß dieser Auftritt der Gegenstand der allgemeinen Neugier war. „Komm, mein Kind, wir wollen uns recht genau kennen lernen!“ sprach er endlich, als er das Anstarren der Anderen bemerkte, und ergriff Lina's Hand, um sie in ein Nebenzimmer zu führen, wo er sie neben sich in einen Sopha zog. „Dein Anblick, mein liebes Kind, erinnert mich recht lebhaft an vergangene Zeiten,“ sprach er dann mit halblauter bewegter Stimme, die für seine junge Pathe etwas ungemein sympathisches hatte. „Du bist das treue Ebenbild Deiner lieben Mutter, wie sie vor dreißig Jahren war, nur bist Du eher noch hübscher und geistiger als sie. Es thut meinem alten Herzen wohl, Dich zu sehen und dabei alter Zeiten zu gedenken. Hat Dir Frau v. Löbell schon von mir erzählt?“

„Gewiß, Herr Pathe! und ich freue mich herzlich Sie so rüstig und glücklich im Vaterlande wiederzusehen. Meine Eltern und zumal meine liebe Mutter hat mir so oft von Ihnen erzählt und sich gefragt, was wohl aus Ihnen geworden seyn werde. Nun wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück zu Ihrer Heimkehr und Ihrer sorgenfreien Lage!“

Rückmann erkundigte sich nach ihren Eltern und deren Verhältnissen, und Lina gab ihm bescheiden und wahrheitsgetreu Auskunft. — „Und nun erzähle mir von Dir selbst, mein Töchterchen!“ fuhr er dann fort; „Deine liebe Stimme thut meinem Herzen ganz wohl, und ich möchte wissen, wie ich etwas für Dich thun kann. Hast Du einen Verlobten?“ Sie schüttelte hoch erglühend und lebhaft verneinend den Kopf. „Ich habe mir gelobt, diejenigen meiner Pathenkinder, die noch am Leben sind, auszustatten,“ setzte Rückmann hinzu; „wenn Du irgend eine stille Neigung zu einem braven jungen Mann hast, so sage mir's nur offen: ich kann und will Dir helfen!“

„Sie beschämen mich förmlich durch dieses Wohlwollen, lieber Herr Pathe,“ versetzte Lina; „aber bis jetzt bin ich noch nicht in der Lage, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen!“.

„Dein Herzchen ist also noch frei, mein Kind?...“ Sie nickte mit gesenkten Augen und erröthete doch leicht, denn es war nicht ganz wahrheitsgemäß; seit dem gestrigen Abende hätte sie einen Gewissen zu nennen vermocht, wenn sie sich selber zu gestehen gewagt haben würde, daß sie ihm gut sey. — „Dann um so besser, mein Töchterchen, dann will ich mit Dir eine Ausnahme machen! ich will für Dich wählen und Dich verheirathen. Du kennst den Assessor Löbell, Deinen entfernten Verwandten?“

„Nur ganz entfernt, nur vom Sehen,“ erwiderte Lina und wechselte die Farbe.

„Man rühmt ihn als einen tüchtigen Beamten, der eine gute Carrière machen wird; würde er Dir gefallen, mein Kind?“

Lina blickte scheu zu ihm auf und sah in ein mildes freundliches Auge. „Herr Pathe, ich kenne ihn zu wenig, und werde nie einen Bewerber annehmen, dem ich nicht selbst mit Leib und Seele ergeben bin und der den Beifall meiner Eltern nicht hat. Und ich fürchte,“ setzte sie halb verlegen und stotternd hinzu, — „ich fürchte, meine Eltern werden nie... nicht leicht eine Verbindung mit August Löbell billigen.“

„Aus Vorurtheil vielleicht; aber dieses Vorurtheil wird weichen, wenn ich für ihn bei den Deinigen werbe, meine liebe Caroline!“ sagte er mit einem forschenden Blicke, und bemerkte nun, daß Lina wirklich erschrack und ihre großen blauen Augen sich unwillkürlich mit Thränen füllten. „Was hast Du denn, mein Kind? Glaubst Du nicht, daß ich es herzlich gut mit Dir meine?“

„Oja, Herr Pathe! ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie ein Herz voll Güte und Liebe haben, denn sonst spräche Mama nicht so... so gerne und mit solcher Anhänglichkeit von Ihnen. Aber wenn Sie es gut mit mir meinen, bitte dann

erschrecken Sie mich nicht mehr mit August, denn ich fühle, daß ich ihn nie würde lieben können."

„Und warum denn nicht, mein Pathchen?"

Lina zögerte, schaute bald zu Boden, bald strich sie ihre Rockschöße glatt; dann aber raffte sie ihren Muth zusammen und flüsterte mit bewegter Stimme: „Offen gestanden, lieber Herr Pathe, weil... weil ich August niemals achten könnte, — weil er für einen Wüstling gilt, und weil... kurzum, weil mir vor ihm graut."

„Das genügt mir, liebes Pathchen! ich will ihn fallen lassen," sagte Rückmann; „aber sag' mir offen, ist Dein Herz noch ganz frei?"

„Ja," flüsterte sie und sah ihm ehrlich in's Aug, obschon eine leise Röthe verrätherisch über ihre Wangen flog, denn sie dachte in diesem Augenblick an Nellenburg.

„Nun denn, mein liebes Herzchen, so will ich Dir einen andern Vorschlag machen," sagte Rückmann und ergriff ihre kleine Hand, die er lebhaft drückte. „Du bist ein liebliches, reines, herziges Mädchen, um das sich Hunderte reißen würden, wenn Du reich wärest! Du bist einem Mädchen, das mir einst werth war, so ähnlich wie ein Ei dem andern, und ich möchte Dein Glück gründen für alle Zeiten. Sieh, ich bin ein alter Mann, der ganz allein in der Welt dasteht; ich habe nicht Geschwister noch Verwandte mehr, ich bin wohlhabend, für die hiesigen Verhältnisse sogar vielleicht reich. Dieses Vermögen wird in wenigen Jahren an lachende Erben fallen, die ich gar nicht kenne, wenn Du es nicht haben willst. Ich heirathe Dich, mein Kind, und nach meinem Tode bist Du meine Erbin und eine angesehene, einflußreiche, vielbegehrte Dame. Willst Du so?"

„Zürnen Sie mir nicht, Herr Pathe, aber ich muß Nein sagen," erwiderte Lina mit einem Schauder und in ihren beredten Augen lag ein Ausdruck des Schreckens. „Wollte ich dieses Anerbieten annehmen, müßte ich mich selbst verachten, denn der blose Gedanke an eine solche Spekulation ist mir entsetzlich. Mich um Geld zu verkaufen? mein Glück von dem Tode dessen zu erwarten, dem ich, der mir das Nächste auf Erden seyn soll? — Das ist fürchterlich, grausig!"

„Du gehst darin zu weit, mein liebes Kind," versetzte Rückmann; „ich bin alt und grau, aber mein Herz ist noch jung geblieben; es hat sich seit langen Jahren nach einem gemüthlichen, holden, braven, empfindsamen Wesen gesehnt, mit dem es Freude und Leid theilen könnte, nach einem Wesen, das Dir, mein Kind, nach innen und außen gliche. Ich bin nicht thöricht genug, zu glauben, daß ich einem Mädchen von Deinen Jahren noch Liebe einflößen könnte; ich will nur Dankbarkeit, Wohlwollen, Treue, Vertrauen, Anhänglichkeit, und deren bist Du doch sicher fähig, mein Kind, nicht wahr?"

„O ja, gewiß, Herr Pathe," stammelte Lina in großer Verwirrung; „aber bedenken Sie doch..."

„Ich habe alles längst bedacht, mein Kind," fuhr er lebhaft fort; „ich habe mir alles vergegenwärtigt, und seit ich Dich gesehen, mein Ideal von einem lieben holden Weibchen in Dir erkannt. Du sollst aller Genüsse theilhaftig werden, die nur der Reichthum bieten kann: ein schönes Haus, ein Landgut, prächtige Garderobe, Theater, Equipage, Badereisen, ein reiches Nadelgeld, sollst Deine Eltern und Geschwister unterstützen; Du sollst Geld genug haben, um fremdem Leid zu steuern! Ich bin überzeugt, wenn ich mit diesen Vorschlägen vor Deine Eltern trete, werden sie mit beiden Händen zugreifen!"

„Darum eben werden Sie es nicht thun, Herr Pathe! als ein edeldenkender gutherziger Mann werden Sie sich nicht um Ihr Geld einen kurzen Wahn von Befriedigung mit meinem Unglück erkaufen wollen, denn es geht gegen meine Grundsätze, auf solch einen Handel einzugehen. Bin ich auch arm und nur ein schlichtes Mädchen, will ich mir doch mein reines Gewissen, meinen Seelenfrieden, meine sittliche Freiheit bewahren!"

„Ach Kind, Du bist jetzt nur verletzt, daß ich in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft so mit der Thüre in's Haus falle und Dich mit einem Antrage überrumple," sagte Herr Rückmann gutmüthig. „Mußt aber darin keine Unzartheit oder Taktlosigkeit sehen, mein Herzchen! Die Jungen haben Zeit zum Freien, in meinem Alter ist jeder Augenblick kostbar. Auch bin ich ein ungelenker, gerader alter Knabe, der wenig von Formen weiß, und mein Antrag kommt daher aus gutem Herzen. Ueberleg' ihn Dir; ich gebe Dir Bedenkzeit; bestimme selbst, wann ich Deinen Bescheid abholen und mit Deinen Eltern reden soll!"

„Bester Herr Pathe, ich bitte, hören Sie mich nur eine Minute ruhig an!" erwiderte Lina und erhob ihr wehmüthiges Gesicht und die feuchten schwimmenden Augen bittend zu ihm; „ich flehe inständig, geben Sie diesen Gedanken auf, der Ihr und mein Glück nicht gründen, der Ihnen nicht meine Anhänglichkeit und Dankbarkeit erkaufen kann. So jung und einfach und unerfahren ich auch bin, so habe ich doch Grundsätze, bestimmte Ansichten von Gut und Böse, Recht und Unrecht. Was mir jetzt gegen mein Gefühl geht, das wird mir keine Macht der Welt aufdrängen, verspräche es auch noch so viel Vortheil. — Gehen Sie zu Dora Löbell, die gebildeter, weltgewandter, klüger und passender für Sie ist, die Ihren Antrag vielleicht mit Freuden annimmt... überlassen Sie mich meiner Zurückgezogenheit und bescheidenen Dunkelheit und meinen Pflichten, und Sie dürfen meiner aufrichtigsten, dankbarsten Anhänglichkeit gewiß seyn."

Der alte Herr sah sie lange und mit einem eigenthümlichen Blicke an; dann schüttelte er ihr die Hand und sagte: „Du bist ein braves, edles Mädchen, und ich bin Dir wegen Deines Bescheides nicht böse — im Gegentheil, Du bist in meiner Achtung gestiegen, und um Deinetwillen will ich mich mit Deinem Vater versöhnen, und von dem, was ich eben gesprochen, soll zwischen Dir und mir, zwischen Deinen Eltern und mir nie mehr die Rede seyn. — Aber Du mußt mir einen andern Gefallen thun, mein Herzchen! willst Du?"

„Mit Vergnügen, — jeden, vorausgesetzt daß er nicht gegen mein Gewissen und Gefühl geht!" sagte sie mit leuchtenden Augen; „Sie sind so gut!"

„Ich gebe Dir 10,000 Thaler zur Mitgift, Linchen, damit Du nach Gusto und Neigung heirathen kannst. Sollst ganz Deine freie Wahl haben. Aber ich weiß einen braven, schmucken, jungen Mann, voll Talent und Herzensgüte, Geradheit und Rechtschaffenheit, einen wirklichen Charakter, der mir trotz seiner Armuth die vollste Achtung abnöthigt, der Deiner ganz würdig wäre, — diesen möchte ich Dir zuführen. Darf ich? willst Du ihn aus meiner Hand annehmen?“

„Lieber Herr Pathe, ich sage nicht Ja, nicht Nein, ich gehe keine Verpflichtung ein,“ gab Lina lächelnd zur Antwort; „allein wenn er mir so gut gefällt wie Ihnen und mich wirklich liebt, so will ich ihn mit innigem Dank aus Ihrer Hand empfangen.“

„Topp, mein Kind, es gilt, und nun laß uns recht gute Freunde werden!“

Linchen athmete hoch auf. „Sie böser, böser Pathe!“ sagte sie; „eigentlich sollte ich Ihnen gar nicht gut seyn, denn Sie haben mir eine schwere Viertelstunde gemacht; und am Ende war alles doch nur eine kleine Komödie, um mich auf die Probe zu stellen.“

„Nun, und wenn dem so wäre, mein Herzchen? Du hast ja die Probe bestanden, und zwar mit dem höchsten Lobe!“ Sie drohte ihm schalkhaft mit dem Finger, dann aber fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn tiefbewegt auf die Wange, und folgte ihm heiter und mit hochgeschwelltem Herzen zur Gesellschaft zurück, wo ihr August gleich in den Weg kam, und sie mit jener zudringlichen Vertraulichkeit anredete, welche Männern eigen ist, die schon alle Achtung vor der Weiblichkeit verloren haben. Lina ertrug es nur mit Mühe und that sich Zwang an, ihre Entrüstung zu verhehlen; aber ein einziger Blick machte alles wieder gut — ein Blick von Roderich, der in einer Ecke des Salons in angelegentlichem Gespräche mit dem Präsidenten stand und auf dessen Gesicht ein Schimmer von verklärender Freude bei ihrem Anblick aufgeleuchtet hatte.

Der Präsident stellte Roderich jetzt dem alten Rückmann vor: „Herr Rentier Rückmann aus Rußland — Herr Kandidat Roderich Nellenburg, Privatgelehrter von hier.“

„Ah, sehr angenehm,“ sagte Herr Rückmann und lachte in sich hinein; „Kantors Roderich, nicht wahr? Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Herr! Ihr Vater war ein guter Bekannter von mir.“

Roderich verbeugte sich stumm, denn er ahnte, daß der alte Herr sich einen Spaß machen wollte.

„Ein sehr verdienter junger Mann, dieser Herr Nellenburg,“ fuhr der Präsident fort, — „nur zu bescheiden, viel zu bescheiden! Ich bin sehr erfreut, daß mich meine Tochter Dora auf Herrn Nellenburg aufmerksam gemacht hat. Sie ist ganz entzückt von seinen Dichtungen, die wirklich Talent verrathen, viel Talent. Dora versteht sich darauf besser als ich, dem die Staatsgeschäfte nur sehr wenig Muße lassen. Ich werde es mir zur angenehmsten Pflicht machen, etwas für Herrn Nellenburg zu thun; ich werde ihm meine emsigste Protektion angedeihen lassen, und bei der ersten Gelegenheit das Interesse Seiner Hoheit für ihn zu gewinnen suchen. Es war von jeher meine süßeste Aufgabe, das ringende Talent zu unterstützen.“

„Sehr verbunden für Ihre gute Meinung, Herr Präsident! ich werde gewiß stets beeifert seyn …“

„Glaub' es, glaub' es Ihnen, mein lieber Kandidat! Sie scheinen mir eine sehr redliche, gediegene Natur zu seyn, aber nur zu bescheiden, sonst hätten wir Sie früher kennen gelernt. Aber nun ist das Eis gebrochen, und ich bedinge mir aus, daß Sie unser Hausfreund werden. Sie sind ja ohnedem ein Studiengenosse meines Sohnes, und meine Damen schwärmen förmlich für Sie. Hatte gar keine Ahnung davon, daß es hier einen Nellenburg gäbe; hielt den Namen immer für ein Pseudonym, wenn ich ihn unter einem Gedichte in der Landeszeitung las …“

„Im Morgenblatte, Herr Präsident,“ erlaubte sich Roderich schüchtern zu berichtigen.

„Ach ja, Morgenzeitung, Morgenzeitung, die ich zwar nie lese, weil es ein Oppositionsblatt ist, redigirt von einem fatalen, verruchten Demokraten! — Na, was wollt' ich sagen? Kurzum, meine Dora, die selbst Gedichte macht und sehr viel literarische Bildung und ästhetisches Urtheil hat, sprach so oft und mit solcher Anerkennung von Ihnen, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen konnte, den vielgerühmten Dichter kennen zu lernen, um etwas für ihn thun zu können, — so eine Professur am Gymnasium etwa und Lehrer der Prinzen, wie? wäre das nach Ihrem Geschmack, Herr Kandidat? Na, wollen sehen was sich thun läßt? Kennen Sie meine Dora schon, Nellenburg?“

„Gewiß, Herr Präsident, vom Sehen wenigstens, obschon ich noch nicht das Vergnügen gehabt habe, dem gnädigen Fräulein vorgestellt zu werden.“

„Nicht? na dann kommen Sie! wir müssen Dora diese Freude machen! Sie entschuldigen, bester Herr Rückmann!“

„Immer zu, immer zu!“ versetzte dieser und warf Roderich einen bedeutsamen Blick zu.

Theodora thronte in einem Kreise von jungen Damen und Herren am Flügel und unterhielt sich sehr lebhaft, ohne aber dabei den jungen Dichter aus dem Auge zu verlieren, den ihr Blick mit einem ganz besondern Interesse umspielte, denn seine schmucke männliche Erscheinung gefiel ihr und sie war eine Kennerin männlicher Schönheit. Als daher der Papa ihr Roderich zuführte, eilte sie ihm mit einer Beeiferung entgegen, die für Nellenburg sehr schmeichelhaft war, empfing ihn mit einer Liebenswürdigkeit und Auszeichnung ohne gleichen, und zog ihn sogleich in eine Fensterniſche, wo sie ihn für eine ganze Stunde in Beschlag nahm. Roderich machte gute Miene zum bösen Spiel und nahm sich zusammen, nicht ungalant oder linkisch zu seyn, und doch gegenüber von einem solch feurigen Entgegenkommen und enthusiastischer Vertraulichkeit eine gewisse bescheidene Zurückhaltung und Scheu zu bewahren, damit er sich gegenüber von Theodora zu nichts verpflichte und auch diese in keiner Weise verletze. Aber im Grunde hatte er nur Augen für Lina, die in seiner Nähe saß, und in seinem Busen

tobten alle Qualen der Eifersucht, als er die täppische Vertraulichkeit und die sinnlichen Blicke bemerkte, mit denen der Assessor die reizenden Formen Lina's musterte, als er sie von einigen jungen Offizieren und Beamten umschwärmt sah, welche insgesammt ihm selbst an freierer Beweglichkeit und geselligem Anstande überlegen waren. Es war ihm jedoch eine tröstliche Wahrnehmung, daß Lina an diesen Huldigungen der jungen Herren wenig Gefallen zu finden schien und sie mit einiger schüchternen Verlegenheit und Unbehagen hinnahm. Sie mochte sich in gleichem Fall befinden, wie er selbst den ekstatischen Lobsprüchen und der forcirten Bewunderung Dora's gegenüber, deren Aufrichtigkeit er bezweifelte, weil er sich bewußt war, daß er sie nicht verdient hatte.

Dora war groß und schlank, hager und etwas einseitig, besaß vielen Verstand aber wenig Gemüth und war so was man ein verwöhntes Kind nennt. Dazu war sie nun verblüht, denn sie mochte mindestens dreißig Jahre zählen, und die Sommersprossen ihrer etwas eingefallenen Wangen, den röthlichen Schimmer ihres Haars konnte kein Toilettenmittel ganz verdecken; dabei hatten ihre braunen Augen etwas Stechendes, Freies, Sinnliches, ihr Betragen eine gewisse Ungebundenheit und etwas unweiblich Heftiges, was Roderich nicht angenehm berührte. Ihre gesellschaftliche Gewandtheit hätte vielleicht einen jüngern oder ältern Mann als Roderich bestochen; er aber war ein scharfer Menschenbeobachter und nachgerade in dem Alter, wo das gereiftere Urtheil sich weniger durch Schein und Schimmer bestechen läßt, und so gründlich wissenschaftlich gebildet, daß er das Stückwerk und die Oberflächlichkeit in Dora's blosem Gedächtnißwissen und das Anmaßliche ihrer Urtheile durchschaute. Er übernahm daher mehr den passiven Theil der Unterhaltung, und war dadurch als Beobachter im Vortheile. Endlich ließ ihn Theodora los, um den Tanz zu arrangiren, nachdem sie ihn noch zu zwei Touren aufgefordert hatte.

„Nun, mein Junge,“ fragte Rückmann, der ihn in diesem Augenblicke abfing; „wie stehst Du mit Fräulein Löbell? Ich glaube, da bandelt sich irgend etwas an, was Deine Zukunft sicher stellen wird.“

„Schwerlich, lieber Pathe,“ versetzte Roderich leise; „ich bin sehr wenig entzückt von dem Fräulein und ihr Interesse für mich läßt mich kalt. Die Absicht, mich einzufangen, tritt gar zu klar an den Tag, und diese seltsamen Leute wähnen, das merke unsereiner nicht. Aber wie der Dichter sagt: 'man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.' Ich bin heute zum ersten und letzten Mal in diesem Hause.“

„Bist Du toll, Junge, Dein Glück so von Dir zu weisen?“

„Ich danke für dieses Glück, lieber Pathe; ich bin nun einmal eine ganz eigenartige Natur. Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen. Macht mich der Präsident zu etwas, so wird er mich verpflichten wollen, entweder an einer Zeitung mitzuschreiben, welche Grundsätze vertritt, wogegen sich meine Gefühle und Ueberzeugungen empören, und er will mich damit meinen Grundsätzen ungetreu machen; oder aber er verlangt von mir, daß ich Fräulein Dora heirathe, und dazu habe ich noch weniger Gusto.“

„Und warum nicht, Junge? Das Fräulein ist doch hübsch, liebenswürdig, gebildet, vielleicht auch reich?“

„Meinethalben, aber ich liebe sie nicht; ich bin, glaub' ich, einige Jahre jünger als sie, und will nicht krebsen, wo Andere gefischt haben, denn sie ist eine alte Kokette, und soll schon zahllose Liebschaften gehabt und mehre Verlöbnisse wieder aufgelöst gesehen haben. Und dann widert mich die ganze Hohlheit dieser gesellschaftlichen Sphäre an, lieber Pathe; ich will lieber mit Ehren und Freiheit ein armer Teufel bleiben, als der Schweifträger dieser leeren Puppen und selbstsüchtigen Hohlköpfe und herzlosen Intriguanten seyn; ich hasse diese Unnatur.“

„Ei Du verstockter Demagoge, Du!“ sagte Herr Rückmann, aber innerlich freute er sich darüber. —

„Nun, mein Kind, wie findest Du den Dichter? ist er bedeutend?“ fragte die Präsidentin ihre Tochter.

„Hm, er ist nicht übel, wenn schon sehr zugeknöpft und linkisch; er scheint mir sehr phlegmatisch zu seyn,“ versetzte Theodora. „Gelehrt ist er jedenfalls, und alle Gelehrten sind langweilig. Dazu macht Herr Rückmann auffallend wenig Umstände mit ihm, und wird somit wenig genug für ihn thun. Da wäre es am Ende klüger, wenn ich ihn einfinge. Papa hat heute gehört, Rückmann habe für eine Viertelsmillion Werthpapiere bei der Landesbank zur Aufbewahrung deponirt: Das wäre doch ein besserer Fang, als solch ein bloser Professor!“

„Sagt' ich Dir's nicht längst, mein Engelchen? jenun, ich freue mich, daß Du klug geworden bist und das vernünftigere Theil erwählst,“ sagte Mama; „mische Du nur Deine Karten darnach; ich will von meiner Seite auch operiren. Aber sieh' nur, Kind, da ist ja der langweilige Kandidat ganz Feuer und Flamme bei Hartigs Lina!“

Der Tanz begann, und Roderich mußte seinen Verpflichtungen gegen Fräulein Dora nachkommen, und bemühte sich, artig und zuvorkommend zu seyn, obschon ihm der Aerger, daß Linchen nun keine Tour mehr für ihn übrig hatte, am Herzen nagte. Sobald er die beiden Touren mit Dora abgetanzt, zog er sich zurück. Mazurka und die Lanciers-Quadrille waren ihm und Lina böhmische Dörfer, und beide fanden sich nun zusammen und plauderten herzlich, denn Theodora raste mit einem Gardelieutenant im Tanz durch den Saal, und August, der seiner Pflicht als Cavalier Lina's genügt hatte, saß bei einer koketten Wittwe, die in der Stadt als gar nicht unerbittlich galt, und machte ihr beeifert den Hof.

Die Präsidentin aber hatte den alten Rückmann aufgesucht und saß mit ihm auf einem Eckdivan im Musikzimmer. „Wie finden Sie Ihren Pathensohn, den Kandidaten, liebster Freund?“ fragte sie in einschmeichelndem Tone; „Sie scheinen Ihre Erwartungen nicht verwirklicht zu finden?“

„Wie so denn, meine Gnädige?“

„Jenun, Sie gaben sich so wenig mit ihm ab, und ich meine, der junge Mann hat etwas Schroffes, Starres, das Ihrem eigenen Charakter nicht sympathisch ist. Auch scheint er sich in unseren Kreisen nicht zu gefallen, — natürlich! solche Menschen suchen ihre Vergnügungen in andrer Sphäre.“

„Wie meinen Sie dieß, meine Gnädige?“

„Hm, ich denunzire nicht gerne und hätte es von ihm selbst nicht geglaubt, hätten's nicht meine eigenen Augen sehen müssen!“

„Was denn? bitte, sagen Sie mir alles, meine Gnädige,“ sagte Rückmann etwas unruhig; „was hat der Junge angestellt?“

„Ich bedaure, daß ich mich zu einer Anspielung hinreißen ließ, liebster Freund!“ entgegnete Frau Löbell; „denn eine anständige Frau kann es eigentlich nicht erzählen, um was es sich handelt. Indeß fühle ich selber, daß ich nun nicht mehr bei halben Andeutungen stehen bleiben kann, und muß also, gegen meinen Willen, mit Widerstreben, auf die Sache kommen. Der junge Mensch hat gemeine Allüren; gestern Abend, als ich in's Theater ging — ich hatte mich verspätet, weil mein Mann bei der Tafel zu Hofe war, gehe ich zu Fuße mit meinem Diener an der Martinikirche vorüber. Wer begegnet mir da? der Herr Kandidat, Arm in Arm mit einer verlorenen Person, einer gemeinen Straßendirne. Wie er mich sieht, biegt er aus, flüchtet unter den Schatten der Kirche. Aber ich und mein Diener haben ihn erkannt; und wenn ich nicht aus Rücksicht für Sie diese Begegnung hätte ignoriren wollen, so würde ich ihm wegen der zugesandten Einladung wieder abgeschrieben haben. Daß ich jetzt von der Sache rede, lieber Freund, geschieht nur ungerne, — aber ich darf nicht schweigen, denn ich bin es meinen Verwandten den Hartigs schuldig, daß ich das gute Linchen, das unerfahrene Ding, vor dem Wolfe warne.“

„Ist's möglich? das hätte ich dem Burschen doch wahrlich nicht zugetraut; ja ich würde es auch aus keinem andern Munde glauben, als aus dem Ihrigen, meine Gnädige. Und Ihr Herr Gemahl und Fräulein Dora wissen um diese Thatsache?“

„O nein,“ versetzte sie mit einem engelssanften Lächeln; „glauben Sie denn, daß er sonst hier wäre? daß Dora mit ihm gesprochen hätte? Wir halten auf ein reines Haus, lieber Freund.“

„Begreiflich; aber mich wollte doch halb und halb bedünken, als ob der Herr Präsident und das Fräulein wirklich ein sehr warmes Interesse für Nellenburg hätten?“

„Nur Ihretwegen, Herr Rückmann, glauben Sie mir! Dora schwärmte allerdings für seine Dichtungen und das mag ihr ein bedingtes Interesse für den Verfasser derselben eingeflößt haben, das mein Christian vielleicht in seiner Zerstreutheit mißverstanden hat. Allein ich kann Ihnen im Vertrauen sagen: Dora's Herz ist dabei nicht betheiligt, sondern anderweitig schon halb engagirt. Dora sucht einen gesetzten, gereiften Mann, den sie mit aller Liebe und Zärtlichkeit der Achtung umgeben kann, — einen Mann, der ihr durch seine Welterfahrung und seinen Verstand imponirt, der — kurzum, einen Mann, welcher wie Sie nicht mehr die thörichte Leidenschaft der Jugend entflammt, sondern der ihr mehr ein väterlicher Freund und Rathgeber seyn kann ...“

„Herr Rückmann, wenn's gefällig ist, — die Whistpartbie ist arrangirt!“ sagte der Präsident herzutretend; „wir können vor dem Souper noch ein Spielchen machen!“

„Ich stehe zu Diensten,“ erwiderte Rückmann sehr zerstreut, aber doch froh, diese Unterredung abgebrochen zu sehen.

„Christian, Du bist und bleibst doch ein unpraktischer Schafskopf!“ flüsterte Frau Löbell ihrem Gatten zu und knuffte ihn hehlings in die Seite; „mir da den Goldmann gerade in dem Augenblick wegzuholen, wo ich für Dora die Hand nach seiner Viertelsmillion ausstrecke ... ja, gaffe nur, Alter! Dora soll ihn heirathen, dann ist unserm August die kleine Hartig desto sicherer.“ —

Es war ein Uhr vorüber, als die Gesellschaft auseinander ging, — schläfrig, übersättigt, innerlich unbefriedigt. Alle Personen unseres kleinen Romans waren in ihren Erwartungen getäuscht. Herr Rückmann hatte statt der Präsidentin oder Dora sein Pathchen Lina zu Tische geführt, und Dora im Aerger darüber dem Gardelieutenant ihren Arm gereicht; August hatte sich an die Hauptmännin v. Weißleben gemacht, und Roderich mit dem häßlichen halbverblühten Fräulein von Kaufing sich begnügt, und so waren alle Berechnungen zu Schanden geworden. Beim Aufbruch wollte August Löbell sich zu Linchens Geleite antragen; aber Herr Rückmann hatte sich dieß schon ausbedungen. — Die Nacht war schön, der Mond schien hell, das Pflaster war trocken; daher lehnte er den angebotenen Wagen ab, und reichte Lina den Arm.

„Mein Kind,“ hub er an, sobald er mit Lina allein war; „Du scheinst Dich mit dem Roderich Nellenburg gut amüsirt zu haben. Seit wann kennst Du ihn?“

„Seit gestern Abend,“ entgegnete sie; und erzählte dem Pathen ganz offen und ehrlich die eigenthümliche Weise, wie sie mit Roderich bekannt geworden, bat ihn aber um Verschwiegenheit, damit namentlich die Präsidentin nicht erfahre, wer das Frauenzimmer gewesen, mit welchem Roderich derselben an der Martinikirche begegnet sey. Rückmann fiel ordentlich ein Stein vom Herzen, und Lina mußte ihm die ganze Geschichte noch einmal wiederholen und Zeit und Stunde und alle näheren Umstände genau angeben.

„Aber nicht wahr, Herr Pathe, Sie verrathen mich nicht?“ rief Linchen schmeichelnd.

„Sey ruhig, mein Kind, ich werde den besten Gebrauch davon machen und Roderich in den Augen der Präsidentin von jedem falschen Verdacht reinigen. Gute Nacht, mein Herzchen! grüße Deine Eltern und bereite sie auf einen Besuch von mir vor! — Der arme Junge!“ sprach er dann vor sich hin; „ich habe ihm also Unrecht gethan und seinen freundlichen Abschiedsgruß kaum erwidert.“

6.

Roderich saß am andern Mittag kurz vor Tische traurig und nachdenklich in seiner kleinen Stube. Einige seiner jungen Schüler waren soeben weggegangen, und das Mädchen räumte den Tisch ab, um ihn zu decken. Er stierte aus dem Fenster in den sonnenhellen Mittag hinein, der sein Gemüth doch nicht aufhellte; denn er dachte an das kalte „Gute Nacht“ des

Pathen und an den sichtbaren plötzlichen Umschlag im Benehmen der Präsidentenfamilie vom Souper an. Er blickte in einen Brief, den er am Morgen erhalten hatte; er war abgespannt, angewidert, ärgerlich, er fühlte sich an Körper, Geist und Gemüth verstimmt.

„Wäre ich doch gestern von diesen Leuten fortgeblieben!" murmelte er; „jeder bleibe in seiner eigenen Sphäre, denn er wird doch zurückgestoßen, wo er sich vordrängt. Und was hab' ich nun davon? Einen wüsten Kopf, ein getäuschtes Herz, denn der Himmel mag wissen, wodurch ich so plötzlich unbewußt und unverschuldet gleichsam Aller Gunst zugleich verloren habe!"

Die Thüre ging auf, der alte Rückmann trat ein, und begrüßte seinen Pathensohn so herzlich als nur immer möglich. „Guten Tag, Roderich! komm' und begleite mich, denn ich habe noch einige wichtige Ausgänge zu besorgen, ehe ich abreise! . . ."

„Wie, Sie wollen uns schon wieder verlassen? nach Rußland zurückkehren?"

„Mit nichten, mein Sohn, ich gehe nur auf einige Monate nach Paris und London, — zu meinem Vergnügen, weil ich jene Städte noch nicht gesehen habe und weil ich mir mein Haus hier erst einrichten lassen will, wobei Du mir behülflich seyn sollst — ich will nämlich das große Kreuzburg'sche Haus in der Königsstraße ankaufen — und dann," setzte er zögernd hinzu, — „dann auch noch, weil ich, wie es scheint, in schlechte Hände gerathen bin, und mich ganz losreißen will. Du hast gestern gesagt, der Mensch soll sich seine sittliche Freiheit bewahren — das will ich auch!"

„Ich verstehe kein Wort davon, lieber Pathe, als daß Sie fort wollen, was ich sehr bedaure," sagte Roderich; „muß es denn seyn?"

„Allerdings; es wird das Beste seyn; doch davon nachher, mein Sohn! Was ist denn dieß für ein Brief?"

„Hm," versetzte Roderich und ein trüber Schatten huschte über seine Züge; „es ist das Projekt eines Freundes, welches seine und meine Zukunft sicher stellen könnte. Ein junger, tüchtiger, sehr gebildeter Kaufmann, Wilhelm Rohrbach mit Namen, ein Schulkamerad und Jugendfreund von mir, ist im Begriff, in einer bedeutenden Handelsstadt eine Handelsschule zu gründen, und ladet mich zu einer Verbindung mit ihm ein. Rohrbach hat sich etwa fünftausend Thaler erspart und ebenso viel erheirathet; wenn ich ebenso viel einlegen kann, ist meine Zukunft gesichert, denn Rohrbach bringt schon gegen 30 Zöglinge mit; aber ich sollte eine Frau haben, welche die Haushaltung übernähme und mir so viel Geld zubrächte, als Rohrbach verlangt. Allein wie soll ich Aermster zu einer solchen kommen?"

„Dazu kann Rath werden, Roderich," erwiderte Rückmann lebhaft; „schlüpfe schnell in Deinen besten Rock und folge mir; Deine Brüder und die Großmama müssen heute ohne Dich speisen, denn Du bist um fünf Uhr mein Gast bei einem kleinen Familiendiner. Gib mir den Brief und laß mich ihn lesen, während Du Dich ankleidest; hernach stelle ich Dich Deiner Zukünftigen vor, die Dein Glück gründen kann! Na was stehst Du denn da und stierst mich an?"

„Liebster Herr Pathe," entgegnete Roderich halb verlegen halb mit feierlichem Ernst; „nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich bin kein Freund von Vernunftheirathen; darf ich wissen, was für ein Mädchen Sie mir zugedacht haben?"

„Freilich, mein Junge, ein braves, wackeres Mädchen aus gutem Stande, nicht mehr zu jung, sehr gebildet, mit einer Mitgift von zehntausend Thalern baaren Geldes, die Dir gar nicht abhold zu seyn scheint . . ."

„Herr Pathe, wenn es Fräulein Dora Löbell ist, auf welche Sie abheben, dann sag' ich im Voraus Nein!" rief Roderich lebhaft.

„Nutzlose Befürchtung! Dora will Dich gar nicht — sie weiß nun von ihrer Mutter, daß Du ein Mensch bist, der Abends zwischen Tag und Dunkel mit verrufenen Dirnen auf den Gassen herumwandelt und in den Schatten der Martinikirche flüchtet, wenn ehrliche Leute in seine Nähe kommen, und da ist ihr Enthusiasmus für Dich bereits verflogen. Auch hat sie sich in den Kopf gesetzt, mich mit ihrer Hand zu beglücken — aber ich will nicht!" sagte Rückmann mit einer Lebhaftigkeit, die zwischen Scherz und Ernst die Mitte hielt. „Du siehst, man ist hinter Deine Junggesellenstreiche gekommen."

„Man hat mich verleumdet, liebster Pathe! Das Faktum daß mich vorgestern die Frau Präsidentin am genannten Ort gesehen hat, leugne ich nicht; aber das Mädchen, dem ich das Geleite gab, ist so achtbar, daß es in jeder Hinsicht hoch über aller Verleumdung steht, daß Fräulein Theodora sich gratuliren dürfte, wenn sie jemals so gewesen wäre."

„Aha, also eine kleine Liebschaft von Dir, mein Junge? und wer ist sie denn, wenn man fragen darf?"

Roderich zuckte die Achseln. „Ich habe das junge Mädchen zum ersten Mal in meinem Leben gesprochen, und doch wird mir diese halbe Stunde zeitlebens unvergeßlich seyn," sagte er feierlich und mit leuchtenden Augen; „aber ich bin ihr schuldig, daß ich ihren Namen verschweige."

„Also doch ein Geheimniß, Roderich? Na, dann auch gut; ich will mich nicht in Dein Vertrauen eindrängen. Spute Dich nur, daß wir fortkommen!"

Roderich war eigentlich in innerster Seele verletzt, daß er Schuld gewesen seyn solle, Lina Hartig in unwürdigen Verdacht gebracht zu haben. Er dachte schon nicht mehr an Rohrbach's Brief, sondern nur an Lina, an die Möglichkeit, daß auch sie erkannt und dadurch verkannt, verdächtigt worden sey. Er war deßhalb ziemlich ernst und schweigsam gestimmt, als er in seinem Sonntagsstaate sich Herrn Rückmann wieder vorstellte.

„Frau Meyer," sagte dieser zu der halbgelähmten Großmutter, mit der er seither geplaudert hatte; „wenn heute Nachmittag Roderichs Schülers kommen, dann sagen Sie ihnen nur, er sey heute verhindert. Er muß mir heute ein Opfer bringen, das ihm hoffentlich reich vergolten werden soll. Auf Wiedersehen, liebe Frau! — Junge, ich bin nur begierig, wie Dir das Mädchen gefällt, das ich Dir ausgesucht habe."

sagte er zu Roderich, als sie auf der Straße waren. „Wenn sie Dir so gut gefällt als mir, so bist Du ein glücklicher Mensch.“

„Aber ich habe eigentlich heute gar keine Lust, mich einem Frauenzimmer vorzustellen, Herr Pathe. Die elende Klatscherei wegen des vorgestrigen Abends hat mich zu sehr verstimmt, und ich sage Ihnen zum Voraus, wenn Ihr Schützling nicht ganz meinen Anforderungen entspricht, so wird nichts daraus — mein Herz und sein Glück verkaufe ich nicht um schnödes Geld.“

„Natürlich; sie muß Dir gefallen, versteht sich,“ sagte Rückmann mit einem geheimnißvollen Lächeln; „aber auch Du mußt ihr gefallen, wenn etwas aus der Verbindung werden soll, denn sie ist so anspruchsvoll wie Du — ein Mädchen mit einem solchen baaren Vermögen — wirft sich nicht weg.“

„Na, dann ist mein Hingehen vergeblich,“ sagte Roderich; „solch ein linkischer unbeholfener Mensch wie ich? ein armer Kandidat? und eine reiche Erbin? Bah, daraus wird in Ewigkeit nichts!“

„Höre, Junge, mit dem Ankauf des Kreuzburg'schen Hauses will ich mich noch nicht beeilen,“ sagte Rückmann, der einem ganz andern Gedankenzug folgte. „Rohrbach's Plan gefällt mir; ist eine gute zeitgemäße Idee. Wenn er nur halb so tüchtig ist wie Du, so gibt es ein famoses Unternehmen. Und da ich schon im Voraus überzeugt bin, daß Du bei reiferer Ueberlegung mit allen zehn Fingern nach der Parthie greifst, welche ich Dir vorschlage, und daß dann der Verwirklichung von Rohrbachs Plan gar nichts mehr im Wege steht, so folg' ich Dir lieber ebenfalls nach Deinem neuen Wohnort, da ich mich hier eigentlich doch nicht mehr so recht in die kleinlichen Verhältnisse einleben kann, — vorausgesetzt natürlich, daß Du ein paar Stübchen für mich in Deinem Hause hast und mir ein Plätzchen an Deinem Tische gönnst!“

„Wie können Sie daran zweifeln, bester Pathe?! . . .“

Rückmann trat mit Roderich in das Gewölbe eines Gold- und Silberwaarenhändlers, kaufte ein silbernes Theeservice um einen hohen Preis, und bat den Kaufmann, es sogleich mit einer Karte von ihm an Frau Präsident Löbell zu schicken. Roderich war nicht wenig verwundert darüber, aber der Pathe sagte im Weggehen: „Sie haben mir viele Gefälligkeiten erwiesen, wenn auch vielleicht nicht in uneigennütziger Absicht; ich bin ihnen also ein Gegengeschenk schuldig, ein Angebinde zum Abschied, das mich einigermaßen vor ihren üblen Nachreden schützt und sie etwas über ihre getäuschten Hoffnungen tröstet. Ja, staune nur! ich will mit den Löbells brechen. Der Präsident gefällt mir nicht: er ist durch und durch ein Bureaukrat und ein Emporkömmling. Die Frau ist klug und gewandt und kann sehr liebenswürdig seyn, wenn sie will, aber ich fürchte, sie ist es nur da wo etwas für sie dabei herauskommt. Nun möchte sie mich zum Schwiegersohn haben, aber diese Komödie kann nicht aufgeführt werden, denn diese Schwiegermutter würde sie mir bald zu einem Trauerspiele machen, selbst wenn ich Fräulein Dora mehr Gemüth und Seele zutrauen dürfte.“

„Herr Pathe, ich staune über den Umschlag in Ihren Gesinnungen . . .“

„Da ist nichts zu verwundern: man hat mir mittelbar und unmittelbar die Augen geöffnet. Das kam namentlich so: gestern hat mich der Oberkellner im 'Römischen Kaiser', mit einigen anderen Zimmern im zweiten Stock vorlieb zu nehmen, weil sie die Beletage für einen preussischen Prinzen brauchten, der zum Besuch bei Hofe käme. Ich war's zufrieden, und hatte keine Ahnung, wen ich zum Stubennachbar haben sollte. Heute beim Frühstück hör' ich neben mir einen Herrn und eine Dame so laut reden, daß mir kein Wort entgehen konnte, ohne daß ich horchte. Solch eine dünne Gasthofswand und dünne Flügelthüre dämpfen keinen Ton. Ich hätte vielleicht nicht aufgepaßt, wenn ich nicht meinen Namen gehört hätte. So aber ward ich aufmerksam und höre nun als eine abgemachte Sache erörtern, daß ich Fräulein Dora heirathe und daß ein junges Mädchen, das mir nahe steht, an August Löbell verheirathet werden soll, und daß August Löbell einer andern Dame, meiner Zimmernachbarin, ein Engagement am Theater verschaffen soll und sie dann aushalten und eine kleine Intrigue mit ihr fortsetzen wolle, und daß man über mein sauer verdientes Geld schon im Voraus verfügt, als wär' ich schon todt. Und da mich denn doch interessirt, die Leute zu sehen, die ihrer Sache so sicher zu seyn scheinen, so zieh' ich einen Korkstöpsel aus dem Paneel der Thüre, sehe hinüber und erkenne — den jungen Herrn August Löbell selbst und eine Tänzerin, die mir gestern bei Tafel gegenüber saß . . .“

„Alle Wetter!“ rief Roderich; „pfui, Herr Assessor! dießmal sind Sie nach Gebühr entlarvt.“

„Nun begreifst Du wohl, mein Junge, was ich vorhin mit der Aeußerung von der Wahrung meiner sittlichen Freiheit sagen wollte, warum ich der Frau Präsidentin ein Geschenk mache und mich von N. entferne. Doch da sind wir vor dem holländischen Thore, wo ein alter Bekannter von mir wohnen soll, der Sekretär Hartig, dem ich einen Besuch zugedacht habe. Kennst Du vielleicht seine Wohnung?“ Roderich bejahte und das Blut stieg ihm in's Gesicht. „Du wirst mich begleiten, denn auch Dein Vater war früher, ehe der alte Hartig unter die Pietisten ging, ein Freund von ihm.“

Roderichs Herz klopfte beinahe hörbar laut, als er dem Herrn Pathen durch das Gärtchen in das kleine Haus folgte. Die Glocke am Pförtchen hatte schon solchen Lärm gemacht, daß die ganze Familie Hartig vom Tische aufgestanden war und die Gäste erwartete, als diese in die Stube traten. Lina glühte wie eine Dijon-Rose und senkte das Auge, nachdem sie einen raschen freundlichen Blick mit Roderich gewechselt.

„He, Pathchen, stelle mich 'mal Deinen Eltern vor und diesen da auch,“ hub Herr Rückmann an. „Und dann laß vollends abtragen, liebes Kind, denn ihr seyd heute Abend insgesammt meine Gäste im 'Römischen Kaiser', denn wir feiern die Verlobung von diesem da, dem künftigen Mitdirektor der Handelsschule in F., Roderich Nellenburg . . .“

„Aber bester Pathe! . . .“ stammelte Roderich, denn er sah wie alle Farbe plötzlich von Lina's Wangen wich.

„Es ist Cantor's Roderich, lieber Hartig, und mein Pathe," wandte sich Rückmann an den Sekretär und seine Frau; „ich habe mir vorgenommen, sein Glück zu gründen, und weiß daß er es am liebsten aus Lina's Hand empfinge, weßhalb ich hiemit für ihn um euer Kind anhalte, vorausgesetzt daß die beiden jungen Leutchen damit einverstanden sind! — Nun, Kinder, seyd ihr mit meiner Wahl zufrieden? Ja, sie sind es — ich wußte es wohl, und wenn ihr, meine alten Freunde, es ebenfalls seyd, so will ich nur rundheraus erklären, daß ich fest entschlossen bin, die zwei jungen Leutchen hier zu adoptiren, damit ich zu ihrer Familie gehöre! — Na, was sagst Du, Jakob Hartig?"

„Lieber alter Freund, Du sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt," entgegnete der Sekretär; „ich bin ganz einverstanden!"

„Und Ottilie ebenfalls, nicht wahr?" fragte Rückmann und reichte der tiefbewegten Mutter Lina's die Hand. Die beiden Liebenden lagen sich schon in den Armen und wußten kaum wie Ihnen geschehen war. —

Abends nach sechs Uhr saß in dem kleinen Saal des 'Römischen Kaisers' eine fröhliche Gesellschaft beisammen, und Herr Rückmann brachte so eben einen Toast auf das verlobte Paar aus, als einer der Kellner den Präsidenten Löbell hereinführte, welcher gekommen war um sich namens seiner Frau für das reiche Geschenk zu bedanken.

„Verzeihung, bester Herr Rückmann!" sagte er, etwas betreten; „ich will nicht stören; man wies mich wohl nur aus Irrthum hieher, denn Sie feiern da ein Fest wie es scheint!"

„Ei freilich, Herr Präsident! und zwar ein Familienfest, bei dem Sie uns sehr willkommen sind: die Verlobung dieser beiden jungen Leutchen da, die meine Pathchen waren und nun meine Adoptivkinder sind, denn der junge Bursche dort hat die Verpflichtung, Linchens Ehre wiederherzustellen, die er durch sein Geleite aus dem Theater in den Augen der strengen Sittenrichterinnen der Residenz kompromittirt hat! Kommen Sie, Herr Präsident! ich weiß, Sie meinen es gut mit dem jungen Manne da! Stoßen Sie mit mir an auf das künftige Glück und die Wohlfahrt meiner Pathenkinder!" —

Bilder aus Rom.

Das ewige Rom! Das schmutzige, malerische, schöne, armselige Rom, die ewige Stadt die nicht verblüht! das alte Rom, dem die Zeit nur verschönernde, verklärende Reize, keine entstellenden Runzeln verleiht, — die Königin der Vergangenheit wiewohl ihr Purpur oft mit Blut und Koth befleckt war; die Königin der Gegenwart, obschon gefesselt und der Krone beraubt! — Mit welchem bangen und doch leidenschaftlichen Herzklopfen fährt der Fremde zuerst durch diese engen gewundenen Gassen! mit welchem heißen Sehnen der Liebe und fröhlichem Vorgefühle kehrt derjenige, welcher Rom schon von früher kennt, zu den wohlbekannten vertrauten Orten zurück, wo er sich früher herumgetrieben! Florenz, das zierliche, ästhetische, ist reich an mittelalterlichen Erinnerungen, jede Straße ist ein Gedicht, jedes Haus hat eine Geschichte. Genua, das stattliche stolze, bekleidete seine stufenförmigen Terrassen mit marmornen Palästen, als es noch mit nicht gelindem Scepter die Meere beherrschte. Venedig ist träumerisch, traurig und halb todt; Turin modern, fröhlich und nicht wenig prunkhaft und prahlerisch. Alle sind zwar schön; aber keine kommt dem Mittelpunkt der katholischen Christenheit, der alten Herrin der Welt, gleich, wo der kurulische Stuhl und der kaiserliche Thron der Cäsaren noch ein niedrigerer Sitz war als der Stuhl Petri des Fischers, wo die stolzeste Kaiserkrone ein bescheidener Kranz war im Vergleich mit dem stolzen dreifachen Reif um die Tiara des Vaters der Christenheit! Zu dieser Stadt der Welt wallen wir an der Hand eines Mannes, der neun Jahre daselbst zugebracht und seine dortigen Beobachtungen und Erlebnisse nun in einem Buche herausgeben will.

In einer vollbepackten schwerfälligen gelben Chaise, gezogen von drei neben einander gespannten Pferden, wovon jedes ein Halsband mit Glocken und Schellen und einen Kopfputz von Hahnenfedern trägt, die auf seinem Nacken sich schaukeln, kutschirt von einem Postillon in bunter goldgestickter Jacke, die nun so schäbig und verschossen ist als sie einst schmuck und prächtig war und von Flittern und Borden glänzte, zog unser Gewährsmann, ein Künstler, durch die Campagna — denn damals gab es noch keine Eisenbahn — und ließ Civita vecchia hinter sich. Der Weg durch das hohe dürre Gras und die gefiederten Büschel des trockenen Schilfs auf den wellenförmigen Abhängen war reich an Scenen von einer warmen und oft ganz eigenthümlichen Lokalfarbe. Dicke rosige Bettelkinder — jedes Kind ein kleiner St. Johannes — liefen lachend neben dem Wagen her, schlugen Purzelbäume, so oft sich dazu Gelegenheit bot und schrieen im lautesten und höchsten Discant ihrer gellenden italienischen Stimmen: „Dateci qualche cosa!" daß den Reisenden im Wagen das Hirn zu zerspringen drohte. Contadini oder Landleute saßen seitwärts auf der Deichsel ihrer schweren, von den prächtigen grauen Ochsen der Campagna gezogenen Karren und erwiderten den freundlichen Gruß der Reisenden mit behender Gegenrede. Oder eine leichte Wein-Caretta klapperte vorüber, der lebhafte Gaul ganz mit Bandrosetten und Federn bedeckt, ein wilder kleiner Hund, ein pommero, nebenher, der die Vorübergehenden wüthend anbellt, während der Fuhrmann unter der hohen dreieckigen Zeltdecke des Wagens ruhig schläft. Heerden von Ochsen zogen vorüber getrieben von banditenartig aussehenden, mit langen Stangen bewaffneten Männern, und waren oft keine angenehme noch gefahrlose Begegnung, zumal an Abenden nach heißen schwülen Tagen wann die Thiere bis zur Ungeduld abgetrieben sind, allein immer ein malerisches Schauspiel, wenn sie von den schrägen Strahlen des Abendlichtes überfluthet wurden, bis die graue Haut sich unter der Lichtfluth zu röthlichem Goldglanze erwärmte und zu Purpur verklärte. Lange Reihen von Pferden und Maulthieren, alle hinter einander, jedes mit dem Kopfe an den Schwanz des andern gebunden, wurden unter

Geschrei und Schimpfworten vorüber getrieben, als verstünden sie die lingua toscana in bocca romana eben so gut wie menschliche Wesen. Man kam an Heerden von Schafen vorüber, bewacht von dem Pan der Campagna in seinen zottigen Beinkleidern von Schaffell und seiner Wildniß von verfilztem schwarzem Haar, wie er entweder schlafend in der Sonne liegt oder auf seinen Stab gestützt dem Treiben seiner Heerde zusieht. Man sah langhaarige rahmfarbige Ziegen um Ruinen grasen oder auf den Hügeln hinter den Büschen hervorlugen, aber immer in ungesuchte gelegentliche Gruppen angeordnet, die merkwürdig natürlich, effektvoll und malerisch waren. Schwerfällige Büffel schleppten rohe Wägen vorüber und schwenkten die schweren Köpfe bei jedem Schritt, während ihre schwermüthigen Augen voll unendlicher Wehmuth und Sehnsucht umher stierten. Man begegnete Wagen voll erwartungsvollen Gesichtern, die sich nach Bekannten umsahen, welche von Civita Vecchia zurückkehrten; — und als man der ewigen Stadt näher kam, traf man häufig Gruppen von Römern, welche lachend und plaudernd mit einander spazieren gingen. Dieß bildete die unterhaltenden Reise-Erlebnisse auf der Fahrt, bis man sich der Porta Cavalleggieri näherte und die große Mutter der Nationen glücklich erreichte.

Jetzt erst begann die eigentliche Glorie. Da war die gewaltige Kuppel der St. Peterskirche, von den letzten glühenden Strahlen des Sonnenuntergangs in goldenen Schimmer verklärt; darunter die Pfeiler der großen Kolonnade Bernini's, die sich wie Riesen von der duftigen träumerischen Luft abhoben; dort sprühten die Springbrunnen ihr geschmolzenes Silber in den Sonnenschein und der ägyptische Obelisk deutete mit hagerem Finger gen Himmel. Die große Glocke ertönte vom hohen Glockenthurm, und die Piazza wimmelte von belebten Gruppen. Hier wandelten Priester, dort Soldaten in gesonderten Gruppen durch die Stadt, die sie beide in sklavische Bande schlagen. Dort drüben zog die gespenstische Brüderschaft in langen weißen Gewändern, auf dem Kopf die Kapuze mit den beiden Augenlöchern, einem Leichenkondukte voran, und ihre wallenden Banner trugen in silberner Stickerei die Embleme des Todes, die gekreuzten Knochen und den Todtenkopf. Allenthalben waren über Altären und an Heiligenbildern brennende Lampen zu Ehren der Madonna aufgehängt, und blinkten durch die Dämmerung, während Frauen sich über die Brustwehren der Balkone lehnten und in lauter heller Stimme mit ihren Bekannten auf der Straße drunten plauderten. Wandernde Verkäufer priesen mit brüllendem Geschrei ihre Waaren an, Kinder kreischten, Männer schrieen und einige davon fluchten sogar, Pifferari bliesen vor den Madonnenbildern den Dudelsack, Bauern sangen mit ihren rauhen Gebirgsstimmen. Und so polterte in der Dunkelheit zwischen Tumult und stellenweise blinkenden Lichtern, unter unaufhörlichem Geschrei und Lärmen, der schwerbeladene alte gelbe Reisewagen über Brücken und durch feuchte schmutzige Straßen hin, bis er endlich den Thorweg seines Reiseziels erreichte und die müden Reisenden Ruhe und Stille fanden.

Aber diese Ruhe dauert nicht viele Stunden, denn man ist ja im December, dem Monat der Pifferari, jener Bauern aus den Abruzzen, welche aus ihren wilden Bergen herunter kommen, um in Rom eine Novena zu Ehren der Madonna und des Bambino oder Jesuskindleins zu spielen, das ja an Weihnachten seinen Geburtstag feiert. Eine seltsame Musik, eine der gellendsten und aufregendsten. Sie gehen paarweise in der Stadt umher, beginnen früh am Morgen und spielen vor den Madonnenbildern, die in Nischen und Altären an den Häusern oder Waarenläden oder auf Treppe oder Flur, oder in Hallen oder an Straßenecken aufgestellt sind, — kurz überall wo nur die Gebenedeite abgebildet ist. Der eine bläst die Zampogna oder den Dudelsack, der andere das Piffero oder die Hirtenpfeife. Zuweilen legt der Pfeifer, wenn er von heftigem Temperament und mit den langsameren Ergebnissen der Kunst unzufrieden ist, seine Pfeife weg und singt die Verse der Novena mit lauter rauher Stimme zu der gedehnten dröhnenden Begleitung des Dudelsacks. Immer aber ist die Musik von schrillem ohrzerreißendem Charakter und kann nur vor dem frommen Eifer der Gläubigen oder vor dem künstlerischen Auge der Ketzer Gnade finden, welche diese Pifferari so gern zu Modellen nehmen, denn in Rom, wo alles malerisch, sind diese Pifferari doch die malerischesten. Ihre kegelförmigen Hüte mit der Pfauenfeder oder einem Band von rothen Schnüren und Quasten geschmückt, sind ehrfurchtsvoll auf den Boden gelegt, wenn sie zu Ehren der Madonna spielen; ihre rothen Westen, blauen Jacken und gelben Beinkleider von selbstgesponnener grober Leinwand; ihre Sandalen von ungegerbter Thierhaut, die mit zahllosen Schnüren und Stricken an's Bein befestigt sind (weßhalb man sie früher die ciocciari oder Geschnürten nannte), welche so wesentlich sind für den idealen Banditen der Bühnen und Malerateliers; ihre langen braunen Mäntel, welche dicht um die Kehle herum zugeknöpft sind; die manchfachen, von der Sonne verblichenen, vom Regen verwaschenen, in Staub und Wind verschossenen Farben, welche doch wiederum von Zeit und Sonne und Wind und Regen in die harmonischesten und unsäglich wirksamsten Töne gemildert und gedämpft sind; ihre blitzenden Augen und wirren Stränge von kohlschwarzem Haar — das alles ist so ureigenthümlich, daß man füglich fragen kann: was wäre Rom zur Weihnachtszeit ohne seine Pifferari?

Nun kommen erst noch die Bänkelsänger, — gewöhnlich ein alter Mann, welcher singt, in Begleitung einer Frau, welche die Guitarre oder Mandoline spielt, und bisweilen eines kleinen Mädchens das die Bajochi einsammelt und uns mit ihren glänzenden ernsten Augen das Herz aus der Seele stiehlt. Sie verkaufen ihre Balladen auf einem gedruckten Blatt um einen Bajocco, und man erhält zu diesen volksthümlichen Liedern über alle möglichen Gegenstände und Themen noch ein freundliches italienisches Lächeln und einen kecken Holzschnitt in den Kauf. Bei warmer Witterung gibt es überdem Serenaden und Ständchen ohne Ende: die Trasteveriner (oder Bewohner des Stadttheils jenseit der Tiber) sind in Nachtmusiken ganz besonders stark und besingen ihre derbgliederigen, stämmigen, starkherzigen Blousabellen als Perlen, Rosen, Königinnen der

Schönheit, als Täubchen, als auserwählte Juwelen, die zu zart und zu zerbrechlich seyen, als daß die Erde sie trage und in all dem blühenden Unsinn der unter Verliebten üblichen aberwitzigen Hyperbeln; — und nun kommen erst noch die Ladendiener und die Handwerker und die Handwerksbursche, die ebenfalls den ganzen Tag singen, und zwar wie! — Die Straßen wimmeln von einer kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit malerischer lärmender Scenen: da sitzt ein Schuhflicker auf einer Bank unter dem Portone irgend eines großen Palastes, das ihm die Miethe einer Werkstatt erspart und seinem Ich genügendes Obdach gewährt, und hämmert und singt den ganzen Tag, während er mit Ahle und Pechdraht hanthiert und Schuhe flickt. Der Grobschmied singt lauter, als sein Hammer dröhnt oder seine Esse pustet; der Steinmetz, der Marmorsäger, der Maurer, der Tischler, der Zimmermann — alle singen. Die Donna de Fazenda singt bei ihrer Arbeit im Hause oder wenn sie im Hofe Zwiebeln schält. Die Wäscherin am öffentlichen Brunnen, die ihr Linnenzeug mit übermenschlicher Gewalt schlägt und baucht, singt ebenfalls. Alle, alle singen, singen um die Wette, wer es am lautesten, am gellendsten oder am angenehmsten kann; aber der Gesang ist gewöhnlich wie das Leben, voll Kraft und Leidenschaft, der Ueberlauf einer wuchernd-üppigen Natur, niemals sentimental oder krankhaft weichlich, niemals unausgiebig vorgetragen. Selbst in der Oper summt das Publikum die Melodieen mit, welche auf der Bühne gesungen werden, und man weiß jeden Abend, was für eine Oper gesungen worden ist, weil die heimkehrenden Zuhörer noch Lungen und Kehlkopf anstrengen, um die gehörten Melodieen auf der Straße nachzusingen.

Wie trefflich schickt sich in Rom alles zusammen und harmonirt mit einander! Was an irgend einem andern Platze je nach seinem Grade heftig oder schmutzig aussehen würde, verschönert und verstärkt entweder einfach den allgemeinen Ton seiner Umgebung, oder ist nur eine tiefere Note derselben Tonart. Allerdings ist Rom schmutzig und dürfte wohl etwas von seinem malerischen Charakter zum Besten der Reinlichkeit verlieren; wenn aber erst einmal die moderne Straßenpolizei mit Tüncherpinsel und Kalkmilch hier festen Fuß faßt, dann gute Nacht du malerisches Rom wie wir es liebten! Jene alten braunen und gelben Steine, mit goldenem Moos und karminrothen Flechten bedeckt, — jene zerrissenen, zackigen, gebrochenen Umrisse, die im Spiel der Lichter so glorreich und in ihren verschiedenen Linien und Schatten so wunderbar erscheinen, alle überwuchert und bewachsen wie sie sind mit Unkraut und Gräsern und nickenden Blumenbüscheln, — jene zarte und doch so warme und reiche Verschmelzung der Farbe, welche dem Künstler so viel Vergnügen und Verzweiflung bereitet, — wäre der Verlust dieser Dinge ein Gewinn, wenn man dafür getünchte Flächen, rahmfarbenen Stucco und starre Linien eintauschte, wären diese Stuccatur auch noch so reich, diese Linien nach dem Lineal oder dem Senkel auch noch so gerade? Was wäre Rom, wenn die grünen und rothen und warmen grauen Farbentöne seiner zertrümmerten Mauern, wenn das Goldgelb, das die Sonne zu gebranntem Ocker, und das tiefe Dunkelblau welches sich zu Purpur verstärkt, — wenn all diese Harmonie von Alter und Reichthum des Zerfalls verloren ginge unter der Hand der guten Spießbürger, die das großartige, alte schmutzige Antlitz dieser Weltstadt in verkehrtem religiösem Eifer übertünchen wollten?

Allein dieß sind lauter rein künstlerische Augenwaiden, welche Rom nöthigenfalls entbehren könnte, so malerisch sie auch sind. Wir haben noch andere Züge in der Physiognomie der Stadt zu betrachten. Zunächst kommen wir an die Bettler, deren Rom eine Legio hat von jenem heldenmäßigen Torso, dem König Beppo, an, welcher seine Bank auf der obern Piazza der Trinità de-Monti aufgeschlagen hat und der wirkliche König der Bettler in Rom ist, bis zu der zahnlosen, zitternden, halbgelähmten alten Hexe, welche Dich mit ihrer Krücke verfolgt und Dir einen Schlagfluß (accidento) nachwünscht, wenn Du Dein Ohr gegen ihr zudringliches unverschämtes: „Per carità, signorino! — per l'amor di dio, signorino!“ verstopfst. Dieser Beppo ist ein merkwürdiger Mann, trotzdem daß er nur ein Bettler ist und bei uns im lieben Deutschland als Vagabund und arbeitsscheuer Müssiggänger in's Spinnhaus gesteckt würde. Er stammt ohne Zweifel aus einer guten Familie der Provinz; er ist eines Tags Baron der Scala di Spagna; aber er ist wirklich von Geburt ein Edelmann, dem seine beiden verschrumpften und unentwickelten Beine als Aushängeschild für das Bettlergewerbe sehr zu Statten kommen, und der, als er sich hierüber klar wurde, sich als Hauptbettler etablirte, da er als Betriebskapital nur einen prächtigen Torso oder Rumpf, einen hübschen Kopf und ein gefälliges Gesicht, einschmeichelnde Manieren, ein einnehmendes Lächeln und eine angenehme Art und Weise hat, je nach Beschaffenheit des Wetters zu sagen: „Fa buono tempo!“ oder „fa cattivo tempo!“ und da er hiemit wiederum je nach Maßgabe des Wetters einen dunkelblauen Mantel verbindet, in welchen er sich entweder wie in eine Toga drapirt oder auf dem er sitzt, und da er unerschütterlich an den vorwiegenden Drang zu werkthätiger Nächstenliebe und milden Spenden in der menschlichen Natur glaubt. Beppo hat nicht schlecht räsonnirt und gut spekulirt. Er hat ein hübsches Vermögen zusammengescharrt und leiht Geld aus wie jeder andere Banquier; er hat eine Frau und mehre Kinder und war erst jüngst im Stande, seiner Tochter, die einen achtbaren Gewerbsmann heirathete, eine Mitgift zu geben, welche nach den Begriffen eines römischen Handwerkers oder Ladenbesitzers hübsch ist. An jedem schönen Tag erscheint er auf der Piazza, auf einem Maulthier reitend, in seinen toga-artigen Mantel drapirt, escortirt von seinem Diener, einem Jungen, der an Krücken geht. Er bettelt nie, sondern rutscht nur auf Händen und Knieen fort, die mittelst Leder und Eisen geschützt sind, nimmt zuweilen, jedoch nicht immer, seinen Hut ab, schaut Dir in's Gesicht und lächelt, sagt Dir je nach Zeit und Umständen, ob es schönes oder schlechtes Wetter ist und wartet dann geduldig, — und Du, Du bist bezaubert, gefeit und überwältigt und gibst ihm Dein Almosen. Die einzige Möglichkeit, ihn oder eigentlich jeden andern Bettler loszuwerden, besteht darin, daß Du Deinen linken Zeigefinger er-

hebst und langsam hin und her schüttelst. In diesem Zeichen liegt ein stummer Mesmerismus, welcher auch gegenüber von dem Zudringlichsten hinreicht. Das nächstbeste Recept gegen Bettler im Allgemeinen ist, schwarze Haare zu haben, auf den Straßen zu rauchen und nur Italienisch zu sprechen. Sieht man Dir dagegen nach Farbe der Haut und des Haars, nach Tracht und Habitus den Ausländer an und Du gehst starr vorüber, ohne das flehende Wort und die bittende Geberde des Bettlers zu betrachten, so darfst Du sicher seyn, daß Dir einige Verwünschungen und Schimpfworte, unter Umständen auch einige Steine nachgesandt werden, welche Du wohlweislich ignoriren wirst. (Schluß folgt.)

Eine Nacht in einer Schneewehe.

Erzählung.

Vor einer Reihe von Jahren war ich in Nordamerika als Ingenieur bei der ersten Anlage einer jener Eisenbahnen angestellt welche gegenwärtig in dem unseligen Krieg der Vereinigten Staaten für die militärischen Zwecke von eben so großem Nutzen sind, wie sie damals für friedlichen Verkehr und Handel haben sollten. Ich war einer jener Deutschen, denen aus Mangel an Protektion in unseren Kleinstaaten keine erheblichen Aussichten zum Fortkommen geboten waren, und ich hatte es daher vorgezogen, mein Glück in Amerika zu versuchen, das ich nur mit einigen Goldstücken in der Tasche betrat, hinfort darauf angewiesen, mein Fortkommen nur meiner Ausdauer, meinen Kenntnissen und meinem redlichen Willen zu verdanken. Ich hatte anfangs mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, denn ich war ein Deutscher und der Fluch des Vorurtheils, der damals drüben auf unseren Landsleuten lag, traf auch mich; aber endlich rang ich mich doch hindurch, und meine Beschäftigung, die eine sehr lohnende war, gefiel mir; mein Leben war ein etwas rauhes und wildes, aber nicht ohne einigen Reiz des Abenteuerlichen und Romantischen, obschon ich mich niemals mit dem amerikanischen Charakter befreunden und noch weniger mir denselben aneignen konnte. Ueberdem war ich der einzige Deutsche, der an jener Eisenbahn eine verantwortliche Stellung bekleidete, stand daher ganz allein, und mußte mich oft genug in heftigen Kämpfen mit rohen Burschen herumbeißen, die mich als einen hochmüthigen bloody dutchman (verwünschten Deutschen) verhöhnten.

Eines Tages, mitten in einem der strengsten Winter die ich je erlebt hatte, mußte ich eine lange Reise unternehmen, zum größten Theil auf der unter meiner Mitwirkung gebauten Eisenbahn, die damals nur ein einziges Geleise hatte. In dem armseligen Schuppen, welcher damals mit dem Namen eines Stationshauses beehrt wurde, nahm eine etwas seltsam zusammengewürfelte Gesellschaft meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie bestand aus vier Personen: einem alten und anscheinend ganz gelähmten Herrn, der so in Shawls, gestrickte wollene Binden, Pelzmütze und eine Büffeldecke eingehüllt war, daß man nur einen ganz kleinen Streifen seines todesbleichen Gesichtes sehen konnte; — einer dichtverschleierten jungen Dame, die anscheinend nicht die Tochter des Kranken war, denn sie vermied es augenscheinlich, denselben anzusehen oder sich ihm zu nähern, wie er so halb sitzend, halb liegend, durch Koffer und Reisesäcke gestützt, in einer Ecke der einen Bank ruhte; — ferner aus zwei blassen Männern von unheimlichem Aussehen und wenig versprechendem Aeußern, die offenbar unter dem Stande der beiden anderen Personen, aber mit der Pflege und Versorgung des Kranken und der Dame betraut waren.

Ich stieg in denselben Wagen mit diesen vier Personen, zu denen mich ein vages Interesse, vielleicht das Vorgefühl irgend eines Abenteuers hinzog, das mir damals nie unwillkommen war, weil es das Einerlei meines Alltagslebens unterbrach. Ob ich mich den Leuten genähert hätte, wenn ich das tragische Ende unserer Reise vorausgesehen haben würde, vermag ich nicht zu sagen. Genug, ich hielt mich in ihrer Nähe.

Der Schnee lag schon sehr tief auf dem Boden und auf der Bahn, und wenn wir an eine der häufigen Schneewehen gelangten, die der Wind auf die Bahn getrieben hatte, kostete es unsägliche Mühe, uns durch dieselbe hindurch zu winden. Ich war der einzige Passagier in diesem Wagen außer den erwähnten vier Personen, und vertrieb mir die Zeit damit, über die Beziehungen nachzugrübeln, in welchen ein solch seltsames Quartett wechselseitig stand. Die Dame gehörte unzweideutig den höheren Ständen an; obschon ich noch nichts von ihrem Gesichte gesehen hatte, da sie ihren dichten Schleier vor dem Gesicht kein einziges Mal lüftete, so verrieth mir doch ihre Haltung, ihr Benehmen, jede Falte ihrer Kleidung, jede Bewegung ihrer Gestalt sowohl eine junge, wie eine sehr gebildete, wohlerzogene Person.

Unsere Reise ging nur langsam von statten; der Zug wand sich viele Stunden lang nur mühsam durch den tiefen Schnee, der noch immer fiel und mit jeder Viertelstunde dichter ward. Es war nutzlos, aus den Fenstern zu sehen, denn der Boden war nur eine einzige ununterbrochene Schneedecke, und selbst die ganze Luft schien nur aus Schnee zu bestehen, so dicht wirbelte es herab. Es blieb mir also zu meiner Unterhaltung nichts andres übrig, als meine Reisegefährten zu beobachten. Ich hatte schon beim Beginn unserer Fahrt gegen die beiden Männer eine flüchtige Bemerkung fallen lassen über den wahrscheinlich ganz hoffnungslosen Zustand ihres Pflegbefohlenen, allein von denselben eine kurze barsche Antwort in Begleitung eines solch düstern Blicks erhalten, daß ich es für das passendste hielt, mich auf der übrigen Fahrt nicht weiter mit ihnen einzulassen. Die junge Dame hatte damals, wo ich die beiden Männer anredete, sich mit einer raschen Bewegung halb nach mir umgewandt, als ob sie gerne mit mir gesprochen hätte; allein einer der Männer hielt sie hievon ab und befahl ihr mit einem finstern Blick auf eine rauhe peremtorische Weise, ihren Sitz zu wechseln.

Seither waren drei oder vier Stunden vergangen, der Zug arbeitete sich noch immer mühsam durch den Schnee, der unaufhörlich fiel. Ich war in eine Art Halbschlummer versunken gewesen, aus dem ich plötzlich erwachte. Da sah ich denn, daß

die beiden Männer, welche mehrfach der Schnapsflasche zugesprochen hatten, eine Arzneiflasche und einen Löffel nahmen und sich anschickten, dem gelähmten Gefährten Medicin zu reichen. Ich konnte nicht sehen, was sie ihm gaben, oder ob er es nahm, denn die beiden Männer stellten sich und die Dame sorgfältig zwischen den Kranken und mich. Ich hätte hier schon anführen sollen, daß die junge Dame trotz dem dringenden Zureden der beiden Männer sich schon mehrmals geweigert hatte, irgend etwas zu sich zu nehmen. Die beiden Bursche beugten sich über den Kranken und die junge Dame mußte sich auf ihr Geheiß so stellen, daß sie die Lücke zwischen beiden verdeckte und mir ihre Seite zukehrte. Mit einer raschen leisen Bewegung erhob sie jetzt ihren Schleier und schaute mir einen flüchtigen Moment mit einem fragenden Blick voll Todesangst in's Gesicht. Sie mochte ein aufrichtiges Mitleid und Mitgefühl darin gesehen haben, denn sie lehnte sich todesbleich leicht zu mir herüber und bildete mit ihren Lippen ein Wort, das sie nicht aussprach, während sie seitwärts auf die Männer deutete; dann ließ sie ihren Schleier schnell wieder fallen.

Das Ganze war nur die Sache von einer oder zwei Sekunden gewesen, aber die Männer hatten doch eine Bewegung an ihr wahr genommen, wandten sich ganz wüthend zu ihr und betrachteten uns beide mit teuflisch grimmigen Blicken. Ich saß jedoch bereits wieder mit verschränkten Armen und halb geschlossenen Augen da, als wäre ich schläfrig, jedoch nicht so schläfrig, daß ich nicht wieder auf einen Augenblick jenen Streifen von dem Gesichte des Kranken gesehen hätte, den ich schon auf der Station bemerkt hatte. Diese zweite Beobachtung bestätigte mir das was ich zuvor bezweifelt hatte, — die Bedeutung des stummen Worts, das die junge Dame ausgesprochen hatte, und dieses Wort hieß: „Mörder!“

Ich saß ganz ruhig da und grübelte, denn meine Lage machte mich nun nachdenklich. Da bin ich, dachte ich, mit zwei Mördern in Einem Wagen; die Bursche sind jedenfalls bewaffnet, und ihr Schlachtopfer ist wahrscheinlich der Vater dieses holden Mädchens. Der eingehüllte Mann ist offenbar nicht mehr am Leben sondern eine Leiche, und dieß erklärt mir auch, warum sie ihn nicht anzublicken wagt, warum sie schon auf der Station ihm ferne blieb und nicht mit Hand anlegte, als ihn die beiden Anderen in den Waggon trugen. Ich habe allerdings meinen Revolver bei mir, aber nicht geladen; wäre er's aber auch, so könnte ich unmöglich diese beiden Männer niederschießen ohne andern Beweis gegen sie als jenes einzelne Wort, das nicht einmal ausgesprochen ward, das ich nur gesehen, nicht gehört habe. Auch ist es ganz unthunlich, daß ich sie am Ende unserer Reise den Gerichten übergebe, denn sie können ja einwenden, der Andre sey zwar bei der Abreise schon halb todt gewesen, aber erst unterwegs der Kälte erlegen, denn kalt war es, bitterlich kalt! und der Ofen im Waggon schien auch nicht mehr so viel Wärme zu geben als er sollte: es war in der That kein Span Holz mehr vorhanden.

Wiewohl mein Auge nicht durch den dichten Schleier der jungen Dame sehen konnte, so vermochte sie ohne Zweifel durch denselben hindurch mich zu beobachten. Ich nickte ihr leicht zu, stöberte unter den Falten meines Mantels herum und zeigte ihr den Lauf meines Revolvers. Ihre Antwort war ein kaum bemerkbares Kopfschütteln. —

Zum zwölften Male vielleicht arbeiteten wir uns durch eine Schneewehe, aber dießmal mußte es eine tiefe seyn, denn wir blieben gänzlich stecken.

„Ich glaube wir müssen uns von dem verwünschten Lokomotivführer einiges Holz holen, wenn wir nicht erfrieren wollen,“ sagte der kleinere und schwächlichere der beiden Männer, welcher zugleich auch von minder bösartigem Aussehen war.

„Thun Sie das,“ sagte ich; „denn es ist so furchtbar kalt, daß sogar wir Gesunden es kaum ertragen können! Wie sehr muß diese Kälte erst dem armen Kranken zusetzen, den Sie hier bei sich haben!“

„Oh, dem kann die Kälte nicht viel anhaben,“ sagte der Mann.

„Halt Dein Maul und schaff Holz herbei!“ rief der Andre barsch.

Der jüngere der beiden kam bald wieder zurück und sagte: der Lokomotivführer wolle ihm kein einziges Scheit abgeben und erkläre, er sey nicht verpflichtet, die Wägen zu heizen; er habe kaum genug Holz um sein eigenes Feuer zu unterhalten. Ich ging nun selbst hinaus, um mich von dem Stand der Sache zu überzeugen, und fand daß die Schneewehe, worin wir stecken geblieben waren, einen furchtbaren Umfang hatte. Sie verstopfte einen kleinen Einschnitt, der vor uns lag, gänzlich, und es ward mir im Nu klar, daß die Lokomotive sich nicht hindurch arbeiten konnte, wenn der Schnee nicht hinweggeschaufelt wurde. Ich ging nun zu dem Lokomotivführer, den ich kannte, und fragte ihn ob er nicht einige Scheiter oder Klötze für uns entbehrlich habe, aber noch während meiner Frage überzeugte ich mich von deren Vergeblichkeit, denn der Tender enthielt keinen Span Holz mehr.

Es war neun Uhr Abends, der Schnee fiel noch immer massenhaft, und wir hatten kein Feuer und kein Brennholz mehr und waren vielleicht zwei deutsche Meilen vom nächsten menschlichen Wohnsitze entfernt, festgerannt in einer Schneewehe, auf einer Eisenbahn die nur Ein Schienengeleise hatte. Ich mußte also die Nacht mit einem Todten und seinen beiden Mördern verbringen; jenun, daraus machte ich mir wenig, aber das arme Mädchen, wie konnte sie die Kälte ertragen?

Wir Männer machten uns nun insgesamt daran, die Schienen abzuräumen, während noch Feuer und Dampf genug vorhanden war, um uns vom Flecke zu bringen, denn wir waren noch viele Meilen von unserm Bestimmungsorte entfernt. Aber womit graben und schaufeln ohne Werkzeuge? Wir machten nur so geringe Fortschritte, daß wir bald alle fühlten, wir müßten hier sitzen bleiben bis zwei Uhr Morgens, wo der Nachtzug uns folgen würde. Also noch fünf tödlich lange Stunden in dieser schneidenden Kälte!

Der Lokomotivführer, halb frosterstarrt wie er war, ging eine Viertelmeile weit auf den Schienen zurück und extemporirte ein Nothsignal, so gut er konnte; ich und die anderen Passa-

giere stiegen in die Wagen, und wickelten uns in alle Kleider, die uns zur Verfügung standen, um diese furchtbaren qualvollen fünf Stunden wenigstens verschlafen zu können. Als ich in den Wagen trat, sah ich nur den kleineren der beiden Männer, und auf meine Frage nach seinem Gefährten sagte er mir: „Oh, der hat sich unter den Feuerraum der Lokomotive gelegt, um warm zu werden!“ — Aha, dachte ich; der hat zu viel Branntwein getrunken und schläft dort ein, und wenn dann das Feuer ausgeht, so erfriert er und ist verloren! — Ich bemerkte nun, wie die junge Dame ihren Gefährten aufmerksam beobachtete oder vielmehr wirklich belauerte; der Bursche war nämlich ebenfalls durch allzu reichliches Grogtrinken schläfrig geworden, und konnte sich des Einschlummerns nicht erwehren.

Ein lautes Schnarchen verkündete uns bald, daß er fest eingeschlafen sey. Das arme Mädchen schlug nun mit halb erstarrten Fingern ihren Schleier zurück und flüsterte mit bebender Stimme: „Können Sie mir helfen? Sie sind ein Engländer oder ein Deutscher, nicht wahr? Ich glaube, ich darf Ihnen vertrauen!“

„Allerdings,“ versetzte ich; „aber bleiben Sie einen Augenblick ruhig sitzen!“ Es war mir ein glücklicher Gedanke gekommen; ich hatte ein kleines Flacon mit Chloroform bei mir, dessen ich mich schon seit einiger Zeit gegen Zahnschmerz bedienen mußte. Dieses Fläschchen nun nahm ich heraus, winkte der jungen Dame stille zu seyn, goß den ganzen Inhalt auf mein Taschentuch und hielt es dem schlafenden Mörder vor das Gesicht. In fünf Minuten war er dann so weit, daß wir in den nächsten paar Stunden ganz vor ihm sicher seyn konnten. Ich schrie ihm laut in's Ohr und schüttelte ihn derb, aber er rührte sich nicht mehr.

Ich werde niemals die innige Freude vergessen, mit welcher das arme Mädchen meine Hand ergriff und mir dankte. Ich weiß nicht, wessen Herz in diesem Augenblick am stärksten schlug — das ihrige oder das meinige; ich weiß nur, daß ich die erstarrende Kälte ganz vergaß und nur einen aberwitzigen Drang verspürte, sie in meine Arme zu nehmen und zu küssen. Ich nahm nun dem schlafenden Burschen seine große Büffeldecke, schlug diese sorgfältig um sie, bat sie sich zu mir zu setzen und mir die näheren Umstände mitzutheilen, wie ihr Vater ermordet und sie zur Gefangenen gemacht worden sey, und bei diesen Worten überlief mich ein unwillkürlicher Schauder beim Anblick der Leiche, denn als ich dem Manne das Tuch mit dem Chloroform vor die Nase hielt, hatte ich unbewußt die Pelzdecke verrückt, welche die Mörder sorgfältig so angeordnet hatten, daß dadurch das Gesicht des angeblich Gelähmten verdeckt wurde. Die Lider der eingesunkenen Augen des Todten waren geschlossen und blau, die Nase ganz dünn und scharf, der Mund halb geöffnet, die Lippen verzogen, die Zähne gefletscht, und das ganze Todtenangesicht grinste abscheulich in dem Halblichte welches von dem Schnee zurückgeworfen wurde, worin wir festgefahren waren, denn der Schneefall hatte nun aufgehört und der Mond schien hell am klaren Nachthimmel.

Die junge Dame hub nun an, mir zu antworten: „Ich stehe ganz allein in der Welt; ich kann Ihnen vertrauen und will Ihnen alles sagen. Der Mann dort, der . . . Todte, der Leichnam,“ setzte sie hinzu und ward dabei noch blässer als zuvor, — „der Leichnam dort ist nicht derjenige meines Vaters — oh nein, das hätte ich nicht ertragen können! Es ist derjenige meines Oheims. Ich bin eine Virginierin, und verlor meine beiden Eltern, als ich noch ganz jung war, so daß ich als eine reiche Erbin ganz der Fürsorge meines Oheims anvertraut war. So weit meine Erinnerungen zurückgehen, erhielt ich immer eine sorgfältige Erziehung und bekam so viel Geld als ich nur wollte oder bedurfte; als ich aber aus der Kostschule trat, war mein Oheim ganz wundersam verändert, begegnete mir nicht mehr so freundlich und schien sich über meine Anwesenheit zu ärgern. Ich war ihm zur Last und überall im Wege. Er versuchte eine Heirath zwischen mir und jenem Elenden, der hinausgegangen, anzustiften; jener Mensch war der Aufseher meines Oheims, und einer der grausamsten und boshaftesten, verworfensten Menschen, die ich je gesehen.“

„Halt,“ fiel ich ihr in die Rede; „ich will nach dem Burschen sehen, ob er nicht weggelaufen ist und wieder kommen kann, oder ob er wirklich unter dem Aschenraum der Lokomotive liegt.“ Ich ging hinaus und fand ihn wirklich an letzterem Orte eingeschlafen, — um nie wieder zu erwachen, wie ich wohl wußte; ganz zusammengekrümmt lag er unter dem Feuerraum der Maschine, deren Feuer nun ausgegangen war, weßhalb auch der Lokomotivführer sie verlassen und ein Obdach in den Wagen gesucht hatte. Mit diesem Berichte kehrte ich zurück, und mein liebenswürdiger Schützling fuhr nun fort:

„Oft und viel haben mir einige unserer alten Sklaven und insbesondere meine liebe alte Amme von diesem Menschen und seinen Streichen erzählt, — wie er einige Jahre zuvor auf die Pflanzung gekommen sey und auf irgend eine Weise einen unbilligen Einfluß über meinen Oheim erlangt habe, — wie er dort ganz nach Gutdünken schaltete und waltete und die Sklaven, die vordem von meinem Vater und Oheim nur die freundlichste Behandlung erfahren hatten, mit der größten Strenge und Grausamkeit mißhandelte. — Jener Elende verfolgte mich mit seinen widerlichen Aufmerksamkeiten, und eines Tages ging er sogar so weit — doch ich kann Ihnen dieß nicht sagen! — kurzum, ich flüchtete mich zu meinem Oheim, der, als er das Vorgefallene hörte, ihn in's Haus berief und in wüthender Aufregung und Erbitterung ihm sagte: „Obschon Ihr mir mit Euren teuflischen Ränken und Kniffen das Versprechen abgelockt habt, daß Ihr meine Nichte zur Frau bekommen sollt, so werd' ich mir doch nicht zahm gefallen lassen, daß Ihr sie in meinem Hause insultirt! — Nimm das hier, du Schuft!“ und damit feuerte er ihm eine Pistole in's Gesicht ab. Glücklicherweise jedoch zitterte meines Oheims Hand vor leidenschaftlicher Aufregung, er fehlte den Aufseher und ward kein Mörder. Dieser warf ihm ein boshaftes Lächeln zu und versetzte: 'Schon gut! es war nur ein kleines Versehen, aber wir rechnen über unsere Angelegenheiten ein ander Mal ab!' — Nicht lange darauf kam der andre Mensch, der dort schläft und des Aufsehers Bruder ist, zu uns und trat mit ihm in's

Komplott. Er ist ein Doktor und sollte meinen gichtbrüchigen Oheim behandeln, der von Tag zu Tag jämmerlicher wurde; meine alte Amme meinte, das böse Gewissen lasse dem alten Herrn keine Ruhe, weil er sich meine Pflanzung und mein Vermögen angeeignet habe. Vor einigen Wochen erkrankte mein Oheim ernstlicher, und der sogenannte Doktor äußerte beständig die Befürchtung, es werde eine Lähmung bei ihm eintreten. Letzten Montag Nacht weckte mich meine Amme in fürchterlicher Bestürzung mit der Nachricht, mein Oheim liege am Tode. Ich stand sogleich auf und ging zu ihm und fand den Aufseher und den 'Doktor' bei ihm. Der Doktor äußerte, mein Oheim habe, wie er es immer prophezeit, einen Schlaganfall mit Lähmung gehabt, den Gebrauch seiner Sprache und Glieder ganz verloren und werde wahrscheinlich für längere Zeit nicht im Stande seyn, das Bett zu verlassen. Er fühle die Verantwortlichkeit der Pflege und Behandlung des Kranken für allzu groß für sich und seinen Bruder, um nicht noch einen andern Arzt beizuziehen, und sie wollen deßhalb den Kranken nach S. bringen, wo er unter die Behandlung des berühmten Arztes W. gegeben werden solle. Dieß ward absichtlich in Gegenwart mehrerer Dienstboten geäußert und galt für Wahrheit, obschon ich mit allen Anderen entschieden gegen die Idee protestirte, den Kranken in einem solchen Zustande von Hause wegzuschleppen. Da ich aber die Frechheit und Verworfenheit der beiden Männer kannte, so beschloß ich, nicht von der Seite meines Oheims zu weichen, sondern ihn nach S. zu begleiten. Mir war als sähe ich ein unheimliches boshaftes Lächeln um den Mund des Aufsehers spielen als ich dieß sagte, aber er gab mir nur zur Antwort, daß er dagegen nichts einzuwenden habe und es ganz natürlich finde.

»So reisten wir denn gestern von Hause ab. Der erste Argwohn stieg in mir auf, als der 'Doktor' und der Aufseher mich gar nicht in die Nähe meines Oheims lassen wollten, weder um ihm Arznei zu reichen oder ihn anzukleiden, noch um ihm in den Wagen zu helfen. Trotz ihrer Vorsicht bekam ich aber doch des Oheims Gesicht auf einen Augenblick zu sehen, und wußte im Nu, daß er todt war. Ich war allzu sehr entsetzt und aufgeregt, um in Ohnmacht zu fallen; aber der Aufseher las mir an den Augen ab, daß ich alles wußte, und sagte deßhalb sogleich in brutalem Tone: „Aha, ich sehe Ihr habt nun alles gemerkt; aber Ihr seyd ein gescheidtes Mädchen, und darum werden einige Worte genügen. Es geht keine große Liebe zwischen Euch und Eurem Oheim verloren, darum braucht Ihr auch nicht viel Aufhebens von der Sache zu machen. Die Sache steht so: der Doktor da hat ihm die Arzenei etwas zu stark gegeben, und es geht nicht an, daß der Alte hier begraben werde, denn die Geschichte würde sonst zu viel Staub aufwerfen. Wir hielten es deßhalb für rathsamer, ihn an einen Ort zu bringen, wo niemand sich viel um die Sache kümmern wird; der arme alte Herr ist dann an Erkältung und übermäßiger Anstrengung gestorben!' — Ich weiß nicht mehr alles, was der Elende zu mir sagte; ich erinnere mich nur noch, daß er äußerte, er habe all das Geld und die Werthpapiere, um welche der Oheim mich und die Pflanzung bestohlen, zu sich genommen; er gedenke mich zu heirathen, gleichviel ob ich wolle oder nicht, und wenn ich mich unterstehe, irgend jemand auf der Reise anzureden oder auch nur anzusehen, so werde er mich sogleich umbringen. Ich wußte wohl, daß er der Mann dazu war, der eine derartige Drohung ausführte, darum wagte ich kein Wort zu äußern; und eben deßhalb war ich auch von ganzer Seele froh und dankte dem Himmel, als ich Sie in unsern Wagen treten sah, denn mir ahnte, daß wenn irgend jemand, Sie im Stande seyen, mich auf irgend eine Weise aus den Händen dieser fürchterlichen Menschen zu befreien!« schloß sie und brach in lautes Weinen aus.

Ich wußte nicht was ich thun oder sagen sollte, aber ich tröstete sie und versprach ihr, sie nicht zu verlassen. Mittlerweile war die Zeit nahe herangerückt, wo der Nachtzug kommen mußte. Es herrschte eine tiefe Dunkelheit und Grabesstille, nur durch das klägliche Geheul gelegentlicher Windstöße unterbrochen, die wie böse Geister um uns und über uns hinfuhren und die schlechtgebauten Waggons erschütterten, wie eisiger Todeshauch durch alle Ritzen zu uns drangen und sich schmerzlich fühlbar machten. Die wenigen Passagiere hatten sich in den anderen Wagen dicht zusammengedrängt und mit Allem eingehüllt, was ihnen nur Schutz vor der schneidenden Kälte bieten konnte. Auch ich, der ich gesund und kräftig und an Strapazen gewöhnt war, begann den Einfluß der erstarrenden Kälte zu fühlen und ward schläfrig, müde, abgespannt, erschöpft, und wahrscheinlich hätte sich auch meiner eine gefährliche Betäubung bemächtigt, wenn mich nicht diese aufregenden Gedanken und Sorgen beschäftigt hätten. Ich hatte eine Flasche Sherry und etwas kaltes Fleisch bei mir, das ich mit meinem jungen Schützling theilte, während ich mich besann, was ich zunächst thun sollte.

Wenn ich auch diese beiden Männer (vorausgesetzt daß der Aufseher die Nacht überlebte) den Gerichten übergab, was für einen Beweis hatte ich dafür, daß sie den gelähmten Mann vergiftet hatten? — Ich fragte Alice, ob der Aufseher den Raub bei sich habe oder nicht; sie erwiderte mir, er habe zugegeben, daß er Banknoten, Gold, Werthpapiere und Hypotheken in einem großen Betrage bei sich trage. Ich durchsuchte nun zunächst den noch immer im Schlafe liegenden 'Doktor', der so regungslos und todtenähnlich dalag, daß ich zu fürchten begann, das Chloroform könnte eine verhängnißvolle Wirkung auf ihn gehabt haben. Es fand sich jedoch bei ihm nichts als einige Dollars und ein geladener Revolver, den ich zu mir nahm, worauf ich ihm mit seinem eigenen Halstuche die Hände auf den Rücken band.

Es begann nun wieder ausgiebig zu schneien, allein ich watete trotzdem noch einmal durch den Schnee nach der Lokomotive, unter welcher ich den Aufseher noch immer fand, aber so hart gefroren wie das Eisen über ihm, und allem Anschein nach schon todt. Mit Fingern welche beinahe so starr waren wie seine eigenen, durchsuchte ich ihn und fand nun bei ihm, außer einem geladenen Revolver und einem Bowiemesser, unter den Kleidern einen großen Gürtel von Drillich

um seine Hüften geschnallt, welcher das gestohlene Geld enthielt. Diesen Gürtel schnallte ich ihm ab und kehrte damit zu Alice zurück, weil ich fürchtete, sie könnte von der Kälte übermannt werden und einschlafen.

Allein gerade in dem Augenblick, wo ich meine Hand auf die Klinke der Waggonthüre*) legte, hörte ich in der Ferne einen langgedehnten Pfiff; es blieb mir also kein Zweifel mehr, daß es der erwartete Nachtzug war, dessen Lokomotivführer offenbar wegen des heftigen Schneefalls das Nothsignal nicht bemerkt hatte, denn mit verbrecherischer Nachlässigkeit war unser Ausbleiben von der nächsten Station R. aus nicht rückwärts telegraphirt worden. Der Nachtzug fuhr also gerade auf den unsrigen auf. Ich schrie so laut ich konnte in den nächsten Wagen hinein, die Leute sollten sich retten, sprang dann in unsern Waggon und erfaßte Alicen, welche wirklich in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit schon beinahe eingeschlafen war, was mich auch nicht verwundern konnte, denn das arme Mädchen hatte zwei Nächte hindurch beinahe kein Auge zugethan, hatte Hunger und Durst gelitten, weil sie (aus Furcht er könnte sie vergiften wollen) keine Speise und Trank aus der Hand des Aufsehers angenommen hatte, und war von der Aufregung und Kälte, von deren Strenge wir in Deutschland gottlob keinen Begriff haben, beinahe erschöpft. Ich umfaßte sie mit beiden Armen, sprang aus dem Wagen und die Böschung hinan und hatte sie kaum droben in den Schnee niedergesetzt, als der Zusammenstoß erfolgte.

Ich will die Schrecknisse dieses Unglücksfalls nicht näher beschreiben, denn wir lesen solche Schilderungen leider nur allzu oft in den Zeitungen. Zum Glück hatte mein Warnungsruf die meisten Passagiere aufgeweckt und zur Flucht angetrieben; aber etwa vier oder fünf waren noch im Schlafe vom Tod ereilt worden. Alice war ohnmächtig geworden; ich legte sie, sorgfältig eingehüllt, für eine Weile in den Schnee nieder, während ich nach unseren verworfenen Gefährten sah. Die Mörder hatte ein milderes Schicksal ereilt, als sie verdient hatten. Der erfrorne Aufseher war unter der Lokomotive vollständig zerquetscht worden. Ob der sogenannte Doktor wirklich an den Wirkungen der Kälte oder des Chloroforms starb, weiß ich nicht zu sagen und wage auch nicht darüber nachzugrübeln; aber auch er war zu einer beinahe formlosen Masse zerdrückt worden, und so waren die beiden Verbrecher eines schmerzlosen Todes gestorben. Auch die Leiche von Alicens Oheim war schauerlich verstümmelt.

Der Lokomotivführer und der Heizer des Nachtzuges welcher auf den unsrigen aufrannte, waren in den tiefen Schnee hinuntergesprungen und unverletzt davon gekommen; von den wenigen Passagieren war jedoch merkwürdigerweise einer todt. Wir machten von den Trümmern der Waggons große Feuer an, lagerten uns um dieselben, und erwarteten so den Morgen, der uns Hülfe bringen sollte. — Inmitten all der Schrecken und Greuel dieses Auftritts fühlte ich mich doch von einer Regung freudiger Lust durchschauert, daß ich die gerettete Alice so in meinen Armen hielt, daß sie in mir ihren Retter und einzigen Beschützer sah, und in ihrer Müdigkeit und Erschöpfung den ganzen Rest der Nacht hindurch ihr Köpfchen an meine Schulter lehnte und sich von meinen Armen stützen ließ. Mir war als hätte ich sie schon seit Jahren gekannt; ich fühlte mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und fragte mich mit Schrecken ob denn das schutzlose, arme, holde Mädchen, das bewußtlos in meinen Armen lag, das ich unter solch seltsamen Umständen gefunden hatte, schon so bald wieder von mir getrennt werden sollte? Nein, das konnte, das durfte nicht seyn! Und mit diesen Gedanken drückte ich sie noch inniger an mein Herz. —

Endlich kam Hülfe: etwa um fünf Uhr kam ein Extrazug von R. her in der Erwartung, daß irgend ein Unglück geschehen oder eine Brücke eingestürzt sey; dieser nahm uns auf und wir langten etwa um acht Uhr in R. an. Ich fragte Alice, was sie nun vorhabe, und sie sah mich betroffen an und sagte: „Ich weiß nicht; ich habe mir noch keinen Plan gemacht!“ dann aber legte sie ihre kleine Hand in die meinige und sagte: „Sie haben mir in dieser entsetzenvollen Nacht Ihren Schutz angedeihen lassen und über mich gewacht; Sie haben mich vor Greueln bewahrt, an welche ich nicht zu denken wage; — wollen Sie mich nun nicht wohlbehalten in meine Heimath zurückbegleiten, die jetzt erst wirklich mein Eigenthum ist? Sie wird zwar sehr einsam und verlassen seyn, niemand wird mich darin bewillkommnen als meine Dienstleute, aber es ist nun einmal meine richtige Stelle? Verlange ich zuviel, wenn ich Sie bitte, meine Heimath mit mir zu theilen?

Ich brauche wohl kaum zu sagen, wie meine Antwort ausfiel. Ich bot mich ihr, ein armer Ingenieur, zum Gatten und Beschützer an und sie schlug mir ihre Hand nicht ab.

Wir kehrten nach der Pflanzung zurück, die wir später verkauften, denn es widerstrebte meinem Gefühl Sklaven zu halten, obschon unsere Leute menschlich und liebreich gehalten wurden.

Man glaubte allgemein, Alicens Oheim sey bei dem Eisenbahnunglück umgekommen, wie der Aufseher und der Doktor; und Alice erklärte dieß durch das Vorgeben, der ‘Doktor’ habe bei der Ankunft in S. seinen Kollegen W. verreist gefunden und darauf bestanden, nach der nächsten größern Stadt weiter zu reisen und daselbst einen der geschickteren Aerzte zu konsultiren. — Alice und ich lebten dann mehrere Jahre glücklich in einem der nördlichen Staaten, bis der Krieg ausbrach und uns aus unserm kleinen Besitzthum vertrieb. Aber drüben wie hüben in Deutschland können wir beide niemals einen heftigen Schneefall sehen, ohne daß uns ein Schauder überläuft bei der Erinnerung an die Schrecken jener Nacht, die wir in einer Schneewehe zubrachten.

W. Elmers.

---

*) Um dieß genau zu verstehen und anschaulich zu finden, muß man die amerikanischen Waggons kennen, die mit den in Württemberg und in der Schweiz üblichen ganz übereinstimmen.

Das Kameel.

Neue Beiträge zu seiner Naturgeschichte und Biographie.

Das Kameel ist zwar eines der ältesten Haus- und Nutzthiere des Menschen, aber seiner Lebensweise und seinen Eigenthümlichkeiten nach noch immer eines der am wenigsten bekannten vierfüßigen Thiere. Namentlich sind über seinen Charakter und seinen Körperbau noch eine Menge Irrthümer im Schwange, denen wir selbst in den besten neueren zoologischen Werken begegnen. Daher ist es gewiß kein müssiges Unternehmen, hier einiges genauere Material zu seiner Naturgeschichte zu sammeln. — Man glaubt noch immer, das große, schwere, vierschrötige Kameel, welches zum Lasttragen verwendet wird, bilde eine ganz abgesonderte Art, gänzlich verschieden von dem leichten und behenden Dromedar, welches in der bilderreichen Sprache der Chinesen Füße des Windes besitzt und bei der Reise durch die Wüste oft Tagemärsche von 18 bis 20 deutschen Meilen zurücklegt. Dieß bewährte sich bei einer merkwürdigen Gelegenheit in Egypten. Der Pascha war eines Tags auf der Reise nach Hedschas; da erfuhr er in Suez, es sey unter den Truppen in Kairo eine Meuterei ausgebrochen; er lenkte also das Haupt seines Dromedars westwärts, legte in weniger als acht Stunden den Weg von 18 Meilen durch die Wüste zurück und erschien plötzlich unter den Aufrührern, welchen sein kühnes Erscheinen solche Ehrfurcht einflößte, daß sie sich augenblicklich unterwarfen. Es wurden jedoch aus reiner Vorsicht einige Köpfe abgeschlagen, worauf der Pascha seine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten wieder fortsetzte. Jeder Fremde, welcher das Saumkameel der Handelskarawanen beobachtet, wenn es mit einer Last von etwa zwölf Centnern auf dem Rücken im Maßstab von einer halben geographischen Meile per Stunde schwerfällig durch die sandigen Wegspuren der Wüste dahinschreitet, kann leicht auf den verzeihlichen Irrthum gerathen, dieses schläfrige Thier müsse nach Art und Race ganz verschieden seyn von dem behenden, leichten, kühnen Geschöpf, das mit dem Rohre eines Vierpfündergeschützes auf dem Rücken oder vor ein Stück leichten Feldgeschützes gespannt auf den Ebenen des nördlichen Indiens 2½ deutsche Meilen in der Stunde zurücklegt. Und doch besteht zwischen dem schweren Saumkameel und dem flüchtigen Dromedar kein größerer Unterschied, als zwischen dem schweren Maestrichter oder limpurger Frachtwagenpferd und dem flüchtigen englischen oder arabischen Renner, der in drei bis fünf Minuten den Raum einer halben deutschen Meile zurücklegt. Die Geschwindigkeit und Leichtigkeit des Dromedars entspringen aus einem Zufall, und werden durch Erziehung und Zucht entwickelt; das Sattelthier aber läßt sich mit dem Saumkameel kreuzen, und liefert eine neue Race, welche in vielen Stücken nützlicher und zu gewissen Zwecken besser zu gebrauchen ist, als jedes seiner Eltern.

Gleichwohl scheint man zugeben zu müssen, daß das zweihöckerige baktrische Kameel, welches die Wildnisse und Hochebenen von Centralasien durcheilt, specifisch verschieden ist von dem einhöckerigen arabischen Kameel. Ich habe oft und viel lange Koppeln von diesen einhöckerigen arabischen Kameelen, oft mehr als tausend Stücke in einer einzigen Reihe, untermischt mit Dromedaren, die letzteren als Reitthiere, die ersteren mit Lasten beladen, sämmtlich eines hinter dem andern an einander gebunden, durch die libyschen Wüsten nach den Negerländern hinziehen sehen. Der Marsch erscheint in solchen Fällen sehr langsam und langweilig, und würde einem ungeduldigen Reisenden in der That auch nicht zusagen; wer aber, wie die arabischen Kaufleute und Händler, den größten Theil seines Lebens mit den Kameelen im Wüstensande zubringt, dem erscheint das langsame Ausschreiten und das geringe Vom-Flecke-kommen dieser Karawanen nicht langweiliger, als das alltägliche Verkehrsleben in der Stadt einem Geschäftsmanne erscheinen wird. Diese Leute wissen aus Erfahrung, wie weit sie in einem Tage vordringen können, an welchen Oertlichkeiten sie Wasser, Dattelpalmen und rauhe Waiden für ihre Thiere finden werden, und so schleppen sie sich ohne die geringste Ungeduld oder Aufregung von einer Station zur andern. Die kleinen Ereignisse und unbedeutenden Vorkommnisse der Reise reichen hin, ihnen die Zeit zu vertreiben oder sie zu unterhalten, obschon dieselben gelegentlich auch so beschaffen sind, daß sie ihre ganze Männlichkeit auf die Probe stellen und ihnen das Blut heftiger durch die Adern treiben. Vielleicht springt unter den Sandhügeln ein hungriger, auf Beute ausgehender Löwe auf oder tritt aus irgend einer unbemerkten Schlucht heraus und sprengt furchtlos gegen die Karawane heran, festentschlossen entweder seinen Hunger zu stillen oder unterzugehen; nichts schreckt ihn ab oder hindert ihn am Vordringen; Dromedar wie Reiter verachtend, stürzt er sich brüllend auf seine Beute, und es gelingt ihm oft, trotz der Speere und Flintenkugeln, das Individuum zu Boden zu werfen, das er sich zum Frühstück auserseben hat. Allein ob Soldat oder Kaufmann, der Araber ist immer tapfer, und verläßt nie einen Freund in der Noth; daher fallen die Kaufleute mit den nächsten besten Waffen, die ihnen in die Hand gerathen, unter Flinten- und Pistolensalven, Geschrei und Lärmen über ihren Angreifer her, und ruhen nicht eher, als bis dieser besiegt ist, wobei er dann in den meisten Fällen sein Leben im Sande verenden muß, während ihn die Sieger mit Schimpfworten wie „Hund“ und „Hundesohn“ überhäufen. Sollte der Löwe einen ihrer Gefährten von der Karawane getödtet haben, so gräbt man schnell ein seichtes Loch, legt den Todten, sein Gesicht gen Mekka gekehrt, hinein, und wirft einen kleinen Hügel über ihm auf, um seine Grabstätte zu bezeichnen. Bisweilen verweht der Wind binnen weniger Stunden einen derartigen Hügel; weit häufiger aber lagert er an denselben unaufhörlich frische Mengen von Sand an und vermehrt so seine Höhe und Umfang. An Stellen wo auch nur ein wenig Feuchtigkeit vorhanden ist, entkeimen dann den angetriebenen Samen allerhand niedrige Gewächse und durchweben diese Sandhügel mit einem Netzwerk zäher Wurzelfasern, so daß daß sie permanent werden und in langen Zwischenräumen den Karawanen zu Wegzeigern dienen. Knochen von Kameelen, Pferden, Eseln, leere Flaschen, Scherben von Töpfergeschirr und ähnliches, dienen dem Araber ebenfalls für kürzere Zeit zur Bezeichnung

des Weges in das Innere, obschon das Vorkommen einiger heftiger Sandstürme hinreicht, um solche Spuren von dem Zuge des Menschen durch die Wildniß zu verwischen.

Das Kameel ist von Natur aus nicht zur Geselligkeit aufgelegt, und noch weniger geneigt, bei Anderen den Trieb der Geselligkeit zu fördern. Nur mit vieler Mühe und einer kräftigen Anwendung der Peitsche kann dieses hartnäckige Thier dazu gebracht werden, mit anderen Individuen seiner Art in Einer Reihe zu gehen, obschon man sowohl in Indien als in Afrika das Unternehmen durchgesetzt hat, das Kameel zu militärischen Uebungen zu verwenden; in Indien sind die leichteren Geschütze mit Kameelen bespannt, in Afrika werden Kameele zu militärischen Evolutionen verwendet, müssen in geschlossenen Kolonnen zum Angriff vorrücken und retiriren, und auch sonst alle Bewegungen der Kavallerie nachahmen. Da aber das Kameel der Handelskaravanen an eine ganz andere Lebensweise gewöhnt worden ist, so übertrifft es das Maulthier noch an Halsstarrigkeit, wenn man es aus seinem gewohnten Geleise zu bringen versucht, und pflegt dann seinem Herrn einen passiven Widerstand entgegenzusetzen, der durchaus unüberwindlich ist; es liegt hartnäckig am Boden, wenn es glaubt, man habe ihm zu viel aufgeladen und läßt sich lieber zu Tode prügeln, als daß es aufsteht. Zum Beweis, daß dieß oft nur eine blose Laune ist, nehmen die Araber zwei oder drei kleine Päcke von der Ladung hinweg, worauf das Thier, ohne Zweifel mit einer innerlichen stillen Freude und Genugthuung über seinen Sieg, ein lautes Grunsen ausstößt und aufsteht, ohne zu bemerken, daß man während dieser Operation die Päcke wieder an Ort und Stelle gelegt hat. Sobald es jedoch nur wähnt, daß ihm seine Last erleichtert worden sey, so trabt es munter vorwärts — falls man überhaupt bei einem solch verdrossenen Thiere von Munterkeit reden kann. Ist aber das Kameel auch ernst und düster, so darf man doch ja nicht glauben, daß dieses geduldige Thier ganz ohne Empfindung sey. Wenn man es freundlich behandelt, ihm auf die Schulter klopft und sanft zuredet, hauptsächlich aber wenn man ihm ein Lied singt, so äußert das Dromedar in seinem hervorstehenden Auge unverkennbare Zeichen inniger Freude, dreht seinen langen schlangenähnlichen Hals nach dem Reiter um und blickt ihn stetig an, als ob es ihm seinen Dank ausdrücken wollte, und schaut dann stolzer als zuvor auf die vor ihm ausgebreitete Wüste hinaus. An einem weißen trächtigen Kameel, auf welchem ich einen Theil der Sahara durchritt, habe ich diese Anlage häufig bemerkt. Es war an Leichtigkeit, Symmetrie und Zierlichkeit der Gestalt eines der zartesten seiner Art, und reichte mit dem Gipfel seines Höckers volle acht Fuß über den Boden, so daß ich, wenn ich durch die Straßen von Cairo ritt, durch die Fenster des ersten Stockwerks in die Harems hineinsehen konnte.

In Städten, auf Jahrmärkten oder an anderen vielbesuchten Orten erscheint das Kameel gewöhnlich stumpfsinnig und langweilig; allein kaum befindet es sich in der Wüste, so kommt sein Geist über es: es schnüffelt dann in die linde Luft hinaus, blickt fröhlich über die weite Landschaft hin, wo nichts den freien Blick hemmt und fühlt sich hier ganz behaglich und zu Hause, und ist sein Reiter mit ihm vertraut, so legt es ohne die mindeste Nöthigung eine Strecke von 2½ deutschen Meilen in der Stunde zurück. In dringenden Fällen kann es in derselben Zeit sogar seine vier deutschen Meilen zurücklegen. Einer der Hauptgenüsse dieser Art zu reisen, auf welchen ich noch nicht oft habe hinweisen sehen, ist der, daß der Reiter wegen der großen Höhe seines Sitzes über dem Boden vor der großen Hitze geschützt ist, welche der Sand ausstrahlt, und die dem Reiter eines Esels oder selbst eines Pferdes zuweilen das Gesicht verbrennt; demjenigen aber, der hoch oben auf dem Sattel eines Kameels sitzt, erscheint die Luft verhältnißmäßig kühl, zumal bei der raschen Gangart seines Thiers, welche ihm selbst die stille Atmosphäre etwas bewegt erscheinen läßt. In Folge des merkwürdigen Baus seines Fußes sinkt das Kameel nicht in den Sand ein, sondern breitet seine Sohle nur über denselben aus und scheint eher über dessen Oberfläche hinzufliegen als zu galoppiren. Obschon sein Auge trüb erscheint, ist doch sein Gesichtssinn scharf und weitreichend; und in Beziehung auf Feinheit des Geruchssinnes wird es vielleicht von keinem andern Vierfüßler übertroffen, denn es vermag das Wasser, das ja beinahe gar keinen Geruch hat, schon auf eine Entfernung von einer deutschen Viertelsmeile (6—7000 Fuß) zu wittern, und ich möchte auf Grund eigener Beobachtung behaupten, daß es größere Wassermassen schon auf das Doppelte der angegebenen Entfernung bemerkt, denn als wir von der Wüste her uns dem Nile näherten, habe ich wahrgenommen, wie die Thiere aus freien Stücken schon etwa eine deutsche Meile vor dem Strome ihren Schritt beschleunigten. Die ungeheure Hitze macht ihm ein wahres Vergnügen, ja scheint bei einzelnen Individuen förmlich eine Art von sechstem Sinn zu wecken, und dauert acht oder zehn Stunden lang an, während das Blut kochend, siedend, Blasen werfend durch den ganzen Körper zu strömen und ihn wie mit einer eigenthümlichen Berauschung zu erfüllen scheint; aber allmählig folgt dann Müdigkeit und Erschlaffung, der Durst macht sich fühlbar und wenn die Sonne sich nach Westen senkt, so schweift das Auge begierig über den Horizont und späht nach einer Gruppe Palmbäume oder nach einem Felsen, den gewöhnlichen Anzeichen des Vorhandenseyns einer Quelle. Sobald das Dromedar dieses willkommene wohlbekannte Zeichen entdeckt, erhebt es den Kopf, wendet sich um, wirft seinem Reiter einen ermuthigenden Blick zu und sprengt, wenn es nicht vor Ermüdung erschlafft ist, in vollster Eile jenem Ziele entgegen. Wie viele Tage das Kameel auf der Reise zubringen kann ohne zu trinken, ist nie ganz genau ermittelt worden, da eigentlich die Kraft der Ausdauer je nach den Individuen wesentlich verschieden ist; allein so viel ist auf Grund zuverlässiger Gewährsmänner erhoben, daß das Dromedar neun Tage lang ohne Wasser bestehen kann, wenn es auch den ganzen Tag hindurch einer wahren Ofenhitze ausgesetzt ist. Es ist ferner gewiß, daß wenn das Kameel zum Trinken kommt, es immer einen Vorrath für eine ganze Woche einzunehmen scheint, denn man hat schon gesehen, daß es dreißig Quart Wasser auf ein-

mal zu sich genommen; dieß würde also für zehn Tage ein tägliches Deputat von drei Quart ausmachen, was, wenn auch zum Löschen des Dursts für ein so großes Thier nicht gerade hinreichend ist, doch genügen mag, um es am Leben zu erhalten. Die vergleichende Anatomie, welche an einer Menge von weit untergeordneteren Thieren die mannigfaltigsten Versuche über Körperbau und Lebensverrichtungen angestellt, hat dem Kameel und seinen anatomischen und physiologischen Bezügen seither noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Wissenschaft hat zwar allerdings ermittelt, daß dieses außerordentliche Geschöpf einen Magen mehr besitzt, als alle anderen Säugethiere; allein die Wißbegierde hat sich nicht weiter mit jener ungeheuren, von Blutäderchen und einem dichten Geflechte von Venen durchzogenen Blase beschäftigt, welche das Thier zuweilen im Frühjahr aus seinem Munde bläst. Ich habe selbst gesehen, wie unsere Kameele, in Koppeln von 30—40 Stücken zusammen, sich während der größten Hitze des Tages der Mehrzahl nach auf diese Weise belustigten. Sie recken bei solchen Anlässen den Kopf in die Höhe, blicken sich wild um, ziehen dann, mit einem seltsamen widerlichen Geräusch, jenen Behälter aus ihren Kehlen herauf und blasen ihn allmählig zu seiner vollsten Ausdehnung auf, als wollten sie ihn durch die Berührung mit der äußern Luft abkühlen. Nach einigen Minuten lassen sie ihn dann zusammensinken und saugen ihn wieder mit einem röchelnden Geräusch in den Schlund zurück. Ist diese Blase vielleicht dazu bestimmt, außer dem fünften Magen auch noch einen Vorrath von frischem Wasser zu enthalten, und finden etwa in dieser Blase die Reisenden, wenn sie, der Sage zufolge, ihre Dromedare tödten müssen, um das eigene Leben in der Saharâ zu fristen, jenes reine, durchsichtige Wasser, von welchem bei derartigen Anlässen erzählt wird? So viel ich weiß, wird bei der Sektion das Wasser im fünften Magen niemals ganz klar gefunden, sondern ist in einigen Fällen schlammig, in anderen gelb.

Während eines Sandsturms in der Wüste oder beim Herannahen des Simûms legt das Kameel die überraschendsten Beweise seines Scharfsinns an den Tag. Ehe das menschliche Auge die raschherannahende Säule von gelbem oder trübröthlichem Gas wahrzunehmen vermag, welches augenblicklich alle Geschöpfe, die es einathmen, todt niederstreckt, erkennt das Kameel die nahende Gefahr, stößt ein wildes Brüllen aus, kehrt sich um und wühlt seine Nase tief in den Sand. Der Reisende springt augenblicks zur Erde, drückt sein Gesicht ebenfalls zu Boden, schließt seine Lippen dicht und schützt seine Nasenlöcher mit beiden Händen. Was für Anzeichen von Leiden oder Aufregung das Dromedar an den Tag legt, vermag der Reisende nicht zu ermitteln, weil er selbst gewöhnlich zu sehr erschreckt ist, um zu beobachten; allein er verspürt selbst durch seinen ganzen Körper erst ein zuckendes Reißen und Beben, dann eine Betäubung und Lähmung aller Glieder und Lebensfunktionen, die, wenn sie um einige Sekunden länger währte, unfehlbar mit dem Tode enden würde. Allein wie dieser geheimnißvolle Dunst gleichsam mit Blitzesgeschwindigkeit kommt, so vergeht er auch wieder in derselben Weise. In vielen Fällen äußert sich die verhängnißvolle Kraft des Simûm durch den plötzlichen Tod des Reiters und seines Thiers; allein wenn sie mit dem Leben davonkommen, so gleicht der Prozeß des Wiedererholens von diesem Stoße, den ihr Nervensystem erlitten hat, ganz jenem Zustande, welcher sich bei Patienten nach einer langen Krankheit einstellt: sie leiden an Schlaffheit, Mattigkeit, Schwäche, Prostration des ganzen Systems, Schwindel im Kopfe, gestörter Sehkraft, theilweisem Verlust des Gedächtnisses und verworrenen Ideen und Begriffen. Europäer greifen dann zum Branntwein als Heilmittel, Araber zum Kaffee, während das Kameel da kniet wie unter einer schweren Last, ächzt und stöhnt und sich kläglich in der Wüste umsieht.

Ein wesentliches Mittel, die Kraft dieses treuen Thieres aufrecht zu erhalten, welches den Bewohnern des östlichen Afrika niemals in den Sinn gekommen oder von ihnen aus Trägheit unterlassen worden zu seyn scheint, ist im Moggreb oder westlichen Nordafrika allgemein üblich: der Eigenthümer des Kameels geht nämlich seinem Thiere voraus oder etwas zur Seite und bricht oder pflückt jedes Gewächs und jeden Strauch ab, welchem er begegnet und der seines Wissens von dem Kameele gefressen wird, und reicht ihm denselben unterwegs; die in diesen Pflanzen enthaltene Feuchtigkeit, welche dem Thiere zugeführt wird, ersetzt dann den Mangel an Wasser. Ein anderer wichtiger Vortheil entspringt ferner aus dieser Politik der Moggrebims: ihr Betragen gegen das Kameel ruft dann von neuem zwischen Thier und Herr ein freundliches Einvernehmen, eine Art Anhänglichkeit hervor und flößt dem Thiere so viel Vertrauen und Treue und geduldige Zuversicht ein, daß wenn ihm auch ganze Tage hindurch kein Futter gereicht wird, es zu begreifen scheint, daß dieß nur deßhalb geschieht, weil eben nichts zu haben ist.

Einige Naturforscher haben die Ansicht verbreitet, daß sich das Kameel in Indien nicht finde; allein dieß ist ein Irrthum, da es in allen Jahrhunderten auf den großen sandigen Ebenen nördlich von dem Nerbuddah in Menge vorgekommen ist, wo es zu den Zeiten Akbars den einzigen Reichthum einiger Stämme lieferte, von denen manche Individuen Heerden von zehntausend Stücken besessen haben sollen. In Persien, in Khorassan, in Kleinasien, in der Krim, auf den Ebenen des Kuban, durch die ganzen Steppen von Centralasien und in China ist das Kameel das gewöhnliche Lastthier. Vornehme Mongolen reisen auf Dromedaren an den Hof von Peking, und spannen dieselben bisweilen an Fuhrwerke. Wenn vornehme Frauen reisen, gleichviel ob im nördlichen oder südlichen Asien, so bedienen sie sich hiezu am liebsten des Kameels, auf welchem sie in einer ganz eigenthümlichen Weise Platz nehmen: auf jeder Seite des Thiers wird ein geräumiger Korb übergehängt, und mit weichen Kissen gepolstert. In jeden dieser Körbe setzt sich ein Frauenzimmer und wird vor den Sonnenstrahlen durch ein seidenes Zeltdach geschützt, welches auf vergoldeten Pfählen ruht, die von den Ecken der Körbe ausgehen. Hier plaudern sie ganz behaglich mit einander, rauchen oder verpflegen ihre Kinder, und werden gelegentlich durch die schaukelnde Bewegung des Thieres in Schlaf gelullt.

Das junge Fohlen des Kameels, wenn es hinter seiner Mutter herhüpft, hat eine eigene Art drolligen ungeschlachten hübschen Wesens, das beinahe komisch ist, hauptsächlich wenn der Eigenthümer es von der Mutter zu entwöhnen unternimmt. Die Zitzen der Mutter werden dann mit einem groben Netzwerk von Stricken umgeben, an welchen das junge Kameel, wenn es seine gewöhnliche Nahrung sucht, in einer Art muthwilliger Wuth seine Nase anstößt. Es wiederholt jedoch diese Versuche etwa acht oder zehn Tage lang, worauf es das Unternehmen kaltblütig aufgibt, und sich zu seiner gewöhnlichen Nahrung, Dornen und Disteln und dem rauhesten Gras und Gewächse wendet, welches nur der unfruchtbare Boden der Wüste hervorbringt. Um das Kameeljunge mit seinem Loos zu versöhnen, schmücken die Kirghisen seinen Kopf mit bunten Bändern und langen Wimpeln, die bei seinem Herumspringen in der Luft tanzen und flattern. Kameels-Milch ist in all den Ländern, wo das Thier gedeiht, ein sehr gesuchtes Nahrungsmittel, sowohl als Getränke als um Käse und Butter daraus zu machen; man scheint jedoch aus derselben nicht das starke geistige Getränke gewinnen zu können, welches man in allen Theilen der Tartarei aus Stutenmilch bereitet und worin sich die wandernden Horden so gerne betrinken. In Arabien und Nord-Afrika wird das feinere wollige Haar des Kameels, welches das Thier alljährlich einmal abwirft, in Zeuche verwoben, welche kaum weniger weich und schön sind als die Kaschmirshawls. Einen weißen Burnuß von diesem Stoffe, wie er in Tunis oder Fez fabrizirt wird, mit seiner Kaputze und seinen Trodeln von Flockseide, bezahlt man auf den Bazaren von Cairo oder Damascus bisweilen, je nach seiner Weiße und seinem Glanz, mit fünfundzwanzig oder dreißig Louisd'or, — ein Preis, der gar nicht überraschen kann, denn nur wenige Kameele sind weiß, und ihre gewöhnliche Farbe ist braun mit einem gelegentlichen Uebergange in's Schwarze. Aus den groben langen Stichelhaaren, welche, wie bei der Kaschmirziege, das Flaumhaar bedecken und verbergen, werden Stricke und Zelte verfertigt. Daher der Ausdruck, welcher in den arabischen Dichtern beständig vorkommt: »Die schwarzen Zelte von Oman oder Nedschid,« und im Hohenliede Salomonis: »Die schwarzen Zelte von Kedar.«

Man behauptet, das Kameel finde sich in den östlich vom Himalaya gelegenen Wüsten noch in wildem Zustande. Ich erlaube mir jedoch hieran einen bescheidenen Zweifel, weil das Thier die Wälder vermeidet und in jenen Gegenden nirgends eine Steppe von solcher Ausdehnung vorhanden ist, um Heerden von einem solch umfangreichen Thiere der Wahrnehmung des Menschen zu entziehen. Ebenso irrig ist es, Tibet als die Heimath des Kameels anzusehen, denn jenes Land ist so gebirgig, hochgelegen, kalt und öde, daß selbst das zottige Pferd vom nördlichen Großbritannien Mühe hat, dort fortzukommen. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß das Kameel überall nur als Hausthier und im Zustande der Abhängigkeit vorkommt, manchmal als Sklave des Sklaven, aber immer fleißig, geduldig und zu harter Arbeit verdammt. Ich habe gesehen, wie es mit dem Esel zusammen an den Pflug gespannt war, und mit einem Büffel zusammengekoppelt einen Karren zog; ich habe es gemeinsam mit einem zum Skelett abgemagerten Pferde gesehen, wie es in einem Tretrade ging oder in ewiger Runde am Göpel lief, um Wasser zu schöpfen; allein sein eigentlicher Standort ist die Wüste, wo Thier und Reiter durch die elastische schwellende Luft aufgeheitert werden. Der einzige Uebelstand, welcher mit dem Gebrauche des Kameels als Sattelthier verbunden, ist die Umständlichkeit und Mühseligkeit des Auf- und Absteigens. Das Thier kauert sich auf den Boden nieder, und Du gelangst in den Sattel; Du stößest einen Laut aus, den keine Combination von Buchstaben wiedergeben kann, und es springt auf, zuerst mit seinen Hinterbeinen, was Dich beinahe über seinen Kopf hinausschleudert, dann mit seinen Vorderbeinen, was Dich beinahe ebenso stark rückwärts wirft. Beim Absteigen findet wieder dasselbe statt; Du stößest den geheimnißvollen Kehllaut aus und es legt sich mit Einem Ruke plumps nieder, unterschlägt seine Vorderbeine unter den Körper und bringt dann ruhig seine Hinterbeine in dieselbe Stellung, worauf es behaglich niederliegt und wiederzukäuen beginnt, unbekümmert ob Du den Hals gebrochen hast oder nicht. Ich betrachte es übrigens mit all seinen Fehlern als einen Freund des Menschen, denn ich habe selten angenehmere Stunden verlebt, als diejenigen, welche ich in der glühenden Hitze der Wüste auf seinem Rücken zubrachte, den goldgelben Sand unter und einen unbegränzten Horizont vor mir.

J. Menzinger.

Auf der Schneuß.

Erinnerungen eines alten Hofjägers.

Droben wo vom Gebirge die waldigen Vorberge in langen Höhenzügen herabsteigen und sich nach mehrstündigem Verlauf sanft zur Ebene abdachen oder in wellige Hügel verlieren, stand das alte Försterhaus, an welches sich einige der angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend knüpfen. In eine Falte des Gebirges eingekeilt, die sich nach unten zu einem Thale erweiterte, stand es auf einer kleinen Terrasse mit seinen dicken, steinernen Mauern, seinem steilen Dache, seinem hohen Giebel mit Katzenstaffeln, an dessen oberstem Steine das viel beneidete Geweih eines Vierundzwanzig-Enders weit klafternd in die Nebel hinausragte, die regelmäßig Morgens und Abends durch die Thalfalte heraufzogen. Rechts und links begrenzte hoher Buchenwald die Lichtung, worauf das Forsthaus stand und einige uralte Linden würzten den freien Plan mit ihrem süßen Blüthenduft oder spendeten milden Schatten. Es war ein ehemaliges Jagdschloß eines nun ausgestorbenen Dynastengeschlechts und leuchtete mit seinen weißgetünchten Mauern weit hinaus in die Ebene.

Der Mann, welcher damals als »Förster auf der Schneuß« das alte Jagdhaus bewohnte, war ein Alterthum, eine Merkwürdigkeit wie sein Haus. Ein hochgewachsener, hagerer Mann von mehr als sechszig Jahren, mit blitzenden Augen, pech-

schwarzem Haar und Bart, einem hagern, sonnverbrannten Gesicht, war er ein Typus jenes alten hirsch- und holzgerechten Jägers des vorigen Jahrhunderts, wie ihn die heutige Generation kaum mehr kennt, und wie er uns nur noch dunkel klar wird, wenn wir Flemmings „deutschen Jäger“ oder Döbel's „Jägerpractica“ lesen. Er war ein stiller, schweigsamer Mann, aber von seltenem Verstande und Urtheil, hatte viel gesehen und erlebt, und war vollgestopft mit Geschichten, die er jedoch nicht gerne erzählte, wenn ihn nicht irgend eine äußere analoge Veranlassung darauf brachte. Er war Hofjäger an einem der kleineren aber darum nicht minder glänzenden Höfe eines nun mediatisirten Fürstenhauses gewesen, und nach der Mediatisirung dorthin versetzt worden, wo ich ihn kennen lernte: auf die Schneuß, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Jetzt ist er längst todt und ruht nach seinem Willen unter der großen Saatbuche am Waldrande, und darum kann ich ohne Indiscretion die Geschichten wieder erzählen, die ich bei verschiedenen Anlässen aus seinem Munde vernommen. Sein treues eifriges Weib ist ihm bald gefolgt, und das Pflegekind, das ihnen die Stelle der eigenen Kinder vertrat, die der Himmel diesem Paare verwehrt hatte, ist längst ausgewandert über's Meer, und so wird es denn keinem Menschen etwas zu Leide thun, wenn ich des alten Hofjägers Geschichten hier zu Papier bringe.

Ich war damals ein junger Offizier in einem Kavallerie-Regiment, und lag in der nächsten Stadt, etwa drei Meilen von dem Jagdhause, in Garnison. Ein Kamerad von mir, den ich Arthur nennen will, war der Sohn des Oberforstmeisters, unter dessen spezieller Kontrole die Kronforsten standen, welche zu der Revier des Försters auf der Schneuß gehörten, und ein Liebling des alten Försters, bei dem er in der Lehre gewesen war. Arthur war nämlich ein gelernter Forstmann und diente gleich mir nicht auf Avancement, sondern nur weil es die Sitte so mit sich brachte, daß der älteste Sohn eines adeligen Hauses einen militärischen Titel mit ins spätere Leben hinübernehme. Arthur war mein vertrautester Freund, und wir stimmten sowohl in der Vorliebe für die Jagd, wozu vorzugsweise eine gute Dosis Eitelkeit uns veranlaßte, als in einem gewissen romantischen Hang zum Abenteuern und Umherschweifen über ein, welcher uns das Stillesitzen in der langweiligen Garnisonsstadt schier unmöglich machte, daher wir denn auch jede Gelegenheit ergriffen, durch Wälder und Berge zu schweifen und bald da bald dort in der Revier eines bekannten Försters dem Waidwerk obzuliegen. Am liebsten aber kehrten wir bei dem alten Huwalt auf der Schneuß zu, denn er war ein wohlwollender, uneigennütziger Mann, der an unserm elastischen frischen Wesen und unserer Passion für seinen Beruf große Freude hatte, und uns stets willkommen hieß. Wir hatten in seinem Forsthaus unsere eigene Stube, die wir uns selbst möblirt hatten, in seinem Stall Unterkommen für unsere Pferde, und an seinem Tisch ein gern gegönntes Plätzchen, so lange wir nur bei seiner Pflegetochter nicht wilddieben wollten. Ich hatte ein Bischen Talent zur Malerei, und meine schülerhaften Versuche in Oelgemälden zierten des alten Huwalts Stuben als der höchste Schmuck seiner bescheidenen Häuslichkeit. So waren wir denn bei ihm und seiner rührigen runden kleinen Frau gehalten wie die eignen Kinder, und das wackere Paar sah uns immer nur mit Bedauern scheiden, weil dann das alte Steinhaus wieder für einige Zeit öde und stille ward.

Es war kurz vor der Juli-Revolution, zu einer Zeit, wo die Landstände es noch gar nicht wagten, über den Schaden zu klagen, den der zahlreiche Wildstand anrichtete. Arthur's Vater war auch billig denkend und vorsichtig genug, mit den Bauern nicht zu markten, wenn sie Wildschaden anzeigten, und leistete volle Entschädigung oder beseitigte die Veranlassung. Die Revier des Försters auf der Schneuß war eine der wildreichsten, und starke Edelhirsche, stattliche Damböcke und Hauptschweine waren keine Seltenheit. Der alte Huwalt hielt etwas auf einen schönen Wildstand, oft mehr als Arthurs Vater lieb war. Aber beinahe ganz von seiner Hut umgeben lag eine standesherrliche Domäne, auf welcher eine große Oekonomie betrieben ward, und die denn häufig genug über Wildschaden zu klagen hatte. Der Pächter derselben war ein sehr intelligenter Landwirth, aber ein leidenschaftlicher reizbarer Mann, und da beider Interessen so sehr divergirten, so war es nicht zu verwundern, daß er und der alte Huwalt häufig mit einander in Kollision kamen. Arthur's Vater verfügte dann auf die Klagen des Pächters, daß das zu Schaden gehende Wild unnachsichtig weggeschossen werden sollte, und der alte Huwalt übertrug diese Pflicht uns jungen Leuten lieber als den Kommun-Wildschützen, die ohne Ansehen von Alter und Geschlecht alles Wild niederknallten, um nur ihr Schußgeld zu bekommen. Wir dagegen schossen nur die jagdbaren Hirsche und auch von diesen nur die stärksten, und verscheuchten die Hinden und das Schmalwild das zu Schaden ging, mit blinden Schüssen. Bei einer derartigen Expedition nun, zu welcher uns der alte Huwalt entboten hatte, erfuhr ich nachstehende Geschichte, welche ich nennen will:

I.

Das Mädchen aus der Fremde.

Es war Sommerszeit, das Korn stand in der Milch, und wir sollten auf einige Rudel Rothwild anstehen, die auf den langen Roggenfeldern der Domäne zu Schaden gingen. Wir lagen in einer Jagdköthe, etwa eine halbe Stunde von den Feldern, wo wir die Nacht verbringen wollten, nachdem wir schon auf dem Abendanstand zwei starke Hirsche und einen kapitalen Dambock erlegt und das zu Feld ziehende Wild verscheucht hatten. Da es aber seinen Stand immer in der Nähe jener Felder hielt und wir überzeugt waren, mit dem grauenden Morgen, sobald es nur hell genug war um Visier und Korn auf unseren Büchsen unterscheiden zu können, wieder einige Stücke Rothwild zu schießen, so hatten wir es vorgezogen, lieber einige Stunden der kurzen Sommernacht auf den Moossäcken der Jagdköthe zu verschlafen, als nach dem Forsthause zurückzureiten, das über eine Meile entfernt war.

Wir lagen unser fünf um das kleine Feuer, das die Beleuchtung geben und die Stechfliegen vertreiben mußte. Die

Pfeifen brannten, der Weinkrug kreiste, es war noch zu schwül zum Schlafen; aber das Plaudern wollte auch nicht recht gehen, denn Huwalt war schweigsam und unter den Gefährten war ein Forstschreiber Namens Stab, der noch schweigsamer war, ebenfalls ein hoher Sechsziger, aber noch auffallend rüstig und ein vortrefflicher Schütze. Der Dritte war ein angehender Forstmann, ein frischer Junge aus der Residenz, aber bescheiden und eifrig, und vor Allem beflissen, es mit seinem Lehrherrn dem alten Huwalt nicht zu verderben. Arthur lag neben mir am Feuer, griff hinter sich nach dem Gewehr des alten Stab, und sagte: „Erlauben Sie, Herr Forstschreiber, daß ich Ihre Doppelflinte da besichtige? Ein vortreffliches Gewehr, meiner Treu! der Bock, den Sie so gut aufs Blatt trafen, stand reichlich hundert Gänge von Ihnen. Das ist eine außerordentliche Leistung für einen Flintenlauf.“

Stab nickte und sagte kühl: „Die Läufe sind nicht glatt, sind Sternzüge, die Kugel war gepflastert; aber der Zwilling da ersetzt mir jede Büchse.“

„Ein schönes, prächtiges Stück Arbeit, ein Meistergewehr,“ sagte Arthur zu mir gewandt; „sieh her wie schön diese Läufe eingelegt sind und hier ist sogar noch eine Chiffre und ein Wappen. Ich bin überzeugt, daß es eines der ersten Gewehre war die mit nebeneinander liegenden Läufen gebaut wurden.“

„Es schießt auch jede Art von Hagel ganz vortrefflich,“ sagte der junge Forsteleve; „es hat nur einen Fehler: es ist zu schwer.“

„Das fühle ich nachgerade auch,“ versetzte Stab; „aber ich habe kein andres Gewehr!“

„Wissen Sie was, Herr Forstschreiber, verkaufen Sie das Gewehr mir, oder tauschen wir!“ rief Arthur; „ich gebe Ihnen meine neue leichte Zwillingsbüchse dort mit einem Flintenlauf zum Wechseln. Ich lasse mir dann die Läufe leichter schäften.“

„Ich danke,“ versetzte Stab beinahe barsch; „so lang ich lebe, kommt das Gewehr nicht in eine andere Hand, geschweige denn daß es zertrümmert würde.“ Und er nahm das Gewehr beinahe empfindlich aus Arthurs Hand und stellte es wieder hinter sich.

„Nun! nun! es war ja nicht böse gemeint, Herr Forstschreiber,“ sagte Arthur etwas verletzt. „Ich dächte, mein Gebot wäre honnett gewesen, und die neuen Percussionsschlösser sind doch besser als die alten Feuerschlösser . . .“

„Die mir genügen!“ fiel der alte Stab lebhaft ein; „ich habe das Ding da bald vierzig Jahre in Händen, und es hat immer seine Schuldigkeit gethan. Und wenn alle Welt ihre Flinten ‘chemisch’ machen läßt, an der da soll kein Schräubchen und keine Feder verändert werden, so lang ich noch lebe. Hernach? — na, das wird mir nicht mehr weh thun! — Aber ich will gehen; ich will auf einen Dachs anstehen, der dort hinter am Welling wechselt.“

„Bleib da, Alter! es war ja nicht böse gemeint!“ sagte der alte Huwalt; „Herr Arthur kann ja nicht wissen . . .“

„Nein, laß mich gehen, Fritz! ich will nach dem Dachse sehen,“ sagte Stab; „mit dem grauenden Morgen bin ich wieder da.“ Er war aufgestanden, hatte seinen großen Büchsenranzen umgehängt, das Gewehr genommen und schritt mit einem kurzen gute Nacht aus der Köthe. Bald war sogar sein Schritt draußen im Walde verhallt. Arthur sah uns der Reihe nach an, und sagte: „Ich glaube, da hab' ich eine Dummheit begangen.“

„Eigentlich ja,“ meinte Huwalt; „Sie haben den Alten an einer Seite angepackt, wo ich ihn seit dreißig Jahren nicht mehr berühren mochte. An das Gewehr knüpft sich eine Geschichte, die dem alten Burschen einmal begegnet ist, und ihn aus einem kernigen quicken Jungen zu einem finstern mürrischen Manne gemacht hat.“

„Etwa eine Liebesgeschichte?“ frug ich, und als der Alte nickte, drangen wir in ihn, uns die Geschichte zu erzählen. Er sträubte sich lange, aber endlich willfahrte er doch, damit wir den Vorfall auch recht erführen und nicht entstellt, wie er unter den Leuten im Schwange sey.

„Zu Johanni war es zweiundvierzig Jahre, daß ich zum alten Forstknecht Hampe in Griesthal in die Lehre kam,“ hub der alte Huwalt an. „Ich war damals siebzehn Jahre alt, und mein Vater hatte mich schon eingeführt und eingeleitet, aber ich sollte mir meinen Lehrbrief anderwärts verdienen, und dazu war der alte Hampe just der rechte Mann. Ich war etwa zwei Jahre in der Lehre gewesen, und schon dem Lossprechen nahe, da kam der Wilhelm Stab da in die Lehre. Sein Vater war Justizamtmann in W. und der Junge war auf Schulen gewesen, hatte aber kein Sitzfleisch zur Wissenschaft gehabt und den flotten Studenten gerissen, bis ihm der Alte den Brodkorb höher hing und ihn, da er kein Examen machen konnte, zu dem alten Hampe that, welcher schon manch solchen Wildling gerade gebogen hatte. Wir hatten den Wilhelm gern, denn bei all seinem Leichtsinn war er ein frischer lustiger Bursch, unverdrossen und munter wie eine Lerche, anstellig und besonnen, ein wahrer Teufel an Courage, und ein guter Kamerad. Das Jägerleben gefiel ihm besser, als die Stubenhockerei, und er lag bald Tag und Nacht im Walde, und ward ein brauchbarer fixer Kerl. — So war's wieder Sommer geworden, ich hatte ausgelernt, da heißt mich Hampe eines Tags den Wilm mitnehmen, ihm das Blatten auf Rehe zu zeigen. ‘Schießt mir ein Paar starke Böcke, Jungens’, sagte er; ‘nächsten Sonntag ist Kirchweih im Dorfe, und die Herrschaft hat dem Schulzen und dem Pfarrer einen Rehziemer zu liefern aus alter Observanz. Geht mir hinüber nach der Altenburg; dort stehen in den jungen Schlägen ein paar feiste Kapitalböcke!’ Wilm und ich gehen also. Die Altenburg war eine schöne Ruine auf einem Vorhügel mitten im Walde, und auf dem Sattel zwischen Hügel und Höhe eine freie Schonung vor dem schönsten jungen Holze. Morgens vor Tag gehen wir hinüber und mit dem thauigen Morgen sind wir zur Stelle. Mir ist als sähe ich das Plätzchen noch heute. Ein schöner Ahorn, der drei Stämme aus einem Wurzelstocke trieb, stand neben dem Graben, worin wir knieten. Vor uns Buschwerk und hohe Wedel von Farnkräuter, dahinter das lustigste Grün von jungem Holz. Ich instruire Wilm, wie er sich verhalten

soll, wenn ich blatte — nur rasch und sicher schießen, denn die Böcke fuhren auf den nachgeahmten Ruf der Ricke daher wie ein Wetterstrahl, und wer nicht schnell mit dem Zielen abkam, hatte vergebliche Mühe. Der Wilm kniet vor mir, die Büchse in der Hand — es war damals Waidmannsbrauch, alles was 'auf' hatte, nur mit der Kugel zu schießen, — ich lehne hinter ihm, das Birkenblatt zwischen den Lippen, die hohlen Hände vor'm Munde, und blatte. Der Wilm war Feuer und Flamme, aber ich blatte und blatte vergebens — es springt kein Bock. 'Horch, Fritz,' sagt er endlich verdrießlich, 'entweder Du blattest nicht richtig, oder der alte Hampe hat uns zum Besten gehabt, oder es hat uns jemand einen Waidmann gesetzt.' — 'Stille!' sag' ich; 'ich will's nochmals versuchen, denn hier hab' ich noch jedes Jahr meine fünf, sechs Böcke geschossen. Das Wild ist verstört; hier ist jemand gelaufen!' — Genug, ich blatte nochmals und plötzlich raschelt es im Holz, aber nicht von dem scharfen Hufschlag eines Bocks. Etwas Weißes schimmert durch's Gebüsch, und schon fährt Wilm mit der Büchse an die Wange, da setzt er wieder ab und murmelt: 'Zum Geier, was ist das? ein weißes Schmalreh?' — 'Mit nichten,' sag' ich; 'ein weißes Windspiel das hier herrenlos läuft. Knall' ihm eines auf den Stich!' — Wilm fährt herauf und schießt, aber gefehlt! Das Thierchen stößt einen Schrei aus, läuft dann zurück, kommt wieder und bellt uns an auf wenige Schritte. Nun erst sah ich, daß es ein wunderzierliches Thierchen war und eine rothe Schnur mit Troddel um den Hals trug. 'Laß es geh'n, Wilm! 's wäre schade um das Thier!' sag' ich zu ihm, der schon nach meiner Büchse gegriffen hatte und im Anschlag war. Da ruft uns eine weibliche Stimme aus dem Walde ängstlich etwas zu, das ich nicht verstand, und als ich hinblicke, steht zwanzig Gänge vor uns ein prächtiges Frauenzimmer, so schön wie ich es noch nie gesehen, und winkt uns mit ihrem Taschentuche und welscht uns ängstlich an. Der Wilm war aufgesprungen und hatte die Büchse fallen lassen, und auf seinen Wangen wechselten Glut und Blässe. Er lockte das Hündchen, erfaßte die Leine die es nachzog und die sich in den Braunbeerschlingen verwickelt hatte, und führte es zu seiner Herrin zurück, die bleich und ängstlich stehen geblieben war. Was sie miteinander geredet, hab' ich nicht verstanden, denn sie sprachen leise, aber sie mocht' ihm wohl gedankt haben, denn aus ihren Augen wich die Angst, als er ihr die Leine in die kleine Hand legte und sie das Thierchen unversehrt sah, das sich halb bange an sie anschmiegte. Ihr schönes blasses Gesicht überlief wie mit Rosenschein und wir sahen sie langsam den kleinen Pfad einschlagen, der von der Altenburg herab durch den Wald führte. Meiner Treu, mir ist als stünde sie noch vor mir, so unvergeßlich ist sie mir geblieben. Eine hohe Gestalt, schlank und biegsam wie eine junge Esche; ein schwarzseidenes Gewand, das ihre zierliche Taille noch mehr hervorhob, und von dem der weiße Hals und die feinen Hände wie Marmor abstachen. Ihr Gesicht war blaß aber edel und ein Paar Augen glühten darin, wie ich Tag meines Lebens keine ähnlichen gesehen habe, schwarz und feurig wie von einem Raubvogel. Dunkle Locken von einem weißen Band gehalten, fielen ihr vom Nacken herab, und eine leichte dünne Schärpe wallte ihr wie Nebel um die Schultern. Und einen Gang hatte sie, ein Reh ist nichts dagegen an Zierlichkeit, — es war nur so ein Schweben auf dem winzig kleinen schmalen Huf. Ganz jung war sie nicht mehr, das hatt' ich auf den ersten Blick weg; aber mehr als dreißig war sie auch nicht, und wenn ihr die erste Frische der Jugend abging, so war sie dagegen von einem Liebreiz umflossen, der Einem das Herz im Leibe hüpfen machte.

„Als sie endlich unter den Bäumen verschwunden war und Wilm zu mir zurückkehrte, glühten seine Augen und Wangen noch und er erschien mir ganz aufgeregt. 'Wer ist sie?' fragte ich; 'meiner Treu, wär' ich allein gewesen und sie hätte nicht gesprochen, so verschwüre ich sie sey das gespenstige Fräulein von der Altenburg. Was hat sie mit Dir gesprochen?' — 'Sie dankte mir auf Französisch, daß ich den Hund eingefangen der sich in der Burgruine von ihr losgerissen,' versetzte Wilm kurz. — 'Mich dünkt das hätte sie in wenigeren Worten sagen können, als sie dazu gebraucht hat, Wilm," sagte ich; „sie hatte es ja recht eifrig, Dir dabei in die Augen zu blicken. Und wie es sie that, meiner Treu! mir hätte es bis in's Herz hinein gelacht. Du bist ein glücklicher Hund, daß Du Französisch verstehst! .... Und wohin geht sie denn?" — 'Ich weiß nicht,' erwiderte Wilm kurz; 'jener Pfad dort hinunter führt nach Emslingen, wo sie vielleicht bei dem alten Baron im Schlosse wohnt. Aber komm',' setzte er hinzu; 'ich denke hier springt uns kein Bock mehr; laß uns einen andern Platz suchen!' — 'Ja,' sagt' ich; 'das schmucke Weibsbild da mit ihrem Hündchen hat uns den Anstand verdorben. Gehen wir hinunter in die Preisklinge; dort springen die Böcke gewiß!' — Der Wilm sagte nichts mehr, nahm aber Gewehr und Waidtasche und ging weiter. Den ganzen Morgen war er verstört und wie verhext, ward bald roth bald blaß und gab verkehrte Antworten. Unten in der Preisklinge sprang schon auf den ersten Ruf ein Kapitalbock; wer mir aber nicht aufpaßte und zu spät schoß und den Bock verfehlte, das war mein Wilm. Beim zweiten und dritten gings ebenso, bis mir endlich der Geduldfaden riß. — 'Zum Donner auch, Wilm, paß Achtung oder Du verderbst uns die ganze Jagd!' sagt' ich; 'Schwerenoth, entweder fehlst Du mir das Wild oder Du schießest es schlecht an — das ist Aasjägerei!' Da warf er die Büchse in den Busch und rief: 'Nanu, dann schieß' Du selber, Fritz! mir ist nicht gut!' und er sah wirklich so blaß aus und seine Augen glühten so unheimlich und seine Nasenflügel flogen ordentlich. — 'He, Junge, ich glaub' das schwarze Weibsbild hat Dich behext,' sagt' ich zu ihm; 'mit der ist's nicht richtig. Da ist drauf zu wetten, daß da Hexerei und böses Werk hinter steckt. Das ist das Fräulein von Altenburg, das umgehen muß, weil es seines Buhlen wegen den Vater erschlagen, und das nun eine andere Gestalt angenommen hat um einen ehrlichen Kerl zu verderben!' — 'Dummer Schnack!' lächelte er höhnisch; 'die Dame hat Fleisch und Blut, wie Eine, und zwar schönes Fleisch und heißes Blut,' setzte er mit einem gluthheißen Blicke hinzu, warf sich dann in's hohe Gras und

starrte in die Wolken, während ich am ganzen Waldsaum hinging und blattete und nicht eher ruhte, als bis ich meine beiden starken Böcke geschossen hatte, die wir dann ausbrachen und nach Hause schleppten.

„Von diesem Tage an war der Wilm wie umgetauscht, bald übermüthig lustig, bald verschlossen, gedankenvoll und traurig. Zuvor waren wir manchmal zusammen gegangen, aber nun separirte er sich von mir und ging am liebsten seine eigenen Wege. Am Morgen ging er schon lange vor Tag, und Abends kam er oft erst gegen Mitternacht, und war oder stellte sich so todtmüde, daß man nichts mehr mit ihm reden konnte. Zuweilen sprach er Nachts im Schlafe gar zärtliche süße Worte die niemand verstehen konnte, deren Ton aber Einem in's Herz drang; oder er seufzte tief auf und warf sich im Bette hin und her, als ob ihn der Alp drücke. Einmal hörte ich ihn im Schlafe aufschreien und dann einen Namen leis und innig flüstern. ‘He, Junge!’ rief ich ihm zu; ‘leg’ Dich auf die andere Seite! Ich denke, die Hexen reiten Dich!’... Da wacht’ er auf, fällt über mich her und erfaßt mich an der Kehle. ‘Hab’ ich einen Namen genannt, Fritz?’ ruft er; ‘sprich, hab’ ich? und welchen denn?’ — Ich schüttelte ihn ab und sagte, er habe ängstlich aufgeschrieen und geseufzt, und dann wälsches Zeug geschwatzt, das kein ehrlicher Christenmensch verstehe!’ — ‘Ach ja,’ sagt’ er; ‘habe schwer geträumt — es war gut, daß Du mich wecktest, Fritz!’ dann zog er sich rasch an, nahm Büchse und Waidtasche und ging fort.

„Nicht mir allein war’s aufgefallen, was mit dem Wilm vorging. Auch der alte Hampe merkte es und sprach oft darüber. Ich hatte so meine Gedanken, wo die Sache hinaus wollte; bin aber mein Lebtage kein Fuchsschwänzer gewesen, und wollt’ den Kameraden nicht verrathen, denn Fritz war immer ein braver Kerl. Hampe und die Försterin meinten, dem Wilm gefalle das Jägerleben nicht und er habe Heimweh nach der Stadt; er brachte selten etwas mit nach Hause und lag doch den ganzen Tag draußen. ‘Wenn der Bursch’ so fortmacht, so schick’ ich ihn seinem Vater wieder,’ sagte Hampe; ‘kann keinen Träumer und Kopfhänger brauchen. Der kommt zu spät in den Wald.’ — ‘Ne,’ sagt’ ich; ‘der Wilm ist richtig dabei, aber er ärgert sich darüber, daß er so wenig Schick zur Sache hat, und nichts trifft; wär’ er ein besserer Schütze und brächte häufiger ’was nach Hause, so würd’ er wieder lustig und guter Dinge seyn. Aber es wurmt ihm, sein Kraut und Loth vergebens zu verpaffen!’ Damit hatt’ ich eigentlich ’was recht Dummes gemacht, wo ich dem Wilm hatte helfen wollen, denn nun stellte ihn der alte Hampe Tag um Tag eine Stunde lang hinunter in den Graben, der um das Forsthaus lief und ließ ihn Scheiben schießen, und gab ihm seinen Jungen, den Ferdinand, zum Zeiger, und der Wilm schoß meisterhaft, knirschte aber über den Zwang, und mußte nun oft den Förster begleiten, oder den alten Forstgänger Herz, der ein Waidmann aus dem ff war. Der Wilm ward darob nur schweigsamer und trauriger, und kam nun später nach Hause.

„Eines Abends, — es war zu Anfang Septembers und wir hatten ein großes Treibjagen auf Hochwild gehabt, mit dem Herzog und vielen Cavalieren dabei, — lag ich todtmüde in meiner Kammer und konnte doch nicht schlafen. Der Mond schien durch die Fenster, gerade auf Wilm’s Bett, und ich sah, daß es leer war. Ich stand auf und sah nach — siehe da, der Bursch war schon drinne gelegen, aber wieder aufgestanden und davon gegangen — seine Kleider lagen nicht mehr vor’m Bette, und draußen am Rechen auf dem Flur war sein Gewehr fort. Was hat der Junge? dacht’ ich; ’s ist doch fürwahr thöricht, so bei nachtschlafender Zeit noch draußen herumzustreifen, wenn man nicht muß! dahinter steckt irgend etwas! — Und wie ich so grübelte, bracht’ ich es mit dem Weibsbild in dem schwarzen Kleide zusammen, das wir damals im Walde gesehen hatten. Ueber dem Grübeln aber war ich eingeschlummert, und als ich wieder erwachte, war’s von wegen des Wilm, der am Feuerzeug stand und Feuer schlug. Der Mond war hinunter, und die Kammer stockdunkel. Wilm schlug mühsam Licht an, und ich hört’ ihn mit jedem Schlage tief aufächzen wie im Schmerz. Als die Ampel brannte, holte er aus der Tasche ein Päckchen hervor und rollte es auseinander; es war ein Stein in Papier eingewickelt, und dabei ein kleines Brieschen von feinem Papier, das er hastig las und immer und immer wieder überlas und an seinen Mund drückte und sich ganz verrückt dabei geberdete! Nun wußt’ ich was die Uhr geschlagen hatte! Der Wilm war verliebt, und sein Schatz war vermuthlich die schwarze Hexe vom Wald. Ich rührte mich aber nicht, sondern stellte mich schlafend, denn ich wollte nicht Wort haben, daß ich ihn belauscht hätte. Endlich schob er das Brieschen in seine Brieftasche, hing die Waidtasche ab und zog den Rock aus, und siehe, da ächzte und stöhnte er wieder tief auf, und als ich erschrocken aufblickte, sah ich Aermel und Schulter seines Hemdes ganz voll Blut. ‘Wilm,’ ruf’ ich, ‘um’s Himmels willen, Du bist geschossen?’ — ‘Gestreift, ja!’ sagt er; ‘die Kugel hat hier ein Stück Fleisch herausgerissen, und das Ding brennt wie höllisches Feuer!’ Im Nu war ich aus dem Bett und riß ihm das Hemd ab, — es war eine böse Streifwunde an der linken Schulter. Eine halbe Spanne mehr rechts und der Junge wäre daran eingegangen. Ich wusch ihm die Wunde rein, und schnitt das zerrissene Fleisch mit der Scheere ab, stopfte einen Pfropf von Charpie hinein und band ein Tuch darüber. ‘Wilm, wer hat dieß gethan? Ein Wilddieb?’ fragt’ ich. — ‘Ein Wildschütz ohne Zweifel,’ sagt’ er; ‘morgen erzähl’ ich Dir alles; laß mich nur jetzt schlafen, denn ich bin schwach!’ damit warf er sich in’s Bett.

„Ich weiß nicht mehr genau, was für ein Mährlein uns Wilm am andern Morgen beim Frühstück erzählte; aber ich glaubte kein Wort davon. Ich wußte daß da drüben am Welling keiner wilddiebte, wo Wilm geschossen worden seyn wollte. Auch Hampe glaubte es nicht recht, aber er befahl, daß wir künftig immer nur zu Zweien auf die Streife gehen und bei Nacht die Fanghunde mitnehmen sollten. Den andern Tag macht’ ich mir in der Nähe der Altenburg zu schaffen, kreiste den ganzen Wald ab, fand aber nichts Verdächtiges, nicht einmal Fußspuren. Wie ich so auf der Höhe unter den

Buchen herum suche, sah ich zufällig in's Thal hinunter, und da geht die schwarze Frau mit dem weißen Hunde durch die Felder einem Waldstücke zu, das der 'tiefe Brunnen' hieß. Dort war eine Schlucht und ein lauschiges Plätzchen an einer Quelle unter hohen Erlen und Eschen und Rüstern, ganz wie geschaffen zu einem Stelldichein für Verliebte. Ich mache einen großen Bogen über die Höhen, und komme von hinten her in die Nähe der Schlucht, schleiche mich ganz hart an und — hast du nicht gesehen? — da drunten bei der Quelle auf den moosigen Steinen sitzt mein Wilm und hat das schwarze Frauensbild im Arme, und sie herzen und küssen sich wie ein Paar Täubchen. Was sie mit einander geredet, hab' ich zwar nicht verstanden; aber daß sie einander vom innersten Herzen gut waren, das konnte nicht verborgen bleiben, denn wenn sie einander küßten, da hielten sie sich umschlungen, als ob sie sich erdrücken möchten, und die Lippen wollten einander gar nicht los lassen. Und dann küßte ihm die schwarze Hexe die verwundete Schulter, und nahm einen kleinen Korb, der neben ihr stand, und bewirthete ihn mit Fleisch und Wein. Meiner Seel', man hätte eifersüchtig werden können auf den glücklichen Burschen, und wenn ich Wilm nicht so gut gewesen wäre, so hätt' ich es ihm fürwahr auch mißgönnt, daß er so geliebt ward. Aber ganz ohne Bitterkeit ging es auch bei mir nicht ab. Das Weibsen war gar zu schön, wie es so bei dem Wilm im Grase saß. Himmelelement! solch weißen runden Nacken und schlanken Hals, solch schwanenweiße volle Arme und weiße Hände hatt' ich all mein Tage noch nicht gesehen; und nun gar der kleine Fuß und das herzige Bein, die unter dem hochgeschürzten Kleid hervor sahen! . . . Ich mußte fortgehen, denn das Blut stieg mir ganz heiß zu Kopfe!

„Ich weiß selber nicht, wie es kam, aber nach langem Umherschweifen im Walde stand ich endlich an einem der Pfade, die nach Emslingen hinunterführten, und sah mir das Dörfchen an, wie es so still und friedlich dort unten im Thale lag. Die Bauernhäuser zerstreut am Bache entlang, die Kirche auf einer kleinen Anhöhe, und abseits von den anderen Häusern oben am Gehäng des Hügels das Schloß, ein altes Steinhaus mit vier Thürmen auf den Ecken, weiß getüncht, mit Mauern und Gräben umgeben, dahinter das Lustgehölz mit den alten Wallnußbäumen. Das alte Steinhaus gehörte dem Baron v. Wedell, der vordem Hofmarschall gewesen aber in Ungnade gefallen und nun auf Reisen war und nur bisweilen auf seinem Gute lebte. Und wie ich so nach dem Schlosse hinüber blicke, so seh' ich einige der Fenster geöffnet und Blumen auf den Fensterbänken, und hinter den Fensternischen spielte der Wind mit den weißen Gardinen. — Hollah, sag' ich mir, da hab' ich den Schlüssel zu dem Geheimniß! die schwarze Hexe wohnt auf dem Emslinger Schlosse. Da will ich mich doch 'mal auf die Lauer legen, wer sie denn ist! — Und somit steig' ich hinunter ins Dorf, gehe vor die Schenke, setze mich unter den Lindenbaum und lasse mir einen Krug Bier und ein Butterbrod geben, denn der Tag war heiß und die Sonne stand im Scheitel. Die junge Wirthin setzt sich zu mir mit ihrem Mädchen, und wir schwatzen eins. Ich sag' ihr auf Befragen, daß ich Jägerbursch bei dem alten Hampe drüben in Griesthal sey, und frage wieder, wer denn jetzt auf dem Schlosse wohne, ob der Baron zurück sey u. dergl. m. und was der alte Muff, der Jäger des Barons, mache; und derweilen setz' ich den kleinsten Jungen der Wirthin auf mein Knie, thu' ihm schön und kraue ihm den Flachskopf. Na, da hör' ich denn, daß der alte Hofmarschall auf Reisen sey, und sein Losament nur Gästen eingeräumt habe, erschrecklich vornehmen Leuten: einem hagern ausgetrockneten alten Herrn und einer dicken Frau, die beide Ausländer seyen und niemand bei sich hätten, als eine bildschöne blasse junge Dame, die den ganzen Tag allein durch Feld und Wald streife, und zwei alte Diener, einen Lakai und eine Jungfer, welche mit niemand verkehrten und immer nur für sich blieben. Und wie die Frau des Jägers, des alten Muff, den fremden Herrschaften die Küche besorge, und viel Geld dabei verdiene, denn es werde ihr alles flott bezahlt, und überdem gebe es Geschenke die Menge. Ueber das schöne schlanke junge Frauenzimmer aber, die mich am meisten interessirte, wußte mir die Frau am wenigsten zu sagen; nur daß sie immer mit ihrem Hündchen allein gehe, und daß sie alle kleinen Kinder küsse und beschenke. Dann aber nahmen ihre Gedanken plötzlich eine andere Richtung, und sie erzählte mir, wie der Ruf von dem Reichthum der fremden Gäste schon das Gesindel herbeizöge, — wie Friedel, der Jägerbursch, behaupte, er habe schon etliche Male Nachts verdächtiges Volk, Zigeuner, um das Schloß schleichen sehen, und erst vorige Nacht einen Kerl gespürt, der sich hinter dem Graben herumgetrieben und dem er eines auf den Pelz gebrannt habe, daran der Landstreicher wohl auf lange denken werde, denn man habe am Morgen Blutspuren in dem hohen Grase des Baumgartens gefunden.

„Ich mag bei dieser Nachricht recht dämlich ausgesehen und die Farbe gewechselt haben, denn die Wirthin sah mich mit Einem Male ganz argwöhnisch an und ging dann in's Haus. Aber mir war auch nicht wohl bei der Sache, wenn ich an Wilm dachte, der um des Weibsens willen so große Gefahr gelaufen. Als das Weib wiederkam, zahlt' ich meine Zeche und ging, und überließ es ihr, sich darob Gedanken zu machen. Und hernach erfuhr ich auch, daß die Wirthin dem Schulzen erzählt, es sey einer dagewesen, ein junger Spitzbub' und Räuber, als Jäger verkleidet, habe sich für einen Jägerburschen vom Förster Hampe ausgegeben und auffallende Beflissenheit an den Tag gelegt, die ganze Gelegenheit des Schlosses zu erkunden.

„Am Abend fehlte Wilm wieder beim Essen; da nahm ich Flinte und Waidtasche und ging ihm entgegen. Ich ahnte schon, wo er zu finden seyn werde; und als ich den Steig hinaufkam, der über den Berg nach Emslingen führt, hört' ich seinen Schritt und seinen Gesang, wie er von der andern Seite her den Pfad heraufkam. Er stutzte, als er mich hier traf, aber ich ging stracks auf mein Ziel los. — 'Wilm,' sagt' ich, 'so kann die Sache nicht fortgehen, sonst kommt's zu einem bösen Ende. Ich weiß nun von wessen Kugel der Streifschuß da herrührt — von Muff's Jägerbursch Friedel drüben im

Emslinger Schloß. Der Bursch hat Dich längst abgespürt, wenn Du Nachts um den Graben schleichst!' — Ich sah im Mondschein wie Wilm blaß ward und erschrack, daß sein Geheimniß verrathen sey, und er dauerte mich. „Nimm Dich in Acht, Junge, wenn Du zu dem schönen Fräulein gehst, oder laß mich wenigstens mitgehen, und Dir den Rücken decken, damit sie Dich nicht noch einmal zusammenknallen wie einen Fuchs, der um den Hühnerhof schleicht. Und der alte Hampe wittert ebenfalls Unrath, weil Du immer mit leeren Händen heimkommst. Drum hab' ich heute im 'alten Hau' einen Rehbock geschossen und in die hohle Eiche geworfen; den kannst Du im Vorbeigehen holen und nach Hause bringen, als wär' er Dir angelaufen. Der alte Hau liegt ja auf dem Wege nach der Preisklinge und dem tiefen Brunnen.« — Kaum war mir dieser Name über die Zunge, so zuckte der Wilm zusammen, erfaßte mich mit einer wahren Wuth vor der Brust und rief: 'Mensch, woher weißst Du? ... Hast Du mich belauscht? ... Bist Du mir nachgeschlichen? Was hast Du gesehen?' — 'Ruhig, Wilm, und die Hand weg von meinem Halse, oder es geht nicht gut!' sag' ich; 'es war gut gemeint von mir; ich wollte Dich nicht belauschen, sondern nur sehen ob mein Verdacht gegründet sey, damit ich Dich warnen könne. Komm' mit und sey vernünftig, dann sag' ich Dir Alles!' Er ließ mich nicht eher los, als bis er mir lange prüfend in die Augen gesehen hatte, aber ich hielt seinen Blick ruhig aus, denn ich war mir bewußt, daß ich es gut mit ihm meinte. — 'Komm,' sagte er, 'laß uns nach Hause gehen. Ein ander Mal mehr davon!' Ich sah ihm an, wie sein Kopf und seine Brust arbeiteten, und ließ ihn nicht aus den Augen, während wir den Steig herunter gingen. Drunten schlugen wir den Weg rechts nach dem alten Hau ein, und als wir auf die Wiesen kamen, wo eine kleine Steinbank mitten in der Niederung stand, der sich niemand nahen konnte, ohne gesehen zu werden und kein Horcher nahe war, blieb Wilm stehen und sagte: 'Laß uns hier niedersitzen, Fritz, und sag' mir alles was Du weißst und gesehen hast und wie es gekommen! Aber sag' die Wahrheit, hörst Du, wenn Du mich nicht unglücklich machen willst!' Sein Ton war dabei so feierlich, seine Miene so ernst, wie ich's nie von ihm gesehen; mir bangte ordentlich für ihn wegen seiner tiefen Erschütterung; und offen und ehrlich erzählt' ich ihm alles, wie es gekommen war. Er ließ dabei kein Auge von mir, und sah mich an, als wollt' er mir auf den Grund der Seele blicken. Nun war's ja nicht viel, was ich zu erzählen wußte, und ich bald damit zu Ende. Drauf drückte er mir die Hand, stützte die Stirne auf beide Hände und starrte lange und seufzend zu Boden; dann wandte er sich zu mir und sagte: 'Höre, Fritz, nun Du einmal so viel weißst, will ich Dir vollends alles sagen, aber bedenke, daß zweier Menschen Lebensglück dabei auf dem Spiel steht, und versprich mir, vorerst gegen jedermann von dem zu schweigen, was ich Dir anvertrauen werde. Nun sieh, ja, ich liebe jene junge Dame, die wir damals im Walde trafen, liebe sie bis zum Wahnwitz und werde von ihr wieder geliebt. Sieh, ich weiß selbst nicht wie es so kam, aber ich bin ihr so gut, daß ich nicht mehr ohne sie leben kann, und Agnesen geht es ebenso. Kein Tag verging seitdem, wo wir uns nicht gesehen hätten, bald da bald dort im Walde, bald im Emslinger Schloßgarten, in der Buchenlaube, in dem Lustgehölz; wir sind beide unglücklich, wenn wir nur auf einige Stuunden von einander getrennt sind. Schon damals als ich ihr das Hündchen hinbrachte und die Leine in die Hand gab und diese seine schöne Hand zu drücken wagte und ihren Gegendruck verspürte und sie mich mit ihren dunklen, feurigen schwimmenden Augen ansah, war mir's, als ob eine verzehrende Glut in meiner Seele aufschlüge; und als sie mir mit zierlichen Worten dankte, und ich, der Himmel weiß wie, den Muth fand, zu fragen, ob ich sie nicht wieder sehen würde, und sie mir antwortete, daß sie jeden Tag auf die alte Burgruine steige, da wußt' ich daß ich ihr folgen müßte, und ginge es in den Tod. Darum war ich auch an jenem Morgen so still und fieberisch; ein unsägliches Gefühl von Lust und Schmerz war in meine Seele eingezogen und schaukelte mich hin und her, daß ich allen Halt verlor. Am andern Morgen mit Tagesanbruch stand ich an dem Hochkreuz auf dem Sattel vor der Altenburg, und brauchte auch nicht lange zu warten, bevor sie kam, denn ich glaube, meine Gedanken hatten sie herbeigezogen. Ihr blasses Gesicht ward ganz lieblich roth, als sie mich vor dem Hochkreuz vom Boden aufstehen sah, sobald ihr Köpfchen über der Kimme des Weges erschien, und sie lächelte daß es mir wie Sonnenschein in die Seele drang. Ich konnte kein Wort reden, aber ich ging ihr entgegen und ergriff ihre Hand, die ich mit Küssen bedeckte, wobei sie mich auf die Stirne küßte. Sie dankte mir daß ich gekommen sey, damit sie mir ihren Dank abstatten könne für die Schonung ihres Hündchens, und führte mich dann an der Hand in die Ruinen hinein, wo wir uns im Schatten der Giebelwand auf den Mauertrümmern niedersetzten und wechselsweise uns anblickten und in die weite Ferne hinausschauten. O Fritz, ich hab' schon mit manchem Mädchen geliebelt, aber erst mit Agnesen ist mir das volle Herz aufgegangen und ich weiß nun was Liebe ist. Ich sagte ihr alles: wer ich sey, was mich im Griesthal halte, was für Aussichten ich habe und wer meine Eltern seyen. Sie hörte mich so freundlich an und mit einem solchen Interesse, und sagte dann mit Thränen in den schönen Augen: sie dürfe mein Vertrauen nicht erwidern, denn ihr Geheimniß sey nicht das ihrige allein, sondern betreffe noch andere Personen; aber ich solle ihr darum nicht weniger vertrauen, denn sie liebe mich mehr als ihr Leben, ich sey ihr einzigster bester Freund, und sie meine es treu und redlich mit mir. Seltsame Schicksalsfügungen und Verhältnisse verböten ihr, sich mir jetzt anzuvertrauen; aber es werde die Zeit kommen, wo sie mich mit Stolz den ihrigen nennen und sich vor aller Welt zu mir bekennen werde. O Du glaubst nicht, Fritz, wie lieb und gut, wie fein und vornehm sie ist, und mit welcher Leidenschaft sie mich liebt! . . .'

„So ungefähr erzählte mir Wilm damals, denn ich weiß nicht mehr alles, was die Freude und das Glück der Liebe aus ihm sprachen; aber der Mond war längst untergegangen und Mitternacht vorüber, als Wilm mir noch immer von ihr er-

zählte. Sie hatte ihm das Wort abgenommen, daß er sich niemals in ihre Verhältnisse eindrängen noch denselben nachforschen wolle; sie hatte ihm versprochen, für ihn zu sorgen, ihn aus seiner bescheidenen Dunkelheit hervorzuziehen und etwas Großes aus ihm zu machen; und Wilm glaubte daran, wie an ein Evangelium. Er hatte ihr versprochen, zu niemand von seiner Liebe zu reden, und er hatte nur mit mir eine Ausnahme gemacht, um mein Vertrauen zu erkaufen. Wilm nahm mir das Versprechen ab, gegen Hampe nichts davon zu sagen, und sprach mir viel von den Hoffnungen, welche er auf seine Zukunft setzte. Aber mein Anerbieten, ihm den Rücken zu decken, wann er wieder eine nächtliche Zusammenkunft mit seinem Liebchen habe, die er nur unter dem Namen Agnese kannte, nahm er nicht an.

„Es war beinahe um's Morgengrauen, als wir mit einander heimkehrten und uns auf's Bett warfen. Unser Ausbleiben war nicht bemerkt worden, und der Rehbock, welchen Wilm heimgebracht, hatte alles gut gemacht. Einige Tage darauf lag Wilm Morgens im schrecklichsten Wundfieber da, und schien in großer Gefahr; auch der alte Physikus Dahm, den der Förster holen ließ, schüttelte den Kopf bedenklich, und verordnete eine Arznei um die andre. Als Wilm wieder zum Bewußtsein kam, war er außer sich, zu hören, daß er zwei Tage lang im Delirium gelegen und wollte sogleich in die Kleider fahren und fortgehen; aber ich hielt ihn zurück, weil dieß Aberwitz gewesen wäre. — 'Fritz,' sagte er zu mir, als ich ihn mit Drohungen zurückhielt, — 'jetzt zeig' mir ob Du mein Freund bist! Ich will ein Brieschen schreiben, das Du draußen im Wald beim tiefen Bronnen in die Höhlung der Salweide an der Quelle legst. Ohne Zweifel sind ein oder zwei Brieschen darin, die Du mir dafür wiederbringst; aber sieh' zu, daß Dich niemand belauscht, und daß Dir Agnese nicht begegnet!' — Ich versprach alles und besorgte drei Tage lang die Botengänge und trug Brieschen hin und her. Ich hatte mir nicht versagen können, das schwarze Frauenzimmer zu belauschen, als es den zweiten Brief Wilms aus der hohlen Weide holte; das Weibsen war bleich und abgehärmt, aber trotzdem bildschön, und als sie den Brief fand und las, und mit Küssen bedeckte und sich ganz toll geberdete, da ward ich ihr auch von Herzen gut, denn ich sah, daß sie Wilm wirklich liebte. Und meiner Treu, es war ein Paar, das einander werth war; sie so schön und anmuthig, so königlich und doch so gewinnend, und er ein so staatscher schmucker frischer Bursche, dem das Leben und der Muth aus allen Poren quoll.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine neue Arche Noah. Auf dem Hudson fährt seit einigen Monaten ein neues Dampfboot zwischen New-York und Albany, von dessen riesigen Dimensionen man sich einen Begriff machen kann, wenn wir anführen, daß dasselbe, ein förmliches schwimmendes Hotel, nur allein 350 Schlafzimmer erster Klasse zählt, die übrigen Räumlichkeiten noch gar nicht gerechnet.

* **Chloroform** wird als treffliches Hausmittel gegen keifende Frauen empfohlen, und kein vorsichtiger Gatte sollte daher solches im Hause fehlen lassen.

Aufruf an edle Frauen.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, edlen menschenfreundlichen Frauen hiemit einen Fall von Unglück und Elend vorzutragen, welcher die ausnahmsweise werkthätige Verwendung dafür gewiß rechtfertigt Eine unverheirathete alleinstehende Dame von nahezu 45 Jahren, von guter Familie aber ohne Vermögen, welche sich durch mehrere treffliche Schriften für die Jugend und für das weibliche Geschlecht *) wirklich um die Menschheit verdient gemacht hat, ist in Folge zwölfjähriger unheilbarer Nervenleiden so sehr heruntergestimmt und entkräftet, daß sie dem Erblinden nahe und beinahe ganz an das Bett gefesselt ist. Hiedurch sieht sie sich außer Stande, durch die ihr so liebgewordene und tröstliche literarische Beschäftigung oder durch feinere weibliche Arbeiten etwas zu verdienen und für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen, und ringt schon seit einigen Jahren mit der bittersten Noth und dem Mangel an dem Unentbehrlichsten. Vor anderthalb Jahren hat der Unterzeichnete einen ähnlichen Aufruf für diese würdige Unglückliche erlassen, welche zu bescheiden und zu resignirt ist, um selbst vor die Oeffentlichkeit zu treten, und an das Mitgefühl wohlwollender Menschen sich zu wenden, und für welche die Schillerstiftung unbegreiflicherweise keinen Beitrag gewährte. Der damalige Aufruf hat wenigstens so viel ertragen, daß der Unterhalt dieser unglücklichen Dulderin bis jetzt gefristet werden konnte. Allein der Mangel pocht nun wieder nach den Leiden eines furchtbar strengen Winters an der Thüre jener vielgeprüften armen Schriftstellerin, welche ganz abgeschlossen von allem geistigen Verkehr in einem obscuren Landstädtchen lebt, und so wendet sich der Unterzeichnete noch einmal vertrauensvoll an das Herz edler menschenfreundlicher Frauen, welche geneigt und im Stande sind, unverschuldetes würdiges Unglück zu unterstützen und dem unsäglichen Jammer einer Verlassenen und Geplagten zu steuern, der zur Fristung ihres Lebens keine andere Wahl übrig bleibt, als die Appellation an die Nächstenliebe und das Mitleid ihrer Schwestern.

Möchten namentlich einzelne Damen sich der verdienstlichen Mission unterziehen, in ihrem Kreise für diese Unglückliche Kollekte zu machen, und so auch kleinere Beiträge für diesen Zweck anzusammeln! Jedes Scherflein für die Unglückliche ist willkommen, und der Unterzeichnete ist mit Vergnügen erbötig, nähere mündliche oder schriftliche Mittheilungen über diesen Fall zu machen und milde Beiträge für die genannte Dame anzunehmen, über welche später öffentlich Rechenschaft abgelegt werden soll.

Stuttgart, 12. Juli 1864.

Karl Müller,
Redakteur der Erheiterungen,
Immenhofenstraße 2b.

*) Unter dem Pseudonym Eliza von Moscherosch.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Fern der Heimath.

Ein Lebensbild von F. Brunold.

1.

Sie standen im Wald, hoch droben im Wald, wo die Grenzscheid ist; wo der Weg rechts hinab bis zur Fabrik, bis zum nahgelegenen Städtchen sich senkte, während links der Wald weithin bis zum gräflichen Schlosse sich ausdehnte.

Es war ein schönes Paar, die beiden, die dort droben standen. Er, in der Mitte der Zwanziger stehend, eine markige, feste Gestalt, der man die Mühen geistiger und körperlicher Anstrengung zwar ansah, die aber nur dazu gedient zu haben schienen, seinen Charakter zu stählen und sein Auge sinniger, ernster blickend zu lassen. Sie, um wenige Jahre jünger, eine Schönheit im vollsten Sinne des Worts, an der jede Bewegung des Körpers, das Geschmackvolle ihrer Kleidung die adelige, feine Dame verrieth. Sie hatte ihr Roß am Zügel geführt, von der Stelle an, wo sie ihren Begleiter getroffen. Jetzt lüftete sie den Hut ein Weniges, gleichsam als wolle sie noch einmal freier, offener dem Manne in das Auge schauen und sagte endlich klar, fest, bestimmt: »Laß uns scheiden!«

Er blickte auf, sein Gesicht war bleich geworden und durch seine Glieder flog ein leichtes, aber dennoch merkbares Zittern. Er brachte statt aller Antwort nur dieß eine Wort heraus, nur ihren Namen: »Eveline!«

Und als er sah, wie sie bei diesem Namen zusammenzuckte, wie die Erinnerung vergangener schöner Stunden ihre Seele umfluthete, trat er einen Schritt ihr näher, ergriff ihre Hand und sagte weich, flehend, mit tiefem Schmerz: »Eveline! Wird Dir dieß Scheiden so leicht?« Und als er noch immer ihrer Gegenrede vergebens warten mußte, rief er mit dem innigsten Ton, wie ihn nur die Liebe zu geben und zu deuten weiß: »Soll ich scheiden? Was treibt mich von hinnen, was bringt Dich zu diesem Entschluß? — Ich sah Dich — ich liebte Dich; ich, der Bürgerliche, der Faktor der seit Kurzem im Thal erstandenen Fabrik; und Du, die höher Stehende, die Nichte des Grafen Warnsdorf, verschmähetest diese Liebe nicht, Du machtest mich an Gegenliebe glauben. Eveline! Du kannst, Du darfst nicht falsch, nicht wortbrüchig seyn; Deine Liebe muß eine wahre, eine ewige Liebe seyn!« Fest, durchdringend blickte er sie an; es war, als wolle durch die Augen er in das Herz ihr sehen. Und sie ertrug den Blick. Die Wimper zuckte nicht, kein Glied des Auges rührte sich. Aber immer milder, immer inniger wurde ihr Blick, bis sie plötzlich, fühlend, daß eine Thräne sich aus dem Auge stahl, aufschreckte, wie aus süßem Traum, mit der Hand über das Gesicht sich fuhr und zuckend rief: »Quäle mich nicht! Warum eine Neigung noch länger unterhalten und nähren, deren glückliches Ende niemals abzusehen ist. Laß uns beide ein Verhältniß abbrechen, das in seinem Verlauf uns nur Schmerz und Leid bereiten kann. — Ich bin nie und nimmermehr falsch oder unwahr gewesen. Ich habe Dich geliebt — und liebe Dich noch; aber der schöne, verlockende Traum, der mich im Anfange unserer Neigung umgaukelte, daß unserem Bunde die Weihe der innigsten Vereinigung folgen könne, ist verflogen. Klar und nüchtern fühl' und sehe ich, daß meine Stellung, meine Abhängigkeit im Hause meines Onkels mir eine Trennung von Dir früher oder später zur eisernen Pflicht macht. Darum laß uns scheiden, jetzt, wo unsere Liebe der Welt noch ein Geheimniß ist; wo wir den Schmerz der Trennung noch rein als ein Heiligthum, als ein gemeinsames Gut pflegen und bewahren können; wo unsere Liebe noch nicht von dem Geifer böser Zungen, von dem Schmutz der Verhältnisse besudelt wurde. Herzinnig rein haben wir unsere Liebe gepflegt und bewahrt; herzinnig rein laß unser Scheiden, unsere Trennung seyn! Leb' wohl, Victor!«

Sie reichte ihm die Hand. Er aber, er nahm sie nicht, er wehrte sie ab und rief voll Schmerz und Bitterkeit: »Ich kann es nicht. Die Liebe ist das Höchste, das Göttlichste in eines Menschen Brust; und ich sollte mir dieß Heiligste, dieß Schönste des Erdenlebens in die trübe Alltäglichkeit untergehen lassen? — Nimmermehr! — Auch Du kannst und wirst es nicht; Du kannst mich nicht aufgeben!«

»Nicht?« rief sie, und um ihre Augen flog es wie Nebelschatten, wie Herbsthauch nach sonnigen Tagen. Wehmüthig sprach sie: »Die Zeit heilt jeden Schmerz. — Sieh', ich war jung, fröhlich jung, als mein Herz der ersten Liebe huldigte, als meine Seele mit jedem Hauche, mit jedem Pulsschlage meines Lebens einem Manne entgegen flog. — Und dennoch mußte ich dieser Liebe entsagen. Niemand hat sie geahnt, niemand hat von meinen Schmerzen, von diesem Aufgeben einer tiefen, herzinnigen Neigung gewußt! — Was mir, dem siebenzehnjährigen Mädchen, möglich wurde, sollte einem Manne nicht gelingen? Ich kann die Deinige nimmer werden — also laß uns gehen! — Ade Victor!«

Sie wollte scheiden; unwillkürlich jedoch zögerte ihr Fuß; sie hätte so gern ein Wort des Abschiedes, ein Wort der Liebe von seinen Lippen vernommen. Er aber blickte, bleich, wie im Innersten gebrochen vor sich nieder; um seine Lippen zuckte es wie wilder Spott und Verachtung. Er verharrte in dumpfem Schweigen. Jetzt aber scharrte das Roß ungeduldig mit dem Huf und zerrte am Zügel. Victor blickte auf; er begegnete dem Auge Evelinens, das in sichtbarer Wehmuth und schmerzlicher Erwartung auf ihm ruhete; kalt wendete er sich und seinen Fuß zum Weiterschreiten hebend, sagte er, scheinbar ruhig, dem man aber die tiefe, innere Erregtheit anmerkte: »Es gibt keine erste, keine zweite Liebe; die wahre Liebe ist eine ewige. Sie kennt und weiß vom Standesunterschiede Nichts. Du hast mich nie geliebt!«

Und rasch, ohne eine Gegenrede noch abzuwarten, oder einen Blick zurück zu werfen, schritt er den Berg hinab, um gleich hinter den Bäumen zu verschwinden.

Eveline glühte auf; im ersten Augenblicke war es, als ob sie den Dahineilenden zurückrufen wollte, als müsse sie ihm nacheilen; doch die nächste Minute schon machte sie fest, der Stolz, die verletzte Eitelkeit gewann die Oberhand, und ohne die Lippen zu rühren, ohne den Blick noch einmal zu wenden, warf sie den Zügel über den Nacken des Pferdes, schwang sich

in den Sattel — und jagte dahin, daß die Federn am Hute sich bogen und der Schleier weit ab im Winde flatterte.

Und wie schön, wie prächtig schön war es im Walde! Die Abendsonne vergoldete die Spitzen der Bäume, das Wild zog vorüber dem nahgelegenen See zu, Meisen huschten vorbei, während eine Schwarzdrossel den gelben Schnabel am Eichenstamm wetzte; Goldhähnchen zwitscherten von Ast zu Ast, Finken sangen, indeß ein Volk Kraniche in langer Reihe durch die Lüfte segelte. Wie schön, wie prächtig war es im Walde! Eveline sah und hörte Nichts; ihr Busen wogte, ihr Auge funkelte; mit sich selbst im Zwiespalt jagte sie dahin, Ruhe suchend und doch die Ruhe nicht findend. Drunten im Thalgrund aber war ein überaus reges, emsiges Treiben. Die Wasser des kleinen Gebirgsbaches rauschten sprudelnd dahin und trieben geschäftig die brausenden Räder der seit Kurzem hier angelegten Fabrik; welche der ganzen Gegend bereits ein werkthätiges Ansehen verlieh. Waldeinsamkeit hatte sonst hier geherrscht, wo jetzt der Schlag der mächtigen Hämmer dröhnte, wo die rußigen, markigen Arbeiter ihr Tagwerk verrichteten. Der Fink' und die Amsel, die sonst hier gesungen, waren tiefer in den Wald hineingegangen; jetzt vernahm man keines Vogels Lied — und wenn am Sonntag die Arbeiter feierten, das Aechzen der Dampfmaschinen nicht gehört wurde, kein Rauch aus den hohen, mächtigen Schornsteinen stieg, war es öde, still im Thal. Die Poesie des Waldes hatte der Prosa des Lebens das Feld geräumt.

Jetzt aber, wie gesagt, machte sich ein hastiges Treiben bemerkbar, alle Maschinen waren in Bewegung und die Menschen thätig und geschäftig. Niemand feierte.

Victor schritt den Berg hinab; die ganze Fabrik mit allen ihren Anlagen und Gebäuden lag vor seinen Blicken ausgebreitet. Das Ganze war, dem größten Theile nach, sein Werk.

Banquier Reinwald hatte diesen Theil des Waldes vom Grafen Warnsdorf erstanden; er hatte sich den als tüchtig bewährten und in ähnlichen Verhältnissen bereits als umsichtig und brauchbar anerkannten Victor zum Faktor der neu zu gründenden Fabrik ersehen — und ihm der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach, die Leitung des Ganzen übertragen. Victor hatte bisher das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertiget gefunden. Die Anlage entsprach ihrem Zweck und gedieh sichtbar. Der Banquier erkannte es, doch hütete er sich, dieß offen seinem Faktor gegenüber anzuerkennen; er fürchtete, dadurch in eine gewisse Abhängigkeit zu demselben zu gerathen. Dieß wollte er vermeiden. Er war ein Geldmensch, der die ganze Welt wie ein Rechenexempel betrachtete.

Der junge Mann, der Faktor, hatte bisher diese Abhängigkeit von seinem Prinzipal wenig gefühlt, zumal derselbe oft Wochen lang von der Fabrik abwesend war; heute aber, heut' nach der bitteren Stunde, die er so eben durchlebt, fühlte er, seinen Blick nach dem Thale werfend, das Untergeordnete seiner Lage, seiner Stellung — und ein schmerzliches Gefühl durchwogte seine Brust. Wie so ganz anders würde er stehen, hätte sein Geist, sein Arbeiten nicht allein das Werk geschaffen, sondern auch sein Geld dasselbe hervorgerufen.

Er mußte es denken, und mit diesem Gedanken schritt er den Berg hinab, zur Fabrik hinein.

Eine Stunde darauf saß er in seinem Comptoir am Tisch. Vor ihm ausgebreitet lag der Plan einer imposanten eisernen Brücke, von der einzelne Theile bereits in den Werkstätten in Angriff genommen waren. Das Werk sollte bis zum Herbst vollendet seyn. Daher dieß emsige, rührige Treiben in der Fabrik.

Der Faktor war in seine Arbeiten so vertieft, daß er selbst das Oeffnen der Thür nicht beachtete und nicht eher aufblickte, als bis der Schatten des Eingetretenen sein Papier verdunkelte. Er blickte auf, und einen der Arbeiter an seiner Seite gewahrend sagte er, mit der Hand zugleich sich über die Stirn streichend, wie um seine Gedanken, die ganz auf seine Arbeit gerichtet waren, zu sammeln und zu ordnen, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit: „Was gibts, Valentin?"

Der Angeredete, ein keckes, rühriges Blut, dem selbst ein jahrelanges schweres Arbeiten den angeborenen Hang zum Lustigseyn und zu tollen Streichen noch nicht ganz aus dem Sinn getrieben hatten, drehte einen Augenblick verlegen seine Mütze, der man es ansah, daß sie immer schief, verwogen auf dem Kopf des Inhabers saß, in der Hand, und sagte dann rasch, entschieden, wie um sich selber Muth zu machen: „Möchten nächsten Donnerstag früh, d. h. die ganze Fabrik, einige Stunden später zur Arbeit kommen!"

Der Faktor blickte verwundert auf, und mit einem Anfluge von Spott und Ironie rief er: „Noch nicht der Feiertage genug, Valentin? Dächte doch die Arbeit pressirt." Und als er sah, daß der vor ihm Stehende die Antwort nicht sogleich zu finden vermochte, oder wenigstens mit derselben zögerte, sagte er sarkastisch: „Macht's kurz! Die Hörner allein Euch abzulaufen, kämt Ihr nicht zu mir. Das thut Ihr, leider meist ohne Erfolg, oft genug ohne meine Erlaubniß; aber daß die ganze Fabrik feiern will, ist mir neu; und ich bin begierig zu erfahren, was da zum Grunde liegt."

Valentin schmunzelte, und sich den spitzen, schönen Bart am Kinn durch die Hand ziehend sprach er: „Mögt Recht haben, Herr! Käm' wahrlich nicht, wenn ich allein eine Stunde zu feiern gedächte; das thät ich, mit Vergunst, ohne Ihre Erlaubniß. Der Valentin findet überall Arbeit, nachdem er es für gut befunden, einer Werkstatt den Rücken zu zeigen, oder wo man ihm sein Vergnügen schmälern möchte. Ein Entlassungsschein ist für mich kein Unglück. Hier aber handelt's sich um die Andern, von denen die meisten Weib und Kind haben — und zu deren Lohnabzuge oder Entlassung möchte ich keine Veranlassung geben. — Kurz und gut, Herr, des Werkführers Geburtstag ist — und — und die Fabrik will ihn feiern!"

Dem Arbeiter schienen die letzteren Worte ordentlich schwer geworden zu seyn; er seufzte hörbar auf. Der Faktor aber schwieg einen Augenblick, es war, als ob er mit sich selber zu Rathe ginge; dann aber stand er auf, legte die Hand auf die Schulter Valentins und sagte ihn fest und voll Ruhe ansehend: „Unsere Fabrik ist eine neue junge Anstalt, die sich erst Aner-

kennung und Ehre erwerben muß. Die Brücke ist die erste große Bestellung, die uns geworden. Ist es da nicht unsere Pflicht, alle Kräfte aufzubieten, damit wir unseren Verpflichtungen genügen? — Wir haben keine Stunden übrig, wollen wir dieselben um eines Vergnügens willen opfern? Erst das Amt und dann die Freude. — Ihr wißt, Valentin, ich bin kein Duckmäuser noch Kopfhänger; ich denke mir, hat der liebe Gott dem Menschen das Lachen gegeben und die Kehle zum Singen, wird er es auch nicht ungnädig aufnehmen, wenn wir seiner Zeit fidel und lustig sind. — Hier aber ist es ein Anderes!" Und als er sahe, daß der Gesell in seinem Schweigen verharrte, trat er demselben einen Schritt näher, blickte ihm durchdringend, fest in das Auge und sagte voll Ernst und Ueberzeugung: „Valentin! wird es der Fabrik nicht ein größeres Fest, eine reinere Freude seyn, wenn die erste Lokomotive, mit Kränzen und Fahnen geschmückt über unsere Brücke dahinfährt; wenn unser Werk die Probe hält und die Männer vom Fach die gerechte Anerkennung nicht fehlen lassen? Sie und ich können uns nicht hinstellen, können sagen und rufen: 'Seht! das ist mein Werk, dieß habe ich geschaffen; dieß Eisen habe ich geschmiedet, jenen Brückenbogen construirt und ausgeführt, das ist meine Arbeit an dem ganzen Bau.' Das Einzelne verschwindet — und der Einzelne mit; aber im großen Ganzen fühlen wir uns; wir Alle haben mitgewirkt nach Einem Sinn, nach Einem Geiste; ein Glied im Ganzen gehet durch das Ganze. — Und wenn es geschieht, wenn unser Werk uns lobt; sagt Valentin, wird auch Eure Brust sich nicht höher heben? wird am Tage der Einweihung Euer Auge nicht freudiger leuchten, als es am Donnerstag geschehen kann, wo die Freude nur eine gemachte ist?"

Und als der Gesell sprechen wollte, fiel er ihm in's Wort und sprach: „Laßt mich weiter reden. Ihr seyd des Werkführers Freund nicht; ja, ich weiß es, Ihr achtet ihn nicht einmal, und dennoch wollt Ihr ihm Kränze winden und noch anderweitige Opfer und Geschenke machen? Ist dieß eines Mannes würdig? — Sie meinten vorhin, es könne und würde Ihnen nie an Arbeit fehlen; wozu also von Ihrer Seite diese Augendienerei? Oder wie, Valentin, ist der Vergnügungsteufel einmal wieder mit dem Verstande davongelaufen? — Valentin! Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, und als Sie in unsere Fabrik traten, freute ich mich darüber; aber meinen Sie es nicht zu sicher: es könne und werde Ihnen nie an Arbeit fehlen? Auch dem Besten geschieht es. Warum sich also hier nicht heimisch zu machen suchen, in der Güte unserer Arbeiten die eigene Ehre finden, mit der Fabrik stehen und wachsen? Es geht sich die ersten Paar Tage recht hübsch auf der Landstraße, nachdem man fremd geworden; aber wenn aus den Tagen Wochen werden, man überall vergebens an die Thüren klopft, nirgends Arbeit findet, der Magen zu knurren beginnt und der Wind durch die offenen Schäden des Aermels pfeift — ist man oft unbemerkt auch zum Stromer, zu einem Lump geworden, den sein Aeußeres schon von jeder Werkstatt treibt. — Macht was Ihr wollt, ich kann die erbetene Erlaubniß nicht geben. Ueberdies ist ja Herr Reinwald auf der Fabrik anwesend — also — —"

„Könnt' ich zu dem gehen, meint Ihr!" fiel der Gesell ein, und über sein Gesicht flog es wie wilder Trotz und Unmuth. „Herr Faktor, ich kam zu Ihnen, nicht weil ich zu dem Herrn Reinwald nicht gehen könnte, sondern weil ich zu Ihnen Vertrauen habe. Sie redeten vorhin von Stromer u. s. w. und ich weiß wohl, Sie haben dieß auf mich gemünzt. Ein Anderer hätte es mir nicht sagen dürfen, Sie aber, Sie wissen den Arbeiter zu schätzen und zu achten; Sie wissen es, daß Ihre Zeichnung ein todtes Werk ist, wenn Sie nicht Leute finden, die ein gut Stück Eisen zu schmieden und zu verarbeiten verstehen. Jeder in seinem Fach, jeder an seinem Ort. Und darum sollte auch der Herr Banquier uns weniger über die Schulter ansehen, als er es thut; wir müssen am Werkeltag eine Blouse tragen und mit Handschuhen können wir nicht arbeiten. — Nichts für ungut. Denke auch die Fabrik wird nicht feiern!"

Bei diesen Worten lachte er gezwungen, schlinkerte mit der Hand und rief: „Hols der Teufel! Sie haben Recht. Man steht mit einem so nichtsnutzigen Gesicht vor so einem Kerl, den man im Herzen nicht achtet und dem man doch süßliche Reden in's Gesicht wirft, die Einem selbst wie Ohrfeigen, weil es Lügen sind, an die Backe schlagen, daß man schon dadurch ein Lump wird. Denke mir, solche Ehrentage — und die Welt ist jetzt reich daran, — sind Einladungskarten zu Vergnügungen durch die man sich selbst, der Welt und der Frau, wenn man eine hat, ein Schnippchen schlägt, wobei die Zeitungsschreiber die Anstreicher sind, die Maler, die die Ruhmeshallen für die Jetzt- und Nachwelt auszuschmücken haben; wobei jeder Theilnehmer hofft, seinen Namen auch an der Wand zu finden. Mag Kränze winden, wer will — ich thu' es nicht. Und meinen Beitrag zu einem Ehrenbecher bestimmt, denke ich besser anzuwenden. Der Valentin weiß, was er will! — Und nun ade, Herr! Hab' die Zeit verschwatzt, muß sie wieder einzubringen suchen!"

Und mit diesen Worten war er zur Thür hinaus, ehe der Faktor noch eine Gegenrede zu machen vermochte. Letzterer wollte weiter arbeiten, doch die Gedanken eilten unwillkürlich von der Zeichnung hinweg und verweilten wider Willen bei dem eben Gehörten. Er stand auf und trat zum Fenster.

Ein junger Arbeiter ging vorüber, fröhlich sang er:

„Valet hast mir gegeben
Doch ich laß nicht von Dir,
Ein Täublein siehst Du schweben,
Bringt einen Gruß von mir."

Der Faktor zuckte zusammen; wie berührten diese Worte ihn so wunderbar. Er mußte das Auge heben, hinüberschauen nach den jenseitigen Bergen, wo der Sonne letzter verglimmender Glanz noch die Spitzen der Bäume umleuchtete. Wie pochte sein Herz so ungestüm, wie zogen Bilder, Träume und Gedanken einer vergangenen, nun hinter ihm liegenden Zeit an ihm vorüber! Sie, die er nun verloren hatte, tauchte vor seinem Geiste auf, und ein überaus schmerzliches, bitteres Gefühl umflorte sein Auge. Mißmuthig trat er vom Fenster

zurück, denn gewiß, er täuschte sich nicht, hoch droben am Berge ritt Eveline, ihr Schleier flatterte wie ein Nebelstreif weit ab im Winde. Jetzt hielt sie hoch zu Roß; sie mußte zum Thal, zur Fabrik hernieder blicken. Drum trat er zurück, er wollte stark seyn, er wollte eine Liebe nicht länger nähren und bewahren, die so ihm gleichsam vor die Füße geworfen war. Er wollte stark seyn, er wollte vergessen — und blickte dennoch noch einmal zurück nach jener Stelle, wo die Reiterin noch immer hielt — und wo auch sie vielleicht jetzt seiner dachte.

Wie lange er so gestanden, er wußte es nicht. Die Sonne war geschieden, der Wald in Dunkel gehüllt — und das Auge vermochte droben die Gegenstände nicht mehr zu unterscheiden.

Der Fabrikherr trat ein, und sofort zu dem noch immer Sinnenden sich wendend, rief er herablassend freundlich: „Wieder in Gedanken? Ja, ja, wir haben ein gut Stück Arbeit vor uns, und es wird all Ihrer Energie bedürfen, so wir anders unsere Verbindlichkeiten erfüllen wollen. Dennoch komme ich, um Sie auf morgen für einige Stunden herauszureißen. Sie haben droben im gräflichen Schloß den Balken nicht allein zu meiner Zufriedenheit, sondern auch zur Freude des Grafen und seiner herrlichen Nichte ausgeführt, so daß Sie schon einige Zeit opfern müssen — um den Springbrunnen anzulegen, den Fräulein Eveline sich letzthin wünschte. — Sie wissen, der Wunsch einer so schönen Dame muß uns Befehl seyn — und namentlich mir.“

Es war gut, daß bereits Zwielicht im Zimmer herrschte, der Banquier also die Röthe nicht mehr bemerken konnte, die seinem Faktor in das Angesicht gestiegen war; zum Glück bemerkte er auch das leise Beben der Stimme nicht, das sich in den Worten bemerkbar machte, als dieser zögernd sagte: „Es wird kaum möglich seyn!“

Mehr sagte er nicht, mehr konnte er nicht sagen, denn alles Blut schien sich zu seinem Herzen zu drängen, es war als ob er umsinken sollte. Der Herr jedoch, selber erregt und ungeduldig, fühlte nichts, sondern sagte in Hast: „Es geht nicht? — es muß gehen. Fehlt es an Arbeitern, stellen Sie an, was nothwendig; lassen Sie die Leute die Nacht arbeiten. Sie müssen sich losmachen. Der Springbrunnen muß sein Wasser sprudeln. Sie schweigen? — Herr, fühlen und merken Sie denn nicht, daß meiner ganzen Freundschaft mit dem Grafen andere Motive zu Grunde liegen? Sind Sie vielleicht der Ansicht, daß ich demselben aus reinem menschlichem Wohlwollen meine Kapitalien zu so niederen Zinsen darleihe? Denken Sie nicht, daß ich längst selbst in jenem Schlosse sitzen könnte? — Ich will es nicht. Es muß mir erst eingerichtet und ausgeschmückt werden, um schön und gut genug zu seyn, Evelinen als meine .... Ha! ha! ha! Sie schweigen! — Nicht wahr, nun finden Sie es natürlich, daß die angeregte Idee sofort zur Ausführung komme? — Gehen Sie, mein lieber Herr Victor Lenz, Herr Faktor, morgen sofort zum Schloß. Meine dereinstige Gemahlin soll keinen ihrer leisesten Wünsche schon jetzt entbehren!“

Mit diesen Worten schritt er, rasch, wie er gekommen, und ohne eine Gegenrede oder Entscheidung abzuwarten zur Thür hinaus.

Der Zurückgebliebene lehnte am Tisch, seine Kniee bebten, durch seinen ganzen Körper flog ein fieberhaftes Zucken. Plötzlich aber lachte er auf: „Also darum, darum die Komödie von vorhin? Verrathen, verspottet von einem Weibe!“ Leise, leise setzte er hinzu: „Und ich habe sie so treu geliebt!“

Mit diesen Worten aber auch waren alle Schleusen des Schmerzes geöffnet; er konnte sich nicht länger halten, er brach zusammen — und weinte bitterlich!

2.

Klar und hell ging die Sonne andern Tages auf, die Vögel schmetterten ihr Morgenlied und die beiden zahmen Rehlein, die Eveline selbst sich groß gezogen, kamen über den grünen, thaubenäßten Rasen daher gesprungen und schauten altklugen Auges durch die Scheiben der Thür die nach dem Gartensalon führte und aus dem ihre Herrin des Morgens kam und sie zu füttern pflegte. Auch heute brauchten die schlanken prächtigen Thiere nicht lange zu warten, Eveline trat heraus, das Weißbrot in der Hand. Sie schien früh erwacht zu seyn!

Wie sah sie heut so anders aus. Der elegante, kostbare Reitanzug hatte einem einfachen Hausüberrocke weichen müssen. Das Haar lag einfach gescheitelt an den Schläfen; und dennoch wie lieblich, wie bezaubernd sah sie aus! Es war als habe die Gräfin sich in ein einfaches schönes Mädchen verwandelt. Sie klopfte ihren Lieblingen den schlanken Hals, sie schaute ihnen in das kluge, fragende Auge, bis sie plötzlich, wie aus sinnigem Traum erwachend, auflachte, ein Weniges Salz vom Fensterbrett nahm, es ihnen hinhielt und freundlich sagte: „Sieh', sieh' — das hatte ich vergessen — und darum euer staunendes Aufsehen und mich Anstarren? Aber nun geht, ihr Schelme. Husch! fort!“

Sie klatschte wie ein fröhliches Kind mit den Händen, bis die Rehe, leicht, zierlich dahintrabend, hinter dem nächsten Gebüsch verschwunden waren.

In diesem Augenblick trat der Faktor in ihre Nähe. Beide stutzten, als sie sich so plötzlich, unerwartet gegenüber sahen. Sie erröthete tief, während sie doch zugleich fragend, verwundert, ja nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit aufschaute. Er bleich, überwacht, mit leicht geröthetem Auge. So standen sie sich gegenüber; bis er endlich, das Drückende seiner Lage fühlend, einige Schritte näher trat — und leise sagte: „Verzeihung; aber ich erwartete so früh am Tage nicht Sie schon zu treffen.“

„Und darf man wissen,“ rief sie, seinen kalten gemessenhöflichen Ton nachahmend; „was mir das Vergnügen Ihres Hierseyns verschafft? Ich gestehe offen, nicht erwartet zu haben, Sie heut, zu dieser Stunde, hier zu finden!“ Der Faktor fühlte das Stolze, Verletzende sofort heraus, das in den Worten für ihn lag, und, wie er glaubte, liegen sollte. Er war bleich geworden. Aber sofort sich ermannend, allen Schmerz, alle Kränkung besiegend, blickte er auf und sie fest,

voll Manneswürde und Hoheit anschauend, sagte er, ruhig, klar, bestimmt: »Herr Reinwald ertheilte mir gestern noch den Auftrag einen Ihrer gehegten Wünsche in Ausführung zu bringen; und da ich für jetzt noch in meiner abhängigen Stellung zu ihm beharre, komme ich und frage dienstergebenst an: wo der von Ihnen gewünschte Springbrunnen in Ausführung gebracht werden soll?«

Eveline blickte auf und jetzt die tiefliegenden Augen, die Furchen in dem Gesicht des jungen Mannes bemerkend, die eine Nacht darin gegraben hatten, überkam sie eine sichtbare Wehmuth, sie bereuete fast, ihre Worte vorhin nicht sanfter gesprochen zu haben, voll Innigkeit rief sie: »O nicht diesen Ton! Und wie kommt Herr Banquier Reinwald überhaupt dazu, Sie an mich zu weisen? Ich spreche meine Wünsche nicht zu ihm, sondern höchstens zu dem Oheim aus. Der wird sie zu realisiren suchen, wenn sie anders mit seinen Ansichten übereinstimmen!«

„Und wo würden Sie den Brunnen wünschen?"

„Aber mein Gott! wie Sie so seltsam, so eigenthümlich fragen und mich dabei anschauen, als wollten Sie von meinem Gesichte die Antwort herunterlesen? wo anders als auf dem Platz wo wir jetzt stehen? — Doch wozu des Redens? Herr Reinwald muß sich geirrt haben! Lassen Sie uns eintreten. Der Oheim — —!"

Mehr sagte sie nicht, denn in der Erwartung, daß der Falter Miene machen werde ihr zu folgen, sich getäuscht sehend, wandte sie sich noch einmal um, und sagte: „Nun?" Leise, zögernd setzte sie hinzu: „Bitte! — nicht zürnen!"

Wohl zuckte er bei diesem leisen innigen Laut zusammen; wohl war es ihm als müsse er folgen, als könne er diesem Zauber nicht entgehen, doch dies Alles war nur für einen Augenblick; rasch gewann er seine alte Kraft, seine Energie wieder und, wenn auch weich und leise, so doch voll Ruhe, in sichtbarem Schmerz, sprach er: „Wie schwer, wie unendlich schwer ist mir dieser Gang, dem ich mich nicht entziehen konnte, geworden. Wenn auch Ihre gestrigen Worte mir meinen Himmel zerstörten, wenn ich auch meine liebsten, meine schönsten Träume zu Grabe tragen mußte; so blieb mir doch ein Schimmer von Hoffnung, so konnte ich doch wie der Gläubige zu seinem Heiligenbilde, zu meiner Liebe noch aufschauen. Das kann ich, seit den Worten des Herrn Reinwald nicht fernerhin. — O, Eveline, lassen Sie mich dies eine Mal noch diesen Namen nennen; Sie haben sich nicht mir allein entzogen — nein, nein Sie haben mir das Heiligthum meines Lebens, den Glorienschein von dem Haupte der Frauen genommen. Ich hielt Sie für so wahr, so echt — und finde meine Liebe in den Staub getreten — um des Geldes willen, das ein reicher Banquier in seinen Truhen aufgehäuft! — Warum ließen Sie mich an Gegenliebe glauben?"

Eveline zuckte zusammen, die Röthe des Zorns belebte ihr Gesicht und den kleinen Fuß ein wenig fest in den Sand setzend, sagte sie: „Ich verstehe Sie nicht — und will Sie nicht verstehen. Was geht mich Herr Reinwald und sein Geld an!"

„Nichts?" fragte der junge Mann gedehnt und sein Auge schien die tiefste Tiefe ihres Herzens erspähen zu wollen. „Herr Reinwald scheint seiner Sache gewiß."

„Welcher Sache?" —

„Nun, er betrachtet sich bereits als künftigen Herrn dieses Schlosses, das Sie mit ihm als seine Gattin bewohnen werden!"

Es war gesagt, aber er wünschte die Worte nicht gesprochen zu haben. Sie wurde bleich, marmorbleich; krampfhaft preßte sie die Lippen zusammen; es war als ob alles Blut aus ihren Adern gewichen sey; endlich hob sie den Fuß, langsam wendete sie sich — und mit einem recht tief schmerzlichen Blicke sich nach ihm umschauend, sagte sie, langsam in das Haus zurücktretend: „Leben Sie wohl! — Sie haben mir recht weh' gethan."

Victor stutzte; er fühlte es, er war zu weit gegangen; er hätte ihr nacheilen, ihr zu Füßen fallen mögen — aber schon schlug die Thür hinter ihr zu; er war allein. Die Rehlein kamen und schauten ihn mit den klaren, großen klugen Augen an; gleichsam als müßten sie fragen und sagen: was weinst Du, armer Mann? Wir haben es hier so gut. Doch es war nicht Zeit zu Träumen; er mußte handeln, er mußte arbeiten, wenn er anders nicht zu Grunde gehen, oder als ein Verspotteter vielleicht vom Schloß und aus der Fabrik gewiesen sein wollte.

Seine Liebe zu der Nichte des Grafen war der Welt bisher verborgen geblieben. Es hatte diese Liebe sich ja so eigenthümlich und dennoch so leicht gemacht. Sollte er dieselbe nun an das Tageslicht ziehen, nachdem sie für ihn verloren war? Die Fabrik war drunten im Thal angelegt worden. Graf Warnsdorf war mit seiner Nichte ab und zu erschienen, um den Fortgang der Anlage zu beobachten. Der Falter sah bei diesen Besuchen Evelinen — und sein Auge fühlte sich gefesselt durch die Schönheit derselben. Auch er wurde von ihr bemerkt — und seine Ruhe, seine männliche Festigkeit, seine Umsicht mit der er das Ganze leitete; die Klarheit mit der er an ihn gestellte Fragen beantwortete; die tiefen gediegenen Kenntnisse die er bei seinen Arbeiten offenbarte, machten nach und nach einen tieferen Eindruck auf sie, als sie es sich selber im Anfange gestehen mochte oder selbst zu ahnen schien. Unbewußt lenkte sie ihr Roß von jetzt ab öfter zur Fabrik. Und als der junge Mann eines Tages droben im Schloß erschien um einzelne gewünschte Anlagen und Ausschmückungen in und an den Gebäuden vorzunehmen, fand sie sich durch dies Kommen schon angenehm berührt. Er sprach so schön, so tief durchdacht, daß sie bald ein Vergnügen darin fand, seinen Worten zu lauschen. Wie fühlte sie durch ein Gespräch mit ihm sich sichtlich gehoben. Er hatte viel gesehen, viel studirt — und doch dabei sein Auge der Welt und dem Leben nicht verschlossen. Und als sie fand daß auch er gern bereits den Fuß zum Schlosse setzte, daß sein Auge sie länger, inniger zu betrachten wagte; als ein eigener süßer Wohllaut in seiner Stimme lag, wenn er mit ihr sprach — da fand und fühlte auch sie, daß der Mann ihr nicht gleichgültig, daß er ihr bereits mehr sey, als sie sich selbst bislang zu gestehen gewagt hatte. Die Liebe

kommt wie ein Frühlingshauch; man weiß nicht, wann er zuerst geweht, noch welche Lerche ihn in's Land getragen. Hätte das Schloß nicht so einsam gelegen und wären der Besuche mehr dorthin gekommen, wer weiß ob diese Herzen sich gefunden, noch die Liebe sich gegenseitig gestanden hätten? So aber war es geschehen; die Adelige liebte den Bürgerlichen — um nun, wie wir gesehen, sich dieser Liebe zu entäußern, sich loszusagen von Dem, an dessen Brust sie Ruhe, Glück und Seligkeit gefunden. Warum? — Wer ergründet eines Weibes Herz? Der Faktor fragte es sich; er mußte es sich fragen, ohne genügende, beruhigende Antwort zu finden. Aber er durfte nicht denken, er durfte der Erinnerung keinen Raum geben — er mußte arbeiten. Und er wollte arbeiten, um in der Arbeit Ruhe und Betäubung für seinen Schmerz zu finden.

Ernst und gemessen trat er zum Grafen ein und besprach mit ihm die vorzunehmende, die beabsichtigte Einrichtung. Eine Stunde darauf verließ er das Schloß; Evelinen hatte er nicht mehr gesehen.

So war endlich der Donnerstag Morgen herangekommen an dem die Fabrik den Geburtstag des Werkführers zu feiern beabsichtigt hatte. Kränze und Guirlanden hatte man nicht gewunden, man hatte äußerlich nichts gethan; aber die Arbeiter waren eine Viertelstunde früher als sonst erschienen, standen in Reih' und Glied als der Werkführer kam und riefen ihm einen ruhigen, ernsten »Guten Morgen« zu.

Und als der Angeredete stutzte, als er nicht wußte wie er sich diesen Gruß zu deuten habe und sichtbarlich mehr erwartet hatte und noch zu erwarten schien — trat der Valentin vor, seine schiefgedrückte Mütze in der Hand und sagte: »Gott zum Gruß, Werkführer! Euer Geburtstag ist heut, wir hätten wohl Kränze winden und Bouquete flechten sollen, wie dies jetzt üblich ist; hätten Euch auch einen Ehrenbecher darreichen können mit unsern Namen darauf, wie man dies auch jetzt zu thun pflegt — aber seht, Werkführer, als wir dies so besprochen und uns zugleich einen frohen, lustigen Tag dabei zu machen gedachten, muß mich mein Weg vor der Wohnung der alten Grumkow vorbeiführen, deren Mann beim Richten der Fabrik vom Giebel stürzte und das Kreuz brach. Seht, Werkführer, da hab' ich der Fabrik den Vorschlag gemacht und gesagt: laßt uns das Geld, das wir zum Ehrenbecher brauchen, die Groschen, die wir heut vertrinken und den Lohnabzug, den wir ob der versäumten Stunden tragen müßten, der alten Grumkow geben, die seit dem Tode ihres Mannes am Hungertuche nagt. — Und die Fabrik hat's gethan. Die Wittwe hat das Geld. — Ihr, Werkführer, findet anders einen Topf schön, so Ihr trinken wollt; und wenn's auch kein Ehrenbecher ist aus dem Ihr trinkt, so wird's Euch doch einer in Eurer Hand werden, in dem Gefühl einer Armen Gutes gebracht zu haben. — Hab' ich mich geirrt, so laßt's Niemand entgelten, ich allein bin der Sündenbock! — Und nun ein donnerndes Hoch! unserm Herrn Werkführer! Er lebe!«

Der Valentin schrie und schwenkte seine Mütze, während deß die ganze Fabrik laut jubelnd einstimmte und der Werkführer mit einem süß-freundlichen Lächeln dastand, dem man das Gezwungene ansah und dem der Wermuth im Herzen nicht fehlte; als sollte dies sein Kapital-Stück, das manchen Sturm erlebt hatte, in diesem Augenblick sein Ende erreichen. Jeden Augenblick fürchtete man, daß die einzelnen Fetzen der Mütze über die Häupter der Genossen dahin fliegen würden, die, wie der Valentin in ihrem Hoch kein Aufhören zu finden schienen. Aber die Mütze hielt; und der Inhaber derselben, einen kurzen flüchtigen Augenblick der Stille benutzend, schwenkte rechts ab blies schnarrend, laut einschneidend, den Dessauer Marsch auf seiner hohlen Hand — und sang zu seiner Werkstatt schreitend: »So leben wir, so leben wir; so leben wir alle Tage!« wozu die Uebrigen fröhlich, festen Schrittes einstimmten. Es war ein eigenthümliches Gebahren. Man wußte nicht, war das Ganze mehr ein Ausfluß wirklicher, innerer Herzensgüte, oder ein Zug von geheimem Spott und Ironie. Vielleicht war es Beides!

Der Werkführer stand mit zusammengekniffenen Lippen. Er wollte gute Miene zu dem Ganzen machen und war doch in diesem Augenblick noch mit sich uneins, wie und auf welche Weise er sich zu benehmen habe. Doch den Faktor aus dem Hause treten sehend, war es, als wisse er nun, wohin er all seinen Haß zu richten habe; als kenne er jetzt den Veranstalter dieser kränkenden Feier, denn für eine solche nahm er das Ganze, zumal er sich gestehen mußte, seinen Untergebenen gegenüber sich selten wohlthätig oder nachgiebig gezeigt zu haben — und rasch zur Werkstatt schreitend, schien er kaum Zeit zu haben, dem Daherkommenden den gewohnten devoten Morgengruß zurufen zu können. Der Faktor sah ihn gehen und sich mit der Hand über die Stirn streichend, gleichsam als müsse er trübe Bilder und Gedanken von hinnen streifen, lächelte bitter, indem er zu sich selber sprach: »Wie kommt es nur, daß uns einzelne Individuum stets abstoßen, während das Erscheinen Anderer einen so wohlthuenden Eindruck auf uns hervorbringt! Ich glaube ich hätte mich nie mit dem Manne befreunden können; selbst wenn ich nicht Gelegenheit erhalten hätte, sein ganzes heuchlerisches Thun und Treiben kennen zu lernen. Vor den Augen kriechend und hinter'm Rücken brutal. Wenn er's nicht schon weiß, wird er's doch bald erfahren, daß der Valentin bei mir war; — und das Uebrige wird seine geschäftige Phantasie ergänzen. Ein Dichter sagt ja nicht umsonst: Ich preise Dich glücklich, so Du Feinde hast; — und dem Werkführer fehlt schon längst in seinem Katechismus das achte Gebot, da wird er also wohl mit zu der Sorte gehören, deren Feindschaft der Dichter für ein Glück ansieht! — Doch was zaudere ich und denke dieses Menschen? das Liebste, das Beste verloren und in Staub getreten, ist alles Uebrige nur eines Windes Hauch!« Und als schäme er sich selbst der momentanen Furcht und Zaghaftigkeit, eilte er zur Werkstatt und hieß den Valentin sich bereit halten, um mit ihm nach dem Schlosse zu gehen. Die ersten Einrichtungen zum Springbrunnen sollten heut gelegt und aufgestellt werden.

Der Valentin freute sich sichtlich als er den Auftrag vernahm. Und als die beiden Männer bald darauf den Berg

hinan durch den Wald dem Schlosse zuschritten, war der Valentin beredt, wie der Faktor ihn sonst nie gesehen; man sah es ihm an, er war so recht innerlich vergnügt und hätte am liebsten mit den Vögeln um die Wette gesungen. Beim Schlosse angekommen trat er sofort an die Arbeit. Und verstand der Valentin sonst ein Stück anzufassen, den Hammer zu schwingen und die Feile und Zange zu handhaben, so schien er es heut ganz besonders zu können; es war als habe er noch zwei Hände mehr zum Arbeiten bekommen, so leicht, so spielend ging ihm Alles von Statten. Dazwischen sang er, wobei die Augen verstohlen listig von einer Seite des Gartens zur andern schweiften:

„Mein Lieb hat licht goldfarbnes Haar
Und einen kirschrothen Mund!“

Und sieh' als habe der Gesang Zaubergewalt, so bog in diesem Augenblick ein frisches, heiteres Schelmengesicht um die Ecke, ein Paar kecke Mädchenaugen blinzelten ihn an und ein frischer, rother Mund rief lachend, wobei er zwei Reihen prächtiger kleiner Zähne sehen ließ: „Welch eine Krähe schreit denn hier?“

Der Valentin aber hatte genug gesehen, Feile und Hammer flogen rechts und links, während er selbst mit ein paar Sprüngen bei seinem Mädchen stand, seine Arme um sie schlang, den Mund ihr küßte und fröhlich rief: „Liesbeth; meine Liesbeth!“

Die aber, die drängte ihn zurück, stellte sich unwirsch und mußte doch selber fröhlich, glückselig lachen, indem sie rief: „Was fällt Dir ein? Ich glaube gar mein Mund ist schwarz. — Was wird meine Gnädige sagen, wenn sie es sieht?“

„Sag' ihr, der Valentin, Dein Schatz hab' Dich geküßt!“ rief er auf's Neue lachend und sein Mädchen bei der Hand fassend. „Ich glaub', hast es mir angethan; und wenn es Niemand versteht, mich zu einem soliden Hausvater zu machen, so glaube ich halt, Du Wetterdirne bekommst es fertig!“

„Wenn's nur wahr ist!“ rief die Liesbeth und wollte ernst und traurig aussehn und konnt's doch nicht; mußte lachen dem Valentin die Hand reichen und wie beklommen sagen: „Wirst denn jemals vernünftig werden; und wirst's mich niemals bereuen lassen, daß ich Dir gut gewesen — und mir die Jungfrauenhaube von Dir will aufsetzen lassen? Gelt, Valentin, wenn ich daheim als Deine Frau an der Wiegen sitzen müßt', während deß Du im Wirthshaus die Karten mischtest; ich glaub' ich trüg' es nicht!“ Und die Augen wurden bei dem Gedanken ihr feucht, sie griff zum Schürzenzipfel und wollt' die Thränen fortwischen.

Er aber, er dem diese Thränen galten, hob' ihr das Kinn in die Höhe, schaute ihr glückselig zufrieden in das sanftgeröthete Angesicht und sprach: „Weißt Du nicht: wer in der Jugend sich die Hörner abläuft, wird im Alter der beste Hausvater?“ Ernster setzte er hinzu: „Ihr habt gut predigen; aber wenn man den Tag über sich müd und matt gearbeitet und nun daheim keinen Trunk findet, die staubige Kehle rein zu fegen, kein fröhlich Gesicht Einem entgegen lacht; wenn man, sag' ich wie der Vogel auf dem Dache lebt und nicht weiß ob man morgen noch in Arbeit ist einen Kreuzer verdient um ein Nachtlager bezahlen zu können; wenn man von den Herrn so von Oben herab angesehen wird, als wäre man nicht auch ein Mensch wie sie es sind — was bleibt Einem dann Anderes übrig als zur Kneipe zu gehen — und seinen Unmuth zu vertrinken, sein Gedrücktseyn sich vergessen zu machen? Denk', Liesbeth, wie es so ganz anders seyn wird, wenn ich nach tüchtiger Arbeit heim komme — und Dein freundlich Gesicht mir entgegen lacht. Denkst nicht, daß ich mich dafür noch einmal so angestrengt quälen könnte? Glaub' mir, weiß man ein liebes Herz zu Hauf', man ist ein anderer Mensch. Jedes Stück, das wir in die Wirthschaft schaffen, ist uns eine doppelte Freude. War's mir doch schon, als ich vorhin den Berg hinan stieg, als hätt' ich Flügel am Fuß — und nun denk', Liesbeth, wie's seyn wird wenn wir ein Wieglein werden kaufen gehen — —“

Mehr sagte er nicht; denn er sah es, wie sein Mädchen schämig rosig erglühte und doch dabei voll innerer Glückseligkeit und herzinnigem Wonnegefühl an seine Brust sich lehnte. Er drückte sie leise an sich — und sagte dabei voll tiefer, innerer Erregtheit: „Liesbeth, ich war und bin es noch: ein wildes, heißes Blut; ich könnt' für Dich durch's Feuer gehen — aber Eins, Eins trüg' ich nicht: wenn Du mir untreu würdest.“ Und bei diesen Worten, bei diesem Gedanken zitterte der sonst so kräftige Mann; es war als wenn er im Vorgefühl solcher Schmerzen schon jetzt sein Herz krampfhaft zusammenzucken fühle. Auch die Liesbeth mußte unwillkürlich tief innerlich erbeben; aber nur noch fester, inniger schmiegte sie sich an ihn und bot ihm selber den Mund zum Kusse dar. Unbewußt war sie bleich geworden.

Jetzt aber schrack sie auf, Stimmen wurden in der Nähe laut. Einem Wiesel gleich huschte sie davon, die Hecke entlang, in's Haus hinein.

Valentin blickte auf, Graf Warnsdorf, auf seinen Stock gestützt, hinkte mühsam heran. Ihm zur Seite gingen der Banquier und sein Faktor. Der Fabrikherr sah mit zürnendem Auge dem ruhig zu seiner Arbeit gehenden Gesellen nach, und sagte, sich zu dem Faktor wendend: „Sie scheinen mir den Menschen über die Gebühr zu begünstigen. So mir recht ist, scharmirte der Bursch mit der Zofe, statt zu arbeiten.“

Der Angeredete biß sich auf die Lippen, fühlend daß das Gesagte mehr eine Rüge für ihn, als für den Valentin seyn sollte; und entgegnete daher, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit: „Der Mann ist tüchtig in seinem Arbeiten, ich kenne ihn. Hat er einen Augenblick gefeiert, so wird es nothwendig gewesen seyn — denn ich sehe, er hat bereits mehr geschafft, als ich erwartet habe. Meine Anwesenheit ist nothwendig!“

Er wendete sich und ging zu dem Arbeitenden hin. Der Fabrikherr ergriff des Grafen Arm, führte ihn langsam, vorsorglich weiter und sagte unmuthig: „Beneiden Sie mich noch um das Glück, Fabrikherr zu seyn? Sie glauben nicht, was man mit solchen Leuten für Noth und Mühe hat; besonders wenn sie sich, wie dieser Lenz, für unentbehrlich halten. Der Mann gefällt mir seit einiger Zeit immer weniger, zumal er,

wie mir mein Werkführer klagt, gern den Herrn spielen will. — Zum Glück ist man nicht an solche Leute gebunden — man zahlt und findet immer Seinesgleichen. — Aber lassen Sie uns, Herr Graf, von solchen Sachen schweigen, die Ihrer Sphäre so gänzlich fern liegen. Wie glücklich müssen Sie sich fühlen, so gänzlich der Alltäglichkeit des Lebens fern zu stehen? Es ist, als ob auf Ihrem Berge, in Ihrem Schlosse eine sonnigere, reinere Atmosphäre wehe, als könnten Sie hier nie berührt werden von dem nichtigen Treiben, wie es drunten im Thal und in dem Städtchen herrscht. Wie angenehm selbst ist es mir, mehr und mehr beitragen zu können, Ihren Stammsitz zu verschönern. In diesem Schaffen leuchtet mir der Nutzen und die Schönheit der Industrie und des Maschinenwesens ein; während andrerseits ich mich gern, wenn meine Verhältnisse es zuließen, wie Sie, Herr Graf, zurückziehen möchte — um nach meiner Bequemlichkeit zu leben!"

Der Graf, der bisher hartnäckig geschwiegen, wobei es zweifelhaft blieb ob aus Unmuth, oder Ueberzeugung, blickte auf und aus seinen Augen leuchtete es einen Augenblick wie Zorn und Mißachtung, dann sagte er gezwungen lachend: „Nun, nun, schütten Sie das Kind nicht mit dem Bade aus. Ich dächte Sie wären mit Ihrem Gelde und Ihrer Industrie mir schon genugsam auf den Leib gerückt. Ich bin gezwungen eine Hypothek nach der andern aufzunehmen; und wenn es so fort geht, fürchte ich, sprudelt mit dem Wasser der Fontaine, die anzulegen Sie mir so plausibel und als für nothwendig machten, zugleich das ganze Erbe meiner Väter in Ihre Hände. — Ihr Geldmenschen wachst uns über den Kopf! Euch Börsenmännern sind wir Adeligen die beste Domäne!"

Wie gesagt, es blieb zweifelhaft ob diese Worte mehr Scherz oder bittere Wahrheit enthalten sollten. Der Graf, den seine Gicht heut ganz besonders zu plagen schien, hinkte mühsam weiter, während der Banquier, wie scherzend rief: „Wenn dies der Fall, so wird's am besten seyn, die beiden Factoren verbinden sich — und zeigen der Welt ein glänzendes Facit. Was meinen Sie?"

Der Graf, so direkt angeredet und um seine Meinung gefragt, stand einen Augenblick still und blickte den Fabrikherrn wie fragend, verwundert an. Er schien den versteckt verborgenen Sinn seiner Rede noch nicht recht gefaßt zu haben; plötzlich jedoch schien die Wahrheit in ihm aufzudämmern und wie von Unwillen erfaßt, wie auf das unangenehmste von dem Gedanken berührt, wandte er sich um und sagte, wie als habe er die gestellte Frage überhört oder vielmehr bereits wieder vergessen: „Lassen Sie uns zurückkehren, das verdammte Podagra läßt mich keine Stunde froh genießen!"

Beide schwiegen. Jeder hing seinen Gedanken nach. Der Banquier kalkulirte: Du entgehst mir nicht — mein Geld ist Deine Fußangel in der ich Dich mit sammt Deinem Stammsitz fangen werde. — Und was ich dem Faktor als siegesgewiß hingestellt, kann mir nicht mehr entgehen. Ich denke mir, das gnädige Fräulein wird es vorziehen — — aber was zweifle ich? Wo hätte ich jemals falsch spekulirt. Pah! was schadet es, daß ich ein Wittwer bin, daß mein Haar bereits zu ergrauen beginnt?

Der Graf dachte: Welche Unverschämtheit! Eveline! Ha! verdammt! Der Kerl hat Geld — und ist im Stande mir seine Kapitalien zu kündigen. Parbleu! warum leben wir nicht mehr in den Zeiten, wo so etwas unmöglich war. — Aber es kann, es darf nicht seyn. Nimmermehr! — Und bei diesem Gedanken stieß er seinen Stock mit solcher Heftigkeit in den Sand, als gälte es schon jetzt sein Schloß gegen die Erstürmung eines Raubritters zu vertheidigen.

Reinwald bemerkte es und lachte. Er schien die Gedanken des Grafen zu errathen. Leise sprach er: »Mein Ziel ist mir gewiß!«

Sie waren während dieser Zeit wieder beim Schlosse angekommen. Eveline saß am Flügel und sang. Deutlich vernahmen sie die Worte aus dem schönen, prächtigen Liede der Suleika von Göthe, das Mendelssohn so prächtig componirte:

Eile denn zu meinem Lieben!
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Der Graf blickte ein wenig spöttisch zur Seite nach dem Banquier, der dem Gesange mit Entzücken zu lauschen schien, gleichsam als wolle er sagen: Sind diese Worte Dir gesungen? Ziemlich laut trat er in den Saal, gefolgt von seinem Begleiter. — Eveline bemerkte die Eintretenden, sie schwieg sofort und entgegnete auf die Bitte des Fabrikherrn, doch sich nicht im Gesange stören zu lassen: »Ich sang für mich — und vermuthete keine Zuhörer!«

„So würden Sie also meinem Wunsche kein Gehör geben? würden sich nicht entschließen können das Lied zu Ende zu singen?«

Eveline, erregt und einmal mißtrauisch gemacht, fühlte daß in dieser Aufforderung und in deren Erfüllung mehr für sie lag und liegen sollte, als die einfachen Worte dem unbefangenen Zuhörer andeuteten; und so entgegnete sie, den fragenden Blick des Banquiers fest und groß erwidernd: »Es gibt Lieder und Gesänge die für den Salon, für die Oeffentlichkeit gleichsam gedichtet und in Musik gesetzt wurden; ein solches Lied ist dies Göthe'sche nicht!«

Der Banquier biß sich auf die Lippe. Er fühlte, daß er hier einen Widerstand gefunden, den er nicht erwartet. Langsam, lauernd sagte er daher: »Ihr Kopfschmerz, der, wie Sie früher äußerten, Sie hinderte sich unserem Gange anzuschließen zur Besichtigung des neu angefangenen Werks, das doch nur wieder die Erfüllung eines Ihrer Wünsche besagen sollte, ist, wie ich zu meiner Freude annehme, rasch gewichen. Ihr Gesang gab mir Zeugniß davon. Doch Sie haben Recht, eine Wiederholung desselben möchte das kaum beseitigte Uebel von Neuem hervorrufen; und so wollen Sie meinen Wunsch als nicht geäußert ansehen. Spätere Tage sind mir vielleicht günstiger, als es der heutige Morgen für mich, in jeder Hinsicht, zu seyn scheint."

Eveline erröthete; aber es war die Röthe des Zorns die über ihr Angesicht flog. Beide standen gleich zwei feindlichen Heeren sich gegenüber. Ein geheimer Kampf hatte bereits zwischen ihnen begonnen; der Feldzug, der Preis des Kampfes war Keinem unklar. Wer wird der Sieger seyn? —

Der Graf hatte mit sichtbarer Schadenfreude dem Wortscharmützel der Beiden zugeschaut; jetzt wo er sah, daß der Banquier vorerst den Rückzug anzutreten gesonnen war, wo der flammende Blick Evelinens ihn in die Flucht zu jagen schien, lachte er auf und rief: „Ha! ha! ha! Reinwald! Ein Wettermädel meine Nichte! wie meine selige Schwester, ihre Mutter, vor deren Zungengefecht ich stets den Rückzug antreten mußte! — Aber Muth, Banquier, Muth — eine Festung fällt bei dem ersten Sturme nicht — und ein Frauenherz — — Aber sehen Sie, das Kind hat die Flucht bereits ergriffen; unser Reden ist umsonst!"

Und so war es in der That. Eveline hatte bei den ersten Worten des Onkels den Saal verlassen. Es verletzte sie, daß man mit so wenig Schonung über ihre Hand zu verfügen schien; daß diese ganze Angelegenheit bereits als abgemacht angesehen ward, wie die tief schmerzlichen Worte Victors von jenem Morgen sie es annehmen ließen — und so war sie hinausgeeilt, um auf ihrem Zimmer ihren Schmerzen, ihrer verletzten Mädchenwürde, nachzuhängen.

Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit wieder, empfand sie ihre abhängige Lage von dem Onkel, ihre Einsamkeit, in der ihr nicht allein die Mutter, sondern überhaupt eine Freundin fehlte. Ihr Vater war früh gestorben, er war mit Ehren in einem Kriege gefallen zu dem ihn Thatendurst geführt hatte. Ferne vom Vaterlande war sein Grab. Die Mutter war mit ihr, dem einzigen Kinde, hieher in dies Schloß zu dem Oheim gezogen, dessen Gattin soeben das Zeitliche gesegnet hatte. Es war dies ein Glück für sie. Ihr Gatte hatte ihr kein Vermögen hinterlassen; er hatte nichts als seinen Säbel, seine Ehre und den geringen Sold, den er als Kapitän bezog. Zum Theil, um sein Vermögen zu verbessern, nahm er fremde Kriegsdienste, wo er bald darauf, wie gesagt, als Major an der Spitze seines Regiments, von einer feindlichen Kugel getroffen wurde. Hier im Schlosse schaltete und waltete sie als unumschränkte Herrin, da ihr Bruder, Graf Warnsdorf, nur der Jagd und dem Vergnügen in Wald und Feld zu leben schien. Er hatte keine Kinder — und so galt und war Eveline seine einzige, dermalige Erbin. Der Graf liebte sie wie sein eigen Kind. Und als die Mutter starb, vermochte er es nicht, sie von sich zu lassen. Sie blieb im Schloß, als der schönste Schmuck desselben, dem gesammten Hauswesen vorstehend, als Herrin schaltend und waltend. Der Graf hatte wenig Umgang und sah selten Gäste an seiner Tafel. Seine alten Freunde und Standesgenossen mit denen er in früheren Jahren dem edlen Waidwerk und dem Rebensafte gefröhnt hatte, waren meist gestorben, oder hatten ihre Güter, von den Zeitverhältnissen oder den Riesenschritten der Industrie gedrängt, verkauft — und waren nach den Städten oder in entferntere Gegenden gezogen. Dazu machte das Podagra sich mehr und mehr bemerkbar — und so war es gekommen, daß es immer stiller, immer einsamer im Schlosse wurde, daß Eveline ganz ihren Neigungen, ihren Mädchenlaunen leben konnte.

Aber hatte sie nicht selbst zu dem Faktor von einer früheren Liebe, ihrer ersten gesprochen? O, gewiß! und es war Wahrheit. Einst, eine kurze Zeit, hatte fröhliches heiteres Leben im Schlosse geherrscht; dem Grafen war die Freude geworden seinen liebsten Freund von dem er seit Jahren getrennt gewesen, in seinem Schlosse zu sehen. Er war plötzlich unerwartet mit seinem einzigen Sohne gekommen — und hatte längere Zeit im Schlosse geweilt. In jenen Tagen wird die erste Rose der Liebe erblüht seyn; werden die Lerchen des Herzens gesungen und die Nachtigall geheimer Sehnsucht geklagt und getrauert haben. Es wird schön, es wird herrlich gewesen seyn, denn die Liebe ist immer schön, wo sie rein und ungetrübt sich zeigt — dann ist der Abschied gekommen; ein Herbsthauch hat die Rose entblättert, ein Blatt nach dem andern ist in den Staub gefallen. Der Traum der ersten Liebe war ausgeträumt — vergangen — und vergessen; geschieden — und vergessen tönte es im Herzen. So wird es gewesen seyn! — Vielleicht auch nicht! Eveline ist einsam im Schloß an der Seite des kränklichen Oheims geblieben; sie empfand keinen Hang nach Gesellschaften und Vergnügungen, wie die Welt sie jetzt meist zu bieten liebt; sie fand ein Vergnügen darin auf flüchtigem Roß durch den Wald zu streifen, von hohem Berge hinauszuschauen in die Lande. Ihr war es eine Freude daheim am Instrument zu sitzen, die Finger über die Tasten gleiten zu lassen — und ihre Sehnsucht in einem Liede auszuhauchen. Ein gutes Buch war ihr die schönste Gesellschaft. So wuchs sie auf, so lebte sie — und die jüngere Männerwelt, die nicht unempfindlich für ihre Schönheit war, zog sich ob ihrer Eigenheiten zurück — und mied sie endlich, zumal Niemand sich der kleinsten Gunst von ihr zu rühmen wußte — und das Gut ihres Oheims tief verschuldet war; mehr als sie ahnte und der Graf sich die Mühe gab es zu überschauen. Wie selten findet sich jetzt noch ein Mann — und bei dem andern Geschlecht ist es nicht minder der Fall — bei dem nicht das Geld die Basis der Ehe bildete. Die Ansprüche die gemacht werden, sind gegenseitig zu groß — daher die trüben, drückenden Verhältnisse in den meisten Häuslichkeiten; die Liebe hat nicht Zeit Wurzel zu schlagen; die Herzen trennen sich, ehe sie sich gefunden; es bleibt Alles kalt, geschäftsmäßig jetzt auf Erden; die Rosen der Liebe haben keinen Raum zu duften und zu blühen.

Eines Tages war Banquier Reinwald gekommen; ein Commissionär, ein Zwischenhändler brachte ihn in's Schloß. Graf Warnsdorf brauchte Geld — und der Banquier war nicht abgeneigt dasselbe zu geben. Der Verkauf des schönen weiten Thalgrundes war das erste Geschäft, das aus dieser neuen Verbindung hervorging. Reinwald fand von dieser Zeit sich oftmals ein. Eveline begann durch diese Besuche, durch einzelne Reden und Worte die sie vernahm, die Lage des Oheims zu ahnen; sie fühlte instinktmäßig heraus, daß die übergroße Freundlichkeit des Banquiers, die Zuvorkommenheit

mit der er allen Wünschen und Neigungen des Grafen und den ihrigen nachzukommen suchte, nur dazu diente, die Bewohner des Schlosses mehr und mehr zu umgarnen, sie immer tiefer in Abhängigkeit von seinem Gelde zu setzen — bis er es an der Zeit fand seine Hand auszustrecken und die ganze Besitzung als sein Eigenthum hineinfallen zu lassen. Es war eine kaufmännische Spekulation. Sie hatte diese, wenn auch nicht vom ersten Anfange, dem ersten Besuche ab, geahnt und herausgefühlt, so doch nach und nach in ihrem Umfange erkannt; und schon einmal hatte sie es versucht dem Oheim den Blick zu schärfen, hatte aber jedesmal mit tiefem Schmerze sich zurückgewiesen sehen müssen. Es hatte den alten Herrn sichtbar tief verletzt, daß ein Mädchenmund es gewagt mit ihm von seinen zerrütteten Geldverhältnissen zu sprechen. Es war als habe man ihn an seiner Ehre gekränkt. Sie hatte den Versuch nicht zum zweiten Mal gewagt — und der Oheim hatte sich nur um so tiefer mit dem Banquier eingelassen; er hatte von da ab eine größere Pracht, einen größeren Luxus zur Schau getragen, wohl, wie sie fühlte, mehr um sie über seine Verhältnisse zu täuschen — und um sich selbst zu übertäuben und um gleichsam dem andringenden Verderben zu trutzen.

Jetzt war zu diesem Allem das sichtbare Streben des Banquiers nach ihrer Hand hervorgetreten.

Jetzt, durch die Andeutungen des Faktors wach gerufen, gedachte sie früherer Worte und Andeutungen und erkannte, daß dieser Plan schon seit längerer Zeit im Innern Reinwalds genistet haben mußte; sein offeneres Hervortreten ließ sie glauben, daß sein Plan dem Reifen nahe, daß der Sturz des Oheims gewiß — und daß sie dazu ausersehen sey, durch ihre Hand, durch ihr zeitliches Lebensglück, diesen Sturz aufzuhalten und abzuwenden.

Sie sah, sie fühlte sich einer Waare gleich abgeschätzt und verhandelt. Ein recht tiefes, bitteres Gefühl wurde in ihr laut. Sie haßte, sie verachtete den Banquier — und der Gedanke als sein Weib durch die Welt zu gehen, schien ihr wie eine Versündigung, wie ein Verbrechen an ihrer Mädchenehre, an den heiligsten Gefühlen ihres Herzens.

Aber der Oheim, Graf Warnsdorf, dem sie Alles verdankte was sie im Leben war, der sie bis hieher geliebt, wie ein Vater sein eigenes Kind nur zu lieben vermag; dem sollte sie entgegentreten; dem sollte sie durch ihre Weigerung die letzten Tage seines Lebens verbittern, oder es gar dahin bringen, daß er den Stammsitz seiner Ahnen als ein Verarmter, als ein Bettler verlassen mußte? Konnte, durfte sie das?

Mit Allgewalt fühlte sie diese Frage an ihr Herz pochen; von tiefem Schmerze erfaßt, stand sie auf und rief, flehend die Hand zum Himmel streckend: „Herr, hilf! laß mich das Rechte finden!"

Unruhig ging sie im Zimmer auf und nieder.

Und der Fink' im Baum vor'm Hause sang sein Lied, die Schwalbe zwitscherte am Dach; schön und prächtig stand die Sonne am Himmel. Sie sah, sie hörte es nicht. Immer wieder maß sie das Zimmer mit ihren Schritten. Sie konnte, sie vermochte nicht ruhig zu werden. — Jetzt aber jetzt, wurde eine Stimme auf dem Rasenplatze vor dem Hause laut. Sie erkannte sie sofort, sie zuckte zusammen, eine Thräne stahl sich aus dem Auge, die erste die sie heut vergoß; und mit der Hand sich nach dem Herzen fassend, gleichsam als wolle sie sagen: sey still! hob sie den Blick wie verklärt, wie zu einem Schwur, den sie Gott im Geheimen, den sie sich selber gab: Er soll mich wenigstens achten lernen! — Gott stärke mich zum Kampf.

Und drunten auf dem Rasenplatz ertönte des Faktors Stimme wieder. Wie erklang dieselbe so voll, so fest; wie war solche Klarheit, solche Sicherheit in seinen Worten. Eveline fühlte und empfand es, milde Ruhe überkam sie, der Sturm in ihrem Innern legte sich, Wehmuth überschlich sie; sie trat zum Tisch, sie ließ sich nieder und stützte das Haupt auf ihre Hand.

In diesem Augenblick hatte der Faktor sein Werk vollendet, seine Anwesenheit war nicht länger mehr nöthig; der Gesell konnte jetzt allein weiter arbeiten. Er schickte sich zum Abgehen an. Langsam warf er sich seinen Rock über; unbewußt, unmerklich zögerte sein Fuß. Noch hatte er Evelinen heut nicht gesehen; er hatte es vermieden das Schloß oder die Orte zu betreten, wo er sie zu finden hoffen durfte; er wollte ihren Anblick vermeiden, er wollte stark seyn, nicht schwach erscheinen. Jetzt aber, jetzt wo er sich zum Abgehen anschickte, konnte er es nicht lassen, sein Auge streifte flüchtig das Fenster an dem er sie sonst so oft bemerkt, von dem herab sie oftmals leise, verstohlen gewinkt. Das Fenster war leer, er sah sie nicht. Langsam reichte er dem Gesellen die Hand, still ging er von dannen. Ein Dichter singt:

„O, lächle nur! Wenn's Herz auch bricht,
Der Trug ist gar zu schön."

Auch der Banquier schied in diesem Augenblick von dem Grafen. Die Unterredung die sie gepflogen, war für beide Theile nicht besonders erfreulich gewesen. Der Graf hatte neue Capitalien verlangt — und der Banquier entschieden verweigert, dieselben unter den früheren Bedingungen herzuleihen. Es war manch ein hartes Wort gefallen. Und wenn sie auch jetzt scheinbar versöhnt und in alter Freundschaft schieden, so fühlte der Graf doch, daß das alte Verhältniß gestört sey und daß er einen Theil seines Besitzthums auf's Neue werde veräußern müssen, wenn nicht die Hülfe ihm werde, die für jetzt anzunehmen, sein Herz sich sträubte, und deren Zurückweisen ihn doch wieder unfehlbar in die Hand dieses, wie er jetzt fühlte seines Feindes gab. Der alte Herr fühlte entschieden unbehaglich sich in seiner Haut; und trat nicht ohne ein geheimes Mißvergnügen mit sich selbst und seinem früheren Thun und Treiben in das Schloß zurück.

Der Banquier dagegen nahm seinen Weg in Ruhe und Sicherheit dahin. Er fühlte es, er hatte dem Grafen seine Krallen gezeigt — und er fühlte und wußte es, daß diese seine Hand ihren Raub nicht fahren lassen würde. Noch einen Blick zu Evelinens Fenster hinaufwerfend, sagte er, sich gelassen seine Handschuhe anziehend: Geduld, mein Täubchen; ich denke mir, Du wirst mir später nicht wieder einen Gesang zu singen

abschlagen. Du liebst ja die Dichter und so rufe ich Dir mit den Worten Deines Dichters nach:

. . . . Mich reizt Deine schöne Gestalt
Und bist Du nicht willig, so brauch ich Gewalt.

Ha! ha! ha! ich glaub' ich werde poetisch! —

Er bog mit diesem Gedanken um die Ecke und sah die Liesbeth, das Kammermädchen daherkommen. Beim Anblick der kecken, hübschen Dirne, schien plötzlich ein neuer Gedanke in ihm aufzutauchen. Er schritt der Zofe rasch, frivol entgegen und derselben munter das Kinn fassend, lachte er und sagte: „Gelt! ich verdenk's dem Burschen, dem Valentin nicht einen so hübschen Mund zu küssen. Sprich, Kind, würdest Du es mir denn Dank wissen, wenn ich mein Scherflein zu einer baldigen Hochzeit beitrüge? — Schau! wie Du roth wirst, — hier nimm," und bei diesen Worten ließ er den Inhalt seiner Börse in ihre Hand gleiten — „sey verschwiegen und berichte mir, was Deine Herrin thut und treibt. Du bist stets in ihrer Nähe, Du wirst Alles hören, Du wirst Alles wissen! — Sey mir treu — und dem Valentin soll's an Arbeit und an einer Stellung in der Fabrik nicht fehlen!"

Rasch eilte er dahin, die Liesbeth in nicht geringer Aufregung zurücklassend. Sie blinzelte nach dem empfangenen Gelde; es war für sie eine hübsche Summe; und dieselbe fröhlich in der Hand wiegend lachte sie auf und rief tanzend dahin schreitend: „Das wäre leicht verdient. Ob ich's dem Valentin sag'? O, nicht doch! Was brauchen die Männer Alles zu wissen! Aber Augen soll er machen, wenn er mich in dem neuen Kleide, das ich mir zu kaufen gedenke, sehen wird. Ein Hütchen, ein Kleidchen, eine Broche noch dazu!" so sang sie und eilte tänzelnd davon.

Die Liesbeth war eine Kammerzofe eitel und schnippisch, wie viele sind; und der Bursch, der Valentin, liebte sie.

Drunten in der Fabrik ging Alles seinen gewohnten Gang; nur schien es als ob der Faktor von diesen Tagen ab noch ernster, noch stiller geworden sey, als er dies früher gewesen. Man schrieb es seinem angestrengten, unausgesetzten Arbeiten zu. Niemand ahnte, Niemand wußte, daß er durch ein unablässiges Arbeiten einen inneren Schmerz, eine nie zu besiegende Erinnerung besiegen und betäuben wollte. Still ging er umher. Er war seinen Untergebenen ein Vorbild in Treue, Fleiß und Gewissenhaftigkeit; er nahm Theil an ihren Leiden und Bekümmernissen, selbst von ihren Freuden schloß er sich nicht aus; aber es lag über seinem ganzen Thun und Sein ein Hauch der Wehmuth, ein tiefes Leid, das Niemand zu deuten wußte. Viele meinten die Ursache seiner Schmerzen in dem Neid und dem Haß des Werkführers zu finden, der derselbe mehr und mehr offener gegen den Faktor zu Tage treten ließ. Ersterer der sich bei dem Fabrikherrn seit längerer Zeit schon über die Gebühr durch Kriecherei und Angeberei einzunisten gewußt hatte, würde seinen Feind längst aus seiner Stellung verdrängt haben, — denn auf dieses Ziel ging sein Dichten und Trachten offen und im Geheimen aus — wenn nicht eben der Faktor gerade gegenwärtig zur Ausführung und Vollendung des Brückenbaues, eines Baues der der Fabrik Ruf und Renommée verschaffen sollte, unersetzlich gewesen wäre. Ueberdies hatte Herr Reinwald die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit des jungen Mannes allzu vielfach zu erkennen Gelegenheit gehabt, als daß er so leicht den Einflüsterungen seines Werkführers Gehör gegeben hätte. Der Faktor, der dies Alles zur Genüge fühlte und wußte, würde unter anderen Verhältnissen vielleicht längst selbst das Feld geräumt haben, wenn er nicht eben in der Vollendung des Brückenbaues seine eigene Ehre gesehen und gefunden; er wußte es, daß man ihn jetzt nicht seiner Stellung entheben würde — und er wollte bleiben. Viele Naturen werden durch den Schmerz gestählt; und der Faktor gehörte zu diesen. Nur in der Nacht wenn Alles um ihn schwieg, dann kamen die verschlafenen Bilder, Gedanken und Träume einer nun vergangenen Zeit, dann drängte sich ein liebes Bild an seine Seite und ein süßer Mund flüsterte leise, süß schämig vertraut: Da bin ich! — Und wenn er dann nach solcher schlaflos durchwachten Nacht die Augen öffnete und wieder an sein Tagewerk ging — dann fühlte und empfand er tief, daß er die Liebe noch nicht verwunden, daß seine Blicke unwillkürlich, unbewußt zu den Bergen flogen, wo er sie sonst gefunden — und wo er sie noch jetzt oftmals vorüber reiten zu sehen wähnte. Der Liebe Schmerz und Größe erkennt man erst, nachdem man sein Lieb verloren.

Wie so anders, wie so ganz anders war es mit dem Valentin! Dem lachte das Glück, die Freude aus den Augen — und seine Hände schienen Flügel bekommen zu haben, so leicht, so spielend ging ihm die Arbeit von Statten. Wohl hatte der Werkführer ihn entlassen wollen, denn der Mann konnte die Geschichte von seinem Geburtstage her nicht vergessen und verwinden; doch hier war ihm der Faktor zum ersten Mal entschieden offen entgegen getreten; er hatte ihm sogar den Entlassungsschein der für den Valentin bereits ausgefertigt war, mit Kraft und Energie aus seiner Hand genommen und auf das Bleiben des geschickten, jetzt nicht zu entbehrenden Arbeiters mit Entschiedenheit gedrungen. Sein Wille hatte gesiegt — der Valentin blieb. Und mit welcher Treue und Aufrichtigkeit hing der Bursch von da ab an seinem Faktor. „O," sagte er, „wenn's noch gewesen wär', wie sonst; ich glaub' ich hätt' mir meinen Bart zur Hälfte abgeschnitten und wäre so zu dem Schleicher, dem Werkführer gegangen und hätte selbst um meine Entlassung gebeten, wobei ich ihm die Hälfte meines Bartes zum Andenken überlassen hätte; — so aber ist es ein Anderes. Hol's die Großmutter, Herr! Die Liesbeth ist ein Wettermädel — und ich kann von der Dirne nicht lassen!"

„Hab's gesehen und gemerkt!" lächelte ein Weniges der Faktor. „Und weil ich dies weiß, denke ich wird es Sie freuen, und Sie werden es gern thun, wenn ich Sie bitte, morgenden Sonntag einige Stunden zu opfern — und den Brunnen vor dem Schloß des Grafen zu vollenden! — Ich hab' nicht Zeit droben zu seyn — und verlasse mich auf Sie, daß Alles gut ausgeführt wird!"

„Ob ich will?" lachte der Valentin. „O, Herr! wenn ich doch einmal so etwas recht Großes und Schweres für Sie

ausführen könnte; es ist mir immer als habe nicht die Liebe allein, sondern Ihr Thun und Sein mit dem Sie mich behandeln, mich zu einem andern Menschen gemacht. — Geb' Gott, daß ich an dieser Zeit und seinen Erlebnissen nicht irre werde — ich trüg' es nicht; ich ging' zu Grunde!«

Der Faktor blickte auf; er sah den Gesellen ernst, wie feierlich an — und sagte dann langsam voll tiefem Schmerz und innerer Bewegung: »Die Tage der Prüfung bleiben keinem Menschen aus. Der Mann muß jedem Leid die offne Stirne bieten.«

Valentin schwieg. So hatte er den Faktor nie gesehen. Er fühlte, er sah es, zum ersten Mal, daß nur ein tiefes Leid die Worte hervorgerufen. Still drückte er dem Faktor die Hand und schickte sich zum Gehen an. Leise sprach er vor sich hin: »Was mag er haben? — Ich trüg' es nicht!«

Wie froh, wie heiter aber ging er andern Tags zum Schloß hinauf. Die alte Mutter Grumkow stand vor der Thür ihrer Hütte, als er vorüber schritt. Sie konnt's nicht lassen, die alte Frau, sie mußt' ihm mit der zitternden, knochigen, alten Hand über das Gesicht fahren und treuherzig, fast weinend sprechen: »Gott zum Gruß, Valentin; segne der Herr Deinen Gang, mein Sohn!«

Und als er dankend fröhlich weiter schritt, schaute sie ihm nach und sagte, wie betend ihre Hände faltend: »Mir will's fast scheinen, die Lisbeth verdiene den Menschen nicht. Sie hat sich schon wieder ein neues Fähnlein auf den Leib gehängt. Das ist zu viel!«

Droben aber am Schloß stand die Genannte. Sie sah den Valentin kommen und es flog einen Augenblick wie tiefe Scham über ihr Gesicht, doch sofort wieder zur Freude sich zwingend, flog sie ihm entgegen und umfing ihn inniger, fester als sie dies sonst zu thun gewohnt war. Der Valentin nahm ihre Erregtheit für ungekünstelte Freude und in seine Brust zog es wie Frühlingssonnenschein; er hätte aufjauchzen mögen vor Glück und tiefer Freude.

Eveline stand am Fenster. Sie sah die Seligkeit der Beiden und ein tiefer, sonst nie gekannter Schmerz zog durch ihre Brust. Warum konnt' sie nicht glücklich sein!

Die Liesbeth war in das Haus geschlüpft, der Gesell arbeitete rührig, emsig weiter. Sie aber, die seinem geschäftigen Treiben zusah, konnt' es nicht lassen, sie mußte hinabgehen, sie mußte scheinbar unbefangen fragen, warum er allein gekommen.

Sie wollte seinen Namen nicht nennen, sie hatte ihn ja aufgegeben, von sich gestoßen — und dennoch, dennoch verlangte sie von ihm zu hören, die Ursache zu wissen, warum er nicht selbst gekommen, wie er es doch ehedem gepflegt. Und als sie es gehört, als sie vernommen, daß er nicht krank, wie sie gefürchtet; fühlte und empfand sie es tief, daß er ihr fern zu bleiben wünsche, daß er es vermieden, sie wieder zu sehen. Ihr Herz zog bei diesem Gedanken sich zusammen; sie fühlte sich wie verletzt — und mußte es zugleich sich doch gestehen und sagen: er konnt' nicht anders! Sie hatte es verdient.

Stumm, sinnend schritt sie von dannen. Der Gedanke, daß er sie sogar vielleicht nicht mehr achte, ließ sie einen tiefen Blick in ihr eigenes Herz thun — und mit Angst und Zittern gewahrte sie, daß die Liebe, die sie verbannt und besiegt wähnte, die sie mit aller Gewalt aus ihrer Brust glaubte gerissen zu haben, stärker und inniger darin wohne, als jemals zuvor. Sie fühlte und empfand es klar: Die Liebe läßt sich nicht spotten, ihr wachsen, wie der Schlange der alten Götterlehre, der Köpfe zwei, wo man den einen abgehauen wähnt. Der Banquier war vor einer Stunde zum Oheim gegangen, er mußte noch dort seyn. Welch ein Mann war das, dem Faktor gegenüber! Sie mußte es sich sagen, sie mußte es sich gestehen. Hier jeder Zoll ein Mann, Alles durch sich selbst und aus sich selbst heraus geworden; dort nichts als durch ein angeerbtes Gut, durch unverdienten und mit schnödem Wucher erworbenen Reichthum, zu Ansehen und Ehre gekommen. Hier tiefe, gediegene Kenntnisse, stets auf eigenen Füßen stehend; dort nichts als Geld und eitel Stolz und Hochmuth, trotzend auf seine gefüllten Kassen. Hier ein Mann in den besten Jahren seines Lebens stehend; dort —

O, sie dachte es nicht weiter aus. Ihr graute vor diesen Bildern und Gedanken. Wie ein gescheuchtes Reh flog sie nach ihrem Zimmer zurück, dort ihr heißes Angesicht in ihre Hände bergend.

Dem Oheim war's nicht minder heiß zu dieser Stunde. Banquier Reinwald war gekommen um ihm zu erklären, daß er die letzthin gewünschten Kapitalien nicht herzugeben vermöge; ja wie er sogar werde daran denken müssen, auch seine übrigen Gelder auf den Grundstücken des Grafen zurückzuziehen.

»Die Zeiten sind schlecht!« sagte der Mann des Geldes und schien nichts von der Erregtheit des Grafen bemerken zu wollen, in die seine Worte denselben versetzt hatte. Kalt, ruhig, als handele es sich von der einfachsten Sache der Welt, fuhr er fort, da der Graf mit seiner Antwort zu zögern schien: »Sie bekommen wohl anderweitig die nöthigen Summen, wenn's auch schwer halten wird. Die Zeiten sind, für solche Angelegenheiten, schlecht; überall Aufruhr, Empörung. Die Franzosen haben wieder einmal einen Sturm losgelassen, der über die ganze Erde fegen wird. Ein Geschäftsmann muß so etwas beachten. Ich gedenke mein Haus in der Stadt aufzugeben und mich bald ganz hieher nach der Fabrik zurück zu ziehen, um dieselbe nach Möglichkeit zu erweitern. Jeder kluge Mann zieht jetzt seine Gelder ein — und legt sie in sichern Papieren in England an.«

»Aber mein Gott! lieber Reinwald!« stöhnte der Graf, »Sie waren ja vor wenigen Tagen noch ganz anderer Meinung. Die welterschütternden Ereignisse die sich von allen Seiten auch an unser stilles, abgegrenztes Ländchen, und namentlich an dieses friedliche Plätzchen der Erde, das wir das unsrige nennen, mehr und mehr heranziehen, schienen auf Sie und Ihre Unternehmungen keinen Einfluß zu üben. Ja, ich war sogar der Ansicht, daß dieselben Ihren Spekulationen mehr förderlich als hinderlich seyen. Was hat Sie nur so plötzlich umgewandelt?«

Der Banquier lachte gezwungen: »Bringt nicht jeder Tag,

jede Stunde jetzt andere Ereignisse? Ist die Welt nicht aus ihren Fugen gerissen? Denken Sie an Frankreich, Wien, an das ganze zerspaltene und doch vereint sein sollende Deutschland. Denken Sie an die Männer die jetzt in Frankfurt tagen, der Fürsten nicht zu gedenken; und Sie wundern sich noch über meine Entschlüsse? Wer garantirt es mir, daß morgen Ihr Schloß, meine Fabrik noch steht — und nicht Alles über Nacht in Rauch und Asche verfliegt?«

»Nimmer! nimmer!« rief der Graf voll Ingrimm und stieß mit seinem Stock auf die Diele, daß der Boden zitterte. »Ehe ich weiche, begrabe ich mich lieber unter den Trümmern meines Schlosses. Aber lassen Sie uns schweigen; mich empört's an die Geschichte zu denken. Ich verstehe die Welt nicht mehr. Lassen Sie uns auf unsere Sache kommen. Sie haben Etwas im Hintergrund, aber mich alten Fuchs überlisten Sie nicht. — Hat das Mädchen, die Eveline, Sie gekränkt? Wollen Sie sich um einer Laune willen abschrecken lassen? Denken Sie eine Festung soll nach dem ersten Angriff fallen?«

Dem Grafen waren diese Worte sichtbar sauer und schwer geworden; man sah es, er hatte dieselben nur mit dem innersten Widerstreben herausgestoßen, um so mehr wunderte er sich also und fühlte sich verletzt, als keine Antwort erfolgte und der Banquier, wie mit sich selber zu Rathe gehend, still vor sich niederschaute.

Endlich hob er den Blick und sagte, sein Auge prüfend auf dem des Grafen ruhend lassend: »Herr Graf! lassen Sie uns offen als Männer handeln und sprechen. Der Plan und der Preis den Sie so eben zu entrollen und aufzustellen beliebten, hatten noch, bis Kurzem, etwas ungemein Verlockendes für mich. Fräulein Eveline ist ein Schatz, den Jeder gern sein eigen nennen möchte. Sie haben dieselbe adoptirt; sie erbt, als Ihre Tochter, diesen Stammsitz. Er wäre ein schönes Heirathsgut, wenn — wenn — warum soll ich es verschweigen, was Ihnen selbst bekannt ist — wenn es noch Ihr eigen wäre, wenn noch ein Stein an demselben Ihnen oder Ihren Erben gehörte!«

»Herr!« rief der Graf und schnellte auf. Sein Auge funkelte, seine Hand griff krampfhaft nach seiner Stütze, dem mächtigen Stock. Es war als ob er einen Angriff auf den Banquier beabsichtigte.

Doch dieser schien die Erregtheit, die Wuth des alten Herrn gar nicht zu bemerken noch zu beachten, fast spöttisch lächelnd sagte er, ein Papier aus seinem Notizbuche nehmend und es dem Grafen hinreichend: »Lassen Sie uns ein Wenig zusammenrechnen. Sehen Sie hier die Summen verzeichnet, die Sie mir schulden; bemerken Sie gütigst den Datum des Wechsels den Sie zuletzt an mich ausgestellt; vergleichen Sie damit den Werth Ihrer Waldungen und sonstigen Liegenschaften nach ihrem Taxwerth — und dann sagen Sie mir selbst was Ihnen bleibt! — Der Wechsel ist nächstens fällig — Geld werden Sie schwer bekommen; und jenes Stück Land und Wald, das zu erwerben vor wenigen Tagen mir noch räthlich schien, ist für mich nutzlos geworden. An eine Erweiterung meiner Fabrik ist für jetzt nicht zu denken. Sie sehen wie die Actien stehen. — Eveline ist ein Schatz — ein Preis um dessen willen ich die werthloseren Papiere früher gern mit in den Kauf genommen hätte. — Sie, Herr Graf, wären in Ihrem Besitzthum geblieben, ich hätte es, als das zukünftige Erbe meiner Gemahlin, mit allem Comfort den Geld zu geben vermag, ausgestattet. Es sollte nicht seyn! Ich muß auf die Hand Ihrer reizenden Nichte verzichten; ich soll und muß mich eines schönen Traumes entschlagen — Banquier Reinwald ist nicht für würdig erachtet worden, seine Augen zu einer Gräfin erheben zu dürfen. Lassen Sie uns abbrechen, Herr Graf; später, später, am Verfalltage des Wechsels, werde ich mir erlauben wieder vorzusprechen!«

Und ehe der Graf sich noch von seinem Erstaunen erholen oder eine Gegenrede zu äußern vermochte, war er zur Thür hinaus.

Der Zurückgebliebene starrte einige Zeit, wie in einem bösen Traum befangen, vor sich nieder. Die Zornesader auf seiner Stirn begann mehr und mehr anzuschwellen; man sah es, er dachte seinen Verlegenheiten nach. Aber dieselben mußten nicht eben erfreulicher Art seyn, immer düsterer, immer ingrimmiger wurde sein Blick. Plötzlich jedoch hob er sich auf und wie zu einem jähen Entschlusse gekommen, ging er aus dem Zimmer und stieg zu dem Gemach seiner Nichte hinauf.

Eveline, noch in ihrem Sinnen und ihren Träumen befangen, starrte verwundert auf als sie den Oheim so unerwartet, plötzlich eintreten sah. Der aber rief ihr schon von der Thür entgegen, als er bemerkte, daß sie ihm entgegen kommen wollte: »Bleib sitzen, Kind! bleib sitzen! Was wir zu reden haben, können wir nicht im Stehen ausmachen!« Und als er sah wie Evelinens Augen ihn fragend, staunend ansahen, schrie er, mit Gewalt sich zu höhnischem Lachen zwingend: »Ja staune nur, Kind, staune! — Aber, beim Teufel! ich dachte nie, so dereinst, wie ein armer Sünder, vor einem Mädchen stehen zu müssen, wie ich jetzt vor Dir stehe. Aber die Sünden der Jugend rächen sich im Alter. Mit Einem Wort, Mädchen, ich habe toll gewirthschaftet! Wäre noch die gute, alte Zeit, es sollte mich nicht kümmern — aber wer hat jetzt noch Ansehen und Reputation — ohne Geld! — Ich hab' Dich wie ein Füllen aufwachsen lassen, hatte meine Freude an Deinem Reiten und Jagen. Hätt' Dich in ein Fräuleinstift geben sollen, statt in den Wald hinaus, damit Du fein blaß geworden wärest — und Dir einen Gemahl hättest eingarnen können, meiner Ahnen würdig. Nichts ist geschehen! — Wir haben Beide in den Tag hinein gewirthschaftet, ohne jemals an eine Rechnunglegung zu denken. Wer hatte einen Wald, wie der meinige es ist? wer hatte einen Wildstand, ehe ihn die verdammten Wilddiebe gelichtet und die neumodischen Gesetze werthlos machten, wie es der meinige war? Es war meine Passion; und die Deinige nicht minder, Mädchen. Es ist Alles werthlos geworden — und ich werde dem Sitze meiner Ahnen den Rücken kehren müssen. Mit Einem Worte, Kind — ich bin ein Bettler!«

Eveline sprang auf; tief erschüttert rief sie: »Es kann nicht

seyn! — O, und wenn es Wahrheit, warum noch diese kostspieligen Bauten, diese nutzlosen Verschönerungen?«

»Sand! Sand! in die Augen gestreut für die Welt, für die Gläubiger. War auch so eine Passion!" murmelte der Graf mehr vor sich hin, als zu Evelinen gesprochen. Die aber warf sich in seine Arme, umklammerte ihn fest und rief: »Wir wollen uns einschränken. Ich will häuslich, einfach, arbeitsam seyn. Wir wollen sparen!" — Der Graf lachte gezwungen: »Zu spät, Kind! — Es geht nicht mehr! — Es ist Alles dahin. Ich muß weichen!«

Und mit diesen Worten brach der Greis zusammen; er schien es erst jetzt zu fühlen, was es heißt: das Erbe der Väter als ein Bettler verlassen müssen.

Eveline sah es, sie kniete vor ihm nieder, sie hob ihr thränenfeuchtes Auge empor und rief: »Ist denn keine Rettung? — Es kann, es darf nicht geschehen!«

Der Graf richtete sich auf. Er schaute seinem Lieblinge so recht, recht schmerzlich in das schöne Auge; er zog sie leise, leise an sich und sagte endlich, wie zu sich selber sprechend: »Es wäre möglich!«

»O sag' es mir!« schrie Eveline wie freudig auf. »Nenne mir den Weg der Rettung und ich will ihn gehen. Sprich was soll ich thun?«

Der Greis blickte ihr in das Auge, lange, lange Zeit; man sah es, es wurde ihm schwer, recht schwer, was er sagen wollte, sagen mußte; endlich that er's; leise sprach er: »Gib dem Banquier Deine Hand!«

»Reinwald?« schrie Eveline auf. »O, nur den, nur den nicht!« rief sie lauter als zuvor — und es war als ob ein tiefer, innerer Schauer durch ihre Seele ginge. Krampfhaft zuckend barg sie ihr Haupt in ihre Hand.

Der Graf sah den Schmerz, er ahnte es was in der Brust des jungen Mädchens vorging; und es fester an sich ziehend, sagte er weich: »Eveline! — es muß seyn! — Sei stark, mein Kind! Er ist mein Hauptgläubiger, er hat mich in seiner Hand. Er ist, ich fühl' es jetzt, mein böser Dämon gewesen. Mit größter Bereitwilligkeit streckte er mir die verlangten Summen vor, animirte mich zu neuen kostbaren Anlagen und Verschwendungen. Nun hat er mich fest. Seinen Schlangenwegen war ich nicht gewachsen. Der letzte Wechsel gibt mich ganz in seine Hand. Kind! Kind! fluche mir nicht. O, mit welcher Herzensfreude hätte ich Deine Hand in die eines Mannes legen wollen, der Deiner würdig, den Du mir zugeführt! Es sollte nicht seyn. Wie hättest Du auf diesem einsamen Schlosse, an der Seite eines alten, kränklichen Mannes, einen Dir ebenbürtigen Gemahl finden sollen. Unerkannt, unbeachtet bist Du erblüht. Die Welt, die Alles weiß, wußte es längst, daß ich tief verschuldet war. Nun bricht das Schicksal herein, das Unglück wirft seine Netze über uns — und Du, Du mein armes Kind, mußst der Vogel seyn, der für sein Leben gefangen wird. Fluche mir nicht! —«

Tief erschöpft schwieg der Greis. Eveline hatte sich erhoben, gleich einer Niobe lehnte sie am Tisch; ihr Herz schien gebrochen, ihr Auge hatte keine Thränen. Der Onkel wollte sprechen, er wollte sie umfassen: sie aber winkte stumm mit der Hand, sie wollte allein seyn — und der alte Mann schlich langsam, sich immer, immer wieder umsehend nach der noch immer Schweigenden, zur Thür hinaus.

Eveline war allein.

3.

Der Banquier, nachdem er den Grafen verlassen, schlenderte langsam, wie mit sich selbst und seinem Handeln im Höchsten zufrieden, den Garten entlang. Seine Augen gingen rechts und links suchen; man sahe es, er erwartete Jemand zu finden und zu sprechen. Er sollte sich nicht getäuscht haben.

Liesbeth kam ihm entgegen. Ob dieselbe ihn erwartet oder nur zufällig traf, blieb zweifelhaft. Die kecke, hübsche Dirne zögerte näher zu kommen, sie sah sich, wie ängstlich, nach allen Seiten um. Der Banquier jedoch hatte sie kaum erblickt, als er auch schon rasch auf sie zutrat, ihr das Kinn streichelte, sie in die Backen kniff und lachend sagte: »Hab' ich Dich endlich? — Ich seh's Dir an, Du hast nichts erkundet; Du hast das Kleid, das Dir so prächtig steht, umsonst erhalten. He, Mädchen, hoffst Du mich zu betrügen?«

»Und wenn ich's thäte, thät' ich nicht Recht?« lachte schnippisch die Dirne. „Haben Sie mir nicht zugesagt den Valentin zu bevorzugen — und nun war er bei einem Haar entlassen? Ich will besser seyn, wie Sie; ich will es Ihnen sagen, daß meine Herrin seit einiger Zeit eine Andere ist. Wüßt' ich nicht das Gegentheil, ich würde meinen, sie trüge im Herzen so eine geheime, unglückliche Liebe!«

»Und wer sagt Dir, daß dies vielleicht nicht dennoch der Fall?« rief der Banquier rasch einfallend. »Ha, Mädchen, zu der Stunde, wo Du die Gewißheit Deiner Vermuthung mir bringst, lohn' ich's Dir überreich. Wahrlich nichts Schöneres könnte mir widerfahren. Das wäre Wasser auf meine Mühle! Daher also der Stolz der Dame, dies brüske Zurückweisen meiner Annäherung?«

Liesbeth schaute verwundert auf, eine solche Wirkung hatte sie von ihren leicht hingeworfenen Worten nicht erwartet. Nun wurde ihr Vieles klar. Ein zurückgewiesener, verschmähter Liebhaber ist, wenn er Geld hat, stets eine ergiebige Quelle für lauschende und horchende Dienstboten. Sinnend sprach sie daher, mehr um zu reizen, als zu beruhigen: »Es kann nicht seyn! Wüßt' ich doch kaum zehn Meilen in der Runde einen Mann der meiner stolzen Herrin zusagen würde! Und wo sollte sie denselben gesehen oder gar gesprochen haben? Es kommt selbst kein verirrter Ritter zu unserm Schloß. Und dennoch, dennoch dies sichtbare Träumen, dies Gernalleinseyn; dies Aufschrecken, so sie sich unbeachtet glaubt und nun plötzlich das Gegentheil bemerkt; sind dies nicht Zeichen einer Sehnsucht, die sich nach Befriedigung sehnt?«

»O, gewiß, Du verschmitzte, kecke Dirne!" lachte der Banquier. „Hast ja Alles an Dir selbst erfahren; wirst oft genug nach dem Valentin ausgeschaut haben. He! ist's nicht so?"

Aber Liesbeth antwortete nicht; sie hatte vor sich hin sinnend,

nachdenkend gestarrt; jetzt schrack sie auf, wie über eine Entdeckung die ihr urplötzlich aufgegangen; gleich darauf aber lachte sie auf: „Ha! ha! ha! es wäre lächerlich — und doch — Geduld, Herr! ich find's, ich hab's — ich werd' es bekommen!"

Und als der Banquier sie anstarrte und auch wieder nicht abgeneigt schien, sie zu umfangen und zu küssen, rief sie, wie verschämt kokettirend: „O, nicht doch! wenn das der Valentin säh' — er ist grausam eifersüchtig!"

„Nun, ich wär's auch an seiner Stelle!" lachte der Fabrikherr zugleich aber ernst hinzusetzend: „Bring' mir den Beweis — und wär' es tief mitten in der Nacht; ich will's Dir doppelt lohnen!"

Mit diesen Worten schritt er rasch davon, noch in der Ferne der Zofe mit dem Finger drohend.

Die aber, die stand einen Augenblick noch wie sinnend, dann aber eilte sie rasch der Stelle zu, wo sie den Valentin arbeitend wußte und war so lieb, so schelmisch schmeichelnd, daß es dem Burschen so warm um's Herz wurde, als müsse er sie jeden Augenblick umfangen und den rothen Mund ihr küssen. Ob er's gethan — ich weiß es nicht.

Droben im Zimmer aber saß noch immer Eveline. Der Himmel ihres Glücks war zusammengestürzt, um sie her war eitel Schmerz und Trübsal.

Gleich einer Waare verkauft und verhandelt! schluchzte sie.

Abends aber, als der Tag zur Rüste ging, als es stiller, ruhiger draußen im Walde wurde, da hielt es sie nicht länger im Zimmer, da mußte sie hinaus um zu sehen ob denn die Welt noch dieselbe sey, ob nicht die Bäume, die Vögel und Blumen ihr Ruhe und Kühlung zu bringen vermöchten, ob sie nicht einen Ausweg aus diesem Labyrinth des Leides und des Unglücks wüßten.

Wohl stand es bei ihr fest, ihre Hand nicht dem Manne zu geben. Es schauerte sie bei dem Gedanken Dem zu eigen zu seyn. Lieber todt, lieber im Grabe dachte sie. Aber immer wieder tauchte zwischen diesen Gedanken das Leidensgesicht des Onkels auf; immer wieder sah sie ihn, im Geist, als einen Verarmten von dem Schloß seiner Ahnen ziehen; meinte es zu hören, wie er sie auf ärmlichem Lager eine Undankbare schalt und verfluchte. — O, es waren gräßliche Bilder die sie umgaukelten. — Und anderseits, wenn sie in das scheinbar Unvermeidliche sich fügte, standen ihr dann nicht Pracht, nicht der größte Luxus zur Seite, blieb sie nicht, wo sie war, als unumschränkte Herrin? Wie viele Mädchen an ihrer Stelle würden sich noch besonnen oder gar geweigert haben?

Sie konnte nicht anders, ihr Gefühl, ihre Brust empörte sich dagegen. Sie hatte den Blick des Mannes gesehen mit dem er sie und den Grafen betrachtete, während er sich unbeachtet wähnte. Sie hatte von seiner Habsucht, seiner Selbstsucht, seinem Geiz die genügendsten Beweise. Alles, Alles schien ihr an ihm verwerflich — denn sie liebte ihn nicht. Ihr Herz schlug einem andern Manne entgegen. Und den, den hatte sie von sich gestoßen in eitel Trotz, Verblendung und Hochmuth. — Wer enträthselt eines Weibes Herz? O, warum war der, den sie geliebt und dessen Andenken, seit der Trennung, sich nicht aus ihrer Brust wollte vertilgen lassen, dessen Bild sich nun erst recht breit in ihrem Herzen zu machen begann, nicht reich, nicht ihr an Stellung und Ansehen ebenbürtig? — Wie glücklich, glücklich hätte sie seyn und werden können — und wie elend fühlte sie sich nun. Trostlos ging sie dahin. —

Und die Rehlein, ihre Lieblinge kamen, zutraulich, altklugen Auges sie anstarrend. Sie beugte sich nieder zu ihnen, sie liebkoste sie — und hätte weinen mögen. Aber sie ermannte sich, sie wies die Thiere von sich, eilte hin, schwang sich auf ihr Roß und jagte dahin ruhelos wild die Haide entlang über Berg und Thal. Sie wollte sich Ruhe erreiten.

Und immer stiller, ruhiger wurde es im Walde; ruhiger wurde es in ihrer Brust. Die Vögel hatten ihr Abendlied gesungen, das Wild kehrte von der Tränke nach dem Dickicht des Waldes zurück, die Mondsichel schwebte gleich einer Friedensfahne am Himmel entlang. Langsam ritt sie dahin, unbeachtet des Weges, dem Roß den Zügel lassend.

Plötzlich stutzte dasselbe, Eveline blickte auf. Dort unter dem Baum saß ein Mann. Es war der Faktor. Sie erkannte ihn. Auch er erkannte sie. Niemand sprach. Keines von Beiden mochte den Anfang einer Unterredung machen.

Eveline fühlte das Peinliche der Scene. Sie mochte fühlen und denken, daß es an ihr sey zuerst das Wort zu ergreifen, sie fühlte sich im Unrecht — und das Herz war ihr so übervoll. Sie hatte seiner ja heut noch nie vergessen. Rasch sprang sie vom Pferde, rasch trat sie zu ihm heran und sagte weich, wehmüthig ihm die Hand reichend: „Wollen Sie mich nicht mehr erkennen?"

Er aber, er blickte sie an voll tiefem, innerem Schmerz, doch um seine Augen leuchtete es, wie ein heiliges, hell glänzendes Feuer; voll Manneswürde, aber ohne Stolz und Hochmuth, sagte er: „Ich glaubte nicht Sie wieder zu sehen! O, Eveline als ich Sie sah, als ich Sie kennen lernte, da ging mir ein Stern am Horizonte meines Lebens auf. Es schien mir nichts zu schwer, nichts zu hoch, mich dieses Glückes würdig zu machen. Und was ich mir vorgenommen, was ich mir erdacht, es wäre mir gelungen. Der Mann, er wächst mit seinem Werk. Jetzt bin ich nichts als ein einfacher Faktor, der Leiter und Ueberwacher einer kleinen, gleichsam erst im Entstehen begriffenen Fabrik. Ist es unmöglich, daß aus diesem Hundert von Arbeitern die gegenwärtig unter meiner Leitung, nicht auch Tausende werden? Ist es eitel Stolz und Hochmuth wenn ich wähnte, daß aus dem bescheiden untergeordneten Faktor dermaleinst der Direktor oder Besitzer einer solchen Fabrik werden könnte? — Und wenn es geschehen, denn meine Zeugnisse, meine Kenntnisse berechtigen mich zu solchen Hoffnungen — würde es da zu kühn, zu verwegen gewesen seyn, wenn ich gekommen wäre, frei, offen um Ihre Hand zu bitten? — Und würde eine Verbindung dieser Art für Sie eine Mesalliance gewesen seyn? — Es sollte nicht seyn — es war ein Traum. Sie ließen mich an Liebe, an herzinnige Gegenliebe glauben, sie wiegten mein Herz in eitel Glück — um es plötzlich ohne Grund aus Stolz und eitler Mädchenlaune von sich

zu stoßen. Der arme, unbedeutende Faktor war der Gräfin nicht mehr genehm. Wer wahrhaft liebt, dem ist kein Opfer zu groß. Vertrauen ist seine Sonne; das Leid, der Schmerz sein Diadem!“

Er konnte nicht weiter sprechen. Eveline fiel ihm in's Wort, sie rief, sie schluchzte auf: „Nicht weiter! Sie zerreißen mein Herz. O, wüßten Sie wie elend, wie grenzenlos elend ich bin; Sie würden mich für genugsam bestraft erachten, so ich Sie beleidigt und verletzt. - Victor! lieber Victor, mein zweiter Vater Graf Warnsdorf ist ruinirt, sein Stammsitz ist für ihn verloren, falls ich nicht des Banquiers Gattin werde. — Und ich, ich kann es nicht!“ —

Sie hatte die letzteren Worte leise, ganz leise gesprochen, dennoch hatte sie der Faktor gehört, aber er entgegnete nichts. Er hatte nur ihre Hand genommen, unbewußt, unbemerkt. Jetzt drückte er sie, jetzt zog er sie leise, leise zu sich hinan — und sie, sie lehnte sich an seine Brust und weinte bitterlich.

Er ließ es geschehen. Wie zu sich selber sprechend sagte er: „Wie hab' ich Dich so lieb gehabt!“

Doch als habe er mit diesen Worten auch seine Lage auf's Neue erkannt, drängte er sie sanft zurück und sprach: „Leben Sie wohl!“

Sie schluchzte auf, sie rief wie in wildem Schmerz: „So geben auch Sie mich auf? — O über Euch kalte, herzlose Egoisten!“

Rasch riß sie sich los und eilte zu ihrem Pferde. Er aber, er ergriff sie auf's Neue bei der Hand und sagte weich, wie bittend, sie noch einen Augenblick festhaltend: „Es tobt der Schmerz in Ihrer Brust. Die nächsten Tage werden einer ruhigern Ueberlegung Platz machen. Sie werden sich entscheiden. Was Sie aber über sich selbst verhängen mögen, wie Ihr Loos auch falle, erinnern Sie sich meiner, wenn Sie mich bedürfen. Leben Sie wohl!“

Er trat zur Seite und war zwischen den Bäumen verschwunden.

Eveline schwang sich auf ihr Roß und ritt schweigend in die Nacht hinein.

Aber wie! huscht hinter dem Gesträuch nicht ein Schatten hervor, hebt eine Gestalt sich nicht auf — und geht spähend, leise den Berg hinab? O, gewiß, es ist die Liesbeth die dort gesessen, die gelauscht und alle Worte vernommen. Sie hatte, im Begriff zum Stelldichein mit dem Valentin zu gehen, den Faktor zufällig am Baume sitzen gesehen. Von Ahnung und Neugier erfaßt war sie herzugeschlichen und hatte sich hinter dem Strauch verborgen. Eveline war gekommen. Sie hatte sie erkannt; sie hatte Alles gesehen und gehört. Sie wußte genug. Ihre Vermuthung, ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht: ihr Fräulein liebte den Faktor, dessen Namen sie einst so eigenthümlich weich von ihren Lippen gesprochen, vernommen. Im Wohllaut der Sprache offenbart sich oft des Herzens Drang, der Liebe Weh und Glück.

Die Liesbeth hatte genug gehört. Wie freute sie sich darauf dem Herrn der Fabrik so bald diese Mittheilung machen zu können. Die Liesbeth war nicht schlecht, sie war nur leichtsinnig, eitel, der Putzsucht ergeben; Schadenfreude blickte aus ihren Augen; es freute sie, einer Dame, wie Eveline ihr war, Etwas nachsagen zu können.

Und dann waren die Geschenke des Fabrikherrn nicht mitzunehmen? Hatte er nicht versprochen sie reichlich zu belohnen — und würde vielleicht ihre Herrin es ihr selber nicht späterhin danken, daß sie dies Verhältniß an das Licht gezogen — und sie auf diese Weise dem Banquier leichter in die Arme geführt? Meinte sie doch, schon die Scham, die Angst vor dem Lautwerden dieser Liebe, der ja doch nie eine Heirath folgen könne, werde sie den Wünschen des Grafen gefügiger machen. Und war dadurch nicht dem Valentin und ihr mit, eine gute Zukunft gesichert? Jetzt freilich durfte dieser von dem Ganzen nichts wissen, denn er hielt grausame Stücke auf seinen Faktor. Aber wie lange würde denn der überhaupt noch an der Anstalt seyn? Wird er nicht das Weite suchen, wenn Eveline die Gattin seines Herrn geworden? So dachte sie und legte sich Alles zurecht, bis sie zuletzt selber meinte und sich einredete, sie thue noch ein gutes Werk, wenn sie ein Verhältniß gänzlich zum Bruche bringe, dessen Bestand doch wohl niemals Segen bringen könne. Sie suchte sich selbst zu betrügen — und betrog sich gründlich.

Es war dunkel geworden, der Mond am Himmel verschwunden, sie kannte Weg und Steg zum Thal, zur Fabrik hinab.

Der Valentin erwartete sie nicht mehr, das wußte sie. Die Zeit ihres zugesagten Kommens war längst vorüber. Sie wollte ihn morgen sprechen — und sich gehörig entschuldigen. An einer Entschuldigung sollte es nicht fehlen.

Oder wie? dachte sie, vielleicht ist der Banquier in seinem Comptoir, sie findet ihn allein, spricht ihn rasch — und es bleibt noch Zeit den Valentin aufzusuchen — und durch ein unerwartetes Kommen zu erfreuen.

So dachte sie; und schnell flog sie den Berg hinab, dem Thal, der Fabrik zu.

Und der Herr derselben saß mit seinem Werkführer zusammen im Comptoir. Es war die Stunde wo der Letztere seine Geheimnisse anzubringen pflegte, wo er die Ränke schmiedete, die zu anderer Leute Verderben dienen sollten.

Heute hatte er wieder, wie gewöhnlich, den Faktor vor. Der Mann war ihm ein Dorn im Auge; seine Aufrichtigkeit, seine Gewissenhaftigkeit hatte bereits viele seiner Schliche zu Schanden gemacht. Die Fallstricke, die ihm gelegt wurden, prallten an seiner Rechtlichkeit ab, die durch nichts zu erschüttern war. Der Mann war ein Charakter durch und durch; und so mußte er schon aus diesem Grunde dem Werkführer überall im Wege seyn, zumal derselbe selten auf dem geradesten ging. Auch heute wußte er Vieles vorzubringen, ohne jedoch seine Absicht, den Faktor aus seiner Stellung zu verdrängen, erreichen zu können.

„Geduld, Werkführer!“ sprach der Herr, nachdem er alle Klagen und Angebereien vernommen; „Geduld, sage ich. Der Lenz ist mir, wie Ihnen, durch sein Auftreten unbequem geworden. Er denkt und meint, die Fabrik könne ohne ihn nicht

bestehen! Geduld! sage ich, der Brückenbau wird sein Ende erreichen — und mit ihm die Herrschaft des Faktors. Dann ist seine Stelle leichter durch einen Anderen zu besetzen. Er wird mir überdies in jeder Hinsicht unbequem; er verdirbt mir die Leute durch sein Benehmen zu ihnen. Jetzt kann allein Furcht und Strenge solche Geister in Ruhe erhalten. Er will es durch Belehrung, Milde und weiß der Himmel wie jetzt diese neumodischen, socialistischen Ideen heißen. Thorheit! Die Leute werden aufsässig — —"

„Besonders der Valentin!" fiel der Werkführer ein. Doch der Herr winkte Schweigen und sagte: „Lassen wir den, auch seine Zeit wird kommen. Für jetzt wünsche ich, daß er bleibe. Aber Augen und Ohren auf, Werkführer. In Tagen wie die unserigen sind, wo der Aufruhr überall emporwächst, können wir nicht wachsam genug seyn. Allein es ist auch eine Zeit der Aufregung, in der die Worte bei öffentlichen Versammlungen nicht gewogen werden. Ein kluger Mann weiß solche dem Staat und der Gesellschaft gefährliche Reden bei sich zu behalten — um sie zur gelegenen Stunde, als Handhabe für andere Zwecke zu benutzen. — Reden ist Silber; aber Schweigen ist Gold, Geduld, Werkführer!" — —

„Aber horcht, schlich nicht jemand draußen vor der Thür?" Der Fabrikherr sprach's, er nahm die Lampe vom Tisch und leuchtete zur Thür hinaus. Er hatte sich nicht geirrt, er hatte recht gehört. Die Liesbeth war gekommen; sie kauerte, ängstlich aus Furcht von unzeitigen Augen gesehen zu werden, in der Ecke des Flurs. Er sah sie gleich — und rasch die Thür hinter sich schließend, ehe der Werkführer noch zu folgen vermochte, öffnete er die Nebenthür seines Gemachs — und deutete dem Mädchen durch einen Wink an hineinzuschlüpfen.

Die Liesbeth verstand ihn gleich, wie ein Schatten huschte sie in das geöffnete Zimmer — und der Fabrikherr, dasselbe wieder schließend, trat in sein Comptoir zurück unbefangen sich stellend, vorgebend er habe nichts gefunden, nichts bemerkt; er müsse und werde sich geirrt haben.

Der Werkführer schwieg. Er hütete sich zu gestehen, daß er einen Blick über die Schulter seines Herrn hinweggethan — und die Liesbeth erkannt habe. Ihm war es genug, daß er dieselbe gesehen. Das Uebrige ersetzte und ergänzte ihm seine geschäftige Phantasie, sein schlechtes Herz.

Er wechselte noch wenige gleichgültige Worte mit dem Herrn — und schlich dann, einer Katze gleich, zur Thür hinaus. Bald darauf verließ auch dieser sein Comptoir.

Liesbeth stand zitternd in der Mitte des Zimmers, als Reinwald eintrat. Es war sie doch eine Furcht überkommen — und die Ahnung nicht auf richtigem Wege zu seyn, überschlich sie. Der Eintretende bemerkte es. Aber zum ersten Mal auch schien er erst in Wahrheit zu fühlen, wie schön, wie frisch das junge Mädchen sey. Die Angst, die Scham, die ihre Wangen röthete, machte sie allerliebst.

„Du zitterst, Kind," sagte der Banquier leutselig, wie von Besorgniß erfüllt. „Du bist gelaufen und wirst ermattet, müde seyn. Komm, setze Dich, und hier, trink ein Glas von meinem Wein!"

Mit diesen Worten nöthigte er sie, halb mit sanfter Gewalt zum Sopha und reichte ihr den Wein, den er selbst aus dem Schrank geholt.

Liesbeth wollte nicht ängstlich, nicht zimperlich erscheinen; sie lachte verschämt und trank. Der Wein goß Feuer in ihre Adern.

Der Banquier hatte sich zu ihr gesetzt; er hatte sie freundlich, vertraulich nach der Ursache ihres Kummers gefragt — und die Liesbeth hatte erzählt Alles, Alles was sie gesehen und gehört. Er hatte ihr auf's Neue, unbemerkt das Glas gefüllt, er hatte sie zum Trinken genöthiget, mehr als gut war. Er hatte seine nette, reich gefüllte Börse ihr in den Schoos geschüttet; er hatte viel und mancherlei mit ihr gesprochen von ihrer Zukunft, von dem was er zu thun gedächte. Und die Liesbeth hatte geplaudert wie ein Kind, hatte den Worten gelauscht, die ihr gesagt wurden — und die gar oft das Blut ihr in die Wangen trieben. Sie hatte es geduldet und gelitten, daß er den Arm um ihren Nacken schlang; erst widerstrebend, dann schämig gewährend, bis seine Lippen die ihrigen fanden. Die Lampe erlosch. — Es ist Nacht, tiefe, dunkle Nacht; der Himmel ist mit Wolken bedeckt; der Wind rauscht durch die Bäume, Raubvögel schwirren durch die Luft.

Wie von den Furien der Verzweiflung gejagt, eilt die Liesbeth nach Haus. Es war Nacht, in und um ihr tiefe, dunkle Nacht.

4.

Und die Tage, Wochen gingen dahin. In der Fabrik war das gleichmäßige, rührige Treiben wie ehedem, nur in den Feierstunden, während der Vesperzeit standen die Arbeiter öfter denn je und debattirten über die Welthändel und Zeitereignisse, deren Schlagschatten und Erschütterungen auch bis zu diesem Thale drangen. Es war ja das Jahr Achtzehnhundert acht und vierzig. Und dieß sagt genug. Aber wir schildern ja nicht jene Zeit, wir schreiben nicht jene Geschichte jenes Jahres, sondern nur eine einfache Erzählung, die durch die Tage jenes Jahres mehr oder weniger Licht oder Schatten erhielt; und deren Personen stärker oder geringer von dem damaligen Geiste, der durch die Herzen der Völker flutete, berührt wurden. — Wer weiß, was schon in den Tagen, die wir zu schildern unternehmen, in und um der Fabrik geschehen wäre, wenn nicht das Ansehen das der Faktor bei seinen Untergebenen genoß, ein so unerschütterliches gewesen wäre, wenn der nicht sein Thun, Reden und Handeln auf Gerechtigkeit basirt hätte. Achtung vor dem Gesetz! war sein Wahlspruch. Und er folgte demselben, unbekümmert ob dasselbe ihm Vortheil oder Nachtheil brachte. In Gerechtigkeit lag die Richtschnur seines Lebens, sie bestimmte auch sein Auftreten den Arbeitern gegenüber. Bei allem Diesem war er stets auf Belehrung seiner Untergebenen bedacht. Kenntniß ist Macht, rief er — und stand nicht an den Inhalt eines Flugblattes zu lichten und zu erklären, wenn sich ein solches nach der Fabrik verirrt hatte und die Gemüther in Aufruhr zu bringen drohte. Zu diesem Allem kam, daß er das Vertrauen der Arbeiter be-

saß — und dieß gab ihm eine Macht, wie kein Gesetz, keine Gewalt sie ihm zu geben vermochte. Dieß war der Grund, daß die Fabrik bis jetzt von Excessen verschont geblieben war.

Banquier Reinwald erkannte und fühlte auch in dieser Hinsicht den Werth des Faktors; und wer weiß, ob nicht auch zwischen diesen beiden Naturen eine Uebereinstimmung der Ansichten wäre zu Tage gekommen, wenn nicht eben der Werkführer stets das Feuer des Neides und der Zwietracht in dem Herzen des Fabrikherrn angefacht hätte. Dem Werkführer war der Faktor nun einmal ein Spiegel, aus dem er seine eigene Nichtigkeit und Erbärmlichkeit sich entgegentreten sah. Letzterer, der die Intriguen seines Feindes kannte und genugsam wußte, durch welche unlautere Mittel er sich die Gunst seines Herrn zu erhalten bemüht war — war zu stolz sich nur durch ein Wort zu vertheidigen; er lebte und war der Meinung, daß sein offenes redliches Thun, Reden und Handeln der beste Schild gegen allen Neid und die Kabalen seines Feindes sey. — Es war ein Irrthum wie ihn redliche, offene Charaktere nur zu leicht begehen. Auch für ihn sollte sich die Schlange finden, die seine Ferse verwundete.

Auf dem Schlosse droben schien gleichfalls Alles den altgewohnten Gang zu gehen; nur ein genauerer Beobachter hätte vielleicht an Diesem und Jenem bemerkt, daß es anders sey, denn ehedem. Nur selten eilte Eveline noch in den frischen grünen Wald hinaus; ernster, sinnender denn je schritt sie durch den Garten. Die Rehlein wußten es sich nicht zu erklären, woher es kam, daß ihre Herrin sie gar nicht mehr so freundlich willkommen hieß, als dieß sonst der Fall gewesen; sie schauten verwundert altklugen Auges auf, wenn sie kam — und eilten traurig davon, wenn sie sich nicht beachtet sahen.

Auch die Liesbeth schien ihre frühere Munterkeit verloren zu haben. Sah sie ihre Herrin still, sinnend vorübergehen, dann zuckte es in ihrem Gesicht wie Schmerz und Weh; dann war es, als müsse sie aufspringen und sich derselben zu Füßen werfen, rufen und sagen: „Ich hab Dich verrathen, ich bin es nicht werth von Dir so sanft und milde behandelt zu werden!"

Sie that es nicht, sie zwang sich selbst zu wilder Lustigkeit, wenn der Valentin kam und sie zum Tanze führte; wenn er glücklich zufrieden sie ansah und von der Zukunft sprach, die so rosig vor seinen Blicken lag. Nur in der Nacht, wenn Alles um sie schwieg, dann weinte sie laut und tränkte ihr Kissen mit Thränen. Graf Warnsdorf aber schien derselbe geblieben zu seyn, wie ehedem. Sein Stolz ließ es nicht zu, daß nur Einer seiner Untergebenen einen Blick in sein Inneres gethan hätte. Nur wenn er allein im Zimmer saß, wenn er den Stuhl sich zum Fenster gerückt hatte, dann blickte er länger und wehmüthiger als sonst auf den Wald hinaus, dann warf er prüfende, sorgende Blicke nach dem Plätzchen vorm Hause umher — und seine Lippe murmelte wohl: wie lang, wie lange wird es noch mein eigen seyn?

Er hatte mit Evelinen, seit jenem Tage, nicht wieder über seine Verhältnisse gesprochen; er hatte sie mit keiner Sylbe zu einem Schritte gedrängt; aber sein Auge, das oft so prüfend, so ernst auf ihr geruht, hatte mehr gesagt, als die längste Rede; sein trüber umherschweifender Blick, war einschneidender in ihre Seele gegangen, als dieß ein hartes Wort zu thun vermochte. Und heute, heut war ein entscheidender Tag, heut mußte der Würfel fallen; heut mußte es klar werden, ob Banquier Reinwald von jetzt ab als Freund oder Feind dem Hause gelten wollte. Der vom Grafen ausgestellte Wechsel war fällig. Die Zahlung konnte nicht geleistet werden.

Der Fabrikherr war seit jenem erwähnten Tage nicht wieder im Schloß erschienen; es war als wolle er den Bewohnern Zeit gönnen sich ihre Geschicke zu ordnen und selbstständig zu leiten; kein Wort, von seiner Seite, sollte in ihre Handlungsweise eingreifen. Oder wie, war er seiner Sache zu gewiß? oder war auch dieß ein wohlüberlegter Plan? — Er schien seine Gegner zu kennen — und glaubte sicher zu gehen.

Und gewiß, es gibt für einen ahnenstolzen Mann wohl kein drückenderes, unerquicklicheres Gefühl, als sich von harten Gläubigern gedrängt zu wissen; wenn er sich sagen muß, daß Nichts sein eigen mehr, was ihn umgibt, daß Alles was die Welt als ihm gehörig betrachtet, nur eitel Schein und Hochmuth ist. Graf Warnsdorf fühlte und erkannte es. Noch wenige Stunden — und — und — oh, er mochte den Gedanken nicht ausdenken, es war ihm als könne er es nicht ertragen, was wie ein drohendes Gespenst ihm näher und näher rückte; — Im Schuldthurm sitzen — hilf Himmel! lieber eine Kugel durch den Kopf! Er dachte es! — Aber so weit konnte und durfte es nicht kommen. Noch nannte er ja einen Theil des Waldes sein eigen; noch konnte er Felder, Aecker verpfänden! — Doch nein, nein es lasteten Hypothekschulden darauf — er konnte, konnte Nichts mehr thun! — Aber Eveline! — Der Gedanke blitzte in ihm auf. Sie konnte, sie durfte ihn nicht verlassen, sie mußte ihre Hand vergeben. Ihr Herz verlangte ja niemand! — Und bah! Was ist es denn Großes mit dem Herzen? — Jugendthorheit. Was thut's, daß der Mann alt — und sie jung. Sie lebt sich hinein; der Gedanke mich gerettet zu haben, wird und muß sie mit Allem versöhnen. Sie wäre undankbar, sie wäre — —"

Er dachte den Gedanken nicht weiter aus; ein jäher Schreck durchzuckte ihn; die Stunden waren verflogen, der Wechsel fällig; Banquier Reinwald trat mit dem Glockenschlage ein. — Das war ein ernstes peinliches Wiedersehen! Der Graf wollte aufstehen, er wollte seinem Gegner entgegen gehen, aber die Füße versagten ihren Dienst. Er sank schwach auf den Sessel zurück. „Das verdammte Podagra!" rief er und wollte sich zum Lachen zwingen. Der Banquier jedoch kam ihm entgegen und sagte gemessen: „Warum sich bemühen? Ich denke unsere Geschäfte können wir im Sitzen abmachen. Sie erlauben wohl!" Und sich einen Sessel heranziehend, ließ er sich nieder, holte sein Notizbuch aus der Seitentasche seines Rockes heraus, und schickte sich an dasselbe in aller Ruhe zu öffnen.

Der Graf aber, diese Manoeuvres bemerkend, schien, einen tollen Humor zur Schau tragend: „Lassen Sie es sitzen, das verwünschte Papier! — Herr! ich glaube bestimmt, nur der Teufel kann die Wechselpapiere erfunden haben. Es ist als ob man mit solcher Schrift — —"

„Sie wollen doch nicht sagen: sich dem Gott-sey-bei-uns verschriebe!“ fiel der Banquier toll lachend ein. „Muß ganz gehorsamst danken. Bin nur ein armer Kaufmann der in diesem Augenblicke seines Geldes sehr benöthigt ist, und kommt, und sich erlaubt gefälligst anzufragen, ob der Herr gesonnen diese Schrift anzuerkennen, als die seinige — und zu zahlen belieben?“

Und mit diesen Worten hatte er den Wechsel herausgenommen und präsentirte ihn dem Grafen.

Der aber, der prustete auf und fragte lauernd, gedehnt, sein Auge auf dem des Banquier haftend: „Und wenn ich nicht zu zahlen im Stande wäre?“

„Das wäre schlimm, im höchsten Grade schlimm! Ich rechnete bestimmt auf die Summe. Ueberdies würde es mir leid thun, die Sache dem Gericht übergeben zu müssen — Wechselschulden — —“

Mehr sagte er nicht, er ließ das Uebrige errathen. Aber der Graf verstand ihn und hatte ihn vom ersten Worte an verstanden; er fühlte sich plötzlich unbequem in seinem Sessel, er hob sich mit Gewalt in die Höhe — und prustete mit sichtbarer Röthe im Gesicht: „Zum Kukuk, Herr! Sie werden doch nicht! — — Aber nein, nein, Sie werden bedenken —“

„Was bedenken?“ fiel der Banquier ein und lächelte satanisch. „Ein Kaufmann braucht sein Geld! ich möchte es jetzt nicht wagen meinen Arbeitern den Lohn schuldig zu bleiben, Sie wissen in welcher Zeit wir leben!“

„Nun, eben darum meine ich, es ließe sich — —“

„Was? Belieben der Graf sich vielleicht deutlicher auszusprechen?“

„Sie äußerten einmal! — Herr! muß ich's denn sagen — Eveline! — —“ Mehr konnte der alte Mann nicht über seine Lippe bringen. Es war als ob der Angstschweiß ihm auf die Stirne getreten sey. Er prustete und ließ den Stock ziemlich unsanft aus der Hand auf die Erde fallen.

Der Banquier aber — obgleich ein genauerer Beobachter als der Graf in diesem Augenblicke war, einen geheimen Triumph in seinem Auge bemerkt haben würde, — sagte ruhig, gedehnt, wie als beträfe es eine abgemachte, abgethane Geschichte: „Freilich! Freilich! Es gab eine Zeit, wo der Gedanke den Sie mir in die Erinnerung zu rufen belieben, für mich eine Seligkeit in sich schloß. Fräulein Evelinen die Meine nennen zu können, war das Ziel meiner geheimsten Wünsche. Die Zeit liegt hinter mir. Ich mußte dieß Ziel zu erreichen aufgeben, wie jeder Mann es gethan hätte, nachdem ich in Erfahrung gebracht, daß das Herz Ihrer Nichte bereits gewählt!“ — —

Der Graf der in sichtbarer Aufregung den Worten des Banquier gelauscht, ward bei dem letzteren glühend roth, der Zorn schwellte seine Adern, heftig rief er: „Herr! Was denken und meinen Sie! — Eveline hätte gewählt? Sie liebe einen Andern? Thorheit — Dummheit. Es müßte dann ein Mann vom Monde gefallen seyn. Ueberlegen Sie doch, denken Sie! — Aber ich seh's, Sie wollen mich äffen, Sie verlangen, ich solle Ihnen das Mädchen selbst entgegen bringen. Bedenken Sie — —!“

„Ich bedenke nur dieß Eine!“ rief der Banquier und spielte mit dem Wechsel in seiner Hand; „Fräulein Eveline scheint für mich verloren!“

„Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie im Irrthum? Ich müßte blind und toll seyn!“ —

Und ehe der Banquier ihn zu hindern vermochte, stand er auf und schrie zur Thür hinaus: „Eveline!“

Der Banquier rief scheinbar erschreckt: „Ich bitte Sie, Herr Graf, bedenken Sie; was hat diese ganze Angelegenheit mit unserm Geschäft zu thun?“

Aber der Graf hörte nicht auf seine Worte, er drängte ihn unsanft von seiner Seite zurück und rief: „Es wäre allzu lächerlich; es kann nicht seyn. Sie sollen und müssen sich selbst überzeugen, daß Sie mir eine Unwahrheit hinterbracht. — Dann machen Sie was Sie wollen!“

In diesem Augenblicke trat Eveline, die in ihrem Zimmer gewesen war und den Ruf vernommen hatte, ein. Sie trat sichtbar bleich, aber unbeschreiblich schön dem Grafen entgegen, während ihr Auge zugleich den Banquier in sichtbarer Beklommenheit streifte.

„Du verlangtest nach mir!“ sagte sie weich und lehnte sich, wie ermattet, am Tisch. „Bedarfst Du meiner?“

Der Graf der beim Eintritt der Nichte, verwirrt und mit sich selber noch uneins, das Auge gesenkt hatte, und nun dasselbe wie in raschem Entschlusse hob, rief, weniger zart, als nur hoffend die Sache rasch zum Ende zu führen: „Ich danke Dir, Kind, daß Du sofort gekommen. Dein alter Oheim, Dein zweiter Vater hat Dich mit Allem früher bekannt gemacht. Du hast Zeit gehabt Deinen Entschluß zu fassen: Herr Banquier Reinwald hat auf's Neue um Deine Hand gebeten — und ich, ich denke Du wirst dieselbe ihm nicht versagen!“

Eveline erbebte. Das hatte sie nicht erwartet, wenigstens so rasch und entschieden nicht. Sie mußte am Tisch sich halten, sie fürchtete zu sinken, sie konnte nicht sprechen.

Der Graf der in gespanntester Erwartung sie betrachtete, nahm ihr Schweigen für geheime Ablehnung des Antrags — und den sichtbaren Hohn und Spott in dem Auge des Banquier gewahrend, gleichsam als wolle er sagen: hab ich unrecht? reizte ihn zum Zorn. Wild und schneidend rief er: „Ha! Du schweigst? Du verschmähst die Hand, die sich mir zur Rettung und Dir zu zeitlichem Glücke bietet? Mädchen, ich könnte Dir fluchen, so es wahr, was die Welt sich flüstert, was ich für Lüge und Schmähsucht bisher genommen; daß Du im Herzen eine thörichte, Deiner wohl gar unwürdige Liebe nährtest — und um dieser Liebe willen Dein Glück von hinnen stießest — und mich — —“

Er sprach nicht weiter. Eveline war bleich, marmorbleich geworden, es war als ob alles Blut ihr aus dem Herzen wiche. Einen Blick der tiefsten Verachtung, des bittersten Hasses warf sie auf den Banquier.

Der aber, der ergriff ihre Hand, und rief dem Grafen in die Rede fallend: „Verzeihung! O rechnen Sie nicht mir diese Worte an; lassen Sie mir diese Hand — und geben Sie mir mit derselben Glück und Freude für dieß Leben!“

Sie sagte Nichts; aber sie entzog ihm auch nicht ihre

Hand. Sie ließ Alles mit sich geschehen; sie fühlte sich wie zum Tode ermattet. Sie hatte vor sich selbst, in eitlem Stolz, einer hochheiligen Liebe entsagt. Sollte sie dieselbe jetzt gestehen? Der Graf hing mit sichtbarer höchster Erwartung an ihren Lippen. Sie sagte Nichts; und er nahm ihr Schweigen für eine Bestätigung seiner Wünsche. Er athmete auf, er fühlte sich gerettet. Er trat zu ihr hinan, er nahm sie in seine Arme, er küßte sie auf die Stirn — und sagte, ihre Hand auf's Neue in die des Banquiers legend: »Gott segne Euch; Gott lohn' es Dir. O, ich wußte es, daß Du mein gutes, liebes Kind sein würdest. Deine Verläumder sind geschlagen!« —

Sie sagte Nichts. Mühsam hob sich ihre Brust, mit leiser klangloser Stimme sagte sie zum Banquier: »Lassen Sie mich gehen. — Gönnen Sie mir Ruhe. — Ich bedarf sie.«

Mehr sagte sie nicht. Langsam, wie auf den Tod getroffen schwankte sie zur Thür hinaus.

So war sie denn also Braut, erklärte Braut des Mannes den sie nicht liebte, nicht einmal achtete. Wie kam sie sich selbst in diesem Gedanken so nichtig, so verachtungswerth vor. War nicht ihr ganzes Leben von nun ab zu einer Lüge, zu einer Unwahrheit geworden? Würden die Blüthen ihres Myrtenkranzes ihr nicht, gleich Dornen, das Haupt blutig drücken? Und was mußte Er, der sie so hoch in seinem Herzen gestellt, dem sie der höchste Preis des Lebens gewesen war, dem ihr Lächeln Lust und Freudigkeit zum Arbeiten gebracht, und ein trüber Blick von ihr, gleich Nebelschatten über seine Seele sich lagerte, von ihr denken? Mußte sie in seinen Augen nicht in den Staub gesunken seyn; ein gewöhnliches Mädchen nur, das um des Geldes, der Stellung im Leben und des Ansehens wegen, sich einem Manne zu eigen gab, den sie nicht achtete und ehrte? — Was war aller Glanz der Welt gegen die innere Seligkeit des Herzens, gegen die Reinheit einer ungetrübten Seele, gegen das Gefühl geliebt zu seyn und dieser Liebe würdig und werth gehandelt zu haben? Die Liebe ist das Höchste, das Reinste, das Göttlichste in eines Menschen Brust; sie ist das Diadem, das ein Gott um unser Haupt gelegt, um aus jeder Wirrniß und Versuchung des Lebens rein und makellos hervorgehen zu können. Wer der Liebe sich verlustig erklärt, zieht sich selbst in den Staub, und um seine Seele legt es sich wie Nacht und Finsterniß, wie Nebelschatten, die keinen sicheren Tritt gestatten.

Eveline fühlte, empfand dieß Alles. Sie fühlte sich wie umgewandelt, wie vertauscht. Wohl kam der Verstand, der kalte, nüchterne, berechnende Verstand, um ihr Thun und Handeln zu beschönigen; er flüsterte und sprach von Kindesliebe, Dankbarkeit und Opferfreudigkeit; von nothwendiger Stellung im Leben, von Träumen die das Leben nie verwirkliche; — aber das Herz gewann immer wieder die Oberhand und die Liebe rief: mit mir und durch mich, wird dir der Sieg. — Jetzt, wo sie Alles verloren sah, wo sie jede Brücke zu ihrem Lebensglücke hinter sich abgebrochen glaubte, fühlte und empfand sie es zum ersten Mal in ganzer Größe und Klarheit, daß die Liebe, die sie einst aus ihrer Brust in nichtigem Stolz und Hochmuth so leicht zu reißen wähnte, niemals gewichen sey, sondern von allen Schlacken sich geklärt habe und siegestrunken in ihr wohne. Wie hoch, wie fest, wie männlich gediegen klar stand in diesem Augenblicke der Mann vor dem Auge ihrer Seele, den sie geliebt und den sie, wie sie es jetzt im Schmerz der vollendeten Trennung fühlte, unendlich mit jeder Faser ihres Herzens liebte! Sie fühlte und empfand es tief, wie sie an der Seite dieses Mannes, theilnehmend an seinen Bestrebungen, seinen Arbeiten, seinem Schaffen, seinem Denken und Empfinden, mit ihm an Geist und Wahrheit gewachsen wäre; wie sein Geist sie ebenbürtig gemacht hätte, das Höchste zu verstehen, dem Höchsten, das Kunst, Wissenschaft und Industrie hervorzubringen im Stande war, an die Seite zu treten. Was hätten in diesem Gefühl, in dieser Größe und Klarheit, die Schmerzen, die Kämpfe gewogen, die das Leben geschlagen? — Sie hätte Theil gehabt an seinem Ringen nach dem Besseren; sie hätte durch ein Lächeln die Sorgen von seiner Stirne gescheucht und durch ein inniges Umfangen, nach angestrengtem Tagewerk, ihm Frohsinn in die Seele gehaucht. — —

Das wäre geschehen! in seinem Ruhm, in seiner Ehre, wäre sie groß geworden, in seiner Anerkennung, die ihm nicht fehlen konnte, hätte sich ihr Auge gespiegelt.

Es sollte nicht seyn! — Verloren, begraben für immer. Sie fühlte, sie empfand es; aber sie ahnte auch, welch ein Loos ihr bevorstand an der Seite — —

Sie dachte den Gedanken nicht aus, sie schauderte tief im Innern zusammen; sie ging zum Tisch und weinte bitterlich. So saß sie lange, lange Zeit. Die beiden Männer drunten im Zimmer hatten ihre Angelegenheiten besprochen und in Ordnung gebracht. Was kümmerte sie das Herz eines Mädchens? sie hatten Geschäftssachen, Geldangelegenheiten vor. Der ehelichen Verbindung, des Brautstandes wurde beiläufig erwähnt, nur so weit, als die anderweitigen Angelegenheiten dieß zuließen und bedingten. Kalt, geschäftsmäßig verabschiedete sich der Banquier. Wohl bat er seiner Braut, der schönen Evelinen, seinen Gruß zu vermelden, da er selbst es nicht wagen wollte sie in ihrer Einsamkeit zu stören. Aber er that dieß so ruhig, so kalt, so gemessen, daß man es fühlte und merkte: er sey seines Sieges gewiß und halte es nicht für nöthig, noch viel um den Preis zu ringen.

Draußen im Gange, wo er unbelauscht die Liesbeth traf, war er ein Anderer. Er sprach heimlich, rasch mit ihr. Er schien ihr einen Auftrag zu geben — und das Mädchen, das sich von seinen Fallstricken umschlossen fand, mußte ihn annehmen, mußte es tief erröthend dulden, daß er sie küßte und seinen Arm um ihre Hüfte legte. — Gieb dem Teufel einen Finger, er nimmt sich die Hand.

Eveline saß noch immer am Tisch, ihre Thränen floßen nur noch von Zeit zu Zeit. Mechanisch zog sie die einzelnen Fächer des Tisches auf, sie wußte wohl selber kaum, was sie that, noch was sie wollte. Ihr Geist war befangen. Und wie es bei solchen Gelegenheiten, in solchen Stunden zu geschehen pflegt, man findet bei solchem Kramen und Suchen Einzelnes, von dem man kaum weiß, wie es in das Fach gekommen. Hier

eine verwelkte vertrocknete Blüthe, dort ein vierblättriges Kleeblatt; hier ein ausgebleichtes Band, dort ein vergilbtes Blatt! — Es sind Nichtigkeiten, werthlose Sachen — aber dem liebenden, dem trauernden Herzen unbezahlbare Reliquien. Es sind Merksteine die die Liebe gelegt — und deren Bedeutung nur das Herz versteht. — Das war die Blume, die jetzt so welk in ihrer Hand ruhete, die er ihr gab beim ersten Begegnen, beim ersten Suchen, Finden und Sprechen. Das war das kleine unscheinbare Band, das um sein Notizbuch geschlungen war, und das sie ihm entwandte, als seinem Munde das erste traute Du, wie erschreckt über seine Kühnheit und doch von innerer Gewalt gedrängt, entschlüpfte; — und auf diesem Blatt, diesem vergilbten unscheinbaren Papier, das jetzt so still, wie aus einem Grabe erstanden, vor ihr lag — hatte er ein Lied verzeichnet. Ein Lied, ihr zu Ehren geschrieben! — Es waren seine Schriftzüge, sein Name stand darunter. Victor! — O, wie dieser Name ihr durch die Seele fuhr, wie er sie erschreckte und erschütterte.

Lange, lange starrte sie auf das Blatt; mechanisch griff sie zur Feder — und schrieb unter den Namen auf das Blatt: „Leb' wohl, leb' wohl! mein vielgeliebter Freund; Du mein einziger, den ich geliebt — und noch immer liebe!" Ob sie ihren eigenen Namen darunter gefügt, sie wußte es nicht, sie glaubte es. Vielleicht hatte sie sogar geschrieben: „Deine Eveline!"

Ein Geräusch ließ sich vernehmen, die Thüre öffnete sich — die Liesbeth trat ein. Ihre Herrin erschrack; sie ward aus schönem Traum in die Wirklichkeit versetzt. Verwirrt legte sie die Feder nieder und schob das Blatt zur Seite, unter andere Papiere. In ihrer eigenen Verwirrung bemerkte sie auch das verstörte, unsichere Wesen des Mädchens nicht; sie beachtete nicht seinen suchenden, forschenden, lauernden Blick. Sie ahnte es nicht, daß es draußen schon einige Zeit am Schlüsselloch gespäht; sie wußte es ja nicht, daß die Liesbeth eine Kreatur in der Hand ihres Verlobten war, beauftragt und angewiesen, ihr Thun und Treiben zu bewachen; angewiesen, einen sichtbaren Beweis des früher bestandenen Verhältnisses ausfindig zu machen. Der Banquier, noch immer selbst zweifelnd an einer Liebe zu seinem Faktor, hatte sich doch nicht gescheut, dem Gehörten Glauben zu schenken, dem Anscheine nach, um es, wie wir gesehen, für seine Zwecke zu benutzen. Jetzt verlangte und wünschte er einen sichtbaren, faßbaren Beweis — um — um eine Handhabe zu haben für spätere Zeiten gegen seine Gattin — und als Schutzmittel für seine eigenen Handlungen, die unerwartet, unvermuthet an das Tageslicht treten konnten. Er war ein reiner Verstandesmensch, dem jedes Mittel erlaubt schien, wenn es nur seine Zwecke förderte. Zu diesem Einen gedachte er die Liesbeth noch zu benutzen, dann wollte er sie aus dem Hause zu entfernen suchen. Das Mädchen fing an ihm unbequem zu werden. Ein Wort ihres Mundes hatte selbst ihn für einen Augenblick erschreckt. Dem mußte für künftige Fälle vorgebeugt werden. Es war Zeit, das Mädchen unter die Haube zu bringen — oder — —. Er dachte das Uebrige nicht aus. Er meinte nur: kommt Zeit, kommt Rath; an Mitteln und Wegen soll es nicht fehlen.

Und die Liesbeth war gekommen, wie besorgt, wie theilnahmsvoll, um nach Diesem und Jenem zu fragen. Sie wußte ihrer Herrin so schmeichlerisch, so freundlich nahe zu treten; sie wußte sie, wie besorgt um sie, zu bitten und zu veranlassen, bis dieselbe endlich ihren Worten Gehör gab und einen Gang hinab in den Garten unternahm.

Es hatte sich dies Alles so ungesucht, so natürlich gemacht, daß Eveline nichts Arges darin fand und bemerkte. Ja, in ihrer eigenen Verwirrung und Erregtheit vergaß sie des Blattes, oder meinte es genugsam verborgen und versteckt unter den übrigen Papieren.

Still, ruhig, gedankenvoll durchschritt sie den Garten. Es fiel ihr nicht auf, daß die Liesbeth sie bald verließ und nothwendige, häusliche Arbeiten zu verrichten vorgab; sie dachte selbst des erwähnten Blattes nicht früher, als bis sie nach einer Stunde in ihr Zimmer zurücktrat und an dem Geruch einer geurauchten Cigarre erkannte, daß ihr Oheim in ihrer Abwesenheit ihr Zimmer betreten habe — und es ihr plötzlich erschien, als seyen einzelne Sachen auf ihrem Tische anders geordnet, als dies vor ihrem Fortgehen der Fall gewesen.

Von einer bangen, jähen Ahnung erfaßt, eilte sie zu den Papieren, suchte und vermißte voll Schrecken das erwähnte Blatt! — Es war fort; es war entwendet.

Eveline suchte und räumte in Hast. Die Ueberzeugung, daß ihre Liebe zu dem Faktor kein Geheimniß mehr sey, machte sie beben; aber die Gewißheit, daß man sie bereits ob dieser Liebe voll Mißtrauen bewache, und sich nicht entblödete ihre Papiere zu untersuchen und Einzelnes zu entwenden, empörte sie. Eine unnennbare Angst überschlich sie; ihre Gedanken, ihre Sinne verwirrten sich. Wer war der Thäter? Diese Frage stürmte unaufhörlich an ihr Herz. Der Oheim? oder ein Anderer? — Durfte, konnte sie fragen? Mußte sie nicht schweigen und sich den Anschein geben als vermisse sie nichts, als fühle sie sich von Niemand beargwohnt? Sie konnte, sie durfte nichts sagen; sie mußte schweigen, wollte sie nicht selber eine Liebe an das Licht ziehen, die doch für immer nun begraben seyn mußte. — Nun waren ihr auch die Andeutungen, die Blicke des Banquiers und des Onkels klar. Sie war seit längerer Zeit schon überwacht, mit geheimen Spähern umgeben. Sie fühlte es, sie sah es — und dies Gefühl war ein gräßliches.

Die Liesbeth hatte das Blatt entwendet. Andern Tages erhielt es der Banquier.

(Schluß folgt im 16. Heft.)

Der Schweizer Alpenclub.

Die dem Schweizer zur andern Natur gewordene Gewohnheit des Selbstregierens und der republikanischen Disciplin erleichtert die Einführung praktischer Neuerungen ungemein. Ein paar frischer thatkräftiger Männer, deren sich unter dem

rührigen Schweizervolke weit mehr finden als wir in unserem Deutschland wissen, erheben sich für eine gute Idee, stemmen die Schultern an's Rad zu deren Ausführung, und siehe da! die Sache steht plötzlich da, und die Theilnehmer strömen herzu, und ehe man sich dessen versieht, ist jene Idee so zweckmäßig, glücklich und mit praktischem Verständniß verwirklicht, als man es nur wünschen kann. Dieß hat sich auch neuerdings wieder bewährt in dem jungen Verein, welchen unsere Ueberschrift bezeichnet, und der am 19. April 1863 von 35 Männern gegründet, jetzt um die Mitte Juli schon über 300 Mitglieder zählt und in dem ersten Jahrgang seines Jahrbuchs*) der Welt ein glänzendes Zeugniß seiner frischen Thätigkeit zu geben vermochte.

Seit einer Reihe von Jahren hat der britische Alpenclub alljährlich zu einer Menge kühner Bergfahrten und Berg-Ersteigungen Veranlassung gegeben, welche dann in dem Jahrbuch des Vereins und in seinem Journal geschildert wurden und wenigstens mittelbar zur genauern Kenntniß der Alpenwelt beitrugen. Ebenso ist schon seit Jahren in der Schweiz eine Anzahl Männer thätig, durch alljährliche Bergtouren die Schönheiten und Wunder der Alpenwelt allgemeiner bekannt und die erhabenen Gipfel derselben zugänglicher zu machen, und überhaupt zur genauern Kunde des Hochgebirges nach Kräften beizutragen. Aber die Bemühungen der Einzelnen waren allzu sehr zerstreut und verzettelt, und fanden nur theilweise die so nöthige Anerkennung und Verbreitung durch Journale oder durch gelegentliche Sammelwerke, wie z. B. die wirklich vortrefflichen „Berg- und Gletschrfahrten in den Hochalpen der Schweiz,“ von H. Studer, M. Ulrich und J. J. Weilenmann, von denen bis jetzt zwei Bände (1859 und 1863) vorliegen; die Thätigkeit der Einzelnen war eine etwas planlose und willkürliche und blieb sogar in manchen Fällen bei blosen Velleitäten stehen. Es galt also einen Centralverein zu bilden, welcher die vereinzelten Bestrebungen und Leistungen in Einem Bande umfaßte, sie methodisch leitete, das Interesse für Berg- und Gletscherfahrten verallgemeinerte und durch Nacheiferung zu steigern suchte, und der durch Gründung von Lokalvereinen oder Sektionen einen breitern Boden zu gewinnen strebte. Von diesem Gedanken geleitet, forderte Dr. Th. Simler in Bern zu Anfang des Jahres 1863 zur Gründung eines schweizerischen Alpenvereins auf, und auf seine Anregung fanden sich am oben genannten Apriltage 1863 35 schweizerische Berg- und Gletscherfahrer aus den Kantonen Bern, Basel, Solothurn. Aargau, Luzern, Nidwalden, Zürich, Glarus und St. Gallen in der Bahnhof-Restauration zu Olden zusammen, und konstituirten sich zu einem Schweizer Alpenclub. Man bedarf zur Gründung eines solchen Vereins in der Schweiz gottlob keine polizeiliche und Regierungs-Genehmigung wie in unsern 32 deutschen Vaterländern, über denen das Argusauge des frankfurter Bundestags mit der Ruthe der Vereinsgesetze wacht. Auch quälen sich die Schweizer, die sehr praktische Leute sind, nicht lange mit Discussionen über Statuten ab, worin Advokaten und Büreaukraten sich in Zungendreschereien, Haarspaltereien und Silbenstechereien über jeden einzelnen Paragraphen und Passus erschöpfen. Die Versammelten nahmen also einen von Dr. Th. Simler mitgebrachten Statuten-Entwurf in Bausch und Bogen an, denn wenn Männer, die sich ihres Zweckes bewußt sind, etwas Gemeinsames und Gemeinnütziges wollen, so bedarf es fürwahr keines Polizeistrafgesetzes oder keiner Staatsverfassung en miniature, wie wir sie bei unserm deutschem Vereinsunwesen gewöhnlich sehen, bei welchem der müssige, wenig beschäftigte Bureaukrat hauptsächlich seine gelinden Emotionen und seine Geltung sucht. Wenn bei uns irgend ein gemeinnütziger Zweck erreicht, irgend eine verständige Neuerung eingeführt werden soll, so wird dieses Pferd erst durch Zungendrescherei und langathmige Erörterung in den Zeitungen todtgeritten, ehe es bestiegen werden kann; ist die Zeit da, wo die Sache praktisch in's Leben treten soll, so sind ihre Anhänger und Freunde matt von den stattgehabten Erörterungen und Anstrengungen zur Verwirklichung, von dem Kampfe gegen die Hemmnisse, welche ihnen die Trägheit der Masse und das Mißtrauen der Administrativ-Behörden, die mangelhafte Gesetzgebung und der falsche Conservatismus in den Weg gelegt haben, und das Publikum ist disgustirt von dem ewigen Geschwätz und Geschreibe, welches mit der Erledigung der Vorfrage gar nicht fertig werden konnte. Die Theilnahme an der Verwirklichung ist daher eine laue, weil die langathmige Erörterung der Sache schon mehr oder weniger eine politische Parteifärbung verliehen hat, — eine Klippe, an welcher auch unsere patriotischesten Bestrebungen, wie z. B. die deutsche Schützensache, meist stranden. Nicht so in der Schweiz, wo die freie Bewegung des Individuums durch keine fanatische despotische Polizei gehemmt wird, wo jene republikanische Disciplin herrscht, die dem gewandtesten Kopfe die Ausführung überläßt, und wo jeder eine Ehre darein setzt an derselben für seinen Theil nach Kräften mitzuwirken, so daß man dort nur Kapacitäten und Fachmänner an die Spitze bekommt, wo man in Deutschland Prinzen und Bureaukraten hinzustellen pflegt, um die Toleranz der mißtrauischen und jeder Neuerung abgeneigten Regierungen zu erkaufen.

Genug, der schweizerische Alpenclub ward innerhalb weniger Stunden mit seiner Gründung, seinen Statuten und seiner Organisation fertig, bestimmte seinen Festort für die Generalversammlung und das nächstliegende Gebiet der Vereinsthätigkeit, und zwar im erstern Fall für 1863 Glarus, für den zweiten das Glarner Hochland und speciell die Gletscherreviere des Tödi und der Clariden. Dieses Gebiet ward denn auch auf das gründlichste befahren, wie aus den höchst anregenden und interessanten Schilderungen der Einzelfahrten in diesem Jahrbuch des S. A.C. hervorgeht, welcher binnen Jahresfrist sich durch acht kantonale Lokalvereine oder Sektionen verstärkt hat, die sich auf Bern, Glarus, Basel, St. Gallen, Aarau, Zürich Lausanne und Graubünden (Chur) vertheilen, und unter deren Mitgliedern auch nicht Einer der bekannteren Bergsteiger, Naturforscher und Alpenbefahrer fehlt.

*) „Jahrbuch des Schweizer Alpenclub;“ erster Jahrgang 1864. Bern, Dalp'sche Buchhandl. 1864.

Soviel von der Gründung des Alpenclubs, dessen Bestehen nun für Jahre gesichert und dessen Mitgliederzahl in stetem Wachsen begriffen ist, da sich die heranwachsende Generation mit löblichem Eifer und Ehrgeiz betheiligt. Gehen wir nun zu den Arbeiten des Clubs über, von deren Umfang der literarische Erstling desselben, der erste Jahrgang des Jahrbuchs, ein solch glänzendes Zeugniß ablegte. Es ist nutzlos, hier erst beweisen zu wollen, daß nächst dem Ocean auf unserer schönen Erde kaum etwas Erhabeneres und Großartigeres zu finden ist, als die Alpenwelt und namentlich ihre höchste Region. Wer je auf dem Faulhorn oder Piz Langnard, auf dem Riffelberg oder der Heimwehfluh oder dem Torrenthorn gestanden, der wird lebenslang mit jedem Sommer eine unendliche Sehnsucht nach den Alpen empfinden und mit jedem Julimond ein unwiderstehliches Schwalbengefühl, einen Wanderzug nach dem Süden in sich verspüren. Wer aber auch noch nicht so glücklich war, die Alpen aus eigener Anschauung zu kennen, wem nur Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene in der Natur die Seele schwellen, wer nur männlichen Muth, Willenskraft und Ausdauer zu würdigen vermag, der greife zu dem Jahrbuch d. Schweizer-Alpenklubs und verfolge mit theilnehmendem Gemüthe die kühnen Fahrten der Clubisten; der lese das Buch, das an fesselnder Gewalt, an innigem Reiz, an Fülle der Belehrung, an anregendem Interesse, den ganzen Zauber des besten Romans mit dem instruktiven Gehalte der meisterhaftesten Reisebeschreibung verbindet, und aus dem die geistige Frische freier kecker Männer und der stärkende Hauch der reinen Alpenluft uns unaussprechlich anmuthend und labend entgegenweht. Der erste Abschnitt des Buchs schildert die „Fahrten im Clubgebiet": die Ersteigung des Tödi-Rusein durch die Porta da Spescha, lebendig, keck und anschaulich geschildert von Dr. Th. Simler; der Clariden, von Frey-Geßner und E. Rambert; das Schneehorn, von L. Fininger; des vordern Selbsanft, von C. Hauser; des Bisertenstocks von A. Roth. Der nächstfolgende Abschnitt schildert die „freien Fahrten" der Clubisten, auf das Aletschhorn von Edm. v. Fellenberg; auf den Alphubelpaß v. F. Thioly; das Mattwaldhorn und sein Panorama von Gottlieb Studer*); auf den Piz Morteratsch von Melch. Ulrich; auf den Piz Tremoggia, von J. J. Weilenmann; auf den Piz Zupò von L. Enderlin; auf das Finsteraarhorn von R. Lindt; auf das Silberhorn von E. v. Fellenberg. Dann folgen eine Reihe Aufsätze und kleinerer Mittheilungen, unter denen sich durch besondern Gehalt auszeichnen die gediegenen Arbeiten über die „Bevölkerung der Alpen" von L. Rütimeyer und die „Alpenwirthschaftlichen Streiflichter" von Dr. Fr. v. Tschudi, dem hochverdienten Verfasser des Thierlebens in der Alpenwelt, sowie eine Reihe von Mittheilungen von Prof. Dr. A. Roth in Bern, von L. Rütimeyer, C. Hauser u. A. m., sowie endlich eine ganz vortreffliche Anregung des verstorb. Obersts Hans Wieland in Basel: „Aufgaben für die kleineren Leute unter den Alpenclubisten," worin er nachweist, wie jeder Einzelne sein Scherflein zur Hebung der Landeskunde, namentlich auch in militär-topographischer Beziehung beisteuern kann, ohne gerade 10,000 Fuß zu steigen. Noch anschaulicher und lehrreicher aber wird das Jahrbuch durch die Menge vortrefflicher Illustrationen in Holzschnitt und lithogr. Farbendruck, sowie durch die ganz vortreffliche Karte des Tödi-Gebiets von Leuzinger.

Jede der oben aufgezählten Einzelnschilderungen von Berg- und Gletscherfahrten ist an sich ein kleines Meisterstück von Darstellung, und mit einer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit erzählt, wie sie sich an Männer ziemt, welche nicht die negative Thatkraft individuellen Ehrgeizes oder kleinliche Eitelkeit, sondern echtes Interesse für die Wissenschaft und warmer Patriotismus zu solchen Aufgaben treibt. Und das ist in unseren Augen kein geringer Vorzug des Buchs, kein kleines Lob für die Clubisten selbst. Das Individuum tritt zurück mit seinem subjektiven Antheil, das Objektive tritt in den Mittelpunkt, und bildet den einzigen Angelpunkt der Darstellung. Das ist auch eine Stammeseigenthümlichkeit wie eine politische Errungenschaft des Schweizers, die er dem Bewußtseyn seiner Berechtigung zur Mitregierung, dem praktisch gewordenen Prinzip des self-government verdankt, das den kleineren Republiken solch gediegene Charaktere und treffliche Männer gibt, wie Dufour, der verstorbene Hans Wieland, Oberst Kurz, und Hunderte von Anderen.

Gehen wir nun aber auf das Topographische und Specielle der einzelnen Fahrten ein, so müssen wir den Männern, welche den schweiz. Alpenclub leiten, bezüglich ihrer Wahl wiederum die vollste Anerkennung zollen. Die Tödi- und Claridengruppe ist eine der großartigsten und doch noch am wenigsten bekannten. Tausende wandern alljährlich auf allen Seiten längs der Abhänge dieses Gebirgsstocks hin, bald im obern Linththal bis zur Pantenbruck oder auf die Sandalp, bald über den Urnerboden und Klausenpaß über die Balmwand herab bis zum Stäubifall und Schächenthal, bald im Vorder-Rheinthal von Ilanz bis Dissentis, bald ins Maderanerthal hinein; aber wie Wenige wagen sich in den Schoos dieser herrlichen Bergparthie, die das Befahren ebenso sehr verdient, wie die Bernina- oder Monterosa-Gruppe, und die den nordischen Alpenbesuchern noch näher liegt! Jetzt, durch diese vorzügliche Karte, durch diese Schilderungen der Fahrten der einzelnen Sektionen, durch die Heranbildung von Führern und Vorzeichnung von Routen ist diese Gruppe dem fremden Alpengaste bekannter gemacht und erschlossen, und Dr. Simler, Prof. Roth und ihre Genossen haben sich dadurch ein Verdienst erworben, welches jeder mit uns bereitwillig anerkennen wird, der schon der genannten majestätischen Gruppe näher gekommen ist. Die Bahn ist nun gebrochen, und harrt der Befahrer, die nicht mangeln werden.

Die Schilderungen der freien Fahrten lenken die Aufmerksamkeit der Sommergäste der Hochalpen, welche größere Bergfahrten machen und auf denselben gleichsam dem allmächtigen Weltenschöpfer in seine Werkstätte hinein sehen wollen, auf eine ganze Reihe prachtvoller Punkte der Gletscherwelt. Das

*) Dieses majestätische Panorama, hübsch in Farbendruck ausgeführt, ist eine höchst dankenswerthe artistische Beigabe des Jahrbuchs.

Aletschhorn, der südliche Ausläufer der Jungfrau, ist durch eine sehr lebendige Schilderung seiner Besteigung durch den Berg-Ingenieur v. Fellenberg ganz besonders unserm Interesse nahe gelegt, ebenso wie das Silberhorn, eine der weniger bekannten und doch höchst merkwürdigen Spitzen derselben Gruppe der Berner Centralalpen. Den Alphubelspitz, ebenfalls einer der interessantesten Punkte der Walliser Alpen, schildert mit französischer Anmuth und Beweglichkeit sein Ersteiger Thioly. Einer der verdientesten Veteranen unter den schweizerischen Alpenforschern, der unermüdliche Gottlieb Studer, beschreibt in Wort und Bild gleich anschaulich die herrliche Rundsicht von einem der schönsten Aussichtspunkte der Südalpen, dem Mattwaldhorn. Zwei andere Altmeister der Alpenkunde beschreiben ihre Ersteigungen bisher wenig bekannter und besuchter Höhenpunkte der südlichen Alpen, nämlich Melchior Ulrich diejenige des Piz Morteratsch am Berninastock, und Weilenmann diejenige des zu den westlichen Ausläufern des Bernina gehörigen Piz Tremoggia südöstlich von Sils. Gleichfalls zur selben Gruppe gehörig ist der Piz Zupò, dessen Besteigung uns mit anspruchsloser Treue der verdiente Schulmeister, Gastwirth und Bergführer Enderlin in Pontresina erzählt. Eine der anschaulichsten und belehrendsten unter den „freien Fahrten" ist jedoch die von R. Lindt unternommene und geschilderte Ersteigung des Finsteraarhorns, dieses Bergriesen, der erst seit wenigen Jahren häufiger besucht und von kühnen Bergsteigern überwunden wird. Wir möchten diese Fahrt, als eine der bezeichnendsten und interessantesten im Hochgebirge, gar zu gerne unseren Lesern mittheilen, wenn wir nicht fürchten müßten, dadurch in die Rechte des Autors einzugreifen oder durch einen theilweisen Auszug, da die ganze Schilderung den Rahmen unseres Blatts übersteigt, das Verdienst und Ensemble der Beschreibung abzuschwächen.

Das ist in Kürze was wir von dem jungen, rührigen, aber gedeihlich emporblühenden schweizerischen Alpenclub zu berichten wissen, dem wir von Herzen das beste Gedeihen wünschen. Hat er auch nicht in seinen Satzungen die Bestimmungen aufgenommen, wie der britische, daß nur derjenige Mitglied werden kann, der jemals eine Meereshöhe von mindestens zehntausend Fuß erstiegen, so sind wir doch überzeugt, daß er sich vorzugsweise unter dem kräftigen heranwachsenden Geschlecht rekrutiren und daß jedes Mitglied sich bemühen wird, nach Kräften zur Förderung der Vereinszwecke: genauere Kenntniß der Hochalpen, Verallgemeinerung ihres Besuchs und Verständnisses, gründlichere Ermittelung ihrer physischen und topischen Verhältnisse ꝛc. mitwirken, und daß er den berechtigten Stolz und die innige Liebe des Schweizers zu seiner Heimath fördern und stärken helfen wird. Wir lasen vor einiger Zeit in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" ein geistreich seyn sollendes Dictum: die Mode, das Hochgebirge der Alpenwelt zu besuchen und die schroffen Spitzen desselben zu erklimmen, sey ein Ausfluß von Eitelkeit und Kitzel der Selbstüberhebung. Wir wollen dieß für manche Individuen und Fälle gelten lassen, und besonders für so viele der Mitglieder des englischen Alpenclubs gerechtfertigt und passend erachten, denn der renommistische Zug, die negative Thatkraft und der Hang zu Abenteuern sind wesentliche Faktoren des britischen Nationalcharakters. Allein der Autor jener Bemerkung stand sicher noch nie auf dem Torrenthorn oder dem Piz Mundaun, sonst hätte er an sich selbst erfahren müssen, was dem fühlenden Menschen durch die Seele zieht, wenn er auf jene von der Früh- oder Abendsonne angeglühten zahllosen Silberhörner der Alpen blickt, und nur der flache Sinn und die Blasirtheit und kurzathmige Engherzigkeit eines Flachländers mit asthmatischer Lunge und Löffelstiel-dürren Beinen kann ein solches Diktum als eine goldene Sentenz der Erfahrung anstaunen. Uns ist noch jedesmal auf jenen Höhen über der Baumgrenze das Herz voll von Lebenskraft und Lebenslust, die Seele weit und das Auge feucht geworden bei der Umschau auf die herrlichen Bergeshäupter in ihren Silberdiademen und Demantkronen von ewigem Schnee, und wir meinen: es gehöre mehr Dünkel und Eitelkeit dazu, solch ein skeptisches, geistreich seyn sollendes Diktum zu verzapfen, als über die Gemmi zu klettern und das Mainghorn zu ersteigen und Auge und Seele an der stillen Majestät der ringsum ausgebreiteten Berner und Walliser Alpen zu waiden. Darum unter fröhlichem Heuern ein herzliches Glückauf dem Schweizer Alpenclub!

Bilder aus Rom.

(Schluß.)

Wenn Beppo und seine ganze Verwandtschaft die einzigen wären, welche Einem in Rom die Hand entgegenstrecken, so wäre es noch zu ertragen, allein man wird daselbst von allen Seiten geschröpft. Rom ist die Stadt der Bettler, wo alles bettelt vom allerhöchsten herab, denn selbst der Pabst will seinen Peterspfennig haben. Du kannst in Rom nicht zehn Schritte weit gehen, ohne daß Dich jemand anbettelt. Franziskaner und Kapuziner in ihren Kutten von braunem Wollenzeuch, die Lenden mit Stricken umgürtet, die nackten schmutzigen Füße in Sandalen, die braunen Hände haarig und ungewaschen, sprechen Dich auf der Straße, an der Table d'hote, in Deinem Salon oder Atelier an und kommen entweder mit dem Korb um Lebensmittel zu betteln, oder schütteln vor Deinen Augen eine Blechbüchse mit einer Spalte im Deckel, worein Du Dein baares Scherflein legen sollst. Die Sacconi, jene gespensterhaft in lange Kutten eingehüllten Gestalten mit Kapuzen über den Köpfen, welche nur für die Augen zwei Höhlen haben, und die in ganz Rom dem Fremden durch ihre unheimliche Erscheinung auffallen, diese Vermummten unter deren verhüllendem Gewande sich Deine besten Freunde und Bekannten verbergen können und die in der That auch meistens hohe Würdenträger der Kirche, Personen von Stande, angesehene Beamte oder Offiziere sind welche nur zur Buße für ihre Sünden sich diese Demüthigung auferlegen, — diese Sacconi also überfallen Dich am hellen Mittag oder dringen plötzlich in Deine geheimsten Gemächer und verlangen mit warnender Stimme und drohendem

Tone Almosen zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt der Seelen der Gläubigen. Diese Sacconi gehen immer paarweise, jeder auf einer Seite der Straße oder des Weges; keiner spricht jemals mit dem Andern und doch verlieren sie einander nicht aus dem Gesicht, betteln hartnäckig jeden Vorübergehenden an und können dieß um so ungenirter thun weil sie so ganz verhüllt sind. Außerdem betteln Dich noch Pilger an, und zu Weihnachten und am Neujahrstage kommen die Dienstboten Deiner Bekannten und wünschen Dir, in Erwartung einiger Paoli, ein gesegnetes neues Jahr und die Wiederkehr noch vieler so glücklichen Tage wie der gegenwärtige. Dieser Brauch, die Dienerschaft seiner Bekannten und Freunde am Neujahr zu beschenken ist so allgemein, daß viele angesehene Leute ein ganzes Heer unbezahlter Dienstboten halten, welche für ihren Lohn einzig auf die Trinkgelder und die Chancen angewiesen sind, die sie zu solchen Zeiten und auf diese Weise haben. Auch eine Menge vacirender Dienstboten sehen im Bettel die ehrlichste und bequemste Beschäftigung, die sich ihnen darbietet, und ihrem Beispiele folgen außerdem noch ganze Schaaren raphaelischer kleiner Kinder, vierschrötiger Männer und altersschwacher Greise, sowie eine Unzahl von Weibern von allen Lebensstufen.

Bisweilen werden aber die Bettler selbst die Opfer; so z. B. wenn die Gärten der Franciskaner gerade vor gewissen Fenstern liegen und schmucke, dralle römische Weiber freundliche Beziehungen mit den Gärtnern und Tagelöhnern der frommen Väter anknüpfen, und wenn diese Weiber dann den Gärtnern ein Pst! Pst! zurufen und lange Bindfäden verlockend hinunterlassen, bei welchem Anblick dann die Gärtner ein paar Gurken oder eine Melone oder einen mächtigen Kohlkopf an die Schnur binden, worauf die Weiber diese Waare entweder kaufsweise oder als Geschenk — je nach der Intimität ihrer Beziehungen zu dem Gärtner — in die Höhe ziehen. Wären die Mönche nicht so unerträglich träge, so würden sie ihre Küchengärten selber besorgen; da sie aber zu fromm zum Arbeiten sind, so miethen sie sich lieber Tagelöhner und werden betrogen und bestohlen, wie sie es verdienen. Dieß ist die poetische Gerechtigkeit, wie sie seyn soll. Hier mag auch eines anderen Zuges von poetischer Gerechtigkeit erwähnt werden, nämlich einer Art Saturnalien, welche in dem Hause eines Kardinals in derjenigen Stunde gefeiert werden, wo er angeblich oder wirklich zum Pabst gewählt worden ist. Seine Diener fallen dann über seine Garderobe her, erbrechen alle Schränke und Kommoden welche er besitzt, und nehmen ihm alle seine Kleider bis auf das Hemd weg. Dieser althergebrachte Brauch ist zu keiner Zeit angenehm, aber ganz besonders unliebsam, wenn sich hernach herausstellt, daß das Gerücht gelogen hat und der Kardinal nicht zum Pabst gewählt worden ist und er nun nach Hause kommt und keinen Fetzen Kleidungsstücke mehr vorfindet. Es soll dann meist selbst von Seiten der Mildesten Scheltworte und Verwünschungen regnen, selbst jene beiden allgemein üblichen aber fürchterlichsten nicht ausgenommen, die man so häufig im Munde des gemeinen Italieners hört: „Möge Dich ein Schlagfluß (accidente) treffen!“ oder: „mögest Du an einem prato (Pilze) sterbin!“ Diese Verwünschungen haben nach italienischen Begriffen eine weit schrecklichere Bedeutung, als nach unserm Gefühl, denn die eine will sagen: Du sollst so rasch hinweggerafft werden, daß Du nicht mehr beichten oder die heiligen Sterbsacramente empfangen kannst, wodurch Du also auf ewig verloren bist; und die andre heißt eigentlich: mögest Du in solche Armuth versetzt werden, daß Du Champignons, Pilze, prati, essen mußst, welche der Italiener für giftig hält, und zu deren Genuß ihn nur die allerbitterste Noth und der furchtbarste Hunger zwingen kann.

Die Feier der hohen Kirchenfeste in Rom ist schon zu wohl bekannt, als daß wir hier ihre Schilderung wiederholen sollten. Der prachtvolle Gottesdienst in der herrlichen St. Peterskirche, die seltsamen Uniformen der Schweizergarden, die malerischen Trachten der Bauern, untermischt mit den abscheulichen französischen Moden und Trachten des civilisirten Europa und den Uniformen der französischen Soldaten; die seltsame Wirkung, wenn all der kalte blaue Stahl einen plötzlichen gleichzeitigen Blitz und ein gleichzeitiges Klirren auf dem Pflaster abgibt, wenn die Soldaten mit Einem Male bei Erhebung der Hostie sich auf die Kniee niederlassen und die gewaltige Masse des Volks sich vorwärts beugt wie ein Kornfeld vor dem Winde; dann das jähe Losbrechen himmlischer Musik, wo der hohe Sopran alle die anderen Stimmen übertönt, und von Zeit zu Zeit die klare musikalische Stimme des Papstes wie ein silbernes Glöcklein durch den weiten Dom hinschallt; später dann die Segnung des Volkes mit den zwei ausgestreckten Fingern, wenn der heilige Vater auf seinem Stuhl hoch erhoben zwischen den hohen, weißen, wallenden Fächern getragen wird. Zur Weihnachtszeit die Ehren, die dem Santissimo Bambino, dem Jesuskindlein, dargebracht werden; zur Karnevalszeit der Mummenschanz und Scherz und die Moccoletti; — zur Osterzeit das unvergleichliche Hochamt und die Beleuchtung der St. Peterskirche, — wer kennt diese Dinge nicht alle auswendig und hat sich nicht schon dutzendfach in Reisebeschreibungen daran ergötzt? Man rühmt von jenem Santissimo Bambino zur Weihnachtszeit, dessen Juwelen an Werth den Einkünften einer Nation gleichkommen und das, als es einst gestohlen ward, bei Nacht auf die wundersamste Weise wieder in seinen Schrein zurückwanderte, — man rühmt von ihm, es könne alle Krankheiten heilen und allen Uebeln steuern, obschon es nur eine häßliche alte hölzerne Puppe ist, die nach der Legende von einem gewissen Pilger aus dem Holze irgend eines Baumes vom Oelberge geschnitzt und, während derselbe schlief, von dem heiligen Lukas angemalt worden sey. Sowohl Bildschnitzer wie Anstreicher haben zwar mehr guten Willen als künstlerische Geschicklichkeit besessen; aber die Puppe gilt trotzdem für einen trefflichen Wunderdoktor, und wenn sie in ihrem eigenen lohfarbenen, von einer zinnoberrothen Flagge überwallten Staatswagen, in welchem zwei Minoritenbrüder mit ihr sitzen, zu irgend einem Kranken gebracht wird, so bekreuzen sich alle Leute, an denen das Heiligenbild vorüberkommt, werfen sich auf den Boden nieder und die Weiber bedecken sich die Häupter mit Schürze oder Taschentuch, wie an jedem andern heiligen Orte und rufen: „O Santo Bambino, gib uns Deinen

Segen! o Santo Bambino, heile unsere Krankheiten! laß das Wasser der Tiber niedriger werden; heile Angelina's Bein! gib uns einen guten Karneval!“ oder auch: „Sende diesem oder jenem einen Schlagfluß!“ — Im Jahre 1849 erwiesen die Triumvirn dieser berühmten Puppe große Ehre, und räumten ihr sogar des Pabstes eigene Kutsche zum Gebrauche ein, — wir wissen jedoch nicht, ob dieß ihre Wunderkraft gesteigert hat oder nicht.

Die Römer haben gleich anderen Leuten ihre besonderen Mahlzeiten und Leckerbissen für gewisse Gelegenheiten. An Weihnachten nascht alles Torone und Pan giallo. Torone ist ein hartes Gebäck aus Honig und Mandeln und mit krystallisirtem Zucker überzogen; Pan giallo ist unserm süddeutschen Hutzelbrod ähnlich, ein Gebäck aus Zwetschen, Citronen, Mandeln, Zucker, Pignolen (Samenkernen der Pinie) und Pistaciennüssen, alles zusammen in eine zähe, solide, süße Masse geknetet. In der Fastenzeit gehören die sogen. Maritozze, die Fladen aus den eßbaren Samenkernen der Pinienzapfen, welche man mit Oel gebacken und dick mit Zucker bestreut hat, zu den Lieblingsspeisen der Gläubigen. Am St. Josephstage werden unter den bunten schmucken Buden, welche mit großen grünen Zweigen verziert und mit roth und goldenen Draperien behangen sind, die köstlichen Fritelle di San Giuseppe massenhaft verkauft, nämlich Teignüsse aus Mehl, dem man bisweilen Reis beigemengt und die man in großen Kesseln voll kochendem Oel oder zischendem Schweinefett gebacken und mit Zucker bestreut hat, und die auf polirten Holzschüsseln unter einem ungeheuren Aufwand von Stimme und Geberdenspiel und Gesang und witzigem Wortgefecht und weithin tönendem Gelächter angepriesen und ausgeboten werden. Zu Ostern gibt es Eier und die große Beleuchtung und die Ausschmückung aller Käsebuden und Schinkenläden, die pizzicheria. Im Mai gibt es den Berlingozzo, eine Art Zuckerkuchen der in Ringe geschnitten und mit schönen rothen Quasten verziert ist; und wenn der Frühling wirklich gekommen ist, was mit der Maienzeit zusammentrifft, wenn die prima vera, die erste wahre Zeit, wie sie sie mit Recht nennen, da ist, dann kommt das Fest der Küchengärten, und eine ganze Bevölkerung stürzt sich auf schneeigen Blumenkohl, fleischige Artischoken, zart röthlich oder purpurn angeflogene Spargeln, auf stattliche hellgrüne und goldgelbe Kohlköpfe und auf alle möglichen Arten von Gemüsen und Küchengewächsen und verzehrt sie entweder in Oel und Fett geschmort oder in weißlicher Brühe schwimmend, und jedermann schlägt dabei eine Klinge, wie Kinder an einem Weihnachtskuchen. Und der Frühling bringt nicht allein Kohl und Artischoken, sondern auch ganze Morgen voll süßduftender parmesischer Veilchen, starkriechender Hyacinthen, Maiglöckchen, Tazetten, Narcissen, Anemonen, Cyclamen und wie die tausend und aber tausend Kinder des Lenzes alle heißen, welche der Sonnenschein und die lauen Regen aus dem wuchernd üppigen Boden locken, und die nirgends in größerer Schönheit und Ueppigkeit blühen als in der gesegneten Umgegend von Rom. Alsdann kommt auch der Limonaro oder Limonaden-Verkäufer, der sein kühlendes Getränke auf allen Straßen und an öffentlichen Plätzen ausbietet. Jetzt gelangt der Brunnen zu seinem Werth; vor den Kaffeehäusern sitzen die gewähltesten Gruppen im Freien, und ganze Familien leben unter freiem Himmel auf dem Pflaster und versehen alle ihre häuslichen und Berufs-Geschäfte angesichts der ganzen Welt auf offener Straße. Jetzt ist die Campagna ein zauberisches Gelände, und Rom eine Stadt von unbeschreiblicher Glorie; jetzt schwillt Lebenskraft und Rührigkeit jedem die Adern, sogar dem gespenstigen Saccone und dem trägen Franciskaner in seiner Kutte; jetzt singen die Contadini oder Bauern, und die Bauernmädchen hören zu, und die großen schwarzen Augen der Römerinnen werden glänzend und zärtlich, und die Geistlichkeit hat alle Hände voll zu thun mit den Verlobungsfesten und Hochzeiten die allenthalben in Menge gefeiert werden, und die Bettelmönche und Bettler betteln nun mit zehnfacher Inbrunst, denn sie wissen, daß wenn die linde Frühlingsluft das kalte Blut lebhafter durch die Adern treibt, der Mensch auch zum Geben aufgelegter ist. Die Guitarren und Mandolinen schwirren, die Serenaden ertönen durch die lauen, herrlichen, sternenhellen Nächte, und durch die mächtigen engen Straßen oder schattigen Gärten huschen verstohlen kosende Paare. Aber es ist nicht alles Gold was glänzt. Diese schöne Zeit hat auch ihre Schattenseiten, denn jetzt befallen Fieber den Unachtsamen und jäher Tod tritt den Leichtsinnigen an, wenn er Diätfehler begeht, sich nicht genugsam vor Luftzug und kalten Luftströmen hütet, sich leichtfertig erkältet, wenn er zu viel wässeriges Obst, schwere Speisen, erhitzende Weine und Gewürze genießt, wenn er sich dem abendlichen Thau aussetzt, bei offenen Fenstern schläft und dergleichen unzeitige Thorheiten oder übermüthige Wagnisse sich zu Schulden kommen läßt, vor denen die erprobte Weisheit der Einheimischen immer warnt, welche natürlich ihr Klima besser verstehen als wir Ausländer. Allein die Fremden halten sich immer für die Klügsten, und gerathen dadurch in Noth und Krankheit ehe sie sich's versehen, und müssen ihren Leichtsinn und ihre Unklugheit gar oft mit ihrer Gesundheit oder gar mit dem Leben büßen, denn gar mancher junge Nordländer, der strotzend von Gesundheit und Leben nach Rom kam und sich dort so burschikos gehen lassen wollte, wie daheim auf seiner Universität oder Akademie, liegt dort draußen bei der Pyramide des Cestius im Schatten der Pinien und Cypressen zum ewigen Schlafe gebettet.

Und nun kommt die Jahreszeit der Spiele, denn die Römer sind den Spielen im Freien außerordentlich zugethan, und sind insbesondre Meister in den verschiedensten Arten von Ballspielen. Der Lieblingsplatz der Ballspieler für das Pallone, eine Art Ballschlagen mit Racketten, ist auf der Höhe der Quattro Fontane in den Barberini'schen Gärten. Die Spieler tragen dichtanliegende Kleider von dünnem Leder und ein rothes oder blaues Band um den Arm, um die Parthie zu bezeichnen, zu der sie gehören. Ein anderes Spiel heißt Bocce und wird mit einem kleinen Ball und einer Anzahl großer gespielt und besteht darin, daß man den kleinen Ball mit den großen zu erreichen sucht, indem man sie darnach wirft; ein anderes heißt Lecco und gleicht einem unserer deutschen Knabenspiele. Die

Ruzzola ist das Discuswerfen der Alten, und besonders bei den unteren Volksklassen beliebt. Die Morra ist der allgemeine Zeitvertreib für kleine Schulknaben wie für die gereiften Männer, und veranlaßt immer prächtige Gruppen, welche das Entzücken der Künstler sind. Die Besucher der Kaffeehäuser unterhalten sich besonders gerne mit Schach und Domino. Bei festlichen Gelegenheiten gibt es eine öffentliche Tombola oder Zahlenlotterie, die auch bei keinem Festball und keiner Soiree fehlen darf. Aber ein weit weniger harmloses Spiel ist die Zahlenlotterie, welche die päbstliche Regierung mit Vortheil betreibt und in welcher alle Klassen der Gesellschaft mitspielen, weßhalb denn auch Kartenschlagen, Wahrsagen aus dem Kaffeemark ꝛc. um gute Zahlen zu erlangen, Traumbücher und ähnliche Dinge zu den alltäglichsten Erscheinungen des Volks-Aberglaubens gehören. Die päbstliche Regierung geberdet sich ungemein väterlich gegen ihr Volk: so ward z. B. die Parforcejagd und die von einem englischen Müssiggänger eingeführte Fuchsjagd in der Campagna polizeilich verboten, weil dabei ein gewisser dicker junger Nobile, der nicht der beste Reiter war, vom Pferde stürzte und sich die Schulter brach; aber die verderbliche Lotterie hat sie noch nicht aufgegeben, denn sie will auch in diesem Stücke das beste des Volkes, d. h. sein Geld. Die übrige Jagd, die sogen. kleine, ist dagegen den Römern freigegeben, und nach der Ernte darf jeder sein Heil versuchen und in der Campagna gegen Wachteln, Tauben, Feldhühner, Hasen und alles andre Gewild „was da kreucht und fleugt," zu Felde ziehen, wobei denn jeder arme Singvogel und jede Schwalbe unerbittlich herunter geknallt wird, um verspeist zu werden; die beste Jagdzeit in der Campagna ist aber der Herbst, wann die Zugvögel aus dem Norden kommen: die Wachteln, Schnepfen, Becassinen, Enten, Staaren, Drosseln u. dergl., welche sich in zahllosen Flügen müde in der Campagna niederthun um von ihrer Reise auszuruhen, und dann mit Pulver und Blei und mit großen Zugnetzen massenhaft erlegt werden; sowie im Frühling wenn die Zugvögel wieder nordwärts wandern.

Die Italienerinnen haben wenig Ehrgeiz und keine Eitelkeit außer etwa in Putz und Kleidung; wenn sie schöne Kleider haben, so stolziren sie in denselben herum wie Pfauen. Aber auf ihre eigene natürliche Schönheit sind sie wenig eitel oder thun sich mindestens nichts darauf zu gute; und wenn man ihnen sagt sie seyen hübsch, haben schöne Augen oder prächtiges Haar, oder statuenhafte harmonische Glieder, oder Lippen wie Cupido's Bogen, so lachen sie nur und rufen abbittend ihr „mà chè?" (Warum nicht gar) als wollten sie hinzufügen: Was liegt daran? Das ist ja kein Verdienst von mir selbst! — Lobt man dagegen ihre Kleider, an welche sie ihr Geld gerückt, worin sie ihren Geschmack und ihre Discretion bethätigt haben, so thun sie sich nicht wenig auf deren Besitz und Auswahl zu gute und zeigen damit sogleich ihre schwache Seite. Bei der Abwesenheit persönlicher Eitelkeit fehlt ihnen auch die Empfindlichkeit wegen persönlicher Mängel, und sie nehmen mit demselben Gleichmuth gut und böse aus der Hand der großen Mutter Natur hin. Sie begreifen nicht, wie wir Nordländer in Betreff unserer persönlichen Schwächen so empfindlich seyn können, und es ist ihnen eine Kleinigkeit, Deinen Freund unter allen möglichen und meist treffenden Spitznamen einem Andern vorzustellen, wenn sie seinen eigentlichen rechtmäßigen Namen vergessen haben. Ein Italiener stellt Dir mit der größten Kaltblütigkeit einen hohläugigen leichenhaft aussehenden Amerikaner als il lungo secco, — einen rothbärtigen Schotten als il barbarossa, den Rothbart, — einen hünenhaften Pommern oder Holsteiner als il bel signore, den schönen Herrn, vor, und niemand in der Gesellschaft nimmt ein Arg daran. Wehe dem Kurzsichtigen, der über den Ausruf: „quel cieco!" (welch ein Blinder), sich ärgern, oder dem Gichtbrüchigen oder unsymmetrisch-Gewachsenen, der über die Bemerkung „quel gobbo!" (was für ein Buckliger!) böse werden wollte! Il malinconico, der Schwermüthige, heißt man unsern Lieblings-Schriftsteller, welcher mit einer gewissen Gedehntheit spricht und immer aussieht, als ob er gerade weinen wollte. Aber schon im Allgemeinen staunst Du, wenn Du in einem Hause oder Salon eine gellende römische Stimme la bella signora bionda di Palazzo Albani (die schöne blonde Dame vom Palast Albani) oder il Signor Quattordici Capo le case anmelden hörst oder irgend einen Andern mit dem ihn betreffenden Namen der Straße und der Nummer des Hauses das er darin bewohnt. Man gilt aber bei den Römern für abgeschmackt, wenn man sich gegen diese Art der Beschreibung auflehnt, und sie rufen dann mit noch größerer Kraft ihr „Mà chè?" als wenn sie es gleichsam von sich ablehnen wollten, daß man ihnen ihre Schönheit zu einem eigenen guten Werk anrechne.

Von der wissenschaftlichen und realistischen Bildung, wie sie unter anderen Völkern gäng und gäbe ist, haben die Römer noch nicht den leisesten Begriff. Das ist allerdings weniger ihre eigene Schuld, als diejenige der väterlichen Regierung, welche eine unbeschreiblich strenge Censur über die Presse führt und Schule und Unterricht in einem jammervollen Zustande hält. Geschichte und Geographie sind ihnen böhmische Dörfer; es kommt einem anständig gekleideten wohlhabenden römischen Nobile gar nicht darauf an, Dich zu fragen, wie oft Friederich der Große von Preußen den Kaiser Napoleon geschlagen habe, oder ob Berlino die Hauptstadt von Schweden sey. Nicht einmal die Geographie ihrer italischen Heimath ist ihnen geläufig. Sie sind sehr unwissend, entsetzlich abergläubisch, in ihrem Hauswesen schmutzig und unreinlich, den allerursprünglichsten Begriffen von Comfort fremd; sie sind geistig und sittlich und politisch geknechtet, sie lassen sich von ihrer französischen Garnison mit Füßen treten, sie sind im Allgemeinen weder kriegerisch noch männlich; sie lernen nichts, und am allerwenigsten das stolze Bewußtseyn der eigenen Kraft, des Selbstvertrauens, der Selbstgenüge. Aber trotz alledem ist Rom der angenehmste Ort der ganzen Welt zu einem ständigen Aufenthalte, und die Römer sind die angenehmsten Leute für den Umgang. Wenn jemand irgendwo die Qual des menschlichen Daseyns ertragen muß, so ist es immerhin besser, er erträgt sie in Rom, als in der Mehrzahl der neueren Hauptstädte der Welt; und mit größerm Rechte, als der Ungar es von sei-

nem Vaterlande sagt, kann man von der ewigen Stadt rühmen: In Roma sola est vita, et si est vita, non est ita — in Rom allein ist das Leben, und wenn's auch anderwärts welches gibt, so ist es doch nicht so. —

Eine rettende Idee.

Humoreske.

Monsieur Aeneas Hector Achilles Eglantine Cassecruche, Nro. 23. Bolschoi Moskoi zu St. Petersburg, im vierten Stockwerk, war au bout de son latin, d. h. zu gut deutsch, er hatte keinen rothen Heller mehr, mit dem er sich bekreuzen konnte. Der fragliche Herr, das einsame zuletzt noch übrig gebliebene verschollene Mitglied einer französischen Schauspielertruppe, welche im Jahr 1840 nach Rußland gekommen war. Seine Gefährten waren längst wieder nach Frankreich zurückgekehrt und hatten ihren Gefährten zurückgelassen wie ein leichtes Stück Treibholz, welches die Woge des Lebens hoch über der Grenze von Ebbe und Flut angespült hat; wie einen Schmetterling, welcher sich noch zu spät im Herbste aus der Puppe hervorgewagt hat und der vom Froste verkümmert worden ist.

Cassecruche hatte schon alles mögliche versucht um sich durchzuschlagen, aber alles war ihm fehlgeschlagen. Er hatte es mit dem Zahnausziehen versucht, aber damit nicht soviel verdient, daß seine eigenen Zähne etwas zu nagen und zu beißen hatten. Er hatte Unterricht im Zeichnen zu geben versucht, aber es war ihm dabei gar nicht ausgezeichnet gegangen. Er hatte sich als Theatermaler verdungen, aber der Theaterdirector ihn zum Haus hinausgeworfen. Er hatte sich auf das Wetten bei Rennen gelegt, allein Wetten ohne Kapital führt zu sehr unangemessenen Ergebnissen. Er hatte sich erboten Unterricht im Italienischen zu geben; da er aber nicht Russisch verstand und mit der italienischen Aussprache nicht vertraut war, konnten seine Zöglinge keine sonderlichen Fortschritte machen. Er reiste nach Moskau, um dort zur Bühne zu gehen, aber das Theater war augenblicklich geschlossen, gerade als ob es ihm zum Trotz gehe. Er hatte geglaubt, die Russen seyen lauter reiche Dummköpfe und Narren, die er leicht beschwindeln könne; aber er hatte gefunden, daß es geriebene Bursche waren, denen nur das echte Talent imponiren konnte. So war er von Verlegenheit zu Verlegenheit endlich ins Elend gekommen und wünschte nachgerade dringend, nach Frankreich zurückzukehren, da seine Gläubiger täglich dringender wurden und der grimmige russische Winter hart vor der Thüre war.

Es war der 30. Oktober und in der guten Stadt des heiligen Peter rüstete sich männiglich, dem einbrechenden Winter zu begegnen. Hier setzten Männer allenthalben Doppelfenster ein, füllten die Zwischenräume zwischen beiden Fenstern mit Salz und Sand aus und klebten Papier über jede Ritze. Vorthüren wurden überall angeschlagen, die vom Fußboden bis zur Decke reichenden weißen Porzellanöfen ausgekratzt und untersucht, die Fugen frisch verstrichen und ihre Röhren und Kanäle für den Winterfeldzug in guten Stand gesetzt und verlöthet. Es war für einen hungrigen nur leicht bekleideten Ausländer wahrhaft beunruhigend, die Berge von Scheitern weißrindigen Birkenholzes in den Hofräumen aufthürmen oder auf den ungeheuren Holzbarken auf der Newa ausladen zu sehen. In den Vorstädten zogen die Knechte die Schlitten aus den Schuppen, untersuchten deren eiserne Laufschienen und plauderten vergnügt von den Lustbarkeiten der Schlittenzeit. Die großen eisernen Oefen für die Kutscher außerhalb dem Winterpalaste und dem Opernhaus gewannen nun ein Ansehen von entsetzlicher Bedeutung. Die Leute meinten, es sey nachgerade Zeit die Brücken abzutragen. Die sämmtlichen Schneider von St. Petersburg hatten alle Hände voll zu thun um Pelzröcke und pelzverbrämte Uniformen für Offiziere und Civilisten zu machen oder umzuändern. Eine harte schwere Zeit rückte heran, und Herr Cassecruche wußte es wohl. Aber wie konnte er ohne einen Rubel Geld zweiunddreißig hungrigen Gläubigern aus den Zähnen, und ohne Paß der argwöhnischen Aufmerksamkeit der Polizei entgehen, die ihn nicht aus den Augen ließ? — Das war eine schwierige Aufgabe. Die Reise nach Paris durch Polen und Preußen kostete dreizehn Napoleons, die Reise zu Wasser mit dem britischen Dampfboot nach dem perfiden Albion etwa halb so viel, und sein ganzes Vermögen bestand noch in drei kupfernen Sous.

An jenem traurigen Oktobertag saß Herr Cassecruche in seinem traurigen einsamen Zimmer und grübelte über seine verzweifelte Lage. Es war ein kalter trüber Regentag; ein Nordostwind war über die Sümpfe herübergekommen und hatte dem Regen eine Herbe gegeben, daß es wie mit Eimern heruntergoß und der Regen die Straßen unter Wasser setzte und das Wasser schäumend aus jeder Dachrinne sich ergoß. Cassecruche saß an seinem Tische, zeichnete auf ein altes Briefcouvert unzählige Balletänzerinnen und Reiter und am Ende einen stattlichen Mann in Generalsuniform. Jetzt sprang er auf, zündete eine Cigarette an und blies die blauen Rauchwölkchen in Ringeln durch einander als Weihrauch für seinen guten Genius.

„Ha, mein schönes Frankreich, wie sehr sehne ich mich nach Dir! wie schaue ich wehmüthig und reuig nach Deinen Fleischtöpfen, wie einer der aus Deinem Paradiese verbannt ist!“ rief Cassecruche in lauten Rhapsodieen. „Meiner Treu, ich falle beinahe um vor Hunger. Panpan! da drüben in dem verwünschten Nebenzimmer knallt ein Champagnerpfropf! Und nun rieche ich auch ein köstliches Ragout! Barmherziger Himmel, welche Qual ein Ragout riechen zu müssen, von dem man nicht kosten darf! Meiner Treu, ich komme mir ganz vor wie Einer, der aus dem schönen Frankreich förmlich verbannt ist. In meinem Herzen wühlt ein Schmerz wie Todeskampf. Doch halt! ich schlage mein Gewehr an, ich feure und schieße eine Idee herab, die gar nicht übel ist — im Gegentheil, eine prächtige, herrliche, majestätische Idee, die mir mein Schutzengel eingegeben haben muß. Ja, mein guter Genius ist wieder zu mir zurückgekehrt, als wär' er aus dem würzigen Dunste des Ragouts emporgestiegen. Monsieur Cassecruche,

ich gratulire Ihnen. Muth, Muth, mein Freund! Du sollst wieder nach dem schönen Frankreich zurückkehren. Vom Elend zur Hoffnung, von der Verzweiflung zur Zuversicht ist es nur Ein Schritt. Gütiger Engel der Hoffnung, gestatte mir, daß ich nun diesen Schritt thue!«

Cassecruche war plötzlich wie umgewandelt und vertauscht. Er sang, er tanzte, er wusch sich schließlich das Gesicht aus seinem Trinkglase, frisirte sich vor dem Spiegel seiner Schnupftabaksdose, bürstete seinen Rock, schwärzte sich die allzu sichtbaren Zehen mit Tinte, damit sie wie ein Theil seiner Stiefeln aussehen sollten, zündete sich noch eine Cigarette an, zeichnete noch eine Ballettänzerin auf das Papier und stieg dann zwei Treppen hinunter nach der Beletage, wo sein Hausherr, der Militärschneider Brisenoy, seinen Laden und Atelier hatte. Eine Melodie aus der neuesten Oper summend, pochte er kühn an der Thüre des reichen Schneiders. Die Thüre ging auf und Monsieur Louis Brisenoy präsentirte sich ihm in Hemdsärmeln und Pantoffeln, ohne Rock und Weste, mit Knäueln rothen Zwirns um den Hals, in der einen Hand ein schweres Plätteisen, in der andern ein Paar scharlachrothe Hosen. Cassecruche riskirte es, sich an dem Bügeleisen zu verbrennen, und drückte dem Schneider und Miethsherrn beide Hände.

»Gratuliren Sie mir, wünschen Sie mir Glück, mein Freund, das Glück lacht mir wieder,« rief er ihm zu; »ich bin zum Professor der französischen Sprache an der Universität Charkoff ernannt, und bekomme einen Gehalt von vielen hundert Rubeln jährlich.«

»Freut mich sehr,« entgegnete Brisenoy; »denn ich wollte Ihnen heute schon einen Besuch machen und Sie an den verfallenen Miethzins für die letzten drei Monate erinnern.«

»Wie, nur drei Monate? Bah, eine sechsmonatliche Miethe würde nicht hinreichen, Sie für Ihr unermüdliches Wohlwollen und das Vertrauen zu belohnen, das Sie mir stets erwiesen haben, mein lieber Freund! Kommen Sie, mein Bester! folgen Sie mir sogleich und erweisen Sie mir die Ehre, mit mir bei dem großen Restaurant in der Newski zu speisen.«

»Aber Ihre Kleider? Ihr Aufzug?« meinte Brisenoy.

»Ach ja, daran hab' ich nicht gedacht,« versetzte Cassecruche mit einem Seufzer und schaute an seiner Garderobe hinunter; »der Rock ist sehr fadenscheinig und defekt, und das übrige nicht minder!«

»Der ganze Aufzug taugt nicht viel,« meinte der Schneider; »jeden drückt der Schuh an einer andern Stelle. Aber seyn Sie ruhig; ich kann Ihnen nöthigenfalls auf eine Nacht einen vollständigen Anzug borgen. Wollen Sie lieber einen Frack und eine Salontoilette oder eine Uniform?«

»Nur einen Civilanzug — ich könnte nichts andres tragen als eine Soireetoilette,« entgegnete Cassecruche mit verletzter Würde; »bedenken Sie doch, ich bin nun Professor und ein kaiserlicher Beamter.«

»Ach ja; freilich, freilich! Jenun, wir wollen uns einen vergnügten Abend machen. Was meinen Sie? könnten wir nicht nachher noch in die Oper gehen?«

»Ei gewiß, ich bin ein großer Freund der Oper,« erwiderte der zuvorkommende Freund des Schneiders.

Herr Cassecruche, in einem spannneuen dicht anliegenden schwarzen Anzuge und weißer Halsbinde, in einem Mantel mit einem ellenlangen Kragen von Zobelpelz, sah wie ein wahrer Amphitryon aus, als er mit Herrn Brisenoy vor der Thüre des großen Restaurant auf dem Newsky-Prospekt aus einer Drosky stieg und sich ein Ansehen gab, wie ungefähr ein General, der im Begriff ist, einen Feldzug zu beginnen. Cassecruche in seiner silberplattirten Brille war nicht blos groß, sondern erhaben, gewaltig anzuschauen; er nahm seinen Hut ab und hing ihn an einen Nagel mit dem Air eines Prinzen. Mit der würdevollen Herablassung eines Monarchen wandte er sich leutselig zu den sich verbeugenden Kellnern, die sich herzudrängten, um ihm seinen Pelz abzunehmen. Herr Brisenoy war nur ein bürgerlicher Schatten neben diesem großen Typus von vornehmem Beamten. Die Gruppen von Offizieren um die verschiedenen Tische schauten einen Augenblick mit einem gewissen bedeutsamen Blick auf, als wollten sie sagen: »Hier kommt ein berühmter fremder Professor, welcher mit Herrn Brisenoy, dem fashionablen Militärschneider von der Bolschoi Moskoi, speisen will.«

Cassecruche verlangte die Speisekarte und überlas sie mit einer stolzen gebieterischen Miene, halb als Epicuräer, halb geringschätzig, als ob er sagen wollte: 'Du lieber Himmel, das ist heute wieder ein Diner, das den anderen so schauderhaft ähnlich ist, wie ein Ei dem andern! Meinen halben Jahresgehalt für denjenigen, der mir ein neues Gericht erfinden will! Ich bin dieser Leckerbissen aus Kaiser Alexanders Zeit überdrüssig.'

»Womit wollen wir beginnen?« fragte der großmüthige Wirth und reichte die Karte fast hochmüthig dem Schneider hinüber.

»Ach, ich denke mit Schtschih (Kohlsuppe) — man bereitet sie hier ganz gut,« erwiderte Brisenoy schüchtern, denn die Vornehmheit und Großartigkeit in dem Betragen seines Miethsmannes verblendete ihn ganz. Ein echter Russe kann nämlich keine Mahlzeit halten ohne Kohlsuppe, und das Sprüchwort sagt: die drei Gottheiten der Russen seyen Tschinn, Tschai und Schtschih, d. h. Beamtenrang, Thee und Kohlsuppe.

»Bah, das ist zwar ein armseliges Gericht, aber ich denke wir müssen damit anfangen,« sagte der Professor.

Es gibt nur Eine Weise, ein russisches Diner einzuleiten: man ißt nämlich etwas gesalzenen Fisch und trinkt einen kleinen silbernen und vergoldeten Kelch voll rohen Branntweins.

Cassecruche aß eine ganze Sardine, aber mit starkem Protest — der Kellner beobachtete ihn mit Ehrfurcht und Hochachtung, weil er immer murrte, Gesichter schnitt und sich beklagte. Als es aber an den Branntwein kam, warf er die Nase auf wie ein Vorstehhund, wenn er auf ein Volk Feldhühner stößt. Er schlürfte ein kleines Schlückchen, pustete dann, um seine Verachtung, Entrüstung und Geringschätzung auszudrücken, und rief dem Kellner zu: »He, nennt ihr dieß hier Maraschino?«

„Zu dienen, mein Herr!“

„Maraschino di Zara?“

„Ja, die Sarah!“

„Dummkopf! ist er von Zara?“

„Nein, Herr, das ist er nicht!“

„Wie? nicht von Zara? Esel, Narr, Schuft! wie wagst Du einem gebildeten Franzosen einen andern Maraschino zu bringen, als von Zara? Nimm das Zeug fort!“ rief Cassecruche in lauter zorniger Stimme. Der Major am Nebentische sah sich um, die beiden Obersten lachten, die Lieutenants applaudirten hörbar.

„Das ist irgend ein vornehmer Inostranez (Ausländer)! dachte der Kellner; er ist nicht an unsre derbe russische Kost gewöhnt; man versteht sich draußen im Ausland besser auf diese Sachen. — Die Suppe kam: Kohl, Gerstenmehl, Bohnen, Butter, Salz, Hammelfleisch und Rahm bilden die Bestandtheile der sogen. russischen Schtschib. Cassecruche fuhr mit seinem Löffel hinein und hob einen großen gelben Haufen macerirten Kohls heraus, worin ein fataler grüner Streifen von einem äußern Blatte war. Er warf es voll Abscheu wieder in die Terrine, und rief: „Nimm es fort! Weg damit, Du Narr, Du Affe! Behalte solches Zeug für Deine armen Kaufleute! Bestelle mir statt dessen etwas Botwinya, und zwar rasch, hörst Du?“

Dieses Betragen imponirte Herrn Brisenoy, that ihm aber auch leid, denn er war hungrig und die Ausdünstung der Kohlsuppe hatte ihm den Mund wässern gemacht!

„Heda, Kellner, bring' eine Flasche vom besten Clicquot!“ rief der unerbittliche Cassecruche; „damit wir uns die Zeit vertreiben können, bis euer abscheulicher Koch die Botwinya zurichtet.“

„Ist es nicht beinahe zu spät im Jahr für eine Botwinya?“ wagte Brisenoy schüchtern einzuwenden.

„Ja, es ist allerdings spät, aber was kann man denn in diesem abscheulichen Loche haben?“

Wie? der erste Restaurant in der ersten Stadt des russischen Reiches ein infames Loch? Der Restaurant wo die Offiziere von der kaiserlichen Leibgarde speisten? Konnte Brisenoy seinen eigenen Ohren trauen? Konnte dieß Monsieur Cassecruche, sein einst so bescheidener, so kriechend demüthiger, geldloser, blutarmer Miethsmann seyn?

Die Botwinya kam; was für ein Gericht! Bier, rohe Küchenkräuter, rothe Beeren, geschnittene Gurken, viereckige Würfel von Lachs, Schnitze von Citronen und herumschwimmende große Stücke Eis. Ein entsetzlicher Mischmasch, ein Chaos von unverdaulichen Dingen, und doch finden vierzig Millionen Russen dieses Gericht aus Gewohnheit schmackhaft!

Auf die Botwinya folgten Cotteletten à la Marengo und andere saftige Bissen. Cassecruche ward nun zufriedener und behaglicher. Dann folgten Reptschicks oder Haselhühner und Wachteln und jede Wachtel lag auf einem kleinen Kissen von Speck. Die Champagnerkorken knallten um die Köpfe der beiden Freunde, und der süße Schaumwein der Wittwe Clicquot stieg in sprudelnden Perlen in den schmalen hohen Kelchen empor. Cassecruche ward ausnehmend lustig, seine Augen funkelten, er sprach lauter und schneller. Er schlug Trinksprüche vor und summte Liedchen von einem höchst verdächtigen Charakter. Erst das aufgetragene Backwerk und Dessert stopfte seinen geschwätzigen Mund. Goldene, durchsichtige Gelées schmolzen vor ihm; seltsame süße Gerichte und Früchte von Gefrornem thauten vor ihm auf und verschwanden bei seiner Annäherung. Dann kamen kleine Gläschen voll Danziger Goldwasser, die aussahen, als schwämmen kleine Blättchen oder Kügelchen von flüssigem Gold in köstlichem ätherischem Oel.

Der Tisch ward abgeräumt, der Kaffee in dicken Porzellantassen aufgetragen. Cassecruche rief nach Cognac, schüttete einen Kelch voll in seine Untertasse, zündete es an und steckte sich dann mit vollständiger Nonchalance seine Papiercigarre an der blauen Flamme an. Die beiden Freunde waren ganz von einander entzückt, stießen mit ihren Gläsern an und schwuren sich ewige Freundschaft: eine interessante, aber vielleicht sehr unverständige Ceremonie, falls es laut und geräuschvoll in einem öffentlichen Lokal und unter ceremoniösen und cholerischen Fremden geschieht.

Es kamen auf Cassecruche's Befehl noch mehr silberbehelmte Flaschen auf den Tisch, — heraus flogen ihre umfangreichen Korke, befreit von der Sklaverei des Drahts, und der durchsichtige goldene Wein sprudelte wie eine fortwährende Quelle von Frohsinn und Heiterkeit. Der weiße Schaum zischte, duftig und zur Fröhlichkeit belebend, als wär's der Schaum vom Nektar der Götter oder Homer's sorgenbannende Nepenthe. Witzworte, Scherze, Calembourgs flogen Cassecruche von den Lippen wie die Schwärmer eines Schwärmerkastens, wie die Funken aus einer feuersprühenden Fontäne. Er ward so laut, daß Brisenoy ganz abbittend und demüthig auf den Obersten, die beiden Kapitäne und den düsterblickenden Major schaute und seinem Freunde Mäßigung anempfahl.

Cassecruche stürzte statt dessen zwei Gläser Wein nach einander hinunter, explodirte dann wie ein Pulvermagazin in einem Strom von wilden Schimpfreden auf Rußland, die er mit der lautesten Stimme ausstieß.

„Wie?“ rief er; „mäßigen soll ich mich? meine Stimme dämpfen? Mon Dieu, nicht reden soll ich? — Zehn Millionen Flüche und Verwünschungen auf dieses Land der Knute und der Leibeigenen — auf das Land, wo die Freiheit im Kerker schmachtet und erfriert und die Tyrannei sich im Glanze brüstet! Nieder mit dem schüchternen Spießbürger, der vor einer solchen vergoldeten Infamie sich ducken könnte! Ich bin ein Frrrranzose; ich lasse mir das nicht gefallen. Rußland mag meinethalben Polen unterdrücken und seine Leibeigenen bis auf das Blut peinigen lassen, aber mich soll man nicht einschüchtern, denn ich bin ein Frrr....“

Hier packte ihn einer der Obersten, der sich nicht mehr länger halten konnte, am Kragen und schüttelte ihn tüchtig. Herr Brisenoy sah im Geist seinen Freund als Verbannten in Sibirien schon in einem Blockhause mit einem Bären zusammengekoppelt. Aber Cassecruche wehrte sich wie ein Verzweifelter, riß sich von dem zornglühenden Obersten los, er-

griff eine leere Champagnerflasche, schlug damit um sich und rannte, als er eine Uebermacht gegen sich andringen sah, tollkühn auf eine Büste des Kaisers Nikolai zu, welche im Saale stand, und hätte dieselbe mit einem wuchtigen Streiche zerschmettert, wenn ihm nicht ein Gardehauptmann noch rechtzeitig in den Arm gefallen wäre und ihn zu Boden gerissen hätte. Alle Gäste stürmten auf ihn ein, und Brisenoy fiel in Ohnmacht.

»Es lebe die Republik!« brüllte Cassecruche.

»Stoßt den republikanischen Verschwörer nieder!« riefen die Lieutenants. — »Schickt nach der Wache, damit er verhaftet werde!« rief der Oberst. — »Prügelt ihn durch!« war der allgemeine Ruf; aber dieß gab der Oberst nicht zu; Cassecruche aber, den ein Dutzend Fäuste von Kellnern und Knechten an den Boden niederhielten, zappelte unter denselben wie ein Frosch im Schnabel eines Storchs, brüllte fortwährend sein „Vive la republique!“ und schnitt fürchterliche drohende Grimassen gegen die Büste des Zars.

Endlich kam die Wache mit aufgepflanztem Bajonett, und eine Schaar von tiefentrüsteten Offizieren, von schwatzenden, schreienden und gestikulirenden Kellnern, Köchen und Küchenjungen umstand den wüthenden Cassecruche. Mit einem Male drängte sich ein Herr in schwarzem Frack, der Besitzer der Restauration, durch die Menge, schwang einen ellenlangen beschriebenen Zettel mit Zahlen und rief: »Durchsucht dem Elenden die Taschen! er schuldet mir 32 Rubel und 75 Kopeken für sein Diner und den Champagner! Er muß Geld genug haben, denn diese Verschwörer haben alle Geld!«

Sechs Kellner fielen sogleich wie hungrige Wölfe über Cassecruche her und drehten ihm die Taschen um, fanden aber nichts bei ihm als einen Cigarrenstumpf, ein zerknülltes schmutziges Pique-Aß und — drei kupferne Sous. Die sechs Kellner waren wüthend und hätten dem Franzosen das Haar ausrissen um darin nach verstecktem Geld zu suchen, aber der Oberst trieb sie mit der flachen Klinge von ihrem Opfer hinweg und rief: »Packt euch, ihr Hunde! der Bursch da ist ein wichtiger politischer Verbrecher. Ob er sein Diner bezahlt hat oder nicht, ist von gar keiner wesentlichen Erheblichkeit. Soldaten, nehmt euren Gefangenen in die Mitte und folgt mir. Adieu, Herr Kapitän, wir beendigen unsre Parthie Billard morgen! Der Dienst des Kaisers geht vor der Freundschaft!«

»Dann muß jener Herr dort bezahlen!« rief der Gastwirth und zeigte der Bande von aufgeregten Kellnern den vor Schrecken halbgelähmten Brisenoy der nun unter Aechzen und Stöhnen, unter hundert Verwünschungen und tausend Schwüren unweigerlich die 32 Rubel 75 Kopeken Silber bezahlen mußte. —

Am andern Tage saß Monsieur Cassecruche, nüchtern geworden aber nicht reumüthig, sehr behaglich in einem Wagen welcher ihn unter Aufsicht eines Polizeibeamten nach der preußischen Grenze brachte. Er war als ein gefährlicher Verrückter, als ein abscheulicher Republikaner, als ein hochverrätherischer Socialist auf ewige Zeiten aus Rußland verbannt und verurtheilt auf dem Schub nach seiner Heimath gebracht zu werden. Die Polizei sollte ihn nicht eher loslassen, als bis er wohlbehalten die Wildnisse von Paris erreicht habe. Cassecruche reiste ganz resignirt und in sein Schicksal ergeben, im Herzen seelenvergnügt über seine rettende Kriegslist und seine rechtzeitige Flucht vor einer Heerde erbitterter und hungriger Gläubiger; er lachte sich in's Fäustchen über sein unentgeltliches Diner und den warmen Pelzrock, über den verzweifelten Aerger seines Quälgeists von Miethsherrn und über seine wohlfeile und schnelle Reise von St. Petersburg nach Paris. Daß er der russischen Polizei aufrichtig das Aergerniß abgebeten hat, das er ihr durch sein auffallendes Betragen verursacht, daß er selbst den Streich, den er ihr spielte bereute, können wir verbürgen; — ob er aber seit 17 Jahren jemals sich geneigt und gedrungen gefühlt hat, Herrn Brisenoy eine Entschädigung für die schuldige Miethe, den geliehenen feinen Anzug und die Zeche beim Restaurant zu senden, möchten wir billig bezweifeln.

A. Suterland.

Ein Ritt um's Leben.

Als Texas noch eine mexicanische Provinz war, hatte es kaum eine civilisirte Bevölkerung. Da und dort war irgend ein zerstreutes Fort, wie zu Anahuac und Velasco, mit einer Garnison von mexicanischen Soldaten besetzt, und bei demselben unter dem Schutze seiner Kanonen, waren dann gewöhnlich einige Hütten von Adobe (Flechtwerk mit Lehmbewurf) errichtet. Zwei Städte: San Antonio de Bexar und San Felipe de Bexar mit den Missionen Refugio und San Patrizio, (welche von einigen Jesuiten schon um's Jahr 1660 errichtet werden,) waren die hauptsächlichsten Niederlassungen. Das ganze übrige Texas ward von Indianerstämmen nomadisch durchzogen, die den Büffelheerden und den Trupps von wilden Pferden nachsetzten, welche damals bis an die Dünen an der Küste des mexicanischen Meerbusens hinunter im ganzen Lande ästen.

Im Winter, wenn ihre gebirgige Heimath in der langen Bergkette von San Saba durch Frost und Schnee heimgesucht war, pflegte der wilde indianische Stamm der Comantschen mit seinen Hütten und Familien südwärts zu ziehen gegen die Seeküste hin, wo ewiger Sommer herrscht, außer wenn auf einige Tage die Nordwinde einfallen. Außerdem hatten noch zwei andere kriegerische Stämme: die Lipans und die Apatschen, im Winter ihre Jagdgründe gegen die texanische Küste hin. Alle diese Indianer beanspruchten Texas als ihr eigenes Jagdgebiet, und lebten in Fehde mit den Mexicanern, welche sie verachteten und bei jeder Gelegenheit niedermachten und deren Pferde, Hornvieh und sonstiges Eigenthum sie sich aneigneten, so oft ihnen irgend eine mexicanische Niederlassung in die Hände fiel. Den ersten Anlaß zu diesen Feindseligkeiten gaben die ursprünglichen europäischen Ansiedler durch ihr Auftreten gegen die Indianer. Gewalt ist nur bei der Selbstvertheidigung gerechtfertigt, sogar Wilden gegenüber.

Im Jahr 1820 überließ die mexicanische Regierung einen großen Landstrich an Stephen F. Austin, einen amerikanischen Staatsbürger, unter der Bedingung, daß er denselben innerhalb eines gewissen Zeitraums mit 300 Familien aus den Vereinigten Staaten besiedle; denn die Mexicaner wußten sehr wohl, daß das Land für sie nutzlos war, so lang die Indianer nach Gutdünken auf demselben herumschwärmten, die zerstreuten Ansiedelungen mit Feuer und Schwert verheerten, die Einwohner erschlugen und die Heerden wegtrieben; und sie hofften, die Büchsen der Amerikaner würden die Wilden im Schach halten, so daß mit Zeit und Weile ihre eigenen Leute sich ohne Gefährde in dem Lande niederlassen könnten. Im Lauf der Zeit trieben die Amerikaner nicht blos die Indianer zurück, sondern rissen das Land auch aus den Händen der Mexicaner; und im Jahr 1836 nach der Schlacht von San Jacinto mußte sie Santa Ana, der mexicanische Dictator, selbst für unabhängig anerkennen.

Obschon die Indianer allmählig von den Niederlassungen zurückgetrieben worden waren, hatten sie doch mit den Weißen keinen Frieden gemacht, sondern überfielen vielmehr häufig jedes unbeschützte einzelne außenliegende Gehöfte auf der Grenze, erschlugen dessen Bewohner und brannten die Gebäude nieder, so daß man bald die Nothwendigkeit einsah, einige Truppen auf dem äußersten Rande des bewohnten Landes zu lassen, welche die Indianer bewachen und im Falle irgend eines Angriffs abhalten sollten. Diese Grenzvertheidigung war anfangs eine freiwillige, und die hiezu aufgebotene Miliz nannte man **Texas Rangers**, d. h. die texanischen Streifschützen. Nachdem die Republik Texas in den Verband der Vereinigten Staaten aufgenommen worden war, stellte die Bundesregierung einige Dragoner-Regimenter auf der Grenze auf, die jedoch zum Gespött der Indianer wurden, denn wenn die Rothhäute irgend einen blutigen Raubzug vor der Nase der irischen und deutschen Rekruten dieser Regimenter ausgeführt hatten, machten sich diese furchtbaren Soldaten daran, die mit Beute beladenen Wilden auf ihrer Flucht mit all der langsamen und nutzlosen Parade und dem Schaugepränge regelmäßiger Truppen zu verfolgen, wobei dann gewöhnlich der indianische Häuptling sie so nahe herankommen ließ, als er es für rathsam hielt, dann aber beide Arme hoch in die Luft warf, worauf seine Krieger, die nur auf das Signal lauerten, plötzlich auseinanderstoben, wie ein jählings aufgescheuchter Flug Federwild, und im tollsten Galopp davonstoben, um sich an irgend einem wohlbekannten Stelldichein in den Ausläufern ihrer heimathlichen Gebirge wieder zusammen zu finden. Waren dann die regulären Soldaten unbesonnen genug, sich zur Verfolgung ihres flüchtigen Feindes in Ketten aufzulösen, so schwenkten die fliehenden Indianer herum und fingen ihre Verfolger ab, wie sich hiezu die Gelegenheit darbot; hier ward einer mit dem Lasso gefangen und zu Tode geschleift; dort hingen sich die Rothhäute an die Langseite ihrer Pferde und schoßen unter dem Hals derselben hindurch ihre Pfeile nach den Soldaten ab, für deren Flinten die hinter den Körpern ihrer Pferde gedeckten Indianer keinen Zielpunkt abgaben.

Die Kriegführung der Texas-Rangers war eine ganz andere. Nachdem man an der Stelle der früheren Miliz ein förmliches Freikorps unter diesem Namen errichtet hatte, bestand dieses meist aus jungen Pflanzern oder jungen Männern, die einen Hang zu Abenteuern und wildem Leben hatten, aus lauter trefflichen Reitern und guten Schützen die sich selbst für Pferde und Waffen sorgen mußten. Sie machten sich je nach Erforderniß zu einer Dienstzeit von drei oder sechs Monaten verbindlich. Wurden sie zum Dienst berufen und aufgeboten, so wählten sie unter sich selbst ihre eigenen Hauptleute und Offiziere. Trotz ihrer häufigen ernsten Zusammenstöße mit den Indianern sahen sie in dem Leben, das sie führten, keinen schweren Dienst und keine große Gefahr; heute hetzten sie einen Büffel, morgen einen Indianer, heute beschlichen sie einen Schwarzschwanzhirsch, morgen fingen sie mit dem Lasso ein wildes Pferd — das stählte ihre Glieder und erhielt sie immer frisch und munter für jeden dringenden Nothfall, härtete sie ab die größten Strapazen zu ertragen, und dieses ungebundene Leben im Freien machte sie kühn und waghalsig. Die Indianer fanden bald, daß mit den Rangers nicht so leicht anzubinden war, als mit den Dragonern, und namentlich seit die Rangers mit den Colt'schen Repetirpistolen versehen waren, half es die Comantschen nichts sich hinter die Rümpfe ihrer Pferde zu hängen und dort Schutz zu suchen. Der Ranger schoß dem indianischen Pferd eine Spitzkugel aus seinem Revolver durch den Rückgrat und eine zweite durch den Indianer selbst, wenn dieser sich von dem gestürzten Pferde losmachen wollte. Auch versuchte die Rothhaut vergeblich den Lasso zum Wurfe bereit über dem Kopf zu schwingen, denn das Blei flog weit schneller und weiter aus der Mündung der Pistole, und wenn es dann, was freilich selten geschah, zum Handgemenge kam, dem die Rothhaut am liebsten auswich, so mußte der untersetzte vierschrötige Comantsche, der nur auf seinem Pferde flink ist, bald finden, daß er es mit dem schmächtigen behenden weißen Manne nicht aufnehmen konnte, der mit seinem Bowiemesser in der Hand, den Tomahawk des Comantschen nicht fürchtete und in der Regel nur kurzen Proceß mit ihm machte.

Zuweilen lagen mehrere Trupps (oder Kompagnieen wie man in Texas nannte) von diesen Streifschützen gleichzeitig auf der Grenze, und zwar über eine Menge Stationen vertheilt, welche viele Meilen von einander entfernt lagen. Der General Ben MacCulloch von der konföderirten Armee, der vor einiger Zeit in Arkansas während des gegenwärtigen Krieges fiel, erwarb sich seinen ersten militärischen Ruf als Führer einer solchen Compagnie von Streifschützen. Unter den vielen Kapitäns aber, welche wegen ihrer unerschrockenen Tapferkeit und Geschicklichkeit im Indianerkriege Ruf und Ansehen erlangten, war ein gewisser Kapitän Lewis einer der berühmtesten und beliebtesten. „Legs Lewis,“ wie er bei seiner Truppe vertraulich genannt wurde, war ein sehr großer hagerer Mann, der beinah sieben Fuß hoch in seinen Schuhen stand; da er nun sehr mager war, so sahen seine Beine ungewöhnlich lang aus und erwarben ihm den Beinamen Legs (Beine), unter dem

er weit und breit bekannt war. Diese Gliederlänge hatte ihn auch bei seinen rothbraunen Feinden hinlänglich gekennzeichnet, und es gab wenige Krieger unter den Comantschen, die zu irgend einer Zeit auf dem Kriegspfade gewesen waren und nicht dabei den Legs gesehen hatte, wie er sein Pferd ansprengte, um seine Kompagnie zu ihrer Verfolgung anzuführen.

Legs Lewis's Rangers lagen auf Vorposten in der Nähe der Hauptgewässer des Rio San Marcos, eines der größten Zuflüsse des Rio Guadalupe, als der Kapitän den nachstehenden schweren Ritt thun mußte. Die Rangers waren einige Wochen auf ihren täglichen Streifzügen nach Wild auf keine Spur oder Fährte von Indianern gestoßen. Legs vermuthete daher, die Indianer seyen nach den weiter westlich gelegenen Büffelgründen gezogen oder haben einen Kriegszug gegen die Mexicaner in dem Staat Cohahuila unternommen, und er schloß daraus, er könne das Commando seiner Kompagnie schon auf einige Tage seinem Lieutenant überlassen, während er einen Ausflug nach Seguin machte, einer etwa zehn deutsche Meilen weiter südwestlich gelegenen Stadt am Guadalupe, wo er Geschäfte hatte.

Die Sonne stand an jenem Oktobermorgen schon einige Stunden lang über'm Horizont, ehe Legs damit fertig geworden war, seinen Reserveteppich und Blechnapf, der bald dazu diente, Wasser damit aus einem Flusse zu schöpfen oder seinen Kaffee darin zu kochen, und einen kleinen Mantelsack an den Sattel zu binden. Dieser Mantelsack enthielt ein paar Unzen gerösteten und gestoßenen Kaffees, in ein Stück Hirschhaut eingebunden einige Prisen Salz, etliche Schoten von spanischem Pfeffer und einige Streifen an der Luft getrockneten Hirschfleisches, welche spartanische Kost ihm zum Abendbrod und Frühstück dienen sollte, da er Seguin am andern Mittag bei guter Zeit zu erreichen hoffte. Legs Lewis war ein abgehärteter, mäßiger, nüchterner junger Mann, der mehr Aufmerksamkeit auf die Ladung seiner Revolver und deren Reserve-Walzen als auf die Füllung seines Brodbeutels für die Reise anwandte. Nachdem er seine letzten Befehle gegeben und allen seinen Kameraden der Reihe nach noch einmal die Hand gedrückt hatte, warf er sich in den Sattel, schlug eine südwestliche Richtung ein und sprengte in die Prairie hinaus in der Hoffnung, vor Sonnenuntergang den Waldstrich am Guadalupe zu erreichen, wo er sich sein Bivouacfeuer machen könnte; er brauchte dann nur längs dem Walde hinzureiten, um am andern Tage sicher nach Seguin zu gelangen.

Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang erreichte er den Waldstrich an einem kleinen Flüßchen, welcher mit dem Hauptwalde am Guadalupe zusammenhing; und als er um eine Spitze des Waldes bog, welche sich auf eine ziemliche Strecke in die Prairie hinein erstreckte, stieß er plötzlich auf eine Kriegshorde der Comantschen, die ungefähr hundert Köpfe stark war. Legs sah sich entdeckt: im selben Augenblicke, wo seine Augen auf die bemalten Krieger fielen, waren auch einige Dutzend schwarze Augen auf ihn gerichtet. Kaum aber war er sich der Gefahr bewußt, worin er sich befand, so war auch schon sein Entschluß gefaßt, wie er derselben begegnen wollte. Rückzug wäre für ihn beinahe sichere Gefangenschaft und Tod gewesen, denn obschon er einen vortrefflichen Renner ritt, so war das Thier durch die lange Wegstrecke schon etwas ermüdet, und er zweifelte ob er seinen Verfolgern auf einem tollen Wettrennen über die offene Prairie hin, während der zwei Stunden Tageslicht, die ihm noch blieben, entgehen könnte. Gelang es ihm dagegen, den Rothhäuten nur so lang zu entwischen, bis die Sonne hinunter war, so hoffte er zuversichtlich, da es in jenen Breiten keine Dämmerung gibt, nach Einbruch der Nacht seinen Verfolgern sicher zu entkommen.

Der Waldstrich an dem Flüßchen war zu schmal, als daß er hier auf ein Versteck rechnen konnte, und er sah daher sogleich ein, daß seine einzige Chance der Rettung davon abhing, daß er den großen Wald am Guadalupe erreichte. War er einmal in diesem und die Sonne unter dem Horizont, so wußte er sich geborgen, denn er war ein allzu erfahrener Hinterwäldler, um die Comantschen in seinem Rücken zu fürchten. Die Indianer waren jedoch zwischen ihm und dem Wald am Guadalupe, und einen Umweg zu machen um sie im Bogen zu umreiten, wäre sehr gewagt gewesen, denn er zweifelte gar nicht, daß die Truppe sich vertheilen werde, so daß während die eine Abtheilung ihn auf der Prairie verfolge, die andere vorausreiten würde, um ihn von seinem rettenden Ziele abzuschneiden. Er hatte nicht umsonst so lange mit Indianern zu thun gehabt, um nicht zu wissen wie leicht sie seine Absichten errathen würden. Alle diese Gedanken, deren Beschreibung Zeit erfordert, blitzten im Nu durch das Hirn eines Mannes, welcher beständig der Gefahr ausgesetzt und daran gewöhnt war zur Errettung aus einer solchen sich nur auf sich selbst zu verlassen. Er sah daher im Augenblick das einzig richtige Mittel zu seiner Rettung ein und setzte es sogleich ins Werk. Da er nicht zweifelte, daß mehr als einer seiner Feinde in ihm den Anführer einer Abtheilung texanischer Streifschützen erkannt habe, von dem man kaum erwarten konnte, daß er allein oder seine Leute fern waren, sprengte Legs sein Pferd kaltblütig von der Seite her gegen die Indianer an und winkte mit der Hand rückwärts, als bedeute er seine Mannschaft hinter sich, ihren Ritt zu beschleunigen. Nachdem er mit der Hand zwei oder dreimal rasch gewinkt, zog er einen Revolver und spannte dessen Hahn; dann stieß er seinem Pferd die Sporen in die Weichen, ritt gerade auf seine Feinde los und ließ als er ihnen nahe kam, seinen Schlachtruf erschallen, den viele von ihnen schon zuvor gehört hatten.

Die List gelang, denn zwischen ihrer Aufmerksamkeit auf den verzweifelten Menschen, der so wild auf sie einsprengte, und der Erwartung, seine in Hirschfelle gekleideten Rangers im hellen Haufen um die Waldspitze brechen zu sehen, waren die Indianer so überrascht daß sie vergaßen ihre Lassos loszunesteln, obschon einige von ihnen ihm Pfeile nachschickten, während er zwischen ihnen hindurchritt und seinen sechsschüssigen Revolver so rasch als er konnte und mit jener nie versagenden Geschicklichkeit, welche die beständige Uebung gibt, auf sie abschoß. Die Verblüffung der Indianer währte zwar nur einige Minuten, allein so kurz sie auch war, so hatte sie doch

hingereicht, Lewis in den Stand zu setzen, durch seine Feinde zu brechen. Als die Rothhäute nämlich sahen, daß ihr langer Gegner die Richtung nach dem entfernten Walde einschlug, wurden sie gewahr, daß sie auf geschickte Weise hintergangen worden waren und daß sie nun vielleicht ihren verhaßten Feind noch einholen konnten. Sie verloren daher keine Zeit; — sobald sie die Wahrheit einsahen, so jagten sie im vollsten Rosseslaufe hinter ihm her und stießen ihr häßliches Kriegsgeschrei: „Hau-pau-puh-uh-uh-ah!“ aus. Allein dieses Geschrei das jedem furchtbar die Nerven angreift, welcher nicht daran gewöhnt ist, machte auf Legs keine andere Wirkung, als daß es ihm zu erkennen gab, die Wilden hätten nun die gebrauchte List durchschaut und setzten ihm erbittert nach. Er hatte durch sein tolles Ansprengen einen Vorsprung von wenigstens 400 Schritten, und einen solchen hoffte er vor der Hauptmacht seiner Verfolger zu behalten. Wenn hie und da einer der Indianer den anderen zuvor und ihm ziemlich nahe kam, so verursachte dieß Legs kein Unbehagen; denn obschon er bei dem Anprall den einen Revolver abgeschossen, so hatte er doch noch den andern schußfertig und die geladenen Reservewalzen zu beiden, also im Ganzen noch achtzehn Schüsse zu seiner Vertheidigung. Und selbst die abgeschossenen Walzen konnte er wieder laden, (denn er wie alle anderen Ranger war daran gewöhnt, dieß im vollsten Rennen zu thun), wenn er nicht allzu hart bedrängt wurde. Ungefähr die beiden ersten Meilen entlang behielt er seinen Vorsprung von etwa 400 Schritten vor den Verfolgern, dann aber begannen die Indianer ihm näher zu rücken, denn des Rangers Pferd, obschon an Ausdauer und Geschwindigkeit eines der besten auf der ganzen Grenze, hatte bereits einen weiten Weg hinter sich, während die Mustangs der Indianer noch ziemlich frisch waren. Legs trieb daher sein Pferd über eine Hügelwelle der Prairie nach der andern, und der undeutlich blaue Wald in der Ferne zeichnete sich von Minute zu Minute bestimmter ab, und bald hoben sich die höheren Baumwipfel und riesigen Zweige klar und scharf von dem durch die Abendsonne wie mit Gold und flüssigem Purpur überglühten Himmel ab. Die Hoffnung stieg wiederholt in Lewis' Herzen, als er sah wie schnell er sich dem Walde näherte, und wilder Ingrimm erfaßte die Wilden aus Furcht er könnte das erstrebte Obdach erreichen und mit Hülfe der Nacht ihrer Rache entgehen; darum trieben sie ihre Pferde mit Peitschen aus roher Büffelhaut und in einigen Fällen mit den Spitzen ihrer Messer vorwärts, um den Flüchtling einzuholen.

Eine Strecke von ungefähr 2000 Schritten trennte Legs noch von dem ersehnten Zufluchtsort, und die bestberittenen der Wilden strengten jede Nerve an um ihre Beute einzuholen. Jedes Mal wenn einer ihm zu nahe kam, drehte sich der Verfolgte im Sattel um und bedrohte den vordersten Wilden entweder mit seiner Pistole oder knallte ihn vom Pferde herunter, wenn er innerhalb Schußweite war. Auf dieser letzten Strecke feuerte Lewis seine Revolver nicht weniger als elfmal ab, so hart ward ihm zugesetzt. Die Wilden waren so verzweifelt erpicht geworden ihn einzufangen, daß sie ganz des Grundsatzes der Comantschen zu vergessen schienen: „besser fünf Feinde zu verlieren als Einen Krieger.“

Endlich nach einem harten Galopp über eine Strecke von einer vollen deutschen Meile (Legs ritt sie später ab, um sich von ihrer Ausdehnung zu überzeugen) gelangte er in den Wald hinein und beinahe im selben Augenblick ging die Sonne unter. Da er nun eine Oertlichkeit zu haben wähnte, die ihm Sicherheit bot, so stieg er ab, schnallte seinem Pferde den Sattelgurt lockerer und ließ sein Pferd verschnaufen und dann ein Wenig grasen; er behielt dabei aber die Zügel immer im Arme, und alle Sinne auf das höchste angestrengt, horchte er auf jeden Laut im Walde, auf das düstre Rauschen des Windes in den Aesten und Wipfeln, und namentlich auf den Schrei der Eulen, welcher leicht nachzuahmen ist und dessen sich daher die indianischen Späher häufig als Signale zur Verständigung bedienen. Sobald seine Pistolen wieder geladen waren und sein Pferd sich genügend ausgeruht hatte, führte Legs das Thier behutsam an den Saum des Waldes und machte oft Halt, um auf irgend einen Laut zu horchen, der ihn führen oder warnen könnte. Als er den Wald ganz hinter sich hatte, bestieg er sein Pferd wieder und schlug die Richtung nach Seguin ein, wo er am andern Morgen bald nach Tagesanbruch ankam, ohne ein weiteres Abenteuer bestanden zu haben.

Auf der Schneuß.

Erinnerungen eines alten Hofjägers.

(Schluß.)

„Am vierten Tage,“ fuhr der alte Huwalt nach einer Pause in seiner Erzählung fort, „war Wilm schon wieder auf den Beinen, und die Wunde besser; da ging er natürlich selber nach dem tiefen Bronnen, und wartete auf seinen Schatz. Und am Abend zeigte er mir einen kleinen Goldreif am Finger, den sie ihm gegeben hatte, und sagte: 'Sieh, Fritz, das ist so 'ne Art Verlobungsring! Nun soll uns kein Teufel mehr trennen! Ich hab' dafür gesorgt, daß sie mein ist!' Und eine wilde Freude flammte ihm dabei vom Auge, die ich mir gar nicht erklären konnte. Ich wünschte ihm aber von Herzen Glück, denn er hatte das Mädchen fürwahr redlich verdient. — Etliche Tage später weckt mich Wilm, der seine nächtlichen Gänge wieder angefangen hatte, aus dem Schlafe. 'Fritz,' sagt er, 'ich muß für Agnesen einen Ritt thun und nehme mir des Försters Braunen aus dem Stalle. Sorg' dafür, daß der Alte vorerst nichts merkt, wenn ich am Morgen noch nicht zurück seyn sollte. Lock' ihn unter irgend einem Vorwand recht früh in den Wald!' Das konnt' ich leicht; wir hatten Hochwild eingekreist, das der Prinz Ewald abschießen wollte, und mußten am Morgen in aller Frühe heraus, es zu bestätigen, und der alte Hampe ließ es nicht an Eifer fehlen, wenn es den Dienst galt. Der Prinz kam am andern Morgen mit seinem Gefolge; wir alle waren zur Stelle, selbst Wilm fehlte nicht, aber er sah fieberhaft und erschöpft aus und mir entging eine ungewöhn-

liche Düsterkeit, eine gedrückte Stimmung und heimliche Angst nicht, welche auf ihm lagen. Er suchte mehrmals in meine Nähe zu kommen, der ich dem Prinzen beigegeben war, aber der alte Hampe hatte immer andere Aufträge für ihn, die ihn nach einer andern Seite schickten. Endlich war das Abschießen vorüber, und wir streckten das Wild: sieben starke Hirsche und zwei Hauptschweine. Da trat Wilm an mich heran und raunte mir in's Ohr: 'Fritz, ich gehe dem Alten heute aus dem Wege! Der Braune ist gefallen, und Hampe wird wüthen! Bitte die Försterin, daß sie ein gut Wort für mich einlege, denn der Werth des Pferds soll gern ersetzt werden. Hilf mir nur über die verfluchte Geschichte hinüber!' — Ich nickte und machte mir sogleich mein Plänchen. Hampe hatte mich ausersehen, das Wild nach der Hauptstadt zu begleiten, wo in einem solchen Fall große Trinkgelder abfielen; aber ich wollte Wilm für mich gehen lassen, damit er dem alten Hampe aus den Augen kam. Als der Alte daher mit den Herrschaften droben auf den 'Plan' war und schon einigen Flaschen Wein den Hals gebrochen hatte, mengt' ich mich unter die Jägerburschen, welche bei dem Waidmannsmahle aufwarteten, und machte mich an den alten Hampe, der mich mit einem wilden Fluch empfing und mich fragte, was ich denn noch da thue, da ich längst mit meinen Frohnfuhren auf dem Wege nach der Stadt seyn sollte? 'Mit Verlaub, Herr Förster,' sagt' ich, — 'ich hab' mich unterstanden, dießmal ungehorsam zu seyn. Der Wilm Stab hat mich gebeten, ihn statt meiner zur Stadt fahren zu lassen; einmal weil er gerne seinen Vater sprechen möchte, und dann weil unter den Cavalieren dort etliche sind, die ihn von der Studentenzeit her noch kennen, und vor denen er sich genirt hätte.' — Der Alte führte dießmal einen guten Wein und war's zufrieden, und ich freute mich, den Wilm fortzuwissen, wann der erste Sturm losbrach.

„Es war spät, als wir heimkamen, und auf dem Forsthause alles verstört. Man hatte den Braunen mit Sattel und Zeug verendet an einem Hagen auf dem Wege nach Dielirch gefunden und die Nachricht davon auf das Forsthaus gebracht, als Hampe schon fort war. Die Försterin fürchtete ihres Mannes Heftigkeit und verschwieg ihm den Unfall noch am selben Abend, denn so gutmüthig er auch sonst war, so konnte er doch bei einem solchen Anlaß wüthend werden, besonders wenn er getrunken hatte. Ich hatte der Angst der Försterin jedoch schon ein Ende gemacht, indem ich ihr zugeflüstert, daß Wilm den Gaul zu Tode geritten, und vollen Ersatz leisten wolle. Aber es war gut, daß Wilm am andern Morgen noch nicht zurück war, als der Förster nach seinem Thier sah und den Stall leer fand und der Jungbursch ihm die Sache erzählte. Er riß eine Büchse vom Rechen und verschwur sich hoch und theuer, den Kerl zu erschießen, der ihm das gute Thier, das ihn schon eilf Jahre lang getragen, zu Tode geritten; dann holte man mich, als quasi Mithelfer, und nahm mich in's Verhör, aber ich gestand nichts, als daß mir der Wilm beim Strecken der Hirsche vor dem 'Plan' in Eile mitgetheilt, daß ihm das Thier gefallen, als er in der Nacht von einem Ritt zu guten Freunden zurückgekommen, und daß er deßhalb in die Stadt gewollt, um dem Förster ein anderes und womöglich besseres Pferd zu kaufen. Nun erging ein Theil des Donnerwetters über mich, aber ich war dergleichen von dem alten Hampe schon gewöhnt, und er war mir im Grunde doch gewogen. Der Alte wollte jedoch nichts von Ersatz hören und schwur hoch und theuer, den Wilm zu erschießen, falls er ihm nochmals über die Schwelle käme. Und weil ich denn die Heftigkeit des Alten kannte, schickt' ich dem Wilm einen Boten entgegen bis Dielirch und ließ ihm sagen, er solle vorerst das Forsthaus in Griesthal meiden und mich bei den Holzhauern im Welling treffen.

„Es war ungefähr um Mittag und wir lagen allesammt um ein Feuerchen von Spachen, denn es rieselte sacht herunter und war kalt, da kam der Wilm die Wildbahn herunter auf uns zu. Er sah noch blässer und verstörter aus als vorgestern, und in seinen Augen glühte eine fieberische Wildheit. 'Auf ein Wort, Fritz!' sprach er zu mir; 'es ist meines Bleibens nicht länger hier, denn denke Dir: sie ist fort; ich habe in der hohlen Weide im tiefen Bronnen ihren Abschiedsbrief gefunden. Heute Nacht in aller Stille kam ein Reisewagen aus der Stadt und hat sie abgeholt — sie und ihre Begleiter. Ich folge ihrer Spur und suche sie einzuholen. Sag' dem Alten, daß mein Vater den Gaul bezahlen wird, und nimm alle Briefe für mich in Empfang, während ich fort bin, — mögen sie nun durch Boten kommen oder in der hohlen Weide liegen.' — Ich suchte ihm den Entschluß auszureden, aber er blieb unerschütterlich bei seinem Vorsatz. 'Ich kann und darf sie nicht lassen,' sagte er; 'sie ist mein Weib vor Gott, und trägt ein Kind von mir unter dem Herzen; ich kann nicht ohne sie leben. Leb' wohl, Fritz, und sey mir treu!' Damit fiel er mir um den Hals, und seine Augen quollen ihm über, und er riß sich los und sprang in den Wald hinein. Ich wollte ihm folgen; aber er winkte mir zurück, ihn nicht zu begleiten.

„Drei Jahre lang sah und hört' ich nichts mehr von Wilm und seiner Liebschaft, bekam auch keine Briefe, obschon ich noch über ein Jahr auf dem Griesthaler Forsthaus geblieben. Der alte Stab hatte dem Förster ein schmuckes junges Pferd geschickt, das weit besser war, als der gerühmte Braune, und so hatte der alte Hampe seinen Groll vergessen. Aber weder in der hohlen Weide, die ich oft untersuchte, noch auf irgend einem andern Wege war mir ein Brief zugekommen, noch hatt' ich zu ermitteln vermocht, wer denn eigentlich die Leute gewesen, die unter dem Namen eines Herrn und einer Frau v. Müller mit Agnesen auf dem Emslinger Schlosse gewohnt hatten. Der alte Muff wußte es selbst nicht, und der alte Hofmarschall v. Wedell war im darauffolgenden Winter im Auslande gestorben, und sein Gut war als Majorat an seinen Neffen, den Jagdjunker des Herzogs, gefallen. Der aber wußte auch nichts von der Sache, wie ich wohl merkte, als ich sie ihm einsmals erzählte, denn ich ritt als Leibjäger manchmal mit ihm auf die Pirsch und stand ganz gut mit ihm. — Doch um wieder auf Wilm zurückzukommen: — ich war ungefähr zwei Jahre als Leibjäger in der Residenz, da begegnete mir eines Tags Wilm, den ich kaum wieder erkannt hätte, so sehr

war er gealtert und verändert. Er kam gerade vom Rhein, wo er bei den Condé'schen Freischaaren gestanden hatte, um mit diesen gegen die revolutionnären Neufranken zu kämpfen. Dorthin hatte ihn nach langen Kreuz- und Querzügen, auf denen er vergebens seine Agnese gesucht, der Wunsch geführt, von ihr etwas Näheres zu erfahren, aber er hatte nichts über sie ermittelt, und die erste Spur von ihr erst bei der Heimkehr in's Vaterhaus wieder gefunden. 'Komm' mit mir, ich will Dir etwas zeigen,' sagte er, und nahm mich unter dem Arme. In seiner Stube in dem alten Amthause nahm er eine schmale lange Kiste aus dem Schrank, hob den Deckel ab und zeigte mir ein wunderschönes, reich mit Silber eingelegtes Doppelgewehr — dasselbe, was der Herr Lieutenant heute Abend gesehen, aber damals noch ganz neu und schmuck und gleißend. 'Das kommt von ihr, von Agnese,' sagte er und das Weinen war ihm nahe; 'diese Kiste kam vor bald anderthalb Jahren mit der Bestimmung für mich an den alten Hampe in Griesthal, der sie meinem Vater schickte, und nun stand sie bis vor wenigen Tagen uneröffnet hier im Schrank. Drinnen aber lag ein Brief, der mich glücklich und elend zugleich machte, denn Agnese schrieb mir: unser Kind lebe und werde der Erbe eines berühmten Namens und großer Güter, denn sie sey die Gattin eines Andern, eines alten Mannes; aber sie hoffe doch noch einmal mein zu werden, und wolle zu mir eilen, sobald sie frei sey. Aber wann wird sie es werden?' setzte er seufzend hinzu; 'wo ist sie? wo kann ich sie finden, denn ich möchte sie nur noch ein einziges Mal wieder sehen!' — 'Wie?' fragt' ich, 'Du weißst also ihren Namen und Wohnort nicht?' — 'Nein; die Kiste kam zur Post von Frankfurt a. M., der Versender ist unbekannt, und Agnese erinnert mich von neuem an mein Gelübde, ihr nicht nachzuforschen.' Das war freilich seltsam, aber zu jener Zeit waren solche Dinge nicht selten. — Wilm ging wieder zu dem alten Hampe zurück, beendete seine Lehrzeit, und ward hernach Forstschreiber beim Forstamte in Buchenau; er blieb verstimmt und verloren für das ganze Leben, denn er grübelte seither immer nur über seine Agnese.«

»Nun erklärt sich mir Alles,« sagte Arthur; »es thut mir nur leid, dem alten Mann einen Schmerz erneuert zu haben, den er scheint's niemals ganz verwunden hat.«

»Nein, niemals, denn sein Leben blieb seitdem ein verfehltes,« sagte Huwalt.

»Und ist das Geheimniß, das jenes Frauenzimmer umgab, seither nicht aufgeklärt worden, Herr Förster?« fragte ich.

Huwalt warf uns einen bedeutsamen Blick zu und sagte mit einem Seitenblick auf den Forsteleven: »Niemals ganz; — aber der Krug ist leer. Nehmen Sie 'mal den Lichtspan dort, Nagler,« wandte er sich zu dem Forsteleven, »und holen Sie mir den andern Weinkrug, den wir in die Quelle gehängt haben; werden sich doch nicht fürchten, junger Herr?"

„Ne, ich nicht," sagte Nagler, stund auf und verließ die Köthe.

„Die Sache ist nämlich die," fuhr Huwalt fort, als wir drei allein waren, — „wir sind hinter die Geschichte gekommen. Einsmals, bald nach Wilm's Rückkehr, übernachtete ich mit dem Forstjunker v. Wedell auf dem Schlosse zu Emslingen, als wir mit einander in dem Griesthaler Forst zur Pirsch waren. Da sticht mich der Haber, und ich sage: 'Gnädiger Herr, dürft' ich wohl 'mal die Zimmer sehen, wo die räthselhafte schwarze Hexe gewohnt hat?' — 'O ja, in all' Weg, Huwalt,' sagt' er; 'es sind die Gastzimmer im zweiten Stock, dicht neben dem Ihrigen. Die Muffin soll Ihnen das Zimmer weisen, welches die schöne Fremde selbst bewohnt hat.' Das war Wasser auf meine Mühle, und am andern Tage, da wir von der Jagd kamen, ließ ich mir das schöne runde Thurmzimmer aufsperren, und die Muffin sagte: es stehe alles noch ganz so wie in jener Nacht, da die fremde Dame von ihrem Gemahl abgeholt worden sey. Nicht einmal die Schubladen in dem Schreibespint seyen geräumt. Die hab' ich nun ausgefegt bis auf den letzten Fetzen Papier, bis auf den letzten Strähn Seide, und alles dem unglücklichen Wilm gegeben. Es waren seine eigenen Briefchen, die er an die Person geschrieben, und eine Menge anderer Briefe in Krakelfüßen, die niemand lesen konnte, — es soll Russisch-geschriebenes gewesen seyn, und der junge Baron hatte nichts dagegen, daß ich die Papiere dem Wilm gab, damit er daraus mache was er könne. Aber ich glaube, niemand hat sie ihm entziffert. Es waren wohl Briefe, aber die Adressen abgerissen und die Unterschriften herausgeschnitten. — Aber hernach erhielten wir doch noch ein Licht. Mein junger Baron war in's Militär getreten und als Husarenlieutenant in's Feld gerückt. Als Rittmeister kam er aus seinem ersten Feldzug mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, aber einen Schuß durch die Lunge, daran er mehre Jahre kümmerte. Einsmals besucht' ich ihn in Emslingen, wo er lebte seit er den Abschied genommen, da sagte er mir unter Anderm: er habe unter den Papieren seines Oheims einigen Aufschluß gefunden über die fremde Dame, die damals dort gewohnt; sie sey eine Russin von Geburt, aber an einen französ. Emigrirten verheirathet gewesen, und sein Oheim scheine sie sehr ausgezeichnet zu haben, da er ihr, während einer Spannung zwischen ihr und ihrem Gemahl, sein Schloß für sie und ihre Tante und ihren Oheim zur Verfügung gestellt. Später habe sie sich mit ihrem Gatten versöhnt und demselben, etwa sieben Monate nach der Wiedervereinigung, einen Sohn geboren, das erste Kind nach einer zehnjährigen Ehe. 'Nun ist sie todt sammt ihrem Gatten, und aus Rücksicht für ihre Stellung verschweige ich ihren Namen,' sagte Herr v. Wedell. Ich konnte ihn natürlich nicht darnach fragen," setzte Huwalt hinzu, „und bald darauf starb er, wie gesagt, an der Schwindsucht, und hat das Geheimniß mit in's Grab genommen."

Nagler kehrte mit dem Weinkrug zurück, der frischgefüllte Becher machte nochmals die Runde, dann streckten wir uns auf die Moossäcke und schliefen ein. Als uns der alte Huwalt weckte, kauerte der finstere Forstschreiber Stab schon vor dem Feuer und schürte es mit dürrem Leseholz. „Munter, meine Herren! der Tag graut," mahnte Huwalt; „reibt euch die Augen aus, und schießt mir nur jagdbare Hirsche; wenn ihr aber einen starken Dambock in den Kernfeldern stehen seht,

so schießt mir ihn nur mit der Kugel an die Schaufeln; das schlägt das Thier nieder wie einen Mehlsack und schadet ihm doch nichts, sondern warnt es für ein ander Mal; denn es wäre doch schade, wegen einiger lumpigen Metzen Korn meine schönsten Damböcke niederzuknallen!"

Caroline Perthes.

Ein Musterbild aus dem Frauenleben.

Caroline Perthes, die Gattin des bekannten Hamburger Buchhändlers Friedrich Perthes, dem vor einigen Jahren sein Sohn Clemens (Professor der Rechte in Bonn) in einer trefflichen Biographie ein solch schönes und sinniges Denkmal gesetzt hat, ist eine der würdigsten Typen einer in allen Stücken vollendeten deutschen Hausfrau, und verdient daher in einer Zeit, wo Verbildung und Verflachung den richtigen Standpunkt der weiblichen Erziehung so sehr verrückt haben, den Frauen und Töchtern des gebildeten deutschen Mittelstandes zum Vorbild und Muster hingestellt zu werden.

Caroline war die Tochter jenes verdienten Volksschriftstellers Matthias oder Asmus Claudius *), den man füglich den deutschen Franklin nennen darf, und war geboren im Jahr 1774 zu Wandsbeck, wo ihr Vater bis 1813 lebte. Ihre Jugend ist in bescheidenes Dunkel gehüllt, und ihr Biograph findet erst kurz vor ihrer Verheirathung einiges Material zur Schilderung ihres Lebens und Charakters. Wissen wir aber auch von den Ereignissen ihrer Jugendjahre nur wenig, so sind uns dafür die Einflüsse, unter denen sie aufwuchs, desto besser bekannt, und ein Blick auf den Kreis, worin sie ihre Kindheit und Jugend verbrachte, reicht hin, um uns die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, welche sie fand, sich in ihren neuen Wirkungskreis zu schicken, und uns die edle und schöne Art und Weise zu erklären, wie sie der Summe ihrer Pflichten zu genügen wußte.

Ihr Vater war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, voll Gemüths und gemeinnützigen Strebens, voll Humanität; seine Beiträge zum „Wandsbecker Boten" haben ihn berühmt gemacht und einen tiefen heilsamen sittigenden Einfluß ausgeübt, welcher unter den Gährstoffen, die die damalige Zeit bewegten, doppelt nothwendig war, weil religiöser Zweifel und revolutionnäre Ideen und die düstere Stagnation einer blinden leblosen Orthodoxie damals alle Gemüther bewegten und sich in das ganze Feld des geistigen Lebens theilten. Claudius nannte sich einen Schriftsteller, was er wirklich auch war; man hat ihn als einen echten christlichen Denker anerkannt, aber wir möchten ihn lieber einen „praktischen christlichen Humoristen" nennen. Er schrieb über alle möglichen Gegenstände und in allen möglichen Formen, in Prosa und Poesie, je nachdem ihn Lust und Laune erfaßte, da er nicht durch Schriftstellerei sein tägliches Brod verdienen mußte, sondern nur nach Lust und Liebe zu arbeiten brauchte, weil ihm die dänische Regierung eine Anstellung gegeben, seit seine Familie sich vermehrt und ihm Sorgen auferlegt hatte. Er stammte aus einer Predigerfamilie, und war im Pfarrhause zu Rheinfeld im Holsteinischen geboren, wo sein Vater damals als Pastor fungirte; er hatte Jurisprudenz studirt aber die Laufbahn des Schriftstellers ergriffen. Das Erscheinen seines ersten Buches, einer Sammlung leichter Erzählungen, welche keinen Erfolg hatten, fiel mit seinem Abgang von der Universität zusammen; dann blieb er einige Jahre theils unbeschäftigt zu Hause, theils in Kopenhagen und Hamburg, bis er von 1770 an eine kleine politische Zeitung: den „Wandsbecker Boten" herausgab, zu welchem Zweck er nach dem nahe bei Hamburg liegenden holsteinischen Städtchen Wandsbeck übersiedelte und sich hier bald viele Freunde gewann. Nachdem er hier eine Tischlerstochter geheirathet hatte, führte er mit ihr ein glückliches bescheidenes Leben, denn er war von Haus aus eine heitere fröhliche Natur und sein Humor wie seine Frömmigkeit gleich echt. „Wir sind," schreibt einmal der gelehrte Voß an einen Freund, „wir sind den ganzen Tag bei Bruder Claudius, liegen gewöhnlich in der schattigen Laube des Rasenplatzes und lauschen auf den Kuckuck und die Nachtigall. Seine Frau liegt neben uns, als Schäferin gekleidet, mit offenem wallendem Haar, ihr Kind im Arme. Wir trinken Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife und schwatzen oder brauen etwas für den 'Boten' zusammen." Und Frau Voß schreibt einige Jahre später: „Wir besuchten Claudius' Schwiegermutter sehr oft. Sie hielt ein Gasthaus für anständige Bürgersleute und wußte sie mit ihren beiden Töchtern sehr geschickt zu bedienen. Es waren zwei Kegelbahnen in ihrem Garten, und wir nahmen eine derselben in Beschlag. Claudius war Vorstand der Gesellschaft, und ohne seine Erlaubniß durfte niemand eingeführt werden. Jeder Luxus war streng verpönt, selbst Kaffee und Thee. Es gab nur Kaltenhofer Bier (Claudius' Ideal) und reines Wasser vom Brunnen, Butterbrod, Käse und kaltes Fleisch. Manchmal spielten wir bis zehn Uhr und im Mondschein." — Diese Züge gehören dem frühern Theil der Geschichte des Wandsbeckers Familienkreises an, ehe Asmus acht Kinder und die Anstellung hatte, welche ihm ein bescheidenes Auskommen sicherte. — Die persönliche Erscheinung des alten Claudius schildert sein Enkel Clemens Perthes folgendermaßen: „Der Mann mit seiner kränklichen Gesichtsfarbe und seinem schlicht zurückgestrichenen, von einem Kamme zusammengehaltenen Haar; die nicht ansehnliche Gestalt, der bequeme Hausrock, die niedersächsische Sprache würde schwerlich den in dem seltenen Manne verborgenen Schatz geoffenbart haben, wenn nicht ein himmlisches Feuer aus dem herrlich-blauen Auge gesprochen hätte." Er trat unerschrocken gegen den Unglauben, Zweifelsinn und die revolutionnären Tendenzen seiner Zeit auf; er hing mit kindlicher Gläubigkeit an der Bibel; Frömmigkeit war bei ihm kein Lehrsatz, sondern ein Stück Leben, Versöhnung mit Gott durch den gekreuzigten Heiland die tiefste Thatsache seines inwendigen Menschen, die seinem Leben Frieden und Freude gab. Er stand in vertrauten Be-

*) Geboren am 15. August 1740.

ziehungen zu den Hamburger literarischen, wie zu den holsteinischen und Münsterschen religiösen Kreisen, von denen die holsteinischen protestantisch, die letzteren, deren Mittelpunkt die Fürstin Galitzin, geb. Gräfin v. Schmettau, katholisch waren.

Auch Klopstock gehörte unter die vertrauten Freunde des Claudius'schen Hauses, und sein Messias war dort nächst der Bibel das geschätzteste Buch. Die fromme hochgebildete Fürstin Galitzin fand im Claudius'schen Familienkreise eine ihrer geistigen und intellektuellen Geschmacksrichtung wahlverwandte Sphäre. Sie war ein häufiger Gast in diesem Hause und hegte eine besonders zärtliche Anhänglichkeit an Caroline, welche in ihr eine Führerin zu Gott sah und sich lebenslang ihrer mütterlichen Freundschaft erfreute. Eine andre vertraute Freundin war die Gräfin Julie Reventlow, zu welcher Caroline im Sommer 1795 zum Besuch ging und die sie mit sich nach Italien nehmen wollte. Als Beweis der innigen Beziehungen zwischen ihnen und als Schilderung einer Begebenheit, welche in Carolinens frommem, liebevollem, sinnigem Gemüth einen tiefen Eindruck hinterließ, dürfte ein Brief, den sie im Sommer des folgenden Jahres an die Gräfin nach Rom schrieb, nicht uninteressant seyn:

„Es geht mir," heißt es in demselben, „wie einem kleinen Kinde, das, wenn es betrübt ist, die Arme ausstreckt nach denen, die es lieb hat, und Freude daran findet, sich in deren Schoose auszuweinen . . . Wir haben eine sehr betrübte Zeit gehabt; unsere liebe Christine wurde an einem bösartigen Nervenfieber krank und ist am 2. Juli gestorben; sanft ist sie eingeschlafen, aber sie hat sehr schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überstanden hat, möchte ich sie nicht zurückwünschen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; Dem der zusieht, wird hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann."

Das Familienleben im Claudius'schen Hause war schlicht, fromm und geistig zugleich, und spiegelte nicht nur die charakteristischen Eigenschaften des Hausherrn, sondern auch die hohe weibliche Einfalt der Mutter wieder. Die großen Werke Palestrina's, Leonardo Leo's, Bach's, Händels und Mozarts wurden von den Töchtern gespielt, welche eben erst die Fußböden aufgewaschen und das Geschirr gespült hatten. Deutsche Dichtkunst und Philosophie, englische Sprache und Literatur und geistige Interessen aller Art waren einheimisch in dem Hause, aber versteckt gleichsam unter der größtmöglichen Einfachheit des Lebens. Alles war gewürzt und geweiht durch echt religiösen Sinn, Gefühl und Wandel, von einer heitern unbefangenen Frömmigkeit, die sich nicht an bestimmte Tag- und Jahreszeiten band noch einen Kontrast zu der gewöhnlichen Stimmung des Alltagslebens machte.

In einem solchen Familienkreise war Caroline aufgewachsen. Sie war 22 Jahre alt, als der damals 25jährige Perthes, welcher kurz zuvor sein eigenes Geschäft gegründet hatte, sie am 27. November 1796 zum ersten Mal sah. Sie machte sogleich einen tiefen Eindruck auf ihn, obschon erst bei ihrem nächsten Zusammentreffen das Interesse, welches sie in seiner Brust erweckt hatte, zu Tage trat und eine Erwiderung hervorrief. „Ihr helles Auge, ihr grader, klarer Blick gefiel mir, ich war ihr gut," schrieb Perthes über ihre erste Begegnung. Sie dagegen wollte es später gar nicht als eine Begegnung gelten lassen, da ihr Interesse für ihn von jüngerm Datum war. Einige Wochen später entschied eine Weihnachts-Bescheerung in des Philosophen Jacobi's Wohnung auf dem Wandsbecker Schlosse beider Geschick. Perthes hatte nur Augen für Caroline; und als er zu bemerken glaubte, daß das Weihnachtsgeschenk ihrer jüngern Schwester schöner sey als das ihrige, holte er plötzlich mit halsbrechender Kunst von dem Gipfel des Weihnachtsbaums den schönsten und am kunstreichsten vergoldeten Apfel herab und überreichte ihn mit tiefem Erglühen dem ahnenden Mädchen, zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden. Von dieser Zeit konnten die gemeinschaftlichen Freunde ziemlich deutlich sehen, wie es mit den beiden stand. Allein erst Ende April 1797 erfuhr Perthes durch die freundliche Vermittelung von Jacobi's Schwester Helene, daß er hoffen dürfe, und hiedurch ermuthigt, wandte er sich am 30. April an Caroline selbst. „Wie sollte ich je," schrieb er später, — „des bewegten Tages vergessen, in dem ich Dir meine Liebe bekannte; stumm und stille standest Du vor mir, kein Wort hattest Du für mich; nur als ich traurig fortgehen wollte, gabst Du mir innig die Hand."

Claudius' Einwilligung zu der Verbindung konnte erst mit Mühe und Aufschub erlangt werden, obschon er Perthes versicherte, daß er der Heirath nicht entgegen sey. Endlich aber kam Alles in's Reine, und Caroline gab der Fürstin Galitzin davon in folgenden Worten Kunde: „Ihnen, meiner lieben Mutter Amalie, muß ich es selbst sagen, daß ich Braut bin und daß ich gerne Braut bin. Das würde mir sonst unglaublich gewesen seyn, selbst wenn Sie es mir gesagt hätten, aber mein lieber Perthes hat mich gut Freund mit diesem Schritte gemacht. Ich weiß und fühle es zwar auch jetzt, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit ist, aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue, und kann nun nichts weiter, als die Augen zumachen und Gott um seinen Segen bitten, und das müssen Sie auch in meinem Namen thun, liebe Fürstin. Mit voller Wahrheit kann ich Ihnen sagen, daß mein lieber Perthes ein guter Mensch ist, der sich selbst noch nicht für formirt hält, sondern weiß und fühlt daß er noch nicht mit sich fertig ist, und da, denke ich, können er und ich gemeinschaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hülfe weiter kommen."

So ernsthaft dachte und schrieb sie von der vor ihr liegenden Zukunft. Etwas verschieden aber nicht minder ernst waren Perthes' Ansichten hierüber. Er hatte allmählig tastend den Weg zur Wahrheit gefunden und mit energischem Aufbieten aller Willenkraft eine leidenschaftliche Liebe zu Friederike Böhme, der Tochter seines ersten Prinzipals, in sich erstickt, welche damals begonnen hatte, als sie in kindlicher Herzensgüte die

trüben schweren Stunden seiner Krankheit in ihres Vaters Hause ihm durch Vorlesen und Geplauder an seinem Bette verkürzt hatte, — eine Liebe welche Jahre-lang der Trost und die Qual seines Daseyns gewesen war. Die Nothwendigkeit, den Fiebertraum der von seinem Herzen Besitz genommen daraus zu verbannen, war ihm klar geworden, als er und ein Lehrgenosse und Freund (Nessig), der sein Nebenbuhler um Friedrikens Neigung war, unter gegenseitigem Einverständniß dem jungen Mädchen die entscheidende Wahl selbst zuschoben mit der Versicherung, der Nichtgewählte werde in Ruhe zurücktreten und mit Treue für das geliebte Paar leben und arbeiten, worauf Friedrike dann entschied, sie liebe beide, werde aber keinen von ihnen heirathen.

In einem Briefe an drei vertraute hochgebildete Freunde und Altersgenossen, welche ihn in seinen Bemühungen um sittliche Fortbildung unterstützt hatten, aber einer Heirath, welche ihn in noch innigere Verbindung mit Claudius und Jacobi brachte, keinen Beifall zollten, schildert Perthes die eisige Kälte seiner Seele, welche die Folge jener Unterdrückung seiner Jugendliebe gewesen war, und das sehnsüchtige Verlangen, welches hernach in ihm entbrannte nach einem Gegenstand, dessen Zuneigung ihm Genüge und Ruhe bringen und das Mittel seyn könnte, sein Wesen zu läutern und zu erheben. »Wie ich Friederike liebte,« schreibt er, »kann ich Caroline nicht lieben, aber sie läßt mich mein Auge wieder zu Gott erheben, und das ist Hülfe von Oben.«

Man sieht, auch in das Leben dieser beiden klaren, besonnenen, mit ihrer innern Fortbildung so emsig beschäftigten Naturen ragte eine gewisse Romantik edelster, reinster Art herein, — jener zarte, süße Hauch von Poesie, welcher dem Wendepunkt von jugendlicher Freiheit und häuslicher Gebundenheit seine schönste Weihe gibt. Nun aber müssen wir auch, um dieß zu erklären, mit einigen Worten des Charakters und der persönlichen Erscheinung Carolinens gedenken. »Ihre ganze Erscheinung, so angenehm die regelmäßig edlen Züge, die schlanke Gestalt und die feinen Züge auch waren, hatte nichts Ueberraschendes und Blendendes,« schreibt ihr Sohn von ihr; »aber aus dem lichtbraunen Auge blickte ein Reichthum der Phantasie, und eine Tiefe des Gefühls, eine Kraft und Ruhe des Charakters und eine helle Klarheit des Verstandes hervor, welche mit stiller unwiderstehlicher Macht die Gemüther anzog. Ihr ganzes Leben hindurch flößte sie jedem, der ihr näher trat, hingebendes Vertrauen ein; zu ihr kamen die Fröhlichen und waren sicher, freudige Theilnahme zu finden, und für viele, viele Menschen ist sie in äußeren und inneren Leiden eine Quelle des Trostes, der Ergebung und eines neuen Muthes geworden.... Eine volle reine Stimme und ein sicheres musikalisches Urtheil blieb ihr auch im höhern Alter. Der neueren Sprachen war sie kundig und in der lateinischen so weit vorgeschritten, daß sie später ihren Söhnen wichtige Dienste leisten konnte.« — Als der Geistliche kurz vor der Trauung ihr scherzend bedeutete, daß sie einmal verlobt völlig fest sey und nur durch das Consistorium geschieden werden könne, erwiderte sie: »Ich bin schon lange völlig fest gewesen und konnte schon lange weder von Ihnen noch von dem Consistorium geschieden werden.«

Allein so ernst und gesetzt sie sich auch betrug, ihre Freunde hatten immer ihren Spaß mit ihr. »Caroline mag sich noch so sehr den Anschein einer philosophischen Braut geben,« schrieb die Tochter der Fürstin Galizin an Perthes, — »die Liebe bringt doch überall durch, und ich glaube fest, sie träumt von nichts als dem Buchstaben P, und wenn ich selbst Ihnen zuweilen ein Wenig aus der Ordnung verkommen sollte, so werden Sie wohl wissen, wer es ist der mich angesteckt hat.« Und Carolinens Bruder, welcher Perthes eine Rose von der Verlobten bringen sollte, erzählte ihm nach Art der Brüder, seine Schwester könne nichts finden, wenn sie irgend etwas suche.

Die Hochzeit fand am 2. August 1797 statt und das eheliche Leben »dieser jungen Frau, welches mit solch ernst gemeinten und edlen Vorsätzen angefangen war, ist eines der lieblichsten und lehrreichsten, die jemals geschildert worden sind. Der Uebergang aus der Stille von Wandsbeck zu dem Geräusch und der Rührigkeit in dem Hause ihres Gatten in Hamburg ward einem jungen Herzen sehr schwer, dessen ideale Lebensaufgabe die zu seyn schien, von dem irdischen Treiben zurückgezogen zu seyn und sich von jeder lebhaften Theilnahme für das Vergängliche frei zu erhalten. Die Berührung mit der Außenwelt gab ihr einen unsanften Stoß und störte ihren innern Frieden. Sie vermochte ihre seither gewohnten Gedanken und Gefühle nicht den Umständen anzupassen, in die sie sich versetzt fand. Beschauliche Stille und Verkehr mit Gott und guten Menschen waren der Wunsch und das Vergnügen ihrer Seele; und hier stand sie an der Spitze eines Hauswesens, das Besucher aller Art anzog und ihre ganze Zeit und Thatkraft in Anspruch nahm. Perthes war ein Mann des rührigen Zugreifens, der praktischen Thätigkeit, war mit Leib und Seele bei seinem Geschäft, durch welches er das sittliche und intellektuelle Leben in Deutschland leiten und erheben zu können hoffte; der Verkehr mit allen Männern, welche sich durch geistige oder sittliche Größe auszeichneten, war ihm ein Genuß. Daher war Carolinens Lebenspfad in der Ehe anfangs nicht glatt, und ohne die innige Liebe auf beiden Seiten würde die Verschiedenheit zwischen ihr und ihrem Gatten sicherlich jene Regungen von Reizbarkeit und Mißverständniß hervorgebracht haben, welche unter ähnlichen Umständen schon so oft dem häuslichen Frieden verhängnißvoll gewesen sind. Perthes schrieb später von ihr: »Verschiedener in Art und Weise als Caroline und ich, verschiedener im Aeußern, in Bildung und Richtung konnten kaum zwei Menschen seyn, und doch erkannte Caroline in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft das Werthvolle in mir und liebte mich. Ihr Vertrauen ist unverrückbar, unwandelbar geblieben, was auch Fremdes und Widersprechendes in mir ihr entgegen stand.« — Ganz so erging es ihm mit ihr; und wenn sie auch am Ende sich nach einem zurückgezogenen und ruhigen Leben sehnte und mehr geselligen Umgang mit ihrem Gatten wünschte, als er seinen vielseitigen Verpflichtungen abringen konnte, und obschon er fortwährend

das größte Vergnügen an thätigen Unternehmungen und an geselliger Berührung mit Männern von kräftigem Willen und Geist und edlem Herzen fand, so ebnete doch die ungeminderte und unwandelbare Liebe zwischen ihnen alle Schwierigkeiten und glich alle Unterschiede harmonisch aus. Jedes gelangte zu einer echtern und innigern Werthschätzung des andern. Perthes gewann unmerklich denselben religiösen Glaubensgrund wie sie, und sie gelangte allmählig zu einer vollkommenen Anpassung ihres innern an ihr äußeres Leben. Ihr Vater, welcher sie nur mit einigem Widerstreben an Perthes abgetreten hatte, fand sie eines Tags bald nach der Hochzeit weinend auf ihrem Zimmer und rief überrascht und nicht ohne einen Anflug von Befriedigung: „Habe ich Dir nicht gesagt, das würde nicht ausbleiben, wenn Du von Vater und Mutter gingst?“ da erwiderte sie ihm: „Und wenn ich auch das Weinen nicht lassen könnte, so lange ich lebte, so bleibe ich doch froh, daß ich bei meinem Perthes bin.“

Wie rührend ist nachstehender Ausdruck ihrer Verlegenheit und des geistigen Schattens, der über ihre Seele hereinfiel: „Tausendmal hat meine Seele mir ausgesprochen, daß ich nicht mehr bin wie ich war,“ schrieb sie an Perthes; „früher hielt mich Gott immer an der Hand und leitete mich auf allen Wegen und ich vergaß ihn nie; jetzt sehe ich ihn nur von ferne stehen und den Arm ausstrecken, den ich nicht ergreifen kann.“ — Und wie weise, liebevoll und schön sind dann die Worte, mit denen ihr Gatte ihre Angst zu beschwichtigen und ihren Blick wieder helle zu machen sucht: „Glaube mir, ich verstehe jetzt Dich und Dein Inneres sehr gut. So lange Du im elterlichen Hause lebtest, hattest Du ununterbrochenen Umgang mit Gott, hattest nur Einen Sinn und nur Einen Weg. Zwar war Dein Umgang mit Gott der Umgang eines Kindes, welches die Sünde und die Welt und ihre Verhältnisse gar nicht oder nur dem Namen nach kennt, aber Einheit war in Deinem Sinn. Weil Du in der wirklichen Welt bist, mußte dieser Zustand früher oder später gestört werden; ich habe Dich dem Kindesleben entrissen und in das Gewirr der Welt geführt. Du erkanntest in mir ein edles Herz und ein Gemüth voll Liebe, aber Du sahst in mir und durch mich auch in Dir die Sünde des Menschen. Deine Liebe zu mir deckte einige Zeit, aber nicht lange, Alles zu. Jetzt kannst Du nicht mehr so vertraut wie früher mit dem Unsichtbaren umgehen, und er spricht Dir nicht mehr wie früher zu. Du bist irre in Dir geworden und wolltest gerne jene Einheit und Reinheit des Kindes wieder haben und kannst doch nicht alles reimen und ordnen in Deinem Sinn. Liebe Caroline, die Noth die Du in Dir fühlst kommt vor Allem aus Deinem eigenen Kopfe. Du hast, Du frommes Kind, das herzliche Vertrauen, das Beugen des ganzen Gemüths unter höhern Rathschluß in Deinem Herzen und in Deinem Gemüthe, aber wo Andere ruhig bleiben, machst Du Dir Unruhe und Sorge, und möchtest so ungestörten und sichern Wegs gehen, wie einst als Kind .... Wenn Du so los seyn wolltest, daß kein Schmerz, keine Unruhe Dich mehr treffen könnte, weil Du nur das Höchste und nichts Andres liebtest, so würde Kälte in Dir entstehen, und Kälte ist immer ein Schreckliches. Nein, wir sollen nicht los seyn von der Welt: ein Aufopfern aller natürlichen Bande verlangt Gott nicht, sondern Beugung unseres Willens unter seinen Willen. Dem Schmerze, der Unruhe, die, weil er uns in diese Welt gesetzt hat, uns trifft, sollen wir nicht entfliehen, sondern mit innerer Ruhe tragen.“

Caroline bedurfte dieser weisen und liebevollen Rathschläge und zog großen Nutzen aus denselben; Perthes dagegen bedurfte jener Lebendigkeit der christlichen Gesinnung, von welcher sie ein so schönes Beispiel war, und er fühlte ihren Einfluß sehr. Beide enthielten sich mit Fleiß und aus Grundsatz, einander ihre Ansichten aufzunöthigen, und namentlich Perthes achtete das Recht der Persönlichkeit allzusehr, als daß er seine Gattin in ihren Prinzipien je wankend zu machen versucht hätte. Es fand kein Konflikt des Wollens zwischen beiden statt, kein Versuch von der einen Seite, das Andre nach einer vorgefaßten Meinung zu erziehen, wie dieß oft und thörichterweise unter Ehegatten vorkommt. Bezüglich ihrer Ansichten und Gefühle herrschte vollkommene Liebe, Vertrauen und Offenheit zwischen ihnen; sie bildeten einander durch ihre Liebe, und ihre Verschiedenheiten verschmolzen in eine harmonische Einheit. — „Meine Caroline macht mich unaussprechlich glücklich,“ schrieb Perthes an seinen Oheim; „sie ist ein frommes, treues, reines und gehorsames Wesen, aber ihren innern Gang geht sie, wie sie will, unabreichbar, festen Schrittes.“

Mächtiger als alle anderen Einflüsse, denen sie sich fügen mußte, um sich mit ihrem neuen Wirkungskreise auszusöhnen und ihrer Frömmigkeit eine äußerliche und praktische Richtung zu geben, war die mütterliche Liebe. Die kleinen Fingerchen und Stimmchen ihrer Kinder machten sie mit der Lehre vertraut, deren Erlernung ihr so schwer geworden war. Zehn Kinder: Agnes, Matthias, Louise, Mathilde, Johann, Dorothea, Clemens, Eleonore, Bernhard und Andreas, — kamen, brachten den gewöhnlichen Verlauf von Mühen und Sorgen mit sich und wurden ein Mittel zu vielfältiger Lehre und Schulung für die Eltern. Während der ereignißreichen Jahre, über welche sich diese Geburten vertheilen, und die für unser junges Ehepaar und das ganze deutsche Vaterland so voll Wechselfällen waren, in jenen Jahren wo Perthes' edle Gesinnung und Muth und große Fähigkeiten sich so glänzend darlegten, und wo Caroline sich seiner in allen Stücken so würdig zeigte, sehen wir beide an die gegenseitige Liebe sich anklammern als an ihr großes Bedürfniß, als die Quelle von Stärkung, wechselseitiger Stütze und Erhebung. Ihr stiller Einfluß auf die religiösen Anschauungen ihres Gatten verbarg sich nicht, wenn er auch erst mit der Zeit an ihm offenbar wurde. Er ward ein werkthätiger gläubiger Christ, der mit seinen Ueberzeugungen zwar keine Ostentation trieb, sie aber niemals verleugnete.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Haus Ranzau.

Historische Novelle.

Die Adoption.

Es war zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als Dänemarks König seine getreuen Unterthanen in den damals noch unzertrennlich vereinigten Herzogthümern Schleswig-Holstein mit seinem hohen Besuche beehrte und an der Grenze der Reichsgrafschaft Ranzau von dem stattlichen Geleite empfangen wurde, welches der regierende Graf, dem die hohe Auszeichnung zugedacht war, den königlichen Gast zu beherbergen, diesem entgegen gesandt hatte.

Sechs prächtige Rappen zogen die etwas schwerfällige, mit Wappen und goldenem Schnörkelwerk verzierte Staatskutsche auf den damals noch sehr holperigen, mitunter kaum fahrbaren Wegen dahin durch das reiche Gebiet der Grafschaft mit ihren saubern, wohlhabenden Ortschaften aus rothen Ziegelsteinen gebaut. Hügel, Saatfelder und Waldungen, hellglänzende Seen und weidende Heerden boten sich wechselnd dem Blick des hohen Reisenden, der allmählig in tiefes Sinnen verfiel.

„Wahrlich, ein schönes Besitzthum, dessen Einkünfte fast fürstlich seyn müssen," bemerkte der neben dem König sitzende Kammerherr von Guldberg, kein sonderlicher Freund der Ranzau's. „Da ist es begreiflich, daß sich solch ein stolzer deutscher Reichsgraf wie ein kleiner Souverän gebehrdet!" fügte er hinzu.

Der König nickte schweigend und lehnte sich in die Wagenecke zurück.

Dänemarks Könige hatten lange genug einen schweren Stand mit den Anmaßungen des dortigen Adels gehabt, bis endlich durch Beihülfe der Bürgerschaft und der Geistlichkeit das 1655 erlassene sogenannte Königsgesetz ihnen die unbedingte Souveränität verschaffte. Natürlich konnte dies nur auf Dänemark seine Anwendung finden, während die Herzogthümer ihre gemeinsame Verfassung seit 1460 ungeschmälert besaßen.

Dänemark hatte durch mehrfache ungünstige Kriege mit Schweden an Gebiet verloren; seine Finanzen und innere Verwaltung waren zerrüttet; der Besitz der reichen Herzogthümer aber war durch das seit 1660 geltende dänische Erbfolgrecht gefährdet, sobald dort die männliche Linie erlosch, denn die weibliche war in Schleswig-Holstein nicht erbberechtigt.

Sehr begreiflich erschien es daher, wenn der Wunsch, jene beiden deutschen Edelsteine der dänischen Krone dauernd einzuverleiben, mehr und mehr zu einem bestimmten Plane ward. Die langbewährte Treue und Anhänglichkeit an das Königshaus ließ den Herrscher keine allzugroßen Schwierigkeiten bei den verschiedenen Volksklassen voraussetzen; dagegen machte ihm die sehr unabhängige Ritterschaft größere Bedenken. Indeß hatte ja der dänische, noch dazu sehr rebellische Adel sich dem Königsgesetze gebeugt, warum sollte es nicht auch gelingen, die loyalen Deutschen dazu bringen?

Solche und ähnliche Betrachtungen beschäftigten den hohen Reisenden.

„Laßt sehen," sagte halblaut für sich der König; „ob diese Ranzau's mit Güte zu gewinnen sind. Eine Gelegenheit dazu wird sich schon finden, mein' ich."

Umgeben von zahlreicher Dienerschaft in reichster Livree, so wie von den Beamten der Grafschaft, stand Graf Detlev entblößten Hauptes an dem Portal des Schlosses, um den König Christian V. zu empfangen und in die Prunkgemächer des Schlosses hinauf zu geleiten.

Eine lange Reihenfolge von Ahnenbildern, die bis in die Kindheit der Malerei zurückführten, schmückte die Wände des reichverzierten Empfangssaales, in welchem eine Stunde später der königliche Gast, in einem vergoldeten Lehnsessel ruhend, mit dem ehrerbietig vor ihm stehenden Hausherrn in ein lebhaftes Gespräch verwickelt schien. In des Königs Mienen sprach sich ein gewisser Unmuth aus, den er jedoch zu unterdrücken strebte, indem er leichthin zu dem Grafen sagte:

„Nun, nun, mein lieber Graf, wir wollen über unsere Rechte und die der schleswig-holsteinischen Ritterschaft nicht streiten; es war ja nur eben eine müßige Frage, welche ich aufstellte, und Ihr wißt ja, wie ganz Holstein, daß ich nie das wahre Wohl meiner getreuen deutschen Unterthanen aus den Augen lassen werde, auch ohne daß sich Kaiser und Reich hinein zu mischen haben, wie Ihr reichsunmittelbaren Herren so gern mögt! Wahrhaftig, ich fange an, des Regierens müde zu werden, und beneide Euch fast um Euer friedliches Leben in dieser schönen Grafschaft, in welcher Ihr als Souverän herrscht, ohne die Last, die von einer Königskrone unzertrennlich ist, zu empfinden."

Der Graf versicherte, daß ihn seine Stelle mit großer Befriedigung erfülle.

„Doch," fuhr der König fort, während er die Bilder ringsum betrachtete; „ich habe ja Euren Stammhalter noch nicht gesehen, Graf Detlev! Ich hoffe, daß ein solcher vorhanden ist, um die Zahl dieser würdigen Ahnen fortzusetzen, wenn gleich in diesem Saal Euer Conterfey gerade den letzten Platz eingenommen hat."

„Was den Stammhalter anbetrifft, Majestät, dafür ist gesorgt," entgegnete der Hausherr gut gelaunt; „und ist in diesem Saal kein Raum mehr für die neue Generation, ei nun, so widme ich ihr einen neuen — und, bei Gott! ich glaube, auch das wird nicht der letzte für mein Geschlecht seyn, das steht auf festen Füßen!"

„Wirklich?" sagte der König in demselben Tone; „ich hatte schon Lust, mich von Euch adoptiren zu lassen."

„Das würde mir freilich eine hohe Ehre gewesen sein, aber Ew. Majestät, wie die Sachen jetzt stehen, wenig Vortheil gewähren."

„Nun, schon die Aussicht, zu Euern Erben zu gehören, wäre etwas werth," scherzte der König weiter.

„Damit würden sich Ew. Majestät freilich wohl begnügen müssen," lachte Graf Detlev.

Ein Diener trat ein, um dem Grafen leise etwas zu melden, worauf dieser um Erlaubniß bat, dem hohen Gaste seine Söhne vorstellen zu dürfen.

Die Flügelthüren öffneten sich, und dem künftigen Stammhalter folgten seine sechs blühenden, kräftigen Brüder, sich tief vor dem Könige verneigend. Der Blick des Vaters ruhte mit sichtlichem Stolze auf seinen Kindern, während der hohe Gast nicht eben sehr angenehm überrascht aussah, obgleich er lächelnd und huldvoll sagte:

„Ja freilich, zu der Erbschaft sind hier keine Aussichten, aber es ist doch im Grunde kein so übler Gedanke, und für diese kleinen Herren da wär' so ein Adoptivbruder wie ich oder mein Sohn gar nicht zu verachten, sag' ich Euch! Doch lassen wir jetzt diesen Scherz!“

Und ehe sich Graf Detlev, dem die Aussicht auf hohe Ehrenstellen auch für die jüngern Söhne sehr lockend erschien, noch weiter äußern konnte, ward eine Deputation der Ritterschaft wie der Behörden von Elmshorn, der Hauptstadt der Grafschaft, gemeldet, und die Kinder wurden entlassen.

Prächtig und dem Reichthum des Hauses entsprechend war das Mittagsmahl, zu welchem zahlreiche edle Gäste eingeladen waren; ja, das kostbare Silberservice, welches auf kunstvoll geschnitzten Büffets aufgeschichtet war, konnte fast mit dem königlichen in Kopenhagen wetteifern. Wald, Flur und Wasser hatten ihre besten Gaben zu dem nach holsteiner Sitte etwas etwas derben Mahle geliefert, und es versteht sich von selbst, daß die feurigsten Weine des Auslandes dem Ganzen die rechte Weihe ertheilten.

Graf Detlev war seinen Gästen mit bestem Beispiele vorangegangen und in fröhlichster Stimmung; der König, eben so heiter als herablassend, gewann sich alle die offenen, braven Herzen um ihn her. Beim Champagner kam er noch einmal scherzhaft auf das Adoptionsthema zurück, und Graf Detlev ging ebenso darauf ein.

„Nun, Graf, damit Ihr seht, daß ich nicht eigennützig bin,“ rief lachend der König, sein Glas erhebend; „so will ich zuerst auf das Gedeihen meiner neuen Familie trinken!“

„Majestät halten zu Gnaden, aber die Adoption ist ja noch nicht vollzogen!“ bemerkte der Kammerherr von Guldberg.

„Doch, doch, lieber Guldberg. Wir haben ja des Grafen Wort und Zeugen in Menge! Zum Ueberfluß sind jedoch hier mehre gesetzeskundige Männer. Wie wär's, wenn unser getreuer Amtmann da mit dem Syndicus gleich so ein Ding, eine Adoptions- oder Donations-Urkunde, oder wie Ihr's sonst nennen wollt, aufsetzte? Wir brauchten dann nur zu unterzeichnen. Aber vergeßt mir nur die Erbschaftsklausel nicht!“

Alle lachten; dienstwillig erhob sich die oberste Gerichtsperson der Grafschaft, zögernd und fast ängstlich fragend nach dem Grafen hinüberblickend folgte der in Geschäften ergraute Syndicus.

„Macht's kurz und gut, Ihr Herren!“ rief Graf Detlev in heiterster Weinlaune, denn er fühlte sich trotz seines reichsunmittelbaren Stolzes durch die Ehre geschmeichelt, die der hohe Gast seinem Hause zu erweisen beabsichtigte.

Das Dokument (die Donationsurkunde existirt noch heut zu Tage) war bald entworfen, und nachdem es von dem Kammerherrn von Guldberg genau geprüft worden war, kehrten die Drei nach dem Saale zurück, wo laute, ziemlich ungebundene Lust herrschte, denn der königliche Gast war heute besonders gut gelaunt, und immer von neuem perlte der weiße Schaum in den Gläsern.

„So geht her, Ihr Herren!“ rief er. „Da, mein werther Adoptivvater, unterzeichnet, daß Ihr Dänemarks König zu Eurem Erben und Sohne annehmt, dann komme ich!“

Mit wenigen Federstrichen war es geschehen; die Gläser klangen dem seltsamen Vertrage zu Ehren, und hart trafen die des Vaters und seines Sohnes auf einander; ein heller Klang, wie von einer zerrissenen Seite, durchbebte den Grafen, und aus seinem zersprungenen Glase floß der rothe Purpursaft auf den schneeigen Damast des Tisches.

Zwei Brüder.

Jahre waren seit jenem Ereigniß verflossen, und wie ein finsterer Geist war es durch die einst von so frischem, heiterm Leben erfüllten Räume des stolzen Stammsitzes gegangen. Tiefe Furchen hatte der Schmerz auf die Stirn des Grafen gezogen und Kummer seine stattliche Gestalt gebeugt.

Vier seiner jungen, kräftigen Söhne hatte der Tod hinweggerafft, und die ihm noch bleibenden drei älteren machten in mehr als einer Hinsicht seinem Vaterherzen schwere Sorge. —

Draußen stürmte der scharfe Nordost, der über das Meer daher brauste, und riß mit den letzten Blättern zugleich auch manchen Ast von den Bäumen herab; das trübe Zwielicht eines Novembertages aber erfüllte das große Gemach, in welchem, wohl in Pelz gehüllt, der kränkelnde Graf Detlev in seinem Lehnstuhl ruhte, einen eben gelesenen Brief in der Hand haltend und das ergraute Haupt kummervoll in die Rechte gestützt.

Zwei Jünglingsgestalten, kräftig und schlank wie die jungen Buchen ihrer heimathlichen Wälder, standen ehrerbietig, aber mit finsteren Mienen vor ihm. Die des ältern von beiden, des künftigen Majoratserben, verriethen seine zornige Erregung, während um den festgeschlossenen Mund des Bruders ein Zug verbissenen Grolls lagerte und sein Auge kalt und fast gehässig nach dem jungen Detlev blickte, während dieser gesprochen.

„Soll ich denn ewig nur zwischen Euch richten und schlichten?“ fragte der Vater mit schmerzlichem Vorwurf. „Ihr, die Ihr Euch in den Kinderjahren mehr liebtet als Eure übrigen Geschwister, habt jetzt nur Worte der Anklage für einander und verbittert Euch auf jede Weise das Leben und mir den Rest meines trauervollen Alters!“

„Ei, meine Schuld ist's nicht, wenn Adolph neidisch und mißtrauisch ist!“ rief Detlev heftig. „Ich bin nun einmal zum Majoratsherrn geboren; damit muß er und sein weiser Magister Henderson sich schon zufrieden geben; aber darum bin ich weder hochmüthig noch fällt es mir ein, meinem Bruder befehlen zu wollen. So lange aber dieser glatte, falsche Magister hier im Hause herumschleicht und bösen Samen säet, wird es nicht besser, das könnt Ihr mir glauben, Vater, und das mußte ich Euch endlich einmal sagen.“

Adolph war blaß geworden und sah, die Lippen fest zusammen gebissen, zu Boden.

„Ist es wahr, Adolph, daß sich Dein Lehrer zwischen Euch stellt und Dich aufreizt?“ fragte der Graf, den Sohn scharf ansehend.

„Es ist nun einmal Detlev's Gewohnheit, mich um Alles zu bringen, was mir lieb ist,“ entgegnete bitter der Gefragte; „darum soll nun auch Henderson, der mir ein älterer Freund ist, entfernt werden. Ihr, mein gnädiger Herr Vater, werdet ihm auch diesmal Euer Ohr leihen, das weiß ich im Voraus und muß mich fügen, so nothwendig es mir auch ist, mich in der Kenntniß der nordischen Sprachen zu vervollkommnen. Schickt mich daher lieber zur weitern Ausbildung nach Kopenhagen, wo mich ja doch künftig mein Beruf erwartet. Curt kann vielleicht den Magister Henderson leichter entbehren, wenn er zurückkehrt.“

„Mein armer Curt!“ sagte der Graf, und seine Stimme bebte. „Ich habe eben Nachricht aus Rom erhalten, und ich kann es Euch kaum sagen! Aber nach dem, was mir Hans Björne von Curt's Krankheit schreibt, dürfen wir wohl allein noch auf Gottes Hülfe hoffen.“

„Ich weiß nicht, Vater,“ sagte nach einer Pause düstern Schweigens der ältere Sohn kopfschüttelnd, „aber mir ist immer, als ob uns all die Fremden, die wir im Hause gehabt, keinen Segen gebracht hätten! Hans Björne ist wohl ein gewandter Kammerdiener, aber eine ehrliche Haut von Holsteiner wäre mir doch auf so weiter Reise lieber als er.“

„Da haben wir den Dänenfeind!“ rief Adolph. „Nimm Dich in Acht, daß unser hoher Adoptivbruder diese Gesinnung nicht erfahre. König Christian ist ohnehin unserer Ritterschaft nicht eben günstig gestimmt.“

Der ältere Bruder blickte ihn an, wandte sich jedoch zum Fenster und murmelte einige Worte vor sich hin, welche vielleicht noch weniger schmeichelhaft für den Adoptivbruder sein mochten.

Der treue Peter Claß, der alte Kammerdiener des Grafen, trat ein, stellte den großen silbernen Armleuchter neben seinen Gebieter, meldete den Arzt und machte sich ordnend allerlei im Zimmer zu thun; die Brüder aber verließen das Gemach eben so unversöhnt, wie sie gekommen.

Aufmerksam prüfte der Arzt nun den von Hans Björne eingesandten Krankenbericht.

„Wie gut,“ sagte er, während er seine Brille hervorzog; „daß gräfliche Gnaden gerade diesen gewandten und zuverlässigen Menschen dem jungen Herrn mitgegeben haben! Er ist wirklich der Feder sehr mächtig,“ über welches Lob Peter hinter seinem Rücken eine derbe Grimasse machte; denn freilich waren weder er noch seine Kameraden auf so hoher Bildungsstufe angelangt, wie Hans Björne, welcher sogar französisch sprach und deßhalb dem Peter nur um so fataler war.

Mit angstvoller Spannung betrachtete der Graf die Mienen des Lesenden und lehnte sich mit einem aus tiefstem Herzen dringenden Wehelaut zurück, als der Arzt mit leiser, stockender Stimme sagte:

„Entweder ist der Zustand des Grafen Curt eine heftige Krisis, deren Ursache mir jedoch nach dem frühern Berichte nicht motivirt scheint, — oder — gräfliche Gnaden — das Menschenleben ist ja ein so schwaches Ding! — müssen sich auf einen neuen harten Schlag gefaßt machen.“ —

Und so war es. Nach wenigen Tagen traf die Todesnachricht ein: es war der fünfte Sohn! Sie wurde ein letzter Nagel zu dem Sarge des tiefgebeugten Vaters, und nach Jahresfrist stieg er in die Gruft seiner Ahnen wie die seiner Söhne hinab.

Auf Graf Detlev aber, der seine Volljährigkeit bereits angetreten hatte, vererbten sich mit dem Majorate auch alle Ehren- und Vorrechte, zu denen er durch seine Geburt schon berufen war.

Die Trauer des Vaters um Curt, den auch beide Brüder geliebt, die Entfernung des Magisters und Detlev's redliches Streben, ein friedliches Einvernehmen mit dem Bruder herzustellen, hatten einigen Erfolg gehabt, so daß jenes dem Vater in seiner Sterbestunde gegebene feierliche Versprechen, keinen Groll mehr zwischen sich zu dulden, auch von Adolph's Seite wirklich ernst gewesen war. Aber das Feuer war seit Jahren von böswilliger Hand geschürt worden; es glimmte unter der Asche fort, um beim ersten Windhauch wieder empor zu lodern, und es konnte nicht fehlen, daß mit der neuen, überlegenen Stellung des ältern Bruders sich auch tausend Gelegenheiten fanden, wo das reizbare, mißtrauische Gemüth des jüngern sich verletzt fühlte, auch ohne irgend eine Absichtlichkeit von Seiten Detlev's, der im unbestrittenen Genuß der Gaben, womit er an seiner Wiege schon empfangen worden war, jene finsteren Geister des Argwohns oder der Mißgunst nicht kannte, mit denen Adolph's besseres Selbst stets im Kampfe lag.

Hans Björne war im Dienste des arglosen verstorbenen Grafen geblieben, der dem Pfleger seines geliebten Sohnes ganz besondern Dank zu schulden meinte, und vergebens hatte schon damals der junge Graf Detlev gestrebt, diesen schleichenden, gewandten, ihm entschieden antipathischen Menschen aus dem Schloß zu vertreiben. Graf Adolph hatte ihn dagegen mehr und mehr in seine Nähe gezogen und streifte mit Hans Björne, welcher ein geschickter Jäger war, tagelang in den weitläufigen Forsten der Grafschaft umher.

Einer der ersten Akte des neuen regierenden Grafen war nun, den Hans Björne seines Dienstes entlassen zu wollen, wogegen sich Graf Adolph heftig auflehnte und ihn augenblicklich in seinen eigenen persönlichen Dienst übergehen ließ.

„Ich werde in Kurzem nach Kopenhagen gehen,“ sagte er; „und da ist mir Hans Björne unentbehrlich. Du aber wirst, hoffe ich, Deine Gewalt nicht auf meine persönlichen Angelegenheiten ausdehnen wollen, indem Du aus dem Schlosse, was ja auch das Haus meiner Väter ist, vertreibst, wen ich darin um mich zu sehen für gut finde.“

Graf Detlev gab unmuthig nach; aber seit jenem Tage ruhten die kaltblauen Augen des Dänen noch öfter verstohlen auf dem jungen Manne, indem ein Zug hämischer Bosheit um seine schmalen, blassen Lippen zuckte.

Ein selten schöner Herbst hatte die stattlichen Buchenwäl-

der Holsteins noch in all ihrem bunten Schmucke prangen lassen, obgleich der Oktober des Jahres 1697 bereits seinem Ende nahte. Rudelweise raschelten die Rehe in dem rothen Laub, welches den Boden bedeckte, unbekümmert um die bereits eröffnete Jagdsaison, dieses Hauptvergnügen der damaligen Ritterschaft.

Noch tönte das Gurren der Waldtaube in dem Forst, und selbst die vielen Störche der Gegend schienen ihre Nester auf den riesigen Strohdächern der Bauernhäuser nur ungern zu verlassen, so warm schien noch die Sonne über Flur und Wald.

Aber so friedlich still und heiter, wie die Natur um ihn her, war es nicht in dem Herzen des Grafen Adolph Ranzau, der mit finsteren Mienen in Begleitung des bevorzugten Hans Björne durch den Wald ritt. Er kam vom Schloß Rasdorf, wo die Familie eines der zahlreichen Vettern der Ranzau's wohnte. Die einzige Tochter des Hauses war der eigentliche Magnet, der den jungen Mann trotz seiner gespannten häuslichen Verhältnisse noch in Holstein zurückgehalten hatte. Der alte Baron von Buch aber sah in ihm nur den Bruder des Majoratsherrn, und die beiden Väter hatten einst gemeinsam diesen Lieblingsplan für Detlev und die liebliche Isa entworfen. Daß darin etwas geändert werden könne, fiel dem Baron bei der unbedingten Autorität der Eltern über die Kinder, die damals noch galt, gar nicht ein; um so weniger, als der Majoratsherr von der Natur eben so gütig bedacht worden war, als vom Geschick, und mit seinen dunklen, lebhaften Augen und den frischen Lippen, die so gutmüthig und heiter lachen konnten, auch bei minder reichen Glücksgütern ein Mädchenherz zu gewinnen hätte hoffen dürfen.

Aber die blonde Isa hatte sich, wie das so Frauennatur ist, mehr zu dem wenn auch nur scheinbar Zurückgesetzten oder Unterdrückten hingezogen gefühlt: den verschlossenen, selten unbefangen heitern Adolph liebte sie mit all der rührenden Zärtlichkeit des Weibes, die da an die Kraft ihrer eigenen reinigenden und erhebenden Liebe glaubt, wenn sie auch die Schwächen oder Fehler des Geliebten sich nicht mehr verbergen kann. — Und wirklich war sie stets der gute Engel, der die finsteren Mächte in des jüngern Bruders Brust beschwor. Graf Adolph aber übertrug auch dafür auf sie allein alle edlen und warmen Gefühle, welche seiner irregeleiteten Natur ursprünglich eigen waren. Zu einer Erklärung ihrer Gefühle war es jedoch bis dahin noch nie zwischen Beiden gekommen; sie wußten, was sie einander waren, und das genügte ihnen.

Seit dem Tode der Baronin von Buch lebte zu Isa's Gesellschaft eine junge Anverwandte bei ihr, die durch ihre Ahnenzahl allerdings der Baronesse gleichstand, bei Mangel an Vermögen jedoch nicht selten die Dornen der Abhängigkeit von ihren reichen Verwandten empfinden mußte; darum vermied sie fast ängstlich jede Gelegenheit, die sie zum Gegenstande einer besondern Auszeichnung machte, und vor Allem die Huldigung des Majoratsherrn. Ihr nämlich gehörte insgeheim das Herz des jungen Detlev, und seine blonde Base war die Vertraute Beider, die zum Schein annahm, was Clara allein galt. Denn hätte der Baron von Buch in dieser ein Hemmniß seiner Pläne in Betreff des Grafen Detlev erblickt, so wäre es um Clara's Bleiben in seinem Hause geschehen gewesen und für Isa selbst eine Erklärung unvermeidlich geworden, die sie so lange als möglich noch vermeiden wollte.

Das Trauerjahr um den verstorbenen Vater nahte seinem Ende und damit der Zeitpunkt, welchen sich Graf Detlev für seine offene Werbung um Clara's Hand gesetzt hatte, und womit zugleich seinem Bruder in Betreff Isa's freie Hand gelassen wurde.

Detlev ahnte zwar mehr dessen Absichten, als daß er darum wußte, denn bei dem Mangel an brüderlichem Einvernehmen zwischen Beiden kam eine solche Herzensangelegenheit nie zur Sprache, und eben deshalb vermied auch Adolph sorgfältig, mit seinem Bruder gleichzeitig in Rasdorf zu sein.

Graf Detlev war über Land gegangen, man wußte nicht wohin. Graf Adolph setzte sich zu Pferde und ritt nach Rasdorf, um vor seiner Abreise nach Kopenhagen, wo er eine Hofstelle bekleiden sollte, dort Abschied zu nehmen.

„Wo ist der Baron von Buch?“ fragte er, im Hofe des Schlosses absteigend.

„Nach dem Vorwerk geritten,“ war die Antwort.

„Und die Baronnesse Isa?“

„Mit Sr. gräflichen Gnaden Ihrem Herrn Bruder in's Holz spaziert,“ sagte der alte Kammerdiener, wobei Hans Björne boshaft lächelte.

Graf Adolph trat mit finsterer Wolke auf der Stirn in das gastliche Haus und harrte lange in peinlicher Spannung, das Fenster nicht verlassend, der Rückkehr Beider.

Graf Detlev hatte diesen Spaziergang benutzt, um seiner Base die herannahende Entscheidung mitzutheilen, die ja auch für sie eine Freudenbotschaft war, indem sie dann von dem sie mehr und mehr drückenden Schein befreit wurde, den sie bisher Clara zu Liebe getragen hatte. Auch ihre Augen glänzten, und in heiteren Scherzen kehrte das schöne Paar nach dem Schlosse zurück, ohne zu ahnen, daß Graf Adolph von oben mit verbissenem Ingrimm sie Beide so einträchtig die Allee heraufkommen sah.

„Kommt jetzt mit mir in meinen Wintergarten, mein edler Vetter, da blüht eben eine seltene Blume, die Ihr sehen müßt,“ sagte schelmisch lachend Baronesse Isa und eilte ihm leichten Schrittes auf einer Wendeltreppe voran in das runde Erkerzimmer, welches sie sich zu einer Art Gewächshaus eingerichtet hatte, und wo Clara an dem Lieblingplatze der jungen Mädchen saß und tief erröthend den „jungen Blumenfreund,“ wie ihn Isa nannte, empfing.

Indessen harrte Graf Adolph, der das Paar bis an die Haupttreppe hatte kommen sehen, vergebens ihres Eintritts. Von dem dämonischen Instinkt der Eifersucht getrieben, öffnete er die Thür zu der Bibliothek und nahte sich leise der Glasthür, die zu dem Erkerzimmer führte. Und in der That — fast verborgen von einer dichten Gruppe blühender Gewächse, saß eine Frauengestalt, den Rücken nach ihm gewendet, und ihr zur Seite stand Graf Detlev. Den Arm um sie gelegt, beugte er sich in vertraulichem Gespräch zu ihr hinab.

Nahe der Thür aber lag Isa's warmer Ueberwurf und Schleier nachlässig abgeworfen. Konnte er da noch zweifeln?

Also auch sie, das einzige Kleinod seines Lebens, sollte er ihm entreißen? Und Isa, deren Neigung er so sicher gewesen war, daß er nie ein bindendes Ja von ihr begehrt hatte, auch sie konnte im entscheidenden Momente den Majoratsherrn seinem weniger bevorzugten Bruder vorziehen? — Schon wollte er die Hand auf die Thürklinke legen, um dem gewaltsam in ihm tobenden Sturme freien Lauf zu lassen; doch die Gewohnheit, rasch seine Empfindungen zu bemeistern und in finsterm Groll zu verschließen, ließ ihn eben so rasch sein Vorhaben aufgeben. Erdfahlen Angesichts und finsterer als je, schlich er leise hinaus und befahl dem erstaunten Hans Björne, die Pferde unverzüglich satteln zu lassen; er selbst aber ging voraus, den Weg entlang, den er vor kaum einer Stunde gekommen.

Während Graf Detlev mit Clara allein war, hatte sich Isa mit ihren Lieblingsblumen beschäftigt, die an dem Fenster neben der Glasthür so aufgestellt waren, daß Adolph's Blick nicht dahin fallen konnte. Sie war so glücklich, daß Alles sich so günstig zu gestalten schien, und Graf Detlev, der seinen Bruder noch am Abend über seine Absichten auf Clara unterrichten wollte, sich auch für diesen so freundlich gesinnt gezeigt hatte. Adolphs plötzliches Verschwinden aber legte sich wie ein kalter Nebel über die eben noch so heiter in die Zukunft blickenden Gemüther; sie wußten nicht genau warum, denn daß er seinen Bruder oft wochenlang mied, war ihnen ja eigentlich nichts Neues.

Auf diesem Ritt war es, wo wir ihm mit Hans Björne in dem herbstlich bunten Walde begegneten. Dem schlauen, beobachtenden Diener war Alles, was seinen Herrn betraf, kein Geheimniß, und so hatte er denn auch bald die Ursache entdeckt, die den jungen Grafen anfangs in so wildem Galopp davon gejagt, als wolle er den Dämonen seiner eigenen Brust entfliehen, und ihn dann wieder so düster in sich versunken machte, daß er kaum den Gang seines Pferdes zu beachten schien. Ein Lächeln boshafter Befriedigung verzog den Mund des hinter ihm reitenden Dänen.

„Björne," wandte sich Graf Adolph zu ihm; „wir reisen mit dem nächsten Schiffe nach Kopenhagen, mach' die nöthigen Vorbereitungen dazu."

„Gräfliche Gnaden wollen noch vor der Hochzeit Ranzau verlassen?" fragte der Diener, der das Vertrauen seines Herrn genoß, anscheinend gleichgültig.

„Welche Hochzeit?" fuhr der junge Graf auf.

„Nun, der Hochzeit Sr. Erlaucht des regierenden Grafen mit der gnädigen Baronesse Isa, wie Jedermann auf Rasdorf meint," lautete die Antwort.

„So meint denn jedermann, daß mein gnädiger Herr Bruder nur die Hand auszustrecken brauche, um zu erhalten, was ihm beliebt?" lachte bitter Graf Adolph.

„Hm! gnädiger Herr — ich denke, dem Reichsgrafen und Erbherrn von Ranzau wird weder ein Vater die Hand seiner Tochter versagen, noch diese ihn ausschlagen," sagte Hans Björne sehr überzeugt.

Ein scharfer Sporenstich traf die Weichen des hochaufbäumenden Pferdes, welches in wildem Laufe mit dem leidenschaftlich erregten Reiter davon stürmte.

„Jetzt hab' ich Dich auf gutem Wege," murmelte triumphirend sein Begleiter, indem er ihm gelassenen Trabes folgte. Geschickt und unmerklich fuhr er fort, das Gift in die Seele des jüngern Bruders zu träufeln; durch ihn erfuhr dieser, daß in der letzten Zeit häufig Briefe des Grafen Detlev an Baronesse Isa abgeschickt worden seyen, die freilich nur durch ihre Hand an Clara gegangen waren; ja Hans Björne hatte sich sogar einen leeren Briefumschlag zu verschaffen gewußt, welches die Adresse des ältern Grafen von Isa's Hand trug.

In finsterm Groll verweigerte Adolph, seinen Bruder zu sehen, und rüstete sich zur Abreise; als sich endlich Beide doch einmal begegneten, sprach Haß aus seinen Blicken, und gleich seine ersten Worte waren so bitter und verletzend, daß die Zornesader auf Graf Detlev's Stirn mächtig schwoll; war er sich doch keiner Schuld bewußt.

„Ich will Dir nicht antworten, wie Du es verdienst, weil ich nicht vergessen will, daß Du mein Bruder bist!" sagte Detlev, sich wegen der anwesenden Diener gewaltsam zusammennehmend, und ihm dann stolz den Rücken wendend, verließ er die Halle.

„Bei Gott! aber ich hätte Lust, es zu vergessen — und zu Ende kommen muß es zwischen uns!" rief ihm, die Hand an den Degen legend, in gewaltsam hervorbrechendem Groll der durch Eifersucht Verblendete nach, indem auch er der Thüre zuschritt. Die anwesenden Diener wagten nicht aufzusehen, aber der alte Peter Claß, der die beiden Brüder noch als Kinder auf seinen Armen getragen, trat ihm rasch in den Weg und sagte leise mit bebender Stimme!

„Gräfliche Gnaden — auch ich war an dem Sterbebette Ihres hochseligen Vaters und hörte Ihren Eid."

Heftig wandte sich Graf Adolph, aber als er die gebückte Gestalt des eisgrauen Dieners sah, der ihm trotz seiner demüthigen Haltung so fest in's Auge blickte, da trat auch jene ergreifende Abschiedsscene plötzlich wieder vor seinen Geist, und in fast mildem Tone sagte er: „Ich danke Dir, Du treue Seele!"

Dann stieg er zu Pferde, um nach dem benachbarten Städtchen Pinneberg zu reiten und dort den neuen Amtmann, d. h. die höchste Gerichtsperson zu besuchen, mit dem er sehr befreundet war. Hans Björne, voll innern Grimmes über den alten Peter, folgte wie gewöhnlich; aber er sollte dessen versöhnenden Einfluß bald noch mehr empfinden, als ihm sein Herr bei einigen gegen Graf Detlev gezielten Worten gebieterisch zu schweigen befahl.

„Ich fange an, zu glauben, daß ich Dich schon viel zu sehr angehört habe," fügte er hinzu.

„Steht es so? — Dann darf ich nicht länger zögern," murmelte darauf der Diener vor sich hin und verfiel in tiefes Sinnen.

Hätte Graf Adolph nur seinem ersten bessern Gefühle Raum gegeben und nicht falschem Stolz, er wäre nicht nach

Pinneberg geritten, ohne sich vorher mit seinem Bruder zu versöhnen, und damit wäre der ungerechte Argwohn und Groll, welcher ihn neulich wieder so gegen ihn aufgereizt hatte, in Nichts zerflossen. — „Nach meiner Rückkehr!“ dachte er.

Was lange stille Absicht gewesen, war mittlerweile als offener Plan an das Licht getreten, und die Vereinigung der beiden Herzogthümer mit Dänemark war von Christian V. mit großem Eifer betrieben worden, bis ihr endlich der Vertrag von Altona 1689 ein Ziel gesetzt hatte. Aber dies Bestreben hatte den ersten Grund zu der Entfremdung der Gemüther und zu nationaler Spaltung gelegt, die jetzt in so trauriger Progression fortgewuchert hat.

Damals schon, wie jetzt, gab es deutsch und dänisch Gesinnte; zu erstern gehörte der Reichsgraf von Ranzau, der deshalb bei dem königlichen Amtmann von Pinneberg nicht sonderlich beliebt war, wogegen Graf Adolph dessen Gesammtstaatsideen theilte und ein häufiger, gern gesehener Gast seines Hauses war. Was Wunder, wenn unter solchen Einflüssen die versöhnlichere Stimmung des jüngern Bruders allmälig wieder in den Hintergrund trat!

Ein edles Wild.

„Einen Zweiunddreißig-Ender?“ fragte zweifelnd, aber doch mit all dem bereits angeregten Interesse eines leidenschaftlichen Jägers Graf Detlev den vor ihm stehenden Hans Björne.

„Gewiß, gräfliche Gnaden,“ entgegnete dieser zuversichtlich. „Als ich mit dem Herrn Grafen von Pinneberg zurückritt, spürte Hectors feine Nase das Wild aus. Ich drang ihm nach durch das Dickicht, und als das aufgescheuchte Thier über die Lichtung im Forst setzte, konnte ich deutlich sein herrliches Geweih sehen. Das prächtigste, welches mir je vorgekommen! Euer Gnaden besitzen noch kein solches!“

Es war die erste Jagd, die Graf Detlev seit dem Antritt seiner Regierung abhielt, und Boten flogen nach allen Richtungen, um die edlen Gäste dazu einzuladen. Im Schlosse wurden die nöthigen Vorbereitungen gemacht, und heiteres Leben erfüllte nach langer Zeit wieder Hof und Hallen.

Graf Adolph hatte seinen Bruder um die Erlaubniß bitten lassen, von der Parthie zu sein, — das war sein ganzer Versöhnungsschritt gewesen.

Mit dem ersten Tagesgrauen des 10. Novembers stand der stattliche Jagdzug gerüstet vor den Stufen der Haupttreppe, auf welcher nach jener heftigen Szene, wo sich Graf Adolph vergessen hatte die Hand an den Degen zu legen, die beiden Brüder sich zum ersten Male wieder begegneten. Graf Detlev war in bester Stimmung, voll frischer Lebenslust und Kraft und ertheilte dem treuen Peter eben noch einige Anweisungen.

War es der Anblick des alten Dieners, der ihn damals zum Frieden ermahnt, aber getrieben von einem plötzlichen Gefühl trat er zu dem Bruder.

„Guten Morgen, Detlev!“ sagte er; „es thut mir leid, daß ich mich jüngst von meiner Heftigkeit habe hinreißen lassen. Hier ist meine Hand — wir wollen Friede machen!“

Detlev schlug ein in die ihm dargebotene Rechte und schüttelte sie mit den Worten: „Von Herzen gern! Komm heute Abend zu mir, ich habe erfreuliche Botschaft für Dich von Rasdorf.“

Damit schwang er sich auf das ungeduldig scharrende Roß und als die Morgensonne kaum die Wipfel des bunten Buchenwaldes vergoldete, vertheilten sich die Jäger in demselben, Hans Björne's Anordnungen folgend, der allein den Lagerplatz des Thieres kannte. Einen weiten Kreis mußten sie um denselben bilden, so daß keiner den Andern sehen konnte. Den beiden Brüdern wies er einen Kreuzweg an, der durch den dichten Forst nach einem kleinen See führte, er selbst aber verschwand mit dem ungeduldig an der Leine zerrenden Hector in das dichte Unterholz. Das Signal ertönte und bald zeigte sich, ruhig und stolz nach den unberufenen Störern umherschauend, das schöne Thier am Rande des Waldes, um ebenso rasch vor den nun losgelassenen Hunden zu verschwinden.

„Halloh!“ rief Detlev und sprengte vollen Laufes davon; ihm folgte zunächst sein Bruder, welcher am obern Ende des Kreuzweges postirt war, und „Halloh!“ rief vor ihnen Hans Björne. Die weit zerstreuten Jäger folgten, so rasch sie konnten, und drangen von verschiedenen Seiten in den Wald. Mehre Schüsse fielen fast zu gleicher Zeit; der Hirsch aber, nur leicht gestreift, brach plötzlich nach dem See zu hervor, und ihm folgte als einer der ersten Graf Adolph, und mehr seitwärts aus dem Dickicht kommend Hans Björne todtenbleichen Angesichts, aber weiter stürmend, der übrigen wilden Jagd nach.

Wo aber war Graf Detlev? Unter einer mächtigen Buche des Waldes, auf schwellendem Moose lag er in tiefer Todesohnmacht, indeß Welle auf Welle des purpurrothen Lebensstroms dem Herzen des edlen jungen Mannes entquoll.

„Das war Hans Björne's Kugel!“ flüsterten die erblassenden Lippen. „O Clara — Clara!“ und damit schloßen sie sich auf ewig.

Der Morgenwind rauschte in den Zweigen, und die bunten Blätter fielen hernieder, leise, leise, und deckten ihn zu, indeß die Waldtaube ihr melancholisches Gurren zum Schlaflied anstimmte.

Durchbohrt von tödlichen Kugeln hatte der schwimmende Hirsch nur mit höchster Anstrengung das andere Ufer erreicht. Dort rastete er einen Augenblick, bis die um den kleinen See herumjagende Schaar der Reiter und Hunde ihn zu neuer, verzweifelter Anstrengung aufstachelte. Aber seine Kräfte waren bald erschöpft und lustige Fanfaren verkündeten das Halali.

„Wo ist aber seine Erlaucht?“ fragte voll Besorgniß um sich blickend, der Reitknecht des Grafen Detlev zu Hans Björne gewendet, der ihn beim Beginn der Jagd von seinem Herrn zu entfernen gewußt hatte.

„Weiß ich's?“ entgegnete übermüthig der Däne, den Kopf abwendend, „frag' dort den Grafen Adolph, der muß es wissen, er war ja zuletzt mit ihm drinnen im Wald.“

„Mein Bruder?“ fragte dieser, im Kreis umhersehend. „Wahrhaftig, er fehlt! Rasch zurück, sein Pferd ist vielleicht gestürzt!“ und mit diesen Worten wandte er das seine. Gefolgt von der Mehrzahl der Anwesenden gewahrte er nicht, daß Hans Björne einen Pfad einschlug der nach der entgegengesetzten Seite führte. Der treue Hector aber folgte ihm nicht, sondern hatte bald die Spur seines Herrn entdeckt, und mit einem Schrei höchsten Entsetzen kniete Graf Adolph an der Seite seines entseelten Bruders.

Alle waren wie gelähmt vor Schreck, und manches Auge wurde feucht; denn der Todte war seiner Einfachheit und Herzensgüte, wie seines heitern, männlich festen Sinnes wegen geliebt; mancher Blick aber auch wandte sich von dem Bruder scheu zu Boden, wie vor einem entsetzlichen Gedanken. Ein Wehruf aber durchhallte das ganze Schloß, wie Stadt und Land, als am Nachmittage der Trauerzug anlangte, und kein Wort herzlicher Theilnahme für den Schmerz des Bruders begrüßte den nunmehrigen regierenden Grafen Adolph, der finster und gebeugt der Bahre folgte und sich bis zu der feierlichen Beisetzung der Leiche in seine Gemächer verschloß.

Hans Björne aber erschien nicht wieder auf Schloß Ranzau. Er war nach Kopenhagen geeilt und bald verbreitete sich von dort aus als offene Kunde, was man sich in Holstein nur noch insgeheim zuflüsterte: der Graf Adolph habe seinen von ihm gehaßten Bruder auf der Jagd erschossen, und König Christian trage darum Leid wie nur ein rechter Bruder es könne.

Gastfreundschaft.

Wieder waren Jahre seit diesem Unglückstag verflossen, und der letzte jener sieben Söhne, die einst das stolze Grafenhaus belebt hatten, schaltete darin als Gebieter. Die Macht und Ehre, die man ihn als Kind schon beneiden gelehrt hatte, ruhte jetzt wirklich auf ihm; aber wahren Genuß hatte er nicht davon, und die trüben Folgen jenes unaufgeklärt gebliebenen Unglücksfalles drückten ihn trotz seiner Schuldlosigkeit schwer zu Boden. Die öffentliche Meinung hatte ihn, eingedenk des steten Unfriedens, in dem er mit seinem Bruder stand, verurtheilt, und seine fast völlige Isolirung war die empfindliche Folge davon. Was half ihm jetzt der Welt gegenüber das Bewußtsein, daß sein letzter Handschlag in aufrichtiger Absicht gegeben worden sey? was seine Reue über den jahrelang genährten Groll? Wohl hatte er aus den vorgefundenen Briefen Clara's ersehen, wie sehr er sich über Detlev's Verhältniß zu Isa getäuscht hatte; aber Isa, obgleich sie nicht an ihm gezweifelt hatte, war darum doch für ihn verloren, dazu kannte er den alten Baron, ihren Vater, zu gut.

Als deutschen Reichsgrafen konnte freilich der König von Dänemark den Grafen Ranzau nicht verhaften lassen, so lange derselbe auf seinem eigenen Grund und Boden blieb! aber daß Christian V., der von des Grafen Schuld so fest überzeugt schien, ihn nicht bei dem deutschen Reichsgericht in Wetzlar verklagte, nahm doch Viele Wunder.

So hatte sich denn Graf Adolph wohl gehütet, das umfangreiche Gebiet seiner Grafschaft zu überschreiten; aber diese nothwendige Beschränkung ward doch mit der Zeit dem souveränen Grafen immer drückender.

Wie gesagt, Jahre waren dahingegangen und hatten ihren verhüllenden Schleier auch über jene unheimliche That gebreitet. Sie schien vergessen, und einzelne Gäste aus der Ritterschaft fanden sich wieder auf dem Schloß Ranzau ein. Unter die Wenigen jedoch die dort nie ganz fremd geworden waren, gehörte auch der Amtmann von Pinneberg, zu dem der Graf Adolph eine besondere Zuneigung hegte, die Jener immer mehr zur Freundschaft zu gestalten beflissen war.

„Wenn nur dieser verwünschte Bann nicht auf mir läge, ich nähme ja sehr gern eure Einladung an,“ sagte einst unmuthig der junge Graf beim Abschiede zu dem Amtmann; „denn wahrlich, ich habe dies Einsiedlerleben satt!“

Dieser aber lachte über diese thörichten Bedenken.

„Ueber das Alles ist ja schon längst Gras gewachsen,“ sagte er; „vergessen es Eure Gnaden daher auch! — Also — wir rechnen auf des Herrn Grafen Gegenwart?“

Und in der That machte sich an einem hellen Sommertage des Jahres 1722 der Graf Adolph auf, um der drückenden Einsamkeit seines Vaterhauses zu entfliehen. War nicht der Amtmann sein Freund und Kopenhagen weit? Was wagte er also?

In dem stattlichen, gastfreien Hause, welches das Ziel des Reichsgrafen war, hatten sich jedoch schon vor seinem Eintreffen mehrere Gäste eingefunden; aber sie zeigten sich nicht nur nicht alle, im Gegentheil verbargen sie sich sorgfältig vor den Blicken der vornehmen Gesellschaft, der sie augenscheinlich nicht angehörten. Jene bestand meistens aus Dänen die eben aus der Hauptstadt kamen, oder doch solchen Deutschen, die durch ihre Sympathieen dorthin gehörten. Mit jedem neuen Toaste wurde die Stimmung fröhlicher und lauter, und Graf Adolph gab sich mit vollem Behagen dem so lang entbehrten Genuß der Geselligkeit hin.

Eben begann der Champagner zu kreisen, da öffneten sich die Flügelthüren des Speisezimmers, und zu beiden Seiten des Eingangs stellten sich dänische Polizeibeamte auf; zwei in schwarze Amtstracht gekleidete Gerichtspersonen traten ein und schritten auf den erblassenden Grafen Adolph zu.

„Im Namen Seiner Majestät des Königs Friedrich IV. verhafte ich Seine Erlaucht den Reichsgrafen von und zu Ranzau,“ sagte feierlich der ältere von Beiden, indeß der andere dem verwirrten aber doch den Ueberraschten spielenden Hausherrn den Verhaftsbefehl vorzeigte.

Einen Blick tiefster Verachtung warf der Gefangene auf seinen Wirth.

„Das ist Euch gut gelungen, wahrlich! ein Pröbchen dänischer Treue zum Dessert für Euren Freund!“ sagte er mit schneidender Bitterkeit und folgte in stolzer Haltung den Gerichtspersonen zu dem harrenden Wagen, dessen Escorte die Polizeimänner bildeten, die dazu eigens von Kopenhagen herübergekommen waren.

Numero Sieben.

Nahe der Küste, deren Granitfelsen unaufhörlich von den unruhigen Wogen der Nordsee gepeitscht werden, umbraust von den scharfen Nordwestwinden dieses Meeres und den größten Theil des Jahres in kalte Nebel gehüllt, liegen die grauen feuchten Mauern des Schlosses Aggerhuus in Norwegen. Wer durch die schwere Eisenpforte desselben eintritt, läßt seine Vergangenheit wie seine Erdenhoffnung hinter sich; er ist namenlos — nur noch eine bloße Zahl in der Reihe seiner Leidensgefährten; — eine Nummer, die, auf das grobe Kleid des Sträflings geheftet, jeden Standes- und Bildungs-Unterschied zwischen dem zuletzt Angekommenen, dem Grafen Adolph Ranzau, und dem gemeinen Raubmörder auslöschte. —

Nach einer kurzen nur zum Scheine geführten Untersuchung war der listig in die Falle gelockte Reichsgraf auf königlichen Befehl lebenslänglich in die enge Zelle eines Gefängnisses eingekerkert worden.

Wenige Tage nach dem Verschwinden des Majoratsherrn, als kaum die Kunde sich verbreitete, legten königliche dänische Beamte kraft der Vollmacht, die ihnen von dem nunmehr erbberechtigten Sohne des Adoptivbruders aufgestellt worden war, Beschlag auf die Herrschaft und organisirten die gesonderte Verwaltung derselben, wie sie noch heutzutage zum Besten der königlichen Schatulle fortbesteht. Das deutsche Reich hatte mit seinen inneren und äußeren Händeln ohnehin genug zu thun. Von dieser Seite also war keine kräftige Opposition zu befürchten, und die vollendete Thatsache der Besitznahme der Grafschaft Ranzau durch den 1722 regierenden Friedrich IV. ward mit dem Protest der übrigen erbberechtigten Agnaten zu den Acten gelegt.

Der Kerkermeister von Aggerhuus hatte schon mehr als einen der namenlosen Sträflinge, deren Erscheinung trotz des entehrenden, groben Tuches, was sie bekleidete ihre einstige höhere Lebensstellung verrieth, in die feuchten Zellen verschwinden lassen, deren Beaufsichtigung ihm oblag. Auch ein Blick auf den Grafen Adolph würde ihm genügt haben, wenn nicht die Strenge seiner isolirten Haft ihm das besondere Interesse bewiesen hätte, welches an seiner Bewahrung liegen mußte.

In dem alten runden Thurme, nahe dem Meere, dessen Felsklippen zur Zeit der Fluth von den Wellen bedeckt wurden, deren weißer Schaum hoch hinan bis an die eng vergitterten Fenster emporspritzte, saß der gefangene Reichsgraf auf der hölzernen Pritsche, die ihm zur Lagerstätte diente; vor ihm an die Mauer befestigt stand ein kleiner grobgezimmerter Tisch; seinen Arm darauf gelehnt, stützte die weiße, abgemagerte Hand sein blondes, jetzt kurzgeschorenes Haupt. Tiefe Dunkelheit erfüllte den ungesunden Raum, von dessen Wänden die Feuchtigkeit herniedertropfte. Mit brennender Röthe auf den bleichen Wangen starrte der junge Mann unbeweglich nach dem Fenster und horchte dem Brausen der Fluth unter ihm.

Endlich brach durch das vom Sturme zerrissene Gewölke der Mond auf Augenblicke hervor, und wie von einem elektrischen Schlage berührt, erhob sich die hagere Gestalt; das Auge glühte in seinen tiefen Höhlen; mächtige Erregung schien seine Muskeln mit neuer Kraft zu stählen, und seine Brust erhob sich in dem Wonnegedanken: Frei! Er zog eine scharfe Feile aus ihrem Versteck hervor und setzte sie an das letzte noch zu durchschneidende Gitter des Fensters.

Die Stelle des Kerkermeisters auf Aggerhuus war ein hartes Stücklein Brod, und keiner der Vorgänger des jetzigen hatte es lange genossen, wenn seine Natur nicht dem Felsen glich, auf welchem dieß traurige Gefängniß am Meere lag. Schon hatte er sein Weib dahinsterben sehen, und sein einziges Kind schien ihrer Mutter folgen zu sollen. Ihm zu Liebe war er endlich bereit gewesen, dem Grafen zu seiner Befreiung behülflich zu seyn, und hatte ein Schreiben für ihn vermittelt, welches ihm die nöthige Summe zur Flucht nach England verschaffte. Das Mädchen brachte der Vater einstweilen an den Strand zu Christen Sturen, dem besten Seemann der Küste, der es, wie er vorgab, bei der ersten Gelegenheit mit nach Kopenhagen nehmen wolle.

An eben jenem Abend lag ein englischer Kauffahrer ein paar Seemeilen weit von der Küste vor Anker, und Christen Sturen ging, trotz Sturm und Wellen, sein Boot zu landen, um in See zu gehen.

„Du wirst doch nicht so thöricht seyn, bei so finsterer Nacht und starkem Nordwest einen Tanz mit den Wellen zu machen?“ rief ihm ein alter „Seebär“ zu, der unter der Thür seiner Hütte einen Pfeifenstummel zwischen den Zähnen hielt. — „Hilft nichts, Vater!“ lachte Christen; „der Engländer muß seine Ladung trockener Fische bis morgen früh haben. Wird auch bald wohl ein Bißchen mondhell werden, denk' ich!“ und damit schritt der wetterfeste Schiffer dem Strande zu, wo die Ebbe eben einzutreten begann. In dem Boote lag wohlverhüllt die Tochter des Kerkermeisters, und er selbst stand schon harrend am Strande.

„Alles in Ordnung?“ rief ihm Christen entgegen.

„Will's hoffen!“ war die Antwort, und der Schiffer schlug die Arme übereinander, wie Jemand, der bereit ist zu harren, indeß der Andere gespannt nach dem nur dann und wann in festen Umrissen hervortretenden Thurme hinüber sah. Da leuchtete hinter dem Fenster von „Numero Sieben“ ein rasch wieder verlöschendes Licht auf.

„Gott helfe ihm!“ murmelte der gutmüthige Christen und das Herz des Kerkermeisters schlug rascher: hing ja doch von der Freiheit des Gefangenen, der eben das eiserne Gitter seines Fensters aushob, sein und seines Kindes Wohl ab.

Die Fluth hatte sich eben erst von den ausgespülten Klippen unter dem Thurme zurückgezogen, was die einzige Möglichkeit bot, nach dem Strande zu gelangen; schon schwebte der Flüchtling auf halber Höhe der schwankenden Strickleiter und gelangte mit jeder neuen Sprosse, die sein Fuß prüfend erreichte, der Freiheit näher; da plötzlich stürzte er — ein lauter Schmerzenslaut verhallte in dem Brausen von Wind und Wellen: das oben an dem Eisen des Fensters befestigte Ende der Strickleiter hatte sich gelöst, und der Unglückliche lag mit gebrochenem Hüftknochen am Boden. — Nur wenig hundert

Schritte weit lag das rettende Boot, aber durch keine übermenschliche Kraftanstrengung vermochte er sich über das scharfe ausgespülte Gestein fortzuschleppen und blieb endlich in ohnmächtiger Erstarrung liegen.

„Geht doch und schaut, woran's liegt," mahnte wiederholt Sturen; „denn ausgeflogen ist der Vogel nun doch einmal, dem Signal nach; oder laßt mich mit Euch gehen; ist ihm etwas passirt, so nehme ich ihn auf die Schultern. Ich sage Euch, wir müssen fort, denn kommt erst die Fluth wieder, so erreichen wir bei diesem Winde den Engländer nimmer zur rechten Zeit."

„Der Mond ist zu hell, laßt uns warten! Gehen wir jetzt über die offene Düne nach dem Thurm, so kann uns leicht die Schildwache oben bemerken, und bis wir den Gefangenen gefunden und fortgebracht haben, ist uns der Rückweg abgeschnitten. Verdammte Geschichte das! — Habe nichts weiter für mich in Händen, als den Brief da, nach Holstein; das Geld soll der Engländer draußen haben!" sagte der Kerkermeister.

„So laßt mich allein gehen, Ihr eigennütziger Gesell!" brummte der mitleidige Sturen.

Der Umstand, daß der Gefangenwärter an diesem Abend gar nicht heimgekehrt war, hatte unter der Besatzung des Schlosses Verwunderung erregt, und der Corporal hatte einigen Argwohn und schauete oft und scharf nach dem Strand hinab, wo er mehre Gestalten bemerkt zu haben glaubte. Er that dieß auch gerade im Augenblick, wo Christen Sturen nach dem sogenannten Wasserthurme abbog.

„Wer da? Antwort oder ich gebe Feuer!"

Rasch sprang der brave Schiffer mit ein paar mächtigen Sätzen zurück und warf sich auf den Sand, so daß die Kugel über ihn hinweg flog; eine Patrouille ward hinab beordert, aber schon wenig Minuten später tanzte das Boot mit den beiden Männern auf den Wellen, und mit ihm schwand jede Hoffnung auf Erlösung des unglücklichen Grafen Adolf.

Er hatte, durch den Gefangenwärter mit Schreibmaterial versehen, auf alle Fälle vor seiner Flucht einige Anordnungen getroffen, die durch des ehrlichen Christen's Hände seinen Anverwandten die erste genauere Kunde von seinem Schicksal und der trauernden Isa ein letztes Lebenszeichen brachten. Ihr war auch die Sorge für die Tochter des nach England entkommenen Gefangenwärters empfohlen, und sie behielt dieselbe bei sich. Konnte sie doch mit ihr von dem einzigen Punkte, der auf der weiten schönen Erde für sie noch Interesse hatte, reden — von dem meerumbrausten Felsen der Nordsee, und das Mädchen, das einst neugierig bei der Ankunft des Grafen gelauscht, mußte ihr immer wieder jede traurige Einzelheit davon erzählen.

Clara hatte sich in eines der großen Fräuleinstifte von Holstein zurückgezogen, wo sie, wie so viele ihrer einsamen Gefährtinnen, ihren Erinnerungen und den Blick auf die Hoffnungen des Jenseits gerichtet, der Gegenwart nur in soweit lebte, als sie ihr Gelegenheit bot, Thränen zu trocknen und Leid zu mildern. Dorthin folgte ihr die durch gleiche Trauer mit ihr verbundene Freundin Isa nach dem Tode ihres Vaters.

* * *

Die große Familiengruft der Grafen von Ranzau-Breitenburg, der nächsten Agnaten der nunmehr erloschenen Hauptlinie jenes Namens, war an einem trüben Märztag um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Fackeln erhellt, die eine seltsame Scene beleuchteten. Unter den reich mit Silber beschlagenen Särgen, die hier seit Decennien aufgeschichtet standen, befanden sich auch zwei von starkem Silberblech: sie enthielten die sterblichen Ueberreste der Grafen Detlev, Vater und Sohn, und ein dritter war eben von der kunstfertigen Hand des Meister Martin in Preetz geliefert worden. Er sollte einen andern aus grob gezimmerten Brettern umschließen, der geöffnet daneben stand. Lautlos, in stillem Gebet, umgaben ihn die anwesenden Männer entblößten Hauptes und schauten mit tiefer Bewegung auf die irdische Hülle Dessen, der darin nach dreizehn langen Jahren das Ziel schwerer Leiden gefunden hatte. In dem groben Anzug des Sträflings, den eisernen Ring um Hand und Fuß, lag der zum Skelett ausgetrocknete Körper vor ihnen.

Auf einen Wink des Grafen machte sich der anwesende Chirurg an sein Werk und sagte dann:

„Kein Zweifel, gräfliche Gnaden, hier ist der schlechtgeheilte Schenkelbruch, den der selige Herr bei seinem Fluchtversuch von Aggerhuus erlitten hat."

Der anwesende Geistliche sprach den Segen, und die silberne Hülle mit dem Wappen des Hauses empfing den letzten der sieben blühenden Söhne des Grafen Detlev von Ranzau.

Alles, was die Familie endlich erlangt hatte, war — die Herausgabe seiner Leiche.

Vergebens waren ihre Klagen bei Kaiser und Reich verhallt. Zwar hatte Karl VI. die Entfernung der dänischen Besatzung von den Schlössern der Grafschaft decretirt, aber ohne dem Befehl weiteren Nachdruck zu verleihen, als dieß doch nicht geschah.

Und als endlich gar die Sterbeglocken des lebensmatten deutschen Reiches läuteten, waren sie zugleich das Grabgeläute für die rechtlichen Ansprüche der anderen Linie des Hauses Ranzau zur Wiedererlangung der großen Familiengüter in Holstein, Schleswig und Jütland, die zu der Grafschaft gehörten, und deren Einkünfte noch heute nach der Hauptstadt Dänemarks wandern.

K.-H. M. B.

Reisebilder aus dem Kaukasus.

Ein Osterfest in Georgien.

Unter den zahlreichen Festen, welche im Laufe des Jahres die griechische Kirche feiert, wird von den Bewohnern des Berglandes Georgien keines so hoch gehalten und so sehn-

süchtig erwartet, wie das Osterfest. Nach der langen und strenge eingehaltenen Fastenzeit, die ihm vorangeht, erscheint es nicht nur als der freudig begrüßte Jahrestag der Auferstehung Christi, sondern man betrachtet es auch als den Tag des Wiederauflebens der Christen zu fröhlichem Lebensgenuß, und gibt ihm die Bezeichnung: „das Fest der Feste" oder auch: „der Triumph der Triumphe."

Am Vorabende des Ostersonntags erschallt, eine Stunde vor Mitternacht, von den 30 Kirchthürmen der Stadt Tiflis das Geläute aller Glocken, und es ist als ob dieselben untereinander geheimnißvolle Gebete austauschten, so feierlich durchdringen diese mächtigen Klänge weithin die Stille der Nacht. Nun beginnt ein lebendiges Gewühl auf den Straßen; die ganze Bevölkerung eilt auf die Kirchen zu, in welchen die Priester bereit stehen, Brod und verschiedene andere Lebensmittel zu reichen, die man zu diesem Zwecke in den Tempel getragen hat. Man begrüßt sich gegenseitig mit herzlichem Händedruck oder mit einer Umarmung, unter dem unaufhörlich sich wiederholenden Zurufe: „Christ ist erstanden!"

In der Frühe des Ostermorgens sollen, wie man behauptet, nahe an hunderttausend junge Lämmer in der Stadt Tiflis geschlachtet werden, zum Gedächtniß des geopferten Gotteslammes. In allen Häusern bleibt den ganzen Tag über ein reich besetzter Tisch gedeckt, und jeder Fremde, der hereintritt, wird als willkommener Gast an demselben bewirthet.

Am zweiten Ostertage veranlaßt eine andere Festlichkeit eigenthümlicher und wilderer Art die Einwohner von Tiflis, jedes Jahr in großen Massen den sogenannten „Rothen Berg" aufzusuchen, der im Norden der Stadt gelegen ist, und den Schauplatz darbietet für ein sehr beliebtes Volksfest. Auch die Landleute der Umgegend, sogar aus dem Umkreise von mehreren Stunden Entfernung, ziehen am Morgen dieses Tages in Schaaren herbei, um an demselben Theil zu nehmen. Ein Theil derselben erscheint zu Pferde, das Gewehr auf dem Rücken, den Dolch im Gürtel tragend; andere, welche ihre Familie mitbringen, kommen auf Wagen, die von starken Büffeln gezogen werden, und die mit einem reichen Vorrathe von Lebensmitteln aller Art sowie mit großen Gefäßen voll Wein beladen sind. Am Fuße des Berges breitet eine weite, aber kahle Ebene sich aus, auf welcher die Gäste des Festes sich lagern, in einzelne Gruppen getheilt; Zelte werden aufgeschlagen, in welchen die Reichen und Vornehmen des Landes mit Hülfe von Teppichen und Kissen sich behaglich einzurichten suchen. Die Pferde, Büffel und Kameele, welche in großer Menge vorhanden sind, waiden auf dem spärlichen Grasboden, oder liegen gemächlich da, mit Kauen beschäftigt. Endlich, nachdem alle Vorbereitungen dazu getroffen sind, beginnt der wichtigste Theil des Festes, die Schlacht; die Menge der Theilnehmer an derselben scheidet sich in zwei einander feindlich gegenüber stehende Lager ab, aus welchen beiden eine Schaar von rüstigen Reitern hervortritt, um sich mit Steinwürfen anzugreifen, die theils mit der Hand allein, theils mittelst Wurfschlingen geschleudert werden. Außer diesem allgemeinen Kampfe, der innerhalb des dazu abgesteckten Raumes stattfindet, werden rings umher noch einzelne Angriffe ausgeführt, durch welche oft langgenährte Streitigkeiten an diesem Tage ihre leider nur allzu oft blutige Lösung finden. Es ist ein ernsthafter, wilder und verzweifelter Kampf, der hier, Mann gegen Mann, sich entspinnt; jeder der tapferen und kühnen Streiter trägt am Mittelfinger der rechten Hand einen großen silbernen Reif, der eine Schlange darstellt mit aufrecht stehendem Schwanze. Die scharfe Spitze dieser eigenthümlichen Waffe verursacht oft tödliche Verletzungen; das Blut fließt in Strömen, und nicht selten werden Todte vom Kampfplatze weggetragen. Merkwürdigerweise bewahren jedoch die Verwundeten und Unterlegenen ihren Besiegern keinen Groll im Herzen; oft umarmen sich die früheren Gegner nach beendigtem blutigem Streite, und geloben sich bei allen Heiligen eine unverbrüchliche Freundschaft. Dieses sonderbare, grausame Kampfspiel währt ungefähr zwei Stunden lang und endet auf ein Zeichen des Oberhauptes des Festes, welcher von der allgemeinen Stimme zu dieser Würde erhoben worden ist. Bei dem ersten Laute seiner Einhalt gebietenden Stimme verwandelt sich plötzlich die Scene; der Kampf hat aufgehört, und in unzählige Gruppen getheilt, lagert sich die bunte Menge auf der weiten Ebene. Die ärmere Bevölkerung begnügt sich statt der schattigen Zelte mit einem großen Schirme von ungebleichter Leinwand, unter welchen eine fröhliche Gesellschaft um kleine Tische sich sammelt, die mit den verschiedenartigsten Gerichten beladen sind. Bald hier, bald dort läßt eine muntere Musik sich hören, deren Echo von der nahen Bergwand wiederhallt, und die Melodieen der beliebtesten Volkslieder schwirren durcheinander in die Lüfte, wie die Strahlengarben eines glänzenden Feuerwerkes. Die Frauen, in reiche, buntfarbige Gewänder gekleidet, werfen die dichten Schleier ab, welche sie bisher vom Kopfe bis zu den Füßen herab umhüllten, und entfalten die Reize ihrer rosigen, frischen Gesichter, die an dem persischen Dichter Hafiz einen so begeisterten Lobredner gefunden haben. Eine Anzahl junger Mädchen erhebt sich, um beim Schalle der Pfeife und des Tamburins ihre ländlichen Tänze zu beginnen, und dreht sich munter im Kreise ihrer Bekannten herum, während diejenigen gesetzteren Festgäste, die solche lärmende Vergnügungen nicht lieben, in friedlichem Gespräche beisammen sitzen, sich von dem Segen des Landes erzählen, Karten oder Lotto spielen, oder gemächlich ihre Pfeife rauchen und dabei mit den glänzenden Steinen ihres Rosenkranzes spielen. Manchmal läßt ein im Lande berühmter Sänger sich dazu bewegen, dem Feste am Rothen-Berge beizuwohnen; dann sammelt ein weiter Kreis von aufmerksam lauschenden Zuhörern sich um ihn her, während er die Heldenthaten eines ritterlichen Georgiers ihnen schildert, oder mit melancholischem Tone ein romantisches Liebesabenteuer vorträgt. Sehr lohnend ist es auch, die Spitze des hohen Berges zu ersteigen, von dessen Gipfel man eine wildromantische ganz eigenthümliche Gegend überschaut. Wie auf der Meeresfläche Woge an Woge sich reiht, so folgt hier ein Berg auf den andern, und man erblickt mit Entzücken eine unermeßliche Fernsicht, in welcher Licht und Schatten sich wunderbar vermischen, je nach der Richtung der Sonne oder dem wandel-

baren Spiele der leichten Wolkenschichten, welche der Wind hin und herjagt. Zuletzt erscheint, um das von den heißen Sonnenstrahlen fast geblendete Auge wohlthätig zu erfrischen, am Rande des Horizontes die hohe Kette des Kaukasus, von ewigem Schnee bedeckt. Einem breiten silbernen Bande gleich schlingt der reißende Bergfluß Kur sich mitten durch die Stadt Tiflis hin, laut rauschend wie die See. Gegen Süden zeichnet sich am blauen Himmelsrande deutlich die Spitze des St. Davids-Berges ab, auf welcher, wie ein Adlernest auf luftiger Höhe angebaut, die baufälligen Trümmer eines Kirchleins sich erheben, das den frommen Pilgern besonders werth ist.

Mitten durch die Stadt hin, deren Häuser zum Theil auf einer Anhöhe erbaut sind, theils längs des scharfgezackten Ufers des Kur sich hinziehen, sieht man von der Höhe des Berges aus weite grüne Flächen sich ausbreiten. Es sind umfangreiche Gärten, in denen spitzig gezogene Cypressenbäume sich hoch in den, von Licht strahlenden, reinen Himmel erheben; dazwischen leuchten die Kuppeln der vielen Kirchen hervor, die entweder von weißer und grüner Farbe, oder vergoldet sind. —

Gegen Sonnenuntergang bereiten sich die Theilnehmer des beliebten Volksfestes zur Rückkehr in ihre Heimath vor; unter großem Geräusche werden die Pferde gesattelt, die Büffel eingespannt, die Kameele wieder beladen. Während die Bewohner der Stadt, unter dem Schalle einer muntern Musik in dieselbe zurückkehren, verlieren sich die Landleute nach allen Richtungen hin in die Umgegend des Berges, der an diesem Tage den Vereinigungsort so vieler Menschen bildet. — Am Abende dieses bewegten Tages bietet Tiflis einen eigenthümlichen Anblick dar; alle Schenken sind hell beleuchtet, und Gesang, verbunden mit lärmendem Geschrei, ertönt aus diesen Sammelplätzen der niederen Stände. Auf den Terrassen mancher Häuser erscheinen Gruppen von jungen Mädchen, die mit leidenschaftlicher Lebendigkeit ihre Tänze aufführen, begleitet von stürmischen Beifallsrufen der Zuschauer, die sich um sie versammeln.

Erst gegen Mitternacht verlöschen allmählig die Lichter; die Pforten der Häuser schließen sich nach der Reihe, und jene majestätische Stille, welche die Nächte des Orientes auszeichnet, lagert sich über die ganze Ebene hin. —

Noch einmal im Laufe des Jahres zieht ein anderer Punkt dieses gebirgigen Landes eine zahlreiche Menge andächtiger Wallfahrer herbei, und die Kathedrale von Mizkheta bietet dann gleichfalls dem Fremden einen höchst interessanten Anblick dar. Es ist ein Gemisch der verschiedenartigsten Landestrachten, welches sich in den ersten Tagen des Septembers in dieser ehemaligen Hauptstadt Georgiens dem Auge darstellt; manche der hier versammelten Pilger strotzen von Gold und Seide, andere zeigen das unverkennbare Gepräge bitterer Armuth. Männer und Frauen, Herren und Diener, alle strömen nach der halbzerstörten Stadt, die jetzt zu einem unbedeutenden Marktflecken herabgesunken ist, und ungefähr 26 Wersten von Tiflis entfernt liegt. — Die große Kirche, welche der Mittelpunkt der ungewöhnlichen Bewegung ist, die in diesen Tagen in den sonst verödeten Straßen sich kundgibt, wird den ganzen Tag über nicht leer von frommen Pilgern, die zum Theil aus weiter Ferne herbeikommen, um an dieser geweihten Stätte ihre Andacht zu verrichten. Anbetend liegt die Menge knieend auf dem steinernen Fußboden umher; zahlreiche Wachskerzen werden an den ausgestellten Reliquien angezündet, um den Heiligen die gebührende Verehrung zu bezeugen; manche der Gläubigen begnügen sich nicht damit, die Marmorplatten des Bodens der so hochgehaltenen Kirche mit der Stirne zu berühren, — sogar die Schwelle der Pforte, die zum Gotteshause führt, wird mit der Stirne oder den Lippen berührt. —

Eine Hochzeitsfeier in Tiflis.

Wie in den meisten christlichen Ländern die Feier einer Hochzeit die schaulustige Menge anzieht, so bietet dem für ein festliches Gepränge sehr empfänglichen Volke Georgiens eine solche reiche Gelegenheit dar, dieses Verlangen zu befriedigen, besonders wenn die Vermählungsfeier in den Kreisen der reichen, armenischen Kaufleute stattfindet, die sich in Tiflis angesiedelt haben. Das ganze Haus, das der Schauplatz des Festes ist, prangt dann im reichsten Schmucke; Tausende von brennenden Wachskerzen, die von vergoldeten Armleuchtern und Kandelabern herabstrahlen, verbreiten fast Tageshelle in seinen Räumen. Die Männer erscheinen in der kleidsamen Tracht ihres Landes; die Frauen in kostbaren Gewändern von bunter Seide, bedeckt mit Diamanten und Perlen. Sind die Gäste des Festes in der Wohnung des Vaters der Braut einmal alle versammelt, so beginnt es mit einem Tanze, an welchem jedoch, nach der Sitte des Orients, die Männer niemals Theil nehmen. Auf einmal erscheint in der Mitte der bewundernden Zuschauer die reich geschmückte Braut, und läßt sich zuerst auf einem reichen persischen Teppich nieder, der auf den Fußboden gebreitet ist; gewöhnlich richtet sich zuerst halbverstohlen ihr Blick nach der Gestalt des zukünftigen Gemahls, der sich noch in ehrerbietiger Entfernung verhält. Dann erhebt sie sich rasch wieder, bei den Klängen einer lieblichen Musik, und mit der Leichtigkeit einer Gazelle sich umdrehend, führt sie einen jener anmuthigen und ausdrucksvollen Tänze aus, wie man sie nur in dem märchenhaften Gebiete des Orients noch zu schauen bekommt.

Bald scheint sie dem ihr bevorstehenden Glücke sehnsüchtig entgegeneilen zu wollen, dann in ahnungsvoller Scheu davor zurückzubeben, während die Musik, allen ihren Bewegungen folgend, bis zu melodischem Flüstern herabsinkt, dann wieder zu leidenschaftlicher Aufregung sich erhebt. Endlich verläßt, unter den Beifallsrufen der bewundernden Zuschauer, das junge Mädchen den Tanzplatz und stellt sich zwischen ihre Mutter und den bei jeder armenischen Hochzeit erforderlichen Zeugen, der den Namen »der Pathe der Trauung« führt. Dieser küßt die Braut auf die Stirne und winkt hierauf den Bräutigam, näher zu treten, um an die Hand seiner künftigen Gattin den Trauring an die Stelle des Verlobungsringes zu stecken. Nun erscheint auch ein Priester und ertheilt dem Paare seinen Segen; dann begibt sich die ganze Gesellschaft in die zunächst gelegene Kirche, wo unter dem Geläute aller Glocken das hei-

lige Band der Ehe seine letzte Weihe erhält. Nach vollzogener kirchlicher Feier ist der „Pathe der Trauung“ der Erste der Versammlung, der in die festlich geschmückte Wohnung zurückkehrt. An der Pforte des Hauses erwartet er das neuvermählte Paar, nachdem er die Spitze seines langen, gekrümmten Säbels in die Thürschwelle gesteckt hat, und begrüßt dasselbe mit Glückwünschen und Umarmungen. Hierauf vertheilt sich die aus der Kirche zurückgekehrte Hochzeitsgesellschaft in die glänzend erleuchteten Räume des Hauses und Gartens; die Männer und Frauen bleiben nach orientalischer Sitte bei diesen Versammlungen getrennt. Während die letzteren mit Tanz, Gesang und Musik sich vergnügen, und ihre Stimmen in fröhlichem Plaudern durcheinander schwirren, suchen die Männer ihre Unterhaltung am Spieltische. Die Bewirthung besteht aus Süßigkeiten, Früchten und Liqueuren, die in großer Menge herumgereicht werden.

Sitten und Gebräuche in Georgien.

In Georgien erreichen die Mädchen schon sehr frühzeitig das Alter der Reife und verheirathen sich meistens schon im eilften Jahre; allein sie verblühen dann auch sehr rasch, gleich jenen prächtigen Blumen der heißen Zone, die unter dem sengenden Sonnenstrahle ihrer Heimath so frühe dahin welken, daß kaum mehr eine Spur ihrer früheren Schönheit zurückbleibt. — Jede Georgierin, die das Unglück hat ihren Gattin zu verlieren, ist untröstlich, selbst wenn sie Kinder hat, denn allein durch ihn hat sie Theil genommen an der angesehenen Stellung, die der Reichthum oder ein wohlgesicherter Erwerb ihm in der Gesellschaft verleiht. — Ueberhaupt kann man sich nicht leicht einen Begriff machen von dem Wehklagen, dem Jammergeschrei und Heulen, das in jenen Gegenden Asiens jeden Todesfall begleitet. Alle Nachbarn, Verwandte und Freunde des Verstorbenen kommen auf die erste Nachricht von seinem Verscheiden herbei, und überlassen sich dann den leidenschaftlichsten Ausbrüchen des Schmerzes. Am darauffolgenden Tage wird der Todte mit seinen schönsten Kleidern geschmückt und mit aufgedecktem Angesichte in einen ganz eigenthümlich verzierten Sarg gelegt; unter lautem Wehklagen und Schluchzen wird hierauf derselbe auf den Kirchhof getragen. Eine Schaar von Leuten, die beordert sind, den Leichenzug zu begleiten, hat sodann die Verpflichtung, am Grabe knieend, den Verstorbenen zu beweinen, während die sogenannten Klageweiber sich die Haare ausraufen, das Gesicht und die Brust zerschlagen und mit lauter Stimme das Lob der Tugenden dessen anstimmen, der hier zur letzten Ruhe gebettet wird.

Hie und da fallen die umstehenden Männer mit tiefer Bruststimme ein, schlagen sich mit großen ledernen Peitschen über den Nacken, und stoßen ein fürchterliches Geheul aus; erst wenn sich das Grab über dem Sarge geschlossen hat, verliert sich die trauernde Menge, die der ernsten Feier beiwohnte. Im Volke herrscht große Armuth, und die Wohnungen der Landleute sind sehr elend; die Georgier bauen dieselben tief in die Erde hinein, gleich einer Maulwurfshöhle, und diese niedrigen Hütten werden sakli genannt. Die Behausungen der Mingrelier dagegen, sind, der großen Feuchtigkeit wegen, auf Pfosten errichtet und erinnern an die Abbildungen der Arche Noah. Thiere und Menschen wohnen in völligster Eintracht dicht bei einander, und erstere, welche hier mit Recht die Beziehung: Hausthiere tragen, werden nur durch eine hölzerne Schranke von demjenigen Theile der Hütte geschieden, welcher der Familie zum Aufenthaltsort dient.

Am Tage lagert sich dieselbe um das große Feuer, das beständig in der Mitte des Gemaches erhalten wird; Nachts dienen die niedrigen Bänke, von groben, wollenen Teppichen bedeckt, zur Ruhestätte derselben. Doch auch unter solch großer Dürftigkeit planzt sich der schöne Menschenschlag fort, der dieses arme Bergland so berühmt gemacht hat, dessen Bewohner, gleich allen Völkerschaften des Kaukasus, ihrer Heimath mit so inniger Liebe zugethan sind, daß die nach der Türkei verkauften reizenden Georgierinnen selbst in den vergoldeten Gemächern des Harems in ungestilltem Heimweh sich verzehren. —

Der Arzt als Giftmörder.

Nach den Londoner Erinnerungen eines deutschen Malers wiedererzählt von Hans Hellborn.

1.

An einem schönen Maiabend des Jahres 185— fuhr ich, ein wenig bekannter deutscher Porträtmaler, mit vielem Gepäcke in einem vierrädrigen Cab vor der Thüre Nro. 6. in Wilhelmina-Street in London an. Ich hatte mir in diesem Hause eine möblirte Wohnung gemiethet, die ich mindestens zwei Monate lang innehaben mußte, um verschiedenen Aufträgen zu genügen, die mir geworden waren. Ich war ein Fremder, und nur durch einen glücklichen Zufall nach England gekommen. Der Viscount of Welmington hatte in Baden-Baden einige meiner Gemälde gesehen und mich mit der Anfertigung von zwei lebensgroßen Bildnissen von ihm und seiner Gemahlin für die Familie betraut, und der Erfolg dieser beiden Bilder mir eine Kundschaft unter anderen englischen Familien verschafft, deren eine mich zu Weihnachten auf ihren Familiensitz in Lincolnshire eingeladen hatte, damit ich noch einige andere Glieder ihres Hauses male. Diesen Aufträgen waren nun einige andere in London gefolgt, und deren Erledigung mich jetzt nach London geführt. Da ich aber nie zuvor längere Zeit in London gelebt, und mir nur durch einen Bekannten diese Wohnung als die passendste hatte miethen lassen, so war es daher nicht zu verwundern, daß ich mich mit einiger Befangenheit umsah, als der Wagen vor der künftigen Wohnung hielt, denn diese übt doch mehr oder weniger immer einen bedeutenden Einfluß auf unsere Stimmung und unser geistiges Ich aus. Eine flüchtige Musterung des Hauses von außen beruhigte mich zwar bis zu einem gewissen Grade wieder, denn das Aeußere desselben war unbedingt respektabel. Ich bemerkte mit Genugthuung die sorglich gescheuerte und nach britischer Art mit Pfeifenthon getünchte Haustreppe und die breite, neu angestrichene Hausthüre; — ferner war der Page, welcher auf des Kutschers

Schellenzug die Thüre öffnete, so flink und schmuck und reinlich und so artig, und das Innere der Hausflur hatte einen solchen Hauch von Behaglichkeit, daß ich meinen leisen Befürchtungen sogleich den Abschied gab.

Kaum war ich in's Haus getreten, so kam mir der Miethsherr, Dr. Duncome, sogleich entgegen und begrüßte mich, obschon ich ihm seither ganz fremd gewesen war, sogleich mit der größten Herzlichkeit, und beseitigte bei mir alsbald jenes Gefühl der Schüchternheit, welches mich gewöhnlich bei der Einführung in unbekannte Verhältnisse und Kreise überkommt. Die Artigkeit des Doktors beschränkte sich nicht auf Worte allein; denn kaum waren meine verschiedenen Gepäckstücke wohlbehalten aus dem Miethwagen in die Hausflur gebracht, so machte er unverweilt Anstalt, mich selbst nach meinen Zimmern zu führen.

„Wahrscheinlich wollen Sie erst Ihr Quartier besichtigen, bevor Sie zu uns in den Salon treten,“ sagte er dann; „hoffentlich sind wir im Stande gewesen, Ihren Ansprüchen einigermaßen zu genügen und Ihnen wenigstens einen Ersatz für ein Atelier in einem der Zimmer einzurichten. Jenun, wir werden ja sehen!“

Ich ging hinauf und war ganz befriedigt. Die offene Artigkeit und der Freimuth des Doktors machten einen ganz angenehmen Eindruck auf mich, und die Zimmer ließen an Reinlichkeit und Behaglichkeit und wohnlicher Einrichtung nichts zu wünschen übrig. Der Doktor war schon im Begriff, mich wieder zu verlassen, als er sich noch einmal zu mir wandte und in entschuldigendem Tone anhub: „Wenn Sie mir erlauben, will ich Sie von vorneherein mit einem Umstande bekannt machen, der unserem häuslichen Leben einen bestimmten Ton gibt, und den ich daher nicht unerwähnt lassen darf. Es wohnt hier bei uns,“ fuhr er fort, nachdem ich mich gegen ihn verbeugt hatte, — „es wohnt hier bei uns eine junge Dame, deren schmerzliche Lage uns die Pflicht auferlegt, sie mit der größten Rücksicht und nachsichtsvollsten Duldung zu behandeln. Sie ist schön, hochgebildet und talentvoll; allein Gram und Unglück haben sie merkwürdig scheu und empfindlich gemacht. Ihr Vater besaß einst ein großes Vermögen, das er durch einen schweren Unglücksfall an einem einzigen Tage verlor, und ist nun leider als unheilbar in einem Privat-Irrenhause auf dem Lande. Die Tochter verdient sich ihren Unterhalt mit lobenswerther Thatkraft und Anstrengung durch Unterrichtgeben. Allein ich befürchte — ich glaube wahrgenommen zu haben, daß sie oft sehr... sehr reizbar und aufgeregt — kurzum, daß unter den Heimsuchungen, welche über sie ergangen sind, ihr Kopf etwas gelitten hat; ja manchmal bilde ich mir sogar ein, daß sie — Jedoch genug davon! ich erwähne diese Thatsachen nur, damit Sie im Stande seyen, Gegenstände der Unterhaltung zu vermeiden, welche ihr vielleicht unangenehm seyn dürften. Sie werden mich verstehen?“

„Vollkommen,“ gab ich zur Antwort.

„Und was für Erfrischungen darf ich Ihnen bestellen?“ fragte der Doktor im Weggehen. Ich hatte schon in meinem Hotel zu Mittag gespeist und erwiderte daher: ich werde mir erlauben, zum Thee unten vorzusprechen. — „Ganz gut,“ gab er zur Antwort. „Es geht auf unsere gewöhnliche Theestunde zu, und der Thee wird da seyn bis Sie fertig sind und zu uns herunterkommen. Treten Sie dann nur gefälligst in das Besuchszimmer, wo ich das Vergnügen haben werde, Sie der Mrs. Duncome vorzustellen.“

Hier ist vielleicht der passende Ort, um beiläufig zu bemerken, daß ich zu der Zeit, wo ich mir durch einen deutschen Landsmann, welcher mit der Familie Duncome oberflächlich bekannt war, eine Wohnung bei diesem Doktor (oder eigentlich Wundarzt) Duncome hatte miethen lassen, etwa dreißig Jahre alt war. Ich hatte dabei den doppelten Zweck im Auge gehabt, sowohl die hohen Kosten eines Hotels im Westend und die vielen kleinen Unannehmlichkeiten, die mit gewöhnlichen Miethwohnungen verbunden sind, zu vermeiden, als auch ein Unterkommen auf Kost und Wohnung in einem gebildeten Hause zu finden, wo ich mich noch etwas mehr in der englischen Sprache vervollkommnen konnte, deren ich noch nicht sehr mächtig war. Diesen verschiedenen Zwecken nun schien die von meinem Freund und Landsmann für mich getroffene Wahl ganz zu entsprechen.

Als ich meine Siebensachen untergebracht und meine Toilette beendigt hatte, begab ich mich ins Besuchszimmer hinunter, und will nicht leugnen, daß dieß mit einiger Befangenheit von meiner Seite geschah. Ich bin eine ziemlich schüchterne Natur und fürchte mich einigermaßen vor neuen Bekanntschaften. Zudem hatte die Schilderung, welche mir der Doktor von unserer jungen Hausgenossin gegeben, eine gewisse seltsame Neugierde und Aufregung in mir wachgerufen, und mich beherrschte eine Art beengender Ahnung, als ob der Augenblick unserer gegenseitigen Vorstellung für mich von ernster Bedeutung werden müßte. Als ich daher auf der Matte vor der Thüre des Besuchszimmers stand, wünschte ich insgeheim, es wäre schon morgen.

Das Zimmer, welches ich betrat, machte jedoch einen heiteren Eindruck auf mich. Der Abend war mittlerweile eingebrochen, die Jalousieen heruntergelassen, die Gardinen vorgezogen, und die Lampe brannte auf dem Tische. Dr. Duncome stand sogleich auf und stellte mich seiner Gattin vor, die mir einen beinahe komischen Eindruck machte. Ihr Gesicht glich dem einer Person, die sich auf der convexen Seite eines vertikal gehaltenen Löffels betrachtet; der obere Theil war außer allen Verhältnissen breiter als der untere; allein trotzdem hatte sie in ihrem Ausdruck und Gebahren etwas so Sanftes, Gebildetes und Vornehmes, daß ich mich sogleich davon angezogen fühlte.

Außerdem war noch eine Dame anwesend, welche ich sogleich instinktmäßig für diejenige hielt, deren der Doktor gegen mich erwähnt hatte, was sich auch alsbald herausstellte. Miß Coles, — unter diesem Namen wurde sie mir vorgestellt, — war noch sehr jung und von seltener Schönheit. Als man ihr meinen Namen nannte, dessen ausländischer Klang sie befremden mochte, blickte sie mit einem eigenthümlich scheuen und fragenden Ausdruck zu mir auf, verbeugte sich dann leicht

und heftete ihre Augen sogleich wieder auf die Stickerei, welche ihre Aufmerksamkeit im Augenblick ihres Eintritts beschäftigt hatte. Armes Ding! dachte ich, von diesem flüchtigen und doch so bedeutsamen Blicke betroffen; sicherlich ist sie nicht ganz bei Troste, wie der Doktor richtig bemerkt hat.

Als ich am Tische Platz genommen, fand ich eigentlich zum ersten Mal Gelegenheit, mir die Person meines Wirthes genauer zu betrachten, und fühlte mich von einem eigenthümlichen Interesse, wenn auch nicht gerade einem sehr wohlwollenden, für ihn erfaßt. Gibt es irgend eine noch unentdeckte Wissenschaft, irgend ein geistiges Vermögen, welches uns die Ursache jener seltsamen Antipathieen erklärt, welche zuweilen, ohne unser Zuthun und ohne anscheinenden Grund, zwischen uns und manchem unserer Mitmenschen entstehen? Ich will nur gleich von vorneherein bekennen, daß ich mich nach dem ersten forschenden Blicke auf Dr. Duncome's Gesicht von einer starken Abneigung, einem instinktmäßigen Mißtrauen gegen ihn erfüllt fühlte. Trotz der fortwährenden Leutseligkeit in seinem Benehmen bestätigte mir zudem jeder nachfolgende Blick auf seine Züge den zuerst hingenommenen abgünstigen Eindruck. Ich haderte zwar darob mit mir selbst und suchte mir einzureden, die in mir aufsteigende Abneigung sey unvernünftig und unmotivirt. Der Doktor konnte sich allerdings keiner sonderlichen Schönheit der Züge rühmen. Sein Gesicht war von ganz gewöhnlichem Schnitt und Gepräge; eine gleichförmige bräunliche Röthe bedeckte gleichmäßig das ganze Gesicht, die Ohren und den Hals, und sein helles strohblondes Haar starrte straff und ungeschmeidig in borstenartigen Spitzen nach allen Richtungen hinaus. Obschon aber Dr. Duncome nichts weniger als hübsch war, so fand ich doch bei reiflicherer Erwägung eigentlich gar nichts an ihm, was mein Vorurtheil, mein instinktmäßiges Gefühl der Abneigung begründet hätte. Er benahm sich den ganzen Abend hindurch fortwährend sehr artig und aufmerksam gegen mich, und sein ganzes Dichten und Trachten ging anscheinend nur darauf hinaus, es mir unter seinem Dache behaglich zu machen. Allein keine seiner Artigkeiten vermochte in mir den Eindruck zu verwischen, den sein Gesicht bei der ersten genaueren Betrachtung auf mich gemacht hatte.

Nach dem Thee schlug der Doktor eine Parthie Whist vor. Die Damen willigten gerne ein, als ob dieß nichts ungewöhnliches wäre; auch ich war natürlich damit einverstanden, und saß schon nach einigen Minuten am Spieltische und hatte Miß Coles zu meiner Partnerin. Ich war nun im Stande die junge Dame genauer zu betrachten, als mir zuvor möglich gewesen war, und es bedurfte keiner langwierigen Forschung, um mich zu überzeugen, daß ihre Schönheit sogar noch weit größer war als ich anfänglich vermuthet hatte. Sie war sicherlich noch nicht zwanzig Jahre alt. Allein während ihr Aussehen und ihr Betragen noch ganz mädchenhaft und kindlich war, lagerte über ihrem sanften grauen Auge ein unbeschreiblicher Ausdruck von Melancholie, und ihr gewöhnlich ernstes Gesicht nahm oft einen eigenthümlich gedankenlosen oder gedankenvollen Ausdruck an. — Im Verlauf des Spieles merkte ich bald, daß das Glück wahrscheinlich meiner Partnerin und mir nicht sehr günstig seyn werde. Beinahe bei keiner Gelegenheit spielte Miß Coles zu meinen Gunsten, wenn ich in der Vorhand war; wiederholt trumpfte sie auf die von mir ausgespielten Karten, wenn sie auch nur durch ein augenblickliches Nachdenken hätte wahrnehmen können, daß denselben der Stich schon gesichert sey. Allerdings lag wenig daran, da wir um keinen Geldeinsatz spielten. Ueberdieß war die mir gegenüber sitzende junge Dame so bezaubernd, daß ihre Irrthümer und Versehen mich eher interessirten als ärgerten.

Nach einiger Zeit ward der Doktor zu einem Patienten hinuntergerufen, und es ging daher die Pflicht, die Unterhaltung fortzuführen, auf mich über. Dieß war schwierig und ich entledigte mich dieser Obliegenheit mit sehr geringem Erfolg. Des Doktors Abwesenheit zog sich in die Länge, und meine Lage ward eine peinliche; da fiel mir jedoch glücklicherweise die Musik als Aushülfsmittel ein. Auf meine Bitte ging Miß Coles an's Pianoforte und gab uns mit Ausdruck und Gefühl eines von den gemüthvollen Schubert'schen Liedern zum Besten, das sie selbst mit der größten Präcision und Geschmack begleitete. Dieß schlug die Brücke zu einem langen und ziemlich ausschließlichen Gespräch zwischen der jungen Dame und mir, worin sich ihr Verstand und ihre feine Bildung ganz unverkennbar offenbarten. Ich mußte jedoch unwillkürlich wahrnehmen, daß sie sich nur so lange behaglich fühlte als ich von Dingen sprach, welche gleichsam allen intelligenten Personen von gemeinsamem Interesse waren. So oft ich eine wenn auch noch so zufällige und entfernte Anspielung auf ihre eigenen Talente und Geschmacksrichtung machte, so schien ich ihr damit sogleich den Mund zu verschließen, und sie umgab sich dann wieder mit dem Schleier jener seltsamen und undurchdringlichen Zurückhaltung, den ich zu beseitigen anfangs so große Mühe gehabt hatte. Ich konnte mich ihr daher nicht sehr nähern, fühlte aber deutlich, daß ich selber einen um so tiefern Eindruck von ihr hinnahm.

Der Doktor kam erst wieder zu uns, nachdem wir zum Nachtessen hinuntergerufen worden waren. Er entschuldigte sich wegen seiner langen Abwesenheit, als er den Platz oben am Tische einnahm, und fügte zu seiner Rechtfertigung an, einer seiner Patienten, ein persönlicher Freund von ihm, leide unter einer Krankheit von sehr ernster Art, und er habe ihn seit dem Moment, wo er abberufen worden sey, mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet; ja er fürchte sogar, daß man ihn bald wieder werde holen lassen. Ich machte die Bemerkung, es müsse einem Arzt doch schwer fallen, in seinem eigenen Hause die wehmüthigen und verstimmenden Erinnerungen an die kummervollen Auftritte los zu werden, zu denen er durch die Pflichten seines Berufes fortwährend gerufen würde.

„Ja, Sie haben recht, mein lieber Herr,“ entgegnete der Doktor und mischte sich dabei ein behagliches Glas Toddy; „es ist sehr schwierig, jedoch nicht ganz unmöglich. Unsere eigene Gesundheit und die Wohlfahrt unserer Angehörigen erheischt, daß wir uns Mühe geben, wenigstens heiter zu

seyn, und dieß gelingt uns auch, wenn wir es uns angelegen seyn lassen. Ich fühle mich nur selten auf längere Zeit durch das niedergedrückt, was ich in meinem Berufsleben mit ansehen muß.“

Dieß konnte ich leicht glauben, denn im vorliegenden Falle schien die gute Laune des Doktors nicht im mindesten getrübt, sondern eher gesteigert zu seyn, und sie nahm nicht ab, nachdem er seinen Toddy getrunken hatte.

„Eine äußerst feine und gebildete junge Dame,“ sagte mein Wirth mit einem ominösen Kopfschütteln, als Miß Coles sich zurückgezogen hatte; „ein wirklich vornehmes und reizendes Geschöpf, eine gewinnende Erscheinung; nur schade, daß Sie hier nicht ganz in der Reihe ist!“ setzte er hinzu und tippte an seine Stirne. — Ich war unangenehm berührt und verlegen gemacht, denn ich konnte mich nicht überzeugen, daß die Ansicht, welche er von Miß Coles geistigem Zustande zu hegen schien, gerechtfertigt und gegründet sei. Ich entgegnete jedoch nichts darauf, und begab mich kurze Zeit darnach auf mein Zimmer.

Ich mußte mir gestehen, daß mir der Doktor sehr mißfiel, und konnte mir nicht verhehlen, daß er auch an mir kein Gefallen fand; denn trotz all' seiner äußeren Artigkeit hatte er mir doch in seinem Benehmen auf eine stumme und unerklärbare, aber gar nicht mißzuverstehende Weise zu erkennen gegeben, daß er mich nicht in seinem Hause brauchte.

Als ich einschlief, bildete ich mir ein (vielleicht in Bezug auf meine musikalische Unterredung mit Miß Coles), ich sey der Grundton in D moll; Frau Duncombe die Dominante, Miß Coles die Terz über mir, während der Doktor und sein Patient unsere Harmonie durch Dissonanzen störten, welche aus zufälligem und nebensächlichem Lärm bestanden. Diese musikalischen Fantasieen waren nur das Vorspiel zu noch außerordentlicheren Träumen, die hier jedoch kaum zu schildern nöthig ist.

2.

Ich kann keinen passenden Ausdruck finden, um die Gefühle zu schildern, mit denen ich erwachte. So viel ich wußte, lag ich noch immer auf dem Bett, auf welchem ich eingeschlafen war, denn hier hätte ich seyn sollen und hier erwartete ich auch, daß ich mich befinden würde. Allein hier war ich in Wirklichkeit nicht; auch saß ich und lag nicht, und wähnte mich in einem weit größeren Zimmer zu befinden als demjenigen, worin mich zuletzt das wache Bewußtseyn verlassen hatte. Ob ich noch ich selbst war oder eine andre Person, ob ich noch hinieden oder in einem andern Daseyn war, — diese Fragen zu lösen war mir selber für eine geraume Zeit ganz unmöglich. Die gänzliche Verworrenheit meiner Ideen in Verbindung mit der Empfindung großen körperlichen Unbehagens erweckte in mir ein Gefühl, das beinahe an Entsetzen grenzte. Ich mußte fürwahr den Verstand verloren haben, sonst wäre ich im Stande gewesen, meine Lage und Umstände zu begreifen. Unwillkürlich klammerte ich mich mit aller Macht an den ersten besten Gegenstand an, den ich erfassen konnte, in dem instinktmäßigen bewußtlosen Bemühen mich zu vergewissern, daß ich noch eine körperhafte Gestalt besitze und noch nicht aus der physischen Welt geschieden sey.

Diese Handlung erst schien mein Vermögen zu Vernunftschlüssen wieder zu wecken, und nach und nach ward das deutlich und klar in mir, daß ich im Schlafe gewandelt sey. Soviel ich mich erinnerte, war mir dieß nur ein einziges Mal in meinem Leben zuvor begegnet. Einiges weitere Nachdenken zeigte mir, daß ich meinen Weg die Treppe herunter nach dem Speisezimmer gefunden habe, wo ich nun beinahe in vollständiger Dunkelheit und im Nachtgewande saß.

Wer nie selbst ein solches Erwachen erlebte, der hat keinen Begriff von seinen Schauern und Schrecken. Mein erster Impuls war natürlich, nach meinem Zimmer zurückzukehren; ein überwältigendes Bewußtseyn der äußersten Peinlichkeit, Linkischheit und Abgeschmacktheit meiner Lage trieb mich an, mich so rasch als heimlich aus dem Staube zu machen, denn welche unsägliche Verlegenheit wäre es für mich gewesen, von irgend einem Insassen des Hauses in meiner gegenwärtigen Lage entdeckt zu werden! Wie ärgerlich, daß dieser unselige Anfall von Somnambulismus mich gerade in der ersten Nacht meines Hierseyns und unter den ungeschicktesten Umständen heimgesucht haben mußte!

Auf dem Hausflur brannte noch eine kleine Gasflamme. Der Doktor wurde natürlich oft bei Nacht gerufen, und dieses Licht brannte zu seiner Bequemlichkeit. Beim trüben Schimmer dieses Gasflämmchens sah ich, daß der Zeiger der darüber befindlichen Wanduhr gerade auf zwei Uhr wies. In nervöser Hast und Aufregung schritt ich über die kalten Steinfliesen des Flures und wollte mich eben tastend die Treppe hinauf wagen, da hörte ich plötzlich im obern Stockwerk eine Thüre knarren und gleich darauf die Treppe unter den Tritten einer schweren Person krachen, und ein Lichtschein, wie von einer Kerze oder Lampe, welche jemand in der Hand trug, fiel die Treppe herab. Was war nun zu thun? Das nächstliegende Auskunftsmittel in diesem Augenblick schien mir zu seyn, daß ich mich rasch verstecke. Ich flüchtete mich daher in das Speisezimmer zurück, und da ich mich erinnerte, daß Doppelthüren aus diesem Zimmer in die Studierstube oder das Audienzzimmer führten, worin der Doktor, wie er mir selbst gesagt hatte, seine Patienten empfing, so öffnete ich geräuschlos die erste Thüre, eine solide Holzthüre, und nahm mein Versteck zwischen dieser und der nächsten, die theilweise von Glas und mit Vorhängen versehen war, und kauerte mich knieend zusammen, um einer schimpflichen und demüthigenden Entdeckung von dem Studierzimmer aus zu entgehen.

Nie zuvor in meinem Leben hatte ich mich in einer solch peinlichen Verlegenheit und Klemme befunden, und doch war meine Lage so unaussprechlich lächerlich, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte. Die einzige Erwägung die mir noch einigen Trost gewährte, bestand darin, daß diese furchtbare Spannung über kurz oder lang doch auf irgend eine Weise enden müsse.

Das Licht erschien im Studierzimmer; ich erhob mich ein

Wenig und fand, daß der Vorhang so angebracht war, daß ich in das Zimmer hineinsehen konnte, ohne fürchten zu müssen daß ich selber bemerkt werde. Der Doktor war in sein Studierzimmer getreten und hatte sich, anscheinend ganz in Gedanken verloren, an den Schreibtisch gesetzt. Hatte mir sein Gesicht zuvor schon mißfallen, so erweckte es in mir nunmehr eine Regung von absolutem Abscheu. Der freundliche einschmeichelnde Ausdruck, welcher zuvor einigermaßen die Bosheit oder Bösartigkeit des Gesichts verhüllt hatte, war nun ganz verschwunden. Der Mund war zusammengepreßt mit einem harten, selbstsüchtigen, grausamen Ausdruck. Die stechenden grauen Augen funkelten mit einem eigenthümlich scharfen wieselartigen Glanze. Die zusammengezogenen Brauen waren gesenkt, und jeder Zug des Gesichts zuckte in nervöser Aufregung.

Meine Aufmerksamkeit war in der That plötzlich ganz von meiner eigenen Lage abgelenkt. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Mann vor mir mit bösen Gedanken umging, und unwillkürlich beobachtete ich ihn genau, wie von einem Bann gefeit, und wartete auf eine positive Offenbarung des Bösen, an dessen Vorhandenseyn ich nicht zweifeln konnte.

Nach langem Sinnen und Nachdenken stand der Doktor auf und nahm von seinem Büchergestell ein Buch. Diese Bewegung stand in solch unverkennbarem Zusammenhang mit seinem vorangegangenen Nachdenken, daß ich mir ganz besonders die Stelle merkte, welche das Buch auf dem Gestell eingenommen hatte, und mir vornahm, mich am andern Morgen nach dessen Titel und Inhalt umzusehen. Der Doktor studirte eine Weile emsig in dem Buche, und als er wieder aufstand und es an seinen vorigen Ort zurückstellte, hörte ich ihn deutlich die Worte halblaut sagen: »Warum in aller Welt hat es denn zuvor nicht seine Wirkung geäußert!?« Der ingrimmige Ton, womit diese Frage gethan ward, durchrieselte mich mit einem kalten Schauder, und unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke auf: hier handelt es sich ganz gewiß um irgend ein Verbrechen; allein wie ist es mir möglich, hier einzuschreiten?

Just in diesem Augenblicke ward jäh und heftig an der Nachtglocke des Doktors gezogen, daß deren heller Ton durch das ganze Haus erklang. Der Klang dieser Glocke mußte dem Arzte ganz vertraut seyn, selbst zu dieser späten Nachtstunde; allein das plötzliche Zusammenschrecken und Zurückprallen bei diesem Tone, der entsetzte Sprung mit dem er sich aufraffte, als er die Glocke hörte, drängte mir wider Willen eine Art Bestätigung der Ansicht auf, daß dieser Mensch so eben nicht mit ehrlichen rechtschaffenen Gedanken sich trage.

Das Operations- oder Wartezimmer stand mit dem Studierzimmer durch eine Thüre in Verbindung, durch welche der Doktor nun verschwand, um den späten Besucher einzulassen. Eine Minute verging, dann hörte ich ihn mit irgend einer Person sich unterhalten, deren Stimme und Betonung Eile und Bestürzung verrieth. Von dem Inhalt ihrer Unterredung erreichten nur wenige deutlich verständliche Worte mein Ohr; das einzige was ich wirklich ganz bestimmt vernahm, war ein Name: Greerson — und eine Adresse: Queen Square. Um mich aus dem Staube zu machen, ehe Dr. Duncome wieder zurückkehrte, verließ ich so schnell wie möglich mein Versteck, und erreichte unentdeckt und ohne einen andern Unfall, als daß ich über meine eigenen Stiefeln vor meiner Zimmerthür stolperte, mein Bett. Hier schlief ich nun bald ein und schlief gesund bis zum Morgen, wo mich der Lärm der Londoner Straßen, an welchen ich als Fremder noch nicht gewöhnt war, bald weckte.

3.

Der helle Tag schwächte vorerst meinen Argwohn gegen den Doktor und mein empfängliches Interesse für Miß Coles ab. Während ich mich ankleidete, war meine vorherrschende Empfindung eine Art Aerger und Beschämung über den krankhaften Anfall von Schlafwandeln, der mich heimgesucht hatte, und ein ängstliches Grübeln darüber, auf welche Weise ich hinfort einem solchen Anfall entgehen könne. Ich war eben im Begriff, mein Schlafzimmer zu verlassen, als Richard, der schmucke kleine Page in der Jacke mit den vielen Knöpfen, mir ein Brieschen folgenden Inhalts überreichte:

»Lieber Herr! Es mag Ihnen befremdlich erscheinen, daß ich in diesem frühen Stadium unserer Bekanntschaft die Bitte an Sie richte, die ich mir hiemit erlaube. Ganz besondere Umstände zwingen mich jedoch zu derselben. Wollten Sie so freundlich seyn mir die Summe von 15 Pfund Sterling vorzustrecken, deren ich so eben dringend bedarf? Ich lege eine Quittung bei und verbleibe, lieber Herr,

Ihr ergebenster

Francis Duncome.«

Dieses Benehmen erschien mir ganz unpassend und seltsam. Die Summe war in der That eine so kleine, daß es befremden mußte, wenn jemand sie dringend und auf der Stelle bedurfte. Ich hatte jedoch keine besondere Einwendung gegen diesen Vorschuß auf meine Hausmiethe zu machen, nahm daher drei Fünfpfundnoten aus meiner Brieftasche und adressirte sie in einem Briefcouvert an meinen Wirth, der mir fünf Minuten später drunten für diese Gefälligkeit dankte.

Kaum aber sah ich mich wieder Miß Coles gegenüber, als alle meine früheren Gefühle der Bewunderung für sie zurückkehrten. Doch war ihre Schweigsamkeit und Zurückhaltung jetzt noch auffallender als am vorigen Abende, und ihr ernstes Benehmen voll Selbstbeherrschung war hinreichend, um selbst den allersanguinischesten Bewerber um ihre Beachtung und Gunst abzuschrecken. Sie verließ uns unmittelbar nach dem Frühstück, und sobald ich mit meinem Wirthe allein war, sagte Dr. Duncome zu mir: »Mein armer Freund und Patient, von dem ich Ihnen gestern Abend sprach, ist leider heute Nacht gestorben. Ja,« fuhr er fort und zog mit einer Art philosophischer Resignation die Augbrauen in die Höhe, — »der Kampf ist nun vorüber, und ich habe einen meiner besten und wahrsten Freunde verloren. Heute früh um drei Uhr hat seine edle Seele den lebensmüden Körper verlassen; und leider muß ich sagen, er hat in der letzten Zeit furchtbar zu leiden gehabt.«

Statt aller Antwort nickte ich nur, beobachtete aber genau des Sprechers Gesicht. Der Zug von Leutseligkeit und einschmeichelnder Freundlichkeit verdeckte wieder die wilden Leidenschaften, welche heute Nacht diese Züge verdeckt hatten, täuschten mich aber nicht mehr. Ich will mir noch nicht anmaßen, Dich zu durchschauen, Doktor, sprach ich zu mir selbst; aber ich bin vor Dir auf der Hut; ich habe den Auftritt von heute Nacht noch nicht vergessen, und werde ihn auch nicht vergessen.

Mein erster Gang an diesem Morgen galt der königlichen Akademie, wo ich einige Stunden blieb um die Ausstellung zu besichtigen. Mein eigenes Bild, über dessen mögliche Aufhängung ich mir so viel Sorge gemacht, hatte einen über mein Erwarten günstigen Platz und ein vortheilhaftes Licht bekommen, und präsentirte sich gut. Mein zweiter Besuch galt einer Dame von Stande, deren Portrait ich malen sollte, und die den größten Theil des Jahres auf ihrem Gute in einer fernen Grafschaft lebte, jetzt aber zu Anfang der Saison eigens in der Absicht nach London gekommen war, mir zu ihrem Portrait zu sitzen. Ich hatte ihre Adresse vergessen, als ich aber unter den Notizen in meiner Brieftasche nach derselben sah, fand ich sie; Nr. 22, Queen Square, Blomsbury. Als ich mich dorthin begab, vergaß ich nicht, daß in der nächtlichen Unterredung des Doktors auch von Queen Square die Rede gewesen war. Als ich meine Verabredungen mit Mrs. Cunningham getroffen hatte, plauderte ich mit ihr über allgemeine Gegenstände. Sie schien sehr zur Mittheilung aufgelegt und erschien mir in ihrer besten Laune; und doch versicherte sie mich, daß sie heute gar nicht mehr sie selbst sey, und sagte: „Denken Sie sich nur, in dem anstoßenden Nachbarhause hat sich heute Nacht ein fürchterlicher Umstand zugetragen, der meine Nerven ganz erschüttert hat. Ein reicher alter Mann, der aber für einen großen Geizhals galt, ist heute Nacht unter den entsetzlichsten Schmerzen und Todeskämpfen gestorben. Da sein Zimmer gerade an das meinige stößt, so konnte ich deutlich sein Stöhnen und Röcheln und Schreien hören, das ganz entsetzlich und wahrhaft herzzerreißend war. Meine Wirthin hat mir so eben die höchst merkwürdige Geschichte dieses Mannes erzählt, welche auch Sie interessiren wird. Der Mann war von guter Familie, scheint aber die meisten seiner nahen Verwandten schon ziemlich frühe verloren zu haben. Seine Vormünder hatten ihn in seinen Jünglingsjahren auf dem Comptoir eines Handelshauses untergebracht, in welchem er viele Jahre blieb und sich durch Fleiß und Umsicht bald so sehr auszeichnete, daß er später Geschäftstheilhaber und endlich Besitzer des ganzen Etablissements wurde. Bis er ungefähr in die fünfziger Jahre getreten war, hatte er bereits ein großes Vermögen angesammelt, war jedoch in demselben Maßstab, wie sein Reichthum stieg, excentrisch, geizig und menschenfeindlich geworden. Seine steigende Abgeschlossenheit und Ungeselligkeit vertrieb nach und nach alle seine früheren Privatfreunde von ihm, so daß er viele Jahre hindurch keinen andern Verkehr mehr mit der Welt hatte, als auf dem Geschäftswege. Vor beiläufig zwei Jahren jedoch faßte er, schon ein Siebenziger, eine thörichte, verrückte Vorliebe für ein junges bildschönes Mädchen, dessen Vater dem wucherischen Alten eine bedeutende Summe schuldete und das er zufällig bei seinen geschäftlichen Unterredungen mit seinem Schuldner einige Male gesehen hatte. Er setzte sich nun die alberne Idee in den Kopf, jenes schöne Mädchen zu heirathen, und wußte sich seiner pekuniären Beziehungen zu ihrem Vater als des Hebels zu bedienen, mit welchem er alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. Die Folge davon war eine höchst beklagenswerthe. Der Ekel und Abscheu der schönen, talentvollen und hochgebildeten Lucy vor ihrem altersschwachen, halb kindischen Bräutigam stieg mit jedem Tage, aber trotzdem ward die Heirath vollzogen. Zwei Monate nach ihrer Trauung starb Lucy's Vater und bald darauf ihre Schwester, die letzte von ihren näheren Verwandten. Jetzt fühlte sie sich außer Stande, die Wunderlichkeiten des alten Geizhalses länger zu ertragen, verließ ihn bald darauf und scheint außer Landes gegangen zu seyn, denn man hat seither gar nichts mehr von ihr gehört. Der thörichte verlassene greise Ehemann fiel nun immer tiefer in seine geizigen und wucherischen Gewohnheiten, denen er sich schon so lange hingegeben hatte, und verkehrte beinahe mit niemand mehr. Endlich ist er nun gestorben, aber nach der geheimnißvoll vertraulichen Versicherung meiner Wirthin unter Umständen, die so räthselhaft und ungewöhnlich sind, daß sie zu allen möglichen Verdachtsgründen Anlaß geben. Ich bin sogar selbst geneigt, an das Vorhandenseyn irgend eines Verbrechens zu glauben; das in dem Hause da drüben begangen worden ist," setzte Mrs. Cunningham mit erbleichenden Wangen hinzu; „ich schaudere noch, wenn ich an das entsetzliche Stöhnen und Röcheln denke, das ich vergangene Nacht von meinem Bette aus gehört habe."

„Wie hieß denn der Verstorbene?" fragte ich, sobald die Dame mit ihrer Erzählung zu Ende war.

„Greerson," war die Antwort.

„Darf ich mir noch die Frage erlauben, Madame, was denn eigentlich den Verdacht Ihrer Wirthin hinsichtlich der Ursache dieses Todesfalls erweckt hat?" forschte ich weiter.

„Das weiß ich nicht genau," gab Mrs. Cunningham mir zur Antwort; „es kommen ja immer sehr leicht Gerüchte in Umlauf, wenn irgend ein bekannter Geizhals etwas unerwartet stirbt. Ich gebe nicht viel auf die Verdachtsgründe meiner Wirthin, obschon man wie gesagt auf allerlei Gedanken kommen kann, wenn man solche Töne mit angehört hat, wie sie mir vergangene Nacht zu Ohren drangen."

Bald nach diesen Mittheilungen verabschiedete ich mich von Mrs. Cunningham und ging. Allein kaum war ich allein, so fand ich daß eine furchtbare Last von schmerzlichen oder angstvollen Gedanken auf mich einstürmte. Mein früherer Verdacht wuchs nun zu einer völligen Ueberzeugung heran, und einmal um's andre fragte ich mich zweifelnd und verzagt, was ich in der Sache thun sollte; ich konnte jedoch keine befriedigende Antwort darauf finden.

Ich eilte nun nach Wilhelmina Street in der Hoffnung, noch einige weitere Thatsachen zu ermitteln, welche mir den Weg meiner Pflicht klar vorschreiben würden. Als ich in's

Haus trat, fiel mir bei, daß ich das Buch noch nicht untersucht habe, worin Herr Duncome in der vergangenen Nacht so emsig studirt hatte. Da ich fand, daß niemand in des Doktors Studierzimmer war, so begab ich mich sogleich dorthin. Ich entsann mich, daß der Band, worin der Doktor nachgeschlagen hatte, der dritte vom linken Ende der obersten Reihe in dem Büchergestell war. Mit einer erklärlichen Aufregung nahm ich ihn nun heraus und las auf dem Titelblatte folgendes: „Die Wirkung der Alkaloide oder alkalinischen Gifte auf die Organe des menschlichen Körpers; von George Darrell Smythe, Dr. med., Mitglied der Königl. Gesellschaft.“ Ich hatte jedoch das Buch kaum in die Hand genommen, als es, beinahe aus freien Stücken, bei Seite 230 offen fiel, und ich auf der Ueberschrift der betreffenden Seite das Wort „Strychnin“ las. — Das Werk war offenbar ein wissenschaftliches und sehr gründliches; es wies in umfangreichem Detail die verschiedenen Anwendungsarten der giftigen Alkaloide in der Heilkunde, und die Anwendbarkeit solcher Substanzen als Heilmittel gegen die Gebrechen des menschlichen Körpers unter verschiedenen Schattirungen und Phasen von Krankheit nach. Auch schilderte es mit umständlicher Genauigkeit die Wirkungen dieser besondern Klasse von Giften auf die Organe des gesunden Menschen. — Ich blätterte in dem Buche und las hie und da eine Stelle, schlug es dann wieder zu und ließ es zum zweiten Male sich von selber öffnen, und siehe da! es schlug sich wieder bei derselben Seite 230 aus einander.

Jetzt las ich nochmals auf dieser Seite, hatte aber kaum damit begonnen, als ich ein leichtes Geräusch hinter mir hörte und mich umwendend den Doktor gewahrte, der mir über die Schulter blickte.

„Entschuldigen Sie, daß ich in Ihrer Bibliothek herumstöbere,“ sagte ich etwas betroffen; „werden Sie mich nicht für zudringlich halten, weil ich überhaupt Ihr Studierzimmer betrete?“

„Oh, keineswegs, mein lieber Herr,“ versetzte Dr. Duncome mit der süßlichsten freundlichsten Betonung; „aber was veranlaßt Sie, gerade dieses Werk von Dr. Smythe so ernstlich zu studiren?“

„Blose Neugier,“ erwiderte ich mit einigem Nachdruck, drehte mich rasch um und beobachtete des Doktors Gesicht aufmerksam.

„Ah so! In der That? Eine seltsame Laune!“ sagte er und vermied es, meinem Blicke zu begegnen, worauf er dann sogleich das Zimmer verließ.

Glücklicherweise ward ich durch keinen neuen Anfall von Schlafwandeln heimgesucht, obschon ich diesen Abend mich mit einiger Befürchtung schlafen legte, daß es wieder kommen könnte.

4.

Am andern Morgen kam Mrs. Cummingham, um mir zu sitzen. Sie erwähnte der Geschichte nicht mehr, welche sie mir am vorigen Tage erzählt hatte, was ich sehr bedauerte, denn mein Kopf war noch ganz voll von diesem Gegenstand und ich ganz außerordentlich begierig, genauere Nachrichten darüber zu haben. Ich arbeitete an dem Portrait nur mechanisch, denn meine Gedanken waren nur in sehr geringem Maaße bei dieser Beschäftigung, und es war mir gar nicht leid, als um zwei Uhr die Sitzung ein Ende hatte.

Ich beschloß nun sogleich in die City zu gehen, wo ein junger Advokat wohnte, den ich zu Weihnachten auf dem Lande kennen gelernt und zu meinem Geschäftsmann gewonnen hatte. Diesen wollte ich über die Angelegenheit, welche mir meine Gemüthsruhe so wesentlich störte, um Rath befragen. Ich fühlte, daß es mir ein Trost seyn würde, ihn mit allen meinen Ermittelungen bekannt zu machen und seine Ansicht darüber einzuholen, wie ich mich am besten benehmen würde. Auf dem Wege nach seinem Bureau kam ich an Somerset House vorüber, wo nach meinem London Guide das sogen. Register-Office war, und von einem augenblicklichen Drange getrieben, ging ich hinein um genau zu ermitteln, ob die Nachricht, die ich über die Heirath des alten Greerson erhalten hatte, richtig gewesen sey. Ich kannte den ungefähren Zeitpunkt der Verheirathung und brauchte daher nicht lange zu suchen. Die von mir gegebenen Indicien führten bald auf die Auffindung des Namens von Nathanael Greerson, und ich ward nun auf die Trauungs-Berichte selbst verwiesen, um zu ermitteln, ob der daselbst gemachte Eintrag derjenige sey, dessen ich bedurfte. Bei der Prüfung der Berichte und Einträge war ich überzeugt, daß ich dasjenige gefunden hatte, was ich suchte. Der Bräutigam war als Kaufmann, seine Wohnung als Nr. 22 Queen Square, als sein Alter 70 Jahre aufgeführt. Das Alter der Braut war ebenfalls angegeben (sie hatte damals noch nicht volle siebzehn Jahre), ihr Name war als Lucy Rose, derjenige ihres Vaters als William Truefitt Rose eingetragen.

Beim Vergleich mit den benachbarten Einträgen fand ich, daß es nicht üblich zu seyn schien, jedesmal das Alter der getrauten Paare genau einzutragen. „Volljährig“ oder „minderjährig“ waren die Worte, mit welchen gewöhnlich die Spalte des Alters in den Tabellen ausgefüllt war. Ich schloß daraus, daß der außergewöhnliche Unterschied zwischen den Jahren der Braut und des Bräutigams in diesem konkreten Fall den Geistlichen veranlaßt haben mochte, die genauen Zahlen des Alters beizusetzen.

Zu meinem Erstaunen schien der junge Advokat eine sehr geringe Ansicht von dem Werth der Thatsachen zu haben, auf welche sich meine Verdachtsgründe stützten; dagegen konnte er eine gewisse Lustigkeit oder Schadenfreude nicht unterdrücken. Er rieth mir einfach, mir diese Dinge aus dem Sinne zu schlagen, und des Gegenstandes, den ich ihm anvertraut hatte, gegen niemand mehr zu erwähnen. Er meinte, wenn Dr. Duncome wirklich des Giftmords schuldig wäre, so bedürfte es weit klarerer und überzeugenderer Beweise, als ich sie vorbringen könne, um ihn eines solchen Verbrechens zu überführen. Er empfahl mir, wenigstens vorerst darüber zu schweigen, selbst wenn ich mich des Eindrucks nicht entschlagen könne, daß das was ich erfahren habe, zur Einleitung einer Kriminal-Untersuchung gegen meinen Miethsherrn hinreichend wäre. Diese

Argumente legten mir zwar Schweigen auf, genügten aber nicht, um mich zu überzeugen; weil ich jedoch ein großes Vertrauen in die Ansicht meines juristischen Bekannten setzte, so nahm ich mir vor, ganz nach seinem Rathe zu handeln.

Ich war an diesem Tage zum Diner bei einer Familie in Pimlico eingeladen, kam aber ziemlich frühe, nämlich gegen eilf Uhr, nach Hause in Wilhelmina-Street. Als ich in den Flur trat, sah ich wie Miß Coles gerade ihre Kerze anzündete, ehe sie sich zum Schlafengehen in ihr Zimmer begeben wollte. Vielleicht hatten einige Gläser Wein die Temperatur meiner Affekte über das gewöhnliche Niveau erhoben, — kurzum, so viel ist gewiß, daß ich einen tiefern Eindruck als jemals von den Reizen dieses Mädchens hinnahm, als das anmuthige Geschöpf in ihrem leichten duftigen Gewande wie eine Fee vor mir die Treppe hinanschwebte. Ich war daher entschlossen, sie nicht vorbeigehen zu lassen, ohne einige Worte mit ihr zu wechseln, und glücklicherweise schoß mir in diesem Augenblick ein Gedanke durch den Kopf, welcher eine kurze Unterredung mit ihr ermöglichte.

„Miß Coles," hub ich sanft und leise an, als das reizende holde Mädchen die Anlände des ersten Stockwerks erreicht hatte, — „darf ich mich erkühnen, Sie eine halbe Minute aufzuhalten?"

„Ei gewiß," erwiderte sie in einem Tone, der kein Mißvergnügen zu verrathen schien.

Ich trat ihr nun um einige Stufen näher und sagte leise: „Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, und hoffentlich, Sie werden mir diese Bitte nicht übelnehmen."

„Ich verspreche Ihnen, daß ich sie nicht mißdeuten und womöglich erfüllen werde," versetzte sie erröthend.

„Ich bin Maler, wie Sie wissen, und werde es mir zur größten Ehre anrechnen, wenn Sie sich dazu bequemen wollten, mir für ein Portrait in meinem Atelier einige Stunden zu sitzen."

Das Gesicht der jungen Dame verdüsterte sich im Nu und nahm den Ausdruck einer peinlichen Verlegenheit an, und sie unterbrach mich mit den Worten: „Ich bin vielfältig in Anspruch genommen."

„Oh, ich werde Ihnen nicht allzu viel Zeit kosten, — es wird nur weniger Sitzungen bedürfen," gab ich ihr zur Antwort, und sie fühlte, daß ich mich jetzt in einer merklichen Aufregung befand.

„Ich will mir's überlegen und Ihnen morgen meinen Bescheid wissen lassen," sagte sie nach einigem Besinnen; dann verschlang die Dunkelheit der Treppe meine süße Fee, und ich blieb mit meinen Gedanken allein.

Als ich in mein Zimmer trat, war ich mir klar bewußt, daß ich in dieses Mädchen verliebt war, und die Träume, welche mich diese Nacht heimsuchten, dienten nur dazu, mir diese Wahrnehmung zu bestätigen.

Am andern Morgen war ich kaum erwacht, als der Page in mein Zimmer trat, um mir heißes Wasser und eine Botschaft von Miß Coles zu bringen, welche sich herbeiließ, mir an diesem Morgen um zwölf Uhr eine Sitzung von anderthalb Stunden zu bewilligen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, mit welchem Vergnügen und doch zugleich mit welcher Aufregung ich diese Mittheilung empfing, denn ich hatte mich keinen Augenblick mit der Hoffnung getragen, daß meine Bitte gewährt werden würde. Es mußte also das Gefühl dabei im Spiele seyn, und Miß Coles' Zurückhaltung überwunden und ihr diese rasche Gewährung meines Wunsches abgenöthigt haben. Eine Fülle von Hoffnungen schoß in mir auf. — Sogleich nach dem Frühstück eilte ich in mein Atelier, um alles zum Empfang meines lieblichen Modells zu rüsten, und ich legte dabei eine solch kopflose Hast an den Tag, daß ich einen Krug mit Oel umstieß und eine Blase mit braunem Lack zertrat. Punkt zwölf Uhr pochte es an meiner Thüre, und die sehnlichst Erwartete kam, und saß nach einigen Minuten mir schon gegenüber, wie eine Königin auf einem Thron, und ich hatte ihr Porträt begonnen. Zu meinem Kummer und meiner Verlegenheit war sie jedoch sogar noch zurückhaltender als je. Ich vermochte das Eis nicht zu brechen, obschon ich es immer und immer wieder versuchte, um aber bei jeder Gelegenheit wieder entschiedener Mißgeschick zu haben als zuvor. Endlich gab ich jeden weitern Versuch auf und fuhr schweigend mit meiner Arbeit fort. — Die Aehnlichkeit gelang mir ganz gut, denn wenn ein Maler ein Gesicht bewundert, so ist er gewöhnlich auch im Stande, es zu porträtiren. Ich erhaschte die Züge und den Ausdruck heute mit ungewöhnlichem Erfolg. Die zarten, sanften, grauen Augen, die geraden ruhigen Augbrauen, die feine, etwas aufgestülpte Nase, die vollen rosigen Lippen, die sanfte, süße Schwermuth, die über das ganze Gesicht gelagert war, — ich hatte sie alle ja wiederholt studirt und fand mich nun ganz wohl im Stande, sie getreu wiederzugeben.

Nach einiger Zeit nahm ich an meinem Modell eine unbehagliche Unruhe wahr, und sie theilte mir mit, der Geruch der Farben habe sie angegriffen und sie fühle eine Uebelkeit. Ich hatte kaum Zeit, in ihrem Aussehen Das zu constatiren, was sie mir mittheilte, als sie wirklich in Ohnmacht fiel. Ich sprang vorwärts, um sie vor einem Fall zu bewahren, aber meine Bewegung war so plötzlich, daß ich mich dabei sehr linkisch benahm. Meine Hand verwickelte sich in eine dünne goldene Kette, welche die Dame um den Hals trug, und so zog ich dann plötzlich und unbewußt aus ihrem Busen ein großes altväterisches goldenes Medaillon; die Kette riß durch den heftigen Ruck entzwei, und das Medaillon fiel offen auf den Boden.

Einige Minuten lang beschäftigte mich die Sorge, Miß Coles selbst wieder zur Besinnung zu bringen, allzu ausschließlich, als daß ich an das Schicksal des Geschmeides gedacht hätte; sobald sie sich aber einigermaßen zu erholen begann, bückte ich mich nach dem Medaillon, hob es auf und untersuchte es, um mich von dem Umfang des erlittenen Schadens zu überzeugen. Da fiel mein Blick plötzlich auf Worte, die mich wie mit einem elektrischen Schlage durchzuckten. In der goldenen Kapsel waren zwei Locken von seidenen Kinderhaaren. Quer über die eine war in Buchstaben von Gold-

faden der Name Ada, über die andere der Name Lucy gestickt, und auf der Innenseite des Deckels stand in einfacher großer Schrift eingravirt: „Ada und Lucy, Zwillingstöchter von William Truefitt und Ada Rose, geboren den 9. April 184—.“ Natürlich stand der Eintrag in das Register der Heirathen, den ich erst am Tage zuvor gelesen, im Nu wieder vor meiner Seele. Von diesem Augenblicke an war mir die Geschichte dieser sogenannten Miß Coles ganz klar, und ich kam zu folgenden Schlüssen: das Medaillon war ein Andenken einer Mutter an die Kindheit zweier geliebten Töchter; die Mutter und die eine Schwester waren gestorben, und die andre Schwester bewahrte nun das Kleinod als eine doppelt werthvolle Reliqnie. Und da ich wußte, daß Lucy, welche zu der Heirath mit dem alten Greerson genöthigt worden, die überlebende von den beiden Schwestern war, so schloß ich daraus, daß die mir gegenüber sitzende Dame, das schüchterne, schweigsame, zarte, sensitive Wesen, über welches mir der Doktor eine ganz andere Geschichte erzählt hatte, in der That selbst keine andre war, als jene Lucy selbst. — Mein Schluß war auch richtig. Sie war jetzt zu unpäßlich, um wahrzunehmen, was für eine Entdeckung ich zu machen Gelegenheit gehabt, und obschon ich fest entschlossen war, ihr zu gestehen, auf welche Weise ich zu dieser Entdeckung gekommen war, so hatte ich doch vorerst alle Hände voll zu thun, um sie wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Meine Finger zitterten vor Aufregung und mein Gesicht war, wie mir mein Spiegel enthüllte, so bleich wie dasjenige meiner Patientin, als ich ihr etwas Wein einschenkte und einflößte, den ich immer zur Erfrischung oder Erquickung meiner Modelle oder der mir Sitzenden bei mir hatte, und ihr die Schläfe mit kölnischem Wasser wusch. Diese Belebungsmittel hatten die gewünschte Wirkung; Miß Coles lächelte, stand auf und entschuldigte sich. Als ich sah, daß sie sich wieder vollständig erholt hatte, sagte ich: „Wollen Sie nicht so freundlich seyn, noch einmal Platz zu nehmen? Ich möchte Ihnen etwas ganz Besonderes mittheilen.“

Sie setzte sich zwar, sah mich aber mit einem verwunderten und erschrockenen Blick an. Ich setzte mich ebenfalls, wußte aber nicht, wie ich beginnen sollte, zögerte und ward verlegen. Es war mir in diesem Augenblick zu Muthe wie einer Krähe, die in einem heftigen Sturme von ihrem Horste ausgeflogen ist; ich vermochte nicht abzusehen, was das Ende meines Abenteuers seyn würde. Endlich hub ich mit unsicherer Stimme an: „Meine verehrte Frau, als ich Sie bat, mir in diesem Zimmer zu sitzen, hatte ich noch nicht die entfernteste Ahnung davon, daß ich einmal Ihnen Das mittheilen würde, was ich Ihnen nun sage. Mein Wunsch war nur, daß Sie mir zu einem Portrait sitzen sollten, das ich malen wollte. . . .“

„Und nun gemalt haben,“ fiel mir Miß Coles in's Wort und stand rasch und mit Todesblässe auf; „erlauben Sie mir, daß ich Sie nun verlasse.“

„Ich bitte, verweilen Sie noch einen Augenblick,“ bat ich dringend. „Was ich Ihnen zu sagen habe, ist sehr wichtig — wichtig für Sie wie für mich. Ich bitte Sie nur um ein kurzes freundliches Gehör, denn ich will mich möglichst bündig fassen.“

Sie ließ sich wieder in ihren Stuhl nieder, wandte mir ihr bleiches Gesicht mit dem Ausdrucke der größten Spannung zu und schien mit allen Fibern ihres Wesens in meiner Seele lesen zu wollen. Kaum aber hatte ich mit bebenden Lippen die Worte gesprochen: „Miß Coles, Sie haben mein Interesse und unsere Zuneigung auf wunderbare Weise angeregt!“ so bedeckte sie sich sogleich das Gesicht mit den Händen, brach in Thränen aus und erwiderte schluchzend: „Hören Sie auf, ich beschwöre Sie! um's Himmelswillen kein Wort weiter! Sie wissen nicht, was Sie reden. Es besteht eine unübersteigliche Schranke zwischen Ihnen und mir; ich kann und darf unmöglich jemals im Ernste an Sie denken. Lassen Sie mich gehen, denn es ist mein Tod, wenn ich bleibe!“

Diese Sprache schmerzte mich zwar, gab mir aber auch einige Ermuthigung — „der wichtigste Theil meiner Mittheilung,“ fuhr ich fort und hielt das schluchzende Mädchen sanft dabei am Arm zurück, — „oder vielmehr derjenige Theil, den Sie auf den ersten Blick als wichtig erkennen werden, ist noch unerwähnt. Bitte nur noch einen Augenblick ruhiges Gehör!“ Sie that ihren Thränen Einhalt und sah mich wieder an. „Meine geehrte Dame,“ fuhr ich fort, — „die Schwierigkeit von welcher Sie reden, ist nicht mehr vorhanden. Der Mann, der sich Ihren Gatten nannte, ist todt. Durch eine seltsame Reihe zufällig zusammentreffender Umstände habe ich erfahren, in was für Verhältnissen Sie zu Herrn Greerson standen, und auf welche Weise Herr Greerson gestorben ist. Es steht Ihnen nun frei, meine Neigung zu erwidern, wenn Sie wollen!“

Erglühend, aufgeregt, mich anstarrend stand sie auf und rief: „Wie wissen Sie das? Wer nannte Ihnen meinen Namen? Wer wagte Ihnen von der Verbindung mit meinem Mann zu erzählen? — Er ist todt, sagen Sie? Lassen Sie mich mehr erfahren. Ich kann dieß alles nicht glauben.“

Ich bat sie ruhig zu seyn und erzählte ihr dann möglich umständlich, bündig und anschaulich die Thatsachen, mit welchen mich die letzten zwei oder drei Tage bekannt gemacht hatten, verschwieg ihr jedoch meinen Argwohn hinsichtlich des Doktors. Als ich zu Ende war, weinte sie noch, aber jetzt nicht mehr so schmerzlich und krampfhaft wie zuvor. — Das arme, freundlose, schwergeprüfte Kind! es fiel mir nicht entfernt ein, ihr das was sie gethan hatte, zum Vorwurf zu machen, obschon Andere es hart rügten, wie ich hernach erfuhr. Ich bewunderte im Gegentheil die kühne Unabhängigkeit und den sittlichen Muth, mit welchen sie sich zu dem Entschlusse aufgerafft hatte, der Sklaverei jener verhaßten Ehe zu entfliehen, zu welcher sie auf solch grausame Weise gezwungen worden war. Ich achtete und verehrte sie wegen der gewissenhaften Bescheidenheit, welche sie so unnahbar gemacht hatte während der Zeit, wo ihre wahre Stellung beinahe ihrer ganzen Umgebung unbekannt war. Wir plauderten noch eine Weile, allein ich weiß kaum was ich sagte; — nur dessen bin ich sicher, daß Lucy kein Zweifel mehr hin-

sichtlich meiner Gefühle für sie blieb, und in gleichem Maaße bin ich überzeugt, daß jede ihrer Aeußerungen meinen innigen Glauben an ihre Güte und Wahrheit und ihren soliden Werth nur bestärkte. Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde geplaudert haben, dann verließ sie mich mit der Bitte, gegen niemand vom Hause etwas von dem Vorgefallenen zu äußern.

Ich hatte keinerlei Antwort auf meine eigene Liebeserklärung erwartet. Ich begriff und würdigte gebührend den richtigen Takt und das feine Gefühl, die ihr vorerst verboten, auf eine solche Frage einzugehen, und ich war daher, obschon ich es nicht ausdrücklich geäußert hatte, von Herzen mit dem Aufschub der Erörterung ihrer Frage einverstanden. Die arme Lucy hatte genug erfahren, was sie für jetzt aufregte; ich wollte daher, soweit es in meinen Kräften stand, ihre Gemüthsbewegung nicht noch vermehren.

5.

Zwei Tage vergingen, ohne daß ich Miß Coles (oder Lucy, wie ich sie nun in meinem Herzen zu nennen gelernt hatte), sah. Ich gönnte ihr bei mir selbst jede Rücksicht und Schonung in ihrer delikaten und heimsuchungsvollen Lage; aber ich war noch immer höchst erpicht darauf, von ihren Lippen irgend ein Wort der Ermuthigung zu vernehmen. Ich zitterte für mein Schicksal, während ich darauf wartete. Ich erkundigte mich beständig nach ihr, bei den Dienstboten, bei Frau Duncome, ja sogar bei dem Doktor, obschon mich eine Art Grauen von ihm entfernte. Allein die Antwort auf meine angelegentlichen Fragen war immer dieselbe: Miß Coles sey unpäßlich und außer Standes ihr Zimmer zu verlassen. Ich gab mir Mühe mich fortwährend zu beschäftigen und ging keine halbe Stunde müssig, gönnte mir keine Ruhe; allein dennoch war ich außer Stande, Lucy aus meinem Gedächtniß zu verbannen; und in meinen ängstlichen Gedanken und Sorgen um sie mengten sich andere Besorgnisse und Befürchtungen wegen des Doktors und seiner Betrügereien, welche mich bisweilen beinahe mit innerer Unruhe überwältigten.

Als ich am dritten Tage nach jener Unterredung mit Lucy in meinem Atelier am Nachmittag zum Diner nach Hause kam, sah ich einen schwerbeladenen Miethwagen an der Thüre von Nr. 6 stehen. Es war ein rauher stürmischer Nachmittag, eine Witterung, wie sie an sich schon das Gemüth niederdrückt, selbst wenn man sonst in ganz heiteren Umständen ist. Ein schmerzlicher Argwohn durchzuckte mich, daß Lucy unser Haus verlasse, und dieser Verdacht bestätigte sich, sobald ich in's Haus trat. Sie kam nämlich gerade in diesem Augenblick heraus und wir begegneten uns zwischen Thür' und Angel; sie erschien bei meinem Anblick erschrocken und betrübt; ich konnte jedoch ihre Züge nicht deutlich unterscheiden, weil sie theilweise durch den Schleier versteckt wurden. Auch hatte ich keine Gelegenheit zu einem Wort des Vorwurfes oder des Tadels, denn die Dienstboten standen dabei und Frau Duncome selbst sah zu. Lucy reichte mir nur rasch die Hand und verschwand.

Ich würde keine Worte finden, wollte ich den Kummer beschreiben, welcher nun meine Seele füllte; einige Zeit hindurch war mein Schmerz beinahe unerträglich. Ich warf mich in meinem Atelier auf das Sopha und beklagte den Unglückstag, verwünschte die voreilige Empfehlung, welche mich in dieses Haus gebracht hatte. Nach einer Stunde erinnerte ich mich aber, daß ich binnen Kurzem zum Essen bei Tische erwartet werden würde, und wollte nun in Eile meine Toilette machen. Da bemerkte ich jetzt erst, daß ein Briefchen auf meinem Toilette-Tische lag; ich erkannte die Handschrift und erbrach sogleich das Siegel. In dem Briefcouvert lag kein Brief, sondern nur eine deutlich geschriebene Adresse auf einem Blatt Briefpapier und darunter die Worte: »Wenn Sie, nach Verlauf eines Jahres von heute an, mir irgend eine Frage vorlegen wollen, so können Sie mich unter der obigen Adresse finden. In der Zwischenzeit kann ich es nicht über mich gewinnen, irgend einen Verkehr mit Ihnen zu unterhalten.

Lucy.«

Also ein ganzes Jahr — zwölf lange Monate! Je nun selbst dieß war noch besser als ich es gefürchtet hatte. Und doch lagen ein Herbst, eine Weihnachtszeit, ein Winter und ein langsam sich einstellender Frühling zwischen Lucy und mir! Es war entsetzlich; diese zwei und fünfzig Wochen schienen Aeonen zu umfassen. Und doch war ich noch froh daran, denn ich hatte, wie ich mir nun in's Gedächtniß rief, irgend ein bestimmtes Ziel vor mir, dem ich entgegen sehen konnte. Lag im Grunde selbst in dieser kurzen Botschaft nicht eine Ermuthigung für mich? Wenn sie mich aufgeben wollte, wenn sie es unmöglich fand meine Neigung zu erwidern, würde sie mir dann so geschrieben haben, wie sie es gethan? Nein. — Sie wünscht also zu erproben, ob ich sie wirklich liebe oder nicht, und will zwischen den Tod ihres Gatten und unsere Verlobung eine schickliche Spanne Zeit einschieben. Diese Ansicht von der Sache wirkte auf mein sittliches Ich, wie ein tonisches Mittel oder ein kaltes Bad auf den physischen Körper wirkt; sie richtete meinen Muth wieder auf und stärkte meinen Geist. Ich unterdrückte jede Spur von Gemüthsbewegung und begab mich in's Speisezimmer hinunter.

Die gewöhnliche Stunde der Hauptmahlzeit war längst vorüber, aber Dr. Duncome noch nicht nach Hause gekommen, wie mir seine Frau nun mittheilte. Wir harrten schweigend auf sein Kommen, und lauschten, wie heftig der Regen gegen die Fensterscheiben prasselte. Ich dachte an meine ferne deutsche Heimath und an den Frühling in meinem Gärtchen; ich vergegenwärtigte mir das zarte Grün der Hecke, die Blüthenpracht der Obstbäume, den Farbenschmelz meiner Tulpen, den berauschenden Duft in meiner Laube von spanischem Flieder; und eine tiefe Regung von Heimweh und Sehnsucht zog mir durch die Seele bei dem Gedanken, daß ich mindestens noch ein ganzes Jahr mich von diesem Paradiese sollte trennen, um auf Lucy's Jawort zu warten. Und doch fühlte ich, daß ich sie nicht mehr lassen könne.

Frau Duncome war sichtlich verstimmt und unruhig.

Ich wußte nicht was für ein Gespräch ich auf's Tapet bringen sollte, um die Peinlichkeit dieser Situation vergessen zu machen. Endlich wählte ich den Gegenstand, welcher mich selber am meisten beschäftigte, und fragte: „Miß Coles ist also von Ihnen ausgezogen, Madame?“

„Ja, leider,“ versetzte Frau Duncome in ganz kummervollem Tone; „ich kann gar nicht begreifen, was sie dazu veranlaßt hat, denn auf Mr. Duncome's besondern Wunsch enthielt ich mich immer der Erkundigung nach ihren Privatverhältnissen. Wahrscheinlich hat irgend ein unerwartetes Ereigniß, das nicht mit uns zusammenhängt, sie zu dieser plötzlichen Wohnungs-Veränderung bewogen. Allein es thut mir sehr leid, daß sie uns verlassen hat, denn wenn ich mit ihr auch niemals auf vertrautem Fuße stand, so habe ich in ihr doch immer eine höchst angenehme, freundliche, zuvorkommende und sehr gebildete Hausgenossin gefunden. Ja es thut mir aufrichtig leid, daß sie ausgezogen ist,“ fügte die arme Frau hinzu, während ihr die Thränen in die Augen traten, „denn ich habe nicht so viele Freundinnen, daß ich leicht eine davon verlieren könnte.“

Ich fühlte mich der Schuld bewußt, Lucy vertrieben zu haben. — Wir warteten noch eine weitere Stunde, aber der Doktor kam noch nicht. Man fragte den Gehülfen und den Lehrling, aber sie wußten nichts von ihrem Prinzipal. Endlich hielt man es für das gerathenste, sich zu Tische zu setzen, und wir thaten es in vollständigem Stillschweigen. Mittlerweile hatte ich bereits begonnen, den wirklichen Stand der Sache zu argwohnen. Ich sah in der Abwesenheit des Doktors nur das Ende der Geschichte, welche ich allmählig kennen gelernt und erfahren hatte, und malte sie mir im Geiste folgendermaßen aus. Herr Duncombe hatte vermuthlich erfahren, daß man Verdacht gegen ihn schöpfte und gesehen, daß seine Affairen schlecht standen, und war daher entwichen, ehe der Argwohn die Gestalt der Untersuchung annehmen konnte.

Frau Duncome harrte den ganzen Abend, die ganze Nacht vergeblich auf die Heimkehr ihres Gatten. Am andern Tage kamen ihr die ersten Ahnungen des wahren Sachverhalts gerüchtweise zu Ohren. Ihr Seelenschmerz darüber ist nicht zu beschreiben, und wie war es mir möglich sie zu trösten?

Einige Tage später war die Geschichte des Giftmords in Queen Square das Gerede von ganz London und ward in allen Zeitungen verhandelt. Eine deutlich zusammenhängende Kette von Thatsachen, ganz unabhängig von denselben, welche mir bekannt geworden waren, verknüpfte den Schuldigen mit seinem Verbrechen. Ich blieb in meiner Wohnung in Wilhelmina-Street, und ließ es mir angelegen seyn, nach besten Kräften die unglückliche Frau zu trösten, welcher dieser Vorfall beinahe das Herz brach, und zu diesem geistigen Leiden und Grame hin täglich noch neuen Kummer erleiden mußte, indem sie immer wieder neue pekuniäre Verlegenheiten und Verpflichtungen ihres Gatten erfuhr. Ich leistete der unglücklichen Frau alle Unterstützung und Hülfe, die nur in meinen Kräften stand, allein ich konnte ihr leider nicht viel nützen. Nachgerade fühlte ich mich nun meinem Freunde dem jungen Advokaten zu großem Danke verbunden, daß er mich abgehalten hatte, irgend welche Schritte in dieser traurigen Sache zu thun, welche endlich auch ohne mein Zuthun an den Tag gekommen war. Ich muß gestehen, ich befürchtete jeden Tag meinen Namen auch in diese Sache gemengt zu sehen, — eine Art von Oeffentlichkeit, welche mir herzlich unlieb gewesen wäre. Allein die gerichtliche Untersuchung bedurfte glücklicherweise meiner Hülfe nicht, und ich war nur allzu froh, daß ich bei der ganzen Angelegenheit völlig aus dem Spiele blieb. Meine hauptsächlichste Besorgniß galt nun der armen Lucy; in der größten Angst und Spannung wartete ich, ob sie ebenfalls in diese traurige Geschichte verwickelt würde. Und siehe da, der befürchtete Streich kam wirklich. Die Geschichte von der lange vermißten und verschollenen jungen Gattin des vergifteten Greerson und von dem plötzlichen Verschwinden des schönen Mädchens aus Wilhelmina-Street wurden gleichzeitig ruchbar. Ein gemeiner Verdacht fiel auf das sanfte unglückliche Mädchen. Eine Untersuchung erfolgte, an welche ich gar nicht wieder zu denken wage. Allein Lucy hielt unter derselben mit der größten Seelenstärke und Ruhe aus. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich während dieser furchtbaren Heimsuchung immer in ihrer Nähe war trotz ihres Verbots; allein selbst jetzt wagte ich mich nur selten persönlich an sie, und niemals um jenen Gefühlen Ausdruck zu geben, deren Aeußerung sie mir auf längere Zeit verboten hatte. Gleichwohl sah ich ein Glück und ein schönes Vorrecht darin, ihr fortwährend nahe zu seyn und ihr auf mancherlei Weise, wenn auch indirekt, die Bürde ihres Kummers erleichtern zu helfen, so gut ich konnte.

Endlich ward ihr reiner fleckenloser Charakter anerkannt, und sie ging unverletzt aus dieser Feuerprobe hervor. Wenn auch Viele sie noch fortwährend verdammten, weil sie den häßlichen alten Geizhals verlassen hatte, der sich angemaßt hatte sie seine Gattin zu nennen, so wagte doch niemand mehr zu bezweifeln, daß sie an seinem Tode völlig unschuldig gewesen.

Die Schuld des Doktors war unzweifelhaft und verhielt sich folgendermaßen: Bald nach Lucy's Flucht aus Greerson's Hause hatte Duncome den alten Geizhals kennen gelernt, dessen schwachen Charakter und kindische Stumpfheit erkannt und dieselben zu seinem eigenen Vortheil auszubeuten beschlossen. Beinahe ganz gleichzeitig mit dem Beginn dieser Bekanntschaft war Lucy in Folge eines jener unerklärlichen seltsamen Spiele des Zufalls und merkwürdigen Zusammentreffen von Umständen durch eine Zeitungs-Anzeige veranlaßt worden, in das Haus des Doktors zu ziehen. Duncome hatte bald ermittelt wer sie war; da ihm jedoch vor allen Dingen daran lag, das Opfer seines Betrugs über den Aufenthalt Lucy's in Unwissenheit zu erhalten, so hatte er sein Möglichstes gethan, ihr Incognito zu fördern, während Lucy selber keine Ahnung davon hatte, daß er überhaupt ihre Geschichte kenne. — Der Doktor hatte sein Spiel geschickt durchgeführt. Nach achtzehnmonatlichem Schmeicheln und steter Beeinflussung hatte er den nun kindischen Greis dahin gebracht, ein neues Testament zu seinen

Gunsten zu machen. Der stete Drang ewiger Geldverlegenheiten hatte gerade um die Zeit, wo ich des Doktors Hausgenosse wurde, ihn veranlaßt, durch Gift den Todesfall zu beschleunigen, welcher sein unwürdiges Glück wieder zu Ehren bringen sollte. Allein diese Pyramide war eingestürzt (wie es mit solchen Bauten immer der Fall ist), ehe der Bau noch vollendet war. Es war ein Argwohn wegen des Todesfalls rege geworden, ehe noch das durch ein solch blutiges Verbrechen verdiente Geld erlangt worden war. Der schuldige Mörder war entflohen, verschollen, und wer weiß was sonst noch? denn so viel ist gewiß, daß man von Dr. Duncome seither niemals wieder etwas gehört hat. Das Testament, bei dessen Errichtung und Abfassung er selber thätig gewesen war, half den Beweis seiner Schuld herstellen, lieferte aber auch die letzten Glieder zu den Beweismitteln, welche Lucy aller Schuld entlasteten. Jenes Testament zu Gunsten Duncome's schloß sie von dem kleinsten Vortheil irgend einer Art aus, den sie durch den Tod ihres Gatten erlangen konnte; — und obschon dieses Testament umgestürzt worden und ein früheres, welches ihr das ganze große Vermögen zuerkannte, dadurch in gesetzliche Kraft getreten ist, so hat Lucy doch niemals eingewilligt, auch nur einen Heller von dem hübschen Erbe zu beziehen, das sie füglich für ihr Eigenthum betrachten kann.

Es war eine wilde aufregende Zeit, während die einzelnen Thatsachen von dem Verbrechen des Doktors an den Tag kamen, und während Lucy's Unschuld sich allmählig dem Auge der Welt enthüllte. Mir war, als berühre ein düstrer Schatten alle menschlichen Dinge, so daß nur die Angelegenheiten derer, die mich näher angingen, in einer schmerzlich grellen Beleuchtung vor mir standen. Das Leben brannte in einer Flamme von verzehrender, furchtbar schmerzlicher Stärke, und die Kleinigkeiten und kleinlichen Interessen des Alltagslebens schwanden zu unauslöschlichen Funken zusammen. — Aber endlich kam die Ruhe wieder. Ich kam durch Erwägung zu der Ansicht, daß ich Lucy am besten gefallen würde, wenn ich zu meinen gewöhnlichen Pflichten und Geschäften zurückkehrte, bis die vorgeschriebenen zwölf Monate verstrichen seyn würden. Ich verließ daher London (was mich allerdings große Selbstüberwindung kostete), übersiedelte mit meiner Staffelei in ein kleines stilles Dörfchen in Somersetshire und warf mich über Hals und Kopf in die Arbeit in der Hoffnung, die lange Zeit der Trennung von meiner Geliebten am besten durch unermüdliche schöpferische Thätigkeit in meiner geliebten Kunst hinwegtäuschen zu können. Diese Tage der Einsamkeit und Trennung erschienen mir lang, sehr lang, obschon manche davon angenehm waren. Allein nach und nach wurden auch die längsten und gedehntesten Stunden in jenes dichte Kabel der Vergangenheit, das hinter uns gleichsam in's Meer versinkt, zusammen gewunden. Die Sanduhr des Trennungsjahres lief träge ab. Der Herbst mit seinen wilden Aequinoctial-Stürmen, mit seinen kreiselnden Windwirbeln von gelben Blättern kam, aber meine Liebe stand fest und frisch, wie der grüne Stechpalmenbusch, der vor den Fenstern meines Ateliers im Winde wallte. Der Winter folgte, — kalt, grabesstill, mit seinem weißen Leichentuche; aber mein Herz war voll von dem warmen geschäftigen Weben der einzigen Liebe eines Menschen. Und nun war endlich der Frühling da, die von Allen und vor Allem ersehnte Jahreszeit, — der Zeitpunkt dem ich so erwartungsvoll entgegensah, wie nie zuvor dem Erwachen eines Lenzes. Das Veilchen, die Schlüsselblume, der spanische Flieder hatten mich der Reihe nach mit ihrem Dufte gelabt. Jetzt blühten die ersten Rosen, und der mir anberaumte Tag kam, und ich reiste nach London und suchte Lucy auf, die mir die Blume aller Blumen war, und vernahm von ihren eigenen Lippen, daß keine Neigung meinerseits möglicher stärker und wahrer seyn könnte, als die Liebe, die sie zu mir in ihrem Herzen fühlte. Das arme Kind! sie hatte in diesem Jahre so Vieles durchgemacht; aber ihre Leiden und Kümmernisse waren gottlob vorüber wie die meinigen. Ich machte sie zu meiner Gattin, und nahm sie mit mir nach dem sonnigen Süden, nach meiner bescheidenen deutschen Heimath. Ich habe mich anfangs oft verwundert gefragt, zu welchem Zweck mich die Vorsehung zum Zeugen der Schuld des Arztes gemacht, warum sie mir die Verpflichtung auferlegt habe, durch ein seltsames Zusammentreffen merkwürdiger Umstände solch abscheuliche und tief empörende Thatsachen zu ermitteln? Allein ich weiß nun, weßhalb es geschah, denn ohne diese sonderbaren Fügungen hätte ich das Glück meines Lebens, meine theure Lucy, nicht kennen und hochachten gelernt und nie begriffen, wie glücklich es mich selbst gemacht hat, die Stütze und der Freund einer solch edlen, großen und schönen Seele, und der Mann zu seyn, der dieses herrliche Herz ganz erfüllt!

Eine Bären-Novellette.

Wir waren recht ermüdet von unserer Wanderung und mein Freund, der Baron, bestand darauf Ruhe zu halten in einem soeben sichtbar werdenden Dorfe, das seinem äußern Ansehen nach freilich sehr wenig versprach, sowohl was Befriedigung leiblicher Bedürfnisse als ästhetischen Verlangens betraf. Denn es lag von der heißen Sommersonne beschienen inmitten einer verbrannten Haide, und keines seiner ärmlichen Häuser machte den Eindruck, als würden sich gastliche Thore dem müden Wanderer öffnen. Indessen ereignete sich bald ein Umstand, der wenigstens für meinen Freund den interessanteste auf der ganzen Reise war, denn auf einem Fahrwege, welcher unseren schmalen Fußsteig kreuzte, erschien eine im raschesten Trabe rollende elegante Kalesche, und in dem Wagen saß eine sehr schöne Dame von jungen Jahren und blühend, deren Anblick meinem Begleiter einen lauten Ausruf der Bewunderung und des Erstaunens entlockte.

„Ich sollte darauf schwören,“ sagte er dann, „daß dieß Mathilde war“ und hierauf verfiel er in Nachsinnen und setzte den Weg langsam und gedankenvoll fort.

Mathilde war nämlich in dem Feuerwerke der Liebe meines Freundes diejenige Flamme, die stets am hellsten gebrannt

hatte; ein von ihrem Vater ergossener unerfreulicher Platzregen hatte aber vor Jahren schon sie dem Erlöschen nahe gebracht, doch der erneute Anblick nach langer Entfernung rief in dem zum Manne gereiften Baron jene Empfindungen mit Macht wieder hervor und verklärt von dem Zauber der Erinnerung stimmten sie ihn wehmüthig und ernst. Auch ich war nachdenklich geworden und so schlenderten wir eben langsam in einen von Weißdornhecken eingefaßten Hohlweg, als unser Schritt in unerwarteter Weise gehemmt wurde. Ein gewaltiger Hund sprang mit langem Satze und dumpfem Gebell über die Einfriedigung in den Hohlweg und versperrte unseren Pfad, indem er sich dicht gerade vor uns niederlegte. Wir wollten neben ihm vorübergehen, aber die geringste Bewegung unsrerseits begleitete das Thier mit einem tiefen Knurren, indem er sich anschickte auf uns einzuspringen. Wir waren ganz unbewaffnet bis auf unsere schwachen Spazierstöcke, und der Hund war der größte, gewaltigste und dabei schönste, den wir beide je gesehen. Sein glattes hellgelbes Fell stach kaum von dem sandigen Boden ab, auf welchem er kauerte; der nach vorn gestreckten breiten feurigen Tatzen hätte ein Leopard sich nicht zu schämen brauchen; mürrisch beschattete Augen blickten uns drohend an, und die tief herabhängenden Lippen zogen sich während des Knurrens über zolllange blendende Zähne empor. So lag das Thier regungslos so lange wir uns nicht regten, in der breit zwischen den muskulösen Vorderbeinen ruhenden Stirn ein herrliches Ziel für die Büchse bietend, die wir gar zu gern bei uns gehabt hätten. Wir waren in der That in keiner angenehmen Lage, die Sonne brannte unerträglich und wir durften nicht vor- nicht rückwärts, uns nicht bücken und nicht zur Seite wenden. Zum ersten Male im Leben konnte ich mich in den Gemüths-Zustand der unglücklichen Feldhühner versetzen, die so oft schon durch meine Schuld in ähnliche Verlegenheiten versetzt worden waren, nur daß sie schlimmsten Falls noch auffliegen und gepudelt werden konnten, was eines fast so häufig geschah als das andere. Ueberdieß erschien noch nicht gar weit über uns am Rande des Weges ein neckischer Kobold in Gestalt eines kleinen widerwärtigen Knaben, der in ein rothes Röckchen mit silbernen Knöpfen gekleidet mit einer komisch-ernsthaften Impertinenz unsere Lage aus seiner Sicherheit überschaute, und in seinem Wesen sich so widrig affenartig zeigte, daß ich schon das lebhafteste Mitleid mit seiner Mutter zu empfinden begann, bis mir sein winziges unter dem Röckchen erscheinendes Schwänzchen einen großen Stein vom Herzen zu wälzen sich herbeiließ, indem es die wirkliche Affenheit seines Gebieters in indiskretester Weise enthüllte. Wir benutzten unsere Muße eben zu einem Erklärungsversuche dieser ungewöhnlichen Anwesenheit, als eine kräftige Männerstimme, die in unserem Ohr wie die schönste Musik klang, den Namen »Nero« rief; und uns noch einen unwilligen Blick zuwerfend erhob sich langsam der riesenhafte Hund, um wieder über die Hecke zu verschwinden, jedoch fast ebenso schnell abermals zu erscheinen und zwar in Begleitung seines jungen, wohlaussehenden und elegant gekleideten Herrn, den wir mit keineswegs dankbarer Miene ansahen. Auf unsere Beschwerde entschuldigte er sich in höflichster Weise mit dem Bemerken, daß dieser große gefährliche Hund sich von der Kette losgerissen und ihn begleitet habe, was ihm sonst nie gestattet werde. Er war offenbar sehr stolz auf den Hund, der es freilich auch verdiente und erzählte zu unserem Trost eine Menge von Unheil, welches das gewaltige Thier unter seinem früheren Besitzer angerichtet habe, indem er uns glücklich pries, daß wir nicht versucht hätten gegen Nero's Willen mit Gewalt unseren Weg fortzusetzen. In Gegenwart seines Herrn stellte das Thier seine Feindseligkeiten gegen uns ein und ließ uns im Gefühle der Sicherheit die Schönheit seiner Gestalt und den kräftigen Bau seiner Glieder bewundern.

So gelangten wir in das Dorf. Eine Menge Knaben in blauen Kitteln und sehr verschiedenen Hosen war mit wenig Spiel und viel Geschrei beschäftigt, verschwanden aber mit dem Rufe »der Nero kommt« bald in andere Gegenden, wo sie sich sicherer fühlten. Als es stiller wurde, hörte man vom Ende des Dorfes her ein in jener Gegend noch nie wahrgenommenes Geräusch, welches bald einen großen Theil der Einwohnerschaft in die Fenster trieb. Es waren in dem allbekannten Jahrmarktsrhythmus: ♩ ♩ ♪ ♪ ♩ erklingende Paukentöne untermischt mit einzelnen Trompetenklängen, und das Ganze umschlungen von schrillenden Tönen einer Flöte. Jedes dieser Instrumente bewahrte in bewunderungswürdiger Weise seine Selbstständigkeit, indem es nie den Ton des anderen oder einen dazu stimmenden vernehmen ließ, was sich weit mehr erstaunlich als schön ausnahm. Doch waren, wie schon erwähnt, dieser Instrumente kein sechs- und dreißig, sondern nur drei. Unter solchen Umständen und in solcher Weise erschallende Musik hat gewöhnlich weniger die Bedeutung, daß etwas gehört werden solle, als daß es etwas zu sehen gebe, und wir überlegten gerade, ob uns Seiltänzer oder eine Mordthat oder gar ein Kameel zugedacht sey, als mein alter Freund mit schwarz und rothem Röckchen erschien, aber diesmal hoch zu Bär, und mit vielem Anstande sich umschauend. Wir waren eben an einem traulichen Hundehäuschen angelangt, in dem Nero's heimliche Flamme ihre stillen Tage verlebte. Kaum hatte Nero den Bären erblickt, als er bei seinen mangelhaften naturhistorischen Kenntnissen wahrscheinlich ihn für seines Gleichen haltend und einen gefährlichen Rivalen witternd, in volle Wuth gerieth und laut bellend auf den schwarzen Tanzkünstler losstürzen wollte. Mit Mühe hielt sein Herr das muthige Thier am Halsbande zurück, während der Bärenführer mit einem dicken Prügel bewaffnet sich zum Schutze seines Untergebenen vor diesen stellte. Wir waren der Truppe, die außer dem Chef noch aus dessen musikkundiger Familie und aus zwei weißen kurzgeschorenen Pudeln mit täuschenden Schafsphysiognomien bestand, ganz nahe gekommen, als der Bärenführer wahrscheinlich in der Erwartung, von uns ein besonders hohes Honorar zu erhalten, eine natürlich wie immer »große« Vorstellung unter Pauken- und Trompetenschall ankündigte. Er ließ zuerst die Hunde unzählige und einige male durch größere und kleinere Reife springen, producirte sodann den Affen und schloß damit, daß er durch eine Bewegung seines Stockes den Bären zum Tanzen aufforderte.

Langsam gehorchte das müde Thier. Es erschien mager und altersschwach, schon sproßten greise Haare an seinem ehrwürdigen Haupte, einzelne kurze, dicke und gelbe Zähne, denen man kaum eine Brodrinde hätte zumuthen mögen, sah man in seinem Maule, die breiten Tatzen hingen schlaff und kläglich vor der zottigen Brust herab und die röthlich unterlaufenen Augen schloßen sich häufig mit trübem Ausdruck, geblendet von dem Licht des glänzenden Sommertages. Nero war fortwährend sehr unruhig, und sein Herr hatte viel zu thun, ihn zu verhindern, daß er nicht über den Bären herstürze und das arme alte Thier zu Schanden beiße.

»Wenn mir der greise Tänzer nicht leid thäte« sagte er, »möchte ich wohl einmal sehen, wie schnell mein Hund mit ihm fertig würde, aber es scheint mir grausam, einen solchen Herrscher des Waldes, der in Mühe und Noth ergraut, schließlich von einem Hunde todtbeißen zu lassen.«

Nero machte einen Satz nach dem Bären, aber der Führer riß rasch an der Kette seines Thieres und brachte es wieder zur Erde und aus dem Bereich des Hundes. Der junge Gutsherr gab dann dem Manne ein besonders reichliches Trinkgeld mit dem Bedeuten, auch dem Bären etwas besonderes zu Gute kommen zu lassen. Der wandernde Künstler zog nun weiter, um zunächst sich und seinen Geschöpfen einige Ruhe und Erholung zu gönnen. »Es ist mir ein wehmüthiges Gefühl, wandte der Gutsherr sich zu dem Baron, der in der ganzen Zeit wahrscheinlich stets an die schöne Dame denkend, kein Wort gesprochen hatte, »diese edlen wilden Thiere zu solchen Spielereien gezwungen zu sehen. Ihre eigenen Sitten gehen in der Dressur ganz unter und die ursprüngliche Kraft und Macht des Körperbaues läßt sich in den abgemergelten Gestalten kaum wieder erkennen. Sie scheinen mein Bedauern zu theilen.«

»Mathilde,« sagte mein Freund vor sich hin.

Der Gutsherr, dem diese Antwort nicht ganz auf seine Bemerkung zu passen schien, sah mich erstaunt an.

»Sie haben im Allgemeinen recht,« entgegnete ich, aber man hat oft beobachtet, daß ähnlich wie alte Schlachtrosse bei später noch gehörtem Trompetenschall in Muth und Jugendfeuer gerathen, auch in den großen Raubthieren, die jahrelang ihre Pfoten aus den Gittern der Käfige streckend mit ruhigem Blicke die Beschauer anstarrten, das ursprüngliche Naturell bei irgend einem Anlaß hervorbricht, und sie den Beweis liefern, daß ihre Kraft und Wildheit gar zu oft unterschätzt wurde. Allen Respekt vor Ihrem Lieblingshunde, aber ob er bei einem Kampf mit dem Bären so leicht als Sie glauben als Sieger hervorginge, möchte ich doch bezweifeln.«

»Mein Hund gegen jenes bepelzte Gerippe!« lachte der junge Mann, »ich gebe jede Wette ein, es wird kaum von einem Kampfe die Rede seyn können. Wenn es die Ehre Neros gilt, schweigt mein Mitleiden. Wetten wir!«

Die Sache war mir zu interessant, als daß ich hätte widerstehen können, ich ging die Wette ein, um Flaschen Weines ich weiß nicht wie viele, es waren aber nicht wenige, wie ich am andern Morgen, nachdem wir sie getrunken, deutlich einsah. Auch mein Freund gab seine Einwilligung, indem er mit einem vor sich hin gemurmelten »Mathilde« antwortete.

Wir langten im Wirthshause an, das für das Dorf recht gut war, denn es war ein Schild davor und außer Quartier, Essen, Trinken und einigen sonstigen Kleinigkeiten konnte man Alles dort bekommen, was ein nicht allzu unbescheidener Sinn begehren mag. Der Bär hatte sich seine Vorgänger in einem bekannten Langbein'schen Gedichte zum Vorbilde genommen und den Schweinestall bezogen, der im lappländischen Style erbaut den rechten Flügel des Gebäudes bildete, während der linke fehlte, um das Centrum desto mehr hervortreten zu lassen, welches durch verschiedene, starke angestemmte Balken sich in seinen Bestrebungen, den ursprünglichen Intentionen des Baumeisters zuwider zu handeln, gehemmt sah. In der Umgebung des Schweinestalles wurde es lebendig. Die ganze Dorfschule kam herbeigezogen unter Anführung des Schulmeisters, der kraft seines Amtes und seiner Würden sich berufen fühlte, den Bären zu »erklären.« Dieser ließ sich denn auch mit großer Geduld erklären, aber mit minder guter Lebensart, denn der Theil seines Körpers, welchen er mit großer Beharrlichkeit dem Präceptor zukehrte, war nichts weniger als der Kopf. Die Erklärung des Schulmeisters war ziemlich ausführlich, und bestand im Wesentlichen darin, daß er anhaltend sagte: dieser Bär sey ein Bär. Als die Schule ihren Lern- und ihr Meister seinen Lehrdurst gestillt hatte, traten wir herzu und musterten unsrerseits das Thier im Vergleich mit Nero. Das arme Geschöpf veränderte auch uns gegenüber seine Lage nicht. Er dachte wahrscheinlich an die nordischen Winternächte seiner Jugend, wo der Mond durch Kieferwald den Räuberzug erleuchtete und der Schneekauz das Siegeslied sang, wenn der Nacken des Elenhirsches unter dem Klauenschlage bluttriefend zerbrach. Jetzt fraß der alte Herrscher abgemagert und geknechtet Kartoffeln in einem Schweinestalle, und sein unwilliges Gebrumm, vor dessen angsterfüllendem Schall dereinst die fernen stillen Schneefelder noch schweigender dagelegen, entlockte den Dorfbuben Händeklatschen und jubelndes Geschrei. Sic tempora mutantur et ursi mutantur in illis!

Der Führer trat hinzu und wir machten ihm den Vorschlag, natürlich gegen sehr gute Bezahlung, einen Kampf zwischen Nero und dem Bären zuzulassen. Als der Mann einen prüfenden Blick auf den gewaltigen Hund geworfen, zuckte er die Achseln in einer Weise, die andeutete, daß er wenig Lust dazu hatte, und er bemerkte, der Bär sey eben erst krank gewesen und sein rechter Vorderfuß noch lahm. Eine Steigerung der Belohnung aber mit der Versicherung, den Hund, sobald der Kampf entschieden, abrufen zu wollen, machte ihn nach einiger Ueberlegung willig.

Der junge Gutsherr suchte zunächst nun Nero in die gehörige Stimmung zu versetzen. Er ließ sich von dem Bärenführer dessen starken Stock geben und reizte neckend den Hund damit. Dieser faßte gewaltig zu und tiefe Löcher von seinen Zähnen blieben in dem harten Holze zurück, die er zu unserer Bewunderung uns sehen ließ. Dann wurde der Hund in den Stall gebracht, und auf den Bären gehetzt. Indessen bedurfte

es dessen nicht, denn freiwillig warf sich das grimmige Thier auf die schwarze Masse, und schon rissen seine Zähne in dem Felle des armen Geschöpfes. Es ließ ein klägliches dumpfes Gewinsel hören, das bald in ein wahrhaft entsetzliches schreiendes Geheul überging. Nero lief einen Augenblick zurück, faßte aber sogleich wieder mit vermehrter Wuth zu. Dasselbe Geheul, und der Bär, uns noch immer den Rücken zukehrend, glaubte wahrscheinlich, er solle tanzen, denn er begann sich langsam auf die Hinterbeine zu heben, sank aber, als der Hund abgerufen wurde, um an einer günstigeren Stelle zu fassen, sofort wieder dumpf brummend zur Erde in seine frühere Lage, während an seinem Rücken durch das dichte Fell einige Blutstropfen hervordrangen.

»Lassen wir das alte furchtsame Thier, sagte ich, es ist ein zu trauriger Anblick, es so mißhandeln zu sehen.«

Aber Nero machte schon einen erneuten Anlauf gegen den Bären. Dießmal heulte dieser nicht, sondern richtete sich wiederum in die Höhe und fing an sich langsam umzudrehen, als wolle er sehen, was denn eigentlich los sey. So stand er vor uns halb traurig anzusehen, halb komisch, zumal er noch eine Kartoffel sehr feierlich im Maule hielt, die rechte lahme Tatze hing wehmüthig herab, die linke hatte er etwas erhoben. Der Gutsherr hetzte nun den Hund von Neuem, daß er das alte Thier von vorn fasse. Mit grimmigster Wuth stürzte Nero auf es los, wir zweifelten nicht, der Bär habe seinen letzten Tanz getanzt. Als der Hund dicht vor ihm war, hob der Bär seine linke Tatze noch etwas höher, und schlug sie, während er gleichzeitig, die bis dahin im Maule gehaltene Kartoffel fraß, mit einer Art von Verachtung, gleichsam gelegentlich auf Nero's Kopf. Der Hund stieß einen kurzen Schrei aus und lag in demselben Augenblicke regungslos zu den Füßen des Bären, welcher Anstalt machte, ihn mit dem Ausdruck großer Zärtlichkeit an seine zottige Brust zu ziehen. Nero's Herr um seinen kostbaren Hund zu retten, wehrte dem brummenden Thiere mit dem Stocke, der dazu gedient hatte Neros Temparament zu reizen, aber der Bär schien mißlaunig, er schlug seine altersgelben Zähne in das harte Holz und der Stab zersplitterte nach allen Richtungen. Den Hund wollte er, ohne ihm übrigens weiter etwas zu leide zu thun, nicht nehmen lassen, und begegnete jedem gewaltsamen Versuche, ihn aus seinem Bereiche zu entfernen, mit Zähnefletschen und drohendem Geheul. Einige herbeigebrachte, in der Gastronomie der Bärenwelt für unwiderstehlich geltende materielle Genüsse brachten ihn endlich auf andere Gedanken; er begann uns wieder seine Kehrseite zuzuwenden und zu fressen, ohne sich weiter um den Hund zu kümmern, den man nicht ohne Mühe mit einigen Stangen hervorwälzte. Das arme Thier lag ganz regungslos, zuweiliges zuckendes Athmen verrieth jedoch das noch nicht ganz entflohene Leben. Er kam nach einer halben Stunde wieder zu sich und begann umherzugehen, jedoch augenscheinlich in gegen früher äußerst gedrückter Stimmung, wie man aus der von der gewöhnlichen sehr abweichenden ausdrucksvollen Schwanzhaltung deutlich erkennen konnte. Uebrigens zeigte der Kopf des Hundes nicht die geringste Verletzung, er war offenbar durch die Gewalt des Schlages nur in Betäubung verfallen. Der Gutsherr hatte in sofern Recht, als der Kampf in der That kein Kampf zu nennen gewesen war. Er ertrug aber die Niederlage mit großer Fassung und beehrte den Bären mit seiner Bewunderung und Theilnahme. Er hielt ein längeres leises Zwiegespräch mit dem Führer, und lud uns dann mit großer Freundlichkeit ein, ihn auf sein benachbartes Gut zu begleiten, um der Ruhe zu pflegen und die eingegangene Wette zu vertrinken. Mein Freund war während der ganzen Zeit schweigender Zuschauer gewesen und nahm die Einladung mit einem gedankenvollen Gemurmel hin, was eben so gut »Mathilde« heißen konnte als »mit großem Vergnügen.« Während unseres Marsches veränderte sich die Landschaft in erfreulichster Weise, die öde Haide wurde durch Hügel, Wiese und Wald ersetzt, aus deren Mitte die Besitzung des jungen Herrn hervorragte, durch Anlage und Umgebung den Reichthum und Geschmack desselben verkündend. Vor dem Thorwege hielt die elegante Kalesche, in der wir der schönen Dame begegnet, diese selbst wurde uns von dem Gutsherrn als »meine Schwester, die nach dem Tode des Vaters bei mir wohnt,« vorgestellt, und »Mathilde« rief mein Freund mit mehr Fug und Recht als je vorher. Das Uebrige hierauf Bezügliche versteht sich von selbst, weniger aber, daß Nero plötzlich mit den Zeichen der größten Angst hereinsprang und bei seinem Herrn Schutz suchte. Durch das Fenster sah man, wie der Bär, von seinem Besitzer geführt, in den Hof einzog, und zu unserer großen Erheiterung erklärte uns der Gutsherr, daß er eine Neigung zu ihm gefaßt, daß der Bär zu gut sey, um ferner der Menge mit seinen Tänzen aufzuwarten, daß er noch gute Tage haben solle; „mit einem Worte,“ schloß er, »ich habe ihn zur Vermehrung meines Viehstandes angekauft.«

Ganz am Ende schließt denn auch diese, wie alle wirklich guten Geschichten, mit einer Hochzeit, und wenn wir auch, das Geheimnißvolle liebend, nicht sagen zwischen wem, soll ihrer doch ausdrücklich erwähnt seyn, damit Niemand mit dem peinigenden Zweifel an dem Stattfinden einer solchen dieses Blatt aus der Hand legend, einer schlaflosen Nacht entgensehe.

Pariser Stereoskopen.

Von Emil Lambert.

1. Der Concierge.

Der Concierge oder Hausmeister ist in Paris eine Macht, die man niemals unterschätzen darf, und eine ganz andere Persönlichkeit als ein Wiener Hausmeister. Sey unter allen Umständen höflich gegen Deinen Concierge, wenn Du in Paris ein ruhiges und zufriedenes Leben führen willst, denn Du bist in seiner Hand; er beaufsichtigt Dich, nimmt alle Deine Briefe in Empfang, sieht all Deine Freunde, Handwerksleute und Gläubiger; er merkt sich die Stunden, wo Du kommst und gehst. Er weiß es, wann Du einen neuen Rock trägst und was Du mit dem alten thust. Bedenke nur, daß dieser

Mensch, wenn er in einem guten Hause ist, auf der lieben Gotteswelt gar nichts Andres zu thun hat, als sich seine Wahrnehmungen und Bemerkungen von jenem kleinen Fenster aus zu machen, von wo aus er die im Hause ein- und ausgehenden Leute überwacht. In seiner Macht steht es, alle Fragen zu beantworten, welche hinsichtlich Deiner von Deinen Freunden oder Feinden an ihn gerichtet werden. Du bist nur der Miethsmann im Entresol, im ersten, zweiten oder dritten Stocke; er aber ist der Concierge, und er gibt Dir den Unterschied in Deinen relativen Stellungen bald zu erkennen. Du magst Dich krümmen und winden wie Du willst, zu entgehen vermagst Du ihm nicht. Zieht er die Schnur, um Dir die Thüre zu öffnen, so hast Du dieß als eine Gefälligkeit anzusehen, welche er Dir zu erweisen geruhte. Du hast keinen einzigen Bekannten, dessen Name ihm nicht bekannt ist. Er kennt alle Deine kleinen Schwächen und Verlegenheiten so genau, daß er sie an den Fingern herzuzählen vermag. Hätte er ein gutes Gedächtniß und besäße er hinreichende Kenntnisse von Orthographie und Styl, so könnte er Romane schreiben, vor denen die Balzac'schen die Segel streichen müßten. Sein boshaftes Auge merkt sich die Leute, welche zu Deiner Frau kommen, wenn Du ausgegangen bist. Er weiß, wann er einen pekuniären Ausdruck in sein sklavisches Gesicht legen solle. Man denke an den Balzac'schen Roman: „Die Frau von dreißig Jahren;" welch' eine Rolle würde der Concierge spielen? Er durchschaut den Herrn von Vandenesse, wenn der Marquis noch voll Vertrauen ist; die Marquise d'Aiglemont könnte der Rache des kleinen Mannes in der kleinen finstern Stube neben dem Einfahrtthore ihres Hotels nicht getrotzt haben. Selbst unantastbar und über jeden Vorwurf, jede Rechenschaft erhaben, sitzt er in seiner kleinen Loge wie ein Richter im Gerichtssaale. Er weiß, daß jene abscheulichen Romanschreiber der Boulevards entsetzlich über ihn herfallen und ihm skandalöse Dinge nachsagen, daß sie ihn einen Mouchard, einen geheimen Polizeispion nennen; allein er lächelt darüber, zählt seine Fünffrankenthaler, grinst höhnisch, wenn er sie in den ledernen Beutel gleiten läßt, und denkt: Arme Schlucker; ihr jammert mich! was kümmert mich euer Schimpfen und Geschreibsel! Ich bin Rentier, wann ihr in irgend einem Spital am Sterben liegt und euch der Sarg des Armen, der Nasenquetscher, erwartet, oder wenn ihr vielleicht gar in Bicêtre die elende Suppe schlürft! Ich werde Rentier seyn und meiner Tochter eine hübsche Mitgift geben, wenn ich ihr in ihrem Hochzeitskleide nach dem Boulogner Gehölz folge! — Bah, unterschätzt mir den Concierge nicht; er hat sich bereits Renten gekauft; mit seinem Gelde hat Napoleon den Krimmkrieg und den italienischen Feldzug und den Feldzug in Mexico geführt; Mirès hat mit seinen Aktien-Unternehmungen auch ihn beschwindelt, und die Leute lachten ihn aus, daß er sein Geld auf diese Weise anlegte. Und doch erschien ihm diese Anlage so vortheilhaft, und er glaubte, man werde von seinem Patriotismus Wunder wie groß denken, daß er etwas für den Ruhm Frankreichs und für die Hebung der Industrie thue.

Abgesehen von der Schwäche, daß er sich in alle Geheimnisse und Verhältnisse seiner Hausgenossen mengt, ist der Concierge jedoch ein ganz respektabler Mann. Er ist immer auf seinem Posten, immer sehr höflich, immer pflichttreu und des in ihn gesetzten Vertrauens würdig. Du siehst gewiß nur sehr selten einen Concierge vor dem Zuchtpolizeigericht, denn seine Anfälle von Verschwendung und Schlemmerei versteigen sich nicht höher, als zu einem gelegentlichen Stehschöppchen bei der nächsten Weinschenke mit irgend einem Nachbar. An schönen Sommerabenden sitzt er mit seiner Frau und deren Freundin unter dem Thorwege und mustert gemächlich die Vorübergehenden. Im Winter sperrt er sich mit seiner Gattin und deren Freundin, meist einer Köchin oder einem Stubenmädchen aus der Nachbarschaft, in seine dünstige Loge ein, die von einer Oellampe mit einem darüber gestülpten Schild erleuchtet wird. Auf einem Brett neben dem Tische liegen die Briefe für die Hausbewohner; an der Wand hängen Reihen von Schlüsseln, welche die verschiedenen Wohnungen des Hauses öffnen. Die niedrige Höhle ist vollgestopft mit allem möglichen Gerümpel, Hausgeräthe und Gepäcke; an der Zimmerdecke ist ein Bett angebracht, das bei Nacht heruntergelassen wird. Seine Frau und ihre Freundin stricken und ziehen die Leute durch die Hechel; der Concierge aber, mit dem Cordon, der Schnur zur Hausthürschnalle, in der Hand, sitzt da, liest die Abendblätter und gibt die Neuigkeiten preis — falls er gerade bei guter Laune ist. Er ist ein Philosoph, den nichts aus dem Geleise bringt; er hat schon alle Phasen des Lebens gesehen; Hunderte von Hochzeiten und Leichenbegängnissen, häusliche Zwiste, Hinrichtungen, Verderben, wundersame Glücksfälle, Scenen von Liebe, Eifersucht und Verzweiflung — alle sind schon an diesem seinem kleinen viereckigen Fenster vorübergezogen. Wie oft hat er schon mit Hand angelegt, die schwarze Draperie vor dem Einfahrtthore aufzuhängen und die brennenden Kerzen um den Sarg in der Einfahrt aufzustellen, und zwar angesichts der Vorübergehenden, damit diese hereinkommen und Weihwasser auf den Todten sprengen möchten! Ich erinnere mich noch eines frostigen Dezembermorgens vor etwa zehn Jahren, wo ich der stolze Bewohner von Zimmern im ersten Stockwerk eines Studentenhotels in der Rue des Quatre Vents war. Diese vier Winde bliesen aber niemandem etwas Gutes zu. Das Schicksal hatte jedem Bewohner dieser Straße einen gewaltigen Schlag versetzt. Es war die Straße der großen Pariser Familie, der Herren von Habenichts. Der Morgen war eisig kalt, und ein scharfer Wind blies durch den langen staubigen Flur, welcher zu der Straße führte. Ich hatte mit den Concierges zu reden, mit Mann und Frau; sie hatten meine Briefe verwechselt und einige von meinen Zeitungen in das zweite Stockwerk hinaufgegeben. Als ich eilig nach dem erstickenden engen Loche vordrang, wo der Concierge und seine Frau ihre hageren Kniee an einem erstickenden kleinen Ofen rieben, fiel ich beinahe über eine lange schmale Kiste, welche auf dem einen Ende aufgestellt wie eine Leiter oder ein Balken, an der Mauer lehnte. Ich brachte meine Beschwerde vor, und begegnete jener niederschmetternden und nicht zu beantwortenden Demuth, durch welche meine Concierges in der Rue des Quatre

Bents sich auszeichneten. Die Armuth ist für die meisten Leute eine Bresche in ihren Verschanzungen, durch welche ein ganzes Rudel hungriger Wölfe auf sie losgelassen wird. Für meine demüthigen Concierges war es eine undurchdringliche Mauer, ein vollständiger Panzer. — „Sehen Sie, mein Herr, wir sind so arm," sagten sie, so oft ich ihnen etwas zum Vorwurf machte; „es thut uns sehr leid, aber wir sind so arme Leute." Man konnte doch unmöglich Leuten böse seyn, welche unsere Kniee flehentlich umfaßten. An jenem Dezembermorgen aber war ich fest entschlossen, recht unerbittlich zu seyn.

„Nein," rief ich, — „das ist unerträglich! Noch einmal, geben Sie mir meine Papiere!"

„Sie müssen heute früh wirklich Nachsicht haben, mein Herr, und Alles entschuldigen, zumal bei armen Leuten, welche ihr Möglichstes thun," versetzte der Concierge.

„Und weßhalb gerade heut Morgen?" rief ich gereizt; „gleich zum guten Anfang habe ich mir beinahe die Schienbeine entzwei geschlagen an einer großen tannenen Kiste, welche, Sie halbwegs über den Flur gestellt haben."

„Das ist keine Kiste, Herr; das ist — jenun, das ist Mademoiselle Lucille!"

Ich war über einen Sarg gestolpert, über den Sarg mit den Ueberresten einer Hausgenossin, welche ich Tag um Tag an dem Fenster gegenüber von meiner Wohnung hatte Wasser holen sehen; ich war zu dem Concierge gekommen, als man gerade die Zurichtungen zu einem bescheidenen Begräbniß unter dem Thorwege traf. Dieß legte mir Schweigen auf, und ich nahm von da an die verschiedenen Verstöße der armen Concierges ohne Beschwerde oder Tadel hin. Ich bin jetzt, wo ich jedenfalls in den Jahren stehe, welche den philosophischen Geist bringen, ganz entschieden der Ansicht, daß jene schlauen Concierges in der Straße der vier Winde Rentiers sind, und Seine kaiserliche Majestät im Aufbringen jener Millionen unterstützen werden, welche er „um des Gedeihens des Kaiserreiches willen" borgen muß.

Die Vorrechte des Concierge sind ganz erträglich — d. h. einträglich für ihn. Du mußt zusehen, wie er sich das dickste Scheit hinwegnimmt, wenn Du Dir einen halben Wagen voll Brennholz kaufst. Du bezahlst ihm die erwartete Entschädigung, wenn Du nach Mitternacht zu Hause kommst. Du mußt ihm die dicke Freundschaft hingehen lassen, welche zwischen ihm und Deiner Köchin sich heranbildet. Er muß es wissen, wann die Pfirsiche wohlfeil genug sind, daß Du Dir welche kaufen kannst, und daß Du Dich mit dem Schuhmacher über das Ausbessern eines Paars Schuhe gezankt hast. In jedes Detail Deines Vertrags mit dem Traiteur, welcher Dich verköstigt, ist er eingeweiht. Trinkst Du Bordeaux um 25 Sous per Litre, so weiß er es, sowie auch daß Du nur dann Burgunder holen lässest, wenn Du Gäste hast. Das Geflügel ist heute auf dem Markte für Madame zu theuer gewesen, wie ihm die Köchin mit einem Kopfschütteln gesagt hat, und er schließt daraus, daß Du bien peu de chose bist. Ein Bekannter in bedrängten Umständen hat Dich besucht, Du bist Arm in Arm mit ihm ausgegangen und er hat Dich geduzt; der Hausherr ist dreimal wegen seiner Miethe dagewesen, — das alles weiß der Concierge. Dieser Mensch hat das Vorrecht, seine Nase in Alles zu stecken, was in Deinem ganzen Hauswesen vorgeht, denn was er nicht selber wahrnimmt, das ermittelt er durch Deine Dienstboten. Du lieferst ihm den Stoff zu den Sonntagnachmittags-Plaudereien mit seinen Freunden.

Die Austernfrau, welche mit ihrer sorgsam in Stroh eingepackten Waare dort oben an der Ecke der Straße sitzt und auf Kunden wartet, Ellbogen an Ellbogen mit der Verkäuferin von gerösteten Kastanien, — jene rührige Alte, die den festesten Daumen hat, welchen ich je beim Aufbrechen einer Auster beschäftigt sah, ist schon seit 25 Jahren in dieser Straße des fashionablen Pariser Westends gewesen. Mit dem Rücken gegen den Eckstein der Rue de Grenoble gelehnt, hatte dieses aufmerksame scharf beobachtende Geschöpf den mörderischen Geschützdonner der Julitage von 1830, den dröhnenden Gesang des 'Mourir pour la patrie' vom Jahr 1848 mit angehört und das letzte Aufbrausen des Volkswillens gegen den Staatsstreich mit angesehen, und die ganze Zeit über mit ihrem gewaltigen Daumen Austern geöffnet. Dort sitzt sie noch, gesprächig, rührig, geschäftig und empfänglich wie jemals, — die auserwählte Vertraute aller Köchinnen und Thürhüter in der ganzen Straße. Dort unter ihrer schneeweißen Haube liegen, hübsch und dicht verpackt, die Archive sämmtlicher Küchen in der ganzen Straße; jeder Wink, jedes Gerücht fällt in ihr Netz; ihrem lebhaften Auge entgeht kein Mann, Weib oder Kind in der ganzen Straße.

„Madame Buisson ist ganz entzückt von Ihrem neuen Kleid, Madame," sagt die Köchin zu ihrer Herrin; „sie sah Sie gestern darin zum ersten Male."

„Ah, es freut mich sehr, daß ich Madame Buisson gefallen habe, Clemence!" entgegnet Madame; „aber bitte, wer ist denn eigentlich Frau Buisson?"

Clemence prallt zurück als stünde sie auf dem Theater, und will nicht glauben, daß Madame der Name von Frau Buisson nicht bekannt seyn soll. „Wie, Madame, Sie kennen sie nicht? Und Frau Buisson ist doch schon 25 Jahre in dieser Straße?"

„Das ist wohl möglich, Clemence; aber ich kenne sie trotzdem nicht; wer ist denn Madame Buisson?"

„Jenun, Madame, das ist ja die Austerfrau droben an der Ecke der Rue de Grenoble," lautet die Antwort der Köchin.

Kein Concierge würde sich das Vergnügen und den Gewinn von Madame Buisson's Bekanntschaft versagen; auch würde es dieser guten Frau niemals einfallen, sich ihren Vorrath von Klatsch und Skandal auch nur um eine Kleinigkeit dadurch zu schmälern, daß sie einen Mann beleidigte, welcher die Schlüssel eines Hauses in Händen hat.

Mein Concierge im Westende war einer von Madame Buissons Vertrautesten. Ich wohnte in einer sehr kurzen Straße und konnte von meinem Balkon aus Alles überschauen, was in derselben vorging. Wenn ich am frühen Morgen mein Fenster öffnete, so stand der Concierge schon auf der Vortreppe des Hauses und kühlte seine fieberglühende Nase in der Morgen-

luft oder plauderte mit dem Mann, welcher die Läden an seiner Lieblings-Weinstube abnahm, wo er so eben seine „Morgen-Erfrischung" geschlürft hatte. Er pflegte dann auf der Bank neben der Thüre der Weinstube zu sitzen und ließ seine Triefaugen an das große Haus jenseit der Straße schweifen, welches seine Domäne war. Ich fühlte dann, daß sein Auge bisweilen auf mir ruhte und daß ich mich ganz besonders zusammennehmen müsse. Er war ein mustergültiges Exemplar von einem Concierge in seinem sehr kurzen, plump geschnittenen Frack von schäbig grünem Tuch, einer Weste mit blanken Metallknöpfen und blauen Beinkleidern. Am frühen Morgen trug er Holzschuhe. Auf seinem weißen Haupte saß schief und unternehmend eine schnupftabaksbraune weite bauschige Mütze, deren Zipfel er immer seitwärts zog, damit sie ihn nicht in seinen Beobachtungen hindere. Es war keine große Abwechslung in seinen Morgenbeschäftigungen. Er wechselte einige Worte der Begrüßung mit dem Holz- und Kohlenhändler, der in seinem schwarzen Schuppen Holzscheite aufstaute. Der Bäcker, aus dessen Korbe die langen Laibe hoch über seinen Kopf emporragten, machte Halt, um mit ihm Neuigkeiten auszutauschen. Der geduldige Auvergnate, der mit seinen über die Schulter geschlungenen Wasserkannen durch die Straße keuchte, erwiderte seinen Morgenspaß, denn dem Gelächter nach wußte mein Concierge sehr witzige und lustige Dinge zu sagen, — wenigstens lachte er selbst sehr viel darüber, und schien auch von Zeit zu Zeit von irgend einem dankbaren Freunde aus der Straße mit einem Gläschen Wein regalirt zu werden. Es verlohnte schon der Mühe, ein Stündchen auf meinem Balkon zu verbringen, um das Rabelais'sche innere Behagen und zufriedene Lachen zu sehen, mit welchem er einem Freunde nach der Weinstube folgte, wenn ihn ein solcher auf ein Glas Wein einlud, oder die Gutmüthigkeit, womit er seinem augenblicklichen Wirthe auf die Schulter klopfte, wenn sie nach einigen Minuten dann wieder herauskamen und mein Concierge seine Stelle auf der Bank wieder einnahm. Wir nannten ihn scherzweise nur die Spinne, denn er fing im Verlauf eines Morgens manche solcher Fliegen, wenn ihn die durchdringende Stimme seiner theuren Ehehälfte nicht von seinem Posten abrief, und zur Erledigung irgend einer der mancherlei Pflichten seines verantwortlichen Postens entbot. Wurde er auf solche Weise abberufen, so nahm er alsbald ein ernstes, würdevolles gesetztes Benehmen und die Miene eines Beamten an, wischte sich sogleich die weinfeuchten Lippen mit dem Aufschlag seines Aermels ab, brachte den Zipfel seiner Mütze in eine passende Lage, entbot zu seiner Hülfe jede Spur von Würde, die er noch in sich fühlte, und schritt dann über die Straße hinüber, um zu sehen, wer denn eigentlich an den Pforten seines Reiches poche.

Dieser Concierge war zwar in seiner Weise ein bon vivant; allein er ließ sich durch seine Vorliebe für die guten Dinge dieser Welt niemals von der gewissenhaften Erfüllung seiner Berufspflichten abbringen. Er war so streng wie ein Oberst, der an die Spitze seines Regiments berufen worden ist. Seine Freunde konnten mit ihm scherzen, wann er außer Dienst war; allein er war treu wie Stahl, wann er an der Thür seiner Portiersloge stand und jemand musterte, der die Treppen hinauf wollte. Wenn jemand, der meine Wohnung kannte und mich schon zwanzig Male besucht hatte, sich erkühnte, an seiner Loge vorbei zu eilen und an meiner Klingel zu ziehen, ohne sich einer vorhergehenden Besichtigung unterworfen zu haben, so pflegte der Concierge ihm stets die Treppe hinauf zu folgen und ihn zur Erklärung oder respektive Rechtfertigung aufzufordern. Gutmüthige Besucher lachten nur darüber; die reizbaren aber gaben nicht eben die freundlichsten Antworten. Ein Italiener, der mich häufig besuchte, sagte mir eines Abends: „Wissen Sie, daß, wenn ich nicht die höchste Hochachtung für Sie hätte, ich Ihren Concierge geohrfeigt haben würde?" — Ich bin von mir aus überzeugt, daß ich gar nicht tödtlich beleidigt gewesen wäre, wenn er dieser seiner Neigung nachgegeben hätte. Ich erfuhr später, daß meine Köchin und der Concierge dem Italiener seinen gebührenden Platz angewiesen hatten; sie waren darüber einverstanden, daß er nicht viel werth sey, und die Köchin motivirte dieß damit: „Ich öffnete ihm die Thüre und er fragte mich, ob der Herr zu Hause sey, ohne mir auch nur guten Tag zu sagen."

Eines Tags ging ich in großer Eile an der Portierloge vorüber, da schoß der Concierge heraus und hinter mir her. Er war in aufgeregtem Zustande, und in diesem pflegte er seine Gesichtszüge auf die lächerlichste und greulichste Weise zu verzerren, worauf dann immer unfehlbar nachstehendes Zwiegespräch zwischen ihm und seinem Weibe — einer stattlichen stämmigen Person, die ihn in ihren Reticule hätte schieben können — stattfand. „He, mach' keine Grimassen!" rief die Dame meist gebieterisch; ihr Eheherr blickte sie dann mit einer Geringschätzung an, deren Grad sich immer nach der Anzahl der Gläser Wein richtete, die er im Verlauf des Morgens getrunken hatte. Sie kreuzte dann die Arme, machte eine halbe Schwenkung und stellte sich so, daß sie den Ausdruck in dem Gesicht ihres Gatten genau beobachten konnte, und rief dann in noch befehlshaberischerem Tone: „Ich sage Ihnen, Monsieur, machen Sie mir keine Grimassen!" — worauf dann Monsieur, ohne seiner Gattin für einen Augenblick das Gesicht zuzuwenden, zu antworten pflegte: „Was geht das Sie an, Madame?" wobei er ihr dann den Rücken zuwandte und die ganze Zeit über seine Unterhaltung fortsetzend sie in die Loge zurückdrängte.

Diese Scene ward denn auch pünktlich aufgeführt, als ich damals beim Ausgehen angehalten ward, um eine Beschwerde anzuhören. Der Concierge zog seine braune Mütze ab, lachte unterwürfig, der Spitzbube! und hub in seiner süßesten Stimme an: „Monsieur wollen mir verzeihen, aber ich habe Ihnen eine kleine Bemerkung zu machen!" — „Nun?" versetzte ich ungeduldig; „reden Sie!" — „Es war vergangene Nacht zwölf Uhr vorüber, als Monsieurs Gäste weggingen. Ich habe einen leichten Schlaf . . ." — „Nun?" fiel ich ihm barsch in's Wort, da sich zu meiner Ungeduld auch noch Aerger gesellte. — „Ich wollte mir nur eine kleine Bemerkung gegen Monsieur erlauben, — ob nämlich seine Gäste nicht früher weggehen könnten — das ist Alles. Die Glocke schlägt gerade

neben meinem Ohr, wenn ich im Bette liege, und die Nächte werden nachgerade kalt." — „Wie?" versetzte ich eisig kalt, „wollen Sie von mir verlangen, daß ich in meinem Salon aufstehe und sage: 'Meine Damen und Herren, es ist eilf Uhr vorüber und mein Concierge wünscht, daß Sie sich entfernen, denn er hat einen leichten Schlaf?'

„Halt' Dein Maul!" rief Madame ihrem Gatten zu und kam noch einmal aus der Loge herausgesprungen; allein ihr Gatte nahm keine Notiz davon, kehrte ihr noch einmal den Rücken und trieb sie hinein; dann sagte er zu mir: „Monsieur wird meine kleine Bemerkung entschuldigen!"

Der Concierge nahm seine Rache. Ich mußte tägliche Klagen hören: die Miethsleute im zweiten Stockwerk waren durch unser Piano gestört worden, die Knaben hatten auf der Treppe gepoltert, das Mädchen hatte der Frau des Concierge in's Gesicht gelacht. Madame Buisson, die Austerfrau oder écaillère mit dem kräftigen Daumen, drüben an der Ecke, schlug sich auf die Seite des Portier und sammelte für ihn Skandal über uns ein. Es ging Gasse auf und Gasse ab das Gerücht, unsre Waschfrau habe an Einem Tage viermal wegen ihrer Rechnung kommen müssen. Ich muß der schönen Austernhändlerin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie aus dieser wahren Thatsache meisterhaft Skandal zu machen verstand, denn es war wirklich erwiesene Wahrheit, daß die Waschfrau wegen Bezahlung ihrer Rechnung vier mal an Einem Tage dagewesen war. Hatten wir alle zusammen keine 20 Franken im Vermögen? aus was für einem bessern Teig waren wir denn? diese arme Frau konnte uns nicht borgen; sie brauchte ihr Geld selber. Wir sollten eine wohlfeilere Wohnung nehmen. Der Concierge nahm die Austerfrau zum Zeugen, daß er niemals viel auf uns gehalten hatte. Soviel ward zu unseren Ungunsten hergestellt. Clemence, die Köchin, stellte sich ganz verzweifelt und gelobte Rache an den bösen Zungen, welche uns so verlästert hatten, allein so wie der Fall nun stand, brachte es uns nur Nachtheil. Diese kleine Bosheit, welche sie an uns übte, stellte die Austerfrau noch nicht zufrieden. Wenn sie sich einmal herabließ, ein Schwert zu schwingen, so sollte die Welt auch erfahren, daß es ein zweischneidiges sey. Sie schwang es daher auch gegen die Waschfrau: diese bedurfte dringend ihr Geld, weil ihr Liebhaber gerade an jenem Morgen alle Beziehungen zu ihr abgebrochen hatte und sie darum entschlossen war, sich in der Weinstube reichlich darüber zu trösten. Als sie der Geschichte diesen letzten rührenden Anstrich gegeben hatte, gefiel dieselbe der ganzen Straße. Ich glaube, unser Dienstmädchen erklärte in ihrer Herzensunschuld, daß die Wäscherin zweimal da gewesen, ehe noch die Familie aufgestanden, und dann wieder gekommen, als alles ausgegangen war, und daß die Waschfrau dann erst am Nachmittag ihr Geld bekam. Allein diese Erläuterung entlockte der Austerfrau nur ein höhnisches Gelächter: sie schüttelte ungläubig den Kopf und wollte sich ihren scharfsinnig aufgebauten Klatsch nicht verderben lassen.

Erging es mir schlecht, so wurde dem Entresol und dem zweiten Stockwerk noch schlimmer mitgespielt. Aufs tiefste verletzt von der stündlichen Spionage der Concierges, zogen die Leute im Entresol eines Morgens plötzlich aus, suchten sie eine andre Wohnung und waren bis zum Abend schon in ihrem neuen Quartier; — während die Leute im zweiten Stockwerk — es waren Polen und zwar sehr mysteriöse Leute — nach der Darstellung des Concierge von ihm „hinausgewiesen" wurden, weil der Herr immer erst spät in der Nacht nach Hause kam. Begreiflicherweise entgingen diese Polen den Klatschereien der Nachbarschaft nicht: der Concierge erzählte der Austerfrau und diese der Schusterfrau in der Schuhbude auf dem Madelaine-Markte, und diese wieder unserer Köchin: die polnische Dame sey den ganzen Tag hindurch weinend in ihrem Zimmer gesessen. Die ganze Straße wußte, daß der Pole einen Regenschirm gekauft und mit zwanzig Franken bezahlt, daß aber seine Frau, bevor der Schirm noch vierundzwanzig Stunden im Besitz seiner Familie gewesen sey, denselben in einem Omnibus habe stehen lassen, worüber der Pole ganz wüthend gewesen sey. Ich glaube, der Concierge hat dieses Mißgeschick der Polen mit einem Extra-Glase Wein gefeiert.

Wir folgten bald darauf dem Beispiel des Entresol und zogen ebenfalls aus. Wenn dieser Concierge kein Polizeispion, kein Mouchard war, so hatte er seine Bestimmung verfehlt. Er hatte seine Nase in jeder Tasche voll gerösteter Kastanien, die man in das Haus brachte. Vergebens rief ich: „cordon s'il vous plait!" in solch einschmeichelnder Stimme, als wollt' ich einen Vogel zu seinem Stückchen Zucker locken, — ich mußte stets erst die Musterung des Concierge passiren, bevor ich auf die Straße treten durfte. Wenn ich nach Hause zurückkehrte, und die Klingel zog, so erschien ein braunes, zusammengeschnurrtes, runzelvolles Gesicht, das nicht mehr Gestalt noch Farbe hatte als ein vertrockneter Apfel, unter dem kleinen Fenster in der Thüre und unterwarf mich erst einer zweiten forschenden Untersuchung, ehe ich in's Haus treten durfte. Ich habe im Verlauf meines Pariser Aufenthalts eine Menge Erfahrungen mit allen möglichen Concierges gemacht; allein mein vorhin erwähntes Exemplar von dem zechenden, klatschenden, händelsüchtigen, lauernden, anmaßenden und unzufriedenen Concierge, welcher unter seiner schnupftabakbraunen Mütze alle Laster seiner Klasse vereinigt und der, wie ich inzwischen erfahren habe, eine tendresse für die Austernfrau hat, ist doch der Typus für die ganze Klasse.

Der Concierge in meiner neuen Wohnung — ich faßte mir ihn genau in's Auge, bevor ich mich auf einen Miethvertrag wegen der Wohnung einließ — war ein einfacher Handwerksmann, still und ruhig, der sich immer nur um seine eigenen Geschäfte kümmerte. Am Morgen hüllt er sich in eine blaue Schürze, die ihm vom Kinn bis auf die Zehen reicht, wichst Stiefeln, besorgt Ausgänge, gibt Briefe ab, kurzum ist zu jeder Dienstleistung bereit und zwar immer mit williger Miene. Ich habe nur einige seinesgleichen kennen gelernt: — einen oder zwei in Studenten-Wohnungen in der Nähe des Pantheon, einen in der Rue d'Angoulême St. Honoré (wo die Leute es für ihre Pflicht erachten, sich ein Ansehen zu geben), und einige andere in Bürgerhäusern von anspruchslosem Aussehen. Aber

der Concierge ist ein Spion und eine Landplage, gleichviel ob er freundlich oder feindselig, offen oder lauernd ist, und immer voll Klatsch und Lästersucht. Er ist die bête noire der Pariser. Sie schießen figürlich auf ihn mit kleinem Hagel, sie machen ihn zur Zielscheibe ihres Spotts; er liefert den wohlfeilen Journalen Tausende von Späßen; er begegnet am Neujahrstage einem allgemeinen Hohngelächter, wenn er am Morgen an den verschiedenen Thüren und Wohnungen des Hauses pocht, seinen Neujahrswunsch vorbringt und als Erwiderung des Geschenkes, das er empfängt, ein paar Orangen daläßt. Dieß ist seine Manier, den Miethsleuten zu verkündigen, daß er ein solides Neujahrsgeschenk in Geld erwartet, und seine Erwartungen trügen nicht: er erhält reiche Geschenke, denn man reicht sie ihm aus Furcht. Es ist längst schon eine allseitig anerkannte Erfahrungssache, daß es klug ist, auf gutem Fuße zu stehen mit dem Mann, welcher die Thüre unsers Hauses bewacht, unsere Briefe in Empfang nimmt und viele unserer Geheimnisse kennt. Man verlacht, verspottet, verhöhnt ihn, aber er bleibt doch mächtig und stark. Seine Tyrannei macht sich zu jeder Stunde des Tages fühlbar, aber Paris muß von Neuem aufgebaut werden, ehe er abgeschüttelt werden kann. Er kann wegen Vertrauens-Mißbrauch oder Unterschlagung gestraft werden; ein Miethsmann kann den Hausbesitzer zwingen, daß er den Concierge entlasse, wenn dieser sich schlecht aufführt, – vorausgesetzt nämlich, daß der Miethsmann den Namen und Wohnort des Hausbesitzers kennt, der außer den Beamten des Steuer-Katasters und der öffentlichen Grundbücher oft nur seinem Notar und dem Portier bekannt ist, denn gar viele Pariser Häuser sind Spekulanten in Zeitpacht gegeben, welche sich durch die Wiedervermiethung der einzelnen Wohnungen einen Unterhalt erwerben, und wieder andere Häuser gehören Leuten, die nur ihre Rente aus den vermietheten Wohnungen ziehen, sich aber nicht mit den ewigen Klagen und Ansprüchen der Miethsleute herumplacken wollen, und daher dem Concierge die ganze Regelung der Hausordnung überlassen, oder die gar nicht in Paris leben und den Einzug der Miethzinse und alles Weitere nur ihrem Notar oder Geschäftsmann überlassen, der nun seinerseits das ganze Geschäft wieder dem Concierge überträgt. So lange daher der Concierge nur ein gedankenloser oder leichtsinniger Schwätzer und Verhetzer, ein boshaftes Lästermaul oder ein anmaßender Bengel ist, der durch ein hochmüthiges Ueberschätzen seiner eigenen Bedeutung unbequem wird, muß man ihn nicht nur toleriren, sondern ihm sogar noch gute Worte geben. Eines Parisers Haus ist nicht seine Burg, sondern diejenige seines Concierge, der manch liebes Mal den Hausbesitzer selbst genugsam chicanirt.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von Alligatoren.

Es ist eine dankenswerthe Errungenschaft der neueren Naturgeschichte und Länder- und Völkerkunde, daß gewisse Thiere der Schauer-Romantik und der Fabeln entkleidet werden, welche sich gewöhnlich an sie heften. So ist es namentlich mit dem Krokodile, von welchem man uns in unserer Jugend solchen Schreck einzuflößen suchte. Die Meisten von uns erinnern sich noch, in Raff und anderen Kinder-Naturgeschichten gelesen zu haben, das Krokodil ahme das Winseln und Wimmern eines kleinen Kindes nach, um damit die Unvorsichtigen und Arglosen anzuziehen und in's Verderben zu locken. Diese Fabel ist schon seit langer Zeit entkräftet, und mit ihr mancher andre landläufige Irrthum. Gleichwohl gilt das Krokodil noch immer bei jedermann — ausgenommen die Anglo-Indianer, die Nilreisenden und diejenigen, welche im tropischen Amerika und im Süden der Vereinigten Staaten gelebt haben oder längere Zeit gereist sind, — für ein eben so eckelhaftes als gefährliches und tückisches Thier, und steht in einer weit größern Furcht, als es sie eigentlich verdient; denn wenn man wenigstens das amerikanische Krokodil, das ich aus eigener Anschauung kenne, genau beim Lichte betrachtet und ihm dicht auf den Leib rückt, so gibt es kein feigeres ärmlicheres Thier. Ich habe Jahre-lang im südlichen Texas und in Louisiana gelebt, wo es Alligatoren genug gab, und wo man sie im Sommer zu Hunderten an den Ufern der mächtigen Ströme, der träge fließenden Bayeus und der stillen Seeen im Urwalde liegen sah, wo sie sich in der heißen Sonne wärmten; aber der mehr physische Widerwille, den mir diese großen Lurche einflößten, wich bald einer gründlichen Verachtung, als ich mir Mühe gegeben, die Alligatoren, ihre Lebensweise und ihren Charakter genauer zu beobachten.

Der weibliche Alligator macht sich ein Nest von Gras am Ufer irgend eines Flusses oder tiefern Gewässers, und legt in dieses Gras, welches er mit seinen Zähnen abschneidet, seine Eier. Bei jedem Eierlegen überträgt er das Nest mit einer neuen Schichte Gras, bis dasselbe das Ansehen eines ziemlich langen Heubündels hat, das gewöhnlich sechs Fuß lang und drei Fuß breit, sowie drei bis vier Fuß hoch ist. Da nun dieses Gras grün eingesammelt wird, so tritt in demselben eine Gährung ein, wobei eine bedeutende Wärme-Entwickelung stattfindet, und diese Wärme, in Verbindung mit derjenigen der südlichen Sonne, brütet die Eier in ungefähr dreißig Tagen aus. Die Eier sind flach und oval, mit einer lederartigen schmutzig-weißen Haut bedeckt, und unterscheiden sich nur durch ihre Größe von den Eiern von Schlangen oder Schildkröten. Den Eiern sollen einige Raubvögel, namentlich Krähenarten, nachstellen; doch habe ich selbst hierüber nichts beobachtet. Sobald die Jungen aus ihrer häutigen Schale ausgeschliest sind, gehen sie in's Wasser und äsen sich von Insekten, Wasserlarven, Fröschen, Schnecken oder von irgend welchem todten thierischen Stoffe, den sie etwa zufällig finden, und wachsen ganz ohne mütterliche Aufsicht und Pflege auf, denn die Mutterpflicht des weiblichen Alligators beschränkt sich nur auf die Anlage des Nestes und das Eierlegen in dasselbe. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, ob das Wachsthum der jungen Alligatoren ein rasches oder langsames sey; doch möchte ich an das letztere, sowie an

eine ungewöhnlich lange Lebensdauer des Thieres glauben. In Texas und Louisiana kommen zweierlei Arten von Alligatoren vor, nämlich der sogen. Brillenkaiman, *Crocodilus sclerops*, welcher zwischen beiden Augen eine Querleiste hat und selten über zehn Fuß lang wird, und sich durch eine kürzere Schnauze auszeichnet, der eigentliche Kaiman des tropischen Amerika, — sowie ferner der eigentliche Alligator oder das Hecht-Krokodil, *Cr. lucius*, kenntlich an seiner in die Länge gezogenen Schnauze, die viele Aehnlichkeit mit derjenigen eines Hechts hat. Dieser Alligator wird größer als der vorige und gilt für weit gefährlicher oder bösartiger, aber mit Unrecht. Daß er eine Länge von zwanzig Fuß erreichen kann, ist möglich; aber Thatsache ist, daß um den Preis von 250 Dollars, welchen der Staat Louisiana demjenigen aussetzt, der einen Alligator von vollen zwanzig Fuß Länge verweisen könnte, sich niemals ein Bewerber zu melden im Stande war, obschon Alligatoren von 17 rhein. Fuß Länge häufig erlegt werden.

Die erste genauere Bekanntschaft mit dem Alligator machte ich auf dem Hall's Bayou, einem kleinen Flusse des Festlandes, etwa vier deutsche Meilen von der Stadt Galveston in Texas, welche letztere bekanntlich auf einer gleichnamigen Insel von etwa sieben deutschen Meilen Länge und ¾ Meilen Breite liegt, die die Galvestonbai von dem mexicanischen Meerbusen abschließt. Am östlichen Ende dieser Insel befindet sich ein tiefer Kanal, zwischen Bai und Meerbusen, durch welchen die größten Schiffe aus- und einlaufen können; am westlichen Ende der Insel dagegen ist nur ein sehr schmaler Paß, welcher diese gerade vom Festlande trennt. — Ich war mit einem Jäger Namens Green, der sich seinen Lebensunterhalt hauptsächlich damit verdiente, daß er Hirschfleisch und andres Wildpret auf den Markt von Galveston lieferte, auf eine Jagd-Expedition gegangen. Wir waren in der kleinen, mit einem Halbdeck versehenen Schaluppe, worin Green gewöhnlich zwischen dem Festland und der Stadt Galveston hin und her segelte, nach diesem Bayou gefahren, auf demselben etwa eine Wegstunde weit stromaufwärts gerudert und nun am Ufer vor Anker gegangen, indem wir unser Fahrzeug eben so gut wie möglich an einem Baume angebunden hatten. Wir hatten sodann verschiedene Richtungen eingeschlagen, um auf Hirsche zu pürschen, und es war mir nach einer Wanderung von ungefähr einer Stunde gelungen, ein kaum jähriges Schmaltbier zu schießen, das aus einem kleinen Gebüsch von wilden Myrten aufgestanden war. Dieß hatte ich sogleich aufgebrochen und über die Schulter geworfen und mich damit auf den Heimweg nach unserm Boote gemacht. Hier trank ich ein Glas schwachen Grog, machte mir ein Zelt aus dem Segel und legte mich, ermüdet wie ich war von den Strapazen unter einer glühenden Sonne, an die ich damals noch gar nicht gewöhnt war, auf dem Verdeck zu einem Mittagsschläfchen nieder. Ich war zu müde und zu aufgeregt und die Hitze zu groß, als daß ich schlafen konnte, und überdem quälten mich unzählige Fliegen und Insekten, welche mich fortwährend mit lautem Summen umschwärmten und es namentlich auf eine genaue Untersuchung meiner Nase und Ohren abgesehen zu haben schienen, oder vielleicht auch, von einer sehr verzeihlichen Neugier getrieben, ermitteln wollten, wie denn das Blut eines jungen Deutschen schmecke, der erst vor Kurzem die heißen Niederungen von Texas betreten hatte. Genug, ich war gerade etwas eingeschlummert, als mich einige rasche Rucke am Schooß meiner Blouse weckten. Dieser Theil meines Jagdhemdes nämlich, der von dem Schweiß des erlegten Schmaltbieres gut getränkt war, war, weil ich auf demselben lag, unter dem um das Deck der Schaluppe herumlaufenden Geländer hervor halb über das Deck heruntergegleitet, und hing also über die Seite des Boots beinahe bis zum Wasserrande hinab. Betroffen richtete ich mich vorsichtig auf, blickte über die Schulter und bemerkte einen großen Alligator, der mein Jagdhemd mit seinen Klauen herunterzukratzen versuchte, da er — vermuthlich weil dasselbe zu dicht an den Planken des Boots hing, nicht mit seinen Zähnen packen konnte. Ich zog das Jagdhemd und mich selber zurück, langte behutsam nach meiner Büchse, spannte den Hahn und blickte wieder über die Brustwehr hinab; allein das Krokodil hatte offenbar Lunte gerochen und war verschwunden. Als mein Gefährte Green etwa eine halbe Stunde später zurückkehrte, erzählte ich ihm den Vorfall. Er setzte sich sogleich in den Stern des Boots, spannte den Hahn seiner Büchse, und hieß mich dieselbe Lage wie zuvor anzunehmen und den Schooß des Jagdhemds wieder etwas über den Rand des Boots hinunter hängen zu lassen, was ich auch that. Etwa nach einer Viertelstunde kam ein Blitz, ein Knall wie von einer Peitsche und ein großes Geplätscher im Wasser. Der Alligator war zurückgekehrt und Green hatte ihn in's Auge geschossen, worauf er nach mehrmaligem Auf- und Untertauchen und einigen wüthenden Schlägen mit seinem Schweif, die das schlammige Wasser zu Schaum aufpeitschten, aus unseren Blicken versank, um zu verenden. Ungefähr eine Woche später fanden wir den Körper des Alligators, der von den Gasen aufgetrieben wieder flott geworden und von der Strömung mitgerissen worden war, auf einer Sandbank an der Mündung des Bayou gestrandet; wir brachen ihm die Fangzähne aus, welche hohl sind und, wenn sie geschnitzt werden, wunderhübsche Pulvermaße für Büchsen abgeben. —

Ich war einmal zum Besuch auf einer Pflanzung; am Ende der Lichtung, im Walde, lag ein sehr großer See. An einem sehr heißen Juli-Nachmittage machte mein Wirth den Vorschlag, wir wollten unsere Büchsen nehmen und einige Alligatoren schießen, deren es in jenem See eine Menge geben sollte. Wir ließen nun einen kleinen Nachen vom Flusse aus, welcher die Pflanzung begrenzte, über Land nach dem See bringen und dort flott machen; einer der Neger setzte sich als Ruderer in das Vordertheil des Kahns, während wir unsern Standort im Stern desselben nahmen. Langsam dem Ufer entlang rudernd, schossen wir siebenundzwanzig Stück, bis unsere Kugeln zu Ende waren und wir umkehren mußten, obschon noch eine Menge solcher Alligatoren sich am Ufer sonnten. Unter allen denen, die wir sahen, war kein einziger, der über 12 Fuß in der Länge messen mochte; aber ich habe häufig Exemplare geschossen, welche 15, 16, ja 17 Fuß lang waren.

Die kleineren Exemplare sind schon mit einem starken Schrotschuß von grobem Hagel oder Rehposten zu erlegen, den man ihnen auf 36—40 Schritte auf Kopf und Nacken gibt. Die größeren Thiere schießt man mit der Kugel auf's Auge oder Ohr; die konischen Geschosse der amerikanischen Büchsen dringen jedoch durch jede Hornplatte am ganzen Körper des Alligators, und ein Schuß durch den Rückgrat genügt schon, daß sie daran, wenn auch nicht sogleich, eingehen.

Im Ganzen thun die Alligatoren keinen großen Schaden. Hornvieh und Pferde fallen ihnen nur selten als Beute zu; dagegen Schweine ziemlich häufig, da dieses Borstenvieh die ganz besondre Liebhaberei hat, an den schlammigen Rändern dieser Waldseeen und langsam strömenden Flüsse sich im Schlamme zu wälzen, wo sie von den Alligatoren leicht überrascht und gepackt werden Der Alligator erfaßt seine lebende Beute mit den Zähnen und taucht mit ihr unter das Wasser bis er sie ertränkt hat; dann schleppt er sie an's Ufer oder auf eine Sandbank oder ein Eiland und verzehrt sie.

Die Alligatoren reisen oft meilenweit durch den Wald oder über die Prairie hin von einem Strom zum andern, und ich habe sie auf meinen Jagdausflügen oft an Orten überrascht, wo sie auf eine Entfernung von einer Wegstunde keinen Tropfen Wasser mehr hatten. Eines Tags fand ich einen Alligator, der ungefähr 11 Fuß lang war, wie er sich auf einem hohen weißen Sandhügel, etwa 250 Schritte von einem See entfernt, sonnte. Ich nahm meine Büchsflinte in die linke Hand, einen starken Prügel von Cedernholz, so dick wie mein Handgelenk, in meine Rechte, und trat zwischen ihn und das Wasser. Da mir das Thier fest zu schlafen schien, so gab ich ihm einen wuchtigen Schlag auf die Nase, um damit seine Aufmerksamkeit wieder auf die Sorgen und Mühen des wachen Lebens zu lenken. Das Thier öffnete seine Kinnladen ein wenig, zischte und fauchte nach mir ganz erbost wie ein alter Gänserich, und machte sich sogleich auf die Beine, aber wie mich dünkt nicht um mich anzugreifen, sondern um sich nach dem Wasser auf den Weg zu machen. Noch ein paar weitere wuchtige Streiche auf seine Nase brachten es jedoch zum Stillestehen; es öffnete seine großen Kinnladen, welche ein wirklich furchtbares Zahnwerk zeigten, und schlug sie mit einem Klaps zusammen welcher klang als ob man zwei steinerne Wurfscheiben plötzlich an einander schlage. Als der Alligator dann wieder den Rachen öffnete, stieß ich ihm meinen Cedernknittel hinein, welchen er zwischen seinen Zähnen zermalmte, als ob es Schwefelhölzer gewesen wären. Ich mußte meinen Versuch, wie weit man das Reizen und Necken treiben dürfe, um das Thier zum Angriff zu bringen, jedoch aufgeben, weil mein Hund heran kam; ich hielt ihm also die Mündung meines Flintenlaufs dicht an's Ohr, drückte ab und zerschmetterte ihm den Kopf in viele Stücke. Mein Hund hatte im Walde irgend ein Wild gejagt, und ich fürchtete, der Alligator möchte ihm Schaden zufügen, und meine arme Diana war mir in diesen Wildnissen von allzu großem Werthe, als daß ich es riskiren konnte, wenn dem Thiere irgend ein Unfall zustieß.

Ich habe einige Fälle gehört, wo kleine Negerkinder den Alligatoren zur Beute wurden, aber es ist mir in zehn Jahren nicht ein einziges verbürgtes Beispiel zu Ohren gekommen, wo ein erwachsener Mensch, weder ein Weißer noch ein Schwarzer, von Alligatoren getödtet worden wäre. Am San Jacinto habe ich sogar einen Hund getroffen, welcher dem Fährmann gehörte, und bei welchem in Folge von Erziehung und Gewohnheit die Geringschätzung gegen die Alligatoren so eingewurzelt war, daß er sie gar nicht fürchtete. Er war schon oft von ihnen gejagt worden, hatte sie aber stets durch Bellen und durch ein kühnes Auftreten im Schach gehalten; auch nahm der Hund gar keinen Anstand über den Fluß hinüber zu schwimmen.

Je mehr sich Louisiana und Texas bevölkern, desto seltener werden die Alligatoren werden; man führt allenthalben einen erbitterten Krieg gegen sie, und der Sieg ist einem guten Schützen leicht gemacht. Künftighin werden die Krokodile sogar noch häufiger und erbitterter verfolgt werden, denn man hat gefunden, daß ihre Haut ein sehr zähes, dauerhaftes und wasserdichtes Leder gibt, das zu Kutschendecken, Sätteln, Stiefeln und Schuhen ganz vortrefflich paßt. Früher bestanden einige Gerbereien in der Nähe von New-Orleans, welche solches Leder bereiteten, und kurz bevor ich Amerika verließ, noch wenige Monate vor dem Ausbruch des jetzigen Krieges, war in Galveston eine Firma aufgetaucht, die sich auf die Anfertigung dieses zähen geschmeidigen Leders in großem Maßstabe legen wollte. Ich selbst habe nie Schuhe oder Stiefeln von diesem Leder getragen, aber sie zuweilen bei einigen Pflanzern gesehen, welche sehr damit zufrieden waren.

Man riecht die Nähe des Alligators leicht, denn er verbreitet einen unangenehmen moschusartigen starken Geruch, welcher von zwei kleinen, an der Kehle befindlichen Drüsen herrührt. Hunde wittern ihn leicht, wenn man ihnen einmal die Nase mit diesen Drüsen bestrichen hat. Kleine Alligatoren sind leicht zu fangen und in Galveston immer lebendig zu bekommen, wo man sie an die Kapitäne der dort einlaufenden Kauffahrteischiffe verkauft, die sie dann nach Europa mitnehmen, um sie an Museen, zoologische Gärten u. s. w. zu verkaufen.

Alligatoren, Krokodile, Schlangen, Eidechsen, Scorpione, Taranteln, Tausendfüße und ähnliches Ungeziefer der Tropenländer gelten nur in den Augen der Europäer für schlimme Nachbarn. Den Bewohnern der Gegenden aber, wo sie vorkommen, verursachen sie nur wenig Kopfzerbrechen.

Clemens C. Münch.

Caroline Perthes.

Ein Musterbild aus dem Frauenleben.

(Fortsetzung.)

Perthes' häufige Abwesenheit von Hause verursachte Carolinen lange nur Unbehagen und Bangigkeit; allein allmählig erlangte sie eine ruhige Zufriedenheit mit ihrem Loose, und war nicht unruhig, wie anfangs, wenn ihn die Geschäfte zwangen,

sein Haus auf einige Zeit zu verlassen. Einzelne Aeußerungen von ihr zeigen, wie genau sie sich selbst kannte und wie unpartheiisch sie sich beurtheilte. »Mit mir ist es noch immer die alte Sache: ich will sehr viel und kann sehr wenig,“ schrieb sie einmal an die Gräfin Sophie Stolberg. — Und ein ander Mal schrieb sie im Frühjahr 1804 ihrem Gatten nach einer Abreise: »Agnes läßt Dir sagen, Du möchtest glücklich über das Wasser kommen, und ist betrübt — meine Tochter; Matthias will nur wissen, wie es mit seinem Schaukelpferde wird — Dein Sohn.“ — Einen eben so tiefen als erfreulichen Einblick in ihr seltenes Gemüth läßt aber nachstehender Brief von ihr thun, den sie einmal ihrem Gatten in die Ferne schrieb: »Ich habe eben hinausgesehen in's Freie und an Dich gedacht. Herrlich ist die Nacht mit ihren funkelnden Sternen; sieht Dich in Deinem Wagen der eine heller als die andern an, so soll er Dir Liebes und Gutes überbringen und nichts Betrübtes, denn mir ist nicht mehr so wehe, wie wohl früher wenn Du verreistest; aber ich weiß gewiß, daß darin nicht Abnehmen der Liebe ist. Könnte ich es Dich nur einmal ganz wissen lassen, wie ich wirklich zu Dir stehe, so würdest Du Deine Freude daran haben; aber was ich auch sage und schreibe, es bleibt immer ein unverständlich Ding und ist nicht das Lebendige, was ich in mir trage. Wenn Du mich nach diesem einmal ohne Worte wirst verstehen können, dann erst wirst Du besser merken, was und wie ich es eigentlich gemeint habe.«

Manche Gattin und Mutter mag in der Lage seyn, den Finger auf die unten folgenden Worte zu legen und zu ihrem Gatten zu sagen: Ich fühle das alles, aber ich vermöchte es nicht auszudrücken; und für manchen Gatten und Vater möge diese Aeußerung daher ein Mittel seyn, ihm das innere Wesen und Gefühl in dem Herzen einer Gattin zu enthüllen, welche nicht in solchem Maße die Gabe poetischen Ausdrucks hat, wie Frau Perthes, und die da wähnen mag, man würde sie eine kleine Närrin schelten, wenn sie anders als mit der That alles das äußerte, was sie fühlt; mancher Gatte mag daraus entnehmen, daß er auch im Herzen seiner Frau einen weit reichern Schatz von wahrer Liebe, als er nur muthmaßt und ahnt, besitzt. »Mein lieber Perthes,« schrieb ihm Caroline am siebenten Jahrestag seines ersten Liebesgeständnisses; »heute ist der 30. April und gerade 9 Uhr. Weißt Du wohl, heute vor sieben Jahren, gerade in diesem Augenblicke? Gott sey gelobt aus Herzensgrund, der mich Dir in den Sinn gab. Eben habe ich die Kinder besehen, die schon im Bette liegen, und Dich habe ich im Herzen; so sind wir denn, obschon Du weit entfernt bist, alle beisammen und segnen den lieben Augenblick, in welchem Du vor sieben Jahren mich ansahest und mir sagtest: ich habe Dich lieb. Ja, mein ewig lieber Perthes, ich danke Gott und danke Dir dafür, daß es uns so wohl geworden ist. Gott stehe uns ferner bei und segne uns und unsere Kinder und helfe uns durch zu einem fröhlichen und seligen Ende.«

Wie lieblich und rührend sind diese, unmittelbar aus dem innersten Herzen quellenden Worte. Zeigen sie nicht, daß diese Frau trotz der ihr immer innewohnenden Sehnsucht nach äußerer Ruhe schon in den ersten Jahren der Ehe jene Freiheit, Ruhe, Kraft und Willensfestigkeit und jene sieghafte Gewalt der Liebe gewonnen hatte, welche sie in späteren Jahren, als unter den Stürmen der Kriegsereignisse im Anfange unsers Jahrhunderts Vermögen, Familie und alles äußere Glück zusammenzubrechen drohte, mit wahrem weiblichem Heldenmuthe bewährte?

An den damaligen politischen Entwickelungen in Hamburg wie in Deutschland überhaupt nahm Perthes natürlich einen entschiedenen warm patriotischen Antheil. Die jugendliche Begeisterung über die französische Revolution war bei ihm in eine patriotische und entschiedene Opposition gegen die Herrschsucht und Ländergier Napoleons umgeschlagen, und er stand in lebhaftem Briefwechsel mit allen bedeutenderen Männern Deutschlands, welche seine Gesinnung theilten. Am 19. November 1806 wurde Hamburg von den Franzosen besetzt, und dem Wohlstande der dortigen Einwohner zunächst durch die Einführung der Kontinentalsperre und die Zerstörung sämmtlicher englischen Waaren ein furchtbarer Schlag versetzt. Aller Verkehr des Festlandes mit Großbritannien sollte aufgehoben bleiben; alles was nur an englischen Manufakturen vorhanden war, wurde zerstört, zerschlagen, verbrannt; Haussuchungen fanden statt, um jede Defraudation unmöglich zu machen, und die Defraudanten wurden fürchterlich gestraft. Eine Reihe von Heimsuchungen und Ungemach begann für Hamburg, die auch den Einzelnen mehr oder minder fühlbar betraf. Auch Perthes hatte schwere Verluste erlitten, welche die Errungenschaft von zehn Jahren verschlangen; aber trotz der allgemeinen Stagnation blühte sein Geschäft, und er war der besten Hoffnungen voll. Im Jahr 1807 ward sein häuslicher Kreis von dem ersten Todesfall heimgesucht; sein damals jüngstes Kind, Dorothea, starb in einem Alter von drei Monaten. »Liebe Mama,« schrieb Caroline unmittelbar nach dem Tode des Kindes an ihre Mutter; »Gott hat meinen Engel sanft und ruhig zu sich genommen. Ich danke Gott, daß er mein Gebet erhört und mein liebes Kind ohne alle Qual gerufen hat. Es sieht so ruhig aus, daß man es mit ihm werden muß.“ — Die Aussichten für Deutschland und Europa waren damals sehr trübe, und Perthes setzte seine Hoffnung auf das Volk, nicht auf die Fürsten. Durch Briefwechsel und später durch die Gründung einer literarischen und wissenschaftlichen Zeitschrift »das vaterländische Museum« (seit Anfang des Jahres 1810) suchte er vaterländischen Sinn in Deutschland zu erwecken und rege zu halten. Er war bereit für die Sache des Vaterlandes alles auf's Spiel zu setzen, und seine Gattin war von demselben edlen Geiste beseelt, und er sagt einmal von ihr: »Ich danke Gott daß ich eine Frau habe welche meine Gesinnungen theilt und die, wenn es einmal zum Aeußersten kommt, meinen Muth nicht wankend machen wird.«

Ganz bezeichnend für Perthes ist die Art und Weise, womit er die Geburt seines dritten Sohnes Clemens (seines spätern Biographen) am 2. März 1809 anzeigte: »Wir haben gerne einen Knaben; durch diese aufwachsende Jugend kann man für die Zukunft werden, was für die Gegenwart zu seyn

unmöglich ist.“ — Am 18. Dezember desselben Jahres starb Perthes' zweiter Sohn Johannes, ein bedeutender lebensvoller Knabe. „Mit seinem Herzen voll reiner Liebe und Fröhlichkeit,“ schrieb seine Mutter, „war er unser Glück und unsere Freude. Nun sehen wir ihm mit betrübtem Herzen nach und können uns noch immer nicht darauf besinnen, daß wir ohne ihn weiter fortleben sollen, und können uns nur traurig des vielen Guten freuen, was Gott uns gelassen hat. Es ist ein bitterer Schmerz, ein liebes Kind so weit entfernt haben, aber Gott wird mein Sehnen, Hoffen und Glauben wahr machen und mir wieder geben, was mir Tag und Nacht fehlt, und was ich so von Herzen gern behalten hätte.“ —

Im Juli nächsten Jahres nahm Perthes seine Frau und seine vier älteren Kinder mit sich in seine Heimath Schwarzburg. Die reizende Gegend und die liebevolle Aufnahme, welche ihr Gatte bei seinen Verwandten fand, erfüllten Carolinen mit dem tiefsten Vergnügen, dem sie in einem Briefe an ihre Mutter Ausdruck gab. „Könnte ich euch nur,“ schrieb sie, „die Größe, Schöne und Lieblichkeit der hiesigen Gegend wiedergeben, aber Worte reichen nicht; und Gott sey Dank, daß der Mensch mehr empfinden als aussprechen kann; es bleibt ein jämmerlich Ding um das Sprechen, wenn es Ernst im Innern ist . . . Ich sehe es als eine große Gabe an, daß mich der liebe Gott dieses Alles hat sehen lassen in dieser Welt. Das Schwarzburger Thal ist die Krone; es hat einen unglaublichen Reichthum von mannigfaltiger Größe und Schönheit, und man kann es nicht lassen, man muß sich ausstrecken nach dem Schöpfer und Erhalter des Wunderwerkes. Auf der einen Seite sind große Felsmassen, wie mit Menschenhand auf einander gesetzt, auf der andern Seite wunderlieblich bewachsene Berge, mit Feldern, Häusern, Menschen und Vieh geziert; die Schwarza fließt hell und klar in der Mitte und rauscht und braust mitunter tüchtig . . . Bis tief in meine Seele bin ich gerührt über die große und allgemeine Freude die hier ist, weil sie den Perthes wieder haben, und mein lieber Perthes ist wie ein Kind, und ich danke Gott, daß er ihn und mich dieß hat erleben lassen.“

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen machten sie einen Besuch in Gotha, und reisten dann nach Hause.

Kurz vor Weihnachten 1810 ward der Becher der Demüthigung für Hamburg bis zum Rande gefüllt durch Bekanntmachung des Beschlusses des französischen Senats, wornach Hamburg mit den anderen Hansestädten und dem ganzen nordwestlichen Deutschland zu dem französischen Reiche geschlagen wurde. Hamburg, von Karl dem Großen erbaut, hieß es, solle nicht mehr länger des angestammten Glückes entbehren, seinem größern Nachfolger anzugehören. Perthes, als französischer Unterthan, konnte das deutsche Museum nun nicht mehr fortführen, und es ward deßhalb aufgegeben.

Erst der Brand von Moskau war ein Signalfeuer der Hoffnung für Hamburg. Der Muth der Bürger ward belebt; Perthes und seine Freunde wollten es unternehmen, der nur 3000 Mann starken Besatzung eine bewaffnete Bürgerschaft gegenüber zu stellen, und so der kräftigen aber ungeordneten Bevölkerung einen Zusammenhang und eine Ordnung zu geben, und damit eine bewaffnete Macht herzustellen, welche nur eines militärischen Führers bedurfte, um die Franzosen aus der Stadt zu vertreiben und einem Versuch derselben, die Stadt wieder zu erobern, kräftig zu begegnen. Perthes war so eben auf einer Sendung an den Herzog von Oldenburg abwesend, um diesen zu bitten daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle, welche nicht blos eine lokal hamburgische, sondern eine allgemeine deutsche seyn sollte, als auf ein falsches Gerücht von dem Aumarsch der Russen hin die Bürgerschaft am Abend des 24. Februar 1813 gegen die französische Besatzung aufstund. Die Franzosen waren aber auf ihrer Hut gewesen und dießmal im Stande, den Aufstand zu bekämpfen und sich im Besitz der Stadt zu erhalten. Perthes kehrte am andern Tage nach Hamburg zurück und erhielt mit einigen Anderen von dem französischen Kommandanten die Erlaubniß, eine Bürgerwache errichten zu dürfen, anscheinend um die Ruhe in der Stadt aufrecht zu erhalten. Am 12. März räumten die Franzosen die Stadt, und nach manchen Wechselfällen zogen acht Tage später die Russen unter aberwitzigem Jubel in die Stadt ein. Aber der Triumph währte nicht lange, denn schon wenige Wochen später rückte Davoust mit 6000 Mann heran, um die Stadt wieder einzunehmen. Vom 9. Mai an, wo er sich Harburgs und der Hamburg gegenüber liegenden Insel Wilhelmsburg bemächtigt hatte, war alles in der That voll Angst und Thätigkeit. Am 19. begann das Bombardement der Stadt, und mit demselben eine schwere prüfungsvolle Zeit für Caroline. Sie schildert später diesen Zeitraum und seine Zustände folgendermaßen: „Seit dem 9. Mai ist Perthes einundzwanzig Nächte nicht aus den Kleidern und nicht in ein Bett gekommen. Jeden Tag mußte ich in Sorge um sein Leben seyn, und nur zuweilen war er auf eine halbe Stunde in unserer Wohnung. Meine drei kleinsten Kinder hatte ich in Wandsbeck bei meiner Mutter, die vier älteren blieben bei mir, weil ich sie nur mit Gewalt hätte entfernen können. Ich hatte keinen Mann mehr im Hause, alle waren auf den Wachen. Immer aber gingen Leute aus und ein, die essen und trinken wollten, denn keiner unserer Bekannten hatte in der Stadt noch eine Haushaltung. Unsere große Stube hatte ich mit Strohsäcken belegt, auf denen bei Tag und Nacht Bürger lagen, die sich ausruhten. An dem Tage auf der Wilhelmsburg verloren wir unsern Weber und mehrere Bekannte; Tag und Nacht war ich auf dem Balkon und gab Acht, ob Perthes oder nahe Freunde unter den Verwundeten wären, die vorbei getragen wurden. In den Augenblicken des heftigsten Schießens und der größten Noth und Angst vor dem Landen der Franzosen schickte Perthes, als schon alles verloren schien, eine Ordonnanz: ich solle ihm augenblicklich eine gewisse kleine Schachtel, die in seinem Schreibtische stände, schicken. Als ich mit der Schachtel die Treppe herunterlief, wurde ich auf einmal gewiß, daß sie mit Gift gefüllt sey. Ich ließ die Ordonnanz warten und ging auf meine Stube, um zu entscheiden was ich thun mußte, denn diese große Sache war in meiner Hand. Es war ein ungeheurer Augenblick. Die Gräßlichkeit, daß Perthes lebendig in

Franzosenhände fallen konnte, wurde mir so überwiegend und es kam mir in diesem Augenblicke so vor, als könnte der liebe Gott ihm unmöglich böse darum werden, daß er das nicht wollte, und das Unrecht auf meiner Seite, wenn ich zwischen ihm und Gott entscheiden wollte, erschien mir so groß, daß ich mit zitternden Händen und Knieen dem Manne in Gottes Namen die Schachtel in die Hand gab. Mehrere Stunden mußte ich warten, ehe ich Weiteres erfuhr. Es war Gift und Gift zu diesem Gebrauch, aber nicht für Perthes, der mir vor Gottes Augen versichert hat, daß er es sich nicht erlaubt haben würde, und es mir verdachte, daß ich es von ihm geglaubt hatte.« —

Am Abend des 28. Mai ließ Perthes Frau und Kinder hinaus nach Wandsbeck bringen, weil man einen Sturm auf Hamburg befürchtete. Caroline hatte drei Wochen lang sich gefaßt und muthig betragen, und bereitwillig zugestanden, sie habe die Stärke und Hoffnung, womit sie dieß alles zu ertragen im Stande gewesen sey, nur aus der Hand Gottes empfangen. »Der 28. Mai, meiner Agnes Geburtstag,« schreibt sie, »war der letzte Tag, den ich in Hamburg zubrachte; da nahm ich mit betrübtem Herzen, aber doch mit Dank gegen Gott von meiner lieben Stube Abschied.« — Kaum war sie einige Stunden fort, so fing das Feuer der Belagerer mit verdoppelter Wuth an. Der russische General v. Tettenborn überließ in der Nacht des 30. die Stadt ihrem Schicksal. Wenige Stunden später, am Morgen des 30. Mai, rückten die Dänen in Hamburg ein und übergaben Davoust die Stadt. Perthes war auf die Kunde von dem Abmarsch der Russen nach Wandsbeck gefahren, wo er um zwei Uhr Morgens seiner Frau mittheilte, daß alles verloren sey, und ihr Nütschau, das Gut seines Freundes Grafen Moltke, zum nächsten Aufenthalt bestimmte; dann machte er sich auf die Flucht, um der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand zu entgehen, denn die französ. Truppen waren nur noch wenige hundert Schritte von Wandsbeck entfernt.

Caroline schickte sich sogleich an, ihm zu folgen, und fuhr mit den sieben Kindern und der Amme in einem offenen Korbwagen fort. Der Abschied von ihren Verwandten war erschütternd; sie allein blieb ruhig, ja wie es ihr erscheinen wollte sogar kalt. Sie erreichten Nütschau am Abend, aber Perthes war noch nicht da. »Wäre er, wie ich gehofft hatte, heute Abend gesund hier eingetroffen,« schrieb sie an ihre Eltern, — »so hätte ich, glaub' ich, all mein Leid vergessen. Jetzt bin ich hart wie Stein und es graut mir vor dem Aufthauen. Den ganzen Tag war mir, wie wenn jemand gestorben und ich allein noch geblieben wäre und nachsehen müßte.« — Perthes kam am nächsten Tage, aber sein Schwager Johann Claudius brachte eine Nachricht, welche ihn veranlaßte, sogleich mit seinem Sohn Matthias weiter zu reisen. Caroline folgte ihm am 3. Juni, und am 7. trafen sich Caroline und Perthes wieder in Eckernförde. »Hier weinten wir uns aus, was wir in aller Noth nicht hatten thun können,« schrieb Caroline. Von hier begab sich die ganze Familie nach Aschau, einem an der Ostsee gelegenen Gute des Grafen Cajus Reventlow, der es den Flüchtlingen zum Gebrauch einräumte, und »dort vergaß ich,« schreibt Caroline, »anfangs die Noth der ganzen Welt vor Freude, daß Gott mir meinen Perthes erhalten hatte, und ich kann wohl sagen, daß wir unbeschreiblich vergnügt mit einander waren. Ich dachte weder an Vergangenheit noch an Zukunft, sondern dankte Gott immerwährend und freute mich, daß aus dieser Angst Perthes mir lebendig und gesund erhalten war.« — Perthes hatte seine Geschäftsbücher mitgenommen, mit deren Hülfe es ihm in den nächsten Wochen gelang, eine klare Einsicht in seine Geschäftslage zu gewinnen und seine Gläubiger mittelst seiner Ausstände bezahlt zu machen. Er hatte alles was er besaß verloren; seine Handlung in Hamburg war versiegelt, sein übriges Vermögen mit Beschlag belegt, seine Wohnung war ausgeraubt worden und nun von einem französischen General bezogen. Und dennoch waren es glückliche Tage für Carolinen, so lange sie währten. Aber Perthes erhielt von der dänischen Regierung einen Wink, daß sie ihn nicht zu schützen vermöge, falls die Franzosen seine Auslieferung verlangten; überdem konnte er in Aschau keinen Ueberblick über die Lage der öffentlichen Verhältnisse gewinnen, mittelst deren er seine Pläne für die Zukunft zu begründen vermocht hätte; darum wollte er nach Mecklenburg, wo sich damals bedeutende Männer aller Art gesammelt hatten. Am 8. Juli verabschiedete er sich von seiner Gattin und den Kindern; es war die schmerzlichste Trennung seines ganzen Lebens. Nach siebzehnjährigem Hausstande mußte er wieder von vorne anfangen; aber sein Herz war voll Muth und Hoffnung. Ein Tagebuch, das er in dieser Zeit anhub, beginnt mit folgenden Worten: »Ich trete wieder in die Welt, in eine neue unbekannte Welt voll großer Umrisse und voll Gefahren, aber ernster, froher, großer Muth ist in meiner Seele. Ergebung in Gott, sichere Ueberzeugung und reiche Erfahrung, ein Herz voll Liebe, Jugend und Gesundheit; Wahrheit, Gerechtigkeit und Treue im Charakter, das ist das Gut und der Schatz meines vierzigjährigen Lebens. Herr, mein Gott, Dir danke ich; vergib dem armen Sünder und führe mich nicht in Versuchung.«

Wir haben es in unserm Aufsatze vorzugsweise nur mit der Lebensgeschichte von Caroline Perthes zu thun und müssen es uns daher versagen, das gemeinnützige und patriotische Wirken ihres Gatten weiter zu verfolgen; wir richten deßhalb das Augenmerk unserer Leser auf die mit ihren Kindern in Aschau zurückgebliebene Caroline in dem einsamen Landhause unter den düsteren Föhren am Ostsee-Strande. Die Mutter mit ihren Kleinen war drei deutsche Meilen vom nächsten Arzte; sie mußten alle Lebensbedürfnisse mit Ausnahme von Milch und Butter, die sie von dem Pächter nebenan, ihrem einzigen Nachbar, erhalten konnten, aus einer Entfernung von zwei Wegstunden herbeiholen; das nächste Gut war das eine Stunde weit entlegene Altenhof, das Gut des Grafen Reventlow, die zweitnächsten Wohnungen lagen noch eine gute Viertelmeile weiter ab. Achtzehn Wochen lang hatten die Flüchtigen weder Fleisch noch Weißbrod, ihr Koch- und Eßgeschirr beschränkte sich nur auf das allernothdürftigste. Das Haus

enthielt nur einen Saal und mehre kleine Schlafzimmer; die zwölf Fenster reichten bis zum Boden herab, hatten keine Läden und machten das ganze Haus voll Zug, und in Folge davon waren die Kinder während der ganzen regnerischen Zeit beständig krank, und Caroline selbst, die damals sehr zart war, mußte häufig das Bett hüten. Sie hatte nur eine einzige Dienstmagd, aber ihre Schwester Auguste legte rührig mit Hand an. Die Familien der Grafen Stolberg und Reventlow erwiesen ihr viele Aufmerksamkeit; Matthias, der älteste Sohn, wurde mit den Kindern des Grafen Reventlow erzogen, und mußte zu diesem Zweck jeden Morgen eine Wegstunde weit nach Altenhof gehen. Allein inmitten all der Strapazen, die sie zu erdulden hatte, war Caroline dankbar und ergeben, trug im Aeußern eine ruhige Fassung zur Schau, und rang im Innern sehr nach Geduld und Heiterkeit. Zu Zeiten jedoch vermochte sie sich der düstersten Ahnungen nicht zu erwehren. Briefe von ihrem Gatten konnte sie nur selten in langen unregelmäßigen Zwischenräumen erhalten, und ihr banges Herz befürchtete das Schlimmste. Außer Stande, die Furcht zu unterdrücken, daß sie ihn verlieren könnte, schrieb sie ihm in einem ihrer Briefe: „Perthes, mein lieber Perthes, Deinen leisesten Wunsch wahr zu machen, wenn ich den Jammer erleben sollte, ohne Dich auf der Welt zu seyn, wird die einzige Freude seyn, die ich mir dann noch denken kann. Sage mir noch mehr, damit ich thun kann, was Du willst.“

In einem andern bittet sie ihn flehentlich, sie nicht den Winter hindurch in ihrer traurigen Einsamkeit zu lassen, weil ihre Verlassenheit und Ungewißheit um ihn sie in's Grab bringen würde. „Mir ist alles dunkel und angstvoll,“ schrieb sie; „und mir ist zu Muthe, wie an einem harten Sterbebette, an welchem man sich jeden Augenblick zurufen muß: ich will doch nicht verzagen.“ — Unter diesen wehmüthigen Ahnungen, die sie nur ihrem Gatten mittheilte, drehte sich ihre vorzüglichste Sorge um die geistige Wohlfahrt ihrer Kinder, was sich auf eine rührend schöne und weise Art in einem ihrer Briefe folgendermaßen ausspricht: „Wenn Du mich liebst, so sorge, daß wenn ich sterbe, meine Kinder und sonderlich meine kleinen Kinder in Hände kommen, wo sie Gott lieben lernen, ehe und ohne daß sie es selbst wissen ... Ach mein Perthes, Gott helfe uns, mögen wir nun einzeln oder vereinigt hier leben sollen auf dieser Welt, daß wir Gottes Liebe in unseren Kindern erwecken. Meine Hand zittert, und ich bin so bewegt, daß ich nicht weiter schreiben kann.“

Perthes' Briefe waren voll Zärtlichkeit und Heimweh, aber auch voll Hoffnung und Zuversicht. Er rieth ihr zur Ruhe und Geduld, in der Ueberzeugung, daß er auf dem Wege der Pflicht war. Ihre Kinder, und namentlich ihr Liebling Bernhard, waren ein unaussprechlicher Trost und Unterstützung für sie; in der ruhigen Heiterkeit und dem Frieden des Kinderangesichts sah sie Ermunterung zu einer vertrauenden Liebe zu Gott, und spiegelte darin ihr eigenes Gemüth. Am 17. September reiste sie mit ihren Kindern nach dem 4—5 Stunden entfernten Kiel, wo Graf Moltke ihr seine Wohnung einräumte. Hier hatten sie zwar ärztliche Hülfe, litten aber oft an Geldmangel. Von ihrem Gatten hatte sie keine Nachrichten vom 7. August bis 2. Oktober, und gegen Ende des letztern Monats schrieb sie: „Ich bin in immerwährender großer Arbeit, um Phantasie und Gedanken, Herz und Sehnen in Zaum und Zügel zu halten; ach, mein Geliebter, ich leide unausstehlich;“ und doch setzt sie dann hinzu: „Gott den Herrn, der mir mehr ist wie Du, nehme ich zum Zeugen, daß ich nicht will, was Du nicht darfst.“

Caroline hatte das Glück, wenige Tage darauf von ihrem Gatten eine rasche Antwort und die Versicherung zu bekommen, daß er eine friedliche Mission übernommen habe, die für ihn mit keiner Lebensgefahr mehr verbunden sey. In Lübeck hörte er von der Geburt seines Sohnes Andreas, aber erst vierzehn Tage nach diesem Ereigniß selbst; und am ersten Weihnachtsfeiertag Abends gegen 7 Uhr trat er ganz unerwartet, nach beinahe sechsmonatlicher Trennung zu den Seinigen in's Zimmer. Welch ein Wiedersehen! selbst Carolinens beredte Feder, welcher der Ausdruck tiefer Gemüthsbewegung so leicht ward, vermochte nur zu schreiben: „Alle Kinder konnte ich ihm gesund übergeben und noch einen lieben gesunden Jungen obendrein in Kauf. Was das war, weiß niemand als der es erfahren hat.“

Perthes verließ am 1. Januar 1814 seine Familie schon wieder, um die Verwaltung und Verwendung der bedeutenden Summen zu übernehmen, welche der Kronprinz von Schweden zur Unterstützung der aus Hamburg Vertriebenen bewilligt hatte. Um den Hülfsbedürftigen näher zu seyn, nahm er seinen Aufenthalt in dem zwei Stunden unterhalb Hamburg an der Elbe gelegenen kleinen Orte Flottbeck. Davoust war in Hamburg eingeschlossen und durch die Russen unter Benningsen belagert, und beging hier die größten Grausamkeiten. Alle Vorstädte und Vordörfer und all die herrlichen Landhäuser an der Alster waren seit der Weihnachtswoche nach einer nur achtstündigen Kündigung niedergebrannt und gegen 20,000 Menschen obdachlos aus der Stadt gejagt worden in den Schnee und Frost des Winters hinaus; auf sein Geheiß hatte man die Kinder aus dem Waisenhause, die Gebrechlichen aus den Gotteswohnungen, die Verbrecher aus den Zuchthäusern vor die Thore gebracht und ihrem Schicksal überlassen, und am Nachmittag des 30. December befahl Davoust, das mit 800 Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus zu leeren, welches am Nachmittag des folgenden Tages in Brand gesteckt werden sollte. Durch die Anstrengungen braver Bürger wurde das Krankenhaus zwar völlig geräumt, aber 600 von den unglücklichen früheren Bewohnern desselben erlagen in den nächsten Tagen den Folgen der Todesangst in dem wilden Gedränge und der strengen Kälte, womit das neue Jahr begann. Es war ein namenloses unbeschreibliches Elend, welches der Wütherich Davoust in wilder boshafter Schadenfreude und Grausamkeit über Hamburg verhängt hatte. Wer diese Greuel genau nachlesen will, den verweisen wir auf die Biographie Perthes' von seinem Sohne und auf das Schlosser'sche Geschichtswerk. Für einen Mann wie Perthes gab es daher inmitten dieses allgemeinen Unglücks genug zu thun; außer

seinen Bemühungen um seine unglücklichen Hamburger Mitbürger betheiligte er sich noch an Allem, was die Gegenwart und Zukunft von Hamburg anbetraf. Den kleinen Bernhard hatte er bei seiner Abreise krank verlassen, und drei Tage später schrieb er an Carolinen, um ihr sein Erstaunen darüber auszudrücken, daß er noch keine Kunde von dem Kleinen erhalten hatte, und um zu fragen, ob das Kind noch am Leben sey. Ehe ihn noch zwei Briefe von Caroline trafen, deren einer ihm das schwerere Erkranken, der andre aber den Tod seines Söhnchens meldete, war er bei seiner Familie in Kiel. Der Knabe war am 19. Januar gestorben. Wohlgemuth trat Perthes am 21. Januar in's Wohnzimmer und fragte: „Sind alle wohl?“ Caroline führte ihn zu der Leiche des kleinen Lieblings; er wurde heftig in seinem Schmerze, und die Sorge um ihn half Carolinen über die schweren Heimsuchungen der nächsten Tage hinweg, um so mehr als Perthes schon wenige Stunden nach diesem Wiedersehen in das russische Hauptquartier in Pinneberg abgehen sollte, um weitere Schritte wegen der vertriebenen Hamburger anzurathen. „Wenn Du in dieser Zeit und in solchen Verhältnissen gerufen wirst, so mußt Du folgen,“ sagte Caroline; Perthes aber fühlte sich körperlich unfähig zu gehen, und er schrieb später hinüber: „Carolinens Heldenmuth war größer als meine Kraft.“

Es war jetzt keine Zeit, seinem eigenen Schmerze nachzuhängen, und sobald er sich von der ersten Erschütterung erholt hatte, war er wieder auf seinem Posten in Flottbeck; durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen hatte er sich eine gefährliche Verletzung am Fuß zugezogen, und hiezu gesellte sich noch ein schleichendes Fieber, ein leiser Anfall von bösartigem Typhus, welcher in der Gegend herrschte. Als er am 19. Februar in Kiel anlangte, fand sich daß das Bein gebrochen war; er schrieb aber noch scherzend an Sieveking: „Ich hoffe, mein künftiger Lebensbeschreiber wird's erzählen, daß ich fast vierzehn Tage auf einem gebrochenen Beine umhergestiegen und auf Requisitionskarren an zwanzig Meilen umher gefahren bin.“ Er war nun neun lange Wochen an das Bett gebunden, und schwebte in der ersten Zeit seines Krankenlagers in Lebensgefahr in Folge eines Nervenfiebers, das jetzt bei ihm zum Ausbruch gekommen war. Caroline war aber herzlich froh, daß ihn die Krankheit bei ihr befallen hatte und daß sie ihn verpflegen durfte. Sie verließen Kiel am 19. April und übersiedelten nach Blankenese, einem Fischerdorfe drei Stunden unterhalb Hamburg, wo sie bis zum Abzug der Franzosen blieben, sechs lange Wochen welche Caroline für die glücklichste Zeit ihres Lebens erklärte, (das „Konfekt meines Lebens,“ schrieb sie ihrer Schwester). Am 31. Mai kehrten sie, nach einem ereignißreichen inhaltschweren Jahre, wieder nach Hamburg zurück.

Perthes' Haus war während seiner einjährigen Abwesenheit von französischen Soldaten besetzt gewesen und nun beinahe eine Ruine. Das Erdgeschoß hatte zur Wachtstube gedient; der Boden war in allen Stockwerken beinahe fußhoch mit Schmutz und Staub und Schutt bedeckt; das Holzwerk war herunter gerissen und verbrannt, die Möbeln zerschlagen oder verschleppt mit Ausnahme derjenigen Artikel welche Freunde noch zu verstecken gewußt hatten. Durch geschicktes und besonnenes Zugreifen war es Besser gelungen, mit Hülfe eines vertrauten Dieners Namens d'Hoyre, die von Davoust angeordnete Konfiskation des ganzen Bücherlagers in die Länge zu ziehen und einen Theil der liquiden Ausstände zu retten. Aber das Geld war rar, und die größte Noth und Armuth herrschte in der sonst so reichen Stadt. Trotzdem gelang es der unermüdlichen Thätigkeit und seltenen Umsicht Perthes', sein Geschäft bald wieder in voller Thätigkeit zu haben, und noch vor dem Winter ging der buchhändlerische Betrieb seinen geregelten Gang, wie es auch dem rastlosen und besonnenen stillen Walten Carolinens gelungen war, die öden geschändeten Räume ihres Hauses wieder wohnlich und behaglich zu machen. Mit innigem Danke gegen die Vorsehung für die Rettung aus all dem vergangenen Leid begann Caroline wieder ihr früheres Leben, vermißte jedoch ihren Liebling Bernhard schmerzlich. Das Ungemach des letzten Jahres hatte sie sehr angegriffen, und sie litt an den Anfängen einer Herzkrankheit und eines Nervenleidens, welches durch große Reizbarkeit des ganzen Nervensystems veranlaßt wurde. Sie fühlte oft, daß ihre Pflichten ihr über den Kopf wuchsen; allein sie hatte noch immer dieselbe Frische des Gefühls, dieselbe starke, mehr als bräutliche Liebe für ihren Gatten, so daß sie schreiben konnte: „An jedem Morgen ist das alte Lied wieder neu, daß ich wo möglich Perthes noch lieber habe wie den Tag zuvor; wie ist doch aller Dank für das große Geschenk, ihn behalten zu haben, so klein!“

Ihr Vater starb unter ihrem Dache, wo er nach beinahe zweijährigem Umherirren als Flüchtling, im Dezember 1814 einen Zufluchtsort gefunden hatte. Dieser Todesfall ging ihr sehr nahe, und steigerte nur die alte Sehnsucht, mehr von dem Umgang ihres Gatten zu haben, dessen vielseitige Thätigkeit ihn freilich viel aus dem Kreise seiner Familie hinwegzog. „Die Hoffnung schwindet je länger je mehr,“ schrieb sie im Frühjahr 1815, „daß Perthes eine Einrichtung seines Lebens machen kann, in welcher einige ruhige Stunden für mich und ihn übrig bleiben. Ich kann nichts andres thun, als ihn auf meine eigene Hand lieb behalten und im Herzen tragen bis es Gott gefällt, uns an einem Ort zusammenzubringen, wo wir keine Wohnung und Nothdurft mehr brauchen und keine Wechsel und Bücher zu bezahlen sind.“ — Als Perthes auf einer Reise war, meldete sie ihm, sie habe es sehr wehe gefühlt, daß er noch nicht an sie geschrieben, obschon sein Reisegefährte G. an seine Braut geschrieben. In seiner Antwort vertheidigte er sich dagegen und wies auf ganz logische Weise nach, daß nach achtzehnjähriger Ehe zwischen Gatten von Zärtlichkeits-Aeußerungen nicht mehr die Rede seyn kann, die immer ein noch Interessantes und darum Fremdes gegenüber voraussetzen. „Es würde doch wirklich lächerlich seyn,“ setzt er hinzu, — „wenn ich jetzt wie vor zwanzig Jahren im Mondschein die Bäume und Wolken für Mädchen oder die Mädchen für Engel ansehen wollte, und besser würde es sich auch nicht ausnehmen, wenn Du Allemande tanzen oder auf Bäume klettern wolltest.“

Dieß stellte jedoch die arme Caroline nicht zufrieden, und sie schreibt daher in ihrer Antwort auf obigen Brief: „Ich habe Dich früher für keinen Engel gehalten und halte Dich jetzt nicht für das Gegentheil, und auch ich habe früher weder mit Engelsgestalt noch mit Engelsmanier getäuscht, nie Allemande getanzt, nie Bäume beklettert, und bin noch ganz dieselbe wie früher, nur etwas älter, und das mußt Du vorlieb nehmen, Perthes; kurz und gut, hab' mich lieb und sag' es mir zu Zeiten, dann bin ich vergnügt.“ — „Deine Antwort ist, wie sie seyn soll,“ heißt es in Perthes' nächstem Briefe; „nur vergiß nicht, daß im Innern meine Liebe zu Dir ewig ist, wie Deine zu mir; aber über so Vieles bin ich in Bewegung und Unruhe.“ — Hiemit wurden denn, wie Perthes' Sohn in der Biographie seines Vaters sagt, die Verhandlungen über diesen Gegenstand, der wohl auch anderen Ehen nicht fremd seyn mag, geschlossen.

Es war gewiß kein Mangel an Anhänglichkeit und Zuneigung für seine Ehefrau von Perthes' Seite, noch auch von Ostentation mit seiner Liebe von ihrer Seite. Die poetische Liebe beider aus früherer Zeit war noch nicht zu einer langweiligen Thatsache zerronnen, wie es in so manchen Ehen geht. Caroline war bis zu ihrem Tode in den Augen ihres Gatten mit dem Heiligenschein des Ideals umgeben. Für sie war er ihre ganze Welt, und dieß konnte sie ihm nicht seyn; ihr ganzes Leben athmete nur Liebe, und die Liebe für ihren Perthes mengte sich ihr in jede ihrer Empfindungen und Beschäftigungen.

Es würde allerdings einen stärkern Geist gezeigt haben, wenn sich Caroline in ihre Lebenslage ergeben und den Unterschied zwischen der Welt des Mannes und derjenigen des Weibes deutlicher erkannt hätte; allein man würde ihr großes Unrecht thun, wenn man die Sehnsucht ihres edlen Herzens nach dem häufigern und vertrautern Zusammenleben mit dem stärkern und klarer blickenden Gatten verwechseln würde mit jenem schwächlichen Verlangen nach Liebkosung und Verhätschelung und jener Sehnsucht nach Aufmerksamkeiten und Huldigungen, welche man bei vielen Frauen findet

Ein wirkliches Bedürfniß von Ruhe und Luftveränderung und Wechsel des Aufenthalts führte Carolinen im Sommer 1815 auf längere Zeit zu ihrer Mutter nach Wandsbeck, und sie und ihr Gatte schrieben sich nun beinahe täglich wie ein Liebespaar. Caroline hatte ihre jüngeren Kinder bei sich. „Hier sitze ich schon im Garten,“ schrieb sie ihm einmal, „und meine lieben fröhlichen Vögel rund um mich her; ich lasse mich von der lieben warmen Sonne bescheinen und gesund machen, wenn sie will. Gott gebe es, wenn auch nur so weit, daß ich mein Amt im Hause und über die Kinder wieder antreten kann; als Null fühle ich mich gar zu unglücklich.“

Ihre charakteristische Wärme der Zuneigung und ihr Freimuth in deren Kundgebung sprechen sich in diesen beinahe täglichen Briefen ergreifend schön aus. Sie dankt ihrem Gatten für den Anblick seines lieben freundlichen Gesichts; sie erzählt ihm von der Freude, welche sie an den Kindern hatte, und fügt hinzu: „Du lieber, alter Vater, Du bist aber auch mein Glück und meine Freude; laß mich einen kleinen Brief bekommen; ich kann es nicht lassen, darnach auszusehen, und will ihn auch zehnmal lesen. Ich bitte Dich, vergiß doch den Armen in der Erdhütte zu Hamm nicht“ u. dergl. m. Ein ander Mal schreibt sie ihm, sie sehne sich nach seinem Kommen noch so sehr, wie achtzehn Jahre früher, und fügt hinzu: „das Liebhaben ist gewiß das größte Wunder im Himmel und auf Erden, und das Einzige von dem ich mir vorstellen kann, daß ich es in Ewigkeit nicht satt bekommen werde.“

In der zweiten Hälfte des August 1815 kehrte sie nach Hamburg zurück, zwar nicht ganz wieder genesen, aber doch bedeutend besser. —

Viele interessante Briefe wurden zwischen ihr und ihrem Gatten gewechselt im Spätsommer 1816, während er auf einer Reise nach Wien abwesend war, wobei ihn sein nun sechszehnjähriger Sohn Matthias begleitete. In einem seiner Briefe beschreibt er den Eindruck eines Bildes von Rubens in der Münchener Gallerie, und schildert die besondre Kraft, womit dieser Meister die Nachtseite der menschlichen Natur bildlich wieder gegeben habe. In ihrer Antwort darauf tadelt Caroline die Kunst in dieser Rubens'schen Auffassung als einen Mißbrauch des vom Himmel gesandten Genius, dankt ihrem Sohne für einige Naturschilderungen, welche er ihr geschrieben und setzt hinzu: „Ich lobe mir Gottes Arbeit: die Natur; sie kommt von Ihm und führt zu Ihm, und glückselig ist, wer sie schauen kann, wie ihr sie geschaut habt. Lieber Matthias, fülle Deine Seele mit ihren Bildern und laß sie in Dir lebendig bleiben, bis Du auch auf anderm Wege ihrem Schöpfer näher kommst, und bringe mir mit, was Du fassen und mir geben kannst; ich hungere darnach.“ — Und in einem andern Briefe, der Antwort auf eine Schilderung Perthes' über den frommen Sinn der Alpenbewohner, die im Salzburgischen an jedem Felsenabhang, an jeder Brücke ein Kruzifix oder eine Mutter Gottes stellen, woran kein Fuhrmann oder Führer vorüber gehe, ohne dankend zu grüßen und freundlich hinauf zu sehen, — schreibt sie: „Die kleinen Betkapellen haben mich gerührt und erfreut; indessen thust Du uns Protestanten Unrecht, lieber Perthes. Ich kann es Dir vor Gott sagen, daß ich in mir manche kleine Kapelle trage und hineingehe, wann ich Hülfe bedarf, obschon nicht so rein und inbrünstig wie ich sollte und auch gerne wollte. In dieser Zeit nehmen mir die Dankkapellen den meisten Platz fort, und Du mußt nothwendig zurücknehmen, daß die Katholiken mit Gott vertrauter wären wie wir, und daß wir nur Sonntags einmal einen Anlauf nähmen, um zu ihm zu kommen. —

Seit dem Sommer 1817 war Carolinens älteste Tochter Agnes mit Wilhelm Perthes verlobt, welcher die vom Vater ererbte Buchhandlung in Gotha schwunghaft betrieb. Die Hochzeit des jungen Paares fand am 12. Mai 1818 statt, und in einem Briefe, welchen Caroline am ersten Ostertage nach der Abreise des jungen Ehepaars an ihre Tochter schrieb, sagt sie: „Ein fröhliches Fest gebe euch Gott; und warum sollte er es euch nicht geben, hat er doch eigentlich jeden Tag euch

zum Festtag gemacht durch die ewige und innige Liebe, die er euch in's Herz gegeben hat? Besseres kann er uns auch in der Ewigkeit nicht geben, das ist gewißlich wahr; aber wie groß die Seligkeit seyn wird, können wir nicht verstehen, weil wir die reine Liebe zu Gott noch nicht kennen; aber ahnen können wir es doch, da uns, wenn wir uns im Andenken an Gott lieb haben, die Liebe zur armseligen Creatur und zu unsers Gleichen schon so glücklich und glückselig macht. Die Kinder sind alle ausgegangen, und ich wollte eine Predigt von Tauler lesen, aber Du und Wilhelm, euer Glück und Eure Hoffnung wogten so gewaltig in mir, daß ich es nicht konnte ... Ich habe zu meiner Gemüths-Ergötzung die Balconthüre zum ersten Mal in diesem Jahre aufgemacht und bin ganz fröhlich über den lieben Frühling, der mir in Athem, Auge und Ohr fühlbar wird. Die kleinen Vögel wissen sich vor Singen und Jubel nicht zu lassen, und ich möchte mit ihnen singen und jubeln.«

Ihre Hauptsorge war die geistige Wohlfahrt ihrer Kinder. Ihrer Tochter Agnes, welche sich über die mittelmäßigen Prediger in Gotha beklagte, schrieb sie: die alten Gesänge und Choräle seyen immer ihre besten Lebendigmacher gewesen, zumal da die Geistlichen in der Regel nur Moral predigten, die eine magere Kost für unsterbliche Seelen sey. Während sie sich noch immer nach größerer Zurückgezogenheit sehnte, erkannte sie an, sie habe sich nachgerade überzeugt, daß ein thätiges Leben das beste für sie gewesen sey.

Auf die Nachricht von der Geburt ihres ersten Enkels, der sie mit großer freudiger Erwartung entgegen gesehen hatte, schrieb sie: »O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund und stimmte damit um die Wette aus allertiefstem Herzensgrund ein Loblied um das andre an von dem was Gott an Euch gethan!« — Dieses glückliche Ereigniß half ihr die Angst um ihren zweiten Sohn Clemens erleichtern, welcher damals schon seit längerer Zeit ernstlich krank war.

Im April 1820 verließen ihr Sohn Matthias und ihre zweite Tochter Louise das elterliche Haus: Matthias bezog die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren, Louise verheirathete sich nach Gotha an einen Herrn Agricola. Diese Trennung ging dem Mutterherzen sehr nahe, und Caroline unterhielt nun mit ihren drei abwesenden Kindern einen fortdauernden Briefwechsel. An Louise schreibt sie, sie möchte gerne bei ihr seyn und in ihre Schränke blicken und hinter der Thüre stehen, wenn ihr Gatte nach Hause käme; sie meint aber, sie würde dann dem jungen Ehepaare doch nur im Wege seyn, und empfiehlt ihr, sie solle in ihren Briefen in die Heimath mehr von Kleinigkeiten und von allen ihren Eindrücken, großen und kleinen, schreiben, wie Agnes, die Kraut und Rüben durch einander auf das Papier hinschütte und der Mutter dadurch unsägliche Freude mache.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine eheliche Zurechtweisung. Ein neuvermählter Gatte schrieb an sein Weibchen mit der Anrede: „Meine theuerste Marie." — „Lieber Alfred," schrieb sie zurück; „ich habe allen Grund mit Deiner Moral oder mit Deiner Grammatik unzufrieden zu seyn. Du nennst mich Deine 'theuerste' Marie; muß ich daraus vermuthen, daß Du noch andere 'theure' neben mir hast?"

Aufruf an edle Frauen.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, edlen menschenfreundlichen Frauen hiemit einen Fall von Unglück und Elend vorzutragen, welcher die ausnahmsweise werkthätige Verwendung dafür gewiß rechtfertigt. Eine unverheirathete alleinstehende Dame von nahezu 45 Jahren, von guter Familie aber ohne Vermögen, welche sich durch mehrere treffliche Schriften für die Jugend und für das weibliche Geschlecht*) wirklich um die Menschheit verdient gemacht hat, ist in Folge zwölfjähriger unheilbarer Nervenleiden so sehr heruntergestimmt und entkräftet, daß sie dem Erblinden nahe und beinahe ganz an das Bett gefesselt ist. Hiedurch sieht sie sich außer Stande, durch die ihr so liebgewordene und tröstliche literarische Beschäftigung oder durch feinere weibliche Arbeiten etwas zu verdienen und für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen, und ringt schon seit einigen Jahren mit der bittersten Noth und dem Mangel an dem Unentbehrlichsten. Vor anderthalb Jahren hat der Unterzeichnete einen ähnlichen Aufruf für diese würdige Unglückliche erlassen, welche zu bescheiden und zu resignirt ist, um selbst vor die Oeffentlichkeit zu treten, und an das Mitgefühl wohlwollender Menschen sich zu wenden, und für welche die Schillerstiftung unbegreiflicherweise keinen Beitrag gewährte. Der damalige Aufruf hat wenigstens so viel ertragen, daß der Unterhalt dieser unglücklichen Dulderin bis jetzt gefristet werden konnte. Allein der Mangel pocht nun wieder nach den Leiden eines furchtbar strengen Winters an der Thüre jener vielgeprüften armen Schriftstellerin, welche ganz abgeschlossen von allem geistigen Verkehr in einem obscuren Landstädtchen lebt, und so wendet sich der Unterzeichnete noch einmal vertrauensvoll an das Herz edler menschenfreundlicher Frauen, welche geneigt und im Stande sind, unverschuldetes würdiges Unglück zu unterstützen und dem unsäglichen Jammer einer Verlassenen und Geplagten zu steuern, der zur Fristung ihres Lebens keine andere Wahl übrig bleibt, als die Appellation an die Nächstenliebe und das Mitleid ihrer Schwestern.

Möchten namentlich einzelne Damen sich der verdienstlichen Mission unterziehen, in ihrem Kreise für diese Unglückliche Kollekte zu machen, und so auch kleinere Beiträge für diesen Zweck anzusammeln! Jedes Scherflein für die Unglückliche ist willkommen, und der Unterzeichnete ist mit Vergnügen erbötig, nähere mündliche oder schriftliche Mittheilungen über diesen Fall zu machen und milde Beiträge für die genannte Dame anzunehmen, über welche später öffentlich Rechenschaft abgelegt werden soll.

Stuttgart, [illegible] Juli 1864.

Karl Müller,
Redakteur der Erheiterungen,
[illegible]

*) Unter dem Pseudonym Eliza von [illegible].

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Fern der Heimath.

Ein Lebensbild von F. Brunold.

(Schluß.)

5.

Doch es wird wohl Zeit, daß wir uns auch einmal wieder zu den andern Personen unserer Geschichte wenden! —

Es war Abend geworden, der Faktor stand in seinem Comptoir und schaute sinnend zu den Bergen hinüber. Die letzte Zeit seines Lebens ging an seinem innern Auge noch einmal vorüber. Mit unermüdlicher Thätigkeit war in den letzteren Tagen in der Fabrik gearbeitet worden. Die Brücke war vollendet, nur noch wenige, einzelne unbedeutende Theile brauchten aufgestellt zu werden. Der Tag der öffentlichen, feierlichen Einweihung war bereits anberaumt.

Sein Werk war beendet, das Ziel eines arbeitsamen Strebens war erreicht. Was hielt ihn noch ferner an diesen Ort, der der schmerzlichen Erinnerungen so viele für ihn barg? Wie so anders hätte es seyn können! Er mußte die Frage sich stellen, er mußte derselben nachsinnen. Wenn Sie, die er so treu, so innig, voll Ueberzeugung geliebt, ihm eng verbunden geblieben wäre, wenn sie sich nicht um einer eitlen Meinung willen von ihm losgesagt hätte; wie so anders würde es seyn! mit welchem Glück, mit welcher Empfindung würde er dem Tage der Einweihung entgegen gesehen haben! — Und wenn ihn Niemand dort beachtet, wenn man in schnöder Selbstsucht seine Verdienste zu verschmälern gesucht hätte — ihr siegestrunkener, froher Blick, ihr bezauberndes, glückseliges Lächeln, hätte ihn tausendfach belohnt und entschädiget für alle Mühe, Sorge und Arbeit. Das Lob aus ihrem Munde wäre die Krone, das Diadem seines Fleißes, seines Strebens gewesen.

Es sollte nicht seyn! — Einsam, einsam stand er am Fenster mit tiefem, namenlose Schmerz vergangener Zeiten gedenkend. Und der Werkführer ward gekommen, hämisch, freundlich ihm die bevorstehende Verbindung des Fabrikherrn mit Fräulein Eveline verkündend. Er hatte nicht zusammengezuckt, keine Wimper hatte sich gerührt; er war fest, kalt, ruhig, wie aus Stahl gemeißelt geblieben. Er wollte dem Schleicher den Triumph nicht gönnen, ihn schwach oder unmännlich zu sehen. Hatte er sein Geheimniß in den Tagen seines Glücks bewahrt, wollte er, wo Alles verloren, vergangen war, es nicht zum Gespött der Welt jetzt Preis geben. Auch in seinem Leid, seinem Weh', wollte er der einst Geliebten keine trüben Tage bereiten. Der Banquier hatte ihm sein errungenes Glück durch den Werkführer anzeigen lassen. Er fühlte das Hämische, Verletzende dieses Handelns; aber dennoch, wie gesagt, wußte er sich zu beherrschen. Niemand sollte ihn schwach und klein sehen. Sein Tagewerk war hier gethan, drängte es ihn doch schon seit längerer Zeit, die Fabrik zu verlassen, wo bisher ihn nur noch sein unbeendetes und nun vollendetes Werk gehalten hatte. Gleich nach der Einweihung gedachte er den Ort zu verlassen, seine Stellung zu kündigen; war dieselbe ihm doch besonders verleidet worden durch die hämischen, unausgesetzten Angriffe des Werkführers, für welche ihn höchstens die Liebe seiner Arbeiter zu entschädigen vermocht hatte.

Morgen schon gedachte er abzureisen, um Alles zur Vollendung und Einweihung der Brücke vorzubereiten — dann kehrte er vielleicht noch einmal flüchtig in Hast zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen; worauf er dann den Ort verlassen würde, der für ihn so viel des Glücks und der Schmerzen barg; der wohl den Wendepunkt seines Lebens in sich schloß. — Jetzt stand er am Fenster hinüberschauend nach den Bergen, die bereits in Dunkel gehüllt dalagen, wie die Zukunft seines Lebens.

Der Werkführer war bei seinem Herrn. Heute fand er ein willig Ohr bei demselben; er sah, er fühlte es, daß der jetzt selbst die Entfernung des Faktors wünschte — und er beschloß zu handeln.

Ein anderer junger Mann hatte sich bereits, unter der Hand, zu der Stelle des Faktors gemeldet. Der Bankier schien nicht abgeneigt denselben zu engagiren — und der Werkführer hoffte an ihm ein willenloses Werkzeug seiner betrügerischen Pläne und Absichten zu finden. Er war Niemand treu. Jetzt aber, wo er von Seiten des Herrn nicht den geringsten Widerstand zu erwarten hatte, gedachte er noch sein Müthchen an dem Faktor zu kühlen. Die Tage der Aufregung, die noch immer hoch und stürmisch wogten, waren seinen Plänen günstig. Er hoffte auf vollständigen Sieg seiner Bestrebungen. Freudig eilte er davon; er hörte es kaum, er schien es nicht zu beachten, daß der Banquier noch rief: „und den Valentin entlassen Sie so bald als möglich, aber ohne Aufsehen, ohne Eclat!“

Und der? Nun der zog gerade zu dieser Stunde durch den Wald dahin, seinem Lieb entgegen. Fröhlich sang er:

> Und ist's nicht heut, ist's morgen doch;
> Einmal wird es schon seyn!
> Ja, in den Himmel komm' ich noch —
> Mein Schatz trägt mich hinein.

Der Bursche war so recht seelenvergnügt, er dachte an kein Leid und Weh! Die Liesbeth aber, die er auf halbem Wege traf, wo sie ihm entgegen kam, hatte ihren schlimmen Tag, wie dieß seit einiger Zeit oftmals der Fall war. Die Dirne war zuweilen jetzt wie umgewandelt, es war als ob sie alle Fröhlichkeit verlernt habe. Der Valentin stutzte, er konnt's nicht fassen, war doch sein Herz so übervoll; er hätte die ganze Welt umarmen mögen, so kernfrisch, gesund und fidel fühlte er sich.

„Gelt, Mädel!“ lachte er, „hab ich doch immer gemeint, so ein Ding wie Du, würdest es niemals müde werden zu singen, und nun läßt Du den Kopf hängen, als müßtest Du Buße thun in Sand und Asche. Was drückt und quält Dich nur!“

„Ach, Valentin!“ schluchzte sie auf, „wenn Du wüßtest wie elend, wie unglücklich ich bin. Verlaß mich nicht, ich trüg' es nicht!“ Und mit Heftigkeit warf sie sich in seine Arme und hub auf's Neue zu weinen an.

Der Bursche wußte sich dieß nicht zu erklären, er hob den

Kopf ihr in die Höhe, der noch immer auf seiner Schulter lag und küssete ihr den Mund. »Siehst!« sagte er, »so mache ich Dich gesund von allen Deinen Schmerzen! — Sag, ist's wohl Recht, traurig zu seyn? Meinst ich würde Dich verlassen? Ho! ho! hältst mich an einem Bändel fest und das läuft gerade von Deinem Herzen nach dem meinen! — Siehst, thät ich's Dir nicht zur Lieb, ich glaub ich wäre längst davon, denn mein Werkführer ist ein Mann, dem man lieber Essig, oder noch lieber Gift, statt Wein zu trinken geben möchte. Er trägt rothes Haar — und Du weißst, die Gott gezeichnet, taugen selten.«

»Was kümmert er Dich!« fiel die Liesbeth ein, gleichsam wie froh, daß sie Gelegenheit finde, ihre innere Angst zu beschwichtigen. »Hast Du nicht den Herrn für Dich?«

Doch der Valentin sprang bei Nennung dieser Worte auf, und sagte entschieden: »Sprich nicht von Dem, der ist, glaube ich, des Teufels Handlanger. O, Liesbeth, wenn die vornehmen Leute wüßten, wie weh sie uns oft thun, und wie es ihnen so leicht wäre, uns still, ruhig, zufrieden zu machen durch ein freundlich Wort, durch wahre aufrichtige Herzensgüte und Mitgefühl; es würde anders seyn in der Welt — und namentlich jetzt. Aber ich will mir die frohe Stunde unseres Beisammenseyns nicht durch Sachen, die nicht zu ändern sind, trüben. Nur dieß Eine versprich mir, rechne und verlaß Dich nie auf diesen Herrn! Hast Du ihn gesprochen?«

Der Valentin warf diese Worte ruhig, absichtslos hin, dennoch brachten sie eine tiefe, erschütternde Wirkung bei dem Mädchen hervor. Zitternd rief sie: »Wie kommst Du darauf? Ich muß ihn sehen und sprechen; er ist, wie Du wohl weißst, der erklärte Bräutigam meiner Herrin. Ich kann ihn nicht vermeiden!«

Der Bursche schien die innere Bewegung seines Mädchens gar nicht bemerkt zu haben; er war fern von jedem Mißtrauen, es kam ihm nicht der geringste Zweifel an die Treue seiner Erkornen. Sinnend, nachdenkend sagte er: »Faß' es, wer es will; ich kann's nicht kurz bringen, wie solch bildhübsches Mädchen, solche prächtige Erscheinung sich an solchen Mann hängen kann. — Hat denn das Geld wirklich solchen Werth und überdeckt es allein alle Sünden, Schäden und Mängel? — Ich faß' es nicht!«

Die Liesbeth aber schien förmlich durch diese Worte an ihrer Ehre gekränkt zu seyn; sie übernahm eifrig die Parthie ihrer Herrin und rief: »Da sieh' mir Einer den klugen Herrn! Auf wen sollt' sie denn warten, kann sie es besser, schöner einmal bekommen, als sie es haben wird? Hat der Banquier nicht Geld die Fülle und kann er nicht jeden ihrer Wünsche erfüllen? — Und wird er es nicht? — Meinest Du etwa gar, sie hätte diese thörichte Liebe zu Eurem Faktor nähren und pflegen sollen? Welch ein Loos würde ihr dort zu Theil geworden seyn; sie die nie an Arbeit gewöhnt, die nicht weiß, was Sorge und Noth. Aber so seyd ihr Männer immer, schmähen müßt ihr stets uns Frauen, wenn sie nicht blos allein das Herz, sondern auch den Verstand sprechen lassen.«

Der Valentin hatte der übrigen Worte nicht Acht gehabt, er hatte nur die Rede von einer Liebe zu dem Faktor vernommen. Und als er in Bezug dieser forschte und fragte, als die Liesbeth Alles erzählte was sie wußte, ohne doch im Entferntesten anzugeben, welche Rolle sie selbst bei der ganzen Angelegenheit gespielt, wurde er stiller, ernster, und endlich sagte er: »Nun wird mir Vieles klar! Ja, ja, wer in das Herz der Menschen sehen könnte, er würde Vieles entschuldigen und für Recht erkennen, was wir so zu verdammen geneigt sind. Wie hab' ich den Ernst, den gedankenvollen Trübsinn des Faktors oft beklagt, der ihn nur allein Freude in seinen Arbeiten finden ließ. Jetzt ist mir Vieles klar; und jetzt rufe ich mehr als je: er ist ein Mann, ein ganzer Mann! O, Liesbeth, wenn ich an Deiner Herrin Stelle wäre, mich hätte nichts von Dem zurückgebracht; mich hätte keine Gewalt der Erde von solcher Liebe abwendig gemacht. Man rankt sich ordentlich auf an solchem Mann!«

»Nun wahrlich!« spöttelte die Liesbeth, »Du scheinst ja förmlich selbst in den Faktor vernarrt zu seyn, da wird mein Fräulein freilich an Dir keinen Fürsprecher finden!«

Doch der Valentin ging auf diesen Ton nicht ein: ja er schien ihn sogar unangenehm zu berühren; langsam, aber entschieden sagte er: »Wie dauert mich der Mann, wie muß er sich im innersten Lebensmark erschüttert und geknickt fühlen, denn je gediegener ein Mann, desto tiefer seine Liebe; aber fast möchte ich Dein Fräulein, Liesbeth, noch mehr beklagen, daß sie einen solchen Mann aufzugeben vermochte. Ich meine fast, sie könne niemals glücklich werden; diese einst gehegte Neigung müsse sie schmerzlich mahnend bis an ihr Lebensende begleiten!«

Er schwieg; auch die Liesbeth vermochte nicht weiter zu reden. Die Scham machte sie verstummen; ihre Thaten, ihre Handlungsweisen traten wie drohende Gespenster ihr zur Seite; sie fühlte es klar, entschieden in diesem Augenblicke: bei dem Valentin würde sie nie eine Billigung, noch Beschönigung ihrer Vergehen finden! — Sie fühlte sich in diesem Augenblick wie verurtheilt, wie gerichtet. Es hielt sie nicht länger an der Seite des Geliebten; rasch machte sie sich los und eilte davon.

Sinnend kehrte Valentin zurück. So hatte er sein Mädchen noch nie gefunden, so hatte er sie nie gesehen.

6.

Und der Tag der Einweihung der Brücke stand bevor; morgen sollte sie geschehen. Der Faktor war bereits anwesend, er hatte das Nöthige angeordnet; er hatte des Tages über mit Anstrengung gearbeitet, er fühlte sich abgespannt, er sehnte sich nach Ruhe.

Plötzlich jedoch ging die Thüre auf, der Banquier trat ein, gänzlich unerwartet.

»Sie vermutheten mein Kommen nicht,« sagte er rasch, wie geschäftig und das Erstaunen seines Faktors über sein Kommen gänzlich unbeachtet lassend, »glaubte es selbst nicht. Aber es sind Sachen vorgefallen, die mein Erscheinen bedingen

und die mich zwangen, schon heute hier zu seyn, statt morgen, wo die Feierlichkeit der Einweihung überdieß eine Verhandlung wie diese unmöglich gemacht hätte! — Sie sehen, lieber Lenz, Victor ist ja Ihr Vorname, mich fragend an. Geduld, Herr Faktor, wir sind Männer, drum lassen Sie uns wie Männer handeln, ohne Umschweife und Hinterthüren. Sie waren mir lieb und werth, Sie füllten Ihre Stellung aus, das einzuweihende Werk bekundet es; aus diesem Grunde sah ich auch ab von den Differenzen, die zwischen Ihnen und meinen Werkführern herrschten und die zu mannigfachen Nachtheilen für meine Fabrik Veranlassung gaben, ich sah darüber hinweg, daß Sie oftmals Ihrer Stellung mehr Rechte vindicirten, als derselben rechtlich zustanden und von mir übertragen waren; ich sah es nicht und wollte es nicht sehen, wenn Sie mehr und mehr den Arbeitern sich anschlossen und die Leute durch Reden harassirten — Sie dachten nichts Böses dabei, ich weiß es — wie gesagt, dieß Alles würde mich nicht veranlaßt haben, an eine gegenseitige Trennung zu denken. — Jetzt aber, Herr Faktor, ist diese Trennung nothwendig geworden — und je früher und rascher dieselbe geschieht, desto lieber würde es mir seyn. Ihre Gelder, Ihre Zeugnisse und Papiere liegen für Sie bereit. Lassen Sie uns hier sofort Abschied von einander nehmen, der morgende Tag möchte uns keine Gelegenheit dazu bieten!«

Mit diesen Worten wollte er sich wenden, gleichsam als hielte er es nicht für nöthig, noch eine Frage oder Gegenrede abzuwarten; doch in der Thüre kehrte er noch einmal zurück, wie als habe er das Wichtigste vergessen, nahm sein Notizbuch heraus und aus demselben ein Blättchen, jenes Blatt, das die Liesbeth ihrer Herrin genommen, und sagte, es dem Faktor vorhaltend: »Nicht wahr, Sie haben schon vernommen, daß Fräulein Eveline meine Braut ist, meine Gemahlin wird; Sie kennen dieß Blatt; Sie erkennen Ihre Handschrift und wissen, wann und wem Sie dies Lied gegeben. Ade! mein lieber Herr Faktor, reisen Sie, in meinem Walde laß ich Niemand Fremdes jagen! Ha! ha! ha!«

Und wie ein Teufel lachend eilte er zur Thür hinaus. Victor blieb zurück. Auch er hätte lachen mögen aus Verzweiflung, oder dem Wahnsinn nahe. War Eveline bereits so weit gekommen, ihrem Verlobten ihre frühere Neigung zu gestehen? Hatte sie vielleicht ihn verspottend sich nicht entblödet, demselben das Lied selbst lachend, als eine unzeitige, nun überwundene, Herzensneigung zu übergeben? Er hatte ja die Worte nicht gesehen und gelesen, die drunten unter dem Liede standen; er konnte es ja nicht wissen und nicht ahnen, daß die Liesbeth, in schnödem Undank, sich nicht entblödet hatte, das Unantastbarste, das Heiligste im geschäftlichen Leben, Briefe und Geschriebenes zu entwenden; er konnte in dem Ganzen nur einen Verrath, eine Untreue an eine frühere Liebe erkennen — und der tiefste Schmerz, der bitterste Unmuth zog in sein Herz.

Das Schönste, dem er einst gehuldigt, hatte sich selbst in den Staub gezogen. Jetzt erst, jetzt fühlte er seine Liebe in Wahrheit verloren und zu Grabe getragen. Er fühlte sich grenzenlos elend. Warum konnte er nicht sterben!

Und horch! was poltert auf's Neue den Flur entlang, was stört ihn auf aus seiner verzweifelnden Ruhe, aus seinem wahnwitzigen Brüten? Es sind die Diener der Gerechtigkeit, Polizeisergeanten dringen in sein Zimmer — und künden ihm an, daß er ihr Gefangener sey.

Der Werkführer hatte ihn als einen Aufrührer, als einen Aufwiegler denuncirt.

Wenige Minuten darauf saß er im Gefängniß.

7.

Welch ein frohes, geschäftiges Treiben herrschte andern Tages im Ort. Die Brücke war der nahen Stadt gewissermaßen ein Lebenselement, nicht sowohl der Eisenbahn wegen, die durch dieselbe zu einem nothwendigen Abschluß gedieh, als auch des regen Verkehrs wegen, der von einem Ufer zum andern dadurch vermittelt wurde. Es konnte also nicht fehlen, daß Stadt und Umgegend, wie die Direktion der Eisenbahnen, Alles gethan hatten, um die Einweihungsfeierlichkeit so imposant als möglich zu machen. Von früh ab wogte es in den Straßen, die mit grünen Laubzweigen und Fahnen geschmückt waren; die Brücke selbst war festlich decorirt. Die Arbeiter der Fabrik waren mit einem Extrazuge bereits angekommen; sie standen in Reih und Glied, der Werkführer vorauf. Aber es ging kein freudiges Leuchten durch die Augen der bärtigen Gesichter; wilde, verbissene Wuth lag in ihnen die nur des geringsten Anstoßes zu bedürfen schien, um in heller Flamme auszubrechen. Der Valentin hatte die Nachricht gebracht, daß der Faktor gefangen sey — und diese Nachricht war wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund gegangen. Alle liebten den Mann; er war Jedem ein Freund, ein Vorbild, ein Rather und Helfer in der Noth gewesen. Alle vermutheten in dem Werkführer den Angeber — und drohende wilde Blicke flogen zu demselben hinüber.

An eine Freude war nicht zu denken, es lag gewitterschwül auf den Gemüthern.

Die Feierlichkeit begann. Der Fabrikherr, mit Evelinen und dem Grafen zur Seite, standen auf der Mitte der Brücke. Die üblichen Reden wurden gehalten, die gewöhnlichen Toaste ausgebracht. Evelinens Augen flogen suchend durch die Menge. Sie vermißte Einen, den sie hier zu finden gewiß erwartet hatte, und der vor Allen ein Recht hatte, hier zu seyn und genannt zu werden. War das Ganze doch, um dessenwillen diese Feierlichkeit war, vorzugsweise sein Werk. Er war der Schöpfer und Leiter des Baues — und er fehlte, ihn suchten und vermißten ihre Augen.

Reinwald bemerkte es, er ahnte und wußte, was in dem Herzen seiner Braut vorging — und sich freundlich lächelnd zu ihr neigend, flüsterte er in ihr Ohr: »Sie werden vergeblich suchen, schöne Eveline, der Gegenstand Ihrer Sehnsucht schmachtet im Gefängniß!«

Er hatte gewiß erwartet, sie würde zusammenzucken bleich werden, oder wohl gar einen Schrei der Angst und des Ent-

setzens ausstoßen: aber nichts der Art geschah. Sie fühlte, daß dieser Augenblick für die Ruhe ihres ferneren Lebens entscheidend sey. Der Stolz gab ihr Kraft und Muth. Sie blieb äußerlich ruhig, kalt; nur um den Mund zuckte es wie Hohn und Verachtung.

Der Banquier hatte nicht den Triumph, sie schwach zu sehen: kalt gemessen stand sie an seiner Seite, kein Wort gab kund, was in ihrem Innern vorging. Sie hörte die Reden, die gehalten wurden, aber ihren Sinn faßte sie nicht; sie sah die bunten wogenden Züge der Volksmenge vor ihren Augen vorüberziehen, aber sie unterschied die einzelnen Gestalten nicht; mechanisch folgte sie ihren Begleitern ohne Leben, aber dem Aeußeren nach mit marmorkaltem Blick. Der ärgste Verbrecher litt nicht, was sie in diesen Stunden in ihrem Herzen tragen und fühlen mußte. Außen Leben, innen Tod und Verzweiflung. Heut trug sie die Strafe für eine verrathene, verschmähte, zurückgesetzte Liebe.

Wie hohnlachend erklangen ihr die Lieder, die beim Bankett gesungen wurden, das die Stadt den Gästen, Bauleuten und Direktoren der Bahnen zu Ehren gab. Und als nach diesem der Ball eröffnet wurde, als sie mit dem schönsten Diamantenschmuck im Haar, dem ersten, kostbaren Geschenk ihres Bräutigams, durch die Reihen dahinschritt, von Unzähligen beneidet und bewundert, kam sie sich nicht selber wie die personificirte Lüge vor, wie ein Golem der jüdischen Sage, dem nur das Wort an der Stirn Leben und Athem gibt und der in Staub zerfällt, sobald der Meister dieses Wort verlöscht? Waren die fröhlichen, einschmeichelnden Walzermelodieen ihr nicht schneidenden Messern gleich, die in ihre Brust schnitten? — Sie litt gräßlich und mußte doch fröhlich, unbefangen scheinen. Nur wenn sie einen Augenblick einsam, ruhig saß, dann flirrte es vor ihren Augen, dann war es, als vernehme sie Kettengerassel, das Werda-Rufen der Schildwachen, als schaue sie ein ernstes, bleiches Antlitz hinter Gitterstäben an. — Und drinnen im Nebensaal, wie saßen so ernst, so gewitterschwül brütend die Arbeiter der Fabrik an langen Tafeln. Keiner von ihnen tanzte — sie wollten nicht. Und es waren doch so lebenslustige, heitere Burschen unter ihnen, die sonst keiner Fidel aus dem Wege gingen. Selbst ihren Frauen und Töchtern schienen sie den Tanz verboten zu haben. Stumm, brütend saßen sie an ihrer Tafel, nur zuweilen einzelne drohende Blicke nach dem Saale werfend. O! und gewiß, Eveline täuschte sich nicht; diese Blicke wurden giftiger, höhnischer, wenn der Fabrikherr vorüberschritt oder gar der Werkführer in ihrer Nähe sich zeigte. Ja, es wollte sie fast bedünken, als ruhten diese Blicke auf ihr selbst, mehr mit Verachtung, als mit Ruhe oder wohl gar Freude und Erstaunen. Besonders der Valentin, der jetzt gekommen war, maß sie sichtbar mit ernstem, fragendem Blick, in den sich Bedauern und Nichtachtung mischte. —

Sie konnt's nicht tragen, es litt sie nicht länger auf dem Platz; sie war froh, auf's Neue zum Tanze antreten zu können. Sie mußte und wollte sich betäuben. Sie walzte dahin, fast zu wild, fast zu rasch — aber die Menge bewunderte sie und einzelne Stimmen riefen: Wie schön ist sie!

Der Valentin aber stand ernst flüsternd bei seinen Genossen. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn hatte nichts geschreckt; er hatte List und Verstellung angewendet, manches Guldenstück zu spenden nicht gescheut — bis er hinein zu dem Gefangenen gedrungen war, an seiner Seite sitzen konnte und aus seinem Munde sein Geschick vernahm.

Und nun kam er und theilte seinen Freunden mit, wie der Falter morgen vernommen zu werden gedächte — und wie er sie ernst und dringend ermahne, keine Excesse zu begehen, sondern dem Gesetz ruhig das Weitere zu überlassen. Er ließ bitten, nichts Ungesetzliches zu seiner Befreiung, wie es dem Valentin und ihnen allen bereits in den Sinn gekommen, zu unternehmen. Er hoffte mit Ehren frei zu werden.

Noch manches Andere erzählte und hinterbrachte der Valentin, und die Gesichter der markigen Gestalten wurden immer ernster, gedankenreicher; aber ihre Hand blieb ruhig. Sie erhoben sich nicht, sie befolgten die Mahnung, den Rath des Mannes, den sie achteten und ehrten, dem sie ihr Vertrauen geschenkt. Aber keine Macht brachte sie dazu, keine Aufforderung veranlaßte sie, an dem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen, sie wollten nicht tanzen und fröhlich seyn an einem Tage, wo ein Werk, dessen Größe und Gediegenheit sie kannten, eingeweiht worden war, und an dessen Einweihung man den Hauptschöpfer und Erbauer nicht Theil hatte nehmen lassen.

Es war eine unheimliche drückende Schwüle in ihrer Nähe. Um so lauter, um so fröhlicher war es drinnen. Man tanzte und war vergnügt, bis der Tag anbrach, unbekümmert um den Vulkan, der gleichsam unter ihren Füßen glühte und dessen Ausbruch jede Minute zu erwarten war.

Eveline überwacht, überangestrengt fuhr nach Hause. Und als sie drinnen in ihrer Stube saß, als der Ballstaat, der wie eine grinsende Todtenmaske sie anstarrte, von ihrem Leibe herunter war, als sie allein, allein sich endlich fühlte und sah, da brach sie zusammen, da fühlte sie sich vernichtet. —

Die Liesbeth kam nach einigen Stunden wieder, sie glaubte ihre Herrin auf dem Lager schlummernd zu finden — und fand sie mit aufgelöstem Haar am Tische sitzen. Eveline schaute auf, sie starrte die Eintretende mit verglastem Blicke an und fragte tonlos: »Was willst Du nur? Kannst auch Du mir eine Stunde des Alleinseyns nicht gönnen?« Und als sie sah, wie das Mädchen verwundert aufblickte, und wie voll Angst ihre Blicke auf ihr ruhen ließ, rief sie weich, fast weinend: »Wie glücklich bist Du, Kind! Bleibe treu Deinem Valentin! — O, warum bin ich's nicht geblieben!« Und wie von den Furien der Verzweiflung erfaßt, schlug sie die Hände vor's Gesicht und weinte bitterlich.

Liesbeth stand tief erschüttert und erschrocken; sie war es mehr als ihre Herrin. Krampfhaft hielt sie sich am Stuhl. Sie gedachte der Worte Valentins, die derselbe vor Kurzem damals zu ihr gesprochen; sie hörte und sah das Weinen der Sitzenden, und es war, als fielen deren Thränen wie glühende, siedende Tropfen auf ihre Brust. Von wilder Angst und Verzweiflung getrieben, warf sie sich der Weinenden zu Füßen,

rief und schrie: »Mein Gott! o mein Gott! was habe ich gethan!«

Und als Eveline sie groß und fragend anstarrte, während die Thränen ihr noch immer von der Wange rollten, jammerte sie: »Ich elende, unglückselige Creatur, möge Ihr Fluch mich nicht treffen!«

Aber jetzt sprang sie auf, wilde Verzweiflung zuckte in ihrem Gesicht, wie Wahnsinn sprühte es aus ihren Augen, und die Arme zum Himmel hebend rief sie: »Fluch! Fluch dem Verführer! Fluch! Dem, der mich mit seinem Gelde umgarnt, bis ich zur Verrätherin an Ihnen werden mußte; bis ich Ihre Schritte, Blicke und Gedanken belauschte, bis ich Blätter und Schriften Ihnen stahl, um sie ihm auszuhändigen!«

Eveline war aufgesprungen, ihr Auge war groß, war flammend geworden; aber der tiefe, eigene Schmerz machte sie sanft; mild, fast bedauernd sprach sie: »Also Du warst es, die mir so unsäglich Leid zugefügt — und der ich die kürzlich verlebten gräßlichen Stunden danke. Mädchen, was that ich Dir? War ich Dir jemals eine strenge, unerbittliche Herrin?«

»O, fragen Sie mich nicht!« rief das Mädchen und warf sich auf's Neue ihr zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. »Sie wissen es nicht, wie sein Geld mich blendete, seine Worte mich verlockten. — Aber Fluch! Fluch dem Manne, dem es nicht genügte, Sie in seine Arme zu locken, der auch mich um das Heiligste bringen mußte, das ich auf Erden hatte. Ich bin eine Verworfene, eine Gefallene, nicht werth den Myrthenkranz im Haar zu tragen. Valentin! Valentin! Dein Mädchen war Dir untreu. Es trägt ein Kind unter seinem Herzen, zu dem Du nicht der Vater bist!«

Eveline war erschüttert, auf das Tiefste erschüttert. Welch ein Bild, welch eine gräßliche Scene rollte sich vor ihren Blicken auf! Sie wollte zu der Unglücklichen sich niederbeugen, sie wollte sie leise, ruhig, ernst zur Thür hinausführen; aber die Liesbeth sprang auf, und von dem Schatten des Wahnsinns erfaßt, von Verzweiflung ergriffen, raufte sie sich das Haar und stürzte zur Thür hinaus.

Und draußen, sie war nur erst wenige Schritte vom Hause entfernt, kam ihr der Valentin entgegen in wilder Hast, keine Mütze auf dem Kopf, wilde Wuth und Verzweiflung im Gesicht: »Liesbeth! Liesbeth!« schrie er von Weitem schon ihr entgegen; »ich muß fort! Ich schlug den Werkführer in's Gesicht, er nannte Dich eine Gefallene. Ich konnt's nicht dulden!«

Aber die Gerufene blieb nicht stehen, sie rannte nur vorüber, wie von den Furien der Verzweiflung gejagt; ihr langes, aufgelöstes Haar flatterte im Winde.

Valentin, von dem Anblick erschüttert, von gräßlicher Ahnung erfaßt, vermochte im ersten Augenblick der Fliehenden nicht zu folgen. Er mußte an einen Baum sich lehnen. Und als er den ersten Schreck überwunden, als das Blut wieder zu seinem Herzen strömte, war die Liesbeth verschwunden, er wußte nicht, welche Richtung sie nach dem Walde genommen; er ging und suchte sie vergebens.

8.

Drüben in der Stadt stand zu dieser Stunde der Faktor vor seinen Richtern. Wie männlich, klar, gediegen vertheidigte sich der Mann; wie wies er so überzeugend nach, daß Alles, was gegen ihn vorgebracht und dessen man ihm Schuld gab, eitel Verleumdung und Verdrehung seiner Worte und seines Handelns sey; wie fest, wie bestimmt zeigte er, daß seinem ganzen Leben nur das Gesetz, der humane Geist des Gesetzes, zur Richtschnur gedient habe; wie zeigte er, daß nur in einer festen, aufrichtigen Handhabung des Gesetzes für Hoch und Nieder Glück und Segen erblühen könne. Es war eine Freude, den Mann sprechen zu hören, der Nichts, was er gethan, zu beschönigen und zu bemänteln suchte; der aber mit unerschrockenem Muth und Festigkeit sein Denken und Handeln anerkannte, aber als zu Recht bestehend gewahrt wissen wollte. Und welch eine erbärmliche, nichtige Rolle spielte sein Angeber, sein Denunciant. Wohl versuchte auch er einmal, seine Reden und seine Handlungsweise zu beschönigen; aber der Unwille der Arbeiter, die die kurze Strecke auf der Eisenbahn vor einer Stunde zurückgelegt hatten, um bei dem Verhöre in der Stadt nahe zu seyn, machte ihn verstummen. Er wurde mit Scham und Schande geschlagen. Wie zu einem Triumph war diese Verhandlung dem Faktor geworden, und seiner Freilassung würde von Seiten der Richter nichts entgegen gestanden haben, wenn ihr Urtheil, ihre Freisprechung nicht der Bestätigung des höheren Gerichts bedurft hätte. Sie zögerten, in die sofortige Freilassung des Gefangenen zu willigen, zumal doch wohl noch einige Zeugen zu vernehmen waren, auf deren Vernehmung der Kläger gedrungen; besonders fehlte noch das Zeugniß des Fabrikherrn, der sein Ausbleiben durch Unwohlseyn entschuldigt hatte.

Die Arbeiter aber wollten von einer ferneren Inhafthaltung ihres Ehrenmannes nichts wissen, sie murrten, und von dem Geist der Zeit angesteckt und erregt, drangen sie auf seine sofortige Freilassung. Und ob auch der Faktor auf das Ungesetzliche ihrer Handlungsweise sie aufmerksam zu machen suchte, obgleich er seinen ganzen Einfluß, den er bisher über die Leute gehabt, anwendete, sie in die Bahn der Ordnung zurück zu leiten; es half ihn Nichts. Der Zügel war seiner Hand entschlüpft, die Richter standen zaghaft und verworren, sie fühlten ihre Macht, ihr Ansehen nicht für ausreichend und ließen es dumpf erschreckt geschehen, daß der Faktor mit Gewalt zum Saale hinausgedrängt und in Freiheit gesetzt wurde. Er, der Mann, der immer und stets dem Gesetz sich gefügt, mußte es dulden, selbst ungesetzlich zu erscheinen; mußte es geschehen lassen, die Ursache einer Auflehnung, einer Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit zu seyn.

Von den Arbeitern auf die Schultern gehoben, wurde er singend, lärmend durch die Straßen der Stadt getragen. Tiefe Scham, tiefer Unwille überkam ihn. — Und er mußte es dulden, um größeres Unheil zu verhüten, um namentlich den Werkführer zu erretten, der, wie er sah, in der allgemeinen Aufregung es für gut fand, sich heimlich, unbemerkt davon zu schleichen. Er ließ sich den bacchantischen Umzug gefallen, um die erregten Arbeiter von dem Denuncianten abzulenken, an

dem sie sonst wahrscheinlich üble, blutige Vergeltung geübt haben würden.

Die Liesbeth jedoch flog, gleich einem gehetzten Wild, im Walde umher. Des Valentins Blick, seine wilde, drohende Faust hatte sie erbeben gemacht, die eigene Schande ließ sie in Verzweiflung umherirren. Ohne Ziel, ohne Weg eilte sie dahin.

Und tief drunten im Wald, dort wo die Erlen stehen, wo des Waldsee's dunkle Fluthen geheimnißvoll wogten, wohin das Wild des Abends und Morgens kam, seinen Durst zu löschen; wie war es so still, so einsam dort. Die Erlen und Buchen spiegelten sich in dem klaren Wasser, die Schatten der Wolken flogen darüber hin. Wie schien es so friedlich still dort drunten in den Fluthen. Hoch aufathmend stand die Liesbeth am Ufer. Hinter ihr die laute, lieblose Welt, die nicht anstehen würde, sie zu verstoßen und zu beschimpfen; des Valentins Gesicht, den sie um all sein Glück und Vertrauen betrogen, wie ein mahnendes Gewissen ihr stets vor Augen; überall Haß und Verachtung — und vor ihr drunten, tief drunten Ruhe, Friede.

Wie geheimnißvoll, mährchenhaft schön, wiegten sich am gegenseitigen Ufer nahe im See die weißen Wasserrosen; der Himmel selbst schien auf den Fluthen zu liegen. Ein Volk Kraniche schiffte durch die Lüfte hoch droben dahin, sie zogen dem Süden zu; leise rauschte es in den Bäumen, wie schön war die Welt — und wie kalt, wie lieblos die Menschen. Die Liesbeth glaubte es. Immer wieder, immer länger schaute sie in die Fluthen hinab. Und rief eine Stimme ihr nicht zu: Komm! komm! lockte sie ihr eigen Angesicht, das ihr aus dem Wasser entgegenschaute, nicht hinab zur Tiefe? Dort drunten war Friede, Ruhe. Jetzt ertönte der heisere Schrei eines Habichts. Sie erschrack. Die Erde mit all ihren Schrecknissen und Verfolgungen tauchte hinter ihr auf, des Valentins Angesicht meinte sie hinter den Bäumen hervorblitzen zu sehen, Verzweiflung ergriff sie, Wahnsinn erfaßte sie. „Ich komme! ich komme!“ rief sie und sprang in die Fluthen hinab.

Und die weißen Wasserrosen wogten auf, es war, als ob sie mit ihren mährchenhaften Blumenaugen sehen wollten, was da geschehen sey; die Fluthen kräuselten sich, dann tauchte ein in der Tiefe verschwundener Körper noch einmal auf, als müsse er noch einmal das Tageslicht sehen, dann sank er wieder hinab und die Wassernixen drunten im Grunde des See's hielten ihn fest. Ein Menschenherz war gebrochen, ein Menschenleben dahin! — —

Holzschläger kamen vom Berge herab, den Wald entlang. Sie hatten die weibliche Gestalt am Ufer gesehen, sie sahen sie niedertauchen und versinken. Rasch eilten sie zum See hinab. Der Körper war verschwunden. Sie hieben junge in der Nähe stehende schlanke Bäume ab, und begannen mit denselben den Grund des See's zu untersuchen. Das Wasser war nicht tief, bald war die Unglückliche gefunden, sie zogen sie heraus, machten eine Bahre von Baumzweigen zurecht — und trugen schweigend, ernst sie in's Thal hinab, der Fabrik zu.

Die alte Mutter Grumkow stand vor der Thüre ihrer Hütte. Sie sah die Männer kommen, sie erkannte die Unglückliche — und sagte: „Bringt sie nur herein, die Geliebte meines Valentin. Es mußt' wohl so kommen; ich hab's gefürchtet. Wie dauert mich der arme Mann!“

Und die Arbeiter legten sie auf das Ruhebett der Alten. Schweigend gingen sie von dannen.

Wie sah die Gestorbene so schön, so friedlich, ruhig aus. Der Tod hatte alle Schmerzen, alle Sünden gesühnt.

Die alte Frau setzte sich zur Seite der Leiche, nachdem sie derselben das feuchte, nasse Haar von der Stirn gestrichen und die Kleider glatt gelegt hatte. Das Mädchen ihres Valentin sollte auch noch im Tode fein und lieblich anzusehen seyn.

So saß sie, hielt die Todtenwache — und betete. —

Und die Thüre ging auf, leise auf, als dürfte die Gestorbene nicht gestört werden. Valentin trat ein. Er wußte bereits, was geschehen, er kannte sein Unglück schon. So etwas bleibt nicht verschwiegen, das geht wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund.

Der Bursche schrie nicht auf, er schwankte nur herein wie selbst zum Tode getroffen. Still, ernst schaute er der Todten in das Angesicht, es lag Ruhe, Friede auf demselben. Und als er sie lange, recht lange angeschaut, beugte er sich nieder, küßte sie auf den Mund, auf den Mund, den er im Leben so oft voll Vertrauen und Liebe geküßt, kniete nieder — und betete. „Gott schenke Dir Frieden, ich habe Dir vergeben!“

Und aufstehend und der alten Frau die magere, schwielige Hand drückend, sprach er: „Lebt wohl, Mutter! — Gott lohn' es Euch!“ Mit diesen Worten ging er zur Thür hinaus.

Und drinnen in der ärmlichen, dunklen Kammer hielt die alte Frau die Todtenwacht.

9.

Es war Nacht geworden, tiefe, dunkle Nacht. Die Arbeiter waren von der Stadt, in der sie Zeugniß für ihren Faktor abgelegt hatten, zurückgekehrt. Er hatte sie endlich vermocht, friedlich heimzukehren, und sein Geschick seinen Händen und seinem Verstande allein zu überlassen. Er hatte ihnen versprochen, sie noch einmal alle zu begrüßen, ehe er gänzlich die Fabrik und die Gegend verlassen würde; ja, er hatte sie sogar ermahnt, ernstlich ermahnt, bei ihrer Arbeit auch ferner zu verharren und die Fabrik nicht in Unmuth und Böswilligkeit zu verlassen. — Und sie waren gegangen, wenn auch nicht ganz von seinen Worten überzeugt, so doch denselben noch für diesmal folgend, wenn auch mit innerem Groll und tiefem Unmuth. Er hatte ja gesagt, sie möchten durch ihr Handeln ihn nicht gänzlich in's Unglück und Verderben stürzen. Und dieser Worte dachten sie und darum gingen sie. Die Stadt, die schon an Mord und Aufruhr geglaubt, wurde ihrer Angst und Furcht ledig. Man athmete auf, man bekam wieder Muth — und warf schließlich allen Haß und alle Ursache auf den Faktor, als die Grundveranlassung des ganzen Auftritts. Der Mann wurde mit einem Male fast Allen verhaßt — und ein Gegenstand der Besorgniß und der Beaufsichtigung werth. Die Meinung der Menge ist wankelmüthig, wie das Wetter im

April, bald Sonnenschein, bald Regen; bald Haß, bald Liebe. Und die Nacht schritt weiter vor; dunkler, stürmischer wurde es.

Sieh! da züngelte ein rothes Flämmchen am Giebel des Fabrikgebäudes; im nahegelegenen Holzschuppen glimmte und glühte es. Der Wind erfaßte die Flamme, das Dach stand in Feuer.

Ueber die Leiche im Kämmerlein flog ein Feuerschein. Die alte Frau, die ein wenig eingenickt, fuhr auf; sie sah die Todte wie mit Flammengluth übergossen, sie sah die ganze Kammer gespensterhaft, mährchengrausig erleuchtet, sie wußte sich die Erscheinung nicht zu deuten, sie lief zum Fenster, sie riß es auf und schrie jählings zurückschreckend in wilder Hast und Angst zur Thür hinausstürzend: „Feuer! Feuer! Es brennt die Fabrik!“

Und so war es. Ob es angelegt, oder aus Unvorsichtigkeit ausgekommen, ist nie zu Tage gekommen.

Hoch lohte die Flamme gen Himmel auf, der ganze Horizont war bald ein Feuermeer.

Die Arbeiter kamen herbei, sie eilten in die brennenden Gebäude hinein — und holten heraus, was ihnen selbst gehörte. Von dem Uebrigen rührten und faßten sie nichts an. Sie ließen brennen, was da brennen wollte. Ja, einzelne Stimmen wurden wohl laut: „Werft den Werkführer und seinen Anhang hinein. Der Kerl hat es verdient!“ Doch der Gegenstand ihres Hasses ließ sich nicht blicken. Und so lohten und züngelten die Flammen weiter, bis ein Dach nach dem andern niedersank, eine Mauer nach der andern stürzte und die Gebäude ausgebrannt waren.

Es war ein wild gräßliches, majestätisches Schauspiel. Dort die hohen, brennenden Gebäude, hier die trotzigen, wilden, stillstehenden Arbeiter. Hoch droben der weithin geröthete Himmel, mit seinen aufschießenden, flammenden Strahlenbüscheln, gleich eines Nordlichts Leuchten und Glimmen — und jenseits der ernste, dunkle, rauschende Wald, der jetzt noch einmal so dunkel wie sonst herniederschaute.

So ging die Nacht vorüber; der Morgen dämmerte, die Sonne ging auf.

Die Spritzen des nahegelegenen Orts waren herbeigeeilt; aber ihre Hülfe war unzulässig. Die ganze Fabrik brannte nieder.

Die Arbeiter, die erst so trotzig wild gestanden hatten, fingen an, ernster, sinnender auf die Feuerstätte zu blicken. Das wilde, in ihnen aufgestiegene Rachegefühl war verflogen, sie sahen und merkten, daß der Ort ihrer bisherigen Thätigkeit in Asche gesunken sey, daß es ihnen für die nächste Zeit an Arbeit, Verdienst, Brod und Nahrung fehlen werde; sie fühlten, daß ihr gestriges Frohlocken nur ein Lebensstich gegen ihr eigen Fleisch und Blut gewesen war. Beschämt fingen einzelne an, sich beim Aufräumen des rauchenden Materials behülflich zu erweisen, während Andere, wie verlegen, wie von Scham und Reue erfaßt, davon schlichen. Das Bessere in ihnen war wieder zu Tage getreten.

Der Fabrikherr, Banquier Reinwald, war auf der Brandstätte erschienen. Er sah bleich, leidend aus, doch die Fabrik war überreichlich versichert, stand hoch in der Feuerkasse — und so trug er den Verlust äußerlich mit Ruhe und Anstand. Ja, es schien etwas wie Schadenfreude durch seine Rede zu blitzen, als er sich zu seinen Arbeitern wendete, die in einem Kreise stumm brütend nicht fern von ihm standen, indem er sagte: „Es ist ein Unglück! Aber es thut mir leid, mehr um euch, als um mich. Es wird längere Zeit dauern, ehe wir Alles werden wieder aufbauen können; und wer weiß, ob ich es jemals thue. Die Zeiten sind solchen Unternehmungen, wie ich sehe, nicht günstig; ich lebte früher ruhiger. Thut mir, wie gesagt, leid um Euretwillen, werdet längere Zeit feiern müssen, oder Euer Heil wo anders suchen gehen!“

Die Arbeiter antworteten nicht; nur lauter, unmuthiger murrten sie unter einander: „Wie kam es aus? Wer hat es angelegt?“ während zugleich zwischen durch die Frage erging von Mund zu Mund: „Wo ist der Valentin? Wer sah ihn zuletzt?“

Niemand wußte diese Frage zu beantworten, denn den Genannten hatte seit gestern niemand gesehen — und die alte Mutter Grumkow wurde nicht gefragt, die konnte also nicht Auskunft geben; und mochte es auch nicht thun, als man sie fragte.

Eveline hatte den Tod ihrer Dienerin vernommen; tief ergriffen sendete sie ein Sterbkleid für die Selbstmörderin. Jetzt schritt sie selbst hinab zum Leichenhause, sie wollte noch einmal die Liesbeth sehen — und zugleich die Brandstätte, zu der es wider Willen sie zog. — Und sie kam.

Noch stand der Fabrikherr an der rauchenden Stätte, ihm zur Seite der Graf, der gekommen war, ihm sein Beileid zu bezeugen; er ertheilte hier und dorthin seine Befehle. Die Arbeiter standen von ferne. Einzelne schlichen zum Todtenhause.

Dort drinnen hatte die alte Grumkow mit einigen anderen mitleidigen jungen Mädchen und Frauen die Liesbeth in ihr weißes Sterbekleid gekleidet. Einer der Burschen war zum See gelaufen, in dem sie ihr Ende gesucht, und hatte eine Anzahl der geheimnißvoll-blühenden Wasserrosen geholt; die hatte man zu einem Kranz geschlungen und diesen der Todten auf das Haupt gedrückt. Dann hatte man den Sarg vom Boden geholt, den die alte Mutter Grumkow für sich selbst längst hatte anfertigen lassen, gleichsam wie ihr Sterbekleid, wie dieß alte Leute in früherer Zeit oftmals thaten — und hatte die Todte hineingelegt. Man legte den Deckel nicht auf, man ließ sie frei offen im Sarge ruhen, damit sie Jeder sehen und betrachten könne.

In dem Augenblicke, als Eveline von dem Berg hernieder in das Thal stieg und der Hütte nahe war, trat man mit der Todten heraus. Die Männer trugen sie auf ihren Schultern, trugen den offenen Sarg zum nahen Kirchhof, zur letzten Ruhestätte. Männer, Frauen und Mädchen folgten. Es war ein tieferschütternder Anblick. Wie mährchenhaft-wunderbar sah die Todte aus, mit ihrem Kranz von weißen Wasserrosen im Haar. Es war, als würde eine Nixe, ein Wasserweib vor-

über getragen. Und sie sah so schön, so rührend-bleich in ihrem Sarge aus.

War es Zufall oder Absicht, die Todtenträger gingen nicht den ebenen geraden Weg zum Kirchhofe; sie bogen plötzlich links ab — und kamen an der Stelle vorüber, dicht vorbei, wo der Fabrikherr stand, wo Eveline an seine Seite trat.

Die Träger standen still, es war, als müßten sie hier einen Augenblick ruhen, sie senkten den Sarg — und der Banquier mußte, er mochte wollen oder nicht, einen vollen, ganzen Blick in das Angesicht der Todten werfen. War es Absicht oder Zufall das Ganze?

Der Sarg ward gehoben, die Leidtragenden schritten weiter, weiter langsam dem Kirchhofe zu.

Der Fabrikherr war bleich geworden, unwillkürlich, seine Lippen bebten, seine Augen flogen irrstät und wild umher.

Eveline sah es; sie hatte ihn kalt, ruhig beobachtet. Jetzt beugte sie sich zu ihm, jetzt neigte sie ihren Mund an sein Ohr und rief schneidend, kalt, voll Haß und Verachtung: »Das war Ihr Werk! Sie jagten die Gefallene in den Tod. Wir sind quitt!«

Langsam, voll Hoheit und echter weiblicher Würde, wendete sie sich ab — und schritt langsam, ernst, mit sich selbst zufrieden, voll Ruhe und Ergebung den Berg hinab.

Mit erdfahlem Gesicht stand der Banquier, das böse Gewissen schlug ihn; er wagte es nicht, der Geschiedenen nachzusehen.

10.

Wochen, Monate sind vergangen. —

Wir führen unsre Leser nach dem Süden unseres schönen deutschen Vaterlandes, dort wo sanftgeschwungene Höhenzüge meilenweit das linke Ufer eines Flüßchens besäumen, Rebengelände und stattliche Laubwälder malerisch die Abhänge schmücken, weit emporragende Felsenzinnen der Landschaft die lieblichsten Reize verleihen; während jenseits am anderen Ufer eine weite fruchtbare Thalsohle sich stundenweit ausdehnt, auf der freundliche Obstgärten, Felder und Wiesen sich ausbreiten; Weingärten grenzen daran und drüber hinaus dunkeln am fernen Horizont die blauen Kuppen eines höheren Gebirgszuges, dessen höchste Spitzen zum Theil mit malerischen Ruinen gekrönt sind. Es ist ein prächtiges Stück Land! Und das Städtchen mit seinen alterthümlichen, zinnengekrönten Thorthürmen, mit seinen prächtigen Kirchen; wie heimelt es uns Alles an? Wer möchte nicht wohnen dort, wenn auch das Städtchen G . . . heim, seiner Einwohnerzahl nach, nur zu den kleineren, unbedeutenderen Landstädtchen des Südens zu rechnen ist. Wie friedlich, wie still hatten die Bürger dort bisher gelebt, Handel und Wandel war gegangen, und hatte geblüht; nun aber hatte auch hier das Jahr achtundvierzig seine Schlagschatten hineingeworfen; es war anders geworden — aber nicht besser.

Jetzt war es Winter; und die kalte eisige Schneedecke, die weit und breit auf Wald und Feld und den Gebirgen lag, schien auch auf den Gemüthern zu liegen und das heiße, stürmische Blut ein Wenig abgekühlt zu haben. Es war stiller, ruhiger im Ort geworden, wenn man auch noch ferne vom Frieden war. Es lag eben eine Schneedecke gleichsam auf der Menschenbrust, unter der die alten Ideen weiter keimten oder erstarben.

Nicht fern der Bannmühle am unteren Ende des Städtchens lag ein kleines Häuschen. Im Sommer, wenn die Rebengelände grün belaubt waren, die Obstbäume im Garten voll Früchte hingen, oder im Frühling der Jasmin und Flieder duftete, dann sah es dort wohl hübsch und einladend von außen aus; während es jetzt so einsam, wie tief verschneit an den Hügel zur Seite sich anzulehnen schien. Aber tretet nur ein, jetzt im Winter, wie lauschig, einladend sieht es drinnen im Häuschen aus. Alles ist blank gescheuert, in der Küche blitzt und blinkert das Kupfer und Messing. Das Blechgeschirr ist blank polirt — und selbst der Feuerheerd scheint ein stattliches, festliches Ansehen bekommen zu haben; ich glaube gar, er ist roth angestrichen — und die Farbe scheint nicht gespart zu seyn. Und in dem Stübchen wie weiß sind die Dielen, und wie klar und sauber die Gardinen! Seht nur, selbst ein Monatsröschen ist erblüht und steht auf dem Tischchen, als müßte es auch blühen und dazu beitragen, Alles festlich zu schmücken und wie zum fröhlichen Einzuge einzuladen.

Vor allen Dingen aber seht auf die alte Frau, die Wirthin und Eigenthümerin des Hauses, wie hat sie sich so einfach und doch so sauber geschmückt. Auf ihrem Gesicht liegt es wie Freude und Erwartung; sie sieht in ihrer Erregtheit und Glückseligkeit fast wie verklärt aus.

Ihr Sohn, ihr einziges Kind will kommen. Sie hat ihn seit Jahren nicht gesehen; nun hatte er geschrieben, heut wolle er kommen. Daher der festliche Aufputz des Hauses, die Freude, die Erwartung der Mutter. Seit mehreren Stunden schon hat sie unruhig von Zeit zu Zeit hinausgelugt, die Straße entlang, ob sie ihn noch nicht kommen sähe; es überschleicht sie fast Unruhe und Angst, daß er so lange verzieht. Es dunkelt bereits, die Tage sind so kurz — und die Welt ist noch immer voll Aufregung, Sturm und Empörung; wie leicht kann auch ihm ein Unglück begegnen. Sie hat dessen in ihrer Freude bisher nie gedacht; es war ja ihr einziger Sohn, ihr Alles, den sie erwartete; wie würde denn Den der liebe Gott nicht gewartet und beschirmt haben — jetzt aber, wo der Tag sich neigte, wo der Schnee so flimmerte und unter den Füßen der Vorüberschreitenden knarrte und pfiff, überkam sie mehr und mehr die Angst, die Füße begannen ihr zu zittern. Sie mußte auf den Großstuhl sich setzen, die Hände in den Schooß legen, die aber unwillkürlich sich falteten — und ein wenig der Ruhe pflegen. Die freudige Erregung, die sie bisher aufrecht erhalten, begann einer geistigen und körperlichen Abspannung Platz zu machen. Sie mußte niedersitzen, um neue Kräfte für das Wiedersehen zu sammeln.

So saß sie denn; die Hände waren gefaltet und die Augen fielen ihr ermattet zu. Der Geist aber in seiner Erregtheit führte ihr Tage der Vergangenheit vor die Seele, die Erinnerung war wach geworden, wie dieß in solchen Stunden gewöhnlich zu seyn pflegt.

Ihr Gatte war ein einfacher, ehrenwerther Unterbeamter im Städtchen gewesen; sie hatten sich, bei Fleiß und Sparsamkeit, kein großes aber doch bescheidenes Vermögen erspart; und so hatten sie es auch möglich gemacht ihrem Sohne, ihrem einzigen Kinde, eine bessere Schulbildung zu Theil werden zu lassen, als sie Beide in ihren jungen Jahren selbst genossen. Der Knabe war der Eltern Stolz und Freude. Leider starb der Vater, ehe der Sohn seine Schulbildung beendet — und der Mutter Lieblingswunsch, ihren Einzigen dereinst als Pfarrherrn auf der Kanzel zu sehen, sollte nicht in Erfüllung gehen, denn Victor, so hieß der Sohn, hegte keine Neigung zum geistlichen Stande, für ihn war Rechnen, Bauen und Hämmern die höchste Lust, die größeste Freude. Er setzte es durch, daß sein Lieblingswunsch, die polytechnische Schule durchmachen zu können, in Ausführung kam; er setzte es durch, daß er als künftiger Techniker auch praktisch sein Handwerk als Maschinenbauer erlernen konnte. Die Mutter hatte ihre frühere Lieblingsidee vergessen, oder in den Hintergrund des Herzens gedrängt; der Sohn, der stets die besten Zeugnisse von seinen Lehrern und Lehrherren heim brachte, war ihr Stolz, ihre Freude. Sie darbte es sich am Munde ab, nur damit es ihm an Nichts mangle.

An alles Dieses mußte sie jetzt denken. Wo vergäße eine Mutter jemals Etwas aus dem Leben ihres Kindes? — Und wie froh, wie heiter, wie lebensfrisch war der Knabe gewesen; kein Baum war für ihn zu hoch, kein Graben zu tief. Und als er älter wurde, wie fröhlich erklangen seine Lieder; wer sang so schön wie er? Daran mußte sie denken — und sie mußte denken: wird es noch so seyn?

Und später, als die Jahre vorüber waren, als er nun zum erstenmal in die Fremde, in die Weite mußte, sich mehr und mehr in seinem Geschäft auszubilden; wie fest, wie innig hatte er sie da umfangen und versprochen gut und brav zu bleiben, wie hatte er vom Berge herab noch den Strohhut zum letzten Gruß geschwenkt — um dann für lange, lange Zeit dem Mutterauge zu entschwinden. Sechs Jahre hatte ihr Auge ihn nicht gesehen. Er war dazumal nach kurzer Zeit aus einer Stellung in die andere gegangen, immer lernend, immer Neues sehend; bis er mehr und mehr größere Arbeiten selbstständig auszuführen bekam — und sich bedeutendere Aemter in seinem Fache erwarb.

Seit sechs Jahren hatte sie ihn nicht gesehen. Wird er noch der Alte seyn, dem Herzen, der Gesinnung nach; oder wird auch ihn die Fremde umgewandelt haben? Sie mußte es denken! —

Und nun öffnete sich die Thüre; sie hatte, in ihren Träumen und Gedanken versunken, den raschen, nahenden Schritt überhört; jetzt öffnete sie das Auge; sie wollte aufspringen; aber die Füße versagten ihr den Dienst, sie konnte es nicht, die Kniee zitterten ihr; sie konnte die Arme nur ausbreiten und rufen: „mein Sohn! mein Sohn!“

Und der kräftige Mann umfaßte sie, lehnte sich an ihre Brust und sagte weich: „Sey mir viel tausendmal gegrüßt! Ich hab' Dich wieder, meine Mutter!“

Die aber, die mußte zu allererst die Lampe sich näher rücken, sie mußte den vollen Schein derselben auf sein Angesicht fallen lassen; sie mußte sein Auge prüfen, jede Falte um den Mund studiren; sie mußte das Bild, das sie von dem Sohne aus früheren Jahren im Herzen trug, mit seinen jetzigen Zügen vergleichen. Sie mußte sehen, ob er größer, stärker, männlicher; ob er hübscher geworden sey; ob er noch das kindlich frohe, heitere Gesicht zeige, wie damals. Sie wollte, ohne daß er es sprach, aus seinen Augen herauslesen, ob er glücklich gewesen, oder Leid ertragen; ob es ihm gut oder böse ergangen sey.

Das Alles wollte sie. Und sie hielt die Lampe so, daß das volle Licht auf sein Angesicht fallen mußte. Und wir, wir erkennen in dem Angekommenen einen Bekannten wieder. Es ist der uns bekannte Faktor, es ist Victor Lenz. Er sieht aus, wie wir ihn damals gesehen, vor wenigen Monaten, wo wir nach Beendigung des Brückenbaues und dessen Einweihung, nach der Befreiung aus seiner kurzen Haft ihn sahen. Wir erkennen ihn wieder. Auch die Mutter thut es; aber ihr Blick wird ernster, trüber. Es ist ihr Sohn — und doch ein Anderer. Sie setzt die Lampe zitternd hin und murmelt seufzend vor sich nieder: „O Gott, wie blaß er ist! Wie viel des Leids hat er erfahren!“

Victor hatte den Schmerzensruf der Mutter vernommen; aber er beachtete ihn nicht; er wollte ihn nicht gehört haben; wohl, um weiterer Erörterungen ledig zu seyn. Er beeilte sich selbst, nachdem die ersten Ausbrüche der Freude und des Wiedersehens vorüber waren, nachdem die Mutter auch für Speise und Trank, für wärmere, bequemere Kleidung gesorgt hatte, als sie Beide traulich am wärmenden Ofen saßen, von seinen Erlebnissen zu erzählen. Er that es, sichtbarlich in Hast, um Das verschweigen zu können, das doch so tiefe, ernste Züge in sein Angesicht gegraben hatte, das der Mutter den Schmerzensschrei über die Lippen gepreßt: wie blaß er ist! — er sprach von seinem Geschäft, von der Politik des Tages, von den Zeitereignissen, die ja auch ihn mehr oder weniger ergriffen und berührt hatten.

„Ich habe es gehört und tief schmerzlich bei meiner Heimreise gesehen und empfunden“ sprach er: „daß auch unser schönes Vaterland der Schauplatz der tiefsten Kämpfe und Stürme gewesen ist. Wie wird die Angst, die Wirrniß auch Dich berührt und ergriffen haben, Mutter. Das ist das tief Schmerzliche einer Zeit, wie die unsere, daß die Gemüther in blinder Leidenschaft befangen, ihre Meinung allein für die richtige, bessere halten, daß sie keine fremde Ansicht wollen gelten lassen — und es stets versäumen, auch dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen. Es ist das tief Beklagenswerthe, daß in solchen Zeiten der Neid, die Rachsucht und niedere Leidenschaft, Sünde und Verbrechen, die Politik zum Deckmantel ihrer geheimen Pläne machen, daß das Reinmenschliche, daß Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in den Hintergrund treten — und der Strömung des Tages dienen müssen.

Wie bin auch ich von diesem Allen so tief schmerzlich be-

rührt worden. Der Mann soll und muß mit ganzer Kraft dem Vaterlande angehören; aber er thue es aus fester, männlicher Ueberzeugung, aus klar erkannter Liebe. Ich dachte in meiner Stellung, fern von diesem meinem Heimathlande, in jenem kleinen Fürstenthum, das so wenig von den Ideen der Neuzeit ergriffen zu seyn schien, ruhig meinem Geschäfte leben zu können. Ich wollte mich fern von aller Politik halten, mich nicht hineinreißen lassen in die Kämpfe der Partheien — und mußte es zu meinem Leidwesen sehen und erfahren, daß in solchen Zeiten auch die gewissenhafteste Pflichterfüllung einen Schutz nicht gibt gegen Willkühr und blinden Haß; ich mußte es erleben, daß eine Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit, die ich mit aller Kraft zu verhindern gesucht, der ich entschieden entgegengearbeitet, doch durch mich gewissermassen zum Ausbruche kommen mußte.

„O, Mutter, glaube es mir, als ich gefangen saß, und ich es fühlen mußte, daß nur blinder Haß, Rachsucht und Verläumdung mich dahin gebracht hatte — war ich wohl elend und betrübt. Die Politik hatte auch hier zum Deckmantel dienen müssen, um mich an dem Tage von dem Werke zu entfernen, das ich mit Lust und Liebe geschaffen, in dem ich meine Ehre und Freude sah — und das am Tage seiner Einweihung auch mir zum Ruhme gereichen sollte. Es war ein bitteres Gefühl, sich in solchen Stunden gefangen zu sehen. Aber mich hielt die Ueberzeugung, nichts Unrechtes gethan, noch veranlaßt zu haben, aufrecht. Ich lebte der Gewißheit, daß meine Haft nur eine kurze seyn werde — und daß die schönste Blüthe, die am Tage der Einweihung ich mir zu pflücken gedachte, für mich bereits entblättert und in den Staub getreten war. Meinem reinsten Glücke war die Spitze abgebrochen. Doch als man Tags darauf mich wie im Triumphe durch die Straßen trug, als man dem Gesetze Hohn sprach, und ich den Deckmantel dazu herleihen mußte wider Willen; als sogar die Fabrik in Flammen aufging, und man auch dieß gewissermassen als die Frucht meines Schaffens und Redens ansah — da, Mutter, da wurde ich zum erstenmal uneins mit mir selbst; da war es mir, als stürze das Gebäude, das ich mir im Herzen erbaut, zusammen, als wäre ich nun alles Unglücks werth, das ich erfahren und das mich betroffen. Welcher Trost war es für mich, nicht mehr gebunden zu seyn. Es schmerzte mich kaum, daß ich den größten Theil meiner Habe, meiner Ersparnisse durch das Feuer verloren. Ich hatte mehr verloren, den inneren Halt, die innere Ruhe meines Herzens. Ich der Mann des Gesetzes — war selber gesetzlos geworden. O, wie Recht! wie menschlich groß und Recht, hatte jener große Criminallist, der da sagte: Wären wir im Stande gewesen dem Angeklagten in das Herz zu sehen, zu jener Zeit, wo Umstände und Verwirrungen, Herzensdrang und Erregung, ihn zur That getrieben; wir würden versucht werden — jedes Verbrechen zu entschuldigen; wir würden nie und nimmermehr die Todesstrafe in Vollzug setzen! Es waren recht, recht schmerzliche Tage für mich. — Und dennoch, dennoch, Mutter, mußte ich wieder und wieder der armen, verirrten Arbeiter denken, die durch das Niederbrennen der Fabrik ihre ganze Existenz eingebüßt hatten; die, als sie nicht zur Rettung herbeieilten, sich selbst ihren guten Namen schändeten — und den Dolch gleichsam gegen ihr eigen Fleisch und Blut kehrten. Es sind arme Verirrte, unter deren Schwielenhaut eine brave Hand liegt; deren Herz, wo sie einmal Lieb' und Güte und Wohlwollen erkannt haben, in Treue und Anhänglichkeit ausharrt. Ich kann es mir nicht anders denken, und muß es immer wieder denken, daß die Liebe, die Güte, die eigene Treue und Gewissenhaftigkeit doch der beste Zuchtmeister für Untergebene, vielleicht für ganze Völker ist!“

So sprach der junge Mann; und die Mutter hatte dem Sohn in das begeisterungsglühende Auge gesehen, hatte sich voll Stolz und Freude gleichsam auf seinen Worten gewiegt — und mußte dennoch denken, tief im Innern: „Wie blaß er ist! welch Leid er nur erfahren?“

Ernst und voll Wehmuth sagte sie: „Du wirst schon Recht haben! Ich bin eine alte Frau, ich verstehe diese Zeit mit ihren Schrecknissen nicht. Deine alte Mutter hat recht trübe Tage durchgemacht. Es ist nur gut, daß der Struve mit seinen Republikanern bei Staufen geschlagen wurde in den letzten Tagen des Septembers. Hätte er gesiegt, diese seine Herrschaft wäre schlimmer gewesen — sie war schon schlimm genug — als die aller früheren Fürsten zuvor. Es war gut, daß Du nicht daheim warst, daß man Dich nicht auch zwingen konnte, wie man Viele gezwungen, an diesen Zügen der Rothen Theil zu nehmen!“

„Und meinest Du, daß ich mich hätte zwingen lassen?“ rief der junge Mann mit flammendem Auge. „Diese Leute verstehen nur niederzureißen, aber nicht aufzubauen. Ich bin ein Mann des Friedens — aber dem Vaterland und seiner Wohlfahrt werde ich mich nie entziehen. — Aber laß uns abbrechen, Mutter! Es ist trüb, daß selbst in unser erstes Wiedersehen sich die Meinungen des Tages drängen mußten. Wie so anders war es sonst! — —“

„Und kann es nicht jetzt auch wieder so bei uns seyn?“ entgegnete die Mutter und nahm des Sohnes Hand, gleichsam als wolle sie ihn zu sich heranziehen.

Der aber lächelte wehmüthig und sprach: „Laß mich einige Wochen an Deiner Seite ruhen. Es muß wieder Friede in mir werden; und wo könnte ich den Frieden des Herzens eher finden, als bei Dir!“

Die alte Frau schwieg, aber sie mußte des Sohnes Haupt sanft an ihre Brust lehnen, das Haar von der Stirne ihm streichen und wieder tief im Innern seufzen: „O, Gott! wie blaß er ist! Welch Leid er nur erfahren?“

Wie gut, wie lieb war die Mutter zu dem Sohn; wie hegte und wie pflegte sie ihn von dieser Stunde, von diesem Tage an. Das Mutterherz kennt doch den besten Balsam für ihr Kind.

Am Weihnachtsheiligabend aber, in jener Stunde, wo der Herr gleichsam sichtbar auf die Erde niederzusteigen scheint, um zu sehen, wie und wo sein Geburtstag gefeiert werde, konnte sie es nicht lassen, sie mußt' auch für den großen, er-

wachsenen Mann eine Christbescheerung aufbauen, mußt' ihn so gleichsam zurückführen in die Tage seiner Jugend, seiner Kindheit, damit er froh, heiter werde für einen Augenblick, wie er es damals gewesen.

Ein Mutterherz weiß stets die rechte Saite anzuschlagen. Und am Abend, als durch die einfachen Geschenke die Schleusen der Erinnerung waren geöffnet worden, als man der vergangenen schönen glücklichen Zeit gedachte, und im Vergleich zu der Jetztzeit und der die jüngst vergangen, die Seele des jungen Mannes aufseufzte und eine leise Stimme in seinem Innern rief: warum kann es nicht anders seyn? Da öffnete auch der Schmerz sein Herz — und er erzählte der Mutter, was er bisher verschwiegen.

Die alte Frau schüttelte wehmüthig das Haupt; sie hätte so gern getadelt. Aber bei dem ersten Wort des Tadels, das sie über den Gegenstand seiner Liebe zu äußern wagte, sprach er mild, doch ernst, entschieden: „Ich habe sie geliebt! — Das genüge Dir. Laß sie Dir und mir in der Erinnerung heilig seyn. Und ob sie auch die schönsten Blüthen meines Herzens mir geknickt: ich habe sie geliebt! Das soll mein Trost und ihr Fürsprecher seyn!"

So gingen die Tage, Wochen dahin, der Schnee schmolz auf den Feldern, die erste Lerche hob sich aus dem jungen Saatengrün; es wollte Frühling werden.

Wie aber sah es in den Herzen, in den Gemüthern der Völker aus? Keine Ruhe war den Staaten geworden; überall lohete auf's Neue Krieg und Empörung auf; der Kampf der entgegengesetzten Partheien war in erneueter, in größerer Heftigkeit ausgebrochen. Wir haben diese Kämpfe nicht zu schildern; wir erwähnen und berühren sie nur, so weit die Personen unserer Geschichte von ihnen berührt werden. Victor Lenz, der ehemalige Faktor, hat die Zeit seiner unfreiwilligen Muße und Ruhe zu größerer Erweiterung oder Befestigung seiner Kenntnisse benutzt. Er hat sich nicht den Fragen des Tages entzogen; er hat Theil genommen an den Bestrebungen der Besseren; aber er hat sich auch nicht leiten und gängeln lassen von den Stimmführern der Menge oder von den Ausbrüchen zügelloser Leidenschaft. Er prüfte die Worte, die da geredet wurden; aber ehe er den Redenden zu seinem Führer wählte, prüfte er erst das Handeln, das häusliche Treiben desselben. Ihm galt es feststehend, daß ein Mann, der in seinem Hause lieblos und ungerecht gegen seine Untergebenen war; kriechend gegen Höherstehende, brutal gegen minder Begüterte, oder ihm Untergeordnete — niemals ein unerschrockener, fester Charakter für das öffentliche Leben seyn könne. Wer es nicht verstand, sich zur Zeit und um des allgemeinen Bestens willen unterzuordnen, der konnte, seiner Ansicht nach, auch niemals ein Befehlender werden. Er wußte es, aus solchen Männern wurden nur Tyrannen im Kleinen.

In diesen Worten und Ansichten lagen seine politischen Grundansichten, die Lebensregeln seiner Klugheit. Nach ihnen handelte er, für sie stand er auf, für sie kämpfte er. Daß er mit solchen Ansichten und Ideen im Frühling des Jahres Neun und vierzig nicht auf Rosen gebettet lag, wird Jeder fühlen und empfinden, der jener Zeit gedenkt und weiß, was dieselbe dem Süden unseres Vaterlandes gebracht hat. Freudig ergriff er daher den Antrag, der ihm von Thüringen her wurde, auf's Neue als Faktor in eine der dortigen Fabriken zu treten. Er fühlte es, es war Zeit, daß er wieder in unausgesetzte Thätigkeit kam, die Wirrniß der Zeit drohete auch ihn aufzureiben — und die jetzt nie ruhende Erinnerung sein Auge für immer zu trüben.

Es war an einem klaren hellen Märzmorgen, als er die Heimath verließ. Die Mutter hing mit tiefem Schmerz an seinem Halse; es war, als ahne sie, daß dieser Abschied ein ewiger seyn werde, daß ihre Augen ihn nicht wieder schauen würden. Wie glücklich hatte sie in dieser letzteren Zeit, trotz aller Sorge und Wirrniß, sich in dem Gedanken gefühlt: für ihn sorgen und schaffen zu können; wie zufrieden war sie nicht, wenn es ihr gelungen war, für Augenblicke die Falten seiner Stirne geglättet zu haben; und nun zog er auf's Neue dahin in die fremde, stürmische Weite. Sie sah ihn gehen weiter, weiter dahin — und ihre Lippen murmelten wieder: „Wie blaß er ist; es nagt der Schmerz noch immerdar in seiner Brust! — Gott segne Dich, mein Sohn! Ich fühl's, meine Augen sehen Dich zum letztenmal; bald bettet man mich, Deine Mutter, in die kühle Erde! Ade! Ade! Auf Nimmerwiedersehn!"

Und er winkte noch einmal vom Hügel herab, den letzten Gruß, den letzten Blick. — Sie waren geschieden. Wenige Monate darauf lag die Mutter im Grabe.

Er aber zog dahin, rastlos weiter. Die wenigen Meilen, die er bis zur nächsten Eisenbahn zurückzulegen hatte, wollte er zu Fuß machen. Die Welt war so schön, Frühling war's; es drängte ihn, Herz und Augen an dem frischen, jungen, keimenden und knospenden Grün zu laben.

Eichendorffs köstliches Lied ging durch seine Seele:

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

So wanderte er dahin, das Auge klar, die Seele frisch. Wie war die Welt so schön!

Auf der nächsten Eisenbahnstation wurde er aus seinen idyllischen Frühlingsträumen gerissen. Schaaren wilder, trotziger Freischärler kamen und gingen. Es war ein tolles Durcheinandergehen und Sprechen. Die widersprechendsten Nachrichten jagten sich; eine immer toller, blutiger als die andere. Es ekelte ihn dies Treiben an — und still drückte er sich in die Ecke seines Coupé's, froh als der Zug endlich dahin brauste. Auf den nächsten Stationen war es nicht besser, es wurde vielmehr schlimmer, ernster; das ganze Land war in

Aufruhr, und sein stilles Zurückgekehrtseyn, sein Fernhalten von den Reden der Partheiführer begann bereits Aufsehen und Mißtrauen zu erregen; es würde vielleicht schon jetzt auf der Station zu Conflicten und blutigen Reibungen gekommen seyn, wenn nicht sein fester, muthiger Blick, sein mannhaftes Auftreten und Benehmen die zügellose Menge in Abstand gehalten hätte. Dennoch war er froh, als der Zug endlich hielt und seine Fahrt für heute beendet war. Er fühlte es, daß sein passiver Widerstand auf die Länge nicht mehr ausreichend gewesen seyn würde; daß er mit den jungen führerlosen Republikanern in Streit gerathen mußte. Mißmuthig verstimmt durcheilte er die Straßen der Stadt, das Vaterland in tiefstem Innern bedauernd und beklagend. Im Begriff, den Ort zu verlassen, um nach anderer Richtung hin das Land wo möglich zu Fuß zu durchwandern, sieht er sich plötzlich von einer der Gestalten angeredet, die dazumal unter dem Namen der Wassermann'schen zu so trauriger Berühmtheit gelangten. Es war eine wilde, verwegene, trotzige Gestalt. Ein mächtiger Bart überwucherte das Gesicht, aus dem zwei Augen ihn so fest, so durchdringend ansahen, als wollten sie sagen und fragen: kennst Du mich nicht? — Und gewiß, als der Faktor in die Augen des so verkommenen Menschen blickte, tauchte eine Erinnerung in ihm auf, vergangene Tage und Zeiten wurden lebendig — und voll Freude, gemischt mit tiefer Wehmuth über das Verkommenseyn des vor ihm Stehenden, rief er: „So sehen wir uns wieder, Valentin?"

„Und haben Sie dieß anders erwartet?" entgegnete der Genannte, denn er war es wirklich, und lachte wie wild, verzweifelnd auf. „Gab es für mich ein anderes Ziel? Und gibt es für die Vielen, die mit mir in gleicher Verfassung, ein anderes? Mein Mädel todt, um die Ehre betrogen! Was hab' ich noch Großes zu verlieren?"

„Habt Ihr keine Eltern, keine Mutter mehr?"

Valentin sagte nichts. Er schüttelte nur den Kopf. Endlich seufzte er: „Es ist gut, daß sie im Grabe liegen!"

Plötzlich jedoch, wie aus trüben Gedanken erwachend, fuhr er auf; er ergriff des Faktors Hand und sagte, diesen rasch vorwärts ziehend: „Lassen Sie uns weiter gehen, rasch. Ihr Verhalten im Eisenbahnwagen begann bereits böses Blut zu machen. Man achtet ein Menschenleben jetzt gering — und unser guter lieber Werkführer, der auch zu den Rothen gestoßen ist, und auf der vorletzten Station zu uns stieß, wo er Sie auch sofort erkannte, schien nicht übel Lust zu haben, das alte mit Ihnen noch nicht klar gerupfte Huhn weiter zu pflücken. Wäre der Kerl nicht auch hier ein Schleicher, Spion und Duckmäuser, der nur im Trüben fischen kann; ich sage, wer weiß, was bereits geschehen wäre. Ich, der ich Sie sogleich erkannte, aber mich Ihnen nicht zu erkennen geben mochte, mußte es jetzt thun, um Sie zu warnen — und wo möglich zu retten. Kommen Sie! von dem Kerl ist das Schlimmste zu gewärtigen!"

Mit diesen Worten bog er um die Hecke des nächsten Gartens, der dicht am Wege lag — und schritt in Hast über die Felder entlang dem nahen Walde zu.

Lenz konnte sich nicht enthalten, zu fragen, nachdem sie ihre Beine weniger rasch in Bewegung setzten — und die ersten Bäume des Waldes ihnen einige Sicherheit boten: „Wie aber kommt der Mensch hieher?"

„Einfach!" lachte Valentin. „Was sollte er drüben beim Schutthaufen, zumal nach dem Aufbau der Fabrik doch kein ehrlicher Gesell mehr unter ihm gearbeitet haben würde. Er war und blieb verrufen, mochte er eintreten wie und wo er wollte. Was konnte er Klügeres thun, als hieher zu gehen und die rothe Hahnenfeder auf den Calabreser zu heften? — Hier denkt man: Jeder ist seinen Schuß Pulver werth! Und je verbissener das Herz, desto größer der Muth — oder die Niederträchtigkeit!"

„Nun wahrlich!" lachte der Faktor voll Humor; „man merkt's, daß Sie mit ganzer Seele bei Ihrer Parthei sind!" Doch sogleich wieder ernst werdend, setzte er hinzu: „Wie Schade, daß die Fabrik dazumal in Flammen aufgehen mußte. Es wurden dadurch viele brave Leute brodlos und unglücklich. Doch Sie, ein so tüchtiger, sicherer Arbeiter hätte auch anderwärts sein Unterkommen gefunden, ohne daß Sie Ihren Weg hieher zu nehmen brauchten. Ich wollt' es wäre nicht geschehen!"

Valentin schwieg. Es war, als ob das Gespräch ihm unangenehm wäre; er ging voraus.

Der Faktor aber ließ sich dadurch nicht irre machen. Auch er schritt rascher zu; und als er wieder dem Gesellen zur Seite war, sprach er, seine frühere Rede gleichsam fortsetzend: „Doch es ist ja noch nicht aller Tage Abend — und ich denke mir immer, wir treffen uns noch einmal wieder in einer ordentlichen Werkstatt beisammen. Ja ich wünschte, Valentin, Sie kämen gleich mit. Für Arbeit sorge ich!"

Der Angeredete schwieg auch jetzt noch für einige Zeit; plötzlich jedoch drehte er sich um, reichte dem Faktor die Hand und sagte: „Lassen's gut seyn und geben's sich keine Mühe um mich. Hätt' ich arbeiten wollen, eine Werkstatt würde ich für mich gefunden haben. Ich denk', man kennt mich. — Wozu aber arbeiten, wenn man's anderweitig besser haben kann!"

„Besser, Valentin! besser?"

„Zum Teufel, Herr! Ich glaub', an Ihnen ist ein Pfaff verdorben, und fast beginnt's mich zu gereuen, Sie geführt zu haben. Hätte man mir so mitgespielt, als man Ihnen gethan, Herr, ich weiß doch nicht, ob ich nicht — —"

Mehr sagte er nicht, er verschluckte gleichsam die übrigen Worte seines Gedankens.

Doch sein Begleiter errieth dieselben und sagte: „Wird ein Unrecht durch ein neues Unrecht, das man darauf häuft, ungeschehen gemacht? — So lang ich mich nicht selber im Innern meiner Thaten zu schämen brauche, trägt sich jedwedes Unglück leichter!"

Valentin zuckte zusammen; es war, als ob diese Worte sein Herz ergriffen hätten; rasch vorauf schreitend, hörte Lenz ihn vor sich hinreden: „Ja! ja! die Thaten! — Ich seh ihn immer und immer den rothen Flammenschein! — Hätt's nicht thun sollen! Ich taug' in keiner Werkstatt mehr!"

In diesem Augenblick vernahm man rasch auf einanderfolgendes Schießen. Valentin sprang den Berg hinan — und sah in das Thal hinab. Die Mondsichel stand klar und hell am Himmel und machte es möglich, die ganze Scene, die ganze Gegend zu überschauen. Nach kurzem Umblick lachte er laut wild, spöttisch auf: „Ha! ha! ha! Da sind wir den ganzen Abend gelaufen, um der Gesellschaft aus dem Gesicht zu kommen, und finden uns bei'm Mondschein bei gleicher Farbe. — Sehen Sie, dort stehen meine rothen Brüder dem Militär gegenüber. Bei'm Himmel sie schlagen sich gut. Sehen Sie nur, sie drängen die Soldaten zurück. Die Kerle nehmen ihren Weg hieher. Will doch den Soldknechten eins auf den Pelz brennen!"

Und ehe der Faktor es zu hindern vermochte, hob er seine Büchse und ließ seine Kugel in die Reihe der Soldaten sausen. Der Mann am Flügel stürzte; eine leichte Verwirrung entstand. Man glaubte sich im Rücken angegriffen, während die Aufständischen, Hülfe im Walde vermuthend, ein wildes Freudengeschrei erhoben. Alles jedoch war nur für einen Augenblick. Das Militär bemerkte zuerst seinen Irrthum und drang mit erneutem Muthe auf den Feind ein, während Einzelne von ihnen dem Walde zuliefen, um den frechen einzelnen Schützen in ihre Gewalt zu bekommen. Zugleich rückte auch von mehreren andern Seiten Militär heran, der Feind sah sich von allen Seiten umzingelt und die meisten von ihnen warfen ihre Büchsen weg und suchten ihr Heil in der Flucht oder wurden gefangen. Es war, als ob der Mond nur so lange am Himmel gezögert hätte, um zu diesem Unternehmen noch zu leuchten. Jetzt, nachdem die meisten der Aufständigen gefangen waren, ging er unter — und Nacht hüllte die Erde ein. Valentin, der im Anfange noch sein Heil in der Flucht zu finden hoffte, sah das Thörichte seines Unternehmens bald genug ein: er warf sich nieder in das Gras und lachte den Soldaten, die ihm nahe traten, in wilder Verzweiflung entgegen: „Muß es Euch nur bequem machen — und nicht weit laufen — werdet müde seyn!"

Die Soldaten rissen ihn empor, stießen ihn mit den Kolben vor sich her und schrieen: „Hängen sollst Du! Pulver bist Du nicht werth!"

Lenz, der sich so plötzlich unerwartet, wider Willen, mit in einen Kampf hineingezogen sah, hatte im Anfange die Absicht und die Hoffnung gehegt, durch ein rasches Abbiegen vom Schauplatze des Kampfes der Gefahr entgehen zu können; sah sich aber in dieser Voraussetzung bald getäuscht. Ehe er es sich versah, war auch er von den Soldaten umgeben — und als Gefangener behandelt. Ja, man schien nicht [illegible]eneigt, trotz der Gegenbetheuerung, ihn als den Vornehmsten und so als den Anführer des ganzen Unternehmens anzusehen. Man nahm ihn und sämmtliche übrigen Gefangenen in die Mitte und marschirte mit ihnen zur nächsten Eisenbahnstation, wo man gegen Mitternacht ankam und die Gefangenen in ein paar Wagen packte, um sie zur nächsten Hauptstation zu befördern, wo sie vom Kriegsgericht abgeurtheilt werden sollten. Welch ein Wechsel! — Lenz, der Faktor, lag dumpf brütend in der Ecke des Wagens. Seine Glieder schmerzten ihn und sein Geist zermarterte sich in Ideen und Rathschlägen, aus dieser, keineswegs beneidenswerthen Lage zu kommen. Flüche und Verwünschungen wurden rings um ihn laut. An Speise und Trank wurde nicht gedacht. Niemand hatte dergleichen — und das Militär dachte nicht daran, für die Gefangenen in dieser Hinsicht Sorge zu tragen. Es war ein wildes, wirres Durcheinander. Hier jammerte und stöhnte ein Verwundeter, der vergebens nach einem Doktor verlangte; hier brüllte und sang man zotige Lieder; dort wurde geflucht und geschimpft. Es war eine gräßliche Scene.

Plötzlich entstand unter dem Militär eine Unruhe, es war ein rasches Hin- und Herlaufen auf dem Perron; der Lokomotivführer und der Heizer waren nicht zu finden. Die Beiden waren davon gegangen — und vermuthlich zu den Aufständischen übergetreten. Der Zug sollte abgehen, er mußte fort und Niemand zeigte sich, der ihn weiter führen konnte. Daher dieß Laufen und Rennen, dieß Fluchen und Wettern von Seiten der militärischen Befehlshaber. Endlich schien man einen Ausweg gefunden zu haben.

Man schrie in den Wagen der Gefangenen hinein: „Kein Lokomotivführer hier?"

„Ja!" erscholl eine dumpfe Stimme aus dem Innern des Wagens heraus.

„Auch ein Heizer?"

„Ja!" schrie dieselbe Stimme.

„Heraus die Beide!" rief die Stimme des Kommandirenden, und Valentin, der sich bisher fern, wie aus Scheu und Scham von dem Faktor gehalten hatte, bog sich jetzt rasch, leise, zu ihm nieder und rief: „kommen Sie schnell! — Es gilt!"

Lenz folgte mechanisch. Es lag ihm nur daran, aus dem dumpfen, vollgepropften Wagen zu kommen, an ein Weiteres dachte er nicht. Valentin aber zog ihn in Hast vollends heraus, und sich zu dem Commandirenden wendend, rief er, zugleich auf seinen Begleiter zeigend: „Hier der Führer! — Ich der Heizer!"

„So! macht schnell! Marsch!" rief der Hauptmann und übergab die Laterne, mit der er Beiden in das Gesicht geleuchtet, dem Valentin!

Letzterer ließ sich dieß nicht zweimal sagen, er ergriff seines Begleiters Hand, flüsterte ihm zu: „Muth!" und schritt der Lokomotive zu. — Hier angekommen rief er: „Rasch springen Sie hinauf — und geben Sie das Zeichen zur Abfahrt, ich komme gleich — Warten!" —

Der Faktor war mit einem Satze auf der Maschine, und es war, als ob er mit dem Fuß auf derselben auch seine alte Energie und Festigkeit wieder gewonnen habe. Er war in seinem Element und sah den nächsten Stunden mit Ruhe und Fassung entgegen. Wie laut, wie schrillend durchzitterte sein Pfeifen die dunkle Mitternacht. — Noch aber fehlte Valentin. Plötzlich hörte er dessen Stimme in Hast von unten heraufflüstern: „Ein Stoß rückwärts."

Er verstand ihn, ohne doch zu wissen, was er vorhabe und beabsichtige. Die Maschine folgte seiner Weisung. Sie that einen Stoß rückwärts. Die Puffer zwischen den einzelnen

Wagen stießen zusammen. Eine Kette rasselte, ein Eisen klirrte. Der Anführer der Soldaten schrie und brüllte zum Wagen heraus: „Vorwärts! in drei Teufelsnamen, vorwärts!“

In diesem Augenblick auch schwang sich Valentin herauf, sprang auf seinen Platz und schrie laut und wild: „Fertig! Fort!“

Der Regulator war geöffnet. Die Lokomotive pubstete und keuchte — fort sauste der Zug.

Lenz stutzte, er wollte einen Blick rückwärts werfen; aber Valentin rief: „Vorwärts! lassen Sie die Maschine arbeiten. Den Regulator auf!“

Und fort sauste die Maschine in die dunkle, schwarze Mitternacht hinein. Sie waren gerettet.

Valentin hatte, während er drunten einen Augenblick sich beschäftigte, die Wagen von der Maschine losgekuppelt. Lokomotive und Tender sausten allein dahin ohne Leuchtsignale, ohne zu wissen, ob die Bahn frei von Hindernissen, ob die Weichen richtig gestellt seyen, oder ob die Bahn selbst nicht zerstört und zertrümmert sey.

Fort sauste die Maschine durch die sternenlose Nacht dahin. Wie Nachtgespenster erschienen hie und da einzelne Signalstangen zur Seite der Bahn; an einzelnen Häusern und Dorfschaften sausten sie zischend, flammensprühend vorüber. —

Es war eine grausig wilde Fahrt; gespensterhaft wie ein düsteres Höllenmährchen.

Sie sprachen nicht mit einander, sie hatten ihre Augen starr auf die Bahn gerichtet. Ihr Herz pochte gewaltiger. Sie wußten es. Ein Stein auf der Bahn, eine Schiene zertrümmert — und sie waren verloren. „Mag's!“ dachten sie. „Besser hier, als dort!“ Und fort raste die Maschine in die Nacht hinein, an den Dörfern vorbei, deren Bewohner vom Schlaf erwachend glaubten, die wilde Jagd — oder den Höllendrachen vorübersausen zu hören.

Jetzt waren sie im Walde; gespensterhaft standen die Bäume zur Seite. „Bremsen!“ rief Valentin; „hier lassen Sie uns halten — und von unserem Rosse steigen. Ich denke, wir sind weit genug! Die armen Kerle in unserem Wagen hätte ich gern mitgenommen. Es ging nicht!“

Der Faktor hemmte die Maschine. Er ließ den Dampf fast ganz ausströmen. Sie stand. Er stieg zur Erde nieder. Valentin folgte. Er stand auf dem Tritt; er öffnete den Regulator wieder ein wenig — und ließ die Maschine langsam dahin gehen, während er selbst herabsprang. —

„So!“ sagte er; „nun denke ich, wird sie ihren Weg allein finden und mit ihrem letzten Athemzuge bei der Station ankommen. Lassen Sie uns tiefer in den Wald gehen — und den anbrechenden Morgen abwarten!“

Der Valentin schien durch das glückliche Ereigniß, durch welches ihre Flucht gelungen war, förmlich seinen alten Humor wieder erlangt zu haben. „Na!“ lachte er, „werden Die auf der Station Augen machen, wenn unser altes Dampfroß ohne Führer angepubstet kommt! — Und das Soldatenvolk! was werden sie für lange Hälse gemacht haben zu den Wagen heraus, als wir dahin sausten! Schade, daß ich das Fluchen und Schimpfen nicht mit anhören konnte, und die langen Gesichter, die sie gemacht haben werden, sehen. Meine Kameraden hätte ich gern mitgenommen! Es ging nicht! Vielleicht ist in der Verwirrung mancher entkommen. Aber lassen Sie uns hier ein wenig niedersitzen. Meine Beine sind stumpf geworden. Wir wollen den Tag erwarten — und dann das Weitere abwarten. Man kann bei Tage besser um sich sehen. Und das wird Noth thun. Ich fürchte immer, unsere Geschichte wird die Kerle wild machen — und wir werden unsere Beine brauchen müssen, wenn wir anders aus ihrem Bereiche kommen wollen. Sind, Herr, mit mir in die Patsche gekommen — und es wird heißen: Mitgefangen — mitgehangen! — Es ist mein Trost, daß man niemand eher hängt, als bis man ihn hat. — Aber lassen Sie uns ruhen. — Ich fürchte, der Werkführer, nun er Sie einmal gesehen und erkannt hat, wird wie ein Spürhund unserer Fährte folgen — und nicht nachlassen, bis er uns gefunden. Denn daß ich mit Ihnen gegangen, weiß oder vermuthet er. Die Geschichte von seinem Geburtstag her hat er mir nie vergessen. Er hofft noch immer, sie mir einzutränken!“

Der Faktor entgegnete nichts. So lang er auf der Maschine stand, war er gleichsam in seinem Element. Er wußte es, daß jeder nächste Augenblick, wo nur das Kleinste auf den Schienen nicht richtig war, seinen Tod herbeiführen konnte — aber dieser Gedanke schreckte ihn nicht. Er wußte, daß ein festes Auge, eine kühne Hand ihn vorwärts brachte und die Gefahren besiegen half. Hier war es ein Anderes. Wider Willen in eine Lage gekommen, die seiner politischen Grundansicht nach entschieden entgegen lief, mußte er zugleich auf Rettung bedacht seyn, ohne doch auch für den Augenblick zu wissen, wie dieselbe möglich werden könne. Er sah und fühlte sich für den Augenblick der Leitung eines Mannes übergeben, dessen Leben ein verfehltes war und für den das Leben selbst keinen Reiz und keine Annehmlichkeit mehr hatte. Dieß Gefühl, diese Ueberzeugung lähmte seine eigene Thatkraft, seine Energie. Ueberdieß fühlte auch er sich übermüdet, körperlich abgespannt; und so folgte er fast willenlos der Leitung seines Begleiters, der durch sein seitheriges Leben mit solchen Scenen vertraut und oft bereits unter freiem Himmel ein Nachtlager gesucht und gefunden hatte.

Valentin schien der Verstimmung seines Begleiters nicht zu achten. Er hatte bald eine Stelle gefunden, auf der er vor dem kalten eisigen Hauch des Windes in etwas geschützt war; einiges Moos, welkes Laub vom vorigen Herbste her, war bald zusammengerafft — und sich behaglich auf das nicht eben anmuthige Lager niederlassend, streckte er die Glieder, legte sich den verbogenen, durchlöcherten Schlapphut auf das Gesicht — und sagte: „Gute Nacht!“

Bald darauf verriethen seine langen, ruhigen Athemzüge, wie fest er schlief. Jede Furcht, jede Angst und Aufregung war verschwunden.

Sein Begleiter war versucht, ihn um diese Ruhe, diesen Frieden und Sicherheit, mit der er dem Morgen entgegenschlief, zu beneiden. Er konnte nicht schlafen. Das Geschick

hatte ihn in Bahnen gelenkt, aus denen er für den Augenblick kein Entkommen für möglich hielt. Er war, er fühlte es, durch die letzteren Ereignisse in eine Stellung gekommen, durch welche er allen Partheien verdächtig geworden war — und von jeder das Aergste zu fürchten hatte, zumal er für den Augenblick durch nichts die Rechtlichkeit seiner Gesinnung, das Lautere seiner Handlungsweise beweisen konnte. Für ihn gab es kein Rückwärts mehr, nur ein Vorwärts. Er mußte so bald als möglich aus dem Bereich des Aufruhrs zu entkommen suchen, zumal er annehmen konnte, daß sein Name durch das Eigenthümliche seiner Flucht im ganzen Lande verbreitet werden würde; daß die mehr und mehr zu Macht und Ansehen wieder erstarkenden Behörden und Militärgerichte auf seine Habhaftwerdung Alles anwenden würden. Konnte und durfte unter solchen Umständen er hoffen, zu rechter Zeit in seiner neuen Stellung einzutreffen? Und konnte er es wagen, dieselbe anzutreten? Mußte er nicht fürchten, auch von dort her den hiesigen Militärgerichten ausgeliefert zu werden? Und wenn es geschah! Durfte er auf gänzliche Freisprechung hoffen? Mußte er im günstigsten Falle nicht einer langen, peinlichen Untersuchungshaft entgegensehen? Und war dieselbe vielleicht nicht schlimmer, entnervender als eine Verurtheilung und deren Straflast?

Dieß Alles überdachte er, ohne zu einem festen Entschlusse kommen zu können, da er die nächste Stunde mit ihren möglichen Ereignissen nicht zu übersehen vermochte. Und jetzt durchzitterte der erste kalte Frühhauch die Wipfel der Bäume. Eine Schwarzdrossel ließ ihren ersten Weckruf ertönen. Der Wald erwachte. Ein Vogel nach dem andern ließ sich hören. Ein Specht begann zu hämmern; lauter, vernehmlicher rauschte der Morgenwind.

Die Sonne ging auf!

Valentin rüttelte und dehnte sich; wilde, düstere Träume schienen ihn erfaßt zu haben. „Liesbeth! Liesbeth!“ murmelte er, und ein Schatten wie Freude und Glück fuhr über sein Gesicht. Es war aber nur für einen Augenblick; seine Hand ballte sich krampfhaft, sie hob sich drohend; „Rache! Rache!“ stöhnten seine Lippen; dann verzerrte sich sein Gesicht zu wildem Lachen: „Ha! sieh' die Flamme, wie sie züngelt und lechzt, jetzt geht sie zum Dach hinauf. Hei! wie das brennt! Rache! Rache! Liesbeth! Liesbeth! — ich komme!“ —

Und aus jähem, wildem Traume erwachend, öffnete er die Augen und starrte wie erschreckt, wie von Wahnsinn erfaßt um sich. — Er erkannte seinen Begleiter, er kam zu sich; er fühlte, wo er war — und sprang hastig auf und schüttelte den Morgenthau aus seinen Haaren.

Die Sonne war aufgegangen, schöner, heller, klarer stieg sie am Himmel empor.

Stumm erhoben sich Beide; Jeder schien mit seinen Gedanken allein beschäftigt. Lautlos schritten sie weiter.

Das Ende des Waldes war bald erreicht, ein Dorf war in der Nähe. Valentin schlich herzu und trat, als er die Gegend für sicher erkannt, in das nächste Haus, um bald darauf mit einem schmalen, einfachen Morgenimbiß zu seinem Gefährten zurückzukehren. Sie waren hungrig; das Brod schmeckte prächtig und stärkte sie; das Wasser des nahen Brunnens erfrischte sie. Neu belebt schritten sie weiter. Der Eisenbahn oder den größeren, belebteren Straßen wagten sie nicht nahe zu kommen; sie hielten sich des Tages über mehr in einsameren, abgelegeneren Orten und Gegenden auf. So dachten sie ihren Verfolgern leichter zu entgehen. Leider aber brachten ihre Füße sie nur ein Unbedeutendes weiter während der Stunden, wo sie marschirten. Ihre Kräfte waren aufgerieben, die Füße begannen hin und wieder den Dienst zu versagen.

So waren sie endlich gegen Abend in die Nähe eines einsam liegenden, bedeutenden Forsthauses gekommen. Sie standen auf einer Anhöhe und sahen auf das Haus hinab, das aus der Ferne ihnen entgegen schimmerte. Eine ziemlich bedeutende, dichte Schonung, die sich auf der einen Seite zum Theil bis dicht zum Forsthause hinabzog, verbarg sie selber noch im Augenblick.

Victor, von Mattigkeit erfaßt, hatte sich auf das Moos niedergelassen. Er bereute es fast, sich der Leitung Valentins anvertraut zu haben; es kam ihm in seiner Abspannung vor, als ob es besser, männlicher gewesen wäre, der Gefahr kühn die Spitze zu bieten, als sein Heil in solcher wirren Flucht zu suchen. Ja, selbst der Tod schien in diesem Augenblick nichts Schreckhaftes für ihn zu haben. Voll Trotz und wildem Unmuth fuhr ein Wort der Art über seine Lippen und er war im Begriff, sich zu erheben, aufzustehen — und zur Wohnung des Forstbeamten hinab zu schreiten, dem Geschick kühn die Spitze bietend; als er sich von der Hand Valentins mit Gewalt niedergedrückt sah, und dessen markiges Wort: „Ruhig, Herr!“ ihn sich niederlegen und zur Vorsicht ermahnen hieß.

Valentin stand gebückt zwischen dem Gezweig und lugte mit seinen großen, schwarzen, buschigen Augen in das Thal hinab. Victor folgte seinen Blicken.

Und drüben zwischen den Bäumen hervor trat eine einzelne Gestalt. Die Hahnenfeder schwankte im Winde. Er lugte lauernd umher. Valentin schien ihn zu erkennen. Ein Fluch fuhr über seine Lippen: „Verräther!“ murmelte er. „Um Gott, warum habe ich keine Büchse und keine Kugel zur Hand. Warum wurde meine Waffe mir abgenommen!“

Aber es war nicht Zeit, einer ohnmächtigen Wuth nachzuhängen. Rechts und links aus den Büschen heraus, hinter den Bäumen hervor traten die Soldaten, die, wie man sah, von dem Verräther bis hieher geführt worden waren. Das ganze Terrain war von mehreren Seiten bereits umstellt. Ein Entkommen schien unmöglich. Es war klar, man war ihrer Flucht Schritt für Schritt gefolgt.

Valentin erkannte es und übersah es. Ein mächtiger, hoher Entschluß schien in seinem Innern zu reifen. Mit Gewalt drückte er seinen Begleiter nieder, so daß von demselben nichts von drüben bemerkt werden konnte. „Ruhig, Herr!“ rief er, „um Ihrer Rettung willen. Blicken Sie nicht auf mich, wir müssen uns trennen, wenden Sie sich rechts, tiefer in die Schonung hinein, schleichen Sie wo möglich zum Forsthause. Sie finden dort leichter ein Versteck — und die Leute

dort sind vielleicht milder, besser als diese Menschenjäger. Schauen Sie nicht auf mich; was liegt an mir. So Gott will, rette ich Sie. — Halten Sie sich ruhig, noch einige Zeit. — Nun ade! Herr! — Heut' lohn' ich Ihre Güte! — Schütz' Sie Gott!«

Und rasch, als werde er nun erst die ringsum näher und näher heranschleichenden Soldaten gewahr, als könne und müsse er sein Heil in wilder Flucht suchen, hob er sich plötzlich empor, so daß er von allen seinen Verfolgern gesehen werden konnte, und rannte dann mit wildem Hurrah, den Hut hoch in die Luft schwenkend, links am Saum der Schonung entlang, der Gegend zu, von der der Verräther, der Spion, den er auf's Deutlichste jetzt erkannte, ihm entgegen lief. Eine allgemeine wilde augenblickliche Verwirrung entstand, eine Menschenjagd begann. Die Soldaten feuerten ihre Flinten ab, ohne jedoch den Fliehenden zu treffen. Der aber rannte und jagte den Wald entlang, bald hier hin, bald dorthin sich wendend, bald sich aufrichtend, bald sich niederbeugend; augenscheinlich um seine Verfolger über seine Person und die Richtung, die er einzuschlagen Willens war, irre zu führen.

Jetzt war er dem Verräther nahe; und von wilder, momentaner Rachsucht getrieben, vergaß er der eigenen, möglichen Rettung und Flucht, die, wie er freilich wohl merkte, doch unmöglich seyn würde — bog er zu demselben hin — und versetzte ihm mit der Faust einen gewaltigen Schlag in das Gesicht, so daß der Getroffene taumelte und zur Erde stürzte.

Vielleicht hatte Valentin auch gedacht, so die Reihe seiner Verfolger durchbrechen zu können — und seine Flucht zu ermöglichen. Er sah sich getäuscht, überall umstellt; immer enger und enger wurde der Kreis, der seine Freiheit noch bedingte. Er sah es, man wollte ihn lebendig fangen.

Victor, im ersten Augenblick nach der Flucht Valentins unschlüssig, ob er demselben nicht folgen solle, um sein Loos mit ihm zu theilen, sah das Nutzlose dieses Strebens ein. Zum Glück erkannte er auch so fort, daß seine Nähe bis jetzt noch unbemerkt geblieben war, und daß, wenn er dem Rath des Fliehenden folgte, es ihm vielleicht möglich werden könne, zu entkommen. Der jedem Menschen innewohnende Trieb der Selbsterhaltung hieß ihn tiefer und tiefer sich niederbeugen, und auf seine Rettung bedacht seyn. Einen heißen, innigen Blick, gleich einem Segensspruch, warf er nach der Gegend zu, nach der sein Retter geflohen — und eilte dann rascher, sicherer die Schonung entlang, die dichter und dichter wurde und seine Flucht mehr und mehr begünstigte. Er sah und hörte es nicht, wie der Valentin ergriffen und gebunden wurde; wie man unter Flüchen und Verwünschungen ihn vorwärts stieß und den Aufenthalt seines Begleiters von ihm zu erzwingen strebte. Er sah es nicht, wie der brave Mensch allen Mißhandlungen, allen Schmerzen, ein stets sich wiederholendes Schweigen, oder ein kurzes: Ich weiß es nicht! entgegensetzte. Es blieb ihm verborgen.

Zum Glück brach der Abend mehr und mehr herein und die einbrechende Dunkelheit deckte seine Flucht.

Er war dem Forsthause nahe. Ein Park mit breiter, hoher Buchenhecke umgeben, lag vor ihm. Sollte er eintreten, sollte er es wagen? Seine Verfolger schienen gänzlich der entgegengesetzten Richtung zugezogen zu seyn. Jetzt zeigte sich eine Thür; sie war nur angelehnt; er sah es, er fühlte es — sollte er eintreten? Würden die Bewohner des Hauses menschlich gegen ihn handeln, seine Flucht sogar begünstigen, ihn mit Speise und Trank erquicken, dessen Beides er so sehr benöthigt war? —

Er überlegte, er stand und zauderte noch. Jetzt aber schlug drüben jenseits der Hecke ein Hund an; derselbe mußte seine Nähe wittern, er wollte sich nicht zur Ruhe geben; trotz dem eine weibliche, unterdrückte Stimme ihn zu beschwichtigen suchte. Victor sah, daß seine Nähe entdeckt war, daß ein still davon Gehen nicht mehr möglich sey, und so trat er rasch durch die Thüre der Hecke — und sah sich einer Dame gegenüber, deren Anwesenheit er hier am wenigsten erwartet hätte, deren Wiedersehen ihn hier, unter diesen Verhältnissen, auf das Tiefste ergriff und erschütterte.

Kaum seiner Sinne mächtig, starrte er sie an und rief: »Eveline!«

Sie war es. Und sie stand vor ihm, selbst erschrocken und verwirrt, mit brennendem Roth übergossen; aber unbeschreiblich, lieblich und schön.

Beide vermochten im ersten Augenblicke nicht zu sprechen. Eveline faßte sich zuerst. »Ich hörte schießen!« sagte sie und ließ ihr Auge fragend auf dem seinen ruhen. Leiser setzte sie hinzu: »Ich sah Jemand von den Soldaten verfolgt.«

»Mein Begleiter! Valentin!« sagte er und starrte sie erwartungsvoll fragend an.

Sie war bei Nennung des Namens sichtbar zusammengezuckt, ihr Blick flog wie zürnend über das Angesicht des vor ihr Stehenden; aber sofort sich fassend und nur der Gegenwart gedenkend, rief sie in sichtbarer Angst und Verwirrung: »So werden auch Sie verfolgt? — Kommen Sie!«

Mit diesen Worten setzte sie den Fuß rückwärts und wollte den Weg zum Hause antreten.

Victor jedoch hielt sie zurück; er wagte es ihre Hand zu fassen, und sagte endlich, wobei man merkte, wie sichtlich schwer ihm diese Worte wurden: »Ich kann nicht! Lassen Sie mich meinem Verhängniß entgegen gehen. Ich kann und mag in Ihrem Hause nicht Rettung finden, oder wohl gar gefangen genommen werden — Ihr Gatte — —«. Mehr sagte er nicht, denn er fühlte es, wie die Hand seiner Begleiterin bei diesem Worte zusammenzuckte, wie ihr ganzer Körper erbebte. Kaum vernahm er es, wie sie leise, zitternd sagte: »Beruhigen Sie sich — ich bin nicht verheirathet. Ich denke Sie im Hause meines Verwandten, des Forstmeisters, schützen zu können. Folgen Sie mir!« Rasch und doch dabei vorsichtig schritt sie dahin. Lautlos folgte er. Welch' einen Sturm hatten die gehörten Worte in ihm hervorgerufen. Er vergaß für einen Augenblick das Gefährliche seiner Lage.

Eveline jedoch schien statt seiner zu wachen und zu denken. Nicht fern vom Hause führte sie ihn leise unbemerkt in ein kleines dort stehendes Gartenhäuschen.

„Treten Sie hier ein," sagte sie leise; „lassen Sie sich von Niemand sehen. Ich will in's Haus treten, um zu sehen ob Ihre Nähe vielleicht schon bemerkt wurde. Zum Glück bin ich mit dem alten Forstgehülfen und der Magd allein im Hause. Der Forstmeister, dessen Gattin vor Kurzem gestorben, ist mit seinen Untergebenen zur Jagd und zur Musterung und wird vor morgen nicht zurückerwartet. Verweilen Sie hier; es ist besser, wenn um Ihre Anwesenheit Niemand weiß. Man kann Niemand trauen!"

Victor blieb allein zurück. Welch eine Gedankenfülle durchwogte sein Herz. Wie hatte diese nächste Stunde sein Geschick wieder verändert; wie eigenthümlich war seine Lage geworden. Sollte sie, die er bisher noch nie vergessen hatte und deren lieblich Angesicht, sich unabläßig oft in seine Träume und Gedanken geschlichen hatte, seine Retterin werden? Mußte er sie so wiedersehen? Er konnte, er mochte sie nicht mehr lieben — und vermochte doch auch wieder nicht, sie zu hassen, noch weniger zu vergessen. Welche Fluth von Gedanken, welche Fragen stürmten auf ihn ein! Die größeste, die wichtigste für ihn, hatte er in raschem, jähem Entschlusse, sich schon vorhin beantworten lassen. Wie viel derselben aber gab es noch für ihn?

Wie kam Eveline in dies Haus? Wo war ihr Oheim; ihr Bräu — —

Er mochte den Namen, den Gedanken nicht ausdenken; es war als wolle er die Kehle ihm zuschnüren.

Und doch! was war ihm Eveline, was durfte sie ihm seyn? — Sie waren getrennt; sie waren geschieden! Was wollte er nur, was träumte er nur; was flüsterte das thörichte, träumerische Herz: „Warum! Warum konnt' es nicht anders seyn?"

Die Dunkelheit war längst eingebrochen, die Nacht war nahe. Er hatte der Zeit nicht Acht gehabt; jetzt schrack er auf, leise Tritte ließen sich vernehmen, die Thür öffnete sich, eine Stimme flüsterte: „Eilen Sie; es droht Gefahr. Soldaten haben das Haus umstellt; man scheint Ihre Flucht hieher zu ahnen. Zum Glück bemerkte ich ihr Kommen beim Mondenschein, den in diesem Augenblick zum Glück die Wolken bedecken. Folgen Sie mir, hier meine Hand!"

Und Eveline streckte ihm die weiche, feine Hand entgegen und führte ihn rasch, ohne Aufenthalt auf Umwegen, sich stets tief im Schatten der Bäume und der Hecken haltend, in das Haus hinein. Sie schien Alles überdacht, überlegt zu haben. Sie flog mehr, als daß sie ging, die Treppe hinauf. Die Magd und der Diener waren von ihr vor das Haus gesendet, um nach dem Begehr der ankommenden Soldaten zu forschen und zu fragen; in Wahrheit aber um den Einzug Victors in das Haus vor ihren Augen zu verbergen. — Jetzt stand sie droben auf der Treppe, ihr Fuß zauderte; sie schien zu überlegen, zu überdenken; dort ging die Treppe zum Boden hinauf, dort war ein Verschlag — aber Alles, Alles konnte untersucht, durchsucht werden, Nichts bot Sicherheit. Jetzt aber, jetzt durchzuckte sie ein Gedanke, sie durfte nicht zaudern, schon hörte sie die Stimme der Soldaten. Es gab nur eine Rettung, wenn solche möglich; sie durfte nicht zögern; jeder Augenblick Verzug brachte Gefahr. In ihrem Schlafgemach würde Niemand den Flüchtling suchen, noch seine Anwesenheit dort vermuthen. Es gab keine andere Rettung, sie mußte es thun. Niemand sah die Gluth, die ihre Wangen überzog, als sie die Thüre öffnete — und ihren Begleiter hineinzog. Dort hinein, rief sie, die Gardinen von ihrem schneeweißen, jungfräulichen Lager zurückschlagend; und darauf hinzeigend. Mit diesen Worten hatte sie auch schon den Riegel vor die Thür geschoben, zugleich zum Lager zurücktretend und den Flüchtling unter die Kissen und Decken verbergend. Alles war geebnet und glatt; keine Falte der Decke, noch der Gardinen verrieth, daß Jemand im Innern dort verborgen ruhe.

Eveline hatte scheinbar in unbefangenster Ruhe ihre Lampe angezündet, unbekümmert des Lärmens, das im Hause mehr und mehr sich bemerkbar machte. Sie schien es nicht zu achten, daß ein ungewöhnliches Treiben auf den Gängen und den Treppen statt fand, daß fremde Stimmen laut wurden. Sie begann ruhig sich ihres Oberkleides zu entledigen; sie warf ein Nachtgewand um, und begann ihr langes, schönes Haar aufzulösen und es in seiner Fülle niederfallen zu lassen.

Vielfache Stimmen wurden vor der Thür ihres Zimmers laut. Man unterschied deutlich das Kommandowort eines Offiziers, der den Befehl gab, das Haus auf das Genaueste zu untersuchen. Sie hörte es, wie ihre Magd, der alte Diener auf das Heiligste versicherten, daß niemand Fremdes anwesend sey; sie vernahm, wie der Offizier dennoch auf seinem Befehl bestand — und auch jetzt lauter, energischer den Eingang in das vorliegende Zimmer verlangte, dessen Eingang bisher ihm entschieden von der Magd, als zu dem Schlafgemach Ihres Fräuleins, verweigert wurde.

Eveline fühlte und sah, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sey, daß sie handeln müsse. Das schöne, lange, prächtige Haar sich vom Nacken her vorn über die Brust zusammenlegend, trat sie, die Lampe in der rechten Hand, zur Thür, öffnete und blickte wie erstaunt, erzürnt, verwundert heraus. Ihr Auge blieb groß, zürnend auf dem Angesicht des jungen Offiziers haften, gleichsam als wolle sie fragen: wie ist es möglich, daß Sie es wagen bis hieher zu dringen?

Sie sah in ihrer flammenden Röthe unbeschreiblich schön und herrlich aus; so daß der junge Militär wie beschämt das Auge senken mußte und verwirrt, stammelnd sagte: „Verzeihung, ein Gefangener, ein Revolutionär ist uns entsprungen" —

„Und den suchen Sie in meinem Gemach?" fiel Eveline flammensprühend, wie tief verletzt ein.

Der Offizier schien das Verletzende, Unschickliche seines Benehmens zu fühlen. Mit höflichem Anstande sich verbeugend, senkte er seinen Degen, sprach eine leise Entschuldigung — und war im Begriff seinen Leuten den Befehl zum Rückzuge zu geben, als der Spion, diese Bassermannische Gestalt, der

ein Verräther an Einem seiner Genossen, dem Valentin, bereits geworden war, und der mit seinem blutunterlaufenen Auge, das der Genannte ihm geschlagen, nur eine allzu widerwärtige Figur spielte, sich vordrängte, und beim Anblick der Dame, die er sogleich zu erkennen schien, ein schadenfrohes, satanisches Lachen ausstieß und tückisch rief: „Gefunden! er ist im Zimmer!“ Auch Eveline schien den Andringenden zu erkennen, ein jäher Schreck durchzuckte sie, die Lampe erzitterte einen Augenblick in ihrer Hand; doch sofort auch das Gefährliche ihrer Lage erkennend und fühlend daß von ihrem Muthe und ihrer Geistesgegenwart Alles abhing, trat sie dem Eindringenden mit Festigkeit entgegen und schrie: „Zurück! Nur über meine Leiche führt der Weg!“

Und sich voll Hoheit zu dem Offizier wendend, fragte sie: „Haben Sie nicht mehr Gewalt über Ihre Leute?“

Der junge Mann fühlte sich durch diese Worte an seiner Ehre, an seinem Ansehen gekränkt. Er mußte Beides zu retten suchen. Und überdies dem Spion nicht sehr gewogen — denn kein anständiger Mensch achtet solch Gelichter — zog er den Kerl mit Gewalt von der Thür zurück und commandirte: „Links um! Marsch!“

Die Soldaten, selbst längst der Hetzjagd müde, folgten sofort willig dem Befehle. Der Spion zögerte. Er warf noch immer suchende, tückische Blicke in das Zimmer hinein und schien jeden Gegenstand daselbst mit seinen Augen durchbohren zu wollen. Der Offizier bemerkte es und, wie um sein früheres Benehmen wieder gut zu machen, ergriff er ihn am Genick und stieß ihn selbst zur Thür hinaus.

Der Kerl knirschte wüthend mit den Zähnen. Er ballte die Hand und murmelte: „Er entgeht mir nicht. Ich fasse ihn doch.“

Eveline trat zurück. Die Thür fiel zu. Die Rettung war für den Augenblick gelungen. Was weiter nun? —

Zitternd lauschte sie den Tritten der abgehenden Soldaten nach. Sie traute dem Frieden nicht; sie hatte in dem Spion den früheren Werkführer erkannt — und wußte, daß der so leicht nicht weichen würde. Sie verriegelte auf's Neue die Thür, sie löschte die Lampe aus, um jeder möglichen Entdeckung von außen her vorzubeugen, ging zum Spinte, in dem sie vorher Speise und Trank schon verborgen hatte — und schlich sich dann langsam, wie scheu zu dem Lager.

Sie hatte zu diesem Allem sich Zeit genommen, schon um nirgend Verdacht zu erregen — und um die innere Unruhe zu beschwichtigen. Jetzt erst schien sie das Eigenthümliche und Gefährliche ihrer Lage in ihrer ganzen Größe zu empfinden. Leise beugte sie sich nieder und sagte, ihrem Schützling kalte Speise und Wein hinreichend: „Still! Nehmen Sie und stärken Sie sich. Sie werden dessen bedürfen.“

Victor wollte ihre Hand erfassen. Sie aber entzog ihm dieselbe scheu, wie erbebend und legte ihm, als er sprechen wollte, den Finger auf den Mund und flüsterte in fieberhafter Angst: „Um Gott! bedenken Sie Ihre Lage, meine Ehre! Lassen Sie uns schweigen!“

Bei diesen Worten fühlte er zugleich, daß sie scheu weiter von seiner Seite abrückte. Groß und klar erkannte er, was sie für ihn gethan und was sie noch in diesem Augenblick für ihn wagte. Ihr Schweigen, ihre mädchenhafte Zurückhaltung ehrend, schwieg auch er.

Er aß, er trank. Sie reichte ihm leise Alles zu; sie nahm, was er nicht mehr bedurfte ihm schweigend ab. —

Als es geschehen war, als er sich gesättiget hatte; erhob er sich sacht und lehnte am Lager. Sie merkte es. Leise sprach sie: „Wollen Sie nicht eine Stunde der Ruhe pflegen? Wer weiß wann und wo Sie derselben wieder theilhaftig werden!“

Er jedoch richtete mehr und mehr sich auf, und selbst im Flüstern merkte man, daß tiefer Muth seine Stimme durchwogte: „Wie könnte ich hier, gegenwärtig an Ruhe denken! — Wäre es nicht besser, männlicher gewesen in offenem Kampfe die Flucht zu versuchen; oder der Gerechtigkeit und meiner guten Sache zu vertrauen? Würde es für mich nicht ein ewiger, schimpflicher Makel seyn, so ich auch Sie in mein Unglück mit hineinzöge — und meine Schwachheit und Thorheit Ihr Elend würde?“

Eveline schwieg einige Augenblicke, endlich sagte sie, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit: „Daß die Männer es doch stets für eine Schande zu halten geneigt sind, wenn ein Weib einmal ihr Geschick zu lenken versucht hat. Würde es für Sie männlicher, ehrenvoller seyn, sich in ohnmächtiger Wuth einem weit überlegeneren Feinde entgegen zu stellen, um im nutzlosen Kampfe zu unterliegen? — Und in Tagen, wie die jetzigen sind, wo Sie einem heimtückischen Menschen gegenüberstehen müssen, hoffen Sie auf Gerechtigkeit? — Haben Sie es vergessen oder nicht erwogen, daß der Schein gegen Sie ist; daß ein Gericht, da Alles gegen Sie spricht, Sie verdammen muß? — In solchen Stunden, in solchen Tagen, sich blindlings einer Gefahr aussetzen, ist Thorheit — und niemals Muth! — Und“ — fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort; „glauben Sie etwa, ich hätte nicht Alles erwogen, was ich that, als ich Ihre Rettung versuchte? Wollen Sie meinem gut gemeinten Handeln in eitlem, verblendeten Stolz die Krone abbrechen — und selber zu einem bösen Gerede über mich beitragen? Der Strafe nicht zu denken, die auch mich treffen könnte und würde?“

Sie hatte durch ihre Worte sich selbst in einen tieferen Unmuth hineingeredet, als ihr eigentlich im Herzen lag. Victor fühlte es — und ihre Hand nun erfassend und dieselbe festhaltend, sprach er weich, flehend: „Verzeihung, Eveline! Verdenken Sie es einem Manne nicht, der fern jeder Partei, dennoch in den Strudel der Parteien hineingerissen wurde — und es nun über sich ergehen lassen muß, von Allen verkannt zu werden. — Jetzt, in diesem Augenblicke erkenne ich es klar: Ein Mann darf nie sich willenlos einer Partei hingeben — aber er darf auch nicht allen fern stehen wollen. Wie schön sagt unser Dichter: 'An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an; das halte fest mit Deinen starken Armen!' — Ich fürchte durch meine Nachgiebigkeit mein Vaterland verloren zu haben!“

Eveline erkannte den Schmerz, der diese Worte hervorgerufen; voll Innigkeit sagte sie: „Es lebt der Mann dem Vaterland, wo er auch ist; so er es treu im Herzen trägt. — Lassen

Sie uns hoffen. Es werden auch für Sie, wie für unser gesammtes Vaterland bessere Tage wieder kommen. Jetzt stehen wir mitten im Sturm. Nach heftigen Gewittern pflegt das Wetter schön zu werden.« — Leise, wie in Angst, setzte sie hinzu: »Lassen Sie uns schweigen. Unser Reden bringt Gefahr.«

Und sie schwiegen. Die Beiden, die die Liebe einst zusammengeführt hatte; die Stolz und der Wechsel des Lebens wieder getrennt; sie waren in Einem Zimmer beisammen, auf engem Raum vereint; in stiller, dunkler Nacht. — Welch' eine Lage!

Der Wind rauschte draußen in den Bäumen; das Geschrei eines Raubvogels wurde hörbar, dann wurde es still, märchenhaft still. Auch sie, die Beiden im Zimmer, schwiegen. Victor wagte kaum zu denken; er mochte und wollte sein Herz nicht um Rath fragen; er durfte es jetzt am wenigsten sprechen lassen, wenn er nicht indiscret erscheinen, oder ihr Gefühl verletzen wollte. Er mußte schweigen. Er durfte und konnte nicht darnach trachten ihr Inneres jetzt zu erforschen. War er sich doch selber nicht klar bewußt, ob was in ihm sprach in diesem Augenblick, Liebe oder Dankbarkeit sey. — —

Und wer sagte ihm, daß das Verhältniß mit dem Banquier gelöst sey und gänzlich abgebrochen; mußte er nicht fürchten zu erfahren, daß dem nicht so sey; daß ihr Herz noch denselben Stolz, dieselbe Ansicht vom Leben hege wie ehedem? — und daß sie kalt, ruhig sprechen könne wie damals: »Laß uns scheiden!«

Und dann wenn es nicht der Fall, wenn ihre Seele, ihr Herz ihm zujauchzte; durfte er jetzt in dieser Stunde von Liebe sprechen, ihr Herz an das seine fesseln — wo sein Leben noch an einem Haare hing, wo seine Zukunft so dunkel, so Unglückverkündend vor ihm lag? Durfte er als rechtlicher, ehrlicher Mann dies jetzt thun? — Nein! sprach sein Verstand, sein wild klopfendes, denkendes Herz — und die Lippe schwieg. —

Und sie, der alle seine Gedanken galten, die ihm nicht ferne saß, deren leise Athemzüge er vernehmen [illegible]; sie ließ die Tage der Vergangenheit, die schönen, glück[illegible] Stunden ihres Lebens an ihrem Geiste vorüber gehen. Der Dichter singt:

> Und hast Du recht geliebt einmal,
> Sey Dir's zur Freude, sey's zur Qual;
> O halte das Gedächtniß fest,
> Auf daß es nimmer Dich verläßt.“

Die Erinnerung flüsterte ihr zu: weißst Du noch? Und ihr bebendes Herz entgegnete: ich weiß es wohl; ich hab' es nie vergessen! — Ich war glücklich und habe mir selber die Rosenthore des Glückes für immmer verschlossen. Ich habe ihn wieder gesehen; er ist gekommen; er sitzt mir zur Seiten — aber er wird mich nimmer wieder lieben. Was er jetzt für mich empfindet, wird höchstens Dankbarkeit seyn. Wie kalt, wie ernst waren seine Worte vorhin — sie thaten mir fast wehe. — Und dennoch! — Gott gebe, daß ich ihn rette, daß die Rettung gelingt — dann darf ich hoffen, daß die Schmerzen, die ich ihm schlug, die mein Stolz, meine Verblendung ihm anthaten, in Etwas gemildert werden, daß die Erinnerung an mich ihm minder schmerzhaft seyn werde. — Möge er glücklich werden; möge nach Jahren — —

Sie dachte den Gedanken nicht aus; ein recht trübes, wehmüthiges Gefühl durchzitterte ihre Brust; das Auge wurde unwillkürlich ihr feucht. Sie hätte weinen mögen. Und draußen im Walde vernahm man den Schrei eines Uhu's, stärker rauschten die Bäume.

Im Zimmer aber war es still, märchenhaft still. Er glaubte sie schlafend — und sie ein Gleiches von ihm. — Und so saßen sie ruhig, still, jede Berührung, jede Bewegung scheuend. Langsam schlichen die Stunden dahin. Der erste, frühe Morgenwind schlug an das Fenster, die wenigen Sterne, die am Himmel gestanden, gingen unter.

Eveline faltete die Hände, sie betete; wohl für sich — und für ihn. Leise erhob sie sich jetzt und wollte zur Thür hinaus. Victor rührte sich, sie hörte es, schlich zurück und flüsterte: »Ich gehe für Sie andere Kleidung zu besorgen. Wir müssen aufbrechen; ehe der Tag gänzlich herauf gekommen. In einer Stunde müssen Sie über die nahe Grenze seyn. Ich begleite Sie. — Fürchten Sie nichts. Man ist an ein frühes Ausgehen von meiner Seite gewöhnt. — Ich kehre sogleich zurück!«

Und wie ein Schatten, so leise und still huschte sie zur Thür hinaus, um bald darauf mit Rock und Hut des Forstmeisters, der zum Glück Beides nicht verschlossen hielt, zurück zu kehren.

»Kleiden Sie sich um!“ rief sie rasch; »ich gehe noch um zu sehen ob es im Hause und draußen in der Nähe sicher ist!« Und ohne eine Gegenrede weiter abzuwarten, eilte sie zur Thür hinaus. Als sie nach einiger Zeit, mit Jagdtasche und Büchse beladen zurückkehrte, fand sie ihren Gast bereits umgekleidet. Sie reichte ihm das Mitgebrachte und sagte, fast schelmisch lächelnd: »Nun rücken Sie den Hut noch ein Wenig in's Gesicht, dann, denke ich, wird ein flüchtiger Beschauer Sie für einen Forstmann halten. Ob für den Forstmeister, steht freilich dahin; dessen Haar ist doch bereits weißer als das Ihrige. Aber es muß gewagt werden. Will's mir doch immer scheinen, als ginge man dem Morgen stets mit größerem Muthe entgegen, als dies am Abend der Fall zu seyn pflegt. Und so lassen Sie auch uns muthig den Ausgang wagen!« Mit diesen Worten hing sie sich, wie vertraut, an seinen Arm und schritt zum Hause hinaus, dem Wald entgegen, der Grenze zu.

Und der Tag dämmerte mehr und mehr herauf. In den Bäumen rauschte und flüsterte es. Der Tag brach an — die Sonne stieg aus ihrem Wolkenbett herauf.

Drüben aber, wenige Meilen von den Dahinschreitenden entfernt, führte man so eben einen Gefangenen zum Richtplatze hinaus. —

Es war Valentin. Das Kriegsgericht, das bei seiner Einlieferung gestern noch spät in der Nacht beisammen war, hatte auch ihn sofort vorführen lassen. Er kam. Er leugnete und verleugnete seine Ideen, seine Ansichten, seine Thaten nicht. Fest, männlich erklärte und bekannte er die Waffen geführt zu

haben, bekannte, daß er mit beim Aufstande gewirkt und bei jenem Kampfe mit dem Militair, dasselbe im Rücken angreifend, einen der Soldaten erschossen habe. Er leugnete nichts; er suchte nichts zu verdecken oder zu beschönigen. Er wußte was ihm bevorstand, welch ein Schicksal ihn erwartete — und er wollte mit keiner Lüge auf der Lippe aus der Welt gehen.

Das Gericht erkannte auf den Tod durch Erschießen. Fest, männlich vernahm er sein Urtheil; fest männlich schritt er, wenige Stunden darauf, zu seinem letzten Gange hinaus. Das Leben hatte keinen Reiz für ihn. Er ließ nichts Liebes auf Erden zurück.

Wie schön, wie prächtig brach der Morgen an; welch eine Frische durchwogte die ganze Natur. Lerchen erhoben sich aus dem jungen Saatengrün; andere Vögel zwitscherten und sangen ihr Morgenlied. Es war so prächtig, so herrlich in der Welt. Die Sonne ging auf. Wie friedlich, wie still erschien es in diesem Augenblick rings auf der Erde; es war als ob die ganze, weite Schöpfung, beim Aufgange der Sonne betete.

Lautlos schritten die Soldaten mit ihrem Gefangenen dahin. Valentin blickte umher; er wollte noch einmal die Erde, die schöne Erde sehen.

Man war zur Stelle. Noch schaufelten zwei Soldaten an dem Grabe, das seinen Leichnam nach wenigen Minuten aufnehmen sollte. Er sah es — und zuckte nicht zusammen. Alles war bereit. Fest, männlich stand er auf dem lose aufgeworfenen Sandhügel. Er hatte es verschmäht sich die Binde über die Augen legen zu lassen. Er hatte dem Tode so oft bereits in das Gesicht geschaut; er wollte es auch heut zum letzten Male thun.

Die Soldaten standen; er sah die hellblinkenden Gewehrläufe auf sich gerichtet, sie zielten nach seiner Brust. Er zuckte nicht. Ade! Du schöne Erde! hauchten seine Lippen. »Feuer!« kommandirte der Offizier — und von vier Kugeln getroffen, sank er in die Kniee und hauchte sein Leben aus. Einer bessern Sache werth!

Es war geschehen. Die Lerchen, die nach den Schüssen verschüchtert ängstlich umher geflattert waren, erhoben sich wieder und sangen ihr Morgenlied in den blauen Aether hinein. Der Todte war begraben — und vergessen.

Drüben im Walde aber zuckten in dem Augenblick, wo die Schüsse fielen, zwei Herzen zusammen. Sie wußten nicht was es war, das in dieser Minute sie so tief ergriff, sie konnten in der Entfernung das Knattern der Gewehrsalve nicht vernehmen — aber dennoch zuckten sie zusammen, ohne zu wissen warum; ohne zu ahnen was geschah. Hatte der Sterbende in seiner letzten Lebensminute ihrer gedacht? Hatte die scheidende Seele ihnen noch einen Gruß gebracht? Wer weiß es, und wer kann es wissen?

Stumm wie bisher schritten sie weiter. Ihr Herz war Beiden so übervoll. Was sie sprechen mochten, scheuten sie sich zu reden; und was sie reden konnten, wollten sie nicht sprechen; es schien ihnen zu alltäglich, ihrer Stimmung nicht passend. Ueberdies war ihr Gang keineswegs ohne Gefahr, sie mußten vielmehr glauben und fürchten, daß ihr Ausgang aus dem Hause nicht unbemerkt geblieben sey, daß der Spion auch während der Nacht und des Morgens sie im Auge behalten habe — und so schritten sie stumm, hastig weiter; die Blicke rechts und links, nach allen Seiten umhersendend. Jetzt lichtete sich der Wald, sie traten auf Wiesengrund, drüben, jenseit des Baches, der schäumend vom Berge nieder floß, war die Grenze. Noch einige hundert Schritte, das Ziel der Wanderung war erreicht — sie mußten sich trennen. Unwillkürlich gingen sie ein Wenig langsamer; es war als wollten sie die kurzen Minuten des Beisammenseyns noch verlängern und weiter ausdehnen.

Sie schritten über die Wiese, wo der Thau diamantenhell in der Sonne blinkte — sie waren am Bach, der stärker angeschwollen war, als sie erwartet hatten. Victor ergriff die Hand seiner Begleiterin, er drückte sie unwillkürlich und rief: »Eveline! wie danke ich Ihnen, was Sie thaten?«

Sie aber winkte mit der Hand, wie abwehrend und sagte, die Büchse von seiner Schulter nehmend: »Lassen Sie uns eine Stelle zum Ueberschreiten suchen. Droben am Berge sey unser Scheidepunkt!«

Bei diesen Worten flog ihr Auge suchend zur jenseitigen Anhöhe, auf der es ihr war, als ob eine dunkle Gestalt sich hinter dem Strauche verberge. Noch glaubte sie sich geirrt zu haben, drum schwieg sie. Und dennoch war es ihr, als habe sie das Gesicht und die Gestalt des Spions, des früheren Werkführers am Berge hinschleichen und sich hinter dem Strauche verbergen sehen. — Es war mehr als wahrscheinlich. Unmöglich konnte sie glauben und denken, daß das Auge, das gestern Abend so heimtückisch, lauernd in ihr Gemach geschaut hatte, wie von der Anwesenheit des Gegenstandes seines Hasses überzeugt, während der Nacht gänzlich geschlossen gewesen seyn sollte; es war nicht anzunehmen, daß er überhaupt die Gegend verlassen haben sollte und mit den Soldaten gezogen sey. — Es war nicht denkbar! Ja, es war ihr bisher wunderbar erschienen, daß sie den Spion nicht früher schon erblickt habe; und eben weil dies nicht geschehen, glaubte sie auch gegenwärtig sich noch zu irren. — Sie wußte es nicht und konnte es nicht wissen, daß der Gegenstand ihrer Furcht das Haus in der Nacht keinen Augenblick außer Acht gelassen hatte; und daß nur die längere Verzögerung bis gegen Morgen, ehe der Ausgang erfolgte, ihn irre gemacht hatte. Er hatte es nicht für wahrscheinlich gehalten, daß man in der Morgendämmerung, nicht vom Dunkel der Nacht beschützt, die Flucht wagen werde. Ueberdieß hatte auch ihn der Schlaf nach der Aufregung vorher eine Stunde übermannt. Und während dieser war die Rettung versucht worden. — Kaum erwacht, sah er und hörte er, daß Eveline das Haus verlassen habe — und dachte sich das Uebrige. Von bitterem Rachegefühl getrieben, suchte und fand er endlich die Flüchtigen Spur. Er hatte seitwärts schleichend sie bereits überholt. Eveline hatte sich nicht geirrt als sie ihn zu sehen meinte. Er lag und lauerte hinter dem Strauch.

Victor, der den Bach einige Schritte hinaufgegangen war

und tief gebückt nach einer Furt im Wasser gesucht hatte, kehrte jetzt zurück. Die Jagdtasche lag zu Evelinen's Füßen, er beugte sich nach derselben.

In diesem Augenblick richtete der Spion sich auf, den Lauf seiner Flinte nach dem Gegenstand seines Hasses gerichtet. Eveline hatte ihre Schußwaffe wie zufällig auch gehoben, während sie zugleich keinen Blick von dem Gegenstande beim Strauch wendete. Es war Alles das Werk eines Augenblicks. Sie sah es, das Pulver blitzte auf, die Kugel, die Victor treffen sollte, fuhr an ihrem Hute zischend pfeifend vorbei und knickte und versengte die Feder desselben; ihre Kugel aber, die jenem Schusse folgte, traf den Verräther. Er knickte zusammen und stürzte zu Boden nieder. War er todt, oder wo traf ihn die Kugel?

Victor war aufgesprungen, wilder Muth durchglühte ihn. Eveline aber ließ, einer Ohnmacht nahe, ihre Büchse zur Erde fallen.

11.

Jahre sind vergangen. Unsere Erzählung eilt dem Schlusse zu. Ein Mann steht auf der hohen steinernen Brücke, die vor dem Dorfe Stalden im Walliser Land über die Visp führt — und blickt umher in die Wunderwelt der Hochalpen, deren majestätische Schönheit und Großartigkeit er nicht müde wird zu betrachten. Dort ragt der riesige Saasgrat hoch in den Aether hinauf, die beiden Vispertháler trennend; malerisch schön liegt das Dörfchen ausgebreitet da, dessen tiefgebräunte Holzhütten wie mit Rebenguirlanden ausgeputzt erscheinen, während das Kirchlein von steiler Felsenfluh herniederschaut. Große prächtige Nußbäume rahmen das Ganze ein, indeß drüben aus den Felsenschluchten des Nikolaithales dunkle Granitmassen die schauerlichen Geheimnisse des hohen Alpengebirges ahnen lassen. Es ist ein majestätisch-herrlicher Anblick, und das Auge des Schauenden wird nicht müde, das prächtige Bild, das in seiner ganzen Größe sich zeigt, zu bewundern. Er hat es schon oft gesehen, er ist seit Jahren öfter auf dieser Stelle gestanden, wenn seine Reisen und Wanderungen ihn hieher geführt; aber niemals ist er es müde geworden, sein Auge zu erheben zu den gigantischen Felsenmassen der Mischabelhörner, die mehr als zehntausend Fuß über den Spiegel des Meeres emporragen; zu den ewigen Firnfeldern, den leuchtenden Gletschern.

Im Begriff seinen Fuß weiter nach dem Dorfe zu setzen, fährt ein Wagen daher. Reisende sind's: Damen und Herren. Sie eilen, nach kurzem Aufenthalte im Dorfe, dem Ausgange des vielbereisten Thales, dem ferngelegenen Dorfe Zermatt zu, wo die Riesenpyramide des Matterhorns gleichsam den Schlußpunkt des ganzen prächtigen Panoramas bildet. Er blickt auf und vernimmt einen leisen Schrei aus dem Innern des Wagens heraus, während zugleich eine kräftige Männerstimme ruft: „Willkommen, Direktor! treffen wir uns im Dorf?“

Der Angerufene zieht den Hut, schwenkt ihn als Gruß und schreit, dem Wagen eine kurze Strecke nacheilend: „Ein ander Mal! Mache einen Seitenabstecher noch! Glückliche Heimkunft!“

Es ist ein Begegniß, wie es deren häufig auf Wanderungen und Reisen gibt. Drinnen im Wagen aber hat dasselbe eine nicht unbedeutende Aufregung hervorgerufen.

Der zweite Herr, der mit im Wagen saß und mit seiner Gattin zur Seite den Hauptsitz einnahm, hatte den kleinen Ausruf der Ueberraschung laut werden lassen, beim Anblicke des Wandernden, was von seiner Gattin nicht eben sehr freundlich bemerkt wurde. „Mein Gott, Reinwald,“ rief sie; „ich weiß nicht, wie man seine Freude und Verwunderung immer noch so laut äußern kann. Bedenke doch, ist dies gentil?“

Der Zurechtgewiesene, der in jedem Wort und jeder Bewegung die Unterwürfigkeit gegen seine Gattin an den Tag legte; während die Dame selbst einen entsetzlichen Stolz und Hochmuth zur Schau trug, entgegnete: „Liebes Kind! nicht die Großartigkeit der Natur entlockte mir den Ausruf — man wird dergleichen bei einer Schweizerreise, und namentlich wir, die wir so viel gesehen haben und gereist sind, gewohnt — der Herr, der auf der Brücke stand, hatte eine frappante Aehnlichkeit mit jemand — den ich hier nicht erwarten konnte zu finden — und der es auch unmöglich gewesen seyn kann, zumal ihn unser freundlicher, liebenswürdiger Reisegefährte: Direktor titulirte!“

„Wen glaubtest Du zu sehen?“ fragte nachlässig zurückgelehnt die Gattin und sah ihren Gemahl von der Seite an.

„Der Mann, den ich meine“, entgegnete der Gefragte befangen, „war Faktor in meiner Fabrik!“

„O Reinwald! bedenke meine Nerven. Du bist Rittergutsbesitzer; kannst Du es denn nie lassen an Deine früheren plebejischen Unternehmungen Dich zu erinnern?“

„Du hast Recht, meine Liebe! Um so mehr, da der Mann meiner Gedanken in die Revolution verwickelt, später steckbrieflich verfolgt wurde.“

Der mitreisende Herr, dem diese Unterhaltung inneren tiefen Unmuth erregte, konnte es nicht lassen, zumal er den weiteren Verlauf der Angelegenheit zu übersehen meinte, mit einiger Schadenfreude zu fragen: „Dürfte ich Sie um den Namen Ihres früheren Faktors ersuchen?“

Reinwald, der frühere Banquier und Fabrikherr, warf einen flüchtigen, ängstlichen Blick nach seiner Gattin und entgegnete endlich, ziemlich gedehnt: „Ich glaube Lenz, Victor Lenz, hieß der Mann!“

„Und Sie meinen, jener Herr, dem ich den Titel Direktor gab, könne Ihr früherer Faktor nicht seyn? — Das Leben einzelner Menschen ist oft reich an Wechselfällen. — Sie werden morgen auf Ihrer Weiterreise vor einem reizend gelegenen Fabriketablissement vorüber kommen. Die Maschinenbauanstalt, die dort gegründet, ist großartig, und der Vorstand, der Direktor der ganzen, von einer Gesellschaft gegründeten Anstalt ist jener Herr — Ihr früherer Faktor. Ein Mann, der die allgemeinste Achtung und die Liebe seiner Untergebenen besitzt. — Er war compromittirt in früheren

Jahren; er wurde sogar steckbrieflich verfolgt, mußte ein rettendes Asyl in der Schweiz hier suchen — und war dennoch unschuldig. Mein Herr, Ihr früherer Faktor kann und mag Ihnen ein Beispiel seyn, nicht blind zu verdammen, oder einen anders Denkenden zu hassen und zu verfolgen. Das ist die wahre Größe und Bildung eines Mannes, daß er auch die Meinung Anderer achtet und ehrt! — Wer gibt uns die Berechtigung zu glauben, daß unsere Ansicht die allein richtige, unfehlbare sey? Durch Duldung und Belehrung dürfen wir hoffen, unsern Feind zu einem Freunde zu machen. Durch Haß und Strenge niemals. Die Liebe duldet und erträgt Alles. Ueberdies wurde jener Steckbrief als unbegründet später von den Gerichten selbst widerrufen. Frei und offen hätte der Genannte in sein Vaterland, nach seiner Heimath zurückkehren können, und er würde es gethan haben, wenn er nicht eben hier einen so schönen und bedeutenden Wirkungskreis, der seinen Wünschen und Kenntnissen so ganz zusagt, gefunden hätte. Sie sehen, mein Herr, ich kenne den Mann — und ich freue mich ihn kennen gelernt zu haben — und ihn Freund nennen zu dürfen. Er ist kein Politiker — aber er ist ein Mann! — Sollte Ihre Zeit es erlauben, rathe ich Ihnen bei jenem Etablissement anzuhalten. Sie werden im Hause des Direktors, Ihres früheren Faktors, eine Familie kennen lernen, die gesehen zu haben, Sie später nicht mit Unwillen erfüllen wird.« Die letzteren Worte hatte der Herr mehr zur Gattin des Herrn Reinwald gerichtet, mit besonderer Betonung gesprochen; es schien als ob deren kalt stolzes Wesen ihn ganz besonders unangenehm berührt habe! —

Die Dame jedoch würdigte ihn keines Blicks; sie schaute wie gelangweilt zum Wagen hinaus — und fächelte mit dem stark nach Parfum duftenden Taschentuch sich Kühlung zu

Man hatte das Gasthaus im Dorfe erreicht. Der Wagen hielt. Der Fremde, der mit seiner Tochter sich dem früheren Banquier zur Reise hieher nach Stalden angeschlossen hatte, verabschiedete sich hier.

Man trennte sich gegenseitig kühl und ernst. Das letztere Ereigniß hatte eine bedeutende Spannung zwischen beiden Familien hervorgebracht.

Reinwald trug seiner Gattin, die ihre bisherige Reisegesellschaft keines Blickes zum Abschiede gewürdigt hatte, geschäftig den Shawl und Mantel nach. Er fragte sehr rasch und besorgt nach ihren Wünschen — und wie lange sie hier zu verweilen gedächte. Doch die Dame war verstimmt; nach ihrer Meinung war der Gatte an Allem Schuld — und so sagte sie nur, eintretend in das Haus: »Künftig fahren wir allein! Wir bedürfen keiner Reisegesellschaft; wir sind uns selbst genug. — Hoffentlich findest Du dies auch!«

Der Fremde, der noch beim Wagen stand, vernahm die ziemlich laut gesprochenen Worte. Er wendete sich lachend zu seiner Tochter und sagte: »Gelt! Süseli, so zieh' Dir Deinen Künftigen!«

»Wenn ih möcht?« rief das Mädchen und zeigte ein Paar Reihen prächtiger Zähne.

In diesem Augenblick bog der Wanderer von der Brücke her, droben vom Dorfe jenseits ab. Die Süseli sah es und machte den Vater darauf aufmerksam. Und der Tochter das Gepäck aufbürdend — und ihr bedeutend nur immer voraus nach Hause zu gehen, winkte dem Wandernden, eilte zu ihm und erzählte ihm lachend und mit Unwillen zugleich sein Begegniß.

Der Direktor vernahm es schweigend; endlich sagte er, seinem Freunde die Hand zum Abschiede reichend: »So hab' auch ich mich nicht geirrt, als ich das Gesicht im Wagen sah — und einen Bekannten in demselben vermuthete. Ihrer Schilderung nach scheint er eine recht liebenswürdige Dame als Gattin bekommen zu haben. Wahrscheinlich hat sie Geld!«

»Nichts weniger als das!« lachte der Freund. »Was wird Ihre liebenswürdige Gattin dazu sagen, wenn Sie es ihr mittheilen werden? Bitte zu grüßen. Ade! Gute Wanderung!« Und dem früheren Faktor, jetzigen Direktor die Hand reichend, eilte er davon, seiner Tochter nach.

Der Direktor aber schritt, in Erinnerung und Gedanken versunken, den Bergpfad hinauf.

Und wie schön, wie prächtig leuchtete die Sonne andern Tages auf das Thal herab, in dem jene erwähnte Anstalt lag. Wie malerisch schön lagen die einzelnen Gebäude der Fabrik am Abhange des Berges; wie glühten die Essen, wie rauschten die Räder, wie geschäftig gingen die Arbeiter hin und her! Vor allen Dingen aber wie zierlich, wie wahrlich hübsch, stellte sich den Blicken die Wohnung des Direktors dar. Hier sah man es, daß ein künstlerisch-schaffender Geist gewaltet, daß Kunst und Liebe das Ganze errichtet habe. Vorm Hause war ein Gärtchen, in dem ein Springbrunnen sein Wasser auf und nieder sprudelte. Und siehe, zwischen den schönen, prächtigen Blumen der herrlichen Alpenwelt fehlten die bescheidenern einfachen Blumen nicht, wie sie jeder deutsche Garten besitzt. Es war als ob dieselben an Deutschland, an das Vaterland erinnern sollten.

Jetzt tritt eine Dame vom Hause in den Garten hinaus, an der Hand ein etwa zweijähriges, wunderhübsches, kleines Mädchen führend. — Es ist Eveline! — Wie sonnig, ruhig, klar ist ihr Auge, welch eine Fülle von Schönheit umleuchtet sie noch; ja es ist als habe die frühere blendende Mädchengestalt, in dem Jung-Frauenwesen, in dem reinen Glück eines zufriedenen ehelichen Glücks, in dem Gefühl Mutter zu seyn, erst ihren vollen genügenden Abschluß gefunden. Ihre Erscheinung war überaus wohlthuend, herzgewinnend.

Reinwald, der frühere Banquier, der so eben mit seiner Gattin zur Seite, im offenen Wagen dahergefahren kam, und sie zwischen ihren Blumen, ihr liebliches kleines Mädchen auf dem Arm, vom dicht vorüberführenden Wege aus, stehen sah — und sofort erkannte – fühlte es. Er zuckte zusammen, unwillkürlich, unbewußt; eine Erinnerung, ein tiefer Schmerz durchfluthete in diesem Augenblick seine Brust. Er sah, er fühlte, er ahnte es, daß in diesem Hause ein reines, häusliches Glück wohnen müsse, daß es doch etwas anderes seyn müsse, etwas Heiligeres, Schöneres um eine Ehe, die die Liebe geschlossen, als um eine Verbindung, wie die seinige.

die Convenienz, Rücksicht und klügelnde Berechnung zusammen geführt. — Er zuckte zusammen, das immer einmal erwachende Gewissen flüsterte ihm zu: „ich hab's verdient, ich war Ihrer nicht werth.“ — Mit jenen Worten, die Eveline an dem Todestage der Liesbeth in sein Ohr rief, war seine Verlobung faktisch aufgehoben; er erkannte, daß Eveline niemals die seine werden würde, werden könne. Das Verhältniß war gelöst — und er folgte seinen Racheplänen. Mit äußerster Strenge und ohne Rücksicht zog er seine Forderung, die er an den Grafen Warnsdorf hatte, ein — und da derselbe nicht zu zahlen vermochte, wurde das Gut öffentlich versteigert — und er erstand es. Der Graf starb vor Kummer und Schmerz — und Eveline verließ die Gegend, arm, mittellos — um bei einem entfernten Verwandten ihres Vaters, jenem Forstmeister, ein vorläufiges Unterkommen zu finden.

Er aber, er wollte zeigen, daß sein Herz von allen diesen Begegnissen nicht berührt worden sey, daß der Verlust einer Braut für ihn kein Gegenstand der Trauer seyn könne — und ging — und bewarb sich um die Hand seiner jetzigen Gemahlin, der Tochter eines vor Kurzem gestorbenen hochgestellten Beamten, durch welche er nicht allein ein bedeutendes Vermögen, sondern auch weit greifende verwandtschaftliche Verbindungen zu erlangen gedachte — und wurde angenommen. — Wie fand er sich getäuscht. Statt des Vermögens fand er Schulden, und die Herrschsucht und der Stolz seiner Gattin waren ohne Gleichen. Statt seiner Bildung fand er nur oberflächliches, angelerntes Wesen, stets auf den Schein berechnet; statt des Umgangs mit den Familien seiner Erwählten, fand er sich zurückgesetzt; jeder hatte die Heirath mit ihm, aus egoistischen Zwecken begünsti[illegible] wollte eine unliebenswürdige arme Verwandte, die [illegible]ol gar später zu unterstützen oder in das Haus zu ne[illegible]zwungen seyn könnte — los werden. Er sah sich über[illegible] bitter getäuscht, und zog sich grollend nach seinem Edelhof, dem früheren Stammsitz derer von Warnsdorf zurück — um in seinem Hause die Hölle zu finden. Er wurde, um äußerlich Ruhe zu haben, der Sklave seiner Frau, ihr erster Diener an dem sie ihre Launen und Unliebenswürdigkeiten ausließ. Er hatte die Fabrik nicht wieder aufbauen lassen, weil diese plebejische Beschäftigung seiner Gattin zuwider war; er verkaufte an andere Unternehmer das Grundstück. Er schloß sein Comptoir als Banquier — und lieh sein Geld auf wucherische Zinsen aus. Das machte ihn, wie man zu sagen pflegt, gänzlich fertig. Die anständige Gesellschaft mied den Wucherer — und um der drückenden Einförmigkeit im Hause zu entgehen, ging er auf Reisen, d. h. auf Befehl seiner Frau, die nicht zurückblieb, und die das Reisen für fashionable erklärte. Welch eine Freude, welch einen Genuß er von diesem Vergnügen hatte — haben wir gesehen und gehört. — Jetzt wäre er gern langsamer gefahren, um die Anlage sich genauer zu betrachten; aber seine Gattin hatte den Blick gesehen, den er nach der Gattin des Direktors geworfen, hatte sein leises Aufseufzen vernommen, den Seitenblick beachtet, den er selbst unwillkürlich ihr zuzuwerfen gewagt — und von blinder auflodernder Eifersucht getrieben, befahl sie dem Kutscher die Pferde anzutreiben und rascher zuzufahren.

Eveline hatte den Innsitzenden erkannt und eine Fluth von Gedanken und Erinnerungen überkam sie. Sie bemerkte nicht das Nahen ihres Gatten, der leise um das Haus herum gebogen war und sie nun freundlich, lächelnd umfing, und also fragte:

„Hat der Anblick der Dahinfahrenden meine Eveline so in Träume versenkt, daß sie mein Kommen ganz überhört?“

Die Angeredete glühte auf, sie schmiegte sich innig an den Gatten, ihm den Mund zum Kusse bietend: „Wie hab' ich Dich erwartet!“ sagte sie mit liebevollem Blick. „Doch der Anblick des Mannes, dem auch Du begegnet seyn wirst, hat mich wunderbar ergriffen. — Und kann es anders seyn?“ fragte sie weiter als sie sah, daß ihr Gatte noch immer schwieg und sie mit leuchtendem Blicke betrachtete; „ist jener Mensch nicht die Quelle unsäglichen Leidens für mich gewesen, und doch auch wieder die Ursache, daß mein Herz von eitlem Stolz und Wahn geläutert wurde, um schließlich seine wahre Bestimmung zu erkennen? — O, ich seh es, mein Lieber, Du möchtest schelmisch fragen, meiner innigen Antwort darauf gewiß; ob ich mit ihm jetzt in jenem Wagen fahren möchte als die Seinige, oder bei Dir hier, als Dein Weib zur Seite stehen. — Scherze nicht! Ich möchte das Glück, die Ruhe und innige Dankbarkeit zu Gott, die ich in diesem Augenblick empfinde, nicht durch das leiseste scherzende Wort, oder durch gutmüthigen Spott, entheiligt wissen. Des Weibes Heimath ist die Liebe — und wohl dem Herzen, das seine Heimath gefunden. — Sieh' unsern Liebling, unsere Emmy, wie sie glücklich mit Blumen spielt und uns freundlich anlächelt — und dann denke der Tage, die wir durchlebt! O, mein Freund, mein lieber Freund, denke zurück! Du warst geschieden von der Fabrik — und ich meinte Dich für immer verloren zu haben durch meine Schuld. Das Verhältniß mit dem Banquier löste sich — und seine Rache brachte den Oheim an den Rand des Verderbens; er nahm, durch sein wucherisches Einziehen seiner Forderungen, ihm nicht allein seinen angeerbten Stammsitz, er nahm ihm die Ehre. Das brach dem alten Mann das Herz. Es war ein Segen für ihn, als der Tod kam, wenige Tage bevor er sein väterliches Erbe verlassen sollte. — Ich aber, ich habe fürchterliche Stunden verlebt. Sein Mund fluchte mir nicht; aber seine Blicke klagten mich an. — Ich hätte seine Ehre retten können — und that es nicht. Die Welt hat mich verdammt — aber das eigene Herz sprach mich frei.

„Der Oheim starb — und ich kam als arme Verwandte zu jenem Forstmeister. Der Mann war gut, ich führte ihm sein Hauswesen und er ließ mich das Bittere, das Drückende meiner Lage nicht empfinden. — Da sah ich Dich — einen Flüchtling — und es gelang mir Dich zu retten. Wäre diese Deine Rettung verschwiegen geblieben — ich säße vielleicht noch in jenem Hause. — Es sollte nicht seyn. Jener Mann, der, wie ich fürchtete, von meiner Kugel getroffen zur Erde

ınk — war nicht todt, wie meine Angst es mich glauben ließ. Reine Kugel hatte nur seine Schulter gestreift — er genas - und begann sein Werk der Rache auf's Neue. Du warst inem Arm entflohen; er konnte nur noch machen, daß jener Steckbrief Dir nachgesendet wurde; aber auf mich warf er ine tückischen Pläne. Was ich gethan, wurde bekannt — nd der Forstmeister, der sich durch mein Handeln in den ugen seiner Regierung compromittirt sah — gab mir selber en Rath sein Haus zu verlassen. Es war ein guter Mann! ch konnte ihm nicht zürnen. Ich duldete willig; denn siehe ein Freund, wer um seiner Liebe willen nicht Gram und Schmerzen auf sich zu nehmen im Stande ist, der hat nie eliebt. — Und daß ich Dich liebte, Dich immer und immer eliebt, das hatte jene Nacht mir klar gemacht, das hatte jener ugenblick mir selbst bewiesen, wo ich die Mordwaffe auf ein Renschenherz richten konnte. Wie tief man liebt, empfindet ıan, wenn man sein Lieb verloren hat. Der Trennung Schmerz ist der Liebe Taucherglocke. — Ich liebte Dich — h wußte es. Willig trug ich mein Leid; klar, frei, offen estand ich dem Forstmeister meine Neigung zu Dir. Und er alte Mann, er ehrte sie — und brachte mich selber zu iner Wittwe, einer Verwandtin von ihm — wo ich leben nd bleiben sollte. Du hattest Recht, als Du sagtest: es gibt eine zweite Liebe! — Man liebt nur einmal! Ja, ja, mein ieber Freund, dazumal, als ich so als eine arme Verwandte on Haus zu Haus gestoßen wurde, dazumal wäre der letzte Funke von Stolz in mir geknickt worden, wenn der Art nach och etwas in mir gewesen wäre — oder mein Herz wäre rbittert oder verbittert worden, wenn es nicht seine Liebe als in Heiligthum in sich getragen hätte. Tief im Innern aber ühlte ich, wie demüthigend es sey, so der Gnade leben zu nüssen — und der Entschluß reifte in mir, mein Brod mir elber zu verdienen. Ich wollte arbeiten, durch Arbeiten mir nein Leben erhalten; erkennend und empfindend, daß dies hrenvoller und achtungswürdiger sey, als von Anderer Gnade u leben. Daß ich dem Gedanken die That folgen ließ, weißst Du. Ich trat in ein fremdes Haus später, bei erster assender Gelegenheit — um als Gesellschafterin mit auf Rei-en zu gehen. — Hieber nach der Schweiz!"

»Und hatte die Hoffnung und Sehnsucht mich hier viel-eicht zu finden, keinen Theil an diesem Deinem Entschlusse?« ief herzinnig freundlich der Gatte und drückte sie an sich. Sie aber hob das Auge und schaute ihn an, lieb und klar; angsam, wie sinnend sagte sie: »War die Liebe nicht stets neine Leiterin in jenen Tagen? Das Sprüchwort sagt: ein Unglück kömmt selten allein, und wenn dies in meinem frü-heren Leben auch bei mir oftmals der Fall gewesen, so hätte ch damals Ursach gehabt zu sagen: ein Glück kommt selten allein — und aus Thränen, die ein liebendes Herz hier veint, werden Perlen im Himmel. — Wie hell, wie klar steht ener Tag meines Lebens noch vor mir. Das ganze Land var in Aufruhr und Empörung. Die Offenburger Volks-versammlung war gehalten worden, dieser Sturmbock errichtet, die badische Regierung gänzlich zu werfen. Was derselben folgte, ist bekannt. Recht und Gerechtigkeit dämmerte auf, wie nach jedem Sturme Sonnenschein folgt; jeder Nacht ein lichter Morgen wird.

»Als ich mit dem Forstmeister in die Stadt zog, hatte so eben ein blutiger Zusammenstoß zwischen Aufständischen und Militär statt gefunden. Letztere hatten gesiegt, Erstere suchten ihr Heil in wilder Flucht. Auch in das Haus der Wittwe, zu der ich eben gekommen war, drang Einer der Aufständischen. Er war auf den Tod verwundet; er bat um einen Trunk Wasser — und um einen einsamen Platz sterben zu können. Die alte Dame war zu tief erschrocken, sie konnte ein Glas nicht halten — und ich trat zu dem Sterbenden, ich beugte mich zu ihm nieder, ich hob ihm sanft den Kopf in die Höhe und benetzte seine verschmachtenden Lippen mit stärkendem Wein. Es war unser alter Feind, jener Spion, der frühere Werk-führer. Wohl zuckte es schmerzlich mir durch die Brust als ich ihn erkannte, obgleich auch eine leise Genugthuung und Freude in mir aufschlug, als ich nun sahe und augenscheinlich fand, daß meine Kugel ihn damals nur leicht getroffen haben mußte, daß auch diese Angst und Sünde einen Menschen an seinem Leibe und Leben geschädiget zu haben, von mir ge-nommen war. Er hatte Dir und mir viel, viel Böses gethan — und des Valentin Tod ruhte auf seinem Herzen. Dennoch tränkte ich ihn — und ich freute mich dessen, daß ich es konnte. Ich sah seine Schmerzen, seine Leiden — und vergab ihm. — Er schlug die Augen auf — und erkannte mich. Wilder Trotz und Schmerz fuhr über sein Gesicht, er wollte sich erheben; er schien mir fluchen zu wollen. Doch seiner Schmerzen wurden mehr, er sank entkräftet zurück. Ich kniete an seiner Seite nieder — un[illegible]seine Schmerzen zu lindern. Er sah es und erkannte [illegible]ßer, fragender ruheten seine Augen auf mir. Und a[illegible]Tod näher und näher an sein Lager trat, als er ihm zur Seite stand und von unten herauf nach seinem Herzen schritt, da ergriff er meine Hand und flehte: »Ver-gebung! — Ich will bekennen!«

»Und während meine Hand wie segnend auf seiner Stirne ruhete, der Forstmeister eingetreten war, lösete sich seine Zunge — und er bekannte frei und der Wahrheit getreu; wie Alles was er gegen Dich bei den Militärgerichten ausgesagt, erlogen sey, daß Du nie und nimmermehr Theil genommen an den Kämpfen und Versammlungen der Aufständischen. — Mit diesem freien, offenen Geständniß schied seine Seele.

»Der Forstmeister der seine Beichte vernommen, that in Folge dessen die geeigneten Schritte, daß der gegen Dich er-lassene Steckbrief zurück genommen wurde.«

Eveline schwieg, wie erschöpft, der Gatte jedoch legte ihr Haupt sanft auf seine Brust und fragte: »Soll ich fortfahren? Die Erinnerung hat heute ihre größesten Thore geöffnet und so laß mich nur statt Deiner weiter sprechen, laß es auch mich sagen, wie es mir ergangen, bis zu jenem Tage, wo wir uns wieder zusammen fanden. — Meines Bleibens war dazumal im deutschen Vaterlande nicht mehr; meine neue Stellung hatte ich verscherzt — ich ging, wie Viele nach mir und vor mir gethan, nach der Schweiz. Wie habe ich dazumal Gott

im Herzen oft gedankt, daß ich im Stande war mich durch meiner Hände Arbeit ernähren zu können. Ich hielt es nicht für schimpflich als einfacher Gesell mein Brod in verschiedenen Maschinenwerkstätten der Schweiz zu suchen. Ich hielt es für ehrenvoller im Tagelohn zu stehen, als von der Gnade und Barmherzigkeit politischer Genossen zu leben oder mich als politischen Märtyrer zu agiren. Es war ein saueres, aber gutschmeckendes Brod. Von der Heimath erfuhr ich wenig. Ein Brief, den ich meiner guten Mutter zu senden wagte, blieb unbeantwortet. Die alte gute Frau lag dazumal schon auf dem Krankenlager von dem sie nicht wieder aufstehen sollte. Der hinter mir erlassene Steckbrief schreckte mich nicht, seine Zurücknahme erfuhr ich nicht — denn ich hatte nicht Zeit Zeitungen zu lesen; ich mußte meine Kraft, jede freie Minute, darauf verwenden mich fortzubilden, um mein kleines Werk über Brückenbau, das ich zu schreiben begonnen, vollenden und für den Druck vorbereiten zu können!«

»Und dieses kleine Werkchen,« fiel die Gattin ein, »war es das in den betreffenden Kreisen wegen der Kühnheit seiner Ansichten, Aufsehen erregte — und auch von dem Baurath, in dessen Hause ich mich als Gesellschafterin seiner Tochter befand dazumal, nachdem ich jene Wittwe verlassen, Beachtung erregte. Ich sah es — und es wurde mir zu einem Anhaltspunkte, Deinen Aufenthalt auf eine wenig auffällige Weise zu erforschen. Ich wußte Dich in der Schweiz, ich kannte den Ort, wo Du lebtest, oder wenigstens gewohnt hattest, denn der Name desselben war unter der Vorrede Deines Werks verzeichnet; und mit Freuden ergriff ich die Gelegenheit, die nach einigen Monaten sich mir darbot, zu einer Reise nach der Schweiz.«

»Und dennoch wie leicht hättest Du mich vergebens suchen können!« sprach der Gatte ernst. »Man war noch mehr, als ich erwartet hatte, schon durch mein praktisches Arbeiten auf mich aufmerksam geworden; als jene Schrift erschienen, wurde dies in erhöhtem Maße der Fall. Man suchte mich, und verwendete mich bei verschiedenen Anlagen, wo man meine Erfahrungen und Kenntnisse für wichtig erachtete. So war ich auch in jenen Tagen, wo Du mich wohl an jenem andern Orte zu finden hofftest, im Auftrage meiner Arbeitgeber nach dem Eisenbergwerk im Gonzen gesendet worden, jenem ältesten Bergwerk der ganzen Schweiz!«

»Und unser Weg führte uns auch dort hin,« fiel freudig lächelnd die Gattin ein; »und ich sollte Dich finden! — Mit welchen Gefühlen betrat ich jenes von hohen Gebirgszügen eingeschlossene Thaldreieck; mit welchem Wonneschauer betrachtete ich die majestätische Alpenwelt. Und als ich die kühnen Bergleute zu den mächtigen Erzgängen hinaufsteigen sah, denn im Gonzen liegen ja die Bergwerke nicht tief in der Erde, sondern Tausende von Fußen über derselben, da war es mir als ob ich in ein Märchen versetzt sey, selber verzaubert. Ich kletterte hinauf. Steiler, dämmeriger wird der waldige Hohlweg; bis plötzlich, hellschimmernd, zwischen Trümmerfelsen und Säulenhallen hindurch, mir in lauschiger Einsamkeit die dortige Waldkapelle entgegen blinkt. Von Andacht durchschauert trete ich ein. Ich glaube ich habe nie inbrünstiger, reiner gebetet, als dazumal. Die gigantische Schönheit, die mich umgab, das Malerische, Herrliche, das mein Auge erschaute, das Großartige der ganzen Alpennatur, das mein Blick umfaßte — hatten mich tief ergriffen. Ich mußte eintreten in die Waldkapelle — ich mußte beten! —

»Und hier war es, wo ich aus dem Stollen heimkehrend Dich fand!« sprach er. »Welch ein frohes, glückliches, unerwartetes Wiedersehen! — Noch weiß ich selber nicht wie es gekommen — aber wir sahen uns — und alles Trübe, alles Drückende was unsere Herzen jemals getrennt hatte, war verschwunden — wir sahen uns, und wir lagen uns in den Armen. Unsere Herzen hatten sich gefunden, das Geständniß der ewigen Liebe flog über unsere Lippen. Am Altare der kleinen Waldkapelle haben wir uns verlobt!«

Sie sagten nichts weiter, sie schwiegen. Die Heiligkeit jenes Augenblicks erschütterte in mächtigem Nachhall ihre Herzen. —

Die kleine Emmy die bisher auf der Erde gesessen und mit ihren Blumen gespielt hatte, war aufgestanden und kam heran getrippelt. Sie streckte ihre Aermchen zur Mutter aus und sagte: »Emmy auch von Papa geküßt seyn will!« — Der kleine Schelm hatte mehr gesehen, als man erwartet.

»No!« rief jedoch eine kecke muntere Stimme in diesem Augenblick, während die glückliche Mutter ihren Liebling aufhob, »das laß die Süseli thua! — Und die Genannte bog um die Ecke und stand, wie aus dem Boden herausgewachsen, den überraschten Eltern zur Seite, hell auflachend und ihre prächtigen, weißen Perlenzähne zeigend.

Ihr Vater aber, der pustend und athemlos gefolgt war, rief: »Ja, ja Direktorchen, so geht's, wenn man ein Mädel hat, deren Herz dem Bua nachläuft. — Ich glaub' die Süseli will sehen, ob sie ihren Seppel nicht auch so ziehen kann, wie — Na Sie wissen schon, wen ich meine?«

Die Süseli jedoch hatte der Mutter die Emmy bereits vom Arm genommen und tanzte mit ihr im Garten herum, wobei sie fröhlich sang:

„Bin i net a lust'ge Sennrin?
Hab immer frohen Muth;
Wer mir's net glaube will,
Schweige gleich still.
Zieh mit der Sonne aus,
Komm mit de Stern nach Haus!“

Und dabei jodelte sie auf, daß das Kind auf ihrem Arm lustig zu kreischen begann und fröhlich in die Händchen klatschte. Der Vater, mit glückstrahlendem Gesicht, lachte und rief: »Wie still saß die Dirne im Wagen, und wie toll ist sie hier! — Es wird Zeit, daß wir sie mit Ihrem Faktor, dem Seppel, zusammen geben — denn bis derselbe wie Sie Direktor einer Anstalt wird, wartet sie doch nicht. — Und überdies fürchte ich auch, daß es der Bursch nimmer wird. Er hat nicht das Zeug dazu.«

»Oder das Glück!« sagte ernst der Direktor und reichte

seinem Freunde die Hand. „Hab' ich doch selbst nie erwartet zu werden, was ich bin. Wer konnte denken und ahnen an jenem Tage, wo ich meine Eveline wieder sah und fand, nach langer, trüber Zeit, und glücklich war, daß kurze Monden darauf Männer zusammen treten würden um diese Anstalt hier auf Actien zu gründen — und mich zum Leiter und Direktor des Ganzen zu erwählen? Ich dachte es nicht!“

„Will's schon glauben!“ lachte gutmüthig der Freund. „Und drüben in Ihrem Deutschland möchte es auch schwerlich geschehen seyn. Sie sind drüben zu ernst und fragen zu viel nach Zeugnissen und Schulbildungsgang. Wir nehmen die Leute wo wir sie finden und wie wir sie brauchen können. — Aber Sie sind mir Beide heut wieder so ernst; ich glaube gar Sie sehnen sich einmal wieder zurück nach Ihrem Deutschland. Ist's nicht schön bei uns?“

„Gewiß! gewiß!“ rief der Direktor und ließ sein Auge leuchtend über die Berghäupter der Hochalpen dahingleiten. „Ich wäre undankbar, wollte ich das Land nicht achten und lieben, das mich so gastfrei aufgenommen und so liebevoll noch festhält. Aber verdenken Sie es auch mir, dem Deutschen, nicht, wenn ich im Herzen ein Deutscher bleibe dem das Alphorn der Sehnsucht oftmals in seiner Brust erklingt. Ueberdies wurde die Erinnerung, wie Sie wissen, heut namentlich wach gerufen — und so gönnen Sie unserm Auge immer den Blick nach dem Lande jenseit der Alpen. — Gott segne mein Vaterland! Gott segne Deutschland!“ Ruhiger, ernster setzte er nach einer Pause hinzu: „Noch ruht in meiner Heimath der erbitterte Kampf der Meinungen nicht, wenn auch das Schwert nicht mehr blutige Wunden schlägt; wann wird die Zeit des Friedens, der ruhigen, friedlichen politischen Entwickelung kommen? Mich verschlug der Sturm hieher — in der Arbeit fand ich meine Ruhe, mein Glück wieder. Wäre ich drüben, o, glauben Sie es mir, ich würde mich nie und nimmer mehr den Fragen des Tages entziehen, ich würde meiner Meinung, meiner Ueberzeugung nach, treu gewissenhaft leben in Wort und That — aber ich würde es thun während ich auch die Meinungen Anderer gelten ließe; ich würde es thun im Geiste der Liebe und der Duldung; ich würde es thun im Rückblick auf die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen. Wir irren und fehlen Alle — und der Schein ist oftmals gegen uns, die Aeußerlichkeiten, die Umstände machen uns zuweilen zu Dem, was wir im Herzen niemals waren, niemals seyn werden. — Möchte der Geist des Friedens, der gegenseitigen Duldung auch auf diesem Felde herrschen!“

Der Freund, der Schweizer schüttelte das Haupt. Wie fast unwillig und doch dabei gutmüthig sagte er: „Ja, ja! Sie sind nun einmal ein Mann des Friedens; und wenn man es sieht, welche Gewalt Sie dennoch über die Herzen Ihrer Untergebenen ausüben, wie die Leute Ihnen folgen und der größesten Anstrengung sich unterziehen, wo es gilt Ihren Worten nachzukommen, Das zu thun, was Sie für Recht und nothwendig erkannt haben; so möchte man schon Ihrer Ansicht zustimmen. Aber wer kann, wie Sie, immer sein Blut im Zaume halten? ich könnt's nicht — und muß schon manchmal drein schlagen. — Die Süseli hatte, wie ich sehe, einmal wieder wahr gesprochen, als sie mich heut aufforderte mit hieher zu eilen, weil der Anblick des vertrackten Ehepaars Sie wohl wieder einmal ernst gestimmt haben würde. Aber ich sehe, das Wettermädel ist mit Ihrer Emmy davon gelaufen. Ich glaube gar sie sucht ihren Seppel auf; und ist dies am Ende der alleinige Grund ihres Hereilens. Es wird gleich Feierabend läuten und ich muß sehen, wo sie geblieben ist. Die Dirne hat auf der Reise zu viel Erfahrungen gemacht — und ich fürchte sie beginnt eben bei dem Seppel dieselben in Anwendung zu bringen. Muß ihr den Kopf waschen!“

Rasch eilte er davon.

Eveline hatte den Arm um den Nacken ihres Gatten geschlungen. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. —

Stumm, Arm in Arm, blickten Beide hinüber zur Fabrik, wo so eben die Feierabendglocke ertönte und die Arbeiter die Werkstätten verließen.

Freundlich grüßend kamen dieselben bei ihnen vorüber. Man sah Allen die Herzlichkeit an, mit der sie an dem Direktor und seiner Gattin hingen. Es war keine gemachte, keine äußerliche scheinbare Anhänglichkeit; man sah es sie kam von Herzen. Die Liebe, das Wohlwollen hatte sie hervorgerufen. Der jüngste Bursch, der in der Fabrik beschäftigt war, kam zuletzt dahergegangen. Er trug einen Strauß köstlicher Alpenrosen, mit einigen Blüthen Edelweiß untermischt, in der Hand. Freundlich grüßend nahete er sich, und legte ihn vor der Frau seines Vorgesetzten schweigend auf die Bank. Dann schritt er rasch davon.

Eveline hob die Blumen auf. Eine feine liebliche Röthe überzog ihre Wangen. Er lächelte, küßte sie und sagte, ihr mit den Fingern drohend: „Du! Willst Du mir meine Arbeiter abwendig machen?“

Sie aber sah ihn an, leuchtenden Auges, reichte ihm den Strauß und sagte: „Er wurde Dir und mir gebracht. Laß uns vereint durch's Leben gehen. Der Tod nur scheide uns!“

Aus dem Fabrikgebäude trat die Süseli, die Emmy auf dem Arm fröhlich, lachend heraus. Das Kind streckte schon von Weitem seine Aermchen den Eltern entgegen. Die sahen es — und erwarteten ihren Liebling.

An der Bergesfirne glühte das Abendroth, die riesigen Gletscherhäupter standen vom letzten Sonnengold umleuchtet. Die prächtige, majestätische Alpennatur zeigte sich in ihrer ganzen Größe, Schönheit und Herrlichkeit. Drunten im Thal brach der Abend ein. Lawinendonner wurde in der Ferne gehört; dann wurde es still.

Die kleine Emmy war heran gekommen, die Mutter nahm sie auf den Arm — dann traten sie Alle schweigend, still glücklich, zufrieden in das Haus zurück.

An der Firne war das letzte Roth verschwunden; die Berge waren in Dunkel gehüllt. Die Nacht war eingebrochen.

Kirchthurmspitzen von ansehlicher Höhe und hin und wieder mit weit in's Feld hineinleuchtenden, stattlichen Gebäuden den ganzen sich breit hindehnenden Landstrich dem Auge als einen der gesegnetsten und durch die Kultur verklärtesten deutschen Gauen vorführen.

Die Umgegend von Hildesheim bietet in dem mannichfaltigen Wechsel von Berg und Thal, frischgrünem Wiesengrund und goldgrün durchleuchteten Forsten eine so reiche, durch die malerische Stadt und altergraue Schlösser gehobene Fülle landschaftlicher Reize, daß diese für sich allein schon in neuerer Zeit häufig die Wanderlust rege machten und namentlich Harzreisende bestimmten, von Goslar aus die fast ununterbrochene Kette waldiger Höhen über Bockenem und die Bodensteiner Klippen nach Hildesheim zu verfolgen; indeß, wie anmuthig und überwältigend die reizende Landschaft von diesem grünen Hügel, dem letzten Ausläufer des Harzgebirges auch auf uns einwirkt, mächtiger werden wir angezogen von der thurmreichen, alten Stadt dort unten im Thal, deren goldene Domkuppel uns im hellen Sonnenschein wie eine zweite Sonne entgegenglänzt. Steigen wir hinab zu dem „niedersächsischen Nürnberg,“ wie man Hildesheim mit Recht nennt, zu diesem auf goldener Aue sich pittoresk erhebenden

fehlgreifen, wenn wir die Stadt Hildesheim aus drei Theilen von so ganz verschiedenem, äußerlichem Charakter zusammengesetzt sehen, wie sie kaum eine andere Stadt in gleicher Eigenthümlichkeit aufweisen dürfte. Durchwandert man nämlich aufmerksam und nach allen Richtungen hin die ganze Stadt, so bleibt der Eindruck hinterlassen, als ob man drei ihrer äußerlichen Beschaffenheit nach ganz verschiedene Städte durchwandert habe. Den eben bezeichneten Stadttheil, dessen Mittelpunkt der geräumige, von prächtigen Linden beschattete Domhof bildet, möchten wir den romantisch-katholischen nennen; er umschließt die katholischen Kirchen, unter ihnen die prachtvolle Basilika St. Godehard, die Klöster, die weitläufig gebauten, alten Domherren-Kurien. Das geschäftliche Leben, der Lärm des Markts, tritt hier den anderen Stadttheilen gegenüber in den Hintergrund, und eine klösterliche Stille, die sich in einigen Straßen, wie im hintern Brühl, bis zur Oede steigert, erhöht in uns die poetische Stimmung, welche die Schönheit und der altersgraue Rest der Kirchen und zahlreicher Gebäude in uns anregen. Die Neustadt dagegen gibt, wie schon angedeutet, ganz das Bild einer freundlichen Landstadt, wie etwa Northeim oder Holzminden, während der nördliche und östliche Theil der Altstadt ein lebendiges Bild des mittelalter-

lichen, bürgerlichen Städtebaus vor uns aufrollt, belebt durch rege Geschäftsthätigkeit, die an die kernige, strebsame Bürgerschaft erinnert, welche die derben, stolzen Holzbauten schuf und sich in ihnen wohl und sicher fühlte.

Wir wollen versuchen dem Leser einige Bilder aus diesem »bürgerlich-industriellen« und aus dem romantisch-katholischen-Stadttheil vorzuführen: Erschöpfendes läßt sich bei der reichen Fülle architektonischer und archäologischer Schätze, welche diese beiden Stadttheile bieten, auf dem uns hier zugemessenen Raum nicht geben, doch holen wir vielleicht Manches nach, was heute unerwähnt bleibt.

Auf einer kleinen Anhöhe am südwestlichen Ende der Stadt erhebt sich im reinsten Basilikenstile die Kirche St. Godehard, aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts: ein Kleinod Niedersachsens. In Form des lateinischen Kreuzes mit den schönsten Verhältnissen aufsteigend, krönen, weithin sichtar, drei hohe Thürme, zwei am Westende und ein achteckiger auf dem Kreuz, den Prachtbau, welcher in neuerer Zeit durch den Bauinspektor May und den Baurath Hase trefflich restaurirt zahlreiche Fremde von fern und nah anzieht. Selten mag man ein Bauwerk sehen, welches einen so vollendet harmonischen Eindruck macht; mag man das sich elegant über den niedrigen Seitenschiffen erhebende hohe Schiff, mag man die halbkreisförmigen Ausbauten des Chors oder die im gefälligsten Ebenmaß aufsteigenden Thürme betrachten, immer wird das Auge den Eindruck empfangen, als ob Alles nothwendig so seyn müsse und sich wie die Glieder eines schönen Organismus in einander füge. Dieselbe Harmonie zeigt das Innere, wo abwechselnd Säulen und Pfeiler mit reich verzierten Capitälen das Hauptschiff unter rechtwinkliger Umrahmung der Arkadenbögen von den Seitenschiffen trennen und uns den häufig in Niedersachsen vorkommenden Säulenwechsel der Basiliken in ältester und großartigster Weise vorführen. Mit schönen, dem Baustil entsprechenden Malereien, vom Maler Welter aus Köln geschmückt, ist dieses vollendete Denkmal altchristlicher Baukunst jüngst wieder (am 20. December 1863) dem Gottesdienst geweiht und eröffnet worden.

Wie aus längst vergangener Zeit muthet es uns an, wenn wir nun von der St. Godehards Kirche aus die zunächst liegenden, stillen Straßen durchschreiten, um den von einem Halbkreis alter Curien und alten Klostergebäuden eingefaßten weitberühmten Dom, zu bewundern, der eine Basilika von derselben Anordnung, wie die Godehardskirche ist, durch spätere Neubauten indeß die Reinheit des Stils eingebüßt hat. Der Dom, in seinen Uranfängen das erste Gebäude der Stadt, bildete mit seinen ersten, befestigten baulichen Umgebungen gleichsam den Quell, woraus die Stadt entsprang und von wo aus sich ihre Straßen nach allen Seiten hin entwickelten. Er umschließt eine unschätzbare Sammlung von Kostbarkeiten, Kunstschätzen und Alterthümern, die zum Theil von großem historischen Interesse sind; und gleich als gelte es solch eine erhabene Schatzkammer würdig und prächtig zu krönen, überwölbt den östlichen Domthurm eine goldene Kuppel. Dies „goldene Dach“ trägt der Domthurm, wenn auch im Laufe der Zeiten wiederholt durch ein neues ersetzt, seit fünf Jahrhunderten als glänzendes Denkmal eines glorreichen Siegs, den der kriegerische Bischof Gerhard über die Braunschweiger erfocht: »Herzog Magnus von Braunschweig fiel nämlich im Jahre 1367 mit einem großen Heere in das Stift und überzog die bischöflichen Lande mit allen Schrecken des Kriegs. Da sammelte der Bischof Gerhard seine streitbaren Mannen und zog, auf sein Recht und die heilige Jungfrau vertrauend, mit starkem Herzen dem weit überlegenen feindlichen Heere entgegen. »O seligste Jungfrau!« rief der Bischof, als er an der Spitze seiner Krieger einherzog, »heute kommt es auf dich an, ob du unter einem goldenen Dache oder unter einem Strohdache wohnen willst; siegen die Feinde, so werden sie den Wohlstand der Stadt und der Kirche vernichten, und wir werden nicht mehr die Mittel haben, deinen Tempel würdig zu schmücken; verleihst du uns aber den Sieg, so fällt großes Gut in unsere Hände, und dann sollst du unter einem goldenen Dache wohnen!« Als des Bischofs gerüstete Männer nun in der Gegend von Dinklar den übermüthigen Feind in seiner Siegesgewißheit jubelnd heranrücken sahen, da wurden viele verzagt, aber Gerhard richtete ihren Muth auf und rief, indem er seinen weiten, linken Aermel schüttelte: »Leven Kerle, truret nich, hier hebbe ek noch Dusend in miner Maven!« (Lieben Leute, seyd unverzagt, hier habe ich noch tausend Mann in meinem Aermel!«) Der Bischof hatte nämlich das größte Heiligthum der Stadt, das von Ludwig dem Frommen dem Dome geschenkte Reliquiengefäß, in seinem Aermel. Nach diesen Worten ihres Führers waren die Krieger gewiß, daß die Hülfe der heiligen Jungfrau mit ihnen war; gewaltig andrängend setzte das kleine Häuflein in den mächtigen Feind, und nach kurzem Kampfe bedeckten 1500 Feinde, unter ihnen viele Ritter und Edle, die Wahlstatt. Was von den Feinden noch gesunde Beine behalten hatte, suchte sein Heil in der Flucht, und das ganze Lager fiel mit seinen Schätzen in die Hände der Hildesheimer. — Von dieser reichen Kriegsbeute nun ließ der Bischof, seinem Gelübde getreu, das goldene Dach machen, welches noch heute den Chorthurm schmückt.«

Das erwähnte Reliquiengefäß (genannt: „unser leven frouwen hyligthum“ oder „Lipsanotheca mariana“), welches den Muth der Krieger aufrichtete, wird noch heute im Domschatz aufbewahrt. Es umschließt mit seinen silbernen und krystallenen Wänden, dem frommen Glauben nach, Reliquien von Christus und der heiligen Jungfrau, und eine wunderbare Begebenheit, die sich der Legende nach mit ihm zutrug, veranlaßte die Gründung des Doms und der Stadt. Daß Kaiser Ludwig der Fromme dieß uralte Gefäß dem ersten hildesheimischen Bischof, Gunthar, als ein immerwährendes Denkmal jener wunderbaren Begebenheit schenkte, suchen bereits alte Urkunden als historisch festzustellen; einen schlagenderen Beweis aber, wenigstens für das hohe Alter des Gefäßes, als diese, doch nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinausgehenden Documente, geben die künstlerische Bearbeitung des Reliquiars und die an demselben ersichtlichen Buchstabenformen,

Legende gänzlich absehen, bereits Nachrichten aus dem eilften Jahrhundert historisch fest; diesen zufolge befahl schon Bischof Hezilo († 1079), der den durch Feuer zerstörten Dom neu ausbaute, dem verschont gebliebenen Rosenstock, „als einem merkwürdigen Denkmal der Vorzeit,“ die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen. Zweige und Wurzeln wurden während des Baus durch einen gemauerten Kanal gedeckt, und nachdem im Jahre 1120 die Apsis vollendet, ward der Riesen-Strauch an dem Mauerwerk emporgeführt. — Ganz wie im alten Rom der Volksglaube auf den ruminalischen Baum sah, welcher der Sage nach des Romulus und Remus Kindheit beschattet, sah der hildesheimische Volksglaube auf den mit der Gründung der Stadt verwachsenen Rosenstock; ein böses Omen war's, wenn der Stock einmal wenig oder gar keine Blüthen trieb, ein gutes Zeichen aber für das Wohlergehen der ganzen Stadt war's, wenn er üppig grünte und blühte. Von der ungewöhnlichen Lebenskraft dieses merkwürdigen Strauchs, der durch die umliegenden hohen Gebäude allerdings gegen die Ungunst des Wetters gut geschützt ist, zeugt es, daß derselbe noch im verwichenen Frühjahr (1863) zwei starke, neue Zweige aus der Wurzel trieb, die bereits eine Höhe von 12 bis 16 Fuß erreicht haben. — Doch kommen wir nun zu der Stadtgründungslegende, die wir nicht erzählen wollen, wie sie mit vielen Variationen in alten Büchern steht, sondern frisch und naiv,

fiel gleich darauf der Kaiser in einen tiefen Schlaf, und als er wieder erwachte, sah er zu seiner großen Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während doch ringsumher Alles in grüner Sommerpracht stand; auch das Heiligthum, welches er in den Rosenbusch gehenkt hatte, war darin festgefroren, und dennoch blüheten am Busch die Rosen weit schöner und voller, als sie vorher geblüht hatten. Da sagte es dem Kaiser sein Herz wohl, daß Gott hier ein Wunder gethan habe, und er gelobte auf der Stelle, wo der „heilige Schnee“ gefallen, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Vorsatz nach, als Hundegebell und Waldhornklang durch den Wald ertönten; sein Jagdgefolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn gesund und frohgemuth wieder zu finden.

„Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben hatte, und befahl, auf der mit einem Wunderzeichen begnadeten Stätte sofort eine Kirche zu bauen; der wilde Rosenstock aber, der das Heiligthum so fest gehalten hatte, sollte, so wünschte es der Kaiser, nicht ausgereutet werden. — So geschah's; es erstand dicht beim Rosenstock als das erste Gebäude der Stadt eine kleine Kapelle, aus welcher nach und nach der Dom wurde. Der Rosenstock blieb an seinem Platze, grünt und blüht noch heute, und ist seines Gleichen an Größe und Wunderpracht nicht wieder in der Welt zu finden.“

Kein Ort der Stadt ist von solch poetischem Zauber durchweht, wie dieser von Dom und Kreuzgang eingerahmte Friedhof; die feierliche, elegische Ruhe, in welcher die vereinsamte Kapelle und die alten Grabmonumente vor uns liegen, wird noch erhöht durch das Geflüster des Rosenstocks und des wilden Weins, der sich zu den mannichfach verzierten Säulen der Arkaden aufrankt; selbst das Gezwitscher der das Laub durchhüpfenden Vögel klingt vereinzelt und gedämpft, gleich als habe auch sie der heilige Schauer des Orts erfaßt; — da plötzlich erbebt die klare, sonnige Luft von donnernder Musik, das herrliche Domgeläut überschüttet uns mit seinen hinreißenden gewaltigen Harmonieen, lebhafter wird's im Kreuzgang, Andächtige aus Stadt und Dorf strömen herbei und füllen in bunter Menge den Domhof, den auch wir jetzt unter dem brusterschütternden, melodischen Donner der Cantabona*) betreten, um uns durch ein Kunstdenkmal aus grauen Jahrhunderten fesseln zu lassen. Es ist die eherne, über 22 Fuß hohe „Christussäule,“ vor welcher wir inmitten des Domhofs stehen, ein Werk des gelehrten und kunstfertigen Bischofs Bernward († 1022), der sich um Erweiterung und Befestigung der Stadt die größten Verdienste erwarb und mit Recht ihr zweiter Gründer genannt wird. Die Säule ist in neuerer Zeit, eben so wie die mit Bildern verzierten, ehernen Domthürflügel Bernwards, durch illustrirte Werke und Gypsabgüsse weit und breit bekannt geworden; hier stehen wir nun vor dem mehr als achthundert Jahre alten Original. In achtmaliger Windung schlingen sich Reliefs um die Säule, welche Wunder und Thaten aus dem Leben Jesu darstellen, während die Gruppen an den ehernen Domthorflügeln auch Begebenheiten aus dem alten Testament vorführen.

Von der kunstfertigen Hand des im Jahre 1192 heilig gesprochenen Bernward bewahren hildesheimische Kirchenschätze noch manches Kleinod; er war gleich ausgezeichnet in der Malerei und Schnitzkunst wie im Erzguß und leistete darin für seine Zeit Bedeutendes. Seiner Anregung verdankt Hildesheim den regen Kunstsinn in allen Zweigen der bildenden und zeichnenden Künste, den wir bis ins sechszehnte Jahrhundert verfolgen können und der die Stadt mit so manchem, schön verzierten Baudenkmal schmückte. Zahlreiche Schüler Bernwards unterhielten diesen Kunstsinn und verpflanzten ihn auf ihre Nachfolger, so daß er allgemach bildend auf die ganze Bürgerschaft einwirkte; daher die Vorliebe für verzierte und mit Bildern geschmückte Häuser, welche sich bis auf die Zeit des dreißigjährigen Kriegs allseitig kundgab.

Sehr wahrscheinlich hat dieser Kunstsinn der im Mittelalter weit berühmten Bischofsstadt auch auf die Nachbarstädte, namentlich auf Braunschweig anregend eingewirkt, jedoch wies ohne Zweifel keine niedersächsische Stadt einen solchen Reichthum verzierter Bürgerhäuser auf wie Hildesheim; denn trotzdem, daß so mancher alte Bau während der letzten fünfzig Jahre wegen Baufälligkeit oder auch wegen Ungeschmacks der Besitzer nichtssagenden Neubauten weichen mußte, ist doch die Zahl der alten Holzbauten noch immer eine so bedeutende, daß sie der Stadt, besonders dem sehr ausgedehnten nordöstlichen Theile, einen mittelalterlichen Charakter aufdrückt. In neuester Zeit ist der Sinn für die Erhaltung und zweckmäßige Restauration der alten Bauten in erfreulicher Weise wieder rege geworden, und diesem Umstande verdankt die Stadt den Besuch von zahlreichen Fremden, der auch für ihren materiellen Gewinn nicht ohne Belang ist. Ein besonderes und bleibendes Verdienst um die Erhaltung der alten bürgerlichen Baudenkmäler hat sich, wie wir hier nicht unerwähnt lassen wollen, der Senator Roemer erworben, dessen eifrigen und erfolgreichen Bemühungen man auch die treffliche Wiederherstellung des unten zu erwähnenden Knochenhauer-Amthauses verdankt.

Begeben wir uns nun aus dem katholisch-romantischen und hochalterthümlichen Stadttheil zu dem bürgerlich-industriellen, welcher uns die gedachten, bürgerlichen Holzbauten aus dem späteren Mittelalter aufweist. Gleichsam auf der Scheide dieser Stadttheile stoßen wir nach rechts und links auf zwei sehenswerthe Gebäude. Das eine, jetzt ein Ursulinerinnenkloster, trägt über der gothischen Eingangspforte seines massiven Unterbaus die Zahl 1491, als die Jahreszahl seiner Erbauung; dieß Haus mag dem Romantiker und dem Specialhistoriker durch den Umstand von Interesse seyn, daß hier die bekannte Geliebte Herzog Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig, die schöne Eva von Trott, nach ihrer vorgeblichen Beerdigung und nach der zweiten Vermählung des Herzogs bis zu ihrem Tode lebte. Das andere schräg gegenüberliegende Haus, eine ehemalige Curie, jetzt eine Weinhandlung, entstand während der durch die Einführung der lutherischen Reformation ausgebrochenen Zwistigkeiten zwischen Bürgerschaft und Clerus; dasselbe trägt auf dem sehr langen Grundbalken des zweiten Stocks die folgende in einer Zeile fortlaufende Inschrift von 1549, mit welcher wir unsern des Lateinischen kundigen Lesern ein kleines leicht zu lösendes Räthsel aufgeben wollen: „Virtus. Ecclesia. Clerus. Daemon. Simonia. Cessat. Turbatur. Errat. Regnat. Dominatur.“

Je weiter uns nun unsere Wanderung in den nordöstlichen Stadttheil hinein führt, desto häufiger werden an den Häusern die Inschriften in lateinischer, plattdeutscher und hochdeutscher Sprache; die meisten geben Bibelsprüche wieder, viele drücken ein festes Gottvertrauen aus, und manche zielen auf Mißgunst und Neid; es mochte eben in diesem betriebsamen, gewerblichen Stadttheil zur Blüthezeit des Zunftzwangs sich der Brodneid weit unangenehmer und häufiger fühlbar machen als jetzt. So findet sich sehr oft, hin und wieder variirt der Spruch: „Afgunst der lüde kann nich schaden, wat God will, dat mot wohl geraden.“ Ein Spruch von 1591, unter welchem zwei sich um einen Knochen beißende Hunde dargestellt sind, lautet:

Sie müssen mir leiden und lassen mich leben,
Die mich beneiden und nichts geben

*) Name der größten Domglocke, die an Größe nur von sehr wenigen, an Wohlklang aber wohl von keiner Glocke in Deutschland übertroffen wird.

genüber belegene, ehemalige Schlachter-Amthaus. Einen gleichen Prachtbau, an welchem sich Malerei, Schnitzkunst und musivisches Ziegelwerk auf's originellste zum Schmucke vereinigen, möchte man nicht zum zweiten Male in Deutschland wiederfinden. Das Haus von stattlicher, imposanter Höhe und mächtiger Tiefe, kehrt seinen Giebel dem Markte zu und wurde laut der noch vorhandenen Inschrift über dem bogenförmigen Haupteingange im Jahre 1529 vollendet; 1863 ward dasselbe vom Magistrat angekauft, um das Stadtleihhaus hineinzuverlegen. Besonders verdankt man es den Bemühungen des vorhin erwähnten Senators Roemer, daß der bedeutend aus dem Lothe gewichene und dem Verfalle nahe Bau gleich nach dem Ankauf ganz in seiner alten Pracht mit sorgfältigster Schonung seiner Sculpturen restaurirt wurde; die Ausführung der schwierigen Restauration wurde mit Beihülfe des Bauraths Hase durch den Stadtbaumeister Schütte und den namhaften Maler Bergmann trefflich durchgeführt.

Ein überwältigendes Denkmal altbürgerlichen Lebens und Kunstsinns steigt dies Amthaus in seltener Kraft und Schönheit vor uns auf. Mag der Blick am Hauptgiebel haften oder die freiliegende Langseite des Hauses streifen, immer trifft er auf eine phantastische und harmonische Fülle von Schnitzwerk und Malerei. Ueber der Bogenhalle im Erdgeschoß erheben sich auf gewaltigen Ständern von gebräuntem Eichenholz fünf sich nach oben verjüngende Geschosse in Ueberbauten, deren von giebel des Melanchthonhauses und dort der bilderreiche Holzbau neben dem massiven Patrizierhause von 1455, welches im schönsten Schmuck altergrauer Steinfarbe als ein originelles Kleinod gothischer Baukunst seinen Giebel und seine schlanken Thürmchen majestätisch erhebt. Alles gemahnt uns mit dem steinernen Ritter auf dem alten, mit Bildern verzierten Marktbrunnen an Zeiten, die uns längst mit ihrer Lust und ihrem Leid in poetische Ferne gerückt sind! — In welch mannichfacher Gestalt hat sich „des Lebens wechselvolles Spiel" in Freud und Leid um diese alten Graumauern, auf diesen Plätzen und in diesen Straßen bewegt! Die Vergangenheit schwimmt aus nebelhafter Ferne im falben Schein des hereinbrechenden Abends zu uns her, des Abends, dessen silbernes Mondlicht die alten Giebel, Kanten und Thürmchen magisch umspielt und die altersgrauen Mauern, die schimmernden Bilder und die in sternheller Nacht aufragenden Spitzen mit einem poetischen Duft überhaucht, der uns wie ein gewaltiges, in Lapidarschrift auf Stein und Eichenholz geschriebenes Lobgedicht der Stadt hinreißt und überwältigt.*)

*) Mit Bewilligung des Verfassers aus dem von Dr. F. Pleyer trefflich redigirten „Bremer Sonntagsblatt" abgedruckt, um einer der anziehendsten Lokalschilderungen, die jemals geschrieben worden sind, eine möglichst weite Verbreitung zu geben. A. d. Red.

Die Eingekerkerte von Kyarlin Castle.

Aus den Erinnerungen eines englischen Geistlichen.

Es ist nun eine geraume Zeit her, daß ich die Geschichte erlebte, welche ich hier erzählen will. Zu jener Zeit stand an der Nordwestküste von Ireland ein alter Bau, der den landesüblichen Namen Kyarlin Castle führte. Der größere Theil davon war sehr alt; der Rest davon war aber erst vor 150 Jahren erbaut worden. Ich hatte mich gerade damals auf eine Liebhaberei gelegt, die noch heutzutage eine der Lieblings-Beschäftigungen meiner Mußestunden ist, nämlich das Aufspüren von Alterthümern, welche auf die frühere Geschichte, die Sitten und das Leben unsrer Vorjahren ein Licht zu werfen im Stande sind. Alterthumskunde und Kulturgeschichte ergänzen sich ja gegenseitig. Ich war auf eine sonderbare Weise zum Sammeln gekommen; ein Zufall hatte gewollt, daß während ich mit einem Manne plauderte, welcher den an den Strand getriebenen Seetang zusammengelesen hatte, er damit ein Stück grünlich-aussehenden Metalls herauszog. Für einen Menschen, welcher dieses mit ungeübtem Auge betrachtete, lag in dem Aussehen dieses Metallstückes nichts, was ihm einigen Werth zu geben schien; ich aber erkannte sogleich, daß ich ein Beil aus der sogen. Bronze-Periode vor mir hatte. Als ich erfuhr, daß er es am Strande aufgelesen, verbrachte ich in den nächsten Wochen all meine freie Zeit mit Nachforschungen nach anderen Alterthümern ähnlicher Art am Fuß der Küstenfelsen. Ich war eines Tags so vertieft in die Betrachtung des Aussehens gewisser Steine, die am Strande lagen und die ich aus Gründen, die eigentlich nicht hieher gehören, für die Ueberreste einer der ältesten rohen Steinbauten aus der Keltenzeit hielt, die je entdeckt worden sind, daß ich nicht eher bemerkt hatte, wie hoch die Flut gestiegen war, als bis sie an die Steine heranspülte, die ich gerade untersuchte. Ich sah mich schnell um und ward mit einem sehr unbehaglichen Gefühl inne, daß das Meer bereits an den Küstenklippen brandete, welche ich passirt hatte. Ich wußte sehr wohl, daß es nicht mehr möglich sey, auf jenem Wege zu entfliehen, ehe die Wegen mir den Halt der Füße rauben und mich gegen die Felsen schleudern würden. Meine einzige Hoffnung beruhte auf dem Weitergehen und der Möglichkeit, eine Oeffnung in den Klippen zu finden, ehe die Fluth noch um vieles höher gestiegen war. Ich stolperte also, so schnell ich nur gehen konnte, über den schlüpfrigen Seetang hin; allein das Meer brandete und schäumte schon so stark an den Felsen, daß es mir kaum möglich war, vom Flecke zu kommen. Als ich mich landwärts umsah, konnte ich nirgends eine Spur von einer Bresche oder Lücke in den Klippen entdecken, und ich war schon im Begriff, mich in den unvermeidlichen Tod zu ergeben, als ich an eine Höhle kam, welche von den Wellen während der Stürme ausgewaschen worden zu seyn schien. Als ich in diese kleine Grotte hineinblickte, sah ich an der Linie, welche der angeschwemmte Seetang an den Steintrümmern bezeichnete, daß das Meer bei gewöhnlicher Flut nicht die ganze Höhle ausfüllte. Weiter am Strand entlang zu gehen, schien sicherer Tod, während das Hierbleiben in dieser Höhle wenigstens noch einige Hoffnung auf Rettung zuließ. Rasch entschied ich mich daher zu Gunsten der Höhle und trat hinein; und um mich so viel wie möglich vor der Brandung und dem sprühenden Schaum zu schützen, begann ich alsbald aus den Steintrümmern und dem Seetang eine Art Mauer oder Damm aufzubauen, um eine möglichst wirksame Schranke zwischen mich und das Meer zu setzen. Nach einer langen Zeit peinlichster Angst und Erwartung sah ich endlich mit herzinnigem Dank gegen die Vorsehung die Ebbe eintreten. Ich berechnete soeben in Gedanken die Möglichkeit, ob ich noch einen gewissen Punkt an d.n Küstenfelsen erreichen und dort vom Strande auf die Höhe hinaufsteigen könne, ehe es dunkel wurde, als ich plötzlich zusammenschrack, weil ich eine weibliche Stimme, die dicht neben mir zu reden schien, sagen hörte: »Hier ist noch ein Teppich für Dich; Du verdienst es zwar nicht; aber ich will Dir keinerlei physische Behaglichkeit verweigern, deren Genuß ich mir selbst erlaube.«

Eine schwächere Stimme, aber ebenfalls von einer Frau, erwiderte: »Ach Mylady, lassen Sie mich nur noch ein einziges Mal das gesegnete Sonnenlicht sehen, und ich will mich um Nahrung und Kleidung nichts mehr kümmern. Denken Sie doch an die Jahre, die ich schon an diesem dunklen Orte verbracht habe.«

»Thörichtes Ding, was sind Deine Leiden gewesen im Vergleich zu den meinigen?« versetzte diejenige, die zuerst gesprochen hatte, in leidenschaftlichem Tone; »habe ich eine Aussicht, meinen eigenen Qualen zu entgehen, Du elendes Weib? Nein, steigert nicht jeder Tag, welcher meine Schwäche vermehrt, noch meine Schmerzen, weil er mich um so schneidender den Mangel an Theilnahme fühlen läßt, deren ich durch Deine Schuld beraubt worden bin?«

Der dumpfe Ton einer zugeschlagenen Thüre und ein leises Wimmern und Stöhnen, welches darauf folgte, waren alles was ich noch weiter hörte. Unmöglich könnte ich Worte finden, welche einen Begriff von meiner Bestürzung zu geben vermöchten. Obschon dunkel, war die Höhlung an ihrem obern Ende so klein und eng, daß ich, beinahe ohne mich von der Stelle zu rühren, wo ich saß, mich durch Tasten überzeugen konnte, daß dieselbe keine weitere Oeffnung mehr hatte, und daß unbedingt keine andre Person außer mir in derselben war. Nach langem Nachdenken begann endlich die Ahnung der Wahrheit in mir aufzudämmern; das einzige Gebäude längs diesem Theil der Küste, welches dicht am Rande der Küstenfelsen lag, war Kyarlin Castle, und die Vermuthung, daß jene Stimmen nur Bewohnerinnen jenes Schlosses angehören könnten, bestätigte sich mir durch den Umstand, daß die eine davon »Mylady« genannt worden war, was wo nicht geradezu andeutete, daß dieser Titel der so angeredeten Person wirklich gebührte, so doch zeigte, daß sie eine Person von einiger Bedeutung oder von Stande war. Meine Leser werden natürlich vermuthen, ich habe mich mit der Eingesperrten sogleich in ein Gespräch eingelassen; aber dieß fiel mir nicht entfernt ein. Zu jener Zeit hatte jede Familie von einigem Einfluß, welche in den entlegeneren Theilen

Ueberdem wußte ich ja nicht, in wie weit ich recht that, dem gefangenen Frauenzimmer zur Flucht zu verhelfen. Ich beschloß also bei mir selbst, vorerst nichts zu thun, kroch möglichst still aus der Höhle heraus und ging nach Hause. Am andern Tage machte ich einen Spaziergang in derselben Richtung, und als ich Kyarlin Castle erreichte, bückte ich mich und that als ob ich einen Stein aufhebe, den ich auf den Strand hinunterwarf; aber den Stein, welchen ich hinunter schleuderte, hatte ich schon zu Hause mit Oelfarbe angemalt, so daß ich ihn sogleich von denjenigen unterscheiden konnte, welche am Strande lagen. Von dieser Stelle ging ich nun langsam weiter, bis ich die Kluft erreichte, durch die ich am vorigen Abende heraufgestiegen war; durch dieselbe Schlucht kletterte ich nun hinab und kehrte zu der Höhle zurück. Dicht bei dem Eingang derselben fand ich den bemalten Stein, welcher mich in meiner Vermuthung bestätigte, daß die Höhle an irgend ein Gelaß im Schlosse Kyarlin stieß. Ich betrat jetzt die Grotte mit möglichst wenig Geräusch, da es nun Ebbe war und kein Geräusch irgend einen Laut übertäuben konnte, den ich nun machte. Ich horchte, aber alles war stille; endlich entschloß ich mich, eine Frage zu wagen, legte also meinen Kopf dicht an die losen Steine an der Stelle, von wo her die Stimmen anscheinend gekommen waren und fragte: »Ist irgend jemand da drinnen eingesperrt?«

Ein lauter Schrei folgte und ein Frauenzimmer sagte mit dem Ausdruck der inbrünstigsten dringendsten Bitte: »Ach um's Himmels willen, laßt mich heraus!« Es lag in der That etwas so Rührendes und Eindringliches in dieser Bitte und in der Stimme selbst, daß dieß im Verein mit demjenigen, was ich den Tag zuvor gehört hatte, mich dazu bestimmte, der Gefangenen zur Flucht zu verhelfen und ihr so eine Möglichkeit

zig Jahre alt, aber ihre Hautfarbe so auffallend weiß, daß sie mich unwillkürlich an Loths Weib nach ihrer Verwandelung in eine Salzsäule erinnerte. Ich richtete an diesem Abend keine Fragen mehr an sie, und was ich hernach aus ihrem Munde erfuhr, das ward mir von Frau Meyrick von Kyarlin Castle später bestätigt, als ich derselben, von einem innern Pflichtgefühl getrieben, einen Besuch machte, um sie zu bewegen, das arme Opfer ihrer Leidenschaft und ihres Ingrimms auf irgend eine Weise zu versorgen. Auch aus anderen Quellen habe ich später zu verschiedenen Zeiten noch andere Dinge gehört, welche sich auf diesen Fall bezogen, und die mich nun in den Stand setzen, die nachstehende Erzählung in zusammenhängender Form zu geben.

Catharine Mostyn war die Tochter eines Mannes, welchem durch Erbschaft ein großes, aber sehr verschuldetes Gut zugefallen war, und welcher durch Fortsetzung desselben leichtsinnigen und verschwenderischen Lebenswandels, woran er von Jugend auf gewöhnt gewesen, endlich zu der Zeit, wo seine Tochter das siebzehnte Jahr erreicht hatte, so weit gekommen war, daß er sein ganzes Vermögen vergeudet hatte und sich in einer Lage befand, die ihn kaum zu etwas besserem machte, als zu dem Verwalter des Gutes, das nur noch dem Namen nach sein eigen war. Gerade um diese Zeit kehrte Henry Meyrick aus St. Omer zurück, wo er mehrere Jahre bei einem Geistlichen, seinem früheren Lehrer und Hofmeister, gelebt hatte. Der junge Mann war damals 21 Jahre alt, eine vater- und mutterlose Waise, und man vermuthete daher, er werde nicht lange in Kyarlin Castle bleiben, zumal da der Mann, welcher von den Testaments-Vollstreckern zum Verwalter des mit dem Schlosse verbundenen bedeutenden Gutes ernannt worden war, sich als ehrlich und umsichtig gezeigt

mit derjenigen, worin sie sich eigentlich hätte befinden können, entspringen. Wie dem nun aber auch sey, Henry Meyrick ward bald so verliebt in sie und so anhänglich an sie, daß sich niemand wunderte, als man endlich erfuhr, der Hochzeitstag sey schon festgesetzt. Nach der Trauung gingen die Neuvermählten für einige Monate auf Reisen in's Ausland, da Frau Meyrick nie zuvor Ireland verlassen hatte. Sie waren jedoch noch nicht lange wieder nach Kyarlin Castle zurückgekehrt, so sprach alle Welt schon davon, daß Henry Meyrick ganz unter dem Pantoffel stehe und alles nur durch die Brille seiner Frau sehen dürfe. So kindisch verliebt nun Herr Meyrick auch in seine Frau war und so fügsam ihn dieses gegen alle ihre Launen und Einfälle machte, so verleugnete er in seinem Verkehr mit Männern doch eine gewisse Charakterfestigkeit nicht; und es ist gar kein Zweifel, daß wenn er nach der Trennung von seinem Hofmeister noch einige Jahre ledig geblieben wäre, anstatt sich sogleich zu verlieben und kurz darauf zu verheirathen, — er noch ein genügendes Quantum Erfahrungen gesammelt und seinen Charakter so ausgebildet haben würde, daß ihm die widrigen Erfahrungen erspart geblieben wären, die ihm später begegneten und nicht nur sein eigenes Lebensglück und das seiner Frau zerstörten, sondern auch das schwerste Leid über ein Wesen verhängten, welches nach meiner innigsten Ueberzeugung ein unschuldiges Opfer geworden war.

Frau Meyrick hing mit hingebender Anhänglichkeit an ihrem Gatten, allein sie war überaus anspruchsvoll in Beziehung auf die öffentliche Darlegung seiner Neigung und eifersüchtig auf jedes Frauenzimmer, dem er nur die mindeste Aufmerksamkeit erwies. Ihr Kammermädchen war ungefähr von demselben Alter wie sie selbst, eine Engländerin, welche sie damals auf der Reise nach dem Kontinent engagirt hatte. Dieses Mädchen war von lebhaftem Charakter, einnehmendem Wesen und sehr hübsch, stand auch bei ihrer Herrin hoch in Gnaden und wurde aus diesem Grunde wahrscheinlich auch von ihrem Herrn mit einem Grade von Vertraulichkeit behandelt, welche in Anbetracht von beider Jugend und des ziemlich engen Zusammenlebens, wozu diese drei Personen auf ihrer Reise genöthigt gewesen, nicht eben zu verwundern war. Vertraulichkeit und intimere Beziehungen dieser Art sind immer gefährlich, sogar wenn sie nur auf Mißdeutung beruhen; das bewährte sich auch in diesem Falle. Frau Meyrick hatte eines Tages ihr Mädchen nach dem Studierzimmer ihres Mannes gesandt, um ein Buch zu holen, welches sie bedurfte; kaum war aber Jane aus dem Zimmer, so besann sich ihre Herrin eines Besseren und wollte irgend ein anderes Buch lesen. Sie ging daher selbst nach ihres Mannes Studierzimmer, öffnete die Thüre und war im Begriff, dasselbe zu betreten. Meyrick und das Kammermädchen waren drinnen, allein was dort geschah, daß Catharine die Thüre wieder schloß und mit leichenblassem Gesicht wieder umkehrte, das hat sie, glaub' ich, niemals jemanden gesagt, außer etwa ihrem Beichtvater. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und schloß sich ein, und als ihr Gatte zu ihr kam, wollte sie ihm weder öffnen noch Antwort geben. Da Meyrick fand, daß sie hartnäckig schwieg, verließ er das Schloß und kehrte die ganze Nacht nicht zurück, vielleicht in der Hoffnung, die Hartnäckige, Reizbare hiedurch zu bewegen, daß sie Vernunft annehme. Die Annahme, daß Frau Meyrick in ihren Schlüssen allzu voreilig gewesen sey, wird wesentlich bestärkt durch den Umstand, daß ihre Kammerjungfer gar keine Abneigung zeigte, zu ihrer Gebieterin zu gehen, als diese ihr klingelte. Frau Meyrick ließ sie jedoch nicht in's Zimmer, sondern hieß sie nur ihr ein anderes Dienstmädchen hersenden. In der darauffolgenden Nacht verschwand Jane Wilmot, die Kammerjungfer, spurlos.

Am andern Morgen ziemlich frühe kehrte Henry Meyrick in's Schloß zurück, nachdem er die Nacht am Meeresstrande verbracht hatte. Er war beinahe so bleich wie seine Frau, als sie am Tage zuvor an der Thüre seines Studierzimmers umgekehrt war. Müde schlenderte er den Corridor entlang, der zu seinem Zimmer führte, und befahl seinem Diener, der ihm folgte, ihm Kaffee zu bringen; dann warf er seinen Hut in seine Ecke und war gerade im Begriff sich an seinen Schreibtisch zu setzen, als er auf demselben einen Brief oder vielmehr ein kleines Paket liegen sah, dessen an ihn gerichtete Adresse die Handschrift seiner Frau zeigte. Rasch öffnete er es und fand darin — nicht etwa ein Anerbieten von Verzeihung, denn das Couvert enthielt nur ein weißes Blatt, sondern — irgend etwas das auf ihn dieselbe Wirkung hervorzubringen schien, welche der alten Fabel zu Folge der Anblick des Hauptes der Medusa auf dessen Beschauer ausübte. Als der Diener wohl eine volle halbe Stunde später mit dem bestellten Kaffee in das Zimmer seines Herren trat, sah er diesen irgend etwas vom Tische nehmen und schnell in die Brusttasche seines Rockes stecken und dann das Zimmer verlassen, ohne den Kaffee anzurühren oder auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Er ging dann stracks nach den Stallungen, sattelte und zäumte sich das erste beste Pferd, das ihm unter die Hände kam, anscheinend ohne das Anerbieten des Reitknechtes, dieß für ihn zu thun, zu hören oder zu beachten, und ritt davon. Der Reitknecht versicherte später, sein Herr habe ausgesehen wie ein Mann, der ein Gespenst erblickt. Einige Tage später erhielt der Verwalter einen Brief von Herrn Meyrick und in demselben den Auftrag, in bestimmten Perioden eine gewisse Summe Geldes an eine Bank in London zu senden. Und dieß war die letzte Mittheilung und das letzte Lebenszeichen, welches man in Kyarlin Castle überhaupt von ihm erhielt.

Jane Wilmot's plötzliches Verschwinden gab natürlich zu allerlei Gerede und Deutungen in der Umgegend Veranlassung, und bald waren die verschiedensten Gerüchte im Umlauf, um dieses Verschwinden zu erläutern. Das verbreitetste dieser Gerüchte und dasjenige, welches anfangs auch den meisten Glauben fand, war, daß Herr Meyrick das Kammermädchen mitgenommen habe. Doch ward diese Ansicht allmählig aufgegeben, als sich die Umstände, unter welchen er das Haus verlassen hatte, allgemeiner bekannt wurden. Allein noch ehe dieß geschehen war, hatte sich ein junger Mann, Namens

fernte sich mit der Drohung, vor die nächste Behörde zu gehen und einen Befehl zur Haussuchung durch Konstabler zu erwirken.

Als Macarthy von Frau Meyrick vorgelassen wurde, befand sich in demselben Zimmer mit dieser das Frauenzimmer, welches sie statt der vermißten Jane als Kammerjungfer angestellt hatte. Als der Wortwechsel zwischen den beiden wärmer wurde, entrüstete sich dieses Mädchen gewaltig darüber, daß man mit ihrer Herrin in solchen Ausdrücken zu sprechen wagte, und wie die irischen Dienstboten, hauptsächlich und jedenfalls in den ländlichen Bezirken, auf die Würde und das Ansehen ihrer Gebieter eifersüchtiger sind, als diese selbst, so wußte die Kammerjungfer nichts anderes zu thun als die Klingel zu ziehen; und noch bevor Macarthy wegging, waren sämmtliche Dienstboten und sogar die Ueberzähligen und Taglöhner, welche zufälligerweise in diesem Augenblicke im Schloß anwesend waren, um die Thüre versammelt und hörten noch die Drohung, mit welcher der junge Farmer sich verabschiedete. Nur der wiederholte gemessene Befehl der Frau Meyrik schützte Macarthy vor Mißhandlung, ehe er das Schloß verließ, aber außerhalb desselben galt der Wille der Herrin nichts mehr und war deren Schutz machtlos. Man fand einige Stunden später den William Macarthy todt an der Straße liegen, und die Menge von grobem Schrot, zerhacktem Blei und anderem Metall, welche in seinen Kleidern und in seinem Leibe steckte, zeigte zur Genüge, daß entweder mehrere

kam, welcher im Schlosse mit der Besorgung der Boote betraut war. Sobald dieser seine Hand nach dem Beispiel der übrigen auf die nackte Brust des Ermordeten legte, öffneten sich — und dieß ist, wie wunderbar es auch klingen mag, eine erwiesene Thatsache, — die Wunden der Leiche plötzlich von neuem, und das Blut begann aus denselben auf die Bahre herunterzuträufeln. Shaw brach bei diesem Anblick auf der Stelle ohnmächtig zusammen, und ward in diesem Zustande auf einen Karren geworfen und von allen Freunden und Bekannten des Verwundeten nach dem nächsten Gefängnisse gebracht. Er kam in Untersuchung, und in den verschiedenen Verhören ward allem aufgeboten, um ihm das Geständniß abzulocken, er habe den Mord auf die Weisung oder Veranlassung seiner Herrin begangen; dieß leugnete er hartnäckig und bekannte vielmehr, was auch alle anderen Dienstboten eidlich bezeugen konnten, daß er sich von der übrigen Dienerschaft getrennt, bevor Macarthy noch das Zimmer verlassen habe. Er setzte hinzu: „Ich ging in die Küche hinunter, nahm einen Musketon herab, der immer dort hing, lud ihn mit allem gehackten Blei, das ich nur auftreiben konnte, und füllte ihn vollends mit Nägeln auf. Dann lief ich längs der Felder hinter den Hecken hin, lauerte auf Macarthy an Nevil's Kreuz, und schoß ihn todt, als er an mir vorüber ging.“ Der Mann ward des Mords überwiesen und gehangen; aber Macarthy's Tod hatte die Engländerin Jane Wilmot des einzigen Freundes beraubt, den sie noch im Lande

hatte, und nun ward kein weiterer Versuch mehr gemacht, zu ermitteln, was aus ihr geworden war.

Jahre vergingen. Frau Meyrick verließ das Schloß auch nicht für einen einzigen Tag, und zeigte sich gegen alle, die sie besuchten, so kalt und finster, daß niemand es für gerathen hielt, seinen Besuch zu wiederholen, und es dauerte nicht lange, so ging kein einziger Mensch mehr mit ihr um; ja sie behandelte selbst ihren Vater in ähnlicher Weise, so daß er starb, ohne sie noch einmal sehen zu wollen.

So standen die Sachen, als ich jenem Frauenzimmer zu der Flucht aus dem Kerker verhalf. Ihre Geschichte war eine sehr schmerzliche, und der Hauptsache nach bald erzählt. Am Abend des Tages, wo ihre Herrin sich so sehr über Jane Wilmot geärgert hatte, ging das Mädchen zu Bett und verfiel, obschon es sich über das Vorgefallene ebenfalls sehr alterirt hatte, bald in einen gesunden Schlaf. Plötzlich aber erwachte Jane aus demselben und fand, daß ihre Gebieterin sich über sie beugte und im Begriff war, ihr ein Tuch um den Hals zu knüpfen. Der Ausdruck in dem Gesicht ihrer Herrin erschreckte sie so sehr, daß sie laut aufschreien wollte; allein ehe sie noch einen Ton hervorbringen konnte, wurde ihr der Knoten des Tuchs als Knebel in den Mund gezwängt und sie dadurch stumm gemacht. Sie versuchte ihre Hände zu erheben, um den Knebel aus dem Munde zu reißen, fand aber, daß ihr die Arme an den Ellbogen auf dem Rücken gebunden waren. Frau Meyrick legte das Mädchen nun auf das Gesicht und zog den Strick so fest an, bis die Ellbogen sich berührten. Nachdem sie das Mädchen ganz hülflos gemacht hatte, befahl sie ihm aufzustehen und mit ihr zu kommen, und zwar in einem Tone, welcher das hülflose Mädchen bestimmte, so schnell aufzustehen, als sie es in ihrer Lage konnte, worauf sie, unangekleidet wie sie war, ihrer Herrin nach der Zelle folgen mußte, aus welcher ich sie wieder befreit hatte. Ihre Gebieterin verschloß die Thüre und ging fort, und ließ sie, zitternd vor Furcht und Kälte, in der Finsterniß zurück. In einigen Minuten kehrte sie mit den Kleidern des Mädchens zurück, welche sie auf den Boden warf, und Jane bemerkte nun erst, daß Frau Meyrick ein großes blankes Messer in der Hand hatte. Halbtodt vor Entsetzen, warf sich das erschrockene Mädchen vor ihr auf die Kniee nieder und bat sie flehentlich ihr doch das Leben zu lassen. Die Herrin erwiderte kein Wort, sondern stand eine Minute lang ganz regungslos und starrte ihr Opfer mit so weit aufgerissenen Augen und ausgedehnten Pupillen und einem so weißen und ausdruckslosen Blicke an, daß das arme Geschöpf vor ihr, welches um Schonung seines Lebens bat, von einem neuen Schreck erfaßt wurde, weil sie fürchtete, ihre Gebieterin sey plötzlich verrückt geworden. Bei diesem Gedanken bemächtigten sich neue Schauer ihrer Einbildungskraft, und die Bitten um Gnade und Erbarmen, welche sie gerade ausstoßen wollte, erstarben ihr auf der Zunge. Frau Meyrick — ich würde Anstand nehmen, dieß zu glauben oder wieder zu erzählen, wenn ich nicht den verstümmelten Theil selbst gesehen hätte, — Frau Meyrick ergriff Jane nun am linken Ohr und schnitt ihr mit einem scharfen Ruck des Messers das Ohr ab. Dieses Ohr mit dem noch daranhängenden Ohrring war das, was den Abscheu von Henry Meyrick, dem seine Frau es in einem Papier auf seinen Schreibtisch gelegt, so sehr erregt hatte, daß es ihn von Haus und Hof trieb; denn er glaubte nichts andres, als daß dieses Ohr den Tod des armen Mädchens von der Hand seiner Frau bedeute, und es blieb ihm nichts anderes möglich, als ihr davon zu laufen und Heimath und Vaterhaus zu meiden. Jane Wilmot blieb in der dunklen, feuchten, armseligen Zelle, in welche sie geworfen worden war, zwei Tage lang ohne Nahrung oder Kleidung, und verging beinahe vor Todesangst, denn sie glaubte sich dem Hungertode geweiht. Selbst gegen die Kälte vermochte sie sich nicht zu schützen, denn obschon ihre Kleider auf dem feuchten Boden lagen, konnte sie sich nicht mit denselben bedecken, weil ihr die Arme auf den Rücken gebunden waren. Sie glaubte, Frau Meyrick sey verrückt geworden und sie müsse nun verhungern, und diese Angst versetzte sie in Verzweiflung; und als endlich, da Jane längst beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte, ihre Herrin mit Speise zurückkehrte und die Stricke entzwei schnitt, welche der Gefangenen die Hände auf den Rücken banden, war sie so schwach und hülflos, daß sie gar nicht an Widerstand dachte, sondern sich nur hastig ankleidete und dankbar von den gebrachten Speisen aß. Jahr auf Jahr verging ihr in dieser Zelle und zwar in vollkommener Finsterniß, ausgenommen die kurzen Zwischenräume, wenn Frau Meyrick mit der Laterne kam und ihr die Kost oder andere Lebensbedürfnisse brachte; in halb stumpfsinniger Gedankenlosigkeit lag sie gewöhnlich in dieser Zelle oder einer anstoßenden kleinern, wo sie schlief. Sie aß und trank so wenig, daß sie niemals wirklichen Hunger oder Mangel litt, und ward überhaupt so gehalten, daß sie eigentlich nichts entbehrte als die Freiheit.

Als ich ihre Geschichte hörte, war ich natürlich so empört über die Grausamkeit, mit welcher sie behandelt worden war, daß ich keine Stunde verlor, ohne mich stracks nach Kharlin Castle zu begeben und eine Unterredung mit Frau Meyrick zu verlangen, die mir erst nach einigen Schwierigkeiten gewährt wurde. Ich hielt der Frau ihre Grausamkeit gegen Jane Wilmot in strengen Ausdrücken vor und bestand darauf, daß sie ihr Vergehen an dem Mädchen auf die bestmögliche Weise wieder gutzumachen suche. Sie nahm alle meine Vorschläge bereitwillig an, und als ich ihr jetziges abgehärmtes hohläugiges Gesicht mit dem wundervollen Bilde verglich, das über ihrem Sopha hing und sie in dem vollen Schmuck ihrer Schönheit darstellte, wie sie noch vor wenigen Jahren gewesen war, ein Typus von Liebreiz und Jugendfrische, — so fühlte ich trotz allem Grausen doch innerlich ein tiefes Mitleid mit ihr. Als Diener des Evangeliums hielt ich es für meine Pflicht, den Versuch zu machen, eine Versöhnung zwischen ihr und ihrem Gatten zu Stande zu bringen, und als ich ihr diese Idee mittheilte, beugte sie ihr Haupt und weinte bitterlich. Sobald sie sich dann wieder hinreichend erholt hatte, um meine Fragen zu beantworten, theilte sie mir auf meine Bitte die Adresse der Bank in London mit, an welche der

einer der gutmüthigsten Menschen war, die ich je getroffen. So einfach und schlicht und umgänglich er in den Niederlassungen war, so schlau und vorsichtig war er im Walde. Er hatte namentlich Eine Gabe in außerordentlichem Grade, nämlich Instinkt, denn in diesem Punkte glich er eher einer Brieftaube oder einer Biene, als sonst irgend einem Geschöpf: er konnte seinen Weg nach jedem Punkte finden, den er erreichen wollte; keine Nacht war ihm zu finster, kein Wald zu dicht und verwachsen — er hielt seinen Kurs nach seinem Ziele hin so gerade, wie ein Schiff, das mit dem Kompaß gesteuert wird. Da er oft einen Monat oder sechs Wochen lang abwesend war, um Einwanderer in die erkauften Parzellen einzuweisen, so hielt ich dieß für eine vortreffliche Gelegenheit zu schönen Jagden und nahm mir vor, ihn um die Erlaubniß zu bitten, daß ich ihn auf einer dieser Expeditionen begleiten dürfe, denn da er sich immer im Schoose des tiefsten Waldes, fern von allen Niederlassungen, befand, wo das Wild ganz ungestört war, so erwartete ich ein recht ergiebiges und günstiges Waidwerk. Ich erhielt seine Einwilligung und traf meine Vorbereitungen zu einem vierwöchentlichen Leben unter freiem Himmel, wo ich den ganzen Tag hindurch unter dem grünen Laubdach des Waldes hinwanderte und bei Nacht in meine Teppiche und Decken gehüllt unter einem Baume am Feuer schlief.

Wir waren ungefähr vierzehn Tage unterwegs, als uns ein furchtbares Gewitter befiel. Den ganzen Tag hindurch war die Atmosphäre zum Ersticken schwül gewesen. Nicht das mindeste Lüftchen hatte sich geregt, um den dünnsten Zweig in Bewegung zu setzen; unsere Pferde triefsten von Schweiß und unsere Hemden klebten uns am Leibe, als ob wir in's Wasser getaucht worden wären. Die Bremsen und Muskitos waren ungewöhnlich thätig und giftig; kein Vogel zwitscherte oder zirpte, und nur die Krähen zogen unter lautem Krächzen hoch in der Luft ihre weiten Kreise; kein Eichhorn sprang von Ast zu Ast, kein Hirsch wechselte über unsern Weg; selbst die Muskitos gaben ihr Summen auf und schienen nur auf's Beißen erpicht; das dürre Astholz auf unserem Wege bog sich unter den Hufen unserer Pferde ohne zu krachen, und die Pferde spitzten die Ohren, hielten sie vorwärts, dann gerade, und schlugen hierauf eines, dann das andere zurück, als fühlten sie, daß irgend etwas Besonderes und Ungewöhnliches im Anzuge sey. Aus allen diesen Anzeichen hätte auch der unerfahrenste Neuling einen Sturm prophezeien können, und ein starkes Gewitter im Urwalde ist gar kein Spaß: der Baum unter welchem man Zuflucht sucht, kann den Blitz anziehen; Hunderte von alten Bäumen, die selber abgestorben sind und auf verfaulten Wurzeln stehen, können unter dem Drucke des Windes umstürzen, während man vorüberreitet, und Einen so erschlagen, daß alle Spuren von einer menschlichen Gestalt verloren gehen. Selbst ungeheure Aeste oder Wipfel, die winddürr sind, werden vom Sturm abgerissen und wie Strohhalme davon getragen, bis ihr Flug von anderen Baumwipfeln aufgehalten wird, wo sie dann schwer niederfallen.

„Wir werden ein schauriges Gewitter bekommen,“ sagte Mose, dessen Stimme, wenn auch noch fest und gleichmüthig genug, jetzt etwas gedämpfter klang als sonst, als ob er der uns drohenden Gefahr vollkommen bewußt sey; — „wenn nur der Sturm nicht so heftig wird, wie ich 'mal einen erlebte. Es hat aber leider ein ganz schlimmes Aussehen. Uebrigens ist hier herum eine Lichtung mit einem alten verlassenen Blockhause darauf; dorthin wollen wir. Ich war zwar schon seit vier Jahren nicht mehr dort, allein ich denke, ich kann die Stelle noch finden.“

Wir folgten nun ohne Zeitverlust unserm Führer, der mit gleichmäßigen großen Schritten uns voranging, denn er war abgestiegen und führte sein Pferd am Zügel, da er wahrscheinlich selber fühlen mochte, daß er zu Fuß einen weit direkteren Kurs halten konnte, als im Sattel. Ich ging dicht hinter Mose und die beiden Holzfäller, welche Mose'n begleiteten, bildeten den Nachtrab. Schon seit einiger Zeit hatten wir das dumpfe Rollen fernen Donners gehört, und als wir der Lichtung bis auf ungefähr hundert Schritte nahe gekommen waren, prasselten die schweren Regentropfen auf das Laub der Bäume und das hohe Gras mit einem Geräusch nieder, als wären sie lauter Pistolenkugeln, so still war alles Leben in dem sonst so geräuschvollen Walde, denn zu anderer Zeit sind diese Wälder durchaus nicht still: die Heuschrecken und Heimchen lassen ihr schrilles Zirpen hören, die alten hohlen Bäume ertönen von dem Picken der Spechte, welches das Echo weckt, die Eichhörnchen springen von Baum zu Baum oder sitzen zimpferlich auf einem Aste und werfen eine Eichel oder Nußschale herunter, während man vorüberreitet, als wollten sie Einen an ihre Anwesenheit erinnern.

Die Hütte oder das Blockhaus war sehr schön an dem Ufer des Colorado gelegen und beherrschte beinahe eine Wegstunde weit stromaufwärts und stromabwärts die Aussicht auf den Fluß. Das Feld, welches vordem gelichtet und angebaut gewesen war, kehrte jetzt aus Vernachlässigung rasch wieder in seinen Urzustand zurück, denn hohes Buschwerk, junge Stämmchen und verworrenes Gestrüpp bedeckte nun den Boden, wo einst die gelblichen Fahnen des hohes Maises im Winde gewallt hatten. Die Zaunriegel, womit die Lichtung einst eingefriedigt gewesen waren, verfaulten zwischen dem sauren Gras und fielen bei der ersten Berührung in Staub. Aus welchem Grunde die Ansiedlung verlassen worden, wußten wir natürlich nicht, da von den früheren Bewohnern keinerlei verbürgte Nachricht auf uns gekommen war. So zerfallen und baufällig aber das alte Blockhaus auch war, so waren wir doch an dem Obdache froh, welches es uns gewährte, und nachdem wir einige der nächsten besten gesunden Zaunriegel als Brennmaterial zu uns genommen hatten, sattelten wir unsere Pferde ab und pflöckten sie am Saume des Waldes an, denn die Lichtung war schon allzusehr überwachsen, als daß hier das Gras noch hätte fortkommen können.

Unsere Vorbereitungen zum Nachtquartier waren in kürzerer Zeit getroffen, als man zu ihrer Beschreibung brauchte, denn wir mußten uns beeilen, da das Gewitter jeden Augenblick in seiner vollen Wuth loszubrechen drohte: der Donner kam immer näher, die Blitze, welche seither wie silberne Pfeile am

und nähme Dich in meine Arme, so lang Du auch seyn magst! Das Mutterherz läßt sich durch keine Länge stören und das Kind bleibt Kind, wenn es auch ein Mann wird. Du alter lieber Matthias, ich wollte Dich gar zu gerne noch wieder sehen und wieder haben hier in diesem Leben; bleibe gesund und gehe frisch und fröhlich in Dein 21. Jahr hinein; der liebe Gott geht mit Dir und bewahrt Dich und wird meinen Wunsch an Dir erfüllen und Dich segnen nun und immerdar; das glaube ich gewiß. Ich will Dir meinen Geburtstagswunsch und Gebet, mit dem ich diesen Morgen aufgewacht bin und der mir den ganzen Tag gegenwärtig gewesen ist, hersetzen, damit auch Du ihn mit mir beten und wünschen kannst. Es ist mein sehnlichster Wunsch für Dich und wird auch der Deine seyn. 'Du heiliges Licht, edler Hort, laß ihm leuchten das Lebenswort und lehr' ihn Gott recht erkennen, von ganzem Herzen Vater nennen; lehr' ihn, daß Christus unser Herr und Meister ist und Keiner mehr, daß er nach keinem Fremden schau' und Dir aus ganzer Macht vertrau'!' Mein geliebtes Kind, möge Gott ihn an Dir erfüllen.« —

Carolinens Nerven-Reizbarkeit und Herzübel hatten sich während der letzten drei Jahre auf beunruhigende Weise verschlimmert, aber sie erfreute sich im Innern eines tiefen und bleibenden Friedens; und in ihren Briefen kommen die schönsten Kundgebungen von christlichem Glauben und Hoffnung und sanften geistlichen Erfahrungen vor. Sie fühlte, daß es mit ihrer physischen Lebenskraft bergab gehe, aber sie bemerkte eine heilsame Veränderung von Ansichten und Gefühlen sowohl in Bezug auf diese als auf die zukünftige Welt, und eine um so gesteigertere Heiterkeit und Zuversicht, je näher sie sich ihrem Lebensende fühlte. Sie erlangte, nicht ohne innern Kampf, einen merkwürdigen Grad von Ergebung in den Willen Gottes. Sie sah und erkannte mit Dankbarkeit ihres Gatten wachsenden Ernst und innern Frieden, und es gewährte ihr eine unaussprechliche Freude, mit ihm alle die Beweise der göttlichen Gnade durchzugehen, die ihnen beiden auf ihrem Lebenswege an innerm und äußerm Glück und an der Entwickelung ihrer Kinder zu Theil geworden waren. Unter ihren vielen Briefen sey hier derjenige ausgewählt, welcher an dem Vorabend des letzten Jahrestags ihrer Verlobung geschrieben ist, und worin sich die ganze Frische des Gefühls von früher im Verein mit den Gedanken und Reflexionen, die sich ihr unter den Erfahrungen und Wechselfällen ihres Lebens aufgedrängt hatten, ausspricht: »Morgen ist mein lieber erster Mai, und gerne ging' ich recht tief in Berg und Wald mit meinem lieben Bräutigam, dorthin wo ich keinen andern Menschen sähe und hörte, und dankte Gott, daß ich diesen Tag noch nach vierundzwanzig Jahren so durch und durch freudig und fröhlich feiern kann. Einige Seufzer würden sich wohl meines kurzen Athems wegen eindrängen, aber sie würden nicht lange dauern, und ich würde immer von Neuem anfangen mich zu freuen; ja gewiß, im Wald, im grünen Wald, da wär' mein Aufenthalt, aber auch meine Aussicht hier durch die jungen Blätter auf dieß blaue Wasser und den wunderlieben klein gewölkten Himmel ist so köstlich, daß man, wenn man sich besinnt, nur mit Scham und Gram mehr wünschen kann. Ein solches Uebermaß von Pracht und Schönheit des Frühlings ist uns, glaube ich, noch nie geworden; es ist gar nicht auszusprechen, wie wunderschön Büsche und Blätter, Gras und Blumen sind. Und diese große Veränderung vom Tode zum Leben ist in wenigen Tagen, ja man möchte sagen in wenigen Stunden, gekommen. Wenn man so im lieben Frühling steht und die hohen hellgrünen Bäume gegen den reinen lichten Himmel ansieht, so scheint es unglaublich, daß dabei doch so viel Jammer und Noth in und um uns seyn kann. Ja, eine Freudenzeit ist der Frühling, und wenn ich kein Kind krank habe, so nimmt die Freude mich mit dorthin, wo wir uns keinen Jammer und keine Noth mehr denken und vorstellen können.«

Mitte Juli 1821 ging sie nach Wandsbeck, um Ruhe und Luftveränderung zu haben, denn Athmungs-Beschwerden und Brustkrampf setzten ihr hart zu. Sie feierte noch einen weitern Jahrestag ihrer Hochzeit, und schrieb an ihren Sohn nach Tübingen, sie sey am 2. August mit Hülfe vieler Zeit und eines Stuhls zum Ausruhen mit ihrem lieben Bräutigam (wie sie ihren Gatten immer nannte) rund um die schöne große Wiese gegangen und ganz froh und glücklich gewesen. Wäre es Gottes Wille gewesen, so würde sie sich gern noch eine Weile ihrem Gatten und ihren Kindern erhalten gesehen haben, denn das Leben bot ihr nun so viele Freuden, und sie hoffte fortwährend, selbst gegen die Hoffnung, sie könnte sich wieder erholen. Um die Mitte Augusts kehrte sie nach Hamburg zurück, um ihrem Arzte näher zu seyn; aber ihr Zustand ward immer schlimmer. Das alte Kirchenlied: 'Herr, auf Dein Wort soll's seyn gewagt,' war ihr beständiger Trost; und »wenn es dem durch körperliche Leiden und Fieberunruhe geängsteten Geiste schwer ward, den trostvollen und entschlossenen Inhalt des Liedes festzuhalten, nahm sie wohl die Feder zur Hülfe und schrieb einzelne Verse auf, um durch die schreibende Hand dem Geiste in der Festhaltung der betenden Worte zu Hülfe zu kommen,« sagt ihr Sohn Clemens in der Biographie seines Vaters.

Am Freitag den 24. August hatte sie häufige und heftige Anfälle von inneren Krämpfen, und von da an wechselten heftige Fieber-Phantasieen, äußerste Kraftlosigkeit, Mangel an Athem und tiefer Schlaf mit einander ab. Zwischen hinein fielen einzelne Stunden körperlicher Schmerzlosigkeit und klaren Bewußtseyns, während deren sie sich eines vollkommenen Friedens und ungetrübter Zuversicht auf die Liebe Gottes erfreute. Am 28. August, gegen 9 Uhr Abends, machte ein Nervenschlag ihrem Leiden und ihrem frommen Leben ein Ende, und zerriß die silberne Saite so plötzlich, daß die Seele entflohen war, ehe noch ein Druck der Hand oder ein Abschiedswort oder Blick gewechselt werden konnte. Perthes war auf diesen schweren Streich schon lange vorbereitet gewesen, allein als derselbe auf ihn niederfiel, machte er ihm doch Herz und Haus sehr öde. Er fühlte jetzt das nie ruhende Getriebe des Geschäftslebens doppelt schwer, und führte einen Schritt aus, mit dem er sich längst getragen und den er vorbereitet hatte, nämlich die Uebertragung der Hamburger Handlung auf seinen Compagnon Besser und seine eigene Uebersiedelung nach Gotha, wo seine beiden ältesten Töchter verheirathet waren, und wo er ein Verlagsgeschäft gründen und künftig ausschließlich diesem ruhigeren und weniger aufreibenden Berufe leben wollte. Am 20. März 1822 nahm er mit tiefer Bewegung Abschied von dem alten Hause in Hamburg, worin er dreißig Jahre lang Freude und Leid und so viele innere und äußere Erlebnisse getragen hatte. Später verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer würdigen und passenden Lebensgefährtin, welche mit ihm in der Bewunderung für Carolinen sympathisirte, deren Andenken er bis an seinen Todestag theuer und werth hielt.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

nur an, wiederhole ich; und sie steht und geht zugleich mit Sicherheit auf ihren eigenen Füßen. Mir deutet sogar das freundliche Neigen des Mannes zu ihr mehr auf die Neigung seines Herzens, als auf seine Schutzpflicht gegen ein schwaches und abhängiges Weib.»

Das Pärchen, das im Auf- und Niedergehen sich wieder der Vorderseite des Kursaals näherte und nun eintreten zu wollen schien, sah plötzlich zu den prüfenden Augen hinter den Fenstern auf und wandte sich unmittelbar darnach in eine seitwärts führende Allee, in welcher sein Zusammentreffen und kurzes Ständchen mit dem Oberarzt und Mitdirector des Bades den Nachblickenden noch sichtbar wurde. Neugierig kamen sie dem eine Minute später in den Saal eintretenden Medicinalrath entgegen und fragten ihn, als offiziellen Berichterstatter, nach den neuen »Kurgästen oder Passanten.«

»Beides richtig,« antwortete dieser lachend; »wie Ihr Scharfsinn errathen hat. Sie, d. h. die junge Baronnesse Adolfine Jeziorska...«

»Eine Polin oder nicht?« wurde gefragt.

»Wiederum Beides richtig! Ihr verstorbener Vater, Major Jeziorski, war ein polnischer Edelmann echten Schlages, ihre Mutter aber, die den ganzen Sommer über hier die Kur brauchen will, ist eine Deutsche, auf deren Erbgute auch ihre Tochter aufwuchs. Der Chapeau, Herr v. Mensingen, ist ihr Gutsnachbar, und hat die Damen nur hieher begleitet, da seine landwirthschaftlichen Pflichten ihn gerade für die Kurzeit alsbald wieder heimziehen.»

»Stärker, als ihn, wenn auch nicht die Kur der Mutter, doch die Cour der Tochter fesselt?« fragte der Docent.

»Ueber das Courmachen muß er denn doch bereits hinausgekommen seyn,« sprach die vorhin erwähnte Richterin hinein; »können anständiger Weise nur als offiziell Verlobte in der Oeffentlichkeit auftreten.«

»Lassen Sie ihr den Zweifel!« flüsterte der Decent dem Arzte zu; »die gute Dame würde ihn ungern gelöst sehen, weil dann ihrem kritischen Talente die beste Nahrung entzogen würde.«

Der Arzt sagte laut: »Die erste Vorstellung hat auch mich noch ungewiß darüber gelassen. Nach Alter und gegenseitigem Verhalten könnte er auch des Fräuleins Hofmeister seyn, ein freilich etwas ungewöhnliches Verhältniß, in welchem ich zum Beispiel die Durchführung meiner Amtswürde nicht verbürgen möchte.«

Diese Ungewißheit blieb denn auch dem Publikum, da nicht blos die Kurliste nichts Näheres besagte, sondern auch das baldige Verschwinden des gewissenhaften Landwirths weitere Beobachtungen abschnitt, die beiden Damen aber ihn nach ihrem bald darauf erfolgten Eintritt in die Gesellschaft ganz unbefangen öfters bei seinem Familiennamen anführten, und höchstens als »unsern Freund Mensingen«, obgleich verhüllte Fragen nach »ihrem Begleiter, Gutsnachbarn« u. dgl. m. eines bestimmteren Beinamens harrten.

So geschah es, daß die Gesellschaft ihn bald vergaß, indem das Fräulein mehr in den Vordergrund trat und auch durch die wachsende Zahl der neuen Ankömmlinge nicht zurückgedrängt wurde. Niemand konnte ihr nachsagen, daß sie um Aufmerksamkeit und Gunst buhle. Selbst der Neid der durch sie Verdunkelten wußte den Vorwurf der Koketterie gegen sie nur etwa durch ihre à l'enfant frisirten dunkeln Locken zu begründen, da sie in gleich unbefangener Lebhaftigkeit mit Frauen wie mit Männern verkehrte, und da sie ihre schöne Gesangesgabe, durch welche sie zum Mittelpunkte eines kunstsinnigen Kreises wurde, sichtlich nicht minder sich selbst als Anderen zu Liebe und Gefallen übte. Ebenso lag auch in ihrer Natur die Fähigkeit und Lust zum Wettstreite des Witzes und zu blitzartig treffenden Bemerkungen. Nicht ganz ohne Schadenfreude übte sie die, allerdings der Koketterie verwandte Kunst, ihre Verehrer zu beschämen, ohne sie abzustoßen. Gar Mancher, der nach einem Duette der Unterhaltung mit ihr sich in dem Glauben an seine Unwiderstehlichkeit bestärkt fand, wurde durch das Tutti in peinliche Zweifel versetzt, indem ihm Adolfine die vorher ihm bewiesene Freundlichkeit zwar keineswegs entzog, aber gleichermaßen allen übrigen bezeigte.

Manche argwöhnische Beobachter indessen glaubten zu bemerken, daß ihre Lebendigkeit und Offenheit nie zu naiver Rückhaltlosigkeit werde, und daß ihr ganzes Benehmen eine stets wache Vorsicht, wenn auch nicht Absicht verrathe. Bis dahin gelang es nur einer der sinnigeren und gebildeteren Frauen, der noch jugendlichen Gattin eines Geistlichen, ihr vertraulichere Äußerungen zu entlocken. So äußerte diese einmal: „Sie scheinen den meisten Männern gleichen Werth oder Unwerth zazuschreiben, wenigstens bezeigen Sie allen Bewerbern gleiche Gunst oder — Gleichgültigkeit."

»Bewerbern?« fragte Adolfine plötzlich ernster, ja mit bitterem Tone; »Bewerber um was? Um mein Herz, um meine Hand? Oder vielmehr nur um den Ruhm, meine Gunst zu besitzen, weil ich nun einmal an der Tagesordnung bin!?«

»Aber, meine Liebe! noch so jung und schon so enttäuscht, so ungläubig an den Eindruck, den Sie — Sie können sich dieß ohne Anmaßung selbst sagen — mit Ihrem ganzen Wesen auf Ihre Umgebungen machen müssen?«

»Freilich sollte ich zu diesem Mißtrauen noch zu jung seyn; aber ich will Ihnen einige Beiträge zur Erklärung beichten. Daheim wurde ich schon sehr jung der Gegenstand solcher Auszeichnungen von Seiten galanter Junggesellen und solider Wittwer, sogar einiger freisinnigen Ehemänner. Meine Mutter öffnete mir die Augen darüber: daß die Erbin eines nicht sehr einträglichen Landgutes das Werben um ihre Gunst nicht mit dem Werben um ihren dauernden Besitz, um ihre Hand verwechseln dürfe. Diese Einsicht vermehrte anfangs meine von Rechtswegen schon seit meinem Austritte aus den Kinderschuhen gefaßte Eitelkeit. Aber die kindische Freude über die Bevorzugung meiner Person an sich ohne Nebenabsichten verbitterte ich mir bald selbst durch den Gedanken: daß, wer von meinen Bewerbern wirklich das Beste meiner Person: mein Herz, meine Liebe suche, die Dauer des ersehnten Besitzes ja doch nur durch meine Hand suchen könne, um so mehr, da mein Stand und meine Erziehung Keinem ein Bedenken dagegen

ıb auch klar ein, daß er niemals Ursache zur Eifersucht hatte, aß Adolfine nur ihm wirklich zugethan war und mit Jenen ur ein Spiel trieb. Aber er fand gerade an diesem, wirklich iit mimischer Kunst und nicht ohne kleine Bosheiten ausgelhrten Spiele kein Behagen, und würde sogar mit fast min:rem Mißbehagen eine etwas ernstere Neigung zu einem ndern in ihrer Seele keimen gesehen haben. Er begnügte ch, seine Mißbilligung nur durch Blicke und Haltung anzuzuten, schon um sich nicht dem Argwohn der Eifersucht ausısetzen, solange er ihn nicht durch ausgesprochene Gründe iderlegen mochte. Denn er wollte, wie er Frau v. Jeziorska rklärt hatte, durch eine hinreichend lange Prüfungszeit Adolnen und sich selbst vor Enttäuschungen bewahren, und ihr rst in ihrem achtzehnten Jahre die Farbe und den Endzweck :iner Neigung mit bestimmten Ausdrücken bekennen. Er atte sogar, da er größstmögliche Genauigkeit liebte, gerade ıren neunzehnten Geburtstag zu dieser feierlichen Erklärung :stgesetzt.

Dießmal aber widerfuhr ihm etwas Menschliches, daß ämlich die Macht des Augenblicks die vorausbestimmte Zeitechnung seiner Herzensergießung umwarf. In dem besagten lugenblicke nämlich, der gerade in die Mitte zwischen Adolnens 17. und 18. Jahr fiel, erschien ihm diese so unausorechlich liebenswürdig, daß er diese Unaussprechlichkeit laut ussprach und sie fragte: ob sie seiner Liebe und treuen Sorge ır künftiges Leben anvertrauen wolle? Die Bürgschaft dieser ukunft erklang aus seiner Stimme und leuchtete aus seinen lugen so herzgewinnend, daß Adolfine in einer ihr sonst icht häufigen Rührung ihr feines Händchen in seine dargeotene starke Hand legte, ohne ein Wort sprechen zu können. :ein Wort hätte ihm auch mehr sagen können, als dieses Schweigen, und er war sehr glücklich.

Er wäre es vielleicht ein klein wenig weniger gewesen, ıenn er gewußt hätte, daß ganz kurz zuvor die Mutter der :ochter ein Herz voll Sorgen ausgeschüttet und namentlich usgesprochen hatte: daß sie ihre Gesundheit untergraben ihle und mit gemilderter Bangigkeit der Trennung von dem :nzigen Kinde entgegensehen würde, wenn sie dessen Zukunft n der Hand des zuverlässigsten, besten und liebevollsten Mannes gesichert wüßte, bevor es verwaist dastünde. So empfand ldolfine, daß sie mit ihrer Hand nicht blos ihr eignes Glück, ondern fast noch gewisser ihrer Mutter Wohl und Frieden es Freundes Schutze übergab.

Alle drei waren zufrieden und vergnügt; was wollten sie ıehr? Es ist nicht nöthig, in Glückseligkeit zu schwelgen und lle Vergangenheit und Zukunft über einer himmlischen Geenwart zu vergessen, die nach wenigen Jahren zur bittersten Erinnerung geworden seyn kann. Diese drei Menschen, auch ie von neuer Lebenshoffnung beseelte Mutter, freuten sich ganz esonders auf die Zukunft und setzten diese bereits fest, soreit es Menschen mit gesunder Vernunft, aber ohne Seherabe, wagen dürfen. Nach der Anordnung des Arztes sollte m nächsten Jahre Frau Jeziorska, versteht sich in Gesellchaft ihrer Tochter, schon vom Frühling an die ganze Saison hindurch die Kur an dem uns bekannten Badorte gebrauchen. Da nun dieselbe Jahreszeit die Gegenwart des fleißigen Landwirthes auf seinem Gute forderte, sollte dieser die Damen nur bis an ihr Reiseziel begleiten und im Herbste wieder abholen, um dann auch die Braut heimzuführen.

Jedoch stellten sich schon jetzt die Verlobten als solche der Gesellschaft vor, und der dadurch vermehrte Verkehr wurde zugleich durch die Winterzeit begünstigt, die auch auf dem Lande die Menschen, wenn nicht häufiger, doch näher und enger zusammenführt, als der zerstreuende Sommer, der alle Naturreiche mit dem Herrn der Erde in Berührung bringt und die eng geschlossenen Räume und Gesellschaftskreise durch tausend geöffnete Zugänge und Ausgänge von ihrem Banne löst. Unter den alten Bekannten erschienen denn auch wieder alle jene Verehrer Adolfinens, nicht ohne Neid den Bräutigam beglückwünschend, aber unverändert in ihrer Gesinnung und sogar in ihrem Benehmen gegen die Schöne, die ja Keinen von ihnen durch Untreue gekränkt hatte. Mensingen hatte hiergegen weniger einzuwenden, als gegen den Umstand, daß auch seine Braut ihre Haltung nicht ihrem neuen Stande gemäß umänderte oder doch ermäßigte, sondern vielmehr in ihrer muntren Stimmung die standhaften Korydone mit erhöhter Laune neckte und untereinander eifersüchtig machte. Jetzt glaubte er sich berechtigt, ja zwiefach verpflichtet, das unerfahrene Mädchen auf die Möglichkeit mißliebiger Urtheile aufmerksam zu machen, denen sie sich und nun auch ihn selbst aussetze.

Adolfine empfand eine Regung des Unwillens als er seinen Tadel einleitete; aber der ruhige und liebevolle Ton seiner Mahnung, in welcher sich zugleich seine Zuversicht auf ihre Einsicht wie auf ihre Liebe aussprach, bewirkte, daß sie in Gedanken und lauten Worten ihm vollkommen Recht gab und Folgsamkeit versprach. Er suchte auch sogleich vorzuhüten, daß sie ihn nicht mißverstehe, als wolle er überhaupt ihrer Stimmung und insbesondere ihrer Haltung gegen Männer allzu enge Schranken setzen. Er bereute sogar, seine Ansicht unumwunden ausgesprochen zu haben, als Adolfinens Benehmen ihr bei der nächsten Gelegenheit so vollkommen und so ungezwungen entsprach, wie wenn ihr natürliches Anstandsgefühl nie eines Wegweisers bedurft hätte. Als er ihr nachher unter vier Augen für ihre zarte Berücksichtigung seiner Wünsche dankte, entgegnete sie: „Sie schulden mir keinen Dank, liebster Freund! Ich bin mir selbst verpflichtet, einem Rathe zu folgen, dessen Gründe ich einsehe. Ueberdieß kenne und weiß ich diese Menschen schon so auswendig, daß ich nicht einmal mehr von Herzen über sie lachen kann.“

Das war alles wahr und aufrichtig gemeint. Aber doch verhehlte sich Adolfine nicht, daß sie in einer ihr neuen und interessanteren Männergesellschaft, die sich ihr möglicherweise künftig näherte, leicht wieder den rechten Umgangston, wenigstens nach der Ansicht ihres Bräutigams, verhehlen könnte. Sie begann bereits den Druck des männlichen Willens zu empfinden, der sie noch erziehen und wohl auch lebenslange bevormunden wolle. Da ihre Lebhaftigkeit auch in andern

Maße, da sich ihr der Graf bei ihrer ersten Wiedererscheinung in dem geschlossenen Zirkel vorstellen ließ. Er hatte zwar Takt genug, um dieß nicht bei ihrem ersten Eintritte in den Salon zu thun, welchen der Adel mit einigen bevorzugten Bürgerlichen in Besitz genommen hatte; auch wollte er sie erst sicherer aus einiger Entfernung beobachten. Aber ihr erster Anblick und ihr ganzes Auftreten übertraf seine Erwartungen und regte ihn so an, daß er ihr, wenn nicht allzu nahe, doch zu hastig nahe trat. Sie hatte sich mit ihrer Mutter, die von den Glückwünschen zu ihrer Genesung und dem Antworten darauf etwas ermüdet war, an ein stilleres Plätzchen zurückgezogen. Der Graf ließ sich Beiden dort vorstellen und sagte nach der ersten Wechselrede: „Ich kam zu spät oder zu frühe hier an, um sogleich beim ersten Anblicke die Saison in ihrem vollen Schmucke zu sehen, an welchem, bis heute, der Soltär fehlte.“ Sein Blick sagte noch mehr, desto weniger aber der kalte und lachende Adolfinens, indem sie ihm antwortete: „Vielmehr bis zum Tage Ihrer Ankunft! würde ich in dem Style der Gesellschaft zur Berichtigung Ihrer Ansicht sagen, wenn ich nicht vermuthen dürfte, daß Sie selbst sich schon an jenem Tage von dem guten Geschmacke und der bescheidenen Selbsterkenntniß dieses Kreises vollkommen überzeugt fühlten.“

Sie wandte sich nicht gerade von ihm ab, aber doch mehr zu Anderen, die sich ihnen gerade näherten, und leitete ein allgemeines Gespräch ein. An diesem nahm der Graf gegen Aller Erwartung nur wenig thätigen Antheil, ob er gleich aufmerksam zuhörte; ein Dämpfer lag auf seiner gewöhnlichen Lebendigkeit und Laune. „Ungewöhnlich bescheiden!“ flüsterten seine Neider; „enttäuscht und erkaltet?“ die Adolfinens. „Im Gegentheil, vom Blitze getroffen!“ meinten Andere. Niemand hatte jene kurze Zwiesprache gehört; die beiden Jeziorskas aber erriethen, daß Marinski die Demüthigung als eine verdiente hinnahm und den ungünstigen Eindruck, den er zu seiner größten Aergerniß und Selbstanklage gemacht hatte, wieder zu verwischen wünschte.

Der von ihm eingeschlagene Weg führte wirklich zu diesem Ziele und er verfolgte ihn weiter, indem er in gleichem Maße wieder lebhafter an der Unterhaltung theilnahm, wie diese sich ernsteren Gegenständen zuwandte. Das steigende Interesse, mit welchem er dabei Adolfinens Worten lauschte, war auf seinem Gesichte zu lesen und ließ sich aus der Wärme seiner eigenen Rede schließen. Er hütete sich aber wohl, ihr mit Worten, oder auch nur in Miene und Haltung, seine Anerkennung ihres Geistes, ihrer Bildung und Liebenswürdigkeit allzudeutlich aufzudrängen. Er gewann dadurch den zwiefachen Vortheil: daß Adolfine sich durch den Anlaß und die ungesuchte Bezeigung seiner Aufmerksamkeit geehrt, also mehr als geschmeichelt fühlte; und sodann, daß der Gehalt seiner eigenen Aeußerungen seinem Urtheil und eben jener Aufmerksamkeit Gewicht verlieh. Er hielt sich nämlich von allen persönlichen Beziehungen im Gespräche frei und zeigte seinen Beifall gegen Adolfinens Ansichten nur durch sein ernstes und warmes Eingehen auf dieselben. Beide mußten sich das gemeinsame Verdienst zuerkennen, Proselyten für eine in diesen Räumen bisher seltene Unterhaltung gewonnen zu haben, die sich von dem Plunder der trivialen „Conversation“ rein erhielt. Beide führten und trugen das Gespräch, die Uebrigen anregend und hereinziehend.

Der günstige Wandel ihrer Stimmung gegen ihn und ihrer Meinung von ihm konnte dem Grafen nicht verborgen bleiben, ob sie schon in gleich unmerklichen Uebergängen, wie sie vorhin das Gespräch mit ihm verlassen, es nun allmählig wieder aufgenommen hatte. Als sie mit ihrer Mutter früh die Gesellschaft wieder verließ, verbeugte er sich schweigend vor Beiden, und nur in seinem Blicke konnte Adolfine eine leise Frage an sie lesen: ob sie jene eitle und zudringliche Schmeichelei vergessen könne?

Der nächste Tag verging, ohne daß diese beiden Korhphäen der Badezeit einander mit leiblichen Augen erblickt hätten, wenn auch vielleicht desto mehr mit geistigen, obgleich die schöne Witterung hinreichende Gelegenheit zu persönlichen Begegnungen im Freien bot. Am folgenden Tage aber fand sich gegen Abend die Gesellschaft wieder im Salon zusammen, und die Heiterkeit des Sommertages spiegelte sich in Aller Augen, auch in denen jener Beiden, als sie sich begrüßten. Marinski berührte den vorgestrigen Abend nur, indem er Frau Jeziorska artig nach dem Erfolge ihres ersten Ausgangs nach langer Zimmerhaft befragte. Die Fortsetzung des damaligen Gesprächs wurde von Einigen angebahnt, aber durch den Vorschlag überstimmt: die durch Adolfinens Abwesenheit unterbrochenen Kunstgenüsse wieder einzuleiten.

Marinski stimmte mit der Mehrheit und sagte lächelnd, nur mit einem Blicke auf Adolfinen: „Ich werde nun erfahren, ob ich vor mehreren Tagen um diese Zeit nur eine Geisterstimme vernahm, die ich zu meiner Qual nicht vergessen kann, bis ich sie zu meiner Freude im Gesange eines im irdischen Leben blühenden Wesens wieder erkennen werde.“

„Wo hörten Sie die Geisterstimmen? Wohl gar auf dem Friedhofe? Mir graust!“ fragte eine Dame, deren Volumen einen starken Gegensatz gegen körperlose Geister zur Schau trug.

„Ich verrathe nicht, wo ich sie hörte,“ antwortete der Graf.

„Aber Was sang sie?“ fragte eine Andere.

„Sphärenharmonieen!“ entgegnete ein Herr.

„Warum nicht gar? eine Solostimme wird Harmonie singen!“ mahnte unser alter Bekannter aus Breslau, der zu den bevorzugten bürgerlichen Mitgliedern des Zirkels gehörte, wie auch der Medizinalrath, der jetzt das Amendement stellte: „Nun denn, wenigstens die Melodie einer Harmonie, wenn nicht eines sphärischen, doch eines irdischen Chorals; denn ein weltliches Lied darf doch ein Geist anständiger Weise nicht singen.“

„Also doch wohl,“ folgerte der Graf; „Ellens Hymne nach Franz Schuberts Tonsetzung?“

Adolfine erröthete. Sie hatte dieselbe, wie sie sich erinnerte, vor einigen Tagen um diese Stunde bei offenen Fen-

samer, mit Unrecht »sarmatisch« genannter Volkstypus mitwirkte. Und wenn Eine Kunst auch in dem Schlage des Herzens und der Pulse bei ihren Priestern und Priesterinnen Gleichheit und Einheit bewirkt, so ist es die Tonkunst, diese gefährliche Mittlerin!

Am folgenden Tage versammelte sich der Zirkel in gespannter Erwartung zur matinée musicale, deren großartige Probe schon auf Fama's Flügeln umhergetragen worden war. Das Paar kam, sang und siegte, und Beiden zusammen dankten die Zuhörer durch ausdrückliche Worte und mancherlei andere Auszeichnungen den Kunstgenuß und die ganze festliche Färbung des Tages. Man blieb zusammen, und Alle, selbst die Neidischen, schienen verschworen, die beiden Helden des Tages immer näher an einander zu schließen. Ihre Namen waren auf Aller Lippen, auf keiner der des armen Mensingen, nicht einmal leise genannt von Denen, die ihn kannten und sein hätten gedenken sollen. Selbst Frau Jeziorska dachte nicht an ihn, weil sie zu ausschließlich von der Freude erfüllt war, ihre Tochter so hochgefeiert und ihre bisher manchmal verdüsterten Augen leuchten zu sehen. Diese aber dachte eigentlich an gar nichts, sie empfand nur das lange geahnte, nun beginnende neue Leben.

Von diesen Tagen an gehörten die Beiden, Adolfine und Marinski, immer mehr zu einander; und zwar nicht blos in ihrer eigenen Empfindung, sondern auch in der Anschauung der Gesellschaft. Wie sonst Jedes von Beiden einzeln, so wurden sie jetzt vereinigt gefeiert, und sie selbst wichen unwillkürlich jeder Huldigung aus, die nur dem Einen und Einzelnen galt und die ihnen noch kurze Zeit früher nicht wenig gegolten hätte, aber nur ihrer Eitelkeit, nicht ihren Herzen, wie Ihr der Minnedienst der Männer, so Ihm das sogenannte Glück bei den Frauen. Beider oft erprobte magnetische Kräfte wirkten jetzt nur gegenseitig, und die Gewalt ihrer Anziehung wurde nicht sowohl durch Gewissenhaftigkeit als durch Bildung und angezogenes Maßhalten gemildert.

Adolfine, die sonst so selbstbewußt und selbstbeherrschend war, lebte wie im Traume. Nur einige Male fragte sie sich: was denn eigentlich in ihr vorgegangen, wie es möglich sey, daß eine Annäherung, die im ersten Augenblick beinahe Abneigung in ihr hervorgerufen hatte, so bald eine Neigung wecken, und daß diese Neigung mit Sturmesschnelle eine Reihe von Stadien durchfliegen und zur Leidenschaft werden konnte?

Marinski, der ein Leben voll Erfahrungen hinter sich hatte, war vielleicht noch mehr erstaunt, alle seine in der weiten schönen Welt umherschweifenden Wünsche der Eitelkeit des Herzens, der Sinne auf dieses eine Wesen gerichtet, und seine vor so kurzer Zeit noch einstudirte Erobererrolle seit dem Fiasco bei der ersten Begegnung in ihr Passivum umgewandelt zu sehen, jedoch mit der tröstlichen Hoffnung, daß auch Adolfine mit der Macht, die sie über ihn gewonnen, diejenige über sich selbst verloren habe. Er träumte nicht, sondern sagte sich deutlich: »Wir sind für einander bestimmt, folglich muß Sie mein werden!«

Sobald es, ohne allzusehr aufzufallen, geschehen konnte, verließ er das Gasthaus, in welchem er bisher gewohnt hatte, und miethete eine Privatwohnung in dem Stockwerke über der der Jeziorska's, dazu auch einen an letztere angrenzenden kleinen Bereich, um, wie er sagte, ein Studierzimmer zu haben, in welches er sich ungestört und unbemerkt zurückziehen könne. Es war nur ein einfaches Bibliothekzimmer mit Gestellen für Bücher und Papiere ausgestattet, nebst einem Kabinette und einem Korridor mit zwei Thüren, deren eine auf die Hausflur, die andere, jetzt verschlossene, unmittelbar in das Wohnzimmer der beiden Damen führte. Der Hauptschlüssel der »Bibliothek,« wie die Nebenwohnung im Hause hieß, schloß zwar auch die letztgenannte Thür, aber ihre Eröffnung war durch einen Riegel in die Hand der Nachbarinnen gegeben.

Marinski hatte auch Frau Jeziorska's Gunst in bedeutendem Grade gewonnen, jedoch nicht soweit, daß er Mensingens hochachtungsvolles Andenken für die Dauer in ihr zurückgedrängt hätte. Und der ferne werthe Freund war ja ihrer Tochter Verlobter! Das fiel ihr zentnerschwer auf's Herz, als sie sich sagen mußte: daß Adolfinens Umgang mit dem Grafen eine ganz andere Farbe trug, als der mit ihren bevorzugtesten Freunden, ja eine viel wärmere, als ihre Zuneigung zu Mensingen je gehabt hatte. Deßwegen nannte sie Letzteren jetzt häufiger als bisher im Gespräche mit Adolfinen, die aber immer auswich; und in ihrer Art lag es nicht, ihre Tochter zu irgend etwas zu nöthigen.

Sie bemerkte nicht, daß nach einiger Zeit das gefürchtete Verhältniß bis zum geheimen Stelldichein gediehen war. Denn nur während ihrer Siesta, die zugleich die Ausgangsstunde der Dienerin war, ließ sich in dem Wohnzimmer, in welchem zu dieser Stunde Adolfine zu verweilen pflegte, ein leises Pochen von dem Korridor her an der zu demselben führenden Thüre vernehmen, und noch leiser wurde der innere Riegel zurückgeschoben.

Dann saßen die Beiden eine Stunde lang zusammen, um flüsternd, damit die Schlummernde drüben nicht gestört werde noch störe, die tausend geheimnißvollen Thorheiten auszutauschen, die in den heißen Sommertagen des Lebens mehr Bedeutung und Anziehungskraft haben, als alle Weisheit. Nie aber überschritt Adolfine die Schwelle, jenseit welcher Marinski's Gebiet begann. Bei all ihrer Hingebung hielt sie Schranken um sich gezogen, die ihn abhielten, sie je in den sichreren Bereich seiner Macht hinüber zu ziehen oder auch nur eine dahin zielende Bitte auszusprechen.

Wenn aber auch das so weit gereiste Verständniß an sich der Mutter verborgen blieb, so doch nicht dessen Wirkung auf der Tochter Stimmung, noch auch die zunehmende und immer weniger vor ihr verhehlte Vertraulichkeit der Beiden. Sie glaubte einer Werbung des Grafen um ihrer Tochter Hand entgegen sehen zu müssen und überwand sich endlich, diese an die vergessene Pflicht zu erinnern. Aber als hierauf Adolfine erbleichend, plötzlich verdüstert, in ganz ungewohnter Bitterkeit sagte: »Mutter, nicht ich habe mich verlobt, Du verlobtest mich!« — Da wußte sie nur erweicht und mitleidig zu erwidern: »Freilich ja, Du thatest es mehr mir, als Dir zu

spricht Dir das Leben Deines künftigen Berufs das unschätzbare Glück dauernder Lebensfrische, leiblicher und geistiger Gesundheit und das lohnende Bewußtseyn, einen Mann glücklich gemacht zu haben, welchem wiederum *Dein* Glück der höchste Wunsch ist. Auch für die täglichen und oft nicht erquicklichen Berührungen der Hausfrau mit sehr ungebildeten Menschen wird sich Ersatz durch den Umgang mit gebildeten Nachbarn ergeben, der indessen, wie Du einsehen wirst, etwas vorsichtiger ausgewählt werden muß, als in Deinem elterlichen Hause geschah. Du wirst dieses letztere, hoffe ich, um so leichter verschmerzen, wann Du siehst, wie festlich sich ein anderes zu Deinem Empfange geschmückt hat, in welches ich Dich *nach wenigen Wochen* (nicht wahr, nicht später?) als Herrin einführen werde. Möchtest Du darin niemals Heimweh empfinden, weder nach dem Elternhause, noch nach irgend einem andern Orte in der Welt!«

Adolfinen schreckte dieser Brief aus ihrem Traumleben auf, aber sie taumelte noch schlaftrunken zwischen den verschiedenartigen Aussichten auf die Zukunft umher, die sich ihr schon seit einiger Zeit geboten hatten, jetzt aber sich ihr aufdrängten. In diesem Briefe voll eindringlicher und liebevoller Klarheit, aber ohne Leidenschaft, oder vielmehr gegen Leidenschaft und alles Uebermaaß, und, setzte sie sich hinzu, gegen allen höhern Schwung der Empfindung warnend und mit verhülltem Tadel mahnend: in diesem Briefe stand der Mann selbst vor ihr, der sie »als Herrin« in sein Haus führen sollte. Als Herrin? Wessen? Vielleicht ihrer Mägde in Küche und Stall! Gewiß nicht des unumschränkten Herrn und nicht einmal ihrer selbst! Denn nun würde er erst recht das Tempo ihrer warmen Empfindungen und Lebensäußerungen mit kaltem Chronometer strenge regeln wollen! Wohl aber sah er deutlich in ihr Herz hinein. Denn eintönig und öde breitete sich die endlose Ebene eines ländlichen Lebenslaufes vor ihr aus, dem zum Idyll der Schmuck schwärmerischer Liebe und sogar der einer reizenden Landschaft fehlte, wie anderseits nicht minder das Bild einer Schloßfrau, um welche sich ein glänzender Kreis lebensfroher, schönheitssinniger, gewandter und gebildeter Menschen schaaren würde. Ein Landleben mit reicher gegenseitiger Gastfreundschaft, mit Wanderzielen, die oft nur auf weiten Wegen, durch Wald und Moor, durch Sturm und Regen erreicht werden könnten und um so lohnender winkten: ja ein solches Landleben könnte auch ihr alle Reize, die ein großstädtisches Leben verspräche, weit überbieten. Aber hier — auf Mensingens einsamem Gute mit seinem umsichtigen, strenge geregelten Haushalte, ohne Wagniß und ohne Wagens Preis, nur mit der Aussicht auf eine, durch *seinen* Geschmack und Werthmesser bestimmte »Auswahl« des Umgangs: diese Zukunft rollte sich ihr auf!

Von jenem andern Leben hatte oft genug vordem ihr Vater gesprochen und nun auch der Mann, der sie immer dringender bestürmte, an seiner Hand ihre Heimath und ihre alten Lebensentwürfe zu vergessen, zu opfern für den Preis eines neuen Lebens voll Glanzes und Klanges, voll heißer erhörender und erhörter Liebe! Niemals aber war zwischen ihr und dem Grafen Mensingens Name ausgesprochen worden, so schwer er auch bei solchen Bitten und ihrem halbgewährenden Widerspruche zu verschweigen war. Nur selten einmal war er in Beider Gegenwart genannt worden, und zwar mit Absicht von Frau Jeziorska, und vielleicht ebenso einige Male von dem Arzte, dem Einzigen in diesem Kreise, welchem Mensingen bei seinem kurzen Aufenthalte hier persönlich bekannt geworden war.

Adolfine hatte den Brief erhalten während ihre Mutter die gewohnte Mittagsruhe hielt. Sie wußte nicht, ob sie ihn dieser mittheilen sollte, wann sie erwachte — nein, *dann noch* nicht, noch nicht in den nächsten Stunden! Sie mußte erst mit sich im Reinen darüber seyn, ob sie noch umkehren und den Weg nach der jetzt so nahe vor ihr geöffneten Pforte des neuen Hauses einschlagen *könne*? Oder ob sie die Trennung von Mensingen zu einer ewigen machen *solle*, und schon aus einer letzten Pflicht gegen ihn nach dem Bruche der ersten, weil sie ihm ja wahrlich schon nicht mehr die von Marinski's Drucke noch warme Hand, noch weniger die Lippen reichen *dürfe*, die des Fremdlings Kuß bereits entweiht hatte. — »Nein, geweiht!« rief sie bei diesen Worten ihres Selbstgespräches aus, und sprach weiter zu sich: »Ich rede Sünde gegen Beide, was ich auch sagen mag. Aber wenn nicht der erste Gluthkuß der Liebe eine weihende Kraft hat, dann wäre ja das ganze Erwachen eines Herzens unheilig, das bis dahin nur von Liebe *geträumt* hatte, und heilig wäre nur das übereilte, in Unwissenheit gesprochene Gelübde und Verlöbniß. Wer spricht mich los? Bin ich verdammt, wenn ich nicht einmal bereuen kann, meine Verpflichtung vergessen zu haben?«

So versunken sie auch in sich selbst war, so überhörte sie doch nicht ein leises Pochen, das sich jetzt von dem kleinen Korridor her vernehmen ließ. Aber sie zögerte zu öffnen, sie hätte lieber und leichter erst noch mit sich selbst allein gekämpft. Schon in diesem stillen Kampfe war sie am Unterliegen, und nun kam noch der Bundesgenosse, der Mitschuldige ihrer gefährlichsten Wünsche. Das Klopfen wiederholte sich. Nein, sie durfte Ihm, sie durfte sich selbst in dieser Stunde voll banger Fragen die Mittheilung nicht versagen, die Thüre nicht verschlossen halten. Aber er sollte sie nicht wehrlos treffen! Sie waffnete sich in Hast und halber Verzweiflung mit dem trotzigen Scheine einer Kraft, die sie nicht besaß.

Sie öffnete, und streckte dem feurig und zärtlich zu ihr Eilenden die Arme entgegen, aber mit erhobenen Händen abweisend und abwehrend, mit düsterem Blicke und mit den kalt und entschlossen klingenden Worten: »Ich darf Sie nur noch sehen, um von Ihnen zu scheiden; *mein Bräutigam* kommt in Kurzem, und bis dahin muß ich mich gesammelt und verwandelt haben.«

»Ich lasse Dich nicht wieder, lasse Dich ihm nicht!« rief der Graf, zwar mit gedämpfter Stimme der Oertlichkeit wegen, aber mit stürmischem Ausdrucke, und Adolphine konnte die Maske nicht länger festhalten. »Wenn ich auch,« sagte sie, »den Muth habe, Herrn v. Mensingen um die Lösung unseres Verhältnisses zu bitten, oder, wenn er sich weigert,

Beide schieden mit schweren Herzen, der Graf jedoch schon entschlossen, die eintägige Frist zur Gewinnung eines Geistlichen für die Trauung zu benutzen, weil er immer noch hoffte, die Furcht vor der Ungewißheit der nächsten Zukunft und vor dem Schatten einer möglichen Trennung werde Adolfinen in eine unauflösliche Verbindung mit ihm drängen. Ohne ihren Besitz glaubte er wirklich nicht mehr leben zu können, und was er nur je für ein Weib empfunden hatte, hatte ihn nicht ahnen lassen, was er jetzt empfand. Dadurch war zugleich das unverrückbare Ziel seines Strebens gegeben. Wenn er es heute erreichen konnte, so gehörte die Gegenwart den Glücklichen, was nun auch nach ihr kommen möge; après le jour d'hui le déluge! Deßwegen lebte er jetzt nur in dem Gedanken an den nächsten Tag und in den Vorbereitungen dazu.

Adolfine dagegen blieb bei ihrem Entschlusse, voll Zuversicht, daß sie ihn ohne allzu schwere Kämpfe durchführen werde. Doch hielt sie dem Grafen ihr Versprechen, und entwarf nicht einmal ihren Brief, obschon ihr der Aufschub noch länger wurde als ihm, eben weil sie ihrer Entscheidung in der nächsten Mittagsstunde gewiß war.

Dennoch pochte ihr Herz in unruhigen Schlägen, als nun diese Stunde nahte. Zum ersten Male schob sie den Riegel zurück, bevor noch Marinski angeklopft hatte. Jungfräuliches Bewußtseyn hatte sie bisher stets diese, an sich so gleichgültig erscheinende, Grenze der Nachgiebigkeit gegen des, doch so ersehnten Mannes Wünsche einhalten lassen. Indem sie nun, bald in Gedanken verloren, bald von Ungeduld aufgeregt, des Grafen Zeichen erwartete, wurde plötzlich an einer andern, unmittelbar auf die Hausflur führenden, jetzt verriegelten Thüre des Zimmers angeklopft, was in dieser Stunde sonst nicht leicht vorkam. Dadurch überrascht, rief sie mechanisch herein! statt, wie sie eigentlich wollte, sich still zu verhalten, und mußte nun auch die Thüre öffnen, da dieß nach ihrem Zurufe sogleich von außen versucht wurde. Unwillig über ihr Versehen und hastig auf eine Ablenkung jeder Störung sinnend entriegelte sie die Thüre, ohne sie weiter zu öffnen, als zum Hinausblicken und Reden nöthig war.

Vor ihr stand Mensingen. Es dunkelte vor ihren Augen, sie starrte ihn entsetzt an und blieb einige Augenblicke stumm und unbeweglich stehen.

»Ich bin es, nicht mein Geist; erschrecken Sie nun noch vor mir?« sagte er mit launigen Worten, aber nicht mit Ton und Miene des Scherzes, vielmehr des Schmerzes und des Vorwurfs. »Komme ich zu früh, — oder zu spät?« fragte er noch ernster, als sie, noch immer stumm, nur mit einer Andeutung zurücktrat, ihr in das Zimmer zu folgen. Er that dieß, und mit seinem Eintritte kam ihr das Bewußtseyn wieder, was sie ihm hatte schreiben wollen, und was sie ihm nun sagen sollte und wollte. Die Aufgabe war viel, unendlich viel schwerer geworden! Aber neuer Muth blitzte in ihr auf und aus ihren Augen, und sie ergriff Mensingens Hand, doch nur, um sie im nächsten Momente wieder zurückzuziehen, und nach der Korridorthüre zu eilen, an welcher ihr so eben jener leise, bisher so willkommene Ton zu neuem Schrecken hörbar wurde.

Doch ehe sie den Riegel wieder vorschieben und durch
ein Zeichen die gefährliche Begegnung verhüten konnt
Mensingen, der das Pochen ebenfalls vernommen un
jähen Aufschreck bemerkt hatte, rasch zwischen sie und die
getreten und öffnete diese. Beide Männer standen s
ersten Male gegenüber, erkannten oder erriethen einand
sogleich, und welches Recht oder Unrecht sie an diese
zusammenführte. Wie es kam, daß auch Mensingen
Nebenbuhler erkannte, wollen wir lieber etwas später b
um uns hier nicht zu unterbrechen.

Der Graf verrieth zwar seine jähe Enttäuschung d
leichtes Zurückfahren und durch die plötzliche Verä
seines Blickes, der hier einem ganz anderen, als dem g
begegnete; aber er sammelte sich schnell wieder, als M
ihm höhnisch zuherrschte: »Nun, treten Sie ein!« Tr
stolz antwortete er: »Dazu hat mich nur die Herr
Raumes einzuladen, und da diese es nicht thut,
wieder.« Adolfine schwieg fassungslos, und hätte
Zeit zum Reden gefunden; denn Mensingen trat sogl
mit einer Verbeugung gegen sie sich zurückwendenden
durch die offene Thüre einen Schritt näher und sagte
bebender, halb erstickter Stimme: »Sie flüchten i
Versteck zurück? Also nicht einmal ein Räuber der
des Glückes, sondern nur ein feiger Dieb!«

Bei dieser Begegnung vor Adolfinens Augen
schnellte Marinski's schlanke und nervige Gestalt em
dem rasch hervorgezogenen Taschenbuche nahm er s
und reichte sie, mit einem Blick voll Kampflust und
und doch in der höchsten Erregung der gewohnten
in Haltung und Redeton nicht vergessend, seinem
und sagte: »Ihren Zweifel an meinem Muthe werde
lich beseitigen, wenn Sie, wie ich hoffen darf, diese
annehmen.«

Mensingen nahm, mit schnell gewonnener Fa
Karte und nannte dem Grafen seinen Namen und
haus, in welchem er eingekehrt war. »Ich stehe
Diensten,« sagte er dabei; »nähere Abrede kann nat
nicht getroffen werden.«

»Ich werde die Ehre haben, die nöthigen Be
unverzüglich einzuleiten.« Nach diesen Worten
Graf mit einem ernsten, aber schon wieder ruhig
Blicke den Feind, mit einem weicheren, theilnel
Geliebte, und ging; gleichzeitig aber auch Mens
die andre Thüre, ohne einen Blick zurück zu werf

Dieß alles ereignete sich in der raschesten Fr
Adolfine in dem Sturme wechselnder Eindrücke
bungen keinen Gedanken festhalten konnte. Dem
gespräche folgte sie angstvoll und rief, sich aufraffe
entgegengesetzten Seiten Verschwindenden nach:
nicht euch!«

Sie glaubte noch die Rufe zu vernehmen:
»Geliebte!« Oder sprach ihre Phantasie das e
Mensingens, das andre in Marinski's Seele? W
Vor Allem, so sehr und so schnell als möglich,

Aber vielleicht antwortete dieser stille Raum ihren Fragen, wenn auch nur durch leise Spuren und Andeutungen. Sie blickte umher. An den Wänden hingen einige Bilder, aber nur Kupferstiche, die zur Miethwohnung gehörten, wie die ganze Ausstattung, nur vielleicht mit Ausnahme eines kleinen Behältnisses von lakirtem Blech, das auf einem Sekretär stand.

Sie setzte sich nieder und stand wieder auf, voll Unruhe, bald nach der Thüre hin lauschend, ob sie nicht nahende Tritte vernehme, bald den verschlossenen Schreibschrank betrachtend, dessen Inhalt ihre Fragen und Zweifel vielleicht lösen konnte. „Wenn ich ihn öffnen könnte!“ dachte sie; „bange stehe ich dicht vor der Pforte meiner Zukunft, und jeder Schlüssel muß mir erlaubt seyn, mit dem ich sie öffnen kann.“ Sie nahm in der That den Schlüssel zu ihrem eigenen Schreibschranke, den sie bei sich trug, und versuchte damit den vor ihr stehenden aufzuschließen. Da ihr dieß nicht gelang, fiel ihr Blick wieder auf jenen Blechkasten auf dem Schranke. Sonderbarer Weise war daran weder ein Schloß noch selbst die Fuge eines Deckels sichtbar. Sie wollte ihn herunter heben, um ihn näher zu besichtigen, aber seine unerwartete Schwere ließ ihn ihren emporgehaltenen Händen entgleiten. Bevor er jedoch zu Boden fiel, fing sie ihn auf; in diesem Augenblicke sprang die im Fallen nach oben gekehrte untere Seite als Deckel auf, weil eine verborgene Feder durch die Erschütterung berührt worden war.

Indessen war der Blechkasten nur die Hülle einer zierlichen hölzernen Kassette, welche Adolfine jetzt um so gespannter auf das so sorgfältig verwahrte Innere herausnahm. Aber auch hier war weder Deckel noch Schlüsselloch sichtbar, wenn nicht ersterer durch eine Glasplatte bezeichnet war, welche die eine Seite bildete. Ein Blick auf dieselbe ließ Adolfinen zurückschrecken — vor einem bleichen Frauenbilde, das ihr entgegen starrte, und in welchem sie alsbald mit Grauen ihr eigenes, durch die Eindrücke der letzten Erlebnisse entstelltes Spiegelbild erkannte.

Durch diesen Anblick aber wurde ihr die Nothwendigkeit der Sammlung und Selbstbeherrschung vor Augen gerückt. Nach einer Minute innerer Anstrengung sah sie wieder in das mahnende Glas und erblickte nicht blos ein weit ruhigeres und sogar wieder lebendiger gefärbtes Antlitz darin, sondern entdeckte auch an dessen Rande eine winzige Rinne, in welcher sie mit Recht die schließende Feder vermuthete. Ein zu ihrem Schreibgeräthe gehöriges Federmesser paßte hinein, ein Druck mit demselben ließ den Deckel aufspringen.

Obenauf zeigte sich eine Briefmappe, welche Adolfine eilig aufschlug, um wiederum durch den Anblick eines Frauenbildes, nein! gar einer kleinen Galerie reizender Frauenbilder überrascht, erschreckt und bald gequält zu werden, indem sie die geniale Hand des Künstlers erkannte. Sie waren mit Bleistift gezeichnet, wie ihr eigenes Bildniß, das der Graf erst vor Kurzem in einer glücklichen Stunde entworfen hatte. Auch aus den Augen dieser Bildnisse strahlte der Ausdruck, den damals kunstreiche Liebe so schön und warm wiedergegeben hatte, und der sicher auch einst aus den Augen der Urbilder auf den Künstler gerichtet war, durch ihn hervorgerufen wurde! Wie bitterer Hohn kam es ihr jetzt in den Sinn, daß Marinski nach der gelungenen Vollendung ihres Bildnisses gesagt hatte: „Nicht wahr, wie treu ist dieß Bild, — treu, wie der Bildner und hoffentlich auch wie das Urbild!“

Aber eben ihr Abbild, das er damals mit sich genommen hatte, fehlte in dieser Reihe, es gehörte denn doch nicht zu dieser illustrirten Donjuansrolle, wie sie zu einiger Genugthuung bemerkte. Sollte sie wirklich die Letzte seyn und vielleicht die erste wahrhaft Geliebte, an die er sich durch die Ehe auf immer fesseln wollte? Doch halt! Die Mappe hatte auf beiden Seiten Taschen mit den üblichen gedruckten Aufschriften für beantwortete und unbeantwortete Briefe. In der letztgenannten fand Adolfine ihr Bild, in ersterer aber wiederum ein fremdes, und zwar ein Miniaturgemälde. Es stellte eine Dame von schönen, aber stolzen, düstern und strengen Zügen dar, reich geschmückt und im Hermelinmantel. Es war Adolfinen, als bohre sich der scharfe Blick dieser Augen unglückverkündend in ihr Herz, schmerzender, als die zärtlichen und heiteren Blicke der andern Bilder. Und siehe da! Dieses einzige Bild trug eine Unterschrift: Hrabina Jadwiga Marinska.

Dem Namen, aber nicht den Zügen nach, konnte die Dame eine Blutsverwandte des Grafen seyn. Miene, Haltung, Schmuck deuteten auf eine gebietende Frau; auf seine Gemahlin noch besonders der verdüsterte, grollende oder traurige Ausdruck. Denn ein Weib, das diesem Manne angehörte, konnte der Dauer nach nicht glücklich seyn!

Die schwerste Frage aber war die: ob er noch heute vermählt war, wo er sich mit ihr trauen lassen wollte? Dann war es gleichviel, ob er einen verkleideten Betrüger als trauenden Priester hinstellte, oder ob er einen Priester täuschte, da doch wohl keiner sich durch Bestechung zur Einsegnung einer ungiltigen Doppelehe bewegen ließ. Lebte seine Gattin noch, so konnte keine andre ihre Stelle bei dem römisch-katholischen Manne einnehmen. Nie aber hatte er sich als Wittwer bezeichnet, noch auch etwa einer Schwester gedacht, und das Bild war sein Geheimniß geblieben. Das Kästchen enthielt keine Lösung desselben und gar keine Briefe, nur eine Anzahl von Werthpapieren und unter diesen eine Lage von Geldrollen.

„Nichts Werthvolleres?“ seufzte Adolfine. Doch heute mußte sie ja auf Alles gerüstet seyn, und faßte sich auch jetzt bald wieder. Sie wußte, was sie zu thun hatte; hier durfte sie auch kein Skrupel mehr abhalten, den Kammerdiener auszuforschen. Sie nahm ihr und der mysteriösen Hrabina (Gräfin) Bildnisse zu sich, ordnete den übrigen Inhalt des Kästchens wieder und nicht minder ihre eigene Miene vor dem Spiegeldeckel, bevor sie es wieder in sein Blechfutteral barg. Zu ihrer Zufriedenheit war keine Feder verletzt, und alsbald stand das Ganze wieder verschlossen an der alten Stelle; keine Spur an demselben noch an ihr selbst erinnerte daran, daß sein enthüllter Inhalt den ganzen Pol ihres Lebenskompasses umwandelte oder vielmehr zerstörte, so daß sie ohne Steuer und Magnetnadel auf hochgehender See trieb.

Hinlänglich vorbereitet klingelte sie, und der Kammerdiener

vermuthete Ehe des Grafen, und dadurch die schärfste Waffe gegen diesen, sowie den sichersten Beweis seiner Unwürdigkeit und ihrer eigenen Gefahr für Adolfinen. Indem er ihre Schuld durch die von Frauen und Männern anerkannte Anziehungskraft des Grafen und namentlich auch durch den Zauber der Tonkunst, der verhängnißvoller Weise in Beiden gleich mächtig wirkte, vor Mensingen zu mildern suchte, sprach er nur seine eigene Ueberzeugung aus, und konnte sich sogar nicht enthalten hinzuzusetzen: »Kommen Sie, zu retten, nicht um zu strafen, und bedenken Sie, daß unter allen Wahlverwandtschaften die künstlerische die mächtigste ist und vermöge ihres göttlichen Ursprungs sogar *die* Schuld mindert, zu welcher sie selbst beitrug; denn selbst der zum Dämon gewordene Gott verliert nie ganz seine ursprüngliche Kraft und Berechtigung!«

Der Arzt schrieb dieß mehr an sich selbst, als an Mensingen, dessen landwirthschaftliche Natürlichkeit vielleicht nur geringes Verständniß für diese Kunstanschauung hatte. Ja, er konnte sich ein stilles Bedauern nicht verhehlen, daß hier ein mehrfach wahlverwandtes Paar nur deßhalb getrennt werden mußte, weil ein früher geübtes Wahlrecht dem Rechte jener Verwandtschaft entgegentrat, ohne hinreichende Entschädigung zu verheißen.

Mensingen hatte auch wirklich sogleich nach seiner Ankunft den Arzt in seiner Wohnung aufgesucht, aber nicht gefunden; unfähig, in Geduld und vielleicht längere Zeit hindurch auf ihn zu warten, war er zu Adolfinen geeilt, wo wir ihm begegneten. Mit seinem letzten Briefe an sie hatte sich der des Arztes an ihn gekreuzt und war alsbald nach Absendung des ersteren an ihn gelangt. Der Wolkenschatten am Horizonte hatte plötzlich als Wetterwolke seinen ganzen Himmel bedeckt, deren Sturm ihn forttrieb, um zu retten, wenn noch Rettung möglich, gewiß aber den Verderber zu züchtigen.

Wir wenden uns nun wieder zu Adolfinen, die so eben den Kammerdiener entlassen hatte und allein war, entsetzlich allein. Schmerz, Zorn gegen den Grafen und sich selbst, Bangigkeit vor der entfernteren, Angst vor der nächsten Zukunft rüttelten an ihr. »Ist mir ganz und nur Recht geschehen?« stöhnte sie. »Hatte ich nicht das uralte Recht der Leidenschaft: den Bruch der Liebesschwüre, über welchen Platons Gott lachte, für mich? Aber auch Marinski darf sich darauf berufen! Doch nein, *ich* brach nur einen erst halb geschlossenen, kühlen Bund der Hände, keinen Liebesschwur von Herzen zu Herzen, und zu seiner völligen Lösung wollte ich ja das Wort des starken Mannes erst noch erbitten, der es und seine Verzeihung dann mir nicht weigern durfte. Jener aber, mit seiner Gewalt über Frauenherzen, hatte gewiß einst auch das Herz erwärmt, das erst nach seinen Treuebrüchen so kalt und dabei so unglücklich wurde, wie dieß der Ausdruck in Jadwiga's Augen bezeugt. Dieses Herz brach nicht, sondern es erstarrte — ein Vorbild für meines! Aber auch das Lächeln auf jenen lieblichen Gesichtern, die er in ihren glücklichsten Stunden zeichnete, verschwand mit dem Glücke dieser Stunden vielleicht für immer; und Wer weiß, ob *sein* Glück: das stets wiederholte Erjagen einer *ersten* Liebe, nicht erst gerade durch das Bewußtseyn: daß ein Weib aus Liebe zu ihm leide, zum vampyrartigen Vollgenusse wurde? *Mein* Bild freilich sonderte er, gleich dem Jadwiga's, von der Reihe leichteren Ranges; der alte Mann sah vielleicht richtig, daß Ihm noch kein Weib so Viel galt, wie ich, und er selbst glaubt an die Unersetzlichkeit meines Besitzes für ihn. Deßhalb aber wollte mich seine Selbstsucht zum *lebenslangen* Opfer weihen und an sich ketten! Dieser schmachvolle Betrug zum Lohne für meine Alles vergessende Liebe zu ihm! Nein, nur Leidenschaft, ich fühle es jetzt, nicht Liebe, deren Wesen ich nur ahnen kann, weil ich sie noch nie empfand! *Liebe* würde durch keine Schuld des Geliebten sich ganz von ihm abwenden lassen und den Gedanken eines völligen Verlustes nicht ertragen können; mich aber hat Er für immer verloren!«

Während sie noch über diesen und ähnlichen Gedanken brütete, pochte und rief plötzlich der Kammerdiener an der Thüre. Sie sprang erschrocken auf und öffnete.

Ein Bote von dem Grafen war gekommen, der Hausknecht eines Wirthshauses, das unfern der Stadt in einem Wäldchen lag und samt seinen Umgebungen an bestimmten Zeitpunkten der Kurzeit zum Sammelplatze der Gesellschaft, an andern Tagen und Stunden aber zum Stelldichein für Liebende und für Zweikämpfer diente. Unter diesen beiden Duellgattungen war glücklicherweise letztere bei weitem die seltenere; nach ihrem, deßhalb auffallenderen und epochemachenden Gebrauch oder Mißbrauch hieß eine kleine Waldlichtung „das Blutwieschen,“ obgleich ihre gewöhnliche Farbe ein reizendes Smaragdgrün war.

Die Vorbereitungen zum Zweikampfe waren, vorzüglich durch Mensingen, mit so eifriger Hast betrieben werden, daß Marinski erst an Ort und Stelle einige versäumte Aufträge an seinen Kammerdiener niederschreiben konnte und durch jenen Burschen absandte. Mit diesem als Wegweiser solle Ersterer so schnell wie möglich mit einem wohlverwahrten Wagen an die dem Blutwieschen zunächst gelegene Stelle des Fahrwegs kommen, wo der Wagen, während er selbst nach der nahen Wiese gehe, ihn erwarten und ihn, wenn er dort den Grafen nicht mehr fände, sogleich weiter nach dem Gasthause führen solle. Er solle Mäntel und so viel Kleidungsstücke für eine mögliche weitere Fahrt mitbringen, als er schnell und ohne Aufsehen zusammenraffen könne, jedoch lieber Alles vergessen, als „die Kassette.“ Für den Fall einer unmittelbaren Weiterreise über die Grenze habe der Graf bereits die Anordnungen für die Abwickelung seiner Geschäfte und für andre persönliche Angelegenheiten getroffen.

Der Bote sagte: „Auf dem Blutwieschen muß wieder Was los seyn. In unserm Hause sind zwei Parteien eingekehrt, die an einander wollen und sich deßwegen erst aus einander quartiert haben. Die Einen haben den Herrn Märzenalrath, die Andern den Gregorius bei sich.“ Er meinte den Medicinalrath und einen Chirurgen.

Adolfine war sogleich zur Mitfahrt entschlossen und rüstete sich innerlich auf jedwede Möglichkeit, wenn sie zur ersehnten Verhütung des Kampfes zu spät käme oder zu schwach wäre. Der Kammerdiener war froh, in ihrer Geistesgegenwart eine Stütze zu finden, und folgte unbedingt ihren Anordnungen.

verzeihen, als das Mittel, durch das ich das einzige Weib, das ich je wahrhaft geliebt habe, für immer an mich ketten wollte! Kann Dich eine Liebe nicht versöhnen, die keine Sünde scheut, um Dich zu besitzen?"

„Mir graut," sagte sie zurücktretend; „vor dieser Selbstsucht, die sich selbst Liebe, und das begehrte Opfer Geliebte nennt!"

„Mein Opfer?" fragte er. „Nein, diese Anklage ist zu hart. Für immer vereint in einem neuen gesicherten Leben, ferne und verborgen dem alten, wenn dessen Bande nicht ganz gelöst werden konnten: Das war es, was ich wollte und ausführen konnte."

„Für immer vereint?" fragte sie dagegen. „Ja, für die Ewigkeit Ihrer Leidenschaft, an die Sie, ich nehme Ihre Betheurung an, jetzt und vielleicht zum ersten Male, aber auch nur für jetzt, selbst glauben. *Darum* will ich Ihnen vergeben, was meine Schwäche mitverschuldete. Wehe aber mir, wenn ich zum zweiten Male zu spät die Vergebung *meiner* Schuld suche! Einer Schuld, die gar nicht auf mir lasten würde, wenn ich früher und deutlicher in mein eigenes Innere geblickt hätte, bevor mir Mensingen seine redliche Hand bot. Schon allzu lange zögerte ich hier. Leben Sie wohl, auf Nimmerwiedersehen!"

Sie wandte sich nach dem alten Wege, als eben daher der Wundarzt schnellen Schrittes kam und dem Grafen schon von ferne zurief: „Ich komme für einige Minuten wieder, um Ihren Verband zu erneuern." —

„Lassen Sie das," antwortete Jener ungeduldig, „und berichten Sie erst von dem Verwundeten drinnen!"

„Wir schöpfen wieder einige Hoffnung, daß keine edleren Theile verletzt seyen." Diesen Worten des Wundarztes antwortete der zwiefache Freudenruf des Grafen und Adolfinens, die Letzterem mit einem milderen Blicke für dieses Mitgefühl dankte und ihrem nächsten Ziele zueilte, indem sie noch des Wundarztes Rath vernahm: „Der Graf erwarte immerhin am klügsten die Folgen dieser Stunde jenseit der Landesgrenze."

In kurzer Zeit war sie angelangt und klopfte leise an dem verschlossenen Zimmer, in welchem der Verwundete lag. Der Medicinalrath trat in das Vorzimmer und gab seine Ueberraschung, sie hier zu sehen, nur durch Mienen kund, indem er zugleich den Finger auf den Mund legte.

„Lebt er?" fragte sie leise, mit angehaltenem Athem.

„Noch!" entgegnete der Arzt zurückhaltend. Sie bemerkte nicht, daß er sie forschend beobachtete, und sagte heftig, aber immer leise: „Um meines und seines Friedens willen, er darf nicht sterben, ohne von mir vernommen zu haben, was nur ich ihm mittheilen kann! Darf ich dieß jetzt? Komme ich zu spät, zu frühe? Sagen Sie mir Wahrheit: ist die Möglichkeit seiner Rettung, von der ich vernahm, eine Täuschung?"

Er sah sie mit zunehmender Theilnahme an und antwortete: „Nein! die Kugel ist glücklich aus seiner Brust gezogen; ich weiß jetzt, daß die Verletzung an sich nicht lebensgefährlich ist, und kann sogar von seiner kräftigen Natur schnelle Genesung hoffen, wenn ihrem Fortschritte keine unerwarteten Störungen entgegen treten."

Sie war mit zuckenden Muskeln jedem Worte gefolgt und bat: „Rechnen Sie zu diesen Störungen meine flehentliche Bitte an ihn, mich nur wenige Minuten lang anzuhören, oder wollen Sie mein Fürsprecher sein? Je eher, je lieber, auch damit meine arme Mutter mich nicht lange vermisse!"

„Noch vor einer Viertelstunde hätte ich auch den theilnehmendsten Besuch, zumal den Ihren, seinem Leben gefährlich erachtet, und noch jetzt würde dieß der Fall seyn, wenn Sie in solcher Aufregung vor ihn träten."

Sie führte eine Willenshandlung aus, deren Wahrzeichen auf ihren Zügen und in der Haltung jedes Gliedes sichtbar wurden, und stand mit Einem Male so verwandelt vor dem Erstaunten, daß nur noch einige tiefe Schatten und grelle Lichter wie Nachzügler eines Gewitters über ihre Augen hinflogen. „Wenn Sie," sagte er; „auch bei dem Kranken so viele Gewalt über sich haben, so will ich ihn jetzt prüfen, ehe ich ihm auch nur Ihre Anwesenheit melde. Dann erst werde ich entscheiden können, ob ich ihm, wie ich wünsche, Ihre Bitte aussprechen darf, in der Voraussetzung, daß auch der Inhalt Ihrer Mittheilung heilsam auf ihn wirken wird. Ja, diese Wirkung kommt vielleicht gerade jetzt zur rechten Zeit zur Milderung der Phantasieen, die ihm wahrscheinlich das Wundfieber bald bringen wird."

Er ersuchte sie, sich eine Weile zu gedulden, bis er vorsichtig seine Frage angebracht habe. Sie benutzte diese Frist, um sich gründlicher zu sammeln und Entschlüsse für die Möglichkeiten der nächsten Zeit zu fassen. Etwas eher, als sie erwartet hatte, trat Jener mit einem Wärter heraus und hieß sie eintreten; Beide wollten im Vorzimmer verweilen, der Arzt nöthigenfalls die Zusammenkunft abkürzen. „Indessen," sagte er; „hoffe ich auf Ihre Besonnenheit und Mäßigung einerseits, und anderseits auf die mannhafte Natur meines Freundes da drinnen, der mit vollkommener Klarheit und Fassung Ihrem Besuche entgegen sieht und seinen Blutverlust jedenfalls eher verschmerzen wird — Doch," unterbrach er sich; „ich schwatze, und Sie stehen auf Kohlen!"

Sie wußte nicht mehr, was sie beim Eintritte hatte sagen wollen, als sie zu ihrer freudigen Ueberraschung Mensingen in aufrechter Stellung an die Bettkissen gelehnt und fast kräftiger aussehend fand, als vorhin seinen doch viel leichter verwundeten Gegner. Ihr freudestrahlender Blick schien den kalten Ernst des seinigen zu schmelzen, ob er gleich mit vorsätzlicher Schärfe fragte: „Warum sind Sie nicht Ihrem Geliebten gefolgt, der Ihrer Pflege bedarf?"

„Für mich," entgegnete sie; „ist der Mann todt, den Sie meinen. Ich ließ ihn allein fliehen, um *Ihnen* meine Pflege, meine wärmste Sorge zu bieten, so weit ich meine Kräfte zwischen Ihnen und meiner Mutter theilen kann. Wenn Sie mich zurückweisen, so darf ich nicht klagen. Aber versprechen müssen Sie mir, mich noch einmal anzuhören, sobald es Ihre Kraft erlauben wird, und dann einer Betheurung zu glauben, die meine Schuld mindern, nicht aufheben soll."

kam die Dienerin mit allzuspäter Selbstanklage entgegen, ihr Alles berichtend.

Als sie mit möglichst heitrer Miene vor der Mutter Bett trat, rief ihr diese zu: „Unglückliches Kind, ist Alles wahr?"

„Nein," erwiderte sie schnell; „nicht Alles, was Du meinst, und gerade das Schlimmste nicht! Denn kein Leben ist zum Opfer gefallen; Mensingen ist verwundet, aber außer Gefahr, und ich werde ihn pflegen helfen; der Graf ist, leicht verwundet, bereits abgereist, und wir werden ihn nicht wieder sehen."

Diese Worte umfaßten in Kürze Alles, was ihre Mutter beruhigen konnte, und verschwiegen Alles, was sie auf's Neue aufregen mußte. Sie verfehlten auch die bezweckte Wirkung nicht; desto nachhaltiger aber blieb der Einfluß des ersten Schreckens auf die kränkelnde Frau, und von diesem Tage an gaben die Aerzte sie verloren. Adolfine erfuhr dieß von dem Medicinalrath auf ihre Bitte um unverholene Wahrheit, die sie, wie er ihr glauben werde, auf jeden Fall gefaßt finde.

Sobald es anging, siedelte Mensingen aus dem Gasthause in Adolfinens unmittelbare Nähe über, in den Bibliothekraum nämlich, dessen Bewohnertausch zu Adolfinens Buße gehörte. Mensingen bemerkte, daß sie bei ihrem ersten Besuche mit einer Art neugierigen Grauens sich im Zimmer umsah. Sie verstand seinen Blick und sagte: „Ein Schatten schwebte durch diesen Raum, den ich nie zu betreten dachte, und wohl auch an Ihren Augen vorüber. Jetzt aber ist mir die gefeite Schwelle zur geweihten geworden, die ich mit geläutertem Herzen überschreiten darf."

Sie schien ein andres Wesen geworden. Still und hingebend, unermüdet sorgsam übte sie die Pflichten der barmherzigen Schwester und der Tochter. Aber sie wurde von dem Genesenden, dem sie als Schwester viel näher trat, denn jemals als Braut, denn doch nicht mit bloß brüderlicher Liebe und Dankbarkeit betrachtet. Er deutete auch ihre zunehmende Traulichkeit zu Gunsten seiner Wünsche, und setzte die schweigende Herstellung ihres alten Verhältnisses voraus. So kam es, daß er nach seinem ersten, von dem Arzte beiden gestatteten, Besuche bei Frau Jeziorska zu Adolfinen sagte: „Leider sehe ich unsere liebe Kranke eben so schnell hinsiechen, wie mich genesen; und bald werde ich Ihnen den liebevollen Beistand, den Sie mir in Leiden und Schwäche leisteten, durch ähnlichen vergelten können. Damit wir uns nun in jedem schweren Augenblicke unmittelbar erreichen und ohne Zweifel auch der scheidenden Mutter noch einen Trost geben können: bitte ich Sie um Ihre Einwilligung zu unserer baldigen Trauung."

Sie erbleichte, fand aber alsbald Fassung zur Erwiderung: „Dieser treuen Liebe, die mein Glück sichern will, muß ich zu meiner Qual mit dem Scheine des Undanks antworten, muß verneinen, wo ich so gerne bejahen möchte" —

„Steht doch jener Schatten noch zwischen uns?" unterbrach sie Mensingen. „Ich sehe ihn schon längst nicht mehr!"

„Auch ich nur so weit noch, als er mir Ihr großmüthiges Vergessen auf die Seele wälzt."

„Nennen Sie meine Liebe nicht Großmuth! Dann werden Sie mit mir alles Trennende und Störende aus der Erinnerung verbannen können."

„Und wenn ich diese Vergangenheit auslöschen könnte, so müßte ich für mich und für Sie selbst bange in die Zukunft blicken. Sie kennen mich immer noch nicht völlig, sonst würden Sie meine eigene Furcht vor den Geistern theilen, die möglicherweise meinen Seelenfrieden bedrohen."

„Eine Gespensterfurcht, die ich nicht verstehe! Erklären Sie sich näher, und ich verspreche Ihnen Verzicht auf meine sehnlichsten Wünsche, wenn Sie mich überzeugen, daß dieses Opfer uns beiden Heil bringen, wenigstens Unheil verhüten könne."

„Schonen Sie meiner und glauben Sie, daß Ihr Entsagen viel leichter ist, als mein Versagen, zu welchem mich nur eine klare, aber nicht beglückende Selbsterkenntniß treibt. Völlig unglücklich aber wäre ich erst, wenn ich umsonst gehofft hätte, für den aufgegebenen Verlobten den brüderlichen Freund zu gewinnen!"

Der „aufgegebene Verlobte" fand sich durch diese Hoffnung mehr geehrt, als beglückt, und sagte mit trübem Lächeln: „Sie wissen, daß Sie immer in dem Verlobten auch den treuesten Freund besaßen; wenn Sie aber Liebe und Freundschaft nicht vermengt empfinden können, so will ich denn letztere allein behalten, um nicht beide zu verlieren."

„Die schwesterliche Freundin wird Ihnen einst Glück wünschen, die Liebe gefunden zu haben, die Sie verdienen!" Nach diesen Worten hauchte sie einen Kuß auf die Stirne des vor ihr Sitzenden und glitt zu ihrer Mutter hinüber. Er sah ihr traurig nach und sprach in Gedanken: „Ja, die Liebe, die Du mir nie gabst und nie geben kannst; ich verstehe Dich jetzt besser, als Du meinst. Auch Ihm gabst Du sie nicht, ich weiß es. Möge Dir der Schmerz erspart bleiben, sie jemals unerwidert zu geben!"

So weissagten Beide einander aus aufrichtigen und theilnehmenden Herzen, sie ihm Glück, er ihr den Mangel des Glückes, der in seiner Dauer sicherer das Leben erdrückt, als der Schlag des Unglückes es zerschmettert.

Adolfine fühlte sich jetzt nicht stark genug, der Mutter den gewohnten Schein der Heiterkeit zu zeigen, und verließ sie bald wieder, um ihre Zukunft zu durchdenken. Diese Zukunft bedrohte sie ganz nahe mit dem Verluste des geliebtesten, ja fast mochte sie sagen, des einzig geliebten Wesens. Denn was war dem unzerreißbaren Bande gegenüber, das vom Anbeginn ihres Lebens bis über das Grab hinaus reichte, jede andre Liebe, die sie je kennen gelernt hatte? Nur ein Spiel, oder eine schnell aufflackernde, schnell wieder erlöschende Fieberglut, oder im besten Falle eine Neigung, die irgend einer Probe noch erliegen, vor irgend einem Wechsel des Ortes oder des Schicksals noch erkalten konnte!

Und gerade jetzt sollte sie diesen Verlust erleiden, wo sie sich auch von dem zuverlässigsten Freunde trennen mußte, weil ihre Nähe ihm fast noch größeren Kummer bringen würde, als noch kurz zuvor ihre Entfernung und Untreue! Sie prüfte sich noch einmal ob sie bereuen solle, Mensingens Hand abgelehnt zu haben, aber ihr Gewissen bestätigte das Geschehene.

Frankreich. In dem zweiten Monat (Ni-gouats) wird das große Fest der Frauen, im fünften (Go-gouats) das der Männer feierlich begangen. Den in diesem Monat gebornen Kindern männlichen Geschlechts soll ein besonderer Glücksstern strahlen.

Einige der zahlreichen Feste gehen ohne sonderlichen Prunk still vorüber, aber bei den großen, den sogenannten »Madzouris« ist die ganze Bevölkerung in festlicher Stimmung, in freudiger Aufregung; da gibt es üppige Mahlzeiten, glänzende Schauspiele; da wird das Werkeltleid bei Seite gelegt, des Alltagslebens Mühe und Plage vergessen, um sich ganz und gar den Freuden und Belustigungen zu überlassen. Ich hatte das Glück, mich in Nagasacki aufzuhalten, gerade, als man dort das Fest des Stadtpatrons feierte. Das ist die wahre, bedeutendste Madzouri, und drei Tage bot sie einen Anlaß zu wunderlichen Beobachtungen und mannigfachen Zerstreuungen.

Der Gouverneur, ein liebenswürdiger, feingebildeter Mensch, mit dem ich Verbindungen angeknüpft hatte, die ich noch heute in gutem Angedenken bewahre, ließ kurze Zeit vor Beginn des Festes meinem Wirthe, dem amerikanischen Consul, sagen, er habe Sitze bereiten lassen, von denen aus wir in aller Bequemlichkeit den Anblick des Schauspiels genießen könnten, das in freier Luft zu Ehren des göttlichen Schutzherrn der Stadt Nagasacki aufgeführt werden sollte. Wir verfehlten nicht, uns zur bestimmten Zeit am bestimmten Orte einzufinden.

An jenem Tage legte die ganze Stadt die Hände in den Schoos; die Straßen waren verlassen, alle Läden geschlossen und die spärlichen Vorübergehenden, festlich geschmückt, eilten dem Schauplatz zu, wo die Madzouri gefeiert werden sollte.

Dort hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden, eine kompakte, lustige, aber ruhige und ungefährliche Gesellschaft. Mit jener Höflichkeit, die die Japanesen nie verläßt, beeilte man sich, uns Platz zu machen, es war, als ob man hätte sagen wollen: »Hier kommen Fremde, wir wollen sie mit der unsern Gästen schuldigen Zuvorkommenheit behandeln.« So durchschritten wir einen Platz, wo Ringer soeben eine Vorstellung beendigt hatten, und nachdem wir eine große Treppe erstiegen, befanden wir uns vor dem, für die dramatische Vorstellung bestimmten Raum. Ein Offizier erwartete uns am Eingang. Nachdem er uns tief begrüßt und sein Bedauern darüber geäußert hatte, uns in so geringer Anzahl zu erblicken, führte er uns in eine bedeckte Loge, neben der des Gouverneurs und seiner ersten Offiziere gelegen. Man hatte die freundliche Vorsichtsmaßregel getroffen, in unserer Loge und zu unserem Bedarf Bänke und einen Tisch aufzustellen (die Japanesen setzen sich bekanntlich auf die Erde), auf welchem die ausgewähltesten Speisen und Leckerbissen der japanesischen Küche in Hülle und Fülle aufgetragen waren: Reis, roher und gekochter Fisch, Eier, Gemüse, Obst, Zuckerwaaren, süßer Wein von Osakka, „Sakki" (Reisbranntwein) und Thee. Kaum hatten wir uns gesetzt, so brachten auch schon die Bedienten Pfeifen und Tabak. Einige Minuten später sandte uns der Gouverneur einen seiner Offiziere in Begleitung eines Dollmetschers, um uns für die Annahme seiner Einladung zu danken. Er konnte uns, seiner Meinung nach, nur »ein unser wenig würdiges Schauspiel bieten, aber wir würden ihm gewiß Rechnung tragen für seinen guten Willen, uns einige Zerstreuung zu gewähren.«

Meine Begleiter und ich dachten hinsichtlich des »unser wenig würdigen Schauspiels" ganz anders. Das Schauspiel, das wir vor Augen hatten, war ebenso mannigfaltig, wie interessant. Vor uns befand sich ein weiter, leerer Raum, um den sich in ehrerbietigem Schweigen (denn der Gouverneur war anwesend) die schaulustige Menge drängte. Den Kindern waren die besten Plätze gegeben worden. Es war schon für uns ein Vergnügen, diese zukünftigen Japanesen anzusehen, mit ihren kleinen, sorgfältig rasirten Köpfen, die Einen in glänzenden seidenen, die Anderen in baumwollenen Gewändern, aber Alle sauber und reinlich, wie sie mit hastiger Neugier und fröhlicher Lebhaftigkeit um sich schauten. Hinter ihnen standen die Eltern und Verwandten, ernste Leute in langen, dunkelfarbigen Kleidern, die an der Hüfte durch einen schmalen Gürtel (obi) mit Schreibzeug, Tabaksbeutel, Pfeife und Fächer zusammengehalten werden. Die Frauen tragen eine gefälligere Tracht. Ihre schönen Haare sind sorgfältig geglättet, mit langen Nadeln geschmückt und um Kämme aus gelbem Schildpatt geschlungen; sie sind über die Maßen geschminkt; die rothe und weiße Schminke bildet dicke Schichten auf ihrer Stirn, ihrem Halse, ihren Wangen. Besonders Kecke vergolden ihre Lippen, Bescheidene begnügen sich damit, dieselben mit Karmin zu röthen. Die verheiratheten Frauen rasiren sich, nach altem Brauche, die Augenbrauen und schwärzen die Zähne, was sie in unseren Augen durchaus nicht verschönert.*)

Die jungen Mädchen hingegen, die das Gesetz diesem barbarischen Brauche nicht unterwirft, sind reizend. Sie haben die schönsten Zähne von der Welt, sanfte Augen, schwarze, kühngeschwungene Brauen. Ihr Wuchs ist schlank, ihre Formen sind graziös, ihre Manieren ganz und gar naiv und oft von hervorragender Distinction. Man muß sie sehen, wie sie sich mit tiefen Verbeugungen und liebenswürdigem Lächeln begrüßen, man muß sie hören, wie sie beim Vorübergehen ihr „Má-pira gómen assái!" einander zuflüstern, und auf diese Art für eine illusorische Störung, die sie verursacht haben könnten, um Verzeihung bitten, um sich zu überzeugen, daß das japanesische Volk in allen seinen Vertretern das höflichste, leutseligste, entgegenkommendste Volk der Erde ist.

*) Uebrigens sind auch in den Augen der Japanesen weiße Zähne und scharfgezeichnete Brauen nothwendige Attribute der Schönheit. Wenn sich die Frauen nach ihrer Vermählung entstellen, so bringen sie ein Opfer, dessen Werth nicht unterschätzt werden darf. Mit ihrer Vermählung wird es ihnen zur Pflicht, treue Gattin, wachsame Mutter zu seyn. Ihre Schönheit wird eine Eigenschaft, um die sie sich nicht mehr viel bekümmern dürfen, und um anzudeuten, daß sie der schnöden Gefallsucht für immer entsagen, unterwerfen sie sich dem alten Brauche, schwärzen sich die Zähne und rasiren sich die Augenbrauen. Anm. d. Verf.

anesischen Brauche gemäß dem Festordner mitgetheilt, und m das Feuer und den Eifer der Ringer anzuregen, jedesmal ut vorgelesen werden. Nach beendigter Lektüre trat der Offizier abseits, um die Mitte der Arena frei zu lassen. Zwei :inger traten vor, begrüßten das Publikum, indem sie die rme über den Kopf erheben und schickten sich zum Kampfe ı. Die Vorbereitungen wahrten einige Zeit lang; die Menge, .e daran gewöhnt zu seyn schien, beklagte sich auch nicht darber, aber die Fremden verloren die Geduld und ihr Ruf: üinkko (beeilt Euch!) wurde zur großen Belustigung der :apanesen, die herzlich darüber lachten, mehrfach wiederholt. :ie Ringer begannen damit, auf der Arena einige Reiskörner nd Wassertropfen fallen zu lassen, um den Gott der Gladiaoren günstig für ihr Beginnen zu stimmen, befeuchteten Schulern, Arme und Beine, rieben ihre Hände mit Sand, vollihrten einige groteske Bewegungen, die wahrscheinlich darauf bgesehen waren, die Glieder geschmeidig zu machen, und stell:n sich endlich in der Mitte der Arena einander gegenüber, ı der Stellung von Menschen, die sich mit aller Gewalt Bahn rechen wollen. Auf der Spitze ihrer breiten Füße niedergeockt, die Ellbogen fest an den Körper gedrückt, mit gestrecktem)alse, den Brustkasten etwas vorgebeugt, sahen sie gleichzeitig rotesk und schrecklich aus. Auf ein vom Festordner gegebenes Signal stießen sie einen rauhen Schrei aus und warfen sich ufeinander. Der Zusammenstoß mußte furchtbar seyn; der Biederhall ertönte im ganzen Circus und das Fleisch der Ringer bedeckte sich an der Stelle, wo sie sich berührt hatten, ugenblicklich mit einer blutigen Röthe. Aber der Stoß war iit so großer Geschicklichkeit berechnet worden, daß die Wirung sozusagen neutralisirt wurde. Die beiden Menschen waen auf sich selbst zurückgeprallt, wie zwei inerte Massen von leicher Schwere, die mit gleicher Geschwindigkeit aneinander etrieben waren. Dasselbe wurde mehrfach wiederholt, ohne aß der Zweck, dem Einen oder dem Andern die Alleinherrchaft zuzugestehen, erreicht worden wäre. Nach mehreren dertigen fruchtlosen Versuchen verzichteten sie darauf, dem Kampfe uf diese Weise ein Ende zu machen, und unter den stürmihen Beifallbezeugungen der Masse, die allen Phasen des Kampfes mit einer fieberhaften Aufregung folgte, faßten sie ich Mann an Mann. Es war ein wahrhaft ergreifendes Schauspiel, der Anblick dieser beiden nackten Kolosse, in zeraalmender Umarmung fest vereint, Brust gegen Brust, Schuler gegen Schulter, die Arme umschlungen, die Beine gespreizt, as ungeheure Gewicht, das auf ihnen lastete, tragend. Die Glieder spannen sich straff an, die Muskeln springen mächtig ervor. Noch ist Keiner von der Stelle gewichen. Siehe da, ·lötzlich packt der Eine seinen Gegner am Gürtel, mit einer Hand hebt er ihn von der Erde hoch, hält ihn mehrere Seunden schwebend in der Luft und schleudert dann mit aller Gewalt diese Masse aus der Arena in die Reihen der übrigen Ringer, die wie das Publikum selbst mit ängstlicher Neugier ille Wechselfälle des Kampfes verfolgt haben.

Keuchend, taumelnd, in Schweiß gebadet, schreitet der Sieger in der Mitte der Arena vor, grüßt mit erhobenen Armen und zieht sich unter endlosem, schallendem Beifallsstürme zurück.

Die japanesischen Athleten (Sommos genannt) bilden eine besondere Kaste. Sie genießen eines gewissen Ansehens. Die Bürger sind stolz darauf, in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden, und laden sie ein, bei ihnen zu rauchen und zu schmausen; selbst die Adeligen verschmähen ihren Umgang nicht. Es gibt verschiedene Ringergesellschaften. Der Hauptkämpe, der Champion einer jeden, ist gleichzeitig auch ihr Chef; er besitzt, wie die Helden des englischen ring, einen Ehrengürtel, der ihm gewöhnlich von dem Herrn seines Geburtslandes geschenkt ist und mit dem er sich bei dem Beginn und bei dem Ende einer jeden Festlichkeit schmückt. Das Ringen als Profession ist nicht gewerbefrei. Ein jeder Ringer muß einer bestimmten Gesellschaft angehören und sich mit dem ihm gezahlten Lohne begnügen. Der Chef bezahlt sich von den Einkünften nach eigenem Ermessen. Indessen ist er doch nicht absoluter Herr seiner Truppe; er steht gleichfalls unter der Botmäßigkeit des Ringerkönigs, der der großen Ringergesellschaft zu Yeddo oder Kioto präsidirt, und zahlt diesem seinen jährlichen Tribut. Die Chefs der Ringergesellschaften haben Offiziersrang und tragen wie der japanesische Adel zwei Degen. Sie reisen mit ihren Gesellschaften stets im Lande umher und verweilen in den Hauptstädten der verschiedenen Provinzen auf eine von der Obrigkeit bestimmte Zeit. Sie scharren viel Geld zusammen, denn die Japanesen sind leidenschaftliche Verehrer ihrer gymnastischen Uebungen. *)

Unter italienischen Räubern.

Erzählung.

Ich hatte einen ganzen Winter hindurch meinen Studien der alten Kunst in Rom obgelegen, und war nun, zwischen zwei andere Mitreisende in das Coupé eines wohlfeilen Vetturins eingepreßt, mit Beginn der schönen Jahreszeit nach Neapel gegangen, um dort frische Natur zu studiren. Ich war der gewaltigen Gemälde-Gallerien, der gemietheten Modelle und des Geschwätzes der Ateliers so überdrüssig, daß ich es für eine Erholung ansah, zur Abwechslung wieder einmal Landschaften zu malen; so sagte ich zu Anderen, und dieß redete ich mir selber vor, obschon mir mein eigenes Herz widersprach. Ich wußte in innerster Seele sehr wohl, daß ich Rom nur in einer erbitterten Stimmung verließ, weil ich den Anblick von fremdem Glück nicht ertragen konnte. Es schnitt mir tief in's Herz, zu sehen, wie Männer, welchen ich mich ohne Selbstüberhebung an Kunstsinn, Geschmack, an Verständniß der Farbe, an Originalität, kurz an Allem außer einem unverdrossenen beschränkten Fleiß überlegen wußte, mich in dem Wettlauf des Berufslebens überholten. Unser Jahrhundert ist ein kaltes, hartes, werkeltägliches, büffelndes, ohne

*) Nach einer Uebersetzung im Mag. f. d. Lit. d. Ausl.

teuer unter den Banditen gegeben und mir mancherlei Anekdoten und Charakterzüge von den berühmtesten Räuberhauptleuten jener Zeit, von Saltecco, Capo Rosso, Malinghetti und namentlich von einem anderen Schnapphahn mitgetheilt hatte, dessen Beiname L'Agnello, das Lämmchen, ironisch seine ganz besonders wilde Gemüthsart ausdrückte. Jener Amerikaner war ein Arzt und hatte diesem Umstande seine Befreiung von jeder Mißhandlung während seiner Gefangenschaft unter dieser gefährlichen Bande verdankt, denn viele derselben waren damals am Sumpffieber krank, worunter der Anführer der Bande selbst, der gefürchtete Saltecco. Der Amerikaner hatte glücklicherweise eine Reise- und Hausapotheke unter seinem Gepäcke, und dadurch die Mittel, den größern Theil dieser Patienten zu kuriren; als Anerkennung seiner ärztlichen Bemühungen hatten sie ihn dann in Freiheit gesetzt, ohne ihm etwas zu Leide zu thun oder ein Lösegeld abzunehmen, nur der Hauptmann hatte ihm die goldene Uhr und Kette zurückbehalten, die er als Andenken an ihn zu tragen versprach. Die Schilderungen, welche mir Dr. Hucks von den wilden Bivouacs droben in der dünnen klaren Luft der Bergeinöden, von den des Pinsels eines Salvator Rosa würdigen Gruppen um die Lagerfeuer, von den Tänzen, den dörflichen Vergnügungen, woran die Räuber immer als willkommene Gäste Antheil nahmen, und anderen seiner Erlebnisse entworfen, hatten meine Neugierde in höherem Grade rege gemacht, und ich hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als wo möglich einen Geleitsbrief zu bekommen, um das Lager dieser Banditen besuchen zu können, denn die Idee, ein großes Bild zu malen und dadurch mit einem einzigen Streiche berühmt zu werden, zog mir fortwährend durch den Kopf, wie bei manchem müßigen Menschen ein solcher Gedanke fortwährend spukt. Wer wußte, ob nicht irgend eine besonders wilde Scene dieses Räuberlebens in den Bergen mir den Stoff zu einem Werke liefern konnte, welches selbst jetzt noch meinem verfehlten Leben eine günstige Wendung zu geben vermochte!

Allein alle meine Bemühungen zur Ausführung dieser romantischen Pläne schlugen vollständig fehl. Ich fand, daß die guten Leute von Portici gar keine Lust hatten, das Vorkommen von Räubern in dieser Gegend zuzugeben; sie behaupteten vielmehr, alle Geschichten von Anfällen und Plünderungen seyen grobe Uebertreibungen; ein kleiner unbedeutender Diebstahl, die Plünderung eines Hühnerstalls oder eines Weingartens möge wohl zuweilen vorkommen, allein ein trotzigeres Vergehen sey nicht authentisch erwiesen. Ja ich möchte sogar muthmaßen, die damalige bourbonische Regierung zu Neapel habe, um unliebsame Mahnungen oder leidige Rathschläge fremder Mächte abzuwenden, den Befehl erlassen, die Räuber wenigstens zu ignoriren, falls man sie nicht ausrotten könnte.

„Um Vergebung, aber heißen Sie nicht Hollweg und wohnen Sie nicht im Albergo della Luna in Portici?“ fragte mich jemand hinter mir in englischer Sprache, als ich in derartige Gedanken versunken an jenem Abend mir den glorreichen Sonnenuntergang betrachtete, so sehr in meinen Träumereien befangen, daß ich nicht einmal seinen Schritt gehört hatte. Ich wandte mich um und stand einem kräftig gebauten Manne von mittlerer Größe gegenüber, in dessen sonnverbranntem Gesicht ein Paar lebhafter blauer Augen glänzten, blitzschnell hin und her schweiften und im Nu von jeder Person oder jedem Gegenstande das Maaß zu nehmen schienen. Sein Haar ward schon grau, doch mehr von Mühen und Strapazen und Wind und Wetter als von Alter, denn ich gab ihm in meiner Schätzung kaum mehr als fünfunddreißig Jahre. Sein Anzug von dunkelfarbigem Wollstoffe war einfach und reinlich, und nach dem Cirkel und elfenbeinernen Zollstab, der aus der Brusttasche seiner Juppe hervorsah, hielt ich ihn für einen der englischen Feldmesser, welche bei dem Bau der Eisenbahn angestellt waren. Seine Stimme war laut und barsch, wie bei einem an Befehlen Gewöhnten, hatte aber einen angenehmen gemüthlichen Klang.

Ich gab mich als den Genannten zu erkennen und war neugierig zu erfahren, was der Herr von mir wollte; er sah mir nicht aus wie ein gewöhnlicher Bummler, der nur um die Zeit todtzuschlagen mit dem Nächsten Besten eine Unterhaltung anknüpft; und überdem hatte er sich ja die Mühe genommen, auf irgend eine Weise meinen Namen zu ermitteln.

„Dann gehört dieser Brief da Ihnen, wie ich gleich vermuthete. Sie ließen ihn dort auf der Brücke fallen und ein Ziegenhirt gab ihn mir, so daß ich, der ich Sie von dem Eisenbahndamm aus gesehen hatte, Ihnen nachging, um Ihnen denselben wieder einzuhändigen. Es freut mich, den Brief wieder dem richtigen Besitzer zustellen zu können.“

Der Brief war von Lucy und ich hatte ihn erst am Morgen erhalten. Ich ärgerte mich über meine Achtlosigkeit, denn ich hätte ihn leicht an einem besuchteren Platz verlieren können, wo er Unberufenen in die Hände gefallen wäre, denn ich wußte, daß viele Reisende nicht übermäßig gewissenhaft und discret gegen Briefe und Papiere sind, die Ihnen auf solche Weise in die Hände fallen. Ich dankte daher dem Feldmesser mit aufrichtiger Herzlichkeit.

„Bah, eine Kleinigkeit, die nicht des mindesten Dankes werth ist,“ sagte der Engländer und wischte sich die Stirne ab, als er sich hier oben umsah; „der Fund hat mir einen angenehmen Spaziergang und eine hübsche Aussicht verschafft. Wie wunderschön ist dieser Sonnenuntergang!“ und er blickte in die dunkle Glut von Orange und Karminroth, welche in rasch verschwindendem Glanze am Rande des westlichen Himmels leuchtete, mit einem ungeheuchelten Entzücken. Im Handumwenden sah ich mich in eine angelegentliche Unterhaltung mit dem Fremden verwickelt, dessen gutmüthige Biederbheit und Offenheit mich mehr anmuthete, als das höfischere Benehmen irgend eines Weltmannes gethan haben würde. Ich meinerseits gestand ihm ehrlich und offen, daß ich nur ein armer alleinstehender Maler sey.

„Na, das ist auch kein schlechtes Geschäft, wenn man einen rechten Beruf und Anlage dazu hat und sich die Sache ernst seyn läßt,“ meinte der Engländer und stieß mit einer Meß-

„Faccia à terra (das Gesicht zur Erde)!“ rief eine tiefe Stimme aus dem Dickicht über mir, begleitet von dem Knacken eines Flintenschlosses. Ich blieb stehen und blickte rasch in der Richtung des unsichtbaren Rufers hinauf; da wiederholte sich der barsche Befehl in gemeinsten calabresischen Patois, und eine Stimme rief ganz deutlich: »Das Gesicht an den Boden nieder, englischer Narr! Beppo, Niccolo, zeigt ihm die Büchsen!“

Augenblicklich krachten die Zweige, und durch das immergrüne Laubwerk wurden mehrere blinkende Gewehrläufe herausgestreckt und mir wiederholt der strenge Befehl ertheilt, auf den Boden niederzuliegen und das Gesicht der Erde zuzukehren. Anfangs war ich halb ungläubig gewesen, und halb geneigt, hier an einen mir gespielten Schabernack oder an eine Sinnentäuschung zu glauben; aber nun konnte ich nicht länger zweifeln, daß ich wirkliche Räuber vor mir hatte. Sobald ich diese Wahrheit ermittelt, lief eine eigenthümlich prickelnde Empfindung wie Feuer durch mein Blut und ich wußte kaum, ob dieses Beben Freude oder Schrecken bedeutete. Dann hörte ich einen schweren Körper sich zerrend und reißend an dem Abhang vor mir durch das Gebüsch und die verworrenen Schlingpflanzen hindurcharbeiten und sich mir eiligst nähern. Ich versuchte zu fliehen, ward aber eingeholt, wandte mich verzweiflungsvoll gegen meinen Verfolger, entriß ihm das Gewehr und schleuderte ihn mit einer Gewalt, die ich mir selber kaum zugetraut haben würde, auf einen Haufen Steine und verschlungene Olivenwurzeln. Allein zwei stämmige Bursche folgten dem ersten dicht auf der Ferse, warfen sich auf mich und packten mich, und drückten mich mit solcher Wucht an den Boden nieder, daß ich sie nicht mehr abschütteln konnte, während ein Vierter in gemächlicher Weise herankam, mir die Mündung seines Gewehres auf die Stirne drückte und den Befehl gab, mich augenblicklich ruhig zu verhalten und in mein Schicksal zu ergeben, wenn er mir nicht den Kopf zerschmettern solle. Ich ergab mich, und in unglaublich kurzer Zeit waren mir die Arme mit einem Strick auf den Rücken gebunden und ich meiner Uhr, Börse, Brieftasche, meines Skizzenbuchs und meines Bleistiftbehälters beraubt, worauf mich meine Häscher packten und in vollem Marsch mit sich nach den Bergen schleppten.

So lange unser Weg noch durch angebaute Gegenden führte, schwiegen meine räuberischen Begleiter entweder ganz oder unterhielten sich nur ganz leise und kurz. Allein als wir die Olivenhaine und Wallnußwälder hinter uns hatten und die terrassenförmigen Weinberge und die mit Hecken eingefriedigten Felder nacktem Felsen und dornigem Unterholz gewichen waren, stiegen der Muth und die Fröhlichkeit der Räuber im selben Verhältniß wie wir uns von der Civilisation entfernten. Sobald wir uns ganz in unangebauter Gegend und in der Wildniß befanden, huben die beiden jüngeren der Räuber Arien und Melodieen aus Opern zu singen und zu pfeifen an, welche von La Scala und San Carlo den Weg in diesem Gebirge gefunden hatten.

Vergebens protestirte ich gegen meine Gefangennehmung und versicherte die beiden älteren und ernsteren der vier Räuber, ich sey eine höchst unergiebige und profitlose Beute, wenn ich in der That nicht, wie es den Anschein habe, irrthümlich für einen Andern gepackt worden sey. Ich gab ihnen zu bedenken, ich sey ein armer Künstler und habe keinen Scudo mehr im Vermögen außer dem Bißchen Scheidemünze, das sie in meiner Börse gefunden hätten, und kenne niemanden, der geneigt oder im Stande sey, ein Lösegeld für mich zu bezahlen. Aber die einzige Antwort auf derartige Vorstellungen war immer nur ein Rippenstoß mit dem Gewehrkolben und ein wilder Befehl, meine Schritte zu beschleunigen. Ich hatte bald auch nicht mehr viel Athem für derlei unnöthige Vorstellungen übrig, denn ich mußte nothgedrungen steile, steinige Schluchten hinanklettern, welche vermuthlich blos ausgetrocknete Betten von Bergströmen waren, oder mich mühsam über Felsen hinschleppen, in deren Spalten stachelichte Bergdisteln und verkrüppelte Cacteen wuchsen.

Athemlos, erschöpft und mit zerschundenen blutenden Füßen, denn meine leichten Stiefeln hatten mir nur einen armseligen Schutz gegen die scharfen Steine gewährt, über die ich mehrere Stunden nach besten Kräften hinzustolpern gezwungen gewesen war, — sank ich endlich auf ein Felsstück nieder und erklärte, daß ich unmöglich weiter könne. Die Räuber drohten mir, schlugen mich, aber vergeblich — ich konnte nicht mehr. Endlich holte einer von ihnen eine verstöpselte Feldflasche aus der Tasche, entkorkte sie und hielt sie an meinen Mund.

„Trink!“ rief er ungeduldig; »wir haben nur noch eine Miglie (Meile) zu gehen. Trink! San Gennaro verdamme Dich! hältst Du denn den guten Schnaps für Gift?“ Der rauhe feurige Branntwein belebte mich wieder; aber es kostete meine Begleiter viele Mühe, viel Schieben, Drängen, Stützen und Stoßen, um mich weiter zu bringen und fortzuschleppen, und ich war schon auf dem Punkte, von neuem zusammenzubrechen, als wir durch eine enge Schlucht zwischen zwei hohen Felsenkegeln hinan stiegen, dann plötzlich um eine Ecke bogen und auf eine kleine Ebene hinaustraten, wo mir ein ganz unerwartetes Schauspiel entgegenleuchtete. Auf einem mäßig großen Raume der mit Gestrüpp bewachsenen Haide brannten wenigstens zwanzig Wachtfeuer mit röthlich qualmender Flamme und um diese lagerten, saßen oder bewegten sich in einer Menge verschiedenartiger mehr oder minder belebter Thätigkeiten, Gruppen dunkler Gestalten, die zum größten Theil den aus der Oper so bekannten Calabreser Hut trugen. Hie und da spiegelte sich der Glast der Feuer auf blanken Gewehrläufen, die von ihren Eigenthümern gerade geputzt oder beim Feuerscheine untersucht wurden, und vor mehren Feuern wurden emsige Zubereitungen zur Mahlzeit getroffen und ganze Zickchen, Hasen oder große Stücke halbrohen Fleisches langsam gedreht, wie sie so an einem Strick schwebend über dem Feuer hingen. Von einer andern Gruppe her, welche größer war als die übrigen, ertönten die Klänge einer Guitarre, womit der Sänger einer Bravourarie, der eine sehr schöne tiefe Baßstimme hatte, sich begleitete, denn diese Italiener der unteren Volksklassen sind alle musikalisch und schnappen die

deutsche Maler, der zu Pietro und mir kam, als wir unser Brod und unsere Melonen am Brunnen verzehrten, und der jedem von uns einen Bajocco gab, damit wir stille hielten, während er uns abzeichnete. Der Milordo ist viel dicker und hat einen röthlichen Backenbart!"

In der That überzeugte sich der Anführer der Räuber durch Besichtigung meines Passes und meines Skizzenbuchs, daß ich nicht der reiche Reisende sey, auf dessen Einfangung er es abgesehen hatte. Diese Entdeckung verfetzte den Agnello in die gefährlichsten Wuthausbrüche. Er begann damit, meine Gefangennehmer »blinde Maulwürfe und Fledermäuse« zu schelten, die den Unterschied zwischen einem bettelhaften Kleckser und einem »Reichen« ersten Ranges nicht kannten. Sie entschuldigten ihr Versehen mit sprüchwörtlichen Bemerkungen, daß bei Nacht alle Katzen grau seyen, u. drgl. m., und das Gemurmel unter der Bande bewies, daß die Räuber ihre vier Kameraden von allem Vorwurf freisprachen. Jetzt heftete Agnello seine flammenden Augen auf mich und schwur hoch und theuer, ich solle für beide bezahlen. Ich widerholte die Versicherung, daß ich arm sey, und keinen Verwandten habe, den ich um die Summe meines Lösegeldes angehen könne.

„Per Ercole, das wollen wir bald sehen!« rief der Elende; »kannst Du Dein Lösegeld nicht in Silber bezahlen, so sollst Du es an Deiner Haut büßen. Zieht ihm die Stiefeln herunter, Kinder, und wärmt ihm die Füße; wenn seine Zehen gebraten sind, wird der naseweise Vogel ein anderes Liedchen pfeifen.«

Augenblicklich ward ich von mehreren starken Armen ergriffen und niedergeworfen, worauf man mir Hand und Fußgelenke sehr fest mit Stricken und Riemen band, da es schon oft vorgekommen war, daß ein gefolterter Gefangener Unheil unter seinen Peinigern angerichtet hatte. Hierauf wurden mir die Stiefeln und Strümpfe stückweise von den Füßen gerissen und ich so nahe zum Feuer hingezogen, bis meine nackten Fußsohlen dicht an der glühenden rothen Asche desselben waren. Ich war von der scharfen Bergluft und der Müdigkeit beinahe erstarrt, und so war mir im ersten Augenblick die Hitze nicht unangenehm, ward aber bald höchst unbequem; aber ich trug es schweigend. Das Unbehagen ging jedoch bald in Schmerz über und der Schmerz steigerte sich in's Unerträgliche, so daß ich ächzte und stöhnte und vom Feuer hinweg zu kriechen versuchte, worauf mich ein Räuber bei den Schultern packte und wieder zurückstieß, als ob ich ein Klotz wäre; meine verbrannten Füße fielen in die glühenden Kohlen, und ich vermochte einen lauten Schmerzschrei nicht zu unterdrücken, welcher aber durch die fühllosen Wilden nur mit einem brüllenden Gelächter verhöhnt wurde.

»Der Braten wird anbrennen,« sagte ein Spaßvogel, und dieser Scherz rief ein neues Gelächter hervor. Einige Weiber murmelten freilich „poverino," als ich mich in den aberwitzigsten Schmerzen krümmend und stöhnend am Boden wälzte, allein niemand nahm sich meiner an um mich zu befreien, und ich begann schon zu fürchten, ich werde auf Lebenszeit verstümmelt seyn. Allein der fürchterliche Schmerz trieb mir selbst diesen Gedanken aus dem Sinn, und überwand in mir alles Gefühl für Stolz, Rache oder Klugheit, so daß ich unaufhörlich aus Leibeskräften schrie und bald die hartherzigen Barbaren um Mitleid anflehte, bald sie mit Schimpfworten und Flüchen überhäufte in der wahnwitzigen Hoffnung, ich könnte dadurch irgend einen der Schufte, der etwas mehr Galle habe als die übrigen, veranlassen, durch einen Dolchstoß oder Flintenschuß meinen Leiden ein Ende zu machen. Endlich aber war alle Kraft meiner gesunden Natur ganz aufgebraucht und ich fiel in Ohnmacht.

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in einer ärmlichen Hütte auf einem Haufen Stroh. Auf einem zerbrochenen Weinfäßchen in einiger Entfernung von mir saß ein grauhaariges altes Mütterchen und spann emsig an einem jener klassischen Spinnrocken, deren sich die italienischen Weiber schon seit den Zeiten der etruskischen Civilisation bedienen. Eine Zeitlang war mein Kopf noch so schwer und trübe, daß ich mich an nichts mehr erinnern konnte; ich sah zwar daß es Morgen, und fühlte daß die Luft kühl war, aber ich versuchte gar nicht zu ermitteln, wie ich hieher gekommen war. Endlich bewegte ich den einen Fuß, und ein wilder stechender Schmerz darin rief die Erinnerung an die früheren Leiden und Foltern in mir wach, und stöhnend erhob ich mich und versuchte aufzustehen, jedoch vergeblich. Die Alte wandte den Kopf nach mir um und hieß mich stille liegen, wie wenn ich ein ungeduldiges Kind gewesen wäre, kam dann heran und wand einige Ellen grober Leinwand ab, in welche meine schwerverletzten Füße gewickelt waren, und schickte sich an, die versengte Haut auf's neue mit einer wunderbar beruhigenden Salbe zu verbinden.

Diese Alte hatte mir vermuthlich das Leben gerettet, denn sie allein hatte sich meiner erbarmt, als ich besinnungslos dalag, und zwar aus einem höchst sonderbaren Beweggrund. Die Neapolitaner der untersten Klasse haben wenig oder gar keinen Begriff von Menschenfreundlichkeit in Theorie oder Praxis, und es fällt nur selten irgend einem ein, das Unglück von Leuten zu bemitleiden, welche nicht durch Bande des Bluts oder der Freundschaft ihm näher stehen. Aber die alte Caterina war, wie es scheint, die Mutter von zwei Söhnen, Mitgliedern der Bande, gewesen, welche einige Jahre früher in Neapel gehenkt worden waren, und das alte Mütterchen wähnte in mir einige Aehnlichkeit mit dem jüngsten und geliebtesten dieser Jungen zu erblicken. Diese glückliche Aehnlichkeit hatte die Alte veranlaßt, die Heilung des einsamen Fremdlings zu unternehmen; sie hatte einige Männer der Bande durch Bitten veranlaßt, mich nach ihrer Behausung, der verlassenen baufälligen Hütte eines Ziegenhirten, zu tragen, hatte mich auf einen Haufen Stroh unter einen zerrissenen Teppich gelegt und meine mit Blasen und Brandwunden bedeckten Füße mit einer Salbe eingeschmiert, welche nach ihrer Versicherung unfehlbar heilend war und mich in den Stand setzen würde, spätestens in einem Monat wieder die Tarantella zu tanzen.

Aber ich war noch nicht gerettet. L'Agnello war zwar überzeugt, daß ich nicht der Reisende sey, statt dessen ich gefangen worden war, aber dennoch entschlossen, mich nicht un-

Gewerbsmann, der in fremden Diensten stehe, mir die bedeutende Summe vorstrecken könne, welche der Banditenführer als Preis meiner Freiheit verlangte. Meine einzige Hoffnung bestand darin, daß wenn der Ingenieur mein Loos erfahre, er vielleicht bei seiner Gesandtschaft oder bei den Behörden etwas mehr thun werde, um meine Freilassung von jener Seite her zu vermitteln. Half aber auch dieß nichts, so mußten wenigstens Lucy und meine eigenen Verwandten auf diesem Wege erfahren, was aus mir geworden war, und ich konnte doch mit dem Bewußtseyn sterben, daß man den Urheber meines Todes kenne.

Noch war ich am andern Morgen mit diesen Gedanken und Entschlüssen nicht lange fertig geworden, so besuchte mich ein anderes Mitglied der Bande, der sogen. Sergente oder Feldwebel, ein ehemaliger Soldat, welcher der nächste an Rang und Einfluß nach L'Agnello war. Der Mann war schon ein starker Vierziger und sein Benehmen und Gang verriethen weit mehr Energie und Intelligenz, als ich bei den anderen Räubern bemerkt hatte, die gewöhnlich lauter Bauernlümmel oder Müssiggänger aus den Städten waren. Sergente redete mich in gebrochenem Deutsch an, das er unter den Schlüsselsoldaten zu Bologna und Forli von den vielen Deutschen aufgeschnappt hatte, die unter der päbstlichen Truppe dienten. Ich erwiderte ihm Deutsch und zwar bald in gutem Altbayrisch oder Vorderösterreichisch, bald in den schweizerisch-allemanischen Kehllauten, die ihm von dorther bekannt seyn mußten. Es lag mir daran, ihn zu überzeugen, daß ich wirklich ein Deutscher sey, und dieß gelang mir am besten durch einige Soldatenlieder, die ihn vollständig überzeugten. Sergente war ein klügerer und umsichtigerer Mann als L'Agnello. Wohl sang er mir dasselbe Lied, wie die anderen Räuber, von dem schrecklichen Ende, das mich erwarte, wenn ich kein Lösegelde bezahlen könne, aber als ich ihm auseinander setzte, daß ich ein armer Deutscher, ein armer Maler sey, der nie und nimmer die vierzehntausend Ducati aufbringen könne, und daß es daher großmüthiger von L'Agnello wäre, mich sogleich erschießen zu lassen, anstatt mir noch eine Galgenfrist zu geben, strich Sergente nachdenklich seinen Bart und murmelte etwas vor sich hin, das wie ein bekanntes neapolitanisches Sprüchwort klang, etwa des Sinnes: Lieber einen Floh in den Maccaroni, als gar kein Fleisch; und fragte mich dann mit forschendem Blick: ob ich denn gar keinen Bekannten in Neapel habe? »Nur einen Feldmesser, der an der im Bau begriffenen Eisenbahn arbeitet,« gab ich zur Antwort; »aber wer weiß, ob dieser im Stande wäre nur tausend Ducati aufzutreiben?« — Sergente zuckte die Achseln und ging; aber nach einer halben Stunde brachte er mir mein Skizzenbuch und meine Bleistiftschachtel und sagte: »Komm, mein Sohn! schreib' nur an Deinen Freund den Feldmesser. Ich habe mit L'Agnello gesprochen, und er will Dein Lösegeld auf viertausend Ducati heruntersetzen, in Anbetracht daß Du wirklich ein armer Deutscher, ein armer Teufel von Maler bist; aber unter viertausend Ducati thut er es nicht; er hat es bei der Seele seiner Mutter geschworen!« Ich dankte Sergente, und schrieb sogleich einen kurzen Brief, der meine ganze Lage darstellte, und adressirte ihn an den geheimnißvollen S. D.; ein junger Räuber unternahm es, das Sendschreiben nach dem nächsten besten Städtchen in der Niederung zu bringen, wo es durch den gewöhnlichen Kanal der Briefpost nach Neapel befördert werden sollte.

Ein Tag um den andern verging, und meine Füße waren, Dank der wirksamen Salbe und der gekauten Blätter welche die alte Caterina täglich auf dieselben legte, wieder so weit geheilt, daß ich im Lager der Räuber herumhumpeln konnte, wozu ich die volle Erlaubniß hatte, denn ich war viel zu lahm, als daß ich durch die rauhen dichten Wälder und über die kahlen, steinigen, zerklüfteten Höhen, welche zwischen mir und der Sicherheit lagen, hätte entkommen können. Man behandelte mich nicht schlecht; ich bekam immer meinen Antheil an der Polenta und dem Fleisch, welche die gemeinsame Kost bildeten, und meine Ration ward mir unverkürzt gereicht, selbst wenn es mit den Vorräthen im Bivouac spärlich bestellt war; und so oft ich mich einer der wilden Gruppen näherte, die sich nach Sonnenuntergang um die Feuer zu lagern pflegten, bot man mir immer gastfreundlich Wein und Cigarren an. Ich war zum Hofmaler der Bande bestellt worden, und einer der Schufte um den andern zankte und stritt sich mit seinen Gevattern um das Vorrecht, daß ich seine Spitzbuben-Physiognomie auf die leeren Blätter meines Skizzenbuchs übertrug. Und ein seltsames Völkchen waren sie, so unwissend, so pfiffig, so lebhaft in ihren Stunden guten Humors, daß sie Einem weit weniger wie Verbrecher erschienen, als wie irgend ein wilder Stamm, der mit der menschlichen Gesellschaft im Kriege liegt. Es waren einige Improvisatoren unter ihnen und ein paar Burschen, die sich zu ihrem Gesang selbst mit der Guitarre oder Mandoline zu begleiten vermochten, und am späten Abend herrschte eine laute rückhaltlose Fröhlichkeit um die Wachtfeuer herum.

Die Räuber waren von dem Mitgefühl der übrigen Gesellschaft keineswegs ausgeschlossen, sondern standen auf dem besten Fuße mit den Dorfbewohnern aus den benachbarten Engthälern des Gebirgs, bei deren Kirmessen, Jahrmärkten und sonstigen Festlichkeiten sie offen erschienen, und die ihnen Kundschaft, Nachrichten und Lebensmittel zutrugen. Viele der Räuber waren sogar aus der Gegend gebürtig und mit den Gemeinde-Behörden und der Polizei selbst verwandt, welche auf sie hätte Jagd machen sollen, woraus sich die Thatsache erklärt, daß die Carabinieri anscheinend niemals im Stande waren, die Schlupfwinkel zu entdecken, wo die Räuber hausten, obschon jene Verstecke Hunderten von sogenannten ehrlichen Leuten wohlbekannt waren.

Auch waren die Räuber nicht müßig; häufige Streifzüge wurden mit wechselndem Erfolg unternommen, aber während meines Aufenthalts unter ihnen kein Gefangener in die Berge herauf gebracht, obschon mehr als ein Reisewagen angehalten und seine Insassen geplündert worden waren. Nur bei einer einzigen Gelegenheit hatte ein Zusammenstoß mit Gendarmen stattgefunden, worauf dann die Abtheilung verdrossen und entmuthigt von dem Verlust von zwei Mann, die verwundet und

durch den cynischen Unglauben an das gute Herz der Menschen, der sich damals wie eine Rinde um mein eigenes Herz legte. George gestand mir, daß er mir eigentlich nur aus Eifersucht auf seiner Schwester Liebe und aus Vorurtheil gegen meine Nationalität und meinen künstlerischen Dünkel abgeneigt gewesen, daß er aber vom ersten Moment unserer persönlichen Bekanntschaft an Zutrauen zu mir gefaßt. Sein umsichtiger Rath, seine praktischen Ansichten und vor allem sein löbliches Beispiel ermuthigten mich, ein neues Leben zu beginnen, mich mit ausdauerndem Fleiße auf meine Kunst zu legen und nach Vervollkommnung in derselben ernstlich zu streben, und schon nach wenigen Jahren war ich im Stande nebst Zins und Zinseszins die ziemlich bedeutende Summe zurückzuerstatten, welche Graham zu meinem Lösegeld vorgestreckt hatte. Inzwischen hatte ich mir einigen Ruf als Künstler erworben und verdiente mir ein hübsches Stück Geld, und am Tage meiner Hochzeit mit Lucy, welche im fünften Jahr meiner Probezeit stattfand, ließ es sich George Graham, der bis dahin ein wohlhabender Mann geworden war, nicht nehmen, zur Sicherung unserer Zukunft auf Lucy und ihren Gatten ein Vermögen von zehntausend Pfund Sterling sicher anzulegen.

Pariser Stereoskopen.

Von Emil Lambert

(Fortsetzung.)

2. Mademoiselle Clemence, die Köchin.

Es war unmöglich, an Clemence irgend einen Fehler zu rügen; sie war zu gleicher Zeit so demüthig, liebenswürdig und scharfsinnig; sie wand dem Gegner das Schwert aus der Hand; sie leckte die Hand, die eben erhoben war, ihr den Gehalt zu bezahlen. Ihr Mitgefühl war ein höchst lebendiges. Sie hegte den äußersten Abscheu vor all den Kniffen der Pariser Gewerbsleute und eine tiefe Geringschätzung vor der Race der pariser Köchinnen. Sie hielt sich für eine glänzende Ausnahme von derselben. Sie hatte ihr Leben nur im Dienste von großen Familien hingebracht, so daß sie nicht die mindeste Idee von irgend etwas haben konnte, was nicht korrekt war. Ihre Abenteuer, wie sie dieselben beschrieb, waren nicht ohne Interesse — nämlich als kühne Anschläge auf die Leichtgläubigkeit von Ausländern. Clemence besaß einen ungeheuren Aplomb, eine schöne Anlage zur Schmeichelei. Diese beschwichtigende Salbe ward über Jedermann ausgegossen und hingestrichen. Sie hatte Erfahrung genug, daß sie für drei Menschenleben ausreichte und jedes derselben vollkommen ausfüllte, und doch war sie noch nie so glücklich gewesen, einer Familie anzugehören, welche nur halb so angenehm oder nur den zehnten Theil so vornehm war wie die unsrige. Unser Nesthäkchen war das gescheidteste Kind, das sie jemals getroffen hatte, und sie versicherte positiv und wiederholt hoch und theuer, sie könne durchaus nicht glauben, daß der Kleine erst vier Jahre alt sey; da müsse irgend ein Irrthum mit unterlaufen. Clemence schlug in die Hände, stierte den kleinen Adolph an und rief: „Erst vier Jahre? Nein, fürwahr, das muß ein Irrthum seyn!" Unser Papagei war die Perle von allen Papageien, und obschon Clemence seinetwegen manchen Tag einen Leinwandlappen um ihren Zeigefinger tragen mußte, so war unser Coco doch nach ihrer Versicherung so sanft wie ein Engel. Jedermann war bei ihr hübsch, liebenswürdig und gescheidt, und auf merkwürdige Weise verschieden von den vielerlei vornehmen englischen Familien, in welchen Clemence seither gedient hatte — was wir natürlich für ein sehr großes Kompliment halten sollten.

Nachdem Clemence bei ihrem Eintritt uns mit Schmeicheleien und Komplimenten überhäuft hatte, hielt unsere Köchin es für passend und rechtzeitig, daß nun auch an sie die Reihe käme ihre eigenen Vorzüge hervorzuheben und uns allen recht eindringlich und augenfällig zu machen; wir alle bis auf das wunderbare Nesthäkchen Adolph herunter, sollten des außerordentlichen Glücksfalls auch inne werden, welcher für uns darin lag, daß wir uns ihre Dienste gesichert hatten. Wir wurden aufgefordert, es einen Augenblick lang ja recht zu erwägen, daß wenn wir nur zwei Tage später gekommen wären, höchst wahrscheinlich eine andere Familie uns Clemence hinweggeschnappt haben würde. Wir waren also just um zwei Tage dem Verderben entgangen, konnten uns jedoch des eigenthümlichen Glücksfalls erfreuen, welcher uns zu Theil geworden war, und dem Himmel danken, daß er uns Mademoiselle Clemence zur Köchin beschieden hatte. Durch diese Gunst des Schicksals war uns eine ganze Welt von Widerwärtigkeiten abgenommen, denn wir hatten eine Köchin, die alles wußte und jedermann kannte; wir würden nun alles billig einkaufen, denn sie kannte das Weib, welches zweimal in der Woche die Butter zu Markt brachte, schon seit zwanzig Jahren. Der Mann der Butterfrau arbeitete in derselben Gemeinde, wo Clemence's Bruder Feldschütz, garde-champêtre, war, — eine Thatsache, kraft welcher unsre Köchin uns durch einen raschen Schluß, der für ihren Verstand stets ganz unerschütterlich erschien, zu überzeugen versuchte, daß wir treffliche Butter und Eier um eine bloße Kleinigkeit bekommen würden. Und diese gelegentliche Berufung auf ihren Bruder, den Feldhüter, erinnerte Clemence an ihren eigenen persönlichen Einfluß, den sie, wie sie uns bedeuten wollte, bei den höchsten Personen des Kaiserreichs habe. Sie hatte mit dem Kaiser selbst gesprochen, und ihn sehr angenehm gefunden. Wir schlichten Leute drückten unser Erstaunen darüber aus, und angespornt von den großen Augen des Nesthäkchens Adolph, (welcher nun abermals umhalst und umärmelt und geliebkost und dem Verstande nach für mindestens zehnjährig erklärt ward) erzählte Mademoiselle Clemence Folgendes: „Ja, ich lebte in einer sehr vornehmen Familie, wo einer der Lieblinge des Kaisers, ein sehr ausgezeichneter General, immer aus- und einging. Diesem erzählte ich eines Tages, mein Vater habe treu dem großen Kaiser gedient und doch keine Pension bekommen. Der General sagte, er wolle einmal mit dem jetzigen Kaiser darüber reden. Das Ding ist gut; eines Tags kommt der General, heißt mich meine besten Kleider anziehen und nimmt mich dann mit in die Tuilerien. Der Kaiser

alle Tage!

Clemence konnte über ihrem kleinen Feuer von Holzkohlen ein Hühnchen braten oder frikassiren; sie konnte einen pot-au-feu bereiten, konnte Kalbfleisch mit Champignons dünsten und einen rohen Begriff von boeuf à la mode fertig kriegen; aber sie brachte keine anständige soupe à la Julienne zu Stande. Ich bemerkte ihr einmal, ihre undurchsichtige, mit Kartoffeln verdickte Brühe entspreche meinem Begriff von einer Julienne-Suppe nicht. Clemence lächelte darüber; sie war zu sehr im Gefühl ihres Rechts, um mir etwas zu erwidern. Es wäre doch fürwahr ein seltsames Ding, ja gar nicht zu rechtfertigen, wenn sie keine Julienne-Suppe zu bereiten verstünde. Die Berrings waren davon so entzückt, daß Clemence die größte Mühe hatte, sie zu überreden, daß irgend eine andre Suppe auf den Tisch komme. Der General, welcher sie dem Kaiser vorgestellt, hatte versichert, sie schmecke ihm besser als irgend ein Gericht, das er seit seiner Rückkehr aus der Krimm berührt habe, und doch speiste er schier Tag für Tag in den Tuilerien.

In einem unglücklichen Augenblick äußerte die Familie,

lette. Es war eine schlechte Omelette, die schlechteste, die wohl jemals ein Sterblicher zwischen die Zähne genommen. Wir waren sehr ungehalten, und Clemence hatte den Scharfblick einzusehen, daß es mit ihrem Reich zu Ende war. Sie hatte das Kapitel von den Berrings erschöpft; sie fühlte, daß sie uns nicht überzeugen konnte, daß der General, der sie dem Kaiser vorgestellt hatte, zerbrochenen, schmierigen, gestaltlosen Omeletten den Vorzug gab. Sie hatte mit allen ihren Geschichten spekulirt und einen vollständigen Mißerfolg erzielt; aber sie hatte die Nachbarschaft noch zu ihrer Unterstützung, sie war über zwanzig Jahre lang in diesem Quartier im Dienste gewesen! — Als es endlich bekannt wurde, daß wir aus dieser Gegend hinwegzuziehen gedachten, beschloß Mademoiselle Clemence diese Gelegenheit zu benützen. Sie bezwang sich. Sie brachte noch immer dem Wunder aller Wunder, dem kleinen Nesthäkchen, einen Apfel oder einen Kuchen; sie nannte ihn noch immer einen kleinen Engel, ein Juwel, einen Schatz. Clemence war auch so leutselig, uns noch immer die Großmuth der Engländer, Deutschen und Russen zu rühmen, denen sie ihre Dienste gewidmet, und von den ganzen Zimmern voll

im Gange; Cupido eröffnet die Eintrittsthore, und Hymen schließt die Thüre, durch welche manches Paar hinaus geht.

Hie und da fällt eine der hübschen Schlittschuhläuferinnen. Ein Knöchel, ein Stück von einer zierlichen Wade kommen auf einen kurzen Augenblick zum Vorschein, verschwinden aber im Nu wieder unter den umfangreichen Falten der von Crinolinen gebläheten scharlachrothen Unterröcke. Geschäftige Schönen eilen ihrer unglücklichen oder ungeschickten Schwester zu Hülfe, und schallendes fröhliches Gelächter verkündigt und feiert diese Begebenheit. Wenn ein Herr zu Boden fällt, bricht ein Sturm von Lachen aus, und der Gefallene lacht mit, denn was für ein besseres Schicksal könnte er sich wünschen, als diesen hübschen lieblichen Geschöpfen Stoff zur Belustigung zu geben? Alles ist Schönheit, Anmuth, Jugend, Munterkeit, Leben und Glück, Freude und Fröhlichkeit. Mit einer derartigen Scene haben Sorge und Schwermuth nichts gemein; hier ist nur die fröhlichste, ausgelassenste Stimmung an ihrem Platze. Es ist ein glücklicher erhabener Augenblick, von den Rosenbüschen des Lebens gepflückt, ein Hagel von Rosenblättern ohne Dornen.

Jetzt erbraust eine tolle rasende Polka von den Saiten der Geigen, und die Lust steigert sich noch in's Aberwitzige. Von dem Punkte aus, wo ich stehe, sehe ich die Menge allmählig zurückweichen und einer jungen Dame Platz machen, die allein die ganze Länge des Saals herabkommt. Sie ist groß und prächtig gewachsen; aber es überläuft den Beschauer eisig kalt, wenn er sie genauer betrachtet. Sie ist nämlich in die tiefste Trauertracht gekleidet, und an ihrem ganzen Aufzuge ist auch kein Daumenbreit Platz zu finden, der nicht schwarz wäre. Langsam kommt sie vorwärts, während zu beiden Seiten alle entweder plötzlich stillschweigen oder mit einem gewissen feierlichen Ernst beiseite treten. Die Musik hört plötzlich auf, als wäre sie von derselben augenblicklichen Lähmung oder Unthätigkeit befallen, gleichviel ob sie zu Ende gespielt hat oder nicht. Eine Grabesstille lagert jählings über der zuvor so fröhlichen, nun aber wie durch Zauberschlag gebannten Menge. Die Urheberin dieser außerordentlichen Veränderung fährt langsam, gleichgültig, schmachtend, lautlos daher. Ich sehe wie sie ihren Arm ausstreckt, vorwärts greift, wie ihre Finger krampfhaft zucken, als bemühten sie sich, irgend eine Hand zu ergreifen, die sie nur in ihrer Einbildung sehen. Wie sie näher kommt, gewahre ich daß ihre Schönheit rasch vergeht und ein eisig kaltes starres Gesicht zurückläßt, blässer als der bleichste Marmor, und daß auf beiden Wangen ein deutlicher, rother, brennender Fleck glüht, ein hektischer runder Fleck so roth wie die Sonne, die durch den Nebel scheint. Die Schlittschuhläuferin blickt niemanden an, scheint niemanden zu sehen, und ach! als meine Augen den ihrigen zu begegnen suchen, treffen sie nur auf den leeren starren Glanz von Augäpfeln, in denen das Licht der Vernunft längst erloschen und verschwunden ist. Auch ihr Aufzug deutet auf Irrsinn, denn die Kleider hängen lose um sie herum, offenbar aus Fahrlässigkeit, aus Mangel an Sorge für ihre Toilette — immer ein wehmüthiger Anblick an einem Frauenzimmer, — und sie ist über und über besteckt mit Schleifen und Kokarden von schwarzem Krepp welche unsymmetrisch und sinnlos da und dort angeheftet sind, untermischt mit Hals- und Armbändern, Broschen und anderem Schmuck von Gagat, der einen gespensterhaften Eindruck macht. Eine unbeschreibliche Wehmuth zog durch mein Gemüth beim Anblick dieser Unglücklichen, die noch so jung — ihrem Aussehen nach gab ich ihr kaum mehr als achtzehn Jahre — lieblich, hold und unschuldig und doch von einem solch fürchterlichen Loose heimgesucht war! Welch ein entsetzlicher Kontrast zu der lärmenden Lustigkeit, in deren Mitte sie eingedrungen war und über die sie einen beinahe eben so eisigen, kalten, düstern Bann geworfen hatte, wie sie selber war. Es war eine Leere, die den Anderen allzu schroff vor Augen gerückt worden war. Sie glich dem warnenden Leichnam, den man bei den Festen der alten Egypter mit an die Tafel setzte.

Als die arme Wahnsinnige die Thüre am untern Ende des Circus erreicht hatte, in deren Nähe ich jetzt wieder stand, nachdem es mir gelungen war die Runde um den ganzen Saal zu machen, blieb sie einen Augenblick stehen und sah sich betroffen um. Sie war höchst wahrscheinlich durch den obern Eingang eingetreten und hatte den ganzen Raum durchschritten, ohne von irgend jemand oder irgend etwas Notiz zu nehmen oder irgend ein andres Wort zu reden als die Phrase: „Ganz kalt und naß! ganz kalt und naß!“ welche sie fortwährend in einem schmerzlichen wehmüthigen kläglichen Tone flüsterte; — jetzt setzte sie sich am Rande der Plattform nieder, schnallte ihre Schlittschuhe ab, hing dieselben mit einer solch gewohnheitsmäßigen Zierlichkeit über das Handgelenke, als ob sie dieß täglich thäte, und verließ dann langsam wie ein Gespenst das Lokal.

Besuchen wir nicht Irrenanstalten und kehren mit ungemindertem Appetit zu unserm Mittagsmahl zurück? Gab es nicht eine Zeit, wo sich die vornehme und elegante Welt ein Vergnügen daraus machte, die Irrenhäuser zu besuchen und die unglücklichen mißhandelten Pfleglinge derselben zu verhöhnen? Sterben nicht täglich Personen um uns herum, die uns mehr oder weniger nahe standen? Wissen wir nicht, daß jede Minute irgend einer von unseren Mitmenschen im Todeskampfe liegt? Denken die Leute, welche an einer nach dem Kirchhofe führenden Straße wohnen, öfter als andere Menschenkinder an den Tag, wo auch an sie die Reihe kommen wird, die Ursache einer solch feierlichen ernsten Prozessionn zu seyn? Nimmt der Tischler welcher den Sarg macht, jemals an sich selbst das Maß? Pfeift er sich nicht beim Hobeln der Bretter sein lustiges Liedchen, und summt er nicht ein Tanzliedchen, wenn er den Sarg zunagelt? Nehmen wir uns jemals einen der Todesfälle um uns her zu Herzen? Keineswegs, und es ist auch von der Natur aus nicht so angeordnet, daß wir es thun sollen. Wenn wir all das Elend, das über die ganze Welt hin ausgetheilt ist, uns zu Herzen nehmen sollten, wäre dann unser Daseyn irgend des Lebens werth? Woher kommt uns die elastische Fähigkeit für Fröhlichkeit und Genuß, die wir alle haben, und die selbst unter dem heftigsten Drucke wieder emporhüpft und sich Geltung verschafft? Diese Frage wird ohne Zweifel in verschiedener Weise beantwortet werden können. Allein wie sie auch gelöst werden möge, zu verwundern war

anlaßten auch theilweise ihre späteren Anstrengungen, menschliches Elend zu lindern oder zu beseitigen.

Bei ihrem starken, frühentwickelten Charakter blieb sie frei von aller Empfindsamkeit, die sie wie Seichtheit und Selbstsucht mit aller Macht der Ironie, die ihr zu Gebote steht, nachdrücklich geißelte.

Zur Zeit der großen Weltindustrie-Ausstellung, die auch so viele junge Damen von allen Theilen England's nach London zog, weilte Florence Nightingale im Spitale zu Kaiserswerth am Rhein, lernte, wie sie auch in anderen Spitälern that, die Kranken warten und studirte die dort bestehenden Einrichtungen.

Nach ihrer Rückkehr überraschte sie ihre persönlichen Bekannten aufs höchste, als sie es nun übernahm, das Sanitarium in Harley Street in London zu errichten, und das Haus ihres Vaters verließ, um die Aufsicht über die Anstalt zu übernehmen. Gewöhnliche Menschen schlugen darüber die Hände zusammen und geberdeten sich, als ob die junge Dame damit etwas fast Anstößiges unternommen habe. In dieser Anstalt entwickelte sie zuerst ihr großes Organisations- und Verwaltungstalent, indem sie das Rechnungswesen ordnete, Schulden bezahlte und Alles in Richtigkeit brachte, wobei sie immer noch Muße behielt, den kranken Damen in der Anstalt Hülfe und Trost zu bringen.

Doch bald sollte sich ihrer menschenfreundlichen, so hingebenden Thätigkeit ein weit größeres Feld öffnen. Im orientalischen Kriege richtete nämlich Herbert Sidney ein Schreiben an sie, worin er sie bat, sich nach der Türkei zu begeben, um dort die kranken und verwundeten britischen Soldaten zu pflegen. Sie war sogleich bereit, die schwierige Mission zu übernehmen, sammelte in der Eile eine Anzahl Krankenwärterinnen, und begab sich mit ihnen und einigen Damen, welche sich ihr freiwillig anschloßen, nicht in die Türkei, sondern auf das Kriegstheater in der Krim selbst. —

Wie sie dies Alles that, wie sie gerade zu rechter Zeit in der Krim ankam, um die in der Schlacht bei Inkerman verwundeten Krieger in Empfang zu nehmen, wird kein Engländer je vergessen. Kein Krieger, von was immer für einer dabei betheiligten Nation, wird auch je vergessen, welche Dienste sie später leistete. Sie hatte nicht blos vor ihren Augen ein Chaos von Unordnung, in welchem sie sich bewegen, und eine Hölle von Elend, dem sie abhelfen sollte, sondern kämpfte noch mit besonderen Schwierigkeiten, welche ihr theils die Eifersucht der Sanitätsbeamten, theils die Unerfahrenheit der in der Eile gesammelten Krankenwärterinnen, sowie die Damen bereiteten, welche freiwillig sie begleitet hatten, oder ihr später nachgefolgt waren, sich aber dem Dienste nicht gewachsen zeigten.

Es gab aber noch andere große Uebelstände, an die wir hier erinnern müssen. Die britischen Krieger geriethen bekanntlich durch ein fehlerhaftes Kriegskommissariat und durch pedantische Formalitäten, die man für unverbrüchlich hielt, in die peinlichste Lage. Vor ihren Augen lagen die Schiffe, die Proviant, Kleidungsstücke, Verbandzeug, Arzneien rc. in großer Fülle herbeigebracht hatten; aber gesunde wie kranke Krieger erhielten davon schwer oder gar nicht, was sie so nothwendig hatten, weil ohne strenge Beobachtung jener pedantischen Verwaltungsformalitäten nichts verabreicht wurde. Da wagte Florence Nightingale, was der Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte, was der Admiral der Flotte nicht wagte: sie brach im Namen der Humanität, im Namen der gesunden Vernunft den gefährlichen Kanzleibann, und bemächtigte sich mit Gewalt der nothwendigen Vorräthe für ihre Kranken.

Für diese wirkte sie mit Muth und Aufopferung, mit Energie und Weisheit. Unter ihrer Aufsicht wurden die Spitäler reinlich und wohlgelüftet, erhielten ihre Kranken reine Wäsche, die entsprechende Nahrung und die liebevollste Pflege. Sie zeigte, wie ein zartes Weib fähig und willig war, in der Pflege verwundeter Krieger und vieler Cholerakranken die abstoßendsten und schwierigsten Dienste zu leisten. Mit der Lampe in der Hand wandelte sie Nacht um Nacht durch endlose Reihen von Krankenbetten; beobachtete sie jeden Kranken und reichte ihm, was er eben am nöthigsten hatte. Vom Fieber, das in der Krim herrschte, endlich selbst ergriffen, lag sie im Spital auf den Klippen von Balaklava, bis ihr Zustand sich besserte. Man brachte sie darauf zu Schiff und wollte sie nach England führen, allein sie hielt ihre Aufgabe noch nicht für gelöst, und wurde auf ihr Verlangen nach Scutari gebracht, wo ein großes Spital für die Kranken etablirt worden war. Hier setzte sie ihre Wirksamkeit fort, und verließ Scutari erst zu Ende des Krieges. Sie und ihre militärischen und ärztlichen Mitgehülfen haben gezeigt, was Hospitäler seyn können, und wie klein man selbst in Kriegszeiten das Verhältniß der Sterblichkeit in einer Armee machen kann.

Von dem Krim-Fieber genas sie nie, ja für einige Jahre litt sie an ernster zunehmender Krankheit. Ihr Geist verlor dadurch nichts an seiner Stahlkraft, ihr Herz nichts von seiner praktischen Menschenliebe. Indeß wurde sie durch dies Siechthum verhindert, ihren Lieblingsplan, eine Anstalt zur Heranbildung von Krankenwärterinnen zu stiften, in Ausführung zu bringen. Das dankbare Volk von England wußte dies, gab ohne ihr Wissen, ohne ihren Wunsch, die dazu nöthigen Geldmittel her, und Florence Nightingale sollte die Leitung der schönen Stiftung übernehmen. Sie wünschte dies Vertrauen abzulehnen, da sie keine Hoffnung hatte, ihre Gesundheit sich bessern zu sehen. Ihr in diesem Sinne an die Verwalter des gesammelten Fonds gerichtetes Schreiben machte einen tiefen Eindruck, und sie erhielt zur Antwort, daß die Geldmittel sich fortwährend vermehrten, und daß das Publikum ihre Genesung abwarten wolle. Wenn sie dieses besondere Werk nicht ausführen konnte, so vollendete sie doch viele andere. Ihr schriftliches Gutachten, das sie der Sanitäts-Kommission für die Armee unterbreitete, wird als ein großes Werk gelobt. Ebenso wichtig sind verschiedene Reformen, die sie gemeinschaftlich mit ihren Mitgehülfen den Militärbehörden dringend empfahl, und die vom Kriegsministerium adoptirt wurden. Aehnliche Reformen werden nächstens in der indischen Armee eingeführt werden und auch dort einen segensreichen Erfolg haben. Wird es ihr doch großentheils zugeschrieben, daß sich in Friedenszeit das Sterblichkeitsverhältniß in der britischen Armee, das früher wie 19 zu 1000 stand, auf 8 von 1000 verminderte.

Bei all ihrem öffentlichen, wir können sagen, weltgeschichtlichen Wirken, bei all ihrem Ruhm, der ihr in reichem Maße zu Theil wurde, kannte man bisher dieses merkwürdige Weib doch nur sehr unvollständig.

Erst ihr herrliches, jetzt weit verbreitetes Buch mit dem bescheidenen Titel: „Bemerkungen über Krankenpflege" (Notes on Nursing), zeigt uns Florence Nightingale in ihrer ganzen geistigen und moralischen Macht. Sie schildert darin nichts weniger, als die Beziehungen des Gesunden zu dem Kranken, über die man selten ernstlich nachdenkt, und entwickelt dabei nicht nur die größte Humanität, sondern auch philosophischen Geist, scharfe Beobachtung, und über Alles den größten gesunden Menschenverstand

Florence Nightingale, die den armen britischen Soldaten in der Krim eine Lichterscheinung voll Trost und Hülfe war, sie die bis jetzt nur für England zu wirken Gelegenheit hatte, dehnt in diesem Werke ihre segensvolle Thätigkeit auf die ganze Welt aus, deren Leiden sie, obgleich selbst leidend, zu lindern, oder durch Beseitigung ihrer Ursachen zu vermindern sucht.

Erhebend und veredelnd wirkt durch dieses Werkchen eine der edelsten, originellsten, aufopferndsten Frauen, die je gelebt, auf ihr ganzes Geschlecht ein. „Noch in folgenden Jahrhunderten," sagt ihr Biograph, „werden ganze Generationen von Frauen besser, hülfreicher und aufopfernder seyn, weil Florence Nightingale gelebt hat, und nicht wenige von jeder Generation werden ihre Kraft auf dem schwierigen Pfade der Wohlthätigkeit versuchen, den sie eröffnete, und auf welchem ihr Bild stets wegweisend stehen wird."

A.-P. M. J.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

bensgang verfolgen, dürfen freilich vor der Möglichkeit nicht beben, daß dieser zum frühen Todesgange werde. Aber blicken wir lieber auf die glücklichere Möglichkeit, daß Sie einst in frischer Lebenskraft und mit der erkämpften Ritterwürde zu uns zurückkehren."

„Als Ihr Ritter jedenfalls werde ich leben oder sterben;" entgegnete Ludwig und drückte ihre Hand an die Lippen.

„Wer weiß," warf Maria mit ernsterer Betonung ein, „ob Deine Dame diese Ritterschaft ohne Ritterwapen annehmen wird. Aber," fuhr sie wieder munterer fort, „verderben wir uns diesen goldenen Tag nicht durch blutröthliche, heldentödliche und ritterromantische Phantasieen! Du, Ritterfräulein, laß mich ein Kind seyn, sey es mit!"

Damit lief sie fort, der Neufundländer freudeheulend neben ihr. Sie schwang sich gewandt auf Ottiliens Schimmel, der ihr auch nicht minder zugethan zu seyn schien, als seiner Herrin. Leicht und zierlich, gleich als zum eigenen Vergnügen, trug er die zarte, noch halb kindhafte, aber federkräftige Gestalt ein gutes Stück in den Wald hinein und wieder nach der Ruhebank zurück.

Auf dieser saßen derweilen der Ritter und seine Dame, bald redend, bald in beredterem Schweigen, vertieft in die stolze Romantik der Zukunft und in die gewissere und schönere der Gegenwart, die aus Beider Augen leuchtete. Sie bemerkten nicht einmal Mariens Rückkehr und schracken wie aus Träumen auf, als diese ihnen zurief: „Kommet herab aus Feenland, in die sehr irdische Stadt Wielitz; denn der Abend naht, und mit ihm das Vesperbrod im liebenden Familienkreise! Gewiß empfindet auch Ihr mit mir, was dieß heißt, wann man so weit gegangen, geritten oder geschwebt ist." Sie stieg ab und hieß ihren Bruder Ottilien den Steigbügel halten. Er bat aber, wechselnd zu Beiden gewendet: „Schönste Fee und Du, liebster Kobold, laßt uns noch ein Weilchen hier das ernste Wiedersehen nach so langer Trennung feiern!"

Und so blieben sie denn zusammen, bis die Schatten immer länger wurden, eine Farbe nach der andern erlosch, eine Stimme nach der andern verstummte, aber die Blumenkelche und Dolden stärker dufteten. Dann zogen sie heimwärts, die Geschwister neben der langsam reitenden Freundin herschreitend, deren Rechte und Ludwigs Linke sich von Zeit zu Zeit zufällig berührten. Nahe am Ausgange des Waldes machten sie noch einmal halt und blickten zurück, Ottilie und Ludwig mit leisen Seufzern a tempo. „Wie schön" sagte er, „mag es jetzt erst in der stillen dunklen Tiefe da drinnen werden?" — „Nur Wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide! Seht, schon winkt das Abendessen!" sang Marie als Potpourri aus Franz Schuberts und des alten Dittersdorfs Meisterwerken.

Sie trennten sich jetzt. Ottilie ritt eiliger dem „Schlößchen" zu, der zwischen dem Walde und der Stadt gelegenen Amtswohnung ihres Vaters, die ursprünglich ein königliches Jagdschloß war. Die Geschwister sputeten sich nicht minder heimwärts, weil Ludwig sich Vorwürfe machte, bei seinem ersten Besuche seit der Erschaffung seines neuen Ranges von seinen Eltern so bald auf das Schlößchen weggeeilt zu seyn. Seine Schwester hatte ihn dorthin begleitet und ebenso weiter in den Wald, da sie Ottilien daheim nicht mehr gefunden hatten und nun sie an ihrem alten gemeinsamen Lieblingsplatze suchten.

Kehren wir mit den jungen Leuten einige Minuten in ihre Wohnungen und ihren Wohnort ein. Namen und Titel ihrer Väter kennen wir bereits. Ihre Familien gehören nicht bloß zu den Honoratioren der kleinen Stadt Wielitz, sondern bilden deren haute volée in Gemeinschaft mit wenigen anderen, beinahe nur mit der verwittweten Baronesse v. Ösling und ihrer Tochter und etwa noch mit dem ersten, jedoch nicht ältesten, Geistlichen der Stadt. Dieser war schon in jungen Jahren durch seine Verdienste um Gott, König und Vaterland zum Konsistorialrath erklärt worden, und suchte nun zur Gründung eines vollkommen christlichen Hauses, als eines Vorbildes für die Gemeinde, eine durch Stand und Ansehen, Gaben und Mitgabe möglichst ausgezeichnete Lebensgefährtin. Er hatte bei diesem Suchen die Vermuthung gefaßt, daß das Finden innerhalb des Weichbildes von Wielitz unmöglich sey. An den Pforten der Häuser v. Marschalke und v. Ösling wehrte dem bürgerlichen Freier ein Cherub in Gestalt eines Wapenherolds den Eingang. Die Tochter des Landrathes wäre zwar nach Stand und geselliger Stellung ihm ebenbürtig gewesen; aber sie war schwerlich eine reiche Erbin, und überdieß stand ihr Vater nicht im Geruche der Heiligkeit, wenigstens nicht der Kirchlichkeit. Man sagte ihm sogar eine, bei einem Landrathe geradezu naturwidrige Sympathie mit dem politischen Zeitgeiste nach. Der Konsistorialrath glaubte sich selbst Nachforschungen nach dem Grunde oder Ungrunde dieses Gerüchtes schuldig zu seyn, um bei Zeiten eine höheren und höchsten Orts mißliebige Atmosphäre meiden zu können. Er stellte deßhalb an einen höheren Polizeibeamten eine vertrauliche Anfrage über des Landraths politischen Leumund, welche Ersterer mißverständlich für eine Anzeige, vulgo Denunciation, nahm, und in einem sehr höflichen Briefe durch die Bitte um fernere Aufmerksamkeit des geistlichen Herrn auf die Loyalität seiner Umgebungen beantwortete. Er bemerkte dabei: bis jetzt liege nichts Positives gegen den königlichen Landrath Schragen vor.

Mit Letzterem stimmte auch der Forstmeister in manchen politischen und socialen Grundsätzen nicht überein, übertraf ihn aber in dem Widerwillen und dem Mißtrauen gegen die „Pharisäer und Schriftgelehrten," wie er freventlicher Weise die Geistlichen in Bausch und Bogen benannte. Als Adeliger und als Forstmann hatte er bei solchen Aeußerungen den Einfluß kultusministerlicher Ungunst weniger zu fürchten. Im Ganzen hielten Forstmeister und Landrath einander für Ehrenmänner, unbeschadet einer feinen Unterscheidung, die Hr. v. Marschalke noch zwischen altadeliger und bürgerlicher Ehre machte, wenn auch nie gegen den freundnachbarlichen Bürger aussprach. Auch seine Gemahlin war im Bewußtseyn ihrer freifräulichen Abstammung erzogen, und verherrlichte diese noch durch den Farbenglanz einer Phantasie, die sie auf ihre

Nähe der Pfarrfamilie eine Wohnung zu finden.

Hierher dagegen war sie als Verwandte, und nicht ungeladen gekommen, und durfte hoffen, sich irgendwie nützlich zu machen und die Gastfreundschaft, deren Fortdauer sie am wenigsten ihren geselligen und höheren Gaben verdanken würde, durch praktische Dienste und namentlich durch Gefälligkeiten gegen die Tochter des Hauses zu vergelten. Im schlimmsten Falle blieb ihr immer noch eine vertrauliche Anfrage bei der Pfarrerin übrig und selbst der Rath des treuen Freundes, wenn sie nur erst einmal seiner Entsagung ganz sicher wäre.

So blieb sie denn und trat aus dem hellen festlichen Abend ihrer Ankunft in eine Reihe oft trüber Werkeltage ein. Glücklicherweise war ihr Bäschen ein zwar beschränktes, aber gutherziges Märchen, das sich der neugewonnenen unterhaltenden Hausgenossin erfreute und mit dankbarer Aufmerksamkeit deren Leitung und Belehrung annahm. Zu letzterer gehörte namentlich Gesangunterricht.

Adelsine hatte bemerkt, daß ihre Großtante sie vom Singen vor der Gesellschaft abzuhalten suchte, angeblich, weil sie

sie die weit tiefere Befriedigung [illegible]

kleinen Kreises ausgezeichnet und in näheren Umgang gezogen zu werden, voran die uns bekannten Familien v. Marschalke und Schragen, insbesondere die jungen Leute, deren Sonderbund sich nun um zwei Personen erweiterte, da sie mit Adelsinen auch Fräulein v. Osling herbeizogen, wenn auch diese mehr nur als Statistin mitwirkte.

Die beiden Freundinnen waren insbesondere bemüht, durch ihre Achtungsbeweise gegen Adelsinen, deren Werth ihren Verwandtinnen soweit, als sie Verständniß dafür hatten, recht eindringlich vor Augen zu stellen. Ottiliens Mitgefühl wurde durch ihre Rolle als edle Beschützerin des Geistes gegen die Geistlosigkeit erhöht, und auch noch in einer andern gleich verzeihlichen Richtung fand sich ihre Selbstgefälligkeit befriedigt, nämlich durch den vertraulicheren Ton der um einige Jahre älteren und großstädtisch gewandten »Dame« gegen sie, die kaum den Kinderschuhen Entwachsene. Auch Marie empfand Etwas von diesem Backfischstolze; aber sie wurde durch tieferes Mitleid mit Adelsinens gedrückter Stellung und durch die ebenfalls tiefer blickende Würdigung ihrer geistigen Vorzüge

ihren Abschied von Mensingen und ihrem ganzen alten Leben. Ihr Herz lag brach, aber sie war weit entfernt, das Gefühl der Verödung auf Kosten einer Freiheit entfernen zu wollen, die sie im Kampfe gegen Verrath, wie gegen die treueste Liebe theuer erkauft hatte.

In der That war der Eindruck, den Ludwig nachgerade auf sie machte, himmelweit verschieden von Dem, was sie unter dem Namen der Liebe kannte, und von der Erregung, die vormals bald nur ihre Eitelkeit, bald mehr und minder ihr Gefühl bisweilen im Umgange mit Männern ergriffen hatte. Bei Ludwigs erstem Anblicke fand sich ihr Schönheitssinn in sehr ähnlicher Weise angesprochen, wie durch Ottiliens erste Begegnung, so viel Verwandtes lag in Beider Ausdruck und Auftreten, so verschieden sie auch in einzelnen Zügen und Farben waren. Bald wurde er Adolfinen, nicht minder wie sie ihm, ein Gegenstand der Neugier. Der, wenn auch nicht gerade unverständige, doch unerfahrene Idealismus jener Beiden und ihre daraus entsprungene Erhebung über die Prosa des gewöhnlichen Lebens erschienen Adolfinen bei einem Mädchen von Ottiliens Jahren, Art und Erziehung begreiflich, wenn auch nicht alltäglich; bei einem jungen Manne aber, und gar bei einem königlichen Lieutenant, als ein Phänomen.

Natürlicherweise verglich sie mit Ihm die ihr näher bekannten Männer. So Mensingen, dem er in der Kraftfülle und Gesundheit der Erscheinung glich, aber ohne dessen Derbheit und etwas phlegmatisches Sichgehenlassen zu theilen. Noch stärker war Ludwigs Gegensatz gegen Marinski's bald einschmeichelndes, bald heftig drängendes und im innersten Grunde herrschsüchtiges Wesen, und nicht weniger schon gegen seine Außenseite. Bei Diesem Leidenschaft, bei Ludwig Begeisterung; dort Habgier nach dem Reizenden, hier Hingebung an das Schöne; dort immer und jäh wechselnde Stimmung und Geberde, hier die Saiten des Gemüths fast weiblich zart und meist in reinen Intervallen ertönend; dort Muth und Edelmuth, aber mit Frivolität legirt, ohne sonderliche Theilnahme und Achtung für die Menschheit, während schon aus Schragens Augen Innigkeit jeder Empfindung, milder Ernst und aufrichtiges Wohlwollen für alles Lebende leuchtete, im Gegensatze zu seinem blutgierigen Stande.

Daß bei diesen Vergleichungen der Ausschlag für Ludwig fiel, wird Niemand Adolfinen verargen. Minder unparteiisch aber verglich sie Ottilien mit ihm, und vergaß immer mehr den gleichartigen Eindruck, den Beide anfangs auf sie gemacht hatten; die Folge wird zeigen, ob sie aus unbilligen Gründen selbst Ottiliens Recht auf Ludwigs Liebe in Frage stellte. Jedenfalls gibt bei sonst ähnlichen Eigenschaften die größere Bestimmtheit und Festigkeit dem Manne kein eigentliches Verdienst vor dem Weibe, weil dieser Vorzug in der Naturanlage begründet ist. Hierin irrte Adolfine, weil ihr sonst scharfer Blick durch ihre eigene Frauenschwäche getrübt war und sich durch die Männlichkeit der Erscheinung auch bei den Eigenschaften Ludwigs bestechen ließ, die Ottilie ebenfalls besaß, nur in den natürlichen Schranken einer Frauenseele.

Aus diesen, jedenfalls theilweise ungerechten und unrichtigen Vordersätzen, folgerte sie die Besorgniß: diese Liebe möge dem Bruder ihrer Freundin nicht das Glück bringen, das er hoffte und verdiente, und vielleicht am wenigsten, wann er einst durch ein unwiderrufliches Wort an sie gekettet sein werde.

Es war ein gefährlicher Gedanke, in welchen hier ihre Reflexionen ausliefen, und der leicht in die weitere Folgerung fortwucherte: »Ich könnte Ihn glücklich machen, wenn — ja freilich nur, wenn er mich liebte und (fragte sie mehr, als sie sagte) auch ich ihn. Wäre dieß denn auch möglich?«

Sie war nicht so befangen und selbstverleugnend, daß sie Ludwig vergöttert hätte, auch nachdem ihre Zweifel an seinem Glücke und ihre Neigung zu ihm eine ihr selbst unerwartete Höhe erreicht hatten. So hoch sie auch seinen sittlichen Werth stellte, so fühlte sie sich ihm doch nicht bloß in der erworbenen Lebenskunst und Bildung, sondern auch in natürlicher Schnelle und Schärfe der Auffassung überlegen. Mit dem Bewußtseyn jener Neigung wurde auch das Bedürfniß der Vertheidigung gegen sie in ihr wach, deren beste Waffe die Urtheilskraft war, und sie unterzog selbst die noch vor Kurzem angestellten Vergleichungen einer prüfenden Durchsicht.

Dabei glaubte sie jetzt zu gewahren, daß auch Mensingen Ludwig an natürlicher Urtheilskraft überlegen sey, an Reife und Uebung derselben gewiß, was ja auch schon bei dem älteren und längst selbständigen Manne nicht wohl anders seyn konnte. Da sie zwar Beiden gleiche Sinnesreinheit und Gutherzigkeit zuschrieb, nur aber Mensingens Hochsinnigkeit schon in den ernstesten Prüfungen bewährt gefunden hatte und nicht bloß ihm mehrfach tief verpflichtet war, sondern auch seine unwandelbare Liebe zu ihr kannte, während Ludwigs Liebe ebenso unwandelbar Ottilien hingegeben erschien, — so fragte sie sich verwundert, voll Unwillens gegen sich selbst: Ob sie sich dem edlen erprobten, nach ihr verlangenden Freunde entzogen habe, um sich dem fremden, ja unerreichbaren Manne zuzueignen, vor welchem Jener so Viel voraus hatte, und vor Allem die Liebe zu Ihr!

Freilich aber hatte Ludwig vor Jenem noch den vollen Reiz der Jugend voraus, den Auge und Herz des noch selbst in reicher Jugend blühenden Mädchens bei dem Geliebten suchen durfte. Und wenn er ihr auch fern und fremd dastand, nur verbunden durch die Schwester, die ihre Freundin wurde, und desto getrennter durch die Geliebte, die ihre Freundin nicht werden konnte: so stand doch zwischen ihm und ihr nicht die demüthigende Verirrung und Schuld, die für immer ihre und Mensingens Hände trennte. Wohl hatte seine Großmuth und Liebe sie längst vergeben und, was unendlich Mehr ist, vergessen, aber Letzteres gewiß nicht für die Dauer, wie sie nach ihrem eigenen Gefühle urtheilte. Und deßwegen würde ihre Hingebung an Mensingen als ihren Gatten die Weihe der Freiheit verloren haben, würde ihr ein unerträgliches Sühnopfer geworden seyn, das sie mehr entehrte, als die verzeihlichere Sünde, für welche es gebracht wurde.

Wir sind Adolfinen lange genug in „das Labyrinth der Brust“ gefolgt, um mit ihr Vernunftgründe für und wider ihre neuaufkeimende Liebe zu suchen und deren einige zu finden.

nur selten über Jemand anders mit einander sprachen, als über einander selbst. Ihr stilles Glück wurde ihnen um so theurer, weil es nicht lange dauern sollte.

Bereits gegen Ende des Winters 1847 trat Ludwigs gefürchtete Berufung in eine weit entfernte Garnison ein. Aber schon vorher hatten Ottiliens Eltern bestimmt, daß auch sie auf einige Zeit aus der kleinen Welt in die große gehen solle, in die Residenz nämlich zu einer Tante. Dieses Vorhaben beschleunigten sie jetzt, weil sie ihre Tochter dort zu entzaubern oder vielmehr durch neuen Zauber dem alten zu entrücken gedachten. Sie wußten keinen andern Rath, um dem unter ihren Augen, aber nicht nach ihren Wünschen reifenden Verständnisse mit dem bürgerlichen und fast unbemittelten Lieutenant ein Ende zu machen, und hofften die baldige Verflüchtigung einer mehr nur aus der Kindheit mit herübergenommenen Neigung vor dem Eindrucke neuer und glänzender Erscheinungen.

Am Abend vor Ludwigs Abreise standen die Beiden noch einmal zusammen, um ungesehen von aller Welt von einander Abschied zu nehmen. Zum ersten Male thaten sie dieß mit mehr als blos jugendfreundlicher Zärtlichkeit, aber doch ohne irgend ein prosaisch bestimmtes, bindendes Wort, und selbst ohne deutliche Planzeichnung für die Zukunft, in deren Sonnennebel sie mit größeren Hoffnungen als Abschiedsschmerzen blickten. Nicht ein Idyll im stillen Thale war es, was sie ersehnten, sondern ein Epos auf der Höhe des Lebens. Vor Ludwig, so schwärmten sie, lag der Weg zur ruhmvollen Zukunft, in welche er einst die Geliebte heimführen würde, wie sie mehr andeuteten, als aussprachen. Dieser Gedanke warf in Ottilien sein Licht auch auf ihren bevorstehenden Eintritt in die beste Gesellschaft der Hauptstadt. Dort wollte sie alle sich darbietenden Mittel benutzen, um in Sitte und innerer Bildung sich für ihre und seine Zukunft würdig vorzubereiten.

Sie dachte jetzt nicht an die Möglichkeit, daß im neuen Gesichtskreise auch neue Ansichten und Wünsche sich bilden würden. Wohl aber thaten dieß Andere: für's erste, wie wir wissen, ihre Eltern, sodann, von diesen unterrichtet, auch ihre Tante. Auch Adolfine that es, als Ludwig von ihr als der besten Freundin seiner Schwester mit ruhiger Wärme schied und dieser in ihrer Gegenwart mit bewegter Stimme einen letzten Gruß an Ottilien auftrug. „Wer weiß,“ dachte sie, „ob einst der Rückkehrende die Geliebte treu wiederfindet, und wenn dieß auch, ob er selbst sie nicht mit anderen Augen anblickt und in dem schönen Bilde das schöne Wesen vermißt, dessen besten Theil er jetzt hineindichtet? Wie werde ich ihm dann erscheinen?“

Kurze Zeit später verließ denn auch Ottilie Wielitz.

So oft und theilnehmend sie auch noch mit Marien über ihren Bruder gesprochen hatte, so geschah es doch nie mit rückhaltloser Herzensergießung. Noch schmerzlicher empfand es Marie, daß auch der Bruder ihr mit vielleicht absichtlicher Zurückhaltung von jenem Abschiedsabend erzählte. Mit Trauer glaubte sie zu bemerken: daß die Phantasieen, welche in Beider Liebe eine so wichtige Rolle spielten, sie von ihr entfernten. Den Bruder freilich nur, weil sie ihm in sehr ernstgemeintem Scherze erklärt hatte: daß sie in den Burgzinnen auf der Höhe seiner Zukunft nur ein Luftschloß sehe; Ottilien aber vielleicht auch, weil die Schwester ihres Geliebten nicht, wie er, durch adeliche Thaten adelichen Stand zu erwerben vermöge, folglich einigermaßen ein Fremdling in der Sphäre bleiben werde, in welcher sie einst mit Ihm hausen sollte.

Zwar war Marie schon vor Ottiliens Weggange Adolfinen näher gerückt, als Jene, was ernsteren Austausch von Gedanken, Erfahrungen und Empfindungen betraf; und anderseits hatte sie sich nie mit Ottilien sinnesverwandt gehalten. Dagegen verband sie mit dieser die durch keine spätere, wenn auch weit gehaltvollere, Freundschaft ersetzliche Traulichkeit des Zusammenlebens in Kindheit und erster Jugend; und diese bei Ottilien schon vermindert zu finden, bevor noch das Außenleben sie von ihr wegführte: schmerzte sie am meisten. Sie konnte sich auch nach Ottiliens Abreise nicht recht auf ihre Wiederkehr freuen, die etwa in Jahresfrist erfolgen sollte, weil sie das Gleichniß vom grünen und dürren Holze darauf verwendete.

Adolfine fühlte sich so ruhig und behaglich, soweit es eben ihre Natur zuließ, als das Liebespaar aus ihren Augen verschwunden war und die Gegenwart keine anderweitige Versuchung zu leidenschaftlichen Aufregungen bot. Dazu kam, daß sie nicht blos im Schragen'schen Hause ganz heimisch geworden war, sondern daß auch unverhofft ihre Großtante ihre Wünsche durch eine Heirat ihrer Tochter gekrönt sah. Dadurch nämlich wurde sie gegen Adolfinen viel liebenswürdiger; hatte sie früher in ihr immer die mögliche und gefährliche Nebenbuhlerin der Tochter gesehen, so war sie jetzt von dieser Furcht befreit, und da Jene von Wielitz wegzog, gewann ihr Adolfinens Verbleiben in dem stilleren Hause unschätzbaren Werth.

3.

In einer stillen Vorstadtwohnung der Hauptstadt saß ein junger Mann, Norbert v. Marschalke, unter dickleibigen Aktenbündeln und Rechtsbüchern. Noch vor zwei Stunden hatte er sich sogar in sie hinein versetzt und vertieft; aber je mehr der trübe Nachwintertag sich neigte, desto mächtiger trieb ihn eine Strömung fremdartiger Gedanken aus jener Tiefe herauf nach dem Lichte einer Oberwelt, in welcher er zu bestimmter Stunde auftauchen sollte, und zwar nicht als kampfbereiter Rechtsgelehrter, sondern als stets willkommenes Mitglied eines gebildeten und munteren Gesellschaftskreises.

Dieser Wechsel der Umgebung, Beschäftigung und Stimmung war zwar der gewohnte Lohn, der dem gewissenhaften und tüchtigen Arbeiter fast allabendlich bescheert war, seit er seine Laufbahn in der Hauptstadt unter den günstigsten Zeichen angetreten hatte. Aber heute sah er besonders häufig nach der Uhr und murrte bald über den langsamen Gang der Zeit, bald verlachte er seine eigene Ungeduld und schlug auf's Neue seine Schriften auf. Doch kaum hatte er zu lesen begonnen, so sahen seine Augen mit träumerischem Lächeln über die Zeilen weg, wie wenn sie hinter diesen irgend ein liebliches Bild erblickten oder über ihnen eine reizende Geistergestalt schweben sähen. Es war auch wohl so.

höhter Liebenswürdigkeit ihnen »seine liebe Cousine« vorstellte und als Neuling empfahl: hielten sie sein inniges Verhältniß zu der wunderschönen Verwandten, die er unmöglich nur als solche lieben und leiten könnte, für ein gesichertes. Diese Ansicht unterstützte er noch unwillkürlich durch die frohe, von keinem eifersüchtigen Verdrusse getrübte Theilnahme, womit er Ottilien bald von Bewunderern umringt sah; und noch mehr auch sie selbst durch die heiteren und freundlichen Blicke, mit welchen sie häufig genug aus ihrem Belagerungsstande heraus den Freund aufsuchte und begrüßte.

Natürlich bemerkte auch er selbst diese beneideten Blicke und quittirte ihren Empfang mit sichtbaren Telegraphemen und mit unsichtbarem Herzklopfen, das wir solchen Augen gegenüber ebenfalls natürlich finden.

Da nun Eines das Andere von den Umgebenden bevorzugt, sich selbst aber im Vorzuge vor Allen sah: so wurden sie stolz auf einander und wußten sich zugleich Dank für die Treue ihrer Neigung und Aufmerksamkeit unter so vielen Ableitungen und Versuchungen. Bald wurde es Norbert zu Muthe, wie wenn ein aus dieser Neigung erwachsender Liebesbund feierlich eingeläutet würde. Und doch sehnte er sich aus den Tempeln dieses Triumphes in das Stillleben bei traulichem Lampenscheine, das ihm als Lohn der Heimgeleitung aus den Abendgesellschaften winkte.

»Wird sich auch Ottilie darauf freuen?« fragte er sich, wann er den Schimmer ihrer Augen und das Roth ihrer Wangen durch den Widerschein der auf ihr ruhenden Blicke erhöht sah, und sich der Besorgniß nicht erwehren konnte: daß auch der Widerhall manches gewählten Wortes der Huldigung in ihrem Gedächtnisse nicht durch seine herzliche und deßhalb schlichtere Rede übertönt werden möge.

Und Ottilie?

Die Tante hatte eine Reihe von Besuchen mit ihr gemacht und darnach ihr zu Ehren eine Auswahl der Bekannten zu sich eingeladen. Vor diesem ersten festlichen Abend war Ottiliens Einbildungskraft von neuen und vielverheißenden, aber noch undeutlich flutenden Bildern erfüllt und den heimischen Erinnerungen abgekehrt gewesen. Ihr selbst aber zur Verwunderung waren ihr in den unmittelbar folgenden Ruhestunden nicht etwa die neuerlebten Wunder im Traume erschienen, sondern an ihrer Stelle in voller Lebensfrische die theuren Gestalten des jüngst verlassenen Kreises: die Eltern, die holde Freundin und der geliebte Freund, neben dessen Zügen sich nur schattenhaft Norberts freundliches Antlitz zeigte.

Aehnliches widerfuhr ihr noch mehrere Male, bis langsam aber sicher, die Gegenwart alle Lichter und Stimmen der von ihr so weit verschiedenen Vergangenheit überstrahlte und übertäubte. Dazu mochte auch der Umstand beitragen, daß ihr Andenken Ludwigs Gestalt nicht mehr in den vertrauten Umgebungen, sondern in fremder Ferne suchen mußte, wo in formloser Dämmerung der Blick keinen Haltpunkt fand. Die Unbestimmtheit dieses Liebesbundes war auch nicht zur Abrede eines Briefwechsels gediehen, und die durch Mariens Hand hin und her wandernden Nachrichten und Grüße konnten die Kraft der unmittelbaren Anrede und Mittheilung und die Süßigkeit der nur dem geliebten Auge zugänglichen Botschaft nimmer ersetzen.

Nur einmal noch fühlte sich Ottilie, und gerade mitten unter den lebhaftesten Eindrücken der Gegenwart, durch die plötzlich eindringende Vergangenheit erfaßt und überwältigt. Es war im Theater, dessen Reiz überhaupt noch in ungeschwächter Neuheit auf sie wirkte. Weniger eine Scene, als eine Scenerie, eine kunstreiche Nachahmung der Natur versetzte sie aus dem Drama und dem glanzvollen Hause weit hinaus in den sanft schimmernden Wald, an jene Stelle, an welcher sie vor noch nicht einem Jahre ein den Genüssen der Gegenwart ganz fremdartiges Glück genossen hatte, ein Glück, das auf einmal wieder ihr diese reiche Gegenwart zur Fremde machte und sie mit Weh und Wonne des Heimwehs erfüllte.

Der Vorhang fiel; ihr Traum dauerte fort, während die Musik des Zwischenaktes mit leisen, sehnsüchtigen Tönen begann. Da weckte sie die Frage einer befreundeten Stimme: »Wo verweilt Ihre Seele, liebste Ottilie?« Sie fuhr zusammen und gab eine ausweichende Antwort.

Norbert hatte sie mit wachsender Theilnahme beobachtet. Zum ersten Male sah er sie in träumerisches Sinnen verloren und dadurch schöner, als sie ihm je erschienen war. Selbst der Gedanke: daß ihr Sinnen sehr theuren, sie fern von ihm wegführenden Erinnerungen gelten möge, erhöhte ihm ihren Reiz. Denn jetzt erst wurde ihm das idealisch schöne Bild zum tiefer beseelten Wesen; freilich entzückte ihn nicht so die Abwesenheit dieser schönen Seele in unbekannten Regionen trotz seiner greifbaren Nähe.

Erst jetzt fiel es ihm ein und auf, daß zwischen Ottilien und ihm fast noch gar nicht die Rede von ihren früheren Umgebungen gewesen war. Am nächsten Mittage richtete er bei Tische einige darauf bezügliche Fragen an sie, und nun fiel ihm noch mehr auf, daß sie nur spärliche Antworten darauf gab; auch blieb es ihm nicht unbemerkt, daß die Tante alsbald das Gespräch in andere Bahnen lenkte. »Entweder,« dachte er, »sind ihre Erinnerungen ihr zu wenig werth oder allzu werth, um sie mir mitzutheilen. Nun, wir werden uns schon näher kennen lernen.«

Da er keine Absichtlichkeit verrathen wollte, fand er sobald keine Gelegenheit, jene Fragen zu wiederholen. Dagegen pries Ottilie später einigemal die Vorzüge des großstädtischen Lebens im Vergleiche mit den engen Schranken des kleinstädtischen und ländlichen, und wies sogar Norberts Einwürfe und seine Würdigung des Letzteren nicht ohne Schärfe zurück. Ihr Ausdruck dabei ließ ihn indessen vermuthen, sie habe in seiner Lobrede eine Galanterie gegen die Kleinstädterin gesucht; er wiederholte jene etwas wärmer und in allgemeineren Ausdrücken.

Sie antwortete jetzt mit einem etwas befangenen Lächeln: »Auch ich bin in Arkadien geboren, und sogar erzogen, das heißt bis zu den letzten Sohlen meiner Kinderschuhe. Aber ich glaube nicht, daß Sie, mein lieber Vetter, in meiner Ba-

doch wirklich fortwährend auszeichne, auch vor den begünstigsten Verehrern, und daß er, wenn er aus dem Stadium der Freundschaft in das der Liebe fortschritte, keine Ursache zur Eifersucht finden werde. Er dachte weiter nach und erinnerte sich sogar einiger Zeugnisse dafür: daß Ottilie seine Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit mit einer gewissen Eifersucht bewache. Was wollte er mehr? Und doch! Er grübelte jetzt weiter: »Warum diese Auszeichnung, ja diese Eifersüchtelei? Aus Freundschaft? Aus Liebe? Oder . . . .«

Wir gestehen zwar wiederholt: daß wir in der Regel bei entschiedener Neigung die Frage nach dem Warum ziemlich müßig finden; anders aber ist es bei Wahrzeichen von noch zweifelhafter Natur.

Das einmal geweckte Mißtrauen flüsterte Norbert zu: daß Ottilie ihn vorzüglich deßhalb auszeichne, weil sie stolz, wenn nicht gar nur eitel auf seine Aufmerksamkeit sey und sich von Vielen beneidet halte. Er suchte sich die Gründe für diesen Argwohn in seinen zerstreuten und halbvergessenen Wahrnehmungen auf, die er in seinem Gedächtnisse auffrischte, wie namentlich die folgenden. Ottilie sah ihm mit mißmüthiger Miene nach, wann er sich tiefer in Unterhaltung mit Damen von anerkannten Ansprüchen einließ, blieb aber dagegen ganz ruhig, wann er noch so vertraulich mit solchen verkehrte, die er selbst, noch nicht aber der tonangebende Geschmack des Tages, über jene stellte. Sobald jedoch sein Vorgang seinen Einfluß auf diesen Geschmack bewährte, hörte auch jene Gleichgültigkeit Ottiliens auf, wie er sich überzeugt zu haben glaubte. Demnach beneidete sie diese Frauen nicht um seine Zuneigung und Hochachtung, sondern nur um die offenkundigen Zeichen dieser Gefühle, um die Auszeichnung durch ihn. Anderseits war es ihm aufgefallen, daß in dem wiederholten Falle, wo er einen dicht um ihn geschaarten Frauenkreis verließ, um an ihrer Seite zu verweilen, ihre Augen hellere Strahlen im Kreise umher warfen, als jemals auf seine Person, wenn er allein ihr gegenüber oder zur Seite saß. Wie anders, wenn er die umgekehrte Erfahrung gemacht hätte!

Vorsichtig und strenge in seinem moralischen Haushalte, wie im geschäftlichen, prüfte er wiederholt, was er gesehen zu haben glaubte, ob ihm nicht hinterdrein seine gegenwärtige Stimmung Gesichtstäuschungen vorführe. »Summa,« sagte er endlich, »sie liebt mich nicht! Aber warum bleibe ich bei diesem traurigen Ergebnisse meines Rechnungsexempels unverzweifelt sitzen, ohne mir auch nur Ein Haar auszuraufen?«

Er fing eine neue Berechnung an, die tief in sein Innerstes hineinlief. Die Summa lautete: »So schön sie auch immer, und so hold und lieb sie auch oft ist, und so lebhaft ich auch dieß empfinde — dennoch liebe ich sie nicht!«

Er hatte Recht. Gewiß hätte er sonst diesen Schluß nicht so schnell fällen können, seine Erinnerungen wären lieber zu jenen ersten Tagen und Wochen zurückgekehrt, als die Erbsünde der Eitelkeit in Ottilien noch nicht wachgerufen war, und als ihre holdselige noch halb kindliche Freundlichkeit und Heiterkeit ihm sein Führeramt reichlich lohnte.

Wir haben kaum nöthig zu bemerken, daß die hier auf engem Raume zusammengedrängten Entwickelungen dieses Verhältnisses einen längeren Zeitraum umfassen. Während desselben hatte sich Ottilie immer weiter von dem alten Leben und Streben, Lieben und Hoffen abgewandt. Ihr anfangs sehr lebhafter und fast ausschließlich auf die glücklichen Tage in Wielitz gerichteter Briefwechsel mit Marien hatte sich zuerst sofern geändert, als sie ihre neuen Erlebnisse und Freuden in den Vordergrund stellte und immer seltener mit Zeichen sehnsüchtiger Erinnerung mischte. Erst war Ludwigs Name in vielen Zeilen ihrer Briefe vorgekommen; dann schien der Norberts an seine Stelle zu treten; aber manchmal wurde auch dieser nicht genannt, und dafür berichtete ein Siegesbulletin von einer ganzen Schaar namhafter und namenloser Helden, die sich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben hatten.

Mariens feiner Sinn wußte diese Zeichen zu deuten. Das immer leere und eitler werdende Gerede der einst immer auf hohem Kothurne wandelnden Freundin, deren Schwächen damals ihren Liebreiz nicht geschmälert hatten, deutete auf eine Abnahme ihres Werthes, zugleich auch ihrer Freundschaft. Zu spröde und zu stolz, um den vielleicht auch ganz fruchtlosen Versuch einer offenen Verständigung zu machen, wich Marie Schritt vor Schritt vor der Entfremdeten zurück, bis endlich Beide in unsichtbarer Ferne von einander standen, Keine mehr der Andern Stimme vernahm und der Briefwechsel ganz aufhörte.

Marie hatte ihren Bruder allmählig auf diesen Ausgang vorbereitet, und schrieb ihm nach Ottiliens letztem Briefe u. a.: »Tröste Dich über den Verlust eines Wesens, das längst nicht mehr ist, was es war, wenn es überhaupt war und nicht blos schien. Ich bin zu stolz für Dich, um ihr noch Deine letzten, allzutreuen Grüße zu melden. Sorge nicht, daß Dein Schweigen ihr Herz breche. Davor schützt es vielleicht eine ganze Besatzung, allermindestens Ein Vertheidiger: ihr Vetter Norbert v. Marschalke. So viel ich aus ihren Briefen ersehe und auch von ihren Eltern vernahm, mag er immerhin besser seyn, als das übrige Hofgesinde; aber ich bin versucht, ihn zu hassen, weil er Dich ohne Zweifel systematisch aus ihrem schwachen Herzen verdrängt hat. Er wird der passende Gemahl für sie seyn; was soll der Dame ein Mann, wie Du?«

Indessen brach Marie gegen Ende des Jahres (1847) einmal das Schweigen zwischen ihr und der alten Freundin.

Ludwig war, durch günstige Umstände gefördert, Oberlieutenant geworden, und stellte sich als solcher bei einem kurzen Besuche in Wielitz auch im Schlößchen, bei Ottiliens Eltern förmlich vor. Diese hatten ihn auf's freundlichste begrüßt und, mit gut durchgeführter Unbefangenheit ihm gesagt: Ottilie werde ebenso sich über sein Avancement freuen, wie ihre Abwesenheit bei seinem Besuche beklagen. In den ersten Monaten des neuen Jahres werde sie zurückkehren und zwar hoffentlich — wie mit bedeutungsvollem Lächeln hinzugesetzt wurde — in Begleitung ihres vortrefflichen Vetters, der bisher schon als Cavaliere servente sie in seinen vielvermögenden Schutz genommen habe und ganz kürzlich um die

gen die Schwächen des „schwachen Geschlechtes,“ obgleich an iner Ehrenhaftigkeit gegen Männer, selbst nach republikanischen egriffen, Nichts auszusetzen war, so lange keine Liebeshändel 's Spiel kamen. In diesem Falle aber unterlag seine Ehrenlicht nicht der Auslegung der niederen Moralisten, sondern gnügte sich, Muth gegen „kampfberechtigte“ Ehemänner und nstige Angehörige glücklich gewonnener Frauen, für diese er mögliche Verschwiegenheit und Schonung ihres Rufes zu rdern. Nie hatte er sich die größste Gemeinheit zu Schulden mmen lassen, deren eine männliche Coquette fähig: Verrath eiblicher Gunst, der elenden Prahlerei mit erlogenem Glücke i Frauen zu geschweigen.

Wir hatten erwähnt, daß die Eile, in welcher Norbert ach Wielitz übersiedeln sollte, auch Ottilien unerwünscht kam. ie hatte ihm bis dahin den Vorrang vor allen neueren Benten unbestritten eingeräumt, und um so lebhafter, wie wir ns erinnern, weil auch Andere dieß thaten. Sie war überugt, daß seine liebenswürdigen und achtbaren Eigenschaften n auch an jedem andern Orte vor Vielen auszeichnen würden, ber auch vor den Wenigen, die in ihrer Vaterstadt mitzählen nnten. Die Kavalierperspektive, aus welcher sie die meisten 'ewohner derselben betrachtete, hielt sie nicht von dem Wunsche rück, sogar von diesen insgesammt bewundert und nach Umänden beneidet zu werden. Wir finden es wirklich nicht allzu ndisch, daß sie sich bisweilen versagte: wie sehr sie bei ihrer eimkehr in den Kreis, in welchem sie von Kindheit auf genat war, nun als vollendete Dame imponiren werde, um ren Haupt noch der Nachglanz der auf fernen Höhen geierten Triumphe schwebe!

Zu diesen heiteren Gedanken kam jetzt noch einer von nsterer, ja bitterer Art, der sie wünschen ließ, an Norberts eite ihren Einzug in die Heimath zu halten und namentlich er die beiden Zeuginnen ihres halb kindlichen Liebesglückes t treten, welchen sie, der Einen mehr, der Andern minder, eine Mitschuld an Ludwigs Entfernung von ihr zuschrieb. Es nderte Wenig an ihrer Empfindung, wenn sie bisweilen auch h selbst die Hauptschuld davon zuerkannte. Die Möglichkeit, aß Marie sie als eine durch Verarmung Gestrafte, Adolfine ir mit der Genugthuung befriedigter Mißgunst wiedersehen, iß sie ein Gegenstand kühlen Bedauerns oder der Schadenende werden konne: ließ sie das gleichzeitige Auftreten mit orbert wünschen, dessen Geleit und Ergebenheit jene geringätzigen Empfindungen nicht aufkommen lassen und eher in eid verwandeln würde.

Dieß ging aber jetzt leider nicht an. Einmal, weil die für ren Aufenthalt in der Hauptstadt festgestellte Zeit noch nicht gelaufen war und manche angesponnene Fäden, namentlich ch genommene Lehrstunden, nicht abgeschnitten werden durften. odann aber auch, weil ihr weibliches Zartgefühl und Selbstwußtseyn ihr einen auffallenden Schritt Norbert selbst gegener verboten. Genug, wenn sie sich herbeiließ ihm zu sagen: ie sie sein Bedauern darüber theile, daß er nicht seinen Abng nach Wielitz bis zu ihrer Heimkehr dorthin verschieben nne. Aber er selbst durfte nicht denken, daß er sie, trotz aller Hindernisse und Bedenken von ihrer Seite, mit sich fortzöge; und noch weniger durfte dieß die Gesellschaft denken, ob sie gleich beide bisher in dieser so ziemlich als Unzertrennliche erschienen waren. Nicht einmal abkürzen durfte sie ihren Aufenthalt, um Norbert schneller nachzufolgen. Wie schrecklich, wenn die Gemeinheit sie zu verleumden wagte: sie sey irgend einem Manne, wenn auch dem besten, nachgelaufen!

Beide waren übrigens am Abschiedsabend guter Dinge und sagten sich auf immerhin nur kurze Zeit Lebewohl, ohne stärkeres Herzpochen, das denn doch bei einem Abschied auf lange vielleicht entstanden wäre und sie weiter fortgerissen hätte, als sonst ihre ruhigen Herzen sie zogen.

„Scheiden wir nicht mit einer dunkel tönenden Gutenacht, sondern mit einem lichten, schon das Wiedersehen verheißenden Gutenmorgen, wann ich morgen früh an Ihren Fenstern vorübergehe!“ hatte Norbert beim Weggehen gesagt und sie zusagend beantwortet.

Am dämmernden Wintermorgen ging er absichtlich zu Fuße durch die noch stillen Straßen nach dem Bahnhofe, um Ottilien noch einmal ungestört am Fenster zu grüßen, und mit dem Austausche der letzten Worte und Blicke ihr vielleicht ein lebendigeres und nachhaltigeres Andenken an ihn und an manche seiner warmgemeinten Mahnungen einzuprägen. Aber vergeblich blickte er, schon in einiger Entfernung langsam gehend, und dann stehen bleibend, nach ihren Fenstern, deren Läden unbeweglich und undurchsichtig zwischen ihm und der schönen Freundin stehen blieben — und warum? Da ihr Herz offen vor ihm lag, konnte er an keine absichtliche Nichterfüllung ihrer gestrigen Abrede denken, sondern nur einfach und prosaisch: daß sie den rührenden Abschied verschlafen habe!

Er wehrte es seiner Einbildungskraft nicht, die Züge der reizenden Schläferin und der höchst wahrscheinlich im ruhigsten Takte ihre Brust hebenden und senkenden Athemzüge zu belauschen. Aber diese plastische Ruhe war nicht sehr schmeichelhaft für ihn, obgleich er nur den Ansprüchen der Freundschaft Raum gab. Wohl aber empfand er keinen schärferen Schmerz, als eine leichte Empfindlichkeit über die Vereitelung seiner Hoffnung. Vielmehr kam ihm in der nächsten Minute die Verschlafende eben so komisch vor, wie die Schlafende reizend, und er lachte über den Aerger und die Beschämung, die sie selbst beim Erwachen empfinden würde, wie über die gleichnamigen Gefühle, welchen auch er so eben noch Raum gegeben hatte.

Jetzt erst durchschauerte ihn die Schneeluft. Er wickelte sich dichter in seinen Pelz und wanderte von dem Schauplatze so vieler angenehmen Begegnungen einer Ferne entgegen, die in farblosem Nebel am Rande des Gesichtskreises lag. Er dachte darüber nach, daß Ottilie auch jetzt, unmittelbar vor seiner Abreise, wiederum so Wenig, und nur in gleichgültigem Tone, von Wielitz gesprochen hatte. Da sie denn doch hinreichende Gelegenheit gehabt hatte, seinen Geschmack kennen zu lernen, so mußte sie wirklich nichts Anziehendes von seinem neuen Wohnorte zu berichten wissen, die wenigen früher erwähnten Ausnahmen ungerechnet, die sie ihm jetzt nur mit

sinne freien Gemüthes vor seinen Anfechtungen, oder die Berechnung einer Kokette erblicken solle.

Diese letztere Möglichkeit verwarf er, nachdem er sich in einiger Zeit überzeugt hatte, daß ihm Ottilie alles Ernstes auswich. Ihre Abreise überraschte Ihn jetzt weniger, als das Publikum.

Ottilie hatte diese, ihrem alten Vorsatze zuwider, etwas früher bewerkstelligt, als ihre Bekannten und selbst ihre Tante erwartet und gewünscht hatten, ohne einen andern Grund anzugeben, als das Verlangen ihrer Mutter nach ihr. „Oder auch das eines gewissen Vetters?“ hatte die Tante gefragt, sie aber sehr ernsthaft verneint und die Bitte hinzugesetzt: Tante möge ihr ihr Plätzchen im Herzen und im Hause bewahren, da sie nach einiger Zeit zurückzukehren gedenke, wenn ihre Mutter anders zustimme.

(Fortsetzung folgt.)

Charlottenburg.

An einem heitern Frühlingstage des Jahres 1696 erblickte die geistreiche Sophie Charlotte, die Gemahlin des prachtliebenden Kurfürsten von Brandenburg, das kleine, eine Meile von Berlin entfernte Dörfchen Liezen oder Lützen genannt. Die stille, ländliche Umgebung gefiel ihr besser, als das geräuschvolle Treiben des Hofes. Sie beschloß, sich daselbst niederzulassen, und kaufte zu diesem Zwecke das ihrem Oberhofmeister, Baron Dobrzinsky, gehörige Landgut für 25,000 Thaler. Der berühmte Baumeister Schlüter erhielt den Auftrag, ihr ein Schloß zu bauen, das später durch seinen Nebenbuhler Eosander von Göthe vergrößert und mit einer Kuppel versehen wurde. Durch den bekannten Gartenkünstler Le Nôtre wurde in französischem Geschmack der Park angelegt. Die innere Einrichtung war reizend, wenn auch in dem so oft mit Unrecht geschmähten Rococostyl jener Zeit. Ein großer Saal diente zur Bibliothek, ein zweiter zum Concertzimmer. Die Kurfürstin liebte die Musik, sie spielte das Klavier, sang und componirte selbst ganz ausgezeichnet; ihre Musikaliensammlung kostete eine Tonne Goldes, und das Instrument, das sie benutzte, war ein kostbares Geschenk ihrer Cousine, der originellen, durch ihren Briefwechsel bekannten Herzogin von Orleans. Ein drittes Zimmer enthielt das feinste japanesische und chinesische Porzellan, und in einem vierten waren die Leuchter, ein kleiner Kaffeetisch, ein vollständiges Kaffeeservice und selbst die Roste des Kamins von gediegenem Golde, ebenfalls ein Geschenk des galanten Kurfürsten. Das schöne Schloß erhielt den Namen Lietzenburg; erst nach dem Tode seiner hohen Besitzerin wurde es ihr zu Ehren von dem untröstlichen Gatten Charlottenburg genannt.

In diesen Räumen verkehrte Sophie Charlotte, die „philosophische Königin,“ wie sie von ihren Zeitgenossen bezeichnet wurde; hier musicirte, studirte und philosophirte sie, um den Grund der Dinge zu erforschen. Ihre Wißbegierde war so groß, daß ihr der berühmte Leibnitz eines Tages sagte: „Es ist gar nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen. Sie wollen das Warum des Warum wissen.“

In diesem Garten wandelte sie mit ihren Hofdamen, dem witzigen Fräulein von Pöllnitz und der liebenswürdigen Frau von Bülow, die sie mit den übrigen Cavalieren und den Damen ihrer Umgebung ausschickte, um zwei gleiche Blätter zu suchen, da Leibnitz einst behauptet hatte, daß es in der Welt nicht zwei sich vollkommen gleichende Dinge gebe. Der Philosoph hatte Recht, denn jedes der gefundenen Blätter war bei genauer Prüfung von dem andern verschieden. In diesen Sälen gab Sophie Charlotte jene heiteren Feste, bei denen es so lustig herging und die von der berühmten Feder eines Leibnitz geschildert und verewigt sind. Hier wohnte sie dem auf ihre Veranlassung veranstalteten theologischen Turniere ihrer Geistlichen mit dem Jesuiten Vota, dem witzigen und weltklugen Beichtvater August des Starken bei, wo mit den Waffen des Geistes und mit bewunderungswürdigem Freimuthe über die Wahrheiten der reformirten und der katholischen Religion gestritten wurde. Welche Erinnerungen knüpfen sich an Charlottenburg und seinen Park, die das Andenken an die schöne geistreiche Fürstin gleichsam geweiht hat!

Nach ihrem Tode wurde Charlottenburg einigermaßen vernachlässigt, da ihr Sohn, der bekannte Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., hauptsächlich in Potsdam residirte, wo er seine Riesen bei der Garde fortwährend unter Augen hatte. Statt des Klaviers rasselte jetzt die Trommel, und die Philosophen und Schöngeister mußten den Generälen und dem Tabakscollegium mit seinen Hofnarren weichen. Auch sein Nachfolger Friedrich der Große zog Potsdam oder vielmehr Sanssouci Charlottenburg vor. Oben auf der hohen Terrasse versammelte der König die Helden seiner Tafelrunde, die Ritter vom Geiste, Lord Keith, den Helden ohne Furcht und Tadel, den liebenswürdigen d'Argens, den witzigen Lamettrie, und den Fürsten der Denker und Dichter, Voltaire, der mit seiner Feder, wie Friedrich mit dem Schwerte, die Welt beherrschte. Selten nur kehrte der große König nach dem verwaisten Charlottenburg zurück, das während des siebenjährigen Krieges von einem sächsischen Streifcorps geplündert und verwüstet wurde. Die erbitterten Feinde schlugen Thüren und Fenster in dem Schlosse ein, zerbrachen die kostbaren Möbel und großen venezianischen Spiegel, schoßen mit Kugeln nach den aufgehängten, unschätzbaren Bildern und verunstalteten die herrlichen antiken Marmorstatuen, die Friedrich aus der Polignac'schen Sammlung erstanden hatte; selbst die in dem Schlosse befindliche Kapelle wurde nicht geschont und von den Barbaren vielfach geschändet. Als der Feind wieder abzog, bot das arme Charlottenburg einen traurigen Anblick; die Zimmer, in welchen die geistreichste Königin geweilt, waren von rohen Horden bewohnt und entweiht worden, der herrliche Park glich einer Wildniß, die ganze Umgebung einer traurigen Wüste. Aber gerade in dieser Zerstörung erinnerte sich der König an das von ihm vernachlässigte Charlottenburg. Sobald der Hubertusburger Friede geschlossen war, gab er den Befehl, so schnell als möglich das

Brandenburger Thore, das die wiedergebrachte Victoria schmückte, bis zum königlichen Schlosse drängte sich die Menge, um den aus so schweren Prüfungen siegreich hervorgegangenen König und die tapferen Freiheitskämpfer zu begrüßen. Es war ein Tag des Jubels und der Freude: Frauen umarmten ihre zurückkehrenden Männer, Kinder ihre Väter und vor Wonne weinende Mütter ihre wiedergeschenkten Söhne. Aber in die Freude mischte sich auch der Schmerz, und manches Auge füllte sich mit Thränen beim Andenken an die glorreich gebliebenen Vaterlandsvertheidiger. Das schönste Mädchen der Stadt reichte Friedrich Wilhelm III. den Lorbeerkranz unter dem Jauchzen des begeisterten Volkes. In der Dämmerstunde, als die Residenz in einem Meer von Glanz schwamm und die Freudenfeuer hell aufloderten, wandelte ein hoher Mann in der dunklen Fichtenallee, welche zu dem Mausoleum in Charlottenburg führt; er war allein, ohne jede Begleitung. Der Hüter des Grabes empfing ihn und schloß die ehernen Pforten auf. An der Ruhestatte der geliebten Königin kniete Friedrich Wilhelm III. zum stillen Gebet hin und legte das noch frische Lorbeerreis auf das Grab der unvergeßlichen Luise.

Das sind die Erinnerungen, welche sich an Charlottenburg und seinen Garten knüpfen; Sophie Charlotte, Friedrich der Große und die Königin Luise sind die Genien, die es umschweben, und die alten Bäume des Parkes rauschen und singen im Abendwind von vergangener Schönheit, Größe und Liebenswürdigkeit, so daß den Wanderer unwillkürlich ein wehmüthiges Gefühl und die Erinnerung an die Geister beschleicht, die einst hier gelebt, gebetet und geweint haben.

N.-V. W. J.

Der Nemesis Walten.

Historische Erzählung von G. N. Jaquet.

> Böses Werk muß untergehen,
> Rache folgt der Frevelthat,
> Denn gerecht in Himmelshöhen
> Waltet des Kroniden Rath.
>
> Schiller.

1. Das geheimnißvolle Licht.

Es war im Jahre der Gnade 1407, am Abend des St. Clemenstages. Eben hallte von den Thürmen von Notre-Dame die Stunde der Mitternacht herab. Majestätisch dehnten sich die gigantischen Schatten der Kathedrale auf dem weiten Platz aus, den der Mond mit bleichem Licht übergoß.

Die stolze, schon damals ihre Bevölkerung nach Hunderttausenden zählende Hauptstadt Paris war in Schlaf und Schlummer eingewiegt; und wie hätte es auch wohl anders seyn können? Mußte doch nach obrigkeitlichem Befehle mit dem Schlage der neunten Abendstunde jegliches Licht in den Zimmern, jegliches Feuer auf dem häuslichen Herde erlöschen! Die beginnende Dunkelheit gab das Zeichen, wenn nicht zum Schlafe, so doch zur Ruhe. Gesang, öffentliche Unterredung, jegliches Geräusch verstummte, sobald die Kerzen erloschen und auf dem Pflaster der öden Straßen hallte nur der Tritt des Schaarwächters wieder und ertönte nur das Geheul hungriger, herrenloser Hunde.

Die Dunkelheit war allgemein; aber wie selbst in der schwärzesten Nacht vom Firmamente immer noch ein Stern hernieder schimmert, so glänzte auch hier durch die Finsterniß ein schwach flackerndes Licht. Es brannte in dem Erkerzimmer eines hohen Gebäudes; in seiner spitzbogigen Decke verlor sich sein Schein, und zeichnete an den mit ledernen Tapeten bekleideten Wänden die Umrisse eines weiblichen Wesens ab, das mit Aufmerksamkeit den ruhigen Athemzügen einer Schlummernden lauschte, die auf einem eichenen, mit einem zu jener Zeit ungewöhnlichen Luxus ausgestatteten Polsterbett ruhte. Letztere war Isabella, Gemahlin des unglücklichen Karls VI. von Frankreich. Beim letzten Schlage der Mitternacht öffnete die Schlafende die Augen und fragte, zu ihrer treuen Dienerin gewendet:

»Mathilde, ist es helles Wetter draußen?«

»Nein, hohe Herrin!« sprach das junge Mädchen, zum Fenster tretend; »es ist finstere Nacht und kein Stern am Himmel zu sehen.«

Isabella seufzte tief auf.

»Hörst Du nicht,“ fragte sie nach einer Pause, „das Klirren von Sporen?«

»Mein Ohr vernimmt nichts, Königin, als den dumpfen und ungleichen Schritt der Schildwache vor dem Thore dieses Schlosses und das Knarren des Wetterhahnes auf seinen Zinnen.«

Aus dem Auge der Königin zuckte es wie ein Blitz, als sie diese Täuschung ihrer Hoffnung vernahm; dann sank sie lautlos auf die Polster ihres Lagers zurück, und bald ruhte sie wieder in den Armen des mohnbekränzten Gottes. Das Schweigen in dem öden Gemache war tief und schaurig, gleich dem Schweigen des Grabes, und unwillkürlich durchrieselte ein Schauer Mathildens Gebein. Da hallte, als eben der Wächter vor dem Thore des Königshauses die zweite Stunde des neuen Tages abrief, ein leichter Schlag in dem einsamen Gemache wieder. Mathilde erhob sich, unter dem Druck ihrer kleinen Finger öffnete sich eine schmale Pforte, so sorgsam in die Wand gefügt und verkleidet, daß nur das Auge des mit der Lokalität Vertrauten sie von der Wand zu unterscheiden vermochte.

Leise trat ein hoher Mann in ritterlicher Tracht und Haltung ein, schritt zum Bette der Fürstin und drückte einen leisen Kuß auf ihre Lippen. Mit einem Schrei freudiger Ueberraschung öffnete die Schläferin die Augen. Ihr froher Blick lächelte dem willkommenen Unbekannten zu und ein Wink deutete Mathilden ihre Entlassung an.

„Gelobt sey Gott! der meine Königin mir erhalten,“ sprach der eben Eingetretene, indem er die feine, weiße, wahrhaft königliche Hand Isabellens mit Küssen überdeckte.

»Ja, mein guter Herzog, ich danke ihm, daß er einen so getreuen Cavalier, als Euch, wenn auch spät, so doch endlich an das Schmerzenslager eines verlassenen Weibes geführt hat.«

mit einer schlüpfrigen Kruste überzogen hatte, machte das Fortkommen auf ihnen noch schwieriger.

»Bei den heiligen Aposteln!« begann der Ritter wieder; »wenn die Frau Königin glaubt, diese nächtlichen Spazierritte ohne Wachen seyen angenehm, so irrt sie gewaltig, und ich fange an, die Schäferstunden bei ihr allgemach recht langweilig zu finden. Wollte Gott, die heutige wäre die letzte gewesen! Da ist meine Cousine von Burgund doch ein ganz anderes Wesen: welch' strahlende Augen! welch' ein Engelsantlitz! der Mund wie zum Küssen geschaffen. Ich weiß nicht, wie es kommt, es sind schon volle drei Monate verflossen, seit Juanita mich in ihren Netzen gefangen hält, und noch liebe ich sie mit der nämlichen Glut, als am ersten Tage unserer Bekanntschaft! Ha, wenn ihr sittenstrenger Eheherr oder mein eifersüchtiges königliches Liebchen etwas merkte!«

Die Reiter waren während dieses originellen Selbstbekenntnisses bis zur alten Tempelstraße gekommen; da stutzte plötzlich der Gaul des Herzogs, als wittere er Gefahr. Aufmerksam blickte sein Herr um sich, und erschaute längs einer Gartenmauer Gestalten, die wie Bildsäulen zu beiden Seiten des Weges standen, obwohl er sich nicht erinnerte, dergleichen früher jemals an diesem Orte gesehen zu haben. Die Pferde beider Reiter schnaubten indeß fortwährend, und noch bemühten diese sich, sie vorwärts zu bringen, als — o Wunder! — die scheinbaren Statuen die Mauer verließen und auf die beiden späten Wanderer zuschritten. Es waren bewaffnete Männer, achtzehn an der Zahl, welche jetzt auf die beiden stürzten. Kurz nur war der Widerstand, den der Fürst und Estourdel leisteten; denn so tapfer beide auch fochten, sie wurden sie doch von der neunfachen Uebermacht bald übermannt und zu Boden geworfen.

Betäubt vom Sturze mußte der Prinz erst alle Mißhandlungen über sich ergehen lassen; als er sich aber einigermaßen erholt hatte, rief er den Angreifern zu:

»Halt! Ich bin der Herzog von Orleans!«

»Den suchen wir eben!« rief die Rotte, und in die Brust des bedauernswürdigen Prinzen senkten sich ihre Lanzen, seine Seiten zerfleischten ihre Schwerdter. Endlich endete ein Hieb mit einem Morgenstern die Leiden des Unglücklichen; seinem treuen Stallmeister war schon vorher der Garaus gemacht worden.

Als der Athem in des Herzogs Brust erloschen war, trat ein Mann in ritterlichem Gewande, von dessen Helme ein blutrother Federbusch wallte, zu dem Entseelten. In seiner Hand blitzte ein blankes Beil, und schnell, wie der Wetterstrahl, trennte ein Hieb desselben die rechte Faust des Orleans vom Arme. Dann zu seinen Leuten gewendet, herrschte er ihnen zu:

»Fort von hier! Fort, ehe die Schaarwache sich zu unberufenen Zeugen unseres Werkes macht!«

Bald verhallte der Fußtritt des letzten Abgehenden und auf der öden Straße war es wieder so still als vorher. Vom Thurme der Magdalenen-Kirche verkündete die Glocke die vierte Morgenstunde.

3. Im Louvre.

Hell schimmerte die Dezembersonne durch die hohen Bogenfenster des königlichen Schlafgemachs. Ein lautes Pochen an der Pforte des Schlosses weckte die Königin aus ihren wirren Träumen und sie gebot ihrer Dienerin, nach der Ursache des Lärmens zu forschen.

»Majestät,« entgegnete diese; »ein Haufe Menschen, größtentheils aus Studenten bestehend, nähert sich dem Louvre*), dessen Thore einer von ihnen zu öffnen bittet. Sie tragen Etwas auf einer Bahre, das ich noch nicht recht erkennen kann .... Heiliger Gott! Es ist ein Leichnam .... gewiß der eines vornehmen Mannes, da sie ihn hierher schaffen!«

»Ein Leichnam? und hierher? Barmherziger Himmel!« rief die Königin, während sie ein Schauder überlief, und ihr Gesicht weißer wurde, als der Alabaster der Ampel.

Es war der Leichnam des Herzogs von Orleans. Studenten, die am verwichenen Abend die Pandecten und den Aristoteles mit dem Weinkruge vertauscht hatten, waren es gewesen, die am frühen Morgen aus der Schenke in das lateinische (Universitäts-) Viertel zurückkehrend, den Todten gefunden hatten und ihn jetzt nach dem nächsten Palaste, dem Louvre (denn nur die Schlösser öffneten sich damals den auf der Straße Verunglückten) trugen. In der großen Halle am Eingange des Palastes legten sie ihre Bürde nieder. Hier hinab stiegen Isabella und ihre Frauen. Auf der Treppe begegnete ihnen, bleich, verstört, unstäten Blickes, Johann von Burgund.

»Königin!« begann er mit schwankender Stimme. »Ein Unglück hat sich zugetragen, ein großes Unglück!«

»Ein Unglück? Ihr erschreckt mich, Herzog!«

»Ein Mord ist in vergangener Nacht vollführt worden!«

»Ein Mord? mitten in Unserer Hauptstadt? in der Nähe wohl gar Unserer königlichen Wohnung? und an wem ist er verübt worden?«

»Unser beiderseitiger Vetter und Lehensverwandter, der Herzog von Orleans, liegt als Leichnam unten in der Halle. Man fand ihn erschlagen in der Tempelstraße. Kommt und schauet selbst, hohe Frau.«

Da zuckte es wie bitterer Hohn um Isabellens Mund, und aus ihren Augen leuchtete Etwas, wie das Gefühl befriedigter Rache. Aber bald schwand beides und ihr Antlitz nahm wieder den früheren kalten und unbewegten Ausdruck an.

»Fürwahr, ein großer Frevel, und entsetzlich, daß er unfern den Mauern Unserer königlichen Wohnung begangen worden.« — Orleans hinterließ einen unmündigen Sohn; wir wollen der Waise hold und gnädig seyn, wie wir es dem Vater waren. Lasset, Herzog, die Thore der Hauptstadt schließen und sendet Uns den Prevot (Polizei-Meister) Unserer guten Stadt Paris, auf daß wir das Nöthige zur Entdeckung des verruchten Mörders verfügen; denn bei Unserer Krone, Orleans

*) Dieser jetzt vorzugsweise Kunstsammlungen gewidmete Palast war damals die Residenz der französischen Könige.

genügte ihren Wünschen und ...
„Johanna von Almodovar's Ansprüche sind in der That
leicht zu befriedigen: ein Geck, wie Ludwig Heinrich von Or-
leans, genügt ihr."
„Ihr lästert, Herzog! Bei dem Gotte, der uns hört und
sieht: ich bin rein, bin keiner Schuld an Euch, mein Herr und
Gemahl, mir bewußt."
„Wirklich? — Aber sagt mir doch, Juanita," fuhr er listig
fort; „wo habt Ihr denn den Ring, den ich Euch am ersten
Jahrestage unserer Hochzeit verehrte? Ich sehe ihn schon seit
längerer Zeit nicht mehr an Eurem Finger."
„Den Rubinring? — Seine Fassung gefiel der Königin
und sie begehrte ihn auf einige Zeit, um nach seinem Muster
sich selbst einen solchen fertigen zu lassen. Ich gab ihr das
Kleinod, erhielt es aber nicht zurück: Isabella wollte es ver-
loren haben; Euch, mein hoher Gemahl, wagte ich diesen be-
trübenden Verfall nicht mitzutheilen, fürchtend, Euren Un-
willen zu erregen, und hoffend, die Schuldige werde an meiner
Statt die traurige Kunde Euch bringen."
„Und Ihr würdet Euch wohl sehr freuen, wenn Ihr Eu-
ren Ring wieder erhieltet?"
„Gewiß sehr, Herzog!"
„Ihr sollt ihn haben, und die Hand dazu, die ihn getragen."
Bei diesen Worten zog der Fürst aus seinem Gewande den
blutigen Handstumpf hervor.

„Er hat eine Beschwerde ..."
„Ihre Majestät die Königin!" rief der Hellebardier an
der Thüre in den Saal hinein. Weit öffneten sich die Flügel-
thüren und herein trat festen Schrittes und stolzer Haltung
Isabella von Frankreich.
„Provot," wandte sie sich an den Vollstrecker der Gerechtig-
keit; „auf, der Herzog von Burgund, unsers Vetters Mörder,
hat den Bann unserer Hauptstadt gebrochen und ist schon auf
dem Wege nach Dijon und zu seinem Heere; wohlan denn,
laßt ihm nachsetzen! Tausend Goldstücke dem, der ihn lebend
unserer Gerechtigkeit überliefert."
Der Provot und seine Leute entfernten sich sofort: bald
auch, auf einen entlassenden Wink der Königin, die Räthe des
Parlaments, und nur diese selbst und Juana von Burgund
blieben im Saale zurück. Beide Frauen betrachteten sich lange
Zeit mit Blicken, aus denen Haß und Feindschaft hervorleuch-
teten. Aber auf die Dauer vermochte die Sünderin den Blick
der reinen schuldlosen Johanna nicht zu ertragen, der wie ein
schneidendes Schwert durch ihre Seele drang.
„Wie ist sie so schön, wie so rein!" murmelte die stolze,
buhlerische Königin, überwältigt von jener räthselhaften Macht,
welche die Tugend auch über die verdorbensten Gemüther ausübt.
„Wie ist sie so abscheulich, so verworfen!" dachte Juana,
indem auch sie sich abwandte von der gekrönten Verbrecherin.
Es ist bekannt, wie die Folge der raschen, vornehmlich durch ...

es begreifen, muß ich Ihnen erst eine Geschichte erzählen. Es sind nun vier oder fünf Jahre her, da wohnte in einer Hütte tiefer unten im Thal ein Mann Namens Fuchs. Der Mann war nicht arm; er hatte ein kleines Häuschen, eine Kuh, ein paar Gaisen und ein Stückchen Feld, und war kein schlechter Mensch, aber er hatte eine unbezwingliche Leidenschaft für die Jagd, und dieser ging er nach auf jede Gefahr hin und hatte das Glück gehabt, daß ihm die Jäger seither noch nie hatten über den Hals kommen können. Er war früher selbst beim Forstdienst angestellt gewesen, aber entlassen wegen Wildschießens für sich selber, und die Sage ging, ein andrer Forsthüter habe ihn angegeben, weil beide um dasselbe Mädel gefreit und der Fuchs der Ammiy besser gefallen hatte als der schwarze Bär, wie man den andern Forsthüter nannte. Sey dem nun wie ihm wolle, ob der schwarze Bär den Fuchs angeschwärzt hatte oder nicht — so viel war gewiß, daß er dem Fuchs einige Zeit nach dessen Entlassung geflissentlich aus dem Wege ging, weil er — und vielleicht nicht ohne Grund — befürchtete, es könnte ihm schlecht gehen, wenn sie 'mal beide in den Bergen zusammenträfen. Der Bär war zwar riesenstark und hatte das Gesetz auf seiner Seite, aber er war doch zu feig, als daß er sich auf Schußweite zu dem Manne hingetraut hätte, den er gekränkt hatte. Darüber war schon viele Jahre vergangen, und die beiden waren inzwischen gereifte Männer geworden; aber sie hatten doch niemals wieder ein Wort mit einander gesprochen — im Gegentheil erschien die Feindschaft des schwarzen Bärs wilder und erbitterter als jemals, und er vermaß sich gar oft hoch und theuer, falls er jemals den Fuchs beim Wildern in den Bergen betreffe, werde er ihn so gleichgültig niederschießen, als ob er ein Kuder (eine Wildkatze) wäre. Das war dem Fuchs natürlich auch hinterbracht worden, und hatte diesem die Galle warm gemacht. Auch war's den Leuten ringsum in der ganzen Gegend bekannt, daß Fuchs seinen Stutzen nicht zum Scheibenschießen allein gebrauche; allein obschon jedermann dieß wußte, fuhr er doch fort, dem Gesetz ungestraft zu trotzen, und eine Gemse um die andre, ein Reh und einen Hirsch um den andern wegzupirschen, bis endlich ganz unversehens ein Unfall seinem Treiben als Wildschütz ein Ende machte.

»Eines Morgens kam sein Weib in großer Betrübniß in das Dorf herunter, das am nächsten bei seiner Hütte lag und bat um Hülfe, um ihren Mann aufzusuchen, der nun schon seit vier Tagen im Gebirge war und nichts von sich hören ließ, so daß es der Befürchtung Raum gab, es könnte ihm ein Unglück zugestoßen seyn. Ihr Sohn war schon vor mehreren Stunden ausgezogen, um den Vater zu suchen, aber noch immer nicht zurückgekehrt. Mehrere Männer ließen nun sogleich die Arbeit stehen, nahmen ihre Bergstöcke und begannen ihre Streife, durch die Wälder und bergauf bergab, um den vermißten Mann zu suchen. Sie hatten sich in Abtheilungen von je zweien getheilt und waren in verschiedenen Richtungen aufgebrochen. Ein Paar von den Bekannten des Vermißten befanden sich am andern Morgen mit Sonnenaufgang am Rande eines Waldes, in welchem sie nun eindrangen. Die ersten Strahlen der Morgensonne schimmerten da und dort durch das Gezweige und bildeten goldene Lichter, die in der Luft zu schweben schienen, bis sie von irgend einem Baumstamme aufgehalten wurden. Für Leute, welche in dem Zwielicht des Waldes irgend einen Gegenstand suchten, waren die hellen Lichtkegel ebenso viele Anziehungspunkte für das Auge. Und als die beiden Männer mit ihren Blicken ebenfalls einem solchen hellen Lichtstreif zwischen den Bäumen folgten, führte er sie zu einer Stelle, wo sie den Mann, den sie suchten, fanden. Er kauerte am Boden, die linke Seite an den Stamm eines Baumes gelehnt, der Kopf vornüberhängend, als ob er schliefe. Neben ihm lag seine Büchse und um ihn hüpften verschiedene Vögel herum, als wüßten sie schon, daß dieser Mensch ihnen nichts mehr zu Leide thun könne, oder als habe sie die Witterung und der Anblick einer Gemse angezogen, welche hinter ihm lag. Seine Nachbarn redeten ihn an, aber er gab ihnen keine Antwort mehr, und als einer von ihnen ihm den Kopf in die Höhe hob, schlug er noch einmal matt die Augen auf, starrte sie mit verglastem Blicke an und hatte nur noch so viel Kraft, mühsam und schwach die Worte zu murmeln: »Der Bär . . . . hat mi derschossen!« Dann schloß er die Augen um sie nie wieder zu öffnen, und der Kopf sank schlaff auf die Seite. Er war in die Brust geschossen worden und hatte sich nach innen verblutet.

»Die Männer schrieen nun, um die Aufmerksamkeit ihrer Gefährten auf sich zu lenken, und dieselben herbeizulocken; aber anstatt der Bauern erschienen auf ihren Ruf drei Förster, worunter der schwarze Bär selber. Einer von den Bauern beschuldigte sogleich zur Stelle den Bär, daß er den Fuchs erschossen habe, und dieser leugnete es auch gar nicht, sondern sagte nur, er sey in Nothwehr gewesen, denn der Fuchs habe zuerst auf ihn geschossen. Der Stutzen des letztern war allerdings abgeschossen und das halbverbrannte Pflaster fand sich ganz nahe der Stelle, wo der Todte gelegen, im Grase und so war der Schein gegen den Fuchs. Es wurde zwar eine Untersuchung gegen den Forsthüter angestellt, aber der schwarze Bär ging straffrei aus. Fuchs war auf der Heimkehr von der Jagd mit einer geschossenen Gemse ertappt, also auf frischer That der Wilddieberei ergriffen worden, und sollte außerdem, nach der Darstellung des Forsthüters, auch der Angreifer gewesen seyn. Letzteres glaubten allerdings der Sohn und die Freunde des Erschlagenen nicht, sondern waren fest überzeugt, daß der schwarze Bär den Fuchs erst meuchlings erschossen und hernach erst dessen Stutzen abgeschossen habe.

»Ernst Fuchs, der Sohn des Erschlagenen, war damals sechszehn Jahre alt, stand aber bei seinen Kameraden nicht allzu sehr in Achtung, denn er galt für allzu weichlich und weibisch, und hatte diesen Ruf durch sein stilles Wesen und seine Lesewuth erlangt, die sich besonders auf Romane erstreckte. Nach seines Vaters Tode gab er freilich oft das Romanlesen auf, nahm seinen Bergstock und schlenderte Tage lang im Gebirge umher, so daß viele glaubten, das tragische Ende seines Vaters habe das vollendet, was das Romanlesen

unterblicken bemerkte, daß der Abhang beinahe senkrecht war. Ich stemmte also die Spitze meines Bergstocks gegen einen kleinen Felsenvorsprung unter mir, lehnte mich mit der Brust dagegen und setzte mich hin, um von neuem nach den Gemsen im Thale zu sehen. Sie hatten die Köpfe nach der Richtung hingewandt, in welcher sich Ludwig und mein Freund ihnen näherten, und ich kam nun auf den Gedanken, daß wenn ich die Thiere jetzt allarmirte, sie jedenfalls jenen Beiden zu Schusse kommen würden, falls mein Schuß sie fehlte. Ich bröckelte also ein Stück Gestein von dem Berghange los und schleuderte es so weit hinaus als ich nur konnte, setzte dann meinen Hut auf die Mündung meiner Büchse und schwenkte ihn. Die Gemsen waren im Nu allarmirt und begannen an den schmalen Vorsprüngen von einer Spitze zur andern zu setzen und zwar mit solch starren und gestreckten Beinen, als ob das bloße Schütteln derselben und die Erschütterung hinreichten, sie zu jeder beliebigen Höhe aufwärts zu tragen. Ich sah, daß sie eine Seitenrichtung einschlugen, wodurch ich rasch der Möglichkeit beraubt wurde, einen Schuß auf sie anzubringen, und beschloß daher, wenigstens jetzt zu feuern, wenn auch mit den allergeringsten Chancen des Treffens. Ich setzte also rasch ein Zündhütchen auf und wollte den Stutzen gerade an die Wange heraufziehen, als ich fand, daß das obere Ende meines Bergstocks mir im Wege war. Ich stieß denselben daher mit meinem linken Ellbogen beiseite und vergaß in meiner Hast und Aufregung, wie viel hievon für meine Sicherheit abhing, um mich vom Hinunterrollen in den Abgrund abzuhalten. Im nächsten Augenblick stürzte ich kopfüber hinunter, fiel auf das Gesicht und auf die Hände, und zersetzte mir meine Finger durch das Umspannen der Büchse und das Anschlagen derselben an das harte, rauhe Gestein so sehr, daß es mir ganz unmöglich war, sie für den Augenblick zu gebrauchen. Ich verlor hiedurch alle Möglichkeit mich im Anfange meines Sturzes noch festzuhalten und rollte deßhalb hülflos wie ein Stein und willenlos immer weiter an dem Abhang der Bergwand hinunter. Allerdings klammerte ich mich, wiewohl vergeblich, an alles an, was mir unter die Hände kam; allein es half alles nichts, entweder weil das Gestein zu bröcklig war, unter meinen Fingern nachgab und hinter mir her rollte, oder weil meine Finger das Gewicht meines Körpers nicht mehr zu tragen vermochten. Eine fortwährende Reihenfolge heftiger Schmerzen, abwechselnd mit einer Empfindung, als ob ich durch einen ganzen Himmelsraum herunterfiele, endete mit einem Schlage, welcher mich bewußtlos machte. Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in eine Felsspalte eingekeilt, ganz außer Stande mich zu bewegen, und allzu schwach, um laut zu rufen. Zerschlagen, blutend und unter den furchtbarsten Schmerzen an allen Gliedern, mag mir jede Sekunde wie eine Stunde erschienen seyn zwischen der Zeit, wo ich wieder zum Bewußtseyn kam und derjenigen, wo mein Freund Paul mich von oben herunter anrief und mich bat ihm ein Zeichen zu geben, falls ich nicht antworten könne. Ich war mit meiner linken Seite nach unten eingeklemmt, und vermochte meinen rechten Arm noch ein wenig zu rühren. Diese Bewegung zeigte ihm, daß ich nicht todt war, und beseitigte seine Befürchtungen; und er rief mir nun in heiterem ermuthigendem Tone zu, ich solle guter Dinge seyn, da man mich bald herausbekommen werde. Gleich darauf fühlte ich, daß irgend jemand mich emporzuheben versuchte, allein ich war so eng und dicht zwischen die Seiten des Abhanges eingekeilt, daß ich mir selber keine Hülfe geben konnte, und die Gewalt, welche erforderlich war um mich herauszuziehen, verursachte mir einen solch unbeschreiblichen Schmerz, daß ich von neuem das Bewußtseyn verlor. Zum Glück war es meinen Befreiern gelungen, mich während dieser Ohnmacht aus der Felsspalte herauszuziehen und an die Oberfläche zu bringen, und als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich auf meinem Rücken in dem kleinen Thale. Die beiden Männer und mein Freund Paul bereiteten aus winddürren Stämmchen von jungen Kiefern eine Art Sänfte und legten einen Theil ihrer Kleider in solcher Weise darauf hin, daß dieselben die Stelle eines Kissens vertraten, und so trugen sie mich zu einer Hütte hinunter, ohne daß die Bewegung wesentlich die Schmerzen vermehrte, die ich in allen Gliedern fühlte, welche sämmtlich mit Quetschungen, Wunden und Beulen bedeckt waren. Drei Wochen lang lag ich so in der Sennhütte, in kalte Umschläge eingehüllt, bevor ich mich nur einigermaßen wieder rühren konnte. Dann stieg ich, auf Karl und meinen Freund Paul gestützt, zum ersten besten Dorfe hinab, wo ein Fuhrwerk zu haben war, und fuhr der Eisenbahn zu, um nach Hause zu reisen. Aber obgleich ich mich von den Folgen jenes Sturzes inzwischen wieder ganz erholte, habe ich doch ganz und gar keine Lust, wieder einmal mit Wildschützen auf eine Gemsjagd im bayrischen Oberlande zu gehen, und ich habe allen Grund, lebenslang an diesen meinen ersten und letzten Pirschgang auf Gemsen in den bayrischen Alpen zu denken.

A. J. S.

Die Gans.

Eine Biographie aus der Naturkunde.

Vom königlichen Adler bis zum bescheidenen Sperling, von dem geheimnißvollen Dudu bis zum wohlbekannten Rothkehlchen, vom Strauß bis zum Kolibri, von der Aaskrähe bis zum Ortolan herab, hat beinahe jeder Vogel seither Biographen, Schmeichler und Bewunderer gefunden. Nur Ein Vogel, obwohl uns Allen lieb und werth und wohlbekannt, ist auffallenderweise vernachlässigt und hintangesetzt worden, und kann sich mit Recht über diese Verwahrlosung und die schlechte Behandlung beschweren, die ihm von der Hand des Menschen zu Theil geworden ist. In der That, wenn Du vor einer gutgebratenen duftenden Gans sitzest, lässest Du Dir wenig träumen, daß man auch von diesem Vogel manches Interessante sagen kann, was Du und mit Dir noch Tausende von Anderen nicht wissen. Der Herr der Schöpfung begnügt sich nicht damit, das arme Thier bei lebendigem Leibe zu rupfen und

Genuesen und Venezianer den Fasan aus dem Kaukasus und die Spanier und Portugiesen den Truthahn aus Amerika bei uns eingeführt hatten. Eine gebratene Gans, mit Knoblauch und Quitten gefüllt, war im Mittelalter in Florenz ein Lieblings-Leckerbissen, und ist seither in den Augen der Kirche immer gern gesehen gewesen. Der Mönch Schorel bot seine ganze Gewandtheit in der Casuistik auf, um zu beweisen, daß man ohne Sünde selbst am Vorabend der kleinen Fasten einen Gänsebraten essen dürfe. Und seither ist es in der ganzen Christenheit des europäischen Festlandes üblich, am Martinsabend eine Gans zu verspeisen, und in England verspeist man sie außerdem noch am Michaelis-Abend und ein altes Sprüchwort gibt daselbst die beruhigende Versicherung: wer am Michaelstage Gänsebraten esse, dem gehe das ganze Jahr das Geld nicht aus. Die etwas ungereimte Verbindung zwischen dem kriegerischen St. Martin und dem sogen. dummen Vogel schreibt sich aus einer grauen Vorzeit her, und alte Lehenbriefe aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert vergeben Ländereien unter der Bedingung, daß der Lehensmann dem Lehensherrn am St. Martinstage eine schöne fette Gans entrichte, wie denn überhaupt die Gans als Zinsvogel in unseren alten Feudallasten eine ebenso große Rolle spielt als das Rauchhuhn. Bei Leichenschmäusen mußte ehedem immer eine fette Gans gebraten auf den Tisch kommen, und noch heutzutage ist es in Gegenden, wo die Gänse und die reichen Bauern häufig sind, ganz üblich, daß die letzteren am Erntefeste ihren Schnittern einen Gänsebraten versetzen, wenn sie keinen Erntewagen umgeworfen haben, wie bei vielen Handwerkern die gebratene Gans noch jetzt den Hauptbestandtheil des sogenannten Lichtbratens bildet, welcher zu Anfang des Herbstes, wenn die Abendarbeit bei Licht beginnt, den Gesellen in herkömmlicher Weise gereicht wird. In vielen Gegenden des Bier-trinkenden Südens ist es ferner üblich, daß die Wirthin eines Bierschanks ihre Stammgäste zu Weihnachten mit Gänsebraten bewirthet, als Anerkennung für »vergangene genossene Ehr' und Höflichkeit, und als lebhafte Erwartung zukünftigen Gunsts und Wohlwollens,« wie es in einem alten Wirthschafts-Reglement heißt.

Das charakteristische Kennzeichen und Merkmal, welches die Gans von der übrigen gefiederten Schöpfung unterscheidet, ist ihr Schnabel. Während die Schnäbel anderer Vögel rund und keilförmig und am Ende gekrümmt sind und durchaus von einer hornigen Substanz gebildet sind, ist derjenige der Gans flach, breit und mit einer Haut überzogen, welche sie verhindert, ihr Futter zu zerreißen oder zu durchbohren, mit dessen Spitze sie aber gleichwohl alles benagen kann, was ihr vor den Schnabel kommt. Die härtesten Rüben werden von diesem so weich aussehenden und biegsamen Schnabel zerrieben, und jedermann weiß, wie die zur Mast eingesperrten Gänse das Holzwerk ihrer Steigen, der Freßkrippen, Saufnäpfe u. s. w. zernagen.

Die Hausgans, Anas Anser domestica, welche wir nun genauer schildern wollen, scheint von der grauen oder wilden Gans abzustammen, von welcher später die Rede seyn soll, und gleicht am Gefieder entweder dieser, oder kommt auch grau und weiß und noch häufiger ganz weiß vor. Das Männchen oder der Ganser ist äußerlich, wenigstens in der Jugend, von dem Weibchen nicht leicht zu unterscheiden; erst wenn die Thiere beinahe ausgewachsen und die Flügelspitzen so lang sind, daß sie sich zu kreuzen beginnen, erkennt man ihn an der weit stärkern Stimme, der größern Statur und dem längern Hals. Auch ist er daran zu erkennen, daß er, wenn man ihn auf einen Geflügelhof bringt, sogleich mit dem schon vorhandenen Ganser Streit anhebt und sich rauft. Die Ganserte kämpfen aber nicht blos unter einander, zumal im Frühjahre, sondern sind häufig auch gegen andere Thiere und Vögel, sowie gegen Menschen bösartig und streitsüchtig. Die weibliche Gans ist meist gutmüthig, aber zur Vertheidigung ihrer Jungen stets kampfbereit. Ein Ganser genügt für 4—8 Weibchen, deren Führer und treuen Beschützer er abgibt. Ist die Gänseheerde eines Dorfes auch noch so groß und scheint auch Alles darin noch so bunt durch einander gemischt, so halten die einzelnen Familien unter der Menge doch immer zusammen.

Der Verbreitungsbezirk der Gans erstreckt sich nur über die gemäßigte und kalte Zone. In wasserarmen Gegenden heißer Länder, z. B. in Algerien u. s. w., erliegt sie der Sommerhitze; auch in Egypten ist sie heutzutage selten, während sie im Alterthum weit häufiger gewesen seyn muß. Am besten gedeiht sie da, wo sie Wieswachs und reines frisches Wasser hat; die Gans trinkt viel und oft und pudelt sich gerne im klaren kühlen Wasser, zum Unterschied von der Ente, die sich am liebsten im Kothe suhlt. Nur im höchsten Nothfall badet sich die Gans in trüben Lachen oder Mistpfützen, gründelt und stöbert auch nicht im Schlamme wie die Ente, benagt dagegen mit ihrem starken Schnabel alles, was ihr vorkommt. Das Futter der Gänse besteht beinahe ausschließlich aus Pflanzenstoffen, namentlich aus Wasserpflanzen, jungem Gras und niederen krautigen Gewächsen, unter denen sie besonders nach der sogen. Gänsedistel, Sonchus oleraceus, sehr lecker sind. In Bezug auf die Nahrung stimmen die verschiedenen Arten der zahmen und der wilden Gänse ganz mit einander überein. Die Hausgans ist bekanntlich nicht lecker, und nimmt mit allen Pflanzenstoffen vorlieb, obschon Gras immer ihre Hauptnahrung bleibt und sie ohne Rasen und Raine nicht gedeiht.

Die Hausgans beginnt Ende Februars oder zu Anfang März zu legen, und um dieß zu befördern, gibt man ihr in dieser Zeit viel trockenes Stroh in ihren Stall, woraus sie daraus an der Erde ein Nest baut und es mit ihren Brustfedern warm ausfüttert. Alte Gänse legen zehn bis fünfzehn Eier, einjährige bringen es selten bis auf zehn; jeden Tag wird ein Ei gelegt; ist die Gans mit Legen zu Ende, so beginnt sie zu brüten; nimmt man ihr aber alle Eier weg, so legt sie immer wieder, oft bis zu 25—30 Stück, und kann sich zu Tode legen. Will man daher die Gans brüten lassen, so läßt man ihr entweder ein Nestei oder auch keines, nimmt die täglich gelegten hinweg und verwahrt sie an einem frostfreien kühlen Orte, bis man bemerkt, daß das Thier brüten will und nicht mehr legt. Hierauf gibt man ihr 10—12 Stücke in's Nest, versieht sie reichlich mit Futter und Trunk und sichert

o sehr viele Leute bis zu tausend Stück alter Gänse haben nd mit deren jährlichem Nachwuchs den halben englischen Markt versorgen, denn man rechnet durchschnittlich auf jede lte Brutgans sieben Junge, welche bis zum Alter aufgezogen erden, wo sie Marktgut sind. Auf dem Continent ist die Ganszucht vielleicht am bedeutendsten in Pommern und im gen. Ries in Bayern, der Gegend von Nördlingen, Haarurg, Wasserburg ꝛc. Für die besten und schmackhaften in Deutschland gelten die Pommer'schen Gänse und die mecklenurgischen. In jenen Gegenden werden die Gänse besonders on den Taglöhnern auf den Höfen gezogen und in ihrer sten Jugend am warmen Ofen einzeln sorglich verpflegt, wie enz in seiner unterhaltenden „gemeinnützigen Naturgeschichte“ zählt. Später finden sie auf den Rasenplätzen und Waiden, uf den ausgerodeten Brachfeldern und noch später auf den Stoppelfeldern eine vortreffliche Waide. Von den Stoppelfeldern hren sie oft sechzehn Pfund schwer zurück, und die Mast steigert dieses Gewicht binnen drei Wochen auf 21 Pfund, erunter sieben Pfund Schmalz. Auch in der Lausitz wird ie Ganszucht in großem Umfang betrieben. In Süddeutschand sind es das Ries, die weite Thalfläche der Iller zwischen empten und Ulm und der Donau zwischen Ehingen und ünzburg oder Donauwörth, wo die Gänse in ungeheurer Menge gezüchtet werden, so daß sie beinahe den ganzen süddeutschen Markt mit Mastgänsen versorgen. Von Ende Septembers an kommen die Triebgänse aus dem Ries, wenn sie on den Brach- und Stoppelfeldern zurückgezogen werden, in roßen Heerden bis zu hundert Stücken und mehr durch Schwaben und Bayern und bis an den Rhein, und werden nzeln oder paarweise verkauft. Leider kommen sie oft beiahe kahl gerupft und die Hausfrauen wundern sich dann, aß diese Triebgänse sich nicht so schnell masten lassen, da sie icht wissen, daß die Federdecke erst wieder ersetzt werden muß, he die Mast gelingt. In Schwaben hegen die Hausfrauen och das irrige Vorurtheil, die Mast der Gänse gelinge nicht ehr, sobald die Tage wieder an Länge zunehmen, d. h. nach Weihnachten. Aber der Grund besteht wieder darin, daß die dann zu Markte kommenden jungen Gänse meist um die Mitte Novembers noch einmal stark gerupft worden sind. Junge Gänse im Triebe erkennt man theils an der minder efen und dröhnenden Stimme, theils daran, daß ihre Flügel ch nicht geschränkt seyn sollen, d. h. daß die Flügelspitzen ch noch nicht über dem Schwanze kreuzen, theils daran, daß enn man ihnen die Flügel ausbreitet, bei den jungen die ste und zweite Feder um mehre Zolle länger ist, als die beien nächsten, während diese Federn bei den Alten sämmtlich leich lang sind.

In Strasburg wird die Mästung der Gänse überaus chwunghaft betrieben, weil man zu den berühmten Gänseleberpasteten, welche dort bereitet werden, eine ungeheure Menge Gänse verbraucht. Abgesehen von den vielen Tausenden von Gänselebern, welche in den kälteren Monaten aus den benachbarten Ländern in Strasburg eingeführt werden, berechnet man gegenwärtig die jährliche Einfuhr an lebenden Gänsen in Strasburg allein auf etwa 200,000 Stück. (Im Jahr 1860 rechnete man, daß jenen Herbst allein etwa 150,000 Gänse in Strasburg zu Markte kamen.)

Die zahme Gans kann ein sehr hohes Alter erreichen; Beispiele von 20- bis 25jährigen Gänsen sind gar nicht selten, zumal auf den Höfen im Ries und in Oberschwaben. Lenz führt ein Beispiel von einer Gans an, welche dem Forstmeister Heinach zu Wiesbaden gehörte und 1834 in einem Alter von 37 Jahren starb; und Willoughby erzählt von einer 80jährigen Gans, welche nur deßhalb geschlachtet werden mußte, weil sie gegen junge Gänschen zu boshaft und bissig war.

An Feinden fehlt es den Gänsen nicht; der Fuchs stellt alten und jungen eifrig nach; alte Gänse sind vor Iltis und Marder sicher, und können daher über Nacht im freien Hofraume gelassen werden; dagegen sind diese beiden Raubthiere und die Ratten den jungen Gänsen sehr gefährlich. Alte Gänse sind gegen Kälte und Regen gar nicht empfindlich, und man weiß beinahe gar nichts von Krankheiten, welche die Gänse heimsuchen, — Indigestionen ausgenommen, welche sie nach übermäßigem Genusse von Regenwürmern befallen, worauf man ihnen Kleie oder Hafergrütze mit Salz reichen muß. Von den Giftpflanzen können sie nur Bilsenkraut, Schierling, Fingerhut und die Samen vom Stechapfel nicht vertragen, dagegen scheint ihnen der Genuß der Herbstzeitlose wenig zu schaden. Wenn sie nicht genug frisches Wasser und freie Luft und Waide haben, so bekommen sie leicht Läuse, gegen welche man sie mit Leberthran oder Lorbeeröl an Kopf und Hals einreibt und sie recht oft auf die Waide treibt. Das Futter welches man jungen Gänschen auf dem Hofe reicht, muß ihnen immer tief in's Wasser gelegt werden, damit sie es sich mit einiger Mühe heraus holen und den ganzen Kopf in's Wasser tauchen müssen, was das beste Mittel gegen Mücken, Läuse und andres Ungeziefer ist.

Die Gans scheint ganz entschieden ein Thier der Niederungen und Flachländer zu seyn, denn man kann wenigstens in unserm deutschen Süden die Wahrnehmung machen, daß die Gänse des Flachlandes und der weiten Thalsohlen der obern Donau, des Oberrheins ꝛc. weit größer und stattlicher sind, als die auf schmalen Hochebenen und in den Thälern des Hochgebirgs gezüchteten, auch wenn es ihnen in letzteren Standorten durchaus nicht an Rasenwaiden und am schönsten frischen Wasser fehlt. Selbst wenn man Eier von solchen Gänsen der Ebene in die höheren Thäler bringt, liefern sie keine so kräftige Race wie die Eltern gewesen sind.

(Schluß folgt.)

Im australischen Busch.

Vor vierzig Jahren war Australien, wie allen unseren Lesern bekannt ist, noch ein ganz anderes Land als es heutzutage ist. Der allgemeine Eindruck und Anblick des Landes und die Beschaffenheit der wenigen kleinen und zerstreuten

Zeit zu Zeit durch die Schießscharten nach der Annäherung des Feindes auszublicken. Jetzt begann auch der Hund schwierig zu werden, und Wayne fürchtete, sein Bellen möchte die Wilden beunruhigen, und hatte große Mühe, das Thier zu beschwichtigen. Als er kurz darauf wieder durch die Schießscharten blickte, fand er, daß die Eingeborenen alle verschwunden waren.

Nun zweifelte er gar nicht mehr an den Absichten der Eingeborenen, denn da es Mittag vorüber war, mußten die Wilden, welche die Lebensweise der Ansiedler sehr gut kannten, nicht anders muthmaßen, als daß die Bewohner der Hütte in ihrem Mittagsschlafe lägen, dem sich damals alle Ansiedler überließen, weil die ungewohnte Hitze des Klima's eine solche Schläfrigkeit und Erschlaffung erzeugte, daß die noch nicht vollständig akklimatisirten Europäer sich des Schlafes kaum erwehren konnten. Auch pflegten die Eingeborenen notorisch die Ansiedler selten anders anzugreifen, als wenn diese vollkommen wehrlos waren. Nachdem Wayne noch eine weitere Flinte geladen hatte, die in der Hütte war, wachte er mehr als eine Stunde lang an den Schießscharten und hielt sein Augenmerk besonders auf die Fronte in der Nähe des Ortes, wo er die Eingeborenen anfangs bemerkt hatte.

Endlich bemerkte er eine leichte Bewegung in dem hohen Gras, das etwa ein Dutzend Schritte vor der Hütte wuchs: er muthmaßte, einer von den Wilden möchte sich auf diese Weise anschleichen, und er machte daher sein Gewehr schußfertig, um alsbald zu feuern, sobald derselbe sich zeigen würde. Er irrte sich darin auch gar nicht, denn wenige Sekunden später erhob sich ein schwarzer Kopf mit zwei glühenden Augen vorsichtig über das Gras, und als der Wilde die Luft rein fand, richtete er sich langsam auf und schritt behutsam vorwärts. Wayne zielte fest auf den herannahenden Wilden und schoß. Mit einem Schrei sprang dieser vom Boden auf, fiel schwer zusammen und war wieder im langen Gras verborgen. Es war eine traurige Nothwendigkeit der Nothwehr und Selbstvertheidigung gewesen, welche den Ansiedler zum Feuern gezwungen hatte, denn wenige Minuten später wäre sein Leben den grausamen und listigen Feinden zum Opfer gefallen.

Den ganzen Rest des Nachmittags hindurch machte Wayne beständig die Runde an den verschiedenen Schießscharten, aber kein Eingeborner ließ sich mehr sehen. Der Hund war noch eine Zeit lang sehr unruhig gewesen, aber er hatte ihn nicht hinausgelassen und gehetzt. Spät am Nachmittag kehrten die Anderen mit den Schafen zurück, und als sie von Herrn Wayne's Abenteuer hörten, verließen sie die Hütte und wollten die Leiche des erschossenen Wilden aufsuchen; allein die Waffengefährten und Spießgesellen desselben hatten ihn offenbar eine Strecke weit davon geschleppt und dann fortgeschafft, denn die Blutspuren am Boden hörten schon nach einigen hundert Schritten ganz auf.

Dschebel Usdum und das Todte Meer.

Reisebilder aus Palästina, von Dr. L.

Im Frühjahr 1863 war ich in Palästina mit einer Gesellschaft von vier Freunden. Wie die meisten Reisenden, welche das gelobte Land besuchen, waren auch wir beeifert gewesen, zuerst Jerusalem und seine Umgebungen zu sehen. Allein wir wollten nicht sogleich darauf den gewöhnlichen Brauch annehmen und unsern Weg nach Damascus fortsetzen; wir wollten noch mehr von Palästina sehen. Den üblichen Ausflug nach dem Jordan und nach dem nördlichen Ende des Todten Meeres hatten wir bereits gemacht, und wir wollten daher, ehe wir die Nachbarschaft verließen, noch mehr von diesem berühmten See sehen, denn man weiß, daß sowohl seine östlichen als westlichen Ufer weit größere Anziehungspunkte und Schönheiten besitzen, als derjenige Theil der Küste des Todten Meeres, den wir seither besucht hatten. Freilich machen nur wenige Reisende, welche das heilige Land besuchen, größere Ausflüge in die ferneren Umgebungen des Todten Meeres, denn das Reisen daselbst gilt für mühsam und gefährlich, und der kriegerische Zustand der Beduinenstämme in jener Gegend und ihr ewiger Hader mit der türkischen Oberherrschaft machen zu Zeiten sogar jede Reise dorthin unmöglich. Allein all dieser Nachtheile ungeachtet wollten wir doch jeden Versuch machen, den großen Salzberg Dschebel Usdum oder Khäschm Usdum am südwestlichen Ufer des Todten Meeres zu erreichen und von da unsern Weg längs der Westküste über Sebbeh und Ain Dschidi zurück zu machen.

Bei unsrer ersten Ankunft in Jerusalem hatten wir uns nach den Namen der verschiedenen Stämme erkundigt, durch deren Gebiet wir passiren mußten, und erfahren, daß das Land zwischen Hebron, Dschebel Usdum und Ain Dschidi den Dschehâlin-Arabern gehörte, während die Ta'amirah Herren des Bodens zwischen Ain Dschidi und Bethlehem waren. Diese Stämme lebten in gutem Einverständniß mit einander, so daß ein Geleite von dem einen Stamme uns sicher durch die Besitzungen des anderen führen konnte. Herr Bankier Bergheim in Jerusalem, dessen freundlicher Zuvorkommenheit wir während unsers Aufenthalts in der heiligen Stadt sehr viel Nützliches und Angenehmes zu verdanken hatten, übernahm es, uns für eine Eskorte zu sorgen, und bemühte sich, uns die nöthige Geleitsmannschaft von den Ta'amirah zu verschaffen. Um dieß erzielen zu können, bestand aber für ihn zunächst die Schwierigkeit darin, den Aufenthaltsort des Scheichs dieses Stammes zu ermitteln. Die Hin- und Herzüge eines Beduinenfürsten werden nicht offiziell durch die Zeitung bekannt gemacht, und es gibt sogar Zeiten, wo ein solcher es für gerathen hält, seinen Aufenthaltsort ungewöhnlich geheim zu halten; gerade eine derartige Veranlassung lag für den Häuptling der Ta'amirah vor, als wir seine Dienste nachsuchten; einige Leute seines Stammes hatten jüngst einen Mord begangen und der türkischen Regierung war daher sehr daran gelegen, den Wohnsitz des Scheichs zu erfahren, um ihn zur Verantwortung zu ziehen und ihm wo möglich eine tüchtige Geldbuße aufzuerlegen.

von Haram. Um diese herum gruppirten sich anschmiegend, wie die Küchlein um ihre Gluckhenne, die mit weißen Kuppeldächern versehenen Häuschen der Stadt, und aus den Thoren wurden Heerden von Ziegen herausgetrieben, um auf denselben Hügeln zu waiden, wo einst die Schaf- und Rinderheerden des Altvaters Abraham zur Waide gegangen waren. Alles um uns her erinnerte uns so lebhaft an die fernen Zeiten des grauen Alterthums, daß wir uns in dieselben ganz zurückversetzt glaubten. Der Thau glitzerte noch im Grase, als auf einer guten syrischen Stute, welcher ihr Fohlen folgte, der grandärtige Beduinenscheich, unser Führer, herangeritten kam, eine lange arabische Lanze in der Hand, einen schweren breiten Damascenersäbel an der Seite. Seine Tracht war ungemein malerisch: er trug ein langes Gewand von gestreifter Seide, überragt von einer schwarz und weißen kameelhärenen Abba, und als Kopfbedeckung das gewöhnliche seidene Kopftuch, Kessiyeh, der Beduinen, das mit den rothen Stiefeln sein Kostüm vervollständigte. Auch das Pferd war ein interessanter Anblick: sein Sattel lief vorn und hinten in eine Art spitzen Zapfens aus, so daß der ungeübte Reiter sich bei dieser Anordnung einbilden konnte, er sitze zwischen den Zinken einer Mistgabel; die Steigbügel waren merkwürdig kurz, der Fuß ruhte in einer Art flacher Pfanne, während das Gebiß darauf berechnet war, ohne den vorsichtigsten Gebrauch dem Pferd den Unterkiefer ganz wegzureißen, denn der geringste Ruck am Zügel genügte schon, um das Thier auf seine Hanken niederzubringen. Die Hufeisen des Pferdes waren einfache Eisenplatten. Abu Dahûk war begleitet vom Scheich Hamsa und fünf Dschehâlin-Kriegern. Er erging sich in end- und grenzenlosen Freundschafts-Betheuerungen; er küßte unsere Hände und erhob sie zu seiner Stirn, und legte auf jede mögliche Weise seinen guten Willen und seine freundlichen Absichten an den Tag. Unser Dragoman und er umarmten sich nach echt morgenländischer Sitte. Nachdem die gegenseitigen Vorstellungen vorüber waren, luden wir ihn ein mit uns zu rauchen und Kaffee zu trinken. Es war für uns ein erfreulicher Anblick, zu sehen, in was für einem Respekte er bei den umgebenden Arabern stand, die sich mit großem Eifer in der Schilderung seiner großen Heerden und Besitzungen ergingen.

Wir waren bald im Sattel und unterwegs gen Süden, dem Pfade entlang, welcher über die Berge von Karmel führt, wo Abigail den David traf, als er hinaufzog, um Rache an dem filzigen Nabal zu nehmen. Es gibt kaum einen raubern Weg in Palästina; die Pferde mußten buchstäblich über die Felsen hinauf klettern, und das Gepäck ward nur mit Mühe auf den Maulthieren erhalten. Wir mußten bis gegen Mittag fortwährend bergan klettern, und als wir eine Stunde später Halt machten, um etwas zu rasten und einen Imbiß einzunehmen, mußten wir meines Erachtens beinahe den höchsten Punkt der Wildniß von Judäa erreicht haben und mindestens 4200 Fuß über dem Spiegel des Todten Meeres stehen.

Während wir noch mit Essen beschäftigt waren, unterhielt uns die Ankunft einer Karavane von Petra, welche hier Halt machte, um die Kameele eine Weile auf dem hier üppig wachsenden Grase waiden zu lassen. Doch war die Aesung der Pferde nicht der einzige Zweck dieses Aufenthalts von Seiten der Araber; vielmehr waren diese darauf bedacht, aus den Ueberresten unsers Gabelfrühstücks selber noch eine Mahlzeit zu halten. Sobald wir nämlich abgegessen hatten, arrangirten sie sich selbst nach Wüstensitte zur Mahlzeit. Sie schlugen die Beine unter sich in einer Weise, welche nur ganz geübte Gliedmassen annehmen konnten, hockten sich im Kreise herum und begannen nun in Gemeinschaft der beiden Scheichs unserer Escorte die gewissenhafteste genaueste Vertheilung der Nahrungsmittel, die, wie ich wohl kaum anzufügen brauche, ohne den Beistand von Messern und Gabeln verzehrt wurden. Sobald die Mahlzeit vorüber war, so schickte sich die Karavane wieder zur Weiterreise an. Jeder Mann sprang auf den Rücken seines Kameels, während es noch demüthig am Boden lag, und das Thier, wohl wissend daß seine Mahlzeit nun zu Ende sey, erhob sich auf einen leichten Kehllaut seines Reiters im Nu auf seinen Hinterbeinen mit einem Ruck, welcher einen unerfahrnen Reiter unfehlbar einige Schritte weiter über den Kopf des Thieres hinausgeschleudert haben würde; noch ein Ruck, welcher darauf berechnet war, gleich schlimme Ergebnisse zu Stande zu bringen, nur in entgegengesetzter Richtung, und das Thier stand nun auch auf seinen Vorderfüßen und war zum Weitermarsch bereit. Gleich darauf folgten auch wir dem Beispiel der Araber.

Der Pfad führte nun einige sehr tiefe Schluchten hinunter. Die Felsen hörten auf und die Scenerie erinnerte uns an steile Hochebenen, wie etwa die britischen Downs. Hier und da waren große Flüge von Störchen, welche treffliche Zielpunkte für die Kugeln unserer Revolver abgaben. Es war etwa vier Uhr Nachmittags, als wir vor uns die wohlbekannten schwarzen Zelte eines Beduinenlagers entdeckten. Wir stießen unseren Pferden die Sporen in die Weichen und galoppirten in einen großen offenen Platz hinein, welcher von den Wohnungen der Dschehâlin umgeben war, wo zu unserm unaussprechlichen Unbehagen die Maulthiertreiber, die wir wie gewöhnlich mit dem Gepäcke vorausgeschickt, gerade unsere Zelte aufschlugen. Der ganze Platz war mit schreienden Kindern und kläffenden Hunden angefüllt, und träge Araber, von diesem ungewohnten Aufruhr aufgeweckt, krochen aus ihren Zelten hervor, um in schläfriger Verwunderung die seltene Erscheinung der fremdartigen Karawane anzustieren. Ihre Gesichter trugen mit wenigen Ausnahmen einen Ausdruck von trübseliger Stumpfheit und Dummheit, aus dem nur ein gelegentlicher Blick voll ausnehmender Bösartigkeit hervorblitzte. Diese Blicke würden ohne Abu Dahûl's Anwesenheit wahrscheinlich zu unangenehmen Ergebnissen geführt haben; aber dieser saß, umgeben von den Aeltesten des Stammes, in dem bedeutendsten Zelt des Lagers. Wir fanden daß die Dschehâlin unsere Leute zum Halt machen gezwungen hatten, höchst wahrscheinlich in der Absicht, uns zu berauben; und obschon sie jeden möglichen Beweggrund geltend machten, um uns zu vermögen, daß wir die Nacht über hierblieben, so gaben wir doch Befehl zu unverweiltem Aufbruch und ließen die Maulthiere nicht

ererst in gänzlicher Unwissenheit von vielen Thatsachen, mit enen wir erst nachher bekannt wurden.

Wir waren erst wenige Minuten bei der Cisterne am bern Ende der Schlucht gesessen, als wir unsern Reisegeährten B., welcher weiter gegangen war, rasch wieder um en vor uns liegenden Felsen zurückkommen sahen, ihm dicht uf der Ferse etwa 35 bis 40 Beduinen, welche wie wahre 'ehlabschneider anzusehen waren. Jeder führte einen kurzen nüttel, einen Dolch und eine Luntenflinte, deren Lunte rannte. Ihre Gesichter verriethen eine wilde Freude, daß e uns in die Falle gelockt hatten, und ihr wildes Aussehen vard noch gesteigert durch ihren wilden Aufzug.

Wir schwangen uns sogleich in den Sattel, allein der 'fad hinter uns war bereits besetzt, um uns den Rückzug bzuschneiden. Wir rückten einige Schritte vor und erreichten iner hinter dem andern eine schmale Felsleiste, wo wir gar icht mehr umwenden konnten, als einige der Räuber über ie Maulthiere hinter uns herzufallen und die Bagage abzuchneiden begannen. Die Dschehalin machten sich nämlich darn, unser Eigenthum wieder zurückzuverlangen und so wurde as Gefecht ernsthaft und allgemein. Die Maulthiere vor ns wurden angehalten, und binnen weniger Minuten streckte in Schlag von einem schweren Gewehrkolben den Anführer nserer Maulthiertreiber zu Boden und ein Anderer von unern Leuten erhielt einen Messerstich, weil er sich geweigert atte, sein Geld herauszugeben. Unser Diener Muhammed vard bis auf die Haut entkleidet, und zwei von den Maulhieren in der Verwirrung umgeworfen. Es blieb uns kein Zweifel mehr über das, was wir selbst zu gewärtigen haben ochten; aber unser Dragoman und Scheich Hamsa beschworen ns immer, uns nicht in den Streit zu mengen und vor allem ns des Schießens zu enthalten; sie sagten, unsre einzige Chance sey, alles in den Händen des alten Häuptlings der Dschehalin zu lassen, der sich auf einem Felsen über uns setzte nd mit charakteristischer Kaltblütigkeit seinen Tschibuck anündete. Er winkte mit der Hand den Räubern zu, sie sollen nur nehmen, was sie mögen, aber er schwöre ihnen, daß r mit seinem ganzen Stamme über ihr Land herfallen und hnen alles hundertfältig wieder nehmen werde. In Anberacht der großen Ueberlegenheit ihrer Kopfzahl gab er sichtich alle Hoffnung auf, uns auf andere Weise aus der Patsche u ziehen als vermöge seines Einflusses. Mittlerweile hatte ie Plünderung vorne beinahe alle Beduinen nach jener Richung gelockt, und wir konnten unbelästigt einige Schritte zuückreiten zu einem sichern Punkte unterhalb der Furt, von vo aus wir eine minder gestörte Ansicht von dem ganzen Auftritt hatten.

Wir waren übereingekommen, falls der Einfluß von Abu-Dahuk fehlschlüge, uns unsere Bagage wegnehmen zu lassen, da wir nur ziemlich werthlose Gegenstände bei uns hatten, und uns unserer Revolver nur zu bedienen, wenn man gegen uns selber Gewalt versuchte. Das Handgemenge dauerte eine ganze Stunde, unsre wackere Escorte that ihr möglichstes und versuchte der Plünderung einen hoffnungslosen Widerstand entgegenzusetzen. Mehr als einmal glaubten wir, ein Dolchstoß müsse getroffen haben; allein obwohl Säbel klirrten und Steine geschleudert wurden, so setzte es doch auch nicht eine einzige tödliche Wunde ab, sonst wären wir alle der Erbitterung der Blutrache zum Opfer gefallen. Leider vermochten wir Freund und Feind gar nicht von einander zu unterscheiden, denn die Araber trugen insgesammt dieselbe Tracht und wir hatten zuvor nicht daran gedacht, uns die Leute unsrer Geleitsmannschaft genauer anzusehen. Während wir so auf dem vorerwähnten höhern Grunde standen, in einiger Entfernung von dem Handgemenge, stürzten drei Araber auf uns zu. Einer derselben packte meine geladene Doppelflinte und suchte sie dem Dragoman aus der Hand zu winden, dem er zugleich einen Dolch auf die Brust setzte; die beiden andern Araber machten Miene, ihrem Gefährten beizustehen. Ich war zufällig der Nächste bei ihnen und zog thörichterweise meinen Revolver, fest entschlossen den Kerl niederzuschießen, falls er unsere Diener verletzte. Dieser aber ließ die Flinte weislich los, obschon der Räuber sie mit sich hinunter in's Handgemenge nahm und damit auf uns selber zielte; sie ward ihm aber durch den jungen Dahuk wieder entrissen. Mittlerweile hatten die Scheichs das Ihrige gethan, der eine durch Bitten, der andre durch Drohungen und kaltblütiges Benehmen, um die Bursche einzuschüchtern. Wir sahen bald zwölf oder vierzehn von den Beduinen sich auf dem Pfad über uns versammeln, um sich, wie wir wähnten, zu einem Angriff auf uns vorzubereiten. Endlich kamen sie herunter und überraschten uns durch die Erklärung, daß einige von der Bande erbötig seyen, von der Räuberei abzustehen, und uns die Namen derjenigen anzugeben, welche sich nicht zum Frieden herbeilassen wollten. Sie sagten, man habe ihnen mitgetheilt, wir seyen fünf mächtige Paschas aus Frankenland, und unser Stamm würde uns rächen und ihnen dabei nicht nur Heerden und Hab und Gut abnehmen, sondern auch ihren ganzen Stamm ausrotten; sie seyen daher erbötig, unseren Leuten bei Herbeischaffung der uns abgenommenen Beute behülflich zu seyn. Dieß war der Lohn unserer gemäßigten Politik.

Die Wirkung dieses außerordentlichen Glücksfalls läßt sich leicht begreifen. Alles ging nun ganz nach Wunsch. Der größere Theil der Beduinen schlug sich bald auf unsere Seite, und die noch hartnäckig blieben, wurden gezwungen die Beute herauszugeben. Die Höhlungen und Felsenspalten um uns her mußten allesammt ihre verborgenen Schätze wieder herausgeben. Es machte uns ein wahres Vergnügen, diesen Auftritt zu beobachten. Scheich Hamsa legte eine merkwürdige Geschicklichkeit an den Tag, manchen widerspenstigen Araber zahm zu machen. Erst warnte, bat, beschwichtigte er; dann aber griff er die Sache sogleich beim rechten Orte an, d. h. er schlug den linken Arm um seinen Mann, um ihm wirksam seine beiden Hände zu packen, fuhr ihm dann mit der Rechten in die Falten seines Hemds und brachte von da einen Artikel um den andern zu Tage, wie ein Taschenspieler aus seinem Hut.

Die Anführer der Beduinen schienen entschlossen, auf voll-

kam und mit ihm ein unerträglicher Durst, waren sie trotzdem so bereitwillig als je zum Aufbruch und ritten den ganzen Tag ohne zu murren trotz aller Strapazen unter einer glühenden Sonne und über heiße Felsen hin.

Im Verlauf des Morgens bemerkten wir einige Stachelschweinsborsten, und sahen darin die handgreifliche Widerlegung des althergebrachten Wahns, daß in der unmittelbaren Umgebung des Todten Meeres kein thierisches Leben existiren könne, welcher übrigens schon längst durch die Erfahrung anderer Reisenden entkräftet worden ist. Es ist merkwürdig, wie oft die Natur die Segnungen, welche sie gewissen Gegenden vorenthält, durch andere zu ersetzen bemüht ist; ein glänzendes Beispiel hievon lieferte uns ein eigenthümliches Gewächs an den Felsen, eine Flechtenart von ganz widerlichem Aussehen, welches nach der Aussage der Beduinen in merkwürdigem Grade die Eigenschaft besaß, den Durst zu löschen; überall wo dieses Gewächs vorkam, knieten sie nieder und leckten es gierig von den Felsen. Es soll den Gestaden des Todten Meeres ganz eigenthümlich seyn, und ich sah es auch auf meinen Reisen in Syrien an keinem andern Orte. Gegen Mittag befanden wir uns beinahe der Mitte der Halbinsel gegenüber, welche vom östlichen Gestade aus in den See hineintritt und eine merkwürdige Erscheinung in demselben bildet. Diese breite Halbinsel zeigt ein hellfarbiges Aussehen, und obschon sie als Ganzes sich nur um wenige Fuß über den Meeresspiegel erhebt, sind die Seiten in der Nähe des Wasserrandes doch ganz steil und beinahe senkrecht. Die Hitze wurde nun furchtbar und der glänzende, blendende Widerschein der Sonnenstrahlen von den kahlen Felsen beinahe unerträglich. Wir trennten uns jetzt von unserm Gepäcke und wiesen die Maulthiertreiber an, dem Gestade entlang weiter zu ziehen, bis sie Ain Dschidi erreichten, welches hinter der äußersten Landspitze, die wir sehen konnten, versunken lag; unser Pfad dagegen führte uns mehr zur Linken und legte zwischen uns und das Gestade eine Masse weißen mörtelähnlichen Niederschlags, welche sich meilenweit am Fuße der Berge hinzieht, von den zahllosen Wildwassern, welche aus der Bergwildniß droben herabkommen, durchfurcht und ausgewaschen. Ich nahm einige Handstücke von diesem Mineral mit und ließ es später bei meiner Rückkehr in Deutschland analysiren, wobei sich ergab, daß es nicht weniger als 6,88 Procente in Wasser löslicher Salze enthielt, nämlich 4,559 Chlornatrium, 2,08 Chlorcalcium und 0,244 Chlormagnesium, sowie deutliche Spuren von Brom.

Wir stiegen von den Pferden und hielten unter der schwindelnd hohen Felswand des alten Masada, welches die Araber Sebbeh nennen, eines der Glanzpunkte unserer ganzen Reise. Vermöge seiner prachtvollen Lage, seiner romantischen Geschichte und des geheimnißvollen Dunkels, welches Jahrhunderte lang über seiner eigentlichen Oertlichkeit lag, nimmt das alte Bergfort Masada einen hervorragenden Rang unter den Ruinen von Palästina ein. Wir folgten einem steilen gewundenen Pfade an den nordwärts gekehrten Felsenwänden hinauf, und erreichten in ungefähr einer halben Stunde die erste Terrasse oder Leiste der judäischen Bergwildniß. Der Gipfel der Felswand ist von dieser Region aus nur von Westen her über einen furchtbar steilen Rücken von Gerölle und Kies mit schmalem Grat zugänglich, den wir nun mit Lebensgefahr hinanstiegen. In einer Viertelstunde waren wir oben und sahen uns nun auf einer Hochebene, die vielleicht eine Achtels-Quadratmeile Fläche haben mochte und mit einer Mauer umgeben, welche auf der nordwestlichen Seite noch mit Thürmen verstärkt war. Die geneigte Stirne des Felsenhangs ist auf dieser Seite voll von Gräbern und Höhlen. Ein alter Thorweg in Spitzbogenwölbung, noch vollkommen wohl erhalten und malerisch, führt in die Einhegung hinein, worin wir vier deutlich verschiedene Ruinen fanden; einer dieser Trümmerhaufen auf der Nordseite hat das Aussehen der Apsis einer Kirche. Auch Spuren von Teichen zum Ansammeln des Wassers waren zu bemerken. Eine Menge Trümmer von Mosaik lagen allenthalben am Boden herum und, was noch weit merkwürdiger war, auch mehrere Stücke Glas.

Masada war diejenige der Bergvesten von Judäa, welche am längsten den Waffen der Römer widerstand. Seine von Natur aus schon so feste Lage war kurz zuvor von Herodes dem Großen beinahe uneinnehmbar gemacht worden, als es, nach der Zerstörung von Jerusalem, von Silva, dem kaiserlichen Oberbefehlshaber, angegriffen wurde. Anfangs ward ein Angriff und Sturm um den andern zurückgeschlagen, und selbst die Flammen, welche die Vertheidigungswerke der Belagerten zu zerstören bestimmt waren, verzehrten nur die Kriegsmaschinen der Belagerer. Endlich aber erhob sich ein widriger Wind, und die Vertheidigungsthürme wurden niedergebrannt. Aber für diesen Tag zogen sich die Römer zurück, und die Garnison wußte, daß sie am darauffolgenden sich in ein schreckliches unabwendbares Geschick zu ergeben habe. Die Belagerten kamen daher überein, ihren unbarmherzigen Besiegern nicht lebendig in die Hände fallen zu wollen. Ihre Zahl war auf etwa tausend Köpfe, mit Einschluß der Weiber und Kinder, zusammengesunken. Sie sammelten daher zunächst alle ihre Schätze und steckten sie in Brand, und dann stießen die Männer ihren Weibern und Kindern den Dolch in die Brust. Hierauf wurden zehn von der Besatzung ausersehen, die übrigen umzubringen, und als dieses entsetzliche Blutbad und Gemetzel vorüber war, wurde unter den zehn Ueberlebenden wieder einer auserwählt, der erst seine neun Kameraden erschlug und sich dann in sein eigenes Schwert stürzte.

Als wir an dem östlichen Rande des Felsenhangs standen, ungefähr 1300 Fuß über dem Spiegel des Todten und so ziemlich im gleichen Niveau mit dem Spiegel des Mittelländischen Meeres, bemerkten wir deutlich drunten in der Ebene die Ueberreste von den Wällen und Mauern zweier alten Römerlager, während gleichzeitig auf den Höhen gen Westen die Mauerlinien der Umwallung der alten Vorwerke von Masada noch zu sehen waren. Keine Feder wäre aber im Stande, der Schilderung der glorreichen prachtvollen Aussicht gerecht zu werden, welche man von dem Felsen von Sebbeh aus genießt. Nach Norden hin konnte das Auge in der Ferne den

Wir brachen am andern Morgen gegen 9 Uhr in nordwestlicher Richtung auf und stiegen gleich darauf einen furchtbaren Abhang hinan, der uns auf den Gipfel der Felsenhöhen brachte. Mehrere Stunden lang ritten wir über eine wellenförmige Hochebene und hügelige kahle Höhenzüge hin ohne irgend ein andres Abenteuer als das Zusammentreffen mit einem Trupp Ta'amirah-Araber, welche sehr große Lust zu haben schienen, über uns herzufallen, da unsere Escorte uns verlassen hatte; aber die Anwesenheit von Abu Dahuk schüchterte sie ein, und ihre sämmtlichen Gewaltthaten beschränkten sich darauf, daß sie einige Steine nach unseren Maulthiertreibern schleuderten. Gegen Nachmittag gelangten wir wieder in die grünen Berge von Judäa. Der Frankenberg war zu unserer Rechten, und noch vor Sonnenuntergang kam uns das Dorf Bethlehem zu Gesicht. Hier schlugen wir unser Nachtlager wieder auf derselben Stelle auf wie das vorige Mal, und gelangten am andern Tage noch rechtzeitig nach Jerusalem zurück, um jener Ceremonie beizuwohnen, welche man das Wunder des griechischen Feuers nennt.

Frau von Staël.

Eine Lebensskizze.

Wirklich glücklich sind jene Menschen zu preisen deren Vater oder Mutter sich über die Menge erhoben haben. Kinder solcher Eltern haben ein großes, schönes Feld gewonnen, um ihr Leben sogleich glänzend und würdig zu beginnen; sie brauchen sich nicht erst mühsam Bahn zu brechen, um Ehre und Ruhm erst dann zu erringen, wenn bereits ihr Haar bleicht, denn schon der Name, den sie tragen, ist geachtet und mit nur wenig Selbsthülfe wird ihr Lebensweg ein friedlicher und glücklicher seyn.

Ein armer Schweizerknabe, Namens Jacques Necker, ein Protestant, kam vor ungefähr hundert Jahren mit keinem andern Besitzthum als seinem guten Charakter, nach Paris. Er begab sich zu einem Banquier, aber dieser bedurfte gerade keinen Commis und der junge Schweizer ging traurig fort. Um auf die Straße zu gelangen, hatte er einen Hof zu durchschreiten und während er das that, sah er eine Stecknadel auf dem Boden liegen; er bückte sich dieselbe aufzuheben und diese Handlung gründete sein Glück. Der Banquier hatte ihm nachgesehen, rief ihn zurück und nahm ihn in sein Comptoir auf. Einige Jahre später war er selbst Banquier, noch einige Jahre später war er reich genug sich von den Geschäften zurückzuziehen.

Dieser »Mann des Glückes« war der Vater der Frau von Staël. Aber nicht nur dieser war ein würdiger, talentvoller Mann, sondern auch ihre Mutter war eine liebenswürdige, gebildete, feine Dame, und es ist leicht anzunehmen, daß die Tochter zwischen Vater und Mutter sorgfältig erzogen wurde.

Das Kind zeigte schon frühe außerordentliche Kräfte des Verstandes, Witz und leichte Fassungskraft, und noch bevor sie elf Jahre alt geworden, war Eifersucht in der Mutter Herz gekrochen und die feingebildete Madame Necker beneidete ihre eigene Tochter um deren seltene Genialität.

Es gibt noch ein reizendes Portrait von dieser berühmten Frau, wie sie als Kind kühn und aufrecht in einem Stuhle sitzt und in solch herausfordernder Stellung auf die witzigste Weise plaudert.

Mit elf Jahren betrat sie die literarische Bahn und mit fünfzehn veröffentlichte sie eine politische Broschüre zur Vertheidigung ihres Vaters, welcher inzwischen Minister geworden war. Diese Broschüre erregte förmliches Aufsehen.

So lebte Fräulein Necker bis in ihr zweiundzwanzigstes Jahr im Mittelpunkt der feinen Pariser Gesellschaft — erhaben und unnahbar — Jedermann beugte sich vor ihr. Sie verdankte diese Auszeichnung nur ihrer geistigen Macht, denn sie war zu keiner Zeit ihres Lebens wirklich hübsch. Die freundlichste Schilderung, welche wir von ihr finden können, sagt, ihre Züge seyen eher schön als zart, ihre Augen dunkel und glänzend gewesen und ihr schwarzes Haar frei in Locken auf ihre Schultern herunter gefallen. Zum Beweis ihrer geistigen Fähigkeiten wird erzählt, daß sie, wenn sie sang, den Text der Lieder aus dem Stegreif gedichtet, dann sich umgewandt und über ein beliebiges Thema das eben verhandelt wurde, leicht und anmuthig fortgeplaudert habe.

Mit zweiundzwanzig Jahren heirathete sie den schwedischen Gesandten, Baron von Staël, einen Protestanten. Sie gab sich nicht einmal das Ansehen, als ob sie diesen Mann liebe; sie heirathete ihn, um in Gesellschaft glänzen zu können und erreichte ihre Absicht. Ihr ganzes Leben hindurch erschien es als ihre Hauptaufgabe, alle Männer, die in ihre Nähe kamen zu erobern, und auch hierin erreichte sie, mit ein oder zwei Ausnahmen, stets ihr Ziel.

Frau von Staël lebte in einer schrecklichen Zeit, und ihre furchtlose Entschlossenheit sollte bald genug auf die Probe gestellt werden. Man bezeichnet die Entlassung ihres Vaters, der ein sehr populärer Minister war, als die nächste Ursache der französischen Revolution. Ob dem nun so war oder nicht, Necker sah sich gezwungen, Paris zu verlassen, während Frau von Staël blieb und sich mit Erfolg anstrengte ihre Freunde vor den Revolutionären zu schützen. Sie ging selbst so weit sich der polizeilichen Untersuchung ihrer Wohnung zu widersetzen, indem sie behauptete, das Völkerrecht schütze das Haus eines Gesandten vor jedem Eingriffe der Polizei. Sie kämpfte muthig und mit Glück für Recht und Menschlichkeit und nachdem sie Alles gethan hatte, was in ihrer Kraft stund und sogar Paris verlassen mußte, kannte sie selbst keine Furcht, als ihr Wagen angehalten und sie drei schreckliche Stunden in Mitte des erbitterten wüthenden Pöbels warten mußte. Endlich betrat Bonaparte die politische Bühne und Frau von Staël kehrte nach Paris zurück, entschlossen den großen General, gleich allen anderen Männern, zu ihren Füßen zu sehen. Dieses Mal jedoch mißlang ihre Absicht; Napoleon verachtete ihre Künste. Wir glauben, der große Kaiser hätte sie sich dennoch als mächtige Freundin erhalten, wenn er ihr geschmeichelt hätte, aber er that es nicht und so wurde sie eine seiner bittersten und gewandtesten Feindinnen. Napoleon kam ihr seinerseits später entgegen und schien ihr anzudeuten, daß er Frieden mit ihr machen wolle; aber sie wies dieses Entgegenkommen zurück und begann von dieser Zeit an, bald in Paris, bald aus demselben verbannt, ein abenteuerliches, unstetes, aufreibendes Leben zu führen. Der Raum verbietet uns hier noch mehr über diese merkwürdige Frau zu sagen. Daß sie hochmüthig, anspruchsvoll, herrschsüchtig und auch grausam war, ist außer allem Zweifel, denn man weiß, daß sie dem Kutscher ihres Vaters mit lebenslänglicher Einsperrung drohte, falls er den alten Herrn umwerfe, und sie spaßte in solchen Dingen nicht, wenn sie die Macht dazu hatte. Es gibt vielleicht kein größeres und kennzeichnenderes Beispiel ihrer Macht über die Männer, als die Thatsache ihrer zweiten Vermählung mit einem jungen Offizier, Namens de Rocca. Dieser stand im Ruf großer Tapferkeit und als er Frau von Staël zum ersten Male auf einem Balle traf, rief er aus: sie sey schrecklich. Sie sprach aber nur mit ihm und augenblicklich war er rettungslos verliebt in das Weib, das er noch so eben so rasch verdammt hatte. Kurze Zeit später waren sie Mann und Weib, obwohl zur Zeit der Heirath Frau von Staël schon ziemlich bei Jahren war.

Sie war allerdings eine große — eine sehr bedeutende Frau. Sie hat einiges von überlegener Kraft geschrieben: — aber wir kennen große Frauen, welche auch Frauen waren die man wirklich lieben und achten konnte. Sie war nur eine Weltdame, anspruchsvoll, voll Eigenliebe und Ehrgeiz, welche Eigenschaften beinahe die einzigen Angelpunkte ihres ganzen Lebens bildeten. — Frau von Staël starb glücklich, in Mitte ihrer gehorsamen und liebenden Kinder. Sie schied ruhig und lächelnd von der Welt und ließ den Ruf zurück, es habe nie eine Frau gelebt, welche mehr Furchtlosigkeit, Willenskraft und Verstand besessen hätte.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

herzige und wie es scheine, mehr praktisch verständige als hochpoetische Mann Ottilien erobert habe, oder sie ihn? Wie es auch sey, möge hier keine andere Verwandtschaft, als die zwischen Vetter und Base, für beide Theile den Ausschlag gegeben haben, und selbst diese wohl mehr durch Mitwirkung fürsorglicher Angehörigen.

Diese Eindrücke wiederholten und verstärkten sich, nachdem er den standesgemäß dringendsten Besuch bei Frau v. Osling gemacht hatte und nun mit den Freundinnen bald dort zusammentraf, bald im Schragen'schen Hause, dessen Ton ihm unter allen am meisten zusagte. Hier brachte er gewöhnlich den Rest der noch langen Winterabende zu, während seine Freistunden am Tage ihn häufiger in das entlegenere Schlößchen führten. Seine Einübung in den Geschäftsgang und die Gemeinsamkeit der täglichen Arbeiten veranlaßten ihn zu vielfachem Verkehre mit dem Landrathe auch außerhalb der gewöhnlichen Arbeitszeit, und führten ihn dadurch auch bald den Frauen näher. Sehr bald hatten auch seine vorgefaßten Ansichten über die neuen Umgebungen einen gänzlichen Umschwung erlitten. Mit jedem Abend sah er mehr ein, daß seine Furcht vor einer Wüste grundlos gewesen war, oder daß wenigstens in dieser Wüste grüne blühende Oasen lagen.

Endlich kam denn auch Ottilie wieder an und gab dem ihm bisher schon freundlichen, aber sehr eintönigen Schlößchen einen bedeutenden Reiz mehr. Zuerst nur mittelbar, durch ihre Mutter nämlich, erfuhr er ihre Begegnungen mit dem Prinzen. Wenn er auch bei diesen Mittheilungen einen kleinen Abzug auf Rechnung der Schönfärbung machte, so erfragte er doch in seiner Weise von Ottilien so viel: daß ihre sittliche Kraft sie in der Nähe eines Abgrundes gerettet hatte, zu welchem der in schwachen Stunden von ihr betretene glatte Weg führte. Wie viel etwa das Andenken an ihn selbst zu dieser Erkräftigung beigetragen hatte, konnte er nicht ermitteln — gewiß aber genug, um ihr keinen Ablaß für das Verschlafen des Abschiedes zu erwirken, das sie ihm lächelnd eingestanden hatte.

Sie fühlte sogleich aus seinem Benehmen heraus, daß sie durch die Ursache ihres früheren Weggangers aus der Hauptstadt in seiner Achtung und Zuneigung gewonnen hatte. Aber dieser erfreulichen Wahrnehmung gegenüber stand die minder angenehme: daß Norbert während seiner kurzen Anwesenheit hier schon in nähere Beziehungen zu der Familie Schragen und selbst zu Adolfinen getreten war.

Sie erfuhr dieß zuerst aus Norberts eigenem Munde, der bei der Aufzählung und Besprechung seiner neuen Bekanntschaften Marien und Adolfinen den ersten Rang anwies. Er machte Ottilien einen leichten Vorwurf darüber: daß sie ihm viel zu wenig über ihre »Jugendgenossinnen« gesagt habe, die so verschieden von einander, aber noch mehr von seinen Residenzbekanntschaften seyen, und diese sehr in Schatten stellten: »Natürlich,« setzte er hinzu, indem er Ottiliens Hände ergriff, »gehört die Schönste von Allen nicht zu meinen Residenzbekanntschaften!«

Ottilie entzog ihm rasch die Hände mit einem Erröthen, dessen Bedeutung ihre etwas gereizte Miene erläuterte. Sie nahm sich jedoch zusammen und sagte mit dem Scheine der Heiterkeit: »Also nur die Schönste? Jedenfalls aber haben meine alten Genossinnen für Sie den Vorzug der Neuheit, und ich zweifle nicht, daß Ihr Scharfsinn bei ihnen noch die interessantesten Entdeckungen machen wird.«

Norbert entging die Eifersucht der Eitelkeit nicht, die sie durch Scherz maskiren wollte; doch gefiel es ihm, daß sie nicht »nur« die Schönste seyn wollte. Aber hatte sie wirklich noch Höheres vor Jenen voraus? Er hätte gerne diese Vergleichungen bei ihrem bevorstehenden ersten Wiedersehen der beiden Freundinnen fortgesetzt und zugleich denn das gegenseitige Verhalten der beiden Parteien beobachtet. Denn als solche gruppirten sich ihm die drei Schönen. Ihr Reden und Schweigen über einander deutete auf eine Gereiztheit, die sich nicht wohl ausschließlich aus allmähligem Erkalten der engeren Verbindung erklären ließ, in welcher wenigstens Marie von früh auf mit Ottilien gestanden hatte, wie er wußte. Diese beiden vermieden es, sich bei ihm über einander zu äußern, ob er gleich absichtlichen Anlaß dazu gab. Die Ursache dieser Scheu blieb ihm vorläufig verborgen, da die drei Familien, mit welchen er fast ausschließlich verkehrte, jede Andeutung der einstigen — bekannten oder vermutheten — Beziehungen zwischen Ottilien und Ludwig unterließen.

Wie er wünschte, bei Ottiliens erstem Besuche im Schragen'schen Hause gegenwärtig zu seyn, so hätte auch sie ihn gerne dabei zum Begleiter gehabt, weil sie durch seine vermittelnde Gegenwart und Unterhaltungsgabe über die peinliche Befangenheit der ersten Begegnung und Unterredung mit Marien hinausgesetzt werden würde. Dagegen empfand sie nichts mehr von der Genugthuung, mit welcher sie früher gehofft hatte, an Norberts Seite vor Marien zu erscheinen; sie durfte nicht einmal mehr hoffen, daß er entschieden ihre Partei gegen Marien nehme, wo sie dessen bedürfen könnte. Ihr Stolz war sehr gebeugt. Sie bereute Unrecht, das sie gethan, und empfand schmerzlich größeres, das sie erlitten hatte; ihre Vernachlässigung des Geliebten und der Freundin war ihr durch absichtliche Nichtachtung, ihre Kühle durch Kälte und Härte vergolten worden. In solchen Gedanken trieb sie sich herum, fühlte sich unbehaglich und manchmal recht unglücklich.

Aus verschiedenartigen Gründen also hatten Beide den gleichen Wunsch für jenen Besuch Ottiliens im Stillen gehegt; aus gleichem Grunde aber brachten sie ihn nicht zur Ausführung, aus Besorgniß nämlich, zu scheinen, was sie weder scheinen noch seyn wollten: ein Liebespaar. In den Dämmerungen der vergangenen wie der kommenden Zeit lag Manches, was sie in solcher Scheu und wenig begründeter Voraussetzung befangen hielt.

Ottiliens erste Zusammenkunft mit der einst so Vertrauten war ohne Wärme, Farbe und Klang. Norberts Stellung zu beider Familien zog in der Folge von Zeit zu Zeit die gelockerten Fäden etwas straffer an. Ein zweites Bindeglied blieb zwar nach wie vor das Osling'sche Haus, aber mehr nur

erschrack beinah, da er gegen seine Gewohnheit den angebotenen Stuhl annahm und sich ihr gegenüber setzte. Doch schämte sie sich ihrer thörichten Gedanken, als er ganz in der Stimmung, die sie an ihm kannte und liebte, Scherz und Ernst, Persönliches und allgemeinere Interessen im Gespräche wechseln ließ. Unversehens brachte er die Rede auf ihren Bruder, was noch selten geschehen war. »Ich freue mich sehr auf seine Bekanntschaft,« sagte er, »aber meine Neugier ist fast noch stärker, als meine Freude.«

»Wiefern?« fragte sie. »Wer so viele Menschen kennen gelernt hat, wie Sie, sollte wohl auf keinen neuen mehr neugierig seyn. Ob überdieß gerade mein Bruder diese Auszeichnung verdiene, kann ich, der er alltäglich war, am wenigsten beurtheilen. Desto neugieriger bin ich auf die Gründe Ihrer Neugier.“

»Ich sage sie Ihnen offen. Ihr Bruder soll zweien sehr liebenswürdigen, aber sehr verschiedenartigen Personen zugleich ähnlich seyn. Der einen von außen: im Profile, in Farbe und Glanz der schönsten hellbraunen Augen; der andern von innen: in kühner und dichterischer Einbildungskraft und im lebhaften Sinn für alles Glänzende und Hochragende. Ein beneidenswerther Steckbrief, nicht wahr?«

Marie war unangenehm betroffen, weil sie die Zeichnung des Naturwunders Adolfinens Hand zuschrieb und noch weiteren Verrath derselben an Ottiliens Herzensgeschichte besorgte. Aber der weitere Verlauf des Gesprächs überzeugte sie, daß Norbert seine Geschichtskunde in dieser Beziehung nur seinen eignen scharfsichtigen Beobachtungen verdankte, die zunächst von einer flüchtigen Aeußerung Ottiliens selbst ausgegangen waren. Wir erinnern uns derselben aus einem frühern Gespräche bei ihrer Tante über die näheren Bekannten in Wielitz, namentlich auch über Ludwig Schragen. Diese Aeußerung nun hatte Norbert kürzlich einmal Adolphinen mitgetheilt, welche sie weiter in obige Vergleichungen ausspann, ohne jedoch nähere Angaben oder Winke über Ludwigs und Ottiliens sonstige Beziehungen zu einander daran zu knüpfen.

Bei dem nächsten Ruhepunkte des lebhaften Gesprächs ließ sich wieder die mahnende Thurmuhr vernehmen, dießmal mit Einem gewichtigen Schlage. Marie fuhr unmerklich zusammen; Norbert horchte ebenfalls und stand zögernd auf, um wegzugehen. »Ich muß Sie bitten,« sagte sie, »mich sehr bei Ottilien . . . . und ihren Eltern zu entschuldigen, daß meine Geschwätzigkeit Sie so lange aufhielt.«

»Wahrhafter, und doch mit zarter Schonung gegen mich, würden Sie sagen: daß meine Beredtsamkeit Sie aufgehalten habe. Gedenken Sie mein ohne Groll, wenn Sie durch Versäumnisse im Haushalt an meine Schuld erinnert werden. Uebrigens erwarten mich gerade um diese Stunde meine Verwandten nicht, weder heute noch künftig. Ich habe mir dafür ausbedungen, sie nach dem Schlusse meiner Nachmittagsarbeiten besuchen zu dürfen.“

Marie unterdrückte das Warum, das ihr auf den Lippen schwebte. Sie befürchtete, in seiner Antwort Dinge zu vernehmen, die ihre Unparteilichkeit und ihre Geistesgegenwart auf die Probe stellen könnten. Seine Schlußsätze bestätigten ihre anfängliche Muthmaßung, daß er heute nicht ganz ruhig gestimmt sey. Auch er schien sich zu besinnen, ob er noch etwas Weiteres erzählen solle. So standen sie einige Augenblicke schweigend vor einander und sahen sich gedankenvoll in die Augen, bis sie gleichzeitig dieses Selbstvergessens lächelnd gewahr wurden. Ohne ein Wort des Abschieds, aber mit einem unvorhergesehenen und deßhalb unabweisbaren Händedrucke empfahl er sich. Merkwürdiger Weise blieb Beiden ein Zweifel: ob es nicht vielmehr zwei Händedrücke gewesen seyen, nämlich einer zur Frage, der andre zur blitzschnell, aber willenlos improvisirten Antwort.

Zwischen Norbert und Ottilien war Tags zuvor eine kleine Scene vorgefallen, wie schon früher in der Hauptstadt manchesmal, wann Ottilie durch eine bestimmter, aber gewiß nie unzart gestellte Mahnung Norberts ihre Freiheit beeinträchtigt hielt. Dießmal verhielt es sich umgekehrt, da er seine Freiheit gegen sie zu wahren hatte.

Sie war nie ganz im Klaren über seine Stellung zu ihr und über ihre eigenen Empfindungen gegen ihn gewesen, wie denn überhaupt scharfes Licht ihrer Sehkraft weniger zusagte, als das Zwielicht des Dichtens und Träumens. Wohl aber hatte sie sich gewöhnt, Norbert in gleich naher Berührung, wie mit ihr, mit keinem andern Weibe zu sehen und zu denken. Richtig erkannte sie seine treugemeinte Sorgfalt für sie auch in jenen Fällen, wo ihre Poesie mit seiner Prosa, ihr Schönheitssinn mit seiner Abneigung gegen das Auffallende in Gegensatz gerieth. Anderseits war sie auch hinlänglich an seine verbindlichen Umgangsformen gegen Jedermann gewöhnt, um seinen Aufmerksamkeiten gegen anziehende Frauen kein besonderes Gewicht beizulegen, solange er sie nicht zu vernachlässigen schien; wenigstens meinte sie, hierin keine unbilligen Ansprüche an ihn zu hegen. Dennoch verhehlte sie sich vor seiner Abreise nach Wielitz nicht: daß Adolfine eine größere Anziehungskraft, als die meisten Damen der hauptstädtischen Zirkel, auf Norbert ausüben konnte und vielleicht auch wollte, letzteres vielleicht gerade, weil er ihr Freund war. Indem sie damals diesen Gedanken weiter nachging, sagte sie sich deutlicher als früher vor: daß Adolfine seiner Zeit auch die Einzige gewesen war, die nächst ihr selbst Ludwigs Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte und vielleicht auch dieß in bedeutenderem Maße bezweckte, als sie damals merken ließ.

Daß Marie ihre eigenen Ansprüche auf Norbert beeinträchtigen, überhaupt in ihrem einfachen, bürgerlichen Wesen seine verwöhnten Augen fesseln könne: daran hatte sie damals gar nicht gedacht, und anfangs auch nicht in Wielitz, ob sie gleich, wie wir vorhin erwähnten, Norbert nicht eben gerne bei ihrer Heimkehr bereits im Schragen'schen Hause, wo freilich auch Adolfine täglicher Gast war, eingewohnt und eingewöhnt fand. Späterhin jedoch konnte sie nicht umhin zu bemerken, daß er sich sehr gerne mit Marien unterhielt, und daß ihn nicht erst Adolfine auf Mariens geistige Vorzüge aufmerksam zu machen hatte. Norbert selbst machte ihr keinen Hehl aus seiner zunehmenden Hochachtung vor Mariens Ver-

Geschäfte ihn für die Folge zu der Entbehrung seines gewohnten Morgenbesuches im Schlößchen verurtheilten.

Obschon dieser Tag und ihre Nachfolger nur die allmählig gereiften Früchte vieler vorausgegangenen trugen, so machten sie doch in den Verhältnissen unserer Bekannten zu einander Epoche, namentlich für das zwischen Norbert und Ottilien, durch die angebotene und angenommene Lossprechung, und für das zwischen Norbert und Marien durch jenen Druck oder Wechseldruck der Hände.

Durch Ottiliens Seele gingen die bittersten und traurigsten Regungen. »Ich bin allzu hart gestraft, zu tief beschämt für meine Einbildung und Anmaßung!« klagte sie. »Den Geliebten habe ich verloren, der Freund hat mir den besten Theil seiner Freundschaft entzogen und meiner einstigen Freundin zugewendet, von der ich nun nicht weiß: blieb sie dabei 'die Blum' im Garten', deren stilles Verdienst Norbert meinem thörichten Prunke vorzog, oder ist sie eine Scheinheilige geworden, die ihn fesseln wollte? Doch nein, jetzt entsinne ich mich, wie mich verlängst Norberts Wesen an das ihre erinnerte — die Natur hatte sie für einander bestimmt! Nur hatten sie sich ohne Adolfinens schadenfrohe Mitwirkung nicht so schnell gefunden, wenigstens sich mir dabei nicht so sehr abgewendet. Diese neidische Feindin würde auch Ludwig auf ewig von mir trennen, wenn er mich vielleicht wieder aufsuchte oder ... ich ihn, zur Buße meines eitlen Vergessens!«

Marie war wirklich die Blume, die den langsam aufblühenden Kelch, das zum ersten Male liebende Herz unmerklich aber immer bestimmter dem Manne zukehrte, der bald nach so manchem Traume und Spiele der Liebe sich sagte: daß er jetzt zum ersten Male wach und ernst liebe. Je sicherer Marie ihres neuen Glückes inne wurde, desto tiefer fühlte sie Ottiliens Schmerz um ihr verwelktes Glück mit, den sie bald errieth. Aber sie hoffte auch eben darum jetzt immer mehr wieder, was sie erst gar nicht mehr gewünscht hatte: die Aussöhnung ihres Bruders mit Ottilien. Wir haben schon vorhin einen Augenblick ihre Selbstprüfung bei dieser Hoffnung belauscht. Sie dachte an die Möglichkeit, daß die Saiten in Ottiliens Herzen reiner als je zuvor erklingen könnten, wann die Schmerzen der Reue und der Sehnsucht ihr Metall durchglüht haben würden. Dann würde Ludwig sein zwar mit festem Willen aufgegebenes, aber ihm unersetzliches Glück wieder gewinnen. Mit aller Wärme ihres guten und jetzt so glücklichen Herzens beschloß sie, der verirrt gewesenen Freundin hülfreich entgegenzukommen und soviel an ihr läge, alle Entzweiungen zu entfernen.

Bevor sie aber diesen Vorsatz weiter verfolgen konnte, traten Ereignisse ein, die sie mit Gewalt und Hast dem geliebten Freunde ganz nahe stellten, um ihre geängstete aber entschlossene Seele desto schneller wieder von ihrem Glücke loszureißen.

5.

In Ludwigs Seele hatte die gekränkte und aufgegebene Liebe eine Oede hinterlassen, die durch keine andre Neigung ausgefüllt werden konnte, vielmehr ihn mißtrauisch und mißmuthig gegen näher tretende Menschen stimmte. Aber diese Entfernung von den Menschen im Einzelnen dehnte sich nicht auf die Menschheit im Ganzen aus. Im Gegentheile wandte sich seine gegen Jene zurückgehaltene Herzenswärme nun um so stärker den allgemein menschlichen Interessen zu.

Wir fanden in unserer Erzählung schon einmal Anlaß, die Theilnahme anzudeuten, die der Landrath Schragen den Geisterbewegungen des Zeitraums widmete. Sein Einfluß auf seinen Sohn war stark genug gewesen, um auch diesem einen freieren und tieferen Blick in die Forderungen der Zeit zu verschaffen, obgleich nicht stark genug, um ihn von dem Eintritt in den Kriegerstand abzuhalten. Wir konnten auch bereits bemerken, daß der Zauberkreis, in dessen Mitte Ottilie als Ziel und Lohn kühner Ritterfahrt stand, eine Zeit lang Ludwig von jenen anerzogenen zeitgeistigen Ansichten und Neigungen abschloß. Seitdem aber dieses Luftbild gewichen war, sah er die Dinge wieder schärfer in ihren wahren Umrissen, wozu denn auch jener Drang kam, für das entrückte Ziel der Liebe und der Begeisterung ein andres und auf ganz andrem Gebiete zu suchen. Um jedoch kein falsches Bild von ihm zu entwerfen, müssen wir daran erinnern, daß er ein gewisses Maß natürlicher Ritterlichkeit besaß, das der erwähnten Einwirkung den Weg ebnete, aber unabhängig von ihr sie überdauerte, wie wir bald näher sehen werden.

Im Anfange des Jahres 1848 hatte Ludwig mitunter etwas lebhafter, als in seinem Reglement vorgeschrieben war, sein Urtheil über geschehene und kommende Dinge ausgesprochen. Er sollte sogar, behauptete ein Denunciant, über die Rechte und Pflichten seines eigenen Standes Ansichten geäußert haben, die sich nicht mit der »Militärehre« und am wenigsten mit den Pflichten eines neubeförderten jungen Offiziers vertrügen. Da nun aber gerade die jüngeren Offiziere und die unteren Chargen seines Regimentes im Verdachte einer Art von Verschwörung standen, so wurden plötzlich Haussuchungen vorgenommen und dabei ein Briefwechsel Ludwigs mit seinem Vater entdeckt, auf dessen Grund eine Untersuchung gegen Beide eingeleitet wurde.

Die bei Ludwig und sogleich darauf auch bei seinem Vater in Beschlag genommenen Briefe enthielten namentlich Aeußerungen über die Möglichkeit einer allgemeinen deutschen »Erhebung« und über die Wahrscheinlichkeit, daß in diesem Falle die »Schildträger verjährter Grundsätze, die selbstsüchtigen Rathgeber in Unwissenheit über ihre Zeit und ihre Pflichten erzogener Fürsten« diese zu verkehrten und unheilvollen Maßregeln bereden würden, vorzüglich zu militärischen anstatt geeigneter politischer. Dabei sprachen Vater und Sohn ihre Besorgniß und Trauer über den, den Sohn unmittelbar treffenden Widerstreit zwischen den herkömmlichen Standespflichten des Soldaten und seinen übrigen Pflichten aus, wann der Sohn des Volkes, dem er vor und nach seiner Dienstzeit selbst angehöre, zum Kampfe gegen dessen Rechte, keineswegs blos gegen dessen Launen und Unarten, befehligt werden würde.

Die Fassung dieser Gedanken war nicht geeignet, um hin-

neisten und längsten an diese und ähnliche Möglichkeiten und n die ganze unheilbringende Folgenkette der Unvorsichtigkeiten, eren er sich anklagte. Nicht, daß er seinen Antheil an den ißliebigen Meinungen seines Sohnes bereut hätte, wohl ber, daß er sich vorwarf, ihn nicht hinreichend auf den ihm o gefährlichen Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit ver-iesen und vor Uebereilungen verwarnt zu haben, zu welchen r jetzt einigermaßen auch seinen raschen Uebertritt aus dem aterländischen Heere in das sardinische rechnete, seine eigene benso rasche Zustimmung bereuend.

Zwar wurde gerade dieser Vorwurf nach einiger Zeit durch ie Nachricht Ludwigs beschwichtigt: daß er nicht lange nach inem Eintritte schon das Commando einer Compagnie er-alten habe und die Gunst seiner Vorgesetzten wie seiner Un-ergebenen zu besitzen glaube. Aber desto schwerer drückte den Grübelnden die Sorge um sein andres Kind, um Marien. Im Geiste sah er schon wiederum in Folge seines Thuns, in ie neuen, von ihm im Stillen beobachteten Blüthen ihres Jugendlebens schweren Mehlthau fallen. Würde (fragte er) Norbert die Feuerprobe aushalten, wann die Untersuchungs-ichter an dem Vater des geliebten Mädchens die Schuld fan-en, die sie finden wollten, und wenn gar Norberts eigene aufbahn dadurch gefährdet würde?

Zu allen diesen Sorgen und Gemüthsbewegungen kam ein urch sie zwar nicht entstandenes, wohl aber vermehrtes Kör-erübel: die Neigung zu Gehirncongestionen, die dem über-räftigen und vollsaftigen Manne schon einmal in jüngeren Jahren lebensgefährlich geworden war. Eine neue Aufregung reudiger Art verband sich mit einer entgegengesetzten, die ihr st unmittelbar folgte, um die überreizte Lebenskraft in ihrer iefsten Werkstätte zu treffen.

Einige Zeilen Ludwigs meldeten: während der Schlacht on Noverbello (am 23. Juli 1848; sie fiel für die Sardinier nglücklich aus) sey er zum Major ernannt worden. Kaum nde er Zeit zu dieser Meldung und wisse nicht, ob der Brief n die Hände seiner Lieben gelangen werde, da auch ihm seit iniger Zeit keine Nachricht von ihnen zugekommen sey. „Ich ebe," schloß er, „mitten im hohen Spiele und bin auf jeden Gewinnst und Verlust gefaßt. Seyd auch Ihr es mit mir, nd so die wenigen Anderen, deren Gedanken mir noch folgen lögen. Lebt wohl, Ihr Theuersten!"

Sie beherzigten seine Mahnung nach Kräften. Aber frei-ich mehr als je folgten ihre Gedanken bei Tag und Nacht em gefahrvollen Wege des einzigen Sohnes, des einzigen Bruders, folgten die Gedanken der „wenigen Anderen" dem Freunde, oder welchen Namen sonst ungewisse und bangende Herzen dem jetzt und vielleicht ewig Fernen gaben.

Da kam, nicht viele Tage nach jenem Briefe, wieder einer us Piemont. Aber die Aufschrift war von unbekannter Hand nd angstvoll zitternde Hände öffneten ihn. Die Militärbe-örde sandte ein gedrucktes Verzeichniß der nach der unglück-ichen Schlacht von Custozza (26. Juli) Vermißten, und un-er diesen stand nicht blos Ludwigs Name, sondern der Zu-ender hatte auch dabei geschrieben: „Ehre dem Andenken des Tapfern! Wir, seine Cameraden und Freunde, konnten ihn nicht retten und nicht einmal dem Todten die letzte Ehre er-weisen. Aber wir hoffen, ihn zu rächen!"

Der Schlag, der des Sohnes Leben zernichtete, zermalmte auch das allzusehr Geschwächte des Vaters. Von einem Ge-hirnschlage getroffen lag er in Betäubung; Gattin und Toch-ter lauschten mit dem Arzte und mit Norbert, dem treuen Krankenwärter, den schwachen Athemzügen des Schlummern-den — des Sterbenden! Dieses Wort hatte der Arzt nur Norbert zugeflüstert, aber auch das angstgeschärfte Gehör der Frauen vernahm das Todesurtheil. Doch Eine stärkte sich an dem Muthe der Anderen. Mariens zarte Gestalt schien höher zu wachsen, und sie hielt die Mutter umfaßt, als wollte sie sie gegen die Schrecken schützen, die von fern und nah in das Haus des Unglücks hereinblickten.

Da erwachte der Kranke und sah diese Gruppen. Be-wußtseyn und Sprache kehrten wieder, aber auch Sorge und Seelenschmerz. „Ich muß euch Lebewohl sagen," sagte er langsam und schwach, aber deutlich; „was mir aber weher thut, ist der Gedanke, daß ich euch Theuerste meines Herzens schutzlos zurücklassen muß, und daß schon vor mir euch Der entrissen wurde, dessen Hand ich Mutter und Schwester an-zuvertrauen hoffte!"

Er hatte die Männer nicht bemerkt, die auf der andern Seite des Bettes standen. Während seiner letzten Worte war Norbert leise zu den Frauen getreten und wurde nun von ihm gesehen und erkannt. „Auch Sie da in dieser Stunde, mein junger treuer Freund?" sagte er, und ein dankbares Lächeln flog über seine matten Züge.

„Ja," antwortete Norbert mit seiner sanften und doch männlich tönenden Stimme; „auch ich bin da, mein väterlicher Freund, aber nicht blos für diese Stunde, sondern mein Le-ben lange bei den Ihren, die auch die Meinen seyn werden, wenn anders meine unaussprechlich geliebte Marie meinen Schutz und meine Hand annimmt und ihre Eltern diesen Bund segnen!"

Im ersten Augenblicke sprachlos vor Ueberraschung und Erschütterung ließ ihm Marie die von ihm gefaßte Hand nur mit leichtem Zucken, aber darauf mit erwiderndem Drucke, als sie ihres Vaters Worte hörte: „Mein Sohn, sey gesegnet für diesen Trost in meiner letzten Stunde!" Ihre Mutter legte ihre Hand auf die beiden verbundenen und sagte zu ihr: „Mein armes Kind, Du bleibst stumm, weil Schmerz und Glück Dich zugleich bedrängen?" Marie blickte mit feuchten Augen zu Norbert empor und sagte nur: „Mein einzig theu-rer, edler Freund!" Er glaubte zu errathen, daß irgend wie ringende Gedanken sie bewegten, nur keine Zweifel an seinem oder ihrem eigenen Herzen.

In dem nächsten Augenblicke aber wandte sich Aller Auf-merksamkeit wieder dem Kranken zu. Der Arzt, der mit schweigender Theilnahme diese Vorgänge beobachtet und nur Norbert ein „Bravo, Freund in Noth und Tod!" zugeflüstert hatte, ließ zugleich seinen Patienten nicht aus den Augen, gab den Seinen, die nur einen Moment lange die Blicke von

So in ihr Mitgefühl mit Marien der alte Gedanke, ihr allzu strenges Urtheil und ihre schwesterliche Empfindlichkeit möge des Bruders Mißstimmung gegen die einst so sehr Geliebte gesteigert und viel dazu beigetragen haben, daß er ihr jeden Antheil an seinem Leben entzog, um es nun in der Fremde und für Fremde zu verlieren. Zwar lag ihr jetzt die Möglichkeit eines Ersatzes für den Verlorenen ferner als jemals, und Norbert war ihr nur und einzig der Freund. Aber auch den ihr jetzt so nöthigen Trost der Freundschaft konnte er ihr nicht ungeschmälert gewähren, weil er einem näher stehenden Wesen die ganze Fülle seiner Liebe und Hülfe schuldete und willig gab, und dieses Wesen war wiederum Marie!

Bei dieser finden wir am nächsten Morgen schon frühe Norbert und Adolfinen. Letzterer vorzüglich galten seine Bemühungen, einem reineren Dreiklange in den jungen Frauenseelen vorzuarbeiten, die hier ihre Trauer austauschen sollten. Marie vergaß über den eigenen Schmerz nicht den fremden, und was Norbert von Ottiliens tiefer Ergriffenheit erzählte, drängte alle alten Vorwürfe gegen diese zurück, die sich bei ihren Erinnerungen an Ludwigs Geschick wieder einschleichen wollten. Nicht so aber bei Adolfinen. „Ich kann es nicht vergessen,“ sagte sie, „daß Ludwigs Täuschung in Ottilien ihn aus dem Vaterland und in frühen Tod getrieben hat!“

„Er war Soldat,“ entgegnete Marie mit ihr sonst ungewohnter Bitterkeit, „und da wir ihn nicht von diesem Berufe abwenden konnten, mußten wir uns auch in die entsetzlichsten Folgen einer Wahl finden, durch welche er alle Berechtigung aufgab, in rein menschlicher Weise zu leben und zu sterben, Glück zu gewinnen und zu spenden!“

„Ich kannte Ludwig nicht persönlich,“ sagte Norbert zu Adolfinen; „aber ich kann nicht glauben, daß ein muthvoller Mann, wie er, dem Schmerze über die Untreue oder vielmehr nur über die Unstetigkeit seiner Geliebten sein Leben opfern möchte.“

„Ich beneide Sie,“ erwiderte Jene, „daß Sie noch nicht die Erfahrung machten, wie nahe jede leidenschaftliche Liebe dem Wahnsinne steht, gegen welchen selbst Riesenkraft schwach ist. Nur wenn sie in gleicher Stärke von Zweien empfunden wird, hat sie Recht, und geschieht Beiden Recht. Wer aber mit solchem Wahnsinn auf Leben und Tod nur sich lieben läßt, nicht selbst liebt, trägt die Schuld an Verwirrung und Unglück des Andern!“

Das Gespräch wurde unterbrochen, indem Norbert in Amtsgeschäften abgerufen wurde. Marie ging mit Adolfinen zu ihrer Mutter, die noch zu Bette lag, wurde aber alsbald benachrichtigt, daß Ottilie komme, und erwartete diese nun im Wohnzimmer.

Bei der ersten Begrüßung vergaßen Beide alles Trennende, und der gemeinsame Schmerz weckte alle einst gemeinsam genossenen glücklichen Stunden wieder auf. Doch wurde Ottilie, als sie nun auch Mariens neues Glück neben so vielem Unglück erwähnte und ihr zu ihrer Verlobung Glück wünschte, durch den unvermutheten Inhalt der Antwort zu wohlgemeinten, aber wenig erwogenen Aeußerungen hingerissen, die sie zu spät bereute.

Mariens Erwiderung lautete nämlich: „Ich danke Dir innig für Mitleid und Mitfreude, wiederhole Dir aber eine Antwort, die ich vorhin Adolfinen auf den gleichen Glückwunsch gab. Wenn ich unseres Freundes Liebe und Edelmuth wirklich verdienen will, so darf ich seine Hand nicht annehmen, weil ich weiß, daß ich mit ihr große Opfer von ihm annähme.“

„Du verkennst Norbert,“ sagte hierauf Ottilie; „wenn Du ihm nicht die Kraft zutraust, jedes Opfer zu verschmerzen und mit Freudigkeit durchzuführen, das ihm seine Pflicht auferlegte.“

„Seine Pflicht?“ fragte Marie; „nicht das Herz allein? Das Opfer der Liebe werde ich aus Liebe, das der Pflicht würde ich schon aus Stolz ablehnen.“

Der an Entrüstung grenzende Ton, den Ottilie noch nie von Marien vernommen hatte, bewirkte, daß sie sie nicht ganz richtig verstand und in unbedachter Hast ihren eigenen Gedankenzug laut fortsetzte. „Du verkennst ihn, ich wiederhole es Dir, Liebste!“ sagte sie; „Du wirst doch nicht gar wähnen, er habe mehr aus Großmuth, als aus Liebe, sich Dir verlobt, und könne je die Folgen bereuen? Ich kenne ihn besser! Er würde eher mit Freuden jedes Majorat und Lehen aufgeben und seinen Stammbaum zerreißen, wenn er zwischen diesen Dingen und Deiner Hand zu wählen hätte!“

Sie hatte hier Opfer als möglich genannt, an welche Marie noch gar nicht gedacht hatte und die ihr Herz deßhalb noch schwerer belasteten. „Nein,“ sagte sie; „ich verkenne Norberts Liebe und Aufopferungskraft nicht im mindesten, aber eben darum erkenne ich auch meine Opferpflicht, und was Du mir da zum Troste sagst, bestärkt mich erst recht darin, obschon dieß nicht Deine Absicht war.

„Wie ist dieß möglich, liebste Marie....“

„Ich weiß ja, Du meintest es gut mit mir, und ich bin Dir nur dankbar, daß ich durch Dich auf die ganze Ausdehnung der Folgen aufmerksam werde, welche meine Annahme seiner Hand für Norbert haben würde. Aber alle diese Verluste sind nur Spiel gegen den meinen: wenn ich meine Liebe also mein ganzes Daseyn, für blose Großmuth auch des besten Mannes hingäbe. Du verneinst zwar diese entsetzliche Möglichkeit, aber Du hast sie doch gedacht, Du nimmst sie vielleicht im Stillen doch noch an, sag' es mir offen, ich beschwöre Dich!“

Sie hatte in wachsender Aufregung gesprochen, ohne sich durch Ottiliens bestürzte und bittende Geberden unterbrechen zu lassen, als dieß plötzlich in ungestümerer Weise geschah. Während des Gesprächs nämlich war Adolfine in das anstoßende Zimmer gekommen und hatte sich des Lauschens nicht enthalten, aber nur die lauter betonten Sätze und Worte verstanden und diese keineswegs vorurtheilsfrei gedeutet. Mariens letzte Ausrufe, soweit sie sie verstand, bestärkten sie in der Meinung, Ottilie habe sie beleidigt, und nun hielt sie sich nicht länger zurück, sondern trat ein und stürmte auf die Arme schon Zerknirschte mit den Worten ein: „Ich bitte um

ändert dieß Nichts. Höre mich nur noch einige Augenblicke an! Wenn nun Norbert die Prüfung nicht bestünde? Wie unglücklich wäre ich erst dann, wenn ich nur eine Prüfung bezweckt hätte! Und warum sollte er der Länge nach sein Herz und Leben veröden und von einer Erinnerung zehren, wo das Leben ihn mit den lockendsten Stimmen rief? Eben weil ich nicht ohne Selbstsucht bin, will ich mich vor der Pein dieser Zweifel wahren, indem ich mir sogleich die Möglichkeit eines Widerrufs abschneide.«

Adolfine mußte ihr vorläufig völliges Schweigen über ihren Entschluß gegen Norbert versprechen, und sie selbst konnte jetzt noch, zumal vor dem Begräbnißtage, jedem längeren Zusammenseyn mit ihm ausweichen, bei welchem die Berührung ihrer Zukunft nicht wohl hätte vermieden werden können. Sie benutzte diese Frist, um ihren Entschluß nochmals zu durchdenken und sich auf bevorstehende Kämpfe zu rüsten.

Um diese zu erleichtern, wollte sie baldmöglichst Wielitz verlassen, wenigstens für die Dauer von Norberts Aufenthalt daselbst. Ihre Mutter fand sie hierzu leicht bereit, sobald sie sich überhaupt in ihre Ansichten und Beschlüsse gefunden hatte, freilich nicht ohne schmerzliche Selbstüberwindung, die sie zu verhehlen suchte, da sie Marien so entschieden sah. »Ich weiß,« sagte diese zu ihr, »daß Du lieber mit mir in Dürftigkeit leben, als das glänzendste äußere Loos für uns beide um irgend ein inneres Kleinod erkaufen würdest. Aber unsere mäßigen Mittel und mein Fleiß werden uns hinlänglich vor Dürftigkeit schützen. Und wenn Norbert die seiner Tüchtigkeit gebührende Stellung und Wirksamkeit gewinnt, so werde ich glücklich und stolz auf das Verdienst seyn, das meine Entsagung dabei hat!«

Der gegenwärtige Ausdruck ihrer zukünftigen Glückseligkeit war jedoch ein tiefer, halbunterdrückter Seufzer. Ihre Mutter verschwieg, daß sie ihn vernahm, und schloß die Unterredung mit den Worten: »Thue, was Du willst und kannst, aber denke an die Möglichkeit der Reue. Ich werde meinem einzigen Kinde beistehen, das Uebernommene durchzuführen und zu tragen, auch wenn ich ihm nicht ganz Recht geben kann.«

Nicht so fügsam aber fand Marie den Geliebten, als sie am Morgen nach dem Begräbnißtage eine Unterredung mit wohlvorbereiteter, ruhiger Stimme und Wortsetzung, doch nicht mit gleich ruhigem Ausdrucke der Augen begann. Aber er selbst bestärkte sie in ihrem Vorsatze, da er in der Aufwallung die bereits begonnene Abwendung seiner Oberen, Gönner und sogenannten Freunde mit geringer Verachtung erwähnte. Er sagte auch noch: »Ich freue mich auch darauf, daß die Kaste, innerhalb welcher ich geboren bin, mich verdammen wird, weil ich außerhalb ihrer mein schönstes Glück und meinen höchsten Stolz gefunden habe — daß die Männlein und Fräulein der alleinseligmachenden Gesellschaft, die einst meinen Worten gleich als Orakelsprüchen lauschten, einleuchtend beweisen werden, daß mein Geschmack und Witz immer eine plebejische Beimischung und einen demokratischen Tic verrathen habe — daß ich, bei Gott mit dem heitersten Danke! die Hoffähigkeit bei allen Majestäten und Hoheiten ablehnen werde, die ihren langweiligen Himmel meiner himmlischen Marie von rechtswegen verschließt!«

Die Innigkeit, mit welcher er ihren Namen aussprach, vertrieb nicht ganz ihre Zweifel: Ob nicht aus seinen Worten eine leise Klage hervorklänge neben der Anklage seiner alten Kreise, die er um ihretwillen verlassen würde und wollte? Und wenn ihn auch jetzt ihre Liebe reichlich entschädigte für alle Verzichtleistungen: ob ihn nicht künftig Reue anwandeln könnte, sie aber dann noch weit unglücklicher machen würde, als ihn?

Hätte Norbert genau ihre übertriebenen Vorstellungen über die schädlichen Folgen seiner Verbindung mit ihr gekannt, so würde er sie wahrscheinlich leicht berichtigt haben. Aber sie mied das freimüthige Aussprechen darüber, schon weil es ihr wirklich widerstrebte, die höchsten Ziele und Güter des Lebens mit mehr oder weniger niederen Gewichten abzuwägen. Sie durfte ihm denn auch überhaupt ihr Pflichtgefühl gegen ihn nicht als den Hauptgrund ihrer Handlungsweise betonen. Schon eine Hindeutung darauf beantwortete er gekränkt und auffahrend: »Wenn wir uns völlig unerreichbar wären und liebten uns, wie ich es von mir weiß, und wie Sie mir eben noch, freilich wohl im Schrecken vor meiner heftigen Inquisition (fügte er wieder lächelnd hinzu) eingestanden haben; und wenn dann wohlmeinende Tröster mir vordemonstrirten: diese Trennung war nöthig, wenn Du nicht in die härteste Noth und Entbehrung verfallen solltest! würde ich dann nicht antworten: Danke unterthänig für den Eintausch, Brod gegen Liebesglück! Bin auch noch Mannes genug, neben dem Liebesglück Brod zu erwerben, und wäre es auch durch Holzhacken, Steinklopfen und ähnliche geistreiche Arbeiten! Meine Geliebte achtet mich nicht mehr, wenn sie mich zu solchem Tauschhandel fähig hält.«

»Aber,« wandte Marie mit trübem Scherze ein; »wenn Sie sich auch mit dem ohne Zweifel ziemlich trockenen Brode begnügten, das solchen Arbeiten zum Lohne wird: würden Sie es auch der Geliebten oder Andern bieten, deren Leben Sie dann zu stützen haben?«

»Dieser sophistische Einwand kam nicht aus Ihrem Herzen! Marie, süße Liebe! Du würdest auch an der Brodkruste Geschmack finden, wenn Du dieser Genügsamkeit unser Zusammenleben verdanktest.«

»Ja gewiß, mein Geliebter! Aber ... meine Mutter?« Ungern und zögernd hatte sie, wiederum gegen ihre Ueberzeugung, ihre Mutter vorgeschoben, lenkte ihn aber nach Wunsche dadurch von ihrem eigentlichen Beweggrunde ab. »Auch für sie,« sagte er ernst, »würde meine Thätigkeit hinreichen, um sie keine Entbehrungen empfinden zu lassen.«

»Gewiß, so lange Ihre Kraft und Gesundheit anstrengenden und undankbaren Mühen nicht unterliegen.«

»Warum aber die schlimmsten und fernsten Möglichkeiten in den Vordergrund stellen? Kann Liebe so kleinmüthig seyn?«

Marie fürchtete denn doch mehr, als alles Andere, Norberts möglichen Zweifel an der Stärke und Wahrheit ihrer Liebe, und wagte jetzt nicht mehr zu thun, als ihn um eine

der Eisenbahnstation bei Ankunft und Abgang der Züge nothwendigerweise einen der wichtigsten Momente in der Geschichte der Tagesereignisse.

Alle diejenigen Bewohner daher, welche Muße haben — und es gibt deren in einem Landstädtchen nicht wenige — nehmen, nachdem sie sich vorerst durch einen Blick auf die Uhr überzeugt haben, daß der ersehnte Augenblick nicht mehr ferne ist, ihren Weg vorerst nach der Apotheke, wo man nebst den gewöhnlichen, zum Heile der Menschheit erfundenen orthodoxen medicinischen Artikeln und nicht orthodoxen Quacksalber-Tränkchen und Pillen, auch die bekannten niedlichen Spielzeuge findet, mit denen sich Jeder selbst einen allgemein beliebten, aromatischen blauen Dunst vormachen kann — ich meine Cigarren, das unvermeidliche Attribut des Nichtsthuns. Jeder steckt sich eine an und einige als klug berechneten Vorrath in die Tasche. So gegen ennui bewaffnet, schlendern alle zur Station hinaus.

Dicht an den Schienen steht eine niedrige, geräumige, offene Bühne ohne Dach, von welcher man ebenen Fußes in die an dieselbe heranfahrenden Waggons steigen kann. Diese Bühne ist gewöhnlich mit Baumwollen-Ballen, Güter-Kisten, Koffern und ähnlichen Gegenständen, deren Anblick dem Zuschauer Gedanken an weite Reisen, und wohl auch die Lust dazu erweckt, beinahe vollgestaut. Dem täglichen Besucher dieses Reisetheaters sind diese Gegenstände die unentbehrlichen Dekorationen, die dazu dienen, den Reiz des Schauspiels zu erhöhen und dessen Sinn auszulegen.

Man besteigt die Bühne. Man setzt sich auf die herumliegenden Kisten. Hier und da mag auch ein Gedankenloser sich auf einen Baumwollenballen niederlassen, und beim Aufstehen seine Kleider voll von Baumwollenfasern finden. Man spaziert herum, so weit es der Raum gestattet, und besichtigt im Vorbeigehen die Baumwollenballen, sucht aus den darauf hingemalten Zeichen zu erkennen, von welcher Pflanzung dieselbe herkömmt, und bestimmt mit Kennermiene die Qualität und den Preis der aus einem Schnitte hervorquellenden Baumwolle. *) Man ergeht sich in Muthmaßungen über den Ertrag der dießjährigen Ernte und das wahrscheinliche Maximum der Preise. Man stellt Vergleichungen mit der letztjährigen Ernte an. Man bespricht eine ganze Reihe von Pflanzern; der eine hat während der letzten Saison hundert, ein anderer dreihundert, ein dritter vielleicht tausend Ballen Baumwolle geerntet. Diese Pflanzung hat das beste Land, jene ist zu sehr den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Apropos von Ueberschwemmungen — es ist Juni, und der Mississippi sehr hoch; man erwartet täglich Berichte vom Durchbrechen der Dämme in Louisiana, — und dann wehe den Pflanzern; die ganze Ernte wird zu Grunde gehen.

„Guten Morgen, Dick!“ ruft eine Stimme. — „Halloh, John!“ erwidert Jener. Das Gespräch über Baumwolle wird unterbrochen; Alle gehen an den Rand der Bühne, wo „Dick,“ ein schöner, kräftiger, junger Mann in schattigem Panama-Hute auf einem edlen Pferde sitzt. Südländer sind leidenschaftliche Liebhaber von edlen Pferden. Ein berittener Neger hält sich mit einem Handpferde in einiger Entfernung. Der junge Herr wird von Jedermann herzlich bewillkommt und nach vielfachem Händedrücken erzählt er auf die Frage, ob er Jemanden erwarte, daß sein Vater mit dem erwarteten Zuge ankommen werde. Das Handpferd ist für ihn bestimmt. Er war in New-Orleans.

Dort kömmt, eine dichte Staubwolke zurücklassend, eine mit zwei prächtigen Maulthieren bespannte leere Kutsche herangefahren und hält nicht ferne von der Bühne im Schatten eines Baumes an. Ein wohlgenährter, ältlicher Neger mit glänzend schwarzem Angesichte steigt bedächtig vom Bocke herunter. „Du auch da, Onkel Cuffy? wie geht's?“ ruft der Reiter. (Im Süden ist jeder ältliche Neger Jedermanns „Onkel,“ und jede alte Negerin Jedermanns „Tante.“) „Mich ist ganz wohl, Massa Dick, danke. Brachte die Kutsche für Massa Bob und Missis Lucy; beide in Memphis gewesen; kommen mit dem Zuge.“

Nun ertönt von ferne ein lang anhaltender, gellender Pfiff. Der junge, „Dick“ genannte Herr steigt vom Pferde, das er seinem Neger übergibt, der ebenfalls abgestiegen ist und nun die drei Pferde hält. Er steigt auf die Bühne, und Alle begeben sich auf die andere Seite derselben, wo der Zug anhalten wird. Dieser braust heran. Vielleicht zweihundert Schritte von der Bühne wird die Lokomotive losgemacht, fährt auf eine Seitenspur, die Weichen werden gezogen, die Waggons, von der Wucht des Momentums getrieben, donnern heran, die Bremsen knarren, und der ganze Zug bleibt an der gewohnten Stelle längs der Bühne stehen.

Nun einen Augenblick Verwirrung. Die Passagiere steigen aus und werden von ihren Freunden bewillkommt oder gehen sonst ihres Weges. Omnibusse gibt es in kleinen Städtchen keine. Doch ist gewöhnlich der stämmige, schwarze Portier eines Gasthauses da, um kommenden Gästen die Uebersiedlung nach demselben mit Sack und Pack zu erleichtern. Von da spedirt eine Postkutsche diejenigen weiter, deren Reiseziel an der öffentlichen Straße liegt. Bewohner der Umgegend sind auf ihre eigenen Transportmittel angewiesen, die übrigens auf keiner Pflanzung fehlen. Fuhrwerke aller Art, vom bescheidenen einspännigen, offenen „Buggy,“ bis zur zweispännigen, von fetten Maulthieren oder Vollblutpferden gezogenen Karrosse, vermitteln den Verkehr unter den Einwohnern, ohne der vielen Reitpferde zu gedenken, deren sich sowohl Herren als Damen täglich bedienen. Fremde finden zu Reisen und Exkursionen die nöthigen Pferde und Fuhrwerke bei Gastwirthen oder Miethkutschern.

Dort steigt ein stattlicher Herr mit einer Dame, seiner Gattin, aus einem der Waggons auf die Bühne. Er steigt zuerst aus, ergreift dann mit seiner rechten Hand die Rechte, und mit seiner Linken den rechten Ellbogen seiner Begleiterin und hebt sie sicher auf die Bühne. Alles dieß geschieht mit

*) Wenn nämlich der Kaufmann vom Pflanzer Baumwolle ankauft, so macht er mit seinem Taschenmesser einen kecken Schnitt in den Ballen, um die Beschaffenheit des Artikels zu untersuchen.

entfalten eine Willens- und Thatkraft, die ihres Gleichen sucht. Dabei sind sie anhaltender Anstrengung fähig und können sich mit Wenigem begnügen.

Nachdem die neuesten Nachrichten, die der eben angekommene Zug gebracht, genügend besprochen worden sind, steht der Apotheker, der auch ein junger Mann ist, auf, und sagt: »Gentlemen, noch einen Trunk vor dem Mittagessen. Hier ist Brandy, hier Whiskey, da sind Gläser. Bedienen Sie sich.«

Man läßt sich nicht drängen, sondern steht sogleich auf, ergreift ein Glas und zapft sich aus den an der Wand stehenden Fäßchen nach Belieben Brandy oder Whiskey ab. Dieß sind eben auch Artikel, welche in der ärztlichen Praxis des Südens häufige Verwendung finden und daher in allen Apotheken zu haben sind. Mit einem kurzen: »Ihre Gesundheit, meine Herrn!« oder auch ohne welche Ceremonie, wird das Getränk absolvirt, man schüttelt sich die Hände, wirft die Cigarren in die Straße und eilt nach Hause zum Essen.

So war es im Jahre 1853. Seither hat sich vieles geändert und die Umgegend von Lagrange ist zum Tummelplatze conföderirter und unionistischer Heere geworden.

Im Februar 1854 befand ich mich mit einer ähnlichen Gesellschaft junger Leute auf der Eisenbahnstation; allein dieses Mal nicht aus bloser Neugierde, denn ich hatte all mein Gepäck bei mir. Ich war im Begriffe, nach dem Staate Mississippi zu gehen. Im letzten Augenblicke, als die Lokomotive von dem ungefähr eine englische Meile entfernten Wasser-Reservoir, wo sie ihren Wasser-Bedarf geholt, zurückgekehrt war, sich mit einem unsanften Rucke den harrenden Waggons angeschlossen hatte und mit gellendem Pfiffe wieder in Bewegung setzte, schüttelte ich meinen Freunden die Hand und stieg in einen der Waggons. Es waren keine Angestellte da, um mir die Waggons erster, zweiter oder dritter Klasse zu weisen, denn es gab damals im Süden nur eine Klasse.

Die Gesellschaft war sehr gemischt. Reiche Pflanzer mit ihren Frauen und Töchtern, auf einer Vergnügungs-Reise nach New-Orleans, in eleganter Kleidung, mit goldenen Uhren und Diamantringen; kleinere Landbesitzer von anspruchslosem Aeußern; Kaufleute, Advokaten; baumlange Hinterwäldler in rauhem Anzuge und wettergebräunten Zügen; Handwerker — überhaupt Leute von allen Ständen waren ohne Unterschied in den nämlichen Wagen versammelt. Ja, in einem der Waggons sah ich, einen Sitz einnehmend, zwei junge Negerinnen, augenscheinlich die Kammerzofen zweier Damen, die mit einem Herrn in unmittelbarer Nähe saßen.

Die Farbe verbannt im Süden die Neger nicht aus der Nähe der Weißen, wie im Norden; freilich müssen sie, wenn es an Raum gebricht, der überlegenen Race weichen, und da die in Folge angestammter Faulheit und Unreinlichkeit heftige Ausdünstung vieler Neger ihre Nähe äußerst unangenehm macht, besonders wenn viele bei einander sind, so sind in jedem Zuge besondere Waggons mit bequemen Sitzen eingerichtet, in denen ihnen Plätze angewiesen werden. Es würde sich Niemand erlauben, Neger oder Negerinnen, welche ihre Herrschaft begleiten, aus einem Waggon zu verweisen. Uebrigens werden gewöhnlich diejenigen Sklaven, welche den Dienst in der unmittelbaren Nähe ihrer Herren und Herrinnen versehen, strenge zur Reinlichkeit angehalten, was ihre Gegenwart den im Allgemeinen durchaus nicht verwöhnten Geruchsorganen der Südländer erträglich macht.

Bald nach der Abfahrt des Zuges kam ein Neger in den Waggon mit einem großen zinnernen Kruge voll Wasser, in welchem Eisstücke schwammen, und einem Theebrette mit mehreren Gläsern, um zuerst den Damen und nachher den Herren einen Trunk anzubieten. Dieser Mann war ein Original. Seine vorzüglichste Eigenschaft war Treue und Pünktlichkeit in allen seinen Pflichten, aus welchem Grunde man ihn zum Gepäckmeister auf diesem Zuge gemacht hatte. Dieses Amt versah er zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Er war ein Sklave, und die Verwaltungsbehörde der Eisenbahn hatte ihn, wie es gebräuchlich ist, von seinem Herrn gegen einen bestimmten monatlichen Preis gemiethet. Daneben war es ihm vergönnt, in den Waggons einen Kleinhandel mit Orangen, Aepfeln, Bananen, Ananas, Wassermelonen, Nüssen, Cocosnüssen, Cigarren u. dergl. zu treiben, was ihm, nebst ausgedehnteren Speculationen und Privat-Aufträgen zwischen den verschiedenen Stationen, wo der Zug sich aufhielt, einen schönen Gewinn brachte.

Eine Eigenschaft, die übrigens vielen Haus-Sklaven reicher und gebildeter Pflanzer eigenthümlich ist, hatte ihm das Wohlwollen aller derer erworben, die ihn kannten, und trug ihm manchen Extra-Vierteldollar ein. Er hatte es in äußerem Anstande, bescheidener Höflichkeit, einer schnellsehenden Zuvorkommenheit ohne Zudringlichkeit, und in einer gewissen würdigen Haltung, — so weit gebracht, daß man ihn allgemein den Gentleman Philip nannte. Er war daneben immer höchst sauber gekleidet, und hatte in seinem ganzen Wesen eine gewisse Anmuth, in seiner Haltung eine gewisse Eleganz, die ihm angeboren zu seyn schien. Allein wenn er stets höflich war, so hatte er auch eine gewisse — wenn ich es so nennen darf — aristokratische Zurückhaltung, welche durchblicken ließ, daß er sich über der gemeinen Horde gewöhnlicher Neger hielt und auch eine rücksichtsvollere Behandlung erwartete, die ihm auch meistens zu Theil wurde. Er war ein wahres Muster von einem Bedienten.

War dieser schwarze Gepäckmeister ein Original, so war es der Conducteur und Billet-Einnehmer nicht weniger. Er war ein Weißer von ungefähr 30 Jahren, schlankem, hohem, aber kräftigem Wuchse in der vollsten Blüthe der Gesundheit. Sowohl seine Haare, als sein Bart, den er voll und nur leicht gestutzt trug, waren glänzend schwarz, sein Gesicht eher klein, als groß, und dessen Züge, so viel davon nicht unter dem Barte verborgen war, fein geschnitten, aber männlich und ausdrucksvoll. Ein Paar dunkler, durchdringender Augen vollendeten dieses Bild männlicher Schönheit, dessen ganzes Wesen den Eindruck eines scharf ausgeprägten Familien-Typus machte. Daneben war er sehr elegant und geschmackvoll gekleidet. Sein Benehmen war das eines Weltmannes, — fein, gewandt, leicht, ruhig und ungezwungen, — jedoch mit einem leichten Anfluge

ist; eine Baumwollenpresse, deren riesenhafter Arm hoch über den Hügel hinaus in die blaue Luft ragt. Um eine nicht fern liegende Scheune herum, wahrscheinlich bis oben mit Maiskolben angefüllt, stehen eine Menge Pferde und Maulthiere, die leckere Kost witternd. Wie der Zug näher kömmt, drängen sie sich enger zusammen, recken die Hälse vor, schnüffeln die Luft, fahren zusammen, stehen dann eine Weile wie gebannt ganz unbeweglich da, in den verschiedenartigsten und anmuthigsten Stellungen. Endlich scheint ihnen aber das Ding eher gefährlich als begreiflich vorzukommen, und wie auf ein gegebenes Zeichen wenden sie sich mit weithin hörbarem Schnauben alle auf einmal um, schlagen einen kurzen Galopp an, bäumen sich, schlagen hinten aus, stehen still, schauen sich um; endlich aber wird ihnen der Anblick zu fürchterlich, und mit langgereckten Hälsen, fliegenden Mähnen und Schweifen rast die ganze Schaar, wohl an die zweihundert, den Abhang hinauf und verschwindet mit geräuschvollem Getrappel in einem Nu hinter dem Hügel.

Zur Speisung der Dampfkessel sind an verschiedenen Punkten längs der Eisenbahn Wasserbehälter angebracht, aus denen vermittelst Pumpen das Wasser in das Reservoir der Lokomotive geschafft wird. Dieselben sind meistens im Freien, an einem Bache oder Teiche, und in ziemlicher Entfernung von allen Gebäuden. Der Zug fährt heran, steht stille, versieht sich mit Wasser und setzt die Reise wieder fort.

Von Lagrange bis Memphis bietet sich dem Auge wenig Abwechslung dar. Große Baumwollenfelder, in denen noch viele abgestorbene Bäume stehen, Wälder, Sümpfe, ein Fluß (Wolf River), hier und da eine Pflanzung, einige Dörfer, — das ist Alles, was die Gegend aufzuweisen hat. Hier und da fliegt aus einem Sumpfe ein Reiher auf, oder eine Schaar von Turteltauben eilt aus einem Maisfelde dem Dickicht zu.

Erst in der Nähe von Memphis scheint die Gegend etwas bewohnter zu werden. Die Wohnhäuser werden zahlreicher und geschmackvoller, die Anlagen um dieselben sind mit mehr Sorgfalt gepflegt, und die in der Nähe der Häuser sichtbaren Neger haben ein leckeres, pfiffigeres Aussehen und sind mit größerer Sauberkeit gekleidet. Die Wälder sind schon etwas mehr gelichtet, als es im Innern des Landes der Fall war, und auf verschiedenen Straßen, die alle nach einem gemeinschaftlichen, zwar noch unsichtbaren, aber nicht mehr fernen Mittelpunkte zu führen scheinen, sieht man einzelne Fuhrwerke und Reiter sich bewegen. Der Gesammt-Eindruck der Umgebungen führt den Reisenden unwillkürlich zum Schlusse, daß er sich in der Nähe einer Stadt befinden müsse, deren Handel und Gewerbe von großer Wichtigkeit ist. Bald braust der Zug zwischen einem Laubwalde links und schönen Landschaften rechts vorbei, wie durch ein Thor, und man sieht unten in nicht bedeutender Tiefe Memphis und den Mississippi vor sich. Noch eine kurze, stark abwärts gehende Strecke, und der Bahnhof ist erreicht. Drei oder vier elegante, weiß gemalte Omnibusse mit muthigen Pferden harren der Reisenden. Schnell sind sie gefüllt und jagen in halsbrechendem Trabe die steile Straße hinunter nach der Stadt. Es hat vielleicht keiner der in einem Omnibus befindlichen Passagiere das nämliche Ziel; alle bezeichnen dem Kutscher ihre Hotels oder sonstigen Absteigequartiere und werden, einer nach dem andern, nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Vielliebchen.

Erzählung von Ewald August König.

„Vielliebchen!“ — So war es also entschieden, ich hatte verloren. Die dunklen Augen Paulinens blickten mich triumphirend und doch auch wieder so freundlich schelmisch an, daß ich dem Mädchen nicht gram seyn konnte. Hatte ich nicht bereits in dem Augenblick, als ich den Mandelkern mit ihr theilte, gewußt, daß ich verlieren würde? Hatte ich es vielleicht nicht schon einige Male absichtlich darauf angelegt, Pauline, das liebe, herzige Kind, gewinnen zu lassen? Und dennoch fühlte ich jetzt in meinem Herzen heimlichen Groll erwachen. Natürlich, ein Geschenk gewinnen oder verlieren, ist immerhin ein Unterschied, zumal wenn man, wie dieß bei mir damals der Fall war, als Commis in einem Materialwaarengeschäft nur fünfundzwanzig Thaler monatlich verdient, und mit dieser geringen Summe alle Lebensbedürfnisse bestreiten soll. Außerdem durfte ich ein winziges Geschenk der einzigen Tochter des reichen Handelsherrn nicht bieten, während im anderen Falle ich gewiß ein werthvolles Andenken erhalten hätte. „Sehen Sie, ich sagte es Ihnen ja voraus, Pauline werde gewinnen,“ nahm der Vater des Mädchens das Wort, der mir gegenüber im Lehnstuhle saß und behaglich, mit dem ganzen stolzen Selbstgefühl eines reichen Kaufherrn, die Rauchwölkchen aus seiner Meerschaumpfeife vor sich hin blies.

„Laß Dir darum keine grauen Haare wachsen,“ ergänzte Eduard, der Bruder Paulinens, der mein Gegner im Schachspiele war; „heute mir, morgen Dir!“

„Wäre Herr Kraft nicht so galant gewesen, mich absichtlich gewinnen zu lassen, würde er jetzt die Lacher auf seiner Seite haben,“ sagte Pauline, indem sie mit einem schelmischen Lächeln mir zunickte.

Ich lehnte das Lob, welches für mich in diesen Worten lag, bescheiden ab und vertiefte mich, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, mit dem alten Herrn in ein angelegentliches Gespräch über Politik und die Tagesfragen, während Eduard einen dreibändigen Roman von Eugen Sue zur Hand nahm und Pauline emsig an ihrer Stickerei fortarbeitete. — Erst als ich in meiner kleinen Dachstube wieder angelangt war, fiel mir die Schuld, welche ich an Paulinen zu entrichten hatte, schwer auf die Seele. Ich bezog, wie bereits bemerkt, einen Gehalt von fünfundzwanzig Thaler monatlich, hiervon Kost, Wohnung, Wäsche und Kleidung abgerechnet, blieb mir ein sehr geringes Taschengeld, welches eben hinreichte, meine Auslagen für den Besuch der Sonntagsvorstellung im Theater und die neueste Ausgabe der deutschen Klassiker, auf

latten Worten kann man ein Mädchenherz am leichtesten erbern.«

»Ich habe bereits daran gedacht,« entgegnete ich, »aber der 5chmucksachen gibt's mancherlei, also — «

»Nun, ich denke, ein hübsches Armband,« fuhr Louise so ahig fort, als handle es sich nur um ein Geschenk für meine Nutter oder Schwester. Ich hielt diesen Vorschlag fest, er am mir um so gelegener, als mir vor wenigen Tagen noch n Jude unter anderen Schmucksachen auch ein Armband zum auf angeboten hatte. Der versteckte Vorwurf, welcher in den tzten Worten des Mädchens lag, entging mir nicht, und doch atte ich nicht den Muth, auf denselben zu antworten. Was uch sollte ich dem Mädchen sagen? Sie mußte ja selbst wissen, aß ich thöricht gewesen wäre, hätte ich auf die Hand des ichen Mädchens verzichten wollen.

»Sie haben schon seit langer Zeit dieses Zimmer nicht mehr etreten,« hob ich nach einer kurzen für mich peinlichen Pause n, »und doch wünsche ich so lebhaft, daß das frühere gute Einvernehmen zwischen uns wieder hergestellt werde.«

In den seelenvollen Augen Louisens spiegelte sich jene Behmuth, welche durch Thränen lächelt, um den Augen Anerer des Herzens blutende Wunden zu verbergen. »Ist es eine Schuld, daß unser Einvernehmen gestört wurde?« entegnete sie. »Lassen wir vergangene Stunden ruhen, sie waen schön, aber eben deßhalb und weil sie doch nie wiederehren —«

»Nie wiederkehren?« fiel ich ihr in's Wort. »Es liegt ja ur an Ihnen, ob sie wiederkehren sollen; meine Freundschaft a Ihnen ist dieselbe geblieben, seyen Sie versichert, daß Ihr Bild in meinem Herzen einen bleibenden Platz gefunden hat.«

Noch immer umspielte dasselbe Lächeln die Lippen des Mädchens, aber in ihren Augen sah ich eine Thräne schimmern, ie dieses Lächeln Lüge strafte. »Wie klein mag jenes Plätzen seyn, und wie bald wird ein andres Bild das meinige anz daraus verdrängt haben!« erwiderte sie, indem sie sich mwandte; »ich wußte damals schon, daß es so kommen würde.«

Ich blickte eine geraume Weile schweigend auf die Thüre, inter der das Mädchen verschwunden war. Konnte ich jetzt och daran zweifeln, welche Wunden ich diesem Herzen geschlagen hatte? Und doch glaubte ich mich frei von jedem Vorwurf, ich hatte ja dem Mädchen nie Anlaß zu Hoffnungen egeben, im Gegentheil Alles vermieden, was ihr zu einem Haltpunkt für solche Hoffnungen dienen konnte. Wenn ich rnstlich nachdachte, wenn ich die sanfte, gute und gemüthliche Louise mit Pauline, der muntern lebhaften, aber gar oft auch igensinnigen Salondame verglich, dann fühlte ich stets in neiner Seele ein leises Bedauern, daß nicht Louise die Schwester Eduards und Pauline die Tochter aus dem Volke war. Gewiß, wäre ich selbst reich, oder auch nur vermögend gewesen, ch würde die schlichte arme Stickerin dem reichen, sehr gebildeen, aber auch sehr verwöhnten Mädchen vorgezogen haben; unter den augenblicklich obwaltenden Umständen aber mußte das Vermögen Pauline's entscheidend in die Wagschale fallen. Ich ging noch vor Tisch zu dem Hebräer, welcher mir den Schmuck zum Kauf angeboten hatte; er wohnte in einem entlegenen Gäßchen und es kostete mich Mühe, seine Wohnung zu finden. Bereitwillig legte der Jude mir das Armband vor, es war ein schmaler, goldener Reif, der Eigenthümer forderte fünfzehn Thaler; ich kannte den Werth nicht, wußte aber doch so viel, daß dieser Preis ein verhältnißmäßig sehr billiger war. Ohne lange zu feilschen, kaufte ich den Armring und versprach, denselben am nächsten Tage durch einen Knecht abholen zu lassen, da ich selbst unmöglich dazu die Zeit haben würde. Der Jude kannte mich, er wußte, daß ich im Geschäft des Materialwaarenhändlers Konrad Müller thätig war und bot mir an, den Schmuck gegen eine Schuldverschreibung, welche ich am nächsten Tage einlösen könne, mitzunehmen. Ich ging auf diesen Vorschlag um so lieber ein, als mir dadurch die Gelegenheit geboten ward, noch an demselben Tage das Geschenk in die Hände Paulinens abzuliefern. Ich schrieb den Schein, steckte den Schmuck ein und kehrte in meine Wohnung zurück. Eben stand ich im Begriff, denselben einzupacken, als Eduard eintrat. Er war überrascht, als ich ihm den Ring zeigte und ich glaubte in dem Blick, welchen er mir zuwarf, ein gewisses Mißtrauen zu lesen, dessen Ursache ich mir nicht erklären konnte. »Wie gefällt Dir das Geschenk?« fragte ich, als er den Schmuck wieder hinlegte.

»Nimm mir's nicht übel,« entgegnete er, indem er sich an den Tisch setzte; »ein weniger werthvolles Geschenk würde es wohl auch gethan haben. Ueberhaupt kann ich mir nicht erklären, weßhalb Du so sehr damit eilst; es hatte ja noch Zeit, Pauline erwartet nicht, daß Du heute schon Dein Vielliebchen einlösen wirst.«

»Desto größer ist ihre Ueberraschung,« erwiderte ich geschmeichelt; »denkst Du, daß ihr der Schmuck Freude machen wird?«

Eduard zuckte die Achseln. »Mir scheint, Du bist nicht so arm, wie Du Dir, mir gegenüber, stets den Anschein gegeben hast,« entgegnete er, meiner Frage ausweichend; »der Ring hat Dich gewiß eine hübsche Summe gekostet.«

Ich wollte ihm den Preis nicht nennen, ehrlich gestanden, schämte ich mich, daß ich eine für meine Verhältnisse so große Summe für das Geschenk ausgegeben hatte. »Reden wir nicht über diesen Punkt,« versetzte ich; »meine Mittel reichen hin, den Preis zu zahlen. Es ist mir lieb, daß Du in diesem Augenblick gekommen bist —«

»Du meinst, ich könne das Geschenk meiner Schwester überbringen?« fiel Eduard mir in's Wort. »Ich bitte Dich, mit diesem Auftrag mich zu verschonen, ich bin nicht gern der Ueberbringer derartiger Geschenke.«

»Und warum nicht?« fragte ich, durch die Weigerung unangenehm berührt.

»Ich habe meine Gründe dafür,« versetzte Eduard kurz; »es würde zu weit führen, wenn ich sie Dir nennen und näher motiviren wollte.«

Die Worte des Freundes waren mir räthselhaft; ich bemerkte, daß Zurückhaltung und Mißtrauen hinter ihnen sich versteckten, verzichtete aber, den Charakter Eduards kennend,

auch arm sey, das thue nichts, sie habe ja Geld genug.« — Ich konnte aus dem Unsinn, den das Universalgenie schwatzte, nicht klug werden, soviel aber merkte ich doch heraus, daß Brief und Paket geöffnet waren. Ich riß beides meinem Boten aus der Hand und fand meine Vermuthung bestätigt.

»Das Fräulein hat ihre Fünfzig auf dem Rücken," fuhr das Universalgenie fort, während es neben mir einherschritt; »ich glaube, mit ihr brauchen Sie nicht lange Umstände zu machen; was den Präsident —"

Er hielt inne, ich warf ihm einen Blick zu, der seiner Redseligkeit Einhalt that. »Der Präsident sagte, das sey eine Spitzbüberei," nahm er nach einer Pause wieder das Wort; »er wisse jetzt genug, und was er nicht wisse, werde er schon erfahren.«

»So, so?« fiel ich ihm in's Wort; »Du hast Dich, wie mir scheint, sehr lange mit den Leuten unterhalten, während Du doch wußtest, daß ich mit Ungeduld auf Dich wartete.«

»Das that ich, weil das Fräulein mich so viel zu fragen hatte," erwiderte das Genie mit unverwüstlicher Ruhe; »sie wollte nämlich wissen, wie alt Sie seyen; na, ich habe Sie gehörig herausgestrichen.«

Ich hätte laut auflachen mögen über den Blick, den mir das Universalgenie bei den letzten Worten zuwarf, wäre ich überhaupt in der Stimmung dazu gewesen. — Wir waren inzwischen vor meiner Wohnung angelangt, ich eilte in meine Stube, siegelte Brief und Paket wieder zu und begleitete meinen Boten bis an das Haus, in welchem er beides abgeben sollte. — Als ich am nächsten Morgen erwachte, dachte ich mit schwerem Herzen an die Schuldverschreibung, welche ich dem Juden ausgefertigt hatte; ich wußte, der Hebräer war pünktlich, hatte er bis zum Mittag nicht das Geld in der Tasche, so durfte ich seines Besuchs am Nachmittag gewiß seyn. So ungern ich den Schritt auch that, ich mußte in den sauren Apfel beißen und meinen Prinzipal um einen Vorschuß von fünfzehn Thaler bitten. Mein Prinzipal murmelte einige unverständliche Worte, die ich zwar nicht verstand, deren Sinn ich indeß in seinen Zügen las, als er mir den Vorschuß einhändigte. Man müsse sich nach der Decke strecken, meinte er, während er mit einem schweren Seufzer die Zahlung in sein Kassabuch schrieb; die jungen Leute seyen nur zu sehr geneigt, dies goldene Sprüchwort zu vergessen, er aber nicht gesonnen, dem Leichtsinn der jetzigen Jugend Vorschub zu leisten. Dieß hieß mit anderen Worten: »Wiederholt die Bitte um Vorschuß sich, so sind wir geschiedene Leute,« und im Vertrauen darauf, daß ich bald eine glänzendere Stellung einnehmen würde, fand ich den Muth, über die versteckte Drohung meines Prinzipals zu lächeln. Er mochte es bemerkt haben, denn seine Stirne verfinsterte sich, und zum ersten Mal seit meinem Eintritt in sein Geschäft konnte ich ihm heute nichts recht machen. Ich erwartete in peinlicher Ungeduld die Mittagsstunde; einestheils, um dem Juden das Geld, welches mir in der Tasche brannte, bringen zu können, anderntheils, weil Eduard mir versprochen hatte, mich gleich nach Tisch in einem Kaffeehause zu erwarten, um mir dort Nachricht über das Resultat meines Briefes zu geben. Schon hatte ich zwei Minuten vor dem Glockenschlag das Hauptbuch geschlossen, eben wollte ich es in den Schrank legen, als ein Polizeidiener eintrat, der mich mit dürren Worten aufforderte, ihn zum Polizei-Commissär zu begleiten. Mein Prinzipal schob die Brille auf die Stirne und warf bald einen Blick auf mich, bald auf den Sergeanten, der auf meinen Einwurf, er irre sich wahrscheinlich in der Person, mit stoischer Ruhe erwiderte, das werde sich im Bureau des Commissärs finden. Auf meine Frage, was der Commissär denn eigentlich von mir wolle, erhielt ich dieselbe Antwort, und so frei von jeder Schuld ich mich auch fühlte, so muß ich doch gestehen, in jenem Augenblick überlief es mich eiskalt, denn schon der Gedanke, in Begleitung eines Dieners der bewaffneten Macht am hellen Mittag gleich einem auf der That ertappten Verbrecher die Straßen durchwandern zu sollen, machte mein Blut in den Adern gerinnen. Mein Prinzipal schüttelte bedeutungsvoll das Haupt und nahm aus seiner silbernen Dose eine Prise, während sein Blick beständig auf mir ruhte. »Ja, ja," sagte er, »die heutige Jugend! Die Nächte durchschwärmen, am Spieltisch das sauer erworbene Verdienst vergeuden, die ersten Schneider in der Stadt beschäftigen, — die Folgen bleiben nicht aus!«

Mein Anzug sah durchaus nicht darnach aus, daß er aus dem Atelier eines ersten Schneiders hervorgegangen wäre; nichts destoweniger betrachtete der Polizeidiener denselben mit einem Blick, der mich deutlich erkennen ließ, daß er der Behauptung meines Prinzipals vollen Glauben schenkte. Mein Protestiren und Bitten half nichts, ich mußte den Sergeanten begleiten, und fand nur noch so viel Zeit, daß ich dem Universalgenie, welches in frommer Einfalt die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, zuflüstern konnte, er möge dem Kaufherrn Werner den Unfall, der mich betroffen habe, mittheilen, wenn ich bis zum Abend nicht zurück sey. — Als ich in das Bureau des Commissärs trat, hielt dieser mir ohne jede weitere Erklärung das Armband vor die Augen mit der kurzen Frage, ob ich dasselbe kenne. Ich mußte die Frage bejahen, und konnte mir im ersten Augenblick nicht erklären, weßhalb dieselbe an mich gerichtet wurde.

»Wie theuer haben Sie dasselbe bezahlt?« Ich nannte den Preis. Der Kommissär lächelte, es war ein Lächeln boshafter Freude. »Von wem haben Sie es gekauft?« fragte er weiter. Ich nannte den Namen und die Wohnung des Juden. »Führt den jungen Menschen in's Gefängniß,« wandte der Kommissär sich jetzt zu dem Sergeanten; »alsdann schafft mir sofort den Juden hieher!« Ich war geneigt Alles für einen düstern Traum zu halten und ließ willenlos mich in die enge dumpfe Zelle führen, in meiner Betäubung vergessend, den Kommissär um den Grund meiner Verhaftung zu befragen. Erst als die eiserne Thüre hinter mir geschlossen wurde, erwachte ich aus dieser Betäubung, die meine Sinne vollständig gefangen hielt. Wessen war ich beschuldigt? So sehr ich auch meine Denkkraft anstrengte, ich konnte auf diese Frage keine Antwort finden; nur so viel war mir klar, daß an jenes Armband ein Verbrechen sich knüpfte und man mich der Theilnahme an dem-

daß ich hieran nicht denken dürfe, da ich ja doch nicht die Mittel habe, ein Geschäft zu gründen oder zu übernehmen, und so werde mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als einen neuen Brodherrn zu suchen.

»Nur Muth!« versetzte das Mädchen lächelnd; »mit etwas Muth und Ausdauer hat Mancher sich zum reichen Manne emporgeschwungen. Eine Freundin meiner Mutter besitzt ein kleines Geschäft in Glas- und Porzellansachen. Sie ist alt und deßhalb geneigt, das Geschäft zu übertragen; mit einer Anzahlung von fünfhundert Thalern könnte man's übernehmen.«

Ich zuckte die Achseln und erwiderte, so lockend diese Aussicht auch sey, könne ich doch nicht daran denken, jenes Geschäft zu kaufen, da ich ja nicht einmal fünfhundert Groschen, geschweige denn fünfhundert Thaler mein nenne.

»Und wenn ich Ihnen die Summe verstrecke?« fragte Louise.

Ich sah überrascht auf, aber noch ehe ich meinem Erstaunen Worte leihen konnte, theilte das Mädchen mir mit, sie habe diese Summe vor einem Jahre von ihrem Oheim geerbt und in die Sparkasse deponirt, sie kenne mich genug um zu wissen, daß sie mir das Geld anvertrauen könne und daß ich sie nicht darum betrügen werde. So viel Vertrauen bei einem armen Mädchen zu finden, welches sich durch die Arbeit seiner Hände ernähren mußte, beschämte mich um so mehr, als ich diesem edlen, uneigennützigen Herzen die reiche, herzlose Salondame vorgezogen hatte. Ich lehnte das Anerbieten ab, mit der Bemerkung, daß ich nicht für den Erfolg des Geschäfts garantiren könne und also der unwiederbringliche Verlust des kleinen Kapitals immerhin möglich sey; Louise aber bestand darauf, daß ich es annehmen solle, und ich widerstand nicht länger ihrem Drängen, als ich am nächsten Tage nähere Erkundigungen über das Geschäft eingezogen und von den Büchern Einsicht genommen hatte. — —

Heute sind bereits fünfzehn Jahre seit jenem Tage verstrichen, das Glück ward während dieser Zeit nicht müde, mich mit seinen Gunstbezeugungen zu überschütten. Mein Geschäft hob sich mit jedem Jahre zusehends mehr, der Himmel schenkte mir gesunde blühende Kinder, und Louise, mein liebes Weib, versteht sich vortrefflich darauf, mir das Haus zu einem kleinen Eden zu machen. Heute steht mein Vermögen dem des Handelsherrn Werner gleich, in dessen vordem so heitre Stirne der Gram tiefe Furchen gezogen hat. Er erlebte an seinen Kindern keine Freude: Eduard ward, ungefähr ein Jahr nach meiner Hochzeit, von einem tief gekränkten Ehemann im Duell erschossen, Pauline nahm, als ihr Wunsch, unter die Haube zu kommen, für immer gescheitert war, den Schleier, und entsagte fortan der Welt und ihren Freuden.

Erinnerungen an die festlichen und fröhlichen Tage Stuttgarts, Ende September 1864.

Von Heinrich Kieser.

1. Reisemotive.

Wer behauptet, der Name »Stuttgart« stamme von »Stutengarten« ab, der muß entweder einem Wettrennvereine oder irgend einem andern Vereine angehören, dessen zoologisches Bestreben sein Auge für die sinnigere Abstammung dieses Namens trübt. Freilich habe ich selbst es auch mit einem gar leidenschaftlichen Wettrennen zu thun, das in mir sein tolles Treiben pflegt: es ist das Wettrennen der Liebe zur alten Heimath mit der Liebe zur neuen.

Ich für meinen Theil bin der festen Meinung, daß, wer nur ernstlich will, eine dem Werthe der edeln Sache viel näher kommende Ableitung des Namens finden kann. Und was in dieser Beziehung ein starker Wille auch ohne Spur von Geist vermag, beweist die bekannte Thierquälerei am griechischen alopex, der ganz aus der Haut fahren mußte, um ein deutscher Fuchs zu werden. Hat nun auch bei der hier gemeinten Ableitung gerade kein Geschöpf aus der Haut zu fahren um ihretwillen, so wird hoffentlich dies Unglück Niemand heimsuchen in Folge derselben.

Digerirt man die Worte: »Es thut's halt gar nicht mehr« (nämlich: »daß ferner man die Heimath misse«) längere Zeit in der Herbigkeit eines heimweh-kranken Herzens — (ein andermal könnte auch ein bei Nürnberg, Aalen oder Freudenstadt gebauter Rebensaft ähnliche Wirkung thun) — so wird nach verschiedenen Abstufungen von »S'thut's gar net'« bei gelinder Erwärmung des Herzens bald ein »S'tut' gar't« und endlich ein »Stuttgart« als Produkt der adstringirenden Wirkung von Heimwehe-Herbigkeit zum Vorschein kommen. »Unser Einem« kann dann nichts Anderes zu thun übrig bleiben, als sofort sein Bündel zu schnüren und schleunigst zur nächsten Eisenbahnstation zu eilen, um sich vom Vorhandenseyn und Fundort dieses aus wirklicher, auf psychologischem Wege vermittelter Adstriktion hervorgegangenen, an zauberhafter Anmuth so reichen Status constructus zu überzeugen.

Und wer ist denn dieser »Unser Einer?« In dem einen speziellen Falle offenbar ein im freiwilligen Exile verharrendes Stuttgarter Stadtkind, das mit Herannahen des 27. Septembers aus ererbter und stets warm gehaltener Loyalität und mit der Aussicht auf den 28. September aus Gefühlen, welche auf die potenzirtere Lust der Spanier zu ihren Stiergefechten schließen lassen, eine Sehnsucht nach der Heimath überfällt, die nur mühsam und schmerzlich zu verwinden ist. Ja, wenn München auch zwischen Rebenhügeln und Obstgärten läge, da ließe sich mit dem Oktoberfeste wenigstens die eine Hälfte dieses Heimwehes überwinden, aber bei 6° Celsius, im freien Felde, Bier aus der kritischen Periode des Oktobers trinken, gegenüber der Aussicht: in sieben lieben Stunden nur halb in bayrisch-schweigsamen Zellenwagen, zur andern Hälfte in schwäbischen Plauderwagen den Weg mitten in das »Volks-

ersparung utilisiren lassen. Wir verständigten uns daher dahin, daß bis heute kein Land dem andern den Vorrang abläuft und daß hier wie dort noch manche Arbeit vor der eigenen Thüre der fleißigen Hand harret.

Die Bahn von Nördlingen bis Wasseralfingen, ausgeführt von dem trefflichen Morlock, bietet die interessantesten und schönsten Fernsichten und Gebirgsdurchschnitte; was mich aber ganz besonders erfreute, war die sinnige Fassung bald da einer Quelle, bald dort eines Brunnens, die Anlage von Ruheplätzen für Anwohner und Wanderer. Solche Schöpfungen, mehr oder weniger in die Hand des ausführenden Ingenieurs gelegt, geben Zeugniß von einem warmen und edel gesinnten Herzen, und ein solches hat Morlock auch an anderen, von ihm ausgeführten Bahnen je und je in anmuthigster Weise bewiesen. Wie geräumig sind ferner die Bahnhöfe!

Am Fuß der Kapfenburg erwartete ich, als Vater eines künftigen Landoberjägermeisters, vergebens die Begrüßung des Forstpersonales; auch auf den Goldshöfen war keine Deputation von Ellwangen, allwo doch 1833, zu Faschingszeiten, der damalige Insasse Wasseralfingens sich turbinenhaft umgedreht Es sey ihnen vergeben. Vor Wasseralfingen gemahnte mich der Kirchhof an den Ernst des Lebens: dort ruht ein theures Kind, und mit ihm eine Welt voll Liebe, die ihm die auch nun schon längst heimgegangene Mutter vorbereitet hatte. Ja, — als wir Wasseralfingen passirten, da pochte es in dem armen Herzen, und viel, viel Leid stieg auf im Gedächtniß all' des Verlorenen: ein liebes, theures Weib, ein Kind, so viele Freunde, der mit unsäglicher Begeisterung und fast kastenmäßiger Vorliebe angetretene Berufsweg, der so vieler Täuschung und Prüfung zum Opfer gebracht worden. O wie das schmerzte und brannte, als ein junger Gast der alten bergmännischen Heimath, meine Fragen nach nun in Neubauten vergrabenen Stätten so unfreundlich erwiderte, daß er mir, dem älteren Bergmanne, immer wieder erklären zu müssen glaubte, was Walzwerk, was Magazin.

All' die hübschen Wohnungen im schwäbischen Fachwerksstyle hat abermals Morlok; den neuen Coakshohofen der wanderlustige Gmelin; das prächtige Walzwerk Erhardt; Stotz, der vielerfahrene, tüchtige, mannhafte Praktiker, die weltberühmte Gießerei gebaut, erweitert und eingerichtet; die Maschinen: Hauser, der bedächtige, sichergehende, des ehrwürdigen Grundlers ebenbürtiger Nachfolger. Wie viel des württembergischen Fleißes, Kunstsinnes und der echt schwäbischen Ausdauer ist hier in dieser Berg- und Hüttenstadt niedergelegt, deren erste industrielle Bedeutung auf die Namen Faber du Four, Weberling und Mayer zurückführt. Sie und die benachbarten Hütten, Salinen, Eisenbahnen und Fabriken, und die vielen trefflichen Gewerbe- und Realschulen des Landes gewähren die großartigste Ausstellung von Ausführungen und Leistungen ehemaliger Stuttgarter Polytechniker. Und wie wenig Dank und Anerkennung findet die Arbeit dieses bergmännischen Bienenfleißes im Lande! Wie peinlich und unverdient sind die immer wiederkehrenden Anfechtungen, welche aus dem Schooße der Kammern diese Industrie zu erfahren hat, und doch gewährt sie namhafte Summen der Staatskasse, Brod und Arbeit einer genügsamen, biedern Landbevölkerung, welche die Aufhebung oder auch selbst Gefährdung dieser Industrie nur dem Proletariate zuführen würde, und zu deren sittlicher Hebung die ehere Stabilität des vom Staate gegründeten und großgezogenen Unternehmens so wesentlich beigetragen! Es ist, als ob die hier glänzend nachgewiesene Befähigung der, wenn auch umständlicheren Staatsverwaltungsmaschine zur Verwerthung volkswirthschaftlicher Arbeitsquellen im vorwiegenden Sinne des Wohles der Landbevölkerung, den Neid und die Rivalität der schneller, wenn auch nicht immer reeller wirthschaftenden Privatspekulation erregt hätte. — Doch sey dem wie ihm wolle; für das Ausland ist Wasseralfingen die gerne besuchte Lehrstätte eines in technischer wie ökonomischer Beziehung gleich musterhaften Berg- und Hüttenbetriebs; — viele Württemberger wissen eben nicht, welche Perle sie in dieser Stätte und in ihrer Montanindustrie überhaupt haben, und wie viel Patriotismus und Resignation dazu gehört, in der bescheiden dotirten Stellung eines württembergischen Bergbeamten zu verharren, und auch noch die wenig erquicklichen Kammer-Angriffe aushalten zu müssen.

Nicht zu vergessen ist, daß die Summen, die der Bergbau-, Hütten- und Salinen-Betrieb einträgt, den Steuerpflichtigen zu Gute kommen, und daß nach Aufhebung des an sich allerdings eigenthümlichen, in Württemberg aber längst Niemand belästigenden, für die Regierung monopolisirten Bergregales, der Ausfall eben durch neue Steuern zu decken ist, endlich daß der Ertrag dieser Staatsmonopole volle 10 % der Staatseinnahmen beträgt. Nicht viele Länder sind in der glücklichen Lage, aus ihren Bodenschätzen, als einer res publica, also keinem Einzelnen zu Leid, einen so großen Antheil an den Staatseinnahmen schöpfen zu können.

Trotz der Ungefälligkeit des in Wasseralfingen gastlich aufgenommenen Fremdlings, entdeckte ich im Vorüberfahren zwei Stätten welche einst in meinem jungen Bergmannsleben gar wichtige Rollen gespielt hatten: links, am Fuße des Braunenbergs Zechenhaus und Linde bei der Erzgrube, und nahe an der Bahn das ehemalige Cholerahospital, die Wohnung des regierenden Bergkadetten von 1833. Vermißt wurde von mir Vignal's Bad, wo ich so oft die Geduld des gerne nachsichtigen, älteren Freundes, Kraußer, bei vierhändigem Klavierspiele in Anspruch genommen.

In Aalen gesellte sich zu mir ein freundlicher Industrieller von Heidenheim, Herr Ingenieur H., mit ihm seine Braut, ein echtes prächtiges Schwabenmädchen. Sie brachten mir Bericht vom theuren Bruder, ihrem Nachbarn. Sollten diesen lieben Reisegefährten diese Blätter zur Hand bekommen, so mögen sie ihnen meine herzlichen Grüße und wärmsten Wünsche für ihr Lebensglück entnehmen. Als ich die milde, lang entbehrte Luft der theuren Heimath an dem prachtvollen Reisetag wieder einsog, gewährte dem gepreßten Herzen die Mittheilung an liebe Leute besondere Lust und Erleichterung.

An Gmünd, Wohnort der mir wohlbekannten betriebsamen

Verachtung neuerer Zündrequisiten und in der Benützung scharf riechender Sumpfgewächse zur Speisung von Nasenwärmern. Bronze war fast gänzlich verdrängt durch Silber: sie besaßen hievon Knöpfe, Ringe und sogenannte Uhren. Sie gingen auf Eisen und hatten einige Kenntniß von Eisenbahnen. Doch war ihr Gang gegen Abend ein schwankender. Ob sie hienach mit Schleicher als 5000jährige oder mit Vogt als 15,600jährige Zeitgenossen zu betrachten sind, — wer weiß es? Sie wußten es selbst nicht. Mit ehrerbietiger Scheu untersuchte ich an Einzelnen das Schädelverhältniß, es war: Hirnsch.: Gesichtssch. = 88 : 12. Beckenbildung war normal menschlich, Gefäß rund bis kantig-rund je nach Beruf und Qualität der Getränke. Arme normal, aber lange genug um einen unbillig denkenden Nachbarn zur Billigkeit zu vermögen.

Unter den ausgestellten Geräthschaften gefielen mir hauptsächlich die vielen eisernen Pflüge, die Säemaschinen und Dreschmaschinen mit zugehörigen Pferdegöpeln oder Lokomobilen, verschiedene Güllen-Pumpen x. Mir persönlich am wichtigsten aber waren die Ausstellungen des Herrn Dr. Leube von Ulm; sie bestanden aus einem Bassin, einem Futtertrog, einem Gesimsstück und Quadern aus Cement, und dann aus Betonstücken. Der Bruch der Cement-Fabrikate zeigte ein ganz gleichförmiges, inniges Gemenge und die Härte und Festigkeit der Produkte ließen auch nichts zu wünschen übrig. Ich hatte die Ehre, den Herrn Aussteller, den ich längst aus seinen wissenschaftlichen Arbeiten kannte, persönlich kennen zu lernen und noch dazu als einen bergakademischen Genossen von Freiberg.

Allmählig hatte sich das im weiten Kreise aufgebaute Amphitheater mit Zuschauern gefüllt, und da galt es noch einmal eine Musterung nach den erwarteten Freunden anzustellen. Doch auch diese war erfolglos. König Karl kam spät auf einem wundervollen Rappen angesprengt, gefolgt von glänzender Suite, besichtigte die ausgestellten Thiere und Geräthschaften, und das Wettrennen zu Pferd und zu Wagen nahm seinen Verlauf; die Preisvertheilung erfolgte und das Fest, auf das sich Tausende schon das ganze Jahr gefreut, war in seiner Hauptfeier beendigt, die Tribünen entleerten sich und die ungeheure Menschenmasse trieb sich den Buden und der Stadt zu. Mit vieler Mühe drängte ich mich quer durch die wogenden Massen und eilte, da ich abermals nicht Einen Bekannten gefunden, mit dem unheimlichen Gefühle des gänzlich Verlassenseyns in den Hermann'schen Garten, um dort zu Mittag zu speisen. Zu meinem großen Leide setzten sich an denselben Tisch ein Nordländer und ein Thüringer, welche sich zunächst mit Aufzählung aller unliebenswürdigen Eigenschaften des schwäbischen Charakters beschäftigten. Unter den vielen Vorbeiwandelnden war abermals nicht Ein Bekannter. Völlig unbefriedigt verließ ich den Platz und wanderte langsamen Schrittes gen Stuttgart. Dort besuchte ich noch am späten Abend eine Verwandte und kam gerade unter das Bild meines unvergeßlichen Vaters zu sitzen, und das hatte just noch gefehlt, in mir armen Getäuschten den Erweichungsprozeß zu vollenden, dem ich mich den ganzen Tag unterworfen gefühlt hatte.

4. Der Granit im Frack, der Basalt im Wichs

Nach dem vor dem hohen Verwaltungstribunale der polytechnischen Schule in Stuttgart in Empfang genommenen Festprogramme sollte die Einweihungsfeier des neuen Polytechnikums am 29., 30. September und 1. Oktober stattfinden und bestehen

29. September aus einer von der Stadt Stuttgart für Abends 4 Uhr gebotenen Begrüßung auf der Silberburg mit Besuch der festlich beleuchteten Blumen- und Früchte-Ausstellung in der neuen Markthalle von Abends 8 Uhr an. Für den 30. September sollte der festliche Umzug vom alten Polytechnikum in das neue, und Abends Festball im Königsbaue, den 1. Oktober Besichtigung des Neubaues und der von alten und neuen Polytechnikern hiefür eingelieferten Arbeiten, Abends Commers in der Turnhalle stattfinden.

Die vollkommen gelungene Durchführung dieser einzelnen Festlichkeiten hat wiederholt detaillirte Beschreibungen in öffentlichen Blättern gefunden; so daß es sich hier nicht um die Wiederholung solcher, sondern mehr um die Wiedergabe der Eindrücke die dieselben im speziellen Kreise der alten, früheren Polytechniker, des Granits, hervorgerufen, handeln kann. Und diese Eindrücke, sie waren nur die allergünstigsten, — fröhlicher und befriedigter durch die Festlichkeiten als wir Alten war Niemand. Mußten wir auch im Festzuge programmmäßig weit hinten spazieren, wir halfen uns schon. Jemand mußte dahinten gehen, wir hatten uns in altnachbarlichen Elementen in einander geschoben und recht war's. Und fehlte auch ein allgemeines Festmahl für Alt und Jung, die Rechten hatten sich auch wieder zusammen gefunden und waren so recht bodenlos fröhlich beisammen, ohne den Zwang officieller, officiöser oder aus eigenem Wohlgefallen diktirter Toaste und künstlicher Reden und ohne an endlose sybaritische Mahlzeiten gebannt zu seyn. Wir fanden von selbst den Weg zu den richtigen, die Höchsten und Hohen, die Todten und die Lebenden ehrenden Trinksprüchen und waren endlich so frei auf »unser eigenes, liebes, werthes Wohl« zu trinken. Und dazu bedurfte es keiner künstlichen Weingebräue, der vaterländische Stoff war für so ein heimathhungriges Herz wie das meinige, gerade der rechte.

Vor dem Beginne der Festlichkeiten schien es mir durch die Pflicht der Höflichkeit und der persönlichen Verehrung geboten, den betreffenden Notabilitäten, von denen auch an mich, als ehemaligen Angehörigen des Polytechnikums, die Einladung zum Feste ergangen war, Besuche zu machen. Unglücklicherweise traf ich außer Kurr nur noch den durch Krankheit von der Theilnahme an den Feierlichkeiten gänzlich verhinderten Direktor Holtzmann zu Hause. Obschon ihm vom Arzte das Sprechen verboten war, war er doch so freundlich mich für einige Minuten bei sich zu empfangen, und ich mußte ihm hiefür um so dankbarer seyn, als es unwahrscheinlich ist, daß ich in kürzerer Zeit Veranlassung und Berechtigung finden würde, mit einem so bedeutenden Manne der Wissenschaft zusammenzutreffen. Kurr, der hochverehrte Senior der Lehrer

1829 Geleistete. Von 1832 bis 1864 z. B. kamen durchschnittlich per Jahr 100 Schüler zu rechnen. Ehe der betreffende Polytechniker seine Gegenrede, hoch zu Roß, zu halten begann, hatte ich noch Gelegenheit eine in der Kulturgeschichte Württembergs nicht wenig hervorragende und immer noch rüstige Persönlichkeit, den greisen Oberstudien-Direktor von Klumpp, zu begrüßen. In den zwanziger Jahren mein Lehrer im Stuttgarter Gymnasium, hatte er später seine Hauptbedeutung für mich als Vorstand des Turnplatzes und Herberger vieler Jugendfreunde.

Als der Festzug vor dem königlichen Residenzschlosse mit dem kunstsinnig geschmückten Emblemenwagen, gezogen von königl. Marstallpferden, und unter Entwicklung des bunten Schmuckes der drei Corps der Polytechniker, bevölkert von vielen befrackten Theilnehmern, auch einem Häuflein zum Theil reich dekorirter Militärs, — vorbeizog, ward ihm die Ehre zu Theil, König Karl und Königin Olga begrüßen zu dürfen. Mir fiel da die hohe, imponirende Gestalt des Königs, den ich so viele Jahre nicht gesehen, ganz besonders auf.

Vor dem neuen Polytechnikum angelangt, hatten wir Alten nur zum Theil und mit Mühe Eintritt in dasselbe erreichen können, und war dies für diejenigen, welche die ausgezeichnete Rede des Kultusministers von Golther nicht vernehmen konnten, wahrhaft zu bedauern. Diese Rede war ein Glanzpunkt der ganzen Feierlichkeit. Sie bezeichnete die Zeit des Einzugs in das neue, im edelsten Style ausgeführte Gebäude als besonders geeignet zu einem Rückblicke in der Geschichte des Schulwesens Württembergs. Das Land habe von alten Zeiten her schon tüchtige Volksschulen, gelehrte Schulen und eine berühmte Universität gehabt, aber erst mit dem Jahre 1818 sey die Realschule in Stuttgart und die Akademie in Hohenheim, 1829 die vereinigte Kunst-, Real- und Gewerbeschule in Stuttgart gegründet worden. Im Jahre 1832 habe sich aus letzterer eine besondere Kunstschule und eine besondere Gewerbeschule entwickelt, welch letzterer im Jahr 1840 der Namen »polytechnische Schule« verliehen wurde. 1845 wurde der bisherige unterste Kurs der polytechnischen Schule der Oberrealschule zugewiesen und für die Bauhandwerker eine eigene Baugewerkeschule gegründet. Durch Statut von 1862, das letzte Vermächtniß des höchstseligen Königs Wilhelm an die Schule, habe die polytechnische Schule diejenige Organisation erhalten, welche ihren Zwecken am förderlichsten erschien. Mit ihr habe die Anstalt

1) eine vollständig durchgeführte organische Gliederung
2) die erforderliche freie Bewegung,
3) die Leitung durch ihre eigenen Organe unter unmittelbarer Aufsicht des Ministeriums — erhalten.

Die organische Gliederung begreife in sich die Eintheilung in die mathematische, allgemein wissenschaftliche, vorbereitende, und in die technische, den eigentlichen Fachunterricht umfassende Abtheilung. Diese technische Abtheilung umfasse Fachschulen für Architektur, Ingenieurwesen, Maschinenbau, chemische Technik (chemische Fabrikation, Hüttenwesen, Pharmacie). Der mathematischen Abtheilung parallel laufe eine Handelsschule, und in Zukunft wohl auch eine Postschule. Für die mathematische Abtheilung gelte als Norm das 16. Lebensjahr und als Disciplinarstatut jenes des Obergymnasiums, für die technische Abtheilung gelte das 18. Lebensjahr und das Disciplinarstatut der Universität. Hiedurch, so wie durch die eingeräumte Freiheit der Bewegung erhalte die Schule den Charakter einer technischen Hochschule. Die unmittelbare Leitung der Schule sey in die Hand ihrer eigenen Organe: des Direktors, des Rectors der mathematischen Abtheilung, der Vorstände der vier Fachschulen, des Lehrer-Ausschusses und des Lehrer-Convents gestellt und ressortire unmittelbar von dem Ministerium. In den Einrichtungen sey noch mehrfach zu verbessern und zu ergänzen und hiefür bereits etatmäßig das Erforderliche vorgesehen. König und Stände wollten der Schule nur wohl, an Lehrern und Studierenden sey es nun, daß Jeder an seinem Platze das Beste leiste und durch erhöhten Fleiß und Eifer sich der neuerdings bewährten Fürsorge der Regierung für die Anstalt und deren Angehörigen würdig erzeige.

Nach Schluß des Uebergabe-Aktes fand, wie schon gesagt, ein gemeinschaftliches Mahl nicht statt. Ein Theil des „Granits“ besuchte Fabriken und Gewerbe-Ausstellung in Cannstatt und widmete sich der Erledigung seiner leiblichen Verpflegungsaufgabe in verschiedenen Speiselokalitäten, unter Anderen auch in der Burg von „Stotzingen,“ welche nächst dem rosenduftigen Ufer des klassischen Nesenbachs liegend, köstliche Speisen und würzige Getränke bot, und wo freundliche Kinder aus Wasseralfingens ehrbaren Geschlechtern die Granitsöhne sittig bedienten. Hier war es auch, wo die Bekanntschaften mit Egle, dem Erbauer des Polytechnikums, mit Schlierholz u. A. erneuert, und die Feststellung granitischer Satzungen, behufs Vererbung der Freundschaft der Väter auf Kinder und Kindskinder, ernst und würdig besprochen wurden.

Der Abends im Königsbaue abgehaltene Festball war glänzend. Das Tanzen wurde jedoch der leichtfüßigeren Jugend überlassen, zumal dem erkalteten Granit nicht zuzumuthen war, daß er für den zwei- und ein halbstündigen Cotillon sich genügend warm und tragfähig finden möchte. Nachdem gegen Morgen an den Bauconstruktionen der Toiletten schon manche feyenhafte Beschädigung sich ergeben, widmete sich noch stets mit geistig unerschöpfter Ausdauer der Granit in den Räumen des „Bergwerks“ der Fertigung und Ausstattung einer Dankadresse an den Magistrat der Stadt Stuttgart bezüglich der von ihm veranstalteten Begrüßungsfeier. Und siehe nach verschiedenen Schreib- und Ausschmückungsversuchen war die Arbeit, noch weiter gegen Morgen, zu einem befriedigenden Abschluß gediehen.

Für den 1. Oktober war die Besichtigung der inneren Räume des neuen Polytechnikums und der in diesen veranstalteten Ausstellung von Arbeiten neuerer und älterer Polytechniker geboten. Letztere nun gewährte des Sehenswerthen und Anerkennungswürdigen nicht Weniges. Gleichwohl waren namhafte noch lebende Persönlichkeiten, die früher der Schule angehört hatten, nicht vertreten, wie Dorn der Russe, Härlin

v. Davall, Forstinspekter in Vevey: Herbarium mit Alpenpflanzen und meteorologische Notizen von Vevey.

Heim, Direkter in Schleißheim: Proben von künstlich getrocknetem Preßtorf.

II. **Landwirthschaftliche Gewerbe.** Fr. Bardili: ein bekränztes Fäßchen Bier, das den Ehrengästen zur praktischen Prüfung überlassen war.

A. Reihlen: Rübsamen, Rüben, Rohzucker, ein Zuckerhut.

III. **Berg-, Hütten- und Salinenwesen.**

W. Weiblen aus Reutlingen: Quecksilbererz aus Neu-Almaden in Kalifornien.

Ludwig Seeger, Hüttenchemiker der Burra-Gruben in Australien, Kupfererze und Kupfer von da.

A. Eisenlohr, Hüttenverwalter in Friedrichsthal: Sensen und Zeichnungen eines Sensenhammers.

Erhardt, Bergrath in Wasseralfingen: Zeichnungen eines Dampfhammers von 135 Ctr. Hammerschwere und des neuen Coakshohofens in Wasseralfingen.

Sachs, Gießerei-Inspekter in Wasseralfingen: sehr hübsches Ornament in einem Stücke gegossen.

Warth, Hüttenassistent in Königsbronn: Guß- und Walzproben von da.

Kieser, Bergmeister in Nürnberg: Dampfhammer, Kesselöfen, Dampfscheere, Zeichnungen über Munitionsguß ꝛc. ausgeführt zu Bernhardshütte, Georgshütte und Heinrichshütte.

Carl Müller, Oberhüttenverwalter zu Reschitza im Banat: Photographieen der dortigen Eisenwerke ꝛc.

Emil Diefenbach, Ingenieur der Eisenhütte Anina im Banat: Photographieen der dortigen Etablissements.

H. Beitter, Direktor der Phönixhütte in Laar bei Ruhrort: Hüttenprodukte.

W. Lossen, Chef der Concordiahütte bei Bendorf am Rheine: Hüttenprodukte (krystall. Schlacken ꝛc.).

Hahn, Salinenkassier in Hall: Zeichnungen über die Eisenwerke

Christian Böhringer, Blumhart, A. Reinhard und Kneller in Künzelsau, Schäffer in Tettnang, Caillond in Horb: Chemische Fabrikate und Präparate.

Osterritter aus Heilbronn, Chemiker von Schöppler-Hartmann in Augsburg: Muster bedruckter Woll-, Halbwoll- und Baumwollzeuge.

Dr. Kielmeyer, Chemiker der Heidenheimer Kattunfabrik: Musterdrucke von da.

Waldbaur in Stuttgart: Chocolade und Liqueure.

Böhringer, Glasfabrikant in Buhlbach: Sortiment von Glasgefäßen, zwei Riesenflaschen mit Kelch, und Riesenbierglas.

VI. **Mechanik.**

Georg Seeger und Paul Spindler in Stuttgart: physikalische und mathematische Instrumente.

A. Knoll, Telegrapheninspekter: neuere telegraphische Apparate.

Straub in Geislingen: eine für Danzig ausgeführte Dampfmühle.

Ehmann in Stuttgart: Modelle doppeltwirkender Grubenpumpe, einer Vertikelsäge, Zeichnungen von Maschinen- und Fabrikanlagen.

Emil Völker: eine doppelte Buttenspritze und zwei Krückenspritzen.

Theodor Link für „Müller und Link:“ whitworth'sche Schneidzeuge.

Ferdinand Decker: Zeichnungen einer Drehscheibe, Fournirsäge.

Müller, Civilingenieur in Heilbronn, und Wölde in Bretten: Maschinenzeichnungen.

VII. **Ingenieurwesen.**

von Etzel, Oberbaurath: drei Bände seines großen Werkes über die von ihm entworfenen und seit 1857 ausgeführten Eisenbahnen, insbesondere die Brennerbahn.

Wilh. Nördlinger, Oberingenieur in Paris: zwei in Frankreich ausgeführte Viadukte, Pfeiler und Oberbau von Eisen.

Pressel und Kaufmann: das 1860 von ihnen herausgegebene Werk über den Hauensteintunnel, Pressel noch besonders: schwei-

Kaiser, Bauinspector: deßgl. zur Kirchheimer Bahn

Hocheisen, Bauinspektor: Projektzeichnungen für die obere Neckarbahn.

Schuster: geognostisches Längenprofil eines Theils der Ellwangen-Crailsheimer Linie.

C. Knoll, Bauinspector: Tunnelbau bei Lauchheim

Krauß, Bauinspector: Tunnelbau bei Sulzau.

Silber, Professor: Projekt eines Betonwehrs, Rüstungen zu einem schweizerischen Viadukte, Plane der Spinnerei bei Unterboihingen.

v. Böheim, Oberbaurath: Modell einer Neckarbrücke

Jul. Diefenbach, Regierungs-Assessor: Zeichnung einer von ihm ausgeführten Themse-Eisenbahnbrücke.

Bernhard Bilfinger, Ingenieur bei Benkiser in Pforzheim: Zeichnungen von Rhein- und Aar-Eisenbahnbrücken.

Otto Bilfinger in Pforzheim: Reußbrücke bei Luzern.

Laißle, Bauinspector: Eisenbrücke über die Brenz

Laißle und Schübler: Werk „über den Bau der Brückenträger“

Leibbrandt, Assistent: malerische Skizzen über den Tunnelbau bei Weinsberg.

VIII. **Architektur.**

von Egle, Oberbaurath: Photographie des von ihm erbauten neuen Polytechnikums, Entwurf zum Schlosse Montfort, Zeichnungen der katholischen Kirche in Cannstatt und verschiedener Privatgebäude und Grabmäler

Leins, Oberbaurath: Zeichnungen und Photographieen der von ihm ausgeführten: Königsbau, Villa bei Berg, Schloßbrunnen, Kirchen ꝛc.

Morlok, Baurath: Abbildungen von Eisenbahnhochbauten, Fabrikanlagen, der Markthalle, Privathäusern, des Schloßplatzes in Stuttgart mit den projektirten Brunnen.

Abel, Baurath, Schlierholz, Baurath, Spindler, Bauinspektor: Zeichnungen und Aquarellen von Hochbauten für Eisenbahnen ꝛc.

Landauer, Baurath: Pönitentiarhaus in Stuttgart, Kirche in Freudenstadt, Entwurf zur neuen Staatsbibliothek.

Bock, Assessor: Pläne zu Turnhallen, Diakonissenhaus ꝛc

Bäumer, Professor: verschiedene Bauzeichnungen, Reisestudien aus Italien und Belgien.

Tritschler, Professor: mehrere Waisenhauspläne, Pläne von Villen ꝛc.

Chailly, Professor: Bauentwürfe.

Heinrich Wagner, Architekt: ein Triumphbogen.

Höfer, Architekt in Berg: Reiseskizzen aus Schlesien.

Joos, Architekt: Architekturzeichnungen und Landschaftsbilder.

Adolf Wolf: Reisestudien aus Italien, Synagoge in Stuttgart.

Böhringer, Bauinspektor: Italienische Reiseskizzen.

Koch, Stadtbaumeister in Heilbronn: Spitalbau daselbst.

Dollinger und Gnauth: Italienische Reisestudien in sehr schönen Aquarellen.

Schöttle und Arnold, weitberühmtes Baugeschäft in Stuttgart: Photographieen ausgeführter Bauten und Zeichnungen von Schreiner- und Schlosserarbeiten.

Wagner, Werkmeister in Stuttgart: Vorlage seiner Schulzeichnungen vom Jahre 1834 an.

Im Auslande lebende Architekten hatten Einsendungen gemacht:

Schmidt, Oberbaurath, früher am Kölner Dom beschäftigt, nun Dombaumeister in Wien: Zeichnungen von Kirchen und restaurirten mittelalterlichen Schlössern.

Schumann aus Eßlingen, Oberingenieur in Wien: Zeichnung eines Wohnhauses.

Flattich, Oberingenieur, und Wilhelm, Architekt in Wien: Bahnhofanlagen der östr. Südbahn.

Gerock, Ingenieur in Karlsstadt: Photographieen von Schloßbauten.

Theuer in Wien: Projekte einer Börse und eines Zinshauses.

Carl Autenrieth, Baumeister in Philadelphia: Aquarellbild vom Saale der dortigen Loge und lithographirte Ansicht des Aeußern derselben.

IX. **Kunst.**

Ebert, Maler in München: Oelgemälde und Photographieen.

v. Kegelen, Oberamtmann in Kannstatt: Oelbild des Bürgermeisters von Saardam.

Herdtle, Maler: Architekturbild.

Thouret, k. Hoftheatermaler: Entwürfe zu Theaterdekorationen.

Güldenstein in Stuttgart: eine Statue

Bofinger, Zeichnenlehrer in Göppingen: 36 Pflanzenornamente in Gypsabgüssen über die Natur.

Kleesattel, Zeichnenlehrer in Geislingen: mit Schnitzerei verzierte Holzkassette; nach von ihm gefertigtem Modelle ein sehr hübscher von

Straub und Schweizer in Geislingen ausgeführter Schützenpokal

Plock, Modelleur in Wasseralfingen: Entwürfe zu Springbrunnen in Zeichnungen.

Hirsch aus Stuttgart, Graveur in Paris: eine Suite kunstvoll gearbeiteter Kameen, Siegel und Stempel.

X. **Literatur.**

Besonders ausgestellt waren literarische Werke von:

August Ammann,
Theodor Beyttenmüller,
Professor Bäumer,
Professor Blum,
Reallehrer Otto Böcklen,
Regimentsarzt Dr. Eyting in Ludwigsburg,
Escher in Wien,
Oberbaurath von Etzel in Wien,
Max Eyth in Kairo,
Reallehrer Fein,
Hauptmann von Gaisberg,
Wilhelm Göritz,
Dr. Karl Göritz,
Regierungsrath Klumpp,
Oberförster und Professor Nördlinger,
F. Raff in Eßlingen,
Karl Schlegel in Stuttgart,
Reallehrer Schlichter in Gaildorf,
Professor Schwenk,
Hauptmann Seubert,
Reallehrer Wünsch in Biberach und
Apotheker Kübler (Manuscript).

Bis auf die Herren Dollinger und Gnauth sind die Träger

a. O. und in vielen Tiefbohrungen ꝛc. auch Bedeutendes, in den alten Bauten des Schwarzwaldes aber geschichtlich und geognostisch äußerst interessante und lehrreiche Verhältnisse nachzuweisen.

* * *

Der am Abend des 1. Oktobers in der Turnhalle abgehaltene **Commers**, dem das Polytechniker-Corps Rhenania präsidirte, und den dieses mit den beiden andern Corps: Stauffia und Teutonia, in wackerster Weise und unter Einschaltung kostbarer humoristischer Vorträge von Paulus u. A. durchführte, lieferte den Beweis, daß die paar Jahre akademischer Erhebung vollkommen genügt haben, auch die jungen Bürger der technischen Hochschule fix und ferm mit dem letzten ritterlichen Ausdrucke, der für die Poesie der deutschen akademischen Jugend verblieben, sich vertraut zu machen. Der Gesang war gut, die Salamander wurden anständig gerieben, der Landesvater nur etwas zu schnell gesungen — nämlich für »Unser Einen«, der das hochwichtige Gelöbniß am blanken Schläger über der muthig besiegten Kopfbedeckung ernst zu nehmen in alter Zeit gewohnt war.

Es war sehr freundlich, daß Cultus- und Finanzminister, sowie fast sämmtliche pädagogische, gelehrte, künstlerische, militärische und civile Notabilitäten, die an den Festlichkeiten bisher Theil genommen hatten, auch den Commers mit ihrer Anwesenheit beehrten. Der Herr Minister von Golther sprach zu der jubelnden Jugend freundliche, einem warmen, wohlwollenden Herzen entquellende Worte. Er knüpfte an das Ehr- und Pflichtgefühl der akademischen Jugend ein gut' Theil der Zukunft des Polytechnikums an und ich denke, die fröhliche Mannschaft der Gegenwart hat den Ernst dieser Worte wohl verstanden, und es wird ihr gelingen, die in sie gesetzten Erwartungen zu ihrem eigensten Frommen, zu ihrer wahren Ehre und zu Erhaltung der vertrauensvoll gebotenen Freiheiten, völlig und in ehren-

sofort der naturgemäße Schluß der **Heimkehr** folgte.

Die Gans.

Eine Biographie aus der Naturkunde.

(Schluß.)

Die **Graugans** oder wilde Gans, Anas Anser cinereus oder vulgaris, von welcher wahrscheinlich unsere Hausgans abstammt, war einst in unseren deutschen Mooren und Marschgegenden in Menge heimisch und ein von den Jägern angelegentlich verfolgtes Wild, das in unseren alten Jagdbüchern unter dem wilden Federspiel eine bedeutende Rolle einnimmt. Jetzt ist sie als Standvogel bei uns sehr selten geworden, und bewohnt nur die großen, schilfreichen stehenden Gewässer des mittleren und nördlichen Europa's und Sibiriens, und wandert, sobald sie von dort durch den Frost vertrieben wird, im Oktober, November oder December in ganzen Familien oder Flügen gen Süden, wobei sie sehr schnell und in ein Dreieck angeordnet fliegt und ein lautes Geschrei wie unsere Hausgans ausstößt. Sie hat ungefähr die Größe unserer Hausgans und ein Gewicht von 9—10 Pfund; die Flügel erreichen beinahe die Schwanzspitze; der Schnabel ist bei Jungen fleischfarb, bei alten Vögeln orangeroth, der Nagel daran weiß; die Füße sind gelblich-fleischfarb; Kopf und Hals sind aschgrau mit einem Stich in's Ockergelbe; das Gefieder grau, auf dem Rücken und an den Seiten am dunkelsten, an Brust und Bauch weißlich mit Aschgrau oder Dunkelgrau angeflogen. Im Jugendkleid ist der Schnabel etwas blässer; das Dunenkleid der Jungen ist gelblich, oben dunkel-olivengrau. Die Graugans nährt sich vorzugsweise von Gras, Wasserpflanzen, junger Saat, Sämereien, baut am Ufer, am liebsten an unterwaschenen Böschungen ein Nest aus Halmen, das sie mit ihren Brust-

nicht fliegen können. Junge und Alte tauchen vortrefflich, und erstere liefern einen guten Braten, das Wildpret der Alten ist aber so zähe, daß man es gar nicht weich und genießbar machen kann. Wenn man ihre Eier von zahmen Gänsen oder Truthühnern ausbrüten läßt, so werden die so erzielten Jungen leicht zahm, paaren sich gern mit Hausgänsen und unterscheiden sich von den grauen derselben, wenn sie älter werden, durch kräftigeren Wuchs und Anstand einigermaßen. In Norwegen kommen die Graugänse im April aus dem Süden zurück, ziehen nordwärts bis Finnmarken und Lappland, brüten an der Meeresküste, auf Inseln, an Seeen und Flüssen, thun auf den Feldern großen Schaden und sind sehr schwer zu schießen. In Lappland nimmt man häufig die noch kleinen Jungen aus und zieht sie daheim auf, muß sie aber stets um die Zeit des Zugs einsperren, weil sie sonst davon fliegen; ein Instinkt, welcher bei den so gezähmten noch bis in die zweite oder dritte Generation fortlebt, wenn man sie nicht davon abhält. Die wilden Gänse beginnen ihren Zug nach Süden im September.

Die Graugans war ehedem in den Sümpfen von Großbritannien ungemein häufig; ihre kleineren Federn beschwingten die tödlichen Pfeile der einst so gefürchteten britischen Bogenschützen, und man kann sich noch einen Begriff von dem Reichthum, ja Ueberfluß jenes Landes an wilden Gänsen aus der Thatsache machen, daß Heinrich der Fünfte von den Vicomites der verschiedenen Grafschaften verlangte, sie sollten ihm nicht weniger als 1,130,000 Federn zum Gebrauch der Bogenschützen in seiner französischen Expedition liefern. Die Grafschaften Surrey, Nottingham, Sussex und Derby mußten je 15,000 Stücke liefern; Worcestershire, Berkshire, Oxfordshire, Warwickshire, Leicestershire, Rutland, Staffordshire, Northumberland und Yorkshire sollten je 30,000, Gloucestershire, Bedfordshire, Southampton, Buckinghamshire und Wiltshire je 40,000; Somersetshire, Cambridgeshire, Dorsetshire, Huntingtonshire, Hertfordshire, Essex, Suffolk und Norfolk je 50,000; Kent und Lancashire aber je 100,000 Stück Federn an den König einliefern. Angenommen nun diese Naturalabgabe sey in derselben Proportion erhoben worden wie bei einer frühern Gelegenheit, nämlich sechs Federn von jeder Gans, so ergibt sich daraus eine Summe von 188,333 Stücken als die Zahl derjenigen Gänse, welche damals im ganzen Lande erlegt werden mußten. Drayton spricht von den wundersam zahlreichen Heerden wilder Gänse, welche noch vor 200 Jahren die britischen Sümpfe bevölkerten und im Winter beinahe alle Felder auf der ganzen Insel verheerten, woraus hervorgehen würde, daß die Lag oder britische wilde Graugans kein Zugvogel gewesen wäre. Das Austrocknen und der Anbau der Sümpfe und Moore hat die wilde Gans allmählig aus ihren einstigen Standorten in Großbritannien und Ireland vertrieben, bis sie zu allen Jahreszeiten ein seltener Vogel geworden ist, obschon man noch immer gelegentlich Exemplare davon in Norfolk, Northumberland, Devonshire und Durham findet. Die Graugans besucht noch die Orkney-Inseln, brütet aber nicht daselbst. Ja die genaue Lage der Brutplätze der wilden Gans überhaupt ist noch nicht genugsam ermittelt, wird aber von den Naturforschern meist in die öden Sümpfe an den Küsten der Ostsee, namentlich aber in die Binnengewässer Finnlands versetzt. In Frankreich und Holland ist sie sowohl als Stand- wie als Zugvogel selten, häufiger in beiden Eigenschaften in Italien und Deutschland, obschon nur wenig Special-Faunen von deutschen Ländern authentische Thatsachen über ihre Brutplätze anzugeben wissen. In Skandinavien dagegen ist sie ziemlich häufig, und ihr Verbreitungsbezirk erstreckt sich von da an in nordöstlicher Richtung über Sibirien, wo sie sehr häufig ist, bis nach China und Japan hinein, wiewohl die Thatsache von ihrem zahlreicheren Vorkommen in den beiden letztern Ländern noch nicht genau festgestellt ist. Die Graugans ist nicht so linkisch in ihren Bewegungen wie die Hausgans, und ihr Flug ausdauernd, stetig und mäßig schnell. Die Heerden derjenigen, die wir auf der Wanderung im Herbste so oft über unsere Köpfe hinziehen sehen und Schneegänse nennen *), wenn sie für unsere Zone die Vorboten der Schneefälle und des nahenden Winters sind, — die einzelnen Heerden die wir so als gleichschenkeliges Dreieck mit der Spitze nach vorn hoch in den Lüften (nämlich in einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß) ziehen sehen, zählen gewöhnlich fünfzig bis hundert Stücke. Die Reihen gliedern sich meist in Gestalt eines Keils, seltener in einer langgezogenen Linie, und man kann deutlich bemerken, daß ein einzelner Vogel immer in kurzer Entfernung der Heerde voranfliegt, und ein andrer als Nachhut ihr in geringer Ferne folgt, und daß diese Außenposten von Zeit zu Zeit von ihren Gefährten abgelöst werden. Bei Nacht senkt sich der ganze Flug zur Erde herab, mehr um zu rasten als um eine Mahlzeit zu halten; die Vögel reihen sich dann in einer regelmäßigen Linie, und stellen sorgfältig auf irgend einer benachbarten Anhöhe Posten aus, wo sie mit ausgestreckten Hälsen sorgsam Wache halten. Sollte der Heerde irgend eine Gefahr drohen, so stürzt sich der ganze Flug auf das erste warnende Signal in's Wasser. Wenn sie eine oder zwei Stunden geblieben sind, und ausgeruht haben, so gibt ein lauter langgedehnter Schrei von Einer aus der Schaar das Signal zum Aufbruch; alsbald bilden sich die Reihen wieder, und die Wildgänse beginnen eine neue Station oder Etappe ihrer langen Luftreise.

Es mag wahr seyn, daß die Gans noch nicht so lange dem Menschen als Hausthier dient, wie das Huhn, allein es ist nichts desto weniger wahr, daß die Hausgans, welche wegen ihres Fleisches, Fettes und ihrer Federn so werthvoll für den menschlichen Haushalt, doch schon seit unvordenklichen Zeiten gezähmt ist. Griechen und Römer züchteten zahme Gänse, und bei den Römern wurden die Gänseheerden jährlich zweimal gerupft. Plinius beklagt es als ein großes Zeichen von Verweichlichung, daß seine Landsleute und Zeitgenossen sich nur noch auf Kissen von Gänsefedern niederlegen wollten; ja

*) Allerdings irrthümlich, denn die eigentliche Schneegans, Anas hyperborna oder nivalis, welche nur den hohen Norden bewohnt und sich durch rothe Füße und Schnabel und durch braungedecktes Gefieder auszeichnet, kommt nur selten nach Deutschland.

Länge, daß derselbe von seinem Ellbogen bis zu seinem kleinen Finger reichen würde, und von beliebiger Dicke, todtzuschlagen. Wurden die zu Schaden gehenden Gänse aber in einer Scheune gefangen, so wurden sie dadurch umgebracht, daß man ihnen mit einem gespaltenen Stocke die Hälse gegen den Boden drückte, bis sie todt waren.

Als die Jagd auf wilde Gänse in England minder ergiebig war, richtete sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die Zucht der Hausgans, besonders in Norfolk und Lincolnshire, wo trotz der rasch voranschreitenden Urbarmachung der Moore noch immer große Striche von Sümpfen und Marschland verhältnißmäßig wüst liegen blieben. Diese beiden Grafschaften versehen in Großbritannien auch jetzt noch vorzugsweise den Markt mit Gänsen, wie bei uns Vorpommern, die Lausitz und das Ries den deutschen Markt. Während der Brutzeit werden die Gänse in England in dreifachen Reihen von Hürden aus Weidengeflecht, eine über der andern, gehalten, und jede Brutgans hat, während sie auf den Eiern sitzt, ihre besondre Abtheilung. An einigen Orten setzt man ihnen Wasser und Korn in die Nähe der Nester; in anderen treibt der Gänsehirt die Heerde zweimal täglich an's Wasser und bringt sie dann wieder zu den Brutplätzen zurück, — ein Verfahren, welches nicht wenig Geschicklichkeit erfordert, denn wenn eine Gans auf das unrichtige Nest sitzt, so entsteht unter dem ganzen Gänsevolk ein wahrer Aufruhr, welcher den Brütungsprozeß auf beunruhigende Weise stört. Sind die Jungen ausgekrochen und im Stande den Alten zu folgen, so werden sie alle nach den Sümpfen und Marschen getrieben, wo sie dann ohne weitere Fürsorge bis zum Herbst sich selber fortbringen. In England rupft man die zahmen Gänse gewöhnlich fünfmal im Jahre, nämlich an Mariä Verkündigung (25 März) um der Federn und Kiele oder Posen willen, und an der Sommersonnenwende (21. Juni), an Petri Kettenfeier (1. August), Michaelis

selbst wenn irgend einer der darin gehaltenen Hunde schon von einem tollwüthigen Thiere gebissen worden war.

Wie wir schon oben erwähnt, nimmt man allgemein an, unsre zahme Hausgans stamme eigentlich von der wilden Graugans ab, wogegen allerdings der Unterschied in der Farbe sprechen würde. Der englische Naturforscher Yarrell sucht aber diesen Umstand dadurch zu erklären, daß er andeutet, der höhere Werth der weißen Federn habe die Zucht weißer Gänse wünschenswerth gemacht, während die Thatsache daß alle Ganserte nach einer gewissen Anzahl von Jahren weiß werden, eine solche Produktion erleichtert und Auswahl und Absperrung die Fortpflanzung der neuen Zucht möglich gemacht haben. Der Umstand, daß ein wilder grauer Gansert im Londoner Zoologischen Garten sich mit einer weißen Hausgans vom Londoner Markte gepaart und diese dann gebrütet, nachdem der Gansert sich mit Weibchen von der weißstirnigen oder Bläßgans (An. erythropus oder albifrons) und der Saatgans (An. segetum) zu paaren geweigert hatte, trägt zur Bestätigung der Identität der Graugans mit der Hausgans wesentlich bei; aber auch unter den zahmen Gänsen findet man in England Varietäten mit orangegelben Füßen, mit dem weißen Federring an der Basis des Schnabels und mit der den Bläßgänsen eigenthümlichen Bildung der Luftröhre, so daß man glauben möchte, die Bläßgans habe ebenfalls einigen Antheil an der Gründung der Race der Hausgänse gehabt. Die Bläßgans heißt auch die Lachgans, weil ihr Geschrei einige Aehnlichkeit mit dem Lachen eines Menschen hat; sie ist im hohen Norden in Mengen heimisch, ist die in Lappland am zahlreichsten vorkommende, die an den Küsten des Polarmeeres brütet, und besucht gelegentlich auch die britischen Inseln in sehr großen Heerden. Im Winter erscheint sie in großer Anzahl in Holland, dagegen in Deutschland ziemlich selten und nur sporadisch.

Diejenige wilde Gans, welche nächst der Graugans bei

land. In Schwaben und Bayern erscheinen die ersten Flüge davon ungefähr um die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, und fallen in ebenen Gegenden bei Tage auf den Stoppelfeldern, besonders wo Hafer gestanden hatte, auf frisch besäeten Aeckern und insbesondere auf der grünen Saat ein; daher ihr Name bei uns, und der Name Erntegans, Brachgans in Frankreich. Bei Nacht ruhen die Flüge der Saatgans an den Ufern großer Binnengewässer oder auf deren Wassern, wenn die Ufer nicht sicher sind, und puddeln und baden sich dort noch lange unter lautem Geschnatter und Geschrei. Da sie sehr flink und so ausnehmend wachsam sind, daß man ihnen beinahe nicht schußgerecht beikommen kann, so werden sie bei der Rast nur selten erlegt, weder beim Aesen am Tage, noch in der Ruhe bei Nacht oder am frühen Morgen. Sind sie im Wasser und baden und puddeln sich Abends, so sollte man meinen, es wäre ihnen leicht beizukommen, aber selbst unter all ihrem Schreien und Flügelschlagen vergessen sie die angeborne Wachsamkeit nicht. Ich hörte selbst einmal an einem nicht unbedeutenden Weiher einen großen Flug davon einen lauten, bedeutenden Lärm machen, schlich mich mit der ungeheuersten Mühe und meist auf dem Bauche kriechend an, bis ich hinter einem kleinen Gürtel von Weiden hart am Uferrande Platz fand und meinte nun sie ganz schußrecht zu haben. Die Sterndämmerung erlaubte mir allerdings nicht, auf einen einzelnen Vogel zu zielen, aber ich hatte gröbsten Hagel geladen und feuerte beide Läufe rasch mitten in die Heerde ein; als ich aber aufsprang, hatte ich den Verdruß, zu sehen daß das Wasser leer war — sämmtliche Gänse hatten untergetaucht, kamen erst in ziemlicher Entfernung zum Vorschein, flogen auf und waren außer Schußweite, ehe ich noch wieder geladen hatte. Ich fuhr mit dem Nachen an die Stelle und fand auch nicht Einen erlegten Vogel; selbst am andern Tag, wo ich das Wasser noch einmal absuchte, fand sich keine Gans, die sich etwa angebissen gehabt hätte, an der bezeichneten Stelle im Schilf. Sie mußten also mit dem Blitz des Schusses sämmtlich untergetaucht seyn. — Bevor sie am Morgen von solchen Rastplätzen aufbrechen, schnattern sie erst leise und schreien dann laut. Im Winter und Frühjahr schlafen sie oft auf dem Eis, wobei unter jeder Gans eine Vertiefung einschmilzt, hinter welcher sich ihr Mist anhäuft; an diesen Spuren kann man dann die Kopfzahl der Schaar abzählen. Sie wagen sich Winters bei uns nie in bewaldete hügelige Gegenden, sondern thun sich immer nur in Ebenen nieder; in schneearmen mildern Wintern bleiben sie bei uns; fällt aber tiefer Schnee, so scheinen sie dieß zu wittern und ziehen meist schon 24 Stunden vorher hinweg. Wenn eine Schaar Saatgänse, die sich irgendwo mehrere Tage oder Wochen aufgehalten hat, plötzlich abzieht, so kann man in kürzester Frist auf ein starkes Schneegestöber oder heftigen Frost rechnen; ebenso verkündigt ihre Rückkehr baldiges Thauwetter, weßhalb sie bei dem oberdeutschen Landmann und Jäger für Wetterpropheten gelten. Ihr Flug auf der Wanderung ist schnell und leicht; sind weniger als fünfzehn in Einem Fluge, so fliegen sie in einer schrägen Linie; sind ihrer mehre beisammen (und ihre Schaaren steigen oft bis auf 30 Stück), so ziehen sie in einem offenen nach hinten geöffneten Dreieck. In jeder Schaar thun die einzelnen Familien sich zusammen und trennen sich auch da nicht, wo sie sich auf Feldern, Ufern und Seen zu Tausenden ansammeln. Wenn sie sich sicher fühlen, sowohl während der Ruhe wie auf dem Zuge, so erheben sie oft ein lautes Geschnatter und sogar ein wildes Geschrei, das bei großen Flügen und bei nächtlicher Weile mit zu der Sage von der „wilden Jagd“ und dem „Wuotansheer“ Veranlassung gegeben haben mag. Ihr Geschrei auf dem Zuge bedeutet dem Bauer einen raschen Umschlag der Witterung. Derselbe Glaube herrscht auch unter den Landleuten und Fischern von Sutherland, der nordwestlichsten Grafschaft von Schottland, an deren Küste die Saatgans im September und Oktober in großer Menge erscheint und an deren Binnenseen sie häufig brütet. — Saatgänse, welche verwundet oder in Schlingen gefangen dem Menschen in die Hände fallen, lassen sich leicht zähmen, zeigen aber stets einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Hausgans.

Die übrigen Arten von Wildgänse außer der Ringelgans kommen bei uns in Deutschland nur ziemlich selten und nur als Strichvögel vor. So ist namentlich die schon erwähnte *echte* Schneegans nur in höchst seltenen Fällen bei uns auf dem Zuge erlegt worden. Etwas häufiger sind die *weißwangige Gans*, An. leucopsis, ein sehr schöner Vogel, bei welchem Stirn, Wangen und Kehle weiß, Scheitel, Hinterkopf, Hals, Vorderrücken und Brust schwarz, Hinterrücken, Schwung- und große Deckfedern dagegen grau sind; der Schnabel ist schwarz, die Füße braun.

Diese Gans bewohnt ebenfalls den hohen Norden und kommt zuweilen, nämlich in einzelnen Jahren in größerer Zahl, nach Deutschland. Die *Rothgans*, An. ruficollis oder torquata, bei welcher die ganze Oberseite nebst Kehle und Vorderleib schwarz, Kropf und Brust braunroth, Wangen und Bauch weiß, der Schnabel braun ist mit schwarzer Kruppe, bewohnt ebenfalls hauptsächlich Sibirien und verirrt sich nur gelegentlich auf dem Zuge nach Deutschland.

Diejenige Art von Wildgänsen dagegen, welche alljährlich zweimal an unseren norddeutschen Küsten an der Ost- und Nordsee und längs dem holländischen Küstenstrich in großen Schaaren erscheint und den Oktober und November, sowie den März und April daselbst zubringt, ist die *Ringelgans*, An. bernicla (torquata), auch Bernakelgans genannt, etwas kleiner als Graugans und Saatgans, und weit weniger scheu als die übrigen wilden Gänse. Die Ringelgans hat ein wunderschönes Kleid: Schnabel, Kopf, Hals, Fuß, Schwung- und Schwanzfedern sind schwarz, oft bis zum tiefsten Sammetschwarz; Rücken, Brust und Bauch sind tief gänsegrau mit grauweißen Federrändern, die Bauchseiten und der Spiegel unter dem Bürzel sind weiß; die Alten haben zu beiden Seiten des Oberhalses einen weißen Fleck. Die Ringelgans liefert ein gutes Wildpret, und ist leicht zu beschleichen, da sie nicht so vorsichtig ist; daher wird sie immer in Menge geschossen und gefangen und viele von den lebendig gefangenen auch gemästet.

während der Ebbe am schlammigen niedern Strande und in den kleinen Buchten, bis diese wieder von der Fluth bedeckt werden, worauf sie über die Grenze der Brandung hinausschwimmt und ihren Hunger an dem treibenden Tang sättigt. Gegen die Mitte Aprils zieht sie dann von den englischen Küsten wieder ab; zuerst sammeln sich die Ringelgänse in großen Flügen, streichen dann einige Male in einer Spirale von mehreren englischen Meilen Durchmesser im Kreise umher um die Gegend zu recognosciren und die übrigen Ringelgänse zu versammeln, und wenn sie sich dann ihren Plan wegen ihres Kurses gebildet haben, steuern sie dem Ocean zu und nach den hohen nördlichen Breiten. In einzelnen Jahren kommen die Ringelgänse an gewissen Punkten in unglaublicher Menge vor; so erschienen sie im Jahre 1739 in solcher Masse an der Küste der Picardie, daß die Bewohner in Masse auszogen um sie zu erschlagen und zu erlegen; und gleichzeitig waren die Küsten von Kent ganz dicht damit bedeckt, so daß man sie mit Knütteln und Steinen erschlug und in Karrenladungen nach den nächsten Städten fuhr, wo das Stück um sechs Pence (5 Sgr.) verkauft ward. Im Jahr 1803 erschienen sie ebenfalls in großer Anzahl in Sandwich und waren so zahm, daß man sie mit der Hand ergreifen konnte, obschon sie sonst nicht so zutraulich sind. Dieses häufigere Vorkommen an einzelnen Stellen will man sich daraus erklären, daß diese Vögel auf ihrem Zuge von Stürmen überfallen und da- oder dorthin verschlagen werden und sich dann an der ersten besten Küste niederthun, weil sie vor Erschöpfung kaum weiter fliegen können, was dann auch ihren Mangel an Scheu erklären kann.

Die amerikanische Abart der Ringelgans ist die wegen ihres delikaten Fleisches und stattlichen Anstandes bekannte kanadische Gans, An. canadensis, die gewöhnliche wilde Gans der Vereinigten Staaten, die auf dem ganzen nordamerikanischen Festlande vorkommt. Unabsehbare Flüge von diesen kanadischen

auch einzelne Paare auf Bäumen an den Ufern großer Flüsse, oder legen vielmehr ihre Eier in die verlassenen Nester und Horste von Krähen und Fischadlern; die sechs oder sieben Eier sind von grünlich weißer Farbe. Die kanadische Gans wiegt neun bis zehn Pfund und bildet bei der Hudsonsbay-Compagnie die Tagesration für einen Mann, denn man betrachtet sie als das Aequivalent von drei Enten oder acht Pfund Büffelfleisch. Merkwürdiger Weise ist die kanadische Gans schon zu verschiedenen Malen auch als Zugvogel auf den britischen Inseln erschienen, und zwar haben dieselben Vögel mehrere Jahre nach einander denselben Punkt der Küste wieder aufgesucht. Wegen ihrer Schönheit und ihres vortrefflichen Fleisches hat man die Ringelgans und die kanadische Gans längst schon gezähmt und gezüchtet, und hält sie in Großbritannien und auf dem Kontinent in Parks und Geflügelhöfen häufig. Neuerdings hat man in England beide Arten mit einander gekreuzt und eine neue Race von sehr schönem Habitus und Gefieder und ungewöhnlicher Größe, sowie von trefflichem Fleische daraus gewonnen, deren Verbreitung man sich angelegen seyn läßt, weil die beiden Mutterarten selbst in gezähmtem Zustand wenig nutzbar sind.

Die Schwanengans, Anser cygnoides, bei uns häufig auf Teichen gehalten und irrthümlich Guineagans oder chinesische Gans genannt, kennzeichnet sich durch ihren schwarzen, an der Basis mit einem großen Höcker versehenen Schnabel, der besonders beim Gansert auffallend hervortritt und hinter welchem ein weißer Federstreif steht. Die Oberseite des Vogels ist tiefgrau, die Unterseite weiß, Brust und Kehle gelblich-grau angeflogen, das kurze Schwänzchen beinahe senkrecht aufgerichtet. Diese Gans bewohnt in wildem Zustande beinahe ganz Asien, zieht im Winter ebenfalls vor Schnee und Eis nach südlicheren Gegenden, kommt aber nicht anders als im gezähmten Zustande und als Handelsartikel zu uns, und kreuzt sich leicht mit anderen Gänsearten; solche Bastarde haben sämmtlich mehr

nur Schalthiere erkannte, diesen Mollusken der Name Entenmuscheln verblieb. Diese Muscheln gehören zu der Familie der Cirrhipedien, die man seither ganz genau studirt hat. Allein durch das ganze Mittelalter hindurch ward die Fabel von diesen Bernakelgänsen, deren Eier an Schiffen und Treibholz hafteten, so fest geglaubt, daß die Naturhistoriker von dem alten Botaniker Gerald oder Giraldus an dieses Märchen getreulich wiederholen, und Münster, Saxo Grammaticus, Torquemada, Olaus Magnus, Bonce, Cardan, Rondelet, Maier, Camden, Leslie, Scaliger und alle anderen es einander blindlings nachbeteten, und selbst die Kirche es bestätigte, da die Sorbonne zu Paris förmlich erklärte, Ringelgänse, weil nicht aus Fleisch erzeugt, könnten auch nicht als Vögel betrachtet und dürften daher von den guten Christen ohne Sünde an Fasttagen verspeist werden. Erst die holländischen Seefahrer zerstreuten diesen Wahn, als sie im hohen Norden die Brutplätze dieser Bernakel- oder Ringelgänse auffanden, zu denen diese Vögel in den Sommermonaten des Eierlegens und Brütens wegen ziehen.

Dr. **Karl Müller.**

Aller Seelen.

Skizze von Ella Maria.

Stumm im Friedhof meines Herzens
Grüß' ich euch im Abendroth,
Nimmer seyd ihr mir gestorben,
Liebe überlebt den Tod.

Willi Nettolini.

Stille ruht im Sterbekleide der Wald. Nur wenige röthliche Blätter flüstern noch im Winde, wie letzte Scheidegrüße des eilenden Herbstes.

In tiefen Träumen schütteln die alten Tannen das dunkle Haupt. Trauernd um des todten Sommers schlummermüde Herrlichkeit stehen sie einsam noch allein mit grünenden Zweigen, während die andern Bäume abgestorben, stille trauern.

Die letzten Herbstblumen, Astern und Chrysanthemum, einzelne müde Rosen duften noch einmal auf, recht voll und schön, ehe sie die zarten Häupter senken zum ewigen Schlummer. Hoch droben aber am wolkenlosen, tiefblauen Himmel strahlt im klarsten Herbstesglanze die goldene Sonne, das leuchtende Symbol ewiger Unsterblichkeit.

Ringsum ist tiefe Ruhe, heilig ernste Sonntagsstille. —

Wie ein wundersamer Klang von fernen Geisterglocken tönt es leise durch die Seele, die heute stille mit sich selber feierlichen Kirchgang hält.

Es ist einer jener stillen, frommen Gedächtnißtage, wo wir in unserem Innern einkehren in wehmüthiger Rundschau über unser vergangenes Leben.

Leise duften die Blumen der Erinnerung an selige Tage, die schon längst verklungen. Aus dem stillen Friedhof unseres Herzens steigen die theuren Todten empor, und mit stillem Geistergruße grüßen wir manch theures Herz, manch treues Auge, das wir einst innig geliebt.

Die alten Träume und die alten, oft so schmerzlich geknickten Blüthen der Hoffnung, die Passionsblumen des Herzens, sprossen empor aus dem Grabe der Vergangenheit, um die alte todte Zeit zu schmücken.

Es sind feierliche Tage, diese Gedächtnißtage, und der feierlichsten einer ist der heutige, der hoch-ernste Tag Aller Seelen.

Dumpf ertönt das Glockengeläute, schwermuthsvoll feierlich, wie ein erschütterndes Memento mori, wie ein feierlich klagendes De profundis.

Wehmüthig ertönen von der Kirche herüber tiefergreifende Gesänge, erhabene Klänge jenes unsterblichen Todtenliedes:

„Recordare, Jesu pie,“

das der große Meister Amadeus noch in letzter Stunde als letzten Schwanensang gesungen.

Tag Aller Seelen! — Vor meinen Blicken liegt der Kirchhof, die letzte Ruhestätte der Todten. Der Kirchhof, wo das Herz eingesenkt wird zum ewigen Schlummer, wo wohl manche müde, gebeugte Seele den ewigen Schlaf schläft, bis einst jener große Tag erscheinen wird, wo die Gräber sich öffnen werden und die Osterglocken der Auferstehung verkünden den großen Tag des Herrn.

Die Sonne leuchtet mit warmem Glanze so milde, liebevoll über die Gräber, als wolle sie heute, am Tag Aller Seelen, mit ihrem fröhlichen Himmelslichte leise die Todten grüßen in ihrer kühlen, tiefen Schlummerstätte.

Die letzten, dürren Blätter fallen wehmüthig sterbend herab auf die Gräber, und ein leiser Wind trägt die halbverwehten, verlorenen Klänge des Requiems von der Kirche herüber, als wollte er den Todten verkünden, daß ihr Andenken fortlebt im Herzen der Ihren.

Mit Mooskränzen, mit Immergrün und weißen Rosen sind die Gräber geschmückt, und mit Blumen in den Händen sind heute gar Viele gekommen, um an den Altären todter Lieben ein stilles Gebet zu sprechen.

Eine andere Welt tritt uns nahe und mit freudigem Seherblicke grüßt das Auge längst zur Ruhe Gegangene.

Manches vielgeliebte Wesen
Das den Blicken längst entschwand,
Neigt das todte Antlitz grüßend
Fernher aus dem Geisterland.

Wohlbekannte, traute Gestalten nahen sich und umschweben uns, bleiche Trauergebilde einer schönen, todten Zeit.

Dich vor Allen grüße ich, theures Großmütterlein, schönste Blume meiner fröhlichen Kindheit. Du reines, frommes Bild, das mich in meines Lebens ersten Stunden als Schutzengel umschwebt mit leisem Gebet. Du warst die erste, müde Herbstrose, die der Todesengel gepflückt aus dem Kranz meiner Lieben; Du warst das erste gebrochene Herz, das ich unter heißen Thränen eingesenkt zur ewigen Ruhe. — Dieses Scheiden war der erste große Schmerz in meinem Leben. Ich hatte so heiß gebetet, so innig alle Engel angefleht, als die bleichen Schatten des Todes sich über das theure Antlitz zu senken begannen. Ich war noch ein Kind und die Trennung erschien

stille und leise rauscht es durch die Tannen, die ihre dunkeln Zweige schützend darüber breiten, wie der Flügelschlag eines Engels, der, mit seinem Lilienstabe das Grab berührend, eine Todtenblume segnend darauf niederlegt.

Nahe bei der hochbetagten Greisin ruht, von den sinnigen Zweigen einer Trauerweide beschattet, eine kaum erblühte Knospe, die im goldenen Frühlingsmorgen des Lebens, als jugendlicher Engel sich emporschwang in die Gefilde des Lichts. Ihr Leben glich dem Leben einer Wunderblume, die nur in sonnigerem Glanz, in milderer Luft gedeiht.

Die letzten Tage ihres irdischen Daseyns waren feierliche Stunden der Verklärung, und als sie dahinging, strahlte um ihr Haupt ein leuchtender Glorienschein. Wenn heute am Tage Aller Seelen der Genius der Jugend und der Schönheit an diesem Grab vorüberschwebt, so weiht er eine volle Thräne der jugendlichen Rose, die in kühler Erde der Morgenröthe seliger Auferstehung entgegenträumt. — Die jugendliche Todte mahnt mich an einen Freund meiner Jugend, dessen Grab Keiner weiß, der einsam ferne ruht im blauen Meer.

Sturm und Wetter, die goldenen Sonnenstrahlen und das glühende Abendroth gleiten über sein wellenumschleiertes Grab. Keine Hand streut Blumen auf ihn nieder, aber die Engel grüßen ihn in stiller Nacht, wenn sie dahinschweben über den Wassern in nächtlichem Traume voll seliger Schönheit.

Die milden Sternen-Augen schimmern in feuchtem Glanze auf seinem Grab und die Wogen rauschen wie tiefe Orgelklänge ein gewaltiges Todtenlied, eine feierliche Symphonie, Klänge voll erhabener Schönheit, wie sie nur noch wiedertönen im Heiligthume Beethovens.

Er hat eine schöne, tiefpoetische Ruhestätte gefunden in den weiten blauen Meereshallen, würdiger als jene, die einem armen Burschen zu Theil ward in den unheimlichen Riesen-

kühnen Herzen das letzte Geleite.

Verscharrt in den Fosses communes ruht der Arme nun einsam und allein in fremder Erde, träumend vielleicht vom fernen Vaterland. —

Weiter wandere ich stille durch die riesige Stadt der Todten, bis mir dunkle Cypressen entgegenrauschen, die sich flüsternd über eine Grabesstätte neigen.

Es ist ein einfaches Monument. Eine schmucklose Pyramide, von einer Urne gekrönt und eine einfache, graue Steinplatte, aber auf dieser eingegraben steht ein stolzer Name, der Name:

»Heine!«

Es ist die Ruhestätte Heinrich Heine's. Das Grab des unsterblichen Dichterfürsten, dessen Lieder und Gesänge in dämonisch wilder Schönheit emporleuchten aus dem Strom der Dichtung. Jenes unbesiegte, nie gebrochene Herz, jener todesmuthige Held und Bannerträger im Befreiungskriege der Menschheit, jener stolze Löwe, Heinrich Heine, hat nach langen Jahren schwerer Todesqual endlich hier Ruhe und Frieden gefunden. —

Eine feierliche Stille lagert über dem Grab des großen Geistesheroen, nur der Herbstwind rauscht durch die Cypressen leise flüsternde Klagelieder.

Lorbeerkränze schmücken das Grab in reicher Zahl. Wohl mancher Deutsche ist heute schon davor gestanden und hat eine Blumengabe darauf niedergelegt, als ein stilles Todtenopfer für den großen Dichterkönig.

Ein hohes, herrliches Weib, die Freiheit, auf der einen, und auf der andern Seite die zauberisch schöne, duftige Gestalt der Poesie, halten Wache am Grabe des schlummernden Titanen, der nun ausruht vom Kampf und Märtyrerthum seines Lebens. —

Schon breiten sich die Abendschatten über die endlos weite Friedhofsstätte, schon breitet der Nebel seinen duftigen Schleier

weinst bis zum Herzbrechen. Du hast das Beste verloren, was Gott hienieden gibt, Du hast das Höchste auf Erden verloren: ein Mutterherz.

Gott helfe Dir, Du armes Kind, das schon so früh am Lebensmorgen einen Kranz hinausträgt am Allerseelentag auf das Grab der treuesten Liebe. —

Die Sonne ist geschieden, und milde fluthet die Dämmerung herein. Bebend hallen die Glocken ihr letztes, wemuthsvolles Ave Maria. — Die stille Nacht bricht ein und umfängt mit liebenden Armen die müde Mutter Erde. — Der Tag Aller Seelen ist zur Ruhe gegangen und mir ist als ob über der stillen Stätte der Todten leise ein verklärter Engel schwebe, der für Alle, die da drinnen ruhen, bitte um ein fröhliches Auferstehen.

Mannigfalliges.

* Die Luchsjagd in Norwegen. Der Luchs kommt auf dem ganzen europäischen Festland heutzutage nirgends mehr so häufig vor, als in den großen Nadelwäldern von Norwegen, und wird emsig gejagt, da sein Fell als Pelzwerk sehr geschätzt ist. Zu Anfang des Winters nach einem leichten Schneefall nimmt der Jäger ein Paar Hunde von der Race unserer alten Hatzrüden, deren Körper in einer Art Rüstung von ledernen Streifen oder Riemen steckt, welche die Hunde vor den furchtbaren Krallen des Luchses schützt, ohne die freie Bewegung der Glieder der Rüden zu hemmen. Hat der Jäger die frische Fährte eines Luchses ausgemacht und haben die Hunde sie angenommen, so kommt das Raubthier nur selten davon. Die Jagd auf den Luchs ist eine sehr aufregende, aber gerade darum bei dem norwegischen Waidmann sehr beliebt. Wird der Luchs zu hart bedrängt, so wendet er sich um und bietet ihnen kühn die Spitze, und wenn dann die Hunde nur einige Erfahrung haben und gut dressirt sind, so halten sie zwar den Luchs auf, bleiben aber weislich in einer respektvollen Entfernung, bis der Jäger herankommt; sind sie aber noch zu jung und unerfahren, so kommen sie dem Raubthier oft zu nahe und müssen diese Kühnheit theuer büßen, denn die mächtigen Branten (Tatzen) des Luchses mit den gefährlichen Krallen können furchtbare Wunden versetzen. Junge Luchse bäumen gewöhnlich auf, wenn sie hitzig verfolgt werden, und man hat mich versichert, daß wenn ein Schütze seinen Hut abnehme und nahe bei dem Fuße des Baumes, auf welchem der Luchs seine Zuflucht gesucht hat, auf einen Stecken setze, der Luchs bis zu Einbruch der Dunkelheit auf dem Baume bleibe. Hat er einmal aufgebäumt, so wird er leicht mit der Büchse erlegt, da er sich gewöhnlich in einer Astgabel dicht am Stamme niederthut. Doch ist es sehr rathsam, ihn womöglich auf den Kopf zu schießen, damit der Balg geschont bleibe, denn wenn er noch lebend vom Baume herunterstürzt, fallen die Hunde meist über ihn her und zerzausen ihm den Pelz nicht übel. Weitaus die größere Anzahl der Luchse wird aber in Fallen gefangen. (Aus Bernard's „Waidwerk in Norwegen")

* „Ich gebe Dir mein heiliges Ehrenwort, Sonnenberg," sagte ein angehender junger Schauspieler von mehr Ehrgeiz als Talent emphatisch zu einem ältern Kollegen, — „ich gebe Dir mein heiliges Ehrenwort, daß mir erst gestern Abend noch ein General gesagt hat, er würde hundert Louisd'or darum geben, wenn er mich in der Rolle des 'Hamlet' sehen könnte!" — „Höre, Bertrand," versetzte der alte Mann mit einem sardonischen Lächeln; „wenn dieß dem General Ernst war, so muß er offenbar blind seyn, um so etwas zu sagen."

* „Na, höre, Kleene, jehen denn hier alle Leute barfuß?" fragte ein Berliner ein schwäbisches Bauernmädchen, das mit seinem Korbe auf dem Kopf zu Markte ging. — „Nein, Herr," versetzte das Mädchen kurz, „nur ein Theil thut's, und die anderen Leute kehren vor ihrer eigenen Thüre."

An unsere geehrten Leser.

Erklärung bezüglich des Romans „Die Weiße Frau."

Auf alle direkt an uns gerichteten Anfragen, warum wir keine Fortsetzung dieses spannenden Romans mehr geben, haben wir direkt geantwortet, daß wir von der Polizei eines deutschen Staats verwarnt worden seyen, die weitere Publikation zu unterlassen, wofern die Erheiterungen in jenem Staate nicht verboten werden sollten. Dieß veröffentlichen wir hiemit zu unserer Entschuldigung, zugleich als Antwort auf einige anonyme Zuschriften über diesen Gegenstand. Der Verfasser hat jedoch eine Anordnung getroffen, daß der fragliche Roman demnächst in vier Bänden ausgegeben und daß die beiden Schlußbände, welche in den Erheiterungen nicht mehr erscheinen können, den Lesern der letztern zu ermäßigten Preisen zugänglich gemacht werden sollen.

Die Verlagshandlung der Erheiterungen.

Danksagung.

In Folge unsers Aufrufs zu Beiträgen für die arme halb erblindete Schriftstellerin sind eingegangen:

Postzeichen Weißenfels fl. 1. 45 kr. — Durch Frau Ottilie Wildermuth nachträglich noch fl. 11. — Durch Frln. Dungern in M. fl. 10. — Von Frau Dr. Birch-Pfeiffer. fl. 2. — Hr. Fr. Schleicher fl. 1. — Postzeichen Nordheim fl. 2. — Von zwei Schwestern in Halle fl. 1. 45 kr. — Wittwe L. O. in Plauen fl. 1. 45 kr. — J. G. in St. fl. 2. — Sammlung von Ad. Beneke in Hannover fl. 7. — Durch Köhler's Buchhandlung in Lauban fl. 1. 45 kr. — Frau E. Schreiber in St. fl. 1. — Durch Frau Emilie Behrens in Pf. fl. 5. — N. N. in Berlin (Ev. Matth. 6, 25. 26.) fl. 3. 30 kr. — Frau Dr. K. fl. 1. 45 kr. u. W Sch. fl. 1. — Herr Kommerzienrath Voigtländer in Braunschweig fl. 87. 30 kr.

worüber ich hiemit unter herzlichem Danke quittire und den edlen Gebern Gottes reichsten Segen wünsche. Die unglückliche Dulderin ist nun wenigstens im Stande, den Unbilden des Winters ruhiger entgegen zu sehen.

Stuttgart, Oktober 1864. **Karl Müller.**

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Bewahrt das Feuer und das Licht!

Novelle von Lorenz Diefenbach.

(Schluß.)

Der Chef seines Kollegs nahm den verlorenen Sohn, der zwar ohne Sündenbekenntniß, aber mit den Zeichen kindlicher Ergebenheit zurückkehrte, mit den freundlichsten Worten und Thaten auf und belohnte sogar sein Wohlverhalten zum voraus durch eine Rathsstelle an demselben Kollege, das er nur als Beisitzer verlassen hatte.

Norbert meldete dieß Marien in der glücklichsten Stimmung, und schrieb weiter: „Die Aussicht, deren ich noch ein Weilchen im Stillen genießen werde, findet mich gerüstet, und binnen Jahresfrist führe ich mein Liebchen in ein gesichertes und behagliches Haus. Aber schon unmittelbar nach meiner bevorstehenden förmlichen Einführung in die neue Würde werde ich mich Ihnen in frischem Glanze vorstellen. Ich habe bereits einen kurzen Urlaub erbeten, um meine kleine Habe selbst abzuholen. Damit aber die wenigen kostbaren Tage nicht durch Bücherverpackung und dergleichen Prosa verkürzt werden, bitte ich Sie, dieselbe vorher zu bestellen und zu besorgen. Der Gedanke aber: daß die lieben Händchen in häuslicher Sorge für mich beschäftigt sind, wird mir ein nichts weniger als prosaisches Vorgefühl unserer künftigen Häuslichkeit geben. Wäre nur diese Zukunft schon da! seufze ich mit nur halber Selbstsucht, weil erst ein Wechsel des Orts und vieler Gewohnheiten Euch lieben Frauen beiden die traurigsten Erinnerungen in milderer Färbung zeigen wird."

„Wohl kann mir nur ein solcher Wechsel die schmerzlichsten und die theuersten Erinnerungen in mildernde Ferne rücken!" sagte Marie, als sie diesen Brief durchgelesen und mit Norberts Hoffnungsbildern auch die dabei nur schwach angedeutete fortwährende Unsicherheit seiner Zukunft durchdacht und durchempfunden hatte.

Sein Besuch in Wielitz fiel, nicht ganz zufällig, mit dem Ablaufe der öfters erwähnten Frist zusammen, und er malte sich schon unterwegs den festlichen Morgen des Tages aus, an welchem Marie endlich ihr Wort auslösen mußte. „Ich werde ihr," plauderte er mit sich selbst, „die Strafe für ihre eigensinnige Pünktlichkeit nicht erlassen und nur ohne Worte fragen, was sie mir nun mit lautem Ja beantworten muß, so schwer dieses auch ihrem Mädchenherzen ankommen mag. Sie hat es selbst noch in ihrer Antwort auf meinen letzten Brief, so deutlich er auch ihre Liebe und Treue bezeugt, tief versteckt, so daß ich es errathen muß."

Einige Stunden später stand er in sehr veränderter Stimmung in Mariens Wohnung, in welcher ihn, statt ihrer, Adolfine mit einem Briefe von ihr empfangen hatte. Dieser begann: „Mein Freund, mein unwandelbar Geliebter! Verzeihung einer Täuschung, mit welcher ich uns beiden wehe thun muß, mir weher, als ich beschreiben kann! Meine Liebe und Pflicht gegen Sie und die Erhaltung meines eigenen Selbstbewußtseyns geboten mir, Nein zu sagen. Aber ich hätte es nicht vermocht, Aug in Auge mit Ihnen. Darum floh ich vor Ihnen, vor der Aufgabe, der ich meine Kraft nicht gewachsen fühlte. Hätte ich Sie nur noch einmal sehen dürfen, von Ihnen ungesehen! Doch besser so! Ich fliehe so früh als möglich, weil ich es leichter kann, ehe ich Sie schon auf dem Wege hieher weiß, und damit Sie die Spuren unseres Wegs schon verwischt finden. Erschweren Sie mein Ringen nicht, indem Sie sie zu entdecken suchen! Ich nehme alle Tage des ungetrübten Glückes mit mir, in welchem ich noch keine trennende Pflicht zwischen uns sah und auch wohl noch nicht sehen konnte. So werde ich nie ganz unglücklich werden, und auch der Geliebte nicht, der jenes Glück mir brachte und mit mir theilte!" Sie stellte nun noch einmal die Gründe ihres Trennungs-Entschlusses zusammen, als eine geschlossene und unwiderstehliche Phalanx, wie sie vor ihr gestanden hatten.

Norbert hatte geglaubt, sie siegreich bekämpft zu haben, und argwöhnte jetzt, daß während seiner Abwesenheit Marie in der einmal eingeschlagenen Richtung bestärkt worden sey, was nur durch die wenigen Eingeweihten geschehen seyn konnte. Er sprach dieß Adolfinen aus und sagte dabei: „Sie stehen Marie am nächsten und mußten am besten einsehen, daß ihre gewohnte Besonnenheit dießmal überspannten Ansichten wich, zu welchen sich auch vielleicht ein kaum selbstgestandenes Mißtrauen in meine Festigkeit gegen Vorurtheile mischte. Konnten Sie sie nicht von dieser abenteuerlichen Flucht abbringen, die mich zu ihrem Verfolger macht, bis ich sie um jeden Preis die meine nenne?"

„Mögen Sie mich ihren Brief lesen lassen?" fragte Adolfine zur Antwort.

„Sie kennen seinen Inhalt noch nicht völlig?" Er gab ihr ihn.

Als sie gelesen hatte, sagte sie: „Dieselben Gründe hat sie mir öfters und noch rückhaltloser, als Weib dem Weibe, entwickelt. Sonst pflege ich in jedem Kampfe einer Mitschwester für ihre Unabhängigkeit auch selbst gegen die liebevollste Herrschsucht der Männer für Jene Partei zu nehmen. In diesem Falle jedoch sprach mir so Vieles für Sie, mein Freund, daß ich mich hütete, Marie in einer so weit gehenden Beharrlichkeit zu bestärken. Aber ich hielt sie auch nicht entschieden zurück, weil ich bis heute glaube, daß der in ihr entstandene Zwiespalt starke Heilmittel fordert, und daß die Unterlassung dieses Heilversuches (sie freilich denkt an keinen bloßen Versuch!) ihr keine wahre Ruhe, also auch Ihnen kein völliges Glück gebracht hätte. Sie werden mir bei ruhigem Nachdenken Recht geben. Glauben Sie mir um so mehr, weil auch ich Marien schmerzlich vermisse, daß wir uns zu ihrem eigenen Besten vorläufig darein finden müssen."

Norbert sagte: „Alles zugestanden, so kann ich immer noch schwer glauben, daß dieser Zwiespalt, wie Sie es nennen, in Mariens Seele so unheilbar geworden wäre, wenn nicht von außen ihre Verstimmung gesteigert und ihr Vertrauen zu mir erschüttert worden wäre. Ottilie wird doch nicht in einer unbewachten Stunde etwas Unbesonnenes oder Grundloses gegen sie ausgesprochen haben?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Sie, „und wäre es auch geschehen, so hätte es Marie mir verschwiegen, weil sie meine Abneigung gegen Ihre Cousine kennt." Sie erzählte nun noch mehrere Einzelheiten. Damit die hastige Abreise ohne Abschied nicht allzuviel Aufsehen mache, sollten die Mitwissenden dem Publikum als Ursache das dringende Bedürfniß einer Luftveränderung von noch unbestimmter Oertlichkeit und Dauer für die Wittwe angeben, das Weitere aber ausschließlich Adolfinen anvertraut werden, die dafür Verschwiegenheit gelobt hatte. Sie gab Norbert beruhigende Aufschlüsse über die Unterhaltsmittel der Flüchtlinge, welche Marie auch durch Arbeit zu vermehren gedachte, sobald beide ihre Kräfte ausgeruht haben würden. „Norbert soll wissen," habe sie gesagt, „daß ich arbeiten will, nicht um mich zu zerstreuen, sondern um mich zu sammeln und um in meiner kleinen Wirksamkeit einigen Ersatz für die aufgegebenen Hoffnungen zu finden."

Norberts Kummer und Verdruß wurde am meisten noch durch folgende Zeilen Mariens gelindert, die sie für Adolfinen und zugleich für ihn niedergeschrieben hatte: „Würde mein Unglück wollen, daß Norbert erkranke und nach mir verlange, so soll er es mir schnell durch Dich melden, mich aber nicht täuschen wollen, wenn ich an seine Liebe glauben soll. Auch ich werde, wenn mich der Tod nicht übereilt, nicht ohne Lebewohl von Ihm sterben." Diese etwas mystische Botschaft begleitete Adolfine mit den Worten: „Sie sehen, unsere theure Marie verräth alle Symptome schwärmerischer Liebeskrankheit. Sie läßt ihrem verzagenden Herzen immer noch die Aussicht auf ein letztes Wiedersehen vor und nach einer noch ewigeren Trennung, als die jetzige ist."

„Liebe, theure Freundin, Sie sehen also ein, wie thöricht sie ist, sich und mich zu quälen, und werden meine Bundesgenossin gegen ihre Thorheit und für ihr Glück?"

„Nein, ich stehe der Thorheit der Freundin auch gegen die Weisheit des Freundes bei, so lange sie selbst nicht mein Schweigensgelübde löst. Suchen Sie nie, mich wortbrüchig zu machen!" versetzte Adolfine.

Er ging von hier zu seinen Verwandten, die aus Zartgefühl die Entfernung Mariens und ihrer Mutter nur kurz berührten. Jene hatte in einem herzlichen Briefe an Ottilie die Unterlassung persönlichen Abschiedes durch die unvorausgesehene Beschleunigung der Abreise entschuldigt und mit diesen Worten geschlossen: „Ich rufe Dir, wie mir selbst zu: „Träume immerhin rückwärts, aber denke und strebe vorwärts! Erst, wann ich etwas erstrebt habe, was der Meldung werth ist, sollst Du mehr von mir hören."

Leider las Norbert diesen Brief erst, nachdem seine zerrissene Stimmung ihn zu kränkenden Aeußerungen gegen Ottilien getrieben hatte, mit welcher ihn ihre Eltern alsbald allein ließen, um Beide nicht in irgendwelchen Herzensergießungen zu stören. In gedrängten Worten hielt er ihr jetzt vor, daß sie einst das Gold der Freundschaft gegen den Flitter der Residenz-Bekanntschaften auf's Spiel gesetzt habe. Ob sie gleich in neuerer Zeit sich Marien wieder zugewandt habe, könne er ihr doch sein Mißtrauen nicht verhehlen: sie möge Rückfällen in alte Entfremdung und hochmüthige Kälte gegen Jene Raum gegeben, und ihr dadurch die alte Heimath noch unheimlicher gemacht haben, als sie ohnedieß schon ihrem überreizten Gemüthe geworden sey. Zwar habe auch Adolfine sie nicht so, wie sie gekönnt und gesollt hätte, von ihrer Entweichung zurückgehalten, aber nur aus verkehrter Ansicht, nicht aus Mangel an treuer Liebe, diese Unterlassungssünde begangen.

Es fiel ihm plötzlich auf, daß Ottilie ihn mit düstrer Ruhe anhörte und keinen Versuch der Rechtfertigung machte. Er milderte schnell seinen Ton und bat sie um Verzeihung für seine Gereiztheit. Sie möge dabei bedenken, wie schwer ihn die letzten Enttäuschungen verstimmt hätten.

Sie ließ ihn ausreden und sagte dann: „Ein Abschiedsbrief Mariens mag Ihnen nachher beweisen, daß meine alten Fehler sich nicht auf's neue zwischen sie und mich gestellt haben, was Ihnen Adolfine eingeflüstert haben mag. Vielleicht wäre dieß nie geschehen, wenn Sie — ich muß nun Ihren Vorwürfen einen andern entgegensetzen — einst die übernommene Führerpflicht gegen mich mit derselben Strenge geübt hätten, die Sie mir jetzt bezeigten, wo ich vereinsamter dastehe, als denn doch mein Herz es je verdient hat."

Norbert empfand diesen zwiefachen Vorwurf mit tiefer Reue, und sprach ihr dieß mit den lebhaftesten Worten aus. „Gewiß," rief er aus, „bedürfen wir beide ganz besonders jetzt unserer alten geschwisterlichen Freundschaft zum wechselseitigen Troste!" Er war ihr sehr dankbar dafür, daß sie, nachdem er Mariens Brief durchgelesen hatte, das Gespräch ausschließlich auf seine Sorgen wendete, und vergaß, selbstsüchtig genug, darüber Ottiliens eigene Trostesbedürftigkeit.

Als er wegging, sah sie ihm traurig nach und sagte für sich: „Jedes hat an seine Schmerzen zu denken, und mich überlassen sie den meinen. Aber ich will sie verhehlen, weil ich Mittrauer nicht finde, Mitleid nicht mag, und der Schadenfreude keine Nahrung geben will. Wäre ich wirklich glücklich geworden, so würde ich mich nach Mitfreude gesehnt, aber wahrscheinlich nur Neid gefunden haben. So ist es für Glückliche wie für Unglückliche das Beste, der Menschen entbehren zu können. Aus Allem, was ich von ihnen erwarten kann, will ich mir denn das Beste herauslesen, und dieß wird der Neid seyn. Da ich aber nicht wieder glücklich seyn kann, so will ich es scheinen, wenigstens befriedigt, wunschlos scheinen. Nicht wieder aber wird, wie früher, der Schein mich beherrschen, sondern ich ihn."

So lautete das Motto ihrer Zukunft.

Norbert ging nach kurzem Aufenthalt in die Hauptstadt zurück. Er hatte Adolfinen das Versprechen abgerungen, einen „letzten" Brief von ihm an Marien zu senden, in welchem er noch einmal Gründe gegen Gründe und die Liebe über alle Gründe setzte. Die äußerste Grenze seiner Einräumung sey eine nochmalige und letzte Frist, aber nicht mehr zum Ueberlegen, sondern zur lebendigen Probe ihres „Trennungsversuchs." „Wenn Ihr verblendeter Eigenwille," schrieb er

in verzweifeltem Humor, „meine mehr als menschliche Langmuth zurückweist, so will ich Sie mit Gewalt von ihm erretten, von diesem als hohem Muthe verkappten Hochmuth. Du irrst, mein trotziger Flüchtling, wenn Du mich fähig hältst, mein Recht auf Dich aufzugeben. Ich schwöre Dir zu, daß ich Laufbahn, Vermögen, mein ganzes Wohl und Daseyn daran setzen werde, Dich wieder in meine Gewalt zu bekommen!"

Diesen Brief hatte Adolfine versprochen abzusenden, sobald sie wüßte, an welchem Orte sie Marien zu suchen habe.

Zwischen ihr und Ottilien wucherte der alte Haß still fort, auch ohne neue Nahrung, zu welcher wir jedoch den wechselseitigen Vorwurf der Mitschuld an dem Schicksal des befreundeten Liebespaares, und deßhalb auch an der ihnen beiden jetzt sehr fühlbaren Isolirung in dem langweiligen Wielitz, rechnen müssen. Sie standen dabei einander zu ferne und waren zu fein erzogen, um durch offene Entfesselung dieses Widerwillens entweder den Schein eines erträglich freundlichen Umgangs zu zerstören, oder auch eine Verständigung und Versöhnung herbeizuführen, jedenfalls den versteckten Reibungen ein Ende und ihr Verhältniß wahrhafter zu machen. Adolfine trug die Schuld, daß Ottilie den oft gebotenen Kampf endlich aufnahm und feindseliger wurde, als es sonst in ihrer Gemüthsart lag. Bei der schärfsten dieser Reibungen gewann sie sogar die Oberhand gegen die Angreiferin. Freilich aber verloren Beide, indem sie Unrecht thaten und erlitten, Wunden schlugen und empfingen, ihre Seelen durch Haß, ihre Züge durch den Ausdruck des Hasses entstellten.

Beim ersten Male nämlich, wo sie der Zufall inmitten einer größeren Gesellschaft in einer Fensternische unbelauscht zusammenführte, fragte Adolfine: „Wir sind beide nicht von Herzen bei der Gesellschaft, und unsere Gedanken jagen wohl auf gleicher Fährte? Unser armer Freund will sich durchaus den Schmerz vergeblichen Suchens bereiten; Sie sollten ihn davon zurückhalten!"

Ottilie sagte aufrichtig: „Was vermag Freundschaft gegen Liebe?"

„Desto mehr ältere Liebe gegen neuere!" entgegnete Jene mit einer häßlichen Freundlichkeit.

Ottilie verstand jetzt erst die Voraussetzung über ihr Verhältniß zu Norbert, von welcher Adolfine ausging, raffte sich zusammen und sagte mit einer leichten Verbeugung und gelungenem Lächeln: „In diesem Fache ordne ich mein Urtheil Ihrer reichen Erfahrung unter."

„Sie sind zu bescheiden," lautete die behende Entgegnung. „Vielleicht waren Sie so glücklich, nur sehr maßvoll zu lieben, gewiß aber, maßlos geliebt zu werden, so daß sich diese passiven Erfahrungen Ihrer ruhigen und die aktiven einer leidenschaftlichen Sinnesart ausgleichen."

„Unter meinen persönlichen Erfahrungen, wenn auch nicht unter meinen Beobachtungen, fehlt wenigstens die Spekulation auf die blinde Treue eines ehrlichen und großmüthigen Anbeters, der seiner Huldin den Hafen seines Herzens und Hauses für die Zeit offen hält, wo sie „alle das Neigen von Herzen zu Herzen" bis auf die Neige ausgekostet haben wird."

Mit diesem Satze schloß Ottilie die Unterredung, und ihre sonst so viel gewandtere und rücksichtslosere Gegnerin verrieth durch ihr Verstummen, daß sie dießmal in dem Wettspiele der Kränkungen unterlag. Und doch hatte ihr, wie wir wissen, gerade jetzt Ottilie bittres Unrecht gethan, ohne es freilich zu wollen, da dieselbe nur oberflächlich und bruchstückweise Kunde von ihrem früheren Leben hatte.

Sie dachte darüber nach, woher und wieweit Ottilie unterrichtet seyn konnte, und fand eine wahrscheinliche und beruhigende Erklärung. Ihre Großtante wußte weiter Nichts, als daß ihr früherer Verlobter und Vormund nur als Letzterer ihr Erbgut verwalte und von Zeit zu Zeit mit ihr Briefe wechsele. Auch Marien hatte sie kaum mehr mitgetheilt, wohl aber mehr versprochen, wann ihr einst größere Ferne der Zeit mehr Klarheit und Kühle des Urtheils bringen werde. Mariens Verschwiegenheit war zweifellos, das Gegentheil aber die der Frau v. Osling, deren zudringliche Neugier oft eine Ansicht verrieth, die Ottiliens Aeußerung zu Grunde liegen konnte. Adolfine fand es indessen am klügsten, den Scharfsinn und die Wißbegierde Ottiliens nicht weiter aufzureizen; und da diese vor Allem das Bedürfniß der Gemüthsruhe empfand, so wichen fortan Beide einander in einhelliger Friedensliebe aus.

Frau v. Osling hatte einmal „in Eile und Zerstreuung," wie sie zur Entschuldigung sagte, einen Brief Mensingens an Adolfinen erbrochen, diese aber darauf den ihr persönlich wohlbekannten Postmeister mit Andeutung des Grundes gebeten: die wenigen an sie gerichteten Sendungen ihr anzuzeigen, worauf sie sie in der Regel persönlich abholen werde. Der artige Mann genügte seitdem ihrem Wunsche, und sagte die Wahrheit: daß er eben in dieser persönlichen Erscheinung den schönsten Lohn für seine Dienste finde.

Uebrigens hatte der Großtante Zerstreuung die besten Folgen für Adolfinen, weil der Inhalt des Briefes die günstigsten Nachrichten über den Ertrag ihres Gutes enthielt und sie der unbescheidenen Leserin in dem Lichte der unabhängigen Erbin zeigte, die mit ganz freiem Willen und nur ihr zu Liebe und zur Gesellschaft im Hause blieb.

Seitdem sie nun auch Siegelbewahrerin fremder Geheimnisse geworden war, gewann ihr des Postmeisters Gefälligkeit noch mehr Werth. Dieser rühmte ihr bei der Ueberreichung von Mariens erstem Briefe seine Fertigkeit, einmal ihm bekannt gewordene Handschriften noch nach Jahren wiederzuerkennen, setzte aber sogleich lächelnd hinzu: „Ich will damit nur mein Verdienst in Ihren Augen steigern, indem ich bei allen an Sie gerichteten Briefen meine Erinnerungen nicht blos fremder Neugier, sondern sogar meiner eigenen verschweigen werde. Diskreter kann man doch nicht seyn!" — „Und doch," antwortete sie; „habe ich den Muth, Sie zu bitten, auch die Adressen meiner eigenen Briefe, die ich Ihrer gütigen Hand anvertrauen werde, sogleich nach ihrem Abgange wieder zu vergessen." — „Gewiß," sagte er; „und sollte je zuweilen Ihre Adresse eine Maske seyn und Ihre Briefe einer mittelbaren

Bedürfniß bedürfen, so verfügen Sie mit vollem Zutrauen über meine Vermittlung."

Marie schrieb der Freundin: Sie gedenke eine gesund und schön gelegene größere Stadt zum längeren Aufenthalte zu wählen, wo sie Gelegenheit suchen werde, irgend etwas Erlerntes zu lehren. Gegenwärtig aber wolle sie ihre vorläufige Rast in einem stillen Gebirgsstädtchen forthalten, weil ihre Mutter eine Weile ungestörter Ruhe und Pflege bedürfe. „Auch ich," schrieb sie; „will mich noch einmal in Abgeschlossenheit und Selbstbeschauung versichern, ob ich meine Entschlüsse ruhig genug gefaßt habe. Wenn ich standhaft bleiben soll, so darf mich kein Heiligenschein heldenmüthiger Entsagung schützen, sondern nur das einfache Bewußtseyn: meine Pflicht üben zu wollen, und dazu den rechten Weg beschritten zu haben."

Adolfine schrieb ihr ausführlich und sandte ihr Norberts Brief.

Sie antwortete zwar auch auf diesen, der Form nach aber nur Adolfinen. „Warum," schrieb sie; „schleudert mir Norbert seinen Brief in meine erste Rast herein und schreckt mich aus meinem Streben nach Ruhe und Licht auf? Ich hatte vergessen, ihn anzuflehen, ein mir unmittelbar Unerläßliches nur durch Dich zu schreiben. Denn ach! die Anrede des Briefes glaubt man aus dem Munde des Geliebten selbst zu hören! Aber dieser Brief enthält nicht blos Worte der Liebe, 'die nicht das Ihre sucht,' wie die Bibel sagt, und ich muß Norbert anklagen, um mich zu vertheidigen. Er will meine eigene Liebe zu ihm als Waffe gegen mich selbst, gegen meine Einsicht und meinen Willen kehren. Wenn er mich nicht überreden kann, will er mich zwingen; und in diesem Ungestüm verliert er selbst die reine Festigkeit des bewußten Willens, die er bei mir zu vermissen behauptet, ja er will sich selbst aufgeben, um mich zu gewinnen. Hätte ich ihn dann nicht erst recht verloren? Glaubt er mich zu ehren, wenn er mich zum Preise einer wilden Wette macht? Er soll mir sein schönes, männlich festes und heitres Bild lassen!"

Als Norbert diesen Brief erhalten und gelesen hatte, hielt er ungefähr folgendes Selbstgespräch. „Sie hat Recht, was mich, nicht was sie selbst betrifft. Denn nur diese Entsagungstollheit macht auch mich toll, was mir zum ersten Male in meinem Leben widerfährt. Nun will ich es ihr denn auch gleich thun, und wer von uns zuerst wieder zur Vernunft kommt, soll das ganze Leben lang Herr im Hause seyn. Im Hause, in unserem Hause! Welche Wonne liegt in diesem hausbackenen Gedanken! Und dieses Ziel ist mir gewiß, trotz Alledem und Alledem! Aber freilich muß ich mich bis zu einem gewissen Punkte Deinem Eigensinn fügen, Du geliebtes thörichtes Kind, das sich dem Anstürmenden nicht ergeben wird, vielleicht aber der Sehnsucht nach dem Unnahbaren, Unerreichbaren!"

Noch einmal versuchte er, Adolfinen die fortlaufende Kenntniß von Mariens Aufenthalt gegen das Versprechen abzukaufen, daß er sie nicht, aber auch nur unter dieser Bedingung nicht, aufsuchen wollte. Sie verwies ihn aber wieder auf ihre Verpflichtung gegen Marien; auch schon zu Beider Bestem dürfe sie als Freundin nicht anders handeln.

Kurz darauf erhielt sie unverhofft einen artig geschriebenen Brief Ottiliens, in welchem ihr diese in Norberts Auftrage Folgendes meldete. Er habe sein Amt unter günstigen Vorzeichen angetreten, diese aber benutzt, um einen Urlaub „zur Erfrischung seiner in der letzten Zeit überbürdeten Arbeitskraft" zu erhalten, den er zu erquicklichem Ortswechsel während der guten Jahreszeit benutzen wolle. (Wir schalten hier ein, daß unsere Geschichte unvermerkt in das Jahr 1849 eingetreten ist.) Er werde „seinen beiden Freundinnen in Wielitz" von Zeit zu Zeit Nachricht von sich geben und bitte Ottilien, die etwa an ihn gerichteten Botschaften zu vermitteln, sowohl von Wielitz, wie in der Folge von der Hauptstadt aus, wenn sie der wiederholten Einladung der Tante dorthin folgen würde. Leider dürfe er nicht hinzufügen: vor Allem Nachrichten von Marien! da diese ja spurlos vor ihm verschwunden bleiben wolle.

Ottilie war durch Norberts Bevollmächtigung sehr erfreut, als durch ein Zeichen seines Zutrauens an sich, wie namentlich Adolfinen gegenüber. Diese sah darin eine absichtliche Vergeltung für ihre Schweigsamkeit und für Mariens unerbittliche Verborgenheit, eine noch stärkere aber in seinem Verschwinden selbst. Sie wußte nicht recht, wie sie es deuten solle. Für bloße Neckerei waren denn doch die Verhältnisse zu ernst. Noch weniger konnte sie annehmen, daß er an Mariens Besitz verzweifle und sie auf Wanderungen zu vergessen suche. Auch nicht das äußerste Gegentheil, daß er seine gedrohte Verfolgung ins Blaue hinein ausführen wolle. Am wahrscheinlichsten wurde ihr endlich die erwähnte Vergeltung, zu dem ernsten Zwecke: Marien zu überzeugen, wie fruchtlos für sein Glück ihre Entsagung sey, und wie sie vielmehr sie beide für einander und für die Welt verloren geben lasse.

„Freilich," sagte sie sich, „theile ich seine Ansicht über diese Entsagung; aber Marien darf ein Widerruf weder abgeschmeichelt noch abgetrotzt werden! Noch hat Er ihr nicht Ruhe genug gelassen, um sich einmal gründlich in ihr selbstgewähltes Geschick einzuleben und — es aufzugeben. Soll sie, soll ich für sie ihn nun bei seiner ersten Kriegslist anflehen, der Reuigen zu verzeihen und sie mit seiner Heimkehr und Heimführung zu beglücken?"

Mit diesen Worten begleitete sie ihren Bericht an Marien, und wiederholte es in verstärkter Ausgabe, als Mariens schnell eintreffende Antwort verrieth, daß sie sich mit Auslegungsversuchen über Norberts Schritte abquäle und zwar noch erst tief beklagte, „dem geliebten Freunde so viel Pein machen zu müssen," aber die Bitterkeit dieses „Muß" schon fast unerträglich fand. „Hüte Dich," schrieb Adolfine, „vor allzufrüher und grundloser Reue, sonst kommt sie mit Grund! Traue keiner selbstlosen Liebe, weder der eigenen, die ich Dir schon früher Schwärmerei nannte, noch viel weniger aber der eines Mannes! Je männlicher und klüger ein Mann ist, desto mehr fühlt er sein Selbst, sein Ich, und das nachgeschaffene Weib nur als seine Ergänzung. Dieß ist das Naturrecht des Paradieses, von dem wir uns schwerlich je ganz emancipiren können. Dennoch sind wir heutigen christlich-germanischen Frauen jener

paradiesischen Leibeigenschaft, reichlich zur Hälfte unseres Rechtes und unserer Kraft, entwachsen! Das fühle ich, die ich nicht einmal germanisches Vollblut bin, und werde auch bei Dir keinen Rückfall dulden.«

Natürlich verschwieg sie Norbert diesen Briefwechsel und fand sich überhaupt nicht bewogen, ihm durch Ottilien Mehr zu senden, als den Wunsch: daß er recht bald erfrischt und ermuntert zu seinem Berufe zurückkehren möge. Kurz darauf stattete ihr Ottilie einen kurzen Abschiedsbesuch vor ihrem Abgange in die Hauptstadt ab und nannte ihr einige weit aus einander liegende Orte, von denen aus Norbert ihr geschrieben hatte. »Er wandert,« setzte sie hinzu, »in zielloser Verstimmung umher, wie mir dünkt. Werden diese beiden wunderlichen Flüchtlinge ihrem alten Glück entfliehen, um je ein neues zu finden?« Adolfine war auch etwas bedenklicher, als vorher, und antwortete: »Sie fliehen sich, entweder um sich für immer, und desto sicherer, wiederzufinden, oder um sich für immer zu verlieren! Mir wird jetzt bange vor der Verantwortlichkeit des Zu- oder Abrathens, und wir beide thun wohl am klügsten, unsere Mandate nur auf Berichterstattung zu beschränken.«

Sobald die Tante Norberts Zurückberufung an das Kolleg erfahren hatte, hatte sie Ottilien dringend zu erneutem und einst versprochenem Besuche eingeladen, dabei aber ihren alten Ehestiftungsplan so deutlich durchleuchten lassen, daß Ottilie vorläufig ganz ablehnte, um Niemanden Anlaß zu einer Mißdeutung zu geben. Jetzt aber, wo Norberts Abwesenheit keine solche befürchten ließ, beeilte sie sich, ihrer Tante ihren Besuch anzukündigen. An Wielitz fesselten sie nur noch ihre Eltern, und auch diese waren durch vereitelte Hoffnungen verstimmt. Sie sehnte sich nach einer andern Umgebung, in welcher Nichts sie unmittelbar an ihr Lieben und Leiden mahnte. »Vielleicht,« sagte sie, »glückt es mir, zu vergessen und vergessen zu lassen, was ich that und litt, und auf einer glänzenden, wenn auch kalten Höhe ein neues Daseyn zu beginnen.«

Einige Zeit nach ihrem Weggange erhielt Adolfine einen Brief von Marien nach längerem Schweigen. Sie schrieb mit der Heiterkeit einer von langwierigen Zweifeln geklärten Seele: »Ritter Toggenburg war ein Mann, und doch 'nur ein Jahr hat er's ertragen' — warum soll ich schwaches Mädchen, auch nach erst kürzerer Frist, mich des Geständnisses schämen? Ich demüthige mich vor mir, vor Dir, vor Ottilien, vor Norbert selbst! Wenn er meinem Abschiedsbriefe geglaubt hat, so glaubt er mir noch heute, daß ich ihm Freiheit und, wo möglich, Glück erringen wollte, und wird mir die Selbsttäuschung verzeihen. Und doch ist mir bange, er möge mir zur Strafe verschwunden bleiben!«

Ihre Bangigkeit behielt leider Recht. Ottilie schrieb ihr und Adolfinen, die ihr den Hauptinhalt von Mariens Briefe mitgetheilt hatte: Auch vor ihr sey Norbert verschollen, und sie nicht ohne Sorge um ihn. Den letzten Brief an sie hatte er von Paris aus geschrieben, aber im Begriffe, nach England abzureisen. Sobald sie Kunde von ihm erhalte, werde sie sie mittheilen. Adolfine begleitete diesen Brief mit ziemlich unbestimmten Tröstungen für Marien.

Sie fing an, zum ersten Male sich in Wielitz zu langweilen, und sah mit Sorgen in die Leere ihrer Zukunft, da auch Mariens Wiederkehr hierher mehr als zweifelhaft wurde, wie sich auch ihr Schicksal gestalte. Wurde sie mit Norbert wieder vereinigt, so führte sie dieser in die Hauptstadt; im Gegenfalle würde sie nicht dort, sondern eher in einem andern Staate ihren Unterrichtsplan auszuführen suchen.

Im Gefolge dieser Gedanken kamen ihr noch düstrere. Wo war ihre eigene Heimat? Die ursprüngliche bewachte Mensingen, vielleicht noch mit den alten Hoffnungen, die sie nicht erfüllen wollte. »Ich kann,« sagte sie sich, »für die Dauer keinen Mann beglücken. Wissentlich keinen werthlosen, auch keinen Tag lang, weil ich mich dann mit ihm mein Leben lang verachten müßte. Den edlen Freund meiner Jugend nicht, weil ich ihm nicht Alles geben kann, was er von mir zu besitzen verdient. Und selbst den Einen, dem ich meine ganze Liebe geben zu können glaubte, hätte ich vielleicht nicht in Allem so hoch über mir erblickt, daß ich die ganze Demuth empfunden hätte, ohne welche selten einem Manne die Hingebung eines Weibes der Länge nach genügt.«

Ehe sie jedoch Zeit fand, ihre trüben Betrachtungen weiter auszudehnen, kamen hinlängliche Anlässe, um ihre Aufmerksamkeit wieder nach außen zu wenden.

Zuerst die Nachricht: daß Ottilie einem Bewerber Gehör gebe, der ihr eine ansehnliche Stellung biete und persönlich viele, in der Hauptstadt allgemein anerkannte Vorzüge besitze. Obgleich oder, eher, weil Graf Wisselburg Wittwer war, hatte er die Blicke und Wünsche vieler Mütter und Töchter auf sich gezogen. Aber der vielbegehrte Mann, der noch jugendlich genug war, um den Jüngsten zu gefallen, und alt genug, um nicht selbst den ersten Eindrücken zur Beute zu werden, hatte bei seiner ersten Begegnung mit Ottilien laut genug ihrer »stolzen, kalten Schönheit« den ersten Preis zuerkannt. Sie zögerte nicht lange, seinen Bewerbungen um ihre Gunst und ihre Hand Gehör zu geben. Diese Nachrichten verdankte Adolfine zunächst ihren Verwandtinnen, erhielt aber die Bestätigung durch Frau v. Marschalle selbst, die zwar ihrer Tochter vorläufiges Schweigen versprochen hatte, aber zu mütterlich empfand, um diese schwere Aufgabe bei den nächsten Bekannten durchzuführen. Am wenigsten mochte sie Adolfinen, der sie die Hauptschuld von Norberts Entfernung zuschrieb, den Triumph über ihre vermuthete Schadenfreude länger vorenthalten.

Diese nahm jedoch »dieses dankenswerthe Vertrauen« so verbindlich und theilnehmend auf, daß die geschmeichelte Frau ihr nicht bloß weiter erzählte: daß Ottilie schon in der Kürze nach Wielitz zurückkehren und der Graf ihr bald folgen werde, um ihre Hand von den Eltern zu erbitten; sondern daß sie ihr auch später einen Brief ihrer Tochter zu lesen gab, der u. a. Folgendes enthielt.

»Ich bin in kurzer Zeit alt genug geworden, um keine Täuschung meiner ungeübten Augen durch eine Fata Morgana mehr zu fürchten, aber auch, um kein Jugendglück des Herzens mehr zu hoffen. Doch traue ich mir nicht Verstand und Kraft

genug zu, um mich durch Philosophie und ein beschauliches Stillleben über das Gefühl der Verödung, ja der Unglückseligkeit zu erheben, die mich in einsamen Stunden anwandelt. So bleibt mir Nichts übrig, als ein Surrogat für alle Glücksträume zu suchen oder, wenn es mich sucht, anzunehmen: ein Leben in möglichst schönen und edeln Formen und Umgebungen, unter welchen ich nicht als fremder Gast, sondern als vollbürtig berechtigte Eigenthümerin meines Platzes stehe. Und ein solches Leben bietet sich mir, wenn ich die Hand des Grafen annehme. Er ist ein durch seinen Stand und durch seinen Rang als Kammerherr des Königs berechtigtes, durch Geist und Bildung hervorragendes Mitglied der höchsten Kreise. Er wurde vor nicht langer Zeit durch jenen Prinzen, den ich Dir früher schilderte, bei Hofe eingeführt. Man sagt, er habe viel Aehnliches mit diesem genialen Manne, nur dessen Frivolität ausgenommen. Mir hat er mit unbefangener Offenherzigkeit erzählt: er verdanke es dem Prinzen, daß er seit meiner Ankunft keine Ruhe gehabt habe, bis er mir näher treten durfte. Dieser habe ihm schon vorher Bekenntnisse in Bezug auf mich gemacht und dabei folgende Ausdrücke gebraucht: 'Ich hielt mich für einen Juwelenkenner; aber diesen reinen Diamanten habe ich in seinem vollen Werthe erst auf Kosten meiner Einbildung erkannt, und fühle mich fortwährend allzu beschämt, um mich ihm wieder zu nähern, wenn er auf's neue hier sichtbar würde.' 'Diese Empfindung meines fürstlichen Freundes gegen eine Dame', setzte Wisselburg hinzu, 'war mir etwas ganz Neues. Ich theile mit ihm, bilde ich mir ein, den Kunstsinn für die Schönheit, er aber nur wenig mit mir ihren Cultus, die hohe Achtung, die ich ihr zolle.'

Adelfine leistete Frau v. Marschalke gerne das Versprechen, Ottilien ihre Kenntniß dieses Briefes zu verschweigen. „Ein wunderlicher Brief,“ dachte sie, „oder vielmehr ein wunderliches Wesen, seine Schreiberin! Immer wieder diese eitle Selbstbespiegelung, aber auch — ich will gerecht sein — dieser Sinn für das Schöne und gegen das Gemeine! Doch ist und wird sie nicht glücklich, weil sie mehr Gemüth hat, als ich dieser schönen Statue zutraute. Und doch wieder, hätte Ludwig mich geliebt, wie er sie geliebt hat, und eine Geistergewalt verböte mir, an ihn zu denken, so würde ich nie einen Andern zwischen ihn und mich stellen können, eher irgend ein Gift als Lethetrank nehmen!“

Bei dem ersten Wiedersehen Ottiliens erschien ihr diese nicht mehr in so feindlicher Ferne wie früher. Ottilie ging nicht aus, bevor ihre Verlobung eine vollendete Thatsache wurde, und hatte deßhalb Adelfinen um einen Besuch zum Austausche ihrer Neuigkeiten und Gedanken über die Freunde gebeten. Letztere erfuhr bald nachher, daß Graf Wisselburg angekommen und angenommen sey, und daß die Verlobten sich demnächst vorstellen würden.

Gleichzeitig meldete ihr der Briefträger die Ankunft eines Briefes an sie, und sie ging, wie gewöhnlich, ihn abzuholen. Heute aber erhielt sie ihn nicht unmittelbar, sondern der Postmeister erwartete sie und bat sie, ihm zu einer ungestörten Besprechung für einige Minuten zu folgen.

„Sie werden,“ begann er, „mit mir erstaunt sein, einen an den seligen Landrath Schragen gerichteten Brief zu sehen; dem Schreiber war demnach zur Zeit der Abfassung der Tod des Adressaten nicht bekannt, vielleicht auch damals noch nicht erfolgt. Gleichwohl trägt der Brief den Poststempel einer kleinen österreichischen Stadt vom 15. August, ist also von dort aus ohne Aufenthalt hieher gegangen.“

„Aus Oesterreich?“ fragte sie nachsinnend. „Vielleicht ein Nachzügler aus der traurigen Untersuchung, deren Fäden bis jenseit der österreichischen Grenze reichten. Sie haben das Recht, den Brief zu erbrechen?“

„Zunächst die Pflicht, ihn den nächsten Angehörigen des Adressaten zu übergeben, und als deren Stellvertreterin Ihnen. Sonderbar genug,“ fügte er hinzu, indem er einen Schrank aufschloß und den Brief herausnahm, „erinnerte mich die Hand der Aufschrift fast unheimlich an eine früher nicht selten gesehene, ohne Zweifel nur durch zufällige Aehnlichkeit.“

Adelfine nahm den Brief, starrte die Aufschrift an, wurde todtenbleich, und der Brief entfiel beinahe ihrer zitternden Hand. Ja, sie kannte diese Schrift, aus vielen Briefen, die früher Marie sie lesen ließ.

„Nicht wahr,“ fragte der Postmeister in theilnehmender Spannung, „auch Sie werden durch eine wunderbare Erinnerung bewegt?“

„Verkehren abgeschiedene Geister mit ihres Gleichen auf Erden?“ flüsterte sie schauernd vor sich hin.

„Doch liegt,“ sagte er, „die natürliche Erklärung nahe, daß der Brief, wenn uns wirklich die Hand nicht täuscht, vor längerer Zeit und an andrem Orte geschrieben, aber im Verlaufe des Krieges, vielleicht mit anderen Papieren oder Beutestücken, in jenes Städtchen verschleppt wurde. Kurz oder nach dem Friedensschlusse vom 6. August mögen Revisionen vorgenommen und vorgefundene Privatbriefe sogleich abgeschickt worden sein.“

Sie hatte ihn ruhig aussprechen lassen, um sich sammeln zu können. Es war ihr daran gelegen, vorerst allein das Geheimniß zu lösen. Sie sagte deßhalb: „Tausend Dank für Ihr Vertrauen! Lassen Sie mich daheim in Ruhe überlegen, ob ich den Brief meinen Freundinnen unerbrochen senden, oder den Vielgeprüften ein grausames Spiel der Hoffnung ersparen soll, indem ich ihn erst lese. Vorläufig werde ich nur Ihnen die Lösung des Räthsels anvertrauen, sobald sie mir selbst kund wird.“

Zu Hause ereilte und verschloß sie unbemerkt ihr Zimmer. Sie zögerte keinen Augenblick, den Brief zu öffnen. Die Unterschrift, nach welcher sie zuerst sah, trug Ludwigs geahnten Namen. Dann flog ihr Blick auf die gegenüberstehende Datirung — „Er lebt!“ rief sie erschüttert so laut, daß sie selbst vor dem Schalle erschrak, der glücklicherweise keine Neugierige herbeizog. Der wesentliche Inhalt des Briefes war dieser.

Bei Custozza schwer verwundet, hatte Ludwig das Bewußtseyn verloren und fand es erst wieder als österreichischer Gefangener, unter den Händen des Wundarztes, der ihn vom Lebendigbegrabenwerden errettet hatte. Lange schwebte er in

Lebensgefahr und wurde, halb genesen, in eine ferne Festung Oesterreichs gebracht, dort als Deutscher erkannt und, da er auch mit den freisinnigen Gründen seiner Dienstnahme in Piemont nicht sehr zurückhaltend war, mit feindseliger Härte behandelt. Zwar war er vorsichtig genug gewesen, diesen Punkt in seinen mehrfachen Briefen an die Seinen nicht zu berühren; gleichwohl müsse er ihre Unterschlagung durch den reactionnären und boshaften Commandanten vermuthen, da er nie eine Antwort erhalten habe. Eben so sey es mit einigen, an seine Oberen in Sardinien gerichteten, Briefen ergangen, die seine Auslösung betrafen, was sich noch einigermaßen durch die Fortdauer des Krieges erklären und entschuldigen lasse. Jetzt erst, bei dem Friedensschlusse, sei er gleichsam entdeckt und durch den schleunigsten Beistand von Turin aus befreit worden, wo er bis dahin für todt gegolten hatte und wohin er jetzt auch zuerst reisen solle und wolle. In seinem ersten Nachtquartier auf dieser bereits angetretenen Reise habe er erst diesen Brief zur Post gegeben, weil er hier keine Unterschlagung zu befahren hoffe. In Turin werde er sogleich nach seiner Vorstellung Urlaub zur Heimreise erbitten und ohne Zweifel erhalten. Sein letzter in Italien geschriebener Brief mit der Meldung seiner Beförderung bei Noverbello sey doch wohl angekommen? Er müsse befürchten, daß auch die Seinen ihn als todt betrauert hätten; jetzt wolle er sein Wiederaufleben desto inniger mit ihnen feiern. Er sandte namentliche Grüße an Adolfinen, »seine und der Seinen treue Freundin,« aber auch an Ottilien, mit den beigefügten Worten: »Sie hat mich wohl ganz vergessen? Schade um das herrliche Bild aus meinem Jugendparadiese!«

Wir dürfen zu Adolfinens Ehre überzeugt sein, daß ihre stärkste und ungetrübteste Freude der Mutter und der Schwester galt, denen wie vom Himmel herab ein nicht mehr geträumtes Heil erschien. Die armen genügsamen Menschen vergessen so leicht über der Rückkehr eines längst verloren gegebenen Glückes allen Kummer, den sie über dessen Verlust getragen hatten, und, eine Weile wenigstens, auch andre, wirklich unheilbare Verluste und Schmerzen. In diesem Falle indessen hoffte Adolfine die Wiederherstellung noch eines großen Glückes, die freilich minder von der wandelbaren Gnade des Fatums, als von der ebenfalls wandelbaren Stimmung der betheiligten Menschen abhing. Norbert würde doch endlich auch auferstehn! Amor ist ja noch der einzige Gott, der, aller Aufklärung des Zeitalters zum Trotze, Wunder zu thun wagt, die freilich den damit Begnadigten oft kein dauerhaftes Heil bringen.

Die Grüße der Nachschrift gaben Adolfinen volles Recht, auch an sich zu denken, aber zugleich an Ottilien, in deren Leben das Ereigniß vielleicht verhängnißvoll eingreifen und noch in der elften Stunde den schon begonnenen Uebergang hemmen wird. »Wenn aber nicht,« setzte sie diese Gedanken fort, »dann kommt er mit freierem Blicke und Sinne auch zu mir zurück! Und wenn nun erst nach Ottiliens Vermählung, die ja nahe bevorsteht, Beide von einander erführen: wären ihnen dann nicht Kämpfe erlassen, die entweder nur verwirrend und zerstörend wirken, oder durch das überwältigende Zusammentreffen der Ereignisse zu Gunsten des alten Liebesbundes, aber gewiß nicht des alten Glückes, entschieden werden? Doch stille, selbstsüchtige Trugschlüsse! Kann nicht für das alte Glück ein neues Beide vereinigen, als Preis und Frucht mannigfacher Prüfungen? Nein, ich darf die furchtbare Verantwortung nicht auf mich laden, daß Ludwigs Rettung zu spät komme, um auch die Ottiliens zu bewirken! Wenn ich Ihr Ludwigs Leben, Ihm ihre bevorstehende Vermählung verschwiege, bis diese vorüber ist: ich würde es vor Beiden zu beschönigen wissen, wie aber vor mir selbst!«

In wenigen Minuten war sie gewiß, was sie thun wollte. Sie legte Ludwigs Brief in einen versiegelten Umschlag ohne Aufschrift und daneben ein offenes Blatt, das Marien bei der Eröffnung der äußeren Hauptdecke zuerst in die Augen fallen mußte, und das mit den Worten begann: »Lies ganz leise, ganz ruhig, was ich Dir heute schreibe, wo möglich unbemerkt von der Mutter, denn die Freude könnte sie tödten. Dich aber soll sie neu beleben, wenn sie Dich auch zuerst betäuben wird. Ich schreibe nicht von Norbert, sondern von einem todt Gewesenen, todt Geglaubten — Dein Bruder lebt! Jetzt erst sieh, daß Du es der Mutter sagest. Darnach lest seinen Brief, den das weiße Papier neben Dir verbirgt. Gott gebe, daß diese meine Einleitung ihren Zweck erreiche! Wann Ihr beide darnach könnt und mögt, so leset erst, was ich hier weiter kurz schreibe.«

Dieser Schluß erzählte, was wir wissen, entschuldigte ihre Lesung des Briefes, zeichnete bündig die Krisis Ottiliens, der sie Botschaft und Gruß mittheilen wolle, und sprach ihre Ansicht aus: Marie möge in dem Briefe an Ludwig, den dieser baldmöglichst nach Turin poste restante erbeten hatte, schon der nöthigen Kürze wegen nur die Thatsachen aus Ottiliens Leben berichten und nähere Aufschlüsse beim Wiedersehen versprechen.

Sie eilte mit ihrem Doppelbriefe zu dem Postmeister und erzählte diesem eben den Hauptinhalt von Ludwigs Briefe, als sie durch das Fenster den Marschalke'schen Wagen nach der Richtung ihrer unfernen Wohnung vorüber fahren sah. Sie ging deßhalb und versprach dem Postmeister den Rest ihrer Mittheilung auf einen der nächsten Tage, er ihr dagegen so lange noch Geheimhaltung des Erfahrenen.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Beim Eintritte in ihre Wohnung hörte sie, daß das Brautpaar sich bei Frau v. Osling befinde. Sie unterließ nun die vorgenommene schriftliche Einladung Ottiliens zu einer vertraulichen Unterredung, um sie hoffentlich mündlich anzubringen.

Ottilie stellte der Eintretenden ihren Bräutigam vor, bemerkte aber in diesem Augenblicke zu ihrem größten Befremden in Beider Mienen und selbst in ihrer Farbe einen Wechsel, der Mehr auszudrücken schien, als ein bloßes Staunen alter Bekannter bei unverhoffter Begegnung, am wenigsten aber eine angenehme Ueberraschung. Sie blieb indessen die Gefaßteste unter den Dreien; Frau v. Osling konnte von ihrem Platze aus keine Wahrnehmungen machen. Ottiliens Gefühl für ihren Verlobten rief keine eifersüchtige Regung hervor,

eher aber die Besorgniß einer möglichen Demüthigung, eminöser Weise wiederum durch Adolfinen. Mit völlig ruhigem Anschein sagte sie: „Irre ich nicht, so hätte ich gar keiner wechselseitigen Vorstellung bedurft?“

Adolfine nahm sich zusammen und sagte mit lächelndem Munde, aber mit drohend blitzenden Augen zu dem Grafen gewendet: „Ich bin in der That äußerst überrascht durch die wunderbare Aehnlichkeit des Herrn Grafen Wisselburg mit einem Grafen Marinski, in dessen Gesellschaft ich mich während der Saison 1846 an einem vielbesuchten Badeorte öfters befand.“

„Wisselburg-Marinski?“ fragte Ottilie hastig.

„Damals,“ fiel der Graf ein, „wurde ich, wie ich mich zu erinnern glaube, dem gnädigen Fräulein nur nach der zweiten Hälfte meines Namens bekannt, die ich meiner seligen Gemahlin zu Liebe nach ihrem Erbgute vorzugsweise führte. Aber ich gestehe, wie erfreulich ich jetzt . . .“

Ottilie fiel ihm, nun ihrerseits nicht ohne Verlegenheit in die Rede: „Es blieb mir so wenige Zeit, Sie zum Voraus schon mit den Familienkreisen meiner Vaterstadt bekannt zu machen, in die ich Sie einzuführen versprach, daß Sie in meinen eiligen Mittheilungen Namen mißverstehen oder überhören konnten.“ Sie mußte sich allerdings vorwerfen, dem Grafen über die kleinstädtischen Kreise, die er nur vorübergehend streifen sollte, erst heute einige Nachrichten gegeben zu haben, da derselbe nicht das geringste Interesse durch Fragen gezeigt hatte, sie aber am liebsten ihr ganzes Leben in Wielitz unberührt ließ. Es hatte ihr deßhalb genügt, „Frau v. Osling mit einer jungen Verwandten“ unter den wenigen Personen zu nennen, denen sie einen Besuch mit ihm schuldete. Da es ihr unter den jetzigen Verhältnissen sehr unangenehm gewesen wäre, wenn Adolfine eine unhöfliche Nichtachtung bei ihr voraussetzen könnte, so bezeigte sie ihr jetzt verdoppelte Freundlichkeit, und lud sogar dringend die beiden Damen „als die nächsten Freundinnen ihres Hauses“ ein, statt eines förmlichen Gegenbesuches ihr heute noch eine Abendstunde im Schlößchen zu widmen.

Adolfine fühlte sich durch Ottiliens Annäherung angenehm berührt und erwiderte sie. Auch dem Grafen erwies sie mehr Freundlichkeit, als er zu erwarten gewagt hatte. Weniger seine wiederholte Beziehung auf den Tod seiner Gemahlin hatte ihr den flüchtigen Gedanken: er könne mit gewissenloser Verwegenheit nochmals eine Scheinehe suchen, aus dem Sinne gebracht, als die Unverträglichkeit derselben mit seiner jetzigen Stellung aus Rücksichten der Selbsterhaltung.

Die Wahrnehmung: daß hier einige Menschen in scheinbarem Behagen mit einander verkehrten, die früher in Liebe und Haß zusammengetroffen waren und sich verfolgt hatten, und die auch jetzt wieder, freilich Zweien ungeahnt, auf vulkanischem Boden standen — dazu dann die Spannung auf die psychologischen Entwickelungen, zu deren Eröffnung auf dieser kleinen Bühne sie das Stichwort zu geben hatte: diese Gedanken beschäftigten Adolfinens Seele mit allem Reize starker Gegensätze und verwickelter Lagen, für welchen sie ihrer Natur nach so empfänglich war. Kaum mochte noch ein Nachhall alter Leidenschaft in die prickelnde Neugier hineinleben, mit welcher sie die Haltung des Grafen gegen sie selbst beobachtete und heute Abend weiter zu beobachten gedachte.

Dieser Abend sollte ihr denn auch, hoffte sie, Gelegenheit verschaffen, Ottilien die wunderbarste und vielleicht folgenreichste Kunde zu bringen. Einen Augenblick reizte sie die Vorstellung der plötzlichen Wirkungen, welche gerade jetzt und hier der scheinbar unbefangene Vortrag „einer fast unglaublichen Neuigkeit“ hervorbringen würde. Aber sie wies alsbald den Versucher von sich, und dachte darüber nach, wie sie Ottilien in den bevorstehenden Herzenswirren einigen Beistand leisten könne, jedoch keinen unerbetenen Beirath zu deren Lösung. Sie benutzte einige Minuten, in welchen Frau von Osling den Grafen durch eine ihm speziell vorgetragene Erzählung zum geduldigen Zuhörer zwang, um von Ottilien unbehorcht und angelegentlich für den Lauf des heutigen Abends eine Unterredung ohne Zeugen zu erbitten, weil sie ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

„Ueber Was? Ueber Wen?“ fragte diese gespannt. „Ueber meinen Verlobten?“

„Nein.“

„Ueber Norbert?“

„Nein, auch nicht. Doch, wissen Sie Nichts von ihm?“

„Er bleibt für mich, wie für Jedermann verschwunden, und ich fange an, mich zu bekümmern. Aber, meine Liebe . . .“

„Nur nicht jetzt anfangen! Ich müßte sonst fortfahren, und da wir beide voraussichtlich nach unserer Unterredung weder Muße noch Stimmung zu anderweitiger Unterhaltung haben werden, so mache ich Ihnen folgenden Vorschlag. Klagen Sie schon vor unserer Ankunft über einen Anfall Ihres Nervenkopfwehs. Ich werde dasselbe ziemlich bald nach unserm Eintritte theilnehmend bemerken und Sie auffordern, in meiner Begleitung ein Viertelstündchen auf Ihrem Zimmer sich zu erholen. Finden Sie es darnach wünschenswerth, so werde ich allein zur Gesellschaft zurückkehren und derselben ankündigen: ich habe Sie zu Bette gebracht und Ihnen verboten, von heute Abend bis morgen nach genügendem Ausschlafen für irgend Jemand sichtbar zu seyn.“

Ottilie versprach pünktliche Folgsamkeit und fuhr mit dem Grafen wieder weg.

Weit mehr dieses neue Geheimniß, als jenes Wiedererkennen, machte sie schweigsam und nachdenklich. Der Graf jedoch konnte diesen ihm bemerklichen Stimmungswechsel nur auf Letzteres und seine möglichen Folgen beziehen, deren Anfang er in dem vertraulichen Gespräche der Beiden bei Frau v. Osling vermuthete. Von uneinigen Gedanken und heftigen Empfindungen bewegt, sah er es nicht ungerne, daß Ottilie daheim mit kühler Freundlichkeit das Bedürfniß kurzer Ruhe für ihre angegriffenen Nerven vorschützte und sich auf ihr Zimmer zurückzog. Vorher hatte sie in seiner Gegenwart den Eltern von jenem „unvermutheten Wiedererkennen“ erzählt, ohne Zeichen besonderer Theilnahme, noch weniger der Gereiztheit.

Er nahm davon Anlaß, Jene durch Skizzen aus dem Badeorte zu unterhalten, an welchem er Adolfinen kennen gelernt hatte, immer mehr selbst aufgeregt durch das, was er ihnen dabei verschwieg und was ihm durch dieß Wiedersehen neubelebt wurde. Mensingens Genesung hatte er früher erkundet aber keinen Grund vernommen, seine Wiedervereinigung mit Adolfinen zu vermuthen. Und nun wollte sie vielleicht das durch ihn zerrissene Verlöbniß rächen, indem sie Ottilien gegen ihn einnahm. Aber — war dieß unbedingt ein Unglück für ihn? Konnte es sich, konnte er selbst es nicht zum Glücke wenden? Er verhehlte sich nicht, daß Ottiliens leuchtende Schönheit durch Adolfinens unendlich lebendigeren Reiz einigermaßen schon in dem Augenblicke beschattet wurde, wo er vorhin beide zum ersten Male neben einander erblickt hatte. Wie nun, wenn auch in Adolfinen die alte Glut noch nicht erloschen und so manches Trennende zwischen ihr und ihm verschwunden war!

Am Abend erschienen die Eingeladenen im Schlößchen. Adolfine war außerordentlich belebt und sprühte Funken; der Graf fühlte sich von ihr geblendet, fast wie vordem bei ihrem ersten Anblick. Sie schien seine fragenden Blicke nicht zu bemerken, wies sie aber deßwegen auch nicht etwa durch strafende oder kalte zurück. Ottilie war sehr zufrieden damit, daß Beide fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung trugen, zu welcher sie nicht einmal durch aufmerksames Zuhören beizutragen vermochte. Endlich führte Jene die Verabredung aus und Beide verließen mit einigen beruhigenden und entschuldigenden Aeußerungen die kleine Gesellschaft.

Als sie allein zusammen waren, begann Adolfine: „Wir standen uns fern und oft Mehr als dieß. Wenn der größte Theil der Schuld an mir lag, so wiege ich sie jetzt durch den sehnlichen Wunsch auf, Sie von der nahen letzten Entscheidung Ihres Geschickes zurückzuhalten, weil ich darin ein Ihnen drohendes Unglück sehe. Ob ich Ihnen dafür auch ein Glück zu bieten vermöge, kann ich, können wir Beide noch nicht wissen."

„Ich habe mich also doch nicht getäuscht! Dieses Unglück wäre meine Heirat?"

„Ja."

„Betrügt mich der Graf?"

„Bis jetzt, glaube ich, nicht. Aber wenn einmal eine mächtige Leidenschaft ihn ergriffe, so steht ihm diese über jeder Pflicht. Woher ich dieß weiß, erfahren Sie vielleicht später einmal von mir. Aber auch wenn diese meine Ueberzeugung an Ihren Entschlüssen Nichts ändern sollte, durfte ich sie Ihnen jetzt nicht verschweigen."

„Der Ungetreue würde mein Herz nicht verletzen, wohl aber mein Selbstbewußtseyn oder, wenn Sie wollen, meinen Stolz, sofern er meine äußere Ehre und den Schein nicht wahrte. Denn auf den Schein baue ich meine Zukunft, auf den Schein des Glückes, das ich nie wiederfinden werde — nicht auf den Schein meiner eigenen Reinheit, die ich immer wahren werde, um mich selbst zu achten. Die Achtung der Welt wird mir eben nur der Schein erwerben. So genieße ich ja dann Achtung in Ueberfluß, eigene und fremde; was will ich mehr?"

„Aus dieser Selbstverhöhnung spricht die Stimme des verleugneten Herzens! Aber könnte dieses Herz künftig nicht auch in anderer Weise sein Daseyn geltend machen? Wenn nun nicht Ihr Gemahl, sondern Sie selbst einst, von einer übermächtigen Leidenschaft erfaßt, das geweihte Band sprengten?"

„Nicht möglich," sagte Ottilie mit ruhiger Entschiedenheit. „Aber ich danke Ihnen herzlich für Ihre Warnung. Zum Zeugnisse dieses Dankes und damit Sie mir tiefer in's Herz sehen, bekenne ich Ihnen dieß: Wenn Einer noch lebte, würde ich nie für einen Andern leben, und selbst wenn dieser Eine nie wieder mir angehören wollte!"

Adolfine wiederholte mit ruhiger Stimme, aber mit funkelnden Augen, diese Worte: „Wenn Einer noch lebte . . . Wenn aber," fuhr sie mit wachsender Bewegung fort, „wenn aber nun meine Warnung vor des Grafen Sinnesart nicht mein letzter Zweck bei dieser Besprechung wäre . . . Wenn nun wirklich der Eine noch lebte, ob auch noch unversöhnt mit Ihnen . . . Wenn die Todten auferstünden?!"

„Barmherziger Gott! Foltert mich eine Feindin, oder wollen Sie mich prüfen, ob ich Ihrer neuen Freundschaft würdig sey?"

„Ich mochte mir diese Prüfung nicht versagen, weil mir ein Blick in Ihr Innerstes zu wichtig war." Nun erzählte sie der mit schweren Athemzügen Lauschenden die Thatsachen."

Als sie geendet hatte, fragte Ottilie unsäglich traurig: "Und auch jetzt gedenkt er mein mit keinem Worte, und dem Wiederaufgelebten bin ich eine Gestorbene, noch schlimmer: eine Vergessene für immer! So schwer habe ich mich doch nicht an seiner und meiner Liebe versündigt!"

"Nein," antwortete Adolfine mit ungewohnter Weichheit; "Ludwigs Herz mag mir den kleinen Verrath verzeihen!" Sie sagte ihr aus treuem Gedächtnisse den Schluß von Ludwigs Briefe mit den Grüßen an sie beide.

"Ich wage dennoch nicht zu hoffen. Aber gleichviel! Ich löse die nur allzu eilig angenommene Fessel; aber berathen Sie mich auch für die Form dieser Lösung, damit sie meine Eltern und auch den Grafen selbst möglichst wenig verletze, da ich ihm ja keine Schuld vorzuwerfen habe. Mag er immerhin meinen wahren Grund erfahren! Aber ihn noch zu sehen und zu sprechen, würde zwecklos und uns beiden peinlich seyn. Helfen Sie mir einen Brief an ihn entwerfen!"

"Gerne. Aber jetzt würden wir nicht ruhig genug überlegen können; Sie sehen ein, daß ich gehen muß. Bis morgen früh denn lassen Sie Niemand in Ihr 'Krankenzimmer', bevor ich bei Ihnen war; ich werde möglichst früh kommen."

Bald nachher verließen die Besucherinnen das Schlößchen, von dem Grafen (der in einem Gasthofe der Stadt wohnte) bis an ihre Thüre begleitet. Als er von Adolfinen die Versicherung erhalten hatte, daß Ottilie mehr ermüdet und verstimmt als krank sey, hatte er nicht weiter den Gründen nachgeforscht, sondern genoß den Zauber des Spätsommerabends und den stärkeren von Adolfinens Gegenwart mit vollen Zügen.

Nur die Gegenwart der älteren Dame schien den Ausdruck seiner Begeisterung zu mäßigen.

Ganz früh am folgenden Morgen erhielt Adolfine folgende Zeilen von ihm: „In Ihre Hand lege ich die Möglichkeit, daß die Treue meiner Liebe sühne, was ihre Glut verbrach. Mein guter Stern hat mich Sie nach langem vergeblichem Suchen unverhofft wiederfinden lassen, bevor es zu spät ist. Von den Banden, die uns einst brennend fesselten, hat das stärkste der Tod gelöst, ein weniger bindendes Ihr Wille, wenn ich recht berichtet bin; und mein Wille soll kein neues Band schonen, das mich ferner von Ihnen getrennt halten könnte. Denken und fühlen Sie mit Ihrer ganzen Energie durch, was sich uns beiden bietet, wenn wir den Augenblick nicht versäumen. Darf ich hoffen, daß die nächste Stunde dazu genüge, und daß Sie mir nach ihrem Ablauf gestatten, Fräulein v. Marschalke um die Auflösung einer Verbindung zu bitten, die ihr kein Glück mehr bringen und unserem entgegenstehen würde? Auch ihre Freundschaft für Sie wird ihr ein Opfer erleichtern, unter welchem ohnedieß (ich bin dessen gewiß) ihr Herz nicht leidet; und was die Frauenehre fordert: den Spruch der Entscheidung lege ich ja damit in ihre Hand."

Das war mehr, als sie erwartet hatte, obgleich ihr die Stärke seiner wiedererwachten Empfindung gegen sie nicht entgangen war. Sie müßte kein Weib gewesen seyn, wenn sie dieses Zeugniß ihrer Macht nicht zu Gunsten des Grafen gestimmt hätte. Nicht so jedoch gerade diese ernste Bewerbung, weil sie in der Rücksichtslosigkeit, womit er hier wiederum die stärksten Bande zerreißen und anknüpfen wollte, die Unbändigkeit seines leidenschaftlichen und selbstsüchtigen Sinnes wiedererkannte. Wirklich verletzend war ihr endlich die aus seinen Zeilen hervorleuchtende Sicherheit, mit welcher er bei ihr den gleichen Sinn und die gleiche Stärke der Neigung voraussetzte. Er sah in ihr denn doch Ottiliens Freundin, hielt sie aber darum nicht weniger fähig, sie ihm ohne Weiteres zu opfern, oder vielleicht auch, sie gegen ihn zu gewinnen, um an ihre Stelle zu treten. Immer freilich blieb ihm das Verdienst: sie fortwährend allen anderen Frauen und selbst einer so viel schöneren Braut vorzuziehen!

Diese kleine Demüthigung konnte und wollte sie der in einer höheren Liebe siegreichen Nebenbuhlerin nicht ersparen, gleichsam den heilsamen bittern Tropfen in dem Kelche, den sie ihr in aufrichtigem Wohlwollen kredenzte. Denn eben dieser Brief des Grafen befreite sie von der Verlegenheit, ihre Kette selbst sprengen zu müssen. Adolfine glaubte dabei die zweifelhafte Pflicht der Discretion gegen den Grafen der bestimmteren gegen Ottilien unterordnen, und anderseits auch ihn einen Blick in Ottiliens Herz thun lassen zu müssen.

Schnell und scharf wog sie diese Pflichten ab und schrieb dem Grafen: „Auf kurze Fragen antworte ich Ihnen etwas weitläufiger. Ich hätte wohl das traurige Recht, eine neue Täuschung von Ihnen zu fürchten. Aber ich halte Sie nicht für so verwegen, eine solche zu versuchen, und Sie auch mich wohl nicht für so schwach, ihr zu unterliegen. Ich glaube sogar, daß Sie mich liebten und lieben, wie nur immer ihr Herz es vermag, und gestehe Ihnen, daß dieser Glaube die Herbe meiner Erinnerungen mildert. Aber ebenso offen gestehe ich Ihnen, daß ich mich außer Stande fühle, diese Neigung wiederum zu theilen. Auch haben Sie sich in der Voraussetzung getäuscht, daß erst Sie meiner Freundin den Schlüssel ihres Kettenschlosses in die Hand geben. Hätte ich gestern Abend die Ehre Ihrer ungetheilten Begleitung gehabt, so würde ich damals bereits die erwünschte Gelegenheit gefunden haben, im Auftrage meiner Freundin Ihnen die Zurücknahme ihres Wortes anzuzeigen. Sie ist nämlich in ähnlichem Falle, wie Sie, indem sie einer älteren Neigung das Vorrecht vor dem neuen Bündnisse einräumt, ohne jedoch dessen Auflösung von der Wiedervereinigung mit dem verlorengeglaubten und vielleicht für sie auf immer verlorenen Freunde abhängig zu machen. Schon die, ihr gestern Abend von mir gebrachte Nachricht: daß er für seine übrigen Freunde und Angehörigen wiedergefunden ist, reichte hin, um sie zu jenem Entschlusse zu bringen. Ich gab meinen Segen dazu, weil ich nun noch weniger als vorher ihr Glück an Ihrer Seite möglich hielt. Somit haben Sie einander nichts vorzuwerfen, und meine Offenherzigkeit nach beiden Seiten verpflichtet Sie beide als meine Vertrauten zur Verschwiegenheit nach außen. Wir beide aber wollen mit dem aufrichtigen Willen scheiden, uns mit ruhigem und wohlwollendem Sinne zu begegnen, wenn unsere Wege uns wieder an einander vorüberstreifen lassen sollten."

Mit diesem Briefe eilte sie zu Ottilien, die mit lebhafter Freude, in so unerwarteter Weise der Formfrage überhoben zu seyn, ihre Zustimmung zur sofortigen Absendung gab. Ihre Mutter hatte sie schon vorher gewonnen; ihrem Vater blieb nach Wisselburgs Briefe an Adolfinen nichts mehr zu bedenken übrig. Letztere gab den Eltern noch soviel Erläuterungen, wie sie gut fand.

Auf ihren Brief erhielt sie die schnelle Entgegnung des Grafen: „Es scheint, als sey ich dazu verdammt, auf unberechenbare Bahnen als Komet fortgerissen zu werden, bis ich erlösche. Möge Sie nicht das gleiche Schicksal treffen! Doch besitzen Sie weit mehr Kraft, als ich, die uns beiden gefährlichen Geister zu bemeistern; und diese Kraft würde hingereicht haben, auch meine Bahn zu regeln. Es sollte mir nicht beschieden seyn! Ihrer Freundin sage ich: Wir dürfen einander nicht zürnen, weil die Mächte, die uns schnell zusammengeführt hatten, höherberechtigten weichen mußten, die uns schneller wieder trennten."

Entschiedenen Vortheil von allen diesen Begebenheiten hatte die Gesellschaft der Stadt Wielitz, indem sie eine Reihe von Themen zu beliebigen Variationen in Dur und Moll gewann, für welche die Finales noch gar nicht gesetzt waren. Der fremde Graf war nur erschienen, um sogleich wieder zu verschwinden. Verschwunden blieben ferner die immer noch als Mitbürgerinnen betrachteten und werthgehaltenen Damen Schragen. Aber man hoffte, sie würden mit dem auferstandenen Todten sich noch einmal den alten Nachbarn und Freunden zeigen, bevor sie alle ins Ausland zögen. Auch ging ein

Gerücht: Ebenfalls verschwunden seyen der Vetter der schönen Ottilie v. Marschalke, der Hausgenosse der liebenswürdigen Marie Schragen, und der Freund der geistreichen Adelfine Jeziorska, alle zusammen in der einen Person des Freiherrn Norbert v. Marschalke. Dabei durchkreuzten sich die wunderlichsten Zeit- und Personen-Verwechselungen, da die wenigen Wissenden der Forschung unzugänglich waren.

6.

Norbert war stolz darauf, so völlig der Welt aus den Augen gekommen zu seyn, daß sie wechselseitig nichts mehr von einander erfuhren. Er hatte seinem ruhelosen Umherschweifen ein Ziel gesetzt und seit ungefähr einer Woche, seit Ende Augusts nämlich, eine kleine Wohnung in einem Gartenhause vor den Thoren einer schönen süddeutschen Stadt gemiethet. Von seinen Fenstern aus sah er in stille, freundliche Gärten und Fluren, aber auch auf einen nach den nahen Bahnhöfen führenden Fußpfad, der von Zeit zu Zeit viel begangen wurde. Selten kam er in die Stadt, in welcher er Bekannte nicht hatte noch suchte. Den größten Theil seiner Zeit widmete er einem Lieblingsstudium seiner früheren Jahre, der Pflanzenkunde, wozu ihn die Kunstgärtnerei seines Miethsherrn wieder angeregt hatte. Mit geringerem Erfolge, obschon mit eigensinniger Beharrlichkeit, betrieb er die Kunst der umgekehrten Mnemonik, die Kunst nämlich: das ebenso eigensinnige, doch ach! so holde Wesen zu vergessen, das von ihm vergessen seyn wollte.

„Es ist zu arg! Solchen Mädchengrillen soll ich mein Glück opfern! Zum Spasse ist diese Behandlung zu ernst, zum Ernste zu toll. Sie mag nun die Folgen tragen, sie mag mit Thränen bereuen, mich zum Vagabunden gemacht zu haben. Und wenn sie jetzt vor mich hinträte, ich würde sie fremd anblicken und vielleicht sogar.... Aber um Gotteswillen, da geht ja schon wieder das zierliche Mägdlein auf dem Bahnhofspfade, das mich seit vorgestern so oft durch diese merkwürdige Aehnlichkeit mit ihrer Gestalt erschreckt hat! Freilich erinnert mich schwachen Menschen Alles nur immer wieder an die Vergessene! Sonderbar freilich, daß gerade diese Erscheinung immer gerade an meiner Wohnung vorübergeht. Zufall! Sie wendet ja das Gesicht nicht einmal nach meinem Fenster hin. Auch hälfe es meiner Neugier nichts, wenn sie es thäte; die Entfernung, der verwünschte schwarze Schleier, Hut und Schirm ungerechnet, würden mich die Züge nicht deutlich erkennen lassen. Sie ist wohl die Tochter eines Bahnbeamten. Und wäre es möglich, daß Sie es sey — meint sie wohl, ich werde ihr jetzt nachlaufen und sie mit Gewalt festhalten: o dann irrt sie sich sehr!"

Der Irrthum war jedoch mehr auf seiner Seite. Denn eben weil Wuchs und Gang des Mädchens seinen scharf nachblickenden, aber nicht gar weittragenden Augen jene Möglichkeit immer wiederholten, so rannte er plötzlich von seinem Platze am Fenster fort, zum Hause und zum Garten hinaus, und mäßigte seinen Schritt erst, als er in einiger Enfernung vor ihm die Spaziergängerin den Pfad nach den Bahnhöfen verfolgen sah. Zu seiner Genugthuung waren sie beide die einzigen Wanderer auf diesem Wege, und er blieb selbst von ihr unbemerkt, da sie gar nicht umblickte und er stets in gemessenem Zwischenraume hinter ihr blieb, oft auch beide durch die Gartenzäune des gewundenen Wegs vor einander versteckt wurden. Trotz des langsamen Ganges fühlte er sein Herz immer stärker pochen, je näher sie dem Ausgange des Pfades kamen. Als sie endlich in einen der Bahnhöfe eintrat, folgte er ihr etwas schneller, um sie nicht innerhalb desselben aus den Augen zu verlieren, und in der Hoffnung, ihr Gesicht in der Nähe zu erblicken, ohne daß sie es bemerkte.

Dennoch verlor sie sich in einer Menschenmenge, die sich mit ihr einem eben herannahenden Zuge entgegen auf das Trottoir der Halle drängte. Erst als dieser sich festgestellt hatte und die aus allen Nähen und Fernen ankommenden Insaßen herauskrochen, sprangen, stürzten, nicht selten direkt in offene Arme: da entdeckte Norbert unter dieser letzten Gattung einen von den Armen seiner Unbekannten umschlungenen jungen Mann. Die Umarmung des zärtlichen Pärchens vor dem Publikum zog viele Blicke auf sich, wogegen er die seinen im Verdrusse der Enttäuschung abwandte, oder vielmehr abwenden wollte — denn in diesem Augenblicke entrang sich die Fremde den Armen des geliebten Ankömmlings, der sich nun begnügte, Hand in Hand mit ihr dem Gepäckwagen zuzuschreiten, und Norbert sah nun ihr entschleiertes Angesicht sich zugekehrt — kein anderes, als Mariens ausdrucksvolles Antlitz, von unzweideutiger Freude und Zärtlichkeit bewegt, wenn auch mit Spuren frisch vergossener Thränen.

„Engel der Finsterniß!" murmelte Norbert fast außer sich. „Mich so unerhört zu betrügen! Dieß also das Ziel Deiner Flucht vor mir! Doch Gott sey Dank, daß ich frei bin!"

Wiederum ein Irrthum! Denn indem er im Wonnegefühl der neuen Freiheit zum zweiten Male hinwegeilen wollte, fesselten ihn schon wieder ein Blick, ein Blitz des Erkennens aus Mariens Augen, ihr halberstickter Ausruf „Norbert!" und ihre rasche, aber sogleich wieder zurückgehaltene Bewegung nach ihm hin, bei welcher sie sogar einen Augenblick lange die Hand des Begleiters losgelassen hatte. Fiel ihr die Wahl schwer?

Er hatte übrigens keine Muße zu langer Ueberlegung und wurde sich zu spät bewußt, daß er, statt sich dem empörenden Anblicke der Gruppe zu entziehen, geradewegs auf sie zugeeilt und zwar nicht wie vorhin sein Nebenbuhler von Mariens offenen Armen, aber doch von ihrem krampfhaft festen Händedrucke empfangen worden war — ohne daß Jener Miene machte, ihm eifersüchtig den Handschuh hinzuwerfen, obschon sein beschnurrbartetes Gesicht kriegerisch genug aussah.

Was unsere Leser längst errathen haben, wollen wir nun bestätigen und kurz erläutern.

Unfern von Norberts zeitweiliger Residenz lag ein andres Gartenhaus, in welchem schon seit einiger Zeit Marie mit ihrer Mutter wohnte. Seit gestern erwartete sie den Bruder, und schon einen Tag früher hatte sie die Ungeduld mehrmals

nach dem Bahnhofe getrieben, auf welchem er anlangen sollte. Ihre Mutter fesselte ein Gichtanfall ans Zimmer.

Ludwig wußte schon, wer Norbert war, und namentlich wer er seiner Schwester war, die seine „großmüthige Liebe" und ihre „großmüthige Thorheit" bereits in dem nach Turin gesandten Briefe gebeichtet hatte. Norbert aber hatte in seinem Incognito weder von Ludwigs Wiedererscheinung, noch von der Reue der Geliebten Etwas vernommen.

Marie glaubte zwar in der ersten Freude des Wiedersehens, Norbert habe in den letzten Tagen sich wieder in Briefwechsel mit Adolfinen gesetzt, und sey, bevor diese es ihr ankündigen konnte und wollte, hierher geeilt, um die Reuige von der Angst zu erlösen, die sie bisher nicht blos um der Verzeihung, sondern auch um Wohlseyn und Leben des Verschwundenen getragen hatte. Aber ehe sie noch bei der harrenden Mutter anlangten, war zwischen den Liebenden feierliche Amnestie geschlossen worden, und Marie hatte zu Norbert gesagt: „Ihr männlicher Uebermuth hat nun volle Genugthuung. Adolfine hat bereits die Urkunde über mein reuiges und vergebliches Suchen nach Ihnen in Händen; und nun wird mir auch noch die Züchtigung, daß die Flügel der Liebe, auf welchen ich Sie vorhin ankommen sah, nur eine optische Täuschung meiner Einbildung, und daß nicht Ihr Herz, sondern nur der Zufall Ihr Wegweiser war!"

„Nie, nie," war seine Antwort, „wollen wir wieder vor einander Versteckens spielen, und wenn wir je wieder von irgend einer gemeinsamen Monomanie ergriffen werden, so wollen wir sie wenigstens Hand in Hand vor dem staunenden Jahrhundert durchführen!"

Das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohne zu beschreiben, fühlen wir uns außer Stande. Erst nach dieser Wonne wurde sie der zweiten großen Freude inne, Norbert und Marien wiedervereinigt und das Glück der Tochter begründet zu sehen. —

Und nun — „noch einmal.... zum Ritt in das alte romantische Leben!"

In tiefer Waldeinsamkeit saß wiederum die Waldfee. Nach mehrstündigem Umherstreifen war sie, wie immer, wieder an den liebsten der alten Rastorte im Walde geritten und dort abgestiegen. Roß und Rüde bewachten sie, wie vor vier Jahren. Der Wald war so schön wie damals, nur daß er schon zum Theile im vielfarbigen Schmucke des Herbstes stand und daß die durchsichtige Schönheit des Septembertages schon von der Wehmuth der scheidenden Lebensfülle in der Natur angehaucht war. Ottilie aber war noch schöner, als damals, oder vielmehr sie war in anderer Weise schön. Die halboffene Knospe war zur vollen Rose geworden, auf deren Blättern aber der Thau der Thränen glänzte. Denn Ottilie war nicht mehr die heitere und stolze Herrin des Waldes. Sie hielt die Augen vor allem Glanze umher mit den Händen verhüllt, in die sie das Haupt stützte.

Durch Adolfinen wußte sie, daß vor wenigen Tagen Ludwig bei den Seinen angekommen und auch Norbert sich zu den Glücklichen gefunden hatte. Jene hatte ihr selbst die in fliegender Hast geschriebenen Zeilen Mariens gezeigt, die nur ganz kurz die Thatsachen meldeten und mit den Worten schlossen: „Ich wollte Dir unser Glück nicht länger vorenthalten. Aber es flimmert mir vor den Augen, ich bin berauscht, und kann jetzt auch keinen Buchstaben mehr schreiben. Ich grüße Dich und Ottilien."

Was nun ein bald erwarteter ausführlicher Brief Mariens mittelbar oder unmittelbar auch ihr bringen würde? Sie sah ihm resignirt entgegen, und fühlte sich als eine Büßerin, die sich innerlich von den bedrückendsten Lasten losgemacht, alle weiteren Hoffnungen aber in den dämmernden Hintergrund des Herzens verwiesen hatte. Doch immer wieder drängten sie sich vor, fragend, zweifelnd, grübelnd.

Dieses Sinnen störte, einige Male wiederholt, der dumpfe Anschlag des Neufundländers. Unmuthig über nahende Störung wollte sie eben wieder zu Pferde steigen und heimreiten, als der Hund aufsprang und mit jubelndem Gebelle einem Manne entgegenrannte, der, ihr unbemerkt, sie seit mehreren Minuten beobachtet hatte und nun durch das Gebüsch auf sie zukam.

Ahnungsvoll blickte sie ihm entgegen, mit auflodernder Freude im Herzen erkannte sie die treuen Augen, das schöne, jetzt wettergebräunte Antlitz, die hohe, noch kraftvoller gewordene Gestalt — den Ritter ihres Jugendtraums. Oder vielmehr, dieser Traum war ja ihr wahres Leben, und was sie seit Ludwigs Abschied von ihr gethan, gefehlt, erlebt und erlitten hatte: das war nur ein Traum gewesen!

Er kam ganz schweigend heran gegen die Schweigende, aber seine Blicke schienen zu sprechen: „Schöne, immer Geliebte, auch ich kenne Deinen Traum durch unsere Freunde. Du wärest vielleicht nicht in ihn versunken, wenn ich milder und versöhnlicher gewesen wäre!"

Als er nun da war, stürzten sie sich nicht in die Arme, und begrüßten sich mit keinem lauten Ausrufe, mit keiner heftigen Geberde. Er hielt die schlanke zitternde Gestalt, die an seiner Brust lehnte, umschlungen, während ihre beiden Hände seine Rechte umschloßen. Erst nachdem auch ihre Lippen sich in langem Kusse zusammengefunden hatten, flüsterte sie: „Meine Liebe zu Dir konnte wohl eine kleine Weile schlummern und schweigen, nie aber einem andern Manne sich zuwenden. Damit Du mir aber auch diese Schuld leichter vergeben könnest, möchte ich Dich einer größeren Untreue anklagen dürfen. Darf ich?" — „Du willst doch nur mein Nein hören," sagte er zärtlich; „und ein Ja würdest Du nur vergeben, nicht vergessen können. Was soll ich nun sagen?" — „Was Du willst, aber Deinem Ja würde ich Glückliche jetzt schon nicht mehr glauben!"

Was Beide weiter flüsterten und sprachen, wissen wir nicht; wahrscheinlich das Selbe, „was sich der Wald erzählt," in dessen Hallen sie sich Hand in Hand verloren, und was alle Glücklichen unter uns schon zu Zweien im Walde sprachen und vernahmen.

Aber einen Todschreck bekamen Freiherr und Freifrau v. Marschalke, da gegen Abend des Fräuleins Zelter ohne das

Fräulein kam und wiehernd vor seiner Thüre stehen blieb. Schon waren Beide beunruhigt gewesen, als Ottilie über die gewohnte Stunde ausblieb, und dem guten Pferde war es im Walde ebenso ergangen, weßhalb es nach einigem vergeblichem Warten auf die lustwandelnde Herrin allein der Hausordnung zu genügen suchte. Doch war es tröstlich, daß auch Ottiliens treuer Begleiter ausblieb, der Neufundländer nämlich. Daß sie aber unter höherer Obhut soeben dem Schlößchen langsam zuwandelte, wurde den Harrenden erst wahrscheinlich, da Adolfine, die schon einmal vor einigen Stunden nach Ottilien gefragt hatte, zum zweiten Male kam und gestand: der königlich sardinische Obrist, Ritter Ludwig Schragen, sey heute Nachmittag ganz im Stillen eingetroffen, habe sie sogleich besucht und bis in die Nähe des Schlößchens begleitet, von dort aus aber auf ihre Nachricht: daß Ottilie ausgeritten sey, einen altbekannten Weg nach dem Walde eingeschlagen.

Adolfinens beredte Freundschaft hatte dem eintretenden Paare den Weg geebnet, und es wurde mit offenen Armen empfangen. Frau v. Marschalke sah mit bewunderndem Entzücken auf die adeligen Gestalten; Adolfine mit ruhigeren Empfindnngen, als sie früher gedacht hatte. Noch weniger hätte sie früher gedacht, jemals von diesem Paare sich als eine Art Schutzengel verehrt und umarmt zu finden, was jetzt geschah, und von Herzen. „Bin ich," fragte sie sich, „matronenhaft genug, um mit Dankbarkeit statt der Liebe vorlieb zu nehmen?" Aber sie freute sich wirklich über das Glück des Paares, und hat späterhin noch manchmal gedacht: „Ludwig war nicht für mich geschaffen. Sein Andenken bleibt mir eine Romanze, ein schöner, reiner Klang, nicht weniger, nicht mehr!" Zweifelhaft blieb es ihr: ob sie es vermocht hätte, an seiner Stelle Ottiliens Vernachlässigung zu vergeben, und noch zweifelhafter, ob sie an Ottiliens Stelle diese Vergebung mit fröhlichem Herzen hätte annehmen können, wiewohl sie Beider Beziehungen in keiner Weise mit denen zwischen ihr und Mensingen gleich stellen konnte.

Von diesem erhielt sie einige Zeit hernach ein ansehnliches Werthpaket, seine Zahlung nämlich für ihr Gut, das sie endlich nach mehrmaliger Weigerung an ihn verkauft hatte.

„Ich hatte gehofft," schrieb er, „dieses Gut nur zu kaufen, um es der alten Besitzerin zurückzugeben und Beide mein eigen zu heißen. Sie fand dieß für Ihr und, wie Sie mich zu überzeugen suchten, auch für mein Glück nicht wohlgethan. Erinnerungen machten mir das Gut jedenfalls zu werth, um es — da Sie es unter keinen Verhältnissen wieder beziehen wollten — fremden Händen zu überlassen. So will ich es denn jetzt andern lieben, werthen und würdigen Händen übergeben: denen meiner Braut, der gemüthvollen und verständigen jungen Wittwe eines frühverstorbenen Freundes, deren Lebensansichten und Gewohnheiten den meinen gleichen, und der ich von Herzen die Zufriedenheit zu vergelten hoffe, die sie mir in mein bisher so einsames Haus bringen wird. Sie weiß, was Sie mir waren und nicht seyn konnten, und nennt Sie mit mir hoffend unsere Freundin."

Adolfine dankte freudig und warm „für alles Gute und Liebe," was der Brief enthielt. „Einst," schloß sie, „hoffe ich mich persönlich zu überzeugen, daß Sie mir wirklich Ihr Glück verdanken, indem meine Festigkeit meine frühere Schwäche sühnte."

Sie verglich die noch nicht so lange vergangene Zeit, als sie, heimathsflüchtig, nur ein anfangs kaltes Asyl bei ihrer Großtante gefunden hatte, mit der Reihe stattlicher Häuser, die sie jetzt und in der nächsten Zukunft wetteifernd beherbergen wollten: die alte Heimath, nun Mensingens Eigenthum; die Häuser ihrer Verwandten, Mutter und Tochter; und die neu zu gründenden Häuser der jungen Paare in Turin und in der Hauptstadt, wo sie jetzt die Nähe des Grafen nicht fürchtete.

Und doch drängte es sie, ein eigenes Heim zu erwerben, auf neutralem Boden, in welchem sie die Freunde auch als ihre Gäste sehen könnte, und das ihr einige Bürgschaft gegen ihren eigenen unruhigen Sinn böte. Dort möchte sie in beständiger Nähe von Menschen wohnen, die ihrem Wesen zusagten, aber nicht unter Einem Dache mit ihnen, auch nicht mit den Besten, damit ihr das Gefühl der Unabhängigkeit nicht verkümmert und die Einkehr bei sich selbst allein nicht allzuselten werde.

Nichtsdestoweniger finden wir sie sehr bald in einem von ihr erkauften Landhause in sehr freundlicher Gegend unter Einem Dache mit jener Pfarrerin, deren einstiger Tiefblick in ihre Seele, deren Mitgefühl und Aufrichtigkeit, sowie ihr klares und zuverläßiges Wesen überhaupt, trotz der Kürze ihres Zusammenseyns, so nachhaltigen Eindruck auf Adolfinen gemacht hatte, daß ihre Gedanken in jeder Einsamkeit der Lage und der Empfindung zu ihr zurückkehrten.

Auf einen ausführlichen Brief an sie hatte Adolfine alsbald eine Antwort erhalten, die warme Theilnahme gewährte, aber auch heischte.

„Ihr Brief," schrieb sie, „kam wie ein Bote vom Himmel in mein verödetes Haus, das mein geliebter Mann nicht mehr mit mir bewohnt. Er ist todt! Ich scheue mich, Ihnen mehr zu sagen, als dieses einfache, meine Welt vernichtende Wörtchen; denn jede fromme tröstende Umschreibung wäre nur eine kindische Selbstbeschwichtigung und eine Unwahrheit, der wahrhafte Ausdruck meiner Klage aber eine freventliche Anklage der Natur, ein Murren gegen Gott. So empfinde ich jetzt noch, aber ich will und soll das gestörte Gleichgewicht zwischen meinem Recht auf Glück und meiner Pflicht der Fügung in die Nothwendigkeit wiederfinden; nur fühle ich mich eben noch zu schwach, um bis zu der lichtumflossenen Alpenspitze emporzuklimmen, von welcher ich die warme, aber nebelbedrückte Erde tief unter mir sehen und den tausendfachen Schall ihrer Jubelrufe und Todtenklagen nur noch als etwas Fernes und Fremdes vernehmen werde. Doch vielleicht darf ich hoffen, noch mitten im Menschenleben sein richtigeres Maß zu finden, ohne eine Pilgerfahrt aus ihm hinaus und hinauf anzutreten! Dazu aber bedarf ich einer theilnehmenden Strebensgenossin, die nicht blos aus christlicher Liebe, sondern auch aus innerstem Verständniß meines Ringens und selbst aus ähnlichem Be-

dürfnisse des ruhigen Heimathgefühles im Leben sich zu mir gesellen, und diese habe ich, wenn ich Ihren Brief richtig deute, in Ihnen gefunden! Die meisten Menschen um mich her sind sehr wohlwollend gegen mich, die Naturumgebung schön. Allein die geistige Nahrung, die ich mit dem theuersten Mann gemeinsam genoß, können auch meine besten und mitleidigsten Nachbarn nicht spenden noch mitgenießen, weil ihnen der Segen der Bildung fehlt. Auch unter den wenigen entferner wohnenden Verwandten und Bekannten finde ich kaum welche, die mich in der Erhebung über die rein persönlichen Angelegenheiten zu den allgemein menschlichen unterstützen könnten, die mir jetzt so noth thut. Die guten Menschen glauben mich zu trösten, wenn sie mir all ihren Privatjammer noch zu meinem eigenen zu tragen geben, und begreifen zudem die Größe meines Verlustes nicht, weil sie nicht begreifen, wie reich mein Besitz war. Wären Sie nur bei mir!"

Wenige Tage nach dem Abgange dieses Briefes stand Adolfine vor der freudig Ueberraschten. „Hier," sagte sie, „bringe ich Ihnen, trotz Ihrer Furcht davor, doch meinen ganzen 'Privatjammer' ins Haus, neue Sorgen und Mühe, also Vergessen der alten und einen Anfang zu einem neuen Daseyn, dessen auch ich bedarf."

Ein erwünschter Zufall bot ihr in diesen Tagen die Gelegenheit zum Ankaufe der erwähnten kleinen Besitzung, und sie war hoch erfreut, daß die Wittwe gerne auf unbestimmte Zeit mit ihr dort einzog. Nach diesem Beschlusse sagte ihr Adolfine: „Ihre Ortskenntniß und Erfahrung wird mich selbst äußerlich Ihnen weit mehr verpflichten als umgekehrt. Was wir uns aber innerlich zu Liebe und Beistand thun werden, ist unberechenbar. Genug einstweilen, daß wir beide einsam waren, bevor wir zusammen traten: Sie, weil Sie ein grausames Schicksal des theuersten Menschen beraubt hat; Ich, weil meine Freunde im Ueberflusse des neuen Glücks jetzt mir nur Liebe und Dank spenden, meiner aber nicht bedürfen würden. Ueber unsere Zukunft wollen wir Nichts bestimmen, sie mag allmählig aus der Gegenwart erwachsen. Am wenigsten wollen wir ein Gelübde thun, nicht mehr jung zu seyn; leider haben wir schon beide, obwohl auf verschiedenen Wegen, ein unwiederbringliches Theil Jugend vor der Zeit verloren. Vielleicht gewinnen wir dafür nach einigem Ausruhen eine Zeit der Lebensfrische, die von keinem Samum der Leidenschaft mehr versengt, und uns so zur Natur wird, daß wir auch nicht befürchten müssen, im Alter zu Mumien auszutrodnen. Der rechte Glaube schlägt selbst dem Wüstenwanderer aus starrem Felsen lebendiges Wasser, uns soll er auf Wege führen, an denen noch reiche Lebensquellen in Menge freiwillig fließen!"

Aus dem Süden.

Von Tennessee nach Mississippi.

Von Karl Merz.

(Fortsetzung.)

Memphis liegt am linken Ufer des Mississippi und ist in unseren Tagen die bedeutendste Stadt im Staate Tennessee. Zur Zeit meines in diesen Zeilen beschriebenen Besuches hatte es ungefähr zehntausend Einwohner, im Jahre 1861 aber bereits über fünfzigtausend. Es besitzt mehrere Eisenbahn-Verbindungen, worunter die nach Charleston in Süd-Carolina die bedeutendste ist — über achthundert engl. Meilen lang. Bei weitem der größte Theil der in Tennessee und dem nördlichen Theile des Staates Mississippi erzeugten Baumwolle wird von Memphis aus nach New-Orleans verschifft.

Den vielfachen Eisenbahnverbindungen und dem durch dieselben gehobenen Handelsverkehr hat die Stadt ihr rasches Aufblühen zu verdanken. Sie hat schon früh unter den Handelsstädten des Mississippi einen bedeutenden Rang eingenommen und ist besonders für die Pflanzer eines ausgedehnten Landstriches von großer Wichtigkeit, da sie den Umsatz des bedeutendsten Landesproduktes, der Baumwolle, vermittelt, und ihnen dagegen die meisten ihrer Lebensbedürfnisse zuführt, welche sie nicht selbst erzeugen.

Die sogenannten „Chickasaw Bluffs," auf denen die Stadt Memphis gebaut ist, sind die Ausläufer einer an den Grenzen der Staaten Tennessee und Mississippi von Osten nach Westen laufenden niedrigen Hügelkette und erstrecken sich in einer Breite von ungefähr zehn engl. Meilen dem Mississippi-Strome entlang. Südlich von denselben entdeckte am 25. April 1541 der Spanier De Soto nach einer abenteuerlichen Landreise von der Küste von Florida aus, und nach unerhörten Anstrengungen, Mühsalen und Kämpfen mit feindlichen Indianern, den Mississippi, damals von den Eingebornen der Mitche Sepe, oder der Vater der Ströme genannt. Er erlag zwei Jahre nachher einem Fieber, das ihn in den Sümpfen von Louisiana ergriffen hatte, und sein Leichnam wurde von seinen Gefährten in der feierlichen Stille der Nacht den Fluthen des Stromes übergeben, welchen er entdeckt hatte.

Die Ufer des Flusses sind bei Memphis ziemlich steil, und wenigstens dreißig Fuß über dem höchsten Wasserstande, der bedeutendem Wechsel unterworfen ist. Vielleicht hundert Schritte vom Flusse zieht sich in nämlicher Richtung mit demselben eine Straße hin, Front Row genannt, welche die bedeutendsten Handels-Magazine enthält. An verschiedenen Stellen sind von dieser Straße bis zum Flusse tiefe, abgedachte Einschnitte gemacht worden, die als Straßen zum tiefer gelegenen Landungsplatze dienen. Der weite, ebene Raum zwischen Front Row und dem Flusse ist oft, besonders vom Herbste bis spät in den Frühling, der Zeit des lebhaftesten Baumwollenhandels, mit hoch aufgehäuften Baumwollen-Ballen, welche der Verschiffung harren, gänzlich bedeckt und bietet ein Bild regen und geschäf-

tigen Lebens dar, in welchem die fröhlich arbeitenden Neger nicht die unbedeutendste Stelle einnehmen.

Von dieser Esplanade aus hat man eine schöne Aussicht auf den mächtigen Strom und das jenseitige Ufer, welches die Grenze des Staates Arkansas bildet. Der Fluß ist jedoch so breit, daß man kaum die auf dem andern Ufer stehenden Häuser unterscheiden kann. Die Wälder erkennt man blos in ihren Umrissen; sie erscheinen wie ein mächtiger, dunkler Schleier, hinter dem die Geheimnisse des fernen Westens verborgen sind. Das Land scheint auf dieser Seite bis weit vom Flusse ziemlich flach zu seyn und jedenfalls nur sehr geringe Steigung zu haben.

Der Verkehr in Front Row ist sehr belebt; Lastkarren, Güterwagen, Staatskarrossen und andere Fuhrwerke aller Art drängen sich an einander vorbei, während das Trottoir beständig von Fußgängern wimmelt, welche, ihrer Eile nach zu schließen, die wichtigsten Geschäfte zu haben scheinen.

Von Front Row führen mehrere Querstraßen nach der parallel mit der ersteren laufenden Main-Street. Dieß ist die eigentliche Hauptstraße der Stadt, enthält die elegantesten Magazine und hat eine beträchtliche Breite, mit Trottoirs für Fußgänger auf beiden Seiten. An dieser Straße befindet sich das Gerichtshaus und die Post.

Außer den genannten zwei Hauptstraßen enthält die Stadt noch viele andere, nach amerikanischer Weise in rechten Winkeln gebaute Straßen, geschmackvolle Wohnhäuser, mehrere Gasthöfe ersten Ranges nebst vielen kleineren Gasthäusern, vortreffliche Schulen für beide Geschlechter, Banken, Versicherungs-Anstalten, Buchdruckereien, Zeitungen und periodische Journale, ein Theater, 14 Kirchen aller möglichen protestantischen Sekten und eine katholische Kirche, ein Waisenhaus, zwei medicinische Schulen, Fabriken u. s. w. *)

Während das bereits Gesagte hauptsächlich für den nördlichen Theil der Stadt gilt, welcher größtentheils der Ausübung der verschiedenen Geschäfte gewidmet ist, enthält dagegen der südliche Theil derselben, oder South Memphis, die schönsten Wohnhäuser. Der Zugang zu denselben führt durch Gärten und Vorhöfe, welche mit sauberem, niedlichem Gitterwerk eingefaßt sind und durch die Mannigfaltigkeit der darin gepflanzten und sorgfältig gepflegten Bäume, Sträucher und Blumen einen dem Auge wohlgefälligen Anblick darbieten. Magnolien, Feigen-, Orangen- und Citronen-Bäume; Granaten, Bananen, Ananas, Mimosen, Pappeln wechseln mit Tannen und Fichten jeder Art (die beiden letztgenannten in kleinerem Maßstabe), Cypressen, Cedern und andern Bäumen ab und gedeihen — in sofern sie nicht aus einem weit nördlichern Klima stammen — zu üppigstem Wachsthum. Auch die Blumenwelt ist reichlich vertreten und entfaltet eine wahrhaft südliche Pracht.

Die Damen von Memphis sind weit und breit als eifrige Blumenfreundinnen bekannt und setzen ihren Stolz darein, diesen wohlverdienten Ruhm aufrecht zu erhalten.

Ich schiffte mich an Bord des George Collier ein, eines der prachtvollen Mississippi-Dampfer. Derselbe hatte den für Passagiere sehr angenehmen Ruf, daß er sich nie in Wettfahrten mit anderen Dampfschiffen einließ, obschon er als eines der schnellsten Boote bekannt war. Daneben war alles sauber und elegant eingerichtet, und der Kapitän ein feiner und artiger Mann. Daher war seine Passagierliste stets voll und ich konnte es als ein Glück ansehen, daß ich noch ein leeres Bett in einer Kajüte fand.

Das Leben an Bord eines Mississippi-Dampfers erster Klasse hat für viele Reisende große Reize. Von den Unannehmlichkeiten und Beschwerden, denen man bei Reisen zu Lande oder zur See gewöhnlich ausgesetzt ist, weiß man wenig oder nichts. Wen nicht besondere Umstände, die mit der Reise in keinem Zusammenhang stehen, mißstimmen oder mit Unzufriedenheit erfüllen, der heißt sogar solche Zufälle willkommen, welche die Reise verzögern — und gerade darum, weil die Verzögerung den Genuß verlängert. Es gibt natürlich auch Ausnahmen; allein diese kenne ich nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur vom Hörensagen. Wer irgendwie das Leben der Amerikaner zu erfassen und sich zu eigen zu machen weiß; wer es gelernt hat, sich schon von der Erwartung in eine geweckte Stimmung versetzen zu lassen und dieselbe in dem beständigen Wechsel der Zustände aufrecht zu erhalten; wem anscheinend geringfügige Umstände genügen, um sich einer angenehmen Aufregung hinzugeben; — kurz, wer nur guten Willen und einigermaßen die Anlage hat, glücklich zu seyn, dem wird eine solche Reise auch volle Befriedigung gewähren.

Eine Mississippi-Reise gehörte früher zu den nationalen Vergnügungen der Amerikaner. Der Mississippi ist ein Fluß, auf welchen die Amerikaner aus vielen Gründen und mit Recht stolz sind. Er ist der größte und längste in Nordamerika und kann sich den mächtigsten Flüssen der Welt an die Seite stellen. Er fließt durch ausgedehnte, fruchtbare Landstrecken, nimmt eine Menge mächtiger Ströme und eine Unzahl kleinerer Flüsse auf, und ist die Hochstraße des Verkehrs zwischen dem „großen Westen" Amerika's und dem Golf von Mexiko, von den nördlichen Prairieen des Staates Minnesota bis in den „sonnigen Süden" mit seinen weltberühmten Pflanzungen und und seiner herrlichen Vegetation. Der Mississippi war dem Amerikaner stets ein Sinnbild der Größe seines Landes und Volkes. Welche Fülle des Lebens strömte nicht vor wenigen Jahren noch auf seinem breiten Busen auf und nieder durch das glückliche, von den Völkern der alten Welt beneidete Land, wie das köstliche Herzblut eines in üppiger Lebenskraft stehenden Körpers durch dessen Adern! Und jetzt schauen seine Ufer einen erbitterten Vernichtungskampf, Unterdrückung, Tod und Zerstörung! — Ich vergesse gerne die tiefe Noth, unter welcher das sonst so gesegnete Land seufzt, um bei den glücklichen Er-

*) Die in diesem letztern Abschnitte enthaltenen statistischen Notizen sind theils aus des Verfassers eigenen Beobachtungen zusammengestellt, und theils aus den neuesten Beschreibungen der „American Cyclopaedia, New-York and London 1861" ergänzt. Alles übrige in diesem Artikel beruht auf eigener Beobachtung.

innerungen einer Zeit zu verweilen, wo zwar schon hin und wieder der unheilvolle Ruf des drohenden Gespenstes erschallte, aber dennoch die Gemüther nicht aus ihrer Ruhe und dem frohen Genusse der Segnungen des Friedens aufzuschrecken vermochte. —

Schon der blose Gedanke, sich auf dem „Vater der Ströme" zu befinden, auf einige Tage ein Bewohner eines der wunderbaren Paläste zu seyn, welche auf den Schwingen des Dampfes seine Fluthen durcheilen und ihn zu einem Aufenthalt der Pracht und Wonne machen; der Gedanke, die vielgepriesenen Wunder des Mississippi mit eigenen Augen zu schauen und nachher sagen zu können: „Auch ich war in Arkadien" — erfüllt den Reisenden mit froher Stimmung.

Der gesellschaftliche Ton, der auf den großen Dampfschiffen herrscht, ist im Ganzen ein hoher, auf die angeborne und sorgfältig gepflegte Selbstachtung der Südländer begründeter, aber frei, ungezwungen und ohne Steifheit. Dieß ist natürlich ganz besonders im Damen-Salon der Fall, wo jeder, welcher Zutritt hat, mit Hinsicht auf sein Benehmen von der dem weiblichen Geschlechte gezollten Rücksicht geleitet wird und sich bestrebt, die gute Meinung der Damen zu erwerben.

In der großen Kajüte, wo die Damen — mit Ausnahme der Mahlzeiten — nie hinkommen, ist die Unterhaltung natürlicher Weise oft ganz anderer Art, und der bekanntermaßen an freie Sprache und Geberde gewöhnte Amerikaner legt hier allen Zwang ab, den er sich in Anwesenheit von Frauenzimmern aus freien Stücken auferlegt. Allein jeder vermeidet es, die in diesem Lande geltenden Regeln des Anstandes zu verletzen. Es könnte sich indessen mancher Europäer, der so eben aus der alten Welt hinübergekommen ist, durch das freie, scheinbar rücksichtslose und geringschätzende Wesen einer gewissen Klasse von Leuten, besonders aber der Hinterwäldler, die sich nicht selten auf ein Dampfschiff verirren, — nicht wenig verletzt und beleidigt fühlen. Allein man muß bedenken, daß das Bewußtseyn der politischen Freiheit und Gleichstellung, die Jedermann in Amerika genießt, besonders bei den weniger gebildeten Klassen eine größere Freiheit im gesellschaftlichen Leben, sowohl in weiteren, als in engeren Kreisen zur Folge hat, und daß diese Klassen ihre Rechte auf eine gewisse derbe Weise geltend machen, die einen an feine Manieren, oder von Seite der weniger gebildeten Klassen an einen gewissen Grad von Achtung und Anerkennung gewöhnten Mann etwas schroff und unangenehm berühren mag. Man hüte sich deßhalb wohl, an solcher freier Umgangsweise Anstoß zu nehmen, und unterscheide zwischen der blosen Behauptung eigener Rechte und Stellung, und dem absichtlichen Angriffe auf das Ehrgefühl Anderer. Die gebildeten Klassen des Südens haben feine Manieren und ein äußerst delikates Ehrgefühl; allein sie nehmen keinen Anstoß an einem freien, offenen, derben und unerschrockenen Wesen in denen, die sowohl in Bildung, als in Reichthum und gesellschaftlicher Bildung unter ihnen stehen, sondern unterhalten sich auf freundliche Weise mit ihnen; nicht mit Herablassung, — denn solche wäre jedem echten Südländer eine tiefe Beleidigung — sondern mit einem offenen, freien Wesen, das Anerkennung ausdrückt, ohne vom eigenen Standpunkte niederzusteigen.

Wenn man auch nach dem oben Gesagten annehmen darf, daß die Elemente einer Mississippi-Dampfschiff-Bevölkerung (wenn ich mich so ausdrücken darf) trotzdem, daß sie vom blosen Zufall zusammengeführt worden, im Ganzen von gutem Schlage sind, so erhalten sie doch nicht selten aus einer gewissen, zu einem Typus gewordenen Klasse eine Beimischung, welche während des kurzen Beisammenseyns großes Unheil stiften kann. Ich meine die gewerbsmäßigen Spieler. An ein müßiges, üppiges Leben gewöhnt, jeder anhaltenden, physisch oder geistig anstrengenden Arbeit, die ihnen einen ehrlichen Lebensunterhalt und eine geachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft sichern könnte, von Herzen feind, suchen sie die Mittel zur Befriedigung ihrer Leidenschaften auf leichte und angenehme Weise zu erlangen. Sie haben gewöhnlich große Gewandtheit im Spiele; allein da es auch unter den achtungswerthen Klassen des Südens gewandte Spieler gibt, so bietet ihnen diese Eigenschaft zur Erreichung ihrer Zwecke keineswegs die gewünschte Sicherheit dar. Daher greifen sie alle insgesammt zu außerordentlichen Mitteln, die in anständiger Gesellschaft streng verpönt sind und im Entdeckungsfalle strenge geahndet werden; mit einem Worte — sie sind alle ohne Ausnahme gewissenlose Betrüger. Einige wählen sich die Dampfschiffe des Mississippi und seiner Nebenflüsse zum Schauplatze ihrer Thaten, andere besuchen hauptsächlich die größeren und kleineren Städte im Innern des Landes, während viele abwechselnd zu Wasser und zu Lande ihr Unwesen treiben.

Auch der 'George Collier' blieb von den Besuchen dieser Haifische nicht verschont. Man sah dieselben zu allen Zeiten des Tages im Spiel begriffen; am eifrigsten aber bei Nacht, nachdem die übrigen Passagiere zu Bette gegangen waren, — bis lange nach Mitternacht. Die Häufchen von Zwanzigdollar-Stücken und die Schichten von Banknoten ließen auf ziemlich hohes Spiel schließen. Indessen hörte man von keinen auffallenden Verlusten, die irgend einen der Mitspieler betroffen oder gar zur Verzweiflung getrieben hätten, — was übrigens nicht selten vorkommen soll. Es gab sich aber unter vielen Passagieren, und hauptsächlich unter den Damen, die wohl für ihre Gatten, Brüder oder Söhne fürchten mochten, eine große Entrüstung kund über die gänzliche Abwesenheit von Scheu, mit welcher das Spiel offen und unter den Augen der Gesellschaft betrieben wurde.

Ein mitreisender Bischof der sogenannten methodistisch-bischöflichen Kirche benutzte den Umstand zu einer Predigt, die er an einem während der Fahrt eintreffenden Sonntage über einen aus den Sprüchen Salomo's gewählten Text im Damen-Salon hielt. Ohne sich in specielle Anspielungen auf die anwesenden Spieler einzulassen, zeichnete er in würdiger, eindrücklicher Sprache und mit scharfen Zügen das Sündhafte und Verderbliche des Spieles um Geld und ermahnte die anwesenden Zuhörer — wohl dreihundert an der Zahl — sich in ihrem eigenen Interesse und demjenigen ihrer Familien von allen derartigen Einflüssen ferne zu halten. Die meisten

Passagiere, wie auch die Spieler, hörten diese Predigt mit anständiger Haltung an und schienen die Worte des Redners „in ihrem Herzen zu bewegen.“ Nach beendigtem Gottesdienste aber sah man einige der sich entfernenden Spieler sich verstohlen bedeutungsvolle Blicke zuwerfen und mit komischer Ernsthaftigkeit die Zunge in die Backen drücken, welche ausdrucksvolle Geberde über ihre wirklichen Gesinnungen keinen Zweifel aufkommen ließ. Es muß aber hier bemerkt werden, daß am Sonntag keine Karten sichtbar waren; ein Beweis der allgemeinen Achtung für den Sabbath und der Gewalt der öffentlichen Meinung, welche auch diejenigen im Zaume hält, die sich sonst durch keine Rücksichten bestimmen lassen, den Tag des Herrn heilig zu halten.

Der Damen-Salon ist zwar zum besondern Gebrauche der Damen bestimmt, wie schon der Name andeutet; allein auch Männern, die unter denselben Verwandte oder Bekannte haben, steht der Zutritt frei. Es drängt sich jedoch Niemand hinein, dem diese Beziehungen fehlen, oder der sich nicht durch einen Freund vorstellen lassen kann. Eine förmliche Vorstellung muß aber vorausgehen, ehe man es wagen darf, eine Dame anzureden, widrigenfalls man sich großer Anmaßung schuldig machen würde.

Man kann sagen, daß der Damen-Salon eines Mississippi-Dampfers der gesellschaftlichen Unterhaltung gewidmet sey und ein Bild des gesellschaftlichen Lebens der Südländer biete. Hier, wie überall, wo in diesem Lande Personen beider Geschlechter zusammentreffen, wird die unter diesen Umständen so natürliche Artigkeit der Männer gegen die Frauen zu einer wahren Huldigung und Verherrlichung, zu einem wahren Cultus, dem sich der Mann mit einem wahrhaft religiösen Gefühle ergibt, — auch wenn keine besondern persönlichen Beweggründe vorhanden sind. Da wo Frauen sind, ist „heiliger Boden.“ Die Damen sind der Mittelpunkt, um welche sich das gesellschaftliche Leben bewegt. Was auch der besondere Gegenstand des Ehrgeizes eines Südländers sein möge, ob Reichthum, Ehre, Ansehen, Einfluß, — so setzt er doch immer seinen höchsten Stolz darein, sich dem Dienste der Damen zu widmen.

Während in der großen Kajüte die Männer sich über politische Angelegenheiten, den Stand der Baumwollen-Ernte oder die Preise der Baumwolle, von Pferden, Hunden, Jagd oder Wettrennen unterhalten, theilt man sich im Damen-Salon vielleicht eine Heirath mit, die von zwar außerordentlichen, aber in Amerika nicht ungewöhnlichen Umständen begleitet war, — Entführung der Braut aus dem väterlichen Hause. Oder man erzählt sich gegenseitig Erlebnisse in Badeorten, macht Bemerkungen über Leute, die man dort getroffen, bespricht die Moden, das Reisen, die letzte Soirée, an welcher man Theil genommen hat, die beliebtesten Prediger, das letzte Camp-meeting, oder die Eigenschaften besonderer Sklaven und Sklavinnen, über welche man nicht selten die liebreichsten Aeußerungen aus dem Munde ihrer Herrinnen hört.

Jedes Mississippi-Dampfschiff ist mit einem kostbaren Pianoforte ausgestattet, das beinahe beständig in Anspruch genommen wird. Viele Amerikanerinnen besitzen wunderbare, klangvolle Stimmen, und die Vorliebe für Musik ist allgemein. Allein der Geschmack ist im Allgemeinen sehr trivial und unentwickelt. Tänze, worunter besonders die englischen und irischen Matrosentänze keine geringe Rolle spielen; seichte Arrangements aus Opern, lärmende Phantasieen über bekannte Melodieen — besonders der schreckliche Yankee-doodle, bilden das gewöhnliche Repertorium einer amerikanischen Dilettantin — die als Kraftstück noch immer obligatorische „Schlacht bei Prag“ von Kotzwara nicht zu vergessen. Die früher herrschende Vorliebe für Negerlieder und komische Gesänge, welche gemeiniglich das unsinnigste Gewäsch enthielten, hatte zur Zeit dieser Reise bedeutend nachgelassen und einer gewissen sentimentalen Stimmung Raum gemacht. Balladen, deren Inhalt das Lob eines dahingeschiedenen Freundes, die Freuden der Jugendzeit, die Erinnerungen an's Vaterhaus ist; englische, schottische und irische Volkslieder, Uebersetzungen von schwedischen, französischen, spanischen, und besonders von deutschen und italienischen Liedern und Opernarien, erschollen nun von den Kehlen amerikanischer Sänger und Sängerinnen. Zur Zeit der politischen Wahlen erschien gewöhnlich eine Unmasse von sogenannten patriotischen Liedern, die aber wahren Parteihaß athmeten und die Gegenpartei lächerlich oder verächtlich zu machen suchten.

Man findet nur wenige junge Männer, welche das Pianoforte spielen; höchstens erlernt hier und da einer, gewöhnlich ohne Hülfe eines Lehrers, die Violine und beschränkt sich auf die eigenthümlichen, wilden irischen, englischen und Neger-Tänze, welche sie aber mit einem Feuer, mit einer Correktheit, einem Ausdrucke zu spielen verstehen, welche für Liebhaber dieser Tänze wahrhaft hinreißend sind. Da der Amerikaner sich jedoch nicht dazu entschließen kann, auf die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten viele Zeit zu verwenden, so findet man wenige tüchtig gebildete und vollendete Spieler und Spielerinnen. Die Ursache davon ist nicht sowohl Mangel an Ausdauer, als vielmehr die ungenügende Entwicklung des zwar vorhandenen, allein noch schlummernden Kunstsinnes. Alle Kunst ist in Amerika noch in der Kindheit. Für die große Masse der Amerikaner hat die Musik keine tiefere Bedeutung als die eines bloßen Zeitvertreibes, auf den es sich nicht die Mühe lohnt, viele Arbeit und Zeit zu verwenden, die er weit praktischer im Dienste des „allmächtigen Dollars“ verwendet.

Indessen können die oben geschilderten Zustände in Bezug auf die Musik auf viele größere Städte nicht mehr Anwendung finden, da sich dort seit vielen Jahren ein edles Streben kund gegeben hat, das von den schönsten Erfolgen gekrönt worden ist. Es wäre überflüssig, hier in vielen Worten zu zeigen, daß dieß hauptsächlich den langjährigen Anstrengungen deutscher Musiker zu verdanken ist; es ist längst als eine unwiderlegbare Thatsache bekannt.

Ich habe bereits wiederholt angedeutet, daß das Klima und die Verhältnisse den Südländer einem gewissen dolce far niente zuführen, das auf seine Gewohnheiten und Bedürfnisse einen großen Einfluß hat. Es ist — besonders im Sommer, und vorzüglich bei den Damen — gebräuchlich, einen Theil

des Nachmittags nur leicht gekleidet in abgeschlossenen Zimmern, mit gezogenen Vorhängen aber offenen Fenstern zuzubringen, um der drückenden Hitze zu entgehen. Wo es angeht, besonders aber auf dem Lande, läßt man in einer Laube (Verandah), oder im Schatten der Bäume eine Hängematte aufhängen und sich darin von einem schwarzen Knaben oder Mädchen hin und her schaukeln. Die Zeit wird entweder gänzlich der Ruhe, dem Schlafe, oder dem vertraulichen Gespräche gewidmet. Auch auf Dampfschiffen pflegen viele Damen diese Gewohnheit und ziehen sich in ihre Privat-Kajüten zurück. Wenigstens habe ich auf dem George Collier zu gewissen Zeiten des Nachmittags den Damen-Salon beinahe leer gefunden, obschon unsere Reise, wie man sich erinnern wird, im Monat Februar vor sich ging und daher das Wetter nicht sehr warm und drückend war. Es mag übrigens angenehm seyn, sich aus einem Schwarm von unbekannten Leuten, mit denen man mehrere Tage auf dem nämlichen Schiffe leben muß, auf einige Stündchen zurückzuziehen — und wenn sie auch noch so artig sind.

Die Mahlzeiten werden in der großen Kajüte eingenommen, wo beinahe von einem Ende zum andern eine ungeheure Tafel gedeckt ist, aus den zusammengerückten Tischen bestehend. Diese Mahlzeiten sind die einzige Gelegenheit, wo man die Damen in der großen Kajüte sieht. Auch hier zeigt sich die allgemeine zarte Rücksicht gegen dieselben. Das Signal zum Essen wird durch eine Glocke gegeben. Um aber die Damen nicht dem bei diesen Anlässen unvermeidlichen Gedränge und der Verlegenheit um einen Sitz auszusetzen, werden dieselben an die Tafel geführt, ehe die Glocke ertönt. Der Kapitän eröffnet den Zug aus der Damen-Kajüte mit einer Dame am Arme. Ihm folgen die übrigen Damen, durch ihre anwesenden Verwandten oder Bekannten ebenfalls am Arme geführt, und setzen sich mit ihren Begleitern an die für sie bestimmten Sitze am obern Ende der Tafel. Der Kapitän nimmt den Vorsitz. Nun erst ertönt die Glocke für die Herren, von denen sich aber gewöhnlich einige bereits am Tische aufgestellt haben, um ihre Sitze zu sichern, sey es in der Nähe eines Freundes oder — eines leckerhaften Gerichtes. Man verfährt ganz ohne Umstände, auf echt amerikanische Weise. Entweder greift man selbst zu, oder läßt sich das Gewünschte von einem der zahlreichen farbigen Aufwärter herbringen. Gewandt, dienstfertig, ruhig, schnell in Erfüllung eines Wunsches, erscheinen sie beinahe wie Freunde oder gastfreundliche Wirthe, die mit Freuden, und mit dem verbindlichsten, wohlthuendsten Wesen dem müden und hungrigen Gaste das beste darbringen, was sie haben, und alles aufbieten, um seine Behaglichkeit zu erhöhen. Auf einen Wink gleiten sie mit geräuschloser Eile herbei, von Eifer und Wohlwollen strahlend, und bringen das Verlangte ohne Verzug her. In ihrem ganzen Benehmen entwickeln sie eine ruhige Würde und Selbstachtung, und zugleich eine bescheidene Hingebung, — die man vergeblich bei einem Neger im Norden suchen würde. Wenn anders das Sprichwort noch seine Geltung hat: „Wie der Herr, so der Knecht," — so sollte man aus dem Benehmen der Negersklaven sowohl auf ihre Behandlung von Seite ihrer Herren, als auch auf den Charakter der Letztern schließen können.

Das Essen auf dem George Collier war wahrhaft fürstlich in jeder Beziehung, und vortrefflich zubereitet, nebst guten Rhein- und Bordeaux-Weinen ad libitum, ohne Extrabezahlung. Die Zahl und Auswahl der Gerichte war in der That überwältigend und konnte einen unerfahrenen Menschen beinahe in Verlegenheit bringen.

Ein Mississippi-Dampfer vereinigt Alles, was dem Reisenden jede mögliche Bequemlichkeit bieten kann. Auf dem unsrigen befand sich sogar ein geräumiger und wohl bestellter Coiffeur- und Barbier-Saal, wo die meisten männlichen Passagiere am Morgen nach allen Regeln der Kunst ihre Toilette machten. Auch hier konnte man aber erfahren, wie wohlthätig einige Concurrenz in Geschäften für das Publikum, und wie gewinnbringend ein Monopol demjenigen ist, welcher es ausübt. Das Rasiren kostete nämlich auf dem George Collier einen Viertel-Dollar, oder ungefähr 1 Franken 30 Centimes per Kopf. Indessen ist in Amerika der Unterschied zwischen der Mühe und Unbequemlichkeit des Selbstrasirens, und der wahrhaft orientalischen, üppigen Behaglichkeit, welche ein schwarzer Barbier seinen Kunden verschafft, so groß, daß man sich auf einem Dampfschiffe gerne auf einige Tage den hohen Preis gefallen läßt. Auf einem hohen Lehnstuhle liegend, den Kopf in einer besonders dafür angebrachten Höhlung ausruhend, und die Beine horizontal auf einem hohen Fußstuhle ausgestreckt, überläßt man sich wohlgemuth den sehr kunstgerechten Manipulationen des Barbiers. Mit wenigen Zügen des überaus scharfen Rasirmessers geht die Operation rasch vorbei. Dann folgt eine Abwaschung mit wohlriechenden Wassern, die sich auf das ganze Gesicht, die Augen, Ohren und Nase erstreckt, wobei die überaus zarte, aber nachdrückliche Berührung mit dem nassen Handtuche sehr angenehm ist. Nach der Abtrocknung, die nicht durch Reiben, sondern durch bloßes Tupfen mit einem Tuche geschieht, wird der rasirte Theil des Gesichtes gepudert, und dann kömmt auch das Haar an die Reihe. Die Stuhllehne wird wieder etwas hinaufgeschraubt, und es beginnt der wohlthuendste Theil der ganzen Operation. Der Barbier fängt an, mit seinen Nägeln (wende Dich nicht ab, zartfühlende Leserin!) ganz sanft auf dem ganzen Schädel herumzukrauen und weiß dieß so meisterhaft auszuführen, daß man vor Wohlbehagen unwillkürlich die Augen schließt, um alle andern Wahrnehmungen ferne zu halten und sich ganz dem üppigen Gefühle hinzugeben. Der ungeschickteste Taschendieb könnte sich sein Opfer in keinem geeigneteren Zustande wünschen, um ohne Gefahr der Entdeckung seine Kunst an ihm auszuüben. Ueberall, am ganzen Schädel herum, im Nacken, hinter den Ohren, wandern die Finger, und sollte irgendwo noch ein unangenehmes Jucken oder Beißen fühlbar seyn, so wird der Künstler auf einen bloßen Wink hin seine Manipulationen auf die betreffende Stelle verlegen. Nachher nimmt die Frisur ihren gewöhnlichen Verlauf, und man steht wunderbar erfrischt wieder auf. Wer es selbst erfahren hat, wird stets mit Behagen an den schwarzen Künstler zurück denken.

Am Ausgang der großen Kajüte nach vorn zu ist das sogenannte Passagier-Deck, eine geräumige, offene Vorhalle, die durch eine Verlängerung der Kajütendecke vor dem Regen geschirmt ist und auf hölzernen Stütz-Pfeilern ruht. Vorn am Passagierdeck münden zwei Treppen, die vom untern Verdecke heraufführen und die einzigen Zugänge zu den Kajütenräumen sind. Das Passagierdeck ist eigentlich nichts anderes als eine große Verandah, die sich quer über die ganze Breite des Schiffes erstreckt, und von der Kajüte bis zu den Treppen vielleicht 25 bis 35 Schuh messen mag. Es ist mit einem Geländer umgeben und bietet den angenehmsten Ort zum Ruhen, wenn nämlich der Wind nicht zu stark ist. Hier sitzen die Herren auf Stühlen, rauchen ihre Havannahs, plaudern, lesen Zeitungen oder Bücher, beschauen sich die Aussicht auf den Fluß, die Dampfschiffe, und was sonst noch zu sehen sein mag. Von dem Passagierdecke aus laufen an beiden Seiten des Schiffes bis an die Dampfräder, und jenseit derselben bis an's hintere Ende des Schiffes bedeckte Gallerien, mit welchen alle Privat-Kajüten durch Hinterthüren in Verbindung stehen. Von diesen Gallerien führen Treppen auf das oberste Verdeck oder Hurricane-Deck, das bei stillem und schönem Wetter einen sehr angenehmen und geräumigen Spazierplatz, und die ungehindertste und freieste Aussicht auf die Umgebungen darbietet. Hier trifft man (bei günstiger Witterung) besonders Morgens und Abends Herren und Damen, welche Bewegung in freier Luft suchen und im Anblicke des vielgeliebten Mississippi Nahrung für ihren vaterländischen Stolz finden.

Die Aussicht bietet jedoch wenig Abwechslung. Hier und da steht nicht weit vom Ufer ein Dorf mit mehreren Kirchen, Häusern von rothem Backstein oder Holz, selten mehr als ein Erdgeschoß und Stockwerk, oft aber nur das erstere enthaltend, mit ihren Verandahs und Gärten voll Immergrün-Pflanzen. Dicht am Ufer stehen gewöhnlich große Waaren-Magazine und Kommissionshäuser. Alle diese Einzelnheiten sind aber vom Verdecke eines Dampfschiffes nur mit Mühe zu erkennen, wenn sich dasselbe in der Mitte des Flusses hält. Sonst sieht man auf beiden Ufern nichts als Wald — Wald — und wieder Wald. Da die Ufer meistens sehr niedrig sind und daher die auf denselben befindlichen Gegenstände nicht sehr deutlich gesehen werden können, so erscheint der Fluß dem Auge noch viel breiter, als er es wirklich ist, und die scheinbare große Entfernung aller Gegenstände erhöht den Effekt der Scene. Nachdem man einige Zeit auf der mächtigen Fläche des Flusses hin gefahren ist, sich die Augen an den scheinbar fernen Ufern müde geschaut hat und von dem unwiderstehlichen Eindrucke der Einsamkeit, Großartigkeit und Majestät überwältigt fühlt, gewährt es eine wahre Erleichterung, auf kurze Zeit zwischen zwei nahe an einander liegenden grünen, oft mit hohen Bäumen bedeckten Inseln hindurch zu fahren, die man beinahe mit Händen greifen kann. Alles eilt in die Gallerien, auf die Verdecke, um sich an dem Anblicke zu weiden und das müde Auge auf kurze Zeit ausruhen zu lassen. In den Zweigen der Bäume flattert der prächtige Rothvogel, der Spottvogel, die bunte Oriole; und auf den bei niedrigem Wasserstande als Ausläufer der Inseln hervortretenden Sandbänken sieht man weiße, blaue und braune Reiher, Schwäne, und unzählbare Schaaren von Enten und Gänsen, die beim Herannahen des schnaubenden Dampfschiffes sich wie auf's Commandowort eines Feldherrn in dicht geschlossenen Schaaren erheben und sicherere Tummelplätze aufsuchen. Die Gegenwart lebender Geschöpfe führt uns von der Höhe der Meditationen, welche der Anblick der, nur durch ferne, dichtbewaldete, und in ihren dunkeln, unbestimmten Umrissen ein Bild geheimnißvoller Verworrenheit bietende Ufer begrenzten Fläche der Gewässer eingab, wo nur allein der Geist des Schöpfers als Prinzip des Lebens zu herrschen schien, — wieder hinab in die gewohnte, unseren menschlichen Begriffen verständliche Welt, den Schauplatz unseres irdischen Daseyns.

Südlich von den Chickasaw-Bluffs erstreckt sich in einer Ausdehnung von über 170 engl. Meilen dem Mississippi entlang ein ungeheurer Sumpf, der aus den Ueberschwemmungen des mächtigen Flusses entstanden ist und von denselben beständige Nahrung erhält. Einige Theile dieser Gegend vertrocknen gegen das Ende des Jahres, allein das Uebrige bleibt fortwährend sumpfig. Diese Gegend begreift in sich das Thal des Yazoo-Flusses und ist in ihrer größten Breite 50 engl. Meilen weit. Sie sucht ihres Gleichen in Hinsicht der Culturfähigkeit und Fruchtbarkeit, und man ist allgemein überzeugt, daß systematische Entwässerung sie zu einem der fruchtbarsten Landstriche machen würde, wovon die in den günstiger gelegenen Bezirken bereits bestehenden vielen Pflanzungen die überzeugendsten Beweise liefern. Der Yazoo-Fluß, der diese Gegend durchfließt, nimmt eine zahllose Menge von Nebenflüssen auf, deren einige im Grunde nichts als Arme des Mississippi sind, wie z. B. der durch die jüngsten Operationen der Unionistischen Flotte bekannte Sunflower. Ueberhaupt gibt es in der Welt kaum eine so wasserreiche Gegend wie das Mississippithal. Man zählt nur unterhalb Memphis nicht weniger als 1500 größere und kleinere Ströme, die alle dem großen „Vater der Gewässer" zufließen. Und wo es der Wasserstand zuläßt, fahren Dampfschiffe. Viele Kapitäne suchen ihre Schiffe durch die Angabe anzupreisen, daß dieselben „fahren können, wo es nur immer ein wenig feucht ist." Diese Ströme sind reich an Fischen und Schildkröten, von welchen letzteren eine Art, mit weicher, schmutzig-grüner Schale, bis 1½ Schuh lang wird und sehr gesucht und schmackhaft ist.

In den großen, oft unzugänglichen Sümpfen am Mississippi, die theils mit majestätischen Cypressen und verschiedenartigen anderen Bäumen, theils mit Geröhricht von riesigem Wuchse bedeckt sind, hausen noch Bären, Panther, Wölfe, wilde Katzen, Waschbären, und ganze Rudel von Hirschen; die üppigste Vegetation wuchert in dem fetten, jungfräulichen Boden, und alles athmet in strotzender Fülle und Kraft urwüchsige Natur. An den trägen und schlammigen Gewässern faullenzt der Alligator im Grase, und überall lauert die Schlange. Die Civilisation, vor welcher Alles dem Menschen feindliche weicht, hat diese wie zu einem irdischen Paradiese geschaffenen Gegenden der Natur noch nicht vollständig abgerungen. Diese soge-

nannten Mississippi-Bottoms haben noch den Ruf — und den Reiz — vollkommener Wildheit.

Zur Zeit der in diesen Blättern beschriebenen Reise war der Mississippi sehr niedrig und noch beständig im Fallen begriffen. Unterhalb Helena, eines ungefähr 70 englische Meilen abwärts von Memphis auf dem westlichen Flußufer stehenden Städtchens, rannte sich der George Collier trotz aller Vorsicht auf einer Sandbank fest, und blieb ungeachtet aller Anstrengungen und sinnreichsten Vorkehren stecken. Um das Schiff zu erleichtern, wurden vorerst alle männlichen Passagiere an's nahe Ufer geschafft. Dem Amerikaner ist Alles, was vom gewöhnlichen Laufe der Dinge abweicht, als ein Mittel der Aufregung willkommen. Jedermann war in der besten Laune; man spazierte auf dem sandigen, mit wenigem niedrigem Gebüsche bewachsenen Ufer hin und her oder eilte in den nicht weit zurück liegenden Urwald, um sagen zu können, daß man doch wenigstens in dem berühmten — oben beschriebenen Mississippi-Bottom gewesen sei; man schwatzte, lachte, rauchte, und hielt sich durch den Unfall zur heitersten Stimmung berechtigt.

Der George Collier war unterdessen nach Helena zurückgefahren, hatte dort Lichterschiffe gemiethet und bei achthundert Ballen Baumwolle darauf verladen. So erleichtert, nahm er uns nach einem Aufenthalte von mehreren Stunden wieder von dem Orte unserer Verbannung auf, kam glücklich über die Sandbank, und nahm dann seine achthundert Ballen Baumwolle wieder ein. Nebst dem großen Zeitverlust verursachte diese Geschichte dem Kapitän noch eine Extra-Ausgabe von mehr als eintausend Dollars für die zweimalige Verladung der Baumwolle. Die endliche Wiedereinschiffung und Fortsetzung der Reise war als Mittel der Aufregung und Unterhaltung eben so willkommen, als der Aufenthalt selbst, und beinahe Jedermann eilte sogleich nach der Rückkehr auf das Schiff zur „Bar“ oder dem Schenkzimmer, um sich bei einem Glase Spirituosen eine Fortsetzung der guten Laune zu holen. Man fand die ganze Geschichte kapital, rauchte doppelt so viel als unter gewöhnlichen Umständen, und diejenigen, welche Bekannte in der Damen-Kajüte hatten, eilten spornstreichs hin, um mit den Damen ihre Gedanken über das wichtige Ereigniß auszutauschen und sich gegenseitig von Neuem zu begrüßen. Dann ging Alles im gewöhnlichen Geleise fort bis zur nächsten Mahlzeit, oder bis Dampfschiffe in Sicht kamen, und an uns vorbei fuhren.

(Schluß folgt.)

Stranden und Landen.

Novelle.

1. Die „Atalante.“

Ein Nothschuß — und noch einer! Sie dröhnen dumpf über die brausende See hin, wiederholen sich in ängstlichen Pausen, wie der stöhnende Ruf um menschliches Erbarmen, göttliche Hülfe! Aber die wildempörten Wogen verschlingen den Schall. Sie bäumen sich riesig und öffnen gähnende Rachen, schäumend und gepeitscht vom Sturm, der sein unheimliches Lied dazu heult. Am wolkengejagten Firmament läßt sich kein Stern erblicken; nur die einzelnen Lichtfeuer an der Küste senden ihr einsames Licht trübe und melancholisch in die Dunkelheit.

Ein Schiff in Noth!

Wieder wälzt sich der Signalschuß über die Fluth hin. Das Schiff kämpft auf Leben und Tod mit den Elementen. In kurzer Frist muß es verloren seyn. Die muthigsten der Männer, geschult in der Gefahr, vertraut mit dem Meer, haben ihre Rechnung abgeschlossen und erwarten ihr Geschick mit verzweifelter Ruhe. Haltlos steuert das Schiff, zwischen den Riffen und Klippen umhergeschleudert, nur noch ein dunkler Rumpf, bald auf den Rücken berghoher Wogen emporgehoben, bald in die Tiefe geworfen, im Kampf der Nothwehr längst seiner schlanken Maste und schmucken Segel beraubt, wie der Adler, der, in stolzer Höhe angeschossen, fluggelähmt sein Ende erwartet. An Bord herrscht geisterhafte Stille. Unbekümmert um die gewaltigen Sturzwogen, die sich auf das Deck wälzen, steht dort eine hohe Männergestalt und starrt unverwandt in die grausige Nacht hinaus. Das wildrollende luchsartig geschärfte Auge des Seemanns durchdringt mit Anstrengung den nächsten Umkreis. Es ist ihm, als vernähme sein durch die äußerste Seelenspannung verfeinertes Ohr nebst dem Stöhnen der Windsbraut auch den Laut einer menschlichen Stimme.

Noch einmal wird das Signal abgefeuert. Dießmal ist es keine Täuschung; ein Ruf aus rauher Kehle antwortet — das rettende Lootsenboot ist nahe! Neue Hoffnung elektrisirt die apathisch gewordene Mannschaft der „Atalante“ und hat fast den entgegengesetzten Zustand zur Folge. Alles hastet und drängt sich jetzt hervor; Jeder will der Erste der Gefahr entrinnen. Verwirrung, Betäubung, Streit sogar entsteht unter den vorher so einmüthig auf den Untergang Gefaßten, und nur das mächtige Wort des unerschrockenen Kapitäns bringt einige Ordnung in das schwierige Rettungsverfahren. Die „Atalante“ setzt ihre Boote aus. Zugleich aber bricht der Orkan mit erneuter Gewalt los. Zoll um Zoll trotzt das Lootsenboot, von drei muthigen Männern gerudert, der wilden Fluth seinen Sieg ab. Es kommt nur langsam vorwärts, zu langsam für die zerstörte Atalante, die immer tiefer sinkt, während das leichte Boot sicher auf sie zusteuert. Chaotisches Stimmengewirr vom Wrack mengt sich mit dem ruhigen Zurufen der Lootsen. Endlich ist die Atalante von ihren Bewohnern verlassen; die Rettungsboote überfüllt; mühsam dringen sie weiter, geleitet von dem trüben Schein der Laterne, die am Bug des Lootsenbootes befestigt ist. Da stöhnt, kracht, dröhnt die sterbende Atalante gleichsam in allen Fugen; ein wirbelnder Wogenschwall faßt sie empor und schleudert sie so gewaltsam zwischen die belasteten Boote, daß sie umschlagen und mit dem untergehenden Rumpf zugleich in der Tiefe verschwinden. Eine große Anzahl der Verunglückten ist augen-

selbst können, denn das furchtbare Drama hatte gleichsam vor ihren Augen doch ungeschaut sich abgespiegelt. Die Weiber und die jüngeren Männer schaaren sich um das Boot, wo ein regungsloser menschlicher Körper ausgestreckt liegt: Ein junges, schönes Mädchen! Eben will man den Körper des armen Mädchens nach der unfernen Fischerhütte tragen, da erhellt plötzlich Fackelschein die nächtliche Gruppe und das leichenartige Gesicht der Schiffbrüchigen wird davon angeglüht wie ein Schneefeld von einer Feuersbrunst. Die gebietende Gestalt eines vornehm aussehenden Mannes nähert sich und ehrerbietig weichen die Schiffer zurück.

„Der Herr Commodore,“ schallt es im Kreise.

Der Commodore beugt sich mitleidig über das junge Mädchen und sagt mit tiefer Stimme: „Armes Kind!“ dann fällt sein sanfter Blick aus geistvollen dunklen Augen auf die Umstehenden. In wenigen Worten berichtet man ihm den Hergang des Ereignisses. „Bringt das Mädchen rasch nach dem Schlosse hinauf, meine Freunde!“ sagt der Commodore hierauf; „Eure Mühe soll gelohnt werden!“

Schweigend und eilig gehorcht man. Zwei Männer neh- der Gefahr, leichtblütig und unbekümmert, wenn sie vorbei ist. Am Strande war das Ereigniß der Nacht fast schon vergessen. Ein spurlos gescheitertes Schiff ist für die Küstenbewohner kein Gegenstand des Interesses mehr. Die Strander sind um ihren Vortheil, die Lootsen um ihren Ruhm betrogen, was sie doch nicht hindert, dem nächsten Fahrzeug in Noth ebenso beistandsbereit entgegenzusteuern. Aber während man hier kaum mehr der Vorfälle der Nacht gedachte, widmeten die Bewohner von Glendower-Castle ihrer Schutzbefohlenen eine wahrhaft rührende Sorgfalt. Lady Anna verließ das nunmehr sanft schlummernde Mädchen erst gegen Morgen und stand jetzt sinnend am Fenster ihres Zimmers, das die Aussicht auf den weiten Spiegel der See bot. Wie erhaben erscheint das Meer in seiner Ruhe und doch — wie heuchlerisch, gedenkt man der Opfer, die es vor Kurzem in wilder Empörung verschlungen!

So dachte Lady Anna in diesem Augenblick, als der Eintritt des Commodore ihr Nachdenken störte. Der Commodore besaß eine zugleich hoheitsvolle und gewinnende Persönlichkeit. Nichts konnte zu der natürlichen Würde seines Wesens besser passen, als das Malteserkreuz, das seine Brust schmückte.

Der feinste Weltton, die unverkennbarste Güte und eine gewisse Geradsinnigkeit im Ausdruck verschmolzen in seinem Benehmen und gewannen ihm die Herzen. Er war noch immer ein schöner Mann, obwohl über die mittleren Jahre hinaus. Mit einer Art ehrerbietiger Vertraulichkeit bot er Lady Anna die Hand und sagte: „Ich konnte kaum den Morgen erwarten. Wie steht es um Ihren Schützling?"

„Traurig," erwiderte die sanfte, blasse Lady Anna, die in ihrem ganzen Wesen etwas an eine barmherzige Schwester Mahnendes zeigte. „Das arme Mädchen ist ohne klares Bewußtseyn seiner Lage, und doch zittere ich vor dem Moment, wo es wiederkehren wird! Sie ist offenbar Französin, aus den besseren Ständen. Sie ruft in herzerschütternder Weise nach ihrem Vater und auch der Name Charles geht häufig über ihre Lippen."

„Mir bangt nicht vor der Zukunft dieses armen Kindes," sagte der Commodore; „da sie Ihnen anvertraut ist, Lady Anna, so ist sie ohne Zweifel vollkommen geborgen; ich glaube Ihre Absichten zu errathen."

„In der That, ich bin es gewohnt, meine Gedanken von Ihnen errathen zu sehen, Commodore," versetzte die Dame leise lächelnd; „indeß bin ich mir selbst noch nicht klar. Sollte ich mich von der traurigen Gewißheit überzeugen, daß das junge Mädchen ganz heimathlos geworden ist und eine Waise im vollen Umfang — dann könnte ich wohl daran denken, ihr ein dauerndes Asyl zu bieten. Fehlte mir doch immer eine Tochter! Aber wozu jetzt Pläne? Lassen wir den Dingen ihren Lauf."

„Sie haben Recht, wie immer, Lady Anna! Aber — hat Edgar keine Notiz von der stürmischen Nacht genommen?"

„Nein," antwortete Lady Glendower mit trübem Ton; „er schlief entweder so fest, oder er fand, wie so oft, die schauerlichen Töne des Sturmes und der brüllenden See melodisch genug, um sich davon einlullen zu lassen."

„Und Lady Leonor? Weiß sie um die Vorgänge der Nacht?" fragte der Commodore weiter.

„Allerdings," versetzte Lady Anna; „sie soll sich über die Unruhe im Hause beklagt haben, die durch die Aufnahme des verunglückten Mädchens veranlaßt worden ist."

„Jenun, Lady Leonor bleibt doch immer dieselbe," entgegnete der Commodore etwas ironisch; „es müßte wohl die Welt aus den Angeln gehen, ehe sie bewegt würde; ihr Egoismus streift an das Unerhörte."

Lady Anna ließ diesen Gesprächsstoff fallen. Sie kehrte nach einem flüchtigen Morgenimbiß, an dem außer dem Commodore sonst Niemand Theil nahm, zu ihrem Schützling zurück, indeß Jener nach seiner Gewohnheit an den Strand hinabging.

In der Morgenbeleuchtung erhoben sich die stolzen Mauern von Glendower-Castle minder drohend, aber immer noch gebietend. Das graue Gebäude schaute finster in die lachende, malerische Umgebung hinein, ehrfurchterweckend in seiner schutzherrlichen Macht, anziehend durch eine alterthümliche Bauart, die ein Gemisch verschiedener Zeitperioden schien. Der neueste Theil des Schlosses bestand aus einem terrassenartigen Anbau, welcher zwei Seiten des Gebäudes einnahm, und sich theils der offenen See, theils dem großen Park von Glendower Castle zukehrte. Von diesen Terrassen gab es eine herrliche Weitsicht. Zunächst das Meer, dessen eintönige Fläche durch die gegen Norden aufstrebenden Granitfelsen unterbrochen wurde, die wie riesige Castelle aussehen und allmälig sich verlaufend ihre gefährlichen Vorposten in Gestalt kleiner Klippen und Riffe hinaussenden, welche der Schrecken der zwischen sie gerathenen Fahrzeuge werden. In blauer Ferne lagen in Nebelduft die romantischen Gebirgszüge, deren tiefgeborgener Mineralienschatz die Grafschaft berühmt macht und einen großen Theil ihrer Bewohner, nicht minder gefahrvoll als auf dem treulosen Meere, in den tiefen Schachten beschäftigt, um das Edle zu Tage zu fördern. Gegen Südwest sah man den reichbewimpelten Hafen von Falmouth, der oft so schwer und mühselig von den in die Klippen verschlagenen Schiffen erreicht wird und, so lange die widrigen Winde dauern, ihr Zufluchtsort bleibt. So weit das Auge reichte, traf es von diesem hohen Standpunkt aus nur pittoreske, lebendige Bilder mit originellen Farbentönen. Aber Glendower-Castle selbst sah so düster auf diese schöne Umgebung nieder, wie ein dunkles Grabmonument auf die ringsum blühenden Blumen und üppigen Baumgruppen. Stumme Mauern haben ihre symbolische Sprache. Beim Anblick dieses alten Herrensitzes mußte man unwillkürlich denken: hier weht eine dumpfe Luft; ein trauriges Düster wehrt in diesen Räumen das Eindringen des hellen Lichtstromes ab. Etwas Brütendes, Beängstigendes liegt in der Stille die hier herrscht. Indeß gehörte Glendower-Castle trotz seines melancholischen Aussehens zu den gastlichsten Schlössern. Nicht daß lebhaftes Zuströmen heiterer Gesellschaften diesen Ausdruck hätte rechtfertigen können, sondern gastlich erwies sich die Schwelle für jeden Hülfsbedürftigen; so oft der Sturm ein Wrack an die Küste warf, fand sich in Glendower-Castle Raum für die Gestrandeten; es war als öffne sich dieses Thor darum so bereitwillig für Verunglückte, weil der von Leid Gebeugte am geneigtesten ist, seine Arme dem Schicksalsgenossen zu öffnen. Die Nothsignale von der See trieben oft im ärgsten Unwetter den Commodore an den Strand hinab, und in derselben Weise wie er sich gestern des jungen Mädchens erbarmt, nahm er sich auch Anderer an, die weniger verlassen als sie noch Hoffnung hatten, ihr Mißgeschick zu überwinden. Man liebte und vergötterte den Commodore Sir Allan Eddistone, der, ein Schotte von Geburt, durch seine gastlich-ritterliche Weise und die milde Güte seines Benehmens in den Augen der Schiffer, Grubenarbeiter und Fischer eine Art unantastbarer Herrscherhoheit gewann.

Einige Tage später war es endlich möglich, von dem jungen Mädchen eine zusammenhängende Auskunft über jene schreckliche Nacht zu erhalten. Ihre erste Frage bei vollem Bewußtseyn war: „Wo ist mein Vater?"

„Mein Kind," sagte Lady Anna beruhigend; „Sie müssen stark seyn, um zu ertragen, was Ihnen auferlegt ist; Sie sind in guter Obhut geborgen, aber . . ."

mehr gelitten habe, als Sie wohl jemals ahnen können, unter diesem Dache hat das Unheil seinen Sitz genommen.«

Nach einer Pause forderte Lady Anna das junge Mädchen zur Erzählung ihres Geschickes auf.

»Ich besaß,« sagte Valerie, sich gewaltsam fassend, »außer meinem Vater keine Angehörigen. Meine Mutter verlor ich als Kind schon und ward dadurch ein Gegenstand um so größerer Liebe und Sorge für den Vater. In früheren Zeiten war er Herr eines glänzenden Vermögens und sah seine ausgedehnten Handelsspekulationen herrlich gedeihen. Später suchten ihn Unfälle aller Art heim und der Fall eines großen Hauses zog auch ihn mit — er verlor fast den letzten Rest seines Besitzes. Lange suchte er es mir zu verbergen; sein wachsender Kummer verrieth es mir endlich. Da zog er mich auf mein Drängen ganz in's Vertrauen. Eine Hoffnung gab es noch, aber seine Liebe zu mir ließ ihn zaudern. In Amerika besaß er noch Handelsverbindungen, die vielleicht rettenden Gewinn bringen konnten. Aber dazu erforderte es langer Abwesenheiten, während welcher er mich irgend einer Pension anzuvertrauen zögerte, theils weil die Trennung ihm schwer fiel, theils weil der Kostenpunkt zu bedeutend war. Ich war rasch ent-

... in den Hafen von Hamburg zu bringen ... das Lootsenboot erwartend. Als dieses endlich kam, stürzte Charles in unsere Kajüte und trug mich selbst in das erste herabgelassene Boot. Mein Vater folgte uns, ich sah ihn noch neben mir, als mit einem Male unser Boot umschlug und uns Alle in den Wellen begrub. Ich sah und hörte nichts mehr, als einen Schrei aus fünfzig Kehlen und den Wogengischt, der über den Körpern zusammenschlug — dann fühlte, wußte ich nichts mehr. In Charles' Armen empfand ich wieder Leben; er kämpfte mit den Wogen und rief mir zu: Muth, Muth! Aber das war auch alles, das letzte, was ich vernahm. Dann war es wieder Nacht um mich. O, daß er das Opfer seiner großherzigen Rettung werden mußte! Um mich hat er sein Leben hingegeben!«

Valerie schwieg erschöpft, starr vor sich hinschauend, als trete die ganze nächtliche Scene vor ihr geistiges Auge. Lady Anna umfaßte sie schweigend und ließ die für das bisher unnatürlich angespannte Nervenleben wohlthätige Erschütterung vorübergehen. Dann legte sie den blonden Kopf der verwaisten Valerie an ihre Brust und wartete, bis die sanften blauen Augen sich im Schlummer schlossen, der pochende Puls ruhiger

wurde und der Schlaf allmälig der gramdurchzuckten Miene ihre reine, ruhige Anmuth wiedergab. Leise legte sie die Schlafende auf das Lager zurück und verschwand geräuschlos aus dem Zimmer, wie ein milder Genius.

3. Valerie.

An Lady Anna's Arm durchwandelte Valerie zuerst den schönen Park von Glendower-Castle, um ihn dann häufig allein zu besuchen. Hier machte sich der volle Einfluß des günstigen Klima's bemerkbar, das den südlichen Theil der Küste so reizvoll schmückt. Da gab es altehrwürdige, inmitten von sammetartigen Rasenplätzen stehende breitästige Eichen, deren tief herabhängende Zweige gleichsam ein Dach wölbten; lange, perspectivisch angelegte Alleen von prachtvollen Ulmen, wundervolle Bäume von der dunkelgrünen Thuja an, deren düsteres Grün sogleich durch die lachende Helle des Tulpenbaumes gemildert wurde; da standen reizende Gruppen gemischten Holzes, die malerische Edelfichte und Weymouthskiefer mit ihren langen, weichen Nadeln, weißschimmernde Birkenstämme neben dem dunkelglänzenden Schaft der Esche.

An netten Spalieren prangten die rosigen schneeweißen Blüthen der Pfirsiche und Aprikosen im ersten Lenz und reiften später im Purpur und Gold ihrer Früchte heran; hier wuchs auch eine süße Traube, die zwar niemals gekeltert wurde, aber dafür die Tafel zierte. Dazwischen hoben sich die niedrig gehaltenen Buschparthien und geschorenen Rasenflächen so einladend hervor; heimliche Cottagen von Baumrinde, mit Schlingpflanzen bekleidet, trauliche Plätze im Schatten ernster Ulmen, lauschig und still, lockten verstohlen, geschaffen für poetische Träumerei oder schwermüthiges Brüten.

Beim Anblick des Schlosses fühlte man sich wohl mehr zu letzterem geneigt. Valerie wenigstens empfand den seltsamen Eindruck der Düsterkeit rückwirkend auf sich selbst. Sie saß und dachte nach, was wohl diese grauen Mauern erzählen könnten, was sie eigentlich verschwiegen. Sie ging weiter und fand sich in einem romantischen Theil des Parks — der Hirschpark genannt, — wo eine ziemlich hohe Einfriedigung aus biegsamen Stäben geflochten den eigentlichen Zierpark abschnitt; jenseit dieser durchsichtigen Barrière sah man einen kleinen Teich, in dem die Waldbäume sich beschauten und an dessen Rand die lebendige Staffage prächtiger Hirsche und scheuer Rehe graste, die hier zur Tränke kamen. Die stolzen Thiere mit ihrem königlichen Geweih spiegelten sich wohlgefällig im klaren Wasser und warfen graziös die Köpfe zurück, als sie Valeriens Lockruf vernahmen. Diese Hirsche sollten — so sagte die Dienerschaft — die besonderen Lieblinge des Lords von Glendower seyn. Der Lord von Glendower! Gab es denn wirklich einen solchen? Weßhalb blieb er unsichtbar? Lebte er in der That hinter der stummen Fensterfaçade, in jenem Flügel des Schlosses, der von Allen gemieden wurde? Der Lord von Glendower war ein Wort, das nur mit einem seltsam zögernden, aber stets bedeutungsvollen Ton ausgesprochen wurde; es ging über die Lippen Aller, wie der Name eines Gestorbenen, dessen Klang Schmerz bereitet. Diese Räthsel gewannen Spielraum in Valeriens Phantasie, je mehr der Gram über ihr Geschick sich sänftigte. Sie schloß sich enger und fester an Lady Anna, deren offenbarer, wenn auch unausgesprochener Kummer ihre wärmste Sympathie erweckte, und beachtete das feindliche Element nicht, welches ihr in der Person Lady Leonor Gransons entgegentrat.

Lady Granson lebte als zeitweiliger Gast im Schlosse, in ihrer Eigenschaft als Verwandte Lady Glendowers mehr geduldet, als willkommen. Nie gab es eine geringere Seelenverwandtschaft, als zwischen diesen beiden Frauen, die geschaffen schienen, die Gegensätze weiblicher Natur zu repräsentiren. Lady Granson, stolz, hochfahrend, bitter, im Gemüthe hart wie Granit, schien nur da, um das Weiche, Liebenswerthe, Edelgetragene in Lady Glendowers Charakter in's Licht zu stellen. Es war factisch, daß Lady Leonor einen moralischen Druck ausübte, den außer dem Commodore Niemand von sich abzuweisen vermochte. Sie hatte etwas Steinernes und Versteinerndes in ihrem unbewegten Gesicht und dem starren Gleichmuth ihres Benehmens, dessen erkältende Wirkung Alles um sie empfand. Sie zeigte vom ersten Tage an eine entschiedene Abneigung gegen Valerie, welche diese im Stillen erwiderte, ohne weiter eine Berührung mit der stolzen Dame herbeizuführen. Glücklicherweise kam und ging Lady Granson nach Laune in unregelmäßigen Zeiträumen, indem sie stets ihre Besitzung Granson-Court mit Glendower-Castle vertauschte, wo ihre Abwesenheit immer ein Lichtblick genannt werden mußte.

Valerie gewöhnte sich nach und nach an die Einsamkeit; die Bitterkeit ihres Kummers sänftigte sich, während das Seltsame ihrer Lage zum Liebgewordenen überging. Die ursprünglich liebliche Harmonie ihrer Natur fand sich wieder, und ohne daß sie es selbst wußte, schmolzen die Farben der Vergangenheit in die der Gegenwart über. Wenn ein Unglück so groß und so gewaltsam hereinbricht, daß es mit einem Schlage alles Bestehende um uns herum zerstört und uns in eine neue Lebensphase wirft; — dann wirkt es weniger grausam nach, als wenn es gleichsam nur theilweise zersplittert, und einzelne stehengebliebene Trümmer uns noch da und dort an das Verlorene mahnen. Valerie hatte nichts, gar nichts, wodurch sie mit ihren früheren Verhältnissen noch zusammenhing. Alles um sie her war neu, war anders. Ihr Vaterland selbst lag im Dämmerschleier hinter ihr. Auf neuem Boden eine neue Aera! So auch ein neuer Ideenkreis, ein anderes Außen- und Innenleben! Zwischen ihrer neuen und alten Heimath lag nur der schmale Kanal, aber es war ihr, als liege der Ocean dazwischen. In ihrer poetischen Einsamkeit warf sie sich auf die fernere Ausbildung in der englischen Sprache, die ihr schon früher vertraut und sympathisch gewesen. Die lockendste Anregung bot sich ihr dazu. Das Bibliothekzimmer von Glendower-Castle war, wie überall auf englischen Herrensitzen, als unerläßlicher Bestandtheil des Hauses mit besonderer Vorliebe situirt und ausgestattet. Es lag mit der Aussicht nach dem Park zu, ein stilles, anheimelndes Gemach, ganz geeignet für die Weihe ernsten Nachdenkens und den poetischen Schwung dichterischer Phantasie. Der Gesang der Vögel und das

leises, unendlich trauriges Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des jungen Mannes und mit schmerzlicher Enttäuschung in der Stimme sagte er kopfschüttelnd: »Nein, sie ist es nicht — aber ich wollte, sie wäre es!« Dann näherte er sich langsam dem Platze im zweiten Fenster des Zimmers, setzte sich dort nieder, ohne Valerie weiter zu beachten, und sah in sich versunken hinaus.

Valerie fühlte ihr Herz heiß und ängstlich schlagen, und doch war es nicht Furcht, was sie durchzitterte. Ihr Scharfsinn, oder vielmehr ein richtiges Ahnungsvermögen sagte ihr: das kann nur der Lord von Glendower seyn, der stets unsichtbare, geheimnißvolle Gebieter des Hauses. Jetzt fielen ihr die räthselhaften Worte Lady Anna's schwer in den Sinn — »Er ist abwesend und doch auch nicht!« — Abwesend ja! aber geistesabwesend, todt für seine Umgebung! Das Räthsel stand gelöst vor ihr, aber sie wünschte in diesem Augenblick, diese Lösung nie erhalten zu haben.

Lord Edgar blieb still und betrachtete scheinbar die frühlingsfrische Natur. In dieser Ruhe hätte er über seinen Zustand täuschen können. Sah man sein irres Auge nicht, so machte seine Erscheinung den Eindruck einer klaren, kräftigen

Er fuhr zusammen, sah sie starr an und sagte finster: »Wer ruft den Lord Glendower? Es gibt keinen solchen mehr. Er ist todt! Alle sind todt, die hier gelebt haben — Alle!«

»O nicht doch, Mylord,« versetzte Valerie sanft, während sie seinem brennenden Blicke muthig Stand hielt; »es lebt ja Ihre Mutter, die edle Lady Anna.«

»O ja,« sagte er mit einem leeren Lächeln, »die lebt, ja! weil sie alt ist, lebt sie. Was jung war in diesem Hause, mußte sterben.« — Die schneidende Ironie des Wahnsinns lag in diesen Worten, jene Ironie, die oft einen großen Theil der Wahrheit in sich birgt. Lord Edgars Auge hing unverwandt auf Valerie, und der starre Ausdruck desselben verwandelte sich langsam in feuchten Glanz. »Auch Sie sind jung,« sagte er, seine Hand leicht auf ihren Arm legend; »nehmen Sie sich in Acht! Glendower-Castle ist ein Kerker und ein Grab; die Luft hier tödtet jede frische Jugend.«

»Ich habe keine Furcht, Mylord!«

»Auch sie hatte keine Furcht und doch mußte sie sterben!« entgegnete er dumpf; »aber, woher kommen Sie, Miß? Ich kenne Sie nicht. Wie heißen Sie? Alice, nicht wahr?«

»Nein, Mylord, ich heiße Valerie!«

»Valerie! und weßhalb nicht Alice?« flüsterte er träumerisch; ja, weil es nur diese eine Alice gab. Aber Sie kommen von)r, sie sendet mir eine Botschaft. O ich warte schon so lange arauf, daß sie mich ruft; denn hier leide ich zu viel Qual!« :nd seine schmalen Hände an die Stirne pressend wandte er ch ab um in schweres Brüten zu versinken.

Valerie fühlte jetzt ihren vorigen Muth wanken. Im ämmernden Abend nahm ihre Lage einen beunruhigenden :harakter an; sie war allein mit einem Irren, ohne die Trag-eite seines geistigen Zustandes zu kennen, und ihre erregte ßhantasie vergrößerte im Augenblick die Möglichkeit der Ge-ahr eines heftigen Ausbruches. Zögernd näherte sie sich der :hüre, als ihr mit einem Male der Klingelzug in's Auge fiel, en sie bis heute kaum beachtet hatte. Sie streckte entschlossen ie Hand darnach aus, als sie plötzlich ihren Arm festgehalten ihlte.

»Still!« sagte Lord Edgar, der ihr zuerst mit dem Auge efolgt und dann geräuschlos hinzugesprungen war; »still, inen Laut! Sieh doch, Miß, Sie sind ebenso grausam, wie lle meine Wächter. Aber ich lasse mir nicht immer Zwang efallen. Ich gehe selbst, weil ich gehen will, hören Sie? nd ich werde wiederkommen, wenn es mir gefällt.« Valerie 'at in schweigender Unruhe zurück, um ihm den Weg frei zu ıssen; aber sie zitterte und Lord Edgar bemerkte es. — »Sie ırchten sich vor mir?« fragte er sanfter.

»Nein, Mylord! Aber ich bitte Sie jetzt, in Ihre Wohnung ırückzukehren, ehe man Sie vielleicht vermißt.«

»Ja — meine Hüter werden mich vermissen,« versetzte er itter lächelnd; »ich gehe, weil ich sehe, daß Sie Furcht haben, rmes Kind! und weil Sie so sanft zu bitten verstehen, wie :lice.« Er war im Begriff, auf die Tapetenthüre loszugehen, ls er sich noch einmal umwandte und hastig fragte: »Wo ist ıeine Mutter heute?«

»Ich glaube bei Lady Leonor in Granson-Court.«

»Granson-Court!« rief er und stieß dieses Wort beinahe rüllend heraus, während ein Zug von furchtbarer Wildheit :in Gesicht entstellte. Seine Hände krampfhaft ineinander 3lingend lehnte er sich schwerathmend an die Wand, convul-visch bebend, die Lippen zusammendrückend murmelte er: Immer dieses fluchschwere Wort! ich sterbe noch daran!«

Aber auch Valeriens Nerven waren durch diesen ganzen luftritt auf's höchste gereizt worden; sie wandte sich ab und rach in Thränen aus. Das schien Lord Edgar mit einem Rale zu sich zu bringen. »Weinen Sie nicht,« sagte er ruhiger; ich kann keine Thränen sehen, seit ich hier zu viel sehen mußte. lber — sprechen Sie auch nie wieder jenes unselige Wort aus. Es dringt wie ein vergifteter Pfeil in meine Brust und bohrt ch wie ein Dolch in meinen kranken Kopf. — Gute Nacht, Riß! wie schade, daß ich Sie nicht Alice nennen darf!«

»Nennen Sie mich immerhin so, Mylord; es war auch er Name meiner Mutter.«

»Ah!« sagte er mit erleuchteten Blicken, »Alice! Alice! elche Musik ist in diesem Laut! eine traurige Musik zwar, ein Todtenlied, aber doch melodisch und süß. Leben Sie wohl, Alice!«

»Gute Nacht, Mylord!«

»O, noch Eines!« sagte er hastig; »verrathen Sie ja Niemanden, daß ich meinem goldenen Käfig entflohen bin!« Damit faßte er die Tapetenthüre und verschwand in dem engen Corridor, wo Valerie eine Secunde später schon die erschreckte Stimme des alten James, des Kammerdieners, vernahm, der seinen Herrn vermißt und hier aufgesucht hatte.

Valerie glaubte einen schweren Traum gehabt zu haben. Aber ein starker, neuer Schmerz in ihrer Brust überzeugte sie, daß sie wache. Mit Lord Edgar's Verschwinden fiel es wie eine Centnerlast von ihrer Seele, und doch würde sie um keinen Preis der Welt die erlebte Stunde habe unerlebt wissen wollen. Dunkle Zweifel peinigten sie, während zugleich ein Gefühl aus Leid und Wonne gemischt ihr Herz pochen machte. Mein Gott! dachte sie, während sie zum hochgewölbten Himmel auffah, wo tausend Sterne zu flimmern begannen; was muß er gelitten haben, bis sein Geist sich so verdunkeln konnte! — Eine zweifache Erinnerung scheint sich in dem Chaos seiner Ideen zu behaupten; die eine, süße nennt er Alice, die andere, qualvolle heißt Granson-Court!

In den nächsten Tagen wagte Valerie nicht, ihre Studien in der Bibliothek fortzusetzen. Sie war verstimmt, unruhig, gequält durch die verschiedenartigsten Gedanken. Der Commodore bemerkte es und fragte mit gewohnter Güte um den Grund. Das junge Mädchen widerstand der Versuchung nicht, durch offene Mittheilung des Vorgefallenen vielleicht einiges Licht zu erhalten. Auch, setzte sie nicht ohne ein wenig Schlauheit hinzu, sey es ja vielleicht Pflicht, von Lord Edgars eigenmächtigem Ausflug zu sprechen, obwohl ihr sein Abschiedswort: »Verrathen Sie gegen Niemand, daß ich meinem goldenen Käfig entflohen bin!« noch im Ohr nachklang. Aber wer konnte wissen, wozu ihn diese eine Freiheit auch ferner verlocken könne?

»Dafür ist bereits gesorgt,« sagte der Commodore nachdrücklich; »der alte James hat, ohne Lady Anna dadurch zu beunruhigen, mich davon unterrichtet, daß Edgar in die Bibliothek gedrungen, zu der er sich den Schlüssel auf irgend eine zufällige Weise verschafft haben muß. Nur wußte James nicht, daß Sie sich an jenem Abend im Bibliothekzimmer befanden und Edgar hat, listig genug, darüber geschwiegen. Indeß begreife ich jetzt, warum er seit drei Tagen so ungestüm und schwer zu behandeln ist. Er wird grauenvoll heftig bei jedem Widerspruch und begehrt unaufhörlich nach dem Schlüssel, den wir ihm entzogen haben. Er ruft hartnäckig: 'Ich muß zu Alicen, ich muß sie wiedersehen!'«

»Ja,« sagte Valerie, »er gab mir diesen Namen, der ihm sehr theuer scheint, und hielt mich für eine Abgesandte jener Alice.«

»Gerade dieses oft wiederholte Verlangen schärft jedoch die Aufmerksamkeit seiner Umgebung,« fiel der Commodore ein; »denn immer, wenn bisher seine Sehnsucht nach Alice so gewaltig in ihm erwachte, stand irgend ein heftiger Paroxismus bevor.«

Edgar üben wird. Der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, ist offenbar mächtig und nachhaltig. Während die todte Alice nur durch den Zusammenhang der Geisterwelt Edgars Sinne beherrscht, wird die lebende Valerie in der Rolle Alicens auch ihren einstigen Einfluß erringen. Edgar scheint jetzt beide zu verschmelzen, überspannte Illusion und richtige Wahrnehmung bekämpfen sich in seinem Kopf; aber es wird Klarheit hineingebracht, wenn er Gelegenheit bekommt, Valerie öfter zu sehen. Dann, Lady Anna, bedarf es Ihres vollsten Vertrauens zu dem jungen Mädchen und sie ist dessen würdig. Fassen Sie den Muth, sie mit Edgars Geschick bekannt zu machen. Vielleicht hat der Himmel sie als rettenden Genius in dieses Haus geführt.“

4. Enthüllungen.

Das Mutterherz der Lady Anna gab sich mit Sanguinismus den durch den Commodore in ihr angeregten Hoffnungen hin. Sie forderte am nächsten Morgen Valerien zu einem Gang nach dem Park auf und zeigte dabei eine ungewöhnliche Bewegung in ihren blassen Zügen.

„Mein Kind,“ sagte sie, zärtlich das junge Mädchen an

zubrächte. Ich entsprach diesem Wunsche, ohne jedoch viele Bekanntschaften zu kultiviren. — Die einzige Familie, welche uns nahe stand, war die der Gransons, die mit meinem Gatten verwandt war. Harry interessirte sich offen und lebhaft für Lady Leonors schöne Tochter Isabel, die einzige Erbin eines glänzenden Vermögens. Sie war ein blendendes Geschöpf, mit einer Mischung heterogener Eigenschaften, starrer Gemüthskälte und viel sinnlicher Gluth. Sie ermunterte Harry's Hoffnungen durch die unzweifelhaftesten Beweise von Gunst. Eben als Harry mit seiner Werbung hervortreten wollte, starb Lord Glendower plötzlich am Schlag. Dieß niederschmetternde Ereigniß schob auf lange jede Erklärung hinaus. Indeß traten uns Lady Leonor und Isabel in dieser Trauerzeit um so viel näher, als es überhaupt bei ihrer Kälte möglich war. Nach einigen Monaten erfolgte Harry's Verlobung mit Isabel und zugleich nahm er die Einladung an, den Sommer in Granson-Court zuzubringen. Ich hingegen zog mich hierher zurück und hatte die Freude, bald darauf Edgar zu begrüßen, der auf die Nachricht von seines Vaters Tode heim eilte. Er schien mir verändert, aber freudiger, gehoben durch irgend ein heimliches Glück, und mit gewohnter Offenheit theilte er mir mit, daß

rischer Zärtlichkeit; Isabel war gezwungen, zuweilen bitter,
trotzig und dann wieder voll Leidenschaft, die etwas Erschrecken-
des, beinahe Reuevolles an sich hatte. Dem Trauungstage
gingen verschiedene Vergnügungen voran und endlich auch eine
Jagd, an der sämmtliche junge Männer sich betheiligten.
Harry war mit unter den Jägern, aber verstimmt und un-
lustig, und Edgar hielt sich absichtlich beobachtend in seiner
Nähe. Neben Harry ritt ein in der Gesellschaft Londons be-
kannter Fashionable — ein Irländer von Geburt und Lieute-
nant bei einem Dragonerregiment — der schonungslos und
muthwillig alles zu geißeln pflegte, und sich nicht selten durch
seine tolle Laune in ernste Händel verwickelt hatte. Auch jetzt
gab er sich dieser Lust zur Neckerei hin. Er witzelte über
Harry's gedrückte Bräutigamsmiene in der verletzendsten Weise.
Harry's aufloderndes Temperament ertrug dies nicht. Er

sten hervor. Sie that, als verstände sich Alles von selbst,
es gekommen war. Ohne Zweifel bereitete sie ihre Tochter
vor, denn Isabel zeigte keine Ueberraschung, keinen Widerstand,
keine Reue. Sie war still und lethargisch, ohne ein Wort für
Edgar zu haben. Sie that, sagte und dachte nichts — ein
völliger Stumpfsinn lag über ihr. Aber auch Edgar befand
sich in einem beängstigenden Zustande. Ruhelos wandelte er
Nächte lang in seinem Zimmer auf und nieder, schlief nicht,
genoß nichts und sah so entstellt aus, daß ich ihn mit heißen
Thränen beschwor, dieser nach innen arbeitenden Qual einen
Ausbruch zu gestatten. Er nannte in dieser schrecklichen Zeit
Alicen's Namen nicht; aber er schrieb an sie einen verwirre-
nen, verzweiflungsvollen Abschiedsbrief, ohne sich zu rechtferti-
gen, denn es gab ja keine Rechtfertigung für den Bruch seines

Geiste aber lag eine schwere Wolke. [illegible] zerrüttet, das Gedächtniß hatte ihn beinahe verlassen. Die Aerzte erklärten es für blose Nachwirkung der Gehirnentzündung und riethen Zerstreuung, womöglich freudige Bewegung an. Ich hatte in der letzten Zeit so viel um Edgar gelitten, daß ich nun erst im Stande war, Erkundigungen über Alice einzuziehen, von der ich blos wußte, daß sie noch lebe. Aber welch ein Leben! Man betrachtete sie als verloren, langsam hinwelkend. Ich hoffte auf ihre Jugend, auf die wiederbelebende Macht der Wiedervereinigung der beiden Getrennten; ich glaubte jetzt, wo Edgar's schreckliche Fessel gebrochen war, noch Alles gut werden zu sehen. Ohne gegen Edgar meine Absicht zu verrathen, führte ich ihn nach dem Landsitze der Howards. Wir wurden stumm empfangen und auf meine Bitte zu Alicen geführt -- zu der sterbenden Alice! Da lag sie, die weiße Theerose, vom Sturm zerstört, vom Frosthauch des Grames entblättert. Sie erkannte den Geliebten noch und gab ihm unnennbar süße Abschieds- und Versöhnungsworte, der hier zu spät seine Rechtfertigung stammelte. Edgar's Hand in die ihrige geschlossen schlummerte sie hinüber. Als man Edgar von der Leiche trennen wollte, widersetzte er sich anfangs stumm, dann hastig, endlich mit fürchterlicher Wildheit, und

[illegible] Verschollene war ein Kapitän Jennings, ein Mann welcher wegen seines trefflichen Herzens von allen seinen Bekannten und Freunden allgemein geachtet und geschätzt ward, aber wenn auch am Geiste vollkommen gesund, am Leibe etwas kränkelte, und dem eine alte Wunde, die er anno 1846 im mexikanischen Kriege erhalten hatte, oft große Schmerzen verursachte. Captain Jennings war von heiterem sanguinischem Temperament und stand in den besten Verhältnissen, denn er besaß eine große Baumwollenpflanzung, und es war daher von ihm am allerwenigsten mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er, so lange er bei vollem Verstande war, einen Sebstmord begangen habe, obschon ich für meinen Theil nicht zweifle, daß er am Ende aus Verzweiflung oder durch einen Sonnenstich von Sinnen gekommen seyn mag, als er sich so gänzlich verloren und verirrt sah denn es war im Monat Juli, zu einer Zeit, wo in den Südstaaten die Sonnenhitze bisweilen ins Unerträgliche steigt. Ueberdem war er ein Mann, der den größten Theil seines Lebens in Städten und in der civilisirten Gesellschaft verbracht hatte, an das einsame Leben, welches ein Jäger oft führt, nicht gewöhnt war, und vom Waidwerk nichts verstand, — von einer Kunst, auf welche man zwar in der gelehrten

Welt ziemlich hochmüthig herabsieht, die aber in einer wilden Gegend und einem unbesiedelten Lande vom höchsten Werthe ist. Ich für meinen Theil würde, wenn ich mich in einem nordamerikanischen Urwalde verirrte, weit lieber dem ungebildetsten, in Hirschhaut gekleideten Hinterwäldler, als dem größten Gelehrten der ganzen Welt daselbst begegnen.

Ich war eines Tages in jenem heißen Julimond mit einem Bekannten ausgeritten, um Hirsche in der Prairie anzupirschen, und wir mochten ungefähr zwei Stunden unterwegs seyn und näherten uns gerade einem Flusse, der unter dem Namen Peytons Creek bekannt war, als wir zwei berittene Männer auf uns zusprengen sahen. Sobald diese näher kamen, erkannten wir in ihnen zwei Pflanzer aus der Nachbarschaft, den Oberst Dodgson und Herrn Roberts; der erstere hielt sein Pferd jählings an und rief: »He, haben Sie nichts von Captain Jennings gesehen?« — »Mit nichten,« gaben wir zur Antwort, »was ist's mit ihm? ist ihm etwas zugestoßen?« — »Allerdings wie es den Anschein hat. Er ist gestern früh ausgeritten, und am Nachmittag kam sein Pferd ledig zurückgesprengt. Sein Aufseher glaubte, er sey vielleicht abgestiegen, um nach dem Zaun zu sehen oder etwa einen umgefallenen Zaunriegel wieder aufzurichten, und sein Pferd sey ihm davon gelaufen, während er damit beschäftigt gewesen. Als der Kapitän jedoch nicht zum Essen nach Hause kam, wurde der Aufseher unruhig und sandte den Jäger der Pflanzung, Lance, nach dem Herren aus. Lance machte die Fährte des Pferdes aus bis in die Prairie hinaus und dort noch ein Stück weit in der Richtung nach diesem Flusse hin; da es aber durch den Wald hieher eine Strecke von sieben (englischen) Meilen ist und Lance unberitten war, so kehrte er wieder um. Auf dem Pfad im Walde fand er die Fährte des heimgekehrten Pferdes, und auch diese Fährte von dieser Richtung aus zurück. Roberts und ich sind nun den ganzen Morgen längs dem Rande des Waldes hingeritten, haben in unsere Hiefhörner gestoßen und laut gerufen, aber keine Antwort erhalten. Wollen Sie nicht so freundlich seyn, nun nach der Ansiedlung zurückzureiten und so viele Leute aufzubieten, als Sie nur zusammenbringen können, damit dieselben hieher kommen und den Vermißten suchen helfen. Dann aber möcht' ich Sie bitten, daß Sie sich theilen und nach einigen der nächsten Pflanzungen reiten und dort Alarm geben. Jennings ist so allgemein geachtet und beliebt, daß sich jedermann gern bei der Suche nach ihm betheiligen wird. Roberts und ich wollen nach der Prairie zurückkehren und unsere Nachbarn aufbieten; da es aber Nacht sein würde, bis wir zurückkehren könnten, so möchte ich vorschlagen: wir versammeln uns insgesammt morgen mit Tagesanbruch oder möglichst früh an der Brücke über den Peytons-Creek, und suchen den Wald zu beiden Seiten des Flusses gründlich ab.

Peytons Creek war ein Ort, wo niemand der auch nur die mindeste Erfahrung im Waidwerk hatte, sich zu verirren vermocht hätte. Der Fluß lief beinahe ganz gerade von Nord nach Süd, und an keiner Stelle war der Wald am Ufer über anderthalb englische Meilen oder 3000 Schritte breit vom Wasserrande bis zur Prairie, oder von Prairie zu Prairie in Ost und West mehr als drei englische Meilen breit; an manchen, ja an sehr vielen Stellen sogar, war der Wald so schmal, daß er von einer Prairie zur andern nicht über vierhundert Schritte einnahm; am hellen Tage hätte daher der größte Neuling im Stande seyn müssen, nach Westen oder Osten hin wieder aus dem Walde herauszukommen und so das offene Gelände zu erreichen. Ein Verirrter aber denkt nicht und zieht keine Schlüsse; er ist verwirrt und wandert so sehr ohne Ziel und Zweck herum wie ein Schaf. Kein wirklicher Jäger spottet auch jemals über die Erzählung eines Mannes, der sich verirrt hat, denn er erinnert sich einer Zeit, wo er ebenfalls als ein erfahrener Hinterwäldler und Waidmann, große Mühe hatte, sich aus dem Walde wieder herauszufinden. Theorie und Praxis sind ja zwei sehr verschiedene Dinge, und ich vermag den Ausruf jenes Auswanderers, als er sich auf hohem Meere befand und rings um sich her den fernen Horizont sah, recht gut zu verstehen. »Ei seht doch! man hat mich immer gelehrt, daß die Erde rund sey, aber ich habe es nie geglaubt, bis eben jetzt.« — Von unsern deutschen Jägern haben wohl die wenigstens jemals daran gedacht, den Weg aus dem Walde heraus mittelst ihres Schattens oder mit Hülfe eines Kompasses zu suchen, und dieß ist bei uns auch nicht nöthig, denn die wenigsten unserer deutschen Wälder sind so groß, daß ein Mann einen Tag lang in Einer Richtung gehen könnte, ohne auf Spuren von Kultur oder auf menschliche Niederlassungen zu stoßen. In Amerika aber ist es ein anderes, und derjenige, welcher in den fernen Westen auswandert, wird immer wohlthun, wenn er sich mit denjenigen natürlichen Merkmalen bekannt macht, an denen er sich im Walde und auf der Prairie zurechtfinden kann; hieher zähle ich die Beschaffenheit und das Aussehen der Baumrinde und der daran vorkommenden Moose und Flechten auf der Sonnen- und Wetterseite und Dutzende ähnlicher kleinen, aber höchst bedeutsamen Spuren und Merkmale.

Mit Tagesanbruch fanden sich mehr als vierzig Personen an dem bezeichneten Orte ein, um nach dem Vermißten zu streifen; darunter waren sehr viele erfahrene Jäger und Fährtensucher, welche ihr halbes Leben in der Wildniß verbracht hatten, um wilde Thiere oder noch wildere Menschen zu verfolgen. Wären diese Männer hier zusammengekommen, um einen Bären auf seiner Fährte bis zu seinem Lager zu verfolgen, so würde es nicht an Scherz und Prahlerei über die Gewißheit ihres Erfolgs gefehlt haben; jetzt aber fehlte es zwar keinem an Vertrauen, allein man benahm sich ernst und würdig, denn der Vermißte war wohl bekannt und beliebt, und der Verzug in der Wiederauffindung des armen Kapitän Jennings konnte demselben verhängnißvoll werden, obwohl niemand daran zweifelte, daß man ihn todt oder lebendig wieder herbeischaffen würde, da seither kein Regen gefallen war, der seine Fährten erwischt hätte.

Lance der Jäger war unermüdlich gewesen in seinen Bemühungen, die Spuren seines vermißten Herrn ausfindig zu machen, und es war ihm gelungen, die Fährte des Pferdes bis zu einem Kuhpfade abzuspüren, welcher durch den Hochwald

zu vermuthen, daß Jennings dasselbe der Hitze wegen abgenommen und nachlässig in die Tasche gesteckt und daß das eine flatternde oder heraushängende Ende desselben sich an dem Zweige, woran es hing, verfangen und so unbemerkt aus der Tasche seines Besitzers herausgespielt hatte. Jedenfalls aber war das Tuch ein Beweis, daß wir auf der richtigen Fährte waren, und davon angefeuert verdoppelten die Männer nun ihre Anstrengungen, seit sie sich hiedurch überzeugt hatten, daß ihre bisherigen Anstrengungen nicht ganz vergeblich gewesen waren.

Die Nacht machte dem ersten Tag und unserer Streife ein Ende, und sobald wir unsern Hunger gestillt hatten — einer der Jäger hatte ein jähriges Rind geschossen — kauerten wir uns unter dem Rauch unserer Lagerfeuer zusammen, nicht der Wärme wegen, sondern um vor den Moskitos geschützt zu seyn, und versuchten zu schlafen, um am andern Morgen unsere angestrengten Nachforschungen auf's neue beginnen zu können.

Keine Zeit ward verloren; am andern Morgen lange vor Tagesanbruch saßen wir um die Feuer und bereiteten unser Frühstück, um aufbrechen zu können, sobald der grauende Tag die Wiederaufnahme der Fährte erlaubte. Die Streife ward und so schnell vorwärts, als es sich nur mit der Klugheit vertrug, um nicht seine Fußstapfen zu überholen, denn alle fühlten, wie müde und hoffnungslos und hungrig der arme Vermißte mittlerweile geworden seyn mußte, wenn er noch am Leben war, denn es war nun der fünfte Tag, seit er vom Hause weggeritten war. Die Fährte hatte uns am Flusse hinunter geführt, welcher in demselben Maße, wie er sich der großen Matagorda-Bucht näherte, worein er sich ergoß, allmählig breiter und dessen Wasser brackisch geworden war, da es nun unter dem Einflusse der Fluth stand. Auch die Ufer wurden allmählig im selben Verhältniß weniger steil, als der Fluß an Breite abnahm.

Endlich kamen wir zu seinem Hut und seinen Stiefeln; im Hut lagen drei Cigarren, die anscheinend sorgfältig hinein gelegt waren; dann zeigten seine Fußstapfen, daß er in den Fluß hinunter gestiegen war. — Einige der Jäger suchten eine Stelle auf, wo der Fluß seichter war, so daß sie hinüber gelangen und drüben nachsehen konnten, ob er ebenfalls nach der andern Seite übergesetzt sey; allein obschon sie das ganze jenseitige Ufer genau absuchten, vermochten sie doch keine Fußstapfen noch sonstige Spuren von ihm zu finden.

Nachdem die Jäger untereinander Berathung gepflogen

hatten, sagte Oberst Dodgson: „Viele von Euch sind unbemittelte Leute, welche ihre Zeit nicht zu opfern im Stande sind. Wir, die Pflanzer, sind daher geneigt, eine Summe von 200 Dollars für euch zusammenzuschießen, wenn Ihr die Streife nach dem Leichnam fortsetzen wollt, da nun nicht mehr zu hoffen, daß der arme Kapitän Jennings noch am Leben ist; und ich glaube versprechen zu dürfen, daß seine Familie gerne mit uns anstehen wird, eine Prämie von 500 Dollars auf die Auffindung seiner Leiche zu setzen; jedenfalls werde ich meinen Antheil daran erlegen.“ — Die Männer hielten zwar die weiteren Nachforschung für hoffnungslos, setzten sie aber gleichwohl fort, wußten jedoch, daß es hier zu viele Alligatoren und Knochenhechte im Wasser gebe, als daß ein versunkener Leichnamm je wieder flott werden würde.

Dies war das traurige Ende eines der wohlwollendsten Männer, die ich je gesehen und gekannt, eines Menschen voll der reinsten Herzensgüte, der immer vorne daran war, wenn es galt, einen seiner Nachbarn in Krankheiten zu verpflegen oder ihm Gesellschaft zu leisten, welche Liebesdienste in einem dünn bevölkerten Landstriche die Pflicht Aller ist. Es gibt dort keine bezahlten Krankenwärter, und die barmherzigen Schwestern sind zu selten und zu weit entfernt, als daß man sie herbeiholen könnte, wo und wann man ihrer bedarf; jeder Ansiedler nimmt sich daher in Krankheitsfällen seines Nachbars und Bekannten emsig an. Kaum sechs Wochen vor seinem traurigen schauerlichen Tode hatte ich den Kapitän Jennings noch am Bette des kranken Kindes eines seiner Nachbarn sitzen und es mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit verpflegen sehen.

Clemens C. Münch.

Die geheimnißvolle Stadt im Teufelsthale.

Sicilianische Erinnerungen.

Ich gebe die nachstehende Geschichte, wie ich sie aus dem Munde eines jungen Engländers gehört habe, der als müßiger wohlhabender Mensch ganz seinen Launen leben konnte und darum vorzugsweise Abenteuer aufsuchte. Stephen Lidyard, der Held und Erzähler dieser Geschichte, war ein schmucker junger Mann in der ersten Hälfte der Dreißig, bärtig, sonnverbrannt, von athletischer Gestalt und einer Haltung, die sein kühnes, strammes, unbändiges Wesen nur allzudeutlich verrieth. Dabei trug er sichtbare Merkmale an sich, daß er schon mancherlei Strapazen erlebt und wacker gedient hatte, und wir wußten daß er mit Garibaldi im Felde gewesen war und bis Aspromonte bei ihm ausgehalten hatte. Er trug mehrere Medaillen für seine Dienste, und unser ganzer Kreis wußte, daß Stephan Lidyard einer jener unbeschäftigten Engländer war, welche überall als Freiwilliger für die Befreiung fremder Nationalitäten eintreten und sich an allen Kämpfen betheiligen, bei denen nur immer das Wort „Freiheit“ als Parole auf der Fahne steht. Dabei aber war er nicht nur ein bedeutender sondern auch ein edler und herzensguter Mensch, und von einer Wahrheitsliebe, Anspruchslosigkeit und Worttreue, wie ich wenige Andere getroffen habe.

Wir saßen eines Abends in dem Gartensaal der Casa Pamfili auf dem Monte Pincio in Rom, worin ein Schweizer Namens Bernard eine empfehlenswerthe Pension nach Art derjenigen am Genfersee eingerichtet, und worin sich bald eine Colonie von Deutschen, Engländern und Belgiern zusammen gefunden hatte. Wir pflegten uns Geschichten zu erzählen, um uns für den fühlbaren Mangel an Lectüre in den langen Herbstabenden zu entschädigen. Die vierschnäbelige Lucerna brannte auf dem uralten runden Tisch von geschnitztem Eichenholz und ihre Flammen spiegelten sich in den weitbauchigen Flaschen mit süßem Falerner und perlenden Asti-Wein; die Cigarren glühten und die ganze Gesellschaft, alte und junge Damen mitinbegriffen, lauschten gespannt den mündlichen Geschichten von Gespenstern, Spuk, Räubern, Jagd- und Reise-Abenteuern, welche der Reihe nach zum Besten gegeben wurden.

„Also die Reihe ist nun an mir? und Sie alle wollen etwas recht Grausiges hören?“ fragte Stephen; „jenun, ich will Ihre Nerven — wenn Sie solche haben, was ja heutzutage schon der Mode wegen unerläßlich ist, — in eine Spannung versetzen, die nichts zu wünschen übrig läßt, denn ich werde Ihnen nur eine Episode aus den Abenteuern erzählen, die ich bestand, als ich mit Garibaldi in Sicilien war. — Ich übergehe unsern Einzug in Palermo,“ fuhr er nach einigen einleitenden Worten fort; „auch rede ich nicht von den Ausflügen in die einsamen Gebirgsgegenden, wohin wir bald den fliehenden Feind verfolgten, bald in kleinen Abtheilungen zurückgedrängt und unserseits verfolgt wurden, und da bekanntlich Bombina, der Sohn von König Bomba, das Land in Kriegszustand erklärt hatte, so will ich auch nicht ausführlich von all den Grausamkeiten und Scheußlichkeiten reden, welche sich König Ferdinand's geworbene Soldateska in gewohnter Weise erlaubte; es wird ohnedem im Verlaufe meiner Erzählung manches grelle Streiflicht auf die Zustände Siciliens unter der gepriesenen patriarchalischen Regierung Bomba's und Bombina's fallen. Also zur Sache denn:

„Ich war sehr erpicht darauf, mich in den Binnenlandstrichen Siciliens umzusehen, die dem civilisirten Europa noch eine fast ganz unbekannte Gegend sind, und hiezu bot sich mir bald eine erwünschte günstige Gelegenheit. Ich hatte unter meinem Befehl eine Abtheilung kecker Burschen, lauter vortreffliche Schützen, und mit diesen sollte ich einen sehr kitzlichen Auftrag ausführen. Einige Räuber nämlich, verruchte Kehlabschneider die man aus Calabrien eingeführt hatte, waren untermischt mit den zersprengten und halb desorganisirten Truppen Ferdinands dahin und dorthin verschlagen, und zogen nun so gut sie konnten irgend einem sicilischen Hafen zu, welcher den Bourbonen günstig war, um sich daselbst wieder zu sammeln und die Küstenstädte zu besetzen. Dieses Gesindel zog in kleinen Banden hin und her, und mehrere Kompagnien der Garibaldianer waren ausgeschickt worden, um diese Biedermänner abzuschneiden und zu decimiren, wenn sie sich

nehm, wenn auch beschwerlich, denn ich muß hier bemerken, daß wir, mit unseren Büchsen, Revolvern, Munition, Brodsäcken u. dergl. ziemlich schwer beladen, am Tage zuvor viele Meilen weit durch eine Gegend gezogen waren, welche, je mehr wir anstiegen, desto ausschließlicher nur aus ungeheuren Felsentrümmern, Rollsteinen und Findlingsblöcken zu bestehen schien und im Ganzen einen unheimlichen Anblick von wilder, schauriger Unfruchtbarkeit und Oede gewährte, deren grauenhaften Eindruck ich nicht in Worte zu fassen vermag. Ein wahres Felsenmeer von geborstenen und zertrümmerten Klippen umstarrte uns, durchschnitten von tiefen steilen Schluchten, deren Hänge ebenso schwierig als gefährlich hinunterzusteigen als zu erklettern waren, während wir unter uns, jedoch bereits in weiter Ferne, das frische Grün der Wälder, Haine und Matten bemerken konnten, welches die Vorhügel bedeckte und den Fuß des Gebirges besäumte, denn von einem solchen war hier wohl zu reden, da die Berge in einer endlosen Kette hinzustreichen schienen, kolossal, zerklüftet, grau und düster, mit einem Gepräge von schaurig-erhabener Wildheit.

»Wir wurden nun erst inne, was wir am vorigen Abende wegen der rasch eingebrochenen Nacht nicht mehr zu bemerken

glühenden Beleuchtung der Morgensonne eine wahrhaft phantastisch verworrene Verbindung von kahlen Felsenstirnen und grauen nackten Bergen, von tief eingeschnittenen Thälern und nächtigen unergründlichen Schluchten, von wilden düsteren Gewässern und Bächen darbot, die sich nach allen Seiten hin verzweigten, während der ganze furchtbare Landstrich sich als ein ziemlich breites Thalbecken von Ost nach West quer durch das Innere dieser zauberischen Insel zu ziehen schien. Der Punkt, worauf wir uns befanden, bot eine unabsehbar weite Fernsicht über die Hügel und Berge hinaus bis an das Küstenland und weit in das azurne Meer hinein, und bot des Schauens kein Ende. Wir hatten uns gelagert und ruhten, in das Anschauen dieser Kontraste versunken; meine Leute hatten ihre Pfeifen angesteckt und rauchten; aber jedem war so eigenthümlich zu Muthe, daß beinahe keiner zu sprechen wagte. Mit Einem Male ertönte ein langgedehntes Hornsignal, welches die Echos dieser kahlen Höhen weckte. Im Nu sprangen wir auf, denn wir wußten, daß es keines von unseren Signalen war. Der Soldat hat dafür ein gutes Ohr, eine Art feinen Instinkt. Aller Augen wandten sich natürlich gleichzeitig nach dem Ort, woher diese Töne kamen, und zwischen

den starren Gipfeln einer Felsenwand, einige tausend Schritte von uns, tauchten einige Militärmützen mit bärtigen Gesichtern darunter auf, und bald wurden deren mehr, und bis ich meine Fernröhre hervorgeholt hatte, erkannte ich in dem kleinen Defilee etwa zwanzig Mann neapolitanischer Infanterie in der uns wohlbekannten Uniform, und unter denselben — was wir nicht sehr angenehm vermerkten, — etwa ein halbes Dutzend Jäger, deren Büchsen wir Rothhemden Garibaldi's schon mehrmals empfindlich kennen gelernt hatten. Diese Abtheilung kletterte über den Abhang herunter und verschwand in einer Schlucht, welche uns von ihnen trennte. Sie hatten uns natürlich ebenfalls bemerkt und ohne Zweifel erkannt, und den Zweck unsers Hierseyns durchschaut. Wir warteten etwa eine halbe Stunde, eines Angriffs gewärtig; da sie aber alsdann nicht zum Vorschein kamen, begann ich zu argwöhnen, daß sie uns zu umgehen und einzuschließen suchten, denn der Umweg, den sie machten, hatte offenbar kein andres Ziel, als uns auf dem Plateau, wo wir waren, einzuschließen und uns sowohl das Vordringen als den Rückzug abzuschneiden.

»'Enthaltet euch des Feuerns, Kameraden, während ich in dieser Richtung hinaufklettere,' sagte ich zu meinen Leuten, denn ich hatte eine Art schmalen Pfad oder Ziegenweg bemerkt, welcher an der Felsenwand, die unser Plateau an der einen Seite begrenzte, hinaufführte und in einer engen Spalte oder Schlucht verschwand; 'wenn sie Anstalt machen, uns in der Flanke zu umgehen, so werde ich euch ein Signal durch einen Schuß geben!' Ich warf die Büchse auf den Rücken, kletterte den Ziegenpfad hinan und gelangte durch die Felsenspalte bald auf eine höhere Leiste oder Terrasse des Gebirgs, wo jedoch bald nachdem ich um eine Ecke gebogen war, eine andre senkrechte Felswand mir das weitere Vordringen verwehrte. Trotzdem genoß ich von dieser Anhöhe aus eine ziemlich weite Aussicht, — aber gerade in das verrufene Thal hinein. Ich trat soweit wie möglich an den Rand der Leiste vor und blickte hinab, aber ein furchtbarer Abgrund stürzte dicht vor mir fast senkrecht in unergründliche Tiefen hinab, und schwarz und düster gähnte eine Schlucht zu mir herauf, als hätte die Erde sich gespalten oder gähnte drunten der schwarze, ausgebrannte, verglaste, mit Asche und Schlacken verkleidete Krater irgend eines Vulkans, der hier sein Geschäft aufgegeben und es anderwärts etablirt hatte. Jedoch Scherz bei Seite, ich gestehe, daß ich, obwohl sonst schwindelfrei, mich von einem förmlichen Grauen durchrieselt fühlte, als ich diese maßlose Tiefe mit ihren kahlen, verkalkten Felsenwänden hinunterblickte! — Ganz in meiner Nähe ragte ein kleiner Felsenzacken wie ein Vorsprung über die jähe Felsenstirne hinaus, und versprach mir eine dem Zwecke meines Heraufsteigens entsprechendere Aussicht in der Richtung, welche die neapolitanischen Soldaten eingeschlagen hatten. Ich kletterte also dort hinauf, trat soweit wie möglich hinaus und lehnte mich an einige lockere Geschiebe an, um womöglich die Schlucht zu überschauen, in welcher der Feind verschwunden war. Eben griff ich nach dem Riemen, woran meine Fernröhre in ihrem Futteral hing, als ich plötzlich den Boden unter meinen Füßen wanken fühlte und, noch ehe ich rückwärts springen konnte, an dem steilen Hang gegen den Rand des furchtbaren Abgrundes hinunterrutschte! . . .

»Wie mir in diesem Augenblick zu Muthe war, vermag ich nicht zu beschreiben! Die Sprache hat keine Worte für die Beklemmung, das Entsetzen, welches in einem solchen Moment unsere Seele erfüllt! Wie weit ich hinunterrutschte oder auf welche Weise ich auf diesem Wege zum Abgrund aufgehalten worden bin, weiß ich nicht; — ich erinnere mich nur dunkel, daß ich mich instinktmäßig im Rutschen auf den Bauch herumwarf und daß mir die Sinne schwanden. Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich auf einer schmalen Felsenleiste liegend, wo ich vorerst sicher war, wenn auch etwas zerkratzt und verschunden. Mein Gewehr hing noch am Bandelier, mein Brodsack am Riemen, nur meine Feldflasche war zerschlagen und ihr Inhalt verschüttet.

»Als mein etwas wüster Kopf wieder einigermassen seine Denkkraft erlangt hatte, hörte ich das Knattern eines Kleingewehrfeuers von der andern Seite der Schlucht herüber, und entnahm daraus, daß meine Kameraden angegriffen worden seyen. Um ihnen zu Hülfe zu kommen, suchte ich nun den Rückweg; allein die Leiste, auf welcher ich mich befand, verschmälerte sich zusehends in der Richtung nach oben und ging ganz aus, und über mir stieg ein zerrissener, steiler Absturz unersteiglich an. Ich kehrte nun um, verfolgte den Pfad in der andern Richtung und fand, daß er bergab führte und allen Ein- und Ausbiegungen des Terrains auf die seltsamste Weise folgte, bis er endlich aus diesem schaurigen Abgrunde ganz herausführte, und ich mich plötzlich beim Umbiegen einer Felswand als »einzige fühlende Brust« auf einer Stelle befand, wo der erste Umblick schon mein Herzblut pochen machte; denn wenn vorhin der Anblick der Thalschlucht nur ein einfaches, durch nichts verschönertes Grauen weckte, so war das was ich nun sah, vollkommen geeignet, Einen mit einem mehr als unaussprechlichen ehrfurchtsvollen Schauer zu erfüllen.

»Ich stand nämlich inmitten einer aus dem Gestein ausgehauenen Stadt, welche vielleicht so alt war als die mythische Zeit selbst, und welche — da alles was ich sah, an mythische Typen erinnerte, — einer von jenen Ueberresten grauer Vorzeit gewesen seyn mag, die Hesiod in seinen Schilderungen der mythischen Vorzeit unterstützten. — Ich stand nämlich',« fuhr Lidyard fort, »inmitten einer breiten, glatten, ebenen Straße, welche so rein war, als ob sie so eben erst gekehrt worden wäre; unterirdische Pfade, in den Fels gehauene Straßen, erstreckten sich zu beiden Seiten hinaus, und wenn man entlang den soliden Wänden blickte — oder vielmehr entlang den Außenseiten der Häuser, Paläste oder was sie sonst gewesen seyn mögen, — so waren sie insgesammt aus dem anstehenden Gestein ausgehauen, von Säulen getragen, mit Sculpturen versehen, von denen die einen ganz fein und zierlich waren, die anderen einen rohen Character aber kolossale riesige Verhältnisse hatten und sämmtlich in ihrem Anblick etwas wild-phantastisches zeigten, was man Leben im Tode hätte nennen mögen. Ein Streifen Himmel schied sich scharf von dem obern äußersten

zu, denn während ich die eigenthümliche Harmonie der Verhältnisse zugab, welche auf der einen Seite durch alle diese Bauten von ungewöhnlicher Größe ging, dachte ich auf der andern Seite unwillkürlich an das Werk von Titanen, und erwartete, es werde nun irgend ein einäugiger Cyclope, irgend ein felsenzerschmetternder Lestrigonier, seinen gewaltigen Arm hervorstrecken und mich als einen bloßen Mundbissen aufschnappen, nach dessen Genuß er nicht einmal die Zähne ausstochern würde.

Eine namenlose Empfindung überkam mich, als ob mein Leben, mein Daseyn aufgehoben und ich selber versteinert sey, und dieses beklemmende Gefühl war beinahe überwältigend. Ich wanderte indeß planlos weiter und kam zu Säulenhallen und Portiken, die wieder zu Oeffnungen ohne Thüren führten, und ich mußte mich verwundert fragen, ob jemals Thüren an diesen Oeffnungen, an diesen wunderbaren Gebäuden angebracht gewesen seyen? Das himmelan ragende anstehende Gestein hatte natürlich alles Holzwerk und vielleicht sogar das Erz überlebt. Wie ich so herumschlenderte und beinahe nicht zu athmen wagte, hatte ich über die Neuheit meiner Lage un-

näherer Untersuchung ich, wie ich offen gestehe, gar keine Lust hatte.

„Seither hatte nichts meine Schritte gehindert: kein Grabhügel, keine heruntergefallenen Steine, ja nicht einmal verwitternde Spuren von Trümmergestein waren mir im Wege gelegen; keinerlei übler Geruch war mir bemerkbar geworden. Daher drängte sich mir jetzt mächtig die Frage auf, wo denn jene Bewohner der Nachbarschaft in grauer Vorzeit ihre Todten begraben haben möchten? diese und noch einige andere Fragen mußte ich mir lösen, selbst mit etwaiger Lebensgefahr, aus welcher ich mir ohnedem nicht viel machte, da eine solche mir ja ohnedem jeden Augenblick nahe war. Offenbar, dachte ich als ich mir die genannte Frage zu beantworten versuchte, müssen die Todten, deren Aufenthalt ich so gerne entdecken möchte, in Nebenzellen und Nischen im anstehenden Gestein begraben worden seyn, denn ich konnte nun deutlich die Umrisse von Steinplatten, von Plättchen mit Inschriften und Charakteren von einer mir gänzlich unbekannten und unverständlichen Form unterscheiden. Hievon einigermaßen beruhigt, verfolgte ich nun meinen Weg weiter, überschritt die letzte granitene Schwelle

und stand plötzlich mitten im Herzen des Sonnenscheins, welcher durch jene Oeffnung hereinstrahlte. Allein welch ein Anblick wartete meiner, was für ein Ort, was für ein Auftritt entfaltete sich vor meinem entsetzten Blick und erfüllte mein Gemüth mit einem Gemisch von Grausen und von namenlosem Staunen über die wilde Erhabenheit Dessen was ich hier sah! Ich stand nämlich in einem großen Viereck, dessen vier Seiten in Säulen, Pfeilern, Karniesen, Friesen, Thürgiebeln, Sockeln und allen denkbaren Gliedern der schönsten Ornamentik klassischer Baukunst insgesammt, in einem Maßstab der Dimensionen sich in die Höhe schwang, der alles Berechnungsvermögen gänzlich vereitelte. Hier stieg nämlich ein prachtvolles Viereck Hunderte von Fußen empor, in welches die Sonne ihre Strahlen senkrecht herunter sandte wie in einen Brunnenschacht, so daß ich einen Augenblick halb geblendet und in der That halb betäubt dastund. Aber diese Betroffenheit währte nicht lange, denn als ich mich nach allen Seiten umgesehen hatte, mußte ich unwillkürlich einen Schrei der Furcht ausstoßen, den ich nicht zurückhalten konnte, und wäre am liebsten sogleich geflohen, wenn meine Füße nicht gleichsam von Angst gelähmt an der Stelle gewurzelt hätten. Es war mir unmöglich, einen Schritt zu machen, und mit zuckenden Augenlidern mußte ich mich umblicken. Das was sich meinen bänglichen Blicken darbot, waren zahllose Pfeiler von 60—80 Fuß Höhe auf gleich kolossalen Sockeln. Jeder Pfeiler bildete eine Karyatide oder weibliche Gestalt, deren verzerrte Züge und dämonischer Ausdruck in dieser gewaltigen Größe und in den verschiedenartigen Gesichtern, sowie in der massenhaften Manchfaltigkeit der Gestalten wie der Zahl derselben einen unbeschreiblichen Eindruck grauenvollsten Entsetzens ausübten! Diese höhnischen verzerrten Züge, trotz aller kolossalen Verhältnisse doch so bezeichnend und ausdrucksvoll, — dieser starre Blick ihrer kalten, steinernen, teuflischen und doch in ihrem Ausdruck so lebensähnlichen Augen, — erstarrten mich ganz. Auch das weiche lebensvolle Fließen des zerstreuten und nach allen Seiten hin wallenden Haares war unter dem geschickten Meisel des Künstlers zu einer merkwürdigen Versteinerung gediehen und zeigte selbst in der Verzerrung noch die höchste Blüthe der Kunst. Die Richtigkeit der Zeichnung ließ nichts zu wünschen übrig, zeigte aber eine Phantasie, welche mit besondrem Talent und Behagen sich auf das Schaurig-Gorgonenhafte gelegt hatte, und zeugte von einer Stimmung, welche beinahe an Wahnwitz grenzen mußte, denn man hätte kaum zu glauben vermocht, daß diese Gestalten aus einem normalen Geiste hervorgegangen seyen.

„Derartige Gestalten bildeten die Façade der Fronte, welche mir gegenüber lag. Die gespensterhafte hochragende Fronte zu meiner Rechten mochte eine Art Todtentanz, einen „danse macabre“ dargestellt haben, aber in antiker Auffassung, ohne den unheimlichen Humor Holbeins, und darum weit schauriger, ernster und grauenerregender. Die Frontseite zu meiner Linken bestand aus einem einzigen ungeheuren Menschenantlitz, dessen Dimensionen nicht zu bemessen, sondern nur zu errathen waren. Es war so ruhig, kalt, entsetzlich, haarsträubend, selbst in seiner feierlichen Starrheit, daß ich kaum wußte, ob diese oder seine riesige Größe überwältigender auf mich einwirkte . . . Ich kann nicht mehr genau schildern, wie mir zu Muthe ward — ich vermochte nicht mehr hinzusehen, nichts mehr zu ertragen, nicht mehr zu bleiben; — ich wandte mich also um und floh und gewann die Straßen der Katakombenstadt wieder, wo sich mir glücklicherweise keine neuen Schauer darboten. Wie im Fieberwahnsinn stürzte ich fort und lief auf's Gerathewohl immer weiter, bis ich endlich auf einen schmalen Pfad gerieth, welcher zu einer Schlucht führte, und nachdem ich einige Zeit denselben emporgelaufen, nun plötzlich athemlos und keuchend stehen blieb und mit Genuß die erfrischende Kühle eines vorüberziehenden Windhauches einsog. Alsdann setzte ich mich nieder und versuchte nachzudenken und mich zu besinnen; aber es wollte mir nicht gelingen, meine Gedanken zu sammeln. Alles erschien mir wie ein Traum, wie ein Alpdrücken, wie eine böse dämonische Vision; ja es mußte alles ein Traum seyn, aber ein Traum, aus welchem mir das Erwachen beinahe unmöglich wurde, und dem daher trotz aller seiner phantastischen Gebilde etwas Wirkliches zu Grund liegen mußte!

„Allmälig begann in mir die Erinnerung an gewisse dunkle mythische Traditionen aufzudämmern, die ich in wunderbaren alten Büchern gefunden hatte und die dahin gingen, daß in irgend einem Theile der Insel ein „Palast der Ungeheuer“ stehe und daß dieser Ort in sehr grauer Vorzeit von einer Race dämonischer Geschöpfe bewohnt gewesen sey, die in Gestalt von Weibern und unter den Bezeichnungen von Lamien, Strygen, Phorkyaden u. s. w. unter dem Männervolk allerhand boshaften Unfug und abscheuliche Missethaten angerichtet haben; und das kolossale Bauwerk, welches ich vor Kurzem verlassen hatte, dieses prachtvolle und doch so schaurige und dabei so ungeheuer riesige Denkmal einer fernen Kulturperiode, welches zu seiner Herstellung beinahe überirdische Kräfte zu Hülfe genommen zu haben schien, um einen finstern Heidenglauben zu verewigen, — war ein augenfälliger, überzeugender, greifbarer Beweis dafür, daß Fabeln der Wirklichkeit nicht so ferne liegen, als die Menschen gewöhnlich zugeben wollen . . .

„Während ich noch so, in halb träumerisches Sinnen versunken, dasaß, hörte ich von neuem Kleingewehrfeuer in dem Thale knattern, das nur durch die Felsenwand der Schlucht von mir getrennt zu seyn schien. Dieß weckte mich aus dem verwirrenden Grübeln und Sinnen, dessen ich nun genug hatte, und ich ergriff mit Freuden die Gelegenheit wieder rührig und thätig zu seyn. Ich sprang auf, erfaßte meine Büchse und untersuchte Ladung und Zündhütchen, lief dann auf dem Pfade fort bis er in einer Art Höhle oder Tunnel endete, deren jenseitiger Eingang so klein und schmal erschien, daß ich ihn kaum als einen schwachen Lichtschimmer unterscheiden konnte. Hier half aber kein Zögern noch Zaudern, ich mußte vorwärts! Hollah, sagte ich zu mir selbst: hier frommt kein Mundspitzen, es muß gepfiffen seyn; und so nahm ich meine Büchse mit gespanntem Hahn unter den linken Arm, betrat die niedrige Höhlung des in den Felsen gehauenen Ganges und tastete mich mit der Rechten vorwärts. Dieser finstere Gang wollte kein Ende nehmen, und ein leiser Schauder

undeutliche Spur von einem Pfade zeigte. Ich entschloß mich kurz, nahm meinen leichten Tornister und Brodsack ab und warf beide hinüber und sie blieben liegen. Dann setzte ich den Hahn meiner Büchse in Ruhe, nahm das Zündhütchen ab und warf das Gewehr ebenfalls hinüber, aber im nächsten Moment schlug ein wildes höhnisches Lachen an mein Ohr, und hinter einer Felsspalte drüben, die ich zuvor gar nicht bemerkt hatte, sprang ein olivenbrauner Kerl mit einer Muskete in der Hand hervor, stürzte sich wie der Blitz auf meine Büchse und schlug sie gegen mich an, nachdem er sein eigenes Gewehr mit dem Kolben nach unten gegen die Felswand gelehnt hatte.

»Ein Blick auf das Gesicht des Burschen erfüllte mich mit einem eisigen Schaudern. Ich erkannte in ihm einen Kerl, der mir schon zu verschiedenen Malen gegenüber gestanden hatte, den Führer einer royalistischen Guerillas-Truppe, mit welcher sich meine Abtheilung schon einige Male geschlagen hatte. Ich verstand die wilde Verwünschung nicht, welche dieser Kerl mir zusandte, aber sein Blick, sein teuflisches Lachen waren deutlich genug, — von ihm hatte ich keine Schonung zu gewärtigen, ich war ganz in seiner Hand. Er zielte auf

denn in der nächsten, bangen, endlosen Minute hörte ich jenen furchtbaren, krachenden, knirschenden Ton, welchen der Sturz eines menschlichen Körpers aus einer bedeutenden Höhe verursacht, — ein Geräusch das, wie ich wohl sagen kann, an Grauenhaftigkeit nicht seinesgleichen in der ganzen Schöpfung hat und das keiner je vergessen kann, der es gehört hat. Mir schwanden die Sinne und ich brach bewußtlos zusammen . . .

»Wie ich wieder mit ziemlicher Gefahr und nicht ohne Wunden nach Palermo zurückkam, nachdem ich mich mittelst Ueberrumpelung durch die Gefährten meines Gegners hindurch geschlagen, gehört nicht in den Bereich dieser Geschichte. Das aber kann ich Sie alle ernstlich versichern, daß, wie sehr auch meine Neugier angeregt worden ist, das Räthsel jener geheimnißvollen Todtenstadt zu ergründen, ich bis jetzt doch noch nicht den Muth gefunden habe, den Schauplatz jenes merkwürdigen Abenteuers aufzusuchen,« schloß Lidyard seine Erzählung.«

Die Bären Nord-Amerika's.

Dem deutschen Waidmann ist es schon von wesentlichem Nutzen, wenn er die Lebensweise und Gewohnheiten des Wildes studirt, welches er jagen will, obschon unsere sogen. niedere Jagd eigentlich zur praktischen Verwerthung dieser Kenntnisse nicht viel Anlaß bietet. Der Waidmann nimmt am Morgen seine gut gereinigte Doppelflinte aus dem Kasten, holt seinen Hühnerhund aus dem Stalle und geht mit ihm hinaus auf das Stoppel- oder auf das Brachfeld und beobachtet seine gut dressirten Hunde, wie sie Acker für Acker absuchen und gelegentlich eine Volk brauner Hühner oder einen erschreckten Hasen stehen. Es liegt dem deutschen Waidmann im Grunde wenig daran, ob seine Jagdtasche schwer oder leicht ist, denn die Jagd ist ihm ja kein Gewerbe, kein Lebensunterhalt; hat er auch nicht viel Wild erlegt, so hat er jedenfalls für seine Gesundheit gesorgt und sich Appetit zu der Mahlzeit gemacht, welche zur anberaumten Zeit vor ihm dampfen wird, gleichviel ob er viel geschossen oder häufig „gepudelt" hat.

Ganz anders aber ist der Fall mit dem Jäger in einem wilden unbewohnten Lande, welcher für seine Nahrung und Unterhalt von seinem Gewehr und seiner waidmännischen Geschicklichkeit und Erfahrung abhängt, der entweder ein Stück Wild erlegen oder hungern muß. Dieser lernt bald einsehen, wie wesentlich es für ihn ist, daß er bei Zeiten alles erfahre und erlerne was nur immer das von ihm verfolgte Wild betrifft: seine Nahrung, die Zeit seiner Aesung, seinen Standort und Verbreitungs-Bezirk und sein Verhalten zu jeder Veränderung von Wind und Wetter. Ist er in der Wildniß erzogen und aufgewachsen, so nimmt sein Auge das Zucken und Klappen des breiten Lorbeerblatt-förmigen Ohrs eines Hirsches in dem wirrsten Dickicht wahr, wenn die Hinde sich damit irgend ein Insekt abwehrt, welches sie plagt; oder er unterscheidet das weit klafternde Geweih des ruhenden Hirsches unter den knorrigen und verworrenen Aesten irgend eines alten Baumes, unter welchem das schlaue Thier sich niedergethan hat; oder er bemerkt das Funkeln des dunklen sanften Auges inmitten einer Wildniß von Gestrüpp, wo das halbwüchsige Hirschkalb sich niederkauert in der Hoffnung, seinem geübten Blicke zu entgehen. Für den erfahrenen Jäger in einem wilden Lande sind die Spuren und Fährten und Töne der Wildniß ein offenes Buch, worin er mit Leichtigkeit liest. Ein solcher Waidmann sticht unsere gewöhnlichen Schützen auf der Hasen- und Hühnerjagd in jedem Gehege herunter, obschon er diese Art von Waidwerk vielleicht für Metzelei erklären würde, da er gewöhnt ist, nur so viel zu schießen, als für seinen eigenen Bedarf oder Unterhalt erforderlich ist; ein deutscher Waidmann aber, der nur mit Hühnerhund, Bracke oder Stöberhund zu jagen gewöhnt ist, würde in den unbegrenzten Ebenen und Wäldern des fernen Westens so hülflos dastehen wie ein Kind, so lange er sich noch einige Uebung erworben hätte, denn er hat es nicht nur mit einem größeren Wilde zu thun, sondern er würde an einigen der Thiere, die er verwundet hätte, auch höchst gefährliche Gegner finden. Auch dürfte ein europäischer Waidmann anfangs nur mit ziemlicher Befangenheit durch die Wildniß wandern, in der Befürchtung, er könnte, wenn er so durch eine Flur voll wilder Sonnenblumen schritte, die Giftzähne einer Klapperschlange durch das Bein seines Stiefels hindurch fühlen, oder einem Bären oder Panther Aug' in Auge begegnen. Er würde jedoch, nachdem er einige Zeit in einem solchen Lande gelebt hätte, bald erfahren, daß jene Thiere, sehr selten eintretende Umstände ausgenommen, den Menschen niemals zuerst angreifen.

Als jagdbares Thier nimmt der schwarze Bär, Ursus americanus, im nordamerikanischen Waidwerk einen sehr hohen Rang ein. Ein ausgewachsenes Männchen von dieser Bärenart ist selten länger als fünf Fuß oder schwerer als fünf Centner; nur in einzelnen Fällen sind Thiere von sechs Centnern Gewicht erlegt worden. Der schwarze Bär frißt alles, thierische wie Pflanzen-Kost, — Fische, Fleisch, Geflügel, Eier, Raupen, Larven, Käfer, Puppen, Schmetterlinge, Frösche, Honig, Obst, Wurzeln, Beeren, Nüsse, Mais und andres Getraide, alles wird von ihm verschlungen; wenn er aber genug Nahrung aus dem Pflanzenreiche hat, so zieht er diese jeder andern Kost außer Honig weit vor. Der Kopf des schwarzen Bären ist schmal, die Nase spitzig, die Ohren ebenso; der Pelz besteht aus straffen geraden langen Stichelhaaren von glänzend schwarzer Farbe und — wenigstens in den südlicheren Staaten der Union — ohne jenes weichere kurze Flaumhaar welches man an dem Pelz von anderen Thieren so häufig bemerkt. Der Pelz an der Schnauze ist kurz, sammetartig und zimmetbraun; der Schwanz ist für den Jäger nicht sichtbar, so lange das Thier läuft oder selbst wenn der Bär aufgebäumt hat; er findet ihn erst, wenn er das erlegte Wild abstreift, in Gestalt eines flachen breiten Auswuchses von ungefähr zwei Zoll Länge. Der Pelz des schwarzen Bärs ist derselbe, welcher zu den Bärenmützen der Grenadiere, zu Schlittendecken und Mantelkrägen verwendet wird, und von großer Dauerhaftigkeit.

Der schwarze Bär hält im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie, in Canada und in den nördlichen Staaten der Union seinen Winterschlaf; das Männchen sucht dann gewöhnlich irgend einen geschützten Ort am Boden, unter einer umgestürzten Baumkrone, in einem Windbruch, an einer Böschung, unter einem Erdhügel oder Felsen, thut sich hier unmittelbar vor einem Schneesturme nieder und läßt sich dann einschneien; der Schnee hält das Thier dicht bedeckt und warm, der Athem des Bären dient dazu eine kleine Oeffnung zu bilden, durch welche er frische Luft erhält, obschon sehr häufig der Reifen, den sein Athem um diese Oeffnung bildet, das Lager des Thiers dem wandernden Indianer oder weißen Jäger verräth. Das Weibchen nimmt sein Winterquartier gewöhnlich in irgend einem großen hohlen Baume. Weder Männchen noch Weibchen thut sich aber zum Winterschlafe nieder, ehe sie recht viel „Feist angesetzt" haben, wie der Jäger sagt, denn von dem Fette zehren sie während ihres Winterschlafs. Wenn der Bär im Frühjahr aus seinem Lager wieder zum Vorscheine kommt, sieht er meist noch so dick und plump aus wie zu der Zeit wo er sich zum Winterschlaf niedergethan hat; aber nach einigen

Tagen schwindet sein scheinbar gutes Aussehen und er wird scheitdürre und mager. Tief im Süden, z. B. in Texas und Arkansas, ziehen sich die Bären bei anhaltenden Nordwinden nur einige Tage lang in irgend ein geschütztes Lager zurück, und kommen wieder zum Vorschein, sobald die Nordweststürme vorüber sind.

Zuweilen, wenn im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie und in Canada ein sehr früher Winter einbricht, sieht man große Mengen magerer Bären, welche nicht fett genug sind um sich zum Winterschlafe niederzuthun, nach den Vereinigten Staaten auswandern; dieß kommt zwar nur selten vor, hat aber zu der irrigen Meinung Anlaß gegeben, der schwarze Bär verlasse mit Herannahen des Winters den Norden; — er thut dieß jedoch nur, wenn er nicht in der geeigneten Beschaffenheit ist, um die langen Monate des Winterschlafs überdauern zu können. Man sieht das Männchen niemals bei dem Weibchen, so lange dessen Junge noch sehr klein sind, denn vermuthlich fürchtet die Mutter, der Vater könnte seine Autorität allzu strenge ausüben und die Jungen am Ende gar auffressen. Da aber der Bär von Natur aus nicht grausam und also wohl auch kein Kannibale ist, übt das Männchen höchst wahrscheinlich nur einen feinen unterscheidenden Takt aus und bleibt dem Weibchen fern, um nicht von dem täppisch possierlichen Treiben der Jungen behelligt und in seiner ernsten Würde gestört zu werden.

Es ist erwiesen, daß das Bärenweibchen seine Jungen in jedem Falle hartnäckig gegen alle Angriffe vertheidigt, und ich habe kaum von einem Beispiele gehört, wo es dieselben im Stiche gelassen hätte, um sich selbst zu retten, obwohl mir selbst zwei derartige Fälle vorgekommen sind. Ich war eines Tags in Texas mit Oberst Alston auf einer Waldjagd, da sah dieser einen jungen Bären Brombeeren naschen und schoß ihn sogleich nieder. Der Knall seiner Büchse schreckte die alte Bärin auf, welche hinter einem andern Busche versteckt gelegen hatte, und diese kümmerte sich gar nicht mehr um ihr kläglich stöhnendes Junge, sondern rannte es in ihrer eilfertigen Flucht beinahe über den Haufen und suchte das wirrste rauheste Waldesdickicht zu gewinnen, ohne auch nur noch einmal den Kopf umzudrehen. Bei einer andern Gelegenheit schoß ich ein Junges, dessen Mutter und beide Geschwister nicht zu sehen waren, als ich feuerte, obschon sie nur durch einen umgefallenen Baumstamm versteckt waren; die alte Bärin lief sogleich über das erlegte Junge hinüber davon, daß sie in ihrer Eile noch umwarf, und überließ es den beiden anderen Jungen, sich so gut zu retten, als sie nur konnten. — Ein Freund von mir dagegen stieß einmal auf einen jungen Bären, den er wo möglich lebendig fangen wollte, weil er ihn allein wähnte; allein das Angstgeschrei des Thieres brachte die alte Bärin bald zur Stelle, und mein Freund mußte tüchtig Fersengeld geben, um dem ergrimmten Thiere zu entkommen.

Die Geschwindigkeit des Bären auf der Flucht und der Verfolgung ist eine ganz verschiedene. Der Bär ist von Haus ein schüchternes vorsichtiges Thier; daher pflegt er selbst wenn er angeschossen ist und den Jäger verfolgt, oft Halt zu machen und auf seine Hanken zu hocken, als ob er in irgend eine Falle oder einen Hinterhalt zu fallen fürchte. Wird der Bär von einer Meute wilder Hatzrüden verfolgt, so setzen ihn sein Gewicht und seine große Muskelkraft in den Stand, durch dichtes Stangenholz, junge Schläge und Rohrbrüche zu dringen, als ob es nur Binsen wären, und da die jungen Stämmchen und Rohrhalme wieder zurückschnellen, so schüchtern sie die Hunde ein und ermüden sie, so daß der Bär oft mehrere tausend Schritte weit laufen kann, ohne daß ihm die Hunde allzu sehr zusetzen; wendet er sich aber zufällig nach einem offenen Theil des Waldes, so wird er bald eingeholt und muß, wenn er nur ein junges schwaches Thier ist, vor den Hunden aufbäumen, wo er dann von dem Jäger leicht heruntergeschossen wird. Ein starker Bär verschmäht es bisweilen, sich auf einen Baum zu flüchten, und deckt sich, wenn ihn die Hunde verbellen, mit dem Rücken gegen irgend einen großen Baum oder ein Dickicht, um dann in dieser Lage gegen die Angreifer mannhaft Front zu machen.

Die Bären wandern regelmäßig ihrer Nahrung nach, je nachdem die Mast in verschiedenen Gegenden reichlich ist oder nicht. Im Süden sind die Regen sehr parteiisch und einseitig; zuweilen folgen mehrere schwere Regengüsse irgend einem besondern Wasserlaufe, und wo dieß geschieht, ist die Mast an Nüssen, Beeren u. dergl. reichlich, während vielleicht zwei andere Flüsse, der eine sechs bis acht Meilen östlich, der andere ebenso weit westwärts, den ganzen Sommer hindurch unter Dürre und Versiegen haben leiden müssen, weßhalb an ihren Ufern das wilde Obst auch nur schlecht gerathen ist. Solche Flußgründe werden dann von den Bären und anderm Wild verlassen, welche sämmtlich dem ergiebigeren Walde nachziehen, weil ihr Instinkt sie belehrt, daß dort die Natur durch reichliches Futter für sie gesorgt hat. Tritt dann eine allgemeine Dürre und Trockenheit ein, was beinahe regelmäßig alle fünf oder sechs Jahre der Fall ist, so suchen die Bären die Pflanzungen auf und richten unter dem Mais, den Melonen, Kürbissen, Bataten ꝛc. des Pflanzers großen Schaden an, und dadurch verfallen die Bären dann bald der Rache der ergrimmten und beschädigten Ansiedler. Sobald diese nämlich ermitteln, daß ihre Felder zwei oder drei Nächte hinter einander von Bären heimgesucht worden sind, daß sie es also mit einem Standwilde zu thun haben, so ladet der Beschädigte alle seine Nachbarn zu einer Bärenjagd ein, und jeder bringt nun seinen Spitzerhund, Bracken, Kettenhund oder Hatzrüden mit, denn es gilt eine große Bärenhetze.

Am anberaumten Morgen versammeln sich die Jäger dann lange vor Sonnenaufgang mit ihren Hunden, von denen man alle Racen und Größen vertreten sieht, vom großen Bullenbeißer bis zum schwarzen Bluthund, vom gestromten rauhhaarigen Dächsel bis zum gescheckten virginischen Hirschhatzhund. Die Jäger sind mit Schrotflinten oder Büchsen bewaffnet, und voll gespannter Erwartung. Die großen nützlichen Hunde raufen sich selten, da sie instinktmäßig merken, zu welch ernstem Werke sie versammelt sind; aber die kleinen Köter und Scheerenschleifer schnappen und kläffen und beißen nach einander, um

sich wichtig zu machen, bis man mit der Peitsche unter sie fährt und Ruhe stiftet. Wenn alles beisammen ist, so werden die Hauptstücke des Feldes zuerst abgesucht, um zu sehen, wo ein Bär herein oder hinaus gewechselt ist, und hat erst ein auf Bären angebrachter Hatzrüde oder Stöberhund die frische Spur ausfindig gemacht und angenommen, so wird die ganze Hundemeute nachgehetzt, und der Bär von seinem Lager aufgejagt und zum Aufbäumen gezwungen, und wenn er dann sich auf einen Baum geflüchtet hat, wo die Jäger ruhig nach ihm zielen und schießen können, so ist er bald erlegt. Die Jäger kehren dann nach dem Feld zurück, um eine andre frische Bärenfährte zu suchen, und dieselbe Hetze beginnt nun von Neuem, und es werden fast gewöhnlich an Einem Vormittag auf derselben Pflanzung mehrere Bären erlegt, die einen sehr schönen Fleischvorrath für die Haushaltung liefern, weßhalb denn das erlegte Bärenwild sogleich gestreift und zerwirkt und unter die Schützen vertheilt wird. Das Wildpret wird meist vom Fett gesäubert, eingesalzen und geräuchert, in welchem Zustand der etwas widerliche Beischmack und Geruch des Fleisches am wenigsten bemerklich wird. Das wunderschöne Fett aber wird in einem Netze einige Tage lang in fließendes Wasser gelegt, dann mit Zwiebeln ausgeschmolzen und in hölzerne oder steinerne Behälter mit Wasser gegossen, wodurch es seinen Geruch beinahe ganz verliert. Hierauf wird es wieder aus dem Wasser gesammelt und noch einmal geschmolzen und in die Schmalztöpfe gegossen, in welche man einige Hände voll Kohlen von Pappel- oder andrem leichtem Holz gelegt hat, die das Fett vollends ganz geruchlos machen. Wenn gut ausgeschmolzen und sorglich behandelt, gleicht das Bärenfett dem schönsten Gänse- oder Schweinefett und wird roh verspeist oder zum Kochen verwendet. Ich habe es immer sehr gerne gegessen, und bin dem geräucherten Fleisch von jungen Bären nie abhold gewesen.

Hat man ermittelt, daß ein Bär beharrlich auf einem gewissen Pfad in die Felder hereinwechselt, so legt man ihm auch wohl einen Selbstschuß. Hiezu nimmt man gewöhnlich eine alte Muskete und lädt sie zur Hälfte mit Pulver und gehacktem Blei; an den Drücker bindet man eine starke Schnur, führt diese um einen Pflock herum, welchen man hinter dem Kolben der Muskete in den Boden getrieben hat, leitet sie dann etwa zehn Fuß vor die Mündung der Muskete zurück und spannt die Schnur nun so über den Wechsel des Bären herüber, daß er dagegen rennen und den Drücker abziehen muß, wodurch er sich selber erschießt. Die Neger borgen oft eine Muskete zu diesem Zweck von ihrem Herrn, stellen den Selbstschuß, und sind dann seelenvergnügt, wenn es ihnen gelingt, Petz auf diese Weise zu erlegen, denn sie sind große Liebhaber von Bärenfleisch.

Geruch und Gehör sind beim Bären weit schärfer als der Gesichtssinn, und man überrascht daher den Bären beim Pirschgang im Walde nur selten; wer also Bären mit Erfolg jagen will, der muß sich schon der Hunde bedienen. Als Stöberhunde, die sehr schnell die Witterung des Bären annehmen, sind namentlich rauhhaarige Dächsel und Pinscherhunde leicht anzubringen. Denn die Witterung des Bärenwilds ist ungemein stark und nicht zu verkennen.

Man legt in den Wäldern zuweilen Fallen oder Hürden an, um verwilderte Schweine darin zu fangen, und fängt darin nicht selten auch Bären, jedoch meist nur junge, denn ein alter starker Bär reißt die Baumstämme, aus denen diese Hürden in Form eines Meisenschlags erbaut sind, leicht zusammen. Errichtet man eine Falle eigens zum Fang eines Bären, so wählt man große Klötze von acht bis neun Fuß Länge, die man unter rechten Winkeln auf einander legt, daß sie eine viereckige Umhegung bilden, die man oft sieben bis acht Fuß hoch macht. Anstatt eines Dachs werden Baumstämme darüber gelegt und die Seitenklötze und die Dachbäume oft mit starken Riemen von rohen Thierhäuten zusammengebunden, denn der Bär hat eine ungeheure Körperkraft und bietet, wenn er wüthend und verzweifelnd geworden ist weil er sich in einer Falle gefangen hat, alle seine ungeheure Stärke auf, um wieder frei zu werden. Den Eingang zu der Falle bildet eine Thüre, die sich in Angeln dreht, aber nur nach innen öffnet. Innerhalb der Falle sind als Köder einige Maiskolben umher gestreut, und außerhalb streut man auf eine Entfernung von einigen hundert Schritten hin eine Fährte von Maiskörnern, welche direkt zu der Fallthüre des Käfigs hinführt. Stößt nun der Bär auf seiner Abendwanderung auf die weithin gestreuten Maiskörner, so knuppert er sie allmählig auf, bis er an die Fallthüre kommt, innerhalb deren er die ganzen Maiskolben in verlockender Menge hingestreut sieht. Ihm ist aber gar nicht bange, denn er hat die Maisscheunen der Pflanzer schon oft geplündert, welche ganz das Ansehen einer solchen Falle haben und auch so von Blöcken und unbehauenen Stämmen erbaut sind, und welche zuweilen von den Pflanzern errichtet werden, wenn ihre Maisernten so reichlich ausfallen, daß sie ihre Kolben nicht sogleich aushülsen und auskörnen können. Der Bär drückt also mit der Schnauze an die nachgebende Fallthüre und drängt sich hinein, verzehrt die Maiskolben gierig und sieht sich nun erst um, wobei sich ihm allmählig eine Ahnung aufdrängt, daß er sich in einer Falle befindet. Jetzt setzt er natürlich seine ganze Stärke daran, um die Seitenwände seines Käfigs niederzureißen, was ihm bisweilen auch gelingt; ist aber der Bärenkasten gut gebaut und mit einigen guten Bügen und Streben versehen, so hält er schon so lange, bis der Fallensteller am Morgen seinen Kasten besucht und dem Meister Petz eine Musketenkugel auf's Ohr oder hinter das Blatt schießt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Jeremy Taylor sagt: 'Man braucht ein weites Kleid, um mancher Leute Sünden zu bedecken.' Sollten darum manche unserer Damen ihre Crinolinen so umfangreich tragen?

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Willie.

Eine Familiengeschichte aus den amerikanischen Prairieen.

Wahrheit und Dichtung.

1. Das Kind der Wilden.

Es war ein heller Frühlingsnachmittag. Die weite blühende Prairie wogte im goldenen Sonnenlicht und ferne Baumgruppen schimmerten in der klaren, glänzenden Luft. So weit das Auge blickte, waren nur zwei menschliche Wohnungen zu sehen: es waren kleine Blockhütten mit einigen Bäumen daran; über das Dach derselben klimmte die Prairieen-Rose. Auf der ländlichen Piazza einer dieser Hütten saß eine Frau, emsig nähend, die hin und wieder mit ihrem Fuße eine Wiege sanft anstieß. Auf den Stufen der Piazza saß ein Mann mit einer Zeitung in der Hand, aus der er mitunter Stellen laut vorlas. Von Zeit zu Zeit blickte die Frau von ihrer Arbeit auf, und die Augen mit der Hand beschattend schaute sie unruhig hinaus in das wogende, duftende, leuchtende Blumenmeer.

„Bruder Georg," hub sie endlich an; „mir wird bang um Willie. Es ist ihm gesagt worden, sich nicht aus der Sicht zu entfernen und er ist sonst ein folgsames Kind. Doch habe ich ihn seit zehn Minuten nicht gesehen. Nimm, ich bitte Dich, das Augenglas zur Hand."

Der Mann stand auf, und nachdem er eine Weile mit bloßen Augen ausgeschaut, ergriff er ein kleines Sehrohr aus einem Winkel der Piazza und brachte es in die Richtung, die der Knabe genommen hatte.

„Aha," rief er; „da haben wir den kleinen Schelm. Das hohe Gras, glaub' ich, hat ihn Dir verborgen. Er war gar nicht weit und kommt nun des Weges. Aber was, in alle Welt, bringt er da mit? Der waghalsige Knirps wird sich doch nicht in's Land Nod *) verlaufen haben, um sich von dort eine Frau zu holen? Außer meiner Beß kenne ich kein Mädchen fünf Meilen in der Runde, und die ist es sicherlich nicht. Das quabblige Ding ist im Grase hingepurzelt und Willie rafft sie wieder auf. Ich glaube meiner Seele, es ist ein indianisches Kind."

„Was!" rief die Mutter erschrecken. „Hast Du denn gehört, daß sich hier herum Indianer blicken lassen? Stoß in's Horn, daß er nach Hause eile!"

Er nahm sofort das Blechhorn vom Nagel, und unter einem hellen Stoß erzitterte die ruhige Luft. Maulwürfe hielten mit Graben ein, Eichhörnchen unterbrachen ihre Luftsprünge, Prairie-Hunde gaben einander Allarm-Signale — kurz, all' die kleinen Insassen der Thierwelt ringsherum verwunderten sich über die ungewohnten Töne, die in ihre stillen Wohnungen drangen.

„Aengstige Dich nicht, Jenny," sagte Georg zu seiner Schwester; „und wenn auch ein Indianer bei uns einkehrt. Du warst stets mit mir Einer Meinung, daß sie so gut wie Christen wären, wenn wir sie gerecht und gütig behandelten. Ueberdies siehst Du, daß es uns vor den furchtbaren Streichen dieser kleinen Wilden nicht an Hülfe fehlt. Mein Horn hat mehr Lärm gemacht, als gerade nöthig war; es hat Deinen Mann aufgeschreckt und er kommt vom Pfluge herbei; da kommen auch meine Frau und Beß gerannt, um zu sehen, was es hier gibt."

Inzwischen kam der Knabe mit seiner Gefährtin dem Hause näher; hastig stieg er die Stufen der Piazza hinauf, seine Begleiterin hinter sich her zerrend, und Alle, der Vater, die Mutter, Tante Mary und Muhme Beß, nach kurzer Erläuterung des Hornsignals, riefen: „Willie, wer ist das?"

„Hab' sie gefunden," antwortete er fast außer Athem; „hockte auf dem Grase und pflückte Blumen. Weiß nicht, wie sie heißt; spricht kauderwelsch Zeug."

Die ganze Gesellschaft lachte und besahen sich den Gast. Sie war rund wie ein Ball; röthlich brauner Gesichtsfarbe mit einem Busch schwarzer Haare, die hart über den Augen gestutzt waren. Aber diese Augen! Groß und flammend, doch gemildert durch einen traurigen Zug, der aus ihnen sprach. Sie schimmerten in dem gebräunten Antlitz wie ein mondbeleuchteter See in dunkler Abendlandschaft. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem Schurz von geflochtenem Grase, der kaum ihre fleischigen Knie bedeckte. Sie verstand kein Wort Englisch und wenn man sie anredete, wiederholte sie eine indianische Phrase, die allen Anwesenden ein Räthsel blieb. Sie klammerte sich an Willie, wie an einen alten Freund; und er, stolz auf sein Protektorat, stand da, den Arm um ihre braunen Schultern geschlungen.

„Sie ist **mein** Mädchen, ich hab' sie gefunden," rief er, halb beleidigt von dem Gelächter der Seinen.

„Ich dacht' mir's bald," sagte Onkel Georg lächelnd; „er war in das Land **Nod** gegangen, sich ein Weib zu holen."

Die kleine Beß mit ihrer saubern Schürze, das blonde Haar zierlich mit Bändern aufgebunden, zog sich scheu von der Fremden zurück.

„Wie sie schmutzig ist," lispelte sie, auf deren Füße deutend.

„Na," versetzte Willie; „ich denke, Du würdest auch schmutzig seyn, wenn Du barfuß im Koth herumliefest. Aber sie ist hübsch; sie sieht aus, wie mein schwarzes Kätzchen, bis auf die weiße Nase, die ihr fehlt."

Der Vergleich wurde mit einem hellen Gelächter aufgenommen. Als aber das darüber gekränkte und erschreckte Mädchen sich noch fester an Willie klammerte, streichelte ihr der gutherzige Onkel Georg das vorn gekürzte, dichte, schwarze Haar, das er aber vergeblich zu theilen suchte. Ueber dem Lärm erwachte Emma in der Wiege und fing an, sich die Augen zu reiben. Als die Mutter sie auf den Schoos nahm, versteckte sie eine Weile das Gesichtchen; endlich blinzelte sie schüchtern und stierte die neue Erscheinung verwundert an. Sie mußte ihr indeß zuletzt gefallen haben, denn sie streckte ihr die vollen Händchen entgegen und fing an zu jauchzen. Die Sprache der Kinder bedarf keines Dolmetschers. Die kleine Indianerin verstand den Kindergruß und lächelte.

*) Anspielung auf Genesis 4, 16. 17.

Tante Mary brachte ihr Brod und Milch, was sie mit der Gier eines hungrigen Thiers verschlang.

Indeß kam Willie's älterer Bruder, Charley, von einer entfernten Mühle heimgefahren. Der stramme Bursche trat ganz in Feuer vor die Mutter: „Ach Mutter,“ rief er; „der Müllerbursche hat einen Prairie-Hund gefangen. Ist das ein putziges Ding!“ Plötzlich aber hielt er beim Anblick der Fremden ein und rief pfeifend: „Hoho! das ist ja eine putzige Prairiekatze!“

„Sie ist keine Katze,“ schrie Willie und stieß ihn mit beiden Fäusten weg. „Sie ist ein Mädchen und sie ist mein Mädchen, ich hab' sie gefunden.“

„Da hast Du was Rechtes gefunden,“ versetzte der Bruder spöttisch, indem er hinter das Mädchen trat und es an den langen über dem Nacken herabwallenden Haaren zerrte.

„Du läßt sie in Ruhe,“ schrie Willie, und im nächsten Augenblick wälzten sich die beiden Knaben über die Piazza und knufften einander weidlich halb im Scherz, halb im Ernst. Die kleine Wilde, auf dem Boden sitzend, sah der Balgerei scheinbar theilnahmlos zu; als aber Willie von einem derben Knuff getroffen, laut aufschrie, sprang sie, flink wie eine Katze, auf die Knaben zu, und ein indianisches Wort zornig wiederholend, schlug sie mit aller Kraft auf Charley ein. Schon hob dieser die Hand, um die Schläge zurückzugeben, aber der Vater rief: „Halt, mein Junge; wer wird ein Mädchen schlagen!“

„Und wer wird einen Wandrer kränken, der des Schutzes bedarf! Es ist nicht mannhaft, Charley,“ sagte Onkel Georg.

Etwas beschämt durch diese Rüge, zog sich Charley nach dem andern Ende der Piazza zurück, drehte sich aber noch einmal um und sang: „Willie ging auf die Jagd und jagte — eine Pappuse.“ *)

„Keine Pappuse,“ schrie Willie; „ein Mädchen, mein Mädchen; ich hab' sie nicht gejagt, ich hab' sie gefunden.“

Erst als der Himmel sein warmes, goldhelles Kleid gegen das azurgraue Nachtgewand vertauschte, schieden Georg und seine Familie und kehrten zu ihrer Blockhütte heim. Während nun Rath gehalten wurde, wo die Kleine bestens unterzubringen sey, war sie, auf dem Boden kauernd, fest eingeschlafen. Es wurde für sie ein Bettchen in der Küche hergerichtet; als man sie aber weckte, schien sie die Vorgänge der jüngsten Zeit ganz vergessen zu haben, und sich unter lauter fremden Gesichtern erblickend, starrte sie Alle entsetzt an. Da brachte man Willie, der in einem andern Gemache ausgekleidet wurde, in seinem Nachtjäckchen herein, und bei seinem Anblick beruhigt, klammerte sie sich an ihn und wollte sich von ihm nicht trennen. Es wurde nun endlich beschlossen, sie bei ihrem Beschützer in seinem Rollbettchen schlafen zu lassen. Ein Zuber Wasser wurde herbeigeschafft, und als Willie hineinsprang und lustig darin herumplätscherte, folgte sie seinem Beispiel. Nach der nothwendigen Abwaschung und nachdem man ihnen reines Nachtzeug angelegt hatte, ging das kleine Paar Hand in Hand zu dem gemeinsamen Lager. Beim Vorübergehen zog Charley noch einmal an dem langen Haar und intonirte sein: „Willie ging auf die Jagd;“ allein der irrende Ritter war zu schläfrig und müde, um den Streit wieder aufzunehmen; auch Charley suchte seine Schlafstätte auf, und bald trat innerhalb der Wohnung dieselbe Stille ein, wie sie draußen auf der weiten, öden Prairie lagerte.

Vater und Mutter saßen noch eine Weile auf; er besserte ein Geschirr aus und sie flickte einen Kleiderriß. Sie sprachen leise über Willie's Abenteuer und Mrs. Wharton wollte wissen, ob ihr Mann glaube, daß das Kind den Indianern gehöre, deren Spuren sich auf dem Wege zur Mühle gezeigt haben. Sie theilte mit ihrem Bruder die wohlwollenden Gefühle für die gekränkte und unterdrückte Race der Rothhäute. Allein in ihrer frühern Heimath, Neu-England, hatte sie Geschichten gehört und gelesen, die auf die kindliche Phantasie einen peinlichen Eindruck machten; und obgleich jetzt eine verständige und muthige Frau, erschien ihr die Einsamkeit der Wildniß bei der vermutheten Nachbarschaft der Indianer in furchtbarer Gestalt.

„Sey ohne Bangen,“ besänftigte der Mann. „Es ist so, wie Georg sagt. Nur durch Gerechtigkeit und Wohlwollen machen wir dieses wilde Volk zu standhaften Freunden der Weißen.“

„Das glaub' ich,“ sagte sie. „Allein die Verträge mit ihnen wurden so arg verletzt, und sie werden täglich von den Regierungs-Agenten so schamlos betrogen, daß sie natürlich alle weißen Männer für ihre Feinde ansehen. Wie können sie wissen, daß wir gegen sie freundlicher gesinnt sind, als die Anderen?“

„Wir waren freundlich gegen ihr Kind,“ erwiderte Herr Wharton, „und das Kind wird sie abhalten, uns zu schädigen.“

„Ich wäre gegen ihr Kind eben so freundlich gewesen,“ meinte sie; „wenn wir ein ganzes Heer zu unserer Vertheidigung hier hätten.“

„Das werden sie erkennen,“ sagte er. „Der Instinkt der Indianer ist sehr scharfsichtig. Deine lieben Augen und Dein mütterlicher Sinn sind uns eine bessere Vertheidigung, als ganze Armeen.“

Ein liebevoller Strahl aus den milden blauen Augen dankte ihm. Seine Worte beschwichtigten zwar ihre Besorgnisse, doch bevor sie zur Ruhe ging, schaute sie noch einmal weit hinaus über die einsame Prairie. Schön aber gespenstisch lag sie da in dem Schleier des Mondlichtes. Jeder Riegel wurde dann sorgfältig untersucht und das Blechhorn an der Bettwand aufgehängt. Nach diesen Vorbereitungen zog sie den Fenster-Vorhang beiseite und betrachtete die beiden Kinder, die vom Silberlicht des Mondes übergossen in ihrem Rollbettchen schliefen. Der sechsjährige Knabe und das etwa vierjährige Mädchen lagen mit über dem Nacken wechselseitig verschlungenen Armen, die dunkle Stirn festgedrückt an die rosige Wange und das üppige schwarze Haar mit den lichtbraunen Locken gemischt.

„Ein köstlicher Anblick!“ sagte die Frau gerührt. „Ich denke oft an die schönen Segensworte des Orient: ‘Mögest

*) Ein junges Kind im Indianischen.

Du ruhig schlafen, wie ein Kind, wenn seine Freunde um es sind.'“

„In der That ein reizendes Bild,“ fügte der Mann hinzu. „Es wäre ein Text für Georg, und das Thema seiner Predigt würde seyn: Vertrauen wird stets von dem Wohlwollen geboren.“

Die Furcht vor den Indianern schwand endlich aus den Gedanken der glücklichen Mutter, und sie entschlief mit einem Herzen voll Liebe für alle Menschen.

Mit Tagesanbruch waren die Kinder aus dem Bette. Die kleine Wilde trippelte barfuß umher und schien sich ganz heimisch zu fühlen; nur ihr Schlafröckchen bewegte sie unbehaglich und sie riß daran von Zeit zu Zeit; die Worte, die sie dabei äußerte, wurden freilich nicht, aber wohl ihre Geberden verstanden, und als man ihr nun ihren Schurz von geflochtenem Grase zeigte, der von der gestrigen gründlichen Wäsche noch feucht war, wurde sie gar redselig. „Was für Kauderwelsch Du da plapperst!“ rief Charley. Sie ließ ihn sich nicht nahe kommen. Sie vergaß es ihm nicht, daß er sie bei den Haaren gezupft und mit Willie gebalgt hatte. Doch zwei glänzende Knöpfe an einer Schnur machten Frieden zwischen ihnen. Er setzte sich einen Besen auf den Kopf, den er gegen sie schüttelte, mit den Worten: „Haarbusch, Du wärest hübsch, wenn Du Dein Haar wie unsereins trügest.“ Willie war mit diesem Zugeständniß ganz zufrieden, und schon begann die ganze Familie zu vergessen, daß der kleine Gast einer fremden Race angehörte.

Nachmittags kamen zwei Indianer, Mann und Frau, über die Prairie. Haarbusch erblickte sie zuerst und kündigte die Entdeckung durch einen gellenden Schrei an, den die Indianer ersichtlich hörten; denn sie hielten einen Moment und schritten dann rascher zu. Als das Kind ihnen entgegenging, beschleunigte die Frau ihre Schritte und faßte es bei der Hand, ließ aber keine Spur von Aufregung merken. Als sie dem Blockhause nahe waren, schien Haarbusch ihre kurzen Fragen, aber ohne Zeichen von Furcht, zu beantworten. „Arme Kleine,“ sagte Frau Wharton; „ich bin froh, daß sie ihr nicht zürnen. Mir war bang, sie könnten sie züchtigen.“

Die Fremden wurden auf's freundlichste empfangen; allein ihr Vorrath an Englisch war so kärglich bestellt, daß nur wenig aus ihnen herauszubringen war. Der Mann, auf das Kind zeigend, sagte: „Wik-ä-nie, mich gehn weg sie.“ Und die Frau sagte: „Mich tanken.“ Kein weiteres Licht fiel auf Willie's Abenteuer. Die Frau streifte eine Schnur mit aufgereiheten Körben vom Nacken und legte sie auf den Boden. Haarbusch sagte etwas zu der Mutter und legte ihre Hand auf ein kleines, roth und gelb bemaltes Körbchen; es wurde ihr gegeben und sofort reichte sie es Willie. Zugleich bot die Indianerin einen großen Korb Frau Wharton, wies auf das Kind und sagte: „Wik-ä-nie. Mich tanken.“ Es wurde ihr Geld angeboten, doch sie schüttelte den Kopf und wiederholte: „Wik-ä-nie. Mich tanken.“ Auch der Mann wies das Geldstück zurück und sagte, mit einer leisen Kopfbewegung: „Mich tanken.“ Sie aßen von den ihnen vorgesetzten Speisen und nahmen einen Salzfisch und ein Brod mit „Mich tanken“ an.

„Mutter,“ rief Willie; „ich muß Haarbusch Etwas geben. Darf ich ihr meine Guinea-Erbsen schenken?“

„Gewiß, mein Sohn, wenn Du willst,“ sagte sie.

Er rannte in die Kammer und kam bald mit einer blechernen Büchse heraus. Als er sie aufdeckte und Haarbusch die glänzend scharlachnen, mit einem schwarzen Fleck gezeichneten Körner zeigte, erglüheten ihre schwarzen Augen und ein helles „Juch!“ sprach ihre Freude aus. In den duldend traurigen Zügen des indianischen Weibes ging ein Etwas, wie ein Lächeln auf, als sie sagte: „Wik-ä-nie tanken.“

Nach kurzer Rast nahm sie wieder die Körbe auf, faßte ihre Kleine bei der Hand und trat mit dem Manne den Rückweg quer durch die Prairie an; kein Mensch erfuhr aber, woher sie kamen, noch wohin sie gingen. So weit sie in Sicht waren, konnte man bemerken, daß das Kind von Zeit zu Zeit zurücksah.

„So ist Haarbusch fort,“ sagte Charley. „Mich soll wundern, ob wir sie jemals wieder sehen.“ — Willie seufzte und sagte: „Ich wünschte, sie wäre meine kleine Schwester.

So trafen zwei unschuldige Wesen zusammen, die unbewußt zwei, durch eine weite Kluft moralischer und intellektueller Verschiedenheit getrennte Racen vertretend, dennoch Kinder Eines Vaters im Himmel sind, dennoch zu einander sich gegenseitig hingezogen fühlen durch die Allmacht der großen Mutter Natur. Glückliche Kindheit, die sich diesem Zuge hingibt, ohne die Scheidewände des Stolzes und der Vorurtheile zu kennen! Wahrlich, alle Gemeinschaft mit den Engeln würde uns abhanden kommen, wäre nicht die Leiter der Kindheit, an der sie zu uns niedersteigen.

In den trägen Fluß des eintönigen Lebens, das die beiden Familien in der Prairie-Einsamkeit führten, brachte die kleine abenteuerliche Episode auf einige Zeit eine Art kräuselnder Bewegung. Noch viele Tage nach dem Abzuge der Indianer war bei jedem Zusammenseyn der beiden Familien das wilde und doch so anziehende Kind Gegenstand des Gespräches. Charley blieb bei seiner Meinung: „Haarbusch würde hübsch seyn, wenn sie das Haar wie unsereins trüge.“

„Ihre Eltern nannten sie Wik-ä-nie,“ warf Willie ein; „und der Name gefällt mir besser, als Haarbusch.“ Er gab sich auch Mühe, ihn sein Schwesterchen nachsprechen zu lehren, und er brachte es glücklich dahin, daß, wenn man ihr den roth und gelb bemalten Korb zeigte, sie „Mik-ä-nie“ lallte; der W-laut war ihrem kindisch schwachen Organ noch zu schwer.

In die Erinnerungen an die kleine Fremde mischte sich bei Frau Wharton eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit. „Nie sah ich Etwas dem Lichte einer Astrallampe so ähnlich,“ sagte sie, „wie ihre weitgeöffneten, schönen Augen. Ich war nahe daran, mich in das kleine Ding zu verlieben, und wäre sie länger geblieben, ich hätte die Trennung von ihr schwer ertragen.“

Allmählig indeß erloschen diese Erinnerungen; nur so oft ein entfernter Nachbar, oder ein vorüberziehender Auswanderer in dem Blockhaus einkehrte, verfehlte Willie nicht, sein Körb-

chen zum Vorschein zu bringen und die Geschichte von Wik-ä-nie zu wiederholen, vergaß aber auch selten, den Jubelschrei nachzuahmen, den sie beim Anblick der scharlachrothen Erbsen ausstieß.

2. Das Kind der Civilisation.

Von der vorerwähnten Zeit an hielt es die Mutter für nöthig, um so wachsamer zu seyn, daß Willie sich nicht aus dem Seh- und Hörbereich entferne. In dem Knaben lebten seitdem dunkle Vorstellungen eines großen Gebiets voll Abenteuer dort weiterhin, und wenn er nur dem Gesichtskreise näher käme, dann müßte er eine andere Pappuse oder einen Prairie-Hund finden, den er zähmen würde. Von seinem Vater hatte er gehört, daß diese Thiere in Gesellschaft unter der Erde wohnen, vor dem Eingang ihrer Höhle Schildwachen ausstellen, und wenn Gefahr mahnt, zu einer berathenden Versammlung zusammenkommen. Oft, wenn er von seinen Ausflügen durch das Horn heimgerufen wurde, beschwerte er sich bei der Mutter: „Warum, liebe Mutter, stößest Du so bald in's Horn? Du lässest mir keine Zeit, einen Prairie-Hund aufzusuchen. Es wäre ja ein Hauptspaß mit einem solchen Thier, das so klug ist und zu Versammlungen geht.“ Obendrein machte sich Charley ein besonderes Vergnügen daraus, des kleinen Mannes Begierde zu reizen. Er erzählte ihm, wie er's mit eignen Augen gesehen, daß ein Hund vor einer Höhle Wache stand. Er malte ein solches Thier mit Kohle an das Schuppenthor und machte Willie den Vorschlag, demselben eine Copie davon mit Tusche in den Arm zu zeichnen, worein dieser mit Freuden willigte. Das vollendete Bild sah freilich einem Kürbis auf zwei Stäben weit ähnlicher, als irgend einem lebendigen Geschöpf; indeß schmälerte das seine Zufriedenheit mit dem Kunstwerk nicht im Geringsten. Willie konnte mit Nachfragen gar nicht fertig werden; die Höhle, die Charley gesehen, zu entdecken, hineinzukriechen, einer Hunde-Versammlung beizuwohnen — das beschäftigte ihn so ausschließlich, daß in wenigen Monaten die Prairie-Hunde die Erinnerung an Wik-ä-nie aus seinem Gedächtniß fast völlig verdrängt hatten.

Der Herbst kam; das saftige Grün des wallenden Grasmeeres ging in Braun über; die Inseln- gleich umhergestreuten Baumgruppen standen, ihres Laubschmuckes entblößt, nackt da. Um diese Zeit nun hatte sich eines Tages das Vieh verlaufen und alle männlichen Mitglieder der beiden Haushalte, mit Ausnahme Herrn Wharton's, der zum Schutz der Frauen und Kinder daheim blieb, rüsteten sich zum Auszuge, um das Vieh aufzusuchen. Charley erhielt vom Vater die Erlaubniß, Onkel Georg zu begleiten, und Willie bat dringend um dieselbe Vergünstigung. Als die Muttter ihn mit der Bemerkung abwies, er sey noch zu jung, um ihm zu vertrauen, da weinte er nicht, denn er wußte, daß in der Hausordnung die unverbrüchliche Regel galt, nimmer durch Weinen Etwas zu erlangen; aber, sich an ihren Rock hängend, sah er so flehentlich zu ihr hinauf und bat: „O Mutter, laß mich mit Charley gehen, nur das einzigste Mal: Vielleicht fangen wir einen Prairie-Hund!“

„Nein mein Jungchen,“ erwiderte die Mutter, „Du bist noch nicht stark genug, um so weit zu gehen; wenn Du größer bist, sollst Du das Vieh mit austreiben und wenn Du willst, mit dem Vater auf die Jagd gehen.“

„Aber, gute Mutter,“ rief er ungeduldig, „wann werd' ich denn größer? Du wirst mich im Leben nicht so weit gehen lassen, daß ich einer Berathung der Prairie-Hunde zusehen kann.“

Die großen braunen Augen richteten sich so innigbittend auf die Mutter.

„Jenny,“ sagte Herr Wharton lächelnd, „Du möchtest Dir den kleinen Mann an das Schürzenband nesteln. Du thätest vielleicht besser, ihm dieses Mal den Willen zu lassen.“

Durch diesen Beistand ermuthigt, verdoppelte der Schalk seine Zudringlichkeit und erhielt endlich die Erlaubniß unter der Bedingung, sich stets zu Bruder Charley zu halten. Dieser versprach überdies, ihn nicht aus den Augen zu lassen, und die Dienstleute meinten, wenn sich die Absuchung bis Dunkelwerden verzögern sollte, so wollten sie ihn auf einen sichern Pfad bringen, daß er noch vor Sonnenuntergang heimkehren könnte. Willie wurde nun zu dem Zuge ausstaffirt; voll von dem Vorgefühl der wunderbaren Abenteuer, die er sich mit den lebhaftesten Farben ausmalte, versprach er noch vor Sonnenuntergang zurück zu seyn und den Eltern Alles zu erzählen, was er gesehen habe. Die Mutter stülpte ihm schließlich das Käppchen über die braunen Locken, küßte ihn und schärfte ihm die Ermahnungen wieder und wieder ein. Mit Einem Satz war er dann die Stufen der Piazza hinunter, um zu sehen, ob Onkel Georg und Charley schon fertig seyen. Die Mutter stand und verwendete kein Auge von ihm und auch er blickte zu ihr hinauf, ein glückseliges Lächeln auf dem vollen, freien Gesicht.

„Komm, geliebtes Kind,“ rief sie hinab, „küsse mich noch einmal, bevor Du gehest.“

Im Nu war er die Stufen hinauf, gab ihr einen herzigen Kuß und sprang davon.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, stand sie noch eine Weile und sah ihm nach.

„Wie Du das Schoßkind verhätschelst, Jenny,“ sagte der Mann. „Aber er ist in der That ein Prachtjunge.“

„Und ein gutes Kind ist er,“ fügte sie hinzu; „so lieb und so willig auf das zu hören, was man ihm sagt. Aber er ist so rege und so abenteuergierig. Wie die Prairie-Hunde sich in seinem kleinen geschäftigen Hirn tummeln!“

„Das kommt von dem Leben im Westen her,“ bemerkte Herr Wharton lächelnd. „Weißt Du noch, als wir hier einwanderten, was uns der Müller sagte? „Hier wie nirgends werden die Menschen darauf versessen, der Natur jeden Laut abzulauschen.“

Jedes ging nun heiter an sein Tagewerk; nur daß die Mutter sich hin und wieder des Skrupels nicht erwehren konnte, ob sie vorsichtig gehandelt habe, daß sie ihrem Liebling gestattet, über den Bereich des Hornschalles hinauszugehen. Schon in den ersten Stunden des Nachmittags fing sie an, nach den beiden Kindern auszuschauen; doch die Stunden ver-

gingen und Keines war zu sehen. Schon war die Sonne unter den Horizont gesunken und schoß Goldstreifen hinauf, die sich in einer Strahlenkrone vereinigten. Da ward Charley allein von ferne auf der Prairie sichtbar. Wie ein Messer fuhr's der Mutter durch's Herz und ihr erster Gedanke war: »O mein Sohn, mein Sohn, ein böses Thier hat ihn gefressen.« *) Charley schlich so langsam und erschöpft, daß sie von Ungeduld getrieben ihm entgegen eilte: »Wo ist Willie, Charley?« keuchte sie.

Zitternd an allen Gliedern warf er sich an ihre Brust und konnte nur »Mutter, Mutter!« schluchzen.

»Ist er todt?« hauchte sie in leisen, dumpfen Tönen.

»Nein, Mutter; aber wir wissen nicht, wo er ist. O Mutter, vergib mir!« jammerte er in Verzweiflung.

Die Geschichte war kürzlich diese: Das Vieh hatte sich weiter, als sie dachten, verlaufen, und Willie war sehr ermüdet, bevor sie es zu Gesichte bekamen. Man konnte keinen Mann entbehren, ihn nach Hause zu führen, und so kam man überein, Charley sollte ihn nach einem befreundeten Blockhause, das unfern von ihrem Wege lag, bringen. Dort sollte er ausruhen, während sein Bruder zurückkehrte, um bei'm Zusammentreiben des Viehes mit behülflich zu seyn. Die Leute trennten sich dann nach verschiedenen Richtungen, mit der Verabredung, daß sie an einem bezeichneten Punkte sich wieder zusammentreffen und Charley erwarten wollten. Aber in knabenhafter Ungeduld geleitete er Willie nur bis zu einem, freilich geringen Abstand von dem Blockhause, zeigte ihm den dahin führenden Pfad und eilte dann zu Onkel Georg zurück. Noch stand die Sonne hoch am Himmel, als Georg einen Mann mit Charley nach dem Blockhause absandte, um Willie zu holen und die beiden Kinder nach Hause zu führen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als die Hausbewohner berichteten, sie hätten den Knaben mit keinem Auge gesehen. In glühender Hast suchten sie nach allen Richtungen. Auf dem einen Pfade, den die indianischen Jäger verschiedener Stämme bei ihren Zügen von und nach Canada wandern, entdeckten sie eine Strecke entlang die Spuren von Willie's Schuhen; sie verloren sich aber an einem fernen, waldigen Hügel. Die Leute im Blockhaus sagten aus, es wäre Vormittags ein Trupp Indianer vorbeigekommen.

Mit großem Eifer schlossen sie sich den beiden Suchenden an und nahmen ihre Hunde und Hörner mit. Charley, von den Qualen der Reue und des Schreckens gefoltert, rannte wie wahnsinnig umher und schrie unaufhörlich: »Willie! Willie!« Hörner wurden mit aller Kraft der Lungen geblasen — keine Stimme, nicht einmal das Echo gab Antwort. Es war gewiß, daß der Knabe den Indianer-Pfad eingeschlagen hatte; ob aber aus Versehen, oder verlockt von der Hoffnung, den ersehnten Fang zu thun, wer konnte das wissen? — Charley war von der Anstrengung und der Seelenangst so erschöpft, daß ihn der begleitende Dienstmann seines Vaters bis innerhalb der Sicht des Elternhauses führte und ihn hier verließ, um zu Onkel Georg zurückzukehren und ihm die Trauerpost zu bringen.

Das war Alles, was Charley, oft von Seufzen und Schluchzen unterbrochen, zu erzählen wußte. „Ach Vater, ach Mutter," schrie er mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „vergelt mir; ich dachte nicht, daß ich unrecht that; gewiß, ich dacht's nicht!" Die unglücklichen Eltern, selbst trostlos, hatten alle Mühe, ihn nur in Etwas zu besänftigen.

Wharton's erster Gedanke war, sich sofort aufzumachen, um sein verlorenes Kind zu suchen; allein schon hatten sich die Abendschatten herein gesenkt und es erschien ihm umsicher, Jenny und Mary und die Kleinen unter keinem andern Schutz, als den eines übermüdeten Knaben zu lassen.

„O, warum redete ich ihr zu, das geliebte Kind aus ihren Armen zu lassen?" Diese stumme Selbstanklage erklang unaufhörlich in seinem Herzen, und ebenso machte sich seine Frau im Stillen die bittersten Vorwürfe, daß sie gegen ihr besseres Urtheil sich die Einwilligung habe abschmeicheln lassen; doch diese Empfindungen seelenfolternder Reue sprachen sie nicht in Worten, sondern nur in erhöheter Zärtlichkeit gegen einander und gegen die anderen Kinder aus. Als Emma zum Schlafengehen entkleidet wurde, flossen die Thränen der Mutter strömend in die Locken des Kindes; und als es der Vater auf den Arm nahm, um es in dessen Rollbettchen zu bringen, preßte er es fester als sonst an's Herz, so daß es, verwundert über die traurige Stille, unruhig wurde und nach Willie verlangte: „Willie soll mit zu Bette kommen, warum kommt Willie nicht?"

Das Weh, das diese Worte von Neuem hervorriefen, gewaltsam unterdrückend, beschwichtigten sie das Kind durch allerlei Versprechungen, bis es sanft entschlief. Als sie das Schlafgemach verließen, blickten sie auf den leeren Pfühl hin, worauf das andere geliebte Haupt seit Jahren geruht hatte, und fielen einander weinend in die Arme.

Charley konnte durch kein Zureden dahin gebracht werden, zu Bette zu gehen, bevor Onkel Georg käme. Die Sterne blinkten schon auf die schlafenden Blumen der Prairie nieder, als der Zug mit einem Theil der Heerde, aber mit keiner Nachricht von Willie heimkehrte. Das sprach schon aus den gramvollen Zügen Onkel Georg's, ehe er noch ausrief: „Ach, liebe Schwester, ich werde mir's nimmer vergeben, daß ich Deine Kinder nicht selbst begleitete. Aber das Blockhaus war in voller Sicht und die Entfernung so gering; ich dachte, ich könnte mich auf Charley verlassen."

„O, halt ein, Onkel, halt ein! Das Herz will mir brechen," schrie der arme Knabe.

Schweigend streichelte ihm Georg den Kopf und nie wieder kam ein Vorwurf über seine Lippen.

Den Gedanken jedoch, die Aufsuchung bis auf morgen zu verschieben, konnten die bekümmerten Eltern nicht ertragen. Der Müller und seine Leute wurden ohne Verzug in einem Wagen herbeigeholt und in ihrer Begleitung machte sich Wharton nach dem Indianer-Pfad auf. Laternen, Fackeln, Hörner wurden mitgenommen; auch an einer Trompete fehlte

*) Genes. 37, 33.

es nicht, um damit das fröhliche Signal zu geben, wenn der Verlorene wieder gefunden würde. Die unglückliche Mutter starrte ihnen von der Piazza aus nach, wie die Fackeln bei der Fortbewegung ein so schauerlich, unheimliches Licht auf die nackten Bäume warfen. Sie lauschte auf die Hörner, die immer ferner und ferner erklangen, bis die Töne völlig erstarben. Charley, der ihr schweigend zur Seite blieb, ließ sich endlich bewegen, zu Bette zu gehen; erst nach Mitternacht hatte er sich in einen schweren, von ängstlichen Träumen beunruhigten Schlummer geweint. In die Augen der Mutter aber kam kein Schlaf. Die ganze Nacht saß sie wachend am Fenster und harrte sehnsüchtig auf das Licht der heimkehrenden Fackeln und den fröhlichen Trompetentusch. Alles blieb finster und stumm. Nur die Sterne, wie Geisteraugen, blickten aus dem erhabenen Himmelsdom nieder auf die weite Oede der Prairie.

Die Sonne war bereits aufgegangen, als der Zug abgemattet und niedergeschlagen von dem fruchtlosen Beginnen heimkehrte. Wharton eilte voraus und in das Zimmer tretend, legte er seiner Frau die Hand zärtlich auf die Schulter: „Sey unbekümmert, Jenny," sprach er, „ist ihm kein Leid geschehen. Es sind keine Spuren wilder Thiere vorhanden."

„Aber die Indianer!" murmelte sie mit schwacher Stimme.

„Das ist mir sehr lieb," sagte Onkel Georg, „daß Du mich auf sie bringst. Ich glaube ganz gewiß, er ist bei den Indianern, und wir haben allen Grund, das Beste zu hoffen. Sehr wahrscheinlich sah er die Indianer und mochte denken, Wik-ä-nie sey bei ihnen; er ging daher mit, sie aufzusuchen. Ist sie oder ein Verwandter von ihr bei diesen Indianern, so werden sie uns sicherlich unsern lieben Jungen zurückbringen; denn Indianer sind nie undankbar."

Wie ein Versinkender griff die Mutter gierig nach dem hingeworfenen schwachen Rettungsseil. Die Nachfragen wurden Tage und Wochen fortgesetzt. Die Nachbarn in einem Umkreise von 15 (engl.) Meilen, voller Theilnahme an dem Mißgeschick der Familie, durchsuchten eifrig und sorgfältig Prairie und Wald. Endlich jedoch wurden diese Durchsuchungen als nutzlos eingestellt. Onkel Georg blieb aber bei seiner Zuversicht, daß die Indianer, wenn sie von ihren Jagdausflügen zurückkehren, das Kind mitbringen werden, und auch das Mutterherz klammerte sich an diese Hoffnung.

Allein Monat auf Monat sah sie die weitgestreckte Schneefläche der Prairie im Mondlicht schimmern, und kein Kinderfuß brach die unbeschrittene Kruste. Der Frühling kehrte wieder, und das Blumenmeer kräuselte sich wieder wellenförmig, als wäre Flora mit ihrem Gefolge bei den Najaden in die Schule gegangen; aber keine Kinderhand pflückte die Blumen, um sie Emma in den Schoß zu werfen. Die Vögel zwitscherten und trillerten, aber die scherzhaft nachäffende Stimme des lustigen Knaben war stumm; nur deren Echo klang noch in den verdüsterten Hallen des Gedächtnisses. Sein Stuhl und sein Teller wurden auf denselben Platz gestellt, wenn die Familie sich zu Tische setzte. Anfangs geschah es in der schwankenden Hoffnung, er könnte plötzlich hereintreten und an dem Mahle Theil nehmen; später wurde es zur Gewohnheit, die man nicht abbrechen wollte, um dadurch nicht anzuerkennen, daß er auf immer dahin sey.

Die Gesundheit der Frau Wharton verschlimmerte sich zusehends. Der Glanz ihrer Augen trübte sich, die Farbe schwand von ihren Wangen, und die sonst so heiter hellen Töne wandelten sich in Klagen. Fortwährend drang aus der Tiefe des schwerbelasteten Herzens der Schrei: »O, warum ließ ich ihn mitgehen!« Nie machte sie einem Andern einen Vorwurf; aber desto bitterere Vorwürfe machten sich Wharton, Onkel Georg und vor Allem Charley. In den einst so friedvollen Räumen ging ein kleiner Geist um und der Liebling wurde zum Anklage-Engel. — Ach, so liegt Mancher an einen Fels der Vergangenheit geschmiedet und der Geier der Erinnerung hackt ihm in's Eingeweide, und die rauhe Stimme schrillt unablässig in das Ohr des Gewissens! Diese Folterknechte der Reue sind unerbittlich, wie die Geißel der Furien.

Vier Jahren waren vergangen, als einige Pelzhändler in der Gegend durchkamen und von einem weißen Knaben erzählten, den sie bei den Pottawatomie-Indianern gesehen hätten. Jedermann wußte die Geschichte von Willie's räthselhaftem Verschwinden, und die Nachricht wurde sofort der Familie Wharton mitgetheilt. Ohne Verzug wurde an den Unions-Agenten bei diesem Stamme geschrieben.

Während der ruhelosen Erwartung einer Antwort sagte Georg eines Tages zu seiner Schwester: »Jenny, ich habe mir's nie vergeben, daß ich Deine Kinder an jenem verhängnißvollen Tage sich selber überließ. Ich kann nicht ruhig werden. Ich muß gehen, Willie aufzusuchen.«

»Gott segne Dich,« erwiderte sie. »Mein theurer Mann sprach eben davon, eine Reise zu demselben Zweck anzutreten. Ich gestehe, es ist mein Wunsch, daß Jemand sich nach dem armen Kinde umsehe, aber er scheint mir selbstisch; denn es ist eine lange und schwierige Reise und könnte neues Unheil über uns bringen.«

Nach einem edlen Streit zwischen Wharton und dem Bruder ward endlich für Onkel Georg entschieden, und die wackere, selbstlose Tante Mary äußerte kein Wort gegen den Entschluß ihres Mannes. Er machte sich also auf den beschwerlichen Weg. Lange ließ er auf einen Brief warten, und als er endlich kam, brachte er eben wenig Trost. Der Agent hatte, wie er versicherte, fleißige Nachforschungen anstellen lassen und überzeugte sich letztlich, daß unter dem fraglichen Stamme sich kein weißes Kind befinde. Nichtsdestoweniger setzte Georg seine Erkundigungen beharrlich fort, um für die Nachricht, die ihn zu der weiten Reise veranlaßt hatte, einen leitenden Faden in die Hände zu bekommen. Allein nach einigen Wochen mußte er die Rückreise antreten, ohne die geringste Auskunft erzielt zu haben.

Diese nimmerendende Ungewißheit, diese »verzeuchte Hoffnung, die das Herz krank macht,« *) war für die Mutter eine härtere Prüfung, als die Gewißheit gewesen wäre, daß ihr

*) Spr. Sal. 13, 12.

Geliebtes todt sey. Ein solcher Seelenzustand mußte ihre Gesundheit untergraben. Zwar übte sie noch immer ihre häuslichen Pflichten mit gewohnter Gewissenhaftigkeit, war sorgsam und zärtlich gegen die Ihrigen, aber alles Andere, woran sie sonst ihre Freude hatte, ließ sie gleichgültig. Ein Dorf erwuchs allmählig in ihrer Nähe; allein die neuen Ankömmlinge, an denen sie früher das lebhafteste Interesse genommen hätte, schwebten an ihr vorüber, wie die Schatten in einer Zauberlaterne. „Die arme Frau," sagten die alten Ansiedler zu den neuen, „sie ist nicht, was sie war; das Herz ist ihr gebrochen."

Acht Jahre verflossen und Mrs. Wharton, die bei der fortwährenden Abnahme ihrer Kräfte nie klagte, vollbrachte immer noch einen Theil der hauswirthschaftlichen Arbeiten mit einer schwermüthigen Ergebung, welche die Liebe der Ihrigen gegen sie womöglich noch steigerte und selbst Fremden mitleidsvolle Achtung einflößte. An einem milden Octobertage aber legte sie sich endlich hin, um nimmer wieder aufzustehen. Als man sie in das Schlafgemach brachte, bat sie, man möchte das Rollbettchen — Emma war diesem längst entwachsen und kein Nachfolger hatte davon Besitz genommen — unter dem Ehebette hervorziehen, damit sie noch einmal auf Willie's Kopfkissen schauen könnte. Die Erinnerungen an ihren schönen Knaben, wie er dort, vom Mondlicht beschienen, schlief, gingen in ihrer Seele auf und nahmen fast leibliche Gestalt an. Ihre Augen füllten sich mit Thränen und sie schien innerlich zu beten. Auf einen Wink von ihr hoben sie Gemahl und Bruder zärtlich in das von Tante Mary bereitete Bett. Sie ließ sich das Neue Testament bringen und Wharton las ihr daraus das 14. Kapitel des Evangelium Johannis vor. Als man das Buch zumachte, flüsterte sie: „Singt mir: 'Ich will nun heimgehen'. Es war ein methodistisches Lied, das sie in ihrer Kindheit gelernt hatte, und das seitdem stets ihr Liebling geblieben war. Als nun der vierstimmige Gesang von den Anwesenden, von Tante Mary mit ihrem hellen Diskant, Emma mit ihrer lieblichen Kinderstimme, Onkel Georg mit seinem kräftigen Tenor, Wharton mit seinem tiefen Baß ausgeführt wurde, lächelte die Kranke heiter und bewegte die abgemagerte Hand im Takte.

An diesem und dem folgenden Tage schlief sie viel und schien ohne Bewußtseyn. Am dritten Tage bemerkte ihr Mann, daß ihre Züge sich plötzlich erleuchteten, wie eine Landschaft, wenn das, die Sonne verschleiernde Gewölk sich verziehet. Ein freudig verklärtes Lächeln umschwebte ihren Mund. Er beugte sich über sie und flüsterte:

„Was ist, geliebte Jenny?"

Sie blickte auf, und mit leuchtenden Augen sprach sie in so kräftigen Tönen, wie man es lange nicht von ihr gehört hatte: „Unser Willie! Siehst Du ihn nicht? Wik-ä-nie ist bei ihm, und er windet ihr eine Schnur Guinea-Erbsen in's Haar. Er trägt ein indianisches Gewand; aber sie sehen sehr glücklich aus, dort, wo die gelben Blätter fallen und die glänzenden Wasser funkeln."

„Der Strom des Gedächtnisses," sagte Wharton leise, „hat ihr die Zeit wieder vorgeführt, wo Wik-ä-nie sich mit den Guinea-Erbsen freute, die Willie ihr schenkte."

„Sie ist aus einem lieblichen Traum erwacht," fügte Onkel Georg hinzu. „Die Bilder dauern fort und erscheinen ihr als wirkliche Gestalten."

Diese Bemerkungen waren nicht für sie berechnet, doch hörte sie dieselben und murmelte: „Nein, kein Traum! Sehet Ihr sie nicht?"

Das waren ihre letzten Worte. Bald verfiel sie wieder in den anscheinend bewußtlosen Schlummer; aber noch zweimal erleuchtete das Lächeln ihr ganzes Gesicht.

Hunderte von Meilen fernab, an dem Gehänge eines waldigen Hügels, der sich in einem klaren Gewässer darunter spiegelte, saß in derselben Stunde ein weißer Jüngling neben einem braunen Mägdlein, der er eine Schnur scharlachrother Kügelchen in das glänzend schwarze Haar wand. Er war mit einem Indianer-Gewand bekleidet und sie trug einen Schurz von geflochtenem Grase. Ueber ihnen wölbte sich ein sonnenbestrahlter Baum, von dem ein goldner Schauer des Herbstlaubes auf sie niederregnete. Sie unterhielten sich in einer indianischen Mundart.

„Ae-li-lah," hub er an, „Deine Mutter sagte mir immer, daß ich Dir diese rothen Körner gab, als ich ein kleiner Knabe war. Ich bin neugierig, wo ich damals war. Ich möchte es wohl wissen. Ich verstand nicht zur Hälfte, was sie mir über die lange Wildspur erzählte. Ich glaube nicht, daß ich jemals meinen Weg finden könnte."

„Gehe ja nicht," sagte seine Gespielin abwehrend. „Die Sonne wird dann nicht mehr scheinen auf Ae-li-lah's Pfad."

Er lächelte und schwieg einige Minuten, während er einige scharlachrothe Körner auf Grashalmen reihete und um ihr Handgelenk wand.

„Ae-li-lah," fing er wieder an, „ich wünschte, ich könnte meine Mutter sehen. Deine Mutter sagte mir, sie hätte blaue Augen und falbes Haar. Ich erinnere mich nicht, jemals eine Frau mit blauen Augen und falbem Haar gesehen zu halben."

Plötzlich fuhr er in die Höhe.

„Was ist?" fragte das Mädchen ebenfalls aufspringend.

„Meine Mutter," rief er, „siehest Du sie nicht? Sie lächelt mir zu. Wie schön ihre blauen Augen sind! Ach, nun ist sie fort!"

Am ganzen Leibe zitternd und tief aufgeregt brach er in die Worte aus: „Ich will zu meiner Mutter! Ich muß zu meiner Mutter gehen! Wer kann mir nur sagen, wo meine Mutter zu finden ist?"

„Du hast in das Land des Geistes geschaut," sagte das indianische Mädchen feierlich.

War die Liebesmacht im Herzen der sterbenden Mutter eine Art geistiger Elektrizität, die ihr Bild, wie der Draht das Telegramm, in die Seele ihres Kindes trug? Die Liebe photographirt mit lebensvoller Schärfe auf die Tafel des Gedächtnisses: kann nun dieses nicht, wenn in concentrirtester Spannung, aus dem Gesichtskreise des leiblichen Auges entrückte Schauplätze und Gestalten wahrnehmen und sie, gleich

dem Sonnenlichte unter günstigen Umständen, äußerlich sichtbar machen? Wer will darauf antworten? Ueber alle Begriffe geheimnißvoll sind die Gesetze unseres complizirten Wesens.

Die Mutter sah ihren entfernten Sohn, und der Sohn erblickte seine lang vergessene Mutter. Wie das geschah, wußte weder die Eine, noch der Andre; aber auf die Seele Beider war ihnen unbewußt die Erscheinung photographirt.

In der Heimath hatten inzwischen die Blumen auf der Mutter Grabe viermal geblüht, und noch immer blieben die Gedenkzeichen ihres fernen Lieblings unverändert, wie bei ihrem Leben erhalten. Das Rollbettchen wurde nie von seiner Stelle gerückt; das indianische Körbchen hing unter dem Spiegel in der Schlafkammer, wohin es Willie's Händchen gehängt hatten, und sein Stuhl stand an demselben Platze, wenn's zu Tische ging. Sein Bild lebte frisch im Gedächtniß der Seinigen; sein Abenteuer mit der Pappuse wurde zum tausendsten Mal erzählt und ergötzte besonders Emma, die sich übrigens des verlorenen Bruders gar nicht erinnerte. Nur auf Charley's Gesicht lockten diese Rückerinnerungen kein Lächeln; zu schwer auf dem Herzen lag ihm sein gebrochenes Wort, das der Mutter ein frühes Grab gegraben.

3. Indianische Erziehung.

Seitdem Wharton und sein Schwager ihre Blockhäuser in der Wildniß aufgeschlagen, war mit diesen eine große Verwandlung vorgegangen. Die rohen Blockhäuser, zu Schuppen und Küchen herabgesetzt, bildeten jetzt bloße Anhänge zu geräumigeren und bequemeren Wohngebäuden. Ein Dorf erstand um sie. Auf der Thurmspitze eines neuen Rath-Hauses segelte ein vergoldeter Fisch in die Runde von Norden nach Süden, zum Staunen der Kinder in der gegenüber liegenden Schule. Die wilden Blumen der Prairie waren den üppigen Waizen- und Roggenfeldern gewichen, die Wogen-gleich wallten, als wenn die Natur den Rhythmus des Meeres liebte und ihn auch den Halmen auf dem Lande einhauchte. — Die kleine Bessie war jetzt eine verheirathete Frau und stand des Squire's Wirthschaft vor, in einem räumigen, weißen Hause mit grünen Blenden. Charles — die kindische Verkleinerung: Charley paßt nicht mehr — hatte ebenfalls eine Frau genommen und in den kindlichen Zügen des kleinen Willie, der in der Wiege lag, wollte der Großvater Aehnlichkeit mit dem verlorenen Willie finden.

Eines Tages kehrte Charles aus dem Dorfe zurück und brachte einige eingekaufte, in eine Indiana-Zeitung verpackte Waaren mit. Aus müßiger Neugier blickte er in das Blatt, als folgende Stelle ihm auffiel und seine Aufmerksamkeit fesselte:

„Ein ziemlich lebhaftes Interesse erregt hier die Erscheinung eines jungen Mannes, von dreiundzwanzig Jahren, nach seiner Vermuthung. Ersichtlich gehört er zu dem weißen Stamme, aber in Benehmen und Kleidung ist er Indianer. Er sey, sagt er, aus seiner Heimath in einem Alter von sechs Jahren von Indianern entführt worden. Er spricht kein Wort Englisch und auch der Dolmetsch, der ihn begleitet, ist in dieser Sprache so wortarm, daß man durch ihn nur sehr spärliche Auskunft über die Person erlangt. So viel konnten wir nur herausbringen, daß der Jüngling seine Mutter aufsucht. Einige unserer Nachbarn hatten ihn für einen Betrüger. Da er aber nicht um Geld bettelt, und da sein offenes Gesicht Vertrauen-gewinnend erscheint: so glauben wir seiner Aussage und machen das hiermit bekannt, in der Hoffnung, es könnte irgend einer beraubten Familie zu Gesicht kommen."

Charles rannte auf's Feld und rief dem Vater zu: „Vater, ich glaube, wir haben hier endlich Nachrichten von Willie!" Zugleich reichte er ihm das Zeitungsblatt hin und die Hand des Vaters zitterte, als er die Anzeige las. — „Auf der Stelle müssen wir nach Indiana aufbrechen," sagte er, und ging mit seinem Sohn rasch auf das Haus zu; als er aber an das Thor kam, blieb er stehen: „Aber, Charles," sagte er; „er wird sich vielleicht so verändert haben, daß wir ihn nicht mehr erkennen, und vielleicht ist der junge Mensch, wie die Nachbarn meinen, ein Betrüger."

„Ich werde es erfahren, ob er ein Betrüger sey. Ich werde meinen Bruder erkennen." Bei den letzten Worten zitterte seine Stimme.

„Aber Du hast ein groß Stück Arbeit auf dem Halse in dieser Jahreszeit. Wäre es nicht besser, wenn wir, Onkel Georg und ich, gingen?"

„Und wenn mir Haus und Hof zu Grunde gingen," fiel Charles ungestüm ein, „so will ich unserm Willie über die ganze Erde nachjagen, so lange irgend eine Hoffnung sich zeigt, ihn aufzuspüren. Ich fühlte stets, daß die Mutter mir es nicht vergeben konnte, daß ich ihn an jenem Tage verließ, obgleich sie Alles that, mir ihre Vergebung zu beweisen. Und nun, wenn wir ihn endlich finden, ist sie nicht da, um —" hier stockte seine Stimme.

„Sie wird mit ihm kommen, mein Sohn," sagte Wharton mit Nachdruck. „Wo er auch sey, sie sind jetzt nicht getrennt."

Nachdem Charles für eine, möglicherweise mehrmonatliche Abwesenheit Anordnungen getroffen, machte er sich auf die Reise. In den ersten Briefen gab er eine Schilderung von wahren Tantalusqualen, die er erlitten. Der Jüngling und sein Dolmetsch waren, in Folge eines Gerüchts, daß in Michigan eine Familie vor vielen Jahren einen Sohn verloren, von Indiana nach jenem Staate aufgebrochen. Die ihn aber in Indiana gesehen, beschrieben ihn, daß er braune Haare und Augen habe; seiner Mutter Augen, habe er gesagt, wären von der Farbe des Himmels. Charles hastete nach Michigan. Der Wanderer war dagewesen, aber wieder abgereist, weil die Familie, die er suchte, in ihm nicht ihren Sohn erkannte. Er sey, sagte man, nach Canada gegangen, in der Absicht, sich wieder zu dem Indianerstamme, den er verlassen hatte, zu begeben. Kurz, überall, wohin er kam, kam er zu spät. Endlich stieß er in einem kanadischen Wald auf einen Indianerhaufen, der hier seine Wigwams aufgeschlagen hatte. Da waren Männer, Weiber, Kinder in allen indianischen Kostümen von Matten und Laken; Einige hatten Federbüsche in den Haaren, Andere trugen lebhaft farbige Wampums, mit Bändern und Trodbeln verziert. Die Meisten sahen herabgekommen und

unsauber aus; nur zwei oder drei darunter konnten durch wahre Heldengestalten einem Maler zum Modell eines arabischen Häuptlings, oder eines punischen Heerführers dienen. Keiner war von der Erscheinung des Fremden überrascht, Alle behielten ihren kalten Ernst. Unter ihnen befand sich ein Jüngling, von Sonne und Wetter tief gebräunt, aber augenfällig von weißer Abkunft. Sein zottig langes Haar war vorn an der Stirn gestutzt, gerade wie es Wik-ä-nie trug. Charles stierte ihn mit so gespanntem Blick an, daß er unwillkürlich das nebenliegende Beil aufhob, um sich gegen einen vermeintlichen feindseligen Angriff des Eindringlings wehrhaft zu machen.

»Kann Jemand Englisch sprechen?« fragte Charles.

»Mir sprechen,« antwortete ein ältlicher Mann.

Charles erklärte, er suche einen weißen jungen Mann, der in Indiana und Michigan gewesen, um seine Mutter zu erfragen.

»Ihm Bleich-Gesicht,« versetzte der Dolmetscher, auf den Jüngling zeigend, der mit dem Ausdruck der Befangenheit seine braunen Augen abwechselnd bald auf den Einen, bald auf den Andern richtete.

Charles unterdrückte mit Macht seine Ungeduld, während der Dolmetscher vermittelnd sein Anliegen langsam vortrug. Der Jüngling trat heran. »Laß mich Deinen rechten Arm untersuchen.« — Der Mantel von Biberfell wurde zurückgeschlagen, und da zeigte sich das verunglückte Hundebild, das ihm Charles einst im Scherz in den Arm gezeichnet hatte! Mit dem entzückten Freudenruf: »Mein Bruder!« fiel er ihm um den Hals. Der Dolmetsch wiederholte das Wort in der indianischen Sprache. Der Jüngling gab keinen Laut von sich, aber Charles fühlte bei der festen Umarmung dessen Herz gegen die Brust schlagen. Endlich ließen sie sich los und sahen einander in's Gesicht. Die traurige Erinnerung an die edle Mutter brachte dem älteren Bruder Thränen in die Augen; der jüngere aber stand anscheinend unbewegt. Der Dolmetsch bemerkte: »Ihm traurig froh; aber rother Mann nicht weinen.«

Gar Vieles kam aber zusammen, die Freude des Wiedersehens zu dämpfen. Die wunderliche Kleidung und der Haarschnitt gaben Willie ein allzu wildes Aussehen und machten es Charles schwer, in diesem Indianer einen Bruder anzuerkennen; die Unmöglichkeit überdies, sich einander verständlich zu machen, hinderte wie eine unübersteigliche Barre jede innige Annäherung. Seine nächste Sorge also war, Willie's äußeren Menschen umzuwandeln und einen Vorrath von indianischen Vokabeln zu sammeln. Der Dolmetscher hatte zwar eine Reise nach dem fernen Norden vor, erbot sich jedoch, drei Tage mit ihnen zu reisen, und während dieser Zeit eine Art peripatetischen Sprachunterrichts zu eröffnen. Da die Brüder im Lager bloße Gäste waren, so kam es keinem der Indianer zu Sinn, sie in ihrem Thun und Lassen zu stören; überdies vertheilte Charles freigebig Geschenke, Glasperlen an die Weiber, Pfeifen an die Männer, und so trat er denn ohne Säumen mit Willie und dem Dolmetscher den Rückweg an. Er war anfangs allein zu Pferde, und als er nun des Bruders stattliche Gestalt betrachtete, wie er in stolzer, ungezwungener Haltung neben ihm einherschritt, so mußte er sich gestehen, daß die indianische Erziehung doch einigen Ersatz für die Civilisation gewährt habe.

Wenn das Herz Schüler ist, ist auch eine Sprache leicht gelernt, und als der Dolmetscher sich von ihnen verabschiedete, waren die Brüder schon so weit, daß sie mit Hülfe der Pantomime wenigstens Gedankengerippe austauschen konnten, die dann die Phantasie mit Fleisch und Haut bekleidete. An der ersten Poststation ging ein Brief an den Vater ab, des Inhalts: »Ich hab' ihn gefunden. Er ist wohl und wir sind auf der Heimreise. Meine theure Lucy muß unsern kleinen Willie lehren, daß er lustig krähet und in die Hände schlägt. Gott segne Euch! Charley.«

Sie reisten, jetzt Beide beritten, möglichst schnell; zuletzt, um schon am folgenden Tage daheim zu sein, die ganze Nacht durch. Sie waren gleich gekleidet und die verwandtschaftliche Aehnlichkeit trat immer unverkennbarer hervor. Willie's langes Zottelhaar war unter der Scheere gefallen, und als der Verhang der dunkeln Locken zur Seite gestrichen wurde, erschien die wohlgeformte Stirn weißer, als die sonnenverbrannten und wettergebräunten Wangen. Nur in den neuen Kleidern fühlte er sich unbehaglich, sie hinderten ihn in der freien Bewegung.

In einiger Entfernung vom Dorfe stiegen sie ab und gingen zu Fuß durch die Prairie über die Felder auf die Hinterseite des Vaterhauses zu; denn Charles beabsichtigte eine Ueberraschung. An dem Tage sollte das Ernte-Dankfest gefeiert werden; wilde Truthähne lagen zum Braten bereit, und aus der Küche dufteten die Pasteten und Rosinen-Puddings. Unbemerkt traten sie in das Parlour; hier saßen Alle beisammen: der Vater, Emma, Onkel Georg, Tante Mary, Bessie und ihr junger Gemahl; Lucy und das Bübchen — Alle sprangen auf mit dem gleichzeitigen Freudengeschrei: »Willie! Willie!« und da war ein Regen und Drängen um den Jüngling, den der glückliche Vater an's Herz drückte. Als der Tumult sich ein wenig gelegt hatte, stellte Charles dem Bruder Jeden einzeln vor und erklärte ihm, so gut er's auf Indianisch vermochte, die Verwandtschaft. Was sie sprachen, verstand er nicht, aber wohl fühlte er die liebewarme Bewillkommnung: »Mir danken,« stammelte er. »Mir nit viel sprechen.«

Wharton ging in das Schlafzimmer und kehrte mit einer Marequin-Kapsel in der Hand zurück. Er öffnete sie und überreichte sie Willie mit den feierlichen Worten: »Deine Mutter!« — Charles wiederholte sie mit zitternder Stimme auf Indianisch. Willie starrte auf die blauen Augen des Miniaturbildes, berührte sie und gen Himmel zeigend sprach er: »Mir sehen sie, vor Zeit.« Alle glaubten, er meine die Erinnerung aus der Kindheit; allein in der That bezog sich seine Aeußerung auf die vor vier Jahren gehabte Erscheinung, wie er das später, als er der Sprache mächtiger geworden, ihnen erklärte.

Alle weinten, als das Bild von Hand zu Hand ging, und Charles brach in die schmerzliche Klage aus: »O, wenn sie doch bei uns wäre, an diesem glücklichen Tage!« — »Sie

ist bei uns, mein Sohn!“ sagte der Vater mit feierlicher Betonung.

Nur William schien ungerührt. Er hatte keine Erinneruug an die Mutter, und nur ihre Gestalt, wie er sie in jenem Augenblick des Hellsehens erschaut, schwebte ihm vor. Seine indianische Erziehung gebot ihm überdies, jede Gemüthsregung zu unterdrücken. Aber er legte die Hand auf's Herz und sagte: „Mir nicht viel sprechen.“

Auch das herbeigebrachte roth und gelb bemalte Körbchen erweckte keine Erinnerung in ihm. Man zeigte darauf mit den Worten: „Wik-ä-nie, Haarbusch,“ aber er erwiederte darauf nichts.

Der Vater betrachtete ihn aufmerksam. „Es muß unser Willie seyn,“ sagte er. „Ich sehe seine Aehnlichkeit mit mir. Wir können uns nicht täuschen.“

Als es zu Tische gehen sollte, zeigte Wharton auf den früher erwähnten Stuhl und äußerte dabei: „Es scheint kaum möglich, daß dieser hochgewachsene Fremde der kleine Willie sein soll, der hier zu sitzen pflegte. Aber er ist doch unser Willie. Gott sey gepriesen!“ Er hielt einen Augenblick inne und fügte dann hinzu: „Laßt uns, bevor wir uns zum Dankmahl setzen, unsere Dankgebete vereint zum himmlischen Vater richten; 'denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist gefunden worden'.*)

Alles erhob sich und ein heißes Gebet strömte aus dankerfüllten Herzen. Charles hatte alle Vorkehrungen getroffen, das Indianische, das die Familie verletzen könnte, an seinem Bruder möglichst zu verwischen. So auch bei Anlaß der aufgetragenen Speisen. Ohne zu erwähnen, daß Willie ein Stück rohes Fleisch all' ihren Leckerbissen vorzöge, ging er in die Küche und bestellte für ihn einige derbe, nur leicht geröstete Schnitten Büffelfleisch.

Ein großes Hinderniß zu traulichem Verkehr und also zum Vollgenuß an der Nähe des so lang Ersehnten blieb noch einige Zeit die mangelhafte gegenseitige Verständigung durch die Sprache. Emma's rege Phantasie, die sich so lange mit der Aussicht auf einen neuen Bruder beschäftigt hatte, ward etwas abgekühlt. Ein Bruder wie Studios Oberlin, mit dem sie auf dem Dankfest-Ball getanzt, wäre ihr viel lieber gewesen. Bessie, eine eifrige Verfechterin der Reinlichkeit, wagte gegen ihre Mutter die Aeußerung, sie hoffe, Vetter Willie werde es noch lernen, mit Messer und Gabel, wie andere Christen, zu essen. Allein die älteren Glieder der Familie nahmen an diesen Kleinigkeiten keinen Anstoß; ihnen genügte, daß der verlorene Schatz gefunden ist.

Das Hinderniß, das die Sprachverschiedenheit in den Weg legte, beseitigte sich so rasch, daß es wunderbar scheinen könnte, wenn es nicht bekannt wäre, daß eine vergessene Muttersprache leicht wieder in's Gedächtniß zurückgerufen wird. Sie scheint wie gebunden im Gedächtnisse, und wird unter günstigen Umständen wieder frei oder wie die Schrift mit sympathetischer Tinte, die durch den Einfluß der Wärme sichtbar wird.

*) Evang. Lucä 15, 24.

Die Kunde von dem Wiedergefundenen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Prairie. Von zwanzig Meilen in der Runde kamen sie herbei, um ihn zu sehen, dessen abenteuerliches Verschwinden in der Kindheit so viel Aufsehen gemacht hatte. Die Kinder freilich sahen sich getäuscht, denn sie hatten nach der Schilderung einen rosenbäckigen Knaben erwartet. Einige ältere Leute, die sich nicht wenig auf ihren Scharfblick zu gute thaten, schüttelten bei Willie's reißenden Fortschritten in der englischen Sprache weislich die Köpfe und meinten unter sich: „es wäre freilich verlorene Mühe, Nachbar Wharton in seinem guten Glauben wankend zu machen; verlaßt Euch aber darauf, der Bursche ist ein Betrüger. Was das Zeichen auf seinem Arm betrifft, das sie für einen Prairie-Hund ausgeben, das sieht allem andern ähnlicher, als einem Ding mit vier Beinen.“

Der Familie indessen brachte jede Woche eine neue Bestätigung, daß der Fremde ihr erster Willie sey. Allmählig war er in den Stand gesetzt, ihnen seine Geschichte im Umriß verständlich mitzutheilen. Wie er sich an jenem unglücklichen Tage von seinem Bruder getrennt, was ihn veranlaßt, den Indianer-Pfad einzuschlagen, davon hatte er keine Erinnerung. Die Indianer hatten ihm erzählt, eine Squaw, deren Pappuse gestorben war, habe ihn lieb gewonnen und an sich gelockt, und als er später weinte und nach Hause verlangte, ließen sie ihn nicht fort. Von ihnen erfuhr er, daß er zur Zeit seiner Entführung sein Alter mit sechs Jahren angab. Sein Name aber ging allmählig bei ihm selber und bei ihnen in Vergessenheit. Mit diesem Stamme wanderte er acht Sommer und acht Winter umher. Mitunter litt er mit ihnen Hunger, wenn's an Wild fehlte; einmal wurde er in einem Gefechte mit einem feindlichen Stamme durch einen Tomahawk verwundet. Im Ganzen aber behandelten sie ihn so gut, wie ihre eignen Kinder. Er wurde ein geschickter Jäger. Seine Squaw-Mutter starb, und bald darauf zog der Stamm viele Meilen weiter auf die Pelzwerk-Jagd. Im Laufe ihrer Reise trafen sie auf verschiedene Indianerstämme. In einer Nacht lagerten sie in der Nähe einiger Jäger, die eine andere, von jenen nur zum Theil verstandene Mundart sprachen. Unter ihnen befand sich eine Frau, die ihn kennen wollte. Sie erzählte ihm, seine Mutter wäre eine Weiße, mit Augen, so blau, wie der Himmel, und sie sey sehr gut gegen ihre kleine Pappuse gewesen, die sie, die Indianerin, auf dem Wege durch die Prairie verloren gehabt. Sie veranlaßte ihren Mann, ihn um zehn Gallonen Whiskey zu kaufen, und versprach ihm, ihn zu seinen Eltern zurückzubringen, sobald der Stamm in dieser Richtung ziehen werde; weil, sagte sie, ihre kleine Pappuse sie so sehr lieb hatte.

„Wir erinnern uns ihrer noch recht gut,“ sagte Wharton, „ihr Name war Wik-ä-nie.“

„Das nicht Namen,“ erwiderte William; „Wik-ä-nie heißen: winzig klein Ding.“

„Du warst ein kleiner Knabe,“ sagte der Vater; „Du hattest großen Gefallen an ihr und sagtest, sie wäre Dein kleines Mädchen. Als sie wegging, gabst Du ihr Deine Schachtel mit Guinea-Erbsen.“

„Guinea-Erbsen? Was das?“ fragte der Jüngling.

„Es sind rothe Körner mit schwarzen Flecken,“ antwortete der Vater. „Emma, ich glaube, Du hast welche. Zeige ihm eine.“

Wie er sie erblickte, rief er: „Haha! Ae-li-lah zeigen mir Guinea-Erbsen. Ihr sagen mir geben sie.“

„Also kennst Du Wik-ä-nie?“ fragte der Vater in forschendem Tone.

Willie hatte ganz den Ernst der Indianer angenommen; er lachte nie, lächelte selten; aber jetzt leuchtete es sonnenhell in seinem freien Gesichte auf, als er antwortete: „Mir kennen Ae-li-lah sehr gut. Sie nicht Wik-ä-nie jetzt.“

Dann wurde er wieder ernst und erzählte, wie er Ae-li-lah die rothen Körner in's Haar gewunden, als die Mutter gekommen sey und ihn mit ihren großen blauen Augen angesehen und ihm zugelächelt habe. Seine Zuhörer meinten, er erzähle ihnen einen Traum. Aber der Vater wandte sich zu seinem Aeltesten: „Sagte ich Dir nicht, Charles, daß Mutter und Sohn jetzt nicht getrennt sind?“

William schien bestürzt über diese Bemerkung; doch begriff er sie und sagte: „Mir schauen in Geist-Land.“

Auf die Frage, warum er sich dann nicht aufgemacht habe, seine Mutter zu suchen, erwiderte er: „Ae-li-lah's Vater, Mutter sterben. Ae-li-lah sagen, nicht gehen. Meilen groß viel. Mir nicht wissen Straße. Aber Indianer gehen jagen Pelz. Mir gehen. Mir schlafen. Mir träumen Mutter kommen, sagen heim gehen. Mir fragen wo Mutter? Charles kommen. Ihm sagen Bruder.“

Das Körbchen wurde wieder hervorgeholt und der Vater sagte: „Wik-ä-nie gab Dir das, als sie fortging; als wir's Dir aber zeigten, erinnertest Du Dich dessen nicht.“

Er nahm es, schaute es an und sprach: „Mir nicht erinnern.“ Als es aber Emma ihm wieder abnehmen wollte, hielt er's fest und nahm es mit in sein Zimmer.

4. Metamorphose durch Civilisation.

Schon vor der zuletzt erwähnten Unterredung bemerkte man an Willie eine von Tag zu Tag gesteigerte Rastlosigkeit. Er wurde verstimmt, machte einsame, weite Ausflüge. Die Nachbarn sprachen unter einander: „Der wird sich nimmer zufrieden geben. Er wird zu den Indianern zurückkehren.“ Auch die Familie fürchtete es. Nur Onkel Georg, der die Dinge stets von der besten Seite ansah, meinte: „Wir werden ihn behalten, wenn wir's nur recht angreifen. Wir müssen ihm keinen Zwang auflegen. Der größte Mißgriff, dessen wir uns in unserem gesellschaftlichen Verkehr schuldig machen, ist, daß wir einander unsere wechselseitige Freiheit beeinträchtigen. Wir sind allzu geneigt, unsern Weg als den einzigen anzusehen. Alles in Allem ist es von keiner so großen Wichtigkeit, daß William zuweilen seine Finger statt Messer und Gabel gebraucht, daß er lieber auf der Diele hockt, als auf einem Stuhl sitzt. Nehmen wir keine Notiz davon, wenn wir ihn nicht forttreiben wollen, und überlassen wir ihn sich selber. Wir Alle sind Geschöpfe der Umstände. Wenn wir, Du und ich, genöthigt wären, in engen Stiefeln zu tanzen und in weißen Glacé-Handschuhen Visiten zu machen, wir würden uns wie Narren in Ketten und Banden vorkommen.“

„Schon recht, Bruder Georg,“ erwiderte Wharton; „aber Du wirst mir einräumen, daß für einen Vater ein bei Indianern erzogener Sohn gerade nicht wünschenswerth sey.“

„Allerdings nicht, in manchem Betracht; indeß hat es auch sein Gutes. William hat mich über die Gewohnheiten der Thiere und die Eigenschaften der Pflanzen vielfach belehrt. Und ist Dir jemals ein so sicheres Auge wie seines vorgekommen, Abstände zu messen und einen Pfeil in's Ziel zu treffen? Er hat nie Astronomie studirt, und doch macht er von den Sternen besseren Gebrauch als wir. Neulich waren wir im Walde von der Nacht überfallen und wußten weder aus noch ein; da trat er als Führer an unsere Spitze und seine Sinnenschärfe und Klugheit brachten uns rasch aus der Verlegenheit. Lassen wir ihm Zeit und er wird auch genug von uns lernen. Aber ich erkläre, lieber möchte ich, daß er auf immer bleibe, wie er ist, als daß wir einen städtischen Gecken aus ihm machen. Da sah ich einmal einen alten Zierhans von Saratoga, einen schmächtigen Jämmerling, der in Schnürbrust und engen Stiefeln umherschlich und da dachte ich: lieber als so Einer möcht' ich einer der wildesten Dschibbewäys seyn, der jemals im zerlumpten Laken Büffel jagte.“

Das von Onkel Georg empfohlene, vernünftige Verfahren wurde sorgfältig eingehalten. Alles geschah, um William für ihre Lebensweise zu gewinnen; Keiner aber machte eine Bemerkung, wenn er eine indianische Gewohnheit vorzog. Indeß blieb er verstimmt, ja mitunter traurig. Eines Tages, als er besonders niedergeschlagen auf einem Klotze saß, legte ihm der Vater die Hand sanft auf die Schulter: „Bist Du nicht glücklich unter uns, mein Sohn,“ sagte er im zärtlichsten Tone; „liebst Du uns nicht?“

„Mir lieben sehr viel,“ antwortete er; „mir froh finden Vater, Bruder. Alle gut.“ Und nach einer Pause: „Ae-li-lah's Vater, Mutter sein todt. Ae-li-lah allein. Ae-li-lah sagen: nicht gehn. Mir versprechen kommen zurück bald.“ — Der Vater schwieg und dachte nach, was er am besten darauf zu sagen habe. William fuhr fort: „Vater, mir nicht entsinnen, was ist Englisch für Squaw?“ — „Weib,“ antwortete Wharton. — „Nicht das; was heißen Charles' Squaw?“ — „Seine Frau,“ war die Antwort. — „Vater, Ae-li-lah seyn meine Frau. Mir gern bringen Ae-li-lah. Mir besorgen, Vater nicht mögen Indianer.“

Wharton legte die Hand liebevoll auf seines Kindes Haupt und sprach: „Bring Ae-li-lah, mein Sohn, sie sey uns willkommen. Deine Mutter liebte sie, als sie Wik-ä-nie war und wir Alle wollen sie jetzt lieben. Nur komme gewiß zu uns zurück.“

Die braunen Augen schauten dankend zu ihm auf, und dieser Blick war dem Vater reiche Entschädigung für den Kampf, den ihm seine Worte gekostet hatten.

So schied der Jüngling von den Seinen, um wieder in die Wildniß zu reisen, mit den Worten: „Mir bringen Ae-li-lah.“

Da er's noch nicht bis zum Schreiben gebracht hatte, vergingen Monate ohne Kunde von ihm. Alle fingen schon an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Reize eines wilden Lebens stark genug waren, die Bande des Blutes zu lösen, und daß er nimmer wiederkehren werde.

»Und wäre dem so,« meinte Onkel Georg; »so wird uns das Bewußtseyn bleiben, recht gethan zu haben. Wir hätten ihn wider seinen Willen nicht zurückhalten können, hätten wir's auch zu thun gewünscht. Nur Liebe und Freiheit können ihn in unsere Arme zurückbringen.«

»Ja,« sagte Wharton; »das sind mächtige Triebräder, und ich setze großes Vertrauen auf sie.«

An einem Tage im vorgerückten Sommer sah man einen jungen Mann und eine Frau in indianischer Kleidung durch das Dorf auf Wharton's Haus zuschreiten. Mit freudigem Willkommen wurden sie Beide hier empfangen. Ae-li-lah sah Alle mit ihren großen, wie Mondlicht schimmernden Augen schüchtern an und sagte: »Mir nicht sprechen.« Wharton legte ihr die Hand sanft auf's Haupt: »Wir werden Dich lieben, meine Tochter,« sprach er bewegt. William übersetzte ihr die Worte und sagte tief aufathmend: »Mir danken Vater, Bruder, Schwester, Alle.« Und Ae-li-lah wiederholte, wie sie es vor vielen Jahren von ihrer Mutter gehört hatte: »Mir danken.«

Alle fühlten den Wunsch, den ihr hübsches Gesicht entstellenden Wust straffer Haare von ihrer Stirn zu entfernen; Keiner aber sprach ihn durch Wort oder Blick aus. Sie waren zum voraus übereingekommen, keinen Widerwillen gegen indianisches Wesen kund zu geben.

»Schon als Knabe, Charles, sagtest Du, Haarbusch wäre ein nettes Mädchen, wenn sie das Haar wie unsereins trüge. Das war damals richtig und ist es jetzt noch mehr,« bemerkte Wharton.

»Haben wir Geduld,« sagte Onkel Georg; »und wir werden nach und nach ihr schönes Gesicht aus dieser Wolke hervorkommen sehen. Wenn wir sie überzeugen, daß wir sie lieb haben, werden wir Einfluß auf sie gewinnen. Wilde Blumen wie Gartenblumen gedeihen am besten in der Sonnenwärme.«

Emma that ihr Mögliches, ihr Benehmen den Wünschen der Familie anzupassen; aber sie war ihrer selbst nicht gewiß, ob sie jemals im Stande seyn werde, die junge Indianerin zu lieben. Es war keine kleine Aufgabe für sie, eine Schwester um sich zu dulden, die sich in ein Laken hüllte und das Haar wie ein schetländisches Pferd über der Stirn hängen ließ. Muhme Bessie meinte, es müßten unverzüglich Strümpfe, lange Schürzen und Röcke für sie angeschafft werden.

»Laß Dir gesagt seyn, Bessie« — meinte ihr Vater — »daß es weit vernünftiger wäre, wenn Du in Bezug auf das Längenmaß Deiner Röcke ihre Mode nachahmtest. Es würde mich freuen, wenn Du so gewandt wie sie einherschrittest. Könnte sie sich anmuthig wie ein junges Reh bewegen, wenn ihr alle Augenblick der lange Unterrock in die Quere käme?«

Doch die beiden Cousinen fanden diese Ansichten sehr wunderlich und ruheten nicht, bis sie einen Anzug, wie den ihrigen, verfertigten, und quälten William so lange, daß er Ae-li-lah zuredete, denselben anzulegen. »Mir versuchen,« sagte sie endlich im Tone geduldiger Ergebung. Aber sie fühlte sich augenblicklich unbequem; es preßte sie überall; die Füße verfingen sich in die Falten der langen Röcke. Zuletzt wurde sie rebellisch und mit einem nachdrücklichen »Mir nicht mag,« warf sie die lästigen Kleider von sich und nahm wieder ihr Laken um.

»Ich kann mir's recht gut denken,« sagte Onkel Georg; »es ist ihr so zu Muth, wie mir in engen Stiefeln und weißen Glacé-Handschuhen wäre; und wenn Ihr's weiter so treibt, so jagt Ihr sie richtig aus dem Hause.«

Man kam nun überein, sie sollten zu Onkel Georg ziehen, da man der Tante Mary zutraute, sie werde es besser verstehen, das uncivilisirte Paar zu behandeln. Emma war damit von Herzen einverstanden. Sie hoffe, äußerte sie gegen Bessie, es werde der Tante gelingen, sie »zu Menschen« zu machen, bevor Studiosus Oberlin wieder zu Besuch käme; denn sie wüßte nicht, was **der** von diesen Wilden denken würde.

»Ich fühle wohl,« seufzte Bessie; »ich sollte William und seine Frau einmal zu Tische laden; aber wenn einer von meines Mannes Verwandten dazu käme und sähe ein Frauenzimmer mit einem Laken über den Schultern an meinem Tische sitzen: ich müßte vor Scham in den Boden sinken. Ueberdies essen sie rohes Fleisch und das ist entsetzlich.«

»Gewiß ist das nicht angenehm,« meinte der Vater; »aber ich speiste einmal zu Boston in einem hochgebildeten Hause, und der Geruch des Wildbratens und Stilton-Käses setzte mir stärker zu, als es irgend welche indianische Kost vermocht hätte.«

Diese philosophische Art, das Ding anzuschauen, hielten die Nachbarn für eine vorgenommene Maske, den verwundeten Stolz zu verbergen. Sie bedauern, sagten sie, aufrichtig die armen Wharton's; »denn mögen sie sagen, was sie wollen, es muß für sie eine Seelenpein seyn, diese Squaw um sich zu haben.« Allein Onkel Georg, wenn ihm dergleichen Reden zu Ohren kamen, erwiderte ruhig: »Wir sind so weit entfernt, uns Ae-li-lah's zu schämen, daß wir ihr vielmehr von Herzen dankbar sind und es als ein Glück preisen, daß William sie geheirathet hat. Seine Liebe zu ihr schlägt eine Brücke über die weite Kluft zwischen seinem wilden und civilisirten Leben. Ohne sie könnte er sich unter uns nicht mehr heimisch fühlen und wir wären schwerlich im Stande, ihn bei uns zurückzuhalten. Mit Hülfe seiner indianischen Frau denken wir sie Beide mit der Zeit für unsere Lebensweise zu gewinnen; inzwischen sind sie auf ihre Art glücklich und wir sind dafür dankbar.«

Der verständige Theil der Dorfgemeinde ließ diesen ebenso liberalen wie klugen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren; es gab aber auch Leute darunter, die weder für sittliche noch geistige Bildung Sinn hatten, und die äußerten sich höhnisch: »Ja, da reden sie immer von seiner indianischen **Frau**! Sie

mögen in irgend einem schmutzigen Wigwam über den Stock gesprungen seyn, und das nennen sie getraut werden!"

Onkel Georg und Tante Mary waren allzu lange gewohnt, ihre Handlungen nach eigenen Grundsätzen zu regeln, als daß sie sich viel gekümmert hätten, was solche Nachbarn zu ihrem Thun und Lassen denken. Sie ließen sich keinen Augenblick in ihrem festen Vertrauen wankend machen, daß sie durch beharrliche Güte und Verständigkeit dem gewünschten Ziele näher kommen werden. Keine Veränderung in ihren Gewohnheiten wurde dem jungen Paar zugemuthet; erst sollte sich die Vertraulichkeit und gegenseitige Anhänglichkeit mehr und mehr befestigen. Anfangs konnten sie sich schwer an ein langes Weilen im Zimmer gewöhnen. In den Wäldern umherstreifend verbrachten sie ihre meiste Zeit damit, Matten und Körbe zu flechten und waren glücklich, wenn die Verwandten ihre Arbeiten bewunderten und mit Dank annahmen.

Die erste Neuerung im Aeußern der jungen Indianerin bewirkte die Zaubermacht zweier mit buntem Glase verzierter Seitenkämmchen. Bei ihrem Anblick zeigte Ae-li-lah dasselbe fröhliche Staunen, das einst in ihrem kindischen Sinn die Scharlacherbsen erregt hatten. Tante Mary, die es bemerkte, trat auf sie zu, theilte das dichte Rabenhaar, steckte an beiden Schläfen die Kämmchen ein, führte sie vor den Spiegel und mit dem Finger auf die enthüllte Stelle deutend, sagte sie: "Ae-li-lah hat eine hübsche Stirn. Tante Mary sieht sie gern." — William übersetzte die Worte seiner Frau und sie sprach: "Tante Mary gut. Mir danken." — Zufällig trat Vater Wharton herein, küßte sie auf die Stirn und sagte: "Vater hat es gern, daß Ae-li-lah ihr Haar so trägt. — Der Sieg war ein vollständiger. Von nun an schienen die mondlichten Augen ohne das verschattende Gewölk.

Als sie auf diese geschickte Weise Tag für Tag der Conformität mit dem civilisirten Wesen immer näher gebracht wurden, drängte sich der Familie zunächst der Wunsch auf, sie christlich vermählt zu sehen. Natürlich konnten hier keine anderen Reizmittel wirken, als das in Aussicht gestellte Hochzeitsgepränge und der Gedanke, ihre Verwandten damit zu erfreuen. Der Brautstaat bildete einen Zwitter englischen und indianischen Kostüms. Weite smaragdgrüne Hosen wurden von Tragbändern gehalten, die aus gelbem Biberfell verfertigt und mit bunten Glasperlen reich gestickt waren. Der scharlachrothe Ueberwurf, mit vergoldeten Knöpfen besetzt, auf denen je ein Stern funkelte, fiel mit seinem goldgestickten Saum ein wenig unter das Knie, und war um die Taille durch einen grünen Maroquin-Gürtel mit vergoldeter Schnalle befestigt. Das glänzend-lange schwarze Haar, zum Theil mit Scharlachband, zum Theil mit Schnüren der Favorit-Erbsen durchflochten, war, in einem dicken Knoten geschürzt, mit einem vergoldeten, diademförmigen Kamm im Nacken festgesteckt, so daß sie einer gekrönten indianischen Königin ähnlich sah.

Emma war ganz überrascht von der malerischen Erscheinung. "Weißt Du," flüsterte sie Bessie zu, "ich möchte selbst einen solchen Anzug, wenn andere Leute ihn trügen. Aber verrathe Keinem, was ich Dir gesagt habe."

Charles bemerkte lächelnd gegen seine Frau: "Die Raupe hat sich aus ihrem Laken zu einem glänzenden Schmetterling entfaltet. Onkel Georg und Tante Mary haben Wunder gewirkt."

Nach der Trauungs-Feierlichkeit küßte der Vater die Braut und sprach zum Bräutigam: "Sie ist schön, wie eine wilde Tulpe." — "Leuchtend wie die Fackeldistel auf der Prairie," fügte Onkel Georg hinzu. — Als William diese Artigkeiten seiner Ae-li-lah verdollmetschte, verharrte sie zwar in ihrem gewohnten indianischen Ernst, aber ihre braunen Wangen erglüheten, daß sie einem bernsteinfarbenen Glase Claret, das in der Sonne funkelt, ähnlich sahen. Auch William, obgleich er's für unmännlich hielt, Zeichen des Vergnügens zu äußern, war doch innerlich stolz auf die Schönheit seiner Braut, und kaum weniger gefiel er sich in seiner gelben Weste, seinem blauen Ueberrock mit Metallknöpfen; doch vor Allem hatte er seine Lust an dem Hosenträger, den ihm Ae-li-lah mit Quasten und grellfarbigen Wampum-Fransen künstlich ausgeputzt hatte.

Demnächst wurde ihnen eine eigene besondere Wohnung eingerichtet, dafür jedoch gesorgt, daß durch fortgesetzten Umgang und freundliche Aufmerksamkeiten der Einfluß der Familie auf sie weiter gepflegt werde. Sie würden sich nun in der Freiheit ihrer neuen Häuslichkeit sehr wohl gefühlt haben, wären sie nicht von so vielen fremden, aus Neugier herbeigelockten Besuchen häufig gestört worden. Das gesammte Yankeevolk ist nämlich ein sich selbstwählendes Ausforschungs-Comité, das niemals seine Sitzungen vertagt. Nun mag das allerdings für die Ausforscher unterhaltend, ja belehrend seyn; William aber und Ae-li-lah hatten andere, indianische Ansichten von natürlicher Höflichkeit, und betrachteten solche unwillkommene Ueberfälle als einen Bruch guter Sitten.

Nach und nach jedoch wurde das junge Paar eine alte Geschichte und ziemlich von außen in Ruhe gelassen. Die Anziehungs- und Assimilationskraft wirkte wie ein Zauber. Ae-li-lah, durch kein anmaßliches Fühlenlassen der Ueberlegenheit von Seiten ihrer weißen Verwandten verletzt, gab sich immer mehr Mühe, ihnen zu gefallen. Mit den Jahren lernten sie Beide englisch Lesen und Schreiben. William beschäftigte sich fleißig in seiner Farm, ohne deßhalb je seine Vorliebe für die Jagd zu verleugnen. Ae-li-lah arbeitete jetzt so geschickt mit der Nadel, wie sie sich früher in der Kunst Körbe und Wampums zu flechten auszeichnete. Ihr Sprechen mit dem leichten, fremdländischen Anflug hatte das Anmuthende der noch ungeübten Kindersprache. Ihr Sinn für Musik bildete sich aus. Sie brachte es freilich nicht zu der kunstreichen Stimmfertigkeit einer Italienerin oder Deutschen; allein der rauhe, eintönige Gesang der Indianer wich den lieblichen schottischen und irischen Liedern. Auch ihr Geschmack im Anzuge änderte sich: sie hatte keine Lust mehr an schreiendem Gelb und Feuerroth; doch behielt sie ihre Vorliebe für helle, warme Farben. Und darin leitete sie die Natur so richtig; denn diese Farben harmonirten vortrefflich mit ihrem braunen Teint und ihrem glänzend schwarzen Haar. Sie trug ihre Kleider stets etwas kürzer, als andere Frauen, und nicht so fest anliegend, um die

freie Bewegung zu hemmen. Gegen Hauben hatte sie eine unüberwindliche Abneigung; höchstens verstand sie sich zu einem Reithut mit einer nickenden Feder. Die Leute außerhalb der Familie gewöhnten sich, sie Mrs. William Wharton anzureden, und Fremde, die durch das Dorf kamen, fühlten sich durchweg von ihrer Schönheit und der natürlichen Würde ihres Benehmens angezogen. Ihr Schwiegervater weidete sich an ihrem Anblick mit väterlicher Liebe, nicht ohne Beimischung eines gewissen Stolzes. „Wer es nicht weiß,“ pflegte er zu sagen, „kann es nicht glauben, daß diese prächtige Gestalt einst die kleine Haarbusch war, die sich zusammenrollte, um auf dem Diele unserer Blockhütte zu schlafen.“ — Und Onkel Georg bemerkte ihm: „Du weißt, ich hab' Dir's immer gesagt, es liegt in der Natur aller Blumen zu gedeihen, wenn sie Luft und Sonnenlicht in Fülle haben.“

Ae-li-lah's kleine Tochter Jenny ist nach allgemeinem Urtheil das hübscheste und hellfarbigste Kind im Dorfe. Papa Wharton behauptet, das unruhige Wesen der Kleinen erinnere ihn an Willie, wie er in ihrem Alter war; und Onkel Charles sagt: „Ich finde Nichts an ihr auszusetzen, denn sie hat die schönen Augen der Mutter und trägt ihr Haar wie „unsereins.“

Pompeji im Jahr 1864.

Wenn man sich im Geiste einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, mit der richtigen Stimmung eine Stadt zu besuchen, welche vor bald 1800 Jahren durch ein Naturereigniß verschüttet worden ist, so ist nichts so sehr darauf berechnet, diese Stimmung zu stören und uns mit Einem Male wieder in die Tage der Eisenbahnen und anderer moderner Vorrichtungen zurückzuversetzen, als wenn wir am Fuß des Abhangs, auf welchem wir die besagte Stadt des Alterthums betreten sollen, uns plötzlich vor einem Drehkreuz befinden, wo wir aufgefordert werden, ein Eintrittsgeld von etwas mehr als einem Gulden für den Besuch der verschütteten Stadt des Alterthums zu bezahlen. Hat man aber dieses Hinderniß überwunden und die Erinnerung daran hinuntergeschluckt, so kehrt die klassische Stimmung bald wieder zurück, und wenigstens für den gebildeten Deutschen, welcher eben erst in Neapel angekommen ist, scheint plötzlich in die alte Stadt Pompeji Leben zurückzukehren. Ich wenigstens war von dem, was mich hier umgab, so überwältigt, daß es mir nur als ein höchst natürliches Vorkommniß erschienen wäre, wenn jetzt ein Mann in Helm und Sandalen und weniger Kleidung um eine der Straßenecken gebogen seyn würde; ja mir war sogar, als müßte da und dort ein Mensch aus der grauen Vorzeit in voller Lebensfülle als Staffage in diesem sprechend treuen Gemälde einer fernen Vorzeit auftreten. Heutzutage nimmt kein Führer mehr den entzauberten Besucher in Beschlag und schleppt ihn unerbittlich von einem Gegenstand zum andern, sondern er darf nach Belieben dahin oder dorthin wandern, und es steht ihm frei, beliebig wo beliebig lange stehen zu bleiben, wenn er etwas genauer beobachten oder die sorgfältigen Operationen der Grabarbeiter betrachten will, und er kann ganz nach eigenem Geschmack und Gutdünken Fragen stellen.

Das verbesserte System, nach welchem jetzt die Ausgrabungen betrieben werden, hat ebenfalls dazu beigetragen, wenigstens Einen irrigen Begriff über die theilweise Bauart der Häuser von Pompeji zu berichtigen. Anstatt auf ein Erdgeschoß beschränkt zu seyn, wie man früher annahm, waren einige derselben (wie sich nun herausgestellt hat) auch mit einem zweiten Stockwerk darüber und mit einer Verandah versehen, die nach der Straße heraussah. Dieß war der Fall mit dem Hause des Proculus, und um einigermaßen eine ziemlich deutliche Idee von Dem zu geben, was an jenem furchtbaren Tag, wo Pompeji und Herkulanum durch einen Aschenregen verschüttet ward, in einer großen Anzahl von Familien und Haushaltungen passirt seyn muß, will ich diesen Proculus zum Beispiel nehmen, weil wir zufälligerweise von ihm mehr wissen, als von irgend einem andern Pompejaner.

Proculus war höchst wahrscheinlich ein reicher, gewiß aber ein einflußreicher Mann. Seine Name erscheint in Verbindung mit Wahl-Angelegenheiten an mehr als Einer Stelle. Zur Rechten seines Hauseingangs steht angeschrieben zu lesen: Popidium ced. Proculus rogat, was man etwas frei so übersetzen könnte: „Wählt Müller statt Schulze!“ und nicht weit davon hatte ein Anhänger eines gewissen Sabinus eingekritzelt: Sabinum aedilem Procule fac et ille te faciet, was man ebenfalls frei folgendermaßen übersetzen könnte: „He, Proculus, wähle den Sabinus zum Stadtverordneten für die Altstadt, so gibt er Dir seine Stimme als Stadtverordneten für die Neustadt.“

Sein Haus war gerade in Reparatur begriffen, als die Katastrophe über Pompeji hereinbrach; die Farbentöpfe der Maler und die Werkzeuge und Geräthe der Handwerker lagen noch zerstreut umher, und ein Theil des Pflasters war ausgehoben. In einer Ecke war eine Anzahl Kochgeschirre aufgehäuft zum Beweis, daß das Treiben der Handwerker im Hause die Bewohner gehindert hatte, dieselben an der rechten Stelle aufzubewahren. Andere Kochgeschirre mit verschiedenen Nahrungsmitteln standen noch auf den kleinen Oefen, worauf man einst zu kochen pflegte. Auf einer bronzenen Backschüssel, ganz fertig um in den Ofen geschoben zu werden, stand ein Spanferkel, und der Ofen selbst war einstweilen mit Brod beschickt; man nahm mehr als siebzig Laibe, die zum größten Theile etwa zwei Pfund wogen, aus einem einzigen Ofen. Das Spanferkel aber ist niemals in den Ofen gekommen, und die Brodlaibe sind beinahe achtzehnhundert Jahre lang in demselben geblieben, und haben noch ihre frühere Form, aber nicht ihre Farbe behalten. Die hohlen Poren in denselben sind noch immer zu erkennen, aber ihre chemische Beschaffenheit hat eine Veränderung erlitten: nimmt man nämlich etwas von der Krume und reibt es zwischen Finger und Daumen, so zerbröckelt es zu Pulver und hat einigermaßen das Aussehen von Kohle, nur mit dem Unterschied, daß die Proportion des Koh-

lenstoffs im Mittelpunkte geringer ist, als in der Kruste, während das Verhältniß des Wassers, das in der Kruste 23 Prozent beträgt, bedeutender ist.

Die Leute in Proculus' Hause mußten frühe aufgestanden seyn und der Koch seine Operationen bei Lampenlicht begonnen haben in der Erwartung, daß da der Tag auf die Nacht gefolgt war und die Nacht bisher auf den Tag, diese Ordnung der Dinge ewig dauern müsse. Allein der Tag nach jener Nacht kam nicht; die Flammen und Lavenströme schlugen aus dem Vesuv auf, und Aschenregen ergossen sich über die Stadt und hüllten sie in solche Finsterniß ein, daß die Männer laut nach ihren Weibern und die Weiber nach ihren Kindern riefen, von denen sie nur wenige Schritte entfernt waren und die sie doch wegen der Finsterniß nicht sehen konnten. Die Finsterniß muß so dicht gewesen seyn, wie diejenige, welche auf Egypten herniederfiel und die Moses als eine Dunkelheit beschreibt, die man fühlen konnte. Hand in Hand verließen so viele, als nur ihren Weg tastend zu einander finden konnten, das Haus, kamen auf ihrer Flucht an einer Schildwache vorüber, welche beharrlich ihren Posten im Schilderhause behauptete und sich nach Kräften bemühte, sich durch Verhalten der Hand vor den Mund vor dem Ersticken zu bewahren, — welches Bemühen jedoch vergeblich war, denn die Asche fiel unaufhörlich fort, bis sie das Schilderhaus anfüllte und den Mann lebendig begrub, welcher noch immer in der einen Hand seine Waffe hält und sich mit der andern den Mund und die Nasenlöcher zuhält. Zwei Personen jedoch wurden von Proculus und seiner Familie zurückgelassen: die eine ein Weib, welches noch zurückblieb, um seine Schürze mit Juwelen und Geschmeide zu füllen und das in dem offenen Hofe niedergefallen war, um nie wieder aufzustehen, und das dabei die armseligen Flitterstücke, denen es die Möglichkeit seiner Rettung aufgeopfert, zerstreut hatte; die andre, ein verwundeter Gladiator, welcher wahrscheinlich ein Zimmer im ersten Stockwerk bewohnte, wo er mit seinen Waffen an der Seite zu Grunde ging.

Es gibt anscheinend kein Wagniß, welches ein Frauenzimmer nicht bestünde, um das was ihr das Liebste ist, aus Gefahr zu retten, sey dieß nun zufällig ein Kind, ein Geschmeide oder ein Hund. Es geht nämlich die Sage, bei Gelegenheit eines viel später erfolgten Ausbruchs desselben Feuerbergs haben die Nonnen einer religiösen Gemeinschaft sich beinahe ganz von Lava umgeben lassen, um nur ihre Gelees und eingemachten Früchte und Süßigkeiten zu retten. Zwei Skelette, welche man neben einander liegend fand, mögen Frau und Tochter des Proculus gewesen seyn; die ältere hatte allem Anschein nach ihren Athem nur mit geringem Widerstand aufgegeben, während die jüngere unverkennbar konvulsivische Kämpfe zu bestehen gehabt, bevor sie ihr junges Leben ausgehaucht hatte, wie man auch an den Modellen sehen kann, welche man abnahm, indem man flüssigen pariser Gyps in die Formen gegossen, welche der Druck ihrer Körper in der vulkanischen Asche ausgehöhlt hatte. Diese beiden wurden neben einander liegend gefunden; aber an einer andern Stelle fand man die Skelette von zwei jungen Leuten, welche sich Arm in Arm und Brust an Brust fest umschlungen niedergelegt hatten, um so zu sterben. An einer andern Stelle entdeckte man eine Mutter und drei Kinder, welche alle zusammen lebendig verschüttet worden waren. Siebzehn andere gingen mit einander in einem Keller zu Grunde. Die Ausgrabungen sind zwar noch lange nicht vollendet, allein man hat nach den Versicherungen eines Schriftstellers doch jetzt schon mehr als sechshundert Skelette entdeckt.

Was nun die ausgegrabenen Gegenstände betrifft, so sind diese außerordentlich zahlreich. Die werthvollsten sind in das Museum nach Neapel gebracht worden, aber eine ungeheure Anzahl bleibt noch in der Sammlung in Pompeji, und die Menge derselben vermehrt sich fast jeden Tag. Die letzteren sind natürlich zum größten Theile von keinem inneren Werthe, aber sehr interessant als Reliquien eines Volkes, von dem noch ein großer Theil zu jener Zeit lebte, da einige jener großen Ereignisse in Palästina sich zutrugen, welche der ganzen Welt eine andere Gestalt gegeben und eine neue Zeit und Gesittung geschaffen haben. Man hat jedoch auch Gegenstände von wirklichem Werthe gefunden, nämlich z. B. eine Lampe aus gediegenem Golde von nahezu drei Pfund Schwere. Pompeji war aber nur ein armes Landstädtchen und kein Ort wo ähnliche Dinge möglicherweise häufig gefunden werden konnten; dieß ist aus den bis jetzt erfolgten und im großartigsten Maßstabe angelegten Ausgrabungen ganz deutlich hervorgegangen. Wenn wir daher die Zukunft nach der Vergangenheit beurtheilen können, so läßt sich mit nur geringer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß noch viele Artikel aus kostbaren Metallen gefunden werden dürften. Ein nahezu ähnlicher Fall würde bei jedem deutschen Flecken oder kleinen Landstädtchen zutreffen, welchem ein ähnliches Schicksal der Verschüttung widerführe, und wo den Einwohnern noch einige Stunden Zeit bleiben würden, ihre besten Habseligkeiten zu flüchten. Die Artikel welche in der größten Menge gefunden werden, sind Gegenstände der Hauswirthschaft, Küchen- und Hausgeräthe, Artikel welche in den Läden vorkommen, — schwerfälliges Geräthe welches in der Schätzung der Eigenthümer nur von geringem Werthe seyn mochte, aber für uns von der gegenwärtigen Generation von unschätzbarem Werthe ist, weil es uns ein treues Bild von dem ganzen Kulturzustand jenes Volkes, von dem Grade seiner Kunstfertigkeit, von seinem häuslichen Leben und seiner Einrichtung, von seinen Sitten gibt. Auch sind diese Gegenstände sämmtlich echt, — wahrscheinlich echter als die Ringe, Ohrringe, Broschen, Fibeln und andere kleine Schmuckartikel sind, welche als solche verkauft werden; denn die Verfertigung solcher angeblich antiken Gegenstände ist ein förmliches Gewerbe gewesen und wird vielleicht noch betrieben. Wer die wieder ausgegrabene Stadt besucht und heimlich von einem der Grabarbeiter ein Geschmeide oder irgend eine andre Reliquie aus dem fernen Alterthum kauft, welches der Mann gerade vor seinen Augen ausgräbt, der bilde sich doch ja nicht ein, daß er einen Gegenstand erwirbt, der wirklich einem alten Pompejaner gehört hat; solche Artikel sind sämmtlich gefälscht und geflissentlich vergraben. Wer etwas pflanzt, der weiß wo

er zu graben hat; wer säet, weiß wo er eine Ernte gewärtigen darf, und wir haben noch nie einen Neapolitaner noch irgend einen Menschen unter ähnlichen Verhältnissen gesehen, welcher sich ein sonderliches Gewissen daraus gemacht hätte, daß er der Nachfrage entsprach, indem er einen modernen Artikel an die Stelle eines angeblich antiken setzte. Wir haben in unsrer Nähe ein auffallendes Beispiel davon in den gefälschten römischen Thonwaaren von Bergzabern, mit welchen lange Zeit ein schwunghafter Handel betrieben wurde, bis der verdiente Alterthumsforscher, Professor Dr. Ludw. Lindenschmit in Mainz, einer unserer bedeutendsten praktischen Archäologen der Gegenwart, diese Täuschung nachwies. Ich kann auf das bestimmteste versichern, daß eine Menge antiker Bronze-Artikel, namentlich Schmucksachen, in England fabrikmäßig verfertigt und mit dem edlen antiken Rost, aerugo nobilis, auf chemischem Wege versehen und dann nach Italien ausgeführt werden, wo wiederum vorzugsweise die Briten die Käufer solcher Gegenstände sind. Ich habe selbst die italienische Uebersetzung eines Preiscourants gesehen, den ein englisches Haus über solche nachgeahmte antike Bronzen ausgab, und worin dem quasi-Götzendienst, welchen Reisende und Sammler mit solchen Gegenständen betreiben, noch unendlich Vorschub geleistet wird durch die beredteste Beschreibung der Schönheit einzelner Gegenstände, welche zu fabelhaft niedrigen Preisen zu beziehen sind. Einen ähnlichen Verkehr treibt ein andres englisches Haus mit indischen Götzenbildern, welche es anfertigt und nach Indien verschifft, und ich habe selber eine englische Uebersetzung von dem beschreibenden Preiscourant oder Katalog dieser Artikel gelesen, worin die Vorzüge dieser Artikel in den glühendsten Farben geschildert sind und auf den verhältnißmäßig lächerlich niedrigen Preis derselben aufmerksam gemacht wird.

Die Ausgrabungen werden nun in einem Umfange und mit einer Sorgfalt betrieben, welche bald sämmtliche Gegenstände irgend welcher Art, die noch unter der Asche verborgen liegen, erschöpfen wird. Eine Statuette des Silenus von außerordentlichem Kunstwerthe ist erst neulich entdeckt worden; sie ist ungefähr acht Zoll hoch, und hält in ihrer linken Hand eine Schlange, die ein Glasgefäß trug, welches mit Gold inkrustirt und von ungemein schöner Arbeit war. Unglücklicherweise wurde die Glasvase zerschlagen, und es sind bis jetzt nur zwei Bruchstücke davon gefunden worden. Im selben Hause fand man auch zwei große und zierliche Kandelaber und zwei geräumige silberne Vasen. Unter den neuesten Entdeckungen ist eine welche das meiste Interesse erregt zu haben scheint, nämlich das zufällige Aufdecken einer Quelle. Das Wasser kam alsbald klar und funkelnd heraufgesprudelt und lud jedermann der in die Nähe kam, zum Trinken ein, was denn auch Einige in hinreichender Menge thaten, um sich ernste persönliche Unbehaglichkeiten zuzuziehen. Man füllte mehrere Flaschen mit dem wundersamen Naß, versiegelte sie so sorgfältig, als ob sie den köstlichsten Lacryma-Christi-Wein enthielten, und sandte sie an den König von Italien, an den Pabst und andere bevorzugte Individuen.

Ein Mord aus Versehen.

Erzählung.

Ich lag im Jahr 184— mit einem englischen Regiment, worin ich Dienste genommen hatte, auf den Bermudas-Inseln, jener malerischen Gruppe von Korallen-Eilanden, welche man durch eine Korruption des Namens von Sir George Summers, dem ersten Gouverneur der Kolonie, der hier Schiffbruch gelitten hatte, ehedem irrthümlich die Sommerinseln nannte. Der Name trifft jedoch in Einer Hinsicht richtig zu, denn das Klima dieser Inseln ist ein ewiger Sommer, und die kältesten Winde aus dem Norden, welche im Januar und Februar hier herrschen, bringen das Quecksilber im Thermometer kaum auf zwölf Grad über Null nach Reaumur herunter, während die Inseln in den übrigen zehn Monaten von einer wahren Hundstagshitze heimgesucht werden.

Wer diese Inseln so sieht, wie ich sie zuerst sah, dem müssen sie einen Anblick von unvergleichlicher Schönheit gewähren.

Wir waren von Halifax in Neuschottland nach den Bermudas-Inseln versetzt worden, und das Transportschiff, welches das Hauptquartier unseres Regiments enthielt, lief an der südlichen Küste der größten von den Bermudas-Inseln an, anstatt von der Nordseite her dort anzulegen. Es war daher ungefähr Mittag, als wir eine Reihe niedriger, mit Cedern bedeckter Hügel zu Gesichte bekamen, welche von dem tiefen Meere, worauf wir schwammen, durch einen langen unheildrohenden Strich Brandung getrennt waren, an welchem wir erkannten, daß wir jene gefährliche Reihe von heimtückischen Riffen erreicht, denen die ersten Entdecker dieser Inseln, die Spanier, den Namen Los Diabolos, die Teufel, gegeben hatten und die die Seeleute früherer Zeiten von Teufeln und bösen Geistern bewohnt wähnten. Wir hatten leichten Wind und fuhren daher langsam längs dieser Brandung-umtosten Küste hin, blieben in möglichst respektvoller Entfernung von den Korallenriffen, und befanden uns erst mit dem einbrechenden Abend — es war mittlerweile ein einheimischer Lootse an Bord gekommen, — vor einem Eingang des großen natürlichen Hafens, der jedoch nur für kleine Boote zugänglich war. Da unser Transportschiff wegen des gefährlichen Fahrwassers nicht weiter kommen und den eigentlichen Kanal nicht vor dem andern Morgen erreichen konnte, so bediente sich eine kleine Anzahl von uns, — unter dem Drang der natürlichen Ungeduld von Landratten, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, — des Lootsenboots, und verließen das Schiff noch an jenem Abend. Bald nachdem wir das Transportschiff verlassen hatten, ging der Mond auf und stieg rasch am Firmament empor, als das Boot unter den steilen Küstenfelsen eines, von den Ruinen eines Forts gekrönten Grenzeilandes hinfuhr. Gerade um diese Zeit hörte der Wind auf, und wir lagen unter einer Windstille, aber nur für einige Augenblicke, denn die Lootsen nahmen sogleich die Ruder zur Hand, um den Mangel an Segelkraft zu ersetzen. Die Scene war von einer

unbeschreiblichen Lieblichkeit und bot einen beinahe theatralischen Effekt dar, so plötzlich war der Wechsel der Scene innerhalb dieser Felsenschranken. Das blendende Mondlicht fiel auf schneeweiße Mauern von zerstreuten Hütten, die halb in Dickichten von duftigen Cedern versteckt waren; das klare blaue Firmament war mit goldenen Sternen von ungewöhnlicher Größe besäet; das Meer funkelte rings um unsere Spur und ward in Feuerfunken von den Rudern der Bootsleute zurückgeworfen, und unser Weg führte zwischen zahllosen Eilanden hin, deren Umrisse durch die anmuthigen, federbusch-ähnlichen Kronen und Wedel der Zwergpalmen bezeichnet wurden. Ein für poetische Ideen zugängliches Gemüth, wie das eines 22jährigen jungen Mannes von kaum mehr Welterfahrung, als diesem Alter gemeinhin zukommt, hätte sich leicht einbilden mögen, es könne in einer Feenregion wie diese hier keine Spur von Bösem und Uebel wohnen; allein auf jugendliche Eindrücke im Mondschein darf man sich nicht allzu sehr verlassen.

Nahezu zwei Stunden lang ruderten wir durch diese Bucht voll Eilande, bis sich vor uns ein weiterer Hafen eröffnete und wir die in einem vollständigen Amphitheater von Cederngekrönten Hügeln liegende mondbeglänzte Stadt St. George zu Gesicht bekamen. Dieß war unser Bestimmungsort, und nachdem wir den Anruf der an der Anlände postirten Schildwache beantwortet hatten, stiegen wir an's Land und bewunderten die Schönheit und vollkommene Ruhe des Ortes. Es war ein kleines Viereck, auf drei Seiten von hohen weißen Gebäuden umgeben, jedes mit einem breiten dunkelgrünen Balkon und beschattet von Reihen Bäumen einer wunderhübschen Eschenart (Fraxinus pannosa?), deren zarte Fiederblätter einen lieblichen Schatten geben. Wir blieben unwillkürlich vor dem größten dieser Häuser stehen, in der Meinung es sey das Hotel, irrten uns jedoch hierin, denn es war nur das Wohnhaus eines der ersten Kaufleute von St. Georges, dessen Thüre bei Tage für alle Besucher gastlich geöffnet war, wie die eines Gasthofs, das aber in dieser späten Nachtstunde in ebenso friedlichem Schlafe lag wie die ganze Stadt. Dieses Hauses erwähne ich hier ausdrücklich nur deßhalb, weil es nicht lange darnach einen ganz andern Anblick darbot.

Garnisonsstädte in kleinen Kolonieen wie die Bermudas-Inseln verdanken ihre wesentlichste gesellige Anziehung dem freien Verkehr, welcher zwischen den anwesenden Militär- und Civilbeamten und den angeseheneren Handelsherren stattfindet. Ein solcher zwangloser und gemüthlicher Verkehr fand zur Zeit meines Aufenthalts auch zwischen den reichern Kaufleuten und uns Offizieren statt, und bot seine großen Annehmlichkeiten. In der vordersten Reihe dieser gastlichen Häuser von St. George stand dasjenige eines Herrn Forrester, über dessen Thüre man füglich jene Inschrift hätte anbringen mögen, die ich einst in Siena über einem Portal gelesen: „Patet janua, cor magis"*). Dieser Herr Forrester war eine edle, großmüthige und milde Natur und jedermanns Freund, und zwar weit weniger um seiner Gastfreundschaft willen, als wegen der persönlichen Vorzüge und Verdienste, durch welche er sich auszeichnete. Er war ein offenherziger, heiterer Mensch und keineswegs ungebildet, obwohl man auf jenen Inseln mit einem bescheidenen Bücherwissen schon sehr weit reichte und selbst dieses selten heimisch fand. Forrester hatte im frühern Theile seiner erfolgreichen Laufbahn viele Reisen gemacht, besaß Scharfblick und Beobachtungsgabe und ein großes Unterhaltungstalent, und ich habe in meinem Leben nicht viele Leute getroffen, welche den Beinamen eines guten Kerls mehr verdienten als er. Zur Zeit unserer Ankunft auf den Bermudas war Henry Forrester ein Mann von ungefähr 35 Jahren, hochgewachsen, kräftig, hübsch und umgänglich, und seit etwa drei Jahren mit einer jener blassen, zarten dunkeläugigen Bermudierinnen verheirathet, welche Thomas Moore, der Dichter, mit Recht als „nicht allzuhübsch aber höchst ansprechend und interessant" geschildert hat, weil sie in ihrem Aussehen und Benehmen etwas liebevoll Schmachtendes haben, was noch weit mehr anzieht, als die eigentliche Schönheit. Zwei hübsche frische Kinder waren die Früchte dieser Ehe, und ein drittes stand in nicht ferner Zeit zu erwarten. War je ein Mann glücklich, so erschien es Forrester und verdiente es auch. Seine einzige Schwester war an den Dr. Horner, den damaligen Stabsarzt von St. George, verheirathet, an einen höchst verdienten Arzt, aber ziemlich jähzornigen Mann, dem wie den meisten Bergschotten bei der geringsten Veranlassung die Galle leicht überlief.

Der zwanglose Verkehr im geselligen Leben der Kolonieen begünstigt sehr das rasche Zustandekommen freundschaftlicher Beziehungen unter den Klassen, die sich auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung unter einander mengen. Hie und da läßt sich zwar irgend ein beschränkter Bursche von Offizier einfallen, dem Kaufmannsstande gegenüber seine aristokratischen Prätensionen geltend machen zu wollen, wird aber von dieser Schrulle bald geheilt; aber im Allgemeinen ist der Fall umgekehrt, und da der angesehene Kaufmann in den Kolonieen gewöhnlich auch Bankgeschäfte treibt, so ist der Offizier, wenn er Geld bedarf oder solches von Hause beziehen will, immer auf den Kaufmann angewiesen. In Bermuda war damals niemand, der einem Offizier in Geldverlegenheiten bereitwilliger aushalf als Forrester; seine Discontsätze waren vielleicht nicht niedriger als bei Anderen, denn im Handel und Wandel war er zunächst Kaufmann; allein er nahm niemals Anstand, einem Bittsteller auf bloses Ehrenwort hin baares Geld vorzuschießen, und sein Zutrauen ward nur selten mißbraucht oder hintergangen; der Bankier wurde beinahe in jedem einzelnen Falle der Freund dessen, dem er aus einer Verlegenheit half, und so war Forrester auch mein Bankier und Freund geworden.

Ein junger Offizier vermag das Wohlwollen und die Gastfreundschaft, welche er von einem Civilisten empfängt, nie gebührend zu erwidern, und die Gelegenheit hiezu beschränkt sich im Allgemeinen auf eine Einladung an die Regimentstafel an sogen. „Fremdentagen," denn die britischen Offiziere führen bekanntlich einen gemeinsamen Tisch, die sogen. Mess. Forrester ward bald ein häufiger Gast bei uns, und endlich kam an mich die Reihe, sein Wirth zu seyn. Wir waren damals ungefähr

*) Die Thüre steht offen, doch noch offener das Herz.

seit drei Monaten auf der Insel, und da ich hörte, daß unser Koch eine schöne Schildkröte aufgetrieben und eine Anzahl Goldregenpfeifer bekommen hatte, welche einige meiner Kameraden als Jagdbeute eingeliefert, so schrieb ich eine freundliche Einladung an Forrester und bat ihn für den nächsten Fremdentag mein Gast zu seyn. Er nahm es sogleich in scherzhafter Weise an unter Hinweisung auf die zu erwartenden Leckerbissen, und drückte im Spaß sein Bedauern darüber aus, daß es nicht die Zeit des Walfischfangs sey, da unter den bermudischen Leckerbissen das Fleisch des jungen Wals eine hervorragende Stelle einnimmt. Er schloß mit der Erklärung, er wolle es aber dennoch wagen, einmal mit der auserwählten Kost britischer Aldermänner (der Schildkrötensuppe nämlich) es aufzunehmen; und als ich seinen launigen Brief einigen Kameraden zeigte, erklärten sie alle ihre Freude darüber, daß wir den heitern Mann so bald wieder zu unsrem Tischgesellschafter haben sollten.

Die Kasernen zu St. George standen damals auf der Hochfläche einer Anhöhe, welche die Stadt und den Hafen vollkommen beherrscht, kaum fünfhundert Schritte von der Stadt. Wie die meisten Häuser auf den Bermudas (die Wohnhäuser der Kaufleute in St. George's Square etwa ausgenommen) besteht die Kaserne nur aus einem Erdgeschoß und ersetzt an Länge, was ihr in der Höhe fehlt. Die Quartiere der Offiziere, von denjenigen der Mannschaft getrennt, nehmen das südliche Ende des Paradeplatzes ein, wo der Hügel sanft gegen die Bai abfällt, und dieser Neigung des Bodens wird durch ein erhöhtes Fundament abgeholfen, um das Niveau der langen Verandah zu erhalten, welche sich längs der ganzen Fronte der Gebäude erstreckt. Diese Verandah bildete bei jeder Gelegenheit unsern Vereinigungspunkt, gleichviel ob man ein Kriegsschiff in Sicht meldete, ob der Signalposten auf dem Telegraphenhügel die Ankunft eines Postdampfboots aus Halifax anzeigte, ein Walfisch auf hoher See blasend und spritzend gesehen wurde, oder wir uns zur Stunde der Hauptmahlzeit hier versammelten. An dem Abend, wo ich Herrn Forrester als meinen Gast bei Tische erwartete, hatten sich alle Tischgenossen schon eingefunden, der Trommler hatte schon anstatt der Tafelglocke das 'Roast Beef of Old England' geschlagen, aber es gab noch eine Pause, ehe man in's Speisezimmer trat. »Warten wir noch auf irgend jemand?« ging es von Mund zu Mund, und es stellte sich nun heraus, daß der erbetene Gast, Herr Henry Forrester, noch nicht angekommen war, über den nun eine Menge Witze gerissen wurden. »Jenun,« sagte der Oberst, den wir Redgauntlet nannten, wegen seiner Abkunft von der Familie, die Walter Scott in dem gleichnamigen Roman schildert; »auf die Gefahr hin, daß die Schildkrötensuppe kalt und der Rothwein zu warm wird, wollen wir ihm noch weitere fünf Minuten Zeit lassen. Der Junge ist so verliebt in seine hübsche Frau, daß er wahrscheinlich gar nicht von ihr loskommen kann. Wir müssen alle verheiratheten Frauen der Insel aufschreiben!« — »Oder noch besser sie ebenfalls einladen, Herr Oberst!« sagte ein lustiger junger Fähndrich. — »Ich will euch 'was sagen, meine Herren,« versetzte der unverheirathete Oberst, »wenn irgend einer meiner Offiziere gegen eine Dame auch nur artig zu seyn wagt, so laß' ich ihn vor ein Kriegsgericht stellen. Es ist ein Vergehen, das in meinem Exemplar der Kriegsartikel vorgesehen und hart bestraft ist und zwar mit . . .« — »Mit Todesstrafe vermuthlich, Herr Oberst,« fiel der junge Fähndrich wieder ein; »ich für meinen Theil ergebe mich in mein Geschick!« — »Ihr habt Recht, mein junger Springinsfeld! ihr müßt Euch zu Tode tanzen oder irgend eine andre Todesart erleiden, welche in den Kriegsartikeln nicht enthalten ist!« — Mit derartigen leichten Scherzen wurden die gewährten fünf Minuten Aufschub und noch fünf weitere hingebracht, aber als die Viertelstunde nahezu voll war, wollte der ungeduldige Oberst nicht länger warten. »Laßt noch einmal das 'Roast Beef' schlagen!« sagte er; »wenn er den Berg heraufkommt und es hört, wird er sich schon beeilen; und nun zu Tische!« Ehe er sich an die Spitze des Zuges stellte, winkte er mir noch und sagte: »Ihr Bursche ist ein flinker Kerl von der leichten Infanterie; senden Sie ihn geschwind hinunter, daß er diesen Nachzügler einhole." — John Hurley, mein 'Bursche', war ein gescheidter behender Irländer, und ich schickte ihn mit diesem Auftrage ab. „Seyn Sie ohne Sorge, Herr," sagte er; „ich bringe Herrn Forrester herauf, ehe der Trommler noch zu schlagen aufhört."

Wir setzten uns zu Tische und begannen zu speisen, aber Forrester's Stuhl blieb leer, wie für Banquo's Geist, wie ich mir laut zu bemerken erlaubte, ohne zu ahnen, wie rasch mein Vergleich buchstäblich wahr gemacht werden würde, denn es waren kaum zehn Minuten vergangen, so sprang John Hurley blaß und athemlos in's Zimmer herein und rief mir zu: „Euer Gnaden zu Befehl, Herr Forrester kann nicht kommen; er ist umgebracht worden!"

Bei dieser unerwarteten Nachricht sprangen alle von den Stühlen auf und riefen durch einander; aber Aller Fragen drehten sich um diejenige, welche der Oberst meinem Burschen stellte: „Was in aller Welt soll dieß heißen? Bist Du betrunken? Sprich!"

„Nein, meiner Treu, betrunken bin ich nicht, Herr Oberst! Seit meinem Morgenschnaps ist mir kein Tropfen Branntwein über die Lippen gekommen, und wenn ich so laut schreien müßte wie eine Kanone, so könnte ich nichts andres sagen, als daß Herr Forrester erschossen worden ist."

„Erschossen? wie? von wem?" fragten ein Dutzend Stimmen.

„Von irgend einem niederträchtigen Bermudier, den der T— holen möge; aber seinen Namen weiß ich nicht," versetzte Hurley.

„Ist der Mörder ergriffen worden?" rief der Oberst.

„Nein, noch nicht, Herr Oberst," entgegnete mein Bursche; „gleich nach der That soll er weg gewesen seyn wie Schießpulver, und Herrn Forrester an Ort und Stelle in seinem Blute habe liegen lassen."

„Herr Adjutant," rief mir der Oberst nun in dienstlicher Weise zu; „lassen Sie einen Zug mit einem Feldwebel unter die Waffen treten und die ganze Insel abpatrouilliren. Geben

Sie ihnen aber keine Munition mit, wohlgemerkt, denn der Mörder soll lebendig eingeliefert werden!"

Ich eilte aus dem Speisesaal, wo alle noch bestürzt durch einander liefen, verweilte nur so lange in meinem Zimmer bis ich den Degen umgeschnallt hatte, und sprang nach dem Ordonnanzzimmer, rief den Oberfeldwebel, richtete ihm in Kürze den Befehl des Obersten aus und schilderte die Verwendung, wozu die Soldaten bestimmt waren. Es war gar nicht nöthig, erst einen dienstlich zu kommandiren, denn ein ganzes Dutzend meldete sich sogleich freiwillig. Wir nahmen die ersten besten welche kamen, während einige Dutzend Andere in ihren Interimsmonturen sogleich fortsprangen, um auf den Mörder Jagd zu machen. Ich stellte mich an die Spitze der bewaffneten Abtheilung und folgte den Anderen auf dem Wege nach der Stadt. Unterwegs erfuhren wir, daß die Nachricht von Forrester's Tode nicht genau war; man hatte allerdings auf ihn geschossen und ihn in der Leiste schwer verwundet, und man hatte ihn für todt nach Hause getragen, aber er lebte noch. Wir begaben uns nun zunächst nach seiner Wohnung und fanden vor derselben eine große Menschenmenge versammelt, — beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt, die unstet und schreiend durcheinanderlief, wie Farbige in der Aufregung gewöhnlich sind. Ich hörte jetzt zum ersten Mal den Namen des Mörders und die Bestätigung von Hurley's Angabe, daß er entkommen sey. Es war ein gewisser Joel Tucker, der Besitzer eines kleinen Schooners, welcher gewöhnlich zwischen St. George und Norfolk in Virginien fuhr. Welches Motiv diesen Mann zu dem Morde getrieben, konnte niemand sagen, da man gar nicht wußte, daß er je mit Forrester schlecht gestanden, sondern im Gegentheil von diesem häufig mit Frachten betraut worden war, wenn Andere sie zu gleichen Bedingungen haben wollten; und gerade auf der letzten Heimfahrt hatte er einen Cargo für Herrn Forrester gebracht und dieser dem Tucker vor Zeugen seine Befriedigung darüber ausgedrückt, daß er das Geschäft so gut besorgt habe. Tucker war jedoch bei niemand geachtet; man sagte ihm nach, er behandle seine Mannschaft — lauter farbige Männer und Knaben — sehr hart und grausam, und er galt für einen sauertöpfischen rachgierigen Menschen. Allein dieß alles löste die Frage nicht, was für eine Ursache zum Zank und zu Händeln mit Forrester er gehabt habe.

Während ich diese Auskunft erhielt, lag das Opfer dieses Meuchelmords besinnungslos, und war außer Stande, irgend eine Schilderung von dem Hergang zu geben. Sein Schwager Dr. Horner war bei ihm und seine arme junge Frau, welche gerade ihrer Entbindung entgegensah. Sie war so erschüttert, daß sie außer dem ersten Ausruf des Schreckens und Entsetzens kaum mehr ein Wort gesprochen hatte; aber keine Ueberredungsgabe konnte sie vermögen, den Posten zu verlassen, den sie einnahm, sogar während der chirurgischen Untersuchung nach dem Umfang der Verwundung. Die Wunde konnte nicht mit der Sonde ergründet werden, war aber offenbar eine sehr gefährliche, und aus ihrem Aussehen und dem Zustande von Forresters Kleidern, die meist verbrannt waren, ging deutlich hervor, daß die Pistole dicht vor seinem Leibe abgeschossen worden war. Man fürchtete eine innere Verblutung, und diese Befürchtung theilten auch mit Dr. Horner die übrigen Aerzte und Wundärzte der Garnison, welche auf die Nachricht von dem Vorfall sämmtlich herbeigeeilt waren. Es wäre also unter diesen Umständen für mich zwecklos gewesen, in das Zimmer des Kranken einzudringen, wo außer den Aerzten ohnedem niemand zugelassen wurde. Ich vertheilte also meine Mannschaft mit den genügenden Instruktionen in mehrere Trupps, die ich in verschiedenen Richtungen auf die Streife aussandte, und kehrte in die Kaserne zurück, um meinem Obersten Rapport abzustatten. Redgauntlet war ein Mann von sehr ungestümem Charakter und schimpfte nicht wenig über die ungenügende Auskunft, welche ich mitbrachte. Er war nicht blos Kommandant der Garnison, sondern in Abwesenheit des Gouverneurs, welcher noch nicht aus England angekommen war, zeitweilig sowohl mit der Civil- wie mit der Militär-Verwaltung der Bermudas betraut, und in meiner doppelten Eigenschaft als militärischer Sekretär und Regiments-Adjutant hatte ich alle Hände voll zu thun, obschon ein großer Theil meiner Arbeit überflüssig war. Der tragische Vorfall, der sich gerade während Redgauntlet's Verwaltung der Inseln ereignete und für dessen Ergebniß er sich persönlich verantwortlich halten mochte, hatten den Zorn des Obersten gewaltig wachgerufen, und dieser äußerte sich jetzt in einer Menge leidenschaftlicher überstürzter Befehle, welche ich sogleich zu Papier bringen mußte. Diese Arbeit beschäftigte mich mehre Stunden lang; und als ich gegen Mitternacht damit zu Ende war, begab ich mich sogleich nach Forresters Hause, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Hier war eine große Veränderung eingetreten. Forrester hatte sein Bewußtseyn wieder erlangt und eine umständliche Schilderung des Mordanfalls, dessen Opfer er war, zu geben vermocht, aber er war im Sterben, und die von ihm gegebene Erzählung war zu Protokoll genommen und von den Anwesenden als Zeugen beglaubigt worden. Sie lautete ungefähr folgendermaßen: „Da ich an der Regimentstafel zu Gast gebeten war, so kleidete ich mich etwas nach halb fünf Uhr um und verließ bald darauf meine Wohnung, um langsam nach der Kaserne hinaufzugehen. Ich war schon bis an den Nebenweg gekommen, welcher links nach dem Gouvernements-Gebäude abbiegt, und wollte gerade an demselben vorüber gehen, als ich mich von jemand beim Namen rufen hörte. Ich sah mich um und erblickte nun einen Mann, in welchem ich, obschon es beinahe dunkel war, sogleich Joel Tucker erkannte. Er rannte schnell den Weg herunter auf mich zu, und bei seinem Näherkommen bemerkte ich, daß er eine Pistole in der Hand hielt und offenbar in großer Aufregung war. 'Was habt Ihr denn, Tucker?' fragte ich ihn; 'was wollt Ihr mit der Pistole?' — 'Das will ich Ihnen sagen,' gab er mir zur Antwort und stieß eine wilde Verwünschung aus; 'ich war so eben bei Ihrem verd— Schwager Dr. Horner; er war zwar nicht zu Hause, aber ich werde ihn niederschießen, wo ich ihn immer finden mag!' — 'Ihr müßt von Sinnen seyn, Tucker,' sagte ich;

'was hat Euch denn der Doctor zu Leide gethan?' — 'Von Sinnen?' rief er; 'ja, vielleicht bin ich's; aber verrückt oder nicht, sein Blut will ich haben. Was er mir zu Leide gethan hat? Jenun, Unrecht genug, daß ich ihm an's Leben rücken darf!' — Da ich den heftigen jähzornigen Charakter des Mannes kannte, so versuchte ich ihn zu beruhigen. 'Ach geht, Tucker, laßt es gut seyn!' sagte ich; 'irgend etwas hat Euch in Harnisch gebracht, und in Eurem mißverstandenen Zorn legt Ihr das Aergerniß meinem Schwager zur Last, der es doch mit Euch so gut meint als ich oder irgend jemand auf der Insel!' — 'Oho, fehlgeschossen!' versetzte er; 'nein, ich bin kein Narr, den man mit etlichen schönen Worten herumkriegen kann! Als ob ich nicht wüßte, wer vergangene Woche, ehe ich von meiner Fahrt zurückkam, meine Schweine aus seinem Mais trieb und mir eines mit seiner verfluchten Hacke beinahe todtschlug! Das wäre mir ein sauberer Freund, — und Sie sind vielleicht auch so einer!' — 'Bah, von mir ist nicht die Rede, sondern nur von Horner,' gab ich ihm zur Antwort; 'Ihr werdet doch um einer solchen Sache willen ihm nichts nachtragen und gar so lange Zeit? Er war eben aufgeregt, wie Ihr Euch denken könnt, und hatte sicher nicht die Absicht, dem Thiere wehe zu thun — er wollte es nur fortjagen und traf es zufällig...' — 'Na, da will ich ihn auch zufällig treffen,' war Tucker's Antwort; 'bei meinem Wort, ich jage ihm eine Kugel durch den Kopf, wo ich ihn auch immer treffen mag!' — 'Und ich muß dieß verhindern,' sagte ich; 'ich weiß, Ihr meint es nicht so schlimm als Ihr sprecht! kommt, gebt mir Eure Pistole!' — 'Wo ist Horner?' schrie er; 'sagt mir, wo er sich versteckt hat!' — 'Ich weiß es nicht, und wenn ich es auch wüßte,' setzte ich hinzu, 'so würde ich es Euch nicht sagen!' — 'Nicht?' rief er und trat mir hart auf den Leib. Ich verneinte. Da rief er ganz wüthend: 'So nehmt dieß da!' und schlug auf Armslänge seine Pistole auf mich an und feuerte. Ich weiß nur, daß ich zusammenstürzte, aber damit hört all mein Erinnerungsvermögen auf.«

Das Leben wich rasch von dem armen Forrester, als ich zu ihm gelassen wurde. Er lag noch gerade so wie man ihn ursprünglich auf's Bett gelegt hatte, und starb nach der Vermuthung der Aerzte an einer innern Verblutung. Es war ihm jedoch noch so viel geistige Klarheit und Kraft geblieben, daß er mich erkannte und mir mit einem schwachen Lebewohl die Hand drückte. Einige Minuten später hatte einer der wohlwollendsten Menschen, die ich jemals kennen gelernt, zu leben aufgehört. Es war eine traurige Nacht für dieses Haus und für alle welche das Schicksal kannten, das seinen Beschützer befallen hatte. Frau Forrester brach in heftigen Krämpfen zusammen und war kaum auf ihr Zimmer gebracht worden, als sie von einem todten Kinde entbunden ward, und als die Arme nach vielen Wochen eines schweren Krankenlagers ihr Zimmer wieder verließ, war sie kaum noch ein Schatten von Dem, was sie einst gewesen, und stand mit gebrochener Kraft als schwache Stütze ihrer beiden Waisen da. Eine einzige Nacht hatte all dieses Unglück zu Stande gebracht, und der feige Mörder nicht einmal einen Grund zu seiner Unthat gehabt. Der Mann, welcher diesen Schicksalsschlag am meisten fühlte, war Dr. Horner, und legte dieß besonders in der Sorgfalt zu Tage, womit er sich der unglücklichen Wittwe annahm, welcher er mehr als ein Bruder wurde.

Aus allen möglichen Beweggründen: der Gerechtigkeit wegen, aus Freundschaft, Mitleid, sittlicher Entrüstung und sogar aus einem sehr erklärlichen Rachegefühl, gaben wir uns insgesammt die größte Mühe, den Mörder beizufahen. Es bedurfte nicht erst der Vertheilung von Steckbriefen, denn der tragische Fall war von einem Ende der Insel bis zum andern in jedermanns Munde, und Joel Tucker allgemein bekannt; dennoch erschien eine Fahndungs-Anzeige nebst dem Angebot einer großen Belohnung und einer vollständigen Personalbeschreibung des Tucker für diejenigen welche ihn nicht kannten, in der Bermuda-Gazette. Allein weder diese Benachrichtigung noch die erfolglose Streife führten zu einem direkten Ergebniß. Sechs Tage hinter einander war jeden Morgen das Gerücht verbreitet, Tucker sey eingefangen; die lange Verandah vor den Offizierswohnungen war der Schauplatz beständiger Berathungen, wo immer wieder neue Vorschläge zur Beifahung des Mörders gemacht wurden, wenn die Berichte über seine Festnehmung sich als grundlos ergaben. Endlich kam eine Anzeige, welcher wir Glauben schenken zu dürfen glaubten. Ein Mulatte namens Isaak Forbes, ein Fischer welcher in einer einsamen Hütte an demjenigen Theile der großen Insel wohnte, welcher den sogen. Königshafen (King's Harbour) überschaut, dessen Gewässer wir am Abend unserer Ankunft auf den Bermudas durchschifft hatten, kam eines Abends spät nach Hause und hatte gesehen, wie eine menschliche Gestalt sich in der Nähe der sogen. Admirals-Höhle durch ein Dickicht schlich, und in dieser Gestalt diejenige von Joel Tucker sicher zu erkennen geglaubt. Forbes hatte Grund genug, den Tucker zu kennen, denn er war einmal als Matrose mit ihm gefahren und hatte unter der grausamen Rohheit und Strenge, womit Tucker seine Leute behandelte, viel zu leiden gehabt.

Unter den natürlichen Sehenswürdigkeiten von Bermuda sind die merkwürdigsten die zahlreichen Höhlen welche die Insel an so vielen Stellen unterwühlen. Viele von ihnen erstrecken sich auf große Entfernungen und alle sind von ungewöhnlicher Schönheit, denn die hier vorkommenden Tropfsteingebilde übertreffen an Menge, an Umfang und wunderbaren Formen alles was man gewöhnlich anderwärts in dieser Richtung trifft. Unter diesen Höhlen aber ist die oben genannte die schönste, und gibt ein unvergleichliches Versteck ab, da sie sich in verschiedene noch gar nicht erforschte Nebengrotten verzweigt. Die Wahrscheinlichkeit sprach also sehr zu Gunsten der Vermuthung, daß Tucker in der Admirals-Höhle eine Zuflucht gesucht habe, obschon es eine schwer zu beantwortende Frage war, wie er es angestellt habe, um so viele Tage lang sein Leben zu fristen. Man könnte nun freilich fragen, warum man an einen so naheliegenden Zufluchtsort nicht sogleich gedacht habe; allein dieses Versehen entsprang aus der Thatsache, daß an dem Abend des Mordes, wo man die Soldaten zu seiner Verfolgung ausgeschickt hatte, diejenige Streifpartie welche bis zum äußersten

Ende der Insel St. George vordrang, von dem dortigen Fährmann versichert worden war, es sey an jenem Abend niemand hier über den tiefen und reißenden Meeresarm gesetzt worden, welcher das Eiland St. Georges von der großen Insel trennt. Seither aber war dort ein Wachtposten aufgestellt gewesen mit der bestimmten Weisung, jedermann anzuhalten und genau zu untersuchen, welcher hier überzusetzen Miene machte. Und dennoch hatte der Verbrecher also, wenn der Versicherung des Mulatten zu glauben war, der Beobachtung zu entgehen und sich an einen verhältnißmäßig sichern Ort zu begeben gewußt. Es ward daher eine Durchsuchung der großen Höhle angeordnet und zu diesem Behuf zwanzig unserer gewandtesten und tüchtigsten Soldaten in Begleitung eines mit einem Verhaftsbefehl versehenen Constablers unter der Führung des Forbes abgesandt, welcher das Innere der Höhle genauer kannte, als sonst jemand, da er hier sich sein Wasser zu allen häuslichen Zwecken holen mußte. Die Abtheilung brach sogleich auf und ich hatte mich mit einigen anderen Offizieren derselben angeschlossen. Ein Regierungsboot ward zu unserm Transport requirirt worden und so fuhren wir nach Walsingham, wie die Oertlichkeit hieß, wo Forbes wohnte. Die allgemeine Annahme, welche sich jedoch auf keine positive Thatsache stützte, war, daß die Höhle mehr als Einen Ausgang habe, und der größere Theil der Mannschaft wurde in einiger Entfernung von der Höhle als Lauerposten im Walde vertheilt, mit dem Befehle sich beim ersten Hornsignal am Eingang der Höhle zu sammeln, während wir mit den übrigen unsere Streife antraten. Zunächst mußten wir uns durch ein wirres Dickicht von Salbeibüschen und niedrigen Cedern hindurcharbeiten und bogen dann in einen schmalen, gewundenen, kaum bemerkbaren Pfad ein, welcher zu dem einzigen sicher bekannten Eingang der Höhle, worin sich der Mörder versteckt haben sollte, hinunterführte. Der Zugang der Höhle selbst war nicht leicht, denn er war theilweise mit Gebüsch von Kaffeebäumen und Granatäpfeln, sowie mit verschiedenen wirren Schlingpflanzen verwachsen, worunter Passionsblumen und wilder Wein die üppigsten waren. Auch reich mit Früchten beladene Orangen- und Citronenbäume waren in den Umgebungen der Mündung der Höhle häufig und gaben dem Orte das Ansehen eines üppigen aber verwahrlosten Gartens, dessen Schönheit uns jedoch in diesem Augenblick nicht nach Verdienst ansprach, obschon wir uns zu jeder andern Zeit hier sehr gefallen haben würden. Forbes schob die herunterhängenden Blätter eines großen Bananenstrauchs beiseite, zeigte uns den Eingang der Höhle, zwängte sich zwischen den heruntergestürzten Felsblöcken hindurch, begann hinunterzusteigen und flüsterte uns die Weisung zu, ihm dicht auf der Ferse zu folgen. Dieß war jedoch nicht leicht, denn der Boden war wegen des beständig herunterrieselnden Wassers, das von den langen Stalaktiten der Decke herabträufelte, sehr schlüpfrig. Auf die ersten zehn oder zwölf Schritte des steil abfallenden Ganges hatten wir Tageshelle durch die Mündung, und so erreichten wir ohne Unfall den ebenen Boden einer größern Grotte. Von hier aber mußte man mit großer Behutsamkeit weitergehen, denn vor uns gähnte ein Abgrund, der ganz bodenlos erschien. Um uns Vorsicht anzuempfehlen, verrückte unser Führer einen schweren Stein und stieß ihn hinunter, und wir hörten ihn nach einigen Sprüngen und Anschlagen an den Seitenwänden mit einem Getöse, das die Echos der Höhle weckte, in das tiefe Wasser drunten stürzen. Wir zündeten daher hier Fackeln an und drangen nun weiter vor. Ich könnte zwar die Wunder und Schönheiten dieser unterirdischen Welt voll seltsamer Tropfsteingebilde welche sich bei jedem Schritte in endloser Mannigfaltigkeit vor uns entfaltete, ausführlich schildern, allein jene interessirten uns in diesem Augenblicke weit weniger, als der Zweck unseres Hierseyns. Beinahe eine halbe Stunde lang gingen wir weiter, immer abwärts, und gelangten endlich an den Rand des Wassers, das salzig war und offenbar mit dem Meere in Verbindung stand; es war eine Art Schlund, worin das Wasser mit der Ebbe und Fluth stieg und fiel.

Bisher hatte kein Zeichen oder Laut die Gegenwart eines andern Menschen außer uns verrathen, und da wir allem Anschein nach die fernsten Grenzen der Höhle erreicht hatten, berathschlagten wir uns gerade darüber, ob es gerathen sey, die Durchsuchung dieser Grotte weiter fortzusetzen, als mein Bursche John Hurley, dem ich erlaubt hatte, den Ausflug mitzumachen und der in seinem Eifer uns eine ziemliche Strecke vorangegangen war, plötzlich aus Leibeskräften schrie: „Ich habe ihn! herbei, Jungens! hier ist er! Helft mir ihn packen. Ergib Dich, Schurke!“ Wir hoben unsere Fackeln in die Höhe, blickten in der Richtung hin, woher die Stimme kam, und gewahrten Hurley, wie er auf den Knieen mit einem Gegenstand rang, welcher die Gestalt eines am Boden kauernden Mannes zu haben schien. Diese Vision hielt jedoch nur einen Augenblick Stand, denn in der nächsten Minute sahen wir meinen unglücklichen Fourierschützen den steilen Abhang herunterrutschen, und gleich darauf verkündigte ein furchtbares Geplätscher die Thatsache, daß er in's Wasser gefallen sey. Triefend naß und pustend ward er wieder herausgefischt und rief: „Ich wähnte, ich hätte ihn schon, aber gerade als ich ihn packen wollte, glitt ich aus. Da droben ist er noch, aber der Kerl ist mächtig kalt!“ — Diese beiden Bemerkungen erwiesen sich als wahr, denn als unser Führer zu der Stelle hinaufkletterte, von wo Hurley herunter gefallen war, ergab sich daß das was mein Bursche für den flüchtigen Mörder gehalten hatte, nur ein Tropfsteingebilde war, das einem am Boden kauernden Manne glich. Als unser Gelächter über diesen Irrthum sich gelegt hatte, erkundigten wir uns, ob wir in jener Richtung weiter vordringen könnten, und als wir nun erfuhren, daß es dorthinaus keinen gangbaren Pfad gebe, gaben wir die weitere Nachforschung auf und kehrten nach dem vielfach gewundenen Felspfad zurück, bis wir das Tageslicht wieder erreichten. Wir waren mittlerweile zu dem Schluß gekommen, daß wenn der Mörder wirklich eine Zuflucht in dieser Höhle gesucht habe, dieß nur vorübergehend und wahrscheinlich nur in dem Falle geschehen sey, wo er geglaubt habe, seine Verfolger seyen ihm auf der Fährte. Nachdem wir also noch die umgebenden Wälder abgesucht und unsre Streife auf eine

weitere Strecke ausgedehnt hatten, wurden die Soldaten zurückgerufen, und wir schifften uns wieder ein und kehrten unverrichteter Dinge in die Garnison zurück.

Isaak Forbes war jedoch entschlossen, die Nachforschung nach Joel Tucker fortzusetzen, wozu ihn entweder die Aussicht auf die ausgesetzte Belohnung, oder der Drang sich an jenem für die erlittenen Kränkungen zu rächen, oder der Aerger über die in seine Angabe gesetzten Zweifel, oder vielleicht auch eine Kombination von allen diesen Beweggründen antrieb. Kurzum, anstatt an diesem Abend auf den Fischfang zu gehen, blieb er bis zu Einbruch der Dunkelheit in seiner Hütte, verließ dann diese heimlich, erkletterte einen hohen Kalebassenbaum (Crescentia cucurbitina) und setzte sich lauernd zwischen dessen Zweige, da er sich nicht von dem Gedanken losreißen konnte, daß Tucker sich noch in dieser Gegend herumtreibe. Einige Stunden lang war alles still, des Spottvogels neckischer nachäffender Gesang war längst verstummt, und der abnehmende Mond soeben aufgegangen, als bei seinem unsichern Licht der Mulatte die Gestalt eines Mannes unterschied, der in geringer Entfernung aus einem Dickicht heraustrat, ein Bündel im Arme und in südlicher Richtung unter dem Kalebassenbaume vorüber ging. Bei dieser Gelegenheit erkannte Forbes mit dem sichern Auge des Hasses ganz deutlich in dem späten Wanderer den gesuchten Joel Tucker, und ein Argwohn in Betreff seines wirklichen Verstecks fuhr wie ein Gedanke dem Mulatten durch den Kopf. Auf der Südseite der großen Insel, seewärts von einer langen Landspitze, gerade da wo die Brandung aufhörte, erstreckte sich ein breiter Streifen beweglichen Treibsands, der immer weiter um sich griff und am wesentlichsten zum Zerfall eines kleinen, ursprünglich durch eine Feuersbrunst zerstörten und von seinen Bewohnern verlassenen Dörfchens beigetragen hatte, das merkwürdigerweise den ominösen Namen Tuckerstown führte. Von dem ganzen Dörfchen standen allerdings nur noch ein paar geschwärzte Mauern, die jedoch hinreichten, um einem auf weitere Unternehmungen sinnenden Flüchtling einen vorüber gehenden Versteck zu gewähren. Forbes errieth sogleich, warum Tucker diesen Ort gewählt habe und was er ferner im Schilde führte, und das was er später zufällig erfuhr, bestätigte nur seine Vermuthung. Der Mulatte verließ also geräuschlos seinen Baum und schlich wie auf Katzenpfoten hinter dem nächtlichen Wanderer her, bis er ihn in dem verlassenen Dörfchen zwischen den Ruinen verschwinden sah. Es war daher kein Zweifel, daß der Mörder hier einen Versteck und Obdach gefunden hatte; allein dieß genügte Forbes noch nicht: er wollte noch etwas weiteres ermitteln, und er lauerte daher zu diesem Endzweck bis zum Tagesanbruch. Als die ersten Strahlen der Morgensonne erschienen, kroch er aus dem Dickicht von Artemisia-Büschen, unter denen er versteckt gelegen hatte, hervor und erkletterte einen Hügel, welcher den ganzen Küstenstrich beherrschte. Sein scharfes Auge musterte den ganzen Horizont, aber nicht ein einziges Segel war in Sicht, und Forbes nun überzeugt daß in den nächsten paar Stunden wenigstens kein Fahrzeug am Strande sichtbar werden könne. Von der Anhöhe, wo er stand, überschaute der Mulatte auch das ganze verfallene Dörfchen, und als er dasselbe aufmerksam musterte, sah er wie Tucker einige Schritte weit über die letzten Trümmer hinausging, den Rücken dem Ufer zukehrte und die eine Hand wie einen Schirm über die Augen legte, als ob er sich nach irgend einem vorüberfahrenden Schiffe umsehe.

Der Mörder hatte diese Oertlichkeit offenbar nur darum gewählt, weil sie ihm die beste Chance bot, seine Flucht von den Bermudas-Inseln hinweg zu bewerkstelligen. Nachdem er etwa zehn Minuten lang sich nach allen Seiten umgesehen hatte, kehrte Tucker in sein Versteck zurück. Der Mulatte aber hatte nun alles erfahren, was er wissen wollte, eilte nach Walsingham, sprang in sein Boot und ruderte möglichst schnell nach St. George hinüber, um den Behörden die Meldung von dem Zufluchtsorte Tuckers zu machen, den er nun genau kannte. Die Sache lag nun in den Händen der Lokalbehörden, welche nur über die Civilmacht verfügen konnten, daher ein größeres Boot als dasjenige des Fischers bemannten und in demselben eine Abtheilung Constables unter der Führung von Forbes absandten, um den Verbrecher zu verhaften. Drei oder vier Stunden waren vergangen, seit der Mulatte Tuckerstown verlassen, und inzwischen hatte der Mörder seinen Entschluß gefaßt. Es geht aus den späteren Ermittelungen, Geständnissen und Zeugenaussagen hervor, daß Tucker in der Nacht, wo der Mord begangen worden war, sich eines kleinen Boots bemächtigt, das er am Gestade gefunden hatte. Dieses Boot gehörte dem Besitzer einer Pfeilwurz-Pflanzung etwa eine englische Meile von St. Georges, und wurde nur sehr selten benützt, so daß es seither noch nicht einmal vermißt worden war. In diesem Boot war Tucker nach der großen Insel hinüber gerudert, hatte so die Fähre vermieden und war deßhalb auch nicht gesehen worden. Tucker hatte das gestohlene Boot in einem Mangrovengehölz auf der innern Seite der schon erwähnten Landspitze versteckt, und sich seither seinen Unterhalt durch Raubzüge in die benachbarten Felder gesichert. Aber diese Lebensweise war mit großer Gefahr verbunden, und ihn selbst drängte es persönlich so sehr zur Flucht, daß er endlich zu dem Entschlusse kam, lieber in einem kleinen offenen Boot in die offene See zu stechen in der Hoffnung von einem vorüberfahrenden Schiffe aufgenommen zu werden, wo er dann seine Geschichte erzählen und seine weitere Flucht bewerkstelligen könnte, — ein Ergebniß welches ohne die Entdeckung des Mulatten auch leicht erreichbar gewesen wäre.

Voll gespannter Erwartung, sogleich den wichtigen Fang zu machen, landeten die Gerichtsdiener dicht bei dem Mangrovensumpfe und begaben sich unter Forbes' Führung sogleich über die Landspitze hinüber nach Tuckerstown, umstellten die Ruinen und zogen sich nun dicht zusammen, um ihr Wild wie in einem Kesseltreiben zu fangen. Unter den halb eingestürzten und geborstenen Mauern, über welche sich stachelichte Cacteen rasch verbreiteten, stand noch der größere Theil einer kleinen Hütte, zwar dachlos aber doch einiges Obdach gewährend, da der Heerd und Schornstein noch unversehrt geblieben waren. Hier mußte daher der Flüchtling muthmaßlich versteckt seyn. Die ganze Abtheilung schlich sich rasch an das Häuschen heran

und drang gleichzeitig hinein, fand aber das Nest leer, obschon unzweideutige Spuren davon, daß erst kürzlich jemand hier gewesen sey, denn die Asche eines Feuers aus Cedernästen war noch ganz warm, und einige Speisereste wie Schaalen von gebratenen Bataten, von denen Tucker seither vorzugsweise gelebt hatte, lagen noch am Boden umher, aber der Mörder selbst war fort. So rasch als er in die Hütte getreten war, eilte der Mulatte wieder hinaus, und die Anderen hörten ihn einen lauten Schrei ausstoßen und rannten nun ebenfalls zu ihm hinaus, wo sie ihn denn schreiend und gestikulirend dastehen und seewärts blicken sahen, und nun in der Entfernung einer vollen Meile vom Strande einen Mann in einem kleinen Boote aus Leibeskräften davon hinwegrudern und sein Ruder wie Einer der mit diesen Dingen umzuspringen weiß, führen sahen.

„Bei Gott, er ist entwischt, aber wir kriegen ihn noch!“ rief Forbes.

Wenn man ihn aber noch einfangen wollte, so war keine Minute zu verlieren, und ohne Verzug eilte deßhalb die ganze Abtheilung nach dem Mangrovensumpf zurück, sprang in's Boot, griff rüstig in die Ruder und umfuhr die Landspitze. Halb wahnwitzig vor Aufregung stand der Mulatte, welcher in gleicher Weise den Verlust der Belohnung und das Entkommen des Verfolgten fürchtete, aufrecht im Bug, um die Verfolgung besser zu leiten. Der Flüchtling hatte eine halbe Stunde Vorsprung gehabt und dadurch eine Strecke von mehreren Meilen zwischen sich und den Strand gelegt. Es war daher eine harte Aufgabe für die Verfolger, einen erfahrenen gewandten Ruderer mit einem so großen Vorsprung einzuholen; allein jene hatten beinahe einen ebenso starken Beweggrund zu ihren Anstrengungen, den flüchtigen Verbrecher einzuholen, als der Verfolgte, um dieser Nachstellung zu entgehen, und die Bemühungen auf beiden Seiten wurden noch gesteigert durch eine Thatsache, welche der Mulatte eben so gut wahrgenommen hatte wie der Verfolgte — die Thatsache nämlich daß ein Schiff in hoher See sichtbar ward, das mit konträrem Winde fuhr und offenbar die Bermudas-Inseln passirte.

„Greift tüchtig aus, meine Jungen!“ rief Forbes, als ob er Kapitän eines Kriegsschiffs wäre; „rudert aus Leibeskräften oder jener verwünschte Schurke entkommt uns. Ich sehe schon die Flagge des Schiffs, die Sterne und Streifen! Es ist ein Amerikaner. Ist er einmal an Bord jenes verd— Yankee-Clippers, so bekommen wir unser Leben lang nichts mehr von ihm zu sehen. Sputet euch, ihr faulen Landlubber! rudert, rudert!“

War die Wettfahrt zuvor schon eine schnelle, so wurde die Eile nun beiderseits verdoppelt, aber bereits machte sich die überlegene Kraft geltend, und das verfolgende Boot rückte dem andern rasch näher. Sieben Tage Hungerleidens hatte die Körperkraft des Mörders bedeutend heruntergestimmt, während seine Verfolger unbeeinträchtigter Fülle der Gesundheit und Kraft sich erfreuten. Tucker übersah vollständig seine Gefahr wie die Mittel zu seinem Entkommen und strengte jede Muskel an, allein er war noch eine halbe Meile von dem Klipper entfernt, als das Boot der Gerichtsdiener von dem seinigen nur noch eine Viertelmeile entfernt war. Noch einmal machte er eine verzweifelte Anstrengung, aber die Strecke zwischen den beiden rivalisirenden Booten verminderte sich allmählig zusehends, bis sie nur noch zwei Bootslängen auseinander waren, und den Mörder nur noch eine Strecke von hundert Armslängen von dem Klipper trennte, auf dessen Verdeck sich die ganze Bemannung gesammelt hatte, um der Wettfahrt zuzusehen. Der Mulatte ward so bleich, als ob er von weißen Eltern geboren wäre, und trieb mit aberwitziger Energie die Ruderer zur Eile. Die Boote waren beinahe Bord an Bord. „Noch einige Ruderschläge und ich stürze mich auf ihn! ich springe hinüber!“ rief Forbes und war im Begriff seinen Anlauf zu nehmen, als Tucker von seiner Ruderbank aufstand und mit Gedankenschnelle eine Pistole, — die zweite, die er zur Selbstvertheidigung zu sich gesteckt hatte, — auf den Mulatten abfeuerte. Der Schuß war jedoch schlecht gezielt und die Kugel pfiff harmlos an Forbes' Ohren vorüber. Tucker aber warf die Waffe weg, rief den Amerikanern zu: „Rettet mich!“ sprang in's Meer und schwamm auf den Klipper zu. Der Mulatte war ebenso schnell im Wasser und hatte mit der Geschwindigkeit eines Haifisches in drei Zügen seinen Gegner eingeholt und am Halse gepackt. Der Mörder griff nun auch nach dem Mulatten und es begann eine Balgerei im Wasser, in deren Verlauf beide untersanken. Allein schon nach wenigen Sekunden sah man den Mulatten wieder emportauchen und den besinnungslosen Tucker quer über seine breite Brust her tragen, während er auf dem Rücken liegend seinem Boote zuschwamm und vor Vergnügen über seinen Fang grinsend die Zähne fletschte.

„Was hat der Bursche da gethan?“ rief der Kapitän des Klippers durch sein Sprachrohr herüber.

„Einen Mord begangen,“ war die Antwort.

„Dann lyncht ihn!“ versetzte der Yankee, wandte sein Fahrzeug um einige Punkte ab und winkte den Männern mit der Hand Lebewohl zu. Der Gruß ward zwar erwidert, aber des Amerikaners Rath nicht befolgt. Die Bootsleute nahmen den Mulatten und seine Beute auf, und Tucker kam wieder zum Bewußtseyn und mußte erfahren, daß ihn ein verdientes Schicksal erwarte.

Ich brauche bei diesem Theil meiner Geschichte nicht länger zu verweilen, sondern kann sie kurz zu Ende bringen. Der Mörder ward vor Gericht gestellt, in Hamilton, der Hauptstadt von Bermuda, prozessirt, schuldig befunden und verurtheilt, an derselben Stelle gehangen zu werden, wo er den Mord begangen hatte. Mir fiel die Pflicht zu, die militärischen Anordnungen zur Erhaltung der Ordnung bei der Exekution des Urtheils zu beaufsichtigen. Todesstrafe war damals auf den Bermudas eine beinahe unbekannte Sache, wenigstens seit den Tagen der Seeräuber, aber es war nicht schwer, einen Henker zu finden. Der unglückliche Forrester war bei den Farbigen so beliebt gewesen und die Erbitterung gegen seinen Mörder unter denselben so groß, daß sich viele freiwillig zu jenem Amte meldeten. Um aber ein gewisses Schicklichkeitsgefühl zu

wahren, und einem phantastischen Begriff entgegenzukommen, trug der Henker eine Gesichtsmaske, eine weite Matrosenkleidung und einen dreieckigen Hut mit Federn. Es war die erste Hinrichtung, welcher ich anwohnte, und ist auch die letzte geblieben.

A. Nellenburg.

Aus dem Süden.

Von Tennessee nach Mississippi.

Von Karl Merz.

(Schluß.)

Weiter stromabwärts wurde am Arkansas-Ufer eine Heerde prachtvoller, aus Texas kommender Mastochsen als Fracht nach New-Orleans eingenommen. Eine zu solchen Anlässen mitgeführte, auf beiden Seiten mit einem Geländer versehene hölzerne Brücke wurde vom Dampfschiffe an's Ufer geschoben. Das Geschäft, die Ochsen über dieselbe zu bringen, war aber kein leichtes. Die Thiere weigerten sich, den vorgeschriebenen Weg einzuschlagen, und widerstanden allem Zerren, Geschrei, Püffen und Peitschenhieben. Es war vielleicht eine halbe Stunde vergangen, seit die Einschiffung begonnen hatte, und noch hatte sich kaum ein halbes Dutzend Ochsen dazu bewegen lassen, den Gang über die Brücke zu wagen. Der Kapitän wurde ungeduldig.

»Macht, daß ihr fertig werdet, ich kann nicht länger warten. In einer Viertelstunde lasse ich vom Lande stoßen, — rief er den Ochsentreibern zu.

Diese verdoppelten ihre Anstrengungen, allein ohne bessern Erfolg. Die Ochsen ließen sich zwar an die Brücke führen, schienen aber dann das Terrain zu rekognosciren und machten nach kurzer Ueberlegung „ganze Wendung, rechts um.« Nun holte einer der Matrosen einige Hände voll Salz, die er auf der ganzen Brücke ausstreute. Der nächste Ochse, an welchem nun experimentirt wurde, leckte mit lang ausgestreckter Zunge und vorgebeugtem Halse das Salz auf, so weit er konnte, ohne die Brücke zu betreten; dann aber kehrte er ebenfalls um.

Die Sache schien für die Ochsentreiber einen verzweifelten Ausgang nehmen zu wollen, und sie hatten sich bereits entschlossen, die eingeschifften Ochsen wieder an's Land zu führen und auf das nächste Dampfschiff zu warten, als sich vom Hurricane-Deck eine gewaltige Stimme vernehmen ließ.

»Halloh, Fremdlinge!« redete ein stämmiger Hinterwäldler im Jagdwamms die Ochsentreiber an; — »Ihr versteht den Kniff nicht; seyd vermuthlich nicht lange im Geschäft. Sollte mir leid thun, wenn ich in New-Orleans keine Beefsteaks bekommen könnte; esse sie sehr gerne.«

»Verd . . . . seyen Ihre Beefsteaks; wenn Sie welche essen wollen, so schaffen Sie dieselben selbst hin!« brummte einer der Ochsentreiber.

»Nun, was wollt Ihr mir bezahlen, wenn ich die Ochsen in's Boot schaffe?« fragte der Hinterwäldler zuversichtlich.

»Ich will verd . . . . seyn, wenn Ihr es könnt,« — war die Antwort.

»Ich wette fünf Dollars, daß ich die Ochsen in weniger Zeit in's Schiff spedire, als erforderlich ist, um — — —«

»Macht schnell,« rief der Kapitän, auf seine Uhr schauend; — „denn ich kann nicht lange mehr warten.«

»Ich wette zehn Dollars« — rief der Ochsentreiber dem Hinterwäldler zu — »daß Ihr es nicht thun könnt.«

»Topp! es gilt die Wette!« schrie der Letztere und war in einem Nu am Ufer. Dann rief er den Ochsentreibern zu: „Nun führt mir das Vieh ein Stück nach dem andern an die Brücke.«

Alle Passagiere stunden jetzt auf dem Hurricane-Deck oder in der Gallerie, begierig, zu sehen, wie der Hinterwäldler sein Wort lösen werde.

Zwei Treiber führten nun einen Ochsen an die Brücke, und hielten ihn da fest. »Nun, was weiter?« fragte der Eine, indem er dem Hinterwäldler herausfordernd in's Gesicht schaute.

Dieser hatte unterdessen sein Jagdwamms abgeworfen und ergriff statt aller Antwort den Schwanz des Ochsen, den er mit beiden Händen wie einen Bohrer rasch umdrehte. Die Wirkung war überraschend. Mit allen Zeichen des Entsetzens stürzte der Ochse vorwärts und war mit wenigen Sprüngen über die Brücke hinaus im Schiffe. Unter dem schallenden Gelächter aller Zuschauer wurde die ganze Heerde auf diese Weise in kurzer Zeit eingeschifft. Es war komisch anzusehen wie der durch Umdrehung des caudalen Appendixes den armen Thieren verursachte Schmerz alle Furcht vor unbekannten und neuen Zuständen, und allen Conservatismus plötzlich überwand und sie zum schnellsten, entschiedensten Fortschritte anspornte.

Der Hinterwäldler erhielt seine zehn Dollars und lud sogleich alle Passagiere zu einem Trunke ein. Während die Gläser gefüllt wurden, hörte man des Kapitäns Stimme zum Abfahren kommandiren. Gleich nachher kam er in die Kajüte, wo ihn der Hinterwäldler mit derber Höflichkeit zum Mittrinken einlud, was er lachend annahm. Das ihm dargebotene Glas ergreifend, sagte er: »Sie haben augenscheinlich New-Orleans vor einer Hungersnoth bewahrt.« — »Das hat er gethan,« rief einer der Anwesenden, — „hurrah for beefsteaks!« — was unter schallendem Gelächter von Allen wiederholt wurde. Von diesem Augenblicke an blieb aber dem Hinterwäldler der Spottname „Beefsteaks,« so lange er auf dem Dampfschiffe blieb.

Der Anblick des untern Mississippi bei niedrigem Wasserstande ist eigenthümlich. Man sieht nichts als die nackten, steilen Wände der Dämme oder Levees, die an beiden Ufern des Flusses emporsteigen, während man bei hohem Wasserstand vom Verdecke über die Dämme hinaus weit hinunter in's flache Land schaut und Häuser, Felder und Wälder tief unter sich und unter dem Niveau des Wassers erblickt.

Der George Collier erreichte Vicksburg eines Morgens früh um ein Uhr. Da er sogleich die Reise nach New-Orleans fortsetzen mußte, so hielt er an einem sogenannten Wharfboot

nur so lange an, um Passagiere und Effekten auszusetzen. Diese Wharfboots oder Werftboote sind alte Fluß-Dampfschiffe, außer Dienst gesetzt und ihrer Maschinen entledigt, deren untere Räume als Waaren-Magazine, und die obern, oder die ehemaligen Kajüten, zur temporären Aufnahme solcher Reisenden eingerichtet worden sind, welche zur Nachtzeit auf Dampfschiffen ankommen. Die Bewirthung ist auch nur auf solche Nothfälle berechnet und daher karg, unreinlich, unbehaglich und trostlos; und wer irgend wie an Comfort gewöhnt ist, verläßt diese armseligen Ueberreste ehemaliger schwimmender Paläste sobald Aussicht vorhanden ist, in der Stadt ein Gasthaus offen und zur Aufnahme von Reisenden bereit zu finden.

Die Stadt Vicksburg liegt am östlichen Ufer des Mississippi, im Apex eines spitzen Winkels, der durch eine Krümmung jenes Flusses gebildet wird. Bald nachdem derselbe — ungefähr unter 32½ Grad nördlicher Breite — den Yazoo-Fluß aufgenommen hat, schlägt er auf mehrere Meilen eine ost-nordöstliche Richtung ein und wendet sich dann plötzlich nach Südwesten. Von Vicksburg aus kann man also, ohne den Kopf umzuwenden, zugleich den Mississippi hinauf und hinab schauen. Bis auf ungefähr zweihundert Schritte vom Flusse besteht das Ufer aus angeschwemmtem Boden; dann erheben sich in ziemlich schneller Steigung die sogenannten „Southern Bluffs," die Ausläufer der Walnut Hills (Wallnuß-Hügel), welche sich vom Mississippi in östlicher Richtung durch den Staat gleichen Namens ziehen. Am Abhange dieser Southern Bluffs ist die Stadt Vicksburg gebaut. Obschon nach amerikanischer Bauart in rechten Winkeln angelegt, ist doch keine der Straßen eben, und sogar auf denjenigen, welche mit dem Flusse parallel laufen, kann man keine fünfzig Schritte gehen, ohne auf- oder abwärts zu steigen. Die vom Flusse rückwärts gehenden Straßen sind steil in die Seiten des Abhanges geschnitten; zwischen mehreren derselben sind weder Häuser gebaut, noch das Erdreich abgetragen, so daß noch an einigen solchen Stellen viereckige, terrassenförmige Hügel von 40 bis 50 Fuß Höhe geblieben sind, auf denen noch die ursprünglichen Bäume stehen. Die Wohnhäuser der wohlhabenden Bewohner Vicksburgs stehen meistens in den höhern Straßenreihen und sind in verschiedenartigstem Style gebaut. So steht z. B. im höchsten Theile der Stadt ein Privatgebäude, das durch seine mittelalterliche Bauart, seine Thürmchen, Zinnen, Schießscharten, und sogar einen Graben mit Zugbrücke — auf ganz eigenthümliche Weise von den übrigen, ganz in modernem Geschmacke gehaltenen Gebäuden absticht. Man sieht dort ebenfalls Nachahmungen von italienischen Villen, von Schweizer-Landhäusern u. s. w. Die meisten Wohnhäuser sind eben so wie diejenigen in Memphis, — und überhaupt in allen südlichen Städten und Dörfern — von Gärten umgeben und zeichnen sich gewöhnlich durch Niedlichkeit und Reinlichkeit aus. Die Bevölkerung, kaum über fünftausend an der Zahl, genießt den Ruf der Bildung, Strebsamkeit, des Fortschrittes, feiner Manieren, und ganz besonders eines unternehmenden Geistes in Handelsgeschäften, welche durch ihre Ausdehnung für die ganze Umgegend von großer Bedeutung geworden sind.

Auf einigen in der Nähe der Stadt gelegenen Pflanzungen wird die Zucht von feineren Früchten, — sowohl Aepfel- und verschiedene Birnen- und Pflaumenarten, als auch Pfirsiche, Trauben, Feigen, Melonen u. s. w. — im Großen betrieben. Ein einziger Pflanzer hat während einer Reihe von Jahren einzig aus dem Verkauf von Früchten einen jährlichen Reingewinn von mehr als zwanzigtausend Dollars erzielt.

Von Vicksburg führte im Jahr 1854 die sogenannte „Südliche Eisenbahn" östlich über Jackson, die Hauptstadt des Staates Mississippi, bis nach Brandon, ungefähr 12 engl. Meilen östlich von Jackson. Diese Eisenbahn ging schon im Jahre 1859 (in welchem der Verfasser dieses Artikels nach Europa zurückkehrte) bis nach Montgomery, der Hauptstadt von Alabama. Auf der andern Seite des Mississippi geht in westlicher Richtung die sogenannte „Vicksburg- und Shreveport-Eisenbahn," welche nach der letztgenannten Stadt im nordwestlichen Theile von Louisiana führt.

Der Bahnhof der „Südlichen Eisenbahn" steht auf der Höhe hinter Vicksburg. Die Bahn führt durch blühende Vorstädte und Gärten, und mitten durch gesprengten und ausgehauenen Sandsteinfelsen, wie durch ein Thor, über den Rücken der Walnut Hills in's Land hinein. Ungefähr zehn Meilen von Vicksburg geht sie über den Big Black River, einen ansehnlichen und höchst romantischen Fluß, — welcher von Nordosten herkommend, die Hügelkette unterbricht und sich endlich bei Grand Gulf in den Mississippi ergießt, — durch zahlreiche große und blühende Pflanzungen, welche vielen der reichsten und angesehensten Familien des Landes angehören. Vielleicht halbwegs zwischen Big Black River und Jackson geht in südöstlicher Richtung nach Raymond eine Zweigbahn, welche zur Zeit meiner Reise einen besonders schlechten Ruf hatte. Zwar konnte sie kaum schlechter seyn als die Hauptbahn von Vicksburg nach Jackson (die älteste im Staate Mississippi) damals war, welche noch allzu lebhaft in meiner Erinnerung ist, als daß ich sie je vergessen könnte. Freilich gewöhnte ich mich bei späteren, wiederholten Besuchen in Vicksburg einigermaßen daran, konnte mich aber doch nie eines geheimen Schauders erwehren, wenn die Waggons so heftig erzitterten und gerüttelt wurden, als ob sie über ein steiniges Feld, und nicht über eiserne Schienen dahin brausten. Ich kann noch immer einige bei einer Fahrt nach Vicksburg nahe bei mir sitzende Damen so deutlich sehen, als wenn es gestern gewesen wäre, welche bei mehreren heftigen Stößen zwar nicht laut aufschrieen, aber doch durch ihr krampfhaftes Haschen nach einem festen Haltpunkte, ihre zusammengepreßten Lippen, ihr Erblassen, und überhaupt durch ihr ganzes Wesen, den plötzlichen, peinlichen Schrecken zu erkennen gaben, den sogar ein schnell gefaßtes Lächeln und witzige Bemerkungen, als der Stoß vorüber war, nicht verbergen konnten.

Jedermann, der zu jener Zeit von Vicksburg nach Jackson reiste, fand aber einigen (wenn auch nicht sehr erheblichen) Trost, wenn man zu der oben angeführten Zweigbahn kam, die nach dem Städtchen Raymond führte. Diese Stelle wurde gewöhnlich von den mit den Umständen bekannten Passagieren

als der geeignete Schauplatz der Erzählung einer Anekdote benutzt. Sey es nun, daß die Zerfallenheit und der überhaupt schlechte Zustand des Schienenweges es mit der Sicherheit unvereinbar machte, in einem einigermaßen des Dampfes würdigen Tempo zu fahren, oder daß der Zustand der Lokomotiven selbst nur ein langsames Vorrücken erlaubte, — oder beides zusammen, — genug, die Anekdote ist bezeichnend.

Es sah nämlich einst bei der Abfahrt des Zuges nach Raymond (beiläufig aus einer Lokomotive und einem Waggon bestehend) der Lokomotivführer einen alten Neger mit grauen Haaren, mit einem Bündel auf dem gebeugten Rücken in der Richtung nach jenem Städtchen marschiren. „Halloh, Onkel!“ — rief er gutmüthig aus — „Halloh, Onkel, wenn Du mitfahren willst, so steige hier zu mir auf die Lokomotive; soll Dich nichts kosten.“ Der „Onkel“ kratzte sich hinter den Ohren, als wie in Verzweiflung darüber, daß es ihm die Umstände nicht erlaubten, seinen alten Körper auf so angenehme, mühelose Weise nach dem Orte seiner Bestimmung zu transportiren, — sagte aber ohne Bedenken: „Danke schön, Massa, lieber zu Fuße gehn, denn ich habe Eile.“

Indessen muß man diese Zustände nicht als maßgebend für den Süden betrachten. Sie waren einzig einer zeitweiligen Suspension des Unternehmens zuzuschreiben, das sich die Fortsetzung der Eisenbahn nach Osten zum Ziele gesetzt hatte. Als endlich die nothwendigen Gelder aufgebracht waren und im Jahre 1858 rüstig an der Vollendung der Eisenbahn bis nach Montgomery gearbeitet wurde, unterwarf man auch die ganze bereits bestehende Linie von Vicksburg an einer gründlichen Ausbesserung.

Nicht ferne von Raymond sind die sogenannten Cooper's Wells (Cooper's Brunnen), ein im Staate Mississippi sehr beliebter und stark besuchter Badeort mit einer reichhaltigen Mineralquelle. Ob dieß die in den amerikanischen Schlachtenberichten des Monats Mai 1863 bei Anlaß der Schlacht von Raymond erwähnten Mississippi-Springs seyen bin ich nicht im Stande, zu sagen, muß es aber vermuthen, da die Lage übereinstimmt und es sonst in der Nähe dieser Gegend meines Wissens keine Mineralquellen gibt. Zur Zeit meines Aufenthaltes im Staate Mississippi hörte ich stets nur von Cooper's Wells (nach dem ursprünglichen Besitzer und Entdecker, dem Geistlichen Cooper, so genannt), nie aber von Mississippi Springs sprechen.

Jackson, die Hauptstadt von Mississippi, ungefähr 45 Meilen von Vicksburg entfernt, mit kaum 5000 Einwohnern, liegt sehr angenehm inmitten blühender Felder, sanft ansteigender Hügel und prächtiger Landsitze, hart am Ufer des Pearl River (oder Perl-Flusses), welcher, bis hieher für Dampfboote schiffbar, einen reichen und fruchtbaren Landstrich bewässert, und sich nach einem Laufe von ungefähr dreihundert englischen Meilen in die Pascagoula-Bai im Meerbusen von Mexiko ergießt. Als Handelsstadt hat es keine Bedeutung, wohl aber als der Sitz der Regierung des Staates. Als solchen zeichnen die Stadt besonders aus — das (in der Hauptstadt eines jeden Staates sogenannte) Capitol oder Regierungsgebäude in geschmackvoller griechischer Bauart, so wie das Penitentiary oder Zuchthaus des Staates, welches so ziemlich einer Festung, oder vielmehr einem mittelalterlichen festen Schlosse mit seinen Thürmen und Zinnen ähnlich sieht. Besonders hervorzuheben ist die prachtvolle Staats-Irren-Anstalt, vielleicht zwei englische Meilen nördlich von Jackson an der alten Landstraße nach Canton. Nebst der bereits erwähnten, von Vicksburg nach Montgomery führenden „Südlichen Eisenbahn“ hat Jackson auch eine direkte Verbindung mit New-Orleans im Süden, und mit Tennessee im Norden, vermittelst der Mississippi-Central-Eisenbahn.

In der unmittelbaren Nähe von Jackson wurde im November 1858 die State Fair von Mississippi, d. h. die Ausstellung landwirthschaftlicher und industrieller Gegenstände für den Staat Mississippi abgehalten, welche den erfreulichen Beweis lieferte, daß der Süden, obschon infolge besonderer Verhältnisse in einigen Beziehungen, besonders in Manufakturen, hinter dem Norden zurückbleibend, dennoch auf dem Felde des Fortschrittes wichtiges leistet und von einem ehrenvollen Bestreben erfüllt ist, in der Civilisation mit den übrigen Stämmen des Landes Schritt zu halten. Sie hat, wie viele ähnliche Ausstellungen in verschiedenen Theilen des Staates, auch den Beweis geleistet, daß südliche Damen, auch wenn sie den begüterten Ständen angehören, — welche in der ganzen Welt von häuslichen, und ganz besonders von nützlichen Arbeiten dispensirt sind, ohne daß sie deßhalb der Vorwurf der Trägheit oder habitueller Indolenz trifft, — es für keine Schande halten, sich häuslicher Geschäfte ernstlich anzunehmen, und nützliche Handarbeiten zu verrichten. Es mag vielleicht diese Behauptung manchem Leser sonderbar vorkommen, da von Vielen die Südländerinnen als vergnügungssüchtige, eitle, und der Faullenzerei im höchsten Grade ergebene Creaturen verschrieen werden, die sich den ganzen Tag von Negerinnen in Hängematten schaukeln lassen und ihre Hände zu keiner nützlichen Verrichtung zu gebrauchen wissen. Ueberhaupt scheinen noch immer gewisse Vorurtheile gegen den Süden zu walten, welche, obschon der bedauernswerthe Bürgerkrieg in vielen Dingen den Schleier zu seinem entschiedenen Vortheile gelüftet hat, dennoch in anderer Hinsicht stets noch mit gleicher Hartnäckigkeit festgehalten werden. Ein bedeutender (obschon nicht der größte) Theil des Publikums scheint sich mit besonderm Vergnügen von den flüchtigen, seichten, mit pikanten Anekdoten gewürzten Skizzen ephemerer Touristen amüsiren und bethören zu lassen, anstatt sich an die soliden Berichte solcher Leute zu halten, welche Land und Volk durch langjährigen Aufenthalt, aus langjähriger Anschauung und täglichem Zusammenleben im Familienkreise kennen und würdigen gelernt haben. Freilich gibt es unter solchen Leuten nur wenige, die sich zu Schriftstellern berufen fühlen oder es sich sonst zur Pflicht machen, ihre Erfahrungen der Welt mitzutheilen, während eine große Anzahl jener flüchtigen Zugvögel, die das Land im Sturmschritt durchreisen und kaum mehr davon sehen, als was sich von einem Eisenbahn-Waggon, von einem Dampfschiffe, von einem Omnibus oder einer Postkutsche aus oder

in einem Gasthofe oder an andern öffentlichen Orten aufschnappen läßt, und welche oft mit der bloßen Absicht reisen, ihre unreifen Eindrücke und schiefen, von einem dem Lande und Volke ganz fremden und daher nicht gerechten Standpunkte aus gefaßten Urtheile in einem Buche niederzulegen, und sich über die Kosten ihrer Reise hinaus noch ein hübsches Sümmchen in's Trockene zu bringen.

Ich habe mich bereits mehrere Male im Verlaufe dieser Zeilen zu der Bemerkung veranlaßt gefunden, daß verschiedene Ursachen dem Südländer eine große Neigung zu einem gewissen dolce far niente einflößen. Dieß ist unstreitig der Fall, und Jeder, der aus einem andern, nördlich gelegenen Lande nach dem Süden kömmt, fühlt allmählig die nämlichen Verhältnisse und Einflüsse sich in gleicher Weise geltend machen. Das Bedürfniß der Ruhe, das hier häufiger und dringender als anderswo auftritt, muß hauptsächlich dem Klima zugeschrieben und darf durchaus nicht den Einwohnern als wirkliche Trägheit oder Unlust zu nützlicher Beschäftigung ausgelegt werden.

Einen Beweis, daß Südländerinnen es weder für Schande halten, noch zu träge sind, sich häuslicher Geschäfte und nützlicher Arbeiten anzunehmen, liefern, wie gesagt, die vielen öffentlichen Ausstellungen landwirthschaftlicher, industrieller, und anderer Gegenstände. Wir nehmen als Beleg nur die nach der in Jackson abgehaltenen Ausstellung erschienen Preislisten, worin eine Menge Damen sowohl aus den gebildeten Ständen der Städte, als auch aus den größeren und kleineren Pflanzungen des Staates Mississippi als Preisgewinnerinnen erscheinen, unter denen Viele sind, die ich persönlich zu kennen die Ehre hatte. Mehrere Damen erhielten Preise für beste Gartenerzeugnisse, beste Gelees von Früchten, beste saure Gurken, beste in Branntwein eingemachte Pfirsiche, beste selbstgemachte Seife, bestes Weißbrod, beste frische Butter, bestes Schmalz oder Schweinefett, beste geräucherte Schinken, beste drei Monate alte Butter, beste Torten und Kuchen; ferner für durchgenähte seidene, sowie für wollene Bettdecken; für Teppiche aus Abfällen von Tuch verfertigt; für Strümpfe, Möbelüberzüge, Stickereien, gehäkelte Arbeiten, Damenhüte, Hauben, ganze weibliche Anzüge u. s. w.

Bei weitem der größere Theil der genannten Gegenstände wurden von solchen Damen ausgestellt, welche sie nur zum eigenen Gebrauche im Hause, nicht aber zum Verkaufe machten. Alle Näharbeiten, Stickereien und dergl. wurden von den Ausstellerinnen selbst verfertigt. Es ist aber begreiflich, daß z. B. diejenige, welche sich »in Schweinefett« auszeichnete, kaum eigenhändig das Holz an's Feuer gelegt habe, um den besagten Artikel zu sieden; daß die Erzeugerin des besten geräucherten Schinkens wahrscheinlich denselben nicht selbst mit dem erforderlichen Quantum von Salz, Salpeter, Zucker *) u. s. w. eingerieben, in ein Stück Leinwand genäht, aufgehängt, und den Rauch selbst unterhalten habe; daß die »beste selbstgemachte Seife« nicht eigentlich von der betreffenden Dame, sondern nur unter ihrer Anleitung und Aufsicht gemacht worden sey, — kurz, daß dieß mit mehreren der ausgestellten Gegenstände der Fall gewesen sein muß. Allein die Sache beweist genügend, daß diese Damen weder zu bequem waren, noch sich schämten, der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und daß sie jedenfalls in häuslichen Angelegenheiten erfahren sein mußten. Wer würde übrigens einer Dame, welcher ein Schwarm von willigen Dienern und Dienerinnen zu Gebote steht, die Zumuthung machen, sich die Hände zu beschmutzen, oder sich einem hohen Grade von Hitze und Rauch auszusetzen? In Europa wenigstens Niemand; und ich wage es, zu behaupten, daß die den »höheren und gebildetern Ständen« Europas angehörenden Damen kaum mehr in häuslichen Angelegenheiten erfahren sind und sich jedenfalls nicht ernstlicher damit befassen, als die Damen der Südstaaten Nordamerika's, welche in ihrer Mehrheit gute und sorgsame Hausfrauen sind. Freilich kömmt sehr viel darauf an, was man von einer guten Hausfrau erwarte: ob man verlange, daß sie schmutzige und rußige Hände und Gesicht habe und von Schweiß triefe, — oder aber nur, daß sie überhaupt ihr Haus in guter Ordnung zu halten verstehe, und es nicht unter ihrer Würde halte, sich die Kenntnisse anzueignen, welche zur Führung eines ordentlichen Haushalts in allen seinen größeren und kleineren Einzelnheiten erforderlich sind. Allerdings gibt es auch im Süden, wie überall, Ausnahmen, besonders aber in größeren Städten, wo Zerstreuungen aller Art die Aufmerksamkeit des weiblichen Geschlechtes mehr in Anspruch nehmen, als auf dem Lande, und wo umgekehrt die Zahl der Dienstboten in einem Hause geringer ist, als auf dem Lande, und dieselben daher auch weniger Beaufsichtigung erfordern. Diejenigen aber täuschen sich sehr, welche glauben, daß es ein Leichtes sey, einen Haushalt zu führen, wenn man über eine Menge von Dienern und Dienerinnen verfügen kann. Besonders im Süden, wo alle Dienstboten der Neger-Race angehören, gehört im höchsten Grade Takt und Umsicht dazu, um sich einer gewissenhaften Bedienung zu versichern, — und die durchgreifendste Erfahrung in allen häuslichen Geschäften, nebst beständiger Ueberwachung, um nicht von der Dienerschaft in Schaden gebracht zu werden. Es gibt kaum treuere und gewandtere Diener, als die Negersklaven im Süden; allein wiederum auch keine, die mit Vorräthen aller Art und sonstigem Eigenthum ihrer Herren so nachläßig und verschwenderisch umgehen, wie eben diese Negersklaven. Ich kann nicht umhin, schließlich die schon angedeutete Thatsache zu wiederholen: daß ich während meines langjährigen Aufenthaltes in den Sklavenstaaten die südlichen Damen im Allgemeinen als würdige, fleißige und verständige Hausfrauen kennen und schätzen gelernt habe. —

Von Jackson führte mich eine Postkutsche 25 engl. Meilen weit nordwärts über elende Straßen, durch eine hügelichte Gegend, immer bergauf und bergab, durch dichte Wälder,

*) Zucker wird in Amerika, besonders im Süden, beim „Einsalzen" der Schinken allgemein verwendet.

Sümpfe und Pflanzungen, bis nach Canton, einem Städchen, daß sich durch die Strebsamkeit, den Ehrgeiz und den Reichthum seiner Bewohner, so wie durch viele geschmackvolle Gebäude auszeichnet. Von da erreichte ich bald mein nur noch wenige Meilen entferntes Reiseziel, wo ich für dießmal meine Notizen schließe.

Stranden und Landen.

Novelle.

(Schluß.)

5. Bei Lord Edgar.

An diesem Abend wurde Valerie zum ersten Male durch den alten Kammerdiener James zum Thee aufgefordert. Der weißhaarige Alte mit seinen festen ehrlichen Zügen sah ganz feierlich aus.

„Ei, wohin führen sie mich, James?“ fragte Valerie erstaunt, als sie, an Lady Anna's Gemächern vorbeigekommen sich dem andern Flügel näherten; „ist Lady Anna heute nicht in ihrem kleinen Wohnzimmer?“

„Nein, Miß Valery!“ — der Alte pflegte den Namen stets in englischer Weise auszusprechen; — „Mylady ist bei dem Lord. Der arme Herr hat heute seit langer Zeit wieder einmal gewünscht, eine kleine Zerstreuung zu haben. Auch der Herr Commodore ist dort.“

In dem breiten Hauptgang öffnete James eine hohe Flügelthür und ließ mit ceremoniöser Verbeugung Valerie eintreten. Ein Laut der Ueberraschung wäre bald ihren Lippen entschlüpft. Sie war in einem saalartigen Zimmer, dessen einfache graue Wände nur durch auserlesene Marmorbüsten berühmter Briten geschmückt waren, die sich auf zierlichen Consolen erhoben. In den Ecken waren Gruppen von prachtvollen Gewächsen angebracht und in sinniger Weise geordnet, so daß jede einzelne Blume oder Pflanze sich passend neben die andere reihte, wobei die Anordnung der Farben und Größen eben so viel Geschmack als Verständniß verrieth. Am Boden schmiegten sich gleichsam zu Füßen der stolzen Blumenhäupter die seltensten Arten von Moosen, mit schönen Muschelsorten ausgeziert, die ihre mitunter phantastischen Formen in dem weichen Grün betteten. Aus einem kunstvoll geflochtenen großen Korbe, der auf Füßen von gekrümmten Baumstämmchen ruhte, sprang ein feiner Wasserstrahl auf und netzte mit seinem Sprühregen einen Kranz von Schlingpflanzen, der ihn umzog. Außerdem befand sich hier ein kostbarer londoner Flügel, ein großer Tisch, beladen mit Büchern, Papieren und Zeichnungen, und in einer von Grün überwölbten Ecke ein Sopha mit dem gemüthlich runden Tischchen davor, wo die Theemaschine ihr gemüthliches Geräusch verbreitete.

Und all diese sinnigen, poetische Anklänge verrathenden Anordnungen sollten den Aufenthalt eines Irren umgeben? dachte Valerie; das wären seine Beschäftigungen? Es wäre alles dies nur da, wie das Spielzeug zum Zeitvertreib eines kranken Kindes? Dennoch war es zum Theil so. Lord Edgar's irrender Geist ertrug keine Ruhe. Nur war das, womit er sich jetzt beschäftigte, in der That blos Spielerei im Vergleiche gegen einst, und abhängig von der Laune des Moments. Er las, er dichtete meist schwermüthige Lieder, die er stets an Alice richtete; er liebte das Schachspiel und als Anklang an ein sonst herrliches Talent warf er phantastische Schöpfungen mit der Kreide hin, um sie oft sogleich wieder zu verlöschen. Die Musik blieb seine Lieblingsneigung, nur war er hartnäckig bemüht zu verhüten, daß man seinen traurigen Phantasieen lausche. Seine Vorliebe für die Blumen war eine Leidenschaft geworden; mit ihnen verkehrte er flüsternd manche Stunde.

Jetzt saß Lord Edgar dem Commodore gegenüber am Schachbrett. Sein Kopf ruhte in der Hand und sein Auge fixirte die farbigen Felder, als fessele es eine tiefe Combination. Der Ausdruck seines Gesichts war heute nur schwermüthig, ohne die darüber hinzuckende Bewegung.

Valerie trat langsam näher. Lady Anna erhob sich vom Sopha und faßte sie an der Hand; dann sagte sie, vor ihren Sohn hintretend: „Edgar, hier ist unser Gast — oder vielmehr eine Schwester, die ich Dir zuführe.“

„Ah, S i e sind es, Miß?“ mit diesem leisen, von einem flüchtigen Lächeln begleiteten Ausruf stand Lord Edgar rasch auf und grüßte das junge Mädchen mit einer beinahe ehrfurchtsvollen Verbeugung. „Endlich sehe ich Sie wieder! Man glaubte mir nicht, daß ich eine Botschaft von meiner Alice erhalten habe — nun seht Ihr, daß es so ist! Nun denn, Miß — Ihre Botschaft! ich warte.“

Valerie fühlte ein erstickendes Herzpochen. „Mylord,“ sagte sie leise; „wenn von dort, wo Alice weilt, eine Botschaft herüber dringen kann, so ist es gewiß nur eine solche, die Sie trösten und beruhigen soll. Der Geist Ihrer Alice würde vollkommen versöhnt herabschauen, wenn er Sie glücklich sähe!“

„Glücklich?“ sagte Edgar bitter; „o, man gräbt wohl verschüttete Paläste wieder aus — aber man bringt nur Trümmer herauf! Ich habe an so schönen Hoffnungen gebaut; sie sind versunken, und wenn sie mühsam ausgegraben, so ist alles nur Schutt; die Säulen sind zerstückt, die sie getragen! — Sie fassen dies wohl nicht; auf Ihrer lichten Stirne hat noch kein Schmerz eine Furche gezogen.“

„Sie täuschen sich, Mylord!“ erwiderte Valerie leise, ihre blonden Locken schüttelnd; „ich habe herben Schmerz erfahren. Alles, was mir theuer war, verlor ich in einer einzigen Nacht; das Meer verschlang meine Lieben, und das ist ein eben so unerbittliches Grab, als der Schoos der Erde!“

„Also auch S i e haben schon gelitten?“ sagte Lord Edgar, sie tiefsinnig betrachtend; „bei so viel Jugend und Anmuth? Und doch eine so glatte Stirne, einen so reinen Blick? — Das macht wohl, weil Sie die Leichen Ihrer Theuren nicht sahen. Aber ich, ich sah sie alle — eins, zwei, drei Leichen, so kalt und so starr! Seitdem friert mein Herz, aber mein Kopf brennt, und diese Glut schmerzt!“

Er versank in stilles Brüten und ließ wie liebkosend die

schlanken Blätter einer Fächerpalme durch seine Finger gleiten, welche ihre Krone zu seinem Sitz herabneigte.

„Welch schöne Blumen, Mylord!“ sagte Valerie, das Schweigen brechend; „wie herrlich gepflegt und geordnet!“

„Ja, ich liebe sie!“ rief Edgar plötzlich belebt; „Alice war den Blumen so gut; sie blühen, welken und sterben! So war es auch mit ihr. — Ich erwarte das Aufblühen einer Wunderblüthe schon lange, sehr lange, Miß! Ein dunkler, enger Kelch — wie ein Sarg! — der muß sich langsam öffnen und die Prachtblume entfalten. Das ist Alicens Seele, die sich dort hinein geflüchtet hat! Wenn sie erblüht, dann ist es ein Ruf für mich. Aber sie will sich nicht öffnen, und ich sehne mich doch so sehr darnach!“

Nach diesen seltsamen Phantasieen schwieg Lord Edgar lange, und da der Commodore indeß mit Valerie ein Gespräch über Literatur und Musik einleitete und auch auf geschichtliche Themata überging, so riß sich Edgar allmälig von seinen Träumereien los und betheiligte sich mit staunenswerther Klarheit der Sinne an der Unterhaltung, wenn auch zuweilen ein Wort dazwischen fiel, wie ein Funke, der bewies, daß es in seinem Kopfe verborgen glimme. Im Ganzen verfloß der Abend ruhig angeregt, fast gemüthlich, und wer diese Gruppe aus der Ferne beobachtet hätte, würde nimmermehr geglaubt haben, daß die bedeutsamste von diesen vier Gestalten die beklagenswertheste sei, daß dem schönen, nachdenklich geneigten Kopfe des jungen Mannes das Licht des Geistes fehle.

Wieder stand an diesem Abend Valerie am Fenster und stärkte ihr Auge im Anblick des sternbesäeten Himmels, über den nur hie und da ein Wolkenschleier flog. Möchte doch der schwarze Fittig von diesem verdunkelten Geiste verschwinden, wie hier, vom mächtigen Odem des Schöpfers verweht, die Wolken von den klaren Sternen! Mit diesem Gedanken suchte Valerie die Ruhe und nahm in ihre Träume das Bild Lord Edgar's hinüber.

6. Die Verwandlung.

Die Vollpracht des Sommers breitete sich über die malerische Umgebung von Glendower-Castle aus und warf ihre strahlenden Reflexe in die düstern Mauern. Mit Lady Granson, welche um diese Zeit zu Geschäftsberathungen mit ihrem Sachwalter nach London reiste, wich so zu sagen der letzte finstere Alp.

Lord Edgar trat aus seiner tiefen Abgeschiedenheit heraus. Es wurde heller und heller in ihm, sein Herz bekam regeren Pulsschlag, seine Seele frischeren Lebenshauch. Noch war er tiefsinnig, aber nicht irrsinnig. Die Phantome seiner Einbildungskraft zerrannen, wie dichte Nebel am klaren Sonnenblick. Die Erinnerung — dieses zugleich herbe und kostbare Vorrecht des ungetrübten Geistes — brach sich siegend Bahn, und durch sie erhellte sich das Dunkel seiner Gedanken- und Gefühlswelt bis zu dem milden Lichtstrahl, der an die Stelle der versengenden Flammen trat und wohlthätig den gestörten Ideengang beherrschen half.

Mit bebendem Entzücken betrachtete Valerie das Fortschreiten dieser Genesung, welche der Arzt ihr Werk nannte!

In süßer Beklommenheit athmete sie die stete Nähe Edgar's, dem sie unentbehrlich geworden war wie das Licht des Auges, und wunderbar gehoben in ihrem ganzen Sein, entfaltete sie sich äußerlich in neuem, poetischem Zauber. Sie hatte noch keinen Namen für das Band, das sie so unauflöslich an Lord Edgar knüpfte; sie fühlte nur die große, heilige Verwandtschaft des Geistes mit dem Geiste, die herrliche Anziehung der Seelen, die wie ein harmonischer Zusammenklang innerer Töne im Herzen des Menschen wunderbare Saiten anschlägt. Und Edgar — was empfand er wohl?

Seine geistige Umwandlung glich der Auffrischung eines durch die Zeit gedunkelten Gemäldes. Der reinere Lebenshauch ließ alle ursprünglichen Farben treu wieder hervortreten, aber nicht ohne das Grelle zu mildern. Edgar konnte jetzt in die Vergangenheit zurückschauen, ohne zu zittern, und wenn auch dieser Rückblick tiefen Schmerz erzeugte, so fühlte er doch anderseits mächtig das erregende und heilende Fluidum seine Adern durchströmen, das aus einer unsichtbaren Zauberquelle zu fließen schien.

Die Visionen schwanden; an ihre Stelle trat die Wirklichkeit. Der Name Alicens wich dem Valeriens, und während die Gestalt der lebenden Valerie in hellem Glanze strahlte, wob sich um das ferne Bild der todten Alice der Dämmerschein der Verklärung.

Auch Edgar's Beschäftigungen gewannen ernsten Charakter. Der seltsame Cultus für die erwartete Wunderblume hatte aufgehört, endlich überwand er auch die Scheu, seine Phantasieen am Flügel belauscht zu wissen. Valerie vor Allen durfte ihm bei der Musik Gesellschaft leisten. Eines Tages sang sie eines jener reizenden schottischen Lieder, die Edgar von Alice so gern gehört, und er horchte still, mit feuchtem Auge, bis sie endete; dann sagte er mit bewegtem Herzen: „Ich danke Ihnen, Valerie; seit ich zum letzten Male diese liebliche Melodie hörte, ist eine traurige Zeit verflossen und nichts mahnt mich mehr an das Verlorene, als eben diese Töne. Aber doch fühle ich mich ruhiger. Alicens schöne Stimme hat in Ihrer Kehle ein Echo hinterlassen; Sie haben dieselben süßen Molltöne in Ihrer Macht, welche mich immer bezauberten.“

Seitdem war es, als wäre der Name Alice in Lord Edgar's Gedächtniß ausgelöscht. Er war jetzt wieder der offene, liebenswürdige Mann, der zärtliche Sohn von ehemals. Nach und nach übertrug auch der Commodore die Pflichten des Gebieters auf ihn, und Edgar nahm sie stillschweigend auf sich. Die einzige Qual für ihn war jetzt das Bewußtsein seines frühern Zustandes. Er kannte den Dämon, der über ihm geschwebt, und mißtraute noch zuweilen seinem wiedergewonnenen Sieg.

Mit dem Ahnungsvermögen der Mütter errieth Lady Anna diese nagenden Gedanken in ihm. Aber wodurch auf ihn derart einwirken, daß auch diese letzte Wolke von ihm weiche? Muß ein Sturm hereinbrechen, um sie zu zerreißen, oder wird der Hauch eines Lüftchens genügen, sie zu verflüchtigen? Kann die Liebe nicht so siegreich wirken?

Lady Anna studirte nach Frauenart diese beiden Herzen,

die sich so innig zu einander neigten, aber zu klug und zu schmerzlich geprüft im Leben, wagte sie nichts mehr, als die Beobachtung. Edgar jetzt auf seine ihm selbst noch unbewußte Neigung für Valerie aufmerksam machen, hieß seine sensitive Natur einer allzu starken Erschütterung preisgeben, so unheilvoll, als riefe man den Nachtwandler auf schwindelnder Höhe an.

Woher sollte aber dann die Lösung kommen?

Sie war indeß näher, als Lady Anna es ahnen konnte. Valerie ging an einem frischen Morgen an den Strand hinab, um in einer der Fischerhütten einzusprechen, wo sie, ein bekannter gerngesehener Gast, mit den zahlreichen Spenden Lady Anna's für Arme und Kranke zu erscheinen pflegte. Die Hütte lag idyllisch da, umgeben von dichtem Buschwerk und mit der schmalen, dreifensterigen Vorderseite der offenen See zugewendet. Im tiefem Sand lagen die braunen Kinder und ergötzten sich an Steinen und Schalthierchen, welche die Fluth heranspülte; unweit davon hingen die aufgespannten Fischernetze, und die verschiedenartigsten Vorrichtungen zeigten den gemachten Fang bereits zum Trocknen präparirt. Valerie trat in das niedere Häuschen, wo ein schwacher Greis im alten Lehnstuhl saß und am offenen Fenster die belebenden Sonnenstrahlen einsog.

„Guten Morgen, Vater Jauny!“ sagte Valerie; „Ihr seid allein?“

„Gott segne Sie, gnädige Miß! — Jawohl, es ist heute alles hinaus; mein Sohn und sein Weib sind hinüber nach Falmouth, um etwas vom letzten Fang zu verkaufen, und Tom, der Junge ist auch fort. Er sollte einem Fremden den Weg nach Glendower-Castle zeigen — Sie haben ihn verfehlt, Miß.“

„Ich?“ fragte Valerie erstaunt, „und wie das, Vater Jauny?“

„Sind Sie es doch, Miß Valerie, nach der er zu forschen schien!“ versetzte der Alte mit einem lauernden Lächeln.

„Mein Gott, sprecht, was sagte er, wer ist der Fremde?“ drängte Valerie beklommen.

„Er kam gestern am späten Abend von Falmouth,“ erzählte der Alte; „zuerst streifte er am Strand umher und sah ganz sonderbar dabei aus. Mein Sohn sah, wie er mit sich selbst sprach und mit gekreuzten Armen zu den Leuchtthürmen starr hinschaute. Dann kam er in die Hütte herein und hatte gar viel zu fragen: was sich seit etwa fünf Monaten in der Gegend zugetragen, ob und wann in einer Nacht ein Schiff hier herum gescheitert, was aus einem jungen Mädchen geworden sey, das er gerettet haben will? Da sagten wir ihm denn von Ihnen, Miß, die Gottes Engel so wunderbar an's Land geleitet, und da...“

„Nun, und da?“ stammelte Valerie athemlos.

„Da hätten Sie sehen sollen, Miß, wie der arme Mann aufsprang, die Hände in einander schlug, roth und blaß wurde und keuchend ausrief: ‚Allmächtiger Gott, ich danke Dir! Du hast sie mir also erhalten!‘ — Darauf,“ schloß der alte Jauny, „legte sich der Fremde auf unser Zureden in der Kammer zur Ruhe — denn zum Schlosse konnte er doch zur Nachtzeit nicht gehen — und kaum erwartete er den Morgen, so brach er mit Tom auf.“

Valerie war sprachlos. Sie fühlte den Boden unter sich brennen und doch auch ihre Glieder wie gelähmt. „Es ist Charles O'Brien!“ tönte es in ihr, und dieser Gedanke hatte fast die Wirkung, als hätte sie ein Gespenst erblickt. Sie raffte sich jedoch schnell auf und flog förmlich aus der Hütte, den Weg nicht messend, nur fort, fort gegen das Schloß, durch den Park, um die Gewißheit zu erlangen, ob das Unmöglichgeglaubte wahr sein könne.

Aus den dichten Parthien hinauseilend, bog sie in die breite Ulmenallee, die in gerader Linie zum Schlosse führte, und da stand er plötzlich vor ihr, der Wiedererstandene, wie aus einer andern Welt.

„Charles!“ — „Valerie!“ — Er rief es mit den jauchzenden Tönen des Entzückens aus tiefster Brust; sie sprach es mit bedrückter Stimme, halb Freude, halb Schreck. Sein Auge suchte trunken das ihre, das scheu zu ihm aufblickte. Beide fanden sich verändert, nur in verschiedener Weise. Auf Charles' Zügen hatte der Gram vieler Monate tiefe Spuren hinterlassen, sein Körper war abgemagert und gebeugt. Valerie dagegen hatte sich lieblich entfaltet, frischer Schmelz war über ihre jugendliche Erscheinung gebreitet.

„Valerie! meine herrliche, so lange betrauerte Valerie! ich habe Sie also wieder! Der Himmel hat mich nur so schwer geprüft, um mir ein so glänzendes Glück aufzusparen. O, diese eine Minute wiegt alle erduldeten Leiden auf!“

Betäubt lehnte sich Valerie an ihn, der sie umfaßt hielt. Sie ließ es geschehen, daß er stürmisch ihre Hand an die Lippen preßte und ihr zuflüsterte: „Soll mein Geschick sich ganz erfüllen, so lassen Sie mich Sie mein nennen, meine schöne, süße Braut!“ Dieses Wort erhellte wie ein Blitz Valeriens verdunkelte Seele. Es zuckte darin, wie ein jäher Schmerz. Gehörte sie denn wirklich diesem Manne an? Hatte er ein Recht an sie? Ja, denn er war ihr Lebensretter! Aber jetzt, wo er kam, sie von einem stillen Glück wegzureißen dessen Größe sie in diesem Augenblicke erst ganz zu ermessen verstand — jetzt war es ihr, als schleudere er sie selbst in die Fluth, der er sie so opfervoll entzogen.

„Lassen Sie mir Zeit, Charles,“ bat sie zitternd; „mir ist alles wie ein Traum, so neu, so unfaßlich. O, warum sind Sie nicht früher gekommen, warum mußte ich so lange an Ihren Tod glauben!“

Der Kapitän trat zurück und seine gebräunte Stirne zog sich zusammen. „Ich will Sie nicht bestürmen, Valerie,“ sagte er mit verdüstertem Blicke. „Vergeben Sie dem ungestümen Seemann. Ich habe so lange und so viel gelitten; jetzt leben, Sie lebend wissen und nicht besitzen — Das könnte ich nicht mehr!“

Valerie führte den Wiedergekehrten hastig ins Schloß, durch die majestätische Doppelreihe alter Ulmen, die über ihren Häuptern in engverschlungenen Zweigen rauschten. Mit fliegenden Worten stellte Valerie dem Commodore den Kapitän

Charles O'Brien vor und eilte dann zu Lady Anna, ihr übervolles Herz durch die erste Mittheilung zu erleichtern.

Der Commodore bot mit seinem gewohnten Wohlwollen dem Kapitän die Hand. „Seyen Sie willkommen unter den Lebenden, Kapitän O'Brien," sagte er treuherzig; „Ihre Rettung, an der wir alle längst verzweifeln mußten, ist ein Wunder zu nennen, und ich kann nur beklagen, daß die Gewißheit darüber Valerien so lange entzogen blieb."

Dieses Wort, welches den Kapitän schon aus Valeriens Munde befremdet hatte, erschreckte ihn jetzt. Es konnte keine blose Phrase sein; ein ernstes Motiv mußte hier zu Grunde liegen. „Herr Commodore," sagte er, „wenn Jemand hierüber zu klagen hat, so bin ich es. Seit fünf Monaten schwebte ich zwischen Furcht und Hoffnung', ungewiß, ob es mir in jener Nacht gelungen, Valerie zu retten, ob sie lebe und wo ich sie jemals wiederfinden würde. Meine Existenz hatte mit dem Untergang der 'Atalante,' wenigstens für den Augenblick, einen vernichtenden Schlag erlitten. Als mich das Bewußtsein in dem Moment verließ so , wo ich Valerie dem Lotsenboot übergab, trieb ich eine Zeit lang hülflos auf den Wogen, und als ich wieder zu mir kam, suchte ich als guter Schwimmer, mit Hülfe der einzelnen Sterne und der Leuchtfeuer orientirt, der Richtung von Falmouth entgegenzustreben. Mühsam erreichte ich den Hafen, und ein Schiff nahm mich auf meinen schwachen Hülferuf beinahe sterbend auf. Meine Kraft erlag der vorangegangenen Seelenqual und Körperanstrengung. Mehre Wochen brachte ich in wildem Fieber zu, und zum ersten klaren Gedanken gelangt, fand ich mich noch auf demselben Schiffe, das mir Aufnahme und Pflege gegeben, aber auf offener See, im Begriff nach New-York zu segeln. Man war menschlich genug gewesen, mich nicht im Hafen zurücklassen zu wollen. Ich mußte mit meinen Bestrebungen aufs neue beginnen und die angestrengteste Thätigkeit, womit ich während dieser fünf Monate am Wiederaufbau meiner Zukunft arbeitete, half mir allein über den trostlosen Zweifel an Valeriens Geschick hinweg. Und jetzt, wo ich endlich die beglückendste Gewißheit errungen habe, scheint es, als wäre mein Unstern noch nicht müde. Valerie hat meine Rückkehr mit mehr Schrecken als Freude begrüßt."

Der Commodore begriff nur allzu gut, weshalb es so war. Indeß bemühte er sich, den Kapitän durch ein ableitendes Gespräch einstweilen von diesem Thema abzubringen.

Lady Anna erschien, den unverhofften Gast zu begrüßen; aber in ihrem sonst so klaren, gütig entgegenkommenden Wesen machte sich ein gewisser Zwang bemerkbar, eine Unruhe, welche dem Commodore Anlaß gab leise nach der Ursache derselben sich zu erkundigen.

„Was ich längst aus Valeriens Erzählungen geahnt, bestätigte sich nun," war Lady Annas trübe Antwort. „Dieser Kapitän O'Brien hat nicht nur den Namen, sondern auch die auffallendste Aehnlichkeit mit dem irländischen Offizier gemein, welcher meinen armen Harry getödtet hat. Es müssen Brüder seyn."

„Ich hoffe," entgegnete Commodore, „daß die immer edelmüthige Lady Anna bedenkt, wie schuldlos dieser an jenem traurigen Ereigniß ist."

„Ich weiß das," versetzte sie mit gesenkter Stirne; „aber ich fürchte, dieser hier wird in Edgar's innerstes Leben greifen, wie jener in das Harry's."

7. Ein Opfer.

Lady Anna bereitete ihren Sohn auf die Anwesenheit des Kapitäns vor, da dieser gewünscht hatte, dem Lord von Glendower vorgestellt zu werden. Natürlich schwieg sie von der gemachten Entdeckung gegen Edgar, aber er selbst fuhr bei dem Namen O'Brien heftig zurück und sagte aufgeregt: „So hieß auch Harry's unseliger Gegner! Die Hälfte der Irländer trägt zwar diesen Familiennamen; wenn aber der Kapitän mit dem Dragonerlieutnant verwandt ist, dann ist es ein doppeltes Unglück, daß er unter unserm Dache athmet."

„Ein doppeltes Unglück, Edgar?"

„Ja, Mutter. — O, ich wollte, das Meer hätte diese Beute nicht zurückgegeben." Und schweigend, den Kopf auf beide Hände gestützt, blieb Lord Edgar eine Stunde lang allein, in schwermüthige Gedanken verloren, bis Kapitän O'Brien von James gemeldet wurde.

Der erste Blick auf den Eintretenden zeigte dem Lord ein Gesicht, das die treue Copie des jungen Offiziers darbot, der in keckem Uebermuth Lord Harry Glendower beleidigt und getödtet hatte. Charles' dunkler Teint zwar und der tiefe Ernst seiner Züge nebst dem sehnigen Körperbau unterschied ihn von dem fashionablen Dragonerlieutenant, aber dennoch glichen sich beide, wie nur immer Brüder sich gleichen können. Edgar bekämpfte das peinigende Gefühl, das ihn beinahe der Worte beraubte und zwang sich zur Rolle des Hausherrn dem Gaste gegenüber.

„Mylord," sagte Charles, der sich mächtig zu dieser edlen, Interesse-erweckenden Persönlichkeit hingezogen fand, „ich weiß kaum, wo ich die Worte finden soll, Ihnen für die Großmuth zu danken, womit Sie der verlassenen Valerie ein Asyl gewährt haben. Mein Leben würde nicht hinreichen, um diese Schuld abzutragen. Lassen Sie mich nach offener Seemannsart Ihre Hand drücken, Mylord!"

Lord Edgar legte seine Hand in die dargebotene und sah den Sprecher fest, traurig, beinahe traumverloren an. „Sie danken mir?" sagte er nach einer Pause schwermüthig lächelnd. „Nicht ich habe Valerien wohl gethan, sondern sie mir. Ich bin es, welcher von uns beiden die größte Schuld der Dankbarkeit auf sich lasten fühlt. Valerie ist mein rettender, heilender Genius in der schrecklichsten Epoche meines Lebens geworden. Als sie in Glendower-Castle Aufnahme fand, hatte ich keinen Theil daran, denn um mich her war es Nacht, tiefe, geistige Nacht! Valerie löste den schrecklichen Fluch, besiegte den Dämon. — Mit ihr erschien mein guter Engel — mit ihr scheidet er wieder!"

Charles fühlte diese Worte bis an sein innerstes Leben dringen. Lord Glendower liebte Valerie! Und sie? Er wagte nicht, den Gedanken zu vollenden. Eine großherzige Regung

stieg in seiner Brust auf; zugleich ward er sich seiner eigenen tiefgewurzelten Neigung klarer als je bewußt. Er suchte sich selbst zu überreden, daß Valerie dennoch sein werden würde, daß er Lord Edgars Ausdrücke überschätzt habe.

Beinahe betäubt folgte er dem Lord hinüber, wo das gemeinschaftliche Diner ihn erwartete. So, wie die Stimmung auf jeden Einzelnen drückte, konnte es unmöglich bleiben. Die künstlichen Hülfsmittel der Unterhaltung reichten nur auf kurze Zeit aus. Bald mußte die Entscheidung reifen. Am Abend ging man in den Park.

„Valerie, gestatten Sie mir eine Unterredung von wenigen Minuten!" bat Charles dringend.

„Nun wohl, dort in jener Cottage erwarten Sie mich." Ihre Stimme, ihr Herz zitterte. Sie wußte, daß sich jetzt alles zum entscheidenden Abschluß wenden müsse, und es war ihr, als gähne sie ein dunkles Grab an. Die Todesangst an Bord der Atalante schien ihr nicht entsetzlicher, als das Gefühl, welches jetzt ihre Brust zusammenschnürte.

Lord Edgars Auge traf sie forschend und trauervoll. „Sind Sie heute glücklich, Valerie?" fragte er leise.

„Es gibt ein Glück, das wie Leid aussieht, und einen Schmerz, der dagegen wie Glück erscheint," versetzte sie mit blasser Lippe; „ich weiß selbst kaum, wie mir zu Muthe ist; ich glaube zu träumen."

„Du träumst," sagte er in sich verloren; „ja, der Traum ist nur erlogene Wirklichkeit und die Wirklichkeit erlogener Traum; das Erwachen ist immer bitter."

Um die Cottage lagen bereits tiefe Dämmerschatten; leises Rauschen ging durch die Blätter- und Nadelkronen des Parks, wie ein Echo des fernen Brausens vom Meere her. „Hier bin ich, Charles, lassen Sie uns kurz seyn."

„O Valerie! ich will ja nichts, als das eine Wort, nach dem ich so schmerzliches Verlangen trage. Sind Sie noch dieselbe, die Sie auf der Atalante waren? Darf ich Sie meine Braut, mein Weib nennen? darf ich diesen Arm in freudiger Liebe um Sie schlingen, der Sie in der Todesnoth an sich preßte? Sind Sie mir gut, Valerie?"

„Ich war Ihnen immer gut, Charles, und ich bin noch dieselbe," sagte sie, aber ohne Wärme, ohne Seele gleichsam, so daß Charles' Herz sich schaurig von dieser Kälte erfaßt fühlte. —

„Großer Gott! so antworten Sie mir, Valerie!" rief er in herber Entmuthigung aus; „so kühle Worte mir, der sein Blut für Sie hingeben würde!"

„Hören Sie mich, Charles!...."

„O nein, ich habe genug gehört," sagte er dumpf abweisend; „den Rest errathe ich. Es ist alles vorbei. — Ich sehe es in dieser Stunde, daß Sie mich nie geliebt haben und ich allein mir selbst diese grausame Täuschung bereitete. Sie lieben erst jetzt — und zwar den Lord Glendower...."

Valeriens Lippen entfuhr ein leiser Ausruf. Dann faßte sie zitternd Charles' Hand und sprach mit versagender Stimme: „Nein, nein, nicht so! ich schulde Ihnen mein Leben, Charles, Sie haben ein heiliges Recht darauf, nehmen Sie mich hin; ich will die Ihrige seyn!"

Bevor jedoch Charles diese Wendung begriff, vernahm man in der Nähe einen dumpfen Schrei, der Valeriens Pulse erstarren machte. Sie wollte aus der Cottage eilen und blieb wie angewurzelt am Platze. Lord Edgar stand hinter ihr, todtenbleich, finster und verstört.

„Lüge nicht!" sagte er wild; „betrüge nicht Dich und ihn. Du bist ein Stück von meinem Leben, ein Theil von meiner Seele, Du kannst nicht wollen, daß ich dem früheren Feinde wieder verfalle. Sieh, dort ist er, der Dich mir stehlen will. Sein Bruder hat den meinigen getödtet und er wird mich tödten, wenn auch ohne Waffe, doch gut in's Herz gezielt, denn er nimmt mir meinen lichten Engel fort."

„Was sprechen Sie da, Mylord!" rief Charles, aus der Betäubung auffahrend, in welche diese Scene ihn versetzte; „kannten Sie meinen Bruder? In welcher Beziehung stehen diese schrecklichen Andeutungen zu ihm?"

„Ob ich ihn kannte?" sagte Edgar herb; „ja, nur allzu gut. Mein Genosse war er nicht, aber der meines Bruders, ein Freund, wie sie dem Lord Glendower schockweise zu Gebote standen, für Spiel und Jagd. Er erschoß meinen Bruder im Duell, und das fürchterliche Erbe, das mir hinterblieb, hat mich den Verstand gekostet."

Charles ließ schweigend den Kopf sinken. Ja, es war so, ganz so, und beinahe konnte das auch seine Vernunft aus den Fugen heben. Es war klar — er sollte zur Sühne bestimmt seyn! Sein Bruder lebte nicht mehr; die Folgen seiner Händelsucht hatten ihn längst ereilt; er war in einem Zweikampf geblieben. Aber er, Charles, sollte jetzt für ihn gut machen. Für das Leben Harry's den Besitz Valeriens! Welch ein Preis! Aber es sollte, mußte so seyn. Für ihn war ja alles verloren. Er faßte die Hände Lord Edgars und Valeriens, drückte sie schmerzlich-heftig in einander, sagte mit gebrochener Stimme: „Lebt wohl!" und stürzte hastig fort, in die Dämmerung hinaus, an den Strand zur Fischerhütte; dort riß er ein Blatt aus seinem Taschenbuch, schrieb zitternd mit dem Bleistift einige Worte darauf, gab es den Fischern, daß sie es am nächsten Morgen in's Schloß trügen — und dann war er fort! Ein paar funkelnde Goldstücke fanden sich auf dem Bibelbuch des alten Jauny — das war die letzte Spur, die Nacht verschlang den Flüchtigen.

In der Cottage gaben sich die seltsam vereinten Liebenden einer mit Unruhe gemischten Wonne hin. Nur der Gedanke an Charles trübte die reine Seligkeit des Augenblicks.

„Er geht hinaus, um vielleicht das Leben von sich abzuwerfen!" sagte Lord Edgar düster; „und ich erkaufe Dich noch einmal schwer, Valerie!"

Valerie weinte; Thränen des Glücks für Edgar, Thränen des Kummers um Charles; denn im Herzen des Weibes ist immer noch Raum neben der Liebe für das Mitleid.

Th. Krinwald. *)

---

*) Nach der New-Yorker illustr. Zeitung, welche übrigens, wie wir erst jetzt mit Bedauern vernehmen, diese Novelle aus dem Berliner „Bazar" entlehnt haben soll.

Die Bären Nord-Amerika's.

(Schluß.)

Für den Honig der wilden Bienen hat der Bär eine ungemeine Vorliebe; er ist unermüdlich darauf bedacht, die Vorräthe der wilden Bienen zu plündern und achtet dabei deren Stiche nicht, obschon sie ihn oft entsetzlich zurichten. Die wilden Bienen bauen nur in hohle Bäume, haben aber stets nur ein sehr kleines „Flugloch," durch welches sie an den mit ihren Waben gefüllten Höhlungen aus- und einfliegen, und so kostet es den Bär oft eine mehrstündige Arbeit mit seinen Zähnen und Klauen, um dieses Flugloch um so viel zu erweitern, daß er mit seiner Tatze hineinreichen kann; während dieser ganzen Zeit aber, — und diese erstreckt sich zuweilen auf einen oder zwei Tage, — wird er von den Bienen fortwährend angegriffen.

Das Fleisch des schwarzen Bären ist sehr beliebt; es hat etwa die Textur des Fleisches von gemästeten Hämmeln, schmeckt einigermaßen wie zartes Ochsen- oder Schweinefleisch und hat die Eigenthümlichkeit, daß es, wie beim Auerhahn, theilweise von ganz dunkler Farbe und theilweise ganz weiß ist. Erlegt man den Bären auf einem Jagdzuge, so bilden die in der Asche gerösteten Tatzen oder Branken und die in der Pfanne geschmorte Leber die Leckerbissen des Jägers.

Der graue oder grimmige Bär, Ursus ferox, der Grizzly Bear der amerikanischen Jäger, kommt nordwärts bis unter den 61. Breitengrad und südwärts bis nach Mexiko hinunter vor; sein Verbreitungsbezirk nach Osten hin beschränkt sich jedoch auf die östliche Abdachung der Felsengebirge, ihre Ausläufer und Vorberge und die Ebenen, die ihren Fuß begrenzen. Auf der Westseite der Felsengebirge erstreckt sich sein Verbreitungsbezirk über alle felsigen und bergigen Gegenden bis an den Stillen Ozean hin. Im Norden und Osten des großen Sklavensee's zieht sich ein Gebiet hin, welches man die Barren Lands oder Barren Grounds, d. h. die unfruchtbaren Gelände, heißt; und in diesem Landstriche kommt eine große Bärenart vor, welche man lange Zeit für eine besondre Spezies hielt und darum den Bären der Barren Grounds nannte, von dem aber nun erwiesen, daß er nur eine Abart des grauen Bären ist.

Der graue Bär ist beinahe zweimal so groß und stark als der schwarze Bär, und hat ein so zähes Leben wie ein Aal. Ich habe Hunderte von Jagdgeschichten über den grauen Bären gelesen und von erprobten Jägern erzählen hören, aber von keinem einzigen Fall vernommen, wo es gelungen wäre, ein solches Thier mit einem einzigen Schusse zu tödten. Die Reisenden Lewis und Clark erzählen, daß ein solcher Bär fünf Kugeln durch die Lunge und noch fünf andere schwere Wunden erhalten und trotzdem noch eine beträchtliche Strecke weit zu einer Sandbank im Flusse geschwommen und dort nach seiner Ankunft noch zwanzig Minuten gelebt habe; ein anderer war durch's Herz geschossen, lief aber trotzdem noch einige hundert Schritte weit, ehe er verendend zusammenbrach; und ein andrer, der einen Schuß durch die Lungen erhalten, hatte den Schützen noch mehr als tausend Schritte weit verfolgt, ehe er verendete.

Der graue Bär mißt oft von der Spitze der Schnauze bis zum Ende seines sehr kleinen Schwanzstumpfes beinahe zehn Fuß, und wiegt von tausend bis zu zwölfhundert Pfund. Das Haar ist dicht, lang und wechselt zwischen grauer und schwärzlich-brauner Farbe. An der Schnauze ist es kurz und blaß, die Nase lang, schmal und ziemlich flach, die Reißzähne sehr groß und stark. Die Körperstärke dieses Bären ist so groß, daß er den größten Büffelbullen überwältigt und tödtet und dessen Körper nach seinem Lager und Versteck schleppen kann, wo er, wie viele andere Thiere, ein Loch zur Aufnahme seiner Beute gräbt und so lange von derselben zehrt, bis sie erschöpft ist, worauf ihn dann die Nothwendigkeit zwingt, von neuem auf Raub und Aesung auszugehen.

Es ist durch genaue Beobachtungen nachgewiesen, daß diese Bären an Wildheit sehr von einander verschieden, und daß diejenigen auf der Ostseite der Felsengebirge weit wilder und rauflustiger und mehr auf thierische Kost erpicht sind, als die auf den westlichen Abhängen der Felsengebirge vorkommenden, wo das Klima milde und die Nahrung aus dem Pflanzenreiche in größerer Menge vorhanden ist. Die Weibchen und die Jungen sollen sich dem Winterschlaf ergeben, die Männchen aber findet man zu jeder Jahreszeit.

Graue Bären werden zuweilen lebendig gefangen und in San Francisco, Sacramento, Benicia und einigen anderen Städten zu grausamen öffentlichen Kämpfen mit wilden Bullen verwendet, welche gewöhnlich mit der Niederlage der letzteren endigen, wie dieß auch im wilden Zustande meist der Fall ist.

Ein Jäger bei einer Auswanderer-Karawane, welche die Landreise von St. Louis nach El Paso del Norto machte, verließ unterwegs einmal sein Pferd, weil er sich an eine Antilope anpirschen wollte. Als er sich schon in ziemliche Nähe zu seinem Wilde angeschlichen hatte, sah er dieses zu seinem Erstaunen flüchtig werden, obschon er überzeugt war, daß dasselbe ihn weder gesehen noch gehört noch gewittert habe. Einige Minuten reichten jedoch hin um ihm zu zeigen, daß ein grauer Bär, ein „alter Ephraim," wie man ihn auf den Prairieen nennt, sich an die Antilope anzuschleichen versucht habe. Bär und Jäger bekamen einander beinahe gleichzeitig zu Gesicht, und der Bär mochte fühlen, daß nun seine Mahlzeit gekommen war und ging daher auf den Jäger los. Dieser konnte nicht an's Davonlaufen denken, denn sein Pferd war mindestens tausend Schritte entfernt; darum erwartete er entschlossen den Angriff des Thiers, obschon er wußte, daß es beinahe vergeblich war zu erwarten, daß er mit seiner Büchse den Bären tödte oder lähme; er fühlte, daß er in einer sehr tiefen Patsche steckte. Aber plötzlich überkam ihn ein glücklicher Gedanke; er trug auf den Schultern eine starke mexikanische Teppichdecke mit einem Schlitz in der Mitte, um sie wie ein Serape oder einen Poncho zu tragen; darum wartete er bis der Bär aufstand und sich auf den Hinterläufen erhob, um zum Sprung anzulaufen, und warf dann seinen Poncho über den Bären hinein. Der Kopf des Bären kam durch den Schlitz, und die

langen Enden hinderten seine Beine, während das dichte, zähe, wasserdichte Gewebe des Teppichs zu stark war, als daß selbst seine mächtigen Klauen es leicht zerreißen konnten. Während nun der alte Petz mit Zähnen und Nägeln an dem Poncho riß, um sich von demselben zu befreien, lief der Jäger aus Leibeskräften um sein Pferd zu erreichen. Als er sich in den Sattel geschwungen hatte, ritt er wieder zu dem Bären zurück und schoß so lange vom Sattel aus auf ihn, bis er ihn erlegt hatte.

Bei der ersten Besiedelung Californiens stieß ein Mexikaner auf einen Bären und warf seinen Lasso über ihn hinein in der Absicht, ihn damit zu Tode zu würgen, fand aber zu seiner großen und nicht eben angenehmen Ueberraschung, daß der Bär ihn und sein Pferd am Lasso zu sich herzog, und zwar Hand über Hand, wie ein Matrose ein Tau einzieht, so daß dem Mexikaner nichts andres übrig blieb, als sein Messer zu ziehen und den Lasso abzuschneiden, daß er von dem gefürchteten Thiere los kam.

Die Jungen des grauen Bären klettern sehr gut auf Bäume; wenn sie aber größer werden, eignen sich ihre Krallen nicht mehr dazu, so daß der verfolgte Jäger sicher ist, wenn er sich auf einen Baum retten kann.

Ein Freund von mir, ein wahrer Hüne von einem Mann, denn er stand mindestens sechs Fuß sieben Zoll hoch in seinen Schuhen, war ein unermüdlicher Jäger. Als 1848 in den Vereinigten Staaten das Goldfieber ausbrach, ergriff diese Seuche auch ihn und er ging nach Californien, wo er sich zwei Vermögen erwarb, deren erstes er durch die große Feuersbrunst einbüßte, welche im Jahr 1850 in San Francisco ausbrach. Nun verdiente er sich abermals 15,000 Dollars, und um diese zu retten, verkaufte er sein Geschäft, schickte seinen Erlös an eine Bank in New Orleans und rüstete sich zur Rückreise nach Texas. Während er noch auf ein Schiff, mit dem er nach Panama fahren wollte, wartete, ließ er sich bereden, an dem Jagdausfluge einer größern Gesellschaft theilzunehmen; auf diesem Jagdzuge verwundete er einen grauen Bären und ward von demselben furchtbar verstümmelt. Nach Texas zurückgekehrt, heirathete er eine junge Dame, die er schon längst geliebt habe, und ich selber war bei der Hochzeit, aber schon drei Monate später starb er, da er sich von dieser Verwundung nie wieder ganz erholt hatte. Er war nur in der Absicht nach Californien gegangen, sich dort so viel Geld zu verdienen, daß er jene junge Dame heirathen könne, und er hatte sie nur geheirathet, um ihr sein Vermögen zu sichern, denn er war sich wohl bewußt und hatte mir's sogar noch vor seiner Hochzeit selbst mitgetheilt, daß er kein Jahr mehr leben werde.

Es ist eine merkwürdige, aber erwiesene Thatsache, daß der graue Bär nie einen schlafenden Menschen belästigt oder überfällt; die Indianer, sehr aufmerksame und genaue Beobachter, sagen: ein Mann, welcher auf dem Boden liege, sey »Medizin für den Mischel Musquaw.«

Das Weibchen wirft niemals mehr als drei Junge, und es ist kein Fall bekannt, wo es nicht seine Jungen hartnäckig vertheidigt hätte; aber auch das Männchen übernimmt seinen vollen Antheil an ihrer gegenseitigen Verantwortlichkeit, und man behauptet, daß die Paarung und das paarweise Zusammenleben bei dem grauen Bären ein innigeres und allgemeineres sey, als bei den meisten anderen Thieren, und insbesondre bei den Bärenarten.

Unter allen Indianerstämmen gilt die Erlegung eines grauen Bären für eine Heldenthat und der rothe Krieger werthet sie eben so hoch als das Erschlagen eines Kriegers auf dem Kriegspfade. Ein Halsband von den Klauen dieses Raubthiers ist ein hochgeschätztes Ehrenzeichen, so angesehen als irgend ein Militär-Verdienstorden. Anfangs war ich sehr verwundert, daß die Indianer schon aus der Erlegung eines schwarzen Bären so viel Aufhebens machten, während wir Weiße uns daraus kaum mehr machten, als bei uns von derjenigen eines starken Hirsches Aufhebens geschieht; allein diese Werthschätzung eines solchen Waidmannsstückes stammt noch aus der Zeit her, wo die Rothhäute den schwarzen Bären nur mit Pfeil und Bogen und ohne Beihülfe von Hunden bekriegten, wo es allerdings eine kühne That ist, während wir mit unseren sicher treffenden Büchsen und dressirten Hunden uns nicht sehr viel darauf zu gut thun dürfen. Auf den Sieg über einen grauen Bären sind aber weiße wie rothe Jäger sehr stolz.

Daß der graue Bär unerschrocken jede Ueberzahl anfällt, beweist auch Dr. Richardson in seiner Reiseschilderung durch nachstehenden Fall, den er erzählt: »Eine Anzahl Voyageurs oder Reisediener der Hudsonsbay-Gesellschaft, welche den ganzen Tag damit beschäftigt gewesen waren, einen Kahn auf dem Saskatchewan stromaufwärts zu ziehen (zu treilen), hatten sich in der Dämmerung um ein Feuer gesetzt und bereiteten sich ihr Abendbrod, als ein großer grauer Bär über den Kahn sprang, welcher umgestürzt hinter ihnen lag, einen aus der Gesellschaft an der Schulter erfaßte und davon trug. Die übrigen flohen alle entsetzt mit Ausnahme eines Indianers Namens Burasso, welcher sein Gewehr aufraffte und dem Bären folgte, als er gemächlich mit seiner Beute forttrollte. Er rief seinem unglücklichen Kameraden zu, er fürchte ihn zu treffen, wenn er auf den Bären feuere; aber der davongeschleppte bat ihn inständig, unter allen Umständen auf den Bären zu schießen, da derselbe ihn zu Tode drücke. Darauf hin zielte Burasso gut und jagte dem Bären eine Kugel in den Leib, so daß dieser seine Beute augenblicklich fallen ließ, um Burasso zu verfolgen. Dieser entkam mit Mühe, und der Bär zog sich endlich in ein nahes Dickicht zurück, wo er der allgemeinen Annahme nach verendete; allein die Neugier der Reisegesellschaft überwog ihre Furcht nicht, und so ward es nicht genau ermittelt, ob der Bär wirklich erlegt worden war oder nicht. Dem aus den Zähnen des Bären Befreiten war der Arm gebrochen und er hatte verschiedene Bisse erhalten, genas aber endlich doch wieder. Ich habe Burasso selber gesprochen und kann hinzufügen, daß die Schilderung welche er von diesem Abenteuer gibt, vollen Glauben bei den Pelzhändlern findet, die in jener Gegend verkehren und wegen ihrer

Orts-, Sach- und Personen-Kenntniß am besten geeignet sind, über die Wahrhaftigkeit zu urtheilen.

Geschichten von Bärenjagden und damit verbundenen Gefahren könnte ich noch Tausende erzählen; aber die Naturgeschichte des grauen Bären ist nicht so leicht zu schildern, denn man weiß von seiner Lebensweise und seinen Gewohnheiten viel zu wenig; der Jäger sieht ihn meist nur zufällig und gelegentlich, und dann immer als Gegner, in den Bergen und Waldschluchten, und weiß von ihm nur, daß er stets sich bis zum Aeußersten wehrt, daß man ihn zwar in seltenen Fällen lebendig fängt, namentlich junge Thiere, daß es aber noch nie gelungen ist, ihn zu zähmen wie den schwarzen oder unsern europäischen braunen Bären.

Clemens C. Münch.

Der amerikanische Bienenjäger.

Ob unsere Honigbiene auch in der neuen Welt einheimisch oder ob sie erst von den britischen Ansiedlern in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nach Nordamerika gebracht worden, dürfte schwer zu ermitteln seyn, obschon die Indianer wahrgenommen haben wollen, daß die Biene sich niemals weit vom Saume der Civilisation entfernt. Schon vor vielen Jahren ist der Einfall von Boone in Kentucky und das Vordringen der übrigen hinterwäldlerischen Ansiedler in die westlichen Regionen durch einen Krieger der Schahnies prophezeit worden, welcher, als er eine Biene auf dem westlichen Ufer des Mississippi bemerkte, seinen Stamm verwarnte, daß binnen Kurzem die Weißen in dessen Jagdrevier eindringen würden; und noch in weit jüngerer Zeit soll ein Gumas-Indianer die Besiedelung von Californien vorausgesagt haben, als er einen sogen. Bienenbaum am Gila-Strome entdeckte. In einigen der südwestlichen Staaten der gesprengten Union haben manche Hinterwäldler das Einsammeln von Honig als einen Gegenstand des Handels oder Tauschverkehrs zu einem Gewerbe gemacht, und da der Honig einen Viertelsdollar per Gallone einzubringen pflegte und manche von den Bienenbäumen von von sechs bis zu zwölf Gallonen Honig lieferten außer dem Wachs, so war das Geschäft kein so schlechtes. Es gehört allerdings ein eigenthümlicher Geschmack dazu, Bienenjäger zu werden, denn ein solcher ist von sinniger stiller Gemüthsart, ein Freund der Einsamkeit und der Blumen, wenn auch nicht eben aus botanischem Interesse. Ein Bienenjäger hat vieles mit einem Angelfischer gemein, denn das erste Erforderniß ist eine unbeschreibliche Geduld und Ausdauer. Der Bienenjäger liebt das Schweigen der Wälder, deren Stille nur durch das schläfrige Gesumme der Biene oder das leise Zirpen eines Vogels unterbrochen wird, und das gelegentliche laute Pochen des Spechts tönt seinem Ohre schon hart.

Am Ufer irgend eines schiffbaren Stromes erbaut sich der Bienenjäger seine Blockhütte, zäunt sich ein Grundstück von einem oder zwei Morgen ein, um sein Gemüse davon zu ziehen, verläßt sich für seinen Fleischbedarf auf seine zuverlässige Büchse, für seinen Brodbedarf auf seine Geschicklichkeit in der Auffindung der süßen Vorräthe der wilden Bienen; und wenn er dann drei oder vier Fäßchen Honig angesammelt hat, rollt er sie die steile Uferböschung hinunter nach seinem Boote, rudert die Ladung nach der nächsten Niederlassung, und kehrt mit einem Fäßchen Mehl, mit Pulver und Blei und anderen Lebensbedürfnissen, deren er gerade nöthig hat, zu seinem einsamen Heimwesen im Walde zurück.

Wenn er sich an einem der bedeutenderen Ströme niedergelassen hat, welchen die großen Flußdampfboote befahren, wie am Mississippi, so handelt er gewöhnlich mit dem Kapitän irgend eines Boots und erspart dadurch Zeit, obschon er vielleicht ein anderweitiges Opfer bringt, da der Kapitän bei diesem Handel seinen Schnitt zu machen gedenkt, obschon ihn die Fracht auf seinem eigenen Boot nichts kostet, und der sichere Preis, welchen er für den Honig in New-Orleans erzielt, dem Schiffer immer einen hübschen Spielraum für seinen Gewinn läßt.

Der Unterschied zwischen einem Bienenjäger und einem gewöhnlichen Menschen fällt dem Beobachter sogleich in die Augen. Da sich der Bienenjäger nämlich ganz auf die Eigenschaften, Kräfte und Fähigkeiten seines Geistes verlassen muß, so legt er gegen die bloße Verzierung seiner äußern Gestalt eine souveräne Verachtung an den Tag. Seine Kopfbedeckung besteht in einem alten, zerschlagenen, zerknüllten, breitrandigen Filzhute, dessen große Krempe seine Augen beschattet; ein blau und weiß gestreiftes grobes Hemd von Baumwollenstoff, das am Halse offen steht und überhaupt nirgends zugeknöpft ist, hängt nachlässig um seine Schultern; einer Jacke oder Weste bedarf er nicht, und seine »Unaussprechlichen« sind entweder von Hirschleder und dann von Schmutz und Honig etwa gleichmäßig beschmiert, oder aber, wenn sie von minder dauerhaften Stoffe, am Rande in zahllose Streifen und Bänder zerfetzt als Beweis von manchem Brombeerengestrüppe und Dorngehege, durch das er sich achtlos der Dornen gezwängt hat, wenn er sein Auge angestrengt, um dem geraden Flug einer Biene zu ihrem Neste zu beobachten.

Das Sehvermögen seines Auges hat er zu einem wunderbaren Grade von Vollkommenheit ausgebildet, denn von seiner Sehkraft hängt hauptsächlich sein Erfolg ab. Nach dem herkömmlichen Brauch der Wälder, der hier Gesetzeskraft hat, ist jeder, welcher immer einen Honigbaum findet und denselben durch eine oder mehre Kerben bezeichnet, die er in seine Rinde einhaut, berechtigt denselben zu jeder künftigen Zeit als sein Eigenthum anzusprechen; daher würde jeder, der gemein genug wäre, einen solchen bezeichneten Baum zu fällen und den Honig herauszunehmen, eben so gut als ein Dieb angesehen werden wie derjenige welcher einem Andern die Taschen ausgeleert hätte; und zu Ehren der Tausende von Hinterwäldlern, die ich kennen gelernt habe, ist mir niemals irgend ein Fall zu Ohren gekommen, wo diese Regel nicht respectirt worden wäre. —

»Wie viel Honigbäume hast Du diesen Sommer angezeichnet?« fragte ich einen alten Neger, welcher emsig an einem abgebrochenen Axtstiele ausbesserte.

„Vierundneunzig, Massa, und nächsten Herbst hoffe ich eine Menge Honig zum Verkauf zu haben,“ war die Antwort.

Diese Bäume waren alle in der Umgebung der Pflanzung bezeichnet worden, und wiewohl vielleicht der Neger selbst niemals wieder im Stande war, sie alle aufzufinden, so würden sie doch, weil angekerbt, niemals von Anderen in Anspruch genommen worden seyn, und wenn ein ganzes Dutzend Bienenjäger an ihnen vorüber gegangen wäre.

Auf meinen Wanderungen bin ich wiederholt auf Honigbäume gestoßen, habe solche aber nur angezeichnet, wenn sie in der der Nähe irgend einer Ansiedlung waren, da ich niemals die Absicht hatte mir die Mühe zu nehmen, einen der größten Bäume des Waldes umzuhauen und als Belohnung für meine Anstrengung nur tüchtig von den Bienen zerstochen zu werden.

In Südafrika gibt es einen Vogel, den sogen. Honigvogel (Indicator Vaillantii), welcher die Hottentotten sicher zu einem Bienenneste führt. Von dem gellenden Geschrei des Vogels geleitet, folgt der Jäger demselben, gibt sich Mühe denselben immer im Gesicht zu behalten, und verfolgt seinen Kurs, wohin derselbe auch immer führen mag. In Amerika gibt es keinen ähnlichen Vogel, und wer Honig finden will, der entdeckt die Bäume entweder zufällig, oder er jagt auf Bienen in der Weise, die ich nachstehend beschreiben will.

Es war ein wunderschöner Herbstmorgen, als ich auszog, um verabredetermaßen Tony Sneed den Bienenjäger auf einer Prairie in der Nähe vom Ufer des San-Bernard-Flusses zu treffen. Tony traf pünktlich zur anberaumten Zeit ein, eine gute Axt mit gekrümmten Stiele in der Hand, einen blechernen Eimer auf der Schulter, begleitet von seinem Sohne, einem hochaufgeschossenen täppischen Jungen von siebzehn oder achtzehn Jahren, der ebenfalls eine Axt und etliche Eimer trug. Wir hatten kaum unsere Begrüßungen ausgetauscht, als Tony rasch den Arm ausstreckte, welchen er durch den Bogen des Eimers gesteckt hatte, und ausrief: „Dort fliegt eine Biene gerade nach jener Waldspitze zu; er war eine eintragende Biene,“ setzte er nachdenklich bei, „denn ihre Schenkel waren so gelb wie die eines californischen Goldwäschers. Ich kann an einem hellen Tage eine Biene auf eine sehr große Entfernung hin sehen; aber sey dem wie ihm wolle, dießmal haben wir eine auf ihrem geraden Flug nach dem Neste ausgemacht.“

Seine Zurichtungen überraschten mich durch ihre wunderbare Einfachheit. Eine alte Blechkapsel, wie man sie in Amerika mit Zündhütchen gefüllt verkauft, war ungefähr zur Hälfte mit Honig gefüllt; diese und eine gewöhnliche blaue Untertasse, ein Weinglas und ein kleines Fläschchen voll Schwefelblüthe bildeten Tony's ganzes Handwerkzeug und Betriebskapital.

Blaue, gelbe, rothe und weiße Herbstblumen schmückten die Prairie, und zwischen denselben schwirrten mehrere Bienen herum. Manchmal waren vier oder fünf auf einer einzigen Pflanze, und wenn Tony's Blick auf sie fiel, machte er wohl die Bemerkung: „diese da sind beinahe immer von Einem Baume; aber ich brauche verschiedene zerstreute Bienen, die ich nach der Linie und nach den Winkeln verfolgen kann.“

Ich bildete mir ein, ich wisse was er unter der Verfolgung nach der Linie verstehe, denn ich wußte, daß die Biene immer schnurgerade nach ihrem Ziele hinfliegt, und mit der Bezeichnung: „im Bienenflug“ will der amerikanische Jäger immer die geradeste und kürzeste Richtung von einem Punkte zum andern bezeichnen. Was aber eine Verfolgung nach dem Winkel bedeute, ging über mein Verständniß, und ich fragte daher Tony, was denn dieß heißen solle. — „Na, wenn Ihr ein Bißchen Geduld habt,“ gab er mir zur Antwort, „so könnt Ihr dieß gerade so gut sehen, als ich es Euch zu erklären vermöchte.“

Da er mich wegen meiner Neugier gewissermassen getadelt hatte, so konnte ich Tony's Verfahren fortan nur schweigend beobachten. Er drehte den blechernen Eimer um, setzte ihn verkehrt auf den Boden und stellte darauf die Untertasse, in welche er einen halben Theelöffel voll Honig goß, worauf er einige Schritte zurücktrat und geduldig wartete.

Der Geruch des Honigs lockte bald erst eine Biene heran, dann eine zweite und dritte, und binnen Kurzem waren fünf Bienen auf dem Honig in der Untertasse beschäftigt. Tony näherte sich vorsichtig, Zoll für Zoll, der Tasse, stülpte dann plötzlich mit einer geschickten Bewegung das Trinkglas über die Bienen und über dieses wieder seinen Hut, weil sie, wie er bemerkte, im Dunkeln fleißiger arbeiteten. Nach etwa drei Minuten nahm Tony seinen alten wettergebräunten Hut wieder hinweg, und untersuchte die erste Biene, welche sich auf seine Untertasse gesetzt hatte, worauf er nach vorgenommener Besichtigung das Insekt für „gefüllt“ erklärte. Hierauf nahm er eine Prise Schwefelblumen zwischen Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand, erhob die Untertasse in seiner Linken und belauerte die Biene, bis sie sich zum Wegfliegen anschickte, und in dem Augenblick wo sie aufflog und den Rand der Tasse gerade verlassen hatte, bestäubte er sie leicht mit dem Schwefel. „Das wird einen Lärm in dem Bienenstock abgeben, wenn diese Biene da heimkehrt,“ sagte Tony; „sie ist gerade nach demselben Orte geflogen, wie die erste die ich bemerkte, ehe ich die Tasse hinsetzte.“ — Einige Minuten später flog eine andre Biene fort, und ward ebenso mit Schwefel bestäubt wie die erste; auch diese flog nach des Bienenjägers Aussage in derselben Richtung davon wie die andere. Eine dritte wurde in derselben Weise behandelt; allein unähnlich der vorigen flog sie nach einem andern Punkte des Waldes, was Tony die Ueberzeugung gab, daß sie zu einem andern Honigbaum gehörte. Der Bienenjäger sprach ganz zuversichtlich aus, daß er die Bienen noch lange, nachdem sie aus unserm Gesichtskreis entrückt waren, sehe; und obschon meine Augen eine lange Lehrlingszeit in der Verfolgung von allem möglichen Wildpret im Wald und auf der Prairie durchgemacht hatten, so half mich doch alle meine Anstrengung nichts, denn ich verlor auf weniger als zweihundert Schritte Entfernung jede Biene aus dem Gesicht, so daß meines Erachtens Tony Sneed nur durch eine sehr lange und unaufhörliche Uebung sein ungemein scharfes Gesicht hatte erlangen können.

Nachdem er ungefähr zweihundert Schritte rechts von un-

serer ersten Stellung weiter gegangen war, richtete der Bienenjäger abermals seine Untertasse mit dem Honig her, fing einige Bienen und wiederholte sein Experiment. Dießmal geschah es, um den Winkel zu bekommen, was, wie ich mir hernach erklären ließ, in folgender Weise geschah: der Ortssinn scheint bei der Biene so stark entwickelt zu seyn, daß sie, wenn sie sich mit Honig beladen hat, alsbald in einer geraden Linie nach Hause aufbricht; eine Eigenthümlichkeit welche, wie schon erwähnt, den amerikanischen Jägern so wohl bekannt ist, daß sie bei einem raschen Aufbruch zu sagen pflegen: wir wollen in einer Bienenlienie nach Hause oder da oder dorthin reiten, wohin sie gerade rasch zu kommen wünschen. Wenn aber ein Bienenjäger die gerade Linie der heimfliegenden Biene aufgefunden, so hat er erst die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt, denn die Heimath der Biene kann zwei- bis dreitausend Schritte tief im Walde liegen; nimmt er aber eine andre Stellung und eine frische Biene und bemerkt sich, wo der Punkt seyn dürfte, an welchem sich die von den beiden Bienen beschriebenen Flug-Linien durchschneiden, so kann er ziemlich genau beurtheilen, wie tief im Walde der Bienenstock ist, da beide Bienen, wenn sie zu demselben Honigbaum gehören, von ihren entgegengesetzten Ausgangspunkten aus nach dem kleinen Loche convergiren werden, durch welches sie ihre Behausung in dem großen Aste irgend eines Waldbaums betreten. Langjährige Uebung setzt den Bienenjäger in den Stand, dieß in der Hälfte der Zeit zu ermitteln, welche ich zu meiner umständlichen Erklärung nöthig hatte. Der Jäger rafft daher seine verschiedenen Geräthe auf, und macht sich auf den Weg, die Biene zu verfolgen und ihr Nest aufzusuchen. Als wir in der Nähe des Honigbaums angekommen waren, zeigte es sich deutlich, zu welchem Behuf er die Bienen mit Schwefel bestreut hatte: die bestäubten Bienen hatten durch den unangenehmen Geruch, welchen sie mitbrachten, alle die anderen Insassen des kleinen Insektenstaats in Aufregung versetzt, und das summende schwirrende Getöse der Bienenkolonie führte nun Tony auf die Spur seiner Beute.

Der Baum an dessen Fuße wir angekommen, war einer der schönsten im Walde. Mindestens zwei Jahrhunderte hindurch hatte er seine riesigen Glieder gen Himmel gestreckt, und sein dichtes Laub schon im Winde gesäuselt, lange ehe der Großvater seines Zerstörers geboren worden war. Trotzdem aber ward „die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt,“ und während Tony Sneed's Axthiebe auf der einen Seite hageldicht fielen, erschollen an der andern diejenigen seines Sohnes rasch und scharf. Die Bienen schienen nicht eher gewahr zu werden, daß ihrer Behausung eine Gefahr drohte, als bis der Baum zu schwanken begann; kaum aber schienen sie die Natur dieses Angriffs zu verstehen, so schwärmten sie aus, um über ihre Angreifer herzufallen, und obschon sie manchen Stich austheilten, blieben Tony und sein Sohn doch die Sieger. Sie legten rasch die Aexte beiseite, sammelten einiges Gestrüpp, Buschwerk und Moos, thürmten es in zwei, drei Haufen auf und steckten es in Brand, und bald trieb der beizende Rauch die Bienen in die Flucht, während Tony und sein Sohn wieder an ihre Arbeit gingen und bald den Riesen des Waldes an den Boden niederstreckten. Ich für meinen Theil hatte mich, als die Bienen ihren Angriff begannen, in eine achtungsvolle Entfernung zurückgezogen, und war eben noch nahe genug, um das ganze Verfahren zu beobachten. Sobald der Baum gefällt war, bauten Sneed und sein Sohn ein „Rauchfeuer“ auf etwa vier oder fünf Schritte Entfernung ganz rund um den Ast herum, welcher den Honig enthielt, und nachdem dieß geschehen war, zündete sich Tony ganz philosophisch seine Pfeife an und kam zu mir. „Ich mag die armen Kreaturen nicht umbringen, obschon ich ihren Honig holen will,“ sagte er; „der Rauch wird sie vertreiben und sie werden dann bald wieder ein anderes Loch finden. Diejenigen welche nicht heraus fliegen, werden nur für eine Weile betäubt, und werden dann wieder ganz frisch herauskommen, wenn wir etwa eine Stunde lang fort sind.“

Als die Bienen vollständig vertrieben waren, nahmen wir einige kleine harte Stücke Zwieback, sogen. Crackers, aus unseren Taschen, tauchten sie in den Jungfernhonig und verzehrten sie mit gutem Appetite zum zweiten Frühstück. Hierauf füllten Sneed und sein Sohn ihre Eimer und wir machten uns auf den Heimweg, nachdem ich zum ersten Mal eine regelrechte wissenschaftliche Bienenjagd mit angesehen hatte.

Wie vollständig die Sinne bei diesen Hinterwäldlern vervollkommnet und ausgebildet sind, dafür mag auch nachstehendes Citat aus dem Briefe eines mir befreundeten Reisenden zeugen, welcher sagt: „Der Jäger im Urwalde wird durch die Umstände genöthigt, seinen Gesichtssinn beinahe zu demselben Grad von Vollkommenheit auszubilden, welcher den Tastsinn der Blinden charakterisirt; und die Uebung und Erfahrung macht ihn am Ende so scharf, daß die leiseste Berührung eines vorübergehenden Gegenstandes auf dem Laube, den Bäumen oder dem Boden für ihn einen tiefen und sichtbaren Eindruck zurückläßt, obschon derselbe für ein gewöhnliches Auge so unsichtbar ist wie der Pfad des Vogels in der Luft. Diese Kenntniß leitet den Menschen auf der Jagd und dem Kriegspfade; diese Kenntniß macht ihn, wenn er es darin zur Vollkommenheit gebracht hat, zum Meister und Anführer unter den rauhen Bewohnern der Wälder, und derjenige Mann ist der größte Häuptling, welcher die kälteste Fährte auszumachen und zu verfolgen und keine Spur seiner eigenen Schritte hinter sich zu lassen im Stande ist.“

Clemens C. Münch.

Charlotte Bronte.

Ein Lebensbild.

In einem kleinen, wilden Dörfchen, im Westen von Yorkshire, saß vor ungefähr dreißig Jahren ein kleines Mädchen und schrieb eine Novelle mit solch winziger Schrift, daß ein Facsimile jener Seiten, welches jetzt vor uns liegt, durch die außerordentliche Kleinheit der Buchstaben unleserlich genug erscheint, um uns zu dem Gebrauche eines Vergrößerungsglases zu veranlassen.

Natürlich ist nicht viel an dieser kindischen Arbeit, es ist die einfache Erzählung dessen, was in dem Hause vorgeht — in dem düstern, alten Hause, das an drei Seiten von einem Kirchhofe umgeben war, hinter welchem sich eine öde, traurige Haide erstreckte, worauf die Sonne selten genug schien und den Schnee erst spät im Frühjahre schmolz. Selbst die Dorfbewohner, obwohl gutmüthig, waren rauhe Leute und blickten auf das winzige Mädchen (das mehr konnte und mehr wußte, als das Beste unter ihnen) mit einer Art Mitleid herab.

Sie war jedoch die Tochter des Pfarrers und so erwiesen sie ihr doch einige Achtung.

Nie kam ein Kind in's Haus um mit diesem Mädchen, ihren Schwestern oder ihrem Bruder zu spielen; ein Tag verging wie der andere und die einzige Erholung in dem alten Hause bestand darin, auf jedes nur denkbare Ding mit winzigen Buchstaben zu kritzeln: gewiß ein langes, düsteres, einförmiges Leben!

Einmal kam aber doch eine Abwechslung. Der Pfarrer (ihr Vater) ließ das kleine Mädchen samt ihren Geschwistern in sein Studierzimmer rufen, und als sie dem Befehle entsprechen, fanden sie ihn in einem Lehnstuhle sitzen, aber sie konnten sein Gesicht nicht sehen, weil er eine Maske vorgebunden hatte. Hinter derselben stellte der Vater nun Fragen an die Kinder, welche wohl wenige Männer hätten beantworten können, und die armen Geschöpfe standen in sonderbaren Stellungen umher, ihre kleinen Gesichtchen guckten nach der unbeweglichen Maske und sie versuchten die Fragen nach bestem Wissen, entweder kindisch oder in trostlos altkluger Weise, zu beantworten.

Die Kinder waren stets höchst einfach, selbst ärmlich gekleidet, denn ihr Vater war ein Puritaner und wollte nichts mit Seide, feiner Leinwand oder zierlichen Schuhen zu thun haben. Oft wenn er zornig war, feuerte er wild seine Pistolen von den Fenstern des Hauses ab, — dann fuhren die Vögel auf der Haide erschreckt auf, stiegen schreiend in die Luft, drehten sich — und fielen wieder auf die Erde zurück. —

Es war ein trauriges Haus! Kein Laut, — kein Vergnügen! Das Läuten des Todtenglöckleins oder ein Leichenzug weckte hie und da den alten Platz aus seinem Schlummer, dann schauten die kleinen Gesichtchen aus den Fenstern hervor: aber wenn die Erde wieder hineingeschaufelt und das tragische Ereigniß vorüber war, befanden sich die armen, mutterlosen Kinder wieder allein im Hause, mit einziger Ausnahme der guten, alten Magd, welche jedoch trotz aller Güte oft sehr rauh war und viel zu viel Arbeit hatte, um sich um die Kinder zu kümmern.

Ein trübseliges, trauriges Leben; und so ging's fort Jahr für Jahr, bis die kleinen Kinder groß geworden und insbesondere das hauptsächlich erwähnte „kleine Mädchen" jene Höhe erreicht hatte, die ihr vom Anfange an bestimmt war — und gewiß, — das wollte nicht viel heißen. Wenn Du hinter ihr standest, so konntest Du sie für ein Kind halten, sie hatte auch ganz das schüchtern-zutrauliche Wesen der Kinder. Du konntest leichthin mit ihr plaudern und sie im nächsten Moment vergessen. Wenn Du Dir aber die Mühe geben wolltest, ernst mit ihr zu sprechen, forschend ihr in's Auge blicken, so mußte sie Dich interessiren, nein, unwillkürlich anziehen; allein es ist Niemand da, um die kleine Dame ernsthaft anzublicken, Niemand, um mit ihr zu sprechen. So lebte sie ein trübseliges und doch beziehungsweise glückliches Leben, denn sie erfüllte die Pflichten des Standes, in den es Gott gefallen hatte, sie zu stellen, und so vergingen Tage um Tage — immer gleichförmig, immer trübselig.

Gut, wer war denn diese kleine Dame? In Wahrheit die größte der lebenden Engländerinnen. Ein Weib mit dem reinsten Geiste, zartesten Herzen, klarsten Verstande und praktischsten Benehmen, ein Weib, dessen Name selbst in der Weltgeschichte hervorragt, dessen Beispiel bereits von Tausenden nachgeahmt wird, ein Weib, das wahrscheinlich dazu berufen ist, durch ihre Werke ihren englischen Schwestern mehr Gutes zu thun, als je eine Andere gethan hat; das die englischen Damen ernst, liebevoll, geduldig und sanft machen wird, sie lehrt alle Eitelkeiten weg zu werfen, ihrem wahren Beruf zu leben und so durch Liebe die verehrten, wenn auch scheinbar passiven Lenkerinnen der Männer zu werden.

Dieses Weib, Charlotte Bronte, welches, zu einer Zeit, wo die Welt ihren vollen Werth noch nicht zu würdigen verstand, in ihrer Blüthe starb, ist die größte Frau, welche je unter uns lebte, denn unter Frau versteht man Weiblichkeit.

Als Charlotte Bronte heranwuchs, mußte sie manch trübe Nachricht erfahren. Daß erbliche Lungenschwindsucht in ihrer und ihrer Geschwister Brust keime, daß ihre Zukunft bei des Vaters Tode völlig ungesichert sey; denn er war arm, als er die Stelle in Yorkshire erhielt und diese selbst bot kein reichliches Einkommen; sie konnten davon leben — das war Alles.

O welch' trauriges Erwachen in der ernsten starren Wirklichkeit mußte es gewesen seyn, als Charlotte Bronte zuerst erfuhr, daß mit ihres Vaters Leben auch ihre und ihrer Geschwister Subsistenzmittel aufhörten.

Nun galt es, sich selbst eine Zukunft zu schaffen, und wir wissen, daß das muthige Mädchen beschloß, eine Schriftstellerin zu werden.

So saßen sie denn, die armen Schwestern, und schrieben einen Band Gedichte. Und in diesen Arbeiten sprachen sich die traurigen, unkindlichen, männlichen Erfahrungen ihres Lebens so deutlich aus, daß die Kritik, als sie zuerst das Buch unter die Hand bekam, aussprach, es sey von Männern geschrieben worden.

Das Buch war auf Kosten der Fräulein Bronte herausgekommen, es ging nicht — Gedichte gehen nie. Die Verleger wollen sie nicht verlegen, das Publikum will sie nicht kaufen, und die Kritiker lesen sie nur aus Pflichtgefühl: die Wahrheit zu sagen sind auch unter tausend Gedichten neunhundertneunundneunzig kaum des Lesens werth.

Da beschloß Charlotte eine Lehrerin zu werden. Sie wählte diesen Beruf, den schrecklichsten und undankbarsten den eine Frau wählen kann — und begab sich nach Brüssel mit dem Entschlusse dort Zöglinge zu suchen. Aber all ihre Mühe war

fruchtlos und sie kehrte endlich wieder in die Heimath zurück und wollte mit ihren Schwestern ein Institut gründen. Ach, ihr Vater hatte nie Freunde gesucht, sie hatten fast keine Bekannten und wer würde auch seine Kinder in ein Institut geschickt haben, dessen Mauern von einem Kirchhof umgeben waren? Auch diese Idee wurde verzweifelnd aufgegeben und jetzt wollte Charlottens unermüdlicher Geist versuchen eine Novelle zu schreiben. Ihre Schwestern beschlossen das Gleiche und sie begannen ihr Werk.

Die Arbeiten der Schwestern wurden endlich nach langer Mühe angenommen, aber Charlottens Manuscript wanderte von Verleger zu Verleger, von Straße zu Straße, von Gäßchen zu Gäßchen und konnte nirgends einen Willkomm finden. Dennoch war es bestimmt der armen Schriftstellerin Muth und Hoffnung zu geben.

Es befinden sich in London Verleger, Firma Mr. Smith und Elder, deren unermüdliches Wohlwollen und gebildetes Benehmen sich schon manchen Dank erwarben, und diese Herren, obwohl sie Charlottens Arbeit zurücksandten, begleiteten ihre Weigerung doch mit einem so belobenden, anerkennenden und ermunternden Schreiben, daß Charlotte mit frischem Muthe sich an eine zweite Arbeit machte. Das Manuscript war bald vollendet, die Herren Smith und Elder nahmen es an und nach wenigen Tagen erhielt Charlotte die Versicherung, es werde sogleich unter die Presse kommen.

Man denke sich die Freude, welche dieses kleine, geduldige Antlitz verklärte; sie konnte also schreiben, so gut wie ihre Schwestern, so gut wie sie ihr Brod damit verdienen: — denn junge, unerfahrene Schriftsteller halten eine Feder stets für eine Goldgrube. Bald war das Werk gedruckt, noch bevor die Arbeiten ihrer Schwestern die Presse verlassen hatten.

Jetzt kam das Fieber der Erwartung. Was wird die Kritik, was wird die Welt dazu sagen?

Die Kritik sprach zuerst, aber ihre Stimme war schwach. Sie lobte die Arbeit, aber sie verkündete nicht die mächtige Wahrheit, — daß es das größte Werk sey, das je von einer Engländerin geschrieben wurde. Selbst das Athenäum, — dieses grobe Geschütz der Kritik — gab dem Buche nur ein Drittel einer Spalte voll schwachen Lobes, und so war es der ernsten, lesenden, denkenden Welt selbst überlassen dessen Verdienste herauszufinden und der Kritik zu zeigen, wie blind sie gewesen. Sie war gerettet. Jetzt wußte Charlotte Bronte, daß sie von nun an nicht mehr brodlos sein werde, daß sie den Sieg errungen.

Nun kam viel Jammer über sie, und man möge wissen, daß sie nie zagte, und das alte einsame demüthige Leben, dessen Mittelpunkt sie war, so still und edel fortlebte, als ob sie gänzlich unbekannt und nichts als die Tochter eines armen Geistlichen aus Yorkshire sey.

Das große Uebel, das auf der ganzen Familie lastete, begann seine Früchte des Todes zu reifen. Erst fiel eine Schwester zum Opfer, dann die andere und endlich der Bruder; und nun war sie — Charlotte — allein übrig von des alten Mannes Kindern, um dessen müde Schritte vom Hause in die Kirche zu leiten. Inzwischen nahm ihr Ruf immer zu — stieg höher und höher — bis die Welt überzeugt war, auf welcher Stufe Charlotte Bronte stand; und doch lebte sie still und zurückgezogen fort. Ihr Platz war der höchste unter den lebenden Frauen. Aber ihr Werk auf Erden war beinahe vollendet. Das Erbübel ergriff sie und führte sie zum Tode. Sterbend noch flehte sie um ein wenig Leben, ein Leben, das ihr jetzt so theuer geworden, denn es war verklärt von der Liebe Tausender und vor Allem von der eines guten Gatten. Aber der Tod ist unerbittlich und seinem gebieterischen: „Ich will“ widersteht keine Gegenrede.

Und was ist die Moral des Lebens der Fräulein Bronte? Ist es nicht, daß wir unter allen Lebenslagen glücklich seyn können? daß das Glück in uns liegt? daß eine freudig und wohl erfüllte Pflicht fast immer die Folge hat, daß auch Andere ihre Pflichten gegen uns erfüllen? Zeigt ihr Leben nicht, wie Beharrlichkeit endlich siegt? wie jeder Rückfall nur ein frischer Antrieb vorwärts zu kommen seyn soll?

Das Leben der Todten ist ein gutes Leben. Es ist ein Versprechen, eine Hoffnung für Jeden, für Männer und Frauen aller Stände, aller Länder. Es lehrt Liebe, Weisheit, Muth und Hoffnung. Hoffe denn auch Du, auf daß Du daraus Nutzen ziehest.

Gemeinnütziges.

Ueber Korkstöpsel äußert sich der berühmte Chemiker Professor Mulder in Utrecht, folgendermaßen: „Es erscheint in der That seltsam, daß in unserer Zeit, wo so viele andere Mittel angewandt werden können, man sich noch immer der Korkstöpsel zum Verschluß der Flaschen bedient. Der feuchte Kork, dessen eine Seite mit der Luft in Berührung steht, erlaubt ebenso sehr wie das Holz des Weinfasses die Entwickelung von Schimmelpilzen. Der Geschmack und Geruch des Weines ist unter solchen Umständen ganz identisch mit demjenigen mancher anderen schimmelnden Substanzen, und ist das was wir kohnig, muffig, dumpfig nennen. Der Schimmel des Korks ist natürlich verschieden von demjenigen des Weins, und der Geschmack ist daher auch nicht genau derselbe. Der Geschmack dagegen kann deutlich beinahe in jedem Keller oder Magazin wahrgenommen werden. Der Schimmel wächst von außen nach innen, und theilt, sobald er die innere Seite des Fasses oder Korks erreicht, dem Weine einen Geschmack mit. Aus diesem Grunde müssen alte Weinfässer von Zeit zu Zeit auch von außen und von innen gereinigt, und auf lange verkorkte Flaschen neue Stöpsel gesetzt werden, selbst wenn die alten noch unversehrt sind. Wenn die innere Seite des Korks mit Harz oder Siegelwachs bedeckt ist, so wird der Zutritt der Luft hiedurch abgeschnitten und die Schimmelbildung erschwert, wenn auch nicht ganz verhindert. Weine welche lange auf Flaschen abgezogen gelegen haben, nehmen von diesem Schimmeln der Stöpsel bisweilen einen dumpfigen Geschmack an, welcher ihr Bouquet größtentheils zerstört und ihre schönsten Eigenschaften aufhebt. —

Mannigfaltiges.

König Christian IX. von Dänemark, der „Protokollprinz," wird von Gallenga, dem bekannten Spezial-Correspondenten der großen Londoner Journale, dem in Dänemark alles in einem solch rosigen Lichte erschien, folgendermaßen geschildert: „Ich bin überzeugt, diejenigen seiner Unterthanen, welche in den Bereich seiner bezaubernden Nähe kommen, werden sich nicht leicht unter die Opposition verlieren, welche die fanatischen Dänen gegen diesen deutschen Prinzen erheben. Er hat ein gewinnendes Lächeln, ein liebreiches leutseliges Angesicht, dem es keineswegs an Schlauheit und Verstand fehlt. Er ist nicht viel über mittlerer Größe, aber von ziemlich schlanker und wahrhaft eleganter Gestalt, und hat die Haltung und das Gebahren eines Privatmannes; wenigstens vermochte ich an ihm nicht viel von der Grandezza und Stattlichkeit zu entdecken, welches die große Menge so gern mit dem äußern Aussehen des Königthums verbindet. Er trug die Uniform eines Generals — einen langen Ueberrock mit Achselklappen und eine Interimsmütze, die gewöhnliche Tracht der Offiziere im Felde, einfach aber gewissenhaft reinlich und zweckmäßig, und durch den akkuratesten Schnitt und vortrefflisches Passen ausgezeichnet. Die Züge des Königs sind gut, gefällig, edel und regelmäßig; der Schnitt eher scharf und hager, der Teint hell und frisch; die Augen sind, soweit ich es aus einer kleinen Entfernung beurtheilen konnte (welche jedoch für eine kurzsichtige Person wie ich eine große ist) sind hellblau, die Haare kastanienbraun, der Schnurrbart und der sehr dichte buschige Backenbart dunkelbraun. Der König soll 46 Jahre alt seyn; dem Aussehen nach hätte ich ihn aber um zehn Jahre jünger gehalten.

Eine zahme Fledermaus ist ein sehr seltenes Ding und ein höchst eigenthümlicher Liebling aus der Klasse der Vierfüßler, und es dürfte deßhalb manchen Leser dieser Blätter interessiren, von einem solchen Thiere etwas näheres zu erfahren. Wir geben daher die wortgetreue Schilderung aus der Feder der Person, welche dieses Thierchen voriges Jahr in Schottland zwei Monate lang verpflegt hat: „An einem sonnigen Nachmittag im Juni rückte ich zufällig im Salon des Schlosses einen alten Lehnstuhl, da fiel mein Auge auf einen kleinen dunklen Gegenstand auf dem Ueberzuge hinter demselben. Als ich mich bückte, fand ich daß es eine junge Fledermaus war; und wie ich das kleine Geschöpf in meine Hand nahm, fand ich, daß sein Bein zwischen den Stuhl und die Wand gedrückt und es dadurch zum Gefangenen gemacht worden war. Im Gedräng des Augenblicks machte ich ihm nun mit etwas Wolle ein Lager in einem kleinen hölzernen Visitenkarten-Körbchen und dann gingen zwei kleine Mädchen und ich auf die Fliegenjagd. Wir fingen etwa vierzig und nun begann der Prozeß der Fütterung. Ich bot der Fledermaus eine Fliege, die sie mit einem lauten scharfen Schnappen erfaßte und dann mit dem Kopfe nach vornen verschlang; so fertigte sie auch die andern ab, wobei sie jedesmal die Fliegen am Kopfe erfaßte und so verschluckte, auch mich zur Abwechslung einige Male in die Finger biß. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß von da an Schaben, Motten und Fliegen in unserem Hause gesuchte Artikel waren, denen alle Hausgenossen von der Herrin bis auf die Magd höchst emsig nachstellten. Wir füllten die Vorrathskammer (eine Blechdose) vom Morgen an und hielten sie für die Abendmahlzeit des Thierchens parat, weil es um acht Uhr etwa immer munter war und wartete, daß man es aus seinem Körbchen nehme und füttere. Nach etwa 14 Tagen wagte ich die Fledermabei Tagens auf dem Tische laufen zu lassen. Als ich sie zuerst darauf setzte, begann sie sogleich herum zu laufen und schleifte das verletzte Bein gerade ausgestreckt hinter sich her. Oft verwickelte sie sich in dem Tischteppich, hielt dann an, nahm das Bein in's Maul, machte die feinen Krallen von dem Tuche los, leckte das kranke Bein einige Male und setzte hierauf ihren Weg fort, wobei sie jedes Buch und jeden herumliegenden Gegenstand aufmerksam untersuchte. Da ihr Bein nicht mehr zum Gebrauch fähig war, verfing es sich eines Tags wieder in dem haarigen wollenen Tischteppich und konnte nicht mehr losgebracht werden. Nach einigen vergeblichen Versuchen sich zu befreien, hockte sich die Fledermaus gegen ein dickes Buch, hielt das widerspenstige Glied in die Höhe und biß es hartnäckig ab, — die Arbeit von ungefähr fünf Minuten. Im nächsten Augenblick aber lief sie, anscheinend ganz vergnügt, in einem erstaunlich raschen Schritte umher und schien ganz gut zu fühlen, daß sie ohne dieses Hinderniß weit besser vom Flecke konnte. Sie flog auch im Zimmer umher, setzte sich aber in dem Augenblicke, wo ich sie rief, auf meine Hand oder auf einen Theil meiner Kleidung. Um meinen Freunden zu zeigen, daß mich das Thierchen wirklich kannte, brauchte ich nur von einer Seite des Tisches auf die andre zu treten und ihm zu rufen, worauf es dann oft quer über den Tisch zu mir kam, seinen Kopf seitwärts drehte und auf seine Belohnung, eine Fliege, wartete. Ja einmal als ich nach dem Fenster zu trat ohne ihm eine Fliege zu geben, flog die Fledermaus mir nach, setzte sich auf meinen Kopf und stieß einige quiekende zornige Töne aus, wodurch sie mir unzweifelhaft bewies, daß sie einen ziemlichen Grad von Verstand hatte und die alte Ausdrucksweise: „so blind wie eine Fledermaus," Lügen strafte, denn es war Morgens eilf Uhr und sie kam zu mir und keiner andern der im Zimmer anwesenden Personen. Ob die Gefangenschaft die Natur des Thieres änderte, weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß es den hellen Sonnenschein liebte, denn viele Dutzend Male habe ich es mit angesehen, wenn die Fledermaus ganz in die Wolle ihres Nestchens vergraben war, daß man dieses nur in die Sonne zu stellen brauchte, um sie herauszulocken, daß sie oben auf der Wolle sich niederlegte und mit ausgebreiteten Flügeln hier so lange druselnd liegen blieb, als die Sonne sie beschien. Ich entdeckte auch, daß das Thier vollständig seinen eigenen Willen hatte; denn als eine Dame eines Tags zu sehen wünschte, wie es sich füttern lasse, setzte ich meine Fledermaus auf den Tisch in der Meinung, mein Gast könne sie in dieser Lage besser beobachten, als wenn ich sie wie gewöhnlich in meiner Hand behielte; allein ich fand zu meiner Verwunderung, daß das Thier trotz alles Lockens und Schmeichelns nicht fressen wollte. Endlich nahm ich sie auf, um sie wieder in's Bett zu legen, und nun richtete sich das Thier auf, sah sich ganz lebhaft und begierig nach Futter um und verzehrte mit größtem Appetit zwölf Schmeißmücken, einige Motten und langfüßige Spinnen und mehrere Stubenfliegen. Zum Trinken reichte ich ihr einen Tropfen Wasser auf der Schwanzfeder eines Feldhuhns, welchen sie dann fünf bis sechsmal ableckte; hatte die Fledermaus genug, so stieß sie die Feder mit der Nase zurück oder wandte sich sonst ab. Da ich fürchtete, ich würde in London nicht im Stande seyn, meinen Liebling genügend zu füttern und zu verpflegen, so gab ich ihm die Freiheit, aber eine halbe Stunde verging, ehe sie fliegen wollte, und selbst dann flatterte sie noch um das Fenster herum, bis die herniedersinkende Dämmerung ihr die Nothwendigkeit auferlegte, weiter zu fliegen."

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Eine reiche Erbin.

Novellette von Georg v. Seyfried.

1.

Mein lieber Leser, hast Du schon einmal ein Busenfreund gehabt? Hierunter verstehe ich nicht blos einen Menschen, welchem Du jenen wohlfeilen Artikel schenkst, den Du „Dein Vertrauen nennst, sondern einen wirklichen Freund, welchem die Hälfte (und zwar die größere Hälfte) von Deinem letzten Brodlaib gehört, der den Schlüssel zu Deinem Keller hat, selbst wenn nur noch neun Flaschen von dem letzten Dutzend darunten liegen, und der mit Einem Worte sogar in Deine Börse greifen und Deinen letzten Thaler herausnehmen und zum größten Theil für sich verausgaben darf. Wenn Du solch einen Freund gehabt hast, dann war er wirklich Dein Busenfreund.

Zwei solche Freunde waren die beiden Secondelieutenants Karl von Schwarzbach und Arthur von Löbell im 42. Regiment. Sie waren miteinander in der Schule und im Kadettenhaus gewesen, hatten in den Kinderjahren ihre Schüsser und Weihnachts-Pfefferkuchen, in späteren Karzer und Noten und Censuren miteinander getheilt, und theilten nun miteinander jenes glänzende Nichts, jene vergoldete taube Nuß, welche man das Leben eines Subaltern-Offizieres in Friedenszeiten nennt. Beide waren ein paar, frische schmucke Jungen, nur hatte Karl schon einen schönen Backenbart und Arthur nur ein dünnes Schnurbärtchen, und wenn sie sich auch beide gleichermaßen eines gesunden Appetits, eines großen Ueberflusses an Zeit und an Geldmangel erfreuten, so unterschieden sie sich doch darin, daß Karl mehr einen nüchternen und praktischen Sinn besaß, welcher sich namentlich in der Ausbeutung seines romantischen Freundes und in verschiedenen Liebeleien mit etwas gealterten Töchtern gastlicher Häuser bewährte, während der sanguinische Arthur ein großer Träumer war, noch höchst poetische Stimmungen besaß und noch für Redwitz's Amaranth und deutsche Lyriker schwärmen konnte; daß Karl seine Abende im Kaffeehaus und der Weinstube zubrachte, während Arthur im Mondschein am Rhein spazieren ging, oder auf seinem Klavier phantasirte und Cither spielte und von einer glänzenden Zukunft träumte; daß Karl verschiedenen Schauspielerinnen nachlief und Landsknecht spielte, während Arthur noch immer vergebens auf die Eine harrte, die seiner Jugend Traum belebte, daß er in seinen Mußestunden Stramin nähte und Albumblätter zeichnete; und daß er auf diese Weise immer noch einige Thaler in der Börse hatte, wenn Karl längst ganz abgebrannt war. In Einem Stücke aber glichen sich beide vollständig: sie konnten mit ihrer Lieutenantsgage nicht leben, hatten einen ungeheuern Drang nach der Möglichkeit, sich Rittergüter kaufen zu können, und besaßen vorerst ein sehr erkleckliches Sümmchen Schulden, dessen Deckung auf die künftige, allerdings in nebelgrauer Ferne liegende Stabsoffiziers-Gage verschoben ward. Beider Väter waren Beamte, der eine im Justiz-, der andere im Forstfache, und beider Väter hatten geglaubt, sich ihrer Jungen am anständigsten durch die militärische Laufbahn entledigen zu können, da ihnen noch genug zu sorgen blieb für einen Haufen unglücklicher Mädchen, die nicht einmal von stiftsfähigem Adel waren. Karl und Arthur wohnten zusammen in der Kaserne Thür an Thür, und hatten auch darin einige Wahlverwandtschaft, daß selten ein christlicher oder jüdischer Nothhelfer den Einen besuchte, ohne zugleich dem Andern ebenfalls seine Aufwartung zu machen; und auf den Wechseln, welche die beiden auf ihre bessere Zukunft zogen, standen immer regelmäßig beide neben einander, nur daß sie der Reihe nach die Plätze wechselten, denn auf dem einen war Karl der Indossent und Arthur der Bezogene, und auf dem andern trassirte Arthur wieder auf Karl, und der einzige Unterschied zwischen diesen Wechseln war der, daß je der zweite immer größer war als der vorangegangene ungerade, und daß die Ordre, an welche sie ihre Forderungen abgaben, jedesmal eine andre war.

An einem trüben regnerischen Herbstmorgen — die Herbstmanöver waren gerade vorüber, ein Theil der Mannschaft entlassen, und die Muße der winterlichen Schulzeit lachte den beiden Lieutenants entgegen — sehen wir Karl und Arthur im Zimmer des letzteren, in einer ungewöhnlich ernsten Stimmung. Hirsch Salomons war eben dagewesen und hatte bei dem Haupt seines Vaters und „auf seiner Ehre“ betheuert, daß er dießmal nicht prolongiren könne, und daß die fünfhundert Thaler zum Ultimo bezahlt werden müßten. Und vorgestern hatte der General bei der Parade anzeigen lassen, daß jeder Offizier des Armeecorps, von dem noch ein Wechsel protestirt werden würde, unbedingt seine Entlassung nehmen müsse. Karl und Arthur hatten so eben an den Fingern und Knöpfen abgezählt, wie viel noch Wechsel auf sie liefen, und waren zu dem fürchterlichen Resultat gekommen, daß außer den „Pümpen“ bei Schuster und Schneider, bei Lieferanten und Restaurant, im Kaffeehaus und in der Weinstube, welche jeden von beiden individuell betrafen, über beiden das Damokles-Schwert in Gestalt gemeinsam verhaftender siebentausend Thaler standen.

Siebentausend Thaler für zwei Lieutenants! Karl stand vor dem Spiegel, kämmte seinen Bart und zupfte seinen Interimsrock zurecht um zu sehen, wie er passe, als ob er sich damit die unangenehmen Aussichten verdrängen wollte, welche vor seinem Geiste standen. Arthur dagegen lag in seinem Lehnstuhle, rauchte eine Havannah-Cigarre — die letzte die der Kaufmann auf der Hochstraße dem Burschen hatte auf Credit mitgeben wollen, — und starrte bedenklich in deren blaue Wölkchen und in die grauen bleischweren Wolken draußen. Der würzige Duft der Cigarre labte ihn förmlich, und gaukelte ihm lieblichere Bilder im Geiste vor, als die Wirklichkeit sie bot.

„Arthur,“ hub Karl endlich an, als er seine Selbstbetrachtung zu Ende gebracht hatte, — „Arthur, irgend etwas muß geschehen — irgend eine rettende That! dieses künstliche Schuldengebäude kann mit Erfolg nicht länger balancirt werden. Wir müssen uns auf etwas Gescheidtes besinnen.“

„Ganz gewiß, Karl; es muß geholfen werden; aber wie?“

„Laß uns erst frühstücken, Arthur! der nüchterne Magen

macht Einen allzu phantastisch. Ich habe Hunger! Was sagst Du zu einem Gabelfrühstück?«

»Hm, ich bin gar nicht abgeneigt! Du stehst dem Klingelzuge zunächst; schelle dem Burschen. Aber was werden wir nehmen? Eine Flasche Grünhäuser, eine Hammelskotelette mit Mixed-Pickles?«

Karl schüttelte geringschätzig den Kopf. »Unsinn!« sagte er; »wer wird sich auf diese Weise erniedrigen! da wir ja doch nichts bezahlen können, warum sollten wir uns nicht das Beste geben lassen, was zu haben ist?«

»Sehr richtig bemerkt, Karl! schreib' Du den Speisezettel!«

»Wohlan denn: zwei Flaschen Scharzhofberger, zwei Portionen Feldhuhn mit Rothkraut, vier Dutzend Austern und zwei Portionen geräucherten Lachs mit Butter und Pickles, — bist Du's zufrieden, Junge? Wer weiß wie lange die Herrlichkeit noch währt. — Höre, Bursche,« wandte er sich dann mit nachlässig schnarrendem Tone zu dem eintretenden Fourierschützen; »weißt Du Welter im Perlenpfuhl zu finden?«

»Sehr wohl, Herr Lieutenant!«

„Na, dann geh' und hole die Sachen da, aber spute Dich! Du wirst sagen, der Kerl der Restaurant solle Dir eine Rechnung mitgeben für die Lieutenants von Schwarzbach und von Löbell vom 42., verstanden?«.

„Sehr wohl, Herr Lieutenant."

„Karl," sagte Arthur, — „wie wär's wenn wir von irgend einem Hebräer tausend Thaler pumpten, nach Homburg gingen und am Farotisch ein Bischen zu Kräften zu kommen suchten?"

„Falsch spekulirt, Freundchen! das Mittel hat schon allzu oft fehlgeschlagen. Wir spielen mit Leidenschaft, die Bank mit Gemüthsruhe; ergo sind wir immer im Nachtheil. Nein, das geht nicht; wir müssen die Sache von einem geschäftsmäßigern Standpunkt aus in's Auge fassen. Wenn uns gründlich geholfen werden soll, so kann es nur auf zweierlei Weise geschehen: entweder durch eine reiche Heirath oder durch eine schöne Erbschaft, ein drittes gibt es nicht, denn die Lotterieen und Hazardspiele trügen, und unsere Alten ziehen selbst den Teufel am Schwanze; also...."

„Wollen wir etwa 'auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege' Frauen durch die Zeitung suchen, wie?" fiel ihm Arthur in die Rede, und sprang erschrocken auf, denn dieses Mittel ging ihm entschieden gegen den Mann.

„Mit nichten," versetzte Karl kopfschüttelnd, „auch dieses Mittel ist zu sehr verbraucht und bietet zu wenig Chancen. Es mag für 'einen jungen Geschäftsmann, dem es Bekanntschaften und Zeit fehlt,' passen, aber nicht für Lieutenants, deren Urgroßväter vielleicht einmal ein Rittergut besessen hatten, wie wenigstens in unserer Familie eine dunkle Sage geht. Doch gleichviel, besser unsere Ahnen haben ein Rittergut gehabt und verloren, als wenn sie es nie besessen hätten!«

„Aber wen sollen wir denn heirathen, Karl?"

„Jenun, ich denke, ein Frauenzimmer, das wo möglich eine reiche Erbin ist," versetzte Schwarzbach trocken.

„Aber wo wachsen diese?" meinte Arthur kleinlaut; „wer kann einen Schatz heben, bevor er weiß, wo er versteckt liegt, und ohne daß er eine Puppe hat, die er dem Drachen, welcher den Schatz hütet, in den Rachen wirft? — Und überdem, Bruderherz, hab' ich ein gewisses Vorurtheil gegen Erbinnen," setzte er noch verzagter hinzu; „sie sollen in der Regel entsetzlich häßlich seyn."

„Lächerliche Ansicht, Arthur! ein hübsches Vermögen ist eine Zauberlampe, die alles in rosigem Lichte erscheinen läßt. Ueberdem mache ich Dir einen Vorschlag, Arthur! zeige mir den Ort wo der Schatz liegt, und ich bändige Dir den Drachen, daß Du den Schatz heben kannst, und Du magst ihn dann haben, und ich tanze auf Deiner Hochzeit.«

»Sehr großmüthig von Dir, aber ich bin in der That ganz außer Stande, denn meine topographischen Studien sind so außerordentlich bescheiden, daß ich in Wirklichkeit keine solchen Drachenhöhlen mit goldenen Schätzen kenne.«

Schwarzbach ging leidenschaftlich und gedankenvoll im Zimmer auf und ab und rieb sich die Stirne. »Meine Familie ist klein,« sagte er, »und von einem solch verwünschten Fortpflanzungstrieb beseelt, daß ich nicht einmal irgend eine alte ledige Tante oder Großtante aufzuweisen habe, welche gemeinhin die Wegweiser zu Erbinnen, die Hüterinnen solch verborgener Schätze sind. Ja, wer eine solche alte Tante hätte! Eine Tante, eine Tante, ein Königreich für eine Tante!«

»Na, wenn's sonst nichts wäre!« meinte Arthur und schleuderte seinen Cigarrenstumpf von sich; »eine solche alte Großtante habe ich, — eine gute dicke Wulstpuppe, deren ich mich aus meinen Kinderjahren noch deutlich erinnere, daß sie mich immer hätschelte; allein in Folge irgend eines Zwists mit meinem Vater ist aller Verkehr zwischen ihr und uns schon vor dem Tode meiner Mutter abgebrochen worden.«

»Mensch! Ungeheuer! und davon sprichst Du erst jetzt?« rief Karl und schüttelte ihn an den Schultern; »da ist ja mit Einem Male geholfen. Und wer ist sie? wo ist sie?«

»Sie ist ein Freifräulein von Seehagen, lebt auf einem hübschen kleinen Gute am Harze unweit Quedlinburg und soll sehr wohlhabend seyn.«

»Tante Seehagen! Am Fuß vom Harze! Wohlhabend!« rief Karl und lief aufgeregt im Zimmer auf und nieder; »eine Großtante, die Dich schon als Kind gehätschelt hat! die ist die Rechte! — Land, Land! Rettung, Rettung! — Höre, Junge, hat Tante Seehagen vielleicht einen schönen Rehstand auf ihrem Gute, daß wir uns bei ihr zur Jagd einladen könnten? In der That, ich fühle schon den Boden des gelobten Landes unter mir!«

Arthur konnte die sanguinischen Hoffnungen seines Freundes nicht begreifen, um so mehr als im Falle des Vorhandenseyns einer reichen Erbin ihm ja die Aufgabe zufiel, diese zu gewinnen und — zu heirathen. Indessen wollte er sich in der etwas behaglichern Stimmung, worein ihn das Gabelfrühstück versetzt hatte, doch nicht dem Versuche entziehen, mit Großtante Seehagen wieder anzuknüpfen, und er schrieb daher noch vor der Parade einen recht freundlichen Brief an die Großtante, welcher nach Karls Behauptung wirklich mustergültig war und in jedem Briefsteller abgedruckt zu werden verdiente.

Dieser Brief ward mit zur Wacht-Parade genommen und eigenhändig zur Post gegeben.

»Höre, Junge,« sagte Karl; »ich bin so voll der besten Hoffnung, daß ich fürwahr große Lust hätte, mir für Deine Verlobung eine neue Uniform machen zu lassen.«

»Bah, dieses Vergnügen magst Du Dir füglich noch vorbehalten, Karl; wir wollen unsere Küchlein nicht eher zählen, als bis sie ausgebrütet sind. Ich kann Deine überschwänglichen Hoffnungen nicht theilen.«

Die Folge dieses Briefes war aber doch, daß die beiden Freunde in den nächsten Tagen je in den ersten Nachmittagsstunden etwas unruhig und fieberisch gespannt wurden, ob denn wohl die Post eine Antwort von Tante Seehagen gebracht habe oder nicht. Einstweilen war Hirsch Salomons einmal dagewesen und hatte um alte Epauletten und Dragonnes gefeilscht, wobei ihm Herr v. Schwarzbach mit einem gewissen kühlen Stolze hingeworfen, daß sein Freund Löbell bald aus seinen Klauen loskommen werde, indem er im Begriff stehe, eine sehr gute Parthie zu machen, worauf der Hebräer schmunzelnd versichert, daß er hoffe, der Herr v. Löbell werde in Anbetracht der vielen Ausgaben, die ein Bräutigam habe, es nicht verschmähen, sich seiner Kasse zu bedienen oder ihm zu erlauben, daß er die Shawls und den Brautschmuck herbeischaffe, da er einen Sohn in Paris habe, welcher sey der Kassier von einem großen Fournisseur und Commissionnär, — ein Anerbieten, welches Arthur gerade nicht verschmähte, sondern in Erwägung zu ziehen versprach, obschon Herr von Schwarzbach gar nicht begreifen konnte, wie sein Freund hieran nicht sogleich ein riesiges Negoz mit Hirsch Salomons geknüpft habe.

Endlich, nach fünf langen, in ungeduldigem Harren verbrachten Tagen fand Arthur eines Abends, als er aus dem Theater kam, einen Brief von einer ihm unbekannten Frauenhand, und eilte damit zu seinem Herzensbruder Karl hinüber. Der Brief lautete:

Buchenau, den 18. Oktober 185—

»'Mein lieber Arthur!

»Dein freundlicher Brief hat mich gestern auf das angenehmste überrascht und recht lebhaft in jene Zeit zurückversetzt, wo Du noch als Kind auf meinen Knieen saßest und ich Dich die ersten Buchstaben kennen lehrte. Erinnerst Du Dich noch jenes großen ABCbuchs und wie Du Dir durchaus nicht nehmen lassen wolltest, das große F sey nur ein Fleischer und habe einen großen Hund ...«

»Vortrefflich!« rief Karl interpellirend; »Großtante Seehagen hat ein gutes Gedächtniß und war Dir sicher einst sehr gut, denn sonst würde sie sich solcher holden Bagatellen nicht mehr entsinnen; aber weiter!«

»'Du lieber Himmel, Du wirst ohne Zweifel die ganze Geschichte längst vergessen haben; aber ich hätte es einst nicht für möglich gehalten, daß mein liebster Großneffe so viele Jahre vergehen lassen könnte, ohne mich auch nur ein Wörtchen hören zu lassen. Allein Du hast recht: 'jene 'unseligen Zwistigkeiten haben uns aus einander gebracht,' und daß sie Dich hinderten mich aufzusuchen, weil Du nicht zudringlich erscheinen wolltest! — Ei, ei, mein lieber Junge! Hattest Du keine bessere Erinnerung an mich als diese? Hegst Du keine bessere Meinung von meinem Charakter? — Ich meinerseits wünschte um mancher Beziehungen willen, Du hättest Dich früher an mich gewandt. Du weißt — jedenfalls ist es eine Thatsache — daß ich keine näheren Verwandten habe, und ich hoffte, Du würdest mir die Stelle eines solchen vertreten. Als ich aber darauf nicht länger hoffen konnte und glauben mußte', Du habest Deine alte Großtante ganz vergessen, so nahm ich eine liebe junge Freundin und entfernte Verwandte von mir, Malwine Mardorf, an Kindesstatt an; — nicht als ob sie einer Adoptivmutter in einem bestimmten Sinne bedurft hätte, denn Malwine hat ein hübsches, unabhängiges Vermögen; aber wir beide sind alleinstehende Frauenzimmer und wissen beide, daß Reichthum nicht das ganze Glück eines Menschen ausmacht ...«

»Hoho, was denn sonst, alte Dame?« fiel Karl vorwurfsvoll ein.

... »'So haben wir denn unsere Lebensschicksale zusammengeworfen, und Malwine ist mir eine liebe Tochter und Freundin geworden. — Nun würde mich nichts mehr freuen, mein lieber Junge, als wenn Du kämest und mich besuchtest, denn ich freue mich aufrichtig darüber, daß Du Dich Deiner alten Großtante wieder erinnert hast, und ich bin recht begierig zu sehen, wie groß und schmuck Du geworden bist, und wie Du in Deiner Uniform aussiehst. Ich bin immer noch eine thörichte alte Person und kann mir's nicht versagen, im Stillen Luftschlösser zu bauen, und so habe ich auch mit Dir mein Plänchen. Wenn es daher Deine Geschäfte erlauben ...«

»Oho! er hat ja Zeit zu verkaufen, — wenn nur jemand Geld um die Mußestunden eines Lieutenants gäbe!« bemerkte Karl beiher.

... »'So suche es möglich zu machen, daß Du mich nächsten Monat besuchst. Das wird mir große Freude machen und mich wieder in die früheren Zeiten zurückversetzen. Und nun Gott befohlen und auf baldiges Wiedersehen, mein lieber Junge!

Von Herzen Deine treue Großtante
Ulrike von Seehagen.

»Nachschrift. Malwine ist gerade auf Besuch bei einer Freundin, kehrt aber hoffentlich in der nächsten Woche zurück. Sie wird gewiß ebenfalls eine große Freude an Dir haben.'«

»Da haben wir's, Arthur!« rief Karl; »hab' ich's Dir nicht gesagt, die ledige Tante wird Dir Glück bringen? Na, da siehst Du es nun! Die gute alte Dame ist so seicht wie die Börse ihres Großneffen. Der erste Brief an ihn enthält schon einen sehr wenig versteckten Heirathsplan.«

»Meinst Du?« fragte Arthur gedankenvoll; »traust Du ihr die Absicht zu, mich mit Malwinen zu verheirathen?«

»Bah, wie Du nur noch zweifeln kannst, mein Junge! spricht sie es denn nicht beinahe selbst mit dürren Worten aus? — Und Fräulein Malwine hat 'ein hübsches unabhängiges Vermögen' — dieß heißt aus der Ausdrucksweise einer reichen Groß-

tante in die Prosa eines Lieutenants übertragen: sie ist eine reiche Erbin. Glücklicher, beneidenswerther Junge!"

Arthur stieß einen lauten Seufzer aus und sagte: „Nun ja, soweit wäre alles recht, aber — wenn ich nur wüßte, wie alt sie ist!"

„Wer? — die Großtante?" fragte Karl.

„Nein, — Malwine!"

„Ach so? Malwine? — Hm, in Anbetracht, daß Deine Großtante sie eine liebe Freundin und ein alleinstehendes Frauenzimmer nennt, gebe ich ihr in Gedanken so ungefähr vierzig bis fünfzig Jahre!" sagte Karl.

„Das wäre schauderhaft!" entgegnete Arthur aufspringend; — „nein, dann mag sie die Tochter eines Crösus seyn, und ich heirathe sie doch nicht!"

„Thorheit, mein Junge! hätte sie hunderttausend Thaler, so heirathete ich sie mit siebzig Jahren," sagte Karl in vollem Ernste. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber sind die Schulden und die Jugendlust bei einer Lieutenantsgage! — Was bleiben unser Einem für Aussichten, wenn ein Wechsel protestirt wird? Eine Kugel vor den Kopf oder Dimission! Da riskir' ich noch lieber den langsamen Selbstmord an der Seite einer fünfzigjährigen zärtlich liebenden Malwine! — Junge, Du bist nicht praktisch! ich wollte ich wäre an Deiner Stelle!"

„Das wollte ich ebenfalls," versetzte Arthur gedankenvoll.

„Lächerlich, mein Junge! Du wirst Dich darüber nicht grämen. Du antwortest der Tante und bittest sie um eine Photographie von ihr und von Malwinen. Das ist ja das einfachste Mittel, um hierüber in's Klare zu kommen!"

Dieser Vorschlag leuchtete Arthur ein, und in der Nachschrift seiner Antwort stellte er wirklich jene Bitte.

2.

Auf welche Weise es dem Lieutenant v. Schwarzbach gelungen war, einen Waffenstillstand mit den Manichäern herzustellen, wissen wir nicht; Thatsache aber ist, daß die orientalischen Physiognomieen gewisser bekannter Gestalten gegen ihn wie gegen den Lieutenant v. Löbell plötzlich außerordentlich freundlich und geschmeidig und zuthunlich wurden und sich angelegentlich nach beider Geldbedürfnissen erkundigten. Herr v. Schwarzbach wies ihnen eine sehr herablassende gnädige Miene und hatte die Taschen voll Gold; er zeigte sich offen und fast herausfordernd in Straßen, welche er zuvor geflissentlich vermieden hatte, mit der graziösen Leichtigkeit und Zuversicht eines Mannes, der seiner Ziele und Zwecke sicher ist. Arthur v. Löbell hatte sich seinen bisherigen Gleichmuth bewahrt und erschien vor den Leuten immer als derselbe liebenswürdige Schwärmer und Träumer, der er von jeher gewesen war. Nur in der Einsamkeit seines Zimmers in der Kaserne ward es ihm oft bänglich um's Herz. Wäre ihm der goldene Traum seiner Zukunft in der Gestalt seiner Großtante erschienen, so wäre er ganz glücklich gewesen; da er sich aber gleichsam für verpflichtet erachtete, auf den Plan der Tante Seehagen einzugehen, so machte es ihm doch einige Bangigkeit, sein Schicksal so an dasjenige einer Frau zu knüpfen, die er noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

In diesen Tagen machte Herr v. Schwarzbach eine Reise nach Westfalen, auf den vagen Wink hin, daß dort in einer ihm befreundeten Familie eine reiche Erbin sich aufhalte, welche zu gewinnen der Mühe verlohnen würde. Zum ersten Male seit langer Zeit sah sich Arthur wieder auf einige Tage allein und entbehrte der bevormundenden und bestimmenden Führung seines Freundes. Eines Abends hatte er einen ungewöhnlich langen Spaziergang um die Stadt und dem einsamen Rheinufer entlang gemacht und sich einer gewissen poetischen Stimmung hingegeben, als er sich fast unbewußt und ungeahnt dem Landungsplatz der Dampfboote gegenüber befand, und einen der großen Dampfer eben den Strom herunterkommen und der Anlände der Dampfboote zusteuern sah. Eine solche Ankunft eines mit Reisenden angefüllten Dampfbootes hat jederzeit für den unbetheiligten Zuschauer etwas Interessantes und Anmuthendes, ganz besonders aber am frühen Abend in der eigenthümlichen Beleuchtung der Gasflammen und Laternen und in dem weichen milden Mondscheine, der wie ein flimmernder Silberduft über dem thurmreichen heiligen Köln schwebt und die Gewässer des majestätischen Stroms mit einem zauberischen Dämmerlichte durchleuchtet. Von der eigenthümlichen Wirkung dieser belebten nächtlichen Scene ergriffen, lehnte Arthur abseits und betrachtete sich das bewegte Schauspiel in all seinen Auftritten: die Hast der Weitereilenden, sich in die bereitstehenden Fuhrwerke zu werfen, die scheinbar kalte und herzlose selbstsüchtige Eile, womit die unterwegs angeknüpften flüchtigen Reise-Bekanntschaften sich hier im Moment der Ankunft lösen, — die innige Freude und Herzlichkeit der Begrüßung erwarteter Ankömmlinge, — der stille und laute Schmerz des Abschieds von Davonreisenden, — die barsche und kaltblütige Geschäftigkeit des Schiffspersonals und der Auslader. Das Menschengewühl am Rheinquai war schon wieder licht geworden und einzelne Reisende begaben sich bereits wieder auf das Schiff, als Arthur das Quai verließ um in die Stadt zu schlendern; da stieß er noch am Quai auf eine Gruppe von Lastträgern und anderen Leuten und einem Schiffmann, welche unter lautem Geschrei und Gestikuliren eine Dame umringten, deren ängstliche Stimme kaum in dem Chaos der Streitenden zur Geltung kommen konnte. Eine Regung ritterlichen Sinnes trieb Arthur sich der Gruppe zu nähern und auf die seltsame Veranlassung zu horchen, welche eine Dame in einen solchen Haufen nicht eben feiner und rücksichtsvoller Menschen hineingeworfen. Die ersten Worte der Dame, welche an sein Ohr schlugen, verriethen ihm eine jugendlich wohlklingende sympathische Stimme, und sich dem Haufen nähernd, grüßte er die Dame militärisch und zuvorkommend, und bat um die Erlaubniß, sich ihrer Sache annehmen zu dürfen. Ein paar großer, schöner, sprechender, dunkler Augen blickten zu ihm auf, und betrachteten ihn mit flüchtig forschendem Blick, dessen Ergebniß ein dankbares Zutrauen der Bedrängten war. Die Dame nahm das Anerbieten freundlich an, und dankte dem Offizier im Voraus für seinen Schutz. Die Ursache dieses Auflaufs

war eine höchst alltägliche aber immerhin verdrießliche; ein kleinerer Koffer der Dame war verschwunden, während sie sich nach einer Droschke umgesehen und ihr Gepäcke einem Lastträger zur Bewachung überlassen hatte. Der betreffende Mann leugnete nicht, daß ihm der Koffer übergeben worden sey, konnte sich aber dessen Verschwinden nicht anders erklären, als daß ein Portier aus einem der größern Hotels, welcher das daneben liegende Gepäck einer englischen Familie aufgeladen, auch diesen Koffer mitgenommen habe. Die Dame wollte mit dem Abendschnellzuge der Köln-Mindener Bahn weiterreisen, und hatte Eile, denn schon war eine Viertelstunde vergangen und kaum noch eine halbe Stunde Frist lag vor ihr. Der Steuermann des Dampfschiffs und ein Polizeimann, deren Schutz die junge Dame angerufen, hatten durch ihr etwas barsches und herrisches Einschreiten gegen den fahrlässigen Lastträger nur eine Scene herbeigeführt, deren Leidenschaftlichkeit wenig geeignet war, der Reisenden zu ihrem Eigenthum zu verhelfen, denn die Kollegen des Schuldigen und einige Weiber hatten für denselben Partei genommen.

„Ruhig im Glied!“ rief Arthur mit einer Kommandostimme, und der Anblick der Uniform schaffte sogleich Ruhe; — „welcher Portier war es, der den Koffer irrthümlich aufgeladen?“ fragte er den Lastträger.

„Der vom Hotel Disch,“ versetzte der Mann; — „Nein, der vom Europäischen Hof,“ riefen Andere.

„Wohlan denn, so wollen wir den Koffer selbst suchen,“ sagte Arthur, und schickte einen Mann nach einer Droschke, während er gleichzeitig einen Gendarm bat, den Koffer, falls er wieder gebracht würde, unverweilt nach dem Central-Bahnhof zu senden.

„Aber werden wir nicht zu spät kommen, mein Herr?“ fragte die Dame halb ängstlich; „ich wollte mit dem Zug abreisen, welcher 15 Minuten nach Sieben abfährt.“

„Also in der Richtung nach Minden? Ah, seyn Sie ruhig, ich hoffe wir werden noch rechtzeitig kommen — im schlimmsten Fall bleibt Ihnen noch der Nachtschnellzug um 10 Uhr 30 Minuten, mein Fräulein! Alteriren Sie sich nicht; wenn der Koffer nur verladen ward, so werden wir ihn sicher wieder erhalten. Im andern Fall will ich die Polizei aufbieten, um Ihnen zu Ihrem Eigenthum zu verhelfen. Darf ich um Ihren Arm bitten, um Sie nach dem Wagen zu führen?“

Eine kleine wunderhübsche Hand legte sich schüchtern auf seinen Arm; er fühlte wie sie vor Aufregung zitterte. „Nach dem Hotel Disch, Brückenstraße, Kutscher! Einen Thaler, wenn wir noch rechtzeitig auf den Köln-Mindener Zug kommen!“

Die Droschke rollte davon und die Pferde schlugen Funken aus dem Pflaster. In unbegreiflich kurzer Zeit hielt der Wagen vor dem großen Eingangsthore des Hotel Disch. „He, Portier! Sie haben vorhin am obern Landungsplatze der Dampfschiffe einen Koffer aus Versehen mitgenommen; wo ist er?“ fragte Arthur mit einer imponirenden Zuversicht vom Wagen aus.

„Ach ja, hier ist er — ich bitte tausendmal um Vergebung,“ versetzte der Portier; „der Irrthum hat sich eben erst herausgestellt.“

„Dieser ist es wirklich,“ flüsterte die Dame beim Anblick des Koffers.

Herr v. Löbell konnte es sich nicht versagen, dem Portier noch eine tüchtige Pauke über seine Fahrlässigkeit und die Rücksichtslosigkeit zu halten, womit er den Koffer hier behalten, und machte ihn für die etwaigen Folgen verantwortlich, — ein epigrammatischer Vorwurf, welcher an die richtige Adresse kam, denn der Hotelbesitzer, Herr Kapellen, nahm nun den Faden der Strafpredigt da auf, wo der Lieutenant ihn hatte fallen lassen, und die Droschke kehrte um und fuhr im schärfsten Trab dem Central-Bahnhof zu, wo sie gerade mit dem zweiten Läuten ankam. Der Schutz des Lieutenants verschaffte der Dame noch ihr Billet, und nachdem das Gepäck ebenfalls untergebracht war, führte der Lieutenant seinen Schützling durch den Wartsaal, wo noch viele Reisende eiligst ihr Abendbrod einnahmen, nach den Waggons und verschaffte ihr einen behaglichen Eckplatz.

Die bisherige Eile und das Gepolter und Gerassel des Wagens hatten keine sonderliche Unterhaltung zwischen der Dame und ihrem Beschützer gestattet, diesem aber die Wahrnehmung erlaubt, daß sein Schützling nicht nur geistvolle und regelmäßige Züge und eine allerliebste schlanke Gestalt hatte, sondern daß das ganze Gebahren der jungen Dame auf Anstand, Bildung und Stand hinwies. Ihre Sprache war ohne alle idiomatischen Anklänge, ein reines Hochdeutsch, und dieß in Verbindung mit dem Umstand, daß die Dame nur Karten bis Wolfenbüttel genommen hatte, machte ihn an der anfänglichen Vermuthung, daß sie eine Berlinerin sey, irre. Erst als sich die Dame in ihrer Wagenecke zurecht gerichtet hatte, wandte sie sich zu ihm und dankte ihm mit einfachen aber herzlichen Worten für die geleistete Hülfe. „Ich bin Ihnen doppelt verbunden, daß Sie mir ermöglicht haben, noch mit diesem Zuge abzureisen, denn eine liebe ältere Verwandte erwartet mich in Wolfenbüttel, und wäre ganz untröstlich, wenn sie mich verfehlen würde. Sie haben mir so besonnen, so uneigennützig geholfen, mein Herr, daß ich in der That ...“

„Oh, bitte, reden wir nicht davon, mein Fräulein!“ fiel ihr Arthur in's Wort und konnte es nicht satt kriegen, in diese schönen, dunklen, ausdrucksvollen Augen zu blicken; „ich kann Sie versichern, daß mich das Bewußtseyn, Sie einer peinlichen Unbehaglichkeit enthoben zu haben, sogar über die Vereitelung des selbstsüchtigen Wunsches, mich noch länger Ihrer holden Gegenwart zu erfreuen, tröstet.“

Die großen braunen Augen blickten ihn flüchtig und forschend aber auf eine unbeschreibliche Weise an, dann senkten sie sich aber zu Boden und eine dunkle Röthe flog über das Gesicht ihrer Eigenthümerin. Die Schaffner trieben zum Einsteigen, die Reisenden eilten herbei und stürmten in die Waggons. Arthur erinnerte sich jetzt erst, daß die junge Dame durch den leidigen Unfall mit dem vertauschten Koffer um das Abendbrod gekommen sey. „Mein Gott!“ sagte er; „Sie haben nichts gegessen und eine lange Nachtfahrt vor sich ...“

„Ja, der Verzug mit dem Koffer hat mir allerdings die Zeit geraubt, etwas zu genießen,“ stammelte die junge Dame; „indeß ...“

„Nein, Sie müssen etwas essen, mein Fräulein! die kalten Nächte, die lange Fahrt ... ich werde sogleich etwas für Sie besorgen!“ Arthur eilte fort und kam nach wenigen Minuten wieder, ein Paket in Papier in der Hand, das er der jungen Dame reichte indem er ihr besten Appetit wünschte. Die Pfeife des Zugmeisters ertönte schon, die Dame nahm das Dargebotene nur schüchtern, aber mit dem Blicke des freundlichsten tiefstgefühlten Dankes. „In der That, mein Herr, Sie überhäufen mich mit Gefälligkeiten und Liebesdiensten, die Ihnen auch der herzlichste Dank nicht vergelten kann. Darf ich aber nicht wenigstens wissen, wem ich diese ritterlichen Freundschafts-Dienste verdanke?“

„Lieutenant v. Löbell vom 42. Regiment,“ entgegnete Arthur lächelnd und salutirend.

„Löbell!?“ rief die Dame überrascht; „ist es möglich?...“ Aber im selben Augenblick setzte der Zug sich in Bewegung und Arthur hatte nur noch Zeit, die wunderhübsche kleine Hand in dem lohfarbenen Handschuh zu erfassen und an seine Lippen zu drücken, dann entführte die unerbittliche Lokomotive ihm die reizende Erscheinung, welche so unerwartet wie ein Meteor in sein einförmiges Daseyn hereingeleuchtet hatte.

Schweigend, träumerisch kehrte Arthur in seine Wohnung in der Kaserne zurück. Das liebliche Bild seines Schützlings stand wie mit unauslöschlichen Zügen vor seiner Seele, und er ward sich jetzt erst klar über sie. Die Fremde war offenbar noch unvermählt, und Arthur gab ihr allerhöchstens zweiundzwanzig Jahre. Sie war hoch und schlank gewachsen und hatte solch wunderhübsche geistvolle dunkle Augen, solch freundliche offene Züge, ein so mildes und gewinnendes Lächeln, wie er sie nie zuvor gesehen zu haben wähnte. Ihre schöne Alt-Stimme war von einem Wohllaut, der noch immer in seiner Seele nachtönte. Es war keine blendende Schönheit, aber eine gewinnende Anmuth, was an diesem einfachen, klaren und bestimmten Wesen so sehr anzog. Mit unnennbarer Wehmuth und Wonne erfüllte ihn die Erinnerung an diese flüchtige Begegnung den ganzen Abend, die halbe Nacht hindurch; die lieben Augen umgaukelten ihn noch im Schlafe. — Wer sie wohl ist? ob sie wohl mein gedenkt? ob sie von mir nur halb den günstigen Eindruck hingenommen, den sie auf mich ausgeübt? — Das waren die Gedanken, die ihm durch Kopf und Herz zogen.

Der jungen Dame erging es kaum anders. Als der Zug über die Eisenbahnbrücke fuhr und gen Mülheim rollte, und sie das Papier öffnete, fand sie einen halben Kapaun, eine Semmel, ein Stück Torte, einige Aepfel, einige Tafeln Chokolade. Thränen glitzerten in ihren langen seidenen Wimpern, Thränen inniger Rührung über diese liebevolle Fürsorge, die ihre Verpflichtung gegen den schmucken Lieutenant noch erhöhte. „Lieutenant v. Löbell vom 42sten,“ wiederholte sie sich in Gedanken, und eine Aufregung der wohlthuendsten Art begleitete sie auf der langen nächtlichen Fahrt, und als sie in Wolfenbüttel ihre ältere Verwandte traf, da schwebte ihr die Mittheilung dieses kleinen Abenteuers wohl auf den Lippen, aber sie vermochte es doch nicht über sich, dieses süße Geheimniß, das ihre ganze Seele durchbebte, der theuren Pflegemutter zu gestehen, und die seligen Thränen der Rührung, mit welchen sie sich an deren Busen warf, kamen auf Rechnung der Freude des Wiedersehens, und beglückten die Pflegemutter unaussprechlich. Die junge Dame nahm sich vor, erst daheim in irgend einer guten Stunde die theure Führerin mit dieser Begegnung bekannt zu machen, welche einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Dem Lieutenant v. Löbell erging es kaum anders. Einige Tage lang ging er gedankenvoll, einsam, beinahe traurig umher. In der ersten wonnigen Empfindung des stillen Zaubers, welchen die Fremde auf ihn ausgeübt hatte, würde er sich gern Karl anvertraut und an die Brust geworfen und ihm gestanden haben, welches Wehe und welche Seligkeit mit dieser flüchtigen Begegnung in sein Herz eingezogen sey; allein je mehr er sich die Sache überlegte, desto mehr fürchtete er Karl's nüchterne Verständigkeit und Spottsucht; es schwante ihm, daß dieser in der Fremden nur eine gewöhnliche Person, eine Abenteurerin, eine reisende Schauspielerin oder etwas derartiges sehen würde. Und da er fühlte, wie tief ihm jedes leichtfertige Wort über das Mädchen mit den schönen Augen in die Seele schneiden würde, so beschloß er, dem Freunde den ganzen Vorfall zu verschweigen, und ihn erst bei einem passenden Anlaß zum Vertrauten seiner stillen Neigung zu machen.

3.

Dieser Anlaß ließ nicht lange auf sich warten. Lieutenant v. Schwarzbach kehrte unverrichteter Dinge und verstimmt aus Westfalen zurück. Wohl hatte er in jener befreundeten Familie die reiche Erbin getroffen, aber keine Gelegenheit zur Annäherung gefunden. Die Freiin von Lehwege war eine Dame von etwa 30 Jahren und sehr welterfahren, sehr stolz, sehr ihrer eigenen vermeintlichen Vorzüge und ihrer glänzenden Verhältnisse bewußt. Sie war durchaus nicht gesonnen, ihren alten Namen und Adel gegen einen minder alten und vornehmen einzutauschen und einen armen Lieutenant mit ihrem Vermögen zu beglücken und flott zu machen. Sie war eine vielumworbene Schöne, und so war ihr schon seit zwölf Jahren die Wahl unter den vielen Bewerbern um ihr Vermögen sehr schwer geworden, und sie hatte einen allzustrengen Maßstab an die Freier angelegt; ja ihre Ansprüche an einen Mann waren mit den Jahren eher gewachsen als geringer geworden. Dieß alles aber hatte Herr v. Schwarzbach seinen Busenfreund eher ahnen lassen, als ihm offen mitgetheilt, und Arthur erfuhr von ihm nur, daß die Freiin v. Lehwege gar nicht diejenige Art von Frauenzimmer sey, welcher er das Glück seines Lebens anvertrauen möchte. Der Horizont der beiden Lieutenants umzog sich wieder mit Wolken, und das Ausbleiben eines sehnlich erwarteten Briefes von Tante Seehagen färbte das Firmament ihrer Zukunft noch düsterer. Endlich eines Mittags nach der Parade brachte der Bursche einen beschwerten Brief von der

Großtante. Sie sandte ihre eigene Photographie und diejenige Malwinens, welche beide mit brennender Neugier betrachtet wurden. Das Bild der Tante zeigte die gutmüthigen Züge einer alten zahnlosen Frau mit einem freundlichen Augenpaar und in einer weißen Spitzenhaube. Malwinens Bild aber war das einer hagern großen Dame mit dunklen forschenden Augen und etwas harten Zügen, mit einem leidenschaftlichen Zuge um den Mund; das Bild war schwarz und rußig, und ließ, wie die meisten schlechten und verbrannten Photographieen, das Alter des Originals kaum unterscheiden. Dazu war die Stellung möglichst unvortheilhaft, denn das Bild kehrte dem Beschauer den breiten Rücken zu und das Gesicht blickte nur halb en profil über die rechte Schulter. Arthur konnte einen leichten Seufzer nicht unterdrücken, als er es stumm beiseite legte.

Um so freundlicher war aber der Brief der Tante; sie meldete, daß Malwine nun von ihrer Reise zurückgekommen sey und sich ungemein freuen würde, Arthur kennen zu lernen; die Großtante habe ihm auch noch eine Ueberraschung aufgespart, für welche er ihr danken werde, und sie erwarte daher, daß er seinen Besuch auf mehre Wochen ausdehnen und die Damen in einer wichtigen Angelegenheit berathen werde, denn eine große Aktiengesellschaft für Rübenzuckerfabrikation beabsichtige Malwinens Gut um einen sehr annehmbaren Preis zu erstehen, und der Geschäftsmann der Tante in Halberstadt rathe es loszuschlagen, weil dabei ein reiner Gewinn von 30,000 Thalern über den Schätzungswerth zu erzielen sey. Malwine aber könne sich nicht recht dazu entschließen, da das Gut unter umsichtiger Leitung noch zu einem höhern Werthe gebracht werden könnte.

Karl und Arthur waren stille geworden, nachdem sie den Brief gelesen hatten; aber die Gedanken, worein sie versunken, waren von ganz verschiedener Art. In Arthurs Seele war ein förmlicher Kampf erwacht, denn das Bild seines holden Schützlings gewann in seiner Erinnerung an Liebreiz, seit er die Photographie Malwinens gesehen hatte. Auf den Zügen seines Freundes dagegen spiegelte sich die Arbeit innerer Gedanken und Leidenschaften, und mit halb neidischen halb mitleidigen Blicken beobachtete Herr v. Schwarzbach seinen Freund von der Seite.

„Nun?“ hub Karl endlich an; „was sagst Du zu dem Briefe? Dreißigtausend Thaler über den Schätzungswerth, und der ganze Handel gleichsam Deiner Entscheidung unterbreitet, als seyen Tante Seehagen und Fräulein Mardorf schon entschlossen, das Gut Deiner ‘umsichtigen Leitung’ anzuvertrauen? Du bist fürwahr doch ein glücklicher Kerl!“

„Ist es ein Glück, der Besitzer eines Ritterguts und einer solchen Frau zu werden?“ fragte Arthur und schob geringschätzig Malwinens Photographie auf dem Tischteppich noch weiter von sich.

„Hm, schön ist die Zukünftige allerdings nicht,“ meinte Karl; „aber ein Gut, das mit 30,000 Thalern über den Schätzungswerth bezahlt wird! Donnerwetter, das ist doch kein Pappenstiel. Das sollte Dich auf andere Gedanken bringen. Mensch, bedenke doch daß unser beider Existenz an dieser Heirath hängt!“

Arthur seufzte laut. „Leider!“ sagte er tonlos; „und doch — bedenke, das Leben ist so lang, und an der Seite eines ungeliebten Wesens viele Jahre leben zu müssen, — den Stachel einer andern Liebe im Herzen!...“

„Wie? was? was war das? Du verliebt? und in wen denn?“ rief Karl aufspringend. „Junge, mach' mir keine Thorheiten!...“

„Ruhig, Karl! ich will Dir alles gestehen — ich hätte es Dir schon längst sagen sollen!“ sagte Arthur und erzählte nun die ganze Geschichte von jenem Abend. Karl hatte ihm anfangs mit Spannung zugehört; als Arthur aber mit der Schilderung schloß, wie die Fremde davon gefahren sey, brach er in ein homerisches Gelächter aus.

„Nimm mir nicht übel, mein Junge, aber so kannst nur Du düpirt werden! Du hast eine unmenschliche Dummheit begangen!“ rief er hohnlachend; „Deine reizende Unbekannte hat Dir sicher weder den Thaler für die Droschke, noch den Thaler für das Abendbrod ersetzt, nicht wahr?“

„Prosaischer Mensch! glaubst Du denn, ich habe daran nur entfernt gedacht?“ fragte Arthur verletzt. „Mir lag daran, für das schutzlose arme Kind zu sorgen, damit es die verlorne Zeit wieder einhole und den Zug nicht versäume. Das Mädchen war wirklich ein Engel....“

„Vom Ballet,“ entgegnete Karl; „darum hat sie ihren Namen nicht genannt, was noch sehr ehrlich ist, denn wenn sie eine vom richtigen Schlage gewesen wäre, so hätte sie sich ohne Zweifel für eine Gräfin ausgegeben — eine Wiener *wilde* Gräfin!“

Arthur wandte sich verletzt ab, denn Karls frivole Lustigkeit schnitt ihm wie mit Messern in's Herz. „Du bist ein Thor, wegen eines solchen kleinen Abenteuers, das ein in jeder Hinsicht fehlgeschlagenes ist, die schönen Aussichten zu verkennen, welche sich Dir hier eröffnen,“ sagte er, auf den Brief deutend. „Schlag' Dir die reisende Schöne aus dem Sinne!“

„Ich kann nicht; ich bin überzeugt, daß ich noch von ihr hören werde.“

„Ja, wenn sie wieder außer Engagement ist, wird sie hieher kommen und Deine nähere Bekanntschaft kultiviren,“ spöttelte Karl; „ein Mensch wie Du ist heutzutage ein seltener Vogel; wenn Dein Abenteuer bekannt wird, suchen Dich alle durchreisenden Künstlerinnen auf, und werden Dich für einen Crösus halten. — Na, ich verlasse Dich jetzt, ich werde nach der neuen Uniform sehen, die ich mir bestellt habe, denn ich bin für heute Abend zum Thé dansant bei Generals gebeten. Brüte und grüble, und werde vernünftig; denn hoffentlich bekehre ich Dich noch zu 'praktischeren Ansichten in Bezug auf Fräulein Malwine und ihr Gut!“

Er ging, und Arthur war zu Muthe, als sollte er diesen Menschen hassen; er bereute Karl'n sein süßes Geheimniß anvertraut zu haben; er fragte sich überhaupt, warum er denn von je her sich so unbedingt unter die Leitung dieses Menschen gestellt habe. Er überlas den Brief der Großtante immer

wieder von Neuem, und es schmerzte ihn, daß es ihm unmöglich dünkte, einer solch vertrauensvollen und liebreichen Einladung nicht entsprechen zu können; aber er fühlte, daß er jetzt keine andere mehr heirathen könnte, als die Unbekannte, Namenlose, deren Bild nicht wieder aus seinem Herzen kam. Er blieb den Abend zu Haus und grübelte; er ging früh zu Bett, aber der Schlaf floh ihn; er betrachtete hundertmal die Photographie Malwinens, aber er konnte in diesen Zügen nichts Sympathisches, Anmuthendes finden.

Morgens um zwei Uhr kehrte Schwarzbach nach Hause; von einem guten Abendbrod, Champagner und Tanz aufgeregt, trat er bei Arthur ein, welcher noch wachte.

„Du scheinst Dich gut unterhalten zu haben — das freut mich!“ sagte Arthur; „genieße noch die paar schönen Tage, die uns bleiben, denn ich fürchte, wir sind bald zu Rande. Hirsch Salomons und der schwarze Meyer Levi waren da und wurden drohend.“

„Nun? und hast Du ihnen nicht gesagt, daß Deine Heirath uns bald wieder ganz auf die Beine bringen werde?“ fragte Karl mit finsteren Blicken.

„Nein, das habe ich nicht gesagt, Karl; ich kann und will nicht lügen. Ich bin mir nun ganz klar: ich kann Malwinen nicht heirathen.“

Karl stieß eine wilde Verwünschung aus. „Undankbarer!“ rief er; „Dein sicheres Glück so von Dir zu stoßen um einer Larve willen! Thörichter, kurzsichtiger Mensch! Die Schönheit geht ja nicht tiefer als die Haut, und im Grunde ist Malwine vielleicht gar nicht so übel. Und dann, gesetzt auch sie wäre wirklich nicht schön, so nimm ihr Geld, und suche Deine unbekannte reisende Schöne auf! Ich bin überzeugt, Du findest sie in Braunschweig, Hamburg oder Berlin irgendwo an einem Theater im Singchor oder Corps des Ballet.“

„Pfui doch, Karl! — Es thut mir leid um Dich, daß aus der Heirath nichts wird, und ich Dir nicht Deine Schulden bezahlen kann; aber gesteh' selber, Du verlangst mit dieser Heirath im Grunde doch ein allzu großes Opfer von meiner Freundschaft.“

„Unsinn, mein Junge! ist mir's denn um mich allein zu thun?“ rief Karl; „ich will ja nur Dein Bestes, Bruderherz; sieh, es ist ja ein Glück, daß Du über Schönheit so nachsichtig denkst, wie Du vorhin geäußert hast. Komm, mein Junge, thu' Deine Schuldigkeit wie ein Mann; heirathe Malwinen, beerbe Deine Tante, verheirathe Deine Schwestern, und werde ein gemachten Mann. Sieh, wir haben bisher zusammen gelebt und geduldet und Freud und Leid getheilt; ich will Dir auch künftig nahe bleiben, und es wird alles gut werden.“

Arthur ward ungeduldig. „Mephisto, der Du bist,“ gab er zur Antwort; „warum heirathest Du sie nicht?“

„Ich?“ rief er; „wollte Gott, daß dieß anginge! mit beiden Füßen spränge ich in mein Glück hinein! Das wäre der Rede noch einmal werth. Bah, was kümmerte mich Malwinens gereiftes Alter oder runzeliges Gesicht — ich hielte mich an ihr Vermögen, und — um zwei Thaler kauft man ja das schönste Stück Weibersleisch! — Hahaha! gute Nacht, Junge, und angenehme Träume!“ Damit ging er lachend nach seinem Zimmer.

Einige Tage vergingen. Arthur war zerstreut, verdrossen, gedankenvoll, melancholisch. Er ließ es, wie sein Hauptmann sagte, sogar an der nöthigen Proprets fehlen. Er ging zweimal mit Karl in die Weinstube, und trank sich einen tüchtigen Haarbeutel an, aber selbst durch die Brille einer muntern Weinlaune vermochte ihm Karl keine toleranteren Ansichten über Malwinens Aeußeres und die Heirath mit ihr beizubringen. Da kam noch ein Brieschen von der Tante und meldete ihm, daß er mit Ungeduld erwartet werde, und darin lag ein Kassenschein von fünfzig Thalern: „als Reisegeld, da die Kasse eines Lieutenants der Sage nach manchmal brouillirt sey,“ schrieb Tante Seehagen. Arthur gestand mit einem Seufzer, daß er nun gehen müsse, nahm Urlaub, packte seinen Koffer und meldete der Tante Tag und Stunde seiner Abreise mit der Bemerkung, daß er die Fahrt ohne Aufenthalt in Einer Tour zurücklegen werde.

Der Tag der Reise war gekommen; Arthur wollte am Abend denselben Zug benützen, mit welchem seine Unbekannte abgereist war. Er hatte seinen Urlaubspaß erhalten, und eben jetzt, als er vom Frühstück aufstund, kam der Bote vom Telegraphenamt mit einem Telegramm: „Lieber Neffe, Dich erwartet morgen früh eilf Uhr am Bahnhof Deine Tante Seehagen.“ Noch stand er mit diesem Papier in der Hand am Fenster und blies dicke Wolken aus der Morgenpfeife, denn je näher die Stunde rückte, desto unbehaglicher ward ihm; — da kam ein Packträger von der Post mit einem großen Paket herein. „Herrn Lieutenant v. Löbell,“ sagte er und legte sein Quittungsbuch hin; „vermuthlich schon Weihnachtsgeschenke — Cigarren, denk' ich!“ — „Franko?“ fragte Arthur mit fast furchtsamem Blicke auf den Umfang des Pakets. — „Zu dienen, Herr Lieutenant; franko von Wolfenbüttel!“ — „Wo — Wolfenbüttel?“ rief Arthur, und die Pfeife entfiel ihm vor Ueberraschung; „ist es möglich?“ Nein es blieb kein Zweifel mehr, die Adresse, von zierlicher Damenhand, lautete deutlich an den Herrn Lieutenant v. Löbell im 42. Regiment in Cöln. Der Packträger schmunzelte über seine fünf Silbergroschen Trinkgeld und entfernte sich unter den freundlichsten Wünschen, daß er dem Herrn Lieutenant „etwas Angenehmes“ gebracht haben möge. — „Peter, geschwind, ein Messer!“ rief Arthur, und seine Hand bebte vor Ueberraschung und gespannter Erwartung, den Inhalt des Pakets kennen zu lernen. Der Knoten der Schnur war zerschnitten, die Siegel erbrochen, und aus den Papierhüllen entpuppten sich zwei niedliche Cigarrenkistchen zwischen denen ein kleines Paket steckte. Wie ein Falke auf die Beute, so stürzte sich Arthur auf dieses in feines rosa Seidenpapier eingeschlagene Päckchen. Es enthielt ein sehr zierliches, aus Aloefasern geflochtenes Cigarrenetui, worin ein Brieschen steckte.

„Mein Herr! Sie werden Ihrem Schützling von neulich die freundliche Bitte nicht abschlagen, einen Theil ihrer Schuld Ihnen in Beiliegendem abzutragen, und Ihnen ein kleines Angebinde zu senden, welches Sie in den Stand setzen mag, gelegentlich in müssigen Stunden sich

einer Fernen zu erinnern, die mit innigstem Dank und treuer Verehrung Ihrer gedenkt, und Ihrem ritterlichen Beistande hoch verpflichtet sich nennt

Ihre stets dankbare
Malwine.«

»Malwine?!« rief Arthur laut und mit hochpochendem Herzen; nur der Seitenblick auf den neugierig zusehenden und dummpfiffig lächelnden »Burschen« hinderte Herrn v. Löbell, den Brief an seine Lippen und an seinen Busen zu drücken. »Nimm das Packpapier da hinaus, Peter! — aber verbrenn' es nicht, leg' es in meinen Kleiderschrank!« rief Arthur dem Burschen zu und war kaum allein im Zimmer, als er sich ganz närrisch geberdete und den Brief mit Küssen bedeckte. Es war eine zierliche feine Damenhand, regelmäßig und doch sicher und fließend, ganz dem übrigen Habitus des lieblichen Wesens entsprechend, dessen Bild immer so hold und einzig vor seiner Seele stand. »Herrliches, himmlisches Geschöpf!« flüsterte der Lieutenant; „und Malwine heißt der Engel? — Malwine! wie mir der Name plötzlich so lieb und schön klingt!... Malwine! Ja, wenn diese die Malwine wäre, welche Tante Seehagen.... Nein, auf Ehre, mein Entschluß steht fest; ich reise nicht nach Quedlinburg. Zum Teufel mit der Erbschaft der Tante und dem Vermögen ihres Schützlings! ich verkaufe mein Herz nicht. Ich sehe in dem Zusammentreffen aller Umstände einen providenziellen Akt, ich schicke der Tante Seehagen ihre fünfzig Thaler wieder und telegraphire ihr ab!...«

Er hatte so eben mit einer Zartheit, als lägen die Schätze Peru's in den Cigarrenkistchen, eines derselben geöffnet und die hübschen bunten Papiere entfernt, womit die Cigarren bedeckt waren, als Karl eintrat. »Ah, was hast Du da?« rief er; »ein Präsent von Cigarren? Ah, nicht übel! schöne Sorte das, mindestens 40 Thaler das Tausend, importirte Havanna, Trabucinos-Format, — riecht gar nicht übel, dieses Kraut! — Du erlaubst doch, daß man es verkoste, mein Junge?« Und ohne Arthurs Antwort abzuwarten, hatte er sich ein halbes Dutzend aus dem Kistchen genommen, die Spitze von einer abgebissen, sich an der Zündmaschine einen Fidibus angebrannt, und sog nun mit Kennermiene und sichtlichem Behagen durch Mund und Nase den Duft des würzigen Krautes ein.

Arthur hatte Mühe, eine stille Wuth zu verbeißen, denn ihm war, als hätte ihm sein Freund in das innerste Herz gegriffen und dieses mit einer eisigen Hand erfaßt. Er hatte eine beinahe abgöttische Verehrung für dieses Geschenk; es hatte ihm der Gedanke vorgeschwebt, den Inhalt dieser beiden Cigarrenkistchen, diese zweihundert Stücke feiner zierlicher Cigarren, wie Heiligthümer aufzubewahren und nur an hohen Festtagen in feierlich einsamer Stille zu rauchen und dabei der Geberin zu gedenken, der er es wirklich verdachte, daß sie ihm ihren vollen Namen verhehlt hatte, die er aber dennoch ausfindig zu machen hoffen durfte, denn der Frachtbrief war gewiß mit einem Wappen gesiegelt! — Er haßte Karl jetzt förmlich, weil dieser so zudringlich und ohne Umstände sich über sein Eigenthum hergemacht hatte. Zum ersten Mal in seinem Leben fiel es ihm auf die Seele, daß er seinem Freunde Schwarzbach eine ganz unberechtigte und unsinnige Herrschaft über sich eingeräumt habe, und daß dieser ein solches Uebergewicht und einen solchen Einfluß eigentlich nicht verdiene, weil seine Gegenleistungen in keiner Weise solchen Anforderungen entsprächen.

»Junge, Du bist doch ein glücklicher Hund!« sagte Karl gedehnt und halb neidisch und rekelte sich im Sophaecke. »Diese Cigarren sind himmlisch; sie werden nur nicht lange vorhalten, denn wir werden sie zu schnell verrauchen. Und sag', sind nicht noch mehr zu bekommen?« — Arthur verneinte kurz; sie seyen ein Geschenk, meinte er. — »Wie? etwa von Deinem Alten?« rief Karl aufspringend; »oder von der Tante Seehagen etwa? Wie, schickt das gute alte Gestell auch noch Cigarren?« — »Keins von beiden,« versetzte Arthur mit einem gewissen feierlichen Ernste; »diese Cigarren sammt dem hübschen Etui hier von Guayaquil-Gras kommen von der jungen Dame her, welcher ich neulich jenen unbedeutenden Dienst zu leisten so glücklich war, und die hiemit glänzend den Hohn widerlegt, mit dem Du sie übergossen hast. Da, lies diesen wirklich allerliebsten Brief, und urtheile selbst, ob ihn eine 'Ratte' vom Sing- oder Ballet-Corps geschrieben haben kann!« — »Nein, eine Theaterprinzessin ist sie nicht,“ versetzte Karl mit sardonischem Lächeln; „diese schreiben gewöhnlich weder so schön noch so korrekt; Du kannst Dir zu Deiner Eroberung Glück wünschen, mein Junge, denn diese Malwine ist ohne Zweifel die Tochter eines — eines Cigarrenhändlers, und Du wirst künftig Dein edles Kraut aus der Familie rauchen...“

„Karl!“ rief Herr v. Löbell unwillig; „kein Wort weiter! dieß ist ein Gegenstand, den ich von Deinen faulen Witzen verschont zu sehen wünsche, denn in diesem Kapitel verstehe ich keinen Spaß!“ Die dunkle Röthe seines Gesichts und das Blitzen seiner Augen zeigten Herrn v. Schwarzbach zur Genüge, daß er die Persiflage nicht weiter treiben dürfe.

„Bah, sey doch vernünftig, Junge!“ sagte er mit einer Art Uebergewicht, womit er sonst den gutmüthigen Arthur leicht unterkriegte; „bedenke, daß Du noch heute zur Tante Seehagen abreisen sollst, um eine andre Malwine zu erobern, und daß Dein Koffer schon gepackt steht!“

„Thut nichts, er wird wieder ausgepackt — ich reise nicht!“ sagte Arthur bestimmt.

„Aber erwäge doch, Junge, daß Du erwartet wirst, — daß Deine Großtante und Malwine Deiner Ankunft vielleicht mit Spannung und Ungeduld entgegensehen!“

„Mir einerlei, Karl! Seit ich weiß, daß diese Malwine meiner noch gedenkt; seit mir die Möglichkeit noch winkt sie aufzufinden — denn welche Lebende wäre nicht ausfindig zu machen? — werde ich mich dem Wunsche der Großtante nicht fügen. Ich werde sogleich telegraphiren und der Tante die fünfzig Thaler...“

„Halt!“ rief Karl entschieden; „das darf nicht geschehen! das wäre in unsrer Lage sicherer Ruin und unleugbarer Wahnsinn. Du willst also den Schützling Deiner Tante nicht heirathen?“

»Nein, bei meiner Ehre nein, wenn sie nicht durch den

sonderbarsten aller Zufälle gerade diese Malwine wäre, deren süße Zeilen ich hier an mein Herz drücke!«

»Na, diese Eventualität ist nicht zu fürchten,« meinte Karl sichtlich erfreut; »nun höre mich aufmerksam an, Arthur! Wenn Du wirklich die Dame nicht heirathen willst, welche Deine Großtante für Dich bestimmt hat, so werde ich es thun!« — Arthur starrte seinen Freund betroffen an, dieser aber fuhr mit einer gewissen Freude fort: »Hier bleibt uns keine andre Wahl, mein Bruderherz; das Geld müssen wir bekommen, koste es was es wolle, wenn wir nicht wegen Schulden quittiren wollen! Einer von uns beiden muß also jene vielleicht schon ziemlich gereifte Dame heirathen! . . .«

»Nun denn, sey es drum, daß Du sie nimmst, Karl; ich werde lieber alles tragen, als mein besseres Selbst verkaufen!«

»Wohlan, so thue ich es, Junge; ich bin ohnedem von etwas zäherem Stoffe, und wenn ich erst bei Malwinen fest im Sattel sitze, so wird mir Fräulein v. Seehagen die kleine Täuschung schon vergeben!«

»Ich selbst will Dir ihre Verzeihung erflehen, Karl!« rief Arthur; »nimm meinen Namen an, gib Dich für mich aus, thu' was Du willst um Deinen Zweck zu erreichen! Meine aufrichtigsten Segenswünsche begleiten Dich! Nimm sogar die fünfzig Thaler Reisegeld. Mögest Du, der Du überhaupt mehr Glück bei den Weibern hast als ich, der fraglichen Dame in jeder Hinsicht besser gefallen als ich!«

»Also topp, es gilt! Abgemacht, Arthur! Ich gehe zum Obersten, nehme auf acht Tage Urlaub, und reise heute Abend an Deiner Stelle, und Du thust inzwischen meinen Dienst. Morgen über acht Tage bin ich zurück als Bräutigam, oder — mir bleibt nur eine Pistolenkugel übrig. Alse vogue la galère!«

Damit stürmte Karl fort, und als sich die beiden Freunde am Nachmittag wieder sahen, hatte Karl schon seinen Koffer gepackt und seinen Urlaubspaß in der Tasche. Arthur bereute im Stillen den tollen Streich, denn es galt ja eine Täuschung an einer alten Verwandten, die ihm so freundlich und wohlwollend begegnet war; aber es war nun zu spät, denn sein Kamerad hatte seine Zusage, und der überwältigende Gedanke an das reizende Mädchen, dessen Andenken durch die Cigarrensendung so lebhaft aufgefrischt worden war, ließ ihm dieses Auskunftsmittel wenigstens als ein zu rechtfertigendes erscheinen. Er behändigte zwar Herrn v. Schwarzbach das Reisegeld, konnte es aber nicht über sich gewinnen, ihm das Geleite nach dem Bahnhof zu geben.

4.

Herr v. Schwarzbach war minder skrupulös als sein Freund. Er hatte im Domhotel noch gut Abendbrod gegessen, stieg in einer sehr warmen Stimmung in den Wagen des Schnellzugs und setzte sich einem sehr dicken Herrn in einem Reisepelz und einer sehr hagern Dame gegenüber, die ihre harten Züge und kalten stechenden Augen unzweideutig als alte Jungfer erkennen ließen, und die ihm mancherlei zu denken gab, denn er fragte sich nicht ohne eine leise Bangigkeit: ob Malwine v. Mardorf an Liebreiz und Temperament etwa auch diesem seinem Gegenüber gleiche, ob sie wohl ebenfalls gewobene baumwollene Handschuhe tragen und mit Gier alte Pfefferkuchen verspeisen werde wie dieses Gegenüber, dessen grüne Augen immer ernster wurden je länger die Blicke des Lieutenants auf ihr verweilten, so daß sie in Düsseldorf schon den Wagen wechselte um seinem ewigen Anstieren zu entgehen. Karl konnte trotz der zwei Flaschen Moselwein und der zwei Gläser Grog, die er getrunken hatte, nicht schlafen; seine Gedanken waren immer bei dem Abenteuer, dem er entgegen ging, und seine Nerven in einer ungewöhnlichen Aufregung. Aber auch die längste Nacht nimmt ja ein Ende, und so erreichte er Morgens 6 Uhr Quedlinburg sehr zerschüttelt und müde, und beeilte sich im ersten Gasthofe zu Bette zu kommen, um sich noch auszuruhen, bis ihn der Wagen des Fräulein v. Seehagen an der Eisenbahn erwarte.

Gegen eilf Uhr war Karl wieder munter, beeilte seine Toilette, nahm ein solides Gabelfrühstück ein, um die Spuren der schlaflosen Nacht zu beseitigen, und war um halb ein Uhr am Bahnhofe, wo er schon von Weitem eine Equipage halten sah. Der Zug war noch nicht angekommen, aber der Kutscher schien eine Ahnung davon zu haben, daß dieser Offizier der auf ihn zukam, möglicherweise der Erwartete seyn könne, denn er trat Karl schon mit dem Hute in der Hand entgegen und fragte: »Habe ich die Ehre, den Herrn Lieutenant von Löbell . . .«

»Vom 42. Regiment, zu dienen! Sie kommen von Fräulein von Seehagen!« versetzte Karl.

»Zu Befehl, Herr Lieutenant! Der gnädige Herr sind also schon mit dem Nachtzuge gekommen? I, das wird eine Freude in Buchenau seyn! Du liebe Zeit, schon seit acht Tagen ist von nichts Andrem mehr die Rede, als von dem Herrn Baron! Bitte, steigen Sie nur ein!« sagte der alte Kutscher und sein ganzes dickes rothes Gesicht lachte vor Freude. Der Packer der Eisenbahn reichte Koffer, Helmfutteral und Reisetasche in den Wagen hinein, Karl nahm Platz, hüllte sich in seinen Paletot, und die kräftigen Pferde trabten von dannen in die duftige kühle Herbstlandschaft hinein, deren Hintergrund die beschneiten Berge des Harzes bildeten. Etwa eine Stunde mochte vergangen seyn, da bog der Wagen von der Landstraße ab, fuhr durch ein Kiefernwäldchen, dann eine Allee hinauf und endlich vor einem eisernen Gitterthore an, wo der Kutscher absteigen und das Thor selbst öffnen mußte.

»Wir sind am Ziele, gnädiger Herr! Dort das schöne Haus mit den grünen Läden ist das Herrenhaus von Buchenau, und die Damen sind schon am Fenster,« sagte der Kutscher; »i Jeses, die Freude von der Gnädigen!«

Karl stieg aus und ging zu Fuße nach dem bezeichneten Gebäude, das kaum sechszig Schritte entfernt war. Er sah Köpfe an den Fenstern, Frauenköpfe, aber er konnte sie nicht deutlich erkennen. Als er die Hand auf die Klinke der Thüre des Herrenhauses legte, ward diese geöffnet und eine winzig kleine alte Person, anscheinend eine vertraute Dienerin der Gutsherrin begrüßte ihn mit einem freudigen Knix, machte aber eine sehr komische Figur, denn mit ihrem hagern kleinen

Körper und der gewaltigen Haube auf ihrem Kopfe hatte sie das Aussehen von einem Kohlrabi.

»Nur die Treppe hinan, gnädiger Herr!« sagte Mamsell Christelchen geschäftig; und oben an der Treppe stand Großtante Seehagen selbst, eine gute alte dicke Matrone mit breitem freundlichem Gesicht und eigenthümlich halb geschlossenen Augen und rief: »Willkommen, mein Junge! mein Arthur, mein lieber Neffe! wie froh bin ich, Dich glücklich hier zu sehen! Du hast Dich doch hoffentlich nicht auf der Reise verdorben? Sieh, Christelchen, das ist mein Großneffe Arthur v. Löbell, den Du damals als ganz kleinen Jungen auf dem Arme getragen hast!« Und damit schlang sie ihre Arme wieder um den Lieutenant und küßte ihn auf die Stirne mit einem recht herzlichen Kuß.

Karl wußte nicht, wie ihm geschah, und ergab sich darein, daß Fräulein v. Seehagen ihn bei der Hand erfaßte und in ihren kleinen Salon hineinzog, wo sie ihn erst mit allen möglichen Fragen nach seinen Reise-Abenteuern, nach seinen Geschwistern u. s. w. überhäufte, bevor sie sich erinnerte, daß sie ihm auch ihre Hausgenossinnen vorstellen müsse und daß die Köchin das Essen gerichtet habe. »Und ich habe Dir Deine Zimmer noch nicht angewiesen, mein lieber Arthur, und Du wirst doch erst ein wenig Toilette machen wollen, bevor wir zu Tische gehen,« setzte sie dann hinzu, und klingelte. »Ach Gott, ich weiß vor Freude nicht, wo mir der Kopf steht. Christelchen, rufe doch die Mädchen!«

»Sie lassen sich entschuldigen, gnädiges Fräulein! sie sind noch an der Toilette,« versetzte die Zofe.

»Gut, Christelchen, so zeige dem Herrn Lieutenant v. Löbell seine Zimmer, und sorge, daß sein Gepäck hineinkomme. — Also auf Wiedersehen, mein lieber Arthur! spute Dich nur daß Du wieder kommst, sonst wird meine alte Köchin böse!«

Herr v. Schwarzbach folgte Christelchen die Treppe hinunter, von wo ihm ein wunderschöner Duft wie von Gänsebraten entgegendrang, während er hinter sich leise eine Thüre knarren hörte. Sich auf der Biegung der Treppe rasch umwendend, sah er noch zwei Mädchenköpfe, die aus einer halbgeöffneten Thüre ihm nachschauten, aber bei seinem Rückblicke rasch verschwanden. Aha, dachte er; eine davon ist also Malwine!

Während Karl die neue Uniform auspackte und sich in den besten Wichs warf, hatte sich oben in einem der Eckzimmer ein hübsches junges Mädchen von etwa 22 Jahren an den Hals einer etwas ältern Freundin geworfen, und mit Thränen der Enttäuschung in den Augen ihr zugeflüstert: »Nein, Natalie, er ist es wirklich nicht, ich habe mich nun genau überzeugt. Mein Lieutenant v. Löbell war größer und schlanker, und hatte blondes Haar und einen kleinen Bart, und dieser da ist brünett und trägt einen langen dichten Bart! — Was ist da zu machen?«

»Gar nichts, mein liebes Malwinchen!« entgegnete ihre Cousine Natalie; »die Sache ist wohl einfach die: es dienen zwei Lieutenants v. Löbell in demselben Regimente, und Dein Beschützer und der Retter Deines Koffers war der andre. Nun kommt es nur darauf an, welcher von den beiden der Löbell I. in Deinem Herzen bleibt!"

„Ei Du Böse! kann darüber noch eine Frage seyn, daß ich nur für meinen ritterlichen Beschützer fühle, Natalie? Aber was ist da zu machen? Tante Seehagen wird nun darauf bestehen, daß ich mein Wort halte und ihren Neffen heirathe, während ich doch den andern Löbell.... Ach, meine liebste theuerste Natalie, rette mich! ich beschwöre Dich!"

„Aber Herzenskind, der schwarze Löbell da scheint ja gar nicht so übel!..."

„Du grausame Quälerin! So nimm Du ihn für Dich, wenn er Dir so gefällt, und laß mir den Andern. Tante Seehagen steht Dir ebenso nah oder so fern als mir, und Du bist mündig und unabhängig!"

„Kindchen, ich hätte schon ein Mittel, aber.... nein, es geht nicht!" sagte Natalie gedankenvoll. „Die Tante wird nichts davon wissen wollen; und doch wäre es das einzige, welches Dich retten kann, Malwinchen!"

„O sprich, Herzens-Natalie! laß hören!..."

„Wie, wenn wir Tantchens Einwilligung gewinnen könnten, daß wir die Rollen tauschten, Herz, daß Du ihm als Natalie Mardorf und ich ihm als Malwine Mardorf vorgestellt würden, — etwa unter dem Vorwand, daß ihr euch um so unbefangener kennen lernen würdet, daß Du ihn auf die Probe stellen wolltest oder dergleichen mehr...."

»Ja, das geht! das paßt! O tausend Dank, meine süße Herzens-Cousine! Du bist doch immer die Klügste!« rief Malwine und erstickte Natalien beinahe mit Küssen. »Ich gehe sogleich zu Tantchen und bitte und flehe, bis sie einwilligt. Sie darf mir's nicht abschlagen, und Du, Du mußt ihn heirathen, Natalie!«

»Oho, warum nicht gar?« rief Natalie anscheinend abwehrend, aber der Gedanke mochte ihr doch nicht so grausam erscheinen, denn als Malwine aus dem Zimmer stürmte, trat sie vor den Spiegel und prüfte sorgfältig ihre elegante Toilette und ihr Aussehen, und schien die Idee ihrer Cousine ganz plausibel zu finden, denn Natalie machte noch immer eine recht hübsche Figur und man sah ihr die zweiunddreißig Jährchen nicht sehr an, denn ihr dunkler Teint und ihre markirten Züge und die etwas gedrungene Gestalt sowie eine ungewöhnliche Routine in den Künsten der Toilette ließen sie nicht so alt erscheinen.

Natalie war die Waise eines höhern Beamten und ebenfalls eine Erbin, ein verzogenes Kind des Glücks. Sie hatte schon mit Hunderten kokettirt, war schon ein halbes Dutzend Mal verlobt gewesen, aber bald zurückgetreten bald aufgegeben worden, weil bald sie bald ihr Vater allzugroße Ansprüche gemacht hatten. Damit war sie sitzen geblieben, und so in das kritische Alter hineingerathen, in welchem eine Dame sich zu sagen pflegt: Nun ist's die höchste Zeit zum Heirathen. Seit ihr Vater todt war, pflegten auch die Freier spärlicher zu werden, denn ihr Vermögen war nicht übermäßig bedeutend, und die verschiedenen wiedergelösten Verlöbnisse, namentlich das letzte mit einem jüngern Mann aus einer angesehenen Beam-

tenfamilie in Berlin, der selber zurückgetreten war, hatten sie in den Ruf einer Kokette gebracht und so viel Staub aufgeworfen, daß sie seit dem vorigen Frühjahr bald auf Reisen und in Bädern, bald auf dem Lande bei ihrer weitläufigen Verwandten Fräulein v. Seehagen Vergessen und Abwechslung für dieses Fiasco gesucht hatte.

Als Natalie so vor dem Spiegel stand, erst prüfend sich selbst beschaute und dann ihrem Spiegelbilde ermunternd zulächelte, hätte ein geübter Physiognomiker aus ihren Zügen die Gedanken ablesen können, welche sie beschäftigten: den Entschluß, ihre sämmtlichen Künste der Gefallsucht und gewinnenden Freundlichkeit gegen Herrn v. Löbell in's Feld zu führen, und die sieghafte Gewißheit, daß sie Malwinen in jeder Hinsicht verdunkeln werde. Das Gemüth war ohnedem nicht ihre stärkste Seite, doch wußte sie den Mangel desselben durch ein glückliches Gemeng von Munterkeit und Sentimentalität so zu maskiren, daß er nicht bei der ersten Begegnung schon entdeckt wurde.

Mit ihrer Selbstprüfung zufrieden und über ihre Pläne im Klaren, folgte sie nun Malwinen zu der Tante Seehagen, die in ihrem Sopha saß und Malwinens kleine Hand in der ihrigen hielt. „Hast Du schon gehört, was die Kleine will, Natalie?“ fragte die Tante; „welch eine Grille von dem kleinen Schelm!“

„Lassen Sie ihr den Willen, liebste Tante, es ist ja nur ein Scherz!“

„Ah, aber ein plumper, meine Kinder! Das arglose Vertrauen meines guten Arthur so zu täuschen! Ah, das ist böse.“

„Nicht im Mindesten, liebste Tante,“ versetzte Malwine. „Es ist nur gerecht und billig. Es widerstrebt meinem Selbstgefühl, daß er mich gleich als die ihm bestimmte Zukünftige, als die Erbin kennen lernen soll. Ich will um meiner selbst geliebt seyn, und da er ja ohnedem nicht der richtige ist, so...“

„Ja, bestes Tantchen, da er nicht der richtige Löbell für Malwinen ist, so finde ich es nur angemessen, daß beide einander erst unbefangen kennen lernen, ehe Ihre allerdings höchst achtungswerthen Wünsche zur Geltung kommen!“

„Nun denn, wenn Du ebenfalls im Komplott bist, Natalie, so muß ich wohl oder übel nachgeben, meine Kinder!“ sagte die Tante; „aber ihr müßt sehr auf der Hut seyn für euch und mich, denn ihr muthet meinem armen alten Kopf fast zu viel zu, und ich stehe für nichts!“

Der Eintritt Karls unterbrach die Unterredung; er war in der That jetzt befangener, als er es sich selbst zugetraut hätte. Die sittliche Verantwortlichkeit für eine solche Täuschung schwebte ihm in diesem Augenblicke deutlicher vor, als er sie je gefühlt hatte, und raubte ihm seine sonstige Sicherheit und Zuversicht, so daß er nicht einmal bemerkte, wie ihm gegenüber ebenfalls mehr oder weniger befangene Wesen standen.

„Seht, meine Kinder, das ist mein lieber Neffe Arthur v. Löbell,“ hub die Tante an; „und Du, mein lieber Junge, siehst hier zwei entfernte Verwandte von mir, Malwine und Natalie Mardorf, zwei Cousinen, die seit einiger Zeit meine Einsamkeit theilen, und die sich auf Deine Ankunft herzlich gefreut haben, was ich besonders von meiner lieben Malwine kühnlich behaupten darf.“

„Seyn Sie uns herzlich willkommen, Herr v. Löbell,“ wandte sich nun Natalie an ihn und reichte ihm ihre kleine feine Hand, während die echte Malwine sich beinahe schüchtern hinter die Tante versteckte. „Unsre liebe mütterliche Freundin hat uns schon so viel Gutes und Schönes von Ihnen erzählt, daß Sie uns längst kein Fremder mehr sind! Wir wollen nur wünschen, daß wir Ihnen in dieser ländlichen Abgeschiedenheit ebenso viel bieten können, als wir alle uns von Ihnen versprechen.“

Karl fand nun auch seine Fassung so weit wieder, daß er den lieben Cousinen betheuerte, wie glücklich er sich in dem Gedanken fühle, hier in dieser schönen Gegend eine solch liebe gastliche Heimath zu finden.

„Zu Tische, meine Kinder! zu Tische! oder wir machen die gute Anna ernstlich böse,“ sagte die Tante; „und zudem vergeßt ihr ganz, ihr Mädchen, daß mein armer Arthur die ganze Nacht gereist und nun ohne Zweifel hungrig ist. Reich' mir den Arm, mein Lieber!“

5.

Die Mahlzeit war ein glänzendes Zeugniß für Tante Seehagens musterhafte Hauswirthschaft. Die Suppe war trefflich, die Forellen köstlich, die junge Gans ausgezeichnet gebraten; Gemüse, Dessert, Weine tadellos. Karl that ihnen alle Ehre an, aber sie hätten ihm noch besser gemundet ohne das beengende Bewußtseyn, daß er eigentlich Arthurs Mahlzeit esse und seine Weine trinke. Um jedoch über diesen Gedanken hinwegzukommen, bemühte er sich, die Damen gut zu unterhalten, und erzählte ihnen von dem Leben am Rhein, von dem kölner Karneval, von den Düsseldorfer Künstlerfesten, von den Freuden der rheinischen Weinlese und von allem Möglichen. Die Tante hörte ihm lächelnd und mit feuchten Augen zu, und die Pseudo-Malwine schien ihm mit blitzenden Augen jedes Wort vom Mund ablesen zu wollen, was ihm schmeichelte und etwas mehr Ruhe gab.

Nach Tische ward der Kaffee im Balkonzimmer genommen, und Tante Seehagen betrachtete jetzt ihren Neffen recht aufmerksam und prüfend durch ihre Lorgnette und sagte: „Solltet ihr es glauben, Kinder, daß Arthur einst ganz helle Haare hatte? Ist es nicht ein merkwürdiges Spiel der Natur, daß er nun ganz dunkles schlichtes Haar hat, während er zu der Zeit, wo ich ihn bei seinen Eltern auf dem Knie wiegte und Christelchen ihn auf dem Arm herumtrug, den schönsten kleinen aschblonden Lockenkopf und blaue oder wenigstens graue Augen hatte? Ist dieß nicht wunderbar, Kinder?“

„Sehr wunderbar, in der That, liebe Tante,“ versetzte Pseudo-Malwine mit einem bedeutsamen Blick auf den Lieutenant; „jetzt hat er braune Augen! Ist er etwa vertauscht worden?“

Karl versuchte zu lächeln, aber es überlief ihn bei dieser Anspielung eiskalt, und das Scherzwort, womit er darauf entgegnen wollte, erstarb ihm auf den Lippen. Die Tante nahm

ihn jetzt in's Gebet und erkundigte sich nach seinen Schwestern und Brüdern, und es war ein Glück für Karl, daß er die sämmtlichen Familien-Verhältnisse seines Freundes wie am Schnürchen kannte; aber dennoch machte er mehrmals Verstöße, welche die Tante verbesserte und für Folgen von Zerstreuung und Ermüdung von der Reise erklärte.

„Ich muß mich jetzt bei Dir entschuldigen, lieber Arthur," sagte sie endlich; „ich bin gewöhnt, nach Tisch ein Wenig zu schlafen, und in meinem Alter kann man solchen Gewohnheiten nichts abbrechen; darum wirst Du vielleicht am besten thun, wenn Du Dich selbst etwas niederlegst, oder wenn Du Dir von Natalien den Park zeigen lässest!..."

„Herr v. Löbell mag entschuldigen, liebe Tante, aber ich bin beschäftigt," rief die echte Malwine rasch und mit tiefer Verlegenheit; „ich muß Briefe schreiben, die unaufschiebbar sind, und dann Klavier spielen."

„Sey ruhig, mein Herzchen," fiel ihr Pseudo-Malwine ruhig in's Wort; „ich bin mit Vergnügen bereit, den Vetter herumzuführen, wenn er dazu Lust hat!"

„Wohlan, mein Fräulein! ich werde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir dieses reizende kleine Paradies zeigen! Ich werde sogleich meine Mütze und meinen Paletot holen!" Dann küßte er der Tante die Hand und ging.

Natalie führte die Tante in ihr Schlafzimmer und bettete sie recht behaglich auf dem Divan, küßte sie und wünschte ihr süße Ruhe. Als sie in das Balkonzimmer zurückkehrte, sagte sie zu Malwinen: „Nun, mein Herzchen, Du bist ja so still? Du wagst den Vetter gar nicht anzusehen? Erinnert er Dich denn nicht an Deinen Löbell?"

„Nicht im Mindesten," versetzte das junge Mädchen mit einem Seufzer; „ach, der meinige ist ganz, ganz anders... so fein, so decent, so mädchenhaft zart und ritterlich! Dieser Mensch da hat etwas von einem Don Juan auf der Bühne, und trägt eine Selbstbespiegelung und Eigenliebe zur Schau, die... kurzum, meine Wahl wäre er nicht! — Und die Blicke, mit denen er Dich ansieht, Natalie! nein, es ist als ob er Dich durch und durch schauen wollte!"

„Er interessirt sich für mich, mein Herzchen, und er ist kein Knabe mehr! Ich glaube, dieser Lieutenant ist so ein Bißchen was man einen Roué nennt; aber es steht ihm gut. — Du begleitest uns doch, Herzchen?"

„Mit nichten, ich bin überflüssig — gottlob! Nun denn, gute Unterhaltung! er kömmt schon wieder!" Und die echte Malwine huschte aus dem Zimmer.

Natalie und Karl standen einander gegenüber wie zwei Gegner, die sich gegenseitig gewachsen sind. Er erfaßte ihre Hand, küßte sie mit Innigkeit und fragte mit einem raschen Umblick im Zimmer: „Will mir das Glück wirklich so wohl, daß ich Sie allein habe, mein Fräulein? ist die unbedeutende Kleine wirklich fort?"

„Pfui, Vetter! Natalie ist ein gutes Kind und nichts weniger als unbedeutend, nur noch etwas schüchtern, wie es ihre Stellung in diesem Hause mitbringt," entgegnete Pseudo-Malwine.

„Ah, ich verstehe," sagte Karl. „Eine arme Verwandte, welche die gute Tante aus Erbarmen aufgenommen und die mehr geduldet als gehegt ist!"

„Sie irren, Herr v. Löbell! Natalie ist von guter Familie und hat einiges Vermögen, wenn auch nicht viel. Aber die Tante hängt an dem Mädchen mit einer unbeschreiblichen Liebe und hat sie seither kaum von sich gelassen, so daß sie noch nicht allzu viel von der großen Welt gesehen hat."

„Ah, und da zieht die gute Tante den kleinen Backfisch Ihnen vor? Das ist jedoch Todsünde, meine theuerste Cousine, denn Sie sind auf Ehre ein Demant neben diesem Rheinkiesel. Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie alle meine Erwartungen von der Cousine Malwine weit übertroffen haben!"

„Sehr schmeichelhaft für mich, lieber Cousin; glücklicherweise kann ich Ihnen mit der größten Aufrichtigkeit das Gleiche sagen: Sie sind etwas besser, als ich mir nach den Schilderungen der Tante den jungen Lieutenant dachte!"

„Sie machen mich auf Ehre neugierig nach dem Ungeheuer, welches Sie sich unter mir vorgestellt haben. Darf ich bitten, meine schöne Cousine, mir zu sagen..."

„Jenun, Sie haben ja gehört, wie Fräulein v. Seehagen Sie schilderte: einst ein kleiner blondlockiger Knabe mit großen schwärmerischen Augen — nun ein Dichter und Träumer, eine weiche sentimentale Natur, etwas scheu und unpraktisch — das etwa konnten wir erwarten! Gottlob, daß wir nun einen weltgewandten, charmanten Lieutenant, einen vollendeten Cavalier anstatt des blöden Schäfers bekommen haben!"

„Ah, auf Ehre, meine himmlische Cousine, Sie beschämen mich! Sie machen sich Illusionen über mich. Meiner Treu, auch ich hätte nicht gedacht, daß mich mein guter Stern in die Nähe einer solch liebenswürdigen Cousine, einer solch reizenden . . . ."

„Trève de paroles, cousin! Sie beschämen mich vollständig, oder Sie ergehen sich nur in Phrasen! Sagen Sie offen: wie haben Sie sich Malwinen gedacht, als die Tante von ihr schrieb?"

„Offen gestanden, meine süße Cousine, das Bild, das ich mir in Gedanken entwarf, war nicht schmeichelhaft: die Freundin einer Großtante konnte nicht mehr unter vierzig seyn; eine Dame aber welche dieses kritische Alter passirt hat, ohne einen Mann und eine eigene Heimstätte gefunden zu haben, ist gewöhnlich nicht im Ueberfluß mit liebenswürdigen Eigenschaften ausgestattet, und so . . . ."

„Genug, Vetter! wenn Sie solch abscheuliche Vorurtheile gegen alte Jungfern hegen, zu denen ich mich ebenfalls schon zähle, so hätten Sie wirklich verdient, Ihre Erwartungen durchaus verwirklicht zu finden. Aber kommen Sie! Die Nachmittage sind so kurz, die Sonne neigt sich schon stark zum Untergang."

Er reichte ihr den Arm und sie nahm ihn gerne an, und so schlenderten sie in den Park. Der Herbst hatte sein buntes farbenreiches Gewand zwar schon größtentheils verloren, und das gelbe und röthliche und braune Laub lag auf dem Boden; aber die Hainbuchen standen noch im Schmuck ihrer rostrothen

harten Blätter da, und die Tannen und Fichten woben noch ihr dunkles Grün in den graubraunen Ton, der über der Landschaft lag. Die Sonne überglühte mit warmem Licht die kahlen Baumkronen, und wob einen fein flimmernden Duft in die Dämmerung der Waldpartieen, und über der Ferne lag ein kühles Blau. Selbst Karl, welcher sonst nicht viel Sinn für das Naturschöne hatte, vermochte sich eines lebhaften Eindrucks nicht zu erwehren und gab demselben in wohlgesetzter Weise Worte. Pseudo-Malwine blickte ihn verwundert an. „Es gefällt Ihnen also bei uns auch, trotzdem daß Ihr Auge vom Rheine her verwöhnt ist?" fragte sie.

„Bei Ihnen, süße Cousine?" wiederholte er und drückte ihr leicht den Arm; „wem sollte es bei Ihnen nicht gefallen? Stören Sie mir die Seligkeit dieses Augenblicks nicht durch die Erinnerung an eine Möglichkeit der Trennung!"

Sie senkte das Auge vor seinem feurigen Blick und eine hohe Röthe schlug auf ihren Wangen auf, aber sie nahm ihm offenbar diese Kühnheit nicht übel. Er rückt rasch voran, er liebt nach echter Soldatenweise, dachte sie. Aber diese Kühnheit gefällt manchen Frauen, namentlich denen von einem gewissen Alter.

Eine Weile war Pseudo-Malwine schweigsam, denn sie fühlte sich innerlich aufgeregt und beklommen, dann aber fand sie die Sprache wieder, und entwarf ihm eine begeisterte Schilderung von der sommerlichen Schönheit dieser Gegend und von den Naturwundern des nahen Harzes; und wie sie dabei so langsam in der niedersinkenden Dämmerung durch den Park hinschlenderten, und sie plauderte und er ihr tief und glühend in die dunklen Augen blickte, welche die seinigen bald suchten, bald mieden, — wie er ihr so den Arm drückte, daß es sie mit leisen Wonneschauern durchbebte, und sein Haupt zu ihr heruntersenkte und sie ihr Köpfchen mit einer gewissen Koketterie seitwärts an seine Schulter legte, damit er ihr besser in die Augen sehen könne, — da zog die zuversichtliche Ueberzeugung bei Karl ein, daß die Festung kapituliren werde.

„O süße, himmlische Malwine!" flüsterte er ihr in's Ohr, als sie sich dem Ende der Allee näherten und die Lichter des Herrenhauses schon durch die Wipfel des Lustgehölzes schimmern sah; „wer hätte gedacht, daß ich hier einen solchen Engel finden würde!" Sie senkte ganz verschämt das Köpfchen und seufzte leise. „Herrliches, himmlisches Mädchen, süßeste Malwine, wie soll ich leben ohne Dich, ferne von Dir?"

„Arthur, Sie sind grausam...." flötete sie, und seufzte wieder.

„Weil ich Sie liebe, Cousine, weil ich nicht ohne Dich leben kann, weil Dein Bild meine Seele erfüllt, schon seit dem ersten Brief der Tante?" fragte er und schlang leidenschaftlich seine Arme um sie, als ob er sich sie niemals wieder entreißen lassen wollte. „Nein, Malwine, süßes Engelsherz! was der Himmel so wunderbar zusammengeführt hat, das darf der Mensch nicht scheiden. Ich liebe Dich, und Du mußt mein werden!"

„Arthur, mein Arthur!" lispelte sie; „o wie gerne würd' ich!..." Seine Küsse brannten schon auf ihren Lippen und schnitten die weiteren Worte ab; Pseudo-Malwine hatte allzu viel Routine in derartigen entscheidenden Situationen, als daß sie nicht halb schüchtern halb leidenschaftlich seine Küsse erwidert hätte; dann aber barg sie rasch ihr Haupt an seinem wattirten Busen und flüsterte: „O Arthur, lassen Sie mich jetzt! Sie haben mich überrumpelt! Gott, was werden Sie von mir denken! Und dann die Tante!...."

„Die Tante? Ei nun, sie wünscht ja nichts sehnlicheres als unsere Verbindung, mein theures Leben!" sagte er, aber in diesem Augenblick fiel ihm ein, daß er hier nur unberechtigt den Stellvertreter eines Andern mache, und das Wort versagte ihm bei dem Gedanken, daß Tante Seehagen diese Verbindung nie dulden werde. Pseudo-Malwine mochte etwas ähnliches durch den Sinn ziehen, denn sie sagte beinahe wehmüthig:

„Die gute Tante wünscht mich allerdings vermählt zu sehen, allein sie hat vielleicht bestimmte Pläne mit mir, mein lieber Cousin; jedenfalls verlange ich von Ihrer Ritterlichkeit, Herr v. Löbell, daß das was so eben zwischen uns vorging, vorerst ein Geheimniß.... ein süßes Geheimniß," setzte sie stockend und mit bewegter Stimme hinzu, „zwischen uns Beiden bleibe. Weder die gute Tante noch die Kleine dürfen etwas davon ahnen."

„Mein Wort darauf, himmlische Malwine!" betheuerte er.

„Wir dürfen uns mit keinem Blicke verrathen, denn wir werden möglicherweise beobachtet," fuhr Pseudo-Malwine fort. „Ich muß Ihnen erst die Verhältnisse klar machen, ehe Sie mich ganz verstehen werden; aber glauben Sie mir unbedingt, daß diese Vorsicht nothwendig ist!"

„Ich glaube, ich vertraue Dir, mein Engel, mein süßes Leben!" erwiderte Karl und küßte die nur schwach Widerstrebende von neuem, denn er ward augenblicks des Vortheils gewahr, welchen ihm dieses „süße Geheimniß" sicherte.

Es war Nacht geworden, bis sie in's Haus zurückkamen, wo Tante Seehagen sie mit Unruhe erwartete, und Pseudo-Natalie die Rückkehrenden mit großen verwunderten Augen maß. — „Ich war sehr in Sorge, es möchte euch etwas zugestoßen seyn, weil ihr so lange ausbleibt," sagte die Tante. Aber die beiden versicherten mit sehr geläufiger Zunge, daß sie, von der Schönheit der Gegend angezogen, ihren Spaziergang etwas zu weit ausgedehnt haben, und ganz unvermuthet von der Dämmerung überrascht worden seyen, und Karl erging sich in einer enthusiastischen Schilderung der Eindrücke, welche er von der stillen Schönheit dieses Sonnenuntergangs und der paradiesischen Landschaft hingenommen habe, und dieß versöhnte die Großtante wieder, welche für ihre Heimath schwärmte.

Karl vermochte sich jedoch bald einer gewissen Unbehaglichkeit nicht zu erwehren, als er eines Theils bemerkte, daß die wortkarge, schüchterne Natalie ihn mit einer forschenden Aufmerksamkeit fixire, die nicht absichtslos, nicht das Ergebniß bloser Neugier zu seyn schien, und als anderseits die Tante ihm wieder mit Erkundigungen nach den einzelnen Gliedern seiner Familie, nach deren Treiben und Verbleiben zusetzte und von jedem Individuum die allerspeziellsten Nachrichten haben

wollte. Anfangs zog er sich zwar durch allgemeine oder zweideutige Bemerkungen und Auskünfte leidlich aus der Affaire; als aber die Tante mit der Umständlichkeit älterer Personen und jener eigenthümlichen Treue des Gedächtnisses für Nebendinge immer speziellere Fragen stellte und eine und dieselbe Frage in kurzen Zwischenräumen oft zwei- bis dreimal wiederholte, da konnte er nicht umhin, Pseudo-Malwinen, die mit ihrer Tapisserie-Arbeit ihm zur Seite saß, hülfeheischend anzublicken, und ihr mit dem Fuße zu telegraphiren, daß sie der Unterhaltung eine andere Wendung gebe. Dieß that denn auch die Gewandte mit vielem Takt, indem sie die Herzensgüte und Rücksicht der Tante für den von der Reise und dem Spaziergang ermüdeten Arthur in Anspruch nahm und den Vorschlag machte, etwas zu musiciren. Tantchen war damit einverstanden und forderte Malwinen auf, eine ihrer Lieblingssonaten zu spielen.

Die echte Malwine erhob das Köpfchen erglühend und etwas hartnäckig von ihrem Stickrahmen und wollte sich gerade entschieden weigern; da sprang die Pseudo-Malwine behend an den Flügel und rief: „Mit Vergnügen, Herzens-Tantchen! aber vielleicht amüsirt die Ouvertüre von ‘Figaro's Hochzeit’ den Herrn v. Löbell mehr als eine Beethoven'sche Sonate, und ich will daher lieber die Ouvertüre spielen.“

Karl erklärte sich hiemit ganz einverstanden, obschon er in Wirklichkeit nicht die leiseste Spur von Verständniß für Musik hatte; aber er war froh, daß er hiedurch eine Pause gewann, um sich wieder in die Situation zu finden, und zugleich Gelegenheit hatte, die vermeintliche Cousine unbefangener zu beobachten.

Hm, dachte er jetzt, wie er so kein Auge von ihr verwandte; sie ist im Grunde für eine Erbin so übel nicht. Der Kopf ist hübsch, das Gesicht hat Race, der Mund drückt Leidenschaft aus. Die Büste ist passabel, die Taille allerdings etwas materiell, aber die Hand ist zierlich und die Haltung elegant und gefällig. Sie hat zwar etwas Bestimmtes und Willensfestes, aber sie ist doch jedenfalls eine präsentablere Parthie, als die Kleine dort mit den unsteten beweglichen Mäuse-Augen! Ich werde im Grunde gar nicht so übel mit ihr fahren, und sie wird den Kameraden imponiren, denn sie hat gewandte Formen.

Tante Seehagen folgte dem Spiele mit großer Aufmerksamkeit und unterbrach sich nur darin, daß sie gelegentlich mit dem Kopfe gegen Karl nickte, um ihm die Fertigkeit der Spielerin bemerklich zu machen, was er durch ein ebenso beeifertes stummes Nicken und durch Hinaufziehen der Augenbraunen erwiderte, — eine stumme Unterhaltung, deren Aehnlichkeit mit Pagoden von Porzellan die Pseudo-Natalie offenbar nicht allzu sehr unterhielt, denn sie blickte nur selten von ihrem Stickrahmen auf.

Nun war die Ouvertüre zu Ende, und Pseudo-Malwine stand vom Flügel auf, empfing mit leuchtenden Augen und königlicher Geberde die Lobsprüche des Lieutenants und der Tante, und sagte nun zu der „Kleinen“: „Mein liebes Herzchen, nun mußt Du uns eines Deiner Lieder zum Besten geben! Bitte, nur ein einziges von Schubert oder Abt!“ Aber Pseudo-Natalie weigerte sich ganz entschieden, selbst auf die Gefahr hin, vor dem Vetter als sehr eigensinnig zu erscheinen, und entschuldigte sich mit Heiserkeit und Unwohlseyn. Im Grunde aber wollte sie durch ihre Schweigsamkeit nur verhehlen, daß ihre Stimme gleichsam ganz voll Thränen war, denn sie hatte sich noch nicht von der Enttäuschung erholt, daß der Gast nicht derjenige war, auf den sie sich so unaussprechlich gefreut hatte

„Lassen Sie sie, liebe Tante! das arme Kind hat den ganzen Morgen über Fieber geklagt,“ sagte Pseudo-Malwine; und die Tante erschrack darüber und wollte sie bald zu Bette sprechen, bald nach dem Arzte schicken, bis die gewandte Natalie auch diesen Sturm beschwor und ‘die Kleine’ vor dieser übertriebenen Fürsorge rettete, welche ihr schon das Wasser in die Augen trieb.

„Herr v. Löbell wird uns etwas spielen oder ein Lied zum Besten geben, nicht wahr?“ sagte Pseudo-Malwine.

„Ich?“ rief Karl mit einem wahren Schreck; „ich kann ja . . . fürwahr nach einer solchen Meisterin mich nicht hören lassen,“ verbesserte er sich mit einer verbindlichen Verbeugung gegen seine Zukünftige. „Mein Bißchen Musik ist zu stümperhaft.“

„Ei ei, mein lieber Junge, sage das nicht!“ rief die Tante; „alle Löbells sind von Haus aus musikalisch, das ist bei ihnen ein wahrhaft erbliches Talent. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, wie Du schon als Knabe von vier Jahren ganz allerliebst und richtig kleine Volkslieder sangst. Und hast Du mir nicht erst jüngst geschrieben, Deine Hauptbeschäftigung in Mußestunden sey Musik und Gesang? Haben wir uns nicht alle innigst gefreut auf Dein Citherspiel, wovon Du uns schriebst? Malwinchen hat sich sogar eigens deßhalb eine Cither von München kommen lassen!“

„Ach Tantchen, sagen Sie das nicht!“ platzte die echte Malwine erröthend heraus, aber die echte Natalie sagte rasch: „Nun ja, weil ich mir schon längst vorgenommen hatte, dieses Instrument zu erlernen, und der Vetter muß mir jetzt die ersten Griffe darauf zeigen, da wir doch keinen Lehrer in der Gegend haben.“

„Meine Damen,“ entgegnete Karl, dem nachgerade etwas schwül zu Muthe war, da er in diesen Stücken seinen Kameraden und Freund Arthur v. Löbell nicht ersetzen konnte; „Sie müssen mich entschuldigen, aber in den ersten Tagen werde ich entschieden außer Stande seyn, zu musiciren. Heiserkeit,“ fügte er sich räuspernd hinzu, — „Folge einer Erkältung im Nachtdienst — mein ganzer Kehlkopf ist wund wie rohes Fleisch — dazu ein Rheumatismus im rechten Arm und der Hand — meiner Treu, ich bin untröstlich, aber es geht nicht!“

„Armer Junge, und dieß sagst Du nun erst?“ rief die Tante halb erschrocken halb fürsorglich; „da müssen wir doch gleich dazu thun und den armen Jungen kuriren. Ich habe einige ganz erprobte Hausmittelchen gegen Erkältung und Rheumatismus!“

Karl wehrte sich aus Leibeskräften, aber er mußte sich wenigstens dazu verstehen, eine Halsbinde von Iltispelz anzu-

legen, welche die Tante bei ähnlichen Leiden trug, und es fehlte wenig, so hätte sie ihn mit ihren Hausmitteln erst recht krank gemacht, denn halb siech machte sie ihn schon durch die langathmigen Geschichten ihrer Wunderkuren an sich selber und Anderen mittelst dieser Familien-Recepte. Aber alles nimmt ein Ende, und so auch ein Herbstabend und die erstickende Hitze einer Pelzhalsbinde in einem geheizten Zimmer.

Das reichliche Abendbrod mit Thee ward servirt, und gab den Gedanken der würdigen Matrone eine andere Richtung. Sie schickte Malwinen nach einem Topf mit eingemachten Aprikosen, die nach ihrer Versicherung gegen Heiserkeit ganz ersprießlich seyn sollten und die sie jedes Jahr eigens zu diesem Zwecke anfertigen ließ. Und als auf diesen Befehl natürlich Natalie hinausging, die im Hause nicht so gut Bescheid wußte, wie die echte Malwine, so eilte diese hinterher um der Freundin aus der Verlegenheit zu helfen.

„Liebe Natalie,“ sagte Malwinchen, als sie in dem abgelegenen Zimmer, wo die Konfitüren und Marmeladen aufbewahrt wurden, allein waren; „liebstes Herz, ich fürchte, dieser Rollentausch wird noch manche Konfusion anrichten und zu keinem Resultate führen.“

„Im Gegentheil, mein Herzchen, es geht ja alles gut; finde ich mich nicht prächtig in meine Rolle?“

„Oja, namentlich dem Herrn Lieutenant gegenüber,“ bemerkte Malwine etwas anzüglich; „mir scheint, ihr habt einander schon recht angenommen. Er verzehrt Dich beinahe mit seinen Blicken, so oft er sich unbeachtet wähnt, und aus Deinen Wangen schlägt eine helle Flamme auf.“

„Du Böse! ich glaube gar Du bist mir neidisch! . . .“

„Nicht im mindesten, Natalie; gewiß, ich gönne Dir's von Herzen, wenn er Dir gefällt; aber ich meine nur . . .“

„Nun, was denn? was hast Du mit ihm?“

Malwine sah sich erst scheu um, als fürchte sie gehört zu werden; dann flüsterte sie ganz geheimnißvoll: „Ich fürchte, der Lieutenant ist gar nicht unser Vetter Löbell!“

„Ei Närrchen, natürlich! wenigstens nicht Dein Lieutenant Löbell, Dein Koffer-Erretter!“ sagte Natalie.

„Ach geh' doch! Nur keine Epigramme!“ sagte Malwine; „ich zweifle, daß er überhaupt ein Löbell ist, aus inneren und äußeren Gründen, und dann habe ich eine Entdeckung gemacht, die mich in diesem Argwohn bestätigt . . .“

„Eine Entdeckung?“ fragte Natalie lebhaft; „nun, und welche denn?“

Malwine erglühte. „Ich war in seinem Zimmer,“ erwiderte sie erglühend; „das heißt, die Tante schickte mich in dasselbe. Als wir nämlich das Gouter nahmen, während ihr fort waret, legte die gute Tante die schönsten Birnen und Weintrauben von unserm Treibhausobst auf einen Krystallteller und hieß mich diesen auf des Cousins Zimmer setzen. Ich gelangte ganz unbemerkt in dasselbe, und als ich den Teller auf den Consoletisch setzte, da sah ich darauf einen Siegelring liegen, worauf ein ganz andres Wappen als das Löbell'sche eingegraben war. Und innen in dem Ring war eingravirt: Karl von Schwarzbach.“

„Schwarzbach? das ist ja der Name des Freundes, von dem der Vetter schrieb als von seinem Pylades! Was beweist dieß? Schwarzbach wird ihm den Ring verehrt haben!“

Malwinchen schüttelte den Kopf ungläubig und sagte: „Und dann noch eins: an dem Helmfutteral ist ein kleiner Messingstreifen, worauf ebenfalls eingravirt aber mit schwarzer Wichse überstrichen, derselbe Name zu lesen.“

„Dieß beweist wiederum nur, daß Herr v. Löbell vielleicht dieses Helmfutteral für die Reise von seinem Kameraden geborgt hat,“ sagte Natalie.

„Es ist möglich, daß Freunde ihre Ringe vertauschen,“ meinte Malwinchen lächelnd; „aber daß ein Offizier kein eigenes Helmfutteral haben und eines entlehnen sollte, wenn er auf Reisen ginge, — nein, das glaube ich nicht.“

„Und Du wünschest wohl ohne Zweifel, mein Herzchen, daß der Gast lieber Herr v. Schwarzbach als Arthur v. Löbell sey?“ fragte Natalie.

„Ei natürlich, meine Liebe; auch sagt mir eine Ahnung, daß er überhaupt kein Löbell ist.“

„Gut denn, mein Herzchen, darüber werden wir bald in's Reine kommen,“ rief Natalie entschlossen; „ich werde ihn noch heute Abend in's Verhör nehmen, — nämlich wenn die Tante schläft und Du mir Gelegenheit gibst, ihn allein zu sprechen und zwar im Salon. Nach dem Abendbrod spielst Du Klavier, Malwinchen; die Tante wird dann gewohnterweise einnicken, und Du entfernst Dich hierauf, und der Herr Lieutenant soll mir beichten, ob er uns zum Besten gehabt hat!“

„Wohlan, ich will das Meinige dazu thun, denn ich bin überzeugt, Du wirst ihn nicht allzu hart strafen, selbst wenn er schuldig ist,“ sagte Malwine vergnügt, und reichte der Freundin den Topf mit der Aprikosen-Marmelade. —

6.

Es ging alles über Erwarten gut. Das Abendessen war vorüber, man hatte noch ein Stündchen traulich geplaudert, aber Tantchen nickte bereits. Pseudo-Natalie setzte sich an den Flügel und spielte ein Potpourri aus Webers Freischütz, und als sie an die Melodie „Leise, leise, fromme Weise“ kam, da war Tante Seehagen schon in die Sophaecke zurück gesunken und schlummerte süß. Pseudo-Malwine und der Lieutenant hatten mittlerweile ein sehr lebhaftes Geplänkel mit Blicken hinter dem Rücken der Klavierspielerin geführt, und als Tantchen nun schlief, war Karl seiner Angebeteten unvermerkt mit dem Stuhle näher gerückt, bis er ihre Hand erfassen konnte, die er mit Inbrunst an sein Herz drückte und mit Küssen bedeckte. Pseudo-Natalie spielte noch eine Weile, dann stand sie leise auf und schlich sich hinaus.

Pseudo-Malwine war ebenfalls aufgestanden und in eine Fensternische getreten, wo sie sich auf ein Tabouret setzte. Karl war ihr gefolgt und saß ihr gegenüber. „Meine süße, himmlische Malwine!“ flüsterte er und näherte sich ihren Lippen; aber sie wehrte ihn erschrocken ab. Da kniete er vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und erklärte ihr in leidenschaftlichen Worten seine Liebe, warb in förmlichster Weise um ihr Herz und ihre

Hand. Sie schien abermals zu zögern, aber der Sieg war sichtlich doch schon gewonnen. Sie beugte sich zu ihm herab, legte ihre Stirne stumm auf sein Haar und umschlang ihn mit ihren Armen. „Malwine, können Sie meine Liebe nicht erwidern?“ fragte er drängend, und suchte mit seinen Lippen ihren Mund; „zögern Sie mit der Antwort, von welcher das Glück oder das Verderben meines Lebens abhängt?“

„Mein Arthur!“ flüsterte sie; „ich bin so selig, so überrascht, so . . . ach, ich finde keine Worte. Allein ehe ich auf eine Frage antworten kann, welche auch für mich von unbeschreiblicher Wichtigkeit ist, müssen Sie mir aufrichtig eine andre Frage beantworten, nämlich die: gibt es außer Ihnen noch einen Lieutenant Löbell im 42. Regiment?“

„Nein, meine Theure, Arthur v. Löbell ist der einzige dieses Namens in der ganzen Garnison Köln,“ erwiderte er bestimmt.

„Großer Gott, dann bin ich verloren — dann kann ich die Ihrige nicht seyn!“ stammelte sie und verbarg das Gesicht in den Händen.

Karl erschrack in allem Ernste. „Und warum nicht, mein Engel?“ fragte er besorgt. Aber sie zögerte lange mit der Antwort; es war als schluchze sie leise. „Aber mein süßes Leben, so rede doch!“ drängte er.

„Weil . . . weil ich . . . einer Verwandten versprochen habe, den Lieutenant v. Löbell im 42. nie zu heirathen!“

„Und weßhalb nicht, meine himmlische Malwine? ich beschwöre Dich, erkläre mir dieß deutlicher!“

Pseudo-Malwine seufzte. „Eine Verwandte von mir, ein liebes junges Mädchen, ist dem Lieutenant v. Löbell zu großem Danke verpflichtet, und hat sich gelobt, nur ihn zu heirathen, obschon sie ihn gar nicht näher kennt, nur einmal gesehen hat, aber doch erwarten darf, daß er sich für sie ebenfalls interessirt. Ich habe ihr versprechen müssen, ihr nicht ein Herz zu rauben für das sie glüht, ihr armes Herz nicht zu brechen. Sie wissen nun genug, Arthur! Sie werden einsehen, daß Malwine, meine arme Base, gerechtere Ansprüche auf einen solch trefflichen Mann hat als ich . . .“

„Herzenskind, ich verstehe kein Wort davon!“ sagte Karl ganz betreten. „Sollte Arthur . . . d. h. sollte die junge Dame? . . . Aber auf Parole, ich begreife die ganze Sache nicht und am allerwenigsten warum ich Dir entsagen soll, mein liebstes goldenes Herz. Und wer und wo ist denn diese Cousine?“

„O Männer, Männer! ihr gefährlichen Heuchler!“ flüsterte Pseudo-Malwine mit drohend erhobenem Finger; „können Sie, wollen Sie leugnen, daß Sie erst vor Kurzem sich einer jungen Dame annahmen, welche Gefahr lief, am Leyenstapel in Köln einen Theil ihres Gepäckes zu verlieren? . . .“

„Ah, die Cigarrenhändlers-Tochter? die aus Wolfenbüttel?“ fragte Karl gedehnt, dem nun erst ein Licht aufging.

„Ja, wollen Sie leugnen, daß Sie jener jungen Dame Hoffnungen erweckt haben, die nun mit verhängnißvollem Gewicht zwischen Sie und mich treten? Wollen Sie das arme Kind hinopfern, das in dieser stillen Liebe ihr einziges Glück findet? Oh, das wäre grausam, das wäre Ihrer unwürdig, Arthur! Das muß uns beide scheiden!“

Karl athmete tief auf und kämpfte mit einem Entschlusse; er wähnte Malwine hinter den Händen, welche ihr Gesicht bedeckten, leise schluchzen zu hören — das ertrug er nicht. Sie liebte ihn ja offenbar, er konnte also ein Geständniß wagen. — „Malwine, mein Engel, mein Kleinod, schenken Sie mir nur einen Augenblick ruhig Gehör!“ flüsterte er dringend; „und wenn ich Sie nun in einer andern verzeihlicheren Weise getäuscht hätte, könnten Sie mir vergeben, wenn ich nicht Arthur v. Löbell wäre?!“

Sie fuhr plötzlich auf.

„Und wer wären Sie denn sonst?“ fragte sie lebhaft und sah ihn forschend an.

Er nannte ihr seinen wirklichen Namen und gestand ihr die Verabredung mit Arthur, die Mummerei. „Sie geben mir das Leben wieder, Karl,“ flüsterte sie und umschlang ihn mit ihren Armen; „Sie sehen mich so alles Stolzes bar, daß ich Ihnen sogar meine Schwäche gestehe, daß die Trennung von Ihnen, die Entsagung mich unglücklich gemacht hätte.“

„Und Du beglückst mich mit Deiner Hand, meine süße . . .“

„Natalie, nicht Malwine, aber doch eine Mardorf,“ unterbrach sie ihn, gestand ihm nun ebenfalls die kleine Täuschung und bat ihn um Vergebung. „Sie waren als der unrechte Löbell erkannt, ehe Sie noch in unser Haus traten,“ sprach sie; „die ‘Kleine’ ist die echte Malwine, der Schützling Ihres Freundes, zwar nicht die Tochter eines Cigarrenhändlers, sondern die Adoptivtochter der Tante Seehagen und mit mir gemeinsam in deren Testament bedacht; aber in ihrem Herzen wie in der Absicht der Tante mit Herrn v. Löbell verlobt, also für Sie unweigerlich verloren! — Ich dagegen habe ein unabhängiges Vermögen von vierzigtausend Thalern, auf dem Rittergute Lindau radicirt, und ein Haus in Berlin . . .“

„O stille, stille, mein Engel! hab’ ich nach Deinen Glücksgütern gefragt?“ flüsterte Karl und schloß sie mit überwältigender Inbrunst an sein Herz; „bin ich nicht überglücklich, daß Deine Huld mich, den armen Offizier, erfreut? Ja, Dein Reichthum wäre eher eine Kluft die uns trennte, wenn die treueste Liebe sie nicht überbrückte. O Natalie, Du willst also mein seyn?“

„Dein auf ewig!“ betheuerte sie unter seinen Küssen; es war mindestens schon das zwanzigste Mal in ihrem Leben, daß sie dieses Gelöbniß gethan hatte. Und dennoch folgte ein halbes Stündchen süßesten Kosens; „die Lieb’ ist immer neu,“ wie die Studenten singen. Wie das alles so schnell kam und die beiden Liebenden Feuer und Flamme waren! Merkwürdig, aber dennoch wahr. Endlich legte sich die Tante Seehagen laut aufathmend auf die andere Seite, ohne jedoch zu erwachen, aber sie unterbrach damit das zärtliche Kosen. „Mein liebster einziger Mann, was ist nun zu thun?“ fragte Natalie; „hier bleiben kannst Du von morgen an nicht, denn Dein Rollentausch ist schon so gut wie entdeckt. Die Tante würde Dir diese Täuschung nicht verzeihen, wenn sie sie unvorbereitet erführe. Malwine muß sie daher allmählig davon in Kenntniß

setzen, und ich selbst will mich entfernen, um wenigstens ihrer ersten Empfindlichkeit auszuweichen. Ich gehe nach Berlin."

„Und ich folge Dir, mein süßes Bräutchen! wir verkündigen daselbst unsere Verlobung. Ich habe noch acht Tage Urlaub."

„Und ich folge Dir dann nach Köln, wo ich Bekannte und Freunde habe, mein lieber, lieber Karl!"

„Und in der kürzesten Frist soll unsere Hochzeit seyn, mein süßester Engel, denn ich kann nicht ohne Dich leben, meine himmlische Natalie!"

„Ach mein Einzigster, Bester!" flötete Natalie; „mir ist als hätten wir uns schon seit vielen Jahren gekannt! ich fühle, so habe ich noch keinen Mann geliebt. Aber nun geh', mein Theuerster; die Tante kann jeden Augenblick erwachen, und morgen früh reisest Du in aller Stille ab; wir sehen uns noch beim Frühstück." —

Malwinchen hatte auf ihrem Zimmer sich inzwischen die Aeuglein rothgeweint aus Kummer und Enttäuschung, und nicht begreifen können, warum Natalie so lange säume. Diese hatte Christelchen zu der schlafenden Matrone geschickt, und kam endlich zur Freundin, der sie stürmisch um den Hals fiel. „Malwinchen, Herzensschatz, Du hattest recht, es ist nicht Arthur v. Löbell, sondern dessen Busenfreund Herr v. Schwarzbach," flüsterte sie; „übrigens ein lieber goldener Mann. Und denke Dir, Arthur ist wirklich Dein Retter und liebt Dich; er hat Deine Sendung und Deinen Brief empfangen, und wollte deßwegen nicht reisen, sondern schickte Karl, denn alle Rittergüter der Welt, sagt Karl, könnten ihn der Dame nicht ungetreu machen, die ihm so flüchtig wie eine Sternschnuppe erschienen und wieder verschwunden ist und an die er nun Tag und Nacht denkt. Malwinchen, es ist Zeit, Dein Incognito fallen zu lassen, wenn der arme Arthur nicht den Verstand verlieren soll. Er glaubt Dich in Wolfenbüttel, denn hätte er Dich hier gewußt, so wäre er, wie Karl sagt, barfuß hieher gewallfahrtet. Mein liebstes Herz, ich gratulire Dir aus aufrichtigster Seele!" und damit küßte sie sie von Neuem. „Bist Du nun mit Karl — mit Herrn v. Schwarzbach ausgesöhnt?"

„Noch nicht ganz," erwiderte Malwine, aber die Augen überquollen schon von Freudenthränen; „es war doch ein recht grausamer Scherz von ihm, die treffliche Tante so zu hintergehen. Und die Täuschung wird doch nicht fortgesetzt?"

„Nein, Karl reist morgen früh ab; Du wirst ihn zum Frühstück noch sprechen, und er wird Dir von Arthur erzählen, der wirklich ein Ritter ohne Furcht und Tadel ist," sagte Natalie; „Karl wird an Arthur schreiben und ihn hersenden, und die Freude an dem wirklichen Arthur wird die liebe Tante versöhnen, und ihr habt ihn dann allein, denn ich reise morgen Nachmittag ebenfalls ab — nach Berlin, wohin mich Geschäfte rufen."

Malwine konnte die ganze Nacht vor lauter frohen Gedanken und angenehmer Aufregung nicht schlafen, und kaum den Morgen erwarten, wo sie genaueres von Arthur erfahren sollte. Und Natalie schlief ebenfalls nicht; zum neunten oder zehnten Mal Braut, quälte sie der Zweifel, ob dieser rasch geschlossene Bund sich nicht wieder lösen würde; sie wenigstens war fest entschlossen, Karl nicht wieder loszulassen, und hätte sie seine Umstände genauer gekannt, so würde sie hierüber ruhig gewesen seyn. Er schlief so fest und ruhig, wie seit lange nicht mehr, denn er sah sich jetzt schon sicher im Hafen.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in den Pyrenäen und den baskischen Provinzen.

Von R. Rellenburg.

Ich habe von jeher, wie die meisten Oberdeutschen, einen unbezwinglichen Hang für Bergfahrten und Fußreisen gehabt. In meiner Jugend hatte ich den Schwarzwald, die schwäbische Alb, den Odenwald und Taunus durchstreift, in meinen Jünglingsjahren die deutschen und die schweizer Alpen vielfach durchwandert, und dann den heimischen Boden Jahrzehnte lang verlassen, um in der neuen Welt mich herumzutreiben. Ich habe die Alleghanies, die Blauen Berge, die mexikanischen Andes durchstreift, und die Felsengebirge zu wiederholten Malen überstiegen, ohne mich je satt zu sehen an der wilden Schönheit und Majestät der Hochgebirgs-Natur. Als ich dann, ein gereifter Mann, aus Nord-Amerika zurückkehrte, wurde die Alpenwelt wiederum das regelmäßige Ziel meiner Sommer-Ausflüge, und ich habe verschiedene Parthieen derselben durchstreift, welche mir die Rechte der Mitgliedschaft eines Alpenclubs erwerben würden. Aber Ein Gebirgszug Europa's war mir noch unbekannt geblieben, der mir von Jugend auf in einem eigenthümlich verlockenden Lichte erschienen war, — die Pyrenäen nämlich, die himmelan ragende Mauer, welche zwei romanische Völkerstämme ebenso wirksam von einander scheidet, wie die Alpen den deutschen Volksstamm einerseits von dem italischen, anderseits von dem slavischen. Daher ließ ich mich im Sommer 1863 nicht abhalten, eine kleine Reise, welche ich nach Paris und Rouen machte, bis Bordeaux und Bayonne auszudehnen und von da einen Ausflug über die spanische Grenze zu machen.

Der Weg von Paris nach Bordeaux und Bayonne mit der Eisenbahn ward leicht und angenehm zurückgelegt. Es ist eine Annehmlichkeit der französ. Bahnen, daß man bei längeren Touren auf beliebigen Stationen aussteigen und einen oder zwei Züge überspringen kann, um sich die verschiedenen Städte anzusehen, welche man unterwegs berührt. Die Züge fahren sehr schnell, und so war die Fahrt ein wahres Rennen; da und dort ein Blick in das freie Land hinein, dann ein Herausspringen aus dem Zuge und aus dem weit vertheilten abgelegenen Bahnhofe, um in die Städte zu gelangen und sich die alten Straßen und merkwürdigen schönen Kirchen und sonstigen romantischen Bauten zu betrachten; hierauf ein Zurückeilen, um den Zug nicht zu verfehlen, wo man dann vielleicht eine Viertelstunde lang mit Haufen von Leuten aus dem

Bürgerstande, mit Bauern, Landleuten und Soldaten in einem engen Wartsaale eingesperrt blieb, bis die schnaubende Lokomotive den Zug heranbrachte; dann kam ein entsetzliches verzweifeltes Gedränge und Wettrennen, um so schnell wie möglich in die Wägen zu kommen und einen Eckplatz zu erlangen, von wo aus man noch ein Bißchen Aussicht genießen konnte; dann ein Schwatzen und Schreien und eine stete, von den lebendigsten Gestikulationen bekleidete Unterhaltung, die aber niemals die Pflichten der guten Sitte gegen die Ausländer aus den Augen läßt — das ist das Eisenbahnreisen im südlichen Frankreich.

Von Bayonne aus sollte ich die ältere Reise-Art in Frankreich wieder kennen lernen, nämlich das Reisen in der Diligence, in welcher ich schon Anno 1838 meinen ersten Ausflug nach Paris gemacht hatte. Nun aber war es eine spanische Diligence, welche noch etwas ursprünglicher und primitiver ist, als eine französische, an welcher der Reisende heutzutage sehr schnell sein Gelüste gebüßt hat. Eine französ. Diligence ist eine Sehenswürdigkeit, und zwar eine von der belustigendsten Art. Man denke sich die Kästen von zweien unserer alten Eilwägen seligen Andenkens aus starkem Holze und mit vielem Eisenbeschläge, außen mit gelbem Ocker angestrichen, innen mit grobem blauem Tuche ausgeschlagen, mit niedrigem Verdeck und schmalen Fenstern; — diese beiden Kästen stoße man der Länge nach zusammen und füge vorne daran ein wackeliges Coupé, überragt von einem Sitze auf dem Verdeck, welcher plump aus Holz und Eisen hergestellt ist. Dann setze man auf das Coupé den obern Theil eines alten Cabriolets von primitivster Form mit einer riesigen ungeschlachten Kapuze von Leder, die über eiserne Reife ausgespannt ist und mit harten Lederkissen im Innern; hinten aber stoße man noch die Hälfte von einem umfangreichen Packwagen an; dieses Ganze denke man sich auf zwei weit auseinander stehenden Räderpaaren mit lautem Gerassel einher rumpelnd, und vor diesem schwerfälligen Fuhrwerk vier oder sechs derbknochige Pferde im rauhesten Ledergeschirr mit reichlichen Stricken, auf dem hohen Kutschbode aber mit den Zügeln in der Hand einen lustigen Burschen in hohen Stiefeln und einer dunkelblauen Jacke mit kurzen Frackschößen, mit schmutzigen Silberborten aufgeschlagen, der unter betäubendem Knallen fortwährend seine Peitsche schwingt und seine Pferde mit endlosem „Yü-üh-üp, Yü-üp" antreibt. Dieses Bild gibt eine ungefähre Vorstellung von einer französischen Diligence unterwegs. Reist man mit derselben bei Tage und bei schönem Wetter und mit einem Platz in der Banquette, so weiß ich mir kaum etwas Angenehmeres zu denken, denn man beherrscht von dort oben herunter die ganze Landschaft, und es gibt unterwegs manchen unterhaltenden kleinen Zwischenfall; hat man gar den Schirrmeister des Fuhrwerks an seiner Seite, welcher mit seiner keck auf dem einen Ohre sitzenden Mütze, seiner umgehängten Kouriertasche und seiner französischen Beweglichkeit an sich schon einen malerischen Anblick darbietet, und die ganze Gegend genau kennt, so hat man noch einen weitern Genuß. Geht es dann hie und da bergan, so steigt man mit ihm ab und geht ein Stück weit zu Fuße vor den mühsam kletternden Pferden her, pflückt sich da eine Blume, bewundert dort gemächlich eine hübsche Aussicht oder trinkt in irgend einer Schenke an der Straße ein Glas guten Landweins; der Schirrmeister weiß ja immer, wo er den besten findet. Aber bei Nacht in einer französ. Diligence zu reisen, das ist ein ander Ding; davor schlage ich das Kreuz; im Interieur unerträglich, im Coupé schlimm genug. Da vor Dir hast Du die drei neben einander gespannten Pferde, die Du im zitternden Lichte der Wagenlaterne undeutlich durch die Fenster siehst; das läßt Dich die Augen gar nicht schließen. Dazu das Rasseln und Poltern des Wagens, das Klirren der Scheiben, das immerwährende Gellingel der Glöckchen der Pferdegeschirre, das unaufhörliche Klatschen der Peitsche, und gelegentlich der unheimliche Anblick rasch vorüberfliegender schattenartiger Gestalten zu beiden Seiten der Straße. Jetzt rumpelt der Wagen in tiefer mitternächtlicher Stille über eine Zugbrücke in eine alte Stadt hinein, und rasselt donnernd durch die stillen Straßen. Man hält eine halbe Stunde auf dem Postamt oder der Wagenexpedition, die Passagiere steigen aus, lungern in dem kalten Hofe voll Zugwind herum oder ärgern sich über den halb erkalteten theuren Kaffee; der Commis der Expedition schimpft über den unrichtigen Stundenzettel oder die säumigen Passagiere, welche Plätze genommen haben und nicht rechtzeitig da sind; der Postillon trabt in seinen schweren Stiefeln auf dem Pflaster hin und her und weckt die Echos der stillen Gassen; der gedehnte Schlag der Glocke auf dem Thurm verkündet Dir daß es Mitternacht ist; der Schirrmeister bläst; die Passagiere drängen sich wieder in den Wagen und Du bist endlich seelenfroh, wenn Du wieder in der Ecke Deines Coupé warm geworden bist und allmählig in einen leichten Schlummer versinkst, um im Land der Träume den gleichmäßigen Hufschlag der Pferde, das Rumpeln des Wagens und das ewige Peitschenknallen zu vergessen.

Eine spanische Diligence aber ist eine schlechte Kopie von einer französischen, ganz so ungeschlacht und schwerfällig von außen, so schäbig und unbequem von innen, so schwierig zum Aus- und Einsteigen, mit demselben Schmutz und Staub und Einengen der krämpfig werdenden Beine, mit allen anderen Unbehaglichkeiten, welche mit dem Genus Diligence verbunden sind. Und in einer solchen spanischen Diligence überschritten wir die Grenze. Und doch fanden wir, als wir erst zu der Banquette hinaufgeklettert waren und uns in diesem ledernen Behälter verkrochen und das heillose rauhe Pflaster von Bayonne hinter uns hatten und auf der großen breiten Heerstraße nach San Sebastian weiter rollten, — unsere Reise ungemein angenehm. Das Wetter war schön und klar; hie und da erblickten wir von Weitem das herrliche Meer, und in unsere Anschauungen der Gegenwart mengten sich historische Erinnerungen an die gegenseitigen Familien-Verbindungen des französischen und spanischen Königshauses durch Heirathen welche hier in dieser Gegend gefeiert worden waren, und an die dabei stattgefundenen seltsamen Ceremonieen, Gesandtschaften, Intriguen, Galanterieen und diplomatischen Konferenzen hier an der Grenze.

Das französische Grenz-Mauthamt ist in Behobia, einem kleinen Dorf auf dem rechten Ufer der Bidassoa. Man fährt über die Brücke hinüber und eine kleine Anhöhe hinauf und ist in Spanien — ein seltsames und aufregendes Bewußtseyn, wie immer, wenn man ein neues fremdes Land betritt. Gierig blicken wir uns um nach Neuigkeiten, und meinen es solle uns nun alles ganz spanisch vorkommen; aber wir sehen nur, daß die Gegend sehr reich und fruchtbar, voll obstreicher Gärten, ergiebiger Maisfelder und einer frischen, wuchernd üppigen Vegetation ist; buschige Hecken ziehen sich da und dort die leichten Anhöhen hinan und nach Süden und Osten eröffnen sich glorreiche Aussichten auf die Kette der Pyrenäen. Die ganze Natur hat für unser Auge hier noch nichts fremdartiges, sondern eher etwas vertrautes; nur einige Formen der Landschaft sind kühner als wir sie bisher gesehen, und die Gebirge haben etwas eigenthümliches, was uns selbst an den Alpen nicht so vorgekommen ist. Das Fremdartigste aber sind die Leute, ihre Wohnungen, Sitten und Trachten. In Irun mußten wir einen kurzen Aufenthalt machen, während unsere Pässe untersucht wurden, und das gewährte uns den ersten Einblick in spanisches oder vielmehr baskisches Leben. Eine Anzahl junger Männer vertrieb sich nämlich in einer Einfriedigung die Zeit mit einem volksthümlichen Spiele, welches darin bestand, daß sie eine Art Federball mittelst eines dicken, ausgehöhlten ledernen Fausthandschuhs gegen die Seite eines hohen Gebäudes schlugen, den zurückspringenden dann wieder zurückschlugen und dieses Spiel möglichst lange fortzusetzen suchten; unter der allgemeinsten Theilnahme und dem Applaus von Knaben und Männern, die auf dem niedrigen Mäuerchen saßen, womit der Spielplatz eingefriedigt war. Ebenso erregten die Kleidung und die ungeheuren Hüte der Priester unsere Aufmerksamkeit; es waren ungeheure Kastor-Hüte, mit zu beiden Seiten dicht aufgerollter Krämpe, die vorn und hinten weit hinausstanden so daß sie großen Rollen schwarzen Tuchs oder langen Stücken schwarzen Holzes, durch welches man in der Mitte ein Loch für den Kopf geschnitten, glichen. Wir begegneten auch Gruppen von Bauern, welche in der Abenddämmerung sehr vergnügt von ihrer Arbeit zurückkehrten, und erfuhren auf Befragen, sie arbeiteten in einer großen Bindfadenfabrik an welcher wir unterwegs vorüber gekommen waren. Es war schon ganz dunkel, ehe unser rumpelndes Fuhrwerk San Sebastian erreichte, und wir konnten die Umrisse der Gegenstände nur noch undeutlich unterscheiden, als die Straßenlaternen vor uns zu dämmern schienen und wir über die hölzerne Zugbrücke polternd in das gewölbte Festungsthor hinein rasselten, an welchem spanische Soldaten Wache hielten.

Wir waren nun in einer spanisch-baskischen Stadt, konnten aber nichts anderes bemerken, als daß die Straßen sehr schmal und die Häuser sehr hoch waren. Da wir aber den Brauch der Spanier, am Abend nach eingebrochener Dunkelheit auf ihren öffentlichen Spaziergängen zu lustwandeln, kannten, so suchten wir noch die Plaza grande, einen großen, von hohen Gebäuden, Waarenläden und Bureaux umgebenen Platz auf, dessen Trottoirs von hohen schwerfälligen Säulengängen umgeben sind. Hier trafen wir eine ziemliche Anzahl Damen in Schleier und Mantilla, welche in stattlichster Weise hier auf und ab gingen und ihre Fächer auf und zu klappten in einer Weise, wie es nur Spanierinnen mit gleicher Gewandtheit und Grazie thun können. Sie plauderten zwar lebhaft bei ihrem Auf- und Abwandeln, allein es lag doch ein gewisser würdevoller Ernst in ihrem Benehmen, der sich wesentlich von demjenigen unterschied, was lebhafte Französinnen an solchen öffentlichen Vereinigungsorten an den Tag legen. Es liegt eine gewisse Feierlichkeit selbst in der Lustigkeit der Spanier, wie eine gewisse Fröhlichkeit selbst in der feierlichen Würde der Franzosen. Das spanische Leben zeigte sich uns am andern Morgen in deutlicherer Gestalt und tieferer Färbung, und es gewährte mir eine große Unterhaltung, in den Straßen herumzuschlendern oder vor der Thüre unsers Gasthauses zu sitzen und die Vorübergehenden zu beobachten. Mächtige Ochsengespanne zogen langsam schwere Kärren mit soliden cylindrischen Rädern vorüber, und hatten plumpe Joche auf dem Nacken; vorn auf dem Fuhrwerke steckte ein langer Stab mit einer Laterne daran, und voraus ging der Fuhrmann in blauer Mütze und Hemdärmeln und leitete die Thiere durch die Bewegung eines langen Steckens. Männer in bunter Kleidung mit karmoisinrothen Schärpen um die Hüften und verschiedenfarbigen Kamaschen kamen auf feurigen kleinen Pferden einher geritten. Große Weinschläuche, die noch die Gestalt des Thieres beibehielten dessen Haut dazu verwendet war und denen man nur die Beine zugebunden hatte, wurden vorüber geführt. Schlittenartige Schleifen, mit Ochsen bespannt und mit schweren Waarenballen beladen, kratzten über das holperige Straßenpflaster hin. Auch Weiber in der Landestracht waren zu sehen, braune untersetzte Gestalten, mit Körben voll lebender Hühner auf dem Kopfe welche so dicht gepackt waren und so ruhig aussahen, als wären sie ausgestopft und farcirt. Dann zog das Leichenbegängniß eines Kindes vorüber, der kleine Sarg ganz schachbrettartig gewürfelt und von einem Knaben auf dem Kopf getragen welcher ihn hin und her schwankte, als ob derselbe ein Spielzeug wäre. Voraus ging ein Junge mit einem schwarzen Kreuz, gefolgt von dem Priester, und um den Sarg herum ging ein Haufe kleiner Jungen mit langen brennenden Talgkerzen in der Hand. Die seltsame Prozession löste sich aber am Stadtthore auf; die Knaben bliesen ihre Lichter aus und sprangen davon, und der Priester und eine dürftig in Trauer gekleidete Frau folgten allein dem Sarge nach dem Kirchhofe, schritten aber so zerstreut und so weit aus einander dahin, als ob sie gar nicht zusammen gehörten.

Auf meinem Spaziergang durch die Stadt fiel mir abermals die Höhe der Häuser mit den weit vorspringenden Dächern auf. Die zahlreichen hohen schmalen Fenster, die Balkone, die gestreiften Marquisen und Blenden liehen der Scenerie der Straßen ein malerisches Ansehen, welches noch durch die Gruppen der Straßenbevölkerung und der vor den Thüren herumlungernden oder herumsitzenden Einwohner wesentlich erhöht wurde. Viele von diesen verfertigten Schuhe aus dicht zusammen genähten Stricken, die bei Bergwanderungen angeb-

lich sehr zweckmäßig und bequem zu tragen waren. Ich bemerkte in einem dunkeln Thorwege einen Strohsesselflicker an der Arbeit, welcher einem Rembrandt eine herrliche Studie abgegeben haben würde. Ich trat auch in einige Kirchen von einer häßlichen schwerfälligen Bauart, mit gewaltigen reichvergoldeten Altären und plumpen Gallerien und Emporen und zahlreichen Heiligen- und Madonnenbildern, worunter viele mit schwarzen Gesichtern, sowie mit solchen in Trauergewändern, während wieder andere die kostbarsten reichst gestickten Kleider trugen.

Das charakteristischeste Volksvergnügen in Spanien, das Stiergefecht, habe ich leider nicht gesehen. Ich erblickte zwar überall eine Menge Anschlagezettel, welche dieses rohe Vergnügen ankündigten, und hörte von Aufführungen welche kürzlich stattgefunden hatten, oder sah Vorbereitungen zu den demnächst stattfindenden, allein in keiner Stadt fiel meine Anwesenheit mit einer Aufführung zusammen. In San Sebastian befindet sich ein eigenes großes Amphitheater zu diesem Zweck mit ungeheuren kreisrunden Reihen von Sitzen wie jene beim römischen Colosseum.

Die Aussicht von den Wällen von San Sebastian ist wunderschön, denn auf der einen Seite liegt glorreich in ewiger Bewegung der biscayische Meerbusen hingebreitet, auf der andern erheben sich in majestätischer Ruhe die Pyrenäen. Die unabsehbare Fläche des Oceans unter einem klaren blauen Himmel, die großartigen Umrisse der Bergkette am östlichen Horizont und das weite Gefilde der hügeligen baskischen Provinzen bilden mit einander ein überwältigend schönes Panorama. Die Citadelle und die Mehrzahl der Festungswerke liegen auf einem ziemlich steil aus dem Meere emporsteigenden Felsen, an dessen Gehänge gewundene und im Zickzack verlaufende Pfade hinführen und herrliche Aussichten nach dem Meere hinaus beherrschen; dieß gilt namentlich von dem Weg nach dem Orte, wo mehrere während der denkwürdigen Belagerung von San Sebastian gebliebene britische Offiziere begraben liegen.

Am andern Morgen stieg ich wieder in die Diligence, dießmal eine französische, und fuhr an einem sehr heißen Tage von Dax nach Pau. Die Gegend ist flach aber sehr sorgfältig angebaut, und selbst die hohen italienischen Pappeln, womit die Straße auf viele Meilen hin zu beiden Seiten besetzt ist, geben ihr etwas Eintöniges, Langweiliges, Ermüdendes. Wir erreichten endlich das Städtchen Orthez mit seiner gothischen Brücke und den Ueberresten jenes berühmten Schlosses, welches Gaston de Foix erbaut und sein Nachkomme Phöbus Graf von Foix zu Zeiten Froissart's bewohnt hatte, welcher in den Haushalt von jenem aufgenommen worden war. Froissart erzählt sehr umständlich was er hier und sonst anderwärts in den Pyrenäen gesehen und gehört hatte, und gibt uns in den Schilderungen der von ihm besuchten Oertlichkeiten ein höchst interessantes und anschauliches Bild von den Kulturzuständen seiner Zeit. Der geschwätzige alte Ritter ist ein höchst unterhaltender Bursche; allein man staunt über die merkwürdigen Beispiele der wildesten Barbarei die sich unter seinen Zeitgenossen in die raffinirteste Ritterlichkeit und Courtoisie des 14. Jahrhunderts mischen. Es erscheint trotz aller thatsächlichen Wahrheit beinahe unglaublich, daß der ritterliche und galante Geschichtschreiber den Grafen Phöbus als ein Muster von Ritterlichkeit schildert, obschon er selber von ihm erzählt, derselbe habe seinen Vetter niedergestoßen, weil dieser ein ihm anvertrautes Geheimniß zu verrathen sich weigerte, und Phöbus habe seinen eigenen Sohn mit einem Messer in einer dunkeln Zelle ermordert.

Hier war ich nun inmitten der Bearner, des stillen, fleißigen, heitern Bauernvölkchens, welches die französische Seite der niederen Pyrenäen bewohnt. Hier fällt die Volkstracht dem Fremden sogleich auf: der weite braune Rock oder mantelartige Kittel der Männer, mit einer Kapuze daran wie bei den Kapuzinern, die karmoisinrothe Schärpe um die Hüften, die kurzen Beinkleider und eigenthümlichen Strümpfe oder Kamaschen, und die Schuhe; vor allem aber der anmuthige Kopfputz der Frauen, den ich hier von einer weiblichen Feder schildern lassen will: „Der Kopfputz für den täglichen Gebrauch ist gewöhnlich ein hochrothes Tuch von jener reichen Nuance welche zwischen Scharlach und Karmoisin mitten inne steht. Bei festlichen Gelegenheiten wird dieses Tuch gegen ein andres von leichterem Gewebe und noch zarterer Farbe vertauscht. Die Die Art und Weise, in welcher es umgelegt wird, ist ein wahres Geheimniß, denn es ist so glatt um den Kopf gewunden, daß es dessen Form eher enthüllt als versteckt, die Menge des Haares darunter deutlich zeigt und ebenso noch die Art, in welcher es am Hinterkopf in ein hübsches Nest von Flechten aufgesteckt ist. Sodann ist es in ebenso kunstreicher Weise auf der einen Seite befestigt und hängt hier in einem langen Ende mit bunter Bordüre oder bei festlichen Gelegenheiten mit hübschen Fransen tief auf die Schulter herab. Sieht man ein junges Frauenzimmer mit ihrem hübschen Shawl, ihren noch hübscheren Handschuhen, ihrem schmucken Sonnenschirm und charakteristischen Kopfputze, so muß man sich gestehen, daß diese Volkstracht unvergleichlich kleidsamer ist als die armselige launische Modetracht, die von Paris ausgeht, oder die noch armseligere Nachahmung derselben in unseren kleinen deutschen Städten,“ schreibt eine sehr gebildete deutsche Dame, welche längere Zeit als Erzieherin in Pau gelebt hat, in ihrem Tagebuch sehr richtig.

Wir erreichten Pau am Abend und ich fand, daß es das hohe Lob verdient, das man ihm als Kurort wie als Winteraufenthalt zollt. Die Stadt steht auf einem Berge und einige von ihren Straßen sind sehr abschüssig. Der Stadttheil durch welchen die Diligence einfuhr, hatte ein modernes Aussehen, aber bald kamen wir, während der Eilwagen die steile Straße hinan ächzte, auch in die alterthümlicheren Stadttheile, und sahen uns plötzlich dicht bei dem romantischen Schlosse, einem der ersten Gegenstände welche uns bei der Annäherung an die Stadt in's Auge gefallen waren. Die Aussicht von der großen Terrasse von Pau, dem gewöhnlichen Spaziergang der vornehmen und eleganten Welt, ist über alle Schilderung schön und erhaben. Eine reiche Ebene, von der Gave bewässert, breitet sich zu den Füßen des Beschauers hin. Wälder, Dörfer,

einzelne Hütten und Höfe beleben den Vordergrund, sämmtlich zur Zeit meines Besuchs im reichsten Sommerschmucke, während nach Süden hin, von zartem bläulichem Dufte verschleiert, die riesigen Berge der Pyrenäenkette sich erheben. Ich verfehlte natürlich nicht, dem Schlosse meinen Besuch abzustatten, welches nicht nur wegen seines sonderbaren Baustyles und seiner vortrefflichen Erhaltung, sondern auch um seiner geschichtlichen Erinnerungen, passenden Ausrüstung, um seiner alterthümlichen, kunstreichen und geschmackvollen Möbeln und vielen Sehenswürdigkeiten willen im höchsten Grade interessant ist. Ich durchwanderte alle Zimmer, die von historischen Erinnerungen so voll sind, sah das Zimmer worein Heinrich der Vierte geboren worden, die muschelförmige Wiege worin er gelegen, einen Theil der Geräthe womit er als Knabe gespielt hatte. Ich sah eine Menge merkwürdiger Gegenstände aus den Zeiten der französischen Reformation in den Zimmern, welche nun zur Aufnahme des jetzigen Kaisers und der Kaiserin der Franzosen hergerichtet sind, welche sich nicht nur um die Sammlung und Zusammenstellung solcher Alterthümer sehr verdient machen, sondern auch eine besondre Liebhaberei haben, ihre eigenen Namen und Gedächtniß mit denen der früheren französischen Herrscher und sonstiger Berühmtheiten zu verknüpfen. Das Wetter war jedoch so schwül und die Räume des Schlosses in Pau so dumpfig und heiß, daß ich es nicht so gründlich mustern konnte, wie es besichtigt zu werden verdiente. Ich war daher sehr froh, mich einer Gesellschaft von drei Engländern anschließen zu können, welche ich schon auf dem Herwege kennen gelernt und die nun einen Wagen gemiethet hatten und darin unverweilt in den Schoos der Pyrenäen hineinfahren wollten, um dem erstickenden Qualm der Stadt zu entgehen und die reine Gebirgsluft zu athmen.

Unsere Reise ging zunächst einen wunderschönen Weg entlang zwischen dichten Wäldern und sanft gerundeten Hügeln hin, durch eine Gegend welche an fließenden Wassern und wilden Blumen ungemein reich war. Die Flüßchen und Bäche dampften von der Hitze und sandten ganze Wolken von Dunst aus, als ob das Wasser kochte. Mir erschien die Landschaft manchmal so lieblich und vertraut wie die schöneren Gegenden in unserm herrlichen Süddeutschland, namentlich wie an der Bergstraße oder zwischen Emmendingen und Müllheim im Breisgau, dann wieder wie die schönen Wald- und Feldpartien bei Geißlingen am Fuße der schwäbischen Alb, und ich wußte nicht was ich zumeist bewundern sollte: die Menge der schönen und umfangreichen Buchsbäume mit ihrer weichen anmuthigen Form oder das saftige sammetartige Dunkelgrün der Wiesen, auf denen das Heu zum Theil schon den lieblichsten Duft aushauchte. Die Aussicht von der Bergkante zu Sevignac, welche das Becken des großen Thales der Gave umfaßt, ist von einer unbeschreiblich herrlichen Erhabenheit, und gerade davor steigen wie eine Mauer die Pyrenäen mit einigen ihrer höchsten Spitzen himmelan, unter denen z. B. der Pic du Midi d'Ossau ganz vollständig vor das Auge des Beschauers tritt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frau durch die Zeitung.

Sind denn die Ehen immer die besten, wo man Jahre lang wählt? Wer von dem Zufall rasch sich leiten läßt, wird seltener betrogen, als der Wohlbedächtige, der an der Krücke seines Verstandes herumhinkt.

Kotzebue, der Sonderling.

Mein Freund, Friedrich von L., jetzt in hoher Stellung im königl. p.'schen landwirthschaftlichen Ministerio, war früher hochfürstlich ***'scher Forstmeister.

Im Jahre 18.. hatte der geniale geistvolle Fürst Hermann den damaligen Forstcandidaten von L., dessen Vater noch unter dem alten Fürst-Staatskanzler von H. als Geheimer Kriegs- und Demainenrath in königl. p.'schen Diensten gewesen und, seiner bedeutenden Fähigkeiten als Beamter, seiner musterhaften Diensttreue und seines vortrefflichen Charakters wegen, von dem Staatskanzler mit großer Auszeichnung beehrt worden war, in der Residenz im Salon der eben so geistreichen als liebenswürdigen Ministerin von B., Herrn von L.'s Tante, gesehen, wo er ihm nicht allein durch seine stattliche, männlich schöne Figur, sein ernstes, aber interessantes Gesicht angenehm aufgefallen war, sondern auch den selbst so außerordentlich und umfassend kenntnißvollen Fürsten durch seine gediegenen Ansichten, die, hier zwar im Gespräch mit Anderen entwickelt, doch dem dafür so feinen, aufmerksamen Ohr des hochberühmten Mannes nicht entgangen waren, und die nicht gewöhnlichen Geist und hervorragende allgemeine Bildung verriethen, überrascht hatte.

Der Fürst erkundigte sich nach ihm, ließ sich den höchlich erstaunten jungen Mann noch denselben Abend vorstellen, und fand in weiterer Unterredung, daß Herr von L. mit den tüchtigsten forstwirthschaftlichen und cameralistischen Kenntnissen einen Schatz vielseitigen Wissens vereinte, dessen Erwerbung auf scharfen Verstand, Geist und ernsteste Studien schließen ließ, und daß er, neben großer Bescheidenheit, die feinste Weltsitte entwickelte.

Bald nach dieser Begegnung ging Herr von L. auf Reisen.

Von diesen nach etwa zwei Jahren zurückgekehrt, traf ihn höchst unerwartet das Anerbieten Fürst Hermann's, die erledigte Forstmeisterstelle auf seiner Standesherrschaft M. anzunehmen.

Die Stelle war ausgezeichnet dotirt, bot der forstlichen Thätigkeit ein reiches Feld, und die liebenswürde Persönlichkeit des genialen Fürsten fiel nicht gering in die Waage.

Herr von L. nahm das Anerbieten an.

Ehe er jedoch seinen Wirkungskreis antrat, suchte er mich für einige Wochen auf meinem alten Eulenneste, wo ich mich derzeit gerade befand, heim, und ich begleitete ihn auf der Rückreise bis B.

Es war zwar schon um die Mitte Octobers, als wir abreisten, aber die Sonne schien noch warm, und die Tage waren heiter und prächtig. Wir zogen deshalb der Einpferchung im engen Wagen, von A. bis S., die Fahrt mit dem Dampfboot vor, dessen Räder diesen Sommer zum ersten Mal das Wasser des P.flusses schaufelten.

Die späte Jahreszeit schien jedoch der Frequenz des Dampfers, des sonst vielbenutzten Verkehrsvermittlers zwischen der Hauptstadt und den westlichen kleineren und größeren Orten der Provinz P., Eintrag gethan zu haben. Die Zahl der Passagiere war nur mäßig.

Unter den wenigen weiblichen Fahrgästen der ersten Cajüte fiel uns eine Dame mit einem etwa achtjährigen Töchterchen angenehm auf.

Mutter und Kind waren zwei außergewöhnlich interessante Erscheinungen. Beide trugen eine sehr einfache Reisetoilette, die jedoch den nobelsten und gewähltesten Geschmack bekundete und, wenn es auch nicht allemal zutrifft, daß die äußere Erscheinung der Frauen, besonders die Wahl ihrer Kleidung, auf ihre geistigen Eigenschaften schließen läßt, so fanden wir uns hier in unsern Präcaptionen nicht getäuscht.

Beide, Mutter und Töchterchen, waren voll Geist und Leben, wie wir bei bald eingeleiteter, allerdings nur flüchtiger und oberflächlicher, Bekanntschaft — der enge Raum eines kleinen Flußdampfers nähert leicht! — wahrnahmen.

Die Mutter, eine schlanke, feingliedrige Gestalt mit nicht allzuvollen, aber eleganten Formen, mochte wohl die Dreißig erreicht haben. Ihr Gesicht, von ebenso aristokratischem Schnitt wie ihr Air prononcirt vornehm im edelsten Wortsinne, durfte man eigentlich nicht schön nennen, d. h. Das, was man so gewöhnlich als schön, oder besser gesagt, hübsch bezeichnet, war es nicht. Aber seine belebten, edlen Züge waren wundervoll interessant, und der leicht bräunliche Teint harmonirte charakteristisch prächtig mit den vollen tiefschwarzen Flechten, die unter dem silbergrauen Reisehut hervorquollen. Um den feinen Mund marquirte sich leicht ein Anflug jener anmuthigen Coquetterie und Schalkhaftigkeit, die, gepaart mit der vollkommensten weiblichen Würde und Zartheit, allezeit die Männer enthusiasmirt.

Das Töchterchen mit den üppigen Ninonlöckchen war das vollendete Ebenbild der Mutter en miniature.

Freund L. konnte sich an dem reizenden Kinde gar nicht satt sehen und als es, von ihm angeredet, lebhaft auf seine Fragen antwortete, dann, nach Kinderart, aus der Antwortenden bald selbst eine unaufhörlich Fragende wurde und einen ungewöhnlich geweckten Verstand, der doch wieder nichts mit jener unangenehmen Altklugheit gemein hatte, dabei verrieth, wußte er es mit der ihm eignen, ihren individuellen Anschauungen und ihrem engen Ideenkreise auf's Liebenswürdigste sich anpassenden, geistigen Biegsamkeit so an sich zu fesseln, daß es den neu gewonnenen, auf alle seine kindlichen Ansichten und Einfälle eingehenden Freund während der ganzen Dauer der Fahrt nicht wieder aus den Händen ließ, auch unaufgefordert das liebreizende Mäulchen seiner bärtigen Lippe zum Kusse bot.

Wenn man den Austausch von Worten in schnell verklingendem Gespräch bei so flüchtig vorüber eilender Begegnung überhaupt Bekanntschaft nennen kann, so war durch das herzige Kind die Bekanntschaft zwischen der Mutter und uns schnell vermittelt, wie man denn Mütter durch Nichts leichter für sich einnimmt, als indem man ihren Kindern Aufmerksamkeit schenkt.

Unter Umständen mag dies wenig Angenehmes haben, denn solche kleine Bälge sind stellenweise recht belästigend ungezogen. Hier aber war die dem lieblichen kleinen Mädchen gezollte Beachtung reichlich belohnt.

Am Ziel der Fahrt hatten wir noch Gelegenheit den Damen, die nur in Begleitung einer Jungfer reisten, einige Cavaliersdienste zu erweisen, womit diese anziehende Begegnung ihre Endschaft erreichte. Unsere Pfade trennten sich hier, indem Freund L. und ich noch denselben Tag unsere Tour nach B. fortsetzten, unsere schöne Reisegefährtin mit ihrem Töchterchen aber in einem eignen Wagen, welcher sie hier erwartete, eine entgegengesetzte Richtung einschlug.

Derlei Reisecconnaissancen, so schnell gelöst wie flüchtig geknüpft, sind in der Regel vergessen, sobald neue und frische Eindrücke die alten verdrängen.

So auch hier.

Wir sprachen wohl noch einige Zeit mit großem Interesse von Mutter und Tochter, Rang und Stellung der ersteren combinirend abwägend, doch schon das Horn des Schwagers gab unsern Gedanken eine gänzlich veränderte Richtung.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in B. reiste Herr von L. in seine neue Heimath ab, und ich kehrte bald darauf in meine alte zurück.

Im nächsten Jahre lud mich der nunmehrige Forstmeister von L. zur Jagd zu sich ein. Daß ich, frei von hemmenden Geschäften und unabhängig, dabei passionirter Jäger, der Einladung gern Folge leistete, wird man sehr natürlich finden.

Freund L. bewohnte in M., dem Residenzstädtchen der Standesherrschaft, eine sehr geräumige Dienstwohnung, die er sich mit allem Comfort, welchen Geld und exquisiter Geschmack schaffen können, eingerichtet hatte. Die materiellen Mittel dazu standen ihm reichlich zu Gebote, da er, außer seinem bedeutenden Gehalt, noch ein ansehnliches eigenes, von einer alten Tante ererbtes Vermögen besaß; die intellectuellen Ressourcen hatte ihm die Natur verliehen, Studium und Reisen sie gehoben und gefördert.

Seine Stellung war die angenehmste.

Die ungeheuren Waldungen der Standesherrschaft, unter seinem Amtsvorgänger etwas vernachlässigt, eröffneten seiner Thätigkeit und seinen forstwirthschaftlichen Talenten ein weites Feld; und wenn seine untergebenen zahlreichen Forst- und Jagdbeamten in ihm auch den im Dienst bis auf's Jota strengen und pünktlichen Chef fürchteten, so hatten sie doch im Laufe der Zeit auch seine äußerste Gerechtigkeit und seine hohe Liebenswürdigkeit als Mensch erkennen gelernt.

Ein kleiner auserlesener Umgangskreis füllte diejenigen seiner freien Stunden, die er nicht der Lectüre oder der Kunst widmete, (L. war mehr als dilettantischer Landschafts- und Thiermaler) angenehm aus, und der Fürst zog stets, sobald er daheim war, seinen Forstmeister, den er außerordentlich hochschätzte, in seine tägliche Gesellschaft.

Nicht wenige hübsche Augen, den Töchtern benachbarter Edelleute gehörig, ließen ihr Feuer auf den stattlichen Forstmeister spielen, der mit allen seinen glänzenden Eigenschaften

als interessanter, geistvoller Mann und feiner Cavalier, auch noch die hervorstechend vortheilhafte, nur in seltensten Fällen geringschätzig veranschlagte, einer sogenannten guten Partie verband.

Leider indessen bis jetzt immer vergebens.

Herr von L. war jederzeit der artigste, zuvorkommendste Cavalier gegen alle Damen ohne Unterschied der Jahre, aber sein Herz schien entweder schon bindend vergeben, oder vollkommen unempfindlich zu seyn.

Und doch war keins von Beiden der Fall.

Der Forstmeister war weder gefesselt noch unempfindlich; der Umgang mit edlen Frauen war ihm sogar Bedürfniß.

Nur gegen die Ehe hatte er anscheinend unüberwindliche Abneigung und schien fest entschlossen, sein Leben als Junggesell zu beschließen, sein Herz von Liebe frei zu halten.

Obwohl er selbst in der Liebe keine trüben Erfahrungen gemacht hatte, wie es den Anschein haben könnte, waren doch seine Antipathieen gegen die Ehe aus bittern und schmachvollen Ereignissen, im Schooße seiner Familie erlebt, hervorgegangen und deßhalb, leider! sehr begründet und gerechtfertigt.

Das Wie jener Ereignisse liegt außer dem Zusammenhange dieser kleinen Skizze.

Der Forstmeister dachte indessen durchaus nicht gering vom weiblichen Geschlecht; im Gegentheil, er hielt die Frauen der höchsten Extase in Liebe und Opfermuth für fähig; der wahrhaften Treue und Beständigkeit, der wirklichen Charakterfestigkeit aber für entschieden unfähig; was, wie er, zwar immer nur in vertraulichen Kreisen es aussprechend, behauptete, diesen als Individuen so besonders schwer nicht anzurechnen sey, weil der Grund und die Ursache davon vielmehr in der Unfertigkeit des Geschlechts überhaupt gesucht werden müsse.

Herr von L. blieb demnach Junggeselle, wies alle deutlichen und versteckten Anspielungen und Aufforderungen aus schönem Munde mit einem Bonmot, einem feinen Witz consequent ab, und hatte nach Verlauf einiger Jahre das Glück oder das Unglück, wie man es nun nach seiner Farbe nennen will, in engeren und weiteren Umgangskreisen von den mit Töchtern gesegneten Müttern und den heirathslustigen jungen Mädchen nicht mehr als Ehecandidat angesehen und demgemäß beachtet zu werden, sondern die Mehrzahl ließ ihn fallen. Vereinzelte, schon in gewissen Jahren stehende, reifere Jungfrauen setzten indessen mit jener zähen Beharrlichkeit, die vor keiner noch so entschieden ausgesprochenen Verneinung zurückbebt, ihre fruchtlosen Eroberungsversuche fort, zermarterten unaufhörlich ihre Phantasie, um mit neuen, nicht selten ungeheuerlichen, Breschegeschützen in's Feld zu rücken, was zwar dem erklärten Hagestolz mitunter ein Lächeln des Mitleids abzwang, ihn aber nur noch fester in seinen Ansichten und Vorsätzen bestärkte. Daß er es trotzdem auch gegen diese Damen nie an chevaleresquer Galanterie und Artigkeit fehlen ließ, war bei einem Manne seiner Distinction natürlich.

Wie alle Männer von Geist war auch Freund L. Gourmand, und ein ausgezeichneter Koch stand seiner Küche vor. Seine reichlichen Mittel und seine sonstige ausnehmend regelmäßige Lebensweise gestatteten ihm, wie schon erwähnt, sich seine Häuslichkeit auf's angenehmste zu gestalten.

Als Haushofmeister und Kammerdiener fungirte ein alter Livréejäger, den der Forstmeister als Inventarium des Hauses übernommen hatte, (seltsamerweise war L.'s Amtsvorgänger, gleich ihm, Hagestolz gewesen;) und für alle sonstigen Eventualitäten des Haushalts sorgte dessen Frau mit den nöthigen Mägden. Die Pferde bediente ein ebenfalls als eisernes Hausmöbel überkommener alter Kutscher.

Krodmann, so hieß der alte Jäger, war ein Prachtexemplar eines Garçonbedienten.

Nur unter seiner speciellen Leitung wurde die Säuberung der von seinem Herrn ausschließlich bewohnten Zimmer vorgenommen; mit eignen Händen stäubte er Schreibtisch, Bücherspinten und Etagèren ab. Die reiche Waffensammlung und die Bilder durfte nun gar Niemand anderes berühren. Daß jede, auch die unbedeutendste Kleinigkeit, hiebei dieselbe innegehabte Stelle wiedererhielt, nicht um ein Haar verrückt wurde, war der Stolz des Alten. Junggesellen sind in dergleichen Dingen eigen, und eigen seyn ist keine Pedanterie.

Seit meinem ersten Besuch bei dem Freunde war es so ziemlich gewohnte Sitte geworden, daß ich den October und November fast jeden Jahres in seinem Hause zubrachte.

Manche gleiche Neigungen, wenn auch unsere Charactere ungleich waren, unsere Ansichten oft divergirten, hatten uns an der Scheide des Jünglingsalters zusammengeführt; manche als Männer mitsammen erlebte Ereignisse unser Freundschaftsband gekräftigt und befestigt. Junggesellen aus Prinzipien waren wir Beide, wenn auch nicht aus gleichen.

Die Festigkeit und Dauer unseres Freundschaftsbandes beruhte eben größtentheils auf der Verschiedenartigkeit unserer Charactere, unserer Denk- und Gefühlsweise, indem die Grundsätze und Ansichten des Einen in denen des Andern ihr sänftigendes und ausgleichendes Gegengewicht, ihre, Beiden wohlthätige Ergänzung, fanden.

So wurden z. B. meine stark frivolen und laxen Meinungen über das andere Geschlecht, über Liebe und Treue, von den obenerwähnten des Freundes, zu denen noch die Grundsätze strengster Moralität und Sittenreinheit kamen, in den nöthigen Schranken gehalten, während die meinigen bewirkten, daß Jenes nicht in Starrheit ausarteten.

Eines Jahres nun, — der Forstmeister hatte kürzlich seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert, — war ich gewohnterweise im Hause des Freundes erschienen und, nach einer sehr ermüdenden Jagd, saßen wir eines Abends am traulichen Kamin in dem gemüthlichsten aller Junggesellensalons. Wir hatten vortrefflich und mit von der Jagd angeregtem besondern Appetit eben dinirt, und Krodmann servirte uns zu der magnifiquen Manila-Cigarre den duftenden Levantetrank.

War mir schon während der ganzen Zeit meines diesmaligen Besuchs eine gewisse nachdenkliche Stimmung des Forstmeisters bemerkbar geworden, so trat diese heute Abend auffällig stark hervor, und als der alte Jäger beim Präsentiren der Tassen (Krodmann war, bei aller Musterhaftigkeit als

Garçonbedienter, ein glühender Apostel der Ehe!) seinen, seit dem Dienstantritt bei seinem jetzigen Herrn, fast täglich wiederholten, wohl schon bei dem vorigen Herrn vielfach, wenn auch immer vergebens, von ihm angewandten, stereotyp gewordenen Spruch auch heute anhob: „Gnaden, der Herr Forstmeister, sollten nun doch bald eine Frau nehmen!“ — marquirte sich der nachdenkliche Ernst in des Freundes Gesicht besonders scharf.

„Warum sagst Du Das nie mir, Krockmann?“ fragte ich, „nur immer dem Herrn Forstmeister?“

„Halten zu Gnaden, aber mit dem Herrn Forstmeister ist das etwas Anderes, als mit Euer Gnaden! Euer Gnaden sind doch nur ein Vagabund!“

„So? Daß Dich der Teufel! Ich danke Dir für Deine gute Meinung. Uebrigens bist Du nicht weit vom Schwarzen. Nun, Forstmeister, dann nimm Du Dir eine Frau!“

„Hm!“ entgegnete dieser, „Krockmann hat am Ende Recht, und wir Beide handeln gegen Pflicht und Natur. Ich habe in letzter Zeit viel darüber nachgedacht.“

„Forstmeister! Bei der Keuschheit Dianens! Du bist verliebt!“

„Nichts weniger als Das, Freund. Aber ich werde wirklich heirathen.“

„Und auf welche Jungfrau, wenn man so kühn seyn darf, zu fragen, ist Deine Wahl gefallen?“ replicirte ich mit ironischem Lächeln, und setzte in spöttischem Tone hinzu: „Zweifellos vereinigt sie mit den Reizen der Venus minervische Weisheit und die Züchtigkeit der jungfräulichen Jägerin, der nur ein Endymion den Gürtel löste?!“

„Auch von allem Dem weiß ich Nichts. Ich werde eine Frau durch die Zeitung nehmen.“

Jetzt war ich wirklich starr, und der ängstlich forschende Blick, den ich auf das Gesicht des Freundes richtete, zu entdecken, ob sich aus dessen Augen vielleicht ein momentaner Anfall von Tollheit erklären lasse, mußte wohl äußerst komisch gewesen seyn, denn der bis dahin so ernste Forstmeister brach in ein convulsivisches Lachen aus, das, an ihm sonst ganz ungewöhnlich, mich nur noch mehr in meiner Annahme eines auf räthselhafte Weise urplötzlich entstandenen Deliriums bestärkte.

„Du hältst mich sicher für toll?“ brachte L. endlich, mühsam das Lachen zurückdrängend, hervor.

Ich nickte angstvoll.

„So ganz Unrecht magst Du allerdings nicht haben. Aber hör' mich ruhig an und dann urtheile. Meines einzigen Bruders unglückliche Eheverhältnisse kennst Du; weißst auch, daß nur allein diese bitteren und schmachvollen Erfahrungen den Grund zu meiner bisherigen Abneigung gegen die Ehe gelegt haben. Wenn ich aber bedenke, welchem einsamen Alter ich entgegengehe, wie obendrein die Natur und unsere Pflicht als Mensch und Staatsbürger uns auf die Ehe hinweisen, so will mir scheinen, als sey das Leben eines Hagestolzen ein unnatürliches und verfehltes. Ich halte die Ehe aber unter allen Umständen für ein Hazardspiel. Wie hier der Eine durch complicirte Berechnungen einen Hauptcoup zu machen glaubt, so beobachtet dort der Andere jahrelang ein Mädchen, das ihm liebenswürdig und begehrenswerth erscheint, hält sich endlich von seiner vollkommenen Vortrefflichkeit durchaus überzeugt, wirbt um dasselbe, und hat er es schließlich heimgeführt, so sieht er sich dennoch getäuscht. Ein Dritter wählt allein nach seinem Herzen — mein Bruder hatte nach seinem Herzen gewählt! Ein Vierter endlich wirft blindlings sein Vermögen auf eine Karte und — sprengt die Bank! Man nennt Diesen in der Regel einen verzweifelten Spieler und im gewöhnlichen Sinne mag man Recht haben, denn unter tausend Fällen gelingt vielleicht einmal der Wurf. Jedenfalls aber ist der plötzliche totale Verlust, wenn auch für den Augenblick überwältigend, doch lange nicht so bitter, als das allmählige Aufreiben, das Hin- und Herschwanken zwischen Seyn und Nichtseyn. Dort weiß ich, es kann nur schwarz oder weiß fallen, hier hebt mich heute ein glücklicher Augenblick hoch empor, morgen stürzt mich ein anderer zerschmettert, aber immer noch nicht ganz todt, von der Höhe herab. Eine Frau durch die Zeitung ist va banque!“

Mein Freund hatte ernst, fast feierlich gesprochen, ich ihm in schließlich gleicher Stimmung zugehört.

Nach kurzem Nachdenken konnte ich ihm deshalb nur eben so ernst erwidern: „Die Idee, eine Frau durch die Zeitung zu nehmen, bleibt zwar immer eine Tollheit, aber es ist Methode darin. Thu' es!“

Der Forstmeister stand auf und ging in sein Arbeitszimmer.

„Was sagst Du dazu?“ fragte ich Krockmann, der Zeuge unsers Gespräches geblieben war.

„Man muß sich die Weibsen nur ziehen, Ew. Gnaden, dann sind sie alle gut. Dressur ist die Hauptsache, aber gleich im Anfange. Versäumt man sie da, nachher ist's allerdings zu spät.“

„Aber des Herrn Forstmeisters Junggesellengewohnheiten?“

„Eine kluge Frau wird die anfänglich respectiren, und daß Das unbedingt geschieht, dafür werde ich schon sorgen. Später leitet sich Das allmählig so Eins in's Andre hinüber.“

„Krockmann, Du bist ein Philosoph.“

„Ich weiß zwar nicht genau, was Das sagen will, aber ich versteh' Ew. Gnaden doch. Das versichere ich übrigens Ew. Gnaden, haben der Herr Forstmeister sich verheirathet, so erwachen Sie; bis jetzt haben Sie nur geträumt.“

„Danke für das dem Junggesellenthum gemachte Compliment, Krockmann, ich gedenke jedoch fortzuträumen.“

„Keine Ursache! Gleichgültig!“ oder dergleichen mochte Krockmann brummen, indeß der Forstmeister wieder eingetreten war und mir schweigend ein Blatt Papier hinreichte, auf dem ich Folgendes las:

„Ein vermögender Cavalier in angenehmer Lebensstellung sucht eine Lebensgefährtin. Anknüpfungen unter v. L. poste restante G. binnen vierzehn Tagen vom Datum dieser Zeitung.“

Ebenfalls schweigend, aber lächelnd und achselzuckend gab ich das Papier dem Freunde zurück, und acht Tage später stand diese, damaliger Zeit noch sehr seltsame und auffällige, Annonce in drei der gelesensten Zeitungen.

Der Postmeister der Kreishauptstadt G. war von uns persönlich ersucht, nach Ablauf von vierzehn Tagen sämmtliche etwa unter obiger Chiffre bei dem dortigen Postamte eingegangenen Briefe an den Forstmeister abzuliefern und, ich muß bekennen, daß ich mit großer Spannung dem Ende des Termins entgegensah.

Freund L. war in eigenthümlicher Aufregung, die, ihm selbst ebenso vollkommen ungewohnt, wie mir neu an ihm, keine recht behagliche Stimmung während dieser ganzen Zeit aufkommen ließ, so oft auch gewaltsam Anläufe dazu genommen wurden.

Bei einem so festen, abgeschlossenen und fertigen Character übrigens, wie der des Forstmeisters, durfte diese Angelegenheit, die ich, und mit mir sicher noch tausend Andere, mit leichtsinnigem Humor aufgefaßt und als unterhaltenden Witz behandelt hätten, nur als eine sehr ernste, wichtige mit unbedingter Schwere betrachtet werden; denn es litt keinen Zweifel, daß sich L. erst nach reiflichster Prüfung, vorsichtigster und allseitigster Ueberlegung zu diesem bizarren Schritte entschlossen hatte.

Wir fuhren, als endlich diese höchst unerquicklichen vierzehn Tage ihr Ende erreicht hatten, selbst nach G., und Krockmann wurde sofort nach unsrer Ankunft mit der Posttasche entsandt, die Brieflein der Heirathscandidatinnen auf dem Postamte in Empfang zu nehmen.

Trotz seiner wirklich sehr ernsten und feierlichen Stimmung konnte sich der Forstmeister doch eines Lächelns nicht erwehren, als Krockmann die strotzende Tasche hereintrug und Einhundertfünfundvierzig Briefe von allen Formen und Farben wohlgezählt auf den Tisch legte.

Daß diese nicht zu verachtende Zahl in Erwartung pochender Herzchen und Herzen, denn unbezweifelt waren gewiß auch schon recht kräftige Herzen darunter, mich heftig zum Lachen reizte, ist wohl nicht zu verwundern. Ich unterdrückte indessen in billiger Rücksicht auf des Freundes wirklich sehr ernsthaftes Unternehmen diesen mich anwandelnden Lachreiz und wollte am Oeffnen dieser Anträge en masse mich hülfreich betheiligen, was der Forstmeister aber durch eine energische Handbewegung hinderte.

„Bedenke, Freund," sprach er, „ich spiele va banque. Eine Nummer, schwarz oder weiß, Gewinn oder gänzlicher Ruin! Krockmann, alter treuer Knabe, Apostel der Ehe, Du hast vielleicht eine glückliche Hand? Greife aus diesen Briefen Einen heraus, gib ihn mir, und sofort in's Feuer mit den andern!"

Der alte Jäger that feierlich würdevoll, wie ihm geheißen.

Seine Hand reichte dem Herrn ein feines, zierlich gefaltetes Brieschen von aristokratischem Duft, in dessen Siegel ein unbedingt mit einer schön geschnittenen Form abgedruckter Kopf des Aristophanes, der in mir ganz besondere, der Schreiberin nicht ungünstige Gedanken sich erheben machte.

„Laß uns nach Hause fahren," sagte der Forstmeister in so seltsamer Bewegung, nachdem er lange sinnend das Brieflein betrachtet, indeß Krockmann im Ofen des Hôtelzimmers, in dem wir uns befanden, ein mächtiges Feuer mit den verworfenen Herzen entzündete, „morgen will ich das Blatt öffnen. Eigenthümlich, der Duft des Briefes erinnert mich an etwas Angenehmes, Liebliches, das mir irgendwo begegnet; nur forsche ich vergebens in meinem Gedächtniß, wo und was es gewesen ist?"

Schweigsam, Beide, fuhren wir nach M. zurück.

Als der Forstmeister am andern Morgen am Frühstückstische erschien, zeigte sein Gesicht zwar noch die Spuren einer ruhelos und in Aufregung durchwachten Nacht, aber diese sehr natürliche Erregung war jetzt einer vollkommen mit sich klaren Ruhe und daraus entsprungenen wohlgemuthen Heiterkeit gewichen.

Vor dem Couvert des Freundes auf einem zierlichen Vermeilleteller lag das geheimnißreiche allerliebste Brieschen, dessen für L. in seinen möglichen Folgen so wichtiger und gewichtiger Inhalt sich wenig aus seiner reizend leichten Form und den anscheinend so legèren und doch so festen prägnanten wenigen Buchstaben der Aufschrift schließen ließ.

Das Brieflein glich in Façon und Parfüm vollkommen einem jener reizvollen Morgenbilletchen, die junge, hübsche, schwärmerische Mädchen, „hangend und bangend in schwebender Pein," an gleichgestimmte Freundinnen — und galante Frauen an eben solche Männer zu schreiben, vielfältig zu ihren angenehmsten Divertissements zählen.

Wir nahmen ziemlich schweigsam unser Frühstück; ich jetzt äußerst ungeduldig, sogar, bekenne ich's nur offen, recht ignoble neugierig.

Endlich faßte der Forstmeister das Brieschen fast ehrfurchtsvoll mit der linken Hand, hielt es einige Augenblicke, wie es wägend, zwischen den Fingern — dann griff er zur Scheere, den entscheidenden Schnitt, der eigentlich doch noch Nichts entschied, zu thun.

Die Scheere fuhr durch das feine, glacirte Papier der Enveloppe, und des Freundes bebende Hand reichte mir ihren Inhalt, nachdem er selbst ihn stumm gelesen, entgegen.

„Am 16. d. M. an der table d'hôte des Hôtel-de-B. in B. — Man trägt ein einfaches goldnes Armband, dessen Camee mit dem Siegel dieses Briefes gleich. Der Empfänger möge die Enveloppe mit dem Siegel nach oben rechts neben sein Couvert legen."

„Sapperment!" rief ich, „die Kleine hat's eilig! Der 16. ist morgen, Freund, Du hast keine Stunde zu verlieren."

„Wirst Du mich nicht begleiten?"

„Gewiß, wenn Du es wünschest!"

Am Mittag des folgenden Tages — im Hôtel-de-B. speist man um 3½ Uhr — gingen wir, der Forstmeister in ernst feierlicher Ruhe, ich neugierig gespannt, in lebhafter ehrlicher Theilnahme, aus unseren Zimmern in den Speisesaal des stark gefüllten Hôtels zehn Minuten früher, ehe das übliche Glockenzeichen für das Diner gegeben war, hinunter.

Wir traten absichtlich etwas früher, als die Mehrzahl der Gäste, in den Saal, um uns von dem Oberkellner unsre Plätze, einestheils möglichst in der Mitte an der Tafel so anweisen zu lassen, daß wir sämmtliche Gäste bequem übersehen,

anderntheils auch, damit wir schon die Eintretenden einer forschenden Beobachtung unterwerfen konnten.

Gäste auf Gäste, Herren und Damen, erschienen.

Halt! da!

Ein starker ältlicher Herr, dem man den biderben, behäbigen Landbaron mit dem leichten, aus früheren Jahren als flotter Lieutenant oder gar Rittmeister noch bewahrten, militärischen Tic auf zehn Schritte ansah, schritt durch die Thür; an seinem Arme eine junge, schlanke, feingliedrige, brünette Dame, die mit etwas hochmüthig nachlässiger, aber wundervoll natürlich graziöser Haltung ihren Platz neben ihrem Cavalier, offenbar dem Vater, unsern von uns an der uns gegenüberliegenden Seite der Tafel einnahm.

Um das feine Faustgelenk über der linken schmalen eleganten Hand glänzte ein einfacher, dicker goldner Reif, dessen Schloß eine Camee mit dem Kopf des Aristophanes bildete.

Wir hatten Beide kaum die junge Dame erblickt, das verhängnißvolle Zeichen aber noch nicht bemerkt, als wir uns wie aus einem Munde leise fragten: „Wo habe ich Die gesehen?“

„Gesehen habe ich sie, aber wo? Ich sinne vergebens!“

„Ich auch. Nur weiß ich genau, daß wir zusammen waren.“

„Sieh da, das Armband!“ murmelte der Freund mit bebender Lippe.

„Bei der jungfräulichen Jägerin! Freund, ich gratulire! Ein schönes Weib! Seltsam! was Die bewogen, in der Zeitung nach einem Gemahl zu forschen?“

Das Gesicht der jungen Dame war im gewöhnlichen Sinne nicht gerade hübsch; aber seine Züge waren voll Geist und Leben. Vollendete weibliche Würde paarte sich in ihnen mit reizender Coquetterie und neckischer Schelmerei.

Langsam ließ das interessante Mädchen — unbedingt höchst interessant auch ohne das specielle Interesse, das sie uns bot, die braunen Augen über die Gäste gleiten, und wir bemerkten, daß sie auf uns mit dem Ausdruck höchster Ueberraschung eine Minute hafteten und sich dann sinnend auf die wunderbar prächtige Büste senkten.

„Wie kam es, daß mich der Duft des Briefchens an etwas Angenehmes erinnerte?“ flüsterte L. — „Ich bin überzeugt, daß die Dame ebenfalls forscht, wo sie uns begegnet ist!“

„Lege das Briefcouvert an seine Stelle.“

Der Forstmeister schob den geheimnißschwangern Aristophaneskopf auf die Tafel, und wir blinzelten verstohlen zu der Dame hinüber.

Ihre wieder erhobenen Augen fielen jetzt auf das Zeichen und, sichtlich erschreckt, hoch erröthend, bog sie sich zu dem, mit der Ruhe eines den Freuden einer wohlbesetzten Tafel gern huldigenden Kenners, essenden Vater und sprach lebhaft aber leise zu ihm, worauf der alte Herr überrascht lächelnd zu uns herüberblickte.

Offenbar betraf der jungen Dame Flüsterrede also uns.

Wir waren beim Dessert angekommen.

Das reizende Mädchen, das bis dahin nicht wieder aufgeblickt hatte, warf jetzt, wiederholt hoch erröthend, aber ohne jede Verlegenheit, einen langen Blick auf den Forstmeister, der mir mehr innig als prüfend erschien, und von dem der Freund bis in's innerste Leben berührt wurde, was mir der heftige Druck, mit dem er meine Hand faßte, aussprach.

Das Diner war zu Ende und die Mehrzahl der Gäste verließ den Saal — auch der alte Herr mit seiner Tochter.

Wir selbst blieben beim Kaffee und der Cigarre, die anzuzünden die Entfernung sämmtlicher Damen gestattete, noch auf unsern Plätzen, als ein Zimmerkellner uns meldete: der Baron G. - F. lasse um die Ehre nachsuchen, uns auf unseren Zimmern seine Aufwartung machen zu dürfen.

Baron G. - F.? Wer konnte Das seyn, wenn nicht jener alte Herr?

Zu unseren Bekannten zählten wir diesen Herrn nicht, wenn auch mir der Name als der eines pommer'schen Edelmanns von gutem Klang nicht ganz fremd war. Der Forstmeister kannte den Namen gar nicht.

Wir nahmen natürlich den Besuch an und begaben uns sofort auf unsre Zimmer. Wie wir vermuthet, erschien auch bald als Baron G. jener bewußte alte Herr und, nachdem er sich in jovialem aber feinstem Ton uns vorgestellt, auch unsere Namen, Rang und Stand — meine Präsentation: Baron Alfred R., Vagabund, — erregte sein herzlichstes Lachen! — erfahren hatte, begann er: „Sie müssen meinen Besuch mit dem lebhaften Verlangen, Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken zu dürfen, entschuldigen, meine Herren! Ich lese in Ihren verwunderten Mienen, Sie wissen nicht, worauf ich anspiele? Nun, vor etwa zwölf Jahren fuhr meine Frau mit meiner Tochter, — das junge Mädchen, das Sie vielleicht bei Tische an meiner Seite bemerkt haben! — von einem Besuche bei ihren Eltern zurückkehrend, nur von einer Jungfer begleitet, — sie ist eine resolute Frau! — auf dem Dampfschiff von A. nach S. Sie, meine Herren, gehörten auch zu den Passagieren und erwiesen sich — wie man mir zu Hause sofort mittheilte, — außerordentlich zuvorkommend und aufmerksam gegen Mutter und Tochter. Die Letztere war damals noch eine kleine recht wilde Hummel. Diese Artigkeit gegen Damen ist nun zwar bei Cavalieren wie Sie, meine Herren, eben nur etwas ganz Natürliches; aber ebenso natürlich drängt es mich, Sie heute, wo uns der Zufall zusammenführt, zu bitten, den herzlichsten Dank des Gatten und Vaters noch nachträglich freundlich anzunehmen. Meine Else, das ist der Namen meiner Tochter, hat Sie nämlich bei Tafel sofort wieder erkannt und, wenn es Ihnen recht ist, wünschte ich, Sie erneuerten diese ja schon so alte Bekanntschaft, zu der Sie allerdings dann die des Vaters, eines schlichten Landedelmanns, auch in den Kauf nehmen müssen. Sie, bester Herr Forstmeister, stehen besonders hoch in der Erinnerung von Mutter und Tochter; womit ich aber durchaus nicht gesagt haben will, daß Sie, Herr Baron R. — wie nannten Sie sich? Vagabund? hahaha! Auf Ehre! ein prächtiger Titel! — vergessen sind. Also, Sie nehmen den Kaffee mit uns, wie? Begleiten uns vielleicht auch in die Oper, wenn Sie nicht über Ihre Zeit anders disponirt haben, nicht wahr?“

Der joviale alte Landedelmann entzückte mich, und ich

konnte nicht umhin, den Forstmeister, trotz meiner Antipathie gegen die Ehe, bei diesen Aussichten doch einigermaßen zu beneiden.

„Du hast das Gewinnlos gezogen, wenn die Tochter an Humor und Laune dem Vater gleicht," raunte ich ihm in's Ohr.

L.'s Gesicht war sehr ruhig und ernst. Daß es aber in seinem Innern sehr tumultuarisch arbeitete, konnte ich, der ich ihn in- und auswendig, wie man sagt, kannte, sehr deutlich bemerken; hatte auch grade noch Zeit, ihm in die Rede zu fallen, als er den Mund öffnete, um in seiner großartigen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit eine sicherlich colossale Indiscretion zu begehen. Denn, daß der Vater von den bizarren Heirathsplänen seines Töchterleins zweifellos keine Ahnung habe, verbürgte mir seine vollkommene Unbefangenheit. Ein Mann seiner Extraction war nicht im Stande, sich derartig zu verstellen. Das genügend zu beurtheilen, besaß ich Menschenkenntniß genug, man ist nicht umsonst Vagabund.

„Wir nehmen Ihre freundliche Einladung bereitwilligst und dankbar an, Herr Baron," nahm ich das Wort; „wenn wir, — ich glaube nämlich auch im Sinne meines Freundes zu reden, — das große Gewicht, das Sie so artig sind, auf die kleinen Aufmerksamkeiten zu legen, die wir das Glück hatten, einst Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem kleinen Lockenköpfchen anbieten zu können, auch entschieden ablehnen müssen. Aber wir leiten, als echte Egoisten, aus jener flüchtigen Begegnung heute das Recht her, dem zur Dame gewordenen Lockenköpfchen unsre ehrerbietigste Huldigung darbringen zu dürfen. Dem Forstmeister wurde, wie ich mich jetzt besonders lebhaft erinnere, von der reizenden kleinen Else damals eine Gunst zu Theil, die ihm schwerlich heute gewährt werden möchte."

L. erröthete wie ein junges Mädchen und sagte fast ärgerlich: „Du bist ein Narr, Alfred!"

„Mich gehorsamst zu bedanken für den schmeichelhaften Titel, der übrigens hier ganz unpassend. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron? Ja so, Sie wissen nicht —"

„Auf was Sie anspielen? O doch, ich vermuthe wenigstens!" entgegnete Dieser lachend. „Die Else hat dem hübschen Waidmann damals unaufgefordert das Mäulchen gereicht, nicht? Das ist's, was Sie meinen? Nun, man kann ja nicht wissen, unaufgefordert zwar — aber kommen Sie, meine Herren, kommen Sie, ich lechze nach der gewohnten Cigarre. Einem alten Landbären müssen Sie seine Gewohnheiten zu Gute halten."

Daß ich durch meine Reden des Freundes sichtliche Verlegenheit nicht minderte, lag auf der Hand. Aber mit der Aussicht auf ein so hübsches reizendes Weibchen durfte er sich einige unbehagliche Augenblicke und neckende Worte schon gefallen lassen. Ueberdem, da der alte Baron in seiner gänzlichen Unbefangenheit auf meinen heiter scherzenden Ton bereitwilligst einging, schien es mir bei Weitem angemessener und interessanter, die ganze Angelegenheit mit Humor zu behandeln, was mir der Forstmeister sowohl wie „seine Dame" und vor Allen der Papa, dessen denn doch nicht geringe Ueberraschung und verdutztes Gesicht ich mir im Geiste schon ausmalte, sicher später, wenn Alles zu gutem Ende kam, Dank wissen würden.

Else empfing uns mit leichtem Erröthem zwar, als ihr Blick den sich stumm verbeugenden Forstmeister traf, aber im Uebrigen mit einer Unbefangenheit, die mich mit Bewunderung vor der dem weiblichen Geschlecht eigenen Gabe großartiger Herrschaft über sich selbst erfüllte.

Ihre feine Hand servirte, nachdem uns der Papa vorgestellt und in flüchtigen Worten einstweilen jener Begegnung gedacht war, mit reizender Anmuth den Kaffee und, als der alte Herr zur ersehnten Cigarre greifend, auch uns davon bot, die wir natürlich in Rücksicht auf die Dame dankend zurückwiesen, meinte sie mit schelmischem Lächeln: „Die Herren wollen nicht rauchen aus Rücksicht auf die Tochter eines Landbarons, die nicht selten selbst dem Papa die Cigarre anzündet? Nun, wie Sie wollen! Sie schaden aber jedenfalls sich am meisten durch diese — verzeihen Sie! — hier etwas gesuchte Zartheit."

„Ach was, Papperlapapp!" raisonnirte der Alte; „mein Mädel ist des Rauchs von guten Cigarren gewohnt, und meine Cigarren sind gut, ich halte darauf, bin Gourmand auch darin. Zünden Sie an, zünden Sie an! Eine Tasse Kaffee nach dem Diner ist ein Genuß, aber erst die Cigarre gibt ihm die rechte Würze!"

Wir nahmen die Cigarren und heiter und lebhaft bewegte sich unser Gespräch hin und her, bald Dies, bald Das berührend, von Dem zu Jenem springend.

Nur der Forstmeister war schweigsam.

Plötzlich richtete Else die braunen Augen — ich wollte gerade jenes Kusses gedenken und daran einige erbaulich hübsche und passende Betrachtungen knüpfen — fest auf den Forstmeister und sagte in scherzendem Tone: „Glaubst Du wohl, Papa, daß es jetzt Männer gibt, die sich durch die Zeitung eine Lebensgefährtin suchen und, daß wirklich — unerhört, aber wahr! — junge Mädchen sich finden, die so thöricht sind, auf solche Heirathsannoncen einzugehen?"

„Unsinn, Else, Unsinn! Welcher ehrliche Mann bedürfte eines solchen Mittels, um zu einer Frau zu kommen? Kann nur von einem Schwindler oder Narren ausgehen, solche Annonce!"

Dem Forstmeister wich alles Blut aus dem Gesicht und nur mühsam holte er Athem. Doch der noch immer fest auf ihm haftende Blick des Mädchens schien ihn wie im Bann zu halten und stumm zu machen, obgleich er sichtlich mehrmals zum Reden ansetzte.

„Hm! Du urtheilst etwas streng, Papa. Es könnte ja am Ende auch nur eine bizarre Laune irgend Jemand zu solchem Inserat bewogen, und eine eben solche Laune ein junges Mädchen veranlaßt haben, das Inserat zu beantworten, wie?"

„Aber, ich wiederhole, Unsinn, Else! Das Mädel müßte entweder eine heirathswüthige alte Schachtel seyn, bei der kein Teufel jemals angeklopft, oder aber entschieden für's Narrenhaus reif erklärt werden."

Ein Lächeln überflog das schelmische Gesicht Else's, und ihre Augen blinzelten leicht den Forstmeister an, als wollten sie sagen: „Da haben wir's!"

„Ja, Papa, dann hilft's nicht, dann bin ich für's Narrenhaus reif, denn, die Herren mögen Dir lachen, meinetwegen auch ein wenig fluchen helfen! ich nehme nun einmal nur einen Mann durch die Zeitung!"

„Hahaha!" lachte der Alte; „das sähe Dir ähnlich! Toll genug wärst Du wahrlich dazu. Hast deßhalb wahrscheinlich auch alle bisherigen Freier abgewiesen, ha? Aber ich zweifle, ob Du Jemand finden würdest, der so dumm wäre, auf diese Angel zu beißen!?"

„Sagen Sie das nicht, bester Baron," fiel ich ein. „Hier, mein Freund zum Beispiel, ein Mann, dem es wahrlich bei einer Dame, der er sein Herz widmen, seine Hand bieten möchte, nicht fehlen würde, hat wirklich die bizarre Laune — wie das gnädige Fräulein vorhin eine solche Idee bezeichnete, nur eine Frau durch die Zeitung zu nehmen. Und, wenn ich mir die Bemerkung unterthänigst erlauben dürfte, möchte sich das ja herrlich getroffen, der Zufall das prächtig gefügt haben? Wie wär's denn, wenn das gnädige Fräulein und der Herr Forstmeister ihre bizarren Launen und sich selbst zusammenthäten?"

„Kreuzmillionendonnerwetter!" fluchte der Baron, „sind Sie, bist Du, sind wir Alle toll geworden? Forstmeister, um Gottes willen! der Kerl ist ein Vagabund, auf seine Reden ist Nichts zu geben; meine Tochter schwatzt Unsinn über Unsinn. Sagen Sie mir ehrlich, was ist das Alles? Daß hier nicht Alles ganz klar ist, ahnt mir, wie 'ner Remonte der Kappzaum!"

Der Forstmeister holte tief Athem, blickte dann mit seinen treuen, ehrlichen Augen auf Else, die jetzt die ihrigen hocherröthend senkte, und begann festen Tones:

„Es ist wahr, Herr Baron, wie Sie vermuthen; es ist etwas unklar zwischen uns, was aber jetzt klar werden soll, so wahr ich ein Cavalier und ehrlicher Mann bin."

Und er theilte dem hochaufhorchenden Alten die ganze Geschichte seiner Heirathsannonce mit der vollen Umständlichkeit eines Mannes mit, der sein Gewissen beschwert fühlt und es durch ein offenes Bekenntniß zu erleichtern hofft.

„Und nun, mein gnädigstes Fräulein," schloß er, „wollen Sie unsere zweite Begegnung, diese ganze, anscheinend so thörichte und in ihrem Grunde meinerseits doch so aufrichtig ernst und gewichtig behandelte Angelegenheit, nicht als einen Zufall, sondern als ein Werk der waltenden Vorsehung ansehen, wollen Sie mit meinem Herzen meine Hand annehmen, wollen Sie, Herr Baron, das Glück Ihrer Tochter einem ehrlichen Mann anvertrauen, so werd' ich erreicht haben, was seit Jahren der stille Wunsch meiner Seele gewesen ist, so werden Sie mich unsagbar glücklich machen. Viele Worte sind nicht meine Art."

„Muß ich nicht?" entgegnete Else mit lieblichstem Lächeln; „bin ich nicht gebunden, selbst wenn ich nicht wollte? Aber ich will, ich will gern und freudig, ich bin mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen die Ihrige. Daß ich's nur offen bekenne, schon das achtjährige kleine Mädchen, das Ihnen auf dem Dampfboot damals die Lippe unaufgefordert zum Kusse reichte, ahnte so Etwas von jenem Gefühl, das mich heute für Sie erfüllt, und eine innere Stimme sagte der Jungfrau, für wen sie bestimmt. Aber hören Sie jetzt auch in Bezug auf die bewußte Annonce meine Beichte. Auch Du, Papa. Vor allen Dingen die Erklärung, die Mutter weiß um den, ich gestehe es jetzt willig ein, etwas übermüthigen Scherz, wenn er auch gegen ihren Willen eigentlich ausgeführt ist. Aber auf was für Tollheiten verfällt nicht ein junges Mädchen, das sein Papa trotz seiner zwanzig Jahre noch heute eine wilde Hummel nennt — thust Du's nicht, Papa? — in der Einsamkeit des Landlebens! Nun, ich las die Annonce, lachte darüber, sagte der Mutter, ich würde mich auch anbieten, da mein Ideal vom Dampfboot doch nicht zu kommen scheine — so sehr ich die Romantik liebe, so sehr widerstrebt meiner Natur jede sentimentale Mondscheinschwärmerei, — und schrieb, da ich überdem mit dem Papa hierherreisen sollte, wirklich jene Zeilen, an deren Erfolg ich natürlich nicht im entferntesten dachte, da ich eben das Ganze für nichts weiter als eine Mystification, einen jener Scherze hielt, die sich die Männer nicht selten auf Kosten unserer Leichtgläubigkeit erlauben. Vor jeder Zudringlichkeit, die mir doch etwa aus meinem Uebermuthe hätte erwachsen können, schützte mich ja die Gegenwart des Papa. Das waren so meine Gedanken über diesen freilich etwas gewagten Scherz.

„Bei Tische erkannte ich nun die beiden Herren sofort wieder und, was soll ich's leugnen, ich hoffte und wünschte von dem Augenblick an, aller vernünftigen Wahrscheinlichkeit zum Trotz, daß Sie, lieber Forstmeister, der Schreiber jener Annonce und auf meine Zeilen hiehergekommen seyn möchten. Daß es so war, ist augenscheinlich Gottes Fügung, und deßhalb und weil ich ihn herzlich, innig liebe, den Mann durch die Zeitung, gib Deinen Segen, Papa!"

„Kreuzmillionendonnerwetter!" war im ersten Augenblick Alles, was der verdutzte alte Landedelmann herauszubringen vermochte. Dann aber ermannte er sich und die beiden durch einen bizarren Einfall vereinten glücklichen Menschen an sein Herz ziehend, sprach er: „Nun, in Gottes Namen! Aber, Else, ich bitte Dich, was wird die Mutter sagen? Mit müssen Sie natürlich sofort, Forstmeister, und auch Sie, Herr — Vagabund! Kinder, wie ist's aber nur möglich auf dieser Gotteswelt, meine Else, des alten Baron G. einziges Kind, heirathet einen Mann durch die Zeitung?!"

„Wie etwas äußerst Unwahrscheinliches doch möglich ist?" wiederholte ich, indeß Else die frischen kußlichen Lippen den bärtigen des seligen Bräutigams reichte; „ja, Baron, den Beweis dafür haben wir ja vor Augen! Das erspart uns alles Kopfzerbrechen über diese häkliche Frage!"

„Ja, das erspart's uns! Aber, wißt Ihr, ich bin gewohnt, Alles mit meiner Alten zu theilen, Schmerz und Trauer, Glück und Freude — reisen wir deßhalb heute Abend noch ab! Es drängt mich zur Mutter, und gewiß Dich auch, Else?"

„Ja gewiß, sehr, sehr, Papa!"

„Daran nimm für die Zukunft ein Beispiel, Forstmeister!" flüsterte ich dem Freunde lächelnd zu.

„Ich werde, Freund!" erwiderte er im Tone glücklichster Ueberzeugung. —

Wenn ich heute zuweilen den Freund und seine noch immer reizende „Frau durch die Zeitung" in B. besuche, reichen mir zwei blühende kräftige Buben und ein kleines wunderhübsches, lebhaftes Mädchen, der Mutter ganzes Abbild, die frischen Lippen zum Kuß, und frage ich die kleine Else: „Wessen Bräutchen bist Du?" so lächelt sie mich an und spricht, mich zärtlich umarmend: „Dein, Onkel Landstreicher!" ein Titel, den ich dem jovialen alten Großpapa auch hier verdanke.

Else, die Jüngere, zählt allerdings heute erst fünf Jahre, was will da diese Antwort sagen?! Es scheint mir daher sehr bedenklich, ob sie nach zwölf oder vierzehn Jahren noch dieselbe Antwort für mich haben wird. Mein Haar wird täglich grauer. Nun, ich will's erwarten, wenn ich nicht unterdeß vielleicht auch eine Frau durch die Zeitung genommen habe, was heute ja gar nichts Ungewöhnliches mehr ist. Was sagen meine schönen Leserinnen? Hätte der alte Landstreicher wohl hie und da einige Aussichten? **C. Spielmann.** *)

Der Walfischfang am Grünen Vorgebirge.

Ich wohne auf einer Inselgruppe an der Küste von Afrika zwischen den Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks. Die Eintönigkeit unsers Alltagslebens wird bisweilen unterbrochen durch Ereignisse, welche unter unserer nicht sehr großen Gemeinde von Europäern mehr oder weniger Aufregung und Interesse erwecken, wie z. B. die Ankunft der Postdampfer, durch welche wir Nachrichten aus der Heimath erhalten, was für den in fernen Zonen lebenden Europäer immer eine große Freude ist. Zuweilen besuchen uns auch nordamerikanische Kriegsschiffe und erkundigen sich nach dem Vorkommen konföderirter Kreuzer oder vielmehr Kaperschiffe. Einmal erhielten wir sogar einen flüchtigen Besuch von einem solchen Kreuzer der Konföderirten selbst, welcher eines Morgens ganz unerwartet auf unserer hohen See erschien, allein da gerade ein Kriegsschiff der Nordländer in unserem Hafen lag, betrachtete das Kaperschiff, welches uns einen Besuch zugedacht hatte, uns nur von der hohen See aus, legte dann bei, stach wieder in See und zeigte uns nur seinen Stern. Wir liegen nicht so weit seewärts von der Küste, daß wir nicht hie und da auch einige Neuigkeiten von unseren dortigen schwarzen Brüdern erhalten sollten und von den Fehden und Händeln, welche in den europäischen Niederlassungen daselbst und um sie herum zwischen den Schwarzen und den Europäern geschlagen werden; auch bekommen wir manchmal seltsame, merkwürdige Dinge zu sehen, die Handarbeit unserer schwarzen Brüder. Hie und da erhalten wir auch Besuch von Reisenden, welche unter den Schwarzen gelebt und auf den Gorilla gejagt haben, und man hat uns sogar einmal einen Schädel gezeigt, welcher einst auf dem Rumpfe eines wirklichen lebenden Exemplars dieser Affengattung gesessen haben soll. Wir haben seltsame Geschichten gehört von außerordentlichen Expeditionen zur Sklavenjagd und zum Sklavenhandel, sowie von Hinwegnahme von Sklavenschiffen mit ihrer ganzen menschlichen Fracht durch die Wachsamkeit der britischen Kriegsschiffe; da aber meine Aufzeichnungen sich hauptsächlich auf eine gewisse Fahrt auf den Walfischfang beziehen, an welcher ich einst Theil genommen habe, so will ich mich hier nur auf eine kurze Schilderung derselben beschränken.

Es war das was wir in Deutschland einen schönen Sommertag nennen würden. Das Thermometer stand auf etwa 21° Reaum. im Schatten, eine mäßige Brise wehte über das röthliche Land und die blauen Wogen unserer schönen Bucht. Ich hatte gerade mein Frühstück beendigt und schaute von unserer Verandah auf die Bai mit ihrem blendend weißen sandigen Strande, welcher sich wie ein silberner Reif um den blauen Sapphir der Bucht zieht, hinaus, als ich an den Anländen viel Geschrei und Bewegung bemerkte. Gleich darauf sah ich mehrere Boote mit Einheimischen beladen in die Bai stechen und mit einer, für diese Leute ganz ungewöhnlichen Energie rudern, denn meine hiesigen Landsleute sind in den meisten Fällen das entschiedenste Gegentheil von Energie. Dort ruderten sie hin und hielten einen direkten Kurs nach der Leeseite unserer Bucht, anstatt der gewöhnlichen Spur zu folgen, welche die Boote einschlagen, wenn sie nach den im Hafen vor Anker liegenden Schiffen fahren. Ich war natürlich nicht wenig erpicht darauf zu erfahren, was denn zu solcher Eile und Verwirrung Anlaß gegeben habe; allein das Räthsel war bald gelöst, als ich bei einem Blicke weit draußen nach leewärts einen ungeheuren, langen, dunkelgefärbten Gegenstand erblickte, welcher ganz ruhig auf dem Wasser trieb und den ich sogleich für einen Wal oder Walfisch erkannte, denn man hat auf den kapverdischen Inseln häufig Gelegenheit, Wale zu sehen, wenn sie im Juni oder Juli zur sogen. Brutzeit (die allerdings sehr uneigentlich so heißt) mit ihren Jungen oder „Kälbern" in diese Gewässer kommen und sich hier mit den Jungen spielend herumtummeln. Gleich darauf bemerkte ich denn auch, daß das vorderste Boot den Wal erreicht hatte, der nach meiner Vermuthung entweder todt oder sehr hülflos und ermüdet seyn mußte, weil er ein Boot so nahe an sich heran kommen ließ, ohne sich anscheinend zu rühren. Wie ich nun durch die Fernröhre nach dem Thiere hinausblickte, gewahrte ich, daß das Boot wirklich schon an das Ungethüm festgemacht war und daß mehrere andere Boote, welche inzwischen auf dem Schauplatze der Thätigkeit angekommen, sich an das erste Boot angelegt hatten und daß der ganze Zug nun in sehr langsamer, feierlicher Weise sich wie ein Leichen-Kondukt durch das Wasser bewegte, mit dem armen Wal im Schlepptau.

Ich eilte nun zur Anlände hinunter und konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich an einem Ausfluge zu betheiligen, welcher so viel ungewohnte Aufregung zu bieten ver-

*) Aus dessen: „Leicht geschürzt; bunte Skizzen," 2 Thle. Leipzig, Kollmann.

sprach; ich sprang also in ein Boot, das gerade im Begriff war, nach dem allgemeinen Stelldichein hinauszufahren. Als wir den Wahlplatz erreichten, fand ich, daß der Wal schon an drei Stellen schwer verwundet war und noch eine Harpune in seiner Seite stecken hatte. Ich sah, daß die Boote nun im Schlepptaue des langsam hintreibenden Wales liefen, und daß sie an das Stück Tau, welches von der in der Seite des Wales steckenden Harpune herabhing, fest gemacht waren. Der Wal mochte ungefähr sechszig Fuß lang seyn und war sehr erschöpft und namentlich sein Schwanz ganz kampfunfähig. Die Boote kamen noch immer vom Strande und von den vor Anker liegenden Schiffen herbei, bis etwa ihrer achtzehn um den Wal herum versammelt waren, der sich äußerst harmlos benahm. Wir bildeten eine sehr buntscheckige Schaar, und wie ich so über die ganze Versammlung hinblickte, ward ich inne, daß wir aus Engländern, Amerikanern, Portugiesen und Deutschen außer unseren Eingeborenen bestanden, so daß wir mit einander ein kleines Bild von einer babylonischen Sprachverwirrung abgaben. Es begann nun bald ein großer Angriff, denn der Wal fing an sich langsam vorwärts zu bewegen, als die Boote ihn von allen Seiten einschlossen. Bootshaken, Brechstangen, lange Messer und eine Axt bildeten unsere Waffen, und wir hackten und stachen darauf los, wühlten und hieben Löcher in den Körper, steckten dann die Brecheisen hinein und bohrten und wühlten, um die so gebildeten Löcher noch zu erweitern. Der Wal schien jedoch von unserem Treiben nur wenig Notiz zu nehmen, machte erst ein paar Wendungen im seichten Wasser des Ankergrunds der Bucht, lenkte dann der See zu und schwamm jetzt schneller, etwa mit einer Geschwindigkeit von drei oder vier Seemeilen per Stunde. Die Mehrzahl der Boote waren nun, eines hinter dem andern, zusammengebunden, damit sie nicht so viel zu rudern haben sollten, während zwei von den Eingeborenen dem Wal auf den Rücken kletterten, um hier mit ihren Messern zu arbeiten. Allein es war ihnen nicht bestimmt, auf diese Weise weit zu fahren, denn der Wal stürzte nun vornüber und tauchte unter; erst sah man nur die Hüte der Eingeborenen auf dem Wasser treiben, dann kamen deren Eigenthümer wieder zum Vorschein, und wurden von den benachbarten Booten aufgefischt. Bald darauf erschien der Wal selbst wieder über der Oberfläche und spritzte nun eine zehn bis zwölf Fuß hohe Wassersäule empor und gerade über ein Boot hinein, worin zwei englische Kapitäne waren, welche von dem unangenehmen Geruch des Wassers gar nicht sehr erbaut wurden.

Wir näherten uns nun rasch der Mündung der Bucht; das Meer ward hier schon unruhiger und wir begannen an die Umkehr zu denken. Es ging jedoch immer weiter, denn die Eingeborenen riefen von Zeit zu Zeit, der Wal werde bald nachgeben. Ein- oder zweimal tauchte er unter, was denn immer einige Befürchtungen verursachte. Da man nämlich wußte, daß Wale im gesunden Zustande häufig untertauchen und Viertelstunden lange unter dem Wasser fortschwimmen, und zwar sehr häufig, wenn sie von den Walfischfängern harpunirt sind, so fürchtete man auf diese Weise zu weit in die hohe See hinaus geschleppt zu werden, und hielt schon Kappmesser bereit, um das kurze Schlepptau zu durchschneiden, womit das erste Boot an den Wal befestigt war, falls dieser Miene machen sollte, zu lange unter dem Wasser zu bleiben oder zu tief hinunter zu tauchen. Allein der Wal erschien außer Stande, lange unten zu bleiben, vermuthlich aus Erschöpfung, denn sein Verweilen unter Wasser überstieg nicht eine halbe, im längsten Falle eine ganze Minute. Ein Engländer in einem der Boote stieß dem Wal, wie er so hinschwamm, sein Schaufelruder durch das Maul hinunter in einem vergeblichen Versuch, auf diese Weise seine Kehle zu erreichen und ihm so den Garaus zu machen; aber der Wal schien von diesem Verfahren gar keine Notiz zu nehmen und schwamm immer ruhig weiter. Wir mußten mit ihm immer tiefer in die hohe See hinaus, denn er schien trotz unseres großen Angriffs mit vereinten Kräften seiner Auflösung um keine Handbreite näher zu kommen, und wir waren jetzt etwa schon drei Seemeilen von dem Landungsplatz entfernt. Einige Boote kehrten nun nach dem Hafen zurück, die anderen blieben und setzten die Verfolgung fort. Das Meer ward immer unruhiger und verhalf manchen von uns zu einer näheren Bekanntschaft mit ihm, indem es gelegentlich die Schaumkrone einer Woge in unser Boot hereinsandte.

Unsere Versuche, den Wal zu zerschneiden und zu zerhacken, wurden nun meist aufgegeben, denn die See ging so hoch, daß sie uns nicht viel körperliche Anstrengung oder offensive Thätigkeit erlaubte; aber die Leute behaupteten noch immer, der Wal könne es nicht lange mehr treiben. Wir, die Zuschauer, gaben uns nun der bänglichen sehnsüchtigen Hoffnung hin, daß er bald sterben werde, da wir gar keine Lust hatten, eine endlose Zeit in See zu seyn. Gerade in diesem Augenblick kam uns das Boot eines Walfischfängers zu Gesicht und war uns eine Quelle unaussprechlicher Genugthuung. Nach Verlauf von 15 oder 20 Minuten hatte dieses Boot uns erreicht, und nun begann ein Zwiegespräch zwischen den Walfischfängern (Amerikanern) und unseren kapverdischen Eingeborenen. Die Walfischfänger erboten sich, den Wal vollends zu tödten und nach dem Auskochen des Specks den Eingeborenen fünf Tonnen Thran abzugeben. Diese verlangten mehr, wozu sich die Walfischfänger nicht verstehen wollten, bis diese endlich — von der Gewißheit durchdrungen, daß bei dem Mangel an geeigneten Waffen und entsprechender Erfahrung auf Seiten der Eingeborenen und bei dem Plan, welchen diese einhielten, das Verenden des Wals noch wenigstens 24 Stunden anhalten könnte, wo der Wal mindestens achtzig Meilen weiter seewärts getrieben und wahrscheinlich kaum noch zwei Boote der Eingeborenen zu seiner Bewachung zurückgeblieben seyn würden, — sich entschlossen ihn zu tödten, was sie auf eine höchst summarische Weise thaten. Von den sehnigen Fäusten der stärksten Männer geschwungen, drangen die langen Speere tief in den Körper des Wals, welcher nun einen oder zwei Ströme blutigen Wassers emporspritzte und durch sein rasches Verenden die Walfischfänger bald als Sieger zurückließ. Die Eingeborenen kehrten nun um, und das Walfischboot bugsirte

seine Beute im Schlepptau nach dem Schiffe, welches sie seewärts von unserer Insel in einer kleinen Bucht erwartete. Jetzt begann auch unsere Rückkehr nach dem Strande, der windwärts von uns lag; wir mußten alle abwechslungsweise zu den Rudern greifen, denn unsere Männer waren ermattet. Aber diese Arbeit bekam denjenigen von uns, welche nicht an's Rudern gewöhnt waren, herzlich schlecht, und wir konnten nach unserer Ankunft im Hafen Proben von den erduldeten Strapazen in Gestalt von Blasen in den Handflächen und durchnäßten Kleidern aufweisen, zum Beweis, daß wir die Expedition mitgemacht hatten, welche jedoch ohne allen Unfall für uns selber ablief.

Wir hörten nachher von dem Kapitän des Walfischfängers, daß die Harpune, welche man in dem Wal steckend gefunden hatte, die Inschrift und Marke eines Schiffes trug, welches auf einer etwa 60 Seemeilen entfernten Insel mit der Jagd der Wale beschäftigt war. Daher mußte unser Wal diese ganze Entfernung (und vielleicht eine noch größere Strecke, denn er kam wahrscheinlich nicht unmittelbar von dorther) vor der Ankunft in unsrer Bucht zurückgelegt haben. Wir vernahmen auch, daß er nur 22 Tonnen oder etwa 1100 Gallonen Thran gegeben habe, anstatt ungefähr 50 Tonnen, die man wahrscheinlich von ihm gewonnen haben würde, wenn er frisch gefangen und bei voller Gesundheit und nicht schwer verwundet und krank gewesen wäre.

Der Wal war von einer Art, welche bei den Walfischfängern Humpback, Höckerwal, oder zuweilen auch Schwarzfisch genannt wird, und von einem ausgewachsenen Thier durchschnittlich 40 bis 50 Tonnen oder 2000—2500 Gallonen Thran gibt. Es werden gewöhnlich mehr Kühe oder weibliche Wale als Bullen oder männliche gefangen, weil man die Weibchen überhaupt häufiger in der Nähe des Landes trifft als die Männchen. Die Weibchen besuchen nämlich die Buchten und Schlupfhäfen und die Küste überhaupt ziemlich oft, wenn sie mit ihren Kälbern oder Jungen spielen. Die Walfischfänger wählen sich daher ein Eiland oder irgend einen Punkt zum Aufenthalt, da sie es weit leichter haben, den Wal in ruhiger See zu harpuniren, als auf hohem Meere bei hochgehender See oder starker Deining.

Das Verfahren, welches die Walfischfänger gewöhnlich einhalten, wenn sie die Wale in den Gewässern der kapverdischen Inseln harpuniren, was meist in der sogen. Brutzeit geschieht, ist folgendes: wenn die Wale, die gewöhnlich in „Schulen" oder Rudeln von zwei bis sechs Stücken kommen, mit ihren Jungen im ruhigen Wasser irgend einer Bucht spielend sich tummeln, so nähert man sich ihnen von leewärts, damit sie den Gegner nicht so schnell herankommen sehen, und harpunirt dann bei größerer Annäherung zuerst das Kalb, da die Mutter es niemals zu verlassen pflegt, so lange es noch am Leben ist; hat man dann das Boot an das harpunirte Junge angelegt, so folgt man ihm, und bei der ersten besten Gelegenheit, wo die Kuh oder Mutter sich in günstiger Gelegenheit zeigt und den Höcker, d. h. den höchsten Theil ihres Rückens, über das Wasser erhebt, läßt man nun die Harpune schwirren. Ist die Mutter harpunirt, so läßt man das Junge gehen und tödtet es nicht, denn die Kuh ist mit weit geringerer Mühe zu erlegen, so lange das Junge noch lebt. Wenn dagegen das Junge harpunirt und an irgend einem tödlichen Theil getroffen ist und daran verendet, so wird die Kuh ganz wüthend und ist nur mit der größten Schwierigkeit zu erlegen, denn sie taucht tief unter und schwimmt ganz wüthend nach verschiedenen Richtungen hin, ja macht sogar häufig Versuche, die Boote zu zerstören und zu zerschmettern und reißt in ihrem Zerren und ihren Bemühungen, sich loszumachen, die Harpunenleinen ab. So lange aber das Junge noch am Leben ist, verwendet die Mutter ihre ganze Sorgfalt auf dieses, und ihre eigene Erlegung ist daher weit leichter zu bewerkstelligen. Die Walfischfänger behaupten sogar, die Mutter trage das Junge häufig auf ihrem eigenen Rücken, wann es harpunirt sey und von dem Walboot verfolgt werde, obschon ich mir nicht denken kann, wie der weibliche Wal dieß bewerkstelligen soll, in Anbetracht daß seine Seiten ganz schleimig und schlüpfrig sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

E. Wessel.

Eine Winterreise auf Schneeschuhen durch die Hinterwälder Ober-Canada's.

Es ist nun viele Jahre her, seit ich in Blair's Landing, einem kleinen Militärposten am obern Ende des Huronensees, stationirt war. Ein wilder einsamer Ort war es, kaum der umgebenden Wildniß entrungen und von der Regierung nur unterhalten, weil er sehr bequem gelegen war, um die Geschenke der Regierung an die wilderen Indianer zu vertheilen. — Während der Sommerszeit hatten wir wenig Muße, an unsere Verbannung von der Civilisation zu denken, wenn die Geschwader von Nachen und Kähnen vom Winnebago, Ottawa und Minominie unsre Bucht füllten, und unsre Anwesenheit beständig erforderlich war, um Frieden unter den wilden feindlichgesinnten Stämmen aufrecht zu erhalten, welche in den vier- bis fünfhundert um uns her aufgerichteten Wigwams wohnten; wann feierliche Berathungen mit großen Häuptlingen den Tag ausfüllten, und von Sonnenuntergang bis tief in die Nacht hinein die Luft widerhallte von dem Wirbeln der Trommeln und Kalebassen und dem eintönigen indianischen Gesang, während die Krieger der Stämme, in die Felle von Bären, Panthern und Elenntthieren gekleidet, wilde charakteristische Tänze vor unseren Häusern und vor den Thüren der Lodges (oder Zelte aus Thierfellen) der vornehmsten Häuptlinge aufführten.

Wann aber die Herbstwinde den Wald seines Blätterschmucks beraubten und unser letzter Gast nach seinem Dorfe zurückgekehrt war; wann der strenge Winter des fernen Nordens mit seinem bitteren Frost und tiefen Schnee uns heimsuchte, dann war unsere Lage über alle Beschreibung eintönig und traurig; und eine seiner schmerzlichsten Zugaben war, daß alsdann der Eisrand um den See herum immer breiter und tiefer ward,

und die kleine Postschaluppe, die uns sonst gelegentlich besuchte, nicht mehr mit ihrer kostbaren Fracht von Briefen einlief. Und während eines mehr als sechsmonatlichen langen strengen Winters beschränkte sich alsdann unser einziger Verkehr mit der Welt auf zweimalige Botensendungen, welche uns durch Indianer über den Schnee gebracht wurden. Wenn die Zeit herankam, wo diese Boten kommen mußten, stieg unsere bange, erwartungsvolle Spannung in's Unbeschreibliche, und wir gingen täglich meilenweit den Ueberbringern von Botschaften entgegen, welche uns vielleicht nur den tiefsten Kummer bereiteten.

So erhielt ich bei einer Gelegenheit eine Kunde, welche für mich das größte Leid enthielt. Mein Bruder, ein Artillerie-Offizier, war in Toronto in Canada durch das Zerspringen eines Geschützes schwer verwundet worden und ging langsam einem unabwendbaren Tode entgegen. Dieß war für mich ein schwerer Schicksalsschlag, denn er war der einzige von allen meinen Geschwistern und Verwandten, der mir auf der weiten Gotteswelt verblieben war, und ich beschloß sogleich zu ihm zu reisen. Meine Kameraden und Freunde gaben sich die größte Mühe mir dieß auszureden, und machten mich auf die ungeheure Wildniß aufmerksam, durch welche ich passiren mußte und die in dieser Jahreszeit sogar die Ausdauer und Thatkraft rother Männer auf die Probe setzte. Allein ich war stark und rüstig und an das Waidwerk dieser Zone gewöhnt; und was die Indianer um Lohn und Gewinn unternehmen konnten, das brachte ich in meinem Falle sicher auch fertig; und wenn ich nur noch rechtzeitig kam, um meinem Bruder noch einmal in's Auge zu sehen und ihm die Hand zu drücken, so konnte mich dieß für alle Strapazen reichlich belohnen und mir lebenslang zum Trost gereichen.

Sobald mein Entschluß feststand, machte ich mich unverweilt an die Vorbereitungen, und brach schon am andern Morgen mit Tagesanbruch auf. Als Führer begleiteten mich ein Indianer und sein Sohn, und so trat ich eine Expedition an, welche mich mehr als hundert deutsche Meilen weit durch die traurigste ödeste Region, den Landstrich welcher sich nördlich vom Huronensee und zu jener Zeit beinahe bis Toronto hindehnte, während alle unsere Hülfsmittel, um den Erfordernissen einer solchen Reise zu begegnen, in unseren Kugelbüchsen, dem Bärenfell, dem Teppich und dem Ranzen bestanden, welche jeder von uns trug.

Allein entschlossen und voll Hoffnung traten wir unsre Landung an, patschten in den schweren Schneeschuhen durch jene ungeheuren schneebedeckten Einöden; überkletterten wilde Pässe, durch welche wir uns kaum einen Weg bahnen konnten, marschirten über unabsehbare gefrorene Sümpfe, wo die stürmischen Nordwinde uns beinahe zu Boden rissen, und wanderten über lange dunkle Strecken von Fichtenwäldern hin, durch deren Hallen der Wolf unheimlich heulte und der Panther seiner Beute nachschlich. Wenn die Nacht herniedersank, häuften die Indianer Stöße von dürren Klötzen und Aesten auf, und zündeten davon ein prasselndes Feuer an, woran wir unsern Kaffee kochten und unser Wildpret brieten. Das nächste beste Föhrendickicht bot uns ein Obdach, um darunter unsere Bärenfelle auf Haufen von frischgehauenen Fichtenzweigen auszubreiten, und noch lange nachdem ich mich, von dem starken Tagmarsche ermüdet, auf diesem Hinterwäldlerlager niedergestreckt hatte, konnte ich hören, wie meine beiden Gefährten mit ihren sanften leisen Stimmen unersättlich von der vergangenen Herrlichkeit ihres Stammes plauderten, denn Tschetschegwa, der ältere, war der Abkömmling einer langen Reihe von Kriegshäuptlingen, stolz, beredt, und voll Bedauern um die vergangenen Zeiten, während Lelscho in seiner hoffnungsvollen Jugend sich von der Zukunft noch goldene Berge versprach.

Etwa zwei Drittel unserer mühsamen Reise waren zurückgelegt, und alles war uns gut gelungen, außer daß unsere Glieder von dem fortwährenden Gehen in Schneeschuhen litten und daß der beständige Reflex der Sonne auf dem Schnee unsere Augen angriff, — da unterbrach eines Tags ein fernes Geräusch die Todtenstille der einsamen Wälder. Je näher wir kamen, desto deutlicher ward das unbestimmte Murmeln, bis es die Luft mit dem zu dieser Jahreszeit seltenen Rauschen von wildem strömendem Wasser erfüllte. Bald darauf erreichten wir den Rand einer dunklen Felsenschlucht, durch deren tiefe schmale Sohle, etwa 70 Fuß unter uns, ein Waldstrom mit furchtbarer Heftigkeit toste, die Seiten seines engen Kerkers peitschte, schäumend und tosend seinen rauhen Weg verfolgte und zu einem grimmigen Brüllen und Tosen anschwoll, das zwischen seinen hohen Schranken einen tiefen Wiederhall fand.

Der Lauf dieses Flusses schnitt unsere Reisebahn beinahe unter einem rechten Winkel und wir mußten daher über ihn setzen. Dieß hatte jedoch keine großen Schwierigkeiten, denn als ich in der Richtung nach Norden die Schlucht entlang blickte, bemerkte ich einen Fichtenstamm, der gerade quer über dem Abgrund lag und uns eine Brücke lieferte. Dieses Kommunikationsmittel war zwar nicht gerade das bequemste oder eben besonders einladend, denn der abgerundete Stamm, den Hunderte von Stürmen seiner Rinde beraubt hatten, war glatt und auf ihm lag noch eine Schicht von gefrorenem Schnee so glänzend und glatt wie Glas, während nur da und dort ein mächtiger Ast wie ein gewaltiger Wegzeiger daran hervorragte und warnend nach dem tosenden Wildwasser hinunterdeutete. Die Indianer schienen sich jedoch nichts aus der Gefahr zu machen, denn ihre mit Mocassinen beschuhte Füße hafteten an der glatten Fläche gleich den Tatzen eines Panthers, als sie zu meinem unsäglichen Unbehagen über den Abgrund hin und her gingen und unsere Schneeschuhe, Büchsen und Lebensmittel hinübertrugen.

Endlich war ich herzlich froh, daß wir und unsere Habseligkeiten wohlbehalten drüben waren, und wir wollten gerade unsere Wanderung fortsetzen, als Lelscho bemerkte, daß wir eines unserer Bärenfelle drüben zurückgelassen hatten. Als ich sah, daß er deßwegen noch einmal zurückkehren wollte, bemühte ich mich, es ihm auszureden, allein er lachte über meine Befürchtungen, sprang auf den umgestürzten Baum und begann

hinüber zu schreiten; sein Vater und ich beobachteten den leichten geschwinden Schritt und die stolze aufrechte Haltung, womit der Junge über den gefahrvollen Steg eher hinzugleiten als hinzugehen schien.

Lekscho mochte ungefähr die Mitte des Baumes erreicht haben, als aus der Krone eines der umstehenden Bäume plötzlich eine große arktische Schneeeule, so groß wie ein Uhu, mit ausgebreiteten Schwingen fast lautlos herunterschwebte und sich offenbar vor dem Jungen auf den Baumstamm setzen wollte. Dieß hätte Lekscho wahrscheinlich in Verlegenheit gebracht, und im nächsten Augenblick weckte der Knall von Tschetschegwa's Büchse das Echo der Wälder nah und fern, und von der nie fehlenden Kugel in die Seite getroffen stürzte der Vogel tödlich verwundet durch die Lüfte und fiel, eine flatternde Masse schneeweißer Federn, in den Abgrund. Allein das eine Uebel, welches der alte Indianer vermeiden wollte, hatte nun ein andres herbeigeführt. Die Nerven des jungen Indianers hatten noch nicht die Eisenfestigkeit derer seines ältern Stammesgefährten erlangt — er schrack zusammen, sein Fuß gleitete auf dem glatten Stamme aus, er verlor das Gleichgewicht, und stürzte, beinahe noch ehe wir den fürchterlichen Auftritt, der sich vor unseren Blicken begab, recht begreifen konnten, kopfüber in den dunklen Abgrund hinunter.

Nie in meinem Leben werde ich den Schrei bitterer Todesangst vergessen, der sich von den Lippen des entsetzten Vaters rang, als wir beide an den abschüssigen Rand eilten; aber der unglückliche Jüngling war bereits unter den wilden Wellen der reißenden Fluth verschwunden, um gegen die in ihrem Wege liegenden Felsen geworfen, zwischen den Wirbeln und Fällen umhergepeitscht und endlich über den letzten, jäh abstürzenden Ablauf hinuntergeschleudert zu werden, — eine furchtbare Reise aus dieser Welt hinaus! — Ich stand schaudernd, regungslos, von Entsetzen erstarrt und in der innersten Seele erschüttert da, und Thränen stürzten mir in die Augen über das furchtbare Ende eines so hoffnungsvollen, fröhlichen jungen Lebens. Und doch was waren meine Gefühle erst im Vergleich zu denjenigen des unglückseligen Mannes neben mir, dessen wohlgemeinte aber unbedachte That diesen Unfall gewissermaßen herbeigeführt hatte, und der nun, von Entsetzen überwältigt, sich mit ausgestreckten Händen und hervortretenden Augäpfeln über den düstern Bergstrom hineinbog, während seine ernsten Züge ein solch unbeschreiblicher Schmerz, ein solch unnennbarer Ausdruck von Gram, Entsetzen und Verzweiflung verzerrte, daß selbst die kupferrothe Farbe seiner Race in eine unheimliche Bläße überging!

Angesichts eines solch fürchterlichen Unglücksfalls war Trost unmöglich, und das wärmste innigste Mitgefühl war alles was ich ihm bieten konnte. Der arme Vater schien mich zu begreifen, denn sein Auge ward weich durch den indianischen Stoicismus hindurch, in welchem er seinen Schmerz zu verhüllen strebte. Im nächsten Augenblick aber schien ihm ein andrer Gedanke durch den Kopf zu schießen und er wandte sich ab und schritt rasch durch das Unterholz. In nicht geringer Bestürzung folgte ich ihm und holte ihn gerade ein, als er den Rand des verhängnißvollen Flusses, eine ziemliche Strecke weiter unten an seinem Bett, erreichte, ohne Zweifel von dem Wunsche und der Hoffnung getrieben, sein verlorenes Kind noch einmal zu Gesicht zu bekommen. Allein ich kann keine Worte finden, um mein Erstaunen und meine Bestürzung zu schildern, als ich an die Seite des Indianers trat und in ein tiefes Felsenbassin hinunter schaute, welches von einer plötzlichen Krümmung im Laufe des Flusses gebildet wurde und worin die gespannten und aufgestauten Gewässer des Waldstroms sich in einem einzigen gewaltigen Wirbel drehten, denn inmitten dieses Strudels — aufrecht wie im Leben, aber sich rasch mit dem kreisenden Wasser im Wirbel drehend — erblickte ich die Gestalt des verunglückten Leschko. — Es war ein entsetzlicher Anblick, und ich wollte kaum meinen Augen trauen, aber sie erfüllten ihre Pflicht nur allzu treulich; — denn dort kreiste, ein gespensterhafter, schauerlicher Gegenstand, der hoffnungsvolle leichtherzige Jüngling, der kaum vor einer Stunde noch neben uns gestanden war und dessen Lachen noch in unseren Ohren zu tönen schien. Ich wußte, daß man derartige Schauspiele ganze Tage lang in den Strudeln und Wirbeln einige Meilen unterhalb der Niagarafälle, in denen des Mitigano, gesehen hatte; und die entfernter wohnenden Indianer hatten oft Schilderungen von derartigen Unglücksfällen, die sich in den fernen Wildnissen zugetragen, mit nach Blair's Landing gebracht; allein ich hatte niemals solch einen grausenhaften Anblick gehabt, und mein Herz drohte zu zerspringen, mein Auge schien mir den Dienst versagen zu wollen, als ich auf jenen entsetzenvollen Wirbeltanz des Todten schaute. Mittlerweile war Tschetschegwa schweigend, düster, trockenen glühenden Auges und anscheinend ganz in dieses schreckliche Schauspiel verloren, halb knieend halb kauernd auf den Boden niedergesunken, und rührte sich Stunden lang nicht von der Stelle. Der Wind prallte in eisigen Stößen an ihn an, aber er schien es nicht zu fühlen; der niedersinkende Abend brachte einen erstarrenden Frost, aber er schien der Kälte gar nicht zu achten, die mich durchbebte; und ich mußte endlich mein Bißchen eigener Geschicklichkeit versuchen, um ein Feuer aufzubauen, das uns nicht nur Wärme geben, sondern auch die düstere Finsterniß der einbrechenden Nacht vertreiben sollte.

Das erste Morgengrauen zeigte uns die fürchterliche Leiche noch immer inmitten des Wirbels kreisend, und abermals hielt Tschetschegwa, schweigend und in sich selbst versunken, seine schmerzliche Todtenwache. Am zweiten Morgen aber war der Wirbel leer, und der fernere Anblick des Todten ward uns gnädig erspart. Jetzt erhob sich Tschetschegwa ohne ein Wort, um die Reise fortzusetzen, und wie er mir so voranging, war sein Schritt so fest und seine Haltung so stolz, als ob der arme Lekscho noch immer zu unsrer kleinen Gesellschaft gehörte; allein bei unserm ersten Halt bemerkte ich, daß er den obern Theil seines Gesichts unter dem tiefen schwarzen Farbe-Anstrich versteckte, welcher das indianische Symbol der Trauer ist; und als wir am Abend Rast machten, stimmte er den feierlichen Gesang an, des rothen Mannes letzten Tribut an die Heimgegangenen, worin die Tugenden des Todten ge-

priesen und das Weh der Ueberlebenden geschildert wird; und er sang und sang, bis ihm selbst die indianische Kraft versagte, worauf er den Kopf in seine Decke hüllte und in stillem Schmerz auf seine Knie beugte.

Es war eine unbeschreibliche niederdrückende Lage, so durch die einsamen Wildnisse wandern zu müssen ohne einen andern Gefährten als diesen von seinem Weh darniedergebeugten Indianer, der zwar seinen Obliegenheiten als Führer emsig nachkam, aber nie den Mund öffnete, außer wenn er Nachts am Lagerfeuer seinen düstern Leichengesang anstimmen wollte und ihm die Sprache versagte. Mein einziger Trost war, daß unsere Reise bald vorüber seyn würde, und ich hatte schon begonnen die Tage zu zählen, wo sie zu Ende seyn würde, als wir das Rauschen des Wassers plötzlich wieder vor uns hörten. Ich wurde ganz nervös bei dem Gedanken an einen andern tosenden Bergstrom, den wir passiren müßten; aber wer schildert meine Gefühle, als wir nach einer Wanderung von einer Stunde wieder an dem Rande desselben großen Strudels in dem Felsenbecken standen, welches wir vor vier Tagen verlassen hatten! — Ich schaute Tschetschegwa an; er stand ruhig neben dem tosenden Strudel, und jetzt bemerkte ich zum ersten Mal, daß sein Auge unstet umherschweifte und daß der stolze Ausdruck seines Gesichts einer hülf- und hoffnungslosen Leere gewichen war. Jetzt ward mir plötzlich furchtbar klar, daß das Weh und die Verzweiflung über Lelsche's grausenhaften Tod den unglücklichen Vater um seinen Verstand gebracht hatte, und daß er in der vagen Hoffnung, die aber in demselben Verhältniß stärker wurde wie sein Kopf schwächer, er werde an dem Wirbel seinen Sohn noch einmal sehen, seine Schritte hieher gelenkt und mich wieder an diesen Ort zurückgeführt hatte.

Dieß war unter den gegebenen Umständen eine fürchterliche Entdeckung, denn Tschetschegwa war nun kein zuverlässiger Führer mehr und ich war buchstäblich in dieser beinahe endlosen Wildniß verirrt. Mir fielen eine Menge Beispiele ein, wo Männer unter gleichen Umständen Wochen und Monate lang in den Wirrnissen der unabsehbaren Wälder in der Irre gewandert und manche gar nicht mehr aus denselben herausgekommen waren. Und ein solches Schicksal konnte auch mir drohen, da ich des Weges und der Landmarken ganz unkundig war.

Die ganze Nacht saß ich an dem Feuer und brütete über Plänen, wie ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen könne; mit Tagesanbruch aber weckte ich den halb schlummernden Indianer, führte nun ihn anstatt mich von ihm führen zu lassen, bot all mein Bißchen Kenntniß vom Walde, von Moosen und vom Baumwuchs auf und suchte es praktisch zu verwerthen in dem Versuch, meine Absicht durchzuführen und so weit nach Osten vorwärts zu bringen, bis ich, wie ich zuversichtlich hoffte, auf eine Straße käme, die mich in die Kolonie führen würde.

Es wäre langweilig, wollte ich hier erzählen, wie oft meine derartigen Bemühungen vereitelt wurden, wie manch liebes Mal mich nach stundenlangem mühsamem Vordringen ein flüchtiger Sonnenblick oder das Blinken eines Sterns überzeugte, daß ich in der Irre gegangen und meine Zeit und Kraft nutzlos verschwendet hatte. Anfänglich versuchte ich in solchen dringenden Nothfällen und gefährlichen Lagen Tschetschegwa zum Bewußtseyn unserer Stellung aufzurütteln, um von ihm einigen Aufschluß über unsern rechten Weg zu erlangen. Allein jeder solche Versuch war vergeblich; der unglückliche Indianer versank täglich tiefer in den Blödsinn, der ihn überwältigte, bis er zu Allem unfähig wurde und in finstrem Hinbrüten dasaß, während ich unser Feuer aufbaute, das Wildpret kochte, das ich den Tag über geschossen hatte, und das Nachtlager bereitete. Die einzigen Zeichen von Erinnerungsvermögen welche er an den Tag legte, bestanden darin, daß er den schwarzen Anstrich seiner Stirn und Wangen immer wieder gewissenhaft erneuerte und daß er jeden Abend am Feuer einen Klagegesang anzustimmen versuchte.

Ich war mit dem Entschluß aufgebrochen, ja nicht zu verzweifeln, was auch immer mir zustoßen würde, und ich hatte fürwahr eben so viel Mühe als Noth, in diesem Entschluß zu beharren, da die Tage zu Wochen anwuchsen und wir noch immer im Walde in der Irre gingen; als unsere Mocassinen uns von den Füßen fielen und durch Hasenfelle ersetzt werden mußten, als unser Schießpulver auf die Neige ging und Hunger und Mangel uns fast in's Gesicht stierten, und als — was das Schlimmste von Allem war, — unsere Beine uns anschwellen, daß sie kaum mehr das Gewicht unserer Körper zu tragen vermochten.

Endlich verließen mich eines Morgens meine Kräfte ganz und gar, und als ich hülflos auf meinem Bärenfell dalag, brach die lange von mir fern gehaltene Verzweiflung mit Macht über mich herein. Mein Bruder war ohne Zweifel schon lange todt, und mir drohte nach all meinen vergeblichen Strapazen auch nichts andres mehr als ein elendes, jämmerliches Verenden. Unser Feuer war am Erlöschen, aus Mangel an Brennholz, das ich nicht mehr zulegen konnte; unsere Lebensmittel reichten kaum noch auf einen einzigen Tag und ich konnte nicht für weitere sorgen; während meine Entmuthigung und Niedergeschlagenheit noch gesteigert ward durch den steten Anblick der melancholischen Gestalt, die neben der verglimmenden Glut kauerte mit ihrem Traueranstrich und dem eintönigen, wehklagenden, wirren Todtengesang, denn selbst diese äußerste Noth konnte den armen Indianer nicht mehr aus seiner geistigen Versunkenheit aufrütteln.

Eine Nacht und ein Tag vergingen, und mit jeder Stunde stiegen meine Leiden. Aus Mangel an Feuer erfror ich beinahe an der Stelle, wo ich lag, die Gicht durchzuckte mich mit unerträglichen Schmerzen, und ein seltsames Gefühl von Schwäche beschlich mich und gab mir eine Ahnung, als ob mir der Tod nahe trete. Allein Männer die an das harte Leben von Hinterwäldlern und Jägern gewöhnt sind, sterben nur schwer an Hunger und Durst; und ich siechte noch immer hin und mußte noch heftigere Schmerzen und eine noch tödtlichere Schwäche und Erschöpfung erdulden; und nach einiger Zeit begann Tschetschegwa vage hülflose und bittende Blicke auf mich zu heften, die mir sein Elend und seine Schmerzen recht

deutlich zu erkennen gaben und mir unter meinen eigenen Leiden noch tief in die Seele schnitten.

Der dritte Tag neigte sich zu seinem Ende, als etwas unter den Bäumen trappelte und eine Hirschkuh aus dem Dickicht brach. Da war nun Nahrung für Tschetschegwa, und mit Aufgebot der letzten Kraft, die mir verblieben war, ergriff ich unter rasenden Schmerzen die neben mir liegende Büchsflinte, schlug sie an und feuerte. Das Zittern meiner Hand ließ mich das Thier fehlen und ich sandte ihm auch den zweiten Schuß nach, aber ebenso vergeblich, denn es sprang unverletzt davon, während ich in einer plötzlichen Todesschwäche zurücksank. Eine erschreckliche Betäubung und Lähmung folgte, meine Sinne schwanden und mein letzter undeutlicher Gedanke, ehe mich das Bewußtseyn ganz verließ, war daß es mit meinem Leben und meinen Leiden endlich vorüber sey.

Ich hatte keine Ahnung davon, daß uns die Hülfe ganz nahe war und daß der Knall meiner Schüsse zu menschlichen Ohren drang und das Mittel zu unsrer Rettung wurde. Zwei Schüsse waren das verabredete Signal einer Gesellschaft von Jägern gewesen, welche ganz in unserer Nähe nach der Fährte eines Musethiers (Elenns) suchten, und der wiederholte Knall meiner Büchse brachte sie bald zu mir, und sie erblickten voll Verwunderung einen mit dem Tode ringenden Engländer unter einem Baum und einen schwarz bemalten Indianer, der regungslos neben ihm am erloschenen Feuer kauerte. Mit Hülfe dieser kanadischen Jäger ward ich bald wieder zur Besinnung und zum Leben zurückgebracht, und in ihrem nahe dabei befindlichen Lager fand ich bald Kraft und Gesundheit wieder. Meine Wanderungen hatten mich bis auf etwa 12 deutsche Meilen in die Nähe von Toronto gebracht, und unter der Führung eines dieser neuen Freunde legte ich diese Entfernung leicht zurück. In Toronto fand ich wider alles Erwarten meinen Bruder noch am Leben und nahezu genesen, und verweilte einige Wochen bei ihm um mich vollends zu erholen. Aber die traurigen Tage des armen Tschetschegwa waren gezählt, und ein sanfter Tod erlöste ihn bald von seinem umnachteten Leben. Ich aber, der einzige Ueberlebende von dieser mühseligen Winterreise durch die Hinterwälder, erinnere mich ihrer noch immer mit Schaudern als der aufregendsten und peinlichsten Wochen meines ganzen Lebens.

Streifzüge gegen die Räuber in Calabrien.

Von Julius von Wickede.

Es muß in der weichen, einschmeichelnden Luft von Neapel liegen, daß man an dem süßen dolce far niente dort so großes Wohlgefallen findet und selbst ein Fremder gar leicht davon angesteckt wird. Das müßige Umherschlendern während der Morgenstunden in der Chiaja und Toledostraße, die stets abwechselnden Bilder des buntesten und lustigsten Volkslebens, was nur in ganz Europa zu finden ist, auf der Marinella oder dem Mercat oder den Quais von Santa-Lucia; die splendiden Diners in unserem Hotel, wobei wir eine gehörige Umschau unter den edelsten Erzeugnissen der besten Weinberge hielten, welche das gesammte Königreich des vereinten Italiens nur besitzt, und vor Allem die köstlichen Fahrten in der leichten Barke auf dem im Abendsonnenschein glühenden Meerbusen, dessen unendliche Reize jeder Beschreibung spotten, — diese und noch manch' andere Genüsse, welche die Stadt, trotz aller ihrer jetzigen Unruhe, uns in überreicher Fülle darbot, hatten fast zu viel Verführerisches. Gar schwer konnte ich mich von allen diesen Freuden und dem angenehmen Gesellschaftskreis, der zu ihrer Erhöhung so ungemein viel mit beigetragen, trennen, und doch mußte endlich geschieden seyn, wenn ich den eigentlichen Zweck meiner Reise, nämlich gründliche Studien über die militärischen Verhältnisse in den Südprovinzen des neuen Königreichs anzustellen, nicht gänzlich verfehlen wollte. Deßwegen beschloß ich wenigstens zu versuchen, ob ich nicht ein Augenzeuge von kleinen Gefechten gegen die sogenannten Brigantini zu werden vermöchte. Meine Erfahrungen über die Ausbildung der leichten Truppen für den kleinen Krieg im Gebirge wurden jeden Falls dadurch bereichert, und dies allein lohnte schon die vielen Strapazen, die ich mit Sicherheit zu erwarten hatte. So ward denn der kleine Mantelsack gepackt, meine alten trefflichen Pistolen von dem weit und breit berühmten Meister Kuchenreuter in Regensburg, die mich nun schon in Schleswig-Holstein, in Algerien, den türkischen Donauländern und mit den Lamoricière'schen Schaaren des Jahres 1860 so treu begleitet hatten, mit frischer Ladung versehen, und fort ging es nach Calabrien zu den mobilen Colonnen der Truppen des Königs Victor Emanuel. Mag man über den Zustand des jetzigen italienischen Reiches denken, wie man will — Eins steht fest: daß sich der König Victor Emanuel sehr tüchtige Truppen zu verschaffen gewußt hat; dieß Zeugniß kann man ihm nicht versagen. Besonders die alten, schon vor 1859 bestehenden Bataillone und Schwadronen, welche vorzugsweise viele Sarden und Piemontesen enthalten, zeigen in militärischer Hinsicht ein Bild, an dem ein Soldatenauge sich schon mit Recht erfreuen kann. Ja, das Versaglieri-Bataillon, dem ich mich jetzt vorzugsweise anzuschließen die Erlaubniß erhalten hatte, war wirklich eine prächtige Truppe, welche auch der besten europäischen Armee zur Zierde gereicht hätte. Die Soldaten waren fast lauter Norditaliener, besonders aus den Alpengegenden Piemonts und der Lombardei. Kleine, feste Gestalten, breit von Schultern, kräftig im Gang und schnell in jeder Bewegung, ganz so wie der leichte Infanterist dieß seyn soll. Die scharf geschnittenen Gesichter waren von der süditalienischen Sonne so tief gebräunt, wie ich solches früher nur bei den Chasseurs d'Afrique in Algerien gesehen hatte, die dunklen Augen zeigten häufig Leben und Intelligenz, und die schwarzen Schnurr- und Knebelbärte, welche die meisten Soldaten hatten, trugen zur Erhöhung ihres kriegerischen Ansehens noch wesentlich mit bei. Kühne, erfahrene Veteranen, die zum Theil schon die Feldzüge von 1848 und 1849 mitgefochten hatten, oder 1855 mit nach der Krim gezogen, waren unter den Unteroffizieren ja selbst den Sol-

daten noch manche, mehre aber hatten wenigstens 1859 bei Solferino und Palästro, und dann 1860 bei Castelfidardo und vor Gaeta den Pulverdampf kennen gelernt. Dazu die sehr gute Bewaffnung und die zwar nach deutschen Begriffen etwas phantastisch aussehende, aber sonst ganz kleidsame und zweckmäßige Uniform der italienischen Bersaglieri — Alles trug dazu bei, den vortheilhaften Eindruck, den diese Truppe sogleich beim ersten Mal, wo ich sie sah, auf mich machte, noch mehr zu erhöhen. Die Offiziere, größtentheils Piemontesen und auch Savoyarden, waren noch jugendkräftige und doch schon kriegserfahrene Männer, die meisten hatten ihre militärische Ausbildung auf den trefflichen Militärschulen Sardiniens erhalten, zeigten durch und durch ein echt soldatisches Wesen, vermieden alles widerwärtige politische Geschwätz und Gezänk, was doch zu nichts führt, sondern vollzogen, wie es dem Soldaten geziemt, auf das pünktlichste die ihnen ertheilten Befehle, ohne sich sonst weiter um deren Grund und Folgen im mindesten die Köpfe zu zerbrechen. Mit solchen Männern in den verschiedensten europäischen Heeren verkehre ich stets vorzugsweise gern und ich freue mich immer, wenn ich sie als Kameraden begrüßen kann. So hatte mich mein günstiges Geschick denn gerade zu diesem Bataillon geführt.

Es liegt mir sehr fern, die mannigfachen Naturschönheiten Calabriens hier umständlich schildern zu wollen. Das Land ist, wie überhaupt ja ganz Süditalien, von der Natur fast überreich mit den besten Schätzen, welche sie zu vertheilen hat, ausgestattet, aber auch, in gleicher Weise fast, von seinen Bewohnern dafür auf die gröblichste Weise vernachlässigt worden.

Die Gebirge sind nicht sehr hoch, aber theilweise furchtbar zerklüftet, zeigen sie die schroffsten, in sich zerrissenen Zacken und Zinnen, Hörner und Spitzen, wie nur das verwöhnteste Auge des vielgeprüften Landschaftsmalers sich solche wünschen kann. Selbst in den Alpen und Tyrol sah ich nirgends finsterere Schluchten, schroffere Abhänge, steilere Felswände und mit zersprengtem Gestein dichter bedeckte Gipfel, wie in manchen Gegenden Calabrien's. Die vielen, zwar meist kleinen und schmalen, aber schnell rauschenden Gebirgsbäche, die häufig in schaumigen Wasserfällen sich von den Felsen stürzen, die man hier findet, tragen viel zur Erhöhung der landschaftlichen Schönheit mit bei.

In den Thälern und an den niederen Bergabhängen ist die Vegetation prachtvoll und von einer so südlichen Ueppigkeit und Fülle, wie wir solche selbst in den fruchtbarsten Theilen von Deutschland nicht annähernd kennen. Da Forstkultur und Waldschonung kaum dem Namen nach in Calabrien bekannt sind, so lichten sich schon viele Wälder auf eine bedenkliche Weise, und die Berge zeigen die kahle, unfruchtbare Oede, die besonders auch in Dalmatien und dann in Südtyrol das Auge des Reisenden so unangenehm berührt. Sorgte hier die Natur in ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit nicht noch immer wieder einigermaßen für einen schnellen Nachwuchs und machte dadurch gut, was der Menschen grenzenlose Faulheit und Indolenz hier verschuldet, so würde es in dieser Hinsicht noch ungleich schlechter aussehen. So trifft man mitunter hier noch wirklich prachtvolle Wälder, besonders von Kastanienbäumen, und dann höher an den Bergen hinauf von Pinien.

Es ist ein wildes, trotziges Volk, was in diesen calabrischen Gebirgen wohnt. Die Männer sind nicht groß, aber sonst stark gebaut und zeigen ein ungleich kräftigeres Aussehen wie die Sicilianer da drüben jenseit der Meerenge von Messina. In ihrem ganzen Auftreten liegt etwas Finsteres und Abstoßendes, und von der geschmeidigen Höflichkeit, wie solche der Italiener sonst so häufig dem Fremden gegenüber zeigt, wird man hier keine Spur finden. Auch das weibliche Geschlecht ist hier nicht schön. Die Gestalten sind meist kurz und untersetzt, die Füße groß, der Gang ist kräftig aber nicht elastisch, die Haltung gerade aber nicht graziös, das Auge groß und feurig, aber häufig von einem finstern, ja geradezu unweiblichen Ausdruck, die Haut ist fast dunkelgebräunt und sehr sonnverbrannt. Wie ganz anders sehen dagegen die Mädchen im römischen Albanergebirge, wo ich die schönsten Italienerinnen sah, die mein Auge je erblickte, aus, und dann auch die feinen, zierlichen Bauernmädchen im Arnothal bei Florenz, die fast alle kokett geputzten Städterinnen gleichen. Auch die Dörfer und kleineren Städte in Calabrien fand ich durchweg äußerst verwahrlost aussehend. Die Steinmauern sind selten überkalkt, so daß man die rohen Felssteine sieht, die Fensterscheiben sehr häufig zerbrochen oder sonst wenigstens seit Menschengedenken nicht mehr geputzt, Thüren und Fensterrahmen unangestrichen und oft äußerst zerfallen, die Dächer schlecht gehalten; kurz Alles gewährt einen häßlichen, wüsten Anblick. Ich habe ganze Dorfschaften hier durchschritten, in denen sich auch kein einziges Wohnhaus befand, was nicht mehr oder minder auffallende Spuren des äußeren Verfalles zeigte. Welche grenzenlos schlechten Straßen gibt es dazu in ganz Calabrien! Die Kunst, Chausseen zu bauen, scheint hierher noch gar nicht gedrungen zu seyn, und vor 200 Jahren konnte es in den abgelegensten Gebirgsgegenden von Deutschland nicht viel schlechter seyn, wie es hier noch jetzt der Fall ist. Und doch haben die Calabresen das prächtigste Straßenbaumaterial der Welt fast unmittelbar vor den Thüren liegen und brauchten nur ein wenig Fleiß; aber Ordnung und ein gesetzmäßiger Sinn fehlen leider einem bedeutenden Theil der Bevölkerung nur in allzu hohem Grade.

Dieß hier in allgemeinen, flüchtigen Umrissen geschilderte Land durchstrich ich nun in Begleitung des vorhin erwähnten Bersaglieri-Bataillons mehrere Wochen der Kreuz und der Quere nach. Der Zweck der Truppen war, die Gegenden von den bourbonistischen Briganten, die sich aus den Abruzzen und der Basilicata auch bis hierher gezogen hatten, möglichst vollständig zu säubern. So konnte es uns denn an verschiedenen Abenteuern, bald komischer, häufiger aber noch blutiger Art, nicht fehlen, und es war ein wild bewegtes Leben, das ich während dieser Zeit fast beständig führte.

Schon am frühen Morgen, wenn die Sonne kaum hinter

den Bergen emporgestiegen war, und eine belebende Frische noch die Luft erfüllte, saß ich gewöhnlich bereits im Sattel des kleinen zottigen, aber starken und ausdauernden schwarzen Hengstes, den ich mir sammt einem halb erwachsenen Burschen, der Pferdewärter und Diener in einer Person darstellte, in Reggio gegen den täglichen Lohn von 10 Carlin gemiethet hatte.

Filippo, so hieß der Bursche, hatte zwar entschiedene Anlage ein großer Taugenichts zu werden, oder war es eigentlich jetzt schon, und wenn er nicht bald einen andern Weg einschlug, wozu leider nur geringe Hoffnung vorhanden war, ziemlich begründete Anwartschaft, sein thatenreiches Leben dereinst in einem neapolitanischen Gefängniß zu beschließen; aber für die Zwecke, zu denen ich ihn gemiethet hatte, paßte er vortrefflich. Er war unermüdet, trabte stets mit seinen nackten Füßen neben unseren Pferden über Stock und Stein her, zeigte eine unverwüstlich gute Laune, wußte überall im ganzen Lande sehr genau Bescheid und verstand es, mit der Geschicklichkeit eines Raben, für sich und das Pferd stets die nöthigen Nahrungsmittel in Hülle und Fülle herbeizustehlen. Freilich war auch seine Ehrlichkeit gegen mich nicht sehr groß und ich ertappte ihn wiederholt bei dem ihm streng verbotenen Versuch, meinen Mantelsack einer unbefugten Untersuchung zu unterziehen, wahrscheinlich nur in der allzu löblichen Absicht, ihn etwas leichter zu machen und sich in den Besitz einiger Sachen, die ihm besonders gut gefielen, wozu namentlich zwei rothseidene Schnupftücher gehörten, zu setzen. Bei solcher Ertappung erhielt er dann von mir sogleich seine Strafe auf der That, nämlich einige tüchtige Hiebe mit einer schweren Reitpeitsche über die Schultern. Er brüllte dann zwar als stecke er am Spieße, tanzte scheinbar vor Schmerz und Wuth wie ein Affe im Kreise umher, stellte sich an als habe ich ihm die Glieder zerschlagen und sprudelte mir eine Menge fast unverständlicher Flüche und Betheuerungen entgegen, daß es ihm seine Ehre als Sohn der großen und einigen italienischen Nation nicht erlaube, sich von einem ketzerischen Deutschen wie ein Hund mit der Peitsche prügeln zu lassen — und alles dieß nur in der Hoffnung, einige Carlin Schmerzengelder mir abzulocken. Wenn ich ihn nun, wie dieß stets von mir geschah, bei solcher Komödie gehörig auslachte, dann kehrte auch seine gute Laune wunderbar schnell zurück, er fing selbst bald an in ein herzliches Gelächter auszubrechen und trabte eine Viertelstunde später wieder trällernd und pfeifend und allerlei lustige Schelmenlieder singend, neben meinem Pferde her, als sey auch nicht die mindeste kleine Differenz zwischen uns Beiden vorgefallen. Beim Abschiede, als ich mich in Brindisi einschiffte, wußte er mir übrigens dennoch eins der von ihm so heiß ersehnten Taschentücher zu stehlen, obgleich er sich sonst stellte, als wollte er aus Schmerz über unsere Trennung — wahrscheinlich wohl auf Nimmerwiedersehen, — in Thränen zerfließen. Das Kostüm von Filippo war so eigenthümlich, daß es in der That eine kurze Schilderung hier verdient. Schuhe und Strümpfe trug er nicht und hatte wahrscheinlich solche in seinem ganzen Leben noch niemals an den Füßen gehabt, daher deren Haut auch so hart war, daß er wie eine Ziege über das rauheste Steingerölle zu springen wußte; von dem Knie bis zur Hüfte reichten ein Paar weite Pumphosen von Baumwollensammet, deren ursprünglich hellgrüne Farbe freilich so von Flecken aller Art bedeckt war, daß man sie kaum noch zu erkennen vermochte. Ein alter breiter Gürtel von rothem Zeug, in welchem ein langes spitzes Messer in schwarzer Lederscheide steckte, hielt diese Hosen oberhalb der Hüften zusammen. Ein sehr zerrissenes, rothwollenes Hemd, aus dessen Löchern seine braune Haut vielfach hervorsah und das er einst von einem Garibaldischen Freischärler erhalten hatte, bildete die einzige Bekleidung seines Oberkörpers. Seit zwei Jahren trug er, seiner eigenen Versicherung nach, dieß rothe Hemd, ohne es nur ein einziges Mal während dieser ganzen Zeit ausgezogen zu haben, was sehr für die Dauerhaftigkeit des Stoffes sprach. Der dicke Schmutz- und Fettüberzug, mit dem es in- und auswendig überzogen war, mochte freilich nicht wenig dazu beitragen, das Gewebe besser zusammen zu halten. Um aber seine vollständige politische Unparteilichkeit auch äußerlich zu zeigen, hatte Don Filippo, wie wir Offiziere ihn stets nannten, auf seine struppigen, rabenschwarzen, wohl noch niemals von einem Kamm berührten Locken, eine alte, verblaßte sardinische Militärmütze, die einst ein Offizier der Lanciers als ausgemustert weggeworfen haben mochte, gedrückt, und hüllte sich des Nachts und bei Regenwetter in einen alten schmutzigen weiten Reitermantel der früheren Garde-Husaren des Königs Franz II. ein. So vereinigte er auf seinem Leibe die Zeichen von allen Parteien Italiens. Sein nußbraunes Gesicht glänzte förmlich vor Gesundheit, die dunklen großen Augen blitzten vor Lust und Leben, und um die Reihe der perlenweißen Zähne, die unter den kirschrothen Lippen hervorschimmerten, hätte ihn die eleganteste Dame, die Jahr aus Jahr ein den berühmtesten Dentisten in ihrem Solde hält, beneidet. Dabei wusch aber Filippo sich niemals und außer gelegentlichen Regenschauern, hatte gewiß seit Monden kein Wassertropfen seine Haut berührt. Daß er mir von selbst jeden Morgen Waschwasser bringen sollte, dazu war er niemals zu bewegen und meine sehr einfache, nur für die Satteltasche berechnete Reisetoilette, hielt er für den höchsten Inbegriff alles überflüssigen Luxus und begriff gar nicht, wozu man Kamm, Bürste, Seife und nun gar eine Zahnbürste bei sich führe. So machte es ihm jedesmal großes Vergnügen, einen lachenden Zuschauer abzugeben, wenn ich mir die Zähne putzte, um mir dann seine komischen Bemerkungen über solche unnütze Mühe sehr zwanglos mittheilen zu können, wie denn überhaupt in jeder Hinsicht ein überaus ungenirtes Verhältniß — abgesehen von den gelegentlichen Jagdhieben, die er hin und wieder von mir erhielt, — zwischen uns Beiden stattfand.

Die Briganti, welche wir mit rastlosem Eifer von Sonnenaufgang bis oft so spät in die Nacht hinein, daß nur das bleiche Licht des Mondes die rauhen Bergpfade beleuchtete, verfolgten, griffen von selbst zwar die Truppen niemals an, vertheidigten sich aber, wenn es endlich gelungen war sie zu

umzingeln, gewöhnlich mit dem Muthe der Verzweiflung. Mehrere Tage vergingen aber oft in einem beständigen Hin- und Hermarschiren, bis es endlich gelang, solch eine Bande der Brigantini so zu umstellen, daß sie entweder das Gefecht annehmen oder sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Wie häufig wurden jedoch alle diese Anstrengungen getäuscht, und die beschwerlichsten Tagemärsche Berg auf und Berg ab, unter der glühenden Sonnenhitze Süditaliens, oder in dunkler Nacht, wo jeder Fehltritt des Rosses den Reiter von den schmalen Bergpfaden nur zu leicht in eine tiefe Felsenschlucht hinabschleudern konnte, waren völlig vergeblich gewesen. Wenn wir hofften, einen Schlupfwinkel der Räuber endlich gänzlich umzingelt zu haben, wenn alle Patrouillen ausgeschickt und jegliche Pfade, auf denen nur ein Entschlüpfen möglich sein konnte, vollständig besetzt waren, und wir nun sicher erwarteten, daß es endlich zur Entscheidung kommen würde, die Bersaglieri vorsichtig die Ladung ihrer Büchsen prüften, wir Offiziere unsere Pistolen oder Revolver schußfertig zur Hand nahmen, und nun, ganz zum Gefecht bereit vorwärts gingen, sehnsüchtig harrend, daß schon in den nächsten Sekunden die Schüsse knallen und das belebende Avant-Gerufe der Tirailleur-Offiziere durch die Büsche tönen würde — dann war das Nest nur zu oft ausgeflogen, alle unsere Mühe vollständig vergeblich gewesen und wir hatten nur das leere Nachsehen. Wir fanden statt der erwarteten Brigantini oft nur höhnende Inschriften an den Bäumen, zwei Mal auch die grausam verstümmelten Leichen einzelner Soldaten und Nationalgardisten, die den Banden in die Hände gefallen und von ihnen erbarmungslos ermordet worden waren — und gleichsam uns zum Hohne flammten die Bivouakfeuer der Entflohenen oft in der Entfernung von einigen Miglien auf einer hohen Bergkuppe am dunklen Nachthimmel empor.

Das war denn freilich eine bittere Enttäuschung, und wenn ich meine Sammlung der charakteristischen italienischen Nationalflüche noch mehr hätte bereichern wollen, so hätte ich jetzt die beste Gelegenheit dazu gefunden, so zornige Ausrufe erschollen von den Bersaglieri, diesen körperlich wie geistig leicht beweglichen Söhnen des Südens. Was war aber in solchen Fällen anders zu machen, als uns endlich in das Unvermeidliche zu fügen, und nunmehr ruhig unsere Bivouaks auf demselben Platze aufzuschlagen, auf dem vielleicht wenige Stunden zuvor noch die Brigantini gelagert hatten. Am gleichmüthigsten benahm sich bei solchen vereitelten Gefechten stets mein Filippo, der überhaupt in allen Verhältnissen ein vollkommener Egoist war, stets nur an seine eigene hochwerthe Person dachte und für Alles, was diese nicht berührte, nur geringes Interesse zeigte. Innerlich, glaube ich, sympathisirte der Bursche mehr mit den Brigantini, wie mit uns, äußerlich aber spielte er den begeistertsten Anhänger des Königs Victor Emanuel, und rief sein „evviva nostro re Vittorio Emanuele il Galantuomo“ bei jeder Gelegenheit mit aller Kraft seiner Lungen uns in die Ohren.

Der Umstand, daß ein nur allzu bedeutender Theil der Einwohner von Calabrien mit diesen Banden der Briganti in mehr oder minder freundschaftlichem Einvernehmen zu stehen pflegt, begünstigt nur zu sehr diese oft wunderbar erscheinende Entschlüpfung derselben aus unserer Umzingelung. Die Köhler, Holzhauer, Ziegenhirten, Bewohner abgelegener Meierhöfe, wollen es hier unter keinen Umständen mit den Räubern verderben, fürchten deren Rache ungleich mehr wie alle Androhungen oder Strafen von Seiten der königlichen Behörden, und dienen ihnen nun mit großem Eifer als Führer, Spione, Boten und Ueberbringer von Nahrungsmitteln. Wäre solche Begünstigung derartiger Banden von allen diesen genannten Klassen der Bevölkerung nicht in Calabrien, der Capitanata, Basilicata und den Abruzzen vorhanden, so hätten die königlichen Truppen dies ganze Unwesen schon längst ausrotten können, während dies ihnen jetzt sehr schwer, ja selbst unmöglich fällt. Die Befehlshaber der in diesen Landstrichen stationirten Truppen gebrauchen die strengsten Maßregeln gegen eine derartige Begünstigung und bestrafen die ertappten Theilnehmer derselben auf das härteste, und doch erreichen sie nur selten hiermit den beabsichtigten Zweck. Sind auch schon mehrere Banden gänzlich zersprengt worden, so tauchen stets von Neuem andere wieder auf, das Unwesen dauert fort und fort, und wahrscheinlich können noch mehrere Jahre vergehen, bis es gänzlich unterdrückt seyn wird.

An einem schönen, klaren, aber dabei entsetzlich heißen Septembertage, gelang es endlich einer Compagnie der Bersaglieri, bei der ich mich gerade befand, zwischen den Städten Acerenza und Tricarico, unweit des Flusses Brandano, eine Bande der Briganti so zu umzingeln, daß sie das Gefecht annehmen mußte. Wir waren schon von Tagesanbruch an fast beständig marschirt, und in den engen Bergschluchten, wo kein kühlendes Lüftchen wehte, oder auf den kahlen Felsenplatten, auf welche die Sonnenstrahlen so recht mit voller Kraft wirken konnten, herrschte eine wahrhaft afrikanische Gluth, wie ich solche selbst in Algerien, am Rande der Sahara, nicht brennender empfunden habe. Trotz meiner überaus leichten Kleidung triefte ich förmlich von Schweiß, und obgleich ich nur Schritt geritten war, um stets in der Nähe der Truppen zu bleiben, war auch mein schwarzer Hengst ganz naß. Munter und gelenk blieben aber unsere Bersaglieri, fast lauter Sarden von der Insel Sardinien, bei diesem Marsche. Sie hatten alles Gepäck abgelegt, ihre Röcke weit geöffnet, die Halsbinden zurückgelassen, so daß die braunen, nackten Hälse sichtbar wurden; kurz es sich so leicht und bequem wie nur irgend möglich gemacht, was auch dringend nothwendig war. Der Schlupfwinkel in dem sich die Bande, deren Stärke auf einige 30 Köpfe angegeben wurde, verborgen hielt, war ein dichter Wald, der von zwei Seiten durch tiefe Schluchten, von der dritten Seite aber durch ein hohes und steiles, kahles Felsenplateau eingeschlossen wurde. Auf der vierten Seite mündete er sich in sanfter Abdachung in ein schmales, grünes Wiesenthal, aus dem allein ein Weg, der zur Noth für einen Ochsenkarren oder ein Pferd passirbar war, in den Forst führte. Hier waren 50 Mann unter dem Capitän der Compagnie als Hauptposten aufgestellt, und auch ich hatte mich diesen angeschlossen, da

wenigstens die Möglichkeit gewährt war, zu Pferd bleiben zu können. Andere 50 Bersaglieri, die schon am Abend vorher aufgebrochen und theilweise die Nacht hindurch marschirt waren, hatten auf einem Umweg von einigen Stunden das Plateau erstiegen, um den Briganti den Rückweg abzuschneiden, während eine starke Patrouille links die Felsenschlucht besetzt hielt. Die Schlucht rechts, in der ein wilder Gebirgsbach schäumte, war so steil, daß ein Mensch anscheinend nicht herunterklettern konnte, daher sie auch nicht weiter von uns besetzt wurde.

Da wir von unserer Seite den Angriff nicht früher beginnen wollten, bis das verabredete Zeichen ertönte, daß das Felsenplateau besetzt war, so lagerten wir uns inzwischen eine Weile im Schatten einiger hohen Pinien, um auf dasselbe zu lauschen. In den mannigfachsten Gruppen lagen und kauerten die kleinen munteren Bersaglieri auf dem dichten grünen Waldboden. Einige waren so ermüdet, daß sie diese kurze Zeit wo möglich noch zu benutzen suchten, um sich durch einen sanften Schlaf zu erholen und für die bald wieder zu erwartenden Anstrengungen des Gefechts zu stärken, Andere schwatzen zwar mit echt italienischer Lebendigkeit, aber sehr leiser Stimme, da jedes laute Geräusch auf das strengste untersagt wurde. Eine wahre Kampfeslust beseelte Alle, denn die Bersaglieri haßten diese Briganti, die schon mehrere ihrer Kameraden auf das grausamste ermordet hatten, sehr ingrimmig. Ich will nicht leugnen, daß mich eine gewisse Aufregung, wie sie einen eifrigen Jäger vor Beginn einer großen Jagd befallen soll, beseelte, und ich kaum den Augenblick erwarten konnte, wo das verabredete Signal erscholl. Der Capitän der Compagnie, mit dem ich mich inzwischen eifrig unterhielt, nahm die Sache schon ruhiger. Er war ein geborner Romagnole, hatte früher schon lange als Unteroffizier bei den päpstlichen Carabinieri gedient, und seiner glaubhaften Versicherung nach, gar vielfache Scharmützel mit Räubern in den Apenninen und Abruzzen gehabt. Schon 1848 war er in sardinische Dienste getreten, und hatte seitdem alle Kämpfe, welche die Truppen des Königs Victor Emanuel bestanden, mit durchgefochten und jetzt auch bereits zwei Jahre in den früheren neapolitanischen Südprovinzen garnisonirt. Trotz seiner grauen Haupt- und Schnurrbarthaare, war er noch von einer fast jugendlichen Kraft und einer eisernen Ausdauer beim Marschiren. Eben so aufgeregt, ja noch aufgeregter als ich, war der jüngste Unterleutnant der Compagnie, den der Capitän bei sich behalten hatte, während die beiden älteren Leutnants die abgesonderten Detachements befehligten. Er war ein junger, schlanker Mailänder aus einer sehr vornehmen Adelsfamilie, und erst seit wenigen Monaten aus der Militärschule in das Heer getreten, daher sehr begierig, sich bei dieser Gelegenheit seine ersten Rittersporen zu verdienen. Sein hübsches Gesicht glühte förmlich vor Kampfeseifer und ungeduldig zupfte er immer an den Spitzen seines erst spärlich über der Oberlippe sprossenden Bartes. Damit er aber aus Unerfahrenheit und allzugroßem Kampfeseifer nicht vielleicht Fehler begehen möchte, hatte der Capitän ihm einen alten, vielerfahrenen Sergeanten, der bereits zahllose Gefechte mit Briganti bestanden, gleichsam als Mentor beigegeben.

Wohl an dreiviertel Stunden mochten wir ungeduldig auf unserem Platze gewartet haben, da kamen die beiden Bersaglieri, die als Lauerposten abseits von uns aufgestellt waren, eilig zurück und rapportirten, daß sie die drei lauten Hornsignale, welche als Zeichen dienten, daß die kahle Felskuppe besetzt sey, so vernehmlich, daß kein Irrthum von ihrer Seite mehr möglich, gehört hätten. Von selbst sprangen bei dieser angenehmen Kunde die Soldaten auf, sahen schnell nach, ob auch ihre Büchsen vollkommen schußfertig waren, und traten im Gliede an. Die Hälfte unserer kleinen Truppe unter Befehl des jungen Lieutnants, oder richtiger, eigentlich des alten Sergeanten, sandte der Capitän als Tirailleurs voraus, den Rest behielt er geschlossen bei sich, um sogleich als Reserve nach der Stelle, wo die Briganti vielleicht versuchen sollten, sich hartnäckig zur Wehre zu setzen, hinzueilen. Die ganze Anordnung ward mit der größten Umsicht, welche sogleich den vielerfahrenen Soldaten zeigte, geleitet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Seyd fruchtbar und mehret euch! hat der Geistliche vor dem Altar nicht umsonst zu den Eltern von zwei französischen Canadierinnen gesagt, zu Madame Dagenais und Madame Laurin, zwei Schwestern, welche zu Anfang des vorigen Jahres in der Kirche von Sault-au-Recollet mit ihren Männern die goldene Hochzeit mit einer ansprechenden kirchlichen Feier begangen haben. Die beiden Damen sind die Töchter eines gewissen Herrn Lemay Delorme, welcher bei seinem Ableben im Jahr 1849 an lebenden Kindern, Enkeln und Urenkeln eine Nachkommenschaft von 250 Köpfen hinterließ, von denen ungefähr die Hälfte auf jene beiden Jubelgreisinnen kommen. — Ein ähnliches Beispiel von rascher Multiplication liefert eine andere Familie von französ. Canadiern, nämlich die von Madame Rosalie Gagne Talbot, die vor nahezu zwei Jahren zu St. Pierre, Rivière du Sud, in der Nähe von Quebec starb. Sie heirathete im fünfzehnten und starb im 78. Jahre, und hatte siebzehn Kinder geboren, welche bei ihrem Tode noch alle am Leben waren und mit einander eine Anzahl von 188 Enkeln und Urenkeln der alten Dame hatten, die allesammt bei dem Tode derselben noch am Leben, gesund und wohl, sämmtlich in behaglichen Umständen und theilweise sogar reich waren. Wenn die Nachkommenschaft der zwölf Patriarchen sich in dem Maßstabe dieser kanadischen Familien vermehrt hätte, so würde sie in weniger als einem Jahrhundert auf Millionen angewachsen seyn.

* * *

Ein hübsches lehrreiches Festgeschenk für Töchter gebildeter Stände ist das vor Kurzem erschienene hübsche Buch: „Stephanie, Königin von Portugal; Lebensbild einer deutschen Fürstentochter aus unsrer Zeit, von Katharina Diez," (Stuttgart, Gebr. Scheitlin) — eine kurze aber vortreffliche Biographie einer Fürstin, die an Tugenden und Vorzügen so reich war, daß sie jeder Tochter als Muster und Vorbild vorgestellt werden darf.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Die vertrocknete Cisterne.

Ein mexicanisches Abenteuer. Nach den Mittheilungen eines Engländers erzählt von A. Kellenburg.

1.

„Das Klügste was Du thun kannst, William mein Junge, ist, sogleich die angebotene Stelle bei Gebrüder Marshall in Monterey anzunehmen,“ sagte mein Oheim freundlich und setzte seine Brille wieder auf, um zum dritten Mal einen offenen Brief zu überlesen, welcher auf seinem Pult in unserm kleinen schattigen Comptoir zu Montego Bay, auf der Insel Jamaica, lag; „die Firma ist eine der angesehensten, und die Prinzipale sind ehrenwerthe Männer. Du sprichst gut Spanisch, und das Salär . . .“

„Ach, was kümmert mich das Salär, Onkel?“ rief ich; „mit Einem Worte, ich mag Sie nicht verlassen, und wie soll denn das Geschäft ohne den Buchhalter weiter fortgehen?“ — Als mir aber mein Oheim Roberts nun aus einander setzte, daß er entschlossen sey, das Geschäft aufzugeben, sich zur Ruhe zu setzen und nach Europa zurückzukehren, um sein Leben vollends im Vaterlande zu beschließen, und als er gleichzeitig mir ernstlich die Zweckmäßigkeit und Rathsamkeit vorstellte, daß ich das Anerbieten der Gebrüder Marshall annehme, war die Sache bald abgemacht. Es wäre von mir auch wirklich thöricht gewesen, wenn ich eine solch günstige Gelegenheit, mich in meiner kaufmännischen Laufbahn zu poussiren, von mir gewiesen hätte. Meine Verhältnisse an jenem Sommertag des Jahres 1858 standen folgendermaßen: ich, William Ford, war Buchhalter und jüngerer Associé meines lieben alten Verwandten Samuel Roberts, Kaufmanns und Friedensrichters der Gemeinde Montego. Onkel Roberts war allerdings bei jedermann beliebt, geehrt und angesehen, trieb aber nur ein sehr bescheidenes Geschäft; sein Kapital reichte nicht zu ausgedehnten Operationen hin und der altväterische solide Geschäftsbetrieb seines Hauses war längst von wohlhabenderen und unternehmenderen Firmen überflügelt worden. Einige Jahre hindurch hatte die Bilanz nur einen sehr bescheidenen Gewinn ergeben und dem alten Herrn die Alternative nahe gelegt, ob er nicht das Geschäft aufgeben und die Kolonie verlassen oder bessere Zeiten abwarten solle, und der Antrag welchen ich erhalten, hatte jetzt des Oheims Entschluß gereift und ihn veranlaßt, mir zu dessen Annahme zu rathen.

Der Antrag war ein sehr verlockender. Gebrüder Marshall war eine sehr alte und sehr reiche, in ganz Westindien wohlbekannte und sehr geachtete Firma. Sie hatten ein Handlungshaus in Vera Cruz, und eines in Tampico, aber ihr Hauptgeschäft mit den großen Magazinen und dem Hauptcomptoir war in der Binnenstadt Monterey. Ein sehr großer Theil des Einfuhr- und Ausfuhr-Handels von Mexiko ging durch die Hände dieser Firma; und da Gebrüder Marshall den Besitzern der benachbarten großen Landgüter und Pflanzungen bedeutende Summen auf Hypotheken vorgestreckt und an mehr als Einem Silberbergwerk Antheil hatten, so fanden sie es für gerathener, im Innern zu leben, statt an der Meeresküste, wie die anderen ausländischen Kaufleute und Residenten gewöhnlich thun. Ich hatte während eines kurzen Ausflugs nach Cuba im vorangegangenen Jahre Herrn John Marshall in der Habaña getroffen, wo ich eine erfolgreiche Spekulation in Tabak eingeleitet hatte; und der große Handelsherr, welcher seit vielen Jahren mit meinem Oheim in Geschäftsverbindung stand, mochte eine gewisse Zuneigung zu mir gefaßt haben, welche ihn veranlaßt hatte, mir, „falls Herr Roberts mich entbehren könnte,“ einen sehr gut bezahlten Vertrauensposten in seinem Geschäft, mit der Aussicht auf die zukünftige Stelle eines Factors oder Associés, anzutragen.

Ich ging also nach Monterey und hatte anfangs keinen Grund, an der Zweckmäßigkeit und Weisheit meiner Wahl zu zweifeln. Die Reise war allerdings beschwerlich gewesen, allein ein paar Strapazen waren ja eine Kleinigkeit für einen gesunden kräftigen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren, dem ein dreijähriger Aufenthalt auf den Antillen noch nichts von der Elasticität seiner sehnigen Glieder und von seiner ungeschwächten Jugendkraft geraubt hatte. Das Klima von Monterey war allerdings nicht das gesündeste, die Stadt so schmutzig und armselig wie die meisten Städte Neuspaniens, und die Zustände der Provinz wie gewöhnlich unruhig und von Parteikämpfen zerrissen. Allein Geschichten von mexikanischer Anarchie und mexikanischem Räuberwesen waren mir längst vertraut; ich fürchtete mich davor so wenig mehr wie vor dem gelben Fieber, und war vollständig geneigt, mit meinem neuen Aufenthalt und seinen gastlichen Bewohnern sehr zufrieden zu seyn.

Meine Aufnahme ließ auch nichts zu wünschen übrig. Herr John Marshall, der jüngere der beiden reichen Handelsherren, welche der Firma ihren Namen gaben, war mit 58 Jahren noch Junggeselle; Herr Peregrine Marshall aber war verheirathet und hatte eine zahlreiche Familie schon herangewachsener Kinder, die sämmtlich in ihrer Art sehr angenehme umgängliche Leute waren. Nächst dem Palaste des Gouverneurs, welcher in Trümmer fiel, und dem unaussprechlich häßlichen des Bischofs war das Wohnhaus der Gebrüder Marshall unbestritten das schönste Haus in der Stadt, obschon viele reiche Leute ihre Stadthäuser in Monterey hatten. Es war ein edles imposantes Gebäude, obschon es keinem besondern Baustyle entsprach; sondern das uralte Haus war muthmaßlich der Wohnsitz irgend eines vornehmen Azteken, vielleicht eines von Montezuma's Statthaltern gewesen; und ich bewunderte oft im Stillen bei genauer Betrachtung der riesigen Mauern den emsigen unverdrossenen Fleiß und die mühsame Geschicklichkeit der armen Indianer welche diese ungeheuren Blöcke von Syenit und Porphyr gebrochen, hieher geschleppt und vermauert hatten. Ueber dem nahezu vollkommenen Parallelogramm des ursprünglichen Baues hatten die spanischen Eroberer einen hohen Windthurm errichtet, wie sie die Mauren einst zu bauen liebten, einen Thurm welcher jedes willkommene Lüftchen kühlen Windes auffing; auch hatten sie einen Säulengang und massive Balkone angefügt, und irgend ein verschwenderischer Besitzer hatte sogar

angefangen, die Fronte mit Pilastern von carrarischem Marmor zu verzieren. Dieser Verschwender war aber gestorben oder nach Spanien zurück berufen worden, und so waren nur drei von diesen kostbaren Zierrathen aufgesetzt worden; der übrige Marmor lag zerbrochen und zersprungen und halb von Schmutz bedeckt auf der Plaza oder war von den Einwohnern gestohlen und zu Kalk gebrannt worden.

In diesem gewaltigen unbeschreiblichen Hause aber waren die Marshalls mit ihrer Dienerschaft und ihren Commis sehr behaglich untergebracht. Der alte Herr Peregrine (er war mindestens um ein Dutzend Jahre älter, als mein Gönner John) hatte etwas von patriarchalischer Gastlichkeit in seiner Natur und sah gern fröhliche lachende Gesichter in ungemessener Zahl um seinen Tisch; er betrachtete daher seine Commis als einen Theil seiner Familie, so lange sie sich anständig betrugen, und bat sie sich unter seinem Dache in allen Stücken wie daheim zu betrachten. Der alte Herr war ein Stock-Engländer, durch und durch ein Original; obschon er schon mehr als 40 Jahre im spanischen Amerika verlebt hatte, so war ihm, glaub' ich, die spanische Sprache immer noch nicht recht geläufig, und in seinen Augen hatte nichts Werth, als was englisch war. Herr John Marshall dagegen war ein vollendetes Sprachgenie, und ein sehr gebildeter weltgewandter Mann. In geschäftlicher Beziehung aber waren beide Brüder wahre Riesen, und ich, an die kleinen Verhältnisse der Geschäfte meines Oheims gewöhnt, war anfangs vollkommen überwältigt von der gewaltigen Geisteskraft und Energie, womit meine neuen Prinzipale ihr umfangreiches Geschäft betrieben. Ich war jedoch so glücklich, die Zufriedenheit meiner Prinzipale zu erwerben, und eine Zeit lang ging alles mit beinahe eintöniger Glätte ab.

Es waren nur wenige Ausländer in Monterey, und diese standen meist in den freundschaftlichsten Beziehungen zu einander, dagegen mit den Eingeborenen im Allgemeinen nicht auf dem besten Fuße. Das war auch gar nicht zu verwundern, wenn man die Sitten, Anschauungen und Begriffe jenes Volkes in Betracht zog, welche von denen des civilisirten Europa so unendlich verschieden waren. Man begnügte sich daher, mit den Eingeborenen auf einem blos formell freundlichen Fuße zu stehen, was jedoch sehr unpolitisch und unrecht war. Der Bischof galt für einen sehr gelehrten Herrn, aber seine Gelehrsamkeit war wahrscheinlich rostig geworden, denn es hieß, er verbringe beinahe seine ganze Zeit mit Schlafen. Zuweilen sah ich ihn in seiner Sänfte an mir vorüber kommen, wie er mit geschlossenen Augen nickte, sein dünnes weißes Haar zerstreut unter seinem Sammetkäppchen hervorlugend, und die dicken Gesichtszüge so dunkelroth wie der purpurne Leibrock, den er trug. Erschien er in der Kathedrale, so stützte er sich auf zwei Kaplane und sah dann für seine Jahre noch leidlich aus. Er galt in der That für ein sehr musterhaftes und annehmbares Exemplar von einem mexikanischen Prälaten, und niemand mißgönnte ihm das ruhige Daseyn das er führte, als der Hause habgieriger armer Verwandten welche in seinem Palast aus- und eingingen und mit seiner Dienerschaft haderten. Man befürchtete allgemein, nach seinem Tode irgend einen habsüchtigen, bigotten, zänkischen und ungebildeten Zeloten zu bekommen, welcher sich feindselig gegen die Ausländer benehme, die Peones excommunicire welche bei den Fremden arbeiteten, dadurch die Pflanzungen wieder müssig lege und den Wohlstand des Landes zerrütte; oder irgend einen ehrgeizigen anspruchsvollen Mann, der nur nach politischem Einfluß strebe, das Silbergeräthe der Kirchen einschmelze und die Garnison damit besteche, daß sie zu Miramons Fahne halte. „Ein ruhiger Mann wie dieser ist der beste Nachbar für uns," pflegte Herr Peregrine zu sagen.

Der Gouverneur, der General, die Richter und in der That alle Beamten waren, wie gewöhnlich in Mexiko, Personen von geringer Erziehung und zweideutigem Rufe, welche ihre Stellen nur ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für die gerade am Ruder befindliche Faction verdankten. Bei ihrer armseligen Besoldung suchten sie sich durch Bestechungen einen Nebenverdienst zu verschaffen, und waren je nach dem Charakter derjenigen, von denen sie etwas zu erwarten hatten, entweder hündisch kriechend oder voll unverschämter Anmaßung. Die wenigen respektablen Einwohner von Monterey, meist wohlhabende und wohlmeinende Leute, waren Gutsbesitzer, schüchterne anspruchslose Leute, welche sich vor den Soldaten, dem Pöbel und den Priestern fürchteten, und deren Frauen und Töchter man, ausgenommen in der Kirche oder bei einer gelegentlichen Tertulia oder Abendgesellschaft, nur selten zu sehen bekam. So waren wir Ausländer größtentheils auf uns selbst beschränkt; und eines der Häuser, welches ich am häufigsten besuchte und mit dessen Insassen auf gutem Fuß zu stehen ich mich am beeifertsten bemühte, war das eines Herrn Stacy, eines englischen Kaufmanns, der Wittwer war und dem seine hübsche helläugige Tochter Rose Haus hielt.

„Der alte Stacy ist ein Kapitalkerl," bemerkte der junge James Marshall, der einzige von den Söhnen meines Principals welcher zur Zeit meiner Ankunft zufällig noch zu Hause war und der sich gutmüthig die Mühe nahm, mich mit Land und Leuten bekannt zu machen. — „Noch bis zum vorigen Jahr war er so fröhlich und gesellig und unterhaltend als nur immer möglich, immer bereit zu Picnics, Cricketpartieen oder irgend welchem Spaß, der nur auf's Tapet kam. Er sang einen guten Baß und war der erklärte Liebling aller Kinder des Orts, mit denen er immer die lärmendsten Spiele trieb. Jetzt finden Sie ihn wohl etwas menschenscheu und gedrückt, nicht wahr?" — Dieß mußte ich zugeben; aber es war die Tochter und nicht der Vater, was mich in sein Haus lockte, obwohl ich es nicht gestand. Ich hatte den Banlier nur als einen stillen, sanften Mann kennen gelernt, der so freundlich war, einen Landsmann in der Fremde sehr liebreich willkommen zu heißen, und dessen innige Liebe zu seinem einzigen Kind für jedermann klar am Tage lag; außerdem aber hatte ich an Herrn Stacy nichts gefunden, was Neugier oder Interesse für ihn erwecken konnte.

„Ich habe noch nie einen Menschen binnen weniger Monate so verändert gesehen, wie den armen alten Stacy," sagte James

Marshall, ein frischer Junge von neunzehn Jahren, welcher in einem Manne von 49 natürlich schon einen Methusalem sah. „Er hat die Entweichung seines Buchhalters Etienne Laplace, eines schurkischen Belgiers, dem er allzu viel Vertrauen geschenkt, und der sich in die Geheimnisse seines Herrn eingeschlichen hatte und alle seine Geschäfte kannte, nicht wieder verschmerzen können. Der Kerl, jener Laplace, war ein famöser Buchführer und Rechner, ein großer Stutzer und spielte den vollendeten Gentleman, war aber ein leidenschaftlicher Spieler, steckte immer an der Monte-Tafel und stand mit den schlimmsten Gaunern und Spitzbuben in Monterey auf Du und Du — und wir haben hier in Mexiko Spitzbuben, sag' ich Ihnen, wie sie das Buch nicht besser aufweist, Kerle welche Sie um Ihren Augzahn betrügen würden, wenn Sie mit ihnen zum Karten- oder Würfelspiel niedersäßen. Kurzum, jener Laplace, Herrn Stacy's Kassier und Buchhalter, verlor im Spiele mehr als er bezahlen konnte, bestahl seinen Herrn und ging endlich mit Allem, was er noch unter die Klauen kriegen konnte, auf und davon. Man sagt, er habe sich um Hand und Herz von Rosa Stacy beworben, um sich dadurch Sicherheit zu erkaufen; und dieß ist sehr wahrscheinlich, denn Laplace war ein eitler Geck und hielt sich für unwiderstehlich. Da er aber bei dem Mädchen kein Gehör fand, so ward er vollends zum Schurken und ging mit seinem Raub davon."

Auf meine weiteren Erkundigungen theilte mir der junge Marshall mit, daß der Verlust der bedeutenden Summe, welche der Dieb mitgenommen, nicht derjenige Schlag gewesen, welcher Herrn Stacy am schwersten betroffen habe; sondern der Verbrecher schien eine Anzahl Werthpapiere: Hypotheken, Staatsschuldscheine, Besitztitel, Aktien, Bergwerks-Kuxen &c., welche der Bankier nur als Deposita in Verwahrung hatte, weil Herrn Stacy's Rechtschaffenheit bei Ausländern und Mexikanern hoch geachtet war, mitgenommen zu haben. Das unselige Verschwinden dieser Aktien, Urkunden, Hypotheken und anderer Sicherheiten hatte den schwersten Streich gegen den Kredit des englischen Bankiers geführt, und Herr Stacy in eine Menge Prozesse, Streitigkeiten und Verlegenheiten aller Art verwickelt. Sein anerkannt ehrenhafter Charakter und guter Ruf schützten ihn nicht vor der schmutzigsten Verdächtigung, und man hörte häufig den Argwohn aussprechen, er sey der Mitschuldige des Diebstahls, unter welchem er in der That am schwersten gelitten. Die Engländer, Amerikaner und sonstigen fremden Kaufleute standen zwar meist für die Ehrenhaftigkeit ihres alten Freundes ein, aber die argwöhnischen, gehässigen und rachsüchtigen Eingeborenen waren weniger versöhnlich. Herr Stacy wurde durch Prozesse gequält, von den Civil- und Militär-Behörden chicanirt, und war sogar einmal nur mit knapper Noth dem Dolche eines gemietheten Meuchelmörders entgangen, welche Klasse von Agenten in Mexiko nur allzu gewöhnlich ist.

„Mein Vater," bemerkte James Marshall, „hielt zu dem armen Kerl mauerfest, trug seinen eigenen Verlust (und dieser war keine Kleinigkeit, denn wir machen ein namhaftes Geschäft in Bergwerks-Aktien, und Stacy hatte für uns eine bedeutende Anzahl Carmens gekauft) ohne ein Wort der Klage, nur um der Welt zu zeigen, wie wenig er an die lügenhaften und verleumderischen Gerüchte gegen Stacy's guten Namen glaube. Wenn ich aber an die Art und Weise denke, wie diese Mexikaner mit dem Manne umgegangen sind, so wundere ich mich gar nicht, daß er grau und kränklich wird, denn solch eine Verfolgung würde jeden um seine Gesundheit bringen."

„Und Etienne?" fragte ich, als wir mit einander über die Plaza bummelten, die nun mit Buden besetzt war und von Marktleuten wimmelte: von kupferfarbigen Indianern in karrirten Kattunröcken, welche Frijolen (Bohnen) schmorten oder ungeheure Wassermelonen in Stücke schnitten, um hiedurch eine Kundschaft von halbnackten Kindern und ungewaschenen zerlumpten Leperos herbeizulocken; — von grinsenden Negerinnen, welche, orangerothe Tücher turbanartig um ihre wolligen Köpfe gewunden, hinter Buden saßen, wo Obst und Maniocwurzeln, Eier, Cassava, Geflügel, Ziegenfleisch und grobe eingemachte Früchte und Süßigkeiten in wirrem Durcheinander aufgestellt waren; — und von stolzen, majestätischen, aber schäbig gekleideten Hidalgos, welche, die gestreiften Mäntel theatralisch über die linke Schulter geworfen, voll Grandezza umher spazierten und um ein Gericht Bohnen oder ein Tellerchen voll Tortillas feilschten. „Und Etienne, der entwichene Dieb — ich vergaß seinen andern Namen — was ist aus ihm geworden?"

„Das weiß niemand," versetzte der Jüngling mit einem leichten Gähnen, denn das Thema war für ihn abgedroschen, wenn auch mir ganz neu. „Der Kerl muß sein Entweichen gut vorbereitet und geschickt ausgeführt haben, denn man hat trotz aller Nachforschung nichts mehr von ihm gesehen noch gehört. Man hat nur erfahren, daß er mit einigen der niederträchtigsten Schurken der Stadt auf dem vertrautesten Fuße stand, mit Kerlen welche je nach Gelegenheit Schwärzer, Straßenräuber, Wechselfälscher, Falschmünzer oder Diebshehler werden, und die ihm vermuthlich bis zur Küste fortgeholfen haben. Das einzige Auffallende bei der ganzen Sache ist, daß der Kerl nicht von irgend einem sichern überseeischen Versteck aus an Stacy geschrieben und ihm die Auslieferung der gestohlenen Papiere gegen eine entsprechende Summe angeboten hat. Dieser Laplace wäre hiezu frech genug gewesen, und wir Alle erwarteten hier nichts anderes. Aber es geschah nicht, und doch haben jene gestohlenen Urkunden &c. eigentlich gar keinen Werth für ihn. Vielleicht starb er am Fieber oder ertrank oder ward irgendwo gehangen, wie er es verdient hätte. Kurzum, er ist seit einem halben Jahre verschollen. — He, wollen Sie nicht noch eine Cigarette? Ich muß Sie erst lehren, dieselben aus wohlriechendem Papier zu wickeln, wie die Mexikaner thun, die dieses Geschäft glaub' ich im Schlafe verrichten könnten."

Hiemit endete unser Gespräch über diesen Gegenstand. Ich hatte von da an ein weit lebhafteres Interesse an Herrn Stacy, dessen Haus ich möglichst oft besuchte. Es mochte etwa zwei Monate seit jener eben geschilderten Unterhaltung seyn, als ich den Entschluß faßte, Rose Stacy zu gestehen, daß ich

sie liebte und daß ich von ganzem Herzen wünschte und hoffte, sie möchte eines Tages meine Neigung erwidern. Diesen Entschluß zu fassen hatte mich keine geringe Angst und Ueberwindung gekostet, und ich hatte mehr als einmal mich auszusprechen gezögert, so sehr fürchtete ich ein Fehlschlagen meiner Wünsche. Ein kalter abgewendeter Blick, einige Worte voll kühler Artigkeit, vielleicht ein Geständniß, daß ihre Neigungen schon anderwärts verpfändet seyen, — das konnte möglicherweise die Antwort auf meine Werbung seyn, wie sie schon manchem bessern Mann als William Ford, Correspondenten auf dem Comptoir von Gebrüder Marshall, zu Theil geworden seyn mag. Allerdings zeigte mir Herr Stacy alles mögliche Wohlwollen, das man nur einem Bekannten schenken kann, und Rose hatte anscheinend schon seit den ersten Wochen Gefallen an meinem Umgang gefunden, obschon neuerdings ihr gewinnendes Lächeln immer seltener erschien und ihr Gebahren weit zurückhaltender und scheuer war, was ich aber in anderen Ursachen suchte. Allerdings war ich der präsumtive Erbe meines Oheims und hatte einiges eigene Vermögen, so daß der Unterschied zwischen Rosa's Lage und der meinigen nicht sehr bedeutend war, denn wenn auch wohlhabend, war Herr Stacy nicht reich, und meine Aussichten als bevorzugter Günstling von Gebrüder Marshall besserten sich zusehends.

All dieß klang sehr vernünftig, aber ein Mann von 24 Jahren, der in aller Aufrichtigkeit und zum ersten Male liebt, ist nicht im Stande, nachhaltig auf Vernunftgründe zu hören. Gab mir meine Stellung auch einerseits Muth, so fürchtete ich anderseits doch sehr, Rose zu verlieren und forthin aus ihrer Nähe verbannt zu werden, wenn ich mich zur Unzeit ausspräche; und doch drängte es mich immer wieder, mich kühn und offen wie ein Mann auszusprechen und im Guten wie im Schlimmen mein Schicksal zu erfahren. Wenn sie mich ausschlug, war ich entschlossen, sie nicht mehr durch meinen Anblick in Verlegenheit zu setzen, geschweige denn noch länger am Schauplatz meines verlorenen Glücks zu verweilen, denn ich war die jüngsten zwei Monate in Monterey sehr glücklich gewesen. Wir hatten Feste gefeiert, reizende Landparthieen gemacht, getanzt, musicirt und eine große Geburtstags-Festlichkeit in den Gärten des Castro (wie man das Wohnhaus der Gebrüder Marshall nannte) mitgemacht, ein Fest, welches mehr von feenhaften Eindrücken bot als alles, was sich seither in Fantasie und Wirklichkeit mir gezeigt hatte, denn noch heute stehen lebhaft vor meinem innern Auge jene Tausende farbiger Lampen, welche von den Bäumen herunterhingen, die süßen Melodieen einer trefflichen Musik, welche durch den lichtstrahlenden nächtigen Lusthain drangen, die weißen Gewänder der Damen und Kinder, welche mit dem glänzenden dunklen Laub der Gebüsche, der mit goldenen Früchten behangenen Orangen- und Citronenbäume, der stacheligen Cacteen und Aloes, der blühenden Gesträuche, der prachtvollen farbenglühenden tropischen Blumen kontrastirten; noch jetzt flimmert vor meinen Augen der Feuerregen, der von Schwärmern, Raketen und flammenden Feuerrädern heruntersprühte, oder in den wallenden, spielenden, perlenden Wasserstrahlen der Springbrunnen, in den dunklen Flächen der Bassins sich tausendfach gebrochen spiegelte. Wie glücklich bin ich an jenem Abend gewesen, mit Rosa an meinem Arm, ehe das süße holde Kind so seltsam kalt und zurückhaltend geworden war! — Daher komme es wie es wolle, ich verlangte mein Schicksal zu erfahren; und wenn dann meine Bewerbung eine hoffnungslose war, dann adieu Gebrüder Marshall und Monterey!

„Halt, wer da?“ rief eine barsche Stimme, begleitet vom Klirren einer gefällten Muskete und dem Knacken eines gespannten Hahns; „halt, verwünschter Saufbold!“ — Ich war in Gedanken versunken raschen Schrittes über die mondbeschienene Plaza in der Richtung von Herrn Stacy's Haus hingewandert, als dieser Ruf an mein Ohr schlug, und nun erst sah ich unter den blühenden Schlinggewächsen, die sich um das Vordach jenes Hauses rankten, plötzlich die drohende Erscheinung einer Schildwache in der hellblauen Uniform der Republik mit vorwärts gefällter blinkender Muskete hervortreten. Ein kurzes Zwiegespräch zwischen dem Kriegsknecht und mir und die rechtzeitige Spende eines blanken Thalers wirkten Wunder. Ja, als er dann wirklich sah, daß ich nicht der Führer oder Vortrab einer Truppe tollkühner Engländer war, die seinen Posten überrumpeln und Herrn Stacy befreien wollten, ward der Bursche ganz gutes Muthes und beinahe bis zum Ueberdruß vertraulich.

„Ich habe die Ehre, Euer Excellenz zu benachrichtigen, daß ich hieher postirt worden bin, um das Haus eines sehr reichen Engländers, eines Bankiers, der in Verlegenheit ist, zu bewachen,“ theilte mir die nun höfliche Schildwache mit, ohne aber den Hahn des schußfertigen Gewehrs zur Ruhe zu setzen oder seine Augen von mir zu verwenden. „Mein edler Hauptmann, Don Diego Estevan y Valdez, ist so eben mit einem Zuge Mannschaft und einem Feldwebel droben in Angelegenheiten der Regierung. Don Diego ist die Seele aller Artigkeit, und wenn daher der angeklagte Ausländer Ihr Freund ist, Señor, so macht es Ihnen jedenfalls Vergnügen zu erfahren, daß Ihr Freund in guten Händen ist. Ich danke Ihnen für Ihre Freigebigkeit, Milordo...“ Und während die rechte Hand die schußfertige Muskete festhielt, ward die Linke bittend nach dem blinkenden Geldstück ausgestreckt, welches zwischen meinen Fingern glänzte. Ehe ich jedoch meinen Dollar in seine Hand fallen ließ, suchte ich mich durch Fragen bei dem Soldaten zu vergewissern, daß er wirklich nicht wußte, welches Vergehens Herr Stacy angeklagt war. Er konnte mir nur soviel sagen, daß eine berittene Stafette, ein Dragoner, am Thore der Kaserne nach dem Palast des Gouverneurs gefragt, und einen Brief mit großem Siegel aus Mexico gebracht und der staunenden Mannschaft der Kasernenwache gezeigt, — daß der Gouverneur sogleich nach Empfang des Schreibens den Hauptmann Don Diego zu sich beschieden und dieser ausgezeichnete Offizier dann einen Zug von seiner Compagnie habe antreten lassen, um die Villa Stacy zu besitzen, wo er jetzt als Vorsichtsmaßregel Geldkassen und Schränke amtlich versiegle.

Nach einigem Aufwand von Beredtsamkeit und einer Be-

stechung von zehn Thalern vermochte ich die Schildwache, mich in's Haus treten zu lassen, und zu meinem Glück fand ich im ersten Zimmer Rose Stacy, die jetzt schluchzte als ob ihr das Herz brechen wollte und ihr liebes Gesicht in den Händen verbergend dasaß. Sie war allein, aber im obern Stockwerk konnte ich das Getrappel von vielen Füßen und das Summen von Stimmen vernehmen, unter denen ich diejenige des Herrn Stacy unterschied. Mich kümmerte natürlich die Haussuchung und Versiegelung, welche droben vor sich ging, weit weniger als das theure Mädchen, das ich liebte.

„Fräulein Stacy — Rosa — was gibt es denn? Verzeihen Sie mir, daß ich so unvermittelt mich eindränge, aber ...“ — Sie ließ mich nicht ausreden; mit einem wahren Freudenrufe sprang sie auf und dankte mir, daß ich sie in ihrem Kummer aufsuche, und verfiel auf's neue in heftiges Weinen. Nur mit großer Mühe und in unzusammenhängenden Worten konnte ich endlich von ihr herausbringen, daß ihr Vater auf Befehl eines reichen Haciendero namens Don Martin Calderon verhaftet werden sollte. Von allen einheimischen Gutsbesitzern, welche durch das Entweichen von Stacy's elendem Buchhalter Nachtheil und Unlust gehabt hatten, war dieser der unversöhnlichste, und bestand hartnäckig auf dem Argwohn, der Bankier sey nur der Mitschuldige und Spießgeselle seines treulosen Untergebenen. Calderon hatte Herrn Stacy mehrmals mit seiner Rache gedroht, falls seine Papiere, welche Laplace mitgenommen hatte, nicht wieder zum Vorschein kämen; und der erboste Mann hatte unglücklicherweise reiche Verwandte in Mexico, welche einiges Gewicht bei dem Präsidenten hatten. Er ließ daher durch denselben Herrn Stacy als einen politischen Verschwörer und das Verschwinden der Werthpapiere als den ersten Anfang eines nichtswürdigen Komplotts der Yankiades oder Amerikanisirer, sich in den Besitz des Landes zu setzen, denunciren. Keine Anschuldigung aber war, nach Rose's Aussage, so thöricht und abgeschmackt, daß sie in diesem schlechtregierten Lande nicht Glauben gefunden hätte, namentlich wenn der Angeschuldigte ein Engländer oder sonst ein ausländischer Ketzer war. Es war für die Gewalthaber eine leichte Sache, Herrn Stacy in's Gefängniß zu werfen, und lange bevor die Angelegenheit zur Kunde der britischen Behörden gelangen und von diesen auf die Freigebung eines britischen Unterthans gedrungen werden konnte, war zu befürchten, daß unter den Strapazen und Mißhandlungen des mexicanischen Kerkerlebens die angegriffene Gesundheit von Rosa's Vater vollends erliegen würde. Die Gefängnisse waren damals entsetzliche Orte, die Brüteplätze von Fieber und Aussatz, und oft mit dem furchtbarsten verworfensten Gesindel angefüllt, über welches die Kerkermeister gar keine Autorität mehr besaßen und keinerlei Zucht und Disciplin aufrecht erhalten konnten, — Orte, wo gespielt und getrunken wurde, wo Ausschweifungen aller Art und Duelle auf's Messer stattfanden, und wo jeder Mitgefangene, der sich nicht an diesen Orgien betheiligte und darum für einen Angeber galt, umgebracht wurde, ohne daß die Gefangenwärter es hindern konnten. Vorerst hatte der Gouverneur von Monterey allerdings jene äußerste Strenge noch nicht angewendet und sich damit begnügt, nur einen Offizier mit einer Abtheilung Soldaten herzuschicken, um Haussuchung zu halten, alles Geld und alle Papiere zu versiegeln und Herrn Stacy in Hausarrest zu halten; und Rose gab zu, daß der Offizier, ein Mann in mittleren Jahren und geborener Spanier, welcher schon häufig bei Herrn Marshall zu Tische gebeten gewesen und so ziemlich der einzige Militär von einiger Bildung und Takt in der Stadt war, seiner unliebsamen Pflicht mit großer Milde und Rücksicht nachkam. Don Diego hatte sogar versprochen, nach Beendigung der Haussuchung seine Soldaten wieder fortzunehmen bis auf zwei Schildwachen an den beiden Hausthüren, wenn ihm Herr Stacy mit seinem Worte verspreche, keinen Fluchtversuch zu machen. Aber der gutmüthige Hauptmann verhehlte die Thatsache nicht, daß der Gouverneur für die Rücksicht, daß er Herrn Stacy nicht sogleich in Ketten gelegt und nach dem Ruy Castro geschickt habe, ein namhaftes klingendes Zeichen von Erkenntlichkeit verlange, und daß wenn die Gunst des mächtigen Mannes nicht baldigst durch gewichtige Bestechungen erkauft werde, der Befehl des Ministers mit aller Strenge vollzogen werden würde. Was war also zu thun? Rose kannte die strengen Grundsätze ihres Vaters allzu gut, um hoffen zu können, daß er durch Bestechung habgieriger Beamten sich Nachsicht erkaufen würde.

„Und zudem,“ fügte das holde Mädchen unbefangen hinzu, „sind wir nun ganz arm. Als jener gewissenlose Mensch, Herr Laplace, die Papiere stahl, nahm er auch eine Urkunde, — ich glaube, eine Hypothek, mit, durch welche mein Vater ruinirt ist. Erst gestern hörte ich ihn noch unter Seufzen vor sich hinmurmeln, sein Kind werde eine Bettlerin werden, — als ob mir hieran oder überhaupt an irgend etwas Anderm läge, als an seinem Kummer. Allein wenn er von mir hinweggeschleppt und, kränklich und darniedergebeugt wie er ist, in jenes abscheuliche Gefängniß gebracht werden sollte... o das wäre entsetzlich! Sie ahnen, wie tief diese jüngsten paar Monate seine Gesundheit untergraben haben! — O, bitte, helfen, rathen Sie mir, lieber Freund!“

Was konnte ich nun thun? Es war nicht die Zeit von Liebe zu sprechen, und Rose war in der That so sehr in Sorgen um ihren Vater, daß sie ganz vergessen zu haben schien, wie sie sich in letzter Zeit gewöhnt hatte, mich mit einer gewissen Zurückhaltung zu behandeln. Sie blickte mich an und sprach mit mir so offen und liebreich und eindringlich, wie wenn ich ihr Bruder gewesen wäre. Ich suchte sie nun mit den freundlichsten Worten zu trösten und versprach ihr, allem aufzubieten, um ihrem Vater Schutz und Fürsprache zu verschaffen, insbesondere aber sogleich zu Herrn John Marshall zu gehen, welcher in mexicanischen Angelegenheiten erfahrener sey als wir beide. Herr Peregrine Marshall, unser Chef, sey unglücklicherweise in Vera Cruz; aber Herrn John's Einfluß, wenn auch nicht so bedeutend wie derjenige seines Bruders, werde gewiß gegenüber von dem räuberischen unwissenden Gouverneur einiges Gewicht haben.

Mein Abschied ward vor der Zeit herbeigeführt durch Sporenklang und das Rasseln einer Säbelscheide, welche die

Treppe herabkamen. Hauptmann Diego und seine Soldaten hatten offenbar ihren Auftrag vollzogen und schickten sich zum Weggehen an, durften mich aber hier nicht treffen. Ich drückte daher unter diesen Umständen nur Rosa's Hand, sprang zum offenen Fenster hinaus, drückte mich im Schatten der Magnolien und Azaleen hin und passirte die Schildwache, die herzlich froh war, als sie mich im Mondschein über die offene Plaza hinschreiten und meinen Weg eiligst nach dem Castro Marshall nehmen sah.

»Ich muß Herrn John sogleich sprechen — wo ist er?« fragte ich den alten Domingo, einen weißköpfigen Mulatten, welcher die Stelle eines Tafeldeckers versah.

„Quien sabe (wer weiß es)?“ versetzte der Alte mit jener ärgerlichen schleppenden Phrase, welche im spanischen Amerika unter Creolen, Weißen, Schwarzen und Braunen, so gäng und gäbe ist. Aber just in diesem Augenblick kam der junge James Marshall, ganz beladen mit einem wahren Arsenal von Büchsen, Doppelflinten und Schrotstutzen, die Treppe herunter, um sie nach dem nächsten Waffenschmied oder Büchsenmacher zu bringen und wieder herrichten und ausbessern oder verändern zu lassen.

»Sie wollen zu meinem Oheim, Ford?“ fragte er mich; »hat Ihnen denn Domingo nicht gesagt, was los ist? Simpson kam heute Abend auf dem Weg von der Stadt nach seinem Gut im Gebirge hier vorüber und erzählte uns, daß die Panther neunzehn Stücke von seinem Jungvieh und zwei Zuchtstuten zerrissen hätten. Die Hirten sind der Spur der Raubthiere gefolgt und haben sie — zwei schöne alte Panther und vier nahezu ausgewachsene Junge, wie aus den Fährten hervorgeht, — in einem Chapparal oder Dickicht eine Stunde von dem Gehöfte ausgemacht. Darum wollen wir Engländer morgen insgesammt ausziehen und ein Treibjagen auf die Panther veranstalten, und zugleich auf dem Gute uns ein paar Tage lang noch ein Bißchen mit andrem Waidwerk belustigen, denn es gibt dort Feldhühner und Wachteln die Menge, und in den Wäldern Pecaris und Hirsche und nicht selten auch Bären. Darum rüsten Sie jetzt gleich Ihr Jagdzeug, Ford, und machen Sie sich fertig, um bei Tagesanbruch mitzureiten. Ich gehe nur noch zu dem deutschen Büchsenmacher nebenan, um die Gewehre da putzen und in Stand setzen zu lassen, und morgen ...“

Ich fiel dem enthusiastischen jungen Waidmann hier in's Wort, um genau zu erfahren, wo ich seinen Oheim finden könne, und ihm in Kürze mitzutheilen, was für ein Unfall unsern Landsmann Stacy befallen habe. Ich muß dem jungen Mann Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit seiner Sympathie für Stacy gleich bei der Hand war und von Herzen alle mexicanischen Zustände außer dem Wildstande verwünschte, und im Nu bereit gewesen wäre, die sämmtliche junge Mannschaft von Ausländern aufzubieten und den Gefangenen mit Waffengewalt zu befreien. Er vereitelte zugleich meine Hoffnung, die sofortige Freigebung unsers Landsmanns durch die Vermittlung seines Oheims John zu erzielen, durch die Mittheilung, daß dieser, auf dessen Verwendung der Gouverneur Herrn Stacy vielleicht gegen Verpfändung seines Ehrenworts freigelassen hätte, augenblicklich abwesend sey.

»Wie schade!« sagte er; »der Oheim ist in diesem Augenblick schon auf Simpson's Quinta, — er ist nicht mehr so jung und rüstig wie vordem, und anstatt daher morgen früh mit uns hinauszureiten, hat er es vorgezogen, heute schon in Simpson's Kalesche mitzufahren und bei diesem zu übernachten, damit er morgen früh recht frisch und munter zum Waidwerk ist. Sie werden ihn aber morgen früh ebenso zeitig sehen, wie jeder von uns, denn er macht die Jagd mit, wie Sie hoffentlich auch, denn Simpson hat eine spezielle Einladung für Sie hinterlassen. Seyn Sie wegen Stacy's außer Sorgen, denn mein Oheim entreißt ihn sicher auf irgend eine Weise den Krallen der Mexicaner. Daher reiten wir morgen früh alle mit einander.«

Dieß war unter den obwaltenden Umständen allerdings ein ganz vernünftiger und guter Rath, aber ich war allzu aufgeregt und ungeduldig, um ihn anzunehmen. Ich bestand darauf, mir sogleich mein Pferd satteln zu lassen, und unverweilt nach Simpson's Landgut hinauszureiten. James Marshall versuchte umsonst, mir diesen tollen Entschluß auszureden und mich auf die damalige Unsicherheit der Landstraßen aufmerksam zu machen, und seine vernünftigen Einwendungen mußten am Ende meinem Eigensinn weichen.

»Jenun, wenn Sie sich nicht halten lassen wollen, dann reiten Sie in Gottes Namen!« sagte er endlich, als ich zu Pferde stieg; »ich habe das meinige gethan, um Sie zu warnen. Jedenfalls aber nehmen Sie diese Pistole da mit,« setzte er hinzu und drückte mir einen kleinen Revolver in die Hand. »Seyn Sie auf Ihrer Hut vor einem Ueberfall. Es ist zwar heller Mondschein und die Straße ziemlich gut, aber man kann doch nicht vorsichtig genug seyn. Und den Weg kennen Sie ja, nicht wahr? erst rechts, dann links, dann wieder rechts, bis Sie an das Kreuz und den Steinhaufen kommen, wo der Fuhrmann erschlagen wurde. Lassen Sie Ihren Rappen tüchtig ausgreifen, so erreichen Sie die Quinta noch bevor der Mond untergeht!«

2.

Ich ritt in einem scharfen Trott, aber der steinige Weg war lang, der erste Hauch der eintretenden Nordwinde begann sich längs der Küsten des Meerbusens fühlbar zu machen; und noch lange ehe ich an das besagte Kreuz und den Steinhaufen kam, war der Himmel mit dunklen Wolken überlaufen, aus denen der Mond nur in seltenen Zwischenräumen hervorlugte, und der kalte Wind wehte in heftigen Stößen durch die stichdunkle Nacht. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß ich den Weg verlor und mein Verirren erst bemerkte, als ich schon eine Stunde weiter geritten war und mich auf einmal an einem ganz wildfremden Orte mitten in den Bergen befand. Ein heftiger langer Blitz, der erste Vorbote eines heraufziehenden Gewitters, zeigte mir nun in der Entfernung von ungefähr einer halben Meile die weißen Mauern eines sehr großen Gebäudes, und dorthin lenkte ich

nun mein Pferd. Das Gewitter brach jedoch los, und mein Pferd, ein junges feuriges Thier von guter Race, ward scheu, bockte, schnaubte, schlug aus und war nicht mehr zu bändigen, bis es endlich, bei einem ungewöhnlich heftigen Blitze und gewaltigen Donnerschlag, bockte und sich auf eine Weise überschlug, daß ich aus dem Sattel auf einen Haufen stacheliger Cactusbüsche nahebei fiel. Mein scheugewordenes Pferd aber raffte sich wieder auf und jagte mit nachschleppendem Zügel unter lautem Wiehern davon, bevor ich mich noch von meinem dornigen Lager erheben konnte, und so mußte ich denn hinkend und zerschlagen mich zu Fuße nach der Hacienda schleppen, welche ich vorhin gesehen hatte. Vom Blitze geleitet, erreichte ich diese endlich und suchte tastend den Weg an den hohen weißen Mauern entlang, bis ich an ein Thor gelangte, das dicht mit großen eisernen Kopfnägeln beschlagen war. Hier pochte ich mit dem Knauf meiner Peitsche und bat zugleich laut um Einlaß. Nicht lange darauf ward eine Art kleiner Luke, kaum einen halben Fuß in's Gevierte, vorsichtig geöffnet, und die gellende widerliche Stimme einer alten Frau fragte in schlechtem Spanisch, wer draußen sey. Ich gab mich als einen Engländer aus Monterey zu erkennen, der sich verirrt und sein Pferd verloren habe und um ein Nachtquartier bitte, für welches er eine mitleidige Seele gerne entschädigen wolle. Ich wußte nicht genau, ob ich mit der Dienerin einer reichen mexicanischen Familie spreche oder nicht, denn hinter der langen hohen Mauer von lufttrockenen Backsteinen, die nur roh übertüncht waren, konnte meines Bedünkens ebenso gut ein Palast wie eine Hütte stecken.

»Packe Dich in die Hölle, Du Ketzer mit dem Schweinskopf!« rief die Alte barsch und schlug mir das Guckloch vor der Nase zu, als die tiefere, wenn auch heisere und zitternde Stimme eines alten Mannes ebenso barsch rief: »He, was fällt Dir ein, Marietta? bist Du von Sinnen, blödsinnige Alte? Laß mich mit dem Caballero sprechen! — Was steht Ihnen zu Diensten, gnädiger Herr?« setzte er mit höflichem Tone hinzu, öffnete den kleinen Laden wieder und zeigte mir im Scheine eines Windlichts das runzelige Gesicht eines Greises von weißer Hautfarbe, das hinter dem Gitter des Guckloches erschien. Ich erzählte ihm meine Geschichte, und er riegelte das Thor auf, ließ mich ein, und führte mich über einen großen Hofraum, der voll Schutt und Trümmer lag und auf drei Seiten von bresthaften Schuppen umgeben war, in eine geräumige Küche, wo ein großes Becken voll glühender Holzkohlen Wärme genug verbreitete. Als er eine große Lampe angezündet hatte, konnte ich mir meine Wirthsleute genauer betrachten. Der Mann, dem ich meine Aufnahme verdankte, war noch jetzt, obschon vom Alter gebeugt, weit höher als die meisten Mexicaner und mußte in seiner Jugend ein riesenstarker Mensch gewesen seyn. Seine braunen sehnigen Hände waren noch immer muskelkräftig, seine eingesunkenen Augen blitzten schlau und dunkel unter den buschigen weißen Brauen hervor, und die Züge des runzeligen Gesichts deuteten auf Energie und einen trotzigen Charakter. Er war armselig in die rohen chokoladefarbigen Gewänder eines mexikanischen Landmannes gekleidet und hatte einen Palmblatthut auf dem Kopf und ein rothes baumwollenes Tuch um den Hals. Die Alte dagegen war nur eine abstoßend häßliche indianische Matrone, deren struppiges graues Haar halb unter einem grellrothen Tuche, das sie um den Kopf gebunden hatte, verborgen war; ein gestreifter Rock, ein schwarzes Mieder, große silberne Ohrringe und ein bleierner Rosenkranz bildeten ihren übrigen Aufzug, und in den schiefen Augen lag ein unheimlicher boshafter Ausdruck.

»Vergebt mir, edler Herr, daß ich Euch in einem Raum empfange, der Eures Standes so unwürdig ist, und verzeiht mir die Zögerung. Unsere Marietta hier, — mein Weib, mit Eurer Gnaden Erlaubniß — ist alt und schwach, wie ich, und mißtrauisch und menschenscheu. Euer unterthäniger Diener Gil Lopez dagegen, — meine Wenigkeit, gnädiger Herr! — hat schon genug von Menschen und Städten gesehen, um zu wissen, welchen tiefen Respekt er einem fremden Grafen wie Ihr schuldig ist! — Ay de mi, ja!«

Die Geschwätzigkeit des Alten war unerschöpflich, während seine Manieren etwas von der ritterlichen Grazie und einnehmenden Anmuth seiner castilischen Vorfahren hatte; er war demüthig, anwidernd höflich, aber außerdem lag in jeder Biegung seiner Stimme ein eigenthümlicher selbstbewußter Stolz, und sein Accent war so vollkommen, daß ich mich meines wenigen, zwar verständlichen aber schlechtgesetzten und mangelhaft ausgesprochenen Spanisch schämen mußte. Die alte Indianerin Marietta hätte mich offenbar am liebsten vor der Thüre stehen gelassen; nun ich aber einmal unter ihrem Dache war, schien es ihr gleichgültiger und sie betrachtete es als eine natürliche Sache, daß ich ein Abendbrod bekomme. Sie machte sich also emsig daran, einen großen Topf mit Puchero auf die Kohlenpfanne zu setzen und daneben in einem kleinen Tiegel Bohnen in Oel zu braten und verschiedene Schnitten Schweinefleisch auf einen Rost zu legen, wo sie bald brieten und schmorten. Nachdem sie dann den Tisch mit einigen Zinnplatten und Tellern von blauem Steingut besetzt hatte, legte sie mir einen der langen knüttelförmigen Brodlaibe aus gelbem Maismehl vor, stellte eine Schüssel voll kalter gekochter süßer Kartoffeln und einen Krug Pulque dazu und bedeutete mir durch eine Geberde, ich soll ohne Umstände zugreifen.

»Halt, Weib! der Pulque da ist kein passendes Getränke für den gnädigen Herrn!« sagte der Alte, nahm einen Schlüssel und humpelte nach irgend einem versteckten Keller, von wo er bald mit einigen Flaschen beladen zurückkehrte. »Hier ist Paso und hier französischer Wein, und dieß hier, mein edler Hidalgo, ist königlicher alter Madeira, schon längst auf Flaschen gelagert und so fein, daß ein Erzbischof seine Freude dran haben müßte — ein Wein, den der Cid selbst nicht verschmähen würde.«

Der Madeira verdiente sein Lob, und ich war so hungrig, daß mir die von Marietta's braunen Händen bereitete derbe Mahlzeit wie die kostbarsten Leckerbissen erschien. Während ich aß und trank, plauderte der Alte und zwar sehr gut, respektvoll zwar aber so, daß er mir bewies, er habe nur die

Wahrheit gesagt, als er davon gesprochen, wie er die Welt gesehen habe. Er war in den meisten Staaten von Mexico, in Nord- und Südamerika gewesen, und hatte in letzterem seine Jugend verlebt, als er die Schicksale seines Herrn getheilt hatte, dessen Verwalter er nun war. Das Gut, dem er vorstand, gehörte einem Herrn von altem spanischem Adel, Don Alasco Guzman, welcher jetzt in Europa reiste und in Madrid oder Gott weiß wo war. Gil Lopez theilte mir ferner mit, er würde mich lieber in den für meinen Stand passenderen Gemächern seines Herrn als in dieser armseligen Küche untergebracht haben, wenn jene Räume nicht verschlossen und ungastlich und ausgeräumt wären wegen der Räuber. Der alte Mann fuhr mit der Hand rasch über die Augen, seufzte und brach plötzlich ab, wie von einer tiefen Gemüthsbewegung übermannt, und mit einiger Mühe lockte ich nun aus dem alten Manne so viel heraus, daß dieses Schloß seines Herrn, dessen einzige Bewohner er und sein altes Weib seyen, neuerdings von einem Theil von Solis' Räuberbande überfallen und ausgeplündert worden war. Die Schnapphähne hatten die Gardinen heruntergerissen, die reichen gestickten Tapeten aufgerollt und an ihre Sattelbögen geschnallt, Weinfässer davongeschleppt, die Familienbilder mit den Säbeln zerstochen, ja sogar die beiden treuen alten Dienstboten mit der Folter gezwungen, ihnen das geheime Versteck zu verrathen, worin das von den Vorfahren her vererbte Silbergeschirr und der Familienschmuck der Guzmans nebst einer Menge anderer Werthgegenstände und Kostbarkeiten verwahrt lagen, welche sie denn, nebst dem dort versteckten Geld, Papieren, kostbaren Stoffen &c. davon geschleppt hatten. Der gute alte Haushofmeister und sein Weib waren beinahe nur mit dem nackten Leben davongekommen, um den schweren Verlust zu beklagen, welcher ihren in der Ferne befindlichen Brodherrn betroffen hatte.

Ich konnte natürlich den guten Leuten mein Mitgefühl nicht versagen, denn jene offene freche Plünderung, jene Verachtung alles Rechts und Gesetzes traf meinen Rechtssinn an der empfindlichsten Stelle, und ich schalt weidlich über die verhältnißmäßige Straflosigkeit solcher Strolche unter der mexicanischen Regierung. Ich fragte den Señor Gil, warum denn die Peones, von denen doch eine ziemliche Anzahl als Feldarbeiter auf einem so großen Gute seyn müßten, ihm nicht zu Hülfe gekommen seyen.

„Gnädiger Herr, das Leben ist uns Allen lieb," versetzte Gil Lopez. „Die Peones — sie wohnen weit weg, drüben auf der andern Seite des Thales — sahen allerdings die Räuberbande; allein es sind lauter friedliche Menschen, in deren Hand kein andres Werkzeug kommt als die Hacke. Du lieber Himmel, sie sind arme Indianer, aber keine Kriegsleute! Und die Räuber waren ihrer viele, mit Säbeln und Schießgewehren bis an die Zähne bewaffnet, und weiße Männer noch dazu. Der schwarze Tod komme über sie!"

Eine lange Pause folgte; ich schlürfte meinen Wein und wärmte mich an der Kohlpfanne, die in einer solchen kalten Nacht ganz willkommen war. Dann hub der alte Haushofmeister sehr schüchtern und zögernd wieder an: er fühle zu mir ein besondres Vertrauen und möchte mir gerne etwas mittheilen; ich sey allerdings ein Fremder, allein Gil Lopez erkenne einen echten Mann von Bildung und Ehre schon auf den ersten Blick; zudem sey ich ein Engländer und von einer ehrenwerthen Nation — bei diesen Worten stieß dann Marietta ein dumpfes Knurren aus, ließ die Kügelchen ihres Rosenkranzes schnell und rasselnd durch ihre knöchernen Finger gleiten und blickte mich mit einer finstern Miene an; allein ihr Gatte kehrte sich nicht daran, sondern hub entschlossen an, mir folgende Geschichte zu erzählen: „Als die berittenen Räuber das Haus ausgeplündert und ihre Klepper bis zum Aeußersten beladen hatten, fehlte es ihnen noch immer an Transportmitteln. Sie fanden zwar unter einem Schuppen einen alten Karren, und spannten an denselben das einzige Maulthier, das sie an Ort und Stelle fanden, ein uraltes halb entkräftetes Thier, welches einst die schon seit fünfzehn Jahren verstorbene kleine Tochter des Haushofmeisters geritten hatte, und das nun der Verstorbenen zu Liebe das Gnadenbrod genoß. Dieses schwächliche alte Maulthier sollte den Karren, worauf zwei oder drei Kisten massiven Tafelgeräthes von Silber und Gold, das Familien-Silberzeug der Guzmans, geladen waren, nach dem Versteck der Räuber ziehen, und sie trieben durch Stiche mit Dolch und Lanze das unglückliche Thier zu beinahe übermenschlichen Anstrengungen, um die schwere Ladung fortzubringen. Allein schon nach einer halben Legua konnte das arme Maulthier nicht mehr weiter, und nun prügelten und stachen die Räuber so erbarmungslos auf dasselbe hinein, daß es todt in der Deichsel zusammenstürzte, und die Räuber nun rathlos dastanden.

„Ich wußte, daß es so kommen würde, gnädiger Herr, und war unter dem Schatten der Mezquitehecke den Räubern zu Fuße heimlich nachgeschlichen," erzählte der Haushofmeister weiter; — „als das arme Maulthier — es trieb mir Thränen aus meinen alten Augen, das arme Thierchen, das meine kleine Juanita so sehr geliebt und gehätschelt und mit kirschrothen Bändern aufgeputzt hatte, so leiden zu sehen, — zusammenbrach und verendete, schimpften und fluchten die Strolche entsetzlich, und versuchten zwei ihrer Pferde vor den Karren zu spannen. Die Gäule aber waren hitzige Thiere, bockten und schlugen aus und rissen beinahe den Karren zusammen, und beinahe im selben Augenblick ertönte drüben auf der Landstraße die Trompete der Soldaten, und die Räuber waren nun in einer großen Verlegenheit, denn einerseits wollten sie davonreiten und anderseits doch die schöne Beute nicht im Stiche lassen. So ließen sie denn die Kisten mit einem Haspel in eine alte vertrocknete Cisterne nahe dabei hinunter, — in einen Brunnen, den noch die alten Heiden gegraben hatten, und der schon zu meines Vaters Zeiten wasserlos geworden war, — und gedachten vermuthlich bei der ersten besten Gelegenheit die Beute wieder zu holen. Aber die ungesegneten Spitzbuben ahnten nicht, daß ich ihr ganzes Treiben beobachtete." Er berichtete mir nun weiter, dieß sey erst vor drei oder vier Tagen geschehen, die Räuber noch nicht zurückkehrt und das Silberzeug, im Werth von vielen tausend Dollars, liege noch

ruhig drunten am Grunde der Cisterne. Der Verwalter wagte nicht, den Peons mitzutheilen, was er gesehen hatte, und sich ihrer Beihülfe zur Hebung des Schatzes zu bedienen. Jene Tagelöhner waren ehrliche Indianer, dumme Teufel, von denen keine Unredlichkeit zu fürchten war; aber sie konnten nichts verschweigen und würden zuversichtlich alles ausplaudern, was sie wußten, und es gab in den benachbarten Dörfchen und Weilern ein paar verrufene Bursche, Weiße und Farbige, denen nicht zu trauen war, denn die Schufte waren eines Einverständnisses mit den Räubern mehr als verdächtig. Wurde daher der Versteck des Schatzes jenem Gesindel bekannt, so war mit Gewißheit anzunehmen, daß sie den Haushofmeister und sein Weib oder jede andre Person, welche darum wußte, ermordeten, um sich selber in den Besitz dieser Beute zu setzen. Auf der andern Seite aber war anzunehmen, daß die Räuber wahrscheinlich in einigen Tagen zurückkehren und soviel Karren und Maulthiere mitbringen würden, um ihre schwere Beute in Sicherheit zu bringen. Ohne Zweifel waren sie durch das Erscheinen einer starken Abtheilung berittener Milizen zeitweilig aus dieser Gegend verscheucht, würden aber bald wieder zurückkehren und den Schatz davon führen, welchen sie natürlich einstweilen in dem Versteck sicher glaubten, das sie nur ihnen selber bekannt wähnten.

Hierauf sah sich der alte Haushofmeister ganz nervös um, als ob er einen lauernden Horcher unter den Stricken mit Zwiebeln und reifen Maiskolben und unter den Speckseiten fürchtete, mit denen Wände und Decke behangen waren, und theilte mir nun seinen Plan mit, welcher darin bestand: den Schatz im Dunkel der Nacht aus der Cisterne zu heben, ihn unweit davon in einem verlassenen Steinbruch zu verbergen, wo die dichten Dornbüsche ihn ohnedem jedermanns Blicken entziehen würden, dann von einem befreundeten Ranchero in der Nachbarschaft, den er namhaft machte, unter irgend einem Verwand einen Karren und ein Gespann Maulthiere zu entlehnen, und auf diese Weise seines Herrn Eigenthum möglichst schnell nach Monterey zu bringen und dort in einer Bank oder einem Kloster sicher zu verwahren. Einmal in Monterey, mußten allerdings die alte Marietta und er sich verstecken, um vor der Rache der Räuber bis zur Rückkehr seines Herrn oder bis zur Aufhebung der Bande durch die Regierung geschützt zu seyn.

Ich mußte zugeben, daß der Plan sehr gut angelegt war; allein ich war einigermaßen betroffen, als ich fand, daß der Alte auch mir einen Antheil daran zugedacht hatte, denn der getreue Haushofmeister zählte auf meine großmüthige Mitwirkung; ja er gestand mir, daß nur meine unerwartete Ankunft ihn in den Stand gesetzt hatte, seinen halbreifen Plan vollends zu Stande zu bringen. Er und sein Weib seyen nämlich nicht stark genug, das Werk allein auszuführen; wenn aber ich, ein stämmiger junger Caballero, ihnen die Unterstützung meiner kräftigen Muskeln leihe, so sey die Arbeit federleicht. Gil Lopez versprach mir hoch und theuer, mit Tagesanbruch mir ein Pferd und einen Führer zu verschaffen, die mich nach Simpsons Quinta bringen sollten, und getraute sich beide bei dem Ranchero zu bekommen, welcher ihm auch den Karren und die Maulthiere borgen sollte.

Ich ließ mich leicht überreden, denn eine abschlägige Antwort wäre sehr unhöflich gewesen; ich hatte das Brod dieser Leute gegessen und bei ihnen ein Obdach gefunden, konnte es ihnen daher nicht abschlagen, bei solch einem löblichen Unternehmen mit Hand anzulegen. Das Gewitter war vorüber und der klare schnell sinkende Mond wieder sichtbar. Laternen wurden angezündet, große Rollen Stricke herbeigeschafft und so brachen wir aus dem verfallenden Hause auf und wanden uns mühsam am Rande der Maisfelder hin durch dornige Dickichte. Der alte Gil eröffnete den Zug, dann kam ich, und die alte Indianerin folgte mir. Bald standen wir am Rande eines dornigen Chapparal oder Waldesdickichts gerade vor der Cisterne — einem tiefen, dunklen, nicht ganz kreisrunden Schacht, dessen oberer Rand mit einem uralten Mauerwerk der schönsten Art umgeben war, dessen Blöcke von rothem Porphyr so trefflich in einander paßten, daß sie ohne sichtbaren Cement trotz Jahrhunderte-langem Unwetter und schlechter Behandlung noch fest zusammenhielten. An den Steinen waren noch jetzt eingegrabene und erhabene aztekische Schriftzeichen, nämlich seltsame Embleme der alten indianischen Bildersprache zu sehen, denen allerdings der Meisel irgend eines bigotten spanischen Steinmetzen nahezu den Garaus gemacht hatte. Noch war ein plumper Haspel daran mit einem ganz neuen Tau und einem alten zersprungenen Eimer von einem harten einheimischen Holze, das der Zerstörung widerstand.

Der Alte forderte mich nun halb schüchtern halb schmeichelnd auf, mich in dem Eimer in den Brunnenschacht hinunterhaspeln zu lassen, — ein Vorschlag, welcher mir gar nicht einleuchten wollte, weil mir plötzlich böse Wetter, Stickluft, mephitische Dünste und andere Gefahren einfielen. Der Alte versicherte mich aber, daß man von solchen Dingen in einem so trockenen Klima und sandigen Boden nichts wisse, daß sich oft Personen in Brunnen von ungeheurer Tiefe und Alter hinunterließen und immer vollkommen frei athmen könnten. Er selber sey, trotz seines Alters und seiner Schwächlichkeit erbötig, sich hinunter zu lassen, wenn der Señor sich fürchte. — Daß der Alte mir Furcht zutraute, entschied mich natürlich dafür, ihm sogleich das Gegentheil zu beweisen. Ich willigte ein, meinen Platz in dem Eimer einzunehmen, während das alte Ehepaar es unternahm, mich sorgfältig und langsam hinunterzulassen; ich sollte eine Laterne mit hinunter nehmen und zuerst die eine, dann die andre Kiste an das Tau befestigen und sie nach einander heraufschicken. Hierauf wollte man mich wieder heraufhaspeln und ich sollte die Kisten nach dem verlassenen Steinbruch hinaufschleppen helfen. Der Eimer schwebte über dem dunklen Schacht und ich stieg mit möglichst leichtem Herzen hinein, die Laterne an meinen linken Arm gebunden, mit beiden Händen mich am Tau festhaltend, und nun gings hinunter. Als ich unter dem Rande des Brunnens noch einmal hinaufschaute, um noch einen Blick auf die Oberwelt zu werfen, war mir als nehme das runzelige Gesicht der alten Hexe einen Ausdruck von boshaftem Triumph an, welcher sie mir wie einen

eingefleischten Dämon erscheinen ließ; doch konnte dieß auch Täuschung seyn, denn ich hörte die ganze Zeit über den alten Gil Lopez mir freundlich zurufen, ich solle mich vor dem Anstoßen in Acht nehmen, und mir in honigsüßen Worten für meine Aufopferung danken. Und immer weiter und weiter ging es in die dunkle schaurige Tiefe hinab und dauerte unsäglich lange bis ich den Eimer auf dem gewachsenen Boden anstoßen fühlte und im Heraussteigen auf feste Erde trat.

Der Grund der Cisterne war vollkommen trocken und eine Art unregelmäßiges Gewölbe; im Scheine meiner Laterne unterschied ich zunächst Haufen von dornigem Gebüsch, Steinen und Schutt, die zu verschiedenen Zeiten heruntergeworfen worden waren. Mein Hauptaugenmerk aber war auf zwei schwere eisenbeschlagene und mit Stricken umwundene Kisten gerichtet, welche inmitten verschiedener Päcke lagen. Mittlerweile hatte mich ein heftiges Herzpochen unwillkürlich überkommen und ich wünschte sehr, das Abenteuer wäre schon überstanden gewesen. Ich schnallte jedoch die Laterne los und setzte sie auf den Boden, band den Eimer von dem Tau ab und schlang den Haken in so kunstgerechter Weise als ich nur konnte um die größere der beiden mächtigen Kisten; dann rief ich Gil zu, er solle sie hinaufziehen, und erschrack unwillkürlich über den seltsamen hohlen und schwachen Laut, den meine Stimme in diesem entsetzlichen Grabe meinem Ohre zurückgab.

Die schwere Kiste ward mit Hülfe des krachenden Haspels und zähen Taus sehr langsam und mühevoll in die Höhe gewunden, und ich hörte sie hoch oben mit dumpfem Laut an die Seiten des Schachts anschlagen, aber endlich nach langer Mühe war die Kiste oben angelangt und geborgen. Das Tau mit dem Haken daran schwebte wieder herunter, und die zweite Kiste ward etwas weniger mühevoll ebenfalls hinaufgeschafft. Die dritte Ladung bestand aus all den verschiedenen kleineren Päcken, die ich hastig zusammengebunden hatte; aber meine Knoten mochten nicht die festesten gewesen seyn, denn als die Ladung empor gewunden wurde, löste sich in nicht bedeutender Höhe ein kleines ledernes Felleisen von dem Haufen ab, fiel herunter, streifte mich mit einem heftigen Stoße an der Schulter, und machte, daß ich schnell zurücksprang, um aus dem Bereich etwaiger weiteren herabfallenden Aërolithen von gleich irdischem Ursprung zu kommen. Endlich hörte der Haspel auf zu knarren und zu arbeiten. Das sämmtliche Gepäcke mit einziger Ausnahme des kleinen leichten Felleisens, das ich leicht tragen konnte, war droben, und es blieb nun nichts mehr übrig, als daß man das Seil für mich herunter sandte.

Es vergingen zwei, drei, fünf, zehn Minuten, eine tödlich lange Zeit, und ich stand in banger ungeduldiger Erwartung auf dem Boden der Cisterne, und verwünschte im Stillen die Langsamkeit, mit welcher der alte Gil Lopez die Pakete von dem Seil losknüpfte. Vielleicht verweilte sich der alte Esel dabei, die Päcke zu zählen oder sich über die Anwesenheit gewisser Familien-Juwelen zu vergewissern. Ich ward nachgerade meiner Lage überdrüssig und rief laut, ungeduldig, zornig, erhielt aber keine Antwort — keine als den hohlen geisterhaften halberstickten Laut meiner eigenen Stimme. Vergebens blickte ich nach dem Seil hinauf, das rasselnd herunterkommen sollte; aber alles war still.

Und nun schoß mir, mit Einem Male, als ob irgend ein höhnischer Dämon hinter mir gestanden wäre und mir dieß eingeflüstert hätte, die Erinnerung an das Mährchen von Aladdin durch den Kopf, in all seiner prächtigen Einfachheit und seinem so reichen Aufputz durch die glühende und doch kindliche Phantasie der Orientalen. Mir fielen die Beschwörungen ein und die gähnende Höhle, der unterirdische Garten, dessen Bäume anstatt der Früchte kostbare Edelsteine und reiches Geschmeide trugen und wo die Wunderlampe versteckt war; ich dachte auch an den tückischen Zauberer, welcher Aladdin vermeintlich lebendig begrub, bis der Knabe unwissentlich den Zauber in Gang brachte und die Geister rief, welche ihm Freiheit und Größe verleihen konnten. Wie lebhaft und deutlich begriff ich nun jenen Auftritt, den Verrath des Zauberers, die Verzweiflung des jungen Moslem der sich vom Lichte des Tages für immer ausgeschlossen sah! — Wollte denn dieses Seil gar nicht mehr herunterkommen? — 'Gil Lopez! Gil Lopez!' rief ich immer lauter, aber keine Antwort kam. Minute um Minute verging, und ich blickte in fieberhafter Ungeduld immer und immer wieder auf meine Uhr. War der Alte unwohl geworden oder die Räuber zurückgekehrt? Woher dieser unerträgliche Aufschub? Eine ganze Stunde verging in namenloser banger Aufregung, dann vermochte ich mich nicht länger zu halten und schrie und brüllte, bis ich vor Heiserkeit und Erschöpfung keinen Laut mehr hervorbrachte. Und jetzt erhielt ich eine Antwort, denn aus einer großen Entfernung kamen schwach und wie flüsternd aus dem Munde der braunen alten Hexe die boshaft gezischelten Worte: „Mueran los infidelos (nieder mit den Ungläubigen)! stirb, englisches Schwein, das wie ein Coyoté (Prairiewolf) in einer Fallgrube gefangen ist!“ Diese Worte sollten gleichsam mein Todesurtheil seyn, denn ihnen folgte ein großer Stein, welchen eines von den beiden Elenden droben in mörderischer Absicht herabgeschleudert hatte. Das Anpoltern des Steins an den Seitenwänden des Brunnenschachts warnte mich und ich sprang zurück, und das war mein Glück, denn er streifte mich nur an der Stirne und riß mir den Hut herunter. Hätte er mich aber getroffen, so wäre ich unfehlbar zerschmettert worden wie eine Eierschale, — ein Schicksal, das der Laterne widerfahren war, so daß ich nun in der schwarzen, greifbaren Finsterniß hülflos dastund. Instinktmäßig drückte ich mich im fernsten Winkel des Stollens dicht an die Wand, verhielt mich ganz ruhig und wagte kaum zu athmen. Wahrscheinlich hielten mich die beiden Ungeheuer schon für todt, denn es fielen keine weiteren Steine mehr herunter, und um mich her war alles tiefes Schweigen, Finsterniß und Verzweiflung.

Es überkamen mich, wie ich so dalag, furchtbare bittere Gedanken. Ich hatte mich in mein eigenes Verderben locken lassen; ein arglistiger elender Betrüger hatte mich zu seinem Werkzeug gemacht und dann hinweggeschleudert als er mich ausgebraucht. Und wie thöricht von mir, daß ich einem so leicht zu durchschauenden Schurkenstreiche zum Opfer gefallen

war! Jener schlaue, schmeichlerische, kriechende alte Schuft, der Haushofmeister, wollte sich ohne Zweifel den Schatz selbst aneignen und hatte mich zu seinem betrogenen Narren und Sündenbock gemacht. Er konnte sich nun beruhigt mit seinem Raube davon machen, denn der lästige Zeuge war ja beseitigt und konnte niemals wieder aus seinem lebendigen Grabe auferstehen, um ihn anzugeben. Was für ein Tölpel und Gelbschnabel war ich gewesen, mich auf diese Weise von Leuten hintergehen zu lassen, deren blose Gesichter mich schon vor ihnen hätten warnen sollen!

Ja, nun war ich lebendig begraben, und wahrscheinlich erfuhr niemals jemand mehr, was aus mir geworden war. Man veranstaltete vielleicht eine Streife nach mir, man stellte Muthmaßungen aller Art an, aber diese waren vergeblich, und der Name William Ford gab fürderhin Anlaß zur Geschichte eines räthselhaften Verschwindens. Niemand aber konnte ahnen, daß ich wenige Meilen von meinen Freunden und meiner Heimath den Tod des Verschmachtens erdulden mußte. Mein Leben, meine Jugend und Rose — Rose die ich noch dereinst meine Gattin zu nennen gehofft hatte, — sie alle waren durch einen einzigen Akt blinden Vertrauens und jugendlicher Tollkühnheit verloren!

Lange Zeit, vielleicht viele Stunden hindurch, lag ich da, gelähmt und betäubt von der fortwährenden Aufeinanderfolge dieser traurigen Gedanken; dann erwachten männlichere Gefühle in meiner Brust. Während ich noch am Leben war, brauchte ich ja noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Mancher war in einer ebenso schlimmen Patsche gesteckt wie ich, und hatte sich herausgearbeitet und noch ein ehrenvolles hohes Alter erreicht und war auf seinem Sterbebette von liebenden Händen verpflegt worden. Ich wollte jedenfalls nicht untergehen, ohne alles versucht zu haben, was zu meiner Rettung dienen konnte. Vielleicht konnte ich, wie Aristomenes in seiner Höhle, irgend einen Ausweg, irgend ein Rettungsmittel finden, wie mühsam auch diese Aufgabe seyn mochte. Ich begann also auf Knieen und Händen in dem unteren Stollen oder Gewölbe herumzurutschen und nach der Laterne zu suchen. Daß das Glas daran zerbrochen war, wußte ich wohl; aber ich hoffte, die ziemlich lange Kerze möchte noch unverletzt seyn; ich hatte Zündhölzer in meiner Tasche, um sie wieder anzuzünden, und außerdem noch den Revolver, den mir James Marshall aufgedrungen hatte.

Vermuthlich hatte ich meine Orientirung verloren, denn ich tastete eine Zeit lang ohne andern Erfolg herum, als daß ich mir die Finger an dem dornigen Gestrüpp zerstach und an den Kieselsteinen zerstieß. Dann fuhr ich zufällig mit der Hand über den kalten schleimigen Rücken irgend eines Reptils: einer Schlange, Kröte oder Eidechse, ich wußte nicht welches — und prallte ebenso vor ihm zurück, wie jenes selbst vor meiner Hand; und gleich darauf umschlossen meine Finger etwas wie eine menschliche Hand, kalt, knöchern, fleischlos, die Hand eines Skeletts, und mit einem Schrei jähen Entsetzens zog ich meine Hand zurück und fuhr auf und fürchtete halb, jene knöcherne Hand versuche die meinige in ihrer unnatürlichen Umspannung festzuhalten. Jetzt holte ich meine Zündhölzer aus der Tasche, rieb eines an, hielt einen alten Brief darüber bis er hellauf brannte, und legte dann dürre dornige Zweige darauf, bis die Flamme emporzüngelte und soviel Licht verbreitete, daß ich die Kerze wieder anzünden konnte, die nur wenig beschädigt und einige Schritte von der Stelle hinweggeschleudert worden, wohin der Stein gefallen war. Das erste aber, was mir der Schein der brennenden Kerze enthüllte, war ein Anblick, der gar nicht geeignet war, die Nerven eines Mannes in meiner Lage zu beruhigen. Ich hatte bei dem Herumkrabbeln in dem Stollen die dürren Büsche von der Seite gerückt und hiedurch den obern Theil eines gespensterhaften menschlichen Skeletts blosgelegt, dem nur der Kopf fehlte, während der knöcherne rechte Arm mit der Hand steif gegen mich ausgestreckt war — wahrscheinlich die Hand die ich im Herumtasten unwissentlich ergriffen hatte. Mit einem einzigen Blicke überschaute ich die anderen Züge meiner unterirdischen Umgebung: die Reptilien, harmlose aber eckelhafte Gefährten, die sich nach jeder Spalte und Lücke davon machten; Schutthaufen; den Stein, dem ich so glücklich entgangen war; das lederne Felleisen, welches von dem Seile herunter geglitten. Genauere Untersuchung zeigte mir bald, daß sich hier nirgends ein Ausweg aus dem Grabe zeigte, in das man mich so erbarmungslos gestoßen hatte. Dagegen fand ich einige andere Gegenstände, die mir freilich von keinem großen Werthe waren, nämlich eine zerbrochene Axt, eine Haue, einige Scherben von aztekischem Töpfergeschirr, mehrere Speerspitzen von Kupfer und dem scharfen spröden Itzli, ebenfalls ohne Zweifel von aztekischer Arbeit. Wasser fand ich nur in einer kleinen Vertiefung, wo ein grüner stagnirender Tümpfel von den Regengüssen des letzten Jahres zurückgeblieben war. Die glatten Wände des Schachts zu ersteigen, wäre selbst für den geübtesten Kletterer ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Meine einzige Aussicht auf Erlösung lag in der schwachen Möglichkeit, daß irgend jemand von oben durch meine Nothsignale angezogen sich zu meiner Befreiung aufmache; allein wie konnte ich meine verlorne Lage kundgeben? Ich war von meinen Nebenmenschen gänzlich abgeschnitten; meine Stimme war bereits heiser und die Muskeln meiner Kehle ganz überreizt und steif von den vergeblichen Versuchen mich hörbar zu machen. Und wie wenig Menschen mochten wohl von einem Ende des Jahres zum andern an diesen abgelegenen Ort kommen? Nein, ich war dem Tode geweiht, wenn nicht ein Wunder geschah, — ich mußte in der Finsterniß allen Qualen des Hungers und allen Schrecken des Durstes erliegen. Vielleicht verlor ich zuerst den Verstand, denn ich hatte ja von schiffbrüchigen Matrosen gelesen, die dem Wahnsinn erlegen waren, nachdem sie unter der Pein des schrecklichsten Durstes sich selber zerfleischt hatten. Meine Kerze mußte in wenigen Stunden niedergebrannt seyn und dann war ich in immerwährender Dunkelheit allein, von der ganzen Welt verlassen und konnte mich niederlegen und neben dem bleichenden Skelett jenes Unglücklichen, dessen Gebeine mir so nahe waren, sterben.

Plötzlich erinnerte ich mich des Felleisens; es konnte mög-

licherweise Nahrungsmittel enthalten; etwas gedörrtes Obst, eine Schachtel französischen Konfekts oder spanischer Chocolade, wie man sie häufig mit auf Reisen nimmt, konnte mir Tage, ja Wochen lang das Leben fristen und mehr Zeit geben, indeß meine Freunde das Land durchstreiften. Ich sprengte das Schloß mit meinem Taschenmesser und durchstöberte hastig den Inhalt. Es enthielt keinerlei Nahrungsmittel, auch nicht die Spur von irgend etwas was das Leben fristen konnte, — nur Papier-Geld, das in meiner Lage etwas ganz unnützes war, — etwas Kleidungsstücke, einige Briefe und eine Menge Papiere: Urkunden, Wechsel u. s. w. Mit Einem Male fuhr ich betroffen auf: unter den Papieren war mir ein altes halb zerrissenes Briefcouvert in die Hände gefallen, adressirt an einen Herrn Etienne Laplace! Einen Augenblick lang vergaß ich meine eigene Gefahr, und fiel über die Papiere und Urkunden her, die ich genau untersuchte. Da waren gesiegelte Verschreibungen, Hypotheken, Aktien, Kuxen, Obligationen; da war ein Bündel Staatsschuldscheine, von Herrn Stacy's eigener Hand überschrieben und etiquettirt; da waren Werthpapiere aller Art mit Legscheinen, die auf Herrn Stacy lauteten, Wechsel mit seinem Giro, mit seinem Endossement — ja, da waren sie alle, die vermißten Papiere, deren Verlust Herrn Stacy's Ruin und Verhaftung herbeigeführt. Ohne Zweifel gehörte das Felleisen dem flüchtigen Buchhalter Laplace, aber wo war er? da fiel mir das Skelett ein, das kopflose Gerippe welches dort in meiner Nähe lag, und halb bänglich blickte ich zu ihm hinüber, als erwartete ich den Todten aufstehen und sein Eigenthum beanspruchen zu sehen. Ja, je reiflicher ich mir die Sache überlegte, desto wahrscheinlicher ward es mir, daß der flüchtige Dieb von seinen niederträchtigen Spiesgesellen ermordet worden sey, denn es gibt nur selten Ehre und Ehrlichkeit unter Spitzbuben. Das Skelett war offenbar das seinige; ich hielt die Papiere in der Hand, womit ich Herrn Stacy's Ehre und Vermögen retten konnte; und Rose, der Inbegriff meines ganzen Erdenglücks, sie die mich bereits liebte, wie würde *sie* den Retter ihres Vaters aufgenommen haben?

Aber was half es mich, mir alle diese Gedanken vor die Seele zu rufen? Ich steckte hier in einer Falle, und mich sah vielleicht niemals wieder ein menschliches Auge; das Geheimniß ging also mit mir zu Grabe, und Herr Stacy erlag der Verfolgung, und Rose, das arme verwaiste Kind, mochte vielleicht wähnen, selbst ich habe sie in ihrer Noth herzlos verlassen.

Die tief heruntergebrannte Kerze gab meinen Gedanken eine andere Wendung. Ich legte die Papiere wieder sorgfältig in das kleine Felleisen und band es mit einem Stricke zusammen, der hier am Boden lag; dann setzte ich mich nieder, lehnte mich mit dem Rücken an die Wand, um die weitere Entwickelung meines Schicksals abzuwarten, und löschte das Licht aus, was nicht ohne einen starken innern Kampf geschah. Es lag ein gewisser Trost und eine Unterhaltung in dem Lichte. Aber ich mußte meine Hülfsquellen, so armselig sie auch waren, zu Rathe halten, und ich wollte daher das Stümpfchen Kerze für eine andere Gelegenheit aufsparen. Denken und grübeln konnte ich ja im Dunkeln. Ich dachte und dachte, bis mein armes Gehirn übermüdet war und ich einschlief. Als ich, krämpfig und fröstelnd, wieder erwachte, rannte ich wild und unruhig wie ein eingesperrtes und hungriges wildes Thier in dem engen Raume hin und her, denn die Qualen des Hungers stellten sich bereits bei mir ein. Hierauf setzte ich mich wieder nieder und versuchte einzuschlafen, aber es ging nicht. Ich zündete mir eine Cigarre an und rauchte, aber das Rauchen machte mich nur fieberisch, und hernach fühlte ich die nagende Pein des Hungers in dem leeren Magen nur noch qualvoller als zuvor. Ich zündete mir daher meine Kerze wieder an und machte einen verzweifelten Versuch, an den Wänden des Brunnenschachts hinaufzuklettern, indem ich die Klinge meines Schnappmessers und diejenige einer der mexikanischen Speerspitzen in die Ritzen des Backsteingemäuers stieß. Mit großer Mühe arbeitete ich mich ungefähr zehn Fuß hoch hinauf, dann leistete das solidere glatte Mauerwerk allen meinen Versuchen Widerstand, und endlich sprang die Klinge meines Messers unter meinen Füßen entzwei und ich stürzte zerschunden und halb betäubt herunter. Sehr schwach und entmuthigt lag ich still und wartete auf meinen Tod. Endlich schlief ich ein. Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich bedeutend schwächer und duselte Stunden-lang so hin, ohne nur zu einem klaren Gedanken zu kommen. Es war ein qualvoll hülfloser Zustand zwischen Wachen und Schlummern. Endlich war mir, als hörte ich ein schwaches Geräusch, das allmählig zunahm, und als ich meine schwachen Augen aufschlug, sah ich den rauchigen Glast von Fackelschein und hörte das wohlbekannte Knarren des Haspels. Das Seil kam wieder herunter mit einer lebendigen Ladung. Mein Herz hüpfte voll jubelnder Hoffnung, dann aber schwand diese rasch, denn ich dachte an die Räuber. Wahrscheinlich waren diese zurückgekehrt und wollten den vergrabenen Schatz holen, sie mußten ihn dann vermissen und mich dafür finden, und es stand nichts andres zu erwarten, als daß sie in ihrem Grimm und ihrer Enttäuschung mich einen grausamen Tod erleiden ließen. Jenun, besser ein rasches Ende, als ein langsames Verschmachten! — Der Haspel arbeitete weiter, und der Lichtschein der Fackel kam näher und immer näher, und dann rief eine wohlbekannte Stimme in gutem Englisch: »Hurrah, ich sehe wie er sich regt! Gott sey Dank, der arme Junge ist noch am Leben — er lebt trotz alledem noch!« Dann sank ich vor Freude bewußtlos zusammen.

Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich James Marshall und einen andern Freund über mich gebeugt, und fühlte einen Schluck feurigen Weins mich wieder mit Wärme und Kraft durchglühen; aber ich vermochte nicht zu sprechen und sank bald wieder in Ohnmacht. Ich fand mich in meinem eigenen Bett in Monterey, als ich zum zweiten Mal zum Bewußtseyn kam, war also gerettet. — Der Rest meiner Geschichte ist in wenigen Worten erzählt. Der niederträchtige alte Gil Lopez, der angebliche Haushofmeister welcher in dem verlassenen Hause eines zu Grunde gerichteten Gutsbesitzers wohnte, weil derselbe muthmaßlich in der Verbannung gestorben war, stellte sich als der Hehler und Vertraute, ja sogar als eine Art Anführer

der verworfensten Bande frecher Straßenräuber heraus, unter welcher zwei seiner Söhne dienten. Er selber blieb den Handstreichen der Bande immer fern, und wirkte nur als ihr Spion und Hehler. Zu ihm war der flüchtige Dieb Laplace nach seiner Entweichung zuerst geflohen, damit ihn der Alte einstweilen verstecke und dann wohlbehalten unter Geleite an die Meeresküste schaffe. Allein die Mexikaner sind eingefleischte Verräther. Die Räuber hatten Laplace ermordet, seinen Kopf vom Rumpfe getrennt und an einem besondern Ort begraben, den Körper aber, nachdem sie ihn seines baaren Geldes und seiner Juwelen beraubt, in die Cisterne geworfen welcher den Versteck für ihre werthvollere Beute bildete. Sie hatten sich nämlich, um der Entdeckung vorzubeugen, den Inhalt des Felleisens auf spätere Zeiten aussparen wollen. Auf einem längern Raubzuge der Bande war einer der Räuber gefangen worden und hatte das Geheimniß der Bande verrathen. Die beiden Söhne des alten Gil Lopez konnten nicht nach der Hacienda kommen und hatten daher einen Indianerknaben an ihren Vater abgeschickt mit dem Geheiß, er solle den versteckten Schatz vor der Ankunft der Polizei aus der Cisterne holen.

Diesem Indianerknaben, welcher die Botschaft an den alten Gil Lopez bestellt hatte, verdankte ich meine Rettung. Gil hatte geglaubt, der Junge liege, von seiner langen Wanderung ermüdet, in tiefem Schlafe; aber der Bursche war bei meiner Ankunft erwacht, hatte einen Theil der Unterhaltung zwischen mir und meinem alten Wirthe mit angehört, und war, als er mich mit Gil in tiefer Nacht weggehen sah, voll Neugier uns nachgeschlichen und hatte im Gebüsch versteckt den ganzen Verfall mit angesehen. Der alte Schurke hatte zunächst das Seil des Haspels abgeschnitten, um den Brunnen als verlassen und vernachlässigt erscheinen zu lassen, hatte sich dann einen Karren und Maulthiere von einem Nachbar verschafft und sich mit seinem Weibe nach dem Stelldichein der Räuber, das ihm seine Spiesgesellen angegeben, auf den Weg gemacht. Der Indianerknabe aber, welcher im Dienste der Räuber ein wahres Hundeleben geführt hatte, faßte den Entschluß, sie zu verlassen, und sich Vergebung und eine Belohnung dadurch zu verschaffen, daß er alles enthülle. Er schlich sich daher nach der nahen Landstraße davon, erreichte Monterey, ließ sich Herrn Marshalls Haus zeigen und fand die ganze Einwohnerschaft desselben in einer großen Aufregung über mein Verschwinden. Mein Pferd war mit zerrissenem Zaum und heruntergerutschtem Sattel viele Meilen vom Ort meiner Haft ledig gefunden worden, und meine Freunde hatten sogleich falsches Spiel gemuthmaßt. Die Angaben des indianischen Jungen brachten sie jedoch nun auf die richtige Fährte und sie machten sich ohne Zeitverlust an meine Befreiung. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß Herr Stacy durch das Wiederauffinden der Papiere aus allen seinen Bedrängnissen befreit wurde; daß Rose schon seit einigen Jahren meine Gattin ist und wir glücklich und angesehen seither in Monterey gelebt haben, wo ich nun jüngerer Associé in dem Hause der Gebrüder Marshall bin. Von Gil Lopez und seinem liebenswürdigen Weibe ward meines Wissens nie wieder etwas gehört, denn die ganze Bande mochte sich in dem Staate nicht mehr behaglich fühlen und war nordwärts gezogen, wo sie hoffentlich dem verdienten Lohn ihrer Unthaten nicht entgehen werden.

Die Eingeborenen von Australien.

Die Eingeborenen des australischen Festlandes verschwinden schnell vor dem Vordringen der Civilisation. Auf Tasmania (der frühern Insel Van-Diemens-Land) ist ihre Race bereits ausgestorben, während in den anderen Kolonieen nur noch einige zerstreute Familien überleben als Repräsentanten der zahlreichen Stämme, welche noch vor einigen Jahrzehnten nach Belieben über den ganzen Kontinent, vom Alexandria-See bis an die Schneegebirge, hinzogen. Den beiden Ufern des prächtigen Murray-Stromes entlang weichen die Gauyahs oder Hütten der Schwarzen nun den Ansiedlungen der Besitzer der großen Schaf- und Rinderheerden, welche den Hauptreichthum Australiens bilden; und ehe noch eine Generation vergeht, sind von dem Daseyn jener Wilden vielleicht keine anderen Spuren mehr übrig, als die rinden-überdeckten Erdhaufen, welche ihre Grabhügel bezeichnen, und die Waffen, welche man in öffentlichen Museen oder den Sammlungen von Privaten aufbewahrt. In den Schilderungen der Erforschungsreisenden finden wir gelegentlich die kurze Darstellung eines Zusammentreffens mit zerstreuten Parthieen von Eingeborenen; aber von ihren Zuständen, eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen rc. weiß man im Allgemeinen so wenig, daß eine kurze Beschreibung der Hauptzüge ihrer Lebensweise vielleicht für manche unserer Leser nicht uninteressant ist.

Die Ethnologen vermuthen, Australien sey ursprünglich durch einzelne Reisende bevölkert worden, welche von den indischen Meeren aus sich dorthin verirrt haben oder in ihren kleinen Segelschiffen von Insel zu Insel durch den ganzen östlichen Archipel dorthin verschlagen worden seyen; und diese Hypothese wird noch bestärkt durch die Thatsache, daß, obschon die in den verschiedenen Theilen des Kontinents gesprochenen Dialekte sehr wesentlich von einander abweichen, doch diese insgesammt deutliche Spuren eines orientalischen Ursprungs tragen, und in den meisten viele Worte aus der malayischen und tamulischen Sprache erkannt werden können. Die Eingeborenen bildeten niemals das, was man eine Nation nennen könnte, sondern sind immer nur eine Anzahl zerstreuter Gruppen gewesen, von denen jede unter einer patriarchalischen Regierungsform lebte und ihr eigenes Gebiet und ihre eigene Sprache hatte. Die Leitschu-leitschuhs, Harri-harris und Yukka-yukkas bewohnen den unabsehbaren Landstrich, welcher als der Distrikt vom untern Murray bekannt ist, und können für anschauliche und vollgültige Typen der ganzen Race gelten. Jeder Stamm hat seine eigenen speziellen Jagdgründe, und der älteste Mann in jedem Haufen ertheilt gewöhnlich die Anordnungen wegen der Oertlichkeit des Lagers; die Pflicht der Herbeischaffung von Nahrungsmittel liegt den Männern

ob, während die Weiber die Mangos oder Rindenboote handhaben und die Ganyahs an der zuvor festgesetzten Oertlichkeit im Voraus aufschlagen. Jeden Abend mit Sonnenuntergang kehren die verschiedenen Jagd- und Fischfangs-Parthieen in's Lager zurück, und das Produkt ihrer Arbeit wird sämmtlich auf einen einzigen gemeinsamen Haufen geworfen, von welchem der Häuptling dann jeder einzelnen Familie einen entsprechenden Antheil zuweist; zu allererst aber legt er für die Kinderlosen, die Wittwen und Waisen und die Hülflosen des Stammes einen reichlichen Vorrath beiseite. Ob die Jagdbeute reichlich oder spärlich ausgefallen ist, alle erhalten den gleichen Antheil, und kömmt ein Fremder, sogar ein weißer Mann, zufällig zur Theilung, so wird er nicht nur willkommen geheißen, sondern man reicht ihm sogar gerne ebenfalls einen Antheil. Dem Alter erweisen diese Wilden die größte Hochachtung. Wenn ein junger Mann der Besitzer eines stählernen Beiles oder eines Bündels Angelschnur wird, so darf er sie nicht behalten, sondern muß sie einem der älteren Männer des Stammes überantworten. Der jüngere Mann muß immer schon glänzende Beweise von seinem Muth und seiner Rührigkeit gegeben haben, ehe er an den Berathungen seines Stammes theilnehmen darf, und seine Aufnahme in die Reihen der Krieger wird dann durch ein großes Fest und Corroborry gefeiert, wobei ihm zwei seiner Vorderzähne herausgeschlagen werden, deren Verlust seinen Eintritt in den Stand der Männer bezeichnet.

Opossums (Beutelratten, Didelphis cancrivora), Wallabies und Fische bilden ihre hauptsächlichste Nahrung, und das gelegentliche Auffinden von Eiern wilden Geflügels oder die Erlegung eines Emu bringt etwas Abwechslung in diese einfache Kost. Auch Wildenten werden häufig in folgender Weise von ihnen gefangen: wenn nämlich die Ströme voll sind und austreten, so bedecken ihre Gewässer zu beiden Seiten der Ufer eine große Strecke Landes und bilden Sümpfe und Seeen, welche den Standort unzähliger Flüge von schwarzen Schwänen, Wildgänsen, Wildenten und anderem Wassergeflügel abgeben. Die Wasserläufe oder Bäche, mittelst deren die Gewässer der Hauptströme in diese Lagunen geleitet werden, sind gewöhnlich von hohen weißen Gummibäumen besäumt, welche ihre Aeste weit über das Wasser hineinstrecken. Die Eingeborenen suchen sodann meist einen Ort am schmalsten Theile solcher Bäche aus, wo zwei solcher Bäume auf den gegenüber liegenden Ufern einander am nächsten stehen, und hängen nun von deren obersten Aesten in einer Höhe von 40—50 Fuß oberhalb der Wasserfläche ihre Netze quer über die Bäche. Eine Abtheilung, welche aus ihren erfahrensten Jägern besteht, legt sich an dieser Stelle in den Hinterhalt, während die übrigen Männer samt den Weibern und Kindern des Stamms sich an das Ecke der Lagune begeben und von dort aus das Wassergeflügel mit Lärm und Geschrei gegen den Hinterhalt hertreiben. Wenn die Enten aufgescheucht werden, fliegen sie meist nach dem Hauptstrom, verfolgen aber auf ihrer Flucht unfehlbar die Windungen und Krümmungen der Bäche. Sobald sie nun in die Nähe der Jäger gekommen sind und über dem Wasser daherfliegen, ahmt einer von den Jägern den gellenden Schrei des Fischadlers nach, während Andere kreisrunde Rindenstücke in die Luft werfen; das erschreckte Federwild schwenkt nun sogleich abwärts, um den gefürchteten Gegnern zu entgehen, stürzt blindlings mit ausgestrecktem Halse in die Maschen und wird augenblicklich von den wachsamen Jägern durch Schläge auf den Kopf getödtet; auf diese Weise erlegen die Wilden oft 50—60 Stück Wildenten und Wildgänse binnen weniger Stunden.

Die Jagd auf den Emu oder australischen Strauß wird auf zweierlei Weise ausgeübt. Zuweilen spannt man lange Netze an den „Wechseln" aus, wo man sie hat zu Wasser gehen sehen, und eine zahlreiche Gesellschaft von Eingeborenen legt sich auf die Lauer, bis die Strauße von den landeinwärts liegenden Ebenen zum Wasser herunterkommen; hierauf zeigen sich die Treiber nach einander an verschiedenen Punkten und so gelingt es ihnen, die bestürzten Vögel gerade in die Netze zu treiben, wo man dann über sie herfällt, während sie noch in die Maschen verwickelt sind; aber selbst dann werden manche von den Jägern bisweilen gefährlich verwundet, denn ein Emu schlägt so wüthend aus wie ein Pferd, und ein Schlag von einem ihrer Ständer (Beine) kann einem erwachsenen Mann leicht ein paar Rippen zerbrechen. Zu anderen Zeiten (hauptsächlich während der Brutzeit) kriecht ein einzelner Schwarzer in eine Ebene hinaus, welche von diesen Vögeln besucht wird; er hält im Vorwärtskriechen einen dichtbelaubten Zweig vor sich hin, der ihn versteckt, ahmt mittelst eines hohlen Knochens den Schrei des männlichen Emu nach, und lockt damit irgend einen der anderen Strauße heran, die sich in der Nähe äsen. Sobald einer der Emus herankommt, schüttelt der Jäger seinen Busch zu wiederholten Malen, und wenn der thörichte Vogel dieß sieht, rennt er sogleich ganz nahe heran, um seine Neugier zu befriedigen, und wird alsbald in aller Stille von dem Speer seines unsichtbaren Feindes durchbohrt. Das Fleisch des Emu gilt bei den Eingeborenen für einen großen Leckerbissen, und die weißen Ansiedler auf den Viehstationen geben denselben gerne Thee, Zucker und Tabak in Tausch gegen das Mark des Emu, welches als ein ganz vortreffliches spezielles Heilmittel gegen die in Australien so häufigen rheumatischen Beschwerden gilt.

Die Beutelratten bilden jedoch meist viele Monate hindurch den Hauptunterhalt der Eingeborenen. Der Schwarze begibt sich, mit seinem Tomahawk bewaffnet, in den Wald, schleicht darin leise und rasch herum, und sucht gleichzeitig, nach den Gipfeln der Bäume hinaufblickend, nach abgestorbenen Aesten oder hohlen Stämmen der Gummi- und Buchsbäume. Sobald er einen solchen hohlen Ast oder dürren Wipfel bemerkt, untersucht er erst den Stamm des Baumes und erfährt aus der Zerkratzung auf seiner Rinde die muthmaßliche Anzahl der Beutelratten, welche diesen Baum bewohnen; hierauf haut er Kerben in den Stamm, um sich die Ersteigung des Baumes zu erleichtern, und klettert schnell hinauf, bis er den Eingang der Höhlung erreicht, worin er seine Beute zu finden erwartet. In diese Mündung steckt er nun eine lange dünne Gerte, bis ihr Ende das schlafende Opossum berührt (denn die Beutel-

ratten sind bekanntlich Nachtthiere), zieht die Gerte dann wieder heraus, mißt außen am Stamm oder Ast dieselbe Länge ab, haut mit seinem Tomahawk ein Loch hinein und holt seine Beute heraus, die er dadurch tödtet, daß er ihr den Kopf an dem Baume zerschmettert. Dann setzt er dasselbe Verfahren an anderen Bäumen fort, bis er sich eine hinreichende Anzahl von Wild verschafft hat. Die Gins oder Weiber streichen nun das erlegte Wild, spannen die Bälge mittelst Pflöcken auf Rindenstücken aus, und bedienen sich ihrer, wenn sie getrocknet sind, als Pelzteppiche oder Pelzmäntel bei kaltem Wetter. Die Ansiedler legen ebenfalls einen großen Werth auf die Felle der Beutelratten, und ziehen sie auf der Reise den besten wollenen Decken vor.

Die Fische sind in einigen Theilen der Kolonie sehr zahlreich, und die Eingeborenen haben außer unseren Arten des Fischfangs noch verschiedene Methoden sich dieselben zu verschaffen. Bei irgend einem der großen Corroborrys oder Versammlungen des ganzen Stammes wird eine Anzahl der rührigsten und stärksten jungen Männer auserwählt und in zwei Gruppen geschieden, deren jeder ein besonderer Anführer zugetheilt wird. Hierauf wählt man einen Theil eines benachbarten Flusses, und eine der beiden Abtheilungen zieht eine Strecke stromaufwärts und macht große Feuer von Scheitern und Blöcken längs seiner Ufer an. Nach einem kurzen Warten springt die andere Abtheilung in's Wasser, taucht unter, schwimmt stromaufwärts, taucht auf und nieder, plätschert und erschreckt die Fische so viel wie möglich; und einige Minuten darauf springen nun auch die stromaufwärts befindlichen mit ihren Speeren in der Hand nach einander in's Wasser, lassen sich auf den Grund nieder, kauern dort und sehen in die Höhe; wenn dann die Fische über sie hinschwimmen, durchbohren sie solche rasch mit ihren Speeren und tragen sie an's Ufer, wo sie sich wieder an den Feuern wärmen, und so erneuern sie denn ihren Fischfang so lange, bis der niedersinkende Abend sie auffordert, davon abzustehen und nach ihrem Lagerplatze zurückzukehren, denn ein australischer Wilder wagt es nur selten, nach Einbruch der Nacht noch im Walde zu bleiben.

Diese Eingeborenen sind nämlich ungemein abergläubisch. Der **Banjop**, ein vielgefürchtetes Ungeheuer, macht die Ströme und Flüsse unsicher, während im dichten Gebüsch die **Mindin** haust, eine gewaltige geflügelte Schlange, welche Feuer speit und die verirrten Schwarzen verschlingt. Oft träumt ein Krieger in der Vollkraft des Lebens, ein fremder Feind sey über ihn gekommen, während er geschlafen, und habe ihm das Fett um seine Eingeweide (góreye) weggenommen; und er ist von dieser Thatsache so fest überzeugt, daß er allmählig hinsiecht und kümmert und zuletzt an diesem eingebildeten Schaden stirbt. Sollte er aber irgend einen von den weisen Männern seines Stammes um Rath fragen, so wird er den Bescheid erhalten, daß nichts sein Leben retten kann, als etwas von dem Fett seines Feindes, worauf dann wahrscheinlich eine Abtheilung seiner Freunde und Verwandten in der Absicht aufbrechen wird, ihm jenes zu verschaffen. Wehe dann dem unglücklichen Burschen von einem andern Stamme, der diesen Kameraden zufällig in die Hände geräth! er wird augenblicklich erschlagen, und das Fett seiner Eingeweide aus dem noch zuckenden Körper gerissen, worauf die beuteselige Abtheilung mit lautem Jubel wieder in das eigene Lager zurückkehrt. Alsdann wird ein großes Corroborry gehalten, und der Kranke von Kopf bis zu Fuß mit dem kostbaren Goreye eingerieben, worauf er beinahe unfehlbar seine Gesundheit wieder erlangt. Ebenso ist unter vielen Stämmen der Brauch üblich, den Ort zu beobachten, wo der verwesende Körper eines verstorbenen Häuptlings liegt, bis entweder ein schwarzer Käfer oder eine Made herauskriecht. Die Richtung, welche eine solche einschlägt, wird bezeichnet, und ein Trupp Bewaffneter bricht sogleich in der Richtung auf, die durch jenes Insekt angegeben worden ist, und wandert weiter bis sie irgend einem unglücklichen Fremdling begegnet, der nun sogleich erschlagen wird als ein Opfer, welches den Manen des verstorbenen Häuptlings gebracht wird. Natürlich rufen derartige Ueberfälle nur Wiedervergeltung hervor, und so findet immer ein kleiner Krieg zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen statt, wodurch ihre Kopfzahl von Jahr zu Jahr langsam aber sicher zusammen schmilzt. Im offenen Kampfe wird von ihnen nicht viel Blut vergossen. Gelegentlich ist wohl von einem großen Kriege die Rede und ein mit rother Farbe beschmierter Stecken wird von einem Stamme zum andern getragen — ein „feuriges Kreuz,“ um die Krieger zum Kampfe aufzurufen; allein wenn sie sich dann alle an dem anberaumten Tage und Orte versammeln, so endet die Geschichte mit einigen bramarbasirenden Reden von beiden Seiten, mit einem Feste und einem großartigen Corroborry.

Von Ackerbau oder Viehzucht, diesen Anfängen aller Kultur, haben jene australischen Wilden noch gar keinen Begriff. Sie kennen kaum einige Nutzpflanzen, geschweige denn daß sie sie anbauen. Sie haben auch keine Begriffe von Religion. Alle Versuche der Missionäre an ihnen sind rein weggeworfen gewesen, wie alle anderen Versuche, sie zu civilisiren. Selbst diejenigen von den Eingeborenen, die von ihrer kleinsten Kindheit an unter Weißen gelebt und alle Behaglichkeiten des civilisirten Lebens genossen haben, sind stets bereit, bei der geringsten Veranlassung alles aufzugeben und zu dem wilden Nomadenleben des Lagers zurückzukehren. In gar nichts aber zeigt sich die Brutalität ihrer Natur deutlicher, als in der Art und Weise, wie sie ihre Weiber behandeln. Die Weiber gelten bei ihnen für eine untergeordnete Klasse und werden beinahe nur als Lastthiere benützt, so daß man häufig einen solchen kräftigen schwarzen Bengel lustig und guter Dinge einher wandern sehen kann ohne andere Belastung als seinen Speer oder seine Kriegskeule, während seine unglückliche **Lubra** oder Weib unter der Wucht ihrer Geräthe und Habseligkeiten, die sie von einem Lager zum andern schleppen muß, beinahe erliegt. Eine Liebschaft, ein Brautstand als Vorgänger der Heirath, ist bei ihnen ganz unbekannt. Will sich ein junger Krieger ein Weib verschaffen, so bekömmt er sie gewöhnlich durch Tausch, indem er eine Schwester oder irgend eine andere Verwandte von ihm dagegen gibt; sollte sich aber in dem

Stamme, zu welchem er gehört, zufälligerweise keine heirathsfähige ledige Dirne mehr finden, so umkreist er lauernd das Lager irgend eines andern Trupps von Schwarzen, bis er Gelegenheit findet, einer ihrer Lubras habhaft zu werden, die er vielleicht beim Besuch irgend eines der großen Corroberries gesehen und bewundert hat. Die Art und Weise, wie er ihr seine Wahl zu verstehen gibt, ist einfach und sehr wirksam. Durch einen Schlag seiner Nulla-nulla oder Kriegskeule betäubt er den Gegenstand seiner „Neigungen“ und schleppt dann den Körper der Bewußtlosen nach irgend einem abgelegenen Ort, von wo er sie, sobald sie wieder zur Besinnung gekommen ist, im Triumph nach Hause zu seiner eigenen Ganjah bringt. Bisweilen vereinigen sich zwei zu einer Expedition in der gleichen Absicht, belauern dann mehrere Tage lang alle Bewegungen ihrer ausersehenen Opfer und bedienen sich der größten Umsicht und Geschicklichkeit, um ihre Nähe zu verheimlichen. Haben sie dann die erforderliche Kundschaft eingezogen, so warten sie auf eine dunkle windige Nacht, und kriechen ganz nackt, nur mit ihrem langen Wurfspeer in der Hand, heimlich durch den Busch, bis sie die unmittelbare Nachbarschaft der Lagerfeuer erreicht haben, vor denen die Mädchen schlafen, welche sie suchen. Ganz leise und langsam schleichen sie so nahe heran, daß sie die Gesichter der einzelnen Lubras unterscheiden können; hierauf streckt einer der Eindringlinge seinen Speer aus und steckt dessen mit Widerhaken versehene Spitze zwischen ihre dichten herabwallenden Locken, dreht dann den Speer langsam, worauf sich etwas von ihrem Haar schnell darum wickelt; wenn sie sofort mit einem plötzlichen Ruck aus ihrem Schlafe geweckt wird und die Augen öffnet, so fühlt sie die scharfe Spitze einer andern Waffe gegen ihre Kehle angedrückt; sie wird aber weder ohnmächtig noch schreit sie, denn sie weiß sehr wohl, daß der geringste Versuch zu entfliehen oder Allarm zu verursachen ihren augenblicklichen Tod veranlassen wird, darum macht sie als ein verständiges Frauenzimmer aus der Noth eine Tugend, steht schweigend auf und folgt ihren Häschern. Diese führen ihre Gefangene nun eine ziemliche Strecke weit hinweg, binden sie an einen Baum, und kehren dann zurück, um ein andres Opfer in gleicher Weise einzufangen. Haben alsdann beide ihren Zweck erreicht, so eilen sie mit ihrer Beute nach ihrem eigenen Lager davon, wo sie mit allgemeinem Beifall empfangen und für ihre ritterliche That hoch beehrt werden. Ab und zu entsteht bei einem solchen Abenteuer wohl auch Allarm, allein selbst dann entweichen die Weiberdiebe inmitten der allgemeinen Verwirrung leicht, um in einer spätern Zeit ihren Versuch zu erneuern. Wenn ein berühmter Krieger sich eine Braut von einem fremden Stamme holt, so unterwirft er sich häufig aus freien Stücken dem Gottesgericht der „Speere,“ um seinem Stamme die Nothwendigkeit zu ersparen, daß derselbe um seinetwillen und zu seiner Vertheidigung Krieg führe; es versammeln sich alsbald beide Stämme, und die beschädigte Partei wählt aus den ihrigen zehn ihrer gewandtesten und kräftigsten jungen Männer aus. Jeder von diesen versieht sich mit drei Rohrspeeren und einem Wommera oder einer Wurfkeule, während der Weiberentführer, nur mit seinem Helimân oder Schilde (aus Baumrinde, $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und $\frac{1}{2}$ Fuß breit) vor die Fronte herausgeführt und in einer Entfernung von vierzig Schritten vor dem Feinde aufgestellt wird. Hierauf werden auf ein gegebenes Zeichen die dreißig Speere in rascher Aufeinanderfolge nach ihm geworfen, die er dann mit seinem Schilde auffängt und parirt; die Schwarzen sind im Gebrauch ihrer eigenen Waffen so geschickt, daß dabei nur selten Verwundungen vorkommen. Wenn der betreffende Krieger dieses Gottesgericht mit Erfolg bestanden hat, so nimmt man an, er habe seine Lubra ehrlich verdient, und die Ceremonie endet dann gewöhnlich damit, daß die beiden Stämme in vollkommener Harmonie mit einander schmausen und zechen.

Die Ceremonieen der Leichenbestattung werden in den verschiedenen Theilen der Kolonie auf verschiedene Weise gefeiert: Einige Stämme stellen ihre Todten aufrecht in hohle Bäume, andere Stämme wühlen in den Sandhügeln Gräber aus, welche sie mit Rinde ausfüllen, und worein sie dann die Leichname in sitzender Stellung verscharren; wieder andere begraben ihre Todten ganz in derselben Weise wie wir. In allen Fällen aber werden den Todten ihre werthvollsten Waffen und sonstiges persönliches Eigenthum mit in's Grab gegeben, damit sie dieselben sogleich zum Gebrauch bereit finden, wenn sie wieder erwachen. Die hauptsächlichsten Leidtragenden sind immer die Weiber, welche ihren Schmerz dadurch bekunden, daß sie sich Wunden am Körper beibringen, ihr Haar abschneiden, und sich die Köpfe mit Pfeifenthon beschmieren, so daß eine australische Wittwe in Trauertracht gar kein sehr verführerisches Wesen ist.

Die wunderbare Geschicklichkeit der Eingeborenen im Aufsuchen der Fährten von Menschen und Thieren ist allgemein bekannt; allein wenn ein derartiger Wilder auf seinen Wanderungen irgend ein fremdes oder seltsames Anzeichen am Boden findet, so geräth er sogleich in einen Zustand der Bestürzung, der beinahe alle seine Fähigkeiten lähmt, und er fürchtet sofort das Erscheinen irgend eines unbekannten und entsetzlichen Ungeheuers. Jene Erscheinung verfolgt ihn in spukhafter Weise Tag und Nacht, und er hat nicht eher Ruhe, als bis das Geheimniß oder Räthsel gelöst ist, das ihn so sehr verfolgt. So wurden vor einigen Jahren die Stämme am Murrumbidschi-Strome in großen Schrecken versetzt, weil sie dem Ufer entlang die Fährten eines einzelnen Fußes fanden. Es war allem Anschein nach die Fährte vom Fuß eines weißen Mannes, aber wo war der Kamerad dazu? Meile um Meile folgten die verwunderten und bestürzten Eingeborenen der geheimnißvollen Fährte, bis die Spur sie zur Hütte eines Schäfers führte. Lange zauderten sie, was sie thun sollten, allein endlich nahmen einige der kühnsten ihren ganzen Muth zusammen und gingen hinein; und da entdeckten sie denn, daß sie einem Manne mit einem hölzernen Beine gefolgt waren. Von etwas derartigem hatte keiner von ihnen zuvor gehört oder etwas gesehen, und noch lange Zeit nachher folgte dem Besitzer des hölzernen Beins auf Tritt und Schritt eine

Schaar erstaunter Schwarzen, und das Gerücht von dem Waddy-Mandor oder hölzernen Fuß verbreitete sich weithin unter den Stämmen der Eingeborenen.

Eine reiche Erbin.

Novellette von Georg v. Seyfried.

(Schluß.)

7.

Am andern Morgen erbat und erhielt Karl v. Schwarzbach die Verzeihung der echten Malwine gegen die Zusage, daß er sogleich von Berlin aus an Arthur v. Löbell schreiben wolle, wie sich dieß alles zugetragen, und daß er diesen bestimmen werde, ohne Verzug herzureisen und die gute Tante zu versöhnen. Natalie war schon am frühen Morgen aufgestanden, um sich zur Abreise zu rüsten, und hatte schon eine Unterredung mit Karl gehabt, ehe Malwinchen noch zum Frühstück herunterkam, obschon sie heute sehr früh zu seyn glaubte. In dieser Unterredung hatten die Verlobten abgemacht, Karl solle mit dem ersten Bahnzuge abreisen und statt des Abschiedes nur ein paar Zeilen an die Tante zurücklassen, worin er ihr melde, daß er durch ein Telegramm schnell wieder einberufen worden sey; er solle dann in Magdeburg auf dem Bahnhof Natalien erwarten und beide gemeinsam bei Nataliens Geschäftsmann und Vermögensverwalter, dem Justizrath Eißen, vorfahren und sich als Verlobte demselben vorstellen. Hievon aber sollten Malwine und die Tante nichts erfahren, sondern beide in der Meinung gelassen werden, daß die heimlich Verlobten mit verschiedenen Zügen nach der Hauptstadt abgereist seyen.

Das Frühstück und die Besprechung mit Malwine waren vorüber, der Einspänner des Wirthes aus dem nahen Dorfe wartete unten in der Allee, um den Lieutenant und sein Gepäcke nach Quedlinburg zu bringen, und Natalie, schon halb reisefertig, brachte soeben noch ihren Schreibzeug und Briefpapier herbei, damit Karl den kurzen Abschiedsbrief an Tante Seehagen schreiben könne, als ihm plötzlich beifiel, daß dieß alles verderben würde, indem er die zierliche Handschrift seines Freundes, die von seiner eigenen himmelweit verschieden war, nicht nachahmen könne, und die Tante aus seiner eigenen den gespielten Betrug plötzlich erkennen müßte. Nun standen die Verlobten rathlos da. — „Was ist da zu thun?“ fragte Karl; „Sie müssen die Freundlichkeit haben, beste Cousine Malwine, und der guten Tante mündlich berichten, daß ich durch ein Telegramm einberufen worden sey. Sie allein können uns durch diese kleine Unwahrheit aus der Noth helfen.“

Malwinchen aber erglühte verlegen und halb entrüstet. „Mit nichten, Herr v. Schwarzbach!“ sagte sie mit einer Entschiedenheit, welche man ihr gar nicht zugetraut hätte; „hieraus wird nichts. Meine Achtung, Liebe und Dankbarkeit gegen die liebe Tante, welche mir so unermeßlich viel Wohlwollen erwiesen hat, würden es mir unter allen Umständen unmöglich machen, die Tante zu hintergehen; aber im vorliegenden Falle, wo ich eine Mystifikation der besten Seele in der Welt beinahe so lebhaft mit empfinde, als die Tante selbst diese Täuschung aufnehmen wird, dürfen Sie unter keinen Umständen auf meine Theilnahme rechnen. Sie, Herr v. Schwarzbach, und Du, Natalie, die ihr die liebe Tante nicht so genau kennt, wie ich, vermöget nicht zu ermessen, welchen Schmerz es der edlen Frau bereiten würde, sich von uns allen im Komplott hintergangen zu sehen. Auf meine Mitwirkung also dürfen Sie niemals zählen!“

„Aber liebes Herzchen, das ist ja recht eigensinnig und böse von Dir,“ entgegnete Natalie halb bittend halb empfindlich. „Bedenke doch, daß es sich auch um Deinen ‚Ritter‘, um Arthur v. Löbell handelt, welchem Du die Verzeihung der Tante erlangen mußt!“

„Eben deßhalb darf mich auch kein Schein der Theilnahme an dieser Mystifikation treffen,“ versetzte Malwine mit einer Festigkeit und Würde, welche die Erfolglosigkeit aller weitern Ueberredungskünste genugsam darthat. „Glauben Sie mir, Herr v. Schwarzbach, daß ich für meinen Theil Ihnen die Täuschung, die Sie auch an mir geübt, vergeben habe, obschon es grausam genug, die frohen, beglückenden Erwartungen, mit denen ich der Ankunft meines Retters entgegensah, so getäuscht zu sehen. Allein wenn ich Ihnen auch verzeihe, so muß ich doch aus Rücksicht und Dankbarkeit für meinen Retter diesem Plane ferne bleiben. Meine Verehrung für Herrn v. Löbell verpflichtet mich, ihn für weit unschuldiger an dieser Komödie zu halten, als er nach Ihrer Darstellung erscheinen mag, denn wenn er auch darauf einging, so that er es sicher mehr aus Schwäche oder gutmüthigem Zugeständniß, als aus wirklichem Bewußtseyn der Tragweite des Schmerzes, welchen dieses Komplott der Tante bereiten wird; und ich will einen Theil meiner Schuld gegen ihn dadurch abtragen, daß ich seine Fürsprecherin bei der Tante mache.“

„Aber bedenken Sie doch, mein bestes Fräulein, daß Arthur wirklich mein Mitschuldiger ist und daß Sie eigentlich um seinetwillen uns nicht stecken lassen dürfen!“ wagte Schwarzbach mit einer Miene einzuwenden, welche darauf berechnet war, Malwinen einzuschüchtern. Aber der Enthusiasmus der Dankbarkeit lieh dem sonst so anspruchslosen Mädchen einen heroischen Muth.

„Ich kann mir kein Urtheil über Herrn v. Löbell's Schuld erlauben, bevor ich ihn gehört habe,“ entgegnete sie mit einer Energie der Empfindung, die deutlich ihre innere Exaltation verrieth. „Bis jetzt habe ich nur Anklagen gegen ihn gehört, die mich beinahe überzeugen möchten, Herr v. Löbell sey nur der verführte Theil, und solle nun zum Sühnopfer ausersehen werden. Allein, sey dem wie ihm wolle: Malwine Mardorf wird sich weder in den Augen des Herrn v. Löbell noch in denen der guten Tante Seehagen durch eine absichtliche und bewußte Unwahrheit etwas vergeben. Das Einzige, was ich Ihnen um Nataliens willen verspreche, Herr v. Schwarzbach, ist: daß ich der Tante nicht ungefragt Auskunft über diese

Komödie geben und mich bemühen werde, den gerechten Groll unserer trefflichen mütterlichen Freundin durch ein herzliches warmes Fürwort herunterzustimmen. Dieß mein letztes Wort zum Lebewohl!“ Damit reichte sie ihm flüchtig die Hand und eilte aus dem Zimmer.

„Sie ist verletzt,“ sagte Karl geringschätzig; „jenun, gleichviel — vogue la galère!“

„Sie ist eifersüchtig, aber treu und ehrenhaft,“ entgegnete Natalie; „ich werde sie noch zu versöhnen suchen und darf es mit ihr nicht verderben, denn ihr Fürwort bei der Tante thut uns Noth. Aber was machen wir nun?“

„Die Zeit drängt — ich muß mich beeilen, um noch rechtzeitig auf den Zug zu kommen, mein süßer Engel, denn Du begreifst wohl, daß wir wenigstens von Quedlinburg aus nicht zusammen reisen können,“ sagte Schwarzbach. „Aber meine süße himmlische Natalie ist viel zu geistvoll und gewandt, als daß ich ihr nicht ruhig die Mittel und Wege überlassen dürfte, wie sie der guten alten Person meine Abreise plausibel machen will!“

Sie küßte ihn geschmeichelt für dieses Zutrauen, und versprach ihr Möglichstes zu thun, und Karl war nach seiner Weise herzlich froh, sich hiemit aus der Schlinge gezogen zu haben. Ein zärtlicher glühender Abschied, und Schwarzbach ging, und Natalie blickte ihm unausgesetzt nach, bis er am Ende der Allee verschwand.

Tante Seehagen wälzte sich noch in dem unruhigen Schlummer einer Person, welche mehre Stunden der Nacht hindurch schlummerlos verbracht und erst mit Tagesanbruch etwas Schlaf gefunden hat, in ihrem Bette, als Christelchen leise eintrat und die Vorhänge des Bettes auseinander schlagend nach ihrer Gebieterin sah.

„Was willst Du, Liebe? ist es schon spät?“ fragte die alte Dame, sich die Augen reibend.

„Ach ne, Gnädige! ich will nicht stören,“ versetzte die kleine alte Zofe; „Sie können wieder ruhig schlafen, wenn es Sie nicht beliebt, Fräulein Natalie zu empfangen, welche Abschied nehmen will und Ihnen noch etwas von dem Herrn Lieutenant auszurichten hat, der schon fort ist!“

„Wie? Arthur fort? und wohin denn?“ fragte Fräulein v. Seehagen und richtete sich halb erschrocken im Bette auf.

„Weeß ich nicht — abgereist auf jeden Fall, Gnädige, denn der Wirth aus dem Dorfe hat ihm selber die Chaise gebracht, um ihn nach Quedlinburg hinunter zu kutschiren, Gnädige.“

„Geh', Du bist nicht bei Troste, Christelchen!“

„Ne, ne, Gnädige! fort ist er, und es hat Fräulein Natalien noch Thränen genug gekostet.“

„Geh', schicke mir Natalien, Christelchen! ich verstehe kein Wort von der Geschichte.“

„Da bin ich schon, beste Tante!“ rief Natalie, die im äußern Zimmer gewartet hatte, und stürmte herein. „Ja, der Lieutenant ist fort; er läßt sich Ihnen noch tausendmal empfehlen, beste Tante, und Sie versichern, wie innig er bedaure, durch ein Telegramm in dienstlichen Angelegenheiten so plötzlich wieder abberufen worden zu seyn. Er ist vor einer halben Stunde fort, und hat es nicht über sich gewinnen können, Ihren süßen Morgenschlummer zu stören.“

„Ach, das ist ja wirklich höchst fatal, mein Herz!“ sagte die Tante; „ich hatte mich so sehr gefreut, ihn einige Wochen bei uns zu sehen. Aber freilich, ein Soldat ist nie sein eigener Herr! — Allein wie kam denn alles so plötzlich? Und ein Telegramm, sagst Du, Natalchen? Das muß erst gegen Morgen gekommen seyn, denn ich lag ja die ganze Nacht schlaflos!“

„Ja, es scheint so, beste Tante! Aber ich bin außer Stande, Ihnen das Nähere mitzutheilen, denn meine nothgedrungene unverweilte Abreise nach Berlin in einer dringenden Familien-Angelegenheit, die für meine ganze Zukunft von höchster Wichtigkeit seyn kann, und über die ich Ihnen in einigen Tagen schriftlich berichten werde...“

„Aber, liebstes Kind, was sind denn dieß für unerwartete und geheimnißvolle Geschichten?“ rief die Tante ganz erschrocken; „gestern Abend wußtest Du ja noch kein Sterbenswörtchen davon? Hast Du ebenfalls ein Telegramm...?“

„Ach beste Tante, die Sache ist so eigenthümlich, so geheimnißvoll... ich darf noch gar nicht davon reden,“ sagte Natalie; „ich bitte Sie nur um die eine Vergünstigung, daß mich Ihr Wagen nach der Eisenbahn bringen darf, denn ich muß noch vor Abend in Berlin seyn und mich Eissen vorstellen. Ach, ich weiß gar nicht, wie mir zu Muthe ist; ich kann nicht Worte finden, um Alles zu sagen; aber ich werde Ihnen ausführlich darüber schreiben. Also Sie geben mir Ihren Wagen, beste Tante?“

„Gewiß, mein Herzchen! ganz natürlich! aber was für ein plötzlicher Unglücksfall verjagt Dich denn so schnell aus unserm stillen Frieden?“

„Kein Unglücksfall, sondern — eine Heiraths-Angelegenheit — ein Herzens-Geheimniß, beste Tante! Ach bitte, zwingen Sie mich nicht zu reden! Ich kann es Ihnen noch nicht sagen; aber in einigen Tagen sollen Sie alles erfahren und mir Ihren Segen geben. Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie mir gut, beste Herzenstante, und seyn Sie herzlichst bedankt für alles Liebe und Gute, was Sie an mir gethan! Auf baldiges frohes Wiedersehen!...“

Damit riß sie sich los und stürmte hinaus, und ließ die gute Tante in einer großen Aufregung und Betroffenheit allein. „Christelchen, kleide mich an,“ sagte sie zu der Zofe, nachdem sie sie mit der Glocke herbeibeschieden. „Man soll nicht sagen können, daß Natalie aus meinem Hause weggegangen sey, ohne daß Ulrike Seehagen ihr das Geleite gegeben habe. Aber was hat sie denn nur eigentlich, Christelchen? hast Du gar nichts bemerkt?“

„Ne, Gnädige, wo soll ich denn 'was bemerken?“

„Und wo ist Malwine, Christelchen?“

„Auf Ihrem Zimmer, Gnädige, und hängt das Köpfchen wie eine erfrorene Blume. Das ist schon ein Laufen und Rennen im Hause den ganzen Morgen, denn die Abreise von den beiden Herrschaften kam so rasch hinter einander, als hingen sie zusammen, und die Leute meinen, die gnädige Fräulein

Natalie ginge wohl kaum, wenn der gnädige Herr Lieutenant geblieben wäre.“

„Ach geh, Christelchen! wer wird solch dummes Gerede nachsprechen?“ erwiderte Fräulein von Seehagen tadelnd; „komm, spute Dich, daß ich fertig werde und Natalien noch das Geleite geben kann.“

Allein bis die Tante in ihren Salon hinüber kam, war Natalie schon fort, und Tantchen fand nur Malwinen an ihrem Stickrahmen, traurig und gedankenvoll, die lieben Augen roth geweint, was die Tante jedoch auf Kosten des Abschiedsschmerzes setzte.

Die Tante wollte ein Gespräch mit Malwinen anknüpfen, fand diese aber einsylbig und verstimmt und mehr aufgelegt, die Hörerin als die Sprecherin zu machen. „Was ist Dir, liebes Herzchen?“ fragte Fräulein v. Seehagen; „grämst Du Dich über Arthur's schnelle Abreise?“

Malwine schüttelte den Kopf, lächelte wehmüthig und sagte: „Nein fürwahr, Herzens-Tantchen, der Lieutenant hat mich sehr wenig interessirt. Sie haben ja selbst gesehen, daß er mehr Gefallen an Natalien fand, weil er sie für die Erbin hielt; da blieb mir denn Zeit genug, ihn unbefangen zu beobachten und mich zu überzeugen, daß wir beide sehr wenig Wahlverwandtes und noch weniger gemeinsame Berührungspunkte haben. Der Herr Lieutenant wäre nicht nach meinem Geschmack, denn ich halte etwas auf die Macht des ersten Eindrucks, welchen die genauere Bekanntschaft meist bestätigt. Ich habe mir eine ganz andre Vorstellung von Herrn Arthur v. Löbell gemacht, — und mein Löbell ist er ja nicht.“

„Das ist Schade, liebes Kind,“ entgegnete die Tante. „Ich kann mir auch wohl denken, daß die getäuschte Erwartung Dich etwas ungerecht gegen meinen Neffen gemacht hat, denn aus solchen vereitelten Hoffnungen entsteht immer ein gewisses Vorurtheil. Allein Du solltest darum doch nicht ungerecht gegen Arthur seyn, liebes Herzchen; er ist doch ein recht schmucker und weltgewandter Mann, und verspricht ein kapitaler Ehemann zu werden.“

„Um so besser für Natalie, der er unverkennbar huldigt und die damit auch sehr zufrieden zu seyn scheint!“ rief Malwine lächelnd und blickte beinahe munter zur Tante auf; „Sie erreichen ja Ihren Zweck mit dem Lieutenant doch theilweise, Herzenstantchen, denn er heirathet vielleicht wenigstens Eine Ihrer Nichten!“

„Ach geh, liebes Kind! wie sollte es ihm einfallen, Natalien zu heirathen, welche mindestens um fünf bis sechs Jahre älter ist als er?“

„Was kümmert das die Liebe, beste Tante? Nataliens Herz ist noch jung genug, um eine solche Eroberung zu machen; und am Ende ist dieser Altersunterschied ja eine Sache, welche nur die beiden künftigen Gatten angeht. Ich will wetten, liebste Tante, daß die beiden einander nicht mehr gleichgültig sind.“

Tante Seehagen schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht glauben, liebes Herzchen! Das sähe einem Löbell gar nicht ähnlich. Die Löbells sind von jeher Männer von einem gewissen edlen Stolz und Selbstgefühl, die sich nicht dazu verstehen, um Geld und Gut ihre Selbstachtung zu verscherzen. Ich bin überzeugt, Arthur wird auch nicht aus der Art schlagen. Aus seinen Briefen tritt mir immer leibhaftig und bestimmt der Löbell'sche Familien-Charakter entgegen — jene glückliche Mischung von Kraft und Milde, jene Ritterlichkeit und schlichte unaufdringliche Würde, die man nur so selten mehr an den jungen Männern der Gegenwart trifft! Ich kann nicht glauben, daß Deine Vermuthung richtig ist, liebes Kind, und wenn Du Recht hättest, wäre sicher nur der unselige Tausch der Rollen daran schuld.“

Malwine hatte mit leuchtenden Augen und strahlendem Gesicht die Schilderung angehört, welche Tante Seehagen von dem Familien-Charakter der Löbell entworfen, und in dieser Schilderung ein getreues Konterfei ihres Retters zu ersehen vermeint. Jetzt sagte sie: „Ach bestes Herzenstantchen, der Rollenwechsel zwischen Natalien und mir hat es nicht allein verschuldet. Ehen werden ja im Himmel geschlossen, und der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Was hätte es auch gefruchtet, wenn ich dem Lieutenant als die echte Malwine vorgestellt worden wäre, falls er doch nur Sinn und Auge für Nataliens weit glänzendere Erscheinung und Weltgewandtheit und unbestreitbare gesellige Talente gehabt hätte? Wer kann überhaupt dem Herzen gebieten? Hätten Sie, liebste theuerste Tante, mir zumuthen wollen, den Lieutenant zu heirathen ohne einen Funken von Liebe und Interesse?“

„Mit nichten, mein Kind! sicher nicht, denn das hätte euch beide unglücklich gemacht.“

„Nun denn, liebe beste Tante, dieß einmal festgesetzt, kann ich Ihnen um so leichter und unbefangener gestehen, daß ich den Lieutenant niemals geheirathet haben würde, weil.... weil.... nun ja, Herzenstantchen! es muß ja doch einmal gesagt seyn und besser jetzt als später, da hievon Nataliens Glück und das meinige abhängt — weil er meinen Erwartungen und meinem Ideal von Ihrem Neffen so wenig entsprach. Die Schilderungen, welche Sie mir so oft von Arthur entworfen, von dem blonden, stillen, träumerischen, weichen Knaben von ehedem, von dem treuherzigen bescheidenen Wesen Arthurs, habe ich in dem Lieutenant nicht wieder zu erkennen vermocht, der ein sehr ehrenhafter Mann seyn mag, aber etwas so kalt Verständiges, Herzloses und ausgesprochen Egoistisches hat, daß es alle meine Ideale zerstörte, wie Spätfröste die Blüthenknospen einer zarten Pflanze. Und gestehen Sie es nur selbst, Herzenstantchen! auch Ihre Erwartungen von dem Neffen sind nicht durch die persönliche Erscheinung des Herrn Lieutenants ganz erfüllt worden?“

„Um ehrlich und offen zu seyn, meine liebe Malwine, muß ich diese Frage bejahen,“ erwiderte Tante Seehagen. „Im ersten Augenblick der Begegnung, in der Freude des Wiedersehens empfand ich allerdings keine Enttäuschung; allein heute Nacht, wie ich so schlummerlos dalag und Muße genug hatte, um die neugewonnenen Eindrücke von Arthur mit den alten Erinnerungen an den Knaben zu vergleichen, der einst unser Aller Liebling gewesen war, da konnte ich nicht umhin, mir

zu gestehen, daß ich mir den Jungen doch ganz anders vorgestellt hatte, als die Wirklichkeit ihn auswies. Aus dem poetischen, stillen und doch enthusiastischen Knaben ist ein nüchterner Verstandesmensch geworden, und in den Zügen und der Erscheinung des Mannes suche ich vergebens die blonden Locken, die großen, bald sinnigen, bald schwärmerischen Augen des Knaben, die schlanke feine Gestalt, den bekannten Klang der Stimme wieder. Ach mein Kind! Das Alter und die Lebenserfahrung machen uns gar vieles im Leben klar, aber wir werden durch solche erfahrungsmäßige Weisheit nicht immer klüger — es ist als fielen uns mit den Schuppen der Täuschung auch manche freundliche Träume, mancher schöne beglückende Wahn von den Augen."

Die gute Tante versank in ein langes gedankenvolles Sinnen, welches Malwine nicht stören wollte, denn sie fürchtete sehr, daß der weitere Verlauf der Unterredung sie unwillkürlich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzen würde, das Einverständniß der beiden Verlobten zu verrathen. Erst die Rückkehr des Wagens der Tante von der Eisenbahn und das Eintreffen der Briefmappe unterbrach die gedankenvolle Pause. Es war Malwinens Pflicht, die Mappe zu öffnen und der Tante die Zeitungen vorzulesen und die eingegangenen Briefe vorzulegen, und nachdem sie den Inhalt der Mappe gemustert und keinen Brief für sich selber darin gefunden hatte, nahm sie die illustrirten Zeitungen und sonstigen Zeitschriften zu sich an's Fenster und durchflog diese, während die Tante sich in die für sie bestimmten Briefe vertiefte.

8.

Ein plötzlicher halb unterdrückter Ausruf Malwinens lenkte die Aufmerksamkeit der Tante von ihrer Briefletüre ab. "Was hast Du, Herzchen?" fragte Tante Seehagen überrascht.

"Oh, nichts von Bedeutung, liebste Tante. Wie ich so eben den 'Bazar' auseinander schlage, fällt hier ein Brief aus Köln heraus, der für den Lieutenant bestimmt ist. Sehen Sie her: 'An Herrn Premierlieutenant Arthur v. Löbell Hochwohlgeboren, derzeit auf Schloß Buchenau bei Quedlinburg. Persönlich. Pressant.' — Da lesen Sie selbst, beste Tante. Was mag das seyn."

Tantchen betrachtete die Adresse ebenfalls durch die Lorgnette und erschrack beinahe. "Die Handschrift der Adresse muthet mich so bekannt an, liebes Kind! ich will wetten, es ist die Handschrift eines Löbell, — es ist ganz der Familienzug darin.... Aber 'Pressant!' 'Persönlich!' und hier das Löbell'sche Wappen auf dem Siegel und schwarzes Siegellack? Das erschreckt mich ordentlich! Vielleicht ein Todesfall in der Familie! — Was machen wir mit dem Briefe, liebe Malwine? Wohin senden wir ihn?"

Malwine zuckte die Achseln; sie wollte der Tante nicht gestehen, daß Karl v. Schwarzbach nach Berlin gereist sey, und noch weniger ihr sagen, daß der Brief den Lieutenant bei dem Justizrath Eissen treffen würde, denn dieß hätte ja das Komplott verrathen. Aber sie theilte einigermaßen die Besorgniß der Tante, daß dieser Brief irgend eine für den echten Arthur wichtige Nachricht enthalten könnte, und dieß erfüllte sie mit einiger Bangigkeit. Tante und Nichte hielten eine lange Berathung, die jedoch zu keinem Resultate führte, denn Tante Seehagen, welche den Brief anfangs direkt nach Köln hatte zurücksenden wollen, konnte nicht in Abrede ziehen, daß Malwinens Einwurf richtig sey: der Lieutenant würde eventuell vor dem Briefe in die Garnison zurückkehren und dort dann unbedingt erfahren, was ihm dieser Brief melde. Malwine hatte dabei allerdings ein andres Motiv, denn einmal wußte sie, daß der Pseudo-Löbell nicht nach Köln gegangen war, und zum Andern drückte sie eine bange Neugier, den Inhalt des Briefes zu erfahren.

"Mein liebes Herz," begann endlich Tante Seehagen nach langer reiflicher Ueberlegung; "Gott ist mein Zeuge, daß ich von je das Briefgeheimniß geachtet habe; aber im vorliegenden Falle will es mich beinahe wie eine Pflicht bedünken, daß ich diesen Brief öffne, um zu sehen, um was es sich darin handle. Wenn ich bedenke, daß es ein Todesfall ist, daß etwa Arthur's Vater.... dieser Fall wäre ja denkbar, obschon ich den lieben Gott inbrünstig bitte, daß dem nicht so seyn möge, denn ich gönne ihm noch viele Jahre! — oder daß irgend eine andere Katastrophe in der Löbell'schen Familie ausgebrochen sey — so habe ich als Verwandte doch einen Schein von Anrecht an diese Nachrichten. Mein Gewissen sagt mir, daß es keine müßige Neugier, sondern eine herzgefühlte Theilnahme für diese ganze Familie ist, und daß ich mit Vergnügen erbötig bin, in jeder Noth hülfebereit für die Löbells einzutreten, und dieß möchte mich überreden, daß ich einige Berechtigung hätte, diesen Brief hier zu erbrechen, wäre es auch nur um sogleich werkthätig einzuschreiten...."

"Oder um Herrn v. Löbell telegraphisch von dem Ereigniß zu benachrichtigen, welches so pressant ist!" setzte Malwine halb ängstlich hinzu.

"Du meinst also, mein Kind, ich dürfte mir erlauben?..."

"Ohne Zweifel, beste Tante! die löbliche Absicht entschuldigt Sie ja gewiß," entgegnete Malwine.

Nach einigem Zögern erbrach die Tante den Brief, während Malwine sie ängstlich beobachtete. Bei dem ersten Blick auf den entfalteten Brief, welchen Fräulein v. Seehagen aus der Enveloppe genommen, entfuhr ihr ein Ausruf der Ueberraschung und sie schlug schnell das Blatt um und sah nach der Unterschrift. Dann aber überflog ihr Auge den Inhalt mit allen Zeichen der Betroffenheit und einer innigen Bestürzung, und die wechselnde Farbe auf ihren Zügen bezeugte genugsam, daß ihr Interesse von jenem Inhalt sehr in Anspruch genommen war. Ihre feinen Hände bebten, und ihre Augen überquollen unwillkürlich.

"Was ist Ihnen denn, beste Herzenstante? Hat sich wirklich ein Unglück zugetragen?" forschte Malwine; "so erschüttert sah ich Sie noch nie! Was enthält dieser Brief?"

"Die Enthüllung eines abscheulichen Komplotts, das ich Arthur nie verzeihen werde, liebes Kind!" rief die Tante und lehnte in stillem Weinen ihr Haupt an Malwinens Schulter. "Oh, es ist unverzeihlich, eine wohlwollende alte Freundin so

zum Besten zu haben! Ich bin nur froh, daß dieser Herr v. Schwarzbach nicht mehr hier ist, denn ich wäre außer Standes meinen Unmuth zu bezwingen; ich würde die Pflichten der Gastfreundschaft gegen ihn vergessen haben.«

Malwine ward roth und blaß, als sie die Tante so reden hörte, und fragte beinahe tonlos: »Aber ich bitte Sie, beste Tante, was ist Ihnen denn? erklären Sie mir doch ...«

»Lies selbst den Brief, mein Kind, und ermiß, was ich fühlen muß!«

Malwine nahm den Brief und las:

»Lieber Karl!

»Du warst kaum abgereist, als ich mir die Sache genauer und kaltblütiger überlegte, und je länger desto mehr zu der Ueberzeugung kam, daß die Täuschung, welche wir uns gegenüber von Fräulein v. Seehagen erlauben wollten, das Maß eines erlaubten Scherzes weit überschreitet. Mein inneres sittliches wie mein Ehrgefühl empört sich gleich sehr dagegen, und drängt mich, Dir die Erklärung zu geben, daß ich jede Folge Deiner Schritte desavouire und von Deiner Ehrenhaftigkeit erwarte, Du werdest nach Empfang dieser Zeilen Dich Fräulein v. Seehagen als der Premierlieutenant v. Schwarzbach vorstellen und die Täuschung nicht weiter fortsetzen. Schiebe den größern Theil der Schuld auf mich, damit es Dir um so eher gelinge, die Verzeihung der herzensguten würdigen Matrone zu erlangen, welcher ich dann in einem ausführlichen Briefe erklären will, wie dieß alles gekommen ist, denn lieber will ich durch eine offene Darlegung die Freundschaft und das Wohlwollen der Tante Seehagen verscherzen, als einer muthwilligen Täuschung Vortheile verdanken. Ich fordere also bei Deiner Ehre als Offizier und Mann von Dir, daß Du vom Empfang des Briefes an meine Rolle gegenüber von Fräulein Malwine Mardorf wie von meiner guten Tante nicht länger fortspielen, sondern unter Deinem wirklichen Namen auftreten wirst, wenn ich anders nicht an Deinem Charakter ebenso sehr irre werden soll, wie an Deiner Freundschaft.

»Die Beweggründe Deiner Abreise liegen mir nun klar vor, und haben mir auf eine erschreckende Weise die Augen über Dich geöffnet. So eben war Hirsch Salomons hier wegen des Wechsels von siebenhundert Thalern, welchen Du auf mich gezogen und wieder prolongirt hast, während Du mich so bestimmt versichertest, daß derselbe längst bezahlt sey. Uebermorgen soll ich nun jene siebenhundert Thaler bezahlen, welche der Jude nicht länger stunden will, und Du konntest mich hierüber in Unwissenheit lassen, nachdem ich Dir sogar noch die fünfzig Thaler von Tante Seehagen als Reisegeld überlassen! Das ist ein Verrath an meiner treuen arglosen Freundschaft, wie ich ihn nie von einem Menschen erwartet hätte; das ist ein Egoismus, der keine Grenzen kennt, und für den ich den passendsten Ausdruck nicht gebrauchen will. Dieser Wechsel wird voraussichtlich meine Offiziers-Laufbahn ruiniren, und ohne das Bild einer mir theuren Person, welche mich unwillkürlich mit besseren Gedanken und erhebenderen Hoffnungen erfüllt, würde ich vielleicht zu der Katastrophe schreiten, welche das Fehlschlagen aller meiner Lebensplane mir so nahe legt. Aber seit das Bild jener flüchtigen Begegnung meine Seele füllt, werde ich nicht mir und meinem alten Vater die Schande anthun, als feiger Selbstmörder zu enden, sondern resignirt meine Entlassung nehmen und im fernen Ausland irgend eine andere Lebensstellung zu erringen suchen, jedenfalls aber über kurz oder lang von Dir Rechenschaft über den Streich begehren, welchen Du mir gespielt hast. Fürwahr, Dein Plan war fein angelegt: Du ruinirst mich und heirathest die Erbin, welche die Großtante mir bestimmt hat!... Doch genug hievon. Ich erwarte mit Wendung der Post die Nachricht, daß Du der Tante Dich als Karl v. Schwarzbach vorgestellt hast, damit ich dann meine weiteren Schritte zur Versöhnung der guten Dame thun kann, um wenigstens sie nicht ganz an mir irre werden zu lassen. Dieß vorerst das letzte Wort von

Deinem enttäuschten

Arthur v. Löbell.«

»Barmherziger Gott, was ist das, liebste Tante? wie helfen wir ihm?« war die erste Frage, welche Malwine an ihre Tante richtete, als sie sich von der ersten Erschütterung, worein dieser Brief sie versetzt, einigermaßen erholt hatte.

»Wem? dem abscheulichen Menschen, welcher mich so schnöde hintergangen hat, dem Heuchler, dem Schuldenmacher, dem Verschwender?« wallte Tante Seehagen auf.

»Oh, nicht so, beste Tante! diese Worte kommen nicht aus Ihrem Herzen, das ich besser kenne,« sagte Malwine und warf sich weinend an den Hals der Matrone. »Sie werden Arthur nicht ungehört verdammen!«

»Klagt er sich in diesem Brief an seinen unwürdigen Spießgesellen nicht selbst deutlich genug an? Bedarf es zu seiner Ueberführung noch mehr als dieser eigenhändigen Bekenntnisse?«

»Seyn Sie milde, beste Herzenstante! sehen Sie denn nicht, daß er zwar nicht schuldlos, aber doch der Bethörte, der Hintergangene ist?« bat Malwine. »Halten Sie das freundliche Bild, welches Ihre Erinnerungen an den Knaben, der ja einst Ihr Liebling war, und das die jüngsten Briefe Ihres Großneffen Ihnen von Herrn v. Löbell gegeben, mit der Persönlichkeit des Mannes zusammen, der gestern unter seinem Namen vor uns trat, so werden Sie sich jetzt leicht überreden können, daß Herr v. Schwarzbach der böse Dämon, der Mephistopheles Ihres Großneffen war, dessen wesentlichster Fehler vielleicht nur eine allzu große Weichheit und Nachgiebigkeit gegen den überlegenen Willen eines glatten und erfahrenen Roué ist. Seyn Sie milde gegen ihn, bestes Herzenstantchen! verzeihen Sie ihm um meinetwillen!«

Aber die Tante Seehagen blieb unerbittlich; nicht ihr Herz allein, — auch ihr Ehrgefühl war verletzt durch diese Täuschung, und die Thränen welche sie weinte, waren zum Theil Thränen der Bitterkeit, des Aergers, der Enttäuschung. — »Oh mein Kind,« sagte sie; »Du weißt nicht, wie sehr es schmerzt, den Undank der Menschen zu erfahren und seine zärtlichsten liebevollsten Absichten so verkannt und getäuscht zu sehen. Wie

gut hatte ich es mit Arthur gemeint! Ich hätte seine Zukunft glänzend sicher gestellt; und wie freundlich und mit herzlichster Zuvorkommenheit empfing ich diesen Betrüger, diesen Lieutenant v. Schwarzbach, welcher sich nun vielleicht über mich lustig macht und die gespielte Täuschung im Kreise lockerer Bekannter als eine lustige Komödie erzählt!«

»Nein, Herzenstantchen, das wird er nicht thun, denn auch er rechnet auf Ihre Verzeihung!« entgegnete Malwine. »Er wird an Sie schreiben und Natalie wird ein Fürwort für ihren Verlobten einlegen, denn sie wird Ihren Segen zu der Verbindung mit Herrn v. Schwarzbach erbitten.«

»Kind, Du redest irre! Natalie die Verlobte dieses muthwilligen, egoistischen Menschen, dem mein weißes Haar nicht Achtung genug einflößte, um mir eine solche Täuschung und Demüthigung zu ersparen?« rief Fräulein v. Seehagen. »Und ich bitte Dich, seit wann sind sie verlobt? und wie kam dieses Alles?«

Malwine erzählte ruhig und umständlich, was sie davon wußte, und verhehlte der Tante nicht, daß Natalie selbst das Qui-pro-quo entlarvt und Herrn v. Schwarzbach bestimmt habe, Buchenau zu verlassen und nach Berlin zu gehen, wohin sie ihm folgen werde.

»Also ein Komplott? eine Entführung?« rief die Tante erbittert. »Ich sage mich von Natalien los — sie wird von mir enterbt!«

»Damit ich dann um so sicherer in den Verdacht komme, Natalien aus Ihrem Herzen verdrängt und bei Ihnen angeschwärzt zu haben? Nein, beste Herzenstante, das werden Sie nicht thun, das können und werden Sie mir nicht zu Leide thun. Bedenken Sie doch, daß Sie mich dadurch noch schwerer strafen würden als Natalie. Und was hab' ich denn anderes verbrochen, als daß ich den thörichten Wunsch gehegt, Herrn v. Löbell nicht gleich in der Eigenschaft einer Erbin und seiner präsumtiven Verlobten vorgestellt zu werden? Daß ich ihm um meiner selbst, nicht um meines Geldes willen werth zu werden wünschte?« Und die lieben treuen ehrlichen Augen standen voll Thränen.

»Jenun, ich weiß ja, mein Herzchen, Du bist unschuldig! gib Dich nur zufrieden! Aber daß Arthur ebenfalls auf eine solche Täuschung einging, ist unverzeihlich!«

»Bitte, liebstes Tantchen! zürnen Sie ihm noch nicht, ohne ihn zuvor gehört zu haben, denn vielleicht ist auch er weit unschuldiger, als er auf den ersten Blick erscheint! Wie, wenn er mit Herrn v. Schwarzbach nur die Rollen getauscht hätte, um ebenfalls unerkannt und als unbefangener Beschauer sich in Ihr Haus einzuführen und diejenige zu beobachten, welche ihm Ihre Güte zur Zukünftigen bestimmt hatte? Könnten und wollten Sie ihm etwas zum Vorwurf machen, was wir ebenfalls gethan haben? Oh, bitte, meine beste herzige Tante, seyn Sie wieder gut, seyn Sie wieder Sie selbst!«

Der Groll wich allmählig aus dem Herzen der Tante Seehagen, dem er ohnedem fremd war, und wenn auch noch eine Empfindlichkeit zurückblieb, so übte doch Malwinens Zuspruch wieder seine nie fehlende beschwichtigende Wirkung. Malwine suchte jetzt die Theilnahme der Tante auf den andern Theil des Inhalts von Arthur's Brief, nämlich auf die Gefahr hinzulenken, welche Herrn v. Löbell mit dem Wechsel drohte. Allein hiezu war der Augenblick nicht günstig gewählt. Tantchen erklärte, daß sie keinem Briefe mehr vertrauen, sondern erst mit eigenen Augen sehen und sich von ihres Großneffen Charakter überzeugen wolle, ehe sie etwas für ihn thue. »Wir Frauen verstehen von solchen Dingen wie Wechsel und ähnlichen Dingen nichts, liebe Malwine, und ich habe von jeher die Maxime befolgt, alle meine Geldgeschäfte nur durch meinen Geschäftsmann besorgen zu lassen. Ohne Herrn Schaumann's Rath thue ich also nichts in der Sache. Und darin, daß Arthur allfällig quittiren muß, mein Seelchen, sehe ich gerade nicht das größte Unglück, denn ich bin dem Soldatenstande von jeher nicht so sehr gewogen gewesen. Ich habe immer gesehen, daß der Soldatenstand der Ruin des Adels ist, denn seit unsere jungen Männer von Stande den bunten Rock tragen, anstatt die Güter der Familie zu bewirthschaften und als ihre eigenen Herren auf ihrer eigenen Hufe zu leben, ist es mit dem Glanze und Ansehen unsers Standes dahin.« Und nun gerieth das Fräulein auf Erörterungen, die immer ihr Steckenpferd waren und bei denen sie nie ein Ende finden konnte.

Malwine hatte sich wieder an ihren Stickrahmen gesetzt und arbeitete mechanisch weiter, anscheinend den Erörterungen der Tante über die Ursachen des Zerfalls des Adels mit Aufmerksamkeit folgend, aber eigentlich nur mit den Besorgnissen beschäftigt, welche Arthur's Brief in ihr angeregt hatte. Malwine hatte ebenfalls keine deutlichen Begriffe von den Dingen, welche Arthur bedrohten, von Wechseln und Schulden u. dergl.; allein daß es Dinge gab wie Schuldthurm, Wechselarrest und Kassation, davon hatte sie eine ziemlich deutliche Ahnung, und im übrigen sprach ja Arthurs Brief klar genug aus, was ihm drohe. Er war in wirklicher Gefahr, seine Lebensstellung einzubüßen, und zwar anscheinend durch den Vertrauens-Mißbrauch, den der kaltblütigere, vorbedachte Freund sich gegen ihn erlaubt hatte. Malwinen aber galt die Ehre ihres Retters beinahe so viel als ihre eigene, wo nicht noch mehr, denn wenn sie sich auch noch nicht zu gestehen wagte, daß sie ihn liebte und daß seine Werbung ihren höchsten Wunsch krönen würde, so suchte sie sich doch zu überreden, daß ein Offizier, welcher wegen Schulden zu quittiren gezwungen gewesen, lebenslang von einem Makel verfolgt werde.

Zwei Dinge vor Allem schwebten Malwinen deutlich vor: daß die Zeit drängte, wenn Herrn v. Löbell geholfen werden sollte, und daß Tante Seehagen bei all ihren vielen Vorzügen im Geldausgeben doch ungemein bedächtig war, da sie von der Ansicht durchdrungen war, der Adel müsse doppelt bemüht seyn bei Wohlstand zu bleiben, damit er die ihm gebührende Stellung in der Gesellschaft auch aufrecht erhalten könne. So konnte sich denn Malwine nicht verhehlen, daß es Zeit und Mühe kosten würde, von Tante Seehagen diejenige werkthätige Hülfe für Herrn v. Löbell zu erlangen, welche seine augenblicklichen Umstände erheischten. Je mehr sie sich aber hievon

überzeugte, desto gebieterischer erschien ihr die Nothwendigkeit einer schnellen Hülfe für den Bedrohten, desto fester reifte in ihr der Entschluß heran, sie wolle selbst Herrn v. Löbell helfen, jedoch auf eine Weise, daß er die Quelle dieser Rettung nicht errathen könne.

Der Besuch zweier Damen aus der Nachbarschaft unterbrach die Lieblings-Demonstrationen der Tante Seehagen, und diese sandte Malwinen hinaus, um einen Imbiß für die Gäste anzuordnen. Dieß kam Malwinen ganz gelegen. Als sie dem Kutscher der beiden Damen eigenhändig sein Butterbrod und Schnaps reichte, bat sie ihn, sogleich bei der Rückkehr nach Quedlinburg ein Telegramm an den Rechts-Anwalt Schaumann in Halberstadt aufzugeben und den Ueberschuß von dem Thaler, den sie ihm in die Hand drückte, für sich zu behalten, worauf der stämmige Harzer mit einem breiten Grinsen versicherte, das gnädige Frölen könne sich mauerfest auf ihn verlassen. Jenes Telegramm entbot Herrn Schaumann unverweilt nach Buchenau zu Malwinen, und diese war nun halb getröstet und beruhigt, denn sie hatte den ersten Schritt gethan, um ihrem Retter den schuldigen Dank thatsächlich zu bezeugen.

9.

Fräulein v. Seehagen machte ihr gewohntes Mittagsschläfchen, als der Rechts-Anwalt Schaumann auf Buchenau ankam und Malwinen noch über dem Abschreiben des Briefes von Arthur an Karl von Schwarzbach betraf. Sie war einigermaßen in Verlegenheit, wie sie die Sache angreifen sollte, ohne sich selbst eine Blöße zu geben; aber ihre Scheu wich bald, denn sie kannte die erprobte Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit dieses Mannes, der ihr Vormund gewesen war und nun ihr Vermögen verwaltete, wie dasjenige der Tante.

„Denken Sie nicht schlecht von mir, lieber Herr Schaumann, wenn ich Sie um Ihre Mitwirkung zu einer etwas ungewohnten Handlung bitte,“ hub sie an, und rang noch ziemlich mühsam nach Fassung. „Der Zufall hat dem lieben Fräulein und mir diesen Brief da in die Hände gespielt, und uns zu Mitwisserinnen einer Katastrophe gemacht, welche einem Großneffen des Fräuleins droht. Damit sie aber den Brief recht verstehen, will ich Ihnen nach dessen Durchlesung noch einige mündliche Erläuterungen geben.“ Und mittlerweile faßte sie sich denn vollkommen und setzte ihm auseinander, wie Karl v. Schwarzbach sich unter dem Namen seines Freundes hier eingeführt und durch diese Täuschung und die überstürzte Verbindung mit Cousine Natalie die Tante momentan ungehalten gemacht habe. „Es ist keine Frage, daß die liebe Tante, wenn ihr erster Groll vorüber ist, Herrn v. Löbell helfen wird,“ fuhr Malwine dann fort; „Sie wissen ja, bester Herr Schaumann, daß Sie in Geld-Angelegenheiten immer sehr bedächtig und besonnen ist. Daher mag es fraglich seyn, ob die Hülfe des Fräuleins für Herrn v. Löbell noch rechtzeitig kommt, bis sie erst ihren Entschluß gefaßt hat. Und damit es nicht zu spät dazu werde, sollen Sie helfen, lieber Herr Schaumann!“

„Ich, mein Fräulein?“ rief dieser verwundert; „und in welcher Weise?“

„Als mein verschwiegener stiller Bevollmächtigter, Herr Schaumann, und mit meinem Gelde,“ versetzte Malwine; „Sie klagen ja immer, daß ich kaum den Zins meiner Einkünfte ausbrauche weil mich die liebevolle Fürsorge und Gastfreundlichkeit von Tante Seehagen alles Lebensunterhalts enthebt. Jetzt will ich einmal eine Gelegenheit benützen, recht viel Geld zu verschwenden, indem ich Herrn v. Löbells Schulden bezahle!“

„Sie, Fräulein!?“ rief Schaumann förmlich erschrecken; „aber bedenken Sie doch erst, ob und wie Sie wieder zu Ihrem Gelde kommen werden!“

„Hierüber kann ich gottlob ganz ruhig seyn, lieber Freund!“ entgegnete Malwine mit einem Lächeln des Glücks, das sie unbeschreiblich verschönte. „Ich trage dem Lieutenant damit eine Schuld der Dankbarkeit ab, die mich schon lange drückt, und bin doch vollkommen versichert, daß Tantchen es mir nicht nur danken, sondern meine Auslagen pünktlich ersetzen wird, wenn sie erfährt, daß ich Herrn v. Löbell noch vor den Folgen einer Unbesonnenheit, welche Tantchen sehr zu unterschätzen scheint, gerettet habe. Sind Sie nun zufrieden, lieber Freund, und wollen Sie mir helfen?“

Schaumann verbeugte sich. „Gewiß, mein Fräulein, sofern es sich nur um die acht- oder neuntausend Thaler handelt, welche Sie von Ihrer Kompetenz erspart haben. Also was soll ich thun?“

„Sie sollen dem Hirsch Salomons telegraphiren, daß Sie im Auftrag der Familie für Herrn Premierlieutenant Arthur v. Löbell vermittelnd einschreiten und sein Schuldenwesen ordnen werden. Sie sollen dann möglichst schnell nach Köln reisen und alles nach bestem Wissen und Gewissen in's Reine bringen!“

„Ist das Alles?“ fragte Schaumann.

„Ja und nein, lieber Herr Schaumann!“ versetzte Malwine mit dem fröhlichsten Lächeln; „Sie müssen noch mehr thun. Sie müssen mir ausdrücklich versprechen, daß Sie unser Abkommen einstweilen vor der lieben Tante geheim halten, daß Sie auch den Herrn v. Löbell nicht wissen lassen wollen, von welcher Seite ihm die Hülfe kommt, und daß Sie aus Ihrer eigenen Kasse noch Vorschüsse machen wollen, wenn meine Ersparnisse nicht zu dem genannten Zweck ausreichen. Ich mache mich dann anheischig, Ihre Darlehen aus den künftigen Ersparnissen meiner Einkünfte . . .“

„Schon gut, liebes Fräulein! es müßte seltsam zugehen, wenn wir die Schulden eines Offiziers nicht mit diesen Mitteln bezahlen könnten,“ sagte der Anwalt. „Es wäre eigentlich meine Pflicht, Ihnen von diesem Unternehmen abzurathen, das gar nicht die solideste Kapitalanlage ist. Allein ich denke, die vormundschaftliche Behörde wird sich hierum bald nichts mehr zu bekümmern haben, denn einmal fehlt Ihnen ja nur noch ein Jährchen zur Volljährigkeit, und anderntheils bin ich halb und halb überzeugt, daß binnen Kurzem ein Fall eintreten wird, welcher Ihre Minderjährigkeit ebenfalls beendet.“

„Und dieser Fall wäre? . . .“ fragte Malwine lebhaft.

„Ihre Verheirathung, meine liebe Mündel,“ erwiderte

Schaumann lachend. »Na, Sie brauchen darüber nicht zu erröthen, mein Fräulein, denn wenn ich richtig muthmaße, daß Herr v. Löbell der Mann ist, welchen Fräulein v. Seehagen für Sie im Auge hat, so hat er meinen Beifall zum Voraus. Also unterschreiben Sie mir nur diese Vollmacht hier, und seyn Sie überzeugt, daß ich noch heute Nachmittag an den Wechselgläubiger des Lieutenants telegraphiren und morgen früh bei guter Zeit in Köln persönlich mit dem Manne unterhandeln werde.«

Malwinen war ein Stein vom Herzen und mit der größten innern Zufriedenheit unterschrieb sie die Vollmacht und drängte auf Herrn Schaumanns Abreise; ja sie wollte nicht einmal zugeben, daß er sich noch dem Fräulein v. Seehagen vorstelle. »Nein, nein, dießmal müssen Sie incognito hier gewesen seyn,« sagte sie; »ich nehme es auf mich, dafür zu sorgen, daß die liebe Tante nichts von Ihrem Besuche erfahre. Aber diesen Brief hier müssen Sie mir mitnehmen und zur Post geben. Er ist an meine Cousine Bella in Wolfenbüttel und höchst dringender Art. Sie muß ihn noch heute oder spätestens morgen früh erhalten.«

10.

Mittlerweile reisten Herr v. Schwarzbach und Natalie von Magdeburg mit einander nach Berlin und zwar in einem eigenen Coupé, denn sie girrten mit einander wie Täubchen — sie geberdeten sich, wie nur ein Liebespaar von jungen Leuten, die zum ersten Male Schwur und Kuß der ersten Liebe getauscht haben, sich geberden kann. Die Tante Seehagen, Malwine, Arthur kümmerten sie wenig; sie schauten nicht hinter sich, sondern lebten nur der Gegenwart, träumten nur von der Zukunft. Karl war, wie er sagte, fest entschlossen, sich nach Berlin versetzen zu lassen, wozu ihm Nataliens Familien-Verbindungen und Bekanntschaften in den maßgebenden Kreisen leicht verhelfen konnten. Natalie sprach schon von der künftigen häuslichen Einrichtung, von dem hübschen Hause welches sie machen, von den reizenden kleinen Festen die sie geben, von dem anregenden Kreise, den sie sich schaffen wollten. Sie dachten nur an sich selber, an die Besuche die sie in den nächsten Tagen in Berlin abstatten, an das Aufsehen welches die Nachricht von ihrer Verlobung in den Kreisen der beiderseitigen Familien und in Karls Regimente machen würde. —

Ganz andrer Art waren die Gedanken, welche an diesem Tage auf Arthur v. Löbell einstürmten. Er bedurfte allen Mannesmuth, um seinem Schicksal ruhig und mit voller klarer Fassung entgegen zu sehen. Hirsch Salomons hatte bei dem Haupt seines Vaters geschworen, daß er den Wechsel nicht prolongiren könne, und daß nach vergeblichem Ablauf der Respekttage die Wechselklage ihren Lauf nehmen werde. Er wußte wohl, daß er durch diese Drohung allein zu seinem Gelde kommen und daß dieselbe auf Herrn v. Löbell Effekt machen würde, während sie einem Menschen wie Schwarzbach nur als das erschienen wäre, was sie wirklich war: als eine Phrase, durch welche der Wucherer nur neue lästige Bedingungen vom Schuldner heraus schlagen wollte. Arthur v. Löbell hatte sich vergebens an einzelne seiner Kameraden wie an etliche der bekannteren Nothhelfer und Wucherer gewandt — niemand hatte ihm helfen wollen. Der jüngst erlassene Corpsbefehl schien in ihm sein erstes Opfer suchen zu wollen. Die Kameraden wollten oder konnten nicht helfen, die Wucherer waren gewarnt und gewitzigt, und Arthur, der weiche träumerische Mensch, war in solchen Geschäften scheu, linkisch und unerfahren. Merkwürdigerweise hoffte er von Seiten seines Freundes Schwarzbach auf keine Hülfe mehr: es war als durchschaue er jetzt erst diesen Menschen in seiner ganzen selbstsüchtigen Verknöcherung und Gewissenlosigkeit, und mehr als die Zerrüttung seiner eigenen Verhältnisse und der ihm drohende Ruin schmerzten ihn jetzt das schöne, ehrende, blinde Vertrauen, welches er seit Jahren diesem kalten Verstandes-Menschen geschenkt hatte, und die nun offen zu Tage tretende Heuchelei und Bevormundung, die er von Schwarzbach sich so lange geduldig hatte gefallen lassen.

Arthur's Entschluß war gefaßt, seine Angelegenheiten nicht gerade geordnet, aber der Weg, den er einschlagen wollte, fest vorgezeichnet. Er wollte, wenn es mit ihm zum Aeußersten kam, wenigstens wo möglich der schmachvollen Wechselhaft entgehen oder, falls dieß nicht gelang, dieselbe zu Studien benützen, von denen er für seine Zukunft den Lebensunterhalt erwarten durfte. Jedenfalls aber wollte er seine Entlassung in dem Augenblicke eingeben, wo er seine Insolvenz bekennen mußte, und im fernen Auslande unter anderm Namen sein Glück versuchen, und eine neue bürgerliche Laufbahn ergreifen.

Zwei schlaflose verzweifelte Nächte, zwei endlose lange Tage voll namenloser innerer Pein waren vergangen, seit er jenen Brief an Karl von Schwarzbach geschrieben hatte, und die Möglichkeit einer Rettung war Arthur noch um kein Haarbreit näher gerückt. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß ein Telegramm, ein Brief von Karl kam, worauf Arthur mehr hoffte als wartete. Der trübe, graue, nebelige Morgen brach an, der Arthurs Geschick entscheiden sollte. Gedrückt zwar saß Herr v. Löbell bei seinem Frühstücke, aber auf seinen Zügen lag eine ernste Fassung, ein fester Entschluß, sich vom Schicksal nicht unterkriegen zu lassen, und er blies den Rauch der Morgencigarre mit ungeduldiger Hast durch die festgeschlossenen Zähne mit dem einzigen Wunsche, dieser Tag wäre um oder seine schlimmste kritische Stunde überstanden. Er hatte seinen Burschen noch einmal zu einem der Wucherer gesandt, der ihn gestern mit halben Hoffnungen entlassen, aber eine Ahnung sagte ihm, daß Peter mit einem abschläglichen Bescheide zurückkommen werde; und um dieß abzuwarten, hatte sich Arthur in seiner Stube eingeschlossen. Da pochte es ganz discret und leise zwei-, dreimal an der Thüre, und ließ nicht nach mit Pochen und Rappeln, bis Arthur ungeduldig aufstand, zur Thüre ging und „Wer da?“ rief.

»Machen Sie mich auf, Herr v. Löbell! machen Sie auf, gnädiger Herr Premierlieutenant!« tönte eine gedämpfte demüthige Stimme draußen; »ich bin es — ich, Hirsch Salomons! ich bringe gute Zeitung!«

Arthur öffnete nach kurzem Bedenken; war's ja im Grunde

nur eine Wohlthat, wenn die verhängnißvollen Würfel um einige Stunden früher fielen. — „Sie kommen so frühe schon, Herr Salomons?“ fragte er. Aber das geschmeidige schmunzelnde Wesen des Mannes war nicht das Gebahren eines trotzigen Gläubigers; der Mensch war ja kriechend wie ein Ohrwurm. „Konnten Sie nicht warten bis nach der Parade?“

„Gott, Herr Premier-Lieutenant, Sie werden doch nicht glauben, daß ich komme um meinem Geld?“ rief der Israelit. „Hab' ich doch immer gewußt, daß mir mein Geld ist sicher bei den gnädigen Herrn v. Löbell. Mai, ich hab' ja den Wechsel auch gar nicht mehr in Händen, sondern hab' ihm girirt an dem Aaron Meyer, mit dem ich hab' gemacht ein Geschäft gegen baares Comptant, weil ich hab' gewußt, daß mich mein Geld ist sicher wie der Tag. Komm' ich nur gelaufen, den Herrn Baron zu sagen, daß ich schon bin gewesen in Aaron Meyers, ihm zu sagen, daß ich heute Nacht hab' gekriegt der Telegramm, das der Rechtsanwalt Schaumann aus Halberstadt mich hat geschickt, mir zu sagen, daß er heute Morgen selbst wird kommen, vor zu bezahlen die siebenhundert Thaler und zu interveniren vor dem Herrn Premierlieutenant.“

„Was sagen Sie da, Salomons?“

„Nu, was werd' ich sagen? Was hat gestanden in das Papier von der Telegramm — lesen der Herr Barun nur selber, ob ich nicht hab' Recht! Nu, Sie werden mich bezeugen vor dem Herrn Rechtsanwalt, daß ich immer hab' gewesen zu seyn coulant und hunett gegen dem Herrn Barun, und daß ich nur bedaure, daß wir nicht haben gemacht mehr Geschäften mit einander. Aber wenn der Barun wollen noch haben ein paar hundert Thaler, so stellen wir der Datum von's Wechsel zurück um ein paar Tage und machen dem Geschäft.“

Arthur war zu Muth als ob er träume. „Zeigen Sie mir das Telegramm!“ sagte er, denn bei Erwähnung von Halberstadt war er versucht an einen Streich Schwarzbachs zu glauben, den dieser nur unternommen, um die Gläubiger kirre zu machen. Aber da stand deutlich zu lesen: „Hirsch Salomons, Handelsmann, Köln. Verfahren gegen Lieutenant Löbell einstellen; Wechsel wird bezahlt durch mich. Familie intervenirt. Komme morgen selber nach dort, alles zu ordnen. Schaumann, Rechts-Anwalt und Notar.“

„Der Telegramm ist echt, die Familie intervenirt — ich hab's ja wohl gewußt, daß die Familie nicht stecken laßt den Herrn Barun,“ sagte Salomons auf den erstaunten fragenden Blick des Lieutenants.

„Und woher wissen Sie, daß das Telegramm echt ist?“ fragte Arthur.

„Nu, der Herr Barun belieben zu spaßen, aber Sie machen den Salomons keine Angst,“ sagte der Israelit anscheinend zuversichtlich, aber doch nicht ohne einiges Mißtrauen. „Ich hab' mir erkundigt schon in aller Früh; ich hab' gewesen zu seyn bei meinem Notär am Perlengraben, und er hat michs aufgeschlagen in einen dicken Buch, daß in Halberstadt ist ein Herr Rechtsanwalt und Notar des Namens Schaumann, und ich weiß, daß wer seinen Namen mißbraucht für einen Telegramm, der werd gestraft an Leib und Geld, und ich kann ja ruhig warten bis Abends sechs Uhr.“

„Nun ja, wir wollen sehen, was aus der Sache wird,“ entgegnete Herr v. Löbell; „jedenfalls würden Sie mich sehr verbinden, Herr Salomons, wenn Sie mich's mit einigen Zeilen wissen lassen wollten, wenn die Sache abgemacht ist!“

„Nu ja, wie heißt! Seyn der Herr Barun nur ruhig! Wann der Herr Anwalt hat bezahlt zu saldiren dem Wechsel, so kommt der Hirsch Salomons geschwind zu laufen zu den Herr Premieurlieutenant, ihm zu bringen die Botschaft. Aber wo ist? haben der Herr Barun nicht Lust zu machen noch ein Geschäft mit den ehrlichen Hersch Salomons?“

„Wir haben ja Schabbes, mein guter Mann, und Sie wollen ein Geschäft mit mir machen?“ fragte Herr v. Löbell verwundert.

„Nu, warum denn nicht?“ rief der Mann schmunzelnd; „es wird seyn eine gute That, zu geben viel Geld einem so charmanten jungen Offizier wie der Herr Barun, und das Gesetz hat ja geboten, Wohlthaten zu thun auch am Sabbath! Und zudem, der Sabbath kommt wieder, aber nicht immer 's Geschäft!“ Und er nahm ein schmutziges Papier aus der Tasche, das eine ziemliche Summe in Kassenscheinen enthielt. „Wie viel beliebt der Herr Barun?“

„Vorerst nichts, mein Lieber! ich dächte wir warteten zuvor den Abend ab,“ erwiderte Arthur. „Jedenfalls aber bitte ich Sie, mir sogleich Nachricht zu geben, wann der Herr Rechtsanwalt aus Halberstadt eingetroffen ist.“

„Gewiß, gewiß, bei meiner Ehr, der Salomons werd sogleich kommen zu erzählen der Resoltat!“ rief Salomons; „und mit das Geschäft mag's haben Verzug bis heute Abend, wie der Herr Barun befehlen.“

Damit ging der Hebräer, und als er fort war, lief Arthur unruhig und in sich uneins im Zimmer auf und nieder. Was sollte er von diesem Telegramm des Rechtsanwalts Schaumann denken? war es nur eine Finte Schwarzbachs, dazu eingeleitet um dem Kameraden Nachsicht von Seiten der Gläubiger und neuen Kredit zu schaffen, oder war es Karl wirklich gelungen, Tante Seehagens Herz zu erweichen und sie zur Intervention zu bewegen, oder war irgend ein Wunder geschehen, was plötzlich Rettung verhieß? Noch wagte Arthur nicht zu hoffen, denn das räthselhafte Schweigen Schwarzbachs erschien ihm als ein böses Omen, obwohl er von Minute zu Minute noch auf das Eintreffen eines Briefes oder eines Telegramms wartete.

Arthur war noch in der unbehaglichsten Spannung und Ungewißheit, als Peter zurückkehrte und ein Billet von dem Nothhelfer in der Achter-Straße brachte, daß er erbötig sey, tausend Thaler gegen sechs Procent Discont und dreißig Procent Provision zu verschaffen, aber erst am andern Tage, weil heute Schabbes sey und er das Geld erst müsse holen bei einem Verwandten in Düsseldorf. Arthur athmete tief auf; da war doch wenigstens Eine Hoffnung auf eine theuer erkaufte Rettung. Peter berichtete zwar, der israelitische Handelsmann habe umgehenden Bescheid von dem Herrn Lieutenant ver-

langt, bevor er gehe in der Schul; aber Arthur dachte an den sichern Verlust der 30 Procent, und beschloß zu warten.

Die Stunden des Vormittags zogen mit aufregender Langsamkeit und Inhaltslosigkeit an Arthur vorüber, ohne daß irgend eine Nachricht von Karl v. Schwarzbach eintraf. Aber nach eilf Uhr erschien der Bursche des Auditors mit einem Billet von diesem, worin Arthur gebeten wurde, auf eine halbe Stunde bei ihm vorzusprechen, da der Anwalt seiner Familie gekommen sey, um in außeramtlicher Weise, jedoch mit privater Unterstützung des Auditors, die Passiv-Verhältnisse des Herrn Premier-Lieutenants Arthur v. Löbell zu regeln, zu welchem Behuf dieser gebeten werde, sich mit allen nöthigen Notizen über seine Passiv-Verhältnisse zu versehen. Arthur empfand eine seltsame Mischung von Freude und Rührung, von Beschämung und Hoffnung; er kannte den Auditor genau und wußte, daß er sich auf dessen Diskretion verlassen durfte, und doch war es ihm ein unangenehmer schwerer Gang. Allein 'je kräftiger die Arznei, desto bitterer schmeckt sie gewöhnlich,' tröstete er sich, und schlüpfte in den Interims-Ueberrock. Arthur griff gerade nach Mütze und Degen, als Hirsch Salomons wieder hereinstürzte.

„Nu, Herr Barun, er ist da, er ist da!“ rief er; „aber wo heißt: wir sollen kommen zu Auditors? was ist das?“

Arthur zuckte die Achseln und sagte kurz: „Dahin bin ich ebenfalls beschieden; ich weiß nicht, was aus der Sache werden wird. Ich habe keine Ahnung von der ganzen Geschichte.“

Im Zimmer des Auditors traf Arthur zum ersten Mal in seinem Leben den Rechtsanwalt Schaumann, einen ernsten hagern Mann von etwa sechszig Jahren, mit lebhaften dunklen Augen und einem Gesichte voll Intelligenz, der sich ihm sogleich als den Bevollmächtigten der Familie zu erkennen gab, welcher ihn, wie Herr Schaumann sich ausdrückte, 'aus den Krallen der Philister reißen sollte.'

„Ich komme sehr unvermittelt, wie Sie sehen, Herr Lieutenant,“ sagte Schaumann mit seiner geschäftsmäßigen bündigen Weise; „aber Ihre Verhältnisse schienen keine langen Vorarbeiten und höflichen Präambeln zu erlauben, und ich habe einige Erfahrung in derartigen Geschäften, und muß Sie daher bitten, mir Ihren Passivstatus auf das genaueste anzugeben, ohne alle delikaten Rücksichten gegen irgend wen, ohne allen falschen Stolz, ohne jeglichen Hintergedanken, und dann dem Herrn Auditor hier und mir die ganze Ordnung Ihrer Angelegenheiten unbedingt und ausschließlich zu überlassen.“

„Ich bin hiezu mit Vergnügen erbötig, wenn Sie mir nur zuvor das Räthsel lösen wollen, wem ich denn diese unerwartete und willkommene Rettung verdanke,“ erwiderte Arthur.

„Das werden Sie noch zeitig genug erfahren, Herr von Löbell, denn ich muß Ihnen im Voraus erklären, daß es sich hier nicht um ein Geschenk handelt, welches man Ihnen machen will, sondern um eine großmüthige und weise Hülfe, um ein Darlehen auf unbestimmte Frist, welches Sie zwar nicht drücken soll, aber Ihren Angehörigen Gelegenheit geben wird, sich zu vergewissern, ob diese Hülfe auch wirklich einen Wendepunkt in Ihrem Leben herbeigeführt und die Ihrigen der Sorge um Ihre Zukunft enthoben hat. Man will Ihre Passiven in Eine Hand concentriren, um Ihnen seiner Zeit deren Abtragung zu erleichtern, und erwartet von Ihnen, daß Sie fortan verständiger und vorsichtiger seyn werden im Eingehen von Verbindlichkeiten…“

„Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß ich meinen Fehler eingesehen habe und nicht beschönigen will,“ entgegnete Herr v. Löbell; „die geistige Qual, welche ich in den letzten Tagen ausgestanden habe, wird mir lebenslang unvergeßlich seyn, und ich gebe Ihnen aus freien Stücken und mit dem klarsten Bewußtseyn von der Tragweite meines Versprechens mein Ehrenwort darauf, daß ich künftighin mich bemühen werde, meine Ausgaben streng nach meinen Einkünften zu richten und niemals wieder ein Wechselgeschäft zu machen. Aber ich bitte Sie nur um eine einzige Aufklärung, mein Herr! sagen Sie mir offen: verdanke ich diese rechtzeitige und großmüthige unerwartete Hülfe mittelbar oder unmittelbar meinem Kameraden, dem Premierlieutenant Karl v. Schwarzbach?“

„Nein, unmittelbar durchaus nicht, denn ich kenne ihn nicht. Ich erfahre nur aus einigen Ihrer Wechsel-Verbindlichkeiten, in welchen Beziehungen er zu Ihnen steht. Aber die Zeit drängt, Herr v. Löbell! ich bitte Sie höflich, machen Sie uns unumwunden mit Ihren sämmtlichen Verbindlichkeiten bekannt und geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie sich in keiner Weise in die Regelung Ihres Schuldenwesens mengen und keinem Ihrer Gläubiger privatim noch irgend welche Entschädigung leisten oder versprechen wollen!“

„Ja, geben Sie dieß mit Ihrem Ehrenworte ein, lieber Löbell,“ sagte der Auditor; „denn diese Erklärung von Ihrer Seite ist die Vorfrage unserer gedeihlichen Regelung Ihrer Verbindlichkeiten. Werfen Sie mit Einem Male alle Ihre Bären in diese Eine Grube!“

„Ich werde durch Offenheit und Wahrheit wie durch unbedingten Gehorsam mich dieser Rettung würdig zu machen suchen,“ erwiderte Arthur, und diktirte nun Herrn Schaumann seine sämmtlichen Schulden in die Feder.

„Und nun gehen Sie, Herr v. Löbell; nehmen Sie auf einige Tage Urlaub, und verschwinden Sie vom Schauplatz, bis wir mit Ihren Gläubigern ein Abkommen getroffen haben. Gehen Sie nach Düsseldorf oder Wesel, nach Koblenz oder Mainz oder wohin Sie wollen. Nur sorgen Sie dafür, daß ich Sie am Dienstag Abend um fünf Uhr in Ihrem Quartiere treffen kann, um Ihnen Bericht zu geben und die letzten Schritte mit Ihnen zu ordnen.“

„Und geben Sie uns hier Ihre Vollmacht in der üblichen Form,“ setzte der Auditor hinzu, und reichte Herrn v. Löbell ein Papier und eine eingetauchte Feder. Arthur unterzeichnete und schied dann mit dem aufrichtigsten Dank und der Zusage, den Rath der beiden Juristen genau befolgen zu wollen.

„Gottlob, die Sache macht sich weit leichter, als ich mir gedacht habe,“ sagte Schaumann, als der Lieutenant weggegangen war. „Die Passiven sind minder beträchtlich als ich erwartete, und Herr v. Löbell ist ein Mann, mit dem sich weit leichter ein vernünftiges Wort reden läßt, als sonst unter

solchen Umständen mit den jungen Herren vom Offizier-Corps möglich ist.«

»Ja wohl, Herr v. Löbell ist eine durchaus gutgeartete und edle Natur,« erwiderte der Auditor. »Ich bin überzeugt, daß ihm selber die Verhältnisse näher gehen, als er an die Erscheinung treten läßt, und daß er hauptsächlich durch schlechte Gesellschaft und gutmüthige Fügsamkeit gegen schlau berechnende Kameraden in diese Verlegenheit gerathen ist. Namentlich dürfte jener Herr v. Schwarzbach einen sehr namhaften Theil dazu beigetragen haben.«

»Na, mit diesem lassen Sie mich hinterher ein Wort reden,« mahnte Herr Schaumann. — —

Arthur hatte Urlaub genommen, war aber weder nach Düsseldorf noch nach Koblenz gegangen, wo er nur eine lärmende lockere Gesellschaft von Kameraden getroffen hätte. Er war vielmehr zu einem Gutsbesitzer im Bergischen gefahren, um bei ihm der Jagd obzuliegen, und fand sich am Dienstag zur anberaumten Zeit wieder in seinem Quartier ein. Er war mittlerweile ruhiger und gefaßter geworden, und hegte die Ueberzeugung, daß Schaumann und der Auditor seine Angelegenheiten besser ordnen würden, als er selbst, und daß hinter dem Ganzen niemand anders stecke als Tante Seehagen, der er dafür von ganzem Herzen dankbar war. Nur Eines war ihm räthselhaft und unerklärlich, auf welche Weise sie seine Verhältnisse anders erfahren haben könnte, als durch Karl v. Schwarzbach, von dem er bei der Heimkehr die Aufklärung darüber in einem Briefe vorzufinden hoffte. Diese Hoffnung trog auch nicht: als er in sein Quartier trat, sah er auf seinem Schreibtische zwei Briefe liegen, den einen mit Schwarzbachs Handschrift und dem Postzeichen Berlin, den andern von einer feinen zierlichen Damenhand mit dem Poststempel Wolfenbüttel. Natürlich erbrach er zunächst diesen und las:

»Sehr geehrter Herr!

»Es drängt mich, Ihnen zu melden, daß ich mit meiner mütterlichen Freundin in Kurzem nach Ihrem heiligen Köln kommen und die Gelegenheit wahrnehmen werde, Ihnen noch mündlich für Ihre so uneigennützige und ritterliche Gefälligkeit zu danken. Hoffentlich werden Sie mir das Vergnügen schenken, daß ich Sie dann in unserm Hotel sehen und meiner mütterlichen Freundin vorstellen darf, welcher Sie bereits nicht mehr fremd sind. Im frohen Vorgenusse dieses Wiedersehens grüßt Sie dankbarst und achtungsvollst

Malwine.«

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Arthur diesen Brief zärtlich an die Lippen drückte und daß er darüber beinahe des Briefes von Karl vergaß. Lange sann er über Malwinens Brief und rief sich das freundliche gewinnende Bild der flüchtigen Begegnung ins Gedächtniß zurück. Dann aber erbrach er doch Schwarzbachs Brief und zog aus der Enveloppe ein Blatt starken glatten Velinpapiers, worauf mit den zierlichsten gestochenen Lettern zu lesen war:

»Karl v. Schwarzbach,
Natalie v. Mardorf,
Verlobte.«

und darunter hatte Karl noch hingekritzelt:

»Wie Du aus Obigem ersiehst, mein lieber Junge, bin ich Dir nicht in's Gehege gegangen, denn auf Ehre, Natalie ist mir in jeder Hinsicht lieber als ihre Cousine Malwine, ein unbedeutendes junges Ding. Mein Incognito war ohnedem nicht von langer Dauer, denn meine Natalie errieth es mit ihrem famösen Geist sogleich, und die Tante wird den Scherz längst verziehen haben. Ich bin im Himmel, mein Junge, der seligste glücklichste Bräutigam; ich kam, sah, siegte — reiner Cäsar. Natalie trägt mich auf den Händen und wir leben in einem Taumel von Glück und Wonne; jeden Tag Einladungen zu Diners, Soireen, Thés — dazu die Theater, die Oper, die Besuche. Werde alle Bekannten und Verwandten meiner Verlobten aufbieten, damit ich nach Berlin versetzt werde; Berlin himmlisch; Köln Schweinstall dagegen. Natalie ein reiner Engel; fürchte, Du wirst Dich in sie verlieben à la prima vista! Dame vom reinsten Wasser, kapitale Tournüre, Esprit, Race, Leidenschaft, Anmuth, ah enfin: ein Erzengel! Werde sie Dir bald in Köln vorstellen, wohin wir gehen, wenn hiesige Besuche abgewickelt. Ganzes Offizier-Corps wird Augen aufreißen über meine kolossale Fortüne. Nach Neujahr Hochzeit. Werde Dir nie vergessen, mein Junge, daß wir unser Glück eigentlich Dir verdanken und dem tollen Einfall, an Deiner Statt zu dem alten Gestelle nach Buchenau zu gehen. Wünsche mir Glück und befolge bald das Beispiel

Deines alten Kameraden

K. v. Schw.

»Ah noch eines, lieber Junge! vergaß Dir vor meiner Abreise im Drang der Umstände noch zu sagen, daß ein kleiner Wechsel bei Hirsch Salomons fällig. Ist Dir wahrscheinlich schon präsentirt worden. Vertröste den Kerl auf meine Rückkehr, denn nun bin ich in der Wolle. Bin jedoch überzeugt, daß Du den Schuft schon breit geschlagen haben wirst. Wenn nicht, dann schreib mir's. Au revoir! Habe Dir Millionen Dinge zu erzählen von Buchenau, wozu jetzt keine Zeit, und die sich nur mündlich mittheilen lassen! farewell!« —

Aus dem Staunen über diesen Brief und seinen Inhalt weckte den Lieutenant der Besuch des Herrn Schaumann, welcher ihm verkündigte, daß die Regelung seines Schuldenwesens nun auf befriedigende Weise erledigt sey, und daß Herrn v. Löbell nun nichts erübrige, als den Schuldschein über fünftausend Thaler zu unterschreiben und ihm für einen ähnlichen Betrag seine Ansprüche an Herrn v. Schwarzbach zu cediren.

»Zu welchem Behufe, Herr Schaumann?« fragte Arthur, verwundert über das letztere Ansinnen.

»Weil ich den Herrn Premierlieutenant v. Schwarzbach auf das ernstlichste um diejenigen Summen angehen werde, welche er von Ihnen durch Accepte u. s. w. erhoben hat,« entgegnete Schaumann. »Nehmen Sie mir's nicht übel, mein lieber Herr v. Löbell, aber Sie haben sich von diesem Herrn Kameraden in eine Patsche hinein reiten lassen, aus welcher Sie sich selbst nie wieder herausgearbeitet hätten, und wir wollen nun den

Anlaß benützen und Herrn v. Schwarzbach packen, denn er kommt nun in die Lage, wo er bezahlen kann. Er ist verlobt mit einem Fräulein . . .“

„Von Mardorf, — Natalie von Mardorf, — ich weiß es. Da steht es. Hier ist die Nachricht von der Verlobung. Kennen Sie das Fräulein?“

„Hm, wie sollt' ich nicht? Schon als Vermögensverwalter von Fräulein v. Seehagen hab' ich sie häufig dort gesehen,“ entgegnete Herr Schaumann. „Eine alte Kokette, weltgewandt, voll Selbstsucht und Berechnung. Ich denke, diese Beiden sind einander werth. Jedenfalls muß ich diese Ansprüche schnell geltend machen und Herrn v. Schwarzbach damit überraschen, denn meine Menschenkenntniß müßte mich sehr trügen, wenn der seitherige Verschwender nun nicht fortan ein Geizhals und engherziger Selbstsüchtling würde, der seine Gläubiger nicht bezahlt und sich unter die Schürze seiner reichen Frau flüchtet. Versprechen Sie mir, ihm von meinen hiesigen Geschäften nichts zu schreiben, und sagen Sie sich von dem Menschen los. Sie sind zu gut für ihn!“

„Wir sind schon geschiedene Leute! Schwarzbach hat mir die Augen allzu jählings geöffnet, Herr Schaumann,“ sagte Löbell. „Und so ist es denn also meine theure alte Freundin, Fräulein v. Seehagen, der ich meine Rettung verdanke?“

„Wer sagt das?“ rief Schaumann lebhaft; „ist dieß eine bloße Vermuthung oder . . .“

„Wer anders könnte es seyn, Herr Schaumann? Wer außer ihr nähme Antheil an meinem Schicksal? Und sie ist mir also nicht böse über den wirklich unzarten Scherz, den sich Schwarzbach mit meiner Konnivenz erlaubt hat?“

„Dieß möcht' ich nicht verbürgen, Herr v. Löbell. Ich kenne das Zartgefühl und die Empfindlichkeit der Gnädigen. Aber welch eine tolle Mücke hat Sie denn auch gestochen, daß Sie jenen Herrn v. Schwarzbach abschickten, um Ihre Rolle zu spielen?“

„Aufrichtig gesagt, ich argwöhnte, das Fräulein Malwine von Mardorf, das Sie vielleicht kennen . . .“

„Ei gewiß, und zwar sehr gut,“ rief Schaumann lebhaft.

„Dieses Fräulein sey mir von Tante Seehagen zur Zukünftigen auserſehen, und irgend eine vage Ahnung, welche von Herrn v. Schwarzbach geflissentlich unterstützt wurde, wollte mir besagen, diese Malwine sey eigentlich keine junge Dame, sondern stehe in einem gewissen verständigen Alter und solle nur unter die Haube gebracht werden.“

„Und diese Ansicht bestimmte also Herrn v. Schwarzbach, sich statt Ihrer zu opfern?“ fragte der Advokat lachend.

„Eigentlich ja . . .“

„Na, dann zweifle noch einer, daß der Mensch denkt und Gott lenkt!“ rief Schaumann mit unverkennbarer Lustigkeit. „Da hat sich Ihr sauberer Herr Kamerad im eigenen Netze gefangen, denn wissen Sie, daß Fräulein Natalie so etwas von einem überständigen Frauenzimmer, Fräulein Malwine, deren Cousine, aber erst 24 Jahre, ein liebes, herziges, vortreffliches Mädchen und trotz ihres großen Vermögens kindlich anspruchslos und von so auffallenden äußeren Vorzügen ist, daß ich behaupten möchte, die sämmtlichen jungen Offiziere der hiesigen Garnison würden um die Wette barfuß nach Kevelaar pilgern, um sie zu bekommen, — Sie selber nicht ausgenommen!“

„Mich dürfen Sie getrost ausnehmen, denn ich bin anderwärts gebunden,“ sagte Arthur mit einem glücklichen Lächeln und leichten Erröthen. „Ich würde niemals nach Geld heirathen, selbst jenes Fräulein Malwine von Mardorf mit all ihren Vorzügen nicht! Mein Wort . . .“

„Tatatah, verschwören Sie nichts, Herr v. Löbell!“ rief Schaumann; „Ihr Wort in Ehren, aber es soll niemand sagen: ich werde von diesem Wasser nicht trinken, bester Herr Premier-Lieutenant. Ich wünschte, Sie sähen einmal das Fräulein, denn ungesehen können Sie ja kein Urtheil abgeben. Na, vielleicht kommen Sie bald nach Buchenau, und dann werden wir bald aus einem andern Tone pfeifen.“

„Auch hierin muß ich Ihnen leider widersprechen, Herr Schaumann,“ entgegnete Arthur. „So freundlich mich Fräulein v. Seehagen auch eingeladen hat, und so sehr es mich drängt, durch mündliche Abbitte den ungünstigen Eindruck zu verwischen, welchen ein unbedachter Einfall und plumper Scherz von mir und Schwarzbach jüngst auf meine theure Großtante gemacht haben, so bin ich doch vollkommen entschlossen, in den nächsten Wochen nicht in Ihre Gegend zu kommen.“

Herr Schaumann meinte mit schlauem Lächeln, er wolle die Sache auf sich beruhen lassen, und verabschiedete sich, nachdem ihm Arthur noch innig gedankt und vergebens versucht hatte, durch Suggestivfragen genau zu ermitteln, ob Tante Seehagen wirklich die großmüthige Retterin gewesen sey, worüber der gewandte Advokat jedoch ein diplomatisches Stillschweigen bewahrte.

10.

Die nächsten Tage vergingen Herrn v. Löbell in einer eigenthümlichen Aufregung. Die innigste Dankbarkeit gegen seine Retterin erfüllte ihn und drang ihn, der Tante einen wirklich herzlichen Brief zu schreiben, worin er ihr zunächst genaue Aufklärung über jene Mummerei und ihre Veranlassung gab und sich selber nicht schonte, aber so eindringlich die Verzeihung der Tante erbat, daß diese all' ihren Groll schwinden sah, um so mehr als es darauf in dem Briefe hieß:

„Uebrigens haben Sie ja, theuerste Tante, bereits Ihre Vergebung auf eine Weise bethätigt, welche ein treuer lebendiger Abglanz Ihres herrlichen Gemüthes ist und mir wieder ganz lebhaft die engelsmilde, liebreiche Freundin meiner Kindheit vor die Seele rief. Ich achte den Schleier des Geheimnisses, welchen Sie hierüber, als echte Christin, gebreitet wissen wollen, damit, wie die Schrift sagt, die linke Hand nicht erfahre, was die Rechte gethan; aber ich werde in Ihnen nichtsdestoweniger Lebens-lang meine treue, großmüthige Freundin und Retterin sehen und Sie täglich, stündlich segnen. Sie sollen an mir noch erleben, daß Ihr großmüthiges Wohlwollen gegen mich mir Pflichten auferlegt hat, welche ich nie versäumen werde. Ich bitte Sie

nur um Eines, theuerste Tante — entziehen Sie mir Ihr Vertrauen nicht! Mögen die Züge des Bildes, welches ich Ihnen hier beizulegen wage, mir so viel Kredit bei Ihnen erwerben, daß Sie mich wenigstens nicht für einen Selbstsüchtling und kalten, berechnenden Menschen halten, sondern mir noch Dankbarkeit und Treue zutrauen können, — namentlich Treue und innigen Dank gegen Sie, den guten Genius, den rettenden Engel meines Lebens!«

Und dabei lag noch ein kleines, einfaches, aber tief empfundenes und schön gedachtes Gedicht an Tante Seehagen, das seine Wirkung nicht verfehlte. Tante Seehagen war, wie die meisten wohlhabenden und wohlthätigen Damen, etwas anspruchsvoll in Beziehung auf Dankbarkeit und etwas erpicht auf Lobsprüche. Die Nächstenliebe war bei dem Fräulein nicht blos Sache des Herzens, sondern auch ein wenig Sache der Eigenliebe, und das Gefallen an derlei Lobsprüchen und Schmeicheleien war mit den Jahren eher gewachsen. Ohne sich daher irgend eines besondern Verdienstes um Arthur bewußt zu seyn, nahm sie daher dessen Dank als etwas Verdientes hin und glorificirte sich selbst damit.

»Siehst Du, Herzenskind, wie genau mich der gute Junge kennt?« sagte sie zu ihrer Nichte, als sie den Brief gelesen hatte, und Thränen hingen ihr in den grauen Wimpern; »er weiß wohl, daß ich ihm nicht zürnen kann, daß ich ihm schon vergeben habe! Ja, ja, er kennt mich schon aus alter Zeit, der wackere Junge! Und sieh' nur, Herzchen, wie schmuck er ist! ein echter Löbell! Ja wohl, das sind dieselben Züge wieder, die mich schon an dem Knaben so anmutheten! Ei, warum konnte er mir diese Photographie nicht früher senden, dann hätte Herr v. Schwarzbach uns nie diesen häßlichen Streich spielen können! Da sieh' nur diese glückliche Physiognomie, liebes Kind, und lies nur den herzigen Brief, den er mir geschrieben! O mein Himmel, der liebe Junge hat mich zu Thränen gerührt!« und sie weinte wirklich.

Malwine hatte Bild und Brief mit bebender Hand ergriffen und war damit an das Fenster geeilt, um ersteres genauer zu betrachten und der Tante die glühende Röthe ihres Angesichts, das stürmische Wogen ihres Busens zu verbergen, deren sie sich nicht erwehren konnte, als sie bei dem ersten Blick auf das Bild in demselben das treue Konterfei ihres Ritters vom Leyenstapel in Köln erkannte. Ja, das waren seine offenen ehrlichen Züge, seine großen treuen sinnigen Augen, sein gelocktes Haar, sein »Tasso-Kopf,« wie sie ihn gegen Natalien bezeichnet hatte. Und als sie nun erst den Brief las, da fiel ein unbeschreiblicher Sonnenschein von Glück in ihre Seele herein bei dem glühenden Danke, den er der Tante zollte, weil er *sie* für die Urheberin seiner Rettung hielt, die seinem Leben eine Wendung gegeben. Sie gönnte der Tante diesen unverdienten Triumph, denn sie war froh, daß Arthur's Verdacht nicht auf sie selbst gefallen war. Sie freute sich nur über seine Rettung, die ihr gelungen, und die er so sehr zu verdienen schien, denn ein edler, uneigennütziger Mensch war er jedenfalls, das ging genugsam daraus hervor, daß er der Tante unumwunden eingestand, wie er nur darum nicht nach Buchenau gekommen sey, weil sich sein ganzer innerer Mensch gegen den Gedanken einer blosen Geldheirath ohne Liebe empört habe, und weil er sich selbst das Wort gegeben, nie ein Vermögensjäger zu werden, sowie weil er seit Kurzem in aller Stille ein Ideal in seiner Seele trage...

O Himmel! Malwine hätte aufjubeln und sich an Tantchens Hals werfen und dieser alles gestehen mögen, was ihr in diesem Augenblick Herz und Seele bewegte; aber sie wußte ja, daß sie bei ihr nicht viel Verständniß hiefür finden würde, und es däuchte ihr Entweihung, ihr eigenes süßes Geheimniß vor jemand zu enthüllen, welcher es doch nicht in seinem ganzen Umfang würdigen und werthen könnte.

„Nun, Herzing, was sagst Du dazu?“ fragte Fräulein v. Seehagen endlich.

Malwine wischte ihre Thränen ab, wandte sich um und sagte mit wehmüthigem Lächeln: »Jenun, Herzens-Tantchen, er ist ein lieber böser Mensch, und ich meine, Sie sollten ihn bestrafen!«

»Bestrafen, Herzchen? wofür denn, mein Kind?«

»Für die Täuschung, welche er Ihnen bereitet hat, liebste Tante!“ entgegnete Malwine schmeichelnd und setzte sich zu Fräulein v. Seehagen auf den Divan. »Sie lesen ja, daß Herr v. Löbell jetzt keinen Urlaub erhalten wird, weil er für Herrn v. Schwarzbach Dienst zu thun hat. Da würd' ich denn unmaßgeblich vorschlagen, liebstes Tantchen, wir machen uns einen Spaß, reisen nach Köln, nehmen uns einige Zimmer im ersten Hotel, und ich schreibe einige Zeilen an ihn, des Inhalts, daß zwei Damen, welche ihm eine wichtige Mittheilung zu machen hätten, ihn zu sprechen wünschten, und lassen ihn zu uns kommen. Er findet uns unter anderm Namen, und wir wollen dann sehen, ob er sie wieder erkennt und ob seine schönen Worte in diesem Briefe auch ernstlich gemeint sind....« — Der Zweifel in ihn, den sie damit aussprach, trieb Malwinen eine glühende Röthe in's Gesicht.

»Hm, verdient hätte er es schon durch die Täuschung, die er uns spielen ließ,« sagte die Tante lächelnd; „aber es wäre doch grausam, mein Kind! Und dann die Reise in dieser Jahreszeit, so unmittelbar vor Weihnachten!«

»Ach gehen Sie, Herzenstantchen! sind Sie nicht erst vorige Weihnachten nach Breslau gereist, und bei noch kälterem Wetter?« fragte Malwine schmeichelnd. »Wir fahren ja erster Klasse, nehmen unsere guten Reisepelze mit und können zwei oder drei Haltpunkte machen, wenn es Sie allzu sehr angreift. Aber Sie sind ja noch so rüstig, so jugendlich kräftig, Herzenstantchen. Solch eine Fahrt von zwölf Stunden ist ja eine Kleinigkeit für Sie!« setzte die kleine Schelmin schlau hinzu.

„Du hast allerdings nicht unrecht, Herzing! die Strapaze fürchte ich nicht, und der Scherz gefiele mir im Grunde nicht übel, allein wäre es nicht einfacher, wenn Arthur zu uns käme und die Feiertage bei uns zubrächte, wie es beabsichtigt war?“

„Aber Herzenstantchen, Sie vergessen ja ganz, daß er jetzt keinen Urlaub bekommen wird, und daß er, selbst wenn diese

Schwierigkeit gehoben wäre, wohl nicht große Lust haben dürfte, mit Herrn v. Schwarzbach hier zusammen zu treffen? Erinnern Sie sich denn nicht, in welche Gefahr ihn Herr v. Schwarzbach durch jenen Wechsel versetzt hat, — eine Gefahr, aus welcher Sie ihn gerissen zu haben scheinen, wie in diesem Briefe hier steht, — und daß er in jenem Schreiben, welches Sie vor acht Tagen eröffneten, Herrn v. Schwarzbach die Freundschaft aufgekündigt hat?«

»Ach ja, das ist leider wahr,« erwiderte die Tante gedankenvoll.

»Und dann scheint mein Herzenstantchen vergessen zu haben,« fuhr die kleine Schmeichlerin fort, »daß nach Nataliens gestrigem Briefe die Cousine beabsichtigt, über die Feiertage mit ihrem Verlobten hieher zu kommen und sich Ihrer Verzeihung zu versichern, welche Sie den Beiden aber auch schriftlich gewähren können, beste Tante, denn wenn ich Sie recht kenne, haben Sie zwar Natalien und Herrn v. Schwarzbach schon vergeben, ohne aber gerade diesen Herrn auf längere Zeit als Gast in Ihrem Hause willkommen zu heißen, in welches er sich auf eine nahezu perfide Weise eingeschlichen hat.«

»Hm, hm, ich kann Dir nicht ganz Unrecht geben, Herzchen!« sagte die Tante gedankenvoll; »so versöhnlich und gutherzig ich auch bin, fällt es mir doch schwer, jenen Herrn v. Schwarzbach schon jetzt zu sehen. — Hm, hm, eigentlich kann ich Nataliens Bitte um gastliche Aufnahme nicht abschlagen, falls ich über Weihnachten zu Hause bin, und nach Berlin mag ich unter solchen Umständen auch nicht ...«

»Also ist es das Klügste, Herzenstante, wir reisen nach Köln, nicht wahr? und Sie schreiben Natalien ab?«

»Nun ja, es wird wohl nichts andres übrig bleiben, mein Herzing!« sagte die Tante; »gib mir mein Schreibepultchen her, und sage Christelchen, daß wir übermorgen reisen. Sonnabend ist ein guter Tag!«

Die kleine Schelmin fiel der Tante lautjubelnd um den Hals und küßte und herzte sie wie trunken, denn sie hatte nun das Plänchen durchgesetzt, mit welchem sie sich schon seit jenem Nachmittage getragen, wo sie Herrn Schaumann Auftrag ertheilt hatte, nach Köln zu reisen. —

Arthur v. Löbell hütete inzwischen geflissentlich seine Zimmer und wich jeder Berührung mit den Leuten aus, denn es war ihm nichts unangenehmer, als von jedem Bekannten um nähere Auskunft und Aufklärung über die so unvermuthet rasche Verlobung seines Freundes Schwarzbach angegangen zu werden. Niemand wollte ihm glauben, daß er von den Verhältnissen des Fräuleins Natalie v. Mardorf nichts näheres wisse, denn bei seinen innigen und vertrauten Beziehungen mit Karl sah ihn jedermann für den Vertrauten von diesem an. Die Kunde von dieser Verlobung, an deren Wirklichkeit man nach den gedruckten Anzeigen nicht mehr zweifeln durfte, hatte in der ganzen Stadt um so größeres Aufsehen erregt, als man die Schuldenmasse des Premierlieutenants v. Schwarzbach ziemlich genau kannte, und als das Gerücht den Betrag von Nataliens Vermögen in's kolossale emporgetrieben hatte, wozu vielleicht Karl absichtlich Veranlassung gegeben hatte. Wer konnte es Herrn v. Löbell verdenken, wenn er nicht gern auf dieses Thema einging, da es ihn an Zeiten erinnerte, wo sein schönes, inniges Vertrauen, seine enthusiastische Hingabe an einen Freund, den er um seines überlegenen Verstandes willen wahrhaft bewunderte, auf solch schnöde Weise getäuscht worden war? —

Es war am Montag vor Weihnachten, und Arthur hatte sich soeben angekleidet, um auszugehen und kleine Weihnachtsgeschenke für seine Eltern und Schwestern einzukaufen, als ein Lohndiener aus dem Hotel Disch ihm ein zierliches Billet überbrachte, dessen Handschrift ihm schon die hellen Flammen aus den Wangen schlagen ließ. Es enthielt nur die Worte:

»Sehr geehrter Herr!

»Wie ich Ihnen neulich gemeldet, bin ich mit meiner theuren Adoptivmutter auf der Durchreise hier angekommen, und wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie die Gewogenheit hätten, uns ein halbes Stündchen zu schenken und so Gelegenheit zu geben, Ihnen mündlich unsern herzlichen Dank abzustatten. Wir werden von eilf Uhr an zu Ihrer Verfügung seyn, und freuen uns herzlich auf Ihre nähere Bekanntschaft.

»U. A. w. g. Hochachtungsvoll
Malwine.«

»Sagen Sie den Damen, daß ich es mir zur Ehre rechnen werde, ihnen meine Aufwartung zu machen,« sagte Arthur zu dem Lohndiener, und sein Herz hüpfte laut vor Jubel. »Und wer sind diese Damen?« setzte er dann hinzu.

»Ein Fräulein Hagemann mit Nichte und Bedienung aus Wolfenbüttel, Zimmer Nr. 13 und 14 im ersten Stock,« entgegnete der Lohndiener. »Die beiden Damen sind gestern Abend mit dem vorletzten Zuge angekommen, und die jüngere ist sehr hübsch.«

Als ob Arthur dieß nicht gewußt hätte! —

Die Uhr der St. Columba-Kirche hatte kaum eilf Uhr geschlagen, als Arthur in den Thorweg von Kölns erstem Hotel trat und sich von einem der Kellner nach den Zimmern 13 und 14 führen ließ. Als er die Treppe hinauf kam und rechts nach hinten abbog, kam ihm eine alte Zofe entgegen und begrüßte ihn mit Lächeln wie einen alten Bekannten. Er ward also erwartet, aber wohl nicht ungeduldiger, als er selbst dem Wiedersehen seines Schützlings von jenem Abend entgegensah. »Nur hier herein, Herr v. Löbell, wenn ich bitten darf,« sagte Christelchen, und öffnete die Thüre von Nr. 13.

Am Fenster, der Thüre gegenüber, saß mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, eine junge Dame, die sich bei dem Eintritt des Lieutenants rasch erhob und ihm wie mit Purpur übergossen entgegen trat. Ja, das waren die großen, braunen, freundlichen Augen, das reine jonische Profil, der kleine schwellende Mund, das runde Kinn! Das war die feine, lange, schmale Hand, die jetzt leise in der seinigen bebte; das war dieselbe sympathische Stimme, die ihn damals schon so sehr angemuthet hatte, und die nun mit einer reizenden Befangenheit und mühsam verhaltenen Bewegung halb stammelnd halb flüsternd die Worte sprach: »Seyn Sie uns herzlich will-

kommen, Herr v. Löbell, und vergeben Sie mir die Bemühung, die ich Ihnen verursache. Aber ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, Sie meiner theuren mütterlichen Freundin vorzustellen. Liebe Tante, das ist mein freundlicher ritterlicher Paladin, Herr Premierlieutenant Arthur v. Löbell! — und hier ist Fräulein Hagemann, meine liebe Großtante!«

»Ich freue mich aufrichtig, mein Fräulein! . . .« stammelte Arthur, der seiner Bewegung nicht sogleich Herr werden konnte, und beugte sich herab, um der Dame, die sich vom Sopha erhoben hatte, die Hand zu küssen. Als er den Kopf wieder aufrichtete und der alten Dame in's Gesicht blickte, sah er Thränen in den Augen der freundlichen Matrone, deren dicke Züge ihm etwas bekannt erschienen, obschon er sich derselben nicht deutlich entsinnen konnte. Er lehnte bescheiden den Dank ab, welchen das Fräulein stammelte, und nahm den angebotenen Ehrenplatz auf dem Sopha neben ihr ein, denn auf diese Weise nöthigte er Malwinen, sich ihm gegenüber in das volle Licht zu setzen, welches durch die beiden hohen Fenster hereinfiel. Während er den Damen seine herzliche Freude ausdrückte, sie in Köln zu sehen, und sich ihnen zum Mentor und Cicerone beim Besuch der Sehenswürdigkeiten erbot, umspielte sein Blick unaufhörlich und mit gierigem Forschem Malwinens holde Gestalt, und er fand mit stillem Entzücken, daß seine Unbekannte gerade keine blendende Schönheit, aber eine durch gewinnende Anmuth reizende Erscheinung sey. Der hohe schlanke Wuchs von tadellosem Ebenmaß, voll Grazie und Geschmeidigkeit, der Kopf edel und schön geformt, die Taille wunderhübsch, Fuß und Hand so klein und zart, wie man sie für ein Attribut von guter Abkunft hält. Am meisten aber fesselte Arthur dieses Gesicht, auf welchem jetzt eine Gluthwelle um die andere aufschlug, während das geistvolle freundliche Auge bald verschämt sich senkte, bald mit einer unbeschreiblichen jungfräulichen Schüchternheit aufblickte und in Thränen schwamm.

Es währte nicht lange, so war eine heitere unbefangene Unterhaltung im Gang. Die alte Dame hatte ihm so freundlich und herzlich für den Dienst gedankt, den er ihrer lieben Großnichte und Adoptivtochter erwiesen, und sich dann angelegentlich erkundigt, ob er der Sohn des Kreisforstmeisters v. Löbell in St.. sey, und auf Arthurs Bejahen sich nach verschiedenen Angehörigen seiner Familie und deren Verbleiben erkundigt. Dann war von Malwinens Reise die Rede gewesen und diese hatte erzählt, wie sie im Spätsommer mit Bekannten eine Reise nach Süddeutschland gemacht, München und die bayrischen Alpen, den Bodensee und das badische Oberland besucht und endlich den Heimweg den Rhein hinab gemacht habe; wie dann ihre Begleiterinnen sie veranlaßt, von Koblenz aus einen Abstecher in das reizende Lahnthal zu machen, wo sie bei einer entfernten Verwandten ihrer Begleiterin einige Zeit auf dem Lande sich aufgehalten, wie eine der beiden Schwestern auf jenem Gute erkrankt und Malwine so genöthigt worden sey, allein nach Hause zurückzukehren weil sie ihrer mütterlichen Freundin versprochen habe, auf einen bestimmten Tag wieder zu Hause zu seyn, und wie sie auf dieser Reise in jene Verlegenheit gekommen, aus welcher sie durch das umsichtige und ritterliche Einschreiten des Herrn Lieutenants glücklich erlöst worden sey. Und Malwine erzählte so gut und anschaulich und ihre schönen munteren Augen begleiteten den Vortrag mit solch beredten Blicken auf den Retter und auf die Tante, daß Arthur ihr ganz entzückt zuhörte und diesen steten Wechsel der Farbe auf ihren Wangen mit dem größten Interesse beobachtete.

Arthur versuchte durch einige diplomatische Fragen zu ermitteln, ob die Damen wirklich in Wolfenbüttel selbst wohnten, da einige Andeutungen ihm hatten glauben machen wollen, daß sie eigentlich auf dem Lande lebten; aber die Damen umgingen eben so gewandt den Bescheid auf diese Andeutungen, und er konnte darüber nicht in's Klare kommen. Die alte Dame nahm überhaupt nach den ersten Fragen über seine Familie mehr einen passiven Antheil an der Unterhaltung, verlor aber den Lieutenant keinen Augenblick aus dem Gesicht, sondern blickte ihn unverwandt mit einem Ausdrucke so tiefer Rührung und solch innigen Wohlwollens an, daß Arthur sich unwillkürlich ebenfalls zu der guten alten Dame hingezogen fühlte.

So sehr es Arthur sonst anwiderte, von sich selbst zu reden, so mußte er doch nach und nach den beiden Damen auf ihre Fragen mancherlei Auskunft über sich selber und seine Verhältnisse geben, und so äußerte er im Verlauf dieser Unterhaltung auch, daß er eigentlich nur aus Gehorsam gegen den Wunsch seines Vaters sich der militärischen Laufbahn gewidmet, aber in derselben nur geringe Befriedigung gefunden habe und sich schon lange mit dem Gedanken trage, seinen Abschied zu nehmen und einen andern Beruf zu ergreifen.

»Und welcher Beruf würde Ihnen denn besser gefallen, als der Soldatenstand?« fragte Fräulein Hagemann mit sichtlichem Interesse.

»Die Landwirthschaft oder das Forstwesen,« erwiderte Arthur. »Ich bin auf dem Lande erzogen und aufgewachsen und sehne mich förmlich, wieder aus den dumpfen Städten hinauszukommen und in der ländlichen Stille und Abgeschiedenheit im steten trauten Verkehr mit der Natur zu leben.«

»Daran thun Sie in der That recht, Herr Lieutenant,« entgegnete Malwine lebhaft, und Arthur wähnte zu bemerken, daß das holde Mädchen dabei ihrer mütterlichen Freundin einen bedeutsamen Blick zuwarf; »ich kann Ihre Stimmung vollkommen werthen, denn auch ich bin ein Flüevogel wie Sie, dem nur im Grünen, in der Freiheit des platten Landes, zwischen Wäldern, Wiesen und Feldern wohlig zu Muthe ist. Ich habe in Berlin, in Dresden, in Hannover und in mancher andern größern Stadt gelebt, aber die Reize und Vortheile des städtischen Lebens haben mir die Annehmlichkeiten des Landlebens niemals aufzuwiegen vermocht.«

Arthur pflichtete ihr mit stummem Blick und Geberdenspiel bei; und Fräulein Hagemann fragte nun: »Aber wie kommt es denn, Herr v. Löbell, daß Sie dieses Vorhaben auszuführen zögern? Sie sind ja mündig und selbständig, und Ihre Eltern werden Sie doch jetzt, wo sie sich über Ihren innern Beruf

zu irgend einem Stande klar seyn müssen, nicht zwingen wollen, gegen Ihre bessere Ueberzeugung noch Offizier zu bleiben?"

„Mit nichten, mein Fräulein, meine Eltern halten mich davon nicht zurück," entgegnete Arthur; „vielmehr bin ich überzeugt, daß mich mein Vater, obwohl er sehr wenig bemittelt, in meinem Vorhaben noch unterstützen würde; allein seither hielten mich andere Gründe ab, und vor Allem der Mangel an einem energischen Anstoß und an einer passenden Gelegenheit hinzu."

„An Gelegenheit?" fragte Fräulein Hagemann; „ei, Ihr Herr Vater ist ja selbst Forstmann, und wenn Sie die Landwirthschaft praktisch kennen lernen wollen, so haben ja mehrere Löbells große Güter, und Sie sind, wenn ich nicht irre, verwandt mit einem Fräulein v. Seehagen, die in der Gegend von Halberstadt ein hübsches Gut hat . . ."

„Fräulein Ulrike von Seehagen auf Buchenau bei Quedlinburg ist allerdings eine Verwandte von mir, eine Dame welche ich sehr hochschätze und der ich mich zum aufrichtigsten Dank verpflichtet fühle," sagte Arthur; „kennen Sie diese Dame, mein Fräulein?"

„Oja, wir kennen uns ziemlich genau," entgegnete das Fräulein lächelnd. „Besuchen Sie Fräulein v. Seehagen zuweilen auf ihrem Gute? hat sie Ihnen noch nie gesagt, wie sehr sie beklagt, daß keiner ihrer Verwandten sich der Landwirthschaft gewidmet und ihr die Sorge für ihr Gut abgenommen hat?"

„Um Vergebung, mein Fräulein, meine Bezüge zu Großtante Seehagen sind zwar schon alt, denn ich bin schon als kleiner Knabe auf ihrem Schoose gesessen und einer ihrer Lieblinge gewesen; aber das Leben hat uns aus einander gerissen, und so stehen wir erst wieder seit Kurzem in einem recht freundlichen Briefwechsel. So hat mir Tante Seehagen von jenem Wunsche noch nichts mitgetheilt, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil ich sie noch nicht in Buchenau besucht habe, und wohl auch vorerst nicht besuchen werde."

„Und warum denn nicht?" fragte die alte Dame; „fürchten Sie denn eine ungünstige Aufnahme?"

„Keineswegs; was Fräulein v. Seehagen an mir gethan hat, läßt mich im Gegentheil die größte Freundlichkeit erwarten."

„Nun? und welcher Grund kann Sie denn anders abhalten, als etwa das Ungemach der Winterreise?" fragte Malwine lebhaft.

„Oh, mein Fräulein, wie können Sie mich für einen solchen Weichling halten?!" erwiderte Arthur mit lächelndem Vorwurf. „Nein, meine Damen, Ihnen darf ich ja im Vertrauen sagen, was für Motive mich abhalten: Sehen Sie, ich habe mich vor Kurzem an einer Mystification gegen die liebe treffliche Dame betheiligt, ohne deren Tragweite zu bedenken, und obschon Fräulein v. Seehagen für diese Schuld feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt und mir eine Wohlthat erzeigt hat, die über all mein Erwarten ging, so ist die Erinnerung daran doch noch zu neu und zu lebhaft in mir, als daß mich nicht eine sehr natürliche Delikatesse abhielte, der würdigen trefflichen Dame jetzt unter die Augen zu treten."

„Dieses Zartgefühl macht Ihnen Ehre, Herr v. Löbell, obschon es vielleicht übertrieben ist," entgegnete Fräulein Hagemann; „sagten Sie nicht selbst, das Fräulein habe Ihnen verziehen?"

„Allerdings, aber sie hat es mir noch nicht geschrieben! Sie hat mich seit jener Mystifikation keines Briefes mehr gewürdigt, obschon ich . . ."

„Und der andere Grund Ihres Wegbleibens, wenn ich bitten darf?" fiel ihm Malwine lebhaft in's Wort, als wollte sie ihre sichtlich bewegte Pflegemutter an einer Antwort hindern.

„Der andre Grund ist einfach der: ich bin arm, habe nichts als meinen Degen und mein Selbstgefühl, das gewiß kein krankhaft überbotenes ist," erwiderte Arthur offen und treuherzig. „Aber bei Fräulein v. Seehagen lebt eine jüngere entfernte Verwandte . . ."

„Malwine Mardorf, nicht wahr?"

„Ganz recht, mein Fräulein! Jenes Fräulein v. Mardorf soll eine reiche Erbin seyn, und der Besuch, den ich meiner lieben freundlichen Gönnerin in Buchenau mache, wird mich in den Augen der Welt dem Argwohn blosstellen, daß ich eigennützige selbstsüchtige Absichten auf die Hand und das Vermögen jener jungen Dame habe."

„Ah, und was haben Sie gegen Malwine Mardorf einzuwenden, Herr von Löbell? ist sie nicht eine durchaus achtbare, ehrenhafte Person?" fragte die jüngere Dame mit einem plötzlichen Ernste.

„Im Gegentheil, der Umstand, daß sie bei meiner Gönnerin lebt, bürgt mir für des Fräuleins innern Werth," entgegnete Arthur; „aber ich will nun einmal nicht als ein Vermögensjäger dastehen, und — mein Herz ist nicht mehr frei," setzte er mit einem so bedeutsamen Blicke in Malwinens dunkles forschendes Auge hinzu, daß diese mit tiefem Erglühen zu Boden schaute, obschon in diesem Augenblick ein Gefühl unendlicher Seligkeit sie wie ein elektrischer Strahl durchbebte. Aber schon im nächsten Moment verklärte ein unnennbar süßes Lächeln Malwinens freundliches Gesicht, ihr Auge erwiderte flüchtig den Blick des Lieutenants, glitt dann hastig forschend über das Gesicht der mütterlichen Freundin hin und mäßigte sich aus Furcht vor Beobachtung.

„Und worin bestand die Wohlthat, welche Sie Fräulein v. Seehagen so hoch anrechnen?" fragte sie schnell, um über ihre eigene tiefe Bewegung hinwegzukommen. — „Oder ist es vielleicht indiskret, darnach zu fragen, Herr Lieutenant?"

„O nein, Ihnen kann ich es wohl sagen, meine Damen! Fräulein v. Seehagen war so großmüthig, meine Ehre zu retten, indem sie durch ihren Geschäftsmann mehr als fünftausend Thaler Schulden für mich bezahlte!"

„Wie?" rief Fräulein Hagemann fast erschrocken; „fünftausend Thaler! Ihr Wort in Ehren, Herr v. Löbell, aber das ist nicht möglich! das hätte Schaumann . . ."

„Ja, mein Fräulein! das hat Fräulein v. Seehagen durch Herrn Schaumann gethan!“ sagte Arthur.

„Das sieht dem Fräulein ganz ähnlich — das ist ganz ihre Art!“ rief Malwine, um ihre Verlegenheit zu maskiren. „Mich wundert nur, daß Herr Schaumann sie verrathen hat, denn sicher hat sie ihm darüber das tiefste Stillschweigen zur Pflicht gemacht.“

„Herr Schaumann hat auch in der That nichts gestanden, aber die Vermuthung lag ja so nahe, daß ich gar nicht zweifeln konnte,“ sagte Arthur, etwas befremdet über die seltsame Aufregung von Fräulein Hagemann. Allein in diesem Augenblick trat Christelchen in's Zimmer und berichtete, der Zimmerkellner lasse respektvoll anfragen, ob die Herrschaften an der Table d'hote speisen wollten oder auf dem Zimmer?“

„An der Table d'hote, Christelchen,“ entgegnete Malwine; „und bitten Sie den Kellner, uns drei Couverts vorzubehalten, denn Herr v. Löbell darf uns das Vergnügen nicht versagen, heute unser Tischgenosse und Gast zu seyn, — nicht wahr, Herzenstantchen?“

„Gewiß, gewiß, mein Herzchen!“ erwiderte die alte Dame und legte beide Hände bittend auf Arthurs Arm. Dieser nahm die Einladung ohne Umstände an, denn jeder Augenblick an der Seite dieses Mädchens, das ihn von Minute zu Minute mehr bezauberte, war ihm kostbar.

Christelchen ging; bevor aber noch das Gespräch wieder in Gang kommen konnte, hörte man draußen auf dem Korridor lebhafte Stimmen, und die Thüre ward aufgerissen und eine Dame in sehr elegantem Reisekostüm stürzte herein und eilte zuerst auf die Tante zu, welche stürmisch von ihr umarmt ward, dann auf Malwinen, die diese Begrüßung jedoch mit sichtlicher Befangenheit aufnahm.

„Du lieber Himmel, beste Tante, welche Ueberraschung, Sie hier zu sehen!“ rief die Dame im Reisekostüm; „ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu können, als ich Christelchen auf der Treppe begegnete. Karl, lieber Karl! komm herein, daß Du die Tante um Verzeihung bittest!“ rief sie nach der Thüre hin, durch welche nun Karl v. Schwarzbach mit süßlichem, jedoch halb verlegenem Lächeln hereintrat.

„Beste Tante, vergeben Sie mir, wie Sie ihm vergeben haben!“ sagte Karl, auf Arthur deutend, und ergriff die Hand von Tante Seehagen. „Ueben Sie Nachsicht, denn in der Liebe sind ja alle kleine Künste erlaubt!“

„Herr v. Schwarzbach, ich habe Ihnen verziehen, denn in meinem Herzen ist keine Bitterkeit,“ entgegnete die Tante mit einiger Ergriffenheit, aber doch mit ungewöhnlichem Ernste im Ton. „Ich segne Ihren und Nataliens Bund! Ich werde Natalien stets gewogen bleiben; allein es ist mir nicht möglich, Sie in meinen Räumen herzlich willkommen zu heißen. Ihre Vergangenheit scheidet uns.“

„Dann bedaure ich, Sie belästigt zu haben, meine Gnädige, denn unsere Zukunft enthebt uns der Nothwendigkeit, von Ihren Launen abzuhängen,“ entgegnete Schwarzbach mit schneidender Kälte. „Uebrigens weiß ich nun, woher dieser Wind weht, und werde mir über diese Intrigue anderswo Auskunft erbitten,“ fügte er mit einem giftigen Seitenblick auf Arthur hinzu, der diese versteckte Drohung mit geringschätziger Kaltblütigkeit hinnahm. „Komm, mein Engel! ich werde Dich nach dem Hotel du Nord bringen, um dem Fräulein unsern unliebsamen Anblick zu entziehen!“

Natalie zögerte jedoch noch, und betrachtete erstaunt die Tante, Malwinen und den Herrn v. Löbell. „Liebste, beste Tante, Sie werden mir doch die Gelegenheit nicht rauben wollen, mich zu rechtfertigen?“ sagte sie bittend und verwirrt; „was ist denn geschehen? Habe ich Sie gekränkt?“

„Nein Du nicht, mein Kind! aber Dein Verlobter, welcher das Vertrauen meines lieben Schützlings hier Jahre lang mißbrauchte und ihn durch eine perfide Handlung beinahe in's Verderben stürzte, kann in unserm Kreise kein gern gesehener Gast seyn!“

„Und dieß hier ist also Herr von Löbell, Dein Verlobter, Malwine?“ fragte Natalie und betrachtete sehr degagirt den künftigen Vetter, der sich verbindlich gegen sie verneigte.

„Herr v. Löbell mein Retter, aber noch nicht mein Verlobter,“ versetzte Malwine mit rosigem Erglühen. „Ohne Dein unerwartetes und überraschendes Dazwischentreten wüßte er noch nicht einmal um unsern Namen. Du hast uns unsern ganzen hübschen Plan vereitelt, Natalie!“

„Also auch ein Plan, auch ein Incognito?“ rief Natalie; „jenun, wir sprechen darüber ein ander Mal. Mein Hierseyn darf Sie aber nicht überraschen, beste Herzenstante, denn als wir die Nachricht von Ihrer Reise über die Weihnachtszeit erhielten, entschloß ich mich kurz meinem theuren Karl hieher zu folgen, um die nöthigen Verlobungs-Besuche zu machen. Und Sie sind also auch hieher gereist, um Ihren stillen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, theuerste Tante? Nun, ich freue mich herzlich darüber, Herr Cousin! Auf Wiedersehen, meine Lieben!“ Damit rauschte sie aus dem Zimmer, und ließ die drei Personen in einiger Verwirrung zurück.

„Also meine liebe theure Tante, meine großmüthige Wohlthäterin?“ rief Arthur und zog von neuem Fräulein von Seehagens Hand an seine Lippen.

„Mein lieber theurer Arthur! mein alter Liebling!“ sprach die Matrone tiefbewegt und unter Thränen; „ja, ich bin Deine alte treue Freundin, die Dir wohl will, wenn ich gleich nichts von jener angeblichen Wohlthat weiß. Doch gleichviel, ich habe Dich wieder, ich sehe Dich gerettet und ganz so wie ich Dich mir vorgestellt und gewünscht habe. Und weil Du nicht zu uns kommen wolltest aus Motiven, welche Dir nur Ehre machen, so kamen wir zu Dir. Das Incognito aber ist das Werk des lieben kleinen Schelms da, der auch jedenfalls Deine Schulden bezahlt hat, denn Schaumann ist auch ihr Geschäftsmann.“

„Ist es möglich, Fräulein! ... Sie also? ...“ stammelte Arthur ganz verwundert und verlegen.

„Reden wir nicht davon! es war der schönste Genuß den ich mir lebenslang gemacht habe, denn es stand bei mir fest beschlossen, falls Sie mir nur halb so gut wären, wie ich Ihnen, mein Vermögen und meine Zukunft mit Ihnen zu

theilen. Ich habe viele Bewerbungen abgelehnt, aber wenn Sie mir gut sind . . .“

„Malwine, Sie entzücken mich, aber ich bin arm, Ihr Schuldner! . . .“

Die Vermittelung der Tante überwand seinen Widerstand leicht, denn das Herz zog mächtig. —

„Wie sonderbar, daß es all dieser Umstände bedurfte, um Euch zusammenzuführen, meine Kinder!“ sagte die Tante endlich; „ihr habt mich wegen meines Lieblingswunsches recht leiden lassen, und jetzt seid ihr doch da, wo ich Euch haben wollte. Warum kamst Du nicht sogleich auf meine erste Einladung nach Buchenau, lieber Arthur?“

„Theuerste Tante, daran sind eigentlich Sie selbst Schuld!“ versetzte Arthur lachend; „wie konnten Sie es über's Herz bringen, mich mit jener Photographie, die Sie mir als diejenige Malwinens einschickten, so grausam zum Besten zu haben?“

„Ich, mein Junge?“

„Ja, Sie, beste Tante! konnten Sie es anders erwarten, als daß ich, nachdem ich diese lieben Züge und süßen himmlischen Augen gesehen hatte, vor einer Gestalt wie diese hier zurückbeben mußte?“ fuhr er fort und nahm aus seiner Brieftasche die fragliche Photographie, die er damals mit derjenigen der Tante erhalten hatte.

„Du lieber Himmel, nun begreife ich alles!“ rief Malwine mit fröhlichem Lachen beim Anblick dieses Bildes. „Herzenstantchen, da haben Sie sich schön vergriffen! Sie sandten Arthur anstatt meines Bildes dasjenige von Fräulein Lehnert, meiner Tanzlehrerin! Nun leugne mir jemand das neckische Spiel des Zufalls!“

„Fürwahr,“ sagte die Tante; „es ist das Bild der Lehnert. Und daher all diese Unruhen, Sorgen, Verwirrungen und Täuschungen!“

„Welche gleichwohl zu zwei Heirathen geführt haben, Herzenstante! und nun müssen Sie auch Herrn v. Schwarzbach vergeben, der ja auch ein Getäuschter war. Nein, es ist wirklich lustig! die emeritirte Tänzerin galt für eine abschreckende reiche Erbin!“

„Wir wollen ihr ein kleines Jahresgehalt aussetzen, liebes Herzing, damit sie auch etwas von der Sache hat, denn jetzt sage ich zu allem Amen!“ entgegnete die Tante stillvergnügt.

Wanderungen in den Pyrenäen und den baskischen Provinzen.

Von R. Nellenburg.

(Fortsetzung.)

Wir hielten in dem Dorfe Louvin, um ein Gabelfrühstück einzunehmen und wurden hier von einem jener schaurig-erhabenen Gewitter überrascht, wie sie nur im Hochgebirge zu sehen sind, und wie ich deren schon mehrere erlebt hatte, z. B. eines auf der Gemmi, ein andres in Chiavenna am südlichen Fuße der Alpen; aber ich muß gestehen, das Gewitter hier am Fuße der Pyrenäen übertraf an wilder Majestät alles was ich irgend jemals von solchen Naturerscheinungen gesehen hatte. Die Luft war aber nach dem Gewitter so rein und klar, so labend und erfrischend, daß wir es als eine wahre Wohlthat betrachteten. Dicht bei Louvin, in Bielle, steht eine kleine Kirche wo noch vier Marmorsäulen gezeigt werden, welche Heinrich der Vierte aus alter Bekanntschaft und Anhänglichkeit an das Thal zum Geschenke begehrte; die Dörfler schlugen sie ihm aber rundheraus ab. „Unsere Herzen, unser Leben und Besitzthum gehört Euch, Sire,“ sagten sie; „verfügt darüber ganz nach Belieben; aber jene Säulen gehören Gott, und wir müssen Euch daher in dieser Sache an ihn verweisen.“ Am Ende des Thales, das je länger desto enger wird, — denn die Berge treten hier immer näher zusammen und der Charakter der Hochgebirgsnatur gibt sich mählig immer deutlicher kund, — liegt eines der berühmtesten und besuchtesten Pyrenäenbäder, Eaux-bonnes, in eine Art Schlucht oder Kluft eingebettet, die, von den benachbarten steilen felsigen Anhöhen eingeschlossen, mich lebhaft an Bad Pfäfers erinnerte. Die vornehme und elegante Welt von Paris und von dem übrigen Frankreich sucht Sommers hier frische Luft und Erholung, denn die Pyrenäenbäder sind neuerdings stark in die Mode gekommen. Eaux-bonnes hat daher allen Luxus eines fashionablen französ. Bades aufzuweisen: vortreffliche, elegant eingerichtete Wohnungen, Hotels ersten Ranges, ausgezeichnete Tables d'hote, elegante Läden voll Mode- und Phantasie-Artikeln, Buchhandlungen, reich fournirte Magazine, Lesezimmer, Concerte, Bälle und natürlich auch eine geräumige Promenade mitten im Dorfe, beschattet von Reihen von Bäumen, wo es um die Zeit, wo die schöne und elegante Welt spazieren geht, von Schaaren von Damen und Herren wimmelt, die sich hier in aller Glorie der umfangreichsten Crinolinen, der winzigsten Damenhütchen, der dütenförmigsten Pantalons und der kürzesten Röcke präsentiren. Wie sehr man sich hier auch umsehen mag, man bemerkt gar keinen wesentlichen Unterschied zwischen hier und Baden-Baden, Wiesbaden oder Homburg, außer etwa darin, daß hier alles dreimal theurer ist, als in unseren deutschen Spielhöllenbädern. Es genügte daher, in einem solchen Orte ein paar Stunden gerastet und übernachtet zu haben; und wir brachen deßhalb am andern Morgen in aller Frühe wieder auf, um zu Fuße eine Bergtour nach Gabas und dem Pic du Midi d'Ossau zu machen. Eine Wanderung von anderthalb Stunden bringt uns nach einem andern beliebten Pyrenäenbade, nach Eaux-chaudes, das wo möglich noch enger als Eaux-bonnes in eine Bergschlucht eingeklemmt ist. Aber der Zugang der Schlucht, worin das Bade-Oertchen liegt, ist in hohem Grade großartig und malerisch: die Höhe der steilabfallenden Berge, die bald vom Gipfel bis zum Fuße in grüne Buchsbaumwälder gehüllt, bald nackt und starr in jähen Abstürzen emporstarren, ihr kahles Kalkgestein zerrissen und zerklüftet von den Rinnsalen der Gebirgswasser, die bisweilen in langen Fällen wie silberglänzende Bänder sich von dem düstern Gestein abheben, und die Mannigfaltigkeit der An- und Aus-

sichten, welche die um zahllose Felsennasen und Vorsprünge sich krümmende und windende Straße gewährt, verleihen diesem Theil der Reise ein hohes Interesse. Namentlich der Rückblick auf Eaux-bonnes durch ein finsteres Felsenthor gehört zu den schönsten Punkten in den Pyrenäen. Die Berge auf beiden Seiten fallen ganz steil ab, und begegnen sich beinahe an der Thalsohle wo die Gave als tosender Bergstrom in lauter wilden kurzen Fällen daher donnert. Auf der halben Höhe der Berglehne, wo die Straße förmlich aus dem Felsgestein herausgehauen ist, erblickt man mindestens 1500 Fuß unter sich den kleinen Badeort, und über dem Haupte des Wanderers steigen die Felsenwände mindestens noch eben so hoch an. Ein unbeschreibliches tiefergreifendes Düster lagert über diesem Orte, und den feierlichen Ernst der Scene erhöht noch das dumpfe Brüllen der Gewässer.

Der Weg von Eaux-chaudes nach Gabas ist wahrhaft bezaubernd. Ueberall ist man von Granitblöcken eingeschlossen, deren riesige Schultern insgesamt mit einer reichen Vegetation bedeckt sind, die eine ungemeine Frische und Manchfaltigkeit von Grün zeigt: Kiefern, Fichten, Buchen, Birken, Eichen, Erlen und riesige Haselnußstauden überwuchern um die Wette ein dichtes Unterholz von Buchs, zwischen welchem die farbenreichsten und vielfachsten wilden Blumen sprossen. Gerade diese üppige Vegetation, dieser gleichsam aus allen Wänden quellende Ueberfluß von Pflanzenleben in seiner endlosen Mannigfaltigkeit der Formen und Abwechslung der Farben unterscheidet die Pyrenäen von den Alpen. Aber die Sonne brennt heiß, und der rauhe Weg ermüdet, und so bereuen wir es nicht, Saumpferde mitgenommen zu haben, denn es ist keine Frage, daß man sich die Schönheiten einer Gegend angenehmer betrachtet, wenn man vier Fuß über dem Boden von einem sichern Thiere getragen wird. Ich besteige also auch eines der Pferde, lege ihm die Zügel auf den Hals und nehme, während wir so auf dem frischbeschlagenen macadamisirten Wege hinreiten, mit gierigem Behagen alle die bezaubernden Eindrücke dieses wunderbaren Schauspiels voll Schönheit und Erhabenheit in mich auf.

Von Gabas aus verlassen wir die Heerstraße und biegen in einen steilen Saumpfad ein, der uns mühsam zu der Hochebene hinanführt, wo sich uns eine glorreiche Ansicht des Pic du Midi darbietet, die allein schon die ganze Reise hieher aufwiegt. Der Morgen ist wunderbar schön, der Himmel ganz klar und wolkenlos, die Luft so weich und lind, wie wir es in den Alpen nur selten trafen. Dieß erhöht unsern Genuß wesentlich. Der Pic du Midi ist jedenfalls einer der großartigsten Punkte in der ganzen Kette der Pyrenäen, und erhebt sich in solcher Steilheit, daß ich ihm in den Alpen nichts zur Seite setzen kann, als das Matterhorn; dazu ist er in der Nähe des Gipfels in zwei Zacken gespalten. Der Schnee liegt funkelnd und glänzend in den Spalten und Schluchten an der Basis des obersten Gipfels, und rings umher bilden ungeheure, dicht bewaldete Berge gleichsam die Strebepfeiler oder Unterlagen um ihn her, und am Fuße des gewaltigen Bergstocks hat man eine grüne Hochebene, die von zahlreichen Bergströmen durchflossen ist. Nachdem wir dieses Plateau noch in verschiedenen Richtungen durchzogen hatten, um auch noch andere Aussichtspunkte zu gewinnen, machten wir uns wieder auf den Heimweg nach Eaux-chaudes, wo wir am späten Nachmittag ziemlich müde anlangten.

Am folgenden Tage ward ein noch beschwerlicherer Ausflug unternommen. Wir wollten nämlich nach Panticosa, und brachen Morgens in aller Frühe von Eaux-chaudes auf, denn die erste Morgenfrühe ist die köstlichste Tageszeit in den Pyrenäen: der Himmel so klar, die Luft so frisch, der Pfad so hell und thauig, die Pässe so nebelfrei, die vergoldeten Berggipfel so geisterhaft schön und duftig in ihrem Aetherblau und ihrer Himmelshöhe! Der Weg führte uns anfangs wieder bis Gabas wie gestern; dort aber bogen wir links ab nach Le Port d'Anéou. Zuerst passirten wir ein sehr großartiges Engthal oder Defilee zwischen felsigen Bergen, und hatten den prachtvollen Anblick, die Sonne über jene zerrissenen, zerklüfteten, zackigen Gipfel und Spitzen emportauchen zu sehen. Dann gelangten wir auf die Höhe und hatten nun eine sehr schöne Ansicht vom Pic du Midi von der entgegengesetzten Seite aus. Wir rasteten, um zu frühstücken, auf einem sehr hochgelegenen Punkte des Col oder Passes, den wir überstiegen, und mußten hier unsere Pferde entlassen, denn wir näherten uns der spanischen Grenze, und durften unsere französischen Thiere nicht weiter mit uns nehmen. Ohnedem war der Weg auch jetzt so steil und rauh, daß sie uns wenig förderlich gewesen wären; daher griffen wir zu unseren Bergstöcken und wanderten zu Fuße weiter nach Spanien, dessen Grenze wir bald hinter uns hatten. Die Gegend war in hohem Grade wildromantisch und großartig. Wir hielten in dem Dorfe Salients, einem der wenigen, welche wir vom Gipfel des Berges herab in der Hochebene weit zerstreut gesehen hatten. Das Dörfchen war armselig genug, lag aber wunderhübsch und malerisch da. Die einzige kleine Straße, welche es bildet, ist eng und schmal und hat ein verwünschtes Pflaster von großen und kleinen unregelmäßigen Feldsteinen, welche planlos in den Koth gesetzt sind und die schmale Seite heraufbieten, so daß sie den Fußgänger beinahe zur Verzweiflung bringen, um so mehr als sie ganz locker liegen. Man meint, sie seyen nur für Izards (Gemsen) und Ziegen eingerichtet, aber die Dörfler mit ihren Schuhen aus Stricken oder Binsen (Alpargatas) machen sich aus diesem Pflaster nicht viel. Die Häuser scheinen aus lauter Steinwänden zu bestehen, denn sie haben ihre Fenster insgesamt auf der Rückseite; und als wir das Dorfwirthshaus erreichten, ging der Zutritt zu demselben durch einen kleinen schmutzigen Hof in das Erdgeschoß des Hauses, welches mit Kieseln gepflastert war und eine Art Stall bildete, an dessen jenseitigem Ende eine bresthafte, schmutzige, steile Leiter-artige Treppe uns in das erste Stockwerk hinaufführte. Diese Beletage nun war der bewohnte Theil des Hauses, und enthielt die Küche, die Wirthsstube und die Schlafkammern, welche jedoch insgesamt gleich räucherig, rußig, schwarz und abstoßend aussahen. Die Hitze war drückend und wir sehnten uns nach Labung und Erfrischung; aber weder das Obdach noch das was Küche und

Keller boten, waren von der Art, daß sie uns lange fesselten. So waren wir denn am Ende froh, mit noch leerem Magen dem Wirthshause wieder den Rücken zu kehren und durch das enge, gewundene, schmale heiße Gäßchen nach der Kirche hinan zu klettern, welche auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Dorfe stand. Es war ein armseliges Kirchlein, mit Kieseln gepflastert wie der Hausflur in dem Wirthshause, mit staubigen, wackelig und gebresthaft aussehenden Altären und sonstigen Geräthen und mit mancherlei geschmacklosen Schmierereien an den Wänden; ihr einziger Schmuck waren einige uralte gute Bilder aus vor-raphaelischer Zeit. Wir sahen weder Priester noch Andächtige und mußten hier wie allenthalben die Wahrnehmung machen, daß die Kirchen in den spanischen Dörfern ungleich schmuckloser und verwahrloster waren, als in den französischen Gemeinden dieser Gegenden. Wir verließen jetzt das Dorf und wanderten auf steilen rauhen Gebirgspfaden nach Panticosa, und machten hie und da Halt, um über die südwärts gekehrten Berge hinaus köstliche Aussichtspunkte nach den Ebenen von Aragon hin zu gewinnen. Am Nachmittag gegen fünf Uhr erreichten wir das Dorf Panticosa und begegneten hier zum ersten Male einem Zug echter spanischer Maulthiere, deren bunte grellfarbige Decken, Zäume und Zierrathen allerliebst mit ihren glatten, glänzenden Flanken, ihren scharfen Nüstern und langen spitzen Ohren kontrastirten. Einige davon trugen Waarenballen, Kisten, Fässer, Koffer und anderes Gepäcke, andere wurden von Reisenden in spanischer Tracht geritten, welche offenbar im Begriff waren, sich in eines der Pyrenäenbäder zu begeben, und die anscheinend Eile hatten. Auch die Arrieros oder Maulthiertreiber waren sehenswerth, ein kräftiger, untersetzter, malerischer Menschenschlag mit kühnen, wilden, ausdrucksvollen Gesichtern. Die ganze Scene hatte etwas ungemein charakteristisches, einen unvergleichlichen Lokalton. Wir machten mitten im Dorfe Halt, um mit den Maulthiertreibern um Maulthiere zu handeln, welche uns nach den Bädern von Panticosa bringen sollten, die hoch oben in den Bergen liegen, eine ziemliche Strecke über dem Dorfe, denn man hat volle zwei Stunden über einen rauhen steilen Pfad zu reiten. Nachdem wir Handels-eins geworden waren, bestiegen wir die Maulthiere und ritten hinter der Gesellschaft von Reisenden her, die wir vorhin getroffen hatten. Es war in der That ganz romantisch, als wir allmählig immer höher stiegen, in einiger Entfernung vor uns die lange Reihe der Saumthiere mit ihren Lasten und Reitern und Reiterinnen und den begleitenden Maulthiertreibern den im Zickzack emporsteigenden Pfad hinanklettern zu sehen. Später war ein solcher Anblick für uns nichts neues mehr, allein anfänglich verursachte uns die Neuheit dieses Schauspiels viele Unterhaltung. Im Hinaufreiten kamen wir auch an Männern vorüber, welche am Weg die Felsen sprengten und manchmal ganze Haufen Trümmer über unsern Pfad herunterschichten. Allerdings stellten sie hie und da ihre Arbeit ein, wenn wir in ihre Nähe kamen; allein immerhin war es ein gefährliches Ding, diesen Theil des Wegs zu passiren, und wir waren recht froh, als wir ihn hinter uns hatten. Als wir uns dem hohen Punkte näherten, welchen die Bäder hier oben einnehmen, erschracken wir ordentlich über die Steilheit der Felsen zu beiden Seiten der gewaltigen Schlucht. Man sagt zwar, man könne in den Alpen nirgends ein Senkloth an einer Schnur mehr als 2—300 Fuß hinunter lassen, ohne daß es anstreife; allein trotz des trügerischen Ansehens der steilen Abfälle sah es hier doch aus, als könnte man mit dem Bleilothe senkrechte Wände von vielen tausend Fußen abmessen.

Als wir endlich das Bad erreichten, fanden wir, daß es in einer düstern, von Felsen eingeschlossenen Region ohne alle Bäume und Sträucher lag. Die ganze Umgebung war unbeschreiblich nackt, öde, kalt und unheimlich, und am Fuße des kleinen Auswaschungsthales, worin die Gebäude standen, lag einer jener finstern, melancholischen, grabesstillen Tarns oder Gebirgsseeen, wie sie in den Pyrenäen so häufig sind. Die Lage der Bäder von Panticosa erinnerte mich einigermaßen an diejenige des Hospizes auf dem großen St. Bernhard, nur daß wir hier keinen Schnee und Eis um uns hatten, wie in der starren Einsamkeit jenes Alpenpasses.

Die Einrichtung der Bade-Anstalt von Panticosa war eine höchst ursprüngliche und einfache — man gab sich hier gewaltig wenig Mühe mit den Reisenden, welche Unterkunft suchten, und das Ganze erinnerte manchfach an ein orientalisches Karawanserai. Als wir nämlich mit einigen von den anderen Reisenden in das Hauptgebäude der kleinen Niederlassung traten, wies man uns in ein kleines Zimmer oder Büreau, wo nach der Reihe der Ankunft jedem Einzelnen ein Schlüssel gereicht ward. An dem Schlüssel befand sich eine Nummer, und nun ward einem jeglichen überlassen, in dem weitschichtigen Gebäude nach besten Kräften die Thüre aufzusuchen, zu welcher sein Schlüssel gehörte. Endlich fand ich mich, mit der freundlichen Hülfe eines der spanischen Arrieros, nach der kleinen Stube zurecht, welche nur ein Feldbett mit Matratze und Teppich, zwei hölzerne Stühle und einen winzig kleinen Tisch enthielt; und als ich hier die Fenster geschlossen und mein kleines Reisegepäck abgelegt hatte, stieg ich die Treppe wieder herunter nach der Küche und bestellte für mich und meine Gefährten ein Abendbrod, das bei den beschränkten Mitteln des Proviants, welcher den Wirthen zur Verfügung steht, ziemlich frugal ausfiel, und uns in einer an die Küche stoßenden Halle servirt wurde, wo Badegäste, Arrieros, Reisende, Säumer und Hirten, alle unter einander in größter Freiheit und Gleichheit beisammen saßen und ihr Abendbrod verzehrten oder ihren dunkelrothen Landwein tranken und ihre Cigarretten rauchten und mit einander plauderten. Müde und angegriffen wie wir waren, gingen wir bald zu Bette, denn am folgenden Morgen erwartete uns wieder ein tüchtiger Marsch.

Um vier Uhr Morgens war alles schon wieder im Hause munter, denn die Maulthiertreiber brechen meist schon frühe auf, da sie in der Mittagszeit ihren Thieren einige Ruhestunden gönnen müssen. Es war fünf Uhr vorüber, als wir in die Küche herunterkamen, wo unser bereits das Frühstück harrte. Es war ein echt spanisches, nämlich eine kleine Tasse Chokolade nebst zwei langen Zuckerbroden, ein großes Glas

frischen Wassers und eine runde Kugel sogen. zucarillo, d. h. eine Art Schaum aus Eiweiß, Zucker und Vanille, das man in das frische kalte Wasser wirft, um es abzuschmecken. Hierauf bezahlten wir unsere Zeche, nämlich das Logis besonders, denn die Badgebäude nebst Betten und Möbeln gehören der Gemeinde Panticosa, — und die Verpflegung auch wieder abgesondert, die wir in Anbetracht der hohen einsamen Lage des Wirthshauses sehr mäßig und gegenüber den Rechnungen in den Hotels der fashionablen Pyrenäenbäder kaum nennenswerth fanden. Endlich bot man uns noch mit einem freundlichen: „Vayan Usted con Dios!" Feuer zu unseren Cigarren, und wir schritten in den kühlen frischen Morgen hinaus.

Der Weg führte durch Pässe und Schluchten des Hochgebirges und über weite Schutthalden über der Baumgrenze hin; doch war er höchst unterhaltend und manchfaltig und zeigte uns die Natur des Hochgebirgs in ihrer ganzen Manchfaltigkeit und charakteristischen Eigenthümlichkeit. Wir hatten eine Menge der großartigsten und herrlichsten Aussichten, bald auf die langen Kämme der schroffen zackigen Spitzen des Gebirgs, bald in die dichtbewaldeten Thäler und Vorberge, bald hinaus in die fernen Ebenen Aragoniens oder über die westlichen und nördlichen Vorberge hinaus in die Niederungen Südfrankreichs hinein. Als wir den Grat des Gebirgs in der Nähe des Pic von Panticosa überschritten und den französ. Boden wieder betreten hatten, sahen wir den herrlichen Kegel des Vignemale in ziemlicher Nähe und gelangten bald nach Cauterets, einem andern Pyrenäenbade, welches ziemlich hoch oben in den Bergen liegt und mehr von Kranken als von Gelangweilten besucht wird. Hier waren wir nun in den eigentlichen Hochpyrenäen, mitten im Hochgebirge, das mich vielfach an die Glarner und an die Graubündner Alpen in der Nähe des Selvretta erinnerte. In Cauterets machten wir nur eine kurze Mittagsrast, und wanderten dann weiter nach Luz, einem Centralpunkt von bedeutender Anziehungskraft, von wo Reisende in verschiedenen Richtungen hinauswandern, um die schönen und erhabenen Punkte der Umgebung zu durchforschen. Der Weg von Cauterets nach Luz führt durch zwei Thäler, welche bei Pierresitte einen Winkel bilden. Die sanfteste, weichste Schönheit und Anmuth charakterisirt hier die Landschaft, ausgenommen daß da und dort in Felsengebilden und Sturzbächen einige kühnere Züge hereinragen und dem Ganzen ein Relief geben. Das Hochgebirge ist gelegentlich in der Nähe der höchsten Joche noch mit sehr sorgfältig angebauten Getraidefeldern belebt. Die kleine Stadt Luz liegt angenehm in einem weiten breiten Thale, welchem nach Süden hin die herrliche Bergkette der Pyrenäen zum Hintergrunde dient. Ueber die Stadt herein schauen die Trümmer einer alten Burg, welche einst dem schwarzen Prinzen gehört haben soll.

Für mich hatte die Stadt besonders Eine anziehende Sehenswürdigkeit, nämlich die frühere Kirche der Tempelherren, halb Burg halb Gotteshaus. Zur Maurenzeit waren die Templer hier in den Pyrenäen ziemlich zahlreich angesiedelt als Schirm der Christenheit gegen die Einfälle der Moslem, und überall wo sie sich niedergelassen, hatten sie ihre eigenthümlichen Bauten von halb orientalischem Aussehen mitgebracht. So laufen auch um ihre Kirche in Luz Mauern mit Zinnen und Schießscharten rings herum, und der niedrige Kirchthurm erinnert an den Belfried der alten Burgen des frühen Mittelalters. Den Zugang zur Kirche bildet ein gewölbter Thorweg mit Fallgattern, und das Innere der Kirche ist von der düstersten Art. Einzelne Theile des Gebäudes sind noch aus dem eilften Jahrhundert. Namentlich zeigt man aber noch an der Seite der Kirche ein kleines, nun vermauertes Pförtchen, durch welches ehedem die sogen. Cagots oder Aussätzigen eintreten mußten, wenn sie dem Gottesdienst anwohnen wollten. Die Cagots waren eine an Geist und Körper schwächliche Race, den Cretinen der Alpen etwa analog, doch in den Pyrenäen weit zahlreicher, und darum später vom Verkehr mit der übrigen Menschheit beinahe abgesperrt. Sie mußten eigene Stadttheile bewohnen, durften sich nur unter einander verheirathen und nur unter sich verkehren, und hießen oder heißen noch heute bei den Franzosen la race maudite. Unter diesem Titel hat ein französ. Arzt, Francisque Michel mit Namen, welcher längere Zeit in den Pyrenäen lebte, ein eigenes dickes Buch über sie geschrieben, welches sehr viel interessante Thatsachen enthalten soll. Ihr Ursprung, sowie die Ursache ihrer Verkommenheit und Proscription sind noch in Dunkel gehüllt, allein heutzutage ist ihr Vorkommen auch weit beschränkter als ehedem, und in den Pyrenäen nicht häufiger als der Cretinismus in den Engthälern der mitteleuropäischen Hochgebirge überhaupt ist. Die größere Reinlichkeit und Behaglichkeit der Wohnungen und des Lebens überhaupt, sowie die Kreuzung ihrer Nachkommen mit gesunden Menschen mag am wesentlichsten zum Aufhören dieser epidemischen und endemischen Krankheit beigetragen haben.

Nahe bei Luz ist das berühmte kleine Schwefelbad St. Sauveur, wo der Kaiser und die Kaiserin der Franzosen sich mehre Wochen lang zur Kur aufhielten. Die Zeit meines Besuches in St. Sauveur fiel gerade mit dem Aufenthalt des kaiserlichen Paares zusammen, und verlieh dem Ort augenblicklich ein noch höheres Interesse. Die Lage dieses Badeortes ist höchst merkwürdig, denn das Thal von St. Sauveur ist sehr eng, die steilen Hänge seiner Seitenwände dicht bewaldet, und die einzige Straße oder Häuserzeile, welche das Dorf bildet, ist buchstäblich zwischen die Felsen hineingeklemmt, so daß sie aus einiger Entfernung wie eine Reihe Schwalbennester aussieht. Ein wildes Bergwasser durchrauscht die schmale Thalsohle. Das kaiserliche Paar hatte sich in St. Sauveur mit einem sehr bescheidenen Unterkommen begnügt, und entfaltete durchaus nicht den Luxus wie in Biarritz oder Plombières. Das Haus, worin das Kaiserpaar wohnte, war ganz einfach und klein, und unterschied sich von den übrigen Häusern nur durch die beiden Schildwachen vor der Thüre. Auf der einen Seite des Hauses war eine Art roher Kaserne oder Baracke für die wenigen Soldaten aufgeschlagen, welche die Leibwache Napoleons III. bildeten, und auf der andern Seite war die Werkstätte und der Laden eines Schneiders, welcher hier den ganzen Tag an seinem Zuschneidetisch und auf seiner

Boutike bei offenen Fenstern arbeitete. Die ganze Nachbarschaft des Hauses war außerordentlich still und schweigsam, und außer uns wenigen Fremden schienen sich weder die Einwohner noch die Badegäste von St. Sauveur ungewöhnlich viel um die kaiserliche Familie zu bekümmern. Mir war der Mann des Jahrhunderts, der die Schicksale Europa's in der Hand hält, allerdings sehr interessant, doch hütete ich mich wohl, dieses Interesse auf eine zudringliche Weise zu Tage treten zu lassen; meine britischen Reisegefährten dagegen legten mit echt britischer Nonchalance eine Neugier an den Tag, welche bald die Aufmerksamkeit der Polizei auf sie lenken mußte. Sie gingen nämlich so lange und so oft vor der kaiserlichen Wohnung hin und her, daß sie auffallen mußten, und ihnen alsbald einige militärisch aussehende Männer mit langen Knebelbärten auf Tritt und Schritt folgten, bis man ermittelt hatte, wer sie waren, nämlich ein Londoner Kaufmann und seine Frau, und ein niedriger Beamter mit seiner Tochter, welche eine sehr degagirte und vornehmthuende Miß von neunzehn Jahren war, die durch eine geschmacklose, überladene und bizarre Toilette, sowie durch ihre blaue Brille, ihre Zeichnenmappe und ihren Feldstuhl nahezu das Gespötte der gebildeteren weiblichen Badegäste war. Von den mißtrauischen Polizeimaßregeln, womit sich Kaiser Napoleon angeblich umgeben soll, war hier nichts zu bemerken; allerdings fiel mein Vollbart und etwas zerknitterter Panamahut einem Polizei-Sergeanten am ersten Morgen auf, und er folgte mir von ferne in unsern Gasthof, wo er sich sehr höflich meinen Paß ausbat, den er aufmerksam musterte und mit dem Bemerken fortnahm, daß er ihn in einer Viertelstunde wieder bringen werde; und in der That erschien er auch nach kaum zehn Minuten wieder und behändigte mir den Paß mit einem freundlichen Lächeln und einer artigen Entschuldigung, daß er mich derangirt habe, weil er nicht Deutsch verstehe. Sonst aber schien alle nur erdenkliche Freiheit des Verkehrs in St. Sauveur zu herrschen, und mich überraschte sogar ein Anschlagzettel an der kaiserlichen Wohnung, welcher ausdrücklich ankündigte, daß jeder der dem Kaiser oder der Kaiserin Bittschriften zu überreichen beabsichtige, diese in die Lade werfen möge. Am Nachmittag begegnete ich dem kaiserlichen Paare, als es gerade von der Spazierfahrt zurückkam; es waren einige Equipagen und Vorreiter, aber alles ganz einfach und anspruchslos. Kaiser Napoleon saß auf dem Bocke, seinen Sohn neben sich, und kutschirte selbst; die Kaiserin mit ihren Damen nahm die beiden anderen Sitze des Char-à-banc ein, und die übrigen Begleiter folgten. Beim Aussteigen blieb die Kaiserin noch unter der Thüre stehen, spielte mit ihrem Spazierstocke, plauderte, gab einem Lakaien Aufträge und empfing eine Briefmappe oder ein Porte-feuille aus den Händen eines Soldaten. Der Kaiser trat nach einer kleinen Weile wieder aus dem Hause, ging, seine Cigarette rauchend, auf der Terrasse auf und ab, und spazierte dann noch ein Stückchen Weges weit, um nach der Arbeit einiger Männer zu sehen, welche an einer von ihm selbst entworfenen neuen Landstraße beschäftigt waren. (Schluß folgt.)

Hannah More.

Ein Musterbild aus dem weiblichen Wirkungskreise.

Es könnte vielleicht kein schneidenderer Contrast gefunden werden, als zwischen der Frau von Staël, deren Biographie wir jüngst gaben, und der edlen einfachen Frau, deren Leben zu schildern jetzt unsere Feder beschäftigen soll.

Betrachten wir den Lebenslauf der Frau von Staël einen Augenblick vorurtheilslos genauer! Hat sie direkt oder indirekt Gutes gewirkt? Nein. Ihre Eitelkeit war ihr Leben. Ausgerüstet mit allen Mitteln, die Welt besser zu verlassen, als sie dieselbe fand, zerstückelte sie ihre reichen Talente, um sich den Ruf eines immer sprudelnden, glänzenden Witzes, einer unwiderstehlichen Anziehungskraft zu erjagen.

Huldigte Jemand ihrer Herrschaft, so war sie liebenswürdig; widerstand er derselben, so war sie intolerant und unversöhnlich. So lebte sie, sammt all ihren Gaben, ein unnützes, werthloses, herzloses Leben und sank in's Grab ohne von Jemand außer ihrem Familienzirkel gesegnet oder beweint zu werden.

Wenden wir uns jetzt zu Hannah More.

Hannah More war beinahe mit den gleichen Gaben ausgerüstet, und wie ganz anders wendete sie dieselben an!

Sie schrack vor öffentlicher Aufmerksamkeit mit all der Bescheidenheit einer Engländerin zurück, sehnte sich nie nach nutzloser Berühmtheit, sondern bemühte sich auf jedmögliche Weise Gutes zu thun.

Die Staël und More bilden einen hübschen Contrast als Typen zweier Nationalitäten. Die ihrer selbst bewußte Französin, nach Beifall haschend und doch sich nie um wirklich Gutes kümmernd, und die bescheidene, vielleicht linkische Engländerin, die vor jeder Oeffentlichkeit erschrickt und sich nur sehnt, im Stillen all das Gute zu wirken, welches die Basis jeder irdischen Glückseligkeit bildet.

Hannah More war, gleich der Mehrheit aller berühmten Männer und Frauen, so glücklich, eine Mutter zu besitzen, deren Geist und gesundes Urtheil sie über die gewöhnliche Stufe der Frauen erhob.

Hannah war die zweitjüngste von den fünf Töchtern des Jacob More, eines Geistlichen, welcher die Tochter eines Gutsbesitzers geheirathet und nie Ursache hatte, seine vorzügliche Wahl zu bereuen.

Gleich Frau von Staël fing Hannah schon in früher Jugend zu kritzeln an, und man erzählt sich, daß die jüngste Schwester sich jeden Abend bitterlich beklagte, weil Hannah, die doch selbst kaum recht sprechen konnte, stets entzückt von der Zeit plauderte, in welcher sie ein ganzes Buch Papier zu freier Verfügung haben werde, und weil sie deßhalb nicht schlafen könne. — Schon zu dieser Zeit entwickelte Hannah eine strenge Moral, die sie ihr ganzes Leben hindurch beobachtete. Auf jeden Fetzen Papier, das sie auftreiben konnte, schrieb sie eingebildete Briefe an eingebildete schlimme Menschen, bat sie gut zu seyn und betete für ihre Bekehrung.

Schon vor ihrem siebzehnten Jahre hatte sie beträchtliche

Aufmerksamkeit erregt; ein berühmter Astronom hatte solche Achtung vor ihrem Styl, daß er seine Schriften ihrem Urtheil unterstellte, und man erzählt, der berühmte Arzt Dr. Woodward sey von ihrer Unterhaltung über Literatur so hingerissen gewesen, daß er positiv vergaß, warum er gekommen und sich erst unter der Hausthüre erinnerte, daß er als Arzt gerufen worden sey und die Patientin gar nicht einmal über ihr Befinden gefragt habe.

Um diese Zeit schrieb sie ein moralisches Drama, „das Suchen nach Glück," für Kinder. Hannah More erhielt schon sehr frühe einen Heirathsantrag von dem Bruder einer der Zöglinge aus dem Institute ihrer älteren Schwester. Der Bräutigam war jedoch unentschlossen, verschob den bestimmten Hochzeitstag und das Endresultat war, daß die Familie der Braut das Verlöbniß auflöste.

Dieser Epoche erinnerte sich Hannah durchs ganze Leben mit solcher Angst, daß sie nie mehr den süßen Tönen der Liebe lauschen wollte. Herr Turner war jedoch ein Ehrenmann; er ließ Hannah einen lebenslänglichen Jahresgehalt aussetzen.

Als Kind spielte sie oft, wie wenn sie in ihrer Equipage (einem Sessel) fortreise, um berühmte Menschen und Schriftsteller zu besuchen, und dieser Jugendtraum ward endlich Wahrheit. Sie besuchte wirklich berühmte Männer und Frauen und ihr erstes Zusammentreffen mit Dr. Johnson, vor welchem sie eine gewisse, erklärliche Furcht hatte, ist reizend zu lesen. Es ist richtig, daß, wenn ein Fehler in Hannah vorherrschte, es der Wunsch war, Johnson zu schmeicheln, welcher ihr gelegentlich den strengen Tadel ertheilte: „Ueberlegen Sie erst, Madame, was Ihre Schmeichelei werth ist, bevor Sie mich damit belästigen."

Im dreißigsten Jahre begannen verschiedene Leiden, deren Vorboten sich schon in der Jugend gezeigt hatten, sich einzustellen, und das größte Lob, das wir Hannah More zollen können, besteht in der Thatsache, daß ihre chronische Krankheit sie nie ihrer glücklichen Stimmung und Leutseligkeit beraubte.

Es wäre hier nicht am Platze, alle Werke der beliebten Schriftstellerin zu nennen, das bekannteste ist: „Wie Cöleb ein Weib sucht" (Coeleb in Search of a Wife), eine sehr moralische aber nicht heitere Novelle.

Ihr Einfluß wurde nach und nach ungeheuer; selbst der König (Georg III.) zollte ihr die beispiellose Huldigung, ihre Werke schon bevor sie gedruckt waren, zu verlangen.

In Folge zerrütteter Gesundheit zog sich Fräulein More endlich mit ihren Schwestern nach Cheddar zurück, und hier begann das große Werk ihres Lebens — die Errichtung solcher Schulen, wie man sie jetzt selbst in den letzten Dörfern Englands findet.

Der Vikar von Cheddar betrat nie ihr Haus; der Pfarrer war sechs Mal in der Woche betrunken und konnte nur selten predigen, weil seine Augen vom Boxen stets blau und geschwollen waren, und der Gutsherr schwor, jede Erziehung mache das Volk schlecht und faul.

Gegen solch schreckliche Hindernisse hatte Hannah More zu kämpfen, und hiezu gesellte sich noch die Unwissenheit der betreffenden Eltern selbst, denn manche Mutter glaubte fest, daß Fräulein More, wenn sie die Kinder sieben Jahre unterrichtet habe, dieselben als Sklaven verkaufen könnte.

Dennoch blieb sie fest auf ihrer Absicht und bald hatte sie dreihundert Kinder unter ihrer Obhut. Sie lehrte dieselben lesen, schreiben, nähen, spinnen, stricken und andere Zweige nützlicher Industrie.

Hannah bot jedoch diese Wohlthaten nicht umsonst; sie verlangte wöchentlich 9 Kreuzer und das Geld wurde auch meistens regelmäßig bezahlt. Nach Verfluß von zwei Jahren war der Erfolg der Schule schon so groß, daß Hannah More das erste Sommerschulfest feierte und 5000 Personen demselben beiwohnten. So verging Fräulein More's Zeit nützlich und sie hatte Frieden mit sich selbst und den Menschen. Dennoch fehlte es ihr nicht an Prüfungen. So entdeckte sie z. B. Poesie in einer Frau aus dem Volke, sie unterrichtete dieselbe, verschaffte ihr Subscribenten und ihre Bemühungen endeten damit, daß das Weib sie anklagte, ihre Gedanken und selbst ihr Geld gestohlen zu haben.

All das entmuthigte jedoch Hannah nicht, und sie fuhr fort, alles Gute, das ihr möglich ward, zu thun, und alles Uebel, das man ihr zufügte, zu vergessen. Sie erreichte ein hohes Alter und starb ruhig und leicht, ohne Furcht vor dem großen Jenseits. Wir sind überzeugt, daß viele gute englische Damen sich bemühen, Hannah More's edlem Beispiele zu folgen, und wir können ihnen nur einen ebenso friedlichen, glücklichen Tod wünschen, als jener war, der das reiche Leben, welches wir eben skizzirten, endete.

Bücherschau für Weihnachten.

Der Waldläufer; Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben von Gabriel Ferry; für die Jugend bearbeitet von Julius Hoffmann. Zwei Theile in Einem Bande, mit 12 lithogr. Farbendrücken nach Originalzeichnungen von F. Koska. Fünfte Auflage. Breslau, Ed. Trewendt. Preis 2¼ Thlr.

Das vorliegende Werk ist so recht ein Knabenbuch, das auf die jungen Leser beinahe einen ebenso starken Reiz ausüben wird, wie der Robinson Crusoe des alten Defoe, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Jungen daraus mehr lernen werden, namentlich was Länder- und Völkerkunde und Kenntniß von Natur- und Menschenleben in fremden Zonen anlangt, denn der leider zu früh verstorbene Bearbeiter hat es vortrefflich verstanden, aus dem etwas wilden und abenteuerlichen Roman des Herrn v. Bellamar (der sich unter dem Pseudonym Gabriel Ferry verbarg) ein höchst ansprechendes, pikantes, lehrreiches und fesselndes Buch zu machen, welches neben dem Interesse für die Wunder ferner Zonen in unseren Knaben auch noch etwas Thatendrang, Männlichkeit und thatkräftige Romantik weckt, welche ihnen zwischen der pedantischen Stallfütterung mit klassischer Philologie in der Schule und dem krassen Materialismus des heutigen Lebens so gar leicht abhanden kommen. So ist das Buch eines der werthvollsten und willkommensten Festgeschenke, die man rührigen, frischen Jungen aus gebildeten Ständen geben kann, und sey darum zu bevorstehender Festzeit doppelt empfohlen.

Junge Mädchen. Vier Erzählungen von **Mary Osten** (Emilie Eyler). Mit 4 Bildern in lithograph. Farbendruck, von Louise Thalheim. Breslau, Ed. Trewendt 1865.

Die vier allerliebsten Erzählungen dieses zierlichen trefflich ausgestatteten Bandes: „Aus einem Mädchenleben"; „der Brillantring"; „der alte Marktkorb"; „Zwei Schwestern", sind wirklich herzig und mustergültig, und von solch zartem Sinne und tief sittlichem Gehalt, von solcher gesunden Natürlichkeit und Frische, daß wir sie, — namentlich dem vielen unreifen Fabrikmachwerk gegenüber, das gegenwärtig als angebliche Kinderschriften unberufen auf den Markt gebracht wird, — den Müttern gebildeter Stände mit bestem Gewissen empfehlen können.

Trewendt's Jugendbibliothek.

Baron, Rich., Julius und Maria oder der kindlichen Liebe Macht und Herrlichkeit. Mit 4 Stahlstichen. Breslau, Ed. Trewendt.

Hoffmann, Franz, Die Tulpenzwiebel. Liebe Deinen Nächsten. Die Stiefmutter. Mit 1 Stahlstich. Ebendaselbst.

Hoffmann, Jul., Ich sehe Dich schon. Mit 1 Stahlstich. Ebendas.

— „ — **Haß und Liebe.** Mit 1 Stahlstich. Ebendas.

Diese eben aufgeführten vier kleinen hübschen Bücher gehören zu einem Unternehmen, welches die deutschen Eltern und Lehrer in ganz besonderm Grade zu interessiren verdient, denn es hat die schwierige Aufgabe, eine gute, veredelnde, anregende und streng sittliche Unterhaltungsliteratur für unsere deutsche Jugend zu schaffen, mit großem Geschick durchgeführt, wie namentlich die vier hier vorliegenden Einzelnwerke daraus genugsam bekunden, welche größtentheils schon in zweiten Auflagen vorhanden sind und so für ihre Gediegenheit und die freundliche Aufnahme sprechen, welche sie gefunden haben. — In „Julius und Maria" sehen wir ein Kinderpaar durch eifrige Hingebung das unverschuldete Unglück ihres armen Vaters, eines Kassenbeamten, mildern, der aus allzugroßer Nachgiebigkeit gegen das Bitten eines Freundes seiner Kasse eine größere Summe entnommen, welche durch den Bankerott dieses Freundes verloren geht und den Beamten für zehn lange Jahre auf die Festung bringt. Es ist eine tief ergreifende und lehrreiche Geschichte, wie diese beiden Kinder, Julius als Hausirer, Maria anfangs beim Theater, auf eigene Faust arbeiten, um ihres Vaters Befreiung zu erzielen, die ihnen denn endlich mit Gottes Hülfe auch gelingt, und es sind Züge in dieser Erzählung, welche das treue Kindergemüth im höchsten Grade anmuthen. — Die drei Erzählungen von Franz Hoffmann spielen in Holland, in Jamaica und zur See, und in Deutschland, und fesseln ebenso sehr durch Lebenswahrheit wie durch die anschauliche Schilderung der verschiedenen Lebenskreise, worin sie sich bewegen. — „Haß und Liebe" spielt in Konstantinopel, zur Zeit der großen Christenverfolgungen, und schildert mit ergreifenden Farben und Scenen sehr lehrreich den Kampf von Gut und Böse im Menschengemüth, und den Sieg des Gottvertrauens und der Redlichkeit. — „Ich sehe Dich schon," ist eine liebliche kleine Dorfgeschichte aus der Schweiz, ergreifend und fesselnd wie wenige Kindergeschichten, und läßt nur bedauern, daß es dem frühevollendeten Verfasser nicht vergönnt war, sein herrliches Talent noch länger zu Nutz und Frommen der Jugend auszuüben, denn von ihm wie von dem höchst verdienstlichen Unternehmen der Trewendt'schen Jugendbibliothek kann man füglich sagen, daß sie wirklich nur „goldene Aepfel in silberner Schaale" für unsere Kinder darreichen, während in anderen fabrikmäßig produzirten und luxuriös ausgestatteten Jugendschriften der Bücherfabrikanten unseren Kindern gar häufig Steine statt Brod, und eine Schlange für einen Fisch geboten werden, weßhalb Eltern und Lehrer bei der Wahl ihrer Einkäufe nicht vorsichtig genug seyn können.

W. O. v. Horn, Der Leibhusar; — Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege; — Deutsche Treue; zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen; — **Die Eroberung von Mexico durch Fernando Cortez:** — **James Cook;** Leben und Thaten des weltberühmten Seefahrers und Weltumseglers. Wiesbaden, Julius Niedner 1865.

Der verdiente Volksschriftsteller Superintendent Oertel, der unter dem Namen W. O. v. Horn schreibt, bringt in obigen fünf allerliebsten Bändchen wieder, wie seit eilf Jahren, seine sinnige und willkommene Weihnachtsspende, welche der freundlichsten Aufnahme von Seiten unserer Jugend versichert seyn darf. Wie immer, bietet er auch in diesem Jahre wieder allerliebste Geschichten, welche für Knaben und Mädchen gleich anregend und interessant sind, und bewährt in diesen Büchern wieder sein schönes Erzählungstalent recht augenfällig. Daran lernen unsere Kinder wieder viel aus Welt und Zeit in diesen fünf allerliebsten Büchern; erst die Wunder der nun beinahe ganz untergegangenen Kultur in dem früheren Aztekenreiche, das der ungestüme spanische Eroberer Cortez abenteuerlich genug mit einer Handvoll verzweifelter Männer dem mächtigen König Montezuma abgewann; dann die schlimmen Zeitläufte, wo der von dem perfiden Ludwig XIV. aufgestachelte Türke die Christenheit mit Krieg überzog, um das an Siegen und Ehren reiche Erzhaus Oesterreich zu verderben, wobei ihm aber durch Markgraf Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen der Spaß wacker verderben ward, wie dieß im „Leibhusaren" zu lesen; sodann den merkwürdigen Lebensgang des Seefahrers Cook, wie der im fernen Stillen Ocean eine neue Inselwelt entdeckte und endlich seine trotzige Selbstsucht unter den Schleudersteinen und Speeren wilder Insulaner büßen mußte; — sodann die Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung unter dem Joche der Fremdherrschaft, wo selbst zarte Frauen mit Männern und Jünglingen zu den Waffen griffen, um die übermüthigen despotischen Franzosen aus den deutschen Grenzmarken hinauszujagen, und wo namentlich vier deutsche Heldenjungfrauen Marie Werder aus Breslau, Eleonore Prochaska aus Potsdam, Auguste Friedrike Krüger aus Friedland und Marie Eleonore Schulze, geborne Haldemann, unverwelkliche Ruhmeskränze ernteten, indem auch sie ihr Leben und Blut für das Vaterland und seine Befreiung einsetzten; — und endlich die bewegte Zeit des nordamerikanischen Befreiungskampfes, wo ein Häuflein pfälzischer Ansiedler die Erde im Wormingthale im Gefecht gegen überlegene Indianerschaaren blutig düngte, — und die Wirren des dreißigjährigen Krieges, worin die vierhundert Pforzheimer ihre deutsche Treue bewährten. Das sind tief ergreifende und vielfältig lehrreiche Geschichten aus allen Ländern und Zeiten und aus jeder Tonart, mit denen wir die jungen Herzen unserer Kinder erfreuen und guten Samen in ihre Seelen streuen können!

Armin, Th., das alte Meriko und die Eroberung Neuspaniens durch Ferdinand Cortez. Nach W. Prescott und Bernal Diaz u. s. w. Mit 120 Holzschnitten im Text ꝛc. Leipzig, Otto Spamer 1865.

— „ — **Das heutige Meriko;** Land und Volk unter Spaniens Herrschaft, sowie nach erlangter Selbstständigkeit Mit 156 Holzschn. Ebendaselbst.

Die vorliegenden beiden Bände von Otto Spamer's Jugend- und Hausbibliothek gehören entschieden zu dem Werthvollsten und Lehrreichsten, was die literarische und buchhändlerische Produktion auf diesen Weihnachtsmarkt geworfen hat. Meriko ist durch das neugegründete Kaiserreich, an dessen Spitze ein deutscher Prinz steht, unserm Interesse auf's neue nahegerückt; aber selbst abgesehen davon ist es unbedingt eines der schönsten und merkwürdigsten Länder unserer Erde, der Schauplatz einer höchst auffallenden, einst sehr entwickelten, alten Kultur, deren verstümmelte Ueberreste uns ebenso sehr durch Umfang und Großartigkeit, als durch Zweckmäßigkeit imponiren, reichgesegnet mit den Schätzen der Natur aus allen Reichen, der Boden einer merkwürdigen alten Geschichte. Die Aufgabe, allen diesen Gesichtspunkten gerecht zu werden und den ungemeinen Schatz von lehrreichen Thatsachen, welche sich hieran knüpfen, dem deutschen Volk und der reifern Jugend gemeinfaßlich, übersichtlich und anschaulich vorzutragen, war keine leichte; aber um so größer ist das Verdienst des pseudonymen Verfassers, welcher auf eine anerkennenswerthe Weise allen Ansprüchen vollkommen zu genügen und ein höchst anregendes und interessantes Werk von bleibendem Werthe zu schaffen gewußt hat.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Ein Leben und ein Lieben.

Erzählung von Eduard Adolay.

Bertha: „Fort, Pudel!" —
Arnold: „Ich ward so geboren, Mutter!" —
(Lord Byron's „Verwandelter." Erster Akt, Erste Scene.)

Ich stehe vor dem Spiegel und betrachte mich:

Eine kleine, welke Gestalt mit einem mißwachsenen Rücken — eine bleiche Stirne, an den Schläfen von einem blauen Ader-netz durchbrochen und von dünnem, blondem Haar überschattet; dazu zwei dunkle traurige Augen. So habe ich von jeher ausgesehen; ich glaube, so bin ich auf die Welt gekommen. Die Frauen haben immer einstimmig erklärt, an meinem ganzen Menschen sei nichts tadellos als die Augen, Zähne und die Hände. So hat mich also Gott doch nicht ganz leer aus-gehen lassen, als er mir sein schaffendes „Werde!" zurief! Ich habe wenigstens hübsche Augen, weiße Zähne und eine aristo-kratische Hand, um die mich einmal — wie ich später zufällig erfuhr — die Gemahlin eines Ministers beneidet hat! Meine Kindheit?! Ich habe keine gehabt! — Vater und Mutter habe ich nie gekannt. Wie man mir später sagte, war ich drei Jahre alt gewesen, als sich das bleiche Gesicht meiner Mutter zum letzten Male über mich gebeugt und mich geküßt hatte. Es soll dabei eine große Thräne auf meine Stirne gerollt sein und es ist mir manchmal, als brenne dieser geheim-nißvolle Tropfen noch heute fort. Den andern Morgen war sie gestorben...

Meine einzige Schwester — warum starb nicht auch sie als unschuldiges Kind?! — kam frühzeitig in die Residenz des benachbarten Staates um dort Dienst zu thun. Sie war hübsch und seelengut aber auch leichtsinnig.

Als sie mir damals Lebewohl sagte, hing sie an meinem Hals, als wolle ihr das Herz brechen und auch ich weinte, als schwante mir ein Scheiden auf Niewiedersehen....

Die großen Städte sind nimmersatte Ungeheuer, die sich vom Fleisch und Blut der Einwandernden nähren. Meine Schwester fiel als eines der zahllosen Opfer der Verführung, und ihr an-geborener Leichtsinn, der sich wie ein rother Faden durch ihr ganzes Charaktergewebe zog, riß sie, statt sie in die Wiege einer geläuterten Neugeburt zu heben, nur noch tiefer hinab in das düstere Grab des sittlichen Todes — bis sie eines Tages zur grauenvollen Selbstschau einkehrte. Sie schrieb mir nach sechsjährigem Schweigen einen Brief, in dem die ver-zweifelnde Selbstaufgebung mit der glühendsten Schwesterliebe rang: dann stürzte sie sich in den Strom, der schmeichelnd das müde Menschenkind mit seinem Mantel zudeckte, damit es träume bis zum goldnen Wiederkomm! — In ihrem Briefe lag ein Ring eingeschlossen — vielleicht das fluchbeladene Judaspfand ihres ersten Verderbers. Ich kämpfte lange ob ich ihn tragen solle oder nicht; es graute mir davor. Eines schwermüthigen Abends jedoch steckte ich ihn an meinen Finger und mir ward's, als ob der verwunschene Geist meiner Schwester jetzt erst zur Ruhe gekommen wäre. Auch in mich selbst kam es wie ein wundersames Gefühl von Gottesfrieden — wie wenn nach heißem Wochenwerke die Glocken den Sabbath einläuten....

Doch ich merke jetzt erst, daß ich meiner Erinnerung vorgreife; zur Zeit als dieß geschah, war ich schon auf der Universität gewesen und ich muß doch zuvor über meine Knaben- und Jünglingsjahre berichten. Nach dem Tode meiner Mutter war ich zu dem Bruder meines Vaters, einem armen Zimmermann, gekommen, bei dem auch meine Schwester Zuflucht gefunden hatte.

Als ich acht Jahre alt geworden war, nahm mich der Bruder meiner Mutter in sein Haus, wo er schon geraume Zeit mit einer steinalten Magd ein wunderliches Hagestolzen-leben führte. Meine Schwester dagegen blieb beim Onkel Zimmermann. Dieser Bruder meiner Mutter war einmal ein gar wilder Thunichtgut gewesen und frühzeitig in die Welt hinausgelaufen, bis er wieder heimkam als invalider Trompeter, dem bei Waterloo eine Kartätschenkugel die linke Kniescheibe zer-schmettert hatte. In dieser Schlacht hatte er mit noch zwan-zig anderen Dragonern einen französischen Geldwagen erobert und Blücher, um den wilden Muth der Reiter zu lohnen, den halben Inhalt des Fourgeon's unter sie vertheilt. Auf meinen Onkel waren fast 1000 Thaler gekommen und damit hatte er sich bei seiner Heimkehr das halbverfallene Haus droben an der Brücke gekauft. Er war ja auch eine halbverfallene Ruine! — Nun begann ein abenteuerliches Leben. Er schlief unten allein; Bärbel, die uralte Magd, und ich hatten die zwei Dachkammern inne. Jeden Morgen Punkt Vier, Sommer wie Winter, blies er auf seiner Trompete die Cavalleriereveille, worauf ich, wollte ich seine gräulichen Flüche vermeiden, mit gleichen Füßen aus dem Bette sprang, die harthörige Bärbel durch Klopfen an ihre Thüre weckte und dann hinunterflog um in der Schlafkammer die Läden aufzustoßen und mich dann militärisch vor das Bett zu stellen mit der stereotypen Frage: „wie hat der Herr Trompeter geruht?" Ein unartikulirtes Grunzen, dessen eigentliche Bedeutung mir ewig ein Räthsel geblieben ist, war die ebenso feststehende Antwort. Die Trompete in der Hand setzte er sich dann auf, zu welchem Zwecke ich ihm mit den Kissen eine Art von Mauer bauen mußte. Ein zweites Signal schmetterte.

In kerzengerader Haltung, die Hände straff an die Schenkel geschlossen, rapportirte ich den Stand von Wind und Wetter, zu welchem Behuf er auf dem Dach eine Windfahne ange-bracht hatte und in einem Glase einen Laubfrosch hielt.

Das dritte Trompetenzeichen zerriß mir die Ohren. Ich stopfte seine kurze Pfeife, brannte sie mit einigen Zügen an — was mich im Anfang todtsterbenskrank gemacht hatte — und steckte sie ihm dann in den Mund, wobei ich mit der rechten Hand militärisch salutiren mußte. Um diese Zeit war auch Bärbel mit ihrer Toilette fertig geworden und schlotterte jetzt ebenfalls vor das Bett ihres Brodherrn, um, die Hand an die Haube gelegt, dieselbe Frage über seine Nachtruhe zu wieder-holen, die dann mit demselben Grunzen abgethan ward. Bald scholl aus den Dampfwolken das vierte Signal, fast wie die Posaune Jehovah's auf dem Berge Sinai; seine Bedeutung war diesmal eine doppelte: für Bärbel hieß es: koch' Kaffee! —

für mich: füttere die Gais... Gesprochen wurde bei all dem kein einziges Wort.

Das Dorf hatte keine Uhr; die Schule begann im Sommer um sechs, im Winter um acht. Die Bestimmung dieses Zeitpunktes war natürlich dem Ermessen jedes Einzelnen anheimgestellt und es herrschte lange darin eine wahrhaft babylonische Verwirrung, so daß oftmals die Hälfte der Kinder erst dann kam, wann die andere bereits an den Ausgang dachte. Man wird fragen: warum hat alsdann der Schulmeister nicht wenigstens nach seiner Uhr die Glocke geläutet? Die Antwort darauf ist höchst einfach:

Der Schulmeister hatte keine Uhr und das Dorf hatte keine Glocke. Wir waren der nächsten Gemeinde eingepfarrt und bezogen von dorther alle unsere religiösen Bedürfnisse.

Endlich gerieth unser Schulmeister auf den richtigen Gedanken: die militärische Pünktlichkeit meines Onkels kennend, überließ er ihm die Zeitrechnung des Dörfleins.

Stand der Zeiger seiner altmodischen Sackuhr auf der betreffenden Stunde, so that er mir dieß durch einen Trompetenstoß zu wissen; worauf ich Bücher und Schiefertafel ergriff und die Dorfgasse hinunter schritt mit dem wiederholten Rufe: „in die Schu-u-u-ul! in die Schu-u-u-ul!“ und da wir am Ende des Dorfes wohnten und dieses selbst nur eine Gasse hatte, so konnte meine Stimme nicht wohl überhört und also die Entschuldigung etwaiger Nachzügler mit Recht als eine grundlose betrachtet und bestraft werden. Aus der Schule zurückgekehrt, empfing mich jenes Signal das in den Cavalleriekasernen so viel heißt als: „Haber fassen!“ — Ich trat salutirend in die Stube und gab Rapport über die Fortschritte meiner Wissenschaft. Dann öffnete er die Schublade und schnitt mir ein Stück Brod herunter. Das hieß „Haber fassen....“

Um zwölf Uhr blies es „Fouragiren;“ um ein Uhr wieder in die Schule, um vier Uhr faßte ich den „Vesperhaber;“ um sieben Uhr aßen wir nach dem Klang der Trompete zu Nacht und um acht, im Sommer um neun Uhr blies die Retraite; 15 Minuten drauf „Lichtauslöschen“— was übrigens nur so eine façon de parler war, indem Bärbel und ich jeder Zeit dunkel zu Bett gingen — und dann verstummte der eherne Mund der Trompete, um den andern Morgen mit der Reveille wieder sein lärmendes Tagwerk zu beginnen. So ging es unveränderlich Tag aus, Tag ein; die Tage wurden zu Wochen, Monaten und Jahren und ich selbst neun, zehn, elf, zwölf Jahre alt, ohne einen andern Wechsel zu kennen als den der Jahreszeiten, ohne die Freuden und Leiden zu ahnen, die die junge Kinderbrust bald heiter, bald traurig bewegen. Ich war ein Automat ohne Willen, ohne Selbstständigkeit: ich war ein Stern, der das nothwendige Licht zu seiner Existenz von der kalten und unerbittlichen Trompete borgen mußte.

Weil das steife Knie ihm das Gehen sauer machte, so verbrachte mein Onkel den größten Theil seiner Zeit im Sessel, rauchend und dazwischen schlafend. Die Trompete hing neben ihm; verlangte er etwas, so blies er. Er hatte Signale für alle seine Bedürfnisse.

Ich mit der schnellen Begriffsfähigkeit der Jugend und angelockt durch das Bizarre und Ungewohnte, hatte sie bald erlernt. Doch für die alte Bärbel ward es eine schwere Arbeit und einzelne Signale z. B.: bring' mir eine Kohle für meine Pfeife! gib dem Laubfrosch frisches Wasser! laß die Gais heraus! u. s. w. konnte sie bis an ihr seliges Ende nicht unterscheiden und verwechselte sie beständig zu meinem kleinen Ergötzen und dem großen Aerger meines Onkels, der dann in den Bart brummte! „Das alte Ding hat kein Ohr! Für die ist's Eins, ob man die Trompete bläßt, oder mit einem Kochlöffel auf einen Krautständer trommelt.“ So war für diesen wunderlichen Mann die Trompete das Organ durch das er lachte, trauerte, sang und fluchte, denn für jedes dieser Gefühle hatte er seinen musikalischen Ausdruck gefunden und ich sagte oft beim Heimkehren aus der Schule schon drunten am Rathhaus zu meinen Kameraden; „horch, die Bärbel wird wieder gezankt!“— Gesprochen hat er blutwenig und dieß immer nur in kurzen, barsch hingeworfenen Sätzen, aus denen ich oft viel weniger klug ward, als wenn er sie geblasen hätte.

Alle drei Monate erhob er in der Kreisstadt seine Pension, wobei er seine alte Uniform anlegte und die Trompete auf den Rücken hing. Ein invalider Wachtmeister desselben Dragonerregiments kam an diesen Tagen in der nämlichen Angelegenheit zur Stadt, wo sich dann beide in einer Kneipe trafen und die Schlacht von Waterloo unveränderlich zum Thema ihrer kriegerischen Unterhaltung machten. Da sie aber dabei auch weidlich dem Glase zusprachen, so geschah es einmal dem wackern Trompeter, daß er im späten Nachhausegehen in den Chausseegraben fiel, von welcher Zeit ich ihn regelmäßig aus der Stadt abholen mußte. War er besonders guter Laune, so durfte ich wohl die „Blechpfeife“ (wie er manchmal seine Trompete nannte) tragen und er erzählte mir unterwegs mit lallender Stimme allerlei lustige Reiterstücklein, manchmal auch ziemlich unsaubere Wachstubenabenteuer, die durchaus nicht für das Ohr eines jungen Kindes passend waren und die ich damals zum Glücke kaum halb verstand. Doch das Alles geschah nur an den „Hebtagen“— wie er die Tage nannte an denen er seine Quartalpension einzog. Sonst war er der nüchternste Mann und wenn ich ihn an den erwähnten Hebtagen so neben mir her steuern sah, wobei er sich öfters schwer auf meine Schulter stützte und ihn in Einer Minute mehr Worte machen hörte als sonst in einer Woche, da schielte ich manchmal wie befremdet an ihm hinauf und frug mich: ob denn dies auch wirklich mein Onkel sei?

Schon daß ich die Trompete tragen durfte, war ein Mirakel, denn er pflegte öfters zu sagen: „So lang ich lebe, bekommt sie Niemand in die Pfoten — und wär's der Feldmarschall Blücher!“ —

Ich war zwölf Jahre alt geworden. In der Dorfschule war ich immer der erste gewesen und bei meinen Zeitgenossen ging sogar das dunkle Gerücht: ich wisse mehr wie der Schulmeister selbst. Trotz dem Schwur, bei Lebzeiten die Trompete in keine anderen Hände geben zu wollen, hatte mein Onkel, als ich zehn Jahre alt geworden war, dennoch den Versuch

gemacht mich sein kriegerisches Instrument zu lehren. Ich begriff es auch ganz leicht; doch meine schwache Brust konnte es nicht vertragen und eines Tages spiee ich sogar Blut.

Den Lippen meines Onkels entschlüpfte jenes unnennbare Wort das Göthe in seinem „Götz von Berlichingen“ klassisch gemacht hat. Vom nächsten Hebtag brachte er eine kleine Geige heim.

„Da;“ brummte er: „wirst doch deiner Lebtag kein Trompeter!“ Ich hätte aber ihn und die kleine Geige küssen mögen, denn grade sie war das Instrument, dem Tag und Nacht mein glühendstes Sehnen gegolten hatte.

Mein Onkel, als eingefleischter Trompeter, sah mit einer souveränen Verachtung auf jedes Streichinstrument herunter und nannte meine Geige nie anders als einen „herzstößigen Quinkelierkasten,“ oder auch einen „Schmachtriemen“ mit dem die hungrigen Schulmeister ihren leeren Magen zusammenschnürten. Hatte er aber dergestalt meine kleine Freundin beleidigt, so schlich ich hinauf, nahm sie vom Nagel und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Die Geige war meine erste Liebe. Ich lauschte jeder Tanzmusik; ich lief den wandernden Zigeunern nach, die damals noch ziemlich häufig kamen, und konnte ihren wild melancholischen Weisen so träumerisch nachhängen, daß ich taub blieb für das schmetterndste Signal, das mich heimberief und wo ich das Knurren des wüthigen Alten so unbeachtet ließ, als gälte es einem Eskimo droben am Nordpol.

So war es gekommen, daß ich als Knabe von zwölf Jahren, ohne jemals einen Lehrer gehabt zu haben, alle Melodieen zu spielen wußte die einmal meinem Ohr begegnet waren, und fast jeden Sonntag Nachmittag den Burschen und Dirnen des Dorfes zum Tanz aufgeigte, was mir dann immer einige Groschen eintrug für die ich mir Notenpapier kaufte um, nachdem ich einmal die Noten kannte, meine flüchtigen Eindrücke auf dem Papier festzubannen.

Ich erinnere mich eines solchen Sonntagnachmittags, wo wegen schlechten Wetters der Tanz ausgesetzt blieb. Ich saß droben in meiner Kammer; die Bärbel war in's Dorf gegangen und auch mein Onkel drüben im Nachbarshause. Ich nahm meine Geige von der Wand und war bald in meine Träumereien verloren. Nichts destoweniger schien es mir einige Male, als hörte ich ein Geräusch vor der Thüre.

Es sind die Ratten! dachte ich und spielte weiter.

Plötzlich vernahm ich wieder ein eigenthümliches Scharren. Einen derben Knüttel ergreifend riß ich rasch die Thüre auf, um unter die langschwänzigen Unholde drein zu fahren, da — wer malt meinen Schrecken?! — steht mein Onkel vor mir und mit einer Stimme, so weich wie nur die meiner Mutter gewesen sein mag, sagt er:

„Schnurr' nur zu, Bübchen! schnurr' nur zu!“

Abends sah ich, wie er einen fast feindseligen Blick auf seine „Blechpfeife“ richtete, und zwei oder drei Tage lang that er nichts als brummen und zanken....

Hatte am Ende die Geige auch sein metallenes Herz mit ihrer geheimnißvollen Magie bezaubert?

Vor der Thüre hab' ich ihn übrigens doch nie wieder betroffen. Eines Tages als ich von der Schule heimkam, saß der Pfarrer der benachbarten Gemeinde mit meinem Onkel in eifrigem Gespräch zusammen — d. h. blos der Pfarrer redete eifrig, während mein Onkel desto schweigsamer zuhörte und nur manchmal ein unzufriedenes Brummen oder mißtrauisches Grunzen hören ließ. Bei meinem Eintritt verstummten beide.

„Möchtest Du einmal Pfarrer werden wie ich, mein Kind?“ brach endlich der Greis das unerquickliche Schweigen. Mein Auge muß freudig geleuchtet haben, denn er wandte sich zu meinem Onkel: „Sieht Er nicht darin einen Fingerzeig Gottes?“

Der Invalide brummte nur so etwas in den Bart.

„Trompeter kann er ja doch nicht werden, wie Er so eben selbst gesagt hat,“ fuhr der Geistliche eindringlich weiter.

„Das sag' ich noch, Herr Pastor!“ bestätigte der Andere.

„Nun, Er sieht doch wohl selber ein, daß der Junge Etwas werden muß, und zum Bauer ist er zu schlecht und zu gut. Zu schlecht wegen seiner zarten Gesundheit, und zu gut, weil in ihm mehr steckt, als nöthig ist um die Ochsen zu füttern und Mist zu fahren.“

„Zwischen Bauer und Pastor liegt noch vielerlei,“ wandte der zähe Invalide ein, der außerdem, wie fast alle alten Soldaten, wenig Respekt vor dem stillen, an geräuschvollen Thaten armen Stande eines Geistlichen hatte.

„Ich habe Ihm gesagt, was zu sagen ist: auf Seine Seele fällt also die ganze Schuld zurück.“ Und der Pastor griff nach Hut und Stock.

„Na, hitzig ist nicht witzig, Herr Pastor, und eine Kirche und eine Kaserne werden nicht in Einem Tag gebaut. Wir wollen einmal über die ganze Geschichte zuerst schlafen.“

„Thu' Er das, und Gott möge Seinen harten Sinn erweichen.“

Der würdige Geistliche trat zur Thüre hinaus, indem er mir dabei freundlich zunickte. Seine Warnung: 'auf Seine Seele fällt die ganze Schuld zurück!' schien doch einen tiefen Eindruck auf meinen Onkel gemacht zu haben, denn er blieb still und nachdenklich in seinem Sessel sitzen und bewegte seine beiden Daumen langsam um einander, wie er immer that, wenn ihm etwas im Kopf herumging.

Abends frug er mich barsch: „Du willst also Pfaff — wollt' sagen Pastor werden?“ — Ich nickte freudig... Er sprach nichts weiter; doch Abends bei der Retraite blies er zwei Noten falsch. Das bedeutete Etwas! —

Wie fast alle mißgestalteten Kinder war ich immer scheu und zurückhaltend gewesen und das freud- und lieblose Leben im Hause des Onkels hatte diesen Zug in mir nur noch mehr hervortreten lassen. Seitdem er mir damals, als ich die Trompete weglegen mußte, jenes verächtliche Wort zugerufen hatte, war ich noch mehr in mich selbst zurückgetreten. Mit jenem einen Worte war der Vorhang gefallen, der mir bisher mein elendes Daseyn erbarmend verhüllt hatte. Die Armen und Krüppel fühlen gar fein! Mit einem Scharfsinn, der weit über meine Jahre ging, hatte ich die Wahrheit des Satzes begriffen, als der Geistliche sagte: ich sey zum Bauer zu schlecht und zu

gut. Ich begriff, daß mein elender Körper mir nimmer meine Existenz verschaffen könne, und fand daher eine Art von wilder Freude in dem Gedanken: durch den unsterblichen Geist einmal über die Gebreste des Leibes triumphiren zu dürfen.

Den Morgen nach dieser Unterredung stand ich vor der Thüre und harrte des Signals zum Schulgehen. Da trieb des Hirten Junge seine Heerde vorüber. Es war ein roher Bube, gehaßt von den Einen, gefürchtet von den Anderen, geliebt von Keinem.

„Na, Buckelorum, Du hast früh aufgeladen!“ rief er und schlug mir mit der Hand spöttisch auf meinen Höcker.

Ehe ich etwas entgegnen konnte, stürzte mein Onkel aus dem Haus. So hatte ich ihn noch niemals gesehen. Trotz seinem steifen Bein hatte er mit zwei Sätzen meinen Beleidiger erreicht und ihn zu Boden geschleudert, dann raffte er dessen Peitsche auf und schlug wie blind auf den Spötter los, der sich wie ein Wurm unter den wuchtigen Hieben wand.

„Das nächste Mal breche ich Dir das G'nick, Du nichtsnutziger Kuhbub!“ donnerte er dem heulenden Jungen zu — dann sah er mich sinnend, traurig an. „Sag's mir nur, wenn er Dir Etwas thun will,“ sprach er und wandte sich rasch ab. Den ganzen Tag über blieb er ungewöhnlich weich, und als ich Abends der Ziege, wie immer, einen Eimer voll Wasser in den Stall bringen wollte, nahm er mir die Last ab mit den Worten: „Gib her, Bübchen, Du könntest Dich dran verheben.“

Sonst hatte er nicht im Traume an solche zarte Rücksichten gedacht. Als ich den andern Morgen zum Confirmandenunterricht in das Pfarrdorf hinüber gehen wollte, rief er mich zurück. „Geh' in's Pfarrhaus und sag' ich käm' heut Mittag.“ Er sprach es zögernd, fast unwillig aus, als schäme er sich.

Ich habe seitdem gefunden, daß oft die Besten sich fürchten, weich zu erscheinen. Warum wohl?!

Er war aus dem Pfarrhaus heim gekommen und hatte mir blos kurz zugenickt. „Herzchen, das bedeutet Gutes!“ prophezeite die seelenkundige Bärbel, als wir zusammen schlafen gingen. Kaum lag ich im Bette, als es mich wieder heraustrieb, ich mußte auf meiner Geige beten.

Der Vollmond stand grade vor meinem Fensterlein; die ganze Natur war feierlich still und wie das Jauchzen einer erlösten Seele wogten die Stimmen der Geige durcheinander und floßen dann in geläuterter Harmonie zu dem Grabe meiner Mutter und von da hinaus in die weite, weite Welt. Warum denkt wohl das Kind im Glück wie im Unglück immer nur an seine Mutter? Hat es denn nicht unter ihrem warmen Herzen gelegen, dort schwimmend in einem Ozean von unsterblicher Liebe wie eine kleine, träumende Insel?! —

Dann schlummerte ich ein und im Schlafe ward es mir, als ob meine Mutter zu mir gekommen wäre und mich an ihrer Hand durch zwei Reihen schöner Bäume geführt hätte bis an ein Pfarrhaus. Als sie aber die Thüre öffnen wollte, erwachte ich und eben zitterten die scharfen Töne der Reveille durch das stille Haus, mich mahnend an den ewig alten Kreislauf der Dinge.

Ich hatte just rapportirt: „Der Laubfrosch sitzt auf der sechsten Sprosse...“ als mir mein Onkel mit gutmüthigem Schmunzeln zubrummte: „Na, Du Hosenknirps, bist ja selber so ein Laubfrosch — setz' Dich einmal da zu mir auf's Bett.“ Ich that so und er sprach weiter: „Du wirst also Pastor, Jüngelchen! das ist klar wie Wurstbrüh'!... 's ist zwar kein Trompeter, und alle Bibeln und Gebetbücher in der Welt zusammen wiegen nicht halb so viel wie eine ehrliche Reitertrompete... Aber 's ist halt einmal so!“ nahm er nach einer Pause wieder auf: „der wird Trompeter und der wird Zinngießer und der wird Pfaff — wollt sagen Pastor, und am End müssen wir doch Alle einmal sterben und kommen dann in Einen Sack.“ — Er räusperte sich einige Male, dann sagte er: „Warum hast Du mir denn meinen Stummel nicht gestopft?“

„Onkel, Du hattest noch nicht geblasen.“

„Ja so, ja so, 's ist aber auch wahr! der Teufel soll mich holen!“ und aus der Rührung zuckte schon wieder die eiserne Kralle der zu Fleisch und Blut gewordenen Disciplin.

„Dein Meistes ist gethan!“ sprach er wehmüthig, nachdem er „Pfeif' stopfen“ geblasen hatte. — „Dein Meistes ist gethan, Jüngelchen!“ wiederholte er dann, indem er sich hinter einer mächtigen Rauchwolke verschanzte: „ein zukünftiger Herr Pastor darf einem alten, steifen Trompeter nicht mehr die Pfeife stopfen. Das geht gegen die Disciplin unseres Herrgotts. — Na,“ tröstete er: „'s macht nix! die alten Knochen da gehen so wie so bald aus dem Leim und da kannst Du mir eine schöne Grabrede halten mit dem Text über den Trompeter, der die Stadtmauer von Jericho umgeblasen hat. Muß übrigens ein Schwerenöther gewesen seyn, selbiger Kerl, und hätte sollen Stabstrompeter beim Feldmarschall Blücher werden. Der hätt' bei Waterloo dem Bonaparte Eins aufgespielt! Na, ich treff ihn jedenfalls dort droben und all die Anderen, die jemals eine Trompete an's Maul gesetzt haben, und da wollen wir beim jüngsten Tag zusammen eine Reveille schmettern, daß es der alten Bärbel in die Knochen fährt wie ein heiliges Donnerwetter!“ — Er wischte sich mit der Hand über die Augen und ich, alle Scheu verwindend, warf mich an seine Brust und schlang die Arme um seinen Hals. „Schon gut, Bübchen, schon gut!“ polterte er sich losmachend. „Du wirst Pastor, das ist und bleibt die Hauptsache. Es hat Mühe gekostet, aber der da drüben versteht's, Einen mürb zu machen — na, jetzt bin ich selber froh; als Bauer wärst Du doch keinen Schuß Pulver werth gewesen.“

Eine solche lange Rede hatte er noch niemals gehalten. Diesem Mirakel folgte unmittelbar ein zweites. Von diesem Tage an mußte Bärbel die Gais füttern. „Von Disciplin wegen!“ erklärte er der verblüfften Alten.

Drei Tage darauf war Hebtag; diesmal aber kam er frühzeitig und vollkommen nüchtern heim. Bärbel sah ihn unbewußt mit einer Art von Vorwurf an.

Diese vier Quartalräusche waren für den alten Trompeter gewissermaßen ein Cultus gewesen und ein plötzliches Abweichen von der Regel konnte nur einen ungewöhnlichen Grund haben. Er bemerkte Bärbel's erstauntes Wesen. „Ich hab' gedacht, ich kauf' dem Bübchen eine warme Winterkappe da-

für;" sprach er wie entschuldigend und legte dabei eine prächtige Pelzmütze auf den Tisch.

* * *

Der Vorabend der Trennung war gekommen. Es war ein klarer Herbsttag gewesen — einer jener Tage, wo es wie eine Elegie durch die Natur geht und eine so unendliche Sehnsucht unsere Brust durchzittert.

„Komm, Bübchen!" sprach mein Onkel plötzlich gegen Abend und er nahm mich bei der Hand. Das hätte mich noch vor wenigen Tagen in's höchste Erstaunen versetzt. Der bärbeißige Trompeter Hand in Hand mit mir spazieren gehend! Heute jedoch fand ich es ganz in der Ordnung. „Setz' Deine neue Pelzkappe auf!" erinnerte er; „die Leute dürfen sie sehen, sie ist nicht gestohlen."

Wir schritten langsam am Bach hin. Eine aufgescheuchte Ratte flüchtete in das Wasser; am jenseitigen Ufer blieb sie sitzen und sah uns mit ihren glitzernden Aeuglein neugierig an. Im Jugendübermuth wollte ich einen Stein nach ihr werfen. Mein Onkel zog meinen Arm zurück. „Laß das Thierlein ungeschoren!" mahnte er; „so 'ne Ratte ist zwar eine ekelhafte Kreatur, aber unser Herrgott hat sie doch auch gemacht, daß sie sich ihres Lebens erfreue."

Wir wandten uns vom Bache ab, den Hügel hinauf zum Kirchhof. Wir traten ein ohne ein Wort zu reden. Mit festen Schritten wandte er sich zum Grabe meiner Mutter.

„Zieh' Dein Käppchen ab!" unterbrach er das lange Schweigen und auch er nahm seine Mütze herunter.

„Da schläft meine Schwester;" sprach er, mehr zu sich selbst als zu mir: „'s war ein braves Weibsbild. Gott geb' ihr die ewige Ruh' und eine fröhliche Urständ!" Er bückte sich und brach einige wilde Blümchen die auf dem Grabe gewachsen waren. „Bewahr' sie gut auf — Blumen vom Grab einer Mutter bringen Glück." Ich fiel laut weinend an seinen Hals. „Komm, 's wird feucht!" sagte er und wandte sich rasch ab. Er hatte Recht! in seinem strengen Auge war's feucht geworden. „Vergiß den heutigen Abend nicht, sonst bist Du nicht werth, daß Dir Gottes Sonne auf den Buckel brennt!" sprach er im Hinausgehen. Ein Schwarm Kraniche strich mit heiserem Jubelschrei über uns weg. „Die rücken in's Winterquartier;" meinte er aufwärts deutend. „Na," nickte er langsam, „nach dem Herbst kommt der Winter und nach dem Winter wieder das Frühjahr — und ist's nicht da unten, so ist's halt dort droben... Wie Gott will!"

Schweigend kehrten wir heim. —

Die Retraite ward heute eine Stunde früher geblasen. „Wir müssen uns ausruhen;" entschuldigte er das gesetzwidrige Abweichen, „Morgen gibt's einen schweren Tag."

Meine kleine Kiste, die er selbst zusammengenagelt und gepackt hatte, stand in seiner Kammer; die nöthigen Empfehlungsschreiben des greisen Pfarrers hatte er in seine Brieftasche gelegt; der Fuhrmann war auf 5 Uhr Morgens bestellt worden.

Da — es mochte 10 Uhr Abends seyn — klangen plötzlich Trompetentöne von unten herauf. Ich horchte. So habe ich seitdem nie wieder eine Trompete blasen hören und nimmer hätte ich geglaubt, daß ein so energisches Instrument solch seelenvoller Weichheit fähig wäre. Ich kannte die Melodie. Es war der Trauermarsch der Cavallerie, wenn ein todter Kamerad zur Ruhe gebracht wird.

Wem galt dieser Todesmarsch?! Die letzte Fanfare war zitternd verklungen: ein musikalisches Amen. Ich nahm meine Geige und schlich mit nackten Füßen hinunter vor seine Kammerthüre. Drinnen war es still geworden. Ein wilder, schriller Akkord flüchtete durch das schweigende Haus und eine Tonleiter von Dissonanzen rang sich aus der gequälten Geige und verschwamm in einem unendlichen Wehschrei. Doch siehe! aus diesem zerklüfteten Krater quoll es plötzlich wie ein Sonnenstrahl und der Strahl wuchs und wuchs hinein in's selige Himmelsblau und er ward ein goldnes Kreuz, und in dem Adagio rankte sich die schreiende Menschenseele wie ein Hopfen hinauf — hinauf — hinein in das Vaterhaus, in die ewige Heimath. Es war eine Melodie, die ich einmal einem alten Schnurranten abgelauscht, der sie mit einem Ausdruck gespielt hatte, um den ihn die gefeiertsten Coryphäen der Salonmusik hätten beneiden können.

Und wiederum war es still geworden. Doch aus der Stube kam es, wie wenn ein Mensch krampfhaft in die Kissen hinein schluchzt.

* * *

Der Abschied von der alten Bärbel kam mir hart an; doch noch viel härter der von meiner Schwester. Wir hatten uns zwar meistens nur Sonntags sehen können, denn die Woche hindurch hatten wir kaum Zeit dazu gehabt. Wenn so zwei Kinder allein in der Welt dastehen, so klammern sie sich fest aneinander, als wollten sie aus ihren zwei kleinen Kräften Eine große machen. Wir mochten ahnen, daß wir auf dieser Erde nie wieder zusammen kämen, denn wir wollten uns nicht loslassen, bis der Onkel uns gewaltsam trennte und zu meiner Schwester sagte: „Na, mach' ihm nur das Herz nicht so schwer, sonst glaubt er am End', er würd' in der Stadt da drin gefressen!"

Als wir schon droben an der Mühle fuhren, stand sie noch bei der Bärbel und winkte mit der Hand ein letztes Lebewohl.

„Wo hast Du denn Deine Geige?" frug mein Onkel unterwegs. — Sie war hinten auf die Kiste gebunden. — „Gib her, sie könnt' am Ende zerbrechen," sagte er. Und der alte, eingefleischte Trompeter, der sonst in seinem Fanatismus nur das Blech für ebenbürtig erklärt hatte, nahm den 'Quinkelierkasten' auf seine Kniee und bewachte ihn ängstlich wie eine Mutter ihr einziges Kind.

Seine Uniform hatte er angezogen, die Trompete aber daheim gelassen. „Es paßt nicht zu einem einstigen Pastor," hatte er kurz angedeutet.

Wir stellten in einem Wirthshause ein; dann begann der Rundgang bei dem Direktor und den verschiedenen Professoren. Der Geistliche mochte sie schon vorbereitet haben, denn wir wurden überall freundlich aufgenommen. Uebrigens glaube ich, daß der Trompeter auch ohne Empfehlung den Herren gefallen hätte mit seiner hohen, strammen Gestalt, der der sau-

der gebürstete Reitfrack mit den citrongelben Aufschlägen und der funkelnden Medaille auf der Brust etwas Imposantes verlieh. Dazu kam noch das verwetterte, scharf markirte Gesicht mit der dunkelrothen Narbe, dem mächtigen, spitz gedrehten Schnurrbart und den buschigen Brauen, unter denen die pechschwarzen Augen wild, fast unheimlich hervorblitzten.

Nach dem Mittagsmahl gingen wir nach meinem jetzigen Bestimmungsorte, dem 'Collegium', wie es hieß. Es war dieß die Stiftung einer längst verstorbenen frommen Fürstin, bestimmt für die unentgeltliche Aufnahme armer, talentvoller Knaben — vorzugsweise solcher, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten. Ich war bereits angemeldet gewesen und erhielt im Studier- und Schlafsaal meine Stelle angewiesen. Da ich gleich hier bleiben sollte, so mußte Abschied genommen werden. „Kurz und gut — sagte der Teufel, als er eine Knackwurst fraß!" meinte der Alte. „Laß es Dir nicht zu schwer werden; alle vier Wochen siehst Du mich. Hab' Gott vor Augen und mich ein Bissel im Herzen."

„Grüß mir noch einmal meine Schwester — hörst Du, Onkel?"

„Will's besorgen; sie kann einmal mit mir kommen. So, jetzt Adjes!" Noch einen Kuß seiner stachligen Lippe, einen Händedruck, als wolle er meine schwachen Finger zerquetschen, und im nächsten Augenblick verschwand sein dunkelgrüner Frackzipfel hinter dem Thorflügel und ich war allein — ganz allein. Doch nein! um mich waren ja fünfzig Knaben meines Alters!

* * *

Nun begann für mich ein neues Leben. Ein glühender Eifer zum Studium verdrängte bald das unvermeidliche Heimweh, das mir recht grausam mitgespielt hatte. Ich stand mit den Büchern auf und ging mit ihnen schlafen; so mußte ich im Collegium der Erste werden wie früher in der Dorfschule. Daß meine ohnedies so schwache Gesundheit dabei leiden mußte, ist begreiflich; doch ich achtete es nicht. Vor meinem Auge stand nur Ein Ziel: ich wollte mit dem Geist den armseligen, mißstalteten Leib überflügeln, mich von ihm losringen und in geistiger Schönheit mich selbst wiedergebären. Mit den Worten: „Bübchen, Du siehst ja aus wie der auferstandene Lazarus!" bebte mein Onkel vor meinem Ablick zurück, als er einmal wieder gekommen war mich zu besuchen.

Triumph im glanzlosen Auge wies ich ihm meine Zeugnisse.

„Ja, das ist Alles schon recht und gut, Jüngelchen; wenn Du aber so fortmachst, so begraben sie Dich, hol' mich der Teufel! eh' Du Vikar geworden bist. Was macht die Geige?" sprang er dann über.

Ich nahm ihn schweigend bei der Hand und führte ihn zu dem Instrumente: fingerdicker Staub lag darauf. Der Alte aber wiegte bedenklich den Kopf. —

Um diese Zeit brachte er mir auch die Kunde, daß meine Schwester, auf die Empfehlung meines edlen Gönners, des alten Dorfgeistlichen hin, einen Dienst in der Residenz des angrenzenden Staates erhalten habe und daß sie gar zu gerne mich noch einmal gesehen, daß sie aber mit ihrer Madame, die von keinem Aufschub etwas wissen wollte, sogleich hätte abreisen müssen. Sie ließ mir die schönsten Grüße ausrichten und schickte mir zugleich durch den Onkel ein Paar Hosenträger, die sie, freilich mit ziemlich ungelenker Hand, gestickt hatte.

Der Trompeter hielt sein Wort: alle vier Wochen sah ich seinen grünen Reiterfrack wie die heilige Fahne des Propheten flattern und je erbärmlicher er alsdann meinen äußern Menschen fand, desto glänzender waren die Zeugnisse, die Kunde abgaben von meiner innern Verjüngung, von meinem Wachsthum im Geiste. Das Collegium ward von einer eisernen Disciplin beherrscht. Es war eine Kaserne, in der die Rekruten des Geistes zu willenlosen Soldaten gedrillt wurden. Von einem freien Schwung war nirgends eine Spur zu entdecken. Despotischer Druck von Oben herunter; verbissener Groll, feige Heuchelei und stumpfe Apathie von Unten hinauf. Doch damals ist mir das All noch nicht so klar geworden; ich hatte noch keine Zeit und Gelegenheit gehabt, die empfangenen Eindrücke zu verdauen und in klarer Selbstschau das Echte vom Falschen, das Saatkorn von der tauben Spreu zu sondern. —

Ich verschlang das Dargebotene und dankte der Hand die meinem nimmersatten Heißhunger Speise reichte — einerlei, ob sie gesund oder vergiftet war. So vergingen die Jahre; die anfangs häufigen Briefe meiner Schwester wurden allgemach seltener und immer seltener und hörten am Ende ganz auf. Doch unwandelbar blieb der Trompeter in seinem Kommen und Gehen....

* * *

Was kommen mußte, kam.

Meine mißstaltete Person hatte anfänglich nur die Lachlust meiner Collegiaten erregt; mein sie überflügelndes Wissen erzeugte den Neid. Unser alter Pförtner, der Riesling hieß, hatte ebenfalls einen Höcker; so ward ich also »Riesling« getauft und des Spöttelns und Witzelns war kein Ende. Ich verschwieg es meinem Onkel, denn der hitzige Alte hätte nur noch Oel in's Feuer gegossen. Aber ich versank immer mehr und mehr in die Abgründe meines eignen Ichs und ward inmitten von fünfzig jugendlichen, warm pulsirenden Seelen ein kalter Marmor, in dem nur tief inwendig ein verzehrendes Feuer glühte — eine dürre Oase in der nur tief drunten im Sande eine heimliche Quelle rieselte.

Und immer weiter — immer weiter auf der Rennbahn des Geistes! Vorwärts, Renner, vorwärts! Dort winkt die ewig grüne Siegespalme! Was liegt dran, wenn du am Ziele zusammenbrichst?! Nur fort!... nur fort!

* * *

Das Collegium bestand aus acht Klassen. Ich hatte die sechste durchlaufen. Mit Prämien gekrönt war ich von der Preisvertheilung heimgekommen, ein hektisches Roth auf den fahlen, eingesunkenen Wangen, im Innern das heißkalte Schauern eines verzehrenden Fiebers. Da fand ich einen Brief vor, von der bekannten Hand des Dorfgeistlichen geschrieben. Ahnungsvoll erbrach ich ihn.

Mein Onkel war schwer erkrankt und verlangte dringend nach mir. Schon eine Stunde darauf verließ ich das Collegium; die so eben errungenen Preise hatte ich in ein Taschen-

tuch eingebunden. Sie sollten die Augen und das Herz meines Onkels erquicken.

Ich lief und lief und lief! alle Schwäche meines Leibes war vergessen: ich sah nur den sterbenden Trompeter vor mir. Denn eine Stimme sagte mir, daß er nimmer aufstehen würde. Spät in der Nacht kam ich an und ein heller Freudenschimmer verklärte die bleichen Züge des Kranken als ich an seine Brust fiel und ihm alle meine Preise, einen nach dem andern, zeigte. „Braves Bübchen!“ röchelte er hervor, indem er seine Hände wie segnend auf mein Haupt legte. Doch die alte Bärbel stand zu seinen Füßen und weinte in ihre Schürze hinein, als wollte ihr übervolles Herz brechen. Den andern Morgen kam der Geistliche aus dem Pfarrdorf herüber und auch er lobte meinen unermüdlichen Fleiß und dankte mit Thränen in den Augen Gott, der damals den zähen Sinn meines Onkels gebrochen und dadurch der Welt ein Licht gegeben hätte das da bestimmt sei einmal hell zu leuchten... Mittags stellte sich der Todeskampf ein. Von einem Arzte hatte der Eigensinn des Sterbenden nichts wissen wollen. „Ich will auf meine eigene Faust sterben!“ hatte er erklärt.

Der Geistliche kam wieder und verließ ihn nicht mehr.

„Hat Er noch Etwas auf dem Herzen, mein Sohn?“ frug er, indem er sich tief zu dem Kranken niederbeugte.

Dieser richtete sich mühsam auf. „Wie Gott will — darum still!“ flüsterte er in abgebrochenen Sätzen; „es war immer mein Wunsch gewesen, das Bübchen möcht' einmal ein Trompeter werden wie ich es weiland war. Da ist aber nichts draus geworden.... Dann hab ich gedacht: kann er kein Trompeter sein, so soll er wenigstens ein — Trompetenmacher werden. Auch das ist fehlgeschlagen. Na laßt's gut seyn. Meine Trompete vermache ich dem Jüngelchen. Ich weiß, es wird das alte Stück Blech in Ehren halten.“

Erschöpft sank er in die Kissen zurück. Plötzlich hob er sich wieder, fast mit übernatürlicher Kraft. Sein irres Auge suchte Etwas.

„Wo ist sie?“ frug er gebieterisch, mit der ganzen Härte seines frühern Wesens. Ich reichte ihm seine Trompete, die in letzterer Zeit ebenso vernachlässigt erschien wie meine Geige im Collegium.... Er setzte sie an die bleichen Lippen und hell und klar schmetterte noch einmal die Cavallerieretraite durch das Sterbezimmer. Es klang unheimlich fast wie ein Schrei aus einer andern Welt.

Dann drückte er mir das Instrument an mein Herz und sah mir hell in die Augen. „Gute Nacht beisammen!“ grüßte er deutlich und drehte sich dann gegen die Wand. Er war todt....

Der alte Geistliche aber erklärte, er habe in seiner vierzigjährigen Amtsthätigkeit noch nie einen Menschen so sterben gesehen. Er war jetzt auch fort und ich durfte doch jetzt von mir sagen: allein! — ganz allein!?

Nein, auch jetzt war ich nicht allein.... Es blieb mir ja noch „Gott vor Augen und der todte Trompeter ein Bissel im Herzen.“

* * *

Das Collegium lag hinter mir und ich hatte die Universität bezogen. Trotz all meiner eifrigen Nachforschungen war meine Schwester verschollen geblieben und ich begann an ihren Tod zu glauben. Ihre erste Herrin hatte mir auf meine Nachfrage in kurzen, dürren Worten mitgetheilt, meine Schwester sey, bald nach ihrer Ankunft in der Residenz, aus ihrem Dienst getreten und ihr damit spurlos aus den Augen gekommen.

Der Leser kennt bereits die Lösung dieses düstern Räthsels und wird es mit Stillschweigen ehren, wenn meine Feder hastiger über diese Stelle weggleitet, als suche sie den Gedanken zu entfliehen, die sich hier zum schattendunkelsten Nachtgemälde wandeln. Das Studium ward und blieb auch hier mein Trost — doch nein! auch meine Geige theilte mit ihm den erbarmenden Samariterdienst.

Das Haus meines Onkels war nach seinem Heimgang für einige Hundert Thaler verkauft worden; doch waren auch, wie es sich jetzt erst zeigte, Schulden vorhanden, die er größtentheils meinethalben gemacht hatte. Die Gerichts- und Leichenkosten verschlangen auch ihr Theil, so daß zuletzt nur eine unbedeutende Summe übrig blieb. Von diesem Gelde hatte ich blos soviel zurückbehalten, um ein einfaches eisernes Kreuz auf das Grab des Trompeters zu pflanzen, wo er, neben dem meiner Mutter, der einstigen Reveille entgegen träumt. Die Trompete selbst, die alte Dragoneruniform und die schwarzgebrannte Stummelpfeife — diese drei Hauptfaktoren seiner Lebensrechnung — waren das Einzige, was ich für mich beanspruchte. Der Laubfrosch ward, auf Bärbel's dringendes Verlangen, Eigenthum derselben.

Es waren noch sechzig Thaler in baarem Gelde vorhanden. Zwanzig davon schenkte ich Bärbel, der treuen Dienerin ihres ehemaligen Herrn, die ihre wenigen Tage fortan bei einer jüngern Schwester verleben sollte. Die übrigen vierzig fielen dem Zimmermann, dem Bruder meines seligen Vaters, zu. Er war noch ärmer als Bärbel und ich, denn er besaß ein kränkelndes Weib und sechs hungernde Kinder.

* * *

Als Studierender der Theologie genoß ich, gestützt auf meine glänzenden Zeugnisse, ein Stipendium — zu wenig um leben, zu viel um sterben zu können, wie sich das Volk so treffend ausdrückt. Ich mußte mich also nach anderweitigen Existenzmitteln umsehen und ertheilte Unterricht im Violinspiel und in den alten Sprachen — besonders im Hebräischen, in dem ich, wie sich ein Prüfungskommissär — selbst ein hervorragender Gelehrter — ausgedrückt hatte, „wahrhaft riesenmäßige Kenntnisse“ besaß.

Kein Wunder! hatte ich doch schon als Kind eine glühende Sehnsucht, die heilige Sprache kennen zu lernen, durch die Jehovah zu dem Sohne des levitischen Mannes Amram und der Hebamme Jochebeth geredet hatte! — Empfohlen durch hochstehende geistliche Herren erhielt ich bald Schüler in den ersten Häusern. Damals war es auch geschehen, daß jene Ministerin — die Tochter eines der ersten Adelsgeschlechter — mich um meine feine Hand beneidet hat. Um mein Leben ganz gewiß nicht! — Ich besuchte die Vorlesungen, studirte

und gab Unterricht. Vor zwölf, ein Uhr Nachts erlosch niemals meine kleine Lampe. Morgens um sechs begann dann die Hetzjagd wieder von Neuem. Im Collegium war ich der „Riesling“ gewesen; auf der Universität avancirte ich zum „Dreispitz,“ der Hirtenjunge hatte mich Buckelorum genannt. „Buckelorum“ — „Riesling“ — „Dreispitz!“ — Drei Namen für einen Höcker! Immer vorwärts! Immer vorwärts! das Ziel rückt näher und näher! Die Kräfte sinken freilich zusehends: nur zu! nur zu!

Der göttliche Geist muß die Peitsche sein, die den stolpernden Gaul aufreißt und dem Endpunkte der Arena entgegentreibt.

* * *

Ein ausländischer Professor, der in der Universitätsstadt seinen Aufenthalt genommen hatte, um die Schätze der dortigen Bibliothek zu durchstöbern, hatte, um seine Zeit auszufüllen, einen Cursus religiös-philosophischer Vorträge angekündigt. Alles strömte hin den Mann zu hören, der, wie weiland Johannes der Täufer, mit gewaltiger Stimme predigte: thut Buße, das Himmelreich ist nahe! — Ich gestehe es: mich trieb nur die blose Neugierde, gemischt mit einer bedeutenden Dosis Mißtrauen, in seinen Lehrsaal. Doch bald ward dieses unwürdige Motiv durch die glühendste Be- und Verwunderung verdrängt. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. Ich sah mit einer Art von dumpfer Verblüfftheit auf meine Vergangenheit zurück. Dem Staunen folgte ein Schauder — dem Schauder ein fieberisches Verlangen, aus dem Sumpfe des starren Muckerthums auf den festen Boden der göttlichen Wahrheit zu kommen.

Seine Gegner besaßen Einfluß genug, höchsten Ortes die Lehre des Mannes als irreligiös und staatsgefährlich hinzustellen und seine Vorträge wurden von Polizei wegen verboten. Doch ich hatte genug gehört. Eines Tages war meine religiöse Wiedergeburt vollendet und mit einem Jubelschrei verlor ich mein bisheriges Stipendium; ich hatte ja durch meinen neuen Glauben ein anderes und besseres gewonnen. Ich war frei geworden und fing jetzt an, meinen Gott da zu suchen, wo ich bisher geglaubt hatte den Teufel zu finden!

* * *

Ich hatte also der Theologie Valet gesagt und mich auf die Philologie geworfen, denn mit meinen jetzigen religiösen Ideen wäre es geradezu Wahnsinn gewesen, wenn ich bei dem damaligen Regimente auf eine Anstellung hätte rechnen wollen. Mit meinem Studienwechsel waren natürlich meine bisherigen Gönner meine erbittertsten Widersacher geworden, und ihrem Bemühen war es denn auch gelungen, mir fast die Hälfte meiner Schüler abwendig zu machen. Auch die Ministerin, jene glühende Anbeterin meiner Hand (nicht meines Herzens!), hatte mir kühl geschrieben, ihr Sohn sey jetzt stark genug im Geigenspiel, um fortan ohne Lehrer fortkommen zu können. Ich wünschte dem jungen Manne, der kaum die Noten recht wußte, herzlich Glück zu seiner musikalischen Carriere.

Doch das Härteste sollte erst noch kommen. Die verlorenen Schüler konnten durch andere ersetzt werden. Von meinen bisherigen Freunden und Gönnern jetzt gemieden zu sein, wie ein Paria — auch das war nicht so viel. Mein neuer Glaube gab mir ja die Kraft auf sie herabblicken zu können.

Aber ich wurde krank. Die jahrelang, so zu sagen methodisch betriebene Mißhandlung meines Körpers rächte sich endlich durch eine Brustkrankheit, die mich dem Tode nahe brachte. Ohne irgend eine liebende Hand lag ich da — verlassen — vergessen! Die Wartfrau, die mich gepflegt hatte, bestahl mich dabei, wie ich später bemerkte, um mehr als die Hälfte meiner ohnedieß nicht sehr glänzenden Garderobe. Ich stand von meinem Siechbette auf, entkräftet und ohne einen Pfenning Geld. Meine Ersparnisse waren vollständig drauf gegangen; jene Wartfrau, nicht zufrieden mit ihrem Raube, reichte mir noch eine Schuldforderung ein von mehr als zwanzig Thalern. Was machen? woher Geld nehmen?! Meine Bücher verkaufen, das wäre für mich der geistige Tod gewesen. Da las ich daß ein großes Concert zur Feier des königlichen Geburts- oder Namenstages — das Ding ist mir entfallen — gegeben werden solle. Ein glücklicher Gedanken durchzuckte mich. Ich schrieb augenblicklich an den Dirigenten, theilte ihm offen meine bedrängte Lage mit und bat um den Vortrag einer Solopartie. Mein Namen mußte wohl einen musikalisch guten Klang gehabt haben, denn umgehend erhielt ich die Bestätigung meiner Bitte zugleich mit der Zusicherung eines nicht unbedeutenden Honorars.

* * *

Der Concertabend war gekommen. Der große, brillant erleuchtete Saal war dicht angefüllt mit eleganten Fräcken, glänzenden Uniformen und reichen Damengewändern. Ueberall funkelten Ordenssterne und Diamanten. Die ganze Elite der Stadt war hier versammelt. Die Introduktion und die folgenden Nummern waren beendet und von dem blasirten Auditorium ziemlich kühl angehört worden. Mein Herz klopfte hörbar, als meine Solopartie an die Reihe kam. Als ich vor das Pult trat, ward es auf einmal todesstill. Doch nur einen Augenblick. Dann ging ein leises, aber desto eifrigeres Flüstern durch den Saal, die Köpfe wandten sich hin und her und hundert blitzende Lorgnetten richteten sich auf mich. Hie und da vernahm ich ein spöttisches Kichern. Das Flüstern und Lorgnettiren hatte mich tief empört: das Kichern machte mich endlos traurig. Und doch war dieses Lachen zu entschuldigen, mindestens zu erklären. Meine unedle Gestalt, heute noch doppelt unschön durch die Nachwehen meiner Krankheit und den fadenscheinigen Frack — freilich die unpassendste Tracht für einen Buckeligen — war gewiß genügend um die Heiterkeit einiger übermüthigen Stutzer und muthwilligen Dämchen zu erregen.

Ich hatte mich für ein Notturno von Spohr bestimmt. Das Elegische dieses Nachtstücks harmonirte mit meiner eignen düstern Seelenstimmung. Schon nach den ersten Bogenstrichen verstummte das Flüstern — es ward grabesstill in dem weiten Saal, durch den die schmerzzerwühlten Klagen der Geige quollen und wogten wie unheimliche Geisterstimmen aus dunkler Tiefe. Ich hatte alles um mich vergessen; vor mir stand blos meine Mutter, mit wehsüßem Lächeln mir zunickend. Unbewußt war

ich, wie man mir später sagte, von meinem ursprünglichen Thema abgesprungen und in meine eigenen Phantasien hineingerathen. Ich kniete vor meiner Mutter und mein müdes Haupt lag an ihrer liebeswarmen Brust. Ihr weicher Arm war zärtlich um mich, den mißgestalteten, den verspotteten Menschensohn geschlungen. Und ich erzählte ihr, was mir Alles da draußen in der erbarmungslosen Welt geschehen war und wie ich mich schon so oft in gramwildem Heimweh nach Ruhe und langem, langem Schlaf gesehnt hatte. Ich erzählte ihr von meinen innern Kämpfen — von meinen Entbehrungen; ich flüsterte ihr krampfhaft weinend die Gedanken zu, die ich auf meinem melancholischen Krankenlager in schlaflosen Nächten durchdacht hatte.

Und mein Herz ward leicht. Es hatte seine jahrelang getragene Last in ein anderes abgeschüttelt und an die Stelle des Wehs, der Verzweiflung, war linde Ruhe, stille Gottergebung getreten.

Wie jubelnde Lerchen aber umgaukelten jetzt die Stimmen meiner Geige die Vision, denn ich hatte ja meine Mutter wiedergefunden und sie hatte mir zugelächelt: „Geduld, Du schmerzenreicher Sohn, Geduld! Du darfst bald zu mir kommen!“

Ein donnerndes Klatschen riß mich aus meinen Träumen. Ich sah wirr, erschrocken im Saale umher, denn während meines Spieles war ich einsam wie ein Ossian mit seiner Harfe auf dem Fels an dem Meere gesessen.

„So verneigen Sie sich doch um Gottes willen!“ raunte mir irgend Jemand hastig zu. Mechanisch senkte ich mein Haupt, ohne zu wissen warum? — Als ich mich aber zum Gehen wandte, brach ich ohnmächtig zusammen.

* * *

Abgespannt, im Kopfe ein fieberndes Klopfen, war ich aus dieser Ohnmacht erwacht. Ich lag mit vollem Anzug auf meinem Bette. Gleichgültige Hände hatten den Armen heimgetragen und es nicht der Mühe werth gehalten, ihn zu entkleiden, oder nur seine Halsbinde zu lösen. Ich erhob mich mühsam und ohne nur den unbequemen Frack auszuziehen, rückte ich einen Stuhl vor den Tisch und fing an, das soeben Gespielte aus meinem Gedächtniß niederzuschreiben. Ich wollte eine dauernde Erinnerung an diesen Abend besitzen.

* * *

Es war eine kalte Nacht und im Ofen kein Feuer gewesen. Zähneklappernd kroch ich gegen Morgen in mein ärmliches Bett zurück. Noch wälzte ich mich in unruhigem Halbschlafe hin und her, als an meine Thüre gepocht ward. Einen alten Schlafrock umwerfend öffnete ich. Draußen stand ein hochgewachsener Jäger in grüner, reich gallonirter Livree, der mir eine Karte einhändigte. Ich las: „Graf Bruno“ — darunter stand mit Bleistift geschrieben in harten, eckigen Zügen: „um zwei Uhr heut' Nachmittag zu mir in den „russischen Hof“ kommen?“

Ich mußte unwillkürlich über diese seltsam stylisirte Frage lächeln und mich doch auch wieder ärgern. Nichts desto weniger nahm der Jäger, der ziemlich verächtlich auf meine Person und Wohnung heruntergeschaut hatte, eine bejahende Antwort mit sich.

Als er fort war, zerbrach ich mir den Kopf darüber, was wohl dieser „Graf Bruno“ von oder mit mir wolle. Ich bürstete also meinen altmodischen Candidatenfrack höchst sorgsam aus, schwärzte die bedenklichsten Stellen an den Näthen mit Dinte, zog mein letztes, reines Hemd an und schritt dem „russischen Hof“ zu. Der Jäger schien mich erwartet zu haben und geleitete mich, diesmal ein wenig respektvoller, bis an eine Thüre im ersten Stockwerk, worauf er sich zurückzog. Ein eigenthümliches Fühlen beschlich mich. Am liebsten wäre ich gleich wieder davongegangen, denn die gar zu lakonische Frage auf der Karte hatte viel mehr wie ein Befehl geklungen und mich tief verletzt; nur meine äußerst trostlose Lage und die leise Ahnung, sie vielleicht hier verbessern zu können, hatten mir diesen Morgen eine Bejahung abgerungen. Ein leichtfüßiger Kellner schwirrte eben die Treppe herauf; einer Begegnung auszuweichen klopfte ich an.

„Herein!“ scholl eine rauhe Baßstimme. Im nächsten Augenblick stand ich vor einem ältlichen, goliathhaften Herrn, der, eine Meerschaumpfeife dampfend, bequem auf dem Sopha lag.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Grafen Bruno zu begrüßen?“ — Ich glaube wenigstens, daß ich ihn so anredete.

Der Herr, sich kaum erhebend, nickte leicht. „Wer sind Sie?“ schnurrte er kurz: „Aha!“ — unterbrach er sich selbst: „Sind der.... der Dings da.“

„Herr Graf,“ antwortete ich kalt: „ich bin ein Studiosus philologiae!“

„Mir einerlei!“ machte der Riese ein wenig sanfter. „Wollen Informator meines Sohnes werden?“ sprang er über. „Freie Station und sechshundert Thaler per annum“ — warf er drein.

„Herr Graf“ — wollte ich beginnen.

„Schon gut, schon gut, weiß Alles!“ schnitt er ab; „war gestern Abend mit meiner Tochter im Concert. Gut gegeigt, ganz gut gegeigt. War Kraft und Saft drein. Meine Tochter hat erfahren, daß Sie ein armer Teufel sind, mir die Ohren vollgeschwatzt, Sie als Informator zu installiren.“

Eine glühende Scham und Zornröthe stieg in meine Wangen. „Herr Graf“ — sprach ich mit Stolz: „so mag man wohl einen Kutscher engagiren, aber gewiß nimmer einen gebildeten Mann — selbst wenn er auch ein armer Teufel wäre.“ Sprach's und griff nach der Thüre, als diese rasch von draußen geöffnet wurde.

„Aha, gut, daß Du kommst, Alwa! hitziger Kopf das, verflucht hitzig!“ er deutete mit der Pfeifenspitze nach mir. Vor mir stand eine wunderschöne, junge Dame reich in Pelz gekleidet. Ein schneeweißes Windspiel schmiegte sich an ihre edle Gestalt.

„Ist meine Tochter, Gräfin Alwa; mit ihr die Geschichte ausmachen;“ und der alte Herr verschwand im Nebenzimmer.

Verblüfft sah ich ihm nach; auch in die feinen Wangen seiner Tochter stieg ein verlegenes Roth.

„Bitte Platz zu nehmen, mein Herr!“ sammelte sie sich und deutete artig auf einen Sessel. „Wir haben Sie gestern Abend im Concert spielen gehört,“ leitete sie nach einer kleinen, pein-

lichen Pause ein; „und Ihr seelenvoller Vortrag hat mich tief ergriffen.“ Mich verbeugend stammelte ich einige unartikulirte Laute. „Ohne es zu wollen,“ fuhr sie zögernd weiter: „mußte ich hören, daß Sie durch eine schwere Krankheit in eine bedrängte Lage gerathen sind, und es würde mich freuen, Ihnen meinen fühlbaren Dank für Ihr meisterliches Spiel dadurch beweisen zu können, daß ich Sie ersuche, der Informator meines Bruders werden zu wollen.“

„Mein Fräulein“—

„Bitte, nennen Sie mich Gräfin — Papa will es so haben;“ setzte sie wie entschuldigend hinzu.

„Gräfin,“ — fuhr ich weiter: „Ihr edler Antrag ergreift mich tief — um so tiefer zwar, als ich auf meinen dunklen Lebenswegen nur selten noch freundlichen Mienen und theilnahmsvollen Worten begegnet bin. Doch hier muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es nur in Ihrem eignen Interesse liegen kann, wenn Sie einen Informator engagiren, von dessen Vergangenheit und Lehrfähigkeit Sie vollständige Kenntniß haben.

„Das haben wir bereits!“ versicherte die junge Dame mit einer Art von stillem Triumph. „Papa hat sich gleich gestern bei dem Oberconsistorialrath Krämer nach Ihnen erkundigt und über Ihre Kenntnisse den glänzendsten Aufschluß erhalten.

„Ward sonst nichts beanstandet?“ frug ich in bestimmter Weise.

„Doch, mein Herr! aber Papa legt kein Gewicht darauf. Es genügt ihm, daß Sie ein tüchtiger Sprachkenner sind.“

„Gräfin, es ist ein wichtiger Schritt für beide Parteien. Sie werden mir also wohl auch eine Bedenkzeit gestatten.“

„Ich verstehe, was sie meinen;“ betonte sie langsam: „doch das soll Sie nicht abhalten. Wenn Sie erst meinen Papa besser kennen, so wird sich Ihr erstes Urtheil ganz gewiß zu einem für ihn vortheilhaftern gestalten.“ Sie erhob sich und ich folgte ihrem Beispiel.

„Das Honorar“ — erinnerte sie zögernd.

„Ist mir bereits durch Ihren Herrn Vater fixirt worden, und würde an meiner etwaigen Ablehnung sicherlich keine Schuld tragen,“ ergänzte ich, um ihr eine Verlegenheit zu ersparen.

„Nun, so wissen Sie ja Alles,“ schloß sie; „mein Bruder Graf Ottmar, ist zwölf Jahre alt und ein gutmüthiger Knabe. Ihre Unterrichtsstunden würden nicht sehr viele zu seyn brauchen, indem auch Ottmar erst kürzlich von einer schweren Krankheit erstanden ist. Sie hätten also genügende Muße, in seiner Gesellschaft unsere schöne Gegend zu durchstreifen und die balsamische Luft unsrer Wälder und Wiesen einzuathmen.“

„Ich werde mir erlauben, Gräfin, Ihnen bis morgen Mittag persönlich meinen Entschluß mitzutheilen.“

„Ich hoffe, er wird zu Gunsten Ottmar's ausfallen,“ entgegnete sie und ließ ihr ausdrucksvolles Auge einen Moment wie mit unbewußter Theilnahme auf meiner kümmerlichen Gestalt ruhen. Dann trat sie sich leicht verneigend in's Zimmer zurück und ich eilte, bestürmt von wild verworrenen Gedanken und Gefühlen, meinem bescheidenen Quartier entgegen. Ich stand wie Herkules am Scheideweg und hatte zu wählen. Hier ein entbehrungsreiches, freudenarmes Leben, aber doch mindestens unabhängig. Dort Ruhe, einen verhältnißmäßig glänzenden Gehalt — dazu frische Waldluft und Bewegung in der freien Natur, was ich, meinem entkräfteten Körper gegenüber, keineswegs gering anschlagen durfte. Das war alles gut — wäre nur der alte Graf nicht gewesen. Das barsche rücksichtslose Benehmen dieses Mannes mir dem Fremden gegenüber, ließ mich doppelten Druck ahnen, wenn ich erst einmal unter seine Botmäßigkeit gekommen war.

Unschlüssig hin und her gerissen, durchmaß ich meine enge Stube. Ich konnte und konnte zu keinem festen Entscheid gelangen. Immer wieder grinste mir ein schadenfrohes Bedenken entgegen. Da fiel mein unstätes Auge auf meine Geige. Natürlich war es nicht mehr die, die mir einst der Trompeter vom Hebtag mitgebracht hatte. Die hing jetzt wie eine heilige Reliquie neben der Trompete, die ich als theuerstes Vermächtniß überall nachführte und nachführen werde, so lange mein Herz noch schlägt und ein Tropfen Blut durch meine Adern rollt. Ich spielte das Notturno, das gestern im Concert der jungen Gräfin Alwa so sehr gefallen hatte, und als die letzte Note verzittert war, da wußte ich, was ich zu thun hatte.

* * *

Den nächsten Mittag traf ich nur den Grafen an.

„Gräfin Alwa ausgegangen,“ polterte er; doch war sein ganzes Benehmen ungleich rücksichtsvoller geworden — gewiß war seine Tochter die Schöpferin dieses Mirakels gewesen. Ich begriff auch ihre Abwesenheit und wußte ihr Dank dafür. — „Nun, sich schon besonnen, Herr Candidat?“ frug der alte Herr, indem er sich dicht vor mir aufpflanzte in seiner ganzen hünenartigen Majestät.

„Jawohl, Herr Graf;“ entgegnete ich mit fester Stimme.

„Nun?“ dehnte er hervor.

„Herr Graf, ich nehme Ihren Antrag an unter der Bedingung, daß Sie stets in mir den gebildeten Mann erkennen und achten wollen.“ Er brummte etwas und ich fuhr weiter fort: „Mißachtung des Lehrers hat sich noch immer bitter am Schüler gerächt. Sie sind ein Edelmann aus uraltem Hause — ich nur ein schlichter Bürgerlicher, dessen Familienchronik nicht über den Großvater hinausgeht. Doch als ein Ritter des Geistes dünke ich mich ebensoviel als der stolzeste Junker und darf mit demselben Rechte wie er — auf Wahrung meiner persönlichen Ehre und Würde bestehen.“

Eine dunkle Glut schoß in das fleischige Antlitz des Grafen: seine mächtigen Fäuste ballten sich, als wollten sie den frechen Plebejer zermalmen. Doch er bezwang sich gewaltsam. „Was hat Sie in diesem Falle bestimmt, meinen Antrag anzunehmen?“ frug er mißtrauisch.

„Das ist mit wenigen Worten gesagt, Herr Graf!“ entgegnete ich freimüthig; „mein entkräfteter Körper bedarf der Ruhe, die ich bei Ihnen zu finden glaube. Meine erschöpfte Kasse bedarf des Zuflusses, den ich mir bei Ihnen zu ersparen hoffe, um später mein unterbrochenes Studium wieder aufnehmen zu können.“

Sporenklirrend schritt er einige Male durch das Zimmer

Plötzlich trat er vor mich: „Soll dabei bleiben — ein Mann ein Wort, oder ein Hundsfott!" und er reichte mir seine Faust die, blutstrotzend und gebräunt, seltsam gegen meine weiße und magere Hand abstach. „Gräfin Alwa und ich noch Verwandte besuchen, noch drei Wochen fortbleiben. Sie übermorgen nach meinem Schlosse abreisen. Werde Ihre Beglaubigungsschreiben ausfertigen und mit dem nöthigen Reisegeld Ihnen zuschicken. Wo logiren?" — Ich nannte meine Adresse. — „Hoch wohnen, verflucht hoch! im fünften Stock! Na, je höher, desto näher bei Gott! also auf Wiedersehen!" — Damit entließ mich der wunderliche Mann und ich frug mich im Stillen, wie sich, ihm gegenüber, wohl der Trompeter benommen hätte, der dem Grafen an Originalität gewiß nicht nachstand.

Als ich spät Abends heimkam, lag schon ein Paket für mich da. Es enthielt meine nöthigen Accreditive und ein Reisegeld, das geradezu brillant zu nennen war. Hatte wohl Alwa ihrem Vater über die Schulter gesehen, als er die Banknoten in das Couvert schob?!

Ich tilgte meine Schulden, kaufte mir in einem Magazin einen anständigen schwarzen Anzug, dessen ich so sehr bedurfte, und dampfte an dem vom Grafen bezeichneten Tage meiner neuen Heimath entgegen.

Hier schließt abermals ein Abschnitt meines Lebens, und ein neuer beginnt.

* * *

Die weitläufigen Besitzungen des Grafen Bruno lagen am entgegengesetzten Ende der Monarchie. Am zweiten Tage verließ ich die Eisenbahn und setzte meine Reise von nun an im Postwagen fort. — Der Weg führte durch wildreiche Forste und saftige Wiesenthäler und ich fand schon jetzt, daß Gräfin Alwa Recht gehabt hatte, als sie mir sagte: die Luft ihrer Heimath werde meiner kranken Brust gut bekommen. Am Abend des vierten Tages winkte mir das stattliche Schloß entgegen. Im Dorfe unten verließ ich den Postwagen, und einen Bauernjungen herbeirufend, der meinen leichten Koffer tragen sollte, stieg ich langsam den Hügel hinan auf dessen Krone der stolze Grafenbau gethürmt war. Bis wir hinaufkamen, war bereits die Dämmerung eingebrochen und das massive Hofthor geschlossen. Der Junge griff nach dem eisernen Hammer und ließ ihn dröhnend niederfallen, worauf einige Doggen mit gräßlichem Gebell antworteten. Schwere Tritte ließen sich inwendig hören. „Wer ist draußen?" frug dann eine grämliche Stimme.

„Mach' nur auf, Peter!" mahnte mein ländlicher Cicerone. Der Schlüssel drehte sich kreischend und ein Knecht, eine Laterne in der Hand, streckte seinen struppigen Kopf heraus.

„Das ist der neue Herr Reformator!" erklärte der Junge mit Salbung. Der Knecht, mit dem rohen, ungeschlachten Wesen seines Standes, hielt mir seine Laterne in's Gesicht und, meinen Höcker gewahrend, schielte er grinsend zu meinem Begleiter hinüber.

Das Blut stieg mir in die Schläfe. „Führ' Er mich zum Amtmann!" herrschte ich dem Tölpel zu, mit einem Ausdruck von Strenge, über den ich selbst staunen mußte.

Der Amtmann, ein trockener, verstaubter Charakter, empfing mich ziemlich dünn und kühl; als er jedoch den an ihn adressirten Brief des Grafen gelesen hatte, ward er wärmer, gab mir die Hand und ergriff ein Licht, um mich nach dem Zimmer des frühern Informators zu geleiten. Er sagte mir, das Nachtessen werde bald aufgetragen; doch ich dankte und so trennten wir uns für heute. —

Mein zukünftiger Schüler, der junge Graf Ottmar, war seit einigen Tagen auf einem benachbarten Schlosse zu Besuch, wurde aber, wie mir der Amtmann gesagt hatte, für morgen zurückerwartet.

Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, überkam mich ein Gefühl von endlosem Allein- und Verlassenseyn. Der rohe Knecht, der abgezirkelte Amtmann — das waren keine günstigen Auspicien. Auch mein Zimmer hatte ein düsteres, beengendes Aussehen. Ich öffnete das Fenster und starrte in den dunkeln Hof hinunter. Des Amtmanns Wohnzimmer war erleuchtet. Drüben aus den Ställen flimmerte das trübe Dämmerlicht einer Laterne; ein Knecht pfiff eine melancholische Volksweise. Sonst war Alles still. Ich schloß wieder das Fenster, und meine Geige aus dem Kasten nehmend versank ich in ein trauriges, schwermuth-athmendes Träumen. Dann löschte ich die Kerze; doch ich hörte den Nachtwächter drunten im Dorfe noch manche Stunde tuten, bevor der erbarmende Schlafgott meine müden Augen schloß.

Ich war kaum aufgestanden, als mir eine Magd den Kaffee brachte. Die Dirne prüfte mich mit frechen Blicken und als sie draußen im Gang einer andern begegnete, brach sie in ein unterdrücktes Lachen aus, in das jene sofort einstimmte. Ich aber betrachtete im Spiegel meinen Höcker und lächelte trüb dazu. Der Amtmann war bereits in's Feld gegangen; so war ich allein und benützte diese Zeit, die Ställe in nähern Augenschein zu nehmen, wo des Grafen feurige Reit- und Kutschenpferde und in langen Reihen die glatten, gutgenährten Kühe und Rinder standen. Wohin ich ging, folgten mir neugierige Blicke und meistens ein spöttelndes Kichern. Ich hatte übrigens gefunden, daß sich hiebei die Mägde viel herzloser benahmen als die Knechte.

Was Wunder? welches Geschlecht stellt denn das größte Zuschauerkontingent bei Hinrichtungen und sonstigen grauenvollen Auftritten? Die Extreme berühren sich, und in der Brust des Weibes wogen die höchste Empfindsamkeit und die vollständigste Gefühlslähmung wie graue Nebel durcheinander, bis die erwärmende Sonne der Liebe den Streit der Elemente schlichtet. —

Einige Tage nach meiner Ankunft konnte ich den alten Kutscher, einen sonst durchaus derben Menschen, überhören, wie er zu einigen ausgelassenen Dirnen verweisend sagte: „Der hat sich nicht selber gemacht, sonst hätt' er ganz gewiß den Ranzen auf seinem Buckel weggelassen. Also ist's eine Schande, wenn Ihr darüber lachen wollt!"

Eine warme Thräne floß in mein Auge.

* * *

Es mochte den Morgen nach meiner Ankunft 10 Uhr seyn — ich war gerade im Garten — als Hufschlag erscholl und bald darauf zwei Reiter in den Hof trabten. Es war Graf Ottmar, von einem Reitknecht begleitet.

Leicht sprang der Knabe von seinem zottigen Pony herunter, und als der Amtmann mit dem Arm gegen den Garten wies, kam er eilig auf mich los und reichte mir grüßend seine Hand. Er war, wie seine Schwester mir gesagt hatte, ein freundlicher, gutmüthiger Knabe, doch — wie ich bald fand — durch seine Krankheit und schlechten Unterricht geistig sehr schwach entwickelt geblieben. Mein Höcker schien ihn nicht im mindesten berührt zu haben und ich nahm dies als ein gutes Zeichen auf.

Mit seiner Ankunft war auch zugleich mehr Respekt gegen mich unter die Leute gekommen und als wir Mittags Arm in Arm vor dem Schlosse auf und ab gingen, da gaffte mich Alles ehrerbietig an und Peter rückte wahrhaft andächtig seine Mütze. So sind die Menschen, hoch wie nieder! Sie wollen den Werth ihres Nachbars erst durch die Vermittelung eines Dritten erkennen und achten lernen! —

Da es bereits Freitag war, so benützte ich den Rest der Woche zu Ausflügen in die wildromantische Umgegend, wobei Ottmar mein Führer und Gesellschafter war. Auch für ihn hatte ich einen Brief seines Vaters mitgebracht und es mußte allerlei darin gestanden haben, denn mit feuchten Augen hatte mir der weichherzige Knabe seine Hand gereicht — doch erst als er an die letzte Seite des Bogens gekommen war, und die war nicht von der massiven Faust des Grafen, sondern von elastischer Frauenhand beschrieben gewesen. Mein Verhältniß zu dem Amtmann hatte bereits eine feste Gestalt angenommen. Er war zwar ein wenig aufgethaut; allein sein durch und durch verknöchertes und pedantisches Wesen war keines höhern Aufschwunges fähig, seine Bildung außerdem eine solche, daß ich keinen Nutzen daraus ziehen konnte: so beschränkte ich mich auf die allgemeine Höflichkeit und wir haben uns für die Folge beide dabei gut befunden.

Montags begann der Unterricht. Ich fing ganz vorn an, um dem künftigen Bau eine solide Unterlage zu geben; wie Alwa es gewünscht hatte, beschränkte ich die Stunden anfänglich auf ein geringes Maß. So blieb meinem Schüler die Lust zum Studium erhalten und das freudige Aufblitzen in seinen großen, blauen Augen verrieth am besten, daß er meine Liebe zu ihm erkannte und sie mit verdoppelter Anhänglichkeit zu lohnen suchte.

„Morgen kommen sie!" jubelte er eines Abends und hielt mir einen soeben erbrochenen Brief entgegen.

Man traf im Schlosse allerlei Vorbereitungen. Die Mägde flochten Kränze; Peter, ein beurlaubter Artillerist, setzte einige verrostete Böller in Kriegsbereitschaft und der geplagte Amtmann hatte überall und nirgends zu seyn. Auch im Dorfe drunten rührte man sich und erbaute eine Ehrenpforte. Gegen Abend rollte denn auch die Carosse des Grafen, von vier feurigen Goldfuchsen gezogen, in den Hof.

Die Böller krachten, die Knechte und Mägde brüllten so etwas wie Hurrah und Vivat und der alte Graf nickte wohlgelaunt den Leuten zu, während Alwa ihr liebliches Gesicht weit aus dem Schlage vorbeugte, um den Willkommskuß Ottmar's zu empfangen und zu erwidern.

Ich stand in ehrerbietiger Entfernung neben der großen Freitreppe. Ottmar mußte schon etwas zu meinem Lob berichtet haben, denn sein Vater blickte gnädig zu mir herunter und Alwa lächelte mir anmuthig zu. Den andern Morgen beim Kaffee polterte der alte Edelmann: „Sind ein Teufelskerl, Herr Candidat! Ottmar ganz verliebt in Sie, ganz verliebt. Recht so, nur fortgemacht! Sehr zufrieden mit Ihnen, ganz zufrieden!" Ich blickte verlegen in meine Tasse; doch der Knabe sprang auf und schlang seinen kleinen Arm um meinen Hals. Alwa wandte sich rasch ab und beschäftigte sich eifrig mit ihrem Papagei.

Als ich Abends in mein Zimmer gehen wollte, lief mir der Amtmann nach und geleitete mich in den entgegengesetzten Flügel. „Was soll das seyn?" frug ich erstaunt.

„Eine kleine Ueberraschung," schmunzelte er.

Er stieß eine Thüre auf und ich trat in ein behaglich möblirtes Gemach mit heller, freundlicher Tapete. Alle meine Habe war herübergeschafft und von sorgsamer Hand aufgestellt worden.

„Gräfin Alwa hat es so angeordnet, wissen Sie, von wegen Ihrer Brust. Das Zimmer liegt auf der Sommerseite und die Sonne scheint Ihnen hier den ganzen Tag durch das Fenster herein," so erklärte der alte Amtmann, der heute außergewöhnlich redselig schien. Als ich allein war, sank ich auf meine Kniee und schluchzte in meine Bettkissen hinein — just wie es der Trompeter in jener Nacht gethan hatte.

* * *

Die alte Gräfin ruhte schon seit Jahren in der Gruft ihrer Ahnen. Graf Bruno war ein starrer, fanatischer Edelmann, als Politiker streng feudal in des Wortes mittelalterlichster Bedeutung; als Christ äußerst tolerant — nennen wir das Ding gleich beim rechten Namen: äußerst indifferent. Man findet ja so häufig die vollständigste Gleichgültigkeit in religiösen Dingen gepaart mit der markirtesten Bestimmtheit in den weltlichen und staatlichen Angelegenheiten. So war ihm denn auch meine religiöse Anschauungsweise durchaus eine Bagatelle, und Alwa hatte ganz richtig prophezeit, als sie mir damals versicherte: „es genügt meinem Papa, daß Sie ein tüchtiger Sprachkenner sind." Mit Alwa war ein lieblicher Schutzgeist in die kalten, grauen Mauern der Grafenburg eingezogen; sie warf auf Alles, was sie umgab, einen magischen Glorienschein.

Mit ihrem Vater kam ich wenig in Berührung, denn er verbrachte seine meiste Zeit mit der Jagd oder dem Besuche der benachbarten Adeligen, die wieder ihrerseits haufenweise in der gastlichen Burg einkehrten, wo sich dann wilde Gelage gestalteten, die sich oft bis zum dämmernden Morgen hinauszogen.

Alwa war niemals dabei zugegen. Auch sie sah ich anfänglich nur bei den verschiedenen Mahlzeiten; denn so durch und durch aristokratisch sie auch in sonstigen Beziehungen sein

konnte, so verhinderte sie das doch keineswegs, die Pflichten der verstorbenen Mutter zu üben, und ihr feiner Fuß flog gar oft in Küche und Keller, um überall nach dem Rechten zu sehen.

Seitdem ich jenes Zimmer bezogen hatte, schien es, als ob sie mir gegenüber kühler geworden wäre. Der Amtmann hatte mir und Andern vielleicht allzuviel verrathen und dadurch ihre Weiblichkeit gewissermaßen compromittirt. Sie wollte also wohl einen stillen Protest gegen jede weitere Vermuthung einlegen, indem sie mich als einen durchaus Fremden behandelte. So faßte ich wenigstens es auf und ehrte ihre Beweggründe — aber weh hat es mir darum doch gethan.

* * *

An einem rauhen, regnerischen Tage befiel mich ein schmerzlicher Brustkrampf und ich mußte meinen Unterricht aussetzen. Alwa schickte mir durch Ottmar Camillenthee und ließ mir sagen, ich solle mich nur ja recht schonen.

Drei Wochen drauf war Weihnachten; Ottmar erhielt eine glänzende Bescheerung und auch ich war nicht vergessen worden. Als ich Abends an meine Zimmerthüre kam, hing ein Päckchen an der Klinke. Drin waren zwei wollene, feingestrickte Jäckchen. Einem dunklen Gefühle gehorchend, verschwieg ich diese Gabe gegen Jedermann und die unbekannte Fee schien mir für mein Schweigen Dank zu wissen.

So war es nun Winter und tiefer Schnee lag rings auf Berg und Thal. Der Graf, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, war fast unsichtbar geworden. Oft kam er in später Nacht heim um bei frühem Morgen schon wieder fortzureiten. Die langen Winterabende schienen kein Ende nehmen zu wollen. Ich holte also die Geige heraus und versenkte mich in meine Erinnerungen gewesener Zeiten, während Ottmar zeichnete oder schnitzte und Alwa mit irgend einer Nadelarbeit auf dem Sopha saß. Sie war eine Meisterin auf der Harfe und unter ihren schlanken Fingern schien das ritterlich-romantische Instrument, das schon den König David begeistert hatte, Leben anzunehmen. Ihre weiche Stimme schmiegte sich wundersam an die sonoren Akkorde der Harfe und rief in der Brust des Zuhörers wehsüße Echo's wach. Zu anderen Malen spielten wir Duette zusammen, die ich eigens für die Harfe umgeschrieben hatte. Dazwischen lasen wir Dante's „göttliche Comödie" im Urtext, wobei freilich Alwa's vollständige Kenntniß der italienischen Sprache meiner Schwäche öfters helfend unter die Arme greifen mußte. Andere Abende waren wiederum gänzlich der Conversation gewidmet, und ich hatte oftmals die Gelegenheit, ihren reichen Geist zu bewundern, der, mit echter Weiblichkeit gepaart, dennoch einen fast männlichen Scharfsinn und eine seltene Auffassungsgabe verrieth. Mit richtigem Takt vermieden wir jede Diskussion über den Adel und sein Verhältniß zur übrigen Menschheit. Schon die kindliche Pietät zu ihrem vorurtheilsbestrickten Vater hätte es Alwa schwer gemacht, diese kitzliche Frage, besonders einem Nichtadeligen gegenüber, zu erörtern.

Die Gegensätze zwischen Philosophie und Theologie waren meistens unser Thema, und Alwa's kühne, elastische Denkkraft übersprang spielend die starrenden Abgründe, die diese beiden Gebiete so häufig und so schroff von einander trennen, und erhob sich zur luftigen Höhe des reinsten und vergeistigtsten Christenthums. Volle Redefreiheit war hiebei zur stillen Uebereinkunft geworden, und platzten wir dann einmal allzu diametral aufeinander und war keine Vermittlung zu erwarten, so deutete sie wohl lächelnd auf meine Geige und ich, den Wink verstehend, sprang zur Musik über, für deren Mysterien und Gedanken ohne Worte sie ein so warmfühlendes Herz und ein so fein hörendes Ohr besaß. Oft wurde dann mein Spiel von Einem oder dem Andern plötzlich unterbrochen, um eine neue Streitfrage aufzuwerfen. —

* * *

So war der Frühling in's Land gekommen — wir wußten nicht wie. Ottmar's Fortschritte konnte ich, ohne den Vorwurf des Eigenlobs zu befürchten, geradezu bedeutend nennen und auch Andere mußten so denken, denn der alte Graf überraschte mich an meinem Namenstag — wer hatte ihm den verrathen? — mit der angenehmen Post: „Ihr Gehalt ist von heute an um 100 Thaler größer geworden!"

Die leichte Schranke, die Alwa damals beim Zimmerwechsel zwischen sich und mich gezogen hatte, war längst wieder verschwunden — aber nicht auf einmal. Das hatte sich so nach und nach gemacht, ich weiß selber nicht wie, und sie wird es auch nicht gewußt haben.

Sie war eine ebenso graziöse als furchtlose Reiterin und unternahm mit Ottmar häufige Ausflüge in die Umgegend. Wir setzten dann irgend eine Oertlichkeit fest, wo ich sie auf dem Heimweg erwartete, und dann stieg sie ab und kehrte zu Fuß in eifrigem Gespräche mit mir in das Schloß zurück, während sie ihren Zelter am Zügel nachführte und Ottmar auf seinem kleinen Pony bald links, bald rechts abschweifte, sich mit Diana neckend — dem Windspiel seiner Schwester, das seine Herrin auf Tritt und Schritt begleitete und, wie wir gesehen haben, ihr sogar auf den Reisen mitfolgte. —

Also war es nach einander Sommer, Herbst und wieder Winter geworden. Die Geige, die bisher freilich oft gefeiert hatte, mußte abermals ihre Aufgabe übernehmen, die langen Abende zu verkürzen und die leichten Runzeln zu glätten, die die etwaige Meinungsverschiedenheit hie und da auf unsere Stirnen furchte gleich flüchtig kräuselnden Wellen. Meine Gesundheit hatte sich während dieser Zeit merklich befestigt. Ein leichtes Roth färbte meine früher fast aschgrauen Wangen und mein einst glanzloses Auge glühte in hellerem Feuer. Getragen durch die allgemein sichtbare Zuneigung der gräflichen Familie, genoß ich jetzt die Achtung Aller, und wenn Peter jetzt Einen gesehen hätte, der es wagte, über meinen Höcker zu spotten, so wäre seine derbe Faust ganz gewiß zur empfindlichen Zuchtruthe geworden.

Es war also wieder Winter geworden und Graf Bruno veranstaltete ein großes Treibjagen. Von weit und breit kamen die geladenen Gäste mit ihren Hunden und Piqueuren. Es war wirklich ein malerisch buntes Bild. Abends sollte ein Bankett den blutigen Tag beschließen. Alwa hatte alle Hände voll zu thun. War sie auch bei diesen Gelagen nie selbst an-

wesend, so hielt sie es dennoch für eine gebotene Pflicht, hiezu alle Zurüstungen zu treffen.

Mit der Dämmerung kehrte der lärmende Troß aus dem Forste zurück. Die Piqueure bliesen lustige Fanfaren, die Treiber trugen Fackeln und hintennach kamen auf Schlitten die erlegten Hirsche und Wildschweine. Wie mußte aber Alwa erschrecken, als ihr Vater, kaum aus dem Sattel gestiegen, sie in der Küche aufsuchte und ihr befahl, sich umzukleiden, weil sie heute Abend bei der Gesellschaft zugegen seyn müsse!

Widerspruch half in solchen Fällen nichts; das wußte seine Tochter nur allzu gut. Denn so sehr sich sonst Graf Bruno ihrem Willen fügte, so gab es dennoch besondere Gelegenheiten, wo er seinen vollen Sinn unbeugsam durchzusetzen wußte und durch Trotz oder Widerspruch nur noch eigensinniger gemacht werden konnte.

Ich hatte mich bei der Ankunft der Jagdgesellschaft auf mein Zimmer zurückgezogen — wie ich immer that, wenn Gäste eintrafen — als Ottmar eilig hereintrat und mir ein kleines versiegeltes Billet übergab. Es enthielt die wenigen Worte: „Ich muß der Gesellschaft beiwohnen; erzeigen Sie mir die Freundschaft und kommen Sie ebenfalls herunter. Für einen geeigneten Platz werde ich sorgen.“ —

Es waren die ersten Zeilen, die Alwa an mich gerichtet hatte. Kaum war der Knabe fort, als ich sie an meine Lippen brachte. Ein peinliches Gefühl überkam mich jedoch, als ich ihren Wunsch ruhiger überdachte. Mir schwante, daß ich irgend wie grausam gedemüthigt werden würde. Mit einer Art von finsterer Verzweiflung zog ich meinen weitesten Ueberrock an, um meinen Mißwuchs möglichst zu verbergen; dann schritt ich dem Saale zu, aus dem schon ein wildes Leben mir entgegen scholl. An der langen Tafel saßen die hungrigen und durstigen Waidgesellen. Die Piqueure trugen ab und zu, dazwischen floß der feurige Wein in Strömen.

Alwa saß neben ihrem Vater. Ihr Auge mußte aber beständig auf der Thüre geruht haben, denn trotzdem ich absichtlich zwischen drei oder vier Aufwärtern eintrat, erhob sie sich rasch und geleitete mich zu einem leer gelassenen Sitz, der, im Schatten eines mächtigen Pfeilers, mich sowohl dem Blicke ihres Vaters, als auch dem grellen Lichtschimmer entzog. Sie dagegen saß mir fast gegenüber. Links und rechts vor mir hatte ich zwei unbekannte Herrn, die mich erstaunt von oben bis nach unten maßen, meine tiefe Verbeugung mit kaum merklichem Kopfnicken beantworteten und sich dann wieder zu ihren Nachbarn wandten. Alwa sandte mir einen tröstenden und zugleich dankenden Blick herüber. Ihr Vater, in ein eifriges Gespräch über die heutige Jagd vertieft, hatte mein Eintreten gar nicht bemerkt. Da sich meine beiden Nebengäste nicht im Geringsten um meine Anwesenheit zu kümmern schienen, so hatte ich hinreichend Muße, die Gesellschaft zu mustern... An Alwa's Seite saß ein langer hagerer Mann, dessen abgespanntes, gelbliches Gesicht, einem ausgebrannten Krater vergleichbar, einmal der Tummelplatz aller Leidenschaften gewesen zu seyn schien. Seine Glatze contrastirte fast unheimlich mit den ungewöhnlich buschigen Brauen, unter denen zwei kleine ruhlose Augen lauernd hervorblitzten. Es war, wie ich später noch zur Genüge erfahren sollte, ein Graf Erich, unermeßlich reich und aus uraltem, mächtigem Hause.

In strahlender Schönheit saß Alwa neben dem abgelebten Wüstling, der sich abmühte, seine Nachbarin zu unterhalten. Der zerstreute und zugleich traurige Ausdruck ihrer Züge verrieth dem Edelmann am besten das Erfolglose seiner Anstrengungen, und mehrmals sah ich ihn wie in heimlichem Grimm die dünnen blutlosen Lippen auf einander klemmen.

Auch meiner hatte sich eine dumpfe Trauer bemächtigt. Das wilde Lärmen, das Klirren der Gläser und das wiehernde Lachen schnitten mir grausam in das Herz. So oft mein Auge auf Alwa hinüberflog, begegnete es ihrem melancholischen Blicke, der, statt wie sonst mir auszuweichen, tief, fast wie hülfesuchend auf mir ruhen blieb.

Ohne zu wissen warum? — denn ich kannte ja damals weder die Verhältnisse, noch die etwaigen Absichten Graf Erich's — machte meine Phantasie aus Alwa eine Taube, die zitternd neben dem Geier sitzt — ein Opferlamm, das ahnungsschauernd auf seinen Schlächter blickt...

Schon seit einiger Zeit schien Graf Erich den unsteten Blick Alwa's heimlich zu verfolgen. Er suchte wohl den Schlüssel zu irgend einem Räthsel. Das Mädchen, viel zu viel mit sich selbst beschäftigt, hatte natürlich keine Ahnung davon und eben suchte wieder ihr müdes Auge meine unschöne Gestalt. Ein düsterer Blitz flammte durch des Andern welke Züge; dann verzog ein verächtliches Grinsen seinen Mund. Er neigte sich gegen Alma's Vater, der seinerseits rasch zusammenzuckte und seinem Kinde einen wilden Zornblick zuwarf. Die weitersitzenden Gäste hatten diese Zwischenscene bemerkt, ohne den Grund errathen zu können. Es ward auf einmal todesstill im Saal. Alle Augen waren auf die drei gerichtet.

„Wer hat Sie hierhergerufen?“ herrschte mir Alma's Vater rauh zu.

„Ich, Papa!“ antwortete seine Tochter mit fester Stimme.

„Sie scheinen eine Passion für die Abnormitäten der Natur zu besitzen, Comtesse!“ meinte spöttelnd Graf Erich, und deutete auf meinen Höcker.

„Ich hasse dafür die Abnormitäten der Seele, Graf Erich!“ entgegnete sie und ihr Auge haftete zermalmend auf dem Edelmann.

„Was soll das heißen, Mädel?“ donnerte Graf Bruno wüthend.

„Papa, das soll heißen, daß nur eine schwarze Seele der leiblichen Gebrechen eines Nebenmenschen spotten kann!“ Sie sah furchtlos in das rollende Auge ihres Vaters.

Graf Erich hielt sich mit zitternder Hand an der Stuhllehne fest. Ich selbst saß willens- und regungslos da; mein Ohr folgte in einem träumerischen Brüten dem Vorfall, als gehe er mich nichts an.

„Das heißt den Adel beschimpft!“ rief eine Stimme von dem Ende der Tafel herauf. Ein unwilliges Murren bestätigte den Ausdruck. Alwa wandte sich rasch dem Sprecher zu; ein dunkles Roth flammte auf ihren Wangen. „Wehe! drei-

mal Wehe!« rief sie; »wenn es dahin gekommen ist, daß die Wahrheit reden den Adel beschimpfen heißt. Noblesse oblige — Adel macht verbindlich! Wo bleibt aber diese Verbindlichkeit, die dem Bürgerlichen gegenüber unser Monopol minder drückend, minder ungerecht macht, wenn wir die menschliche Würde, die älter ist als die des Adels, brutal mit Füßen treten?!«

Ein allgemeines Schweigen folgte dieser kühn hingeworfenen Frage. »Kommen Sie, Herr Informator!« wandte sie sich zu mir; »ich bin stolz darauf, Ihnen heute Abend meinen Arm reichen zu dürfen.« Und sie schlang ihren Arm um den meinigen und führte mich, den Besinnungslosen, den Taumelnden aus dem Saale.

* * *

Den andern Morgen vertraute mir Ottmar mit ganz verstörter Miene an, Papa und Schwester Alma hätten eine sehr stürmische Unterredung mit einander gehabt, in Folge derer Ersterer sein Pferd bestellt und ohne Lebwohl zu sagen, vor etwa einer Stunde das Schloß verlassen habe. Sagen wir gleich, daß der ergrimmte Mann vierzehn Tage fortblieb, um — Gott weiß wo — seine Hitze verrauchen zu lassen.

Diese Nachricht berührte mich höchst peinlich. Ich war also, ohne es zu wissen und zu wollen, zum Zankapfel zwischen Vater und Kind geworden. Freilich blieb mir der große Trost, daß der Auftritt nicht durch meine Schuld hervorgerufen worden war; aber ich machte mir in grausamer Selbstmarter die bittersten Vorwürfe, Alma's unbedachtem Verlangen nachgegeben zu haben — um so mehr, als mir damals die eigentlichen Beweggründe, die sie dazu getrieben hatten, noch unbekannt waren. — Beim Mittagsmahl erschien sie ziemlich einsylbig; der gestrigen Ereignisse gedachte sie mit keinem Worte. Nur als Ottmar nach beendeter Tafel hinausgegangen war, reichte sie mir schweigend die Hand. Als sie jedoch sah, daß ich sprechen wollte, winkte sie mir hastig, fast ängstlich zu und sagte: »Bitte, berühren wir den Vorfall nie wieder!« Sie verschwand und ich sah dem seltsamen Mädchen betroffen nach. Meine Hand brannte mir aber noch lange von dem leichten Druck ihrer weichen Finger und von widerstreitenden Gefühlen und Gedanken durchstürmt zog ich mich in mein Zimmer zurück, in banger Erwartung der Dinge harrend, die, wie ich ahnte, nur zu bald kommen mußten. —

* * *

Graf Bruno war von seiner Schmolltour zurückgekehrt. Seit längerer Zeit schon hatte er mir gegenüber ein Betragen angenommen, das sehr vortheilhaft gegen seine ursprüngliche, rücksichtslose Nonchalance abstach und, wie Alma vorausgesagt, mein Urtheil hinsichtlich seiner sich bedeutend umgewandelt.

Das war jetzt vorbei... Grob jedoch wurde er gegen mich nicht — nur eiskalt. Diese marmorne Kälte, an ihm so ungewohnt, that mir aber unendlich weher als seine ihm ungleich natürlichere Barschheit und aufbrausende Hitze. Bei den Mahlzeiten sah er über mich hinweg, als wenn ich leere Luft gewesen wäre. Ich wich ihm, einer dunklen Scheu folgend, aus wo ich konnte. Begegneten wir uns aber doch einmal, so schritt er an mir vorüber, als wenn ich nicht da gewesen wäre und meine Verbeugung blieb unerwidert. Mein Stolz empörte sich über die schmähliche Rolle, die ich dem Grafen gegenüber spielte, und ich begann einen Entschluß zu fassen.

Zwischen Alma und ihm war das äußere Verhältniß zwar wieder hergestellt worden; doch ein schärferes Auge konnte bald finden, daß seit jenem Abend eine Kluft zwischen Beide gelegt worden war, die durch die Beobachtung bloß ceremonieller Pflichten sich nicht ausfüllen ließ.

Eines Abends hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Ich bat kurz und bündig um meine Entlassung und übergab das Schreiben am andern Morgen meinem Zögling mit der Weisung, es seinem Papa zuzustellen.

Kaum eine halbe Stunde darauf kehrte er mit einem versiegelten Päckchen zurück. Als ich es öffnete, fiel mir mein Entlassungsgesuch unerbrochen entgegen. Dabei lag folgendes Billet von Alma's Hand:

»Herr Informator!

»Zürnen Sie keineswegs meinem Bruder Ottmar, wenn Ihr Schreiben nicht an die bestimmte Adresse gelangt ist. Ich bin die Urheberin und wenn Sie über diesen Eingriff ungehalten seyn wollen, so dürfen Sie nur mir allein grollen. Den Inhalt Ihres Schreibens habe ich nicht gelesen, aber ich ahne ihn. Ihnen ist am besten bekannt, was Ottmar durch Ihren Weggang verlieren müßte, und ich bitte Sie, dies reiflichst überdenken zu wollen. Was sonst vorgefallen ist und etwa noch vorfallen kann, ersuche ich Sie, im Namen Ihrer Freundschaft gegen mich, zu vergessen, und wenn mein schwacher aber inniger Dank irgendwie Ihnen eine Genugthuung für erlittenes Unrecht seyn kann, so soll die Zufriedenheit im allerreichsten Maße in Ihre verletzte Brust zurückkehren. »Alma.«

Als Ottmar sich entfernt hatte, zerriß ich mein Entlassungsgesuch und sah trüblächelnd in das Kaminfeuer, worin das Papier zu Asche ward. Der Graf war Nachmittags fortgeritten. Als mich Ottmar zum Nachtessen abholte, schlang er seine Arme um mich und gab mir einen Kuß. »Nicht wahr, Sie bleiben bei uns?" bat er schmeichelnd. Ich nickte ihm schweigend zu.

Als die Tafel abgedeckt war, stellte Alma einen Teller voll duftiger Zimmtwaffeln — meine Lieblingsspeise — auf den Tisch. »Ich habe sie selber gebacken,« erklärte sie tief erröthend.

Die Waffeln lockten verführerisch — aber ich aß doch nur eine halbe. Mein Herz war allzu voll; ich war übersatt und Alma schien es zu begreifen, denn sie nöthigte mich nicht zuzugreifen und sagte blos beim Aufstehen: »Ottmar wird morgen frühe die Waffeln auf Ihr Zimmer bringen."

* * *

Vier Wochen waren seit jenem so verhängnißvollen Abend verflossen, als eines Mittags ein eleganter Schlitten mit lustigem Schellengeklingel in den Schloßhof einbog. Der Graf mußte ihn erwartet haben, denn er stand schon unten und hob einen Herrn aus dem Fuhrwerk, der fast gänzlich unter einem kostbaren Pelze verschwand.

Ich sah von meinem Zimmer aus, wie sie sich die Hände schüttelten, dann in eifrigem Gespräche die große Treppe hinaufstiegen und im Hause verschwanden. Ich dachte unwillkürlich wieder an die Taube und den Geier. Der Gast blieb über Nacht. Ottmar brachte mir mein Abendbrod und einen freundlichen Gruß von Alwa. Wie ich erfuhr, war sie für Graf Erich völlig unsichtbar geblieben, und diese Gewißheit verscheuchte in mir eine dunkle Eifersucht, die mich zernagt hatte — wenn ich selbst sie auch bei ruhiger Ueberlegung mitleidig belächeln mußte. Ich, der elende, heimathlose, bettelarme Krüppel!!

Jetzt folgen in meinem Tagebuch sechs schwarze Blätter. Ich habe die weißen herausgenommen und dafür schwarze hineingeheftet. Sie sind unbeschrieben, sie sollen auch unbeschrieben bleiben.

Aber sie sind fleckig, als ob Wasser darauf gefallen wäre. Thränen sind auch Wasser!

* * *

Alwa war also Braut geworden. Ich hatte sie oft wochenlang nicht gesehen; sie war dann in ihrem Zimmer eingeschlossen geblieben. Auch ich schloß mich ein, so oft ihr Bräutigam die Burg betrat. Auf meiner Geige lag wieder, wie damals im Collegium, fingerdicker Staub, und der ehrliche Trompeter hätte noch weit bedenklicher den Kopf dazu geschüttelt. Das flüchtige Roth auf meinen Wangen war wieder aschgrau geworden; auch meine Brust schmerzte mich öfters wieder; doch das hat Niemad erfahren.

Ich betrieb Ottmar's Unterricht mit einem fieberhaften Eifer. Die übrige Zeit war ich in meine Bücher vergraben. Meine Seele schrie wie ein durstiger Hirsch nach einem Trunk aus dem lindernden Lethestrom. —

Ich nahm mein unterbrochenes Studium des Sanscrit wieder auf, und dieses heilige, die europäischen und asiatischen Sprachen embryonisch in sich verschließende Idiom, morgenländisch prächtig, erhaben religiös, glühend und ernst, in Urbegriffen das Unendliche offenbarend, hauchte mir aus seinen märchenhaften Schriftdenkmalen einen wundersamen Trost zu. Ich kam mir vor wie ein Hindupilger, der nach der seligen Gottesstadt Benares wallfahrtet, um in dem uraltheiligen Ganges seine kranke Brust zu baden und in den trostmurmelnden Wellen sein jahrelanges Weh zu versenken, um geheilt zurückzukehren in die glücklichen Thäler Kaschmir's....

Nur Abends, wenn Alles im Schlosse schlief, dann verriegelte ich meine Thüre, holte wie ein scheuer Dieb zwei Blättchen Papier aus meinem Pulte und las und las und las sie — vielleicht schon zum tausendsten Male. Ich werde sie noch zehn- und hunderttausendmal lesen.

Alwa's Zimmer ging auf den Garten, das meine auf den Wiesengrund: so lagen sie also in entgegengesetzter Richtung. Eines Abends jedoch erblickte ich in einem, sonst unbewohnten, mir gerade gegenüber liegenden, Zimmer Licht, und ein Frauenkopf lehnte sich wie träumend an die kalten Scheiben.

Auch ich trat an mein Fenster. Lange — lange blickten wir uns an — denn eine innere Stimme sagte mir, daß jene Augen dort drüben auf mich gerichtet waren. —

Dann trat die Vision zurück und es ward wieder dunkel. Vom Schloßthurme schrillte das heisere Lachen eines Käuzchens: Das Volk nennt dieses unheimliche Thier den „Todesvogel.“

Ich dachte dabei an Hero und Leander.

* * *

Das war Alles in der Zwischenzeit geschehen. Seit Alwa Graf Erich's Braut geworden war, hatte ihr Vater gegen mich wieder sanftere Saiten aufgezogen. Er fürchtete wohl jetzt den armseligen Krüppel nicht mehr. Seine Liebe zu seiner Tochter war eine aufopfernde geworden — wenn man anders bei ihm diese Bezeichnung anwenden konnte. Ich habe einmal gehört, der Henker sey immer sehr höflich gegen den armen Sünder den er abthut! —

Alwa schien aber für die Zärtlichkeit ihres Vaters taub und blind zu sein, und manchmal flog es dann über das harte Gesicht des alten Edelmanns, wie die düsteren Schatten einer dumpfen Reue. Doch das ging wieder vorbei und dann richtete er seine titanenhafte Gestalt hoch auf im Bewußtseyn: den reichen Grafen Erich bald seinen Schwiegersohn nennen zu dürfen.

Seit Alwa Braut geworden war, hatte ich mich mit einer Art von Scheu zurückgezogen. Sie gehörte ja jetzt einem Andern! Sie schien mir Dank für diese Schonung zu wissen; doch eines Tages hatte sie mich fast wie vorwurfsvoll angeblickt und dabei bitter gelächelt.

* * *

Der Vorabend ihrer Vermählung war gekommen. Wir hatten jetzt den wonnigen Mai, und es schien fast, als wolle die Natur der schönen Braut den Hochzeitskranz winden und auf die dunkeln Locken drücken. Graf Bruno und sein zukünftiger Schwiegersohn waren in die Amtsstadt gefahren, um den letzten Bestimmungen nachzukommen. Die Mägde flechten wieder Kränze wie damals, als Alwa zurückgekehrt war, und Peter, in der rosigen Erwartung eines entsprechenden Trinkgeldes, hatte die rostigen Böller blank gescheuert, daß sie im Sonnenstrahl funkelten wie eitel Gold. Ueberall dasselbe rege Leben und Rühren wie damals. Nur mit einem Unterschiede! Damals hatte es der Kommenden gegolten; heute galt es der Gehenden. Ich war unnütz bei all diesen mannigfachen Zurüstungen. Auch drängte es mich zur Einsamkeit. Das helle Lachen und Singen der Dirnen, die befehlende Stimme des Amtmannes, das Jauchzen der Knechte, vor denen sich die lachende Perspective eines fetten Festschmaußes ausbreitete — all dies gellte mir in die Ohren wie der Hohnschrei höllischer Dämonen....

So ging ich hinaus in den Wald und setzte mich an dem Kreuzweg nieder, wo ich die Braut so oft erwartet hatte — als sie noch ein glückliches Mädchen gewesen war. Ueber mir saß ein Vogel und zwitscherte eine räthselhafte Melodie. Ich sah zu dem kleinen Sänger hinauf. Er wetzte sein Schnäbelchen an einem Aste — dann flog er davon.

„Wenn ich ein Vöglein wär',
Flög' ich zu Dir;

Weil's aber nit kann sein,
Bleib' ich allhier!"—

summte ich träumerisch vor mich hin; dann sprang ich auf und stürzte in das dunkelste Dickicht....

Müd, abgespannt war ich nach Haus gekommen. Ottmar schien mich erwartet zu haben. — „Alwa will Sie sprechen; Sie sollen aber Ihre Geige mitnehmen;" richtete er mir aus.

Ich blies die dicke Staubschicht von dem Instrument und stieg in den Salon hinunter. Die Braut saß auf dem Sopha, ihrem alten Platze. Als ich eintrat, flog ein leises Roth über ihr bleich und gramvoll gewordenes Antlitz und sie reichte mir die feine Hand, die ich zitternd an meine Lippen brachte. Langsam zog sie sie wieder zurück.

„Ich habe noch eine Bitte an Sie!" flüsterte sie wehmüthig. Ich sah sie betroffen an. Sie lächelte schmerzlich. Ich möchte noch Einmal jenes Notturno hören, das uns Beide damals mit einander bekannt gemacht hat. Es soll mich an das Ende meiner goldnen Mädchenzeit erinnern." Eine schwere Thräne zitterte in ihrem Auge.

Ich hatte seit meiner Anwesenheit auf dem Schlosse jenes Tonstück nie wieder gespielt. Es hatte mir immer die rechte Stimmung dazu gefehlt, und es blos zum Zeitvertreib geigen zu wollen, wäre mir als eine Blasphemie erschienen.

Auch Alwa hatte des Stückes, wie überhaupt des ganzen Concertabends nie Erwähnung gethan; ihr zarter Sinn befürchtete wohl, damit kaum verharrschte Wunden wieder frisch bluten zu machen. Heute Abend verlangte sie zum ersten Mal darnach und ich — ich wußte, warum sie zu ihrem Polterabend dieses Musikstück haben wollte!

* * *

Marmorbleich war sie bei den ersten Takten in das Sopha zurückgesunken. Ihre Hand lag fest geschlossen auf der wogenden Brust. Und wilder und immer wilder ward das Singen und Klingen der Geige. Ich gedachte, mitten im Spiel, eines Zigeuners mit dunkeln, träumerischen, glühenden Augen, dem ich einmal als Kind nachgelaufen war. Der hatte auch so traurige gramzerrissene Lieder gegeigt, während er schwermüthig in die sinkende Abendsonne hineinlächelte.

Krampfhaft weinend hatte sie ihr Gesicht in die Kissen vergraben. Ich kniete auf einmal vor ihr und ergriff ihre Hand. Sie lag an meiner Brust und umschlang mich fieberhaft, als wolle sie nie wieder von mir loslassen.

Da fiel die Geige zu Boden; ein schriller Akkord klirrte aus den Saiten wie ein blutiger Wehschrei. Alwa sprang auf riß sich von mir los und war verschwunden; aus der Geige aber zitterte es nach, wie ein allmählig verklingendes, schmerzliches Lebewohl! —

* * *

Als ich eine Stunde später in mein Zimmer zurückgeschwankt war, hatte ich auf dem Tisch einen Papierstreifen gefunden. Darauf stand: „Morgen ist mein Hochzeitstag. Mein Vater wollte Sie damals, nach jenem Auftritte mit Graf Erich, gleich entfernen. Nur durch meine Vermittelung blieben Sie meinem Bruder Ottmar erhalten. Aber ich mußte diese Gnade um einen hohen Preis erkaufen! Ich wünsche, daß Sie morgen nach meiner Vermählung das Schloß und überhaupt diese Gegend für immer verlassen. Es ist so am besten für uns Beide. Wir brauchen Ruhe. Hier empfangen Sie Ihren rückständigen Gehalt; was mehr ist, betrachten Sie als eine schwache Anerkennung Ihrer gehabten Mühen. Gehen Sie, ohne irgend Jemand Lebwohl zu sagen. Ich werde dafür sorgen, daß man den Leuten einen passenden Grund angibt. Meinem Vater ist es so auch lieber. Ihr Weggehen wird vielleicht Ottmar das Herz brechen, — und vielleicht nicht ihm allein! — Leben Sie wohl — für immer!"

* * *

Hinter einem Pfeiler verborgen hatte ich der Trauung beigewohnt. Ich fand eine grausame Wollust darin, den Kelch bis zur Hefe zu leeren. Die Braut in dem funkelnden Geschmeide — der Morgengabe Graf Erich's — und dem wallenden, weißen Schleier, hatte mich an eine Leiche gemahnt. Auch ihr Vater schien so erschüttert, als es dieser eisernen Riesennatur überhaupt nur möglich war. Der Bräutigam allein schien zufrieden: ein triumphirendes Lächeln verzerrte seine unedlen Züge.

Als Alwa das bindende „Ja" aussprach, rang sie mit einer Ohnmacht; ihr Gemahl wollte sie stützen; sie stieß ihn zurück und sank an die Brust ihres Vaters. Auch ich taumelte gegen die Wand. Eine kleine Hand legte sich auf meine Schulter und zwei tiefe, blaue Augen blickten traurig in die meinigen... Es war Ottmar.

* * *

Ich war dem Hochzeitsmahle entflohen. Es mochte mich Niemand vermißt haben, denn auch Ottmar war von einem Dutzend kleiner Grafen und Barone in lebhaften Anspruch genommen. Ich suchte zum letzten Male die Plätze auf, die Alwa durch ihre Gegenwart für immer geheiligt hatte und von Jedem nahm ich ein Blümchen mit. Eine erbarmende Hand soll sie einmal zu meinem Todeskranze winden. Als ich zurückkam, hielt schon die Carosse Graf Erich's vor der Treppe, um das Paar fortzuführen zur Reise nach Italien. Eine lärmende Gesellschaft kam soeben herunter und ich trat schnell hinter einen mächtigen Oleander.

Die Gäste geleiteten die Scheidenden zum Wagen. Ein weinglühender Edelmann flüsterte dem Grafen Erich etwas in das Ohr und nickte dabei lachend mit den Augen auf Alwa. Ein faunisches Grinsen — der Ausdruck der thierischsten Wollust — durchzuckte die schlaffen Züge des alten Sünders. Alwa hatte die schmutzige Bemerkung verstanden, den unreinen Blick ihres Gemahles aufgefangen, denn ein dunkles Roth schoß in ihre keuschen Züge, ein krampfhafter Schauer des Ekels, des Abscheus zitterte durch ihre edle Gestalt — dann drückte sie, wie in endloser Verzweiflung, beide Hände auf die Augen. Ihr Vater hob sie in den Wagen; eine Thräne rieselte dabei über seine Wange. Es war vielleicht die Erste, die dieser eherne Mann in seinem Leben vergossen hatte.

Alwa's Blicke schienen noch Etwas zu suchen.

Sie flogen hinauf zu meinem Fenster, dann glitten sie

herunter und schweiften durch den Hof. Ich trat zur Hälfte hinter dem Baume hervor. Ein geisterhaftes Lächeln spielte um ihren Mund — dann sah sie hinauf in's selige Himmelsblau. Folgt vielleicht dem Lebewohl ein Wiedersehen? der guten Nacht ein besserer Tag?! Ich hatte es einmal bezweifelt, Alwa dagegen gläubig dran festgehalten. Drunten, wo die Straße um die Ecke biegt, flatterte noch einmal ein weißes Taschentuch aus dem Wagenschlag. Ich kenne Einen — dem hat es auch gegolten!

* * *

Mein Koffer war bereits zur nächsten Poststation vorausgeschickt. In der Dämmerung war ich damals gekommen, in der Dämmerung ging ich wieder. Recht so! Wir werden ja auch aus der Nacht geboren und verschwinden wieder in der Nacht. Als ich aus dem Schloßthore trat, jubelte oben im Saale die Gesellschaft einem Toaste zu. Die Gläser klangen und eine lustige Fanfare schmetterte dazwischen.

Den Berg hinunter durch das stille Dorf — auf die Straße, auf der eine Stunde zuvor Alva hinausgerollt war in die Welt, südwärts wie ein kranker Vogel, dem ewig blauen Himmel Italiens entgegen. Ich bückte mich, ob ich noch die Spur ihrer Räder entdecken könnte. An der Wegecke angekommen, sah ich noch einmal um. Wie ein Feenschloß leuchtete der stolze, kalte Grafenbau dort droben in die Lande hinaus. Er war kalt geworden, wie ein Leichenhaus, denn die Sonne, die ihn allein erwärmen konnte, war untergegangen. Ich winkte mit dem Hute meinen letzten Gruß hinauf.—

Eine sternenhelle Frühlingsnacht — so recht geschaffen für die keusche Vereinigung zweier in sich längst verbundenen Seelen — legte sich wie ein Mysterium auf die traumverlorene Natur. Ein singendes Bauernbüblein kam mir entgegen.

Ich horchte; es sang:

„Rüben, Rüben
Die haben mich vertrieben;
Und hätt' mei' Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich da geblieben!" —

Das Echo sang zurück: »blieben!« —

Und weiter — immer weiter! Den Berg hinauf — den Berg hinunter — — und immer weiter!

Wanderungen in den Pyrenäen und den baskischen Provinzen.

Von R. Nellenburg.

(Schluß.)

Am andern Tage machten wir einen Ausflug nach Gavarnie, nämlich zunächst das Thal der Gave de Gavarnie, eines reißenden Bergwassers, hinan, welches wegen einiger der schönsten und charakteristischesten Landschaften in den ganzen Hochpyrenäen berühmt ist. Man gelangt bald hinter St. Sauveur in einen schattigen Hohlweg; hier schließen steile Felsenwände den Pfad ein, Felsen und Wälder hängen darüber herein, und zur Seite des schmalen Steiges tost vierhundert Fuß unter unseren Füßen der Bergstrom in tiefer Schlucht dahin. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren hier die vielen kleinen Mühlen, welche in dieser Region ganz gewöhnlich sind — bloße hölzerne Kästen, welche gewissermaßen rittlings über die Wasserläufe gebaut sind, wo ein paar Mühlsteine zu jeder Zeit durch ein Rad getrieben werden können und wo der Bauer auf die allerursprünglichste Weise von der Welt nach Belieben hingehen und sein Getraide selber mahlen kann. Das Thal erstreckt sich nach Pragnères und Gèdre, und am letzteren Orte bekommt bei klarem günstigem Wetter der Wanderer die vielgenannte Rolands-Bresche zu Gesicht, nämlich eine eigenthümlich geformte Lücke in einer gegenüber liegenden fernen und sehr hohen Felswand, welche unter den umgebenden schroffen Höhen wie eine Zahnlücke aussieht. Die Sage erzählt, Roland der tapfre Paladin habe mit seinem wunderbaren Schwerte Durandel ein Stück Fels herausgehauen, um sich einen Durchgang durch die Berge zu erzwingen, als er die fliehenden Mauren verfolgt habe.

Hinter Gèdre erreichten wir den wildesten Theil des Thals, das sogen. Chaos oder Felsenmeer, wo eine ungeheure Menge Steintrümmer von Gneiß, anscheinend die Masse eines ganzen Bergs, in gewaltigen Blöcken von 30—40 Fuß Länge wirr durch einander liegen, — eine namhafte Vergrößerung des analogen Schauspiels, welches die zerstreuten Syenitblöcke der sogen. Felsenmeere des Odenwalds gewähren, obschon hier in der kahlen Höhe des Hochgebirgs der Eindruck ein noch bedeutend wirksamerer und eindringlicherer ist. Auch hier machen sich verschiedene Sagen geltend, und namentlich spielt die Rolandssage wieder herein, denn man zeigt unter den Felsen, welche man zu überklettern hat, einen mit einem Eindruck wie von einem Hufe darauf, und diese Spur wird natürlich Rolands Schlachtrosse beigemessen, als der kühne Degen auf seinem Wunderthiere über das Gebirge sprengte. Hinter dem Dorfe Gavarnie, das in wilder Bergeinsamkeit hoch oben in der Nähe des Pic de Gavarnie liegt, ist der sogenannte Circus, eine der Naturwürdigkeiten der Pyrenäen. Man findet nämlich am Ende eines länglicht runden Thalbeckens einen ungeheuren Halbkreis natürlicher Stufen oder stufenartiger Terrassen im anstehenden Schiefergestein, deren jede eine schmale mit Schnee bedeckte und theilweise sogar mit Gletschereis bezogene Leiste bildet. Zugleich träufeln zahlreiche kleine Cascaden über jene Stufen herab und bilden gleichsam eine breite Draperie von Wasser, welches den Fuß dieses gewaltigen Amphiteaters von anstehendem Gestein besäumt. Der Circus selbst entbehrt jeder Spur von Pflanzenwuchs, und nur in der Nachbarschaft dieser Region winterlicher Oede und heulender Einsamkeit finden sich einige wenige verkrüppelte und vom Sturm zerrissene Bäume. Vom Circus aus beginnt man auch die Besteigung der Rolandsbresche, welche ich gerne besucht hätte, wenn mir Zeit geblieben wäre. Allein meine englischen Reisegefährten hatten wenig Sinn für die wilde Erhabenheit des Hochgebirgs und drängten zur Eile, da sie nach echt eng-

lischer Art flüchtig reisten, um nur recht weit herumzukommen und möglichst viele Punkte zu berühren und flüchtig zu besichtigen.

Der Circus und die Rolandsbresche sind zwei charakteristische Eigenthümlichkeiten der Pyrenäen-Landschaft, und haben nicht ihres gleichen in den schweizer oder tyroler Alpen oder Appenninen, obschon auch die Alpen einige Scharten zeigen, welche in verjüngtem Maßstabe wenigstens an die Rolandsbresche erinnern.

Nach Luz zurückgekehrt, machten wir von hier eine Besteigung des Pic de Bergons, denn niemand darf ja sagen, er sey in den Pyrenäen gewesen, wenn er nicht wenigstens Einen Pic erstiegen hat. Die gewöhnliche Frage an den Reisenden ist: welchen Pic haben Sie erstiegen? Da wir mit unserer Zeit geizen mußten und ich insbesondre noch eine weitere Reise durch das südliche Frankreich vorhatte, so entschieden wir uns für den Pic de Bergons, als den am leichtesten zu ersteigenden, denn man erklettert ihn in zwei Stunden, und wird für diese Mühe durch eine prachtvolle Aussicht auf ein herrliches Panorama belohnt. Nach Norden hin senkt sich das Gebirge allmählig in immer niedrigeren Hügeln und breiteren Thälern nach den Ebenen herab, und nach Süden hin steigt majestätisch die erhabene Gebirgsmauer der Pyrenäen mit ihren Pics und Breschen empor. Man kann von diesem Aussichtspunkt allein mindestens vierzig kühne, vorspringende Pics zählen, während man unzählige kleinere an deren Fuße liegen, oder sich von den Gehängen der höheren in scharfen Umrissen abzeichnen sieht.

In dem benachbarten Bagnères de Bigorre verweilten wir nur einen einzigen Tag; es ist ein wegen seiner heilkräftigen Mineralquellen sehr besuchter Ort und bietet genügende Unterkunft für eine zahlreiche Menge sommerlicher Gäste, welche der Kur wegen oder um der genußreichen Ausflüge willen, die man von diesem Punkte aus veranstalten kann, hieher kommen. Das Städtchen selbst bietet wenig Interessantes, denn es hat das Aussehen aller ähnlichen Badeorte: Brunnen- und Badehäuser, große Gasthöfe und Hotels garnis, Promenaden und Gärten und große Läden, worin alle Behaglichkeiten und Luxusartikel in reicher Masse zu finden sind. Wir machten einen Ausflug dem Campanthale entlang bis Grip, allein obschon diese Gegend an sich wirklich bewundernswerth ist, obschon die Gebirgsnatur herrlich und imposant, der Fluß Adour reizend, die Dörfer malerisch und die einzelnen Häuser an sich hübsch sind, so büßt das Thal doch durch die Vergleichung mit einigen andern ein, welche ich auf meiner Wanderung durch die Pyrenäen seither besucht hatte oder in der Umgegend noch besuchte, und die ich nicht näher schildern will, da ja Einzelschilderungen ohne Bilder doch nur wenig den Eindruck wiederzugeben vermögen, welchen der Wanderer selbst hinnimmt.

Mein nächstes Reiseziel war Bagnères de Luchon, wohin ich mich per Diligence begab. Der Wagen ging am frühen Morgen ab, und es war ein köstlicher linder Morgen, der das Gemüth mit wonniger Freude erfüllte, der Himmel ein reiner Azur, woran nur weiße Flockenwölkchen hinzogen, in denen wir die Vorboten günstiger Witterung erkannten. Die Sonne stieg majestätisch am Firmament herauf, und die Berge hoben sich klar und deutlich von dem blauen Aether ab und hatten sämmtlich ihre nächtlichen Nebelkappen abgelegt und zeigten uns ihr Antlitz unverschleiert. Der Wagen rollte das Campan-Thal entlang, passirte den Fluß und begann endlich langsam die Fahrt an der Hourquette d'Aspin hinan.

Als das rasselnde Gefährt langsam die ein- und ausspringenden Winkel hinankroch, welche die Straße durch den frischen grünen Laubwald bildet, war ich herzlich froh, aussteigen und zu Fuße die Straße hinan wandern zu können. Eine frühere Straße, jetzt kaum mehr für Saumt i re passirbar, führt nämlich in leichter Krümmung an dem Höhenzuge hinauf, und bietet herrliche Aussichten nach dem Thale zurück, welches wir so eben verließen, sowie in bedeutenderer Höhe auch in einige der benachbarten Thäler und über die reichbewaldeten Vorhügel hinein. Ich war fröhlich wie ein Kind, daß ich mich wieder ganz allein sah, denn ich war meiner britischen Reisegefährten nachgerade herzlich müde geworden. Ihr britischer Dünkel, ihre eigenliebige Art Beschränktheit, ihr blindes Vorurtheil gegen so manche hübsche und poetische fremde Sitte, ihr Haß gegen alles Katholische und vor allem die verschrobene Unnatur und das Vornehmthun der beiden Damen, hatten mich manchfach unangenehm berührt und mir manche Freude und manchen Genuß vergällt. Was nicht in ihrem Murray'schen Reisehandbuch stand (dessen Gründlichkeit und Vorzügen ich jedoch hiemit nicht zu nahe treten will), das existirte für sie gar nicht, oder däuchte ihnen werthlos. Jetzt war ich wieder mein eigener Herr, schlenderte gemächlich den steilen Weg hinan, setzte mich da und dort unter die alten Bäume, sah hinaus in die schöne Gebirgslandschaft, sang mir ein Liedchen, pflückte Blumen und ging oder ruhte ganz nach eigenem Belieben, denn der Weg war nicht zu verfehlen: ich brauchte nur den Telegraphenstangen nachzugehen. Je höher ich kam, desto genußreicher war die Wanderung, denn ich war in steter Spannung wegen der neuen und interessanten Ausblicke, die sich mir bald rückwärts bald vorwärts, bald nach den Seiten eröffneten. Endlich war ich oben und der mir gegenüberliegende Berg, welcher die andere Seite des Passes bildete, bot mir einen überraschenden Anblick: er war vom Scheitel bis zur Sohle so dicht mit dunkelgrünem Nadelholz überkleidet, wie ich selbst im Schwarzwald und Harz noch nichts von solcher ununterbrochenen Ausdehnung gesehen hatte. Allein der Eindruck, welchen diese gewaltige Fläche machte, war auf die Dauer eher düster und beengend, eintönig und melancholisch, und kontrastirte gewaltig mit der frischen kräftigen Färbung der tiefer liegenden Laubwälder.

Endlich holte mich der Wagen wieder ein, ich kletterte wieder auf die Imperiale, und die Fahrt bergab ging rasch von Statten. Der Ausblick auf den großen Nadelwald begleitete uns wieder auf der ganzen Fahrt bergab und drüben die Paßhöhe hinan, bis die Horizontlinie der letztern sich als eine Einsattelung scharf vom blauen Himmel abzeichnete. Bald

darauf waren wir oben, gerade auf dem Scheitel des Berges und hier erwartete mich eine neue Ueberraschung, denn hier überblickte man rückwärts nicht nur beinahe das ganze Campanthal, sondern schaute auch drüben gleichsam in eine neue Welt hinab, denn hier entfaltete sich vor meinen Augen wohl nahezu der schönste Anblick, den ich jemals gesehen. Zu meinen Füßen lag das Thal von Arreau mit seinen Städtchen, Dörfern und Weilern, ganz von Bergen eingehegt, und hinter diesen Bergen thürmten sich wieder andere auf gleich den plötzlich zu Eis erstarrten Wogen eines hochgehenden Meeres, während drüben nach Süden hin der herrliche Maladetta mit seinen Gletschern und Schneefeldern in der Sonne glänzte.

Die nach dem Thale von Arreau hinunterführende Straße ist eigenthümlich steil. Die Stadt Arreau, welche dem Thale ihren Namen leiht, liegt tief unter dem Wanderer wie am Fuße einer Mauer, so daß man glauben möchte, man könnte einen Stein in die winzigen Straßen hinunterschleudern. Allein die Dünnheit der Atmosphäre trügt den berechnenden Blick des Wanderers ungemein, denn die Diligence braucht mehr als eine Stunde bis sie im schärfsten Trab und unter höchst verdächtigem Schaukeln und Wanken die geneigte Ebene der im Zigzag führenden Straße hinunter gelangt in die Thalsohle, dann über die Brücke poltert und über das holperige Pflaster bis vor die Einfahrt des Gasthauses rasselt, wo den Reisenden ein Gabelfrühstück erwartet, welches nach der langen Station und der scharfen, reinen Bergluft höchst willkommen ist.

Nach eingenommenem Frühstück schlendre ich ein Wenig durch das Städtchen, betrachte mir die sehenswerthe romanische Kirche und steige dann wieder in die Diligence, welche ihre Reise fortsetzt. Unser Weg führt das Thal entlang an Dörfern und Burgruinen vorüber, welche voll Erinnerungen an die alten Templerritter und an Froissart's Chroniken sind; dann kommen wir an einen andern Col oder Paß, den wir übersteigen müssen, und auch hier gibt es Gelegenheit auszusteigen und bergauf wie bergab zu Fuße einige kürzere Pfade zu gehen und die Gebirgsnatur mehr zu genießen, obschon die schwüle Hitze des Nachmittags diesen Genuß einiger Maßen verkümmert. Nachdem die Paßhöhe hinter uns und der Wagen wieder in die Thalsohle gelangt ist, finden wir uns plötzlich in ein wahres Labyrinth von Thälern eingeschlossen, die sämtlich reich bewaldet, sämtlich äußerst verlockend und uns förmlich einladen, hier länger zu verweilen und ihre geheimen Schönheiten zu erforschen. Allein das Reiseziel ist ja Bagnères de Luchon und unter stetem Grübeln, bis wann wir es denn erreichen werden, fahren wir weiter über Thal und Hügel, bis wir in ein breites Thal mit flacher Sohle gelangen, wo lange Pappel-Alleen und Gruppen von weißen Häusern uns entgegenschimmern und hohe bewaldete Berge das Thal auf allen Seiten umstarren. Unser Weg führt uns jenen Pappelalleen zu, und wenn wir diese zurückgelegt haben, sehen wir uns inmitten jener Gruppen von weißen Häusern und der dazwischenliegenden schattigen Spaziergänge und reich ausstaffirten Läden und Magazine, vor deren Schaufenstern karmoisinrothe Flaggen und Banner mit den Namen der Ladenbesitzer und der Bezeichnung der Waaren, womit sie handeln, herabhängen, anstatt der Aushängeschilde, was den nordischen Beschauer beinahe an die Leipziger Messe gemahnen will, während die Gruppen von Führern, die Menge elegant gekleideter Herrn und Damen, welche sich auf den Promenaden ergehen, und die harmonischen Klänge einer Trompetenmusik uns benachrichtigen, daß wir in Bagnères de Luchon sind.

Vom Badeleben in diesem Orte schweige ich, denn es ist identisch mit demjenigen in allen größeren Bädern; Gegend und Leben haben mich einigermaßen an Wiesbaden oder Baden-Baden erinnert, ausgenommen, daß die Berge natürlich bedeutend höher sind und jenen specifisch ernsten und imposanten Charakter aller Pyrenäenberge haben. Auch genügt es zu sagen, daß Bagnères de Luchon weitaus das freundlichste und angenehmste Bad der Pyrenäen ist und um seiner milden und anmuthigen Lage willen sehr stark besucht wird; daß es daher alle Behaglichkeiten und Genüsse eines besuchten Badeorts darbietet, bedarf gar keiner speciellen Erwähnung. Dagegen will ich hier zweier Ausflüge gedenke, welche wir von Luchon aus machten, nämlich der Expedition nach dem Port de Venasque, einem der schönsten und malerischesten Pyrenäenpässe. Es ist ein glorreicher Spazierritt bis zu dem Punkte hinauf von wo man vollends zu der Lücke in den gewaltigen Bergwänden empor klettert, welche jenen Namen führt. Der Weg führt zuerst durch ein herrlich bewaldetes, flaches, sanft ansteigendes Thal, aus dessen Sohle plötzlich ein kleiner, mit den Ruinen einer Burg gekrönter Hügel emporragt; dann gelangt man über eine Art großer Terrasse mit einer Biegung in weitere Thäler, welche eine lange Reihenfolge von malerischen Felspartien und steilen schroffen Höhen zeigen. Endlich gelangt man in dunkelschattigen Hochwald, dessen grüne Dämmerung gelegentlich von kleinen Lichtungen unterbrochen wird. Wenn man auf diese heraustritt, schaut man gelegentlich auf starre, hohe, felsige Bergeshäupter empor, welche sich klar und deutlich von dem blauen Himmel abheben oder in einer Tarnkappe von Nebel und Wolken stecken oder von der vollen Sonne bestrahlt, in magischen Lichtern von Grün, Gold und Purpur glühen. Nach einem Ritt von beinahe zwei deutschen Meilen erreicht man ein kleines Gehöfte mit zerstreut liegenden Scheunen, Ställen und Gebäuden auf der Schulter eines Hügels, wo man ein wunderbar schönes Amphitheater von Bergen gerade vor sich ausgebreitet sieht, das wie eine Sackgasse, wie ein kleiner Kreis anzusehen ist. Betrachtet man sich jedoch den Punkt genauer, so bemerkt man eine Spur von einer Art rohen Pfades, der an den steilen Lehnen hinanzieht, und wenn man diesen Pfad mit dem Auge genauer verfolgt, so sieht man sogar winzig kleine Maulthiere und ihre Treiber hoch droben an einer Art Felsentreppe hinanklettern. Das ist der Weg zum Port de Venasque, den wir nun ebenfalls einschlagen. Es ist ein mühsames Stück Arbeit, hier hinanzureiten, und darum schwinge ich mich bald von meinem Maulthiere herunter, greife zu meinem Bergstock, den ich vorsichtigerweise mitgenommen habe, und verlasse mich lieber auf meine eigenen geübten Beine als auf diejenigen der Maulthiere. Es kostet zwar eine gute

Portion Athem und Schweiß, hier an den furchtbar steilen Schieferwänden empor zu klettern, allein ich kann ja gelegentlich mich hinsetzen und ausruhen und das Auge an dem wunderherrlichen Panorama waiden, welches sich vor meinen Augen entfaltet. Es dünkt mich leichter und behaglicher hier hinanzusteigen als hinaufzureiten, denn dieß ist mühsam und gefährlich. Vor dir steigen die Hänge steil wie eine Wand an, und der Pfad ist nur wie eine kaum bemerkbare Wegspur über das schieferige Geröll. Du steigst beinahe rascher und leichter als die Maulthiere, obschon es eine wahre Freude ist, denselben zuzusehen! Wie vorsichtig sie klettern, wie fest sie immer ihren Fußhalt bewahren! Doch nein, da stolpert das eine, und die Steine rollen unter seinen Füßen davon! Du erschrickst und fürchtest schon den Sturz des Thieres, aber sieh, es hat sich ganz ruhig und besonnen zusammengenommen und festgehalten und klettert ungefährdet weiter! — So, nun sind wir auf einer kleinen Leiste, können etwas ausruhen und uns umsehen und zurückblicken! Welch ein Anblick! welch' eine ungeheure Thaltiefe! Welch' eine lange, endlose Kette von Bergen, anfangs wellenförmig und hinter einander emporragend, wie Meereswogen, die im Zustande wildester Brandung wie durch Zauberschlag erstarrt sind, dann aber dorthin zu furchtbaren schroffen Abhängen und Hörnern emporsteigen, dahin sich zu sanften Kurven absenken.

Nun geht es weiter, immer steil bergan, bald rechts, bald links, bald im Zigzag, der Kreuz und Quere! Dort liegen drei oder vier Tarns, kleine Bergseeen von grünem Wasser; dort ein Feld noch ungeschmolzenen Schnees. Der Weg will noch immer kein Ende nehmen und wir klettern halb athemlos weiter, bis wir die hohe Stirn eines Felsens erreichen, worin eine Lücke ist gleich der Bresche in einer Mauer. Man sieht durch die Lücke nichts als ein Stück blauen Himmels, bis man ganz genau auf ihrem Niveau angelangt ist; dann muß ich warten und eine Weile verschnauben, damit ein langer Zug Maulthiere mit ihren spanischen Treibern an mir vorüber durch die Bresche schlüpfen kann. Nun betrete ich ebenfalls die Schwelle dieses Felsenthores, welches Frankreich von Spanien scheidet, und schreite hindurch, und kaum tritt mein Fuß auf die jenseitige Ausbiegung, so entfaltet sich vor meinen Blicken ein Schauspiel, wie man es überraschender und lieblicher, imposanter und herzerfreuender kaum denken kann. Zu meinen Füßen breitet sich eine grüne Hochebene aus, mir gegenüber erhebt sich jenseit derselben der riesige Maladetta, ein ungeheurer Berg mit einem einzigen riesigen Gletscher, der im vollen Sonnenlicht des Mittags blendend weiß und silbern erglänzt. Andere Berge, mit gewaltigen Hörnern und Spitzen in langer, endloser Reihe, schließen beide Seiten ab. Zur Rechten senkt sich sachte ein Thal ab, welches sich weit in's spanische Binnenland hinein verlängert, und in der Ferne liegt der Flecken Benasque, welcher diesem Passe seinen Namen leiht!

Der Maladetta ist eine der imposantesten Spitze der Pyrenäenkette, und hat von dieser Seite gesehen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Matterhorn. Er ist noch wenig bestiegen worden, und schreckt selbst die landeseinheimischen Führer und Jäger ab, wenn die Witterung nicht ausgezeichnet günstig ist, denn die Besteigung bei trübem nebeligem Wetter bietet eine Menge von Gefahren, und erst vor einigen Jahren verunglückte ein sehr hochgeschätzter englischer Geistlicher Namens Hardwicke, Archidiakon von Ely, ganz in der Nähe des Port de Benasque. Er hatte sich in Luchon aufgehalten, um verschiedene höhere Spitzen zu ersteigen und unter diesen auch den Maladetta, welchen er von einer Richtung her untersuchen wollte, die den Führern noch nicht bekannt war und die er trotz deren Widerrathen allein einschlug. Als er mit denselben in einem zuvor anberaumtem Engthale nicht zusammentraf, suchten ihn die Führer auf und fanden ihn mit zerschmettertem Schädel und gebrochenen Beinen und Armen todt in einer Schlucht, in welche er hinunter gestürzt war.

Der Rückweg vom Port de Benasque nach Luchon wird in drei starken Stunden zurückgelegt, so daß — die Rast auf der Paßhöhe selbst und die auf dem Hin- und Rückwege bei dem Säumen-Wirthshause mit eingerechnet, wo herber spanischer Rothwein und Ziegenkäse nebst rauhem Maisbrod zu haben ist, — der Ausflug beinahe einen ganzen Tag ausfüllt. Ich möchte aber jedem Ausländer, welcher nach Luchon kommt, angelegentlich rathen, diese Fahrt zu wagen, denn man kann kaum einen Ausflug machen, welcher die eigenthümliche Natur der Pyrenäen so anschaulich und in solch vielseitiger Weise zeigt, als die Fahrt nach der Paßhöhe von Benasque. Als rüstiger Bergsteiger legte ich den Rückweg bis zum Säumerhäuschen ebenfalls zu Fuße zurück, und bestieg dann erst mein sicheres Maulthier, auf dessen Rücken ich mich von der gehabten kleinen Anstrengung wieder ausruhen konnte.

Das Ziel meines zweiten Ausflugs von Luchon war das katalonische Dorf Bosost. Der Weg dorthin führt anfangs ebenfalls durch das schon erwähnte Thal und bis zum Fuße des mit der Burgruine gekrönten Hügels. Anstatt aber von da aus den Weg nach dem Port de Benasque einzuschlagen, wendet man sich links, so daß man von der andern Seite her an den Ruinen vorüberkommt. Ein romantischer Pfad durch herrlichen Hochwald von Laubholz, an den Hügelhängen und über frische grüne Wiesen hin, brachte mich in ungefähr vier Stunden in Sicht meines Reiseziels. Ich erreichte eine Steige die zu einem breiten Thal hinunterführt, wo grüne Wiesen und Matten zu mir herauf lachten, die Wasser der Garonne in silbernem Glanze blinkten und in launischen Windungen und kurzen eilfertigen seichten Wellen über ihr steiniges Bett rauschten, zwischen baumbesetzten, buschigen Ufern hin. In der Ferne lag das Dorf Bosost an der jungen Garonne und jenseit des Thals ragte hoch und lang wie eine von Riesenhänden aufgethürmte Mauer die Kette des Hochgebirgs empor hin. Dann ging auf rauhem entsetzlich ermüdendem Wege, wo die Steintrümmer und Felsenstücke und das Geröll sich mir an Fußsohlen und Knöcheln unangenehm fühlbar machten, die Steige hinab und längs der Thalsohle hin, bis ich nach Bosost kam, welches zwar ärmlich und schmutzig, aber unsers Besuchs sehr werth war. Das Dorf ist ganz katalonisch, das

heißt noch nicht eigentlich spanisch, sondern noch halb Baskisch, aber eben darum äußerst interessant und eigenthümlich, so daß ich mir vorgenommen habe, es an einem andern Ort ausführlicher zu beschreiben. Noch unterwegs kurz vor dem Dorfe holte ich einen Hochzeitszug ein, oder vielmehr eine gemischte Gesellschaft von Landleuten, welche von einer Hochzeit zurückkehrten, und die mir einen recht lehrreichen Anblick von der malerischen Tracht der Catalanen verschafften. Mich überraschten die bunten hellen Farben der Tracht dieser Leute, namentlich aber die langen rothen kühn auf's Ohr gedrückten Mützen der Männer und die schwarzen Tuchkaputzen der Weiber, und der ganze seltsame Schnitt dieser Kostüme Auch die Anlage und Einrichtung der Dörfer selbst und der Hausbau an sich waren höchst eigenthümlich. Die Einfassungen der Thorwege und Hausthüren waren mit rohem Holzschnitzwerk und Inschriften von Namen, Jahreszahlen und Sinnsprüchen versehen, wie wir es in den Gebirgsländern von Mittel-Europa finden. Am unerwartetsten kam mir der Anblick der landesüblichen Art des Dreschens: in einem kleinen Hofraum sah ich nämlich Getraide am Halm aufgeschüttet und ein Pferd ohne Maulkorb im Kreise gehen, um das Korn auszutreten, was mich lebhaft an den alten Bibelspruch erinnerte, demzufolge man dem Ochsen, welcher da drischt, das Maul nicht verbinden soll. Auch andere Erscheinungen im Lebenskreise der Catalanen erinnerten mich an uralte Bräuche: so werden die Schafe z. B. nicht ausgetrieben wie bei uns, sondern ein Mädchen mit dem Spinnrocken unter dem Arme führt singend und die Spindel drehend die Heerde auf das Feld, und dergl. m.

Nachmittags drei Uhr machte ich mich mit meinen Führern wieder auf den Heimweg, und Abends nach neun Uhr waren wir wieder in Luchon, ermüdet zwar aber, ich wenigstens mit meinem Ausfluge sehr zufrieden. Am übernächsten Tag wandte ich den Pyrenäen den Rücken und reiste über Toulouse, Avignon, Lyon und Strasburg nach Hause zurück. —

(Der Mangel an Raum nöthigt uns diese Mittheilungen hier abzubrechen, und zum Schlusse nur dasjenige noch anzuführen, was der Verfasser über den Gesammteindruck der Pyrenäen sagt: „Vergleicht man die Scenerie der Pyrenäen mit derjenigen von der Schweiz und von Tyrol, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß man in der Schweiz Scenen von Erhabenheit und Großartigkeit und in den meisten Theilen von Tyrol eine weiche liebliche und sanfte Schönheit der Landschaft trifft, wie sie in den Pyrenäen nicht zu finden ist, daß man dagegen in den Pyrenäen eine solch überwältigende Mischung von imposanter wilder Erhabenheit und ernster Schönheit hat, wie sie weder die Scenerie von Tyrol noch diejenige der Schweiz irgendwo bietet; ein Gesammteindruck, den weder die Bergstöcke des Bernina oder Monterosa, noch die des Orteler oder der Oetzthaler Ferner zu geben vermögen.)

Die „Lange Firma."

Aus dem englischen Spitzbubenleben.

„Bah, sprechen Sie mir nicht von italienischen Spitzbuben, Herr," sagte ein Herr von weltgewandtem Aussehen zu mir, als wir vor dem Kamin eines Speisesaals in einem kleinen Gasthofe in den Binnengrafschaften Englands saßen; „ich kann Sie versichern, alle italienischen und spanischen und griechischen Räuber sind nicht halb so gefährlich, als einige der englischen Spitzbuben, die ich kenne!"

„Wirklich?" fragte ich neugierig, denn ich war sehr begierig auf die Geschichte, die er mir erzählen wollte.

„Ich versichere Sie, mein Herr," fuhr er mit einem bedeutsamen bekräftigenden Kopfnicken fort; „ich kenne eine Horde Spitzbuben, welche das Publikum schamlos ausplündern und denen, was noch mehr ist, das Gericht nicht einmal etwas anhaben kann. Jene Bursche sind von aller Strafe frei, haben ein patentirtes Recht, ein förmliches Monopol auf Raub und Betrug, und ein derartiger Zustand ist eine Schande für uns."

Ich gestehe, ich war sehr verwundert und verdutzt über das, was mein Bekannter darunter verstand, und da ich eine dunkle Ahnung hatte, er könnte möglicherweise irgend eine Parabel auf der Zunge haben, welche auf die Gasthofs-Besitzer abziele, so nickte ich mechanisch und unschlüssig zum Zeichen meiner Zustimmung.

„Haben Sie schon der sogen. 'langen Firma' Erwähnung thun hören?" fragte er mich in einer Weise, welche mir genugsam zeigte, daß sie bald zur Lösung meiner Zweifel führen würde.

Ich verneinte. „Was sind denn das für Leute?" fragte ich; „was für ein Geschäft treiben sie? wo wohnen sie?"

„Aha, ich ersehe aus Ihrer Frage, mein Herr, daß Sie nicht dem Handelsstand angehören, sonst würden Sie schon etwas von denselben wissen," versetzte er. „Das Geschäft dieser Leute besteht darin, das Publikum zu berauben und zu plündern, und sie treiben dieß in einem sehr feinen und großartigen Style, und wissen dabei immer außer dem Bereich der polizeilichen Jurisdiction zu bleiben."

„Warum nennt man sie aber die lange Firma?" fragte ich, nun doppelt begierig, sowohl die Geschichte ihres Namens als den Charakter ihrer gemeinschädlichen Umtriebe zu erfahren.

„Wahrscheinlich deßhalb, weil eine so große Menge derselben unter einander associirt ist; die Hälfte der Spitzbuben des Königreichs gehört dazu; — vielleicht aber auch darum weil sie solch lange Köpfe haben oder lange Börsen haben müßten, obschon mir, beiläufig bemerkt, meine eigene Erfahrung zeigt, daß sie eine Bande von den ärmsten Teufeln in der Welt sind."

„Ah, Sie haben also einige persönliche Erfahrungen mit der Firma gemacht?" rief ich.

„Allerdings," gab er zur Antwort; „jedoch was dieß anbelangt, so entsprang meine Erfahrung nicht aus einem persönlichen Verlust, sondern aus einer persönlichen Nachforschung, und wenn es Ihnen Spaß macht, die Geschichte zu hören, so will ich sie Ihnen gerne erzähen. — Meine persönliche Be-

kanntschaft mit der 'langen Firma' begann vor sechs Jahren, und bis auf den heutigen Tag habe ich dieselbe zu verbessern und mein Gedächtniß dafür zu schärfen versucht, indem ich mir jeden unbedeutenden Streich der Firma merkte, der mir zu Ohren kam. Vor sechs Jahren kündigte ein Freund von mir, welcher etwas abseits von London wohnt und sich auf den Besitz einer vorzüglichen Race von Hühnerhunden, die er selber zog oder vielleicht noch züchtet, etwas zu Gute that, in den öffentlichen Blättern an, daß er ein paar ganz vorzüglich dressirte Hunde zu verkaufen habe. Ihr Stammbaum war ganz rein, die Hunde waren Prachtexemplare, von schöner Figur, trefflichem Behäng und hübscher Farbe; aber er brauchte sie augenblicklich nicht und bot sie zu 20 Pfund Sterling mit Garantie aus. Mit der nächsten Post, nachdem das Inserat in die Provinzen hinausgereist war, kam ein Brief von Cottenchester. Der Herr welcher den Brief geschrieben, nahm es mit der Orthographie nicht sehr genau, auch waren sein Styl und seine Handschrift nicht sehr geschäftsmäßig, aber der Brief sah aus, als käme er von einem Herren vom Lande, der vermuthlich ein besserer Jäger als Korrespondent und ein größerer Verehrer von Hunden als von Büchern sey. „Senden Sie mir Ihre Hunde nach der und der Station,“ schrieb er, „und ich will sie durch meinen Diener erwarten lassen.“ Er fügte noch hinzu, er sey schon oft in seinen Erwartungen getäuscht worden, indem er Hunde gekauft, welche er nicht gesehen habe, sonst würde er sogleich eine Anweisung für den Betrag schicken; versprach aber, sobald ihm die Hunde meines Freundes gefielen, das Geld zu schicken und obendrein noch gern alle Unkosten zu bezahlen . . .“

„Aber wie konnte Ihr Freund auch einem Manne trauen, den er nie in seinem Leben gesehen hatte, wenn sein Brief selbst ein solch schlechtes Certificat für seinen Charakter war?“ rief ich. „Ich würde in dem Briefe sogleich das Produkt irgend eines geriebenen Spitzbuben erkannt haben.“

„Sie würden vielmehr gar nichts Arges dabei gedacht haben,“ versetzte der Herr mir ziemlich barsch. „Mein Freund war ein so schlauer Bursche, als je einer lebte, und er glaubte der ganze Brief rieche ordentlich nach einem Landedelmann, und dieß war nicht blos seine Ansicht, sondern auch die meinige, denn er zeigte mir den Brief.“

„Ja ja,“ sagte ich; „hinterher ist man immer klug; doch seyn Sie mir wegen meiner Bemerkung nicht böse, und erzählen Sie weiter; ich werde Sie nicht mehr unterbrechen.“

„Na, kurzum, mein Freund sandte seine beiden schönen Hunde zur Eisenbahn fort, und bezahlte auch noch den Transport. Sie waren, wenn ich mich nicht irre, an 'John Harrison Esq., N.N. Road, Old Hall' adressirt, und ohne Zweifel war jener Herr sein eigener Diener, der sie erwartete, denn mein Freund erfuhr nachträglich, daß ein schmieriger Kerl nach den Hunden gefragt und sie mitgenommen habe. Also gut, die nächste Post kam, brachte aber weder Geld noch Anweisung, und mit den zwei oder drei übernächsten Posten gings nicht besser. Jetzt ward die Sache meinem Freunde zu bunt und er schrieb an einen Inspektor der Kriminal-Polizei, theilte ihm den ganzen Fall mit und bat ihn um seinen Rath, der auch nicht lange ausblieb, denn schon mit Wendung der Post schrieb der Polizeimann: 'Wenn Ihnen an Ihren Hunden etwas gelegen ist, so kommen Sie selbst und sehen Sie nach denselben;' und der Schreiber fügte noch hinzu, er wolle alles was in seinen Kräften stehe zu ihrer Wiedererlangung beitragen. Mein Freund ärgerte sich beinahe eben so sehr darüber, daß er hintergangen worden war, wie über den Verlust seiner Hunde, und brach noch am selben Tage auf, wo er den Brief erhalten hatte. Als er an Ort und Stelle kam, führte ihn der Sergeant der Detectives (Kriminal-Polizei) nach der Old Hall, welche sich als ein Kuhstall ergab, mit einem Schlitz in der Thüre damit der Postmann die Briefe hinein werfen konnte, aber seltsamerweise war das Gebäude in der ganzen Gegend unter dem Namen der Old Hall bekannt. Sie sehen also, darin war keinerlei Betrug, und ebenso wenig in dem Namen des Mannes, welcher daselbst wohnte.“

„Aber bekam Ihr Freund seine Hunde wieder oder den biedern alten Landedelmann zu Gesicht, welcher sie gekauft hatte?“ fragte ich ihn dazwischen.

„Oja, er sah sie beide, und bekam auch die Hunde wieder, nachdem er ungefähr ebenso viel Geld für Unkosten ausgegeben, als er für seine Hunde zu bekommen gehofft hatte. Mein Freund lachte später gar manchmal über die seltsamen Abenteuer, welche er dabei bestanden, und gestand mir, daß er eigentlich sein Geld nicht weggeworfen, sondern sich an Spaß und Lebenserfahrungen reichlich bezahlt gemacht habe. Sie werden im Voraus überzeugt seyn, daß er die Hunde nicht in der alten Halle vorfand und überhaupt erst nach einigem Suchen wieder in ihren Besitz kam. Der Detective war ein gewandter Bursche und ein lustiger höflicher Kerl dazu und gab sich eine große Mühe, meinem Freunde guten Muth einzureden und seine Hunde aufzufinden. Er kannte alle Schliche und Verstecke der 'langen Firma', und führte meinen Freund nach den seltsamsten Plätzen von der Welt, aber der Landedelmann war noch nicht aufzufinden. Endlich bogen sie in einer nicht sehr reinlichen und gesunden Straße um eine Ecke, und hier prallte der Detective gegen einen rothnäsigen Kerl an, welcher seinen kurzen Pfeifenstummel rauchend an der Wand lehnte und warf ihn beinahe über den Haufen. Der Rothnäsige wollte so eben aufbegehren, als er den Detective erkannte und sein grimmiges Gesicht sogleich zu einem Lächeln verziehend ausrief: 'He, Herr Grabber, um ein Haar hätten Sie mich hier umgerannt!' — 'Halloh, Tizzy! ah, Ihr seid's? Wir suchen Euch schon seit zwei Tagen', sagte der Detective; 'Ihr wohnt, scheint es, gegenwärtig nicht mehr in der Old Hall'? — 'Oh doch, doch zuweilen noch, Herr Grabber,' versetzte der Rothnäsige; 'aber ich benütze sie nur als Landaufenthalt! — 'Aha, um bisweilen etwas frische Luft zu schöpfen, Tizzy, nicht wahr?“ fragte der Detective; 'na seht, ich habe ein Anliegen an Euch: nämlich ich brauche ein paar Hühnerhunde und Ihr müßt sie mir in fünf Minuten verschaffen, oder werde Euch einsperren lassen!' — 'Oho, Sie sind sehr hitzig, Herr Grabber, wo Sie doch wissen, daß Sie mich nicht länger als

bis morgen früh einsperren lassen können!' entgegnete der Rothnäsige sehr kaltblütig; „aber offen gesagt, ich konnte die Hunde noch nicht zu Geld machen, und wenn Ihr Freund da, der wahrscheinlich der frühere Eigenthümer der Hunde ist, ein Quart Bier bezahlen will, so soll er seine Biester in zehn Minuten wieder haben!" . . ."

„Nun, was sagte denn Ihr Freund zu diesem Vorschlag?" fragte ich den Erzähler gutgelaunt, denn die Geschichte belustigte mich.

„Bah, er lachte herzlich darüber, erklärte sich bereit, das Quart Bier zu bezahlen, und bat den Kerl mit der rothen Nase, ihnen sogleich den Weg zu zeigen. Es lag so viel Spaßhaftes in der ganzen Angelegenheit, daß mein Freund trotz seines Aergers unwillkürlich darüber lachen mußte. Die Idee, daß der behäbige alte Landedelmann sich als ein schäbiger, schmieriger, verkommener Vagabund herausstellte, war an sich schon komisch genug, aber noch unendlich spaßhafter war der Gedanke, daß ein Dieb sich erbot, um ein Quart Bier einem Polizeidiener das gestohlene Eigenthum wieder herauszugeben."

„Nun ja, komisch war die Geschichte allerdings," meinte ich; „aber ich glaube, ich wäre an Ihres Freundes Stelle eher geneigt gewesen, den Kerl tüchtig hinter die Ohren zu schlagen oder ihn verhaften zu lassen.

„Da sind Sie wiederum sehr schief daran, mein Herr," belehrte mich der Erzähler; „ich sehe daran deutlich daß Sie noch nicht auf dem Standpunkt des Weltmanns stehen. Hätten Sie den Kerl hinter die Ohren geschlagen, so würde er Sie haben verhaften lassen wegen thätlicher Injurien und Mißhandlung; hätten Sie dagegen ihn verhaften lassen, so wäre er am andern Morgen wieder entlassen worden, weil der ganze Handel ein geschäftliches Aussehen hatte und so nicht unter den Begriff eines Schwindels fiel, der er eigentlich war; hätten Sie aber den Kerl gar vor dem Provinzial-Gericht belangt, so würden Sie, wie man zu sagen pflegt, nur Ihr gutes Geld dem schlechten nachgeworfen haben. Mein Freund schlug daher den leichtern Weg ein: er ging hin und ponirte ein Quart Bier in einer gemeinen Bierkneipe, worin es nach altem schlechtem Tabak und schlechtem Abzug des Unraths stank, und fand hier seine Hunde in einem Keller angebunden und in einem Zustande, als hätten sie keinen Bissen zu fressen gekriegt, seit sie sein Haus verlassen hatten."

„Und so konnte Ihr Freund also gar nichts machen?" fragte ich und begann mich nachgerade über die unüberwindliche Schwierigkeit eines solchen Falls zu verwundern.

„Auf der ganzen Welt nichts," versetzte der Erzähler; „so wie die Sachen standen, verlor er schon Geld genug und hatte keine Lust noch mehr Geld und Zeit zu verlieren, indem er einen Bagatell-Prozeß gegen den alten Tizzy einleitete. Nach englischen Gesetzen hätte er ja gegen denselben doch nichts gewonnen."

„Das ist mir auch ein feines Gesetz," sagte ich; „so etwas könnte bei uns in Deutschland nicht vorkommen. Na, eine lustige Geschichte bleibt es aber bei alledem, und sehr lehrreich ist sie auch, denn sie zeigt deutlich die Schutzlosigkeit, welche euer englisches Gesetz gegen Schurkerei gewährt. Aber Sie haben wohl noch andere Erfahrungen mit der langen Firma gemacht, he?"

„O ja," versetzte der Erzähler, sichtlich froh über die Gelegenheit, noch mehr preiszugeben; „ich bin in einem zweiten Fall in direkte Beziehung mit der 'langen Firma' gekommen, obschon nicht in eigenem Interesse, sondern nur als Beauftragter. Ich war zu vorsichtig, um mich von jenen Schuften übertölpeln zu lassen. Wie ich zu der Berührung kam, das ging folgendermaßen zu: Auf einer meiner Reisen im Norden von England erzählte ich in einer gemischten Gesellschaft die Geschichte, welche Sie so eben gehört haben; da stand ein Herr aus der Gesellschaft auf und rief: 'Meiner Treu, ich glaube jene Bursche haben mich auch um 25 Pfd. Sterling beschwindelt.' — 'Wirklich?' rief ich; 'und wie waren Sie denn so unvorsichtig, denselben zu trauen?' — 'Oh,' meinte er; 'es ging mir eigentlich gerade so wie Ihrem Freund mit seinen Hunden; denken Sie sich, ich veröffentlichte vor einiger Zeit ein größeres Werk von Plänen über Ingenieurwesen, und zeigte es natürlich auch öffentlich an. Da bekam ich denn vor etwa drei Monaten einen sehr geläufig und gut geschriebenen Brief von einem gewissen John Peek mit der Bitte, ihm ein Exemplar des Werkes zur Post zu schicken, worauf er mir mit umgehender Post den Betrag übermachen wolle. Ich ließ mir auch nicht eine Minute lang träumen, daß irgend ein Spitzbube aus meinen Plänen Geld machen könnte, und da der Absatz ziemlich flau ging, so war ich sehr froh, daß ich wieder ein paar Exemplare los wurde. Ich sandte sie also ab, und wartete eine Woche lang auf den Betrag; aber er kam nicht, und seither habe ich jede Woche zweimal geschrieben und mit Klagen gedroht, aber nicht einmal eine Antwort erhalten.'

„Jenun," fiel ich ihm in die Rede; — „das war allerdings ein ganz kurioser Versuch von einem Spitzbuben. Was konnten denn jene Bursche mit den Plänen anders thun, als sie in Stücke reißen und Fidibusse für ihre Pfeifen daraus machen? Und diese hätten sie obendrein bei der Masse von wohlfeilen Zeitungen weit wohlfeiler haben können."

„Ei behüte," erwiderte der Handelsreisende; „alles ist Fisch, was jenen Burschen in's Netz geht. Vielleicht hatten sie einen Abnehmer für die Pläne; vielleicht wollten sie sie in Händen haben; aber sey dem wie ihm wolle, jene Pläne kamen nie wieder zum Vorschein."

„Es ist Ihnen also nicht möglich geworden, denselben in irgend einer Weise auf die Spur zu kommen?" fragte ich.

„Gott behüte, ich fand niemals wieder die mindeste Spur von ihnen," erwiderte der Erzähler. „Ich sagte jenem Herrn, ich reise wieder nach Süden, und wolle, wenn es ihm erwünscht sey, eine Nachforschung nach seinen Plänen veranstalten und mich bemühen in Erfahrung zu bringen, was aus denselben geworden sey. Er nahm mein Anerbieten sogleich an, und als ich nach Cottonchester kam, setzte ich mich sogleich in's Benehmen mit den Polizeibehörden. Zunächst aber begab ich mich nach dem Hause, wo jener John Peek Esq. angeblich wohnen sollte, und erfand es als ein anständig aussehendes

Haus in einer Straße vierten oder fünften Ranges. Es war in einer sehr stillen Gegend, und in der Nachbarschaft waren in großen Zwischenräumen zwei oder drei stille anständige Wirthshäuser. Auf mein Pochen erschien ein ziemlich schmutziges Weib an der Thüre, und auf meine Frage, ob hier ein Herr Peek wohne, erwiderte sie mit der Gegenfrage: ob ich der Herr sey der aus Dublin komme. Oho, dachte ich, da ist ja noch eine andre Pflanze, und bejahte nach einem kurzen Zögern ihre Frage. Aber gerade mein Zögern machte sie mißtrauisch, und sie entgegnete mir, Herr Peek sey schon seit einiger Zeit von hier ausgezogen, habe irgendwo in der Stadt ein Magazin, aber wo dasselbe sey oder wo ich näheres über Herrn Peek erfahren könne, vermöge sie mir nicht zu sagen. Damit war ich also abgewiesen, denn ich hätte ebenso leicht eine Nähnadel in einem Bündel Heu, als diesen John Peek in Cottonchester finden können; und so mußte ich denn die Sache anders angreifen. Ich erinnerte mich also daß ich einen alten Bekannten in der Stadt hatte, der Rechner bei den Zünften oder etwas derartiges war, und diesen suchte ich sogleich auf. 'Wie geht es Ihnen, Brown?' fragte er bei meinem Anblick und es lag ein Zug von Argwohn in seinem Gesicht, sobald er mich anredete; 'was für ein Wind hat Sie hieher geweht?' — 'Je nun,' versetzt' ich; 'ich vermuthe halb und halb, Sie kennen den Zweck meines Hierseyns!' denn ich bemerkte ein pfiffiges Zwinkern in seinem Auge, und dieser Herr Catty war ein ganz geriebener und gewürfelter Bursche. — 'Ei, es freut mich auf jeden Fall, Sie hier zu sehen, gleichviel ob meine Muthmaßungen richtig sind oder nicht,' sagte er; 'geben Sie mir nur sogleich Ihre Geschichte zum Besten.' — 'Wohlan denn,' gab ich zur Antwort; 'ein Bekannter von mir ist so unvorsichtig gewesen, einem Herrn Peek Kredit zu geben . . ." — Catty brach in ein herzliches Lachen aus und rief: 'Aha, wieder ein Stückchen von der langen Firma? dachte mir's doch gleich!' — Sie sehen, wie richtig er gerathen hatte; darum erzählt' ich ihm die Geschichte kurz und bündig, und bat um seinen Rath. — 'Ich will Ihnen ein paar Zeilen an den Inspektor der Detectives geben, und bin überzeugt, er wird Ihnen jede nur irgend mögliche Unterstützung gewähren,' sagte Catty. 'Vielleicht gelingt es Ihnen die Pläne wieder herauszubekommen, — immer jedoch vorausgesetzt, daß Sie Herrn Peek's „Magazin" ausfindig machen; aber ich möchte darauf wetten, daß die Pläne schon längst als Makulatur verkauft sind.' — 'Aber du lieber Himmel, Herr Catty! wie mögt Ihr schlauen Leute in Cottonchester einen solchen Zustand der Dinge bei Euch zugeben?' fragte ich. — 'Ja sehen Sie,' gab er lachend zur Antwort; 'wenn wir hier ein Bißchen Despotismus hätten, so könnten wir jene Bursche hängen oder ersäufen oder vielleicht auf Lebenszeit einstecken; allein leider sind unsere Gesetze sehr umfassend und weitläufig, und dem juristischen Rathgeber der 'langen Firma' gelingt es, sich innerhalb der Grenzen derselben zu halten.' — 'Wie?' rief ich voll sittlicher Entrüstung; 'haben denn jene Spitzbuben auch noch einen Advokaten an der Hand?' — 'Ja wohl,' versetzte Herr Catty kaltblütig; 'ein verkommener Advokat scheint die eigentliche Seele der Firma zu seyn. Er war, glaub' ich, ehedem ein achtbarer Mann, aber das ist freilich schon lange her, und seine Laufbahn ist einer der Romane des Spitzbubenlebens.' — 'Die „lange Firma" besteht also wohl schon lange?' — 'Ei gewiß,' sagte Herr Catty; 'die Leute haben ihre Praktiken schon so lange getrieben, daß ich mich ganz wundern muß, wie ihre Handschrift nicht im ganzen Lande schon so bekannt ist als der Titel eines Zeitungsblatts. Ich kann Ihnen als eine Thatsache die Versicherung geben, daß diese Spitzbuben schon jedes sterbliche und menschenmögliche Ding außer einem weißen Elephanten erschwindelt haben; denn einen schwarzen Elephanten haben sie wirklich schon einmal gehabt, wenn ich nicht irre. Sie treiben ihr Geschäft folgendermaßen: sie nehmen täglich die Zeitungen, mustern genau sämmtliche Ankündigungen, und verschreiben beinahe alles woraus nur immer Geld gemacht werden kann, und kaum Ein Tag vergeht, wo sie nicht einen oder zwei ihrer Aufträge effektuirt sehen. Die Bursche betreiben die Sache ganz geschäftsmäßig, wie Sie bemerken. Sie geben einen Auftrag mit einem Namen und Adresse, die der Wahrheit so nahe kommen, daß es nur eines geringen Aufwands von legaler Schlauheit und Advokatenkniffe bedarf, um allem Anschein nach das Geschäft als das allerehrlichste von der Welt erscheinen zu lassen; und überdem dürfen Sie überzeugt seyn, daß diese Schufte nicht das Geld werth sind, welches man daran rücken müßte, um sie vor Gericht zu bringen. Veröffentlichung ihrer Streiche und größere Vorsicht von Seiten des geschäftstreibenden Publikums sind die einzigen Mittel, jene Schufte auszuhungern und wieder zu einem ehrlichen Berufe zurückzutreiben.' — 'Sie überraschen mich in der That durch Ihre Mittheilungen, Herr Catty,' sagte ich; 'aber Sie geben mir auch die Ueberzeugung, daß es beinahe zu keinem Resultate führen wird, wenn ich auch weitere Nachforschungen veranstalte.' — 'Mit nichten, Sie dürfen die Geschichte nicht fallen lassen,' meinte er; 'gehen Sie mit diesem Briefe zu dem Inspektor Nailem, und wenn Sie die Pläne auch nicht wieder bekommen können, so verspreche ich Ihnen doch eine interessante Belehrung aus seinen Mittheilungen.'

„Ich dankte ihm also für seinen Rath und den Empfehlungsbrief," fuhr der Handelsreisende fort; „nach einiger Mühe machte ich Herrn Nailem ausfindig, gab ihm den Brief, erzählte ihm die ganze Geschichte und fand ihn sehr erbötig, sowohl mich in meinen Nachforschungen zu unterstützen, als mir die wünschenswerthe Belehrung zu geben."

„Und dieser Herr Nailem errieth wohl ebenso schnell als Herr Catty die Natur Ihres Geschäfts?" fragte ich den Erzähler.

„Ei natürlich," war die Antwort; „aber er lachte nicht — er lächelte nur. Sie müssen nämlich wissen, die Detectives halten es für standeswidrig, einem Klienten in's Gesicht zu lachen, und für einen solchen mochte ich in Herrn Nailem's Augen vielleicht gelten. Darum lächelte er nur ernsthaft, nickte mit dem Kopfe und sagte: Aha! — Wir unterließen natürlich die weiteren Nachforschungen, weil wir deren Vergeblichkeit voraussahen. Aber die Belehrung und Auskunft, welche ich

über die lange Firma erhielt, überraschte und belustigte mich zugleich. Als ich nämlich fragte, was für einen Gebrauch jene Spitzbuben wirklich von einem Exemplar eines derartigen Specialwerks machen könnten, das so wenig Liebhaber habe und nur für Ingenieurs oder Bergleute oder Eisenbahn-Unternehmer Interesse darbiete, lächelte er und sagte: 'Du lieber Himmel! jene Bursche nehmen alles, nur um es nehmen zu können. Bei ihnen ist der Erwerbssinn ganz besonders entwickelt, wie ein Phrenolog sagen würde; und gleichzeitig besitzen sie eine merkwürdige Geschicklichkeit, alles das loszuwerden, was ihnen unter die Hände kommt. Ja, würden Sie es glauben, daß diese Spitzbuben eines Tages eine Kanzel und den Tag darauf einen Omnibus in die Hände bekamen, und daß sie sich Kühe, Gänse, Schafe, Ziegen, Schweine und Geflügel aller Art zu verschaffen gewußt haben, ja sogar einmal einen Adler.' — Jetzt war die Reihe des Lachens an mich gekommen und ich lachte herzlich,« fuhr der Commis-Voyageur fort. 'Sagen Sie mir nur um alles in der Welt, was machten denn die Burschen mit dem Omnibus und der Kanzel und dem Adler?' — 'Jenun,' sagte er; 'der Adler fiel zufällig uns in die Hände. Einer unserer Leute war gerade auf der Eisenbahnstation, als der Adler ankam, und erkundigte sich, in sehr erklärlicher Verwunderung über ein solch ungewohntes Frachtstück, nach der Adresse des Empfängers. Er kannte den Namen sogleich, witterte Unrath und nahm sich die Freiheit, den Vogel in Beschlag zu nehmen, bis man dem Eigenthümer die nöthige Mittheilung gemacht habe. Jene Geschichte mit dem Adler,' fuhr Herr Nailem fort, 'führte damals einen komischen Zwischenfall herbei, welcher uns noch lange belustigte. Wir hatten nämlich keinen andern Platz, um den Raubvogel aufzubewahren, als den Kohlenkeller, und in diesen sperrten wir ihn. Als nun eines Abends einer meiner Leute hinunterging, um ein Schaff mit Kohlen zu füllen, flatterte der Adler, obschon er angekettet war, auf den Burschen los und dieser erschrack so sehr, daß er Fersengeld gab und laut aufschrie, der Teufel sey hinter ihm her. Der Adler krepirte jedoch, ehe wir seinen Besitzer ausfindig machen konnten, und nun verkauften wir ihn an einen Ausstopfer und behändigten den Erlös abzüglich der Kosten der Eisenbahnfracht dem rechtmäßigen Eigenthümer des Vogels, sobald derselbe ermittelt war. Was nun aber die Kanzel und den Omnibus und die übrigen Sachen anlangt,' fuhr Herr Nailem fort, 'so gibt es leider eine Klasse wohlhabender Leute, die immer gerne einen Gelegenheitskauf oder wohlfeilen Handel machen, sey derselbe nun in Wirklichkeit ehrlich oder unehrlich; und ohne diese Leute wäre die lange Firma schon längst verhungert. Diese Leute sind ebenso schlecht wo nicht noch schlechter als die eigentlichen Spitzbuben, aber wenn schon die Firma auf gewöhnlichem Wege von dem Gesetz nicht zu erreichen ist, so sind diese Hehler noch um ein gut Theil weniger zu packen, und so kriegen diese Leute die gestohlenen Gegenstände um den zwanzigsten Theil ihres Werthes, nachdem sie die Eisenbahnfracht dafür bezahlt haben.' — 'Sie wollen also damit sagen, Herr Nailem, daß man diesen Leuten wirklich nichts anhaben kann?' fragte ich. — 'Allerdings,' versetzte Herr Nailem; 'die Zeitungen tragen zwar wesentlich dazu bei, das Treiben dieses Gesindels bloszustellen; aber dieses wird noch Opfer genug finden, so lange die Leute so thöricht sind, jedem Manne Kredit zu geben, welcher einen leidlichen Brief schreiben kann und ihn von irgend einer vornehm klingenden Straße oder Terrasse aus datirt. Sehen Sie, so ist es noch nicht drei Wochen her, daß diese Schufte für 40 Pfd. Sterl. Schweinefleisch-Pasteten von London erhielten.' — Hier konnte ich mich nun nicht mehr länger halten, sondern brach in ein lautes Gelächter aus und rief: 'Alle Wetter! da müssen ja diese Leute jetzt ganz von Schweinsfleisch-Pasteten leben, Herr Nailem!' — 'Keineswegs, mein Herr!' versetzte der Inspektor; 'diese Kerle sind wie die Indianer — sie fressen alles im ersten Augenblick auf, und sparen nichts für die Zukunft. Sobald sie die Pasteten hatten, versammelten sie das ganze Gesindel und schmausten drei Tage lang von Pasteten und Porter. Wir bekamen nur dadurch Wind von der Sache, daß sich in einem Wirthshause in der Stadt eine ungeheure Menge bekannten Volks zusammenschaarte, das insgesammt in unserm schwarzen Register steht. Einer meiner Leute sah daselbst eines Tages einige Dutzend Köpfe von dem Gesindel, Jung und Alt, und als er hineinkam, bemerkte er daß jeder eine Pastete in der Hand und einen Krug Bier oder Porter vor sich hatte. Das Gesindel hatte einen Theil der Pasteten verkauft, um Geld für das Bier zu bekommen, und nach drei Tagen war auch nicht die Spur von einer Kruste mehr übrig. Der Eigenthümer der Pasteten kam selber von London, um nach denselben zu sehen, aber seine Reise war ganz vergeblich; er vermochte den Besteller gar nicht ausfindig zu machen, aber hätte er ihn auch gefunden, so würde er nur im Stande gewesen seyn, ihn vor dem Provinzial-Gericht zu belangen.' — Ich erkundigte mich nun bei Herrn Nailem, ob denn noch nie ein Versuch gemacht worden sey, irgend einen von der Bande gerichtlich zu verfolgen, und er erwiderte: »Ei freilich ist dieß schon geschehen, aber stets ohne Erfolg, denn denken Sie sich nur die Sachlage: ein alter Kerl, welcher kaum einen guten Rock auf dem Leibe und nur einen wackeligen Tisch und zwei zerrissene Strohsessel in seiner Bodenkammer hatte, bestellte sich in London einen Stadtwagen und erhielt ihn sogar. Er schrieb wie ein Quaker, begann seinen Brief mit »Geschätzter Freund,« und die Equipage ward in gehöriger Zeit hergesandt. Der Kerl borgte sich so viel Geld zusammen, daß er die Eisenbahnfracht für die Kutsche bezahlen konnte, und verpfändete sie hinterher um zehn Pfund Sterling. Der Kerl ward gerichtlich verfolgt, aber man mußte das Verfahren gegen ihn einstellen, obschon es bis vor die Assisen gekommen war: die Geschworenen hatten den Kerl lossprechen müssen, weil kein Grund zur Bestrafung gegen ihn vorliege ...' — 'In der That,' sagte ich erstaunt, 'es scheint diese Burschen haben Narrenfreiheit, jede Beraubung ungestraft zu begehen.' — 'Ja, so möchte es Einem allerdings erscheinen, wenn man ihre ganze Geschichte kennt,' versetzte Herr Nailem; 'Thatsache ist, daß es ihnen gelang, sich in den Besitz aller möglichen Gegenstände zu setzen. Sie erhielten zu den verschiedensten Zeiten Büchsen und Jagdgewehre, sogar

von den kostbarsten. Sie bezogen ein Pferd aus Irland, das sie in Lincolnshire verkauften. Sie bekamen beinahe eine Preiskuh aus Devonshire. Waschmaschinen sind ganz gewöhnliche Dinge bei ihnen; musikalische Instrumente haben sie im Ueberfluß. Sie haben Preisschweine, Preis-Welschhühner und Preishühner und sogar Preishunde verspeist, die sie sich zu verschaffen wußten. Fünfzig Tonnen Oelkuchen, ein Eisbär, ein menschliches Skelett aus einer Londoner Anatomie-Schule, beinahe eine ganze Schiffsladung Bauholz, unzählige Quantitäten Wein sind schon durch ihre Hände gewandert. Auf Bücher scheinen sie keinen großen Werth zu legen, aber sonst alle anderen Waaren gerathen ihnen häufig genug unter die Finger. Neuerdings beschränken wir ihnen allerdings das Handwerk einigermaßen,' fuhr Herr Nailem fort. 'Wenn die Eisenbahn-Beamten ein Paket oder eine Sendung Waaren bekommen, welche ihnen nicht ganz unverdächtig zu seyn scheint, so schicken sie nach irgend Einem von uns und wir sind dann um den Weg, bis einer von der Firma kommt, um Nachfrage zu halten, und wir stecken dann der Sache sogleich ein Ziel, denn sobald wir in dem Abnehmer einen von unseren sauberen Kunden erkennen, schicken wir dem Eigenthümer der Waaren ein Telegramm, und dann kommt gewöhnlich umgehend die Weisung, wir sollten die Sendung zurückhalten, ehe sie den Bahnhof verlasse. Den andern Morgen kommt dann gemeinhin ein Brief oder auch ein Bote oder Abgesandter des Eigenthümers, und auf diese Weise ersparen wir den Leuten jährlich Hunderte von Pfunden. Die Firma war zwar von jeher bettelarm, aber neuerdings muß sie vollends gar beinahe am Verhungern seyn, und wird ihr Geschäft vermuthlich binnen Kurzem in irgend eine andre große Stadt verlegen müssen.' — 'Also können Sie doch bisweilen einen kleinen heilsamen Despotismus ausüben?' fragte ich Herrn Nailem; 'versuchen denn aber jene sauberen Schufte niemals, Ihnen Ihre Autorität streitig zu machen?' — 'Nun ja, das kommt auch wohl vor,' entgegnete der Inspektor; 'aber sehen Sie, wir kennen nun das Gesindel zu gut, mit dem wir zu thun haben. Als wir dieses Verfahren zuerst einschlugen, waren wir allerdings etwas befangen und fürchteten uns die Finger zu verbrennen, denn die Gesetze sind gar zu mangelhaft in diesen Stücken. Aber die Namen der Mitglieder der langen Firma wurden uns so bekannt und ihre Persönlichkeiten der Zuchtpolizei so vertraut, daß wir nun über ihre Drohungen lachen. Sie sind zwar frech genug, alles zu wagen, und so mögen sie sich denn auch über kurz oder lang unterstehen, einmal eine Klage gegen einen Detective anzustellen, weil er ihnen ihre Colli zurückhält. Sehen Sie, so ist vor Kurzem eines Tags der Agent eines vornehmen Gutsbesitzers plötzlich nach Cottonchester herunter gekommen, um einige Preisschweine wieder zurück zu erhalten, welche einer von der 'langen Firma' bestellt hatte. Die Sache war so: jener adelige Grundherr züchtet beinahe alle Arten von Preisthieren, und war von einigen Burschen daran gekriegt worden, welche eine Anzahl werthvoller Truthühner von ihm „gekauft" hatten. Das ganze Geschäft war brieflich abgemacht worden und er bekam die Käufer nie zu Gesicht, geschweige denn ihr Geld. Ueberdem wurden ihm einiges schöne Geflügel und ein Prachtexemplar von einem Hund aus dem Hofe gestohlen, und bald darauf bekam er einen Brief aus Cottonchester, worin ein Preisbulle bei ihm bestellt wurde; und ich weiß nicht wie er dazu kam, allein er bildete sich ein, der Schreiber dieses letztern Briefs könnte etwa derselbe Kerl seyn, der ihm den Hund und die Hühner gestohlen hatte. Ueberdem hatte er an einen andern Zweig der Firma einige Preisschweine verkauft, und sein Agent meinte, er könne alle diese Fliegen mit Einem Klaps fangen, wenn er selber nach Cottonchester käme; aber es gelang ihm nicht, und der edle Lord hat bis auf den heutigen Tag weder seine Thiere noch deren Werth wieder gesehen.' — Kurzum, mein Herr," wandte sich der Erzähler nun wieder direkt an mich, „ich war von meiner Erkundigung vollkommen zufrieden gestellt, und nachdem ich Herrn Nailem die Hand gedrückt und meinen Dank abgestattet hatte, verließ ich ihn mit der Ueberzeugung, daß in England die Gesetze nur gegen die rechtschaffenen Leute, nicht gegen die Diebe gemacht sind, und daß es den ehrlichen Leuten eine Menge Verdruß und Schaden ersparen würde, wenn wir ein Bißchen mehr polizeilichen Despotismus hätten."

„Das haben wir auf dem Kontinent und befinden uns nicht allzu schlecht dabei," erwiderte ich ihm; „allein ich fürchte, wenn man in England etwas mehr polizeiliche Strenge einführen wollte, so wäret ihr Herren, die ihr im Lande herumreist, um eure Waaren zu verkaufen, die Ersten welche darüber schreien würden. Es gibt dagegen kein andres Mittel, als Oeffentlichkeit und gesunden Menschenverstand," setzte ich hinzu und zündete mein Licht an, um mich zu Bette zu begeben; „ein Geschäftsmann sollte lieber riskiren einen Kunden zu verlieren, als sein Geld; und kein rechtschaffener Mann sollte sich beklagen, wenn ein Geschäftsmann beim ersten Geschäft von ihm baares Geld oder eine gute Empfehlung verlangt."

„Sie haben ganz recht, Sie trafen damit den Nagel auf den Kopf, Herr," erwiderte der Handelsreisende, als er mir gute Nacht zunickte. **H. H.**

Streifzüge gegen die Räuber in Calabrien.

Von Julius von Wickede.

(Schluß.)

„Avanti, Bersaglieri!" rief der Capitän und mit großer Behendigkeit löste sich der Tirailleurzug auf und verschwand bald in dem dichten grünen Buschwerk des Waldes. Langsamer folgten wir in der Stille mit dem Haupttrupp nach. Kaum eine halbe Stunde mochten wir in dem immer dichter werdenden Gestrüpp vorwärts gedrungen seyn, als plötzlich links seitwärts von uns ein Büchsenschuß erschell, dem bald 2—3 andere folgten. Auch der dumpfere Schuß eines langen Gewehrs, wie solches die Briganti häufig führen, ward jetzt hörbar. „Corpo di Bacco, die Cujoni merken Unrath und versuchen, links durch die Schlucht zu entfliehen, aber Lieutnant

Pasquali wird sie dort schon gehörig in Empfang nehmen!“ rief der Capitän, nachdem er, mit dem Ohre dicht auf die Erde niedergebeugt, dem Schießen aufmerksam gelauscht hatte. Er ließ hier unsern vorausgegangenen Tirailleurs nun durch den Hornisten sogleich das Signal blasen, mehr links zu gehen, und auch wir folgten in dieser Richtung. Eine Weile war nun Alles still, dann fing es plötzlich an, gerade vor uns zu schießen, ein Zeichen, daß auch unsere Tirailleurs mit den Briganti handgemein geworden waren. Schneller wie anfänglich rückten auch wir nun vor, und kamen bald auf eine Waldblöße, aus der ein hoher mit Gestrüpp bewachsener Felskegel steil hervorragte. Hieher hatten sich die Briganti, wie sie sahen, daß ihnen die Flucht von allen Seiten abgeschnitten war, zurückgezogen, um sich gleichsam wie in einer Citadelle zu vertheidigen. Aus den dichten Büschen zuckten mitunter die Blitze der Gewehrschüsse hervor, und auch eine Kugel pfiff so dicht über dem Kopfe meines Hengstes hinweg, daß das erschreckene Thier sich hoch aufbäumte. Filippo, der bis dahin uns unermüdlich gefolgt war, ergriff sogleich das Hasenpanier, wie er die Kugeln in so verdächtiger Nähe pfeifen hörte, und barg sich schnell hinter dem Stamm eines starken Kastanienbaumes, wo er sicher war, daß sein theures Leben gänzlich ungefährdet blieb. Ein erschossener Brigante, ein noch junger Mann in der Tracht der calabresischen Bauern gekleidet, lag bereits am Fuße des Felskegels, einen andern hatten die Bersaglieri gefangen genommen und rückwärts mit den Händen an eine Pinie gebunden, so daß er den Kugeln seiner eigenen Kameraden bloßgestellt war. Der Kerl, ganz in eine zerlumpte, vor Schmutz in ihren Farben kaum noch kenntliche frühere Uniform der Gardegrenadiere des Königs Franz II. gekleidet, tobte so vor Wuth, daß ihm, im eigentlichen Sinne des Wortes, der weiße Schaum vor den Mund trat, die Kopfadern wie dicke blaue Stränge angelaufen waren und die schwarzen, blau unterlaufenen Augen aus ihren Höhlen zu springen schienen. In meinem ganzen Leben habe ich noch niemals einen solchen Menschen gesehen, der so das Bild des bis zur Raserei gesteigerten Zornes darstellte, wie dieser gefangene Brigante. Sein Gewehr lag zerbrochen zu seinen Füßen und er selbst schien auch bei seiner Gefangennehmung einige harte Püffe abbekommen zu haben, denn er blutete an der Seite.

Von den Bersaglieri war einer leicht verwundet und auch der junge Lieutnant von einer Kugel leicht an der linken Hand gestreift worden. Er schien sich sehr hierüber zu freuen, denn es war das erste Blut, welches er für den König Victor Emanuel, für den er eine wirklich leidenschaftliche Verehrung hegte, vergossen hatte. Jetzt hatten sich alle Bersaglieri, möglichst hinter Bäumen gedeckt, so aufgestellt, daß sie den ungefähr 150—180 Fuß hohen Kegel beherrschten, und unterhielten ein ziemlich lebhaftes, aber dabei im Grunde ungefährliches Feuer mit den dort im Gestrüpp verborgen liegenden Briganti, welches der Capitän sogleich einzustellen befahl, da er es, wohl nicht mit Unrecht, eine unnütze Munitionsverschwendung nannte. Mit der ruhigen Sicherheit eines alten, in dergleichen Kämpfen vielerfahrenen Soldaten, stellte der Capitän nun eine genaue Rekognoscirung des ganzen Terrains an, und umschlich, dabei sehr gewandt von Baum zu Baum springend, um sich möglichst gegen die Kugeln zu decken, den ganzen Felsen. Sichtlich über das erlangte Resultat derselben befriedigt, kehrte er wieder zu mir zurück, der ich inzwischen abgesessen war, und meinte schmunzelnd:

„Per Dio, wir wollen die Kerle schon anders kriegen; lasse ich den Felsen erstürmen, wozu meine Bersaglieri große Neigung zeigen, so können vielleicht mehrere der braven Bursche zusammengeschossen werden und dies will ich verhindern, denn unser König kann seine Soldaten besser für den Krieg, der hoffentlich bald um Venedig losgeht, gebrauchen. Ich habe mir den Felsen genau angesehen; es ist wildes, dürres Gestrüpp darauf, was leicht in Brand geräth, und doch kann das Feuer nicht weiter, wie auf dem Kegel um sich greifen, und ein großer Waldbrand ist daher nicht zu befürchten. Wir wollen nun diese Briganti wie die Füchse aus ihrem Bau ausräuchern.“

Er ließ sich eine Büchse geben, lud solche sorgfältig mit einer Brandrakete, von denen er einige Dutzend bei sich führte und befahl vier Korporälen ein Gleiches zu thun und dann nach seiner Anweisung zu feuern. Die Schüsse trafen zwei Stellen des Felsens, wo altes dürres Gestrüpp in Menge stand, der Brandsatz der Raketen sprühte zischend darin umher, und wenige Sekunden darauf schlugen schon die hellen Flammen an mehreren Stellen empor. Inzwischen hatte der Capitän befohlen, auf alle Briganti, welche sich zu flüchten oder das Feuer zu löschen versuchen wollten, zu zielen. So wie die Flammen weiter um sich griffen, brachen die Bersaglieri in ein lautes Freudengeschrei aus und hielten ihre Büchsen schußfertig. Bald zeigten sich auch die verheerenden Wirkungen des Brandes ganz in der vom Capitän beabsichtigten Weise. Die Kerle oben auf dem Felsen konnten es vor Hitze und Rauch nicht mehr aushalten, und versuchten von mehreren Seiten durchzubrechen, wurden aber stets von den Kugeln unserer Soldaten wieder zurückgetrieben, wobei Einer von ihnen, durch die Brust geschossen, vom Felsen herabstürzte, sich in der Luft vollständig überschlug, und sein Körper unten auf dem spitzen Steinboden gänzlich zerschmettert ward. Kaum eine Viertelstunde mochte der Brand gewährt haben, und der ganze Felskegel war dicht in Rauch und Flammen eingehüllt, da erschien ein Briganti auf einer vorspringenden Klippe und schwang ein vor Zeiten einmal weiß gewesenes, jetzt aber schon sehr schmutzig grau aussehendes Tuch zum Zeichen der Ergebung. Sogleich befahl der Capitän das fernere Schießen einzustellen, näherte sich selbst so weit als möglich dem Felsen, nahm seine beiden Hände wie einen Trichter vor den Mund, um dadurch den Schall der Stimme zu verstärken, und rief den Briganti mit aller Kraft seiner Lunge zu, sie sollten herabkommen, die Waffen niederlegen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Es währte auch nicht lange, so kamen theils einzeln, theils in kleinen Trupps von zwei bis drei Mann, einige zwanzig Briganti aus den Flammen gelaufen oder gesprungen und übergaben sich ohne weiteren Widerstand den

Soldaten. Allen wurden sogleich ihre Dolche, Messer, Pistolen und Flinten, die sie noch bei sich trugen — mehrere schienen absichtlich ihre sämmtlichen Waffen zurückgelassen zu haben, damit sie lieber verbrennen, wie den Soldaten als Beute in die Hände fallen sollten — abgenommen und sie dann sogleich paarweise mit einer leichten Kette an den Händen aneinander geschlossen. Die Kerle waren so ermattet und von Rauch und Hitze mitgenommen, daß sie sich Alles ohne Weiteres gefallen ließen, und nur dringend um Wasser, zur Stillung ihres Durstes, baten. Wir hatten nun selbst zwar in unseren Feldflaschen kein Getränk mehr, aber eine Viertelstunde von unserm Standort brauste ein klarer Gebirgsbach in einer Schlucht und dahin wurde sogleich aufgebrochen. Niemals habe ich Menschen gieriger und in volleren Zügen Wasser trinken sehen, wie jetzt diese verraucht und verschwärzt aussehenden Briganti, und es schien förmlich als könnten sie von dem klaren belebenden Naß gar nicht genug einschlürfen. Und doch dienten ihnen dabei als Trinkgefäße fast nur die von Staub und Schweiß beschmutzten Lagermützen der Bersaglieri, in denen diese das Wasser aus dem Bach schöpften und den gefesselten Räubern darreichten. — Auch ich für meine Person betheiligte mich eifrig bei dem Geschäft und kletterte wiederholt die Schlucht zum Bache hinunter, um meinen alten grauen Filzhut mit Wasser zu füllen und zwei junge Briganti, die jetzt an einander geschlossen waren, damit zu tränken. Der Führer der Schaar, ein früherer neapolitanischer Offizier, hatte sich übrigens nicht ergeben, sondern es vorgezogen, sich selbst eine Kugel durch den Kopf zu schießen, da er doch wußte, daß das sardinische Kriegsgericht ihn unfehlbar innerhalb 24 Stunden würde erschießen lassen. Wir fanden später, als das Feuer auf dem Felskegel ausgebrannt und ausgelöscht war, worüber der Capitän, aus Furcht vor einem größern Waldbrand, sorgfältig wachte, seinen schon halb verkohlten Leichnam. Ein in Klumpen zusammengeschmolzenes Goldstück lag daneben und wurde von den Soldaten als willkommene Beute betrachtet. Bei den gefangenen Briganti wurden übrigens nur wenige Carlini gefunden, die ihnen, wie auch einige Uhren und andere Gegenstände von Werth, sämmtlich abgenommen wurden.

Ungefähr die Mehrzahl der Briganti bestand aus früheren neapolitanischen Soldaten, die häufig noch alte Waffenröcke ihrer ehemaligen Uniform, dazu aber meist weite kurze Hosen und Kamaschen von Ziegenfellen trugen. Sonst waren einige calabresische Hirten, dann zwei Römer aus den Abruzzen und ein früherer sardinischer Soldat, aus Mailand gebürtig, der vor 1859 in österreichischen Diensten gestanden hatte, darunter. Er war von den sardinischen Truppen zu den Garibaldianern desertirt, in dem Gefechte bei Aspromonte versprengt worden und so zu den Briganti gekommen. Der Arme, der noch mit den Fetzen einer rothen Blouse bekleidet war, ahnte schon das Schicksal, was ihm als Deserteur bevorstand, und war äußerst niedergeschlagen.

Die meisten Briganti, mit denen ich mich vielfach unterhielt, schienen sehr rohe, verwilderte Burschen zu seyn, die weniger aus politischem Parteihaß, wie aus Arbeitsscheu und Raublust zu diesem Gewerbe gegriffen hatten. Mehrere von ihnen schienen von dem Aufenthalt des Königs Franz II. in Rom nicht das Mindeste zu wissen und dessen ferneres Schicksal ihnen vollständig gleichgültig zu seyn. Nur der eine gefangene Römer, ein großer, schöner Mann, dessen voller schwarzer Bart ihm weit bis auf die nackte, sonnenverbrannte Brust herabhing, war ersichtlich von höherer Bildung und es schien mehr hinter ihm verborgen zu seyn, als er eigentlich angeben wollte. Er behauptete zwar ein Hirte aus den Abruzzen zu seyn, der jetzt nur zufällig zu der Bande gekommen sey, doch war dies sehr wahrscheinlich eine Unwahrheit. Von seinen übrigen Gefährten verrieth ihn bei dem späteren Verhör Keiner, und er ward deshalb, anstatt zur Erschießung, auch nur zu mehrjähriger schwerer Kerkerhaft verurtheilt. Ich unterhielt mich während der Nacht viel mit ihm und er zeigte mir ungleich regeres Interesse und ein besseres Verständniß für die politischen Parteikämpfe, welche jetzt ganz Europa bewegten, als man dies bei einem Hirten aus den Abruzzen finden wird. Um mir dies zu erklären, sagte er, daß er in seiner Jugend einige Jahre als Soldat in Rom garnisonirt und während dieser Zeit als Fourierschütze bei einem deutschen Offizier, der bei Castelfidardo geblieben sey, gedient, der ihm Unterricht gegeben und überhaupt mehr geistig emporgebildet habe. Dieser Römer war jedenfalls die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Bande und hätte sich vielleicht dazu geeignet, als Held in einem Theaterstück oder Roman zu figuriren, zu welcher Rolle die anderen Kerle wenig gepaßt. Unter den calabresischen Hirten waren ein Vater mit seinem Sohne, beide fast ganz in Ziegenfelle gekleidet. Der Alte hatte wirklich nur äußerst geringe Aehnlichkeit mit einem menschlichen Wesen und glich einem wilden Thiere des Waldes. Langes, graues, zottiges Haar, was wohl noch niemals von einem Kamme berührt war, fiel in Strähnen über sein verschrumpftes, über und über mit einem grauen borstigen Bart bewachsenes Gesicht, aus dem nur ein Paar kleine funkelnde Augen, tief unter eisgrauen Brauen, hervorblitzten. Auch die nackte Brust, Arme und Beine vom Knie bis zum halben Schenkel, waren dicht mit grauen Haaren bewachsen. Da es sich beim Verhör herausstellte, daß dieser alte Hirte erst vor einigen Wochen einen Carabiniere auf die grausamste Weise ermordet hatte, so ward er vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und wenige Stunden darauf erschossen. Sein mitgefangener Sohn war ein hübscher, frischer Bursche von kaum fünfzehn Jahren, der sich wenig um sein Schicksal zu grämen schien und noch in der Nacht mit meinem Filippo, der sich viel mit ihm zu schaffen machte, ganz vergnüglich plauderte und herzlich lachte. Er sollte später nach Cagliari in ein Depot der Bersaglieri gesandt und dort allmälig zu einem brauchbaren Soldaten ausgebildet werden.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, und da unsere Soldaten sich an diesem Tage schon hart genug angestrengt hatten, die Dunkelheit inzwischen schnell hereinbrach und wir noch über drei Stunden nach unserem eigentlichen Cantonnement

hätten marschiren müssen, so beschloß der Capitän, daß die Compagnie im Walde bivouakiren solle. Es war dies ein sehr gescheidter Gedanke von ihm, welchem ich vollen Beifall schenkte. Die Hornsignale riefen nun die detachirten Abtheilungen herbei und bald waren alle vereinigt. Zwei Maulesel, die mit Lebensmitteln beladen mitgeführt worden waren, wurden jetzt ihrer Last entledigt und es ergab sich, daß für alle Bersaglieri ein recht gutes Nachtmahl bereitet werden konnte. Die wackeren Soldaten, die wirklich an diesem Tage Alles leisteten, was man nur von der besten Truppe erwarten konnte, hatten dies auch reichlich verdient; ebenso auch wie den großen Ziegenschlauch mit vino nostrano (Landwein), der eigentlich noch für zwei Tage ausreichen sollte, jetzt aber vom Capitän zur Feier der Gefangennahme der Briganti-Bande für den Abend gespendet wurde. Bald loderten mächtige Bivouakfeuer auf dem Platze empor, und mit der frohen, lebendigen Thätigkeit, wie solche nur den Italienern bei derartigen Gelegenheiten eigen zu seyn pflegt, bemühten sich die Bersaglieri, ihr bescheidenes Nachtmahl zu bereiten; für die Briganti, welche mit Speise und Trank ebenso wie die Soldaten verpflegt und überhaupt sehr milde behandelt wurden, war ein eigenes Bivouakfeuer angezündet, um welches sie sich, von einer hinreichenden Wache umgeben, es so bequem machen konnten, wie ihnen dies ihre Ketten erlaubten; die meisten von ihnen waren aber so ermüdet — denn wir hatten die Bande seit mehreren Tagen fast beständig gehetzt — daß sie bald in den festen Schlaf der äußersten Erschöpfung versanken.

Wir Offiziere lagerten uns ebenfalls um unser Feuer, und da wir Würste, Brod, Chokolade und dazu auch noch einige Flaschen ganz guten Weins besaßen, so nahmen wir ein, — wenn wir bedachten, daß wir uns mitten in dem wildesten Theil der calabrischen Gebirge befanden, — ganz vortreffliches Mahl ein. Und mit welchem Appetit ließen wir den Speisen Gerechtigkeit widerfahren und in wie langen Zügen schlürften wir den feurigen, süditalienischen Wein in unsere ausgetrockneten Kehlen ein! Wahrlich es geht doch nichts über ein solches Mahl am flammenden Bivouakfeuer, zumal wenn man am Tage vielleicht schon 10 — 14 Stunden im Sattel gesessen oder zu Fuß marschirt hat. Das Wetter war prachtvoll, und der Mond, der gegen Mitternacht aufging, strahlte von dem reinen, klaren, süditalienischen Himmel mit seltener Helle hernieder. Wir plauderten noch lange an unserem Feuer und ließen den kleinen Feldbecher, aus einer mit Silber eingefaßten halben Kokosnußschale bestehend, den mir einst in Algerien ein nun auch schon längst erschossener französischer Offizier schenkte, zwischen uns kreisen. Die meisten Soldaten hatten sich, in ihre grauen Capotmäntel gehüllt, bald an dem langsam immer mehr erlöschenden Feuer in tiefem Schlaf ausgestreckt, und schnarchten um die Wette. Nur die Bersaglieri, welche die Wache bei den Briganti hatten, suchten sich die Müdigkeit durch Gesang zu vertreiben und sangen in recht gutem Chor mehrere sardinische Volks- und Soldatenlieder. Auch ich konnte lange den Schlaf nicht finden, unterhielt mich vielfach mit dem gefangenen Römer, der ebenfalls nicht schlafen konnte, oder mit einigen Bersaglieri. Mitunter ging ich auch bei den einzelnen Wachtfeuern umher, um mir die verschiedenen Gruppen der an ihnen ausgestreckt liegenden Schläfer zu betrachten, oder mein Auge an der Schönheit der wilden Gebirgslandschaft, die durch das Mondlicht einen eigenthümlichen Reiz gewann, zu erfreuen. Oft schweiften meine Gedanken auch in die nahe oder fernere Vergangenheit, und die vielen Nächte, die ich nun schon in Schleswig-Holstein, Algerien, dem türkischen Balkangebirge und theilweise auch 1860 bei den Lamoricière'schen Truppen im Kirchenstaat an den Bivouakfeuern verbracht hatte, kehrten lebendig in mein Gedächtniß zurück. Es liegt in solchem abenteuerlich kriegerischen Leben ein ganz besonderer Reiz, welcher Jeden, der ihn einmal empfunden, stets mit vermehrter Sehnsucht danach zurückziehen wird.

Am Frühmorgen des andern Tages marschirten wir zu dem Stationsort des Bersaglieri-Bataillons zurück. Von den gefangenen Briganti wurden fünf, die besonders gravirt und desertirt waren, vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und noch am selben Nachmittag erschossen. Ich wohnte der Execution bei und sah, daß Alle ruhig und gefaßt starben.

Noch gar manche derartige Erschießungen werden und müssen aber stattfinden, bis Calabrien, die Basilicata, Capitanata und die Abruzzen vollständig von den Briganti-Schaaren gesäubert sind, und Jahre können immerhin noch vergehen, bis dies geschehen seyn wird, so groß ist die soziale Zerrüttung in allen diesen Landstrichen.

Im Hinterhause.

Erzählung von Robert Geißler. *)

Ich kam vor langen Jahren einmal im Herbste nach Berlin und mußte mich klein einrichten. So war denn vor Allem meine Sorge auf eine billige Wohnung gerichtet und ich widmete dem Suchen einen ganzen Tag. In manches Haus war ich schon vergeblich gegangen, bald fand ich die Wohnung zu theuer, bald zu dunkel, und der Nachmittag kam heran, als ich ziemlich weit von dem eleganten Theile der Stadt entfernt an einem Hause den Wohnungszettel las und eintrat. Die Wohnung selbst lag im Hinterhause mit einer Aussicht auf den Hof und sollte auch im Hinterhause zu erfragen seyn. Die enge, von außen am Hause heraufführende Treppe brachte mich

*) Unter dem anspruchslosen Titel „Geschichten von Robert Geißler" ist so eben in der Schulze'schen Buchhandlung in Celle eine Sammlung von drei Erzählungen erschienen, welche nach Stoff und Form zu dem wirksamsten gehören, was wir seit lange gelesen haben, namentlich die beiden größeren Novellen: Aus schwüler Sommerszeit" und „der Gutserbe," welche allen Ansprüchen an vortreffliche, künstlerisch-vollendete Novellen genügen. Zur Probe drucken wir die kleinste der drei Erzählungen mit Bewilligung der Interessenten hier zur Empfehlung dieser werthvollen Erscheinung und ihres hochbegabten Autors ab. Anm. d. Red

in ein dürftig möblirtes Zimmer; da wohnten meine künftigen Wirthsleute. Ich traf dann eine Frau und zwei Kinder. Die Frau stickte, die Kinder saßen an einem Tische und tranken Kaffee aus flachen Schalen. Im Zimmer standen dem Eingange gegenüber zwei Betten, rechts vom Eingange war ein Fenster, links eine Glasthür mit grünen Gardinen verhängt. Die Frau stand auf und ich sah ein verkümmertes, aber ruhiges Gesicht mit starken großen Zügen, jedoch war ihr auf den ersten Blick anzusehen, daß sie eine bessere Vergangenheit gekannt haben mochte, als ihre Gegenwart war.

Die Frau wollte mir das Zimmer zeigen, doch zweifelte sie, ob es für mich passe, da ich es mit dem zeitigen Besitzer theilen müßte. Derselbe wohne seit drei Jahren bei ihnen und wolle sich dadurch die Miethe in etwas erleichtern.

Für mich, in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, hatte dieses Anerbieten etwas so Drückendes, daß ich mit wenig Glauben an die Möglichkeit, hierher zu ziehen, das Zimmer ansah, welches eben seinen Eingang durch die Glasthür links hatte. Die Frau brachte mich in das Zimmer, wo ich dann auch gleich meinen künftigen Stubengenossen antraf. Er war heute zu Hause geblieben, obgleich er seine Beschäftigung, wie er sagte, fast den ganzen Tag außer dem Hause hätte.

Ich weiß nicht, wie es kam, hatte ich das Wohnungssuchen satt, oder sagte mir das treuherzige Gesicht meines Stubengenossen zu, oder fühlte ich mich hingezogen zu der Frau, die in ihrer einfachen Freundlichkeit und Ruhe wohlthätig abstach gegen die prahlerische und kalte Art der anderen Leute, welche mir schon an jenem Tage ihre Wohnungen gezeigt hatten: ich entschloß mich zu bleiben und habe es nicht bereut trotz des tragischen Endes dieser kleinen Begebenheit.

Der Mann meiner Wirthin war nicht zu Hause, er war Aufseher in einer Porzellanfabrik, und ich sah ihn überhaupt selten; mein Stubenkamerad war, was ich erst erfuhr und was mir zu seinem weichen und gefügigen Aeußeren nicht recht passen wollte, ein Maurerpolier oder Obergeselle, vorzeiten Cavallerist gewesen und wohl zwölf bis fünfzehn Jahre älter als ich. Er nannte sich mit dem Wirthe „Du,“ stand aber in jeder Beziehung weit über Jenem.

Nachmittags hatte ich so Manches bei der Wirthin nachzufragen und zu bestellen, daß ich Gelegenheit fand, bei ihr eine ungewöhnliche Bildung zu entdecken, und es wurde mir im Hause bald heimisch, ungeachtet des fatalen Durchganges.

Nachdem ich noch einige Stunden in Berlin herumgelaufen war, fand ich, Abends zurückkehrend, meinen Hauswirth vor, ich glaube er hieß Hellmann, und kam gerade dazu, als die Frau zwei spanische Wände zurecht rückte, um die Betten für den Abend und Morgen zu umstellen. Hellmann saß auf dem Bette und aß sein Abendbrod, ohne seiner Frau zu helfen, und sie war in Umständen, welche das wohl erheischt hätten. Auf unserm Zimmer standen auch zwei Betten, und Wegener, mein Stubengenosse, theilte mir schon an diesem Abende mit, wie sehr er die Frau bedauere. „Sie sitzt,“ erzählte er, „fast jede Nacht bis gegen Morgen und näht, so oft ich ihr auch schon gesagt habe, sie möchte es lassen. Hellmann antwortet mir, wenn er nüchtern genug ist und überhaupt antworten kann, er müsse auch arbeiten und das wäre nicht so schlimm.“

Ferner erfuhr ich, daß sie die Tochter eines Lehrers von der Ostseeküste war, und ehe sie Hellmann heirathete Verkäuferin in einem Putzladen. Sie war vierzig Jahre alt. Er, etwas jünger, hatte sie genommen ihrer ersparten Groschen wegen. Sie ihn — Gott weiß warum; war es nur seiner großen kräftigen Gestalt wegen, so hat sie diese Schwäche bitter büßen müssen, wie ich oft genug sah den langen Winter hindurch bis in den Frühling hinein.

* * *

Vor langer Zeit schien die Sonne einmal so hell und die Luft war rein und schön. Auf einem Syringenbaume saß ein kleiner Vogel und sang, was er von Gott wußte, in den Himmel hinauf. Dem Vogel war sein Frühlingsnest zerstört worden und im hohen Sommer wollte er ein neues bauen, aber nicht hier, sondern weit auf der andern Seite der großen Stadt, und mit neuer Hoffnung flog er über die Dächer. Er nahm sich ein Reis von dem Busche und trug es im Schnabel fort. „Wo flieg' ich hin, wohin, wohin?“ sang er, und flog von Dach zu Dach und immer wollte die andere Seite der Stadt noch nicht kommen, da ruhte er sich auf einem Schornstein aus und verlor seinen Syringenzweig. „Hin,“ sang er, „hin,“ und tröstete sich damit, daß er im Nothfalle den Rückweg wußte, wo mehre zu haben sind. Das Reis fiel herunter, am Dache vorbei, an vielen Fenstern vorbei, und dann fing es an sich zu drehen, immer schneller, und kam endlich zwischen den hohen Häusern herunter auf eine alte Mauer, die zwei Höfe trennte. O! wie dunkel war es da und wie eng. „Da hol' ich es nicht wieder; die Sperlinge können es nehmen,“ lachte der Vogel und flog fort. Die Sperlinge nehmen aber kein Reis vom Syringenbaume, die nehmen Heu und Stroh.

Wenn die Sonne, die die Blumen liebt, über den Erdball streift und keine einzige vergißt, so dachte sie auch an den kleinen Zweig und den Samen, welchen er auf die Mauer streute, und Mittags kam sie ein paar Stunden zum Besuch und küßte ihr verlornes Kind den ganzen Sommer hindurch, das nächste Jahr wieder, und den vierten Sommer war aus dem Reis ein Busch geworden, der mit der Spitze nach den hohen Dächern hinauf sah, von wo die treue Sonne herunter blickte. Einmal aber im Mai waren Blüthen daran, und keiner wußte wie das zuging.

Ein Mann im Hofe hatte „das verkrüppelte Ding“ schon oft ausreißen wollen, aber die Mauer war eine Elle zu hoch und so ließ er es. In dem Hause dicht vor der Mauer saß tagaus, tagein eine ernste Frau; *die* nun wieder fand die Blume schöner, als sie je welche gesehen. Die einfältige Frau! Der Mann mußte es ja besser wissen, der ging täglich vor's Thor in die Gärten; und *sie* hatte seit lange keine Blumen gesehen, als die gestickten, welche sie selbst machte, und hatte trübe Augen, die Frau.

* * *

Die Arme hatte trübe, geröthete Augen, denn sie saß

auch Nachts und stickte, wenn die Blume auf der Mauer gegenüber schlief.

Wenn ich Abends spät zu Hause kam, so mußte ich durch das Zimmer, dann fand ich allemal schon die spanische Wand zurecht gerückt und Hellmann schnarchte dahinter in tiefem Schlafe; auch die Kinder waren natürlich längst zu Bett. Dann stand die Frau auf und that, als wollte sie nun auch schlafen gehen. Zuerst glaubte ich es, später aber sah ich nur zu oft durch die Gardine noch stundenlang Licht schimmern, und erfuhr von Wegener, das sey so ihre Art.

Dem Aufseher Hellmann war schon mehrfach mit Entlassung aus dem Dienste gedroht worden und die Sorge um die künftige Existenz der Familie mochte seine Frau ängstigen.

Zuweilen saß ich den halben Nachmittag in der Stube und erzählte ihr von meiner Heimath, und nach und nach erfuhr ich auch aus ihrem Mund ihre Verhältnisse und sie erschloß mir ihr ganzes Trübsal, ohne es eigentlich in seiner Tiefe zu kennen.

„Mein Bruder läßt nichts von sich hören,“ sagte sie eines Tages zu mir, „und das ist mir sehr schmerzlich. Ich habe mich nicht ganz seinem Willen gefügt in Betreff meiner Heirath und das hat er so sehr übel genommen, — doch ich denke, wenn er einmal nach Berlin kommt, und er will auch unsere Wohnung nicht betreten, so schicke ich ihm die Kinder zu, vielleicht ist er dann nicht mehr ganz so böse.“

Ich versprach ihr, in diesem Falle mit den Kindern hinzugehen, doch sollte sie mir dafür den Gefallen thun und zuweilen ausgehen; sie könne dann noch 'mal so schnell arbeiten, fügte ich hinzu, um ihr die Sache plausibler zu machen.

Da lächelte sie und zeigte nach der Syringe auf der Mauer: „Da habe ich ja einen Blumengarten, und Sie glauben nicht, wie lieb mir diese Blume ist; ich kenne jedes Blatt, und wenn der Wind sie bewegt, so kommt ihr Duft bis in meine Fenster. Das haben nicht viele Leute so bequem in Berlin.“

Wie schon bemerkt, zwei Kinder waren in der Familie, und was sollte mit dem engen Stübchen werden, wenn erst das dritte kam? Ich fühlte die peinliche Lage der Frau, und als ich die Wohnung kündigte, schien sie meine Gründe zu verstehen. Ueber vier Wochen wollte ich ausziehen, aber drei Tage nach meiner Kündigung schon erkrankte die arme Frau plötzlich, und wir, Wegener und ich, erboten uns, die nächste Zeit auf einer Bodenkammer zu schlafen. Wir ließen Alles in unserm Zimmer stehen und trugen nur die Betten oben hinauf. Die lange Nacht verging und der Morgen fand uns Beide noch müde; es war Sonntag, wo mein Schlafkamerad gleich mir noch ein paar Stunden hätte im Bette liegen können, als Jemand an der Kammerthür klopfte. Es war Hellmann, der uns mit den Worten rief: „Kommen Sie doch schnell herunter! meine Frau will Sie gern nochmal sehen, sie glaubt, sie muß sterben; das Kind ist todt zur Welt gekommen.“

Wie wir hinunter gekommen sind, weiß ich nicht. Als wir in's Zimmer und hinter die spanische Wand traten, hob die arme Frau ihre Hand matt in die Höhe und bewegte die Lippen.

Die Kinder vor dem Bette sahen sie mit großen Augen an. Ehe ich ihre Hand ergreifen konnte, fiel sie wieder nieder und die Frau war todt.

Man sagt, das Herz soll oft einige Minuten fortleben, wenn der äußere Körper schon todt ist, und das Ohr soll noch an den Tönen der Erde hängen, wenn das Auge schon nach jenseits sieht.

Dann hat sie wohl auch das schmetternde Lied des Kanarienvogels gehört, der früh vor das Fenster hinaus gehängt worden; er sang einen Gruß an die freie Gottesluft nach langem Kerker.

Ich mußte ausgehen, Wegener auch. Die Kinder wurden zu einer alten Frau, welche auch im Hause wohnte, gebracht, und so blieb dem Wittwer die weitere Sorge um die Todte. Einer meiner Bekannten lud mich ein, die Nacht bei ihm zu schlafen, so kam ich den Tag über nicht mehr zu Hause; den andern Morgen hatte ich eben nur Zeit, mal dort vor zu gehen, und hörte von Hellmann, daß er unsere Betten wieder auf unser Zimmer gebracht, er selbst aber mit den Kindern auf die Bodenkammer gezogen sey, die Todte wäre nicht treppauf zu transpotiren gewesen.

Diesen Tag verbrachte ich in vergnügter Gesellschaft, und wie man im zwanzigsten Jahre ist, die Sterbestunde meiner Wirthin, welche mich Tags zuvor so sehr erschüttert hatte, verschwand dergestalt aus meinem Kopfe, daß sie mir auf dem langen Wege über Wallstraße, Waisenbrücke und Alexanderplatz nicht eher einfiel, als bis ich die Thürklinke in der Hand hielt und der Wächter hinter mir das Haus schloß. In der Dunkelheit bildete sich das blasse Gesicht vor meinen Augen in wechselnden Gestalten, und was ich sonst gar nicht bemerkt, das Knarren der Treppe im Hinterhause klang so unheimlich, alle Lichter im Hause waren aus. Ich horchte einen Augenblick, ohne zu wissen wonach. Der Schlüssel steckte in Hellmanns Thür und ich trat ein.

Die sommernächtliche Helle durchdämmerte das Zimmer, es war so wunderbar anders als früher, daß mich eine Sekunde lang der Gedanke durchflog, ich könne in ein fremdes Gemach oder gar in ein fremdes Haus gerathen seyn. Doch nein, es war dasselbe Fenster, und links meine Thür, noch erkennbar im Dunkel, und gegenüber das Bett.

Ein Bett, lang, weiß, — o mein Gott — und vor dem Bette auf der Erde was war das? — ein weißes Tuch; aber daneben? — ich konnte es nicht erkennen. Meine Füße waren wie mit Krampen am Boden befestigt, ich konnte keinen Schritt vor und keinen zurück gehen. Was sollte ich thun? Ich konnte den Blick nicht von der Erde lassen und von dem Bette.

Plötzlich sah ich eine lange steife Hand hervorstehen und war überzeugt, daß die Todte hier lag. Nun erkannte ich auch die Umrisse auf der Erde: es war das Kind, bloß und nackt, und stach so dunkel ab von dem hellen Tuche.

Welches Zickzack von Gedanken ist mir wohl da durch den Kopf geflogen, vom Scheintode, von einer todten Mutter, die ihr Kind sucht, und von jener wegen einer sühnelosen Sünde aus dem Grabe gewachsenen Hand: Alles ging rund

um vor den Sinnen in der überwältigenden Minute. — Oder habe ich eine Stunde lang da gestanden? — es ist mir, als hätte ich ein paar Mal die Thurmuhr schlagen hören während der Zeit.

Da schallte im Vorderhaus die Thürklingel; es war Wegener, ich kannte ihn am Tritte auf der Treppe. Dieser, ruhiger als ich, kam bald auf die Vermuthung, welche sich bestätigte. Man hatte der gestorbenen Frau das todte Kind auf die Brust oder in den Arm gelegt, sie war aber so schnell und so stark geschwollen, daß der Arm seitwärts gerutscht und das Kind auf diese Weise zur Erde gefallen seyn mochte.

Hellmann lag betrunken im Bette oben auf der Kammer; das älteste Kind jammerte nach Wasser. Wir holten die Kinder herunter, legten sie in unsere Betten und blieben die Nacht über auf, nachdem wir die Leiche nach besten Kräften wieder zurecht gelegt hatten.

Am andern Morgen mußte sie begraben werden der Sommerhitze wegen.

Alles was von kräftigen Leuten im Hause war, faßte mit an den Sarg, und mühselig gelang es uns, denselben die Treppe herunter zu bringen; ohne Sarg war der Transport gar nicht möglich. Das Kind lag noch eingewickelt oben auf dem Stroh und sollte erst unten hineingelegt werden. Hellmann holte es, und der arme Mann, so sehr ich ihn auch gestern Abend und die Nacht verachten mußte, er that mir bitter leid! — als er dem Sarge nachsah und uns zurief, Acht zu haben, entglitt seinen Händen das todte Kind, es kugelte die steile Treppe herab, auf deren Mitte das Tuch hängen blieb, und der kleine nackte Leichnam lag, ein herzbrechender Anblick, auf der untersten Stufe.

Der Mann setzte sich auf den obersten Tritt und sah stier auf den Sarg, der im nächsten Augenblicke auch schon das Kind mit aufnahm.

Da fiel mir zufällig die Syringe in die Augen; ich kletterte an der Mauer hinauf, brach sie ab und warf sie in den Sarg.

»Nimm sie mit, nimm sie mit!« sang oben ein kleiner Vogel in der Luft, und dann rief er in die Höhe zu Gott empor: „Sie nimmt sie mit! sie nimmt sie mit!«

Der aber wußte schon, als vor Millionen Jahren die erste Syringe blühte, was ihm der kleine Vogel sagen wollte.

Bekenntnisse der Mademoiselle Gautier.

Schauspielerin und Carmeliterin.

Erzählt von Julie Dungern.

Von armen Eltern geboren, von welchen man wahrlich behaupten konnte, daß sie wie Feuer und Wasser, wie Regen und Sonnenschein zu einander paßten, verdanke ich die seltsame Grundlage meines Wesens vielleicht diesen Gegensätzen. Ich fühlte oftmals Neigungen zu rein männlichen Beschäftigungen in mir, während ich anderseits die koketten Instinkte einer schönen Frau besaß.

Was sollte man aus mir machen? eines Tages als mein Pathe mich in den Saal eines Fechtmeisters nahm, ergriff ich rasch eine Waffe und führte sie mit der Grazie eines Fechters. Zu Hause schrieb ich Tragödieen oder ich malte, aber ich war weder Dichter noch Maler; endlich ward im Familienrath beschlossen, ich solle auf's Theater um dort Corneille's Verse zu rezitiren. So wunderbar zusammengesetzt war mein Leben, daß ich heftig und sanft zugleich war; ich hatte wahre Zorneswuthen wie ein Löwe und konnte zu Zeiten träge und lahm seyn wie eine Schlange. Wollte ich aber meine Kraft zeigen und war meine Energie erweckt, so nahm ich es mit Jedem, selbst mit dem Marschall von Sachsen, welcher damals so viel von sich sprechen machte, auf. Eines Abends als er mich »schwaches Weib« genannt hatte, nahm ich einen silbernen Teller vom Tische und rollte ihn gleich einer Oblate zusammen; der Marschall lachte, ich forderte ihn auf den Degen, auf Pistolen oder auf den Faustkampf, wie es ihm beliebte heraus; er rang mit mir und fiel beim ersten Anlauf unter den Tisch. Freilich wurde ich in dem zweiten Kampfe von ihm besiegt, aber mein Ruf als Amazone war gegründet. —

Auf diese Weise verlebte ich die Zeit vor meinem Debut im Schauspiel, ich war bei allen Abenteuern und bei allen Duellen. Damals endete fast jedes Souper auf tragi-komische Weise, und während man sich wegen meiner die Hälse brach, erhörte ich keinen meiner zahlreichen Anbeter, und so geschah es eines Tages daß Herr de la Ferté, Unter-Gouverneur des Königs, und der Marquis von Lennox, Kapitain im Regiment Royal, mich nach einem splendiden Souper, wobei wir alle drei etwas zu viel getrunken hatten, und die Herren Streit bekamen, als Preis des Siegers betrachteten. Sie zogen ihre Degen und kämpften tapfer mit einander. Herr de la Ferté, gerade der, welcher am meisten getrunken hatte, blieb Held des Schlachtfeldes, nachdem er die Schulter des armen Lennox gleich einem Sieb durchstochen hatte. Er kam lächelnd auf mich zu, um mich zu versichern, daß er mich heute Abend entführen werde; ich blieb ruhig auf meinem Stuhle sitzen und fragte ihn, mit wem er spräche? Mit Dir, mein schönes Kind, sagte er heiter. Ich ergriff rasch den Degen des Herrn von Lennox und vertheidigte mich. Ferté suchte im Anfange scherzend, dann mit größerer Erbitterung mir den Degen aus der Hand zu schlagen; er wollte mich nicht tödtlich treffen, aber ich wünschte ihm eine Lektion zu geben und so kam es, daß wir hin und her plänkelten, bis es mir gelang, ihn zu überraschen und einen Stich in den Arm zu versetzen. Da er nicht im Stande war, weiter zu fechten, ließ ich einen Arzt kommen, welcher ihn und Lennox verband! natürlich wachte ich die Nacht über bei meinen Gegnern.

Vermuthlich war es zur Strafe meiner Sünden daß ich den Hofmarschall von Württemberg lieben mußte; er brachte mich an den Hof seines Herrn blos um demselben zu zeigen, daß der Unterthan eine schönere Geliebte besitze, als der Herr. Ich sah dort natürlich alles von Oben herab und mit gehöriger Verachtung an, und war so ungezogen, daß ich Ordre bekam, die Staaten des Herzogs zu verlassen. Ich antwortete mit

der nämlichen Unverschämtheit, daß ich nur 4 Stunden bedürfe, um aus seinem Reiche zu kommen.

Nach Paris zurückgekehrt, verzehrte mich der glühendste Durst nach Rache; ich hatte nur Einen Gedanken, ich wollte mich an dem Herzog und seiner Geliebten rächen. Ich wußte zwar noch nicht, wie, aber ich reiste getrost und heimlich aus Paris fort. Der Leser kann aus diesem Falle auf die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit meines Charakters schließen; denn eine solche Fahrt in einer Postkutsche von einem schüchternen Lakaien begleitet war jedenfalls ein mehr als gewagter Streich!

In Württemberg angekommen, kaufte ich zwei der schönsten Pferde des Landes, ließ sie an einen Miethwagen spannen und fuhr auf die Promenade, wo Alles im höchsten Putze versammelt war. Ich sah den Wagen der Geliebten des Herzogs — es war eine allerliebste Muschel, mit Rosa-Seide auswattiert, — und mit dem spöttischen Ausrufe: „Ich will Dir ein anderes Bett bereiten!“ stürze ich wie die Windsbraut auf die Favoritin, erfasse sie mit kühnem Griff und schleudere sie, zum großen Entsetzen ihrer Höflinge, zehn Schritte vom Wagen weg auf die schmutzige Erde!

Doch warum soll ich der Welt alle diese Tollheiten erzählen? Ich ließ meinen Leidenschaften den Zügel schießen, und sie wurden meine Meister. Soll ich von der Liebe des Grafen Chamerolles zu mir erzählen, welcher toll vor Liebe wurde als er mich sah, und wahnsinnig, als ich ihm den Abschied gab? Ach, bei mir war auf keine Beständigkeit zu rechnen! Doch leider habe ich das Recht der Wiedervergeltung nur zu schmerzlich empfunden. Während ich, welche die Kunst, Herzen zu verwunden, in hohem Grade besaß, oft über die Thränen lachte, welche ich vergießen machte, und sechs Jahre hindurch nur meinen augenblicklichen Impulsen folgte, kam die Stunde unerbittlich heran, wo auch mein Herz zerrissen werden sollte! Nicht umsonst spielte ich in der Tragödie; einer der Fürsten derselben, Quinault-Dufresne, besiegte mich; er wußte mich in meiner eigenen Leidenschaft für ihn so gefangen zu halten, daß ich Alles vergaß, seine Kälte, seinen Leichtsinn, seine Launen. Ich war von einem Edelmann, welcher mich glühend liebte, zu einem Schauspieler herabgestiegen, dem ich gleichgültig war. Welche Todesschmerzen empfand oft mein Herz! Quinault liebte nur die Damen von Stande! — Freilich war er manchmal so gnädig, mit mir zu soupiren, aber wie selten war dies, wie oft versprach er seinen Besuch und kam nicht! Ich schrieb ihm, glühende Briefe voll Leidenschaft waren es, welche ich ihm sandte, ein wahres, wenn auch irregeleitetes Gefühl hatte sie diktirt, was that er damit? Er ließ sie in den Zwischenakten von meinen Colleginnen lesen und bespötteln. Wie oft wollte ich mich rächen! aber wenn man liebt rächt man sich immer schlecht. Wie oft wünschte ich, Quinault-Dufresne vermöchte einen Degen zu führen, um mir auf diese Art Satisfaktion für die Schmach, welche er mir angethan, geben zu können! —

So verflossen sechs Jahre, welche ich beim Theater zubrachte. Eines Donnerstags Abends im September 1716 hatte ich in der Rolle der Pauline im Polyeucte debutirt, zum letzten Male spielte ich, an einem April-Abend dessen Datum ich nicht mehr weiß, des Jahres 1723 die Rolle der Frau Pathin. Denn seit einiger Zeit hatte ich eingewilligt Charakterrollen zu spielen, zu welchen ich, meiner natürlichen Heiterkeit und meiner Einfälle wegen, vortrefflich paßte. Ich war damals nicht einmal sehr betrübt über Dufresne's schlechte Behandlung, denn ich hatte viele Tröster zur Seite, und um die verderbliche Sprache der Weltleute zu sprechen, war ich in ein Meer von Wonne versunken, nicht der Schatten eines Scrupels lastete auf mir, keine Reue war in meinem verfinsterten Gemüthe zu finden, als ich plötzlich von einem himmlischen Lichte erleuchtet wurde; Ich erwache nämlich ganz gegen meine Gewohnheit eines Morgens zwischen acht und neun Uhr und erinnere mich, daß es mein Geburtstag ist; ich schelle meinen Leuten! meine Kammerfrau eilt herbei in der Angst, ich sey unwohl geworden; ich sage ihr, daß sie mich ankleiden soll indem ich zur Messe gehen will. Sie antwortet, es sey heute kein Feiertag, da sie wohl wußte, wie ich nur an den streng gebotenen Tagen die Kirche besuchte, doch da ich darauf bestehe, zieht sie mich endlich an. Ich gehe in die Kirche von meinem Bedienten gefolgt, einen kleinen Waisenknaben, welchen ich adoptirt hatte, mit mir nehmend. Die Hälfte der Messe ist vorüber, ich höre gleichgültig zu, bis mich plötzlich eine innere Stimme fragte, was mich zu den Stufen des Altars führe, ob es sey um Gott zu danken daß er mir Schönheit verliehen welche mich zur Sünde verleite, um der Welt zu gefallen? Dieser Gedanke machte mich plötzlich erkennen, welche entsetzliche Undankbarkeit ich gegen unseren Schöpfer begangen hatte, und zerschmetterte mein Gemüth in einem Grade, welchen ich nicht beschreiben kann. Von dem Stuhle, an welchen ich mich nachlässig angelehnt hatte, sank ich auf die Steinplatten der Kirche nieder und betete wie noch nie in meinem Leben! —

Als die Messe beendet war, sende ich meinen Bedienten mit dem Kinde nach Hause und bleibe in die trostlosesten Betrachtungen versunken auf meinen Knieen liegen. Plötzlich erhebe ich mich, gehe in die Sakristei und bestelle eine Messe, daß der heilige Geist komme, mich zu erleuchten. Ein Körnchen Glauben, welchen ich selbst in meinem tollsten Leben nicht verloren hatte, ließ mich stets in bedrängenden Fällen denselben anrufen. Bis der Priester erscheint, flehe ich Gott an, mich zu retten, aus diesen Banden zu erlösen, welche gerade um so fester sind weil sie mir theuer; nur er kann es. Ich gelobte täglich zur Messe zu gehen um meinen Glaubenseifer zu stärken, und so ging ich endlich nach dreistündiger Aufregung und Todesangst um mein Seelenheil, wenn auch nicht beruhigt, doch ruhiger nach Hause.

Auf diese Art verlebte ich sechs Monate, jeden Morgen fromm zur Messe gehend, jeden Abend in vergnügter Gesellschaft zubringend; man hatte mich schon über mein häufiges Kirchengehen verspottet; ich verkleidete mich am Ende, um nicht erkannt zu seyn; als man dieses bemerkte, verdoppelten sich die Spöttereien, da fiel mir plötzlich das Wort des Evangeliums: „man kann nicht zweien Herren dienen“ wieder ein, und somit faßte ich gegen Allerheiligen den Entschluß, das für mich Angenehmste, aber jedenfalls Verderblichste, zu meiden.

Ich fing damit an, meine Kammerfrau nie mehr zu meiner Toilette zu rufen, und alles selbst zu thun. Unter dem Vorwande der Verstimmung und des Unwohlseyns entzog ich mich unbemerkt allen Vergnügungen und geselligen Freuden, aber je näher die österliche Zeit heranrückte, in welcher ich mein gänzliches Zurückziehen von der Welt ausführen wollte, desto heftiger wurden meine Seelenkämpfe. Die Welt, das Vergnügen, die Freuden des Lebens erschienen mir in dem verführerischsten Lichte. Diese moralischen Leiden griffen meine Gesundheit an, ich schwand hin wie ein Schatten, konnte weder schlafen noch essen und befand mich in dem bedauerungswürdigsten Zustande. Trotz alledem gelang es mir, meine Generalbeichte während dieser Zeit niederzuschreiben.

Die Nothwendigkeit, einen Beichtvater und Seelenführer zu haben, bewogen mich mein Geheimniß einer älteren und sehr frommen Verwandten zu vertrauen, welche mich oft leider umsonst gebeten hatte, meinen Lebenswandel zu ändern. Sie wandte sich an den Groß-Almosenier, welcher ihr einen sehr würdigen und eifrigen Vikar aus St. Sulpice, meiner Pfarrei, empfahl. Im Anfange wies dieser mich zurück mit dem Befehle, ich sollte zuerst gänzlich mit der Welt brechen. Endlich aber ward er von meinem heißen Flehen gerührt, da meine Thränen ihn doch über meine Aufrichtigkeit beruhigen konnten, und nachdem er mich auf die Barmherzigkeit des Herrn verwiesen, ging er und erlaubte mir ihn an einem Tage, wo ich ruhiger seyn würde, wieder aufzusuchen!

An diesem Tage hatte ich gerade die mir liebsten Personen bei Tische und was ich damals litt, läßt sich gar nicht beschreiben. Meine Neigungen und Leidenschaften, und die Gnade welche mich erleuchtet hatte, rangen miteinander, ich fühlte mich zum Tode betrübt, allem, was bis jetzt mein Leben verschönt hatte, entsagen zu müssen, und doch war ich wieder auf der andern Seite fest entschlossen, für mein Seelenheil jedes Opfer zu bringen. Endlich hob ich, einer Ohnmacht nahe, die Tafel auf, schützte eine dringende Commission vor und fuhr nach St. Sulpice zu meinem Beichtvater. Als die Pferde anzogen um mich fortzuführen, schrie ich laut auf, der Kutscher hielt stille, allein ich machte ihm ein Zeichen, meinen Schmerzens-Erguß nicht weiter zu beachten. Bei meinem Beichtvater angekommen, beichtete ich ihm, obwohl halbtodt und von den widerstreitendsten Empfindungen gepeitscht, drei Stunden lang, bis er am Ende von meinem Zustande gerührt, den Schluß auf einen andern Tag verschob und mich nach Hause schickte.

Als ich dort angekommen darüber nachdachte, wie ich nur noch vier Tage bleiben durfte und dann meine Heimath verlassen müßte, ergriff mich eine solche Verzweiflung, daß ich mich wie St. Augustin fragte: »Wirst du auch all' diesen Gütern entsagen können? bis heute haben dich alle Annehmlichkeiten des Lebens begleitet und jetzt mußt du diesen reizenden Palast verlassen um eine kleine traurige Zelle zu bewohnen; du wirst wohl das schrecklichste Geschick für einen Künstler haben, bei lebendigem Leibe todt, von der Mitwelt vergessen seyn!«

So kam der vierte Tag heran, ich verbrachte die Nacht damit, noch einigen meiner Collegen zu schreiben, ebenso an den Vater meines angenommenen Kindes, welchem ich eine Summe Geldes sandte, den Kleinen erziehen zu lassen. Ich gab Befehl, diese Briefe erst am Mittage desselben Tages an ihre Bestimmung zu bringen und Jedem, der nach mir fragen würde, zu sagen, ich sey auf längere Zeit verreist; dann gegen fünf Uhr Morgens fuhr ich aus meinem Hause fort um nie mehr dahin zurückzukehren.

Statt aller Seelenkämpfe, welche ich bis zu dieser Stunde schon durchgemacht hatte, fühlte ich nun eine solch himmlische Ruhe und Befriedigung in mir, als ich den Entschluß welcher mich bis jetzt gepeinigt, vollzogen hatte, wie ich sie heute noch empfinde, wenn ich meine Zelle verlasse, um in den Chor zu gehen, heute, wo ich dieses schreibe, gerade 32 Jahre nach diesem glückbringenden Tage! Als ich nach Versailles kam, wo ich meinen gütigen Beschützern, dem Kardinal Fleury und dem Herzog von Gesvres, noch Lebewohl sagen wollte, ging ich alsdann in die königliche Kapelle, die Messe zu hören. Plötzlich fiel mir ein, daß in dem Schlosse eine Dame wohnte, die ich einstens heftig beleidigt hatte, und als die Messe geendet, gehe ich zu ihr, um sie um Verzeihung zu bitten. Kaum bei ihr eingetreten, schließe ich die Thüre und stürze zu ihren Füßen. Im Anfange ist sie so bestürzt, daß sie keine Worte findet; ich flehe ihre Vergebung an, da ich die Welt zu verlassen gedächte und nach dem Befehle des Evangeliumn mit der schwersten Pflicht, der Demüthigung, beginnen wollte.

Als die Dame sich etwas von ihrem Erstaunen erholt hatte, überhäufte sie mich mit Allem was der Zorn einer beleidigten Frau nur eingeben kann. Ich hörte sie geduldig an, und machte ihr dann begreiflich daß ich nicht gekommen sey mich zu rechtfertigen, sondern allein um ihre Vergebung zu erhalten, und daß ich, wenn sie mir diese gewähren wolle, glücklich seyn würde. Endlich reichte sie mir die Hand und versöhnte sich mit mir; ich reiste wieder nach Paris, wo ich in einem frommen Hause mir ein kleines Zimmer genommen hatte und wo ich den Verkauf meiner Möbel und meines Besitzes abwarten wollte. — Als ich dieses Zimmerchen betrat, empfand ich ein Gefühl, als sey ich in eine andere Person verwandelt worden, Das kleine ärmliche Gemach erschien mir wie der Himmel, meine ganze Vergangenheit: irdische Güter, Freunde, und alles entschwand aus meinem Denken, ich war eine Andere! Meine Cousine, welche mich begleitet hatte und deren Thränen gar nicht zu stillen waren, wollte mich nicht verlassen, weil sie fürchtete ich möchte krank werden; sie konnte nicht begreifen, daß ich allein bleiben wollte, um das Glück meiner Einsamkeit recht zu genießen, und als sie endlich von mir Abschied nahm, that sie es mit dem festen Glauben mich am andern Morgen todt vor Kummer wiederzufinden!

Wie man meinen neuen Aufenthalt erfuhr, gab jeder eine andere Auslegung der Thatsache; denn Niemand wollte glauben, daß ich in der besten Lebenskraft, (denn ich zählte gerade 31 Jahre) einen solchen Entschluß unwiderruflich fassen könnte! Ganz Paris kam mich zu besuchen und mich eines Besseren zu belehren: gewiß aber kehrten viele nach Hause gerührt von

der Gnade mit welcher die Hand Gottes mich berührt hatte! Nachdem meine Geschäfte abgemacht waren, ging ich am Vorabende vor Himmelfahrt Christi nach Maconnais, wo mich die Vicomtesse Arcy, eine Freundin, erwartete, welche ich gebeten hatte mir einen Platz als Pensionärin im Kloster der Ursulinerinnen auszumachen. Dort angekommen wurde ich von den Nonnen sehr freundlich aufgenommen, aber kaum war ich installirt, als ein Brief einer sehr hochgestellten und mir sehr theuren Person ankam, welcher meine frommen Entschlüsse beinahe zum Wanken brachte. Der Schreiber desselben machte mir nämlich den Vorschlag, anstatt mich in ein Kloster zurückzuziehen ein Gut von ihm anzunehmen was ich bis an das Ende meiner Tage bewohnen könnte, und auf welchem er mich nie aufsuchen wollte! Ich blieb indessen in diesem Kampfe doch Siegerin, dankte dem gütigen Geber herzlich für seinen guten Willen, welchen ich indessen nicht annehmen könnte, aus Gründen, die ich ihm ehrlich und offen auseinandersetzte, und die Sache war abgemacht. Aber auch der Geist des Hochmuths regte sich in mir als mein Beichtvater mir die Geißel als Buße für meine Sünden anrieth; alle Freitage sollte ich dieselbe anwenden! Mein erster Impuls war ein ganz unbändiger Zorn über diese Zumuthung; ich fragte mich ob ich denn eine Beguine werden wollte, da mir eine solche Strafe nur für Diese passend erschien; doch bei einigem Nachdenken beschloß ich meine christliche Demuth zu beweisen und die Geißel an meinem Körper anzuwenden. Als ich es aber das erste Mal gethan hatte, war der Schmerz so groß daß ich vor Unmuth laut weinte, zu meinem Beichtvater eilte und mich in sehr heftigen Ausdrücken über seinen Befehl beklagte. Der würdige Mann ließ mich ruhig ausreden, dann aber versprach er mir lächelnd, eine ähnliche religiöse Uebung nie mehr von mir zu verlangen, jedoch sey er fest versichert ich würde in einigen Tagen kommen und ihn flehentlich darum bitten.

Was das betrifft, meinte ich ärgerlich, so würde sein Bart sehr lange werden bis ich wieder die Geißel in die Hand nehmen würde meinen armen Körper zu zerfleischen; und doch wie hatte er Recht, der gute Vater, denn kaum war ich wieder zu Hause, als das Gefühl der Schande über meine Feigheit mich übermannte und ich den andern Tag ganz demüthig um die Erlaubniß bat die Geißel anwenden zu dürfen. Nach einigem Zögern gab er es zu. Mich aber hatte zu diesem Akte der Demüthigung wohl am meisten das Beispiel der frommen Jungfrauen welche mich umgaben, bewogen, die unschuldig und rein gleiche Buße thaten; um wie viel eher mußte ich, deren Leben eine Kette von Sünden gewesen war, nach diesem Büßermittel greifen.

Drei Monate wurde ich geprüft; ich kehrte das Haus, wusch die Wäsche rein, fegte die Tische und das Geschirr unseres Speisezimmers, und all dieß erschien und gab mir ein viel größeres Vergnügen als mein früheres Wohlleben! Nach diesen drei Monaten wurde ich würdig befunden eingekleidet zu werden. Es geschah den 20. Januar 1725; der Herr Erzbischof hatte die unendliche Güte die Ceremonie zu vollführen. Trotz der großen Kälte war die ganze Stadt in der Kirche versammelt, denn man zweifelte noch immer an meiner Sinnesänderung und Niemand konnte denken daß Madeleine Gautier in der Blüthe ihrer Jahre und der Leidenschaften, der Welt auf diese Art Balet sagen würde. Doch ich sprach meinen letzten Eid mit fester Stimme und einer Freudigkeit des Herzens welche sich immer gleich blieb. Da mein Beichtvater seinem Versprechen gemäß mir nie mehr eine Buße gebot, war ich erfinderisch in Auffindung derselben; ich gelobte unter Anderm, nie mehr und selbst bei Todesgefahr nicht, Wein zu trinken, und während zwölf Jahre geißelte ich jeden Tag meine Glieder bis auf's Blut. Als dann eine schwere Krankheit mich davon abhielt, mußte ich mich mit den Regeln des Ordens begnügen. Auch habe ich dem Herrn für die große Gnade zu danken, daß ich nicht ein einziges Mal meinen Entschluß bereute; und obwohl meine Selbstüberwindung sehr angestrengt wurde, so sehr, daß in voller Jugend und in kurzer Zeit meine Haare und Augenbrauen vom tiefsten Schwarz schneeweiß geworden waren, habe ich keine Minute meines Lebens einen andern Gedanken gehabt, als den glühendsten Dank zu der göttlichen Barmherzigkeit welche mich so wunderbar von Sünden erlöst hatte.

Auch mit der Königin kam ich in Verbindung. Ich hatte nämlich hinsichtlich unseres früheren Kapellmeisters an Herrn von Moncrif geschrieben und diesen gebeten, ein gutes Wort bei der Königin einzulegen um Masse, so hieß der Kapellmeister, bei der königlichen Musik anzustellen, denn da ich das Heil aller Leute wollte und einsah daß dieß beim Theater nicht erreicht werden könnte, sah ich dieß für den geeignetsten Weg an, dem guten Masse der unmöglich in der Hölle des Theaters den Himmel erreichen konnte, zu einer geeigneten Stelle zu verhelfen. Die Königin wollte den Brief sehen und da sie bei der Durchlesung desselben sich gerührt fühlte, war sie, die fromme Heilige, so gnädig, mir selbst zu schreiben und meine Bitte zu genehmigen.

Dieß ist mein Leben aus der Vogelperspektive. So ganz losgelöst vom Irdischen wie ich mich fühle, kann ich doch der Vergangenheit nicht ohne innere Bewegung gedenken. Die letzte Thräne welche die Erde von mir erhält, habe ich jetzt wohl in diesem Augenblick vergossen wo ich mit gereinigter Hand meine Jugend aus ihrem Grabe hervorholte und alle die theuren Geister der früheren Zeit sich im Schattentanz um mich bewegten. Jetzt ist wieder Alles todt in mir und ich erwarte die Stunde wo die Patronin der Carmeliterinnen, die heilige Therese, mich abholen wird in das himmlische Jenseits! Alles ist erstorben in mir, außer Gott, ihm sey Preis und Ehre.

Schwester Augustine,
unwürdiges Mitglied der Carmeliterinnen.

So weit die Bekenntnisse der frommen Schwester. Wen ergreift nicht bei Durchlesung derselben ein tiefes Bedauern daß so viel Charakterstärke und geistige Ueberlegenheit in den geisttödtenden Büßungen eines fanatischen Glaubenswahnes untergingen! Welch nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft hätte ein solch energisches und kraftvolles Wesen werden können! Ihre Zeitgenossen schildern ihre Bekehrung als eine der ergreifendsten der damaligen Zeit, nur die der La Vallière machte gleiches Aufsehen. Eine Thatsache verschweigt uns übrigens, vielleicht aus Demuth, die schöne Büßerin, — die nämlich daß der Papst ihr ein Breve ertheilte, welches ihr erlaubte unverschleiert das Sprechzimmer zu betreten, eine Ausnahme welche einzig in ihrer Art war und zu den verschiedenartigsten Conjekturen Anlaß gab.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Inhalt des II. Semesters 1864.

Der Inhalt der rühmlichst bekannten Zeitschrift „Erheiterungen“, an welcher die gefeiertsten Tagesschriftsteller als Mitarbeiter gewirkt haben, besteht gewöhnlich in einem größeren Roman von zeitgenössischem Interesse, in guten, sittlichen, pikanten und spannenden Erzählungen und Novellen, in Reisebildern, Jagd- und sonstigen Abenteuern, in Skizzen aus der Naturgeschichte und Länder- und Völkerkunde, in biographischen Umrissen, besonders von Zeitgenossen oder verdienten Deutschen, in gemeinnützigen Aufsätzen unterhaltenden und belehrenden Inhalts, aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, und in Originalberichten aus Paris und London über das sociale, öffentliche und literarische Leben daselbst. — Ihre Tendenz geht dahin, den Charakter eines Hausbuchs für den deutschen Familienkreis zu bewahren, und daher in der Auswahl der Stoffe die Rücksicht der Schicklichkeit und Sittlichkeit nie aus den Augen zu verlieren. Die „Erheiterungen“ geben weder Prämien noch Illustrationen, aber dafür einen in jeder Hinsicht durch Manchfaltigkeit und Gediegenheit ausgezeichneten, gehaltreichen und werthvollen Inhalt, über welchen wir uns jeder Anpreisung enthalten, und den vorliegenden Band für sich selbst sprechen lassen.

Druck von Blum & Vogel in Stuttgart.